Die Engländer in Indien.

Nach Orme

von

J. W. von Archenholtz,

vormals Hauptmann in K. Preuß. Dienſten.

Erſter Band.

Nebſt einer Landcharte von Indoſtan.

Leipzig
im Verlage der Dykiſchen Buchhandlung
1786.

Vorbericht.

Die brittiſchen Beſitzungen in Indien ziehen ſeit einiger Zeit die Aufmerkſamkeit aller Nationen auf ſich; da es ganze Königreiche ſind, die ungeheure Einkünfte eintragen, und zu deren Behauptung zahlreiche Kriegsheere und Flotten erfodert werden, die man ſelten ruhen läßt. Der Urſprung dieſer auffallenden Größe, und die Fortſchritte eines ſo außerordentlichen Wachsthums, deſſen Ziel noch nicht zu beſtimmen iſt, verdienen alſo gewiß näher gekannt zu werden. Aus dieſer Ueberzeugung iſt gegenwärtiges Werk entſtanden, wobey ich zwar andere Quellen zu Rathe gezogen, allein vorzüglich Orme zum Führer erwählt habe, der von den Engländern für den beſten Geſchichtſchreiber der neuern Begebenheiten in Indien gehalten wird. Bey ſeiner großen Genauigkeit aber geht er nur gar zu oft ins Kleinliche, und ſpinnt wenigbedeutende Kriegsvorfälle viele Seiten lang aus. Da dieſes keine Ueberſetzung ſeines Werks, ſondern eine freye Bearbeitung deſſelben iſt, ſo habe ich dieſem Fehler ſo viel wie möglich abgeholfen. Dennoch dürften unkriegeriſche Leſer hier vielleicht ein noch überflüßiges Detail finden. Man erinnert ſie aber zu bedenken, daß hier alles wie eine Kette an einander hängt, Urſachen und Wirkungen, und daher, wenn gleich das Abkürzen, doch das Weglaſſen nicht ſtatt fand; ferner, daß kleine, von einer geringen Anzahl Europäer unternommene Expeditionen, in Indien von Wichtigkeit, und oft die Quellen großer Begebenheiten ſind. Dieſe belohnen ſodann die aufgewandte Geduld hinreichend. Wie wenig ſind die coloſſaliſchen Männer, unſere Zeitgenoſſen und Europäer, Clive, Buſſy, Dupleix, unter uns bekannt! Man wird erſtaunen und geſtehn müſſen, daß ſie zu den größten Geiſtern des achtzehnten Jahrhunderts gehören; ohne einmal die durch ſeltene Eigenſchaften ſich auszeichnenden Indier, einen Morari-row, Feldherrn der Maratten, Allaverdy, Nabob von Bengalen, u. a. zu erwähnen.

Die gegenwärtige Geſchichte fängt mit dem Jahre 1745 an, das iſt, bey einem Zeitpunkte, wo die Engländer nur noch ſehr geringe Beſitzungen in

Indien hatten, und vor den mächtigen Nabobs zitterten, die ſie hernach ganz nach Gefallen ein- und abſezten, und ſie endigt ſich mit der Eroberung von Pondichery im Jahre 1762, da dieſe große Stadt durch die ſiegreichen Engländer von Grund aus zerſtört wurde. Der Charakter, die Sitten und Gebräuche der Indier, worüber ſo viel geſchrieben iſt, werden hier durch Handlungen dargeſtellt; unſtreitig die beſte Methode, ein Volk kennen zu lernen. Wie ſehr es dieſe große, alte und cultivirte Nation verdient, bedarf wohl keiner Beweiſe.

In Anſehung der Indiſchen Namen habe ich mich einer Freyheit bedient, die allen ſcrupulöſen Gelehrten, denen Buchſtaben äußerſt wichtig ſind, ſehr anſtößig ſeyn dürfte. Ich ſchreibe nämlich nicht **Hindoſtan, Hindus**, u. ſ. w., ſondern ich bin in der Orthographie Orme gefolgt, und nenne ſowohl Länder als Völker dieſer Weltgegend, ſo wie ſie von Engländern, Franzoſen und Holländern gewöhnlich bezeichnet werden, das heißt, von denen Nationen, welche mit Indien in Verbindung ſtehen, es alſo folglich beſſer als wir kennen; deren Schriftſteller aber ſich lieber verſtändlich und etymologiſch unrichtig, als unverſtändlich richtig ausdrücken wollen, und denen, vielleicht mit Recht, dieſe nachahmungsloſe Buchſtabenkritik, die in der deutſchen gelehrten Republik ſo viel Unordnung verurſacht, zum Spotte dient.

Da das in drey Bände abgetheilte Werk nicht wohl auf einmal erſcheinen konnte, ſo erinnert man die Leſer, nicht das Ganze nach dem erſten Bande zu beurtheilen, wo der engliſch-indiſche Staat nur erſt aus der Kindheit hervorgeht, ſondern die folgenden abzuwarten, wo das Intereſſe mit der größern Wichtigkeit der Begebenheiten, dem Sonderbaren ſowohl der Kriegs- als Staatshandlungen, und der zunehmenden Macht der Engländer, außerordentlich erhöhet wird, überdem auch die Geſchichte unſern Tagen näher kommt.

Abhandlung
zur nähern Kenntniß
von Indien.

Erſter Abſchnitt.

Ueber Indien und deſſen Bewohner, ihre Religion, Sitten und Gebräuche.

Die Europäer bezeichnen mit dem Namen Oſt-Indien alle Reiche und Länder des ſüdlichen Aſiens, von den öſtlichen Gränzen von Perſien an, bis zu den öſtlichen Küſten von China. Unter dieſer Benennung ſind auch die Inſeln, die das Japaniſche Reich bilden, ſo wohl als die Maleyiſchen Inſeln begriffen, woſelbſt die Holländer ſo wichtige Beſitzungen haben, und die nach Süden zu ſich bis an die Küſten von Neu-Holland, und oſtwärts bis zu unbekannten Ländern erſtrecken. Allein der Name Indien kommt eigentlich nur dem Lande zu, das ſowohl in Aſien als in Europa den Namen Indeſtan führt.

Der Theil des weſtlichen Indoſtans, der nicht von dem Meere begränzt wird, iſt von Perſien und der usbeckſchen Tatarey durch Wüſteneyen und durch diejenigen Berge getrennt, die den Alten unter dem Namen Paropamiſus bekannt waren. Das Gebirge Caucaſus bildet die nördliche Gränze des Landes, und ſondert es von mannichfaltigen tatariſchen Nationen und von Thibet ab. Vom Gebirge Caucaſus bis Chitigan wird es durch Moräſte und Flüſſe von den Königreichen Tepra, Aſſam und Arracan getrennt; von Chitigan aber bis zum Vorgebirge Comorin herunter, und von dieſem wieder nach Perſien hinauf, wird Indoſtan von der See umzingelt.

Dieſer große Erdraum iſt in dem höchſten Alterthume ſchon bewohnt geweſen, und zwar von einem Volke, das weder in Bildung noch Sitten die geringſte Aehnlichkeit mit irgend einer von den benachbarten Nationen hat. Obgleich dieſe Nationen ihnen zu wiederholtenmalen Eroberer zugeſchickt haben, die ſich in verſchiedenen Theilen des Landes niederließen; obgleich die mogulſchen Tatarn unter Tamerlan und ſeinen Nachfolgern ſich endlich faſt des Ganzen bemächtigten, ſo haben doch die urſprünglichen Einwohner ſehr wenig von ihrem Original-Charakter durch dieſe Niederlaſſungen von Fremden verloren.

Außer den beſondern Benennungen, die ſie von ihren Ländern und Caſten bekommen, in welchen ſie geboren ſind, haben ſie einen allgemeinen Namen, der allen ohne Unterſchied gegeben wird, um dieſe urſprünglichen Landes-Bewohner von allen denen zu unterſcheiden, die ſich bey ihnen niedergelaſſen haben. Dieſer Name iſt **Hindu**, woraus das Wort Indier entſtanden iſt.

Dieſe Indier haben ſelbſt die Tradition von den Zeitaltern verloren, wo ihre Vorfahren anfingen, an Viſtnou, Eswara, Brama, und an mehr als hundert tauſend ihnen untergeordnete Gottheiten zu glauben. Dieſe Gottheiten werden in Tempeln, die man Pagoden nennt, in allen Theilen von Indoſtan verehrt, daher das ganze Reich von den Einwohnern als heiliges Land betrachtet wird; denn es iſt hier kein Erdſtrich, wo nicht eine oder die andre Gottheit erſchienen wäre, und etwas gethan hätte, um Tempel und Prieſter zu verdienen. Einige dieſer Gebäude ſind von undenkbarem Alterthum; es ſind Monumente von ſo ungeheurer Arbeit, daß ſie die Volksſage beſtätigen, daß nämlich die Götter ſelbſt ſie erbauet hätten.

Die Geſchichte dieſer Götter iſt eine Sammlung der größten Albernheiten. Es iſt Eswara, die den Kopf des Brama abdreht; es iſt die Sonne, der man die Zähne ausſchlägt, und der Mond, den man braun und blau an einem Feſte prügelt, wo die Götter insgeſamt ſich zanken und herum ſchlagen. Sie ſagen, daß Sonne und Mond noch bis auf den heutigen Tag die Zeichen dieſer Schlägerey in ihren Geſichtern aufweiſen. Man findet zwar hier und da eine moraliſche oder metaphyſiſche Allegorie, bisweilen trift man auch Spuren von der Geſchichte eines erſten Geſezgebers an; allein es iſt alles ſo ausſchweifend und ſo unzuſammenhängend, daß wir uns wundern müſſen, wie ein in mancher Rückſicht kluges Volk einen ſolchen Coder voll Unſinns als eine Religionslehre habe annehmen können, wenn wir nicht eben dieſe Leichtgläubigkeit in der Geſchichte von weit aufgeklärtern Nationen fänden.

Die Bramanen, die den Prieſterſtamm ausmachen, kommen von jenen Brachmannen her, die im Alterthum ſo ehrwürdig gehalten wurden; obgleich die heutigen nun als Philoſophen und Gelehrte tief unter dem Ruhm ihrer Vorfahren ſtehn, ſo werden doch ihre Lehren als Prieſter blindlings von der ganzen Nation befolgt, und auch in Anſehung profaner Wiſſenſchaften ſind ſie die Quelle aller Kenntniſſe, die man in Indoſtan findet. Einige unter ihnen wiſſen Sonnen- und Mondfinſterniſſe zu berechnen, welches aber auch der höchſte Grad ihrer mathematiſchen Gelehrſamkeit iſt. Sie haben gute Begriffe von der Logik, allein es ſcheint nicht, daß ſie Bücher über die Rhetorik beſitzen. Ihre muſikaliſchen Grundſätze, wenn wir ſie nach der Ausübung beurtheilen, ſind barbariſch; und in der Arzneywiſſenſchaft erhalten ſie keinen Beyſtand von der Anatomie, weil ihre Religion keine Zergliederungen erlaubt.

Sie vergießen kein Blut, und eſſen kein Fleiſch, weil ſie die Seelenwanderung glauben. Sie muntern die Weiber auf, ſich mit den Körpern ihrer verſtorbenen Männer zu verbrennen, und halten es für die höchſten Religionspflichten, wenn ſie genau eine Menge Ceremonien verrichten, die zur Verehrung ihrer Götter dienen, und ſehr aufmerkſam ſind, ihre Leiber nicht verunreinigen zu laſſen. Daher beobachten ſie ſtrenge Reinigungen aller Arten nach der Vorſchrift ihrer heiligen Bücher, wodurch ein großer Theil ihrer Zeit verloren geht.

Ein Braman kann nichts eſſen, das jemand, der kein Braman iſt, zubereitet, ja nur berührt hat; aus eben dieſem Grundſatze kann er nicht anders als in ſeiner Caſte heurathen, weil dieſe die höchſte iſt, und ſelbſt über die Könige geht. Sie ſagen, daß ſie ehemals Könige des ganzen Landes waren, und haben auch bis auf den heutigen Tag das Vorrecht aufbehalten, daß, wenn ſie durch ein Verbrechen die Todesſtrafe verdient haben, ſie ſolche durch den Verluſt ihrer Augen büßen können. Einen Bramanen zu tödten, iſt eine von den fünf Sünden, für welche faſt keine Ausſöhnung ſtatt findet.

Dieſer ungereimte Oberrang der Bramanen ſcheint die Indier veranlaßt zu haben, ſich in verſchiedene Stämme oder Volksſtufen abzuſondern; wobey alle ohne Unterſchied die für jede derſelben feſtgeſezten Grade der Achtung blindlings annehmen. Man zählet vierundachtzig dieſer abgetheilten Stämme oder Caſten in Indoſtan. Wenn aber dieſes Reich beſſer bekannt ſeyn wird, ſo dürfte man wahrſcheinlich viel mehr finden, da der Indier einen ſonderbaren Hang hat, durch ſehr geringfügige Urſachen veranlaßt, eine abgeſonderte Sekte zu formiren. Indeſſen iſt die Rangordnung aller Caſten mehrentheils in den Städten und Provinzen unverletzlich feſtgeſezt. Der Indier einer untergeordneten Caſte würde es für eine Ehre halten, die Gebräuche einer höhern Caſte anzunehmen; allein dieſe leztere würde eher bis aufs Blut kämpfen, als ihre Vorrechte Preis geben. Die niedern empfangen die von den höhern Caſten zubereiteten Lebensmittel mit Ehrfurcht, dagegen die höhern überhaupt keine Speiſen genießen, die von den Händen der Niedern berührt worden ſind. Ihre Heurathen und ihr Umgang haben die nämlichen Gränzen; daher zeigen die Mitglieder einer jeden Caſte, außer der National-Phyſiognomie, eine eigne Bildung, die ſie von allen andern noch mehr unterſcheidet. Einige Caſten ſind ſo merkwürdig wegen ihrer Schönheit, als andre wegen ihrer Häßlichkeit.

Alle dieſe Caſten erkennen die Bramanen für ihre Prieſter, und glauben an die Seelenwanderung. Dieſem Lehrbegriff zufolge, betrüben ſich manche über den Tod einer Fliege, wenn ſie gleich ohne Vorſatz getödtet worden iſt. Der größte Theil der Caſten aber iſt nicht ſo ſcrupulös, ſondern ſie eſſen, jedoch ſehr mäßig, ſowohl Fiſch als Fleiſch; allein, ſo wie die Juden, nicht von allen Arten ohne Unterſchied. Sonſt iſt ihre Nahrung Reis und Gemüſe mit Ingber und andern ſtarken Gewürzen zubereitet, womit ihre Gärten, faſt ohne Cultur, angefüllt ſind. Die Milch wird von ihnen für die reinſte aller Speiſen gehalten, weil ſie glauben, daß ſie mit dem Nektar der Götter Aehnlichkeit hat, und überdem die Kühe ſelbſt wie eine Art von Gottheit von ihnen betrachtet werden.

Der Abſcheu gegen das Blutvergießen, der in ihrer Religion gegründet, und durch die große Mäßigkeit in einem Leben unterſtützt iſt, das bey den mehreſten in einem ſehr ſparſamen Gebrauche animaliſcher Nahrung, und einer gänzlichen Enthaltſamkeit berauſchender Getränke, zugebracht wird; der Einfluß des regelmäßigſten Clima, in welchem die große Sonnenhitze und die große Fruchtbarkeit des Bodens die meiſten Bedürfniſſe vermindern, denen die Menſchen in andern Regionen ausgeſezt ſind, und wo die übrigen ohne viel Arbeit erlangt werden: dieſe Urſachen und ihre mannichfaltigen Folgen haben bewirkt, daß die Indier die entnervteſten Bewohner der Erde geworden ſind.

Sie ſchaudern beym Anblick des Bluts, und zeigen eine Feigherzigkeit, die nur allein ihr zarter körperlicher Bau entſchuldigen kann. Dieſer iſt ſo ſchwach, daß der Indier keine Hofnung hat, den Anfall eines Bewohners der nordiſchen Regionen abzuwehren. Seine Sitten ſind ſanft, und ſeine Glückſeligkeit beſteht in den Vergnügungen des häuslichen Lebens. Außer der Anreizung des Clima verbindet ihn auch ſeine Religion dazu; da dieſe das Heurathen als eine abſolute Pflicht befiehlt. Obgleich aber dieſe ihm erlaubt, nach dem Beyſpiele ſeiner Götter mehrere Weiber zu nehmen, ſo hat er doch ſelten mehr als eine, und dieſes Weib iſt gemeiniglich von einem ſo anſtändigen Betragen, von einer ſo zärtlichen Sorgfalt für ihre Familie, und von einer ehelichen Treue, die der Menſchheit in den civiliſirteſten Ländern Ehre machen würde. Seine Ergötzlichkeiten ſind in die Pagode zu gehen, religiöſen Feyerlichkeiten beyzuwohnen, und eine Menge Ceremonien zu beobachten, die ihm bey allen Gelegenheiten von den Bramanen vorgeſchrieben ſind; denn nach ſeinen Begriffen von Unreinigkeit, erzürnt er ſeine Götter unaufhörlich, die auch nicht eher verſöhnt werden, bis ihre Prieſter befriedigt ſind.

In einem Lande von ſo großem Umfange, und das in ſo viele abgeſonderte Staaten abgetheilt iſt, kann man nicht erwarten, daß nicht in Anſehung des Charakters der Einwohner Ausnahmen ſtatt finden ſollten. Man trifft in den Gebirgen wilde Männer an, deren Bogen ein Europäer kaum ſpannen kann. In den Wäldern ſind Menſchen, die ſich von den Einfällen in die benachbarten Ebenen nähren, und die, ohne die Wildheit des Amerikaners zu haben, dennoch alle ſeine Treuloſigkeit beſitzen. Nach **Thevenot** hat Indien im Mittelpunkt einer der cultivirteſten Provinzen Menſchenfreſſer gehabt. Die Rajpouts haben durch ihren Muth ſich faſt unabhängig vom großen Mogul erhalten. Die Einwohner der Länder, die an die nordlichen Gebirge gränzen, und ſich durch ihre Thätigkeit von der übrigen Nation auszeichnen, ſind leicht zur muhamedaniſchen Religion bekehrt worden. Wahrſcheinlich ſtammen von ihnen die jetzigen Affghaner und Pitanen ab, die beſten Truppen in den kaiſerlichen Heeren, allein auch die gefährlichſten Feinde des Throns, wenn ſie wider ihn die Waffen ergreifen.

Die Künſte, die zu den Bequemlichkeiten des Lebens dienen, ſind von den Indiern viel weiter getrieben worden, als nöthig iſt die Bedürfniſſe eines Clima zu befriedigen, das ſo wenig verlangt. Dagegen aber findet man unter ihnen keine Spur von Geſchmack und ſchöner Zeichnung, die mitten in der Pracht des reichſten Landes in der Welt vergebens geſucht wird. Ihre Kenntniſſe, die mechaniſchen Kräfte betreffend, ſind ſo ſehr eingeſchränkt, daß man erſtaumen muß, und es wahrhaft unbegreiflich iſt, wie ſie ihre großen Pagoden haben aufführen können. Es ſcheint nicht, daß ſie vor Ankunft der Muhamedaner je eine Brücke mit Bogen über ihre Flüſſe gebaut hatten.

Der Geſchmeidigkeit, womit der ganze Körper eines Indiers begabt iſt, und die man beſonders an ſeinen Händen gewahr wird, hat man die große Vollkommenheit in den Linnenmanufakturen zu verdanken. Das nämliche Inſtrument, womit ein Indier das feinſte Neſſeltuch macht, würde unter den ſteifen Fingern eines Europäers kaum ein Stück Canneſas hervorbringen.

Die Religion verbeut dem Indier, ſein Land zu verlaſſen. Er braucht nichts von auswärts, und iſt ſo weit entfernt, einem Ausländer ſeine Meynungen beyzubringen, oder zu wünſchen ihn mit ſeiner Nation zu verbinden, daß, wenn ein ſolcher wirklich um die Erlaubniß anhielte, den Viſtnou in den Pagoden anzubeten, er mit der größten Verachtung abgewieſen werden würde.

Nichts ſcheint dem Glücke dieſer Nation gefehlt zu haben, als daß Andere ſie mit der nämlichen Gleichgültigkeit hätten betrachten ſollen, mit welcher ſie auf die ganze übrige Welt ſahen. Allein nicht zufrieden mit den Geſchenken, womit die Natur ihr Clima ſo reichlich ausgeſtattet hat, haben ſie Verbeſſerungen ohne Noth gemacht. Sie haben die mannichfaltigen und ſchätzbaren Produkte ihres Bodens cultivirt, und zwar in ſolchem Maaße, daß dadurch die Bedürfniſſe aller andern Nationen befriedigt werden konnten; ihre

Linnenmanufakturen haben ſie zu einer Vollkommenheit gebracht, welche die beſten europäiſchen Arbeiten übertrifft, und mit Begierde den Tribut in Gold und Silber befördert, den alle Völker ſich um die Wette beeifern ihnen zuzuſenden. Sie ſind ſeit undenkbaren Zeiten dem Handel ergeben geweſen, da ſie den Krieg verabſcheuen; daher ſind ſie immer unermeßlich reich, und auch immer unfähig geweſen, ihre Schätze zu vertheidigen.

Zweiter Abſchnitt.

Skizze der Geſchichte von Indien der mittlern und neuern Zeit.

Lange vor Tamerlan waren muhamedaniſche Fürſten in Indien eingedrungen, hatten Eroberungen gemacht, und ſich hier niedergelaſſen.

Valid, der ſechste von den Califen, die man Ommiaden nannte, der den Thron 708 unſrer Zeitrechnung und im neunzigſten der Hegira beſtieg, machte Eroberungen in Indien, ſo daß der Coran ſehr zeitig in dieſem Reiche eingeführt wurde.

Mahmoud, der Sohn des Sebegtechin, Fürſt von Gazna, der Hauptſtadt einer durch Gebirge vom nordweſtlichen Theile von Indien abgeſonderten, und unweit Candahar gelegenen Provinz, brachte im Jahr 1002 den Coran durchs Schwert nach Indoſtan. Es ſcheint, daß er ſich einen großen Theil Landes unterwürfig machte, wenn es wahr iſt, daß ſich ſeine Eroberungen nach Süden bis zur Hauptſtadt des Königreichs Viſapour nahe bey Goa erſtreckten. Er behandelte die Indier mit aller Strenge eines Siegers, und aller Wuth eines Bekehrers; die geſammleten Schätze wurden auf ſeinem Zuge geplündert, die Tempel zerſtört, und die Götzendiener niedergehauen. Seine Geſchichtſchreiber ſind ganz ausſchweifend bey Anführung der Reichthümer, die er in Indoſtan fand. Einer von ihnen erzählt, wahrſcheinlich allegoriſch, daß Mahmoud einen Baum von ungeheurer Größe aus der Erde hervorwachſend antraf, deſſen Subſtanz lautres Gold war.

Die Nachfolger dieſes Mahmoud ſind in der Geſchichte mit dem Namen der Gaznaviden bezeichnet; ſie behaupteten einen großen Theil der von ihren Anherren eroberten Länder bis zum Jahre 1155, oder 1157, da Kosrou Schach, der dreyzehnte und lezte Fürſt der Gaznavidiſchen Dynaſtie, von Huſſain-Gauri entthronet wurde. Er hatte den Namen Gauri von ſeinem Vaterlande Gaur, einer nordlich von Gazna gelegenen Provinz, bekommen.

Dieſer Huſſain gründete die Dynaſtie der Gauriden, welche fünf Prinzen erzeugte, die innerhalb und außerhalb Indien ungefähr die nämlichen Staaten beſaßen, wie die Gaznaviden, und auch, ſo wie dieſe Gazna zu ihrer Hauptſtadt machten.

Scheabbeddin, der vierte der Gauridiſchen Kaiſer, eroberte noch während dem Leben ſeines Bruders und Vorgängers Galatheddin die Königreiche Multan und Delhi. Er zog ſo ungeheure Schätze aus Indien, daß, als ſeine Lieblingstochter den Schatzmeiſter um den Werth derſelben befragte, dieſer antwortete, daß die Diamanten allein dreytauſend Pfund an Gewicht hätten, und ſie alſo von dem Uebrigen urtheilen möchte. Obgleich von dieſer orientaliſchen Prahlerey manches abzuziehen ſeyn dürfte, ſo iſt doch gewiß, daß er durch ſeine indiſchen Eroberungen unermeßliche Reichthümer zuſammen brachte. Ein Indier, der durch die Beleidigungen ſeiner Götter und Verunreinigung ihrer Tempel in Verzweiflung geſezt wurde, that ein Gelübde, den Scheabbeddin zu ermorden, und vollzog es auch.

Das Geſchlecht der Gauriden ſtarb 1212 mit Mahmoud aus. Auch dieſer Fürſt wurde ermordet. Es ſcheint indeſſen nicht, daß er in ſeinen Staaten außerhalb Indien, ſelbſt in Gazna nicht, viel Gewalt hatte, da er gegen den Gebrauch ſeiner Vorfahren nicht in dieſer Stadt reſidirte. Sein Onkel Scheabbeddin, der kinderlos war, hatte die Abſonderung der indiſchen Provinzen von dem Gaznaſchen Reiche dadurch vorbereitet, daß er zwey derſelben von zweyen ſeiner Sklaven regieren ließ. Der eine, Naſſereddin, erhielt von ihm das Königreich Multan, und der andre, Cothbeddin-Ibeck, das von Delhi. Zu gleicher Zeit machte er einen dritten Sklaven, Tageddin-Idiz, zum Statthalter von Gazna.

Im Jahre 1214 zeigte ſich Mohamed, der ſechste Sultan von der Dynaſtie der Khowarasmianen, deſſen Staaten an die Gauridiſchen gränzten, und nahm Gazna dem Sklaven ab, der dem Sklaven Tageddin-Idiz in dem Gouvernement der Stadt gefolgt war. Allein ob er gleich dieſe Hauptſtadt in Beſitz nahm, ſo ſcheint es doch nicht, daß er ſich auch der indiſchen Staaten der Gauriden bemächtigte. Er war ſo unvorſichtig, den mächtigen Gingischan zu reizen, der ihn 1218 zwang, ſich durch die Flucht zu retten; da er denn 1220 in einer großen Entfernung von Indien als ein Flüchtling ſtarb.

Der muthige Gelaladdin, Sohn des Mohamed, widerſezte ſich in der Provinz Gazna den furchtbaren Waffen des Gingischan, allein 1221 mußte er auch fliehen. Er zog ſich nach Indien, wo er an den Ufern des Indus noch eine Schlacht wagte, die ſich aber mit ſeiner gänzlichen Niederlage endigte; um nicht gefangen zu werden, warf er ſich in den Fluß, und ſchwamm mit einem Muthe hinüber, der ſelbſt Gingischans Bewunderung erregte. Im Jahre 1231 wurde er in Meſopotamien umgebracht, und mit ihm endigte ſich die Dynaſtie der Khowarasmianen.

Es iſt unbekannt, welchen Antheil Gingischan oder ſeine Nachfolger an den Angelegenheiten von Indoſtan nahmen. Wir finden, daß Thurmechirin-Chan, der in Tamerlans Geſchichte ein Abkömmling des Gingis, und ein großer Kaiſer von Aſien genannt wird, im Jahre 1240 bis zur Stadt Mirte, nordlich von Delhi gelegen, vordrang, und Eroberungen machte, die ſeinen Namen in Indien im Andenken erhalten haben. Jedoch wurde durch dieſe Eroberungen nicht die Familie vom Thron geſtoßen, die damals Delhi regierte.

Cothbeddin-Ibeck, der Sklave Scheabbeddins, machte ſich im Königreiche Delhi unabhängig, das ihm ſein Herr nur als Statthalter übergeben hatte. Er verbreitete die muhamedaniſche Herrſchaft und ſtarb ruhig auf ſeinem Throne 1219. Sein Sohn Aramſchach folgte ihm; er wurde aber auch von einem Sklaven, Iletmiſche-Schamſeddin, entthront. Dieſer eroberte ſodann von dem Sklaven Naſſereddin die Provinzen, welche das neue Königreich Multan bildeten. Da dieſes nun mit Delhi vereinigt wurde, und der Sieger alle dieſe Staaten in Perſon beherrſchte, ohne ſich in die Angelegenheiten außerhalb Indien zu miſchen, ſo ward er dadurch der erſte regelmäßige und mächtige muhamedaniſche Monarch, der noch bisher in Indoſtan regiert hatte. Er ſtarb 1235, und ſeine Abkömmlinge bildeten die Dynaſtie der erſten Könige von Delhi von Muhameds Religion.

Firouzſchach-Rocneddin folgte ſeinem Vater Iletmiſche, allein ſchon im erſten Jahre ſeiner Regierung wurde er von ſeinen mißvergnügten Großen entthront, die ſeiner Schweſter Radhiateddin die Krone aufſezten; ein außerordentliches Phänomen in einem muhamedaniſchen Reiche. Dieſe Monarchin wurde nach mannichfaltigen Begebenheiten von ihrem Bruder Beharam Schach wieder entſezt, und ermordet, da ſie ſich retten wollte. Beharam hatte zwey Jahre hernach ein ähnliches Schickſal bey einem Aufruhr. Maſſoud-Schach-Alaeddin beſtieg nunmehr den Thron, wurde aber auch 1246 von ſeinem Bruder Mahmoud-Schach Naſſereddin herunter geſtürzt, der große Eroberungen in Indien machte. Nach dem Tode dieſes Monarchen ſtritten Firouz, ſein Onkel, und Alaeddin, ſein Neffe, um den Thron, der leztere aber ließ den erſtern ermorden, und blieb im Beſitze des Königreichs Delhi bis zum Jahre 1317.

Hier findet ſich eine Lücke von beynahe achtzig Jahren in der Geſchichte dieſer Könige, die ſelbſt Herbelot nach aller angewandten Mühe nicht ausfüllen kennte. Sultan Mahmoud, der 1398 in Delhi regierte, wird von Tamerlans Geſchichtſchreibern der Enkel des Kaiſers Firouz Schach genannt. Dieſer Mahmoud, ein ſchwacher Fürſt, ließ ſich ganz durch ſeinen Vezier Mellou-Cawn regieren, der ſeinem Bruder Sarenk die Provinzen übergab, die zum Königreiche Multan gehörten, ſo daß dieſe beiden Brüder das ganze Reich nach Willkühr beherrſchten.

Mirza Pir Mohammed Gehanguir hatte 1392 von ſeinem Großvater Tamerlan die Souveränetät über alle Länder bekommen, die das Reich der Khowarasmianen formirt hatten. Pir Mohammed brach daher 1398 mit einem zahlreichen Heere von Gazna auf, fiel in Multan ein, und belagerte die Hauptſtadt, die Sarenk tapfer vertheidigte.

Während dieſer Belagerung rückte Tamerlan von Samarkand an. Er erreichte Indien am Ende des Jahres 1398, und brach ſchrecklicher, als alle Ueberſchwemmungen der größten Gewäſſer, vom indiſchen Caucaſus herein. Dieſer unüberwindliche Barbar fand bey den Indiern zu wenig Widerſtand, um ſelbſt nach den Kriegsmaximen der Tatarn die Grauſamkeiten zu rechtfertigen, womit er ſeinen Zug bezeichnete. Bey Multan ſtieß ſein Enkel zu ihm, der dieſe Stadt bereits eingenommen hatte, und nun ging der Marſch nach Delhi. Mahmoud und ſein Vezier hatten ſo viel Muth, ihm hier die Spitze zu bieten, entſchloſſen, mit einem ungleich ſchwächern und ungeübtern Heere als das feindliche eine Schlacht zu wagen.

Bevor das Treffen anfing, befahl Tamerlan, daß alle von ſeiner Armee auf ihrem Zuge gemachte Gefangenen, deren Anzahl ſich auf 100,000 belief, umgebracht werden ſollten, ſowohl weil ſie Götzendiener waren, als auch weil einige dieſer Unglücklichen

Kennzeichen von Freude bey einem Scharmützel gezeigt hatten, worin die Tatarn den Kürzern zogen. Dieſer Umſtand ließ befürchten, daß die Sklaven vielleicht während der Schlacht einen Aufruhr erregen könnten; Tamerlan beſtand daher auf der ſtrengen Befolgung dieſes grauſamen Befehls, der auch genau vollzogen wurde.

Einige Tage nach dieſer Mordſcene geſchah die Schlacht, wo Tamerlan, wie gewöhnlich, Sieger war. Mahmoud und ſein Vezier flohen nach Delhi, allein ſie verließen es noch dieſelbe Nacht wieder. Dieſe Hauptſtadt wurde ohne Widerſtand eingenommen, und deſſen Einwohner allen Plünderungen und Grauſamkeiten unterworfen, die in dieſem Jahrhundert von Thamas Kouli Khan in der jetzigen Hauptſtadt Indiens erneuert worden ſind; welcher Ort, ob er gleich denſelben Namen hat, dennoch von dem alten Delhi unterſchieden iſt.

Nachdem Tamerlan die nöthigen Anordnungen gemacht hatte, um dem Erfolg ſeiner Grauſamkeiten vorzubeugen, marſchirte er nach dem Ganges zu, nicht ohne muthigen Widerſtand von manchen Oertern, der aber allemal fruchtlos war. Bey Toglipur ging er über den Ganges, ſtellte in allen Scharmützeln ſeine Perſon blos, und erreichte endlich den Paß von Kupele.

An dem Fuße der Gebirge Kentaſſi, in Thibet, und zwar in dem Theile dieſes Landes, der zwiſchen dem einunddreißigſten und zweyunddreißigſten Grad der Breite und dem achtundneunzigſten und hundertſten Grad der Länge liegt, läuft der Ganges durch zwey große Seen; ſodann fließt er nach Weſten, bis er durch den Caucaſus gehemmt und ſüdwärts getrieben wird. Wenn er endlich nach mannichfaltigen Krümmungen einen Lauf von zweyhundert Seemeilen zurückgelegt hat, bricht er durch die Gränzgebirge durch und kommt ſo nach Indien. Dieſe Gegend, wo der Durchbruch geſchieht, wird der Paß von Kupele genannt. Die Indier, die ſich nicht ſehr mit Unterſuchungen abgeben, ſehen dieſen Paß als die Quelle des Ganges an, und da ein funfzehn Meilen von hier liegender Felſen mit einem Kuhkopf einige Aehnlichkeit hat, ſo ſind dadurch auf einem kleinen Erdſtrich zwey ſehr wichtige Religions-Gegenſtände erzeugt worden: das große Bild des Thiers, das ſie faſt wie eine Gottheit verehren, und der erſte Anblick von der ungeheuern Maſſe des heiligen Waſſers, das alle ihre Sünden abwäſcht.

Bey Tamerlans Ankunft waren hier eine große Menge Indier verſammelt, um ein Feſt zu feyern. Sie thaten zwar einigen Widerſtand gegen das tatariſche Heer, wurden aber bald in die Flucht geſchlagen. Dieſes Siegsfeld iſt das entfernteſte Ziel von Tamerlans Eroberungen in Indien.

Er nahm nun den Rückmarſch nach ſeiner Hauptſtadt Samarkand, und ging wieder über den Ganges, ſodann längs dem Fuße des Caucaſus, bis er an den Gränzen von Kaſchmire anlangte. Der muhamedaniſche König dieſes Landes ſchickte ihm Geſandte entgegen, um ſich zu unterwerfen. Da dieſer Zug durch Länder ging, welche die Armee vorher nicht berührt hatte, ſo wurde das Schwert noch nicht beſcheidet, ſondern große Corps Truppen ſchwärmten in Süden herum, während daß Tamerlan ſelbſt es unternahm, die Gebirgsbewohner zu unterjochen, die Widerſtand thaten, und ſich ihm nicht unterwerfen wollten.

Endlich kam Tamerlan in Samarkand an, blieb aber nur wenige Monate ruhig. Er nahm nun ſeinen großen Zug vor, bey dem er ſich Syrien und den Califen von Egypten unterwarf, den Bajazeth überwand, und durch alle dieſe und ſeine vorigen Eroberungen Beherrſcher eines Reichs wurde, das ſich von Smyrna bis an den Ganges erſtreckte.

Tamerlan ging nie wieder nach Indien zurück, ſondern fügte die hier eroberten Länder den andern großen Staaten bey, die er ſeinem Enkel Pir Mohammed gegeben hatte, der von Gazna aus, die muhamedaniſchen Königreiche in Indeſtan bis zum Tode ſeines Großvaters 1404 beherrſchte. Dieſer Tod war eine Begebenheit, die auf ſo viel Fürſten Einfluß hatte, und daher nothwendig große Unruhen erregen mußte. Tamerlan hatte auf ſeinem Todbette Pir Mohammed zum Univerſalerben aller ſeiner Staaten erklärt; allein eben ſo groß, wie während ſeinem Leben die Verehrung und der Gehorſam gegen ſeine Befehle geweſen war, ſo groß war auch die Verachtung, die man nach ſeinem Tode gegen ſein Verlangen bezeigte. Der Sultan Khalil, ein anderer ſeiner Enkel, nahm ſogleich Samarkand in Beſitz, und ließ ſich als Kaiſer ausrufen. Pir Mohammed lebte nicht lange genug, um ſeine Rechte zu behaupten, ſondern wurde ſechs Monate nach dem Tode ſeines Großvaters ermordet.

Der Sultan Scharock, der jüngſte von Tamerlans Söhnen, war des Ermordeten Erbe, und regierte zweyundvierzig Jahre, während welcher Zeit die Eroberungen ſeines Vaters in Indien ſeiner Herrſchaft unterworfen blieben. Man hat in Europa eine vortrefliche Geſchichte von dem Leben dieſes Fürſten und ſeiner Nachfolger, die bis 1497 fortgeſezt iſt; auch hat man in England hinreichende Materialien zu einer indiſchen Geſchichte, den Zeitraum betreffend, da Tamerlans Nachkommen regierten, bis einer von ihnen die neue Dynaſtie der muhamedaniſchen Kaiſer in Indoſtan errichtete, zu welcher der jetzige Große-Mogul gehört. Dieſe Schriften aber ſind bisher wenig von denen geachtet worden, deren Glücksumſtände allein die Koſten verſchaffen müßten, ſie öffentlich der Welt in einer europäiſchen Sprache vorzulegen; daher bleiben ſie der gelehrten Neugierde durch die Schwierigkeiten entzogen, die mit der Kenntniß der Sprache, in welcher ſie geſchrieben, verbunden ſind. Einige unzuſammenhängende Fragmente, die große Lücken laſſen, ſind nicht zureichend, uns in der Dunkelheit zu leiten, in welche die Geſchichte von Tamerlans Nachfolgern in Indien gehüllt iſt, bis zur Zeit des Sultans Babr; und dieſe Dunkelheit wird fortdauern, bis die Originalmanuſcripte, die Frazer nach England gebracht hat, oder andere dieſer Art, werden bekannt gemacht werden.

Der Sultan Babr war der ſechste Abkömmling nicht von Scharock, ſondern von Mirza Miran

Schach, einem andern von den Söhnen Tamerlans. Dieſer Babr, durch die Eroberungen der Usbeckſchen Tatarn vertrieben, verließ ſein Land Mawhranhar und zog ſich nach Indien, woſelbſt er 1526 den Sultan Ibrahim Loudi in einer großen Schlacht aufs Haupt ſchlug, und Kaiſer von Delhi wurde. Wer dieſer Sultan Ibrahim Loudi war, wird am beſten bekannt werden, wenn die vom Sultan Babr eigenhändig geſchriebenen Commentarien, die ſich in Oxford befinden, überſezt ſeyn werden. Nachdem Babr noch fernere Eroberungen in Indoſtan gemacht hatte, ſtarb er bey Agra 1530.

Der Stolz der Großen-Moguls, die von Babr abſtammen, und ſowohl in ihren Titeln als bey allen andern Gelegenheiten ſich ihrer Abkunſt von Tamerlan rühmen, hat die gemeine Sage veranlaßt, daß der Thron von Delhi und überhaupt alle von Tamerlan in Indien gemachte Eroberungen in gerader Linie auf ſeine Familie ununterbrochen fortgeerbt worden wäre. Bey einer ſolchen Thronfolge aber würde Sultan Babr nicht nöthig gehabt haben, erſt einen Fremden beſiegen zu müſſen, der doch Sultan Loudi geweſen ſeyn muß; auch würde ſie ihm die Ehre geraubt haben, der Stifter der jetzigen Großmogulſchen Dynaſtie zu ſeyn.

Homajon folgte ſeinem Vater Babr, und floh 1540 nach Perſien, um den Pitanen zu entgehn, welche wahrſcheinlich die muhamedaniſchen Unterthanen des beſiegten Sultans Loudi waren. Durch den Beyſtand des Königs von Perſien erhielt Homajon jedoch 1555 ſein Reich wieder, und ſtarb 1556.

Vor ſeiner Flucht hatte er ſeine Staaten durch die Königreiche Guzerat und Malva vermehrt, desgleichen hatte er von Bengalen Beſitz genommen.

Acbar, ſein Sohn, folgte ihm und ſtarb nach einer beynahe funfzigjährigen Regierung 1605. Er erweiterte ſein Reich nach Süden zu, daher er denn auch den König von Portugall, wegen der portugieſiſchen Beſitzungen auf der Küſte von Malabar, ſeinen Nachbar nannte.

Sein Nachfolger war Gehanguir, der 1627 ſtarb; ein ſchwacher Prinz, und ein Sklave ſeiner Mätreſſe Nouriehan; er ſelbſt war beſtändig im Palaſt eingeſperrt, und die Regierung ganz in den Händen ſeines ehrgeizigen Sohnes Gehan Schach. Der Ritter Thomas Roe wurde vom König Jacob I. von England als Geſandter zu Gehanguir geſchickt.

Schach Gehan folgte ſeinem Vater. Seine Regierung war eine Zeitlang glücklich, aber alles änderte ſich, da er durch eine unmäßige Lebensart im Serail krank wurde. Dieſe Gelegenheit nutzte ſein Sohn Aurengzeb ihn abzuſetzen und einzuſperren. Der entthronte Monarch ſtarb 1666.

Es giebt wohl keine intereſſantere Geſchichte, als die von der Rebellion des Aurengzeb gegen ſeinen Vater, die **Bernier** geſchrieben hat. Nachdem dieſer Prinz ſeine drey Brüder und einige ihrer Kinder hatte ermorden laſſen, um den Thron zu beſteigen, ſo regierte Aurengzeb beynahe funfzig Jahre, und zwar mit einer ſo ruhmwürdigen Sorgfalt für ſein Reich, daß man ihn unter die fähigſten Regenten zählen kann, die je gelebt haben. Er eroberte über die

Hälfte aller Provinzen der Halbinſel von Indien in eigner Perſon, und ſeine Vicekönige unterjochten alle übrigen, die malabariſche Küſte ausgenommen. Die Reichseinkünfte betrugen zu ſeiner Zeit beynahe achtunddreißig Millionen Pfund Sterling. Er ſtarb 1707.

Alle Fähigkeiten des Aurengzeb gaben ihm nicht die Gewalt, die Krone einem ſeiner Söhne vorzugsweiſe zu ſichern, und man ſieht aus ſeinem hinterlaſſenen Teſtament, daß er die Streitigkeiten ahnete, die ſich nach ſeinem Tode unter ihnen ereignen würden. Zwey dieſer Söhne waren Azem Schach und Mahomet Mauzem, und Beide ſtanden an der Spitze von Kriegsheeren, die man ſeit Tamerlans Zeiten nicht ſo ungeheuer geſehn hatte. Mauzem führte mehr als 300,000 Mann an, unter denen 150,000 Reiter waren, ohne den zahlloſen Troß zu rechnen, der gewöhnlich zu den indiſchen Armeen gehört. Azem, dem ſein Vater die Krone zugedacht hatte, wurde geſchlagen und kam in der Schlacht um, worauf denn Mauzem unter dem Titel Bahadr Schach als Kaiſer ausgerufen wurde. Nunmehr ging er auf ſeinen Bruder Kaumbukſch los, und nahm ihn gefangen. Dieſer unglückliche Prinz ſtarb an ſeinen Wunden.

Bahadr Schach regierte nur ſechs Jahre. Von vier ihn überlebenden Söhnen, vereinigten ſich drey gegen den vierten, überwanden und tödteten ihn; ſodann ſonderte ſich Jehander Schach von den andern beiden ab, und fiel ſie an; er ſchlug ſie, ließ ſie umbringen, und ſich zum Kaiſer ausrufen. Da er aber ein ſchwacher Fürſt war, und ſich von ſeiner Mätreſſe kal Koar beherrſchen ließ, ſo wurde er durch zwey Große ſeines Hofs vom Throne geſtürzt, und Mahemed Furukſir, Sohn des Azem, darauf geſetzt.

Vermöge dieſer Abhängigkeit von den Großen des Reichs, zu welcher die Streitigkeiten um die Krone die Nachkommen Aurengzebs gebracht hatten, beſtiegen die erwählten Kaiſer, ob ſie gleich von dem Volk als Deſpoten betrachtet wurden, den Thron beſtändig in Feſſeln, und waren eigentlich nichts mehr als Sklaven ihrer Miniſter. Das Blut Tamerlans wurde jedoch mit zu großer Ehrfurcht betrachtet, um andern als ſeinen Abkömmlingen Hoffnungen zu geben, den Thron ungeſtraft beſteigen zu können. Die ihm vermöge ihrer Aemter am nächſten ſtanden, begnügten ſich daher das Reich nach Willkühr zu beherrſchen, wobey ſie zwar dem Volke den Monarchen mit groſſem Pomp zeigten, ob er gleich niemanden als den Weibern in ſeinem Serail befehlen konnte.

Furukſir war der erſte Große-Mogul, deſſen Vater nicht Kaiſer geweſen war. Die nämlichen Miniſter, die ihn erhoben hatten, ſezten ihn auch wieder ab, weil es ihre eigene Sicherheit erfoderte. Sie ſperrten ihn nicht allein ein, ſondern ließen ihm auch die Augen ausſtechen. Allein ſelbſt dieſe Grauſamkeit that ihrer Furcht oder Rache nicht Einhalt, er mußte auch ermordet werden; und dieſes geſchah den 16ten Febr. 1719 auf die ſchmählichſte und ſchrecklichſte Weiſe.

Dieſe Kronen-Austheiler ernannten nun ſeinen Vetter Raffeih-al-Dirjat zum Kaiſer. Er wurde daher aus dem Schloſſe geholt, wo diejenigen von der kaiſerlichen Familie, die man nicht ermordet hatte, ihre Tage verlebten. Dieſer Glückswechſel aber war nicht außerordentlicher als deſſen kurze Dauer, denn ſeine tyranniſchen Wahlherren ließen ihn nach einer dreymonatlichen Regierung auch umbringen, und ſezten ſeinen Bruder Raffeih-al Dowlet auf den Thron; allein die Regierung dieſes Kaiſers war noch kürzer, denn er ſtarb wenig Tage nachher eines natürlichen Todes.

Mahomed Schach wurde als ſein Nachfolger von den beiden Brüdern Abdallah Khan und Hoſſan Aly Khan ernannt, von eben dieſen, die bereits mächtig genug geweſen waren, vier Kaiſer von Indoſtan ein- und fünfe abzuſetzen. Vier von dieſen Thronveränderungen geſchahen in einem Zeitraume von vier Monaten. Die größte Demüthigung war jedoch dieſem Mahomed Schach vorbehalten. Der Anfang ſeiner Regierung wurde mit einem Streich bezeichnet, der ganz der orientaliſchen Politik gemäß war. Seine Höflinge, um ihn zu vergnügen, ermordeten Hoſſan Aly Khan, einen der beiden Brüder, deren Hände ſchon ſo ſehr mit dem Blute ſeiner Anverwandten befleckt waren. Der andre Bruder, Abdallah Khan, ergriff ſogleich die Waffen, und ernannte einen andern Kaiſer. Es kam zu einer Schlacht, worin Abdallah gefangen wurde; er ſtarb drey Monat hernach an ſeinen Wunden, nachdem er, wie man behauptet, von Mahomed Schach die Verſicherung ſeiner Begnadigung erhalten hatte.

Durch den Tod dieſer beiden ſo gefährlichen Feinde kam Mahomed zum ruhigen Beſitze des Reichs, welches ſeit der Regierung Aurengzebs keinem ſeiner Vorfahren geglückt war. Dieſe Sicherheit aber machte ihn des Throns unwürdig. Er war träge, wollüſtig, und unentſchloſſen, und gab daher ſeinen Günſtlingen eben ſo viel Gewalt, als die leztern ſo tyranniſchen Miniſter beſeſſen hatten. Der Augenblick näherte ſich, wo es ganz der Willkühr eines Fremden überlaſſen war, ob er das Geſchlecht Tamerlans ausrotten, oder das reichſte Reich der Welt mit ſeinem eignen verbinden ſollte. Caundorah, der Vezier und Günſtling Mahomeds, gerieth in einen Streit mit Nizam-al-Muluck, dem Vicekönige der ſüdlichen Provinzen, der unter ſeinem Befehle den vierten Theil des Reichs hatte, und ohne Rebellion faſt unabhängig vom Kaiſer geworden war. Dieſer an die regelmäßige Regierung Aurengzebs gewohnte Vicekönig tadelte laut und in den heftigſten Ausdrücken die elende Adminiſtration und das zügelloſe Leben bey Hofe, wodurch er den Einfluß des Caundorah zu ſchwächen hoffte. Endlich unter dem Vorwand, daß wider ſolche große Uebel kein ander Mittel als eine gänzliche Revolution des Reichs gebraucht werden müßte, rieth er dem Thamas Kouli Khan, der ſich des perſiſchen Thrones bemächtigt hatte, nach Indien zu kommen, und auch den Thron von Indoſtan in Beſitz zu nehmen. Dieſer Rath wurde auch befolgt.

Frazer hat uns eine umſtändliche Erzählung von dieſer außerordentlichen Revolution geliefert. Ein ungeheures Heer, das durch ſeine zahlloſe Menge verhungern mußte, unter der Anführung von Feldherren, die in nichts einſtimmig waren als in der Abneigung ſich mit dem Feinde zu ſchlagen, und dieſe Oberhäupter wieder unter dem Befehle eines Kaiſers, der aus Furcht halb todt war. Der Erfolg war die Unterwerfung gegen einen fünfmal ſchwächern Feind. Die Schwäche des Heers aber erſezte der durch Thaten geübte Muth der Perſer und die Kriegserfahrenheit ihres verwegenen Anführers; hiezu kam noch die Hofnung, die Hauptſtadt des reichſten Reichs in der Welt zu plündern. Ein bloßes Scharmützel entſchied das Schickſal dieſes mächtigen Reichs. Mahomed Schach legte Krone und Zepter zu den Füßen des Thamas Kouli Khan, der Delhi in Beſitz nahm, es plünderte, und über 100,000 von deſſen Einwohnern umbringen ließ. Der Sieger behielt für ſich alle Länder, die an der weſtlichen Seite der Flüſſe Indus und Attock lagen; die übrigen gab er an Mahomed Schach zurück, und ſezte ihn förmlich wieder auf den Thron; ſodann ging er nach Perſien, und nahm aus Indoſtan einen ſo unermeßlichen Schatz mit ſich, daß er in Silber, Gold und Edelgeſteinen auf mehr als ſiebenzig Millionen Pf. Sterling geſchätzt wurde. Sein Einfall in Indien von Kandahar aus geſchah im Anfange des Jahrs 1738, und er kam am Schluſſe des Jahrs 1739 an dieſen Ort wieder zurück. Dieſer ſchreckliche Zug koſtete Indoſtan außer ſeinen Schätzen das Leben von 100,000 Menſchen.

Die Grauſamkeiten des Thamas Kouli Khan in Indien waren ſo groß, daß ein Derwiſch den Muth hatte, ihm folgendes zu ſchreiben: „Wenn du ein „Gott biſt, ſo handle wie ein Gott; wenn du ein „Prophet biſt, ſo führe uns auf den Weg des Heils;

„wenn du ein König biſt, ſo mache die Völker glück„lich, und vertilge ſie nicht.“ Hierauf antwortete der Barbar: „Ich bin kein Gott, darum handle ich „auch nicht als ein Gott; auch bin ich kein Prophet, „den Weg des Heils zu zeigen; eben ſo wenig ein „König, um Völker glücklich zu machen: allein ich „bin derjenige, den Gott zu den Nationen ſendet, die „er beſchloſſen hat mit ſeinem Zorn heimzuſuchen.“

Dritter Abſchnitt.

Ueber die Muhamedaner in Indien, desgleichen über die Geſetze und die Staatsverfaſſung des Mogulſchen Reichs.

Obgleich die nördlichen Nationen in Indien Götzendiener waren, ſo kann man doch ſagen, daß ſie kaum von einer Religion wußten, wenn man die Menge abergläubiſcher Gebräuche und Ceremonien dagegen hält, wodurch ſich die Bewohner der ſüdlichen Provinzen auszeichnen; ſie wurden daher leicht überredet, die muhamedaniſche Religion anzunehmen, und ſind jezt unter dem Namen der Affghaner oder Pitanen bekannt, die bey allen großen Begebenheiten in Indien ſo wichtige Rollen ſpielen. Außer dieſen Völkern haben wenig Indier ihre alte Religion verlaſſen.

Die Kriegsheere, die hier die erſten Eroberungen für die tatariſchen Dynaſtien machten, oder ſonſt in Indien einfielen, ließen viel Muhamedaner zurück, die, gereizt durch ein ſchöneres Clima und ein reicheres Land, bald ihr eigenes vergaßen.

Die muhamedaniſchen Fürſten in Indien gaben natürlich den Soldaten von ihrer eigenen Religion den Vorzug; da überdem dieſe, aus welchem Lande ſie auch ſeyn mochten, von einer ſtärkern Leibesbeſchaffenheit waren, als alle unterjochte indiſche Völker. Dieſer Vorzug hat beſtändig Abentheurer aus der Tatarey, Perſien und Arabien hieher gezogen, um ihr Glück unter einer Regierung zu ſuchen, wo ſie verſichert waren, größere Vortheile als in ihrem Vaterlande zu erwerben. Hiedurch iſt nach und nach eine mächtige Nation von beinahe zehn Millionen Muhamedaner in Indien entſtanden, welche die Europäer **Mohren** nennen. Dieſen iſt unter der Oberherrſchaft des Großen-Moguls jezt der größte Theil von Indoſtan unterworfen. Ob ſie gleich aber das herrſchende Volk ſind, ſo iſt doch die Zahl der Indier wohl zehnmal ſtärker.

Dieſe ſo vielfach ſchwächere Anzahl hat die Muhamedaner genöthigt, in allen Theilen von Indoſtan viele indiſche Fürſten im Beſitz ihrer Länder zu laſſen, die ſie ungeſtört beherrſchen können, wenn ſie nur den feſtgeſezten Tribut bezahlen und die Tractaten nicht verletzen, wodurch ſie oder ihre Vorfahren die Moguliſche Oberherrſchaft anerkannt haben. Dieſe indiſche Fürſten werden Rajahs, das iſt, Könige genannt; und mehr als die Hälfte des Reichs iſt noch heut zu Tage ihnen unterworfen. Einige derſelben beſitzen nur ſehr kleine Länder, dahingegen andre, z. B. die Könige von Myſore und Tanjore, deren in dieſem Werk oft Erwähnung geſchehen wird, Staaten beherrſchen, die an Umfange den Staaten des Königs von Preuſſen, oder des Königs von Portugal nichts nachgeben. Viele von ihnen geben vor, von ſehr alten Familien abzuſtammen, ja einer, den der Kaiſer Acbar beſiegte, leitete ſeine Abkunft vom Porus her.

Außer den Indiern, die in den Ländern der Rajahs wohnen, findet man deren auch in großer Menge in den dem Großen-Mogul unmittelbar unterworfenen

Staaten. Sie ſind die einzigen, die das Land anbauen, und auch die einzigen Fabrikanten, die im Reiche die ungeheuern Haufen von Linnen verfertigen. Es iſt daher ſelten, daß man in der Entfernung von den Haupt- oder Handelsſtädten, von Feldlägern, oder Landſtraßen, in den Dörfern und Feldern einen Muhamedaner antrifft, der eine andre Beſchäftigung hat, als Auflagen einzuſammeln, oder ſonſt als ein Beamter Befehle zu ertheilen.

Aufmerkſame Beobachter behaupten, daß unter den Indiern keine geſchriebene Geſetze gefunden werden, ſondern daß blos einige durch Tradition herabgekommene Maximen die Stelle eines Geſezbuchs bey Rechtsſtreitigkeiten vertreten. In Criminalfällen entſcheidet das alte Herkommen, das, nach Beſchaffenheit der Umſtände, durch die Einſicht des Richters etwas abgeändert wird. Bey allen Anklagen und Zeugniſſen, die ſich auf Blutvergießen beziehen, verdienen die Indier das größte Zutrauen; allein, wenn blos vom Eigenthum die Rede iſt, da zeigen ſie ſich als ein liſtiges verſchlagenes Volk, das beſtändig Streitigkeiten hat: weil es nun an einem geſchriebenen Geſezbuche mangelt, ſo hängt das Urtheil ganz von der Rechtſchaffenheit oder der Venalität des Richters ab. Daher kommt es, daß die Parteyen ihren Streit lieber ſelbſtgewählten Schiedsrichtern unterwerfen, als den von der Regierung ernannten Cadis.

Der Koran dient den Mahomedanern zu allen: er iſt die Quelle ihrer Religionsgebräuche, der Schiedsrichter ihrer Streitigkeiten, und das Geſezbuch bey Verbrechen. Der Mulla in Indoſtan hat die Oberaufſicht über die Religionspflichten, und beſtraft deren Uebertretung; der Cadi hält Gericht, wenn ſtreitiges Eigenthum der Gegenſtand iſt, und der Catwal iſt Richter in Criminalſachen.

An den Theilen von Indoſtan, die häufig von europäiſchen Nationen beſucht werden, ſehen wir die Gebräuche oder Geſetze, die Landeigenthum betreffen, ſolchen Widerſprüchen unterworfen, die ſchwer zuſammen zu reimen ſind. Der Landmann, der einige Aecker Feld beſitzt, hat das Recht ſie zu verkaufen und zu verſchenken; dennoch wird der Diſtrict, zu welchem dieſe Aecker gehören, jährlich von der Regierung verpachtet. Der Pachter bezahlt dem Landsherrn eine gewiſſe Summe, und empfängt dafür von dem Landbauer einen Theil ſeiner Aernte. Bisweilen aber hat der Pachter mit dem Landmanne Streitigkeiten, und giebt ſeine Aecker einem andern zur Verwaltung; alsdenn geſchehen Klagen als wider die höchſte Ungerechtigkeit; der Fürſt entſcheidet, und zwar mehrentheils zum Vortheile des arbeitſamen Mannes gegen den Blutigel. Wenn er dieſen Beweis ſeiner Gerechtigkeitsliebe nicht giebt, ſo verabſcheuet ihn das Volk, und hält ihn aller Verbrechen fähig.

In allen völlig unterworfenen Ländern nennt ſich der Groſze-Mogul Eigenthümer aller Ländereyen, und giebt Antheile davon oder deren Einkünfte ſeinen Lehnsmännern; dieſe Austheilungen aber rauben dem Landbauer das Recht nicht, ſeine Felder zu verkaufen, und nach ſeinem Tode darüber zu ſchalten. Die Politik aller indiſchen Regierungen in Indoſtan, ſo wie auch der Moguliſchen, beſteht mehr in einer beſtändigen

gen Aufmerkſamkeit, um zu verhindern, daß irgend eine Familie nicht zu große Beſitzungen erlange, als in ausgedehnten Entwürfen, das Volk zu unterdrücken. Eine ſolche Sklaverey würde dem Monarchen wenig Größe verſchaffen, und wenig Unterthanen zu beherrſchen übrig laſſen. Da man kein Landeigenthum ohne Bewilligung der Regierung kaufen kann, ſo würde derjenige, der ſich große Ländereyen verſchaffen wollte, dazu keine Erlaubniß erhalten, vielmehr würde er als ein zur Sicherheit des Staats nöthiges Schlachtopfer betrachtet werden. Wenn wir in der Geſchichte der orientaliſchen Reiche von ſo viel Gewaltthätigkeiten leſen, die unter den Großen vorgehn, ſo ſind wir geneigt zu glauben, daß die Menſchen der niedern Stände noch größern Gewaltthätigkeiten unterworfen ſeyn müſſen; allein man irrt ſich, da dieſe Niedrigkeit der beſte Schutz iſt.

Alle Lehnſaſſen, wenn ſie einen gewiſſen Titel und die damit verknüpften Einkünfte annehmen, erkennen den Großen-Mogul für ihren Erben. Keiner, von dem Vezier an bis zu dem Niedrigſten, gelangt zu irgend einem wichtigen Amte, als unter dieſer Bedingung. Nach ſeinem Tode wird die ganze Verlaſſenſchaft im Namen des Kaiſers in Beſitz genommen, der ſodann der Familie des Erblaſſers nach Gutdünken etwas zurück giebt. Das Vermögen aller andern aber, die keine Lehnſaſſen ſind, fällt ganz den natürlichen Erben zu. Dieſe gegen die Vergrößerung einzeler Familien aufgeführte Dämme ſind durchaus in einem Staate nöthig, der gezwungen iſt, auf einzele Menſchen ein ſehr großes Vertrauen zu ſetzen.

Indoſtan wird in vierundzwanzig Provinzen abgetheilt, von denen jede mehrere indiſche Fürſtenthümer in ſich begreift. Ein ungeheures und beſtändig marſchfertiges Kriegsheer war erfoderlich, die Rajohs im Zaume zu halten. Hätte man dieſe Truppen unter mehrere Befehlshaber vertheilt, ſo würden ſie nicht gehörig haben wirken können. Daher war es nöthig, ein großes Land einem Statthalter zu übertragen, der zugleich als Feldherr agiren konnte, oder die Regierung entfernter Staaten ganz aufzugeben.

Ein ſolcher Statthalter, der in Europa unter dem Titel als **Nabob** bekannt iſt, war jedoch in ſeinen Handlungen der Beurtheilung von Perſonen unterworfen, die eben auch in ſeiner Provinz wohnten, über die er aber keine Gewalt hatte. Der Große-Mogul behielt ſich ſelbſt die Macht vor, über Leben und Tod zu entſcheiden. Rechtsſtreitigkeiten waren dem Cadi überlaſſen, und die kaiſerlichen Einkünfte und Ausgaben der Provinz konnten durch den Duan unterſucht werden, der die Zölle verwaltete, und im Namen des Kaiſers alle Verlaſſenſchaften der verſtorbenen Lehnſaſſen in Beſitz nahm; außerdem wurden die ſtärkſten Feſtungen der Provinz an Befehlshaber gegeben, die in keiner Sache dem Nabob unterwürfig waren. Man rief ihn nach Hofe, behielt ihn da nach Belieben, oder gab ihm eine andre Statthalterſchaft. Alles dieſes hing von der Furcht, den Launen, oder den Abſichten der Miniſter ab. Es war eine Zeit, wo dieſe Veränderungen ſo häufig geſchahen, daß einſt ein neugemachter Nabob, da er von Delhi abreiſete, ſich rücklings auf ſeinen Elephanten ſezte, und auf dieſe ungewöhnliche Art die Reiſe machte; er that es, wie er ſagte, um ſich nach ſeinem Nachfolger umzuſehen.

Die Uneinigkeiten in der kaiſerlichen Familie gaben den Nabobs der entlegenen Provinzen Gelegenheit, ſich in ihren Statthalterſchaften feſtzuſetzen, und der Hof mußte ſich nun begnügen, eine beſtimmte Summe anſtatt der wirklichen Einkünfte der Provinz anzunehmen. So wurden die Nabobs beynahe unumſchränkte Könige, und hatten nichts als eine große Armee von Delhi zu befürchten, mit der man immer zu kommen drohte, die aber nie kam. Allein noch ehe ſie in dieſen unabhängigen Stand geſezt wurden, finden wir, daß ſie deſpotiſche Grauſamkeiten an Unglücklichen ausübten, die zu ſchwach waren, mit ihren Klagen bis zum Throne zu dringen. Mandelsloh erzählt von einem Nabob, der einer Geſellſchaft Tänzerinnen, die hier ſehr ſchöne Mädchen ſind, eigenhändig die Köpfe abſchlug, weil ſie gezögert hatten im Palaſte zu erſcheinen. In Tavernier's Reiſen leſen wir von einem Manne, der ſeine Frau, vier Kinder und vierzehn Sklaven ermordete, und nicht geſtraft wurde, weil er eine gewiſſe Krankheit des Nabobs zu heilen verſtand.

Die Nachrichten, die alle Reiſende von Indoſtan geben, ſind mit zahlloſen Beyſpielen von den Laſtern dieſer Fürſten angefüllt. Man hat bemerkt, daß alle in Indien ſich niederlaſſende Muhamedaner in der dritten Generation die Trägheit und Feigherzigkeit der urſprünglichen Landesbewohner erlangen, dabey aber auch eine Grauſamkeit annehmen, von welcher die

Indier glücklicherweiſe nichts wiſſen. Dieſes beſtätiget faſt die Meynung, daß das Verbot, kein Blut von irgend einer Art zu vergießen, welches ein Religionsartikel in Indien iſt, eigentlich nur ein politiſches und ſehr weiſes Geſez war, um die blutdürſtige Gemüthsart, die den Einwohnern von Indoſtan vor Einführung der Bramaſchen Religion eigen geweſen ſeyn ſoll, in milde Sitten zu verwandeln.

Erſtes Buch.

Der zwiſchen Großbritannien und Frankreich im Jahre 1744 ausbrechende Krieg verbreitete ſeine Verwüſtungen bis nach Indien. Die Ruhe war kaum durch den Aachner Frieden unter dieſen beiden Nationen in Europa wiederhergeſtellt, als ſie an der Küſte von Coromandel die Waffen gegen einander ergriffen, und zwar als Bundsgenoſſen zweyer mohriſchen Fürſten, die um den Beſitz der Provinz Carnatica ſtritten. Dieſer Streit wurde durch Begebenheiten erzeugt, die ſich einige Jahre zuvor ereigneten, ehe die Engländer und Franzoſen daran Theil nahmen. Es iſt daher nöthig, hier dieſe Vorfälle zu erzählen, und da die Regierungsformen, die Politik, Sitten und Gebräuche der Völker in Indoſtan ſehr von den in Europa üblichen verſchieden ſind, ſo wird man in dem Laufe dieſer Geſchichte den Charakter der Nation und das ihr Eigenthümliche durch Handlungen entwickelt und dargeſtellt ſeyn.

Die mehreſten Länder, die durch den Groſſen-Mogul in der Halbinſel von Indien erobert worden ſind, gehören unter einen Vicekönig, und ſämtliche von ihm regierte Provinzen werden wegen ihrer ſüdlichen Lage mit dem Namen **Decan** bezeichnet. Der Vicekönig dieſes ungeheuern Erdſtrichs wird Subahdar genennt; ein Titel, den die Europäer kurz durch **Subah** ausdrücken. Von den unter ſeiner Herrſchaft gelegenen Ländern ſind einige ganz dem Throne von

Delhi unterworfen, und werden von Muhamedanern regiert, die die Europäer unſchicklich Mohren nennen; andre aber ſtehen unter der Regierung ihrer urſprünglichen Fürſten oder Rajahs, und haben die Erlaubniß, ihren alten Gebräuchen zu folgen, jedoch unter der Bedingung, dem Großen-Mogul Tribut zu bezahlen. Die von dem Subah abhangenden mohriſchen Gouverneurs nehmen gewöhnlich, wenn ſie mit Geringern zu thun haben, den Titel Nabob oder Vicekönig an; der ihnen jedoch in Delhi nicht gegeben wird. Hier müſſen ſie ſich mit dem Titel Phousdar begnügen, der ſo viel als Befehlshaber über Truppen bedeutet. Die in den Provinzen dieſer Pſeudo-Nabobs etablirten Europäer folgten dem Beyſpiele der Eingebornen und kamen überein, ihnen den ſo gewünſchten Titel auch zu geben.

Ein Nabob wird gewöhnlich vom Hofe zu Delhi ernannt, ſtirbt er und der Große-Mogul hat keinen Nachfolger vorher beſtimmt, ſo hat der Subah das Recht jemanden die Nabobſchaft aufzutragen, bis der Wille des Monarchen bekannt iſt; ohne deſſen Beſtätigung die Wahl nicht als völlig gültig angeſehn wird. Der Subah ſammlet von den verſchiedenen Nabobs die jährlichen Kroneinkünfte, und ſchickt ſie hernach dem kaiſerlichen Schatze zu. Die Nabobs ſind verpflichtet, ihn bey ſeinen Kriegszügen zu begleiten, wenn dieſe innerhalb ſeiner Jurisdictionsländer geſchehn. Die Kriegsverbindlichkeit aber hört auf, ſobald er die Gränzen verläßt. Dieſe Einrichtungen hatten zum Zweck ſie von dem Subah abhängend zu machen, und dadurch das Intereſſe des Reichs zu befördern, zugleich aber ſie in einen unabhängigen Zuſtand zu ſetzen, wenn es dem Subah einfallen ſollte, auf ihre Hülfe zu rechnen, um dem kaiſerlichen Throne zu trotzen.

Die Staatsverfaſſung des mogulſchen Reichs fing an gleich nach dem Tode des Aurengzebs zu erſchlaffen, des fähigſten Monarchen, der je Indoſtan beherrſcht hat; allein ſeit dem ſchrecklichen Einfall der Perſer unter Thamas Kouli Khan iſt ſie täglich mehr geſunken, ſo daß man in den leztern funfzig Jahren Subahs geſehn hat, die ſich in ihren Gouvernements gegen den Willen des Kaiſers behauptet, und Nabobs nach ihrem Gefallen gemacht haben. Auch Nabobs ſind im Beſitz ihres Gouvernements geblieben, trotz dem Subah und dem Großen-Mogul. Was aber in einem deſpotiſchen Staat am meiſten zu bewundern iſt, ſo haben ſowohl Subahs als Nabobs ſelbſt ihre Nachfolger ernannt, die oft mit ſo wenig Widerſtand von dieſen Würden Beſitz genommen haben, als nur immer rechtmäßige Erben in einem Erbkönigreiche thun können. Was hier von den ſüdlichen Provinzen geſagt iſt, gilt gleichmäßig von allen andern Subahſchaften des Reichs.

Der Carnatick iſt eine der vornehmſten Provinzen, die vom Subah von Decan abhangen, auch wird dieſes Land nach dem Namen der Hauptſtadt, Arcot genannt. Die jetzigen Gränzen aber ſind ſehr eingeſchränkt in Vergleich mit der alten Größe des Carnatick zur Zeit der Eroberung des Großen-Moguls.

Sadatulla, ein anerkannter Nabob von Carnatick, nahm, weil er keine Kinder hatte, die beiden 1710

Söhne ſeines Bruders an Kindesſtatt an; der älteſte
Doaſt-Ally ſollte ihm in der Nabobſchaft folgen, und
der jüngſte Boker-Ally das Gouvernement von Velore
1732 haben. Er regierte von 1710 bis 1732, und ſtarb
ſehr bedauert von ſeinen Unterthanen. Seine ge-
machten Verfügungen wurden ohne Widerſtand be-
folgt; indeſſen betrachtete Nizam-al-mulack, der
Subah der ſüdlichen Provinzen, die Thronbeſteigung
des Doaſt-Ally mit Widerwillen, weil ſie ohne ſeine
Genehmigung geſchehn war, daher er auch die regel-
mäßige Beſtätigung von Delhi verhinderte.

Doaſt-Ally hatte zwey Söhne, von welchen der älteſte, Subder-Ally, ſchon zum männlichen Alter gekommen war, da ſein Vater Nabob wurde; er hatte auch einige Töchter, eine derſelben war mit ſeinem Neffen Mortiz-Ally, und eine andre mit einem weitläuftigen Verwandten, Namens Chunda-ſaheb, verheirathet.

Die Königreiche Tritchinapoly und Tanjore, ob-
gleich dem Großen-Mogul zinsbar, hatten beide ih-
ren eignen Beherrſcher oder Rajah. Die Einſode-
rung des Tributs in dieſen Königreichen war den
Nabobs von Arcot aufgetragen, die bisweilen genö-
thigt wurden, Kriegsheere abzuſenden, die Samm-
lungen zu befördern. Der Tod des Königs von
1736 Tritchinapoly 1736 gab zu Streitigkeiten Anlaß zwi-
ſchen der Königin und einem Prinzen vom königlichen
Geblüte, wodurch Verwirrungen in der Regierung
entſtanden, die dem Nabob von Arcot Hoffnungen
gaben, ſich des Königreichs zu bemächtigen. Er
ſchickte daher eine Armee ab, unter der Anführung

ſeines Sohns Subder-Ally und des Chunda-ſaheb, um auf eine ſchickliche Gelegenheit zu lauren, von der Stadt Tritchinapoly Beſitz zu nehmen. Dem Verdacht zuvor zu kommen, mußte die Einſammlung des Tributs zum Vorwande dieſes Zugs dienen. Das Heer erhielt Befehl, langſam nach der Seeküſte zu marſchiren, ehe es ſich nach Süden zu wandte. So erreichten dieſe Truppen Madras, woſelbſt ſie einige Tage blieben, ſodann ging der Marſch nach Pondichery, wo länger Halt gemacht wurde. Während dieſer Zeit wurde der Grund zu den großen Verbindungen des Chunda-ſaheb mit den Franzoſen gelegt. Endlich kam das Heer nach Tritchinapoly.

Chunda-ſaheb vermochte die Königin dahin, ihn mit einer Anzahl Truppen in die Stadt aufzunehmen, nachdem er vorher einen Eid auf den Koran gethan hatte, nichts zu ihrem Nachtheile vorzunehmen. Man behauptet, daß ſie in ihn verliebt wurde; wenn dieſes iſt, ſo war ſie deſto mehr zu beklagen, denn er verführte ihre Soldaten, machte ſich Meiſter von der Reſidenz, und warf ſie ins Gefängniß, worin ſie vor Gram ſtarb. Das ganze Königreich folgte bald dem Beyſpiel der Hauptſtadt und unterwarf ſich. Subder-Ally übergab die Regierung dieſes neu eroberten Landes dem Chunda-ſaheb, und begab ſich zu ſeinem Vater nach Arcot. Meer-aſſud, vormaliger Hofmeiſter des Subder-Ally, erhielt die Würde des Duan, oder oberſten Miniſters, die durch Chunda-ſaheb erledigt worden war.

Der neue Duan, der den ehrgeizigen Charakter ſeines Vorgängers kannte, ſtellte dem Subder-Ally die Folgen vor, die von einem ſo gefährlichen Manne zu fürchten wären, der an der Spitze eines ſo anſehnlichen Königreichs ſtände. Subder-Ally ſahe den gemachten Fehler ein, allein es war zu ſpät ihn zu verbeſſern; denn als er ſeinem Vater die Nothwendigkeit vorſtellte, den Chunda-ſaheb nach Arcot zurück zu rufen, konnte der Nabob nicht dahin gebracht werden, dieſem Rathe zu folgen, ſowohl um einen öffentlichen Bruch in ſeiner Familie zu vermeiden, als auch, weil er von den Fähigkeiten ſeines Schwiegerſohns einen hohen Begriff hatte.

Als Chunda-ſaheb hörte, was gegen ihn verſucht worden war, nahm er Maaßregeln zu ſeiner Sicherheit. Er ſezte die Stadt Tritchinapoly in guten Vertheidigungsſtand, und machte ſeine beiden Brüder zu Commendanten in den ſtärkſten Feſtungen des Königreichs; Buda-ſaheb in Madura, und Saduok-ſaheb in Dindigul. Ungeachtet dieſer Zubereitungen aber beſchloß er, ſich nicht der Oberherrſchaft des Nabobs zu entziehn, bis er öffentlich angegriffen würde.

1739 Während dieſer Zeit war der Unwille des Nizam-al-muluck gegen die Familie Doaſt-Ally immer höher geſtiegen, denn er zweifelte nicht, daß die Macht von Tritchinapoly, ungeachtet der gegenwärtigen Lage des Chunda-ſaheb, dennoch allemal mit der von Arcot vereinigt werden würde, wenn eines dieſer beiden Länder von einem auswärtigen Feinde bedrohet werden ſollte. Indeſſen war er ſeit einigen Jahren mit Dingen von größerer Wichtigkeit beſchäftigt. Er hatte den Thamas Keuli Khan nach Indien eingeladen,

den Großen-Mogul vom Throne zu ſtürzen, und um ſeine Verrätherey zu verdecken, ſo machte er große Zubereitungen, dem Kaiſer zu Hülfe zu kommen; da aber die Perſer Indoſtan verlaſſen hatten, war er gezwungen immer gegen den Hof von Delhi auf ſeiner Hut zu ſeyn, wo er ſo ſehr verabſcheuet, als gefürchtet wurde. Da er alſo hiedurch verhindert war im Carnatick einzurücken, ſo gab er endlich den Maratten Erlaubniß, dieſe Provinz anzugreifen. Durch dieſes Mittel trug er einestheils die Verbindlichkeiten ab, die er dieſer Nation ſchuldig war, zugleich auch vergnügte er ſeine Privatleidenſchaft, durch eine fremde Macht, die nächſt der ſeinigen am fähigſten war, die Staaten des Doaſt-Ally zu erobern.

Das Land der Maratten liegt zwiſchen Bombay und Golconda; die Gränzen deſſelben ſind den Europäern nicht genau bekannt, und eben ſo unwiſſend ſind wir auch in Anſehung des Urſprungs und der Geſchichte dieſes Volks. Es iſt nunmehr ein Jahrhundert, daß ſie ſich als die kühnſten Krieger in Indoſtan kennbar gemacht haben. Sie ſind die einzige Nation in ganz Indien, die den Krieg zu einer angenehmen Beſchäftigung zu machen ſcheint, denn die Raipouts, eine Race nächſt nach den Bramanen, ſind geborne Soldaten. In den leztern Zeiten ſind ſie oft bis zu den Thoren von Delhi vorgedrungen; bald waren ihre Waffen gegen den kaiſerlichen Thron gerichtet, bald aber vertheidigten ſie ihn wieder gegen die Affghaner oder Pitanen. Die Stärke ihrer Heere beſteht in einer zahlreichen Reiterey, die mehr Strapazen aushalten kann, als irgend eine andre in Indien.

Man hat oft Beyſpiele geſehn, daß große Corps derſelben in einem Tage funfzig engliſche Meilen (zehn deutſche) marſchirt ſind. Sie vermeiden große Gefechte, und haben keinen andern Begriff vom Krieg, als dem feindlichen Lande den höchſtmöglichſten Schaden zu thun. Dies bewirken ſie, indem ſie alles Vieh wegtreiben, die Feldfrüchte verheeren, die Dörfer verbrennen, und überhaupt ſolche Grauſamkeiten begehn, daß die Bewohner des flachen Landes bey der geringſten Nachricht von ihrer Annäherung ſogleich die Flucht ergreifen. Die Schnelligkeit ihrer Bewegungen giebt den Fürſten, die ſie bekriegen, wenig Gelegenheit es zu einer entſcheidenden Schlacht zu bringen, oder auch nur Detachements von ihnen mit Vortheil anzugreifen. Die Betrachtung, daß auf dieſe Art Heere im Felde gegen ſie gehalten werden müſſen, die ſehr wenig Wahrſcheinlichkeit haben, mit einem ſolchen Feind ins Handgemenge zu kommen, und der erſtaunliche Nachtheil, der durch ihre Verwüſtungen entſteht, bringen gewöhnlich die Regierungen dahin, ihren Rückzug mit Gelde zu erkaufen. Große Sparſamkeit bey ihren Ausgaben, und fortdauernde Anhäufung von Schätzen durch die vorbeſchriebenen Mittel ſind die Urſachen ihres ſteigenden Rufs geweſen, ſo daß ſie in weniger als hundert Jahren von einer unbedeutenden Völkerſchaft zu dem Range einer Nation gelangt ſind, die jezt alle Länder von Delhi bis zum Vorgebirge Comorin mit Schrecken erfüllt. Oft werden Corps, ja ganze Armeen von ihnen an fremde Fürſten eine Zeitlang überlaſſen, allein dieſe Miethtruppen ſind ein gefährliches Hülfsmittel; denn das

Anerbieten beſſerer Bedingungen vom Feinde wird ſelten ausgeſchlagen; überdem gehn ſie ungern von ihrer Gewohnheit zu rauben ab, ſo daß ſie ſelbſt diejenigen Länder plündern, zu deren Beſchützung ſie gedungen ſind. Ungeachtet ihres kriegeriſchen Charakters aber, beobachten ſie aufs allergenauſte die Religion des Brama; ſie eſſen nie etwas, das Leben hat, oder bringen das Ungeziefer um, das auf ihrem Leibe herum kriecht; hingegen iſt ein mit vielen wunderlichen Ceremonien geopferter Büffelochſe hinreichend, das Menſchenblut zu verſöhnen, das ſie im Kriege vergießen.

Ehe der Carnatick von dem Großen-Mogul erobert wurde, waren die Maratten im Beſitz verſchiedener Feſtungen und Ländereyen dieſer Provinz. Da ſie nun alles den ſiegenden Mohren überließen, ſo bedungen ſie ſich aus, jährlich einen Theil der Einkünfte zu bekommen, als eine Schadloshaltung für die eingeräumten Beſitzungen, und als einen Tribut, um ihre gewöhnlichen räuberiſchen Einfälle zu unterlaſſen. Die Nabobs von Arcot hatten viele Jahre lang vernachläſſigt, dieſen Tribut zu bezahlen, und die Maratten hatten ihre gebräuchliche Reparationsmethode unterlaſſen; aus keinem andern Bewegungsgrunde, als aus Furcht vor dem Nizam-al-muluck. Dieſe war nun aber durch die Aufmunterung aus dem Wege geräumt, die ſie von ihm ſelbſt erhielten, im Carnatick einzufallen. Eine ähnliche Aufmunterung bekamen ſie von den Königen von Myſore und Tanjore, da ſie Chunda-ſaheb als Beherrſcher von Tritchinapoly beleidigt hatte. Sie forderten ſie auf, als Brüder

Einer Religion ihre Tempel und heiligen Plätze zu rächen, die durch dieſen muhamedaniſchen Gouverneur und ſeine Mohren entweiht worden waren.

1740 Es war im Monat May 1740, als ein Heer von 10,000 Maratten unter dem Befehl des Ragogee Benſola ſich mit der gewöhnlichen Schnelligkeit der Provinz näherte, und bey den Gebirgen anlangte, die ſie von den weſtlichen Ländern ſcheiden, bevor Doaſt-Ally im Stande war, alle ſeine Truppen gegen dieſen fürchterlichen Feind zuſammen zu ziehen; denn ein großer Theil der Armee, commandirt von ſeinem Sohne Subder-Ally, war damals im ſüdlichen Theile des Landes. Indeſſen brach dennoch der Nabob mit 4000 Reitern und 6000 Mann Infanterie von Arcot auf, mit dem Entſchluß, die Päſſe von Damalcherri zu vertheidigen, durch welche die Maratten abſichtlich in die Provinz eindringen wollten, bis ſein Sohn ihm zu Hülfe kommen könnte, und auch die andern Truppen von den Gränzörtern zu ihm geſtoßen ſeyn würden. Man glaubt, daß dieſe Maaßregel den erwünſchten Erfolg gehabt hätte, wenn er nicht von einem ſeiner Befehlshaber betrogen worden wäre, der den Maratten auf ſeinem Poſten den Durchzug verſtattete. Den folgenden Tag, den 20. May, erſchien die ganze Armee dem Nabob im Rücken. Das Lager dieſes Fürſten war nicht verſchanzt, daher griff es der Feind mit dem größten Vortheil und der äußerſten Wuth an. Die Arcoten, durch das Beyſpiel ihres Beherrſchers aufgemuntert, wehrten ſich tapfer einige Stunden lang, bis ſie ſowohl ihn als ſeinen Sohn Haſſan-Ally todt von ihren Elephanten herunterſtürzen ſahen. Jedermann ſuchte ſich nun durch die Flucht zu retten. Die vornehmſten Offiziers waren auf dem Schlachtfelde geblieben, und Meer-aſſud, der Duan, war gefangen genommen worden.

Subder-Ally war ſchon bis Arcot gekommen, als er ſeines Vaters Schickſal hörte, worauf er ſogleich ſich nach Velore zurückzog. Chunda-ſaheb war ebenfalls ins Feld gerückt mit 5000 Mann Cavallerie und 10,000 Mann Infanterie, unter dem Vorwand dem Nabob zu Hülfe zu kommen; allein durch allerhand erſonnene Verzögerungen fand er Mittel, vom Schlachtfelde entfernt zu bleiben, bis er des Nabobs Niederlage erfuhr, da er denn ſchleunig nach Tritchinapoly zurück marſchirte.

Die Maratten ſchickten nach ihrem Siege Detachements aus, im ganzen Lande Contributionen zu erheben, und es gelegentlich auch zu plündern; ihre großen Erwartungen wurden aber nicht erfüllt, denn die reichen Einwohner hatten alles von Werth in die ſtarken Plätze gebracht, die in dieſer Provinz ſehr häufig ſind. Dieſer Umſtand vermochte die Maratten, den Vorſchlägen ihres Gefangenen, Meer-aſſud, Gehör zu geben, der vom Subder-Ally Vollmacht erhalten hatte, mit ihnen zu tractiren. Man kam überein, daß ihnen in gewiſſen Terminen zehn Millionen Rupien *) bezahlt werden ſollten, (der einjährige Ertrag der Provinz) mit der Bedingung, daß ſie ſogleich den Carnatick verlaſſen müßten. Dieſer Theil des Tractats wurde bekannt, allein andre Artikel blie-

---

*) Eine Rupie iſt 18 gute Groſchen nach Sächſiſchem Gelde; 100000 derſelben machen einen Lack aus.

ben ein Geheimniß. Subder-Ally nahm nunmehr den Titel als Nabob an; die damit verbundene Macht aber war ſo ſehr geſchwächt worden, daß Chunda-ſaheb glaubte nichts davon befürchten zu dürfen, und daher ohne Bedenken nach Arcot kam, ihm zu huldigen. Indeſſen die Pracht ſeines Gefolgs und die vielen Truppen, die ihn begleiteten, zeigten eher einen Monarchen als einen Unterthan des Subder-Ally an.

Die Feſtungswerke von Pondichery ſtanden damals in ſo großem Ruf unter einem Volke, welches niemals dergleichen geſehn hatte, daß Doaſt-Ally, Subder-Ally und Chunda-ſaheb alle ihre Weiber, Kinder und Schätze dahin ſchickten, um hier während dem Kriege zu bleiben. Sobald die Maratten die Provinz verlaſſen hatten, gingen beide Fürſten nach Pondichery. Subder-Ally kehrte mit ſeiner Familie nach Arcot zurück, allein Chunda-ſaheb ließ alle ſeine Weiber und einen ſeiner Söhne ferner hier in Verwahrung.

Im Monat December wurde das Land abermals mit Schrecken erfüllt, da das nämliche Heer der Maratten ſich wieder einſtellte, und zwar zu folge des geheimen Vertrags mit Subder-Ally. Außer den Geldſummen, die man ihnen zugeſagt, hatten ſie darauf beſtanden, einige Ländereyen als Eigenthum zu erhalten. Meer-aſſud, welcher ſah, daß ſie von dieſer Forderung nicht abzubringen waren, und wußte, daß das Land von Tritchinapoly nur allein dazu diente, die Macht des Chunda-ſaheb ſeinem Nabob furchtbar zu machen, bewilligte endlich, es den Maratten abzutreten;

ten; jedoch mit der Bedingung, daß ſie es ſelbſt erobern möchten. Dies waren ſie zufrieden; auch verſprachen ſie, wenn Chunda-ſaheb in ihre Hände fallen ſollte, mit ihm ſo zu verfahren, wie es dem Intereſſe des Nabobs von Arcot am zuträglichſten ſeyn würde.

Tritchinapoly war nach indiſcher Manier ſtark be- 1741
feſtigt, und Chunda-ſaheb hatte bereits bey der erſten Annäherung der Maratten hier eine große Menge Getreide zuſammen gebracht, als die beſte Sicherheit in einer Feſtung unter einem Volke, das ſo wenig mit Kanonen oder andern Belagerungsmaſchinen umzugehn weiß. Meer-aſſud, der daher wohl einſah, daß er ſeine Vertheidigung verzögern würde, ſo lange der Vorrath aushielt, rieth den Maratten, den Carnatick zu verlaſſen, und ſich in ſolcher Entfernung zu lagern, daß kein Verdacht wegen ihrer Wiederkunft ſtatt haben könnte. Dieſes liſtige Betragen hatte den beſten Erfolg, denn Chunda-ſaheb glaubte nunmehr, daß die Maratten anderweitige Expeditionen vorhätten, und verkaufte daher ſein Getreide. Kaum war dieſe Nachricht ins Lager der Maratten bey Sevegunga gekommen, als ſie ſogleich aufbrachen und nach ſehr forcirten Märſchen vor Tritchinapoly erſchienen, bevor dem Uebel vorgebeugt werden konnte. Sie ſchloſſen die Stadt enge ein, und waren ſehr aufmerkſam, alle Hülſe von außen abzuhalten; dennoch verſuchten die Brüder des Chunda-ſaheb, dieſen ſo wichtigen Ort zu retten. Buda-ſaheb führte von Madura einen großen Vorrath von Proviſion herbey unter der Bedeckung von 3000 Mann Cavallerie und 7000 Mann

Infanterie, die ſich gegen 10,000 Maratten brav vertheidigten, bis Buda-ſaheb erlegt wurde. Der Tod des Anführers war die Loſung zur allgemeinen Flucht, wie es bey Schlachten in Indoſtan gewöhnlich iſt. Der Kopf des Buda-ſaheb wurde dem Chunda-ſaheb geſchickt, um ſeines Bruders Niederlage zu beſtätigen. Der andre Bruder Saduck-ſaheb, der ſich mit 4500 Mann näherte, wurde auch angegriffen, geſchlagen und getödtet.

Ungeachtet dieſer Unglücksfälle fuhr Chunda-ſaheb fort, die Stadt muthig zu vertheidigen, bis der größte Theil der Lebensmittel verzehrt und eine große Anzahl ſeiner Soldaten umgekommen war; die Furcht vor einer Hungersnoth vermochte auch viele zum Ausreißen, und die übrig gebliebenen beſtanden einmüthig auf der Uebergabe. Dieſe geſchah auch den 26ſten März 1741 nach einer Belagerung von drey Monaten. Die Maratten hielten ihn und ſeinen Sohn in der ſtrengſten Gefangenſchaft, in Hoffnung einer großen Ranzion. Nachdem ſie Tritchinapoly rein ausgeplündert hatten, ernannten ſie Morari-row, einen ihrer beſten Generale, zum Vicekönig des Landes, und ließen 14,000 Mann bey ihm zurück, die übrigen Truppen nahmen ihren Marſch nach ihrer Heimath, wo ſie ihre Gefangenen in einer Feſtung in der Nachbarſchaft ihrer Hauptſtatt Sattarah einſperrten.

Die Maratten waren nun durch den Beſitz von Tritchinapoly nicht mehr Feinde des Subder-Ally, ſondern ſeine Bundsgenoſſen geworden. Die Gefangenſchaft des Chunda-ſaheb in einer ſolchen Entfernung vom Carnatick hatte alle Beſorgniß von innerlichen

Unruhen aus dem Wege geräumt. Allein der Unwille des Nizam-al-muluck war noch nicht geſtillt; dieſes konnte nur dadurch geſchehn, daß man ihm die großen rückſtändigen Summen bezahlte, die Doaſt-Ally beſtändig zurück gehalten hatte. Subder-Ally befürchtete daher von dieſer Seite einen Sturm, ſobald Nizam-al-muluck nichts mehr von Delhi zu beſorgen haben würde; da aber dieſe Zeit noch fern war, ſo beſchloß er ſeine Schätze nicht wegen ungewiſſer Gefahren zu verringern; er hielt Nizam-al-muluck mit allerhand Entſchuldigungen auf, und wandte den Geldmangel vor, in den ihn der Einfall der Maratten geſezt hätte; ja er ſprengte ſogar aus, daß er entſchloſſen ſey nach Arabien zu gehn, und daſelbſt bey dem Grabe des Propheten ſeine übrigen Tage in Andachtsübungen zu verleben.

Dieſe vorgegebene Armuth war ſo wenig wie ſeine 1742
Andacht gegründet, denn der größte Theil von ſeines Vaters Schätzen war während dem Kriege in Pondichery in Sicherheit geweſen. Jedoch hatten die leztern Unglücksfälle einen ſolchen Eindruck auf ihn gemacht, daß er es nicht länger wagen wollte in der offenen Stadt Arcot zu wohnen, ſondern ſeine Reſidenz in Velore aufſchlug, das wohl befeſtigt war, und überdem eine Citadelle hatte, die für die ſtärkſte im Carnatick gehalten wurde. Eben dieſe Behutſamkeit vermochte ihn, ſeine Weiber, Kinder und Schätze nach Madras zu ſenden. Dieſer der engliſchen Nation gegebene Vorzug geſchah dem Rathe des Meer-aſſud zu folge, der bereits die Verbindungen argwohnte, die zwiſchen Chunda-ſaheb und Herrn Du-

pleir, dem Gouverneur von Pondichery, Statt hatten. Von Velore aus machte der Nabob öfters Beſuche zu Madras, wobey er vorgab, daß ſolche ſeine Reiſe nach Mecca beträfen.

Die Commendanten aller Städte und Feſtungen im Carnatick waren nach ihren Einkünften taxirt worden, um die den Maratten noch ſchuldige Ranzion zu bezahlen. Das Gouvernement von Velore war darunter das beträchtlichſte, und in den Händen des Mortiz-Ally, der durch ſeine große Sparſamkeit der reichſte Mann in der Provinz geworden war. Er hatte die Schweſter des Subder-Ally geheurathet; da er nun überdem mit ihm nahe verwandt war, und für ſeine gute Aufnahme des Nabobs auf Dankbarkeit hoffte, ſo glaubte er, daß er der Nothwendigkeit überhoben wäre, ſeinen Antheil an den Taxen zu erlegen. Der Nabob aber, welcher wußte, daß mit den Maratten nicht zu ſcherzen war, und eben ſo ungern wie Mortiz-Ally ſeine Schätze bis zur äußerſten Noth angriff, war feſt entſchloſſen, ihm hierin nicht nachzuſehen. Die andern Gouverneurs richteten ſich nach dem Gouverneur von Velore, und warteten nur auf ein großes Beyſpiel, ihr Contingent zurück zu halten. Sie ſchloſſen daher ein Bündniß mit Mortiz-Ally und ſtellten ihm vor, daß Nizam-al-Muluck die kühnſten Unternehmungen gegen einen Prinzen gern ſehn würde, der ſo wenig ſeine Autorität achtete.

Mortiz-Ally, der von Natur grauſam und verrätheriſch war, fand keinen Widerſtand in ſeiner Seele, Verbrechen zu begehn, wodurch ſein Geiz, ſeine Ehrſucht, oder ſeine Rache befördert werden konnte. Viele hielten ihn für ſehr feigherzig; dieſe Meynung aber war von ſeinen häuslichen Gebräuchen entſtanden; ſelbſt in ſeinem eigenen Palaſt ging er nicht aus einem Zimmer ins andre, ohne von ſeiner Leibwache umringt zu ſeyn; auch aß er nie etwas, wenn es nicht in einem Geſchirr gebracht wurde, das ſeine Gemahlin mit ihrem Siegel zuvor bezeichnet hatte. Der Nabob hielt daher den kleinmüthigen Charakter ſeines Schwagers in der größten Verachtung, und fürchtete keine Gefahr von einem Manne, der in immerwährender Sorge lebte, von ſeinen eigenen Leuten vergiftet zu werden. Mortiz-Ally fuhr fort die verbeſagte Zahlung zu verweigern, und der Nabob, über den Verzug aufgebracht, drohete ihm eines Tages öffentlich, ihm ſein Gouvernement zu nehmen, wenn er nicht ſogleich ſeinem Befehl gehorchte. Dieſe Kränkung verurſachte, daß er ſich ſofort auf das genaueſte mit den andern unzufriedenen Gouverneurs verband, die ſeinem Ehrgeiz durch die Verſicherung ſchmeichelten, daß ſie ihn als Nabob von Arcot erkennen wollten, ſobald Subder-Ally aus dem Wege geräumt ſeyn würde.

Die Armee des Nabobs war theils in den Vorſtädten, theils unter den Wällen von Velore gelagert; ein Trupp Leibwache und ein zahlreiches Gefolge war beſtändig bey ihm im Fort, ſo daß es ſchien, daß er weder einen öffentlichen Angriff noch eine geheime Verrätherey befürchten durfte. Indeſſen blieb die Verſchwörung ganz verborgen, und der Nabob wurde unglücklicherweiſe in ſeiner Sicherheit durch die außerordentliche Unterwürfigkeit des Mortiz-Ally beſtärkt.

Das Feſt kam heran, an welchem die Muhamedaner von Indoſtan die größte Andacht bezeigen; alle Hofleute des Nabobs baten um Erlaubniß, ſich einige Tage zu entfernen, um es mit ihren Familien zu feyern. Dem indiſchen Gebrauche zuwider, erlaubte der Nabob ſeiner Leibwache und ſeinem ganzen Gefolge, ihn zu verlaſſen. Er behielt nur vier Perſonen bey ſich, und argwöhnte ſo wenig die Gefahr, die über ihm ſchwebte, daß er ſogar verlangte, einige Offiziere und Bediente des Mortiz-Ally möchten ihn während dieſer Zeit bedienen. Mortiz-Ally war entſchloſſen, dieſe vortrefliche Gelegenheit nicht zu verlieren, ſein Vorhaben auszuführen. Den nächſtfolgenden Tag, nachdem ihn ſeine Leute verlaſſen hatten, wurden ſeine Speiſen vergiftet. Kaum hatte der Nabob ſeine Mahlzeit geendigt, als er ſehr krank wurde, und obgleich die Stärke ſeiner Geſundheit und ſchleunige Hülfe den tödtlichen Wirkungen des Gifts Einhalt that, ſo blieb er doch ſehr geſchwächt. Selbſt dieſer Vorfall brachte ihm keinen Argwohn bey, da die Anhänger des Mortiz-Ally, die um ihn waren, ihn überredeten, daß die Urſache dieſes Zufalls eine Gallenkrankheit wäre, die in Indien ſehr gemein iſt. Mortiz-Ally wußte, daß er keine Zeit zu verlieren hatte; er ſchlug daher einigen ſeiner Vertrauteſten vor, den Nabob ohne weitere Umſtände zu ermorden. Man verſichert, daß Alle dieſen grauſamen Auftrag ausſchlugen, einer ausgenommen, deſſen Weib Subder-Ally ehemals verführt hatte. Dieſer Mann, ein Pitane, nahm einige abyſſiniſchen Sklaven zu ſich und führte ſie um Mitternacht in des Nabobs Schlafzimmer, woſelbſt ſeine wenigen Bedienten rund um ſein Bette ſich gelagert hatten. Man bemächtigte ſich ihrer ſogleich, ehe ſie Widerſtand thun konnten. Der Nabob ſelbſt, anſtatt die Waffen zu ergreifen, verſuchte durch ein Fenſter zu entrinnen. Der Anführer der Meuchelmörder aber kam ihm zuvor, warf ihm den begangenen Ehebruch mit ſeinem Weibe vor, freuete ſich der Rache, die er nunmehr nehmen konnte, und ſo ſtieß er ihm den Dolch ins Herz.

Meer-aſſud, der Duan, war im Fort. Die groſſe Treue, die dieſer Miniſter gegen ſeinen Herrn bewieſen hatte, gab dem Mortiz-Ally den Gedanken ein, einen ſo gefährlichen Zeugen ſeines Mordes auch umzubringen. Der Befehl zur Mordthat war bereits gegeben, als einige der vornehmſten Befehlshaber dem Mortiz-Ally die Nothwendigkeit vorſtellten, das Leben eines Mannes zu ſchonen,, von dem er allein die Kenntniſſe der Angelegenheiten des Carnaticks erhalten könnte, die zu ſeinem künftigen Betragen nöthig wäre, ſo bald er Nabob ſeyn würde. Dieſe Vorſtellungen wurden durch die Ehrfurcht für den Charakter des Meer-aſſud veranlaßt, deſſen Tugenden ihn in dieſem gefahrvollen Augenblicke von dem Tode retteten.

Die Thore des Forts von Velore wurden in dieſer Nacht des Schreckens genau bewacht, und nur diejenigen allein, die dazu beſonders Erlaubniß erhielten, durften den folgenden Tag aus- und eingehn. Die Nachricht von Subder-Allys Tode wurde ins Lager von Velore durch Perſonen gebracht, die Mortiz-Ally ſelbſt dahin geſchickt hatte. Sie ſtellten die Sache als ein Unglück vor, an welchem ihr Herr keinen Antheil hätte; daß einige vornehme Offiziers dieſe That verübt, da ſie der Nabob mit Schmachreden überhäuft, und einen ſogar geſchlagen hätte. Allein die allgemeine Meynung von Mortiz-Ally Charakter war ſo gegründet, daß die Soldaten ſogleich zu ihren Waffen liefen, und im Tumult ausriefen, ihr Nabob ſey von dem Gouverneur von Velore ermordet worden. Die Befehlshaber des Heers waren abweſend, um das Feſt zu feyern, und die Truppen alſo ihrer eignen Führung überlaſſen. In ihrem erſten Zorn drohten ſie unverzüglich das Fort zu ſtürmen, und alles darin niederzuhauen; da ſie aber deſſen Stärke überlegten, ſo kamen ſie überein, erſt die Rückkehr ihrer Befehlshaber zu erwarten. Die Anhänger des Mortiz-Ally bedienten ſich dieſer koſtbaren Zeit, und erinnerten ſie an den großen rückſtändigen Sold, den Subder-Ally, obgleich er es ſehr leicht hätte thun können, beſtändig verzögert hätte zu bezahlen; wobey ſie verſicherten, daß, wenn die Armee die Anſprüche des Mortiz-Ally auf die Nabobſchaft von Arcot unterſtützen würde, ſie alles von ihm bezahlt erhalten ſollten.

Die Heere der muhamedaniſchen Fürſten in Indien beſtehen aus einer Anzahl abgeſonderter Corps von verſchiedenen Anführern commandirt, die mit ihren Schaaren in den Dienſt der Fürſten treten, oder ihn auch verlaſſen, nachdem es ihre Vortheile verlangen. Daher iſt der Grad des Vertrauens, den ein Fürſt auf ſeine Armee haben kann, in genauem Verhältniß mit den Schätzen, die er beſitzt, und mit ſeiner Neigung ſie anzuwenden. Man ſieht ſehr oft in den indiſchen Kriegen, daß große Corps ſelbſt auf dem Schlachtfelde zum Feinde übergehn. Die Armee bey Velore vergaß ihren Zorn gegen Mortiz-Ally, da die Vorſchläge ſeiner Abgeordneten annehmenswerth ſchienen. Die nunmehr ins Lager zurückgekehrten Befehlshaber wurden durch Geſchenke auf ſeine Seite gebracht; die Rechnungen wurden abgeſchloſſen, die Zahlungstermine beſtimmt, und alle, ſowohl Offiziers als Soldaten, erkannten den Mortiz-Ally als Nabob vom Carnatick. Im November hielt er ſeinen glänzenden Einzug in der Stadt Arcot, und wurde auch hier, ſo wie im ganzen Lande, als Nabob ausgerufen.

Kaum hatte man ſich von der erſten Beſtürzung nach dieſer ſchleunigen Revolution erholt, als viele der vornehmſten Perſonen im Carnatick ihren Abſcheu dagegen bezeigten, und ſich deshalb an Morari-row, den marattiſchen Gouverneur von Tritchinapoly wandten, der auch nicht zögerte ſich öffentlich wider ihn zu erklären. Man bat die Engländer in Madras, den Sohn und die Familie des Subder-Ally nebſt ſeinen zurückgelaſſenen Schätzen zu beſchützen, wenn gleich Mortiz-Ally drohen ſollte. Er kam auch bald mit ſeinen Foderungen, fand aber zu ſeiner Kränkung, daß dieſer Raub außerhalb den Gränzen ſeiner Macht war. Einige Befehlshaber des Heers, die von Subder-Allys Familie gewonnen waren, unternahmen es, einen allgemeinen Aufruhr zu bewirken. Auf einmal verlangte die Armee ſogleich den ganzen rückſtändigen Sold, der ihnen bey Velore bewilligt worden in Terminen zu empfangen. Der Palaſt wurde von ihnen umringt, und ihre Foderung mit Drohungen begleitet.

Mortiz-Ally hatte nicht den Muth, dieſen Sturm auszuhalten, ſondern beſchloß, ſich durch die Flucht zu retten. Weiber von Stande in Indoſtan erſcheinen nie öffentlich, auf Reiſen ſitzen ſie in bedeckten Wagen, die ſelbſt in verdachtvollen Zeiten ſehr ſelten angehalten und durchſucht werden. Er legte daher weibliche Kleidung an, verließ Arcot in der Nacht in einem bedeckten Palankin, von andern Weibern begleitet, und ſo kam er glücklich nach Velore.

Sobald ſeine Flucht ruchtbar wurde, rief die Armee ſofort den Seid-Mahomet, Sohn des Subder-Ally, zum Nabob aus. Dieſer war ein kleines Kind, und befand ſich mit ſeiner Mutter in Madras, wurde aber nunmehr aus dieſem Schutzorte genommen und nach dem Fort Vandiwaſch gebracht. Die Regierung des Landes wurde einem neu erwählten Duan aufgetragen.

1743 Dieſe Revolution im Carnatick geſchah zu einer Zeit, da Nizam-al-muluck nichts weiter von dem Hofe zu Delhi zu befürchten hatte; ſein Sohn Ghazi-Odin war vielmehr zum oberſten Feldherrn aller moguliſchen Heere ernannt worden. Er nahm ſich daher vor, den Carnatick zu bereiſen, verließ Golconda im Anfange des Jahrs 1743, und traf im folgenden März in Arcot ein. Sein ihn begleitendes Heer beſtand aus 80,000 Mann Cavallerie und 200,000 Mann Infanterie. Dieſe große Anzahl und der furchtbare Name ihres Anführers hielt alle Fürſten, durch deren Gebiet der Zug ging, vom Widerſtand ab, ſo daß man ruhig die Provinz Arcot erreichte. Nizam-al-muluck war über die hier herrſchende Anarchie ganz erſtaunt. Ein jeder Commendant eines Forts, oder Befehlshaber eines Diſtricts, hatte den Titel **Nabob** angenommen, und unter alle Bedienten ſeines Gefolgs dieſelben Würden vertheilt, die nur an dem Hofe des Subah gefunden werden. Eines Tages ſagte Nizam-al-muluck, daß er nicht weniger denn achtzehn Nabobs vom Carnatick geſehn hätte, obgleich er immer geglaubt habe, daß ſich nur einer hier befände. Er befahl darauf ſeiner Leibwache, jedermann zu geißeln, der ſich künftig unterſtehen würde, in ſeiner Gegenwart den Titel eines Nabobs anzunehmen.

Der junge Sohn des Subder-Ally wurde auch herbey geführt, um dem Subah zu huldigen, der ihn nicht wieder nach Vandiwaſch zurückkehren laſſen wollte, ſondern ihn einigen ſeiner eigenen Hofleute übergab, mit Befehl, ihn ehrfurchtsvoll zu behandeln. Er ernannte ſodann Coja Abdulla, Befehlshaber ſeines Heers, zum Nabob von Arcot und allen dazu gehörigen Ländern; auch ſchickte er an den Gouverneur von Tritchinapoly, Merari-row, und ließ ihn auffodern, die Stadt zu übergeben. Da er fand, daß der Maratte dem Befehl nicht gehorchen wollte, ſo brach er mit ſeiner ganzen Macht auf und umringte den Ort. Anſtatt der Feindſeligkeiten aber wurden Geſchenke und Verſprechungen angewandt, die auch den erwarteten Erfolg hatten. Im Monat Auguſt verließ Morari-row Tritchinapoly und zog mit allen ſeinen Maratten ab.

Nachdem Nizam-al-muluck die Angelegenheiten 1744
dieſer Provinz ohne Schwertſtreich zu Stande gebracht hatte, ging er nach Golconda zurück. Coja Abdulla führte das Heer nach Hauſe, da er einem Vertrauten

in ſeiner Abweſenheit die Regierung von Arcot übertragen hatte. Erſt im März des künftigen Jahrs machte er Anſtalten zur Rückkehr. Den Tag vor der beſtimmten Abreiſe nahm er vom Subah öffentlich Abſchied, der ihn mit Ehrenbezeugungen überhäufte; am folgenden Morgen aber fand man ihn todt im Bette. Sein Körper zeigte alle Kennzeichen des Gifts; da jedoch die Hand, von der es kam, nie entdeckt werden konnte, ſo wurde die That demjenigen zugeſchrieben, der durch dieſen Tod die größten Vortheile erhielt, und ſein Nachfolger im Carnatick wurde. Dies war Anwar-odean, der im April in Arcot anlangte.

Die Einführung dieſes Fremden war die Quelle vieler denkwürdiger Begebenheiten, die man hier erzählen, und der Nachwelt überliefern wird. Da indeſſen von dem Urſprung dieſes Mannes und von ſeinem Leben, ehe er Nabob wurde, ſo viele und ſo falſche Nachrichten verbreitet worden, ſo iſt es nöthig, hier unparteyiſch ſeine Geſchichte zu entwerfen.

Anawar, der Vater von Anwar-odean, war ein Mann von großer Gelehrſamkeit, und vorzüglich wegen der Auslegung des Korans berühmt. Er machte die Wallfahrt nach Mecca, ohne welcher es unter den Muhamedanern ſchwer iſt, den Ruf eines andächtigen Muſelmannes zu erhalten. Nach ſeiner Zurückkunſt ernannte ihn Aurengzeb zu einem der Prieſter, deren Beſtimmung iſt, für die Geſundheit und das Glück des Monarchen täglich zu beten. Dieſe Bedienung war mit einer Penſion und mit dem Range eines Befehlshabers von 250 Reitern verknüpft; dabey hatte er den Titel als Khan, der ſo viel als Heerführer bedeutet. Dieſer Titel ſcheint ſich mit der prieſterlichen Würde gar nicht zu vertragen; allein jedermann, der in Indoſtan zum Adel gehört, bekommt einen militäriſchen Grad, welcher vorausſezt, daß man eine beſtimmte Anzahl Reiter zum Dienſt des Kaiſers halten ſoll, obgleich ſelten darauf beſtanden wird. Mit dieſen Vorzügen geehrt, ging Anawar nach Gopeemahoo, und endigte hier ſeine Tage.

Sein Sohn Anwar-odean kam nach Hofe mit Empfehlungsſchreiben von ſeinem Vater, und erhielt den nämlichen Titel, den dieſer gehabt hatte. Nachher wurde er Befehlshaber von 500 Reitern, und Gouverneur des Diſtrikts von Goora-Gehanabad. Unglücksfälle, vielleicht auch unvorſichtiges Betragen, verhinderten ihn, die gewöhnlichen Abgaben ſeines Gouvernements zu entrichten, daher er es heimlich verließ und nach Amedabad ging. Hier gab ihm Gazi-odin Khan, der Subah der ſüdlichen Provinzen, einen anſehnlichen Poſten in der Stadt Surat; während der Zeit ſeine Freunde in Delhi, um Nachforſchungen zu verhindern, ſeinen Tod ausſprengten. Gazi-odin Khan ſtarb, und Nizam-al-muluck, ſein Sohn, folgte ihm in der Subahſchaft; dieſer ernannte den Anwar-odean zum Nabob von Yalore und Rajamundrum, welche Länder er von 1725 bis 1741 regierte. Als Nizam-al-muluck den vorgedachten Zug im Carnatick machte, übertrug er ihm einen der vornehmſten Poſten in Golconda, und wenig Tage nach dem Tode des Coja-Abdulla, erhielt er das erledigte Gouvernement vom Carnatick. Nizam-al-muluck traf dieſe Wahl, weil er innerliche Unruhen in dieſer Provinz befürchtete, und ein erfahrner Soldat ihm daher hier ſehr nöthig ſchien. Ein ſolcher war Anwar-odean.

Es iſt kein Land in der Welt, in welchem die Titel der Vorfahren weniger Einfluß auf das Glück der Abkömmlinge haben, als in Indoſtan. Nur blos diejenigen, die von königlichem Geblüte ſind, werden als erblicher Adel betrachtet. Bey allen andern gilt dieſes ſo wenig, daß ein neues Diploma des Souveräns nöthig iſt, um ſelbſt den Sohn des oberſten Reichs-Veziers zu adeln. Das Glücksfeld iſt für jedermann offen, der Muth genug hat, ſich ſeines Schwerts zu bedienen, oder dem die Natur große Talente gegeben hat. Daher kann man ſagen, daß die Hälfte der Großen in Indoſtan zu den höchſten Würden gelangt ſind, ohne von höherer Geburt zu ſeyn, als Anwar-odean, gegen deſſen Nabobſchaft das Volk im Carnatick die größte Abneigung zeigte, und zwar aus Urſachen, die mit ſeinem perſönlichen Charakter nichts gemein hatten.

Der Carnatick war dreyßig Jahre von Einer Familie beherrſcht worden, und zwar von drey Nabobs, welche die große Verwirrung im Reiche benutzten, um ihre Würde feſter zu gründen, als es in Indoſtan gewöhnlich iſt. Die Nabobs von dieſer Familie, die das Land als eine Art von Erbſchaft anſahen, hatten daſſelbe nicht durch Erpreſſungen ruinirt, die übeln Folgen ungewiſſer Beſitzthümer. Die Einkünfte vom Carnatick hängen von der Aernte der Feldfrüchte ab, und dieſe beruht auf der Menge Waſſers, das man aufbewahrt, um den Mangel des Regens in den trockenen Jahrszeiten zu erſetzen. Zu dieſem Endzwecke hat man ungeheure Waſſerbehälter angelegt, deren Bauart nicht allein, ſondern ſelbſt deren Ausbeſſerung bey Ueberſchwemmungen Koſten erfodern, welche die Kräfte des Landmanns weit überſteigen. Wenn daher der Geiz des Fürſten ſeine Hand von der Erhaltung dieſer Fruchtbarkeitsquellen abzieht, und er dennoch durchaus die gewöhnlichen Einkünfte verlangt, ſo drückt der geplagte Pachter den gemeinen Landmann, und das Elend des Volks wird vollkommen. Die Taxenſammler üben demungeachtet ihre Erpreſſungen zur Zeit der Dürre aus, von welcher der grauſame Geiz des Fürſten die vornehmſte Urſache geweſen iſt.

Es iſt daher nicht zu verwundern, daß die Provinz, die ſo lange unter der Familie des Sadatulla einer milden Adminiſtration genoſſen hatte, höchſt ungern die Ankunft eines Fremden ſah, der den Carnatick regieren ſollte. Der Sohn des Subder-Ally war der einzige, den die ganze Provinz zu ihrem Fürſten wünſchte.

Dieſe Zuneigung, und die Gefahr, das Volk auf einmal zu ſehr vor den Kopf zu ſtoßen, veranlaßte daß Nizam-al-muluck vorgab, daß er die Nabobſchaft von Arcot dieſem Kinde geben wollte, ſobald er das männliche Alter erreicht haben würde. Zu gleicher Zeit erhielt Anwar-odean volle Gewalt, den Carnatick in dieſem Zwiſchenraume zu regieren, und der junge Prinz wurde ſeiner Sorgfalt übertragen. Von der groſſen Unſchicklichkeit, einen ſo delicaten Auftrag dem

Manne ſelbſt zu geben, der die größten Vortheile davon haben mußte, wenn er ihn nicht getreu erfüllte, kann man argwohnen, daß Nizam-al-muluck in dieſer ganzen Sache verſteckt zu Werke ging. Die allgemeine Freude, mit welcher das Kind bey der Ankunft in der Provinz empfangen wurde, verdunkelte alle Huldigung, die man der oberſten Gewalt ſeines Vormunds leiſtete. Man kann vermuthen, daß der Interims-Nabob nicht ohne Eiferſucht dieſe Freudensbezeugungen wahrnahm. Indeſſen bezeigte er keine Unzufriedenheit bey ſeiner Behandlung des jungen Prinzen; im Gegentheil ließ er ihn mit einer ſeiner Geburt angemeſſenen Pracht leben, und wies ihm den Palaſt in dem Fort von Arcot zu ſeiner Reſidenz an. Hier lebte der junge Seid-Mahomed einige Zeit ohne weitere Unruhe, als diejenige, die ihm die Klagen einer Schaar pitaniſcher Soldaten verurſachten, die ſeinem Vater gedient hatten, und einen anſehnlichen rückſtändigen Sold verlangten.

Die Pitanen, deren Land in dem nördlichſten Theile des Reichs liegt, ſind die bravſten von den muhamedaniſchen Soldaten in Indoſtan. Da ſie ihre Superiorität kennen, und ſich auf die National-Verbindung verlaſſen, die unter ihnen herrſcht, ſo zerſtreut ſie auch in dem Dienſt verſchiedener Fürſten ſind, ſo hat dieſes bey ihnen eine Inſolenz und Kühnheit in den Sitten erzeugt, wodurch ſie ſowohl, als durch ihre Phyſiognomie, ſich von allen andern Menſchen im Reiche auszeichnen; ſie erweiſen ſelbſt den Fürſten, denen ſie dienen, bey weitem nicht die Ehrfurcht, die alle andre Unterthanen den Beherrſchern Indoſtans bezeigen. Die bekannte Wildheit ihrer Gemüthsart, macht es gefährlich, ſie zu beſtrafen, ſelbſt wenn ſie es verdienen. Der Geiſt der Rache hat ſie mit dem Meuchelmord vertraut gemacht, daher ſie auch ſehr oft hierzu ihre Zuflucht nehmen, wenn ihre geringe Anzahl ſie unfähig macht, ſich öffentlich zu rächen. Die Pitanen alſo, die dem Subder-Ally gedient hatten, kamen täglich zu ſeinem Sohn, und verlangten mit großem Geſchrey ihren Sold.

Im Monat Juny wurde in dem Fort von Arcot das Vermählungsfeſt eines Verwandten des Subder-Ally gefeyert. Der junge Prinz, als das Haupt der Familie, wurde eingeladen bey der Ceremonie zu präſidiren. Man lud gleichfalls alle andre Verwandten ein, unter welchen mehrere Gouverneurs vom Carnatick waren; auch war Mortiz-Ally dabey. Man hatte dem Seid-Mahomed beygebracht, den Haß zu verbergen, den er natürlich bey dem Anblick des Mörders ſeines Vaters fühlen mußte, der hier in der Liſte ſeiner Freunde, und als ein eingeladener Gaſt erſchien. So ſind die Sitten eines indiſchen Hofes. Man glaubte, daß Mortiz-Ally ſeine Perſon bey dem Anfange einer neuen Adminiſtration nicht außerhalb Velore wagen würde; aber gegen dieſe Erwartung kam er nach Arcot, und ſtellte ſich dem jungen Prinzen als ein Hochzeitgaſt dar. Er wurde mit vieler Achtung von dem regierenden Nabob behandelt, der auch dem Feſte beywohnte.

An dem Vermählungstage traten zwölf Pitanen vor den jungen Peinzen, und verlangten ihren rückſtändigen Sold auf eine weit frechere Weiſe, als ſie bisher gezeigt hatten. Man rechnet es hier für die höchſte Beleidigung, die einem Soldaten wiederfahren kann, wenn man ihm mit Verachtung befiehlt ſich weg zu begeben; wird hiebey Gewalt gebraucht, ihn zu entfernen, ſo rächt er es gewöhnlich auf der Stelle mit Blut. Dieſe Betrachtungen waren nicht hinreichend, dem Eifer von Seid-Mahomeds Bedienten Einhalt zu thun, die über dieſe Beleidigung erbittert waren. Da ſie fanden, daß Vorſtellungen nichts fruchteten, ſo packten ſie die Pitanen an, und warfen ſie zum Palaſt hinaus. Sie litten es mit weniger Widerſtand, als man bey einer ſolchen Behandlung von ſo hochmüthigen Soldaten erwartet hatte. Noch denſelben Tag kamen ſie wieder zum Seid-Mahomed und entſchuldigten ihr unanſtändiges Betragen. Dieſe Unterwürfigkeit löſchte allen weitern Argwohn aus.

Seid-Mahomed, Mortiz-Ally, und die meiſten Hochzeitsgäſte waren verſammelt, als die Nachricht gebracht wurde, daß Anwar-odean ſich näherte; der junge Prinz ſtand von ſeinem Sitz auf und ging in den Vorhof des Palaſtes, um ſeinen Vormund zu empfangen. Alle andre Gäſte, nebſt vielen Offiziers und Soldaten begleiteten ihn. Die zwölf Pitanen nebſt ihrem Anführer, die ſchon zweymal dageweſen waren, zeigten ſich auch im Vorhofe, und beeiferten ſich durch Geberden dem Seid-Mahomed groſſe Ehrfurcht zu bezeigen. Nach dieſen Ceremonien näherte ſich ihr Anführer dem Prinzen mit niedergeſchlagenen Augen, als wenn er wegen des Vorgefallenen nochmals um Verzeihung bitten wollte, ſobald er aber ihn erreichen konnte, zog der Mörder einen Dolch hervor, und ſtieß ihn dem Prinzen ins Herz.

Tauſend Schwerter und Dolche wurden in einem Augenblick gezuckt, und der Mörder auf der Stelle in Stücken gehauen. Zehn von ſeinen Kameraden hatten daſſelbe Schickſal. Während dieſer blutigen Scene langte Anwar-odean an, und bemühete ſich den erſchrecklichen Tumult zu ſtillen: er gab alle nöthigen Befehle, um die Verſchwornen zu entdecken, denn das Volk war durchgehends der Meynung, daß die Pitanen zu dieſer Mordthat gedungen worden wären.

Alle, die den jungen Prinzen leblos liegen ſahn, erinnerten ſich mit Schmerzen an den Tod ſeines Vaters in Velore. Man hatte ſchon Verdacht auf Mortiz-Ally geworfen, als man hörte, daß er bey dieſer allgemeinen Verwirrung ſich aus dem Staube gemacht hätte; ein großer Trupp Reiter, und andre Soldaten zu ſeinem Gefolge gehörig, hatten ihn vor dem Thore des Forts erwartet, und ſo hatte er ſeinen Weg nach Velore genommen. Dieſe ſo ſchleunige Flucht ließ keinen Zweifel übrig, daß er der Urheber des Mords ſey. Man hörte nun nichts als Fluchen und Verwünſchungen über ſein Haupt, da er, nicht zufrieden den Vater umgebracht zu haben, auch jezt den unſchuldigen und vielgeliebten Seid-Mahomed ermorden mußte. Das Volk ſah ſich gezwungen, ſeine Wuth blos in Worten einzuſchränken; denn die Stärke der Eſcorte des Mortiz-Ally erfoderte einen größern Haufen Reiterey, ihn zu verfolgen, als man in der Geſchwindigkeit zuſammen bringen konnte, da Velore nicht weiter als zwölf engliſche Meilen von Arcot entfernt iſt.

Anwar-odean befahl nun jedermann ſich nach Hauſe zu verfügen, anſtatt aber zu gehorchen, verſammelte ſich das Volk haufenweiſe ingeheim, um einander ihre Gedanken über dieſen Mord mitzutheilen. Anwar-odean, der entweder wirklich auch erbittert war, oder den Anſchein davon zeigen wollte, entfernte nicht allein die Pitanen aus ſeinem Dienſt, ſondern gab auch Befehl, daß alle von dieſer Nation ſogleich die Stadt verlaſſen ſollten. Er that noch mehr, er ließ ihre Häuſer niederreißen; eine infamirende Strafe, die nur den größten Miſſethätern auferlegt wird. Dieſe Zeichen des Zorns befreyeten ihn jedoch nicht von Beſchuldigungen. Viele Große behaupteten Geheimniſſe entdeckt zu haben, welche bewieſen, daß die Mordthat eine Verabredung zwiſchen ihm und Mortiz-Ally geweſen ſey.

Sie ſagten, daß die Ehrfurcht, die alle Volksklaſſen dem Seid-Mahomed gezeigt hätten, nebſt dem großen Einfluß, den ſeine Verwandten im Carnatick hatten, da ſie die beſten Forts und Gouvernements beſaßen, dem Anwar-odean Furcht wegen Revolutionen erweckt hätten, die ihn von ſeinem Poſten würden verdrungen haben. Dieſem Verdachte zu folge, ſagten ſie, hätte er den Tod des Seid-Mahomed zu ſeiner eigenen Sicherheit nöthig gehabt, und die Ausführung nur aus Furcht vor dem Zorn des Nizam-al-muluck verſchoben; dieſes hätte den Entwurf erzeugt, dem Mortiz-Ally ſolche Anerbietungen zu machen, daß er die That auf ſich nähme; daß dieſer, der ebenfalls eine Revolution zum Vortheil des Seid-Mahomed fürchtete, und die Rache dieſes Prinzen wegen dem Tode ſeines Vaters beſorgen mußte, die Meuchelmörder gedungen habe, nachdem er zuvor des Schutzes von Anwar-odean verſichert geweſen wäre.

Die Geheimniſſe der indoſtaniſchen Prinzen ſind ſehr ſchwer zu entdecken. In Sachen von Wichtigkeit wird nie etwas ſchriftlich abgefaßt, außer in den zweydeutigſten Ausdrücken. Iſt der Gegenſtand von Bedeutung, ſo wird das Geheimniß einem Boten anvertraut, der gewöhnlich ein Mann von gemeinem Stande, aber voller Liſt iſt. Dieſer bringt einen Empfehlungsbrief des Inhalts: daß man dem Ueberbringer in allem, was er ſagt, trauen könne. Ein ſo unbeſtimmter Auftrag hat den Vortheil, daß der Vornehme, der ihn giebt, immer zurück treten und ſeinen Agenten Preiß geben kann. Dies geſchieht auch allemal, ſobald das Geheimniß entdeckt wird. Daher kann das Volk in Indien die Handlungen ihrer Beherrſcher nicht anders beurtheilen, als nach Wahrſcheinlichkeiten und der allgemeinen Meynung von ihren Charakteren. Die Staatsverfaſſung und Mängel der Regierung haben den Großen Gift und Dolch als die beſten Mittel angewieſen, diejenigen aus dem Wege zu räumen, die dem Ehrgeiz anderer hinderlich ſind; daher die Geſchichte eines Jahrhunderts in Indien mehr Beyſpiele dieſer Art liefert, als man in der Hälfte der europäiſchen Königreiche ſeit Karls des Großen Zeiten findet. Dieſe häufigen Schandthaten verurſachen, daß ſelbſt natürliche Todesfälle ſehr oft denen zugeſchrieben werden, die am meiſten Vortheile daraus ziehn. Nach dieſen Grundſätzen ſchrieben die Carnaticker den Mord Seid-Mahomeds dem Anwar-odean zu, ob ſie gleich keine wirklichen Beweiſe davon hatten. Der Verdacht war vorzüglich auf den Umſtand gegründet, daß der ſtrafbare Mortiz-Ally es ohne Bedenken gewagt hatte, vor ihm zu erſcheinen.

Anwar-odean leugnete aufs äußerſte, nie eine Verbindung mit Mortiz-Ally gehabt zu haben, dem er allein den Mord zuſchrieb, da es bewieſen wurde, daß die Pitanen oft bey ihm in Velore geweſen wären, und viele Geſchenke von ihm erhalten hätten; Mortiz-Ally hingegen ſchob die Beſchuldigung zurück, allein ohne Beweiſe beyzubringen.

Obgleich Anwar-odean ſeine Unterthanen von ſeiner Unſchuld nicht überführen konnte, ſo glückte es ihm doch, ſeinen Oberherrn Nizam-al-muluck davon zu überzeugen. Dieſer Subah, der nichts gern halb that, glaubte ihn unterſtützen zu müſſen, er ernannte ihn daher jezt zum wirklichen Nabob von Arcot, ſo laut auch das Volk dagegen ſchrie.

1745 Der Krieg brach nun zwiſchen Großbritannien und Frankreich aus, daher eine Eſcadre von engliſchen Kriegsſchiffen in den indiſchen Meeren erſchien. Sie beſtand aus zwey Schiffen von ſechzig Kanonen, einem von funfzig, und einer Fregatte von zwanzig Kanonen. Dieſe Schiffe ſegelten nicht gerade nach den engliſchen Beſitzungen zu, ſondern kreuzten in zwey Abtheilungen in den Straßen von Sunda und Malacca. Hier nahmen ſie drey franzöſiſche Schiffe weg, die aus China nach Europa zurückſegelten, und eins, das von Manilla nach Pondichery wollte. Die Ladungen waren 180,000 Pf. Sterling werth. Im July erſchien dieſe Eſcadre auf der Küſte von Coromandel, zu einer Zeit, wo die Garniſon in Pondichery nur aus 436 Europäern beſtand, die Feſtungswerke noch nicht zu Stande gebracht waren, und man von keinen engliſchen Kriegsſchiffen in Indien etwas wußte.

Dieſe Erſcheinung der Engländer und die Nachricht, daß man noch mehr Verſtärkung aus England erwarte, beunruhigte Dupleix, den Gouverneu von Pondichery. Er brachte den Nabob Anwar-odean dahin, die Regierung von Madras zu vermögen, daß die engliſchen Kriegsſchiffe wider die franzöſiſchen Beſitzungen in Arcot keine Feindſeligkeiten begingen; dabey aber verſicherte der Nabob den Engländern, daß er die Franzoſen dazu bringen wollte, eben dieſe Neutralität zu beobachten, im Fall künftig ihre Macht in Indien ſtärker als die engliſche ſeyn ſollte. Die Regierung in Madras antwortete, daß man ſehr bereit wäre, ſein Verlangen zu erfüllen, in ſo fern es in ihrer Macht ſtünde, daß aber der Befehlshaber der engliſchen Kriegsſchiffe, Commodore Barnet, unmittelbar in Dienſten des Königs von Großbritannien ſtände, und deſſen Befehle vollzöge, ohne ſie erſt darum zu fragen. Der Nabob erwiederte, daß alle Engländer, die nach der Küſte von Coromandel kämen, ohne Ausnahme verbunden wären, ſeine Autorität im Carnatick zu reſpectiren, und daß, wenn die engliſche Flotte wider ſeine jezt gegebenen Befehle handelte, die Stadt Madras dafür büßen ſollte.

Dieſe Drohungen hatten die Wirkung, daß der Commodore ſein Vorhaben aufgab, und ſeine Operationen blos aufs Meer einſchränkte. Ein Schiff von 50 Kanonen mußte bey der Mündung des Ganges kreuzen, wo mehrere franzöſiſche Priſen gemacht wurden, der übrige Theil der Eſcadre verließ die Küſte von Coromandel, um die ſtürmiſche Jahreszeit zu vermeiden, und ſegelte nach Mergui, einem Hafen im bengaliſchen Meerbuſen.

Im Anfange des Jahres 1746 kam die Eſcadre nach der Küſte von Coromandel zurück, woſelbſt ſie durch einige Kriegsſchiffe aus England verſtärkt wurde. Die Engländer hatten hier das Unglück, den würdigen, erfahrnen Commodore Barnet zu verlieren, der im Fort St. David ſtarb, und zwar zu einer Zeit, wo man Nachricht hatte, daß eine franzöſiſche Eſcadre unterweges ſey, und die engliſchen Angelegenheiten in Indien nicht in der beſten Lage waren.

1746 Es war am 25ſten Junius, als die Franzoſen auf der Küſte von Coromandel erſchienen. Die Flotte beſtand aus neun Kriegsſchiffen unter Befehl des Herrn de la Bourdonnais, der ſie in der Inſel Mauritius zuerſt ausgerüſtet, und da ſie durch einen Orcan entſezlich gelitten, in Madagascar wieder hatte ausbeſſern laſſen. Er überwand die größten Schwierigkeiten durch eine unermüdete Thätigkeit und eine ſo ſeltne Beharrlichkeit, daß man ihn kühn den geſchickteſten Seemännern an die Seite ſtellen kann, die je Frankreich hervorgebracht hat. Unter dieſen Kriegsſchiffen waren eins von 26 Kanonen, zwey von 28, eins von 30, drey von 34, eins von 36, und dann das Schiff des Befehlshabers, das 70 Kanonen führte. Dies leztere ausgenommen, waren alle Schiffe auf mehr Kanonen gebaut, als la Bourdonnais fähig geweſen war anzuſchaffen; fünf derſelben hatten Schießlöcher für 50 Kanonen. Die Beſatzung dieſer Flotte beſtand in 3300 Mann, von welchen 700 Kaffern oder Laſcars waren.

Die engliſche Eſcadre enthielt ein Schiff von 60 Kanonen, drey von 50, eins von 40, und eine Fregatte von 20 Kanonen, die aber zu klein war, um ins Treffen gebracht zu werden. Die Mannſchaft war nicht halb ſo ſtark als auf der franzöſiſchen Flotte, dagegen hatten die Engländer den Vortheil ſchwerer Kanonen, beſſer ſegelnder Schiffe, und weit geſchickterer Seeleute.

La Bourdonnais, der die Stärke und Schwäche ſeiner Eſcadre kannte, hatte beſchloſſen, im Treffen die engliſchen Schiffe wo möglich zu entern. Peyton, der engliſche Befehlshaber, der dieſe Abſicht wahrnahm, gewann dem Feinde den Wind ab, in welcher Lage das Entern nicht ſtatt finden konnte. Es war erſt ſpät nach Mittag, als das Treffen anfing, und in ſolcher Entfernung fortgeſezt wurde, daß das Feuer des kleinen Gewehrs von den franzöſiſchen Schiffen wenig Schaden thun konnte; dagegen die Kanonen der Engländer mehr Wirkung thaten. Das Gefecht endigte ſich mit Anbruch der Nacht, die Engländer verloren fünfunddreyſig und die Franzoſen dreihundert Mann. Eins von den franzöſiſchen Schiffen von 30 Kanonen war ſo übel zugerichtet, daß man es ſogleich nach der Schlacht nach Bengalen zur Ausbeſſerung führen mußte.

Den folgenden Tag hielt Peyton Kriegsrath, da man denn nicht für rathſam hielt, ein zweytes Treffen zu wagen, bis man die Schiffe ausgebeſſert hätte. Dieſem Entſchluße zu folge, ſegelten die Engländer nach dem Hafen Trinconomaly in der Inſel Ceylon. Sie fuhren bey der franzoſiſchen Eſcadre vorbey, welche Miene machte das Gefecht zu erneuern. Dieſes war aber nichts anders als eine Maske des la Bourdonnais, um die Engländer davon abzuhalten, was er am meiſten fürchtete; denn faſt alle ſeine Schiffe hatten den größten Theil ihrer Munition verſchoſſen, und einige derſelben hatten nur noch auf vierundzwanzig Stunden Lebensmittel am Bord. Er eilte daher nach Pondichery zu kommen, wo Dupleix Gouverneur der franzöſiſchen oſtindiſchen Compagnie war, unter deſſen Befehl alle Beſitzungen ſeiner Nation in Indien ſtanden, nur allein die Inſeln Mauritius und Bourbon ausgenommen. Von dieſen war la Bourdonnais Gouverneur, dem auch alle Operationen der Flotte, unabhängig von Dupleix, anvertraut waren.

Der Ruhm und die Reichthümer, die la Bourdonnais wahrſcheinlich bey dieſer Ausrüſtung einärnten würde, erregten die Eiferſucht des Dupleix. Es entſtanden unter ihnen bald Uneinigkeiten, aber der patriotiſche Eifer des la Bourdonnais duldete nicht, daß das Intereſſe ſeiner Nation dabey aufgeopfert würde. Da er wohl einſah, daß ſeine Truppen nicht zu Lande mit gutem Erfolg gebraucht werden konnten, bis die engliſche Eſcadre entweder ruinirt, oder gezwungen wäre, die Küſte von Coromandel zu verlaſſen, ſo beſchloß er ſie aufzuſuchen, ſobald ſeine Schiffe ausgebeſſert und mit einer Anzahl von ſchweren Kanonen verſehn ſeyn würden.

Den 24ſten Julius ſegelte er von Pondichery ab, und entdeckte den 6ten Auguſt die engliſche Eſcadre. Dieſe aber vermied ein Gefecht, da ſie die Vermehrung der ſchweren Kanonen beym Feinde wahrnahm. Beide hatten ſich einander drey Tage lang im Geſicht, bis endlich die engliſchen Schiffe, die beſſer ſegelten, verſchwanden. La Beurdonnais ging nach Pondichery zurück, in der Meynung daß die Engländer bald wieder erſcheinen würden, um ſeine fernern Operationen zu hemmen; da er aber durch die lezte Vermeidung eines Treffens aufgemuntert wurde, ſo beſchloß er nun Madras zu belagern.

Die Engländer, die von dieſen Zurüſtungen in Pondichery hörten, verlangten nun von dem Nabob die Erfüllung ſeines Verſprechens, nämlich die Franzoſen abzuhalten, Feindſeligkeiten zu Lande zu begehn. Aber ſie unterließen hiebey das wirkſamſte Mittel zu gebrauchen, da ſie dieſes Anliegen um ſeinen Beyſtand nicht mit einem Geſchenk an Gelde begleiteten. Dieſe ſo übel angebrachte Sparſamkeit ließ den Nabob ſo kalt bey ihrem Intereſſe, daß, obgleich er an Dupleix eben keine ausdrückliche Erlaubniß ertheilte, er doch ihren Zurüſtungen keinen Einhalt that, ja nicht einmal Drohungen brauchte, um die Franzoſen von dem Angriff von Madras abzuhalten.

Dieſes Etabliſſement war ſeit hundert Jahren das vornehmſte Beſitzthum der Engländer auf der Küſte von Coromandel geweſen. Es war auf einem Grund angelegt, den der Große-Mogul der oſtindiſchen Compagnie geſchenkt hatte, und erſtreckte ſich fünf engliſche Meilen längs dem Seeufer, und eine Meile landeinwärts. Die Stadt hatte drey Abtheilungen; die ſüdliche war ungefähr vierhundert engliſche Ellen lang und hundert breit. Niemand als Engländer, oder andre Europäer unter ihrem Schutz wohnten in dieſem Theil, der damals funfzig wohlgebaute Häuſer, desgleichen eine anglicaniſche und eine katholiſche Kirche nebſt der Factorey und andern der Compagnie zugehörigen Gebäuden enthielt; ſie war umringt mit einer ſchlechten Mauer, und von vier Baſtionen vertheidigt, dieſe aber waren ſehr mangelhaft angelegt, und hatten keine Außenwerke. Dies Quartier war in Europa lange Zeit unter dem Namen Fort St. Georg bekannt geweſen, in Jndien nannte man es die weiße Stadt. Nach Norden zu daranſtoßend, war die andre Abtheilung, weit größer und ſchlechter befeſtigt; hierin befanden ſich viele ſehr gute Wohnungen, die den Armeniern und reichen indiſchen Kaufleuten zugehörten; dies Quartier nannte man die ſchwarze Stadt. Die dritte Abtheilung war eine Vorſtadt, wo die Jndier aller Volksklaſſen unter einander wohnten. Außerdem lagen vor der Stadt noch zwey große und ſehr volkreiche Dörfer, die ebenfalls von Jndiern bewohnt waren.

Der Handel von England nach der Küſte von Coromandel, nebſt dem Handel, den die Kaufleute verſchiedener Nationen von einem Theile von Indien nach dem andern führten, hatte Madras zu einem Grad von Reichthum und Ruf erhoben, daß es von allen europäiſchen Beſitzungen in Indien nach Batavia und Goa den Rang hatte. Es lebten hier in dieſem kleinen Erdraume 250,000 Menſchen, der größte Theil Indier von verſchiedenen Caſten und Religionen; unter dieſen waren drey bis vier tauſend von den indiſchen Chriſten, die ſich Portugieſen nennen, und vorgeben von dieſer Nation abzuſtammen. Die engliſche Colonie beſtand nur aus dreyhundert Mann; zweyhundert derſelben machten die Beſatzung aus; von dieſer aber waren nicht mehr als ein paar Offiziers, die je im Kriege geweſen waren. Die übrigen Engländer, die blos zu Handlungsgeſchäften erzogen worden, waren für den Kriegsdienſt noch untauglicher. Indeſſen hing die Vertheidigung des Orts von dieſer geringen Anzahl Engländer ab, da man überzeugt war, daß die übrigen Einwohner bey der Annäherung der Gefahr ſogleich die Flucht ergreifen würden.

Den 18ten Auguſt erſchien die franzöſiſche Flotte und belagerte die Stadt, ohne ihr jedoch Schaden zu thun. Sie verſuchten ein der engliſchen Compagnie gehöriges Schiff wegzunehmen; allein ſie betrugen ſich dabey ſo ungeſchickt, daß man deutlich die Abweſenheit des la Bourdonnais wahrnehmen konnte, der damals in Pondichery krank lag.

Der Hauptendzweck, weshalb die engliſche Eſcadre nach Indien geſchickt wurde, war, die Beſitzungen der Engländer auf der Küſte von Coromandel zu beſchützen; man erwartete ſie alſo ſtündlich bey

Madras zu ſehn, ob man gleich hier ſeit ſechs Wochen nichts von ihr gehört hatte. Die Beſtürzung in der Stadt gränzte daher nahe an Verzweiflung, als man vernahm, daß ſie nach Bengalen geſegelt wäre.

Den 3ten September langten die übrigen franzöſiſchen Kriegsſchiffe bey Madras an, welche die Truppen und das Belagerungsgeſchütz am Bord hatten. Ein Theil der Soldaten landete, und rückte bis auf einen Kanonenſchuß gegen die Stadt Dies Belagerungscorps beſtand aus 1100 Europäern, 400 Kaffern, und 400 Indiern, die nach europäiſcher Art disciplinirt waren; 1800 Seeſoldaten und Matroſen aber blieben auf den Schiffen.

La Bourdonnais, der nun ſelbſt gegenwärtig war, richtete ſeinen Angriff gegen die weiße Stadt, und ließ ſie aus neun Mörſern bombardiren. Das Feuer war ſo lebhaft und anhaltend, daß den dritten Tag zwey Engländer als Abgeordnete ins franzöſiſche Lager kamen, um mit la Bourdonnais zu tractiren, der darauf beſtand, daß die Stadt ihm auf Diſcretion übergeben werden ſollte, im Weigerungsfall drohte er mit einem Generalſturm. Die Furcht vor der Rückkehr der engliſchen Eſcadre beſtimmte dieſen Entſchluß, der durch eine Erneuerung des Bombardements bekräftigt wurde. Es kamen neue Deputirte, kehrten aber auch fruchtlos zurück, bis man endlich den 10ten September übereinkam, die Bedingungen des Siegers einzugehn. Alle Engländer wurden Kriegsgefangene, und die Stadt mußte ſogleich übergeben werden, jedoch mit dem Verſprechen, daß ſie hernach, und zwar gegen eine erträgliche Summe, ranzionirt werden ſollte.

La Bourdonnais nahm nun von der Stadt Beſitz, und pflanzte die franzöſiſche Flagge auf die Wälle. Von den Franzoſen kam während dieſer Belagerung auch nicht ein einziger Mann ums Leben, dagegen wurden fünf Engländer in der Stadt durch Bomben getödtet.

Von dieſer Periode an iſt es ſehr intereſſant, die Fortſchritte zu bemerken, welche die Engländer in Indoſtan in der Kriegskunſt, und überhaupt in ihren kriegeriſchen Unternehmungen gemacht haben.

Man erlaubte den engliſchen Einwohnern, ungeſtört ihre Häuſer zu bewohnen, aber die Magazine der oſtindiſchen Compagnie wurden von den Franzoſen in Empfang genommen. Den nämlichen Tag, da Madras überging, kam ein Bote vom Nabob Anwarodean zu Pondichery an. Er war zu deſto größerer Beſchleunigung auf einem Kameel abgefertigt worden, um Dupleix einen Brief zu überbringen, worin der Nabob ſein Erſtaunen über die Kühnheit der Franzoſen zeigte, Madras ohne ſeine Erlaubniß anzugreifen, wobey er drohete, ſeine Truppen dahin zu ſchicken, wenn die Belagerung nicht ſogleich aufgehoben würde. Dupleix ſandte ſeinem Agenten in Arcot Befehle zu, den Nabob zu beruhigen, mit dem Verſprechen, daß man die Stadt, wenn ſie eingenommen würde, ihm überliefern wolle; da denn die Engländer ſehr willig ſeyn würden, ihm für die Rückgabe eine groſze Summe Geldes zu bezahlen. Hiedurch gab Dupleix zuerſt zu erkennen, daß er glaubte, das Recht, über Madras zu ſchalten, käme ihm als General-Gouverneur der franzöſiſchen Beſitzungen in Indien zu.

La Bourdonnais aber, der dieſe Autorität nicht anerkennen wollte, fuhr fort ſeinem Verſprechen gemäß mit den Engländern wegen der Ranzion der Stadt zu tractiren. Gegen dieſen Tractat proteſtirte die Regierung von Pondichery als gegen eine Maaßregel, die dem Intereſſe ihrer Nation höchſt ſchädlich ſey, das durchaus verlangte, daß Madras dem Erdboden gleich gemacht würde. Es entſtanden hieraus Streitigkeiten, die glücklicherweiſe für die engliſchen Angelegenheiten vielen Uebeln vorbeugten, die wahrſcheinlich die Engländer hätten befallen müſſen, wenn die Feinde einig geweſen wären. Denn den 27ſten September langten drey Kriegsſchiffe in Pondichery an, eins von 72, die andern von 40 Kanonen, mit 1360 Mann beſezt. Vermittelſt dieſer Verſtärkung waren die Franzoſen ſtark genug, alle übrigen engliſchen Beſitzungen in Indoſtan zu erobern. Dieſes war auch die Beſtimmung und Abſicht des la Bourdonnais, und er würde auch dieſen Entwurf ausgeführt haben, wenn alle ſeine Operationen nicht durch Dupleix und den Rath in Pondichery gehemmt worden wären.

Inzwiſchen wurde die Beute aus Madras nach Pondichery geſchickt. Dupleix wollte durchaus von der Ranzion nichts hören, und la Bourdonnais war entſchloſſen, nicht eher Madras zu verlaſſen, bis dieſer Gouverneur den Tractat genehmigt hätte. Seine Erfahrung im Seeweſen ließ ihn jedoch völlig die Gefahr voraus ſehn, welcher ſeine Schiffe ausgeſetzt waren, wenn ſie in dieſer kritiſchen Jahreszeit länger auf der Küſte von Coromandel blieben.

In Indien iſt das Jahr in zwey Jahrszeiten abgetheilt. Vom October bis zum März wehen die Nordwinde, und die übrigen Monate die Südwinde. Dieſe Jahrszeiten werden von den Seeleuten Monſuns genannt. Der Uebergang von einer zur andern geſchieht vermittelſt einer Zwiſchenzeit von ungefähr zwanzig Tagen, während welchen Windſtille, oder unbedeutende und ungewiſſe Winde herrſchen. Auf der Küſte von Coromandel fängt die nordiſche Monſun bisweilen mit einem Orkan an; iſt der Anfang aber gemäßigt, ſo fällt das ſtürmiſche Wetter zu verſchiedenen Zeiten ein, bis zur Mitte des Decembers; daher hält man es für gefährlich, daß Schiffe auf der Küſte nach dem 15ten October bleiben, oder vor dem 20ſten December hier wieder zurück kommen.

Den 2ten October war das Wetter ſehr ſchön; um Mitternacht aber entſtand ein ſchrecklicher Sturm, der bis zum folgenden Tage dauerte. Sechs franzöſiſche Schiffe, die nahe an der Küſte vor Anker lagen, waren bey Tagesanbruch verſchwunden. Das 70 Kanonen Schiff verlor alle Maſten; ein gleiches Schickſal hatten drey andre Kriegsſchiffe. Das Waſſer drang mit ſolcher Gewalt hinein, daß die Beſatzungen alle Augenblick unterzugehen befürchteten, ſie hatten daher alle Kanonen des untern Raums über Bord geworfen. Zwanzig andre Schiffe, die verſchiedenen Nationen gehörten, ſcheiterten entweder an der Küſte, oder wurden in den Wellen begraben.

Die beiden mit Beute von Madras beladenen Schiffe lagen in dieſer Zeit bey Pondichery vor Anker, wo ſie von dem Sturm nichts gewahr wurden.

Es iſt hiebey zu bemerken, daß die Wuth dieſer Orkane ſich mehrentheils 60 bis 70 engliſche Meilen weit erſtreckt, nachher aber werden ſie gemäßigt, wenn ſie über den bengaliſchen Meerbuſen ſtreifen.

Der Ranzions-Tractat war den Tag vor dem Sturm in Ordnung gebracht worden. Man war übereingekommen, daß die Franzoſen den 4ten October die Stadt räumen ſollten. Nach einem der Artikel, wurde die in der Stadt zurückgebliebene Artillerie und Munition zwiſchen den Franzoſen und Engländern getheilt. Dupleix hatte den la Bourdonnais wiſſen laſſen, daß er ſich von allen Verhandlungen mit den Engländern gänzlich losſagte, wenn die Franzoſen nicht ſo lange im Beſitz von Madras blieben, als nöthig wäre, alle den Tractat betreffende Streitigkeiten in Ordnung zu bringen. La Bourdonnais ſtellte daher den Engländern die Nothwendigkeit vor, zu welcher ihn die Hartnäckigkeit des Dupleix gebracht hätte, auf drey Monat den Termin zu verlängern, den er zur Ueberlieferung der Stadt angeſezt hätte. Die Engländer bewilligten dieſen Antrag, aus Furcht dem Haß des Dupleix überlaſſen zu werden.

Alle der oſtindiſchen Compagnie gehörige Kaufmannsgüter, nebſt der mitgenommenen Munition und den Seebedürfniſſen, betrugen nach Angabe der Franzoſen 130,000 Pf. St., das Gold und Silber wurde 31000 Pf. St. geſchätzt; die Hälfte des Geſchützes aber auf 24000 Pf. St. Das Privateigenthum eines jeden blieb hiebey unangetaſtet. Man kam nun überein, daß die Franzoſen die Stadt vor Ende des folgenden Januars räumen, da denn die

Engländer den ganzen Krieg über nicht weiter von ihnen angegriffen werden ſollten. Auf dieſe Bedingungen verſprach die Regierung in Madras 1100,000 Pagoden, oder 440,000 Pf. St. zu bezahlen. Hievon ſollten 240,000 in ſechs Terminen erlegt werden, und zwar vor dem October 1749; für die übrigen 200,000 Pf. St. wurden Wechſel auf die oſtindiſche Compagnie in London gezogen. Für die Erfüllung dieſes Tractats gaben die Engländer Geißel.

Dupleix ernannte nun einen Gouverneur von Madras, den la Bourdonnais förmlich einſezte, und ſodann nach Pondichery zurückſegelte. Er hielt ſich hier aber nicht lange auf, ſondern ſegelte den 20ſten October mit ſieben Schiffen wieder ab, in der Abſicht nach Achin zu gehen. Er machte von dieſer Eſcadre zwey Abtheilungen, eine aus vier Schiffen beſtehend, die in gutem Stande waren, und die andre aus drey Schiffen, die bey dem Orkan ſehr gelitten hatten, unter denen ſich ſein eigenes von 70 Kanonen befand. Da dieſe zweite Abtheilung überdem nun mit Stürmen und widrigen Winden zu kämpfen hatte, ſo war es unmöglich den beſtimmten Hafen zu erreichen, daher la Bourdonnais den Lauf nach der Inſel Mauritius nehm, und auch glücklich im December daſelbſt anlangte. Er ging bald nachher nach Frankreich, und verließ ſeine Inſel, die er aus einer wild verwachſenen Wüſte zu einer blühenden Colonie umgeſchaffen, und zum Kriegsmagazin der Franzoſen in Oſtindien gemacht hatte.

Wie grauſam dieſer große Mann bey der Ankunft in ſeinem Vaterlande behandelt wurde, iſt jedermann bekannt. Die Freunde des Dupleix hatten bey Hofe Einfluß genug, um ihn in die Baſtille ſperren zu laſſen, wo er drey Jahre lang gefangen lag. Man unterſuchte endlich ſein Betragen, und hörte ſeine Rechtfertigung an, da er denn durch Papiere, die öffentlich bekannt gemacht wurden, ſeine Unſchuld vollkommen bewies, und in Freyheit geſezt wurde. Hätte er die nachherigen Unfälle ſeiner Nation zur See erlebt, ſo würden ſeine Fähigkeiten ihn wahrſcheinlich zu den höchſten Ehrenſtellen bey der franzöſiſchen Marine erhoben haben. Seine mechaniſchen Kenntniſſe waren ſo groß, daß er im Stande war, ein Kriegsſchiff vom Kiel an fertig zu bauen; ſeine außerordentliche Schiffahrtskunde machte ihn fähig, es geſchickt in allen Meeren zu führen, und ſein Muth, es wider nicht zu ſehr überlegene Angriffe zu vertheidigen. Bey der Ausrüſtung einer Flotte ſorgte er für alles von den größten Gegenſtänden an bis zu den geringſten Kleinigkeiten, ohne ſich durch die Mannichfaltigkeit und Anzahl derſelben irre machen zu laſſen. Seine Entwürfe waren einfach, ſeine Befehle beſtimmt, und beide immer der abſichtlichen Operation vollkommen angemeſſen. Er war unermüdet in ſeinen Bemühungen, und Schwierigkeiten dienten blos, ſeine Thätigkeit zu vermehren, die ſeinen Untergebenen das größte Muſter vom Dienſteifer war.

Der vorerwähnte Orkan vernichtete die franzöſiſche Seemacht in Indien, und rettete die engliſchen Beſitzungen aus der augenſcheinlichſten Gefahr. Indeſſen fielen Begebenheiten an der Küſte von Coromandel vor, die eine Folge der Truppenvermehrung waren, die Pondichery erhalten hatte. La Bourdonnais hinterließ bey ſeinem Abzuge zwölfhundert Mann diſciplinirter Truppen, außerdem wurden vierhundert und funfzig Soldaten aus den lezt in Indien angekommenen Schiffen genommen, desgleichen mußten neunhundert Matroſen ihre Schiffe verlaſſen, um zu Landſoldaten gemodelt zu werden. Durch dieſe Maaßregeln ſtieg das Corps der franzöſiſchen Truppen in Pondichery bis auf 4000 Europäer.

Der Nabob Anwar-odean wurde bald gewahr, daß die Verſprechung des Dupleix, ihm Madras zu überliefern, nichts als ein politiſcher Fechterſtreich geweſen war, um ihn abzuhalten, den Engländern während der Belagerung dieſer Stadt beyzuſtehn. Er beſchloß daher, dieſe Beleidigung zu rächen, und das von den Franzoſen beſezte Madras ſelbſt zu belagern, da er keinen Augenblick zweifelte, es den Franzoſen eben ſo leicht abzunehmen, als dieſe es von den Engländern genommen hatten. Dieſe Vorſtellung hatte ihren Grund in ſeiner gänzlichen Unkunde der Kriegsfähigkeiten der Europäer, da dieſe noch nie hier entwickelt worden waren; im Gegentheil hatten alle europäiſche Nationen bisher immer Ehrfurcht und Unterwürfigkeit gegen die mogulſche Regierung bewieſen. Er bildete ſich daher ein, daß dieſes unterwürfige Betragen aus Furcht vor der größern Tapferkeit der Mohren veranlaßt würde.

Das nach Madras unter Anführung ſeines älteſten Sohnes Maphuze-Khan abgeſandte Heer beſtand aus 10,000 Mann, mit welchem die Stadt umringt wurde. Man ſchickte zwey Deputirten heraus, um mit ihm zu tractiren, die aber zu Gefangenen gemacht wurden. Der franzöſiſche Commendant hatte von Dupleix Befehl erhalten, die Feindſeligkeiten ſo lange als möglich zu verſchieben. Maphuze-Khan ſchrieb dieſe Unthätigkeit der Furcht zu, und da er Nachricht von den Angriffs-Maaßregeln einzog, deren ſich la Bourdonnais bey der Belagerung des Orts bedient hatte, ſo beſchloß er ſie nachzuahmen. Man brachte große Haufen von Reißbündeln und Erde auf den Fleck zuſammen, wo die Franzoſen eine ihrer Mörſerbatterie aufgeführt hatten. Hier wurden ihre Kanonen aufgepflanzt, die aber ſo alt und unbrauchbar waren, daß ſie nicht ohne Gefahr losgebrannt werden konnten.

Die Belagerer wollten die ſchwarze Stadt ſtürmen, deren Mauern niedrig und die Baſtionen ſehr ſchwach waren, allein nunmehr fingen die Franzoſen auch ihrer Seits zu feuern an, und trieben die Feinde fort, da ſie denn ſich nicht eher ſezten, bis ſie von den Kanonen nicht mehr erreicht werden konnten. Den folgenden Tag, als den 22ſten October, marſchirten die Belagerten, 460 Mann ſtark, mit zwey Feldſtücken aus der Stadt, und griffen eine Abtheilung der feindlichen Armee an, die abgeſondert campirte. Die Reiterey war ſogleich in Bewegung, und rückte muthig vor, da ſie nie die Wirkung von europäiſchem Geſchütz erfahren hatte. Die Mohren träumten nicht die Möglichkeit, mit einer Kanone fünf oder ſechs Schüſſe in einer Minute zu thun; denn vermittelſt der ungeſchickten Behandlung ihrer eignen plumpen Artillerie glauben ſie alles zu thun, wenn ſie einmal in einer Viertelſtunde feuern. Die Franzoſen hatten ihre beiden Feldſtücke hinter ihre Linie verborgen, bis die mohriſche Cavallerie nahe genug war, um die ganze Wirkung davon zu empfinden. Nun öffnete ſich die Linie, und das Feuer der Kanonen brachte ſie ſogleich in Unordnung. Sie verſuchten zwar Stand zu halten, in der Hoffnung daß das Feuer aufhören würde; da es aber lebhaft fortdauerte, rettete ſich alles mit der Flucht. Die Zelter und die Bagage fielen den Franzoſen in die Hände, desgleichen zwey Kanonen, die aber ſo unbrauchbar waren, daß man ſie in einen Brunnen warf. Kein einziger Europäer kam bey dieſem Angriff um, dagegen wurden 70 Mohren getödtet.

Maphuze-Khan zog ſogleich nach dieſer Niederlage ſeine Truppen zuſammen, und lagerte ſich zwey Meilen von der Stadt; da er aber hörte, daß die Franzoſen aus Pondichery Verſtärkung erwarteten, ſo verließ er ſein Lager den folgenden Tag, und nahm von St. Thomas Beſitz, einer vier Meilen von Madras gelegenen Stadt.

Dieſer Ort gehörte ehemals den Portugieſen, und war zur Zeit ihrer glorreichen Tage in Indien wegen der Pracht und dem Reichthum ſeiner Einwohner berühmt, iſt aber jezt ſehr unbedeutend, obgleich ein portugieſiſcher Biſchof hier ſeinen Siz hat. Die Stadt iſt gar nicht befeſtigt; einige Ruinen von einer Mauer umgeben ſie, und nahe bey derſelben iſt ein kleiner Fluß, der ſich ins Meer ergießt. An dem Ufer dieſes Fluſſes lagerte ſich Maphuze-Khan mit allen ſeinen Truppen, um den Franzoſen, wenn ſie wieder erſcheinen ſollten, den Uebergang ſtreitig zu machen. Dieſe fanden ſich auch bey Tagesanbruch ein. Man war übereingekommen, daß 400 Mann aus Madras marſchiren ſollten, um die Mohren vorn anzugreifen, während welcher Zeit ein Corps aus Pondichery ihnen im Rücken fallen ſollte; allein die Truppen aus Madras kamen nicht zu rechter Zeit an. Dennoch geſchah der Angriff ohne Verzug. Man wadete durch den Fluß, und kehrte ſich nicht an das mohriſche Artilleriefeuer, das keinen Schaden that. So erreichten die Franzoſen das Ufer, gaben eine Generalſalve, und nun ſtürzten ſie mit ihren Bajonets über die Feinde her, die in ein ſolches Schrecken geriethen, daß ſie in der größten Unordnung nach der Stadt flohen, wo Reiter und Fußvolk in den engen Gaſſen ſo ſehr ins Gedränge kamen, daß ſie ohne Widerſtand von den Franzoſen niedergeſchoſſen wurden. Endlich erreichte das fliehende Heer mit großem Verluſt die Ebene jenſeits der Stadt. Mavhuze-Khan ſaß auf einem Elephanten und hatte an der Seite die große Fahne des Carnaticks, war aber einer der erſten, der ſich zu retten ſuchte. Mittlerweile langten die Truppen aus Madras an, und zwar noch zu rechter Zeit, um die feindliche Bagage plündern zu helfen, unter welcher nicht wenig Sachen von Werth waren, nebſt vielen Pferden, Ochſen und Kameelen. Dieſe Niederlage ſezte die Armee des Nabobs in ſolche Beſtürzung, daß ſie nichts weiter unternahm, ſondern nach Arcot zurück marſchirte.

Es war jezt über hundert Jahre, ſeitdem die Europäer gegen die indoſtanſchen Statthalter einen Sieg erfochten hatten. Die Erfahrung vormaliger fruchtloſer Unternehmungen, die unmilitäriſche Denkungsart, die allen Colonien gemein war, und eine lange Entwöhnung vom Gebrauch der Waffen, hatten den Gedanken erzeugt, daß die Mohren fürchterliche Feinde wären. Dieſen Irrthum hatten die Franzoſen nun auf einmal widerlegt, da ſie eine ganze Armee mit ein paar hundert Mann ſchlugen. Ihr Anführer war ein Schweizer, Namens Paradis. Er hatte die Gunſt des Dupleix durch eine heftige Feindſchaft gegen la Bourdonnais erlangt, daher wurde er als die ſchicklichſte Perſon angeſehn, des leztern Maaßregeln entgegen zu arbeiten, und zu dieſem Endzweck zum Commendanten von Madras ernannt. Zu gleicher Zeit verſammelten ſich die Einwohner von Pondichery, die durch die Emiſſarien des Dupleix geleitet wurden, und übergaben dem Conſeil eine Vorſtellung, worin ſie die Nothwendigkeit zeigten, den Ranzionstractat zu vernichten. Das Conſeil, unter dem Vorwande dem einſtimmigen Verlangen der Einwohner zu willfahren, ertheilte dem Paradis die nöthigen Befehle. Dieſer berief den 30ſten October die Einwohner von Madras zuſammen; die franzöſiſche Beſatzung war unter Waffen, und ein an die Engländer gerichtetes Manifeſt wurde öffentlich verleſen. Es enthielt folgende Erklärungen;

Der Ranzionstractat mit la Bourdonnais wurde für null und nichtig erklärt, und den Engländern anbefohlen, die Schlüſſel aller Magazine ohne Ausnahme zu überliefern; alle Kaufmannsgüter, Silberzeug, Lebensmittel, Munition und Pferde wurde für das Eigenthum der franzöſiſch-oſtindiſchen Compagnie erklärt; man erlaubte jedoch den Engländern, ihre Mobilien, Kleider, und den Schmuck ihrer Weiber zu behalten; dabey verlangte man aber ihr Ehrenwort, nicht feindlich gegen die Franzoſen zu agiren, bis ſie ausgewechſelt ſeyn würden. Wollte jemand dieſen Befehl nicht befolgen, ſo ſollte er gefänglich eingezogen und nach Pondichery geſandt werden. Noch überdem wurde allen befohlen, die Stadt in vier Tagen zu verlaſſen, die ſich weigern würden, dem Könige von Frankreich den Huldigungseid zu leiſten, auch ſollten ſie ſich nicht in den Bezirken von Madras aufhalten.

Dieſe harte Bedingungen vermehrten noch die Ungerechtigkeit, die den Bruch des Völkerrechts ohnehin auszeichnete.

Die Franzoſen vollzogen ihr Manifeſt mit der äußerſten Strenge, und nahmen den Engländern ihr Privateigenthum mit der gierigſten Raubſucht weg, die faſt alle dabey ruiniert wurden. Man führte den Gouverneur und einige der vornehmſten Einwohner unter einer Bedeckung von 400 Mann nach Pondichery. Hier hatte Dupleix die Eitelkeit, unter dem Vorwand ihnen eine Ehre anzuthun, ſie mit großem Pomp in die Stadt einzuführen, wo ſie vor den Augen von 50,000 Zuſchauern als Gefangene im Triumph geſchleppt wurden. Viele der Einwohner von Madras und einige Offiziers wollten nicht das verlangte Ehrenwort geben, denn ſie behaupteten, daß der Bruch des Ranzionstractats ſie von dem losſagte, was ſie dem la Bourdonnais verſprochen hätten. Um ſich aber nicht übler Behandlung auszuſetzen, ſo flüchteten ſie bey Nachtzeit aus der Stadt, wanderten auf Seitenwegen durchs Land, und langten endlich glücklich im engliſchen Fort St. David an.

Hier beſaß die engliſche oſtindiſche Compagnie ein größeres Stück Land, als bey Madras. Man hatte es hundert Jahr zuvor von einem indiſchen Fürſten gekauft, und dieſes erſtandene Recht wurde durch den mogulſchen Vicekönig beſtätigt, da die Mohren den Carnatick eroberten. Das Fort lag nahe am Meere, zwölf engliſche Meilen von Pondichery; es war nur klein, allein beſſer befeſtigt, als irgend eins von dieſer Größe in Indien. Die Stadt Cuddalore war nicht über eine Meile davon entfernt; hier wohnten die vornehmſten indiſchen Kaufleute und viele andre Indier, die von der Compagnie abhingen. Die Stadt war 1200 engliſche Ellen lang und 900 breit, und mit Mauern und Baſtionen verſehn. Unweit dem Fort lagen drey volkreiche Dörfer, von Indiern bewohnt, die auch noch zum engliſchen Boden gehörten. Dieſes Etabliſſement war von dem zu Madras abhängig und das nächſte im Rang; da aber der Ranzionstractat gebrochen war, ſo betrachteten die Agenten der Compagnie ihre Obern zu Madras als Gefangene der Franzoſen, und übernahmen daher ſelbſt die Hauptadminiſtration der engliſchen Beſitzungen auf der Küſte von Coromandel

Sie fingen ihre Verwaltung damit an, daß ſie den Nabob von Arcot um Hülfe wider die Franzoſen baten, von welchen ſie jezt täglich erwarteten angegriffen zu werden. Die Niederlage des Maphuze-Khan hatte die Mohren ſo ſehr erbittert, daß der Nabob ſich gleich bereitwillig finden ließ, eine Armee nach dem Fort St. David zu ſenden, wenn die Engländer einen Theil der dazu erfoderlichen Koſten tragen wollten. Da man dieſe Bedingung einging, ſo ſezten ſich des Nabobs Truppen ſo fort in zwey Colonnen in Bewegung; eine derſelben commandirte Maphuze-Khan, und die andre ſein Bruder Mahomed-Ally.

Dupleix hatte wirklich ſeine Augen auf das Fort St. David gerichtet, und übertrug die Expedition ſeinem Günſtling Paradis, der deshalb von Madras abgerufen wurde. Er nahm 300 Europäer von der Beſatzung mit ſich, um ſich erſt nach Pondichery zu begeben, wobey er zugleich alle gemachte Beute mit fortbringen wollte. Maphuze-Khan, der vor Begierde brannte ſich zu rächen, beſchloß dieſes Detaſchement aufzuheben, und erwartete es mit 5000 Mann unweit Sadras, einer holländiſchen Colonie. Die Franzoſen marſchirten mit der Bagage in der Mitte; die von Coolies getragen wurde; einer Menſchenklaſſe, die eine beſondre Caſte in Indien ausmacht, und keine andre Beſchäftigung hat, als die Stelle von Laſtthieren zu vertreten. Die mohriſche Reiterey griff den Zug unaufhörlich an, zog ſich bey dem Feuer der Franzoſen ſchnell zurück, und kam immer wieder, wenn dieſe den Marſch fortſetzen wollten. Da man nun auf dieſe Weiſe ſehr langſam vorwärts rückte, und Paradis fürchtete, daß ihn die Nacht im freyen Felde überfallen könnte, ſo nahm er ſeine Bagage vor ſich, und eilte mit dem Vortrab, um Sadras zu erreichen; die übrigen Truppen ließ er zurück, mit Befehl, ihm ſo gut wie ſie könnten zu folgen. Es gelang auch mit einem Verluſt von zwölf Mann, die gefangen wurden. Maphuze-Khan zeigte dieſe Gefangenen allenthalben als einen unleugbaren Beweis ſeines Sieges; eine Einbildung, die durch das Betragen des Paradis beſtätigt wurde, der ſich nicht eher getraute, Sadras zu verlaſſen, bis er eine beträchtliche Verſtärkung von Pondichery erhalten hatte. Maphuze-Khan vereinigte ſich nach dieſem Scharmützel mit ſeinem Bruder, der ſchon im Felde ſtand.

Die zum Angriff von St. David beſtimmten franzöſiſchen Truppen verſammelten ſich bey Ariancopang, einem kleinen franzöſiſchen Fort unweit Pondichery, die Offiziers aber widerſezten ſich, den Paradis als Befehlshaber anzunehmen, da ältere gegenwärtig waren; dieſer Hinderniß abzuhelfen, wurde dem Oberſten Bury, dem älteſten franzöſiſchen Offizier in Indien, das Commando übertragen.

Die europäiſchen Truppen im Dienſt der Colonien in Indoſtan beſtehn nie ganz aus Eingebornen desjenigen Landes, zu welchem die Colonie gehört; im Gegentheil mehr als die Hälfte waren allemal Leute aus allen Nationen von Europa. Die chriſtlichen Indier, die ſich **Portugieſen** nennen, machten jederzeit einen Theil der Forts-Beſatzungen aus. In Anſehung des Muths unterſcheiden ſich dieſe nicht ſehr von den niedrigen indiſchen Caſten, und kommen lange nicht den höhern Caſten, oder den nordiſchen Mohren in Indoſtan gleich; jedoch weil ſie die Handgriffe verſtehn, mit dem Gewehr umzugehn wiſſen, und auf europäiſche Art mondirt ſind, ſo werden ſie den europäiſchen Truppen einverleibt. Sie tragen einen Huth, und wegen dieſes Kleidungsſtücks werden ſie **Topaſſen** genannt, dahingegen die andern Indier und Mohren, die auf europäiſche Art geübt ſind, mit dem Namen **Sepoys** bezeichnet werden; wobey ſie jedoch weder ihre Kleidung, noch ihre Sitten und Gebräuche verändern. Die Sepoys ſind in Compagnien und Bataillons abgetheilt, und haben Offiziers von ihrer eignen Nation. Diejenigen Indier aber, die ihre eignen Waffen haben, und ſie nach ihrer gewohnten Art gebrauchen, behalten die Namen, die man ihnen in ihren Ländern giebt. Dieſe undiſciplinirte Truppen, ſie mögen mit Schwertern, Wurfſpießen, Bogen und Pfeilen, Lanzen oder Feuergewehr bewaffnet ſeyn, werden auf der Küſte von Coromandel von den Europäern mit dem Namen **Peons** bezeichnet.

Die Franzoſen langten den 9ten December in der Nachbarſchaft des Forts St. David an. Ihre Truppen beſtanden in 700 Mann, größtentheils Europäer, worunter 50 Reiter und einige Compagnien Kaffern waren, die la Bourdonnais aus Madagaſcar und Afrika gezogen und diſciplinirt hatte. Ihre Artillerie beſtand in ſechs Feldſtücken und ſechs Mörſern.

Die Garniſon im Fort St. David war nebſt den Flüchtlingen von Madras nicht ſtärker als 200 Europäer und 100 Topaſſen. Dieſe wurden zur Vertheidigung des Forts beſtimmt, und da des Nabobs voriges Betragen das Vertrauen der Engländer auf ſeine Hülfe verringerte, ſo mietheten ſie 2000 Peons, um Cuddalore zu vertheidigen, und theilten 900 Feuergewehre unter ſie aus. Damals hatten die Engländer noch nicht die Methode angenommen, Indier auf europäiſche Art zu diſcipliniren, obgleich die Franzoſen ihnen dazu das Beyſpiel gegeben hatten.

Dupleix hatte Nachricht erhalten, daß der Nabob nur 1500 Mann Hülfstruppen abgeſchickt habe, er befahl daher, daß Bury die Stadt Cuddalore zuerſt angreifen ſollte. Die Franzoſen, die bey ihrer Ankunft auf engliſchen Boden keinen andern Widerſtand fanden, als einige Trupps von Peons, waren ziemlich ſicher, daher ſie ſich in einen Garten lagerten, ihre Waffen niederlegten, keine Wachen ausſtellten, und überhaupt nicht die geringſte Maaßregel gegen einen Ueberfall nahmen. Die Soldaten aßen, kochten, ſchliefen, und liefen zerſtreut umher; ein gleiches thaten die Coolies, nachdem ſie die Bagage von den Kameelen und Ochſen abgeladen hatten. So war die Unordnung, als man des Nabobs Armee entdeckte, die unter dem Befehl ſeiner Söhne 9000 Mann ſtark anrückte. Jedermann lief beſtürzt zu den Waffen; das Schrecken war ſo groß, daß ſie ihre vortheilhafte Lage vergaßen. Denn da der Garten mit einer Mauer umgeben war, ſo waren ſie für den Angriff der Cavallerie ſicher, die den größten Theil des feindlichen Heers ausmachte. Sie dachten an nichts, als ſich in Eil über den nahe gelegenen Fluß zu ziehn. Der Feind ließ ihnen aber hiezu die Zeit nicht, ſondern griff ſie muthig an. Die Franzoſen ſprangen in den Fluß, der nur vier Fuß tief war, und wadeten durch, viele aber warfen ihre Waffen weg, um hinüber zu ſchwimmen; auch die Kanonen wurden glücklich hinüber gebracht.

Die Engländer, die den Angriff aus dem Fort St. David gewahr wurden, thaten einen Ausfall, kamen aber zu ſpät, um den Uebergang über den Fluß zu verhindern. Die Franzoſen zogen ſich indeſſen nach Ariancopang zurück, wo ſie denn fanden, daß 12 Europäer getödtet und 120 verwundet worden waren. Sie hatten alle ihre Bagage verloren, die ohne Verzug von des Nabobs Truppen geplündert wurde, ſo daß die Engländer bey ihrer Zurückkunft vom Verfolgen nichts als einige Kaſten mit Gewehr und Munition fanden.

Dieſer üble Erfolg gab Dupleix wenig Hoffnung das Fort St. David zu erobern, ſo lange die Engländer von den Mohren unterſtützt würden, er trat daher ſogleich in Unterhandlung mit dem Nabob, um ihn zu vermögen, ſeine Truppen zurück zu rufen; zu gleicher Zeit aber machte er auch den Entwurf, Cuddalore zu überrumpeln. Zu dieſem Endzweck wurden 500 Mann den 30ſten December auf Booten eingeſchifft, die dieſen Verſuch mit anbrechendem Tage wagen ſollten; allein der Wind wehete ſo ungeſtüm, da ſie eben landen wollten, und die Landung war ſo gefährlich, daß die Boote mit Waſſer angefüllt wurden, und alle wieder umkehren mußten. Dupleix ließ nach dieſem neuen mißlungenen Verſuche den Muth nicht ſinken, ſondern beſchloß, da er den Nabob nicht von den Engländern abwendig machen konnte, den Krieg in ſeine eignen Länder bey Madras zu ſpielen. Dieſem Entwurf gemäß fiel ein Detaſchement aus Madras ins Land ein, und verbrannte und verheerte alle Dörfer, wo es hinkam. Die Einwohner flohen, ohne Widerſtand zu thun, und keine Truppen wären in der Nähe. Die Franzoſen fanden hier eine große Menge Getreide, das ſie alles in Aſche verwandelten, weil ſie es nicht fortbringen konnten. Sie zogen aus dieſer Expedition keine Vortheile, denn die Mohren blieben beym Fort St. David gelagert, und der Nabob war noch mehr aufgebracht als jemals.

1747 Den 9ten Januar langten vier Schiffe, die ehemals zu der Eſcadre des la Bourdonnais gehört hatten, von Achin zu Pondichery an. Dupleix gab ſogleich dem Nabob von ihrer Ankunft Nachricht, vergrößerte außerordentlich die erhaltene Verſtärkung, und ſtellte dabey die Engländer im Fort St. David als eine Hand voll Menſchen vor, die von ihren Landsleuten gänzlich verlaſſen wären. Die Fürſten in Indoſtan ſowohl als ihre Unterthanen geben ſich nie die Mühe, von Dingen, die außerhalb ihren Staaten vorgehn, Erkundigung einzuziehn. Die lange Abweſenheit der engliſchen Flotte, und die Eilfertigkeit, womit ſie im vorigen September die indiſchen Küſten verlaſſen hatte, diente in den Augen der Mohren zur Beſtätigung, daß die Engländer ſich in einem verzweiflungsvollen Zuſtande befänden. Die Regierungen in Indoſtan haben bey ihren politiſchen Verhandlungen keine Begriffe von National-Ehre; ſobald ſie daher ihre Bundsgenoſſen im Unglück ſehn, ſo gehn ſie ohne Bedenken auf die andre Seite über, und machen die gegenwärtigen Vortheile zur einzigen Regel ihrer Handlungen. Der Nabob befahl alſo ſeinem Sohne Maphuze-Khan, des Dupleix Vorſchläge anzuhören, zu gleicher Zeit ſchickte er die beiden Deputirten nach Pondichery zurück, die man bey Madras gefangen genommen hatte. Der eine dieſer Gefangenen war ein Neffe des Dupleix, und der andre ein Mitglied des Conſeils in Pondichery. Sie waren ſeit ihrer Gefangenſchaft beſtändig in Arcot geweſen, wo wahrſcheinlich zuvor nie Europäer einen ſo langen Aufenthalt gemacht hatten. Die Mohren waren bisher ſehr beſorgt geweſen, nicht den Europäern ihr Land kennbar zu machen, und da dieſe auch mit dem Handel allein beſchäftiget waren, ſo bekümmerten ſie ſich gar nicht um den Zuſtand des Landes, daher ſie damals Arcot ſo wenig als Delhi kannten.

So verächtlich indeſſen Dupleix von den Engländern gegen den Nabob ſprach, ſo fürchtete er doch ſehr die Zurückkunft ihrer Eſcadre, und war überzeugt, daß die von Achin angekommenen Schiffe alsdann nur eine ohnmächtige Verſtärkung ſeyn würden; ſobald er daher die gewiſſe Hoffnung hatte, die Mohren von den Engländern abzuziehn, ſo befahl er den Schiffen, die Küſte von Coromandel zu verlaſſen. Sie ſegelten den 8ten Februar von Pondichery ab, und gingen nach Goa. Wenig Tage nachher kam Maphuze-Khan ſelbſt nach Pondichery, wo er mit großem Pomp empfangen wurde. Dupleix bezahlte ihm in baarem Gelde 50,000 Rupien, und machte ihm überdem ein Geſchenk von europäiſchen Waaren und Koſtbarkeiten, die an 100,000 Rupien werth waren. Hierauf wurde der Friede zwiſchen den Franzoſen und dem Nabob geſchloſſen, der ſofort ſeine Truppen zurückrief.

Ein engliſches der Compagnie gehöriges Schiff, das von dem Verluſt von Madras nichts wußte, erſchien im November auf der Höhe der Stadt. Der Commandant Paradis ließ ſogleich die engliſche Flagge auf die Wälle pflanzen, und ſchickte Soldaten in einem andern Schiffe ab, das auch die engliſche Flagge führte, es wegzunehmen. Das Compagnie-Schiff warf unbeſorgt in deſſen Nachbarſchaft Anker, worauf es ſofort angegriffen wurde, aber auf eine ſo ungeſchickte Art, daß Paradis in der Entfernung den Verluſt ſeines eigenen Schiffes fürchtete, und daher von den Stadtbatterien auf das engliſche feuern ließ. Dieſe Feindſeligkeiten entdeckten den Engländern das Geheimniß, da ſie denn ſonder Verzug die Anker lichteten, und, ohne den geringſten Schaden gelitten zu haben, glücklich entkamen. Im Januar langte ein ander Schiff aus England bey Madras an. Um dieſes zu kapern, ſchickten die Franzoſen in einem Fiſchernachen einen in engliſcher Sprache geſchriebenen Brief ans Schiff, deſſen Inhalt Nachricht gab, daß die Stadt von den Mohren blokirt ſey, und daß die Engländer daher ungeſäumt ihre Waaren von Werth und ihre Soldaten ans Land ſchaffen möchten. Der Schiffscapitain, der durch die engliſche von den Wällen wehende Flagge und den Brief betrogen wurde, ahndete nichts übels, und erlaubte den großen abgeſchickten Booten, ſich ans Schiff zu legen. Eine Anzahl Soldaten waren in denſelben verborgen, die in einem Augenblick von allen Seiten das Schiff beſtiegen, deſſen Beſatzung größtentheils am Scorbut krank lag. Die Geſunden, die noch Widerſtand hätten thun können, waren über dieſen Vorfall ſo beſtürzt, daß ſie leicht überwältigt wurden. Dies war eine ſehr reiche Priſe; denn außer den Waaren hatte das Schiff 60,000 Pf. St. baares Geld am Bord. Mitlerweile ließ ſich ein anderes Compagnie-Schiff bey dem Fort St. David ſehn. Der Commandant des Forts ſandte ſogleich dem Capitain einen Brief, worin er ihm den Verluſt von Madras und die Obermacht der Franzoſen an der Küſte von Coromandel meldete, dabey vergaß er den ſchlechten Zuſtand des Forts nicht, dem es an Soldaten und Geld fehlte. Das Schiff war wie gewöhnlich an den Gouverneur und das Conſeil zu Madras adreſſirt; da dieſe Regierung nun nicht mehr vorhanden, und das Fort ſo ſehr bedrohet war, ſo wollte der Schiffscapitain von keinem Beyſtand hören, ſondern ſegelte nach Bengalen. Dieſe widrigen Zufälle ſchienen die Behauptung des Dupleix zu beſtätigen; ſelbſt die Engländer fingen an ihre Lage als verzweifiungsvoll zu betrachten, bis endlich den 19ten Februar das im November von Madras entronnene Schiff von Ceylon beym Fort ankam, und 60,000 Pf. St. in Silber nebſt 20 Rekruten für die Garniſon landete. So gering dieſe Soldatenverſtärkung war, ſo wichtig war ihnen hingegen das Geld, da ſich die Kaſſe im Fort leer befand.

Die franzöſiſchen Truppen erſchienen den 2ten März abermals in der Nachbarſchaft des Forts St. David, allein unter der Anführung des Paradis, den Dupleix die Offiziers überredet hatte zum Befehlshaber anzunehmen. Die engliſche Beſatzung marſchirte ihnen mit drey Feldſtücken und einem Trupp Reiter entgegen, um die Franzoſen zu hindern, über den Fluß Pannar zu gehen. Man kanonirte einander den ganzen Tag über, gegen Abend aber fanden die Franzoſen doch Mittel den Fluß zu paſſiren, da ſich denn die Engländer ins Fort zurück zogen. Ihr Verluſt beſtand in 12 Todten, und die Franzoſen hatten 22 verloren. Den folgenden Morgen, da man eben zum Angriff des Forts die nöthigen Anſtalten machte, ward man eine Anzahl ſich nähernder Schiffe gewahr. Dieſes war die engliſche Eſcadre, die von Bengalen kam. Kaum erblickten die Franzoſen dieſe unerwartete Erſcheinung, als ſie ſogleich wieder über den Fluß gingen, und mit der größten Eilfertigkeit nach Pondichery zurückmarſchirten.

Die Eſcadre war in Bengalen durch zwey aus England geſandte Schiffe verſtärkt worden, eins von 60 und das andre von 40 Kanonen, und mit ihnen war der Admiral Grün gekommen. Die engliſche Regierung in Bengalen ſchickte mit der Eſcadre 100 Europäer, die man aus Land ſezte, ſobald die Schiffe Anker geworfen hatten. Der Admiral landete ſelbſt mit 150 Seeſoldaten und 500 Matroſen, und ſandte die Schiffe auf die Höhe von Pondichery, um dort zu kreuzen.

Im Monat Junius langten neue Verſtärkungen an; 100 Europäer, 200 Topaſſen und 100 Sepoys kamen von Bombay, und 400 Sepoys von Tellicherry, einem engliſchen Etabliſſement auf der Küſte von Malabar; endlich langten auch 150 Soldaten aus Europa an. Im September nahm die Eſcadre ihren Lauf nach Madras. Auf ihrem Wege traf ſie den Neptun von 50 Kanonen an, eins von den vormals zu la Bourdonnais gehörigen Schiffen, das zurück geblieben war; es wurden Boote ausgeſchickt, die es in Brand ſteckten.

Ob ſich gleich die ſtürmiſche Jahreszeit näherte, ſo beſchloß der Admiral doch in der Nachbarſchaft des Forts St. David mit der Eſcadre zu bleiben. Die Monſun fing an und dauerte zwar ohne Orkan fort, dennoch waren die Stürme ſo heftig, daß nur zwey Schiffe fähig waren hier auszuhalten, bey denen ſich der Admiral in Perſon befand; die übrigen ſegelten nach der Bay von Trinconomály in Ceylon. Hieher ging Griin auch im December, um Holz und Waſſer einzunehmen, und kam im Anfang des folgenden Jahres mit der ganzen Eſcadre wieder zum Fort St. David zurück.

1748 Major Lawrence kam im Januar aus England an, als Befehlshaber aller der oſtindiſchen Compagnie gehörigen Truppen. Man hatte eben Nachricht erhalten, daß Dupleix einen andern Verſuch auf Cuddalore wagen wollte, worauf der Major alle Truppen zuſammen zog, und ſie beym Fluß Pannar campiren ließ. In dieſem Lager wurde eine gefährliche Entdeckung gemacht. Der Befehlshaber der Sepoys von Tellicherry, ein Mohr, hatte den Anſchlag gemacht, mit allen ſeinen Leuten im nächſten Treffen zu den Franzoſen überzugehen. Ueberdem fand man, daß ein Indier, der ehemals Dolmetſcher der Engländer in Madras geweſen war, mit Madame Dupleix einen Briefwechſel in malabariſcher Sprache unterhielt, die ſie verſtand. Als der Gouverneur von Madras nach Pondichery gebracht wurde, begleitete ihn dieſer Mann dahin, da denn Madame Dupleix Mittel fand;

ihn zu gewinnen. Er verſprach ihr von allem, was im Fort St. David vorfallen würde, Nachricht zu geben; ein Verſprechen, das er auch bisher ſehr genau erfüllt hatte. Da die augenſcheinlichſten Beweiſe dieſer Verrätherey vorhanden waren, ſo wurde er gehangen. Der Befehlshaber der Sepoys aber nebſt noch zehn andern Offiziers ſeines Trupps wurden als Sklaven nach der Inſel Helena gebracht, wo ſie ſich unter einander ſelbſt umbrachten, um ihre Sklaverey an einem Orte zu endigen, wo ſie nicht die geringſte Hoffnung hatten, je ihr Vaterland wieder zu ſehn.

Die vier franzöſiſchen Schiffe, die im Februar 1747 von Pondichery nach Goa ſegelten, verließen die malabariſche Küſte im October und nahmen den Weg nach der Inſel Mauritius. Hier ſtießen drey andre zu ihnen, eins von 50 und zwey von 40 Kanonen, die aus Frankreich kamen. Sie blieben im hieſigen Hafen bis zum April, und gingen ſodann nach Indien, wo ſie den 9ten Junius im Geſicht vom Fort St. David erſchienen. Dieſe franzöſiſche Eſcadre beſtand nun aus ſieben großen und zwey kleinen Schiffen; die Engländer hingegen hatten drey Schiffe von 60, drey von 50, drey von 40, und eins von 20 Kanonen. Alle dieſe Schiffe lagen vor Anker unweit dem Fort; von einigen derſelben waren die Steuerruder abgenommen, und der Admiral nebſt vielen Offiziers und Seeſoldaten befand ſich am Lande.

Der Wind war den Franzoſen ſo günſtig, daß ſie gerade auf das Fort zu ſegeln konnten, dagegen die Lage der engliſchen Schiffe und der ihnen ganz widrige Wind es unmöglich machte, ſich dem Feinde zu nähern. Grün beſchloß daher erſt mit einbrechender Nacht die Anker zu lichten, wenn der Landwind ſich einſtellen würde; mittlerweile mußten alle Seeleute ſich nach ihren Schiffen verfügen, und alle übrigen Vorkehrungen wurden gemacht. Die Franzoſen änderten ihren Lauf und ſteuerten ſüdwärts, als ob ſie nach Pondichery wollten. Nach Mitternacht ſezten ſich die Engländer in Bewegung, und hofften bey anbrechendem Tage den Feind zu ſehn, da ſie aber niemand gewahr wurden, ſo nahmen ſie ihren Lauf nach Madras, wo ſie den folgenden Tag ankamen.

Der Befehlshaber der franzöſiſchen Eſcadre war Bouvet, Gouverneur der Inſel Bourbon, ein geſchickter und erfahrner See-Offizier. Er hatte ſchon von der Uebermacht der Engländer Nachricht erhalten, daher er ſeine Bewegungen im Geſicht des Forts St. David ſo einrichtete, daß die Engländer glauben ſollten, er wollte ſich den folgenden Tag mit ihnen ſchlagen; kaum aber war die Nacht eingetreten, als er alle Segel beyſezte, und nach Madras ſteuerte, wo er den nächſten Morgen den 11ten Junius anlangte. Hier landete er unverzüglich 400 Soldaten und 200,000 Pf. Silber, die aus Frankreich für die Bedürfniſſe von Pondichery geſchickt worden waren. Da er nun hiemit die Abſicht ſeiner Reiſe erfüllt hatte, ſo ſegelte er in Eil wieder nach der Inſel Mauritius zurück, ehe noch die engliſche Eſcadre bey Madras anlangte.

Dupleix wollte die Entfernung der Engländer vom Fort St. David benutzen, und einen neuen Verſuch machen, Cuddalore zu überrumpeln. Zu dieſem Endzweck ſchickte er 800 Europäer und 1000 Sepoys von Pondichery ab, die einen Umweg nahmen, und den 17ten Junius drey engliſche Meilen davon anlangten. Hier erwarteten ſie die Nacht zur Ausführung ihres Vorhabens.

Major Lawrence aber hatte davon Nachricht erhalten, und daher Befehl gegeben, den größten Theil der Garniſon und der Kanonen nach dem Fort St. David zu führen, weil er durch dieſe Verfügung die Franzoſen glauben machen wollte, daß er den Ort nicht haltbar hielt. Kaum aber war es dunkel, als die mit 400 Europäern verſtärkte Garniſon nebſt allen Kanonen wieder nach Cuddalore zurück geſchickt wurde, wobey man die nöthigen Maaßregeln nahm, dem Feinde dieſen Rückzug zu verbergen. Dieſe Kriegsliſt gelang nach Wunſch.

Um Mitternacht rückten die Franzoſen mit Sturmleitern an; kaum aber hatten ſie ſolche an die Mauern gelegt, als ein Kugelregen von allen Seiten auf ſie herab fiel, beſonders thaten die mit Kartätſchen geladenen Kanonen eine ſchreckliche Wirkung. Dieſer ſo unerwartete Widerſtand verurſachte unter den Stürmenden ein paniſches Schrecken. Die meiſten warfen ihre Waffen weg und lieſen davon, ohne einen Schuß zu thun; ſie hielten ſich nicht eher ſicher, als bis ſie in der Nähe von Pondichery angelangt waren.

Dupleix fuhr indeſſen fort mit großer Thätigkeit Anſtalten zu machen, einer engliſchen Flotte zu widerſtehn, die man täglich mit dem Admiral Boſcawen aus Europa erwartete. Dieſe Flotte beſtand aus einem Schiffe von 74, eins von 64, zwey von 60, zwey von 50, und eins von 20 Kanonen, hiezu kam eine Kriegs-Schaluppe von 14 Kanonen, eine Bombardier-Galiotte, ein Brander und ein Hoſpitalſchiff. Außer dieſen der National-Marine gehörigen Schiffen waren dabey noch viel andre von der oſtindiſchen Compagnie mit Munition und regulären Truppen beladen, welche leztern ſich auf 1400 Mann beliefen. Am Vorgebirge der guten Hoffnung ſtießen zu dieſer Flotte noch ſechs der Holländiſch-oſtindiſchen Compagnie gehörige Schiffe, die auch 400 Soldaten am Bord hatten. Widrige Winde hielten ſie hier bis zum 8ten May auf, da man denn nach der Inſel Mauritius ſegelte, die Boſcawen ſeiner Inſtruction gemäß auf dem Wege nach der Küſte von Coromandel zuerſt angreifen ſollte.

Die Portugieſen entdeckten im Anfange ihrer Schiffahrt nach Indien drey Inſeln, die öſtlich von Madagaſcar zwiſchen dem 19ten und 20ſten Grad der Breite lagen. Die weſtlichſte derſelben nannten ſie Maſcarenhas, die Franzoſen aber, die ſie 1675 in Beſitz nahmen, gaben ihr den Namen Bourbon, unter welchem ſie jezt bekannt iſt. Die öſtliche Inſel nannten die Portugieſen Diego Reys, welcher Name unverändert geblieben iſt. Die dritte, zwiſchen beiden gelegen, wurde erſt von den Portugieſen Cerne, hernach von den Holländern Mauritius, und endlich von den Franzoſen, die im Anfange dieſes Jahrhunderts Beſitz davon nahmen, Isle de France genannt. Alle ſeefahrende Nationen nennen ſie jedoch immer Mauritius. Die Portugieſen fanden auf dieſen Inſeln weder Menſchen noch vierfüßige Thiere, dagegen viel

Schildkröten, Papageyen, Tauben, Seevögel und eine erſtaunliche Menge Fiſche.

Die Inſel Bourbon, die 60 engliſche Meilen lang und 45 breit iſt, hat keinen Hafen; nur Boote können auf einer Seite landen; auch hat ſie keine Ebenen, denn das ganze Erdreich beſteht aus einer Menge Hügel und ſteiler Berge, die durch ſchmale Thäler von einander abgeſondert ſind. Die Franzoſen bemächtigten ſich derſelben 1665, und da ſie den Boden fruchtbar fanden, cultivirten ſie ihn mit großem Fleiß. Das Eyland erzeugt jezt Weizen und größtentheils alle Feld- und Gartenfrüchte von Europa und Indien. Der vornehmſte Gegenſtand aber des Landbaus und des Handels iſt die Cultur des Kaffeebaums, der aus Arabien hieher verpflanzt wurde, und hier ſo wohl gedieh, daß die Inſel jezt jährlich 2000 Tonnen Kaffeebohnen erzeugt. Die Beſorgung der Felder geſchieht durch die Kafferſklaven, die man aus Afrika und Madagaſcar hieher ſchleppt. Die Franzoſen haben hier Stutereyen angelegt, desgleichen Bienen, Schafe, Ziegen und Schweine aufgezogen, in hinreichender Anzahl für die Bedürfniſſe der Einwohner, ob ſie gleich nicht zureichen die Schiffe zu verſorgen. Dieſe Vernachläßigung aber iſt aus der Leichtigkeit entſtanden, womit alle dieſe und andre Proviſionen aus Madagaſcar gezogen werden. Die Anzahl der Einwohner beläuft ſich jezt auf 4000 Seelen, worunter 1000 Mann fähig ſind die Waffen zu tragen. Die Eingebornen zeichnen ſich beſonders durch ihre Statur, Geſundheit und Stärke aus, und ſind die einzige europäiſche Colonie innerhalb den Wendezirkeln, die dieſe Vortheile genießen.

Die Unbequemlichkeit, die der Mangel eines Hafens in Bourbon erzeugte, veranlaßte die Franzoſen, die Inſel Mauritius in Beſitz zu nehmen, die 45 engliſche Meilen lang und 30 breit iſt. Außer einer 10 Meilen langen Ebne, die an einigen Orten nur 5 breit iſt, beſteht das ganze Eiland aus hohen und ſteilen Bergen, die ſo nahe an einander liegen, daß die Zwiſchenräume derſelben nicht Thäler, ſondern blos Betten für reißende Ströme bilden, die mit ungeheuern abgeriſſenen Felſenſtücken verſtopft ſind. Die Gipfel dieſer Berge ſind mit Wäldern von Ebenholz und andern Bäumen bedeckt. Der Boden unter dem Schatten dieſer Bäume erzeugt mannichfaltige Arten von Pflanzen in ſolcher Menge, und ſo in einander verwachſen, daß man hier keinen Schritt thun kann, ohne ſich mit der Axt den Weg zu bahnen. Man hat auf dieſen Gebirgen viele Pflanzungen angelegt, auch viele Verbeſſerungen in der Ebene angebracht, dennoch aber haben die Produkte hier nicht die Vollkommenheit, wie auf der Inſel Bourbon, und Kaffee wird gar nicht erzeugt. Durch die Bemühungen des la Bourdonnais aber wurden Zucker, Indigo und Baumwolle, die man nicht in Bourbon findet, hier cultivirt, und obgleich dieſe glücklich gediehene Pflanzungen nach der Abreiſe dieſes würdigen Mannes ſehr vernachläſſigt wurden, ſo können ſie doch jederzeit wieder erneuert werden. Jezt wird hier der Zimmtbaum cultivirt, von Pflanzen die man aus Ceylon hergebracht hat. Wenn dieſes koſtbare Gewürz hier fort kommt, ſo wird es doch gewiß wegen Verſchiedenheit des Clima ſehr ausarten. In den Gebirgen hat man Eiſenminen entdeckt, und da das Holz in großer Menge bey der Hand iſt, ſo ſind hier Schmieden für Kanonenkugeln und Bomben angelegt worden. Schafe, Ziegen und Bienen werden mit großer Mühe erhalten. Die Bienen ſterben gewöhnlich im erſten Jahre, wenn ſie herkommen; daher ſie oft von Madagaſcar und andern Orten eingebracht werden. Die Einwohner haben ſich hier ſehr wenig durch Heurathen vermehrt, die mehreſten ſind geborne Franzoſen. Ihre Kafferſklaven ſterben häufig an den Blattern und andern epidemiſchen Krankheiten.

Die Inſel Diego Reys hat in ihrer größten Ausdehnung 17 engliſche Meilen, und iſt voller Felſen. Die Franzoſen halten hier ein Detaſchement Soldaten, deren Beſchäftigung iſt, für die Einwohner von Mauritius Schildkröten zu fangen, die hier vortreflich ſind. Dies iſt der einzige Gebrauch, den man von dieſer Inſel macht. Die Reiſe von hier nach Mauritius geſchieht in zwey Tagen, und von dieſem leztern Eylande nach Bourbon in einem Tage; dagegen erfodert es wegen der Winde beynahe einen Monat, von Bourbon nach einer von beiden Inſeln zu ſegeln. Vom April bis zum October kann die Reiſe von Mauritius nach der Küſte von Coromandel leicht in vier Wochen gemacht werden. Da dieſe Inſeln ſo ſehr außerhalb der Straße liegen, ſo können hier Ausrüſtungen geſchehen und nach Indien geſandt werden, ehe man davon das geringſte erfährt; daher ſollte die Wegnahme des Hafens Mauritius jederzeit die erſte Operation der

Engländer beym Ausbruche eines Kriegs mit Frankreich ſeyn. Der Beſitz von Mauritius würde wahrſcheinlich die freywillige Unterwerfung von Bourbon zur Folge haben, oder doch wenigſtens dieſe den Franzoſen ganz unnütz machen.

Die engliſche Flotte brachte fünfundzwanzig Tage auf ihrer Reiſe vom Vorgebirge der guten Hoffnung nach der Inſel Mauritius zu. Es war den 23ſten Junius, als ſie hier anlangte. Drey von den holländiſchen Schiffen waren durch Sturm von der Flotte abgekommen. Man entdeckte nur zwey Landungsplätze, und dieſe waren mit Batterien verſehn; das übrige Ufer wurde von Felſen und Brandungen vertheidigt.

Boſcawen ſchickte eine Kriegsſchaluppe zum Recognoſciren aus, die ſich ganz nahe an den Hafen heran wagte. Der befehlshabende Offizier berichtete nach ſeiner Zurückkunft, daß man aus acht am Ufer gepflanzten Batterien auf ihn gefeuert hätte, desgleichen aus den Forts am Eingange des Hafens, woſelbſt dreyzehn Schiffe vor Anker lägen, von welchen vier ausgerüſtet wären. Es wurden nun ſechs Schaluppen zum Sondiren ausgeſchickt, die aber allenthalben die größten Schwierigkeiten für die großen Schiffe fanden, ſich dem Lande zu nähern. Der Admiral hielt Kriegsrath, wobey außer den Seeoffiziers auch die vornehmſten Landoffiziers gegenwärtig waren. Es wurde beſchloſſen, daß, da man die Stärke des Feindes nicht kannte, drey bewaffnete Boote in der Nacht ausgeſandt werden ſollten, um, wo möglich, zu landen und einen Menſchen am Ufer aufzufangen, von dem man Kundſchaft einziehen könnte. Man verſuchte dieſes, allein vergebens. Den folgenden Tag wurde abermals Kriegsrath gehalten, da denn die allgemeine Meynung war, daß ihre Macht zwar hinreichend ſey, die Inſel wegzunehmen, daß aber der Angriff Zeit koſten, die Flotte ſchwächen, und wahrſcheinlich verhindern würde, die Belagerung von Pondichery zu unternehmen, die doch eigentlich der Hauptgegenſtand ihrer Beſtimmung wäre. Der Schluß war, daß man ohne Verzug nach der Küſte von Coromandel ſegeln müßte, damit die Flotte noch vor der Veränderung der Monſun dort agiren könnte.

Die Inſel wäre ohne Zweifel erobert worden, wenn es die Zeit zugelaſſen, und man keine wichtigern Unternehmungen vorgehabt hätte; denn die Beſatzung beſtand nur aus 500 Mann regulären Truppen, 200 europäiſchen Einwohneren, die eine Landmiliz ausmachten, 1000 zu den Schiffen gehörigen Matroſen, und 1500 Kafferſklaven, auf deren Dienſte und Zuneigung aber ſich die Franzoſen nicht ſehr verließen. Wenn es gleich der Wind in dieſen Tagen unmöglich machte, gerade in den Hafen zu ſegeln, ſo hat man doch bemerkt, daß er zu gewiſſen Zeiten vier oder fünf mal des Monats einige Stunden lang der Einfahrt günſtig iſt.

Die Flotte verließ die Inſel den 27ſten Junius, und kam den 29ſten Julius beym Fort St. David an. Hier vereinigte ſich Boſcawen mit der Eſcadre unter dem Admiral Grün, der ihm das Commando übergab, und nach Europa zurückkehrte. Dieſe Vereinigung bildete die größte Seemacht, die man von irgend einer europäiſchen Nation noch in Aſien verſammelt geſehen hatte. Sie beſtand aus mehr als 30 großen Schiffen, von denen das geringſte von 500 Tonnen war, und dreyzehn derſelben waren Linienſchiffe. Die Engländer und ihre Freunde in Indien waren über dieſe furchtbare Macht vor Freuden außer ſich, und zweifelten nicht, daß der Verluſt von Madras jezt durch die Eroberung von Pondichery gerächt werden würde. Man hatte im Fort St. David ſchon ſolche Zubereitungen gemacht, daß Boſcawen ohne Verzug ſeine Operationen anfangen konnte.

Die Armee ſezte ſich den 8ten Auguſt in Bewegung. Die königlichen Truppen beſtanden in 1200 Mann Landſoldaten, 800 Seeſoldaten, die zu den Schiffen gehörten, und 80 Artilleriſten; die Truppen der Compagnie aber in 750 Mann, worunter 300 Topaſſen waren, und 70 Artilleriſten; hiezu kamen noch 120 Europäer, welche die Holländer aus Negapatnam zur Verſtärkung ſchickten, und auf den Schiffen befanden ſich 1000 Seeleute, die in den Waffen geübt waren. In allem 3720 Europäer, 300 Topaſſen und 2000 Sepoys in Dienſten der Compagnie, die aber damals nicht beſſer als die gemeinen Peons diſciplinirt waren. Der Nabob Anwar-odean wurde kaum dieſen Flor der Engländer gewahr, als er wieder auf ihre Seite überging, und 2000 Mann Reiterey als Hülfstruppen verſprach, von denen ſich aber nur 300 einfanden, da man ſie nicht mehr brauchte. Das grobe Geſchütz und die ſchwere Bagage wurde alles auf die Schiffe geladen, die voraus gingen, und zwey engliſche Meilen von Pondichery Anker warfen.

Die Agenten der Compagnie im Fort St. David hatten nicht die nöthigen Erkundigungen eingezogen, um des Admirals Operationen zu beſtimmen; denn da ſich die Armee dem Fort Ariancopang näherte, war niemand vorhanden, der eine genaue Beſchreibung von dem Orte machen konnte; indeſſen wurde doch beſchloſſen, ihn wegzunehmen, ehe man weiter vorrückte. Ein abgeſchickter Ingenieur, der ſich doch nicht nahe genug wagte, brachte die Nachricht, daß er blos eine Verſchanzung wahrgenommen habe, und ihm der Platz gar nicht feſt ſchiene. Dieſes beſtätigte ein Ueberläufer, der auch anzeigte, daß die Beſatzung nur aus 100 Sepoys beſtände, worauf der Admiral beſchloß, das Fort zu ſtürmen. Mit Tagesanbruch marſchirten 700 Mann darauf los, fanden aber, daß die vermeynte Verſchanzung nichts als ein Schutthaufen, das Fort ſelbſt aber ſehr regelmäßig befeſtigt war. Anſtatt 100 Sepoys wurde es von 100 Europäern und 300 Sepoys vertheidigt. Die unbeſorgten Engländer wurden mit einem ſtarken Kartätſchenfeuer empfangen; wollten aber dennoch nicht zurück weichen, bis 150 Mann theils getödtet, theils verwundet waren. Unter den erſtern war auch der Major Goodere, der erfahrenſte Offizier von den königlichen Truppen.

Dieſer Unfall ſchlug den Muth der Engländer nicht wenig danieder, dennoch wurde beſchloſſen, die Hoffnung zur Einnahme des Orts nicht aufzugeben. Man ließ einen Trupp diſciplinirter Matroſen mit acht ſchweren Kanonen von den Schiffen kommen. Die Franzoſen, die den Vortheil kannten in dieſer Jahreszeit Zeit zu gewinnen, nahmen ſich vor, das Fort ſo lange als möglich zu vertheidigen. Es wurden auch außerhalb demſelben Batterien errichtet. Die Engländer thaten ein gleiches; man verſchoß von beiden Seiten viel Pulver, ohne ſich einander Schaden zu thun. Sechzig Mann franzöſiſche Cavallerie, von der Infanterie unterſtützt, hatten die Kühnheit, ſich den Verſchanzungen zu nähern, wo die Matroſen poſtirt waren, die beym Anblick der Feinde die Flucht ergriffen und das paniſche Schrecken auch den regulären Truppen mittheilten. Die Franzoſen verfolgten die Flüchtlinge bis zu den großen Batterien, deren Feuer ſie aber bald nöthigte ſich zurück zu ziehn. Major Lawrence, der ſich beym Angriff in der Verſchanzung befand, hielt es für ſchändlich zu fliehen, und wurde nebſt einigen Offiziers gefangen genommen, und nach Ariancopang gebracht.

An eben dieſem Tage flog ein Pulvermagazin im Fort in die Luft, wobey an 100 Mann getödtet oder verwundet wurden. Dieſes Unglück ſezte die übrige Beſatzung in ſolches Schrecken, daß ſie wenig Stunden nachher Feuer in die Minen legte, die ſich unter den Feſtungswerken befanden, ſie größtentheils in die Luft ſprengte, und ſodann eilfertig nach Pondichery marſchirte. Die Ruinen wurden ſogleich von den Engländern in Beſitz genommen, die hier fünf Tage verweilten, und das Fort wieder ausbeſſerten; denn man beſchloß, es beſezt zu halten, damit während der Belagerung von Pondichery die Zufuhren zur Armee nicht beſchwerlich gemacht werden möchten.

Die Lage von Pondichery war 70 Ellen vom Seeufer. Der Umfang der Stadt innerhalb den Mauern war etwas über eine engliſche Meile von Norden nach Süden, und 1100 engliſche Ellen von Oſten nach Weſten. Nach der Landſeite zu war ſie mit Wällen und Mauern umgeben, und von eilf Baſtionen vertheidigt; zwey andre lagen am Seeufer, und alle dieſe Werke umzingelte ein Graben. Außerdem waren noch an der Oſtſeite Batterien für 100 Kanonen angelegt, um die große Landſtraſe zu commandiren, und innerhalb der Stadt war ein kleines Citadell. Der größte Theil des Bodens rund um Pondichery war mit einer Hecke von großen Aloebäumen, und andern dornichten dem Lande eignen Pflanzen umzäunt, die, mit einer Menge von Cocusnuß- und Palmbäumen vermiſcht, der Infanterie eine äuſſerſt ſchwere Paſſage verurſachten, der Cavallerie aber ganz undurchdringlich waren. Dieſe Hecke fing vom Seeufer an, und erſtreckte ſich in einen halben Zirkel ſechſtehalb Meilen weit. Fünf Landſtraßen führten zur Stadt, und jede derſelben war durch eine wohlbeſezte Redoute gedeckt.

Die engliſche Arme brach den 26ſten Auguſt von Ariancopang auf, und näherte ſich der Stadt bis auf zwey Meilen. Von hieraus wurde ein Detaſchement abgeſchickt, eine der Straßenredouten wegzunehmen. Die Franzoſen verließen ſie, ohne Widerſtand zu thun, obgleich ſie ſo beſchaffen war, daß die Engländer nur durch viel Blut in den Beſitz derſelben hätten kommen können, wenn ſie vertheidigt worden wäre; zu gleicher Zeit wurden auch alle andre Straßenredouten geräumt, und die Soldaten zogen ſich nach der Stadt zurück.

Die Laufgräben wurden in der Nacht vom 30ſten Auguſt in einer Entfernung von 1500 engliſchen Ellen von den Mauern eröfnet; eine Weite, die von der Unwiſſenheit der engliſchen Ingenieurs unleugbare Beweiſe gab. Dieſen groben Fehler zu verbeſſern, wurde bey hellem Tage eine andre Linie 100 Ellen näher aufgeworfen. Gegen Mittag geſchah ein Ausfall von 500 Franzoſen und 700 Sepoys, unter Anführung des Paradis. Beide Trencheen wurden zugleich angegriffen, aber fruchtlos. Die Franzoſen verloren 100 Mann und ſieben Offiziers, worunter auch der Befehlshaber Paradis war. Der nachher ſo berühmt gewordne Clive war damals Fähndrich, und befand ſich in dem vorderſten Laufgraben, wo er ſich durch ſeinen Muth ſehr auszeichnete, und die erſten Proben jener kriegeriſchen Talente gab, die ihm in der Folge, ſelbſt in Europa unter Deutſchlands großen Feldherren, einen erhabenen Rang gegeben haben würden, wenn er Heere in unſerm Welttheile commandirt hätte.

Die Arbeit in den Laufgräben ging ſchlecht von ſtatten, da es den Offiziers ganz an Erfahrung dieſer Art fehlte. Zwey Batterien, jede von drey Kanonen, wurden 1200 Ellen von der Stadt errichtet, um künftige Ausfälle abzuhalten. Die Bombardiergaliotte warf von der Seeſeite Tag und Nacht Bomben auf die Citadelle, die Franzoſen antworteten, und wußten ſie ſo genau zu treffen, daß ihr Stern zertrümmert wurde. Dieſer Unfall verurſachte, daß ſie ſich bey

Tage zurück zog, und nur des Nachts bombardirte. Die Ausfälle dauerten fort, beſonders war man aufmerkſam, die Convoys zu beunruhigen, die von den Schiffen ins Lager kamen. Eines Tages wurde eine ſolche Convoy geſchlagen, und zwey große Kanonen weg genommen. Man ſchickte ſogleich andre Truppen ab, um ſie wieder zu erobern; ſie kamen aber zu ſpät, denn die Beute war ſchon in Sicherheit gebracht.

Endlich wurden die Laufgräben mit unſäglicher Mühe bis auf 800 Ellen von den Mauern aufgeführt, da man es denn wegen eines großen Moraſtes unmöglich fand näher vorzurücken. Das Feuer war ſehr ſtark auf beiden Seiten. Die Engländer hatten durchgehends Kanonen von 18 bis 24 Pfund, und 35 große und kleine Mörſer. Die Franzoſen aber errichteten beſtändig neue Batterien, und arbeiteten mit ſolchem Fleiß, daß ihr Feuer doppelt ſo ſtark als das der Belagerer wurde. Dieſer Umſtand bewog den Admiral, den Kriegsſchiffen zu befehlen, ſich der Stadt zu nähern und ſie zu beſchießen. Mit Anbruch des Tages ſahe man die Schiffe in einer Linie ungefähr 1000 Ellen von den Mauern liegen, weil das niedrige Waſſer ihnen nicht erlaubte näher zu kommen. Die Kanonade war unaufhörlich, dem Anſchein nach ſchrecklich, allein der Wirkung nach unbedeutend, da die Entfernung zu groß und die See in Bewegung war. Anfangs zogen die Franzoſen einen großen Theil ihrer Artillerie von der Landſeite weg, um damit die Schiffe zu beſchießen; da ſie aber gewahr wurden, daß man hier von beiden Theilen einander nicht beykommen konnte, ſo brachten ſie ihr Geſchütz wieder zurück, und ihr Feuer auf der Landſeite wurde ſo lebhaft als zuvor.

Die Kanonade von den Schiffen dauerte bis in die Nacht, da denn der Admiral, unwillig mehr Munition ohne alle Vortheile zu verſchwenden, ihnen Befehl zuſchickte ſich zurück zu ziehn; der Wind, der von der Seeſeite wehete, verhinderte jedoch dieſe Abſicht. Sie konnten alſo nicht ihre Stationen verlaſſen, und fingen daher den folgenden Morgen ihre Kanonade wieder an, bis gegen Mittag ſich der Wind änderte, und die Entfernung vom Ufer geſchah, worauf denn beide Theile zu feuern aufhörten. Die Flotte hatte nur zwey Todte, einer derſelben war Befehlshaber eines Kriegsſchiffs. Nach dem Bericht der Franzoſen hatte das große Feuer von den Schiffen in zwey Tagen keinen andern Schaden gethan, als ein altes malabariſches Weib zu tödten.

Das Feuer der Landbatterien dauerte drey Tage länger, jedoch ohne große Wirkung. Das Lager war voller Kranken, und das böſe Wetter war früher als gewöhnlich eingefallen. Es wurde daher den 30ſten September Kriegsrath gehalten, da man denn in Erwägung zog, daß der Regen, der gewöhnlich das ganze Land überſchwemmt, in kurzem die Fortſchaffung der Kanonen und der ſchweren Bagage unmöglich machen würde, und daß auch die Schiffe durch die anhaltenden Stürme wieder von der Küſte weg getrieben werden dürften; in dieſer Rückſicht wurde einmüthig die ſchleunige Aufhebung der Belagerung beſchloſſen.

Man brachte fünf Tage zu, die Batterien zu zerſtören, und die Kanonen, Bagage und Matroſen einzuſchiffen. Den 6ten October zogen ſich die Truppen nach dem Fort St. David zurück, und zwar mit vieler Mühe, weil die Wege durch den Regen ſchon überaus ſchlimm geworden waren. Bey Ariancopang machten ſie Halt, um das Fort in die Luft zu ſprengen. Die Belagerung hatte den Engländern, mit Inbegriff der durch Krankheit aufgeriebenen, 799 Soldaten und 265 Seeleute gekoſtet, zuſammen 1064 Europäer; ſehr wenig Sepoys waren dabey umgekommen, theils weil man ſich ihrer blos zur Bewachung des Lagers bedient hatte, theils auch weil ſie bey Annäherung der Gefahr immer davon liefen. Die franzöſiſche Beſatzung beſtand aus 1800 Europäern, und 3000 Sepoys; ihr Verluſt war 200 von den erſtern, und 50 von den leztern.

Verſchiedene Urſachen vereinigten ſich, dieſe große Unternehmung fruchtlos zu machen, unter welchen die ſpäte Ankunft der Flotte und der frühe Ausbruch des Regens die vornehmſten waren. Die Eroberung des Forts Ariancopang war eben nicht nöthig, weil man die ſchwache Beſatzung deſſelben während der Belagerung von Pondichery leicht hätte im Zaum halten können; ſo aber koſtete dieſes kleine Fort den Engländern 150 Mann nebſt den zwey erfahrenſten Offiziers, machte die übrigen muthlos, und hemmte die Progreſſen der Armee achtzehn Tage lang. Ferner der Admiral Boſcawen, der nichts vom Landdienſt verſtand, mußte ſeiner Inſtruction gemäß die Meynungen der Ingenieurs befolgen, deren grobe Unwiſſenheit alles übrige krönte. Der Muth, die Thätigkeit, und die großen Seetalente des Admirals waren hier ganz unnütz, da der Mangel in andern Kenntniſſen ihn zur Führung einer Belagerung untauglich machte. Ueberhaupt haben die Engländer in dieſem Jahrhundert keine unternommen, die ihnen ſo wenig Ehre macht, als dieſe von Pondichery.

Die Franzoſen ſangen das Te Deum und ſtellten ſo viel Freudensbezeugungen an, als ob ſie aus dem größten Unglück errettet worden wären. Dupleix ſchickte Briefe an alle Fürſten von Coromandel, ja ſelbſt an den Großen-Mogul, um ihnen Nachricht zu geben, daß er den fürchterlichſten Angriff abgeſchlagen hätte, der je in Indien gemacht worden wäre. Er empfing dagegen von ihnen die höchſten Lobeserhebungen, ſowohl in Anſehung ſeiner eignen Tapferkeit, als über den militäriſchen Charakter ſeiner Nation, der nunmehr durch ganz Indoſtan weit über den engliſchen erhaben geachtet wurde.

Zweites Buch.

1749 Sobald die Belagerung von Pondichery aufgehoben war, verließ die engliſche Flotte die Küſte von Coromandel, um der Monſun auszuweichen; fünf Schiffe gingen nach Achin, und die übrigen nach Trinconomaly; der Admiral ſelbſt aber blieb mit den Landtruppen im Fort St David. Im November kam die Nachricht aus Europa, daß zwiſchen Großbritannien und Frankreich ein Waffenſtillſtand bis zum folgenden April gemacht worden ſey, dennoch erhielt Boſcawen den Befehl, in Indien bis zum völligen Friedensſchluß zu bleiben. Die engliſche Flotte kam im Januar 1749 nach dem Fort St. David zurück, auch Bouvet langte zu eben der Zeit mit ſeiner Eſcadre von Mauritius wieder zu Madras an, wo er eine große Summe Geldes und 200 Soldaten ausſchiffte.

Das Schwert war nun in die Scheide geſteckt, und es hing jezt blos von den Agenten der beiden Handelscompagnien ab, ihre friedlichen Geſchäfte ruhig wieder vorzunehmen; allein der Krieg hatte von beiden Nationen weit mehr europäiſche Truppen nach Indien gebracht, als hier je verſammelt geweſen waren. Es ſchien daher unmöglich zu ſeyn, daß eine ſo große Anzahl in Bewegung geſezter Krieger auf einmal ſich in Ruhe begeben ſollte; da ſie alſo nicht länger wider einander fechten konnten, ſo beſchloſſen ſie, ſich in die Streitigkeiten der indiſchen Fürſten zu miſchen; und zwar die Engländer mit großer Behutſamkeit, die Franzoſen voll ehrgeiziger Entwürfe.

Ein unglücklicher Fürſt, der ſieben Jahre zuvor den Thron von Tanjore verloren hatte, kam zum Fort St. David, und erſuchte die Engländer um Beyſtand, ſeine Krone wieder zu erlangen, wobey er behauptete, daß, wenn er, nur von wenigen Truppen unterſtützt, ſein Königreich wieder betreten ſollte, viele tauſend ſogleich ihn für ihren Beherrſcher erkennen würden. Die Erbfolge der Fürſten von ſeiner Familie war ſo verworren geweſen, daß es ſchwer war zu entſcheiden, wem die Krone rechtmäßig gehörte.

Im Jahre 1630 wurde der König von Tanjore von dem Könige von Tritchinapoly angegriffen und faſt überwältigt, er ſahe ſich daher gezwungen die Maratten zu Hülfe zu rufen. Der berühmte Sevagy, der damals alle marattiſchen Völkerſchaften beherrſchte, ſchickte ſeinen Bruder ab mit einem großen Heer, das dem König von Tanjore bald alle Furcht vor ſeinem Feinde benahm, dagegen eine viel größere vor ſeinem Bundsgenoſſen erzeugte; denn dieſe machten ſolche Rechnungen von ihren Kriegskoſten, daß alle Reichthümer des Königreichs nicht hinreichend geweſen ſeyn würden, ihr Verlangen zu befriedigen. Unter dem Vorwand alſo dieſe Summe zu ſammeln, nahmen ſie von der Regierung Beſitz, und bald hernach erklärte ſich der Bruder des Sevagy zum König von Tanjore. Er regierte ſechs Jahr, und hinterließ drey Söhne; der älteſte Sevagy folgte ihm, dieſem der zweite Sohn Serbogy, und endlich der dritte Tuccogy. Ein jeder dieſer drey Brüder hatte Kinder; nach drey unregelmäßigen Thronbeſteigungen, die unter dieſen Vettern in weniger denn ſieben Jahren vorfielen, warde Saujohy, der jezige Flüchtling, verjagt, und ſein Bruder, Pratop-ſing, auf den Thron geſezt. Dieſes war mit Zuſtimmung der Vornehmſten des Königreichs geſchehn, die durch die üble Regierung des Saujohy viel gelitten hatten. Die Engländer waren nicht befugt, ſich dieſes Fürſten anzunehmen. Sein Anerbieten aber, der engliſchen oſtindiſchen Compagnie im Königreiche Tanjore große Beſitzungen einzuräumen, die günſtigen Nachrichten, welche die Dolmetſcher von ihm gaben, und der zu ſehr übereilte Glaube an die Erzählung ſeines Unglücks, alles dieſes verurſachte, daß die Engländer ſich ſo viel Ehre als andre Vortheile von ihren Bemühungen verſprachen, ihn wieder auf den Thron zu ſetzen. Man kam überein, daß Saujohy, wenn die Unternehmung glückte, der Compagnie das Fort Devi-Cotah nebſt den dazu gehörigen Ländereyen abtreten, und überdem alle Kriegskoſten bezahlen ſollte.

Das Königreich Tanjore iſt 70 engliſche Meilen lang und 60 breit. Der Fluß Celeroon begränzt es nach Norden, und das Königreich Tritchinapoly und Tondimansland nach Weſten; nach Süden und Oſten aber macht theils das Meer, theils das Land Morawar die Gränze. Die Hauptſtadt heißt auch Tanjore, und liegt 20 Meilen von Tritchinapoly.

Die engliſchen Truppen, die man zur Eroberung von Tanjore beſtimmte, beſtanden in 430 Europäern und 1000 Sepoys, denen man vier Feldſtücke und vier kleine Mörſer mitgab. Die ſchweren Kanonen aber und die Mundbedürfniſſe wurden auf vier Schiffe geladen, von denen zwey Linienſchiffe waren. Das Corps verließ in Begleitung des Saujohy das Fort St. David gegen Ende des März, und lagerte ſich den 13ten April an dem Ufer des Fluſſes Val-aru. In der Nacht eben dieſes Tages veränderte ſich die nordliche Monſun, und die ſüdliche fing mit einem Orkan an, der ſo wütete, daß in wenig Stunden alle Zelter des engliſchen Lagers in Fetzen zerriſſen waren; viele von den Zugochſen und Pferden kamen dabey ums Leben, und die ganze Munition war ſo ſehr verdorben, daß die Engländer gezwungen wurden, nach Portonovo zu marſchiren, um ſich wieder in nöthigen Stand zu ſetzen. Hier hörten ſie, daß der Orkan zur See noch weit größern Schaden gethan hätte. Zwey von den großen Compagnieſchiffen waren beym Fort St. David geſtrandet; das Hoſpitalſchiff, der Apollo, war mit allen darauf befindlichen Menſchen zu Grunde gegangen; ein gleiches Schickſal hatte der Pembroke, ein Schiff von 60 Kanonen, gehabt, von welchem ſich nur ſechs Mann retten konnten; ja ſelbſt das Admiralſchiff, Namur, von 74 Kanonen wurde mit 750 Mann von den Wellen verſchlungen. Bey dieſem erſchrecklichen Unglück war es noch ein Glück, daß die meiſten von den andern Schiffen ſich an entlegenern Theilen der Küſte befanden, wohin der Orkan ſich nicht erſtreckte.

Nachdem die Truppen ihren Schaden in Portonovo ausgebeſſert hatten, nahmen ſie ihren Marſch nach dem Fluſſe Coleroon zu, wo ſie ſich lagerten und verſchanzten. Der Befehlshaber, Capitain Cope, war entſchloſſen, bevor er weiter ginge, hier Erkundigung von den Angelegenheiten des feindlichen Landes einzuziehen. Die Nachrichten, die er hier erhielt, waren ganz anders, als wie er erwartet hatte. Keine Perſonen von einigem Range waren bereit ſich für Saujohy zu erklären, auch keine Soldaten zeigten ſich; dagegen aber ſahe man viele dem König von Tanjore gehörigen Truppen in Bewegung, die entſchloſſen ſchienen, den Uebergang über den Fluß ſtreitig zu machen. Dieſe unerwartete Lage, und die gänzliche Unkunde des feindlichen Landes bewog den Capitain Cope hier Halt zu machen, und Verſtärkung vom Fort St. David zu begehren. Er erhielt 100 Europäer und 500 Sepoys. Nunmehr ging er über den Fluß, den man durchwaden konnte, ob er gleich eine Meile breit war; der Feind that dabey nur geringen Widerſtand. Die Schwierigkeiten aber vermehrten ſich, ſo wie man vorrückte. Der Weg führte durch einen dicken Wald, in welchem ſich die Feinde verborgen hatten, und aus dem Gebüſche einen Pfeil- und Kugelregen auf ſie fallen ließen, während daß große Trupps Reiterey und Fußvolk ſich im Rücken und in den Flanken zeigten. Da dies die erſte Expedition der Engländer gegen ein indiſches Heer war, wurden die Soldaten von nicht geringer Furcht befallen, weil ſie die Menge Feinde mit ihrer geringen Anzahl verglichen. Die Artilleriſten aber verloren den Muth nicht, ſondern hielten durch ihr lebhaftes Feuer den Feind in der Entfernung, wodurch denn die Entſchloſſenheit der engliſchen Soldaten wieder hergeſtellt wurde. Dennoch aber fand man für rathſam ſich zurück zu ziehn. Es wurde

Kriegsrath gehalten, um zu berathſchlagen, ob man verrücken oder warten ſollte; bevor man aber noch zum Schluß kam, langte ein vom Admiral abgeſchickter Offizier mit dem ausdrücklichen Befehl an, den Marſch fortzuſetzen, und das Fort Devi-Cotah anzugreifen. In dieſem Zwiſchenraume hatten einige Soldaten einen andern Weg entdeckt, der durch eine offnere Gegend als die vorige führte, und wo die Truppen nicht umringt werden konnten. Dieſer neue Weg, den das Corps nunmehr nahm, war deſſen Rettung; denn man erfuhr nachher, daß die Tanjoren ihnen an ſo vielen Orten Hinterhalte gelegt hatten, daß ihr Untergang gewiß geweſen wäre. Spät des Abends langten ſie unweit Devi-Cotah an, konnten aber nichts von den hier liegenden Schiffen erfahren, weil niemand aus dem Lande ſich ihnen zu nähern wagte. Dicke Waldungen verdeckten die Schiffe, die nur vier engliſche Meilen vom Lager vor Anker lagen.

Die Engländer, die ſich auf die Schiffe verließen, hatten nur auf drey Tage Lebensmittel mitgenommen, und konnten wegen Menge der Feinde keine Detaſchements ausſenden, um die nöthigſten Bedürfniſſe anzuſchaffen; auch hatten ſie keine ſchweren Kanonen zum Angriff des Forts. In dieſer Lage blieb ihnen nichts übrig, als es zu ſtürmen; die Wälle aber waren zu hoch, um leicht erſtiegen zu werden. Man beſchloß der Beſatzung wenigſtens Furcht einzujagen, und den Ort mit Haubitzen zu beſchießen. Das Feuer dauerte die Nacht durch bis zum Morgen, da denn alle Haubitzgranaten verſchoſſen waren, ohne dem Fort den geringſten Schaden zugefügt, oder die Garniſon in Schrecken geſezt zu haben. Nunmehr dachte man auf den Rückzug.

Dieſer geſchah auf dem nämlichen Wege, den man gekommen war. Gleich zu Anfang lag ein Wald, den der Feind beſezt, ja ſogar Kanonen dahin gebracht hatte. Das Gebüſch erſtreckte ſich bis an einen Strom, den die Engländer zur Zeit der Ebbe paſſirt waren, den man aber nicht gehörig unterſucht hatte, um deſſen Tiefe zur Fluthzeit zu beurtheilen. Jezt war das ganze Flußbette voll Waſſer, und der Strom reißend. Die Coolies, die mit der Bagage beladen waren, marſchirten voraus; kaum aber hatten ſie das Ufer erreicht, als man ſie aus dem Gebüſche ſehr lebhaft begrüßte. Dieſe Menſchen, die ſo wie alle niedern Caſten der Indier ſehr furchtſam ſind, ſtürzten ſich in den Strom, der ſieben bis acht Fuß tief war, und da ſie in der äußerſten Verwirrung auf einander fielen, verloren ſie die nöthige Stärke ſich zu retten, daher in weniger als einer Viertelſtunde 400 dieſer Unglücklichen ertrunken waren. Die Truppen machten hierauf Halt, und erwarteten die Ebbe, da ſie denn glücklich herüber kamen, ihren Marſch fortſezten, und endlich im Fort St. David anlangten.

Dieſer Verſuch hatte nun jedermann überzeugt, daß Saujohy unter ſeinen Landsleuten keine Anhänger habe. Dem ungeachtet aber beſchloß die engliſche indiſche Regierung, den Krieg fortzuſetzen, nicht ſowohl dem Saujohy durchaus wieder auf den Thron zu helfen, als vielmehr um den Flecken abzuwaſchen, vor den Waffen eines indiſchen Fürſten ſich zurück gezogen zu haben, und in der Hoffnung Beſitzungen zu erlangen, die ſie für die bereits aufgewandten Koſten ſchadlos halten könnten. Das Fort Devi-Cotah liegt in einer ſehr bevölkerten Gegend, die mit viel Linnenmanufakturen angefüllt iſt, von der Art, wie ſie zum Handel der Compagnie dienlich ſind, und überdem iſt das benachbarte Land der fruchtbarſte Theil an der ganzen Küſte von Coromandel. Man findet an dieſer Küſte von Maſulipatnam an bis zum Vorgebirge Comorin keinen einzigen Hafen, der im Stande iſt ein Schiff von 300 Tonuen einzunehmen, welcher Mangel denn die Schiffahrt zu gewiſſen Jahreszeiten großer Gefahr ausſezt. Die Mündung des Fluſſes Coleroon bey Devi-Cotah iſt zwar zum Theil mit Sand verſtopft, dennoch aber iſt der Canal tief genug, um die größten Schiffe zu beherbergen; wenigſtens hofft man durch Mühe und Koſten es dahin zu bringen. Wenn dieſes geſchehen ſollte, ſo würde die europäiſche Nation, die ausſchließend dieſen Hafen beſäße, die größten Vortheile dadurch erlangen. Es wurde daher beſchloſſen, alles zur Eroberung von Devi-Cotah anzuwenden.

Die Truppen der Compagnie beſtanden jezt in 800 Europäern und 1500 Sepoys, die alle unter dem Commando des Major Lawrence zu dieſer Expedition gebraucht werden ſollten. Da der Marſch zu Lande ſo viel Schwierigkeiten gezeigt hatte, ſo beſchloß man, das Corps zur See nach Devi-Cotah zu führen. Die Europäer nebſt den Kanonen und der Bagage wurden auf ſechs großen Schiffen eingeſchifft, die Sepoys aber auf langen Fahrzeugen, deren ſich die Bewohner der Küſte von Coromandel zu ihrem Handel bedienen. Man traf bey der Landung die Armee des Königs von Tanjore unter den Mauern des Forts gelagert. Es wurde ſogleich von der andern Seite des Fluſſes beſchoſſen, und in drey Tagen ſahe man eine große Breſche. Die Feinde beantworteten das Feuer nicht, auch verſuchten ſie nicht die Breſche wieder auszufüllen, ſondern wandten alle ihre Bemühungen an, Verſchanzungen zu errichten, um das Fort mit dem Fluſſe Coleroon zuſammen zu hängen.

Der Uebergang der Truppen über den Fluß war gefährlich, ſowohl wegen des reißenden Stroms, als wegen der vielen Feinde, die in den Gebüſchen am Ufer verdeckt lagen. Ein engliſcher Schiffszimmermann, Namens More, erfand eine Platform, die 400 Mann tragen konnte. Dieſe wurde in den Fluß geworfen, und gegen den Strom gezogen. Nun war noch nöthig, ein Seil auf der andern Seite des Ufers zu befeſtigen; dieſes ſchien aber wegen der dort gelagerten Feinde kaum möglich zu ſeyn. Eben dieſer brave Schiffszimmermann unterzog ſich auch dieſer gefährlichen Unternehmung, befeſtigte ſich das Seil um den Leib, und ſchwam damit in einer dunkeln Nacht herüber, wo er es denn an einen großen Baum band, ganz nahe bey den feindlichen Vorpoſten, die es nicht gewahr wurden.

Den folgenden Tag gingen die Truppen mit ihren Kanonen vermittelſt dieſer Art von fliegender Brücke über den Fluß, zum großen Erſtaunen der Tanjoren, die nie dergleichen geſehn hatten; dennoch machten ſie ein großes Feuer, ſo daß 30 Europäer und 50 Sepoys getödtet wurden, bevor alle landen konnten; ſodann zogen ſie ſich ins Fort zurück. Major Lawrence beſchloß die neulich gemachte Breſche ohne Verzug zu ſtürmen. Der Lieutenant Clive erbot ſich zu dieſem gefährlichen Commando, das ihm auch bewilligt wurde. Man beſtimmte dazu 34 Europäer und 700 Sepoys, die von allen übrigen Truppen unterſtützt werden ſollten. Clive ging mit den Europäern muthig voran; die Sepoys aber, anſtatt angeſchloſſen zu folgen, blieben zurück, um erſt alle ihre Haufen zuſammen zu ziehn. Der Feind, der dieſe Nachläſſigkeit wahrnahm, brach mit einem Trupp Reiter hervor, die man hinter den Linien verborgen hatte, und fiel den Europäern im Rücken, mit einem Ungeſtüm und ſo geſchickten Wendungen, die von dieſer Cavallerie ſehr vortheilhafte Begriffe gaben. In wenig Augenblicken waren die Europäer alle niedergehauen, nur Clive und drey andre retteten ſich, und langten glücklich bey den Sepoys an, die ſich nicht geregt hatten, den Engländern Hülfe zu leiſten. Die Tanjoren begnügten ſich mit ihren erlangten Vortheilen, griffen die beſtürzten Sepoys nicht an, ſondern zogen ſich zurück.

Major Lawrence rückte nun mit allen Europäern gegen die Verſchanzungen an. Die ſieghafte Reiterey zeigte ſich wieder, wurde aber ſo übel empfangen, daß ſie mit großem Verluſt zurück eilte, und eine ſolche Beſtürzung unter ihren Truppen verbreitete, daß alles ſich zu retten ſuchte. Die Engländer ſtürmten die Wälle ohne Widerſtand zu finden, und ſezten ſich alſo in den Beſitz des Forts.

Man durchſuchte es, und fand in einem Zimmer einen ſehr gefährlich verwundeten Tanjoren liegen, der unfähig war ſich zu bewegen. Die Flüchtlinge hatten ihn bey ihrer großen Eilfertigkeit mitzunehmen vergeſſen, ob er gleich ein Offizier von Rang, und überdem von einer hohen Caſte war. Man trug große Sorge für ihn, allein er weigerte ſich hartnäckig, die geringſte Hülfe von den Engländern anzunehmen; er wollte ſich auch durchaus nicht verbinden laſſen, bis er ſahe, daß man Anſtalt machte Gewalt zu brauchen. Kaum aber war er allein, als er den Verband abriß und ſeine Wunden zu erweitern ſuchte. Es mußten ihn daher immer einige Perſonen bewachen, und um ihm mehr Ruhe zu verſchaffen, wurde er in eine Hütte nach einem entlegenen Theile des Forts gebracht. Um ſeine Wächter ſicher zu machen, betrug er ſich drey Tage lang ganz ruhig, daher denn dieſe ſeine Verzweiflung geſtillt zu ſeyn glaubten, und ihn einſt in der Nacht, ihrer Meynung nach ſchlafend, verließen. Sobald ſie aber zur Thür heraus waren, erwiſchte der Tanjore die brennende Lampe und ſezte die Hütte in Brand; das Feuer breitete ſich in dieſer trockenen Jahreszeit ſo geſchwind aus, daß er erſtickt war, bevor man es löſchen konnte. Dieſer Indier ſtarb als ein Märtyrer ſeiner Begriffe von Unreinigkeit, die auf ihm wegen des Beyſtandes der Europäer haftete.

Nachdem man einige Tage zugebracht hatte, das Fort in guten Vertheidigungsſtand zu ſetzen, wurden 100 Europäer und 300 Seypoys abgeſchickt, die Pagode Achevaram, die fünf Meilen von Devi-Cotah lag, in Beſitz zu nehmen. Alle Pagoden auf der

Küſte von Coromandel ſind nach Einer Form gebaut. Ein groſʒer viereckigter Hof, der mit einer funfzehn bis zwanzig Fuß hohen Mauer umringt iſt; in der Mitte dieſes Hofes ſtehn die Tempel, deren Höhe nie die ſie umgebende Mauer überſteigt. Die Mauer hat ein, oder auch mehrere Thore, über deren Eingang ein hoher Thurm gebaut iſt, nicht zur Vertheidigung der Pagode, ſondern als ein hiſtoriſches Denkmal der Götter, zu deren Ehre ſie errichtet iſt; daher denn die vier Seiten des Thurmes auch gewöhnlich mit Bildhauerarbeiten überladen ſind, welche die Attribute und Schickſale dieſer Gottheiten vorſtellen. Die Pagode Achevaram iſt ein Viereck, von welchem jede Seite 300 engliſche Ellen lang iſt. Die Bramanen übergaben ſie auf die erſte Auffoderung, nur baten ſie, daß die Engländer nicht die geheiligten Plätze betreten möchten. Kaum aber hörten die tanjoriſchen Soldaten von dieſer Beſitznehmung, als ihr Abſcheu gegen die Verunreinigung ihres Tempels ihnen einen Entſchluß einflößte, den weder die Liebe zu ihrem Fürſten, noch ihr Durſt nach Kriegsruhm hätten erzeugen können. Beym Anbruch der Nacht griffen 5000 Mann die Pagode wüthend an; ein Theil verſuchte die Mauern mit Leitern zu erſteigen, während daß Andre ſich bemühten das Thor zu verbrennen, gegen welches ſie große Haufen von Stroh und andern brennbaren Materialien aufthürmten. Die Engländer, die von den Feinden keine Gnade zu hoffen hatten, wenn der Tempel eingenommen wurde, vertheidigten ſich aufs äußerſte; ſie zerſchmetterten die Leitern, feuerten auf die Stürmenden, und riſſen die Strohhaufen mit Hellebarden ein. Die Feinde brachten immer mehr Stroh herbey, und fuhren mit dem Angriff bis zum Anbruch des Tages fort, da ſie ſich denn nach einem Verluſt von 300 Mann zurückzogen; die Engländer hatten nur ſechs verloren. Keine weitern Verſuche wurden von den Tanjoren gemacht, da den folgenden Tag Lawrence mit dem größten Theile des Corps bis zur Pagode vorrückte.

Der Admiral und die Regierung im Fort St. David ſahen nun wohl ein, daß fernere Unternehmungen gegen das Königreich Tanjore mit großen Schwierigkeiten verbunden wären; überdem that der König dieſes Landes Friedensvorſchläge. Die Engländer verlangten, daß das Fort Devi-Cotah nebſt einem ſolchen Strich Landes, der jährlich 9000 Pagoden einbrächte, der oſtindiſchen Compagnie auf ewig abgetreten werden ſollte; ferner, daß der König von Tanjore die Kriegskoſten bezahlen, und dem Saujohy eine Penſion von 4000 Rupien bewilligen ſollte; dagegen verſprachen ſie für ſeine Perſon zu bürgen, und zu verhindern, daß nie von ihm das Königreich wieder beunruhigt würde. Der König bewilligte alles, nicht ſowohl aus Furcht vor den engliſchen Waffen, als wegen der Gefahr, womit ſein Königreich von einer andern Seite bedrohet wurde; denn wenig Tage zuvor hatten ſich in Carnatick Begebenheiten ereignet, welche die ganze Küſte von Coromandel mit Beſtürzung erfüllten.

Chunda-ſaheb, der, wie oben erzählt, von den Maratten 1741 zum Gefangenen gemacht worden war, wurde von ihnen wie das koſtbarſte Kleinod bewacht; ſie ſchlugen alle Anerbietungen für ſeine Ranzion aus, weil ſie ihrer Meynung nach mit ſeinen Reichthümern nicht im Verhältniß ſtanden. Der reichſte Fürſt in Indoſtan ſchützt immer Armuth vor, wenn Geld bezahlt werden ſoll, und Chunda-ſaheb, der entweder unfähig, oder nicht willig war, ihre ausſchweiſenden Foderungen einzugehen, blieb gefangen, und unterhielt mit ſeinen Freunden in verſchiedenen Provinzen ſechs Jahre lang einen Briefwechſel, um ihnen Mittel vorzuſchlagen, die Maratten zu vermögen, ihn gegen billigere Bedingungen los zu laſſen.

Die vornehmſten Arcoten, die immer noch der Familie ihrer ermordeten Nabobs anhingen, und den Anwar-odean haßten, fanden keinen im Carnatick, der Macht und Ruf genug hatte, ſich der Regierung des Landes zu bemächtigen. Es lebte zwar in Vandiwaſch ein Bruder des Seid-Mahomed; die Kindheit dieſes Prinzen aber machte ihn unfähig, an die Spitze einer großen Conföderation geſtellt zu werden. Mortiz-Ally, der Statthalter von Velore, war ein naher Verwandter ihrer alten Nabobs; allein es fehlte ihm an Muth, und überdem wurde er wegen ſeiner verübten Mordthaten von jedermann verabſcheuet. Von den übrigen war niemand, der ſich weder mit ſeinem Kriegsrufe, noch mit ſeiner Macht brüſten konnte; dennoch konnte dieſe unter einem Haupte vereinigte Macht ſo Vieler furchtbar werden.

Chunda-ſaheb hatte ſich durch ſein Schwert bis zu den höchſten Würden emporgeſchwungen, und wurde für den beſten Feldherrn gehalten, den man ſeit vielen Jahren im Carnatick geſehn hatte. Seine

Abneigung gegen die niederträchtigen Kunſtgriffe, wodurch die indiſchen Fürſten gewöhnlich ihre Schätze häuſen, hatte ihm die Liebe des ganzen Landes erworben, und ſein vortreflicher Verſtand die höchſte Verehrung erzeugt. Die Großen der Provinz ſahen ihn daher als die ſchicklichſte Perſon an, mit Anwar-odean um die Nabobſchaft zu ſtreiten; ihre gute Meynung von ihm aber diente eine Zeitlang blos, ſeine Feſſeln zu erſchweren; denn die Maratten ſteigerten ihre Foderungen nach dem Maaß, als ihr Gefangener wichtiger wurde.

Die Gemahlin und der Sohn des Chunda-ſaheb waren zeither beſtändig in Pondichery geblieben. Dupleix behandelte dieſe unglückliche Familie mit Ehrfurcht, und machte ſich mit ihren Angelegenheiten genauer bekannt. Er erfuhr die vortheilhaften Geſinnungen, die man zum Beſten des Gefangenen im Carnatick hatte, und gründete darauf einen Plan, die Macht der Franzoſen in Indien zu vergrößern, da ſich ſo viele Urſachen vereinigten, ihre Beſitzungen hier ſo auszudehnen, wie ſein großer Ehrgeiz es wünſchte.

Die Engländer, die ſich in Indoſtan lange vor den Franzoſen niedergelaſſen hatten, beſaßen Ländereyen im Innerſten des Reichs, und die Zuneigung der Indier; ſie hatten ſolche durch die genaue Beobachtung ihrer Verträge, durch die Güte ihrer Waaren, und noch mehr durch die große Ausdehnung ihres Handels erworben. Dieſe Superiorität hemmte beſtändig die Fortſchritte des franzöſiſchen Handels. In dieſer Zeit hingen die Geſchäfte aller europäiſchen

Colonien noch ſehr von der moguliſchen Regierung ab, die unter ihrem deſpotiſchen Zepter die Europäer nicht viel beſſer als ihre eignen Unterthanen behandelte; denn ihr Handel konnte von jedem hohen oder niedrigen Beamten, durch deſſen Diſtrict der Transport geſchah, nach Gefallen unterbrochen werden; und in Bengalen, wo Dupleix lange geweſen war, ging ſelten ein Jahr vorbey, ohne daß der Nabob von allen in ſeinem Königreich befindlichen Europäern nicht große Geldſummen erpreßte. Es wurden auch allenthalben Beſatzungen unterhalten, und andre militäriſche Ausgaben gemacht, welche die Handelsvortheile ſehr verringerten. Die hohe Meynung aber von der Kriegsmacht der indiſchen Regierung war ſo allgemein, daß die europäiſchen Truppen nie gebraucht wurden, ſich den Befehlen der Landesfürſten zu widerſetzen. Indeſſen waren die indiſchen Manufakturwaaren, die für die Märkte von Europa dienten, durch zu viel eingebrachtes Silber ſo ſehr im Preiſe geſtiegen, daß ſie weit weniger Vortheile als ehmals einbrachten. Dieſer Zuſammenfluß nachtheiliger Umſtände überzeugte den ſcharfſinnigen Dupleix, daß der Handel in Indoſtan nicht länger die Aufmerkſamkeit Frankreichs oder andrer europäiſchen Nationen verdiente. Da er aber die Entdeckung von dem unmilitäriſchen Charakter der Indier und den beſtändigen Zwiſtigkeiten ihrer Beherrſcher machte, ſo fiel er auf den Gedanken, daß bey einer wohl überdachten politiſchen Vereinigung mit einigen dieſer Fürſten, mehr durch Eroberungen zu gewinnen ſey, als alle Europäer bisher durch den Handel gewonnen hatten. Daher entwarf er einen Plan, dem Chunda-ſaheb beyzuſtehn.

Dieſe Ideen veranlaßten wahrſcheinlich die Hinderniſſe, die er den Operationen des la Bourdonnais in den Weg legte, um ihn abzuhalten, daß er nicht nach der Einnahme von Madras die Truppen nach ſeinem Gutdünken in andern Theilen von Indien gebrauchen möchte; denn zu eben dieſer Zeit hatte Dupleix ſchon einen vertrauten Briefwechſel mit Chunda-ſaheb in ſeiner Gefangenſchaft eröffnet, um über ihr gemeinſchaftliches Intereſſe die nöthigen Maaßregeln zu verabreden. Die erſte derſelben war die Befreyung des Chunda-ſaheb. Dupleix übernahm deshalb die Garantie bey den Maratten, die endlich mit 700,000 Rupien zufrieden waren, und ihm ſogar noch 3000 Mann Hülfstruppen verſprachen.

Von dieſen Truppen begleitet, und von ſeinem kühnen Geiſt unterſtützt, verließ dieſer Fürſt Sattarah im Anfange des Jahres 1748 mit dem Entſchluß, allenthalben Eroberungen zu machen, wo ſich die Gelegenheit dazu zeigen würde, bis er ſo viel Schätze geſammelt hätte, als erfoderlich wären, das Königreich Arcot mit Nachdruck anzugreifen. Während der Belagerung von Pondichery langte er an den weſtlichen Gränzen vom Carnatick an, wo er zwey Rajahs im Kriege begriffen fand. Er trat ſogleich auf die Seite des einen, der aber von einigen ſeiner Befehlshaber verrathen und in einem großen Treffen gänzlich geſchlagen wurde. Chunda-ſaheb ſelbſt gerieth in die Gefangenſchaft, ward aber auf der Stelle wieder losgelaſſen, da er vom Könige der Maratten eine Erklärung vorzeigte, worin allen indiſchen Fürſten gerathen wurde, ihn unangetaſtet zu laſſen, wenn ſie nicht den furchtbaren Zorn der ganzen marattiſchen Nation auf ſich laden wollten.

Der größte Theil von Chunda-ſahebs Truppen wurde nach dieſer Niederlage zerſtreut, und nur 300 Mann waren ihm übrig geblieben, als er von dem Rajah von Chitterdourg erſucht wurde, ihm zu Hülfe zu kommen, und das Commando ſeiner Armee gegen den Rajah von Bedrour zu übernehmen. Die Länder dieſer Fürſten liegen an den öſtlichen Gränzen der Provinz Canara, die ſich längs der malabariſchen Küſte erſtreckt. Unfälle ſchlugen nie den Geiſt des Chunda-ſaheb nieder; er ſezte ſich gleich mit ſeinem kleinen Trupp in Bewegung, und langte eben zu der Zeit an, als beide Heere alles zur Schlacht vorbereitet hatten. Sein Muth und ſeine Kriegserfahrenheit verſchafften dem Rajah von Chitterdourg einen vollkommenen Sieg. Nach der Niederlage boten ihm 3000 Mann von der feindlichen Cavallerie ihre Dienſte an, die er auch annahm, desgleichen nahm er von den Truppen ſeines Bundsgenoſſen 1500 Mann in Sold. Da dieſe Macht aber nicht hinreichend war, den Carnatick zu erobern, ſo hätte er an ſein Vorhaben noch nicht denken können, wenn ſich nicht eben damals ſowohl in Delhi als in den ſüdlichen Provinzen unerwartete Vorfälle ereignet hätten.

Der Große-Mogul Mahomed Schach, der 1739 die Demüthigung erlitten, ſeine Krone zu den Füßen des Thamas Kouli Khan zu legen, der ſie ihm hernach wiedergab, fuhr fort das Reich mit ſolcher Schwäche zu regieren, daß die Großen ſeines Hofes in ihren Aemtern ganz nach Wohlgefallen ſchalteten;

nur der Vezier Kimir-ul-dien allein war ſeinem Monarchen gänzlich ergeben. Die Geſchichte dieſer Regierung liegt jedoch außerhalb den Gränzen dieſes Werks bis zum Jahre 1748, da ein Heer von Affghanen von Candahar kam, und unter Anführung des Ahmed Abdalli in die nordlichen Provinzen des Reichs einfiel. Abdalli war Schach Nadirs Schatzmeiſter, da dieſer Eroberer den 8ten Junius 1747 in Perſien ermordet wurde. Er benutzte dieſen Mord, ging mit allen ihm anvertrauten Schätzen davon, und machte ſich in Zeit von ſechs Monat zum Herrn aller derjenigen Provinzen von Jndoſtan, die den Perſern 1739 abgetreten worden waren, und von einer eben ſo groſſen Strecke Landes jenſeit der Gebirge. Ahmed Schach, der älteſte Sohn Mahomeds, marſchirte nebſt dem Vezier dem Abdalli entgegen; es fielen große Scharmützel vor, und bey einem derſelben wurde der Vezier durch eine Kanonenkugel erſchoſſen, da er eben in ſeinem Zelte betete. Sein Tod verurſachte dem Kaiſer eine ſo außerordentliche Betrübniß, daß, nachdem er die Nacht mit Wehklagen zugebracht hatte, er den folgenden Tag auf dem Thron ſitzend bey einem Anfall des Schmerzes ſeinen Geiſt aufgab. Der Prinz Achmed übergab ſofort das Commando der Armee dem Munnu, Sohne des verſtorbenen Veziers, und ging nach Delhi, wo er ohne alle Widerſetzung im April 1748 als Kaiſer anerkannt wurde.

Dem Tode des Groß-Moguls folgte bald ein anderer Todesfall, welcher noch wichtiger für Jndoſtan war. Dieſer betraf den denkwürdigen Nizam-almuluck, Subah von Decan, der, nachdem ſein ganzes Leben eine Kette von Sorgen, Unruhen, der ſeltenſten Ränke, und durch Ehrgeiz erzeugten Frevelthaten geweſen war, dennoch das ungewöhnliche Alter von 104 Jahren erreichte.

Er hinterließ fünf Söhne. Der älteſte Ghazi-odean beſaß allen Ehrgeiz und alle Gottloſigkeit ſeines Vaters mit einem mehr unternehmenden Geiſt. Nizam-al-muluck hatte den ſchwachen Mogul genöthigt, ſeinem Sohne die großen Würden als Oberzahlmeiſter und Generaliſſimus ſeiner Heere zu übergeben. In dieſen beiden Poſten blieb er beſtändig bey Hofe, bediente ſich ſeiner Gewalt, ſo wie ſein Vater gethan hatte, gegen den Willen des Monarchen, und wurde bald der Beſchützer aller unruhigen und unzufriedenen Omrahs des Reichs. Nach dem Tode ſeines Vaters ertheilte ihm Achmed die Subahſchaft von Decan; ſeine andern Angelegenheit aber am Delhiſchen Hofe verhinderten ihn ſich nach ſeiner Statthalterſchaft zu begeben. Der zweite Sohn, Nazir-jing, war einſt ſeinem Vater entflohen, und hatte gegen ihn die Waffen ergriffen. Der Vater erſchien im Felde: da nun die beiden Heere einander ſehr nahe ſtanden, ſtellte ſich der argliſtige Nizam-al-muluck krank an, und verließ ſein Zelt nicht; dabey er eine ihn befallene tödliche Krankheit ausſprengen ließ, die bey ſeinem hohen Alter nicht unerwartet war. Seine ganze Armee glaubte ſeinen Tod nahe; das Gerücht ging zur feindlichen über, wo es auch jedermann, ſelbſt Nazir-jing glaubte; dieſer erhielt unaufhörlich Boten mit pathetiſchen Einladungen von ſeinem ſterbenden Vater, der ſehnlich wünſchte, ihn noch vor ſeinem Ende zu ſegnen. Die

Rolle wurde ſo wohl geſpielt, daß Nazir-jing endlich ſich zu dem Beſuche bewegen ließ. Kaum aber hatte er ſeines Vaters Zelt betreten, als er in Verhaft genommen, und in Ketten gelegt wurde. In dieſem Zuſtande mußte er mehrere Monate ſchmachten, bis Nizam-al-muluck von ſeiner Reue überzeugt war, und ihn wieder in Freyheit ſezte. Nach dieſer Zeit verhielt er ſich ruhig. Die übrigen drey Söhne hatten ſich weder durch gute noch durch üble Eigenſchaften ausgezeichnet, ſondern waren beſtändig als unthätige Höflinge dem Hofe ihres Vaters gefolgt.

Die Großen in Indoſtan lieben ihre Kinder ſehr, ſo lange ſich dieſe noch in den Kindheitsjahren befinden; ſobald ſie aber das Jünglingsalter erreichen, und an den ewigen Intriguen der indiſchen Höfe Theil nehmen, ſo ſind ſie anſtatt ein Troſt ihrer Aeltern, vielmehr ein Gegenſtand ihres Mißtrauens; denn es fehlt hier nie an Menſchen, die ſich bemühen, ſie in Anſchläge und Verſchwörungen zu verwickeln. Daher geſchieht es oft, daß ein Fürſt in ſeinen lezten Lebensjahren nicht die geringſte Neigung gegen ſeine Söhne hat, und dafür alle ſeine väterliche Liebe an ſeine Enkel verſchwendet. Da dieſer Fall ſo häufig eintrift, hat ein orientaliſcher Dichter davon Gelegenheit genommen zu ſagen: „Daß die Aeltern während dem Leben ihrer „Söhne ihren Enkeln ſo große Zärtlichkeit beweiſen, „weil ſie in ihnen die Feinde ihrer Feinde ſähen.“ Unter Nizam-al-mulucks Enkeln war einer von ſeiner Lieblingstochter geboren. Dieſen Jüngling, Namens Hidayetmohy-odean, hatte er beſtändig um ſich gehabt, und ihn ſo zärtlich geliebt, daß nach ſeinem Tode ſich das Gerücht verbreitete, er habe ihn in ſeinem Teſtament zum Erben des größten Theils ſeiner Schätze eingeſezt, und zu ſeinem Nachfolger in den ſüdlichen Provinzen ernannt.

Es iſt ſehr ſchwer, das Authentiſche in den geſchriebenen Verhandlungen der Fürſten in Indoſtan zu beweiſen, denn da ſie ein Siegel ſtatt ihrer Unterſchrift gebrauchen, ſo iſt der Abdruck leicht nachgemacht. Dieſer ſowohl als andrer Verfälſchungsmethoden bedient man ſich ohne Skrupel, ſobald man es für zuträglich findet. Es iſt daher nicht zu beſtimmen, ob dieſes Vermächtniß-Gerüchte wirklich gegründet war; ſo viel aber iſt gewiß, daß es durchgehends geglaubt wurde. Indeſſen hatte Nizam-al-muluck als ein Lehnsmann des mogulſchen Reichs kein Recht, nicht einmal ſeine Schätze, vielweniger ſeine Staaten nach Gefallen wegzugeben.

Nazir-jing hatte eine Zeitlang ſeines Vaters Heere commandirt, und bediente ſich jezt der hiedurch erlangten Gewalt, den Anſprüchen ſeines Neffen Hidayetmohy-odean ſich zu widerſetzen. Er fing damit an, daß er ſich der väterlichen Schätze bemächtigte, um durch dieſe ſich im Beſitz der Subahſchaft zu erhalten. Er gab vor, daß ſein älteſter Bruder Ghazi-odin Khan, der rechtmäßige Erbe, ihm dieſe überlaſſen habe, weil er ſeine Würden am Hofe zu Delhi der Regierung von Decan vorzöge, und daß dieſer Vertrag von dem Mogul beſtätiget wäre.

Zu den vielen Beyſpielen von der Verachtung, womit man in neuern Zeiten die Kaiſer behandelt hat, gehört auch dieſes, daß die Statthalter der Provinzen ohne Bedenken nicht allein Briefe, Befehle und Patente des mogulſchen Hofes nachgemacht, ſondern ſogar Leute gemiethet haben, die unter dem Charakter kaiſerlicher Abgeordneter mit großem Pomp empfangen wurden, mit den Nabobs zum Schein Conferenzen hielten, und ſo dem Volke Staub in die Augen ſtreuten. Dieſes geſchieht noch jezt. Der Nabob demüthigt ſich vor dem ſogenannten Geſandten des Kaiſers, der öffentlich ſein Creditiv nebſt den Befehlen übergiebt, die man abſichtlich entworfen hat, und auf deren Vollziehung er dringen muß. Solche Maaßregeln ſind bey einem Volke nöthig, das immer noch die höchſte Verehrung für das Blut Tamerlans hat, daher es dem Intereſſe des Vicekönigs gemäß iſt, die Meynung zu verbreiten, daß er ein Günſtling des Kaiſers ſey, wenn er gleich eben zu der Zeit wider ſeine Autorität bewaffnet iſt. Dieſer Methode zu folge zeigten ſowohl Nazir-jing als Hidayet-mohy-odean Patente vom Großen-Mogul vor, und ließen Abgeordnete von Delhi auftreten. Der leztere behauptete, daß der Kaiſer nebſt der völligen Einſetzung in ſeines Großvaters Verlaſſenſchaft ihm den Namen Murzafa-jing, oder der Unüberwindliche, beygelegt hätte; bey welchem er hernach auch immer genannt wurde. Die Schätze aber, die Nazir-jing im Beſitz hatte, ſezten ihn in den Stand, ſeines Vaters Armee zu bezahlen, und dieſe war ſo zahlreich, daß alle Truppen, die Murzafa-jing zuſammen bringen konnte, nicht zureichend waren, ihm Widerſtand zu thun. Dieſer Prinz hatte nicht mehr als 25000 Mann, mit denen er ſich in den weſtlichen Provinzen von Golconda lagerte, um einen glücklichen Vorfall zu erwarten, ſeinen Onkel mit Vortheil angreifen zu können.

Chunda-ſaheb hörte nach der gewonnenen Schlacht bey Chitterdourg von der Lage des Murzaſa-jing, und betrachtete ihn als einen Fürſten, der, ſo wie er ſelbſt, zu kühnen Unternehmungen vom Glück gleichſam gezwungen wäre; er beſchloß daher ſich mit ihm zu vereinigen, und bot ihm ſeinen Beyſtand an. Sein kriegeriſcher Ruhm verurſachte, daß er mit offenen Armen aufgenommen wurde, und ſeine Truppen traten ſogleich in Murzaſa-jings Sold. Chunda-ſaheb erkannte ſein Recht zur Subahſchaft der ſüdlichen Provinzen, und gewann bald ſein völliges Zutrauen; ſodann machte er ihm ſeine eignen Anſprüche auf den Carnatick bekannt, und brachte ſeinen neuen Oberherrn leicht dahin, dieſe Anſprüche ihm durch förmliche Beſtallungen zu beſtätigen, worin er zum Nabob von Arcot ernannt wurde. Chunda-ſaheb benutzte dieſen guten Willen noch weiter. Er ſtellte vor, daß die in der Nähe von Golconda liegenden Länder zu ſehr durch die Waffen des Nazir-jing in Furcht gehalten würden, um ſich für Murzaſa-jing zu erklären, bis er mit mehr Truppen ſeine Rechte behaupten könnte, und daß dieſe Furcht fortdauern und ein beſtändiges Hinderniß ſeyn würde, ſeine Armee in den Ländern zu vermehren, wo er ſich jezt befände; daß ſie aber zur Eroberung vom Carnatick ſtark genug wäre; ſobald dieſe nun geſchehn, und er ſich im Beſitz dieſes ausgedehnten Landes befände, wollte er ihn mit ſo vielen Soldaten und Geld verſehn, daß er fähig ſeyn ſollte, den Nazir-jing mit Vortheil anzugreifen. Chunda-ſaheb verſprach dem

Murzafa-jing auch hernach ſein Begleiter zu ſeyn, bis er ſeine Unternehmung völlig ausgeführt hätte, oder im Fall ihnen das Glück den Rücken kehren ſollte, mit ihm umzukommen, kurz mit ihm zu ſiegen oder zu ſterben. Das Romanhafte dieſes Plans machte den tiefſten Eindruck auf das Gemüth eines jungen Prinzen, der voller Muth und Ehrgeiz war; er betrachtete ſeinen Freund Chunda-ſaheb als einen Schutzengel, und ergab ſich blindlings ſeinen Rathſchlägen.

Dupleix erhielt ſehr bald Nachricht von dieſem Entſchluſſe, und wurde eingeladen, Theil an dem Entwurf zu nehmen, mit der Zuſicherung großer Vortheile für ſich und die franzöſiſche oſtindiſche Compagnie, wenn die Unternehmung glücken ſollte. Nichts konnte dieſem ehrgeizigen Manne angenehmer und ſeinen Abſichten gemäßer ſeyn, als eine ſolche Gelegenheit, zu gleicher Zeit ſeinen eignen Ruhm und das Intereſſe ſeiner Nation in Indien zu vergrößern. Sobald er alſo von der Annäherung des Murzafa-jing hörte, ließ er 400 Europäer und 2000 Sepoys zu ihm ſtoßen. Dieſe Truppen wurden von dem franzöſiſchen Oberſten d'Auteuil commandirt; Raja-ſaheb, der Sohn des Chunda-ſaheb, begleitete ſie, und verließ Pondichery, wo er während der ganzen Zeit ſeines Vaters Gefangenſchaft gelebt hatte.

Anwar-odean, der Nabob von Arcot, hatte bisher den Carnatick regiert, ohne die geringſten innerlichen Unruhen erfahren zu haben; auch von außenher war er ſehr wenig durch kriegeriſche Auftritte beunruhigt worden. Seine Aufmerkſamkeit war jedoch immer auf den Chunda-ſaheb gerichtet geweſen; er unterhielt Emiſſarien in Sattarah, um alle ſeine Schritte während ſeiner Gefangenſchaft zu beobachten, die er wahrſcheinlich durch Geſchenke an die Maratten verlängerte. Sobald ſich nun Chunda-ſaheb in Freyheit befand, zweifelte der Nabob nicht, ſo ſehr er es auch verbarg, daß die Zeit nahe ſey, wo er ſeine Statthalterſchaft mit dem Schwerte behaupten müßte. Er ſezte ſeine Armee in beſſern Stand, die, ſo wie die Heere faſt aller indiſchen Fürſten in Friedenszeit, aus undiſciplinirten und untauglichen Schaaren beſtand; er nahm jezt blos brauchbare Männer und tüchtige Pferde an, und ſo brachte er eine wohl ausgerüſtete Armee zuſammen, die aus 12000 Mann Cavallerie und 8000 Mann Infanterie beſtand, mit welcher er entſchloſſen war, den Carnatick aufs äußerſte zu vertheidigen. Dabey ließ er aber eine andre zu ſeiner Erhaltung ſehr nöthige Maaßregel aus der Acht, nämlich von den Engländern Hülfstruppen zu verlangen. Dieſe, die damals mit einer viel unbedeutendern Unternehmung beſchäftigt waren, bewieſen ſich eben ſo blind gegen ihr wahres Intereſſe; ſie blieben bloße Zuſchauer, anſtatt dem Nabob von ſelbſt ihre Truppen anzutragen, da ſie ſahen, daß die Franzoſen ſeinen Rival unterſtützten.

Mitlerweile rückte Chunda-ſaheb und Murzafa-jing vorwärts, und erhoben in allen Ländern, durch welche ſie marſchirten, die Taxen, die Murzafa-jing als Subah einfoderte. Die Truppen wurden immer verſtärkt, ſo daß ſie bey der Ankunft an den Gränzen des Carnaticks 40,000 Mann betrugen. Der Nabob hatte ſich mit 20,000 Mann bey dem Fort Amboor, funfzig Meilen von Arcot, gelagert. Dieſes Fort lag auf dem Gipfel eines Berges, und war einer der vornehmſten Päſſe, die zum Carnatick führten; hier hatte er eine ſtarke Verſchanzung aufwerfen laſſen, mit Kanonen beſezt, die von 60 europäiſchen Landſtreichern bedient wurden.

Auteuil erbot ſich, mit ſeinen Truppen allein die Verſchanzung zu ſtürmen, und Chunda-ſaheb ergriff begierig dieſe Gelegenheit, um dem Prinzen die Wichtigkeit der europäiſchen Alliirten zu zeigen, die er ihm verſchafft hatte. Die franzöſiſchen Soldaten, aufgemuntert durch übertriebene Beſchreibungen von den Schätzen, die ſie in des Nabobs Lager finden würden, rückten muthig zum Angriff an, allein ſie wurden zweymal durch das ſtarke Feuer der Artillerie zurück geſchlagen, wobey Auteuil ſelbſt eine Wunde bekam. Der Ehrgeiz aber, da dieſes gleichſam eine Hauptprobe ihrer Tapferkeit ſeyn ſollte, und das ganze Heer des Murzafa-jing nebſt deſſen erhabenen Anführern die Augen auf ſie geheftet hatte, auch ihre eigne Offiziers ſie nachdrücklich anfeuerten, alles dies verurſachte, daß ſie laut verlangten, einen neuen Angriff zu machen. In dieſer Zeit war auch der Muth der Vertheidiger durch die von den Franzoſen bewieſene Kühnheit geſchwächt worden, daher ſie bey dieſem wiederholten Verſuche wenig Widerſtand thaten. Die Franzoſen hatten kaum die Verſchanzung beſtiegen, als ſich alle Poſten durch die Flucht retteten, und den Mittelpunkt des Heers zu erreichen ſuchten, wo ſich die große Fahne des Nabobs befand. Er war hier in eigner Perſon, auf einem Elephanten ſitzend, und von einer auserleſenen Schaar Reiter umgeben, die er aufs äußerſte ermunterte, nicht ihren Poſten zu verlaſſen. Die Franzoſen wollten völlig ausführen, was ſie ſo glücklich angefangen hatten, und rückten, ohne Unterſtützung zu erwarten, auf die Hauptarmee los; Chunda-ſaheb aber ſchickte ſogleich einige Truppen ab, die zur Verſtärkung dienen ſollten.

In dieſem kritiſchen Augenblicke erfuhr der Nabob, daß die Fahne des Maphuze-Khan, ſeines älteſten Sohnes, nicht mehr geſehn würde, und daß dieſer Sohn ſelbſt durch einen Kanonenſchuß ſein Leben verloren hätte. In der erſten Regung des tiefſten Schmerzes wurde er den Elephanten des Chunda-ſaheb gewahr, deſſen Inſignien er kannte. Mehr als Eine ſtarke Leidenſchaft war nun in Bewegung, daher der Nabob, wütend bey dem Anblicke des Urhebers von dieſem unglücklichen Tage, dem Führer ſeines Elephanten unter Verſprechung einer großen Belohnung befahl, auf den Elephanten des Chunda-ſaheb loszugehen. Die Franzoſen aber füllten den Zwiſchenraum an, und feuerten; ein Musketenſchuß ging dem Nabob durchs Herz, und er fiel todt von ſeinem Elephanten herunter.

Es geſchah nun hier, was gewöhnlich bey den Schlachten in Indoſtan nach dem Tode des Anführers der Fall iſt; alle Truppen des Nabobs ohne Ausnahme begaben ſich auf die Flucht. Die Flüchtlinge wurden verfolgt, viele gefangen genommen, und noch mehr niedergehauen. Unter den Erſchlagenen befanden ſich vier der Vornehmſten des Landes. Maphuze-Khan, deſſen Tod fälſchlich ausgeſprengt war, wurde zum Gefangenen gemacht; Mahomed-Ally aber, der jüngſte Sohn des Nabobs, rettete ſich mit der Flucht. Nur 12 Franzoſen wurden getödtet und 63 verwundet, von ihren Sepoys aber war die Anzahl der Todten und Verwundeten ungefähr 300. Dieſe entſcheidende Schlacht geſchahe den 23ſten Julius. Die Sieger nahmen das ganze feindliche Lager in Beſitz und eine große Menge Bagage, die geplündert wurde. Die Beute war ſehr beträchtlich; auch ſechzig Elephanten und ſehr viele Pferde fielen den Siegern in die Hände. Dieſe Thiere, nebſt der Artillerie, den Waffen und der Munition behielten Chunda-ſaheb und Murzafa-jing für ſich, alles andre aber wurde den Soldaten überlaſſen. Die Franzoſen bekamen ihre Belohnung am Gelde. Den folgenden Tag brach die Armee nach Arcot auf, und nahm ohne den geringſten Widerſtand von dieſer Hauptſtadt Beſitz.

Murzafa-jing zeigte hier den ganzen Pomp und die Würde eines Subah, und als den erſten Beweis ſeiner Autorität ernannte er ſeinen Freund Chunda-ſaheb förmlich zum Nabob vom Carnatick, und aller andern Länder, die Anwar-odean beſeſſen hatte. Dieſe ſchleunige Revolution ſezte alle Fürſten auf der Küſte von Coromandel in Beſtürzung, die dem Chunda-ſaheb abgeneigt waren. Unter dieſen befand ſich vorzüglich der König von Tanjore, deſſen Anherr ſich zu der Zeit, da der Carnatick von den Mohren erobert wurde, den Siegern mit der Bedingung unterwarf, daß er ſein Land ferner nach den alten Gebräuchen regieren könnte; für dieſes Vorrecht bewilligte er einen jährlichen Tribut zu bezahlen, und eine Anzahl Hülfstruppen zu liefern, wenn der Nabob vom Carnatick für das Intereſſe des Großen-Moguls Krieg führen müßte. Als Chunda-ſaheb 1736 zum Statthalter von Tritchinapoly ernannt wurde, ſo foderte er den König von Tanjore auf, den rückſtändigen Tribut zu bezahlen; auch behauptete er, daß der König noch auf andre Weiſe die kaiſerlichen Rechte verlezt hätte. Es kam zum Kriege, worin Chunda-ſaheb die Hauptſtadt von Tanjore belagerte, jedoch ohne Erfolg. Die Furcht vor ſeinem Ehrgeiz, und der Haß gegen ihn, wegen der von ſeinen Truppen verunreinigten Tempel, veranlaßte die Fürſten der ſüdlichen Provinzen, beſonders aber den König von Tanjore, die Maratten zu bewegen, den Carnatick anzugreifen, zu eben der Zeit, da dieſes kriegeriſche Volk auch von Nizam-al-muluck, obwohl aus andern Bewegungsgründen, zu dieſem Kriege aufgemuntert wurde. Die Unglücksfälle, die hiedurch über die regierende Familie von Arcot und über Chunda-ſaheb ausbrachen, waren von der Art, daß die Urheber von dieſer Revolution keine Verſöhnung hoffen konnten. Die Nachricht von der Schlacht bey Amboor kam eben nach Tanjore, da die Engländer unter dem Major Lawrence im Lande waren, und ſezte den König in ſo große Furcht, daß, um der Engländer Freundſchaft zu gewinnen, oder wenigſtens ihren Feindſeligkeiten in dieſer Lage ein Ende zu machen, er viel härtere Bedingungen würde eingegangen ſeyn, als diejenigen waren, die man jezt von ihm verlangte. Nach dem Friedensſchluß ließ Lawrence eine Beſatzung in Devi-Cotah zurück, und marſchirte mit ſeinen übrigen Truppen wieder nach dem Fort St. David, wo kurz zuvor die Nachricht von dem wirklich geſchloſſenen Frieden zwiſchen Großbritannien und Frankreich angelangt war.

Die Revolution in Arcot beunruhigte die Engländer nicht wenig, und der Antheil, den Dupleix daran genommen hatte, erklärte ſeine ehrgeizigen Abſichten hinreichend; unglücklicherweiſe aber war ihr eignes Betragen gegen den König von Tanjore ſo beſchaffen, daß ſie wider das Verfahren des Dupleix nicht ſchicklich proteſtiren konnten; denn ſie vermochten ihm nichts zur Laſt zu legen, das ſie nicht ſelbſt gethan hatten. Die Schlacht bey Amboor wurde daher von ihnen gar nicht berührt, ſondern ſie begnügten ſich die Ueberlieferung von Madras zu fodern, da dieſes ein Artikel des Aachner Friedens war. Der Admiral Boſcawen ſegelte mit einem Theile ſeiner Flotte dahin, um von der Stadt Beſitz zu nehmen. Dieſes geſchah auch in der Mitte des Auguſts, und zwar erhielten ſie die Engländer in einem ganz andern Zuſtande, als wie ſie ſolche verlaſſen hatten. Die Gebäude in der weißen Stadt waren unverändert geblieben, die Baſtionen und Feſtungswerke aber erweitert und verbeſſert worden; einen Theil von der ſchwarzen Stadt, wo die reichſten armeniſchen und indiſchen Kaufleute wohnten, hatten die Franzoſen zerſtört, und aus den Trümmern der Gebäude ein vortrefliches Glacis gemacht. Dennoch waren die Feſtungswerke bey weitem nicht mit denen vom Fort St. David zu vergleichen, die ſo vervollkommt waren, daß die oſtindiſche Compagnie der hieher durch den

Krieg verlegten Regierung von den brittiſchen Beſitzungen auf der Küſte von Coromandel, ferner hier zu bleiben verordnete.

Während der Zeit, daß ſich Boſcawen in Madras aufhielt, entdeckte er, daß die indiſchen Katholiken, die zu St. Thomas wohnten, und den größten Theil der Bewohner dieſes Orts ausmachten, durch den Einfluß ihrer Prieſter ganz den Franzoſen ergeben waren. Der beſtändige Verkehr mit den Engländern und die große Nachbarſchaft veranlaßte, daß die Prieſter von den geringſten Vorfällen zu Madras Nachricht erhielten, die ſie denn ſofort an Dupleix meldeten. Dieſer Gouverneur machte kund, daß Murzafa-jing der franzöſiſchen oſtindiſchen Compagnie St. Thomas als ein Eigenthum überlaſſen hätte. Boſcawen, um den Kundſchaftern ihr Handwerk zu legen, noch mehr aber um dem großen Nachtheil vorzubeugen, der aus einer franzöſiſchen Beſatzung des Orts für die Engländer entſtehen würde, nahm davon Beſitz. Dieſe Stadt hatte viele Jahre lang den Nabobs von Arcot zugehört, nach dem Tode des Anwarodean Khan aber ſchien ſie niemand anzugehören, denn es waren hier weder Civilbeamten, noch Offiziers, die unter Autorität handelten. Man pflanzte daher die engliſche Flagge auf den Thoren der Stadt; alle verdächtigen Prieſter wurden verbannt, und einer derſelben, den Dupleix bedächtlich von Pondichery hieher geſchickt hatte, nach Europa transportirt.

Murzafa-jing und Chunda-ſaheb waren in dieſer Zeit in Arcot beſchäftigt, ihre neue Regierung feſt zu gründen; ſie foderten alle Oberhäupter der Diſtricte auf, desgleichen alle Commandanten der Forts, Freunde ſowohl als Feinde, Contributionen zu bezahlen; unter dieſen befand ſich auch Mortiz-Ally, Statthalter von Velore, der 700,000 Rupien, ungefähr 5,25000 Rthlr., bezahlte. Sodann brachen Beide mit dem größten Theile ihres Heers nach Pondichery auf, wo ſie mit großer Pracht ihren Einzug hielten. Dupleix empfing ſie mit den ausgeſuchteſten Ceremonien und allen orientaliſchen Beweiſen der Ehrerbietung; er ſparte keine Koſten, um dem Murzafa-jing eine hohe Meynung von der Größe und Macht der franzöſiſchen Nation beyzubringen. Hier wurde der Plan ihrer künftigen Operationen entworfen, und Chunda-ſaheb machte dem Dupleix ein Geſchenk mit der Souveränität über einundachtzig Dörfer, in der Nähe von Pondichery. Beide Fürſten bezogen ſodann ein Lager 20 Meilen von der Stadt.

Mahomed-ally, der zweite Sohn des Anwarodean Khan, flohe vom Schlachtfelde bey Amboor gerade nach Tritchinapoly, wo ſeine Mutter nebſt dem größten Theile von ſeines Vaters Schätzen zur Sicherheit hingeſchickt worden war. Dieſe Stadt war nach indiſcher Art ſtark befeſtigt, dennoch blieb wenig Hoffnung übrig, ſie gegen Murzafa-jing und die Franzoſen zu vertheidigen, es ſey denn, daß die Beſatzung durch engliſche Truppen verſtärkt würde. Mahomed-ally hoffte, ſie würden von der Nothwendigkeit überzeugt ſeyn, die Fortſchritte der Franzoſen zu hemmen, und wandte ſich daher an ſie, ſobald er Tritchinapoly erreicht hatte. Er ſtellte ihnen vor, daß ſowohl Murzafa-jing als Chunda-ſaheb Reichsrebellen wären, daß

Nazir-jing der wahre vom Großen-Mogul ernannte Subah von Decan, ſo wie er ſelbſt der wahre Nabob vom Carnatick ſey, da er bereits von Nizam-al-muluck zum Nachfolger ſeines Vaters ernannt worden, und er daher täglich die Beſtätigung von Nazir-jing hoffte. Wenig Tage nachher behauptete er auch ſeine Beſtallungsbriefe wirklich erhalten zu haben.

Während daß Dupleix nun an Ausführung eines Plans arbeitete, von welchem er wußte, daß er dem franzöſiſchen Miniſterio höchſt angenehm ſeyn müßte, waren die Agenten der engliſchen oſtindiſchen Compagnie nicht bevollmächtigt, deren Angelegenheiten ungewiſſen Kriegsvorfällen auszuſetzen; denn da ſie nichts von Dupleix Abſichten ahndeten, ſo hatten ſie auch von den Directoren keine Vollmacht verlangt, um nach Beſchaffenheit der Umſtände handeln zu können; zu gleicher Zeit verharrten ſie in ihrer alten Ehrfurcht gegen die mogulſche Regierung. Sie wußten nicht, ob Murzafa-jing oder Nazir-jing der wirkliche Subah wäre, eben ſo ungewiß waren ſie auch in Anſehung der Anſprüche des Mahomed-ally auf die Nabobswürde; ſie fürchteten daher die Beſitzungen der Compagnie in allen Theilen von Indien der Rache des Delhiſchen Hofes auszuſetzen, wenn ſie ſich in dieſen Krieg miſchen, und zufällig die unrechte Partey ergreifen ſollten. Die Nothwendigkeit war ihre Rechtfertigung bey der Beſitznahme von St. Thomas, und ſchon bereuten ſie ihre glückliche Expedition in Tanjore. Da ſie an keine Eroberungen dachten, ſo ſtellten ſie ſich vor, daß die Zurückgabe dieſer Oerter die mogulſche Regierung befriedigen würde, die ſie alſo ja nicht weiter reizen wollten.

Durch dieſen Geiſt der Behutſamkeit eingeſchränkt, zu einer Zeit, wo ſie von der andern Seite mit nicht geringer Gefahr bedroht wurden, waren ſie unfähig diejenigen Maaßregeln zu nehmen, die ihre Lage verlangte. Anſtatt den Admiral Boſcawen mit ſeiner Flotte auf der Küſte zu behalten, und dem Mahomedally mit ihrer ganzen Macht beyzuſtehen, ohne erſt lange die Rechtmäßigkeit ſeiner Anſprüche zu erforſchen, ſchickten ſie nur 120 Europäer nach Tritchinapoly, und ließen den Admiral mit allen Schiffen und Truppen nach England zurück kehren, ob er gleich erklärt hatte, daß er bleiben wollte, wenn die engliſch-indiſche Regierung in dieſer kritiſchen Lage ihn darum erſuche.

Die engliſche Flotte ſegelte alſo den 21ſten October vom Fort St. David ab, und ließ nur 300 Mann zurück, zur Verſtärkung der Beſatzung. Die Franzoſen waren ſo ſehr von den großen Vortheilen überzeugt, die ſie durch Boſcawens Abreiſe erlangen würden, daß ſie durchaus nicht glauben wollten, daß er Willens ſey Indien zu verlaſſen; ſie glaubten vielmehr, er verließe die Küſte blos, um die ſtürmiſche Monſun zu vermeiden, und würde hernach wieder kommen. Dennoch, ſo kurz ihnen dieſe Abweſenheit auch ſcheinen mußte, ſo waren ſie doch vorbereitet, davon allen möglichen Nutzen zu ziehen. Den nächſten Tag darauf brach die Armee des Murzafa-jing von Pondichery auf, vereinigte ſich mit 800 Europäern und 300 franzöſiſchen Kaffern nebſt einem Zug Artillerie, und ſo fiel ſie ins Königreich Tanjore ein.

Dupleix hatte dem Chunda-ſaheb nachdrücklich empfohlen, ſich durch nichts abwendig machen zu laſſen, vor allen Dingen die Stadt Tritchinapoly anzugreifen, da es ſehr begreiflich war, daß, ſo lange als dieſer Ort nicht eingenommen würde, Mahomed-Ally immer in Stande wäre, zur Erlangung der Nabobſchaft Mittel anzuwenden. Chunda-ſaheb ſahe die Gründlichkeit dieſes Raths ein, und um nicht den Eifer des Dupleix für ſeine Sache zu ſchwächen, verſprach er feyerlich, ihn zu befolgen, ob er ſich gleich zu eben der Zeit vornahm, das Gegentheil zu thun. Aus Furcht ſeine und Murzaſa-jings Wichtigkeit zu vermindern, hatte er dem Dupleix ſorgfältig verborgen, daß ihre Schätze, ungeachtet der großen Contributionen, durch den Aufwand bey einer ſo zahlreichen Armee faſt erſchöpft wären; er fürchtete, daß die Belagerung von Tritchinapoly ſo lange verzögert werden könnte, daß ihre Truppen wegen Mangel des Soldes davon laufen dürften, noch ehe der Ort genommen wäre; daher beſchloß er den Feldzug mit der Belagerung von Tanjore zu eröffnen. Die ſchlechte Befeſtigung dieſer Hauptſtadt machte ihm Hoffnung, ſie in wenig Tagen entweder einzunehmen, oder ſie doch ſo zu ängſtigen, daß der König dahin vermocht werden würde, durch große Summen Geldes ſeine Krone zu retten.

Sobald die Armee das Königreich betreten hatte, foderte Chunda-ſaheb den König auf, den rückſtändigen Tribut zu bezahlen, und zwar von dem Tode des Nabobs Subder-Ally 1742 an, indem er behauptete, daß alles, was in dieſer Zwiſchenzeit an Anwar-odean bezahlt worden ſey, nicht als Tribut zur moguliſchen

Regierung, ſondern als Hülfsgelder zur Unterſtützung eines Rebellen angeſehn werden könnte. Es iſt der Gebrauch in Indoſtan, daß der Beſiegte alle Kriegskoſten bezahlen muß; Chunda-ſaheb fügte daher zu dieſer Tributrechnung ſehr große Summen, die ſeinem Vorgeben nach der Zug des Murzafa-jing nach dem Carnatick gekoſtet hätte, ſo daß alles zuſammen auf vierzig Millionen Rupien betrug. Der König hatte ſich auf die erſte Nachricht von der Annäherung des Feindes in ſeine Hauptſtadt eingeſchloſſen, da er nun den Sturm über ſich losbrechen ſahe, den er ſo lange gefürchtet hatte, verlor er den Muth, und erbot ſich zur Zahlung. Dieſes war dem Chunda-ſaheb lieber, als die Eroberung des Königreichs, denn die Schätze würden, ſo wie es hier in gefahrvollen Zeiten gewöhnlich iſt, vergraben worden ſeyn, und keine Landeseinkünfte wären in den erſten Monaten einer Revolution zu erheben geweſen. Um daher dem Könige ſeine Bereitwilligkeit zum Frieden zu beweiſen, hielt er die Armee drey Meilen von der Stadt entfernt, und erſuchte den Befehlshaber der franzöſiſchen Truppen, keine Feindſeligkeiten während der Unterhandlung auszuüben. Der ſchlaue Tanjore wußte, daß er durch Verzögerung die Verlegenheit ſeiner Feinde vermehren würde, er ſuchte daher Zeit zu gewinnen, und demüthigte ſich in ſeinen Briefen ſo ſehr, daß Chunda-ſaheb ſich bis zur Mitte des Decembers aufhalten ließ, ohne ſeinen Zweck erreicht zu haben. Während dieſer Zeit unterhielt der König einen Briefwechſel mit Mahomed-ally in Tritchinapoly, und Beide lagen dem Nazir-jing an, Golconda zu verlaſſen, und einen Zug nach dem Carnatick zu thun; auch bat er die Engländer um Beyſtand, die ihn aber nur ermahnten ſich aufs äuſſerſte zu vertheidigen, und ihm nicht mehr als 20 Europäer zu Hülfe ſchickten, die in der Nacht in Tanjore ankamen.

Dupleir ſah mit groſſem Mißvergnügen die Unthätigkeit der Armee, und ſchickte Briefe über Briefe, um dem Chunda-ſaheb die Nothwendigkeit vorzuſtellen, nach Tritchinapoly zu eilen; da aber ſeine Ermahnungen kein Gehör fanden, befahl er dem befehlhabenden franzöſiſchen Offizier, eine auffallende Feindſeligkeit zu begehen, um dadurch dem Tractat ein Ende zu machen. Eben zu dieſer Zeit fand es auch Chunda-ſaheb nöthig den Ort anzugreifen, und um den Tanjoren Furcht einzujagen, ließ er die ganze Armee rund um die Stadtmauern unter dem Klang militäriſcher Muſik marſchiren. Dieſe Prozeſſion wurde vier Tage hinter einander wiederholt, aber ohne Wirkung. Die Tanjoren feuerten ſogar von den Mauern auf die Truppen, während daß dieſe ruhig paradirten. Den folgenden Tag griffen die Franzoſen drey nahe bey der Stadt liegende Redouten an, und eroberten ſie. Dieſe ernſthafte Scene machte mehr Eindruck, als die vorher geſpielten Farcen, denn den nächſten Morgen kamen königliche Abgeordnete ins Lager, um mit Chunda-ſaheb zu tractiren, der dem Könige nur noch zwey Tage einräumte, ſeine Vorſchläge anzunehmen. Da am dritten Tage noch keine Antwort erfolgt war, ließ er durch die Franzoſen Bomben in die Stadt werfen; einige derſelben fielen nahe an dem Palaſt des Königs nieder, der darüber ſo erſchrak, daß er ſogleich wieder Abgeordnete heraus ſchickte. Es wurden abermals drey Tage Friſt bewilligt, ohne daß man zum Zweck kam. Der franzöſiſche Befehlshaber, dem dieſe Verzögerungen noch verdrüßlicher waren, als ſelbſt dem Chunda-ſaheb, erneuerte das Bombardement, das nunmehr aber auch durch ein ſtarkes Kanonenfeuer von den neu angekommenen Engländern beantwortet wurde. Dieſer unerwartete Widerſtand ſezte die Franzoſen in ſolche Wuth, daß ſie eins der Stadtthore beſtürmten, und auch eroberten; dennoch aber konnten ſie wegen einer ſtarken Verſchanzung nicht weiter in die Stadt dringen. Indeſſen wurde doch die Furcht des Königs durch dieſen Vorfall ſo ſehr vermehrt, daß er jezt ernſthaft an einen Friedenstractat dachte, der auch den 21ſten December geſchloſſen wurde. Er bewilligte dem Chunda-ſaheb als Nabob ſieben Millionen Rupien, und den franzöſiſchen Truppen auf der Stelle 200,000 Rupien zu bezahlen, desgleichen übergab er der franzöſiſchen oſtindiſchen Compagnie die Souveränität über 81 Dörfer, die vormals zur Stadt Karical gehörten, wo die Franzoſen wider ſeinen Willen 1736 ein Fort gebaut hatten.

Man weiß nicht genau, wie viel von dieſer über- 1750
eingekommenen Summe ſogleich bezahlt wurde; gewöhnlich überſteigt bey ſolchen kriegeriſchen Einſammlungen die erſte Zahlung nicht den vierten Theil des Ganzen. Der König von Tanjore zeigte hier den nämlichen Geiſt der Verzögerung, wie zuvor. Bald ſchickte er Gold und Silbergeſchirr, und ſeine Hofbedienten zankten ſich wie Juden um die Preiſe, für welche

man es annehmen ſollte; bald ſchickte er alte abgeklipte Münzſorten, von denen er wußte, daß man ſie nicht ohne eine genaue und langweilige Unterſuchung annehmen würde, und denn wieder einmal Juwelen und koſtbare Steine, deren Werth auch nicht ſo leicht beſtimmt werden konnte. Chunda-ſaheb ſahe wohl, worauf dieſe Künſte abzielten, indeſſen beſchloß er lieber Geduld zu haben, als das Geld zu verlieren, das er ſo nöthig brauchte. Mehrere Wochen verſtrichen, und der König hatte noch nicht einmal die erſte Zahlung completirt, als Dupleix dem Chunda-ſaheb Nachricht gab, daß Nazir-jing von Golconda im Anzuge ſey, und ihm daher rieth, auf alle Fälle Tanjore in Beſitz zu nehmen, und einen Waffenplatz daraus zu machen. Allein dieſe Neuigkeit ſezte den Murzafa-jing in ſolches Schrecken, daß er gleich aufbrach, und ſich mit großer Eilfertigkeit nach Pondichery zurückzog.

Nazir-jing hatte ſeinen Neffen Murzafa-jing bisher in Ruhe gelaſſen, da er ſeine Entwürfe als unbedeutend anſah, in Vergleich mit den Gefahren, womit er von ſeinem ältern Bruder Ghazi-odean bedroht wurde, der Anſtalten machte, von ihm die Subahſchaft zurück zu fodern; er marſchirte daher mit einer großen Armee nach Delhi zu, als er von der Schlacht bey Amboor Nachricht erhielt. Die Eroberung des Carnaticks verurſachte, daß er den Murzafa-jing nicht länger für einen herumziehenden Abentheurer, ſondern für einen fürchterlichen Rival hielt; er gab daher ſeinen Plan Delhi betreffend auf, und marſchirte nach Golconda zurück, wo er ſein Heer verſtärkte, und an alle Nabobs und Rajahs Beſehle ſchickte, ſich bereit zu halten, ihn mit den zum Reichscontingent gehörigen Truppen zu begleiten. Der ſchleunige Gehorſam, mit dem dieſe Beſehle befolgt wurden, macht es glaublich, daß ſie ihn für den wahren Repräſentanten des Großen-Moguls hielten. Eine Zeitlang war Nazirjing der Meynung, daß die Nachricht allein, von ſeinen außerordentlichen Zurüſtungen, ſeinen Neffen erſchrecken und zur Unterwerfung bringen würde; da er aber fand, daß dieſer ſeine Vortheile verfolgt hatte, und nach Tanjore marſchirt war, ſo brach er endlich auf, und rückte gegen den Carnatick an. Sein Heer, das mit allem beladen war, was nur der Luxus in den Hauptſtädten Indiens vereinigen konnte, machte kleine Märſche, und wurde täglich verſtärkt. Er hatte von den Maratten 30,000 Mann in Sold genommen. Morari-row, der ehmalige Gouverneur von Tritchinapoly, commandirte 10,000 derſelben, mit welchen er voraus ging; er traf bey der Pagode Chillambrum Murzafa-jings Armee an, die ſich von Tanjore zurückzog. Da er nicht ſtark genug war eine Schlacht zu liefern, ſo wandte er wenigſtens alles an, ihren Marſch durch wiederholte Anfälle aufzuhalten. Murzafa-jing und Chunda-ſaheb kamen nach Pondichery, um mit Dupleix Maaßregeln zu nehmen, der ihnen große Vorwürfe machte, daß ſie nicht Tritchinapoly angegriffen und Tanjore in Beſitz genommen hätten. Es war nun nicht länger Zeit ſich zu verſtellen, daher Chunda-ſaheb die Bewegungsgründe ſeines Betragens frey geſtand, und daß der Geldmangel bey ihnen groß ſey. Er fügte hinzu, daß die in Tanjore erhaltenen Summen auch bereits ausgegeben wären, und dennoch der Armee ein ſtarker rückſtändiger Sold zukomme, ſo daß man täglich eine Rebellion, oder eine Generaldeſertion aller Truppen beſorgen müßte. Die bekannte Großmuth des Chunda-ſaheb ſicherte ihn für dem Verdacht, in dieſer Erklärung nicht aufrichtig zu ſeyn; und nun zeigte Dupleix ſeine Fähigkeit und entſchloſſenen Geiſt, alles zu wagen. Er bedachte ſich nicht einen Augenblick, die Caſſen der franzöſiſchen oſtindiſchen Compagnie auszuleeren, um ſeine bedrängten Bundsgenoſſen zu unterſtützen. Sie erhielten von ihm 50,000 Pf. St. und das Verſprechen von noch weit größern Summen. Dieſe Hülfe beruhigte die Armee des Murzafa-jing. Dupleix vermehrte noch überdem die franzöſiſchen Truppen bis auf 2000 Europäer.

Sobald Nazir-jing den Carnatick betreten hatte, foderte er den Mahomed-Ally auf, von Tritchinapoly zu ihm zu ſtoßen; auch ſchickte er Briefe nach dem Fort St. David, worin er die Engländer um europäiſche Hülfstruppen bat. Das Fort Gingee, 35 engliſche Meilen von Pondichery, beſtimmte er zum Sammelplatz. Täglich kamen hier große Schaaren an, bis endlich in der Mitte des März Nazir-jing ſelbſt anlangte. Das Ganze ſeiner ungeheuern Armee beſtand nunmehr in 300,000 Mann Soldaten, ohne den zahlloſen Troß zu rechnen; mehr als die Hälfte deſſelben war Cavallerie; dabey hatte er 800 Kanonen und 1300 Elephanten. Dieſe große Macht, und die Anzahl der bey ihm befindlichen Fürſten, überzeugte die Engländer, daß Nazir-jing der wirkliche

Subah ſey; ſie befahlen daher, daß das Detaſchement in Tritchinapoly mit dem Mahomed-Ally marſchiren ſollte, der mit 6000 Mann Reiterey bey Valdore zum Nazir-jing ſtieß. Einige Tage nachher vereinigte ſich auch der Major Lawrence nebſt 600 Europäern mit ihm, die man vom Fort St. David ſandte. Beide Heere waren nun einander im Geſicht gelagert.

Zwey Abgeordnete begleiteten den Major Lawrence, um mit Nazir-jing im Namen der engliſchen oſtindiſchen Compagnie zu tractiren. Er empfing ſie ſehr höflich, und unter andern orientaliſchen Complimenten trug er dem Major das Commando über ſeine ganze Armee an. Sein Wille war, den Feind ſogleich anzugreifen. Lawrence ſtellte ihm vor, daß der Angriff viel Blut koſten würde, weil die Franzoſen vortheilhaft poſtirt und mit einer zahlreichen Artillerie verſehn wären; wenn er aber mit ſeiner Armee aufbrechen und ſich zwiſchen dem feindlichen Heer und Pondichery lagern wollte, ſo würde er ihnen dadurch die Communication abſchneiden, und ſie in der nachtheiligſten Lage zum Fechten zwingen. Die Antwort war: „Was! ſoll der große Nazir-jing, der Sohn „des Nizam-al-muluck, ſelbſt um Vortheile zu erlan„gen ſich ſo weit erniedrigen, daß es ſchien, er flöhe „vor einem ſo verächtlichen Feinde? Nein! lieber ihn „von vorn angegriffen!“ Lawrence erwiederte, daß er nach Gutdünken handeln möchte, und daß in jedem Falle die Engländer ihn unterſtützen würden. Beide Heere ſtunden nun einander ſo nahe, daß ein Treffen unvermeidlich ſchien. Die Unordnung bey dem franzöſiſchen Corps war damals ſo groß, daß Nazir-jings Vorſatz die glücklichſten Folgen verſprach.

Die franzöſiſchen Offiziers, die ſich bey der Belagerung von Tanjere befanden, hatten für ihr Intereſſe ſo wohl geſorgt, daß ſie die für ſie beſtimmte Summe von den erſten Geldern, die der König bezahlte, abgezogen hatten. Nach dem Rückzuge ging der größte Theil der Offiziers von der Armee ab, um ſich in Pondichery auszuruhen, und andre wurden an ihre Stelle geſchickt. Dieſe, die eben ihre Dienſte antraten, da ſich der Feind näherte, klagten laut, daß ſie ſich nun in Gefahren begeben ſollten, ohne einen Proſpect von Vortheilen zu haben, während daß man denjenigen, die ſo leicht bey Tanjore anſehnliche Summen bekommen, erlaubte ſich zu entfernen. Sie machten Vorſtellungen, und verlangten ſo viel Geld, als die andern erhalten hatten. Dupleix bemühte ſich, ſie durch Strenge zu ihrer Pflicht zu bringen, allein wenn man einen in Verhaft nahm, ſo verlangten ſie alle ein gleiches Schickſal. Ihre Anzahl war zu groß, um ſie in dieſem kritiſchen Zeitpunkt in dem Lager zu entbehren, daher man ſie ohne Strafe ließ. Dieſe gezwungene Nachſicht nutzten ſie um Factionen zu machen und das Mißvergnügen zu verbreiten. Die gemeinen Soldaten folgten dem Beyſpiele ihrer Offiziers, wurden übermüthig und wollten nicht gehorchen.

In dieſer Verwirrung befand ſich das franzöſiſche Lager, als Major Lawrence beym Nazir-jing anlangte. Den folgenden Tag marſchirten beide Heere gegen einander auf, und eine Kanonade erfolgte. Der franzöſiſche Befehlshaber Auteuil, der ſich auf ſeine Truppen nicht verlaſſen konnte, und den Angriff der Engländer fürchtete, ſchickte einen Trompeter an Lawrence, um ihm zu ſagen, daß, obgleich die Truppen ihrer beiden Nationen ſich in gegengeſezten Armeen befänden, ſo wünſchte er doch nicht europäiſches Blut zu vergießen; da er alſo nicht wüßte, wo die Engländer in Nazir-jings Schlachtordnung ihren Poſten hätten, ſo wäre er zu entſchuldigen, wenn ihnen die franzöſi[illegible]hen Kugeln Schaden thäten. Der engliſche Befehls[illegible]r antwortete, daß die Flagge ſeiner Nation bey [illegible]n Kanonen wehen würde, und daß hieran der [illegible]ten der Engländer erkannt werden könnte. Er fügte hinzu: daß, ob er gleich eben ſo unwillig ſey, europäiſches Blut zu vergießen, ſo würde er dennoch die Kugeln, die auf ſeine Truppen abgeſchoſſen werden ſollten, gewiß erwiedern. Bald nachher geſchah ein Schuß aus der franzöſiſchen Beſatzung ins engliſche Lager; Lawrence glaubte, daß man ihn dadurch verſuchen wollte, und ließ mit drey Kanonen die Antwort geben. Die aufrühriſchen franzöſiſchen Offiziers, anſtatt die Soldaten zu ermuntern, ſchwächten vielmehr ihren Muth durch übertriebene Beſchreibungen von der Macht des Feindes. Die Kanonade that wenig Wirkung, und hörte mit anbrechender Nacht auf.

Kaum war dieſes geſchehn, ſo verließen dreyzehn Offiziers das Lager, und vermehrten durch dieſe ſchändliche Deſertion die Vorurtheile der Truppen, die es der Furcht zuſchrieben. Auteuil, der die Folgen davon fürchtete, entſchloß ſich auch das Lager zu verlaſſen und mit allen Franzoſen nach Pondichery zu marſchiren. Murzaſa-jing und Chunda-ſaheb, die zwar von dem Aufruhr wußten, allein ſich nie verſtellten, daß es ſo weit kommen würde, waren vor Beſtürzung außer ſich, da ſie ſahen, daß alle ihr Bitten bey Auteuil vergebens war, der feſt bey ſeinem Vorſatz beharrte.

Schon einige Tage vorher war eine Communication zwiſchen beiden Lägern geweſen, und man hatte ingeheim Unterhandlungen gepflogen. Verſchiedene Befehlshaber von Nazir-jings Armee hatten den Murzaſa-jing verſichert, daß, wenn er ſich unterwürfe, ſie ſeine Perſon beſchützen und den Tractat garantiren wollten, den er mit ſeinem Onkel machen würde; da er ſich aber auf Dupleix und die franzöſiſchen Truppen verließ, ſo wollte er von keiner Unterwerfung hören. Nunmehr aber war keine Zeit zu verlieren, da man überzeugt war, daß die Folgen des Rückzugs der Franzoſen ſich in wenig Stunden äußern, das ganze Heer für ſeine Sicherheit ſorgen, und entweder fliehen oder zum Nazir-jing übergehn würde. Chunda-ſaheb, der alles von dem Zorn des Nazir-jing zu befürchten hatte, begleitete die Franzoſen nach Pondichery. Dennoch war Murzaſa-jing unentſchloſſen. Seine vornehmſten Offiziers ſtellten ihm die unauslöſchliche Schande vor, mit der großen Reichsfahne, die er bey ſich hatte, zu fliehen; denn es herrſcht ein Vorurtheil, daß man unter dem Schutze dieſes Paniers nicht fliehen darf. Er ſchlug daher ab, den Chunda-ſaheb zu begleiten, verließ ſich auf die Verſprechungen von Nazir-jings Feldherren, und ſchickte

Abgeordnete in das feindliche Lager, mit Vorſchlägen ſich zu unterwerfen. Nach dieſen traurigen Berathſchlagungen, denen Chunda-ſaheb noch beygewohnt hatte, nahmen die beiden Freunde von einander den zärtlichſten Abſchied, mit der Hoffnung ſich in einer glücklichern Stunde wieder zu ſehn; ſie ſchieden mit wechſelſeitigen Betheurungen einer ewigen Freundſchaft, die, ſo ſelten ſie auch unter den Fürſten in Indoſtan iſt, doch hier aufrichtig war. Die franzöſiſchen Truppen, nebſt einem kleinen Corps von Chunda-ſahebs Reiterey, verließen ganz in der Stille um Mitternacht das Lager, und zwar in ſolcher Verwirrung, daß ſie 40 Kanonier mit eilf Kanonen zurückließen.

Die Abgeordneten des Murzaſa-jing wurden in Gegenwart aller Großen zum Nazir-jing geführt, der vor Freuden außer ſich war, daß er ſeinen Neffen in ſeine Gewalt bekommen ſollte, daher er kein Bedenken trug, auf den Koran zu ſchwören, ihn weder zum Gefangenen zu machen noch ihm die Statthalterſchaft zu entziehn, die er bey ſeines Großvaters Lebzeiten beſaß. Auf dieſe Verſicherung verließ Murzaſa-jing ſein Lager, um ſeinem Onkel zu huldigen. Kaum aber näherte er ſich dem Hauptquartier, als er in Verhaft genommen und in ein Zelt gebracht wurde, wo man ihm ſogleich Ketten anlegte. Mittlerweile wurde ſein Lager angegriffen, wo man wenig Widerſtand that. Das Blutbad war erſchrecklich, denn die Truppen des Subah gaben keinen Pardon. Ein Trupp Reiter fiel über die franzöſiſchen Artilleriſten her, die durch die unbegreifliche Nachläſigkeit der Ihrigen ſo ſchändlich zurück gelaſſen worden waren, und hieb den größten Theil derſelben nieder. Es wäre niemand davon gekommen, allein die Engländer entriſſen einige ihrer Wuth, die aber faſt alle verwundet waren. Die Maratten, unter Anführung des Morari-row, verfolgten das franzöſiſche Corps, und erreichten es noch vor den Hecken von Pondichery. Auteuil ſtellte ſeine Truppen in ein Viereck, das Morari-row muthig angriff, und auch wirklich mit 15 Mann durchbrach, in der Meynung, daß ihm die andern folgen würden. Dieſe blieben aber zurück; er wurde im Augenblick umringt, und blos ſein Muth rettete ihn aus dieſer großen Gefahr; denn er hieb ſich mit ſechs Mann durch, nachdem neun an ſeiner Seite gefallen waren. Die Maratten fuhren fort die franzöſiſchen Truppen zu beunruhigen, bis dieſe die beſagten Hecken erreicht hatten; neunzehn Europäer wurden dabey getödtet, und der Verluſt würde noch größer geweſen ſeyn, wenn Chunda-ſahebs Reiterey nicht ſo tapfer bey dieſem Rückzuge gefochten hätte.

Da nun die Armee des Murzafa-jing gänzlich zerſtreut, und er ſelbſt ein Gefangener war, ſo ſchien nunmehr alles dem Nazir-jing den ruhigen Beſitz ſeiner Subahſchaft zu verſichern, aber ſeine Fähigkeiten waren einer ſo hohen Würde nicht angemeſſen, und die Verrätherey hatte bereits in ſeinem Cabinet ihren Sitz genommen. Die Nabobs von Cudapa, von Canoul und von Savanore waren die vornehmſten Fürſten, die ihn nach dem Carnatick begleitet hatten; ſie waren alle drey von Geburt Pitanen, und beſaßen die dieſem Volke eigne Verwegenheit. Sie hatten die Auffoderung des Nazir-jing befolgt, und waren im Felde erſchienen, in der Hoffnung, daß ihnen zur Belohnung ihrer Kriegsdienſte gewiſſe anſehnliche Summen nachgelaſſen werden würden, die ſie der mogulſchen Schatzkammer noch bezahlen ſollten; Nazir-jing aber, der ganz den Stolz eines Subah angenommen hatte, hörte ſie nicht an, ſondern behandelte ſie als Lehnſaſſen, die nichts mehr als ihre Pflicht gethan hätten. Dieſe fehlgeſchlagene Erwartung verurſachte, daß ſie eines Kriegs überdrüſſig wurden, bey dem ſie kein Intereſſe hatten, daher ſie auch die erſten geweſen waren, die dem Murzafa-jing gerathen ſich zu unterwerfen. Dieſe Abſichten, eine Verſöhnung zu befördern, hatten auch mehrere Große von Nazir-jings Hofe, worunter auch Schanavaze Khan, der vornehmſte Miniſter, war. Allein dieſe wurden durch beſſere Bewegungsgründe geleitet; denn da ſie ihr Glück dem Nizam-al-muluck zu verdanken hatten, ſo war ihnen ſein Andenken zu heilig, daß ſie nicht einen bürgerlichen Krieg zwiſchen ſeinem Sohne und Enkel mit Betrübniß hätten ſehn ſollen. Sowohl gegen dieſe Nabobs und Miniſter als gegen die Abgeordneten des Murzafa-jing hatte Nizir-jing die feyerlichſten Verſprechen gegeben, ſeinem Neffen kein Leid zu thun; dennoch hatte er ſie gebrochen, ſobald dieſer in ſeiner Gewalt war. Dieſes bundbrüchige Betragen kränkte alle diejenigen empfindlich, die den Prinzen zur Unterwerfung beredt hatten. Die Miniſter begnügten ſich, hierüber ihrem Herrn ſanfte Vorſtellungen zu thun, die pitaniſchen Nabobs hingegen klagten laut über dieſes Betragen, als über eine Beleidigung, die ſie ſelbſt beträfe, da ſie ſich für des Subahs Verſprechen verbürgt hätten; und von dieſem Augenblicke an machten ſie unter ſich einen geheimen Vertrag, um gewiſſe Entwürfe auszuführen; ſie kamen dabey überein, keine weitern Spuren von Mißvergnügen zu zeigen, bis es Zeit ſeyn würde loszubrechen.

In Pondichery hatte der Rückzug der franzöſiſchen Truppen, die Nachrichten von Murzafa-jings Gefangenſchaft und der Zerſtreuung ſeines Heers die größte Beſtürzung erregt. Indeſſen war Dupleix, ob er gleich mehr als alle andre bey dieſen ſchrecklichen Unfällen zu fürchten hatte, dennoch ſo ſehr Meiſter ſeiner ſelbſt, daß er ſeine Unruhe verbarg, und große Heiterkeit zeigte. Er befahl ſogleich den Truppen, ein Lager im freyen Felde außerhalb den berufenen Hecken aufzuſchlagen, und verſahe ſie mit andern Offiziers; die Aufrührer wurden in Verhaft genommen, und über den Befehlshaber Auteuil ließ er Kriegsrecht halten, weil er ohne Ordre das Heer der Bundsgenoſſen verlaſſen hatte. Durch dieſe muthvolle Thätigkeit belebte er die Truppen von neuem, und feuerte ihre Hoffnungen an. Er wußte, daß die Anzahl ſeiner Europäer, ohne von einer indiſchen Armee unterſtützt zu ſeyn, nicht hinreichend war, um gegen die große Macht des Nazir-jing Stand zu halten; allein ſeine Kenntniß von dem Charakter der Fürſten in Indoſtan ließ ihn hoffen, Factionen an dem Hofe des Subah zu entdecken, oder ſolche zu erzeugen, die, wenn ſie mit Kunſt behandelt würden, vielleicht die verzweiflungsvolle Lage des Murzafa-jing und Chunda-ſaheb endigen könnten. Um daher Zeit zu gewinnen und Nachrichten einzuziehn, die ihm ſo nöthig waren, beſchloß er eine Unterhandlung anzufangen. Er hatte einige Tage zuvor einen Brief an Nazir-jing geſchrieben, worin er ſich zum Frieden erbot, wenn Murzafa-jing ſeine vorige Statthalterſchaft wieder erhielt, und Chunda-ſaheb im Beſitz vom Carnatick geſezt würde. Dieſer Brief blieb unbeantwortet, ein Umſtand, von dem Dupleix den Nutzen zog, ſeine liſtige Correſpondenz fortzuſetzen. Er gab vor, daß der Rückzug der franzöſiſchen Truppen auf ſeinen Befehl geſchehen ſey, in der Hoffnung dadurch den Frieden zu beſchleunigen, wenn er einen ſo öffentlichen Beweis von ſeiner Abneigung gegen fernere Feindſeligkeiten gäbe; und um Nazir-jing zu überführen, daß die Franzoſen nicht die Flucht genommen, wie man in ſeinem Lager glaubte, ſo behauptete er kühn, daß ſie ein großes Blutvergießen angerichtet, als man ſie beym Rückzug angegriffen hätte. Ueberdem erinnerte er ihn an die Gaſtfreyheit, die ſeine Schweſter, die Mutter des Murzafa-jing, in Pondichery genoſſen, empfahl dieſen Prinzen ſeiner Gnade, und bat um Erlaubniß, Geſandte an ihn ſchicken zu dürfen.

Nazir-jing bewilligte die Geſandtſchaft anzunehmen. Es begaben ſich daher zwey aus dem Conſeil nach dem Lager, von denen einer mit der indoſtaniſchen und perſiſchen Sprache ſehr bekannt war; die einzigen Sprachen, deren man ſich an den Höfen der muhamedaniſchen Fürſten in Indien bedient. Sie erhielten eine Ceremonien-Audienz, nach welcher ſie mit den Miniſtern in Unterhandlung traten. Zuerſt geſchahen hohe Foderungen, endlich aber thaten ſie ihre lezten Vorſchläge, daß nämlich die Staaten des Murzafa-jing dem Sohne dieſes Prinzen ſo lange übergeben werden ſollten, bis Nazir-jing mit dem Vater ausgeſöhnt wäre, und daß Chunda-ſaheb zum Nabob vom Carnatick ernannt werden müßte. Die Miniſter, obgleich viele von ihnen dem Murzafa-jing wohlwollten, unterſtanden ſich doch nicht, ihrem Herrn dieſe Foderungen vorzutragen; ſie ſagten den Geſandten, daß die Anſprüche des Chunda-ſaheb um ſo weniger Statt fänden, da der Carnatick bereits dem Mahomed-Ally, dem Sohne des Anwar-odean Khan, gegeben worden ſey. Die Geſandten verließen das Lager, nach einem Aufenthalt von acht Tagen, der dem Scheine nach fruchtlos, aber in der Wirklichkeit höchſt vortheilhaft geweſen war, und völlig den Endzweck des Dupleix erreichte, Nazir-jings Hof kennen zu lernen, und einen Briefwechſel mit den mißvergnügten Nabobs zu gründen.

Das geheimnißvolle Betragen der franzöſiſchen Abgeordneten blieb nicht ohne Verdacht, und der Major Lawrence erhielt Nachricht, daß eine Verſchwörung gegen den Subah auf dem Tapet ſey, in welcher Schanavaze Khan, der vornehmſte Miniſter, mit einſtimme. Der lezte Theil der Nachricht war falſch, und der erſte Theil konnte nicht erwieſen werden; dennoch verlangte Lawrence Audienz, und bemühte ſich, Nazir-jing mit dem Gehörten bekannt zu machen; ſein Dolmetſcher aber hatte nicht den Muth, eine Erklärung zu thun, die ihm wahrſcheinlich das Leben gekoſtet hätte, und verdolmetſchte daher ganz andre

Dinge. Es war keine andre Methode möglich, ihm dieſe Nachricht beyzubringen, weil die Würde eines Subah nicht erlaubte, geradezu an ihn Briefe zu ſchicken, und niemand zu einer Privataudienz gelaſſen wurde, als ſein vornehmſter Miniſter, der hier mit in der Anklage verwickelt war, oder die Hofbedienten, die ganz von dieſem Miniſter abhingen.

Nach der Rückkehr der Abgeordneten fing Chunda-ſaheb an Truppen zu werben, und Dupleix glaubte, daß es nöthig ſey, den Ruhm der franzöſiſchen Waffen durch eine Unternehmung wieder herzuſtellen, die ſeine Bundsgenoſſen in Nazir-jings Lager überzeugen könnte, daß er entſchloſſen wäre, den Krieg fortzuſetzen. Auteuil, der das Commando wieder übernommen hatte, brach in der Nacht mit den Franzoſen auf, und überfiel einen Theil des Lagers, in welches ſie ohne Widerſtand eindrangen; denn nach indiſcher Gewohnheit halten die Soldaten ihre Hauptmahlzeiten in der Nacht, und nachher nehmen ſie Opium oder andre ſchlafmachende Mittel, da denn das ganze Lager gegen Morgen ſich in einem ſo tiefen Schlaf befindet, daß eine Handvoll entſchloſſener Leute tauſend niedermachen können, bevor dieſe munter werden.

Der Major Lawrence war mit den Engländern noch immer im Lager, und lag dem Nazir-jing an, das Geſchenk zu beſtätigen, das Mahomed-Ally, jetziger Nabob vom Carnatick, der oſtindiſchen Compagnie mit einem Strich Landes bey Madras, als eine Belohnung für den Beyſtand ihrer Truppen, gemacht hatte. Der Subah hatte oft verſprochen dies Geſuch zu bewilligen, allein ſein Miniſter Schanavaze Khan verhinderte die

Ausfertigung des Firmans, weil er dieſe Ceſſion der Majeſtät des Reichs unwürdig hielt. Lawrence, dieſer Verzögerung überdrüſſig, drang auf eine entſcheidende Antwort, worauf man ihm alle Befriedigung verſprach, wenn er mit den engliſchen Truppen nach Arcot marſchiren wollte, als wohin Nazir - jing entſchloſſen war ſich mit ſeinem ganzen Heere zu begeben. Dieſen Antrag konnte er nicht wohl eingehn, aus Beſorgniß, daß in ſeiner Abweſenheit die Franzoſen und Chunda - ſaheb etwas Nachtheiliges gegen die engliſchen Beſitzungen unternehmen möchten. Er bemühete ſich daher, den Subah von dieſem Vorhaben abzubringen, indem er ihm vorſtellte, daß die Feinde hiedurch Gelegenheit bekommen würden, ihre Macht zu verſtärken, und neue Feindſeligkeiten auszuüben; dagegen wenn er in der Nähe von Pondichery bliebe, könnte er ihnen alle Gemeinſchaft mit den umliegenden Provinzen abſchneiden, und ſie ſo in die Enge treiben, daß ſie genöthigt würden, alles einzugehn. Dieſe Vorſtellungen waren fruchtlos, daher Lawrence mit ſeinen Truppen nach dem Fort St David zurück marſchirte. Gegen Ende des Aprils brach Nazir- jing auch aus ſeinem Lager bey Valdore auf, und nahm ſeinen Zug nach Arcot.

Von hieraus ſchickte er Befehl nach Maſulipatnam, die dortigen der franzöſiſchen Compagnie gehörigen Häuſer und Güter in Beſchlag zu nehmen; ein gleicher Befehl ging nach Yanam, einer andern Stadt, die voller Manufacturen iſt. Dieſes geſchah ohne Gewaltthätigkeit und Plünderungen, auch war der Schade nicht beträchtlich. Dupleir aber, der den vertheidigungsloſen Zuſtand von Muſalipatnam kannte, beſchloß ſich zu rächen, und die Stadt anzugreifen, deren Beſitz ſchon längſt zu ſeinem Plan gehört hatte, daher auch Murzaſa-jing ihm hatte verſprechen müſſen, ſie der franzöſiſchen Compagnie zu überlaſſen. Dieſer Ort liegt an der Mündung des Fluſſes Kriſtna, und iſt der Seehafen von Golconda und der weſtlichen Provinzen in dieſem Theile der Halbinſel; ſie war ehmals der größte Handelsplatz, und eine der reichſten und volkreichſten Städte in Indoſtan. Das Wort Patnam bedeutet eine Stadt; dieſer Umſtand iſt einigen neuern Schriftſtellern unbekannt geweſen, die durch den großen Ruf des Orts verführt wurden, und ſich daher nicht lange bedachten, die ganze pitaniſche Nation, wie auch eine Dynaſtie Delhiſcher Könige von einer arabiſchen Colonie abzuleiten, die, wie ſie ſagen, vor 400 Jahren Maſulipatnam gründete. Die Stadt hat noch heut zu Tage einen beträchtlichen Handel, und iſt wegen ihrer gemalten Zeugmanufacturen berühmt; denn die Pflanzen, aus welchen die Farben gezogen werden, wachſen nirgends in ſolcher Vollkommenheit, als in dieſer Gegend. Im Anfange des Julius langte hier ein franzöſiſches Detaſchement von 200 Europäern und 300 Sepoys in der Nacht an, und überrumpelten die Stadt ohne viel Mühe, die ſie ſodann in einen beſſern Vertheidigungsſtand ſetzten.

Während dieſer Zeit ſtanden die franzöſiſchen Truppen immer noch in ihrem alten Lager, ſie hatten ſolches dem Subah gleichſam zum Trotz auf dem neuen Territorio aufgeſchlagen, das ihnen von Murzaſa-jing überlaſſen worden war. Dieſe Beleidigung aber wurde von Nazir-jing überſehn, der die Gefangenſchaft ſeines Neffen für eine hinreichende Sicherheit wider fernere Unruhen hielt, und ſich daher ganz ſeinen Lieblingsvergnügungen, den Weibern und der Jagd, überließ. Er gab ſich zwar mit Regierungsgeſchäften nicht ſehr ab, dennoch entſchied er ohne Unterſuchung, wenn ihm ſeine Miniſter etwas vortrugen, und ſeine Befehle, ſie mochten noch ſo abgeſchmackt ſeyn, waren unwiderruflich. Sein Eigenſinn verdroß ſeine eifrigſten Anhänger, und ſeine Trägheit machte ihn ſeinen Feinden verächtlich. Die pitaniſchen Nabobs ſchmeichelten ſich bey ihm dadurch ein, daß ſie ihn zu ſeinem Laſterleben aufmunterten, wobey ſie zu gleicher Zeit dem Dupleix anlagen, loszubrechen.

Dupleix folgte ihrem Rath, und ließ durch 500 Europäer die Pagode Trivadi angreifen, die 15 engliſche Meilen vom Fort St. David lag. Man nahm ſie ohne Widerſtand ein. Dieſe Pagode diente zur Citadelle einer großen Stadt, und der Beſitz derſelben ſezte die Franzoſen in den Stand, die Einkünfte des Diſtricts einzuſammeln. Sie drangen weiter bis zum Fluß Pannar vor; dieſes beunruhigte den Mahomed-Ally, der den Subah um Erlaubniß bat, ins Feld zu rücken, und die Länder zu vertheidigen, die er ihm gegeben hätte; wobey er verſicherte, daß die Engländer wegen ihres eignen Intereſſe ſich mit ſeinen Truppen vereinigen würden. Nazir-jing war ſo ſehr gegen die Engländer aufgebracht, weil ſie ihn nicht hatten nach Arcot begleiten wollen, daß man Mühe brauchte ihn zu bewegen, ſeinem Vaſallen zu erlauben, ſich ihrer Hülfe zu bedienen. Die Engländer hatten das Verſprechen von Mahomed-Ally erhalten, daß er alle Koſten bey dieſer Expedition tragen wollte, und ließen alſo 400 Europäer und 1500 Sepoys ins Feld rücken; ſie ſtießen zur Armee des Nabobs, die 10,000 Mann ſtark war, von denen mehr als die Hälfte zu Nazir-jings Truppen gehörten.

Die Franzoſen hatten ſich an dem Ufer des Fluſſes Pannar in einem Walde gelagert und ſtark verſchanzt. Um ſie aus dieſem Poſten herauszuziehn, rückte man auf Trivadi los, und foderte die Beſatzung auf, die aber von keiner Uebergabe hören wollte. Der engliſche Befehlshaber, Capitain Cope, rieth dem Nabob, die Mauern durch ſeine Truppen beſtürmen zu laſſen, während der Zeit die Engländer die Thore einſchießen ſollten. Der Nabob war es zufrieden, allein ſeine Truppen wollten ſich dieſem gefährlichen Verſuche nicht unterziehn; die Armee marſchirte alſo nach den franzöſiſchen Verſchanzungen zurück, und ſtellte ſich unter den Kanonen in Schlachtordnung. Der franzöſiſche Befehlhaber aber ſchickte einen Offizier an die Engländer mit der Erklärung, daß, wenn ſie ſich nicht ſogleich entfernten, er genöthigt ſeyn würde, auf ſie zu feuern. Capitain Cope erwiederte, daß die Engländer Bundsgenoſſen des Nabobs wären, ihn als ſolche in ſeinen Staaten begleiteten, und ihm ihre Hülfe wider alle diejenigen verſprochen hätten, die ſich ſeiner rechtmäßigen Autorität widerſetzen würden. Kaum war der Offizier zurück, als die Franzoſen auf die engliſchen Truppen zu feuern anfingen. Dieſe antworteten, und ſo dauerte das Feuer bis in die Nacht, da ſich denn die Engländen mit einem Verluſt von 10 Europäern und 50 Sepoys zurück zogen; von des Nabobs Armee waren 200 getödtet worden; die Franzoſen hingegen, durch ihre Verſchanzungen gedeckt, hatten nur einen ſehr geringen Verluſt. Dieſer üble Erfolg ſchlug den Muth des Mahomed-Ally ſo ſehr nieder, als wenn er eine gänzliche Niederlage erlitten hätte, daher war er voller Angſt und wollte ſich durchaus zurück ziehn, unter dem Vorwande, daß ſeine Armee nicht ſubſiſtiren könnte, weil alle Proviſionen von Arcot kommen müßten, und dieſe Transporte leicht den Franzoſen in die Hände fallen dürften. Wenn die Engländer bey dieſem Rückzuge den Nabob begleiteten, ſo hatten ſie ihm keinen andern Dienſt gethan, als den Zug ſeiner Armee zu vergrößern; dieſes war auch die Hauptabſicht des Nabobs, der ſich mit ſeinen europäiſchen Alliirten brüſten wollte. Cope aber hatte Befehl, ſich nicht weit von den franzöſiſchen Poſten zu entfernen, damit ſeine Communication vom Fort St. David nicht abgeſchnitten würde; desgleichen war ihm aufgegeben, alles anzuwenden, damit es zu einem Treffen käme; er beſtand daher darauf, daß der Nabob zwiſchen dem Feinde und Pondichery ſein Lager nehmen ſollte. Es war unmöglich, zwey ſo entgegengeſezte Meynungen zu vereinigen; dieſer Umſtand brachte den Nabob ſo ſehr wider ſeine Bundsgenoſſen auf, daß, als dieſe die verabredeten Kriegskoſten verlangten, er anfangs allerhand Entſchuldigungen machte, und endlich geradezu erklärte, daß er kein Geld hätte. Er gab vor, ſeine Schatzkammer ſey leer, weil er dem Nazir-jing zwey Millionen Rupien gegeben hätte. Der Major Lawrence, der im Fort St. David commandirte, und nicht allein der vornehmſte Offizier, ſondern auch Interims-Gouverneur des Etabliſſements war, hielt ſich durch dieſe Treuloſigkeit des Nabobs ſo beleidigt, daß er ſogleich die engliſchen Truppen zurück rief, die auch den 19ten Auguſt im Fort St. David wieder eintrafen.

Kaum waren ſie abmarſchirt, als die Franzoſen ihre Verſchanzungen bey Valdore verließen, und ſich mit den Truppen in Trivadi vereinigten. Ihre jezt zuſammen gezogene Macht beſtand in 1800 Europäern, 2500 Sepoys und 1000 Mann Cavallerie, die Chunda-ſah anführte, nebſt zwölf Kanonen. Die Armee des Mahomed-Ally war 5000 Mann Infanterie und 15000 Mann Cavallerie ſtark. Dieſe leztre anſtatt in der Ebene zu ſtehn, war hinter Verſchanzungen gelagert, und dieſe Verſchanzungen waren von allen Kanonen entblößt, da man ſolche in die Zwiſchenräume geſtellt hatte; im Rücken des Heers war ein Fluß. Es war am 21ſten Auguſt, als die Franzoſen anrückten, dieſe unſinnige Stellung anzugreifen. Man ſtürmte die Verſchanzungen, die Vertheidiger flohen, und ließen ihre Kanonen im Stich, die nun auf die in Unordnung gebrachte Cavallerie gerichtet wurden. Alles ſuchte ſich jezt zu retten, viele ſtürzten ſich in den Fluß und erſoffen. Der durch ſeinen Geiz geſtrafte Nabob entkam mit großer Mühe, und erreichte Arcot nur von drey Perſonen begleitet. Ohne die Ertrunkenen, fand man im Lager beynahe 1000 Todte; die Franzoſen verloren nicht einen einzigen Mann, ſie hatten nicht einmal einen Verwundeten.

Selbſt dieſer Sieg war nicht vermögend, den Nazir-jing aus ſeiner Trägheit in Arcot zu reißen. Dupleix beſchloß, dieſe Unthätigkeit und die allgemeine Beſtürzung zu nutzen, welche durch dieſe Schlacht in alle benachbarten Provinzen verbreitet worden war; er befahl daher den franzöſiſchen Truppen Gingee anzugreifen. Dieſer Ort war ehemals die Reſidenz von einem Stamme marattiſcher Könige, deren Staaten ſich von hier bis ans Königreich Tanjore erſtreckten; von ihnen ſtammte auch der berühmte Sevagy ab. Die Feſtungswerke hatten die Kennzeichen von dem militäriſchen Charakter dieſer Nation. Eine ſtarke mit vielen Thürmen flankirte Mauer hatte einen Umfang von drey engliſchen Meilen, und ſchloß drey Berge ein, die einen Triangel bilden; ſie ſind alle ſteil und geborſten, und haben auf den Gipfeln große, ſtark befeſtigte Forts. Auſſerdem befinden ſich noch andre Feſtungswerke auf dem Abhange der Berge. In der Ebene iſt eine große Stadt. Die Indier, welche keine Feſtungen für anſehnlich halten, wenn ſie nicht auf ſteilen Anhöhen liegen, haben immer Gingee als die ſtärkſte Feſtung im Carnatick betrachtet.

Der Oberſte von Buſſy machte mit 250 Europäern und 1200 Sepoys den Vortrab, um zu verſuchen, ob man den Ort nicht überrumpeln könnte, er fand aber bey der Ankunft 5000 Mann, die aus dem Treffen von Trivadi entflohen waren, und ſich hier unter den Mauern gelagert hatten; ſie waren auch mit Kanonen verſehen, die von Europäern bedient wurden. Er wartete daher, bis die übrigen franzöſiſchen Truppen in der Nähe waren, da er denn die Feinde angriff, die wenig Widerſtand thaten. Die Europäer, die ſich zur Bedienung der Artillerie hatten dingen laſſen, wurden faſt alle niedergehauen. Ein Stadtthor wurde darauf vermittelſt einer Petarde geſprengt, und die Franzoſen rückten mit aller ihrer Artillerie und Bagage in die Stadt, woſelbſt ſie ſich barricadirten. In dieſer Lage waren ſie einem beſtändigen Feuer von den drey Bergen ausgeſezt. Die Mohren warfen auch eine groſſe Menge Raketen in die Stadt, um ſie in Brand zu ſtecken. Die Franzoſen bombardirten die Forts aus kleinen Mörſern die ganze Nacht durch, bis der Mond unterging; dieſes war das Signal die Berge zu ſtürmen. Niemand als Europäer wurden zu dieſer kühnen Unternehmung gebraucht, die alle drey Berge zu gleicher Zeit anfielen, und Eine Redoute nach der Andern mit dem Degen in der Fauſt eroberten, bis ſie die Hügel erreichten, die mehr als alles andre befeſtigt waren; dennoch petardirten ſie die Thore, und als der Tag anbrach, fanden ſie ſich im Beſitz von allen drey Bergen, mit einem Verluſt von nicht mehr als zwanzig Mann. Da ſie bey Tage die überwundenen Schwierigkeiten betrachteten, ſo wußten ſie nicht, ob ſie mehr über die Geſchwindigkeit, womit ſie die Unternehmung ausgeführt, oder über die außerordentliche Feigheit der Vertheidiger erſtaunen ſollten. Es iſt indeſſen zu vermuthen, daß der Verſuch bey Tage nicht geglückt haben würde; allein weder Anzahl noch feſte Lage kann das Schrecken der Mohren ſowohl als Indier mindern, wenn ſie bey Nacht angefallen werden.

Der große Ruf der Feſtigkeit von Gingee erhob natürlich den Ruhm der franzöſiſchen Tapferkeit; und dieſer ſo bedeutende Verluſt ermunterte endlich den Nazir-jing aus ſeiner Schlafſucht; er ſahe ein, daß es hohe Zeit ſey, einem Feinde Schranken zu ſetzen, der alles zu unternehmen fähig ſchien. Nach ſeiner Ankunft in Arcot hatte er den größten Theil ſeiner Truppen nach Golconda zurückgeſchickt, und auch viele Rajahs mit ihren Soldaten wieder nach Hauſe ziehen laſſen. Nunmehr rief er alle dieſe Truppen zurück. Indeſſen hoffte er, daß die Nachricht von dieſen Zurüſtungen, mit Anerbietung gewiſſer Vortheile verbunden, die Franzoſen dahin vermögen dürfte, die Waffen niederzulegen; er beſchloß daher, den Weg der Unterhandlung zu verſuchen, bevor er ins Feld rückte, und ſchickte deshalb zwey Abgeordnete nach Pondichery. Dupleix ſpannte nun die Saiten ziemlich hoch, und verlangte nicht allein die Befreyung des Murzafa-jing und die Wiedereinſetzung in ſeine Staaten, desgleichen für den Chunda-ſaheb die Nabobſchaft vom Carnatick, ſondern auch, daß die Stadt Maſulipatnam nebſt allen dazu gehörigen Ländereyen der franzöſiſchen Compagnie abgetreten werden, und ihre Truppen ſo lange im Beſitz von Gingee bleiben ſollten, bis der Subah nach Aurengabad zurückgekehrt ſey.

Dupleix konnte natürlich nicht erwarten, daß Nazir-jing dieſe hohen Foderungen eingehn würde, auch hatte er dabey keine andere Abſicht, als ihn zu bewegen ins Feld zu rücken, denn nur im Felde allein war es, wo er ſeine Entwürfe gegen ihn ausführen konnte. Er irrte ſich nicht, denn Nazir-jing ließ ſeine Truppen nach Gingee marſchiren, und gegen Ende des Septembers traf er bey ihnen in Perſon ein. Sein Heer war nun bey weitem nicht ſo ſtark, als im Anfange des Jahrs, da er im Carnatick erſchien; denn ſehr wenige von den zurückgeſandten indiſchen Fürſten fanden ſich mit ihren Soldaten wieder ein, und die Truppen aus Golconda waren in einer zu großen Entfernung, um die Provinz Arcot noch vor der regnichten Jahreszeit erreichen zu können. Dennoch beſtand ſeine Armee aus 60,000 Mann Infanterie, 45,000 Mann Cavallerie, 700 Elephanten und 360 Kanonen, und mit dem Troß, der bey einem indiſchen Heer immer ſtärker als die Anzahl der Soldaten ſelbſt iſt, waren hier an 300,000 Menſchen verſammelt. Dieſes große Heer bewegte ſich ungemein langſam, und brachte über dreyßig engliſche Meilen funfzehn Tage zu; man war noch ſechszehn Meilen von Gingee entfernt, als das Regenwetter einfiel, und zwar mit ſolcher Heftigkeit, daß das ganze Land überſchwemmt wurde. Der Gedanke von der großen Schande, wenn es das Anſehn hätte, als ob die Reichsfahne ſich zurückzöge, hielt den Nazir-jing ab, ſogleich wieder nach Arcot zurückzugehn, ſo nöthig dieſe Maaßregel auch war, denn in Zeit von drey Tagen ſahe ſich ſeine Armee zwiſchen zwey Flüſſe eingeſchloſſen, die man bey der Ueberſchwemmung kaum paſſiren konnte. Die Communication mit den benachbarten Ländern wurde alle Tage ſchwerer, und die Lebensmittel wurden ſeltner; auch litten die Truppen ſehr viel von dem übeln Wetter, das ganze Lager war mit Kranken angefüllt, und keine Hoffnung vorhanden, daß dieſe Unfälle eher als im December, bey der Rückkehr der ſchönen Witterung, aufhören würden. Nazir-jing wurde bey dieſen Hinderniſſen ſehr ungeduldig, da ſie einen Krieg verlängerten, womit er ſchon ein Jahr zugebracht, und dieſe Zeit über ſich von ſeinen andern weitläuftigen Staaten hatte entfernt halten müſſen. Der Wunſch den Carnatick zu verlaſſen ſtellte ſich auf einmal bey ihm ein, und wurde ſo lebhaft, daß er mit Dupleix wieder die Unterhandlung erneuerte, und ihm alle verlangte Ceſſionen bewilligte, jedoch mit der Bedingung, daß die Compagnie die Ländereyen als ihm untergeordnete Reichsvaſallen beſitzen ſollte.

Dupleix, der den Werth der Verſprechungen der Fürſten in Indoſtan kannte, gab wegen dieſer Anerbietungen ſeine geheimen Verbindungen mit den mißvergnügten Großen in der Armee des Subah nicht auf, dabey aber verließ er ſich auf dieſe doch nicht ſo ſehr, daß er die Unterhandlungen mit Nazir-jing hätte ausſchlagen ſollen. Mittlerweile war der December gekommen, das Regenwetter hatte aufgehört, und der wichtige Augenblick war da, wo er durchaus zwiſchen dieſen beiden ſehr verſchiedenen Methoden ſeine Abſichten zu erreichen wählen mußte.

Seine Verbindungen mit den pitaniſchen Nabobs hatten nun ſieben Monate gedauert, und durch dieſe waren noch zwanzig andre vornehme Befehlshaber bey der Armee in die Verſchwörung gezogen worden, ſo daß die Verſchwornen Meiſter des halben Heers waren. Sie ſtellten Dupleix vor, daß durch eine Art von Wunder das Geheimniß von ſo Vielen, und dies in ſo langer Zeit bewahrt worden ſey, daß aber jezt jede Stunde gefahrvoll wäre, weil ſie nunmehr täglich einer Anzahl von niedern Offiziers ſich entdecken müßten, um ihrer Mitwirkung verſichert zu ſeyn. Zu eben der Zeit langten Abgeordnete vom Subah in Pondichery an, die aufs feyerlichſte verſicherten, daß Nazir-jing ſogleich den Tractat unterzeichnen, ſein Lager aufheben, und den Carnatick verlaſſen würde.

Da Dupleix in jedem dieſer Fälle ſeine Abſicht erreichte, ſo überließ er dem Zufalle die Entſcheidung. Er drang bey den Abgeordneten auf den Tractat, und gab zu gleicher Zeit den franzöſiſchen Truppen in Gingee Befehl, den Augenblick aufzubrechen, ſobald die conföderirten Fürſten Nachricht ſenden würden, daß alles zur Ausführung ihres Entwurfs bereit ſey. Dieſe Nachricht der Nabobs kam früher nach Gingee, als die Ratification des vorerwähnten Tractats.

Es war der 4te December, als der franzöſiſche Commandant in Gingee, la Touche, mit 800 Europäern, 3000 Sepoys und 10 Kanonen aufbrach. Den Soldaten wurden einige Winke gegeben, ihnen Muth einzuflößen, allein der Plan ſelbſt ward blos einigen der vornehmſten Offiziers mitgetheilt. Die Truppen erreichten Nazir-jings Lager nach einem Marſch von 16 engliſchen Meilen den folgenden Morgen mit Tagesanbruch; es erſtreckte ſich auf 18 Meilen, da ein jeder Nabob und Raja ein abgeſondertes Quartier hatte. Ein Trupp von Reitern, welche die Runde machten, entdeckte die Franzoſen und allarmirte die Vorpoſten, die aber bald über den Haufen geworfen wurden. Man rückte gerade aufs Hauptquartier los, wo ſich 25000 Mann mit der ganzen Artillerie befanden. Hier wurde das Gefecht ernſthaft, weil alle dem Nazir-jing ergebene Feldherrn eiligſt ihre Truppen hieher ſandten, ſo daß, wenn ein Corps zurückgeſchlagen war, ein anders vorrückte, und die Feinde ſich beſtändig mehrten. Nie erfuhren die Franzoſen beſſer die Vortheile wohlbedienter Kanonen, denn dieſe allein hielten die Anfälle der Reiterey auf, die ſonſt wahrſcheinlich die Linien durchbrochen haben würde. Da ſie ſo umringt waren, geſchahen ihre Bewegungen im Lager nur ſehr langſam; in drey Stunden hatten ſie nicht mehr als drey engliſche Meilen gemacht. Beynahe die Hälfte der Armee war von ihnen zurückgeſchlagen worden, als ſie in einiger Entfernung eine ungeheure Linie von Fußvolk und Reiterey gewahr wurden, die unabſehbar war, und in Schlachtordnung ſtand. Die Franzoſen fingen ſchon an den Muth zu verlieren, da dieſe fürchterliche Macht ihnen alle Hoffnung zum Siege zu benehmen ſchien, als ſie im Mittelpunkt der Linie einen Elephanten mit einer weißen Fahne wahrnahmen. Dieſes war das abgeredete Zeichen der Conföderirten; man that es den Truppen kund, die ein großes Freudengeſchrey erſchallen ließen. Es wurde Halt gemacht, bis man nähere Nachricht von den pitaniſchen Nabobs erhalten würde, deren Fahnen man in der Ferne entdeckte.

Nazir-jing, der den Tag zuvor den Tractat mit Dupleix ratificirt und nach Pondichery geſchickt hatte, wollte es durchaus nicht glauben, als man ihm meldete, daß ſein Lager von den Franzoſen angegriffen würde; als er aber davon überzeugt war, ſo wurde ſein Stolz rege, und ſein natürlicher Muth erwachte, da er keine Gefahr von einer Handvoll Leute fürchtete; er nannte ihren Angriff „die Raſerey beſoffner Euro„päer.“ Er befahl ſeinen Feldherren, die um ihn waren, ſie alle in Stücken zu hauen, zu gleicher Zeit gab er auch Befehl, dem Murzafa-jing den Kopf abzuſchlagen, und ihm ſolchen zu bringen. Alle Augenblicke langten Boten an, um ihm die Progreſſen der Franzoſen zu melden, und da er ſich erkundigte, welche Anſtalten die Nabobs gegen den Feind machten, ſo hörte er, daß die Truppen von Cudapa, Canoul, Savanore und von Myſore nebſt 10,000 Maratten in Schlachtordnung ſtänden, allein noch nicht vorgerückt wären, den Feind zurück zu ſchlagen. Der Subah, durch dieſe Unthätigkeit wütend gemacht, beſtieg ſeinen Elephanten, und näherte ſich, von ſeiner Leibwache begleitet, dieſen Truppen. Die erſten, die er erreichte, waren die Cudapaſchen mit ihrem Nabob an der Spitze. Nazir-jing flog auf ihn zu, und nannte ihn einen feigherzigen Buben, der ſich nicht getraute, die moguliſche Fahne gegen ſo verächtliche Feinde zu vertheidigen. Der Verräther erwiederte, daß er keinen Feind kenne, als Nazir-jing, wobey er zugleich einem Soldaten, der bey ihm auf ſeinem Elephanten ſaß, das verabredete Signal zum Feuern gab. Der Schuß fehlte, worauf der Nabob ſelbſt einen Carabiner losdrückte, der mit zwey Kugeln das Herz des unglücklichen Nazir-jing durchbohrte. Er fiel todt von ſeinem Elephanten zur Erde. Seine Leibwache wurde bey dieſer Mordthat ſo beſtürzt, daß nur wenige verſuchten ſie zu rächen, und dieſe wenige wurden bald zerſtreut oder niedergehauen, Der Nabob von Cudapa ließ den Kopf des Subah vom Rumpf ſondern, und eilte damit zum Zelt des Murzafa-jing, für deſſen Rettung er auch ſchon beſorgt geweſen war; denn auch der bey ihm wachthabende Offizier war mit zu der Verſchwörung gezogen worden. Er fand ihn bereits von ſeinen Feſſeln befreyt, die er nun ſieben Monate getragen hatte, und begrüßte ihn als Subah von Decan. Zur Beſtätigung dieſer Würde überreichte er ihm den Kopf ſeines Onkels; Murzafa-jing ließ ſolchen auf eine Stange ſtecken, und zum Heer der Conföderirten bringen, wohin er ſich auch ſofort ſelbſt begab.

Dieſe große Neuigkeit hatte ſich ſchon überall vermöge weißer Fähnlein ausgebreitet. La Touche entdeckte dieſe Signale, da er kaum Halt gemacht hatte. Wenig Minuten nachher langte im vollen Galop ein von Murzafa-jing abgeſchickter Reiter mit dieſer freudigen Botſchaft bey ihm an, worauf der Oberſte von Buſſy ſogleich ſich zum neuen Subah verfügte, um ihm im Namen der Franzoſen Glück zu wünſchen und ſeine Befehle zu hören. Sobald der Tod des Nazir-jing unter ſeinen eignen Truppen bekannt wurde, kam der größte Theil derſelben in Schaaren angezogen, um ſeinem Nachfolger zu huldigen, ſo daß um neun Uhr des Morgens ſchon jedes Schwert in ſeiner Scheide ſtack, ob ſich gleich drey Brüder des ermordeten Fürſten im Lager befanden. Der neue Subah begab ſich nach dem großen Staatszelt, wo ihm die vornehmſten Befehlshaber und Fürſten huldigten. Der oberſte Miniſter, Schanavaze Khan, war jedoch nicht unter dieſer Zahl, weil er den Zorn des Murzafa-jing wegen ſeiner langen Gefangenſchaft fürchtete; er flohe daher nach dem Fort Chittapet. Noch gröſſere Furcht aber hatte Mahomed-Ally, der erklärte Rival des Chunda-ſaheb, der ſich glücklicherweiſe mit ſeinen Truppen in einiger Entfernung von dieſer Scene befand. Kaum hörte er die für ihn ſo ſchreckliche Nachricht, als er ſich ſogleich auf ſein ſchnelleſtes Pferd warf, und, nur von einigen Getreuen begleitet, Tritchinapoly zu erreichen ſuchte.

Gegen Abend verfügte ſich la Touche mit allen franzöſiſchen Offiziers in Ceremonie zum Murzafa-jing, um ihm ihre Ehrerbietung zu bezeigen. Er empfing ſie mit ſolchen Zeichen der Dankbarkeit, die ihres großen Dienſtes würdig waren. Die orientaliſchen Complimente, wodurch ihre Tapferkeit bis in die Wolken erhoben wurde, waren für diesmal auf Wahrheit gegründet; denn, die Eroberungen von Mexico und Peru durch Cortez und Pizarro ausgenommen, entſchied nie eine ſo geringe Anzahl Soldaten das Schickſal ſo vieler großen Länder.

Die Staaten des Groß-Moguls beſtehen aus zweyundzwanzig Provinzen; ſechs derſelben, die mehr als ein Drittheil des Reichs betragen, machen die Subahſchaft von Decan aus. Der Unterkönig dieſer Abtheilung führt außer dem Titel Subah noch einen andern wichtigern, nämlich Regulator des Reichs. Seine Herrſchaft erſtreckt ſich von Brampore bis zum Vorgebirge Comorin. Golconda, eine dieſer Provinzen, enthält die Nabobſchaften von Arcot, Canoul, Cudapa, Raja-mandrum und Chicacole; überhaupt hat der Subah dreyßig Nabobs und verſchiedene mächtige indiſche Könige, desgleichen viele andre kleinere Fürſten unter ſich. Die ganze Volksmenge in Decan überſteigt fünfunddreyßig Millionen Menſchen.

Von allen dieſen Staaten ſahe ſich Murzafa-jing jezt Herr; er, der wenig Stunden zuvor ein Gefangener in Ketten, ja ſelbſt zum Tode verurtheilt geweſen war. Er hatte dabey die größte Hoffnung ſich im Beſitz dieſer Würde zu erhalten, da der oberſte Vezier in Delhi ſein warmer Freund war. Die Sonne ging aber nicht unter, bevor dieſe ſchnelle Freude nicht durch große Unruhe geſchwächt wurde; denn die pitaniſchen Nabobs verlangten mit Ungeſtüm ihre Belohnungen für den Antheil, den ſie an dieſer Revolution genommen hatten; dieſe Foderungen aber waren ganz ausſchweifend, und den Grundſätzen der mogulſchen Regierung gänzlich entgegen. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß Murzafa-jing während ſeiner Gefangenſchaft alles verſprach, was man nur verlangte, mit dem Vorbehalt, nicht mehr zu halten, als was die Nothwendigkeit erfodern würde. Die Gegenwart der franzöſiſchen Truppen, die jezt ſeine Perſon und ſeine Schätze bewachten, verurſachte, daß er ſich eben nicht vor den Nabobs fürchtete; um ſie jedoch nicht durch poſitive abſchlägige Antworten aufzubringen, ſo ſagte er ihnen, daß ſeine Verbindungen mit der franzöſiſchen Nation ihm nicht erlaubten, etwas ohne das Gutachten ihres Statthalters Dupleix zu beſchließen, wobey er ihnen verſicherte, daß alles zu ihrer Zufriedenheit in Pondichery feſtgeſezt werden ſollte.

Hier war mittlerweile die Nachricht von dem Tode Nazir-jings und der Thronbeſteigung ſeines Neffen angekommen. Chunda-ſaheb erfuhr ſie zuerſt, und wurde ſo davon hingeriſſen, daß er alle Ceremonien bey Seite ſezte, ohne Gefolge, das ſonſt von einem indiſchen Fürſten unzertrennlich iſt, nach dem Palaſt der Regierung lief, und Dupleir dieſe glückliche Neuigkeit mittheilte. Sie umarmten einander aufs zärtlichſte, und wünſchten ſich Glück. Das Freudengeſchrey ertönte durch die Straßen, alle Kanonen in der Stadt wurden abgefeuert, und das Conſeil ſogleich verſammelt. Den folgenden Tag wurde das Te Deum mit großer Feyerlichkeit geſungen, und drey Abgeordnete an Murzafa-jing abgeſchickt, ihn zu complimentiren; dieſen folgten zwey Tage darauf andre Abgeordnete mit Geſchenken. Dieſe beſtanden in ſechs koſtbaren Kleidern und einem Elephanten, der eine weiße Fahne trug. Die Fahne ſchien dem Murzafa-jing ſo ſehr zu gefallen, daß er befahl, ſie künftig allezeit in die Mitte der Reichs-Inſignien zu ſtellen.

Er langte den 15ten December in der Nacht mit einem zahlreichen, prächtigen Gefolge vor den Thoren von Pondichery an, wo ihn Dupleir und Chunda-ſaheb unter einem Zelte empfingen. Man wollte, daß er ſeinen Einzug in die Stadt auf einem Elephanten machen ſollte; allein das Thier war zu groß, um unter den Balken der Schlagbrücke durchgehen zu können. Murzafa-jing bequemte ſich alſo, ſich in Dupleix Palankin tragen zu laſſen. Der Zug ging nach dem Palaſt der Regierung, wo ſie eine geheime Unterredung hatten, die ſich vorzüglich auf die Foderungen der pitaniſchen Nabobs bezog; ſodann begab er ſich nach dem für ihn beſtimmten Hauſe, wo er mit Ungeduld von ſeiner Mutter, ſeiner Gemahlin und ſeinem Sohne erwartet wurde.

Den folgenden Tag trafen auch die pitaniſchen Nabobs hier ein, und überließen es der Entſcheidung des Dupleix, welche Belohnungen ſie für ihre Dienſte zu erwarten hätten. Sie verlangten, daß der von drey Jahren her rückſtändige Tribut ihnen erlaſſen, ihre Länder vergrößert, und alle insgeſamt von fernern Tributen gänzlich befreyet werden ſollten; überdem begehrten ſie die Hälfte aller Reichthümer, die Nazir-jing hinterlaſſen hatte.

Es war bekannt, daß alle Großen nur auf die Bewilligung dieſer Foderungen lauerten, um darnach die ihrigen einrichten zu können. Hätte man die erſtern eingeräumt, ſo würden alle Staaten von Decan nicht hinreichend geweſen ſeyn, die ausſchweifenden Erwartungen der übrigen zu befriedigen: auf der andern Seite war eine Revolte zu befürchten, wenn man ihnen nicht Gehör gäbe. Dupleix ſezte daher alle eigenen Angelegenheiten zurück, und beſchäftigte ſich einige Tage lang, blos die Pitanen zufrieden zu ſtellen. Er räumte die große Verbindlichkeit ein, die ihnen Murzafa-jing ſchuldig ſey, behauptete aber dabey, daß die Franzoſen ſo viel wie ſie zur Revolution beygetragen hätten, und daher eben ſo außerordentliche

Belohnungen ſodern könnten; thäte man dieſes aber, ſo müßte die Würde des Subah aufhören. Zu gleicher Zeit wollte er ihnen das Beyſpiel der Mäßigung geben, und ſagte ihnen in der lezten Conferenz, daß er keinen andern Antheil an Murzafa-jings Schätzen zu haben wünſchte, als nur ſo viel, wie der Subah in ſeiner jetzigen Lage entbehren könnte. Da die Pitanen ihn völlig entſchloſſen fanden, die Sache des Subah nachdrücklich zu unterſtützen, ſo kamen ſie unter ſich überein, ſich anzuſtellen, als ob ſie mit ſeinen vorgeſchlagenen Bedingungen endlich zufrieden wären. Dieſe enthielten, daß ihre Länder durch einige Diſtricte, die aber lange nicht ihren Foderungen gemäß waren, vermehrt, und ihre Einkünfte noch überdem durch niedrig verpachtete Kronländer vergrößert werden ſollten; auch ſollten ſie die Hälfte von allem baaren Gelde bekommen, das man in Nazir-jings Schatzkammer gefunden hatte, die Kleinodien aber behielt ſich Murzafa-jing allein vor.

Dieſe Convention wurde von den Nabobs unterzeichnet, die ſodann auf den Koran dem Subah ihren Huldigungseid ablegten, wobey ſie erklärten, daß Nizam-al-muluck ſelbſt nie von ihnen dieſes Zeichen der Unterwürfigkeit hätte erhalten können. Murzafa-jing dagegen ſchwur ſie zu beſchützen, ſo lange ſie ihm und dem Reiche treu bleiben würden.

Alle Zwiſtigkeiten ſchienen nun geendigt zu ſeyn, und machten den Gaſtmählern und Feſten Platz, wobey Dupleix keine Koſten ſparte, um ſeinen Gäſten einen hohen Begriff von der Größe ſeiner Nation beyzubringen. Mitten unter dieſen Ergözlichkeiten geſchah die feyerliche Ceremonie der Thronbeſteigung des Subah mit dem größten Pomp. Dupleix ſpielte hiebey nächſt dem Subah die vornehmſte Rolle; denn in der Tracht eines muhamedaniſchen Fürſten von Indoſtan, worein ihn Murzafa-jing ſelbſt eigenhändig gekleidet hatte, war er der erſte, der ihm huldigte; worauf er denn zum moguliſchen Statthalter aller Länder ernannt wurde, die ſüdwärts vom Fluſſe Kriſtna liegen; ein Erdſtrich, der faſt ſo groß wie ganz Frankreich iſt. Er erhielt auch den Titel eines Munſub, oder Befehlshabers von 7000 Reitern, nebſt der Erlaubniß, unter ſeinen Fahnen eine derſelben mit einem Fiſch zu bezeichnen; beides waren Gnadenbezeugungen, die nur den Vornehmſten des Reichs bewilligt werden. Es wurde verordnet, daß im ganzen Carnatick kein Geld circuliren ſollte, das nicht in Pondichery geſchagen wäre, und daß die moguliſchen Einkünfte von allen unter Dupleix Statthalterſchaft ſtehenden Ländern ihm zugeſchickt werden ſollten, um ſie hernach dem Subah zu berechnen. Chunda-ſaheb wurde zum Nabob von Arcot und allen davon abhängenden Ländern ernannt. Alle moguliſche und indiſche Fürſten huldigten nunmehr auch, und brachten ihre Geſchenke. Penſionen, Ehrentitel und Statthalterſchaften wurden denjenigen gegeben, die zur Revolution beygetragen hatten. Keine dieſer Belohnungen aber wurde ertheilt, wenn nicht die Bittſchriften von Dupleix unterzeichnet waren.

Die unmittelbaren Vortheile, die durch dieſe Ceſſionen der franzöſiſch-oſtindiſchen Compagnie zuwuchſen, waren der Beſitz von Ländereyen bey Pondichery, die jährlich 96000 Rupien einbrachten, ferner von andern bey Karical, im Königreich Tanjore gelegenen, deren Einkünfte 106000 betrugen, und der Stadt Maſulipatnam, die alle Jahre 144000 Rupien abwarf, in allem 38000 Pf. St. Dennoch waren dieſe Vortheile nur geringe in Vergleich mit denen, die Dupleix noch von ſeiner ausgedehnten Autorität zu erlangen hoffte. Obgleich nicht eine einzige von allen Bewilligungen nach der Staatsverfaſſung des mogulſchen Reichs gültig ſeyn konnte, bis ſie der Kaiſer beſtätigt hatte, ſo trug er doch kein Bedenken ſie als ein geſezmäßig erlangtes Eigenthum zu betrachten. Indeſſen ſo ungewiß auch der Beſitz dieſer Vortheile war, ſo dienten ſie doch ſehr, die Wichtigkeit des Dupleix in einem Lande zu vermehren, wo der Subah mehr geehrt wird, als der Groß-Mogul ſelbſt. Dieſe Ceſſionen ſezten auch den Mahomed-Ally in Beſtürzung, der aus Tritchinapoly einen Abgeordneten an Dupleix ſchickte, um mit ihm wegen der Uebergabe der Stadt zu tractiren, wobey er ſich erbot, alle Anſprüche auf die Nabobſchaft von Arcot aufzugeben, wenn Murzafa-jing ihm ſeine Schätze laſſen, keine Rechnung von ſeines Vaters Adminiſtration fodern, und ihm eine andre Statthalterſchaft in Golconda geben wollte. Dupleix räumte dieſe Bedingungen ein, und glaubte, daß ſie keinen Anſtand finden würden; ſo daß nunmehr nichts die Abreiſe des Murzafa-jing nach Aurengabad aufhielt, wo ſeine Gegenwart höchſt nöthig war. Da das Anſehen und die Macht des Dupleix von der Erhaltung dieſes Fürſten abhing, deſſen Regierung, wie er beſorgte, nicht frey von Unruhen ſeyn würde, ſo ſchlug er vor, daß ein Corps franzöſiſcher Truppen ihn begleiten ſollte, bis er ſich auf ſeinem Throne feſtgeſezt hätte. Dieſes Anerbieten wurde mit Vergnügen angenommen.

Man rechnete die Schätze des Nazir-jing auf zwey Millionen Pf. St. und die Kleinodien auf 500,000 Pf. St. Bey der Vertheilung dieſer Reichthümer wurde Dupleix nicht vergeſſen, denn auſſer vielen Juwelen, erhielt er für ſeine Perſon an baarem Gelde 200,000 Pf. St. Murzafa-jing gab ferner 50,000 Pf. St. an die Truppen, die in der Schlacht bey Gingee gefochten hatten, desgleichen bezahlte er 50,000 Pf. St. in den Schatz der Compagnie für die Kriegskoſten. Die lange Erfahrung des Schanavaze Khan in Regierungsgeſchäften machte ſeine Kenntniſſe dem neuen Regenten nothwendig, Murzafa-jing nahm ihn daher in ſeine Dienſte, und vergab' alles Vergangene.

Dupleix und der Subah ſchieden von einander unter wechſelſeitigen Verſicherungen ewiger Dankbarkeit und Treue. Die Armee brach von Pondichery auf; die franzöſiſchen Truppen unter Commando des Oberſten von Buſſy beſtanden in 300 Europäern und 2000 Sepoys mit zehn Kanonen. Der Marſch ging ungeſtört fort, bis ſie Cudapa erreichten. Hier entſtand ein Streit zwiſchen einigen Reitern und den Bewohnern eines Dorfs, da denn die erſtern mit der Zügelloſigkeit, die den berittenen Soldaten in Indoſtan eigen iſt, nicht allein dieſes, ſondern noch drey andre benachbarte Dörfer in Brand ſteckten. Der Nabob von Cudapa, unter dem Vorwande dieſe Beleidigung zu rächen, befahl ſeinen Truppen, die Arrieregarde des Murzaſa-jing anzufallen. Dies geſchah, ſie wurden aber zurückgeſchlagen. Ihr Angriff, (ob durch Zufall oder aus Abſicht, iſt ungewiß,) war gegen den Theil des Heers gerichtet geweſen, wo ſich die Weiber befanden, daher dieſer Troz noch durch die bitterſte Beleidigung vermehrt wurde, die man einem indiſchen Fürſten nur anthun konnte; weil ſelbſt im Kriege Frauensperſonen vom Rang als geheiligt betrachtet werden. Sobald alſo der Subah dieſe tiefe Kränkung vernahm, ließ er das ganze Heer Halt machen, und ſezte ſich ſelbſt an die Spitze einer Anzahl Truppen, um den Nabob von Cudapa anzugreifen. Buſſy, dem aufgetragen war, ſoviel wie immer möglich, auf dem Marſche Feindſeligkeiten zu verhindern, ſchlug ſich ins Mittel, und brachte es, jedoch mit vieler Mühe, dahin, daß man erſt den Nabob kommen laſſen und um die Urſache ſeines Betragens fragen ſollte. Es wurden ſowohl von Murzaſa-jing als von Buſſy Boten an ihn abgeſchickt; den erſtern antwortete der Nabob, daß er ihren Herrn mit dem Schwert in der Fauſt erwartete, allein Buſſy ließ er ſagen, daß er bereit ſey, ſich dem Subah durch ſeine Vermittelung zu unterwerfen.

Die Verſchiedenheit dieſer Antworten brachte den Fürſten ſo auf, daß er nun durch nichts mehr aufgehalten werden konnte. Er ſagte zu Buſſy, der alles anwandte, ſeinen Zorn zu ſtillen, daß jeder Pitane in ſeinem Heer ein geborner Verräther ſey. Die Wahrheit dieſer Behauptung wurde in wenig Minuten beſtätigt, denn die Nachricht kam, daß die Truppen der drey Nabobs in Schlachtordnung ſtünden, daß ſie vermöge ihrer Stellung im Stande wären einen hohlen Weg zu vertheidigen, den die Armee paſſiren müßte, und daß ſie Kanonen bey ſich hätten, die ſchon vor einigen Tagen dahin geſchafft worden wären. Dieſe Zurüſtungen ließen keinen Zweifel übrig, daß die Rebellion der Nabobs überdacht ſey, und in der That hatten ſie ſolche bereits in der nämlichen Stunde verabredet, da ſie in Pondichery den Huldigungseid leiſteten. Murzafa-jing voller Ungeduld eilte an der Spitze ſeiner Reiterey fort, ohne erſt die Franzoſen abzuwarten. Die Truppen der pitaniſchen Nabobs, ob ſie gleich an Anzahl weit ſchwächer waren, hielten doch den Angriff aus, und ſchlugen ſogar des Subah Truppen zurück, bevor Buſſy ankam. Das Feuer der franzöſiſchen Artillerie aber veränderte die Scene, und brachte die Pitanen nach einem großen Blutbade zum Weichen. Murzafa-jing, um die erſte Flucht der Seinigen zu rächen, brachte ſeine Truppen in Ordnung, und ohne auf die Vorſtellungen des Buſſy zu hören, verfolgte er die Flüchtigen, und verließ abermals ſeine tapfern Franzoſen, die ſich vergeblich bemühten ihm nachzukommen. Sie erreichten einen Trupp Reiter, die den Körper des Nabobs von Savanore auf der Erde in Stücken hieben. Der Nabob von Cudapa war gefährlich verwundet vom Schlachtfelde geflohen, und da ihn Murzafa jing aufſuchte, traf er auf den dritten dieſer raſenden Pitanen, den Nabob von Canoul, der, da er keine Rettung vor ſich ſah, ſich mit ſeinen wenigen Truppen ſetzte, und auf den Elephanten des Subah losging. Dieſe Auffoderung entflammte ſeine Wuth noch mehr, ſo daß er ſeinen Leuten ein Zeichen gab, ihm den Nabob allein zu überlaſſen. Die beiden Elephanten wurden gegen einander getrieben, und Murzafa-jing hatte eben ſein Schwert aufgehoben, einen Streich zu führen, als ſein Gegner mit einem Wurfſpieße ihn vor die Stirne traf, und ihm ſo den Kopf zerſchmetterte. Alle ſtürzten nun auf den Nabob, der tödlich verwundet hinſank; die Truppen aber, noch nicht damit zufrieden, fielen wütend über alle ihm gehörige Soldaten her, und hieben ſie in Stücken. Die Franzoſen waren vorbereitet ſie mit Siegesgeſchrey zu empfangen, als die Nachricht von Murzafa-jings Tode ſie in die entſetzlichſte Beſtürzung verſezte. Sie marſchirten ſogleich ins Lager zurück, wo ſie alles in der äußerſten Verwirrung antrafen; denn die Armee hatte viel rückſtändigen Sold zu fodern, und man fürchtete jeden Augenblick Rebellion und allgemeine Plünderungen. Kein Feldherr traute dem andern.

Allein dieſes Unglück ſchien niemanden ſo nachtheilig zu ſeyn als den Franzoſen, denn hiedurch wurden alle durch den Mord des Nazir-jing erlangte Vortheile gänzlich vernichtet, und Buſſy hatte keine Anſprüche mehr, ſich in die Regierungsangelegenheiten Decans zu miſchen. Dieſer Befehlshaber ſahe die Folgen ſeiner erſchrecklichen Lage ein, verlor aber dabey den Muth nicht. Er verſammelte die Feldherren und Miniſter, und fand ſie ſo bereitwillig wie er ſelbſt war, ein Mittel zu erfinden, wodurch der Verluſt ihres Regenten erſezt werden könnte. Außer dem Sohne des Murzafa-jing, einem kleinen Kinde, befanden ſich noch drey Brüder des Nazir-jing im Lager, die dieſer Fürſt immer mit ſich geführt, und in ſtrenger Verwahrung gehalten hatte, weil er ihnen nicht traute. Dieſe Gefangenſchaft hatte auch noch nach ſeinem Tode aus ähnlichen Bewegungsgründen fortgedauert. Buſſy ſchlug daher vor, daß die Subah-Würde dem älteſten dieſer Brüder übertragen werden ſollte, der den Namen Salabat-jing führte. Die Feldherren, die ſich vor den Unruhen fürchteten, die unter einer Minorennität wahrſcheinlich entſtehen würden, ſezten den Sohn des Murzafa-jing bey Seite, und gaben dem Vorſchlage des Buſſy Beyfall. Man ſchritt ſofort zur Ausführung; die drey Prinzen wurden losgelaſſen, und Salabat-jing mit Zuſtimmung des ganzen Heers zum Subah von Decan ausgerufen. Seine Erhebung und der ſonderbare Umſtand, daß an eben dieſem Tage alle drey gegen das Leben des Nazir-jing verſchworne Nabobs umkamen, wurde als ein göttliches Gericht betrachtet.

Buſſy gab ſogleich von dieſer Revolution und von ſeinen genommenen Maaßregeln dem Dupleix Nachricht. Salabat-jing beſtätigte alle von ſeinem Vorgänger gemachte Ceſſionen, und zeigte ſich bereitwillig, der franzöſiſch-oſtindiſchen Compagnie noch größere Vortheile zukommen zu laſſen. Auf dieſe Bedingungen erkannte Dupleix ſein Recht zur Subahſchaft mit ſo vielem Eifer, als er das Recht des Murzafa-jing behauptet hatte. Sobald dieſes in Ordnung gebracht war, brach die Armee von Cudapa auf, und ſezte ihren Marſch nach Golconda fort.

Drittes Buch.

1751 Die Nationen von Coromandel, die bisher gewohnt waren, die Europäer nur als Kaufleute zu betrachten, welche ruhig ihren Handel trieben, und gegen die mogulſche Regierung ſo viel Ehrfurcht bezeigten, als ſie ſelbſt, erſtaunten über die ſchnellen Fortſchritte der franzöſiſchen Waffen. Die großen Fähigkeiten des Dupleix erregten ihre Bewunderung, der ſich in den indoſtaniſchen Angelegenheiten als der feinſte Politiker gezeigt hatte, ſo als wenn er von Jugend auf an dem Hofe zu Delhi erzogen worden wäre. Da die Rivalität zwiſchen den Franzoſen und Engländern bekannt war, ſo mußte ihnen die Unthätigkeit der leztern bey dieſen wichtigen Begebenheiten unerklärbar ſcheinen; denn ſeit der Rückkunft ihrer Truppen von Trivadi hatten ſie gar keine Maaßregeln genommen, die Progreſſen der Franzoſen zu hemmen. In der That iſt dieſe Unthätigkeit in einem ſo kritiſchen Zeitpunkte unverzeihlich, man müßte ſie denn durch die Furcht entſchuldigen, ſich ohne Autorität von England in offenbare Feindſeligkeiten gegen die Franzoſen einzulaſſen, da eben in Europa der allgemeine Friede geſchloſſen worden war. Ihre Bewegungsgründe mögen indeſſen geweſen ſeyn, welche ſie wollen, genug ihre Friedens-Diſpoſition war ſo groß, daß ſelbſt der Major Lawrence, der die Truppen commandirte, und bey der engliſch-oſtindiſchen Regierung viel Einfluß hatte, wegen Privatangelegenheiten nach England zurück ging.

Die Ermordung des Nazir-jing und deren Folgen ſezten ſie in die äußerſte Beſtürzung, und zeigten ihnen, wiewohl zu ſpät, ihren begangenen Fehler, die engliſchen Truppen von der Armee dieſes Subah zurück gerufen zu haben. Es waren jedoch ſelbſt nach ſeinem Tode noch Mittel übrig, die Lorbeern den Siegern zu entreißen, und alle ihre glücklichen Unternehmungen fruchtlos zu machen; denn Murzafa-jing, mit ſeines Onkels Schätzen beladen, marſchirte von Gingee aus ſehr langſam, und zwar nur in Begleitung eines Detaſchements von ſeinen Truppen und 300 Franzoſen, die, weil ſie keine Gefahr beſorgten, ziemlich unordentlich daher zogen. Benjamin Robins, der eben damals als Generalingenieur der Compagnie aus England angelangt war, ſchlug dem Gouverneur Saunders vor, 800 Europäer ihnen entgegen zu ſchicken, und ſo einen Meiſterſtreich auszuführen. Dieſer Rath war ſehr wohl überdacht, und eines Mannes würdig, der ſich ohnehin durch wiſſenſchaftliche Speculationen ausgezeichnet, und ſeiner Nation Ehre gemacht hatte; denn es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß ein kluger Angriff geglückt haben würde, und ſodann wären die Schätze des Nazir-jing nach dem Fort St. David anſtatt nach Pondichery gebracht worden. Saunders genehmigte den Entwurf; da ihn aber der Capitain Cope, als jetziger Befehlshaber, den Officiers vortrug, ſo erklärten ſie ihn einmüthig für verwegen und unausführbar.

Mahomed-Ally, der noch in größerer Verlegenheit als die Engländer war, hatte die einzige Hoffnung ſeiner Erhaltung auf ihren Beyſtand geſezt, um den er dringend bat, ſelbſt zu der Zeit, als er mit Dupleix wegen der Uebergabe von Tritchinapoly tractirte. Die Engländer, die dieſen Tractat fürchteten, der ihnen allen Vorwand geraubt haben würde, ſich dem Dupleix und Chunda-ſaheb zu widerſetzen, entſchloſſen ſich endlich, nochmals ein Detaſchement Truppen nach Tritchinapoly zu ſchicken, um Mahomed-Ally zur Vertheidigung der Stadt aufzumuntern. Es beſtand in 200 Europäern und 300 Sepoys, die daſelbſt unter Anführung des Capitain Cope im Anfange des Februar anlangten.

Um dieſe Zeit brach auch Chunda-ſaheb von Pondichery auf mit 8000 Mann, die er angeworben hatte, wozu noch 800 Europäer ſtießen. Mit dieſen Truppen kam er im Königreiche Arcot an, wo man ihn in allen nordwärts vom Fluſſe Coleroon gelegenen Diſtricten als Nabob empfing. Mortiz-ally von Velore, der ſich immer nach den Umſtänden gerichtet, und dem Nazir-jing bisher ſeinen Gehorſam gezeigt hatte, wandte ſich nach deſſen Tode ſofort zum Chunda-ſaheb, und war der erſte, der ihm huldigte.

Die Länder, welche zwiſchen dem Coleroon und der Spitze der Halbinſel liegen, ſagten zwar dem Mahomed-Ally den Gehorſam nicht ganz auf, waren ihm aber wenig ergeben; er ſchickte daher ſeinen Bruder Abdul-rahim mit 5500 Mann Indier und 30 Engländern nach Tinivelly, einer 160 Meilen von Tritchinapoly gelegenen Stadt, die als Hauptſtadt eines großen Landſtrichs beym Vorgebirge Comorin bekannt iſt. Abdul-rahim fand keinen Widerſtand von den Einwohnern des Landes, dagegen war es deſto ſchwerer, eine Rebellion bey ſeinen Truppen zu verhindern; die mehreſten indiſchen Offiziers waren Landbeſitzer und ihrem Fürſten ungefähr ſo viel ſchuldig, als er ihren untergebenen Soldaten an rückſtändigem Sold zu bezahlen hatte; ſie erwarteten daher als einen Preiß ihrer Deſertion, daß Chunda-ſaheb nicht allein ihnen ihre Zahlungen erlaſſen, ſondern auch Geld zum Unterhalt der Truppen hergeben würde. Große Verſprechungen indeſſen beruhigten ſie etwas; allein dieſer Geiſt des Aufruhrs zeigte ſich in einer andern Gegend noch heftiger.

Allum-Khan, ein Mann, der vom niedrigſten Stande als Soldat emporgeſtiegen, ehemals in Dienſten des Chunda-ſaheb geweſen, und hernach dem Könige von Tanjore gedient hatte, verließ dieſen letztern und kam nach Madura, wo ſein Ruf als ein vortreflicher Offizier ihm Ehrerbietung und Einfluß verſchaffte, den er anwandte die Beſatzung zu verführen, die ihn zu ihrem Gouverneur ausrief. Er erkannte nun öffentlich den Chunda-ſaheb als ſeinen Oberherrn.

Das Land von Madura liegt zwiſchen Tritchinapoly und Tinivelly, und iſt ſehr beträchtlich. Die Stadt war vor Alters die Reſidenz eines Fürſten, der alle drey Länder beſaß. Ihre Form iſt faſt ein Viereck, das viertauſend engliſche Ellen im Umfange hat, und mit doppelten Mauern und Graben umgeben iſt. Der Verluſt dieſes Orts entzog dem Mahomed-Ally mehr als die Hälfte ſeiner noch übrig gebliebenen Staaten. Da er dieſe üble Nachricht erhielt, erbot ſich der Capitain Cope, es wieder einzunehmen. Sein Detaſchement war jedoch gar nicht zu einer Belagerung ausgerüſtet, denn die Engländer hatten keine ſchweren Kanonen mit ſich vom Fort St. David genommen, inzwiſchen brachen ſie, 150 Europäer ſtark, mit vier Feldſtücken auf. Bey Madura ſtieß das Corps von Tinivelly zu ihnen. Man entſchloß ſich zum Sturm, wozu ſich die Truppen bequemten, nachdem man unter ihnen Geld ausgetheilt, und große Verſprechungen gethan hatte. Sie beſtiegen beide Mauern unter einem Hagel von Steinen, Pfeilen und Kugeln, konnten ſie aber nicht behaupten, weil 4000 Mann ſie aufs äußerſte vertheidigten; ſie mußten daher wieder zurück. Den folgenden Tag bereitete ſich Cope zum Rückmarſch nach Tritchinapoly und ſprengte eine ſeiner Kanonen, da er ſie nicht mit fortbringen konnte. Die Truppen des Mahomed-Ally wollten ſich nun nicht länger aufziehn laſſen, ſondern gingen 3500 Mann ſtark zum Allum Khan über. Dieſe Unglücksfälle wurden noch durch die Nachricht vermehrt, daß ſich Chunda-ſaheb rüſtete, Tritchinapoly zu belagern. Mahomed-Ally ſtellte nun der Regierung in Madras ſeine erſchreckliche Lage aufs ernſthafteſte vor, und flehte um ihren Beyſtand, wobey er ſich erbot, der Compagnie einen anſehnlichen Strich Landes abzutreten, und alle Kriegskoſten zu tragen.

Es war jezt die Zeit der Aernte, die auf der Küſte von Coromandel zwiſchen dem Landeigenthümer und dem Landbauer gleichmäßig getheilt wird. Dupleix wollte ſeine neuerlangten Beſitzungen bezeichnen, und ließ daher weiße Fähnchen auf alle Felder ſtecken, worauf er Anſprüche machte. Dieſe Fähnchen ſah man vom Fort St. David in einem weiten Bezirk, ja einige derſelben waren ſogar auf engliſchen Boden gepflanzt. Dieſer Trotz kränkte die Engländer aufs tiefſte, und erweckte ſie aus ihrer Schlafſucht. Sie ſtellten ſich vor, daß des Dupleix herrſchſüchtiger Geiſt ihren Handel gewiß außerordentlich in den Ländern erſchweren würde, die er jezt in Beſitz hätte. Dieſe Betrachtung überzeugte ſie, daß ihr eigner Ruin mit dem Untergange des Mahomed-Ally verbunden ſey, und brachte ſie zu dem Entſchluß, ihn mit allen Kräften zu unterſtützen.

Im Anfange des Aprils rückten von Seiten der Engländer 500 Europäer und 1000 Sepoys mit acht Kanonen unter Commando des Capitain Gingen ins Feld. Er hatte Befehl, ſich nicht weit vom Fort St. David zu entfernen, bis die Truppen von Tritchinapoly zu ihm geſtoßen wären, weil die Engländer nicht als der angreiſende Theil in dieſem Kriege erſcheinen wollten; er wartete ſechs Wochen, da denn nicht mehr als 1600 Mann ſich mit ihm vereinigten. Nunmehr brach er auf, und marſchirte nach Verdachelum, einer großen und feſten Pagode, die mit 300 Mann von Chunda-ſahebs Truppen beſezt und deren Beſitz wegen der Communication mit dem Fort St. David nöthig war. Die Auffoderung wurde abgeſchlagen; da man aber die Sturmleitern wahrnahm, ergab ſich die Beſatzung. Gingen ließ hier 70 Soldaten zurück und ging weiter, da denn nach einigen Tagen noch 100 Europäer aus Tritchinapoly und 4000 Mann zu ihm ſtießen. Dieſes war der Ueberreſt von des Nabobs Truppen, die ſein Bruder Abdul-wahab Khan anführte.

Nicht lange nach dieſer Vereinigung erblickte man die Armee des Chunda-ſaheb, die ſich bey Vol-condah gelagert hatte. Dieſes iſt ein ſehr feſtes auf einem Felſen gelegenes Fort an der Landſtraße, die von Arcot nach Tritchinapoly führt. Der Commandant deſſelben war noch zur Zeit keiner Partey ergeben, um deſto theurer erkauft zu werden. Die Wichtigkeit des Orts verurſachte, daß ihn beide Theile zu gewinnen ſuchten. Die Antwort an Chunda-ſaheb waren Ausflüchte, an Abdul-wahab Khan aber ließ er geradezu melden, daß er erſt eine Schlacht abwarten wollte, um ſich zu erklären. Dem ungeachtet fing er mit Beiden eine Unterhandlung an, die vierzehn Tage dauerte, während welcher Zeit ſich beide Armeen ruhig hielten. Endlich verlor Gingen die Geduld, und beſchloß das Fort anzugreifen, wobey er jedoch alle ſeine Truppen ſo poſtirte, daß ſie die Annäherung des Chunda-ſaheb verhindern konnten; denn man zweifelte nicht, daß ihn der Commandant zu Hülfe rufen würde, ſobald er ſich angegriffen ſähe. Man machte den Anfang damit, daß man in der Nacht die am Fuße des Forts gelegene Stadt in Brand ſteckte; da man aber dem Felſen näher kam, ſahe man die Unmöglichkeit ihn zu ſtürmen, bevor man eine Breſche gemacht hätte; daher marſchirten die zum Sturm beſtimmten Soldaten wieder ins Lager zurück.

Mittlerweile hatte der Commandant, ſo wie man erwartet, an Chunda-ſaheb einen Boten abgeſchickt, um ihm den Ort zu übergeben. Mit Tagesanbruch ſahe man die anrückenden Franzoſen, denen die ganze Armee des Chunda-ſaheb 17000 Mann ſtark folgte. Die Engländer verloren zu viel Zeit mit Berathſchlagungen, daher die Franzoſen am Fuße des Felſens anlangten und ſich formirten, ehe ein Verſuch gemacht war es zu verhindern. Man beſchloß nun, aber zu ſpät, den Feind anzugreifen. Dieſe Verzögerung machte einen ſtarken Eindruck auf die Truppen, ſo daß ſie ohne Muth vorrückten. Es erfolgte eine Kanonade; eine Kugel traf einen franzöſiſchen Pulverwagen, der in die Luft flog, einige Europäer verwundete, und den ganzen Trupp in Schrecken ſetzte. Einige hundert liefen davon, worunter ſelbſt der Befehlshaber Auteuil war, und erſtiegen den Felſen, wo ihnen auch gleich das Fort geöffnet wurde. Von hier aus beſchoſſen ſie die Engländer aus vierzehn Kanonen. Dieſe ſo unerwartete Kanonade, ſo wenig Schaden ſie auch that, brachte die Truppen in Unordnung, und da einige Offiziers ſelbſt Furcht blicken ließen, ſo breitete ſich ein paniſches Schrecken überall aus. Die vornehmſten Befehlshaber der Engländer wandten alles an, die Ordnung wieder herzuſtellen, aber vergebens, denn nichts vermochte ihre Flucht aufzuhalten; ſie hielten nicht inne, bis ſie das Lager erreicht hatten. Abdul-wahab Khan ritt ſelbſt auf ſie zu, und warf ihnen in den ſtärkſten Ausdrücken ihre Feigherzigkeit vor, wobey er ihnen ſeine eigenen Truppen als ein Beyſpiel zeigte, die Stand hielten; und um die Schande dieſes Tages vollkommen zu machen, ſo behaupteten auch 100 im Sold der Compagnie ſtehende Caffern ihren Poſten und zogen ſich endlich in guter Ordnung zurück; wobey ſie die Todten und Verwundeten mitnahmen. Hätten ſie nur gemeinen Muth bewieſen, ſo würde der Feind wahrſcheinlich geſchlagen worden ſeyn, denn Abdul-wahab Khan hatte einen der feindlichen Generals gewonnen, mit 4000 Mann auf dem Schlachtfelde zu ihm überzugehen. Dieſes Corps ſonderte ſich von den übrigen Truppen auch wirklich ab, und ſetzte den Chunda-ſaheb in ſolche Beſtürzung, daß er es nicht wagte, die Engländer zu verfolgen, denen es ſonſt übel gegangen ſeyn würde.

Das paniſche Schrecken hörte nicht mit dieſem Tage auf, ſondern wirkte noch immer fort, daher Gingen beſchloß, um üble Folgen zu vermeiden, die Truppen von dem ſo gefürchteten Feinde zu entfernen. Er brach um Mitternacht auf, und erreichte den folgenden Abend den Paß von Utatoor, 25 engliſche Meilen von Tritchinapoly. Dieſer Paß beſteht aus einer Reihe von Gebirgen, welche die Provinz Arcot begränzen, und in einem mit Felſen bedeckten Boden, die den Marſch einer mit Wagen beladenen Armee hier unmöglich machen. Der Eingang zu dieſem Paß wurde mit 200 Mann beſezt, und die übrigen Truppen campirten im Thale.

Den folgenden Tag erblickte man den Feind, der den nämlichen Weg genommen, und ſich acht engliſche Meilen vom Paß gelagert hatte. Ein Trupp von ungefähr 100 Reitern näherten ſich den Vorpoſten und ſchwungen ihre Säbel um den Kopf, als ein Zeichen der Drohung. Der Capitain Gingen befand ſich mit einigen engliſchen Offiziers gegenwärtig, und wurde durch dieſe Bravade ſo aufgebracht, daß ſieben von ihnen zu Pferde ſtiegen, und nebſt zwölf Reitern und 100 Sepoys auf ſie losgingen; dieſe zogen ſich nunmehr langſam zurück, bis ſie drey engliſche Meilen weit weg waren, da ſie denn im vollen Gallop davon jagten. Als die Engländer nun ihren Rückweg nahmen, wurden ſie von 3000 Reitern angefallen, die in einem Walde als Hinterhalt gelegen hatten. Die Sepoys erhielten hierauf Befehl ſich zu zerſtreuen, der kleine Haufen Europäer ſchloß ſich nun dicht zuſammen, und bahnte ſich durch die zahlreichen Feinde den Weg mit dem Degen in der Fauſt. Ein engliſcher Offizier, der Lieutenant Maſkelyne, nebſt drey Reitern wurden bey dieſem verwegenen Verſuche zu Gefangenen gemacht, die übrigen entkamen glücklich; alle Sepoys aber wurden entweder niedergehauen oder gefangen genommen. Maſkelyne erhielt bald nachher ſeine Freyheit vom Chunda-ſaheb auf ſein Ehrenwort; denn die Franzoſen, die damals ſo behutſam als die Engländer waren, nicht als Urheber des Kriegs angeſehn zu werden, gaben vor, kein Recht über die Gefangenen zu haben. Der üble Erfolg dieſer ſo übereilten Unternehmung diente noch das ohnehin ſchlechte Vertrauen der Engländer auf ihre Offiziers zu verringern; auch dieſe leztern wurden unter ſich uneins: nur in der Meynung waren ſie einig, daß der Feind viel zu ſtark für ſie ſey.

Chunda-ſaheb rückte indeſſen näher an, und erſchien den 13ten Julius in Schlachtordnung. Die Cavallerie griff die Vorpoſten an, die ſich unter beſtändigem Feuern zurückzogen, und mit ihren Kanonen glücklich den Felſengrund erreichten, wo ihnen die Reiterey nicht folgen konnte. Sie verlor bey dieſem Verſuch 300 Mann. Die Franzoſen zeigten ſich nicht, ſondern nahmen blos von einem Dorfe Beſitz, das ſich am Eingange des Paſſes befand, bey welchem nun auch die ganze Armee ihr Lager aufſchlug.

Obgleich nichts leichter war, als den Paß zu vertheidigen, ſo fürchtete man doch, daß Chunda-ſaheb vermöge ſeiner groſzen Uebermacht an Truppen ein Corps detaſchiren könnte, um den Engländern die Communication mit Tritchinapoly abzuſchneiden, von da ſie die Lebensmittel bekommen mußten. Dieſe Beſorgniß vermochte ſie in der Nacht aufzubrechen, und ſich zurück zu ziehen; ſie thaten einen Marſch von achtzehn Stunden ohne alle Erfriſchung in der heißeſten Jahreszeit, und zwar in einem ſolchen Clima. Glücklicherweiſe hielt ſich die feindliche Cavallerie ruhig, ob ſie gleich in der Entfernung folgte. Die engliſchen Truppen ſchlugen ihr Lager an dem Ufer des Coleroon auf, drey engliſche Meilen von Tritchinapoly.

Dieſer Fluß iſt der Arm eines andern, Caveri genannt, der in den Gebirgen an der malabariſchen Küſte entſpringt, durch das Königreich Myſore fließt, und nach einem Laufe von 400 engliſchen Meilen Tritchinapoly erreicht. Unweit dieſer Stadt theilt ſich der Caveri in zwey Arme. Der nordliche derſelben wird Coleroon genannt, und fließt bey Devi-Cotah ins Meer; der andre behält den Namen Caveri und theilt ſich in verſchiedene große Arme, die alle durchs Königreich Tanjore fließen, und die Urſache von deſſen außerordentlicher Fruchtbarkeit ſind. Nach der Theilung ſind noch mehrere Meilen lang die Ufer des Caveri und des Coleroons ſehr nahe zuſammen, ja bey Coiladdy, 15 Meilen von Tritchinopoly, kommen ſie ſo nahe an einander, daß die Einwohner große Dämme haben aufführen müſſen, ihre Vereinigung zu verhindern. Dieſer ſo eingeſchloſſene lange und ſchmale Erdſtrich führt den Namen der Inſel Seringham, die in ganz Indoſtan wegen einer großen Pagode berühmt iſt.

Dieſer Tempel iſt mit ſiebenfachen Mauern umgeben, die alle viereckig, fünf und zwanzig Fuß hoch und vier Fuß dick ſind. Jede dieſer Mauern iſt von der andern dreyhundertundfunfzig Fuß weit entfernt, und hat vier große Thore mit hohen Thürmen, die ſich in der Mitte von jeder Seite befinden. Die äuſſerſte Mauer hat einen Umfang von vier engliſchen Meilen, und das große Thor nach Süden zu iſt mit Säulen prächtig geziert; mehrere derſelben ſind aus einem einzigen Steine gehauen, dreyunddreyßig Fuß lang und fünfe im Durchmeſſer; die obern Dachſteine ſind noch größer. Innerhalb der innerſten Mauer iſt die Pagode ſelbſt befindlich. Die ausnehmende Verehrung dieſes Tempels rührt von dem Glauben her, daß er das wahre Götzenbild des Viſtnou enthalte, das der Gott Brama ſelbſt verehrt habe, da er auf Erden wandelte. Aus allen Gegenden von Indien ſtrömen Pilger herbey, um Vergebung ihrer Sünden zu erhalten; und keiner kommt, ohne Geld zu opfern. Ein großer Theil der Einkünfte iſt für den Unterhalt der Bramanen beſtimmt, welche die Pagode bewohnen, und deren Anzahl ſich ehmals nebſt ihren Familien auf 40,000 Menſchen belief, die ſo an einem einzigen Orte ohne alle Arbeit durch den Aberglauben ernährt wurden. Hier ſowohl wie in allen andern großen Pagoden in Indien leben die Bramanen in einer Subordination, die keinen Widerſtand, und in einer Wolluſt, die keinen Mangel kennt. Da ſie ihre Glückſeligkeit einſehen, ſo verlaſſen ſie nie ihre geruhigen Wohnſitze, um ſich in Weltgeſchäfte zu miſchen, oder reißen die flammenden Brände von den Altären, um damit die Autorität der Fürſten zu zerſtören und ganze Staaten zu zertrümmern. Das Schickſal wollte, daß dieſe Ruhe nunmehr hier unterbrochen, und der Tempel nie zuvor erlittene Entweihungen erfahren ſollte.

Die Engländer nahmen Pitchandah in Beſitz, eine befeſtigte Pagode, eine Meile von Seringham; die übrigen Truppen campirten in der Nähe am Ufer des Coleroon. Man konnte ſich dem Lager nur von der Landſtraße her nähern, denn alles andre Erdreich beſtand in Reisfeldern, die bey jetziger Jahrszeit überſtrömt waren und einen Moraſt bildeten, den keine Cavallerie paſſiren konnte. So ſehr dadurch nun der Angriff erſchwert wurde, eben ſo ſehr war aber auch die Zufuhr der Lebensmittel erſchwert, die vielleicht gänzlich abgeſchnitten werden konnte, im Fall die Feinde die große Pagode in Beſitz nehmen ſollten. Es wurde daher beſchloſſen, ihnen zuvor zu kommen, und die ganze Armee ging über den Fluß.

Der Coleroon, ſo wie alle andre Flüſſe auf der Küſte von Coromandel, iſt ſehr ſchleunigen Veränderungen unterworfen, die von dem Regen abhängen, der auf die Gebirge an der malabariſchen Küſte fällt; ſo daß in Zeit von vierundzwanzig Stunden man durch den Strom waden kann, und der denn auf einmal wieder ſo ſtark anwächſt, daß man ihn ſelbſt in Böten nicht zu paſſiren vermag. Diesmal war er ſehr reißend; der Uebergang geſchah jedoch ohne Verluſt.

Sowohl die Engländer, als auch die Truppen des Nabobs, rückten in die Pagode ein. Man öffnete ihnen mit großem Widerwillen die Thore der drey äußerſten Mauern, in welchem Bezirk ſie hinreichend Raum hatten. Die Bramanen flehten demüthigſt, nicht die Entweihung des Tempels weiter zu treiben, und ſich nicht dem Heiligthum ihres Gottes zu nähern. Ihre Bitte wurde ihnen auch zugeſtanden. Dieſer Poſten konnte gegen die ganze Macht des Feindes mit Vortheil vertheidigt werden, da die Kanonen des benachbarten Tritchinapoly noch überdem den feindlichen Angriff würden erſchwert haben, allein die Muthloſigkeit war immer noch bey der Armee ſichtbar; es hieß daher, die äußerſte Mauer der Pagode wäre in ſchlechtem Zuſtande, und der Umfang zu groß, um von ſo wenigen Truppen beſezt zu werden. Es iſt indeſſen wahr, daß die Engländer jezt nur 400 Mann ſtark waren; auf des Nabobs Truppen aber konnte man ſich nicht verlaſſen. Es wurde daher beſchloſſen, die lezte Zuflucht zu ergreifen, und ſich unter die Mauern von Tritchinapoly zu ziehen, und dieſer Entſchluß wurde zwey Tage nach der Ankunft in der Pagode auch ausgeführt.

Die Stadt Trirchinapoly iſt neunzig engliſche Meilen von der Seeküſte entfernt; ihre Länge iſt 2000 und ihre Breite 1200 engliſche Ellen. Sie hat doppelte Mauern mit runden Thürmen verſehn; die äußere derſelben iſt achtzehn Fuß hoch und fünfe dick, die innere aber dreyßig Fuß hoch; auch hat dieſe leztere einen ſteinernen Wall. Der Zwiſchenraum der beiden Mauern iſt fünfundzwanzig Fuß, und vor der äußern iſt ein dreißig Fuß breiter Graben. Innerhalb der Stadt befindet ſich ein Felſen 150 Fuß hoch, von deſſen Gipfel man das benachbarte Land auf viele Meilen weit überſehn kann. Die Truppen ſchlugen ihr Lager nahe an den Mauern auf.

Chunda-ſaheb und die Franzoſen nahmen von der großen Pagode Beſitz, ſobald die Engländer ſolche verlaſſen hatten, und ſchickten ein ſtarkes Detaſchement ab, um Coiladdy anzugreifen, das einzige Fort, das dem Nabob noch getreu geblieben war. Die Engländer ſchickten eine kleine Verſtärkung dahin, die den Ort einige Tage lang vertheidigten, da ſie ihn aber nicht länger haltbar fanden, ihn in der Nacht mit der übrigen Beſatzung verließen. Chunda-ſaheb ging nunmehr über den Caveri, und lagerte ſich bey Tritchinapoly.

Die Regierung im Fort St. David ſah mit groſſer Bekümmerniß, daß ihre Bemühungen, den Mahomed-Ally zu unterſtützen, durch den Rückzug ſeines Heers aus dem Carnatick vereitelt wären, woſelbſt er jezt keinen Fuß breit Land mehr beſaß, als Verdachelum, welches Fort aber auch von einem benachbarten Fürſten belagert war. Die europäiſchen Schiffe hatten Rekruten mitgebracht, daher man vom Fort St. David aus ein Detaſchement von 380 Mann ſandte, den Ort zu entſetzen. Es war aber ſchwer, einen Befehlshaber zu dieſem Trupp zu finden; alle fähige Offiziers befanden ſich im Felde, und die zurück gebliebenen waren zu dieſem Dienſt unbrauchbar. Der Gouverneur Saunders bat daher den Regierungsrath Pigot, einen Mann von vieler Entſchloſſenheit, dieſe Soldaten ſo weit zu führen, bis ſie ein engliſcher Offizier aus Tritchinapoly in Empfang nehmen könnte. Der Lieutenant Clive beſchloß das Detaſchement zu begleiten. Dieſer Jüngling hatte nach der Einnahme von Devi-Cotah den Militärdienſt verlaſſen, und ſeinen vormaligen merkantiliſchen Poſten wieder angenommen; er bekleidete jezt die Stelle eines Proviantcommiſſarius. Da ſowohl ſeine Geſchäfte als ſein muthvoller Geiſt ihn ins Feld riefen, ſo begleitete er die Truppen, bis ſie ſich bey Vol-condah zurück zogen.

Das ausgeſandte Detaſchement erreichte Verdachelum in der Nacht, griff die Belagerer an, zerſtreute ſie, und drang ins Fort. Da nun der Entſatz geſchehn war, ſo ſchickte Pigot dieſe Truppen nach Tritchinapoly, wo ſie auch glücklich eintrafen; er ſelbſt aber ging nach dem Fort St. David zurück in Begleitung von Clive, von zwölf Sepoys und eben ſo viel Bedienten. Dieſes Häufchen wurde von den zerſtreuten Belagerern umringt. In dieſer Noth wehrten ſie ſich aufs äußerſte, bis der größte Theil ihrer

Begleiter niedergemacht war, da ſich denn Pigot und Clive durch die Schnelligkeit ihrer Pferde retteten.

In der Mitte des Julius wurde eine neue Verſtärkung nach Tritchinapoly geſchickt, und weil daſelbſt das Mißvergnügen unter den Offiziers fortdauerte, ſo rief man einige zurück, und ernannte Clive zum Capitain, der als Befehlshaber das Detaſchement von 150 Mann durch das Königreich Tanjore führte. Der König dieſes Landes war ſo wie alle indiſche Fürſten ſehr behutſam ſich zu erklären, ſo lange der Krieg noch zweifelhaft ſchien, er ließ daher ſowohl engliſche als franzöſiſche Truppen durch ſeine Staaten marſchiren. Unerachtet dieſer Verſtärkungen aber waren die Engländer nicht über 600 Mann ſtark, dahingegen die Franzoſen 900 Mann Soldaten, und Chunda-ſaheb wohl zehnmal ſoviel Truppen als der Nabob hatte. Die Feſtigkeit von Tritchinapoly machte zwar die Einnahme ſehr ſchwer, allein die Schätze des Mahomed-Ally waren erſchöpft, und ſeine Einkünfte von allen Seiten abgeſchnitten.

Clive ging nach dem Fort St. David zurück, und ſtellte der Regierung vor, daß nur ein Mittel vorhanden ſey, die Sachen auf einen andern Fuß zu bringen, und dieſes wäre, Chunda-ſaheb in Arcot ſelbſt anzugreifen, wobey er ſich erbot, die Expedition in Perſon anzuführen. Dieſer Vorſchlag wurde genehmigt; man zog aus dem Fort St. David und Madras faſt alle Truppen heraus, ſo daß nur im erſtern 100 und im leztern 50 Mann Soldaten zurück blieben; dennoch brachte man nicht mehr als 200 Europäer und 300 Sepoys nebſt acht Offiziers zuſammen, von denen ſechs noch nie im Felde geweſen waren. Dieſes kleine Corps brach den 26ſten Auguſt von Madras mit drey Feldſtücken auf. Clive erhielt auf dem Marſch Nachricht, daß Arcot mit 1100 Mann beſezt ſey, worauf er um die ſchleunige Zuſendung von zwey ſchweren Kanonen nach Madras ſchrieb. Den 31ſten machten die Truppen zehn engliſche Meilen von Arcot Halt. Dieſe unerwartete Erſcheinung ſezte die Garniſon in die äußerſte Beſtürzung, da man zugleich berichtete, daß die Engländer unter einem entſezlichen Sturm, mit Donner und Blitz vermiſcht, angekommen wären. Ein Umſtand dieſer Art galt bey ihnen für ein böſes Omen, daher die ganze Beſatzung ohne Verzug das Fort verließ, ſo daß wenig Stunden nachher die Engländer bey mehr als 100,000 Zuſchauern ruhig ihren Einzug in die Stadt halten konnten, wo ſie mit Bewunderung und Ehrfurcht empfangen wurden. Sie fanden im Fort eine Menge Pulver und Bley nebſt acht Kanonen, desgleichen hatten die Arcotiſchen Kaufleute hier Waaren für den Werth von 50,000 Pf. St. in Sicherheit gebracht, die aber alle den Eigenthümern wieder zugeſtellt wurden; ein kluges Betragen des vortreflichen Clive, das die meiſten Einwohner der Stadt den Engländern geneigt machte. Das Fort war außerdem von 3 bis 4000 Menſchen bewohnt, denen man auf ihr Bitten erlaubte, in ihren Häuſern zu bleiben.

Clive's vornehmſte Sorgfalt war nun ſo viel Proviſion und Munition zuſammen zu bringen, daß er eine Belagerung aushalten könnte. Er ſahe ein, daß die Feinde ſich wahrſcheinlich bald von ihrem

Schrecken erholen und nach der Stadt zurückkommen würden; er beſchloß daher ſie aufzuſuchen, und verließ in dieſer Abſicht den 4ten September mit dem größten Theile ſeiner Truppen die Stadt. Er traf auch die flüchtige Garniſon an, die aber nicht Stand hielt, ſondern ſich nach den Gebirgen zog, worauf denn die Engländer zurückmarſchirten.

Clive machte den 6ten September einen abermaligen Verſuch, fand die Feinde verſtärkt, konnte es aber nicht zum Treffen bringen. Mittlerweile wurde an der größern Befeſtigung des Forts ſtark gearbeitet, und keine unnütze Ausfälle mehr gethan. Die Feinde, die jezt 3000 Mann ſtark waren, legten dies als Furcht aus, und ſchlugen ihr Lager drey engliſche Meilen von Arcot auf. Clive beſchloß dieſe Sicherheit zu nützen, marſchirte den 14ten September nach Mitternacht mit dem größten Theile ſeiner Truppen aus, und überfiel das feindliche Lager, wo er alles im tiefſten Schlafe fand. Das Schrecken und die Verwirrung war auſſerordentlich, ſehr wenige bedienten ſich ihrer Waffen, und auch dieſe flohen bald mit den andern davon. Als der Tag anbrach, war niemand mehr zu ſehn. Dieſer Sieg hatte den Engländern nicht einen einzigen Mann gekoſtet.

Die beiden ſchweren Kanonen waren in dieſer Zeit von Madras unterwegs; die Feinde, die es erfuhren, hofften ſie wegzunehmen, und machten dazu die nöthigen Anſtalten. Clive, der dieſen Verluſt beſorgte, ſchickte alle bey ſich habende Truppen der Convoy entgegen, und behielt nur 30 Europäer und 50 Sepoys zur Beſatzung des Forts zurück. Dieſer

Umſtand verurſachte eine Aenderung in dem Plan der Feinde, die nun geſchwind nach Arcot eilten, um dieſe Abweſenheit zu nutzen; ſie hofften auch, daß die Einwohner revoltiren würden: in dieſer Zuverſicht umringten ſie das Fort, ſobald es dunkel wurde, und drangen mit großem Geſchrey und militäriſcher Muſik aufs Hauptthor zu. Einige unter ſie geworfene Haubitzgranaten aber machten ihre Pferde ſcheu, und richteten ſolche Unordnung an, daß ſie ihr eigen Fußvolk über den Haufen ritten, um davon zu jagen. Die Einwohner des Forts, die mit der Behandlung der Engländer zufrieden waren, machten keine Miene zum Revoltiren. Den folgenden Tag kamen die engliſchen Truppen mit der Convoy glücklich an.

Die Einnahme von Arcot erreichte völlig den Endzweck, den man davon erwartet hatte; Chundaſaheb ſchickte 4000 von ſeinen bey ſich habenden Truppen unter Commando ſeines Sohnes Raja-ſaheb ab, zu welchem noch einige 1000 andre nebſt 150 Europäern aus Pondichery ſtießen. Mit dieſer Armee rückte Raja-ſaheb den 23ſten September in Arcot ein, und nahm im Palaſt des Nabobs ſein Hauptquartier.

Clive ſahe ſich nun auf den Punkt, enge eingeſchloſſen und förmlich belagert zu werden. Er beſchloß daher einen großen Verſuch zu machen, die Feinde aus der Stadt zu treiben; ſollte derſelbe auch nicht glücken, ſo würde er wenigſtens die gute Wirkung haben, von dem Muth der Seinigen hohe Begriffe zu geben. Der größte Theil der Beſatzung that alſo den 24ſten einen lebhaften Ausfall; die Engländer warfen alles über den Haufen, ſelbſt die Franzoſen, die ihre Kanonen im Stiche ließen. Die Menge der feindlichen Truppen aber bekam endlich doch das Uebergewicht, und die Engländer zogen ſich ins Fort zurück. Dieſe verwegene, allein durch die Umſtände gerechtfertigte Unternehmung koſtete den Engländern 31 Europäer, worunter auch zwey Offiziers waren.

Den folgenden Tag kamen noch 2000 Mann von Velore an, die Mortiz-Ally ſelbſt commandirte; alle Zugänge zum Fort wurden nun beſezt, das unfähig ſchien die bedrohete Belagerung auszuhalten. Der Umfang deſſelben war eine engliſche Meile; die Mauern an vielen Stellen ſehr ſchadhaft; die Wälle zu ſchmal, um Kanonen drauf zu pflanzen; das Parapet niedrig und locker aufgeführt; von den Thürmen waren einige dem Umſturz nahe, und kein einziger konnte mehr als eine Kanone faſſen; hiezu kam noch ein Graben, den man an den meiſten Orten durchwaden, an andern aber trocken paſſiren konnte. Die Beſatzung hatte ſich ſeit ihrer Ankunft unabläſſig bemüht, ſo vielen dieſer Mängel abzuhelfen, als nur möglich geweſen war. Man wollte auch die nächſt dem Fort gelegenen Häuſer abbrennen, allein es gelang nicht; denn da dieſe faſt gar kein Holzwerk haben, ſo konnte das Feuer nicht fangen. Dieſes Vortheils bedienten ſich die Feinde ſie zu beſteigen, und von da aus die Wälle zu beſchießen; auch verwundeten ſie einige Europäer. Dieſe nachtheilige Lage erzeugte ein kühnes Unternehmen. Clive befahl, einen Offizier und zehn Mann nebſt einigen Pulvertonnen in Stricken über die Mauer herunter zu laſſen; ſie kamen auch unentdeckt in die Häuſer, zeigten aber bey Stellung der Tonnen ſo wenig Geſchicklichkeit, daß beym Sprengen nicht die gehoffte Wirkung erfolgte. Man zog ſie mit Stricken alle wieder herauf, allein derjenige Strick, an dem der commandirende Offizier befeſtigt war, riß entzwey, und machte ihn zum fernern Dienſt untüchtig. Auf dieſe Weiſe waren nun beym Anfang der Belagerung ſchon vier Offizers von den achten zur Garniſon gehörigen für den Dienſt verloren, und die Truppen im Fort bis auf 120 Europäer und 200 Sepoys geſchmolzen, die jezt von 7000 Mann Infanterie, 3000 Mann Cavallerie und 150 Europäern belagert wurden.

Alle im Fort vorhandene Lebensmittel waren nur zum Unterhalt der Beſatzung auf ſechzig Tage hinreichend, daher man nöthig fand, alle Einwohner fortzuſchicken, die der Feind auch ungeſtört paſſiren ließ. Nur wenige Arbeiter blieben zurück; unter dieſen war ein Maurer, der Clive Nachricht von einer unterirdiſchen Waſſerleitung gab, die nur ſehr Wenigen bekannt ſey, wenn man ſie aber entdeckte, ſo würde man dem Fort gänzlich das Waſſer abſchneiden können. Dieſe Entdeckung wurde belohnt, und ein Theil dieſer Waſſerleitung bedächtlich vermauert. Da es dem Feinde vierzehn Tage lang an ſchweren Kanonen fehlte, ſo geſchah die Belagerung nur für jezo aus vier Mörſern und durch das kleine Gewehrfeuer aus den Häuſern. Die Bomben thaten wenig Schaden, und um den kleinen Kugeln auszuweichen, durfte niemand außer den Schildwachen die Wälle beſteigen. Dennoch aber wurden manche getödtet und verwundet, da die Feinde in den Häuſern ſicher waren, und ruhig zielen konnten.

Wenig Tage nach ſeiner Ankunft zeigte ſich Mertiz-Ally unzufrieden mit Raja-ſaheb, ſonderte ſeine Truppen von den andern ab, und zog ſich nach einem entfernten Theile der Stadt hin, von da er einen Boten zum Fort ſchickte, um die Garniſon zu vermögen, einen Ausfall zu thun, wobey er ſie mit ſeiner ganzen Macht zu unterſtützen verſprach. Clive mißtrauete dieſem Anerbieten, da er aber den Vortheil überlegte, eine ſo große Anzahl Soldaten unthätig zu erhalten, ſo ſtellte er ſich, als ob er den Vorſchlag genehmigte, und hielt ihn mehrere Tage unter allerhand Verwand auf, bis Mortiz-Ally überzeugt war, daß man ſeine Liſt merke, und wieder ſeinen alten Poſten einnahm.

Die Franzoſen erhielten endlich den 24ſten October ihr Geſchütz aus Pondichery; ſie brauchten es auch ſo geſchickt, daß ſchon am erſten Tage die beiden ſchweren Kanonen der Engländer zum fernern Gebrauch untüchtig gemacht wurden. In Zeit von ſechs Tagen war ein großer Theil der Mauer herunter geſchoſſen, und eine Breſche von funfzig Fuß breit gemacht. Die Belagerten waren jedoch nicht müſſig, ſondern warfen innerhalb der Mauer andre Werke mit Palliſaden auf, ſo daß die Feinde noch keinen Sturm wagen wollten.

Clive, um Raja-ſaheb zu überzeugen, daß ſeine Beſatzung ſelbſt noch überflüſſige Arbeiten übernehmen könnte, ließ auf den Gipfel des höchſten Thurms einen Berg Erde auftragen, und darauf eine ungeheure

Kanone pflanzen, die der Tradition zufolge von Aurengzeb nach Arcot geſchickt, und von tauſend Joch Ochſen dahin gezogen worden war. Es waren auch einige dazu gehörige Kugeln vorhanden, deren jede zweyundſiebenzig Pfund wog. Man legte die Kanone auf den Erdhaufen, lud ſie mit dreyßig Pfund Pulver und brannte ſie los. Die Kugel ging durch des Nabobs Palaſt, und erregte großes Schrecken. Dieſes war auch der abſichtliche Endzweck. Man wiederholte dieſes Experiment täglich nur einmal, zu der Zeit, wenn die vornehmſten Offiziers im Hauptquartiere verſammelt waren; den vierten Tag aber ſprang die Kanone.

Obgleich das Fort von ſo zahlreichen Feinden umringt war, ſo unterhielt Clive dennoch einen Briefwechſel mit Madras und dem Fort St. David, wo man Anſtalten machte ihm Hülfe zu verſchaffen. Man ſchickte zu dieſem Ende 100 Europäer und 200 Sepoys ab; ehe ſie aber noch Arcot erreichten, wurden ſie von 2000 Arcoten umringt, die Raja-ſaheb detaſchirt hatte. Das Gefecht war hitzig, die Engländer ſiegten, jedoch mit großem Verluſt, der ſie nöthigte zurück zu marſchiren.

Dieſer Rückzug ließ der bedrängten Beſatzung wenig Hoffnung übrig, von den Ihrigen unterſtützt zu werden, dagegen aber zeigten ſich von einer andern Seite angenehme Aſpecten. Ein Corps von 6000 Maratten, unter Anführung des Morari-row, waren ſchon einige Zeit am Fuße der weſtlichen Gebirge, 30 Meilen von Arcot, gelagert geweſen. Der König von Myſore hatte ſie gedungen, dem Mahomed-Ally beyzuſtehn;

zuſtehn; der Rückzug der Engländer aber nebſt des Nabobs Truppen nach Tritchinapoly hatte ſo nachtheilige Gerüchte veranlaßt, daß man die Sache dieſes Fürſten für ganz verzweifelnd hielt, daher denn die Maratten unthätig blieben. Clive ſchickte einen Boten an Morari-row, um ihn von ſeiner Lage zu unterrichten, und um Hülfe zu bitten. Der Bote kam glücklich wieder zum Fort zurück, und brachte ein Schreiben von dieſem Befehlshaber, welches ausdrücklich enthielt, daß er nicht einen Augenblick ſäumen wollte, ſo braven Männern, als die Vertheidiger von Arcot wären, beyzuſtehn, deren Verhalten ihn nunmehr überzeugt hätte, daß die Engländer auch fechten könnten.

Raja-ſaheb, der davon Nachricht erhielt, ließ den 30ſten October das Fort auffodern, wobey er eine ehrenvolle Capitulation der Beſatzung, und dem Capitain Clive eine große Summe Geld antrug; dagegen drohte er, wenn man ſein Anerbieten nicht annehmen würde, ohne Verzug das Fort zu ſtürmen, und alles darin niedermachen zu laſſen. Clive beantwortete dieſen Antrag mit Verachtung, und ſagte, er hätte eine beſſere Meynung von ſeiner Klugheit, als zu glauben, daß er mit ſeinen jetzigen elenden Soldaten einen Sturm wagen würde.

Mittlerweile zeigte ſich ein Detaſchement Maratten, die ſich fruchtlos bemühten in die Stadt zu dringen, da alle Straßen und Zugänge palliſadirt und geſperrt waren; ſie begnügten ſich daher zu plündern, und einige Häuſer in Brand zu ſtecken. Die Furcht vor ihrer Rückkehr und die beleidigende Antwort des Clive brachte Raja-ſaheb zu dem Entſchluß, wegen des Sturms Wort zu halten. Man erfuhr im Fort durch Spionen dieſen Vorſaz, der mit Tagesanbruch ausgeführt werden ſollte. Clive, durch Strapazen ganz abgemattet, legte ſich um Mitternacht ſchlafen, mit Befehl ihn beym erſten Lärm zu wecken. Er ſchlief in dieſem kritiſchen Augenblicke ganz ruhig, ſo wie Alexander die Nacht vor der Schlacht bey Arbela.

Am folgenden Tage, den 4ten November, war das Feſt, wo das Andenken des Mordes der Brüder Haſſein und Jaſſein gefeyert wird. Dieſe Feyer geſchieht von den Muhamedanern in Indoſtan gewöhnlich mit religiöſer Tollheit; einige ſtellen die Mordſcene dieſer Heiligen durch Handlung vor, andre beweinen ſie, und zwar mit ſo viel Ausſchweifungen, daß manche dabey ihr Leben verlieren. Sie glauben, daß, wenn jemand an dieſen Feyertagen gegen Ungläubige kämpft und getödtet wird, er ſogleich ins Paradies kömmt, ohne vorher in den Reinigungsörtern aufgehalten zu werden.

Man vereinigte dieſen abergläubiſchen Enthuſiasmus noch mit einem andern ſehr wirkſamen Mittel, nämlich mit dem Rauſch; denn die Soldaten hatten zur Ehre des Feſts häufig eine gewiſſe Pflanze gegeſſen, die man Bang nennt, und die Eigenſchaft hat, entweder zu betäuben oder wütend zu machen. So vorbereitet rückten die Belagerer mit anbrechendem Tage vor das Fort. Ein Theil derſelben trug Leitern, um die Mauern von allen Seiten zu beſtürmen, die andern näherten ſich in vier Abtheilungen, um die

Thore des Forts und die Breſchen alle zugleich anzugreifen.

Clive war bereitet ſie zu empfangen. Die Feinde trieben Elephanten vor ſich her, an deren Stirne große Eiſen befeſtigt waren, womit ſie die Thore durchzubrechen hofften. Dieſe Thiere aber wurden verwundet, da ſie ſich denn umwandten, und ihre eignen Leute zu Boden traten. Man beſtürmte dann eine der Breſchen mit raſender Wuth; das wohlgeordnete Feuer der Engländer aber that eine ſchreckliche Wirkung, denn alle Vertheidiger der Breſche hatten hinter ſich Leute ſtehn, die ihnen in der größten Geſchwindigkeit die Gewehre luden, wodurch denn ein ununterbrochenes Feuer unterhalten wurde. Die Stürmenden ſtürzten zurück, und wurden von andern abgelöſt, und dieſe wieder von andern, alle aber zurück geſchlagen; die Reſerve-Corps ängſtigte man mittlerweile durch Bomben, die alle unter bewaffnete Schaaren fielen, und außerordentliche Verwirrung anrichteten. Um die andre Breſche zu beſtürmen, mußte man über einen mit Waſſer angefüllten Graben; ein Haufen Soldaten beſtiegen zu dieſem Endzweck ein Floß, das mit Kanonen beſchoſſen wurde; Clive ward gewahr, daß die Kanoniers nicht gut zielten, und richtete daher ſelbſt die Kanonen; die Kugeln zerſchmetterten nun das Floß, viele von den Feinden erſoffen, und andre retteten ſich durch Schwimmen.

So dauerte der Sturm eine Stunde lang, da denn die Feinde alle fernern Verſuche auf einmal aufgaben, und ſich blos beſchäftigten ihre Todten wegzubringen. Unter dieſen war der Befehlshaber ihrer

Sepoys, der bey dem Angriff großen Muth bewieſen hatte, und von den Seinigen ſo geliebt wurde, daß einer derſelben über den Graben ſchwamm, um den Körper unter dem ſtärkſten Muſketenfeuer zu holen. Es ſchien, als ob die Feinde erwarteten, daß die Beſatzung ihnen erlauben würde, ihren Freunden dieſe Pflicht zu leiſten; da ſie aber ſahen, mit wie viel Gefahr dieſer Dienſt verknüpft war, ſo gaben ſie ihn auf, und zogen ſich zurück. Ihr Verluſt beſtand in 400 Mann Todte und Verwundete, worunter ſehr wenig Europäer waren; denn die franzöſiſchen Truppen hatten keinen Antheil an dem Sturm genommen, ſondern waren in der Ferne Zuſchauer geweſen. Im Fort hatte man nur vier Todte und zwey Verwundete. Da ſich hier ſo viele Kranke und Invaliden befanden, ſo war die Anzahl ſämtlicher Soldaten, die dieſen Generalſturm abſchlugen, nur 80 Europäer und 120 Sepoys, die während dem Angriff, außer dem Feuer aus fünf Kanonen, 12000 Flintenpatronen verſchoſſen.

Die Feinde baten um Erlaubniß ihre Todten zu begraben, die ihnen zugeſtanden wurde; zugleich bewilligte man einen zweyſtündigen Waffenſtillſtand. Nach deſſen Endigung ging das Feuer wieder an, und dauerte bis nach Mitternacht, da es denn auf einmal gänzlich aufhörte. Mit Tagesanbruch erfuhr man die Nachricht, daß die ganze Armee die Stadt verlaſſen hätte. Ihre Eilfertigkeit war ſo groß geweſen, daß ſie vier Kanonen, vier Mörſer, und eine Menge Munition zurück gelaſſen hatten, die man im Triumph ins Fort brachte.

So endigte ſich dieſe in den indiſchen Annalen höchſt denkwürdige Belagerung, nachdem ſie funfzig Tage lang in der allernachtheiligſten Lage gedauert hatte. Das Fort ſelbſt, ein unhaltbarer Steinhaufen, und die Vertheidiger eine Handvoll Leute, die ihren erſten Feldzug thaten, von einem Jünglinge angeführt, der ſich eigentlich dem Civilſtande gewidmet, und nie taktiſche Bücher geleſen hatte; dennoch waren alle Mittel, die er bey dieſer Belagerung von Arcot anwandte, ſo wie ſie von den größten Meiſtern der Kriegskunſt vorgeſchrieben werden. Die Feinde hingegen waren über 10,000 Mann ſtark, und wurden überdem in ihren Operationen durch Franzoſen geleitet.

Den folgenden Tag kam der Capitain Killpatrick mit einer Verſtärkung von 150 Europäern in Arcot an. Dieſen ließ Clive im Fort, und ging den Feind ſelbſt aufzuſuchen. Raja-ſaheb hatte alle Hülfstruppen nach Hauſe geſchickt, und nur diejenigen bey ſich behalten, die ihm ſein Vater von Tritchinapoly geſandt hatte; mit dieſen und den Franzoſen ging er nach Velore, wo er ſich ſtark verſchanzte. Man erwartete ſtündlich die Ankunft der Maratten. Morari-row hatte ſeinen Neffen, Baſin-row, mit 1000 Mann abgeſchickt, ſich mit Clive zu vereinigen, allein anſtatt deſſen ſtreiften ſie herum und plünderten das Land. Sie hatten ſich unweit Velore nachläßig gelagert, dieſes nutzten die Franzoſen und Chunda-ſaheb; man überfiel ſie in der Nacht, tödtete eine Anzahl ihrer Pferde und plünderte ihr Lager. Durch dieſe Niederlage gekränkt, kamen ſie zu Clive und baten ihn mit ihnen zu marſchiren, in Hoffnung ihren Verluſt noch wieder zu erbeuten. Clive brach auf, ihnen zu willfahren, allein die Feinde hatten ſchon alles weggeſchleppt.

Um dieſe Zeit hörte man, daß ein Detaſchement Europäer von Pondichery im Anzuge ſey; Clive erſuchte nun ſeinerſeits den Baſin-row, ihn zu begleiten, um dieſe Truppen zu verhindern, zum Raja-ſaheb zu ſtoßen. Der Maratte, der keinen Proſpect zur Plünderung vor ſich ſah, ſchlug es ab, daher die Engländer allein marſchirten. Kaum aber erfuhren die Maratten, daß die Franzoſen viel Geld für Raja-ſaheb mit ſich führten, ſo erwachte ihre Habſucht, und ſie verlangten dringend den Feind aufzuſuchen, der ſich ſchon mit der Verſtärkung vereinigt hatte, und jezt 300 Europäer und 4500 Indier ſtark war. Wenig Tage nachher traf man die Feinde in Schlachtordnung an. Die Franzoſen thaten auf die Maratten einen lebhaften Angriff. Dieſe Nation ficht auf eine ganz eigne Art. Ihre Truppen beſtehn in Cavallerie, die mit Säbeln bewaffnet iſt; jeder Reiter aber hat einen Soldaten zu Fuß bey ſich, der ein Schwert nebſt einer großen Keule führt, oder anſtatt dieſer einen kurzen ſtarken Speer. Wenn ein Pferd fällt, der Reiter aber unbeſchädigt iſt, ſo ficht dieſer ſogleich zu Fuß; fällt hingegen der Reiter und das Pferd iſt nicht verwundet, ſo beſteigt es einer von den Fußknechten, und führt es wieder gegen den Feind. Das Treffen wurde bald allgemein, und endigte ſich mit der Flucht der Franzoſen und ihrer Bundsgenoſſen, die ihre Zelter und Bagage zurück ließen. Die Maratten verfolgten ſie, und erbeuteten 400 Pferde und Raja-ſahebs Kriegskaſſe, worin ſie 100,000 Rupien fanden. Eine große Menge feindlicher Sepoys kamen als Ueberläufer und boten Clive ihre Dienſte an; alle, die gute Waffen mit ſich brachten, wurden auch von ihm angenommen, deren Anzahl 600 war. Auf die Nachricht, daß Raja-ſaheb viele Sachen von Werth im Fort Arni gelaſſen hätte, wurde der Commandant deſſelben aufgefodert, ſie nebſt dem Fort zu überliefern, der darauf einen Elephanten, eine Anzahl Pferde, und viel Bagage herausſandte, auch ſich erbot, dem Mahomed-Ally den Eid der Treue zu ſchwören, allein das Fort wollte er nicht übergeben. Da man keine ſchweren Kanonen hatte, konnte man ihn nicht dazu zwingen.

Die Franzoſen hatten während der Belagerung von Arcot von der großen Pagode Conjeveram Beſitz genommen, um die Communication zwiſchen Arcot und Madras zu unterbrechen; ſie überfielen auch eine Anzahl Verwundeter, die von der Belagerung zurückkehrten, und waren ſo grauſam, mehrere Engländer, die in Sänften getragen wurden und unfähig waren Widerſtand zu thun, zu ermorden; zwey Offiziers aber, Glaß und Revel, ließen ſie leben. Clive beſchloß Conjeveram einzunehmen, und marſchirte dahin, nachdem er ſich von den Maratten getrennt hatte, die nach Tritchinapoly ihren Zug nahmen. Die Pagode war mit 30 Europäern und 300 Sepoys beſetzt, und wurde nun aufgefodert. Niemand von der Beſatzung verſtand Engliſch, daher der commandirende franzöſiſche Offizier ſeinen beiden Gefangenen Revel und

Glaß befahl, einen Brief an Clive zu ſchreiben, und ihm zu melden, daß, wenn er ihn angriffe, er ſie ſelbſt auf die Mauern hinſtellen würde. Sie ſchrieben dieſes, fügten aber die Bitte hinzu, um ihrentwillen nicht ſeine Operationen gegen den Ort aufzugeben. Man fing daher an die Pagode zu beſchießen, und in drey Tagen war die Breſche gemacht. Die Beſatzung, die wegen ihrer unmenſchlichen Thaten den Zorn der Engländer fürchtete, wartete nicht den Sturm ab, ſondern flüchtete in der Nacht mit Hinterlaſſurg der beiden großmüthigen Gefangenen. Nach dieſer Expedition verſtärkte Clive die Garniſon in Arcot, und ging ſodann nach dem Fort St. David zurück.

Chunda-ſaheb hatte in dieſer Zwiſchenzeit Tritchinapoly belagert, und ſeit dem Anfang des Septembers war die Stadt beſchoſſen worden. Die Batterien aber waren in ſo großer Entfernung angelegt, daß ſie den Mauern keinen Schaden zufügen konnten. Dieſer Umſtand erregte die Verachtung der Engländer, die ſich ſchämten vor einem Feinde geflohen zu ſeyn, dem es ſo ſehr an Muth als an kriegeriſchen Fähigkeiten fehlte. Sie verlangten die Batterien zu ſtürmen; Gingen, ihr Befehlshaber, war aber zu vorſichtig, dieſes zu bewilligen, da die feindlichen Truppen zu ſtark verſchanzt waren, und ſie überdem, ohne der Stadt zu ſchaden, ihre Munition verſchwendeten und ihre Soldaten abmatteten.

Obgleich dieſe Bemühungen keine Beſorgniß erregten, ſo war doch alles von der Armuth des Nabobs zu fürchten. Seine Truppen drohten zum Feinde überzugehn. Die Koſten des engliſchen Corps, die bisher aus ſeinem Schatze gefloſſen waren, mußten nun von der Regierung im Fort St. David bezahlt werden; er beſorgte mit Recht, daß ſie ihn nicht länger unterſtützen würden, als ſie eine Wahrſcheinlichkeit ſähen, ihn aus ſeinem Unglücke herauszureißen. Nichts ſchien ihm gewiſſer als die Vermehrung ſeines Elends, wenn er nicht ein eben ſo zahlreiches Heer als Chunda-ſaheb zuſammen bringen könnte, um den Beyſtand der Engländer gehörig zu nutzen.

Der einzige Fürſt in Indien, von deſſen Lage, Neigung und Macht der Nabob noch Hülfe hoffen konnte, war der König von Myſore. Die Länder deſſelben gränzen oſtwärts am Carnatick und nach Weſten zu erſtrecken ſie ſich bis auf 30 engliſche Meilen von der malabariſchen Küſte. Seine jährlichen Einkünfte werden auf zwanzig Millionen Rupien gerechnet. Die ganze myſoriſche Nation hatte einen tödtlichen Haß gegen den Chunda-ſaheb, der, als er ehmals Tritchinapoly beſaß, den Entwurf gemacht hatte, das Königreich zu erobern, und auch wirklich einige Monat lang Caroor, die ſtärkſte der öſtlichen Gränzfeſtungen, belagerte. Der jetzige König von Myſore war ein Kind, und ſtand unter der Vormundſchaft ſeines Onkels, der das Land uneingeſchränkt regierte. An dieſen Regenten, den man den Dalaway von Myſore nannte, wandte ſich Mahomed-Ally um Hülfe. Da er fand, daß die Furcht vor Chunda-ſaheb ihn nicht allein vermögen konnte, die Waffen zu ergreifen, ſo bewilligte er alle Foderungen, die man verlangte, ſo ausſchweifend dieſe auch waren. Der Nabob beſtätigte den Tractat durch einen Eid, und der Dalaway verſprach ihn nachdrücklich zu unterſtützen. Die Folge dieſes Tractats zeigte ſich ſchon im Anfange des Octobers, da in Tritchinapoly ſiebenzig Reiter von Seringapatnam, der Hauptſtadt von Myſore anlangten, und 500,000 Rupien überbrachten. Gegen das Ende des Novembers verſammelte ſich die myſoriſche Armee bey Caroor, zu welcher noch 6000 Maratten ſtießen, unter Commando des in dieſer Geſchichte ſo oft erwähnten Morari-row. Der Dalaway nahm ſie in Sold, da denn 500 derſelben eiligſt nach Tritchinapoly abgeſchickt wurden. Gleich nach ihrer Ankunft beritten ſie die Ebene bey der Stadt, wohin ſich nie des Nabobs Reiterey gewagt hatte, und fielen bey dieſer Gelegenheit in ein debachirtes Lager ein, das ſie ausplünderten, ohne ſich um Chundaſahebs Cavallerie zu bekümmern, die ſämtlich in Bewegung war.

Der Maratten Anführer Innis-Khan hatte bemerkt, daß die franzöſiſchen Dragoner weit thätiger als die übrige Reiterey waren, und bey dem geringſten Allarm ausrückten. Hierauf baute er den Entwurf, ſie in einen Hinterhalt zu locken, der auch ſehr glücklich ausgeführt wurde. Sechzig Dragoner, alle Europäer, eine ehrwürdige Kriegsſchaar in Indien, ließen ſich durch einen verſtellten Angriff hintergehn, und wurden alle bis auf zehn niedergehauen. Dieſer Vorfall, der das Schrecken unter den feindlichen Truppen verbreitete, flößte zugleich den Maratten eine ſo verächtliche Meynung von dem Feinde ein, daß ſie ihren Bundsgenoſſen dringend anlagen, ein Treffen zu liefern, wobey ſie verſprachen, daß, wenn die Engländer nur die Franzoſen auf ſich nehmen wollten, ſo würden ſie mit ihren 500 Mann die ganze feindliche Reiterey, die 12000 ſtark war, im Zaum halten. Sie ließen ſich dieſe Verwegenheit ausreden, bis Baſinrow mit 1000 Maratten aus Arcot zu ihnen ſtieß. Nunmehr glaubten ſie es ohne Bedenken mit dem Feinde allein aufnehmen zu können, und geizten nach dem Ruhm, den Krieg ohne Beyhülfe zu endigen. Sie wurden immer dringender, und erboten ſich, nicht nur die ganze feindliche Reiterey zurückzuſchlagen, ſondern auch ſelbſt den Franzoſen in beide Flanken zu fallen. Die Engländer wollten jedoch kein ſo ungewiſſes Treffen wagen, ſondern erſt die Ankunft der myſoriſchen Armee und eine Verſtärkung vom Fort St. David abwarten. Dieſe Behutſamkeit mißfiel den Maratten ſo ſehr, daß ſie den Engländern ins Geſicht ſagten, ſie gehörten nicht zu demſelben Volk, das ſo brav in Arcot gefochten hätte.

Indeſſen brach die Armee von Myſore nebſt 4000 Maratten unter Morari-row auf, um Tritchinapoly zu entſetzen. Dieſe Nachricht brachte die Franzoſen zu einem kühnen Entſchluß; ſie ſchickten nämlich ein ſtarkes Detaſchement nach Myſore, das einen befeſtigten Gränzort, der ohne Beſatzung war, in Beſitz nahm, die Feſtungswerke verbeſſerte, und dabey ausſprengte, daß ſie die Myſoren auf ihrem Marſch angreifen und das Land plündern würden. Dies hielt den Marſch des Regenten auf, der einen Boten an den Nabob ſandte, um ein europäiſches Detaſchement zu ſeinem Beyſtand zu haben, weil, wie er ſchrieb, er gar nichts von der Methode wüßte, mit weißen Menſchen zu fechten, die mit Flinten und Kanonen verſehn wären. Der Capitain Cope erhielt dieſen Auftrag mit einigen hundert Mann. Er hatte Befehl den Feind zu vertreiben; der Angriff glückte aber nicht, die Engländer mußten ſich mit großem Verluſt zurückziehn, wobey Cope ſelbſt tödtlich verwundet wurde.

1752 Der Capitain Dalton wurde an ſeiner Stelle geſchickt, der ſich mit der myſoriſchen Armee vereinigte, die nebſt den Maratten 20,000 Mann ſtark war. Der Regent empfing Dalton mit großer Höflichkeit, und bewunderte den kriegeriſchen Anſtand und die Regelmäßigkeit der engliſchen Truppen. Da er nun eben die hohe Meynung von den Franzoſen faßte, ſo erklärte er, daß er nicht Willens ſey Zeit zu verlieren, oder ſeine Truppen in Gefahr zu ſetzen, ſondern daß er um Mitternacht mit der halben Armee einen andern Weg nach Tritchinapoly nehmen wollte, den Ueberreſt ſollte Dalton bey ſich behalten, um den Feind zu verhindern, ſeinen Marſch zu unterbrechen; dabey wünſchte er auch einige Europäer als Leibwache bey ſich zu haben. Dies geſchah. Dalton ſcharmutzirte mit den Franzoſen die ganze Nacht durch; eine Maaßregel, die deſto nöthiger war, da die kriegeriſche Unwiſſenheit der Myſoren allen Glauben überſtieg; denn ſie hatten bey ihrem Nachtmarſch, der doch ganz in der Stille geſchehn ſollte, viele tauſend Lichter, als ob ſie mit einer indiſchen Prozeſſion gingen, ſo daß ihr Zug weit in der Ferne geſehn werden konnte.

Den folgenden Tag folgte die übrige Armee nach, nachdem die Befehlshaber Dalton erſucht hatten, bey dem Fort ſtehen zu bleiben, um ihnen den Rücken zu decken; ſie verſprachen in einer gewiſſen Entfernung Halt zu machen; kaum aber befanden ſie ſich außer Gefahr, als ſie aufs ſchleunigſte ihren Marſch fortſetzten. Die Engländer zogen ſich ruhig zurück, und erreichten den 6ten Februar Tritchinapoly.

Dieſer Beyſtand der Myſoren verurſachte, daß ſich der König von Tanjore auch für den Nabob erklärte, und 5000 Mann Hülfstruppen nach Tritchinapoly ſchickte. Der Polygar Tondiman, deſſen Land zwiſchen Tanjore und Madura liegt, ſchickte dahin ebenfalls 400 Reiter und 3000 Colleries. Dies ſind Menſchen, die unter verſchiedenen kleinen Oberhäuptern die Wälder zwiſchen Tritchinapoly und dem Vorgebirge Comorin bewohnen. Ihr Name bedeutet in ihrer eignen Sprache **Diebe**, und bezeichnet auch richtig ihren Charakter, ob er gleich nach den Diſtricten ſeine Verſchiedenheiten hat. Die nordwärts von Madura wohnenden ſind faſt Wilde; ihre Waffen beſtehen in einem achtzehn Fuß langen Spieß, womit ſie auf der Erde herum kriechen, und deſſen ſie ſich im Hinterhalt ſehr gut zu bedienen wiſſen. Der vornehmſte Dienſt aber, den ſie einer Armee leiſten, beſteht darin, daß ſie die Pferde der feindlichen Truppen entweder ſtehlen oder tödten.

Auf dieſe Weiſe war das Heer des Mahomed-Ally ſchleunig ſtärker als das feindliche geworden; denn er hatte jezt 40,000 Mann beyſammen, wovon die Hälfte Cavallerie war. Der Kern derſelben waren die Engländer und 6000 Maratten. Die Armee des Chunda-ſaheb war auch während der Belagerung von Tritchinapoly verſtärkt werden, und beſtand nun aus 15000 Reitern und 20,000 Mann Fußvolk; auch er hatte Colleries, die ihm vom Polygar Morawar zugeſandt worden waren. Der König von Myſore, voller Ungeduld im Beſitz der Oerter zu ſeyn, die ihm Mahemed-Ally als den Preiß ſeiner Hülfe verſprochen hatte, drang in die Engländer, ein Haupttreffen zu liefern, und die Maratten unterſtützten dies Anſuchen; Gingen aber wußte, daß die indiſchen Truppen zum Angriff europäiſcher Verſchanzungen gar nichts taugen, und daher alles von den Engländern abhängen müſſe, die beym Angriff außerordentlich leiden würden; ein Verluſt, der für jezt unerſetzlich wäre: er beſchloß daher, erſt eine Verſtärkung aus Arcot abzuwarten.

Hier hatten ſich die zerſtreuten Truppen des Rajaſaheb wieder zuſammen gezogen, und Einfälle in die Ländereyen der engliſchen Compagnie gethan; ſie hatten verſchiedene Dörfer verbrannt, Contributionen eingehoben, viele engliſche Landhäuſer geplündert, und ſich bey dem Fort Ponamalee gelagert. Dieſe Feindſeligkeiten waren den Einkünften der Compagnie ſo nachtheilig, daß die Engländer beſchloſſen alles anzuwenden, den Feind zu vertreiben, bevor ſie eine Verſtärkung nach Tritchinapoly ſchickten. Clive wurde dazu auserſehn mit 380 Europäern und 1300 Sepoys nebſt ſechs Feldſtücken; der Feind hatte 400 Europäer, 200 Sepoys und 2500 Mann Cavallerie mit einem großen Zug Artillerie. Ungeachtet dieſer Ueberlegenheit verſchanzten ſie ſich in ihrem Lager bey Vendalore aufs äußerſte, ſobald ſie den Marſch der Eng länder vernahmen. Clive hatte die Abſicht ihnen im Rücken zu kommen, und ihr Lager zu überfallen, hörte aber bey der Annäherung zu ſeinem Erſtaunen, daß ſie es verlaſſen hätten, und zwar glaubte man, daß dieſer ſchleunige Aufbruch die Folge gewiſſer übler Nachrichten geweſen, die von Tritchinapoly gekommen wären. Es lag aber eine andre Urſache zum Grunde. Man hatte, um das Cliveſche Corps zu verſtärken, die Beſatzung von Arcot ſehr geſchwächt; hiervon wollten die Feinde Nutzen ziehn und den Ort überfallen. Clive erhielt auch den folgenden Tag von dem Commandanten Nachricht, daß ſie in Arcot eingetroffen wären, und ſich wegen der Ueberrumpelung des Forts auf zwey Offiziers von den engliſchen Sepoys verlaſſen hätten, mit denen ſie einen Briefwechſel unterhalten, der aber entdeckt worden wäre; worauf denn der Feind ſchleunig wieder die Stadt verlaſſen, ohne daß man wüßte, wohin er ſeinen Marſch genommen hätte. In dieſer Ungewißheit beſchloß Clive nach Arcot aufzubrechen.

Auf dem Wege dahin kam es zu einem Treffen zwiſchen den Franzoſen und Engländern, da ſich die erſtern in einem Walde nahe an der Landſtraße verborgen hatten, und die Engländer unvermuthet mit ihren Kanonen begrüßten; die Folge davon war erſt eine Unordnung und Flucht der Engländer, die aber mit einer Niederlage der Franzoſen endigte, die neun Kanonen, drey Haubitzen, und ſechzig europäiſche Gefangene einbüßten, nachdem 50 derſelben nebſt 300 Sepoys auf dem Schlachtfelde geblieben waren. Die

Engländer verloren dabey an Todten 40 Europäer und 30 Sepoys, außer einer Menge Verwundeter.

Clive marſchirte nun nach Arcot und wollte Velore ſuchen wegzunehmen, woſelbſt ſich die Elephanten und Bagage des Raja-ſaheb befanden; er mußte aber dieſen Vorſaz aufgeben, da er einen Expreſſen aus dem Fort St. David erhielt mit Befehl, ſogleich nebſt allen ſeinen Truppen zurückzukommen, weil man ſie nun nach Tritchinapoly ſenden wollte. Auf dieſem Rückmarſch kam er an den Ort, wo Nazir-jing umgebracht worden war. Hier fand er eine neuerbaute Stadt, die Dupleix hatte anlegen laſſen, um dieſe Begebenheit zu verewigen; ſie führte den Namen: Dupleix-Fateabad, das iſt: **Dupleix's Siegsſtadt.** Man verſichert, daß er in der Mitte derſelben eine Säule errichten laſſen wollte, mit einer pompöſen Inſchrift in franzöſiſcher, malabariſcher, perſiſcher und indoſtaniſcher Sprache, und daß auch bereits Denkmünzen geſchlagen worden waren, um ſie bey dem Grundſteine zu verſenken. Die Engländer riſſen hier alles Aufgebaute nieder, und ſezten ſodann ihren Marſch fort. Die franzöſiſchen Truppen wurden auch nach Pondichery zurück gerufen, wo Dupleix ſo ſehr wider Raja-ſaheb aufgebracht war, daß er ihn die erſten Tage durchaus nicht vor ſich laſſen wollte. So verſchafften die obwohl kleinen Siege der Engländer dem Mahomed-Ally in kurzer Zeit einen Strich Landes 60 Meilen lang und 30 breit, deſſen jährliche Einkünfte 400,000 Pagoden betrugen.

Die engliſchen Truppen wollten eben unter Clive wieder ins Feld rücken, als der Major Lawrence aus En-

England zurück kam, und ſelbſt das Commando übernahm. Das Corps beſtand aus 400 Europäern und 1100 Sepoys mit acht Kanonen, die nach Tritchinapoly aufbrachen. Hier waren ſowohl die Myſoren als die Maratten ſehr mit dem Capitain Gingen unzufrieden, der troz allen Vorſtellungen nicht eher den Feind angreifen wollte, bis er Verſtärkung erhalten würde; ja der Dalaway von Myſore war mehr als einmal auf dem Punkt geweſen, mit ſeinen Truppen zurück zu gehn. Der Nabob fand jedoch Mittel ihn zu beſänſtigen, da er ihm die Einkünfte aller Diſtricte übergab, die ſeit ſeiner Ankunft erobert worden waren; Morari-row aber war durch dieſe Unthätigkeit ſo aufgebracht, da ſie ihm die Gelegenheit zu plündern raubte, daß er den Entwurf machte zum Feinde überzugehn, und auch wirklich mit dem Chunda-ſaheb in Unterhandlung trat.

Die Verſtärkung ſollte das Schickſal beider Armeen entſcheiden, daher Dupleix auch zu wiederholtenmalen dem Befehlshaber der franzöſiſchen Truppen Law Ordre zuſchickte, die ſo gefürchtete Vereinigung durchaus zu verhindern. Die Engländer hatten indeſſen ein dem Könige von Tanjore gehöriges Fort erreicht, zwanzig Meilen von Tritchinapoly, wo ſie ihre ſchwere Bagage in Verwahrung brachten, um ihre Operationen zu erleichtern. Ungeachtet einer großen Kanonade und aller andern Hinderniſſe geſchah die Vereinigung dennoch. Die Franzoſen hatten zweyundzwanzig Kanonen und die Engländer neune, und hieraus entſtand das ſtärkſte Artilleriefeuer, das man noch je in den Ebenen von Indoſtan gehört hatte.

Lawrence ſezte ſeinen Marſch fort, und langte Abends in Tritchinapoly an. Den folgenden Tag berathſchlagte man über den Operationsplan, da denn alle der Meynung waren, daß man das feindliche Lager ohne Verzug angreifen müßte; als man aber den Tag dazu feſtſetzen wollte, ſo zeigten ſowohl Mohren als Indier ihre abergläubiſchen Begriffe von glücklichen und unglücklichen Tagen, ſo daß man nicht zu Stande kommen konnte. Lawrence ſahe ein, daß er in Erwartung einer ſogenannten glücklichen Stunde viel Zeit verlieren würde, und daß es nöthig ſey, von der Beſtürzung des Feindes über ſeine Ankunft ungeſäumt Vortheile zu ziehen; er beſchloß daher, blos mit ſeinen eignen Truppen Verſuche zu machen. Da die Franzoſen zu ſtark verſchanzt waren, ſo wählte er das Lager des Chunda-ſaheb zum Angriff, das ſich ohne Befeſtigung befand. Die Nacht vom 1ten April wurde zu dieſem Ueberfall auserſehn, und Dalton mit 400 Mann erhielt den Auftrag, durch einen großen Umweg dem Feind im Rücken zu kommen, und das Lager in Brand zu ſtecken. Die bisherige Unthätigkeit der Engländer war Schuld, daß ſie die Gegend um Tritchinapoly gar nicht kannten, und ſich deshalb auf indiſche Wegweiſer verlaſſen mußten. Dieſe, um dem Befehl, die Vorpoſten zu umgehn, deſto beſſer nachzukommen, führten die Truppen ſo weit aus dem Wege, daß, als der Tag anbrach, ſie ſich noch zwey Meilen von Chunda-ſahebs Lager und im Mittelpunkt aller feindlichen Poſten befanden. Der Entwurf des Ueberfalls war nun auf einmal vernichtet, und die Engländer der Gefahr ausgeſezt, von der ganzen

Macht des Feindes umringt zu werden: man beſchloß daher eiligſt nach Tritchinapoly zurück zu gehn. Die Franzoſen erfuhren den gehabten Anſchlag, und hielten ſich daher in ihrem Lager nicht ſicher. Ungeachtet aller Vorſtellungen des Chunda-ſaheb gingen ſie noch den nämlichen Tag über den Caveri zurück, da denn die ganze Armee ihnen folgen mußte. Der Rückzug geſchah mit ſolcher Uebereilung, daß nur ein Theil der Bagage mitgenommen werden konnte, alles übrige mit dem ungeheuern Vorrath von Lebensmitteln wurde verbrannt.

Die jetzige Thätigkeit der Engländer ſöhnte ſie wieder mit Morari-row aus, der nun auch ſeinen Briefwechſel mit Chunda-ſaheb aufgab. Die Beſtürzung unter den Feinden war ſo groß, daß ſie ganz ſinnlos handelten. Sie hatten den ganzen Carnatick vor ſich, und wenn ſie dahin marſchirten, konnten ſie den Krieg verzögern, bis der Geldmangel den Zwiſt entſcheiden würde. Anſtatt dieſer vernünftigen Maaßregel aber ſchloſſen ſie ſich in den zwey großen Pagoden auf der Inſel Seringham ein, wo ſie an Lebensmitteln Mangel litten, und dieſe nur aus einer großen Entfernung bekommen konnten; ſie fürchteten ſich zu fechten, und ſchämten ſich zurück zu gehn.

Es war eine Entſchließung nöthig, die an Verwegenheit gränzte, um dem Kriege ein ſchleuniges Ende zu machen, welcher der engliſchen Compagnie ſchon ſo viel Koſten und Nachtheil verurſacht hatte. Clive ſchlug Lawrence vor, die Armee zu theilen, und ein ſtarkes Corps über den Caveri zu ſchicken. Man ſezte ſich hiedurch der Gefahr aus, daß der Feind mit ſeiner ganzen Macht auf einen Theil fallen, und ihn überwältigen könnte; dahingegen waren die Vortheile auch ſehr groß, alle Verſtärkung und Communication mit Pondichery durch dieſe Maaßregel zu vernichten. Die Kühnheit dieſes Plans gefiel dem Major Lawrence, der von keiner niedern Eiferſucht etwas wußte, und ſogar beſchloß, dem Clive das Commando des Corps zu übertragen, wenn er die andern ältern Offiziers zu ihrer Einwilligung bereden könnte. Dieſe Schwierigkeit aber wurde aus dem Wege geräumt, ſobald nur der Entwurf bekannt wurde; denn die Maratten und Myſoren erklärten einſtimmig, keine Truppentheilung zu geſtatten, wenn ein andrer als Clive das Commando erhielte. Dieſer muthige Befehlshaber brach alſo den 6ten April in der Nacht auf, mit 400 Europäern, 700 Sepoys, 1000 Mann tanjoreſcher Reiterey und 3000 Maratten, die Innis Khan anführte; ſeine Artillerie beſtand in zwey ſchweren Kanonen und ſechs Feldſtücken. Die Truppen paſſirten noch in der nämlichen Nacht den Fluß.

Dupleix wurde durch dieſe Nachricht ſehr beunruhigt. Law hatte ſich wider ſeine Ordre zurückgezogen; und die Lage, worin ſich die franzöſiſchen Truppen und ihre Bundsgenoſſen befanden, war ſehr kritiſch. Er wandte indeſſen mit ſeiner gewöhnlichen Thätigkeit die größten Bemühungen an, ihnen Hülfe zu leiſten, und ſchickte ſogleich eine Verſtärkung von 130 Europäern, 500 Sepoys und vier Kanonen ab, die eine große Convoy von Proviſion und Munition eſcortirten. Auteuil ging mit dieſem Detaſchement ab, und hatte dabey den Auftrag, dem Law das Commando abzunehmen. Das Schickſal beider Heere hing gewiſſermaßen von dem Glück und Unglück dieſer Convoy ab. Clive marſchirte ihr daher ſelbſt mit einem großen Theile ſeiner Truppen entgegen. Die Nachricht dieſes Marſches bewog Auteuil, ſich ins Fort Utatoor zurückzuziehn; Clive eilte daher ebenfalls zurück und erreichte in der Nacht das Lager. Seine Abweſenheit hatte den Plan zu einem Ueberfall erzeugt, den die Franzoſen auch ausführten. Eine Anzahl engliſcher Deſerteurs, die ſich bey den Vorpoſten als eine vom Major Lawrence abgeſchickte Verſtärkung angaben, führten die Feinde an, und drangen glücklich um Mitternacht ins Lager, wo ſie alles ſchlafend fanden, und die äußerſte Unordnung anrichteten. Clive ſelbſt, im tiefſten Schlaf, der die Möglichkeit nicht träumte, von den Feinden in ſeinem Zelt aufgeweckt zu werden, ſprang auf, ſammelte ſeine Truppen und führte ſie zum Gefecht, wobey er gefährlich verwundet wurde. Die franzöſiſchen Sepoys verließen endlich das Lager wieder und zogen ſich zurück. Mittlerweile aber waren die Maratten zu Pferde geſtiegen, die beſonders beym Nachjagen ſchrecklich ſind. Von 700 Sepoys, die in ziemlich guter Ordnung zurück marſchirten, kam auch nicht ein Einziger davon; alle wurden niedergeſäbelt.

Die Noth wurde indeſſen im Lager der Feinde immer größer, und ihre ganze Hoffnung beruhte nun auf der Convoy aus Pondichery. Auteuil befand ſich noch im Fort Utatoor, um eine Gelegenheit abzuwarten, ſicher ſeinen Marſch fortzuſetzen. Man beſchloß daher, ihn anzugreifen; da aber die Trennung des

Cliveſchen Corps in der jetzigen Lage gefährlich ſchien, ſo ſchickte Lawrence von ſeiner Armee die dazu erfoderlichen Truppen ab, unter Anführung des Dalton. Er nahm 150 Europäer, 400 Sepoys und 500 Maratien nebſt vier Kanonen mit ſich. Auteuil, der die Engländer auf ſich losrücken ſah, und es für die ganze Armee hielt, verließ eilig das Fort nebſt allen ſeinen Truppen, mit Zurücklaſſung einer großen Menge Munition und Lebensmittel, die Dalton in Beſitz nahm. Einige Tage nachher, da der zu ſehr angeſchwollene Fluß ihm den Uebergang verhinderte, um wieder zur Hauptarmee zu ſtoßen, vereinigte er ſich mit Clive, und um allen Rangſtreit zu vermeiden, that er den Dienſt eines Volontairs.

Man fand an dem Ufer des Coleroon einen hohen Damm, der keinen Kanonenſchuß vom feindlichen Lager entfernt war; dieſes erzeugte den Gedanken, es zu beſchießen. Ein jeder gemeiner Soldat bey einem indiſchen Heer hat entweder ſeine Frau oder eine Beyſchläferin bey ſich im Lager, die Offiziers haben deren mehrere, und die Befehlshaber führen ganze Serails mit ſich. Außer dieſen iſt die Armee mit vielen Bedienten und Knechten beladen, die eine größere Anzahl als die Soldaten ſelbſt ausmachen; hiezu kommt noch ein zahlloſer Troß von Kaufleuten, Krämern und Marketendern aller Art, die dem Lager folgen. Dieſe haben ein abgeſondertes Quartier, wo ſie täglich ihre mannichfaltigen Waaren in größerer Menge und mit mehr Ordnung auslegen, als man auf den berühmteſten Meſſen in Europa ſieht. Sie ſitzen alle auf der Erde in langen Linien, und haben ihre Waaren vor ſich ausgebreitet; gegen die Sonne werden ſie durch aufgeſpannte Matten geſchützt.

Man ſtelle ſich nun die außerordentliche Verwirrung vor, die in Chunda-ſahebs Lager ausbrach, da es den 15ten April von den Engländern beſchoſſen wurde. Alle Zelter wurden ſogleich niedergeriſſen, und alles, was nur von einigem Werth war, weggeſchafft. Elephanten, Kameele, Ochſen und Pferde vermiſchten ſich unter Männern, Weibern und Kindern, die erſchrecklich heulten und ſchrien. Das Lager wurde an einem andern Orte aufgeſchlagen. Man fürchtete aber eine neue Kanonade; da nun überdem die Noth bey der Armee ſich täglich vergrößerte, ſo beſchloſſen die meiſten Befehlshaber von Chunda-ſahebs Truppen, ſeinen Dienſt zu verlaſſen. Sie verſammelten ſich und gingen alle in ſein Zelt, ihm dieſen Entſchluß zu melden. Er hörte ſie mit vieler Gelaſſenheit an, und anſtatt ihnen Verwürfe zu machen, ſagte er, daß, wenn ſie ihm nicht zuvorgekommen wären, ſo würde er ſelbſt ihnen dieſen Antrag gethan haben; daß, ob er gleich nicht im Stande ſey, ihnen den ganzen rückſtändigen Sold zu zahlen, ſo ſollten ſie doch verſichert ſeyn, daß er genau dieſe Schuld abtragen würde, ſobald ihm das Glück wieder günſtig wäre; und als einen Beweis ſeiner Aufrichtigkeit erbot er ſich, ihnen den gröſten Theil ſeiner Elephanten, Kameele, Pferde und andrer militäriſchen Effecten zu überliefern; dieſes edelmüthige Anerbieten wurde auch angenommen.

Den folgenden Tag ſchickten dieſe Offiziers Boten ins engliſche Lager; einige trugen ihre Dienſte an, andre aber baten blos um Erlaubniß, durch die Poſten paſſiren zu dürfen. Die indiſchen Bundsgenoſſen, die ſchon einige Zeit her die ganze feindliche Bagage als ihr Eigenthum betrachtet hatten, das ihnen nicht entgehn könnte, wollten von dieſer Erlaubniß nichts hören; die Maratten beſonders, die das Leben eines Menſchen nicht einige Rupien werth halten, waren gänzlich abgeneigt, Bedingungen einzugehn, die ſie hindern könnten, ihre Säbel zum Beutemachen zu gebrauchen. Die Engländer aber vereitelten dieſe ſchändlichen Abſichten, und erklärten, daß ſie den durchgehenden Truppen ihre eignen Päſſe ertheilen würden, wenn die Bundsgenoſſen die ihrigen verſagten; worauf ſie ſich denn auch mit großem Widerwillen dazu bequemten.

Man ſteckte an den Ufern des Caveri und des Coleroon Flaggen auf, als ein Sicherheits-Signal für die abziehenden Soldaten. Hierauf fanden ſich 2000 Mann von Chunda-ſahebs beſter Reiterey und 1500 Sepoys beym Capitain Clive ein; andre gingen zu den myſoreſchen Truppen, aber nur ſehr wenige zum Nabob. Die Truppen von Morawar, von Madura und andre unabhängige Schaaren kehrten in ihr Vaterland zurück. Chunda-ſaheb behielt nur 2000 Reiter und 3000 Mann Fußvolk bey ſich, die ihre Zuflucht in die große Pagode von Seringham nahmen. Unter dieſen waren 1000 Rajpouts, die, vom Religionseifer angetrieben, die Vertheidigung des innern Tempels übernahmen. Die Franzoſen mit 2000 Sepoys nahmen von einer andern unweit davon liegenden Pagode, Jumbakiſtna, Beſitz, und erklärten öffentlich ihren Vorſaz, ſie bis auf den lezten Mann zu vertheidigen. Sie ſchmeichelten ſich immer noch, daß Auteuil Mittel finden würde zu ihnen zu gelangen, und daß durch ſeine Convoy ſie in den Stand geſezt werden dürften, ſich hier bis Ende des Junius zu halten, um welche Zeit man Verſtärkungen aller Art aus Frankreich in Pondichery erwartete.

Es kamen täglich franzöſiſche Ueberläufer an, die von der großen Hoffnung auf die Convoy Nachricht gaben. Ein neuer Verſuch dieſe zu vernichten wurde daher von den Engländern beſchloſſen. Man hatte erfahren, daß Auteuil die ſtarken Feſtungswerke bey Vol-condah in Beſitz genommen habe; da hier jedoch ein indiſcher Commandant war, ſo fand man nöthig, wo möglich, dieſen in des Nabobs Intereſſe zu ziehn. Ein Brief voller Verſprechungen that die gehörige Wirkung; er erbot ſich, wenn man Truppen ſenden wollte, die Franzoſen anzugreifen, ſo wollte er ſeinerſeits auch über ſie herfallen. Auteuil, der vielleicht hievon Argwohn hegte, verließ Vol-condah. Dieſes war den Engländern noch erwünſchter als die Verrätherey des Commandanten, daher Clive ſogleich aufbrach ihn aufzuſuchen. Er nahm mit ſich 100 Europäer, 1000 Sepoys, 2000 Maratten, und ſechs Kanonen.

Clive traf den Feind an, da dieſer in der Unentſchloſſenheit wieder zurück nach Vol-condah marſchirte. Auteuil erreichte auch das Fort unter beſtändigem Scharmutzieren und in größter Unordnung. Der verrätheriſche Commandant wollte die Franzoſen nicht einlaſſen, dieſe aber erſtiegen einen unbeſezten Theil der Mauer, und öffneten die Thore, da ſich denn die Ihrigen hereinzogen, bevor das engliſche Fußvolk anrücken konnte.

Auteuil hielt in dieſer groſzen Verlegenheit Kriegsrath, da denn jedermann auf die Uebergabe ſtimmte. Man kam bald wegen den Bedingungen überein. Dieſe waren: daß die franzöſiſchen Offiziers in zwölf Monat nicht wider den Nabob dienen, die Gemeinen zu Kriegsgefangenen gemacht, und die Deſerteurs begnadigt werden ſollten. Das ganze Detaſchement beſtand jezt noch in 100 Europäern, worunter 35 engliſche Deſerteurs waren, 400 Sepoys, und 340 Mann Cavallerie nebſt drey Kanonen. Eine ungeheure Menge Proviſion und Munition fiel den Engländern dabey in die Hände; zu der leztern gehörten 800 Pulverfäſſer und 3000 Muſketen. Man wußte, daß Auteuil eine groſze Summe Geld bey ſich hatte; da man ihm aber zugeſtanden, ſeine eigne Bagage ohne Unterſuchung abzuführen, ſo bediente er ſich dieſer Gelegenheit, den größten Theil dieſes Geldes heimlich mit fortzubringen. Die Truppen von beiden Seiten plünderten das Uebrige, ſo daß nur 50,000 Rupien der engliſchen Compagnie anheim fielen. Die Reiter und Sepoys wurden wie gewöhnlich entwaffnet, und ſodann in Freyheit geſezt; mit den übrigen Gefangenen kehrte Clive in ſein Lager zurück.

Nun befanden ſich die Franzoſen in Jumbakiſtna in der ſchrecklichſten Lage. Chunda-ſaheb war bey ihnen, und hatte oft Law die Nothwendigkeit vorgeſtellt, einen groſzen Verſuch zu machen ſich durchzuſchlagen; da man aber davon nichts hören wollte, und er keine Ausſicht hatte, das Ende ſeines Unglücks zu ſehn, ſo verließ ihn ſeine gewöhnliche Standhaftigkeit, und machte einem Gram Raum, der ſeine Geſundheit ſchwächte. Law war nicht wenig um die Sicherheit eines Fürſten bekümmert, den er durch ſein unentſchloſſenes Betragen in die gegenwärtige Gefahr geſtürzt hatte. Er glaubte, und vielleicht mit Recht, daß, wenn Chunda-ſaheb gezwungen werden ſollte ſich zu ergeben, der Nabob gewiß nicht das Leben eines ſolchen Rivals ſchonen dürfte, und von dem Vorurtheil des Nationalhaſſes geblendet, bildete er ſich ein, daß ſelbſt die Engländer ihn dem Nabob überliefern würden. Er drang daher in Chunda-ſaheb, ſich durch die Flucht zu retten, und daß, um dieſe deſto ſicherer zu veranſtalten, man einen vornehmen Befehlshaber von der conföderirten Armee beſtechen müßte, damit er heimlich durch die Poſten kommen könnte. Der gebeugte Fürſt bewilligte endlich dieſen Vorſchlag; allein es war nicht leicht eine Wahl zu treffen, da jede derſelben faſt gleiche Gefahr darſtellte. Die Myſoren, wußte er, würden ſich ſeiner Perſon als ein Mittel bedienen, den Nabob zu vermögen, ſeinen mit ihnen geſchloſſenen Tractat zu erfüllen, und die Maratten würden ihn an den Meiſtbietenden verkaufen; die Polygars waren nicht ſtark genug, und ihre Truppen auch nicht ſo gelagert, um ſeine Flucht befördern zu können. Nun waren noch die Tanjoren übrig; dieſe hatte Chunda-ſaheb ehmals höchlich beleidigt, ja noch kürzlich ſelbſt ihre Hauptſtadt belagert; wenn daher ihre Truppen vom König in Perſon commandirt worden wären, ſo würde es unſinnig geweſen ſeyn, ſich ihm zu vertrauen; aber man wußte, daß ihr Feldherr Monack-jee ein erklärter Feind des oberſten Miniſters, und überhaupt mit ſeinem Hofe unzufrieden war; daher man auf ihn ſein Augenmerk richtete. Man folgte dieſem ſchwachen Strale der Hoffnung, da ſich kein andrer zeigte.

Monack-jee nahm den Antrag an, und brachte mit ſo viel Geſchicklichkeit und anſcheinender Gutmüthigkeit einen Briefwechſel im Gang, daß Chunda-ſaheb und Law glaubten, daß alles ſeine Richtigkeit hätte. Man zahlte eine große Summe Geld voraus, und noch viel mehr, nebſt andern Vortheilen, wurde nachher zu geben verſprochen. Die Zeit zur Ausführung des Vorhabens war noch nicht feſtgeſezt, als den 31ſten May die Engländer ihre ſchweren Kanonen von Devi-Cotah erhielten, und Law aufgefodert wurde, ſich auf Diſcretion zu ergeben. Monack-jee zeigte ſich nun als ein Freund, und ließ Chunda-ſaheb wiſſen, daß er noch die nämliche Nacht zu ihm kommen möchte, weil eine Verzögerung alles vereiteln dürfte.

Um den Engländern allen Verdacht einer ſo wichtigen Unternehmung zu entziehen, machte Law wohlbedächtlich Rotomontaden in ſeiner Antwort an Lawrence. Er verſicherte, die Pagode bis auf den lezten Blutstropfen zu vertheidigen, wenn man ihn nicht mit ſeinen Truppen frey abziehn ließe, und zwar ohne die geringſte Nachfrage nach Perſonen und Sachen. Unter dieſen Bedingungen wollte er die Hälfte ſeiner Artillerie überliefern.

Sobald es Nacht war, hatte Law die Kühnheit, ſich heimlich ſelbſt zum Monack-jee zu begeben, von dem er nebſt andern Sicherheits-Maaßregeln verlangte, daß Geißel gegeben werden ſollten, bevor Chunda-ſaheb ſich einſtellte. Hierauf antwortete der Tanjore mit vieler Gelaſſenheit, daß, wenn man Verrätherey im Sinne hätte, keine Geißeln etwas helfen würden, und wenn er wirklich deren gäbe, ſo dürfte das Geheimniß entdeckt, und die Flucht unmöglich gemacht werden. Indeſſen ſchwur er den feyerlichſten und für einen indiſchen Soldaten heiligſten Eid, bey ſeinem Säbel und Dolch, die er wünſchte zu ſeinem eignen Untergange geſchliffen zu ſeyn, wenn er ſeinem Verſprechen nicht nachkäme; dieſes Verſprechen beſtand darin, ſogleich als Chunda-ſaheb ſein Lager betreten würde, ihn unter einer Eſcorte von Reitern nach dem franzöſiſchen Etabliſſement Karical bringen zu laſſen. Ein gegenwärtiger tanjoreſcher Befehlshaber erklärte ſich gegen Law als auserſehn zu dieſem Auftrag, und zeigte ihm auch den Palankin und andre ſchon zur Reiſe gemachte Zubereitungen. Auf dieſe Verſicherung nahm ihn Law ſogleich mit an einen Ort, wo Chunda-ſaheb mit einigen Freunden heimlich den Ausgang der Conferenz erwartete. Die erhaltene Nachricht beruhigte ihn, und er eilte daher in Monack-jee's Lager, wo er anſtatt der gehofften Eſcorte einen Trupp Soldaten antraf, die über ihn herfielen, ihn mit Gewalt in ein Zelt ſchleppten, und in Ketten legten.

Dieſer wichtige Vorfall wurde ſogleich dem Nabob und den beiden Feldherren der Myſoren und Maratten berichtet, welche die ganze Nacht verſammelt blieben, und über das Schickſal ihres Gefangenen berathſchlagten. Mit Tages Anbruch gingen ſie zum Major Lawrence, in deſſen Zelt ihre Debatten fortgeſezt wurden. Ein jeder verlangte den Gefangenen zu beſitzen, und führte Gründe zu dieſer Foderung an; allein Monack-jee wollte ihn durchaus nicht aus ſeinen Händen geben. Lawrence hatte bisher geſchwiegen; da er aber fand, daß die Uneinigkeit immer größer wurde, und üble Folgen haben könnte, ſchlug er vor ihn den Engländern zu übergeben, die ihn in einem ihrer Forts bewahren laſſen würden. Dieſer Vorſchlag war allen zuwider; man brach die Conferenz ab, ohne zu einem Entſchluße zu kommen. Einer war gegen den andern aufs äußerſte erbittert, und alle waren es gegen Monack-jee, der den Verdruß hatte zu ſehn, daß ſeine Verrätherey gar nicht als ein der gemeinſchaftlichen Sache geleiſteter großer Dienſt betrachtet wurde. Der Nabob ſowohl als die myforeſchen und marattiſchen Feldherren wünſchten vielmehr, daß Chunda-ſaheb nicht gefangen worden wäre; da ſie ihn nicht in ihrer Gewalt hatten.

Lawrence ließ nun die Franzoſen von neuem auffodern, und verlangte den nächſtfolgenden Tag eine beſtimmte Antwort; wobey er wiſſen ließ, daß, wenn man einen förmlichen Angriff abwartete, kein Mann in der Pagode mit dem Leben davon kommen ſollte. Law hatte ſchon das unglückliche Schickſal ſeines Bundsgenoſſen erfahren, ſo wie auch die Niederlage bey Vol-condah, er erſuchte daher um eine perſönliche Unterredung mit Major Lawrence, die auf den nächſten Tag feſtgeſezt wurde.

Beide Befehlshaber fanden ſich ein. Law fing mit der Aeußerung an, daß, da zwiſchen ihren Nationen in Europa Friede ſey, er bey den Engländern alle Achtung für die franzöſiſchen Truppen zu finden hoffte, weil jezt durch die Zerſtreuung von Chunda-ſahebs Armee und ſeine Gefangenſchaft, keine ſtreitende Parteyen mehr im Carnatick wären; er ſchmeichelte ſich daher, daß die Engländer, anſtatt ſich als Feinde zu betragen, vielmehr als Freunde den Rückzug ſeiner Truppen befördern würden. Lawrence antwortete, daß er in dieſer Conferenz blos als Dolmetſcher der Geſinnungen des Nabobs zu betrachten ſey, mit dem die Engländer in genauer Verbindung ſtünden; und als eine Rechtfertigung des Betragens dieſes Fürſten, zeigte der Major einen Brief von Dupleix, worin dieſer förmlich erklärte, daß er nie aufhören würde den Nabob zu verfolgen, ſo lange noch ein Franzoſe in Indien übrig wäre.

Nach vielen Gegenvorſtellungen, die zu nichts dienten, wurde endlich die Capitulation unterzeichnet. Die Artikel waren: daß die Pagode Jumbakiſtna mit allen Kanonen, Wagen und Gepäcke übergeben, daß die Offiziers nicht gegen den Nabob oder ſeine Bundsgenoſſen dienen, die Gemeinen, ſowohl Europäer als Kaffern und Topaſſen, zu Kriegsgefangenen gemacht, und die Ueberläufer begnadigt werden ſollten. Man fand in der Pagode 35 Offiziers und 785 Gemeine, desgleichen 2000 Sepoys. Die Menge Geſchütz war außerordentlich, denn es befanden ſich hier nicht weniger als vierundfunfzig Kanonen, Mörſer und Petarden nebſt einem erſtaunlichen Vorrath von Munition, Wagen u. ſ. w. alles in ſehr gutem Stande. Die große Pagode von Seringham wurde auch den Siegern eingeräumt, und allen darin befindlichen Truppen der freye Abzug verſtattet. Die Rajpouts aber wollten durchaus nicht den innern Tempel verlaſſen, und drohten, alles zu morden, wenn man nur bis zur dritten Mauer dringen würde. Die Engländer, die ihren Religions-Enthuſiasmus bewunderten, verſprachen ſie in Ruhe zu laſſen.

Auf dieſe Weiſe war nun die große Armee des Chunda-ſaheb, ohne eine Schlacht zu liefern, in zwey Monat Zeit gänzlich zu Grunde gerichtet. Soldaten, welche die Kriegskunſt ſtudiren, werden hier Beyſpiele finden, die ihr Nachdenken verdienen, ſowohl in Anſehung der unüberlegten Schritte der Feinde, als der daraus gezogenen Vortheile. Es war hier nicht das bloße Kriegsglück, ſondern militäriſche Fähigkeiten und Entſchloſſenheit von Seiten der Engländer, ſobald Lawrence und Clive in Tritchinapoly anlangten; und der gänzliche Mangel dieſer Eigenſchaften bey den franzöſiſchen Befehlshabern; dieſe gaben bey dieſer großen Fehde den Ausſchlag.

Nun war noch die Entſcheidung von Chunda-ſahebs Schickſal übrig. Monack-jee empfing ſtündlich Boten und Vorſchläge. Der Myſore verſprach Geld, der Nabob drohete Rache, und Morari-row redte von einem Beſuch mit ſeinen 6000 Maratten. Der Verräther war in der größten Angſt, da er, wenn er gleich ſeine eignen Anſprüche ganz aufgeben wollte, doch nicht allen dreyen zugleich willfahren konnte. Er fürchtete die unausbleiblichen Folgen, wenn er einem den Vorzug gäbe; er ſah daher kein ander Mittel den Streit zu endigen, als ſeinem Gefangenen das Leben zu rauben. Da indeſſen der Major Lawrence den Wunſch geäußert hatte, ihn in Verwahrung zu nehmen, ſo begab er ſich ins Lager der Engländer, um ihren Entſchluß zu hören. Er beſorgte, nach ſeinen Grundſätzen, daß dieſe auch mit Drohungen auf dem Vorzug beſtehn würden; Lawrence aber erklärte, daß er ſich nicht ferner in den Streit miſchen wollte. Daher führte er nun ſeinen Vorſatz aus, und befahl dem Chunda-ſaheb den Kopf abzuhauen.

Der Scharfrichter war ein Pitane von dem Gefolge des Monack-jee. Er fand in dem beſtimmten Schlachtopfer einen alten Mann, der ausgeſtreckt auf der Erde lag, und Krankheit halber unfähig war aufzuſtehn. Der Anblick und das Hereinſtürzen des Mörders erzeugte ſogleich in Chunda-ſaheb den Gedanken von ſeinem Vorſatze; er winkte daher mit der Hand und ſagte, daß er vor ſeinem Tode mit Monack-jee zu ſprechen wünſchte, weil er ihm etwas ſehr wichtiges zu entdecken habe. Der Pitane achtete auf ſeine Worte nicht, ſondern ſchritt zum Werke, ſtieß ihm einen Dolch ins Herz, und hieb ihm ſodann den Kopf ab.

Monack-jee überſandte den Kopf dem Nabob, der nun zum erſtenmal das Geſicht ſeines Rivals ſahe. Er zeigte ihn ſeinen Hofleuten, und ließ ihn ſodann um den Hals eines Kameels binden, und ſo fünfmal rund um die Mauern von Tritchinopoly tragen, unter einem Zulauf von mehr als 100,000 Zuſchauern, die das Andenken dieſes unglücklichen Fürſten nach indiſcher Manier mit den niederträchtigſten Schimpfwörtern belegten. Der Kopf wurde nachher in eine Schachtel gepackt, und einer Eſcorte übergeben, unter dem Vorwand ihn nach Delhi zu ſchicken; eine Rolle, die gewöhnlich geſpielt wird, um den Ruf einer glücklichen Begebenheit zu erhöhen. Es iſt jedoch höchſt wahrſcheinlich, daß er nicht außerhalb dem Carnatick geführt worden iſt.

So war das ſchmachvolle Ende dieſes Mannes. Die vielen Beyſpiele eines ähnlichen Schickſals, das in dieſem Reiche beſtändig durch den Kampf des Ehrgeizes erzeugt wird, haben ein indiſches Sprüchwort veranlaßt: **das Glück iſt ein Thron.** Derjenige alſo, der bey einem ſolchen Kampf unterliegt, wird blos als unglücklich betrachtet, ohne daß ſein Andenken mit dem Schandfleck der Rebellion oder der Verrätherey gebrandmarkt iſt; es ſey denn, daß er ſich dem Großen-Mogul ſelbſt widerſezt. Alles übrige gehört zum gemeinen Lauf der politiſchen Begebenheiten in Indoſtan, denn es iſt kaum im ganzen Reich ein Nabob, der nicht einen erklärten oder heimlichen Rival hat. Den Privat-Charakter des Chunda-ſaheb betreffend, ſo wurde er durchaus für einen tapfern, wohlthätigen und großmüthigen Mann gehalten. Seine militäriſchen Talente waren viel größer, als man ſie gemeinhin unter den Feldherren in Indien antrifft, daher kann man wohl behaupten, daß, wenn er das Commando über die franzöſiſchen Truppen gehabt hätte, ſo würde er gewiß nicht die groben Fehler begangen haben, die den gänzlichen Verluſt ſeiner Armee und ſein Ende verurſachten.

So auffallend groß auch die erlangten Vortheile waren, und ſo gewiß man nun die Ruhe im Carnatick wieder herzuſtellen hoffte, ſo war man doch weit davon entfernt; denn in dieſer ſcheinbaren Ruhe lag der Samen eines andern mehr gefährlichen und mehr hartnäckigen Krieges.

Viertes Buch.

Von den franzöſiſchen Gefangenen wurden 400 nach dem Fort St. David, die übrigen aber mit aller erbeuteten Artillerie und dem Vorrath aller Art nach Tritchinapoly gebracht. Der Major Lawrence ſtellte nun dem Nabob die Nothwendigkeit vor, ohne Verzug mit der conföderirten Armee im Carnatick zu erſcheinen, woſelbſt der Ruf ihrer Siege wahrſcheinlich dienen würde, ſich alle Feſtungen unterwürfig zu machen, die noch der Sache des Chunda-ſaheb anhingen, und ſeine Regierung in einer Provinz zu gründen, von welcher er bisher weder Einkünfte noch Unterſtützung erhalten hatte. Der Nabob verſprach dieſem Rathe zu folgen, zeigte aber einige Tage lang, wenn man ihn an den Aufbruch erinnerte, beſtändig einen unerklärbaren Widerwillen. Dieſes wunderliche Betragen erregte jedermanns Nachdenken, bis endlich zu aller Erſtaunen der Dalaway von Myſore das Geheimniß entdeckte, indem er ſich aufzubrechen weigerte, bis die Stadt Tritchinapoly nebſt allen dazu gehörigen Ländern ihm, dem geheimen Tractat gemäß, überliefert würde.

Man war überein gekommen, dieſe Ceſſion niemand zu entdecken, allein entweder hatte der Scharfſinn des marattiſchen Feldherrn das Geheimniß errathen, oder der Tractat war mit ſeiner Zuſtimmung gemacht worden; genug, der Maratte hatte ſchon lange den Entwurf im Sinn, daraus für ſich allen nur möglichen Vortheil zu ziehen. Da der Nabob ſahe, daß er ſich nicht länger verſtellen konnte, ſo geſtand er die Wahrheit dieſer Foderung ein, als Lawrence ihn darum befragte; er betheuerte, daß ſeine außerordentliche Verlegenheit allein von ihm ein Verſprechen erpreßt hätte, deſſen Erfüllung, wie der Regent von Myſore ſelbſt wiſſen ſollte, nicht in ſeiner Macht wäre. Tritchinapoly, ſagte er, gehörte dem Großen-Mogul, und er ſelbſt ſey nur als Vicekönig des Landes von dieſem Monarchen ernennt: wenn er alſo dieſe wichtige Provinz einem indiſchen Könige übergäbe, ſo würde dieſes ſowohl ihn als die Engländer in beſtändige Kriege mit dem ganzen mogulſchen Reiche verwickeln. Er erklärte daher förmlich, daß er feſt entſchloſſen ſey, Tritchinapoly nicht abzutreten, es möchte kommen wie es wollte, und war der Meynung, den Regenten noch zwey Monat lang mit Verſprechungen aufzuhalten, weil er in dieſer Zeit aus der Provinz Arcot große Summen zu ziehen hoffte, die er ſodann zur Befriedigung der Myſoren anwenden wollte; dabey ſollte ihnen auch das Fort Madura mit allen dazu gehörigen Ländereyen eingeräumt werden. Dieſes, glaubte er, ſey eine völlig hinreichende Belohnung für den ihm geleiſteten Beyſtand, um ſo viel mehr, da die Vernichtung von Chunda-ſahebs Macht eben ſo ſehr dem Intereſſe der Myſoren, als ſeinem eignen beförderlich geweſen wäre. Lawrence, deſſen Gewalt auf militäriſche Operationen eingeſchränkt war, wartete auf Befehl von der engliſch-indiſchen Regierung, die zu eben der Zeit von beiden

Theilen wegen dieſer Angelegenheit angegangen wurde. Die Engländer beſchloſſen keinen Antheil am Streit zu nehmen, es ſey denn, daß man gegen den Nabob Gewaltthätigkeiten verübte; dabey verſicherten ſie dem Regenten von Myſore ihre Freundſchaft, empfehlen aber ernſtlich beiden Parteyen einen freundſchaftlichen Vergleich.

Die Streitigkeiten wurden jedoch mit großer Hitze fortgeſezt, wobey der argliſtige Morari-row eine ſo ſcheinbare Unparteylichkeit bewies, daß ihn beide Fürſten zum Schiedsrichter erwählten. An dem zur Entſcheidung beſtimmten Tage hielt er mit groſſem Pomp ſeinen Einzug in Tritchinapoly, begleitet von zwey myſoreſchen Commiſſarien. Der Zug ging nach des Nabobs Palaſt, wo der Capitain Dalton, als Befehlshaber der engliſchen Garniſon, gegenwärtig war.

Nachdem die gewöhnlichen Ceremonien vorbey waren, fing der Maratte an die vielen Verbindlichkeiten umſtändlich anzuführen, die der Nabob dem Regenten ſchuldig ſey; er ſchilderte mit den lebhafteſten Farben die unglückliche Lage ſeiner Angelegenheiheiten, als der Regent ſich ſo großmüthig für ſeine Sache verwandte; zu einer Zeit, da er zwar dem Namen nach Herr von allen zwiſchen dem Fluß Pennar bis zum Vorgebirge Comorin gelegenen Ländern war, allein doch in Wirklichkeit nicht mehr als den Boden beſaß, den die Stadt Tritchinapoly bedeckte, und auch dieſe war kaum mehr ſein zu nennen, da ſie von mächtigen und unerbittlichen Feinden belagert war, und keine Rettung vorhanden ſchien. Er berief ſich auf den anweſenden Nabob wegen der Wahrheit ſeiner Behauptungen, und ſodann verlangte er förmlich die Ueberlieferung der Stadt Tritchinapoly nebſt allen ihren Dependenzen, dem feyerlichen Tractate zu folge, den er mit Dalaway von Myſore geſchloſſen hatte, und den er hiebey unterzeichnet und beſiegelt vorzeigte.

Der Nabob, der eine ſolche Anrede erwartete, geſtand ſeine Verbindlichkeit ein, und ſagte, daß er bereit ſey ſein Verſprechen zu erfüllen, da er aber für jezt keine andre große befeſtigte Stadt beſäße, ſo wäre es ihm unmöglich, ſeine zahlreiche Familie von hier wegzubringen, bis er die Provinz Arcot zum Gehorſam gebracht, und dadurch einen ſchicklichen Wohnſitz für die Seinigen erlangt hätte; er begehrte daher eine Friſt von zwey Monaten, nach Verlauf dieſer Zeit wollte er die Stadt überliefern. Der Schiedsrichter lobte dieſen Entſchluß ſehr, brach die Materie ab, ſprach von unbedeutenden Dingen, und erklärte endlich ſeinen Wunſch, mit dem Nabob insgeheim zu ſprechen. Die Commiſſarien mußten ſich daher nebſt allen andern entfernen. Nur der Capitain Dalton allein blieb gegenwärtig, dem man die umſtändliche Nachricht von dieſer ſonderbaren politiſchen Unterhandlung ſchuldig iſt, die zur Charakteriſtik dieſes Reichs dient. Morari-row veränderte nun ſeine Miene, legte das feyerliche Anſehn eines Schiedsrichters ab, und ſagte dem Nabob mit dem Lächeln eines Hofmanns, er wäre von ſeinem Verſtande überzeugt, daß er die wahre Meynung ſeines Betragens begriffen hätte, wobey er auf die anweſenden einfältigen Commiſſarien habe Rückſicht nehmen müſſen. „Du mußt natürlich glauben,“ ſagte er, „daß ich ſo viel Beurtheilungskraft habe, einzuſehn, daß du gewiß keinen Vorſatz haſt dein gethanes Verſprechen zu erfüllen. Wie könnteſt du es gegen den Großen-Mogul verantworten, einen ſo wichtigen Theil ſeiner Staaten einem ſo unbedeutenden Volk abzutreten! Es würde unſinnig ſeyn, nur daran zu denken. Dieſes, kannſt du ſicher glauben, ſind meine wahren Geſinnungen, obgleich mein Privatintereſſe mich nöthigt, öffentlich anders zu reden.“ Der Nabob war nicht wenig vergnügt, dieſe ſeine Meynung zu hören, weil er bey ſeiner Weigerung die Maratten aufzubringen gefürchtet hatte, und dieſe ihm weit mehr als die Myſoren Kummer verurſachten. Er machte dem Merari-row daher auf der Stelle ein Geſchenk mit 50,000 Rupien, und verſprach ihm noch viel mehr, wenn er einen Vergleich zu Stande bringen, und den Regenten dahin vermögen wollte, auf die Erfüllung des Tractats nicht genau zu beſtehn. Der Maratte verſprach es zu thun, obgleich er an nichts weniger dachte. In der That war er der unſchicklichſte Schiedsrichter, den man nur erwählen konnte. Sein Plan war, ſich erſt bey dem Nabob einzuſchmeicheln, und ihn ſodann zu bereden, einige tauſend Maratten in die Stadt aufzunehmen, als das beſte Mittel den Regenten von Myſore glauben zu machen, er ſey wirklich willens ſein Verſprechen zu halten; ſodann ſollten ſeine kühnen Krieger die erſte Gelegenheit ergreifen, die übrige Beſatzung entweder zu verführen oder zu überwältigen; wenn dieſer Entwurf glückte, ſo wollte er die Stadt für ſich behalten. Sollte er aber hiebey Schwierigkeiten finden, ſo beſchloß er den Streit wenigſtens ſo lange als möglich durch Unterhandlung zu verlängern, während welcher Zeit er der Fortdauer des Soldes von den Myſoren gewiß war, und auch nicht zweifelte, durch ſeine Künſte noch anſehnliche Geſchenke vom Nabob zu erhalten. Wenn aber alles fehlſchlüge, ſo wollte er die Myſoren zum Kriege aufhetzen, da denn dieſe ihn gewiß nicht ohne die Maratten führen würden.

Die Furcht eines ſchleunigen Bruchs vermochte die engliſchen Truppen, die ſchon bis Utatoor zurück marſchirt waren, wieder umzukehren, denn die Myſoren hatten ſogar gedrohet den Nabob anzugreifen, wenn er Miene machen würde, die Stadt zu verlaſſen, um ſich mit den Engländern zu vereinigen. Ihre Erſcheinung that die gehoffte Wirkung, und erzeugte eine Art von Vergleich. Der Nabob überließ dem Regenten die Einkünfte der Inſel Seringham und einiger andern Diſtricte, nebſt der Vollmacht ſie ſelbſt einzuſammlen; er erneuerte dabey das Verſprechen, Tritchinapoly nach Verlauf von zwey Monaten zu überliefern, und bewilligte, daß 700 Mann, nur keine Maratten, in der Stadt eingenommen werden ſollten. Auf dieſe Bedingungen verſprach der Regent ihm zur Unterjochung von Arcot mit ſeiner Macht beyzuſtehn. Kein Theil maß dem andern Glauben bey, allein beide hofften Zeit zu gewinnen. Der Nabob wußte, daß eine augenblickliche Kriegserklärung die Fortſchritte ſeiner Waffen im Carnatick hemmen würde, woſelbſt er große Vortheile zu erlangen gedachte, bevor der Regent ſeine Feindſeligkeiten anfinge; dieſer hingegen wünſchte blos den Abzug des Nabobs mit den Engländern, damit er Tritchinapoly überrumpeln könnte. Die Entſchuldigungen, wodurch er ſeinen Aufbruch zu verzögern ſuchte, entdeckten ſeine Abſicht hinreichend; um nun dieſe zu vereiteln, wurden 200 Europäer und 1500 engliſche Sepoys unter Commando des Capitain Dalton in die Stadt gelegt.

Die übrigen engliſchen Truppen, 500 Europäer und 2500 Sepoys ſtark, brachen den 28ſten Junius auf, und begleiteten den Nabob, der 2000 Mann Cavallerie bey ſich hatte. Dieſe und 2000 Peons, die er in Tritchinapoly zurückgelaſſen hatte, war ſeine ganze gegenwärtige Macht; denn von ſeinen zahlreichen Bundsgenoſſen, die noch vor wenig Tagen für ihn fochten, blieb niemand bey ihm. Die Tanjoren beſtanden darauf, nach Hauſe zu ziehn, und die Polygars waren nicht verbunden, außerhalb den Gränzen von Tritchinapoly zu fechten. Die Myſoren und Maratten blieben in ihrem Lager bey der Stadt ſtehn, und hielten die große Pagode von Seringham beſetzt, welches ihnen der Nabob erlaubt hatte.

Dieſe Verringerung der Truppen des Nabobs, die durch einen unglücklichen Streit veranlaßt war, der die ernſthafteſten Folgen drohte, vernichtete die Hoffnungen der Engländer, ihre triumphirenden Waffen nach Velore und Gingee zu führen; ſie zeigten daher auf ihrem jetzigen Marſch mehr den Unmuth geſchlagener Truppen, als die Munterkeit ſiegreicher Krieger, und ohne einen regulären Operationsplan zu machen, zogen ſie fort, bis ſie Vol-condah erreichten. Hier machten ſie einige Tage Halt, während welcher Zeit der Nabob mit dem Commandanten in Unterhandlung trat, der ſein Fort nicht übergeben wollte, dagegen aber den Huldigungseid ablegte, 80,000 Rupien für den rückſtändigen Tribut bezahlte, und für die künftige Zahlung Sicherheit gab. Sodann ging der Marſch nach Trivadi, wo die Truppen ihr Lager aufſchlugen. Der Major Lawrence übergab hier das Commando dem Capitain Gingen, und ging nach dem Fort St. David. Dieſer Ort hörte nun auf der Sitz der engliſch-indiſchen Regierung zu ſeyn, da dieſe auf Befehl der Compagnie wieder nach Madras verlegt wurde.

Der Tod des Chunda-ſaheb und die Einnahme von Seringham erregte in Pondichery die äußerſte Beſtürzung. Nur wenige der Einwohner hatten die ehrgeizigen Entwürfe ihres Generalgouverneurs gebilligt, und eine noch geringere Anzahl war ihm perſönlich ergeben. Ein gewißer ihm eigner Stolz mißfiel allen, die ſich ihm näherten; er lebte mit orientaliſchem Pomp, und ließ bey jeder Gelegenheit die Unterſcheidungszeichen ſehen, die ihm als einen Fürſten des mogulſchen Reichs ertheilt waren. Sein Stolz ging ſo weit, daß er oft ſeine eignen Landsleute nöthigte, vor ihm auf den Knien zu liegen. Dieſes Betragen verſchaffte ihm viele Feinde, die boshaft genug waren ſich über die leztern Nationalunfälle zu freuen, weil ſie ſeine Entwürfe dadurch ganz vereitelt zu ſehn hofften. Allein dieſe kannten den außerordentlichen Mann ſehr wenig. Schwierigkeiten und Unglücksfälle, anſtatt ihn niederzudrücken, dienten vielmehr deſto ſtärker ſeine Geiſtesgröße zu zeigen. In der That war ſein Plan, ſich in Decan auszubreiten, mit ſo viel Klugheit entworfen worden, daß die Fortſchritte ſeiner Waffen gegen Norden zu bereits den unglücklichen Vorfällen in Seringham das Gleichgewicht hielten.

Im Monat Februar des vorhergehenden Jahres verließ Salabad-jing, der neue Subah, in Begleitung der franzöſiſchen Truppen Cudapa, wo Murzafa-jing ſein Leben verloren hatte. Den 15ten März trafen ſie in Canoul ein, der Hauptſtadt des pitaniſchen Nabobs, durch deſſen Hände der Fürſt gefallen war. Man beſchloß die Stadt wegen der Verrätherey ihres Herrn zu beſtrafen. Ehmals war der Ort wohl befeſtigt geweſen, ſeitdem er aber im Beſitz der Pitanen war, ſo hatte dieſes Volk, das ſo geizig als muthig iſt, die Feſtungswerke ganz zu Grunde gehn laſſen, und der hart an der Stadt vorbeyſtrömende Fluß hatte noch kürzlich einen großen Theil der Mauer mit fortgeriſſen. Die Beſatzung beſtand aus 4000 Pitanen, die zur Vertheidigung Miene machten; allein durch das ungewohnte Kanonenfeuer bald zum Weichen gebracht wurden; ſie flohen ins Caſtel, das auch zum Theil in Ruinen lag. Die Franzoſen ſtürmten und beſtiegen es. Mittlerweile kam die Armee des Salabad-jing an; die ganze Garniſon wurde niedergehauen, und auch eine Menge Einwohner maſſacrirt. Die Gemahlin aber des vorigen

Nabobs und ihre beiden Söhne zu Gefangenen gemacht.

Die Franzoſen, die bey dieſer Grauſamkeit das Beyſpiel gaben, hatten wahrſcheinlich die Abſicht, das Schrecken ihrer Waffen in Länder zu verbreiten, wo noch nie Europäer geſehn worden waren. Um nun aber auch zu zeigen, daß ihre Gerechtigkeit ihrer Tapferkeit gleich käme, ſo vermochte der franzöſiſche Befehlshaber Buſſy gleich nach der Einnahme von Canoul den Salabad-jing dahin, für Sadoudin-Khan, den jungen Sohn des Murzaſa-jing, ihres lezten Bundsgenoſſen, zu ſorgen. Er erhielt nebſt dem Gouvernement von Adoni, das ſeines Vaters Erbſchaft geweſen war, die Länder beider Nabobs von Cudapa und von Canoul, die nach franzöſiſcher Angabe zuſammen jährlich beynahe eine Million Pf. St. einbrachten. Dieſes Beyſpiel der Großmuth mußte Bewunderung in einem Lande erregen, wo die Verdienſte des Vaters ſehr ſelten das Unglück des Sohnes mildern.

Die Armee ging nun über den Kriſtna, zwiſchen welchem Fluß und Golconda 25000 Maratten poſtirt waren, um die Beſitznehmung dieſer Hauptſtadt zu verhindern; ſie waren zu dieſem Zweck von Gazi-odin Khan abgeſandt, dem älteſten Bruder des Salabad-jing und Großfeldherrn des moguliſchen Reichs. Ihr Anführer war Balagerow, der Generaliſſimus des Sahah Rajah, Königs aller marattiſchen Völkerſchaften. Es kam zu einer Unterhandlung, und die Maratten, die bisher noch keinen Sold von Gazi-odin Khan erhalten hatten, der ſich in

Delhi beſand, ließen ſich jezt gegen baares Geld leicht bereden, ſich nicht allein zurückzuziehn, ſondern ſogar ein Bündniß mit dem nämlichen Fürſten zu ſchließen, gegen den ſie als Feinde ausgeſchickt worden waren.

Nichts verhinderte nunmehr den Marſch des Heers, das den 2ten April mit dem größten Pomp eines orientaliſchen Triumphs in Golconda einzog. Salabad-jing wurde förmlich als Subah anerkannt, und vollbrachte auch die große Ceremonie, öffentlich den Thron zu beſteigen, und die Huldigung zu empfangen, wobey ſich auch die mehreſten Fürſten und Statthalter aller benachbarten Staaten einfanden.

Die Dienſte der franzöſiſchen Truppen wurden nun reichlich belohnt. Die Geſchenke, die Buſſy empfing, betrugen allein an 100,000 Pf. St., die andern Offiziers erhielten Summen nach Verhältniß ihres Ranges: ein Fähndrich ſogar bekam 50,000 Rupien. Der monatliche Sold eines Capitains wurde auf 1000 Rupien feſtgeſezt, außer dem Unterhalt ſeiner Kameele, Pferde u. ſ. w., den Salabad-jing für alle franzöſiſche Offiziers übernahm; der Sold eines Lieutenants war 500, eines Fähndrichs 300, eines Unteroffiziers 90 und eines gemeinen Soldaten 60 Rupien. Die tiefe Politik des Dupleix bey Beſitznehmung von Maſulipatnam war nunmehr ſichtbar, durch die Leichtigkeit, womit die Armee in Golconda von dieſem Hafen aus mit Rekruten, Waffen, Munition und allen Bedürfniſſen verſehn werden konnte.

Gazi-odin Khan hatte mittlerweile vom Groſſen-Mogul das kaiſerliche Patent zur Subahſchaft von Decan ausgefertigt erhalten. Das Gerücht verbreitete ſich, daß er mit einem großen Heer nach Brampore im Anzuge ſey; Salabad-jing beſchloß daher ſofort nach Aurengabad zu marſchiren. Er verließ Golconda im Anfange des May, war aber noch nicht weit gekommen, als er Nachricht von dem Abfall vieler vornehmen Bewohner der Stadt erhielt, die ſich förmlich gegen ihn erklärten. Schanavaze Khan, der ehmals oberſter Miniſter des Nazir-jing geweſen, und ſeit dem Tode dieſes Füſten beſtändig dem Lager als Rathgeber des Subah gefolgt war, ging jezt heimlich fort, und begab ſich nach Aurengabad, wo er nicht wenig beytrug, das Volk gegen Salabad-jing aufzuwiegeln, den er als einen ſchwachen thörichten Prinzen vorſtellte, der ſeine hohe Würde dadurch entehrte, daß er ſich von einer Handvoll Ungläubigen willkührlich beherrſchen ließe, die unter dem Vorwand, dem kaiſerlichen Statthalter beyzuſtehn, nach nichts geringers ſtrebten, als die Hälfte des mogulſchen Reichs an ſich zu reißen.

Dieſe durch ſo viel Nebenumſtände unterſtüzte Nachrichten machten großen Eindruck, und man fürchtete die Folgen davon ſo ſehr, daß Salabad-jing ſich nicht getrauete dieſer Hauptſtadt ſich zu nähern, bis er den abgenutzten pompöſen Betrug geſpielt hatte, von den Händen eines ſogenannten mogulſchen Abgeordneten öffentlich falſche Beſtallungsbriefe erhalten zu haben, worin er zum Vicekönig aller Staaten ernannt wurde, die ſein Vater Nizam-al-muluck beherrſcht hatte. Der Empfang geſchahe mit aller Ehrfurcht, die dem Repräſentanten eines ſo groſſen Kaiſers gebührte. Salabad-jing ſelbſt, von den franzöſiſchen und vielen andern Truppen begleitet, ging ihm eine engliſche Meile weit vom Lager entgegen; die Ueberreichung der moguliſchen Papiere geſchah unter einer Generalſalve von allen Kanonen und Musketen des Heers, da denn nachher alle anweſende Groſſen ſich vor dem Abgeordneten nach der Reihe niederwarfen. Buſſy war der erſte, der hiezu das Beyſpiel gab. Nach dieſer Farce brach die Armee auf, und rückte den 18ten Junius in die Stadt ein, wo der Ruf der kaiſerlichen Gunſtbezeigungen alle Gemüther wieder zufrieden ſtellte. Einige wußten zwar mit der größten Gewißheit, daß Gazi-odin Khan der wirklich ernannte Subah ſey, und im Begriff ſtehe, dieſe Würde an der Spitze eines mächtigen Heers zu behaupten; allein dieſe wenigen Stimmen wurden nicht gehört, da das zahlloſe Volk ungeduldig war, einen Subah von Decan zu ſehn, der die Stadt wieder zu ſeiner Reſidenz machte; eine Ehre, deren ſie ſeit dem Tode des Nizam-al-muluck beraubt worden war.

Der Einzug in Aurengabad war weit prächtiger und glänzender als der in Golconda; die Stadt verdiente auch dieſen Vorzug, da ſie nächſt Delhi die volkreichſte und reichſte in allen moguliſchen Staaten war; ihre Einwohner werden, wenn ſich der Subah da befindet, auf 1500,000 Seelen gerechnet. Den Franzoſen wurde ein bequemes Quartier angewieſen, das ſie auf Buſſys Befehl nicht verlaſſen durften, damit die große Verſchiedenheit der Sitten nicht Streitigkeiten und Unruhen erzeugen möchte, die üble Folgen haben könnten.

Im Monat Auguſt ließ Salabad-jing eine andre Geſandtſchafts-Comödie ſpielen, um das Volk zu hintergehn. Es ſtellte ſich abermals ein falſcher Abgeordneter von Delhi ein, der die Staatsweſte, das Reichsſchwert, und andre Symbolen der Regierung überbrachte, die der Mogul gewöhnlich den Vicekönigen ſchickt. Er blieb in Aurengabad bis zu Ende des Jahrs ruhig. Allein im Frühling des folgenden 1752, fand ſich Balagerow, der Großfeldherr der Maratten, durch große Summen von Gazi-odin Khan von neuem aufgemuntert, abermals mit 40,000 Mann ein; er vertheilte ſeine Armee in viele Corps, die alle das Land verheerten und jede Art von Grauſamkeit begingen. Der Fluß Gunga, der 35 engliſche Meilen von Aurengabad fließt, war damals die Gränze der Staaten des Subah und des Balagerow. Die Hauptſtadt dieſes marattiſchen Feldherrn, Poni genannt, liegt nur 130 Meilen von Aurengabad, und hat gar keine Feſtungswerke. Salabad-jing rückte mit allen ſeinen Truppen ins Feld, und überließ Buſſy die Anordnung des Feldzugs. Dieſer, anſtatt die Maratten in den Staaten des Subah aufzuſuchen, und ihren Verheerungen Einhalt zu thun, fand für rathſamer das Vergeltungsrecht auszuüben, und marſchirte auf Poni los. Auf dieſe Diverſion eilten die Maratten zurück, und verbrannten alle ihre eignen Dörfer, die ſich in der Nähe der Landſtraßen befanden, ja ſelbſt ihre Magazine in Poni. Zu gleicher Zeit ſchwärmten ihre Detaſchements herum, alle Lebensmittel zu vernichten, und alle Zufuhren des Subah zu hemmen, die ſämtlich von hinten und aus fernen Gegenden kamen. Sie drangen ſogar oft bis ans Lager des Subah, wurden aber allemal durch die franzöſiſche Artillerie mit Verluſt zurückgeſchlagen. Die Hungersnoth ſtellte ſich indeſſen bey beiden Heeren ein, ohne Hoffnung aus den verwüſteten Ländern Unterhalt zu ziehen. Balagerow bequemte ſich daher deſto leichter, für ein Geſchenk von 100,000 Rupien, einen Waffenſtillſtand einzugehn. Dieſes geſchah im Anfange des Julius; da denn Salabad-jing nicht nach Aurengabad, ſondern nach Golconda mit ſeiner ganzen Armee marſchirte. Auf ſeinem Zuge dahin ſammelte er von einigen widerſpenſtigen Rajahs den Tribut mit Gewalt ein. Der mächtigſte derſelben aber, der Rajah von Neirmel, nebſt andern geringern, vereinigten ſich, zogen alle ihre Truppen zuſammen, die ſehr zahlreich, aber auch ſehr unregelmäßig waren, und widerſezten ſich der Armee des Salabad-jing. Es kam zu einer großen Schlacht, worin die Rajahs eine gänzliche Niederlage erlitten, und der von Neirmel ſelbſt getödtet wurde. Da Buſſy im Anfange dieſes Feldzugs das ſinkende Glück des Chunda-ſaheb vernahm, ſo bediente er ſich ſeines großen Einfluſſes bey Salabad-jing, um Dupleix die Würde als Nabob vom Carnatick zu verſchaffen, obgleich Chunda-ſaheb damals noch lebte. Die Beſtallungsbriefe wurden mit Pomp nach Pondichery geſchickt, und der Subah verſprach, daß ein Abgeordneter des Großen-Moguls auch nächſtens dort eintreffen ſollte.

Dupleix machte dieſe Mandate und Gunſtbezeigungen im ganzen Carnatick bekannt, wo jedermann noch über die Unglücksfälle des Chunda-ſaheb beſtürzt war. Dieſer außerordentliche Mann aber blieb dabey nicht ſtehn. Er hatte von dem Mißvergnügen der Myſoren bey Tritchinapoly gehört, und arbeitete eifrig, ſie abwendig zu machen. Es waren zu der Zeit, da Law ſich mit ſeinem Corps übergeben mußte, Schiffe aus Frankreich mit Soldatenverſtärkungen in Pondichery angelangt. Um deren Anzahl zu vermehren, nahm er die Matroſen von den Schiffen weg, und beſezte ſie mit Laſcars, die ſie auch glücklich nach China, ihren Beſtimmungsort, brachten. Auf dieſe Art wieder bewaffnet, und voll gerechter Erwartungen, machten die Unfälle in Seringham nur geringen Eindruck auf ihn; er war ſo weit entfernt, den Engländern oder dem Nabob Friedensvorſchläge zu thun, daß er vielmehr gleich dadurch ſeinen feſten Vorſatz den Krieg fortzuſetzen zu erkennen gab, daß er den Raja-ſaheb, den Sohn des Chunda-ſaheb, zum Nabob von Arcot ernannte, vermöge der Autorität, die er als Nabob vom Carnatick zu haben vorgab, und die er dadurch beſtätigte, daß er 500 Mann ins Feld rücken ließ.

Mahomed-Ally fühlte täglich mehr und mehr die üblen Folgen ſeiner den Myſoren gethanen Verſprechungen, denn niemand als unbedeutende Befehlshaber in der Provinz erkannten ihn als Nabob, die übrigen warteten mit ihrer Unterwerfung bis man ſie angreifen würde. Da ſeine militäriſchen Kenntniſſe nur geringe waren, und ihn ſein zunehmendes Unglück ſehr beunruhigte, ſo bildete er ſich ein, daß es den Engländern nicht ſchwer fallen dürfte, Gingee zu erobern. In dieſer Ueberzeugung erſuchte er die engliſch-indiſche Regierung aufs dringendſte, ihm dieſen Dienſt zu leiſten, und man war auch ſo gefällig es zu bewilligen, obgleich der Major Lawrence ſich ſelbſt nach Madras begab, um die Unwahrſcheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs vorzuſtellen.

Dieſen Verſuch vorzunehmen, brach der Major Kineer, der kürzlich aus Europa gekommen war, den 23ſten Julius mit 200 Europäern, 1500 Sepoys und 600 Mann von des Nabobs Cavallerie auf. Das Land rund um Gingee iſt mit Bergen umgeben, und die dadurch führende Wege ſind ſtarke Päſſe, in deren Beſitz eine angreifende Armee nothwendig ſeyn muß, um die Communication offen zu behalten. Kineer hatte nicht Truppen genug, um ſie zu vertheilen, er marſchirte daher gerade auf Gingee los, und foderte das Fort auf. Der Commandant antwortete höflich, daß der Ort dem Könige von Frankreich gehörte, und er ihn vertheidigen würde. Man war nicht im Stande es anzugreifen, da man aus einem unbegreiflichen Leichtſinn nicht einmal die ſchweren Kanonen erwartet hatte, die vom Fort St. David unterwegs waren. Sobald Dupleix hörte, daß die Engländer die Gebirge paſſirt wären, ſchickte er 300 Europäer und 500 Sepoys mit ſieben Kanonen ab, die von der Stadt Vieravandi Beſitz nahmen; ein Ort, der nahe an den Gebirgen und den Engländern im Rücken lag. Dieſer Umſtand, und das fehlende ſchwere Geſchütz, vermochte Kineer ſogleich wieder zurück zu gehn; er fand Mittel über die Gebirge zu kommen, und ſich noch mit einigen Truppen des Nabobs zu vereinigen, ſo daß er jezt 200 Europäer, 1500 Sepoys, 100 Kaffern und 2000 Mann Cavallerie ſtark war; und nun beſchloß er den Feinden eine Schlacht zu liefern. Dieſe hatten ſich ſehr vortheilhaft unter den Ruinen alter Häuſer poſtirt, dennoch war eine Gegend, wo man ihnen beykommen konnte, allein die Engländer vernachläſſigten den Ort vor dem Angriff zu recognoſciren, und verloren dadurch alle Vortheile, die ſich ihnen gleichſam darboten. Sie rückten gerade auf die Franzoſen los, die vermöge eines geſchickten Manövers die Engländer irre machten, und ſie ſodann mit großem Verluſt zurückſchlugen. Kineer wurde ſelbſt verwundet, und obgleich die Wunde bald wieder geheilt war, ſo kränkte er ſich doch über die mit ſo viel Schande verknüpfte Expedition dermaßen, daß er kurz hernach ſtarb.

Die engliſchen Truppen zogen ſich nach Trivadi zurück. Dupleix, um die erhaltenen Vortheile auszudehnen, verſtärkte die Seinigen mit allen Soldaten, die er nur auftreiben konnte. Hiedurch kamen 450 Europäer, 1500 Sepoys, und 500 Reiter zuſammen, die ſich ſämtlich unweit dem Fort St. David lagerten. Die Engländer folgten ihnen nach, und verlangten Verſtärkung von Madras, wo eben Schiffe aus England mit Truppen angekommen waren. Unter dieſen befanden ſich zwey Compagnien Schweizer, jede von hundert Mann, die von ihren eignen Offiziers commandirt wurden. Eine derſelben wurde ohne Verzug in indiſchen Böten eingeſchifft, um zur See nach dem Fort St. David zu ſegeln; denn niemand dachte daran, daß es den Franzoſen einfallen würde, dieſe Fahrt zu ſtören. Allein der wachſame Dupleix hatte ſie kaum in der Ferne von Pondichery aus erblickt, als er ein vor Anker liegendes Kriegsſchiff auslaufen ließ, das ſich aller Böte ohne Ausnahme bemächtigte und die Soldaten als Gefangene nach der Stadt brachte. Dupleix rechtfertigte dieſe Gefangenſchaft durch diejenige, die ſeinen Truppen in Seringham wiederfahren war.

Sobald die Nachricht von dieſem Verluſt nach Madras kam, ſchiffte ſich Major Lawrence ſogleich mit der andern Schweizer-Compagnie auf großen Schiffen ein, und langte den 16ten Auguſt im Fort St. David an. Den folgenden Tag übernahm er das Commando der Armee, die jezt aus 400 Europäern, 1700 Sepoys und 4000 Mann von des Nabobs Truppen nebſt acht Kanonen beſtand. Die Feinde zogen ſich hierauf nach Bahoor zurück, und endlich noch näher nach Pondichery, da ſie ſahen, daß die Engländer ihnen nachrückten; ſie lagerten ſich bey Villanore, von wo der franzöſiſche Befehlshaber einen Brief an die Engländer ſchickte, der ſein Befremden enthielt, daß man feindſelig auf franzöſiſchem Boden erſchiene. Lawrence, dem aufgegeben worden war, die alten Gränzen nicht zu übertreten, rückte nicht weiter vor, verſuchte aber alles, die Franzoſen zum Treffen zu bringen. Ihre Abneigung dagegen gab zu einer Kriegsliſt Anlaß; er zog ſich in großer Eil nach Bahoor zurück. Der franzöſiſche Befehlshaber Kirjean konnte ſich nicht überreden, daß es aus Furcht geſchähe, ſein Onkel Dupleix aber hielt es dafür, und ſchickte ihm wiederholte Befehle zu, die Engländer zu verfolgen und ſie anzugreifen.

Dieſes war, was Lawrence wünſchte; er rückte ihnen entgegen, und es kam nahe bey Bahoor zu einem ſehr hitzigen Treffen, worin die Franzoſen gänzlich über den Haufen geworfen wurden. Wenn des Nabobs Cavallerie dem Befehle gemäß nachgehauen hätte, ſo würde faſt niemand davon gekommen ſeyn; allein dieſe, anſtatt die Flüchtlinge zu verfolgen, fiel ins feindliche Lager, um es zu plündern. Kirjean mit 13 Offiziers und 100 gemeinen europäiſchen Soldaten wurden zu Gefangenen gemacht, die Anzahl der Todten war noch größer. Die Engländer zählten 82 Todte und Verwundete. Die ganze Artillerie des Feindes nebſt aller Munition und Bagage fiel den Siegern in die Hände.

Dieſer Sieg ſchwächte die Franzoſen ſo ſehr, daß Dupleix gezwungen war, erſt weitere Verſtärkungen aus Europa zu erwarten, bevor er das geringſte im Felde ferner unternehmen konnte. Außer dieſem Vortheile erlangte man dabey noch einen andern, denn die Myſoren wurden dadurch abgehalten, ſich, ihrem Vorſatze gemäß, öffentlich für die Franzoſen zu erklären.

Die Engländer hatten kaum Tritchinapoly verlaſſen, als der Regent an ſeinem Entwurf arbeitete, ſich der Stadt durch Liſt zu bemächtigen; er ſparte dabey kein Geld, und bemühte ſich, 500 Mann von den beſten Truppen des Nabobs, die mit Feuergewehr bewaffnet waren, zu gewinnen. Die Jemidars, oder Befehlshaber dieſer Truppen, empfingen das Geld, und verſprachen ſich mit den 700 Myſeren von der Beſatzung zu vereinigen, ſobald es Zeit ſeyn würde. Dalton bekam Winke von dieſer Verrätherey, und war deshalb ſehr wachſam; alle Abende wurden die Kanonen von den Wällen gegen die Quartiere der Myſeren und der andern verdächtigen Truppen gerichtet.

Dieſe Maaßregeln beunruhigten die Verräther; dennoch aber machte keiner eine Entdeckung. Dalton, als Commandant, ſtellte darauf eine Generalmuſterung an, und ließ alle Feuerſteine von ihren Gewehren abnehmen, unter dem Vorwand ihnen beſſere zu geben. Dieſes überzeugte die Jemidars, daß ſie verrathen wären, daher ſie alles geſtanden und um Vergebung flehten; ein jeder zeigte die erhaltenen Summen an, die ſich bey dem Ober-Jemidar auf 16000 Rupien beliefen. Sie betheuerten, daß ſie das Geld nur blos in der Abſicht genommen hätten, ihren Truppen Unterhalt zu verſchaffen, da ſie ſeit neun Monat von dem Nabob keinen Sold erhalten; als einen Beweis, daß ſie keine böſen Abſichten gehabt hätten, führten ſie an, daß niemand von ihnen ſeine Familie aus der Stadt geſchafft hätte. Dalton machte ihnen keine großen Vorwürfe, befahl aber, daß ſie den folgenden Tag mit ihren Truppen aufbrechen, und zur Armee des Nabobs ſtoßen ſollten.

Da der Regent ſeinen Entwurf vereitelt fand, miethete er zwey Indier, die Dalton, wenn er auf den Wällen allein ſpazieren würde, erſchießen ſollten; dieſer aber erhielt hievon Nachricht, wenig Stunden vor der Ausführung, und ließ ſie in dem Hauſe gefangen nehmen, wo ſie ſich mit ihren Waffen verborgen hatten. Einer war mürriſch, und ſagte nichts; der andre aber geſtand alles, und zeigte an, daß ſie noch drey Spießgeſellen hätten, die am Thore des Palaſts auf des Nabobs Bruder lauerten, um ihn auch zu erſchießen, wenn er bey dem durch des Commandanten Ermordung verurſachten Tumult herauskommen würde. Dieſe Meuchelmörder aber entkamen. Der Regent läugnete alle Kenntniß von dieſem Mordplan, er bediente ſich jedoch des Morarirow, um den Mördern Begnadigung zu verſchaffen. Da die Freundſchaft dieſes marattiſchen Anführers von Werth war, ſo wurde ſein Geſuch bewilligt, jedoch mußten ſie zuvor die Hinrichtungsceremonie ausſtehn; man führte ſie in Gegenwart der ganzen Beſatzung, die in Waffen ſtand, zum Richtplatze, und ließ ſie vor der Mündung zweyer Kanonen anbinden. Fünf Tage nachher kamen zwey Myſoren zu einem Offizier von den engliſchen Sepoys, der mit 180 Mann ein Thor beſezt hatte, und verſuchten ihn zu verführen; allein dieſer Mann, ein alter getreuer Diener der Compagnie, nahm die Unterhändler in Verhaft, und brachte ſie zu Dalton. Ihre bey ſich habenden Vollmachten waren von dem Regenten unterzeichnet, daher ſie nichts läugnen konnten, und den folgenden Tag hingerichtet wurden. Dieſe Execution that die Wirkung, daß der Regent keinen mehr von ſeinen Leuten dahin vermögen konnte, ſich ähnlichen Geſchäften zu unterziehn. Er blieb aber nur wenig Tage ruhig, um mit Behutſamkeit einen tauglichen Mann zu ſuchen, und fiel endlich auf Poverio, einen Neapolitaner, der in der Stadt eine Compagnie Topaſſen in des Nabobs Dienſt commandirte, und oft die Wache bey den in Tritchinapoly befindlichen franzöſiſchen Gefangenen hatte. Dieſer Menſch handelte ſtark, und ging daher faſt täglich ins Lager der Myſoren; dieſes gab dem Regenten Gelegenheit, mit ihm perſönlich zu reden. Er verſicherte Poverio, daß er außer der myſoreſchen Beſatzung noch einen ſtarken Anhang in der Stadt habe, und trug ihm große Belohnungen an, wenn er ſich mit ihnen vereinigen wollte. Der Neapolitaner machte ihn glauben, daß er nicht ſchwer zu gewinnen ſey, daß er aber zuvor ſeine Offiziers ſondiren müſſe. Sobald er nach der Stadt zurück kam, entdeckte er an Dalton das Vorgefallene. Er erhielt Befehl den folgenden Tag wieder ins Lager zu gehn, und ſich genau nach Vorſchrift zu richten; er betrug ſich dabey mit ſo vieler Geſchicklichkeit, daß er bald das völlige Zutrauen des Regenten gewann, und mit ihm einen ſchriftlichen Vergleich machte, dem das große Siegel von Myſore beygedruckt wurde. Er enthielt, daß Poverio für ſich 20,000 Rupien bekommen ſollte, desgleichen 3000, um Feuergewehr zu kaufen, womit er die franzöſiſchen Gefangenen bewaffnen müßte; dabey ſollte er ſich des weſtlichen Thors bemächtigen, vor welchem die Myſoren campirten, und eine rothe Flagge aufſtecken; auf dieſes Signal würde die ganze Armee in die Stadt rücken.

An dem zur Ausführung beſtimmten Tage wurden alle vorhandene Kanonen aufs myſoreſche Lager gerichtet, und 700 Europäer und Sepoys mußten ſich mit Handgranaten in den Werken am weſtlichen Thore verbergen; die übrige Beſatzung war auch unter Waffen, und das Blutbad würde entſetzlich geweſen ſeyn, wenn nicht des Nabobs Bruder aus Furcht der ganzen Unternehmung Einhalt gethan hätte. Er war nicht völlig ſicher, daß der Verſuch der Myſoren mißlingen würde, und ſchickte daher einen Abgeordneten, um dem Regenten Vorwürfe zu machen, und ihn zu benachrichtigen, daß man zu ſeinem Empfang bereit ſey. Der Regent hielt ſich nach dieſer Entdeckung in der Nähe der Stadt nicht mehr ſicher, und nahm deshalb bey Seringham ſein Lager.

Das gegenſeitige Mißtrauen vergrößerte ſich täglich, obgleich die äußern Freundſchaftsformen beybehalten wurden; denn der Regent ſchickte alle Tage einen ſeiner vornehmſten Befehlshaber ab, um ſich nach des Capitain Daltons Geſundheit zu erkundigen, die Abſicht aber dabey war Kundſchaft einzuziehn. Da endlich die zur Ueberlieferung der Stadt feſtgeſezten zwey Monate verfloſſen waren, ſandte er vier vornehme Befehlshaber ab, um förmlich die Uebergabe zu fodern; Kiroodin Khan, des Nabobs Bruder, ein hochmüthiger großſprecheriſcher Mann, wenn keine Gefahr vorhanden war, fing hierauf an zu toben, und den Commiſſarien die Niederträchtigkeit ihres Fürſten vorzuwerfen, legte ihnen den unterzeichneten und beſiegelten Vergleich des Poverio vor, und ſagte ihnen endlich geradezu, daß an keine Ueberlieferung der Stadt zu gedenken ſey; daß dem Regenten aber ſeine Kriegskoſten wieder erſtattet werden ſollten, ſobald die Finanzen des Nabobs dieſes erlauben würden.

Der Regent gab vor, durch dieſe Antwort ſehr beleidigt zu ſeyn, dennoch ſchickte er ſeinen Miniſter, um dem Nabob ſeine Rechnungen vorzulegen, wobey er erklärte, daß er alle Anſprüche auf Tritchinapoly aufgeben wollte, wenn ihm ſein Geld ſogleich bezahlt würde. Dieſe ſcheinbare Mäßigung hatte blos zur Abſicht, den Charakter des Nabobs herabzuſetzen, und die nachherigen Maaßregeln zu rechtfertigen; denn er kannte des Nabobs Lage zu wohl, um ſich vorzuſtellen, daß er fähig ſeyn würde, eine ſo große Summe zu bezahlen, die ſich nach den Rechnungen auf 8,500,000 Rupien belief.

Es war wenig Hoffnung vorhanden, dieſen Zwiſt zu ſchlichten, beſonders da Dupleix aus allen Kräften dagegen arbeitete. Da er wußte, daß die Maratten die Verlängerung des Kriegs wünſchten, ſo wandte er ſich beſonders an Morari-row, und ſchickte ihm beſtändig Briefe und Geſchenke. In dieſen Briefen ſtellte er die Engländer als ein zankſüchtiges Volk vor, das blos vom Handel lebte, mit der Kriegskunſt unbekannt wäre, und ganz unfähig ſey ſich mit der ſo martialiſchen franzöſiſchen Nation im Felde zu meſſen, wobey er ihre bisherigen Siege ganz allein der Tapferkeit der marattiſchen Cavallerie zuſchrieb.

Morari-row befolgte den Plan des Dupleix, und überredete den Regenten ohne Mühe ein gleiches zu thun. Es wurden Geſandte nach Pondichery geſchickt, wo man bald einen Tractat entwarf, und den Krieg beſchloß. Dupleix verſprach darin Tritchinapoly zu erobern, und es den Myſoren zu geben. Dem Bündniß zufolge ging Innis Khan mit 3000 Maratten von Seringham ab, um ſich mit den Franzoſen zu vereinigen; erſt aber befahl ihm Morari-row zum Nabob ins Lager zu gehn, um etwas Geld von ihm zu erpreſſen, denn dieſer Artikel iſt von allen marattiſchen Entwürfen unzertrennlich. Dieſes Corps machte kleine Märſche, um deſto bequemer plündern zu können, und war ziemlich weit von der Küſte entfernt, als ſie von dem Treffen bey Bahoor hörten. Innis Khan, über dieſen Sieg beſtürzt, machte ſogleich Halt, um weitere Befehle von Tritchinapoly zu erwarten. Dieſe waren den Umſtänden angemeſſen, und veranlaßten neue Scenen von Liſt und Betrug. Innis Khan eilte zum Nabob zu ſtoßen, dem er über den leztern Sieg ſeine Freude bezeigte, und ſich untröſtlich anſtellte, daß er nicht früher eingetroffen ſey, um auch daran Theil nehmen zu können; und damit er deſto leichter Geld vom Nabob erhalten möchte, ſchwur er ihm förmlich den Eid der Treue.

Der Major Lawrene hielt es nicht für rathſam, von der lezten Schlacht eher Vortheile zu ziehn, bis er wußte, was dieſe Maratten für einen Entſchluß ergreifen würden; da ſie ſich nun aber mit ihm vereinigt hatten, ſo machte er ſeinen Operationsplan, um noch vor dem Regenwetter das Land zwiſchen Pondichery und dem Fluß Paliar zu unterwerfen. Der Nabob erſuchte deshalb die engliſch-indiſche Regierung, durch andre Truppen die beiden ſtarken an vorbeſagtem Fluß gelegnen Forts, Chinglapet und Cobelong, angreifen zu laſſen. Madras konnte nicht mehr als 200 europäiſche Rekruten liefern, die eben aus England angekommen waren, nebſt 500 neu angeworbenen Sepoys. Mit ſolchen Truppen konnte man wohl ſchwerlich ſtarke Forts belagern; auch durfte man nicht erwarten, daß ein Offizier von Ruf das Commando dabey übernehmen würde; Clive aber, deſſen militäriſches Leben ein beſtändiges Gewebe von Schwierigkeiten geweſen war, trug bey dieſer Gelegenheit ſeine Dienſte an, ſo ſchlecht auch damals ſein Geſundheitszuſtand war.

Der Marſch ging alſo den 10ten September mit vier ſchweren Kanonen nach Cobelong. Dieſes Fort liegt zwanzig engliſche Meilen von Madras nahe am Seeufer; es wurde von Anwar-edean Khan erbaut, dicht bey den Ruinen eines andern Forts, das der Compagnie von Oſtende gehört hatte. Die Franzoſen nahmen es 1750 durch Liſt in Beſitz. Ein Schiff warf hier Anker und gab Nothzeichen; man ſagte den Mohren, die ſich am Bord begaben, daß der größte Theil der Schiffsbeſatzung am Scorbut geſtorben ſey, und daß die übrigen auch umkommen würden, wenn man ihnen nicht ohne Verzug erlaubte ans Land zu kommen. Der Commandant des Forts bewilligte dieſes Geſuch, in der Hoffnung dafür gut bezahlt zu werden, worauf denn 30 Franzoſen, die ſich krank anſtellten, aufgenommen wurden. Unter ihren Kleidern hatten ſie Waffen verborgen, womit ſie in der Nacht die Garniſon überwältigten, und ſich ſeitdem im Beſitz des Forts behauptet hatten. Jetzt beſtand die Beſatzung aus 50 Europäern und 300 Sepoys.

Der franzöſiſche Commandant antwortete auf die Auffoderung, daß das Fort dem Könige von Frankreich gehöre, und daß, wenn die Engländer die geringſte Feindſeligkeit ausübten, ſo würde ſeine Nation es als eine Kriegserklärung anſehen; er hoffte daher, daß ſie ſich ſogleich zurück ziehn würden, im widrigen Fall aber wäre er nebſt ſeinen Leuten entſchloſſen, in der Breſche zu ſterben. Dieſe hochtönende Sprache war durch ſein Vertrauen auf eine Verſtärkung von 700 Sepoys und 40 Europäern veranlaßt, die Dupleix von Pondichery nach Chinglapet geſchickt hatte, mit Befehl, es koſte auch was es wolle, ſich in Cobelong zu werfen. Die Engländer errichteten eine Batterie, waren aber mit der größten Mühe auf ihren Poſten zu erhalten; auf den geringſten Lärm flohen ſowohl Europäer als Sepoys. Clive verſuchte anſtatt der Strenge ſie durch das Gefühl von Schande zu ihrer Pflicht zu führen, und brachte ſie auch durch ſein eigenes Beyſpiel dahin, daß ſie etwas Muth bekamen. Den dritten Tag hörte man von der Annäherung der franzöſiſchen Truppen von Chinglapet; da die Engländer ihnen aber gleich entgegen rückten, zogen ſie ſich eilfertig zurück. Am folgenden Morgen erhielt Clive zu ſeiner Verwunderung einen Trompeter vom Commandanten des

Forts, der ſich auf Diſcretion zu ergeben erbot, wenn man ihm erlaubte, ſeine eigenen Effecten abzuführen. Dieſes wurde ihm willig zugeſtanden, und in wenig Stunden waren die Engländer im Beſitz des Orts. Die Effecten des Befehlshabers beſtanden in einer großen Anzahl indiſcher Hähne, und in einer Menge Tabak, beides Artikel, womit er Handel trieb. Außer den Kanonen auf den Wällen fand man noch 50 von dem größten Caliber, die man bey der Einnahme von Madras erbeutet hatte.

Man entdeckte den folgenden Morgen feindliche Truppen, die ſich näherten. Der Commandant in Chinglapet hatte von dem in Cobelong den Tag zuvor Nachricht erhalten, daß dieſer ſich nicht vierundzwanzig Stunden mehr halten könnte; er beſchloß darauf einen Verſuch zu wagen, und das engliſche Lager zu überfallen, da er die Uebergabe des Forts nicht ahnete. Man ließ die Feinde nahe anrücken, lockte ſie in einen Hinterhalt, und fiel ſodann über ſie her. Der Befehlshaber, 25 Europäer und 250 Sepoys wurden gefangen genommen, die andern warfen ihre Waffen weg, und flohen nach Chinglapet, wo ſie alles mit Beſtürzung erfüllten. Um dieſe zu nutzen, eilte Clive ſogleich dahin.

Dieſes Fort liegt 30 engliſche Meilen von Cobelong und 40 von Madras, nahe am Fluſſe Paliar; es wurde für ſehr feſt gehalten. Die öſtliche und nordliche Seite deſſelben wird durch ſumpfige Reißfelder, und die weſtliche durch einen großen See bedeckt. Unzugangbar von allen dieſen Seiten würde es unüberwindlich ſeyn, wenn nicht die ſüdliche Seite

Blößen gäbe, wo das Erdreich hoch iſt. Der in- 1752
diſche Ingenieur, der das Fort anlegte, ſcheint eine größere Kenntniß ſeiner Kunſt gehabt zu haben, als man bey ſeinen Landsleuten gewöhnlich antrifft, welches die Wahl des Grundes und die kluge Vertheilung der Feſtungswerke beweiſen. Die Beſatzung beſtand damals aus 40 Europäern und 500 Sepoys. Man beſchoß das Fort einige Tage lang, allein es waren noch große Schwierigkeiten zu überſteigen, als der Commandant zu capituliren verlangte; er erbot ſich zur Uebergabe wenn man der Garniſon einen freyen Abzug erlauben wollte. Clive räumte dieſes ein, und nahm das Fort in Beſitz. Durch die Eroberung dieſer beiden Oerter wurde dem Nabob das ganze Land zwiſchen Sadras und Arcot unterwürfig gemacht. Auf ſein Anſuchen aber ſprengte man die Feſtungswerke von Cobelong.

Die Geſundheit des Capitain Clive nahm nach dieſer Expedition täglich mehr und mehr ab, daher er nach England zurückzugehn beſchloß. Er verließ Madras im Anfange des folgenden Jahrs mit dem allgemein anerkannten Ruhme, der erſte geweſen zu ſeyn, deſſen Beyſpiel ſeine Landsleute aus ihrer Schlafſucht erweckte, worin ſie vor der Belagerung von Arcot wie betäubt lagen, und der durch eine ununterbrochene Reihe glücklicher Unternehmungen mehr als irgend ein andrer Offizier beygetragen hatte, den Ruhm der engliſchen Waffen in Indien empor zu bringen.

Während dieſen Belagerungen hatte der Major Lawrence den Nabob nach Vandiwaſch begleitet.

1752 Dieſer Ort gehörte zu dem Gouvernement des Tuckea-ſaheb, der eben ſo wie Chunda-ſaheb und Mortiz-Ally eine Schweſter des Nabobs Subder-ally geheurathet hatte. Die Wittwe dieſes unglücklichen Fürſten nebſt ſeinem einzigen Sohne, Ally-Doaſt Khan, reſidirte mit Tuckea-ſaheb im Fort. Man glaubte, daß ein mit ſo viel Prätendenten angefüllter Ort mit dem größten Nachdruck angegriffen werden würde; allein der Nabob hatte einen ſo großen Geldmangel, daß er lieber dem Anerbieten des Tuckea-ſaheb Gehör gab, die Stadt und das Fort zu ranzioniren. Während man aber die Artikel entwarf, wurde durch einen Zufall eine Kanone im Fort abgefeuert, deren Kugel ins Lager fiel. Die Sepoys, die ohnehin wegen der vereitelten Hoffnung zu plündern unzufrieden waren, bedienten ſich dieſer Gelegenheit, die Unterhandlung abzubrechen. Unter dem Vorwande die Beleidigung zu rächen, ſtürzten ſie in die Stadt ein, und fielen in die Häuſer, wo die armen Bewohner keinen Widerſtand thun konnten. Tuckea-ſaheb, der die Urſache dieſer jählingen Wuth nicht wußte, hielt es für Verrätherey, und ließ daher aus dem Fort auf die Stadt feuern. Dieſes war das Signal zu weitern Feindſeligkeiten; die Engländern warfen Bomben aufs Fort, die Beſatzung hingegen machte einen guten Gebrauch von ihren Kanonen, bis man ſich endlich den folgenden Tag verglich. Die Ranzionsgelder wurden auf 300,000 Rupien feſtgeſezt, und noch den nämlichen Tag bezahlt.

Die Maratten waren mittlerweile beſtändig herumgeſchweiſt, um Feinde und Freunde zu plündern, wofür ſie noch überdem Bezahlung erwarteten, weil ſie durch eine förmliche Vereinigung mit des Nabobs Feinden noch mehr Schaden hätten anrichten können. 1752

Die Armee marſchirte nun von Vandiwaſch nach Trivadi zurück, wo ſie während dem Regenwetter cantoniren wollte. Dieſes fiel den 31ſten Oktober ein mit dem entſetzlichſten Orkan, den man hier je erlebt hatte. Der Regen ſezte in wenig Tagen das ganze Land unter Waſſer und verurſachte ſo viel Krankheiten unter den Truppen, daß dieſe gezwungen waren, den 15ten November nach dem Fort St. David zurück zu gehen. Da hier nur blos für die Engländer Raum war, ſo gingen faſt alle Soldaten des Nabobs nach Hauſe, um nicht in dieſer Jahreszeit im Felde zu bleiben.

Indeſſen hatte ſich der Regent in Seringham von der Beſtürzung erholt, die durch die Niederlage von Bahoor veranlaßt worden war; kaum hörte er alſo, daß die Engländer die Winterquartiere bezogen hätten, ſo ſchickte er den Morari-row mit allen ſeinen Maratten nach Pondichery, nur 500 behielt er bey ſich; auch Innis Khan verließ mit ſeinen Maratten den Nabob, nachdem er vorher etwas von den Ranzionsgeldern in Vandiwaſch von ihm erpreßt hatte. Dupleix verſprach europäiſche Soldaten nach Seringham zu ſenden; um nun bis zu deren Ankunft ſicher zu ſeyn, gab der Regent vor, daß er an keinen Krieg mit dem Nabob dächte, und Morari-row ihn blos wegen einer zwiſchen ihnen vorgefallenen Streitigkeit verlaſſen habe. Ungeachtet dieſer Erklärung aber

1752 ließ er keine Lebensmittel nach Tritchinapoly paſſiren. Die Wirkung dieſer Feindſeligkeit wurde bald gefühlt, und veranlaßte die Regierung zu Madras, ihn nunmehr als einen erklärten Feind zu behandeln.

Dieſem Entſchluſſe zufolge nahm Dalton ſeine Maaßregeln. Er marſchirte in der Nacht vom 23ſten December aus Tritchinapoly, und erreichte, ohne entdeckt zu werden, das feindliche Lager, wo er alles ſchlafend fand, ſogar die Vorpoſten, die mit Bajonetten niedergeſtoßen wurden. Das Geſchrey verbreitete ſich allenthalben, und ſämtliche Truppen retteten ſich mit der Flucht. Der Regent befand ſich in der großen Pagode, und hätte wahrſcheinlich den Engländern nicht entrinnen können, wenn dieſe nur mit einer Petarde verſehn geweſen wären; ein Umſtand, der ſogleich den Krieg geendigt haben würde. Dalton erlaubte ſeinen Soldaten alles aus dem verlaſſenen Lager mitzunehmen, was ſie nur bequem fortbringen konnten, und kehrte ſodann nach der Stadt zurück. Dieſen Abzug nutzten die Feinde; ſie fanden ſich wieder in ihrem Lager ein, brachen die Zelter ab, und rückten alle in die Pagode. Dieſes bewies hinreichend ihre Furcht; da jedoch ihr fernerer Aufenthalt in dieſer Gegend die Einwohner abhalten mußte, Lebensmittel nach Tritchinapoly zu bringen, ſo beſchloß Dalton die Pagode zu bombardiren.

Man warf am Ufer des Caveri eine ſtarke Verſchanzung auf, und beſezte ſie mit Kanonen. Die Feinde blieben anfangs ruhig, berauſchten ſich aber mit Opium, und lieſen ſodann in Schaaren zum Angriff, allein die Kugeln hielten ſie in Entfernung. 1752 Die Maratten, 300 Mann ſtark, verſuchten näher zu kommen, wurden aber ſo übel empfangen, daß ſie mit großem Verluſt an Menſchen und Pferden in Unordnung zurück eilten. In dieſem Augenblick war ein engliſcher Offizier ſo unbedachtſam, ſeinen Poſten zu verlaſſen, und über den Fluß zu ſetzen, um Dalton etwas zu melden. Einige Soldaten, die ſeine Entfernung für Furcht hielten, und ihre Lage daher als verzweifelt anſahen, ſezten ihm nach. Ein paniſches Schrecken überfiel nun alle andre, und jedermann lief aus der Verſchanzung, wo ſie eben die Maratten ſo tapfer zurückgeſchlagen hatten. Dieſe Flucht benutzten 3000 myſoreſche Reiter; ſie verfolgten die Flüchtlinge und hieben alle bis auf 15 Mann nieder. Dalton rückte vor, um die Todten und Verwundeten zu ſammeln, die ſo unerwartet das Opfer eines unbeſonnenen Offiziers geworden waren. Keiner von den Ueberlebenden wußte eine Urſache zur Flucht anzugeben; der Feind hatte ſich entfernt, man war überflüßig mit Munition verſehen, und nur ein einziger Mann war verwundet worden.

Durch dieſen Unfall wurde die Garniſon von Tritchinapoly ſehr geſchwächt, denn man hatte 70 Europäer und 300 der beſten Sepoys verloren, desgleichen zwey engliſche Offiziers, die nicht fliehen wollten, und in der Verſchanzung blieben, bis ſie niedergehauen wurden. Nun mußte man die Hoffnung aufgeben, den Regenten aus Seringham zu vertreiben, und vielmehr, bey der ſo verminderten Beſatzung, 1752 auf die Erhaltung der Stadt ernſthaft bedacht ſeyn. Da nun alle Unterhandlungen zwiſchen dem Nabob und dem Regenten zu Ende waren, befahl Dalton den 700 Myſoren, Tritchinapoly zu verlaſſen. Er ließ ſie ungeſtört mit ihren Waffen und Bagage abziehen, allein ihren Befehlshaber, Gopaulrauze, des Regenten Bruder, behielt er bey ſich.

Damit jedoch die Feinde nicht glauben ſollten, daß er den Muth verloren habe, beſchloß dieſer wackre Engländer einen Verſuch zu machen, wobey nicht viel Gefahr wäre, der aber den Regenten überzeugen könnte, daß er ſich noch im Stande befände, im Felde zu agiren. Die Myſoren hatten eine Pagode, Namens Velore, vier Meilen von Tritchinapoly beſezt, um die Zufuhr der Lebensmittel nach der Stadt zu hemmen. Eine kleine Anzahl Europäer ſchlichen ſich in der Nacht heran, unterminirten das Pagodenthor, ſprengten es in die Luft, und hieben alle hier befindliche Myſoren nieder.

Dieſe kühne Unternehmung zeigte dem Feinde die Nothwendigkeit, die Stadt vornehmlich durch Hunger zu bezwingen. Die Wachſamkeit wurde daher Tag und Nacht verdoppelt. Man bemächtigte ſich einiger Landleute, die Reiß nach der Stadt bringen wollten; dieſen ſchnitt man die Naſen ab, und ſchickte ſie ſo verſtümmelt nach Tritchinapoly. Dieſe Grauſamkeit erregte ein ſolches Schrecken, daß es einige Tage lang niemand wagte, etwas herbey zu führen. Die Engländer, um ſich Luft zu machen, thaten des Nachts Ausfälle, zerſtreuten die Wachen, und verbreiteten Furcht und Schrecken, ſo daß keine

1752 myſoreſchen Truppen mehr dahin vermocht werden konnten, ſich in kleinen Schaaren der Stadt zu nähern. Dieſe Weigerung gab dem Regenten den Gedanken ein, ſeine Armee zu theilen, und die Hälfte derſelben zwiſchen Tritchinapoly und Tondimans Land ein Lager beziehen zu laſſen, dagegen er mit dem Reſt in Seringham bleiben wollte. Es wurden Verſchanzungen aufgeworfen und Linien gezogen, die man mit 8000 der beſten Truppen beſezte. Dieſes ausgedehnte Lager erreichte den Endzweck der Sperrung völlig. Alle Zufuhre von Lebensmitteln hörte in Tritchinapoly nun gänzlich auf, alle Laden waren geſchloſſen, und die Einwohner ohne Troſt. Die Hungersnoth nahm überhand, und die Garniſon hatte die Kränkung ſich ganz unvermögend zu ſehn, dem Unglück abzuhelfen, da ſie ſeit ihrem lezten Verluſt zu ſchwach waren, auch nur eins der feindlichen Läger in ſolcher Entfernung anzugreifen.

1753 In dieſer Lage befand man ſich in Tritchinapoly im März 1753. Dupleix, durch die Maratten verſtärkt, war mittlerweile im Stande geweſen, dem Nabob im Carnatick die Spitze zu bieten; auch hatte er die angenehme Nachricht erfahren, daß ſein großer Bundsgenoſſe Salabad-jing den gefährlichſten Nebenbuhler um die Subah-Würde, ſeinen Bruder Gazi-odin Khan, durch Gift hatte aus der Welt ſchaffen laſſen.

Dieſer Fürſt hatte ſchon lange zuvor Drohungen und das Gerücht von ſeinem Aufbruch vor ſich hergehn laſſen. Endlich verließ er Delhi, und erſchien im October 1752 vor Aurengabad mit einem Heer

1753 von 150,000 Mann. Zu gleicher Zeit fielen auch die marattiſchen Feldherren Balagerow und Ragogee Benſola mit 100,000 Maratten in Golconda ein. Salabad-jing und Buſſy befanden ſich in dieſer Hauptſtadt, als ſie von der Annäherung dieſer Heere Nachricht erhielten. Sie rückten ſogleich mit ihrer ganzen Macht ins Feld, und trafen bey Beder, einer alten feſten Stadt, die Maratten an. Während dieſem Marſch hatte Gazi-odin Khan, ohne Widerſtand, Aurengabad eingenommen. Er führte einen franzöſiſchen Wundarzt, Namens Volton, mit ſich, der lange Zeit Leibarzt des Großen-Moguls geweſen war. Dieſen Mann ſchickte Gazi-odin Khan nach Pondichery, als einen Geſandten und Bevollmächtigten des Kaiſers, um Dupleix viele Vortheile anzubieten, wenn er die franzöſiſchen Truppen von Salabad-jings Heere zurückrufen wollte. Als einen Beweis dieſes Auftrags zeigte Volton ein Blanket mit dem großen Reichsſiegel bezeichnet. Salabad-jing, um alle Unterhandlungen und Beſorgniſſe auf einmal zu endigen, nahm die ſicherſte Maaßregel; er beredte ſeine Mutter, die ſich in Aurengabad befand, ſeinen Bruder, der ihr Stiefſohn war, zu vergiften. Dieſes that ſie, indem ſie ihm eine Speiſe ſchickte, die ſie mit nur zu vieler Wahrheit verſicherte ſelbſt zubereitet zu haben. Nach ſeinem Tode ging der größte Theil ſeiner Armee aus einander, einige Truppen aber ſtießen zu den Maratten bey Beder.

So groß auch die Furcht des Salabad-jing bisher geweſen war, ſo verſtellte er ſich doch, und behauptete mit einem ohnmächtigen Feinde und Betrüger zu thun zu haben, weil er allein der wahre Subah ſey. Er ſchickte auch gleich nach Gazi-odin Khan Tode einen eignen Geſandten nach Pondichery, der ebenfalls vorgab vom Großen-Mogul zu kommen, und Patente und Siegel aufzeigte, wodurch, dem Verſprechen des Salabad-jing gemäß, Dupleix vom Kaiſer als Nabob aller ſüdwärts vom Kriſina Fluß gelegenen Länder beſtätigt wurde. Der Abgeordnete ward mit großem Pomp und Ehrfurcht empfangen, und die Beſtallungsbriefe durch die ganze Provinz bekannt gemacht. 1753

Dieſer Titel indeſſen, ſo groß er auch war, verſchaffte Dupleix doch kein Geld, das in den indoſtaniſchen Kriegen mehr Dienſte thut, als alle Titel und Würden; denn die Einkünfte, die Salabad-jing in Aurengabad bezog, wurden alle auf das große Heer verwandt, das er unterhalten mußte; die Truppen des Buſſy allein koſteten ihm jährlich 400,000 Pf. St. In Pondichery war der Mangel eben ſo groß; denn obgleich viele Statthalter im Carnatick zur Unterſtützung des Chunda-ſaheb ohne Zwang alles beygetragen hatten, ſo hörte doch dieſer Eifer mit ſeinem Tode auf, da ſie die Unfähigkeit ſeines Sohnes Raja-ſaheb kannten, der in jedem Betracht unvermögend war einen Krieg fortzuſetzen, in welchem ſein Vater mit allen ſeinen Talenten hatte unterliegen müſſen. Ueberdem in dieſer Anarchie und Verwirrung, wo die Autorität keines Fürſten ſich weiter erſtreckte, als ſein Schwert reichen konnte, eignete ſich jeder Statthalter und Befehlshaber alle Einkünfte, die er nur zuſammentreiben konnte, ſelbſt zu. Obgleich alſo des

1753 Dupleix's Würde von allen anerkannt war, die Mahemed-Ally nicht wohl wollten, ſo war dennoch ſeine Gewalt nur auf die Diſtricte zwiſchen Pondichery und Gingee eingeſchränkt, und dieſe brachten jährlich nicht mehr als 50,000 Pf. St. ein. Die franzöſiſche Compagnie, die noch keine wirklichen Vortheile von allen dieſen Kriegen und Unterhandlungen gehabt hatte, ſchickte nicht mehr Geld nach Indien, als zu ihrem Handel nöthig war, und zwar mit ausdrücklichem Befehl, daß es zu keinem andern Zweck gebraucht werden ſollte.

Dieſe nachtheiligen Umſtände würden wahrſcheinlich die Franzoſen dahin gebracht haben, nach dem Verluſt bey Seringham, die Feindſeligkeiten einzuſtellen, wenn Dupleix nicht in ſeinem Charakter eine höchſt ſeltne Beharrlichkeit gehabt hätte, wogegen alles, ſelbſt ſein eignes Vermögen, nicht in Betrachtung kam. Er war ſo großmüthig geweſen, von ſeinen eignen erworbenen Reichthümern die erſtaunliche Summe von 140,000 Pf. St. vorzuſchießen, und fuhr fort noch mehr herzugeben. Da jedoch dieſe Aufopferung bey der Unfähigkeit des Raja-ſaheb nicht angewandt war, ſo beſchloß er ihn zu nöthigen, auf den Nabobs-Titel Verzicht zu thun, und ihn ſodann einer andern Perſon zu übertragen, von deſſen Reichthum und Verbindungen ſich mehr erwarten ließe. Seine Wahl fiel auf Mortiz-ally von Velore, gegen den er ſich entdeckte, und ihm von allen Unterhandlungen mit den Maratten und Myſoren Nachricht gab. Dieſer Statthalter nahm den Auftrag willig an, warb Truppen, und verſprach nach Pon-

dichery zu kommen, ſobald er die Reiſe ohne Gefahr 1753
thun könnte. Mittlerweile langten 50 Franzoſen in Velore an, und mit ihrer Beyhülfe formirte er eine Verſchwörung unter den franzöſiſchen Gefangenen in Arcot, um die daſige engliſche Beſatzung zu überwältigen, die nur ſchwach war. Man ſchöpfte aber in Zeiten Verdacht, und ſchickte den größten Theil der Gefangenen im December nach Chinglapet. So endigte ſich das Jahr 1752 im Carnatick.

Im Januar 1753 rückten die Franzoſen ins Feld mit 560 Europäern, 2000 Sepoys und 4000 Maratten, die Morari-row anführte. Sie vermieden mit den Engländern zum Treffen zu kommen, die 700 Europäer, 2000 Sepoys und 1500 Mann vom Nabob zuſammengeraffte Cavallerie ſtark waren. Die Maratten konnten jedoch nicht ruhig ſeyn, und wagten kühne Angriffe auf die Batterien, die aber fruchtlos waren und viel Blut koſteten. Bey einem derſelben blieben über hundert Maratten. Morari-row warf den Franzoſen nach ſeiner Rückkunft ins Lager ihre Feigherzigkeit vor, weil ſie ihn gar nicht unterſtützt hatten. Dennoch fuhr er fort den Engländern allen nur möglichen Abbruch zu thun, und beſonders alle Zufuhr von Lebensmitteln zu verhindern. Der Mangel im engliſchen Lager nöthigte den Major Lawrence mit allen ſeinen Truppen beſtändig auf dem Marſch zu ſeyn, um die Convoys vom Fort St. David ſelbſt zu eſcortiren. Dieſe Märſche waren ſo mühſam und gefährlich, daß, wenn die Franzoſen ſich ſo thätig als die Maratten gezeigt hätten, eine Niederlage der Engländer unfehlbar geweſen wäre.

1753 Dupleix's Plan aber war vorzüglich die Eroberung von Trichinapoly zu befördern, und daher den Krieg an der Seeküſte ſo lang als möglich aufzuhalten, damit die Myſoren ungeſtört die Blokade der Stadt fortſetzen könnten. Er gab daher den Truppen am Fluß Pannar Befehl, blos defenſive zu agiren, und ihre Verſchanzungen zu verſtärken, die denn auch bald einer regelmäßigen Feſtung ähnlich waren. Da es den Engländern ſehr an Reiterey fehlte, ſo wurde der König von Tanjore erſucht, ihnen Cavallerie zu ſchicken. Er verſprach es auch, behielt ſie aber zurück, da ihn die Maratten ſelbſt mit einem Einfall in ſein Land bedrohten. Dieſer Umſtand hielt den Major Lawrence in Unthätigkeit. Nach den Vorurtheilen in Indoſtan wird ſowohl dieſe als ein Rückzug nie der Klugheit zugeſchrieben, ſondern der Theil, der zu ſiegen aufhört, wird ſeinem Untergange nahe gehalten. So waren die Begriffe von der Armee bey Trivadi, die Dupleix ſich ſorgfältig zu verbreiten bemühete. Mortiz=ally bekam dadurch Muth, und marſchirte mit ſeinen Truppen nach Pondichery, wo er 50,000 Pf. St. zur Führung des Kriegs hergab, und dafür mit großen Ceremonien und öffentlichen Freudensbezeigungen zum Nabob vom Carnatick ausgerufen wurde.

Dieſe ſeine Freude aber dauerte nicht lange. Man verlangte, er ſollte ſo wie Chunda-ſaheb an der Spitze der Armee erſcheinen, allein dawider hatte er eine natürliche Abneigung. Ferner, da die Capitulationspunkte ſeiner Regentſchaft entworfen wurden, verlangte man von ihm ſo viel Geld und Soldaten, und räumte ihm dagegen ſo wenig Vortheile und Gewalt ein, daß er wohl einſahe, eine Nabobſchaft unter ſolchen Bedingungen ſey weniger werth, als der unabhängige Beſitz ſeiner Statthalterſchaft von Velore. Er fürchtete indeſſen, daß ihn Dupleix als Gefangener in Pondichery behalten würde, wenn er ſeine wahren Geſinnungen entdeckte, und verſtellte ſich daher. Dupleix war aber zu ſcharfſichtig, um ſich hintergehn zu laſſen, dabey aber viel zu klug ſich der Perſon des ſogenannten Nabobs mit Gewalt zu bemächtigen, weil er durch eine ſolche Verletzung von Treue und Glauben allen Credit bey Freunden und Feinden verlieren würde. Er ließ daher Mortiz-ally ruhig abziehn, der mit dem Verſprechen, in der Provinz Arcot den Krieg fortzuſetzen, Pondichery im März verließ, überzeugt, daß er zum erſtenmale in ſeinem Leben einen liſtigern Mann, als er ſelbſt ſey, angetroffen habe. 1753

Lawrence hatte mittlerweile eine Verſtärkung von 200 Europäern erhalten, und verſuchte nun, der Unthätigkeit überdrüſſig, das franzöſiſche Lager zu ſtürmen; er fand aber daſſelbe bey der Annäherung ſo feſt, und mit Redouten, tiefen Graben und einer zahlreichen Artillerie ſo wohl verſehn, daß er ſeinen Vorſatz aufgab, und einen andern Operationsplan entwarf. Er wollte den Krieg in eine andere Gegend hinſpielen, um die Franzoſen aus ihren unbezwingbaren Verſchanzungen zu locken; es war aber nicht leicht zu beſtimmen, wohin man ſich wenden ſollte. Eine ganz unerwartete Nachricht von Tritchinapoly entſchied auf einmal die Schwierigkeit.

1753 Dalton, dem alle Zufuhr in die Stadt abgeſchnitten war, und die größte Noth in der Folge befürchtete, hatte oft den Statthalter Kiroodin Khan wegen dem Vorrath der noch vorhandenen Lebensmittel befragt, der ihm beſtändig mit groſſer Zuverſicht betheuerte, daß er ſo viel hätte, um die Beſatzung vier Monat lang zu ernähren. Da ſich noch manche Zufuhren, trotz der Wachſamkeit der Feinde, in die Stadt ſchlichen, wurden die Magazine nicht ſehr angegriffen: ſobald aber die Myſoren, wie oben gemeldet, ihre Armee in zwey Läger vertheilten, hörte alle Zufuhr gänzlich auf. Nunmehr beſtand Dalten darauf, die Magazine zu unterſuchen, da ihm denn Kiroodin Khan zu ſeinem Erſtaunen meldete, daß er den zeitherigen Mangel benutzt habe, um den Vorrath an die Einwohner von Tritchinapoly zu einem hohen Preiß zu verkaufen, in der Hoffnung Gelegenheit zu finden, den Abgang wieder zu erſetzen; wobey er frey geſtand, daß alles übrig gebliebene höchſtens für funfzehn Tage zureichen würde; ein Zeitraum, in welchem die Armee bey Trivadi kaum dieſe Nachricht erhalten und der Stadt zu Hülfe kommen konnte. Klagen und Vorwürfe waren vergebens, denn das Uebel war geſchehn. Es wurde ſogleich ein Bote an Major Lawrence mit dieſer beunruhigenden Neuigkeit abgefertigt, der den 20ſten April um zehn Uhr des Nachts anlangte, und mit Tagesanbruch ging der Marſch auch ſchon fort. Lawrence ließ 150 Europäer und 500 Sepoys in Trivadi zur Beſatzung zurück, und mit den übrigen Truppen marſchirte er nach dem Fort St. David, um dort erſt die nöthigen Bedürfniſſe zuſammenzubringen.

Der Mangel an Reiterey war bisher bey des Nabobs Angelegenheiten die größte Hinderniß gewesen. Man beſchloß daher abermals dem König von Tanjore darum anzuliegen, und um ihn allenfalls durch Furcht dazu zu bringen, ſo ſollte der Marſch nach Tritchinapoly durch ſeine Staaten geſchehn. Die Armee rückte ein, und ging über den Coleroon, wo ſich denn Succojee, des Königs Premierminiſter, bald einfand, um den Nabob und den Major Lawrence im Namen ſeines Herrn zu komplimentiren. Der König kam ihnen ſelbſt unweit ſeiner Hauptſtadt mit großer Pracht entgegen, in Begleitung von 3000 Reitern und 200 Elephanten mit reichgeſtickten Decken. Er ſchien überzeugt zu ſeyn, daß es ſein Intereſſe verlange, den Nabob zu unterſtützen, und befahl daher ſeiner Cavallerie, mit den Engländern nach Tritchinapoly zu marſchiren. Den folgenden Tag aber, nachdem ſie nur einige Meilen mitgezogen waren, verließen ſie die Armee ſchleunig, jedoch mit dem Verſprechen ſich bald wieder einzufinden. 1753

Dalton war in dieſer Zwiſchenzeit in Tritchinapoly nicht unthätig geweſen. Ein Theil des feindlichen Heers wurde von Virana commandirt, den Dalton Gelegenheit gehabt hatte genau kennen zu lernen. Seine Kriegstalente waren ſehr geringe, überdem war er äußerſt furchtſam, beſonders in der Nacht, daher der engliſche Befehlshaber nicht zweifelte, ihn durch häufiges Allarmiren in ſeinem eignen Lager dahin zu bringen, keine Truppen mehr zur Hemmung der Zufuhr auszuſenden. Dieſer Anſchlag gelang. Eine nächtliche Kanonade ins feindliche Lager ſezte

1753 den Virana in ſolche Beſtürzung, daß er in der größten Verwirrung am folgenden Morgen aufbrach, und ſogar eine Menge Reiß und andre Lebensmittel zurück ließ. Er vereinigte ſich mit der andern Armee in Seringham, und nun wagten die Landleute von neuem die Stadt mit den nöthigen Bedürfniſſen zu verſorgen.

Lawrence traf endlich den 6ten May in Tritchinapoly ein, allein die engliſchen Truppen waren auf dem Marſch bey der großen Hitze ſo ſehr geſchmolzen, daß außer den Todten und Kranken, die man nach dem Fort St. David und Devi-Cotah zurück geſchickt hatte, noch über hundert Mann zum Dienſt untauglich waren; auch war die Deſertion ſehr ſtark geweſen, beſonders unter den Schweizern, die Truppweiſe davon liefen. Alle Truppen beſtanden daher mit Inbegriff der Beſatzung von Tritchinapoly jezt nur in 500 Europäern, 1000 Sepoys, und 3000 Reitern.

Dupleix hatte mittlerweile 200 Europäer und 500 Sepoys zu den Myſoren ſtoßen laſſen. Lawrence erlaubte ſeinen Soldaten nur drey Tage Ruhe; er beſchloß den Feinden eine Schlacht anzubieten, und wenn ſie es ausſchlügen, ihr Lager zu kanoniren und Seringham zu bombardiren. Des Nabobs Reiterey, die lange keinen Sold erhalten hatte, wollte keinen Antheil an dieſer Expedition nehmen, daher die Infanterie allein marſchiren mußte. Die Ufer der Inſel waren mit myſoreſchen Truppen bedeckt, welche die Landung hindern wollten; ſie wurden aber bald auseinander geſprengt, und zogen ſich nach der Pa-

gode zurück, bis die Maratten zu ihrer Unterſtützung 1753
erſchienen; dieſen folgten die Franzoſen unter Anführung eines ſehr geſchickten Offiziers, Namens Aſtruc, da denn die Engländer nach einem hartnäckigen Gefecht genöthigt waren wieder abzuziehn.

Die Fähigkeit des franzöſiſchen Befehlshabers war bey dieſem Vorfall ſo auffallend geweſen, daß Lawrence wenig Hoffnung hatte, die Feinde aus der Pagode zu vertreiben, daher er ſeine ganze Sorgfalt auf die Proviantirung von Tritchinapoly einſchränkte. Er ſchickte ſowohl an den König von Tanjore als nach Tondimans Land Abgeordnete, um Proviant einzukaufen; allein der Regent von Myſore verhinderte es in beiden Ländern, indem er durch ſeine Agenten vorſtellen ließ, daß, ſobald Tritchinapoly mit gefüllten Magazinen verſehn wäre, die Engländer gewiß ſogleich nach dem Carnatick marſchiren und ihre Bundsgenoſſen der Rache der Myſoren überlaſſen würden, die denn auch unfehlbar dieſen Beyſtand ſchrecklich ahnden dürften. Dieſe Vorſtellungen waren ganz dem Genie der Indier gemäß; denn dieſe Nation hat keine Begriffe von Dankbarkeit, und erwartet daher dieſe Tugend auch nicht bey andern zu finden. Da ſie gewohnt ſind, gethane Verſprechungen nicht zu achten, ſobald ſie ihren Endzweck erreicht haben, ſo glaubten ſie auch gar nicht den Verſicherungen des Major Lawrence, der ihnen aufs feyerlichſte zuſagte, ſich nicht eher von Tritchinapoly zu entfernen, bis er für die Sicherheit ihrer Länder geſorgt hätte. Der Regent fügte zu ſeinen Drohungen Geſchenke, und erkaufte unter andern den Miniſter Succojee, 1753 der den König von Tanjore gänzlich beherrſchte. Um jedoch den ungewiſſen Folgen des Kriegsglücks vorzubeugen, entſchuldigte ſich der König aufs beſte, und behauptete, daß ihm die Feinde ſchon an 100,000 Pf. St. Schaden zugefügt hätten, dennoch wollte er nach der Aernte den Engländern alle nur mögliche Hülfe leiſten. Auf dieſe Weiſe ſchlugen alle Maaßregeln die Magazine anzufüllen fehl, ja man hatte große Mühe, nur ſo viel Proviant zu verſchaffen, als die Truppen in der Stadt zu ihren täglichen Bedürfniſſen brauchten.

Durch die Bravour der Maratten, die beſtändig herumſchweiſten, verloren die Engländer einige feſte Plätze, die nicht ſtark beſezt waren. Zu dieſem Unglück kam noch, daß die Anarchie immer weiter um ſich griff. Viele kleine Befehlshaber in den Diſtricten warfen ſich zu Statthaltern auf, und gaben vor von Dupleix und Morari row bevollmächtigt zu ſeyn, überall Contributionen zu erheben, und Gewaltthätigkeiten auszuüben. Mortiz-ally ſelbſt, da er hörte, daß Tritchinopoly ſich in ſolcher Noth befände, faßte Muth, und hoffte ſeine von Dupleix erhaltene Nabobswürde behaupten zu können; er rückte daher mit 4000 Mann ins Feld, und ließ alle in der Nähe von Arcot liegende Dörfer ausplündern.

Die Feinde verließen endlich Seringham, gingen über den Caveri, und lagerten ſich in der Ebene. Ihre Macht beſtand jezt aus 450 Europäern, 1500 wohl diſciplinirten Sepoys, 8000 myſoreſchen Reitern, 3500 Maratten, 1200 Topaſſen und Sepoys im Dienſt des Regenten, und 15000 Peons, die theils mit Feuergewehr, theils mit Schwertern, Bogen 1753 und Pfeilen, Piken, Keulen u. ſ. w. bewaffnet waren. Lawrence hatte nicht mehr als 500 Europäer und 2000 Sepoys, denn die Cavallerie des Nabobs fuhr fort ihre Dienſte durchaus zu verſagen, bis ihr rückſtändiger Sold bezahlt ſeyn würde. Eine kleine Unpäßlichkeit vermochte Lawrence ſich nach der Stadt zu begeben. Durch ein Verſehn des engliſchen Interims-Befehlshabers blieben in ſeiner Abweſenheit einige wichtige Anhöhen unbeſezt; die Feinde nuzten dieſen Fehler, nahmen davon Beſiz, und ſchnitten abermals alle Zufuhr ab. Ihre ſehr vortheilhafte Poſition und die Stärke ihres Heers machten einen Angriff auf ihr Lager unausführbar. Indeſſen war es augenſcheinlich, daß, ohne ſie zu vertreiben, weder die Engländer im Felde, noch die Beſazung von Tritchinapoly lange aushalten könnte. Dieſe üble Lage erzeugte eine ſtarke Deſertion unter den engliſchen Truppen. Die Muthigſten fingen an die Hoffnung zu verlieren, und ſahen es als das einzige Rettungsmittel an, die Stadt zu verlaſſen, um dem Hungertode zu entgehn.

Die Feinde, die ſich auf ihre groſe Anzahl verließen, wünſchten ein Treffen, um den Krieg auf einmal zu endigen; und die aufs äußerſte gebrachten Engländer waren auch entſchloſſen, bevor ſie einen Rückzug unternähmen, einen kühnen Verſuch zu wagen, den nur ihre verzweifelte Lage rechtfertigen konnte. Die Franzoſen erſtaunten, da ſie ſich von einer Handvoll Leute angegriffen ſahen, die ohne alle Reiterey anrückten, und ſich ihren Maratten nebſt der zahlreichen

1753 myſoreſchen Cavallerie in der Ebene blosſtellten. Vermöge der vortreflichen Diſpoſition des Lawrence und der außerordentlichen Tapferkeit der Engländer, trieb man die Franzoſen zurück, und vereitelte alle Anfälle der verwegenen Reiter, die mit ihrer ganzen Macht andrungen, und ſchaarenweiſe fielen. So wurde Tritchinapoly gerettet durch einen Sieg, der ſelbſt das Erſtaunen der Engländer erregte. Wären ſie unthätig geblieben, ſo würde die Stadt in wenig Tagen verloren gegangen ſeyn, und eben dieſen Erfolg hätte auch ihre Niederlage gehabt, daher Lawrence ſehr klug handelte, wegen einem ſo wichtigen Gegenſtand alles zu wagen.

Unter den Feinden entſtunden Mißhelligkeiten nach dem Treffen, da eine Völkerſchaft der andern den übeln Erfolg zur Laſt legte. Die ſämtlichen Truppen hielten ſich in ihrem Lager ruhig, erſchienen bey Tage ſelten in der Ebene, und des Nachts nie. Dieſe Muthloſigkeit benutzten die Engländer, um eine Convoy nach Tritchinapoly zu bringen, wodurch die Stadt auf 50 Tage mit Proviant verſehn wurde. Da nun dieſe große Abſicht erreicht war, beſchloß Lawrence nach Tanjore zu marſchiren, um den König des Landes zu bewegen, die ſo nöthige Cavallerie herzugeben; er ſchmeichelte ſich, daß die Erſcheinung der Armee und ihre erkämpften Vortheile dies Anſuchen jezt erleichtern würden. Die Gegenwart des Nabobs war zu dieſer Unterhandlung nothwendig, und er bereitete ſich auch zur Abreiſe, als ſeine mißvergnügten Truppen den Abend vorher den Palaſt beſtürmten, und erklärten, daß ſie ihn nicht weglaſſen würden, bis er

ihnen den rückſtändigen Sold bezahlt hätte. Alle 1753
Vorſtellungen waren fruchtlos, ob man ihnen gleich begreiflich zu machen ſuchte, daß ſeine Reiſe nach Tanjore das Mittel ſey, wodurch ſie hoffen könnten bezahlt zu werden. Sie blieben unbeweglich und drohten Gewalt zu brauchen. Dalton ſchickte die Nachricht von dieſem Vorfall ins Lager, worauf Lawrence 100 Europäer commandirte, die durch die Aufrührer durchbrachen, in den Palaſt eindrangen, den Nabob glücklich herausholten und in einem Palankin ins Lager brachten. Die Mißvergnügten unterſtanden ſich nicht den geringſten Widerſtand zu thun; auch that man ihnen nichts zu Leide; denn obgleich ſolche Auftritte unter ſehr civiliſirten Völkern als Rebellion und Hochverrath angeſehn werden, ſo betrachtet man ſie in Indoſtan nur als gemeine Vorfälle, wo es ſchwer zu entſcheiden iſt, ob der Fürſt oder die Truppen Unrecht haben. Gewiß iſt es, daß der Nabob diesmal kein Geld hatte, und daß die Engländer jezt ſchon zwey Jahre lang die Kriegskoſten für ihre Truppen hatten hergeben müſſen; ſonſt aber iſt es die Maxime aller Fürſten in Indien, ſie mögen noch ſo reich ſeyn, ihre Heere in rückſtändigem Sold zu halten, damit die Soldaten nicht davon laufen.

Dieſe Furcht iſt nicht ungerecht in Anſehung von Miethlingen, die aus allen Gegenden eines deſpotiſchen Reichs zuſammen gebracht werden, und nicht die geringſte Neigung weder gegen den Fürſten haben, dem ſie dienen, noch gegen die Sache, für die ſie fechten. Da ſie gewohnt ſind Entſchuldigungen zu hö-

1753 ren, wenn keine Urſache dazu vorhanden iſt, ſo achten ſie ſolche auch nicht, wenn wirkliche Noth verhindert ſie zu befriedigen. Hiezu kommt noch ein den meiſten Fürſten in Indien eigner Gebrauch, der nicht wenig das Mißtrauen vermehrt. Die eitlen Begriffe, womit ſie erzogen ſind, flößen ihnen eine auſſerordentliche Liebe für allen äußern Pomp ein, und das entnervende Clima ihres Vaterlandes macht ſie unfähig den Trieben der Phantaſie zu widerſtehn. Ferner die häufigen Glücksveränderungen in dieſem Reiche zeigen ſo ſehr die Nothwendigkeit, Schätze wider die Stunde des Trübſals zu ſammeln, daß nichts gewöhnlicher iſt, als einen Nabob zu ſehn, der ein koſtbares Kleinod für eine große Summe kauft, zu eben der Zeit, da aus Geldmangel alle ſeine Angelegenheiten ins Stecken gerathen, und er die größten Bedürfniſſe kaum befriedigen kann. Daher alſo, anſtatt durch das Geſchrey und die Klagen ihrer Soldaten beunruhigt zu werden, leben ſie vielmehr in täglicher Erwartung ſolcher Auftritte; dabey ſie den Grundſatz haben, ſie geduldig anzuhören, wenn nur keine Gewalt gebraucht wird. Um nun dieſe zu verhindern, bemühen ſie ſich einige der vornehmſten Befehlshaber mit einer gehörigen Anzahl auserleſener Truppen in ihr Intereſſe zu ziehn, die bey einem entſtehenden Tumult den Fürſten beſchützen; denn ſehr ſelten geſchieht ein ſolcher Auflauf unter Anführung eines angeſehenen Befehlshabers. Wenn aber das Glück dem Fürſten ganz den Rücken zukehrt, und er einem ſtärkern Feinde unterliegen muß, alsdann werden ſeine Ausflüchte auch ſtrenge beſtraft, entweder durch den gänzlichen Abfall ſeiner Armee, oder durch 1753 die härteſten Beleidigungen, denen Mahomed-Ally höchſt wahrſcheinlich nicht entgangen wäre, wenn ihn die Engländer nicht auf die oben erzählte Art befreyt hätten.

Sobald der Nabob im Lager angelangt war, brach Lawrence auf, und kam ungehindert nach Tanjore. Die Gegenwart der Armee erreichte hier den gehofften Endzweck, denn der König bewilligte die verlangten Hülfstruppen. Nur funfzig Mann von der Cavallerie des Nabobs begleiteten ihn, die übrigen blieben unter den Mauern von Tritchinapoly gelagert. Wenig Tage aber nach dem Abzug der Engländer gaben ſie dem Capitain Dalton förmlich von ihrem Vorhaben Nachricht zum Feinde überzugehn, wobey ſie ihn baten, ſie nicht bey ihrem Abmarſch zu kanoniren. Dies verſprach er ihnen gerne, weil er froh war ſolche gefährliche Nachbarn los zu werden, da ſie denn ruhig abzogen.

Die Blokade der Stadt dauerte indeſſen beſtändig fort. Der lezt erhaltene Proviant war nur ganz allein für die Beſatzung, die Einwohner mußten für ſich ſelbſt ſorgen, ſo gut wie ſie konnten. Der Reiß, dieſe Hauptnahrung in Indoſtan, wurde funfzehnmal theurer wie gewöhnlich verkauft, und Brennholz war faſt für keinen Preiß zu haben. Dieſer Mangel zwang ſie ihre Wohnungen zu verlaſſen, und in Monatsfriſt ſahe dieſe große Stadt, die 400,000 Menſchen enthielt, einer Einöde ähnlich. Nur die Soldaten und die zum Troß gehörigen Handwerksleute blieben zurück, die ſämtlich nicht über 2000 Mann

1753 betrugen. Unter dieſen waren 1000 Peons, die man zu nichts als zum Allarmiren brauchen konnte, daher man ſie zwiſchen der äußern und der innern Mauer poſtirte, die Sepoys, 600 an der Zahl, ſtellte Dalton auf die Wälle, und mit ſeinen 300 Europäern beſezte er die Thore.

Der Mangel an Soldaten mußte durch die Wachſamkeit ſo viel als möglich erſezt werden. Indeſſen war es augenſcheinlich, daß die Stadt in großer Gefahr ſeyn würde, wenn die Feinde bey der Nacht einen Sturm mit Nachdruck wagen ſollten. Dieſe Abſicht war auch wirklich vorhanden; denn die Franzoſen hatten ſchon Sturmleitern in Bereitſchaft, und ſchickten häufig Partien aus, die Tiefe des Grabens zu ſondiren, die aber nie ihren Vorſatz ausführen konnten. Brenier war indeſſen an die Stelle des Aſtruc Befehlshaber der franzöſiſchen Truppen geworden. Dieſem lag nun Dupleix ernſtlich an, einen Sturm zu verſuchen, es möchte auch koſten was es wolle; dabey ſchlug er ihm ein Mittel vor, die nöthige Kundſchaft aus der Stadt einzuziehn, er ſollte nämlich einen geſchickten Offizier, Namens Cattans, als einen Deſerteur hineinſchicken. Man verſprach dieſem Mann eine Compagnie und 30,000 Rupien; dafür machte er ſich anheiſchig, den Ort auszufinden, wo man am beſten die Sturmleitern anlegen könnte, und mit den franzöſiſchen Gefangenen eine Verſchwörung zu entwerfen, welche losbrechen, die Wache überwältigen, und ſodann die Engländer in der Stadt anfallen ſollten, während man von außen die Wälle beſteigen würde.

Cattans kam nach Tritchinapoly und bot den 1753
Engländern ſeine Dienſte an, da er vorgab von den Franzoſen übel behandelt zu ſeyn. Eine zu ſtark affectirte Freymüthigkeit in ſeinem Betragen aber flößte Dalton gleich einigen Verdacht ein. Es wurden daher zwey Perſonen beordert, ihn genau zu beobachten. Dieſe entdeckten ſeine Sorgfalt die Feſtungswerke zu unterſuchen, das Caliber der Kanonen zu meſſen, und endlich, daß er den franzöſiſchen Gefangenen durch die Fenſter ihres Gefängniſſes kleine Papiere zuſtellte. Unter der Beſatzung befand ſich ein Franzoſe, auf deſſen Treue die Engländer rechnen konnten; dieſer erbot ſich ſeinen Landsmann noch beſſer auszuforſchen, und ließ ſich daher in deſſen Gegenwart für eine angebliche Nachläßigkeit tüchtig durchprügeln. Nach dieſer Züchtigung ſtellte er ſich ſo rachedürſtig an, daß Cattans ihm ſein völliges Vertrauen ſchenkte, und ihm eine große Belohnung verſprach, wenn er ihm zur Ausführung ſeines Plans behülflich ſeyn wollte. Der Soldat ſagte, er wäre eben nicht zu großen Unternehmungen tauglich, wenn es aber nöthig wäre, ſo wollte er deſertiren, ſobald er am Thor die Wache haben würde, und dem franzöſiſchen Befehlshaber einen Brief bringen, nur müßte ihm Cattans den Pardon für ſeine vormalige Deſertion von den Franzoſen garantiren. Dieſe Zuſage ertheilte ihm der andre förmlich, und unterſchrieb das Papier mit ſeinem Namen, zu welchem er den Titel fügte: Bevollmächtigter des Marquis von Dupleix. Dabey gab er ihm ein Schreiben an Brenier, das eine vollſtändige und ſehr genaue Beſchreibung aller Feſtungs-

1753 werke des Orts enthielt, nebſt einigen Lobeserhebungen ſeiner eignen Geſchicklichkeit, womit er den engliſchen Commandanten hintergangen hätte, den er als einen ſehr jungen Mann bezeichnete, der mehr Vertrauen auf ihn als auf ſeine eignen Offiziers ſezte. Der Soldat übergab dieſen Brief an Capitain Dalton, der ſogleich Cattans in Verhaft nehmen ließ. Anfangs leugnete er alles, da man ihm aber ſeine eigne Handſchrift vorzeigte, ſo geſtand er ſein Vorhaben, und bat nur um die einzige Gnade, nicht gehangen, ſondern arquebuſirt zu werden. Man ſagte ihm, daß ſein Schickſal erſt nach der Rückkunſt des Major Lawrence entſchieden werden würde. Indeſſen wünſchte Dalton den Feind in die Falle zu locken, durch daſſelbe Mittel, das er gegen ihn gebraucht hatte, und verſprach daher dem gefangenen Spion ihm Pardon zu verſchaffen, wenn er an Brenier einen Brief ſchreiben und ihn dahin bringen wollte, einen Sturm an dem Orte zu verſuchen, den Dalton beſtimmen würde. Cattans war hiezu gleich willig. Es wurde eine Baſtion auserſehn, die außen am zugänglichſten, innerhalb aber der am meiſten befeſtigte Theil aller Werke war. Ein Mohr übernahm für acht Rupien dieſen Brief zu überbringen; Brenier gab ihm zwanzig, und ſchrieb ſo fort eine Antwort, worin er verſprach, ſeinen Plan auszuführen. Die Beſatzung war mehrere Nächte hinter einander auf der Hut, allein es geſchah kein Beſuch, weil die Nachricht von des Major Lawrence Ankunft die Feinde in einer beſtändigen Unruhe erhielt, ſo daß ſie nicht eine Unternehmung wagten, von deren glücklichen Erfolg ſie doch überzeugt ſeyn mußten.

Den 7ten Auguſt langte Lawrence in der Nähe 1753 von Tritchinapoly an; er war mit 3000 tanjoreſchen Reitern und 1000 Mann Fußvolk, desgleichen vom Fort St. David mit 170 Europäern und 300 Seapoys verſtärkt worden. Er hatte 4000 Büffelochſen bey ſich, die der Nabob angeſchafft, und dem Vorgeben nach mit Proviant beladen hatte. Es ſchien äußerſt ſchwer zu ſeyn, dieſen großen Zug im Angeſicht der Feinde in die Stadt bringen zu können, jedoch glückte es nach einem ſehr hitzigen Gefecht, wobey die Franzoſen allein an 100 Europäer, die Engländer aber 40 verloren. Die tanjoreſche Cavallerie blieb dabey ganz unthätig, ſonſt würden wenig von den in der größten Unordnung fliehenden Feinden entkommen ſeyn; ihr General Monack-jee entſchuldigte ſich mit ſeiner Sorgfalt die Bagage zu decken, wofür Lawrence aber ohnehin ſchon geſorgt hatte.

Sobald alles in Tritchinapoly eingerückt war, wurde der Proviant in die Magazine gebracht, da die Engländer denn mit dem größten Unwillen und Erſtaunen wahrnahmen, daß von allen den Büffelochſen nur 300 mit Lebensmitteln für die Garniſon beladen waren, ein Vorrath, der kaum auf zehn Tage zureichte. Die Ladung aller andern war nichts als überflüßige Bagage und ein Haufen Lumpereyen, die nicht den Transport verlohnten. Eine ſolche Nachläſſigkeit in einer ſo wichtigen Angelegenheit, die man mit ſo vieler Mühe und Gefahr zu Stande gebracht hatte, iſt wohl nirgends möglich, als unter unregelmäßigen und trägen Regierungen in Indoſtan; die Engländer, welche die Natur derſelben kennen muß-

1753 ten, waren ſehr zu tadeln, daß ſie dieſes Geſchäft, von dem alles abhing, ganz dem Nabob und ſeinen Befehlshabern überließen. Dieſem Uebel in etwas abzuhelfen, rückte Lawrence aus, um die umliegende Gegend den Zufuhren vom Lande offen zu halten, und wo möglich die Convoys der Myſoren aufzufangen.

Cattans wurde im Angeſicht der feindlichen Vorpoſten gehangen; er ſtarb mit großer Entſchloſſenheit, und bereute den Capitain Dalton betrogen zu haben, der ihn ſo gütig aufgenommen hatte. Da man dieſen Mann gebraucht hatte, unter dem Verſprechen der Begnadigung, ſeine eignen Landsleute zu hintergehn, ſo war Lawrence allerdings zu tadeln, daß er ihm nicht das Leben ſchenkte.

Die Feinde, die ein neues Gefecht vermeiden wollten, zogen ſich zurück, wie die Engländer vorrückten, und zwar mit ſolcher Eilfertigkeit, daß ſie einen Theil ihrer Bagage und Munition zurück ließen. Sie lagerten ſich auf einer Anhöhe an dem Ufer des Caveri. Von hier wollte Lawrence ſie auch vertreiben, als er den 14ſten Auguſt die unangenehme Nachricht von einer feindlichen Verſtärkung hörte, die allein der ganzen Macht der Engländer gleich kam. Es waren 3000 Maratten, einige tauſend Peons und eine Anzahl Topaſſen unter Anführung des kühnen Morari-row, desgleichen 400 Europäer und 1000 Sepoys nebſt ſechs Kanonen. Die meiſten dieſer Europäer waren am Ende des Junius aus der Inſel Mauritius angelangt, wo man ſie diſciplinirt hatte. Dupleix ſchickte ſie nebſt allen Soldaten, die er nur zuſammen bringen konnte, um dem Kriege bey Tritchinapoly wo möglich ein Ende zu machen; Morari-row, der zwar dieſe Abſicht nicht hatte, mußte doch ſeinen Soldherrn aus der Noth zu reißen ſuchen, und gab daher ſeine Streifereyen vor der Hand auf. 1753

Ihre Erſcheinung in einem ſo kritiſchen Zeitpunkte belebte den Muth der Feinde, die drey Tage hinter einander Victoria ſchoſſen, und Feuerwerke abbrannten. Die Engländer und ihre Bundsgenoſſen ſahen ſich nun gezwungen defenſiv zu agiren. Was ihnen aber den größten Kummer verurſachte, war der Proviant, denn alle bisherigen Zufuhren waren blos für den täglichen Unterhalt der Truppen hinreichend geweſen; ſie dauerten zwar noch fort, allein mit großer Schwierigkeit, weil die Maratten jezt keine Convoy unangegriffen ließen. Der zehntägige Vorrath von Proviant lag noch in den Magazinen der Stadt unberührt, und wurde für die Beſatzung im höchſten Nothfall aufgeſpart.

Die Regierung in Madras war auch nicht müßig Verſtärkungen abzuſenden. Alles, was ſich nur zum Kriege tauglich befand, wurde zu Waſſer nach Devi-Cotah geſchickt. Die Myſoren ſowohl als die Maratten hatten große Luſt die Engländer vor Ankunft dieſer Hülfstruppen in ihrem feſten Lager anzugreifen; allein Aſtruc, der jezt wieder die Franzoſen commandirte, wollte dieſen Verſuch nicht wagen. Die Verſtärkung langte endlich den 19ten September unweit Tritchinapoly an, ohne daß die Franzoſen es erfuhren. Lawrence, um ihre Aufmerkſamkeit zu beſchäf-

1753 tigen, beſezte eine Anhöhe nahe am feindlichen Lager, und ließ es beſchießen; er erreichte auch ſeinen Zweck, und die erwarteten Truppen trafen noch die nämliche Nacht glücklich bey ihm ein. Sie beſtanden aus 237 Europäern und 300 Sepoys. So gering dieſe Verſtärkung auch war, ſo belebte ſie doch ſehr den Muth der Engländer, die nun auch ihrerſeits den Feinden dieſe Nachricht durch Kanonenſchüſſe und Freudenfeuer ankündigten.

Lawrence, deſſen Bedürfniſſe jezt täglich größer wurden, und keine Veränderung zu ſeinem Vortheil hoffen konnte, beſchloß, ſobald ſich nur die neuen Truppen erholt haben würden, die Feinde zu einer Schlacht zu bringen, ſollten ſie aber hiezu nicht geneigt ſeyn, ſie in ihrem eignen Lager anzugreifen. Die Zelter und Bagage blieben unter den Kanonen von Tritchinapoly nebſt hinreichender Bedeckung zurück; mit allen andern Truppen rückte Lawrence den 20ſten September dicht ans feindliche Lager, man zeigte hier aber keine Luſt zum Treffen; dem Plan zu folge wurde es nun beſtürmt. Die Engländer beſtiegen einen mit Myſoren beſezten Felſen, und drangen ſo ins myſoreſche Lager. Wäre dieſes ſo wie in Europa mit Zeltern bedeckt geweſen, ſo hätte man unmöglich in ſolcher Ordnung und geſchloſſenen Gliedern durchmarſchiren können, wie hier geſchah; allein bey einem indiſchen Heer haben nur allein die Befehlshaber Zelter, alle andre aber blos leicht erbaute Hütten, die man mit einer Hand umreißen kann. Die Myſoren thaten geringen Widerſtand und flohen. Dieſes zwang die Franzoſen, um nicht im Rücken angefallen zu werden, ihre Verſchanzungen zu verlaſſen, und 1753 dem Feinde entgegen zu gehen; ſie hatten aber das nämliche Schickſal wie ihre Bundsgenoſſen, und wurden über den Haufen geworfen; auch die Maratten, die aus dem entfernteſten Theile des Lagers herbey eilten, wurden mit einem ſtarken Kanonenfeuer empfangen und mit in die Flucht verwickelt. Die Feinde zogen ſich ſodann nach Seringham, mit ihrem ganzen Troß von Ochſen, Kameelen und Elephanten; die Truppen beſtanden in 30,000 Mann Fußvolk und 16,000 Mann Reiterey. Die Tanjoren erhielten zwar Befehl den Flüchtlingen nachzuſetzen, die auf der ganzen Ebene zerſtreut liefen, allein ſie waren nicht aus dem Lager weg zu bringen, wo ſie alle Hände voll mit plündern zu thun hatten.

Die Beute beſtand in den Zelten, der Bagage und Munition des franzöſiſchen Lagers nebſt eilf Kanonen. Von den Franzoſen waren über 100 Todte und Verwundete, beynahe eben ſo viel mit zehn Offiziers wurden auf dem Schlachtfelde gefangen genommen, worunter Aſtruc ſelbſt war, und auf der Flucht noch 86 andre Europäer; ſo daß ihr ganzer Verluſt in 300 Europäern beſtand, nebſt ihrem beſten Offizier. Er wäre noch weit beträchtlicher geweſen, wenn die Tanjoren ihre Schuldigkeit gethan hätten. Die Engländer hatten vierzig Europäer Todte und Verwundete.

Einige Tage nach dieſem Treffen wurde das Fort Weycondah mit Sturm eingenommen, und die aus 400 Mann beſtehende Beſatzung zu Gefangenen gemacht. Die Engländer und ihre Bundsgenoſſen

1753 ſahen ſich nun im größten Ueberfluß; von allen Seiten wurden ihnen Lebensmittel in Menge zugeführt, daher man nun die Magazine in Tritchinapoly anfüllen konnte, und zwar zu einem ſechsmonatlichen Unterhalt für die ganze Beſatzung. Der brave Capitain Dalton, der nunmehr ſeine ſo lange vertheidigte Stadt außer aller Gefahr ſahe, gab das Commando in Tritchinapoly auf, und ging bald darauf nach Europa zurück.

Die Annäherung des Regenwetters in der Mitte des Octobers machte es nöthig, die Truppen in die Cantonirungsquartiere zu führen. Lawrence wählte hiezu den Diſtrict bey Coiladdy an den Gränzen von Tanjore. Er brach auf, nachdem er die Beſatzung von Tritchinapoly noch mit 150 Europäern und 400 Sepoys verſtärkt hatte, ſo wenig man auch jezt etwas vom Feinde befürchtete. Der Nabob begleitete die Engländer mit ſeinen wenigen Truppen, allein die Tanjoren eilten nach ihrer Hauptſtadt, um hier der Feyer eines großen Feſts beyzuwohnen, das um dieſe Jahreszeit einfällt. Lawrence ſahe ſie ſehr ungern abziehn, da er aus Erfahrung wußte, daß es äußerſt ſchwer ſeyn würde, den König dahin zu vermögen, ſie wieder zurück zu ſenden, ob er es gleich dem Nabob feſt verſprach.

Während dieſer Vorfälle am Coleroon hatten die Engländer auch im Carnatick anſehnliche Vortheile gewonnen. Mortiz-ally hatte mit 11000 Mann Trinomalee belagert, unter Anführung eines ſehr muthigen Offiziers, Haſſan Ally, der lange Zeit oberſter Befehlshaber aller franzöſiſchen Sepoys geweſen war. Die Beſatzung beſtand aus 1500 Mann, 1753 und wurde von Barkatoola, einem getreuen Diener des Nabobs, commandirt. Dieſer that beſtändig Ausfälle; einer derſelben ward mit ſolchem Muth und Geſchicklichkeit ausgeführt, daß die Belagerer ganz zurück geſchlagen wurden, wobey ſie ihren Anführer Haſſan Ally verloren. Dieſes ſezte ſie in ſo große Beſtürzung, daß ſie ſofort die Belagerung aufhoben.

Um eben dieſe Zeit trat Mahomed Comaul auf, der bedeutendſte aller Abentheurer, die in dieſer Epoche von Anarchie und Verwirrung die Unabhängigkeit zu erlangen ſuchten. Dieſer Mann war bey der Belagerung voñ Arcot Befehlshaber von einem Trupp Reiter. Nachdem die Armee des Raja-ſaheb zerſtreut worden war, hielt er ſeine Soldaten zuſammen, und ſammelte Contributionen ein, die nicht allein dienten, den Seinigen reichlichen Unterhalt zu verſchaffen, ſondern auch Andre anzureizen, ſich mit ihm zu vereinigen. Das Schickſal des Chunda-ſaheb in Seringham beunruhigte ihn, er beſchloß daher weislich, ſich von der Gefahr zu entfernen, und nach dem Lande Neloor, dem nordöſtlichen Theil von des Nabobs Staaten, zu marſchiren, weil er nicht zweifelte, wegen der Entlegenheit deſſelben von Arcot und Madras, ſich hier feſt zu ſetzen. Es glückte ihm über ſeine Erwartung, denn er fand Mittel ſelbſt die Hauptſtadt von Neloor zu überrumpeln; der Statthalter des Landes aber flohe nach Arcot. Die Engländer und der Nabob konnten wegen der vielen andern Feinde dieſen Unternehmungen in der Entfernung

1753 keinen Einhalt thun, daher Comaul die Frucht ſeiner Kühnheit ein Jahr lang ungeſtört genoß. Er entwarf nun weitere Plane, und beſchloß die Pagode von Tripetti einzunehmen.

Dieſer Tempel, einer der berühmteſten in Decan, liegt auf dem Gipfel eines Berges, funfzig engliſche Meilen von Arcot. Das Feſt des Gottes, dem er geweiht iſt, wird alle Jahr im September gefeyert, und die Opfergaben der zahlreichen Pilger, die aus allen Ländern Indoſtans ſich hier einfinden, betragen eine ſo große Summe, daß die Bramanen der Regierung einen jährlichen Tribut von 60,000 Pagoden oder 24000 Pf. St. bezahlen. Dieſe Einkünfte wieß der Nabob den Engländern zur Befriedigung von einem Theil ihrer Kriegskoſten an. Da es nun ſowohl den Bramanen als den Pilgern gleichgültig iſt, wer das Geld empfängt, wenn nur das Feſt ungeſtört vor ſich geht, ſo war die Abſicht des Comaul, noch vor dem Feſt die Pagode in Beſitz zu nehmen. Die Regierung in Madras glaubte für die Sicherheit eines Orts ſorgen zu müßen, der mit ihrem Intereſſe ſo genau verbunden war, und ſchickte daher ein Detaſchement von 40 Europäern und 100 Sepoys ab, mit Befehl die Pagode zu vertheidigen. Des Nabobs Bruder Nazeabulla, ſtieß unterwegs mit einem Corps Truppen zu den Engländern, allein dieſe wurden des langſamen Marſches der Indier überdrüßig, und eilten allein vorwärts. Nahe bey Tripetti ſahen ſie ſich unerwartet von Comauls ganzer Macht umringt, 5000 Mann Reiterey und Fußvolk. Die Engländer poſtirten ſich in einem Dorfe, wo ſie ſogleich angegriffen wurden, und ob man gleich die 1753 Feinde beſtändig zurückſchlug, ſo erneuerten dieſe doch ihre Anfälle, bis die Nacht einbrach. Einige Europäer waren dabey geblieben, und alle Munition verſchoſſen worden; dieſes nöthigte die Engländer ſich zurückzuziehn: den folgenden Tag vereinigten ſie ſich wieder mit Nazeabullas Truppen, und rückten von neuem auf Tripetti los. Comaul erwartete ſie in der Ebene. Das Treffen fing mit einer Kanonade an, die unter den Feinden viel Unordnung erzeugte, dieſe wurde durch einen lebhaften Angriff der Europäer und Sepoys noch vermehrt, bis eine Kanonenkugel den Elephanten des Comaul zu Boden ſtreckte. Seine Truppen, welche die Fahne ihres Feldherrn nicht mehr ſahen, nahmen wie gewöhnlich die Flucht, und dieſes mit ſolcher Eilfertigkeit, daß ſie ihren Anführer den Feinden überließen. Er wurde zum Gefangenen gemacht, und dem Nazeabulla überliefert, der ihm auf der Stelle den Kopf abhauen ließ. Sein Tod befreyte den Nabob von einem ſehr gefährlichen Feinde, von deſſen Muth und Thätigkeit alles zu fürchten war. Es befanden ſich zwar noch andre Anführer von Truppen in den Diſtricten von Ponamalee, Chinglapet und Arcot, die Unruhen erregten; allein ſobald ſie nur von der Annäherung der Europäer hörten, ſo zogen ſie ſich immer zurück.

Die Feinde in Seringham ſchienen keine Luſt zu haben, die Abweſenheit der engliſchen Truppen zu nutzen, ja ſie hinderten nicht einmal das Landvolk, Lebensmittel nach Tritchinapoly zu führen, daher die Beſatzung hier im größten Ueberfluß und in einer

1753 Ruhe lebte, die dem Frieden ähnlich war. Indeſſen waren die Feinde der Meynung, daß die Engländer ohne die Cavallerie von Tanjore nicht gewagt haben würden ihr Lager anzugreifen, ſie beſchloſſen daher alles anzuwenden, ihnen dieſe Hülfsvölker zu entziehn. Der Regent machte dem Miniſter des Königs von Tanjore, Succo-jee, ein Geſchenk mit einer großen Summe Geldes; zu gleicher Zeit ließ ihm Dupleix durch ſeine Gemahlin in malabariſcher Sprache einen Brief ſchreiben, worin er dem Könige drohte, im Fall er ſich unterſtünde den Engländern wieder Truppen zu geben, ſein Land durch die Maratten mit Feuer und Schwert verheeren zu laſſen; und wenn dieſes nicht hinreichend wäre, ihn zu unterdrücken, ſo wollte er den Subah Salabad-jing mit ſeiner ganzen Macht von Golconda herbeyrufen. Die Wirkung dieſer verſchiedenen Maſchinen auf den König und ſeinen Miniſter waren bald ſichtbar, denn Succo-jee nutzte den furchtſamen Charakter ſeines Herrn, um Monack-jee das Commando der Armee zu nehmen; er ſtellte ihn als einen Mann vor, der mit den Engländern in ſo genauer Verbindung ſtünde, daß er, ſich auf ihre Freundſchaft verlaſſend, wohl gar gefährliche Entwürfe gegen den König ſelbſt ausführen könnte. Dieſe Vorſtellungen nebſt den Drohungen des Dupleix's brachten endlich den Monarchen zu dem Entſchluß, ſein dem Nabob und dem Major Lawrence gegebenes Wort zu brechen, und keine Truppen mehr zu ſenden. Der nächſte Schritt des Miniſters war nun, ihn auch zu überreden, ſich mit den Franzoſen zu vereinigen. Dieſes gelang ihm gleichfalls, und der König war eben im Begriff den Tractat zu unterzeichnen, als 1753 ein jählinger unerwarteter Vorfall ſeine Hand zurück hielt.

Die Franzoſen in Seringham hatten im Anfang des Novembers eine Verſtärkung von 300 Europäern, 200 Topaſſen und 1000 Sepoys erhalten; demunerachtet aber blieben ſie ganz ruhig und unternahmen nichts. Ihre Abſicht hiebey war, die Beſatzung von Tritchinapoly einzuſchläfern, damit man ihren Entwurf nicht ahnen ſollte, der nichts geringers zum Zweck hatte, als dieſe Stadt bey Nachtzeit zu überrumpeln. Cattans Brief, den dieſer Spion auf Daltons Befehl ſchreiben mußte, diente den Franzoſen zur Richtung. Die Schwierigkeiten aber, die damals ihrer erwarteten, waren jezt weit geringer; hiezu kam die Sicherheit der Garniſon. Man beſtimmte zum Sturm den Kern der Armee, 600 Europäer, die von den Sepoys und den andern Truppen hernach unterſtüzt werden ſollten. Die Europäer langten um drey Uhr des Morgens unbemerkt an den Mauern der Stadt mit ihren Sturmleitern an; ſie beſtiegen eine Hauptbatterie, mit 50 Sepoys beſezt, die alle mit Bajonets niedergeſtoßen wurden. Man wollte keinen Schuß eher thun, bis es die Noth erfoderte, um deſto ſicherer Progreſſen zu machen. Zufällig aber wurden einige Gewehre losgebrannt, und nun nahm der Lärm überhand. Die Franzoſen wollten die Furcht der Beſatzung vermehren, und wandten daher die Kanonen der Batterie gegen die Stadt, und feuerten damit unaufhörlich, wobey die Kriegs-

1753 muſik erſchallte, und beſtändig geſchrien wurde: Es lebe der König!

Der engliſche Commandant, Capitain Kilpatrick, lag an empfangenen Wunden ſehr krank, und konnte nicht das Bette verlaſſen, er gab alſo dem Lieutenant Harriſon die nöthigen Befehle. Die Franzoſen verſuchten nun die zweite Mauer zu beſteigen, und die Thore zu ſprengen. Ein Deſerteur führte eine Partey, mit zwey Petarden und Sturmleitern verſehn, durch krumme Wege zu einem Hauptthore. Man war aber ſchon bereit ſie zu empfangen. In der Dunkelheit konnte nur allein das Feuer des Geſchützes zur Richtſchnur dienen. Ein glücklicher Schuß vom Walle ſtreckte den Soldaten zu Boden, der die erſte Petarde eben befeſtigen wollte, desgleichen den Deſerteur, den Führer des Trupps; auch der zweite Petardiſt wurde gleich darauf erſchoſſen. Nun wollten die Franzoſen ſtürmen, allein man hatte die Leitern durch Kugeln und bey Erſteigung der erſten Mauer durch gewaltſame Behandlung ſo übel zugerichtet, daß ſie größtentheils unbrauchbar waren. Jezt war nichts als ein Rückzug übrig; ſämtliche Truppen formirten ſich alſo auf der erſten Batterie, um wieder ſo zurück zu ſteigen, wie ſie gekommen waren: dieſes war aber wegen der mangelnden Leitern nicht mehr ausführbar, und keine andre Wahl vorhanden, als achtzehn Fuß tief auf einen Felſen herab zu ſpringen, oder ſich ins Waſſer zu werfen. Ungefähr hundert verſuchten dieſe verzweifelten Mittel, allein ihr trauriges Schickſal hielt die übrigen zurück, ihrem Beyſpiele zu folgen; ſie kehrten daher in der größten Verzweiflung um, und erneuerten ihr fruchtloſes Feuer von der Batterie 1753 auf die Stadtmauer. Beide Theile waren nur durch einen Zwiſchenraum von zwanzig Fuß von einander getrennt. Harriſon mit ſeinen Europäern auf der gegenüberſtehenden Terraſſe beantwortete das feindliche Feuer mit großer Wirkung; er hatte den wichtigen Vortheil, durch Parapets bedeckt zu ſeyn, und zwölf Fuß höher als die Feinde zu ſtehen, die vom Kopfe bis zu den Füßen dem Feuer blosgeſtellt waren. In dieſer ſchrecklichen Lage, in der Dunkelheit der Nacht, unfähig ſich zurückzuziehen, und überzeugt von ihrem fruchtloſen und nur für ſie allein ſchädlichen Widerſtande, hörten ſie endlich auf zu feuern, und verbargen ſich jeder insbeſondere ſo gut er nur konnte, bis der von beiden Seiten ſo ſehnlich gewünſchte Tag anbrach, da denn die Franzoſen ſämtlich ihre Waffen wegwarfen und um Pardon baten, der ihnen auch gleich bewilligt wurde. Man rief ihnen vom Walle zu, ſich zwiſchen den beiden Mauern in Ordnung zu ſtellen; dieſes geſchah, und ſo wurden ſie Truppweiſe in die Stadt geführt. Die Anzahl dieſer Gefangenen war 360, lauter Europäer, von welchen 67 verwundet waren; 37 lagen todt in der Batterie und den andern Feſtungswerken. Diejenigen, die durch den vorerwähnten großen Sprung lebendig davon kamen, wurden von den draußen befindlichen Truppen in Empfang genommen; die Franzoſen ſelbſt aber geſtanden, daß alle dieſe Springer ohne Ausnahme Invaliden geworden wären. So endigte ſich dieſe Unternehmung auf eine Art, welche die Franzoſen mehr ſchwächte als irgend ein andrer Unglücksfall im ganzen Laufe des Krieges.

1753 Sobald Lawrence bey Coiladdy die Nachricht von dieſem Verſuch erhielt, ſchickte er eine Verſtärkung von Truppen nach Tritchinapoly und rüſtete ſich ſelbſt zu folgen; dieſes konnte aber wegen dem Regenwetter nicht eher als den 3ten December geſchehen. Die Feinde gingen indeſſen mit der myſoreſchen Cavallerie, 8000 Mann ſtark, über den Fluß, um einen abermaligen Verſuch auf die Stadt zu wagen, wobey die Reiterey zu Fuße fechten ſollte; da ſie aber die Beſatzung ſehr auf ihrer Hut fanden, ſo zogen ſie ſich wieder zurück, ohne das geringſte zu unternehmen.

Obgleich der König von Tanjore im Begrif war, mit den Franzoſen ein Bündniß zu ſchließen, ſo hatte man ihm doch nichts von ihrem Entwurf auf Tritchinapoly geſagt, daher war er bey der Nachricht von dieſem Vorfall nicht wenig erſtaunt, und da überdem der große Verluſt der Franzoſen ihren Credit ſehr ſchwächte, ſo bereuete er ſeinen gehabten Vorſatz, den Nabob und die Engländer zu verlaſſen. Dupleir, der dieſe Veränderung ſeiner Geſinnungen bald wahrnahm, beſchloß keine Zeit mehr durch Unterhandlungen bey ihm zu verlieren, ſondern ohne weitern Verzug die Maratten in ſein Land zu ſchicken. Dieſem Beſuch vorzubeugen, ſchickte der König ein Corps Truppen unter Commando ſeines Onkels Gauderow ihnen entgegen, und verſicherte dem Nabob, daß die übrige Armee ſich auch an den Gränzen verſammeln, und ſodann nach Tritchinapoly marſchiren ſollte. Lawrence, um ſeine Aufrichtigkeit auf die Probe zu ſtellen, ſchrieb dem Könige, daß ſeine Truppen ihnen nichts nützen könnten, ſo lange ſie von einem ſo unerfahrnen Befehlshaber wie Gauderow commandirt würden, und 1753 bat ihn daher, Monack-jee wieder das Commando zu übertragen, der dazu der fähigſte Mann im Königreiche wäre. Dieſe Empfehlung diente den Verdacht des Königs zu beſtärken, welchen der Miniſter beſtändig bey ihm unterhielt; Lawrence, der davon Nachricht bekam, beſchloß des Generals Namen nicht mehr zu erwähnen, weil dieſes vielleicht für den in Ungnade lebenden üble Folgen haben könnte, und erſuchte blos, daß die tanjoreſchen Truppen ohne Verzug unter Commando des Gauderow ſich mit ihm vereinigen möchten. Es geſchah aber nicht; denn die Maratten zeigten ſich immer in kleinen Schaaren an den Gränzen, bis ſie endlich gegen Ende des Decembers mit 1100 Mann von einer andern Seite in Tanjore eindrungen, und die Drohung, alles mit Feuer und Schwert zu verheeren, getreulich erfüllten.

Im Carnatick waren diejenigen Diſtricte, die den Nabob anerkannten, ſeit der Niederlage des Comaul in Ruhe geblieben. Dupleix hatte Truppen aus Pondichery geſchickt, das Fort Palam-Cotah zu belagern. Dieſer Ort, nebſt den dazugehörigen Ländereyen, iſt der einzige Theil vom Carnatick, der nicht von dem Nabob von Arcot abhängt, ſondern dem Nabob von Cudapa gehört. Beyſpiele ſolcher Sequeſtrationen findet man in allen Provinzen des mogulſchen Reichs; die Lehnsverfaſſung deſſelben erlaubt jedem Nabob gewiſſe Einkünfte für ſeinen eignen Gebrauch aus den Landesprodukten. Da aber die Grundlage der Regierung in Anordnungen beſteht, wodurch allen Statthaltern und Großen des Reichs Anſprüche

1753 jeder Art auf unumſchränktes Landeigenthum abgeſchnitten werden, und ſie gezwungen ſind, einzugeſtehn, daß alle ihre Titel und Würden von der Gnade des Kaiſers abhangen, ſo iſt die Verfügung getroffen, daß ſolche dem Nabob zugeſtandene Ländereyen ſehr ſelten in der von ihm beherrſchten Provinz, ſondern gewöhnlich in dem entfernteſten Theile der benachbarten Provinzen liegen. Durch dieſe Einrichtung erſcheint des Moguls Autorität über alle Fürſten des Reichs in ihrem größten Glanze; da die Einwohner eines Landes ihren ſonſt ſo mächtigen Nabob von dem Recht ausgeſchloſſen ſehn, etwas eigenthümliches von dem Boden zu beſitzen, wo er faſt unumſchränkt herrſcht. Dieſes iſt eine nie verſiegende Quelle von Streitigkeiten unter den benachbarten Nabobs, die immer Urſache finden über Beeinträchtigung ihrer Rechte in dieſen ſequeſtrirten Ländereyen zu klagen. Der Nabob von Cudapa wandte ſich daher an die Regierung von Madras, um das belagerte Palam-Cotah zu entſetzen. Man ſchickte auch von hieraus 30 Europäer und 200 Sepoys dahin, bey deren Annäherung die Belagerung von den Franzoſen ſogleich aufgehoben wurde.

Fünftes Buch.

Während dieſer Begebenheiten in dem ſüdlichen Theile von Decan, ereigneten ſich andere von größerer Wichtigkeit in Golconda und in den nordlichen Provinzen der Subahſchaft. 1752

Obgleich Gazi-odin Khan im October 1751 geſtorben war, ſo ſezten die marattiſchen Feldherren Balagerow und Ragogee Bonſola doch den Krieg gegen Salabad-jing und Buſſy fort, die ſo wie im vorigen Jahre ins Marattenland einrückten. Balagerow verheerte abermals ſelbſt ſeine eignen Dörfer, und fiel mit ſeinem Reiterheer beſtändig die Armee des Salabad-jing an, allein jedesmal wurde er durch das franzöſiſche Artilleriefeuer mit großem Verluſt zurückgeſchlagen; ein Umſtand, der ihn dahin brachte, Friedensvorſchläge zu thun. Der Friede wurde auch wirklich im November zu Calberga, einer anſehnlichen Stadt 50 engliſche Meilen von Bedar, geſchloſſen. Salabad-jing räumte dem Balagerow einige Diſtricte bey Brampoor ein, dagegen ihm dieſer andre in der Nähe von Aurengabad überließ. Der Großfeldherr ging ſodann mit ſeinen Maratten nach Poni zurück, und der König Ragogee Bonſola mit den ſeinigen nach Nagpore, der Hauptſtadt ſeiner Staaten in der Provinz Berar, 350 engliſche Meilen von Aurengabad.

1753 Buſſy, der ſo viel zu der gegenwärtigen ſcheinbaren Ruhe beygetragen hatte, bat nun um die Provinz Condavir bey Maſulipatnam gelegen, für die franzöſiſch-oſtindiſche Compagnie, die ihm auch bewilligt wurde. Seine Ausſichten und Hoffnungen aber gingen noch viel weiter, und er wartete nur auf eine günſtige Gelegenheit, als auf einmal neue Feindſeligkeiten ausbrachen. Ragogee Bonſola war aufgebracht, daß Salabad-jing ihm verſchiedene Foderungen abgeſchlagen, und dem Balagerow die ſeinigen zugeſtanden hatte; er zögerte daher ſo lange auf ſeinem Marſch, bis dieſer, den er fürchtete, weit genug entfernt war; ſodann wandte er um, und erſchien drey Wochen nach der Trennung abermals bey Calberga, wo ſich Salabad-jings Armee noch befand.

Die marattiſche Cavallerie verheerte ſo wie gewöhnlich das Land, ſchnitt die Zufuhren ab, und überfiel einzelne Poſten, dagegen vermied ſie nach äußerſter Möglichkeit ſich den franzöſiſchen Truppen zu nähern; dennoch konnte ſie, dieſen nicht immer entgehn, ſondern gerieth oft unter ihre Kanonen; ſie ſezte jedoch ihre Anfälle fort. Buſſy, der aus Privaturſachen gern den Subah von allen Kriegsoperationen befreyt ſehn wollte, rieth ihm daher dem Ragogee einige Diſtricte in der Nähe von Berar einzuräumen; dieſes geſchah, und die Maratten gingen nach Hauſe. Dieſe Beruhigungsmittel aber erzeugten eine entgegengeſezte Wirkung, als die Buſſy gehofft hatte, denn die Ceſſionen an die Maratten waren auf Koſten vieler Vornehmen an Salabad-jings Hofe geſchehn, die dadurch Penſionen und Stellen verloren, wodurch folglich

Buſſy als Rathgeber äußerſt bey ihnen verhaßt wurde. 1753 Schanavaze Khan, der Urheber dieſes Mißvergnügens, war nicht mehr an der Spitze der Faction, ſondern ein andrer viel gefährlicherer Gegner, munterte die Unzufriedenen auf, und legte Buſſy bey allen ſeinen Maaßregeln Hinderniſſe in den Weg. Dieſes war Seid-Laſkar Khan, der Duan, oder oberſter Miniſter, der unter Nizam-al muluck ſchon die erhabene Würde als Großfeldherr von des Subah Heeren bekleidet, und ſie auch unter Nazir-jing beybehalten hatte. Er bekleidete dieſen Fürſten zwar nach dem Carnatick, wurde aber von ihm, um einige Unruhen zu ſtillen, nach Aurengabad geſchickt, da die Armee nach Arcot ging. Seine Fähigkeiten als Staatsmann und Feldherr erregten die allgemeine Meynung, daß Nazir-jing ſeinem Schickſal entgangen wäre, wenn dieſer General gegenwärtig geweſen. Er befand ſich noch in Aurengabad, als Salabad-jing und Buſſy im vorigen Jahre hier eintrafen, und ob er gleich mehr als alle andre die europäiſchen Bundsgenoſſen haßte, ſo verſtellte er ſich doch ſo ſehr, daß ihn Buſſy für ſeinen Freund hielt, und den Subah überredte, ihn zum Duan zu ernennen. Sobald ſich dieſer Mann aber in ſeinem Poſten feſtgeſezt hatte, nahm er die Larve ab, und widerſprach ſeinem Fürſten bey allen Gelegenheiten, ſobald er glaubte, daß dieſer nach des Buſſy Rathſchlägen handelte; ja jezt mehr als jemals, da er die Unerſättlichkeit der Franzoſen wahrnahm.

Buſſy war wenig Tage nach geſchloſſenem Frieden gefährlich krank geworden, und obgleich ſeine gute Leibesbeſchaffenheit die erſten Anfälle der Krankheit

1753 überwand, ſo war er doch ſehr geſchwächt. Sein Arzt war überzeugt, daß ſeine Wiederherſtellung blos von einer gänzlichen Entfernung von ſeinen unruhigen Geſchäften abhinge, die Buſſy am Hofe des Subah nicht unterlaſſen würde; er rieth ihm alſo, ſich auf einige Zeit nach Maſulipatnam zu begeben, und hier allen Arbeiten zu entſagen, bis er ganz wieder hergeſtellt wäre. Buſſy verließ daher das Hoflager im Januar, übergab ſowohl die franzöſiſchen Truppen als die Sepoys einem andern Offizier, und ging nach Hyderabad. Der neue Befehlshaber der franzöſiſchen Soldaten hatte aber weder hinreichende Fähigkeit noch Erfahrung, den endloſen Intriguen eines mohriſchen Hofes die Spitze zu bieten. Der Duan, dem dieſes nicht verborgen blieb, beſchloß die Abweſenheit des Buſſy zu nutzen, um die Verbindung zwiſchen dem Subah und ſeinen furchtbaren Bundsgenoſſen zu trennen. Die Ausführung dieſes Vorſatzes war jedoch nicht leicht; denn Buſſy hatte Salabad-jing überredet, daß die franzöſiſchen Truppen nicht allein die vornehmſte Stütze ſeiner Regierung gegen auswärtige Feinde, ſondern auch die beſte Sicherheit ſeiner Perſon und Autorität wider innerliche Unruhen wären. Der Duan fing alſo damit an, daß er ihn nach und nach an die Abweſenheit dieſer Lieblingstruppen gewöhnen wollte; dabey war es aber nöthig, ihnen allen Verdacht von dieſem Vorhaben zu entziehn, weil ſie zu furchtbar waren, um auf einmal entfernt zu werden. Buſſy hatte zu den Europäern 5000 Sepoys gefügt, die er ſelbſt beſoldete, und die überhaupt ganz allein von ſeinen Befehlen abhingen. Der Duan vernach-

1753 läſſigte alſo vorſetzlich, dem Befehlshaber dieſer Truppen den Sold zu zahlen, unter dem Vorwande, daß die Einkünfte aus gewiſſen Provinzen ausgeblieben wären. Da nun die Franzoſen, wie er erwartete, über dieſen Geldmangel laut murrten, ſo ſagte er ihnen, das beſte Mittel dem Uebel abzuhelfen wäre, daß ſie ſelbſt hinzögen, um die Einkünfte im Namen des Subah von den ſaumſeligen Statthaltern einzuſammeln. Dieſen Vorſchlag nahmen ſie gern an, in der Hoffnung, daß ſie nach indiſcher Gewohnheit außer den beſtimmten Summen noch anſehnliche Geſchenke erhalten würden. Dennoch dürfte es ſehr ſchwer geweſen ſeyn, Salabad-jings Genehmigung zu ihrem Abzuge zu erlangen, wenn nicht ihr übeles Betragen ihn überzeugt hätte, daß die Ruhe der Stadt ihre Abweſenheit nöthig machte; denn die bisherige gute Diſciplin hatte ſeit Buſſy's Abreiſe gänzlich aufgehört, ſo daß täglich Ausſchweifungen aller Art geſchahen, wider welche unaufhörliche Klagen vor die Thore des Palaſts gebracht wurden.

Sobald der Duan nun den größten Theil der franzöſiſchen Truppen in verſchiedene Theile des Landes zerſtreut hatte, erfand er einen Vorwand den Subah zu bereden, von Golconda nach Aurengabad aufzubrechen, wobey er ihn dahin brachte, von den übrigen Europäern und Sepoys nur ein kleines Detaſchement mitzunehmen. Sodann befahl er dem Statthalter von Golconda, den zurückbleibenden Europäern kein Geld auszuzahlen, und ihnen auf alle nur mögliche Art Schaden zuzufügen, ohne es jedoch zu öffentlichen Feindſeligkeiten kommen zu laſſen;

1753 ähnliche Befehle gingen auch nach allen Provinzen, wo ſie herumzogen, die Einkünfte einzuſammeln. Er glaubte, daß dieſe von der vorigen ſo ſehr verſchiedene Behandlung die Franzoſen dahin bringen würde, von ſelbſt einen Dienſt zu verlaſſen, wo nichts mehr zu gewinnen wäre.

Die gemeinen franzöſiſchen Soldaten ſowohl als die Sepoys, da ſie kein Geld erhielten, brachen in laute Klagen aus, und fingen an davon zu laufen; die Offiziers aber blieben ihrer Pflicht getreu, und wandten ihr eignes Geld an, die Truppen zu beruhigen. Da dieſes Mittel aber nicht hinreichend war, und die Gefahr täglich größer wurde, ſo ſchrieben ſie an Buſſy, daß nichts als ſeine ſchleunige Ankunft den Angelegenheiten der franzöſiſchen Nation in Decan wieder aufhelfen könnte. Buſſy, der ſich noch nicht von ſeiner Krankheit völlig erholt hatte, war unentſchloſſen; ſeine Privat-Bedenklichkeiten aber wurden durch einen gebieteriſchen Brief des Dupleix bald aus dem Wege geräumt, der ihm drohte, für alle Folgen ſeiner Abweſenheit verantwortlich zu ſeyn, bey einem ſo wichtigen Commando, wo ihm die Ehre der Nation in Indien uneingeſchränkt anvertraut wäre. Er verließ daher Maſulipatnam am Ende des Junius, nachdem er zuvor alle zerſtreuten Detaſchements nach Hyderabad beſchieden hatte, wo er den 13ſten Julius eintraf. Alles bekam nun eine andre Geſtalt. Die Truppen, die ſich hier einfanden, beſtanden in 500 Europäern und 4000 Sepoys, womit er gleich nach Golconda marſchirte. Dieſe Macht und ſeine Gegenwart flößte dem Statthalter und allen andern anweſenden Befehlshabern des Subah Ehrfurcht ein. 1753. Sie bewilligten ſogleich einen Theil des rückſtändigen Soldes zu zahlen. Da dieſes aber nicht zureichte, ſo gab Buſſy ſein eignes Geld her, und borgte das übrige von den Wechslern auf ſeinen großen Credit, ſo daß die Truppen völlig befriedigt wurden; indeſſen hatte er doch in den erſten Tagen ſeiner Ankunft viel Mühe, Tumult und Gewaltthätigkeiten in der Stadt zu verhindern. Obgleich nun dem gegenwärtigen Mangel abgeholfen war, ſo ſahe es dennoch wegen der Zukunft ſehr mißlich aus; denn die böſe Abſicht des Duans war ganz offenbar, da er zu eben dieſer Zeit ſogar allen Unterhalt dem kleinen Detaſchement abſchlug, das den Salabad-jing nach Aurengabad begleitet hatte. Buſſy ſahe kein ander Mittel vor ſich, als mit allen ſeinen Truppen nach dieſer Stadt zu marſchiren, ſobald die Regenzeit vorbey ſeyn würde, die gewöhnlich vom Anfange des Julius bis zu Ende des Septembers dauert. Golconda iſt von Aurengabad wenigſtens 300 engliſche Meilen entfernt; es waren daher zu dieſem Marſch große Zurüſtungen und Koſten erfoderlich. Buſſy brachte jedoch alles durch ſeine eignen Mittel zu Stande, und brach im Anfange des Octobers von Golconda auf.

Obgleich Seid-Laſkar Khan nebſt ſeinen Anhängern gegen die Franzoſen ſo übel geſinnt war, ſo hatte Buſſy doch auch noch Freunde von großem Anſehn in Aurengabad, die ihn öffentlich prieſen. Hiezu kam, daß Salabad-jing ſeiner Armee ſtarke Summen ſchuldig war, und man einen neuen Bruch mit den Maratten befürchtete. Die Kühnheit des Buſſy, ohne

1753. alle Anfrage mit ſeinen ſämtlichen Truppen ſich nach der Hauptſtadt zu begeben, ſezte den Subah und alle Großen in Beſtürzung; vorzüglich aber befand ſich der Miniſter in der äußerſten Verlegenheit; er glaubte ſich nicht ſicher, und wollte ſchon nach dem unbezwingbaren Fort Doltabad, acht engliſche Meilen von Aurengabad, flüchten. Er beſann ſich aber, und fing eine Unterhandlung an, machte viel Entſchuldigungen, that Abbitten, und erbot ſich ſogar, die Reichsſiegel an denjenigen abzutreten, den Buſſy ernennen würde. Dieſer kluge Befehlshaber ſah jedoch die Liſt des Duans vollkommen ein, deſſen verſtellte Demüthigung in der Ueberzeugung geſchah, daß es Buſſy nicht wagen würde, ihm ſeinen Poſten zu nehmen, weil es ſodann jedermann einleuchten müßte, daß es nur geſchehn ſey, um ungehindert dem Subah ſeine ehrgeizigen Foderungen thun zu können. Beide wünſchten daher eine Verſöhnung, und dieſe kam auch bald zu Stande. Das Ceremoniel der erſten Zuſammenkunft, ſowohl mit dem Subah als mit dem Duan, wurde von Buſſy vorgeſchrieben, und von ihnen in allen Stücken genehmigt.

Mittlerweile hatten die franzöſiſchen Truppen in einer ziemlichen Entfernung von der Sadt Halt gemacht, um das Ende der Unterhandlung abzuwarten, nunmehr aber brachen ſie den 23ſten November auf. Seid Laskar Khan kam ihnen acht engliſche Meilen weit entgegen, in Begleitung von zwey vornehmen Hofbeamten, die alle auf Elephanten ſaßen, von vielen Soldaten und Bedienten begleitet waren, und in einer Linie glänzend daher zogen. Eine zahlloſe Menge

Volks folgte dem Zug. Bey der Annäherung war 1753. der Duan der erſte, der von ſeinem Elephanten herabſtieg, ein gleiches thaten alle ſeine Begleiter. Buſſy verließ nun auch den ſeinigen, und ging auf den Duan zu, umarmte ihn, und ſodann auch die andern Großen. Alle beſtiegen darauf wieder ihre Elephanten, und näherten ſich in militäriſcher Ordnung dem Subah, der in einiger Entfernung in einem von vielen Truppen umgebnen Zelte ſie erwartete. Er umarmte Buſſy, der ſeinerſeits durch die franzöſiſche Artillerie den Gruß beantwortete und nach orientaliſchem Gebrauch dem Subah ſeine Geſchenke übergab, die in Elephanten, Pferden und Kleinodien beſtanden; alle ſeine Offizier aber überreichten goldne Rupien. Salabad-jing verließ ſein Zelt mit Buſſy an der Hand, der ihm auf ſeinen Elephanten half, und ſodann den ſeinigen beſtieg, welches auch alle andre thaten. Die Prozeſſion war nun außerordentlich prächtig und ungeheuer; ſie beſtand aus einem großen Heer, aus allen Vornehmen und Edlen des Decanſchen Hofes, und dem größten Theile der Einwohner einer der volkreichſten Städte der Welt. Mit dieſem Pomp langte man unter einem beſtändigem Kanonenfeuer im Palaſt an, wo der Subah an Buſſy Geſchenke von der Art und demſelben Werthe machte, wie er von ihm bekommen hatte, und ſodann die Verſammlung entließ. Buſſy verfügte ſich nun nach dem Palaſt des Duans, der hier einen feyerlichen Eid ablegte, die übereingekommenen Bedingungen genau zu erfüllen. Dieſe waren: Daß die Provinzen von Muſtaphanagur, Elore, Rajamundrum und Chicacole für den

1753. „Unterhalt der franzöſiſchen Truppen hergegeben, und „die dazu gehörigen Patente in drey Tagen ausgefertigt werden ſollten; daß die Summe, welche Jaffer-aly Khan, dermaliger Statthalter dieſer Provinzen, etwa ſammlen würde, bevor Buſſy die Adminiſtration der Einkünfte anordnen könnte, aus „des Subah Schatze gutgethan werden ſollten, im „Fall Jaffer-aly Khan die Zahlung zögerte; ferner „daß die franzöſiſchen Truppen, ſo wie vormals, die „Wache um des Subah Perſon haben ſollten; daß „der Duan ſich nicht in die Angelegenheiten der Provinz Arcot miſchen, und er überhaupt in allen andern Regierungsgeſchäften den Buſſy zu Rathe ziehn „ſollte. Dagegen ſchwur Buſſy der Freund des „Seid-Laskar Khan zu ſeyn, und ihm ſeine Duanswürde zu erhalten.“ Die Patente in Anſehung der vier Provinzen wurden auch ohne Verzug ausgefertigt, und von Buſſy an Moracin, den franzöſiſchen Oberfaktor in Maſulipatnam, geſandt, nebſt der dazu gehörigen Inſtruction ſie in Beſitz zu nehmen.

Dieſe Beſitzungen nebſt Maſulipatnam und der Provinz Condavir machten die Franzoſen zu Herren der Küſte von Coromandel und Orixa, in einer ununterbrochenen Strecke Landes von 600 engliſchen Meilen von Medapilly an bis zur Pagode Jagernaut. Die Gränzen dieſer Länder ſind eine Kette von Gebirgen, die in derſelben Richtung längs dem Seeufer laufen, und an den meiſten Oertern 80 bis 90 Meilen davon entfernt ſind; an einigen wenigen aber auch nur 30 Meilen. Die Gebirge ſind mit undurchdringlichen Wäldern von Bambus, gleich einem Dickigt bedeckt, und haben in ihrem ganzen Umfange nicht mehr als drey oder vier Päſſe, die nach Buſſys Behauptung von hundert Mann gegen eine ganze Armee vertheidigt werden können. Die Provinz Condavir liegt zwiſchen den Flüſſen Kriſtna und Gendegama, welcher leztere bey Medapilly ins Meer fällt. Die Gränzen der vier andern Provinzen ſind nicht genau beſtimmt; indeſſen iſt es gewiß, daß Muſtaphanagar nordwärts an Condavir ſtößt, und Elore von erſterm Lande nordweſtlich liegt; daß Rajamundrum gegen Süden an beide Provinzen gränzt, und Chicacole, die größte von allen vieren, ſich 250 Meilen weit von dem Fluß Godaveri bis zur Pagode Jagermaut erſtreckt. Die Einkünfte dieſer vier Provinzen werden auf 3,100,000 Rupien gerechnet, und die von Condavir auf 680,000; Maſulipatnam und deſſen Dependenzen brachten dieſes Jahr 507,000 Rupien ein; in allem 4,287,000 Rupien, die mehr als 535,000 Pf. St. betragen. Durch dieſe Länder alſo erhielten die Franzoſen größere Beſitzungen, als je Europäer in Indien beſeſſen hatten, ſelbſt die Portugieſen zur Zeit ihres größten Flors nicht ausgenommen. Es fehlte auch nicht an Handelsvortheilen, um den Werth dieſer Beſitzthümer zu erhöhen, denn die Manufacturen ſolcher Zeuge, die man in Europa häufig braucht, ſind in dieſem Theile von Decan beſſer und viel wohlfeiler als im Carnatick. In Rajamundrum ſiehet man große Wälder von einer Art Holz, das in jedem Betracht ſo gut wie Eiſen iſt, und zwar findet man es auf der ganzen Küſte von Coromandel nur allein hier und in Orixa. Chicacole hat einen Ueberfluß an 1753.

1753. Reiß und andern Erdgewächſen, der auch jährlich in großer Menge nach dem Carnatick gebracht wird. Ob man gleich nicht Willens war, den Franzoſen dieſe Länder länger zu laſſen, als ſie die beſtimmte Anzahl Truppen für den Subah unterhalten würden, ſo war es doch augenſcheinlich, daß man ihnen keine Beſitzungen hätte geben können, woraus es ſchwerer war ſie zu vertreiben, im Fall ſie die damit verknüpften Bedingungen nicht erfüllen ſollten; denn da ſie auf einer Seite durch die Gebirge gedeckt waren, und auf der andern die See offen hatten, ſo konnten ſie vermittelſt kluger Maaßregeln der vereinigten Macht des ganzen Decans Troß bieten. Dieſes wußte der Duan nur gar zu wohl, und fürchtete es ſo ſehr, daß er Buſſy ein viel größeres Land in den innern Provinzen anbot, wenn er jene wollte fahren laſſen. Buſſy blieb den übrigen Theil des Jahrs 1753 noch in Aurengabad, und bemühte ſich, ſeine Truppen wieder gehörig zu diſciplініren, für ihren Unterhalt zu ſorgen, und Zurüſtungen zu einem künftigen Feldzuge gegen die Maratten zu machen.

Der Kaiſer Hamed Schach hatte nach dem Tode des Ghazi-eddin Khan deſſen hinterlaſſenem Sohne, einem Jüngling von ſechszehn Jahren, Namens Schehabeddin, die Würde eines Großfeldherrn aller moguliſchen Heere übertragen. Eine gute Erziehung, ganz ungewöhnliche Talente und der beſtändige Rath ſeines Hofmeiſters, vermochten ihn in dieſem erhabenen Poſten ſich mit ſo viel Klugheit und Entſchloſſenheit zu betragen, daß die Omrahs des kaiſerlichen Hofes bald überzeugt wurden, er ſey mehr zu fürchten als zu ver-

1753. achten. Er war ſchon voller Ränke, bediente ſich aller Künſte ſeinen Zweck zu erreichen, und ſcheuete kein Verbrechen. Sein Onkel Salabad-jing fürchtete eine Zeitlang, er würde nach Decan kommen, um ſeines Vaters Tod zu rächen, allein er war damals ſo ſehr mit den verworrenen Regierungs-Angelegenheiten am Delhiſchen Hofe beſchäftigt, daß er ſich nicht wohl von der Hauptſtadt entfernen konnte. Wir wollen die Erzählung dieſer Begebenheiten verſchieben, bis deren Folgen auf die engliſchen Angelegenheiten in Indoſtan Einfluß haben werden.

Die Engländer ſelbſt waren gezwungen, das überaus kluge Betragen des Dupleix zu bewundern, der den Krieg im Carnatick mit aller Macht zu führen ſchien, allein ihn dennoch gänzlich ſeinen höhern Abſichten auf die nordiſchen Provinzen unterordnete, und ſo ſtufenweiſe ſeine Nation zu den großen Beſitzthümern führte, die ſie jezt inne hatte. Der Troſt der Engländer war, daß dieſe erlangten Vortheile ihrer Feinde nicht durch ein fehlerhaftes Betragen von ihrer Seite veranlaßt worden wären; denn wie hätten ſie mit ihren wenigen Truppen den Krieg zugleich an zwey ſo weit von einander entfernten Orten, als Golconda und Tritchinapoly, führen können? Ihre ganze vereinigte Macht war kaum hinreichend geweſen, den weit zahlreichern Franzoſen nur im ſüdlichen Decan die Spitze zu bieten, wo ſie jedoch durch große Beyſpiele von Tapferkeit den Krieg mit Chunda-ſaheb geendigt, die Franzoſen ganz in die Enge getrieben, und die Myſoren gedemüthigt hatten. Es war ein Glück für die Engländer, daß in dieſem kritiſchen

1753. Zeitpunkt ſich zufälligerweiſe ein Mann an der Spitze der Regierung in Madras befand, der mit einem großen Verſtande und unabläſſigen Bemühungen eine ſeltne Beharrſamkeit verband, um dem furchtbaren Dupleix zu widerſtehn. Dieſes war Saunders, deſſen Adminiſtrations-Epoche kurz vor Nazir-jings Tode anfing. Der Mord dieſes Fürſten überzeugte ihn von der Nothwendigkeit, aus allen Kräften den ehrgeizigen Entwürfen des Dupleix entgegen zu arbeiten, ob er gleich von der Compagnie keine Befehle zu Feindſeligkeiten hatte. Es lebten zwar beide Nationen in Europa in Friede, allein dennoch hatte er den Krieg fortgeſezt, ſich nie durch Unfälle niederſchlagen laſſen, und keine kühnen Verſuche geſcheuet, ſobald ſich eine Ausſicht zeigte, das Glück wieder auf die engliſche Seite zu ziehen. Die beiden Gouverneurs hatten die ganze Zeit über einen ſcharfen und ſpitzfündigen Briefwechſel mit einander geführt, und Dupleix, in der Ueberzeugung, daß Buſſy gewiß die nordiſchen Provinzen erringen würde, hatte noch ehe er die Nachricht davon erhielt, gegen Ende des Jahrs 1753, eine Neigung blicken laſſen, den Krieg im Carnatick zu endigen. Im Januar 1754 wünſchte er eine förmliche Unterhandlung. Man kam überein, eine Conferenz in Sadras, einer zwiſchen Madras und Pondichery gelegenen Stadt, zu halten, die den Holländern gehörte.

1754. Die Abgeordneten von Seiten der Engländer waren zwey Regierungsräthe, Palk und Vanſittart, die Franzoſen ſchickten den Pater Lavaur, Superior der franzöſiſchen Jeſuiten in Indien, Kirjean, einen

1754 Offizier und Neffen des Dupleix, und Bauſſet, Mitglied des Conſeils in Pondichery, dahin ab. Sie verſammelten ſich den 3ten Januar; alle ihre Prozeduren aber wurden von den Gouverneurs durch Briefe beſtimmt und geleitet, da ſich beide Hauptſtädte in der Nähe befanden. Die Engländer trugen als die Grundlage zur Unterhandlung an, daß Mahomed-Ally als Nabob vom Carnatick anerkannt werden ſollte, und zwar mit der nämlichen Autorität, welche die vorigen Nabobs beſeſſen hätten, desgleichen daß man dem König von Tanjore den ruhigen Beſitz ſeiner Staaten garantiren ſollte. Die Franzoſen trugen ſodann auch ihre Meynung von einer Grundlage des Tractats, und zugleich alle übrigen Foderungen vor. Die erſte war, den Salabad-jing als Subah von Decan anzuerkennen, und alle franzöſiſchen Kriegsgefangenen los zu laſſen. Die Engländer verlangten für die Genehmigung dieſer beiden Artikel, von dem Grundzins von Madras befreyt zu ſeyn; einer ſehr geringen Summe, die man ehmals dem Statthalter von Arcot bezahlte; ferner wünſchten ſie das Land von Ponamalee in Beſitz zu behalten, und eine Entſchädigung für Mahomed-Ally, wenn er ſich mit den Myſoren ausgeſöhnt haben würde.

Man konnte ſchwerlich mehr einander entgegengeſezte Anträge thun; denn wenn man Salabad-jing ohne Einſchränkung als Subah erkannte, ſo war das Schickſal der Engländer im Carnatick ganz in franzöſiſcher Gewalt, ſo wie hingegen die Engländer völlig das Uebergewicht über die Franzoſen erhielten, wenn Mahomed-Ally anerkannt wurde. Auf dieſe Art

1754. foderte jede Nation von der andern, alles aufzugeben, was ihr vorzüglich werth ſeyn mußte, und dieſes als einen Präliminarartikel, noch ehe man die geringſte Unterhandlung angefangen hatte. Das Geſchäft gerieth jedoch nicht gleich in Stecken. Die franzöſiſchen Abgeordneten zeigten ſieben Patente oder Documente vor, wodurch ſie berechtigt zu ſeyn glaubten, ſich, ſo wie geſchehn wäre, in die Reichsangelegenheiten zu miſchen, und ihre gegenwärtigen Foderungen zu thun. Zwey dieſer Patente waren von Murzaſa-jing; eins derſelben ernannte Dupleix zum Statthalter aller Länder vom Fluß Kriſtna an bis zum Meere, und das andre erkannte den Chunda-ſaheb als Nabob vom Carnatick; viere waren vom Salabad-jing, von denen zwey die vorigen beſtätigten, das dritte ertheilte an Dupleix die Länder von Arcot und Tritchinapoly nach dem Tode des Chunda-ſaheb, und das vierte ernannte Mortiz-ally von Velore zum Vice-Statthalter aller dieſer Provinzen unter der Herrſchaft des Dupleix. Das ſiebente Patent endlich, das die Franzoſen das allerauthentiſche nannten, war ein Brief des Großen-Moguls, worin alles, was Salabad-jing zu Gunſten des Dupleix und ſeiner Bundsgenoſſen gethan hatte, beſtätigt wurde. Nun frug man die engliſchen Abgeordneten, welche Documente ſie aufzuweiſen hätten? Sie erwiederten: die ihrigen beſtünden in Patenten von Nazir-jing, Ghazi-odin Khan, und dem Großen-Mogul, die ſämtlich Mahomed-Ally als Nabob vom Carnatick anerkannten. Hier war ein förmlicher Widerſpruch, und zwar von ſolcher Art, daß er nicht anders entſchieden werden konnte, als wenn man alle

1754. Abgeordneten nach Delhi ſchickte. Die Franzoſen drangen jedoch darauf, daß die Patente unterſucht werden möchten, und da man ihnen ſagte, daß des Nabobs ſeine in Tritchinapoly lägen, ſo baten ſie ſolche gleich holen zu laſſen, und übergaben mittlerweile die Abſchriften von den ihrigen. Saunders aber war überzeugt, daß dieſe Unterſuchung zu nichts weiter dienen würde, als die Streitigkeiten zu verlängern, ohne im geringſten den Verdacht und die Einwürfe zu ſchwächen, die bey beiden Theilen in Anſehung der Gültigkeit der gegenſeitigen Anſprüche ſtatt fanden; er befehl daher ſeinen Abgeordneten, ohne weitere Umſtände anzutragen: „daß die Engländer und Franzoſen im Beſitz von Ländereyen gleichen Werths in ſolchen Ländern und Gegenden geſezt werden möchten, die künftigen Streitigkeiten vorbeugen könnten; daß der Handel beider Compagnien im Carnatick auf einen ganz gleichen Fuß geſezt werden ſollte; ferner daß man den Myſoren für die Zahlungen ſolcher Summen Sicherheit geben ſollte, die man nach einer unparteyiſchen Unterſuchung ihnen als rechtmäßig zuerkennen würde, und daß man dem Raja-ſaheb eine Penſion auswerfen ſollte; übrigens wollte man die franzöſiſchen Gefangenen freylaſſen, wenn nur Dupleix bewilligte, den Mahomed-Ally als Nabob vom Carnatick anzuerkennen.“

Durch die Genehmigung dieſer Vorſchläge behielten die Franzoſen noch alle ihre Beſitzungen in Norden unzertrennt, die von ungleich größerm Umfange waren, als alles, was die Engländer im Carnatick mit ihnen theilen wollten. Dieſe Mäßigung würde von

1754. den beſtändigen Siegen der Engländer nicht zu erwarten geweſen ſeyn, wenn die Kriegskoſten nicht bereits dem Handelsintereſſe der Compagnie ſehr nachtheilig geweſen wären, da ſie ihrer Charter zufolge ihr Capital nicht vermehren konnte.

Die Anerkennung des Mahomed-Ally ſchien die einzige Schwierigkeit bey Saunders Vorſchlägen zu ſeyn; allein dieſe hoffte man dadurch aus dem Wege zu räumen, daß die Engländer Salabad-jing als Subah anerkennen ſollten, mit der Bedingung, daß Mahomed-Ally als Nabob beſtätigt würde, und daß die Franzoſen ihm gleiche Achtung zu erzeigen verſprechen müßten. Dupleix aber verwarf alle dieſe Vorſchläge mit Verachtung, und verließ ſich gänzlich auf ſeine großen Verbindungen mit Salabad-jing. Seine Abſichten lagen nun klar am Tage; er wollte den Engländern nur den vierzigſten Theil der von Arcot abhängenden Ländereyen laſſen, und das ganze übrige Land als Souverän beherrſchen; er gab daher ſeinen Abgeordneten ausdrücklichen Befehl, auf der Gültigkeit ſeiner Patente zu beſtehn. Während dieſer Unterhandlung entdeckten die Engländer, daß dem Briefe des Moguls an Dupleix die gewöhnliche Unterzeichnung fehlte; dieſe iſt ein Inſiegel mit ſeinem Namen und ſeinen Titeln. Ferner beobachteten ſie, daß das auf Wachs gedruckte Siegel, das ſich auf dem Umſchlage des Briefes befand, dreyunddreyßig Jahr alt war, und folglich einem andern Kaiſer angehört hatte. Dieſe Mängel erzeugten natürlich großen Verdacht, der noch ſehr vermehrt wurde, als man von den franzöſiſchen Abgeordneten eine Erklärung hierüber verlangte, dieſe aber ſtatt der Antwort alle 1754. ihre Papiere zuſammen packten, und erklärten, ſie würden ſie nicht weiter unterſuchen laſſen, bis des Nabobs Patente ankämen. Indeſſen thaten ſie bey Dupleix wegen dieſem Vorfalle Anfrage. Er erwiederte, daß ihr in Händen habendes Patent nur ein Duplicat wäre, das man bey der Ausfertigung zu Delhi vielleicht für überflüßig gehalten hätte mit des Moguls Cabinetſiegel zu bezeichnen, und daß der Sekretair wahrſcheinlich mit der nämlichen Nachläſſigkeit das erſte Siegel, das ihm zur Hand geweſen wäre, ergriffen und damit das Couvert verſiegelt habe; das Original aber, das der kaiſerliche Abgeordnete ſelbſt von Delhi gebracht, hätte die bewußte Signatur mit dem Stempel, worin das erſte Jahr der Regierung des verſtorbenen Kaiſers Hamed Schach markirt wäre, und das Datum des Briefs ſelbſt ſey vom fünften Regierungsjahre, in welchem Dupleix es auch in Pondichery erhalten hätte.

Es war nun nöthig, das Original zu unterſuchen, und ſich zu erkundigen, ob die Nachläßigkeit in ſo wichtigen Angelegenheiten den Cabinetsſekretairen in Delhi gewöhnlich wäre; Saunders aber und die engliſchen Abgeordneten glaubten vollkommen überzeugt zu ſeyn, daß das vorgezeigte Patent nachgemacht ſey, eine gleiche Meynung hatten ſie von dem Original und von allen übrigen franzöſiſchen Papieren. Die Franzoſen fuhren jedoch fort das Authentiſche derſelben zu vertheidigen, und damit man ihr übereiltes Zurücknehmen der Documente nicht als einen Beweis auslegen möchte, daß man die nähere Unterſuchung ſcheue,

1754. ſo führten ſie als die Urſache dieſes Betragens ihre Furcht an, daß man Abſchriften davon hätte machen können, nach welchen Mahomed-Ally die ſeinigen, die man erwartete, modeln dürfte. Dieſe abgeſchmackte Entſchuldigung ſtellte ihre Sache in einem üblern Lichte dar, als alles, was ihre Gegner bisher geſagt hatten; denn es war ein ſtillſchweigendes Geſtändniß von ihrem Glauben an die Möglichkeit Patente mit ſo viel Kunſt nachzumachen, daß ſie ſchwer als falſch zu entdecken wären. Die Engländer hätten ſagen können, daß, wenn man Mahomed-Ally wegen ſolcher Künſte in Verdacht haben könnte, es erlaubt wäre, von Dupleix ähnliche Dinge zu vermuthen. Dieſes Argument aber wurde nicht angeführt, da Gründe bey Unterhandlungen von ſehr geringem Gewicht ſind, und man überdem von beiden Seiten bereits beleidigende Aeußerungen genug gethan hatte, und keine Hoffnung zur Ausſöhnung vorhanden war. Die Conferenzen wurden nach einer eilftägigen Unterhandlung abgebrochen, und beide Theile waren gegen einander mehr erbittert als jemals.

Man hatte indeſſen die Feindſeligkeiten nicht eingeſtellt. Die obengedachten 1200 Maratten waren dem Gauderow ausgewichen, und hatten das Königreich Tanjore bis an die Seeküſte durchſtrichen. Sie plünderten und verbrannten Städte und Dörfer, trieben das Vieh weg, und verwüſteten die Felder. Die allgemeine Beſtürzung, und der große Schaden, den das Land durch dieſe Verheerungen litt, überzeugte den König von ſeiner Unvorſichtigkeit, das Bündniß mit den Engländern ſo wenig geachtet, und ſeinen erfahrenen General Monack-jee verſtoßen zu haben, er 1754. flehte daher den Major Lawrence an, ihm zu Hülfe zu kommen, und übertrug Monack-jee wieder das Commando über die Armee. Die Flüſſe waren durch den heftigen Regen ſo angeſchwollen, und die Landſtraßen ſo übel zugerichtet worden, daß es den Engländern unmöglich fiel, nach Tanjore zu marſchiren; Monack-jee aber ſuchte mit 3000 Mann Cavallerie ohne Verzug den Feind auf. Die Maratten, die das Land nicht kannten, waren zwiſchen zwey Arme des Caveri gekommen, die auf einmal dermaßen anſchwollen, daß ſie völlig in einer Inſel eingeſchloſſen waren, und keine Hoffnung hatten, vor dem Fall des Waſſers wegzukommen. Ehe aber dieſes geſchah, fand ſich Monack-jee an einem Orte ein, wo er das Waſſer niedriger als anderswo kannte, und wartete hier auf den Fall; ſodann überfiel er ſie unverſehens, da ſie, enge zuſammengedrängt, ſich nicht in Ordnung ſtellen konnten. Wie die Maratten keine andere Rettung vor ſich ſahen, als ſich durchzuhauen, ſo riefen ſie ihren gewöhnlichen Muth nebſt der Verzweiflung zu Hülfe, und fielen die Tanjoren wüthend an. Dieſe aber dürſteten nach Rache wegen der Verheerung ihres Landes, und fochten wie Raſende. Monack-jee gab ihnen hiezu das Beyſpiel, weil er glaubte, daß die Fortdauer der ungewiſſen Gunſt ſeines Königs von dieſem Tage abhinge. Da die Tapferkeit nun auf beiden Seiten gleich war, ſo mußte die größere Anzahl endlich den Sieg entſcheiden; 800 Maratten blieben todt auf dem Platze, und die übrigen, mehrentheils verwundet, wurden zu Gefangenen gemacht. Um

1754. ihre Landsleute von fernern Einfällen in Tanjere abzuſchrecken, ließ Monack-jee alle todten Körper an Bäumen aufhängen, die Gefangenen aber, ſelbſt die Verwundeten ließ er lebendig ſpießen, und ſo an den Landſtraßen aufſtellen. Die Engländer hofften, daß dieſer Sieg den König vermögen würde, ſeine Truppen zu ihnen ſtoßen zu laſſen, und Monack-jee erwartete für ſeinen großen Dienſt die völlige Gunſt ſeines Herrn wieder zu erlangen; ſie betrogen ſich aber beide, denn der Neid des Miniſters Succo-jee wuchs mit dem Verdienſte ſeines Rivals; er beredte daher den König, daß die Koſten zum Unterhalt der Truppen nunmehr erſpart werden könnten, weil die große Niederlage die Maratten wahrſcheinlich von weitern Einfällen abhalten würde. Der König alſo dankte ſeinem General für die geleiſteten Dienſte, und entließ ſeine Truppen.

Die Anzahl der franzöſiſchen Gefangenen in Tritchinapoly nöthigte den Major Lawrence, die Beſatzung mit 300 Europäern und 1500 Sepoys zu verſtärken, und er behielt im Felde nicht mehr als 600 Europäer und 1800 Sepoys. Die Franzoſen waren nach einer erhaltenen Verſtärkung ſo ſtark wie die Engländer, überdem hatten ſie 400 Topaſſen und 6000 Sepoys, die Truppen der Myſoren und Maratten aber waren ſo ſtark, wie zuvor. Ungeachtet dieſer großen Uebermacht wagten ſie es dennoch nicht die Inſel zu verlaſſen, und ſich jenſeit des Caveri zu lagern.

Die Ebene von Tritchinapoly war ſo lange der Sitz des Krieges geweſen, daß man einige Meilen rund um die Stadt kaum einen Baum mehr antraf,

1754. daher die Engländer gezwungen wurden, ihr Brennholz fünf auch ſechs Meilen weit herzuholen. Der Proviant kam größtentheils aus Tanjore, die Kaufleute aber wollten nicht näher kommen als Tricatopoly, ein Fort achtzehn engliſche Meilen von Tritchinapoly gelegen, wo immer ein großer Vorrath geſammelt und alsdann ins Lager eſcortirt wurde. Die Lebensmittel aus Tondimans Land wurden zu gewiſſen Zeiten an Oerter in Waldungen gebracht, die ſieben Meilen vom Lager entfernt waren. Die Eſcorten, die man zu deren Einholung ausſandte, beſtanden gewöhnlich in 150 Europäern und 500 Sepoys, eine Truppenzahl, die für den Angriff der feindlichen Cavallerie ſicher war, wenn dieſe nicht von Europäern unterſtützt wurde. Es waren ſchon ſieben Convoys vom Anfang des Januars bis zur Mitte des Februars glücklich eingetroffen, und nun ſollte ein neuer Transport ankommen, weit beträchtlicher als alle vorigen; denn er beſtand in einer großen Menge Munition und Waffengeräthe ſowohl als Proviant, zu deren Fortbringung nicht weniger als 3000 Büffelochſen erfodert wurden. Die Eſcorte war daher auch ſtärker als gewöhnlich, denn 180 Europäer und 800 Sepoys mit vier Kanonen waren dazu commandirt. Obgleich dieſes nun mehr als ein Drittel von der Armee war, ſo ſchien es doch kaum hinreichend zu ſeyn, den ſo ausgedehnten Transport zu decken. Das Commando traf der Tour nach einen Offizier von wenig Erfahrung und geringen Fähigkeiten; da jedoch die Feinde ſich bisher ſo ruhig gehalten hatten, fürchtete man keine Gefahr, und ſchmeichelte ſich, daß im Nothfall ein Detaſchement

1754 tanjereſcher Reiter, die ſich bey Cootaparah gelagert hatten, zu den Engländern ſtoßen würden; dieſe aber, entweder zufällig oder aus Vorſatz um nicht Beyſtand zu leiſten, verließen ihren Poſten den nämlichen Tag, als die Eſcorte marſchirte. Indeſſen kamen die engliſchen Truppen den 12ten Februar ungeſtört bey Tricatopoly an, und ſezten ſich den folgenden Tag mit dem Transport in Marſch; ſie erreichten Kelli Cotah, wo ſie übernachteten. Dies Fort liegt fünf engliſche Meilen von Cootaparah, und der Weg dahin geht durch Tondimans Wälder.

Die Feinde in Seringham beſchloſſen die Convoy aufzuheben, und rückten ihr daher, 12000 Maratten und Myſoren, 6000 Sepoys und 400 Europäer ſtark, entgegen; ſie paſſirten den Fluß in der Nacht, und poſtirten ſich ſodann unweit Cootaparah. Die Convoy dachte an keine Gefahr, als man in der Entfernung zahlreiche Haufen Reiter entdeckte, die ſich durch die Gebüſche zogen. Der engliſche Befehlshaber veränderte ſeine Diſpoſition nicht, die ſehr übel ausgedacht war; denn ſeine Soldaten marſchirten einzeln auf beiden Seiten der ungeheuern Linie von Ochſen und Karren. Die Maratten waren von Morari-row und Innis Khan commandirt, die bald dieſe elende Anordnung wahrnahmen und daher beſchloſſen, mit dem Angriff nicht erſt auf die franzöſiſchen Truppen zu warten. Die Convoy wurde auf allen Seiten durch große Haufen Reiter umgeben, die auf einmal zugleich in ein Kriegsgeſchrey ausbrachen, und ſodann in vollem Lauf auf die Linie los ſtürmten. Dieſer ſchnelle und ungeſtüme Angriff trennte augenblicklich die Linie;

der Widerſtand der Engländer war unbedeutend, da 1754. ſie nicht in Haufen agiren konnten. Ein jeder vertheidigte ſein eigen Leben nach Möglichkeit. Die meiſten Sepoys warfen ihre Waffen weg und flohen. Die Ochſen, durch den Tumult erſchreckt, vermehrten die Verwirrung, und liefen bald auf den Feind bald auf die eſcortirenden Soldaten los. Das Gefecht dauerte jedoch, bis die franzöſiſchen Truppen heran kamen, die der Sache ein Ende machten; ſie vermochten die Maratten, obgleich ſehr wider ihren Willen, das Schwert einzuſtecken, und boten den Engländern Pardon an, die ſich darauf auch gleich ergaben. Es wurden 138 zu Gefangenen gemacht, von denen über hundert verwundet waren, und 50 Mann blieben todt auf dem Platze. Unter den acht Offizieren waren fünf Todte und die übrigen drey verwundet; der Befehlshaber hatte eine tödtliche Wunde bekommen. Der Lieutenant Revel, einer von den braven Vertheidigern von Arcot, commandirte die Artillerie an dieſem Tage, und da er alles verloren ſah, beſchäftigte er ſich ſeine Kanonen zu vernageln, und ließ ſich ſelbſt durch die über ſeinem Haupte ſchwebenden Säbel nicht davon abhalten, bis er niedergehauen wurde.

Dies war ohne Vergleich der härteſte Schlag, der die Engländer ſeit dem Verluſt von Madras betroffen hatte. Ein Drittel ihrer europäiſchen Truppen ging dadurch verloren, und unter dieſem 100 Grenadiers, die der Kern ihrer Soldaten waren, und die bey allen Gelegenheiten den Sieg entſchieden hatten. Die ganze Convoy, aller Proviant, Munition, Geräthe, und 7000 Pf. St. an Geld fiel den Feinden

1754. in die Hände, die mit dieſer Beute und ihren Gefangenen nach der Inſel zurück marſchirten. Die Sepoys ließen ſie jedoch bald wieder frey, die ſich ſodann wieder nach dem engliſchen Lager begaben, und die beiden überlebenden engliſchen Offiziers wurden auf ihr Ehrenwort losgelaſſen, das die Franzoſen ihnen im Namen des Salabad-jing abfoderten.

Sobald die Regierung von Madras dies Unglück vernahm, ſchickte ſie 180 Mann unter Commando des Capitain Pigou zur See nach Devi-Cotah; auch hatte ſie Hoffnung die Armee mit einem Corps Reiterey zu verſtärken, die der in Anfange dieſer Geſchichte oft gedachte Mäphuze Khan, des Nabobs älteſter Bruder, commandiren würde. Dieſer Prinz wurde in der Schlacht bey Amboor, in welcher ſein Vater umkam, gefangen genommen, und von Chunda-ſaheb nach Pondichery geführt, woſelbſt er blieb, bis Nazir-jing im Carnatick erſchien, da denn Dupleix auf das Anſuchen dieſes Fürſten ihm die Freyheit ertheilte. Nach Nazir-jings Tode ſchien er geneigt, ſich mit Murzafa-jing zu verbinden, und blieb auch einige Zeit bey deſſen Armee; nach dem Tode dieſes Subah aber ging er nach Cudapa, wo er bis jezt ruhig blieb, ſich aber nun entſchloß, mit 2000 Mann Cavallerie und 1000 Peons dem Nabob ſeinem Bruder, wie er ſagte, beyzuſtehn. Bey ſeiner Ankunft in Arcot erklärte er jedoch, daß er nicht weiter marſchiren würde, bis er eine Summe Geldes empfangen hätte. Dieſe verſprach ſein andrer Bruder Abdul-wahab, Vice-Statthalter von Tritchinapoly, zu liefern.

1754. Das lezte Unglück hatte den Major Lawrence überzeugt, daß das Detaſchement in Devi-Cotah nicht ſtark genug ſey, um ſicher nach ſeinem Lager zu marſchiren, dabey befürchtete er aber die Stadt einem neuen Anfall auszuſetzen, wenn er ſich entfernte; er befahl daher den Verſtärkungstruppen, in Devi-Cotah zu bleiben, bis Maphuze Khan vorrücken würde; mittlerweile wollte er ſeinen Poſten in der Ebene zu behaupten ſuchen, ob er gleich nur 400 Europäer bey ſich hatte. Dieſe geringe Anzahl machte es unmöglich, Proviſion aus dem entlegenen Tanjore jezt abzuholen, überdem hielt der König, der die Engländer nebſt Tritchinapoly nun ſchon als verloren anſah, ſeine Kaufleute von fernern Lieferungen ab. Tondimans Land war nun noch der einzige Zufluchtsort; es wurden daher 300 Sepoys nach Killanore abgeſchickt, um dort Lebensmittel zu ſammeln. Dieſes war ein im Walde gelegenes Dorf, zwölf Meilen von der Stadt. Die Eſcorten wurden mehrentheils von einem ſehr thätigen Offizier und vortreflichen Parteygänger, Namens Mahomed Iſſoof, commandirt. Dieſer Mann war durch ſeine Verdienſte bis zum Poſten eines Oberbefehlshabers aller engliſchen Sepoys geſtiegen; er verſchaffte beſtändig Nachricht von den Bewegungen des Feindes, und da er das Land vollkommen kannte, regulirte er die Märſche der Convoys mit ſo viel Geſchicklichkeit, ließ ſie immer andre Wege nehmen, und veränderte beſtändig die Transport-Termine, ſo daß in Zeit von drey Monaten auch nicht eine einzige Convoy weggenommen wurde.

1754. Mittlerweile lag das Verſtärkungsdetaſchement immer noch in Devi-Cotah, und Maphuze Khan ließ ſich nicht ſehen, weil er von ſeinem Bruder noch nicht das verlangte Geld erhalten hatte. Lawrence fürchtete ſehr, mit ſeinen wenigen ganz von Cavallerie entblößten Truppen nicht in der Länge ſein Lager behaupten zu können, im Fall die zahlreichen Feinde die Inſel verlaſſen und ſich bey ihm in der Ebene lagern ſollten. Es war unbegreiflich, daß ſie dieſes nicht ſchon längſt gethan und die Maratten beſſer genutzt hatten. Er ſtellte daher der Regierung von Madras die Nothwendigkeit vor, den König von Tanjore wieder zu gewinnen; dieſer Rath wurde befolgt, und Palk, ein Mann, der ehedem des Königs Gunſt erlangt hatte, wurde in der Mitte des Aprils an ihn abgeſchickt. Er fand es aber ſchwer, vor den König zu kommen, der mehr als jemals von ſeinem Miniſter Succo-jee beherrſcht wurde. Dieſer Miniſter ſtand mit den Myſoren in Unterhandlung, und hatte ſogar ſeinen ſchwachen Fürſten überredet, den Monack-jee in Verhaft nehmen zu laſſen, unter dem Vorwand, daß er Kriegsgelder untergeſchlagen habe. Palks Vorſtellungen hielten den König zwar ab, den Traktat mit den Myſoren zu ſchließen; allein er konnte nicht dahin gebracht werden, ſeine Truppen nach Tritchinapoly zu ſenden. In dieſer nachtheiligen Lage, welche die feindlichen Generals, wenn ſie nur gemeine Klugheit und Thätigkeit bewieſen hätten, würden haben verzweiflungsvoll machen können, entdeckte man eine Verrätherey im engliſchen Lager, und zwar von einem Manne, in den Lawrence das größte Vertrauen geſezt hatte.

Ein Braman zeigte an, daß, da er ſich des 1754. Morgens am Ufer des Fluſſes gewaſchen, er einige feindliche Colleries habe herüber ſchwimmen ſehn, die ein Pack an engliſche Colleries übergeben, etwas von einem Briefe geſagt und den Namen Mahomed Iſſoof genannt hätten; er fügte hinzu, daß er die Empfänger kenne. Man gab ihm Soldaten mit, um ſie in Verhaft zu nehmen. Dieſes geſchah auch ohne Verzug, da denn einer dieſer Colleries ein wollenes Pack auslieferte, in welchem ein Brief an Mahomed Iſſoof, den vorgerühmten Oberbefehlshaber der engliſchen Sepoys, befindlich war. Lawrence erbrach ihn, und ließ ihn durch den Dolmetſcher Poniapah leſen. Er war vom Regenten geſchrieben, mit ſeiner Signatur bezeichnet, und auf dem Umſchlag war die Figur einer Hand geſtempelt, eine Formalität, die bey den Myſoren einem Eide gleich gehalten wird. Der Inhalt war ein Anſuchen, daß Iſſoof nebſt noch einem Offiziere ſich ſeinem Verſprechen gemäß an einem beſtimmten Ort einfinden ſollte, wo er Abgeordnete des Regenten antreffen würde, um mit ihm alles zu verabreden, was zur Ueberlieferung von Tritchinapoly erfoderlich ſey. Zur Belohnung dieſes Dienſtes verſprach ihm der Regent, wenn der Anſchlag glückte, die Summe von 160,000 Pf. St. eine vornehme Befehlshaberſtelle bey ſeiner Armee, und Ländereyen; auch verſprach er überdem allen Freunden, die Iſſoof dazu brauchen würde, verhältnißmäßige Belohnungen. Man arretirte nun ſogleich Iſſoof, den andern im Briefe bezeichneten Offizier der Sepoys, und auch den Braman. Dieſer leztere war

1754. Schreiber bey einem engliſchen Kriegscommiſſarius, und hatte kurz zuvor im Gefängniß geſeſſen, da er in Verdacht ſtand, Gelder untergeſchlagen zu haben. Er blieb bey ſeiner Ausſage; die Colleries aber ſagten, daß ſie das Pack zuerſt am Ufer liegen geſehn, nahe bey dem Ort, wo ſie ſich gewaſchen, und ſich untereinander gefragt hätten, was es wohl ſeyn könnte; ihre Schlußmeynung ſey geweſen, es müſſe einer Perſon gehören, die ſich dort gewaſchen, oder dem Braman, der noch immer damit beſchäftigt wäre, daher es niemand von ihnen hätte anrühren wollen; ſie wären darauf ſämtlich weggegangen, einer aber von ihnen ſey umgekehrt, und habe es aufgenommen, in Hoffnung es könnte etwas von Werth enthalten. Iſſoof ſowohl als der andre Offizier betheuerten, daß ſie von nichts wüßten. Poniapah verdolmetſchte ihre Ausſagen, und war der Meynung, daß der Braman mehr von dem Briefe wiſſe, als er entdeckt habe. Bey dem nächſten Verhör verſprach man daher dem Braman, ſeines Lebens zu ſchonen, wenn er die Wahrheit entdecken würde. Hierauf ſagte er aus: er wäre vor einigen Tagen in Seringham geweſen, wohin ihn der Regent ausdrücklich habe einladen laſſen. Man hätte ihm 100,000 Rupien verſprochen, wenn er ein Mittel erfinden könnte, durch dieſen Brief Iſſoof bey den Engländern verdächtig zu machen; er fügte hinzu, daß er ſich der Sache theils wegen der Belohnung unterzogen, theils auch ſich an Iſſoof zu rächen, der an ſeinem lezten Verhaft vorzüglich ſchuld ſey. Die Colleries beſtanden unveränderlich auf ihrer vorigen Ausſage, worauf ſie und die beiden Offiziers losgelaſſen und alle für unſchuldig erklärt wurden.

Man hatte jedoch immer noch Verdacht, daß man nicht die völlige Wahrheit erfahren habe, und daß ganz andre Perſonen als ein unbedeutender Schreiber in dieſer Sache intereſſirt ſeyn müßten; der Braman wurde daher in Verhaft behalten, und oft zu weitern Entdeckungen aufgemuntert, allein er blieb bey ſeiner lezten Erklärung. Da Lawrence ſahe, daß er durch gelinde Mittel nichts ausrichten konnte, beſchloß er die Wirkung der Furcht zu verſuchen, und befahl daher dem Dolmetſcher ihm zu ſagen, daß er den folgenden Tag ſterben müßte, wenn er nicht alles entdeckte, und ſeine Ausſagen durch Beweiſe beſtätigte. Nunmehr wurde die Sprache verändert, und er geſtand, daß ein Einwohner von Tritchinapoly, Namens Gopinrauze, der ehmals Dolmetſcher des engliſchen Commandanten geweſen war, ihm angerathen habe, nach Seringham zu gehn, und den Entwurf mit dem Briefe dem Regenten vorzutragen. Gopinrauze wurde ſogleich eingezogen; er leugnete alles, war aber ſehr erſchrocken und verwirrt, und Poniapah urtheilte, daß er gewiß ſchuldig ſey. Mittlerweile ſchickte der Braman heimlich zu Iſſoof und ließ ihn zu ſich bitten, weil er ihm etwas Wichtiges zu ſagen habe. Iſſoof fand ſich ein, hatte aber die Vorſicht beobachtet, noch jemand mitzunehmen, um ein Zeuge der Unterredung zu ſeyn. Nunmehr machte der Gefangene folgende Erklärung: „Er ſey von dem Dolmetſcher und Agenten des Commiſſariats, Peramrauze, einigemal „nach Seringham geſchickt worden, um die Loslaſſung „der Familie dieſes ſeines Obern zu bewirken, die bey „der Wegnahme der großen Convoy gefangen worden 1754.

1754 „wäre; auch hätte er nach einigen Reiſen ſeinen Zweck
„erreicht. Kurz darauf hätte ihm Poniapah angelegen,
„weil er im feindlichen Lager bekannt ſey, einen
„Brief dahin zu bringen, und ſolchen entweder dem
„Könige oder einem vornehmen Hofbeamten zu übergeben:
„er habe geantwortet, dies ſey ein gefährliches
„Geſchäft, das ihm das Leben koſten könnte; der
„Dolmetſcher aber hätte erwiedert, daß er ſodann
„fähig ſey ihn zu retten, wenn er ſagte, er habe ihn
„als Spion gebraucht. Der Braman verſprach es
„zu überlegen, und gab ſeinem Vorgeſezten Peramrauze
„davon Nachricht, der ihm rieth, dem Poniapah
„zu willfahren. Dieſer aus Furcht einer Entdeckung
„wollte den Brief nicht im engliſchen Lager
„ſchreiben laſſen, ſondern bat den Braman, ihn ſelbſt
„zu ſchreiben, wenn er in Seringham ſeyn würde.
„Dieſen Auftrag befolgte er auch. Der Brief wurde
„an die zwey vornehmſten Befehlshaber der Myſoren
„gerichtet, mit dem Anſuchen den Regenten zu bereden,
„an den Major Lawrence zu ſchreiben und ihn
„zu bitten, Poniapah nach der Inſel zu ſenden, um
„Vorſchläge wegen Tritchinapoly anzuhören. Den
„folgenden Tag kamen auch einige Abgeordnete zu
„Lawrence, der den Dolmetſcher ſofort ins feindliche
„Lager ſchickte. Der Braman begleitete ihn, und
„war bey ſeiner Unterredung mit dem Regenten gegenwärtig,
„der ſehr wider den Nabob wegen Verlezung
„des Tractats loszog, und die Urſache zu wiſſen begehrte,
„warum er von den Engländern unterſtüzt
„würde? Poniapah antwortete, daß er ihnen beygeſtanden
„hätte, das Fort St. David zu vertheidigen,

„da es von den Franzoſen 1748 angegriffen wurde. 1754.
„Der Dolmetſcher frug hierauf den Regenten, was
„denn jezt ſeine Abſicht ſey; da denn die Antwort
„war, daß, wenn die Engländer ihm alle Kriegskoſten
„bezahlten, ſo wollte er abziehn, oder wenn ſie ihm
„die Stadt übergeben wollten, ſo wäre er bereit, die
„ihrigen zu bezahlen. Wenn ſie aber keins von beiden
„thun wollten, ſo möchte der Nabob mit ſeiner
„ganzen Familie kommen, ſich ihm zu Füßen werfen,
„ihre große Dürftigkeit eingeſtehn, und um Barmherzigkeit
„bitten, ſodann würde er zufrieden ſeyn.
„Warum bleiben die Engländer hier, ſagte er, und
„verſchwenden ihr Geld umſonſt? Meine Koſten ſind
„hier nicht größer, als wenn ich in Myſore lebte.
„Poniapah erwiederte, daß er wüßte, die Engländer
„würden die Stadt aufgeben, wenn man ihnen die
„gehabten Koſten erſezte; denn er hätte einen Brief
„vom Gouverneur von Madras geleſen. Der Regent
„verſtand ſich hiezu, allein er verlangte, daß es
„vor den Franzoſen heimlich gehalten werden ſollte,
„weil er ihnen nicht traute, da ſie die Stadt gern
„für ſich zu haben wünſchten. Der Dolmetſcher verſicherte
„ihm hierauf, daß die Sache geendigt werden
„könnte, ſobald der engliſche Abgeordnete Palk in
„Tanjore ſeyn würde, wobey er ihm entdeckte, daß
„die Engländer allen ihren Proviant von Tondimans
„Land her bekämen, daß die Stadt nur auf zwey Monat
„mit Lebensmitteln verſehn wäre, und andre wichtige
„Dinge mehr. Der Regent verſprach ihm, wenn
„die Unterhandlung zu Stande käme, eine große
„Summe Geld, eine Anzahl Dörfer, und eine Ober-

1754. „bramans=Stelle mit tauſend ihm untergeordneten Prieſtern, denn Poniapah war ſelbſt ein Braman. Nach der Rückkunft ins engliſche Lager gab der Dolmetſcher dem Major Lawrence nur von demjenigen Theile der Unterredung Nachricht, der ihm nicht nachtheilig werden konnte, wobey er dem Braman ernſtlich anlag, Niemanden etwas zu ſagen, außer ſeinem Vorgeſezten Peramrauze, jedoch auch dieſem nicht mehr, als was er ſelbſt dem Major ſagen würde. Einige Zeit hernach erfoderten Commiſſariats=Geſchäfte eine Reiſe des Bramans nach Tanjore, welches Poniapah ſehr ungern ſah. Nach ſeiner Rückkunft wurde er wegen fehlender Caſſengelder in Verhaft genommen, allein auf Bürgſchaft des Peramrauze kam er los. Der Dolmetſcher ſagte ihm nun, daß durch ſeine Reiſe nach Tanjore viel Zeit verloren wäre, und daß der Regent, da er ſeitdem nichts weiter von dem Geſchäfte gehört habe, denken würde, man habe ſeiner geſpottet, daher es nöthig ſey, daß der Braman wieder nach Seringham ginge. Dieſes geſchah nach erhaltener Inſtruction, die dahin abzweckte, dem Regenten vorzuſtellen, alles anzuwenden, den Engländern den Proviant abzuſchneiden, weil dieſes ihren Rückzug unfehlbar beſtimmen würde; daß, da Iſſoof der einzige Mann wäre, der die Convoys ſo glücklich zu führen wüßte, ſo ſey es nöthig, ihn aus dem Wege zu räumen; dieſes könnte nicht beſſer geſchehn, als wenn ihm der Regent einen Brief von verrätheriſchem Inhalt ſchriebe. Dieſes hätte der Regent auch gethan, und ihm ſolchen gegeben, da er ihn dann ins engliſche Lager gebracht hätte.“

Sobald Iſſoof dieſe Erzählung angehört hatte, ging er zu Peramrauze und ſtellte ihn zur Rede. Dieſer Mann warf ſich ihm zu Füßen, und flehte um Gnade. Iſſoof aber nahm ihn gleich feſt, und begab ſich zum Major Lawrence, dem er die lezte Ausſage des Bramans meldete, worauf Poniapah auch eingezogen wurde.

Beym Verhör beſtätigte der Braman alles Geſagte. Da man ihn frug, warum er den Gopinrauze angegeben habe? ſagte er, daß Poniapah, der ihn im Namen des Majors mit dem Tode habe bedrohen müſſen, ihm gerathen, jemand ſonſt anzugeben, den er kürzlich geſehn. Nun habe er mit Gopinrauze in Gegenwart vieler Soldaten neulich eine Unterredung gehabt, und ihn daher in der Todesangſt als Mitſchuldigen angeklagt. Peramrauze geſtand alles, und ſeine Ausſage traf mit dem Geſtändniß des Bramans genau ein. Hierauf wurde der Oberdolmetſcher Poniapah zum Tode verdammt; man band ihn vor die Mündung einer Kanone, und ſchoß ihn ſo in Stücken. Er geſtand nichts; ſein Haß gegen Iſſoof kam aus Eiferſucht her, wegen des großen Einfluſſes, den dieſer Offizier im Lager hatte, wodurch der ſeinige ſehr geſchwächt wurde. Dieſe ſo verworrene Verrätherey hatte ihren Grund in der damaligen Nachläßigkeit der Engländer, ſich mit den Sprachen in Indien bekannt zu machen, deren Unkunde ſie nöthigte, ſich auf fremde Dolmetſcher zu verlaſſen.

Der Regent hatte nicht die Wahrheit geredet, als er gegen Poniapah behauptete, daß der Unterhalt

1754. ſeiner Truppen in Seringham ſeinen Finanzen nicht nachtheilig ſey; denn ſein Schatz war ſo ſehr erſchöpft, daß er kaum Geld zuſammen bringen konnte, ſeine Armee zu befriedigen, und den Maratten ganz und gar nichts mehr zu geben vermochte. Das franzöſiſche Sprichwort: „Kein Geld, kein Schweizer!“ könnte ſehr füglich in Indien bey den Maratten gebraucht werden, denn wo kein Geld iſt, iſt auch kein Maratte. Morari-row wurde kaum dieſen Mangel gewahr, als ihm der Krieg überdrüßig ward, und um einen Vorwand zu haben, mit dem Regenten zu brechen, foderte er die rückſtändigen Summen ohne weitern Verzug, die nach ſeiner Rechnung eine Million Rupien betrugen. Der Regent behauptete, ihm nichts mehr ſchuldig zu ſeyn, da er ihm ſtets jede Geldfoderung ſogleich bezahlt habe. Dieſes verurſachte einen heftigen Streit unter ihnen, der ſich damit endigte, daß Morari-row mit allen ſeinen Maratten die Inſel verließ, und ſich jenſeit des Coleroon lagerte, mit der Erklärung, nicht ehe zurückzukehren, bis das Geld bezahlt ſey.

Die Feinde beſchloſſen, ihre Rache an dem Polygar Tondiman auszulaſſen, deſſen Neigung gegen die Engländer dieſe zu ihrem langen Aufenthalt bey Tritchinapoly aufgemuntert hatte, ſeitdem ſie keinen Proviant mehr aus Tanjore erhalten konnten. Der franzöſiſche Befehlshaber Maiſſin fiel daher mit allen ſeinen Europäern, mit 3000 Sepoys und 2000 myſoreſchen Reitern in Tondimans Land ein, um es zu verwüſten; die Einwohner aber retteten ſich mit allen ihren Habſeligkeiten und ihrem Vieh in die dick-

ſten Wälder, wo man ihnen unmöglich folgen konnte. 1754.
Die Feinde fanden daher nichts als leere Dörfer zu verbrennen. Da ihr Unfug hiedurch begränzt, und die Hoffnung zur Plünderung vereitelt wurde, beſchloſſen ſie in Tanjore einzufallen, und ſich hier Beute zu holen. Sie raubten allenthalben, und nahmen das Fort Kelli Cotah ein.

Lawrence hoffte, daß dieſer unerwartete Einfall den König von der Nothwendigkeit überzeugen würde, ſich mit den Engländern zu vereinigen; er war daher entſchloſſen, den erſten Eindruck zu nutzen, den die Furcht auf ſeinen Geiſt machen würde, und ihm ſogleich zu Hülfe zu eilen. Alle Vorpoſten wurden eingezogen, die Beſatzung von Tritchinapoly bis auf 400 Europäer verſtärkt, und mit den übrigen Truppen brach er den 25ſten May auf, nachdem er der wartenden Verſtärkung in Devi-Cotah Befehl zugeſchickt hatte, zu ihm in Tanjore zu ſtoßen. Lawrence marſchirte durch die Wälder, wo er den Polygar Tondiman antraf, den er mit aller Hochachtung und Freundſchaft empfing, die ſeine Treue gegen die Engländer verdiente. Den nämlichen Tag kam auch ein Abgeordneter vom König von Tanjore an, der dringend um Beyſtand bat. Die Feinde hatten mittlerweile auch Coiladdy eingenommen, und hier den großen Damm durchſtochen, welcher das Waſſer des Caveri abhielt, in den Coleroon zu fließen, und daher das Bollwerk der Fruchtbarkeit des tanjoreſchen Landes genannt werden konnte.

Dies war alſo das größte Unglück, das der Nation begegnen konnte; auch erregte es eine allgemeine

1754. Beſtürzung. Der König glaubte doch etwas thun zu müſſen, und ſchickte daher ſeinen Onkel Gauderow mit 1500 Reitern, den Feind aufzuſuchen. Dieſer untaugliche General aber wurde von einem andern Feinde überfallen, den er nicht erwartete.

Der Nabob hatte während dem Kriege zu wiederholtenmalen dem Morari-row Vorſchläge gethan, um ihn dahin zu bringen, nach Hauſe zu marſchiren; die ausſchweifenden Foderungen aber auf der einen Seite, und der Geldmangel auf der andern, waren bisher unüberſteigliche Schwierigkeiten geweſen, den Tractat zu Stande zu bringen. Da nun aber dieſelbe Urſache die Maratten von den Myſoren getrennt hatte, ſo ſchmeichelte er ſich, daß er dieſen gefährlichen Feind ohne Koſten los werden würde. Morari-row aber war nicht ſo leicht zu befriedigen; er machte allerley Entwürfe, und beſchloß nicht eher zurück zu gehn, bis er eine gewiſſe Summe Geld von einer oder der andern ſtreitenden Partey, oder auch von beiden erpreßt haben würde. Der Marſch des Gauderow erzeugte bey ihm den Gedanken, daß, wenn er über dieſe Truppen herfiele, der bereits durch den Einfall der Franzoſen und Myſoren äußerſt erſchrockene König unfehlbar dahin gebracht werden würde, ſeinen Rückzug zu erkaufen. Glückte es ihm damit nicht, ſo hoffte er wenigſtens, ſich nachdrücklich wegen der Niederlage der Maratten zu rächen, die im Anfange dieſes Jahres hier umgekommen waren. Durch die beiden Leidenſchaften, Eigennutz und Rache beſeelt, ſuchte er mit 3000 Maratten den Gauderow auf, und überfiel ihn bey Tagesanbruch mit ſolchem Nachdruck, daß nur 300 Tanjoren nebſt ihrem Anführer entrannen, die übrigen wurden entweder niedergehauen, oder zu Gefangenen gemacht. Einige Tage hernach vereinigten ſich die Truppen aus Devi Cotah mit der Armee; ſie beſtanden aus 150 Europäern und 500 Sepoys. Da der Major Lawrence krank war, ſo übertrug er es dem Abgeordneten Palk und dem Capitain Calliaud, mit dem Könige zu traktiren. 1754.

Sie fanden ihn zwar voll Reue über ſein den Engländern entzogenes Wort und des Monack-jee Entlaſſung, dennoch aber hing er beſtändig noch an ſeinem Miniſter Succo-jee, deſſen üblen Rathſchlägen er ſeine unglückliche Lage zu verdanken hatte. Als ein ſchwacher Mann glaubte er entgegengeſezte Dinge vereinigen zu können; er wollte ſeinem General wieder den vorigen Poſten geben, ohne jedoch deſſen Todfeind, den Miniſter, zu entfernen. Die Engländer aber erklärten geradezu, daß ſie unter keiner andern Bedingung, als die Abſetzung des Succo-jee, mit ihm ein Bündniß ſchließen wollten. Da er ſie nun hierin unbeweglich fand, und er überdem von einer anſehnlichen Verſtärkung hörte, die ſie täglich erwarteten, und ſodann den Krieg ohne ihn führen könnten, ſo bewilligte er ihr Verlangen. Succo-jee wurde abgeſezt, und Monack-jee erhielt nicht allein ſeine Stelle als Feldherr wieder, ſondern bekam auch den erledigten Poſten als oberſter Miniſter. Um einem Rückfalle des Königs vorzubeugen, beſtanden die Engländer darauf, daß der abgeſezte Miniſter ſofort das Königreich verlaſſen ſollte. Dies geſchah;

1754. er reiſte mit ſeiner Familie ab, unter dem Vorwande eine weit entlegene berühmte Pagode zu beſuchen; ein gewöhnliches Vorgeben vornehmer Männer von der indiſchen Religion, wenn ſie gezwungen ſind, der Gefahr zu entrinnen, oder der gehabten Gewalt zu entſagen. Dieſe für des Nabobs und der Engländer Intereſſe ſo nöthige Veränderung war das Werk von ſieben Tagen. Monack-jee wurde den 7ten Junius vom Könige mit vielen Ceremonien in ſeine Würden eingeſezt, und fing ſeine Adminiſtration gleich mit Anwerbung von Truppen an; da dieſes aber einige Zeit erfoderte, ſo bat Lawrence die Regierung in Madras, ihm bald die aus Bombay und Europa angekommene Verſtärkung zu überſenden, und auch den Maphuze Khan zur Vereinigung zu bewegen, damit alle Truppen zu gleicher Zeit von Tanjore nach Tritchinapoly aufbrechen könnten.

Dieſem Verlangen zufolge beſchloß man 400 Europäer und Topaſſen nebſt 500 Sepoys bey Conjeveram zum Maphuze Khan ſtoßen zu laſſen, um mit ihm nach Tanjore zu marſchiren. Die Leidenſchaft dieſes Prinzen war, ſich an der Spitze von Truppen zu ſehn, ſo ſehr es ihm auch an Talenten fehlte, ſie zu commandiren; er zeigte daher keine Neigung, die Gegend von Arcot zu verlaſſen, und gab zur Urſache an, daß Abdulwahab Khan ihm noch nicht das nöthige Geld ausgezahlt habe. Unter dieſem Vorwande marſchirte er immer im Lande herum, und hob Contributionen von ſolchen Polygars und Statthaltern ein, die nicht ſtark genug waren, ihm Widerſtand zu thun. Da ſich endlich die Regierung

in Madras erklärte, ihm das Geld zu zahlen, wenn 1754
er ohne Verzug aufbrechen wollte, ſo zeigte er ſich bereitwillig. Dupleix aber, der ſeinen Charakter genau kannte, hintertrieb dieſen Vorſatz dadurch, daß er der Beſatzung in Gingee befahl, in Vereinigung mit andern Truppen ins Feld zu rücken. So gering auch dieſe Anzahl war, ſo wurde Maphuze Khan doch durch ihre Erſcheinung ſo ſehr erſchreckt, daß er ſich vorzurücken weigerte, bis die verſprochenen Europäer bey ihm angelangt ſeyn würden. Sie kamen an, und nun eilten die Franzoſen nach Gingee zurück. Dennoch aber wollte er nicht nach Tritchinapoly marſchiren, und verlangte zuvor ſein Geld zu haben. Die engliſche oſtindiſche Regierung war daher genöthigt, ihm 50,000 Rupien zu bezahlen, und verſprach ihm noch einmal ſoviel zu geben, ſobald er den Coleroon paſſirt wäre. Dieſes vermochte ihn endlich, im Anfange des Julius aufzubrechen.

Morari-row ſezte nun nach ſeinem Siege über Gauderow ſeine übrigen Entwürfe fort. Er ſchrieb an den Nabob, der ſich damals in Tanjore befand, daß, wenn er ihm für die Zahlung von 300,000 Rupien Sicherheit ſtellte, ſo wollte er gleich nach Hauſe marſchiren, und nie mehr ein Feind weder von ihm, noch von den Engländern, noch von den Tanjoren ſeyn. Der Nabob hatte kein Geld, er wandte ſich daher an den König von Tanjore, der nach vielen Conferenzen es endlich zu geben bewilligte. Man entwarf einen Tractat, worin feſtgeſezt wurde, daß die Maratten 50,000 Rupien haben ſollten, ſobald ſie in Volcondah angelangt wären, 100,000,

1754. wenn ſie die weſtlichen Gebirge paſſirt hätten, und die übrigen 150,000 nach ihrer Ankunft im Vaterlande. Während dieſer Unterhandlung in Tanjore benachrichtigte Morari-row den Regenten von Myſore, daß er im Begriff ſtehe, mit dem Nabob einen Tractat zu ſchließen, er wolle aber die Unterhandlung abbrechen, wenn ihm der Regent die ſtreitigen Gelder bezahlte. Dieſer ſchickte ihm, in der Angſt, alles Geld, was er nur füglich entbehren konnte, ungefähr 50,000 Rupien. Kaum hatte der Maratte es empfangen, als er mit ſeinen Truppen nach Volcondah marſchirte, und im Anfange des Julius nach ſeinem Erblande ging, das 130 Meilen von Arcot entfernt war. Er beſaß hier ein eignes Fürſtenthum, ganz unabhängig von ſeiner Nation, allein abhängig vom Subah von Decan. Dies war der Preiß von der 1741 an Nizam-al-muluck geſchehenen Uebergabe von Tritchinapoly. Da neue Staaten gewöhnlich mit mehr Sorgfalt als alte beherrſcht zu werden pflegen, ſo erwarb er ſich bald die Liebe ſeiner Unterthanen und die Achtung ſeiner Nachbarn, zog von ſeiner Nation Soldaten ins Land, allein nur ſolche, deren Tapferkeit bekannt war, und begegnete ihnen ſo wohl, daß ſie ihn nie verlaſſen wollten; im Gegentheil ſchien die ganze Armee nur Eine Familie zu ſeyn. Er bemühte ſich, den kriegeriſchen Geiſt durch gleiche Theilung der Beute bey ihnen zu nähren, und brachte ihnen Luſt bey, ſich Strapatzen zu unterziehn, ſo daß ſie nie klagten, als wenn ſie nichts zu thun hatten. Die Wahl ſeiner Offiziere zeigte noch mehr ſeine Fähigkeit; denn er hatte keinen Anführer von hundert Reitern, der nicht im Stande geweſen wäre, die ganze Armee zu commandiren. 1754. Dennoch war jeder mit ſeinem Range zufrieden, und alle lebten in völliger Harmonie unter einander, und in vollkommenem Gehorſam gegen die Befehle ihres Feldherrn. Dieſe Truppen wurden daher mit Recht für die beſten Soldaten in Indien gehalten. Außer den der marattiſchen Nation eigenen Eigenſchaften, als Muth, Thätigkeit, Kriegsliſt und große Geſchicklichkeit ihre Pferde abzurichten, und den Säbel zu führen, hatten ſie bey ihren Gefechten mit den Europäern gelernt, die Furcht vor Feuergewehr zu überwinden, ja ſie waren im Stande, gegen ganze Batterien ihre Schlachtordnung zu behaupten. Nur erſt in dieſem Kriege auf der Küſte von Coromandel bediente man ſich der Kanonen in dieſem Theile von Indien, ob man gleich ſchon längſt die Musketen gebrauchte; nichts war daher den Truppen dieſes Landes fürchterlicher als eine Kanonade.

Lawrence wünſchte nun, nach Abfertigung der Maratten, eiligſt nach Tritchinapoly zurück zu marſchiren, und lag deshalb dem Monack-jee beſtändig an. Wenige Feldherren in Indien haben Begriffe von dem Werthe der Zeit bey kriegeriſchen Operationen; der tanjoreſche General übereilte ſich daher auch nicht, ſondern erklärte, daß er ſeine Cavallerie nicht vor Ende des Julius zuſammen bringen könnte. Lawrence beſchloß hierauf nicht zu warten; er hoffte, daß ſeine thätige Ungeduld mehr als ſeine Vorſtellungen bewirken würde, brach daher in Begleitung des Nabobs den 21ſten mit den engliſchen Truppen auf, und lagerte ſich bey Atchempettah, einer Stadt zwölf

1754. Meilen von Tanjere in den Wäldern gelegen, die von Colleroes bewohnt werden. Fünf Tage hernach kam auch Monack-jee mit der tanjereſchen Armee an, erklärte aber ſeine Abneigung weiter vorzurücken, bis Maphuze Khan mit ſeinen Soldaten und der europäiſchen Verſtärkung zu ihm geſtoßen wäre. Auch der Nabob lag dem Lawrence ernſtlich an, dieſe Truppen abzuwarten; er gab daher wider Willen nach, jedoch mußte ſich Monack-jee verbinden, allen in dieſer Zwiſchenzeit erfoderlichen Proviant, der mittlerweile von dem verhandenen Vorrath genommen wurde, wieder zu erſetzen.

In dieſer Zeit ereignete ſich in der Regierung von Pondichery eine Revolution, die jedermann in Indien in Erſtaunen ſezte. Die engliſch-oſtindiſche Compagnie hatte im vorigen Jahre dem brittiſchen Miniſterio wegen dem Kriege Vorſtellung gethan, worin ſie auf der Küſte von Coromandel verwickelt wäre, und um den Beyſtand der Regierung angeſucht, entweder um den Krieg zu endigen, oder um ihn fortzuſetzen, da ihre Macht in Indien allein nicht hinreichend ſey die franzöſiſch-oſtindiſche Compagnie in Schranken zu halten, weil dieſe von der Krone Frankreich ſtark unterſtützt würde. Das brittiſche Miniſterium ſah die Nothwendigkeit ein, ſich ins Mittel zu legen, um die ehrgeizigen Entwürfe des Dupleix zu hemmen, und fing deshalb in Verſailles eine Unterhandlung an. Duvelaer, ein Direktor der franzöſiſch-oſtindiſchen Compagnie, wurde nebſt ſeinem Bruder, dem Grafen von Lude, die beide viele Jahre in Indien geweſen waren, von Paris nach London abgeordnet, wo ſie mit dem Staatsminiſter Grafen von Holderneß häufige Conferenzen hatten. Dieſer Miniſter war durch große Bemühungen und unabläſſiges Forſchen zu einer ſehr genauen Kenntniß von Indien und den dortigen Angelegenheiten gelangt. Da er nun ſahe, daß die Franzoſen Zeit zu gewinnen ſuchten, ſo vermochte er den König dahin, eine Eſcadre Kriegsſchiffe ausrüſten zu laſſen, die ein Regiment königliche Truppen nach Indien überbringen ſollten. Dieſer Entſchluß überzeugte das franzöſiſche Miniſterium, daß eine Beharrlichkeit in ihren Entwürfen, in Indien Eroberungen zu machen, und ihre Beſitzungen zu vergrößern, beide Nationen unfehlbar in einen großen Krieg verwickeln würde, dazu Frankreich nicht vorbereitet war; man kam daher bald überein, daß die Streitigkeiten beider Compagnien in Indien durch Commiſſarien geſchlichtet, und alles auf gleichen Fuß geſezt werden ſollte, ohne auf die Vortheile im geringſten Rückſicht zu nehmen, die der eine oder der andre Theil mittlerweile erlangt haben könnte. Es war nun nichts übrig, als ſolche Commiſſarien zu ernennen, die unbedingt dieſe Abſichten erfüllen würden. Die Franzoſen ſelbſt waren überzeugt, daß Dupleix nicht als Commiſſarius in einer ſo kritiſchen Angelegenheit erwählt werden müßte, wo alle ſeine Plane vernichtet würden; überdem ſahen ſie voraus, daß das brittiſche Miniſterium ihre Aufrichtigkeit in Anſehung ihrer friedlichen Geſinnungen in Verdacht ziehen müßte, wenn ſie Dupleix zur Schließung des Tractats nur vorſchlagen ſollten. Es war hier kein Mittelweg vorhanden, daher der franzöſiſche Hof freywillig, ohne 1754.

1754. irgend eine Vorſtellung von Seiten des engliſchen, Dupleix das Gouvernement von Pondichery abnahm, und Godeheu, Direktor der franzöſiſch-oſtindiſchen Compagnie, zum Friedenscommiſſarius ernannte; auch erhielt er den Poſten als Oberbefehlshaber mit unbegränzter Autorität über alle franzöſiſche Beſitzungen in Indien. Die engliſch-oſtindiſche Compagnie ernannte den oft gedachten Gouverneur Saunders und einige andre Glieder der Regierung von Madras, um mit Godeheu zu tractiren.

Dupleix erhielt den 1ſten Auguſt von dieſen Entſchließungen Nachricht, und den 2ten langte ſchon das Schiff mit ſeinem Nachfolger in Pondichery an. Sobald dieſer das Land betrat, machte er feyerlich ſeinen Auftrag bekannt, und übernahm die Adminiſtration. Dupleix übergab ihm alles mit der ſcheinbarſten Gleichmüthigkeit und Heiterkeit des Geiſtes, die er beſtändig bey Unfällen aller Art gezeigt hatte. Durch dieſes ſehr vernünftige Betragen erſparte er ſich ſchimpfliche Begegnungen, auf die man ſich ſchon vorbereitet hatte, wenn er widerſpenſtig geweſen wäre; denn Godeheu war mit einem Lettre de cachet verſehn, (ein unüberſezbares Wort, da die Sache ſelbſt zur Zeit noch in Deutſchland unbekannt iſt) vermittelſt welchem man alle Formalitäten der franzöſiſchen Geſetze und Juſtizpflege übergehen kann, wenn man ganz kurz einen Menſchen als Staatsverbrecher bezeichnet; eine Erklärung, nach welcher alle ſich des Hochverraths ſchuldig machen, die zur Vollziehung des königlichen Befehls ihren Beyſtand verſagen. Da Godeheu nicht Urſache hatte, ſich dieſer großen Gewalt gegen

Dupleix zu bedienen, ſo begegnete er ihm mit vieler 1754. Achtung, und erlaubte ihm ſogar, ſich ferner der Ehrenzeichen von mohriſchen Würden zu bedienen, die ſowohl Murzafa-jing als Salabad-jing ihm gegeben hatten, da ſie ihn zum Nabob vom Carnatick ernannten. Dieſes waren mannichfaltige Fähnlein und Fahnen, vielerley Inſtrumente zur Kriegsmuſik gehörig, ganz beſondere Zierrathen an ſeinem Palankin, und eine mohriſche Kleidung, die mit prächtigen der Nabobswürde eignen Kennzeichen verſehn war. In dieſem Aufzuge begab er ſich am heiligen Ludwigsfeſte feyerlich zum neuen General-Statthalter, um bey ihm das Mittagsmahl einzunehmen.

Godeheu gab gleich nach ſeiner Ankunft der Regierung in Madras von ſeinem Auftrage Nachricht, und zum Beweis, wie ernſtlich er die friedlichen Abſichten ſeines Hofes zu erfüllen wünſche, ertheilte er der Schweizercompagnie die Freiheit, die im vorigen Jahre, wie oben erzählet worden, von Dupleix zu Waſſer aufgefangen wurde. Es kam zwiſchen ihm und Saunders zu einem Briefwechſel; Beide wünſchten einen Waffenſtillſtand, allein bis dieſer geſchloſſen war, ſchienen ſie aufmerkſam zu ſeyn, keine Vortheile zu verlieren, die ſie im Felde erhalten konnten.

Maphuze Khan war nach der erhaltenen Summe von 50,000 Rupien bis zum Fort St. David vorgerückt, allein nun fing er wieder an zu zögern; auch ſeine Truppen wollten ihm nicht mehr gehorchen, und verlangten Geld. Lawrence, der wenig Dienſte von ſolchen Truppen und von einem ſolchen Befehlshaber hoffte, wollte weder mehr Zeit noch Geld verlieren,

1754. und befahl daher der europäiſchen Verſtärkung, ſich von ihm abzuſondern. Dieſe kam alſo den 14ten Auguſt bey Achempettah an. Die Armee wurde nun gemuſtert, und beſtand aus 1200 Europäern mit vierzehn Kanonen, 3000 Seyoys, 3000 Mann tanjoreſcher Infanterie, und 2500 Mann Cavallerie. Der Nabob hatte nur eine Leibwache von funſzig Reitern. Den 16ten marſchirte die Armee auf Tritchinapoly los. Die Feinde, welche von ihrer Annäherung hörten, verließen das Lager, um ihnen den Weg zu verſperren.

Die Franzoſen waren 900 Europäer und 400 Topaſſen ſtark, und die myſoreſche Cavallerie beſtand in 10,000 Mann. Man kanonirte einander, bis ſich die Franzoſen mit großem Verluſt zurückzogen, und die Myſoren ein gleiches thaten. Monack-jee war bemüht ſie mit ſeiner Reiterey zu verfolgen, und zog daher die Truppen an ſich, die zur Bedeckung der Bagage dienten. Dieſen Fehler benutzte Hidernaig, der geſchickteſte Befehlshaber unter den Myſoren, und eilte durch einen Umweg die Bagage anzufallen. Es glückte ihm auch, fünfunddreißig engliſche Karren mit Gewehr und Munition geladen zu erbeuten, und ſie mit ſich fortzubringen. Das unſchlüſſige Betragen der Franzoſen und ihr geringer Widerſtand war jedoch nicht ſowohl der Muthloſigkeit, als gewiſſen Befehlen zuzuſchreiben, die ihr Befehlshaber aus Pondichery erhalten hatte, ein Haupttreffen zu vermeiden.

Die Armee rückte nun in Tritchinapoly ein; und die Franzoſen nebſt ihren Bundsgenoſſen marſchirten wieder nach der Inſel Seringham. Dieſe Entfernung nutzten die Engländer, um die Waſſerplätze und

Dämme bey der Stadt wieder herzuſtellen, ſodann 1754. ſchickte Lawrence, ſeinem Verſprechen gemäß, Monack-jee mit dem größten Theile der tanjoreſchen Truppen, 120 Europäern und 600 Sepoys, nach Coiladdy, um die Coolies zu bedecken, die hier an dem großen vom Feinde im May durchſtochenen Damme arbeiteten. Die regnichte Jahrszeit kam auch jezt heran, da denn die engliſchen Truppen ſämtlich die Cantonirungsquartiere bezogen.

Eine engliſche Eſcadre unter dem Admiral Watſon kam mittlerweile auf der Küſte an; ſie beſtand aus drey Kriegsſchiffen von ſechzig, funfzig und zwanzig Kanonen nebſt einer Kriegsſchaluppe und vielen Compagnieſchiffen; am Bord derſelben war das neunundvierzigſte Regiment, 700 Mann ſtark, vierzig königliche Artilleriſten, und 200 Rekruten für die Truppen der Compagnie. Die Franzoſen hatten auch eine Verſtärkung von 1200 Mann erhalten; unter dieſen waren 600 Huſaren, unter Commando des berüchtigten Fiſcher, die übrigen aber beſtanden in rohen Rekruten. Beide Theile konnten alſo jezt eine nie in Indien geſehene Macht von 2000 Europäern ins Feld ſtellen; die engliſchen Truppen aber waren ſo entſcheidend beſſer, daß, wenn das Schwert jezt hätte den Ausſchlag geben ſollen, die Franzoſen gewiß gezwungen worden wären, um Friede zu bitten. Godeheu ſelbſt kannte dieſe auffallende Verſchiedenheit nur zu wohl, und da er überdem beſorgte, daß die Engländer ihre Eſcadre zu größern Vortheilen nutzen würden, ſo zeigte er bey ſeinen Anträgen eine ſolche Mäßigung, daß Saunders ſofort einen Waffenſtillſtand bewilligte.

1754. Die Bundsgenoſſen beider Theile waren in dieſem Waffenſtillſtande mit einbegriffen, der in Madras, Pondichery, Tritchinapoly und in allen Städten auf der Küſte von Coromandel bekannt gemacht wurde. Er nahm den 11ten October ſeinen Anfang, und ſollte bis zum 11ten Januar des folgenden Jahres dauern. Lawrence begab ſich nun nach Madras, wo er die Würde eines Obriſtlieutenants erhielt; desgleichen übergab ihm der Gouverneur Saunders im Namen der Compagnie einen koſtbaren reich mit Diamanten beſezten Degen, zur Dankbarkeit für ſeine Dienſte. Dieſe Ehrenzeichen machten jedoch bey ihm nicht die Beleidigung gut, daß man den Oberſten Adlercron aus Europa geſchickt hatte, die engliſchen Truppen in Indien zu commandiren.

Im Anfange des Jahres 1754 war Salabad-jing in Begleitung von Buſſy und den franzöſiſchen Truppen gegen den marattiſchen Großfeldherrn Ragogee Bonſola zu Felde gezogen, der die nordöſtlichen Theile von Decan von neuem verheerte. Man weiß bis jezt noch nicht die nähern Umſtände ſowohl von dieſem Feldzuge, als von allen andern, wo Buſſy commandirte; ſo viel iſt nur bekannt, daß die Armee des Salabad-jing und ſeiner Alliirten bis Nagpore, der Hauptſtadt des Ragogee, vorrückte, und daß nach vielen Scharmützeln im April der Friede geſchloſſen wurde. Im May ging Buſſy nach Hyderabad, um von dort aus die neulich erſtandenen Provinzen zu beſuchen, wo ſich die Franzoſen nur mit vieler Mühe und Widerſtand feſtgeſezt hatten. Jaffer-ally war einige Jahre lang Statthalter von Rajamundrum und

1754. Chicacole geweſen; als man ihn nun auffoderte, dieſe Länder aufzugeben, ſo ſchlug er es ab; er fand, daß Vizeramrauze, ein mächtiger Rajah, mit dem er eben Krieg führte, von ähnlichen Geſinnungen war, daher machte er nicht allein mit ihm Friede, ſondern auch ein Bündniß, worin Beide verſprachen, ſich den Franzoſen aus allen Kräften zu widerſetzen. Sie wandten ſich auch nach Madras um Hülfe. Die Engländer munterten ſie zwar bey ihrem Vorſatze auf, allein ſie waren im Carnatick zu ſehr beſchäftigt, um ihnen Beyſtand leiſten zu können. Das Intereſſe der indiſchen Fürſten, der mohriſchen Statthalter, und des Großen-Moguls iſt ſo verſchieden, daß eins dem andern beſtändig entgegengeſezt iſt, daher darf man keine Vereinigung der Mächtigen des indoſtanſchen Reichs wider die ehrgeizigen Verſuche der großen europäiſchen Nationen hoffen; nur durch andere Europäer muß dieſer Ehrgeiz gehemmt werden. Moracin, der franzöſiſche Befehlshaber in Maſulipatnam, hatte nicht Truppen genug, um die alliirten Fürſten zu unterjochen, er that daher dem Rajah den Vorſchlag, ihm die Provinzen Rajamundrum und Chicacole für einen geringern Pachtpreiß, als man je bezahlt hatte, zu überlaſſen. Einer ſolchen Verſuchung können indianiſche Fürſten nie widerſtehn. Jaffer-ally, der ſich von ſeinem Bundsgenoſſen verlaſſen ſah, floh voll Rachſucht zum Ragogee, der damals gegen Salabad-jing zu Felde lag. Er traf auf ſeinem Wege ein zahlreiches Corps Maratten an, die er zu einem Einfalle in Chicacole beredte, wobey er ihnen den Marſch über die Gebirge anrieth, die bis dahin Ca-

1754. vallerie nie zu paſſiren gewagt hatte. Ein Polygar, der von dem Rajah vertrieben worden, war ihr Führer durch Hohlwege und Päſſe, die nur ſehr wenige kannten. So fielen die Maratten wie aus den Wolken in die Provinz, als der Rajah ganz unbeſorgt bey der Hauptſtadt im Lager ſtand; ſeine Truppen wurden mit leichter Mühe geſchlagen, und er ſelbſt rettete ſich nach Maſulipatnam, um die Franzoſen zu Hülfe zu rufen. Das arme Land wurde indeſſen von den Maratten mit Feuer und Schwert verheert; auch legten ſie die holländiſche Faktorey in Bimlapatnam in die Aſche, nachdem ſie ſolche ausgeplündert hatten; ſie fanden hier viele Kiſten mit Geld. Die engliſche Faktorey in Vizagapatnam aber wurde verſchont. Moracin ließ ſogleich alle bey ſich habenden Truppen, 150 Europäer und 2500 Sepoys, zu des Rajah Armee ſtoßen, die nun dem Feind entgegen rückte; allein die Maratten vermieden ein Treffen, um ihre gemachte Beute erſt in Sicherheit zu bringen; ſobald dieſe aber unter einer ſtarken Bedeckung abgeſchickt war, ſo boten ſie dem Vizamrauze eine Schlacht an. Das Gefecht war an beiden Seiten hitzig, wurde aber endlich durch die franzöſiſche Artillerie entſchieden; dennoch blieben die Maratten im Lande, bis ſie für ihre Convoy nichts mehr zu befürchten hatten, da ſie denn ſchleunig aufbrachen, durch die Provinz Elore marſchirten, und ſich längs den Gebirgen von Condavir zogen, bis ſie außerhalb dem franzöſiſchen Gebiete waren. Im Monat Julius kam Buſſy nach Maſulipatnam und Rajamundrum, wo er alle Regierungsangelegenheiten dieſer neuen Provinzen in Ordrung brachte, von welchen die Franzoſen jezt als Oberherren ohne Widerſtand anerkannt wurden; denn die Maratten, die ihren Endzweck der Plünderung erlangt hatten, zeigten keine Neigung mehr dem Jaffer-ally beyzuſtehn, daher dieſem nichts übrig blieb, als ſich dem Subah zu unterwerfen, und ſelbſt in Aurengabad um Gnade zu flehen. 1754.

Sobald der Waffenſtillſtand im Carnatick bekannt gemacht war, verließ der Admiral Watſon mit ſeiner Eſcadre die Küſte von Coromandel, um der ſtürmiſchen Jahreszeit zu entgehn, und ſegelte nach Bombay. Gegen Ende des Decembers langte der Commodore Pocock in Madras noch mit einer Verſtärkung von zwey Kriegsſchiffen an, eins von 70 und eins von 60 Kanonen. Um dieſe Zeit war man mit dem Friedenstractat ſo weit zu Stande gekommen, als die Vollmachten beider Gouverneurs reichten. Dieſe waren nur auf einen conditionellen Tractat eingeſchränkt, der erſt durch die Ratification beider Compagnien in Europa gültig gemacht werden ſollte, da ſich dieſe die Macht vorbehielten ihn abzuändern, oder auch ganz zu annulliren. Die Grundlage dieſes Tractats war, daß beide Compagnien auf immer allen mohriſchen Statthalterſchaften und Würden in Indien entſagen, und ſich nie in die Streitigkeiten der Fürſten dieſes Reichs miſchen ſollten; ferner ſollten alle Länder und Oerter, diejenigen ausgenommen, die man ausdrücklich als Beſitzthümer beider Compagnien bezeichnen würde, der indoſtaniſchen Regierung wieder zurückgegeben werden. Die Gouverneurs beſtimmten nun dieſe Beſitzungen, in beſtändiger Rückſicht künftige

1754. Kriege, ſowohl unter einander als auch mit den Fürſten des Landes, zu vermeiden. Man bewilligte den Engländern in Tanjore Devi-Cotah, und den Franzoſen Karical nebſt einigen Diſtricten zu beſitzen; auf der Küſte von Coromandel ſollten die Engländer Madras und das Fort St. David, die Franzoſen Pondichery, und überdem Beide Ländereyen von gleichem Werth haben. Würde man finden, daß die engliſchen Beſitzungen in Tanjore und im Carnatick zuſammen genommen mehr als die franzöſiſchen in dieſen Ländern werth wären, ſo wollte man den Franzoſen dafür ein Aequivalent einräumen zwiſchen dem Fluß Gondecama und Nizampatnam. Die Diſtricte bey Maſulipatnam ſowohl als die Inſel Devi ſollten zwiſchen beiden Nationen in zwey gleiche Theile getheilet werden. In den Provinzen Rajamundrum und Chicacole ſollte jede Nation vier bis fünf Faktoreyen, oder auch nur bloße Handlungshäuſer haben, jedoch ganz ohne Landeinkünfte; dieſe Faktoreyen wollte man ſo anlegen, daß ſie einander nicht nachtheilig ſeyn könnten. Auf dieſe Bedingungen ſollte zwiſchen ihnen und ihren Alliirten ein Interimsvergleich geſchloſſen werden, bis man aus Europa die Beſtätigung erhalten hätte. Beide Nationen verſprachen während dieſer Zeit ſich keine neuen Beſitzungen zu verſchaffen, noch Forts anzulegen, dabey aber war es erlaubt, die im Beſitz habenden Forts auszubeſſern. Kein Theil ſollte ſeine Beſitzungen eher räumen, oder ſonſt darüber ſchalten, bis der Definitiv-Tractat aus Europa angelangt wäre, da denn auch alle Schadloshaltungen für die Kriegskoſten näher beſtimmt werden ſollten.

Es war ſchon beym Waffenſtillſtand ausgemacht 1754 worden, daß, wenn eine der beiden ſtreitenden europäiſchen Nationen eine Feindſeligkeit ausüben oder eine der andern in ihre Rechte greifen ſollte, ſo wollte man Commiſſarien ernennen, um den Streit beyzulegen. Geſchähe dieſe Feindſeligkeit aber von ihren indiſchen Alliirten, ſo ſollten beide Nationen ſich vereinigen, und ſie mit Gewalt im Zaum halten. Es wurde auch eine Auswechſelung der Gefangenen beſchloſſen, ſo weit die ungleiche Zahl es verſtattete. Die Franzoſen hatten deren 250, dagegen die Engländer 900 zählten.

Dieſer Vergleich war jedoch im Grunde nichts weiter, als ein achtzehnmonatlicher Waffenſtillſtand, da die Compagnien in Europa nicht an den Tractat ihrer Bevollmächtigten gebunden waren. Die Franzoſen befanden ſich mittlerweile im ruhigen Genuß der Einkünfte aller Länder, die ſie während dem Kriege erworben hatten. Nach ihren eignen Berechnungen waren dieſe Einkünfte folgende: Von Karical in Tanjore 96000 Rupien; von den achtzig Dörfern bey Pondichery 105,000; von Maſulipatnam und deſſen Dependenzen, von der Inſel Divi, Nizampatnam, Devrecottah und Condavir, alles an einander gränzende Länder 1,141,000 Rupien; von den vier Provinzen Elore, Muſtaphanagur, Rajamundrum und Chicacole 3,100,000; von den Ländereyen im Carnatick ſüdwärts vom Fluß Paliar gelegen, 1,700,000; von der Inſel Seringham und ihren Dependenzen, die Mahomed-Ally den Myſoren beym Anfange des Krieges überlaſſen, dieſe aber ſie den Franzoſen abge-

1754. treten hatten, 400,000; in allem 6,842,000 Rupien, nach engliſchem Gelde 855,000 Pf. Sterling.

Alles, was die Engländer während dem Kriege zu ihren vorigen Einkünften erworben hatten, betrug nicht mehr als 800,000 Rupien, die ſie jährlich aus den vom Nabob ihnen angewieſenen Ländereyen zur Vergütung ihrer Kriegskoſten zogen. Es war daher augenſcheinlich, daß ſie nicht durch Ehrgeiz zu dieſem Kriege angereizt waren, im Gegentheil hielten ſie die Fortſetzung deſſelben der Compagnie höchſt nachtheilig. Sonſt wäre das Betragen der Regierung in Madras nicht zu entſchuldigen geweſen, die einen Waffenſtillſtand auf ſo ungleiche Bedingungen einging, wodurch die Franzoſen in den Stand geſezt wurden, den Krieg mit doppelter Macht wieder zu erneuern, wenn der Tractat in Europa nicht angenommen würde; ja dieſe Bedingungen und deren Folgen waren vielmehr ein Argument für die franzöſiſche Compagnie, den Vergleich zu verwerfen. Die Engländer hatten jedoch einen Vortheil in ihrer Gewalt, nämlich den Ueberſchuß der franzöſiſchen Kriegsgefangenen, deren Anzahl nun nach der Auswechſelung noch 650 war: hiezu kam ein andrer von der größten Wichtigkeit: dieſer war die Entfernung des Dupleix von ſeiner Statthalterſchaft in Pondichery.

Dieſer große Mann reiſte den 14ten October nach Europa ab, nachdem er zuvor Godeheu alle Rechnungen übergeben hatte, woraus erhellte, daß er für die Compagnie beynahe drey Millionen Rupien an baarem Gelde angeſchafft hatte. Ein großer Theil dieſer außerordentlichen Summe war von ſeinem Privatvermögen genommen, die übrigen Gelder aber 1754. hatte er von den franzöſiſchen Einwohnern in Pondichery auf ſeinen eignen Namen gegen Zinſen geborgt. Godeheu überließ die Berichtigung dieſer Rechnungen den Directoren der Compagnie in Frankreich, welche vorgaben, Dupleix hätte dieſe Koſten aufgewandt, ohne dazu hinreichende Autorität zu haben, und ihm daher alle Erſtattung niederträchtig abſchlugen; ob ſie gleich fortfuhren, die durch dieſen klugen Aufwand erlangten ungeheuern Einkünfte zu ziehen. Der gebeugte Dupleix fing darauf einen Prozeß mit der Compagnie an, allein das franzöſiſche Miniſterium hemmte im Namen des Königs alle weitern Prozeduren, ohne die gerechten Foderungen des Klägers zu unterſuchen, oder ſonſt irgend eine Maaßregel zu nehmen, den verdienſtvollen Mann zu befriedigen. Das einzige, was ſie zur Verringerung ſeines Nachtheils thaten, war die Ertheilung von Schutzbriefen wider ſeine Gläubiger. Sein übrig gebliebenes Vermögen war daher jezt weit geringer als das, was er beſaß, da er 1742 General-Gouverneur von Pondichery wurde. Sein Betragen verdiente jedoch ganz andre Belohnungen von ſeiner Nation, die vielleicht nie einen Mann erzeugte, der ſo leidenſchaftlich bemüht und dabey ſo fähig war, ihren Ruhm und ihre Macht in Oſtindien auszubreiten. Hätte er, ſeinem Wunſche gemäß, gleich nach dem Tode des Anwar-odean Khan die nöthigen Truppen zuſammen bringen können, oder wäre er hernach von Frankreich aus auf eine ſeinen großen Entwürfen entſprechende Art unterſtützt worden, ſo iſt kein Zweifel, daß er dem Chunda-ſaheb

1754. die Nabobswürde vom Carnatick förmlich verſchafft, und dem Subah von Decan, ja dem kaiſerlichen Throne in Delhi ſelbſt, Geſetze würde gegeben haben. Höchſt wahrſcheinlich dürfte er ſodann die Souveränität über viele Provinzen des Reichs erhalten haben. Mit dieſer Macht verſehn, wäre es ihm leicht geweſen, alle Beſitzungen und Handelsgeſchäfte der andern europäiſchen Nationen nach Gefallen einzuſchränken. Man kann kühn behaupten, daß ſein Ehrgeiz noch weiter ging, und daß ſeine Abſicht war, alle Europäer nicht allein aus Indoſtan, ſondern aus ganz Oſtindien zu vertreiben; er pflegte oft zu ſagen, daß er nicht ruhen wollte, bis er die engliſchen Beſitzungen von Madras und Calcutta wieder in ihren urſprünglichen Zuſtand verſezt und zu Fiſcherplätzen gemacht hätte.

Wenn man bedenkt, daß er dieſen Eroberungsplan zu einer Zeit entwarf, da alle andre Europäer die höchſten Begriffe von der moguliſchen Regierung hatten, und daher lieber geduldig die Inſolenz niedriger Beamten litten, als es wagen wollten, durch Widerſetzung eine Macht wider ſich aufzubringen, die ſie nach ihrer Einbildung fähig glaubten, ſie in einem Augenblicke zu vernichten; ſo kann man nicht umhin, den großen Geiſt zu bewundern, der zuerſt dieſe Täuſchung entdeckte und verachtete. Bey ſeinen außerordentlichen Fähigkeiten fehlte es ihm jedoch an militäriſchen Talenten, um deſto nachdrücklicher Entwürfe auszuführen, die ſo ſehr von Kriegsoperationen abhingen. Indeſſen war er nicht ohne taktiſche Kenntniſſe, mußte aber das Commando der Truppen Soldaten von Pro-

1754. ſeſſion überlaſſen, unter denen ſich ſo wenige als Befehlshaber auszeichneten; dagegen die Engländer, wie aus den erzählten Begebenheiten erhellet, viele vortrefliche Offiziers hatten. Es war Dupleix's Gewohnheit, nach einer Niederlage dem Befehlshaber das Commando zu nehmen, daher denn ſeit dem Jahre 1752 nicht weniger als ſechs an die Spitze der Truppen traten, obgleich alle mit ſchlechtem Erfolg. Der einzige Mann von großen Fähigkeiten, der unter ihm diente, war Buſſy, und ſein Betragen gegen ihn zeigte genugſam, daß er den ganzen Werth ſeiner Verdienſte kannte, und die größten Vortheile daraus zu ziehen wußte. Er betrachtete den Ruhm dieſes Mannes, ſeine Siege, ſeine Reichthümer ohne Neid, und folgte unbedingt ſeinem Rath in allen ſolchen Angelegenheiten, die Buſſy ſeiner Lage nach beſſer als er beurtheilen konnte. Man kann daher vorausſetzen, daß er ſich mit la Bourdonnais ſehr wohl würde vertragen haben, wenn dieſer Befehlshaber von ihm abhängend geweſen wäre; allein ſein Stolz war gekränkt, einen andern neben ſich zu ſehn, der alle ſeine großen Entwürfe durch entgegengeſezte Maaßregeln zu vereiteln ſuchte, und zwar nachdem er einen ſo guten Grund dazu gelegt hatte. Hier zeigte ſich alſo der Neid, und machte ihn gegen Verdienſte ungerecht. Man rühmt ihm ſonſt nach, daß er in ſeinem Privatleben freundſchaftlich und großmüthig gegen alles war, was nur Talente zeigte, ohne jedoch zu ſtrenge gegen die zu ſeyn, deren Unfähigkeit oder übles Betragen ſeine Plane zerſtört hatte. Der Mord des Nazir-jing iſt das einzige Verbrechen, das ſeine Feinde ihm zur Laſt le-

1754. gen können; allein man hat hievon keine Beweiſe, weder daß er die pitaniſchen Nabobs dazu aufmunterte, noch überhaupt den Tod dieſes Fürſten in ſeinen Plan aufnahm. Kaum hatte er Pondichery verlaſſen, als die Abneigung gegen ihn, die bey vielen durch ſein herrſchſüchtiges Betragen erzeugt worden war, aufhörte, und alle ſeine Landsleute waren einſtimmig der Meynung, daß ſeine Entfernung von ſeinem Poſten das größte Unglück ſey, das nur den Franzoſen in Indien hätte begegnen können.

1755. Der Interims-Tractat wurde den 11ten Januar bekannt gemacht, an dem nämlichen Tage, als der Waffenſtillſtand zu Ende ging, und gleich darauf legte Saunders ſeine Gouverneursſtelle in Madras nieder, und kehrte nach England zurück. Gegen das Ende des Januars kam der Admiral Watſon mit ſeiner Eſcadre wieder von Bombay nach dem Fort St. David. Auch Godeheu verließ Pondichery im Februar, da die vornehmſte Abſicht ſeiner Reiſe erreicht war, und ging nach Frankreich, nachdem er zuvor die Macht künftiger Gouverneurs ſehr eingeſchränkt hatte. Beide Regierungen in Indien nutzten nun den Frieden, und wandten ihre ganze Aufmerkſamkeit auf die beſtmöglichſte Verwaltung ihrer Ländereyen und Einkünfte, und auf die Erhaltung der Freundſchaft ihrer alten Bundsgenoſſen.

Den Myſoren wollte es gar nicht in den Kopf, daß ſie nicht länger die Freyheit haben ſollten, die Engländer und den Nabob als Feinde zu behandeln; und als die Franzoſen dem Regenten riethen, ſich wieder nach ſeinem Lande zu begeben, ſo antwortete er: daß

1755 er nicht gehalten ſey, Tractaten zu folgen, die er nicht ſelbſt gemacht habe; daher würde er nicht ehe Seringham verlaſſen, bis er Tritchinapoly erobert hätte, welches er auch ohne ihren Beyſtand zu bewirken hoffte. Da er indeſſen ſah, daß die Franzoſen ſich verbunden glaubten, den Engländern alle Entwürfe zu melden, die er zur Erreichung ſeines Zwecks machte, ſo bot er ihrem Befehlshaber 300,000 Rupien an, wenn er mit ſeinen Truppen nach Pondichery zurückmarſchiren und ihn ungeſtört laſſen wollte. Die Engländer fürchteten jedoch dieſe Entwürfe gar nicht, und ſchickten auf des Nabobs Bitte ein Corps von 500 Europäern und 2000 Sepoys nach Madura und Tinivelly, um dieſe Provinzen zum Gehorſam zu bringen. Zu dieſen Truppen ſtieß Maphuze Khan mit 1000 Reitern, nachdem ihn der Nabob zum Vice-Statthalter dieſer Länder ernannt hatte.

Das Corps wurde von dem Oberſten Heron commandirt, der kürzlich aus England angekommen war. Er machte in Manapar Halt, wohin die Agenten der benachbarten Polygars *) beſchieden waren, ihre Rechnungen mit dem Nabob zu berichtigen. Die vier vornehmſten Polygars gehorchten, und verſprachen den rückſtändigen Tribut zu bezahlen. Der Nabob aber, der die Treuloſigkeit dieſer Fürſten kannte, und die Truppen bis hieher begleitet hatte, bat Heron, ſo lange in Manapar zu verweilen, bis das Geld wirklich erlegt wäre, weshalb er Offiziers zum Einſammeln ausſchickte. Sie gaben Nachricht, daß der Polygar La-

---

*) Ein Titel, womit die Beherrſcher bergiger oder waldiger Diſtricte in Indoſtan bezeichnet werden.

1755. chenaig nur einen Theil entrichtet habe, das übrige aber durchaus verweigere. Man beſchloß darauf ſein Land anzugreifen, das größtentheils in Wäldern beſteht, die unweit der Landſtraße von Dindigul liegen.

Die Unterthanen ſowohl dieſes als auch aller andern Polygars im ſüdlichen Theile von Indien ſind Colleries; ein in vieler Rückſicht von den übrigen Indiern ſehr verſchiedenes Volk, das den Europäern noch wenig bekannt iſt. Sie verbergen ſich bey Tage in ihren Schlupfwinkeln und feſten Plätzen, und zur Nachtzeit thun ſie Ausfälle, um die Einwohner der benachbarten Dörfer zu plündern. Ihr vorzüglichſtes Augenmerk iſt das Vieh; wenn ſie es nicht lebendig wegbringen können, ſo ſtechen ſie es mit ihren langen Speeren todt. Durch eine beſtändige Uebung in dieſen Diebereyen erlangen ſie darin eine ſolche Geſchicklichkeit und Verwegenheit, daß ſie mitten aus dem feindlichen Lager Pferde holen und glücklich fortbringen. Sie halten es für keine Schande, Diebe zu heißen, im Gegentheil rühmen ſie ſich ihrer Diebsſtreiche, und erzählen den Fremden verwegene Unternehmungen dieſer Art, wodurch ſich ihre Landsleute ausgezeichnet haben, mit ſoviel Vergnügen, als andre Völker von den Heldenthaten ihrer Vorfahren reden. Sobald Beute der Gegenſtand iſt, betrachten ſie Gefahren und Tod mit Gleichgültigkeit, wovon die Engländer ein auffallendes Beyſpiel ſahen, als ſie die Franzoſen und Chunda-ſaheb in Seringham eingeſchloſſen hielten.

Unter den damals zum engliſchen Lager gehörigen Colleries befanden ſich zwey Brüder, die überführt wurden, zu wiederholtenmalen alle Pferde, ſowohl des 1755. Major Lawrence als des Capitain Clive, geſtohlen zu haben. Man nahm ſie in Verhaft. Sie läugneten die That nicht; da man ihnen aber ſagte, daß man ſie aufhängen würde, ſo verſprach der eine, wenn man ihnen das Leben ſchenken wollte, die Pferde in zwey Tagen wiederzuſchaffen, während der Zeit ſein Bruder im Gefängniß bleiben ſollte. Das Anerbieten wurde angenommen, und einer von ihnen losgelaſſen. Die Friſt verſtrich, ohne daß man von dem Freygelaſſenen etwas gehört hatte. Der Major Lawrence befahl daher den andern Collery vor ihn zu bringen, erinnerte ihn an die nicht erfüllte Zuſage ſeines Bruders, und ſagte, er möchte ſich nur zum Tode bereiten, im Fall die Pferde nicht den folgenden Tag da wären. Hierauf erwiederte der Gefangene mit großer Standhaftigkeit: er wundre ſich, daß die Engländer ſo leichtgläubig wären, ſich einzubilden, daß er oder ſein Bruder je die Meynung gehabt hätten, eine ſo anſehnliche Beute wieder herauszugeben, die ihre ganze Familie lebenslang verſorgen würde, und ſeine Verwandten ſich ja im ruhigen Beſitz dieſes Glücks befänden, das ſie für einen ſo geringen Preiß, als ſein Leben ſey, behalten könnten; ein Leben, das er ſo oft für Eine Mahlzeit gewagt habe. Er fügte hinzu, daß die Engländer die Liſt nicht tadeln könnten, wodurch wenigſtens einer von ihnen gerettet wäre, da ſie alle beide lieber willig den Tod würden gelitten, als die Pferde herausgegeben haben. Dieſer Indier machte ſeine ſonderbare Vertheidigung mit dem Anſcheine von ſo viel Gleichgültigkeit in Rückſicht auf das ihm gedrohte Schickſal, daß er bey allen Anweſenden

1755. ſowohl Gelächter als Mitleiden erregte. Der Capitain Clive, ſo groß auch ſein Verluſt war, bat ſelbſt für ihn, und Lawrence ließ ſich nicht lange bitten, ihn zu begnadigen; man entließ ihn ohne alle Strafe.

Der Pater Martin, ein Jeſuit, der ſich zehn Jahre lang in dem benachbarten Lande Morawar aufhielt, beſchreibt die Colleries als das wildeſte Volk auf dem ganzen Erdboden, wobey er anführt, daß, wenn zwey Menſchen von dieſer Nation, männlichen oder weiblichen Geſchlechts, mit einander zanken, ſo iſt jeder Theil nach der Landesſitte verbunden, alle Qualen und Martern zu dulden, welche der andre ihm oder jemanden von ſeiner Familie auflegt, welcher ſodann ein Gleiches thun muß; ja daß die Rachſucht unter ihnen ſo weit ginge, daß man einen Mann geſehn hat, der, durch eine kleine Beleidigung aufgebracht, ſein Weib und alle ſeine Kinder ermordete, blos um das raſende Vergnügen zu haben, ähnliche Mordthaten in ſeiner Familie zu begehen. Die Engländer aber haben, zur Ehre der Menſchheit, auch nicht die geringſte Spur von dieſer ſataniſchen Sitte entdecken können, daher die Behauptung des Jeſuiten wohl wenig Glauben verdient.

Das ganze Land des Polygar Lachenaig iſt entweder von der Natur oder durch die Kunſt befeſtigt, denn ringsumher liegen Hügel in geringer Entfernung von einander, die ſehr uneben, ſteinig und mit Buſchwerk bedeckt ſind, ſo daß niemand als die Colleries ſie beſteigen können. Dieſe Hügel hängen durch Werke zuſammen, die dem rauhen aber liſtigen Charakter des Volks gemäß ſind; denn ſie beſtehen in einer dicken

Mauer von großen Steinen, die ohne Kitt auf einander gelegt, und in gehöriger Entfernung von runden aus Erde gemachten Thürmen flankirt ſind. Vor der Mauer befindet ſich ein tiefer breiter Graben, und vor dieſem wieder eine breite Hecke von Bambusröhren, die ſo dicht zuſammen gedrängt ſtehen, daß man nicht anders durchdringen kann, als vermittelſt der Axt oder dem Feuer. 1755.

Die Truppen griffen dieſe Barriere an, und man ſchoß mit Kanonen auf die Thürme, welche bald von ihren Vertheidigern verlaſſen wurden, dagegen legten ſich dieſe aber mit Feuergewehr, Bogen und Pfeilen in die Hecken, und thaten durch ihr richtiges Zielen viel Schaden, während daß andre auf den Hügeln herumliefen, durch Hülfe ihrer langen Speere von einem Steine zum andern wie die Affen hüpften, und ein erſchreckliches Geſchrey machten, um den Angreifenden Furcht einzujagen. Endlich brach die Armee durch die Hecke, und Iſſoof rückte mit 500 Sepoys und einer Anzahl Europäer auf die vornehmſte Stadt los, die vier Meilen von den erſten Verſchanzungen lag; man fand unerwartet eine zwote Circumvallationslinie, die noch ſtärker als die erſte befeſtigt war. Hier hatten die Feinde ihre ganze Macht verſammlet, und thaten ſo hartnäckigen Widerſtand, daß Iſſoof genöthigt war, nachdem er hundert Sepoys und zwölf Europäer verloren hatte, nach Verſtärkung zu ſenden; allein ehe dieſe noch anlangte, zogen ſich die Feinde zurück. Auch ihre Stadt fand man ganz verlaſſen, ſogar das Vieh hatten ſie mit fortgeſchleppt, an Oerter, wo ihnen nicht beyzukommen war. Da jedoch Lachenaig ſahe,

1755. daß man keinen Vorſatz zeigte, das Land zu verlaſſen, ſo bezahlte er den übrigen Tribut.

Der Nabob ging nun nach Tritchinapoly zurück, und die Armee marſchirte nach Madura. In dieſem Lande hatte ſich ein Mann während den Unruhen zum Statthalter aufgeworfen; da er aber ſeine Würde als ſehr ungewiß betrachtete, ſo vernachläßigte er die Feſtungswerke der Hauptſtadt, und dachte auf nichts, als Reichthümer zu ſammeln. Unvorbereitet alſo auf einen Angriff, floh er nach Coilgoody, einer ſehr befeſtigten Pagode, und überließ Madura den Feinden. Hier langte eine Geſandtſchaft vom Polygar Morawar an, deſſen Land an Madura und Tinivelly gränzt. Der Polygar entſchuldigte ſein Betragen in Anſehung des dem Chunda-ſaheb und den Myſoren geleiſteten Beyſtandes, bat um Verzeihung und um die Gunſt ein Bundsgenoſſe der Engländer zu werden, unter deren Schutze er dem Nabob getreu zu bleiben verſprach. Er begleitete dieſes Anſuchen mit dem ſehr annehmenswürdigen Geſchenke von zwey an der Seeküſte Ceylon gegenüber gelegenen Plätzen, die, wie er richtig bemerkte, die Communication der Engländer mit Tinivelly ſehr befördern würden, da ſie jezt, um zu dieſer Stadt zu gelangen, einen höchſt beſchwerlichen Marſch von einigen hundert Meilen machen müßten. Dem Oberſten Heron ſchien dieſer Antrag ſo vortheilhaft, daß er ſogleich, ohne erſt die Regierung in Madras zu befragen, mit dem Polygar ein Bündniß ſchloß, und ihm zum Zeichen der engliſchen Freundſchaft drey engliſche Flaggen ſchickte, um ſie in ſeinem Lande aufzuſtellen.

1755. Nachdem in Madura die nöthigen Maaßregeln zur Behauptung der Autorität des Nabobs genommen waren, beſchloß Heron den flüchtigen Statthalter in Coilgoody anzugreifen. Iſſoof erhielt Befehl, mit den Sepoys die Pagode enge einzuſchließen, bis die europäiſchen Truppen ankommen würden. Der Statthalter bekam aber hievon zeitig Nachricht, und floh davon, nachdem er jedoch den größten Theil ſeiner Soldaten zurückgelaſſen hatte. Der Weg nach der Pagode war ſehr rauh, daher die Engländer den Unfall hatten, alle ihre Lavetten an den Kanonen zu zerbrechen, ſo daß ſie ganz ohne Geſchütz vor der Pagode erſchienen, und auch überdem keine Sturmleitern hatten. Heron hielt es für eine Schande ſich zurückzuziehn, und beſchloß ſich durch Anzündung der Thore mit Strohbündeln den Weg hinein zu bahnen. Die erfahrenſten ſeiner Soldaten hielten dieſes für unausführbar; Heron aber, um ſie zum Schweigen zu bringen, gab ihnen ſelbſt das Beyſpiel, und brachte das erſte Bündel herbey. Ein außerordentlicher Muth, wenn er gleich ſehr übel angewandt wird, thut gewöhnlich auf die Zuſchauer eine intereſſante Wirkung, ſo daß ſie oft an Gefahren ganz gegen ihre eigne Ueberzeugung Theil nehmen. Iſſoof, der ſelbſt den Verſuch als lächerlich betrachtet hatte, ſahe kaum ſeinen Befehlshaber Hand anlegen, als er ein gleiches that. Der Erfolg war jedoch wider die allgemeine Erwartung glücklich, das Thor brannte nieder, die Soldaten ſtürzten hinein, hieben einen Theil der Beſatzung in Stücken, und plünderten alles aus. Sogar die Tempel in der Pagode wurden diesmal nicht verſchont; denn man

1755. riß die große Anzahl metallner Götzenbilder, welche die Indier, beſonders aber die Colleries verehrten, von ihren Poſtumenten herunter, in der Hoffnung, wenigſtens das Metall davon verkaufen zu können. Nach dieſer That, welche den Abſcheu des ganzen Landes erregte, gingen die Truppen nach Madura zurück, und hernach zogen ſie nach Tinivelly. Hier wurde der Nabob ohne Widerſtand anerkannt, nur einige benachbarte Polygars wollten nicht den rückſtändigen Tribut bezahlen. Der vornehmſte derſelben war Catabomanaig; man glaubte, wenn dieſer zum Gehorſam gebracht wäre, würden die kleinern ſich auch unterwerfen, daher man 200 Europäer und 500 Sepoys wider ihn ausſchickte.

Ein anderes Detaſchement marſchirte das Fort Melli-cotah anzugreifen. Der Polygar dieſes Landes wurde durch die Erſcheinung der Truppen ganz überraſcht, daher er, um Zeit zu gewinnen, einen Abgeordneten herausſchickte, der in ſeinem Namen verſprach, das verlangte Geld in einigen Tagen zu bezahlen. Man traute aber dieſem Verſprechen nicht, und beſchloß den Abgeſchickten mittlerweile als Geißel zurückzubehalten. Der Marſch war ſo forcirt und beſchwerlich geweſen, daß ſelbſt die Vorpoſten ſich nicht des Schlafs enthalten konnten. Dieſe Schläfrigkeit nutzte der Abgeordnete zu entkommen, und langte glücklich im Fort an, wo der Polygar indeſſen die nöthigen Vertheidigungsanſtalten getroffen hatte. Dieſer Betrug brachte die Truppen ſo auf, daß ſie den folgenden Tag den Ort wütend beſtürmten, und die Mauern erſtiegen. Die Beſatzung zog ſich in die Gebäude zurück, und rief um Gnade, wovon man aber nichts hören wollte. Alles was den Siegern unter die Hände kam, wurde niedergehauen, ſelbſt Weiber und Kinder nicht ausgenommen; nur ſechs Perſonen von vierhundert kamen mit dem Leben davon. Es iſt ſchändlich, daß ſich dieſer Grauſamkeit diejenigen Truppen ſchuldig machten, die unter Lawrence in den Ebenen von Tritchinapoly ſo gerechte Ehre eingeärntet hatten. 1755.

Der Polygar Morawar war mit dem engliſchen Bündniß ſo ſehr zufrieden, daß er zum fernern Beweis ſeiner guten Geſinnungen 5000 Mann unter Commando ſeines Bruders abſchickte, um den Engländern zu helfen die widerſpenſtigen Polygars in Tinivelly zu Paaren zu treiben. Der König von Tanjore und Tondiman aber, als geſchworne Feinde des Morawar, betrachteten die ihm wiederfahrnen Gunſtbezeugungen mit der größten Eiferſucht, und gaben ihren Zorn darüber in den ſtärkſten Ausdrücken der Regierung in Madras zu erkennen; wobey ſie hinzufügten, daß ſie ſich auf die Freundſchaft der Engländer nicht verlaſſen könnten, wenn ſolche mit ihren Todfeinden Bündniſſe ſchlöſſen. Die Regierung, welche höchſt ungern dieſe Alliirten von ſich abwendig machen wollte, deren Beyſtand ſie vielleicht wieder brauchen könnte, befahl dem Oberſten Heron, alle fernern Verbindungen mit Morawar abzubrechen; er erhielt jedoch dieſen Befehl nicht eher, als bis Morawars Truppen ſich nahe bey Tinivelly befanden. Heron ſahe ſich nun gezwungen ihnen zu befehlen, ſogleich wieder nach Hauſe zu marſchiren, wenn ſie nicht als Feinde behandelt ſeyn wollten. Dieſe Bundsgenoſſen,

1755. die bey ihrer guten Abſicht eine ganz andere Aufnahme erwartet hatten, konnten ſich dieſe harte Begegnung nicht erklären, und wollten daher eine Unterhandlung anfangen; allein die Befehle der Regierung waren zu beſtimmt, und ließen Heron keine Wahl übrig, als ſie mit Gewalt zum Rückzuge zu zwingen. Er rückte auf ſie los, worauf ſie mit ſolcher Uebereilung zurückmarſchirten, daß ſie einen großen Theil ihrer Bagage hinter ſich ließen, die von den Sepoys geplündert wurde.

Die Einkünfte, die man auf dieſem Zuge eingeſammelt hatte, kamen nicht einmal den dabey aufgewandten Koſten gleich. Ein Theil der Contribution wurde vom Maphuze Khan untergeſchlagen, und ein andrer Theil beſtand in Geſchenken, die Heron mit zu viel Gierigkeit ſich zueignete; dabey ſtellte ſein Dolmetſcher, in Verbindung mit Maphuze Khan, den Zuſtand der Provinz viel nachtheiliger vor, als er wirklich war, da denn lezterer ſich erbot, die Pacht der Länder Madura und Tinivelly für ,500,000 Rupien jährlich zu übernehmen. Dieſer Antrag wurde, dem Gebrauch gemäß, durch ein anſehnliches Geſchenk unterſtützt, das Heron annahm, und ihm die Belehnung über dieſe Länder ertheilte.

Während dieſer Ereigniſſe in Süden waren die Myſoren immer noch in Seringham, wo der Regent unaufhörlich auf Mittel dachte, Tritchinapoly in Beſitz zu bekommen. Seine vornehmſte Hoffnung zur Erlangung dieſes Zwecks hatte er auf einen Bramanen geſezt, der ihn überredte, daß er viele Anhänger in der Stadt, und ſelbſt viele von der Beſatzung gewonnen habe. Dieſer Prieſter trieb ſein Spiel ſo weit, daß er ſogar die Zeit beſtimmte, wenn, wie er vorgab, die Partey des Regenten in der Stadt einen Angriff von außen wünſchte. Der Regent, ganz von der nahen Hoffnung eingenommen, entdeckte das Geheimniß, das ihm ſchwer auf dem Herzen lag, dem Befehlshaber der franzöſiſchen Truppen Sauſſay, der ſogleich der engliſchen Beſatzung davon Nachricht gab. Der Commandant Kilpatrick dankte ihm dafür; um aber ſeine Verachtung gegen den militäriſchen Charakter der Myſoren zu zeigen, erſuchte er Sauſſay, dem Regenten zu ſagen, daß, wenn er einen Verſuch wagen wollte, ſo ſollte er die Stadtthore ganz offen finden. Wenig Tage hernach kam die Nachricht von Myſore, daß ein großes Heer Maratten, unter Anführung des Balagerow, ſich den Gränzen des Königreichs nähere, und daß Salabad-jing an der Spitze eines andern Heers, von den franzöſiſchen Truppen begleitet, auch unterwegs ſey, um den mogulſchen Tribut einzufodern, der ſeit dem Tode des Nizam-al-muluck nicht bezahlt worden war. Auf dieſe ſchreckliche Nachricht beſchloß der Regent ſogleich nach ſeinem Lande zurückzugehn. Er brach auch den 14ten April auf, ging über den Caveri, und ließ die Franzoſen im Beſitz der Inſel Seringham und der andern Ländereyen, die der Nabob ihm gegeben, und von welchen er auch die Einkünfte zeither gezogen hatte. 1755.

Das Betragen des myſoreſchen Regenten in dem ganzen Laufe dieſes Kriegs war ſo einfältig als ſonderbar. Der Nabob erlangte ſeinen Beyſtand gegen ein Verſprechen, das er nie zu vollziehen gedachte; und in der That, hätte der Regent nur gemeinen

1755. Menſchenverſtand gehabt, ſo würde er voraus geſehn haben, daß der Beſitz von Tritchinapoly, der Gegenſtand aller ſeiner Bemühungen, das größte Unglück wäre, das ihn nur befallen könnte, weil er gewiß dadurch die ganze mogulſche Macht wider ſich aufgebracht haben würde; ohne Zweifel wäre das Ende davon die Eroberung des Königreichs Myſore geweſen, das man ſodann zu einer Provinz des Reichs gemacht hätte. Des Nabobs Weigerung, ihm die Stadt zu überliefern, diente blos, ſeine Begierde darnach zu vergrößern. Eben dieſe Begierde verurſachte, daß er ſich blindlings von Dupleix, ſo wie vom Nabob, hintergehn ließ. Er entdeckte zulezt ſelbſt, daß die Franzoſen nie die Abſicht gehabt hatten, ihm Tritchinapoly zu laſſen, wenn es ihnen geglückt wäre, dieſe Stadt einzunehmen; auch von Morari-row, ſeinem Bundsgenoſſen, wurde er gleichmäßig hintergangen, der, nachdem er ihn gegen den Nabob aufgehetzt hatte, ihn verließ, ſobald es anfing an Gelde zu fehlen. Nachdem er endlich drey Jahre lang mit 20,000 Mann von ſeinem Königreich abweſend geweſen war, wurde er gezwungen zurück zu kehren, ohne die geringſte Entſchädigung für ſeine Kriegskoſten erhalten zu haben, und auch ohne Ausſicht je dergleichen zu bekommen.

Die Nachricht von Salabad-jings Annäherung erzeugte bey der Regierung von Madras die Beſorgniß, daß er verſucht werden könnte, ungeachtet des Interims-Tractats, den Carnatick als Feind zu betreten; der Oberſt Heron erhielt deshalb Befehl, mit ſeinen Truppen ſo fort nach Tritchinapoly zu marſchiren; Maphuze Khan aber vermochte ihn dahin, erſt

einen zweiten Befehl abzuwarten. Er rief nunmehr 1755.
die gegen den Polygar Catabomanaig ausgeſandten Truppen zurück, die dieſen Waldfürſten genöthigt hatten, einen Theil des Tributs baar zu erlegen, und für den Reſt Geißel zu geben; auch andre Polygars hatten etwas abgetragen, dennoch belief ſich alles nicht über 70,000 Rupien. Man drang nun wegen des Abmarſches in Catabomanaig ſeine Geißel auszulöſen; da er aber wußte, daß ſich die Truppen in ſeinem Lande nicht länger verweilen konnten, ſo machte er Entſchuldigungen und ſahe ruhig zu, daß man die Geißel mit fort führte. Heron verließ den 2ten May Tinivelly, anſtatt aber gerade auf Tritchinapoly zu marſchiren, ließ er ſich von Maphuze Khan überreden, zuvor noch einen Polygar zu bekriegen, der durchaus die Autorität des Nabobs nicht hatte anerkennen wollen; er rückte daher vor deſſen Reſidenz. Dieſes war Nellitangaville, ein ſehr feſtes, aus großen Steinen erbautes Fort. Heron hatte die Unvorſichtigkeit, ſich ſeinem Dolmetſcher gänzlich zu vertrauen, der ihn immer betrog, und auch diesmal dem Polygar Nachricht gab, daß die Truppen keine ſchweren Kanonen bey ſich hätten, und daher nicht lange hier verweilen würden. Dieſes machte den Polygar ſo ſicher, daß er auf die Auffoderung eine beleidigende Antwort gab. Man fing nun an mit den Feldſtücken auf die Mauern zu feuern; da die Kugeln aber keine Wirkung thaten, ſo ließ ihm Heron den Antrag thun, er wollte ſich mit der Armee entfernen, wenn der Polygar 20,000 Rupien bezahlen wollte. Dieſer aber verließ ſich auf die Nachricht des Dolmetſchers, und da über

1755. dem die Nachgiebigkeit bey den Bedingungen ihm Muth einflößte, ſo antwortete er voller Verachtung, daß er den Werth des Geldes zu wohl kenne, und nicht eine einzige Rupie bezahlen würde. Die Truppen litten großen Mangel an Lebensmitteln aller Art, und die Sepoys ſtanden auf dem Punkt, wegen rückſtändigen Sold zu revoltiren; Maphuze Khan hatte beides verſprochen, allein nichts angeſchafft. Man war daher gezwungen, den Troß des Polygars ungeſtraft zu laſſen, und nach Madura zu marſchiren, wo die Truppen den 22ſten May anlangten.

Heron blieb hier nicht länger als nöthig war ſich mit Proviant zu verſehn, ließ tauſend Sepoys in der Stadt zur Beſatzung zurück, und rückte weiter vor. Die Truppen näherten ſich einem der gefährlichſten Päſſe in Indien; dieſes war ein Hohlweg in einem von Colleries bewohnten Lande, die wegen dem Verluſt ihrer Götter in Coilgoody nach Rache dürſteten; ſie gaben von ihren Geſinnungen ſchon eine Probe, daß ſie einen Trupp Sepoys, die Vieh zuſammen treiben wollten, niedermachten. Ein Collery entdeckte ſie ſchlafend, er holte daher eine Anzahl von ſeiner Caſte herbey, die ſämtlichen Schläfern das Herz durchbohrten. Der Hohlweg wird der Paß von Nattam genannt, und führt durch einen ſechs engliſche Meilen langen Wald, der in allen andern Gegenden undurchdringlich iſt; nur allein die Colleries und die wilden Thiere wiſſen ſich hier Wege zu bahnen. Die Straße iſt nicht breiter, als zur Paſſage eines Wagens erfoderlich iſt, und die Bäume ſind ſo dick in einander verwachſen, daß man nur wenig Schritte in den Wald hineinſehn kann. 1755.

Hier langte die Armee den 29ſten May mit Tagesanbruch an. Es kam die Nachricht, daß die Colleries viele Bäume gefällt hätten, um den Marſch noch mehr zu erſchweren. Man ſchickte Detaſchements von Europäern und Sepoys aus, um dieſe Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen, und den Wald wo möglich von Feinden zu reinigen. Der Capitain Lin, der dieſe Truppen commandirte, fand weder ein Verhack noch ſonſt die geringſte Spur vom Feinde, und ſezte daher ſeinen Marſch fort, bis zur Stadt Nattam, am Ende des Waldes, wo er Halt machte. Nunmehr rückten die übrigen Truppen auch in dieſen engen Paß ein. Die Ordnung war folgende: Den Vortrab machten einige Compagnien Sepoys, ihnen folgten zwölf Europäer, und ſodann die erſte Abtheilung der Artillerie mit den Munitionswagen. Hierauf kam das europäiſche Bataillon, die zweite Abtheilung der Artillerie und Munitionswagen, denen wieder zwölf Europäer und einige hundert Sepoys folgten, und endlich die Bagage der ganzen Armee, die theils Büffelochſen, theils Coolies trugen, nebſt mehreren Elephanten und Kameelen, die Maphuze Khan gehörten. Den ganzen Zug ſchloſſen 20 Europäer, 40 Kaffern und 200 Sepoys mit einer Kanone. Heron war an der Spitze zu Pferde. Der von Lin eingeſandte Bericht entfernte jeden Gedanken von Gefahr, und ſchien alle Behutſamkeit überflüßig zu machen.

Alle Truppen befanden ſich nun im Hohlwege; man wunderte ſich, nichts von einem Feinde zu ſehen,

1755. von dem man ſo viel gehört hatte. Durch die Sorgloſigkeit eines Stückknechts fiel ein großer Munitionswagen von der zweiten Diviſion in ein Loch und ſtack darin ſo feſt, daß ihn die Ochſen nicht herausziehn konnten. Man glaubte jedoch es bald zu erzwingen, und ließ die vorausgehenden Truppen ruhig fort marſchiren; auch die meiſten Sepoys von der Arrieregarde paſſirten einzeln bey der Wagenlinie vorbey, und lieſſen Munition, Kanonen und die ganze Bagage hinter ſich, da alles, ſowohl Fuhrwerk als Laſtthiere, wegen dem geſperrten Wege Halt hatte machen müſſen. Auf dieſe Weiſe waren die Truppen von einander getrennt. Dieſes blieb den Colleries nicht verborgen, die unbemerkt alle Bewegungen der Armee beobachtet hatten. Sie warteten ruhig ab, bis dieſe zwey Meilen weit von der Wagenlinie entfernt war, da ſich denn auf einmal eine große Anzahl von ihnen am Ende des Zuges ſehen ließ, die aber durch einige Schüſſe bald wieder zurück geſcheucht wurden. Eine Zeitlang war alles ſtille, und man glaubte ſie ganz los zu ſeyn, als ſie von neuem in weit größerer Anzahl erſchienen, und die Artillerie-Diviſion am obern Ende der Linie anfielen. Hier befanden ſich nur hundert Soldaten, von denen fünfundzwanzig Europäer waren. Der Angriff geſchah mit Bogen und Pfeilen, Wurfſpießen und Picken, wobey ſie erſchrecklich ſchrien, und wie die Wölfe heulten. Das Feuer trieb ſie jedoch in den dicken Wald zurück, woſelbſt ſie nunmehr andre Diſpoſitionen machten. Sie ſtürzten einzeln von allen Seiten heraus mitten unter die Wagen, ſtachen mit ihren langen Speeren die Zugochſen nieder, und verwundeten mit dieſen Waffen auch viele Sepoys.

Endlich verwandelte ſich das verwirrte Geſchrey der Feinde auf einmal in einen einzigen Ausruf, der von allen Seiten gräßlich ertönte. Man wiederholte brüllend das Wort Swamy, das Götter in ihrer Sprache bedeutet; und dieſes Wort begleiteten ſie mit heftigen Geſticulationen und wilden Geberden wie raſende Menſchen. Unter den Wagen, die ſie niederriſſen, fanden ſie in einem viele von den kleinen metallenen Götzenbildern, welche die Engländer in Coilgoody erbeutet hatten. Dieſer Fund erzeugte bey ihnen eine ſo übermäßige Freude, als ob ſie ihre Weiber und Kinder aus der Sklaverey errettet hätten. Sobald ſie ihre Götzen nun in Sicherheit gebracht hatten, erneuerten ſie ihre Angriffe, und fuhren damit einige Stunden lang fort. Es langte keine Hülfe von den andern Truppen an, und von allen an Heron abgeſchickten Boten kam keiner zurück. Der Tag neigte ſich, und die Verlegenheit wurde immer größer, als die Colleries den Angriff auf die Artillerie aufgaben, und auf einmal unerwartet über die Bagage herfielen, und unter den Coolies und Marketendern ein abſcheuliches Blutbad anrichteten; ſie mordeten alles, was ihnen vorkam, ohne Unterſchied des Geſchlechts oder Alters. 1755.

Von dieſem Augenblicke an gerieth alles in die äußerſte Verwirrung; die Coolies warfen ihre Bürden ab; Männer, Weiber und Kinder ſtürzten auf die Soldaten der Arrieregarde, und ſuchten hier Rettung. Der engliſche Befehlshaber, Capitain Smith, wollte ſie nicht von ſich ſtoßen, ſo ſehr auch ihre große Anzahl ihm zur Laſt war und ſeine Vertheidigung faſt

1755. unmöglich machte; er zog ſich daher wieder aus dem Hohlwege heraus, und marſchirte zurück in die Ebene, wo er die Feinde erwartete; dieſe wagten jedoch nicht ihn hier anzugreifen, ſondern verſchwanden in den Wald. Die Nacht brach ein, es war keine Zeit zu verlieren. Smith verſammelte die übrig gebliebenen Ochſen, ließ alle Munition und Bagage im Stich, da er ſie unmöglich retten konnte, und paſſirte nun glücklich den Hohlweg. Er traf die Armee unweit dem Ausgange des Waldes an, allein ohne die fünf vornehmſten Offiziers, die alle durch die außerordentliche Hitze des Tages krank geworden waren, und ſich in ihren Palankins hatten zu dem Vortrab tragen laſſen. Dieſer widrige Zufall verhinderte die Hülfe, da die ihrer Befehlshaber beraubten Engländer nichts ohne Ordre thun wollten, ſo ſehr ſie auch von der Gefahr unterrichtet waren, in der ſich ihre Bagage befand. Smith übernahm jezt das Commando über ſämtliche Truppen, ſezte den Marſch fort, und kam den 5ten Junius bey Tritchinapoly an, wo er ſich lagerte. Der Oberſte Heron wurde nach Madras zurückgerufen, und mußte hier vor einem Kriegsgerichte von ſeinem Betragen Rechenſchaft geben, das ihn unfähig erklärte, der engliſch-oſtindiſchen Compagnie länger zu dienen.

Die Regierung in Pondichery ſah dieſe Expedition mit eiferſüchtigen Augen an, da die Vortheile den Franzoſen einleuchteten, die der Nabob erlangen würde, wenn die Länder von Madura und Tinivelly, die ſo lange von Arcot unabhängig geweſen waren, wieder damit verbunden werden ſollten. Es geſchahen daher

Vorſtellungen, und man behauptete, daß dieſes eine förmliche Uebertretung des geſchloſſenen Vergleichs wäre, und daß überdem dieſe Länder den Franzoſen gehörten, vermöge gewiſſer Rechte, die ihnen Chundaſaheb und der König von Myſore zugeſtanden hatten. Dieſe Argumente wurden von engliſcher Seite durch ähnliche grundloſe Anſprüche beantwortet. Deleyrit, der jetzige Gouverneur von Pondichery, ein von Natur behutſamer Mann, wollte nicht die Expedition der Engländer unterbrechen, mit Gefahr den Krieg nach dem kaum geſchloſſenen Waffenſtillſtande wieder zu erneuern; dagegen folgte er dem Beyſpiele der Engländer bey der erſten Gelegenheit. 1755.

Es liegt dreyßig engliſche Meilen nordwärts von Tritchinapoly ein großer waldiger Strich Landes, der Terriore genannt wird, deſſen Oberhaupt den Titel Rheddy führt, ein Diminutiv von Rajah oder König. Dieſes Land war während dem lezten Kriege von den Myſoren und Franzoſen verwüſtet worden, die auch den regierenden Rheddy abſezten, und einem ſeiner Anverwandten ſeine Würde übertrugen. Als die Myſoren Tritchinapoly verließen und nach Hauſe gingen, ernannten ſie die Regierung in Pondichery zum Repräſentanten aller ihrer Rechte und Anſprüche im Carnatick; da nun der neue Rheddy unter allerhand Vorwand ſeinen Tribut zu bezahlen verſchob, ſo ſchickte Deleyrit im Monat Junius 500 Europäer und 100 Sepoys dahin, dieſen Ungehorſam zu ſtrafen. Der Befehlshaber dieſer Truppen war Maiſſin, der auch nach einigem Widerſtand die vornehmſte Stadt einnahm, den Rheddy ab- und ſeinen Vorgänger wie-

1755. der einſezte. Der Capitain Calliaud, der jezt in Tritchinapoly commandirte, machte Miene ſich dieſer Expedition zu widerſetzen, allein er erhielt aus Madras Befehl, ſich ruhig zu verhalten. Dieſe Nachricht ermunterte Maiſſin, auch die Polygars von Arielore und Wariore zu bekriegen. Die Länder dieſer Waldfürſten liegen nahe bey einander, und beide ſind ſehr ausgedehnt. Um ſolche wider die Verheerungen der Maratten zu ſchützen, bezahlten ſie dieſen Kriegern gewiſſe Geldſummen, ſo lange der Krieg von Tritchinapoly dauerte, ohne ſich jedoch im geringſten weder den Franzoſen noch den Myſoren zu unterwerfen; jezt riefen ſie den Nabob um Hülfe an, den ſie als ihren einzigen Oberherrn anerkannten. Nunmehr erhielt Calliaud Befehl aufzubrechen, zu gleicher Zeit drohte auch die Regierung in Madras mehrere Truppen dahin zu ſchicken, wenn man Maiſſin nicht Einhalt thäte. Deleyrit gab nach, rief die Truppen zurück, und wies ihnen Quartiere nahe an der Seeküſte in unbeſtrittenen Gegenden an.

Während dieſer Zeit drangen die Engländer in den Nabob, Tritchinapoly zu verlaſſen, und ſich nach Arcot zu begeben, woſelbſt Abdul-wahab wie ein Sinnloſer die Regierung verwaltete; er verſchwendete die öffentlichen Einkünfte ſo unmäßig, daß die Provinz dem Untergange nahe war. Der Nabob gab dieſem Rathe Gehör, und machte ſich den 9ten Julius in Begleitung von 300 Europäern und 1000 Sepoys auf die Reiſe. Die damals ſehr angeſchwollenen Flüſſe erlaubten nicht den geraden Weg nach Arcot zu nehmen; man beſchloß daher, durch Tanjore nach dem

Fort St. David zu gehn, und alsdann die weitere Route zu beſtimmen. Bey Condore kam ihm Monack-jee mit einem zahlreichen Zuge entgegen, um den Nabob im Namen des Königs von Tanjore zu begrüßen. Dieſe Zuſammenkunft war, ſo wie es in Indoſtan unter Perſonen vom hohen Range gewöhnlich iſt, mit den ſtärkſten und falſcheſten Verſicherungen einer ewigen Freundſchaft begleitet. Unter andern ſagte Monack-jee, daß 5000 Mann bereit wären zu Felde zu ziehn, im Fall ſie der Nabob im Carnatick brauchte. Dieſer erhob darauf dieſes Zeichen von des Königs Liebe und Freundſchaft bis zum Himmel, wandte ſich aber dabey an den Capitain Polier, der die engliſche Eſcorte commandirte, und ſagte ihm heimlich, daß alles Lügen wären. 1755.

Der Nabob langte endlich im Fort St. David an. Hier lag noch der Admiral Watſon, der mit ſeiner Eſcadre von Trincenomaly zurück gekommen war. Der Nabob beſuchte ihn am Bord ſeines Schiffs, das 64 Kanonen führte, und zeigte ſein großes Erſtaunen, da er nie ein Kriegsſchiff betreten hatte. Wenig Tage nachher ſezte er ſeine Reiſe fort und kam den 19ten Auguſt nahe bey Arcot an. Er lagerte ſich hier in der Ebene, und wartete, dem Rath ſeiner Derwiſche gemäß, auf einen glücklichen Tag, um ſeinen Einzug in die Stadt zu halten. In dieſer Zwiſchenzeit fanden ſich der Oberſte Lawrence nebſt noch zwey andern vornehmen Engländern als Deputirte in ſeinem Lager ein, um ihn nach Madras einzuladen; ſie dienten, die Pracht und den Ruf ſeines Einzugs in Arcot zu vermehren, der unter großem

1755. Jubelgeſchrey geſchah, da der Nabob ſeit dem Tode des Nazir-jing von dieſer Hauptſtadt entfernt geweſen war. Er nahm die Einladung nach Madras willig an, und fand ſich bald hier ein. Die Engländer nutzten dieſe vortheilhafte Gelegenheit, von ihm fernere Anweiſungen auf die Landeseinkünfte zu erhalten, um für die großen Kriegskoſten entſchädigt zu werden. Nachdem dieſer wichtige Artikel in Ordnung gebracht war, beſchloß man, daß der Nabob ſelbſt mit einem ſtarken Detaſchement herumziehn ſollte, die Einkünfte von den Unterſtatthaltern einzuſammeln, die ſie zeither ungeſtraft zurück behalten hatten; unter dieſen waren vorzüglich einige Polygars im nordlichen Theile der Provinz. Man kam überein, daß die Compagnie die Hälfte aller Gelder erhalten ſollte, die man einſammeln würde. Die Monſun verhinderte, daß die Truppen eher als zu Ende des Octobers ins Feld rücken konnten. Das Corps beſtand in 300 Europäern und 1500 Sepoys unter Commando des Majors Kilpatrick.

Man wurde bald gewahr, daß die Unterwürfigkeit in Madura und Tinivelly während der Expedition des Oberſten Heron nur ſcheinbar geweſen war, da in dieſen Weltgegenden ſich bisher noch nie bewaffnete Europäer gezeigt hatten, und alſo große Wirkung thun mußten. Kaum aber hatten ſie ſich entfernt, als die Colleries wieder allenthalben herumſchwärmten, und alles verheerten, während ihre Oberhäupter ein Bündniß wider den Maphuze Khan ſchloſſen. Von dieſem Zeitpunkt an wurden dieſe Länder ein beſtändiger Tummelplatz kriegeriſcher Auftritte, die viele

1755. Jahre lang ſortdauerten; daher es nöthig iſt, die Urſachen gegenwärtiger Unruhen, die nachher noch ſo viel andre erzeugten, hier näher anzuführen.

Als Allum Khan im Anfange des Jahres 1752 von Madura aus dem Chunda-ſaheb zu Hülfe kam, der damals Tritchinapoly belagerte, ſo übergab er die Adminiſtration der Länder Madura und Tinivelly drey Pitanen, Namens Barky, Mainach und Nabi Cawn Catteck; den erſten nannte man gewöhnlich Mianah, den zweiten Moodemiah, den dritten aber bey ſeinem eignen Namen. Da die Regierung in Madras von dem Nabob Mahomed-Ally Beweiſe ſoderte, um die Anſprüche des Gouvernements von Pondichery zu entkräften, ſo zeigte er eine Schrift vor, die von dieſen drey Pitanen unterzeichnet, und vom 29ſten November 1752 datirt war, in welcher ſie ſeine Oberherrſchaft über Madura und Tinivelly anerkannten, und ſich ſeine Unterthanen nannten. Chunda-ſaheb war zwar damals ſchon aus dem Wege geräumt, allein der Nabob befand ſich doch durch ſeinen Streit mit den Myſoren in ſolcher Verlegenheit, und ſeine Hoffnung, alle die noch vorhandenen Schwierigkeiten zu beſiegen, war ſo geringe, daß man den Grund nicht abſehn kann, warum die Pitanen eben zu der Zeit eine ſolche Erklärung von ſich geben ſollten; es müßte denn in der Ueberzeugung geſchehen ſeyn, daß dieſe Schrift dem Nabob nur von ſehr unbedeutendem Nutzen ſeyn würde. Soviel iſt gewiß, daß ſie hernach nicht den geringſten Gehorſam zeigten, ſondern fortfuhren ganz nach Gutdünken zu handeln; ſie bewilligten Freiheitsbrieſe, regulirten den Tribut, und verkauften

1755. ſowohl Ländereyen als Forts für baar Geld. Hiedurch häuften ſie Reichthümer, und erwarben ſich Anhänger. Sie kamen unter einander überein, den Raub zu theilen, und immer aufs äußerſte zuſammen zu halten; daher ihre Macht ſehr gegründet war, bis Heron hier anlangte. Nunmehr verließ Mianah die Stadt Madura, und flüchtete zu den benachbarten Polygars von Nattam; Moodemiah und Nabi Cawn Catteck aber zogen ſich aus Tinivelly zurück, und begaben ſich zum Polygar von Nellitangaville. Sie warteten alle drey nur auf die Entfernung der engliſchen Truppen, um mit Maphuze Khan ihre Sache auszumachen, ſobald er allein ſeyn würde.

Unter andern Veräußerungen von Ländereyen, hatte Moodemiah dem König von Travancore einen Diſtrict verkauft, der eine Strecke von dreyßig Meilen betrug, von Calicad bis zum Vorgebirge Comorin; hierunter war das Fort Calicad mit inbegriffen. Das Königreich Travancore liegt im ſüdlichſten Theile der malabariſchen Küſte, und endigt ſich, ſo wie Tinivelly, an der öſtlichen Seite bey dem Cap Comorin. Vormals war es nur von geringem Umfange, und bezahlte Tribut an Madura; der jetzige König aber hatte durch mancherley glückliche Vorfälle, worunter auch einige Siege über die Holländer gehörten, ſeine Herrſchaft bis an die Gränzen von Cochin ausgedehnt, ſo daß er eine Strecke Landes von 110 Meilen längs dem Seeufer beſaß, und landeinwärts reichten ſeine Staaten bis an die Gebirge. Durch Hülfe eines franzöſiſchen Offiziers, Namens Launoy, hatte der König 10,000 Nairen auf europäiſche Art diſciplinirt, Dieſes iſt der Geburt nach ein kriegeriſcher Stamm an der malabariſchen Küſte, der den Vorrang über die Rajpoots verlangt, eine Menſchenklaſſe, die in andern Theilen von Indien auch mit ähnlichen Vorzügen geboren ſind. Außer dieſen Nairen, die zu Fuß fechten, unterhielt der König noch 10,000 Mann andre Infanterie mit mannichfaltigen Waffen verſehn, aber ſehr wenig Reiterey; da dieſe nur geringe Dienſte in einem Lande thun kann, das allenthalben mit Hügeln bedeckt und von Flüſſen durchſchnitten iſt. Die Diſtricte, die der König vom Moodemiah gekauft hatte, waren mit 2000 Mann Fußvolk beſezt, die, da man keine Feinde beſorgte, zu den gewöhnlichen Wachen und Begleitungen hinreichten, welche in Indoſtan die Autorität des Gouvernements bey den Sammlungen der Taxen unterſtützen. Dieſe Truppen aber geriethen über die Ankunft des Oberſten Heron in Tinivelly in ſolches Schrecken, daß ſie nicht allein das offene Land, ſondern auch das Fort Calicad verließen, welches leztere ſodann Maphuze Khan mit 800 Mann beſezte. Sobald als die engliſchen Truppen nach Tritchinapoly marſchirt waren, kam Moodemiah nach Travancore, um den König dahin zu vermögen, die verlaſſenen Diſtricte wieder einzunehmen. Zu gleicher Zeit ließ der Polygar von Nellitanggville, insgemein Pulitaver genannt, ſeine Colleries los, um zu plündern und zu den Travancoren zu ſtoßen. Auf dieſe Nachricht eilte Maphuze Khan nach Tinivelly. 1755.

Dieſer Prinz hatte nebſt den ihm überlaſſenen engliſchen Sepoys ſeine Truppen bis auf 2500 Mann Reiterey und 4000 Mann Fußvolk vermehrt, von

1755. denen er 1500 zur Beſchützung von Madura zurück ließ, die übrigen nahm er mit ſich. Moodemiah aber war ſchon vor ihm mit 4000 Mann, worunter ſich 2000 Nairen befanden, in Tinivelly angelangt, und mit dieſen vereinigten ſich nun auch die Colleries. Es kam bey Calacad zum Treffen, worin Maphuze Khan geſchlagen wurde. Die Flüchtlinge warfen ſich ins Fort, allein ehe man dieſes noch erobern konnte, gingen die Travancoren nach Hauſe, unter dem Vorwand innerlicher Unruhen in ihrem Lande, allein wahrſcheinlich aus Furcht vor den Engländern. Moodemiah ging mit ihnen, und Pulitaver zog ſich in ſeine Wälder zurück. Maphuze Khan ſammelte nun ſeine Truppen, und kam wieder nach Tinivelly, wo er ſich als Sieger brüſtete, allein Moodemiah blieb auch nicht aus, ſondern erſchien mit einer ſtärkern Armee als zuvor, und ſchlug ſeinen Gegner abermals, wobey er 500 Sepoys und 100 Reiter zu Gefangenen machte. Was dieſen Verluſt noch vergrößerte, war die gegenwärtige Herbſtzeit, wo man die Einkünfte ſammelt, deren ſich die Travancoren bemächtigten.

Dieſe unangenehmen Vorfälle in Madura und Tinivelly, die nicht wenig die Regierung in Madras beſchäftigten, wurden noch durch einen großen Streit zwiſchen den engliſchen Bundsgenoſſen vermehrt. Der König von Tanjore und der Polygar Tondiman waren in einen heftigen Zwiſt gerathen, und hatten ſogleich zu den Waffen gegriffen, ehe man noch etwas davon ahnete. Es war zu befürchten, daß, wenn dieſe Fehde nicht bald geendigt würde, wahrſcheinlich der eine oder der andere Theil zu des Nabobs Feinden

übergehn dürfte. Die Regierung in Madras befahl 1755.
ihnen daher in einem gebieteriſchen Tone, alle Feindſeligkeiten gegen einander einzuſtellen, dabey ſie jedoch ihre Vermittelung vorſchlug, und den Capitain Calliaud abſchickte, um die Urſachen des Streits zu erforſchen. Dieſer Offizier hatte wiederholte Conferenzen mit dem Könige von Tanjore, mit Monack-jee, und mit Tondimans Bruder, konnte aber nur folgende dunkle Nachricht bekommen, ſo abgeneigt waren alle Theile, die Wahrheit zu ſagen.

Im Jahre 1749 gab der König dem Menack-jee Befehl, das ſtarke Fort Arandanghi anzugreifen, das dem Meravar gehörte. Da Monack-jee nicht genug Truppen hiezu hatte, ſo verlangte er von Tondiman Hülfe, der ſich dafür gewiſſe Diſtricte ausbedung, die jährlich an 300,000 Rupien eintrugen. Arandanghi wurde eingenommen, Tondiman nahm Beſitz von den ihm zugeſagten Ländereyen, und verlangte von Menack-jee die Ceſſions-Patente unterm königlichen Siegel. Der König aber wollte den Vertrag ſeines Feldherrn nicht anerkennen, worauf dieſer heimlich dies Document ausfertigte, und dazu des Königs Siegel nahm, um ſein Verſprechen zu halten. Im nämlichen Jahre wurde Tanjore, wie oben erzählt worden iſt, von Murzaſa-jing und Chunda-ſaheb angefallen. Die darauf folgenden Kriege thaten dem Streite des Königs mit dem Polygar Einhalt, ſo lange als die gemeinſchaftliche Gefahr dauerte; da ſie nun aber vorüber war, ſo wurde der Zank erneuert. Menack-jee, der während ſeiner Ungnade 1753 ſich zu Tondiman geflüchtet hatte, war ihm immer noch

1755. zugethan. Dieſe Neigung und des Königs Furchtſamkeit nutzte der Capitain Calliaud, um die fernern Feindſeligkeiten vor der Hand zu hemmen; allein nach einigen Monaten wurde der König ungeduldig und befahl dem Monack-jee, ohne Widerrede ins Feld zu rücken, dabey Tondiman keinen Schritt zur Verſöhnung thun wollte, ſondern ſagte, er würde ſich vertheidigen. Calliaud ging darauf nach Tritchinapoly, und machte Miene Beide zu bekriegen. Dieſer Umſtand, und der Vorwand wegen Geldmangel, gab Monack-jee Gelegenheit, unthätig zu ſeyn. Dieſe Unthätigkeit dauerte bis Ende des Jahrs, da er nach Tanjore zurückkehrte, ohne Tondiman den geringſten Schaden zugefügt zu haben.

Im Carnatick waren zwiſchen den Engländern und Franzoſen keine Feindſeligkeiten bis jezt ausgebrochen, an deren Stelle war ein langweiliger eifriger Briefwechſel getreten, in Anſehung einiger Diſtricte in der Nachbarſchaft von Carangoly und Outramalore, von denen die Franzoſen Beſitz genommen hatten, ohne im geringſten ihr Recht daran zu beweiſen. Man verglich ſich endlich nach einem heftigen Streite, die ſtreitigen Ländereyen gleichmäßig zwiſchen beiden Nationen zu theilen.

Godeheu hatte den Buſſy in ſeiner Verwaltung der Nord-decanſchen Angelegenheiten mit der nämlichen Autorität beſtätigt, die ihm vorher Dupleix ertheilt hatte. Dieſer Befehlshaber verweilte in den erworbenen Provinzen bis Ende des Jahrs 1754, und war in dieſer Zeit unermüdet, Ordnung in den Regierungsgeſchäften einzuführen, und die Einkünfte zu ſammeln; oft war er genöthigt, in Perſon dieſe 1755. Sammlungen an der Spitze ſeiner Truppen vorzunehmen, um den Tribut von den Polygars zu erpreſſen, die ſich gewöhnlich auf ihre Wildniſſe verlaſſen, und nie anders als durch Gewalt zur Zahlung gebracht werden. Im Anfange des Jahres 1755 ging Buſſy nach Hyderabad, wo er Salabad-jing bereit fand, mit ſeiner ganzen Macht nach Myſore aufzubrechen, um einen von vielen Jahren rückſtändigen Tribut einzuſammeln, den dieſes Königreich, ſeiner Behauptung nach, der moguliſchen Regierung ſchuldig wäre.

Die Franzoſen waren, wie bekannt, Bundsgenoſſen des Regenten von Myſore, der ihnen auch in dem Kriege bey Tritchinapoly große Dienſte geleiſtet, und dabey ſeine Schätze erſchöpft hatte. Auf der andern Seite war Buſſy tractatmäßig verpflichtet, Salabad-jing wider jedermann ohne Ausnahme beyzuſtehn, den er als Feind behandeln würde. In dieſer Verlegenheit beſchloß Buſſy den Myſoren ſo wenig wie nur immer möglich Schaden zu thun, und alles anzuwenden, ihren Streit mit dem Subah beyzulegen. Da aber das Heer in Myſore anlangte, war er doch genöthigt wider Willen zur Eroberung einiger Forts die Hand zu bieten, ob er gleich während dieſer Zeit beſtändig mit den myſoreſchen Miniſtern correſpondirte, und dringend einen Vergleich empfahl. Der Regent war mittlerweile noch immer bey Tritchinapoly, daher ſeine Miniſter nichts eigenmächtig beſchließen konnten; ſie zogen die beſten Truppen zuſammen, und ſchloſſen ſich damit in der großen Stadt Seringapatnam ein, mit dem Vorſatz, hier eine

1755. Belagerung auszuhalten. Ein unerwarteter Vorfall aber, den Buſſy wohl zu benutzen wußte, änderte bald alles; denn Balagerow, der Großfeldherr der Maratten, näherte ſich um eben dieſe Zeit auch mit einem großen Heere den myſoreſchen Gränzen, um dies Königreich zu bekriegen. Die Miniſter, um ſich wenigſtens Einen Feind vom Halſe zu ſchaffen, luden nun Salabad-jing ein, ſich mit ſeiner ganzen Armee unter die Mauern von Seringapatnam zu lagern; ſie erkannten dabey ſeine Oberherrſchaft, und verſprachen auf Abſchlag ſeiner Foderungen 5,200,000 Rupien zu bezahlen. Buſſy trat nun auch mit Balagerow in Unterhandlung, um ihn von dem Einfall in Myſore abzuhalten. Es glückte auch; denn da der Großfeldherr ſahe, daß er ſeine Abſichten nicht erreichen konnte, ohne Salabad-jing wider ſich aufzubringen, zog er ruhig ab; wahrſcheinlich hatte man ihm auch etwas von den eingehobenen Geldern gegeben. Der Subah verließ im April Seringapatnam, und langte mit ſeinem Heer im Julius wieder in Hyderabad an.

Die engliſche Eſcadre hatte ſeit ihrer Rückkunft von Bombay nach der Küſte von Coromandel keinen Feind mehr zu bekämpfen, und ward daher genöthigt unthätig zu ſeyn; allein man kann wohl behaupten, daß ihre Gegenwart auf die Regierung von Pondichery Eindruck machte, und nicht wenig zu der Mäßigung beytrug, welche die Franzoſen ſeit dem Interims-Tractat durchaus zeigten. Die Eſcadre ging den 10ten October abermals nach Bombay, um die Monſun zu vermeiden. Hier traf ſie eine Anzahl oſtindiſcher Schiffe an, die kürzlich aus England angekommen waren, und viele Truppen am Bord hatten, die zur Ausführung eines in London gemachten Entwurfs beſtimmt waren. 1755.

Während der Zeit die engliſch-oſtindiſche Compagnie noch in Anſehung der Unterhandlungen in Indien ungewiß war, erhielt ſie Nachricht von den großen Beſitzungen, die Salabad-jing den Franzoſen eingeräumt hatte; ſie ſahe wohl ein, daß keine Unterhandlung allein fähig ſeyn würde, ihre Gegner zu vermögen, ſo überaus anſehnliche Vortheile fahren zu laſſen, daher beſchloß ſie, durch andere mehr nachdrückliche Mittel ihre Macht in Nord-Decan einzuſchränken. Die Hauptſtadt dieſes Theils von Indien, Aurengabad, iſt nur 150 engliſche Meilen von Bombay entfernt, und zwiſchen beiden befindet ſich das Land der Maratten. Die Engländer in Bombay ſtanden ſeit einiger Zeit mit dem Könige dieſes kriegeriſchen Volks, Saha Rajah genannt, auf einen freundſchaftlichen Fuß; ſie ſtelllten es ſich daher, nach den Feindſeligkeiten ſeines Großfeldherrn Balagerow gegen Salabad-jing zu urtheilen, deſto leichter vor, ſich der Maratten zu bedienen, um die franzöſiſchen Truppen von dem Subah zu entfernen. Dieſem Entwurf zufolge beſchloß man, den Balagerow das nächſtemal, daß er wieder gegen Salabad-jing ins Feld rücken würde, durch ein Corps Europäer zu unterſtützen. Man hoffte dieſen hiedurch ſo ſehr zu beunruhigen, daß er bewilligen würde, die Franzoſen aus ſeinem Dienſt zu entlaſſen, mit der Bedingung, daß die Engländer ebenfalls die Maratten verlaſſen ſollten; wäre er aber 1756.

1756. hiezu nicht zu vermögen, ſo war man entſchloſſen, ihn mit Beyſtand dieſer neuen Bundsgenoſſen durch die nachdrücklichſten Maaßregeln zur Einwilligung zu bringen.

Dieſe Unternehmung erfoderte einen Befehlshaber von Muth und großer Erfahrung, von vielen militäriſchen Talenten und politiſchen Landeskenntniſſen. Ein ſolcher war der Capitain Clive, der eben damals in Bereitſchaft ſtand, nach Indien zurück zu kehren, und ſeine Dienſte zu dieſer Expedition antrug. Er war zur Belohnung ſeiner vorigen Thaten von der Compagnie bereits zum Gouverneur des Forts St. David ernannt worden, und der König hatte ihm den Titel eines Obriſtlieutenants bey ſeiner Armee gegeben. Die Abhängigkeit aber vom engliſchen Miniſterio, der ſich die Directoren nicht entziehn können, wenn die Compagnie in Kriege verwickelt iſt, verurſachte, daß man auf mächtige Empfehlungen dem Obriſtlieutenant Scot die Unternehmung auftrug. Dieſer Offizier war ſchon im vorigen Jahre nach Indien abgegangen, ſtarb aber gleich nach ſeiner Ankunft in Madras. Ob man gleich dieſen Tod in Europa nicht ahnete, ſo erhielt doch Clive Befehl zuerſt nach Bombay zu gehn, um im Fall einer widrigen Ereigniß Scots Stelle zu vertreten. Die aus England zu dieſem Entwurf abgeſchickten Truppen beſtanden in 400 Mann von des Königs Artillerie und 300 Rekruten. Da Clive nun bey ſeiner Ankunft in Bombay den Tod des Scot vernahm, ſo trug er der dortigen Präſidentſchaft die Ausführung des in Europa entworfenen Plans vor; man erſtaunte hierüber, und bildete ſich ein, daß hiedurch der Vergleich übertreten würde, welchen Saunders und Godeheu gemacht hätten. Dieſe Meynung war jedoch ohne Grund, da man ſowohl in dem Waffenſtillſtand als in dem Interims-Tractat ſorgfältig vermieden hatte, weder den Salabad-jing, noch die in ſeinem Dienſt ſtehenden Franzoſen zu erwähnen. Die Directoren der Compagnie hatten ihren ganzen Plan der Regierung in Madras zugeſchickt, allein das Schiff, worauf ſich dieſe Papiere befanden, ſcheiterte an einem Felſen nahe an der afrikaniſchen Küſte, und alles ging verloren. 1756.

Die Präſidentſchaft in Bombay ſandte nun nach Madras Nachricht von Clive's und der Truppen Ankunft, ohne jedoch ihre Beſtimmung anzuzeigen, aus Furcht, daß die Franzoſen die Briefe auffangen könnten. So gering auch dieſer Bericht war, ſo erriethen doch einige Mitglieder der Regierung vollkommen die Abſichten der Directoren, und entwarfen einen Plan ſie auszuführen, den ſie dringend der Präſidentſchaft in Bombay empfahlen; dieſe aber hatte noch vor Ankunft der Briefe den Entſchluß gefaßt, alle ihre Truppen in Verbindung mit Watſons Eſcadre wider einen andern Feind zu gebrauchen, der ſeit langer Zeit dem engliſchen Handel auf der Küſte von Malabar nachtheilig geweſen war.

Dieſe Küſte wird vom Vorgebirge Comorin bis Surate von vielen Flüſſen durchſtrömt, die ſich alle in die See ergießen. Es ſcheint, daß ſchon im ſpäteſten Alterthume die Einwohner dieſer Weltgegend einen ſtarken Hang zur Seeräuberey hatten, und noch jezt unterhalten alle die verſchiedenen Fürſten an der

1756. Küſte eigne Schiffe, um damit gegen alle andre Nationen zu kreuzen, die ſie überwältigen können. Als die moguliſche Regierung zuerſt ihre Herrſchaft bis an die nördlichſten am Meere gelegenen Länder ausbreitete, ſo ernannte ſie einen Admiral, und gab ihm eine Flotte, um die Schiffe ihrer muhamedaniſchen Unterthanen, die nach dem arabiſchen und perſiſchen Meerbuſen Handel trieben, ſowohl wider die malabariſchen Seeräuber als wider die Portugieſen zu beſchützen. Die Maratten beſaßen damals einige Forts zwiſchen Goa und Bombay; da ſie ſich nun durch dieſen Admiral in ihren Räubereyen eingeſchränkt ſahen, ſo erklärten ſie ihm den Krieg zu Waſſer und zu Lande. In dieſem Kriege ſchwung ſich ein gemeiner Soldat, Namens Conagee Angria, ſo weit empor, daß er Oberbefehlshaber der marattiſchen Räuberflotte wurde, auch ernannte man ihn zum Gouverneur von Severndroog, einem ihrer ſtärkſten Forts, das auf einer kleinen felſigen Inſel acht engliſche Meilen von Dabul, und nur einen Kanonenſchuß vom feſten Lande gelegen war. Hier revoltirte Angria gegen den Saha Rajah, oder König der Maratten, verführte einen Theil der königlichen Flotte ſich mit ihm zu verbinden, und durch ihren Beyſtand bemächtigte er ſich der übrigen Kriegsſchiffe, oder vernichtete ſie. Der Saha Rajah bemühte ſich ihn dadurch zum Gehorſam zu bringen, daß er drey Forts am Seeufer anlegen ließ, woraus man Severndroog beſchießen konnte, allein Angria nahm auch dieſe Forts weg, und ſezte ſich in wenig Jahren in Beſitz der ganzen Meeresküſte von Tamanah bis Bancoote, eine Strecke

von 120 Meilen, und landeinwärts bis an die Gebirge, 1756.
die zwanzig, auch dreyßig Meilen weit von der See liegen. Seine Nachfolger, die alle den Namen Angria führten, verſtärkten ihre Macht beſtändig, ſo daß die Maratten endlich alle Hoffnung aufgaben ſie zu bezwingen, und daher mit ihnen Friede machten. Die Bedingung war, daß Angria die Souveränität des Saha Rajah anerkennen und ihm jährlich einen geringen Tribut bezahlen ſollte; dennoch unterhielten ſie einen großen Haß gegen dieſe Familie, und warteten nur auf eine günſtige Gelegenheit, die ihnen entriſſenen Länder wieder an ſich zu bringen.

Mittlerweile dauerte die Seeräuberey beſtändig mit großem Eifer fort, und zwar gegen alle Nationen ohne Unterſchied, die nicht von Angria Päſſe kauften; hiedurch wuchs ſeine Macht täglich. Die Land- und Seewinde wehen hier eben ſo wie an der Küſte von Coromandel in dem Zeitraum von vierundzwanzig Stunden wechſelsweiſe, und theilen den Tag, ſo daß Schiffe, die längs den Küſten ſegeln, genöthigt ſind, immer das Land im Geſicht zu behalten, da die Landwinde nur vierzig engliſche Meilen weit in die See reichen. Es war keine Bay, keine Bucht, Hafen oder Mündung eines Fluſſes an dem Meerufer von Angria's Staaten, wo er nicht Feſtungswerke und Seemagazine hatte anlegen laſſen, ſowohl um hier auf Entdeckungen zu lauern, als auch ſeinen Schiffen im Nothfall Zufluchtsörter zu verſchaffen; es war daher eben ſo ſchwer, dieſe Seeräuber zu vermindern als ihre Schiffe wegzunehmen. Dieſe hatten eine der malabariſchen Küſte eigne Bauart, von zwey auch

1756. drey Maſten; die erſtern ſind von 150, die leztern aber von 300 Tonnen, und haben den Namen Grabs; ſie gehen nicht tief ins Waſſer, und ſind ſehr breit in Verhältniß mit ihrer Länge, gegen beide Enden aber laufen ſie ſchmäler zu. Außer dieſen hat man hier noch kleinere Schiffe, die man Gallivats nennt, und nicht über 70 Tonnen führen. Dies ſind eigentlich ſehr große Ruderboote mit Verdecken von Bambusrohr gemacht; die kleinſten derſelben führen Dreh-Kanonen, die ungefähr ein Pfund ſchießen, die gröſſern aber haben ſechs, auch acht zwey und vierpfündige Kanonen mit Lavetten. Die andern vorerwähnten Schiffe hingegen ſind gewöhnlich mit neun und zwölfpfündigen Kanonen beſezt. Zu den Gallivats gehören vierzig bis funfzig Ruderer, die in einer Stunde vier engliſche Meilen rudern.

Die Flotte des Angria beſtand gemeiniglich aus 10 Grabs und 40 bis 50 Gallivats, alle ſehr ſtark mit Soldaten angefüllt, und mit dieſen fiel man die größten Schiffe an. Sobald ſie in ihren Buchten und Bayen eins gewahr wurden, ſo hieben ſie ſchleunig ihre Ankertaue ab, und ſtießen in die See. Wehte der Wind ſtark, ſo war die Bauart ihrer Schiffe dem geſchwinden Segeln ſehr günſtig, war aber Windſtille, ſo wurden die Grabs an die Gallivats befeſtigt, und von dieſen mit fortgerudert. Sie umringten ſodann das Schiff, und bemühten ſich vorzüglich deſſen Maſten herunter zu ſchießen; der Angriff dauerte beſtändig fort, bis das Schiff die Segel ſtrich; war der Widerſtand hartnäckig, ſo ſchickten ſie eine Anzahl Gallivats ab, und in jedem zwey bis dreyhundert Mann, die mit dem Schwert in der Fauſt von allen Seiten zugleich das Schiff erſtiegen. 1756.

Es waren nunmehr funfzig Jahre, daß dieſer Räuberſtaat ſich allen europäiſchen Nationen, die nach Indien handelten, furchtbar gemacht hatte. Die engliſch-oſtindiſche Compagnie unterhielt deshalb, um ihre Schiffe zu beſchützen, eine Kriegsflotte, die ihr jährlich 50,000 Pf. St. koſtete; denn da kein Schiff es wagen durfte, einzeln die Küſten von Angria's Staaten vorbey zu paſſiren, ſo fuhren ſie in großen Haufen zu beſtimmten Zeiten, unter der Eſcorte von bewaffneten Schiffen. Dieſe Eſcorte beſtand nur aus vier engliſchen Grabs, von denen zwey 20 Kanonen führten, und aus ſechs Gallivats, daher man ſie für unvermögend hielt offenſive zu agiren; auch that ſie dem Feinde ſehr wenig Schaden, der weit beſſer als die Bombayflotte ſegelte, und dabey doch manches Schiff weghaſchte. Im Jahr 1728 nahmen dieſe Seeräuber ein großes reichbeladenes Compagnieſchiff weg, das aus England kam, und einige Zeit nachher eines der größten von der Bombayflotte, und ein franzöſiſches Compagnieſchiff von 40 Kanonen. Im Februar 1754 überwältigten ſie drey holländiſche Kriegsſchiffe von 50, 36 und 18 Kanonen, die zuſammen ſegelten; die beiden größten verbrannten ſie, und das kleinſte nahmen ſie zu ihrem Gebrauch mit ſich.

Der engliſche Commodore Matthews griff 1722 mit drey Linienſchiffen eins ihrer Forts an, Coilabby genannt, während der Zeit ein portugieſiſches von

1756. Goa abgeſchicktes Corps Truppen es zu Lande belagerte; durch die Feigherzigkeit der Portugieſen aber mißlang die Unternehmung: ein gleiches Schickſal hatten zwey Jahre hernach auch die Holländer, die Gheria mit ſieben Kriegsſchiffen, zwey Bombardiergeliotten, und einer Anzahl Landtruppen angriffen. Von dieſer Zeit an hielt man die Forts des Angria für unüberwindlich, ſo wie ſeine Flotte mit Recht für fürchterlich gehalten wurde. Dieſes blies den Oberräuber ſo auf, daß er ſich als ganz unabhängig von den Maratten erklärte, und ihren Geſandten, die den gewöhnlichen Tribut von ihm zu ſodern kamen, die Naſen abſchneiden ließ. Die Maratten, die das Land in der Nähe von Bombay bewohnten, hatten der engliſchen Präſidentſchaft oft Vorſchläge gethan, dieſen gemeinſchaftlichen Feind mit vereinigter Macht anzugreifen, allein mancherley Hinderniſſe hatten der Ausführung dieſes Vorhabens bis zu Anfange dieſes Jahrs im Wege geſtanden. Nunmehr aber ſchloſſen die Engländer ein Bündniß mit Rama-gee Punt, dem hier commandirenden Maratten General, worin ſie ihren Beyſtand zur See verſprachen, um Severndroog, Bancoote, und andre dem Angria gehörige Forts zu erobern. Dieſem Vertrag zu folge ging der Commodore James, Oberbefehlshaber der Seemacht, der Compagnie in Indien, den 22ſten März mit zwey Kriegsſchiffen und zwey Bombardiergaliotten unter Segel; allein die übertriebenen Begriffe von Angria's Feſtungen waren ſo groß, daß die Präſidentſchaft dem Commodore ernſtlich befahl, ja nicht ſeine Schiffe durch den Angriff dieſer feſten Plätze in

1756. Gefahr zu ſetzen, ſondern nur blos die Häfen zu blokiren, während die Maratten ſie zu Lande belagern würden.

Die Flotte der Maratten beſtand aus ſieben Grabs und ſechzig Gallivats, die 10,000 Mann Landtruppen an Bord hatten; ſie vereinigten ſich mit den engliſchen Schiffen, und ſo ſegelten beide bis Comara Bay, wo man ankerte, damit die Maratten ans Ufer gehen konnten, weil ihre Religion ihnen verbietet, auf dem Meer weder zu eſſen, noch ſich zu waſchen. Von hier ging die Fahrt bis auf funfzehn engliſche Meilen von Severndroog, wo alle Truppen landeten, um den übrigen Weg zu Lande zu machen. James erhielt Nachricht, daß die feindliche Flotte im Hafen von Severndoog vor Anker läge, und ſtellte daher dem Admiral der Maratten vor, daß, wenn man in der Nacht dahin ſegelte, ſo könnte man ihre ganze Seemacht ſo vollkommen einſperren, daß kein Schiff würde entrinnen können. Der Admiral gab dieſem Vorſchlage großen Beyfall, allein er hatte nicht Autorität genug, ſeine Offiziers zu vermögen, ſich früher als des Morgens in Bewegung zu ſetzen. Kaum wurden die Feinde die Flotte gewahr, als ſie ſogleich die Anker kapten, und in die See eilten. Der Commodore gab nun das Signal zur allgemeinen Jagd, allein die Maratten waren nicht dazu zu bringen, obgleich ihre Schiffe ſehr gut ſegelten; ihre Furcht vor Angria's Flotte war ſo groß, daß ſie alle zurück blieben, und das Commodore-Schiff, der Protector von 44 Kanonen, allein ſegeln ließen, bis es ihnen faſt aus dem Geſicht entkam. Die Feinde

1756. zeigten hingegen eine außerordentliche Thätigkeit; ſie warfen alles über Bord, was nur immer entbehrlich war, um ihre Schiffe zu erleichtern, und ſpannten nicht allein alle Segel auf, ſondern hingen auch dabey ihre Ober- und Unterkleider auf, ja ſelbſt ihre Turbane, um den Wind nach äußerſter Möglichkeit zu nutzen. Der Commodore näherte ſich ihnen bis auf einen Kanonenſchuß, da aber die Nacht heran kam, gab er die Jagd auf, und kehrte nach der Höhe von Severndroog zurück.

Dieſer Ort wurde bereits von dem General Rama-gee Pant belagert, wie die Maratten es nannten. Die Unternehmung aber war einem Kinderſpiel ähnlich, denn ſie feuerten nur aus einer vierpfündigen Kanone, und zwar in einer Entfernung von zwey engliſchen Meilen; ja ſelbſt in dieſer Weite waren die Truppen voller Furcht, ſo daß ſie ſich tief in die Erde eingruben. Der Commodore, der aus dieſen Operationen urtheilte, daß ſie nie ein Fort einnehmen würden, beſchloß ſeine Inſtruction lieber zu übertreten, als die engliſchen Waffen zu beſchimpfen, von denen man ſich bey dieſem Entwurf ſo viel verſprochen hatte. Er fing daher den 2ten April an zu gleicher Zeit das Fort Severndroog und das Fort Goa mit Kugeln und Bomben zu beſchießen, und zwar mit ſolchem Nachdruck, daß die Feinde ihre hohen auf Felſen liegenden Baſtionen verließen und ſich verkrochen. Eine Bombe ſezte ein Haus in Brand, das die Beſatzung wegen dem Kugelregen ſich nicht zu löſchen getraute; die Flamme breitete ſich daher in dieſer trocknen Jahreszeit geſchwind aus, und in kurzer Zeit ſtanden alle

Gebäude des Forts im Feuer. Dies griff auch endlich ein Pulvermagazin an, das mit entſezlichem Krachen in die Luft flog. Nun ſtürzte alles, Männer, Weiber und Kinder, nebſt dem größten Theile der Garniſon aus dem Fort, ungefähr tauſend Perſonen, die acht Schiffe beſtiegen, und ſich nach dem Fort Goa zu retten ſuchten; die Engländer aber fingen ſie alle auf. Nun wurde das Feuer des Protectors auf das Fort Goa gerichtet, wo die Feinde es eine Zeitlang ſtandhaft aushielten, allein endlich eine Flagge als Signal der Uebergabe aushingen. Während der Zeit aber die Maratten anrückten, Beſiz davon zu nehmen, wurde der Commandant gewahr, daß der Commodore Severndoog noch nicht beſezt hatte; er warf ſich daher mit ſeinen beſten Leuten in ein großes Boot, um dahin zu kommen: es gelang ihm auch, und nun hoffte er dies Fort ſo lange zu vertheidigen, bis er aus dem nahe liegenden Dabul Hülfe bekommen könnte. Der Protector erneuerte nun das Feuer auf Severndroog, da aber der Commodore fand, daß der Commandant die Uebergabe verzögerte, um die Nacht zu erwarten, wo man ihm wahrſcheinlich aus Dabul zu Waſſer Truppen zuſenden würde, ſo landete er die Hälfte ſeiner Seeleute, die mit großer Entſchloſſenheit auf das Hauptthor losrückten, ſich mit Aexten einen Weg bahnten, und ſo ins Fort drangen, worauf ſich die Beſatzung ergab; auch das dritte Fort zögerte nicht lange, dieſem Beyſpiele zu folgen. Dies war alles die Arbeit von einem Tage, an welchem der Muth des Commodore James alle furchtſame Vorurtheile vernichtete, die in Anſehung der Unüberwind- 1756.

1756. lichkeit von Angria's Feſtungen ſeit zwanzig Jahren in ganz Indien Wurzel gefaßt hatten.

Die Flotte und die marattiſche Armee begab ſich den 8ten April nach Bancoote, einer befeſtigten Inſel ſechs Meilen von Severndroog. Die Beſatzung, durch das Schickſal der benachbarten Forts in Schrecken geſezt, übergab den Ort bey der erſten Auffoderung, und die Maratten bewilligten, daß die engliſche Compagnie ihn behalten ſollte. Er heißt jetzo das Fort Victoria. Das Land rund herum iſt dem Admiral des Moguls unterworfen, und wird von Muhamedanern bewohnt, die Bombay mit Rindfleiſch verſorgen, das an andern Gegenden der Küſte ſchwer zu erhalten iſt, weil dort die Beherrſcher von der eifrigſten Caſte der indiſchen Religion ſind, welche die Kühe göttlich verehren, und die Erlegung dieſer Thiere für das größte aller Verbrechen halten.

Rama-gee Punt war über die erlangten Vortheile ſo vergnügt, daß er dem Commodore 200,000 Rupien anbot, wenn er ſogleich Dabul oder ein andres feindliches Fort angreifen wollte, und gewiß war dieſes die beſte Zeit, da die Feinde wegen dem erlittenen Verluſt ſich noch in der äußerſten Beſtürzung befanden. Allein die ſtürmiſche Jahreszeit, die an dieſer Küſte gegen Ende des Aprils eintritt, näherte ſich, und da James überdem ſchon ſeine Inſtruction überſchritten hatte, ſo wollte er es nicht wagen, ohne Erlaubniß der Präſidentſchaft von Bombay, etwas weiteres vorzunehmen. Um ſolche jedoch deſto ſchleuniger zu erhalten, ſegelte er ſelbſt dahin, fand aber ſeine Obern, ungeachtet der unerwarteten Siege, den-

noch ſo voller Behutſamkeit, daß ſie ihm befahlen, 1756.
die ganze Flotte ohne Verzug in den Hafen zu führen. Er überlieferte daher die Forts den Maratten und kam mit ſeinen Schiffen nach Bombay zurück, die marattiſchen Fahrzeuge aber gingen nach Choul, von welchem Orte ſie ausgelaufen waren.

Im folgenden November langte Watſons Eſcadre in Bombay an, da in dieſer Weltgegend die ſchöne Jahreszeit ſich wieder eingeſtellt hatte; man erneuerte nun den Entwurf, in Verbindung mit den Maratten den Angria anzugreifen, wozu der Admiral Watſon ſeinen Beyſtand verſprach. Wo möglich wollte man auf einmal die Macht des Angria bey der Wurzel anfallen, und Gheria, die Hauptſtadt ſeiner Staaten, der vornehmſte Hafen und das Arſenal ſeiner Seemacht, zu erobern ſuchen. Kein Engländer hatte ſeit vielen Jahren dieſen Ort beſucht, man kannte ihn blos aus der Beſchreibung der Eingebornen, die fürchterliche Nachrichten davon gaben, ſo daß ihn die Europäer wenigſtens für ſo feſt als Gibraltar hielten; auch glaubte man, daß deſſen Lage auf einem Felſen, und von der Seeſeite faſt unzugangbar wäre. Es wurden daher einige Schiffe unter dem braven Commodore James ausgeſchickt, um den ſo berufenen Ort in der Nähe zu betrachten. James fand die feindliche Flotte im Hafen vor Anker liegen, dennoch näherte er ſich dem Fort bis auf einen Kanonenſchuß, betrachtete es ſorgfältig, und kam mit der Nachricht nach Bombay zurück, daß der Ort zwar ſehr feſt, aber dennoch zu erobern ſey, und man ihm ſich ſehr wohl nähern könne.

1756. Hierauf beſchloß man den Entwurf mit Nachdruck auszuführen. Die Maratten brachen unter Anführung des Rama-gee Punt aus Choul auf, und James lief mit dem Protector von 44 und zwey andern Schiffen von 20 Kanonen aus, um den Hafen zu blokiren. Wenig Tage nachher folgte der Admiral mit den übrigen Schiffen. Die ganze vereinigte Flotte beſtand nunmehr aus vier Schiffen von der Linie, von 70, 64, 60 und 50 Kanonen, eins von 44, drey von 20, ein Grab von 12 und fünf Bombardiergaliotten, in allen vierzehn Schiffe. Außer den Seeleuten hatten ſie an Bord 800 Europäer und 1000 Sepoys, unter Anführung des Oberſtlieutenants Clive.

Die berühmte Feſtung Gheria liegt auf dem Vorgebirge eines felſigen Landes, eine engliſche Meile von dem Eingange eines großen Hafens, der die Mündung eines Fluſſes iſt, welcher von den balagatſchen Gebirgen herabſtrömt. Die funfzig Fuß hohen Felſenwände berühren von allen Seiten das Waſſer, und auf dieſen Felſen ſind die Feſtungswerke angelegt, die eine doppelte Mauer mit runden Thürmen haben. Die Erdzunge, wodurch das Vorgebirge mit dem feſten Lande zuſammenhängt, iſt ſehr ſchmal und blos eine Sandmaſſe; wo aber das Erdreich ſich ausdehnt, findet man eine große offne Stadt, an welcher der vorbeſagte Fluß vorbeyſtrömt. Auf den Erdzungen waren die Werfte zum Schiffbau angelegt. Damals befanden ſich zehn Grabs hier, die mit Tauen zuſammengebunden den Werften gegenüber lagen.

Angria gerieth bey Erſcheinung der Flotte in ſolches Schrecken, daß er die Stadt verließ, und ſie ſeinem Bruder zur Vertheidigung übergab. Er ging gerade zu den Maratten, die ſich unweit der Stadt gelagert hatten, und bemühte ſich den Rama-gee Punt dahin zu vermögen, eine Ranzion für ſein Fort anzunehmen; er verſprach eine große Summe Geld zu erlegen, wenn man mit ihm Friede machen wollte. Der Maratten-General aber benußte ſeine Unbeſonnenheit, behandelte ihn als einen Gefangenen, und erpreßte von ihm einen Befehl an ſeinen Bruder, das Fort den Maratten zu übergeben; ſeine Abſicht war, es heimlich in Beſitz zu nehmen, und die Engländer von allem Antheil an der Beute auszuſchließen. 1756.

Der Admiral bekam hievon Nachricht; er näherte ſich daher ohne Verzug dem Fort, und foderte es auf. Da keine Antwort erfolgte, formirte er ſeine Linie, und fing in einer Entfernung von funfzig engliſchen Ellen an, die Feſtungswerke aus 150 Kanonen und vielen Mörſern zu beſchießen. In zehn Minuten Zeit fiel eine Bombe auf einen von den feindlichen Grabs, und ſezte ihn in Brand, die andern Grabs konnten ſich nicht ſo geſchwind losmachen, als nöthig war, und hatten daher das nämliche Schickſal; ſo daß in weniger als einer Stunde dieſe Flotte, die funfzig Jahre lang das Schrecken der malabariſchen Küſte geweſen war, gänzlich vernichtet wurde. Während der Zeit die Flammen wüteten, fuhr man mit der Kanonade und dem Bombardement beſtändig fort, und brachte das feindliche Feuer zum Schweigen; dennoch ſahe man kein Zeichen der Uebergabe, da ſich

1756. die Nacht näherte. Ein Deſerteur brachte indeſſen die Nachricht, daß das Fort am folgenden Tage den Maratten übergeben werden würde, worauf Clive ſofort mit den Truppen landete, und um das Vorhaben der Maratten zu vereiteln, poſtirte er ſich zwiſchen ihnen und dem Fort. Mit Tagesanbruch foderte der Admiral den Ort abermals auf, mit der Erklärung, daß, wenn man mit der Uebergabe länger als eine Stunde verzögerte, er den Angriff erneuern und niemand bey der Eroberung verſchonen würde. Der Commandant bat hierauf um einen Waffenſtillſtand, unter dem Vorwand, daß er erſt des Angria Befehle hierüber erwarten wollte. Der Admiral aber gab dieſem Geſuch kein Gehör, und fing von neuem zu feuern an. In einer Viertelſtunde ſahe man nun die Friedensfahne von den Wällen wehen, dennoch aber wollte man keine engliſchen Truppen ins Fort laſſen. Das Feuer von allen Schiffen wurde nun lebhafter als jemals, worauf die Beſatzung von den Mauern herunter rief, daß ſie bereit ſey ſich zu ergeben; Clive nahm alſo ungeſäumt Beſitz vom Fort. Man fand, daß die Kanonade zwar den größten Theil der Feſtungswerke ruinirt hatte, dabey aber war der Felſen noch immer ein unbezwingbares Bollwerk, ſo daß, wenn die Feinde muthig ausgehalten hätten, der Ort nur allein durch eine regelmäßige Belagerung von der Landſeite konnte erobert werden. Die Beute beſtand in 200 Kanonen, 6 Mörſern, und einer großen Menge Munition, desgleichen Kriegs- und Seegeräthe aller Arten. Das Geld und andre Sachen von Werth, belief ſich auf 120,000 Pf. St. Es wurde alles unter die Sieger vertheilt, ohne etwas für die engliſch-oſtindiſche Compagnie zurück zu behalten. 1756. Außer den verbrannten Schiffen lagen hier noch zwey andre in den Werften, eins derſelben war für 40 Kanonen zugerichtet; beide wurden nun zertrümmert. Während der Zeit man die Beute an Bord brachte, foderten die Maratten andre Forts auf, die ſich ihnen alle ohne Widerſtand ergaben, ſo daß ſie in Monatsfriſt ſich wieder im Beſitz aller Ländereyen befanden, die ihnen die Familie des Angria entriſſen hatte, und die ſie ſeit ſiebenzig Jahren nicht mehr hofften wieder zu bekommen. Die engliſche Flotte ging im Anfange des Aprils nach Bombay zurück, und bald darauf ſegelte ſie nach Madras, wo Watſon den 12ten May anlangte.

Das von hier aus in Begleitung des Nabobs abgeſchickte Detaſchement, deſſen Abſicht war, den Tribut von den nordiſchen Polygars einzuſammeln, erreichte den Endzweck, ohne Feindſeligkeiten zu begehn. Ungefähr funfzig Meilen nordwärts von Madras liegen die Diſtricte drey ſehr angeſehener Polygars, des Bangar Yatcham, des Damerla Venkipatah, und des Bom-rawze. Der erſte iſt im Beſitz des am Ufer gelegenen Orts Cottapatnam, und ſeine vornehmſte Stadt Venkati-Gherri liegt funfzig Meilen landeinwärts; die Diſtricte der andern liegen mehr nach Süden, und die Gränzen des Bom-rawze ſind nur dreyßig Meilen von der Stadt Arcot entfernt. Alle drey Polygars erkannten den Nabob für ihren Oberherrn und bewilligten folgenden Tribut zu zahlen: Bangar Yatcham 140,000, Damerla 100,000,

1756. und Bom-rawze 80,000 Rupien. Obgleich dieſe Summen lange nicht dem Rückſtande gleichkamen, ſo nahm man ſie doch an, weil man ſie nicht bekriegen wollte, und der Nabob die Truppen wider einen andern weit anſehnlichern Lehnſaſſen zu brauchen wünſchte. Dies war der berühmte Mortiz-ally von Velore, deſſen Reichthümer, ausgedehnte Ländereyen und Nachbarſchaft von Arcot ihm in der Provinz faſt ſo viel Anſehn als dem Nabob ſelbſt gaben. Die Unabhängigkeit, die dieſer verhaßte Rival zu erkennen gab, kränkte den Nabob ſo ſehr, daß die Regierung in Madras endlich ſeinem dringenden wiederholten Bitten nachgab, und ihm Truppen zur Eroberung von Velore bewilligte. Man verſtärkte das bereits im Felde ſtehende Corps, das jezt aus 500 Europäern und 1500 Sepoys beſtand. Der Phousdar Mortiz-ally erfuhr kaum die Annäherung der Engländer, als er ſich an den Gouverneur in Pondichery wandte, der darauf an die Regierung in Madras ſchrieb, daß er ihr Vorhaben auf Velore als einen Friedensbruch anſähe, und daß er die Feindſeligkeiten wieder anfangen würde, wenn man die engliſchen Truppen nicht gleich zurück beriefe. Um dieſer Drohung Gewicht zu geben, ließ er 700 Europäer und 2000 Sepoys ins Feld rücken.

Dieſes muthige Betragen des Gouverneus Leyrit gründete ſich auf die erhaltene Nachricht, daß die engliſche Eſcadre ſich zum Kriege mit Angria rüſtete, und alſo noch in vielen Monaten nicht wieder auf der Küſte von Coromandel erſcheinen dürfte. Der Major Kilpatrick hatte ſich indeſſen nahe bey Velore ge-

1756. lagert, und fand den Ort zu ſehr befeſtigt, um mit ſo wenigen Truppen, als er bey ſich hatte, eingenommen zu werden; hiezu kam ſeine Beſorgniß wegen der Franzoſen, die ihm im Rücken ſtunden. Mortiz-ally aber befand ſich in noch größerer Unruhe, denn außer der Furcht vor einem lebhaften Angriffe, war für ihn nichts ſo ſchrecklich, als franzöſiſche Truppen ins Fort einzunehmen, ob er gleich, um die Engländer zu hintergehn, erklärte, daß er dieſen Schritt thun würde, ſobald ſie den Ort zu beſchießen anfingen. Da alſo beide Theile dringende Urſachen zu einem Vergleiche hatten, ſo begab ſich Mahemed Iſſoof nach Velore, um wegen den Bedingungen zu unterhandeln. Der Phousdar, voller Angſt und Ungeduld, hatte ſchon vorher ſeinem Agenten in Madras Befehl gegeben, der engliſchen Regierung Vorſchläge zu thun, die wegen der Franzoſen in Sorgen ſtand. Der Agent wußte dieſen Umſtand gut zu nutzen, und kam vorläufig mit den Engländern überein, daß ſie gegen Bezahlung von 100,000 Rupien an die Compagnie ihre Truppen zurückrufen wollten. Dieſem Vergleich zufolge wurde ein Mitglied der Regierung nach Velore geſchickt, der bey ſeiner Ankunft mit Verwunderung hörte, daß Mortiz-ally bereits einen andern Vergleich mit Kilpatrick eingegangen war, worin er 400,000 Rupien zu bezahlen verſprochen hatte, wenn die Truppen gleich zurück marſchiren wollten, und daß er auch ſchon auf Abſchlag der verglichenen Summe einige verſiegelte Geldſäcke herausgeſchickt habe, die wie er ſagte, 20,000 Rupien enthielten. Mittlerweile aber war auch der Agent aus Madras bey Velore ange-

1756. kommen, und hatte durch geheime Mittel von der Inſtruction des Abgeordneten alle Umſtände erfahren; er begab ſich daher ins engliſche Lager, und verſicherte von des Phousdars Bereitwilligkeit, die verlangten 100,000 Rupien zu bezahlen. In dieſer Verlegenheit hielt der engliſche Abgeordnete es fürs beſte, ſeinen Auftrag zu verleugnen, mit dem Vorgeben, daß er blos gekommen ſey, das dem Major Kilpatrick bewilligte Geld in Empfang zu nehmen. Um dieſes noch mehr zu beſtätigen, entſchloß er ſich ſogleich nach Arcot abzureiſen, wobey er ſagte, daß er dem Major alles überließe, auch nöthigenfalls nach Gutdünken Feindſeligkeiten anzufangen. Dieſes beunruhigte Mortiz-ally ſo ſehr, daß er gleich Boten an die franzöſiſchen Truppen abſandte, mit der Bitte ſich zu nähern; zu eben der Zeit aber ſchickte er ſeinen Agenten dem Abgeordneten nach, um von ihm eine Conferenz in Velore zu erbitten, wobey er mit anſcheinender Unterwürfigkeit verſprach, alles einzugehn, was die Engländer in Anſehung ſeiner Streitigkeit mit dem Nabob beſtimmen würden. Der Abgeordnete kehrte hierauf ins Lager zurück, und begab ſich in Begleitung des Iſſoof und zwey engliſcher Offiziers nach der Stadt.

Der Phousdar gab ihnen ein prächtiges Gaſtmahl, und verfügte ſich nachher mit ihnen in ſein Cabinet, wo er, anſtatt den mit Kilpatrick gemachten Vergleich zu erfüllen, durchaus leugnete, je an einen ſolchen gedacht zu haben. Der gegenwärtige Iſſoof, der die Unterhandlung gepflogen hatte, erzählte hierauf alle Umſtände derſelben. Der Phousdar ließ ihn ruhig

ausreden, und ſagte ihm ſodann ins Geſicht, daß 1756.
alles Lügen wären. Jſſoof ſprang von ſeinem Siz auf, und legte die Hand an den Dolch; der feigherzige Mortiz-ally fing an zu ſchreyen, und ſeine Soldaten wollten ſchon ins Zimmer ſtürmen; der Abgeordnete aber legte ſich ins Mittel, und überzeugte ihn, daß ſeine eigne Sicherheit verlangte, ſie nicht näher kommen zu laſſen. Die Conferenz wurde nunmehr fortgeſezt, jedoch zeigte der Phousdar keine Luſt, mehr als 200,000 Rupien zu bezahlen, dagegen er von der Regierung in Madras das Verſprechen verlangte, daß er nie wieder weder von den Engländern noch von dem Nabob beunruhigt werden ſollte. Der Abgeordnete glaubte, daß dieſe Summe keine Entſchädigung ſey, alle künftigen Abſichten auf dieſen wichtigen Ort aufzugeben, er brach daher die Unterhandlung ab, und ging ins Lager zurück.

Mittlerweile waren die Franzoſen bis Arni vorgerückt. Dieſe Bewegung that den Feindſeligkeiten der Engländer Einhalt. Da man nun keine weitern Vorſchläge von Mortiz-ally hörte, ſo marſchirte Kilpatrick nach Arcot, und die Franzoſen gingen nach Pondichery zurück. Die Regierung in Madras hatte dieſe Expedition blos dem Nabob zu gefallen unternommen, daher ihr der ſchlechte Erfolg wenig Kummer machte; ſie war nunmehr im Stande, mit deſto größerm Nachdrucke die Länder von Madura und Tinivelly zum Gehorſam zu bringen.

Maphuze Khan, der den Pulitaver bekriegte und an Geld Mangel litte, ging nach Tinivello, um es aufzuborgen, welches nicht anders geſchehen konnte,

1756. als wenn er den Darleihern Anweiſungen auf Ländereyen gäbe. Mittlerweile aber machten Pulitaver, Moodemiah und Nabi Cawn Catteck größere Entwürfe. Der erſtere hatte mehr durch ſeine Klugheit und Thätigkeit als durch ſeine Macht ſich bey den weſtlichen Polygars von Tinivelly in große Achtung geſezt. Der mächtigſte dieſer Polygars war der von Vadagherri, deſſen Ländereyen an Pulitavers Ländereyen gränzten, allein ſie an Umfang und Volksmenge weit übertrafen. Er unterwarf ſich jedoch blindlings ſeinem Gutachten, und ließ ſeine Soldaten gleich marſchiren, ſo bald es Pulitaver verlangte. Die öſtlichen Polygars waren unter der Leitung des Catobominaig. Man ſchlug eine Conföderation unter beiden Abtheilungen vor; allein Catobominaig, der wegen ſeiner den Engländern gegebenen Geiſel beſorgt war, die ſich in Tritchinapoly befanden, ſchlug dieſe Vereinigung ab; dagegen aber verſprachen die Polygars von Madura ihren Beyſtand, auch traten die von Nattam zum Bunde.

Eine ſo große ausgebreitete Conföderation konnte nicht lange ein Geheimniß bleiben. Die Regierung in Madras bekam davon durch den Capitain Calliaud Nachricht, der in Tritchinapoly commandirte, und der Nabob erhielt ſie von dem Statthalter von Madura. Man war hierüber nicht wenig beunruhigt, denn die Provinz Madura iſt wegen ihrer Lage, ihrem Umfang und Vertheidigungsörtern, das Bollwerk ſowohl von ihrem eignen Lande als von Tinivelly. So überzeugt auch die Regierung von der großen Unfähigkeit des Maphuze Khan geweſen war, ſo hatte ſie ihn doch aus Achtung für den Nabob bisher mit Nachſicht behandelt; da ſie aber nun durch ſein übles Betragen das Ganze in Gefahr ſahe, beſchloß ſie ſelbſt die Verwaltung dieſer Länder zu übernehmen. Ein reicher Einwohner von Tinivelly, Namens Moodilee, kam um dieſe Zeit nach Madras, und erbot ſich das ganze Land in Pacht zu nehmen; allein es war Zeit erfoderlich, nebſt genauen Kenntniſſen des Gegenſtandes, um wegen der Bedingungen einig zu werden. Indeſſen war es nöthig, ſchleunige Maaßregeln zur Vertheidigung des Landes zu ergreifen; da jedoch keine Europäer aus dem Carnatick entbehrt werden konnten, ſo ſchickte man 1000 Sepoys dahin, zu welchen noch einige Truppen des Nabobs und die dem Maphuze Khan übrig gebliebenen ſtießen. Das ganze Corps wurde der Anführung des Iſſoof übergeben, der ſich bey ſo vielen Gelegenheiten ausgezeichnet hatte. 1756.

Mittlerweile waren Pulitaver, Nabi Cawn Catteck und Moodemiah mit ihren Bundsgenoſſen ins Feld gerückt, und hatten ſich in der Nähe von Madura bey Chevelpetore gelagert. Dieſes Fort liegt an dem Fuße der weſtlichen Gebirge, und die Vertheidigung deſſelben, wie auch der umliegenden Gegenden war dem Abdul Rahim anvertraut, einem Stiefbruder des Nabobs und des Maphuze Khan. Seine Truppen beſtanden, 200 Sepoys ausgenommen, in zuſammengerafftem Landvolk und 500 Reitern, der Kern von des Maphuze Khans Cavallerie, die ſämtlich Muhamedaner waren, und auf die Indier als Soldaten mit der äußerſten Verachtung herabſahn. Sie munterten ihre Befehlshaber zu einer Schlacht

1756. auf, die auch ihrem Anſuchen Gehör gaben; ſie wurden aber umringt und geſchlagen. Die Reiter hieben ſich jedoch muthig durch, obgleich mit großem Verluſt, und warfen ſich in Chevelpetore. Hier wollte Abdul Rahim ſich behaupten, bis er entweder von Madura oder Tinivelly Hülfe bekäm, allein die Reiter, welche lange keinen Sold erhalten hatten, und ſich fürchteten ihre Pferde während der Belagerung aus Mangel an Proviant zu verlieren, wollten davon nichts hören, und verließen alle das Fort; viele von ihnen gingen zu den Feinden über. Die Folge davon war die Einnahme des Forts, das ſich nur wenige Tage hielt; die vornehmſten Befehlshaber waren jedoch ſo glücklich zu entfliehen.

Dieſe Vortheile vermochten die Polygars von Madura, die bisher nur Zuſchauer geweſen waren, ſich mit den andern zu verbinden, ſo daß die ganze Macht nun aus 25000 Mann beſtand, unter denen 1000 Reiter waren. Ihre Anführer beſchloſſen erſt dem Maphuze Khan in Tinivelly eine Schlacht zu liefern, bevor ſie die Stadt Madura angriffen. Dieſer hatte den Catobominaig vermittelſt der Einräumung einiger Diſtricte dahin gebracht, ſich nebſt den andern öſtlichen Polygars mit ihm zu verbinden; ſeine beſten Truppen waren jedoch die engliſchen Sepoys und 1500 Mann Cavallerie. Es kam den 21ſten März unweit Tinivelly zur Schlacht; man focht von beiden Seiten mit mehr als gewöhnlichem Muth, bis Moodemiah todt vom Pferde ſtürzte. Nun retteten ſich alle Waldbewohner mit der Flucht; 2000 Colleries wurden niedergehauen, und 300 Pferde nebſt allen ihren Kanonen und Elephanten erbeutet. Dieſer Sieg rettete Madura, denn die Armee der Waldfürſten wurde dadurch ganz zerſtreut, und jedermann eilte nach Hauſe. 1756.

Die Nachricht von dieſem Siege kam nach Tritchinapoly, da Iſſoof eben fertig war aufzubrechen. Sein Corps beſtand aus 1200 Sepoys, 100 Kaffern und 150 Colleries; er hatte vier Feldſtücke bey ſich und eine ſchwere Kanone, die von Europäern bedient wurde. Der König von Tanjore ſowohl als der Polygar Tondiman waren eingeladen worden, ihre Truppen dazu ſtoßen zu laſſen, allein der König, der mit der Regierung in Madras wegen ihrer Einmiſchung in ſeiner alten Sache nicht zufrieden war, ſchlug es ab; der Polygar aber bewilligte es.

Catobominaig und der Polygar von Etiaporum hatten mit dem Capitain Calliaud wegen Auslöſung ihrer Geiſel Unterhandlung gepflogen, und man war überein gekommen, daß das Löſegeld bezahlt werden ſollte, ſobald ſie dem Tondiman überliefert würden. Iſſoof nahm daher die Geiſel mit ſich, und übergab ſie dem Polygar, worauf er ſeinen Marſch fortſezte, ohne erſt die Waldtruppen zu erwarten, die noch nicht in Bereitſchaft waren, und langte den 6ten April in Madura an. Der Commandant dieſer Stadt, Daniſch Mend Khan, wünſchte Iſſoof von aller Einmiſchung in Garniſons-Angelegenheiten auszuſchließen, allein dieſer Anführer unterſuchte mit ſeiner gewöhnlichen Thätigkeit alles aufs genaueſte; er fand nichts als Unordnung, und daß es an allem fehlte, ſo daß dieſer wichtige Ort unfehlbar eingenommen werden

1756. wäre, wenn auch nur blos die Colleries einen Verſuch darauf gewagt hätten. Dennoch geſchah es mit groſſem Widerwillen, daß ſich der Commandant bequemte eine Verſtärkung von 200 Sepoys in die Stadt aufzunehmen. Jſſoof marſchirte hierauf nach Chevelpetore, das unerachtet der lezten Niederlage noch immer in feindlichen Händen war; bey ſeiner Annäherung aber wurde das Fort geräumt. Er ließ hier eine Beſatzung zurück, und vereinigte ſich bey Cayetar mit der Armee des Maphuze Khan.

Bisher hatte Jſſoof von den Landeseinkünften noch kein Geld einſammeln können, das ihm doch zum Unterhalt ſeiner Truppen höchſt nöthig war. Die Verheerungen der Polygars hatten dieſe Länder zu Wüſten gemacht. Maphuze Khan war in noch gröſſerer Verlegenheit, denn er befand ſich unfähig ſo wenig die mit dem Oberſten Heron feſtgeſezten Pachtgelder zu entrichten, als ſeine Truppen zu bezahlen, ja er konnte nicht einmal ihnen den täglichen Unterhalt verſchaffen. Dieſer Geldmangel beraubte ihn der nöthigen Autorität über die Jemadars, oder Befehlshaber der Reiterey, die in Indoſtan, ſo wie vor Alters in Italien, ihre Schaaren vermiethen, und bey dieſem Handel nicht wenig gewinnen. In allen andern Theilen ſeiner Adminiſtration fand man eben ſo große Unordnungen, und eine gänzliche Zerrüttung, die noch durch die Trägheit und Unentſchloſſenheit ſeines Charakters gekrönt wurde.

Die Armee rückte nun in die Wälder, und lagerte ſich bey Coilerepettah, einem ſtarken Fort, das dem Polygar Condam-naigue gehörte, der unter aller-

1756. ley Vorwande den ſchuldigen Tribut zu zahlen verzögerte. Iſſoof wollte ſich nicht verſpotten laſſen; er ſtürmte daher das Fort, das aber wohl vertheidigt wurde, ſo daß er 83 Todte und Verwundete unter den Seinigen zählte. Es wurde jedoch erobert, und alle Colleries, die noch lebten, nebſt ihrem Polygar zu Gefangenen gemacht. Dieſes Beyſpiel verbreitete ein ſo großes Schrecken unter allen benachbarten Waldfürſten, daß ſie ſich entweder in Perſon oder durch Abgeordnete unterwarfen; ſelbſt Pulitaver that Friedensvorſchläge. Nur allein der Polygar von Calancandan ſchlug es ab zu gehorchen; Iſſoof griff daher ſein Fort an, und eroberte es.

Die Regierung in Madras hatte ſeit dem Rückzuge ihrer Truppen von Velore keine Veranlaſſung neue Feldzüge im Carnatick vorzunehmen, mit Gefahr die Franzoſen wieder aufzubringen: und die Regierung in Pondichery, durch Nachrichten geleitet, von denen die Engländer nichts wußten, war ebenfalls abgeneigt, ſich in Feindſeligkeiten einzulaſſen, die ihre in Decan erlangten Vortheile hätten ſchwächen können; da dieſe ohnehin jezt in großer Gefahr und Ungewißheit waren.

Salabad-jing war im Februar wieder ins Feld gerückt, und marſchirte auf Savanore los, die Hauptſtadt von einem der vormaligen pitaniſchen Nabobs, durch deren Verrätherey Nazir-jing und Murzafa-jing waren ermordet worden. Der Nachfolger dieſes Nabobs wollte die Autorität des Subah nicht anerkennen, und hatte daher kürzlich ein Bündniß mit dem berühmten Morari-row geſchloſſen, der mit eben

1756. dem Geiſte der Unabhängigkeit ſich der Oberherrſchaft des Saha Rajah, oder Königs aller marattiſchen Völkerſchaften, entzogen hatte. Die Stadt Savanore liegt 200 Meilen ſüdweſtlich von Golconda, in einer groſſen Ebene; ſie iſt ſehr anſehnlich, wohl bevölkert, und mit Mauern, Baſtionen und Thürmen umgeben. Unweit davon findet man auf einem Felſen ein ſehr ſtarkes Fort, das Bancapour genennt wird. Das Land des Morari-row liegt 210 Meilen ſüdwärts von Golconda; es gränzt nach Norden an Canoul, nach Süden an Colala, und nach Weſten an Savanore.

Zur Zeit dieſes Feldzugs gegen den pitaniſchen Nabob und den Marattenfürſten war Seid-Laſkar Khan nitht mehr Duan oder oberſter Miniſter des Salabad-jing; denn ungeachtet ſeiner Eidſchwüre, wodurch er 1753 in Aurengabad die Verſöhnung mit Buſſy beſiegelt hatte, arbeitete er insgeheim alle ſeine Entwürfe zu vereiteln. Sobald Buſſy hievon überzeugt wurde, nahm er ihm ſeine Würde, und ertheilte ſie Schanavaze Khan, der ſie ſchon ehemals lange beſeſſen hatte, und die Franzoſen eben ſo ſehr wie ſein Vorgänger haßte, allein es mit großer Vorſicht verbarg.

Jaffer-Ally Khan, der vorige Nabob von Rajahmundrum, hatte Lehnsländer in Decan von Salabad-jing erhalten, als er ihm 1754 in Aurengabad huldigte, und ſeiner Lehnspflicht zufolge begleitete er ſeinen Obern nun mit einem Corps Truppen. Man hielt ihn für einen muthigen Krieger, und da er ſeine Statthalterſchaft verloren, weil man die Provinz der

1756. franzöſiſchen Compagnie eingeräumt hatte, ſo hegte er einen tödtlichen Haß gegen Buſſy und alle Franzoſen; er vereinigte ſich alſo mit Schanavaze Khan. Beide hatten zahlreiche Anhänger, die alle zuſammen eine mächtige Partey formirten, und entſchloſſen waren alles anzuwenden, um die Europäer vom Salabad-jing zu entfernen.

Der Friede zwiſchen dem Subah und Balagerow dauerte noch immer fort, daher ſollte nach dem Entwurfe des Duans der leztere den Morari-row angreifen, während der Zeit Salabad-jing auf Savanore losgehn würde. Der thätige Morari-row aber kam ihnen zuvor, und verſtärkte die Beſatzung dieſer Hauptſtadt mit einem beträchtlichen Corps Maratten, die er ſelbſt anführte. Die franzöſiſche Compagnie war ihm noch von dem Kriege im Carnatick her eine große Geld-Summe ſchuldig, wofür ihm die Regierung in Pondichery eine Verſchreibung gegeben hatte. Da man an keine Bezahlung dachte, ſo drohete er beſtändig bey der nächſten Gelegenheit den Franzoſen allen möglichen Schaden zu thun. Die große Macht aber, die jezt gegen ihn anrückte, verurſachte jedoch, daß er ingeheim an Buſſy den Antrag that, ſeine Anſprüche auf die franzöſiſche Compagnie aufzugeben, wenn er zwiſchen ihm und Balagerow eine Ausſöhnung gegen billige Bedingungen bewirken wollte. Es kam zur Unterhandlung, die Buſſy ganz allein übernahm, und die ihm der Duan auch willig überließ. Man weiß keine nähern Umſtände von dieſem Vergleiche, als daß ſowohl der Nabob von Savanore als Morari-row ſich unterwarfen, und lezterer an Buſſy die Verſchrei-

1756. bung der franzöſiſchen Compagnie zurück gab. Sobald der Friede geſchloſſen war, nahm der Duan die Larve ab, und ſtellte Salabad-jing vor: „Daß die „Stadt Savanore leicht hätte eingenommen werden „konnen, wenn Buſſy nicht die Vortheile ſeiner Na„tion dem Intereſſe des Subah vorgezogen; daß die „Franzoſen ihm noch nichts von den Einkünften der „Provinz Arcot gegeben, ob es gleich bereits fünf „Jahre ſey, daß ſich die Verwaltung dieſes Landes in „ihren Händen befände; dagegen erſuchte eben jezt „Mahomed-Ally, der Bundsgenoſſe der Engländer, „um die Beſtallungsbriefe, wobey er einen jährlichen „Tribut von 3,200,000 Rupien zu erlegen verſpro„chen, außer einem gegenwärtigen Geſchenke von „1200,000 Rupien, das er gleich nach Empfang der „Patente machen wollte.“

Es erhellt aus der oben erzählten Kriegsgeſchichte, daß durch den Widerſtand der Engländer die Franzoſen bey ihrem Titularbeſitz der Provinz Arcot eben nicht viel gewonnen hatten; auch iſt ſchwer zu beſtimmen, in wiefern das Vorgeben wegen des Nabobs Anerbieten gegründet war, da die Regierung in Madras nichts davon wußte; genug es ſcheint, daß es Buſſy glaubte. Der Haß des Jaffer-ally Khan gegen die Franzoſen war ohne Gränzen, daher er auch beſtändig mit den Engländern Briefe wechſelte, und jezt ſo weit ging, den Subah ohne den geringſten Grund zu verſichern, daß, wenn er die franzöſiſchen Truppen entfernen wollte, ihre Stelle ſogleich durch eine gleiche Anzahl Engländer wieder erſezt werden würde. Die Faction gegen die Franzoſen wurde täglich ſtärker, und Salabad-jing, ſo viel Hochachtung er auch für Buſſy hatte, beſaß nicht Entſchloſſenheit genug, dieſer mächtigen Verbindung zu widerſtehen. 1756.

Schanavaze Khan theilte nun ſeinen Entwurf dem Balagerow mit, und bat um ſeinen Beyſtand als in einer gemeinſchaftlichen Sache, wobey er ihm als das kürzeſte und ſicherſte Mittel vorſchlug, den Subah und den Decan von dieſen gefährlichen Feinden zu befreyen, den unbezwinglichen Buſſy zu ermorden. Zwiſchen dieſem vortreflichen Befehlshaber und Balagerow waren mancherley Höflichkeitsbezeugungen vorgefallen, nicht allein in dieſem Feldzuge, ſondern ſchon bey andern Gelegenheiten, und Beide ſchäzten einander hoch. Dieſer Umſtand, und der edle Charakter des marattiſchen Großfeldherrn, der ſich unter den Großen in Indoſtan hierin ſo ſehr auszeichnete, verurſachte, daß er den Antrag mit Abſcheu verwarf; auch wollte er nichts von dem Vorſchlage hören, die franzöſiſchen Truppen anzugreifen, denn er hatte die Abſicht, ſich mit Buſſy vielleicht ſelbſt zu verbinden, im Fall keine Ausſöhnung zwiſchen ihm und Salabadjings Miniſtern geſchehen ſollte. Obgleich der Duan durch die abſchlägige Antwort des Balagerow ſtuzig gemacht wurde, ſo beharrte er doch bey ſeinem Vorſaz, und meldete Buſſy im Namen des Subah die Entlaſſung der franzöſiſchen Truppen aus ſeinem Dienſte, mit Befehl ohne Verzug ſich mit ihnen aus ſeinen Staaten zu entfernen; wobey er aber verſprach, daß, wenn ſie keine Feindſeligkeiten begingen, man ſie ungeſtört fortziehn laſſen würde.

1756. Buſſy wußte nur zu wohl, daß Salabad-jing dieſe Entſchließung mehr aus Schwachheit als aus Abneigung gefaßt hatte, und ſchmeichelte ſich, daß irgend ein günſtiger Vorfall bey einer an Begebenheiten immer fruchtbaren Regierung ihn bald wieder dahin bringen würde, die franzöſiſchen Truppen zurück zu rufen; er empfing daher dieſen Befehl ohne den geringſten Unwillen zu zeigen, im Gegentheil ſagte er, daß er ſo ſehr als ſeine Feinde wünſchte, eine Verbindung aufzugeben, die mit ſo viel Eiferſucht und Mißvergnügen verknüpft wäre. Die Heere ſtanden damals im Lager; Buſſy brach ſogleich mit ſeinen Truppen auf, und lagerte ſich in einiger Entfernung von der Armee des Salabad-jing, wobey er ſagte, daß ſeine Abſicht wäre nach Maſulipatnam zu marſchiren. Er fertigte indeſſen Eilboten nach Pondichery ab, um die Regierung zu erſuchen, mit der möglichſten Geſchwindigkeit alle Truppen, die man nur immer auf der Küſte von Coromandel entbehren könnte, dorthin zu ſchicken. Der Subah, der nun gänzlich von Schanavaze Khan regiert wurde, ſandte auch Briefe nach Madras, denen ein Agent folgte, mit Erſuchen an die Regierung, ihm ſo geſchwind als möglich ein Corps Truppen zu ſenden, um ihm die Franzoſen aus ſeinen Staaten vertreiben zu helfen.

An dem nämlichen Tage, als die Franzoſen die Armee des Salabad-jing verließen, ſchickte Balagerow einige ſeiner vornehmſten Befehlshaber zu Buſſy, um ihm förmlich zu ſeiner Trennung von einer ſo treuloſen und undankbaren Nation, als die Mohren wären, Glück zu wünſchen. Dies waren ſeine eigentlichen

Ausdrücke. Er ließ ihm dabey eine Verbindung mit 1756. den Maratten antragen, und zwar unter eben den Bedingungen und mit eben den großen Vortheilen für die franzöſiſch-oſtindiſche Compagnie, als Salabad-jing bewilligt hatte; kurz, die Franzoſen ſollten Hülfstruppen der Maratten werden, und in ihrem Sold ſtehen. Buſſy ſchlug dies Anerbieten mit der Entſchuldigung aus, daß er von der Regierung in Pondichery abhinge, und trat ſeinen Marſch an. Balagerow zeigte dabey eine der alten Ritterſchaft würdige Denkungsart, und ſchickte ein Corps von 6000 Maratten ab, mit Befehl Buſſy zu begleiten, bis er völlig in Sicherheit ſeyn und nichts mehr von Salabad-jings Truppen zu beſorgen haben würde; und um dieſe Höflichkeit vollkommen zu machen, ſo wurde die Anführung dieſer Cavallerie einem der vornehmſten Marattenfürſten, Namens Malarjee Holcar, aufgetragen, der außer ſeinem Range, Reichthümern und erworbenem Ruhm, als ein vortreflicher Feldherr bekannt war.

Die franzöſiſchen Truppen, mit denen Buſſy dieſen denkwürdigen Rückzug machte, beſtanden in 600 Mann europäiſcher Infanterie, 200 Huſaren, Dragonern und Grenadiers zu Pferde, und 5000 wohl diſciplinirter Sepoys nebſt einem ſtarken gut beſezten Zug Feldartillerie. Dieſe Truppen, in Verbindung mit der marattiſchen Cavallerie, waren vollkommen im Stande, es mit der ganzen Macht des Salabad-jing aufzunehmen. Nach einem achttägigen Marſche, da man nicht das geringſte einer Verfolgung ähnliche wahrgenommen hatte, entließ Buſſy die Maratten

1756. mit dem lebhafteſten Dank, den er mit Geſchenken an Holcar und Balagerow begleitete. Er irrte ſich aber ſehr in Anſehung ſeiner Sicherheit; denn Schanavaze Khan, der durch ſeine Kundſchafter ſehr ſchleunige Nachricht von dem Abzuge der Maratten erhielt, ließ nun 25000 Mann eiligſt aufbrechen, um die Franzoſen zu verfolgen. Das Commando dieſer Armee hatte Jaffer-Ally Khan, der geſchworne Feind des franzöſiſchen Namens. Zugleich wurden an alle benachbarte Provinzen Befehle geſandt, dem Marſch der Franzoſen alle nur mögliche Hinderniſſe in Weg zu legen. Niemand aber wagte dieſen Befehl zu vollziehn, bis ſie das Land eines Polygars, Maladiran genannt, erreichten, nahe bey den Ufern des Kriſtna, 90 Meilen von Hyderabad. Dieſer Waldfürſt, der ſich auf ſeine Waldungen, Moräſte und vielen Abwege verließ, hemmte den Marſch einige Stunden lang, wobey einige Europäer umkamen; unter dieſen war ein verdienſtvoller Offizier, Namens la Martiniere. Sie kamen endlich aus den Wäldern heraus, und da ſie den Kriſtna wadbar fanden, ſo langten ſie bald an der andern Seite des Ufers an. Kaum aber waren ſie alle herüber, als der Fluß zu ſchwellen anfing, und ſich des Subah Armee zeigte. Das wohlthätige Anſchwellen hielt die Verfolger vierzehn Tage lang am Ufer auf, und erlaubte den Franzoſen ihren Marſch ungeſtört fortzuſetzen. Es waren von hier noch mehr als 100 engliſche Meilen nach Maſulipatnam, und der Weg ging durch ein ſehr rauhes und unwirthbares Land. Unter den Europäern befanden ſich eine Menge Kranke, die den Zug ungemein erſchwerten; die Munition war ſehr verringert, der 1756. Proviant mangelte, und das Geld war noch rarer als alles andre. Die Sepoys fingen an zu murren und auszureißen. Buſſy wußte, daß dieſen mannichfaltigen Uebeln nicht beſſer als in Hyderabad abgeholfen werden könnte, wo er viele Verbindungen hatte, er änderte daher ſeinen Entwurf, und nahm den Marſch nach dieſer Stadt, woſelbſt er den 14ten Junius anlangte.

Hyderabad liegt 60 engliſche Meilen nordwärts vom Kriſtna, und hat eine zwanzig Fuß hohe Mauer mit runden Thürmen beſezt; ein Theil derſelben wird vom Fluß Mouſſi bewäſſert. Ueber denſelben befindet ſich eine ſteinerne Brücke 300 engliſche Ellen lang, jedoch ohne Bogen. Die Beſatzung hier war nur geringe, da die meiſten Truppen zum Heer des Subah geſtoßen waren.

Die Franzoſen lagerten ſich nahe bey der Stadt, deren Einwohner hierüber in groſſes Schrecken geriethen, das jedoch Buſſy durch ſeine Zuſicherungen bald ſtillte; er verſprach niemand etwas zu Leide zu thun, wenn man ſeine Soldaten als Freunde behandeln würde. Dies geſchah, und eine friedliche Verbindung fand bald zwiſchen der Stadt und dem Lager Platz; die Wechsler liehen ſogar große Summen Geld an Buſſy auf ſeinen eignen Credit, womit er den rückſtändigen Sold der Sepoys bezahlte. Dieſe aber, anſtatt damit zufrieden zu ſeyn, verlangten noch Geld voraus, weil ſie wegen der Zukunft nicht ganz ohne Grund beſorgt waren; da man ihnen dies nun verſagte, ſo lieſen ſie Compagnienweiſe davon. Eine

1756. Anzahl Büffelochſen, deren man ſich zum Getreide-Tranſport bediente, wurden 15 Meilen von der Stadt mit ihren Ladungen durch die Truppen des Diſtricts weggenommen, die ſich mit einigen herumſtreichenden Maratten verbunden hatten. Buſſy ſandte hierauf einen Agenten, Namens Romi Khan, deſſen er ſich gewöhnlich zu Bothſchaften bediente, zum Commandanten der Stadt, mit Anſuchen ihm die Büffelochſen wieder zu zuſtellen, oder dafür den Werth zu erlegen. Der Befehlshaber, Ibrahim-ally, war ein Neffe des Jaffer-ally Khan und auch ſein Schwiegerſohn, folglich ein eben ſo großer Feind der Franzoſen wie ſein Onkel, daher er die Botſchaft verſpottete, und den Abgeordneten verächtlich behandelte. Dieſer erwiederte das Betragen auf eine ähnliche Weiſe, worauf Schimpfreden erfolgten, die Romi Khan auf der Stelle rächte, und dem Ibrahim-ally ſeinen Dolch durchs Herz ſtieß, allein von dem Gefolge des Ermordeten auch ſogleich niedergemacht wurde. Dennoch erzeugte dieſer Vorfall bey den Einwohnern der Stadt keinen Haß gegen die Franzoſen, denn das Volk in Indeſtan iſt gewöhnlich ſo ſehr unterdrückt, daß, wenn ſie nicht bey dem Tode eines ihrer Obern froh ſind, ſie doch höchſt ſelten ſeinen Verluſt bedauern; ausgenommen in einigen Provinzen, wo die Religion und das Alterthum mit den Abkömmlingen ihrer alten Beherrſcher Liebe und Verehrung verknüpft hat.

So eilfertig auch alle Veranſtaltungen zum weitern Marſche getroffen waren, ſo befanden ſich die Franzoſen doch noch nicht in Bereitſchaft, von Hyderabad

1756. abad aufzubrechen, als ſie ſchon die in des Subah Dienſt ſtehende marattiſche Cavallerie erſcheinen ſahen; es waren deren 12000, von mehrern Befehlshabern angeführt, die nicht von Balagerow abhingen, ſondern von der mogulſchen Regierung Lehen in Decan unter der Bedingung erhalten hatten, erfoderlichen Falls Kriegsdienſte zu leiſten. Dieſe Cavallerie zeigte ſich den 26ſten Junius, und lagerte ſich ſechs Meilen von der franzöſiſchen Armee. Den folgenden Tag wurde Buſſy im Namen des Subah aufgefodert, alle ſeine Artillerie auszuliefern, die ſechs Feldſtücke ausgenommen, die er aus Pondichery mitgebracht hatte; ferner ſollte er allen Attributen ſeiner mohriſchen Würden entſagen. Gegen dieſe Bedingungen verſprach man ihn ruhig nach Maſulipatnam ziehn zu laſſen. Buſſy erwiederte, daß er keine Befehle ihn zu entwaffnen anerkenne, und daß er ſeine Würden vom Kaiſer und nicht von Salabad-jing erhalten hätte. Die Unterhandlung wurde jedoch von beiden Seiten fortgeſezt.

Einige Tage hernach fiel durch die Unvorſichtigkeit eines Huſaren-Offiziers ein großes Scharmützel vor, zwiſchen einem Trupp franzöſiſcher Reiter und den Maratten, die ſie umringten; es wäre keiner dieſer Huſaren davon gekommen, wenn nicht die franzöſiſchen Dragoner ihnen zu Hülfe geeilt wären. Die Maratten gaben nun das Gefecht auf, nachdem ſie drey Huſaren getödtet, und ſiebenundzwanzig gefährlich verwundet hatten; ihre Beute beſtand nur in ſechs Pferden und ſieben Mützen, die ſie als Trophäen an Salabad-jing ſchickten. Ihre Befehlshaber, durch

1756. dieſen kleinen Sieg aufgeblaſen, ſchlugen jezt ſo ausſchweifende Bedingungen vor, daß Buſſy alle Unterhandlungen abbrach, und ſeine Offiziers zuſammen rief.

Er ſtellte ihnen vor, „daß, da es den franzöſiſchen Truppen ſo ſehr an Cavallerie fehlte, ſo „würde es kaum der Infanterie und Artillerie allein „möglich ſeyn, den langen Zug von Wagen zu decken, „die in ſo großer Anzahl für die Kranken, für die „Bagage, Proviant und Munition erfoderlich wären, und zwar auf einem Marſche von 200 Meilen „bis Maſulipatnam, da ſie unaufhörlich ſowohl von „den Maratten als von der andern herannahenden „Reiterey des Subah würden beunruhigt werden. „Sollten ſie auch ſo glücklich ſeyn, alle Hinderniſſe zu „überſteigen, und die beſagte Stadt erreichen, ſo „würden neue Uebel ſie dort erwarten, weil der „Feind ſodann unfehlbar in die abgetretenen Provinzen „einfallen, ſie verheeren, und dadurch die einzige „Quelle abſchneiden würde, die noch für den Unterhalt „der Armee übrig wäre. Er ſchlug ihnen daher vor, „ihren gegenwärtigen Poſten zu behaupten, wobey er „ihnen ſagte, daß die Stadt zwar zu weitläuftig und „zu ſchlecht befeſtigt ſey, um ſie zu vertheidigen, daß „er aber einen Ort darin kenne, der die Truppen nebſt „aller ihrer Bagage zu halten vermöchte; hier ſollten „ſie ſich aufs äußerſte wehren, bis die erwartete Verſtärkung aus Pondichery käme: er äußerte, wie er „noch nicht die Hoffnung aufgäbe, daß die gute Denkungsart des Subah endlich die böſen Abſichten ſeiner Miniſter beſiegen, und eine Ausſöhnung erzeu-

„gen dürfte, welches höchſt wahrſcheinlich nie geſchehn 1756.
„würde, wenn die Armee ſchon Maſulipatnam erreicht
„hätte. In jedem Fall bliebe ihnen immer noch der
„Rückzug übrig.“

Alle Offiziers fielen ihrem großen Feldherrn bey. Der Poſten, wohin ſie ſich begeben wollten, war ein Luſtpalaſt der alten Könige von Golconda geweſen, und wird noch jezt der Garten von Charmaul genannt. Er liegt am Ufer des Fluſſes Mouſſi, und hat einen Bezirk, der 600 engliſche Ellen lang und 500 breit iſt. Vier große von einander abgeſonderte Gebäude machen ein ungeheures Viereck, das eine große Menge Menſchen faſſen kann. Den folgenden Tag nach gehaltenem Kriegsrath, den 5ten Julius, verließen die franzöſiſchen Truppen ihr Lager früh Morgens, ohne jedoch ihre Wachen einzuziehn, und ihre Vorpoſten abzurufen, denn die Maratten waren ſchon in Bewegung. Dennoch wagten ſie nicht die Linie anzugreifen, nur allein die Vorpoſten, als ſich dieſe auch wegzogen, wurden angefallen; dieſe ſchlugen ſie jedoch zurück. Buſſy blieb in der Ebene, bis die Nacht einbrach, da denn die ganze Armee nebſt aller Bagage glücklich in dem Garten von Charmaul angelangt war.

Der von Salabad-jing abgeſchickte Agent war mittlerweile in Madras eingetroffen, nachdem die Regierung ſchon einige Tage vorher des Subah Briefe empfangen hatte, die der Agent weiter erklären ſollte. Nichts konnte den Engländern angenehmer als ſeine Einladung ſeyn; denn ſie hatten bisher wenig Hoffnung den franzöſiſchen Einfluß im Decan zu mindern,

1756. von welchem ſelbſt die Exiſtenz der brittiſchen Etabliſſements an der Küſte von Coromandel abzuhängen ſchien. Man verſprach daher mit großer Bereitwilligkeit das Verlangen des Subah zu erfüllen, und 300 Europäer nebſt 1500 Sepoys erhielten Befehl, ſich marſchfertig zu halten, als in der Mitte des Julius Briefe aus Bengalen in Madras einliefen, die von der größten Gefahr Nachricht gaben, womit die engliſch-oſtindiſche Compagnie noch je in Aſien bedrohet worden war. Die Abwendung des gänzlichen Untergangs der Compagnie erfoderte nichts geringers als die Anſpannung aller Kräfte und die Abſendung aller Truppen, die man nur auf der Küſte von Coromandel zuſammen bringen konnte.

Ende des erſten Bandes.

Hiſtoriſche Werke

im

Verlage der Dykiſchen Buchhandlung.

Archenholtz, J. W. von, England und Italien 3 Theile. 8. 2 Thl. 12 gl.

Argensville, Leben der Maler: aus dem Franz. überſezt von D. J. J. Volkmann. 4 Bände. gr. 8. 4 Thl.

Baltimore, F. Reiſe nach dem Orient, aus dem Engl. überſezt. gr. 8. 6 gl.

Banniers, Ant. Erläuterung der Götterlehre und Fabeln aus der Geſchichte: überſezt und berichtigt von J. A. Schlegel und J. M. Schröckh. 5 Bände. gr. 8. 11 Thl.

Bieringens, J. A. Beſchreibung der Mannsfeldiſchen Bergwerke. 8. 12 gl.

Biographie des berühmten jüdiſchen Geſchichtſchreibers Flavius Joſephus, von ihm ſelbſt verfertiget; aus dem Griechiſchen überſezt und mit einigen Anmerkungen begleitet von J. Fr. Eckhardt. gr. 8. 9 gl.

Die Geſandtſchaft an den Cajus; aus dem Griechiſchen des Philo überſezt von J. Fr. Eckhardt. gr. 8. 9 gl.

Briefe eines Sachſen aus der Schweiz an ſeinen Freund in Leipzig. 3 Theile. 8. 2 Thl. 12 gl.

(Der dritte und lezte Theil, welcher ſo eben die Preſſe verläßt, enthält ein allgemeines Gemälde der Schweiz, eine Beurtheilung aller über die Schweiz erſchienenen Schriften, und Anekdoten von dem Grafen Caglioſtro, mit welchem der Verf. zu Strasburg und Baſel in einem Hauſe gewohnt, an welchem leztern Orte er ſieben Jahre gelebt und die Schweiz, auch die kleinern katholiſchen Cantone in Italien, verſchiedentlich durchreiſt hat.)

Briefe von und an Lord Rivers, während ſeines Aufenthaltes in Deutſchland; nebſt einer Schilderung von dem jetzigen Zuſtande der deutſchen Litteratur. Aus deſſen Originalpapieren gezogen. 8. 20 gl.

Briefe über die Schulpforte; nebſt einigen vorläufigen Betrachtungen über die Schulerziehung überhaupt. 8. (In Commißion.) 16 gl.

Briefe über die Thiere und den Menſchen; aus dem Franz. überſezt von J. J. Engel. 8. 12 gl.

Chronologiſche Geſchichte des deutſchen Theaters. 8. 16 gl.

Cramers, D. Joh. Andr. Sammlungen zur Kirchengeſchichte. 3 Bände 8. 1 Thl. 8 gl.

Erdbeſchreibung, Verſuch einer hiſtoriſchen für die Jugend. 2 Bände. 8. 2 Thl.

Georgi's, Joh. Gottl. Rußland. Beſchreibung aller Nationen dieſes weitläufigen Reichs, ihrer Lebensart, Religion, Gebräuche, Kleidungen, Wohnungen und übrigen Merkwürdigkeiten. 2 Bände. Mit zwey ausgemalten Kupfertafeln, welche 39 Kleidungstrachten darſtellen, und acht eingedruckten Kupfern. gr. 4. 8 Thl.

Abbildungen aller Nationen des Ruſſiſchen Reichs, unter Aufſicht der kaiſerl. Akademie der Künſte zu St. Petersburg gezeichnet, in Kupfer gebracht und ausgemalt. 95 Folio-Blätter 18 Thl.

Dieſelben in ſchwarzen Abdrücken 8 Thl.

Geſchichte des Thees und Koffees. Mit Kupfern. 8. 14 gl.

Harte, Walter, Leben Guſtav Adolph des Großen; aus dem Engliſchen überſezt und mit berichtigenden Erörterungen begleitet vom Herrn Hofrath Böhme. Mit militäriſchen Plans und Landcharten. gr 4. 6 Thl.

Leben des Stanislaus Leszcinsky, Königs in Pohlen, 8. 18 gl.

Leems, Knud, Nachrichten von den Lappen in Finnmarken, ihrer Sprache, Sitten, Gebräuche, und ehmaligen heidniſchen Religion; aus dem Däniſchen überſezt. gr. 8. 14 gl.

Meißners, A. G. Geſchichte Englands, nach Hume. 2 Theile. 8. 1 Thl. 12 gl.

Schlegels, J. Ad. Leidensgeſchichte unſers Herrn Jeſu Chriſti, aus allen Evangeliſten zuſammen gezogen und mit Anmerkungen erläutert. gr. 8. 1 Thl. 4 gl.

Schmids, D. Chr. Heinr. Biographie der Dichter, Kleiſt, Cronegk, Brawe, Chaulieu, Plautus, Racine, Thomſon, Shakſpeare, Spenſer, Prior, Pyra, Uz, Pindar, Hagedorn, Roſt, Gay, und Lichtwehr. 2 Bände. gr. 8. 2 Thl.

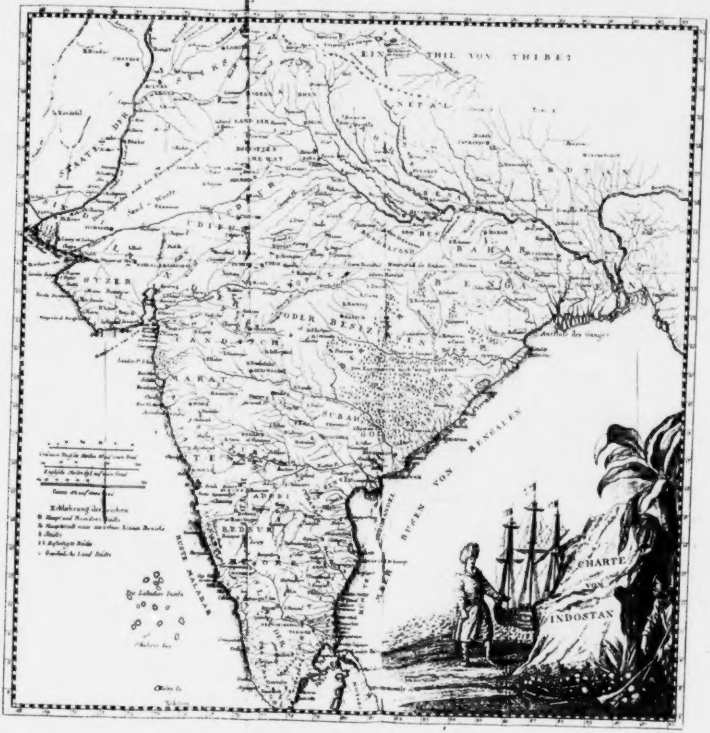
Schrebers, D. Dan. Gottfr. Reiſe nach Carlsbad. gr. 8. 6 gl.

— deſſen zwo Schriften von der Geſchichte und Nothwendigkeit der Cameralwiſſenſchaften, in ſofern ſie als Univerſitätswiſſenſchaften anzuſehen ſind. gr. 8. 7 gl.

Ueber die Fehler der Maler wider die geiſtliche Geſchichte und das Coſtume. 8. 18 gl.

Wezels, J. K. Robinſon Kruſoe, neu bearbeitet. 2 Theile. 12. 1 Thl. 4 gl.

(Der zweite Theil, welcher ganz von der Erfindung des deutſchen Verf. iſt, enthält in der Geſchichte der Robinſonſchen Colonie, eine philoſophiſche Entwickelung der Entſtehungsart aller verſchiedenen Regierungsformen und Religions-Syſteme.)


CHARTE
VON
INDOSTAN
EIN THIL VON THIBET
NEPAL
BOTAN
BAHAR
BENGALA
UDIPUR
GUZER
CANDEISCH
MARAT
SUBAH
ADONI
BEDNUR
KUSTE MALABAR
BUSEN VON BENGALEN
Ausflüsse des Ganges
Lakedive Inseln
Erklährung der Zeichen
Haupt und Residenz Stadt
Hauptstadt eines Staates
Städte
Befestigte Städte
Gewöhnliche Land Städte
Englische Meilen 69 auf einen Grad
Coses 43 auf einen Grad

Die
Engländer
in Indien.

Nach Orme

---

von

J. W. von Archenholtz,
vormals Hauptmann in K. Preuß. Dienſten.

Zweiter Band.

Leipzig,
im Verlage der Dykiſchen Buchhandlung
1786.

Die
Engländer in Indien.

Sechstes Buch.

Der Faden der Geſchichte führt uns nun von der Küſte von Coromandel nach Bengalen, um die Unglücksfälle zu erzählen, welche die daſigen engliſchen Beſitzungen zu eben der Zeit befielen. Vorher aber iſt es nöthig, von dem Urſprunge und den Fortſchritten des brittiſchen Handels in dieſem Königreiche Nachricht zu geben, wie auch zu deſſen näherer Erläuterung etwas von der Geſchichte der muhamedaniſchen Regierung in dieſem merkwürdigen Lande anzuführen. 1756.

Bengalen iſt die öſtlichſte aller Provinzen, die das Reich des Großen-Moguls ausmachen. Es liegt zwiſchen dem 21ſten und 26ſten Grad der nordlichen Breite, und erſtreckt ſich von dem 86ſten zum 97ſten Grad der Länge, nach dem londner Meridian gerechnet. Der Ganges ſtrömt durch die an den indiſchen Gränzen liegenden Gebirge, fließt ſodann dreyhundert engliſche Meilen nach Südoſt, und vereinigt ſich bey Allahabad mit der Jumna. Nachher läuft er drey-

1756. hundert Meilen weit faſt immer oſtwärts, nimmt ſieben große Flüſſe und noch mehrere kleine zu ſich, und kommt endlich nach Bengalen, wo er den Fuß des Berges Tacriagully unter dem 25ſten Grad der Breite berührt. Hundert Meilen unterhalb dieſem Berge theilt ſich der Fluß, und ſchickt einen Arm nach Süden, der den Namen Coſſimbuzar annimmt, und funfzig Meilen weiter geht ein andrer Arm aus, der Jelingeer genannt wird, und ſich bey der Stadt Nudeah mit dem andern vereinigt. Dieſe zuſammengefloſſenen Arme werden manchmal der kleine Ganges, allein noch öfter der Fluß Hughley genannt, der bey der Inſel Sagor ins Meer fällt. Der rechte Ganges, der zum Unterſchied mit dem Namen der große Ganges bezeichnet wird, nimmt nach der Trennung von dem Coſſimbuzar noch eine Menge Flüſſe zu ſich, bis er unter dem 22ſten Grade ſich mit dem Baramputrah, einem noch größern Fluſſe als er ſelbſt iſt, vereinigt. Dieſe Vereinigung zweyer ſo gewaltigen Ströme geſchieht mit ſehr großem Getöſe, und bildet mehrere anſehnliche Inſeln, bis beide Flüſſe fünfunddreyßig Meilen weiter durch viele breite Kanäle in die See fallen.

Tacriagully iſt das Endgebirge einer langen Kette von Gebirgen, zwiſchen welchen einige zu Bengalen gehörige Diſtricte zerſtreut liegen. Dieſe Gebirge ſcheiden Bengalen von Bahar, der ſüdlichen Abtheilung des Königreichs, desgleichen von Orixa. An der öſtlichen Seite des Ganges erſtreckt ſich Bengalen bis an den Fuß der thibetaniſchen Gebirge, ferner bis Rangamatty, einer dem Könige von Aſſan zugehörigen Stadt. An dem Theile der Seeküſte, der den Meerbuſen von Bengalen oſtwärts begränzt, liegt die Provinz Chittigan, die man dem Königreich Arracan entriſſen hat. Die Seeküſte zwiſchen den Mündungen der Flüſſe Hughley und des großen Ganges iſt ein wüſtes Ufer voller Sandhügel, und ſchwer beladenen Schiffen unzugangbar. Mehrere Meilen landeinwärts findet man zahlreiche Ströme, welche Inſeln bilden, mit wilden Geſträuchen bewachſen, und von Tygern bewohnt. Der Triangel, der durch den Coſſimbuzar und Hughley weſtwärts, durch den großen Ganges oſtwärts, und durch die Seeküſte nach Süden zu formirt wird, ſo wie auch ein anſehnlicher Strich Landes nach dem nordlichen Theile dieſes Delta zu, iſt ſo eben als die Sandwüſten von Afrika oder Arabien; man ſiehet hier auch nicht einen einzigen Stein. Der überaus fruchtbare Boden liegt tief unter dieſer mit Muſcheln vermiſchten Sandlava, und beweiſt, daß das Land überſtrömt worden iſt. Diejenigen Theile dieſer ungeheuern Fläche, die nicht von dem Ganges und ſeinen Nebenarmen bewäſſert ſind, werden durch viele andere Ströme aus den Gebirgen fruchtbar gemacht; und überdem in dem Zeitraum von drey Monaten, vom May zum Auguſt, regnet es alle Tage ſehr heftig. 1756.

Hieraus entſteht eine Fruchtbarkeit des Erdreichs, die den Einwohnern ihre Nahrung mit weniger Mühe verſchafft, wie irgend ein ander Land in der Welt. Der Reiß, ihr vornehmſtes Nahrungsmittel, wächſt in den niedern Theilen der Provinz in ſolchem Ueberfluſſe, daß man davon oft ein Pfund für einen deut-

1756. ſchen Pfennig kaufen kann. Viele andre ſäbare Produkte, und eine noch größere Mannichfaltigkeit von Früchten, nahrhaften Pflanzen und Spezereyen werden mit eben ſo leichter Mühe erzeugt. Der Zucker, ob er gleich eine aufmerkſame Cultur erfodert, gedeiht hier allenthalben. Die Kühe ſind zwar von einer kleinen Race und geben wenig Milch, dennoch iſt dieſer Mangel durch die große Menge der Thiere hinreichend erſezt. Die Caſten, die Fiſch eſſen, finden alle Ströme und Teiche des Landes damit angefüllt, und Salz erzeugen die Inſeln nahe am Meer im Ueberfluß. Daher iſt die Provinz auch troz des Deſpotiſmus außerordentlich bevölkert, und weil die geringe Feldarbeit den Einwohnern viele Muße übrig läßt, ſo wenden ſie ihre Zeit zu Zeugarbeiten an. Es wird mehr Baumwolle und Seide in Bengalen verarbeitet, als in irgend einem dreymal größern Erdſtrich in Indien, und folglich zu viel geringern Preißen. Der größte Theil dieſer Manufaktur-Waaren und der rohen Seide wird auswärts verſandt, und kommt mehrentheils nach Europa; das übrige geht zu Lande und zur See nach andern Ländern, ſowohl in Indien als Aſien überhaupt, wohin auch Reiß, Zucker, Ingwer, Pfeffer und viele andere Arten von Spezereyen und Landesprodukten geführt werden. Ihre einzigen wirklichen Bedürfniſſe von außerhalb ſind die Metalle; allein ſeitdem die Europäer nach Indien handeln, haben die Eingebornen an wollenen Zeugen einen ſolchen Gefallen gefunden, daß ſie deren in Menge kaufen, und zum Bedürfniß geworden ſind; ferner brauchen ſie aus Europa Waffen, und zahlloſe Inſtrumente, die ſie nicht wohl nachmachen können. Die mit dieſem Lande verbundenen außerordentlichen Vortheile haben die orientaliſchen Völker veranlaßt, es das Paradies von Indien zu nennen; dahingegen die weſtliche Welt es mit dem Namen des reichen Königreichs Bengalen bezeichnet. Dieſe Vorzüge aber haben durch eine lange Reihe von Generationen, in Verbindung mit der einer unelaſtiſchen Atmoſphäre eigenen Abſpannung des Geiſtes, dazu gedient, alle Haupteigenſchaften des Menſchengeſchlechts zu erſticken; daher auch, ungeachtet der weibiſche Charakter bey allen indiſchen Völkern ſichtbar iſt, die Bengaler dennoch von ſchwächerer Leibesbeſchaffenheit und mehr entnervt ſind, als irgend eine andre Nation des mogulſchen Reichs. Körperliche Stärke, Muth und Standhaftigkeit ſind bey ihnen unbekannt; ſelbſt die Arbeit des gemeinen Volks iſt ohne alle Energie, und man findet, daß die Dummheit und Stumpfheit des Geiſtes ſogar alle Wünſche bey ihnen hemmt, ſich durch Mannichfaltigkeit und mechaniſche Geſchicklichkeit in ihren Manufakturen vor einander auszuzeichnen. Alle die von den beſſern Caſten, die ſich nicht mit dem Weberſtuhl beſchäftigen, treiben Handel, wobey ihre Geduld und Beharrſamkeit ſo groß wie ihre Furcht vor Gefahren iſt. Es iſt ſehr gewöhnlich, den niedrigſten Krämer in ſeiner kleinen Bude zu ſehn, worin er des Tags nicht zwey Rupien einnimmt, wie er mit Handelsbüchern umgeben iſt, die in ſolcher Anzahl vorhanden ſind, wie man ſie nur in Comptoiren großer Kaufleute in Europa findet. 1756.

1756. Die Religion der Bengaler iſt in einem großen Buche enthalten, das ſie Schaſter nennen, von dem ſie behaupten, daß es von Brama ſelbſt geſchrieben worden iſt, und dem Vedam vorzuziehn ſey, welches aber die Anhänger des leztern leugnen. Der Original Text iſt in der Sanſkritta Sprache geſchrieben, deren Urſprung ſich im höchſten Alterthum verliert. Die Kenntniß dieſer Sprache wird nur allein bey den Bramanen aufbewahrt, und ſelbſt von dieſen verſtehn ſie nur wenige. Die beiden Religionsbücher, der Schaſter und der Vedam, theilen die religiöſen Meynungen aller Indier des ganzen mogulſchen Reichs faſt in zwey gleiche Theile. Diejenigen, die dem Schaſter folgen, werden **Gentos** genannt. Sonſt iſt ſowohl die bengaliſche Sprache, als die dazu gehörigen Schriftzeichen, dieſem Lande ganz eigen; man braucht ſie in keiner ändern Provinz. Beide ſcheinen verunſtaltete Abartungen der Sanſkritta-Sprache zu ſeyn.

Nach dem Geſchichtſchreiber Feritſcha wurde die Souveränität der Muhamedaner gegen das Jahr 1200 in Bengalen gegründet, während der Regierung des Gauriden, Scheabbedin. Die Hauptſtadt war damals Lucknouti, ein ungeheuer großer Ort, dem die Eingebornen ein hohes Alterthum zuſchreiben. Die Lage deſſelben war an der rechten Seite des Ganges, unweit der Inſel Coſſimbuzar. Von der Regierung des Scheabbedin an bis zum Einfall des Tamerlan in Indien, im Jahr 1399, war dieſes Land beſtändig mit dem Reiche von Delhi verbunden, obgleich deſſen Statthalter bisweilen ſelbſt unabhängige

Könige ſeyn wollten. Die Verwirrung, die durch 1756.
Tamerlans Eroberung in Indien entſtand, gab den Beherrſchern von Bengalen noch beſſere Gelegenheit, dieſe ſo gewünſchte Unabhängigkeit zu behaupten. Im Jahre 1447 nahmen ſie den Titel und die Würde als Könige an, und 1494 machte der Sultan Allaul-dien, als Monarch von Bengalen, Friede mit dem Sultan Secunder, Kaiſer von Delhi, als mit ſeines gleichen. Die nachherigen Unruhen, die den Beſitz der Kaiſerkrone ſo ungewiß machten, bis ſie dem unternehmenden Baber zufiel, ließen die Sultane von Bengalen im ungeſtörten Genuß ihrer Unabhängigkeit, und ſelbſt Baber hatte bis an ſeinen Tod 1530 ſo viel in den andern Theilen von Indoſtan zu thun, daß er an die Unterjochung von Bengalen nicht denken konnte; allein 1534 wurde der regierende Sultan von dem berühmten Abentheurer Sehere Cawn vertrieben, der jedoch auch ſeiner ſeits 1539 bey der Annäherung des Kaiſers Homajon dies Königreich wieder räumte. Dies war die erſte Gründung der Tamerlanſchen Familie in dieſer Provinz, allein ſie dauerte nicht lange, denn Sehere Cawn kam wieder, ſchlug den Homajon, nahm Bengalen von neuem in Beſitz, ja trieb endlich gar den Kaiſer aus Indien nach Perſien, und ſezte ſich 1542 ſelbſt auf den Thron von Delhi. Er ſtarb 1545, und ſein Sohn und Nachfolger Selim 1552. Während ihrer beiden Regierungen war in Bengalen alles ruhig, allein unter den drey nachfolgenden, bis Homajon 1555 wieder Delhi einnahm, war es ein beſtändiger Zankapfel. Dieſer Kaiſer ſtarb im folgenden Jahre, und Bengalen blieb unabhängig bis

1756. 1575, da die Feldherren des Acbar dieſe Provinz eroberten. Im Jahre 1638 ernannte der Kaiſer Schach Jehan ſeinen Sohn Sujah zum Statthalter von Bengalen, der dieſe Würde auch bis 1661 behielt, da er nach Arracan flüchten mußte, wohin ihn der Emir Jumla trieb, der Vezier ſeines Bruders Aurengzeb, welcher ſeinen Vater vom Throne geſtoßen und ihn ſelbſt beſtiegen hatte. Von dieſer Zeit an bis zur Revolution, die in unſern Tagen vorgefallen, blieb Bengalen ununterbrochen unter der Autorität des Großen-Moguls.

Die den Gentos in Bengalen eigne Geduld, ihre Liebe zur Arbeit, und der geringe Preiß aller Produkte, ſowohl des Handels als der nöthigſten Bedürfniſſe, alles dieſes vereinigt, hatte die Hebung und Berechnung der Einkünfte zu dem ausgedehnteſten und verworrenſten Rechnungsſyſtem gemacht, das in der ganzen Welt zu finden iſt; ſo daß der Kaiſer Jehangire in ſeinem Tagebuche bemerkte, daß ein zehnjähriger Fleiß nöthig ſey es gehörig zu verſtehn, obgleich zu ſeiner Zeit die Muhamedaner ſchon drey Jahrhunderte lang Herren dieſes Landes geweſen waren. Der kriegeriſche Stolz dieſer Eroberer, ihre Trägheit und wollüſtiges Leben, ihre Unwiſſenheit in der Landesſprache, und ihre verhältnißmäßig geringe Anzahl, alles machte ſie zu einem Geſchäfte unfähig, das ihnen zuwider war, und zwang ſie, die Sammlung der Einkünfte, wider ihren Willen, den Gentos zu überlaſſen. Eben dieſe Urſachen vermochten ſie auch die Rajahs oder Fürſten, unter denen das Land getheilt war, in ihrer Herrſchaft über diejenigen Diſtricte zu

beſtätigen, deren Tribut wohl geordnet und beſtimmt 1756.
war. Der größte Theil von Bengalen iſt noch heut zu Tage unter der Jurisdiction dieſer Rajahs, von denen einige Abkömmlinge der alten Fürſten ſind, die vor der muhamedaniſchen Eroberung ihre Länder unabhängig beherrſchten.

Die Portugieſen erſchienen in Bengalen, bevor die gegenwärtige mogulſche Dynaſtie auf den Thron kam, denn es langten hier 1534 Truppen aus Goa an, um dem regierenden Kaiſer wider Schere Cawn beyzuſtehn. Jedoch ließ ſich dieſe Nation nicht förmlich in Bengalen nieder, wie ſie in ſo vielen andern Gegenden von Indien gethan hatte. Zu verſchiedenen Zeiten aber fanden ſich einzelne Haufen an den Küſten von Balaſore und Arracan ein, desgleichen auf den Inſeln, die an der Mündung des Ganges liegen. Hier lebten ſie ohne Ordnung und ohne Geſetze, jedoch mit viel Aberglauben; einige vermietheten ſich als Soldaten an die Statthalter der benachbarten Diſtricte, während daß Andre kleine Schiffe ausrüſteten, und alle den Ganges herabkommende Fahrzeuge plünderten, die ihnen keinen Widerſtand thun konnten. Die Holländer ließen ſich 1625 in Bengalen nieder.

Den Engländern wurde der Handel dieſes Landes von einem Wundarzt, Namens Boughten, geöffnet, der 1636 von Surat nach Agra abgeſchickt ward, um die Tochter des Kaiſers Schach Jehan an einer Krankheit zu heilen. Die Kur glückte. Der Kaiſer überhäufte ihn mit Wohlthaten, worunter auch das Patent zu einem zollfreyen Handel in allen ſeinen

1756. Staaten war. Mit dieſem verſehn reiſte er nach Bengalen, in der Abſicht hier Kaufmannsgüter einzukaufen, und ſie zur See nach Surat zu ſchicken. Sein Freyheitsbrief würde wahrſcheinlich wenig geachtet worden ſeyn, wenn der Nabob des Landes nicht ſeinen Beyſtand zur Kur einer Favoritin nöthig gehabt hätte, die er auch wieder herſtellte. Der Nabob vermochte ihn bey ſeinem Hofe zu bleiben, wobey er ihm große Vortheile bewilligte, und auch das Handels-Privilegium von Agra beſtätigte, mit dem Verſprechen, es auf alle Engländer auszudehnen, die nach Bengalen kommen ſollten. Boughton gab hiervon der Faktorey in Surat Nachricht, auf deren Anrathen die Compagnie 1640 zwey Schiffe von England nach Bengalen ſchickte. Die Faktors derſelben wurden dem Nabob durch Boughton vorgeſtellt, höflich empfangen, und ihre Handelsgeſchäfte befördert. Die hiedurch erlangten Vortheile waren ſo beträchtlich, daß ſie zur Fortſetzung des Handels nach dieſem Lande ermunterten.

Der Handel der Europäer nach Indoſtan und der daraus entſtehende Gewinn bezieht ſich weit mehr auf die Produkte, die ſie im Lande einkaufen, als auf die Waaren, die ſie dahin bringen. Der ſchätzbarſte Theil der Ladungen, die nach Europa geführt werden, beſteht in ſeidenen und baumwollenen Zeugen. Der Weber derſelben iſt ein Indier, der mit ſeinem Weib und Kindern in einer elenden Hütte lebt, die ihn kaum gegen Sonne und Regen ſchützt. Durch ſeine natürliche Trägheit wird er dahin vermocht, nicht mehr den Tag über zu arbeiten, als zu ſeinem täglichen Un-

terhalt erfodert wird; hiezu kommt noch die Furcht 1756.
vor Gewaltthätigkeit von den Beamten des Diſtricts, zu dem er gehört; daher iſt es beſſer für ihn arm zu ſcheinen, und es auch wirklich zu ſeyn. Wenn alſo der Kaufmann ihm Arbeit auftragen will, und zu ihm geht, ſo findet er ihn ganz von allem entblößt, und nichts in der Hütte als ſeinen Weberſtuhl, daher er genöthigt iſt ihn mit Gelde zu verſehn; gewöhnlich iſt dieſes die Hälfte von dem Werthe des Zeuges, das er verfertigen ſoll: mit dieſem Gelde kauft der arme Indier Materialien, und ernährt ſich und die Seinigen, bis die Arbeit geendigt iſt. Der Kaufmann, der eine Menge ſolcher Weber beſchäftigt, wird von den vornehmen Beamten auf die Liſte ſolcher Männer geſezt, denen man einen Theil ihres Reichthums abnehmen kann; er muß daher Schutzgeld bezahlen. Dieſe Koſten ſchlägt er auf ſeine Waaren, deren Preiß er mit Einſtimmung ſeiner Zunftgenoſſen allemal nach dem Grade des Bedürfniſſes beſtimmt, das den Käufer herbey führt. Nun iſt die Fahrt von Europa nach Indien mit ſo groſſen Koſten verbunden, daß nichts dieſem Handel nachtheiliger ſeyn kann, als lange Verzögerungen der Reiſe; es würde daher anſtatt Gewinn Verluſt erfolgen, wenn die oſtindiſchen Schiffe erſt bey ihrer Ankunft die Ladungen einkaufen ſollten; denn entweder würden ſie dieſe Ladungen nicht fertig finden, und alſo gezwungen ſeyn lange darauf zu warten, oder wären ſie auch fertig, ſo müßten ſie ſolche zu theuer bezahlen. Hieraus iſt die Nothwendigkeit entſtanden, Faktoreyen im Lande anzulegen, damit die Agenten der Compagnie Zeit und Gele-

1756 cherheit haben, das Nöthige mit Vortheil einzukaufen.

Die Engländer legten bald nach der erſten Reiſe eine Faktorey bey der Stadt Hughley an. Dieſes iſt der vornehmſte Hafen in Bengalen, ungefähr hundert engliſche Meilen von der See gelegen, am Fluſſe gleichen Namens. Die damalige Regierung aber ordnete die dazu errichteten Gebäude an, und widerſezte ſich allem, was nur im geringſten einem Vertheidigungsort ähnlich werden konnte. Der mogulſche Hof hatte noch den Grundſaz, in keinem Theile des Reichs auch nur den Schein einer fremden Souveränität zu geſtatten; denn alle Forts, die damals die Portugieſen und andre Europäer auf den Küſten von Indoſtan beſaßen, waren, nebſt dem Boden worauf ſie ſtanden, von den zu der Zeit noch dem Mogul nicht unterworfenen Fürſten entweder gekauft, oder ihnen entriſſen; der Kaiſer ſelbſt aber hatte in ſeinen Staaten noch keiner europäiſchen Nation erlaubt, auch nicht ein einziges Baſtion zu errichten.

Zu dem Verbot Feſtungswerke anzulegen kam noch ein andres, das den Engländern nicht geſtattete nach Gefallen Soldaten zu halten. Man erlaubte ihnen nur einen Offizier und dreyßig Mann, als eine Ehrenwache für die vornehmſten Agenten. Da dieſe ſich nun auf Handelsgeſchäfte eingeſchränkt ſahen, ſo legten ſie ſich mit deſto größerm Eifer darauf, das Intereſſe der Compagnie zu befördern. Es wurden Engländer nach den Gegenden in der Provinz geſchickt, wo die beſten Produkte erzeugt wurden; da die Anzahl dieſer Faktoren aber nicht hinreichte, ſo

viel Waaren im Lande zuſammen zu bringen, als 1756
jährlich verlangt wurden, ſo legte man Magazine in Hughley ſelbſt an, und machte Contrakte mit den Kaufleuten des Landes, ſie mit dem Nöthigen zu verſorgen. Dieſe erhielten den halben Werth voraus, wobey ſie ſich unter Erlegung von Geldſtrafen verpflichteten, zu beſtimmten Zeiten die Waaren einzuliefern.

Dieſes war die einzige Methode, den Handel mit der Hoffnung gewiſſer Vortheile zu treiben. Die Engländer waren aber dabey ganz von der bengaliſchen Regierung abhängig, welche entweder durch einen Beſchlag auf die angeſchafften Kaufmannsgüter, oder durch Hinderung der Transporte nach dem Orte, wo ſie eingeſchifft werden ſollten, der Compagnie zu einer oder der andern Zeit großen Verluſt zuziehen konnte; ſie fürchtete dieſe Gefahr auch ſo ſehr, daß ſie ihre Faktoreyen in Bengalen von der Regierung in Madras abhängig machte, wo ſie damals ſchon ein Fort und Beſatzung hatte, und wohin die Engländer in Bengalen Befehl hatten, ſich im Nothfall um Hülfe zu wenden.

Der Handel wurde jedoch hier eine Zeit lang ununterbrochen und mit vielem Glücke geführt; allein nach einigen Jahren, nachdem man große Gebäude errichtet, ein ungeheures Waarenlager mit engliſchen Produkten angefüllt, und den Kaufleuten im Lande ſtarken Credit gegeben hatte, betrachtete die Regierung die Engländer als angefeſſelt im Königreich, und veränderte ihr Betragen. Die dem Boughton bewilligten Freyheitsbriefe, ſowohl als die andern Vor-

1756. rechte, deren Einräumung ſie zu der Niederlaſſung allhier vermocht hatte, wurden entweder für falſch erklärt, oder ganz widerſinnig ausgelegt. Sie mußten eben ſo viel Zoll wie andre Kaufleute erlegen; ferner warf ſich der Nabob zum Schiedsrichter auf, zwiſchen der Compagnie und den Eingebornen, die, um der Bezahlung ihrer Schulden auszuweichen, ſeinen Schutz erkauft hatten; ſelbſt herumſtreichende Engländer, welche die Privilegien der Compagnie verlezten, wurden aufgemuntert, zum Nabob ihre Zuflucht zu nehmen, und der Autorität ihrer Landsleute Troz zu bieten. Mit Einem Worte, ein jeder Vorwand, um die Vorrechte der Engländer zu ſchmälern, wurde ergriffen, um von ihnen Strafgelder und Auflagen zu erpreſſen. Wenn die Faktoreyen dieſe Foderungen abſchlugen, oder nur zögerten, ſo wurde ſogleich durch die ganze Provinz ihr Handel gehemmt.

Um dieſem Uebel abzuhelfen, waren nur zwey Mittel vorhanden: Krieg oder Rückkehr. Beide waren nachtheiliger als das Uebel ſelbſt; denn obgleich die Regierung ihre Erpreſſungen jährlich wiederholte, ſo fand man die Vortheile des bengaliſchen Handels doch ſo anſehnlich, daß man es für rathſamer hielt nachzugeben, als alles in Gefahr zu ſetzen; die Engländer verſuchten daher in vierzig Jahren keinen gewaltſamen Widerſtand zu thun. Endlich aber, nachdem man dieſe Bedrückungen außerordentlich vergrößerte, denen man nur blos Bittſchriften und Geſandtſchaften entgegen geſezt hatte, und ähnlicher Unfug auch in Surat von der mogulſchen Regierung gegen

1756.

gen die Engländer getrieben wurde, beſchloß die Compagnie im Jahr 1685 zu verſuchen, welche Wirkung der Gebrauch der Waffen erzeugen würde. Es wurden daher mit Zuſtimmung des Königs Jakob II. zwey Flotten ausgerüſtet; eine ſollte bey Sutat kreuzen, und alle den moguliſchen Unterthanen gehörige Schiffe wegnehmen; die andre hatte die Beſtimmung, nicht allein zur See an der Mündung des Ganges Feindſeligkeiten zu begehn, ſondern auch 600 Mann reguläre Truppen auszuſchiffen, um den Nabob von Bengalen zu Lande anzugreifen. Die Agenten in Hughley erhielten von dieſen Maaßregeln in Zeiten Nachricht, mit Befehl alle ihre Faktoren zurück zu rufen, und überhaupt alle Anſtalten zu treffen, daß ſämtliche Engländer mit ihrem Eigenthum in Bereitſchaft wären ſich einzuſchiffen, ſobald die Flotte bey Ballaſore angelangt ſeyn würde. Von hier ſollte ſie nach der am andern Ufer liegenden Stadt Chittagan ſegeln, ſie übertrumpeln, die Truppen landen, und ſich daſelbſt befeſtigen laſſen.

Die Führung dieſes Krieges war dem oberſten Agenten der Compagnie in Hughley, Namens Chanock, anvertraut, einem Manne ohne kriegeriſche Erfahrung, allein von vielem Muth, und voll Begierde ſich an einer Regierung zu rächen, von welcher er perſönlich auf das ſchändlichſte behandelt worden war; denn kurz zuvor hatte ihn der Nabob einſperren und geißeln laſſen. Ein Schiff von der Flotte ging unterweges zu Grunde, zwey andre blieben in einem Hafen zurück, und die übrigen langten erſt im Oktober 1686 in Bengalen an. Der Nabob, der die

1756. Feindſeligkeiten ahnte, hatte mittlerweile die Faktorey von Truppen umringen laſſen. Chanock befahl daher ſogleich nach Ankunft der Schiffe die europäiſchen Soldaten auszuſchiffen, und ihm zu Hülfe zu kommen. Dies geſchah; es entſtand ein Treffen, der Feind wurde geſchlagen und aus der Stadt getrieben. Man ging ſodann einen Waffenſtillſtand ein, während welchem alle Güter der Compagnie eingeſchifft wurden. Kaum war der Stillſtand zu Ende, ſo wurden die Feindſeligkeiten von beiden Theilen mit Eifer erneuert, nachdem der Statthalter von Hughley beträchtliche Verſtärkungen erhalten hatte. Die Mohren wurden abermals geſchlagen, dennoch machten ſie Anſtalten die Faktorey von neuem zu blokiren. Dieſes zu verhindern, brach Chanock auf, marſchirte längs dem weſtlichen Ufer des Stroms, und zerſtörte und verbrannte alle Salz- und Reißmagazine, die er nur antraf, von Hughley bis zur Inſel Ingelee, die unweit der Mündung des Fluſſes liegt. An dieſem Orte, dem ungeſundeſten in der Provinz, ſchlug er ſein Lager auf. Die Mohren ließen ihn hier drey Monat lang in Ruhe, während welcher Zeit Krankheiten 300 Europäer wegnahmen; dieſes war der größte Theil der vorhandenen Landmacht.

Die andere Flotte war indeſſen bey Surat weit glücklicher geweſen, und hatte von den moguliſchen Unterthanen eine ſo große Anzahl Schiffe erbeutet, daß deren Ladungen auf eine Million Pfund St. gerechnet wurden. Dieſer Verluſt that dem ganzen Handel von Surat Einhalt, alle Arbeiter und Künſtler, die kein Verdienſt hatten, klagten laut, eine Hungersnoth war zu befürchten, und die kaiſerlichen Einkünfte litten ſehr. Aurengzeb, der damals das moguliſche Reich beherrſchte, ſchickte darauf einen ſeiner Großen aus Delhi ab, um die Klagen der Engländer zu hören, und ihren Beſchwerden abzuhelfen. Gleiche Befehle wurden an den Nabob von Bengalen geſandt, die für die engliſchen Truppen in Ingelee ſehr glücklich waren; denn ſie beſtanden nur noch in 100 Mann, die fähig waren Waffen zu tragen, und ſahen ſich dabey von 13000 Indiern umringt. Man ſtellte nunmehr die Feindſeligkeiten ein, und unterzeichnete den 16ten Auguſt 1687 einen Vergleich, worin feſtgeſezt wurde, daß die Engländer die Freyheit haben ſollten, nicht allein alle ihre Faktoreyen in Bengalen wieder in Beſitz zu nehmen, ſondern auch Schiffswerfte und Magazine in Ulabarea, einem Dorf am weſtlichen Ufer funfzig engliſche Meilen von der Mündung des Fluſſes, anzulegen.

Chanock traute den Mohren nicht, und anſtatt ſich wieder nach Hughley zu verfügen, blieb er drey Monat lang in Ulabarea. Er fand dieſen Ort zu dem vorhabenden Endzweck untauglich, und erſuchte daher ihm Soota-nutty, eine vierzig Meilen höher hinauf liegende Stadt, dazu einzuräumen. Dies Geſuch wurde auch bewilligt. Mittlerweile aber brach der Krieg bey Surat von neuem aus, worauf denn der Nabob von dem in Ingelee geſchloſſenen Tractat weiter nichts hören wollte, ſondern den engliſchen Handel ſeinen Hofbeamten Preiß gab, wobey er noch eine ſehr große Summe Geld als Schadloshaltung wegen der leztern Feindſeligkeiten verlangte.

1756. Chanock, der ſich nicht in der Lage befand, weder ihm durch Waffen Widerſtand zu thun, noch ihn durch Geld zu befriedigen, ſchickte zwey Abgeordnete zu ihm nach Dacca, um zu verſuchen, ob ſie ihn durch gute Worte beſänftigen könnten. Gleich nach ihrer Abreiſe wurde dem Chanock das Commando genommen, und dem Befehlshaber eines Compagnieſchiffes, Namens Heath, gegeben, einem Manne von Muth, allein von ſehr veränderlicher Gemüthsart. Dieſer rief ſogleich alle Engländer nach den Schiffen zurück, und ſegelte nach Ballaſore, wo der Commandant der Stadt mit ihm in Unterhandlung treten wollte; da aber ſein Antrag unhöflich aufgenommen wurde, ſo ließ der Commandant zwey Agenten der Compagnie, die ſich bey der Faktorey in Ballaſore befanden, als Geiſel wider Gewaltthätigkeiten in Verhaft nehmen. Heath hingegen, ohne weder auf dieſe, noch auf die Abgeordneten in Dacca und andre zerſtreute Faktoren Rückſicht zu nehmen, landete einen Haufen Matroſen und griff die Stadt an, die keine Vertheidigungswerke hatte. Dies geſchah an dem nämlichen Tage, als ein Eilbote mit der Abſchrift des Tractats anlangte, den die beiden Abgeordneten mit dem Nabob geſchloſſen hatten, in welchem man auch übereingekommen war, daß die engliſchen Schiffe dem Nabob gegen den König von Arracan beyſtehn ſollten. Heath gab vor, dieſe Bedingungen einzugehn, weil er durch dieſe Verſtellung hoffte Chittigan deſto leichter überrumpeln zu können, wo ſeine Flotte den 17ten Januar 1689 eintraf. Da er aber die Feſtungswerke ſowohl als die Beſatzung weit ſtärker fand, als er vermuthet hatte, ſo unterließ

1756.

er es, ſtellte ſich ganz friedlich an, und ſagte, daß er im Begriff ſey, ſich mit dem Nabob wider den König von Arracan zu vereinigen. Gleich nachher aber änderte er ſeinen Vorſatz wieder, und ſegelte gerade auf Arracan los, wo er dem Könige ſeine Dienſte wider den Nabob antrug, jedoch unter der Bedingung, daß der erſte Verſuch auf Chittigan gerichtet werden müßte. Der indiſchen Verzögerungen ungewohnt, und überdem von einem ungeduldigen Geiſte beſeelt, ward er auch dieſes neuen Bundsgenoſſen bald überdrüßig, daher er mit der Flotte und allen darauf befindlichen Compagnie-Agenten nach Madras ging, und ſein Betragen ſo gut wie er konnte vertheidigte.

So unſinnig dieſes Betragen aber auch war, ſo hatte es beſſere Wirkungen, als man von den klügſten Maaßregeln nur hätte erwarten können; denn der Nabob bildete ſich ein, daß die Verachtung, womit ihn Heath behandelt hatte, von dem Entſchluß der Engländer herkäme, den bengaliſchen Handel aufzugeben; er fürchtete daher von dem ſtrengen Kaiſer Aurengzeb zur Rechenſchaft gezogen zu werden, weil er ſie gezwungen hätte die Provinz zu verlaſſen. Dieſer Gefahr vorzubeugen, ſchickte er ſogleich Briefe nach Madras, worin er um ihre Rückkehr dringend bat, mit dem Verſprechen, ihnen alle ihre alten Vorrechte und Freyheiten wieder einzuräumen, welche die Zwiſtigkeit veranlaßt hatten. Chanock ging nun mit ſeinen Faktoren und dreißig Soldaten von Madras ab, und langte im Julius in Bengalen an, wo man ſie mit Höflichkeit empfing.

1756. Im folgenden Jahre 1690 erhielten die Engländer einen Firman von Aurengzeb, worin ihnen ein zollfreyer Handel in Bengalen bewilligt wurde, gegen Erlegung einer jährlichen Summe von 3000 Rupien. Die aus dieſer Gunſt entſpringenden Vortheile aber hingen mehr von der Gemüthsart des Nabob, als von dem Willen des Kaiſers ab, und die Erinnerung an vorige Uebel erhielt ſie immer in Beſorgniß, ſelbſt auch wenn keine Urſache zur Furcht vorhanden war.

Soota-nutty wurde nun der Mittelpunkt des engliſchen Handels in Bengalen, der eine Menge von Indiern dahin zog, die ſich hier niederließen. Das Recht der Jurisdiction über dieſe Einwohner ſchien daher der Faktorey unentbehrlich, um Streitigkeiten mit denen zu vermeiden, die, obgleich in engliſchen Dienſten, dennoch ſie nach Gefallen in dem Gerichtshofe des Nabobs trotzen könnten. Es war natürlich, daß die Kaufleute des Orts dieſen Schutz nicht ſo leicht ſuchen würden, wenn die Compagnie die Macht hätte, den Abzug der Familien ihrer böſen Schuldner zu hindern, und ihr Vermögen in Beſchlag zu nehmen. Dieſe Jurisdiction aber konnte ohne Einwilligung des Nabobs nicht einmal in Delhi erkauft werden. Außerdem war hier ein Fort nöthig, um das Eigenthum der Compagnie wider Gewaltthätigkeiten zu ſchützen. Alle Anerbietungen aber von baarem Gelde, die man fünf Jahre hinter einander wiederholte, waren nicht vermögend, den Nabob dahin zu bringen, dies Geſuch zu geſtatten, und man hatte ſchon alle Hoffnung dazu aufgegeben, als die Engländer 1756. durch unerwartete Vorfälle ihren Zweck erreichten.

Die Rajahs am weſtlichen Ufer des Hughley ergriffen 1696 die Waffen unter Anführung des Rajah von Burdawan, deſſen Gebiet ſehr beträchtlich war, und auch an Calcutta gränzte, ſo daß die engliſchen, franzöſiſchen und holländiſchen Compagnien ihre vornehmſten Beſitzungen auf ſeinem Grund und Boden hatten. Da ſich der größte Theil von des Nabobs Truppen bey Dacca befand, ſo machten die Rebellen große Progreſſen, bevor man ihnen gehörig Widerſtand thun konnte. Sie nahmen Hughley ein, plünderten Muxadavad, auf der Inſel Coſſimbuzar, und marſchirten von da nach Rajahmahal. Beym Ausbruche dieſes Krieges vermehrten ſämtliche europäiſche Faktoreyen ihre Truppen, und erklärten ſich für den Nabob, den ſie bey dieſer Gelegenheit um Erlaubniß baten, ihre Wohngebäude und Magazine in Vertheidigungsſtand gegen einen Feind zu ſetzen, deſſen Erbitterung gegen ſie groß ſey, weil ſie ſeiner Regierung ſo ſehr ergeben wären. Der Nabob befahl ihnen in allgemeinen Ausdrücken, ſich zu vertheidigen. Sie nahmen als eine Bewilligung auf, was nicht durchaus verboten war, und errichteten in großer Geſchwindigkeit Mauern und Baſtionen rund um ihre Faktoreyen: die Holländer eine Meile von der Stadt Hughley; die Franzoſen bey Chandernagore, und die Engländer bey Calcutta, einer kleinen an Soota-nutty ſtoßenden Stadt, wo ſie ihre Hauptmagazine hatten. Dies war der Urſprung der drey europäiſchen Forts in Bengalen; es waren die erſten,

1756. die den fremden Nationen von der moguliſchen Regierung in irgend einem Theile des Reichs zu bauen erlaubt wurden. Eine engliſche Kriegsſchaluppe verhinderte den Rajah das Fort Tannah einzunehmen, und die Beſatzung von Calcutta, die in funfzig Mann beſtand, ſchlug einen Haufen Feinde im Angeſicht der Stadt. Die Holländer halfen des Nabobs Truppen, Hughley wieder zu erobern. Die Franzoſen aber thaten nur wenig; allein ſie waren in Waffen, und befeſtigten ſich beſſer, als die andern beiden Nationen.

Die Nachricht von dieſer Rebellion beunruhigte Aurengzeb ſelbſt, daher er ſeinen Enkel, Azim-al-Schan, mit einer Armee abſchickte, um auf die drey Länder Bengalen, Bahar und Orixa ein wachſames Auge zu haben. Dieſer Prinz war von einer geizigen Gemüthsart, die von den Engländern durch überhäufte Geſchenke ſehr gut genutzt wurde; ſie erhielten von ihm 1698 die Erlaubniß, von dem Zemindar, oder indiſchen Eigenthümer, die Städte Soota-nutty, Calcutta, und Govindpore nebſt ihren Diſtricten zu kaufen, die ſich drey engliſche Meilen längs dem Fluß Hughley, und eine Meile landeinwärts erſtreckten; wobey der Prinz jedoch einen jährlichen Grundzins von 1195 Rupien für den Nabob beſtimmte, den auch der vorige Eigenthümer bezahlt hatte.

Eben zu dieſer Zeit aber, da die engliſchen Beſitzungen in Indien auf dem Punkt ſtanden nach überſtiegenen Schwierigkeiten zu einem hohen Wohlſtande zu gelangen, wurde in England eine neue oſtindiſche Compagnie neben der alten errichtet, die alle vorigen Uebel wieder erneuerte. Die neue Compagnie

1756.

legte ihre Faktorey in Hugley an, und eine Rivalſchaft wurde zwiſchen beiderſeits Agenten gegründet, und mit der größten Erbitterung fortgeſezt; eine höchſt nachtheilige Lage für die Engländer, wovon der Nabob und die Kaufleute in Bengalen alle nur mögliche Vortheile zogen. Der Geiſt des Handels aber, der keinen ſeinem Intereſſe ſchädlichen Haß kennt, verſöhnte jedoch bald die ſtreitenden Parteyen in England, und erzeugte eine Coalition, deren Präliminar-Artikel ſchon 1698 entworfen wurden; allein die völlige Vereinigung geſchah erſt ſieben Jahre hernach, weil es eine langwierige Arbeit war, das bereits verwickelte Intereſſe beider Compagnien in ein Ganzes zu verbinden.

Mittlerweile hatte Calcutta ſo ſehr an Einwohnern zugenommen, daß die Eiferſucht des Statthalters von Hughley dadurch rege gemacht wurde, der unter dem Vorwand daß er geſtraft werden würde, wenn er litte, daß ſo viele mogulſche Unterthanen ſich ſeiner Jurisdiction entzögen, einen Cadi und andre Juſtizbeamte nach Calcutta zu ſenden drohte, um unter den Eingebornen, die des engliſchen Schutzes genöſſen, die Juſtiz zu verwalten. Die Ausführung dieſes Vorſatzes würde die nämlichen Uebel erzeugt haben, welche die Engländer vermochten Hughley zu verlaſſen; man hintertrieb daher dieſen Entwurf durch ein großes Geſchenk an Azim-al-Schan, der durch einen Befehl alle Maaßregeln des Statthalters vernichtete. Dieſer Prinz ließ kein Mittel aus der Acht Geld zu ſammeln, daher er in drey Jahren über drey Millionen Pf. St. aufhäufte, die er mit aus

1756. Bengalen nahm, nachdem er ſeinen Sohn Turruckſchir zurückgelaſſen hatte, um dieſen Gewinn fortzuſetzen. Der Sohn beſtieg 1713 ſelbſt den kaiſerlichen Thron, da ſein Vater in einem Streite mit ſeinen Brüdern umgekommen war.

Durch die Vereinigung der beiden Compagnien wurden die Capitalien vermehrt, der Handel vergröſſert, und die Entwürfe der Directoren erweitert. Das Commerz in Bengalen beſonders wurde der Gegenſtand ihrer Aufmerkſamkeit. Die untergeordneten Faktoreyen in Coſſimbuzar, Dacca und Ballaſore, die man verlaſſen hatte, wurden von neuem gegründet, die Ausfuhr- und Einfuhr-Güter ſowohl an Werth als in der Qualität verdoppelt, und die Beſatzung von Calcutta bis auf 300 Mann vermehrt. Die Regierung in Bengalen ſahe alles dieſes, ganz gegen ihre gewöhnlichen Maximen, ohne Widerſetzung an, ja ohne ſogar Geld für dieſe Bewilligungen zu verlangen. Dies war der längſte Zeitpunkt der Ruhe, den die Engländer ſeit ihrer erſten Niederlaſſung in der Provinz erlebt hatten, daher die Colonie ſehr zu floriren anfing. Dieſer Flor vermochte die Compagnie 1707 alle hieſigen Beſitzungen der Abhängigkeit von Madras zu entziehen, und Calcutta zum Sitz einer Regierung zu erklären, die nur allein an die Directoren in England von ihrer Verwaltung Rechnung abzulegen hätte.

Der Nabob Jaffier Khan, der einige Zeit nachher zum Beherrſcher von Bengalen ernannt wurde, machte endlich dieſer Ruhe ein Ende. Die lange genoſſene Friſt beſtärkte ihn in ſeiner Hoffnung, daß die Engländer jezt deſto beſſer im Stande, und folglich um ſo bereitwilliger ſeyn würden, ſeine Foderungen zu bewilligen. Da er ſeine Reſidenz von Dacca nach Muxadavad verlegt hatte, ſo konnte er nähere Kenntniß von ihren Angelegenheiten einziehen, und leichter einen Vorwand finden ihnen Schaden zu thun, ohne öffentlich die Privilegien zu verletzen, die ſie von Aurengzeb und Azim-al-Schan erhalten hatten. Ein jedes Jahr von ſeiner Adminiſtration wurde durch außerordentliche und wachſende Erpreſſungen bezeichnet; dieſes betraf nicht allein die Europäer, ſondern alle Volksklaſſen im Königreich. Er wurde wegen ſeiner Fähigkeiten ſo ſehr gefürchtet, als wegen ſeiner ſchändlichen Ungerechtigkeit verabſcheut. Die Regierung in Calcutta ſah daher kein beſſer Mittel, als der Compagnie in England 1713 vorzuſchlagen, eine Geſandtſchaft mit Geſchenken und Klagen an den Großen-Mogul nach Delhi zu ſchicken. Man befolgte dieſen Rath, und befahl den Präſidentſchaften von Madras und Bombay, ihre Klagen und Beſchwerden zugleich mit einzuſenden. Die Ernennung der Geſandten wurde dem Gouverneur von Calcutta Hedges überlaſſen, der zwey ſehr geſchickte Faktoren, Surman und Stephenſon, dazu auserwählte, und ihnen einen Armenier, Namens Serhaud, zugab, der ſeit vielen Jahren der vornehmſte Kaufmann in Calcutta war.

Es ſcheint nicht, daß die Präſidentſchaft andre Nachrichten von Delhi hatte, um ihre Maaßregeln und Erwartungen zu beſtimmen, als die ſie von dieſem Armenier erhielt, der nie da geweſen war, allein

1756. ſich ſehr bemühte zu dieſer ehrenvollen Geſellſchaft mit geſellt zu werden; er hatte dabey die Hoffnung, eine große Summe Geld mit den Waaren zu gewinnen, die er zollfrey im Geſandtſchaftsgefolge mitnehmen würde. Die Geſchenke für den Mogul und die Großen ſeines Hofs beſtanden in künſtlicher Glasarbeit, Schlaguhren, koſtbarem Geräthe, Goldſtoffen und den ſchönſten Manufaktur-Waaren von Tüchern und ſeidenen Zeugen; alles zuſammen wurde auf 30,000 Pf. St. geſchätzt, das aber Serhaud in ſeinen Briefen nach Delhi auf 100,000 Pf. St. angab, und überdem von den Koſtbarkeiten eine ſo auſſerordentliche Beſchreibung machte, daß der Mogul Furruckſchir den Gouverneurs aller Provinzen, durch welche man reiſen mußte, befahl, die Geſandtſchaft durch Truppen begleiten zu laſſen. Der Zug ging den Ganges herauf von Calcutta bis Patna, der Hauptſtadt von Bahar, und von da zu Lande nach Delhi, wo ſie den 8ten Julius 1715 nach einer dreymonatlichen Reiſe anlangten. Der berühmte Hoſſan-Ally, der nachmals vier Kaiſer von Indoſtan abſezte, und fünfe einſezte, war zu der Zeit Vezier, gefürchtet von ſeinem Monarchen, und tödelich gehaßt von Cawndorah, der ganz des Moguls Gunſt beſaß. Die Engländer, durch ihren Briefwechſel nach Delhi mißgeleitet, hatten den Cawndorah zum Patron ihrer Bittſchriften erwählt, die folglich wegen der Rivalſchaft dieſer beiden Miniſter eben nicht in den beſten Händen waren; denn wenn gleich der eine den Kaiſer bereden konnte, das Geſuch zu bewilligen, ſo war es doch der andre allein, der die Macht der Vollziehung hatte. Jaffier, der Nabob von Bengalen, hatte 1756. vom Anfang an dieſe Geſandtſchaft mit dem äußerſten Unwillen betrachtet, weil ſie ganz auf ſein ungerechtes Betragen gegründet war, und würde daher wahrſcheinlich den ganzen Entwurf ſowohl durch Vorſtellungen als durch Geſchenke am kaiſerlichen Hofe vereitelt haben, wenn er nicht ſeinen ganzen Credit in Delhi nöthig gehabt hätte, um höhere Abſichten zu befördern; denn er hatte ſchon ſeit einigen Jahren an der Vereinigung der Provinzen Bahar und Orixa mit dem Königreiche Bengalen gearbeitet, wie auch um die Erbfolge dieſer großen Statthalterſchaft in ſeiner Familie aufzubehalten. Seine Freunde und Emiſſarien waren jedoch nicht müßig, den Engländern in Delhi Hinderniſſe zu erzeugen; da nun hiezu der Haß des Hoſſan Ally gegen ihren Schutzpatron Cawndorah kam, ſo würden wahrſcheinlich die Geſandten bald mit unbedeutenden Antworten zurück geſchickt worden ſeyn, wenn ein Zufall, der bey einer andern nicht ſo wichtigen Gelegenheit zu niedrig wäre in der Geſchichte erwähnt zu werden, ſie nicht auf einmal völlig in die perſönliche Gunſt des Kaiſers ſezte; da dieſer nämlich in der Mitte ſeines ſo ſehr bewachten Serails von einer Krankheit angeſteckt wurde, die man hier wohl nicht hätte vermuthen ſollen.

Der Mogul, dem ſeine elenden Aerzte nicht helfen konnten, befand ſich in der größten Unruhe, als ihm Cawndorah rieth, den Wundarzt der engliſchen Geſandtſchaft, Namens Hamilton, rufen zu laſſen, der ihn in einigen Wochen vollkommen wieder herſtellte. Zur Dankbarkeit für dieſen Dienſt verſprach der Kai-

1756. ſer den Geſandten alles zu bewilligen, was nur irgend die Würde ſeiner Krone erlaubte. Gleich nach vollendeter Kur wurde ſein Vermählungsfeſt mit der Tochter des Jaſſeiing, des vornehmſten Rajah der Rajpoetiſchen Nationen, gefeyert. Dies unterbrach alle andre Geſchäfte, und nöthigte die Geſandten ſechs Monat zu warten, ehe ſie ihre Bittſchrift überreichen konnten.

Endlich geſchah es im Januar 1716. Sie beſtand in mannichfaltigen Artikeln. Man bat: „daß die Ladungen der engliſchen Schiffe, die an den Küſten des kaiſerlichen Gebiets künftig Schiffbruch leiden würden, nicht mehr geplündert werden ſollten; daß gegen eine gewiſſe Summe, die man jährlich an den Statthalter von Surat bezahlen wollte, der engliſche Handel in dieſem Hafen frey von allen kaiſerlichen Abgaben und Viſitationen der Zollbeamten ſeyn möchte, die immer mehr erpreßt hätten, als ihnen gebührte; ferner, daß die in den engliſchen Münzen zu Madras und Bombay geſchlagenen Rupien auch in den kaiſerlichen Caſſen angenommen werden ſollten; daß drey an Madras ſtoßende Dörfer, die der Nabob von Arcot ehmals den Engländern bewilligt, hernach aber wieder zurückgenommen hätte, der Compagnie auf ewig eingeräumt werden möchten, wobey ſie den vorigen Grundzins bezahlen wollte; und daß endlich die Inſel Diu, nahe bey dem Hafen Maſulipatnam, der Compagnie gegen eine jährliche Pacht von 7000 Pagoden überlaſſen werden möchte.“ In Anſehung der Präſidentſchaft von Calcutta wurden in der Bittſchrift alle ungerechte

Anmaßungen des Nabobs von Bengalen angeführt, 1756. wobey man antrug, „daß ſie durch ausdrückliche Befehle verhindert, und alle Schuldner der Compagnie, ſowohl Europäer als Landeseingeborne, auf die erſte Auffoderung ſogleich nach Calcutta ausgeliefert werden möchten; daß die Münzbeamten in Muradavad auf Verlangen drey Tage in der Woche den Dienern der Compagnie Geld zu münzen geſtatten ſollten, und daß ein von dem Präſidenten in Calcutta unterzeichneter Paß gegen die Viſitation aller Waaren ſchützen, und es in dieſem Fall keinem bengaliſchen Zollbeamten, unter welchem Vorwand es auch immer ſey, erlaubt ſeyn ſollte, engliſche Kaufmannsgüter anzuhalten.“ Um nun dieſe großen Privilegien, wenn ſie bewilligt würden, ſelbſt trotz dem Nabob zu behaupten, ſo erſuchte man um die Erlaubniß, „daß es den Engländern vergönnt ſeyn möchte, ſiebenunddreißig Städte in Indoſtan mit den nämlichen Vorrechten zu kaufen, wie ihnen Azim-al-Schan in Anſehung Calcutta, Soota-nutty und Govindpore bewilligt hatte“.

Obgleich Cawndorah es mit der Geſandtſchaft gut meinte, ſo rieth er doch den Engländern ſo zu handeln, als wenn ſie ſich auf niemand als auf den Vezier zu verlaſſen hätten. Der Kaiſer, mit eben dieſer Vorſicht, nahm zwar die Bittſchrift geneigt auf, befahl aber doch, daß die unzuſammenhängenden Artikel in den verſchiedenen Staats-Collegien unterſucht werden ſollten, zu welchen ſie gehörten. Hiedurch wurde die Bittſchrift ganz dem Vezier überlaſſen, der ſich gegen alle Hauptpunkte auflehnte, und die wenig

1756. bedeutenden bewilligte. Man übergab daher eine zweite Bittſchrift, da denn der Vezier noch einige Artikel einräumte. Hierauf erfolgte eine dritte, die vom Kaiſer auch eben ſo geneigt als die vorigen aufgenommen wurde, und den Vezier dahin vermochte, alle ſeine übrigen Einwendungen aufzugeben. Die Geſandten fanden ſich aber hiebey nicht wenig betrogen, denn die Mandate wurden nicht unter des Moguls, ſondern blos unter des Veziers Siegel ausgefertigt, das zwar in den unweit der Hauptſtadt liegenden Provinzen in Anſehn iſt, allein von den entfernten Statthaltern wenig geachtet wird. Was ihre Lage noch verſchlimmerte, war das Betragen des Armeniers Serhaud, der, weil man ihm wegen unregelmäßigen Handlungen Vorwürfe gemacht hatte, alle ihre Entwürfe vereitelte, ja ſelbſt ihre geheimen Anſchläge verrieth. Die Geſandten wollten dieſe Mandate nicht annehmen, ſondern ſchickten ſie entſchloſſen zurück, mit dem Vorſatz zu warten, bis ſie unter dem kaiſerlichen Siegel die Patente erhalten würden.

Im April 1716 ging der Kaiſer zu Felde, und marſchirte nach Lahor gegen die Syken, eine indiſche kürzlich mächtig gewordne Nation, welche die Muhamedaner tödtlich haßte. Die Geſandten der engliſchen Compagnie folgten dem Lager. Der Feldzug war langweilig, aber glücklich, und erzeugte unter andern Vorfällen einen Streit zwiſchen den Truppen des Veziers und dem Carondorah, der ihren beiderſeitigen Haß aufs höchſte trieb. Dieſer Umſtand war den Geſandten nach ihrer Rückkunft in Delhi ſehr nachtheilig, und verzögerte die Bewilligung ihres Geſuchs.

1756. Sie hatten nun vierzehn Monate lang vergebens gewartet, und fingen ſchon an alle Hoffnungen aufzugeben, als man ihnen rieth, einen Verſchnittenen zu beſtechen, der ein Liebling im Serail wäre. Dieſer verſprach auch gegen ein anſehnliches Geſchenk die Patente in beſter Form, und zwar ohne weitern Verzug, zu verſchaffen. Man hatte ſchon ſo vieles Geld verſchwendet, daß die Geſandten ſich nicht lange bedachten, noch eine Summe als den lezten Verſuch zu wagen, ob ſie gleich an dem guten Erfolge ſehr zweifelten. Kaum aber war das beſtimmte Geld bezahlt, als ſie zu ihrem Erſtaunen wahrnahmen, daß der Vezier und alle ſeine Anhänger ihnen gänzlich ergeben wurden, und ſich ſehr geneigt bewieſen, ihrem Verlangen zu willfahren. In kurzer Zeit wurden in des Moguls Namen vierunddreißig Patente ausgefertigt, die alle die verſchiedenen Artikel ihrer Bittſchriften enthielten, und mit dem großen kaiſerlichen Siegel bezeichnet waren. Man übergab ſie den Geſandten, noch ehe dieſe die wahre Urſache ihres unerwarteten Glücks hatten entdecken können; jedoch wurde ſie ihnen, noch ehe ſie Delhi verließen, von einem Freunde des Cawnderah eröfnet.

Im Jahre 1686, kurz zuvor ehe die aus England geſandte Flotte die mohriſchen Schiffe in den indiſchen Gewäſſern wegnahm, hatten ſich die engliſchen Handelsagenten nebſt ihren Kaufmannsgütern von Surat nach Bombay begeben; nach dem Frieden aber kamen ſie wieder: jezt, da man an die Erlangung der ſo lange verzögerten Patente in Bombay nicht mehr dachte, hatte die daſige Präſidentſchaft

1756. abermals die Faktorey von Surat weggenommen, weil die Vortheile dabey zu geringe waren, wenn nicht der Handel von dem großen Zwange befreyet würde. Die indiſche Regierung in Surat, die dieſes Wegziehn aus gemachter Erfahrung ganz anders auslegte, wurde darüber außerordentlich beunruhigt, und glaubte gewiß, daß wieder eine engliſche Flotte unterweges ſey, um die Feindſeligkeiten von 1687 zu erneuern. Der Verſchnittene, den die Geſandten beſtochen hatten, war ein vertrauter Freund des Nabobs von Guzurat, der ihm angelegen hatte dem Vezier vorzuſtellen, daß es beſſer ſey den Engländern zu willfahren, als durch eine abſchlägige Antwort den Handel von Surat der größten Gefahr auszuſetzen. Dieſe Vorſtellung machte auf den Vezier Eindruck, der von dieſem Augenblick an ſein Betragen gegen die Geſandten änderte. Der Verſchnittene beſchloß von dieſem günſtigen Umſtande Vortheil zu ziehn, und ſpielte die Rolle, als wenn er der Urheber aller dieſer Wohlthaten geweſen wäre.

Da die Geſandten nun ihren Zweck erreicht hatten, ſo nahmen ſie von dem Kaiſer im Julius 1717 Abſchied, nachdem ſie ſich zwey Jahr in Delhi aufgehalten hatten. Die an den Subah von Decan und den Nabob von Guzurat adreſſirten Patente wurden ohne Anſtand vollzogen, weil hier keine politiſche Grundurſache zur Widerſetzung vorhanden war, da in dieſen Ländern zwar die Handelsvortheile der Engländer, allein nicht ihre Kriegsmacht vermehrt wurde. Die ſiebenunddreißig Städte aber, die man ihnen erlaubt hätte in Bengalen zu kaufen, würden ihnen einen Diſtrict von zehn Meilen bey Calcutta längs den beiden Ufern des Hughley gegeben haben, welchen Fluß ſie ſodann durch Errichtung von Batterien völlig beherrſcht haben würden; man hatte auch Urſache zu vermuthen, daß eine große Menge Weber ſich hier niederlaſſen dürften, und dadurch die Jurisdiction der Compagnie ungemein erweitert werden müßte. Der ohnehin den Engländern ſehr abgeneigte Nabob Jaffier betrachtete die Folgen dieſer Bewilligung mit dem höchſten Unwillen; da er es jedoch nicht wagte, öffentlich den Befehlen des Moguls zu trotzen, ſo drohte er ingeheim den Landesbeſitzern mit ſeiner ganzen Rache, wenn ſie durch irgend ein Anerbieten ſich reizen ließen, ihre Ländereyen zu veräußern. Die Engländer verließen ſich ſo ſehr auf des Moguls Autorität, daß ſie die mehr wirkſamen Mittel zu ihrem Zweck verſäumten, nämlich den Nabob zu gewinnen. Auf dieſe Weiſe wurde die wichtigſte Bewilligung, die man durch die Geſandtſchaft erlangt hatte, gänzlich fruchtlos gemacht. Jaffier räumte jedoch das Privilegium der Päſſe ein, die durchaus in der ganzen Provinz anerkannt wurden, und den Handel der Compagnie nicht wenig erleichterten. Die Engländer bezahlten jezt keine Zölle mehr, und durften auch nicht mehr von den Beamten der Regierung angehalten werden. Dieſe Vortheile waren deſto wichtiger, da die andern europäiſchen Colonien ſie nicht genoſſen, ſo wenig wie die Eingebornen, von denen nur ein paar der reichſten Kaufleute dieſe Freyheit hatten, für die ſie dem Nabob einen ſehr hohen Preiß bezahlen mußten. 1756.

Die Compagnie beſchäftigte ſich blos mit dem Handel zwiſchen Indien nnd Europa, und hatte wohl-

1756. bedächtig ihren Agenten den Handel von einer indiſchen Provinz zur andern überlaſſen. Dieſer leztere aber war bisher wegen der inländiſchen Hinderniſſe für die Agenten nicht ſehr vortheilhaft geweſen. Um nun dieſe Vortheile zu vergrößern, erlaubte die Compagnie, bald nach vollbrachter Geſandtſchaft, einer Anzahl von ihren Beamten die erſtandenen Handelspäſſe auch zu ihrem Privatnutzen zu gebrauchen, welches aber allen andern ſtrenge verboten war. Nun entſtand die Frage: ob die Agenten der Compagnie das Recht hätten, von einer Provinz zur andern mit bengaliſchen Produkten zu handeln? Des Moguls Patent machte zwar keine Einſchränkung, jedoch wußten die Engländer nur zu wohl die Geſinnung des Delhiſchen Hofes in Anſehung dieſes Privilegiums; denn als die Geſandten dem Cawndorah anlagen, die Freyheit über alle Arten von Produkten auszudehnen, ſo erwiederte er mit Unwillen: „die See iſt für euch offen“. Der Nabob Jaffier behandelte öffentlich dieſe Anſprüche als ausſchweifende Foderungen, und erklärte, daß er nicht leiden würde, daß die Päſſe andere Waaren beſchützten, als die man zur See eingeführt, oder die man gekauft hätte, um ſie mit Schiffen auszuführen.

Die Agenten ſahen ſich genöthigt ihre Anſprüche aufzugeben, und bemühten ſich nun, diejenigen Privilegien aufs beſte zu nutzen, die man ihnen nicht ſtreitig machte. Der Flor der Compagnie nahm auſſerordentlich zu, und die vorzügliche Schiffahrtskunde der Engländer vermochte viele Kaufleute des Landes, Mohren, Armenier und Indier dahin, zur Fracht ihrer nach fremden Märkten beſtimmten Waaren, 1756. ſich der Colonieſchiffe zu bedienen, die zehn Jahre nach der Geſandtſchaft ſchon eine Handelsmarine von 10,000 Tonnen darſtellten. Viele Privatperſonen gelangten dadurch zu Reichthümern, ohne daß der Compagniehandel dabey litt. Die Präſidentſchaft in Calcutta fand zwar für rathſam, von Zeit zu Zeit dem Nabob Geſchenke zu machen, damit er ihre Geſchäfte in den untergeordneten Faktoreyen nicht hindern möchte; allein alle Volksklaſſen, die Calcutta ſelbſt bewohnten, genoſſen eine Unabhängigkeit und Freyheit, von welcher alle andre Einwohner in Bengalen gar keine Begriffe hatten, die durch die Raubſucht des Nabobs aufs härteſte gedrückt wurden.

Im Jahre 1718 erhielt Jaffier von Delhi die Patente, um die er ſo lange gebeten hatte. Die Provinzen Bahar und Orixa wurden nun mit Bengalen verbunden, und die Regierung ſämtlicher Länder ſeinen Erben beſtätigt.

Der Ganges fließt durch die ganze Provinz Bahar, und theilt ſie in zwey Regionen. Die ſüdliche erſtreckt ſich in der Länge an 220 engliſche Meilen von dem Fluß Caramnaſſa nach Tacriagully, und wird in Süden durch eine Kette von Gebirgen begränzt, die längs dem Ganges liegen; einige zu der Provinz gehörige Diſtricte befinden ſich mitten in dieſen Gebirgen. Der Fluß Dewah, der auch der Gagra genannt wird, vereinigt ſich mit dem Ganges 180 Meilen weſtwärts von Tacriagully. Der Flächeninhalt von Bahar beträgt neun Quadrat-Grade. Die Hauptſtadt Patna liegt am ſüdlichen Ufer des Ganges, 1755 Dieſe Provinz hat viele Manufakturen, obgleich deren Anzahl lange nicht mit der groſen Menge in Bengalen zu vergleichen iſt, ſo wie ſie auch dieſem Lande an Fruchtbarkeit weit nachſtehen muß; allein ſie erzeugt ſehr viel Salpeter, und den beſten Opium in Indien.

Orira iſt das nordlichſte Land an der Oſtſeite der indoſtaniſchen Halbinſel. Der Fluß Piplen, der hier der Inſel Sagore gegenüber ins Meer fällt, ſcheidet Orira von Bengalen. Südwärts erſtreckt ſich dieſes Land längs der Seeküſte bis auf ſechs Meilen von Gangam, welcher Ort die Gränze der Provinz Chicacole im Decan iſt. Nach Weſten zu wird Orira von Bahar durch eine lange Reihe Gebirge getrennt, die bis jezt noch nie unterſucht worden ſind. Das Innere des Landes hat einen ſehr fruchtbaren Boden; da es aber hier an guten Seehäfen fehlt, ſo ſiehet man in der Provinz wenig Manufakturen, und eine ſehr geringe Circulation von Gold und Silber. Die Hauptſtadt Catteck iſt funfzig Meilen vom Meer entfernt.

Jaffier hatte keine Söhne; ehe er aber noch Nabeb von Bengalen wurde, hatte er ſchon ſeine einzige Tochter mit Sujah Khan, einem indiſchen Fürſten, vermählt, der ihn hieher begleitete. In dieſer Ehe wurden zwey Söhne erzeugt, die beide ſchon mannbar waren, als das kaiſerliche Patent ankam, das ihren Vater Sujah zum Nachfolger des Jaffier in der Statthalterſchaft ernannte. Sujah war von guter Gemüthsart, allein träge und wollüſtig; ſein Schwiegervater wollte ihn an Regierungsgeſchäfte gewöhnen, und übergab ihm daher die Adminiſtration der Provinz Orixa. 1756.

Wenige Monate nach ſeiner Ankunft in Catteck langten zwey Brüder, geborne Tatarn, mit großen Empfehlungsſchreiben von Delhi bey ſeinem Hofe an, die Sujah ſogleich in Dienſte nahm. Den älteſten, Hodgee Hamed, ernannte er zu einem ſeiner Leibbedienten, und den andern, Allaverdy, zum Befehlshaber einer Reiterſchaar. Beide Poſten waren ihren Talenten angemeſſen; denn der älteſte war von ſtillem Gemüth, vorſichtig und geſchmeidig, allein ohne natürlichen Muth; der jüngſte aber ernſt, thätig, unternehmend und klug, aber zu ſtolz, um die bey einem aſiatiſchen Hofe ſo nöthige Biegſamkeit zu haben. Die Ueberzeugung, daß ſie einander, vermöge dieſer Eigenſchaften, Dienſte leiſten könnten, war nebſt der Blutsverwandtſchaft der Kitt, der ihre Freundſchaft ganz unzertrennlich machte. Dieſe innige und mächtige Verbindung ſchien dem Glücke gleichſam zu befehlen; denn in wenig Jahren ſchwungen ſich beide zu den höchſten Ehrenſtellen des Landes; Hodgee Hamed wurde oberſter Miniſter, und Allaverdy Generaliſſimus der Truppen. Der Nabob Jaffier ſahe die Folgen dieſes großen Einfluſſes vorher, und fürchtete ſie, allein die Schwäche ſeines hohen Alters machte ihn unfähig, nachdrückliche Maaßregeln zu nehmen, um ſeinen Nachfolger aus dem Netze zu ziehen, worein er gefallen war. Jaffier ſtarb endlich 1725 zur großen Freude der Provinz, allein zu noch größerer der beiden Brüder, da dieſer Tod ihrem Ehrgeiz ein weiteres Feld eröffnete. Sie begleiteten

1756. den Sujah nach Muradavad, und nahmen völligen Antheil an der Vermehrung ſeiner Macht, da ſie dieſelben Würden in der Subahſchaft erhielten, die ſie vordem in der Provinz Orixa beſeſſen hatten.

Im Jahre 1729 ernannte Sujah den Allaverdy zum Statthalter von Bahar, in welchem Poſten er häufige Gelegenheit hatte, ſowohl ſeine kriegeriſchen Talente als ſeine politiſchen Fähigkeiten zu zeigen; denn er mußte beſtändig in Waffen gegen die indiſchen Fürſten am Ganges ſeyn, die noch nie zu einer vollkommenen Abhängigkeit von der mogulſchen Regierung gebracht worden waren. Nach vielen Gefechten, Intriguen und heimlichen Mordthaten, unterwarfen ſich endlich alle, und gehorchten den Befehlen des Allaverdy, der nunmehr ſeine Stärke fühlte, und daher ſeinem Ehrgeiz Raum gab, welcher, wie es nur zu gewöhnlich iſt, alle Empfindungen der Dankbarkeit gegen den Schöpfer ſeines Glücks bey ihm vertilgte.

Hodgee fuhr mittlerweile fort dem Nabob mit einem ſcheinbaren Eifer zu dienen, der allen Verdacht entfernte; heimlich aber ſchickte er ſeinem Bruder große Summen zu, die dieſer nach Delhi ſandte, und dafür 1736 das kaiſerliche Patent erhielt, worin er zum Nabob von Bahar, ganz unabhängig von dem Nabob von Bengalen, ernannt wurde. Es war jedoch eben keine Urſache vorhanden, dieſen Titel bekannt zu machen, da Allaverdy bereits faſt alle Vortheile davon genoß, daher die beiden Brüder übereinkamen die Sache heimlich zu halten, bis die Nothwendigkeit erfodern würde es öffentlich zu erklären. Dieſe Treu-

loſigkeit blieb aber nicht ganz verborgen, Sujah er- 1756.
fuhr es, und wurde endlich von dem ſchändlichen Undank ſeiner Günſtlinge überzeugt. Er ſann auf Rache, als die Annäherung des Schach Nadir alle Provinzen des Reichs in Beſtürzung ſezte, und allen Entwürfen ihrer Beherrſcher Einhalt that, da man nicht wußte, wie weit der Sturm reichen würde. Im Jahr 1739 aber ſtarb Sujah, noch ehe die Perſer Delhi verlaſſen hatten.

Sein einziger Sohn, Suffraze Khan, folgte ihm; ein Mann von ſehr geringen Fähigkeiten, und nur allein von ſeinen Laſtern beherrſcht. Er haßte die beiden Brüder tödtlich, allein die Furcht vor Allaverdy hielt ihn ab, den Hodgee umbringen zu laſſen, der in ſeiner Gewalt war; Allaverdy hingegen, der für ſeines Bruders Sicherheit äußerſt beſorgt war, beging keine Feindſeligkeiten, allein er ſezte ſeine Armee in guten Stand.

Suffraze Khan überließ ſich während dieſer Ruhe einer unbegränzten wollüſtigen Lebensart, die er mit ſolcher Unmäßigkeit trieb, daß ſein Verſtand dadurch zerrüttet wurde. Es befand ſich unter ſeinen Hofbedienten ein alter Gento von Anſehn, Namens Allumchund, den der vorige Nabob oft um Rath zu fragen pflegte. Dieſer Mann bediente ſich des vertrauten Umgangs, um einſt bey einer Privatunterredung den Suffraze Kahn auf die gefährlichen Folgen ſeiner Ausſchweifungen aufmerkſam zu machen; er erhielt aber für dieſe Warnung die gröbſten Läſterreden. Keiner wagte es nachher mehr ihm Vorſtellungen zu thun, er war daher ganz ſich ſelbſt überlaſſen, und

1756. gab bald einen auffallenden Beweis ſeines ſchändlichen Charakters.

Es lebte in Muradavad eine Gento-Familie, die Kaufleute waren. Das Haupt derſelben, Juggutſeat, hatte den Ruhm der reichſte Wechsler in ganz Indoſtan zu ſeyn; in allen Theilen des Reichs befanden ſich ſeine Agenten, die mit ſeinen Geldern Geſchäfte machten, und ihm beſtändig von allem, was vorfiel, die beſten Nachrichten gaben. In Bengalen war ſein Einfluß ſo groß wie die Macht des oberſten Miniſters; er war der Schatzkammer Bürge für die meiſten Landpächter in der Provinz geworden, und kannte daher beſſer, als ſonſt jemand, den genaueſten Zuſtand der öffentlichen Einkünfte. Die erſtaunliche Geldmaſſe, die ihm zu Gebot ſtand, machte ſeine Hülfe bey allen wichtigen Unternehmungen unentbehrlich. Sein älteſter Sohn hatte eine Frau von außerordentlicher Schönheit geheirathet; der Ruf derſelben war ſo groß, daß die Begierden des Nabobs angeflammt wurden. Er beſtand darauf ſie zu ſehen, ob er gleich wußte, daß es ein Schandfleck für die Familie ſeyn würde, wenn ſich die Frau ohne Schleyer einem fremden Manne zeigen ſollte. Weder die Vorſtellungen und Bitten des Vaters, noch der Gedanke an ſeine Macht, wodurch er dieſen Schimpf rächen dürfte, konnte den Nabob dahin vermögen, von ſeinem bösartigen Entſchluß abzugehn. Die Schöne wurde gegen Abend in den Palaſt gebracht, woſelbſt ſie eine kurze Zeit blieb, und hernach zwar ungeſchändet, aber doch entehrt, zu ihrem Manne zurückkehrte.

Hodgee, der nur auf eine Gelegenheit zur Verſchwörung gelauert hatte, fing nun an ſich zu bewegen, und eröfnete dem Juggutſeat ſeine Anſchläge, der ſie begierig aufnahm. Man hielt heimliche Zuſammenkünfte, wo man übereinkam, daß Hodgee ſich entfernen, ſein Bruder Allaverdy in Bengalen einfallen, und wenn es ihm glückte, ſich ſelbſt zum Nabob machen ſollte. Der erſte Artikel ſchien jedoch unausführbar zu ſeyn, weil der Nabob nimmermehr einen Mann gutwillig von ſich laſſen würde, der ihm zum Geiſel diente, und von deſſen Aufbewahrung ſeine ganze Sicherheit abhing; ohne ſeine Einwilligung aber war es unmöglich, glücklich aus der weitläufigen Provinz zu entkommen. Hodgee gewann jedoch einige Großen des Hofes, und der wollüſtige gedankenloſe Nabob bewilligte ſeine Entfernung, und behandelte ihn noch bey ſeiner Abſchiedsaudienz mit Spott. Alles war zur Beſchleunigung ſeiner Reiſe unterweges veranſtaltet, ſo daß er in kurzer Zeit Patna erreichte. Allaverdy ſäumte nun keinen Augenblick, ſondern gab vor ſeinen Bruder zu rächen, der, wie er ſagte, ſchimpflich verbannt worden wäre, und rückte auf Bengalen los. 1756.

Seine Annäherung geſchah mit ſolcher Geſchwindigkeit, daß er den Paß von Tacriagully erreichte, bevor Suffraze Khan Zeit bekam ihn gehörig zu beſetzen. Der Nabob voller Wuth beſchuldigte den Juggutſeat der Verrätherey, der ſich aber durch dazu ausdrücklich geſchriebene Briefe rechtfertigte, in welchen ihm Allaverdy bittere Vorwürfe machte, daß er nicht ſeinen Credit angewandt hätte, die Verbannung

1756. ſeines Bruders zu verhindern. Der Nabob verſammelte ſeine Truppen, und ließ ſie in der Ebene von Gheria lagern, fünf Meilen von Muxadavad; ſie beſtanden in 30,000 Mann zu Pferde und zu Fuß. Kaum war das Lager formirt, als ſich Allaverdy mit einer eben ſo ſtarken aber beſſern Armee zeigte; denn unter ſeiner Reiterey waren 3000 Pitanen, die bravſten aller Muhamedaner in Indoſtan, und ſein Fußvolk war in beßrer Ordnung als das bengaliſche.

Da jedoch der Nabob ganz unerwartet Standhaftigkeit zeigte, ſo bekamen auch einige ſeiner Befehlshaber Muth; andre aber waren unzufrieden oder unentſchloſſen. Hiezu kam, daß die Artilleriſten erkauft waren, die Kanonen mit bloßem Pulver ohne Kugeln zu laden, und nach dem Abfeuern derſelben zum Feinde überzugehen. Dieſe Deſertion machte den ſtärkſten Eindruck; denn ganze Schaaren, eine nach der andern, nahmen die Flucht. Suffraze Khan hielt jedoch in der Verzweiflung aus, ob er gleich nur noch einige hundert Reiter bey ſich hatte. Der Feind machte nun Bewegungen dieſen kleinen Haufen zu umringen, und der Nabob ſchien verloren zu ſeyn, als der Treiber ſeines Elephanten ſich gegen ihn erbot, ihn ſicher nach der Hauptſtadt zu bringen, wofür er mit ſeinem Leben haften wollte. Dieſer Antrag wurde jedoch mit einem Muthe verworfen, der ein beſſeres Leben geehrt haben würde. Seine Antwort war, daß es ſchimpflich ſey vor Rebellen und Verräthern zu fliehen, wobey er dem Treiber befahl, ihn mitten unter die Feinde an den Ort zu führen, wo er des Allaverdy Fahne ſähe. Hier erneuerte er das Gefecht von ſeinen wenigen Reitern unterſtützt, die mit ihm wie Raſende fochten, bis ihm eine Muſketenkugel das Herz durchbohrte. 1756.

Allaverdy, der nun keinen weitern Widerſtand fand, rückte in Muradavad ein, wo er ſogleich als Nabob von Bengalen, Bahar und Orixa ausgerufen wurde. Er nutzte ſeinen Sieg mit mehr Mäßigkeit, als es ſonſt bey orientaliſchen Eroberern gewöhnlich iſt; ſogar den beiden Söhnen des Suffraze Khan ſchenkte er das Leben, und ſchickte ſie nebſt ihrer Mutter und andern Verwandten des Nabobs nach Decca, im entlegenſten Theile der Provinz; wobey er Befehl gab, daß ſie ehrerbietig behandelt werden ſollten, ſo lange ſie durch ihr ruhiges Betragen dieſe Gunſt verdienen würden. Das ganze Land unterwarf ſich ohne Schwertſtreich; nur allein Muſſut Kouli, der Statthalter von Orixa, floh von dem Schlachtfelde bey Gheria nach Catteck, und weigerte ſich den Allaverdy für ſeinen Oberherrn zu erkennen. Dieſe Widerſetzung aber war ohne Folgen, denn der Sieger rückte in Orixa ein, und in Monatsfriſt war auch dieſe Provinz unterjocht.

Die Größe und Geſchwindigkeit dieſer Eroberungen beunruhigten den kaiſerlichen Hof; Nizam-almuluck, der damalige Subah von Decan, um die Fortſchritte ſeiner Waffen zu hemmen, vermochte daher die Maratten dahin, in dieſen neu eroberten Staaten Einfälle zu thun, nachdem Allaverdy kaum davon Beſitz genommen hatte. Dieſer war noch in Catteck, als ein Heer von 80,000 Maratten am Fuße der Gebirge anlangte, die Bengalen weſtwärts be-

1756. gränzen; ſeine Beſtürzung war nicht geringe, da er die Nachricht davon gar nicht hatte glauben wollen, und daher keine Vorkehrungen getroffen waren. Er hatte ſogar den größten Theil ſeiner Armee aus einander gehn laſſen, ſo daß alle ſeine Truppen nur noch in 10,000 Mann beſtanden, unter denen 3000 pitaneſche Reiter waren. Sein Geiſt war jedoch unerſchüttert, und ſeine Thätigkeit verdoppelte ſich, da er die Gefahr wahrhaft groß fand. Er marſchirte mit der möglichſten Geſchwindigkeit nach ſeiner Hauptſtadt zurück. Die Maratten aber hatten bereits die Gebirge paſſirt und die Päſſe beſezt, als er bey Burdawan, hundert Meilen von Muradavad, eintraf und ſich umringt ſah. Hier lagerte er ſich an einem feſten Orte. Baſchir Pondit, der Feldherr der Maratten, ſchickte ſogleich Abgeordnete zu ihm ins Lager, die im Namen des Kaiſers von ihm den vierten Theil der Einkünfte ſämtlicher Provinzen von den lezten drey Jahren her foderten. Sie verlangten ferner, daß er ſich verbinden ſollte, dieſen Tribut regelmäßig in der Folge zu entrichten, und daß eine Anzahl Maratten bey allen Finanz-Departements angeſtellt werden ſollten, um über die ſichere Angabe der Einkünfte ein wachſames Auge zu haben. Ueberdem ſollte er die Schätze der beiden lezten Nabobs, Sujah und Suffraze Khan ausliefern, oder den Werth dafür erlegen.

Allaverdy hatte kaum Geduld, dieſe gebieteriſchen Foderungen anzuhören; er befahl den Abgeordneten ſogleich ſein Lager zu verlaſſen, und bot ihrem Feldherrn Troz. Den folgenden Tag brach er im Angeſicht des Feindes auf, der ihn zwar angriff und ſeine 1756. Infanterie in Unordnung brachte, allein gegen ſeine Cavallerie nichts auszurichten vermochte. Der Anführer der Pitanen war Muſtapha Khan, der von den Seinigen nicht allein wie ihr erbliches Oberhaupt, ſondern auch wie der Tapferſte unter ihnen geehrt wurde. Jedermann wagte ſich, alle Vornehmen des Hofes, ſelbſt Allaverdy war an den gefährlichſten Oertern gegenwärtig, und dieſe Beyſpiele thaten die größte Wirkung. Sie rückten dieſen Tag funfzehn engliſche Meilen weit vor, und nahmen abermals ein feſtes Lager ein, den folgenden Tag geſchah ein gleiches mit eben ſolchem Erfolg, und am Abend des dritten Tages langte die Armee bey der Stadt Cutwah an, dreißig Meilen von Muradavad an dem Ufer des Coſſimbuzar gelegen, der hier während der trockenen Jahreszeit wadbar iſt.

Man hatte in dieſen drey Tagen ungefähr 500 Reiter verloren, allein eine noch größere Anzahl von Pferden war dabey umgekommen. Es wurde hier Halt gemacht, um ſich zu erholen. Die Maratten hatten ſich nun auch Cutwah genähert, und waren der Meynung, daß Allaverdy hier eine Verſtärkung von Muradavad erwarten wollte, bevor er es wagen würde, den Fluß zu paſſiren. Ihr Erſtaunen war daher groß, als ſie den durchwadenden Uebergang mit ſo vielem Muth unternehmen ſahen. Der glückliche Erfolg dieſes Entwurfs beruhte darauf, daß man den Feind abhielt, den Truppen durch die Zugänge der Stadt zu folgen, bevor ſie herüber wären. Achtzig auserleſene und geharniſchte Pitanen wurden

1756. unter Anführung des Muſtapha Khan zu dieſem wichtigen Dienſte erwählt, die auch ihren Poſten behaupteten, bis Allaverdy mit der Armee auf der andern Seite des Fluſſes angelangt war, da ſie denn auch auf ihren Rückzug dachten, ſich durch die Feinde mit dem Schwert den Weg bahnten, und mit einem Verluſte von funfzehn Mann glücklich entkamen.

Allaverdy ſezte nun ſeinen Marſch ungehindert fort, und kam den folgenden Tag in Muradavad an. Seine erſte Sorge nach dieſem denkwürdigen Rückzuge war, diejenigen zu belohnen, die ihn ſo wohl dabey unterſtüzt hatten. Ein jeder einzelner Soldat erhielt ein Geſchenk, alle Offiziers wurden befördert, und Muſtapha Khan bekam nicht weniger als eine ganze Million Rupien (750,000 Thaler). Sein Neffe Zaindee Hamed, der ſich auch dabey ſehr hervorgethan hatte, wurde von jezt an zu ſeinem Nachfolger beſtimmt, ob er gleich ſeine einzige Tochter mit Nowagis Mahomed, dem älteſten Sohne ſeines Bruders Hodgee, vermählt hatte.

Die Maratten verwüſteten mittlerweile das Land, ohne jedoch ſich an die Hauptſtadt zu wagen. Die regnigte Jahrszeit, die heran kam, hemmte ihre Operationen. Sie machten jedoch Entwürfe fürs Zukünftige, worin ſie von einem übergelaufenen Befehlshaber unterſtüzt wurden. Dieſer, Namens Meerabib, war ein verſchlagner und thätiger Mann, der Unter-Statthalter von Dacca geweſen war, und die Provinz ſehr gut kannte. Durch ſeinen Rath geleitet, ſammelten ſie die Einkünfte aller Länder ein, die weſtwärts vom Fluß Hugley lagen; ferner ließ er eine

Brücke von Kähnen bey Cutwah verfertigen, und 1756. nachdem er einige Kanonen und einige Europäer ſie zu bedienen angeſchafft hatte, ſo rüſtete er zwey ſchwimmende Batterien aus, die Brücke an beiden Seiten zu vertheidigen. Sobald nun die Regenzeit vorüber war, gingen die Maratten über den Fluß nach der Inſel Coſſimbuzar, und lagerten ſich daſelbſt. Allaverdy hatte indeſſen ſeine Armee bis auf 50,000 Mann verſtärkt; 20,000 davon waren Reiter, und unter dieſen 10,000 Pitanen. Die Feinde, die ſich auf die Schnelligkeit ihrer Pferde verließen, zerſtreuten ſich in Haufen über die ganze Inſel, und verheerten alles, wobey ſie immer den gegen ſie ausgeſandten Truppen entgingen. Allaverdy beſchloß daher mit ſeiner ganzen Macht auf die Brücke bey Cutwah loszugehn. Dieſes nöthigte den Baſchir Pondit auch alle ſeine Truppen zuſammen zu ziehn, und über den Fluß zurück zu gehn, wobey die Uebereilung aber ſo groß war, daß ſie vernachläßigten die Brücke hinter ſich abzubrechen. Kaum waren die lezten Maratten herüber, als die Avantgarde des Allaverdy ankam, die zwar anfangs durch das Feuer der ſchwimmenden Batterien aufgehalten wurde; es wurde aber bald zum Schweigen gebracht, da des Nabobs Artillerie anlangte: ſeine Truppen drängten nun in ſolcher Menge auf die Brücke los, daß ſie brach, wobey über tauſend Mann umkamen. Sie wurde jedoch bald wieder hergeſtellt, und die ganze Armee ging herüber. Die Maratten fuhren fort ſorgfältig ein Treffen zu vermeiden. Allaverdy, um dem Kriege ein Ende zu machen, ſchlug eine Unterhandlung vor.

1756. Dieſe Nachgiebigkeit blies den Stolz des Baſchir Pondit ſo auf, daß er auf die nämlichen Bedingungen beſtand, die er bey Burdawan angetragen hatte, wozu er noch fügte, daß der Sohn des Suffraze Khan zum Nabob von Bengalen ernannt werden ſollte. Dieſer ſchändliche Antrag machte den Allaverdy ſo wütend, daß er ihn wider alle göttlichen und menſchlichen Rechte zu rächen beſchloß.

Er ſtellte ſich an, als ob er durchaus Friede haben wollte, und ſchlug daher eine perſönliche Unterredung mit Baſchir Pondit vor, der aber einigen Verdacht hatte, und daher die Zuſammenkunft nicht eher bewilligte, bis er mancherley Vorſichtigkeitsmaaßregeln genommen hatte; Allaverdy ſelbſt mußte auf den Koran ſchwören, daß er redlich verfahren wolle. Man kam überein, daß die Zuſammenkunft in einem Zelte geſchehn und dieſes in einer freyen Ebene, in einer gleichen Entfernung von beiden Lägern aufgeſchlagen werden ſollte; ferner ſollte ein jeder nicht mehr als funfzehn Offiziers zu Pferde, und funfzehn unbewaffnete Diener zu Fuße mitbringen, um für die Pferde Sorge zu tragen; allein die Errichtung des Zeltes wurde dem Allaverdy überlaſſen, der den Baſchir Pondit dadurch etwas ſicher machte, daß er antrug, während der Zuſammenkunft ſeine Gemahlin ins marattiſche Lager zu ſchicken, um bey der Gemahlin des Feldherrn einen Beſuch abzulegen. Zur beſtimmten Stunde näherten ſich beide Oberhäupter dem Zelt; ein jeder von ihnen hatte im Gefolge die vornehmſten und bravſten Offiziers ſeines Heers; bey Allaverdy waren auch Muſtapha Khan, und ſein

Schwager Meer Jaffier, ein ſehr tapferer Prinz. 1755.
Man ſahe zu gleicher Zeit in einiger Entfernung einen langen Zug von bedeckten Palankins, den man für das Gefolge der Gemahlin des Nabobs bey ihrem vorhabenden Beſuche hielt. Die beiden Haufen näherten ſich einander, und gingen ohne viele Ceremonien ins Zelt. Auf ein gegebenes Signal ſtürzten nun funfzig bewaffnete Soldaten aus den Seiten des Zelts hervor, worin ſie ſich hinter doppelten Wänden verborgen gehalten hatten, und fingen mit Beyhülfe von des Nabobs Gefolge ihr Mordgeſchäfte an. Baſchir Pondit mit allen ſeinen Begleitern kam dabey um, allein nur vier von Allaverdy's Offizieren; er ſelbſt hatte ſein Schwert nicht gezogen. Die Jahrbücher von Indeſtan liefern ſehr wenig Beyſpiele einer ſo ſchändlichen Verrätherey, und keines, wo ſo viel Perſonen vom hohen Range die Thäter waren. Sobald das Blutbad geendigt war, wurde ein Signal gegeben, worauf die bengaliſche Armee gegen das Maratten-Lager anrückte, Allaverdy und ſein Gefolge ſtieß dazu, und führte ſie zum Angriff. Die Maratten flohen von allen Seiten in der größten Beſtürzung, verſammelten ſich aber nachher wieder, und erneuerten den Krieg mit doppelter Verheerung und Grauſamkeit. Täglich fielen große und blutige Scharmützel vor. So währte es drey Monate lang, da denn endlich die Maratten, deren Anzahl ſehr geſchmolzen war, ſich über die Gebirge zurückzogen, und die Provinz verließen.

Dieſes aber war nur eine kurze Friſt; denn die ganze marattiſche Nation, in ihren zwey Abtheilungen

1756. von Poni und Berar, beſchloß einmüthig den Tod des Baſchir Pondit zu rächen, und kaum hatten die Ueberbleibſel von deſſen Armee Bengalen verlaſſen, ſo waren ſchon zwey neue Maratten-Heere, jedes von 60,000 Mann, im Anmarſch, die beide unabhängig von einander agirten. Die Armee von Poni wurde von Ballerow commandirt, der ohne eben den Schach Rajah, oder König der Maratten, entthront zu haben, die völlige Autorität im Staat genoß, und ſie nach ſeinem Tode ſeinem Sohne, dem im erſten Theil dieſer Geſchichte oft erwähnten Balagerow, überließ. Die andre Armee war unter Anführung des Ragogee Bonſola, der wenige Jahre zuvor die Provinz Berar erobert hatte, und ſie ſeitdem beherrſchte; eben dieſer, der auf Anreizung des Nizam-al-muluck 1740 in Carnatick einfiel, ſo wie jezt in Bengalen. Ballerow drang gerade in Bahar ein, dagegen Ragogee mit ſeinem Heer über die Gebirge nach Orixa ſeinen Zug nahm. Auf dieſe Nachricht brach Allaverdy die Brücke bey Cutwah ab, und lagerte ſich nahe bey ſeiner Hauptſtadt. Mittlerweile rückten beide marattiſche Armeen ohne Widerſtand vor, und vereinigten ſich bey Burdawan. Die Feldherren kamen überein, den Krieg in Verbindung nach einem beſtimmten Plan zu führen, und die Beute gleichmäßig zu theilen. Meer-abib ſtieß auch zu ihnen; es wurde nun wieder eine Brücke bey Cutwah geſchlagen, über welch die Maratten nach der Inſel Coſſimbuzar gingen. Allaverdy, der ſich auf gewiſſe Maaßregeln verließ, vermied durchaus eine Schlacht. Er hatte im vorigen Kriege einen vornehmen Maratten zum Gefangnen gemacht, Namens Schaſerow, deſſen Zuneigung er durch eine großmüthige Behandlung gewann. Aus Dankbarkeit wandte dieſer nach erlangter Freyheit ſeine Bemühungen an, um zwiſchen Ballerow und Allaverdy ein Vermittler zu ſeyn. Die Emiſſarien des leztern waren dabey auch nicht müßig, ſondern ſäeten den Samen der Zwietracht zwiſchen den beiden Maratten-Feldherren, indem ſie einen jeden überredten, daß der andre Theil bey Angabe der Beute nicht redlich verfahren wäre. 1756.

Es kam hierüber zu Vorwürfen, die man einander perſönlich machte, und einen Kaltſinn bey Beiden erzeugten, der den Ballerow anreizte, ſich mit Allaverdy zu vergleichen. Dieſer verſprach zwey Millionen Rupien mit der Bedingung zu bezahlen, wenn beide marattiſche Heere ſich ſogleich zurückzögen, und noch drey Millionen, ſobald ſie in ihren Ländern angelangt ſeyn würden. Es wurde eine Unterredung feſtgeſezt, die den 30ſten März 1743 zwiſchen Ballerow und Allaverdy vor ſich gehn ſollte, allein lezterer ahnete Verrätherey, weil ſich an eben dieſem Tage die Truppen des Ragogee in Bewegung ſezten, und eilte daher in ſein Lager zurück, nachdem er ſchon auf dem Wege zur Zuſammenkunft geweſen war. Indeſſen geſchah dieſe doch 3ten April, und dauerte zwey Stunden, in welcher Zeit der Tractat förmlich geſchloſſen wurde. Ragogee verſtellte ſeinen Unwillen, bis die Maratten die Inſel Coſſimbuzar verlaſſen hatten, da er ſich durchaus weigerte dem Tractat beyzutreten. Ballerow, der die zwey Millionen Rupien bereits empfangen hatte, bekümmerte ſich nicht weiter um den Erfolg,

1756. und gab ſich keine Mühe, weder ihn zu überreden, noch ihn zum Rückzuge zu zwingen, ſondern marſchirte mit ſeinen Truppen ab.

Allaverdy, der froh war, wenigſtens die Hälfte ſeiner Feinde entfernt zu haben, rückte nun gleich auf den Ragogee los; allein die Maratten vermieden ein Treffen, und verheerten die vertheidigungsloſen Gegenden des Landes bis zum Monat Junius; ſodann marſchirten ſie nach Orixa, und eroberten dieſe Provinz in kurzer Zeit. Ragogee, mit Bewilligung der andern Kriegsbefehlshaber, gab die Statthalterſchaft derſelben dem Meer-abib. Man wartete nur blos das Ende der Regenzeit ab, um wieder in Bengalen einzufallen. Im folgenden Jahre 1744 kamen neue Schwärme von Maratten aus ihrem Lande an, plünderten auf ihrem Zuge, durch Bahar und Bengalen, alles was ihnen vorkam, und ſtießen ſodann zu ihren Landsleuten in Orixa. Allaverdy bemühte ſich, erſt Bengalen von dieſem kriegeriſchen Ungeziefer zu reinigen, und ging hernach mit ſeiner ganzen Macht, ſie in Orixa zu bekriegen. Hier brachte er ſie durch allerhand Kriegsliſt mehr als einmal zum Treffen, wobey ſie beſtändig unterlagen und großen Verluſt hatten. Er verfolgte dieſe Vortheile, und in weniger als drey Monaten zwang er ſie, die Provinz zu verlaſſen. Kaum aber war er wieder in Muxadavad angelangt, als ſie von neuem Einfälle thaten, allein ihre Detaſchements waren nicht ſtark genug, um Furcht zu erregen. Allaverdy ſchickte daher ſeinen Neffen, Zaindee Hamed, mit einer Armee nach Patna,

um ſie im Zaum zu halten, und fing nun an Ruhe 1756.
zu hoffen, die ihn jedoch immer noch flohe.

Der Ruf des Muſtapha Khan, und ſein Credit unter den Truppen, hatte ihn einige Zeit her dem Hedgee verdächtig gemacht, welcher ſchloß, daß, wenn er auch noch nicht gefährliche Abſichten hege, er doch nach dem Tode des Allaverdy zum Nachtheile ſeines eignen Sohnes, Zaindee Hamed, nach der Regierung trachten könnte, die ihm von ſeinem Onkel zugedacht war. Bloße Argumente aber, ohne Thatſachen, konnten Allaverdy nicht dahin bringen, einen Verdacht auf einen muthigen Befehlshaber zu werfen, der ihm allezeit treu gedient hatte, und dafür von ihm immer großmüthig belohnt worden war. Er foderte Beweiſe; man zeigte ihm Briefe, die von Meer-abib an Muſtapha Khan geſchrieben zu ſeyn ſchienen, und eine frühere Correſpondenz vorausſezten, deren Gegenſtand die Ermordung des Allaverdy war, wobey Muſtapha das Verſprechen erhielt, von den Maratten unterſtüzt zu werden, um ſich der Regierung zu bemächtigen. Der Nabob, welcher ſich nicht vorſtellen konnte, daß ſein Bruder, bey einer ſo wichtigen Angelegenheit, niederträchtige Künſte gebrauchen würde, glaubte den Betrug, und beſchloß, den Muſtapha Khan beym nächſten Beſuche niederzuſtoßen. Dieſer erhielt aber davon Nachricht, worauf er ſogleich mit ſeinen 3000 Pitanen abmarſchirte; 3000 andere Pitanen, die nicht unter ſeinem Commando ſtanden, folgten ihm den andern Tag nach, und alle nahmen ihren Weg nach Bahar.

1756. Ihr Abmarſch beſtätigte Hodgee's Vorgeben. Zaindee Hamed erhielt Befehl, von Patna aufzubrechen und den weitern Rückzug der Pitanen aufzuhalten, während daß Allaverdy ſie mit andern Truppen verfolgte, und ſie erreichte, bevor ſein Neffe zu ſehen war. Muſtapha Khan zögerte daher nicht, ein Treffen zu liefern. Das Gefecht war blutig und hartnäckig, ſo ungleich an Anzahl auch beide Armeen waren; der Erfolg blieb zweifelhaft, bis beide Heerführer auf einander trafen. Allaverdy ſaß auf einem Elephanten, und war von einer mit Musketen bewaffneten Leibwache umringt, die geübt war nach dem Ziele zu ſchießen. Dieſe gaben eine Generalſalve, wovon jeder Schuß auf Muſtapha Khan gerichtet war, der mit Wunden bedeckt todt zur Erde ſtürzte. Samſcheer Khan, der im Range folgende Befehlshaber der Pitanen, gab nun das Zeichen zum Rückzuge, verließ die Provinz, und marſchirte mit den Truppen nach ihrem oſtwärts von der Jumna gelegenen Lande.

Hodgee, der ſeinen Bruder begleitet hatte, ging nach der Schlacht, um die Adminiſtration von Bahar zu übernehmen, nach Patna. Er führte das Haupt des Muſtapha Khan mit ſich, und ließ es auf einer Stange rund um die Stadt tragen, während welcher Prozeſſion es von dem Pöbel mit aller nur erſinnlichen Schmach belegt wurde. Allaverdy eilte nach Bengalen zurück, das in ſeiner Abweſenheit wieder den Verheerungen der nämlichen Maratten ausgeſezt geweſen war, die er aus Orißa vertrieben hatte. So endigte ſich das Jahr 1746. Beſtändige Märſche und einige Scharmützel war alles, was im folgenden Jahre vorfiel, bis am Ende deſſelben ſich Vorfälle ereigneten, die des Nabobs Standhaftigkeit auf die größte Probe ſezten. 1756.

Meer-abib, der ſeit ſeinem Abfall keine Gelegenheit vorbey gelaſſen hatte, Allaverdy zu ſchaden, hatte mit Samſcheer Khan gleich nach dem Tode des Muſtapha Khan einen Briefwechſel angefangen. Dieſer pitaniſche Befehlshaber erſchien daher, der Abrede gemäß, mit 8000 Mann im December an den Ufern des Ganges, Patna gegen über. Er hoffte dieſe Stadt zu überrumpeln, und trug ſeine Truppen deshalb dem Zaindee Hamed an. Hodgee hatte einige Nachricht, von der Verbindung des Samſcheer Khan und des Meer-abib, und rieth daher ſeinem Sohne, eine Zuſammenkunft vorzuſchlagen, wobey alle pitaneſchen Anführer, vermöge einer heimlichen angelegten Mine, in die Luft geſprengt werden könnten. Zaindee Hamed aber, der ſeines Vaters Verdacht für grundlos hielt, verwarf den Vorſchlag, und wollte erſt Allaverdy's Befehle abwarten. Dieſer rieth ihm, die Pitanen in Sold zu nehmen, allein bey der nächſten Gelegenheit ihre Anführer aus dem Wege zu räumen. Man kam wegen der Bedingungen bald überein, und die vornehmſten Offiziers mit 2000 Mann gingen über den Fluß, wo ſie Zaindee Hamed in einem Zelt empfing, das in einer kleinen Entfernung von der Stadt aufgeſchlagen war. Samſcheer Khan näherte ſich zuerſt, warf ſich zur Erde, und erhielt von Zaindee eine Rolle Betel, als ein Pfand der Freundſchaft, worauf er hinter ihn trat, zum Zei-

1756. chen, daß er nun von ſeinen Befehlen abhienge. Eine gleiche Ceremonie geſchah mit eilf andern Befehlshabern; als Zaindee Hamed aber dem dreyzehnten den Betel reichte, ſo ſtieß einer von den vorigen, der dicht hinter ihm ſtand, ihm über die Schultern den Dolch ins Herz. In dem nämlichen Augenblicke wurden auch alle gegenwärtige Hofbedienten des Zaindee niedergeſtoßen, während daß die draußen ſtehenden Pitanen die Leibwache angriffen. Das Erſtaunen bey dieſem unerwarteten Vorfalle war auf der einen Seite ſo groß, als es der Ungeſtüm auf der andern war, daher wurden die bengaliſchen Soldaten bald zerſtreut. Die Pitanen verloren keine Zeit, ſondern einige Haufen eilten im Galop nach der Stadt, und nahmen ein Thor in Beſitz, bis Samſcheer Khan mit den übrigen Truppen anrücken konnte.

Die Beſtürzung war hier ſo außerordentlich, daß niemand an Widerſtand dachte. Die Pitanen hieben alles nieder was ihnen vorkam, ohne Unterſchied des Standes, Alters und Geſchlechts, und ſo drangen ſie in die Citadelle. Ihre erſte Sorge war nun Hodgee aufzuſuchen, um an ihm den Tod des Muſtapha Khan und den ſeinem Leichnam angethanen Schimpf zu rächen. Er wurde gefangen genommen, da er in einem verdeckten Palankin zu entkommen ſuchte, und ſogleich wie der niedrigſte Miſſethäter öffentlich gegeißelt. Nachher ſezte man ihn auf einen Eſel, band ihm die Füße unter dem Bauche des Thieres zuſammen, bemalte ſein Geſicht halb ſchwarz halb weiß, und ſo führte man ihn in

Prozeßien herum, unter allem nur erdenkbaren Spott, Schmähungen und Verwünſchungen. Man fand in ſeinem Hauſe fünf Millionen Rupien; da aber noch verborgene Schätze vermuthet wurden, ſo ſezte man die Geißel wieder auf das erbärmlichſte in Bewegung, um das Geſtändniß davon zu erpreſſen. Allein er hatte entweder nicht mehr, oder er glaubte, daß ſein Geſtändniß ihn nicht von fernern Martern befreyen würde; genug, er ertrug dieſe grauſame Behandlung mit Standhaftigkeit, bis ſein Leben in Gefahr war, da dem Samſcheer Khan, der ihm noch größere ſinnreiche Qualen zugedacht hatte, einzuhalten und ihn wohl in Acht zu nehmen befahl. Die unglückliche Wittwe des Zaindee aber fand Mittel ihm Gift zuzuſtellen. Er nahm es ſogleich zu ſich, und in wenig Stunden war er von allen fernern Martern erlöſet. So hart auch ſein Schickſal war, ſo erregte es doch wenig Mitleiden, denn ſein Geiz, ſeine Treuloſigkeit und Grauſamkeit, hatten ihn bey allen Volksklaſſen zum Gegenſtande des Abſcheus gemacht.

Die an der andern Seite des Fluſſes zurückgebliebenen Pitanen kamen nun auch nach der Stadt, die dreyzehn Tage lang ein Theater von Mord und Raub war. Endlich wurde der Tumult geſtillt; Samſcheer Khan ernannte Perſonen, die Stadt zu regieren, hob Contributionen aus den benachbarten Diſtricten ein, und warb Truppen an.

Die Nachricht von dieſen Unglücksfällen erſchütterte die Seele des Allaverdy ſo ſehr, daß er einige Tage lang zu allen Regierungsgeſchäften ganz un-

1756. fähig war. Sein größter Gram war der Tod des Zaindee Hamed; der einzige von ſeiner Familie, der würdig war ſein Nachfolger zu ſeyn. Die Begierde nach Rache aber flammte bald wieder ſeinen gewöhnlichen Starkmuth an, und er ſchien von neuen Kräften belebt zu werden; er verſtärkte ſeine Armee, führte eine neue Diſciplin bey derſelben ein, und bemühte ſich die gänzliche Ergebenheit der 4000 Pitanen zu erwerben, die nach des Muſtapha Khans Abzug noch bey ſeinem Heere geblieben waren. So vorbereitet zog er im März 1748 mit 25000 Mann Reiterey und 15000 Mann Fußvolk zu Felde, und rückte durch den Paß von Tacriagully in Bahar ein.

In dieſer Zwiſchenzeit hatte Samſcheer Khan in ſeinem neueroberten Lande auch 5000 Mann Reiter und 10,000 Mann Fußtruppen angeworben, zu denen ſeine 8000 Pitanen ſtießen. Er lagerte ſich mit dieſer Armee zwanzig engliſche Meilen von Patna, nachdem er zuvor mit den Maratten Abrede genommen hatte, daß dieſe dem Allaverdy in Rücken fallen ſollten, während ihn die Pitanen von vorn angriffen. Meerabib und Ragogee waren auch ſchon bis Burdawan vorgerückt, um erſt von des Nabobs Bewegungen Kundſchaft einzuziehen. Kaum hatte er Tacriagully paßirt, als ſie vermöge eines kurzen Weges über die Gebirge gingen, und mit der bengaleſchen Armee zugleich in der Mitte von Bahar eintraffen. Allaverdy ward den ganzen Umfang ſeiner Gefahr inne, dennoch marſchirte er fort, bis er das Lager des Samſcheer Khan erreicht hatte; ſodann ließ er

1756. ſeine Zelter und Bagage in der Ebene unter geringer Bedeckung zurück, und rückte vor, den Pitanen ein Treffen zu liefern, die ſich auch dazu bereit fanden. Die Maratten waren nur wenige Meilen zurück und eilten zum Siege herbey, der wider den von allen Seiten umringten Nabob nicht einen Augenblick zweifelhaft ſchien. Er ſelbſt durfte kaum an einer gänzlichen Niederlage zweifeln, daher hatte er den Entwurf gemacht, die Maratten durch eine anziehende Beute aufzuhalten, und deßhalb ſeine ganze Bagage Preiß gegeben. Es geſchah wie er vorher geſehn hatte; denn dieſe raubſüchtigen Feinde, anſtatt ihren Bundsgenoſſen im Treffen beyzuſtehn, wandten die koſtbare Zeit zum Plündern an. Die Beute war in ungeheurer Menge, und beſchäftigte das ganze Marattenheer. Dennoch war die Schlacht die ſchrecklichſte und hartnäckigſte, die ſeit vielen Jahren in Indoſtan erfochten wurde. Allaverdy hatte die Wuth der Pitanen bey ihrem erſten Anfalle vermuthet, und war daher im Hintertreffen geblieben, um ſeine Truppen beym Zurückweichen wieder in Ordnung zu bringen. Er wäre aber doch wahrſcheinlich geſchlagen worden, wenn er nicht ſeine Cavallerie mit Fußvolk vermiſcht hätte, die mit Muſketen bewafnet und gute Schützen waren. Dieſe zielten ſo wohl, daß die meiſten der feindlichen Befehlshaber, und endlich Samſcheer Khan ſelbſt, eben da dieſer ſich den Weg zu des Allaverdy's Elephanten gebahnt hatte, von ihren Kugeln getroffen wurden. Der Tod dieſes Anführers entſchied die Schlacht. Die Pitanen eilten nach Patna zurück, wo ſie ſich

1756 in der Geſchwindigkeit bemühten ihre Effekten zuſammen zu bringen, und die Einwohner zu plündern; ſodann verließen ſie die Stadt, gingen über den Ganges und nahmen den Weg nach ihrem Lande.

Nachdem Allaverdy die Regierung in Bahar geordnet hatte, ging er nach Muradavad zurück. Die Maratten fuhren zwar nach der Niederlage der Pitanen beſtändig fort in Bengalen, Bahar und Orixa herumzuſtreifen, allein ihre Kriegsoperationen waren nicht furchtbar genug, um den Nabob ſelbſt ins Feld zu locken; er übergab daher das Commando der Armee ſeinem Feldherrn Meer Jaſſier, der ſie allenthalben verjagte.

Dieſer Marattenkrieg wurde ſeit dem Rückzuge des Ballerow 1743 blos von Ragogee Bonſola geführt, zu dem, außer ſeinen Landesleuten, von Zeit zu Zeit eine Menge kriegeriſcher Abentheurer aus andern Ländern ſtießen. Im Jahre 1749 vereinigte ſich Ragogee mit dem Nazir-jing, da dieſer im Carnatick erſchien, wie bereits im erſten Bande erzählt worden iſt. Dieſe Hülfstruppen beſtanden in 10,000 Maratten, die bey gegenwärtiger und andern Expeditionen durch Gefechte und Strapatzen immer mehr einſchmolzen. Im Anfange des folgenden Jahres (1750) überfiel Meer Jaſſier in den Gebirgen von Bahar ein Corps von 5000 Maratten, von denen mehr als die Hälfte niedergehauen wurden.

Zu eben dieſer Zeit herrſchte in Delhi große Unordnung. Die Armee des Kaiſers Hamed Schach war unter Anführung des Veziers Seifdar Jung im vorigen Jahre von den Rohillas geſchlagen wor-

1756.

den. Dieſe Nation iſt ein Stamm der Pitanen und der Provinz Aude zinsbar. Zwanzig Jahr vorher war dies Volk noch ſehr unbedeutend; daher die Schande der Niederlage deſto ſtärker gefühlt würde. Um den Schimpf auszulöſchen, beſchloß der kaiſerliche Hof, vom Ballagerow, der ſeinem Vater Ballerow in der Regierung von Poni gefolgt war, 40,000 Maratten zu miethen. Dieſes eigne Unglück entzog dem Kaiſer die Mittel mehr Feinde wider Allaverdy in Bewegung zu ſetzen; außerdem ſchien auch das Alter des Subah den ehrſüchtigen Geiſt etwas gebeugt zu haben, der ihn dem ganzen Reiche ſo furchtbar gemacht hatte. Der Hof von Delhi fand daher fürs beſte, den Allaverdy als Subah von Bengalen, Bahar und Orixa zu beſtätigen, unter der Bedingung, an dem Großen-Mogul jährlich den gewöhnlichen Tribut von ſechs Millionen Rupien zu bezahlen.

Die kaiſerlichen Patente kamen in Muxadavad an, gleich nachdem die 5000 Maratten in Bahar geſchlagen worden waren. Allaverdy nutzte beide Vorfälle, um eine Unterhandlung mit ihren Befehlshabern anzufangen, wobey er ſich erbot, ſie im Beſitz des ſüdlichen Theils von Orixa zu laſſen, bis ein dauerhafter Friede mit den Oberhäuptern ihrer Nation geſchloſſen werden könnte; allein die ausdrückliche Bedingung war, daß alle ihre Truppen ſogleich Bengalen und Bahar räumen ſollten. Dieſer Antrag wurde angenommen, und der Subah ſchickte bald nachher einen Geſandten nach Poni; allein viele ſtreitige Punkte verzögerten die Ratifica-

1756 tion des Tractats bis zu Ende des Jahrs 1753, da man überein kam, daß Allaverdy jährlich 20,000 Rupien bezahlen, und der ſüdwärts von Catteck gelegene Theil von Oriſa den Maratten auf ewig eingeräumt werden ſollte; ferner ſollten ſie die Hälfte der Einkünfte des nordlichen Theils bis an den Fluß Pipli erhalten, und die Erlaubniß haben Perſonen zu ernennen, die in Verbindung mit des Nabobs Beamten die Einſammlung beſorgen könnten.

So endigte ſich dieſer Krieg. Alle öſtlichen vom großen und kleinen Ganges liegende Länder, die Inſel Coſſimbuzar ausgenommen, waren durch dieſe Flüſſe gegen die Trübſale beſchützt worden, die Oriſa, den weſtlichen Theil von Bengalen, und die ſüdliche Region von Bahar ſo ſchwer befielen, wo die kleinmüthigen Einwohner, oft durch falſche Nachrichten geſchreckt, beſtändig auf der Flucht waren. Dieſe Unglücklichen wanderten herum, ohne Barmherzigkeit und Hülfe bey ihren Landsleuten zu finden; denn die Furcht verunreinigt zu werden, hält alle der indiſchen Religion Zugethane ab, die Bedürfniſſe derer zu befriedigen, oder ihnen nur ein Obdach zu geſtatten, die ſie nicht kennen, oder ihnen nicht empfohlen ſind. Da ſie alle ihre Empfindungen der Menſchenliebe auf Perſonen von ihrer eignen Caſte einſchränken, ſo laſſen ſie Fremde ohne Mitleiden vor ihren Augen umkommen. Alle Vortheile des Climas, das Feuer und Kleidung faſt ganz entbehrlich macht, konnten die vertilgenden Wirkungen dieſer allgemein herrſchenden Furchtſamkeit und Unbarmherzigkeit nicht verhindern.

Bey=

Beyſpiele von dieſem Elende ſahen die in Calcutta wohnenden Engländer häufig, da die Flüchtlinge oft in großer Menge über den Fluß kamen, und hier bey ihren Landsleuten Schutz ſuchten, den ſie nicht fanden, und daher aus Mangel umkamen. Sie theilten den Einwohnern der Stadt ihre Furchtſamkeit mit, ſo daß dieſe 1742 um Erlaubniß baten, auf ihre eignen Koſten rund um den Compagnie-Bezirk einen Graben zu ziehen, von dem nordlichen Theile von Soota-nutty an, bis nach dem ſüdlichen von Govindpore. Man bewilligte dies Geſuch, ob es gleich ein Werk von ſieben engliſchen Meilen war, und zu deſſen Vertheidigung nicht mehr als 300 Europäer und 500 Peons vorhanden waren. In Zeit von ſechs Monaten war man mit dieſer Arbeit ſchon drey Meilen weit gekommen, als die Einwohner ſich von ihrem vorigen Schrecken erholten, da ſich keine Maratten zeigten, und überdem Allaverdy die wirkſamſten Maaßregeln genommen hatte, ſie von der Inſel Coſſimbuzar abzuhalten. Das Werk wurde daher nicht vollendet, und erhielt wegen der Veranlaſſung den Namen: der Marattengraben.

Allaverdy widerſetzte ſich dieſer Arbeit nicht, vielmehr erlaubte er den Engländern im nämlichen Jahre ihre Faktorey in Coſſimbuzar mit Mauern und Baſtionen zu umgeben. Sein übriges Betragen aber zeigte, daß dieſe Gunſtbezeugungen nicht von einem Wunſche herrührten, ſich die Europäer geneigt zu machen, um ſich ihrer bey ſeinen Kriegen zu bedienen, denn ungeachtet des Beyſtandes, den ihn die Engländer willig geleiſtet haben würden, verlangte

1756. er doch nie ihre Hülfe. Er verbot ſowohl ihnen als den Franzoſen in ſeinen Staaten Feindſeligkeiten zu begehen, während des Krieges, der zwiſchen beiden Nationen im Jahr 1741 angefangen hatte; und da die Faktoren der Compagnie von Oſtende ſeine Autorität bey einer gewiſſen Gelegenheit verachtet hatten, ſo griff er ſie 1748 an, und trieb ſie ganz von dem Fluß Hughley weg. Er erpreßte Geld zu wiederholtenmalen von den engliſchen, franzöſiſchen und holländiſchen Beſitzungen, unter dem Vorwande, daß da ſie den Schutz ſeiner Waffen genöſſen, ſie auch zum Unterhalte der Truppen beytragen müßten. Wenn man in Calcutta dieſe Foderungen nicht ſogleich bewilligte, ſo hemmte er ohne Verzug den Handel. Indeſſen überſtieg alles, was die Engländer ihm bis jezt bezahlt hatten, nicht 100,000 Pf. Sterlinge.

Die Maratten thaten während dem ganzen Kriege dem Handel der Engländer nur einmal einen beträchtlichen Schaden. Dies war 1748, da ſie eine Menge Böte anhielten, die auf dem Fluſſe von Coſſimbuzar nach Calcutta fuhren, und 300 Ballen rohe Seide wegnahmen, welche der Compagnie gehörten. Aber die Vortheile des europäiſchen Handels überhaupt waren durch den elenden Zuſtand des Landes ſehr verringert; das Arbeitslohn wurde erhöhet, und alle Arten von Manufakturwaaren ſchlechter gemacht.

Die Schwierigkeiten, die Allaverdy ſeit dem Anfange ſeiner Regierung mit ſo vielem Muthe beſiegt hatte, löſchten bey ſeinen Unterthanen den Haß aus,

1756. den ſie wegen ſeiner Uſurpation gegen ihn gefaßt hatten; da ſie ſeinen Eifer wahrnahmen, ſie wider die Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit ſeiner Kriegs- und Civilbedienten zu beſchützen, ſo erwarb er ſich vielmehr ihre Liebe in einem hohen Grade. So auszeichnend war ſeine Freymüthigkeit und Großmuth bey allen Gelegenheiten, wo ſein Ehrgeiz nicht ins Spiel kam, daß ſein Undank gegen ſeinen Wohlthäter Sujah Khan, der Meuchelmord des Baſchir Pondit, und ſein Vorhaben den Muſtapha Khan auch umzubringen, ſeinem Bruder Hodgee größtentheils zugeſchrieben wurden. Er war vielleicht der einzige Fürſt in Indien, den ſeine Unterthanen nicht ermordet zu ſehen wünſchten. Er hätte aber kaum dieſe hohe Stufe des Ruhms und des Glücks beſtiegen, als die ſich mehrende Schwachheit des Alters ihn an ſein herannahendes Ende erinnerte. Die unüberlegte Wahl ſeines Nachfolgers machte dieſe Erinnerung noch unangenehmer, verurſachte ihm viel Unruhe, und verbitterte ſeine letzten Tage.

Da er keine Kinder hatte, ſo fiel die Succeßion in die Familie ſeines Bruders Hodgee, von dem drey Söhne am Leben waren, Nowagis Mahomed, Zaindee Hamed, und Sid Hamed. Nowagis heirathete die einzige Tochter des Allaverdy, mit welcher er aber keine Kinder zeugte; Sid Hamed hatte einen Sohn, und Zaindee Hamed hatte deren zwey hinterlaſſen, von denen der älteſte, Namens Mirza Mahmud, von Allaverdy als Sohn angenommen wurde; ein gleiches that Nowagis mit dem andern, Moorad Dowlah. Die großen Eigenſchaften des

1756. Zaindee rechtfertigten den Allaverdy, daß er ihn ſeinem älteſten Bruder Nowagis vorzog, der von viel geringern Fähigkeiten war. Nach dem Tode des Zaindee aber war keine Urſache vorhanden, den Nowagis abermals auszuſchließen; denn er war von einer weit beſſern Gemüthsart, wie ſein Bruder Sid Hamed, und von den zwey hinterlaſſenen Söhnen des Zaindee war der jüngſte Moorad Dowlah von ſehr ſchwachem Verſtande; der älteſte Mirza Mahmud hingegen, ein Jüngling von ſiebenzehn Jahren, zeigte bereits die Anlage zu den größten Laſtern, und dieſes in einem Alter, wo man von Prinzen nur Thorheiten erwartet. Allein die große Neigung, die Allaverdy gegen den Vater gehabt hatte, wurde nun ſeinem Sohne zu Theil, den er ſeit einigen Jahren in ſeinem Palaſte hatte erziehen laſſen; anſtatt jedoch deſſen üble Gemüthsart zu verbeſſern, wuchs ſolche vielmehr durch übergroße Nachſicht. Da dieſer Knabe ohne alle Empfindung des Mitleidens geboren war, ſo kannte er ſchon in ſeiner erſten Kindheit kein größeres Vergnügen, als Vögel und Thiere zu martern. Seine natürliche Grauſamkeit, durch Gewohnheit und Schmeicheleyen geſtärkt, verurſachte, daß er das Leiden ſeiner Nebenmenſchen eben ſo unempfindlich betrachtete. Er war nicht ohne Verſtand, allein voller Abgeſchmacktheit, hartnäckig, finſter, und ungeduldig ſich widerſprechen zu laſſen; ungeachtet aber ſeiner Verachtung gegen alle andre Menſchen machte ihn ſeine angeborne Feigherzigkeit jedermann verdächtig, der ſich ihm näherte, ſeine Günſtlinge ausgenommen, die Hofnarren und

Nichtswürdige waren, und diejenigen, die er ſich 1756. von gemeinen Bedienten zu ſeinen Geſellſchaftern erkohren hatte. Mit dieſen lebte er in den zügelloſeſten Ausſchweifungen; beſonders beſoff er ſich immer in ſtarken Getränken, die noch mehr ſeine böſen Leidenſchaften anflammten. Er war jedoch ſo liſtig, ſich in Gegenwart des Allaverdy mit vielem Anſtande zu betragen, dem niemand ſich unterſtand die Augen zu öffnen.

Dieſen Jüngling erklärte Allaverdy 1753 zu ſeinem Nachfolger, und von dieſer Zeit an ließ er ihm große Autorität in allen Provinzen. Seine Unterthanen ſahen mit ſo viel Verwunderung als Betrübniß dieſe blinde Neigung eines Fürſten, der ſo viele Proben ſeines großen Verſtandes gegeben hatte, und der bey der wichtigſten Angelegenheit ſeines ganzen Lebens keinen zeigte. Die Ernennung war jedoch unwiderruflich, und Mirza Mahmud empfing dabey den Namen Chiragee-al-Dowla, welches in der Landesſprache die Lampe der Reichthümer bedeutet; die Europäer aber nannten ihn Surajah-Dowlah. Seine beiden Onkel, Nowagis und Sid Hamed, erregten zwar nicht eine öffentliche Rebellion, allein ſie zeigten ſo vielen Unwillen, daß Allaverdy überzeugt war, ſie würden nach ſeinem Tode die Nachfolge ſtreitig machen. Er wußte, daß Nowagis von einem ſehr fähigen Manne, Namens Hoſſein Cooley Khan, regiert wurde, und beſchloß daher dieſen aus dem Wege zu räumen. Nowagis beſaß ſeit einigen Jahren die Statthalterſchaft von Dacca, und hatte viele Reichthümer geſammelt, die ihn in den

1756. Stand ſezten ein großes Gefolge von bewaffneten Leuten in beſtändigem Solde zu halten; überdem war der Viceſtatthalter von Dacca ein Neffe des Hoſſein Cooley Khan; Allaverdy befürchtete daher, daß Nowagis ſich dahin begeben und ihm den Gehorſam aufſagen dürfte, wenn er etwas unternähme, bevor dieſe Stadt in andern Händen wäre. Surajah Dowlah aber hob dieſe Beſorgniß bald; er ſchickte Meuchermörder ab, die ſich verkleidet nach Dacca begaben, ſich in den Palaſt des Viceſtatthalters ſchlichen, und ihm in der Nacht das Herz durchbohrten. So bald dieſer Tod in Muradavad bekannt wurde, griff Nowagis zu den Waffen, allein mehr aus Furcht eigner Gefahr, als in der Abſicht den Mord zu rächen. Allaverdy beruhigte ihn aber durch die Verſicherung, daß die That ohne ſein und des Surajah Dowla Wiſſen geſchehen wäre. Sobald die Ruhe wieder hergeſtellt war, wurde auch Hoſſein Cooley Khan bey hellem Tage ermordet, als er durch die Straßen von Muradavad ging.

Dieſe Mordthaten vermehrten die böſen Ahnungen, die man von der künftigen Regierung des Surajah Dowla hatte. Nowagis und Sid Hamed, die bisher jeder für ſich gehandelt hatten, vereinigten ſich nunmehr, und obgleich ihre Ehrfurcht gegen Allaverdy ſie von der Rebellion bey ſeinem Leben abhielt, ſo verſtärkten ſie doch ihre Truppen, und nahmen Maaßregeln für die Zukunft. Beide Partheyen blieben in dieſem Zuſtande von gegenſeitigem Groll bis zu Anfange des Jahres 1756, da Beide, ſowohl Nowagis als Sid Hamed, an einem bösartigen Fieber ſtarben.

1756. Dieſe Todesfälle löſten zwar die Vereinigung ihrer Familien auf, allein dennoch blieben dem Surajah Dowlah noch mächtige Nebenbuhler übrig. Nowagis hinterließ große Schätze, die ſeine Wittwe, die Tochter des Allaverdy, nicht beſſer aufzubehalten glaubte, als wenn ſie die Thronfolge ſtreitig machte. Ihr Geſchlecht ſchloß ſie zwar von der Regierung aus, wozu ſie ſonſt als das einzige Kind des Allaverdy das größte Recht gehabt hätte; überdem war der jüngere Bruder des Surajah Dowlah, den ihr Gemahl an Kindesſtatt angenommen, todt: allein er hatte einen Sohn hinterlaſſen, ein Kind von zwey Jahren, das ſie als Rival ihres unwürdigen Vetters aufſtellen wollte. Auch der Sohn des Sid Hamed, der Stadthalter von Purneah war, und ſich auf den allgemeinen Haß des Volks gegen Surajah Dowlah verließ, warb Truppen an, um ſich ſeiner Succeßion zu widerſetzen.

Ein Gento, Namens Rajah-bullub, war an die Stelle des ermordeten Hoſſein Cooley Khan Miniſter des Nowagis geworden. Nach dem Tode dieſes Prinzen dauerte ſein Anſehn bey deſſen Wittwe noch immer fort, man glaubte, daß er mit ihr auf einen vertrauteren Fuß lebte, als weder ihr Rang, noch ſeine Religion erlaubten. Da der Ausgang des großen Streits noch zweifelhaft war, ſo beſchloß er ſeine Familie und Schätze wenigſtens in Sicherheit zu bringen, die bisher in Dacca geweſen waren; er befahl daher ſeinem Sohne Kiſſendas ſie von da abzuführen, unter dem Vorwande, eine Pilgerſchaft nach der Pagode Jagernaut zu thun, die an der Küſte

1756. von Orira liegt. Kiſſendas verließ Dacca mit einigen wohl beladenen Böten, und fuhr über verſchiedene Flüſſe, in der Abſicht Coſſimbuzar zu erreichen. Der engliſche Ober-Faktor dieſes Ortes, Watts, war von Rajah-bullub erſucht worden, die Erlaubniß bey der Präſidentſchaft zu Calcutta auszuwirken, daß ſein Sohn mit ſeiner Familie, im Nothfalle, hier einige Tage verweilen könnte. Man hatte in dieſer Zeit zu Allaverdy's Geneſung wenig Hoffnung; daher die Wittwe des Nowagis Muradavad verließ, und mit 10,000 Mann, unweit davon, ein Lager bezog; viele glaubten daher, daß ihr Widerſtand gegen Surajah Dowlah wirkſam ſeyn würde. Watts war deshalb ſehr geneigt, ihrem Miniſter zu willfahren, und ſchrieb gleich nach Calcutta. Kaum war ſein Brief angekommen, als man ſchon die Böte des Kiſſendas wahrnahm. Der Präſident Drake befand ſich damals in Ballaſore, die übrigen Glieder der Regierung folgten dem Gutachten des Ober-Faktors, und nahmen die Gento-Familie in ihrer Stadt auf.

Unter den in Calcutta wohnenden Kaufleuten befand ſich ein Gento, Namens Omichund, ein Mann von großem Verſtande, der durch einen unermüdeten Fleiß in einem Zeitraume von vierzig Jahren ſich ein beträchtliches Vermögen erworben hatte, ſo daß er für den reichſten Mann in der Colonie gehalten wurde. Seine Wohnung war von großem Umfange, und in viele Abtheilungen getheilt; die Anzahl ſeiner Bedienten, die beſtändig mit mannichfaltigen Arbeiten beſchäftigt waren, und ein Gefolge von bewaffneten Leuten, die in ſeinem Solde ſtanden, alles dieſes zeigte mehr einen Fürſten als einen Kaufmann an. 1756. Sein Handel breitete ſich über alle Theile von Bengalen und Bahar aus, und theils durch Geſchenke, theils durch geleiſtete Dienſte hatte er ſich am Hofe zu Muradavad ſoviel Anhänger gemacht, daß bey unangenehmen Vorfällen die Präſidentſchaft ſich gewöhnlich ſeiner Vermittelung bey dem Nabob bediente. Dieſer glänzende Zuſtand war, wie man leicht vermuthen kann, ein Gegenſtand von vielem Neide; da nun die Manufakturwaaren des Landes, wie ſchon oben geſagt, ſeit dem Marattenkriege ſich in Anſehung der Güte und der Preiße verändert hatten, ſo wurde dieſes Uebel größtentheils dem Geiz und der Ungerechtigkeit des Omichund zugeſchrieben. Die Engländer wünſchten wo möglich die Waaren wieder auf den vorigen Fuß zu bringen; ſie gingen daher im Jahre 1753 von ihrer gewöhnlichen Methode ab, mit Kaufleuten Contracte zu ſchließen, und ſchickten eigne Faktoren, die ſämtlich Gentos waren, nach den Zeugmärkten des Landes. Von dieſer Zeit an hatte Omichund keinen Antheil mehr an dem Handel der Compagnie; dieſer Umſtand verringerte beträchtlich ſeinen eignen Handel, und hemmte ſeine Habſucht, ob er gleich vier Millionen Rupien beſaß. Er ſezte jedoch ſeine Geſchäfte fort, und verdoppelte ſeine Bemühungen, am Hofe des Subah ſeinen Credit aufrecht zu halten. Rajahbullub erſuchte ihn daher jezt auch, ſeinem Sohne Kiſſendas bey deſſen Ankunft in Calcutta Dienſte zu leiſten. Omichund nahm ihn auch mit großer Gaſtfrey-

1756. heit auf, und wieß dem ganzen Gefolge bequeme Wohnungen an.

Die Aufnahme des Kiſſendas in Calcutta wurde bald in Muxadavad bekannt. Surajah Dowlah ward darüber ſo erbittert, daß er ſogleich zu Allaverdy ging, und ihm ſagte, er hätte Nachricht, daß die Engländer geſonnen wären, die Witwe des Nowagis zu unterſtützen. Ein Engländer, Namens Forth, Wundarzt der Faktorey in Coſſimbuzar, der Allaverdy bey ſeiner Krankheit bediente, war eben gegenwärtig, worauf ſich der Subah zu Forth wandte, und ihn um ſeine Meynung befragte. Dieſer erwiederte, daß es ein ausgeſprengtes Gerücht von den Feinden der Engländer, um ihnen ſeine Gunſt zu rauben, und daß er überzeugt ſey, man würde es bey näherer Unterſuchung falſch finden. Allaverdy frug ihn: wie viel Soldaten in der Faktorey von Coſſimbuzar wären? Ob die Franzoſen oder die Holländer auch Soldaten in dieſer Stadt hätten? Wo die engliſchen Kriegsſchiffe wären? Ob dieſe auch nach Bengalen kommen würden? Ob nicht einige davon kürzlich im Fluß Hughley geweſen wären? Warum dieſe Flotte nach Indien gekommen ſey? Auf alle dieſe Fragen antwortete Forth der Wahrheit gemäß, da denn Allaverdy nicht zweifelte, daß der Krieg der Engländer mit den Franzoſen die Flotte nach Indien gebracht habe, und daß in dieſer Lage die Engländer in Calcutta ſich wohl ſchwerlich mit der bengaliſchen Regierung entzweyen dürften; er ſagte daher, zu Surajah Dowlah, daß er wahrſcheinlich übel berichtet ſey. Dieſer aber erwiederte, daß er die Sache beweiſen könnte.

Wenig Tage nach dieſer Unterredung, kam die Nachricht in Bengalen an, daß die Engländer Gheria eingenommen hätten. Die Seeräubereyen, die Angria ſeit ſo vielen Jahren getrieben, hatten ſeinen Namen in ganz Indien furchtbar gemacht, und es war keine Provinz im Reiche, von welcher er nicht Einwohner gefangen genommen hatte, die alle das Vorurtheil beſtätigten, daß ſein Fort unüberwindlich wäre. Es verbreiteten ſich nun allerley Gerüchte in Muradavad. Einige ſagten, daß die Engländer mit ſechzehn Kriegsſchiffen nach Bengalen kommen würden; andre verſicherten, daß Surajah Dowlah beſchloſſen habe, Calcutta zu ſchleifen, und die Engländer aus ſeinen Staaten zu vertreiben. Watts erhielt in Coſſimbuzar gewiſſe Nachricht, daß ſich in Calcutta viele bengaliſche Spione befänden, und daß die Schwäche der Beſatzung und Feſtungswerke, ſowohl als die Leichtigkeit, den Ort einzunehmen, das allgemeine Geſpräch bey Hofe ſey. Man ſtellte in Calcutta genaue Unterſuchungen an, und mehrere, die man als Spione im Verdacht hatte, wurden aus dem Territorio der Compagnie verwieſen. 1756.

Der lange erwartete Tod des Allaverdy ereignete ſich endlich den 9ten April. Sein politiſcher Charakter iſt hinreichend durch ſeine Handlungen geſchildert; ſein Privatleben war ſehr von der den muhamedaniſchen Fürſten in Indien eigenen Art verſchieden; denn er war ungemein mäßig, kannte keine Ergötzlichkeiten, hatte kein Serail, und war blos der Ehemann eines einzigen Weibes. Durch die Erfahrung ſeines eignen Ehrgeizes gewarnt, desgleichen

1756. durch die Untreue des Meer-abiß, und die Rebellion des Muſtapha Khan, ſah er ſich ſehr vor, keinem Muhamedaner, außer denen von ſeiner Familie, in der Entfernung Macht anzuvertrauen; vielmehr behielt er ſeine Armee, die größtentheils aus Muhamedanern beſtand, immer unter den Augen, und ließ nie eine Anzahl Truppen ſo lange von ſich, daß ſie verführt werden konnten. Dabey bezahlte er ſie gut, und wider die indiſche Gewohnheit auch regelmäßig; die Befehlshaber von Verdienſten wurden reichlich von ihm beſchenkt, theils mit baarem Gelde, theils mit Jaghires oder Landrenten. Da die Gentos zum Kriegsdienſt unbrauchbar ſind, ſo bediente er ſich ihrer zum Civildienſt, und füllte alle Stellen bey Hofe ſowohl als im Lande mit dieſen arbeitſamen Menſchen an, deren wachſende Reichthümer er wie ſeine eignen betrachtete. Der Gento Roydulub war zugleich ſein oberſter Miniſter und ſein Schatzmeiſter; Ramramſing, der Rajah von Midnapore, auch ein Gento, war das Oberhaupt der Spione und Boten. Die Statthalterſchaften, die er ſeinen Neffen gab, den Söhnen und Enkeln des Hodgee, ſowohl als die Verwaltung ihrer häuslichen Angelegenheiten, alles wurde durch Gentos regulirt. Er ertheilte die Statthalterſchaft von Hughley und den dazu gehörigen Diſtricten, in deren Bezirk ſich alle europäiſche Niederlaſſungen am Fluſſe befanden, an Monickchund; und nach dem Morde des Zaindee Hamed, wollte er die Provinz Bahar, ſo wichtig ſie auch wegen ihrer Größe und ihrer Gränzlage war, nicht dem Meer-Jaffier anvertrauen, ob er gleich ſein Schwager und ſein oberſter Feldherr war, ſondern übergab ſie dem Gento Ramnairan. Alle Rajahs, deren Länder in Bengalen und Bahar lagen, ſuchten Schutz und Gunſtbezeigungen bey ihren Mit-Gentos, die das Vertrauen des Subah hatten, und ſich dadurch Schätze ſammelten. Auf dieſe Weiſe waren die Gentos in allen dieſen Staaten ſo mächtig geworden, daß nichts ohne ihre Theilnehmung geſchehen konnte. Auch betrogen ſie ihren Wohlthäter nie, ſondern bemühten ſich ſeine Regierung und Gewalt zu unterſtützen, und ſeinen Bedürfniſſen abzuhelfen. Die Brüder Seats, die ſeine Vertraute waren, und ſich unermeßliche Reichthümer geſammelt hatten, machten ihm einſt ein Geſchenk mit der ungeheuern Summe von drey Millionen Rupien, um den Krieg wider die Maratten fortzuſetzen. Durch ſolche Erfahrungen belehrt, flößte Allaverdy ſeinem Nachfolger die beſten Maximen ein, und unterrichtete auch ſeine Gemahlin, um ihm ſolche nach ſeinem Tode zu wiederholen. Er ſah aber nicht voraus, daß eben diejenigen Mittel, die zu ſeiner Sicherheit ſo vortreflich geweſen waren, durch den großen Mangel an Fähigkeiten beym Surajah Dowlah gefährlich werden würden. 1756.

Sobald Allaverdy todt war, wurde Surajah Dowlah als ſein Nachfolger ausgerufen. Sein erſter Befehl betraf die Anſtalten, die Witwe des Nowagis Mahomed anzugreifen. Er ſchrieb auch gleich einen Brief an die Präſidentſchaft in Calcutta, worin er verlangte, daß Kiſſendas mit ſeinen Sachen ohne Verzug ihm ausgeliefert werden ſollte. Der Ueberbringer des Briefes war ein Bruder des Ramramſing,

1756. des Oberhaupts der Spione. Er kam in einem kleinen Kahne an, als ein gemeiner Mann verkleidet, und begab ſich ſogleich nach Omichunds Wohnung, der ihn, weil der Präſident abweſend war, zu Holwell, Mitglied des Conſeils, brachte, dem die Polizey der Stadt anvertrauet war. Den folgenden Tag berathſchlagte man, welche Maaßregeln in Anſehung dieſes Boten zu nehmen wären. Die mehreſten waren der Meynung, daß Omichund eine indiſche Farſſe ſpielte, um die Engländer zu beunruhigen, und ſich wieder geltend zu machen, und daß der Bote ein von ihm beſtochenes Werkzeug ſey. Hiezu kam noch, daß die lezten Nachrichten von Coſſimbuzar den Zuſtand der Erbfolge in Bengalen noch als zweifelhaft beſchrieben, daher der Entſchluß des Conſeils dahin ausfiel, daß ſowohl der Bote als ſein Brief Verdacht errege, und alſo nicht angenommen werden könne. Man befahl ihm ſich ſogleich zu entfernen, und, da er zögerte, wurde er von den untern Bedienten aus der Faktorey geführt, und mit Schimpf und Spott ans Ufer begleitet.

Es iſt wahrſcheinlich, daß der Bericht des Spions, von den Vorſtellungen ſeines Bruders unterſtützt, beym Surajah Dowlah dieſelben Ideen erneuerte, die ihn einige Tage zuvor veranlaßt hatten, die Engländer bey Allaverdy anzuklagen. Er verbarg jedoch ſeinen Zorn; denn als der engliſche Agent in Muxadavad, ein Gento, ihm die Gründe vorlegte, warum man den Boten in Calcutta für einen Betrüger angeſehen hätte, ſo zeigte er kaum einigen Unwillen, und das Anſuchen wegen Kiſſenbas wurde nicht wiederholt.

1756. Man hatte in Calcutta Briefe aus England erhalten, die von dem bevorſtehenden Kriege mit Frankreich Nachricht gaben, und Warnungen enthielten, ſich gegen Angriffe zu ſichern. Dieſes aber war nicht anders möglich, als das Fort von neuem aufzubauen. Da dies jedoch mit vielen Schwierigkeiten verknüpft war, ſo wurden wenigſtens eine Menge Arbeiter gebraucht, um die Schanzen am Fluß auszubeſſern.

Mittlerweile ſchlug ſich die Wittwe des Allaverdy ins Mittel, zwiſchen ihrer Tochter und Surajah Dowlah, und überredete ſie, ihn als Thronfolger zu erkennen. Kaum aber hatte ſie dieſes gethan, als er ſie enge einſperren ließ, und ſich aller ihrer Paläſte und Schätze bemächtigte; auch ihr kleines Kind, der Sohn ſeines Bruders, wurde ihr entriſſen; ſodann brach er mit 50,000 Mann auf, und marſchirte gegen den Sohn des Sid Hamed in Purnea.

So ſorgfältig man auch geweſen war, die Spione des Nabobs aus Calcutta zu vertreiben, ſo waren doch einige unentdeckt geblieben, die, durch ihr Oberhaupt den Rajah angehetzt, in ihren Briefen nach Muxadavad vorſtellten, daß die Engländer ſtarke Feſtungswerke anlegten. Der Nabob, deſſen Furchtſamkeit ihn leicht zu Schreckbildern führte, gab dieſer Nachricht völlig Glauben, und noch an dem Tage, da er ſeinen Marſch nach Purnea antrat, ſchickte er einen Brief nach Coſſimbuzar, worin er von neuerrichteten Mauern und großen Gräben ſprach, die in Calcutta gemacht würden, und ausdrücklich darauf beſtand, daß alle dieſe Werke wieder vernichtet werden ſollten.

1756. Es war ein Unglück, daß der Ober-Fakter Watts vernachläßigt hatte, der Präſidentſchaft ſowohl von der Klage, als der daraus entſtandenen Unterredung Nachricht zu geben, die Surajah Dowlah kurz vor dem Tode des Allaverdy in Gegenwart des Wundarztes Forth angebracht hatte; denn alles, was man nun in Calcutta hörte, wurden als Kunſtgriffe des Hofes betrachtet, durch Furcht von den Engländern Geld zu erpreſſen; dagegen die beſagte Unterredung bewieß, daß Surajah Dowlah die Engländer haßte, und ſowohl er als Allaverdy auf ihren Militärzuſtand aufmerkſam geweſen waren. Der engliſche Gouverneur in Calcutta, Drake, der hievon nichts wußte, glaubte, daß die Wahrheit die beſte Vertheidigung wäre, und ſchrieb einen Brief des Inhalts: „Daß „der Nabob von denen übel berichtet wäre, die ihm „von einer Mauer rund um die Stadt Calcutta Nachricht gegeben hätten; daß ſeit der Invaſion der Maratten kein Graben gemacht, und dieſer zu der Zeit „auf Anſuchen der indiſchen Einwohner, und mit „Bewilligung des Allaverdy bearbeitet worden wäre; „daß im lezten Kriege zwiſchen Frankreich und England die Franzoſen die Stadt Madras angegriffen „und eingenommen hätten, und dieſes gegen die Neutralität, welche man in den Staaten des Moguls „erwartet habe; und da jezt wieder der Anſchein „zu einem Kriege zwiſchen den beiden Nationen ſey, „ſo fürchteten die Engländer, daß die Franzoſen wieder ſo handeln und ſie in Bengalen angreifen könnten: „dieſes zu verhindern, wären ſie jezt blos beſchäftigt, „ihre alten Verſchanzungen am Fluß auszubeſſern.“

So gut auch dieſe Antwort an und für ſich war, 1756.
ſo war ſie doch in Rückſicht auf des Nabobs Charakter und ſeine Abneigung gegen die Engländer nicht ſchicklich; denn er wurde dadurch veranlaßt zu glauben, daß der bevorſtehende Krieg zwiſchen den beiden Nationen wahrſcheinlich auch in Bengalen geführt werden würde, und weil überdem der Inhalt des Schreibens vorausſezte, daß es ihm entweder an Macht oder am Willen fehlen dürfte, die Engländer zu beſchützen. Als er daher dieſen Brief den 17ten May in Rajamahal empfing, gerieth er darüber in ſolche Wuth, daß alle ſeine Hofbedienten zitterten. Er gab ſogleich Befehl, daß ſeine Truppen, anſtatt vorwärts zu marſchiren, nach Muradavad zurück gehn ſollten, und ſandte 3000 Mann ab das Fort von Coſſimbuzar zu blokiren, denen er bald mit ſeiner ganzen Armee nachfolgte.

Das Fort war ſehr unbedeutend; die Baſtionen waren klein, und die Courtinen nur drey Fuß dick; es hatte keinen Graben, keine Paliſaden, und war rings herum von hohen Gebäuden umgeben, die das Fort commandirten, ſo daß man ungehindert bis an die Mauern kommen konnte. Die größten Kanonen waren neunpfündige, einige waren unbrauchbar, bey andern fehlten die Lavetten, und die Munition beſtand nur in 600 Patronen. Zur Beſazung waren hier 21 Europäer, faſt alle Holländer, und 20 Topaſſen.

Sobald der Nabob angekommen war, ſchickte er einen Offizier an Watts, mit Befehl zu ihm zu kommen, wobey ihm der Duan, Roydulub, zugleich einen Brief ſchrieb, worin ihm Sicherheit zugeſagt wurde.

1756 Watts trauete dennoch nicht und zögerte, bis der Wundarzt Forth, der ſich in Coſſimbuzar befand, ſich nach dem feindlichen Lager begeben hatte, und mit neuen Verſicherungen zurück kam. Sodann ging er gerade nach dem Zelt des Roydulub, der ihn zum Nabob führte, von dem er mit Schimpfreden empfangen wurde. Man ließ ihn in ein anderes Zelt treten, wo verſchiedene Secretärs mit einem Schreiben beſchäftigt waren, des Inhalts: „daß die Engländer in Calcutta in Zeit von vierzehn Tagen alle neu errichteten Werke eben machen, und alle mit der bengaliſchen Regierung ehemals in Verbindung geſtandenen Einwohner, die unter ihrem Schutze lebten, ausliefern ſollten; ferner, im Fall man beweiſen würde, daß die Handelsgeſchäfte der Compagnie an Perſonen gegeben worden wären, die kein Recht dazu gehabt hätten, ſollte alles den Einkünften des Nabobs dadurch Entzogene wieder erſezt werden.“

Watts, durch Drohungen geſchreckt, unterzeichnete das Papier; ein gleiches mußten zwey andere Oberfaktoren, Collet und Batſon, auch thun, die man dazu aus dem Fort kommen ließ und im Lager behielt. Den folgenden Tag erhielten ſie Befehl, das Fort zu überliefern. Sie ſtellten dagegen vor, daß dieſes nicht von ihnen abhinge; man ließ ihnen jedoch Zeit, ſich mit den Offiziers der Beſatzung darüber zu beſprechen: da dieſe es nun für ganz unhaltbar erklärten, ſo übergab man es dem dazu verordneten bengaliſchen Befehlshaber, der aber, anſtatt die Magazine zu verſiegeln, wie es der Nabob befohlen hatte, den größten Theil der Effekten raubte, wobey die Soldaten alle nur erſinnliche Schmach 1756. der Beſatzung anthaten. Dieſes wilde Betragen dauerte drey Tage lang, und that auf den befehlshabenden engliſchen Offizier, Fähndrich Elliot, eine ſo große Wirkung, daß er ſich eine Kugel durch den Kopf ſchoß.

Die Kanonen und die Munition wurden ins Lager, und die Soldaten nach Muradavad in einen Kerker gebracht. Batſon erhielt die Erlaubniß, ſich nach einer holländiſchen oder franzöſiſchen Faktorey zu begeben; Watts aber und Collet, anſtatt wie ſie erwarteten, im Namen des Nabobs nach Calcutta geſchickt zu werden, erhielten den Beſcheid, daß ſie dem Nabob dahin folgen müßten. Keiner von allen Großen des Hofs bemühte ſich, dieſem raſchen Entſchluß Einhalt zu thun, in der Hofnung eine der reichſten Städte in Indien ausplündern zu können. Nur allein die Seats, Söhne des Wechslers Juggutſeat, die jetzt die Reichthümer ihres Vaters geerbt hatten, und von dem europäiſchen Handel große Vortheile zogen, wagten es die Engländer als eine Colonie nützlicher Kaufleute vorzuſtellen, die niemand beleidigten, und beſchwuren daher den Nabob, ſeinen Zorn gegen ſie zu mäßigen. Allein ihre Vorſtellungen waren vergeblich, und den 9ten Junius brachen die Truppen nach Calcutta auf.

In dieſer Stadt war man in der größten Beſtürzung. Man ſchickte täglich Briefe an Watts, mit Aufträgen den Nabob zu verſichern, daß man bereit ſey ſeine Befehle zu vollziehen, und alles, was ihm an ihren Feſtungswerken im geringſten anſtößig ſey,

1756. zu demoliren, allein Watts empfing keinen von dieſen Briefen; wahrſcheinlich erhielt ſie der Nabob, der dadurch nur noch mehr in ſeinem Vorſatze beſtärkt wurde. Coja Wazeed, der vornehmſte Kaufmann in der Provinz, der in Hughley wohnte, wurde von den Engländern erſucht, Vermittler zu ſeyn. Er that auch dringende Vorſtellungen, worauf aber der Nabob erwiederte, daß er durch den lezten Brief höchlich beleidigt worden wäre, und daher durchaus nicht geſtatten wolle, daß die Engländer länger in Bengalen blieben, es ſey denn auf den Fuß, wie man es ihnen unter der Regierung des Nabobs Jaffier zugeſtanden hatte. Die Engländer befanden ſich in einer ſonderbaren Lage; denn da man als die vornehmſte Urſache von dem Zorne des Nabobs die Arbeit an ihren Feſtungswerken angab, ſo fürchtete man ihn noch mehr aufzubringen, wenn man damit fortführe, daher man die nöthigen Vertheidigungsmaaßregeln vorſezlich aus der Acht ließ, bis alle Hofnnug ihn zu beſänftigen verloren war. Durch dieſe Täuſchung blieb man in Calcutta zwanzig Tage lang müßig, in welcher man hätte viel thun können. Nur erſt als die Präſidentſchaft die Uebergabe des Forts Coſſimbuzar erfuhr, war ſie überzeugt, daß ſie ſich blos durch Widerſtand retten könnte.

Es wurden nunmehr Briefe nach Madras und Bombay geſchickt, um Hülfe zu verlangen, ſo wenig man auch Wahrſcheinlichkeit hatte, daß die Hülfstruppen von dort noch zu rechter Zeit ankommen könnten; denn die See war durch die ſüdlichen Monſun geſperrt, und die Eilboten zu Lande könnten zu keinem dieſer beiden Oerter in weniger als 1756. dreyßig Tagen gelangen. In dieſem bedrängten Zuſtande wandten ſich die Engländer an die franzöſiſchen und holländiſchen Gouvernements zu Chandernagore und Chinchura, die näher zur Hand lagen; man erſuchte ſie bey dieſer Gefahr, der ſie auch bald ausgeſezt ſeyn würden, gemeinſchaftliche Sache zu machen, und eine Defenſivallianz wider den Nabob zu ſchließen. Die Holländer ſchlugen es rund ab, die Franzoſen aber verſpotteten die Engländer, und gaben ihnen den Rath ſich nach Chandernagore zu begeben, da man ſie denn beſchützen wolle. Es blieb nun nichts übrig, als ihre eignen Kräfte zu verſuchen, die dem Streite ſehr wenig angemeſſen waren. Die reguläre Beſatzung beſtand aus 264 Mann, und die Einwohner, die eine Art von Militz formirten, betrugen 250 Mann. Die ganze Macht war alſo 514 Mann ſtark; allein von dieſen waren nur 174 Europäer, und darunter nicht zehn, die je im Kriege gedient hatten; die übrigen 340 waren Topaſſen, Armenier und portugieſiſche Coloniſten, auf die man ſich gar nicht verlaſſen konnte. Man errichtete ein Corps von 1500 Indiern, füllte die Magazine an, ſo gut ſichs in der Geſchwindigkeit thun ließ, und nutzte die kurze Zeit ſo viel als möglich zur Errichtung neuer Feſtungswerke.

Während daß der Nabob vorrückte, beſchloß man das Fort Tannah in Beſitz zu nehmen, das auf der andern Seite des Fluſſes fünf Meilen von Calcutta lag. Zwey Kauffahrtheyſchiffe und zwey Brigantinen fiengen es kaum an zu beſchießen, als die

1756. mohriſche Beſatzung davon floh. Die Europäer landeten und fanden hier eine Anzahl Kanonen, die ſie entweder vernagelten oder in den Fluß warfen. Dem folgenden Tag aber erſchienen 2000 Mann von Hughley, die das Fort ſtürmten, und die Europäer wieder in ihre Schiffe trieben. Dieſe erhielten zwar eine Verſtärkung von 30 Soldaten aus Calcutta und kanonirten das Fort abermals, richteten aber nichts aus, ſondern waren genöthigt wieder zurück zu kehren.

Man fing den 13ten einen Brief auf, den der oft erwähnte Oberſpion an Omichund geſchrieben hatte, und den Rath enthielt, ſich mit ſeinen Effekten ſo bald als möglich zu entfernen. Da dieſes nun den auf ihn längſt geworfnen Verdacht beſtätigte, ſo wurde er ohne Verzug arretirt, und ins Fort in enge Verwahrung gebracht; in ſein Haus legte man eine Wache von zwanzig Mann, damit ſeine Effekten nicht heimlich weggeführt werden möchten. Sein Schwager Hazarimul, der ſeine Geſchäfte verwaltete, verbarg ſich in die Wohnung der Weiber bis zum folgenden Tage, da man ihn entdeckte. Die Wache bemühete ſich ihn zu greifen, allein ſie fanden einen unerwarteten Widerſtand von den Peons des Omichund und ſeinen Bedienten, die alle bewaffnet waren, und an 300 Mann ausmachten. Es wurden mehrere an beiden Seiten verwundet. Der Anführer der Peons, der ein Indier von einer vornehmen Caſte war, machte dem Streite dadurch ein Ende, daß er das große Haus in Brand ſteckte, und um die Weiber der Schande zu entziehen, ſich öffent-

1756. ſich fremden Menſchen zu zeigen, ging er während dem Brand in ihre Wohnung und ermordete mit eigner Hand dreyzehn von ihnen, ſodann ſtieß er ſich ſelbſt das Schwert in den Leib; eine Wunde aber, die wider ſeine Abſicht nicht tödlich war. In dieſer Verwirrung bemächtigten ſich die Europäer des Kiſſendas, und führten ihn ins Fort.

Der Nabob rückte indeſſen mit ſolcher Eilfertigkeit an, daß viele von ſeinen Truppen aus Mattigkeit todt hinſtürzten, und viele auch von der Sonne getödtet wurden, die in dieſer Jahreszeit ſenkrecht über ihren Köpfen ſtand. Er langte den 15ten Junius, am ſiebenten Tage des Marſches, in Hughley an, wo die Armee in einer großen Menge Böte über den Fluß ſezte, die man in Bereitſchaft hielt. Surajah Dowlah hatte ſchon zuvor an die holländiſchen und franzöſiſchen Beſitzungen nach Chinchura und Chandernagore geſchrieben, mit Befehl ihm Truppen zu ſchicken, die er zur Eroberung von Calcutta brauchen wolle; da er ſich nun in ihrer Nachbarſchaft befand, wiederholte er ſeine Foderung in ſehr gebieteriſchen Ausdrücken. Man entſchuldigte ſich aber, und bezog ſich auf die in Europa zwiſchen ihren Nationen beſtehenden Traktaten. Dieſe abſchlägige Antwort verdroß den Nabob außerordentlich, er verbarg aber für jezt ſeinen Unwillen, damit ſie ſich nicht mit den Engländern vereinigen möchten.

Man erfuhr früh Morgens den 16ten Junius in Calcutta die Annäherung des Feindes, worauf ſich die Soldaten alle auf ihre Poſten verfügten, und die engliſchen Frauenzimmer ſich ins Fort begaben. Faſt

1756. alle Indier, die noch nicht geflohen waren, verließen nunmehr die Stadt; ſie wußten jedoch nicht, wo ſie hinflüchten ſollten, um ſicher zu ſeyn. Die portugieſiſchen Coloniſten aber oder ſogenannten ſchwarzen Chriſten, retirirten ſich unter dem Schutze dieſes Titels ins Fort, wo man ſo unvorſichtig war, ſie, 2000 an der Zahl, Männer, Weiber und Kinder aufzunehmen. Gegen Mittag erreichten die Vortruppen des Nabobs die nordlichen Gränzen der Compagnie. Da ſie die Gegend nicht zuvor hatten unterſuchen laſſen, ſo bildeten ſie ſich fälſchlich ein, daß der Marattengraben rund um die Gränzen gezogen ſey, da doch die ſüdliche Seite ganz blos war. Sie bemühten ſich alſo dieſen Graben zu paßiren. Unweit davon war eine Redoute, die aber nur ein Schießloch nach dem Lande zu hatte, da ſie blos um den Fluß zu commandiren angelegt war. An die Redoute ſtieß eine Brücke, die über einen Strom ging, und durch vieles Buſchwerk gedeckt wurde. Hier lag ein Schiff von 18 Kanonen, um die Brücke zu beſchützen, die außerdem von dem größten Theile der indiſchen Soldaten oder Burerries, welche die Engländer zuſammengerafft hatten, vertheidigt wurde. Die Redoute war mit 50 Europäern und 2 Kanonen beſetzt. Die Feinde nahmen mit 4000 Mann von den Gebüſchen Beſitz, und kanonirten die Redoute den ganzen Nachmittag, bis um Mitternacht, da man aufhörte, weil der Landesſitte gemäß ein jeder ſodann ſein Mahl zu ſich nahm, und ſich ſchlafen legte. Piſchard, ein engliſcher Offizier, der in den Kriegen an der Küſte von Coromandel gedient hatte, errieth leicht die Urſache ihres Stillſchweigens, und 1756. überfiel ſie daher im Schlafe, vernagelte alle ihre Kanonen, und trieb ſie gänzlich aus den Gebüſchen heraus, ohne einen einzigen Mann zu verlieren.

Der Anführer von Omichunds Peons hatte, ſo verwundet wie er auch war, Mittel gefunden, zu entkommen, und befand ſich jezt im feindlichen Lager. Durch ſeinen Rath geleitet, gaben die Feinde den nordlichen Angriff auf, und wandten ſich nach der öſtlichen Seite, wo ſie durch unbeſezte Wege marſchirten, und in die indiſche Stadt eindrangen. Hier ſteckten ſie den großen Bazar, oder Markt, in Brand, und nahmen von dem Quartiere Beſitz, das längs dem Ufer des Fluſſes lag, wo die vornehmſten indiſchen Kaufleute wohnten. Die Engländer thaten einen Ausfall und machten einige Gefangene, von denen ſie vernahmen, daß man den folgenden Tag einen Hauptangriff auf alle Außenpoſten thun würde. Man blieb daher die Nacht unter den Waffen.

Das Fort bey Calcutta, Fort William genannt, lag nahe am Fluß, in der Mitte des der Compagnie gehörigen Landesbezirks. Die öſtlichen und weſtlichen Seiten deſſelben waren 210 engliſche Ellen lang, die ſüdliche 130, und die nordliche 100 Ellen. Es hatte vier Baſtionen, jede mit zehn Kanonen beſetzt; die Courtinen waren nur vier Fuß dick, und beſtanden in Terraſſen, welche die Decken von Kammern formirten, die man inwendig angebracht hatte. Ueber dem Thore ſtanden fünf Kanonen, und unten am Ufer des Fluſſes war eine Batterie von ſchwerem Geſchütz auf-

1756. geführt. An die ſüdliche Curtine ſtießen Magazine mit dicken Mauern.

Die Häuſer der Engländer lagen hier und da zerſtreut mit geräumigen abgeſonderten Verzäunungen; manche derſelben waren höher wie das Fort, ſo wie auch die engliſche Kirche über daſſelbe hervorragte. In dieſer ſo nachtheiligen Lage hielt man das Fort ſo wenig für vertheidigungsfähig, daß man vielmehr beſchloß, ſich dem Feinde in den vornehmſten Straßen und Zugängen zu widerſetzen. Man warf hier Bruſtwerke auf, beſezte ſie mit Paliſaden, und vertheilte die Kanonen.

Die Außenwerke wurden angegriffen, wie man es erwartet hatte. Die Feinde nahmen einige hohe Häuſer in Beſitz, und feuerten aus den Fenſtern mit gutem Erfolge. Die Engländer, von allen Seiten angefallen, unterlagen der Menge, die zu tauſenden auf ſie los ſtürmten; ſie vernagelten daher ihre Kanonen in den Außenbatterien, und zogen ſich nach außerordentlichen Beweiſen von Tapferkeit ins Fort zurück; ein gleiches that auch Piſchard, der ſeine Redoute verließ, allein nicht eher bis er abgerufen wurde.

Man hatte ſich ſo ſehr auf dieſe Außenwerke verlaſſen, daß der Verluſt derſelben, und zwar am aller erſten Tage der Belagerung, jedermann in die äußerſte Beſtürzung ſezte; hiezu kam noch das tumultuariſche Geſchrey der ſchwarzen Chriſten, von denen 1500 mit einem Aufruhre drohten. Von allen Laſcars, die man bey den Kanonen angeſtellt hatte, waren nur noch zwanzig vorhanden, von den Burer-

res aber war nicht Einziger mehr übrig. Die armeniſche und portugieſiſche Miliz zitterte vor Furcht. 1756.
Dennoch verloren die Engländer den Muth nicht, und beſezten die Kirchen und alle hohen Häuſer, welche die Wälle commandirten.

Ein großes Schiff und ſieben kleinere, die der Compagnie gehörten, lagen beym Fort mit einer Anzahl Böte, die man in Bereitſchaft hielt. Vermittelſt derſelben wurden mit Einbruch der Nacht alle europäiſche Frauensperſonen auf die Schiffe gebracht. Um Mitternacht verſuchten die Feinde denjenigen Theil der Mauer zu erſteigen, wo ſich die Magazine befanden, und der eigentlich der ſchwächſte Ort des Forts war; es wurde aber gleich Lärm, und ſie zogen wieder ab. Gegen Morgen hielt man einen allgemeinen Kriegsrath, wozu alle Engländer, nur allein die gemeinen Soldaten ausgenommen, berufen wurden. Man berathſchlagte zwey Stunden lang, ob man ohne Verzug ſich auf die Schiffe flüchten, oder dieſen Rückzug bis auf die künftige Nacht verſchieben ſollte; es wurde jedoch nichts entſchieden. So bald der Tag anbrach, erneuerten die Feinde ihren Angriff, und zwangen die Engländer, ſowohl die Kirche als die großen Häuſer zu verlaſſen, die ſie ſodann in Beſitz nahmen. Dieſer gute Erfolg feuerte ihren Muth an, den man im Fort anfing immer mehr und mehr zu verlieren.

Viele mit Eingebornen bemannte Böte waren in der Nacht davon gegangen; als man daher gegen Morgen die portugieſiſchen Weiber und Kinder auch einſchiffen wollte, ſo fehlte es an Fahrzeugen. Unter

1756 dieſer von Furcht betäubten Menge Menſchen, war an keine Ordnung zu denken; alle drangen vorwärts, um die Böte zu beſteigen, die bald überladen wurden. Viele derſelben gingen zu Grunde; diejenigen, die nicht erſoffen, und ſich ans Ufer zu retten ſuchten, wurden entweder gefangen genommen, oder niedergemacht; denn die Feinde hatten das ganze Ufer beſezt, und bemühten ſich aus den daran ſtoſſenden Häuſern die Schiffe durch Feuerpfeile in Brand zu ſtecken. Niemand von den europäiſchen Soldaten, welche die Einſchiffung der engliſchen Frauensperſonen gedeckt hatten, war zurück gekommen, vielmehr dachte jeder in dieſer Zeit der höchſten Noth auf ſeine eigne Rettung. Ohne alſo erſt die Befehle des Gouverneurs zu erwarten, ſegelte das große Schiff nach dem Fort Govindpore, drey Meilen den Fluß herunter. Dieſem Beyſpiele folgten alle kleinere Schiffe. Das Uebel wurde dadurch noch vergrößert, daß die Abfahrt zu eben der Zeit geſchah, als die Detaſchements genöthigt waren die hohen Häuſer zu verlaſſen, und ſich ins Fort zu ziehen. Viele von der Miliz, die ſich am Ufer befanden, wurden von dem Gedanken erſchreckt, daß ſie durch das Abſegeln der Schiffe ihres lezten Rettungsmittels beraubt waren, und liefen davon.

Der Gouverneur, ſo gänzlich unerfahren er auch in Kriegsgeſchäften war, hatte bisher ſeine Perſon allen Gefahren ausgeſezt, und alle durch ſein Beyſpiel aufgemuntert. Früh Morgens war er noch auf den Wällen geweſen, und hatte Befehle ertheilt, denen man bey gänzlich geſunkenem Muthe nicht ge-

horchte. Bald darauf kam ein Soldat zu ihm, der 1756.
ihm ins Ohr flüſterte, daß alles in den Magazinen noch vorhandene Pulver feucht und unbrauchbar wäre. So entſezlich ihm dieſe Nachricht war, ſo verhehlte er ſie doch ſorgfältig, und wandte alles an, die ſich häufende Verwirrung zu verringern. Dieſes dauerte bis gegen Mittag, da er die zwey einzigen noch übrigen Böte gewahr wurde, mit denen ſich einige ſeiner Freunde retten wollten. Die Furcht dem ganzen Zorne des Surajah Dowlah ausgeſezt zu ſeyn, der ihm ſo oft den Tod gedrohet hatte, bemächtigte ſich nun mit einmal ſeiner Seele, und überwog bey ihm in dieſem Augenblick alle andern Betrachtungen. Er eilte auch ins Boot, ohne der Beſatzung davon Nachricht zu geben; ſein Beyſpiel wurde von dem Commandanten des Forts und einigen andern Offiziers befolgt, die ſich auch einſchifften, da alles ohne Rettung verloren ſchien.

Das Erſtaunen der im Fort Zurückgebliebenen war ſo groß, wie ihr Zorn über dieſes unwürdige Betragen. Man hörte eine Zeitlang nichts als Verwünſchungen gegen dieſe Flüchtlinge. Endlich ſchritt man zur Berathſchlagung, da Pearkes, das älteſte Mitglied des Conſeils, ſein Befehlshaberrecht ſeinem Collegen Holwell einräumte. Alle übrig gebliebenen Soldaten beſtanden nun noch in 190 Mann. Da mittlerweile einige Böte angekommen waren, befahl der neue Gouverneur, um weitere Deſertionen zu verhindern, daß man das zum Fluſſe führende Thor ſperren ſollte.

1756. Von allen Außenwerken war eine Redoute, die von einem bewaffneten Schiffe bedeckt wurde, bis jezt unerobert geblieben. Die Beſatzung war entſchloſſen ſich aufs äußerſte zu wehren, und wenn dieſes nicht mehr möglich ſey, ſich an Bord zu begeben. Deshalb wurde ein Offizier in einem Boot abgeſchickt, mit Befehl das Schiff ans Fort zu führen. Aber auch dieſes Hülfsmittel gewährte nur eine kurze Hofnung, denn das Schif ſcheiterte auf dieſer kleinen Fahrt an einer Sandbank; die darauf befindlichen Menſchen aber retteten ſich. Mittlerweile wurde das Fort lebhaft angegriffen und tapfer vertheidigt bis Nachmittag, da das Feuer ſchwächer ward. In der Nacht zündeten die Feinde alle engliſche Wohnhäuſer an, diejenigen ausgenommen die das Fort commandirten. In dieſer Zwiſchenzeit gab die Beſatzung beſtändige Signale, des Tages durch Flaggen, und des Nachts durch Feuerzeichen, um die Schiffe von Govindpore zurück zu rufen; allein alles war vergebens, und nicht ein einziges Schiff zeigte ſich.

Den folgenden Morgen wurden die Angriffe noch lebhafter, als ſie je geweſen waren. Ein Theil der Beſatzung beſtand darauf, ſich aufs äußerſte zu wehren, dagegen aber andere Holwelln zur Capitulation riethen. Dieſer ſchlug einen Mittelweg ein, und ließ einen Brief von den Wällen herunterwerfen, den der gefangene Omichund an den Gouverneur von Hughley, der ſich bey den Belagerern befand, geſchrieben hatte. Er bat ihn darin, ſeine Vermittelung beym Nabob anzuwenden, damit die Feindſeligkei-

ten aufhörten, weil die Engländer bereit wären ſeine 1756.
Befehle zu vollziehen, und nur noch allein das Fort vertheidigten, um Leben und Ehre zu retten. Der Brief wurde zwar aufgehoben, die Feinde fuhren aber doch mit ihrem Angriffe bis Mittag fort, da ſie verſuchten die nordliche Courtine mit Leitern zu erſteigen; ſie wurden aber zurück geſchlagen, und nun hörte das Feuer gänzlich auf. In dieſen wenigen Stunden waren von der Beſatzung 25 Mann getödtet und 70 verwundet worden; die gemeinen Soldaten hatten in der Zeit auch das Magazin erbrochen, wo man den Arrack aufbehielt, und hatten ſich viehiſch beſoffen.

Nachmittage näherte ſich ein Mann mit einer Friedensfahne in der Hand, worauf Holwell auf einmüthiges Anſuchen auch eine auf der ſüdlichen Baſtion pflanzen ließ. Hier wurde abermals ein Brief herab geworfen, den Holwell an den Duan Roydulub gerichtet hatte, und der von eben dem Inhalte war, als Omichund ſchon an Monickchund geſchrieben hatte. Es kam zu einer Unterredung, während welcher Zeit viele Feinde nach zwey Thoren des Forts liefen, und ſich bemühten ſie nieder zu hauen; andere in größerer Anzahl ſchleppten Leitern herbey, um die Mauern der Magazine zu erſteigen. Die engliſchen Offiziers bemühten ſich, Leute zum Widerſtande herbey zu rufen, allein nur wenige gehorchten; andere hatten ſich, durch die vorhabende Capitulation betrogen, an verſchiedenen Orten zerſtreut und ſchliefen; noch andere, die von dem eingenommenen Arrack betrunken waren, brachen das Flußthor auf, in der Abſicht

1756. zu entkommen. Die Feinde nutzten dieſe Gelegenheit durch das offene Thor herein zu dringen, während daß eine andere Partie von ihnen die Magazinmauern wirklich erſtiegen hatte. In dieſer entſezlichen Verwirrung war an keinen Widerſtand zu denken. Jedermann ſtreckte die Waffen. Zwanzig Mann aber von der Beſatzung liefen nach der nordlichen Baſtion und ſtürzten ſich herunter; einige derſelben waren auch ſo glücklich, längs dem Fluſſe zu entkommen, die meiſten wurden jedoch gefangen genommen.

Der Nabob kam nun ſelbſt ins Fort, in Begleitung ſeiner vornehmſten Befehlshaber. Er befahl, daß Omichund und Kiſſendas vor ihn gebracht werden ſollten, und empfing ſie freundlich: ſodann ſchickte er Leute ab, um die Schätze der Compagnie in Beſitz zu nehmen; er ſelbſt aber begab ſich nach dem großen Saal in der Faktorey, wo er ſich in Parade ſezte, und von ſeinem ganzen Hofſtaat die Glückwünſchungscomplimente annahm; wobey ſeine Tapferkeit und ſein Glück bis zum Himmel erhoben wurde. Nach dieſer Ceremonie ließ er Holwell holen, und fuhr ihn mit harten Worten an, daß die Engländer ſich erdreiſtet hätten das Fort zu vertheidigen, und war auch nicht wenig böſe über die geringe Summe, die man im Schatz gefunden hatte, und nur 50,000 Rupien betrug. Holwell hatte mit ihm noch zwey Unterredungen, bevor es Nacht wurde, da ihn denn der Nabob mit wiederholten Verſicherungen entließ, daß ihm kein Leid geſchehn ſollte.

Als er zu ſeinen Unglücksgefährten zurück kam, fand er ſie verſammelt, und von einer ſtarken Wache

1756. umringt. Eine Anzahl Gebäude an der nordlichen und ſüdlichen Seite des Forts ſtanden in Flammen, die ſich mit einem ſo dicken Rauch näherten, daß die Gefangenen glaubten, die Feinde hätten dieſen Brand angelegt, um ſie zwiſchen zwey Feuern erſticken zu laſſen. An dem öſtlichen Thore des Forts befand ſich eine Reihe von Kammern, und vor denſelben eine offene Gallerie, deren Beſtimmung war die Soldaten gegen Sonne und Regen zu ſchützen; die niedrige Decke entzog jedoch den Kammern alles Licht. In dieſe Gallerie wurden die Gefangenen hingeſtellt, während daß einige indiſche Soldaten in der Faktorey herumliefen, um einen ſchicklichen Ort zu ſuchen, die Engländer die Nacht über einzuſperren. Hier blieben ſie eine Zeitlang, und ahneten ſo wenig ihr erſchreckliches Schickſal, das ihnen bevorſtund, daß ſie vielmehr unter einander über die närriſchen Maaßregeln der Indier lachten, und ſich ihre traurige Lage durch ſcherzhafte Vermuthungen verſüßten, was wohl die nächſten Befehle ſeyn dürften. Um acht Uhr des Abends kamen diejenigen zurück, die zur Unterſuchung der Gefängnißörter ausgeſchickt worden waren, und berichteten, daß ſie keinen tauglichen Ort gefunden hätten; worauf der Befehlshaber verlangte, daß die Gefangenen in eine von den hinten liegenden Kammern oder vielmehr Löchern gebracht werden ſollten. Man erwählte dazu den Kerker der Miſſethäter, den man gewöhnlich das ſchwarze Loch nannte. Viele von den Gefangenen proteſtirten dagegen gewaltig, allein vergebens; die Soldaten droheten ſie niederzuſtoßen, wenn ſie nicht ſogleich hereingehen würden,

1756. worauf die Unglücklichen in der Betäubung gehorchten. Sie waren noch nicht alle herein, als das Loch ſchon ſo angefüllt war, daß die leztern nur mit Mühe herein gepreßt werden konnten. Die Wache ſchloß darauf ſofort die Thüre, und verwahrte ſie mit Schlöſſern. Nun befanden ſich hundertundſechsundvierzig Perſonen in einem Raume, der nicht völlig zwanzig Fuß im Gevierte hatte, und nur mit zwey kleinen Gitterfenſtern verſehn war, die wegen der vorbeſchriebenen Gallerie ſo wenig Licht als Luft verſchafften.

Es war jezt die heißeſte Jahreszeit, dieſe Nacht überdem ungewöhnlich ſchwül, und der geringſte Durchzug oder Veränderung der Luft unmöglich. Der außerordentliche Druck ihrer Körper an einander, und die ganz unerträgliche Hitze, die man empfand, ſobald nur die Thür geſchloſſen war, überzeugte die Gefangenen, daß es unmöglich ſey, die Nacht in dieſem ſchrecklichen Kerker durchzuleben. Es wurden die gewaltſamſten Verſuche gemacht, die Thüre zu erbrechen, aber vergeblich, denn ſie öffnete ſich inwärts, worauf viele ſich der tobendſten Wuth überließen. Holwell, der an einem der Fenſter ſtand, ermahnte ſie auf das ernſtlichſte, ihren Geiſt und Körper ruhig zu halten, da dieſes das einzige Mittel wäre, die Nacht zu überleben. Dieſe Vorſtellungen erzeugten eine kurze Ruhe, während welcher Holwell ſich an einen alten indiſchen Offizier wandte, der in ſeinen Geſichtszügen etwas menſchenfreundliches hatte, und ihm den folgenden Morgen 1000 Rupien zu geben verſprach, wenn man die Gefangenen in zwey Kammern abſonderte. Der Indier ging weg, um einen Verſuch zu machen,

kam aber bald wieder und ſagte: es wäre unmöglich. 1756
Holwell verſprach ihm eine größere Summe, worauf er ſich abermals wegbegab, allein mit dem Todesurtheile zurückkam, daß nichts zu hoffen ſey, weil der Nabob ſchliefe, und niemand es wagen dürfte ihn zu wecken.

Mittlerweile hatte eine jede Minute die Leiden der Engländer vermehrt. Die erſte Wirkung dieſes gepreßten Einſperrens war ein gewaltiger fortdauernder Schweiß, der einen unausſtehlichen Durſt erzeugte, verbunden mit ſchneidenden Schmerzen in der Bruſt, und mit einem ſo ſchweren Athemholen, das die Gefahr zu erſticken ſehr deutlich ankündigte. Man verſuchte mannichfaltige Mittel, um mehr Raum und mehr Luft zu bekommen. Jedermann zog ſeine Kleider aus; ein jeder Hut wurde in Bewegung geſezt. Da aber dieſe Mittel nur geringe Hülfe verſchafften, ſo ſchlug man vor, daß ſich alle zugleich niederſetzen, und dann auf einmal wieder aufſtehn ſollten. Dieſes elende Experiment wurde nach gegebenen Zeichen dreymal wiederholt, bevor ſie noch eine Stunde eingeſperrt geweſen waren, und jedesmal blieben einige auf dem Boden ſitzen, die unfähig waren in die Höhe zu kommen, und daher von ihren Unglücksgenoſſen zu Tode getrampelt wurden. Man machte neue Verſuche, die Thüre zu erbrechen; da dieſe aber wie die vorigen fehlſchlugen, ſo verdoppelte ſich die Wuth der Leidenden. Der Durſt wurde immer heftiger, und jedermann ſchrie oder brüllte vielmehr: Waſſer! Waſſer! Der alte Indier ließ ſogleich einige Schläuche mit Waſſer nach den Fenſtern bringen. Dieſe Wohlthat war

1756 jedoch die Quelle eines noch größern Unglücks; denn der Anblick des Waſſers feuerte die Begierde nach dieſer Erquickung bey jedem faſt bis zur Raſerey an, ſo daß, unfähig dieſem heftigen Druck der Natur zu widerſtehen, keiner warten konnte, bis die Reihe an ihn kam dies große Bedürfniß zu ſtillen, ſondern alle mit der äußerſten Wildheit um ſich herum ſchlugen, um es deſto eher zu erlangen. Bey dieſem Toben wurden viele von den andern zu Tode gedrückt, oder erſtickten durch eigne Anſtrengungen.

Dieſe grauſenvolle Scene, anſtatt bey der Wache Mitleiden zu erwecken, diente vielmehr zu ihrem Zeitvertreibe. Die Unmenſchen hielten Lichter an die Gitterfenſter, um das ſataniſche Vergnügen zu haben, die mit dem Tode kämpfenden Engländer und ihre Convulſionen zu betrachten. In kurzer Zeit fielen viele in dem hintern Theile des Ortes in eine Athemloſigkeit, und was noch ſchrecklicher war, in eine Verwirrung. Das Raſen der Verrückten, die bangen Klagen, die laute Stimme der Angſt und der Verzweiflung erfüllten den Kerker. Das ihnen gebrachte Waſſer ging alle verloren, da man ſich ſo wütend darum balgte; dieſer Umſtand zwang ſie endlich zu einer Art von Ruhe, und die hinterſten waren zufrieden, daß die an den Fenſtern ſtehenden ihnen in ihren Hüten das Waſſer zureichten. Es diente aber nicht mehr als Mittel ihren Durſt zu ſtillen, oder ihre Leiden zu mindern; denn das Fieber, mit dem ein jeder befallen war, vermehrte ſich von einem Augenblick zum andern, mit der zunehmenden faulen Luft, die man einſaugen mußte, und die durch die ſtinkenden Ausflüſſe ſo vieler in Verweſung übergehender Körper endlich peſtilenzialiſch wurde. 1756. Um Mitternacht waren alle diejenigen, die noch lebten, und nicht die äußere Luft an den Fenſtern genoſſen hatten, entweder in einer ſtarren Betäubung, oder ſie waren von Sinnen gekommen und raſeten wüthend. Man ſtieß alle nur erſinnliche Schmähreden und Verwünſchungen gegen die Wache aus, in der Hoffnung ſie zum Zorne zu reizen, und dahin zu vermögen Feuer auf ſie zu geben, und dadurch ihre Martern zu endigen. Einige läſterten ihren Schöpfer in dieſer qualvollen Verzweiflung, während daß andre den Himmel durch wilde Gebete beſtürmten, bis die Schwächſten erſchöpft einer nach dem andern hinfielen, und auf den Körpern ihrer todten oder ſterbenden Freunde ihren Geiſt aufgaben. Allenthalben hörte man das Röcheln der Sterbenden. Diejenigen, die noch in dem hintern Theile des Kerkers lebten, und durch das Waſſer wenig Erleichterung bekommen hatten, machten einen neuen Verſuch, um nach Luft zu ſchnappen; ſie beſtiegen die Schultern und Köpfe ihrer Nachbarn, und wälzten ſich über ſie weg nach den Fenſtern zu, woſelbſt die äußerſten Kräfte eines jeden zwey Stunden lang angewandt wurden, entweder ſeinen Poſten zu behaupten, oder den Raum von andern zu erkämpfen. Alles Gefühl von Mitleiden, Zuneigung und Freundſchaft war gänzlich in dieſem gräßlichen Zuſtande verloren. Ohnmachten verſchafften bisweilen kurze Pauſen von Ruhe; ſobald ſich aber einer wieder rührte, ſo war es wie ein elektriſcher Funke, der durch alle flog, und den Kampf erneuerte, 1756 wobey aber immer einige ſanken, und nie wieder aufſtanden.

Man hatte ſo lange noch einige Achtung für Holwell als das Oberhaupt dieſer Unglücklichen behalten. Nunmehr aber hörte aller Unterſchied der Perſonen auf. Die ganze Geſellſchaft drang nicht nur auf ihn zu, ſondern ſie ergriffen über ſeinem Haupte die Fenſterſtangen, arbeiteten ſich auf ſeine Schultern, und drückten ihn durch ihre überwiegende Laſt ſo ſehr, daß er ſich gar nicht bewegen, und gleichwohl auf dieſem Platze nicht länger bleiben konnte. Er rief daher, die auf ſeinem Kopfe und auf ſeinen Schultern ſtunden, um die Barmherzigkeit an, ihn frey zu laſſen, damit er von dem Fenſter ſich entfernen, und ruhiger ſterben könne. Seine entferntern Mitgenoſſen ſodezten keine Beweggründe, ihm behülflich zu ſeyn einen Platz zu verlaſſen, den jeder zu erobern ſuchte. Die nächſten Reihen öffneten ſich ſoweit, daß Holwell mit großer Mühe endlich in den Mittelpunkt des Gefängniſſes gelangen konnte. Der dritte Theil der Geſellſchaft war nunmehr todt, und die noch Lebenden drangen ſo ſehr nach den Fenſtern, daß Holwell ein wenig mehr Raum fand. Aber die Luft war ſo faul und ſo ſtinkend, daß ihm das Athemholen plötzlich ſchwer und ſchmerzhaft wurde.

Er drang darum über die Haufen der todten Körper weg, und lehnte ſich dem zweiten Fenſter gegenüber an einen dieſer Haufen, mit dem Entſchluß hier ſeine Auflöſung zu erwarten. Aber nach ungefähr zehn Minuten überfiel ihn ein ſolcher Schmerz auf der Bruſt und ein ſolches Herzklopfen, daß er noch-

1756 mals genöthigt war an die friſche Luſt ſich durch zu zwingen. Es waren nunmehr fünf Reihen zwiſchen ihm und dem Fenſter. Die Verzweiflung half ihm durch viere. In wenigen Minuten verließ ihn ſein Herzgeſpann, allein er fühlte nunmehr einen unausſprechlichen Durſt, und ſchrie lechzend nach Waſſer. Dieſes Waſſer aber vermehrte ſeinen Durſt, darum wollte er nicht mehr trinken, und fing an den Schweiß aus ſeinem Hemde zu ſaugen, welches ihm einige Erleichterung brachte. Ein junger nackend neben ihm ſtehender Engländer ergrif den Ermel von Holwells Hemde, und beraubte ihn für einige Zeit dieſes ihm in ſeiner Noth ſo wichtigen Hülfsmittels.

Noch war es nicht zwölf Uhr. Die wenigen noch Lebenden befanden ſich, die an den Fenſtern ſtunden, ausgenommen, nunmehr in der äußerſten Raſerey. Alle ſchrien Luſt, weil das Waſſer, welches ihnen die Wache, eine teufliſche Kurzweil zu treiben, gereicht hatte, nicht mehr half. Jede nur erdenkliche Beſchimpfung ward der Wache angethan, damit ſie hinein feure, aber alles umſonſt. Bald darauf hörte mit einmal aller Lärm auf. Die meiſten noch Lebenden legten ſich aller Kräfte beraubt nieder, und gaben geruhig über die Todten ausgeſtreckt ihren Geiſt auf. Indeß ſuchten wieder andre Holwell zu verdrängen. Ein plumper Unteroffizier, ein Holländer, ſtieg auf die eine ſeiner Schultern, ein ſchwarzer Soldat auf die andre. In dieſer Stellung blieb er von halbzwölf bis zwey Uhr. Endlich ſank mit ſeinen Kräften ſeine Vernunft, länger konnte er in dieſer Stellung nicht bleiben, tiefer in das Gefängniß durfte er ſich nicht

1756. wagen. Er zog deshalb ein Meſſer aus der Taſche, um ſich das Leben zu nehmen, doch er that es nicht, und entſchloß ſich dagegen das Fenſter zu verlaſſen. Darum bot er ſeinen Platz, wo er nicht mehr zu bleiben vermochte, einem engliſchen Seeoffizier an, der mit ſeiner Gattin, einer jungen Dame, welche mit ihm zu ſterben freywillig in die ſchwarze Höhle gegangen war, in der nächſten Reihe ſtund. Der Offizier nahm dieſen Platz mit unendlichem Danke ein. Aber ſogleich von dem plumpen Holländer verdrungen, zog er ſich mit Holwell zurück, legte ſich nieder und ſtarb. Holwell verlor bald darauf alle Empfindung.

Um zwey Uhr des Morgens waren nur noch funfzig Lebende übrig; allein ſelbſt dieſe Anzahl war noch viel zu groß, um die wohlthätige Luft in der Nähe von den Fenſtern einzuſaugen, daher der Kampf um Luft und Leben bis Anbruch des ſo ſehr gewünſchten Tages fortdauerte, der nebſt der Hoffnung zur Rettung den wenigen Ueberlebenden das Bild des Todes in ſeiner ſcheuslichſten Geſtalt zeigte. Es war nun Tag, allein kein Bitten und Flehen konnte die Indier noch nicht vermögen, die Thüre des Kerkers zu öffnen. Cook, der Secretär der Präſidentſchaft, befand ſich am Fenſter, und wandte vergebens ſeine ganze Beredſamkeit zu dieſem Endzweck an; er glaubte, daß Holwell, wenn er noch lebte, vielleicht mehr ausrichten würde. Dieſer Gedanke veranlaßte zwey von der Geſellſchaft ihn aufzuſuchen; ſie fanden ihn auch, und zwar mit noch einigen Zeichen des Lebens. Als ſie ihn aber zum Fenſter trugen, ſchlug es ein jeder ab, ihm ſeinen Platz einzuräumen, außer der Capitain Molls, der in dieſer kritiſchen Lage ſo großmüthig war, ihm den ſeinigen abzutreten. Dieſes wirkte auf die Uebrigen, daß man ihm Raum machte. Er fing eben an zu Sinnen zu kommen, als ein Abgeſchickter des Nabobs anlangte, um zu fragen, ob der engliſche Gouverneur noch lebte. Bald darauf wurde der Kerker geöffnet. Die todten Körper lagen ſo dick auf einander, und die Ueberlebenden hatten ſo wenig Stärke, daß ſie faſt eine halbe Stunde Zeit brauchten, um die an der Thüre liegenden Leichname ihrer Freunde wegzuſchleppen, und ſich heraus arbeiten zu können. Von hundertundſechsundvierzig, die in dieſes Mordloch hereingingen, kamen nicht mehr als dreyundzwanzig lebendig heraus, und dieſe waren Geſpenſtern ähnlich. Die Soldaten ſahen ſowohl dieſe Geſtalten als die hingeſtreckten Leichen, die durch einen beyſpielloſen Muthwillen aufgeopfert waren, mit Gleichgültigkeit an. Die unerträglich ſtinkende Luft, die aus dem Kerker qualmte, nöthigte ſie jedoch bald ſich zurück zu ziehen. Man leerte endlich dieſes ſo genannte ſchwarze Loch aus, und warf ſämtliche Leichname in eine dazu auſſerhalb dem Fort gemachte Grube. 1756.

Holwell, der nicht fähig war aufrecht zu ſtehn, wurde zum Nabob getragen, der nicht das geringſte Mitleiden mit ſeinem Zuſtande zeigte, oder wegen dem Tod der andern Gefangenen ſeinen Unwillen zu erkennen gab, ſondern nur blos nach den Schätzen frug, welche die Engländer ſeiner Meynung nach vergraben hätten. Er drohte ihm mit fernern Martern, wenn er ſie nicht entdecken würde, und befahl ihn in genaue Verwahrung zu nehmen. Man legte ihm darauf

1756. Ketten an; ein gleiches Schickſal hatten auch zwey andre vornehme Engländer, Court und Walcot, von denen man auch vermuthete, daß ſie etwas von den Schätzen wiſſen müßten: die andern aber, worunter ſich auch Mills und Cook befanden, erhielten Erlaubniß hinzugehn wo ſie wollten. Ein engliſches Frauenzimmer, die Wittwe eines Offiziers, den ſie aus zärtlicher Liebe nicht einen Augenblick hatte verlaſſen wollen, hatte mit ihm im ſchwarzen Loche den Todeskampf gekämpft, hatte ihren geliebten Gatten in der Raſerey ſterben geſehen, und hatte zu jedermanns Erſtaunen, ungeachtet ihres zarten Körpers, das Trauerſpiel überlebt. Sie war die einzige ihres Geſchlechts, die dabey gegenwärtig war, und wurde nun wegen ihrer Schönheit für das Serail des Feldherrn Meer Jaffier beſtimmt.

Die Furcht länger in der Gewalt ſolcher Unmenſchen zu bleiben, vermochte die Befreyten, ſo ſchwach ſie auch waren, ſogleich das Fort zu verlaſſen, und ſich nach den Schiffen zu ſchleppen, die man in der Ferne noch wahrnehmen konnte. Als ſie aber Govindpore erreichten, fanden ſie indiſche Soldaten am Ufer, die niemand zu den Schiffen laſſen wollten; ſie flüchteten daher in verlaſſene Hütten, wo ſie hätten verhungern müſſen, wenn nicht einige Landeseingeborne, die ehmals den Engländern in Calcutta gedient, ſie mit den nöthigſten Bedürfniſſen verſorgt hätten. Drey von ihnen wagten es jedoch, durch Schwimmen die Schiffe zu erreichen. Ihr grauenvoller Anblick, und ihre ſchreckliche Erzählung waren die bitterſten Vorwürfe für diejenigen, die nur allein auf ihre Selbſterhaltung bedacht geweſen waren, und keine Bemühungen angewandt hatten, die Flucht der übrigen Beſatzung zu befördern. 1756. Nie wurde vielleicht eine Gelegenheit zu einer heroiſchen Handlung ſo ſchändlich vernachläßigt; denn eine einzige Schaluppe, mit funfzehn beherzten Männern beſezt, hätte ſich troz aller Bemühungen der Feinde dem Fort nähern, Anker werfen, und alle unglücklichen Schlachtopfer retten können.

Die Schiffe ſegelten nun den Fluß herunter, und ankerten bey Fulta, einer Stadt, wo die Holländer ihre Schiffe ſtationiren. Die ſüdliche Monſun, die jezt in ihrer größten Wirkung war, machte es für die Engländer unmöglich, den Fluß zu verlaſſen; ſie beſchloſſen daher bey Fulta eine beſſere Jahreszeit abzuwarten, wenn anders der Nabob ſie in Ruhe laſſen würde.

Die Truppen dieſes Fürſten waren mittlerweile mit der Plünderung von Calcutta beſchäftigt, allwo die Beute zwar den Geiz der gemeinen Soldaten befriedigte, allein ganz und gar nicht mit den Erwartungen übereinkam, die ſich der Nabob gemacht, und die ihn veranlaßt hatten, den Ort in Beſitz zu nehmen. Alle Einwohner, Omichund ausgenommen, hatten ihre Effekten von Werth weggeführt. In der Wohnung dieſes Gento aber wurden, außer vielen andern Reichthümern, 400000 Rupien baares Geld gefunden. Die meiſten Waaren der Compagnie, die ſie im Lande aufgekauft hatte, waren zuvor nach den verſchiedenen Häfen von Indien geſchifft worden, um dort die Ankunft der Schiffe aus England zu erwarten;

1756. die andern Waaren hingegen, die man für die folgende Jahreszeit beſtimmt hatte, waren noch nicht nach Calcutta gebracht worden; ſo daß aller vorhandener Vorrath nicht über 200,000 Pf. St. an Werth betrug, wovon durch den Raub der Soldaten, die in den Plünderungskünſten eingeweiht waren, noch viel verloren ging. Der Nabob, der ſich mit ungeheuern Reichthümern geſchmeichelt hatte, wurde durch dieſe fehlgeſchlagene Hoffnung ſo aufgebracht, daß er befahl, Holwelln und die beiden andern Gefangenen nach Muxadavad zu bringen, um ſie durch Martern zu vermögen, die vermeyntlich verborgenen Schätze zu entdecken. Dieſer Befehl wurde mit aller Strenge vollzogen, die nur die Gefahr ihren Tod zu bewirken erlauben wollte. Sie wurden in einem offenen Bot transportirt, ohne Obdach gegen die brennenden Sonnenſtrahlen mit Abwechſelung von ſtarken Regengüſſen, genährt blos mit Reiß und Waſſer, mit Ketten beladen, obgleich ihre Körper voller ſchmerzhafter Geſchwüre waren; eine Krankheit, die alle befiel, welche lebendig aus dem Mordloche heraus kamen. Da ſie bey den holländiſchen und franzöſiſchen Faktoreyen zu Chinchura und Coſſimbuzar vorbey fuhren, ſo erhielten ſie von beiden Erfriſchungen und überhaupt alle kleine Dienſtleiſtungen, die nur die Wache erlauben wollte. Bey ihrer Ankunft in Muxadavad wurden ſie in einen Kuhſtall eingeſperrt.

Man ſollte es kaum für möglich halten, daß der Nabob nach ſolchen grauſamen Beleidigungen noch die Ueberreſte der Colonie in ſeinen Staaten duldete, da er natürlich ihre Verſtärkung befürchten mußte;

1756. allein er war beſtändig in ſolcher Verwirrung, daß er ſelten ſeine Gedanken über den gegenwärtigen Augenblick hinaus erſtreckte. Seine Hofbedienten machten ihn durch ihre Schmeicheleyen glauben, daß die Eroberung von Calcutta die glorreichſte That wäre, die man ſeit Tamerlans Zeiten in Indien geſehn hätte, daher er ſich leicht einbildete, daß die Engländer ſich nie unterſtehn würden, wieder in Waffen gegen ihn zu erſcheinen. Er ſchrieb Briefe voll ſolcher Prahlereyen nach Delhi, ohne im geringſten die Flüchtlinge zu verfolgen. Um aber doch den Schrecken ſeiner Waffen zu nutzen, beſchloß er ſie gegen ſeinen Rival und Verwandten, den Phousdar von Purnea, zu wenden.

Um das Andenken ſeines Sieges zu verewigen, befahl er den Namen Calcutta mit Alinagore zu verwechſeln, welches Wort der Hafen Gottes bedeutet. Er ließ hier eine Beſatzung von 3000 Mann zurück, unter Anführung des Monickchund, und brach den 2ten Julius mit den übrigen Truppen auf. Einige Tage vor ſeinem Abzuge ließ er bekannt machen, daß alle, die im ſchwarzen Loche geweſen wären, nach ihren Häuſern in der Stadt zurück kommen könnten, wo ſie mit Lebensmitteln von Omichund verſorgt wurden, deſſen Fürbitte wahrſcheinlich dieſe Gunſt verſchafft hatte. Sie war jedoch von kurzer Dauer; denn ein engliſcher Unteroffizier erſtach in der Betrunkenheit einen Mohren, worauf denn von neuem eine Verbannung aller Engländer kund gemacht wurde. Sie flohen alle zu den andern europäiſchen Faktoreyen, und von da begaben ſie ſich einzeln nach der Flotte bey Fulta.

1756. Sobald der Nabob mit ſeinen Truppen über den Fluß gegangen war, ſchickte er Detaſchements nach den holländiſchen und franzöſiſchen Beſitzungen mit der Drohung, beide zu vertilgen, wenn ſie ihm nicht große Summen bezahlen würden. Sie machten zwar Entſchuldigungen mit der größten Unterwürfigkeit, dennoch mußten ſie ſich zur Zahlung bequemen; die Holländer erlegten 450,000 Rupien und die Franzoſen 350,000. Dieſe Verſchiedenheit rührte daher, weil die Franzoſen ihn auf ſeinem Marſch nach Calcutta mit 200 Fäſſern Pulver verſehn hatten. Er übergab die beiden gefangenen Engländer, Watts und Collet, die ſich ſeit der Einnahme von Coſſimbuzar in ſeinem Lager befanden, dem holländiſchen Gouverneur von Chinchura, von dem er einen Schein nahm, ſie wieder abzuliefern, wenn er ſie verlangen würde. Gleich nach ſeiner Ankunft in Muradavad ließ er allenthalben Befehle ergehn, ſämtliche den Engländern gehörigen Waaren und Effekten einzuziehn. Da er nun von den ſeiner Meynung nach vergrabenen Schätzen nichts erfahren konnte, und die Wittwe des Allaverdy ihm unaufhörlich wegen Befreyung der Gefangenen anlag, ſo gab er Hollwell und ſeine beiden Unglücksgefährten los, die ſich darauf ungeſäumt nach Chinchura begaben.

Mittlerweile lag die Flotte noch immer bey Fulta, zu welcher ſich von Zeit zu Zeit noch mehrere Schiffe geſellten. Die Agenten der Compagnie von den untergeordneten Faktoreyen zu Dacca, Jugdea und Ballaſore, flüchteten in dieſer Noth auch und kamen zur Flotte, die eine Zeitlang großen Mangel an Lebenſmitteln litt, bis ſich des Nabobs Truppen entfernt hatten, da denn die Landleute ſie damit zu verſehn wagten. 1756.

Der Mangel eines bequemen Obdachs ſowohl als die Furcht überfallen zu werden, nöthigte ſie alle auf den Schiffen zu ſchlafen, die ſo voll gepfropft waren, daß man ſich auf den Verdecken kaum bewegen konnte. Hier lagen ſie alle unter einander Wind und Wetter ausgeſezt, und ohne ihre Kleidung zu wechſeln; denn niemand hatte das geringſte bey der Flucht mit ſich genommen. Dieſe widrige Lage war für Perſonen ſehr unglücklich, die größtentheils bisher im Ueberfluß gelebt hatten. Hieraus entſtanden Krankheiten, und da überdem der Theil von Bengalen zwiſchen den beiden Armen des Ganges das ungeſundeſte Land in der Welt iſt, ſo ſtarben viele an einem bösartigen Fieber, und alle Schiffe wurden damit angeſteckt.

Anſtatt aber dies Unglück durch gegenſeitigen guten Willen ſich einander erträglich zu machen, ſo waren ſie vielmehr alle beſchäftigt, die Urſachen ihres jezigen Elends genau zu erforſchen, und einer den andern mit Vorwürfen zu quälen. Die jüngern Compagniebedienten, die an der Adminiſtration keinen Antheil gehabt hatten, bemühten ſich alle Schuld auf ihre Obern zu legen, die ſie dadurch zu verdrängen hofften. Die Mitglieder des Raths klagten einer den andern an, alle aber kamen überein, die größte Schuld dem Gouverneur beyzumeſſen. Dieſe Beyſpiele von Zwietracht wurden endlich auch von denen nachgeahmt,

1756. die wegen ihrer Niedrigkeit nichts zu verlieren gehabt hatten.

In der That hatte es bey den militairiſchen Operationen ganz an Methode, Subordination, Diſciplin und Geſchicklichkeit gefehlt. Alle Außenwerke waren in zu großer Entfernung vom Fort; man hätte ſie, nebſt allen gemauerten Einfaſſungen der Häuſer, rund um das Fort demoliren, allenthalben, wo die Feinde Poſts faßten, Bomben unter ſie werfen, und kühne Ausfälle thun ſollen. Alle dieſe und viele andre Maaßregeln aber unterblieben, vermittelſt welchen man die Vertheidigung wenigſtens zehn Tage hätte verlängern können. Wäre der Nabob in dieſer Zeit nicht zu verſöhnen geweſen, ſo würde doch die Ankunft der erwarteten Schiffe den Rückzug der Vertheidiger und ihrer Familien ohne Gefahr bewirkt haben.

Die Urſachen, die den Zorn des Nabobs erzeugt hatten, waren wo möglich noch mehr dem Tadel ausgeſezt. Das von Watts gleich nach ſeiner Gefangennehmung zu Coſſimbuzar unterzeichnete Papier wurde als ein Beweis angeführt, daß die Regierung von Bengalen um große Summen durch die unrechtmäßigen Handelspäſſe der Compagnie betrogen worden wäre. Man hatte dieſe an indiſche Kaufleute verhandelt. Jedoch war dieſes nur blos von einigen Verſchwendern geſchehen, ſo daß der größte Theil der Engländer an dieſem Betruge keinen Theil hatten, daher der den bengaliſchen Einkünften dadurch geſchehene Schade wohl nicht ſo groß ſeyn konnte, als die raubſüchtigen Miniſter des Surajah

Dewlah ihn hatten glauben machen. Der größte 1756.
Beweis hievon war, daß Allaverdy die Engländer nie deshalb beſchuldigt hatte. Das andre von Watts unterſchriebene Papier, den Schutz betreffend, den man den Unterthanen des Nabobs gegeben hatte, wurde ebenfalls gemuſtert; obgleich ſeit funfzehn Jahren kein Einwohner von Calcutta zurück gefodert worden war. Die mißvergnügten Engländer waren dreiſt genug zu behaupten, daß die dem Kiſſendas gegebene Protection, welche den Nabob ſo aufgebracht hatte, durch große Geſchenke erkauft worden wäre. Was dieſe Beſchuldigung aber ganz vernichtete, war, daß die Geſchenke durch ſeinen mit ihm verbundenen Wirth Omichund hätten geſchehen müſſen, den die Präſidentſchaft als die Quelle ihrer Widerwärtigkeiten anſah, und daher auch beſtrafte.

Man hatte große Urſache zu glauben, daß die Klugheit des Allaverdy, der die Schickſale des Nazir-jing und Chunda-ſaheb, die Kriege in Coromandel, und den kürzlich erfochtenen entſcheidenden Sieg über den Angria vor Augen hatte, und die kriegeriſchen Thaten der Franzoſen und Engländer mit ihrer vorigen Niedrigkeit in Indien verglich, ſeinem jungen Nachfolger gerathen haben dürfte, auf die Europäer in Bengalen ein wachſames Auge zu haben, und weder eine Verſtärkung ihrer Beſatzungen, noch eine Vermehrung ihrer Feſtungswerke zu erlauben, vielmehr ſie ſogleich mit ſeiner ganzen Macht zu bekämpfen, wenn ſie den geringſten Trotz und Vertrauen auf ihre eigne Stärke zeigen ſollten;

1756. dabey aber ſollte er ihnen alle nur mögliche Aufmunterung zum Handel geben, nicht allein weil dieſer ein großer Vortheil fürs Land, ſondern auch die beſte Sicherheit ſey, ſie von der bengaliſchen Regierung abhängig zu machen. Dieſen Rath wollte der unwürdige Surajah Dowlah befolgen; der Mangel an Klugheit aber, Zeit und Umſtände zu erwägen, ſeine außerordentliche Feigherzigkeit, ſeine tyranniſchen Ideen, und die Anreizungen ſeiner Höflinge, die ihn Calcutta als eine der reichſten Städte in der Welt vorſtellten, alles beſtimmte ihn, dieſen Rath ſofort auszuführen.

Die Engländer bey Fulta kamen indeſſen ungeachtet ihrer Streitigkeiten überein, die Autorität des Gouverneurs und der andern Mitglieder des Raths von Calcutta anzuerkennen. Einer der leztern, Manningham, wurde nun mit einem Offizier im Anfange des Julius nach Madras abgeſchickt, um von ihrer Lage in Bengalen Nachricht zu geben, und um ſchleunige Hülfe zu bitten. Mit ihnen wollen wir wieder nach der Küſte von Coromandel zurück gehen.

Alles war bereits in Bengalen verloren, bevor man in Madras Nachricht von der Gefahr erhielt; denn die Briefe, welche die Uebergabe von Coſſimbuzar meldeten, langten erſt den 15ten Julius in Madras an. Die Erfahrung, aus vorigen Streitigkeiten zwiſchen den Europäern und der Regierung in Bengalen gezogen, erzeugte die Hofnung, daß der Nabob, ſo wie ſeine Vorfahren, mit einer Summe Geld befriedigt werden würde. In der Ungewißheit aber, ob dieſes geſchehen, oder ſich noch üblere Vorfälle ereignen würden, fand man für rathſam, in jedem Falle eiligſt eine Verſtärkung abzuſchicken, um entweder dem Nabob kräftigern Widerſtand zu thun, oder beym fortdauernden Unglücke den Flüchtigen Sicherheit zu verſchaffen. 1756.

Die Eſcadre unter dem Admiral Watſon war eben bey Madras angekommen; da es aber ſehr unvorſichtig geweſen wäre, dieſe Flotte ohne die äußerſte Noth wegzuſchicken, oder auch nur zu vertheilen, ſo wurde ein Detaſchement von 230 Europäern unter Anführung des Majors Kilpatrick auf ein der Compagnie gehöriges Schiff eingeſchifft. Sie ſegelten den 20ſten Julius ab, und den 5ten Auguſt kamen ſchon Briefe von Fulta an, welche die Eroberung von Calcutta mit allen ſchrecklichen Umſtänden meldeten, und ſo viel Beſtürzung als Abſcheu und Rachbegier erzeugten.

Es iſt bereits im vorigen Bande geſagt worden, daß man zu eben dieſer Zeit in Madras im Begriff war, einige Abgeordnete mit 300 Mann europäiſcher Soldaten an Salabad-jing zu ſchicken, der um Hülfe erſucht hatte, die Franzoſen aus ſeinen Staaten zu vertreiben. Sobald die Regierung in Pondichery Nachricht erhielt, daß Buſſy von Charmaul Beſitz genommen hätte, und daß die Behauptung dieſes Poſtens gegen ihre Feinde das einzige wahrſcheinliche Mittel wäre, wieder mit ihnen ausgeſöhnt zu werden, ſo beſchloß ſie die Hülfstruppen zu ſchicken, die Buſſy, der die Unfälle ahnete, lange zuvor ſchon verlangt hatte. Es wurden daher 500 Europäer mit einer Anzahl Kanonen auf ein franzöſi-

1756. ſches Compagnieſchiff eingeſchifft, das auch den 15ten Julius abſegelte; an eben dem Tage, als man in Madras die erſte Nachricht von dem Unglück in Bengalen erhielt. Der Befehl war, die Truppen bey Maſulipatnam zu landen, von da ſie nach Golconda marſchiren ſollten.

Man hatte bisher den Einfluß der Franzoſen am Hofe des Salabad-jing für das größte Uebel gehalten, das die Engländer in Indien betroffen, und die Vernichtung dieſes Credits war daher der beſtändige Gegenſtand ihrer Aufmerkſamkeit geweſen. Nunmehr aber kam es auf die Wahl an, da die Erreichung dieſes Endzwecks mit der Nothwendigkeit verglichen werden mußte, die kritiſchen Angelegenheiten in Bengalen, wo alles verloren ſchien, wieder in Ordnung zu bringen.

Briefe aus England, im vorigen Jahre geſchrieben, hatten allen Präſidentſchaften in Indien Nachricht gegeben, daß ein Krieg mit Frankreich unvermeidlich wäre, und daß höchſt wahrſcheinlich bald nach Abgang der Briefe die Feindſeligkeiten anfangen würden; zugleich meldeten ſie, daß die Franzoſen im Begriff ſtünden, eine Flotte von neunzehn Kriegsſchiffen mit 3000 Mann regulären Truppen von Breſt nach Pondichery abzuſenden. Man hatte darauf beſchloſſen, die Feſtungswerke von Madras zu erweitern, bisher war aber noch nichts vollendet worden, vielmehr hatten die neuen Arbeiten den Ort eher geſchwächt als verſtärkt.

Die Truppen der Engländer und Franzoſen auf der Küſte von Coromandel waren jezt gleich ſtark;

ein jeder Theil hatte ungefähr 2000 Europäer und 1756. 10,000 Sepoys in Sold, die, in verſchiednen Beſatzungen und Detachements abgetheilt, in einer Strecke von 600 engliſchen Meilen zerſtreut waren. Die 300 Mann, welche die Franzoſen nach Maſulipatnam geſchickt hatten, verringerten ihre Macht im Carnatick anſehnlich; auch hatten ſie noch keine Kriegsſchiffe in Indien, um Watſons Eſcadre Widerſtand zu thun. Indeſſen fürchteten die Engländer mit Grund, daß die Ankunft der vorerwähnten Kriegsflotte ihren Feinden ſowohl zu Waſſer als zu Lande eine entſcheidende Obermacht verſchaffen würde.

Auf der andern Seite ſah man ein, daß der Verluſt des bengaliſchen Handels und der dortigen Beſitzungen, wenn man deren auch nur drey Jahre lang beraubt wäre, die engliſche Compagnie ruiniren würde, ja daß, wenn man ſie nicht gleich wieder bekäme, die Franzoſen nach Ankunft ihrer Flotte dem Surajah Dowlah mit allen Kräften beyſtehen würden, um alle künftigen Verſuche der Engländer zu vereiteln ſich in Bengalen wieder niederzulaſſen. In dieſem Falle wäre ſodann, um ihre alten Beſitzungen zu erobern, eine große Ausrüſtung von England aus erfoderlich; wo vielleicht die Nationalbedürfniſſe in andern Welttheilen nicht erlauben dürften, hiezu eine anſehnliche Macht zu beſtimmen, und wo überhaupt die Ausrüſtung mit weit größern Koſten gemacht werden müßte, als jezt angewandt werden dürften, wenn man ſich der in Indien vorhandenen Schiffe und Truppen bediente. Ueberdem verlangte

1756. die Nationalehre ohne Verzug gerettet zu werden, und die Gräuel des ſchwarzen Mordloches rieſen laut um exemplariſche Rache.

Dem unerachtet aber hatten einige Glieder des Raths eine ſtarke Neigung, auf alle Fälle Salabad-jing Hülfe zu leiſten. Sie behaupteten: „daß, wenn „man ſo viel Truppen von Madras nach Bengalen „ſchickte, als nöthig ſey den Nabob mit Nachdruck zu „bekriegen, ſo würden dadurch die Engländer auf der „Küſte von Coromandel ganz unfähig gemacht werden, den Franzoſen zu widerſtehen, wenn die erwartete Flotte ankäm; es wäre daher rathſamer, „ein Kriegsſchiff von Watſons Eſcadre und Abgeordnete an den Nabob zu ſenden, um mit ihm zu „tractiren. Schlüge die Unterhandlung fehl, ſo „könnte dieſes Schiff mit den bereits unter Kilpatrick „abgeſchickten Truppen Repreſſalien gebrauchen, und „wo möglich verſuchen, Calcutta wieder zu erobern. „Durch dieſe Maaßregel, ſagte man, würde Coromandel gedeckt ſeyn, Salabad-jing könnte gegen „Buſſy gehörig unterſtützt werden, und der Admiral Watſon würde auch ein Treffen mit der ſo ſehr „überlegenen franzöſiſchen Seemacht vermeiden können, bis er Verſtärkung aus England bekäme.“

Dieſe Argumente würden allenthalben Gewicht gehabt haben, nur nicht in Indien. Einer von den Mitgliedern des Raths, der neun Jahre lang in Calcutta gelebt hatte, und die Stärke und Inſolenz der mohriſchen Regierung in Bengalen genau kannte, ſtellte dagegen vor, daß nichts als lebhafte Angriffe den Nabob zum Frieden vermögen könnten, und daß die vorgeſchlagenen Truppen nicht einmal hinreichend 1756. wären, Calcutta wieder einzunehmen. Er behauptete: „daß man ſo viel abſenden müßte, um den Na„bob ſelbſt in ſeiner Hauptſtadt Muxadavad anzu„greifen; wenigſtens 800 Europäer und 1500 Se„poys, und da, wenn man die Eſcadre vertheilte, „ſie nirgends etwas rechtes ausrichten würde, ſo ſoll„ten alle Kriegsſchiffe zuſammen nach Bengalen ſe„geln; daß eine ſolche Macht ſodann bald den „Streit entſcheiden müßte; daß nach geſchloſſenem „Frieden die Eſcadre mit einem großen Theile der „Truppen zurückkommen, und noch im April auf der „Küſte von Coromandel anlangen könnte, vor wel„cher Zeit es wegen der Monſun nicht wahrſcheinlich „wäre, daß die franzöſiſche Flotte eintreffen würde. „Da überdem die Franzoſen an Buſſy eine anſehn„liche Hülfe geſchickt hätten, ſo wäre die Regierung „in Pondichery dadurch zu ſehr geſchwächt, um et„was im Carnatick vorzunehmen, das man nicht „mit der übriggebliebenen Beſatzung von Madras „leicht vereiteln könnte.“ Dieſer Entwurf, der den Stempel eines Genies trug, und die engliſche Größe in Indien gründete, wurde endlich nach vielen Widerſprüchen einmüthig angenommen. Die Geſchichte meldet nicht den Namen dieſes Britten, dem ſeine Nation ſo viel zu verdanken hat.

Man theilte den genommenen Entſchluß dem Admiral Watſon mit, der ihn auch genehmigte. Es entſtand zwar ein kleiner Streit wegen der Beute, die von der Eſcadre gemacht werden dürfte; dieſer wurde aber bald durch folgenden Vergleich beygelegt:

1756. daß alles Eigenthum, welches entweder der Compagnie oder englischen Privatperſonen, oder auch den Indiern, die beym Anfange der Feindſeligkeiten unter der Compagnie Schutze ſtanden, gehört hätte, ohne alle Verringerung den Eigenthümern wieder gegeben werden, dagegen aber alles übrige ohne Abzug der Eſcadre allein verbleiben ſollte.

Es waren jedoch noch andere Dinge von Wichtigkeit auszumachen. Dieſe Punkte betrafen: Wer die Landtruppen commandiren ſollte? Wie weit die Autorität dieſes Befehlshabers bey militäriſchen Unternehmungen und bey den Verhandlungen mit dem Nabob gehen ſollte? In wie fern er von dem vormaligen Gouverneur und dem Rath in Calcutta abhängen ſollte? Ob die vorige Autorität dieſes Raths als Präſidentſchaft in der jetzigen Lage wieder völlig hergeſtellt oder eingeſchränkt werden müßte?

Ein jeder der Mitglieder des bengaliſchen Raths hatte für ſich Briefe an die Regierung von Madras geſchrieben, die voller Entdeckungen von Defraudationen und geſezwidrigen Handlungen ihrer Collegen waren, die ſie alle einander wechſelsweiſe zur Laſt legten, ſo daß, wenn man nicht die Vorurtheile in einer verzweiflungsvollen Lage in Erwägung gezogen hätte, es abgeſchmackt geweſen wäre, die Angelegenheiten der Compagnie abermals denjenigen anzuvertrauen, die nach ihrer eignen Anzeige dieſes große Unglück veranlaßt hatten. Die Schwierigkeit, das Maaß ihrer künftigen Autorität zu beſtimmen, erzeugte bey dem Gouverneur von Madras, Pigot, den Gedanken, ſelbſt nach Bengalen zu gehen, und ſowohl die

Armee zu commandiren, als im Namen der Compagnie und als Bevollmächtigter der Regierung alles anzuordnen; allein es fehlte ihm an Kriegserfahrung, auch hatte die Regierung keine Gewalt, einem einzigen Menſchen einen ſo ausgedehnten Auftrag zu ertheilen. Der Oberſt Adlercron erſuchte nun um das Commando, und erbot ſich ſein ganzes Regiment mitzunehmen; obgleich es ihm aber nicht an Kriegstalenten fehlte, ſo mangelte es ihm doch an Erfahrung zu den indiſchen unregelmäßigen Feldzügen, und ſeine Gewalt war überdem, als ein königlicher Offizier, von den Agenten der Compagnie unabhängig. Der brave Oberſt Lawrence, der ſich in den carnatickſchen Kriegen ſo ſehr ausgezeichnet hatte, war krank, und das Clima von Bengalen drohte noch ſeine Krankheit zu vermehren. Der Oberſt Clive wurde daher zum Anführer der Truppen erwählt. Um den Krieg aufs lebhafteſte zu führen, und damit demſelben ein ſchleuniges Ende gemacht werden könnte, beſchloß man ihn in Anſehung aller militäriſchen Operationen für unabhängig zu erklären, ihn mit großen Geldſummen zu verſehen, und auch Vollmacht zu ertheilen auf die Compagnie Wechſel zu ziehen. Ferner kam man überein, den Gouverneur Drake und ſämtliche Mitglieder des Raths von Calcutta in ihre vorigen Würden mit voller Gewalt wieder einzuſetzen, und ihnen auch ſtarke Geldſummen zu übermachen. Manningham, der als Repräſentant dieſer Expräſidentſchaft von Fulta nach Madras gekommen war, widerſezte ſich ſtark der an Clive zu gebenden Vollmacht, weil ſie 1756.

1756. die Autorität des Raths von Calcutta ſchwächen, und wider die Grundſätze der Compagnie ſtreiten würde. Seine Vorſtellungen fruchteten jedoch nicht, und die Einſchiffung geſchah, nachdem man zuvor eine Kriegsſchaluppe nach Fulta abgeſchickt hatte, um den daſigen Engländern von der Zurüſtung Nachricht zu geben, und ſie zu ermahnen, nicht in der Verzweiflung Bengalen zu verlaſſen.

Die Eſcadre beſtand aus folgenden Schiffen: Cumberland von 70 Kanonen, Kent von 64, der Tyger von 60, Salisbury von 50, Bridgewater von 20 Kanonen, und ein Brander; hiezu kamen noch drey große Compagnieſchiffe und zwey kleinere. Am Bord dieſer Flotte befanden ſich 900 Europäer, und 1500 Sepoys. Von den Europäern gehörten 250 zu Adlercrons Regiment, die übrigen aber waren im Dienſt der Compagnie. Man beſchloß noch mehr Sepoys nachzuſchicken. Der Admiral Watſon beſtieg nebſt Clive den Kent, und der Admiral Pocock den Cumberland. Clive war mit Briefen an Surajah-Dowlah verſehn; von Salabad-jing, dem Subah von Decan, von Mahomed-ally, dem Nabot von Arcot, und vom Gouverneur Pigot, die alle dem Nabob von Bengalen anriethen, den Engländern allen erlittenen Schaden zu erſetzen, und die Beleidigungen wieder gut zu machen. Der Inſtruction gemäß ſollte Clive den Nabob ſelbſt in Muxadavad angreifen, wenn er keine Neigung zum Frieden zeigte, desgleichen die franzöſiſche Faktorey und Fort von Chandernagore wegzunehmen ſuchen, im Fall die Nachricht vom Ausbruche des Krieges mit

Frankreich ankommen ſollte, ehe die Truppen Bengalen verließen. Die Flotte ſegelte den 16ten Oktober mit gutem Winde ab. 1756.

Dieſe Anſtrengung, das Verlorne in Bengalen wieder zu erlangen, verringerte die Truppenanzahl in Madras ſo ſehr, daß man nicht wohl ein ſtarkes Corps an Salabad-jing, und zwar in einer ſo großen Entfernung, abſenden konnte. Da nun ein kleines Detaſchement dem Subah von keinem Nutzen ſeyn, und wahrſcheinlich verloren gehen würde, ſo beſchloß man keins zu ſchicken. Die Franzoſen behaupteten mittlerweile unter Anführung des muthigen Buſſy ihren Poſten in Charmaul.

Den 6ten Julius, den zweiten Tag nachdem ſie hier einmarſchirt waren, that die franzöſiſche Cavallerie, von 1000 Sepoys unterſtützt, bey Anbruche der Nacht einen Ausfall ins Lager der Maratten; dieſe aber bekamen Nachricht von dem Vorhaben, und verließen eiligſt ihr Lager. Man wiederholte dieſe Ausfälle in den folgenden Tagen mit beſſerm Erfolge. Die Franzoſen nahmen nun alle in der Stadt befindliche und der Regierung gehörige Magazine in Beſitz, desgleichen alle Kanonen, die ſie auf den Wällen fanden. Ganze Alleen von Cocusnußbäumen wurden niedergehauen, und daraus für die Soldaten auf den Mauern Gerüſte gebaut.

Die Anzahl der Feinde vermehrte ſich täglich. Die Phousdars, oder wie man ſie insgemein heißt, die Nabobs von Canoul und Condanore langten auch an, jeder mit 3000 wohlberittenen Pitanen. Viele andere Anführer von niederm Range, ſowohl Muha-

1756. medaner als Indier führten ebenfalls ihre Truppen herbey; denn alle zinsbare Fürſten und Oberhäupter in dem ganzen Decan waren dazu aufgefodert worden. Einige derſelben aber, beſonders der von Canoul, ließen Buſſy insgeheim verſichern, daß ſie nicht geneigt wären, im Ernſt gegen ihn zu fechten. Den 10ten traf Jaffier Ally Khan ein, mit 3000 Reitern, 3000 Fußtruppen und einem Zuge von zwanzig Kanonen. Die Hauptarmee aber, wobey ſich Salabad-jing und Schanavaze Khan ſelbſt befanden, war noch in ziemlicher Entfernung, und marſchirte täglich nicht über vier engliſche Meilen. Jaffier Ally berief einen Kriegsrath, worin beſchloſſen wurde, Charmaul enger einzuſchließen, und die vortheilhafteſten Poſten in der Stadt ſelbſt in Beſitz zu nehmen.

Buſſy bekam gleich davon Nachricht. Er hatte bis jetzt ſorgfältig vermieden, den Einwohnern Schaden zu thun, nunmehr aber, da er den Feind von der Stadt abhalten mußte, legte er ein Detaſchement in ein großes Gebäude, das mit vier Thürmen verſehn war, und ließ auf dieſe Thürme kleine Kanonen bringen; dabey meldete er dem Jaffier Ally, daß, wenn ſich einige von ſeinen Truppen innerhalb der Stadt zeigen ſollten, er ſie durchaus mit Feuer verheeren würde. Dieſe Drohung wirkte, und die Feinde blieben in der Entfernung. Das bereits eingefallene Regenwetter wurde immer heftiger, und hinderte vierzehn Tage lang alle Unternehmungen im Felde.

Die franzöſiſchen Faktoren in Surat waren 1756.
ſchon einige Monate zuvor von Buſſy erſucht worden, für ihn eine Anzahl Abyſſinier oder Araber anzuwerben, die er ſo wie ſeine Sepoys diſcipliniren wollte. Es waren auch 600 derſelben wirklich auf dem Marſche, als Buſſy in Hyderabad anlangte. Die Feinde, die von ihrer Annäherung hörten, ſchickten ihnen Janogee Nimbulcar mit 3000 Maratten entgegen. Man traf dieſe Hülfstruppen unweit Auréngabad an; 50 wurden niedergehauen, 150 aus einander geſprengt, und die übrigen 400, deren Kräfte durch den langen Marſch ganz erſchöpft waren, ergaben ſich. Janogee brachte ſeine Gefangenen nach dem Fort von Golconda, und behandelte ſie eben nicht übel.

Den erſten Tag, da ſich das Wetter nur etwas aufklärte, thaten die Franzoſen um Mitternacht einen neuen Ausfall ins feindliche Lager, und ſezten alles in Verwirrung, welche durch die wildgemachten Büffelochſen ſehr vermehrt wurde. Man begnügte ſich den fortdauernden Muth zu zeigen, und einige Kanonen zu vernageln, da größere Vortheile gegen eine zahlloſe Menge Truppen wohl nicht zu hoffen waren.

Den folgenden Tag kamen 4000 Sepoys unter Anführung des Marzafabeg ins feindliche Lager an. Dieſer Mann war Befehlshaber der franzöſiſchen Sepoys, als Buſſy 1751 zuerſt nach Decan marſchirte; hernach verließ er ſeinen Feldherrn, warb ſelbſt Sepoys zu ſeinem eignen Dienſte, und trat ſodann in Sold des Balagerow, den er 1755 auch verließ, und zu den Myſoren übergieng; nachher trat

1756. er in Dienſt des Nabobs von Savanore, und befand ſich in dieſer Stadt, da ſie im Anfange des jetzigen Jahres von Salabad-jing und Balagerow umzingelt wurde. Er hatte zeither mit vielen Offiziers der franzöſiſchen Sepoys, die ſeine alten Freunde waren, einen Briefwechſel unterhalten, und ſie ſich durch Geſchenke ganz ergeben gemacht. Dieſer Umſtand, und die Kriegserfahrung, die man bey ihm vorausſezte, veranlaßten, daß ihn Schanavaze Khan in Sold nahm, ſobald er erfuhr, daß Buſſy ſich in Hyderabad behaupten wollte. Marzaſabeg trennte ſich von der Hauptarmee, machte forcirte Märſche, und ſchickte einige Vertraute ab, um die franzöſiſchen Sepoys zu verführen. Es glückte ihm auch, ſo daß gleich am erſten Tage ſeiner Ankunft bey Hyderabad eine ganze Compagnie, die unter dem Vorwand, in der Ebene zu exerciren, ausgerückt war, mit geſchultertem Gewehr abzog und zu ihm überging.

Die ganze Armee näherte ſich den folgenden Tag Charmaul. Die Infanterie und Artillerie nahm alle Anhöhen rings umher in Beſitz, und die Cavallerie beſezte die Ebenen. Buſſy verlor den Muth nicht, ſondern ſchickte 150 Franzoſen und 1000 Sepoys ab, um die Feinde zu verſuchen, während daß die übrigen auf ihren Poſten blieben. Das Detaſchement verachtete den Feind ſo ſehr, daß dieſe wenigen Truppen ſich in drey Partheyen zu vertheilen wagten; jede derſelben, mit zwey Kanonen verſehn, drang in ziemlicher Entfernung von einander auf den Feind los. Die Cavallerie umringte beſtändig alle drey Abtheilungen, die dem Anſcheine nach ohne Rettung

verloren waren. In der That nichts, als das feſte 1756.
Vertrauen auf die großen Vortheile der Diſciplin, konnte die begangene Verwegenheit rechtfertigen und die Gefahren beſiegen. Bey den verſchiedenen Evolutionen kamen oft die Geſchwader der feindlichen Reiter bis unter die Kanonen von Charmaul, deren Feuer ſie aber bald wieder zurück trieb; ihre Infanterie zog ſich beſtändig zurück, und feuerte mit Furcht. Das Treffen dauerte fünf Stunden lang, und hörte erſt mit Untergang der Sonne auf. Die franzöſiſchen Truppen hatten aus ihren Gewehren 35000 Patronen verſchoſſen, und aus den Kanonen 900 Schüſſe gethan. Der Verluſt der Feinde iſt nicht bekannt, da ſie ihre Todten mit fortſchleppten. Er war unſtreitig groß, da man 125 todtgeſchoſſene Pferde auf der Wahlſtatt antraf. Die Franzoſen zählten nur 6 Sepoys todt, und 30 verwundet. Von den Europäern war keiner geblieben, und nur viere verwundet worden.

Zwey Tage nachher, den 1ſten Auguſt, kam Salabad-jing ſelbſt mit der großen Armee an. Man hielt Kriegsrath, worin Marzafabeg einen Hauptſturm auf Charmaul vorſchlug. Buſſy erfuhr dieſen Anſchlag wenige Stunden nachher, und nahm ſeine Maaßregeln, allein der Angriff geſchah nicht. Die Intriguen des Marzafabeg hatten bereits das ganze Corps der Sepoys angeſteckt, ſo daß der größte Theil derſelben verſprochen hatte, mit ihren Waffen zu entlaufen, das nächſtemal wenn ſie ſich außerhalb der Stadt befinden würden. Buſſy entdeckte dieſe gefährliche Zuſammenrottung, und beſchloß daher

1756. keine Ausfälle mehr zu wagen. Mittlerweile näherte ſich die Verſtärkung. Moracin, der franzöſiſche Befehlshaber in Maſulipatnam, hatte auf die erſte Nachricht von Buſſy's Bedrängniß 160 Europäer und 700 Sepoys zuſammen gebracht, welche er in der Mitte des Julius unter Anführung des Law abſandte, deſſelbigen Offiziers, der 1752 in Seringham capitulirt hatte; als ſie aber zu Bezoara anlangten, hinderte ſie der ſtarke Regen mehrere Tage lang weiter vorzurücken. In dieſer Zeit kamen die von Pondichery abgeſchickten Truppen auch in Maſulipatnam an, die man den erſten ungeſäumt nachſchickte. Sie trafen den 3ten Auguſt in Bezoara ein, da denn das ganze Corps jezt aus 480 Europäern mit eilf Kanonen und 1100 Sepoys beſtand, das den 10ten Auguſt drey Tagemärſche von Hyderabad das Lager aufſchlug.

Die Miniſter des Salabad-jing beſchloſſen dieſe Verſtärkung aufzuheben, und beorderten dazu alle Maratten 12000 an der Zahl, und 4000 andre Reiter, die nebſt 10,000 Mann Infanterie zuſammen eine Armee von 26000 Mann formirten. Buſſy erhielt, wie gewöhnlich, von allem ſogleich Nachricht. Er wußte, welche Truppen man hiezu beſtimmt hatte; er war mit allen Befehlshabern perſönlich bekannt, hatte mehreren Dienſte geleiſtet, und noch kürzlich den guten Willen des Janogee und des Rumchundur erfahren, welche 6000 von den Märatten commandirten. Er ſchlug daher eine Zuſammenkunft vor, wobey ſich auch einige von ihnen in der Nacht einfanden. Man hatte ein Zelt nahe am Fluſſe Gauch-

mauſ

maul aufgeſchlagen, wohin ſich Buſſy allein und 1756.
ohne Begleitung begab. Da es an genauen Nachrichten fehlt dieſe Zuſammenkunft betreffend, ſo läßt ſich blos aus Gründen vermuthen, daß er auf die Verſammlung durch Verſprechung großer Vortheile wirkte, wenn er ſeinen vorigen Einfluß am Hofe des Salabad-ſing wieder bekommen ſollte; Vortheile, die ſie weder von der Dankbarkeit des Schanavaze Khan noch von der Freundſchaft der Engländer, die ihnen ganz fremde waren, erwarten konnten. Sie verſprachen hierauf nicht mit Nachdruck gegen die franzöſiſchen Hülfstruppen zu agiren, ſondern nicht mehr zu thun, als eben nöthig ſey den Schein zu vermeiden. Dieſe Verſicherungen wurden mit Eidſchwüren beſtätigt, wobey ſie dem Buſſy genau ihre Fahnen und kriegeriſchen Unterſcheidungszeichen beſchrieben, der davon ſogleich an Law Nachricht gab, um wegen dieſer ſo bezeichneten Truppen unbeſorgt zu ſeyn.

Law rückte nun mit ſeinen Truppen in eine gebirgige Gegend, mit Felſen und dicken Wäldern bedeckt. Den Vortrab machten 400 Sepoys unter Anführung eines Indiers, Namens Mahmood Khan. Nach einem langen Marſch entdeckte man Feinde in der Ferne, worauf Mahmood Khan, als wenn er voll Ungeduld wäre ſie anzugreifen, vorwärts eilte. Man ſchickte ihm zwar Befehl zu, Halt zu machen, allein er kehrte ſich nicht daran. Sobald die Sepoys den andern Truppen aus den Augen waren, ſo hörte man ein unregelmäßiges Feuerfir, dem ein Sepoy folgte, mit Bitte, die Grenadiers möchten

1756. geſchwind dem Vortrabe zu Hülfe kommen, weil er von den Feinden umringt ſey. Der Grenadierhauptmann aber mißtraute dieſer Botſchaft, und ließ Partengänger vorausgehen, welche bald entdeckten, daß ſich die franzöſiſchen Sepoys mit den feindlichen vereinigt hatten. Dieſe Verrätherey war das Werk des Murzaſabeg, der ſich hier in Perſon befand, und die franzöſiſche Linie ſofort mit ihren eignen Sepoys angriff, die von der ganzen hiezu ausgeſandten Infanterie unterſtützt wurden. Dennoch rückten die Franzoſen vorwärts, bis ſie in die Ebene kamen, wo ſie Halt machten. Es fiel ein ſtarker Regen, der das Pulver der Feinde benäßte, und ihren Angriffen ein Ende machte.

Am folgenden Morgen griffen die Franzoſen ſelbſt den Feind an, um ſich den Weg zu bahnen; ſie fanden deſſen ganze Cavallerie im Felde, wovon aber nur ein Theil dem Verſprechen gemäß ernſtlich agirte, welches Law nicht begreifen konnte, da er die von Buſſy mitgetheilte Nachricht noch nicht erhalten hatte. Candagla aber, ein Anführer der Maratten, der von keinen Vorſchlägen etwas hatte hören wollen, ging mit Nachdruck zu Werke, und griff die Bagage im Rücken an, wodurch alle Ochſen, die das Gepäcke trugen, aus einander geſprengt wurden. Sämtliche Proviſion der Truppen ging hiedurch verloren, ſo daß ſie gezwungen waren, zu ihrem Unterhalte die Zugochſen der Artillerie zu ſchlachten, nachdem ſie den Feind zurück getrieben hatten.

Einige Stunden nach dieſem Gefechte erhielt Law die erwarteten Briefe von Buſſy, worauf er ſeinen Marſch in der Nacht durch Hohlwege fortſezte, 1756. die mit feindlichen Truppen angefüllt waren. Die Franzoſen langten dennoch den folgenden Morgen in Meliapore an. Ihr Verluſt an Todten und Verwundeten war ſehr gering, allein alle Soldaten waren völlig entkräftet, und kein Wagen war ganz. Man beſchloß daher in Meliapore zu bleiben, um ſich zu erholen. Dieſe Ruhe aber führte zu Betrachtungen, die allemal gefährlich ſind, wenn ſich Truppen in einer kritiſchen Lage befinden; ſie glaubten überzeugt zu ſeyn, alles nur mögliche gethan zu haben, und daß es nun die Pflicht der Truppen in Charmaul ſey, ihnen zu Hülfe zu kommen. Selbſt die Offiziers waren dieſer Meynung, wurden kleinmüthig, und bewogen Law an Buſſy zu ſchreiben, um ihm ihre Klagen und Zweifel wegen der künftigen Progreſſen vorzuſtellen.

Die Nachricht von dem Abfalle des Mahmood Khan war mittlerweile mit vielen Zuſätzen ins Lager des Subah gekommen, und munterte die Miniſter auf, noch mehr Truppen gegen die Verſtärkung auszuſenden. Buſſy, um dieſe Abſicht zu vereiteln, ließ in der Nacht vom 12ten durch ein großes Detaſchement, das blos aus Europäern beſtand, ihr Lager angreifen. Dieſer Anfall geſchah auch mit vielem Glück, allein noch in derſelben Nacht erhielt er den Brief von Law, der ihn in große Verlegenheit ſezte; denn er konnte ſeine Sepoys, die auf dem Sprunge ſtanden, unmöglich ins Feld führen, und eben ſo unvorſichtig würde es geweſen ſeyn, ſich von ſeinen europäiſchen Soldaten ganz zu entblößen, und

1756. ſie allein nach Meliapore zu ſenden. Indeſſen urtheilte er nach eigner Erfahrung und ähnlichen Lagen, daß die Hülfstruppen ſtark genug wären, um noch den übrigen Theil des Marſches zurückzulegen, wenn die Offiziers ſie nur muthig anführten. In dieſer Ueberzeugung ſchrieb er an Law; und befahl ihm im **Namen des Königs**, es koſte auch was es wollte, ſogleich nach Empfang ſeines Briefes aufzubrechen. Da er nicht zweifelte, daß die Miniſter des Subah, ſobald ſie die Muthloſigkeit der Hülfstruppen erfahren ſollten, ihr äußerſtes wagen würden, wenn man ihnen nicht anderweitige Furcht einjagte, ſo ließ er den folgenden Tag ſein eigenes Zelt, das wegen der Größe ſehr auffallend war, am Fluſſe Mouſſi aufſchlagen, und lagerte ſich hier mit 150 Europäern und 300 Sepoys. Dieſe kleine Truppenzahl wurde durch allerhand Künſte ſcheinbar vergrößert, und da nun ſeine perſönliche Gegenwart im Felde dazu kam, ſo war man im großen Lager wegen ſeiner Abſichten ſo beſorgt, daß ſogar die bereits abgeſchickten Detaſchements wieder zurück gerufen wurden.

Der beſtimmte Befehl zum Aufbruch war kaum in Meliapore angekommen, als Law ſogleich den Marſch antrat. Die Truppen hatten hier nur vier Tage zugebracht, und in dieſer Zeit nicht die zur Erholung nöthige Ruhe haben können; denn das Fort war an einigen Orten offen, und die Feinde neckten ſie Tag und Nacht. Der Weg nach Charmaul führte durch Felſenklüfte, die für das Fuhrwerk äußerſt beſchwerlich waren, und die größte Aufmerkſamkeit verlangten; überdem waren an mehrern Orten Ver=

hacke gemacht, und die vortheilhafteſten Poſten in 756.
dieſem Hohlwege waren von den Feinden beſezt, deren Feuer diesmal ganz ungewöhnlich war. Man konnte keine beſtimmte Regel befolgen; vorwärts zu gehen war der einzige Grundſatz. Es war ein Glück für die Franzoſen, daß ſie keine Bagage bey ſich hatten, und blos ihre Artillerie und ſich ſelbſt vertheidigen durften. So unbequem ihnen auch der Transport der Kanonen in den Hohlwegen war, ſo waren ſie doch ihr beſtes Hülfsmittel, ſobald ſie ins Freye kamen. Einige tauſend Maratten, von Candagla angeführt, drangen in die Hohlwege, und da ſie wegen Dunkelheit der Nacht keinen rechten Angriff wagen konnten, ſo bemühten ſie ſich, wenigſtens durch ihr Geſchrey den Marſch der Truppen aufzuhalten. Sobald aber der Tag anbrach, agirten ſie mit größerm Nachdrucke; denn ſie ſtürzten auf die Kanonen los, die den Zug deckten, und wurden vor den Mündungen heruntergeſchoſſen, obgleich manche Europäer auch dabey niedergehauen wurden. Mit Anbruche des Tages kamen die Truppen in die Ebene, wo die Feinde alle ihre Kanonen, zwanzig an der Zahl, aufgepflanzt hatten, und hinter dieſer Batterie ſtand die ganze Cavallerie aufmarſchirt; dieſe Reiterey aber ſchien ſich mehr auf ihre Artillerie als auf ihren eignen Muth zu verlaſſen, ſo ſchlecht ſie auch bedient war. Ihre langſamen Kanonenſchüſſe hinderten die franzöſiſchen Truppen nicht aufzumarſchiren, worauf ſich alles, Artillerie und Cavallerie, über den kleinen Fluß Cingoram zog, und ſich hier formirte. Law folgte ihnen nach, da der Fluß wadbar war, und

1756. ſeine Truppen wurden mit neuem Muthe belebt, als ſie nun die Thürme von Hyderabad in der Ferne erblickten. Die zahlreiche Reiterey, die jezt in der Ebene ſich frey bewegen konnte, umringte ſie zwar von allen Seiten, allein ihre Angriffe waren unbedeutend; denn viele Haufen wurden durch die Unthätigkeit des großen Marattencorps unter Rumchundar und Janogee irre gemacht, die der mit Buſſy genommenen Abrede gemäß ſich ſpielend verhielten. Um fünf Uhr Nachmittags kam die Verſtärkung endlich bey der Stadt Hydnagur an, ſechs engliſche Meilen von Hyderabad. Die Truppen waren achtzehn Stunden hinter einander beſtändig im Treffen und auf dem Marſche geweſen; während welcher Zeit 25 Europäer getödtet und 65 verwundet worden waren. Die Sepoys hatten mehr verloren. Der Verluſt der Feinde beſtand in mehr als 2000 Mann und 800 Pferden. Die franzöſiſchen Truppen verſchoſſen dabey 40,000 Patronen.

In Hydnagur fanden ſie einige Lebensmittel, deren ſie ſehr bedürftig waren. Sobald Buſſy von ihrer hieſigen Ankunft Nachricht erhielt, ſchickte er ihnen 140 Europäer und 1000 Sepoys nebſt dem nöthigen Fuhrwerk entgegen, die Kranken und Verwundeten fortzubringen, desgleichen 20 Maulthiere mit Lebensmitteln beladen, die ſchon völlig zu Speiſen zugerichtet waren. Um dieſen Transport nach Hydnagur deſto ſicherer gelangen zu laſſen, beunruhigte Buſſy abermals das feindliche Lager. Alles glückte, und entſprach den weiſen Maaßregeln dieſes großen Feldherrn, ſo daß am Mittag des folgenden Tages ſämtliche Truppen ohne weitere Hinderniſſe in Hyderabad eintrafen. 1756. Buſſy empfing ſie mit der Achtung, die ihre Beharrſamkeit und Tapferkeit ſo ſehr verdiente. Kaum waren ſie angelangt, als auch ſchon ein Abgeordneter von Salabad-jing mit Friedensvorſchlägen ankam. Buſſy antwortete, daß er zu einer Ausſöhnung nicht abgeneigt ſey, obgleich ſeine Verſtärkung eingetroffen wäre, und er nun die ganze Macht des Subah nicht fürchtete.

Die Unterhandlung dauerte jedoch fort. Buſſy verlangte, daß Murzafabeg und auch der leztere Deſerteur Mahmood Khan ihm ausgeliefert werden ſollten. Salabad-jing antwortete, daß er nicht, ohne das Zutrauen der ganzen Welt zu verlieren, Perſonen, die er in ſeinen Dienſt aufgenommen hätte, ausliefern könnte; daß er ſich aber den Maaßregeln nicht widerſetzen würde, die man brauchen wollte, ſie zu Gefangenen zu machen. Die Umſtände erlaubten nicht, die Abſetzung des Miniſters Schanavaze Khan zu verlangen. Jaffier Ally Khan, der alte Nabob von Rajahmundrum, kam zu Buſſy und bezeigte ihn ſeine Ehrerbietung, wobey er ſich ſelbſt anklagte, daß er ſich mit Leuten vereinigt hätte, deren Abſichten und Fähigkeiten ihm jezt ſo viel Verachtung einflößten. Janogee gab die Araber und Abyſſinier los, die er in Verwahrung gegeben hatte, allein ihre Waffen behielt er zurück, die ihm Buſſy auch aus Dankbarkeit gern ließ.

Nachdem alles in Ordnung gebracht war, ſo kam ein außerordentlicher Abgeſandter des Subah mit einem zahlreichen Gefolge der vornehmſten Für-

1756. ſten und Hofbedienten zu Buſſy's Zelt, um ihn zu complimentiren, und zum Subah einzuholen; der franzöſiſche Feldherr nahm die Einladung an, und begab ſich in Begleitung von 300 Europäern und 1000 Sepoys ins Lager des Salabad-jing, der ihn mit ausgeſuchten Ehrenbezeugungen faſt wie ſeines gleichen empfing. Die Freundſchaftsverſicherungen waren feyerlich. Die lezten Mißhelligkeiten wurden ganz und gar nicht berührt, und Maaßregeln wegen der Zukunft mit viel ſcheinbarer Vertraulichkeit verabredet. Neue Patente wurden ſogleich ausgefertigt, und Briefe an alle Statthalter in ganz Decan geſchickt, um die übeln Eindrücke gegen die Franzoſen wieder auszulöſchen.

So endigte ſich das dem Buſſy gedrohte Unglück, das ſeinen Untergang faſt unvermeidlich machte. So groß jedoch ſeine Beharrſamkeit, ſein Muth und ſeine Entſchloſſenheit waren, ſo würden doch dieſe Eigenſchaften allein, ohne ſeinen außerordentlichen Scharfſinn und den Einfluß ſeines erlangten Ruhms, nicht hinreichend geweſen ſeyn.

Außer dem Proviant, den man in den Magazinen aufbewahrte, waren die Truppen in Charmaul ſowohl mit Schlachtvieh für ſich, als mit Fourage für ihre Pferde, Ochſen, Kameele und Elephanten, durch eine Art Menſchen verſehn worden, die Lamballis genennt, und nur allein in Decan gefunden werden. Ihr Gewerbe iſt, beſtändig mit ihren Heerden im Lande herum zu ziehen, und an die im Felde ſtehenden Armeen Vieh zu verkaufen. Die Verbindung, die unter allen ihren Haufen herrſcht, macht einen jeden derſelben achtungswerth, ja ſelbſt 1756. von den Feinden desjenigen Heeres, das ſie mit Vieh verſehen, bleiben ſie verſchont; nur allein iſt ihnen unterſagt, mit belagerten Oertern zu handeln. Buſſy aber überſtieg auch dieſe Schwierigkeit, und beſtach die Maratten, die zum Patrouilliren gebraucht wurden. Dieſe ließen die Lamballis in der Nacht paßiren, da man überdem mit ihnen Abrede genommen hatte, in beſtimmten Nächten einzutreffen, wo die Franzoſen gewöhnlich Ausfälle thaten, um die Transporte deſto ſicherer hereinzubringen.

Vor allen Dingen aber war Geld erfoderlich, und der Mangel deſſelben hätte ihn bald gezwungen Charmaul zu verlaſſen; denn er hatte nicht allein alles was er ſelbſt beſaß erſchöpft, ſondern auch alles, was er nur immer auf ſeinen Credit borgen konnte. Dieſer Credit aber war ſehr begränzt, weil er keine andere Sicherheit als Anweiſungen auf die abgetretenen Provinzen geben konnte, deren Pächter und Polygars in der jetzigen Lage die ſchuldigen Gelder zurück hielten. Sie wurden zu dieſer Uebertretung ihrer Pflicht durch Briefe von Salabad-jings Miniſter aufgemuntert; noch mehr aber durch die Intriguen des Ibrahim Cawn, Statthalters von Chicacole, der, ob er gleich von Buſſy zu dieſem Poſten erhoben war, dennoch die franzöſiſche Autorität nicht anerkennen wollte, ſondern ſich blos als abhängig von Salabad-jing erklärte, ſobald er hörte, daß Buſſy bey Hyderabad von des Subah Truppen umringt war. Dieſe üble Nachricht wirkte auf die Wechſler, die bisher dieſem Feldherrn Geld vor-

1756. geſchoſſen hatten, ſo ſehr, daß ſie übereinkamen nichts mehr herzugeben, er möchte auch anbieten welche Sicherheit er wolle. Vizeramrauze aber, der Rajah von Vizianagur in Chicacole, hatte mehr politiſchen Scharfſinn als Ibrahim, und befahl ſeinen Agenten in Golconda, Buſſy ſeiner Treue und regelmäßigen Tributbezahlung zu verſichern. Er hielt auch Wort; denn bald nachher, da man Geld am nöthigſten brauchte und es am wenigſten erwartete, kam in der Nacht ein Bote an, und verlangte mit Buſſy ingeheim zu ſprechen, wobey er ihm im Namen des Vizeramrauze eine Quantität Gold überreichte, ſo viel als er nur unter ſeinen Kleidern hatte verbergen können. Es war hinreichend für die gegenwärtigen Bedürfniſſe, und da dieſer Mann ſeine Beſuche wiederholte, ſo hatte Buſſy mehr Geld, als er jezt brauchte.

An dem Tage, als die Verſöhnung geſchah, entfernten ſich Murzafabeg und Mahmood Khan von des Subah Heere, und bezogen mit ihren Sepoys ein feſtes Lager unweit Golconda, im Vertrauen auf die Protection der Gemahlin des Subah, die ſein Serail beherrſchte, und ihnen wohl wollte. Buſſy ſchickte einige Nächte hinter einander Parteygänger aus, die um ihr Lager herumſchwärmten, und auch ſo glücklich waren den Mahmood Khan gefangen zu nehmen. In Rückſicht ſeiner vorigen Dienſte, und der Fürbitte der franzöſiſchen Sepoys, die ihn liebten, wurde ihm das Leben geſchenkt. Murzafabeg blieb noch einige Wochen lang in ſeinem Lager, bis ſeine Sepoys wegen Geldmangel revoltirten, und Buſſy antrugen ihn auszuliefern. Dieſer Unglückliche fand

aber Mittel zu entrinnen, und flüchtete nach Poni, 1756.
wo er beym Balagerow Dienſte nahm, der ihn jedoch wegen einer angezettelten Verſchwörung bald hernach umbringen ließ.

Es fiel in dieſem Jahr in Golconda weiter nichts erhebliches vor. Schanavaze Khan fuhr fort als Decan der Regierung vorzuſtehen, und Buſſy ließ ihm ganz ſeinen Willen, weil er ſich vorgenommen hatte, mit dem größten Theile ſeiner Truppen nach den abgetretenen Provinzen zu marſchiren, um dort die Ordnung wieder herzuſtellen. Er trat den 16ten November mit 500 Europäern und 4000 Sepoys ſeinen Marſch an, und ließ 100 Europäer und 1000 Sepoys in Golconda zurück, um Salabad-jing nach Aurengabad zu begleiten.

Der Krieg in Bengalen, wohin man die ganze Macht der Engländer in Indien geſchickt hatte, raubte der Regierung in Madras nicht allein die Mittel, den franzöſiſchen Angelegenheiten in Decan einen Stoß zu geben, ſondern machte ſie auch unfähig, in Arcot irgend etwas Kriegeriſches zu unternehmen. Ihr Bundsgenoſſe, der Nabob Mahomed-Ally, hatte zwar hier ihre Hülfe nicht nöthig, allein die Unruhen in Madura und Tinivelly, zu deren Stillung Mahomed Iſſoof abgeſchickt worden war, waren noch nicht geendigt, vielmehr hatte ſeine Ankunft neue Unruhen erzeugt.

Iſſoof und Maphuze Khan blieben mit ihren Truppen bey Chevelpetore während den Monaten Junius und Julius; in welcher Zeit die benachbarten Polygars ſich entweder unterwarfen, oder doch

1756. eben keinen Willen zeigten ſich wieder zu empören. Iſſoof erſuchte nun den Maphuze Khan, mit ſeinen Truppen nach Arcot zu gehn, weil der Nabob ſein Bruder ſich mit ihm zu berechnen, und ſeinen Soldaten den rückſtändigen Sold zu bezahlen wünſchte. Maphuze Khan war es zufrieden. Iſſoof legte nun 600 Sepoys in Chevelpetore, um das umliegende Land zu bewachen, und mit den übrigen Truppen, 2000 Mann ſtark, ging er nach Tinivelly.

Die Regierung in Madras hatte mittlerweile in Betreff dieſer Länder Verfügungen getroffen, und mit Moodilee, einen gebornen Tiniveller, einen Contract geſchloſſen. Die ſüdlichen und fruchtbaren Diſtricte dieſes Landes waren von Madura abgeriſſen worden, ein gleiches war auch mit den weſtlichen Diſtricten geſchehen, ſo daß alles, was noch jezt zu Madura gehört, nicht über 40 engliſche Meilen von der Stadt entfernt iſt; nach den meiſten Gegenden zu aber noch weit weniger. Das Land iſt theils von Gebirgen, theils von Wäldern eingeſchloſſen, und von allen Seiten den Einfällen ſeiner wilden Nachbarn ausgeſezt. Hiezu kommt noch, daß ſelbſt im Innern das Erdreich an vielen Orten mit Felſen bedeckt iſt, und überhaupt eine ſehr mühſame Cultur erfodert. Dieſer mannichfaltige Nachtheil verurſacht, daß die jährlichen Einkünfte des ganzen Landes ſelten 120,000 Rupien überſteigen; da hingegen die Unterhaltung des Forts, der Beſatzungen und andre Koſten wohl dreymal ſo viel betragen. Das Land aber, das jezt zu Tinivelly gehört, iſt weit größer und fruchtbarer, und trägt jährlich 1100,000 auch 1200,000 Rupien ein. Wäre Madura in 1756. feindlichen Händen, ſo würde Tinivelly beſtändigen Verheerungen ausgeſezt ſeyn, ohne von Tritchinapoly Hülfe bekommen zu können. Dieſer Umſtand macht es nöthig, das eine Land mit gewiſſem Verluſt zu unterhalten, weil es das einzige Mittel iſt, ſich der Vortheile des andern zu verſichern. Die Familie des Moodilee hatte ſeit hundert Jahren Pachtungen in beiden Ländern übernommen, und kannte ſie daher überaus wohl. Er wollte ſich darum mit Madura nicht befaſſen, allein für Tinivelly erbot er ſich jährlich 1100,000 Rupien Pacht zu geben; der Contract ſollte nur auf drey Jahre ſeyn, und die Bezahlung jedes Jahr in drey Terminen geſchehn; dabey ſollte er mit der gewöhnlichen Autorität verſehn werden, das iſt, mit der Juſtizverwaltung in Civil- und Criminalſachen. Er verpflichtete ſich dagegen, 1000 der Compagnie gehörige Sepoys zu unterhalten, und in drey Monaten Friſt für die ſichere und regelmäßige Zahlung der ſtipulirten Summen hinreichende Bürgen zu ſtellen. Dieſer Contract wurde im Anfange des Julius unterzeichnet, worauf Moodilee ſogleich Agenten ernannte, die Flaggen der Compagnie allenthalben aufſtecken ließ, und ſich hernach in Perſon nach Tinivelly begab, ſeinen Poſten anzutreten.

Iſſoof fand bey ſeiner Ankunft in Tinivelly, daß Moodilees Agenten von Meir Jaffier, dem von Maphuze Khan verordneten Viceſtatthalter, waren mißhandelt worden. Der Streit war zwar geendigt, allein der Groll zurückgeblieben. Um nun fernere

1756. widrige Vorfälle zu verhindern, befahl Jſſoof dem Meir Jaffier ſich ſogleich nach Madura zu begeben, wobey er ihm erlaubte, drey ihm gehörige Kanonen und ſo viel Gefolge als er wollte mitzunehmen. Zu gleicher Zeit detaſchirte er 500 Sepoys, die Beſatzung von Madura zu verſtärken, und auf Meir Jaffier ein wachſames Auge zu haben. Sie waren kaum zwey Tage weg, als unerwartete Nachrichten ihren Marſch aufhielten.

Maphuze Khan war auf ſeinem Marſche nach Arcot in Madura mit 2000 Reitern eingetroffen, nachdem er die andern entlaſſen hatte. Die Befehlshaber dieſer Reiter umringten den Tag nach der Ankunft ſeine Wohnung, und erklärten, ſie würden ihn nicht herauslaſſen, bis er ihren rückſtändigen Sold, den ſie auf 700,000 Rupien angaben, bezahlt hätte. Der Statthalter Daniſchmend Khan war an ihrer Spitze, der hernach unter dem Namen Berkatoolah mehr bekannt geworden iſt. Die engliſchen Sepoys von der Beſatzung wunderten ſich über dieſes Betragen und argwöhnten, daß der Tumult verabredet ſey, um in der Stadt zu bleiben, weil Maphuze Khan wohl anderswo eben ſo gut wie in Madura hätte angehalten werden können. Da ihr Verdacht bekannt und ihre Treue unerſchütterlich war, ſo zogen die Reiter die Larve ab, nahmen die Befehlshaber der Sepoys in Verhaft, entwaffneten die gemeinen Soldaten, und trieben ſie aus der Stadt. Den folgenden Tag ließen ſie die Offiziers los, da ſie überlegten, daß ihnen ihr Verhaft keine Vortheile verſchaffen könnte, und ſie auch bey ihrem längern

Aufenthalt in der Stadt mehr erfahren dürften, als 1756. ſie wiſſen ſollten. Sobald ſie weg waren, kamen aus den benachbarten Wäldern von Nattam 1000 Colleries an, die einen großen Vorrath von Proviant und auch Geld brachten, wofür ihnen die Reiter die Stadt Tirambore und die Pagode Coilgaddy einräumten, die beide von ihren Anhängern beſezt waren. Die Geſchwindigkeit und Leichtigkeit, womit alles dieſes geſchah, bewieſen hinreichend, daß man vorher wegen dieſer Rebellion Maaßregeln genommen hatte. Da Madura, der vornehmſte Gegenſtand der Verſchwörung, weggenommen war, ſo glaubte man ſich nicht länger verſtellen zu dürfen. Alle Polygars wurden nunmehr zur Vereinigung eingeladen, und um der Sache das nöthige Gewicht zu geben, ſo wurde der in Indien ſo gewöhnliche Betrug geſpielt. Es kam ein Mann auf einem Elephanten ſitzend mit Pomp nach Madura, und überbrachte ein Patent, als ob es vom Nabob wäre, worin Maphuze Khan zum Statthalter ernannt war, der dann ſofort Leute ausſchickte, um die Flaggen der Compagnie, womit alle cultivirte Ländereyen bezeichnet waren, niederzureißen.

Die aus Madura vertriebenen Sepoys gaben an Iſſoof von dem Vorfalle Nachricht, der nicht das geringſte davon geahnet hatte. Er befahl den abgeſchickten Truppen, Halt zu machen, und ſich des Meir Jaffiers zu bemächtigen; hierauf ließ er den Jemaul Saheb mit 1000 Sepoys in Tinivelly zurück, und brach ſelbſt mit 700 Mann auf. Er vereinigte ſich bald mit den vorher abgeſchickten, zu de-

1756. nen auch die von Madura geſtoßen waren. Seine ſämtlichen Truppen beſtanden nun aus 1500 Sepoys, mit denen er ſich in der Nähe von Madura lagerte. Die Stadt zu beſtürmen, hielt er für eine zu große Verwegenheit, da die Feinde ſo zahlreich waren, und ſelbſt die Colleries hinter den Mauern gut fochten. Es fielen täglich Scharmützel vor, und Iſſoof wartete nur auf eine günſtige Gelegenheit, oder auf Verſtärkung, um die Aufrührer zum Gehorſam zu bringen.

Pulitaver, Catabominaig, und die andern Polygars in Tinivelly waren nicht ſogleich bereitwillig, an dem Aufruhre Theil zu nehmen, wie man gehofft hatte, daher die Jemautdars, oder Befehlshaber der Truppen in Madura, auf Mittel dachten, ſich einen Weg zur Verſöhnung mit den Engländern wenigſtens offen zu behalten. Sie ſchrieben deshalb Briefe nach Madras, beſchönigten ihren Aufruhr und ſchrieben ihn gänzlich dem Geldmangel zu, wobey ſie ihre Foderungen auf 400,000 Rupien herabſetzten. Der Krieg in Bengalen verhinderte nachdrückliche Maaßregeln zu nehmen; die Regierung ſandte daher dem Capitain Calliaud in Tritchinapoly Vollmacht zu, entweder mit den Jemautdars in Unterhandlung zu treten, oder andere Mittel zu ergreifen, die er zur Wiedereroberung von Madura am ſchicklichſten finden würde.

Calliaud ſchickte nun ſeinen Dolmetſcher von Tritchinapoly an Maphuze Khan ab, der ſeinen Unwillen nicht verbarg, und ſich ſehr über die Engländer beklagte, daß ſie einem andern das Land ver-

pachtet hätten; wobey er erklärte, daß er nie Madura 1756.
zurück geben würde, bis Tinivelly ihm unter den nämlichen Bedingungen überlaſſen würde, die man Moodilee bewilligt hätte. Da der Dolmetſcher mit ihm nichts auszurichten konnte, ſo wandte er ſich an die Jemautdars, und erbot ſich, ihnen gleich 50,000 Rupien zu bezahlen, ob er gleich kein Geld mitgebracht hatte, und noch 150,000 Rupien, wenn ſie die Stadt geräumt haben würden. Die Jemautdars waren damit zufrieden, und begaben ſich zu Jſſoof ins Lager, um ſeine Beſtätigung zu erlangen; da dieſer aber hiezu keine Vollmacht hatte, ſo rieth er ihnen zu warten, bis Calliaud den Vergleich beſtätigen könnte, der ſich auch dazu willig bezeigte, nur mit der ausdrücklichen Bedingung, daß Maphuze Khan und Berkatoolah ihm ausgeliefert werden ſollten. Auch dieſes verſprachen die Jemautdars zu thun, worauf Befehl an Moodilee geſchickt wurde, ſogleich das nöthige Geld und Wechſel von Tinivelly zu übermachen. Dieſe Unterhandlung und Correſpondenz aber nahm dreißig Tage weg, in welcher Zeit ſich Vorfälle ereigneten, die alles veränderten.

Die Familie des Moodilee war mit den meiſten Polygars in Verbindung, beſonders mit Pulitaver und Catabominaig; der erſtere ſtellte ſich mit mehrern Polygars auf geſchehene Einladung perſönlich an einem beſtimmten Orte ein; der leztere aber und andre ſchickten ihre Agenten, die, wie gewöhnlich, mit groſſem Gefolge kamen. Mitten unter dieſer Menge hielt Moodilee ſeinen Einzug in Tinivelly, und machte ſeinen Auftrag bekannt. Die den Diebereyen ſo ſehr

1756. ergebenen Colleries ſtahlen Tag und Nacht, ſowohl in der Stadt als auf den umliegenden Dörfern. Einige von ihnen wurden ertappt, und von den Sepoys gezüchtiget, worauf andre die Sepoys ſelbſt beſtahlen, die hierüber ſehr aufgebracht wurden, und ihren Zorn an Moodilee ausließen, weil er die Polygars in die Stadt aufgenommen hatte. Zu gleicher Zeit erneuerten die Truppen von Travancore ihre Einfälle in den Diſtricten von Calacad; und Naby Cawn Catteck, der ſich ſeit der Niederlage, wobey Moodamiel umkam, verborgen gehalten, erſchien nun wieder, und ſöhnte ſich mit Maphuze Khan aus; er hatte 400 Reiter bey ſich, mit denen er zwiſchen Madura und Tinivelly herumſtreifte. Dieſe Unruhen, und die Uneinigkeit, die unter Moodilee und den Sepoys herrſchte, hatte bereits die Wechsler abgehalten, ihm die zum Anfang ſeiner Geſchäfte nöthigen Summen zu liefern, und nun wurde er noch dazu aufgefodert, Geld nach Madura zu ſchicken. Alles was er in der Geſchwindigkeit zuſammen bringen konnte, war 10,000 Rupien; aber auch dieſer Transport blieb unterwegs liegen, aus Furcht, dem Naby Cawn Catteck in die Hände zu fallen. Es vergingen noch mehrere Tage, bevor Moodilee gute Wechſelbriefe für die verlangten Summen erhalten konnte.

Mittlerweile da die Jemautdars die Macht in Händen hatten, ſo gaben ſie ſich eben keine Mühe, ihre Unterhandlung mit Iſſoof zu verbergen. Maphuze Khan und Berkatoolah, die deshalb in größter Angſt waren, und nicht Gewalt brauchen konnten, nahmen zu Intriguen ihre Zuflucht. Es befand ſich

unter den Jemautdars einer, Namens Seer Cawn, 1756.
ein kluger und liſtiger Mann, der dem Berkatoolah ſehr ergeben war; er hatte zwar bisher mit den andern gemeinſchaftliche Sache gemacht, allein es war nur in der Abſicht geſchehen, ſie bey einer guten Gelegenheit von ihrem Vorſatz zurück zu bringen. Da das verſprochene Geld nicht ankam, ſo äußerte Seer Cawn gegen ſeine Kameraden, daß der Dolmetſcher ſie mit der Unterhandlung nur aufgezogen habe, um gewiſſe Abſichten zu erreichen, vielleicht um die Stadt zu überrumpeln; er rieth ihnen dabey, ſich lieber mit ihren Freunden zu verſöhnen, als länger fremden Menſchen zu trauen, deren Anſchläge ſie nicht wüßten. Da dieſe Reden Nachdenken verurſachten, ſo gaben Maphuze Khan und Berkatoolah denſelben noch durch außerordentliche Verſprechungen Nachdruck, ſo daß eine Ausſöhnung erfolgte, worauf 500 Reiter ſogleich aufbrachen, um ſich mit Naby Cawn Catteck zu vereinigen.

Ungeachtet dieſer nachtheiligen Veränderung blieb der Dolmetſcher immer noch in Madura, in Hofnung, Gelegenheit zu finden, die Unterhandlung zu erneuern. Der Capitain Calliaud beſchloß ſelbſt nach Nattam zu gehn, um wegen der nöthigen Inſtructionen in der Nähe zu ſeyn, und um aller fernern Verzögerung in Rückſicht des Geldes vorzubeugen, nahm er von Tritchinapoly einen Agenten des Hauſes Buckanjee mit, das die größten Wechſelgeſchäfte in ganz Decan machte, und deſſen Wort allenthalben wie baar Geld angeſehn wurde. – Er traf den 25ſten Oktober in Nattam ein, und fand hier ſowohl den Dolmetſcher,

1756. als einen Abgeordneten vom Nabob von Arcot, der zu den Jemautdars geſchickt war. Maphuze Khan und Berkatoolah waren gar nicht abgeneigt ſich zu vergleichen, allein ſie wollten dem Nabob nicht trauen, und beſtanden auf die Garantie der Regierung von Madras; wobey Berkatoolah, der reich war, blos Schutz für ſich, ſeine Familie und ſein Eigenthum, Maphuze Khan aber ſeinem Rang angemeſſene Einkünfte verlangte. Sobald Calliaud dieſe Umſtände erfuhr, ſo befahl er dem Dolmetſcher, den Antrag zu erneuern, die Jemautdars zu bezahlen, und gab ſein Ehrenwort, daß Maphuze Khan und Berkatoolah geſchützt werden ſollten; nur beſtand er darauf, daß erſterer ihn nach Tritchinapoly begleiten möchte. Beide ſchienen zufrieden zu ſeyn, und Maphuze Khan machte Anſtalten, ſich den folgenden Tag nach Nattam zu begeben. An dieſem Tage aber trat die Monſun ein, mit einem ſo entſezlichen Wetter, daß niemand wagte aus dem Hauſe zu gehn. Calliaud, aus Furcht daß die Wege immer ſchlimmer werden, und ihn von ſeiner Rückreiſe lange abhalten würden, verließ, dem Wetter unerachtet, Nattam noch denſelben Tag, und erreichte glücklich Tritchinapoly, woſelbſt bald nach ihm auch ein Jemautdar eintraf, den Maphuze Khan abgeſchickt hatte, ſeine Foderungen zu erklären. Er verlangte Statthalter in irgend einem Theile vom Carnatick zu werden, von deſſen Einkünften er jährlich 200,000 Rupien für ſeinen eigenen Gebrauch anwenden könnte, wobey er 10,000 Rupien ſogleich zu ſeinen gegenwärtigen Bedürfniſſen zu haben wünſchte. Calliaud entließ den Jemautdar mit der Verſicherung, daß ſein Verlangen erfüllt werden ſollte, und reiſte 1756. ſelbſt nach Madras ab, um die Beſtätigung von der Regierung zu holen, und ihr von dem Zuſtande der ſüdlichen Provinzen nähere Nachricht zu geben. Allein unterwegs erhielt er Briefe aus Madras, worin ihm ausdrücklich anbefohlen wurde, nicht ſeine Garniſon zu verlaſſen, da der Krieg mit Frankreich wirklich ausgebrochen ſey, worauf er nach Tritchinapoly zurückkehrte.

Die Uneinigkeit zwiſchen den Sepoys und dem Generalpachter von Tinivelly hatte ſich mittlerweile vergrößert, und ſehr üble Folgen veranlaßt. Moodilee war vermöge ſeines Contracts verpflichtet, die von ihm gebrauchten Sepoys zu beſolden; Iſſoof aber hatte das unrecht verſtanden, und bildete ſich ein, daß Moodile für alle Sepoys ohne Unterſchied den Sold verſchaffen, ja überdem noch den ganzen Rückſtand bezahlen müßte. Zufolge dieſes Irrthums verlangte Jemaul-ſaheb, der Befehlshaber der Sepoys in Tinivelly, den Betrag; und da Moodilee die Zahlung verweigerte, ſo nahm er ihn in Verhaft. Er blieb einige Tage lang ein Gefangener, während welcher Zeit alle Polygars mit Drohungen aus der Stadt geſchafft wurden. Sie zogen ab, allein anſtatt nach Hauſe zu gehn, begaben ſie ſich zum Naby Cawn Catteck, und ſchloſſen mit ihm ein Bündniß, zu dem auch Catabominaig trat. Zu gleicher Zeit fuhren die Truppen von Travancore mit ihren Verheerungen bey Calacad fort. Die Hoffnung, von allen dieſen Unruhen Vortheile zu ziehn, war dem Berkatoolah weit angenehmer, als ſeine Unterhandlung mit den Eng-

1756. ländern, bey welcher er nichts als ſeine Begnadigung zu erwarten hatte. Er ſezte ſich daher an die Spitze von 500 Reitern, und vereinigte ſich mit den Polygars, die nun eine Armee von 11000 Mann zuſammen hatten. Sie verſammelten ſich in den Wäldern, die nahe an die Stadt Tinivelly gränzen. Dieſe war nur ſchwach beſezt; denn Moodilee war ſelbſt mit dem gröſten Theile der Sepoys nach einem andern Diſtrict marſchirt, den er vom Feinde bedrohet glaubte. Die Stadt wurde daher in der Nacht überrumpelt und geplündert. Die Feinde blieben zwey Tage hier, während der Zeit Moodilee ſich mit ſeinen Truppen ins Fort Palamcotah warf, das nur drey engliſche Meilen von Tinivelly liegt. Die Verbündeten verſuchten zwar es anzugreifen, da ſie aber keine Kanonen hatten, ſo konnten ſie nichts ausrichten. Iſſoof, der ſich damals in Madura befand, erhielt von allen dieſen Vorfällen keine Nachricht, als er nach Tinivelly aufbrach. Die Feinde zogen ihre Truppen zuſammen, um ihm eine Schlacht zu liefern. Dieſe geſchah auch den 1ten December. Was den Sepoys an der Zahl abging, erſezte ihre gute Diſciplin; ſie richteten ihre Feldſtücke vorzüglich auf die feindliche Cavallerie, die ſich, um ihre Pferde zu retten, eiligſt aus dem Staube machte. Das Fußvolk folgte ihnen bald nach. Iſſoof nahm nun Tinivelly wieder in Beſitz, verjagte die Feinde aus allen Diſtricten, und rief die friedliebenden Einwohner wieder zu ihren Geſchäften zurück. Die Polygars begaben ſich in ihre Wälder, und Berkatoolah ging mit ſeinen Reitern nach Madura. Naby Cawn Catteck marſchirte nach

Chevelpetore, und verſuchte das nur ſchwach beſezte Fort zu erſteigen. Zuvor aber mußte eine Pagode in Beſitz genommen werden. Man legte ſchon die Leitern an, als einer der Bramanen, voll Verzweiflung ſeinen Tempel verunreinigt zu ſehn, einen hohen Thurm über dem Thor beſtieg, und ein kurzes aber lautes Gebet, voll der ſchrecklichſten Verwünſchungen, wider die Angreifenden herſagte, und ſich ſodann herabſtürzte. Er fiel auf die Schwelle der Pagode, die er mit ſeinem Gehirne beſprützte. Obgleich die Feinde Muhamedaner waren, ſo machte dieſe That doch einen großen Eindruck auf ſie; überdem fürchteten ſie den Fluch des ganzen Landes auf ſich zu laden, wenn ſie mehr ſolche ſchwärmeriſche Mordthaten veranlaſſen ſollten: ſie verließen daher gleich den Ort. 1756.

Calliaud, der den Frieden ſo gut als hergeſtellt zu ſeyn glaubte, erhielt nun zu ſeinem Erſtaunen Nachricht, ſowohl von der neüen Conföderation und ihren Operationen, als auch von Berkatoolahs erneuerten Feindſeligkeiten. Dennoch hatte er noch einige Hofnung eine Verſöhnung zu bewirken, denn viele Jemautdars waren dazu geneigt; er beſchloß daher einen andern Verſuch zu machen, und ſchickte den Lieutenant Rumbold von ſeiner Garniſon, einen Engländer, der die Landesſprache redte, nach Madura, um die Unterhandlung wieder anzufangen.

Maphuze Khan empfing Rumbold ſehr höflich, und geſtand in einer Privatunterredung ſeine Vergehungen, entſchuldigte ſie aufs beſte, und verſprach ihn nach Tritchinapoly zu begleiten. Keiner von beiden aber vermuthete, daß ſich hinter dem Verhang

1756. jemand verbergen und ihr ganzes Geſpräch mit angehört hatte. Eine Stunde nach dem Beſuche erſchien der Jemautdar Seer Cawn mit einem Trupp Reiter, welcher den Maphuze Khan gefangen nahm, und Rumbold aus der Stadt trieb. Hierauf verſammelte er alle Jemautdars, und überredete ſie, daß Maphuze Khan ſie und die Stadt verkaufen wolle, da denn die Fortſetzung des Kriegs beſchloſſen wurde. Sie waren noch beyſammen, um die nöthigen Maaßregeln zu verabreden, als ihnen ein Brief übergeben wurde, worin Rumbold ſie mit der ſchrecklichſten Rache der Engländer für die Beſchimpfung bedrohete, die ſie ihm als ihren Abgeordneten angethan hätten, und zum Beweis, daß es damit Ernſt ſey, gab er ihnen Nachricht, daß Jſſoof mit allen ſeinen Sepoys ſchon im Anmarſche wäre. Die Jemautdars wurden hierüber nicht wenig beſtürzt, und kamen überein, Rumbold wieder zur Rückkunft einzuladen. Er ſchlug es aber ab, es ſey denn daß ihm eine öffentliche Genugthuung geſchähe. Man überließ ihm die Methode vorzuſchreiben. Seiner Vorſchrift zu folge mußten ſämtliche Jemautdars zu ihm heraus kommen, das Vorgefallene entſchuldigen, und ihn wie im Triumph in die Stadt führen, wo er unter Abfeurung aller Kanonen von den Wällen einzog. Die Unterhandlung wurde erneuert, und unter den vorigen Bedingungen abgeſchloſſen; nur wollte man erſt die Garantie aus Madras erwarten. Drey Tage nach dieſem Interims-Vergleich kam Naby Cawn Catteck von Chevelpetore in Madura an, und erbot ſich gleich 40,000 Rupien an die Jemautdars zu bezahlen, wenn ſie alle Unterhandlung mit den Engländern aufheben, und Rumbold wieder fortſenden wollten. 1756.

Dieſer Antrag erregte neue Unruhe. Rumbold begab ſich zu Maphuze Khan, den er weinend antraf, und der in ſeiner Betrübniß ſo weit ging, ſein Siegel zu zerbrechen, damit er nicht mehr genöthiget würde, Vergleiche damit zu bezeichnen, die er nicht billigte. Vom Maphuze Khan ging Rumbold zu Berkatoolah, wo er die Jemautdars verſammelte, und ſie nach vielen Vorſtellungen dahin vermochte, daß es bey der vorigen Convention verbleiben ſollte, von welcher man alle Artikel ſogleich in beiden Sprachen aufſetzen wollte. Es war nun Nacht, und zu der Abfaſſung waren einige Stunden erfoderlich, da ein jeder Jemautdar den Vergleich unterzeichnen ſollte. Dieſe kurze Friſt wandte Naby Cawn Catteck an, durch allerhand Künſte den Vertrag rückgängig zu machen; er erbot ſich nun täglich 35000 Rupien zu bezahlen, und dieſe anſehnliche Summe, die zum Unterhalt der ganzen Cavallerie überflüßig hinreichte, gab der Sache den Ausſchlag. Man rieth Rumbold ſich unverzüglich wegzubegeben, weil ihm ſonſt alle Wege verſperrt werden würden. Er that dieſes noch in der Nacht, und erreichte glücklich Tritchinapoly.

Dieſes war der dritte fruchtloſe Verſuch, durch Unterhandlung Beſitz von Madura zu nehmen. Das wandelbare Betragen der Jemautdars bey allen dieſen Vorfällen war in einem durchdachten Plan des Berkatoolah zu ſuchen, der ſie dahin bringen wollte, die Engländer ſo zu beleidigen, daß alle Hofnung zur Ausſöhnung wegfallen müßte. Daß ſie jezt in dieſer

1756. Lage wären, davon überzeugte er ſie, ſobald Rumbold weg war, wobey er erklärte, daß er nicht allein die Stadt, ſondern das ganze Land für Maphuze Khan zu behaupten ſuchen wollte. Es wurden ſogleich Briefe abgeſchickt an alle Polygars, an Hyder Naig, den myſoreſchen Feldherrn, und den König von Travancore. Iſſoof war indeſſen bis Chevelpetore vorgerückt, wo er ſich lagerte, um hier die Bewegungen der Feinde zu beobachten.

Moodilee, der ſich bey den Truppen befand, ſandte einen ſeiner Verwandten, Namens Algapa, zum Pulitaver, um mit ihm eine Unterhandlung zu ſchließen, wobey er ihm einige Diſtricte anbot. Der Pulitaver, gewohnt nie Wort zu halten, ſchickte einen Abgeordneten mit Algapa ins Lager bey Chevelpetore, und zu eben der Zeit ſandte er auch ſeine Truppen an Naby Cawn Catteck. Der Abgeordnete hatte ein Gefolge von 300 Colleries bey ſich. Iſſoof war mit dieſer Unterhandlung gar nicht zufrieden, da er des Pulitavers Charakter kannte, und wußte, daß ſeine Truppen eben jezt Tinivelly verheerten. Die diebiſche Gemüthsart der Colleries zeigte ſich auch hier, denn fünfe derſelben von dem Geſandtſchaftsgefolge wurden ertappt, da ſie Ochſen und Pferde aus dem Lager ſtohlen. Man brachte ſie vor Iſſoof, der bey ſeinem fortdauernden Unwillen ſogleich ihre Hinrichtung befahl, die auch nach der brittiſch-indiſchen Mode, da die Delinquenten nämlich vor die Mündung einer Kanone gebunden werden, ohne Verzug vollzogen wurde. Der Abgeordnete mit allen ſeinen Colleries eilte das Lager zu verlaſſen, und ihre Klagen brach-

1756. ten den Pulitaver ſo auf, daß er, vielleicht zum erſtenmal in ſeinem Leben, ernſtlich beſchloß, ſeinen Bundsgenoſſen getreu zu ſeyn. Da er die Unentſchloſſenheit des Maphuze Khan kannte, ſo fürchtete er, ihn in Madura zu laſſen, wo er den engliſchen Vorſchlägen ausgeſezt war, und beſtand daher darauf, daß er nach ſeiner Reſidenz Nelletangaville kommen und bey ihm bleiben ſollte. Dies geſchah im December. So endigte ſich das Jahr in den Ländern Madura und Tinivelly.

Zwiſchen dem Könige von Tanjore und dem Polygar Tondiman dauerte der Streit noch fort, ob ſich gleich die tanjoreſche Armee zurückgezogen hatte. Allein die ernſtlichen Erinnerungen der Regierung von Madras und die liſtigen Verzögerungen des Monackjee hinderten die Erneuerungen der Feindſeligkeiten bis zu Ende des Junius, da die Truppen von Tanjore gegen einen andern Feind ins Feld rücken mußten. Die Dänen in Trankebar hätten die Gränzen ihrer Beſitzungen erweitern wollen, welches der König von Tanjore nicht zugeben wollte; unter dem Vorwande alſo, beleidigt zu ſeyn, griffen ſie zwey Pagoden im Lande an. Eine nahmen ſie ein, während daß ſie aber mit der andern beſchäftigt waren, wurden ſie von einem ſtarken Corps Reiterey und Fußvolk angegriffen; 40 Dänen blieben auf dem Platze und 100 wurden verwundet; die übrigen flohen nach Trankebar zurück. Es kam durch die Vermittlung der Engländer zu einem Vergleiche, der zwiſchen beiden ſtreitenden Parteyen im Auguſt geſchloſſen wurde.

1756. Im Auguſt fiel das große und lange Feſt der Tanjoren ein, das den ganzen Monat wegnahm. Im October gab die Annäherung der Regenzeit dem Monackjee den beſten Vorwand, die Truppen unter Dach zu behalten, und da ſich das Regenwetter wirklich einſtellte, ſo waren noch weniger Bewegungen der Armee zu erwarten. Da es aber aufhörte, mußte Monackjee durchaus aufbrechen. Er marſchirte nach Killanelly Cottah, von welchem Ort Tondiman Beſitz genommen, vermöge einer trugvollen Ceſſion, die ihm Monackjee das Jahr zuvor gegeben, und heimlich des Königs Siegel darauf gedrückt hatte. Dieſer Ort war ziemlich feſt, überdem war der Angriff der Tanjoren ohne Nachdruck, ſo daß ſie am Ende des Jahrs nicht weit gekommen waren.

Die Franzoſen hatten ſich bisher nicht in die Streitigkeiten der ſüdlichen Provinzen gemiſcht. Der Rheddy, den ſie in Terriore wieder eingeſezt hatten, ermangelte wie zuvor ſeinen Tribut zu bezahlen, worauf ſie ein Detaſchement von Europäern abſchickten, die ihn ab- und einen andern einſezten. Im Julius wurden 100 Europäer von den Truppen in Seringham genommen, um das an Buſſy nach Hyderabad abgeſchickte Hülfscorps zu verſtärken. Hiedurch wurde die Beſatzung in Seringham ſo geſchwächt, daß ſie an Europäern nicht ſtärker am Ende des Jahres war, als die engliſche in Tritchinapoly. Eine jede Nation hatte an beiden Oertern ungefähr 330 Europäer. Da aber die Engländer 1500 Sepoys in Tritchinapoly ſtark waren, ſo wurde die geringere

Zahl der franzöſiſchen Sepoys auch erhöht, und dazu 500 Mann in Terriore angeworben. So war die Lage aller Parteyen in Coromandel am Schluſſe des Jahres 1756. 1756.

Siebentes Buch.

1756. Wir wollen uns nunmehr wieder nach Bengalen wenden, und die Folgen der großen Kriegsrüſtung nebſt den hier geſchehenen denkwürdigen Begebenheiten erzählen.

Die Flotte war den 10ten October abgeſegelt, allein zwölf Tage wurde ſie durch widrige Winde ganz ſüdwärts getrieben; während dieſer Zeit ſtellte ſich die nordliche Monſun ein, welche die Schiffe einen ganz andern Weg zu nehmen nöthigte. Anſtatt gerade nach Norden zu ſegeln, mußten ſie quer über die Bay nach den Ufern von Arracan ſchiffen, und hier die ſanftern Landwinde abwarten. Anhaltende Stürme hielten die Fahrt dahin ſehr auf, daher der Admiral am 10ten November den Proviant und das Waſſer ſämtlicher Mannſchaft abzukürzen befahl. Zwey Tage nachher konnte das Feuerſchiff dem Sturme nicht länger widerſtehen, und ſegelte nach Ceylon. Das Compagnieſchiff Marlborough konnte nicht mit fortkommen, und war auch zurück geblieben, als die Flotte den erſten December bey dem Vorgebirge Palmeiras ankam; das Kriegsſchiff Cumberland war ebenfalls gezwungen worden, nach Vizagapatnam zu ſegeln. Als daher die Flotte endlich den 20ſten bey Fulta nach und nach angekommen war, ſo wurde die Stärke derſelben durch die Abweſenheit des Marlborough und des Cumberland nicht wenig geſchwächt; denn das leztere war nicht allein das

größte Schiff von der Eſcadre, ſondern hatte auch 250 1756.
europäiſche Soldaten an Bord, ſo wie das erſtere mit dem größten Theile der Feldartillerie beladen war.

Das mit dem Major Kilpatrick abgeſchickte Detaſchement war den 2ten Auguſt in Fulta angekommen; man hatte es aber für zu ſchwach gehalten, um Feindſeligkeiten anzufangen, und da die Schiffe, wie oben erzählt worden, ganz mit Flüchtlingen vollgepfropft waren, und die Soldaten hier unmöglich eingenommen werden konnten, ſo wurden ſie genöthigt, ihr Lager in den Sümpfen nahe bey der Stadt aufzuſchlagen, wo Krankheiten unter ihnen ſo ſehr einriſſen, daß von 230 Mann, die hier angekommen waren, die Hälfte in vier Monaten ſtarben, und von den übrigen nicht mehr als dreißig Mann bey der Ankunft des Admirals Dienſte thun konnten.

Das Regenwetter, das ſchon einfiel, da der Nabob ſich noch in Calcutta befand, nöthigte ihn, den Feldzug nach Purmeah bis zum October zu verſchieben. Sodann aber brach er dahin auf; die beiden Heere waren nahe bey einander gelagert, als der Phousdar von Purmeah den Feldherrn Meer Jaffier in der Ferne wahrnahm, und ihn für den Nabob hielt; er ſtürzte mit einem Trupp Reiter auf ihn los, hatte aber das Unglück, gleich beym erſten Angriffe getödtet zu werden. Das ganze Land unterwarf ſich nunmehr ohne Schwertſtreich, und der Nabob kehrte triumphirend nach ſeiner Hauptſtadt zurück. Das zeitherige Glück machte ihn höchſt übermüthig und ſicher, ſo daß er ſich immer noch einbildete, die Eng-

1756. länder würden es nie wagen, in ſeinen Staaten Feindſeligkeiten zu begehen. Seine groſſe Unwiſſenheit trug nicht wenig zu dieſer Sicherheit bey; denn man hörte ihn oft ſagen, daß er nicht glaube, es wären zehntauſend Menſchen in ganz Europa. Seine Miniſter hatten ihm jedoch vorgeſtellt, daß ſeine Einkünfte durch den Verluſt des engliſchen Handels ſehr leiden würden; dieſes bewog ihn, die Rückkehr der Engländer zu bewilligen, obgleich unter den nämlichen Einſchränkungen, denen ſie vor ihrer Geſandtſchaft nach Delhi unterworfen waren. Da er nun die Ankunft der Flotte vernahm, ſo befahl er, ſeine ganze Armee bey Muxadavad zu verſammeln, und rüſtete ſich, ſie nach Calcutta zu führen. Der Statthalter dieſes Orts, Monickchund, hatte den Krieg vorher geſehn, und daher ſowohl die Beſatzung verſtärkt, als ein neues Fort am Ufer des Fluſſes errichten laſſen; es lag Tannah gegenüber und wurde Aligur genannt. Nur ein Theil deſſelben war erſt fertig; überdem kaufte er zwey Schiffe, die er mit Ziegelſteinen belud, um ſie zwiſchen Aligur und Tannah zu verſenken.

Ehe noch die Flotte ankam, waren Briefe von den Directoren aus England angelangt, in welchen der vorige Gouverneur von Calcutta, Drake, mit drey andern Mitgliedern des Raths, als ein geheimer Ausſchuß ernannt wurde. Dieſer Ausſchuß hatte bereits den Major Kilpatrick in ſeinen Zirkel aufgenommen, und nunmehr, da die Flotte bey Fulta eintraf, thaten ſie dem Admiral Watſon und dem Oberſten Clive eine gleiche Ehre an. Die Briefe, die Clive von

Madras mitgebracht hatte, wurden nebſt zwey andern, einer von ihm, der andere vom Admiral, beide voller Drohungen und offen, an den Statthalter von Calcutta abgeſchickt, um ſie an den Nabob zu ſenden. Monickchund erwiederte, daß er ſich nicht unterſtehen dürfte, ſolche drohende Briefe an ſeinen Herrn gelangen zu laſſen; worauf man beſchloß, ohne Verzug die Feindſeligkeiten anzufangen. Die Abweſenheit der Truppen am Bord des Cumberland war zum Theil durch die Wiederherſtellung der Soldaten von Kilpatricks Detaſchement erſezt, wozu noch eine Compagnie von ſiebenzig Freywilligen kam, die ſämtlich Flüchtlinge aus Calcutta waren, und jezt ihr ausgeſtandenes Leiden rächen wollten. 1756.

Alle Schiffe, ſowohl die von Watſons Flotte, als die hier längſt bey Fulta gelegenen, ſegelten den 27ſten December ab, und langten am nämlichen Tage bey Mayapore, zehn engliſche Meilen vom Fort Buzbuzia, an. Dieſes Fort beſchloß der Admiral den folgenden Tag anzugreifen. Da man vermuthete, daß es nur ſehr kurze Zeit vertheidigt werden würde, ſo legte man einen Hinterhalt an, um den Rückzug der Beſatzung nach Calcutta zu verhindern. Alle Sepoys und 500 Europäer landeten, und marſchirten nach Sonnenuntergang unter Commando des Oberſten Clive nach Mayapore ab. Sie hatten zwey Feldſtücke und einen Munitionswagen bey ſich, die in Ermangelung des Zugviehes von Soldaten gezogen wurden. Der Marſch ging auf Abwegen durch Sümpfe und Moräſte ſehr langſam, ſo daß die Truppen erſt nach Sonnenaufgang an ihrem Beſtimmungsorte an-

1756. langten; man fand bald Hohlwege und andere ſehr ſchickliche Oerter zum Hinterhalt, die man beſezte. Es war nun heller Tag und die Truppen außerordentlich ermüdet; man erlaubte ihnen daher, die Waffen abzulegen und zu ſchlafen. Die Sicherheit, die unter ihnen herrſchte, war ſo groß, daß ſie nicht einmal Schildwachen ausſezten; ſo daß jedermann im tiefen Schlaf begraben lag.

Zufälligerweiſe war den Tag zuvor Monickchund mit 1500 Reitern und 2000 Mann Fußvolk in Buz-buzia eingetroffen. Dieſer Statthalter beſaß zwar nicht viel Muth, allein viel Behutſamkeit; er ließ auf die Engländer ein wachſames Auge haben, und ihren Nachtmarſch durch Spione verfolgen. Die Ruhe hatte ungefähr eine Stunde gedauert, als die Soldaten von der Diviſion, bey welcher Clive ſelbſt war, durch ein ſtarkes Musketenfeuer aus dem Schlafe aufgeſchreckt wurden, und die Indier mit Entſchloſſenheit auf ſie zukommen ſahen. Die umher liegenden Schläfer liefen in der Beſtürzung in den Hohlweg am Ufer, wo ihre Gewehre beyſammen lagen, und formirten hier eine Linie ſo geſchwind als ſie nur konnten; die Kanoniers aber, anſtatt zu ihren Kanonen zu laufen, deren Feuer die zuſammengezogenen Haufen würde beſchützt haben, ließen ihre Feldſtücken im Stiche und ſuchten ſelbſt Schutz hinter der Linie. In dieſer Verwirrung nahmen die Feinde vom Ufer Beſitz, wo ſie ſich vortheilhaft poſtirten, und ein ununterbrochenes Feuer machten, wodurch mehrere verwundet und ein engliſcher Offizier todtgeſchoſſen wurde. Clive befürchtete ein paniſches Schrecken, wenn er ſich außerhalb dem Schuſſe der Feinde zurückziehen ſollte, 1756. er befahl daher der Linie Stand zu halten und ſchickte zwey Haufen ab, rechts und links, um wo möglich zu einem benachbarten Dorfe zu kommen, wo eine andre Diviſion des Hinterhalts lag. Der eine Haufen bahnte ſich auch den Weg dahin mit einem Verluſte von acht Mann, und ſchlug ſich durch. Dieſe Kühnheit ſchlug den Muth der Feinde etwas nieder, die nun nicht länger zuſammen blieben, ſondern ſich truppweiſe formirten. Einige ihrer Anführer verſuchten es, die vorige Ordnung wieder herzuſtellen, allein vergebens. Die Freywilligen, die ſich in einiger Entfernung befanden, eilten mittlerweile auch herbey und eroberten die Kanonen wieder, die in den Händen der Feinde waren, die ſie aber nicht zu gebrauchen verſtanden. Die Kanoniers ſtellten ſich nun bald dabey ein, und vertrieben den Feind allenthalben, wo er ſich ſetzen wollte. Indeſſen rückte die Reiterey an, die Monickchund anführte. Allein die engliſchen Truppen waren nunmehr ſchon in Ordnung und marſchirten den Feinden entgegen, die nur wenig Schüſſe aushielten; eine Kugel kam nahe bey Monickchund vorbey, der darauf gleich ſeinen Elephanten umwenden ließ. Dieſes war gleichſam das Signal zum Rückzug aller Truppen, die nun nach Calcutta zurückmarſchirten. Wäre die Cavallerie gleich bey der Hand geweſen, und hätte in Verbindung mit der Infanterie die Engländer in den Hohlwegen angegriffen, da dieſe noch in der erſten Betäubung waren, ſo iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß der Krieg in Ben-

1756. galen bey dem allererſten Verſuche der Feindſeligkeiten auf einmal geendigt geweſen wäre.

Ein einziges Kriegsſchiff brachte durch eine lebhafte Kanonade das Fort Buz-buzia in wenig Stunden dahin, daß die Beſatzung es heimlich verließ, da es denn ſogleich von den Engländern in Beſitz genommen wurde. So unregelmäßig auch das Gefecht des Morgens geweſen war, ſo diente es doch, dem Monickchund und ſeinen Soldaten andre Begriffe von den engliſchen Truppen beyzubringen, als ſie bisher wegen der leichten Einnahme von Calcutta von ihnen gehabt hatten. Er glaubte ſich nunmehr am leztern Orte nicht mehr ſicher, daher ließ er hier 500 Mann zur Vertheidigung des Forts zurück und ging mit den übrigen nach Hughley; allein auch hier ward er von der Furcht gequält, er eilte deshalb zum Nabob nach Muxadavad zu kommen. Auf der andern Seite hatte die Entſchloſſenheit, womit die Bengaler ihren Angriff machten, den Engländern eine weit beſſere Meynung von dieſen Truppen gegeben, als ſie verdienten.

1757. Die Kriegsſchaluppe hatte nahe beym Fort Aligur Anker geworfen, und den Statthalter gehindert, die mit Ziegeln beladenen Schiffe dem Entwurf gemäß zu verſenken. Den erſten Januar 1757 kam die ganze Flotte hier an, worauf die Feinde, ohne einen Schuß zu thun, ſowohl das Fort Aligur als das Fort Tannah räumten, und funfzig Kanonen zurück ließen, die ſie von Calcutta hieher gebracht hatten. Den folgenden Tag landete Clive und marſchirte mit dem größten Theile der Europäer und Sepoys nach Calcutta zu, während daß zwey Kriegsſchiffe den Fluß hinauf ſegelten und beym engliſchen Fort ankerten. Der Mangel an Wind verhinderte ſie eine Zeitlang ihre Kanonen aufs Fort zu richten, während daß die Feinde ſie von einer Batterie lebhaft beſchoſſen und ſechszehn Mann auf beiden Schiffen tödteten. Sobald dieſe aber mit ihren zahlreichen ſchweren Kanonen zum agiren kamen, wurden in wenig Stunden Stadt und Fort verlaſſen. Der Capitain Coote nahm mit einem Detaſchement Seeſoldaten Beſitz davon, und pflanzte die engliſche Flagge wieder auf die Wälle; denn Clive war mit ſeinen Truppen noch nicht angelangt. Den folgenden Tag überlieferte der Admiral förmlich Calcutta dem Gouverneur Drake und den Mitgliedern des Raths. 1757.

Der größte Theil der Compagniewaaren, die man bey der erſten Einnahme von Calcutta hier erobert hatte, wurde unverſehrt gefunden; denn dieſe Beute war dem Nabob vorbehalten; dagegen hatte man alles von einigem Werthe, das den Einwohnern zugehörte, weggeſchafft. Die ſchönſten Häuſer waren entweder niedergeriſſen oder verbrannt worden. Aus den Trümmern hatte man in der Mitte des Forts eine Moſchee errichtet, allein die Feſtungswerke waren unverändert geblieben. In dieſer Zwiſchenzeit hatten ſich 50,000 von den vorigen indiſchen Einwohnern wieder in Calcutta eingefunden. Dies waren aber lauter gemeine Leute, denn die bekannte Raubſucht des Monickchund hatte die beſten Volksklaſſen verhindert, ihr Eigenthum ſeiner Gewalt anzuvertrauen.

1757. So groß auch die Freude der engliſchen Einwohner war, wieder Beſitz von ihrer Stadt nehmen zu können, ſo wurde ſie doch beym Anblick ihrer ruinirten Häuſer und bey der ruhigen Betrachtung ihrer jetzigen Armuth nicht wenig geſchwächt, da alle ihr Eigenthum verloren war, und ihnen blos die Beſoldungen der Compagnie übrig blieben.

Drake hatte ſelbſt in ſeinem Unglücke Spions unterhalten, von denen er bald nach ſeiner Ankunft in Calcutta Nachricht erhielt, daß die Stadt Hughley ſich in großer Beſtürzung befände, und es gewiß noch eine Zeitlang dauern dürfte, bevor des Nabobs Armee von Muradavad ankommen würde, worauf der Angriff auf Hughley ſogleich beſchloſſen ward. Man ſchickte hiezu 150 Europäer und 200 Sepoys in Schiffen ab, die den 4ten Januar von Calcutta abſegelten, und in einigen Stunden bey Hughley einzutreffen hofften; allein das größte Schiff von 20 Kanonen blieb auf einer Sandbank ſitzen. Dieſer Unfall verurſachte eine Verzögerung von fünf Tagen, ſo daß die Schiffe erſt den 10ten vor der Stadt anlangten.

Hughley liegt 23 engliſche Meilen oberhalb Calcutta, und ſtößt nordlich an das holländiſche Etabliſſement von Chinchura. Hier liegt ein Fort, das damals mit 2000 Mann beſezt war, und 3000 Mann lagen in der Stadt, die ſich aber gleich bey Ankunft der Engländer entfernten. Die Schiffe beſchoſſen das Fort bis in die Nacht, und obgleich die Breſche nur geringe war, ſo beſchloß man dennoch zu ſtürmen. Der Sturm glückte mit einem Verluſt von drey Europäern und zehn Sepoys. Die Feinde flohen aus der Stadt; die Engländer verfolgten ſie, verheerten viele Reißmagazine in den umliegenden Gegenden, und nachdem ſie eine Beſatzung zurück gelaſſen hatten, kehrten ſie nach Calcutta zurück. 1757.

Jezt kam auch hier die Nachricht von dem wirklich ausgebrochenen Kriege zwiſchen England und Frankreich an. Es befanden ſich in dem franzöſiſchen Etabliſſement zu Chandernagore 300 Europäer und viel Artillerie; da nun die Engländer beſorgten, daß die Franzoſen ſich mit dem Nabob vereinigen und dadurch ihre fernern Operationen ſehr erſchweren möchten, ſo beſchloſſen ſie mit ihnen zu unterhandeln. Clive ſchrieb daher einen Brief an die großen Wechsler Seats in Muxadavad, und erſuchte ſie um ihre Vermittelung. Zu gleicher Zeit aber traf hier auch von dem Angriff auf Hughley die Nachricht ein, wodurch der Nabob ſo wüthend gemacht wurde, daß er ſogleich den Befehl zum Aufbruch gab, und die Seats es daher nicht wagen wollten, ſich öffentlich als Freunde der Engländer zu zeigen; ſie befahlen jedoch ihrem fähigſten Agenten, Rungeet Roy, die Armee des Nabobs zu begleiten, und mit dem Oberſten Clive zu correſpondiren. Der oft erwähnte Kaufmann Omichund zog auch mit dem Heere. Dieſer Mann war ſehr begierig, ſein zertrümmertes Glück wieder aufzubauen; er war deshalb dem Nabob von Calcutta nach Muxadavad gefolgt, wo er ſich bey deſſen Liebling, Moonloll, ſo einſchmeichelte, daß ihm dieſer die Gunſt, ja das völlige Vertrauen des Nabobs verſchaffte. Er mußte ſich daher mit der Hof-

1757. nung künftiger Glücksfälle begnügen, da es ihm ungeachtet dieſer Gunſt ſehr ſchwer war, etwas von ſeinem in Calcutta geplünderten Eigenthume wieder zu bekommen. Er wünſchte vor allen Dingen den Frieden zu befördern, da er ſo viel Häuſer in Calcutta beſaß, und überdem ſeine Handelsgeſchäfte mit dieſem Wohnſitze ſehr verbunden waren; dabey hoffte er die Gunſt der Engländer wieder zu erlangen.

Dieſe hatten ihre Zurüſtungen zum Empfang des Nabobs nicht vernachläßigt, und bey Calcutta ein wohlverſchanztes Lager bezogen. Die Lage war ſo gut gewählt, daß kein Feind den Boden der Compagnie betreten konnte, ohne im Angeſicht des Lagers vorbey zu marſchiren, das mit Kanonen reichlich beſezt wurde, da die Artillerie mit dem zurück gebliebenen Schiffe Marlborough eingetroffen war. Der Nabob ging den 30ſten Januar mit ſeinem Heer zehn engliſche Meilen von Hughley über den Fluß. Die Annäherung deſſelben hielt alle Landleute ab, ferner Lebensmittel weder nach der Stadt noch ins Lager zu bringen, und alle Indier, die man zum engliſchen Dienſt und mancherley Beſchäftigungen gedungen hatte, liefen davon. Es fehlte auch immer noch an Zugochſen; von Pferden befand ſich nicht ein einziges im Lager, und nur eins in Calcutta, das man von Madras dahin gebracht hatte.

Die Furcht wegen einer Verbindung der Franzoſen mit dem Nabob wurde jedoch großentheils vernichtet, da dieſe, anſtatt einen ſolchen Entſchluß ohne Verzug zu faſſen, wie es ihr Intereſſe erfoderte, ihm vielmehr ihren Beyſtand verſagten, und den Engländern vorſchlugen, einen Tractat zu ſchließen, vermöge 1757. welchem beide Nationen, ungeachtet des Krieges in Europa, keine Feindſeligkeiten gegen einander in Bengalen begehen wollten. Clive war jedoch ſeines Sieges über das zahlreiche Heer der Feinde eben nicht gewiß, ob ſich gleich keine franzöſiſchen Truppen dabey befanden, er ſchrieb daher, dem Rath des Rungeet Roy zu folge, einen Brief an den Nabob, und trug ihm den Frieden an. Der Nabob antwortete in freundſchaftlichen Ausdrücken, ſezte aber doch ſeinen Marſch fort. Den 2ten Februar verlangte er mit Abgeordneten zu unterhandeln, und verſprach ihnen gegen Abend Päſſe zu ſchicken. Dieſe Päſſe aber blieben aus, und den folgenden Morgen bey Tagesanbruch ſahe man alle nordlichen Dörfer in Flammen ſtehen und die Armee in vollem Marſch nach Calcutta zu. Clive ließ ſie ungehindert vorbey paſſiren, ſowohl um ſeine Truppen nicht zu vertheilen, als auch dadurch die Unterhandlung mit dem Nabob nicht auf einmal abzubrechen. Viele Haufen der Feinde drangen nun ins Gebiet der Compagnie, und plünderten einige auſſerhalb der Stadt liegende Häuſer; ſie wurden aber mit Verluſt vertrieben, worauf ſie den Reſt des Tages ſich ſtill hielten, und ſich unweit dem engliſchen Lager an einem vortheilhaften Orte verſchanzten. Dieſes brachte Clive ſo auf, daß er aus ſeinem Lager rückte, ſie anzugreifen; er fand aber das Unternehmen zu gewagt, da die Nacht vor der Thüre war, und zog ſich daher zurück.

Den folgenden Tag erſchien die Hauptarmee des Feindes, zugleich kam ein Brief vom Nabob an, der

1757. verlangte, daß die Abgeordneten nach Nabob-gungee, einem ſechs Meilen vom Lager gelegenen Dorfe, kommen möchten. Walſh und Scrafton, zwey angeſehene Engländer, reiſten ſogleich dahin ab. Rungeet Roy führte ſie gleich nach ihrer Ankunft zum oberſten Miniſter, Roydoolub, der ſie durchſuchen laſſen wollte, ob ſie etwa Piſtolen verborgen hätten, und auch darauf beſtand, daß ſie ihre Degen ablegen ſollten. Da ſich aber die Abgeordneten durchaus nicht zu dieſen Demüthigungen bequemen wollten, ſo ließ er endlich nach, und führte ſie zum Nabob, der, von allen ſeinen Hofbedienten und Befehlshabern der Truppen umgeben, im völligen Staat ſie erwartete. Man hatte unter den Soldaten vornehme und geringere von großer Leibesgeſtalt und wilden Blicken ſorgfältig ausgeſucht, um bey dieſer Ceremonie gegenwärtig zu ſeyn; und damit ſie deſto fürchterlicher erſcheinen ſollten, waren ſie in dickgepolſterte Kleidungsſtücke gehüllt und ihre Köpfe mit ungeheuern Turbanen bedeckt. Während der Audienz grinzten ſie beſtändig die Abgeordneten an, als ob ſie nur das Signal erwarteten, ſie zu morden. Die Engländer fingen mit Klagen an, daß der Nabob das Gebiet der Compagnie feindlich betreten habe, während daß er mit dem Oberſten Clive in Unterhandlung ſtände, worauf ſie ihm ein Papier überreichten, das ihre Vorſchläge enthielt. Der Nabob las es, ſprach heimlich mit ſeinen Miniſtern, und ſagte ſodann zu den Abgeordneten, daß ſie durch den Duan ſeine Antwort erhalten ſollten, worauf er ſich entfernte. Omichund, der bey der Audienz gegenwärtig geweſen war, näherte ſich den Engländern, da ſie ſich zurückbegaben, und rieth ihnen, ſehr 1757. auf ihrer Hut zu ſeyn, wobey er mit einem vielbedeutenden Blicke die Nachricht gab, daß des Nabobs Kanonen noch nicht angelangt wären. Die Abgeordneten fürchteten als Gefangne zurückbehalten zu werden, und nahmen daher ſchleunig ihren Entſchluß. Es war Abend, da ſie von der Audienz kamen, und von ihren Bedienten mit Lichtern begleitet wurden; dieſe ließen ſie ſogleich auslöſchen, und anſtatt nach des Duans Zelt zu gehn, wie man erwartete, eilten ſie durch Umwege aus des Nabobs Lager zu entkommen, und erreichten glücklich das ihrige.

Ihr Bericht erzeugte bey Clive den Entſchluß, das feindliche Lager den folgenden Morgen anzugreifen. Um Mitternacht wurden noch 600 Matroſen mit Feuergewehr von den Kriegsſchiffen gelandet, mit denen Clive nun eine Macht von 1350 Europäern und 800 Sepoys hatte, ohne die Laſcars zu rechnen. In Ermangelung des Zugviehes mußten dieſe leztern die Munition zur Artillerie auf ihren Köpfen tragen; da man ihnen aber nicht trauete, ſo waren ſie von allen Seiten mit Matroſen umringt: andre Seeleute wurden gebraucht, die Feldſtücke fortzuziehen, deren man nur ſechs hatte. Das feindliche Lager nahm einen ſehr großen Raum ein, wo alles ohne Ordnung campirte. Mit anbrechendem Tage traf man auf die Vorpoſten, die alle davon flohen. Ein ſehr dicker Nebel, der um dieſe Jahrszeit in Bengalen des Morgens gewöhnlich iſt, bedeckte das ganze Erdreich. Die Engländer rückten vor, bis ſie nahe am Hauptquartier waren, das ſich in Omichunds Garten befand, da ſie

1757. denn das Trappeln von Cavallerie hörten, die im vollen Galopp auf ſie zu kam, worauf ſie Halt machte. Dieſe Cavallerie war ein Corps vortreflich berittner Perſer, worauf ſich der Nabob am meiſten verließ, und die daher auch in der Nähe des Hauptquartiers gelagert waren. Man ließ ſie bis auf dreißig Schritte heranprellen, da denn ein wohlgerichtetes Feuer eine große Niederlage unter ihnen anrichtete und ſie aus einander ſprengte. Der ſtarke Nebel nöthigte die Engländer ſehr langſam vorzurücken, weil man nicht drey Schritte vor ſich ſehen konnte. In dieſer Dunkelheit näherten ſie ſich, ohne es zu wiſſen, einer feindlichen Batterie, deren Kanonen mit Kartätſchen geladen waren, und wodurch auf den erſten Schuß zweyundzwanzig Engländer getödtet oder verſtümmelt wurden. Die Progreſſen wurden ferner durch die überaus großen Schwierigkeiten gehemmt, die Kanonen fortzubringen; denn der Boden beſtand in lauter kleinen Reißfeldern, die alle durch Gräben und Dämme von einander abgeſondert waren; manche hatten Verzäunungen, über welche die Feldſtücke gehoben werden mußten. Von zwey derſelben brachen die Lavetten, daher man die Kanonen im Stiche ließ. Der Nebel verzog ſich endlich, und da die Feinde von der Fronte vertrieben waren, ſo hätten die Engländer bis zu Omichunds Garten vordringen können, woſelbſt ſich der Nabob noch immer mit ſeiner beſten Cavallerie befand; allein die Truppen waren zu ſehr entkräftet, daher Clive ſeinen Weg nach dem Fort von Calcutta nahm und daſelbſt gegen Mittag eintraf. Der Verluſt der Engländer betrug an Todten 39 Euro-

1757. päer und 18 Sepoys. Verwundete hatten ſie 82 Europäer und 35 Sepoys; ein Verluſt, der größtentheils durch die Batterie verurſacht wurde, die der dicke Nebel verbarg, und der für ein indiſches Treffen als anſehnlich zu rechnen war. Am Abend des nämlichen Tages gingen die Truppen aus Calcutta nach ihrem Lager zurück, ohne daß ſie von den Feinden im geringſten daran gehindert wurden.

Die Truppen, ſowohl Offiziers als Gemeine, waren über den gehabten Verluſt ſehr mißmüthig und tadelten laut ihren Anführer, der ſie ihrer Meynung nach unnöthig aufgeopfert hätte. Der Verſuch war jedoch höchſt nothwendig, nicht allein den Nabob zu überzeugen, daß die bisherige Unthätigkeit der Engländer nicht aus Furcht herrühre, als auch weil die Schwierigkeiten Lebensmittel zu bekommen täglich größer wurden, ſo lange die Feinde noch in der Nähe von Calcutta blieben. Bey der Diſpoſition zum Angriff waren jedoch weſentliche Fehler begangen worden, die leicht hätten vermieden werden können.

Die Muthloſigkeit der Feinde aber war noch weit größer. Sie hatten 22 Befehlshaber und 600 gemeine Soldaten verloren, außer vier Elephanten, 500 Pferden, vielen Kameelen und einer großen Anzahl Zugochſen. Der Nabob ſelbſt, der ſich nie ſo nahe bey einem Treffen befunden hatte, und den Angriff auf ſein Lager als eine außerordentliche Verwegenheit betrachtete, warf ſeinen Befehlshabern Feigherzigkeit vor, und würde ſofort das Gebiet der Compagnie verlaſſen haben, wenn ſie nicht feyerlich ver-

1757. ſprochen hätten, künftig beſſer zu fechten. Des Nabobs Armee wachte die ganze Nacht durch und feuerte beſtändig bis Tagesanbruch aus Kanonen und Musketen, um die Engländer von einem neuen Angriff abzuſchrecken.

Am folgenden Morgen ſchrieb Rungeet Roy auf Befehl des Nabobs einen Brief an Clive, worin er über die begangenen Feindſeligkeiten klagte und Friedensvorſchläge that. Clive richtete ſeine Antwort an den Nabob ſelbſt, und erwiederte, daß er durch ſein Lager blos in der Abſicht marſchirt ſey, um ihm zu zeigen, was die Engländer vermögend wären, die, wie er ſagte, niemand Schaden gethan, als nur denen, die ſich ihnen widerſezt hätten; er ſey indeſſen nicht abgeneigt, die Unterhandlung zu erneuern. Der Briefwechſel wurde darauf fortgeſezt, und der Nabob, um ſeinen Ernſt zum Frieden zu zeigen, zog ſich mit ſeiner Armee drey Meilen zurück. Der Marſch ging nahe am engliſchen Lager vorbey, den man abermals ungehindert zuließ.

Rungeet Roy und Omichund wandten bey der Unterhandlung ihren ganzen Credit an, ſo daß den 9ten Februar ein Tractat wirklich geſchloſſen wurde, folgenden Inhalts: „Der Nabob bewilligte nicht „allein die weggenommenen Faktoreyen der Compagnie wieder zu geben, ſondern auch alles dasjenige „von den geplünderten Effekten und Geldern auszuliefern, was man in ſeinen Regierungsbüchern aufgezeichnet finden würde. Ferner erlaubte er den „Engländern, Calcutta ſo zu befeſtigen, wie es ihnen „ſelbſt gefiele, und ſowohl Gold- als Silbermünze zu

„prägen; alle Kaufmannswaaren, die unter ihren 1757.
„Päſſen transportirt würden, ſollten von Taxen,
„Auflagen und Gebühren befreyt ſeyn. Er geſtand
„ihnen auch den Ankauf der achtunddreißig Städte zu,
„die der Geſandtſchaft in Delhi 1717 vom Kaiſer
„Furruckſchir bewilligt worden waren. Ueberdem
„beſtätigte er alle Privilegien, welche die Engländer
„je in Bengalen erlangt hatten.“ Die Eidſchwüre des Nabobs, ſeines Feldherrn Meer Jaffier und des Duans Roydoolub, waren dabey die einzigen Sicherheitspfänder zur Vollziehung dieſes Tractats.

Der Nabob zog ſich den 11ten noch weiter nach Norden zurück, und ſchickte dem Admiral Watſon und dem Oberſten Clive, durch Rungeet Roy und Omichund, die gewöhnlichen Geſchenke, die in prächtigen Kleidungsſtücken beſtanden, wobey er ihnen ein offenſives und defenſives Bündniß gegen alle Feinde antragen ließ. Dieſer Vorſchlag wurde ohne Bedenken angenommen, und dieſer unterzeichnete Separat-Artikel noch den nämlichen Tag durch Omichund zurück geſchickt, der zugleich von Clive Befehl erhielt, den Nabob wegen einem Angriff auf das franzöſiſche Etabliſſement Chandernagore zu ſondiren, da vor Anfang der ſüdlichen Monſun noch Zeit dazu war. Dem Nabob war dieſer Antrag ſehr verhaßt, weil er aber eine Erneuerung der Feindſeligkeiten fürchtete, ſo verſtellte er ſich. Er gab vor, Nachricht zu haben, daß Buſſy aus Decan und eine Eſcadre von Pondichery nächſtens nach Bengalen kommen würde, weshalb er die Engländer erſuchte, dieſe Feinde von ſeinen Staaten abzuhalten; ferner bat er um zwanzig

1757. engliſche Kanoniers, um ſeine Artillerie anzuführen, und äußerte den Wunſch, daß der Oberfaktor Watts als Geſandter der Compagnie beſtändig an ſeinem Hofe ſich aufhalten möchte; er wählte ihn, weil er ein ſanftmüthiger Mann war. Den folgenden Tag ſezte er ſeinen Marſch nach Muxadavad fort. Clive, der wegen Chandernagore keine ausdrücklichen Einwendungen vom Nabob gehört hatte, beſchloß ſeinen Entwurf auf dieſen Ort auszuführen. Er ging mit ſeinen Truppen unweit Calcutta über den Fluß, und lagerte ſich am andern Ufer. Die Franzoſen aber waren ſchon einige Tage vorher ſehr beunruhigt worden, und hatten zu wiederholtenmalen an den Nabob geſchrieben und ihn beſchworen, ſo lieb ihm ſeine eigene Sicherheit wäre, ſie zu beſchützen. Ihre Abgeordneten fanden ihn in Augadeep, 40 Meilen von Muxadavad, wo er Halt machte, und ſogleich einen Brief an Clive ſchrieb, worin er ihm drohend befahl, ſeinen Vorſatz aufzugeben.

Watts begab ſich mittlerweile nach Muxadavad in Begleitung der vom Nabob verlangten Kanoniers, und des Omichund, deſſen Betragen bey der lezten Unterhandlung den Eindruck des vorigen Verdachts ausgelöſcht hatte, ſo daß Watts die Erlaubniß erhielt, ſich ſeiner bey allen Gelegenheiten zu bedienen. Auf ihrer Reiſe erfuhren ſie durch Omichunds Freunde, daß der Nabob 100,000 Rupien nach Chandernagore zur Unterſtützung geſchickt, und der Statthalter von Hughley, Nuncomar, Befehl erhalten habe, den Franzoſen beyzuſtehen, wenn ſie von den Engländern angegriffen würden. Omichund begab ſich nach dieſer Nachricht zu Nuncomar, machte ihm ſo große Vorſtellungen von der Macht der Engländer, verſicherte ihn ihres Schutzes, und verſprach ihm 12000 Rupien zu bezahlen, ſobald Chandernagore eingenommen ſeyn würde. Hiedurch gewann er ihn; ein auffallendes Beyſpiel der Corruption, die in Indoſtan ſelbſt bey den vornehmſten Perſonen herrſcht; denn die jährlichen Einkünfte dieſes Phousdars betrugen an 250,000 Rupien. Den 21ſten Februar langten Watts und Omichund in Augadeep an, da denn der Nabob ſogleich den leztern kommen ließ, und ſehr böſe war, daß die Engländer Chandernagore angreifen wollten, wobey er von ihm beſtimmte Antwort verlangte, ob ſie den Tractat zu halten oder zu brechen gedächten. Omichund erwiederte, daß die Engländer in der ganzen Welt wegen ihrer Treue und Glauben berühmt wären; und da ſich eben ein Braman in der Nähe befand, ſo berührte er deſſen Fuß mit ſeiner Hand (eine Eidesform der Gentos) und ſchwur, daß die Engländer den Tractat nicht brechen würden. Der Nabob wurde durch dieſe feyerliche Erklärung etwas beſänftigt und ſagte, er wolle den an Meer Jaffier gegebenen Befehl widerrufen, nämlich mit der Hälfte der Truppen nach Chandernagore aufzubrechen, wobey er Omichund auftrug, den Oberſten Clive zu verſichern, daß zwar ein Theil der Armee jezt auf dem Marſche wäre, allein nicht in der Abſicht den Franzoſen beyzuſtehn. Auf dieſe Zuſage antwortete Clive, daß er nicht wider des Nabobs Willen Chandernagore angreifen wolle, worauf denn dieſer ſeinen Marſch nach Muradavad fortſezte. 1757.

1757. Indeſſen hatten Watts und Omichund nicht die Hofnung aufgegeben, ſeine Bewilligung zu dieſem Eroberungsentwurf zu erhalten, und wandten daher bey ſeinen Miniſtern und Lieblingen alle Bemühungen an, ſie zu gewinnen. Ihr Anſuchen erregte große Bewegungen an einem Hofe, wo die Franzoſen viele Freunde hatten. Monickchund und andre vornehme Befehlshaber hatten an der Beute von Calcutta reichlichen Antheil genommen, und waren überzeugt, daß die Engländer nach der Einnahme von Chandernagore dem Nabob zu furchtbar werden würden; auch befürchteten ſie, ſodann den Werth ihrer Plünderungen erſetzen zu müſſen. Coja Wazeed, ein großer Wechsler in Muradavad, hatte den größten Theil des franzöſiſchen Handels in Bengalen in Händen, und den Seats, den reichſten Kaufleuten in Indien, waren die Franzoſen 1500,000 Rupien ſchuldig. Dieſes mannichfaltige Intereſſe vereitelte ſowohl die Maaßregeln des Watts und Omichund, als die Vorſtellungen des Clive. Der Nabob munterte ſelbſt die Intriguen an beiden Seiten auf, und drückte ſich oft gegen Watts in Worten aus, die eine Bewilligung des Geſuchs anzeigten; dagegen ſchrieb er faſt täglich Briefe an Clive, worin er ausdrücklich allen Angriff unterſagte. Durch dieſe Widerſprüche hielt er die Engländer bis Anfang des März auf, da er Nachricht bekam, daß die Pikanen Delhi eingenommen hätten, und nun Willens wären, die öſtlichen Provinzen des mogulſchen Reichs zu erobern. Dieſe Neuigkeit ſezte ihn in ſolche Beſtürzung, daß er gleich an Clive ſchrieb und um ſeinen Beyſtand gegen dieſe eingebildete weit entfernte Invaſion hat, wobey er ſich erbot, monatlich 100,000 Rupien für den Unterhalt der engliſchen Truppen zu bezahlen. 1757.

Während der Zeit, daß die Franzoſen in Chandernagore ſo dringend um den Schutz des Nabobs baten, ſezten ſie doch ihre Unterhandlung mit den Engländern in Calcutta fort; da nun dieſe wenig Hofnung hatten, des Nabobs Einſtimmung zu der oft erwähnten Eroberung zu erhalten, ſo bewilligten ſie einen Neutralitätstractat für Bengalen zn ſchlieſſen, den der Nabob garantiren ſollte. Da aber alle Punkte in Ordnung gebracht waren, ſchlug der Admiral Watſon es ab, dem Tractat beyzutreten, und zwar aus dem ſehr guten Grunde, weil das Gouvernement von Pondichery nicht an den Vergleich des untergeordneten Gouvernements von Chandernagore gebunden wäre, dagegen Calcutta eigenmächtig handeln könnte. Clive drang damals mehr wie alle andre darauf, den Tractat zu ſchließen, und verlangte, daß der Admiral ihn entweder ratificiren, oder, ohne ſich an den Nabob zu kehren, Chandernagore ſogleich angreifen ſollte. Der Admiral verwarf beides, wodurch der Vergleich verzögert wurde, bis Clive des Nabobs Einladung bekam, ihm wider die Pitanen beyzuſtehn.

An eben dieſem Tage kam auch die Nachricht an, daß drey Schiffe von Bombay unter Anführung des Commodore James angelangt wären, die 400 Soldaten an Bord hätten, und daß der Cumberland von 74 Kanonen, das größte Schiff der Flotte, das, wie oben erzählt worden, zurück geblieben war, auch bey Ballaſore eingetroffen ſey. Mit einer ſolchen Ver-

1757. ſtärkung glaubten die Engländer im Stande zu ſeyn, Chandernagore zu erobern, wenn es gleich der Nabob mit ſeiner ganzen Armee beſchützen ſollte. Clive verabſchiedete nun die franzöſiſchen Abgeordneten, die ſich bey ihm im Lager befanden, und auf die Unterzeichnung des Tractats warteten, der ſchon ins Reine geſchrieben war, und den jedermann ſo gut als geſchloſſen anſah; zu gleicher Zeit ſchrieb er dem Nabob, daß er ſich mit ihm verbinden würde, ſobald die Pitanen ſich nähern ſollten, mittlerweile aber wollte er nach Chandernagore marſchiren. Die Truppen brachen auch den 7ten März aus ihrem Lager auf; die Artillerie wurde in Böten transportirt. Der Marſch ging langſam, damit die Verſtärkung aus Bombay Zeit zur Vereinigung bekommen möchte. Die Furcht vor den Pitanen hielt den Nabob bey dieſen Bewegungen ruhig, wozu noch die Verſicherungen des Nuncomar kamen, daß die Engländer keine feindlichen Abſichten hätten. Der Admiral ſchlug dennoch ab die Franzoſen anzugreifen, bis man des Nabobs förmliche Einwilligung dazu haben würde. Er ſchrieb ihm daher einen Brief, worin er vorſtellte: daß die Franzoſen nicht ſeine Gunſt verdienten, weil ſie ſich ſeines Namens zu einem Tractat bedient hätten, den es nicht in ihrer Macht ſtünde zu ſchließen; zugleich klagte er, mit vermiſchten Drohungen, daß der Nabob noch nicht weder die beym Frieden verſprochene Vergütung, noch andre Artikel des mit den Engländern geſchloſſenen Vergleichs erfüllt hätte. Der Nabob war über den zornigen Ton dieſes Briefes in nicht geringer Unruhe, und bediente ſich in ſeiner Antwort folgender Worte: „Wenn ein Feind 1757. „zu dir kommt, und mit einem reinen Herzen um „deine Barmherzigkeit flehet, ſo mußt du ſeiner ſchonen; wenn du aber kein Vertrauen auf ſeine Aufrichtigkeit ſetzeſt, ſo handle, wie es Zeit und Umſtände erfodern.“ Kaum aber war dieſer Brief abgeſchickt, ſo flößten ihm ſeine Lieblinge wieder andre Geſinnungen ein, daher er einen andern ſchrieb, der ausdrücklich den Angriff auf Chandernagore unterſagte. Der Admiral aber fand ſich durch dieſen Widerſpruch beleidigt, und gab den Schiffen Befehl die Anker zu lichten.

Das Etabliſſement von Chandernagore beſtand, ſo wie das von Calcutta, aus einem Strich Landes und zwey Städten, deren eine von Indiern, die andre von Franzoſen bewohnt wurde, und einem Fort. Der Landſtrich fing bey den ſüdlichen Gränzen des holländiſchen Etabliſſements von Chinchura an, und erſtreckte ſich zwey engliſche Meilen längs dem Ufer des Fluſſes, wie auch anderthalb Meilen landeinwärts. Das Fort lag nahe am Fluß. Es war ein Viereck, das 130 engliſche Ellen im Umfange und vier Baſtionen hatte, deren jede mit zehn Kanonen beſezt war. Auf den Wällen ſtanden noch mehrere. Alle dieſe Kanonen ſchoſſen 24 bis 32 Pfund.

Die Franzoſen waren auf ihre Vertheidigung bedacht geweſen, ſobald die Nachricht vom Kriege angelangt war; ſie hatten angefangen Gräben zu ziehen, alle Gebäude in der Nähe der Mauern herunter zu reißen und aus den Trümmern ein Glacis gemacht. Dieſe Arbeiten aber waren noch nicht geendigt. Um

1757. dieſem Mangel abzuhelfen, hatten ſie einige Batterien jenſeit dem Glacis aufgeworfen, und mehrere Schiffe im Kanal verſenkt, um den Kriegsſchiffen den Zugang zu verſperren. Die Beſatzung beſtand aus 600 Europäern und 300 Sepoys, allein nur die Hälfte der Europäer waren wirkliche Soldaten, die übrigen waren Matroſen oder Stadtbewohner. Sie warteten auf den Beyſtand des Statthalters von Hughley, deſſen Truppen ſich ſchon in ihrer Nähe befanden; Nuncomar aber erfüllte ſein dem Omichund gethanes Verſprechen, und rief dieſe Truppen zurück, ſobald ſich die Engländer näherten. Er entſchuldigte ſich bey dem Nabob damit, daß er durch dieſen Rückzug die Fahne der Provinz von der unausbleiblichen Schande befreyt habe, der ſie gegen eine ſo anſehnliche Macht ausgeſezt war.

Clive fing den 14ten März die Feindſeligkeiten an, nachdem die Verſtärkung aus Bombay zu ihm geſtoßen war. Bey ſeiner Annäherung verließen die Franzoſen alle äußere Batterien und zogen ſich ins Fort, woraus ſie ſieben Tage lang ein ſehr lebhaftes Feuer machten. Mittlerweile waren die engliſchen Kriegsſchiffe mit großer Mühe und Behutſamkeit den Fluß herauf geſegelt, und hatten eine engliſche Meile vom Fort Anker geworfen. Man ſchickte ſogleich viele Schaluppen ab, den Grund zu ſondiren, da man denn fand, daß die verſenkten Schiffe nicht am rechten Orte angebracht waren. Dieſe Entdeckung ſicherte den freyen Zugang der Kriegsſchiffe, die nunmehr den Angriff unterſtützen konnten. Es war damit keine Zeit zu verlieren, denn der Nabob war außerordentlich unruhig und ſchickte unaufhörlich Boten, von denen ſechs in einem Tage mit Briefen anlangten, worin die Engländer mit ſeinem ganzen Zorne bedroht wurden, wenn ſie nicht vom Angriffe abließen. Um dieſe Drohungen zu unterſtützen, ſchickte er den Duan mit einem Theile der Armee ab, der aber unweit Hughley, auf die Vorſtellungen des Nuncomar, Halt machte, da dieſer ihn denn verſicherte, daß wahrſcheinlich die Franzoſen noch vor ſeiner Ankunft Chandernagore übergeben würden. 1757.

In dieſer Zwiſchenzeit kam das Kriegsſchiff der Cumberland, an deſſen Bord der Admiral Pocock war, bey Ingelee an. Das Schiff war auf eine Sandbank gerathen, von welcher es ſich erſt nach einer zehntägigen mühſeligen Arbeit losgemacht hatte. Von der Schiffsequipage waren 266 Mann krank; dieſe große Anzahl vermochte Pocock, der Erfriſchungen halber nach Vizagapatnam zu ſegeln, wo er die Colonie in großer Beſorgniß fand, von Buſſy angegriffen zu werden; er verſtärkte hierauf ihre Beſatzung mit neunzig Mann, und da er noch nicht wegen widriger Winde nach Bengalen kommen konnte, ſo ging er nach Madras, wo er hundert wiederhergeſtellte Matroſen aus dem Hoſpital erhielt. Mit dieſen und neunzig Soldaten ſegelte er nun nach Ingelee, wo er Nachricht erhielt, daß der Admiral Watſon ſich mit der Flotte nach Chandernagore begeben hätte, und man alle Tage den Angriff von den Schiffen erwartete. Es war für jezt nicht möglich, das Kriegsſchiff den Fluß herauf zu führen, daher Pocock mit der eines engliſchen Admirals würdigen Entſchloſſenheit das

1757. große Boot des Cumberland beſtieg, und Tag und Nacht rudern ließ, ſo daß er bey der Flotte wenig Stunden zuvor anlangte, bevor dieſe den Angriff begann. Er ſteckte ſeine Admiralsflagge ſogleich am Bord des Tygers auf, eines Kriegsſchiffs von ſechzig Kanonen.

Der Angriff geſchah mit großer Lebhaftigkeit von allen Schiffen, und wurde eben ſo lebhaft wieder beantwortet. Man war dabey ſo nahe an einander, daß faſt jeder Schuß Wirkung that. In dieſer für beide Theile ſo nachtheiligen Lage konnte der Streit nicht lange dauern. Der Anfang deſſelben geſchah mit Tagesanbruch, und um neun Uhr ſahe man ſchon von den Wällen die Friedensflagge wehen. Watſon ließ ſogleich mit dem Feuern einhalten, und ſchickte den Capitain Coote ab, die Vorſchläge anzuhören. Während man über die Bedingungen berathſchlagte, verließen ſiebenzig der beſten Soldaten von der Beſatzung das Fort und marſchirten nordwärts. Dieſes beſchleunigte die Capitulation, die noch am nämlichen Tage unterzeichnet wurde.

Der Verluſt der Engländer auf den Schiffen beſtand in 34 Todten und 128 Verwundeten; am Lande hatten ſie bey dieſem lezten Angriffe nur einen Todten und zehn Verwundete gehabt. Im Fort waren 40 Mann getödtet und 70 verwundet worden. Die Vertheidigung der Franzoſen verdiente großes Lob, beſonders da faſt die ganze Beſatzung, einige Offiziers ausgenommen, nie in Gefahren gedient hatte; auch würde die Uebergabe nicht ſo ſchnell erfolgt ſeyn, wenn nicht die beiden Admiralsſchiffe ſich ſo nahe ans

Fort gewagt, und durch ihr ſchreckliches anhaltendes Feuer alle feindlichen Batterien zum Schweigen gebracht hätten, wodurch man in einigen Stunden mehr ausrichtete, als zu Lande in ſo vielen Tagen nicht geſchehen wäre. 1757.

Der Nabob erfuhr die Einnahme von Chandernagore zu gleicher Zeit mit der obgleich falſchen Nachricht von Patna, daß nämlich die Pitanen in vollem Marſche wären, in Bahar einzudringen, und daß ſie Balagerow, den Feldherrn der Maratten, vermocht hätten, in Bengalen einzufallen. Durch dieſe fürchterliche Neuigkeit geſchreckt, ſchrieb er Glückwünſchungsbriefe an Admiral Watſon und den Oberſten Clive, worin er den ſtärkſten Wunſch äußerte, mit ihnen in Freundſchaft und Verbindung zu verharren, und den Engländern die zu Chandernagore gehörigen Ländereyen mit denſelben Bedingungen anbot, unter denen ſie die Franzoſen beſeſſen hatten; zugleich aber befahl er dem Duan, mit ſeiner Armee den Engländern in der Nähe zu bleiben. Dieſe Behutſamkeit kam nicht mit ſeinen Freundſchaftsverſicherungen überein, daher man beſchloß, ſeine Aufrichtigkeit auf die Probe zu ſtellen, und ihn zu bitten, alle andre franzöſiſche Faktoreyen nebſt den dazu gehörigen Perſonen, die ſich noch in ſeinen Staaten befänden, ihnen auch zu überliefern. Nichts konnte ſeinen Abſichten mehr zuwider ſeyn, denn er hatte befohlen, die franzöſiſchen Soldaten zu beſchützen, die Chandernagore während der Capitulation verlaſſen hatten; und durch dieſen Schutz waren ſie einem engliſchen Detaſchement entgangen, das ſie verfolgte, und glücklich in Coſſimbu-

1757. zar angelangt. Er antwortete jedoch dem Oberſten Clive ſehr höflich, obgleich mit allerhand Entſchuldigungen, wobey er anführte, daß er als ein Fürſt die Unglücklichen nicht noch mehr unterdrücken, und als ein Lehnträger des Großen-Moguls die Europäer nicht vertreiben könne, die ſich mit Bewilligung ſo vieler Kaiſer im Reiche niedergelaſſen hätten. An dieſe Grundſätze aber dachte der Tyrann nicht, da er Calcutta zerſtörte und die gefangenen Engländer im ſchwarzen Loche erſticken ließ. Damit jedoch dieſe Ausflüchte nicht Verdacht erzeugen möchten, ſo fing er an einen Theil des geraubten engliſchen Eigenthums tractatmäßig zu vergüten, und bezahlte 450,000 Rupien an baarem Gelde.

Die Beute der Sieger in Chandernagore betrug nicht über 100,000 Pf. St. Die Schiffe kehrten nach Calcutta zurück, wo das Admiralſchiff, das 142 Löcher bey der Belagerung des Forts bekommen hatte, zum fernern Dienſt untüchtig befunden wurde. Die Jahrszeit erlaubte der Flotte nicht, in die See zu gehen: zwar hätten die Truppen auf kleinen Schiffen nach der Küſte von Coromandel transportirt werden können; allein Clive beſchloß, den Verordnungen von Madras zuwider, mit ſeiner Armee bis zum September in Bengalen zu bleiben, da er überzeugt war, daß der Nabob den Tractat nicht ganz erfüllen würde, wenn man ihn nicht durch die Furcht dazu nöthigte. Anſtatt daher die Truppen nach Calcutta zu führen, ſchlug er ſein Lager in der Ebene von Hughley auf, wo er am beſten den Nabob in Reſpekt erhalten konnte.

1757.

Dieſer hatte indeſſen von Law, dem franzöſiſchen Oberfaktor in Coſſimbuzar, Nachricht erhalten, daß vierzig franzöſiſche Schiffe jezt Bombay belagerten, und nächſtens nach Bengalen kommen würden. Dieſe Hoffnung blies ihn ſo auf, daß er ſeine vorigen Ausflüchte, in Anſehung der weitern Erfüllung des Tractats, wieder hervor ſuchte. Clive ſchrieb ihm hierauf: daß nichts als ſeine Bewilligung, die franzöſiſche Faktorey in Coſſimbuzar anzugreifen, die Engländer von ſeinen guten Geſinnungen gegen ſie überzeugen könnte, und daß ſeine Würde bey Beobachtung der Neutralität nichts leiden würde. Dieſer Brief machte ihn wüthend, ſo daß er öffentlich ſagte: er wolle Watts hinrichten laſſen. Doch ſah er bald die Unvorſichtigkeit dieſer Drohung ein, und ſann auf andre Mittel, ſich aus der Verlegenheit zu ziehen. Er war eben ſo ſehr beſorgt, die Engländer von ſeiner Hauptſtadt abzuhalten, als die Franzoſen zu beſchützen, und ſchickte daher an Law Geld, Waffen und Munition, mit dem Befehl, ſich nebſt allen ſeinen Leuten nach den Gränzen von Bahar zu begeben, bis er ihn würde nach Muradavad rufen können. Dies geſchah; der Haufen beſtand aus 100 Europäern, 60 Sepoys mit dreißig Wagen und vier Elephanten; ſie verließen den 16ten April Coſſimbuzar und nahmen den Weg nach Bahar. Clive ließ ſie jedoch durch ein Detaſchement verfolgen.

Der Marſch dieſes Detaſchements erneuerte den Zorn des Nabobs, der ſogleich zu Watts ſchickte, und ihm die Wahl ließ, entweder ſofort ſich nach Calcutta zu begeben, oder eine ſchriftliche Verſicherung

1757. auszuſtellen, daß die Engländer die Franzoſen nicht ferner beunruhigen würden. Watts ſchlug beides ab und wollte erſt an die Präſidentſchaft ſchreiben, die ihm befahl, alles bey ſich habende Geld und Effekten gelegentlich nach Calcutta zu ſchaffen. Die Uneinigkeit zwiſchen den Engländern und dem Nabob ſtieg indeſſen ſo hoch, daß Clive einen Bruch nicht allein unvermeidlich, ſondern ſelbſt nothwendig fand. Da er gehört hatte, daß der Feldherr Meer Jaffier auf den Nabob ſehr unwillig war, ſo rieth er Watts, ſeine Freundſchaft zu ſuchen.

Der Geiſt des Aufruhrs hatte ſich ſeit einiger Zeit an den Hofe des Surajah Dowlah verbreitet. Monickchund war ins Gefängniß geworfen und gezwungen worden, eine Million Rupien als einen Erſatz für die in Calcutta gemachte Beute zu bezahlen. Der Duan Roydoolub, ob er gleich der vornehmſte Miniſter war, mußte ſich doch von dem Günſtling Moonloll beherrſchen laſſen. Den Seats begegnete der Nabob zwar höflich, allein dieſe waren wegen ihrer großen Reichthümer in Sorgen: ſie waren unter Allaverdy gewohnt, mit Vertraulichkeit behandelt und zu Rathe gezogen zu werden; allein dieſes hörte bey ſeinem Nachfolger auf, der blos ſeinem Eigenſinn folgte. Dieſe Männer ſtanden in großer Verbindung mit Meer Jaffier, der den nichtswürdigen Charakter des Nabobs verabſcheuete. Watts berathſchlagte mit Omichund über die beſten Maaßregeln, und dieſer verſchlagene Gento verſäumte nicht ſich alle Tage bey Hofe einzufinden, und außerdem bey den Großen Beſuche abzulegen.

Yar Khan Latty, Befehlshaber von 2000 Reitern, im Dienſte des Nabobs, ließ den 23ſten April Watts um eine geheime Unterredung erſuchen. Dieſer Mann erhielt von den Seats jährlich beſtimmte Geſchenke, um ſie im Nothfall zu vertheidigen, und ſelbſt gegen den Nabob zu ſchützen. Er wurde daher von dieſen Wechslern erwählt, um die Geſinnungen der Engländer zu erforſchen. Watts ſchickte Omichund an ihn ab, dem Latty meldete: „daß der „Nabob im Begriff ſey, mit dem größten Theile ſeiner Macht nach Patna gegen die Pitanen zu marſchiren, und daß ſeine Abſicht wäre die Engländer „bis zu ſeiner Rückkunft nach Muxadavad durch allerhand Verſprechungen aufzuhalten, und ſie hernach „auf ewig aus ſeinen Staaten zu vertreiben, wie er „geſchworen hätte; daß faſt alle Befehlshaber der „Truppen ihn verabſcheuten, und bereit wären, dem „erſten Anführer zu folgen, der die Waffen ergreifen „würde; daß die Engländer in ſeiner Abweſenheit „Muxadavad in Beſitz nehmen könnten, und daß er, „Latty, mit ſeinen Truppen ihnen dazu behüflich ſeyn „wolle. Wenn ſie ſodann ihn als Nabob ausrufen „wollten, ſo würde er gewiß darin vom Duan und „den Seats unterſtützt werden, wobey er ſich erbot, „alle Bedingungen einzugehen, welche die Engländer „nur verlangen würden.“ Dieſer Entwurf wurde von Watts gebilligt, der ihn ſogleich Clive mittheilte, deſſen Genehmigung er auch erhielt. Das den Franzoſen nachgeſchickte Detaſchement wurde daher von ihm zurück berufen, und dieſes dem Nabob in einem ſehr höflichen Briefe gemeldet. 1757.

1757. Den Tag nach der Conferenz zwiſchen Omichund und Latty kam Petrus, ein Armenier, den die Engländer ſchon öfters in Geſchäften gebraucht hatten, zu Watts, und that ihm im Namen des Meer Jaffier die nämlichen Anträge, die Latty gethan hatte. Meer Jaffier erklärte: „daß die Selbſtvertheidigung ihn „zwänge, zu den Waffen zu greifen, da er jedesmal, „wenn er nach Hofe ginge, in Gefahr ſtände ermordet „zu werden; daß der Duan, die Seats, und die „vornehmſten Befehlshaber des Heers, die er nannte, „ſich verbunden hätten, ihm beyzutreten, wenn die „Engländer ihm beyſtehn würden, den Nabob vom „Throne zu ſtoßen. Würde der Entwurf angenommen, ſo bäte er die Artikel des Bündniſſes ohne „Verzug zu beſtimmen, und daß der Oberſte Clive „ſogleich ſein Lager verändern, und den Nabob durch „allen möglichen Anſchein von ſeinen friedlichen Geſinnungen überzeugen möchte, bis es Zeit ſey, die „Feindſeligkeiten anzufangen."

Der hohe Rang des Meer Jaffier und ſeine Verdienſte ſezten ihn über alle andre Prätendenten hinaus. Sobald an Clive dieſe Eröfnung gemacht wurde, verließ er das Lager, und ging nach Calcutta, um mit der dortigen Regierung die nöthigen Maaßregeln zu nehmen. Man ſahe das Bündniß als den glücklichſten Vorfall an, der ſich zum Beſten der Engländer nur ereignen könnte, und Watts erhielt Inſtruction nebſt Vollmacht es zu ſchließen. Die Bedingungen, die gefodert wurden, waren für die Compagnie alle ſehr vortheilhaft, beſonders eine, welche die Erſtattung in baarem Gelde von allem Verluſt betraf, den ſowohl die Compagnie, als auch ſämtliche Privatperſonen bey der Eroberung von Calcutta erlitten hatten. 1757. Clive begab ſich ins Lager zurück, und ließ, dem Anſuchen des Meer Jaffier zufolge, die Truppen gleich aufbrechen; die Hälfte derſelben ſchickte er nach Calcutta, und die übrigen legte er ins Fort von Chandernagore. Nun aber erſuchte er auch ſeinerſeits den Nabob, als eine Probe ſeiner friedfertigen Geſinnungen, ſeine Armee zurück zu ziehn, die noch immer unter der Anführung des Duans bey Plaſſy campirte.

In dieſer Zwiſchenzeit aber war durch Nachrichten aus Delhi die Furcht vor den Pitanen beym Nabob verſchwunden, daher er für die Engländer jezt weniger Achtung bezeigte. Der Spion Mooteram, der, unter dem Vorwand Clive zu complimentiren, ins engliſche Lager geſchickt worden, und auch daſelbſt geblieben war, gab Nachricht, daß die Engländer zwar dem Anſcheine nach aufgebrochen wären, allein heimlich ihre Truppen in Coſſimbuzar verborgen hätten. Der Nabob ſchickte daher Kundſchafter nach der Faktorey, die daſelbſt aber nicht mehr als 40 Europäer und 8 Topaſſen fanden, unter denen die 10 Kanoniers waren, die er ſich ſelbſt ausgebeten hatte. Dennoch verſchwand ſein Verdacht gegen die Engländer nicht, und vermochte ihn, ſich mit Meer Jaffier auszuſöhnen, dem er mit 15000 Mann aufzubrechen befahl, um die Armee des Duans bey Plaſſy zu verſtärken. In der Meynung daß die engliſchen Kriegsſchiffe bis nach Muradavad kommen könnten, ließ er zwanzig engliſche Meilen davon Pfäle in den klei-

1757. nen Fluß Sootey kommen. So groß war ſeine Unwiſſenheit. Er ſchickte zu gleicher Zeit Befehl an Law, mit ſeinen Leuten in Boglipore, in der Provinz Bahar zu bleiben, woſelbſt ſie auf ſeine Koſten verpflegt wurden.

Meer Jaffier fürchtete durch eine abſchlägige Antwort, nach Plaſſy zu marſchiren, den Verdacht des Nabobs zu erregen, daher er ſich gleich bereitwillig zeigte, und den 29ſten April aufbrach; er ließ aber einen Vertrauten zurück, um mit Watts weitere Abrede zu nehmen. Es wurden bey allen Artikeln die Geldſummen genau beſtimmt. Meer Jaffier beſtätigte alles, nur bat er, daß man das Bündniß für Omichund geheim halten möchte, dem er nicht traute. Dieſer Verdacht kam wahrſcheinlich von den Seats her, die des Omichunds Fähigkeiten kannten, und in Sorgen ſtanden, daß ſein Einfluß bey den Engländern ihrem Intereſſe ſchaden könnte, wenn er Antheil an der Revolution nähme. Dieſe Einſchränkung ſezte Watts in große Verlegenheit, denn Omichund wußte ſchon etwas von dem Entwurf, und war, wie oben erzählt worden, in dem Geſchäft mit Yar Khan Latty der Unterhändler geweſen. Man wagte daher alles, wenn man ihn jezt hintenanſezte. Watts ſah ein, daß es unmöglich ſey, einem ſo liſtigen Manne ein Blendwerk vorzumachen, und entdeckte ihm daher das Bündniß mit Meer Jaffier, jedoch nicht eher, bis er durch die Nothwendigkeit dazu gezwungen war. Omichund blieb dieſer Bewegungsgrund nicht verborgen, und von dieſem Augenblick an warf er einen un-

verſöhnlichen Haß auf den engliſchen Agenten, ob er 1757.
gleich dem Bündniß nichts im Weg legte.

Omichund, der das Verfahren bey indiſchen Höfen durch Erfahrung genau kannte, zweifelte nicht, daß Watts reichlich vom Meer Jaffier belohnt werden würde, wenn die Revolution glückte. Er hatte dabey keine Vortheile zu erwarten, als blos den Erſatz ſeines Verluſtes in Calcutta, ſo wie andre Kaufleute, ob er gleich bey der Entdeckung mit Watts gleiche Gefahr lief, die nicht geringe war; er machte daher jezt auch ſeine Foderungen, und verlangte fünf pro Cent von allen Schätzen des Nabobs an baarem Gelde, und den vierten Theil aller ſeiner Kleinodien. Die Reichthümer an Gold und Silber wurden an vier und eine halbe Million Pf. St. geſchätzt, daher, nebſt den Kleinodien, Omichunds Antheil ungeheuer geweſen ſeyn würde. Die Verwegenheit dieſer Foderung zeigte genugſam ſeine Bosheit an; wobey er drohte, alles dem Nabob zu entdecken, wenn man es ihm nicht zuſagte. Watts ſchrieb dieſes nach Calcutta, und gab ſeine Furcht für den Folgen zu erkennen, wenn dieſer Gento nicht zufrieden geſtellt würde.

Er ſchickte den 14ten May den unterzeichneten Tractat an die Regierung von Calcutta, und gab zugleich Nachricht von zwey neuen Beweiſen der Denkungsart des Omichund. Der eine war, daß, beruhigt durch die ſcheinbare Bewilligung ſeiner Foderungen, er den Anſchlag gemacht hätte, ſo viel als er nur könnte, von des Nabobs Schätzen vor dem Meer Jaffier zu verheimlichen, und dieſe Beute mit dem Duan zu theilen. Die andre Beſchuldigung kam

1757. von Rungeet Roy, dem Agenten der Seats, und war folgende: Als der Nabob den 6ten Februar mit den Engländern den Tractat ſchloß, ſo bevollmächtigte er Omichund und Rungeet Roy, 30,000 goldne Mohurs (jeder ungefähr neuntehalb Thaler) den engliſchen Befehlshabern anzubieten; überdem verſprach er noch 200,000 Rupien herzugeben, die Omichund nach Gutdünken vertheilen ſollte. Dieſer beredte den Rungeet Roy, nichts von dieſem Geſchenke zu ſagen, mit der Zuſicherung, die 200,000 Rupien mit ihm zu theilen. Rungeet Roy hatte daher oft den Nabob an ſein Verſprechen erinnert, und um die Auszahlung dieſes Geldes gebeten; dieſer aber wollte davon jezt nichts mehr hören, da er ſich in ſeiner Hauptſtadt in Ruhe befand. Omichund bemerkte bald dieſe Abneigung und wandte ſie zu ſeinem Vortheil an, indem er dem Nabob ſagte, daß er genöthigt ſeyn würde, dies Geſchenk zu machen, wenn er litte, daß Rungeet Roy noch länger ſich in die engliſchen Angelegenheiten miſchte; daß er es aber erſparen könnte, wenn er dieſen Agenten von ſich entfernte. Dieſer Rath wurde befolgt, und Omichund dafür mit der Auslieferung vieler ſeiner geplünderten Effekten belohnt. Watts, um Omichund zu probiren, frug um ſeine Meynung, ob er nicht die 30,000 Goldrupien vom Nabob begehren ſollte, worauf Omichund erwiederte, daß es jezt gar nicht rathſam ſeyn würde, er wolle ſie aber zu verſchaffen ſuchen.

Ein Indier, Namens Govindroy, kam den 3ten May nach Calcutta und brachte einen Brief von Balagerow, dem Feldherrn der Maratten, der aus Hy-

derabad, der Hauptſtadt von Golcondah, datirt war. 1757.
In dieſem Briefe erbot ſich Balagerow, mit 110,000 Mann in Bengalen einzufallen, wenn es den Engländern angenehm wäre. Da dieſe damals mit den Maratten in keiner Verbindung ſtanden, ſo warf man ſowohl auf den Brief als den Ueberbringer einen ſtarken Verdacht. Man befragte den Indier genau; da aber ſeine Antworten Länder und Menſchen betrafen, die niemand in Calcutta kannte, ſo konnte man nicht unterſcheiden, ob er die Wahrheit redete. Watts, der um Rath gefragt wurde, war der Meynung, daß der Brief ein Kunſtgriff des Nabobs ſey, um die Engländer zu verſuchen. Clive, deſſen Genie immer bey allen Schwierigkeiten Hülfsmittel fand, rieth den Brief dem Nabob mitzutheilen, und ſich dabey anzuſtellen, als ob man ihn authentiſch zu ſeyn glaube. Er mochte von ſeiner Erfindung ſeyn oder nicht, ſo konnte man kein beſſer Mittel anwenden ihn zu überzeugen, daß die Engländer keine böſen Abſichten gegen ihn hegten.

Dieſer Entſchluß wurde den 17ten May genommen, nachdem man zuvor wegen der Finalbedingungen überein gekommen, die mit Meer Jaffier zu berichtigen waren, desgleichen wie man ſich gegen Omichund zu verhalten habe. Watts hatte zur Entſchädigung für die Compagnie zehn Millionen Rupien ſtipulirt, für die engliſchen und andern europäiſchen Bewohner von Calcutta drey Millionen, für die Gentos auch drey und für die Armenier eine Million, in allem ſiebenzehn Millionen Rupien, außer drey Millio-

1757. nen Rupien für Omichund allein, wovon man ihm auch Nachricht gegeben hatte.

Die Regierung in Calcutta glaubte, ſo wie jedermann, daß die Reichthümer des Surajah Dowlah unermeßlich wären. Man ſchätzte ſie auf fünfundvierzig Millionen Pf. St. In dieſer Vorausſetzung erhöhte man noch die Foderungen, und verlangte für die Europäer anſtatt drey Millionen fünfe, dagegen die drey Millionen für die Gentos auf zwey herabgeſezt wurden, desgleichen verlangte man drittehalb Millionen für die Flotte und eben ſo viel für die Landtruppen; ja überdem noch ſollte Watts von Meer Jaffier ein Privatgeſchenk für jedes Mitglied des Regierungsausſchuſſes begehren.

In Anſehung Omichunds war man in Verlegenheit. Die Regierung erſtaunte über ſeine ungeheuern Foderungen, und war ſehr aufgebracht über ſeine Drohungen, wenn man ihm nicht willfahrte; ſie beſchloß daher, daß er keine andre Vergütung als die andern Gentos bekommen ſollte, dabey aber war ihre Abſicht, ihn glauben zu machen, daß ſeine Dienſte reichlich belohnt werden ſollten. Clive gab hiezu einen guten Rath, der darin beſtand, zwey Tractate abzuſenden, beide unterzeichnet vom Admiral Watſon und allen Gliedern der Regierung; in einem derſelben, der dem Meer Jaffier übergeben werden würde, müſſe Omichund gar nicht erwähnt ſeyn, dagegen er in dem andern unnützen mit einem Geſchenk von zwey Millionen Rupien aufgeführt werden ſollte.

Nachdem alles dieſes beſchloſſen war, wurde es für nöthig gehalten, einen Abgeordneten von der Regierung an Meer Jaffier abzuſchicken, der immer noch 1757. bey Plaſſy campirte; es war aber ſchwer dieſes zu bewerkſtelligen, ohne den Verdacht des Nabob zu reizen. Man kam daher überein, daß Clive ihm ſchreiben ſollte, er hätte ihm etwas von großer Wichtigkeit, das ſehr geheim gehalten werden müßte, mitzutheilen, deshalb Scrafton, ein Mitglied der Regierung, an ihn abgeſchickt ſey. Der marattiſche Brief gab hiezu den beſten Vorwand. Scrafton erhielt Befehl im Lager anzuhalten, und dem Meer Jaffier gleichſam einen Ceremonielbeſuch zu machen, wobey er alles Nöthige mit ihm verabreden, und ihm die genommenen Maaßregeln in Anſehung Omichunds entdecken ſollte.

Clive ließ die Tractate ganz insgeheim ausfertigen, und da der Admiral es wider ſeine Würde zu ſeyn glaubte, den falſchen zu unterzeichnen, und ſich durchaus nicht dazu verſtehn wollte, ſo wurde ſeine Unterſchrift nachgemacht, welches, um Omichund zu hintergehen, ſchlechterdings nöthig war. Den rechten Tractat aber unterſchrieb Watſon. Beide wurden von Clive den 19ten May abgeſchickt; in dieſem kurzen Zwiſchenraume aber erhielt er Nachrichten aus Muradavad, die ihm von des Nabobs Schätzen richtigere Begriffe gaben; er ließ daher an Watts wiſſen, daß wenn Meer Jaffier über die verlangten großen Summen ſtutzig werden ſollte, er die Entſchädigungsgelder für die Compagnie von zehn bis auf fünf Millionen Rupien herabſetzen möchte.

Scrafton wurde unweit dem Lager angehalten; er verlangte zu Meer Jaffier geführt zu werden, allein

1757. einige von des Nabobs Anhängern, die gegenwärtig waren, verhinderten es, und beſtanden darauf, daß er ſeinen Weg gerade nach der Hauptſtadt fortſetzen ſollte, woſelbſt er den 2[illegible]ſten anlangte. Indeſſen hatte der argliſtige Omichund einen neuen Streich geſpielt. Da er den Nabob noch immer voll Verdacht gegen die Engländer fand, ſo geſtand er ihm im Vertrauen, obgleich mit vieler Bedenklichkeit, weil er, wie er ſagte, durch dieſe Entdeckung alle Gunſt der Engländer aufs Spiel ſezte, daß dieſe kürzlich Abgeordnete an Buſſy im Decan geſchickt und ihn eingeladen hätten, nach Bengalen zu marſchiren und ſich mit ihnen zu vereinigen, da denn beide Armeen ihn vom Thron ſtürzen und ſeine Schätze unter einander theilen wollten. Ein wenig Verſtand und geringe Kenntniſſe wären hinreichend geweſen den Nabob zu überzeugen, daß eine ſolche Vereinigung zweyer Nationen, die mit einander in allen Welttheilen Krieg führten, nicht wohl möglich ſey, und daß ein ſolcher Entwurf überhaupt ſich nie mit dem Intereſſe der Engländer vertragen würde; allein ſeine Unwiſſenheit und Furchtſamkeit machten, daß er das ganze Mährchen glaubte, und den Omichund auf der Stelle für die Nachricht belohnte. Er ließ ihm die 400,000 Rupien, die man in ſeinem Hauſe in Calcutta gefunden hatte, nebſt allen ſeinen Effekten wieder herausgeben; desgleichen ſchickte er dem Rojah von Burdawan Befehl zu, an Omichund 450,000 Rupien zu bezahlen, die dieſer ihm vor vielen Jahren geliehen hatte. Omichund wußte damals noch nicht, was man im Tractat für ihn beſtimmt hatte, er bemühte ſich daher heimlich beim Nabob alles zu erlangen, was ihm nur möglich 1757. war, ohne jedoch die Conföderation geradezu zu verrathen; denn nichts war beſſer erſonnen, als die falſche Nachricht von Buſſy, um dem Nabob die wirklichen Abſichten und Verbindungen der Engländer zu verbergen; dagegen aber wurde er dadurch auch verhindert, die Truppen von Plaſſy zurück zu rufen, welches man zum glücklichen Erfolg der Unternehmung für höchſt nöthig hielt.

Sobald Scrafton in Muradavad ankam, ging Watts mit ihm zum Nabob und übergab Clive's Brief, der unter andern folgende Worte enthielt: „Ich ſchicke „dir dieſen Abgeordneten, um dir eine Sache von der „größten Wichtigkeit zu melden. Unerachtet alles „deſſen, was die Engländer von dir gelitten haben, „gebe ich dir dieſen lezten Beweis von meinem „Wunſch, mit dir in Friede zu leben. Warum läßt „du deine Armee im Felde ſtehen? Dies thut allen „Kaufleuten Schaden, und hindert unſern Handel. „Ohne einen freyen Handel können die Engländer „nicht in Bengalen verbleiben. Bring uns nicht „dahin zu glauben, deine Abſicht ſey, uns zu vertilgen, ſobald du dazu die Gelegenheit haſt.“ Scrafton zeigte dem Nabob nun auch den marattiſchen Brief, der ihm ſehr gefiel; denn er hatte von der Ankunft des Boten, der wirklich von Balagerow abgeſchickt war, bereits gehört, und die Abſicht ſeiner Sendung geahnet. Dieſer Umſtand, den er mit den Nachrichten des Omichend nicht zuſammen reimen konnte, verurſachte bey ihm einiges Nachdenken; er geſtand ſein Unrecht, die Treue der Engländer ohne

1757 Urſache in Verdacht gehalten zu haben, und entließ den Abgeordneten mit der Verſicherung, daß er ſogleich ſeine Truppen unter Anführung des Meer Jaffier zurückrufen würde; nur die kleine Armee des Duans ſollte im Felde bleiben, um ſich mit den Engländern gegen die Maratten zu vereinigen, die, wie er ſagte, auch ohne Aufmunterung nach Bengalen kommen würden. Dieſer unerwartete Entſchluß würde den Entwurf vereitelt haben; denn Meer Jaffier mußte Bedenken finden, etwas Entſcheidendes zu unternehmen, ſo lange Truppen im Felde ſtünden. Bey der nächſten Audienz ſtellte daher Scrafton dem Nabob vor, daß die Engländer ſeinen Verſicherungen nicht trauen könnten, bis alle Truppen ſich aus der Gegend von Calcutta entfernt hätten. Der Nabob überlegte den Antrag einige Augenblicke und rief endlich aus: „Wie aber, wenn mich der Oberſte Clive „betröge?“ Scrafton beruhigte ihn durch Verſicherungen, und vermochte ihn dahin, alle ſeine Truppen zurück zu rufen.

Je näher die Zeit zur Ausführung des großen Entwurfs heranrückte, je mehr ſtieg Watts Beſorgniß wegen der Verrätherey des Omichund. Scrafton unternahm es daher, ihn zu bereden ſich nach Calcutta zu begeben, und unter allerhand Vorwand ſchlug er dieſem Gento vor, ihn dahin zu begleiten, wobey er ſich für ſeine Sicherheit ſehr beſorgt anſtellte, und ihm zu Gemüthe führte, daß ſein Alter ihm nicht erlauben würde, in der Stunde der Gefahr zu Pferde zu entfliehen, und daß, ſobald der Nabob durch die Flucht des Watts von den feindlichen Geſinnungen der

Engländer überführt wäre, er gewiß ſeine ganze Rache an allen ihren Anhängern auslaſſen würde. Allein der Geiz iſt das unbiegſamſte aller Laſter; da nun Omichund noch nicht alles ihm aus der Schatzkammer angewieſene Geld erhalten hatte, ſo bat er Scrafton zu warten, bis er das Uebrige auch bekommen hätte. Watts ſchrieb dieſen Aufſchub einem andern Bewegungsgrunde zu und glaubte, Omichund wollte in Muxadavad bleiben, bis der Duan von Plaſſy zurückkäme, damit er mit ihm wegen der geheimen Plünderung der Nabobſchen Schätze die nöthige Abrede nehmen könnte. Um nun ſeine Neigung hier zu bleiben zu überwinden, verſicherte ihn Scrafton, daß der Oberſte Clive Willens ſey, ihn zum vornehmſten Agenten der Engländer zu ernennen, um ihre Angelegenheiten nach der Revolution bey der neuen Regierung zu beſorgen, und daß die Vortheile dieſes wichtigen Auftrages ihn reichlich für alles entſchädigen würden, was er jezt bey ſeiner Abreiſe verlieren könnte. Endlich zeigte er ſich geneigt; allein es war nöthig, des Nabobs Einwilligung dazu zu erhalten, welches nicht leicht ſchien, da er ſich vornehmlich auf Omichund verließ, um von den Abſichten der Engländer Nachricht zu bekommen. Dieſer Gento aber fand bald Rath; er rieth Scrafton, von dem Nabob das Geſchenk zu fodern, das er den engliſchen Befehlshabern beym Friedensſchluſſe zugedacht gehabt hätte, da denn der Nabob ihn wegen Entdeckung dieſes Geheimniſſes in Verdacht haben, und ihm ſeine ganze Gunſt entziehen würde. Dieſer Entwurf wurde befolgt. Der Nabob leugnete das Verſprechen; Omichund ſchien erſchrocken zu ſeyn, und 1757.

1757. beſtätigte dadurch den Verdacht, daher ſeine Abreiſe ohne Bedenken bewilligt wurde.

Scrafton blieb noch drey Tage in Muxadavad, um die Rückkunft des Meer Jaffier zu erwarten, der auch den 30ſten April eintraf. Der Nabob, der ſeine Dienſte jezt nicht weiter nöthig hatte, behandelte ihn bey ſeiner Ankunft mit Uebermuth. Der zürnende Blick eines Deſpoten iſt allemal gefährlich. Der Feldherr kam in ſeinen Palaſt zurück, voller Unruhe, und fürchtete ſich mit Scrafton heimlich zu unterreden, der ihn zwar beſuchte, aber nur im öffentlichen Audienzzimmer empfangen wurde, worauf Scrafton Muxadavad noch denſelben Abend verließ.

Omichund begleitete ihn. Beide wurden in Palankins getragen; da aber Scrafton in Coſſimbuzar ankam, vermißte er ſeinen Reiſegefährten. Auf dieſe Nachricht machte er Halt, und ſchickte Leute nach Muxadavad, ihn aufzuſuchen; ſie fanden den alten Mann um Mitternacht in des Nabobs Schatzkammer, wo er den Schatzmeiſter dringend bat, ihm doch noch etwas von dem kürzlich angewieſenen Gelde zu bezahlen; da er aber nichts von ihm erlangen konnte, und die abgeſchickten Engländer wegen der ſchleunigen Abreiſe in ihn drangen, ſo gab er ſeine Hofnnng auf und ging mit ihnen. Kaum aber war er wieder zu Scrafton geſtoßen, als er von neuem vermißt wurde. Man wußte nicht, wo man ihn jezt ſuchen ſollte, daher der Zug einen ganzen Tag mitten auf der Landſtraße liegen blieb, bis Omichund ſich gegen Abend wieder einſtellte. Dieſer unruhige Mann war mittlerweile im

Lager des Duans, Roydoolub, bey Plaſſy geweſen, 1757.
der ihm geſagt hatte, daß in dem Tractat mit Meer Jaffier ſeiner nicht gedacht ſey. Omichund, voller Betrübniß, that an Scrafton viele verfängliche Fragen, allein die Wahrheit ſelbſt diente nunmehr ihn zu hintergehen; denn Scrafton ſagte ihm, daß der Duan davon nichts wiſſen könnte, weil Meer Jaffier ſelbſt den Finaltractat noch nicht geſehn hätte. Dies beruhigte ihn; ſie ſezten nun ihre Reiſe ununterbrochen fort, und langten den 8ten May glücklich in Calcutta an, wo Omichund von allen vornehmen Engländern mit ſcheinbarer Vertraulichkeit aufgenommen wurde. Dies gute Betragen löſchte jedoch nicht ganz ſeinen Verdacht aus, den ihm die Worte des Duans eingeflößt hatten; er beſtach daher den perſiſchen Schreiber des Conſeils, um ihm Nachricht zu geben, wenn etwas nachtheiliges für ihn im Tractat ſtünde, ſobald ihn Meer Jaffier in der perſiſchen Sprache ratificirt haben würde.

Der Palaſt des Meer Jaffier lag am äußerſten Ende von Muxadavad, und des Nabobs Palaſt in der Mitte der Stadt. Beide ſtanden am Ufer des Fluſſes, der ſie trennte, und waren ſowohl mit Thürmen befeſtigt, als mit Kanonen verſehen. Meer Jaffier, der dem Haße des Nabobs nicht traute, hatte alle ihm ergebene Befehlshaber erſucht, ihre Truppen in Bereitſchaft zu halten, ſeinen Palaſt im Nothfall zu vertheidigen. Er ſchickte einen Vertrauten an Watts, der ihm die beiden Tractate, ſowohl den wahren als den falſchen, nebſt dem Separatartikel, die Schenkung an die Flotte betreffend, überſchickte, wo-

1757 bey er ihm die Abſicht enthüllte, Omichund durch den falſchen Tractat zu hintergehen, und ihn erſuchte, alle drey Papiere zu unterzeichnen, und ſie ſogleich zurückzuſchicken. Allein Meer Jaffier, der dem Duan verſprochen hatte, nichts ohne ſeine Theilnehmung zu ſchließen, wartete mit der Rückgabe der Papiere bis zu deſſen Ankunft in Muxadavad, die zwey Tage nachher erfolgte. Er traf den 3ten Junius ein, und wunderte ſich nicht wenig über die gefoderten Geldſummen, wozu ſeiner Verſicherung nach alle Schätze des Nabobs nicht hinreichen würden; er ſchlug daher vor, daß alle Reichthümer, die man fände, zwiſchen dem Nabob und den Engländern gleichmäßig vertheilt werden ſollten. Watts aber wollte von den ſtipulirten Summen nichts nachlaſſen und fand Mittel den Duan zu gewinnen, worauf der Tractat den 4ten Junius unterzeichnet wurde. An eben dieſem Tage ſchickte der Nabob, ohne im geringſten die Verſchwörung zu ahnen, dem Meer Jaffier Befehl zu, die Feldherrnſtelle niederzulegen.

Es war nun noch erfoderlich, daß Meer Jaffier den Tractat beſchwören ſollte. Watts ſchlug eine Zuſammenkunft vor, die der Feldherr auch wünſchte, allein ſich auf die große Gefahr berief, da ſein Palaſt von den Spionen des Nabobs umringt wäre. Watts wußte, daß er ſich auf die Treue ſeiner Bedienten verlaſſen konnte, und war mit den Landesſitten zu wohl bekannt, um nicht einen kühnen Schritt zu wagen. Er ſezte ſich in einen bedeckten Palankin, deſſen ſich blos Frauenzimmer vom Stande bedienen, und ſo ließ er ſich nach Meer Jaffiers Palaſt, und zwar ins

Innere des Harems tragen. Hier konnten ſie ruhig mit einander reden. Meer Jaffier geſtand, daß er nicht mehr als 3000 Reiter zu ſeinem Dienſte habe, auf die er ſich verlaſſen könnte, daß er aber hoffte, andre Befehlshaber, die auch mit dem Nabob unzufrieden wären, würden ſich im Schlachtfelde wider den Tyrannen wenden. Er bat, daß die Engländer gleich ins Feld rücken möchten, und verſprach, daß, im Fall der Nabob ſich entſchließen ſollte, die Stadt zu vertheidigen, er ſelbſt ſeinen Palaſt angreifen wolle, ſobald nur die engliſchen Truppen in der Nähe wären; ſollte der Streit aber in einer Schlacht entſchieden werden, ſo würde er ſich nach dem Poſten richten, wo er ſich befände. Wäre dieſer im Vordertreffen, ſo wollte er bey Annäherung der Engländer ſeine große Trommel ſchlagen und ſeine Fahnen wehen laſſen, ſodann mit allen ſeinen Truppen zu ihnen übergehn; befände er ſich aber im Hintertreffen, ſo würde er das Signal mit einer weißen Flagge geben, dem Vordertreffen im Rücken fallen, und ſich bemühen, den Nabob zum Gefangnen zu machen. Nach dieſen Erklärungen ſchwur er den verlangten Eid, alles aufs genaueſte zu erfüllen, was er verſprochen hatte, wobey er den Koran auf ſeinen Kopf, und die rechte Hand auf den Kopf ſeines anweſenden Sohnes legte. Man beſchloß darauf Omar-beg, einen Vertrauten des Meer Jaffier, ohne Verzug mit den Tractaten nach Calcutta zu ſchicken, und Watts kehrte, ſo wie er gekommen war, unentdeckt zurück. Da nun dieſe gefährliche Unterhandlung geendigt, war ſeine Gegenwart in Muradavad nicht länger nöthig; weil aber ſeine Abreiſe die 1757.

1757. feindlichen Abſichten der Engländer deutlich beweiſen würde, ſo beſchloß er, ſo lange als nur möglich hier zu bleiben, und mittlerweile alle nöthigen Maaßregeln zu nehmen, ſeine Flucht zu ſichern.

Die in perſiſcher Sprache geſchriebene und von Meer Jaffier unterzeichnete Ratification des Tractats enthielt folgende Worte:

„Ich ſchwöre bey Gott und dem Propheten Gottes, die Artikel dieſes Tractats zu halten, ſo lange Leben in mir iſt.“ Dieſes ſchrieb er eigenhändig, allein das folgende wurde dem Gebrauch gemäß von einem Secretär geſchrieben:

„Tractat, geſchloſſen zwiſchen dem Admiral Watſon, dem Oberſten Clive und den andern Gliedern der engliſch-indiſchen Regierung.“

Art. I. „Alles, was der Nabob Surajah Dowlah bisher zugeſtanden hat, bewillige ich ebenfalls.

II. „Die Feinde der Engländer ſind meine Feinde, ſie mögen Europäer oder Indier ſeyn.

III. „Alle Effekten und Faktoreyen, welche die Franzoſen in Bengalen, dem Paradies der Nationen, desgleichen in Bahar und Orixa beſitzen, ſollen den Engländern verbleiben, auch verſpreche ich, den Franzoſen nie wieder zu geſtatten, ſich in den drey Provinzen niederzulaſſen.

IV. „In Rückſicht des Verluſtes, den die engliſche oſtindiſche Compagnie bey der Einnahme und Plünderung von Calcutta erlitten hat, und der Ko-

„ſten, welche der Unterhalt der Truppen erfodert hat, will ich ihnen ein Cror*) Rupien geben. 1757.

V. „Für die den engliſchen Einwohnern in Calcutta geplünderten Effekten ſollen ſie von mir funfzig Lacks Rupien erhalten.

VI. „Den Gentos, den Mohren und andern Einwohnern von Calcutta will ich für ihren erlittenen Schaden zwanzig Lacks, und

VII. „Den armeniſchen Einwohnern ſieben Lacks Rupien geben. Die Vertheilung aller dieſer Summen ſoll dem Admiral Watſon, dem Oberſten Clive, und den Herren der Regierung in Calcutta, Drake, Watts, Kilpatrick und Becher überlaſſen werden, um damit ganz nach Gutdünken zu verfahren.

VIII. „Innerhalb des Grabens, der das Gebiet der Engländer in Bengalen umſchließt, liegen einige Ländereyen, die gewiſſen Zemindars gehören, dieſe will ich der engliſchen Compagnie ganz zu eigen geben, und außerdem noch eine Strecke Landes von ſechshundert engliſchen Ellen jenſeit des Grabens.

IX. „Alles ſüdwärts von Calcutta bis nach Culpee liegende Land ſoll von den Engländern in meinem Namen verwaltet werden, und alle hier befindliche indiſche Beamten ihnen unterworfen ſeyn. Von dieſen Ländereyen ſoll die Compagnie eben ſoviel Pacht, wie die vorigen Zemindars bezahlen.

---

*) Eine Rupie iſt, wie bekannt, 18 gute Groſchen; 100,000 Rupien machen einen Lack aus, und hundert Lacks ein Cror.

1757. X. „Jedesmal wenn ich den Beyſtand der „Engländer nöthig habe, werde ich für den Unter„halt ihrer Truppen ſorgen.

XI. „Ich will keine neuen Feſtungswerke in „der Nähe des Ganges unterhalb Hughley an„legen.

XII. „Sobald ich die drey Provinzen im Be„ſitz haben werde, ſollen die oben angezeigten Sum„men getreulich bezahlt werden.

„Den 15ten des Monden Ramazan, im vierten „Jahre der Regierung des jetzigen Kaiſers.“

Der von den Engländern unterzeichnete Tractat war im Grunde gleichen Inhalts, obgleich mit andern Worten ausgedrückt. Ein Artikel wurde jedoch hinzugefügt:

Art. XIII. „Unter der Bedingung, daß Meer Jaffier Cawn Bahadar die vorbeſagten Punkte feyerlich bekräftigt und beſchwört, erklären wir Unterzeichnete, im Namen der ehrenvollen oſtindiſchen Compagnie, bey den heiligen Evangeliſten und vor Gott, daß wir Meer Jaffier Cawn Bahadar mit unſerer ganzen Macht beyſtehn wollen, die Subahſchaft der Provinzen Bengalen, Bahar und Orixa zu erlangen, und ihn ferner nach unſern äußerſten Kräften gegen alle ſeine Feinde, ſie mögen ſeyn wer ſie wollen, zu vertheidigen, wenn er uns dazu auffodern wird; allein in der Vorausſetzung, daß er, ſobald er Nabob wird, die vorbeſagten Artikel erfüllt.“

Dieſer Tractat war von allen im 7ten Artikel benannten Perſonen unterſchrieben. Die Geſchenke für die Armee, für die Flotte und für die Mitglieder des Regierungsausſchuſſes waren der Inhalt eines andern Tractats. 1757.

Omar-beg langte den 10ten Junius mit den Tractaten in Calcutta an, und erklärte die Abſichten ſeines Herrn. Man hielt die Truppen des Meer Jaffier für völlig hinreichend, die Unternehmung auszuführen, wenn ſie mit Nachdruck handeln würden; allein er hatte bisher ſo viel Unentſchloſſenheit gezeigt, daß Clive ihm in der Stunde der Gefahr nicht recht traute. Es war indeſſen nöthig, gleich zu agiren, oder den ganzen Plan aufzugeben; denn das Geheimniß fing an bekannt zu werden, und war ſchon der Gegenſtand der Geſpräche der gemeinen Soldaten in Calcutta geworden. Man beſchloß daher mit den Feindſeligkeiten nicht länger zu ſäumen. Omichund war äußerſt wachſam, um die Entſchlüſſe der Regierung und den Inhalt der Tractaten genau zu erfahren; der Gouverneur aber, der den beſtochenen perſiſchen Schreiber in Verdacht hatte, ließ ihm blos den falſchen Tractat ſehen, der für Omichund ſo günſtig ſchien. Hiedurch völlig beruhigt, beſchloß dieſer Gento die Armee nach Muxadavad zu begleiten.

Alle Truppen, die ſich in Calcutta befanden, mit 150 Matroſen von der Flotte verſtärkt, brachen den 12ten May auf, und vereinigten ſich mit dem großen Corps, das in Chandernagore einquartirt war. Hier waren ſchon alle nöthigen Zurüſtungen gemacht, ſo daß die ganze Armee ſchon den folgenden Tag ausrücken konnte, nachdem man hundert Matroſen zur Beſatzung des Forts zurückgelaſſen hatte. Die Europäer nebſt den Kanonen und der Munition wurden

1757 auf 200 Böten eingeſchifft; die Ruderer waren Indier, die hier gegen den Strom arbeiten mußten. Die Sepoys aber marſchirten längs dem Ufer des Fluſſes. Da der Nabob Nuncomarn im Verdacht hatte, ſo war dieſer zurück berufen und ein andrer Statthalter nach Hughley geſchickt worden, welcher die Böte nicht paſſiren laſſen wollte; allein ein Schiff von zwanzig Kanonen warf beym Fort Anker: dieſes und ein drohendes Schreiben des Oberſten Clive ſchlug ſeinen Muth nieder, ſo daß er es nicht wagte, ſich zu widerſetzen. Clive ſchrieb nun an den Nabob einen Brief voller Vorwürfe: „Daß er allerhand Ausflüchte „gebraucht habe, um der Erfüllung des im Februar „geſchloſſenen Tractats auszuweichen; daß er in vier „Monaten nur blos den fünften Theil der den Engländern geraubten Effekten wieder zurück gegeben; daß „er kaum Friede gemacht, als er ſchon den franzöſiſchen Befehlshaber Buſſy eingeladen habe, aus Decan nach Bengalen zu kommen, um ihm beyzuſtehn, „die Engländer aus ſeinen Staaten zu vertreiben; daß „die ehemalige franzöſiſche Beſatzung von Chandernagore noch jezt auf ſeine Koſten weit von der Hauptſtadt unterhalten würde; daß er aus grundloſen Verdacht die Ehre der Engländer gekränkt, und Truppen „nach Coſſimbuzar geſchickt habe, die dortige Faktorey „zu durchſuchen; daß er ein Geſchenk von goldnen „Rupien verſprochen, es hernach geleugnet und fälſchlich deshalb alle Schuld auf Omichund geſchoben „hätte. Alle dieſe Beleidigungen hätten die Engländer mit Geduld ertragen und wären ſogar ins Feld „gerückt, ihm beyzuſtehen, als er wegen der Pitanen in

1757.

„Furcht geweſen ſey; da ſie aber jezt kein ander Mit-
„tel ſähen ſich Recht zu verſchaffen, ſo wären ſie
„auf dem Marſche nach Muradavad begriffen, um
„ihre Beſchwerden den Vornehmſten ſeines Hofes
„vorzulegen, nämlich dem Meer Jaffier, dem Ren-
„doolub, den Seats, dem Meer Murdeen und
„Moonlol, deren Ausſpruch in dieſer Sache er ſich
„hoffentlich unterwerfen und nicht die Vergießung
„unſchuldigen Bluts veranlaſſen würde.“

Monickchund, der vorige Statthalter von Calcutta, hatte von Omichund etwas von der Conföderation erfahren, und daher Meer Jaffier ſeine Dienſte angetragen. Die Seats hatten den Yar Khan Latty gewonnen, auch einige andre Befehlshaber hatten ihren Beyſtand verſprochen, ob ſie gleich jezt noch ſich gegen den Nabob verſtellten. Alle dieſe, ſowohl Muhamedaner als Gentos, beſtätigten ihre Verſprechungen durch ihre gewöhnlichen Religionseide. Der Nabob wurde viele Bewegungen gewahr, die ihm verdächtig ſchienen, und beſchloß daher den Palaſt des Meer Jaffier anzugreifen. Beide ſchickten an einander Abgeordnete mit Drohungen von dem 8ten Junius bis zum 11ten, da Privatbriefe aus Calcutta meldeten, daß die Engländer mit Meer Jaffier in Verbindung ſtünden. Der Nabob glaubte jedoch dieſe Nachricht nicht; Jaffier aber, der dieſen Zweifel kaum für möglich hielt, rieth Watts, ſich ohne Verzug zu retten. Dieſer war zwar zur Reiſe völlig gerüſtet, allein er wollte noch erſt einen Brief von Clive erwarten; jedoch ſchickte er den Armenier Petrus, ſeinen Vertrauten, an den Oberſten ab, um ihn zu bit-

1757. ten, ſeinen Marſch zu beſchleunigen. Da aber der Brief nicht ankam, ſo verließ Watts den 13ten Muradavad, und eilte die engliſche Faktorey in Coſſimbuzar zu erreichen.

Hier machte er Halt und beſtellte ein Abendeſſen. Es befanden ſich noch drey Engländer in Watts Landhauſe vor der Stadt, für deren Rettung er mittlerweile ſorgen wollte. Im Gefolge des Watts war ein Usbeckſcher Tatar, Namens Mirza Schach Buzbeg, der bey vielen Kriegsheeren gedient hatte, voller Muth und ein treflicher Reiter war. Er diente Watts mit großer Treue, aus Dankbarkeit für erwieſene Wohlthaten, und befand ſich jezt auch mit auf der Flucht. Die Engländer und der Tatar, ſämtlich mit Piſtolen bewaffnet, waren zu Pferde, und jeder Reiter hatte ſeinen Stallknecht zu Fuße bey ſich. Dieſe Gattung von Bedienten in Indien ſind gewohnt neben den Pferden mehrere Stunden lang zu laufen, wenn gleich der Ritt im Galopp geht. Unterweges trafen die Reiter auf zwey Boten des Oberſten Clive, die den längſt erwarteten Brief brachten, worin Watts Erläubniß erhielt, Muradavad nach Gutdünken zu verlaſſen. Es war ſtockfinſter, ſie hatten ſich von der Hauptſtraße entfernt und durchſtrichen die Gebüſche, da ſie denn um Mitternacht ein Dorf am Ufer des Fluſſes erreichten. Dies Dorf war mit einem Trupp von des Nabobs Cavallerie beſezt, allein alle lagen im tiefen Schlafe, ſo daß die Engländer glücklich durchritten und zwey kleine Böte erreichten, die aber nur allein die Reiter faſſen konnten. Der getreue Tatar, der nicht gern ſein Pferd verlieren wollte, blieb mit den Stallknechten zurück, und übernahm 1757. auch die Führung der andern Pferde, worauf ſeine Gefährten den Fluß herunterfuhren, und endlich einen Ort erreichten, wo ſie einen Trupp europäiſche Soldaten fanden, die auf ſie lauerten, und ſie glücklich zur Armee eſcortirten. Den andern Tag fand ſich auch der Tatar mit den Stallknechten und Pferden daſelbſt ein; ſie hatten ein Boot gefunden, worein ſie ſich geworfen, und die Pferde ſchwammen ihnen, an verlängerten Zügeln geleitet, nach.

Der Nabob wollte eben des Meer Jaffier Palaſt angreifen, als er Watts Abreiſe erfuhr. Dieſe Nachricht ſezte ihn in die äußerſte Beſtürzung, denn ſie überzeugte ihn von dem, was er bisher nicht hatte glauben wollen, daß nämlich die Engländer mit Meer Jaffier in Verbindung ſtänden. Er ſahe nun die Größe ſeiner Gefahr, und beſchloß daher alles anzuwenden, dieſes Bündniß zu trennen; anſtatt alſo Meer Jaffier anzugreifen, ſchickte er ſogleich Abgeordnete an ihn, um eine Unterhandlung anzufangen. Ihre Vorſtellungen wurden durch das Zureden anderer Großen unterſtüzt, die Meer Jaffiers Freunde waren, und ihm eine Ausſöhnung anriethen. Er ſtellte ſich dazu nicht abgeneigt, ſchlug aber ab, den Nabob zu beſuchen. Eine ſolche Verachtung würde zu jeder andern Zeit alles geendigt haben; allein der Nabob, durch die Furcht außer ſich geſezt, ging ſelbſt nur mit einem kleinen Gefolge nach Meer Jaffiers Palaſt. Dieſer Beſuch erzeugte eine Ausſöhnung, die, wie gewöhnlich, durch Eide auf den Koran von beiden Seiten beſtätigt wurde. Jaffier verſprach, den

1757 Engländern keinen Beyſtand in ihrem vorhabenden Kriege zu leiſten, und der Nabob ſchwur dagegen, ihn gleich nach geſchloſſenem Frieden mit ſeiner Familie und ſeinen Reichthümern ungeſtört aus der Provinz fortziehn zu laſſen. Dieſe Unterredung geſchah den 15ten, und hatte die Wirkung auf den Nabob, ſeinen Stolz wieder aufzublähen. Clive's Brief an ihn war noch nicht eingetroffen; ohne alſo erſt Erklärungen von Seiten der Engländer zu erwarten, ſchrieb er an dieſen Befehlshaber in den trotzigſten Ausdrücken. Er warf ihm unter den gröbſten Schimpfreden die Flucht des Watts vor, und fügte hinzu, daß er längſt ihre argliſtigen Abſichten geahntet, und deshalb ſeine Armee ſo lange bey Plaſſy gelaſſen hätte; aber Gott und der Prophet würde diejenigen ſtrafen, die den Tractat verletzt hätten. Er ließ jezt ſein ganzes Heer, wobey ſich auch Meer Jaffiers Truppen befanden, das alte Lager bey Plaſſy wieder beziehn, und ſchickte an Law Befehl, mit ſeinen Franzoſen in größter Eil zu ihm zu ſtoßen.

Die engliſche Armee hatte bey der Stadt Patlee Halt gemacht. Unweit davon liegt die Stadt und das Fort Cutwah, deſſen Mauern zwar nur von Erde ſind, das aber den Fluß Coſſimbuzar commandirt. Der Commandant des Forts hatte verſprochen, ſich nach einer geringen Vertheidigung zu ergeben, weshalb der Major Coote mit 700 Mann abgeſchickt wurde. Er fand die Stadt verlaſſen, allein die Beſatzung des Forts that einen unerwarteten Widerſtand, ſteckte ſodann die Gebäude in Brand, und lief davon. In den Magazinen des Forts und der Nachbarſchaft

wurde eine ſo große Menge Reis gefunden, daß 1757.
10,000 Mann davon ein ganzes Jahr unterhalten werden konnten. Den folgenden Tag fiel das Regenwetter ein, und zwar mit ſolcher Heftigkeit, daß die Truppen gezwungen waren, ihre Zelter abzubrechen und in den Häuſern der Stadt Cutwah ein Obdach zu ſuchen.

Die Truppen des Nabobs hatten bey dem bevorſtehenden Kriege keine Ausſicht plündern zu können, wie ehemals in Calcutta, dagegen aber weit mehr Gefahr zu erwarten. Dieſes machte ſie mißvergnügt, ſo daß ſie durchaus ſich weigerten die Stadt zu verlaſſen, bis ihr rückſtändiger Sold bezahlt ſey. Der Tumult dauerte drey Tage, und ward nicht eher geſtillt, bis man große Summen unter ihnen ausgetheilt hatte. Clive ſchickte indeſſen alle Tage Briefe an Meer Jaffier, um ihm von den Bewegungen der Armee Nachricht zu geben, allein erſt den 17ten erhielt er eine Antwort, worin ihm Jaffier die ſcheinbare Ausſöhnung mit dem Nabob und ſeinen Eid den Engländern nicht beyzuſtehn meldete, dabey er aber ausdrücklich ſagte, daß alles abgeredte dennoch gültig ſey. Dieſe ſo ſpät gegebene Nachricht in einem ſo kritiſchen Zeitpunkt mehrte den Verdacht des Clive, daß Meer Jaffier die Engländer verrathen wolle, er beſchloß daher nicht über den Fluß zu gehn, bis ſeine Zweifel gehoben wären. Man blieb einige Tage lang in Ungewißheit, bis ein von Watts abgeſchickter Bote aus Muxadavad zurück kam. Er meldete, daß er den Meer Jaffier und ſeinen Sohn Meirum in ihrem Palaſt geſehn habe, und daß, da ſie kaum

1757 angefangen mit ihm heimlich zu reden, einige Hofbediente des Nabobs dazu gekommen wären, da denn Meirum ſich ſehr zornig geſtellt, und ihm gedroht hätte als einem Spion den Kopf abſchlagen zu laſſen, welches auch allen Engländern geſchehen ſollte, wenn ſie ſich unterſtünden über den Fluß zu gehn. Aus dieſer Nachricht konnte man noch nicht viel ſchließen; allein am nämlichen Abend langten Briefe des Meer Jaffier im engliſchen Lager an; einer war an ſeinen Agenten Omar-beg und der andere an den Oberſten Clive geſchrieben. Der Inhalt des leztern war blos, daß er den 20ſten von Muxadavad aufbrechen, und ſein Zelt entweder auf dem rechten oder dem linken Flügel der Armee ſeyn würde, von wo aus er häufige und umſtändliche Nachrichten zu geben verſprach, welches er bis jezt nicht hätte thun können, da alle Heerſtraßen beſezt wären, um die Boten aufzufangen. Sein Brief an Omar-beg enthielt die nähern Umſtände ſeiner Verſöhnung mit dem Nabob, und zugleich eine Nachricht von dem Zuſtande der Armee. Kein Brief aber gab ſeinen Entwurf im Felde zu erkennen, ſo wenig wie ſein Gutachten in Anſehung der Operationen der Engländer. Wurde alſo gleich Clive's Verdacht durch dieſes Schreiben vermindert, ſo glaubte er doch ſich auf Meer Jaffiers Beyſtand wenig verlaſſen zu können. Dieſer Umſtand ſezte ihn in Verlegenheit, beſonders da er gar keine Cavallerie hatte; er ſchrieb daher ſogleich an den Rajah von Burdawan, der mit dem Nabob unzufrieden war, und bat ihn um Reiterey, und wenn es auch nur 1000 Mann wären. Da er aber wußte, daß die Fürſten in Indoſtan ungern Bündniſſe ſchließen, wo der Erfolg des Krieges noch ſehr zweifelhaft iſt, ſo wurde ſeine Unruhe nicht wenig vermehrt; er ſah die übeln Auslegungen vorher, die man über ſein jetziges behutſames Betragen machen würde, und die nachtheiligen Folgen ſowohl für ihn als für das Wohl ſeiner Nation, wenn er einen Plan von ſolcher Wichtigkeit, den er größtentheils entworfen, in dem Zeitpunkte der Ausführung aufgeben ſollte. Er hielt daher Kriegsrath; es waren zwanzig Offizier gegenwärtig, denen er folgengendes zur Ueberlegung gab: „Ob die Armee gleich „über den Fluß gehn, und, ohne auf die feindlichen „Angriffe zu achten, in die Inſel Coſſimbuzar eindringen ſollte? oder, ob ſie ſich der großen Menge „Reiß, den ſie in Cutwah genommen, bedienen ſollten, um hier die Regenzeit über auszuhalten, in „welchem Zwiſchenraume ſie die Maratten einladen „könnten, ſich mit ihnen zu vereinigen?“ Clive gab wider die Gewohnheit ſein Gutachten zuerſt, und dieſes war: „in Cutwah zu verbleiben.“ Die Majors Kilpatrick und Grant waren derſelben Meynung, allein der Major Coote nicht. Er ſagte: „daß die „gemeinen Soldaten jezt auf einen glücklichen Erfolg „ſicher rechneten, und daher eine ſolche Behutſamkeit „ihren Muth ganz niederſchlagen würde; daß nach „Ankunft des Law und ſeiner Soldaten die Operationen „des Nabobs lebhafter und klüger wie jezt ſeyn dürften; daß man ſodann die engliſche Armee umringen, „und ihre Communication mit Calcutta abſchneiden „würde, und in dieſer Lage ſich Unfälle ereignen könnten, die übler wie eine verlorne Schlacht wären. 1757.

1757. „Er rieth daher gleich vorwärts zu rücken, oder ohne „Verzug nach Calcutta zurück zu marſchiren.“ Sechs Offizier ſtimmten dieſer Meynung bey, allein dreizehn waren dawider. Dieſer Kriegsrath verringerte Clive's Verlegenheit nicht: kaum waren daher die Offiziers aus einander gegangen, als er ſich allein in den an die Stadt ſtoßenden Wald begab, und hier ſeinen Gedanken Raum gab; er wurde nun von dem Nachtheil ſeiner vorigen Meynung überzeugt, ging nach der Stadt zurück, und gab Befehl, daß die Armee den folgenden Morgen den Fluß paſſiren ſollte.

Dieſes geſchah den 22ſten mit Sonnenaufgang, nachdem man die Kranken im Fort von Cutwah zurückgelaſſen hatte, und gegen Abend befanden ſich alle Truppen auf der andern Seite des Fluſſes. In dieſer Zeit kam ein Brief von Meer Jaffier an, der ſchon den 19ten geſchrieben, deſſen Abſendung aber aus Behutſamkeit verzögert worden war. Er ſchrieb: „daß „der Nabob bey dem Dorfe Muncarra Halt gemacht „hätte, und ſich hier verſchanzen und das weitere „abwarten wollte; er rieth daher, die Engländer möch„ten ihn dort zu überfallen ſuchen.“ Clive antwortete, „daß er gleich nach Plaſſy marſchiren, und her„nach noch ſechs engliſche Meilen weiter bis Dautpoor „vorrücken würde; wenn Meer Jaffier ſich hier nicht „mit ihm vereinigte, ſo ſey er entſchloſſen, mit dem „Nabob Friede zu machen.“ Die Truppen brachen auch ſofort in der Nacht auf, und marſchirten längs dem Ufer, um die Böte nicht aus dem Geſichte zu verlieren, die ſo wie zuvor gegen den Strom gerudert wurden; noch vor Tagesanbruch langten ſie bey Plaſſy an, und nahmen von dem hier befindlichen Walde 1757. Beſitz. Sie hörten zu ihrer großen Verwunderung den Schall von Trommeln und Pfeiſen, die bey den Nachtwachen in den indiſchen Lägern gewöhnlich ertönen. Die Nähe des Schalls überzeugte ſie, daß ſie ſich kaum eine engliſche Meile von des Nabobs Heer befänden. Seine Abſicht war zwar geweſen, bey Muncarra zu bleiben, in der Vermuthung, daß die Engländer gleich nach der Eroberung von Cutwah nach Plaſſy vorrücken würden; da er ſie aber nicht ſo thätig ſah, eilte er ihnen zuvor zu kommen, und den vortheilhaften Poſten in Beſitz zu nehmen, wo er auch nur wenige Stunden vorher angelangt war.

Clive ſtellte ſeine Wachen aus, und erlaubte den übrigen Truppen auszuruhen. Die Soldaten ſchlieſen, allein nur wenig Offiziere thaten ein gleiches, am wenigſten der Befehlshaber. Ungeachtet der Nabob die große Nähe ſeiner Feinde nicht ahntete, ſo war auch er in der größten Unruhe, und ſeine Muthloſigkeit ſtieg ſtündlich. Er ſaß in ſeinem Zelte betäubt, als ſeine Bedienten einer nach dem andern ſich entfernten, um ihr Gebet bey Sonnenuntergang zu verrichten, ſo daß er zufällig allein blieb. Ein gemeiner Indier, der das Zelt leer vermuthete, ſchlich ſich hinein, um etwas zu ſtehlen, und ſchreckte den Nabob aus ſeiner Melancholie auf, der eiligſt ſeine Bedienten rief, und dabey die Worte ſagte: „Gewiß glauben ſie mich ſchon „todt!“

Der Wald bey Plaſſy iſt 800 engliſche Ellen lang und 300 breit. Auf dieſen rückte des Nabobs Armee mit anbrechendem Tage an; ſie beſtand aus

1757. 50,000 Mann Fußtruppen, 18000 Reitern und funfzig Kanonen. Der größte Theil des Fußvolks war mit Feuergewehr, die übrigen aber mit Piken, Schwertern, Bogen und Pfeilen bewaffnet. Die Cavallerie, ſowohl die Menſchen als die Pferde, waren aus den nordlichen Regionen, und weit ſtärker als die in den Heeren von Coromandel dienten. Die Kanonen waren 24 und 32 pfündig, und lagen ſämtlich auf ſechs Fuß hohen ſehr großen Gerüſten, worauf ſich nebſt der Kanone auch alle zu derſelben gehörige Munition und ſelbſt die Kanoniers befanden. Dieſe Maſchinen wurden von funfzig Joch weißen Ochſen gezogen, von der größten Gattung, welche das Land Purnea erzeugt. Hinter jeder Kanone trabte ein Elephant, um an unwegſamen Stellen der Maſchine fortzuhelfen; dieſes geſchah dadurch, daß er ſeinen Kopf an das Hintertheil des Fuhrwerks ſtemmte und es nachſchob, wozu man dieſe Thiere abgerichtet hatte. Die Reiterey ſowohl als das Fußvolk marſchirte in großen abgeſonderten und dichten Haufen. Vierzig Franzoſen, die nicht zu der ehemaligen Beſatzung von Chandernagore gehörten, ſondern Landſtreicher waren, formirten einen eignen Trupp, und hatten vier kleine Kanonen bey ſich, womit ſie ſich dem Ufer des Fluſſes näherten. Hinter ihnen faßten 5000 Reiter und 7000 Fußtruppen Poſto, die Meer Murdeen, der Sohn des Moonlol, anführte. Die übrige Armee breitete ſich in großen Colonnen aus, von ihrem Lager an bis in der Nähe des Waldes von Plaſſy. Hiebey befanden ſich die Truppen des Meer Jaffier, des Roydoolub und des Latty. Alle Oeffnungen der

Colonnen waren mit Geſchütz angefüllt, mit zwey, drey auch vier Kanonen. 1757.

Der Oberſt Clive, der von einer Anhöhe das feindliche Heer überſah, erſtaunte ſowohl über die Anzahl der Truppen, als über ihre nicht übel eingerichtete Schlachtordnung. Er urtheilte, daß, wenn er im Walde bliebe, würden es die Feinde als Furcht auslegen, daher rückte er in die Ebene und formirte ſeine Linie. Seine Armee beſtand in 900 Europäern, unter welchen 100 Artilleriſten und funfzig Matroſen waren, aus 100 Topaſſen und 2100 Sepoys; ſie hatte bey ſich acht ſechspfündige Kanonen und zwey Haubitzen. Die Topaſſen hatte man unter das Bataillon Europäer geſteckt, und die Matroſen zur Unterſtützung der Kanoniers beſtimmt. Das Bataillon ſtand im Mittelpunkte mit ſechs Kanonen, und die Sepoys waren auf beiden Flügeln poſtirt; auf dem linken derſelben befanden ſich die zwey übrigen Kanonen und die Haubitzen.

Die Feinde thaten den erſten Schuß des Morgens um acht Uhr, wobey ein Grenadier getödtet und ein andrer verwundet wurde. Dieſer Schuß war das Signal, worauf das Feuer aus der ganzen Artillerie des Nabobs anfing, das jedoch geringen Schaden that, weil die Kanonen zu hoch gerichtet waren; dagegen die Kugeln der Engländer Schuß vor Schuß in die dicken Haufen der Feinde fielen und gewaltig aufräumten. Demungeachtet aber behaupteten die Indier ihren Poſten, und fuhren mit ihrem Feuer fort, ſo daß die Engländer in einer halben Stunde zehn Europäer und zwanzig Sepoys verloren. Dieſes unerwartete

1757. Standhalten vermochte Clive, ſich mit allen ſeinen Truppen wieder in den Wald zu ziehen. Die Feinde, durch dieſen Rückzug aufgeblaſen, rückten mit ihrem Geſchütz näher, und machten ein noch lebhafter Feuer als zuvor, die Kugeln aber trafen nur allein die Bäume. Die Engländer antworteten darauf mit ihren Feldſtücken aus dem Walde, wobey man oft die feindlichen Kanonenmaſchinen in die Luft fliegen ſah, die bey der unſchicklichen Erfindung und Behandlung Feuer fangen mußten. Um eilf Uhr berief Clive ſeine vornehmſten Offiziere, da denn beſchloſſen wurde, die Kanonade den Tag über auszuhalten, und um Mitternacht das feindliche Lager anzugreifen. Bald hernach fiel ein ſtarker Regen, welcher das Pulver der Feinde ſehr beſchädigte und ihr Feuer ungemein ſchwächte. Die Munition der Engländer war jedoch beſſer geſchützt worden, daher dieſe ihre Kanonade ununterbrochen fortſezten.

Der Nabob war bisher in ſeinem Zelte geblieben, wo er außer aller Gefahr war, und beſtändig von ſeinen Hofbedienten und Speichelleckern mit einem nahen Siege geſchmeichelt wurde. In dieſer Täuſchung erhielt er die Nachricht, daß Meer Murdeen, der beſte und getreueſte ſeiner Feldherren, tödtlich verwundet war. Dieſes Unglück machte ihn faſt ſinnlos; er ließ ſogleich Meer Jaffier holen, und als dieſer ins Zelt trat, warf der Nabob ſeinen Turban zur Erde und ſagte: „Jaffier! dieſen Turban mußt du nun „vertheidigen.“ Der Feldherr neigte ſich, legte die Hand auf die Bruſt, und verſprach ſein Möglichſtes zu thun. Kaum aber war er zu ſeinen Truppen ge-

1757. kommen, als er einen Brief an Clive ſchickte, worin er ihm von allem Nachricht gab, und ihm rieth, entweder den Augenblick einen lebhaften Angriff zu thun, oder das Lager in der Nacht anzufallen. Der Abgeſchickte aber getraute ſich nicht in den Wald zu gehn, ſo lange das Feuern dauerte. In dieſer Zwiſchenzeit hatte die Furcht des Nabobs beſtändig zugenommen; Roydoolub nützte dieſen Umſtand, ihm anzurathen, nach ſeiner Hauptſtadt zurück zu gehen. Dieſer Rath fand Beyfall, und der Nabob befahl der Armee, ſogleich in ihre Verſchanzungen zu rücken.

Dieſes geſchah Nachmittags um zwey Uhr. Man ſahe aus dem Walde, wie die Feinde ihre Ochſen vor ihre Kanonenmaſchinen ſpannten, und ſich langſam ins Lager zurückzogen. Der kleine Haufen Franzoſen aber, deren Anführer Sinfray hieß, wollte den genommenen Poſten nicht verlaſſen, der überaus bequem war, den Rückzug der Feinde vermittelſt einer Kanonade zu erſchweren. Clive übernahm es ſelbſt, die Franzoſen mit einem Detaſchement zu vertreiben, die aber den Angriff nicht abwarteten.

Man wurde ein Corps feindlicher Truppen gewahr, die ganz hinter ihrer Linie zurückblieben, und ſich ſeitwärts dem Walde zu nähern ſuchten, auf einmal aber Halt machten und gerade zu auf den Wald loskamen. Dieſes waren die Truppen des Meer Jaffier; allein man verſtand ihre Signale nicht, und bildete ſich ein, daß ihre Abſicht ſey, in die Bagage zu fallen. Es wurden ihnen Detaſchements entgegengeſchickt, die durch Kanonenfeuer das weitere Vorrücken des eingebildeten Feindes verhinderten. Clive

1757. beſezte mittlerweile einige Anhöhen, von welchen er des Nabobs Lager beſchieſſen konnte; viele von den Zugochſen wurden todtgeſchoſſen, worauf der ganze Artillerie-Train in Unordnung gerieth. Sinfray ſtand mit ſeinen Franzoſen in einer Redoute, aus welcher er ein lebhaftes Feuer machte; ein gleiches geſchah aus allen Gräben, Winkeln und Löchern der Verſchanzungen, ſo daß die Engländer hiebey mehr als bey dem vorigen Hauptangriffe verloren. Endlich machten die Truppen des Meer Jaffier ſolche Bewegungen, und entfernten ſich von des Nabobs Truppen ſo ſehr, daß Clive keinen Zweifel mehr in ſie ſezte, und nunmehr alles zu wagen beſchloß, den Sieg zu erringen. Das Lager wurde geſtürmt, und ſogleich von den Feinden verlaſſen, ſo daß, als die Engländer ſich Nachmittags um fünf Uhr völlig Meiſter davon ſahen, ſie keine andern Hinderniſſe fanden, durch daſſelbe zu marſchiren, als Zelter, Geſchütz, Bagage und Geräthſchaften aller Art, die allenthalben hauſenweiſe zerſtreut lagen. Dies ſo zahlreiche Heer war von allen Seiten in der äußerſten Verwirrung vor dem kleinen Haufen Europäer und Sepoys geflohn.

Die Urſache dieſes paniſchen Schreckens war die Flucht des Nabobs, der, als er von Meer Jaffiers Unthätigkeit hörte, und daß die Engländer anrückten, ſein Lager zu ſtürmen, ein Kameel beſtieg und, von 2000 Reitern begleitet, in der größten Geſchwindigkeit davon eilte. Der Sieg war entſchieden, und die Ankunft des Boten beſtätigt, der Meer Jaffiers Brief überbrachte, den dieſer ſchon Vormittags geſchrie-

1757. ſchrieben hatte. Dieſem Brief folgte gleich ein anderer, den Clive beantwortete; er erſuchte Meer Jaffier, ſich am folgenden Morgen bey Daudpore einzufinden.

Man hatte den engliſchen Soldaten geſagt, daß ſie Geſchenke an Geld erhalten ſollten, daher ſie den Befehl nach Daudpore zu marſchiren durch ein Freudengeſchrey beantworteten, ohne im geringſten zu wünſchen länger im Lager zu bleiben, um es plündern zu können. Es wurde nur ſo lange Halt gemacht, bis man die nöthigen Ochſen zur Fortbringung der Artillerie und des Gepäcks zuſammen bringen konnte. Der Major Coote wurde mit einem Detaſchement abgeſchickt, den fliehenden Feind zu beobachten, und die übrige Armee brach noch den ſelbigen Abend nach Daudpore auf. Dieſer wichtige Sieg wurde mit geringem Verluſt erfochten. An Europäern zählte man 20 Todte und Verwundete, und von den Sepoys waren 16 getödtet und 36 verwundet worden.

Am folgenden Morgen ſchickte Clive an Meer Jaffier Scrafton und Omar-beg, um ihn nach Daudpore zu führen. Er empfing ſie mit ſichtbarer Verlegenheit, als ob er den Zorn der Engländer fürchtete, weil er nicht ſeinem Verſprechen gemäß zu ihnen geſtoßen war. Dennoch ging er mit den Abgeordneten, von ſeinem Sohne Meirum und ſeinem gewöhnlichen Gefolge begleitet. Sobald er das engliſche Lager erreichte, ſtieg er von ſeinem Elephanten herunter. Die Wachen traten ins Gewehr, um ihm Ehre zu erzeigen. Da er von dieſem Compliment keinen Begriff hatte, ſo erſchrack er gewaltig und

1757. glaubte, daß es auf ſeinen Tod angeſehen ſey. Er erholte ſich aber gleich wieder, da Clive ſchleunig auf ihn zukam, ihn umarmte und laut als Nabob von Bengalen, Bahar und Orixa begrüßte. Sie unterredeten ſich eine Stunde lang. Meer Jaffier machte Entſchuldigungen, und Clive keine Vorwürfe; nur rieth er ihm ſogleich nach Muxadavad zu eilen, des Surajah Dowlah Flucht zu hemmen, und zu verhindern, daß ſeine Schätze nicht geplündert würden. Meer Jaffier folgte dieſem Rath, und langte mit ſeinen Truppen noch den nämlichen Abend, als den 24ſten Junius, in dieſer Hauptſtadt an. Clive ſandte Briefe an Roydoolub, Latty und Monickchund; dem leztern verſprach er, kein weiteres Nachforſchen wegen der Plünderung von Calcutta zu thun.

Surajah Dowlah war am Tage der Schlacht um Mitternacht in Muxadavad eingetroffen, wo auch ſeine vornehmſten Befehlshaber ſich bald einfanden. Mit dieſen berathſchlagte er, was zu thun ſey. Einige riethen ihm, ſich ſelbſt den Engländern zu übergeben; dieſen Rath verwarf er aber als verrätheriſch: andre ſchlugen vor, die Truppen durch große Belohnungen aufzumuntern, und ſich den folgenden Tag wieder an ihre Spitze zu ſtellen. Dieſer Vorſchlag fand Beyfall; er befahl, ſogleich den Truppen einen dreymonatlichen Sold auszuzahlen, und begab ſich in ſeinen Harem zu ſeinen Weibern, die ihm aber wenig Troſt geben konnten, daher ſeine Unruhe mit verdoppelter Gewalt ſich wieder einſtellte.

Mit anbrechendem Tage ſchickte er ſeine Weiber mit funfzig beladenen Elephanten fort; dieſe trugen alle ihre Geräthſchaften und Koſtbarkeiten, nebſt einem großen Theile ſeiner eigenen Kleinodien und vielen Gold-Rupien. Er ſelbſt nahm ſich vor, in der folgenden Nacht zu entfliehen. Da er aber kein Zutrauen mehr zu irgend einem Vornehmen hatte, ſo vertraute er ſein Vorhaben blos dem Verſchnittenen, der ſeinen Harem regierte. Die Ankunft des Meer Jaffier gegen Abend, obgleich dieſer nicht ſofort zum Werke ſchritt, beſchleunigte des Nabobs Abreiſe. Er verkleidete ſich als ein gemeiner Mann, und nahm die Flucht in der Nacht durch ein Fenſter ſeines Palaſts, in Begleitung ſeiner Favorit-Beyſchläferin und des Verſchnittenen, wobey er ſelbſt ein Käſtchen trug, worin ſich ſeine ſchätzbarſten Juwelen befanden. Sie erreichten unentdeckt ein Boot, das der Verſchnittene unweit dem Palaſt beſorgt hatte. Seine Abſicht war, Law und die Franzoſen aufzuſuchen und ſich hernach mit ihnen nach Patna zu begeben, da der Statthalter dieſer Provinz ein getreuer Anhänger ſeiner Familie war. Meer Jaffier erfuhr dieſe Flucht noch in der Nacht, und ſchickte ſogleich verſchiedene Haufen aus, den Nabob zu verfolgen. Des Morgens war die ganze Stadt in Beſtürzung, weil niemand wußte, wie ſich dieſe wichtige Begebenheit endigen würde. Der Liebling Moonlol und einige andre von des Nabobs Vertrauten wurden in Verhaft genommen, und der Tages zuvor abgeſchickte Transport der Weiber und Elephanten auch eingeholt. 1757.

Die engliſchen Truppen kamen den 25ſten bey Maudipore an. Von hier aus ſchickte Clive zwey Abgeordnete, Watts und Walſh, von 100 Sepoys

1757. begleitet, nach Muradavad. Ihre Ankunft und Beſuch bey Meer Jaffier überzeugte die Einwohner, wen ſie als ihren künftigen Beherrſcher zu betrachten hätten. Die Nähe der engliſchen Armee und das Zureden der Abgeordneten munterte ihn auf, ſich als Nabeb ausrufen zu laſſen. Dieſe Engländer beſuchten nun die Seats, wo ſich auch Meer Jaffier und Roydoolub einfanden, um wegen der Bezahlung der feſtgeſezten Summen Abrede zu nehmen; der leztere behauptete nun aufs zuverläßigſte, daß alle Schäze des Surajah Dowlah nicht dazu hinreichten. Die Summen zur Entſchädigung des Verluſts in Calcutta, nebſt den Geſchenken für die Armee, für die Flotte und für die Mitglieder der Regierung betrugen zuſammen nach engliſchem Gelde 2,750,000 Pf. S. Um die Engländer nicht aufzubringen, verſprach man andre Geſchenke, die auch richtig gemacht wurden, und den Grund zu den großen Reichthümern vieler Familien legten.

Watts ſchlug darauf vor, daß die Seats das fehlende dazu legen, und ſich hernach aus den Einkünften des Landes wieder bezahlt machen möchten. Roydoolub erwiederte darauf, daß man den Seats nicht zumuthen könne, ſo viele Millionen Rupien auf einmal vorzuſchießen, und ſie es auch nicht im Stande wären. Dieſe Widerſprüche erregten ein großes Vorurtheil wider ihn, das den folgenden Tag noch mehr beſtätigt wurde; denn die Seats ſchickten Rungeet-Roy zu ihnen, mit der Nachricht, daß in der Nacht eine geheime Berathſchlagung zwiſchen Roydoolub, Meirum, Sohn des Meer Jaffier; und Cuddum

Huſſain Cawn, einem vornehmen Befehlshaber, gehalten worden, worin man beſchloſſen habe, den Oberſten Clive zu ermorden, ſobald er nach der Stadt kommen würde. Dieſes ſollte den nächſten Tag geſchehen; allein auf die Nachricht von dieſer Verſchwörung blieb er in Coſſimbuzar, bis er zu ſeiner Sicherheit Mittel gefunden hatte, die aber nicht bekannt worden ſind. Er hielt den 29ſten ſeinen Einzug in Muradavad, begleitet von 100 Europäern und 300 Sepoys, und begab ſich ſofort nach der für ihn beſtimmten Wohnung. Dieſes war ein Palaſt und Garten, geräumig genug, um dieſe Soldaten alle aufzunehmen. Hier erhielt er ſogleich einen Beſuch von Meirum, der ihn zu dem Palaſt des vorigen Nabobs begleitete, wo Meer Jaffier und alle Großen des Hofs und des Landes auf ihn warteten. Im Audienzſaal war der Thron des Surajah Dowlah errichtet. Jaffier, der Clive an der Thüre entgegen gekommen war, und mit ihm nach dem Innern des Saals zurückkehrte, ſchien den Thron zu vermeiden; Clive aber, der dieſes gewahr wurde, ergriff ihn bey der Hand, beſtieg ſelbſt mit ihm die Stufen des Throns, und wieß ihm hier ſeinen Sitz an; worauf er denn der erſte war, der ihm als Nabob von Bengalen feyerlich huldigte. Dieſe Huldigung war mit dem gewöhnlichen Geſchenk, einer Schüſſel mit goldenen Rupien, begleitet. Sodann ließ er durch ſeinen Dolmetſcher die Großen zur Freude ermuntern, da ihnen das Glück anſtatt des Tyrannen Surajah Dowlah einen guten Fürſten gegeben hätte. Hierauf huldigten ſie ihm auch alle nach der Reihe und überreichten Gold. 1757.

1757. Am folgenden Tage beſuchte der neue Nabob Cliven, und trug ihm ſeinen Kummer wegen der verlangten Summen vor, wobey er eben ſo wie Roydoolub behauptete, daß alle noch vorhandenen Schätze des Nabobs nicht dazu hinreichten, ſich aber willig bezeigte, alles nur mögliche zu thun. Clive ſchlug die Seats zu Schiedsrichtern vor, womit Jaffier zufrieden war; und um geſchwind dieſe Streitigkeit zu endigen, begaben ſie ſich auf der Stelle nach dem Hauſe dieſer Gentos, in Begleitung von Scrafton, Watts, Meirum und Roydoolub. Auch Omichund folgte, welcher glaubte, bey Clive in einem hohen Grad der Achtung zu ſtehn, weil er auch zur Revolution beygetragen hatte; da er aber bey der Ankunft in Seats Hauſe nicht zur Conferenz mit eingeladen wurde, ſo ſetzte er ſich traurig an der Thüre des Saals nieder.

Die Tractaten, ſo wie ſie in perſiſcher und engliſcher Sprache geſchrieben waren, wurden abgeleſen und erläutert. Nach einer langen Unterredung, da Roydoolub ſich immer auf die mäßigen Summen in der Schatzkammer berief, kam man überein, daß die Hälfte der ſtipulirten Gelder ſogleich bezahlt werden ſollte, und zwar zwey Drittel dieſer Hälfte in Gelde, das übrige Drittel aber in Juwelen, Silberzeug und andern Effekten, die man taxiren wollte. Die andre Hälfte ſollte in drey Jahren in drey Terminen bezahlt werden. Man bewilligte Roydoolub von der Entſchädigungsſumme, die 17,700,000 Rupien betrug, fünfe vom Hundert. Nach gehaltener Conferenz ging Clive und Scrafton zu Omichund, der in ängſtlicher Erwartung war, die Nachricht von ſeinem Glücke zu hören, da denn Clive ſagte: „Es iſt nun „Zeit, mit Omichund unverſtellt zu reden;“ worauf Scrafton ihn in indiſcher Sprache mit folgenden Worten bedonnerte: „Omichund, der Tractat, den du ge„ſehen, iſt nicht der rechte, du wirſt nichts bekommen.“ Er war wie vom Blitze gerührt und ſank in Ohnmacht, da man ihn denn in ſeinen Palankin trug und nach Hauſe brachte, wo er viele Stunden lang ſinnlos lag, und hernach Anzeigen eines zerrütteten Verſtandes gab. Nach einigen Tagen, da er ſich etwas erholt hatte, kam er zu Clive, der ihm rieth, eine Wallfahrt nach irgend einer Pagode zu thun; er folgte dieſem Rath, und ging als Pilger nach einer berühmten unweit Moulda, kehrte aber ganz entkräftet am Verſtande zurück. Sein Zuſtand verſchlimmerte ſich täglich, und veranlaßte ihn zu kindiſchen Ausſchweifungen; er legte, ganz wider die Gewohnheit alter Männer in Indoſtan, beſtändig die reichſten Kleider an, behing ſich mit koſtbaren Juwelen, u. ſ. w. bis er anderthalb Jahre nachher ſeinen Geiſt aufgab. 1757.

Den 2ten Julius kam die Nachricht in Muradavad an, daß Surajah Dowlah gefangen ſey; dieſes erzeugte ein groſſes Murren unter ſeinen Truppen, die ſich bey der Stadt gelagert hatten. Die Ruderer ſeines Boots, die von angeſtrengter Arbeit ganz abgemattet waren, machten bey Rajah-mahal Halt, wo der Nabob mit ſeiner Beyſchläferin in einem öden Garten ein Obdach ſuchte. Hier wurde er bey Tagesanbruch von einem gemeinen Indier entdeckt, deſ-

1757. ſen Ohren er hatte abſchneiden laſſen. Dieſer ſo ſehr beleidigte Mann verrieth ihn an einen Haufen Soldaten, die ihn ſuchten. Sie ſchleppten ihn nach Muxadavad, und behandelten ihn unterweges auf die ſchimpflichſte und grauſamſte Weiſe. So wurde er um Mitternacht als der gemeinſte Miſſethäter vor Meer Jaffier gebracht, in dem nämlichen Palaſt, der wenig Tage zuvor der Sitz ſeiner Größe und ſeiner deſpotiſchen Gewalt geweſen war. Man verſichert, daß Jaffier hiebey eine Anwandlung von Mitleiden zeigte, das um ſo viel natürlicher war, durch die Erinnerung an die Großmuth des Allaverdy, dem er ſein ganzes Glück zu verdanken hatte, und der in der feſten Ueberzeugung ſtarb, daß Jaffier ſeinem Enkel dafür treue Dienſte leiſten würde. Surajah Dowlah warf ſich ihm zu Füßen und flehte mit Thränen, ihm nur allein das Leben zu ſchenken, wobey er am ganzen Leibe zitterte. Jaffier war unentſchloſſen; allein ſein Sohn Meirum, ein Jüngling von ſiebenzehn Jahren, rauh und von Natur grauſam, beſtand auf einen ſchleunigen Tod. Jaffier befahl ihn zu entfernen, und die Soldaten führten ihn in eine elende Kammer, wo ſie ihn bewachten. Es befanden ſich viele der Vornehmſten eben damals im Palaſt, theils um dem neuen Nabob ihre Ehrfurcht zu bezeigen, theils um Befehle von ihm einzuholen. Alle dieſe fragte Jaffier um Rath. Einige, ſo ſehr ſie ehemals vor dem Surajah Dowlah gezittert hatten, verachteten nun ſein niederträchtiges Betragen; andre wünſchten um ihrer ſelbſt willen nicht ihren neuen Beherrſcher zum Blutvergießen aufmuntern; einige zeigten Ehrfurcht für

1757. Allaverdy's Andenken und Mitleiden mit ſeinem Enkel; andre wünſchten ſein Leben zu retten, um ſich ſeiner nöthigenfalls zu bedienen und auch Jaffier in beſtändiger Furcht zu halten; alle dieſe ſchlugen ein wohl bewahrtes aber nicht hartes Gefängniß vor. Allein die übrigen, die ſeine Hofſchranzen waren, unterſtützten die Meynung des Meirum, und ſchilderten die Gefahren des Aufruhrs, denen man beſtändig ausgeſezt ſeyn würde, ſo lange Surajah Dowlah lebte. Jaffier ſelbſt gab ſein Gutachten nicht. Da ſein Sohn ſeine Milde fürchtete, rieth er ihm, ſich zur Ruhe zu begeben, und nahm es auf ſich, den Gefangenen bis morgen zu bewachen. Jaffier entließ darauf die Verſammlung und begab ſich ins Innere des Palaſts. Meirum wartete nicht lange, ſondern ſchickte einige ſeiner Bedienten mit dem Mordauftrag ab. Ihr Hereinſtürzen in die Kammer des Unglücklichen ließ ihn ſogleich ihre grauſame Abſicht errathen, und die Furcht des herannahenden Todes vermochte ihn, in das lauteſte Wehklagen auszubrechen. Er erholte ſich jedoch etwas, um nur ſo viel Zeit ſich zu erbitten, ſein Gebet verrichten und ſich waſchen zu können. Die Mörder, voller Ungeduld ihr Geſchäft zu endigen, ergriffen einen Krug Waſſer, der bey ihm ſtand, und ſtürzten denſelben über ſeinen Kopf, worauf denn einer ihm einen Dolchſtich gab, und die andern mit ihren Säbeln ihn vollends in Stücken hieben. Sein zerſtückter Leichnam wurde am folgenden Morgen auf einem Elephanten durch die Stadt nach dem Grabe des Allaverdy geführt und daſelbſt beerdigt. Der Pöbel betrachtete die Prozeſſion mit Beſtürzung, und

1757. die Truppen, die nun nicht mehr zwiſchen zwey Regenten wählen konnten, nahmen die Verſprechungen des Jaffier an und beruhigten ſich.

So kam Surajah Dowlah um, im zwanzigſten Jahre ſeines Alters, nach einer funfzehnmonatlichen Regierung, auf eine gewaltſame Weiſe, ſo wie es mit ſeinem Vater und Großvater geſchehen war. Man fand Abſchriften von Briefen, die er an Buſſy nach Chicacole, und an Law in Bahar geſchrieben hatte. In einem an Buſſy, der vom Februar, wenig Tage nach dem mit den Engländern geſchloſſenen Tractat, datirt war, drang er in dieſen Feldherrn, ihm 2000 Mann unter Anführung erfahrner Offiziere zu Hülfe zu ſchicken, und in einem andern bat er ihn mit allen ſeinen Truppen nach Bengalen zu kommen. An Law giebt er von ſeinem Entſchluſſe Nachricht, die Engländer anzugreifen, und zwar meldete er dieſes noch ehe die Conföderation ihre Bewegungen anfing. Hätte er den Rath des Allaverdy befolgt, und nicht den Haß der Gentos auf ſich geladen, zu eben der Zeit, da er die vornehmſten Muhamedaner ſeines Hofes wider ſich aufbrachte, ſo würde es den Engländern kaum möglich geweſen ſeyn, ihn vom Throne zu ſtoßen.

Law war mit ſeinen Franzoſen mittlerweile von Boglipore aufgebrochen, ſobald er des Nabobs lezten Befehl dazu erhalten hatte; er war aber nur bis Tacriagully gekommen, als er die Nachricht von der Schlacht bey Plaſſy hörte, worauf er Halt machte. Wäre er zwanzig engliſche Meilen weiter marſchirt, ſo würde er den Surajah Dowlah haben retten können, und ganz andre Begebenheiten, als man hier leſen wird, würden ſich höchſt wahrſcheinlich ereignet haben. Die Nachricht von ſeiner Gefangenſchaft vermochte Law zurück nach Bahar zu gehen, in der Abſicht, Ramnarain, dem Vicenabob der Provinz, ſeine Dienſte anzutragen. 1757.

Von allen Gentos, die unter Allaverdy emporgeſtiegen waren, ſcheint Ramnarain der Einzige geweſen zu ſeyn, deſſen Dankbarkeit durch den deſpotiſchen Eigenſinn des Surajah Dowlah nicht erloſchen war. Sie hatten überdem einerley Gegenſtände ihres Haſſes; denn ſo wie Surajah Dowlah den Meer Jaffier nicht leiden konnte, ſo waren deſſen Bruder und Schwager, welcher leztere einen hohen Poſten in Patna hatte, dem Ramnarain Dornen im Auge. Da Roydoolub dieſe Uneinigkeit ſehr wohl wußte, ſo wurde er dadurch abgehalten, ſo ſehr er auch ſonſt durch die Religion und Regierungsgeſchäfte mit Ramnarain verbunden war, ihm etwas von der Conföderation zu melden, daher er nicht das geringſte davon erfuhr, bis alles vorüber war. Man konnte daher am Hofe zu Muradavad nicht auf ſeine bereitwillige Zuſtimmung zu dieſer Revolution hoffen, vielmehr war man gewiß, daß er mit den Franzoſen Partie machen, und mit den benachbarten Fürſten Bündniſſe zu ſchließen ſuchen würde. Das beſte Mittel dieſen Folgen vorzubeugen war, ein ſtarkes Corps ſchleunig abzuſenden, um die franzöſiſche Partey zu vernichten, noch ehe ſie Patna erreichen könnte, oder wenn es ſchon geſchehen, Ramnarain zu zwingen ſie in Sold zu nehmen.

1757. Obgleich die bengaliſchen Truppen mit Meer Jaffiers Thronbeſteigung zufrieden zu ſeyn ſchienen, ſo fürchtete er doch ſie in eine große Entfernung zu ſenden, am wenigſten nach Bahar, wo er noch nicht als Nabob erkannt war. Er ſchämte ſich dieſes Mißtrauen zu geſtehen, allein Clive errieth es und beſchloß, nur allein engliſche Truppen zu dieſer Expedition zu gebrauchen. Es wurden, unter Anführung des Majors Coote, 230 Europäer, 300 Sepoys und 50 Laſcars dazu beſtimmt. Die Bagage, die Munition, Lebensmittel, u. ſ. w. wurden in vierzig Böte geladen, die alle in einem üblen Zuſtande waren, und deren Ausrüſtung mit Rudern und Segeln nicht eher als den 6ten Julius vollendet war, da denn die Truppen Muradavad verließen. Während dieſem Aufſchub hatten die Franzoſen ſchon den halben Weg nach Patna zurückgelegt.

Die Nachricht von der Schlacht bey Plaſſy kam den 25ſten Junius nach Calcutta. Der Sieg ſchien zu entſcheidend, daher man nicht nöthig fand, die gemachten Tractaten länger geheim zu halten. In wenig Minuten waren alle Einwohner der Stadt in den Straßen verſammlet. Die Entſchädigung des geplünderten öffentlichen und Privateigenthums; die Geſchenke an die Flotte, an die Landtruppen und an einzelne Perſonen; die großen Summen und Ländereyen, welche der Compagnie bewilligt wurden; die ausgedehnte Freyheit des engliſchen Handels; der Vergleich des außerordentlichen gegenwärtigen Glücks mit dem elenden Zuſtande, worin ſich die Colonie im vorigen Jahre um eben dieſe Zeit befand: mit Einem Worte, dieſe ſchleunige

Veränderung und Ueberfluß von Glück brachte ſelbſt 1757.
die ernſthafteſten Männer aus ihrer Faſſung, und jedermann überließ ſich den Ausſchweifungen einer unmäßigen Freude. Sogar Haß und Neid wurde vergeſſen, und machte wenigſtens auf eine Zeitlang dem guten Willen und der Vertraulichkeit Raum; denn ein jeder ſahe ein, daß ſein Antheil an den Vortheilen unzertrennlich mit den Vortheilen aller andern in der Colonie verwebt war.

Es wurde ſogleich ein Schiff mit dieſer glücklichen Neuigkeit nach England abgeſchickt, und Manningham, Mitglied der Regierung in Calcutta, mußte ſich nach Muxadavad begeben, wo er in Verbindung mit Clive und Watts alles in Ordnung bringen ſollte. Ihre erſte Sorge war, die Gelder einzutreiben. Roydoolub ſuchte ſeine alten Einwendungen hervor, die aber nichts fruchteten. Endlich, nach vielen Streitigkeiten, wurden den 6ten Julius den Engländern an gemünzten Silber 7,271,666 Rupien ausgezahlt. Dieſer Schatz wurde in 700 Kiſten gepackt und auf hundert Böte geladen, die man durch Soldaten nach Nudiah eſcordirte. Hier erwarteten den Transport alle bewaffnete Schaluppen und Böte von der Flotte, nebſt vielen andern kleinen Schiffen mit Fahnen, Flaggen und Wimpeln geziert, die unter dem Schall der Muſik eine Triumphproceſſion formirten, welche ſehr mit dem Zuge contraſtirte, den die Bewohner des Ganges im vorigen Jahre geſehn hatten, da Surajah Dowlah von Calcutta zurückkehrte. Den 9ten Auguſt wurden abermals 1,655,358 Rupien bezahlt, und den 30ſten eben dieſes Monats erhielten die Engländer an

1757 Gold, Juwelen und gemünztem Gelde 1,599,737 Rupien, alſo in allen drey Terminen zuſammen 10,765,737 Rupien, dennoch fehlten an der ſtipulirten Summe 584,905 Rupien, deren Auszahlung Roydoolub unter allerhand Ausflüchten noch verſchob.

Das Geld hatte jedoch die andern Artikel des Tractats nicht vergeſſen gemacht. Es wurde eine Münze in Calcutta angelegt, und den 19ten Auguſt die erſten Rupien geſchlagen. Man ſchickte Agenten aus, um die untergeordneten Faktoreyen wieder herzuſtellen. Es gingen Mandate vom Nabob in alle Provinzen aus, welche die Freyheit des engliſchen Handels bekannt machten, in ſo ferne Päſſe von der Compagnie vorgezeigt würden, jedoch mit der Einſchränkung, nur allein mit ſolchen Produkten zu handeln, die von den Engländern eingeführt oder aufgekauft würden, um ſie zur See auszuführen. In Anſehung der ſüdwärts von Calcutta gelegenen Ländereyen, die man der Compagnie überlaſſen hatte, war es ſchwer die Gränzen zu beſtimmen, denn die bengaliſche Regierung kannte dieſe Diſtrikte gar nicht. Es wurde hier am Seeufer viel Salz gemacht, daher die Pächter, die bey dieſem Produkte viel gewannen, ſehr abgeneigt waren neue Herren zu bekommen, die als Kaufleute dieſen Handelszweig ſich ſelbſt zueignen würden. Ihre Beſchützer in Muradavad, die den Verluſt ihrer beſtändig erhaltenen Geſchenke befürchteten, erregten alle nur erſinnlichen Hinderniſſe, um dieſe Ländereyen den Engländern zu entziehen, welche der Sache auch endlich überdrüßig wurden und übereinkamen, daß die Compagnie ſie nicht eher in Beſitz nehmen ſollte, bis alle die ſtreitigen Diſtrikte gehörig überſehen, und das Eigenthum eines jeden feſt beſtimmt wäre. 1757.

Alle Glückſeligkeit, die man ſich bey der Nachricht von der Schlacht bey Plaſſy eingebildet hatte, war nun wirklich in Calcutta in Erfüllung gegangen. Man ernannte einen Ausſchuß der angeſehenſten und beliebteſten Einwohner, um die Gelder zu vertheilen, die zum Erſatz des Privatverluſts beſtimmt waren. Dieſe Männer erfüllten die angenehme Pflicht mit ſo viel Behutſamkeit als Gerechtigkeit. Der Handel wurde durchaus neu belebt, und der Ueberfluß fand ſich in jedem Hauſe ein. Da es aber der Natur des Menſchen gemäß iſt, nie mit dem Glücke lange zufrieden zu ſeyn, ſo begnügten ſich viele nicht mit den bewilligten Vortheilen, ſondern fingen an mit Salz und andern Artikeln zu handeln, welches bisher noch allen Europäern unterſagt war. Meer Jaffier beklagte ſich darüber, da er noch keinen vollen Monat regiert hatte. Man that zwar dieſem unerlaubten Handel eine Zeitlang Einhalt, er nahm aber bald wieder überhand, und erzeugte endlich mehr Unheil, als alle Klugheit vorherſehen konnte.

Der Admiral Watſon lebte blos ſo lange, um die glücklichen Folgen von Entwürfen zu ſehen, zu deren Ausführung er ſo viel beygetragen hatte; er ſtarb den 16ten Auguſt nach einer fünftägigen Krankheit an einem bösartigen Fieber, das in dieſer Jahrszeit in dem niedern Bengalen gewöhnlich herrſcht. Die Freymüthigkeit und Rechtſchaffenheit ſeines Cha-

1757. rakters, nebſt dem Eifer für die Ehre ſeiner Nation, hatten ihn allenthalben beliebt gemacht, wo er in Indien erſchienen war.

In dieſer Zwiſchenzeit hatte der Major Coote häufige Nachrichten von dem Marſch ſeines Corps eingeſchickt, das mehr Hinderniſſe gefunden hatte, als man hätte erwarten können. Die Böte, die eben nicht ſtark mit Ruderern beſezt waren, konnten nicht ſo geſchwind rudern, als die Truppen am Ufer marſchirten; dieſer Umſtand nöthigte ihn, aus drey indiſchen Handelsſchiffen, die den Fluß herunter fuhren, ſiebenundachtzig Mann zu preſſen. Den 10ten Julius langten die Truppen in Rajahmahal an, wo ein Bruder des Meer Jaffier Statthalter war. Er ſchickte ihnen 120 Reiter entgegen und verſprach ihnen alle Art von Beyſtand, allein er leiſtete nichts. Man machte hier fünf Tage Halt, während welcher Zeit die ſchadhaften Böte ausgebeſſert wurden. Die Reiter waren beſtimmt mit dem Corps zu marſchiren; allein ſie weigerten ſich, wenn man ihnen nicht zwey Monat Sold voraus bezahlte. Hiezu hatte Coote keine Ordre, auch war er nicht überflüſſig mit Gelde verſehn. Er ließ ſie alſo zurück und kam den 18ten nach Boglipore, wo er Nachricht erhielt, daß Law mit ſeinem Haufen vor vier Tagen durch Patna gezogen wäre, welche Stadt fünfundfunfzig engliſche Meilen von Boglipore liegt. Der Statthalter des leztern Orts ließ ſechzig Reiter unter Anführung ſeines Sohnes zu den Engländern ſtoßen. Den 21ſten traf das Corps bey Mongheir ein, wo die Beſaßung aber keinen Durchmarſch erlauben wollte und die Thore

1757. verſchloß, daher die Truppen genöthigt waren, rund um die Mauern zu marſchiren. Den 23ſten langten ſie in Burhia an. Die Flotte von Böten hatte mittlerweile viele Unfälle erlitten; einige waren geſunken, andre geſtrandet, und von den übrigen riſſen alle Augenblicke die Taue, daher Coote die Kanonen und die Munition in Burhia landete, und endlich den 24ſten Panarack erreichte.

Auf dem ganzen Marſche murreten die europäiſchen Soldaten laut über die Strapatzen, und hielten aufrühreriſche Reden unter einander. Coote, voller Ungeduld Patna zu erreichen, beſchloß ihre Strafe bis zu ſeiner dortigen Ankunft zu verſchieben; um ihnen aber ohne Verzug ſeine Verachtung zu beweiſen, ließ er ſie alle in Böte einſchiffen, und marſchirte blos mit ſeinen Sepoys weiter zu Lande bis Futwah, das nur ſieben engliſche Meilen von Patna liegt. Hier erhielt er zwey Briefe von Ramnarain, welcher die Flucht der Franzoſen entſchuldigte, und ſich durch die zu ſpät eingegangene Nachricht von Meer Jaffier rechtfertigte. Bald hernach kamen von ihm Abgeordnete in Futwah an, unter dem Vorwand, Coote zu complimentiren, allein in der wahren Abſicht, ſeine Truppenzahl und Abſichten zu erforſchen. Sie meldeten ihm, daß Ramnarain erſt vor zwey Tagen von einer Expedition wider zwey ungehorſame Unterthanen, die Statthalter von Moy und Sader, zurückgekommen ſey, und ſogleich Meer Jaffier als Nabob von Bengalen, Bahar und Orixa habe ausrufen laſſen; ferner, daß er Law mit ſeinen Franzoſen durch 2000 Mann hätte verfolgen und die übrigen Truppen aus einan-

1757. der gehn laſſen. Am folgenden Morgen trafen auch die Böte ein, ſo daß jezt das ganze Corps bey der engliſchen Faktorey beyſammen war. Dieſe Faktorey iſt ein ſehr geräumiges Gebäude, an dem Ufer des Fluſſes außerhalb der Stadt gelegen. Coote wollte ſogleich Ramnarain ſeinen Beſuch abſtatten, allein dieſer kam ihm durch eine Botſchaft zuvor, wobey er erſucht wurde der Ruhe zu pflegen, und den Beſuch bis zum folgenden Tag zu verſchieben. Wenig Stunden hernach wurden drey Europäer und einige Sepoys, die Vieh nach der Faktorey führten, ohne alle Veranlaſſung von einer Anzahl Peons, die zur Beſaßung gehörten, überfallen und verwundet. Man klagte bey Ramnarain, der aber keine Neigung zeigte, den Frevel zu ſtrafen, ſondern vielmehr den Major Coote bitten ließ, ihn nicht zu beſuchen, weil das Ceremoniel leicht neue Streitigkeiten veranlaſſen könnte. Ein engliſcher Offizier, der die indiſche Sprache verſtand, und in der Stadt ſpatzieren ging, hörte eine Unterredung zwiſchen zwey vornehmen Männern, die von dem Entwurfe ſprachen, die Engländer unvermuthet zu überfallen und ſie zu ermorden. Viele Europäer betranken ſich in der Nacht und begingen allerhand Ausſchweifungen; dreißig derſelben, die auch auf dem Marſche am widerſpenſtigſten geweſen waren, wurden ausgewählt und in Verhaft genommen.

Am folgenden Tage hatte Coote eine Zuſammenkunft mit Mahmud Amy, dem Bruder, und Meer Coſſim, dem Schwager des Meer Jaffier. Sie ſagten ihm, daß die Franzoſen leicht hätten aufgehalten werden können, wenn Ramnarain es gewollt hätte;

daß, ſobald er von dem Tode des Surajah Dowlah 1757. Nachricht erhalten, er an Sujah Dowlah, den benachbarten mächtigen Nabob von Aude, Abgeordnete geſchickt habe, mit dem Antrag, ihn zum Herrn von Bengalen zu machen, wenn er ihm mit ſeinen Truppen beyſtehn wollte, wobey er um Schutz für die franzöſiſchen Flüchtlinge bat, bis er ſie zurück nach Patna rufen könnte. Sie verſicherten, daß Sujah Dowlah damit ſehr zufrieden geweſen, allein durch andre Vorfälle, die ihn näher angingen, verhindert worden wäre, ſeine Armee nach Bahar zu ſchicken, und daß Ramnarain mit dem Entwurf ſchwanger ginge, das engliſche Corps zu vertilgen. Auf dieſe Nachrichten beſchloß Coote in größter Eil nach den Gränzen von Aude zu marſchiren, nachdem er zuvor die dreißig rebelliſchen Soldaten hatte geißeln laſſen.

Man machte geſchwind die nöthigen Zurüſtungen zum Abmarſche, der bey den Truppen Schrecken verbreitete; daher alle zum Lager gehörige Bedienten und viele Bootsleute, die nicht Luſt hatten weiter zu gehn, davon liefen. Es war unmöglich andre zu bekommen, ohne den Beyſtand der Regierung. Ramnarain verſprach zwar, ſie zu verſchaffen, allein nicht die Hälfte der benöthigten Anzahl wurde zuſammengebracht. Coote brach jedoch auf und ſtieß den folgenden Tag auf die Truppen, die Ramnarain vorgab zur Verfolgung der Franzoſen ausgeſchickt zu haben, die aber nicht weiter marſchiren wollten. Das engliſche Corps ging über den Ganges, und erreichte nach einem viertägigen Marſch Chuprah, wo die Compagnie ein kleines Etabliſſement hatte, um Salpeter zu

1757. ſammlen, der in dieſer Gegend und den benachbarten Diſtrikten in großer Menge erzeugt wird. Hier erhielt man Nachricht, daß einige Fürſten Truppen zuſammen gebracht hätten, um Ramnarain Hülfe zu leiſten, und daß Law ſich in Benares, 140 engliſche Meilen von Chuprah befände, wo die Franzoſen vom Rajah des Landes, der dem Nabob von Aude unterworfen wäre, unterhalten würden. Sie weiter zu verfolgen, war nunmehr ganz vergeblich; dagegen war man gewiß, mit dem Nabob ſogleich in Krieg verwickelt zu werden, deſſen Gebiet man ſchon nach einem Tagemarſche betreten müßte. Coote beſchloß daher, hier weitere Befehle zu erwarten; er erhielt auch den 12ten Auguſt einen Brief vom Oberſten Clive, der den Auftrag enthielt, nach Patna zurückzukehren, und in Verbindung mit Mahmud Amy ſich zu bemühen, dem Ramnarain die Regierung zu entreißen. Die Truppen ließen ihre Bagage zurück und ſchifften ſich den 13ten frühmorgens auf ihre Böte ein, und ſo ſchnell iſt hier der Strom um dieſe Jahrszeit, daß ſie ſchon den Mittag in Patna anlangten, obgleich die Entfernung 44 engliſche Meilen beträgt. Es dünkte dem Major das beſte Mittel zu ſeyn, ſeinen Zweck zu erreichen, wenn er das Kaſtell beſtürmte, worin Ramnarain ſich mit einer Beſatzung von 2000 Mann befand; allein Mahmud Amy ſtellte ihm vor, daß man nicht Truppen genug habe, den Ort ſo zu umringen, um Ramnarain die Flucht zu verſperren, und war der Meynung, den Verſuch aufzuſchieben, bis er 1500 Mann von Ramnarains Truppen an ſich gezogen, die er bereits zur Deſertion gewonnen hätte.

Ramnarain befand ſich in großer Unruhe; er hatte wahrſcheinlich von ſeinen Freunden in Muradavad den Entwurf zu ſeinem Untergange erfahren, und die ſchleunige Rückkunft der Engländer beſtätigte dieſe Nachricht und ſezte ihn in ſolches Schrecken, daß er alle Künſte anwandte, ſich beym Major einzuſchmeicheln. Zwey Tage hernach erhielt der leztere einen Brief von Meer Jaffier, der einen ſtarken Verdacht anzeigte, daß Mahmud Amy den Ramnarain fälſchlich angeſchwärzt habe, um einen Vorwand zu bekommen, Truppen zuſammen zu ziehn und ſich ſelbſt der Regierung unabhängig zu bemächtigen. Man hat nie die geheime Veranlaſſung zu dieſer ſchleunigen Veränderung des Meer Jaffier erfahren. Sein Brief vernichtete indeſſen alle Entwürfe von Feindſeligkeiten, und man hielt den 22ſten eine Conferenz in der Citadelle, um alle Streitigkeiten beyzulegen. Der Major Coote, Mahmud Amy und Meer Coſſim kamen alle von ſtarken Eſcorten begleitet, und Ramnarain hatte in ſeinem Gefolge alle Großen des Landes und die vornehmſten Befehlshaber. Die beiden Verwandten, mit der den indiſchen Sitten eignen Ruhe in Ton und Geberden, klagten den Vicenabob an, daß er ſie habe wollen ermorden laſſen; ferner, daß ſeine Abſichten geweſen, wider Meer Jaffier zu rebelliren, wovon ſeine Beförderung der Flucht der Franzoſen, die von ſeinen Befehlshabern der Armee verlangten Eide und ſeine Vorſchläge an den Nabob von Aude, die Beweiſe wären. Ramnarain läugnete alle dieſe Beſchuldigungen, und zeigte einen Brief vor, den er eben von bemeldetem Nabob empfangen hatte, 1757.

1757. deſſen Inhalt keine ſolchen Abſichten bey ihrem Briefwechſel vorausſezte. Er geſtand, daß er dem verſtorbnen Nabob von Bengalen ſehr ergeben geweſen ſey, weil er durch deſſen Familie ſo ſehr emporgeſtiegen wäre; nun aber, da Surajah Dowlah todt und keiner von ſeiner Familie übrig ſey, welcher Herrſche zu ſeyn verdiente, ſo wünſchte er von niemand lieber abzuhängen, als von Meer Jaffier, den ihr gemeinſchaftlicher Wohlthäter Allaverdy ſchon mit hohen Würden verſehn hätte. Er rief hierauf einen Braman, und in Gegenwart der ganzen Verſammlung ſchwur er feyerlich Unterwürfigkeit und Treue an Meer Jaffier, ſo wie Wohlwollen und Freundſchaft an Meer Coſſim und Mahmud Amy. Dieſe beiden erwiederten das Compliment auch durch einen Eid auf den Koran, worin ſie betheuerten, daß aller Unwille gegen Ramnarain in ihren Herzen erloſchen ſey, und nie mehr darin Platz haben würde. Hierauf umarmten ſie ſich alle einander; auch der Major Coote wurde von ihnen nach der Reihe umarmt, als der Vermittler bey dieſer Ausſöhnung. Kein Theil meynte es jedoch aufrichtig, denn jeder wünſchte blos Zeit zu gewinnen und günſtige Umſtände abzuwarten. Ramnarain wußte, daß die neuerlichen Befehle aus Muxadavad ſeine beiden Gegner hindern würden, gegenwärtig etwas wider ihn vorzunehmen, und ſie hingegen waren verſichert, daß die fehlgeſchlagene Hofnung auf den Beyſtand des Nabob von Aude den Ramnarain jezt unterwürfig erhalten müßte, bis er beſſer im Stande wäre, ſich unabhängig zu machen.

Von dieſer Zeit an war alles ruhig. Coote er- 1757.
hielt den Befehl zurückzukommen erſt im Anfange des Septembers. Er ſchiffte alle ſeine Truppen auf Böte, die jezt wohl bemannt wurden, und ſo verließ er Patna, fuhr den Fluß herunter und erreichte Muxadavad in ſieben Tagen.

Hier hatte inzwiſchen der Ehrgeiz manche Entwürfe gemacht und zerſtört. Meer Jaffier hatte viele Anverwandte, und nicht allein dieſe, ſondern alle andre, die ſeine Freunde und Anhänger waren, glaubten nun das beſte Recht zu haben, an ſeinem großen Glücke Theil zu nehmen, da hingegen diejenigen, die ohne vorherige Freundſchaft und Verbindung die Revolution befördert hatten, größere Anſprüche auf Wohlthaten zu haben vermeynten. Allein die ungeheuern Summen, welche die Engländer empfangen, hatten die Schatzkammer ausgeleert, und keiner der vornehmen Beamten und Hofbedienten konnte, der feyerlichen Erklärung des Meer Jaffier zufolge, abgeſezt werden; eine Erklärung, die zur Erhaltung der Ruhe höchſt nöthig war, und die Clive ratificirt hatte. Es war zwar etwas Geld unter die Truppen vertheilt worden, allein viel weniger als man erwartet hatte; ihre Unzufriedenheit vereinigte ſich mit dem lauten Murren des Pöbels in Muxadavad, der mit dem äußerſten Unwillen die Menge Gold und Silber aus ihrer Hauptſtadt von Fremden wegſchleppen ſah. Es war noch eine große Summe von dem lezten Zahlungstermin rückſtändig geblieben, und ein neuer Termin näherte ſich. Clive und Watts laſen

1757. daher den Schatzbeamten unaufhörlich wegen Bezahlung des alten Rückſtandes an.

Es iſt kein Fürſt in Indoſtan, der nicht alle erſinnlichen Mittel verſucht, um die Auszahlung ſtipulirter Gelder zu verſchieben. Meer Jaffier glaubte, daß ſeine Freygebigkeit gegen einzelne Perſonen, die zu den Vornehmſten ihrer Nation in Indien gehörten, dieſe dahin bringen würde, nicht ſo genau für das allgemeine Beſte zu ſorgen. Der Oberſt Clive aber hatte ſich keine Geſchenke ausbedungen, und auch alle Anerbietungen ausgeſchlagen, die ihm von ſo vielen Ehrgeizigen gemacht worden waren; daher behauptete er ſeine Unabhängigkeit, und beſtand nicht allein auf die tractatmäßigen prompten Bezahlungen, ſondern widerſezte ſich auch allen Veränderungen, die Meer Jaffier, zum Vortheil ſeiner Günſtlinge, beym Militär- und Civilſtande vornehmen wollte; denn Clive hielt ſie der öffentlichen Ruhe nachtheilig und den Erklärungen zuwider, die er im Namen ſeiner Nation garantirt hatte. Jaffier, der dieſe Strenge nicht erwartet hatte, fühlte den Zwang mit dem höchſten Unwillen, und dachte nun auf nichts ſo eifrig, als ſich der Gewalt der Engländer zu entziehen; durch die Erfahrung aber geleitet, ſah er die Nothwendigkeit ein, ehe er das geringſte unternähme, zuvor die Macht der Gentos zu ſchwächen, deren ſich die Engländer mit eben ſo vielem Vortheile gegen ihn bedienen würden, als er durch ihren Beyſtand gegen Surajah Dowlah bewirkt hatte. Roydoolub war das Haupt der Gentos in Muradavad, und mußte daher zuerſt weggeſchafft werden. Da aber Jaffier die große Klugheit des Clive fürchtete, ſo beſchloß er keine einzige Maaßregel zu nehmen, bis dieſer Feldherr Muxadavad verlaſſen haben würde. In dieſer Zwiſchenzeit zeigten ſowohl Jaffier als ſein Sohn Mejrum ſo viel ſcheinbare Freymüthigkeit und Zutrauen zu Clive, daß er oft an ihren vertrauten Ergötzlichkeiten Antheil nahm.

Den 14ten September ging Clive nach Calcutta, und ließ Watts, Maningham und Scrafton zurück, um die Angelegenheiten der Compagnie beym Nabob zu beſorgen. Der Major Coote war den Tag zuvor mit ſeinem Corps von Patna eingetroffen, das außerhalb der Stadt Muxadavad in der Faktorey von Coſſimbuzar einquartirt wurde; die übrigen Truppen, die in der Schlacht bey Plaſſy gefochten hatten, ſandte man nach Chandernagore, das eine geſündere Lage als Calcutta hat.

Wir wollen nunmehr wieder zu den Begebenheiten in Coromandel und Decan zurückkehren.

Achtes Buch.

1757. Die Regierung in Madras erhielt erſt den 15ten Februar von den Progreſſen der Truppen in Bengalen Nachricht. Nach ihrem angenommenen Grundſatze hatte ſie alle Feindſeligkeiten im Carnatick vermieden; da aber, wie oben erzählt worden, die Unterhandlung des Lieutenants Rumbold mit den Jemautdars von Madura fehlſchlug, und man große Urſache zu fürchten hatte, daß die Regierung in Pondichery dieſe Mißvergnügten auf ihre Seite bringen würde, wenn man ihr nicht zuvor käme, ſo war man in Madras gezwungen, das friedfertige Syſtem fahren zu laſſen. Der Capitain Calliaud bekam daher Befehl, alle dienlichen Mittel zur Unterwerfung von Madura anzuwenden, Tritchinapoly zu verlaſſen und die Expedition ſelbſt zu commandiren.

Dieſer Offizier ging, in Erwartung der von Madras abgeſchickten Munition und Kriegsvorrath, nach Tanjore, ſowohl um vom Könige Truppen zu begehren, als zwiſchen ihm und Tondiman Frieden zu machen; denn der Streit dauerte noch unter ihnen fort, und Monack-jee hatte das Fort Killanelly eingenommen, das eigentlich der Zankapfel war. Calliaud fand beide unverſöhnlich, jedoch zeigten ſie ſich bereitwillig, ihm alle Hülfe zu leiſten. Die Truppen, womit er den 23ſten März von Tritchinapoly aufbrach, beſtanden in 150 Europäern und 500 Sepoys, zu

1757. denen zwey Tage hernach Tondiman 1000 Reiter und 100 Colleries ſtoßen ließ; die 500 verſprochenen tanjoreſchen Reiter aber blieben aus. Den 29ſten erreichten ſie das Gebiet des Polygars von Nellicotah, oder Klein-Moravar. Alle Landſtraßen und Fußwege waren mit friſch abgehauenen Bäumen bedeckt, die über einander lagen, und eine Menge Colleries zeigten ſich allenthalben, um den Marſch zu hindern. Man ſchickte zum Polygar, um die Urſache dieſes Betragens zu erfahren. Er erwiederte, daß, da er mit Tanjore in Feindſchaft ſey, und er wüßte, daß Calliaud von dem Könige dieſes Landes Reiter verlangt habe, ſo hätte er beſchloſſen, keinen Tanjoren in ſeine Wälder kommen zu laſſen. Calliaud, der jezt überzeugt war, daß der König, ſeines Verſprechens unerachtet, nicht Willens ſey, ihm Truppen zu ſchicken, machte es ſich zum Verdienſt dasjenige zu verwerfen, was er nicht erlangen konnte, und verſicherte den Waldfürſten, daß er die Hülfe der Tanjoren nicht annehmen wollte, worauf die Hinderniſſe gehoben und der Marſch fortgeſezt wurde. In ſieben Tagen erreichte man Paralachy, an den Gränzen von Groß-Moravar. Außer einigen Miſſionärs war dieſer Landſtrich noch nie von Europäern betreten worden. Calliaud hörte hier, daß die Polygars von beiden Moravars mit Tondiman ein Bündniß gemacht hätten, mit ihrer ganzen Macht den König von Tanjore anzugreifen, wenn er das Gebiet von irgend einem Verbündeten anfallen ſollte. Die Truppen ſezten indeſſen ihren Marſch nach Tinivelly fort.

1757. Hier war Pulitaver mit ſeinen alliirten Waldfürſten ſchon im Januar ins Feld gerückt. Ihre Macht beſtand in 10,000 Mann, wozu noch 1000 Reiter aus Madura kamen. Dieſe Armee bewegte ſich ſehr langſam, und die Colleries plünderten Tag und Nacht die umliegenden Gegenden rein aus; ſo erreichte ſie Panialumcrutch, damals die Reſidenz des Catobominaig, des Oberhaupts der öſtlichen Waldfürſten, um von ihm Beyſtand zu erbitten. Dieſer Polygar, der die Folgen einer abſchlägigen Antwort fürchtete, bewilligte ihr Anſuchen, und ließ 4000 Mann zu den Alliirten ſtoßen. Der Polygar von Etiaporum aber fand einen Vorwand, ſeine Truppen zu verſagen. So kamen dieſe Waldcorſaren unter beſtändigem Plündern bey Tinivelly an; allein ſie wagten es nicht die Stadt ſelbſt anzugreifen, die mit Sepoys beſezt war, ſondern wendeten ſich nordwärts, und endlich brachten ſie ihre Beute, worunter ſich 5000 Bienenkörbe befanden, nach Nellitangaville. Iſſoof, der bisher im Namen der Engländer hier im Lande commandirt hatte, und nicht wußte, welchen Weg Calliaud nehmen würde, war indeſſen in Chevelpetore geblieben, bis er hörte, daß die Feinde nach Tinivelly marſchirten. Nunmehr aber ſezte er ſich in Bewegung, um ihnen den Rückweg abzuſchneiden, er kam aber zu ſpät. Wenig Tage hernach ſtieß er auf einen Theil des feindlichen Heers, es kam zum Treffen, wobey an 300 Waldſoldaten getödtet und verwundet wurden; unter denen ſich der Polygar von Outamalee ſelbſt befand, dem beide Beine durch eine Kanonenkugel abgeſchoſſen wurden. Nach dieſem Treffen, das man als einen großen Sieg betrachtete, ging Iſſoof nach Tinivelly zurück, wo Calliaud mit ſeinen Truppen den 17ten März auch eintraf. 1757.

Die nun hier verſammelte Macht war fürchterlich, konnte aber nicht in Bewegung geſezt werden aus Mangel an Gelde, das der Generalpachter, Moodilee, von dem man es erwartet, nicht anſchaffen konnte; die Unterpachter hatten ihre Sendungen zurück gehalten, weil die Feindſchaft zwiſchen Moodilee und Iſſoof alles in Ungewißheit ſezte. Calliaud legte mit großer Mühe ihre Streitigkeiten wenigſtens dem Anſchein nach bey, worauf die Wechsler 200,000 Rupien vorſchoſſen, wovon die nöthigſten Ausgaben beſtritten wurden. Der Polygar Catobominaig feyerte um dieſe Zeit ein großes Vermählungsfeſt in ſeiner Familie, wozu Moodilee auch eingeladen wurde. Er ging auch nach Panialumerutch, und bediente ſich der alten Freundſchaft, um den Polygar von dem Bunde abwendig zu machen, und ihn zu überreden, ſich mit den Engländern zu verbinden. Es gelang ihm auch, und der Waldfürſt verlangte blos, daß ſein Freund, der Polygar von Etiaporum, deſſen Land ganz kürzlich wegen ſeiner Neutralität verheert worden war, eine Schadloshaltung bekommen ſollte, welches Calliaud auch genehmigte, und ihm einen Theil des Tributs nachließ, wofür er Geiſel gegeben hatte.

Während man mit dieſen Angelegenheiten beſchäftigt war, fiel das Regenwetter an der malabariſchen Küſte ein, und zwar ſtrömte das Waſſer von den Gebirgen mit ſolcher Heftigkeit in die Ebenen,

1757. daß das ganze Land dem Meer ähnlich ſah. Dieſe Ueberſchwemmung, mit den entſezlichſten Stürmen vereinigt, dauerte zwey Tage und zwey Nächte ununterbrochen fort; die Feldfrüchte, die eben reif waren, wurden weggeſchwemmt, und mit ihnen die Wohnungen der Landleute. Viele Tage Arbeit und Sonnenſchein war erfoderlich, das Erdreich wieder wohnbar und trocken zu machen, und viele Monate, um den Boden wieder zum Ackerbau einzurichten. In dieſem Zeitraume brachen epidemiſche Krankheiten aus, und rafften eine Menge der unglücklichen Einwohner durch einen ſchleunigen Tod weg. Die Wechsler, die Moodilee Geld auf die bevorſtehende Aernte vorgeſtreckt hatten, geſtatteten ihm nicht ſich eher zu entfernen, bis ſich das Land ein wenig erholt hatte. Der Capitain Calliaud blieb auch länger in Tinivelly, als er willens geweſen war, um die mannichfaltigen Arbeiten aufzumuntern, die zur Wiederherſtellung der Landescultur erfoderlich waren.

Die Regierung in Madras war mittlerweile zu einem andern Kriege im Carnatick gezwungen worden. Der Nabob hatte von ſeinem Bruder Nazeabulla, Statthalter von Nelore, über den gewöhnlichen Tribut noch 100,000 Rupien verlangt, welche Summe unter allerhand Entſchuldigungen verweigert worden war. Ichlaß Khan, General des Nabobs, befand ſich damals mit einigen Truppen in der Nachbarſchaft von Nelore, und ſchlug dem Statthalter eine Zuſammenkunft vor. Dieſer war damit zufrieden, allein er verlangte, daß ſie in ſeiner Stadt geſchähe, wobey er auf den Koran dem General Sicherheit zuſchwur;

nur bat Nazeabulla, daß er kein großes Gefolge mitbringen möchte, um Streitigkeiten zwiſchen ihren Leuten zu vermeiden. Die Unterredung fruchtete nichts, denn der Statthalter blieb bey ſeinen Entſchuldigungen, und Ichlaß Khan verließ die Stadt ungeſtört des Abends. Allein ſobald es völlig Nacht war, wurde aus Büſchen, die nahe an der Landſtraße lagen, auf ihn geſchoſſen, und einer von ſeinen Leuten getödtet. Der Nabob ſchrieb dieſes ſchändliche Betragen dem böſen Beyſpiele ſeines andern Bruders Maphuze Khan zu, und kränkte ſich außerordentlich, eine neue Rebellion in ſeiner Familie entſtehen zu ſehn. Auf ſein dringendes Anſuchen beſchloß die Regierung in Madras, den Nazeabulla zum Gehorſam zu bringen. Sie beſtimmte dazu aber nur 100 Europäer, 300 Sepoys und 56 Kaffern, unter Anführung des Oberſten Forde. Dieſer Befehlshaber vereinigte ſich den 25ſten April mit den Truppen des Nabobs, die 10,000 Mann ſtark waren, und von ſeinem dritten Bruder Abdulwahab commandirt wurden. Mit dieſer Macht lagerte man ſich vor Nelore. Der Statthalter hatte nicht die Annäherung abgewartet, ſondern mit 1500 Reitern die Stadt verlaſſen, nachdem er ihre Vertheidigung einem beherzten Manne und 4000 Peons übertragen, die von zwanzig aus Maſulipatnam geſchickten Franzoſen unterſtützt wurden. 1757.

Nach einer fünftägigen Belagerung wurde eine Breſche gemacht, und der Commandant aufgefodert, der höflich antwortete, daß er den Ort nicht ohne ausdrücklichen Befehl des Nazeabulla übergeben könnte, 1757 deſſen Salz er äße. Man beſchloß daher den folgenden Morgen zu ſtürmen. Die Beſatzung war aber nicht müßig geweſen, die Breſche wieder auszufüllen, und hatte alles zu einer muthigen Gegenwehr veranſtaltet. Wälle und Häuſer waren mit Soldaten beſezt, bewaffnet mit langen Speeren, Steinen, Bogen und Pfeilen und Feuergewehren; auch hatte man Löcher in die Erde gegraben, und ſie mit Peons angefüllt. Mit Sonnenaufgang rückten die engliſchen Truppen an; die 300 Sepoys zuerſt, hernach die Kaffern, und dann die Europäer. Die Feinde machten ein lebhaftes Feuer, dennoch beſtiegen die vordern Sepoys die Breſche, wurden aber in kurzem alle verwundet, ſo daß die Hinterſten den Muth verloren, und in wenig Augenblicken flohe das ganze Corps in der größten Verwirrung. Die Kaffern traten muthig an ihre Stelle, allein es war ihnen unmöglich, durch die Picken zu dringen, und auch ſie mußten mit anſehnlichem Verluſt zurück. Nun rückten die Europäer an, die bisher unten am Fuße der Mauer gewartet hatten. Dieſer neue Kampf dauerte eine halbe Stunde, während welcher Zeit 35 Europäer getödtet und verwundet wurden, unter denen ſich auch einige engliſche Offiziers befanden. Der Feind zeigte ſich noch ſo muthig als zuvor, worauf der Oberſte Forde den Rückzug anbefahl, der mit mehr Unordnung geſchah, als man von europäiſchen Soldaten hätte erwarten ſollen; ſie ließen ſogar die Feldſtücke im Stich, die noch der Capitain Smith mit Beyhülfe von indiſchen Reitern endlich fortbrachte. Des Nabobs Truppen waren hiebey blos Zuſchauer geweſen. Man wollte den Angriff erneuern, allein es langten Befehle aus Madras an, die Belagerung ſogleich aufzuheben, und in möglichſter Eil zurück zu kommen. 1757.

Die Regierung in Pondichery hatte nebſt der Nachricht vom Kriege mit England Befehl erhalten, alle gefährlichen Unternehmungen zu vermeiden, bis der große Transport von Hülfstruppen aus Frankreich angelangt ſeyn würde. Dieſem war man genau nachgekommen, als aber die Franzoſen ſahen, daß die Engländer ihre durch die Expedition nach Bengalen ſo ſehr geſchwächte Macht dennoch in zwey ſo entfernten Ländern vertheilten, als Tinivelly und Melore, ſo glaubten ſie ohne viel Gefahr etwas unternehmen zu können. Sie gebrauchten jedoch dabey große Behutſamkeit, und ſchickten Auteuil mit 200 Europäern und 1000 Sepoys ab, um Elavanaſore zu übertumpeln.

Dieſer Ort liegt ſechzig engliſche Meilen von Pondichery, auf einem ſehr fruchtbaren Boden, und beſteht aus einem Fort und einer Stadt. Ehe noch der Waffenſtillſtand zwiſchen den Gouverneurs Saunders und Godeheu geſchloſſen wurde, nahm ein Abentheurer, Meer Saheb, davon Beſitz, und erhielt vom Nabob die Beſtätigung. Unter dieſer Autorität warb er Truppen an, die er nicht anders als durch Plünderung der benachbarten Diſtrikte unterhalten konnte, wobey er vorgab, daß die Beſitzer der geraubten Güter den Franzoſen ergeben wären. Auch nach geſchloſſenem Stillſtande vom Jahre 1755 plünderte er alle franzöſiſchen Ländereyen von Seringham bis Pondichery; da ihm nun die Engländer dieſes

1757. unterſagten, ſo wandte er ſich an die Franzoſen, die ihm ein kleines Fort in der Nähe von Elavanaſore zuſtanden. Dies erregte den Verdacht des Nabobs, der deshalb die Engländer vermochte, Elavanaſore wegzunehmen. Meer Saheb, der ſich vom Nabob gehaßt und von ſeinen neuen Alliirten, den Franzoſen, verlaſſen ſah, glaubte, daß die Feindſchaft zwiſchen Beiden ſein beſter Schutz ſeyn würde, und achtete daher keinen, ſondern vermehrte ſeine Truppen, und ſezte ſeine Räubereyen in beide Länder fort. Außer dem Vieh, das er wegnahm und hernach wieder den Eigenthümern verkaufte, bemächtigte er ſich reicher und wohlhabender Perſonen, die er nicht eher losließ, bis ſie ihm ein großes Löſegeld bezahlt hatten. Im September des vorigen Jahrs raubte er bey einem Einfalle 5000 Bienenſtöcke und 6000 Schafe. So aufgebracht auch der Nabob gegen ihn war, ſo wollte er doch nicht ſeine Ländereyen den Franzoſen preißgeben; ſobald er daher die Abſichten dieſer Nation auf Elavanaſore erfuhr, erſuchte er die Regierung in Madras, den Meer Saheb zu beſchützen.

Auteuil erſchien vor dieſem Orte den 10ten May, hatte ſich aber kaum gelagert, als Meer Saheb einen Ausfall that, und die franzöſiſchen Truppen in die größte Unordnung brachte, ja ſie gänzlich in die Flucht getrieben haben würde, wenn er nicht durch den Leib geſchoſſen worden wäre. Seine Truppen hörten zwar auf zu fechten, brachten ihn aber glücklich ins Fort zurück, wo er nach einigen Stunden ſeinen Geiſt aufgab. Dieſer Tod ſchlug den Muth der Beſatzung ſo nieder, daß ſie in der Nacht das Fort verließ.

1757.

Es ging das Gerücht, daß die Franzoſen Tritchinapoly angreifen wollten, welche Stadt, wegen des Abmarſches des Capitains Calliaud mit dem größten Theile der Truppen, nur ſchlecht beſezt war; Auteuil aber war zu dieſer Unternehmung nicht ſtark genug, daher er ſich in den Wäldern von Warriorepollam lagerte, und von dem dortigen Polygar unter allerhand Vorwande Tribut erpreßte.

Calliaud, der ſich noch immer in Tinivelly befand, erhielt Nachricht, daß die Conföderirten im Begriff ſtänden, mit den Myſoren in Dindigul ein Bündniß wider die Engländer zu ſchließen, wobey Pulitaver ſich erbot, ſogleich 500,000 Rupien zu erlegen, und die Jemautdars verſprachen, für den Beyſtand die Diſtrikte von Scholavanden hinzugeben, in welchen ſich ein ſtarker Paß und die Landſtraße von Madura nach Dindigul befindet. Dennoch ſollte das eroberte Land weder den Myſoren noch Maphuze Khan zufallen, ſondern einem Abkömmlinge der alten Könige gegeben werden, der in Groß-Moravar lebte; dagegen ſollte Maphuze Khan einen Diſtrikt in Myſore erhalten.

Dieſe Nachricht vermehrte die Nothwendigkeit, Madura ſo bald als möglich anzugreifen, allein man konnte nicht eher als den 10ten April von Tinivelly aufbrechen, da denn Calliaud ſich mit 180 Europäern, 1500 Sepoys und 500 Reitern in Bewegung ſezte; 600 Sepoys blieben zur Beſatzung von Tinivelly zurück, und 600 wurden in das Fort von Palamcotah gelegt. Man war noch nicht weit vorgerückt, die Feinde aufzuſuchen, als Briefe aus Madras ankamen, die Calliaud die Beſorgniß der Regie-

1757 rung wegen Tritchinapoly meldeten. Er war jezt überzeugt, daß die Eroberung von Madura mit großen Schwierigkeiten verbunden und ohne ſchweres Geſchütz, welches er nicht bey ſich hatte, nicht wohl möglich ſey. Um indeſſen nichts von der koſtbaren Zeit zu verlieren, beſchloß er einen Verſuch zu wagen, die Stadt zu überrumpeln. Calliaud führte die Stürmenden ſelbſt an, die aus 100 Europäern und 200 Sepoys beſtanden, und von den übrigen Truppen unterſtützt wurden. Man ſchleppte dazu zwölf Leitern mit, die zu gleicher Zeit angelegt und beſtiegen werden ſollten, jedoch nur drey Mann auf jeder Leiter.

Der Anfang ging glücklich, man näherte ſich den Stadtmauern und pflanzte ſchon die erſten Leitern, als die beſten Hofnungen durch eine unverzeihliche Unvorſichtigkeit getäuſcht wurden. Ein Hund, der von den Soldaten gewöhnlich gefüttert wurde, begleitete ſie den ganzen Weg bis in den Stadtgraben, wo er anfing zu bellen. Dieſes beantwortete ein anderer Hund auf dem Walle, wodurch die Schildwachen munter wurden und ausriefen: „Der Feind! der Feind!“ Hierdurch kam die Beſatzung in Bewegung. Die Angreifenden wurden dadurch beunruhigt, und wollten keine Zeit verlieren; anſtatt alſo die andern Leitern zu erwarten, wollte ein jeder die ſchon angelegten beſteigen, die unter der Laſt brachen. Hiedurch wurde die Verwirrung vergrößert. Mittlerweile ſtürzte die Beſatzung auf die Wälle, wo ſie blaue Schwefellichter anzündete, um ihre Feinde in Augenſchein zu nehmen. Durch dieſes Mittel entdeckten ſie genau den Ort des Angriffs, worauf ſie denn einen Hagel von Steinen, Pfeilen und Kugeln herabſchickten. Calliaud befahl 1757. nun den Rückzug an, der auch mit geringem Verluſt geſchah. Um jedoch dieſen Schimpf auszulöſchen, fing er eine förmliche Belagerung mit ſeinen Feldſtücken an, die aber in zwey Tagen nicht das geringſte ausrichteten, worauf er den 3ten May hundert Sepoys mit einer Anzahl Zugochſen abſchickte. um zwey achtzehnpfündige Kanonen von Tritchinapoly zu holen.

Man hatte in Madras den 18 April aus Bengalen die angenehme Nachricht von der Eroberung von Chandernagore erhalten, aber von den ſo ſehnlich erwarteten Truppen war auch kein Häufchen angekommen, und da der Wind ſich nun änderte, durfte man keinen Transport vor dem September hoffen. Dieſe nachtheilige Lage wurde bald in Pondichery bekannt; und nun ſahe man, daß die Franzoſen blos ihre Entwürfe im Felde verſchoben hatten, um ſich nach der Truppenzahl zu richten, die von Bengalen nach Madras zurückgeſchickt werden würde. Alle Soldaten wurden nun aus den Forts und Städten genommen, wo ſie bisher zur Beſatzung gelegen hatten, ja ſelbſt in Pondichery blieben blos Invaliden zurück. Da man jezt nichts von den Engländern befürchten durfte, ſo waren die europäiſchen Einwohner der Oerter hinreichend, die Thore zu beſchützen. Dieſe Soldaten wurden alle ins Lager bey Arielore zu Auteuil geſchickt, der jezt eine Macht von 1000 Europäern, 150 Huſaren und 3000 Sepoys nebſt einem anſehnlichen Zug Artillerie bey ſich hatte.

1757. Der Marſch ging gerade nach Tritchinapoly, wo der Interims-Commandant, Capitain Smith, eben das ſchwere Geſchütz nach Madura abſenden wollte. Er hatte zur Vertheidigung dieſer großen Stadt alle Anſtalten gemacht, die ihm ſeine eingeſchränkte Lage nur erlaubte, und ſich auch von Tondiman und dem Könige von Tanjore Hülfstruppen ausgebeten; jeder dieſer Fürſten hatte ihm aber nur 300 Mann geſchickt, hiezu kamen 400 Peons, die vom Nabob unterhalten wurden. Man konnte ſich aber auf dieſe Truppen ſehr wenig verlaſſen, ſo daß die eigentlichen Soldaten 165 Europäer und 700 Sepoys waren; allein auch von dieſen hatten ſehr wenige im Kriege gedient, weil Calliaud die beſten von der Beſatzung mitgenommen hatte. Dieſe Truppen waren daher lange nicht hinreichend zu Vertheidigung einer Mauer von 6400 engliſchen Ellen im Umfange, wozu noch die Bewachung von 500 franzöſiſchen Gefangenen kam, die man mehr als den auswärtigen Feind fürchtete. In der That hatte auch die Hoffnung, daß dieſe ſich während dem Angriff befreyen würden, den größten Antheil an dem gegenwärtigen Verſuch auf Tritchinapoly. Den 15ten May fing der Feind an Bomben in die Stadt zu werfen, womit man fünf Tage und fünf Nächte fortfuhr, überdem mußten alle Nacht Truppen bis an die Mauern vorrücken, nicht in der Abſicht ſie zu erſteigen, ſondern blos die Beſatzung zu beunruhigen und zu ermüden. Erſt den 20ſten foderte Auteuil den Capitain Smith im Namen des Königs von Frankreich auf, die Stadt zu übergeben, und das fernere Blutvergießen zu erſparen, wobey er ihn zugleich warnte, die franzöſiſchen

Gefangnen wohl zu behandeln, weil ein übles Betragen gegen ſie nachdrücklich gerächt werden ſollte. Smith antwortete, daß er die Stadt im Namen des Königs von Großbritannien vertheidigen würde, und daß die Gefangnen beſtändig mit mehr Milde behandelt worden wären, als ſie verdienten. 1757.

Calliaud hatte kaum Nachricht von dieſer Unternehmung der Franzoſen gehört, als er in größter Eil, ohne Zelter, Bagage und Artillerie, aus Madura aufbrach, und den Lieutenant Rumbold nebſt Iſſoof mit Vollmacht zurückließ, die bereits angefangene Unterhandlung mit den Jemautdars fortzuſetzen. Nach ſehr forcirten Märſchen, wobey ſie an allem Mangel litten, kamen die Truppen den 25ſten May endlich in der Nähe von Tritchinapoly an, durchwadeten in der Nacht überſchwemmte Reißfelder, wogegen Auteuil keine Vorkehrung gemacht hatte, und ſo erreichten ſie den folgenden Morgen glücklich die Stadt, wo man ſie mit offenen Armen empfing, und alles zu ihrer Erfriſchung bereit war. Mit aufgehender Sonne wurde dieſe frohe Nachricht durch einundzwanzig Kanonenſchüſſe den Feinden kund gethan. Bey der Muſterung fand man, daß 300 Sepoys zurückgeblieben waren, allein nur drey Europäer fehlten. Auteuil konnte ſich die Urſache dieſes Freudenfeuers gar nicht erklären, bis ſeine Huſaren einige von den zurückgebliebenen Sepoys als Gefangene einbrachten. Er ging noch den nämlichen Tag mit allen ſeinen Truppen nach der Inſel Seringham zurück, paſſirte den Coleroon und ſezte ſodann ſeinen Marſch weiter nach Pondichery fort.

1757. Die Nachricht, daß die Franzoſen Tritchinapoly berennt hatten, kam den 16ten May nach Madras. So abgeneigt die Regierung auch war, ſich mit den Franzoſen feindlich einzulaſſen, ehe ſie Verſtärkung aus Bengalen und Europa erhalten hatte, ſo überwog doch die Wichtigkeit von Tritchinapoly, und die Gefahr worin ſich dieſe Stadt befand, alle andre Betrachtungen. Es wurde daher beſchloſſen, in die franzöſiſchen Beſitzungen einzufallen, als das beſte Mittel ihre Truppen zurückzubringen; wenn dieſes aber nicht bewirkt würde, ihnen nach Tritchinapoly zu folgen. Man brachte 430 Europäer und 800 Sepoys zuſammen, mit denen der Oberſte Adlercron eben ins Feld rückte, als die angenehme Nachricht von dem Entſatz der Stadt eintraf.

Die Feldzüge in Madura und Nelore hatten der Compagnie viel Geld gekoſtet, und waren dennoch fruchtlos geweſen; hiezu kam die unerwartete Neuigkeit, daß die Franzoſen die engliſchen Faktoreyen von Madapollam, Bandermalanka und Ingeram in der Provinz Rajahmundrum weggenommen hätten; überdem noch ging das Gerücht, daß Buſſy willens ſey, ſich auch der wichtigen Faktorey von Vizagapatnam zu bemächtigen.

Dieſes erzeugte eine ſo große Muthloſigkeit bey den Engländern, daß man unverzüglich den Oberſten Adlercron mit ſeinem Corps nach Madras zurückrief, ob ſich gleich die Franzoſen unter den Mauern von Vandiwaſch gelagert hatten. Ihr Anführer war jezt Saubinet, ein unternehmender Mann; kaum nahm dieſer den Rückzug der Engländer gewahr, als er ein

Detaſchement von 700 Mann nach Conjeveram 1757. ſchickte. Dieſes iſt die volkreichſte und größte offene Stadt im Carnatick; außer dem Zufluß von Menſchen, der durch die große Menge Getreide erzeugt wird, womit die weiten ſie umringenden Felder bedeckt ſind, wird die Stadt noch mehr wegen dem Ruf ihrer Pagode und dem Collegio der Bramanen beſucht, die darin wohnen und für den höchſten Rath der indiſchen Religion in Coromandel anerkannt werden. Sowohl die Engländer als Franzoſen hatten in den lezten Kriegen Truppen in der Pagode gehabt, allein nur ein Theil derſelben war jederzeit beſezt worden, wobey man die Prieſter mit Achtung behandelt und die heiligen Oerter nie entweiht hatte. Jezt befanden ſich in der Pagode 200 engliſche Sepoys, die Lambertſon, ein engliſcher Unteroffizier, commandirte. Die Franzoſen fanden hier einen ſolchen Widerſtand, daß ſie nichts ausrichten konnten; ſie begnügten ſich daher, dieſe große Stadt in der Nacht in Brand zu ſtecken und dann fort zu marſchiren.

Die Regierung in Madras ließ nun ihre Truppen wieder ins Feld rücken, und der würdige Lawrence, der wegen dem ihm ſo unverdient entzogenen Commando bisher nicht hatte dienen wollen, erbot ſich, als Volontär mit zu marſchiren; ein Antrag, den Adlercron willig annahm. Es kam jedoch zu keinem Treffen; beide Theile hatten mancherley Urſachen, defenſive zu agiren, und ſo endigte ſich der Feldzug, ohne irgend eine wichtige Unternehmung.

Die Beſatzung von Madura war durch den Abmarſch des Capitain Calliaud und die Gefahr, worin

1757 ſich Tritchinapoly befand, ſo aufgeblaſen worden, daß die Jemautdars die angefangene Unterhandlung abbrachen, und von keinen Vorſchlägen etwas hören wollten. Iſſoof beſchloß daher der Stadt die Communication mit dem Fluß Vigee abzuſchneiden, von dem ſie allein ihr Waſſer erhielt; denn alles andere, in den Teichen und der Ebene, war ſtinkend. Dennoch zog ſich die Belagerung in die Länge. In Madras fürchtete man die großen Vortheile, die den Franzoſen zuwachſen würden, wenn man die Stadt nicht bald in Beſitz bekäme, daher erhielt Calliaud Befehl, abermals dahin aufzubrechen, ohne jedoch die Sicherheit von Tritchinapoly außer Acht zu laſſen. Er nahm nur 120 Europäer und 700 Sepoys mit ſich, zu denen noch 200 tanjoreſche Reiter ſtießen. Ueber die Hälfte der Europäer waren franzöſiſche und holländiſche Ueberläufer, die man ausgeſucht hatte, um blos Engländer zur Bewachung der franzöſiſchen Gefangenen zurück zu laſſen. Den 3ten Julius langte Calliaud vor Madura an. Er verſuchte gleich einen Sturm, der aber abgeſchlagen wurde, wobey er 24 Europäer und über 100 Sepoys verlor.

Die Nachricht von dieſem fehlgeſchlagenen Angriff erreichte Madras den 25ſten; an dem nämlichen Tage, als zween entlaufene Peons die Neuigkeit dahin brachten, daß Buſſy die große brittiſche Faktorey Vizagapatnam, worin 150 Europäer zur Beſatzung lagen, wirklich eingenommen habe. Dieſe Unfälle wurden noch durch Localumſtände vergrößert; denn es iſt kein Land in der Welt, wo das geringſte Unglück im Kriege ſoviel Gewicht bey Freunden und Feinden hat, als in Indoſtan. Wenig Tage zuvor hatte ſich ein großes Corps Maratten an den weſtlichen Gränzen vom Carnatick gelagert, und den Nabob mit einem Einfalle bedroht, wenn er ihre Foderungen nicht eingehen würde. 1757.

Balagerow war nach ſeiner Rückkunft von Savanore in Poni ruhig geblieben, dem Scheine nach aufmerkſam blos auf die Angelegenheiten von Delhi und der nordiſchen Provinzen von Indoſtan, wohin er auch im vorigen Oktober Truppen geſchickt hatte. Als er aber ſahe, daß Salabad-jing und Buſſy ſich mit ihren Armeen von einander getrennt hatten, und der eine nach Aurengabad, der andere aber nach den abgetretenen Provinzen marſchirt war, ſo erſchien er im Felde mit 60,000 Mann, ging über den Kriſtna und näherte ſich dem Beamraw, einem geheiligten Fluſſe in Viziapore, in deſſen Strome ſich ſeine Maratten von ihren Sünden reinigten. Von hier brach er in der Mitte des Februars auf, und marſchirte eiligſt nach Myſore, wobey er Schrecken und Verheerung auf ſeinem ganzen Zuge verbreitete. Die meiſten Forts, die auf ſeinem Wege lagen, ergaben ſich auf die erſte Auffoderung, und diejenigen, die aushielten, wurden von Detaſchements berennt, während die Hauptarmee ihren Marſch ununterbrochen bis Seringapatnam fortſezte. Der nachher ſo berühmt gewordene Hyder Ally war damals Feldherr des Königs von Myſore, und hatte aus Ahnung dieſer Invaſion ſchon einige Wochen zuvor mit ſeinen Truppen Dindigul verlaſſen, allein dennoch war er

1757. zu ohnmächtig, der Maratten Macht zu widerſtehen. Der aus den vorigen Kriegen ſo bekannte Regent dieſes Landes bebte vor Furcht, und ſchlug eine Unterhandlung vor, deren Reſultat war, daß er an Balagerow zwey Millionen Rupien zu bezahlen verſprach. In der Mitte des Aprils zog dieſer fürchterliche Feind ab, und fuhr fort alle hinter ſich gelaſſene Forts wegzunehmen, obgleich viele derſelben vom Königreich Myſore abhängig waren. Das vornehmſte und zugleich das ſtärkſte des ganzen Landes iſt Serah, ſonſt auch Sirpi genannt, auf einem hohen Berge gelegen. Der beſtochene Commandant übergab es nach einer dreywöchentlichen Vertheidigung.

Die Regenzeit näherte ſich, da gewöhnlich der Kriſtna überfließt, und nicht zu paſſiren iſt. Es war daher Balagerows Maxime nie, zu der Zeit ſüdwärts zu bleiben, und durch den Fluß von ſeiner Hauptſtadt abgeſchnitten zu werden. Er verließ alſo Sirpi mit 45000 Mann, die übrige Armee aber mit einem großen Zug Artillerie blieb unter Anführung des Balaventrow zurück, um den Operationsplan fortzuſetzen. Dieſer General ließ kein Fort unverſchont, das er nur erreichen konnte; wo die Gewalt nichts vermochte, wandte er Geld an, das immer Wirkung that. So gelangte er endlich den 27ſten Junius bey Cudapanatam an, ſechzig engliſche Meilen von Arcot, wo ein ſtarker Paß iſt. Während daß Balaventrow Zurüſtungen machte, das daſige Fort anzugreifen, ſchickte er Briefe von Balagerow an den Nabob und die Regierung in Madras. Schon einige Monate zuvor hatte dieſer Feldherr nach

Madras geſchrieben, und ſich über die Regierung in Bombay beklagt, daß ihm dieſe keinen Antheil von der Beute des Seeräubers Gheria gegeben habe; wobey er ſein Vorhaben meldete, nach dem Carnatick zu kommen, um, wie er ſagte, die Angelegenheiten dieſer Provinz zu ordnen. Man ſahe dieſes als Ausdrücke an, die blos die Abſicht hätten Furcht einzujagen; dieſe wollten die Engländer nicht zu erkennen geben, vielmehr lud ihn die Regierung ein, zu kommen und ihr beyzuſtehn die Franzoſen zu vertreiben, als das einzige Mittel, die Ruhe in der Provinz wieder herzuſtellen. Nunmehr aber wunderte man ſich in Madras nicht wenig, in dieſem neuen Briefe des Balagerow ſowohl an die Regierung, als an den Nabob, die ausdrückliche Foderung eines Tributs zu leſen, der dem Könige der Maratten von der Nabobſchaft von Arcot gebühre, welcher Tribut, der Behauptung des Balagerow gemäß, durch Nizam-al-muluck jährlich auf 600,000 Rupien feſtgeſezt worden ſey, und welcher, da er ſeit ſechs Jahren nichts erhalten habe, jezt die Summe von vier Millionen Rupien betrüge. 1757.

Jn Arcot war jedermann in der äußerſten Beſtürzung, als man die Annäherung der Maratten erfuhr, und ſelbſt der Nabob glaubte ſich in ſeiner Reſidenz nicht ſicher. Die Engländer luden ihn ein, ſeine Weiber und Kinder nach Madras zu ſchicken; er nahm den Antrag auch an, nur ſeine Mutter blieb in Arcot, weil ſie eine Abneigung gegen die Seeluft hatte. Mittlerweile wurden beſtändig zwiſchen dem Nabob und Balaventrew Briefe gewechſelt. Cuda-

1757. panatam hatte ſich den 15ten Julius ergeben, worauf die Maratten durch den Paß drangen, Ambore berennten, und ihre ſtreifenden Parteyen bis an die Thore von Velore ſandten. Balaventrow aber blieb mit der Hauptarmee bey Cudapanatam, und ſchickte einen vornehmen Befehlshaber von vieler Klugheit, Namens Armerrow, nach Arcot, um mit dem Nabob zu unterhandeln; er verlangte 400,000 Rupien baar, und die Einwilligung, von den Forts und Polygars im Carnatick eine noch größere Summe einſammeln zu können. Nach vielen Einwendungen begnügte er ſich mit 200,000 Rupien vom Nabob, und 250,000 von den Polygars und Forts. Dieſe Bedingungen waren in Rückſicht der gegenwärtigen Umſtände ſehr mäßig. Der Nabob glaubte daher, daß die Regierung in Madras damit eben ſo zufrieden ſeyn würde, und erſuchte ſie, ihm das Geld dazu von den Renten vorzuſchießen, die er der Compagnie zur Erſtattung der Kriegskoſten aſſignirt hatte. Die Regierung aber wünſchte die Anſprüche der Maratten zu annulliren, die, wenn ſie einmal durch ihre Beyſtimmung genehmigt wären, nie aufgegeben werden würden. Sie hatte indeſſen keine andere Wahl, als entweder zu bezahlen oder zu fechten. Im leztern Falle zeigten ſich nicht verächtliche Bundsgenoſſen.

Der in dieſer Geſchichte ſo berühmte Maratten-Fürſt Morari-row hatte, unerachtet ſeines unabhängigen Fürſtenthums, den Großfeldherrn Balagerow im vorigen Jahre als ſein Oberhaupt anerkannt, und ihn auch mit 6000 Reitern nach Seringapatnam be-

1757. gleitet. Nach der Einnahme von Sirpi aber trennten ſie ſich, und Morari-row ging nach ſeinem Lande, ohne die geringſten Vortheile von dem Feldzuge gehabt zu haben, ja ſogar ohne daß man ſeine Truppen beſoldet hatte, die Balagerow als Kriegsvaſallen betrachtete. Der Nabob von Cudapa hatte die gefoderte Contribution abgeſchlagen, und waffnete ſich; ein gleiches thaten die benachbarten Nabobs von Savanore, von Canoul und von Condanore, die alle Pitanen waren. Morari-row, deſſen Gebiet an die ihrigen gränzte, ſchlug ihnen vor, ſich alle zuſammen mit den Engländern, dem Nabob von Arcot und den Myſoren zu verbinden, und zwar nicht allein für jezt wider Balaventrow, ſondern um alle künftigen Invaſionen ſüdwärts vom Kriſtnafluß abzuhalten. Alle waren es zufrieden, und überließen es Morari-row, den Antrag zu thun. Dieſer erbot ſich mit ſeinen neuen Bundsgenoſſen ſogleich aufzubrechen, und Balaventrow anzugreifen, wenn die Engländer ihnen Truppen zu Hülfe ſenden wollten. Die Regierung in Madras konnte deren keine jezt entbehren, und fürchtete dieſe Alliirten ſo ſehr im Carnatick zu ſehn, als die feindlichen Maratten. In dieſer Verlegenheit beſchloß ſie die Unterhandlung mit Armetrow ſo lange als möglich zu verzögern, bis Nachrichten aus Europa ihr Betragen näher beſtimmen könnten; ſie lud ihn daher ein nach Madras zu kommen, welches er bewilligte, da der Nabob ſich erbot ihn zu begleiten. Sie langten den 8ten Auguſt an, und hatten den folgenden Tag eine Conferenz mit dem Gouverneur, der ihnen vorſtellte, daß ohne die Engländer die Fran-

1757. zoſen jezt Herren vom Carnatick ſeyn würden, und dieſe ſich nie zu einem Tribut verſtanden haben dürften, da ſie keinen für die nordlichen Provinzen bezahlten, zu deren Eroberung er Balaventrow engliſche Hülfstruppen zu ſchicken ſich erbot. Armetrow wollte ſich nicht durch entfernte Hofnungen irre machen laſſen, und verlangte eine beſtimmte Antwort auf ſeinen Antrag.

Noch den nämlichen Tag kamen Briefe aus England über Arabien an, mit der Nachricht, daß der Admiral Stevens mit vier Linienſchiffen und einer Fregatte nach Indien abgeſegelt wäre. Dieſe Neuigkeit that auf Armetrow keine Wirkung, der nur auf des Nabobs dringendes Bitten noch etwas zu verweilen bewilligte. Man berathſchlagte und fand am dienlichſten, das Geld zu bezahlen, allein mit der Bedingung, daß 3000 Maratten ſich mit den engliſchen Truppen bey Conjeveram vereinigen und die Franzoſen angreifen ſollten. Auch von dieſem Antrage wollte der Abgeordnete nichts hören, weil das Geld ein zuſtändiges Recht ſey, das ohne alle Bedingung bezahlt werden müßte. Wäre dieſes geſchehen, ſo ließe ſich nachher von den Hülfstruppen weiter ſprechen. Die Conferenzen und Botſchaften dauerten bis zum 14ten, da er ungeduldig wurde, und mitten in der Nacht ſeinem Gefolge, das aus 300 Maratten beſtand, ſich zu rüſten befahl, worauf man das Geld ohne Verzug bezahlte. In dieſer Zwiſchenzeit hatte Balaventrow mit 3000 Maratten ſein Lager verlaſſen, und ſich nach der Pagode Tripetti begeben, wo er ſeine Andacht mit großem Eifer verrichtete. Auf dieſer

Wallfahrt hielt er ſein raubſüchtiges Gefolge von allen 1757. Gewaltthätigkeiten ab.

Unter den aus England eingegangenen Nachrichten war auch ein Befehl an den Oberſten Adlercron, mit ſeinem Regimente zurück zu kommen, wobey man aber doch den gemeinen Soldaten erlaubte, ſich bey den Compagnie-Truppen enrolliren zu laſſen. Die Meiſten thaten dieſes auch; da jedoch zum Transport der übrigen keine Gelegenheit vorhanden war, ſo blieb die Armee in Indien nach wie vor gleich ſtark.

Die Franzoſen ſchickten mittlerweile ihre Cavallerie und Sepoys aus, das Land zu verheeren und zu plündern, die denn auch bis in der Nähe von Arcot ſtreiften, allein ſich nirgends aufhielten. So verging der Monat Auguſt, bis ſich ein neuer Gegenſtand der Unruhe zeigte. Von den drey Feſten, die jährlich in Tripetti gefeyert werden, iſt das im September das vorzüglichſte; es wird dann mehr Geld geſammelt, und die Anzahl der Pilger iſt weit größer. Im Anfange des Junius war Nazeabulla, der rebelliſche Statthalter von Nelore, von ſeiner Flucht zurück gekommen, begleitet von 80 franzöſiſchen Soldaten. Er blieb ruhig, bis ſich des Nabobs Truppen von Arcot entfernt hatten, da er denn das Fort von Cadawah unweit Tripetti berennte. Seine Abſicht war, ſich der beym Feſte eingehenden Gelder zu bemächtigen, die ſeit einigen Jahren der Compagnie aſſignirt waren. Die dadurch beunruhigte Regierung in Madras ſchickte den Capitain Polier mit 100 Europäern und 300 Sepoys dahin ab, und einige freundlich ge-

1757. ſinnte Polygars in der Nähe der Pagode wurden erſucht, ſich mit ihm zu vereinigen.

Den 6ten September kamen vier Compagnieſchiffe aus England bey Madras an. Zwey Fregatten gingen ihnen entgegen, und nahmen die darauf befindlichen Rekruten, 200 Mann, an Bord, um ſie nach dem Fort St. David zu bringen. Sie warfen hier in der Nacht Anker, entdeckten aber bey anbrechendem Tage eilf Schiffe, die in der Nähe auch vor Anker lagen, und die ſie, obgleich engliſche Flaggen darauf wehten, für franzöſiſche Schiffe erkannten. Man landete dennoch einige Rekruten in Böten, die man aber zurücklaſſen mußte, weil die Feinde in Bewegung geriethen und auf die Fregatten losgingen, welche jedoch glücklich entkamen und ſich vertheilten, um in möglichſter Eil dieſe Nachricht nach Madras und Bengalen zu bringen. Der Commodore James, der die Kreuzſchiffe commandirte, unterzog ſich ſelbſt dem Geſchäfte, nach leztgedachtem Lande zu ſegeln.

Alles gerieth in Madras in Bewegung. Sämtliche Schreiber der Colonie waren nicht hinreichend, alle Befehle auszufertigen, die man ſchleunig verſandte. Der gröſte Theil der bey Conjeveram gelagerten Truppen wurde zurückgerufen; ein gleiches geſchah mit denen, die nach Tripetti marſchirt waren. Der Capitain Calliaud erhielt Befehl, ſogleich nach Tritchinapoly zurückzukehren, Madura möchte eingenommen ſeyn oder nicht. Im erſtern Falle ſollte er Iſſoof mit 1000 Sepoys mit ſich nehmen. Man ſchickte Inſtructionen nach den engliſchen Beſatzungen in Carangoly, Chinglapet und Arcot, desgleichen nach allen ſo-

wohl der Compagnie als dem Nabob gehörigen Forts, 1757.
ferner nach Bombay und allen Faktoreyen auf der Küſte von Malabar. Ein Schiff wurde zum Kreuzen bey der Inſel Ceylon abgeſchickt, um den aus England erwarteten Schiffen die nöthige Nachricht zu ertheilen, und ein anderes bey Cobelong poſtirt, um durch Signale die Annäherung der franzöſiſchen Flotte kund zu thun, die ſich jezt bey Pondichery befand.

Im Fort St. David, wo man wegen der Entfernung und der Dämmerung die Manövers der Kreuzſchiffe nicht hatte wahrnehmen können, bildete man ſich ein, daß die angekommene Flotte die längſt erwarteten engliſchen Kriegsſchiffe wären, die eine Anzahl Compagnieſchiffe bey ſich hätten. In dieſem Wahne wurde ein Agent in einem kleinen Schiffe an den Admiral abgeſchickt, ihm im Namen der Präſidentſchaft zur Ankunft zu complimentiren, und ihm einen Brief zu überreichen, worin man ihn bat, bey Ceylon zu kreuzen, um die feindliche Flotte aufzufangen, und die engliſchen Schiffe, die man hier nächſtens erwarte, zu decken. Dabey war die Nachricht, daß der Admiral Watſon mit ſeiner Eſcadre wahrſcheinlich in der Mitte des Septembers aus Bengalen kommen würde, da man denn nach der Vereinigung beider Eſcadren alles hoffen und ſelbſt Pondichery zittern machen könnte. Der Agent ſah ſeinen Irrthum nicht eher ein, bis er nicht mehr entkommen konnte. In der Angſt verbarg er den Brief zwiſchen zwey Bretern in ſeinem Schiffe, das ſogleich in Beſitz genommen und nebſt ihm nach Pondichery geführt wurde.

1757. Man war einige Tage lang in ſehr großer Beſorgniß, daß die franzöſiſche Flotte auf der Höhe von Madras kreuzen würde, da denn der Verluſt der aus China kommenden Schiffe für den Handel der Compagnie überaus unglücklich geweſen wäre. Es verging eine geraume Zeit, ehe die Engländer die Anzahl und Größe der franzöſiſchen Schiffe genau erfahren konnten.

Die Flotte beſtand aus vier Schiffen von ſechzig Kanonen, zwey von funfzig, drey von 36, 30 und 21, und zwey von 16 Kanonen, nebſt einer Bombardiergalliotte, in allem zwölf Kriegsſchiffe, die ſchon im December des vorigen Jahres aus Frankreich abgeſegelt, allein unterweges getrennt worden waren. Sie hatten das Regiment von Lothringen, das aus 983 Mann beſtand, funfzig Artilleriſten und ſechzig Freywillige an Bord. Der Befehlshaber dieſer Truppen war der Marquis de Soupires, Marechal de Camp. Die Flotte ſelbſt war dem Gouverneur der Inſel Bourbon, Bouvet, anvertraut, der für einen der größten Seeleute in Frankreich gehalten wurde. Die Proviantirung der Schiffe nahm viel Zeit weg, ſowohl auf der Inſel Bourbon, als in Mauritius und Madagaſcar, daher ſie erſt den 8ten September in Pondichery eintreffen konnten. Den folgenden Tag wurden alle Soldaten gelandet, nebſt zwanzig ſchweren Kanonen, einigen Mörſern und einer großen Menge Bomben und Kugeln. Soupires, dem alle militäriſche Operationen anvertraut waren, berief nun einen gemiſchten Kriegsrath von Land- und Seeoffiziers zuſammen, wozu auch die vornehmſten Glieder der Regierung eingeladen wurden, worin er vorſchlug, ſogleich zu Lande und zu Waſſer das Fort St. David zu blockiren. Allein eben um dieſe Zeit entdeckte man den verborgenen Brief, der an den engliſchen Admiral gerichtet war, und die größte Beſtürzung unter der franzöſiſchen Flotte erregte. Man fürchtete ſtündlich eine größere Seemacht als ihre eigne vor ſich zu ſehn. Selbſt Bouvet wurde von Furcht überfallen und erklärte, daß er ohne Verzug nach der Inſel Bourbon zurückſegeln würde, da er genug gethan habe, die Truppen zu landen. Keine Vorſtellungen und Bitten konnten ſeinen Entſchluß ändern; er wollte nicht einmal warten, alle die Artillerie und Munition auszuladen, die für Pondichery beſtimmt war, weil er keine Zeit verlieren wollte. So wurde ein großer Nachtheil durch die zufällige Entdeckung des Briefes abgewendet, welchen Vorfall zu der Zeit, da er geſchahe, die Engländer als ein wahres Unglück betrachteten. 1757.

Die ſchleunige Abreiſe der franzöſiſchen Flotte vernichtete alle Furcht, die ihre Ankunft verurſacht hatte. Die von Conjeveram angekommenen Truppen erhielten nun Befehl, ſich in der Ebene von Madras zu lagern, und Polier mit ſeinem Detaſchement wieder nach Tripetti umzukehren, bis das Feſt geendigt ſeyn würde; Calliaud aber bekam die Erlaubniß, bey Madura zu bleiben, wenn er Hofnung hätte den Ort zu erobern.

Dieſer würdige Offizier war indeſſen gefährlich krank geworden; jedoch ſezte er auch während der Krankheit ſeine Unterhandlungen mit den Polygars glücklich fort, die ihm ihre Truppen zuſchickten. Der Abfall ſo vieler Waldfürſten ſezte die Jemautdars in

1757 Madura in Beſtürzung, wozu noch die geringe Hofnung kam, von den weſtlichen Polygars in Tinivelly und den Myſoren unterſtützt zu werden. Sie hatten zwar eine Armee von 10,000 Mann zuſammen gebracht, und Maphuze Khan ſtand mit dem König von Travancore um Hülfstruppen in Unterhandlung; allein dennoch war dieſer Aufrührer des guten Erfolgs ſo wenig verſichert, daß er zu gleicher Zeit mit den Engländern auch zu unterhandeln anfing. Er ſchickte deshalb einen Agenten an Calliaud, der ſich damals abweſend befand; der commandirende Offizier Rumbeld glaubte die Vorſchläge achtungswerth, und ſchickte daher zwey Abgeordnete unter einer Eſcorte von 50 Sepoys an Maphuze Khan. Ehe dieſe aber noch ſein Lager erreichten, hatte er Nachricht von anrückenden Hülfstruppen bekommen, daher er ſeinen Entwurf änderte, und anſtatt zu unterhandeln die Abgeordneten von ſeinen Reitern umringen ließ, und ſie mit allen ihren Sepoys niederzuhauen drohte, wenn ſie nicht an die Beſatzung von Palamcotah Befehl ertheilen würden, ihm das Fort zu übergeben. Die Abgeordneten erklärten, daß ſie eher ſterben als dieſes thun wollten, und rüſteten ſich zum Widerſtande. Allein Ally Saheb, ein Jemautdar des Maphuze Khan, lehnte ſich gegen dieſe Verrätherey öffentlich auf, und drohte die Sepoys zu beſchützen, worauf man ſie abziehen ließ; er war aber doch wegen ihrer fernern Sicherheit noch ſehr beſorgt, und begleitete ſie daher, bis ſie das Fort Palamcotah erreichten.

Sobald Maphuze Khan ſeine erwarteten Truppen bey ſich hatte, ging er nach Madura, und ließ ſich hier zum Beherrſcher ausrufen, wobey viele Gewaltthätigkeiten geſchahen; ſelbſt die Wechsler wurden nicht verſchont, obgleich ihr ſo nöthiges und neutrales Gewerbe ihre Perſon und Eigenthum durch ganz Indoſtan gegen die Gewalt des Deſpoten oder des Erobeгers ſchützt. 1757.

Verkatoolah hatte bisher vergeblich auf die Myſoren gewartet, und noch kürzlich die Verſicherung erhalten, daß Hyder Ally ſelbſt die Truppen commandire und im Anzuge ſey; allein man erfuhr endlich, daß dieſer Feldherr ſich ruhig in Seringapatnam befinde. Auf dieſe widrige Nachricht wandte er ſich an Calliaud, und erbot ſich, Madura zu übergeben, wenn die Engländer der Beſatzung den ihr von Maphuze Khan rückſtändigen Sold bezahlen wollten, wobey er nichts für alle andre Truppen ſtipulirte, die ſich damals mit Maphuze Khan abweſend befanden. Er berechnete dieſen Sold zwar auf 1600,000 Rupien, allein er ſezte die Summe auf 400,000 Rupien herab. Dieſer Vorſchlag war von Verkatoolah und den vier vornehmſten Jemautdars unterzeichnet. Calliaud behandelte ihn eine Zeitlang mit Verachtung, und ſchlug ſodann ſeine Bedingungen vor. Dieſe waren: den Truppen 100,000 Rupien, an Verkatoolah als ein Geſchenk 20,000, jedem der vier Jemautdars 5000, und den übrigen jedem 2000, in allem 150,000 Rupien. Es gingen viele Tage während dieſer Unterhandlung vorüber, denn die Beſatzung war entſchloſſen, ſich nöthigenfalls das Geld zu erkämpfen. Um ihnen dieſen Kampf ſchwer zu machen, verdoppelte man die Wachſamkeit rund um die Stadt,

1757. damit keine Lebensmittel herein kommen konnten. Der Mangel wurde bald ſo groß, daß man nichts mehr als Reiß hatte; ſelbſt das Salz fehlte gänzlich, worauf alle Einwohner, die keine Soldaten waren, die Stadt verließen; die Engländer erlaubten ihnen auch ungehindert auszuwandern. Es wurde nunmehr eine große Batterie errichtet, von deren Vollendung Calliaud dem Berkatoolah Nachricht gab, mit dem Beyfügen, daß, ſobald man daraus zu feuern angefangen hätte, kein Vergleich mehr Statt finden würde. Dieſe Drohung in Vereinigung mit der Hungersnoth wirkte, die zugeſtandenen 150,000 Rupien wurden noch mit 20,000 vermehrt, und den Engländern den 8ten Sept. die Stadt übergeben.

Dieſes war der einzige Vortheil, den man in Coromandel ſeit Abſendung der Truppen nach Bengalen erlangt hatte. Die Eroberung würde ſelbſt in glücklichen Zeiten von der größten Wichtigkeit geweſen ſeyn, noch mehr aber war ſie es jezt, da man ſie kaum hoffen konnte; denn wäre die Uebergabe verzögert worden, bis die Beſatzung Nachricht von der Ankunft der franzöſiſchen Flotte bekommen hätte, ſo würde Madura wahrſcheinlich unerobert geblieben ſeyn. Dieſer Ort im Beſitz von Feinden, im jetzigen Kriege mit Frankreich, würde auf alle folgenden Begebenheiten großen Einfluß gehabt, und den Angelegenheiten beider Nationen in Indien eine andre Wendung gegeben haben.

Die Franzoſen in Pondichery berathſchlagten nun, nach Abfahrt ihrer Flotte, was ſie mit ihren neuen Truppen unternehmen ſollten. Man wollte es nicht wagen, das Fort St. David anzugreifen, weil 1757. man die engliſche Eſcadre aus Bengalen fürchtete, daher würde wahrſcheinlich Tritchinapoly der Gegenſtand des Angriffs geweſen ſeyn, wenn Soupires nicht Befehl erhalten hätte, ſich mit keinen entfernten Unternehmungen einzulaſſen, bis mehr Truppen aus Frankreich angelangt wären. Man beſchloß endlich Chittapet zu belagern, allwo die Franzoſen den 21ſten September auch ihr Lager aufſchlugen. Ihre Annäherung erregte in Arcot große Beſtürzung, und wurde die Urſache vieler Verwirrung. Der Nabob überließ die Regierung der Stadt ſeinem Bruder Abdulwahab, mit Zuziehung ſeiner Mutter, des vormaligen Duans, Sampetrow, und des Feldherrn Ebrar Cawn. Viele Reiter hatten kürzlich wegen Mangel an Sold den Dienſt des Nabobs verlaſſen, und waren theils zu den Franzoſen, theils zu Mortiz-ally in Velore übergegangen. Da die Deſertion fortdauerte, fand ſich ein Jemautdar, Namens Dana Sing, mit hundert Reitern nahe bey Arcot ein, und ſchlug hier ein Lager auf, in der Abſicht die Ueberläufer an ſich zu ziehen, und ſie hernach alle zuſammen dem Meiſtbietenden zu überlaſſen. Dieſer Gebrauch iſt in Indoſtan ſo gewöhnlich, daß ein kleines Corps Cavallerie ſich zwiſchen zwey feindliche Armeen lagern kann, ohne von einer derſelben beunruhigt zu werden, ſo lange die Wahl des Anführers noch nicht beſtimmt iſt. Dana Sing, der ſich hierauf verließ, trieb ſein Geſchäft unverholen, ſelbſt mit Vorwiſſen des engliſchen Commandanten, den er bisweilen beſuchte. Einige von den Vertrauten des leztern aber verſicher-

1757. ten ihm, daß die häufigen Deſertionen die Wirkung von Verrätherey wären, und mit Genehmigung des Abdulwahab und ſeiner Mitregenten geſchähen. Dieſe ungegründeten boshaften Verläumdungen erregten den Verdacht des Commandanten, der unglücklicherweiſe durch einen Zufall beſtätigt zu ſeyn ſchien.

Des Nabobs Mutter hatte zu ihrer Appanage das Fort Chitore erhalten, in den Gebirgen unweit Tripetti gelegen, das ſie mit dem dazu gehörigen Gebiet ſelbſt eigen beherrſchte. Da ſie alt und ſchwächlich war, ſo erzeugte die Annäherung der Franzoſen bey ihr eine ſolche Furcht, daß ſie ihre Schätze und beſten Effekten nebſt einigen Koſtbarkeiten des Abdulwahab zuſammen packte, und ſie nach Chitore ſchicken wollte. Die nämlichen bösgeſinnten Perſonen, die ſchon zuvor den Kopf des Commandanten mit Vorurtheilen angefüllt hatten, fanden es nun leicht ihn zu bereden, daß Mutter und Sohn die Abſicht hätten, die Stadt heimlich zu verlaſſen, und zu des Nabobs Feinden zu flüchten. Man ahnete jezt nichts als Verrath; der Commandant ließ ſowohl Sampetrew als den Jemautdar Dana Sing in Verhaft nehmen; Ebrar Cawn wurde gezwungen, Arcot zu verlaſſen; ein gleiches widerfuhr auch dem Dolmetſcher der Maratten. Die bereits nach Chitore abgeſchickten Wagen, bey denen ſich einige weibliche Bediente der Prinzeſſin Mutter befanden, wurden angehalten und nach dem Fort zurückgebracht, ſo wie der Palaſt der Prinzeſſin ſtark beſezt und alle Briefe aufgefangen. Abdulwahab hielt ſich auch nicht ſicher, ſondern machte ſich den 24ſten Sept. in der Nacht mit 40 Reitern fort, und ward nicht eher ruhig, als bis er Chitore erreicht hatte. Man durchſuchte am folgenden Tage ſein Haus, bemächtigte ſich ſeiner beſten Effecten und aller Papiere. Alle Sepoys von der Beſatzung waren drey Tage und drey Nächte in beſtändiger Bewegung, als ob die Stadt von einem großen Heere berennt wäre, ob man gleich nicht nöthig hatte, eine Muskete abzufeuern. Dennoch hielt der leichtgläubige Commandant ſich nicht ſicher, ſondern zwang des Nabobs Mutter, den 27ſten auch die Stadt zu verlaſſen und nach Corepauk zu wandern, wohin er ſie unter einer ſtarken Eſcorte bringen ließ. 1757.

Die Regierung in Madras hörte dieſe Nachrichten mit Erſtaunen, und da ſie durch die aufgefangenen Briefe überführt wurde, daß man keine böſen Abſichten gehabt habe, ſo bemühte ſie ſich, alle Beleidigten durch Entſchuldigungen auszuſöhnen, und entſezte den Commandanten ſogleich von ſeinem Poſten. Der Nabob und ſeine Mutter wurden ausgeſöhnt, allein Abdulwahab, entweder aus Stolz, oder in der Hofnung ſich ein unabhängiges Land zu erkämpfen, wollte Chitore nicht verlaſſen, ſondern warb Truppen an und ſchrieb an die Maratten.

Soupire hatte mittlerweile ein Obſervationscorps zuſammengezogen, um die Belagerung von Chittapet zu decken. Dieſer Ort nebſt dem dazu gehörigen Gebiete gehörte einem Fürſten, deſſen Würde mit dem Titel Kellidar bezeichnet wird: er war ein Bundesgenoſſe der Engländer, und bat daher in dieſer Gefahr dringend um ihren Beyſtand. Es waren aber

1757. keine Truppen bey der Hand; wozu noch kam, daß der Nabob ihn anfeindete, weil er von dem Subah von Decan ſeine Würde unter den vormals in Indoſtan gewöhnlichen Bedingungen erhalten hatte, die mehr dienen, die Macht des Nabobs zu hemmen, als ſie zu erweitern. Der Kellidar hatte ſeine Art von Unabhängigkeit behauptet; er hielt einen Hofſtaat, und warb Truppen an, ohne um die Einwilligung des Nabobs zu fragen; ja einige Monate zuvor war er, zu noch größerer Kränkung des leztern, von Salabad-jing mit ähnlichen Vorrechten auch zum Kellidar von Polore ernannt worden. Die Patente wurden mit vielen Ceremonien in Chittapet bekannt gemacht, worauf der neue Statthalter mit dem größten Theile ſeiner Truppen nach Polore marſchirte, um es mit Gewalt in Beſitz zu nehmen. Der Nabob wurde hiedurch aufs äußerſte gebracht, ſo daß er den Engländern wegen des Betragens dieſes ihres Bundesgenoſſen bittere Vorwürfe machte; er behauptete von ihm, daß er ehemals in Bengalen unter dem Nabob Allaverdy gedient, und nachher in genauer Verbindung mit ſeinem Nachfolger Surajah Dowlah geſtanden, von dem er noch kürzlich eine Summe Geld erhalten habe, um es zum Nachtheil der Engländer im Carnatick anzuwenden.

Kaum hatte die Regierung in Madras dem Kellidar ihr Misvergnügen über ſeinen Marſch nach Polore zu erkennen gegeben, als er ſich gleich zurückzog, und ſich mit einer Freymüthigkeit entſchuldigte, die einen edlen Charakter anzeigte; von dieſer Zeit an hatte er den Engländern von ſeiner Lage und allen ſeinen

1757. Handlungen beſtändig Rechenſchaft gegeben. Dennoch hatten des Nabobs Vorſtellungen einen Verdacht zurückgelaſſen, weil man ſonſt Mittel gefunden haben würde, wenigſtens 100 Europäer in das bedrängte Fort zu werfen, und es mit Kanonen zu verſehen, als warum der Kellidar dringend gebeten hatte. Die Franzoſen nahmen erſt die ans Fort ſtoßende Stadt ein, und errichteten hier ihre Breſche-Batterie und zwey andere außerhalb der Stadt. Auf dieſe leztern that der Kellidar einen muthigen Ausfall, tödtete und verjagte die Soldaten, vernagelte die Kanonen und brachte die Munition nebſt allem Kriegsgeräthe ins Fort zurück.

Die Nachricht von dieſer tapfern Gegenwehr vermochte die Regierung in Madras, den Kellidar zu unterſtützen; ſie befahl dem Commandanten von Arcot, ein ſtarkes Detaſchement von Europäern und Sepoys dahin abzuſchicken, und erſuchte den Nabob, ein gleiches mit aller Reiterey zu thun, die er bey ſich hätte; auch Armetrow wurde angelegen, mit einem Corps Maratten zu dieſen Hülfstruppen zu ſtoßen. Ja man ging noch weiter und bat Balaventrow, durch ſeine Maratten die Franzoſen zu beunruhigen und ihre Convoys aufzufangen, wobey die Regierung in Madras die Koſten tragen wollte. Allein des Nabobs Cavallerie ſchlug ab eher zu marſchiren, bis ſie Geld bekäme; Armetrow war aus Andacht nach der Pagode Tripetti gereiſt, und Balaventrow hatte ſich mit ſeiner Armee weiter entfernt. Die Franzoſen hatten dieſe Zwiſchenzeit genutzt und mehrere Truppen nach

1757. Chittapet geſandt, wodurch ſie im Stande waren, den Ort von allen Seiten einzuſchließen.

Die Breſche war den 13ten Oct. fertig, da denn der Kellidar aufgefodert wurde, welcher aber antwortete, daß er den Sturm erwarte. Die Franzoſen rückten mit anbrechendem Tage an; dieſes war aber nur ein falſcher Angriff, um die Belagerten nach der Breſche zu ziehen; denn zu gleicher Zeit legte ein anderes Detaſchement an einer entfernten Mauer die Leitern an und erſtiegen ſie faſt ohne Widerſtand, weil faſt alle Truppen, mit dem Kellidar an der Spitze, an der Breſche fochten und ſie tapfer vertheidigten, bis dieſer muthige Fürſt, durch zwey Musketenkugeln getroffen, todt niederſtürzte. Die Vertheidigung wurde dennoch fortgeſezt, bis die Franzoſen von der andern Seite über die erſtiegenen Wälle kamen und den Belagerten in Rücken fielen, da denn der Sieg entſchieden war. Man flehte um Pardon, ja viele baten kniend um ihr Leben, allein die Sieger ſchonten niemand als nur die engliſchen Soldaten, deren ſich hier neunzehn befanden. Da die ganze Beſatzung niedergehauen wurde, ſo retteten nur diejenigen ihr Leben, die über die Mauern ſprangen und ſo glücklich waren, die Ebene zu erreichen. Die Unmenſchlichkeit der Sieger ging noch weiter; ſie ſteckten den Palaſt des Kellidars in Brand, und alle ſeine Weiber, Kinder und Bedienten mußten in den Flammen ſterben. So fiel der Kellidar, Nizar Mahomed, als ein Opfer ſeiner Treue, da man ihn wegen Verrätherey in Verdacht hatte, und als ein tapferer Mann, dem man kaum gemeinen Muth zutraute. Die Engländer bebauerten ſeinen Tod ſehr, der zum Theil ihrer Nachläßigkeit zuzuſchreiben war, und beſorgten mit Recht, daß dies Unglück auf ihre andern Alliirten einen ſtarken Eindruck machen dürfte. 1757.

Nazeabullah gab bey der Annäherung des engliſchen Detaſchements ſein Vorhaben auf Tripetti auf, und ging nach Nelore zurück, wo er alle von Norden herkommenden Pilger, die zum Feſt wollten, aufhielt. Durch dieſe Hinderniſſe wurden die heiligen Einkünfte beträchtlich verringert. Der Verluſt von Chittapet verdoppelte die Furcht wegen der entlegenen engliſchen Forts. Nur fünfundzwanzig engliſche Meilen von dieſem eroberten Orte lag Carangoly, das 300 Sepoys zur Beſatzung hatte; weil aber die Mauern in ſchlechtem Zuſtande waren, ſo erhielten ſie Befehl, ſich im Nothfalle nach Chinglapet zurückzuziehen. Man ſchickte Soldaten, Munition und Kriegsgeräthe nach Arcot, wohin ſich bey drohender Gefahr die Beſatzungen von Tirnary, Coorepauk, Cavantandelum und einiger andern Forts auch begeben ſollten. Die Franzoſen aber, aus Furcht ſich zu weit von Pondichery zu entfernen, und noch mehr über den Fluß Paliar zu gehen, da ſich die Regenzeit näherte, wandten ſich unerwartet gegen Süden, und nahmen den Weg nach Trinomalee.

Während dieſen Unruhen im Carnatick hatte die Ankunft der franzöſiſchen Flotte auch in den ſüdlichen Provinzen große Beſorgniß erregt. Calliaud erhielt die Nachricht davon aus dem Fort St. David, noch ehe die Befehle aus Madras ihn in Madura erreichen konnten, und brach daher ſogleich mit allen Europäern

1757. nach Tritchinapoly auf; jedoch ließ er Jſſoof mit den Sepoys und den übrigen Truppen zurück, um das Gebiet von Madura zu vertheidigen, desgleichen die ruhigen Diſtrikte von Tinivelly zu beſchützen und die andern, wo möglich, zu erobern. Jn Nattam fand Calliaud die Briefe von der Regierung, die nicht nur ſeinen, ſondern auch Jſſoofs Rückmarſch nach Tritchinapoly betrafen; dennoch ließ er leztern noch zehn Tage in Madura, weil die neue Eroberung noch mancherley Maaßregeln nöthig machte, und eilte nur mit ſeinen Europäern fort, ſo daß er ſchon den 20ſten in Tritchinapoly eintraf. Hier bekam er Nachricht, daß die Franzoſen mit ihrer ganzen Macht ins Feld gerückt wären; und ob er gleich von Madras Befehl erhielt, nöthigenfalls wieder nach Madura zu marſchiren, ſo wählte er doch lieber in Tritchinapoly zu bleiben, und auf die Feinde ein wachſames Auge zu haben. Jſſoof ſtieß hier noch mit 1000 Sepoys zu ihm.

Berkatoolah war mittlerweile an Maphuze Khan abgeſchickt worden, um ihn zu vermögen, das Land von Tinivelly zu verlaſſen, allein die Ankunft der Franzoſen auf der Küſte hatte ihn ſo aufgeblaſen, daß er übertriebene Bedingungen vorſchlug. Dieſe Antwort bekam Jſſoof noch ehe er Madura verließ; zu gleicher Zeit erhielt er die gewiſſe Nachricht, daß der myſoreſche Feldherr Hyder Ally endlich mit einer anſehnlichen Armee in Dindigul angelangt ſey. Da Tritchinapoly wegen der eingefallenen Regenzeit außer Gefahr war, ſo ſchickte Calliaud Jſſoof mit ſeinen Truppen den 20ſten October wieder nach Madura zurück.

1757. In Madras langte an Einem Tage die Nachricht von der Eroberung von Chittapet und von der großen Revolution in Bengalen an. Täglich lieſen hier kleine Schiffe ein, welche theils der Compagnie, theils Privatperſonen einen Theil der Schätze brachten, die durch dieſe außerordentliche Begebenheit in Calcutta aufgehäuft worden waren. Dieſe Reichthümer verſchafften den Engländern in Madras einen ſolchen Credit, der alle ihre Handelsbedürfniſſe in Coromandel überſtieg. Allein dieſes unerwartete Glück wurde durch die Gewißheit geſchwächt, daß man in dieſer Zeit der Noth von dorther keine Truppen zu erwarten hätte; ja auch die Kriegsſchiffe blieben aus, denn da der jezt commandirende Admiral Pocock von der Ankunft der franzöſiſchen Flotte hörte, ſo beſchloß er bis zum Januar im Ganges zur Beſchützung von Calcutta zu bleiben, bis die erwarteten Schiffe aus England ankämen. Dieſe commandirte der Commodore Stevens, der endlich in Madagaſcar angelangt war, und von hieraus eine Fregatte mit der Nachricht nach Madras ſchickte, daß er mit ſeinen vier Kriegsſchiffen gerade nach Bombay ſegeln würde. Wegen der periodiſchen Winde und Stürme konnte man dieſe Eſcadre nicht eher als zu Anfange des künftigen Jahrs auf der Küſte von Coromandel erwarten; was aber dieſe Widerwärtigkeit ſchwächte, war, daß die Franzoſen in dieſer Zwiſchenzeit auch keine Kriegsſchiffe erwarten durften.

Die Franzoſen erſchienen den 18ten October vor Trinomalee. Dieſer Ort liegt auf einem Berge und iſt berühmter wegen ſeiner Heiligkeit als Feſtigkeit.

1757. Auf der Spitze des Berges, auf dem Gipſel eines Felſen, iſt ein kleiner Tempel, der in außerordentlicher Verehrung ſteht, weil man den Wahn hat, daß, wenn jemand anders als die zu deſſen Dienſt beſtellten Bramanen es wagen ſollte hineinzugehen, er ſogleich durch ein aus der Erde hervorſteigendes Feuer verzehrt werden würde. An der Weſtſeite des Berges liegt eine große Stadt, aus welcher Wege nach einer geräumigen wohlgebauten Pagode führen, die gleichſam unter dem Berge liegt, und die Wohnung vieler Bramanen und ihrer Familien iſt; desgleichen befinden ſich die Götzenbilder hier, denen der ganze Berg geweiht iſt. Dieſer Berg nebſt der Stadt und ein großes Ackerfeld iſt mit einer dicken Hecke umgeben. Der Statthalter und die Beſatzung verließen die Stadt, ſobald ſich die Franzoſen näherten, worauf dieſe dann ſich gegen andere Plätze wandten. Polore wurde bey der erſten Auffoderung übergeben, und das ſtarke Fort Arni kaufte ſich für eine Summe Geld von dem Angriff los. In kurzer Zeit hatte man acht Forts in der Nachbarſchaft von Chittapet, Trinomalee und Gingee eingenommen und in den dazu gehörigen Diſtrikten Pachter angeſtellt, worauf ſämtliche Truppen nach Pondichery zurückkehrten. Die Engländer waren ungeachtet ihrer Schwäche doch hiebey nicht müßig, ſondern verjagten die Franzoſen von Trivatore, Cavantandalum und andern Plätzen, wo ſie Poſto faſſen wollten. So endigte ſich das Jahr 1757 im Carnatick in der Nähe des Paliar.

Balaventrow war indeſſen mit ſeinen Maratten nach dem Lande Cudapah marſchirt. Der Nabob dieſer Provinz konnte ihm in Verbindung mit den Truppen von Canoul nicht mehr als 9000 Mann entgegenſtellen, die gröſstentheils Pitanen waren, und den Feind bey der Stadt Cudapah erwarteten. Die Maratten, ganz wider ihren gewöhnlichen Kriegsgebrauch, wünſchten ein Treffen zu liefern. Es kam auch dazu den 24ſten September; man focht von beiden Seiten mit Wuth, und die Schlacht endigte ſich mit dem Tode des Nabobs von Cudapah, wodurch der Sieg entſchieden wurde. Die Stadt fiel den Siegern zum Raube, die ſie rein ausplünderten und groſse Beute machten. Balaventrow erhielt bald darauf Befehl von Balagerow, den Engländern beyzuſtehen, worauf er ſogleich ein Corps Maratten nach Arcot ſchickte; allein bey ihrer Ankunft war Chittapet ſchon eingenommen. Die Regierung in Madras hielt es aus mancherley Gründen nicht für rathſam, dieſe Maratten in Sold zu nehmen; ſie marſchirten daher nach Velore, wo ſie bis Ende des Januars blieben, um die Befehle des Balaventrow zu erwarten. 1757.

Noch ehe Iſſoof auf ſeinem Rückmarſche von Tritchinapoly Madura erreichte, war Hyder Ally ſchon in dieſer Provinz angekommen, nachdem er das Fort Scholavanden eingenommen hatte. Er lagerte ſich unter den Mauern der Stadt Madura; da er dieſe aber viel feſter fand, als er geglaubt hatte, ſo begnügte er ſich das Land zu plündern, und das Vieh nebſt der übrigen Beute nach Dindigul zu ſchicken. Bey der Annäherung des Iſſoof marſchirte er nach dem Paſs Nattam, um dem Feinde das Eindringen in die Provinz zu verwehren; Iſſoof aber griff ihn an, warf die

1757. myſoreſchen Truppen über den Haufen und rückte vorwärts, Hyder Ally hatte dem Lande ſo viel Schaden zugefügt, daß es kaum mehr der Mühe lohnte darin zu verweilen; er ging daher nach Dindigul zurück. Die Reiterey des Berkatcolah war in Erwartung der Vollziehung des Tractats während dieſem Einfalle neutral geblieben und hatte ſich ruhig gehalten. Iſſoof nahm 400 von ihnen in Sold, und ſchickte Einladungen an ihre Kriegsgefährten, die in Tinivelly auf Plünderung in Haufen herumzogen, zu ihm zu ſtoßen. Er trat endlich ſelbſt ſeinen Marſch von Madura nach Tinivelly an, da denn der aufrühreriſche Maphuze Khan die Flucht nahm. Dieſer Prinz hatte Calacad eingenommen, und die Stadt dem Könige von Travancore gegeben; allein da Iſſoof Miene machte ſie anzugreifen, wurde ſie ohne Widerſtand verlaſſen. Ein gleiches geſchah auch mit den Städten Papancolam, Alvarcourchy und Bermadas. Iſſoof ging gegen Ende des Novembers nach Tinivelly zurück, wo er bald nach ſeiner Ankunft von einem ihm untergebenen Jemautdar im Schlafe meuchelmörderiſch überfallen wurde; er wehrte ſich aber tapfer, ſeine Wache kam ihm zu Hülfe, und alle Böſewichter wurden niedergehauen.

Es kam Nachricht nach Tinivelly, daß die Franzoſen ein Detaſchement von Europäern und Sepoys an Hyder Ally geſchickt hätten, der jezt in Bereitſchaft ſtünde wieder nach Madura zu marſchiren. Dieſes voreilige Gerücht wurde geglaubt und vermochte Iſſoof zu dem Entſchluſſe, dem Feinde zuvorzukommen. Nachdem er alſo die nöthigſten Oerter beſezt hatte, verließ er Tinivelly. Die Pachteinkünfte dieſer Länder waren bisher ſehr ſparſam gefallen; Moodilee, als Generalpachter, wurde deshalb nach Madras berufen, Rechnung abzulegen, er befand ſich aber krank in Tondimans Wäldern. Calliaud hatte den Lieutenant Rumbold abgeſchickt, der Regierung den Zuſtand dieſer Provinzen zu melden; allein Rumbold war unterweges geſtorben, daher Calliaud nach eingefallener Regenzeit ſelbſt nach Madras ging. Er behauptete, daß die Unruhen nie aufhören würden, und man keine Einkünfte von Belang aus dieſen Ländern hoffen dürfte, ſo lange ſich Maphuze Khan daſelbſt befände. Man trug daher bey dem Nabob an, der ſich immer noch in Madras aufhielt, daß Maphulze Khan aus den Einkünften von Madura und Tinivelly jährlich ein gewiſſes zu ſeinem Unterhalte hinreichendes Einkommen haben ſollte, wenn er mit ſeiner Cavallerie ſogleich dieſe Provinzen verlaſſen und alle andere Truppen verabſchieden wollte. Wenn man auch durch dieſen Entwurf nichts gewann, ſo wurden wenigſtens die Franzoſen abgehalten hier feſten Fuß zu faſſen. Der Nabob war damit zufrieden, und ſchickte deshalb einen Agenten an Maphuze Khan. 1757.

So endigte ſich dieſes Jahr im Carnatick, das reich an großen und kleinen Begebenheiten geweſen war, wo die Schwäche der Engländer durch Behutſamkeit, Wachſamkeit und kluge Maaßregeln erſezt wurde. Der einzige Fehler, den ſie begingen, war ihre Vernachläßigung von Chittapet, deſſen Verluſt ſie ſehr empfanden. Der einzige erlangte Vortheil war die Einnahme von Madura. Die Regierung in

1757. Pondichery konnte nicht getadelt werden, denn die beſtimmteſten Befehle aus Frankreich hemmten ihre Entwürfe, ſo daß die Franzoſen mehr thaten, als ſie autoriſirt waren zu wagen.

Buſſy, der Befehlshaber ihrer Truppen in Decan, war in dieſem Jahre (1757) weit thätiger geweſen, weil er uneingeſchränkt hatte handeln können. Seine Armee ſezte ihren Marſch von Hyderabad fort, und langte am Ende des vorjährigen Novembers in Bezoara am Kriſtna an; von da, anſtatt nach Maſulipatnam zu gehen, wandte er ſich nach Norden, marſchirte durch die Provinz Elore, und erreichte den 19ten December Ramundrum, wenig Meilen von der engliſchen Faktorey Ingeram gelegen. Ibrahim Cawn, dem Buſſy die Statthalterſchaft ſowohl von dieſem Lande als von der Provinz Elore gegeben hatte, fürchtete nun für ſeine Undankbarkeit, die er gegen ſeinen Wohlthäter in der Noth bewieſen hatte, geſtraft zu werden, er flohe daher bey Annäherung der Franzoſen nach Aurengabad; dagegen ſtellte ſich der Rajah Vizeramrauze, der dem Buſſy ſo überzeugende Proben ſeines Dienſteifers in Charmaul gegeben, in Begleitung einiger indiſchen Oberhäupter mit 10,000 Mann ein. Er wurde nach Verdienſt empfangen, und auszeichnend behandelt. Dieſer Gunſt bediente er ſich eine Rachſucht zu befriedigen, die ſchon lange ſeine herrſchende Leidenſchaft war. Die Tradition ſagt, daß viele hundert Jahre zuvor, ehe noch die muhamedaniſche Religion entſtand, ein König von Jaggernaut in Orixa mit einem großen Heere nach Süden marſchirt ſey, und die ſüdlichen Provinzen, ſelbſt den Carnatick bis Conjeveram erobert hätte. Dieſe 1757. Länder vertheilte er in viele Theile unter ſeine Verwandten, ſeine Befehlshaber und Hausbedienten, von welchen noch einige der nordlichen Polygars in gerader Linie abzuſtammen vorgeben, und dabey behaupten, daß ihre gegenwärtigen Beſitzungen eben dieſelben wären, die ihr Anherr erhalten hätte. Alle, die auf dieſe Genealogie Anſpruch machen, halten ihr Blut für das vortreflichſte in Indien, ſie ſetzen ſich den Rajpoots gleich, und geben niemand den Rang als den Bramanen. Dieſen Vorzug unterſtützen ſie durch die hochmüthigſten Gebräuche, ſogar daß der Athem eines Menſchen, von einer andern Religion, oder der Hauch anderer, ſelbſt der Indier von der ihrigen, eine Reinigung nothwendig macht. Ihre Weiber heirathen nie einen zweiten Mann, ſondern verbrennen ſich mit dem erſten, dem ſie ihre Jungferſchaft aufgeopfert haben. Obgleich dieſer grauſame Gebrauch unter den hohen Caſten in ganz Indien nicht ungewöhnlich iſt, ſo beruhet er doch auf dem freyen Willen, es zu thun, oder zu unterlaſſen; allein bey den Weibern dieſer ahnenſtolzen Polygars iſt das Verbrennen eine abſolute Nothwendigkeit.

Der vornehmſte dieſer Polygars, die ſich alle Rajahs nennen, war Rangarao von Bobilee. Das Fort dieſes Namens liegt am Fuße eines Gebirges 140 Meilen von Vizagapatnam. Seit langer Zeit herrſchte ein tödtlicher Haß zwiſchen dieſem Polygar und Vizeramrauze, deſſen Macht Rangarao zwar fürchtete, allein ſeine Perſon ganz verächtlich betrachtete, weil er von niedriger Herkunft war. Die Diſtricte von

1757. Beiden gränzten an einander, daher die Unterthanen von Bobilee ihren Nachbarn allerhand Schaden zufügten, die Bäche ableiteten, und andern Unfug trieben, den Vizeramrauze ſowohl wegen der waldigen Natur des Landes, als weil es ihm an Truppen fehlte, nicht ahnden konnte. Jezt aber bediente er ſich ſeines ganzen Credits und aller nur erſinnlichen Gründe, um Buſſy von der Nothwendigkeit zu überzeugen, dieſen Nachbar aus dem Wege zu räumen. Buſſy ließ daher dem Polygar antragen, ſein Erbland gegen ein anderes entlegneres, von größerm Umfange und Werthe zu vertauſchen; Rangarav aber nahm dieſen Vorſchlag als eine Beleidigung auf. Bald nachher war es nöthig, ein Detaſchement Sepoys nach einer entfernten Gegend zu ſchicken; der kürzeſte Weg dahin ging durch die Waldungen von Bobilee. Man ſuchte um den Durchmarſch an, der auch bewilligt wurde. Allein es geſchah entweder durch die Kunſtgriffe des Vizeramrauze, oder den Unmuth des Rangarao, daß die Sepoys angegriffen wurden und gezwungen waren, mit einem Verluſte von dreißig Todten und noch mehr Verwundeten ſich zurück zu ziehn. Vizeramrauze, der Buſſy hierüber höchſt aufgebracht ſah, nutzte dieſen Augenblick zur Befriedigung ſeiner Rache, und der franzöſiſche Feldherr, der nicht die ſchrecklichen Folgen ſeines Entwurfs ahntete, beſchloß das Land zu unterjochen, und den Polygar nebſt ſeiner ganzen Familie daraus zu vertreiben.

Die Provinz Chicacole hat wenig ausgedehnte Ebenen, allein viele Hügel mit Bäumen bedeckt, die eine Schutzwehr des flachen cultivirten Landes ſind.

Die Polygars haben hier außer ihren andern Städten und Forts beſtändig ein Fort, das gewöhnlich in dem ſchwierigſten Theile ihres Gebiets angelegt iſt, und im Nothfall für ſie und ihre Familien zum lezten Zufluchtsorte dient. Die ſonderbare Bauart eines ſolchen Forts iſt ganz dem Vertheidigungsplan eines Volks angemeſſen, das weder mit Kanonen noch mit andern Geſchoßarten bekannt iſt. Die Außenlinie deſſelben iſt ein regelmäßiges Viereck, das ſelten 100 engliſche Ellen überſteigt. In jedem Winkel iſt ein großer runder Thurm. Die Höhe der Mauer iſt 22 Fuß, allein der innere Wall iſt nur 12 Fuß hoch und eben ſo breit, obgleich unten viel breiter. Alles iſt aus Leimerde gemacht, die an der Sonne getrocknet und gehärtet iſt, und hernach ſchichtweiſe aufgethürmt wird. Das Parapet iſt zehn Fuß über dem Wall, aber nur drey Fuß dick. In demſelben ſind drey Reihen von runden Löchern über einander, wo ſie ihr Feuergewehr, ihre Bogen und Lanzen durchſtecken. An zwey gegenüberſtehenden Seiten des Forts ſind die Thore befindlich, deren Eingang aber nicht in der Fronte, ſondern an der Seite angebracht iſt, da denn ein winklicher Gang ins Innere des Orts führt. Bey dem geringſten Allarm wird dieſe ganze Paſſage mit gefällten Bäumen angefüllt, und überhaupt zu vielen andern Befeſtigungsmitteln geſchritten, wozu dieſes Waldvolk gewöhnt iſt. Rund um das Fort iſt ein Raum von 500 engliſchen Ellen, auch wohl mehr, der ganz frey gelaſſen wird, und deſſen äußerſter Theil an einen dicken Wald ſtößt, der drey, vier, auch fünf engliſche Meilen breit dieſen Mittelpunkt umzirkelt.

1757. Nur Ein Pfad führt durch den Wald zum Fort, und auch der äußere Zugang zu dieſem Pfade iſt mit einer Mauer und Thürmen verſehn, ſo wie das Fort ſelbſt; hiezu kommen noch an beiden Seiten des ſchmalen Weges Bruſtwerke, um die Annäherung der Feinde zu erſchweren. Mit dieſen Bruſtwerken, die mit Redouten abwechſeln, iſt der ganze Pfad garnirt, der in beſtändigen Krümmungen fortgeht, und nur drey Mann neben einander zu gehen verſtattet. So waren die Vertheidigungsanſtalten in Bobilee. Dieſes Land zu erobern, marſchirte nun Buſſy mit 750 Europäern, worunter 250 Reiter waren, und vier Feldſtücken, wozu 11000 Sepoys und Peons ſtießen, die Vizeramrauze in Perſon commandirte.

Während daß man mit Kanonen die erſte Redoute am Eingange des Waldes beſchoß, drangen Detaſchements in den Wald, die ſich theils mit der Axt, theils mit Feuer einen Weg bahnten. Sie reinigten den Wald von den Feinden, obgleich nicht ohne Verluſt, und ſo erreichten ſie das Fort. Buſſy vertheilte ſeine Truppen nun in vier Diviſionen, einer jeden gab er eine Kanone, und beſtimmte ſie zum Angriff der vier Thürme. Rangarao befand ſich hier mit ſeiner ganzen Familie, von welcher 250 Mann im Stande waren Waffen zu tragen. Die Anzahl aber ihrer Weiber und Kinder war beynahe 500, die zitternd und ſchreyend ihrem Familien-Schickſal entgegen ſahen.

Der Angriff geſchah den 24ſten Januar mit anbrechendem Tage. In wenigen Stunden hatte man ſchon mit den Kanonen beträchtliche Oefnungen ge-

macht, und die Soldaten von allen vier Diviſionen 1757.
rückten mit Sturmleitern an. Troz der eifrigſten Bemühungen aber war in einer ganzen Stunde auch nicht ein einziger Mann vermögend die Mauer zu beſteigen, und viele waren verwundet worden. Man rief daher die Stürmenden zurück, und ſezte das Kanonenfeuer fort, da denn die Kugeln mehr zerſtörten, und dem zweiten Angriff größere Vortheile gaben; der Eifer aber zur Vertheidigung vermehrte ſich mit der Gefahr. Die Beſatzung focht mit der raſenden Wuth wilder Thiere, die ihre Höhlen und ihre Jungen vertheidigen. Nie hatten Europäer einen ſo außerordentlichen Muth bey den Eingebornen von Indoſtan gefunden, daher erregte dieſes Betragen Bewunderung. Die Soldaten riefen ihnen beſtändig Pardon zu; dieſes Anerbieten aber wurde immer mit Drohungen und abſichtlichem Todtſchlag beantwortet. Es war zwey Uhr Nachmittags, und noch kein Mann hatte ſich auf der Mauer behaupten können. Buſſy befahl nun einen abermaligen Stillſtand. Dieſen nüzte Rangarao, um die vornehmſten Männer ſeiner Familie zuſammen zu rufen; er ſagte ihnen: daß keine Hofnung ſey das Fort zu retten, und es daher durchaus nothwendig wäre, ihre Weiber und Kinder der Schändung der Europäer und der ehrloſen Autorität des Vizeramrauze unverzüglich zu entziehen. Eine Anzahl Männer wurden zu dieſer entſezlichen Arbeit auserwählt, die alle mit Fackeln in der Hand, und mit Lanzen und Dolchen bewaffnet, ſich ins Innere des Forts begaben, und dort alle Wohnungen ohne Unterſchied in Flammen ſezten. Das Feuer wurde

1757. durch Stroh und andre brennbare Materien genährt, und jedes Weib oder Kind, das ſich aus den Flammen zu retten ſuchte, mit Dolchen oder Lanzen durchbort. Auch nicht der hülfloſe Säugling, der die Bruſt ſeiner Mutter umklammert hatte, wurde von ſeinem eignen Vater verſchont. Die unſinnigen wilden Vorurtheile, die dieſes ſcheusliche Opfer foderten, übertrafen die gewöhnlichen Geſinnungen von Wuth und Rache. Nach geendigtem Blutbad kamen die fanatiſchen Mörder wie von Furien gepeitſcht auf die Wälle zurück, um daſelbſt zu ſterben. Der Oberſte Law, der eine der Diviſionen commandirte, wurde gewahr, daß während dem entſtehenden Brande die Anzahl der Vertheidiger ſich verringert hatte. Er wollte dieſe Gelegenheit nicht vorbey laſſen, ſondern erneuerte ſogleich den Angriff; einige Grenadiers erklimmten die Mauer, und faßten Poſto in einem Thurme. Rangarao, der zur Vertheidigung herbeyeilte, wurde in dieſem Augenblicke durch eine Musketenkugel zu Boden geſtreckt. Sein Tod gab der Verzweiflung ſeiner Freunde neue Nahrung, die alle herzuſtürzten ſeinen Fall zu rächen, und daher die andern Mauern unbeſezt ließen. Dieſe wurden nun von allen Seiten in wenig Minuten erſtiegen. Die wilde Vertheidigung ward jedoch fortgeſezt, keiner machte Miene zu fliehen, oder wollte ſein Leben geſchenkt haben. Ein jeder kämpfte, bis er zur Erde ſank, und auch ſelbſt alsdann bemühte er ſich noch mit ſeinem Dolche zu ſchaden, den er nicht eher als mit den lezten Lebenskräften ſich aus den Händen winden ließ. Das Gefecht war nun geendigt, und alle Männer lagen nun todt hingeſtreckt im Staube. So ſchrecklich dieſer 1757. Anblick auch war, ſo wurde er doch durch das Schauſpiel der theils verbrannten, theils erſtickten Leichname übertroffen, und die Freude der Sieger verſchwand. Alle ſtarrten ſich einander an mit ſtillſchweigendem Erſtaunen und Gewiſſensbiſſen, und ſelbſt die wildeſten konnten ſich nicht des Mitleidens erwehren. Im Hintergrunde der Scene zeigte ſich ein alter Mann, der ſich mit einem Knaben an der Hand näherte. Man empfing ihn mit Achtung, und ſo wurde er vom ganzen Haufen begleitet zu Law gebracht. Dieſem ſtellte er das Kind mit folgenden Worten vor: „Dies „iſt der Sohn des Rangarao, den ich wider ſeines „Vaters Willen vom Tode befreyet habe.“ Die Erhaltung dieſes Kindes wurde nun von allen als eine doppelte Pflicht gefühlt, weil man dadurch das Abſcheuliche des Vorfalls zu ſchwächen glaubte. Der Mann und das Kind wurden ſogleich an Buſſy geſchickt, der wegen des beſagten Gräuels nicht ins Fort kommen wollte, ſondern in ſeinem Zelt geblieben war, wo er dieſe geheiligten Gefangenen mit aller Menſchenliebe aufnahm, die Natur und Edelmuth hier dringend foderten. Er ließ gleich Patente ausfertigen, in welchen er den Sohn zum Herrn des Gebiets ernannte, das er ſeinem Vater zum Tauſch für Bobilee angetragen hatte, und befahl den Knaben wider die Bosheit ſeiner Feinde im Lager genau zu bewachen.

Die folgende Nacht und die beiden nächſten Tage gingen ruhig vorbey in Beſchäftigung die Verwundeten zu verbinden, deren eine große Anzahl war; allein in der dritten Nacht wurde das Lager durch ei-

1757. nen gewaltigen Tumult in Bewegung geſezt. Viel Soldaten des Rangarao befanden ſich in der Nähe dieſes Polygars, als er todt niederſtürzte; ſie verbargen ſich darauf in einem Winkel des Forts, bis die Nacht einbrach, da ſie ſich denn heimlich die Mauer herabließen. Sie redten die Sprache von Vizianagur, und paſſirten daher ungeſtört durch das Lager des Vizeramrauze. So erreichten ſie die benachbarten Wälder, wo ſie zwey Tage lang blieben, in der Erwartung, daß die Feinde etwas ruhiger werden ſollten; ſodann machten ſich zwey von ihnen auf, ſchlichen ſich in der Nacht durch die Vorpoſten, und ſo ins Lager bis zum Zelt des Vizeramrauze, wo ſie auf Händen und Füßen krochen, das Hintertheil des Zelts aufhoben, und ins Innere drangen, wo der Rajah allein war und ſchlief. Dieſer Fürſt war außerordentlich fett vom Körper, ſo daß er ſich, ohne Hülfe, wenn er lag, kaum aufrichten konnte. Die beiden Männer näherten ſich ihm ganz leiſe, und ſtießen ihm im nämlichen Augenblick ihre Dolche ins Herz. Er ſchrie auf in der Todeszuckung, wodurch eine Schildwache bewogen wurde ins Zelt zu treten. Bey dem Anblick gab ſie Feuer auf die Thäter, allein der Schuß fehlte. Es wurde Lärm, und eine Menge Soldaten drängten ſich herbey. Die Mörder wieſen triumphirend auf den Leichnam, und riefen aus: „Sehet hier! wir ſind gerächt.“ Man ſchoß ſie gleich todt, und zerfleiſchte ihre Leiber. Der Körper des Vizeramrauze hatte zweyunddreißig Wunden. Wäre ihnen die Unternehmung mißlungen, ſo hatten ſich die zwey andern, im Walde zurückgebliebenen,

mit einem Eide verbunden, allen Gefahren zu trotzen, 1757.
und einen neuen Verſuch zu wagen.

Die Armee eilte dieſen tragiſchen Erdwinkel zu verlaſſen, und marſchirte weiter nach Norden, um von den Polygars Tribut einzufodern, die ihn auch, durch das Schickſal von Bobilee geſchreckt, willig bezahlten. Buſſy fand keinen Widerſtand, bis er Gumſeer erreichte. Dieſes Land iſt größer als irgend eines der alten Polygars, und noch undurchdringlicher als Bobilee; die Wälder deſſelben ſind ganz voll Bambus, die dichter in einander wachſen, und der Axt und dem Feuer beſſer widerſtehen als andre Gehölze. Da ſich die Einwohner hierauf verlaſſen, ſo halten ſie es für überflüßig Redouten zur Vertheidigung ihrer Fußwege anzulegen; ſie begnügen ſich ſolche gelegentlich mit Verzäunungen zu ſperren, die wie ein Verhack in einander verwickelt ſind. Der Polygar von Gumſeer ſchlug ſeinen Tribut ab, der 180,000 Rupien betrug. Buſſy, der ſeine Urſachen hatte, noch eine Zeitlang in der Provinz Chicacole zu bleiben, beſchloß dieſe Muße zur Unterwerfung dieſes widerſpenſtigen Fürſten anzuwenden. Tag vor Tag waren die Truppen beſchäftigt, theils die Bäume mit der Wurzel herauszugraben, theils ſie umzuhauen oder ſie wegzubrennen, um ſich einen Weg durch den Wald zu bahnen. Dieſe Arbeit erfoderte unſägliche Mühe, und was die Beſchwerlichkeit erhöhete, war, daß dieſer Diſtrict für eine der heißeſten Regionen in Indoſtan gehalten wird, und ſehr den ſchießenden Sonnenſtrahlen ausgeſezt iſt, wodurch ſieben Europäer an Einem Tage getödtet wurden. Man kann inzwiſchen

1757. immer näher, und der Polygar, den nun ſein Muth verließ, fing an Friedensvorſchläge zu thun, die Buſſy willig annahm, da er bey dieſer nichtswürdigen Expedition dreißig Europäer und noch eine größere Anzahl Sepoys verloren hatte. Dieſer Vergleich wurde in der Mitte des Aprils geſchloſſen.

Kurz zuvor hatte Buſſy von dem Nabob von Bengalen Surajah Dowlah Briefe erhalten, welche das Anſuchen enthielten, ihm beyzuſtehn ihre gemeinſchaftlichen Feinde, die Engländer, aus ſeinen Staaten zu vertreiben. Der Nabob verſprach alle Kriegskoſten zu tragen, und ſich nächſtens über den Operationsplan weiter zu erklären. Buſſy vermuthete daher, daß ein vornehmer Hofbeamter dieſe Erklärungen bringen und zugleich den Durchmarſch der Truppen durch die Provinz Orixa leiten würde. In dieſer Erwartung beſchloß er bis an die Gränzen dieſes Landes vorzurücken, und lagerte ſich deshalb bey Ganjam, der lezten Stadt von Chicacole. Dies iſt ein Seehafen, der von kleinen Küſtenfahrern ſtark beſucht wird, woſelbſt die Franzoſen damals eine Faktorey beſaßen. Hier blieb die Armee bis zum 10ten May, allein es kamen keine weitern Briefe vom Nabob, wohl aber die Nachricht, daß die Engländer das franzöſiſche Etabliſſement Chandernagore weggenommen hätten. Dieſer Unfall überzeugte Buſſy von dem einfältigen Betragen des Nabobs, der ihnen ſolche Vortheile zu erlangen geſtattet hatte, und zwar in geringer Entfernung von ſeiner Hauptſtadt; er gab daher alle Entwürfe auf ſich mit ihm zu verbinden, beſchloß

aber gegen die engliſchen Beſitzungen in den nordlichen 1757.
Provinzen Repreſſalien zu brauchen.

Dieſem Vorſatz zu folge mußten ſich die Beſatzungen von Rajahmundrum und Maſulipatnam vereinigen und auf die Faktoreyen von Madapollam, Bandermalanka und Ingeram losrücken, die alle in der Nähe des Seeufers an drey verſchiedenen Armen des Fluſſes Godaveri liegen. Die Eingebornen machen hier vortrefliche Zeuge und wohlfeil; die drey Faktoreyen verſchifften jährlich davon 700 Ballen nach England für den Handel der Compagnie. Nur Ingeram allein hatte Soldaten, aber nicht mehr als 20, daher ſich alle drey Oerter auf die erſte Auffoderung ergaben. Die Einnahme von Vizagapatnam behielt ſich Buſſy ſelbſt vor; da ihm aber dieſe Beute nicht entgehn konnte, ſezte er die Unternehmung aus bis zum 24ſten Junius. Das dazu gehörige Fort war ſo albern befeſtigt, daß es weniger vertheidigungsfähig war als die alten europäiſchen Ritterkaſtele. Es lag nahe am Meer, und ſchien blos wider die Seeräuber und Polygars angelegt zu ſeyn. Die Beſatzung beſtand aus 150 Europäern und 300 Sepoys; die engliſchen Familien in der Stadt machten 50 Perſonen aus. An dem nämlichen Tage, als Buſſy vor dem Fort ankam, ankerte auch auf der Rhede das Compagnieſchiff, der Marlborough, das den vornehmſten Ingenieur aus Madras am Bord hatte, der nach Bengalen wollte. Er landete, und nachdem er die Werke alle in Augenſchein genommen hatte, erklärte er den Ort für unhaltbar, wobey er rieth, daß man die Europäer ſogleich einſchiffen und die Sepoys zurücklaſſen ſollte, um zu

1757 capituliren, ſo gut ſie könnten. Allein alle Fiſcherleute und Ruderer waren in der Nacht davon gelaufen, und überdem war die See ſo ſtürmiſch, daß das Boot des Marlborough, welches den Ingenieur zurückbrachte, zweymal umgeſchlagen wurde, wobey ein Matroſe umkam. Man mußte alſo die Beſatzung durchaus im Stiche laſſen. Es blieb nun nichts übrig als eine Capitulation, die auch bald zu Stande kam. Alle Europäer, ſowohl Soldaten als Einwohner, wurden zu Kriegsgefangenen gemacht; den Sepoys und Eingebornen hingegen ſtand frey, zu gehn wohin ſie wollten. Alle Effekten der Compagnie wurden ausgeliefert. Buſſy erklärte dabey, daß kein Gefangener Urſache haben ſollte ſich zu beklagen, und er hielt Wort mit ausgezeichneter Großmuth, ſogar daß er ohne die geringſte Einwendung alles von irgend einem Werthe zurückgab, worauf jemand als Privateigenthum Anſprüche machte. Da der Marlborough noch in der Nähe war, ſo erlaubte er dem Oberfaktor Percival und einigen engliſchen Offizieren, mit dieſem Schiffe nach Bengalen zu gehen.

Von Vizagapatnam marſchirte die Armee nach Rajahmundrum, wo ſie eine Zeitlang blieb, und hernach wieder nach Norden zog, um den tributbaren Fürſten, die einige Neigung zum Ungehorſam zeigten, Ehrfurcht einzuflößen. Es kam jedoch zu keinen groſſen Feindſeligkeiten. So endigte ſich das Jahr 1757 in den nordlichen Provinzen. Buſſy's Feinde hatten ſeine Abweſenheit vom Hofe des Salabad-jing genutzt, und alle Maaßregeln ergriffen, ſeinen künftigen Einfluß in den Regierungsangelegenheiten zu ſchwächen,

1757. Nizam-Ally und Baſſalut Jung waren die zwey Brüder des Salabad-jing, die, ſowohl wie er, ſich im Lager des Murzaſa-jing als Gefangene befanden, als der Tod dieſes Subah und die Autorität des Buſſy Salabad-jing auf den Thron von Decan erhob. Vermöge ſeiner großen Klugheit ſah Buſſy vorher, daß man ſich der beiden Brüder zu Factionen und Revolten bedienen würde, wenn ſie im geringſten an der Regierung Antheil bekämen, da ihre Poſten, ihrer Geburt gemäß, von Wichtigkeit seyn müßten. Er rieth daher Salabad-jing, ihnen ſehr reichliche Einkünfte anzuweiſen, allein ihnen ja keine mit Gewalt verknüpften Würden zu geben, und ſie zu vermögen, unter dem Scheine der Diſtinction ihn allenthalben auf ſeinen Feldzügen und Reiſen zu begleiten. In dieſem Zwange, der durch viele Gunſtbezeigungen weniger fühlbar gemacht wurde, lebten ſie dem Scheine nach zufrieden, bis es zwiſchen Buſſy und Salabad-jing bey Savanore zum Bruch kam, da denn Schanavaze Khan ſie empor zu heben beſchloß, in derſelben Abſicht, welcher Buſſy's Beſorgniß hatte vorbeugen wollen. Balagerow hatte ſich damals, wie oben erzählt worden iſt, bey Savanore gelagert; Schanavaze Khan theilte ihm ſeinen Anſchlag mit und bat ihn, Salabad-jing dieſen Rath zu geben, und ihn durch ſein eigenes Beyſpiel zu unterſtützen, weil er ſowohl ſeine Brüder als ſeinen Sohn zu allen wichtigen Geſchäften brauchte, wo er nicht ſelbſt zugegen ſeyn könnte. Balagerow wußte wohl, daß ſeine Politik kein Grundſatz für einen ſo ſehr verſchiedenen Staat und einen ſchwachen Fürſten werden könne; allein er wurde

1757. die Abſicht des Schanavaze Khan gewahr, und da er Unruhen am Decanſchen Hofe ſeinem Intereſſe für vortheilhaft hielt, ſo ertheilte er dem Subah den Rath. Dieſer, der leicht zu bereden war, gab hierauf ſeinem älteſten Bruder Nizam-Ally die Statthalterſchaft von Berar, dem Baſſalut Jung aber das Land Adoni, welches ſüdwärts vom Kriſtnafluß und nordwärts von Myſore liegt. Der leztere nahm ſogleich von ſeiner Statthalterſchaft Beſitz, erſterer aber nicht eher, bis die Ausſöhnung bey Charmaul erfolgt war.

Da dieſe Sache ſo weit gediehen war, konnte Buſſy nicht beſſer thun, als ſich gleichgültig dabey zu betragen. Er beſchleunigte daher ſeine Abreiſe nach den neu erlangten Provinzen, um hier die nöthigſten Maaßregeln zu nehmen, künftigen Uebeln zuvor zu kommen. Salabad-jing trat ſeinen Marſch von Golcondah nach Aurengabad an. Seine Armee beſtand aus 25000 Mann, wozu 200 Europäer und 500 Sepoys ſtießen, die Schanavaze Khan nicht verhindern konnte den Subah zu begleiten. Dieſer argliſtige Miniſter wünſchte wegen ſeiner fernern Entwürfe eine Unterredung mit Balagerow, der ſich bey Poni gelagert hatte: hiezu konnte er nicht beſſer gelangen, als wenn er den Marſch verzögerte; er bekriegte deshalb den Rojah Chunderſain, und lud des Subahs Bruder, Baſſalut Jung ein, mit den Truppen aus ſeiner Statthalterſchaft zu ihm zu ſtoßen, wodurch noch mehr Zeit hinging. Bald hernach kam die Nachricht an, daß die Afganen Delhi eingenommen hätten, und daß die Pitanen wahrſcheinlich nach Decan kommen würden. Dieſes vermochte den Su-

bah endlich nach Aurengabad zurück zu marſchiren, 1757.
wo er im Anfange des May anlangte. In dieſem Zeitpunkte ſtarb Seid Laſcar Khan, der vormals Duan von Decan geweſen war, und den Franzoſen die nordiſchen Provinzen gegeben hatte. Seine Schätze waren ſehr groß und fielen nebſt ſeinem übrigen Eigenthum nach der Landesſitte dem Subah zu; ſie befanden ſich im Fort Doltabad, deſſen Commandant ein naher Verwandter des Verſtorbenen war. Dieſer Ort liegt auf dem Gipfel eines Berges und wird für unüberwindlich gehalten.

Schanavaze Khan war jetzt Duan, zu deſſen einträglichſten Einkünften das Geſchäft gehört, im Namen des Kaiſers das hinterlaſſene Vermögen aller derer in Beſitz zu nehmen, die in irgend einem Amte ſterben, oder auch eins beſeſſen haben. Er ſonderte ſich daher mit einem ſtarken Detaſchement von der Armee ab, und foderte das Fort auf, das ſich einen ganzen Monat lang hielt, allein ſich endlich aus Mangel an Lebensmitteln ergeben mußte. Von den hier vorhandenen Schätzen wurden 700,000 Rupien öffentlich angezeigt, allein viel mehr untergeſchlagen. Gegen Ende des Septembers kamen 6000 Maratten aus Poni bey Aurengabad an, und machten Anſprüche, die man ihnen nicht geſtatten wollte. Da man ihre feindlichen Abſichten vermuthete, ſo hatte ſich Schanavaze Khan dieſes Vorwands bedient, Nizam-Ally von Berar mit ſeinen Truppen zu rufen; nach deſſen Ankunft die Armee des Subah ohne das Fußvolk 40,000 Mann ſtark war. Dennoch wagten die wenigen Maratten Feindſeligkeiten zu begehn, und es

1757. kam oft zu groſſen Scharmützeln, wobey ſie aber immer durch die franzöſiſche Artillerie zurück gejagt wurden. Nizam-Ally aber ſchrieb ſich allein das Verdienſt zu, wenn man Vortheile gegen die Feinde erlangte, und ließ zugleich durch ſeine Emiſſarien Salabad-jings Truppen aufhetzen, daß ſie in Klagen ausbrachen, ſeinen Palaſt berennten, und ihren rückſtändigen Sold foderten, der ihnen ſeit zweyundzwanzig Monaten nicht gereicht worden war. Schanavaze Khan ſpielte bey dieſem Tumult die Rolle eines Furchtſamen und floh nach Doltabad.

Salabad-jing zitterte; er befand ſich durch die boshaften Maaßregeln des Duans ohne Geld und auch ohne Credit. Nizam-Ally trat nun auf, und nahm es über ſich die Truppen zu beruhigen, allein mit der Bedingung, daß ihm die Adminiſtration der Regierung und das groſſe Siegel der Subahſchaft übergeben würde. Dieſes Siegel ratificirt alle Tractaten, beſtätigt alle Statthalterſchaften, Lehne, Aemter und Verträge, und bleibt daher immer im Cabinet des Subah unter ſeinen Augen. Salabad-jing, der ſich nicht zu retten wußte, bewilligte alles. Nizam-Ally erhielt nun die höchſte Gewalt, allein er überließ ſeinem Bruder den Schein derſelben, und affectirte zuweilen ihn um Rath zu fragen, wobey er ihn in keiner ſeiner Vergnügungen einſchränkte. Seinem jüngern Bruder Baſſalut Jung gab Nizam-Ally mehr Würde und Ländereyen, auch rief er Schanavaze Khan nach Hofe zurück, und ſtellte ihn dem Subah vor, der ihn denn mit ſcheinbarem Wohlwollen empfing. Dem Befehlshaber des franzöſiſchen Deta-

ſchements fehlte es ſowohl an Erfahrung als an Macht, 1757.
den Fortſchritten dieſer Verſchwörung entgegen zu arbeiten; indeſſen war er ſo klug, die Perſon des Salabad-jing nicht aus den Augen zu verlieren, wodurch er wahrſcheinlich deſſen Leben rettete. Es wurde durchaus geglaubt, daß die Expedition der Maratten auf Schanavaze Khans Anſtiften geſchehen ſey, als ein Mittel, dieſe Revolution zu beſchleunigen.

Dieſes geſchah in der Mitte des Decembers 1757. Buſſy erhielt die Nachricht davon in Rajahmundrum im Anfange des Januars 1758, da er denn ſogleich mit ſeiner ganzen Macht aufbrach, um Salabad-jing von dieſen Banden zu befreyen.

Wir wollen uns indeſſen wieder nach Bengalen wenden.

Man erfuhr in Calcutta die Ankunft der franzöſiſchen Flotte auf der Küſte von Coromandel den 17ten September, durch die engliſche Fregatte, die den Feinden auf der Rhede des Forts St. David entgangen war. Dieſer Nachricht folgten bald andere, welche die angelangte Truppenzahl meldeten, und die Erwartungen in Pondichery von noch mehr Hülfstruppen und Schiffen, daher die Regierung in Madras das oft gethane Anſuchen, um ſchleunige Rückkehr der von ihr nach Bengalen abgeſchickten Truppen, dringend wiederholte. Man konnte ſie jezt aber nicht abſenden, ohne alle hier erlangten Vortheile aufs Spiel zu ſetzen; ja Calcutta ſelbſt war in Gefahr, wenn die Franzoſen ſich nach dem Ganges begeben und keine engliſchen Truppen bey der Hand ſeyn ſollten. Dieſe Furcht verurſachte, daß man auf die franzöſiſchen

1757. Kriegsgefangenen und auf alle andere in Bengalen herumſtreichenden Franzoſen ein wachſames Auge hatte. Die Anzahl der Gefangenen war 200, von denen 50 in Rückſicht auf ihren Rang und Betragen viele Freyheit hatten. Der Haufen, der unter Anführung des Sinfray in der Schlacht von Plaſſy gefochten hatte, war in die Gegend von Berbohin geflüchtet, wo die Furchtſamkeit der Eingebornen ſie ungeſtört ließ; der andern Herumſtreicher waren an ſechzig Europäer. Man argwohnte, daß einige Gefangene von denen, die Freyheit genöſſen, in Briefwechſel nicht nur mit ihren wandernden Landsleuten, ſondern auch mit Law in Aude und mit Buſſy in Chicacole ſtünden. Man beſchloß daher, alle die von der beſſern Claſſe nach Pondichery zu ſchicken. Zu dieſem Endzweck wurde ein Schiff gemiethet und 34 derſelben, unter welchen zwey Jeſuiten waren, darauf eingeſchifft. Sie gaben ihr Wort von ſich; das Schiff wurde, wie hier gewöhnlich, mit Laſcars oder indiſchen Seeleuten bemannt, die unter dem Befehle dreyer Engländer ſtanden. Kaum aber waren ſie in die See, als die Franzoſen über die ſchwache Schiffsbeſatzung herfielen, ſich für frey und das Schiff für eine rechtmäßige Beute erklärten, worauf ſie es nach Maſulipatnam führten.

Bevor Clive Muradavad verließ, um nach Calcutta zu gehen, hatte der Nabob den Rajah von Midnapore, Ramramſing, das Oberhaupt der Spione, dahin berufen, um Rechnung von den ihm übergebenen Diſtrikten abzulegen, da er, wie gewöhnlich, der Schatzkammer anſehnliche Summen ſchuldig war. Ramramſing verließ ſich auf ſeinen vertrauten Freund

Roydoolub, der ihm rieth, um Verdacht zu vermeiden, wenigſtens öffentlich zu gehorchen; allein Ramramſing ſchickte an ſeiner Stelle ſeinen Bruder, den der Nabob ſogleich ins Gefängniß werfen ließ. Um nicht hiedurch Clive's Unzufriedenheit zu erregen, ſtellte Meer Jaffier ihm vor, daß dieſer Rajah ein Feind der Engländer geweſen ſey, und beſtändig mit Buſſy und Law correſpondirt habe. Roydoolub zweifelte nicht, daß dieſer Schritt des Nabobs von andern Maaßregeln begleitet werden dürfte, die ihn ſelbſt beträfen; allein er verbarg ſeine Furcht, und wollte den Schutz der Engländer nicht eher als bis zur äußerſten Gefahr ſuchen. Sobald Ramramſing von dem Verhaſt ſeines Bruders hörte, zog er ſeine Truppen zuſammen, die in 2000 Reitern und 5000 Mann Fußvolk beſtanden, und ſchrieb an Clive, daß, wenn man ihn angreifen ſollte, er gewiß einen Zufluchtsort finden würde; woran es auch in ſeinem Lande nicht fehlte, das voller Gebüſche war und an Gebirge gränzte. Inzwiſchen erbot er ſich, dem Nabob ein Geſchenk von einem Lack Rupien zu machen, und ſelbſt in Perſon ihm ſeine Unterwürfigkeit zu bezeigen, wenn Clive für ſeine Sicherheit bürgen wollte. Dieſer Feldherr empfahl dem Nabob ſich zu verſöhnen; ein Schritt, der um ſo nothwendiger war, da man zu gleicher Zeit Nachricht von einem Aufſtande in Purnea erhielt, den Ogul Sing anführte, ein Gento, der von Surajah Dowlah zum Statthalter dieſer Provinz ernannt worden war. 1757.

Da beide Rebellionen durch Gentos geſchahen, ſo glaubte der Nabob ſich nun nicht mehr verſtellen zu

1757. dürfen, und brach öffentlich in Klagen aus, wobey er, vielleicht mit Recht, alles den Ränken des Roydoolub zuſchrieb. Er ſchickte ſofort ſeinen Vetter, Coddum Huſſein, mit 6000 Mann nach Purnea, und 5000 Reiter unter Cojee Hoddee ſollten nach Midnapore marſchiren. Der Aufbruch beider Corps war auf den 6ten October feſtgeſezt. Das leztere ſezte ſich auch in Bewegung, allein die nach Purnea beſtimmten Truppen, die durch ihre Offiziers aufgehezt wurden, erregten einen Tumult und wollten nicht eher marſchiren, bis ihr rückſtändiger Sold bezahlt wäre. Die ganze Stadt gerieth in Unruhe. Roydoolub zog die ihm ergebenen Truppen zuſammen und kündigte dem Nabob den Gehorſam auf. Wenig Tage nachher erhielt dieſer Fürſt eine wichtige Nachricht von Clive, die der engliſche Reſident in Chuprah durch einen Expreſſen nach Calcutta geſchickt hatte. Der Inhalt des Berichts war: „daß man durch Spione erfahren „hätte, daß die Wittwe des Allaverdy an Ramnarain, „den Statthalter von Bahar, desgleichen an Sujah „Dowlah, den Nabob von Aude, geſchrieben und lez„tern erſucht habe, ſich mit erſterm wider Meer Jaffier „zu verbinden.“ Dieſes ſchien eine mächtige Conföderation zu ſeyn, die höchſtwahrſcheinlich Roydoolub zum Urheber hatte, da ſeine Vertraulichkeit mit der Wittwe des Allaverdy bekannt war. Clive, welcher die Zwietrachtsflamme nicht größer machen wollte, begnügte ſich blos die Nachricht zu überſenden, ohne ſeinen Verdacht zu äußern; dabey aber befahl er den Truppen in Coſſimbuzar, ſobald der Nabob es verlangte, nach Muxadavad zu marſchiren, und verſprach im Nothfall in Perſon mit ſeiner ganzen Macht zu kommen. Dieſe Erklärung wurde bekannt und ſtillte den Tumult. Watts nutzte dieſe Gelegenheit, um eine Zuſammenkunft zwiſchen dem Nabob und Roydoolub zu bewirken, welche den 17ten October erfolgte, und wobey Beide ſchwuren, alles Vergangene zu vergeſſen und künftig Freunde zu ſeyn. Nach dieſer ſcheinbaren Ausſöhnung befahl der Nabob, ſeine ganze Armee in der Ebene von Geriah, ſechs engliſche Meilen von der Hauptſtadt, zu verſammeln. 1757.

Es dauerte nicht lange, ſo brach ein neuer Aufruhr in einem andern Theile der Provinz aus. Die beiden Söhne des Nabobs Suffraze Khan, die Allaverdy geſchont hatte, da ihr Vater Krone und Leben verlor, wohnten nun ſchon ſeit ſechzehn Jahren in der Stadt Dacca, ohne im geringſten weder Neigung noch Fähigkeit zu zeigen Unruhe zu erregen. Dennoch warf Meer Jaffier Verdacht auf ſie, und ließ gleich nach ſeiner Thronbeſteigung den älteſten, Haſſiz-ally Khan, nach Muxadavad bringen. Er ſchien äußerſt kleinmüthig zu ſeyn, ſein Bruder aber, Ammannee Khan, durch Unwillen angetrieben, zeigte mehr Entſchloſſenheit. Der neue Statthalter von Dacca, den Meer Jaffier dahin ſchickte, war ſehr arm, und die Einkünfte des Landes wegen der nach Muxadavad geſandten Summen ſo erſchöpft, daß er nicht mehr als 200 Soldaten bey ſich hatte, die ſchlecht bezahlt waren. Die andern Landtruppen beſtanden blos aus zuſammengerafftem Geſindel, und dienten nur die unbewaffneten Stadtbewohner im Zaume zu halten. Dieſe Schwäche der Regierung und das Ver-

1757 trauen auf einige Anhänger munterte Ammannee Khan auf, die Beſatzung auf ſeine Seite zu bringen, und man kam überein, ſich des Statthalters zu bemächtigen. Der 12ſte October war zur Ausführung dieſes Entwurfs feſtgeſezt, allein den Tag zuvor verrieth einer der Verſchwornen das Geheimniß dem Statthalter, der ſogleich Ammannee Khan und ſeine vornehmſten Anhänger in Verhaft nehmen ließ, und von der benachbarten engliſchen Faktorey Hülfe verlangte. Dieſe ſchickte ihm 60 indiſche Soldaten, die ihre halbe Beſatzung ausmachten, und ſchrieb nach Calcutta um 100 Sepoys, die auch ohne Verzug dahin abgingen. Dieſe Verſchwörung, an welcher Roydoolub unſchuldig war, vermehrte die Unruhe des Meer Jaffier nicht wenig.

Von den Truppen des Coddum Huſſein waren nur 3000 Mann aufgebrochen, die in Rajahmahal auf die übrigen und auf ihren Sold warteten. Die ganze Armee hatte auf drey Monate Sold zu fodern; 10,000 Mann dieſer Truppen, theils Reiterey, theils Fußvolk ſtanden unter unmittelbarem Befehl des Roydoolub, dem auch die Befehlshaber von vielen Schaaren ergeben waren. Ungeachtet der lezten Verſöhnungseide hielt ſich dieſer Miniſter in ſeinem Palaſte verſchloſſen, und gab Krankheit vor; auch wollte er ſeinen Truppen nicht geſtatten, die Stadt zu verlaſſen. Dieſes Beyſpiel, und vielleicht auch ſein Anſtiften, ermunterte des Nabobs Truppen ebenfalls widerſpenſtig zu ſeyn und den Marſch abzuſchlagen, bis ſie völlig bezahlt wären. Der Nabob ließ etwas Geld unter ſie austheilen, und um ſie deſto eher zum Gehorſam

zu bringen; wurde ſein Zelt im Lager aufgeſchlagen, 1757.
und die große Fahne von Bengalen dabey aufgepflanzt. Er bezog es ſelbſt den 7ten November und ſchrieb an Clive um Hülfstruppen, ſein Sohn Meirum blieb aber als Befehlshaber in der Stadt zurück.

Dieſer, ſobald ſich ſein Vater entfernt hatte, ſprengte Nachrichten aus, die er von Patna und Delhi vorgab empfangen zu haben. Aus Patna meldete man, daß Ramnarain, der Statthalter, ſich mit 12000 Mann bey der Stadt gelagert hätte, und daß der Nabob von Aude mit den flüchtigen Franzoſen unter Law auch ins Feld gerückt ſey, und in Verbindung mit Ramnarain im Begriff ſtehe, nach Bengalen zu marſchiren. Die Briefe aus Delhi meldeten, daß man am kaiſerlichen Hofe mit der Thronbeſteigung des Meer Jaffier unzufrieden ſey; daß Mirza Mundee, Neffe des Surajah Dowlah, ein Säugling, hätte Nabob ſeyn ſollen, und daß Roydoolub dieſes Kind auch wirklich dem Großen-Mogul zur Nabobswürde vorgeſchlagen habe, mit der Verſicherung, daß er den Mirza Mundee auf des Kaiſers Verlangen, durch Hülfe der Engländer, zum Nabob ausrufen laſſen wollte. Die Nachricht von Patna ſchien ſehr unwahrſcheinlich, und die aus Delhi hatte noch mehr das Gepräge der Erfindung. Den 10ten, mit Anbruch des Tages, wurde die ganze Stadt in Beſtürzung geſezt, und alle Soldaten griffen zu den Waffen. Meirum hatte einen Trupp Meuchelmörder in der Nacht nach dem Palaſte der Wittwe des Allaverdy geſchickt, wo auch die Wittwe des Zaindee Hamed und ihr kleiner Enkel Mirza Mundee wohnte. Sie ermordeten

1757. das Kind, und gaben gegen jedermann vor, auf Befehl auch die beiden Prinzeſſinnen niedergeſtoßen zu haben. Des Morgens wurden auch drey Todtenbaaren unter den Verwünſchungen des Volks aus dem Palaſt öffentlich zum Begräbniß getragen; denn die beiden Damen ſtunden außer ihrem hohen Rang auch durch ihre Tugenden in großer Verehrung. Roydoolub behauptete, daß alle Beſchuldigungen gegen ihn blos Erfindungen ſeiner Feinde wären. Die engliſchen Truppen rückten bey dieſem Tumult in die Stadt und verhinderten den Unfug des tobenden Volks. Auf die Vorwürfe des Engländers Scrafton wegen dieſer ſchändlichen Handlung, antwortete Meirum, daß es ihm doch wohl erlaubt wäre, ein altes Weib umbringen zu laſſen, welche die Soldaten gegen ſeinen Vater aufwiegle. Man entdeckte aber einige Tage hernach, daß keine von beiden Damen ermordet, ſondern Beide in Böte gebracht, und nach Dacca geführet worden wären; die Todtenbaaren dienten blos zur Schau, um ihre Perſonen deſto ſicherer fortbringen zu können.

Dennoch war der Tod des Kindes allein ſchon ein hinreichender Gegenſtand des Abſcheues. Der Nabob erklärte, daß er von der That gar nichts gewußt habe, bis ſie geſchehen ſey, und Beide, ſowohl er als ſein Sohn, verſicherten, daß die Nachricht aus Delhi ihnen von den Seats mitgetheilt worden wäre. Die Seats aber betheuerten das Gegentheil, worauf den 17ten November eine neue Ausſöhnung mit Roydoolub durch Scraftons Vermittelung zu Stande kam, und neue Freundſchaftseide geſchworen wurden, woauf Roydoolub den größten Theil ſeiner Truppen ins Lager ſchickte. Der Nabob glaubte nun wenigſtens fürs Gegenwärtige die Ruhe völlig wieder hergeſtellt, und verließ daher die Ebene von Gherio, um das unzufriedene Corps Truppen in Rajahmahal zu vermögen, ihrer Beſtimmung gemäß nach Purnea zu marſchiren. 1757.

Die Regenzeit war dieſes Jahr in Niederbengalen weniger ungeſund wie gewöhnlich geweſen, und von allen engliſchen Truppen in Calcutta und Chandernagore waren nur vierzig Mann geſtorben; allein die Unmäßigkeit, welche durch die Vertheilung der bengaliſchen Gelder erzeugt wurde, hatte ſo viel Krankheiten verurſacht, nachdem das Regenwetter im September ſchon vorbey war, daß ſich zu Ende des Octobers zwey Drittel von allen gemeinen Soldaten im Hoſpitale befanden. Dieſer Unfall hielt die Bewegungen der Truppen bis zum 17ten November auf, da ſie ſich einſchifften.

In dieſer Zwiſchenzeit hatte Clive den Ramramſing dahin vermocht, zu ihm zu kommen. Er ließ ihn durch einen Trupp Europäer nach Chandernagore eſcortiren, von da er mit den Engländern nach Muxadavad ging. Da der Rajah von Berbohin hörte, daß Clive wieder ins Feld rückte, ſo ſchickte er Soldaten aus, um die unter Sinfray herumſtreifenden Franzoſen aufzufangen; dieſe aber bekamen Wind davon, und entkamen größtentheils, ſo daß von 60 nur 24 eingebracht wurden. Man ſchickte dieſe Gefangenen nach Calcutta; viere derſelben waren Agenten der franzöſiſchen indiſchen Compagnie, die man

1757. bey Chandernagore ſchon einmal gefangen hatte, allein auf ihr Ehrenwort freygelaſſen worden waren.

Clive langte mit ſeinen Truppen den 25ſten November in Muxadavad an. Meirum, der ſeinen Zorn wegen dem Kindermorde fürchtete, hatte noch vor ſeiner Ankunft den Bruder des Ramramſing losgelaſſen; er empfing auch dieſen Rajah ſelbſt, den Clive mit ſich nach dem Palaſte nahm, mit vieler Freundlichkeit, und zeigte gegen den engliſchen Feldherrn eine kriechende Unterwürfigkeit. Roydoolub wandte Krankheit vor, da Clive in ihn drang mit ihm zu marſchiren; die Furcht dieſes Miniſters wegen den Nachſtellungen des Nabobs und ſeines Sohnes war indeſſen durch neue Anzeigen vermehrt worden.

Mirza Sallee, der Generalpachter der Provinz Orixa, die dem Marattenfürſten Janogee gehörte, hatte mit ſeinen Rechnungen nicht beſtehen können, und kam in dieſer Unzufriedenheit nach Muxadavad, kurz vor dem Tode des Surajah Dowlah, dem er einen Entwurf vorlegte, wie dieſe Provinz wieder mit Bengalen zu vereinigen wäre. Der Maratte Subut war damals von Janogee zum Statthalter von Orixa ernannt worden, und war auch kürzlich in Muxadavad geweſen, wo er mit Roydoolub eine ziemlich vertraute Bekanntſchaft gemacht hatte. Er war noch nicht ſelbſt in Orixa angekommen, ſondern hatte blos ſeinen Agenten Chemneſaw vorangeſchickt, um die Regierung bis zu ſeiner Ankunft zu verwalten. Dieſer Maratte traf im Anfange des Novembers in Catteck ein, behandelte den dortigen engliſchen Reſidenten mit vielem Uebermuth, und ſein Gefolge ſprach öffentlich von einem Corps von 6000 Maratten, die mit dem 1757. Statthalter Subut ankommen würden, um von Meer Jaffier die Abtretung des ganzen ſüdwärts vom Fluß Piply gelegenen Landes zu verlangen, das vor Alters zu Orixa gehört hatte. Dieſe Geſpräche wirkten auf den beleidigten engliſchen Reſidenten und auf die Freunde des Generalpachters, daß ſie Subut und Roydoolub als Verbündete vorſtellten, um dem Nabob das vorgedachte Land zu entreißen. Meerum ſtellte ſich als ob er es glaubte, allein Clive hielt es für ein leeres Gerücht, und da er überzeugt war, daß Roydoolubs Mistrauen gegen den Nabob die Abneigung veranlaßte ſich ihm zu nähern, ſo ließ er ſich deſſen längern Aufenthalt in der Stadt gefallen, und verſprach alles anzuwenden, ſie völlig mit einander auszuſöhnen.

Clive verließ den 30ſten November Muxadavad und nahm alle in Coſſimbuzar befindlichen Europäer mit ſich. Die Anzahl derſelben war 250, worunter nicht zehn Kranke waren, da die Vortreflichkeit des hieſigen Clima's ſie bey aller Unmäßigkeit von der Seuche befreyt hatte, die in Niederbengalen ſo gemein geweſen war, und immer noch fortdauerte, ſo daß Clive genöthigt war, über hundert Mann von den mitgebrachten Truppen krank in der Faktorey zurück zu laſſen. Die Sepoys hatten ihre gewöhnliche regelmäßige Lebensart nicht unterbrochen, und wußten daher von keiner außerordentlichen Krankheit. Sämtliche Truppen beſtanden jezt in 550 Europäern und 1500 Sepoys, mit denen Clive aufbrach, den 3ten December bey Rajahmahal anlangte, und ſich nahe

1757 bey des Nabobs Armee lagerte. Dieſer Fürſt beſuchte Cliven den folgenden Tag, da die ganze Linie ausrückte ihn zu empfangen, und in ſeiner Gegenwart einige Evolutionen machte, die er nicht wenig bewunderte, und dafür 10,000 Rupien unter die Soldaten austheilen ließ.

Coddum Huſſein war mit 7000 Mann an der andern Seite des Ganges gelagert. Die Rebellen hatten ſich durch die Nachbarſchaft des Nabobs nicht irre machen laſſen; allein bey der Ankunft der Engländer verloren ſie den Muth, verließen ihre feſten Verſchanzungen und zerſtreuten ſich, ſo daß in wenig Tagen Coddum Huſſein in den ruhigen Beſitz ſeiner Statthalterſchaft geſezt wurde.

Die Stillung dieſes Aufruhrs, die Unterwerfung des Ramramſing, und die ſcheinbare Ruhe in Dacca, benahm dem Nabob alle Furcht in Bengalen ferner beunruhigt zu werden, daher beſchloß er nach Patna zu gehn, mit dem feſten Vorſatze, Ramnarain von ſeiner Oberſtatthalterſchaft abzuſetzen. Dieſer Fürſt war ſehr auf ſeiner Hut, da er ſich in ſeinen Erwartungen auf Sujah Dowlah betrogen fand, den ſeine eignen Angelegenheiten in ſeinen Staaten zurück hielten. Clive ſchlug ab den Nabob nach Patna zu begleiten, bis er den Rückſtand der den Engländern ſchuldigen Summe bezahlt, und überhaupt alle Artikel des Vergleichs erfüllt haben würde. Es war unmöglich die Foderungen der Engländer ſogleich abzuthun, ohne den Beyſtand des Roydoolub, von dem als Duan die Bezahlung aller Geldſummen und die Ausfertigung der Patente abhing. Clive nahm dabey

Gelegenheit dem Nabob die Thorheit ihres Misverſtändniſſes vorzuſtellen, und drang auf eine ernſtliche Ausſöhnung. Die Nothwendigkeit nach Patna zu marſchiren ſiegte, und der Nabob war wenigſtens dem Scheine nach zu allem willig. Auf die Nachricht davon kam Roydoolub den 23ſten December ins Lager, und wurde vom Nabob mit allen Zeichen der Vertraulichkeit aufgenommen. Acht Tage hernach hielt man in Clive's Zelt eine Conferenz, wobey der Nabob, Roydoolub, Omarbeg und Watts gegenwärtig waren. Bevor noch irgend ein Geſchäft vorgenommen wurde, entſagten der Nabob und Roydoolub aufs feyerlichſte allem ihren vorigen Verdacht und Haß. Nach dem Tractat hatten die Engländer nun noch 2,300,000 Rupien zu fodern. Roydoolub fertigte ſogleich Befehle aus an die Schatzkammer in Muxadavad, die Hälfte dieſer Summe zu bezahlen; für den Reſt wurden Reſcripte an Omarbeg, als Phousdar von Hughley, und an die Rajahs von Burdawan und Kisnagur gegeben. Dieſe Reſcripte werden Tuncas genannt, und geben dem Inhaber das Recht, die Summen von den Einkünften der Diſtricte, worauf ſie angewieſen ſind, zu erheben. Clive ging in ſeiner Vorſorge noch weiter, und ließ ſich ebenfalls Tuncas auf 1900,000 Rupien geben, die erſt im künftigen April zahlbar waren. Roydoolub erhielt auch Befehl, unter dem Siegel der Nabobſchaft die Patente auszufertigen, wodurch die engliſch-indiſche Compagnie Vollmacht erhielt, die ſüdlichen von Calcutta gelegenen Länder in Beſitz zu nehmen, und zwar mit Zemindariſcher Autorität, die ſich zwar nicht auf 1757.

1757. Lebensſtrafen, jedoch auf Gefängniß und Geißelung erſtreckt; dabey aber behielt ſich der Nabob die jährliche Summe von 222,956 Rupien von dem Ertrage dieſer Länder bevor. Alle dieſe Punkte wurden ohne den geringſten Streit in Ordnung gebracht; allein nun kam die Reihe an die vorhabende Kriegsexpedition. Des Nabobs Abſicht Ramnarain abzuſetzen, und die Oberſtatthalterſchaft einem Andern zu geben, war ein Gegenſtand, der unausbleiblich lange Unruhen und Verwirrung erzeugen dürfte; denn es war kein Zweifel, daß bey Annäherung der Armee Ramnarain dem Nabob von Aude alles nur mögliche anbieten würde, um ſeinen Beyſtand zu erlangen, es ſey denn, daß er die bündigſten Verſicherungen bekäme, daß man nicht willens ſey ihn abzuſetzen. Clive trug dieſes Gutachten vor, und fügte zu ſeinen Gründen die Nothwendigkeit, worein die engliſchen Truppen kommen könnten, während dem Feldzuge auf einmal des Nabobs Armee verlaſſen zu müſſen, um Calcutta zu Hülfe zu eilen, wenn dieſe Stadt von den Franzoſen angegriffen werden ſollte, da denn der Nabob mit ſeinen Truppen allein in Bahar zurück bleiben würde. Er bot deshalb ſeine Vermittelung an, und verſprach des Nabobs Anſprüchen und Autorität nichts dabey zu vergeben. Dieſer Vorſchlag wurde endlich angenommen, und beſchloſſen, daß Clive einen Brief an Ramnarain ſchreiben und ihm rathen ſollte, dem Nabob entgegen zu kommen und ihm zu huldigen, wobey er die kräftigſten Verſicherungen von Sicherheit und Gunſtbezeugungen geben könnte. Nach dieſem Entwurfe, der von jedermann gebilligt wurde, rückte man vor-

1757. wärts. Der Nabob verbarg ſein Misvergnügen, war aber im Herzen äußerſt unwillig auf Clive und Roydoolub; ein Gemüthszuſtand, der keinem von Beiden entging.

1758. Die Armee brach den 2ten Jan. auf. Die Engländer machten auf des Nabobs Bitte die Avantgarde. Ihnen folgte Roydoolub mit ſeinen Truppen, die 10,000 Mann ausmachten, ſodann kam der Nabob mit der Hauptarmee, die 40,000 Mann ſtark war. Jede Abtheilung hatte ihre Flotte von Böten, und war von der nächſten immer einen Marſch entfernt, ſowohl um die Anſchaffung der Lebensmittel zu erleichtern, als auch wegen der Bequemlichkeit der Läger, und um zwiſchen den verſchiedenen Schaaren alle Streitigkeiten zu vermeiden. Man nahm dieſelbe Route längs dem Fluſſe, die der Major Coote genommen hatte. Der Marſch der bengaliſchen Truppen wurde beſtändig unterbrochen, weil ihre Bagage zurückblieb und ihr Geſchütz immer Reparatur brauchte; die Engländer waren daher oft gezwungen, Halt zu machen, weil der Nabob ungern ſah, daß ſie einen zu großen Vorſprung gewännen. Auf dieſem Zuge erhielt er Nachricht aus Delhi, daß er vom Mogul in ſeiner Nabobswürde beſtätigt worden, und man ſeinem Sohne und einigen andern Verwandten hohe Titel bewilligt habe. Die Seats meldeten auch dem Clive, daß ihn der Kaiſer zu einem Munſubdar oder Befehlshaber von 6000 Pferden ernannt und noch andere Titel dazu gefügt habe. Alle bis jezt eingegangene Berichte aus Patna meldeten, daß Rammarain Anſtalten zur Vertheidigung mache, und alle

1758. Brücken bis auf dreißig Meilen von Patna habe abwerfen laſſen. Allein er hatte damals noch nicht den Brief des engliſchen Feldherrn erhalten: ſobald dieſer einging, antwortete er, ohne die geringſte Bedingung zu machen oder Verdacht zu zeigen, daß er ſogleich Cliven und dem Nabob aufwarten würde. Dieſes geſchah auch den 15ten Januar, da er im engliſchen Lager eintraf. Den folgenden Tag begab er ſich in Begleitung Watts zum Nabob, der ihn mit allen ſeinem Range gebührenden Ceremonien empfing und ihn bat, ſich an die Arrieregarde anzuſchließen, damit ſie ſich deſto häufiger unterreden könnten; ſeine wahre Abſicht hiebey aber war, der Provinz auf eine ſinnliche Art die untergeordnete Würde ihres Oberſtatthalters zu zeigen.

Die engliſchen Truppen langten den 4ten Februar zwey Meilen von Patna an, wo ſie Halt machten. Den folgenden Morgen wurde man ein ſtarkes Corps von des Nabobs Armee gewahr, das ſeitwärts vom engliſchen Lager marſchirte und die Stadt zu erreichen ſuchte; Clive erhielt zugleich ingeheim Nachricht, daß der Befehlshaber dieſes Corps, Coja Haddee, vom Nabob Befehl bekommen habe, keine andern Truppen in die Stadt zu laſſen, bis er ſelbſt eintreffen würde. Hiedurch wollte er der Hauptſtadt zu erkennen geben, daß die engliſchen Truppen ihm ganz unterwürfig wären. Clive's ſtolzer Geiſt wurde durch dieſes Betragen beleidigt; er wartete, bis Coja Haddee Beſitz von der Stadt genommen hatte, ſodann rückte er auch an, und verlangte eingelaſſen zu werden. Der indiſche Befehlshaber, der dem Roydoolub ergeben war, und ſeine Ehrfurcht für Clive kannte, erwähnte zwar des Befehls vom Nabob, allein er fügte hinzu, daß ſeine Freunde, die Engländer, wohl nicht mit darunter begriffen wären; worauf er ſogleich die Thore öffnen ließ. Clive, der die Ehre ſeiner Nation behauptet hatte, begnügte ſich damit, und marſchirte blos durch nach der engliſchen Faktorey, die am andern Ende außerhalb der Stadt liegt. Den folgenden Tag erhielt er einen Brief vom Nabob mit leeren Entſchuldigungen wegen dem forcirten Marſch des Coja Hadde, mit der Bitte bey Bankapoor ſein Lager zu nehmen; dieſes war fünf engliſche Meilen von Patna, wo die Compagnie einen großen Garten beſaß. Dieſen Ort hatte Clive ſchon zu ſeinem Aufenthalt auserſehn, daher er die Bitte deſto leichter bewilligte; allein den nächſten Morgen langte ein anderer Brief an, worin Clive erſucht wurde, fünf Meilen weiter nach Dinapoor zu marſchiren. Dieſer Entwurf, die engliſchen Truppen ſo weit zu entfernen, erzeugte Verdacht und beſtätigte die geheimen Nachrichten von des Nabobs Abſichten. Dieſe hatten zum Gegenſtande, Ramnarain von ſeiner Oberſtatthalterſchaft abzuſetzen, ſie des Nabobs Bruder, Meer Coſſim, zu ertheilen, und alle andere Würden und Aemter in der Provinz mit Meer Jaffiers Günſtlingen zu beſetzen. Zu dieſem Endzwecke wurden alle nur erſinnliche Künſte gebraucht, und keine Verſprechungen, ja endlich ſelbſt keine Geſchenke geſpart, um Clive's Beyſtimmung zu erlangen. Roydoolub, der überzeugt war, daß ſein Untergang von dem Falle des Ramnarain abhing, verband ſich mit dieſem nun aufs genaueſte. Die Unterhandlung ge- 1758.

1758. ſchah durch Vertraute, denn ſie unterſtanden ſich nicht einander zu ſchreiben, und die Entfernung der Läger litt keine Beſuche; dieſe Vertrauten kamen auch zu Clive, erklärten ihm die Geſinnungen ihrer Principale und äußerten auch etwas von den gefährlichen Anſchlägen des Nabobs gegen die Engländer ſelbſt. Clive glaubte in ſeiner Lage nichts befürchten zu dürfen, dennoch verwarf er die Warnung nicht leichtſinnig. Um die Verrätherey zu hindern, ging er mit allen ſeinen Truppen und Bagage nach der großen im Ganges gelegenen Inſel, Bankapoor gegenüber, wo ſie durch den Fluß von dem Nabob getrennt waren. Zu gleicher Zeit ſchickte er Watts nach Patna, um des Nabobs Meynung bey ſeiner lezten Bitte zu hören, und ſich ernſtlich über ſein Betragen gegen Ramnarain zu beklagen, den er im Lager nicht viel beſſer wie einen Gefangenen aufbehielt, anſtatt ihm ſeinem Verſprechen gemäß zu erlauben, mit allen Zeichen ſeiner Würde nach der Stadt zurück zu kehren. Watts merkte nichts Argliſtiges in des Nabobs Betragen, dagegen aber auch keine Neigung Ramnarain zu willfahren; er erklärte, daß er die Endigung dieſer Sache verſchieben wollte, bis er den Oberſten Clive ſehen würde. Einige Tage nachher begab ſich Meer Jaffier zwar in Begleitung des Ramnarain nach Patna, allein lezterer trug keine Kennzeichen der Autorität. Clive kam nun auch nach der Stadt, da denn der Nabob alles auf Roydoolub ſchob. In der That war dieſer an der Verzögerung nicht unſchuldig, weil er dadurch die Engländer deſto mehr aufzubringen gehofft hatte; allein der Nabob wandte nun dieſes Inſtrument gegen ihn ſelbſt, und hätte bald einen Streit zwiſchen Clive 1758. und Roydoolub veranlaßt, wenn Erſterer nicht Urſache gehabt hätte keinem zu trauen, und bey ſeinen Handlungen blos das Wohl ſeiner Nation vor Augen zu haben.

Dieſe Intriguen wurden durch wichtige Neuigkeiten unterbrochen. Man hörte von der Annäherung des Sujah Dowlah von Lucknow, in Verbindung mit einem großen Corps Maratten und des Haufens Franzoſen unter Anführung des Law. Zugleich mit dieſer Nachricht langte auch der Maratte Subut im Lager an, der, anſtatt nach ſeiner Oberſtatthalterſchaft in Orixa zu gehn, zuerſt dem Nabob einen Beſuch in Patna machte, um im Namen der Marattenfürſten, Janogee und Balagerow, gewiſſe Schuldfoderungen von Bengalen einzutreiben, die 2,400,000 Rupien betrugen. Die Nachbarſchaft eines Marattenheers beſchützte nicht allein den Subut gegen Mishandlung, ſondern nöthigte auch den Meer Jaffier, ſeinen Verdacht wegen der Verbindung dieſes Abgeordneten mit Roydoolub zu erkennen zu geben. Eben dieſe Furcht machte ihm auch die Engländer jezt ganz unentbehrlich; er fand daher rathſam, ihnen aufs ſchleunigſte wegen Ramnarain zu willfahren. Die Ceremonie der Belehnung geſchah den 23ſten Februar. Man legte für den Nabob ein reich mit Edelgeſteinen beſeztes Kleid in eine goldne Schüſſel; dieſes befahl er ſogleich unter einer Eſcorte an ſeinen Sohn Meirum nach Muxadavad zu ſchicken, den er zum Nabob von Patna ernannte; ſodann gab er ein anderes eben ſo koſtbares Kleid mit eignen Händen an Ramnarain,

1758. und beſtellte ihn förmlich zum Vicenabob der Provinz. Die Ernennung des Meirum war ein bloßer Titel, wodurch die Autorität des Ramnarain nicht geſchmälert wurde, denn dieſer hing ganz allein von dem Nabob ab, und war blos zu einigen Geſchenken an Meirum verpflichtet. Ramnarain mußte aber ſogleich 700,000 Rupien bezahlen, unter dem Vorwande, daß dieſe Summe noch an ſeiner Rechnungsbilanz fehle. Auch wußte der Nabob noch andere ſehr beträchtliche Summen einzutreiben; denn die Oberhäupter aller Diſtricte, ſowohl Mohren als Indier, wurden zur Huldigung herbey gerufen; ſie kamen wie gewöhnlich nicht mit leeren Händen, und diejenigen, wider die man gegründete oder ungegründete Klagen führte, wurden zu großen Geldſtrafen verdammt. Unter dieſen befand ſich Comgar Cawn und Sunderſing, zwey kleine Rajahs, die in den Gebirgen wohnten, drey Monate lang mit einander gekämpft und erſt bey Annäherung des Nabobs ihre Waffen niedergelegt hatten. Beide wurden vorgefodert; allein Comgar Cawn, der ſchuldigſte von Beiden, nahm die Flucht, und Sunderſing wollte nicht eher kommen, bis er von Clive die Verſicherung erhielt, mit Gerechtigkeit behandelt zu werden. Pulwanſing, ein anderer indiſcher Fürſt, deſſen Land an dem äußerſten Theile von Bahar, mitten in den Gebirgen am Ufer des Caramnaſſa lag, war ein berüchtigter Räuber, der ſich durch Plünderungen bereichert hatte, und gegen welchen Ramnarain ſehr aufgebracht war; auch dieſer weigerte ſich zu erſcheinen, bis er die Bürgſchaft der Engländer erhielte. Die ſo große Achtung für die

1758. Vermittelung des Clive machte auf den Nabob einen ſtarken Eindruck: ſeine Abneigung zeigte ſich jezt etwas, weil die gedrohte Gefahr vorüber war; denn es kam Nachricht, daß ſowohl die Maratten als Sujah Dowlah ihren Entwurf in Bahar einzufallen aufgegeben hätten: dennoch behielt Clive das Ruder in der Hand.

Aller Salpeter, womit die Europäer in Bengalen Handel treiben, wird oberhalb Patna in einem Landſtriche jenſeit des Ganges gemacht. Die Pacht war ſtets ein Monopolium und in den Händen des Coja Wazeed, eines ſehr reichen Kaufmanns, geweſen, der in Hughley wohnte. Es waren oft Streitigkeiten zwiſchen ſeinen Dienern und den Bedienten der engliſchen Faktorey zu Patna vorgefallen, und noch vor zwey Monaten war es zu Thätlichkeiten gekommen, wobey zwey Engländer ihr Leben verloren hatten. Clive nahm von dieſem Unfalle Gelegenheit, dem Nabob vorzuſchlagen, die Pacht der engliſchen Compagnie zu überlaſſen, weil dieſes das einzige Mittel ſeyn würde, künftigen Streitigkeiten dieſer Art vorzubeugen. Er bot dafür den höchſten Preiß, den man je gezahlt hatte, allein der Nabob ſah wohl ein, daß er keinen Vorwand haben würde, von der Compagnie die Geſchenke zu fodern, welche der Pachter, als ſein Unterthan, ihm zu geben ſchuldig war. Dieſen Bewegungsgrund unterſtand er ſich jedoch nicht einzugeſtehen, weil es unter ſeiner Würde war; daher er es nach mancherley Einwendungen endlich bewilligen mußte, wobey er ſich zu ſeinem eigenen Gebrauche jährlich 1600,000 Pfund Salpeter ausbedung. Die Agenten der holländiſch-

1758. indiſchen Compagnie proteſtirten zwar wider dieſe Pachtung, allein Clive zeigte einen Brief an Surajah Dowlah vor, worin ſie ſelbſt um die Pacht angeſucht hatten. Man kam indeſſen mit den Holländern überein, ihnen ſoviel Salpeter abzulaſſen, als ſie gewöhnlich zu kaufen pflegten.

Die Bewilligung dieſer Bitte machte jedoch Cliven nicht nachgiebiger, von ſeinen gerechten Foderungen abzuſtehen. Die engliſchen Truppen waren jezt vier Monate im Felde, und nur für zwey hatten ſie Sold empfangen. Die Rajahs von Burdawan und Kisnagur hatten zwar die Tuncas auf ihre Länder angenommen, bisher aber noch nichts bezahlt, und Omarbeg, der Phousdar von Hughley, erklärte geradezu, daß er außer Stande ſey, die auf ihn angewieſenen 650,000 Rupien zu bezahlen, es ſey denn, daß man Salz annähme, welches beym Verkauf nur 200,000 Rupien verſchaffen würde. Clive ſchrieb hierauf an Roydoolub, daß er ſeine Truppen ſchicken würde, das Geld von ihm ſelbſt einzufodern, und dem Nabob ſagte er mit dürren Worten, daß er von den 700,000 Rupien, die Ramnarain bezahlen ſollte, 500,000 den Engländern geben könnte. Der Nabob erwiederte, daß dieſe Summe beſtimmt ſey, den Tribut an den Mogul zu entrichten, erbot ſich aber zu einer Anweiſung an Ramnarain, monatlich von 50,000 Rupien, womit Clive zufrieden war.

Unter allen dieſen Verhandlungen war die Mitte des Märzmonats herangekommen. Der Nabob, der nun nichts mehr von auswärtigen Feinden vor geendigter Regenzeit im September zu befürchten hatte, ſuchte nun ſeinen erſten Entwurf wieder hervor, dem 1758. Ramnarain die Oberſtatthalterſchaft zu nehmen; da er jedoch die Ausführung dieſes Plans nicht hoffen konnte, ſo lange die engliſchen Truppen ſich in Bahar befänden, ſo beſchloß er ſie durch Ausharrung zu ermüden, und war nunmehr ſo ernſtlich darauf bedacht, ſie wegzuſenden, als er vorher gewünſcht hatte ſie bey ſich zu haben. Da er ihren Geldmangel kannte, ſo glaubte er, je länger er die Zahlungen verſchieben könnte, je mehr würden ſie ſelbſt nach ihrem Rückmarſch verlangen.

Clive ſah die argliſtige Abſicht ein, und beſtand darauf, daß Roydoolub ſogleich für die fehlenden Summen Sicherheit geben ſollte. Dieſer Miniſter aber war eben im Begriff eine Pilgerreiſe nach Guyah anzutreten, einer heiligen Stadt, die ſechzig engliſche Meilen ſüdwarts von Patna liegt. Clive beſchloß ſeine Rückkunft abzuwarten, ſandte aber doch den 1ſten April den größten Theil ſeiner Truppen weg, mit Befehl kleine Märſche nach Bengalen zu machen. Unter dieſen waren auch 1000 Sepoys, die man im Lande Bodgepore angeworben hatte, wo die Eingebornen viel kühner als die in Bengalen oder Bahar ſind. Den 7ten April kam Roydoolub zurück, und nun kam an den Nabob die Reihe der Pilgerſchaft, die er dem Grabe eines Heiligen nahe bey der Stadt Bahar zugedacht hatte. Er hoffte, daß die engliſchen Truppen in ſeiner Abweſenheit weit vorrücken, und Clive ihnen folgen würde, da er denn nach Patna zurückkehren und Ramnarain abſetzen wollte. Der engliſche Feldherr aber beſchloß ſich nicht von Ramnarain zu

1758. trennen, bis dieſer außer aller Gefahr wäre. Den Tag vor des Nabobs Abreiſe langten Abgeordnete von Delhi an mit den kaiſerlichen Patenten und Ehrentiteln, die dem Nabob, ſeinen Anverwandten und Clive ertheilt wurden; auch brachten ſie die Beſtallung des Meer Jaffier zur Nabobswürde, woran aber einige Formalitäten fehlten, die man zurückhielt, bis der Nabob gewiſſe Summen nach Delhi übermacht haben würde. Die Beſtallungsbriefe wurden jedoch als völlig gültig proclamirt, und nur ſehr Wenige wußten das Gegentheil.

Der Nabob trat indeſſen ſeine Reiſe nach Bahar an, fand aber zu ſeiner Verwunderung, daß Clive immer noch in Patna blieb; er ſchrieb daher ſeinem Bruder, Meer Coſſim, ſich zu verſtellen, der denn auch vorgab, ganz mit der zum Vortheil des Ramnarain gemachten Einrichtung zufrieden zu ſeyn, und nächſtens nach Muxadavad abzugehn verſprach. Der Nabob, anſtatt nach Patna zurück zu kommen, ging von Bahar nach Bar an dem Ufer des Ganges, wo ſich der größte Theil ſeiner Armee nebſt der ganzen Flotte von Böten verſammelt hatte. Nunmehr verließ Clive auch Patna, und nahm Ramnarain mit ſich, um vom Nabob Abſchied zu nehmen. Dieſe Ceremonie geſchah auch den 30ſten April. Der Nabob verſicherte den Ramnarain ſeiner völligen Zufriedenheit, lobte ſeine Treue, und erlaubte ihm ſogleich wieder nach Patna zurück zu kehren. Ein großer Theil des Heers ſezte darauf den Marſch nach Muxadavad fort, die übrigen Truppen aber behielt er bey ſich, um ſeine Jagd zu decken, womit er ſich täglich

1758. beluſtigte. Er geſtattete Roydoolub Cliven zu begleiten, um das tractatmäßig ſchuldige Geld ohne Verzug bezahlen zu können. So endigte ſich dieſer politiſche Feldzug, in welchem eine Armee von 50,000 Mann ſich von den Gränzen ihres Landes 300 engliſche Meilen weit entfernt hatte, und vier Monate lang im Felde geblieben war, ohne einen Schuß zu thun. Clive hatte indeſſen völlig ſeinen Zweck erreicht, und beſtändig die Hand am Ruder behalten, ohne das allgemeine Beſte ſeinen Privatvortheilen aufzuopfern.

Der franzöſiſche Haufen, der von Dacca nach Rungpore geflüchtet war, hatte am Ufer des Fluſſes Teſta ein Fort von Erde aufgeworfen, worin ſie ungeſtört blieben, bis Coſſim-Ally, der Phousdar des Landes, vom Nabob Befehl erhielt ſie anzugreifen. Dieſes wurde ohne Schwertſtreich ausgeführt; denn man ſchnitt ihnen allen Proviant ab, und verſezte ſie dadurch in einigen Wochen in die größte Hungersnoth. Sie ſchifften ſich nun in ihre Böte ein, und wollten verſuchen den großen Ganges zu erreichen, ſie wurden aber verfolgt, und ſo ſehr geneckt, daß ſie abermals landeten und ihren Weg nach Dinagepore nahmen, der Hauptſtadt eines Rajah, der ein guter Mann, aber ſehr furchtſam war; eben ſo waren auch ſeine Unterthanen, die Proviant genug herbeyſchafften. Der Befehlshaber dieſes Haufens, Courtin, ſah wohl ein, daß es unmöglich ſey zu entkommen, und ſchickte daher ſelbſt an die Engländer nach Coſſimbuzar, mit dem Antrage ſich zu ergeben. Dies erwarb ihnen einige Nachſicht. Es langte ein Offizier aus dem engliſchen

1758. Lager an, der ſie als Gefangene übernahm. Ihre Anzahl war von 30 Europäern bis auf 11, und von 100 Sepoys bis auf 30 geſchmolzen.

Die geringe Anzahl Truppen, die man in Calcutta zurückgelaſſen hatte, erzeugte bey den daſigen franzöſiſchen Gefangenen den Entwurf, einen Verſuch zu machen zu entkommen, da ſie nur wenig bewacht wurden. Das Gebäude, das zum Gefängniß diente, war zu klein, ſie alle zu beherbergen, hatte aber einen großen mit hohen Mauern umgebenen Hof, den man ihnen auch zu mehrerer Bequemlichkeit angewieſen hatte. Dieſe Freyheit benutzten ſie, die Mauer an einem unbewachten Orte zu unterminiren, und ſchlüpften in einer Nacht alle durch dieſes Loch, 90 an der Zahl. Ehe der Morgen anbrach, waren ſie an der andern Seite des Fluſſes, wo ſie ſich zerſtreuten. Man vermuthete, daß ein Theil derſelben ſich nach der däniſchen Faktorey, Hughley gegenüber, begeben hatte, die Dänen aber ſchlugen eine Nachſuchung ab. Einige Zeit hernach wurden an verſchiedenen Orten 45 dieſer Entlaufenen wieder aufgefangen.

Die Eſcadre unter dem Admiral Pocock verließ Bengalen im Anfange des Februars, und ſegelte nach der Küſte von Coromandel. Da das Kriegsſchiff, der Kent, für unbrauchbar erklärt und eine Kriegsſchaluppe nach England abgeſchickt worden war, ſo beſtand die ganze Seemacht jezt nur in drey Linienſchiffen und zwey Fregatten von 20 Kanonen. Ihre Abfahrt, das beſtändig fortdauernde Gerücht von einer erwarteten großen franzöſiſchen Flotte, die Nothwendigkeit dem Nabob von Bengalen Hülfstruppen zu ſeinen Kriegen

zu geben, und mehr als alles die Erinnerung der lez- 1758.
tern Trübſale, hatte die Regierung in Calcutta vermocht, auf ihre künftige Sicherheit ſorgfältig zu denken. Zu dieſem Endzwecke war ein Fort errichtet worden, das zur größten Vertheidigung geſchickt war, wobey alle Eingebornen, die man nur miethen konnte, Hand anlegen mußten. Der Grund war 1100 engliſche Ellen vom alten Fort in einiger Entfernung am Fluſſe.

Während dem Feldzuge nach Patna waren mancherley Gerüchte nach Muradabad gekommen. Es hieß, der Nabob habe Ramnarain ermorden laſſen. Dieſer Nachricht folgte eine andere; man erzählte, daß der Rajah Sunderſing auf Anſtiften des Roydoolub das Lager des Nabobs in der Nacht überfallen und dieſen in ſeinem Zelte niedergeſtoßen habe. So unwahrſcheinlich auch beide Nachrichten waren, ſo glaubte ſie Meerum doch, und zog alle ſeine Truppen zuſammen. Dieſe Unruhe wurde jedoch durch authentiſche Briefe aus dem Lager geſtillt. Der verdachtvolle Geiſt des Meerum aber brauchte Nahrung, und trieb ihn zu tollen Handlungen, ſobald er hörte, daß Clive und Roydoolub ohne den Nabob vom Feldzuge zurückkehrten.

Der Fluß Coſſimbuzar iſt vom Januar bis zum Junius nicht tief genug, um ſchwerbeladene Böte zu tragen; daher waren die engliſchen Truppen genöthigt, ſich mit ihrer Flottille nicht vom großen Fluſſe zu entfernen, bis ſie Bogwongola erreichten, von welchem Orte ſie gerade nach Muradabad marſchir-

1758. ten. Clive traf hier den 15ten April ein, und fand die Stadt in der äuſserſten Beſtürzung; am nämlichen Tage erhielt er auch ſehr wichtige Nachrichten von der Küſte von Coromandel, wohin wir mit unſerer Erzählung jezt zurückkehren.

Neuntes Buch.

1758.

Dieſes in der indiſchen Geſchichte ſehr merkwürdige Jahr wurde mit geringer Thätigkeit angefangen. Die franzöſiſchen Truppen blieben in Pondichery, und warteten auf die Ankunft der großen Verſtärkung aus Frankreich. In dieſer Zwiſchenzeit beſchäftigte ſich der Marquis von Soupire, wie er ſelbſt in einem öffentlichen Memoire ſagt, mit dem Entwurf, durch Hülfe der in Tritchinapoly befindlichen Franzoſen dieſe wichtige Stadt zu überrumpeln, zu welchem Ende er mit zwey Offizieren der engliſchen Sepoys in Unterhandlung trat. Die Anzahl dieſer Gefangenen belief ſich jezt auf 400, nachdem 60 engliſche Dienſte genommen hatten. Zwey dieſer leztern klagten einen Franzoſen, Namens la Forge an, der als Wundarzt bey den engliſchen Truppen angeſtellt war, daß er ſie zu einer Verſchwörung habe bereden wollen, deren Gegenſtand ſey, daß alle unter der Beſatzung befindliche Ausländer die engliſchen Wachen in der Nacht ermorden, die Gefängniſſe öffnen, die Gefangenen bewaffnen und durch ihren Beyſtand die übrigen engliſchen Soldaten übermannen ſollten. Dieſe Ausſage wurde durch vier andere Franzoſen beſtätigt, denen la Forge den nämlichen Antrag gethan hatte. Man machte dieſem Böſewicht den Prozeß und hing ihn auf. Dies war vielleicht einer von Soupire's Planen, obgleich er nichts davon ſagt; von der Verrätherey der Sepoys

1758. aber wurde damals nichts entdeckt, weil, wie es ſcheint, der franzöſiſche Befehlshaber dieſen Entwurf ſpäter gemacht hat.

Die Nachricht von der erwartenden großen Verſtärkung bemühten ſich die Franzoſen überall zu verbreiten. Hiedurch wurden ſelbſt die unbedeutendſten Lehnträger der engliſchen Compagnie, wie auch des Nabobs, ermuntert, ihre Oberherren zu beleidigen. In der ungeheuern Ebene im Carnatick, die ſich von Paliacate bis an den Fluß Coleroon erſtreckt, befinden ſich viele Striche ſandigten Erdreichs, die mitten unter den fruchtbarſten Ländereyen zerſtreut liegen. Dieſer Boden war bisher ganz von den Landbauern vernachläßigt, und der Natur überlaſſen worden. An einigen Orten waren Cocus- und Palmbäume erzeugt, deren Same, durch den Wind zerſtreut, die Entſtehung neuer Bäume beförderte, die in einander wuchſen, und eine undurchdringliche Baummaſſe darſtellten. Viele von dieſen Wildniſſen haben einen Umfang von 15 bis 40 engliſchen Meilen, und gehören kleinen Polygars oder ihren halbwilden Unterthanen, deren Gewerbe iſt, die benachbarten Dörfer in der Nacht zu überfallen und zu berauben; bey Tage aber fangen ſie Wildpret, wozu ſie ſo geſchickt ſind, daß ſie auf Verlangen in ſehr kurzer Zeit eine große Menge liefern können. Durch dieſe Lieferungen, und bisweilen durch kleine Geſchenke an Gelde, wie auch durch Erlegung von manchem Tyger, machen ſie ihre Diebereyen gut, die ſehr ſelten mit Blutvergießen oder Gewaltthätigkeiten begleitet ſind. Geſchieht dieſes leztere, ſo ſezt man Truppen in Bewegung, verbrennt ihre Hütten, und macht ſo viel Gefangene als man kann, die denn für ihr oder 1758. ihrer Landsleute Verbrechen ſchwer büßen müſſen. Zwey dieſer Polygars, zwiſchen deren Wäldern das Fort Trepaſſoor liegt, wagten im Januar Einfälle in die benachbarten Diſticte, die den Engländern gehörten, und ſchleppten eine große Menge von Getraide und Vieh aus den Dörfern weg; worauf man 400 Sepoys wider ſie ausſchickte. Der eine Polygar unterwarf ſich gleich, lieferte das Geraubte zurück, und gab Schadloshaltung, der andere aber vertheidigte ſich, bis man in ſeinen Wäldern Feuer anlegte, da er ſich denn auch unterwarf.

Das Marattenheer, welches unter Anführung des Balaventrow im vorigen Jahre den Nabob von Cudapah geſchlagen hatte, fand, daß ungeachtet dieſes Sieges und des dabey gebliebenen Nabobs das Land doch nicht leicht erobert werden könnte; denn Abdul Nabey Cawn, ein Verwandter des Nabobs, zog die zerſtreuten Truppen zuſammen und warf ſich damit in Sidout, der ſtärkſten Feſtung in der Provinz, unweit dem Schlachtfelde gelegen; auch die andern Forts wurden von den Pitanen beſezt, und ließen langwierige Belagerungen vermuthen. Balaventrow ſchickte daher Agenten an Abdul Nabey, um mit ihm in Unterhandlung zu treten, indeß er mit ſeiner Armee nach den Gränzen des Carnaticks aufbrach, wo er ſie in drey Abtheilungen vertheilte; die eine marſchirte gegen den Polygar Bomrauze, und die andere nach dem Gebiet des Damarlah Venketappäh und anderer Polygars, mit der dritten aber erſchien er ſelbſt vor Nelore. Der Nabob hatte zwar in dem vorjährigen Tractate mit

1758 Armetrow beſtimmt, daß dieſe Polygars an Balaventrow jeder 10,000 Rupien bezahlen ſollten; der Maratten-Feldherr bediente ſich nun dieſes Vorwandes, nicht nur dieſe Summe für das gegenwärtige Jahr, ſondern auch für die ſechs vorhergehenden zu verlangen. Die vorgebliche Urſache, warum er Nelore angriff, war, um Nazeabulla abzuhalten, wider den Nabob mit einem Corps franzöſiſcher Truppen zu marſchiren, die, wie es hieß, von Buſſy's Armee unterweges wären; allein da Nazeabulla ihm ſogleich eine anſehnliche Summe bezahlte, ſo ſchrieb nun Balaventrow an den Nabob und empfahl eine Ausſöhnung. Seine Truppen plünderten die Marktſtädte Venkati Gherri und Calaſtri. Die angegriffenen Polygars waren ſämtlich ſo erſchrocken, daß ſie alles bewilligten. Die Maratten gingen nun nach Cudapah zurück, wo Balaventrow mit Abdul Nabey Cawn durch einen Tractat überein kam, daß das Land zwiſchen ihnen in gleiche Theile getheilt werden ſollte; die Maratten wurden auch ſofort in den Beſitz des Forts Goramcondah geſezt, eines feſten Paſſes in den Gebirgen, die an Cudapah gränzen.

Des Nabobs Bruder, Abdulwahab, war mittlerweile mit 4000 Mann nach Chandergherri marſchirt. Dieſer Ort war ehemals die Hauptſtadt des Carnatick, liegt aber jezt in Ruinen. Sein Anſchlag war auf die nahe dabey liegende berühmte Pagode Triperti gerichtet, allein ein Detaſchement engliſcher Sepoys, welches ſich in der Nähe befand, ſchlug ſeinen Plünderungsmuth nieder. Da er nun nicht wußte, was er mit ſeinen Truppen machen ſollte, die ſehr unwillig waren und Geld verlangten, ſo ſchickte er ſie an Mortiz-ally nach Velore, der im Begriff ſtand, das Fort 1758. Tripatore anzugreifen. Man weiß nicht, was dieſe Feindſeligkeiten erzeugte, allein ſie wurden mit großem Eifer unternommen; denn außer ſeinen eigenen Truppen und dieſem Corps des Abdulwahab nahm er auch Armetrow mit 4000 Maratten in Sold, ſo daß ſeine Armee 10,000 Mann ſtark war. Kaum aber hatte man angefangen das Fort zu beſchießen, als Armetrow todtgeſchoſſen wurde. Dieſer Tod veranlaßte eine Verwirrung, welche die Belagerten ohne Verzug benutzten; ſie thaten einen Ausfall, ſchlugen die Feinde zurück und nahmen ihre Kanonen weg. Die Maratten verließen nach dieſer Niederlage das Land und zogen ſich zu ihrer großen Armee nach Myſore; die Truppen des Mortiz-ally und Abdulwahabs aber gingen nach Hauſe.

Der Admiral Pocock langte den 24ſten Februar mit ſeiner Eſcadre in Madras an. Es wurden ſogleich zwey Fregatten abgeſchickt, um auf der Höhe von Pondichery zu kreuzen. Den 24ſten März traf der engliſche Admiral Stevens mit vier Linienſchiffen von Bombay ein, und den 4ten April ſegelte die vereinigte Flotte nach Süden zu.

Der myſoreſche Feldherr Hyder Ally befand ſich noch immer in Dindigul, wo er auf ein Corps franzöſiſcher Truppen wartete, um den Krieg fortzuſetzen. Iſſoof ließ mittlerweile an den Feſtungswerken von Madura eifrig arbeiten. Endlich langten 300 Sepoys und 75 Europäer aus Pondichery an, unter An-

1758. führung des Aſtruc, eben desjenigen Offiziers, der 1753 bey Tritſchinapoly geſchlagen und gefangen wurde; allein Hyder Ally war nun genöthigt eiligſt nach Myſore zurückzugehen, wodurch der Anſchlag auf Madura vereitelt wurde. Aſtruc, der allein nichts unternehmen wollte, ging auch nach Seringham zurück, wo er zwey Tage nach ſeiner Ankunft ſtarb.

Der vom Nabob an Maphuze Khan geſchickte Agent fand ihn in Nellitangaville unter einem ſchlechten Zelte mit 50 Reitern, aufgeblaſen bey ſeiner Armuth und ſehr unzufrieden mit ſeinen Alliirten. Als man ihm Ausſöhnungsvorſchläge that, ſo beſtand er auf nichts geringers als auf die Statthalterſchaft der ganzen Provinz. Er ſtützte ſich auf die weſtlichen Polygars, und dieſe verließen ſich auf die ſiegende Macht der Franzoſen im Carnatick, und vermochten ihn ſeinen Namen zu ihren Entwürfen herzugeben, wofür ſie ihn mit dem Nothdürftigen verſorgten. Sobald Iſſoof den Rückzug der Myſoren und Franzoſen erfuhr, griff er die zerſtreuten Polygars mit Nachdruck an, nahm ihre Forts weg, verbrannte ihre Dörfer, und würde vielleicht dem Kriege ein Ende gemacht haben, wenn er nicht eiligſt mit ſeinen Truppen nach Madras zurückgerufen worden wäre.

Man wurde in dem Fort St. David den 28ſten April mit anbrechendem Tage eine Flotte von zwölf Schiffen gewahr, die man ſogleich für franzöſiſche erkannte. Zwey engliſche Fregatten lagen hier auf der Rhede vor Anker, und ſahen keine Möglichkeit zu entkommen; die Befehlshaber derſelben entſchloſſen ſich daher, ihre Schiffe an den Strand laufen zu laſſen, um nicht mit ihrer Mannſchaft in feindliche Hände zu fallen. Sie thaten dies auch ohne Verzug mit ſoviel Muth als Geſchicklichkeit, ſo daß kein Mann dabey umkam. 1758.

Die franzöſiſche Flotte wurde von dem Grafen von Ache commandirt, und beſtand aus einem Schiffe von 74 und zehn andern von 36 bis 60 Kanonen, nebſt einer Fregatte. Am Bord dieſer Schiffe befanden ſich 1130 Mann, außer einer großen Anzahl Offiziers und Volontairs, mit dem Generallieutenant Grafen von Lally an ihrer Spitze, der zum Generalgouverneur aller franzöſiſchen Beſitzungen in Indien mit ſehr ausgedehnter Gewalt war ernannt worden. Man hatte die höchſten Erwartungen von den Progreſſen dieſer Truppen, ſobald ſie in Indien würden angelangt ſeyn. Die Flotte ſollte die engliſche Eſcadre von der Küſte wegtreiben, und ſodann die Landſoldaten alle engliſchen Beſitzungen zerſtören. Die Gewißheit hier keinen Feind zu finden ſchien ſo groß, daß nach der Inſtruction des Lally, die man in Verſailles entworfen hatte, er den Anfang ſeiner Operationen mit der Belagerung des Forts St. David machen ſollte. Die Schiffe warfen deswegen hier Anker, um die Truppen zu landen, ſobald die in Pondichery ſich würden genähert haben. Das Stranden der beiden engliſchen Fregatten beſtärkte die Franzoſen in ihren groſſen Erwartungen. Lally ſonderte ſich indeſſen von der Flotte ab, um ſeine erhaltene Gewalt in Pondichery bekannt zu machen und die nöthigen Befehle zu ertheilen; die andern Schiffe aber ankerten bey Cudalore.

1758. Die engliſche Eſcadre hatte mittlerweile an den Küſten von Ceylon gekreuzt, und wurde den 29ſten des Morgens die franzöſiſchen Schiffe gewahr. Die Annäherung dieſer unerwarteten Eſcadre ſezte die Franzoſen in ſolches Schrecken, daß ſie ſogleich die Anker lichteten und ihren Lauf nach Pondichery nahmen. Pocock gab nun das Signal zur Jagd. Nachmittag waren ſeine Schiffe in der Nähe des Feindes, und formirten ihre Schlachtordnung. Die Engländer hatten ſieben Schiffe, eins von 66, zwey von 64, zwey von 60 und zwey von 50 Kanonen, die Franzoſen aber brachten ins Treffen, ein Schiff von 74, eins von 60, eins von 58, eins von 54, zwey von 50, zwey von 44 und eins von 36 Kanonen, zuſammen neun Kriegsſchiffe. Pocock ſahe mit großem Misvergnügen, daß ſeine Signale von den entfernten Schiffen nicht recht verſtanden wurden, woraus viele Unordnung entſtand; es mußte jedoch gefochten ſeyn, daher er Nachmittags um vier Uhr das Zeichen zum Angriffe gab. Das Feuer war von beiden Seiten überaus hitzig, beſonders hatten die feindlichen Admiralſchiffe beſtändig ihr Augenmerk auf einander. Der größte Theil der franzöſiſchen Schiffe wurde in die Flucht getrieben, und weder das Beyſpiel noch die Signale ihres Admirals konnten ſie wieder in ihre Linie zurück bringen. In dieſem Zeitpunkt kam aus Pondichery das Schiff von 60 Kanonen und eine Fregatte, die den Grafen von Lally dahin gebracht hatte. Ache beſchloß nun in Vereinigung mit dieſen beiden Schiffen die flüchtigen Schiffe an ſich zu ziehn, und das Gefecht ſodann zu erneuern; er ging deshalb zurück.

Die Engländer, welche außerordentlich an ihrem Tauwerk gelitten hatten, konnten nicht folgen, worauf Pocock das Schlachtſignal abnehmen ließ, und die Befehlshaber der Schiffe zu ſich rufte. Der Verluſt der Engländer war 29 Todte und 89 Verwundete, die Franzoſen hatten darin nach ihren eignen Nachrichten an 500 Mann. Das franzöſiſche Admiralſchiff zählte allein 35 Todte und 115 Verwundete. Dieſe Ungleichheit des Verluſts übertraf weit das Verhältniß der Schiffsbeſatzungen, denn die Franzoſen hatten mit ihren Landtruppen an 5000 Mann an Bord, die Engländer aber nur 3200 Mann. 1758.

Schon in den erſten Stunden von Lally's Ankunft in Pondichery ward man die außerordentliche Lebhaftigkeit ſeines Charakters gewahr. Noch ehe es Nacht wurde, waren ſchon 1000 Europäer und 1000 Sepoys auf dem Marſch nach dem Fort St. David, unter Anführung des im amerikaniſchen Kriege ſo bekannt gewordenen Grafen von Eſtaing, der jezt mit aus Europa gekommen war. Der Marſch wurde ſo ſehr übereilt, daß die Truppen keinen Proviant mitnehmen konnten, wozu noch kam, daß die aufgerafften Wegweiſer ſie in der Nacht irre führten Sie langten endlich beym Fort an, und näherten ſich vom Hunger getrieben troz des ſtarken Kanonenfeuers den Häuſern, die unter dem Schuz der Baſtionen ſtanden, um ſie auszuplündern. Die engliſchen Sepoys verjagten ſie jedoch, und brachten ſechs Europäer als Gefangene ins Fort zurück, von denen man die Stärke des Feindes erfuhr.

1758. Den folgenden Tag langte Soupire mit mehr Truppen nebſt ſchweren Kanonen und Proviant an, denen den 1ſten May Lally in Perſon folgte. Gleich nach ſeiner Ankunft ſchickte er Eſtaing ab, um ſich nahe bey Cuddalore zu poſtiren. Dieſe Stadt war noch in eben dem Zuſtande, als da ſie vor zwölf Jahren von den Truppen des Dupleix angegriffen wurde; auf den drey Landſeiten mit einem Wall und kleinen Baſtionen, allein ohne Graben und Außenwerke umgeben, auf der Meerſeite aber war ſie offen. Eſtaing recognoſcirte ſorgfältig die Landſeiten, und zweifelte keinen Augenblick, daß ſich am Meer dieſelbige Befeſtigung befinde; unter allen ſeinen Soldaten, die zum Theil ſchon lange in Indien waren, fand ſich kein einziger, der dieſen in ſo geringer Entfernung von Pondichery gelegenen Ort kannte. Die Beſatzung von Cuddalore beſtand aus 400 Sepoys, die gleich nach Lally's Ankunft von 30 Europäern aus dem Fort St. David verſtärkt worden war.

Es befanden ſich in lezterm Fort 150 franzöſiſche Gefangene. Da nun der vorräthige Proviant nicht überflüßig war, ſo verlangte der Commandant vom Eſtaing, daß er während der Belagerung für den Unterhalt ſeiner gefangenen Landsleute Lebensmittel hereinſchicken ſollte. Sobald Lally angekommen war, ſchlug er eine Conferenz vor, um ſowohl über dieſen Gegenſtand, als die Uebergabe von Cuddalore zu tractiren. Der Commandant, Major Polier, ging ſelbſt zu ihm heraus, da man denn überein kam, daß Cuddalore den 4ten May mit Sonnenaufgang übergeben werden ſollte, wenn zu der Zeit eine Batterie von ſchwerem Geſchütz zum agiren fertig wäre, da denn die dortige engliſche Beſatzung mit ihren Waffen und Munition ſich nach dem Fort St. David begeben könnte. Die franzöſiſchen Gefangenen ſollten los ſeyn, und die Freyheit haben nach irgend einem neutralen Seehafen zu gehn; hier aber müßten ſie ſo lange bleiben, bis das Schickſal vom Fort St. David entſchieden ſey, weil davon ihr eigenes abhangen ſollte. 1758.

Der ungeduldige Charakter des Lally hatte ſchon Misvergnügen durch das ganze Land verbreitet, das er zu gouverniren ausgeſandt war. Da er nicht dieſelbigen Hülfsmittel und die nämliche Leichtigkeit zu ſeinen militäriſchen Operationen fand, die er bey den Armeen in Europa gewohnt war, ſo nahm er ſich vor ſie gleichſam troß der Natur ſelbſt zu erſchaffen. Die verſchiedenen Caſten der indiſchen Religion ſind alle zu gewiſſen erblichen Beſchäftigungen beſtimmt; vielen derſelben ſind alle niedrige Dienſte und harte Arbeiten gänzlich verboten; überhaupt muß ein jeder bey dem Gewerbe und der Lebensweiſe bleiben, worin er geboren iſt. Der Landmann würde ſich entehrt halten, wenn er ein Feld bearbeitete, wo er nicht geſäet hätte; ja ſelbſt die niedrigſten Caſten haben ihre Unterſcheidungszeichen, ſo daß der Cooly, oder Laſtträger, der ſeine Laſt auf dem Kopfe trägt, ſie durchaus nicht auf den Schultern tragen würde. Auch die Soldaten haben ihre unterſcheidenden Beſchäftigungen; denn derjenige, welcher reitet, wird nie einen Grashalm abſchneiden ſein Pferd zu füttern; ja noch mehr, damals glaubte ſich ein gemeiner Sepoy zu erniedrigen, an einer Verſchanzung zu arbeiten, die ſein Leben ſicherte;

1758. daher der zahlreiche Troß, der beſtändig die indiſchen Läger begleitet. Eine andre Unbequemlichkeit entſteht aus dem Mangel an Zugpferden, die durch die ſchwachen Ochſen dieſes Landes nur ſchlecht erſezt ſind; allein auch ſelbſt von dieſen iſt keine hinreichende Anzahl gehörig abgerichtet, um ſie im Nothfall gleich kaufen zu können. Außer bey der Belagerung von Pondichery durch die Engländer, hatte man in den Kriegen zwiſchen beiden Nationen dieſe Mängel nicht ſehr gefühlt, weil ſie allen gemein, und die militäriſchen Operationen unbedeutend waren. Sechs Feldſtücke entſchieden gewöhnlich ein Treffen, und zwey ſchwere Kanonen das Schickſal einer Feſtung. Nunmehr aber waren andre Anſtalten nöthig, denn die Belagegerung vom Fort St. David erfoderte einen regelmäßigen Angriff. Die Eilfertigkeit, womit Lally die erſten Truppen nach Cuddalore abgeſchickt hatte, ließ keine Zeit die nöthige Anzahl von Coolies in Pondichery zuſammen zu bringen, daher befahl er den Mangel durch die indiſchen Einwohner der Stadt zu erſetzen, von denen viele gewaltſam gepreßt wurden. Man zwang ſie, ohne Unterſchied des Standes und der Caſten, zum Laſttragen und andern niedrigen Dienſten. Dieſe Gewaltthätigkeit verbreitete Schrecken, und die dadurch geſchehene Entehrung den höchſten Unwillen. Die Glieder des Conſeils, die noch ihre Aemter behielten, obgleich ganz unter Befehl des Grafen von Lally, ſtellten ihm den Nachtheil vor, der daraus entſtehen könnte, wenn man die Zuneigung der Landeseingebornen ſo vorſezlich verſcherzte; allein ihre Vorſtellungen dienten blos Vorwürfe von ihm zu bekommen, als wenn ſie nur wünſchten diejenigen zu beſchützen, von denen ſie unerlaubte Vortheile zögen. 1758. Die Ausdehnung der Gewalt verringerte die Wirkung; denn die Kanonen und Munition folgten ſo langſam, daß Lally voller Ungeduld das Lager beym Fort St. David verließ, und ſich nach Pondichery begab, um ihre Ankunft durch dieſelben Mittel zu beſchleunigen, die bis jezt ſo wenig Erfolg gehabt hatten.

Die franzöſiſche Eſcadre hatte wegen widrigem Winde ſechs Tage gebraucht, um von ihrer vorigen Station bis zur Rhede von Pondichery zu gelangen. Sobald ſie hier geankert hatte, wurden die Truppen gelandet, und dieſen ließ man nicht Zeit ſich zu erholen, ſondern ſie mußten ſogleich nach dem Fort St. David marſchiren. Lally ging den 14ten May zur Armee zurück, und ließ in der folgenden Nacht eine Batterie von zwey 24pfündigen Kanonen errichten, und zwar in einer Entfernung von 1000 engliſchen Ellen von den Mauern des Forts.

Das Fort St. David war durch viele Verbeſſerungen eine ſtarke Feſtung geworden, allein dem urſprünglichen Fehler, dem Mangel nämlich des innern Raumes, war nicht abzuhelfen. Dieſer innere Raum betrug nicht mehr als 390 Fuß in der Länge, und 140 Fuß in der Breite. Es waren hier vier Baſtionen, jede mit 12 Kanonen beſezt, ferner ein Hornwerk mit 34 Kanonen, das zum Außenwerk diente, zwey große Ravelins, und ein Graben rund um alles dieſes, der durch den Fluß Tripapolore mit Waſſer gefüllt wurde. Der breite Weg war ſehr gut pal-

1758. liſadirt, und das Glacis mit wohl angelegten Minen verſehn. Die Beſatzung beſtand in 1600 Indiern, Sepoys, Topaſſen und Laſcars, und in 619 Europäern, von denen 250 Seeleute waren, diejenigen nämlich, welche ſich durch den freywilligen Schiffbruch der Gefangenſchaft entzogen hatten.

In der Nacht vom 15ten fing die Belagerung an durch ein heftiges Feuer aus Kanonen und Mörſern, worauf aus dem Fort eben ſo nachdrücklich geantwortet wurde. Es ſtanden außerhalb dem Fort zwey Detaſchements in Verſchanzungen poſtirt, dieſe wurden umringt, erſtiegen und die darin befindlichen Europäer zu Gefangenen gemacht; die Sepoys aber entkamen, allein ſie gingen nicht ins Fort zurück, ſondern ſezten über den Fluß Panar. Die Laufgräben wurden nun eröffnet, und das Feuer beſtändig lebhaft fortgeſezt. Einige Tage nachher warf ein engliſches Schiff auf der Rhede Anker, das von der Belagerung nichts wußte; da man daſſelbige nicht durch ſchriftliche Nachricht warnen konnte, ſo wurde mit Kugeln aus dem Fort aufs Schiff gefeuert, worauf es abſegelte. Alle Schwarze, ſowohl Arbeitsleute als Bediente, denen die Gefahr groß ſchien, verließen nach und nach das Fort; auch die Europäer fingen an ungeduldig zu werden und begingen Ausſchweifungen. Eine Anzahl Matroſen erbrachen die Schatzkammer, nicht um Geld heraus zu ſtehlen, ſondern ſich mit dem hier aufbehaltenen Arrack vertraut zu machen; ſie ſoffen bis ſie ſinnlos hinfielen.

Die Feinde waren den 30ſten mit ihren Laufgräben bis 100 engliſche Ellen vom Glacis vorgerückt, und man fing an aus drey neuen Batterien das Fort zu beſchießen. 1758. Von allen Sepoys der Beſatzung waren jezt nicht mehr als 200 übrig, daher der Dienſt den Europäern überaus beſchwerlich fiel. Man war mit dem Feuer zu verſchwenderiſch umgegangen, und hatte Tag und Nacht auf alles, was man ſah oder hörte, unbedachtſam gefeuert, daher zwanzig Kanonen unbrauchbar geworden waren, und es anfing an Pulver zu fehlen. Die feindlichen Bomben hatten auch ſowohl die Waſſerbehälter als den einzigen Brunnen im Fort zerſtört, und das Waſſer im Stadtgraben war nicht trinkbar.

Alle Hoffnung zur Rettung des Forts beruhte nun auf der engliſchen Eſcadre. Die Beſatzung hatte erfahren, daß die franzöſiſche Flotte geſchlagen worden war, und erwartete daher ſtündlich ihre Ankunft. Pocock hatte nach dem Treffen bey Sadras Anker geworfen, von da er eine Schaluppe nach Madras ſchickte, mit Bitte ihm alle wiederhergeſtellte Seeleute aus dem Hoſpital, und ſo viel Laſcars wie man entbehren könnte zu ſenden, um den erlittenen Verluſt zu erſetzen. Den folgenden Tag als den 30ſten April gingen auch ſchon 100 Matroſen und eben ſoviel Laſcars zur Flotte ab; die erſtern zu Waſſer und die leztern zu Lande. Es dauerte ſechs Tage, bevor ſie an Bord kamen. Den 7ten May lichtete die Eſcadre die Anker, ſie konnte aber wegen des widrigen Windes und des Stroms ſich nicht dem Lande nähern, ſondern wurde vielmehr zurück getrieben, ſo daß ſie genöthigt war den 26ſten bey Alamparva zu ankern. Da dieſer Ort den Franzoſen gehört, die kein Boot am

1758. Ufer ließen, ſo konnte Pocock keine Nachricht von den feindlichen Operationen erhalten. Er ging jedoch mit einem ſehr ſchwachen Winde den folgenden Tag wieder unter Segel, und entdeckte den 28ſten die franzöſiſche Flotte auf der Rhede von Pondichery, wo ſie ſeit ihrer Ankunſt unbeweglich geblieben war, um die Geneſung ihrer Kranken und Verwundeten zu erwarten, deren beynahe tauſend unfähig waren Dienſte zu thun. Die Erſcheinung der engliſchen Eſcadre verbreitete unter ihnen nicht geringes Schrecken. Ache rief gleich einen Kriegsrath zuſammen, wozu auch der Gouverneur und die Mitglieder des Conſeils gezogen wurden. Man kam überein, daß es am rathſamſten ſey, die Schiffe ſo nahe als möglich ans Ufer zu bringen, damit ſie von den Landbatterien unterſtützt werden könnten. Dieſer Entſchluß aber war nicht eher gültig, bis Lally ihn genehmigt hatte. Man fertigte Eilboten deshalb an ihn ab, die ſeine Hitze noch vermehrten, ſo daß er in Eil das Lager verließ, und nach Pondichery gleichſam flog, nachdem er 400 Europäern Befehl gegeben hatte, ihm ſo geſchwind ſie nur könnten zu folgen. Bey ſeiner Ankunft proteſtirte er gegen die Schande der engliſchen Flotte auszuweichen, und befahl 800 Mann Europäer, Sepoys und Laſcars einzuſchiffen, um den Abgang der Kranken zu erſetzen, worauf er gleich wieder ins Lager zurück ging. Durch dieſe Verſtärkung war die franzöſiſche Flotte nun mit 300 Mann bemannt, daher denn Ache in die See ging, allein anſtatt gerade auf die engliſche Flotte zu zu ſegeln, die wegen des Windes nicht zu ihm kommen konnte, wandte er ſich nach der Rhede des Forts St. David. 1758.

Die Belagerer machten nun ein unaufhörliches Feuer aus 21 Kanonen und 13 Mörſern, dagegen das Feuer im Fort aus Mangel an Munition immer ſchwächer wurde. Am erſten Junius wurden die Belagerten die franzöſiſche Flotte gewahr. Dieſer Anblick erzeugte bey ihnen die Furcht, daß die Flotte vielleicht eine Menge Soldaten landen würde, um in Verbindung mit dem Belagerungscorps einen Hauptſturm zu wagen, den die Beſatzung in ihrer jetzigen Lage nicht aushalten konnte. Man hielt Kriegsrath, wo jeder der Meynung war, daß man ſo gut wie möglich zu capituliren ſuchen müßte; dennoch wurde die Vertheidigung noch 24 Stunden verlängert, in beſtändiger Erwartung etwas von der engliſchen Flotte zu ſehen. Da ſich aber nichts zeigte, ſo hing man endlich die Friedensflagge aus. Der Commandant, Major Polier, und einer von den Agenten der Compagnie gingen ins feindliche Lager und ſchlugen die Bedingungen der Uebergabe vor, wovon ihnen der ſtolze Lally nur einen kleinen Theil bewilligte. Noch denſelben Abend beſezten die franzöſiſchen Grenadiers das Fort; die Beſatzung marſchirte mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel aus, ſtreckte das Gewehr und übergab ſich als Kriegsgefangene. Sie wurden alle nach Pondichery gebracht, wo ſie der Capitulation zu folge bleiben ſollten, bis ſie gegen eine gleiche Zahl Franzoſen ausgewechſelt werden könnten. Lally verwarf das Anſuchen der Engländer, daß das Fort St. David nicht zerſtört werden möchte, vielmehr befahl er unver-

1758. zuglich alle Feſtungswerke dem Erdboden gleich zu machen. Die franzöſiſche Flotte legte den Tag nach der Uebergabe auf der Rhede vor Anker; Ache kam ans Land, unterredete ſich mit dem General, und ging den 4ten Junius wieder unter Segel, um bey Ceylon zu kreuzen.

Die franzöſiſche Armee, die ſich beym Fort St. David gelagert hatte, beſtand in 2500 Europäern und eben ſo viel Sepoys. Um dieſe Anzahl zuſammen zu bringen und doch Pondichery hinreichend beſezt zu halten, hatte Lally alle Poſten und Beſatzungen im Carnatick an ſich gezogen; ſelbſt Seringham war verlaſſen und dem Bruder des Hydernaig übergeben worden, der mit einem Corps Myſoren den 17ten May davon Beſitz nahm. Die franzöſiſchen Truppen, die von hier abmarſchirten, beſtanden in 100 Europäern und 1500 Sepoys; die Hälfte dieſer leztern aber deſertirte auf dem Marſch aus Furcht vor den ungewöhnlichen Dienſten, die ſie laut Nachrichten im Lager des Lally zu erwarten hatten, da ihre Kameraden zum erſtenmal genöthigt wurden an Verſchanzungen zu arbeiten. Da man ein noch ſtärkeres Ausreißen befürchtete, ſo ließ ſie Lally in Chilamborum Halt machen und durch 200 Europäer verſtärken. Zu dieſen ſtießen nach Uebergabe des Forts St. David noch andere Truppen unter Anführung des Grafen von Eſtaing, um Devi Cotah anzugreifen. Die Beſatzung dieſes Forts aber, die in 30 Europäern und 600 Sepoys beſtand, wartete nicht den Angriff ab, ſondern verließ den Ort und marſchirte durch Tanjore nach Tritſchinapoly.

Sobald Devi Cotah eingenommen war, ging die ganze franzöſiſche Armee nach Pondichery zurück, wo Lally den 7ten einen triumphirenden Einzug mit groſſem Pomp hielt, hernach ein feyerliches Te Deum anſtellte und ein prächtiges Gaſtmahl gab. Er erneuerte aber ſogleich ſeine Streitigkeiten mit dem vorigen Gouverneur Deleyrit, der noch immer an der Spitze der Regierung als Vicegouverneur ſtand, und dem Conſeil, weil die Schatzkammer faſt leer war, und er ſie ungeſtüm beſchuldigte, daß ſie die Gelder der Compagnie zu ihrem Privatnutzen verwandt hätten. 1758.

Die engliſche Eſcadre ſah, daß die Franzoſen von Pondichery abſegelten, es war ihr aber nicht möglich ihnen zu folgen, vielmehr war Pocock gezwungen, abermals bey Alamparva zu ankern. Hier erhielt der Admiral einen Brief aus Sadras, der ihm von dem Verluſte des Forts St. David Nachricht gab. Die Eſcadre hatte jezt nicht mehr als nur noch auf fünf Tage Waſſervorrath, und der einzige ſüdwärts gelegene Hafen, wo die Engländer damit am ſchleunigſten verſehen werden konnten, war die holländiſche Beſitzung Negapatnam. Bey dem jetzigen Winde aber durften ſie nicht hoffen es früher als in zehn Tagen zu erreichen, daher Pocock ſich entſchloß lieber nach der Rhede von Madras zu ſegeln.

Abdulwahab, des Nabobs Bruder, zog noch immer mit ſeinen Truppen herum, die Furcht aber vor den Engländern hielt ihn von Thätlichkeiten ab. Der Beſitz von Tripetti war allemal das Augenmerk eines jeden Abentheurers geweſen, der den geringſten guten Erfolg vor ſich ſah; denn die Einkünfte dieſer Pagode,

1758. die jährlich 30,000 Pf. Sterl. betragen und ſich auf die Andacht gründen, ſind gewiſſer als die Aernten im Carnatick; daher bald hernach ein anderer Verſuch darauf gemacht wurde, mit mehr Eifer als Abdulwahab bewieſen hatte. Es langten zwey vornehme Maratten, Ragava Cherry und Balakiſſen Sauſtry, im Carnatick an, die Balagerow abgeſchickt hatte, den Tribut dieſes Landes einzufodern. Balaventrow, der ſich noch mit ſeiner Armee in Cudapah befand, ſchlug ihnen die zur Bedeckung nöthigen Truppen ab, unter dem Vorwande, daß er ſchon die Tributſache mit dem Nabob von Arcot in Richtigkeit gebracht habe, und da er bald darauf nach Sirpi marſchirte, band er es dem Befehlshaber der zurückgelaſſenen Truppen feſt ein, keine Feindſeligkeiten zu erlauben. Die beiden Maratten, welche von ihrer Nation keine Unterſtützung bekommen konnten, nahmen 1500 Pitanen in Sold, und gingen mit denſelben ins Land des Polygars von Mattavar, das längs dem Fluſſe Kandeler liegt, und einen ſtarken Paß in die Gebirge hat, Namens Cara Canambaca, der nach Tripetti führt. Der Generalpachter des Landes hatte dieſen Paß mit 800 Soldaten beſezt, die anfangs alle Verſuche der Pitanen abhielten; endlich aber glückte es dieſen doch durchzudringen, worauf ſie Tripetti angriffen. Hier fanden ſie abermals muthigen Widerſtand, wobey der Maratte Ragava-Cherry todtgeſchoſſen wurde. Alle übrigen Truppen nahmen ſodann die Flucht.

Die Regierung in Madras fürchtete, daß die Franzoſen nach der Einnahme des Forts St. David ohne Verzug ihre Hauptſtadt angreifen würden, daher er-

1758. hielten alle Truppen, die in Carangoly, Chinglapet, Conjeveram, Coorepauk und Arcot in Beſatzung lagen, Befehl nach Madras aufzubrechen. Dieſe Truppen vereinigten ſich in Chinglapet, und langten den 7ten Junius, 250 Europäer und 1000 Sepoys ſtark, in der Hauptſtadt an. Pondamelee und Tripaſſore aber blieben beſezt, desgleichen Tritchinapoly, aus welcher Stadt man ſich vorbehielt die Beſatzung nur im höchſten Nothfalle herauszuziehen. Der Capitain Calliaud, der hier commandirte, ward kaum gewahr, daß die Franzoſen Seringham verlaſſen und den Myſoren übergeben hatten, ſo ließ er dieſe gleich auffodern. Die Myſoren antworteten durch Kanonenſchüſſe, worauf von den Engländern ein Bombardement erfolgte. Dieſes ſezte ſie in ſolche Furcht, daß ſie die nächſte Nacht den Ort räumten, und acht Kanonen nebſt vieler Munition zurückließen. Calliaud nahm nun die Pagode in Beſitz, und beſezte ſie mit 500 Sepoys.

Lally, ungeachtet ſeines Stolzes und ſeiner Streitigkeiten, frug Deleyrit und den Jeſuiten Lavaur wegen der künftigen Kriegsoperationen um Rath. Madras zog vorzüglich ihr Augenmerk auf ſich; denn ungeachtet der größten Bemühungen waren noch viele Theile von den Feſtungswerken unvollendet, und die Vertheidigung vom Fort St. David hatte Lally eine geringe Meynung von den engliſchen Truppen in Indien beygebracht. Es zeigte ſich aber dabey eine Hauptſchwierigkeit, denn es war kein Geld in den Caſſen von Pondichery zu dieſem Feldzuge, und noch weniger Mittel die große Menge Geſchütz und Munition, 1758 die eine ſo wichtige Belagerung erfoderte, zu Lande zu transportiren; zur See konnte man den Transport nicht wagen, ſo lange die engliſche Flotte hier den Meiſter ſpielte. Die Staaten des Nabobs zeigten eine leichtere Eroberung, da die engliſchen Beſatzungen aus ſo vielen Städten gezogen waren, und überdem, außer den anſehnlichen Contributionen, hatte man den Vortheil von hier aus der Stadt Madras mancherley Schaden zuzufügen; Lally aber wollte von den langſamen obgleich gewiſſen Mitteln Geld zuſammen zu bringen nichts hören, ſondern folgte dem Rath des Jeſuiten Lavaur, der eben ſo leicht auszuführen ſchien, und mehr Geld in viel kürzerer Zeit verſprach.

Als der König von Tanjore im Jahr 1753 von Murzafa-jing und Chunda-ſaheb in Verbindung mit den Franzoſen belagert wurde, ſo verglich er ſich wegen ſeinem rückſtändigen Tribut, und gab an Chunda-ſaheb eine Verſchreibung von 5,600,000 Rupien, die nicht bezahlt wurde, weil die Alliirten bey der Annäherung des Nazir-jing Tanjore verließen. Dieſe Verſchreibung war in den Händen der Regierung von Pondichery, die ſie nie hatte nutzen wollen. Ein Zufall aber verurſachte, daß man dieſes Geld mit dem Schwert in der Fauſt verlangen konnte. Die Franzoſen hatten im Fort St. David einen Gefangenen von großer Wichtigkeit gemacht. Dieſer, Namens Gatica, war Onkel des abgeſezten Königs von Tanjore, deſſen Kronanſprüche die Engländer 1749 behaupteten, als ſie zuerſt Tanjore betraten, und Devi Cotah einnahmen. Als der regierende König des Landes ihnen dieſen Ort abtrat, ſo war damit eine geheime Bedingung verbunden, daß ſie nämlich dieſen Prätendenten verhindern ſollten, ihn künftig zu beunruhigen. Dieſes Verſprechen machte es nothwendig ſeine Perſon genau zu bewachen; allein er fand doch Mittel zu entfliehn. Indeſſen war der Onkel zurück geblieben, der als Anführer der Partey ſeinen Neffen gänzlich beherrſchte. Dieſer wurde nun als ein Gefangener behandelt, jedoch mit vieler Freyheit und Nachſicht, bis er jezt den Franzoſen in die Hände fiel, die ſich ſeiner eben ſo bedienen wollten, wie es neun Jahr zuvor die Engländer gethan hatten. Gatica wurde nach Pondichery mit großem Pomp und Ceremonien gebracht, um dem Könige Furcht einzujagen. 1758.

Obgleich Lally hierin ſeinem Rathgeber dem Jeſuiten folgte, ſo erzürnte er ſich doch bey einer andern Gelegenheit ſowohl mit ihm als mit Deleyrit auf eine außerordentliche Art. Er war mit ſehr ſtarken Vorurtheilen gegen Buſſy angekommen, den er in Verdacht hatte, die Franzoſen beſtändig mit leeren Bildern von öffentlichem Nutzen und Gefahr getäuſcht zu haben, um nur ſeinen Poſten zu behalten. In dieſer Vorſtellung hatte Lally auch gleich nach ſeiner Ankunft den Marquis von Conflans nach Decan abgeſchickt, um bey den dortigen franzöſiſchen Truppen die zweite Stelle einzunehmen. Nunmehr aber, da er nach der Eroberung des Forts St. David ſeinen Ruf über allen Verdacht der Eiferſucht gegründet zu haben glaubte, ſchrieb er einen Brief an Buſſy, mit Befehl ſogleich nach Pondichery zu kommen, unter dem Vorwande, daß er ſeinen Rath brauche. Da er die innige Freundſchaft kannte, die zwiſchen Buſſy und dem Gouver-

1758. neur von Maſulipatnam ſtatt hatte, ſo rief er auch dieſen unter demſelbigen Vorwande zu ſich.

Soupire hatte ſich mit 600 Franzoſen und 200 Sepoys zwiſchen Alamparva und Pondichery gelagert, in lezterer Stadt waren außer den Invaliden nur 50 Mann geblieben. Da dieſer Mangel an Soldaten die Furcht der Einwohner wegen der engliſchen Eſcadre erregte, ſo beſchloß man die Franzoſen unter die Mauern von Pondichery zurück zu rufen. Dieſes geſchah, und den 17ten Junius kam hier die Flotte vor Anker. Den 18ten rückte Lally ins Feld, ſo wie das erſtemal, ohne den nöthigen Troß von Knechten, von Viehtreibern und Marketendern; denn der ungewöhnliche Zwang, den man während der Belagerung des Forts St. David angewandt hatte, hielt alle Eingeborne dieſer Volksklaſſen ab, dem franzöſiſchen Lager zu folgen, und die Landleute brachten ihr Vieh in Sicherheit aus Furcht vor den Huſaren, denen man erlaubt hatte, zum Unterhalt der Truppen ſo viel Vieh als wie ſie wollten wegzuſchleppen, ohne dafür den Werth zu erlegen. Auf dem Wege von Pondichery nach Carical, wo der Sammelplatz der Truppen war, befinden ſich nicht weniger denn ſechzehn Flüſſe; ſechs derſelben ſtrömen ehe man den Coleroon erreicht, und ſind außer der Regenzeit gewöhnlich wadbar; der Coleroon aber iſt es nie: die andern, ſo wie alle Flüſſe im Königreich Tanjore, ſind Aerme des Caveri, von denen die meiſten die Sandwüſten nahe am Meer zu tiefen Sümpfen bilden, die, wenn ſie auch wadbar ſind, doch nicht ohne ſehr große Beſchwerlichkeit paſſirt werden können. Aus dieſer Urſache wurde die ſchwere Artillerie zu Waſſer transportirt. Der Marſch ward indeſſen mit vieler Mühe fortgeſezt. Das Regiment von Lothringen mußte Bagage und Zelte in Cuddalore zurück laſſen, weil es an Zugochſen und Laſtträgern fehlte. Die ganze Armee war zwölf Stunden lang ohne alle Nahrung geweſen, als ſie in Devi Cotah anlangte. Man erwartete hier Lebensmittel zu finden, allein es war hier nichts vorhanden, als Reißkorn in Hülſen; in dieſem Zuſtande dient es blos zum Futter der Thiere. Das Abhülſen iſt eine langweilige Arbeit, und erfodert gewiſſe Inſtrumente, die man hier nicht hatte. Die hungrigen und ermüdeten Soldaten ſuchten alle Hütten des Forts durch, fanden aber keine Lebensmittel. Dieſes brachte ſie ſo auf, daß ſie die Hütten in Brand ſteckten. Das Feuer verbreitete ſich, und nur mit vieler Mühe wurde es von zwey Pulvermagazinen abgehalten. 1758.

Die Truppen langten endlich in Carical an, wo ſie die erſte regelmäßige Mahlzeit thaten, nachdem ſie einen Marſch von 100 engliſchen Meilen zurückgelegt hatten. Man fand hier einen Braman, der vom Könige von Tanjore mit Friedensvorſchlägen abgeſchickt war. Lally ſandte ihn gleich wieder zurück mit ſeinen eignen Vorſchlägen, die eine unverzügliche Bezahlung der 5,600,000 Rupien nebſt allen Zinſen zum Gegenſtand hatten; und um den König zu überzeugen, daß die gewöhnlichen indiſchen Verzögerungen und Ausflüchte hier nicht ſtatt fänden, ſo ſchickte er gleich ein Detaſchement ab, die reiche Stadt Nagore in Beſitz zu nehmen.

1758. Dieſer Ort liegt vier engliſche Meilen von Negapatnam, und hat einen ſehr beträchtlichen Handel, allein die Kaufleute hatten ihr Geld und ihre Koſtbarkeiten weggeſchafft, und boten nur wenig für die Verſchonung ihrer Waarenläger. Lally faßte daher den ſonderbaren Entſchluß, die Plünderung und Ranzion der Stadt zu verpachten. Der Parteygänger Fiſcher, der die franzöſiſchen Huſaren commandirte, übernahm dieſe feine Pacht für 200,000 Rupien, wobey feſtgeſezt wurde, daß, wenn der Nutzen 100,000 Rupien überſtiege, die Pachtſumme nach Verhältniß vermehrt werden ſollte. Bis jezt war Lally's Betragen wenigſtens von Vorwürfen der Habſucht frey geblieben, die er beſtändig ohne Unterſchied gegen jedermann ausſtieß, der im Dienſt der Compagnie ſtand. Dieſer Pachtvergleich aber gab dem andern Theile Gelegenheit ihm ähnliche Vorwürfe zu machen; man behauptete, daß er mit Fiſchern die Vortheile der Plünderung theilen würde. Da es immer noch an allem fehlte, ſo wandte ſich Lally an das holländiſche Etabliſſement von Negapatnam, um Geld, Munition und Proviant. Die Holländer, durch ſein rauhes Betragen in Schrecken geſezt, lieferten ihm zweyhundert Centner Pulver, und verſprachen den Provianteinkauf ſeiner Commiſſarien nach Möglichkeit zu befördern; allein Geld zu leihen ſchlugen ſie ab, weil, wie ſie ſagten, ſie nicht genug zu ihrem eignen Gebrauche hätten. Die Dänen in Trankebar, auch aus Furcht vor Gewaltthätigkeit, verſprachen einen ähnlichen Beyſtand, und lieferten ſechs Feldſtücke und hundert Centner Pulver.

Die franzöſiſche Armee lagerte ſich bey Kiveloor, 1758. einer großen Pagode, unweit Nagore. Man bildete Lally ein, daß die Bramanen dieſer Pagode ſehr reich, und ihre Götzenbilder alle von Gold wären. In dieſer Hoffnung wurden die Wohngebäude der Prieſter durchgewühlt, und die Erde in ihren Fundamenten ausgegraben; man ließ ihre großen Waſſerbehältniſſe ablaufen, und ſchleppte die Götzenbilder aus den Tempeln; allein man fand keine Schätze, und die Götzen waren nur von Metall. Hier ſtellte ſich abermals der Abgeordnete des Königs von Tanjore ein, der Lally die gewöhnlichen Complimenten-Geſchenke überreichte; allein ſeine Vergleichsvorſchläge waren nicht der Erwartung gemäß, daher Lally ihn wieder zurück ſchickte, ohne die Geſchenke anzunehmen, und ſogleich nach Travalore marſchirte, wo die berühmteſte Pagode des Landes war. Hier fand die Armee ſo viel Reißkorn, daß ſie drey Monat lang von dem Vorrath hätte zehren können; allein da es den Truppen an Mitteln fehlte, die Hülſen abzuſondern, ſo konnten ſie ſich kaum eine einzige Mahlzeit verſchaffen. Alle Bramanen hatten die Pagode verlaſſen, allein einige fanden ſich im Lager ein und thaten mancherley Fragen, weil ſie für ihre Tempel und Gottheiten in großer Angſt waren. Lally aber hielt ſie für Spione, und ohne die Sache einer Unterſuchung zu würdigen, ließ er ſechs dieſer Prieſter vor die Mündungen der Kanonen binden, und ſo ihre Leiber in Stücken ſchießen.

Sobald die franzöſiſchen Truppen in Carical angelangt waren, brach der General Monack-jee von Tanjore auf, mit 2500 Reitern und 5000 Sepoys,

1758. die, wenn gleich nicht durch Europäer, doch auf europäiſche Art diſciplinirt waren. Dieſe 7500 Mann machten die Hälfte der Kriegsmacht des Königreichs aus. Der König hatte gleich bey der erſten Nachricht dieſer ſchrecklichen Invaſion allenthalben um Hülfe erſucht; beym Nabob, bey den Engländern in Madras, bey dem Commandanten von Tritchinapoly, bey Tondiman, und ſelbſt bey den beiden Moravars, ob er gleich zu eben dieſer Zeit mit allen drey Polygärs in Feindſchaft lebte. Die Regierung in Madras ſowohl als der Nabob waren nicht im Stande die gebetene Hülfe zu leiſten, allein Calliaud erhielt von ihnen Vollmacht nach Beſchaffenheit der Umſtände von Tritchinapoly aus zu agiren, wo auch Iſſoof mit 2000 Sepoys aus Tinivelly eingetroffen war. Dieſe Verſtärkung machte Calliaud fähig den König zu unterſtützen, ohne ſeine Beſatzung ſehr zu ſchwächen; allein die bewährten Nachrichten, die er von der Unentſchloſſenheit des Königs erhielt, ſezten ihn in große Verlegenheit. Die Wahl war ſchwer; ſchickte er Hülfstruppen, ſo konnten ſie vielleicht durch Vergleich dem Feinde überliefert werden; hielt er ſie aber zurück, ſo fand der König einen Vorwand Friede zu machen, der in der jetzigen Lage den Engländern ſehr nachtheilig ſeyn mußte. Dennoch befahl er 500 Sepoys und 300 Colleries nach Tanjore zu marſchiren, und dem König Hoffnung auf mehr Truppen zu machen. Das Zureden der Engländer vermochte auch Tondiman und die beiden Moravars, ihrer Feindſchaft vor der Hand uneingedenk zu ſeyn; daher denn dieſe ihren Colleries erlaubten in die Dienſte des Königs von Tanjore zu treten; der von ihnen 4000 in Sold nahm, die auch gleich ins Lager des Monack-jee geſandt wurden. Die Franzoſen blieben bey Trivalore bis zum 11ten Julius, während welcher Zeit alles Vieh aus den umliegenden Gegenden geraubt, und in ganzen Triſten nach den Seeſtädten zum Verkauf gebracht wurde. Der durch dieſen Raub erlangte Vortheil aber wurde ſehr geſchmälert, denn Monack-jee ſchickte ſeine Colleries ab, die im Rücken der franzöſiſchen Armee herumſtreiften, alle kleine Eſcorten überfielen, und viel Vieh erbeuteten, das ſie zu ſehr geringen Preißen wieder verkauften. Bey dieſen Verſuchen kamen jedoch manche Colleries ums Leben, und andere wurden gefangen. Das Schickſal dieſer Gefangenen war, nach dem Befehl des grauſamen Lally, an die Kanonen geſchmiedet zu werden, und ſie anſtatt der Zugochſen zu ziehen. Dennoch gaben ihre Landsleute ihre Verſuche nicht auf, und beunruhigten alle Nächte ſelbſt das Lager. Den 24ſten Julius näherten ſich beide Armeen einander. Die Tanjoren ſtanden hinter einem Bach poſtirt; ſie wurden aber durch das Feuer des franzöſiſchen Geſchützes von dieſem Poſten vertrieben, und zogen ſich unter die Mauern der Stadt zurück. 1758.

Der König ſandte zu Lally, und wünſchte eine Conferenz von bevollmächtigten Perſonen zu haben, worauf der Capitain Maudave und der Jeſuit St. Eſtevan ſich nach Tanjore begaben. Sie beſtanden auf die erſte Foderung von 5,600,000 Rupien nebſt den Intereſſen. Der König erbot ſich 300,000 zu geben; die Abgeordneten gingen ins franzöſiſche Lager zurück, und kamen mit einer gemilderten Foderung

1758. wieder; ſie begehrten nun eine Million Rupien in baarem Gelde, 600 Zugochſen und 100 Centner Pulver. Dieſer lezte Artikel, den der unbedachtſame Lally ſtipulirt hatte, wurde von den Abgeordneten ſehr weislich nicht erwähnt, weil er den Mangel dieſes ſo nöthigen Kriegsbedürfniſſes an den Tag legte. Der König ſchien geneigt, die zuvor angebotene Summe zu vermehren, allein wegen Lieferung der Ochſen entſchuldigte er ſich mit ſeiner Religion, die ihm nicht erlaube, andere Religionsverwandten damit zu verſehen. Die Abgeordneten gingen wieder ins Lager zurück und kamen den folgenden Tag abermals nach der Stadt, mit ausdrücklichem Befehl Pulver zu verlangen. Als ſie Menack-jee dieſes vortrugen, noch ehe ſie zum Könige gelaſſen wurden, rief dieſer voll Unwillen, daß alle Unterhandlung jezt geendigt ſey, weil er finde, daß die Abgeordneten nur geſchickt wären, ſeinen Herrn zu inſultiren. Sobald Lally dieſe Antwort erhielt, brach er auf und bemächtigte ſich der öſtlichen Vorſtadt. Man feuerte mit dem wenigen Geſchüß, das man bey ſich hatte, die ganze Nacht durch auf die Pagoden und die andern Gebäude, die über der Stadtmauer hervorragten. Der dadurch verurſachte Nachtheil war ſehr geringe; das Feuer aus der Stadt dagegen war weit ſtärker. Lally ſchickte ein Detaſchement nach Carical, drey ſchwere Kanonen zu holen; mehr konnte man hier nicht entbehren, da die Schiffe mit dem Geſchüß aus Pondichery noch nicht angekommen waren; ferner wurde die Hälfte der Infanterie und die ganze Cavallerie ausgeſandt, um Vieh aus den benachbarten Ländern einzutreiben, wozu man auch einen

Trupp Colleries brauchte, die von den Tanjoren deſertirt waren. 1758. Durch dieſe Mittel befand man ſich bald im Ueberfluſſe, und alles Vieh, das man entbehren konnte, wurde ſo wie zuvor an der Seeküſte verkauft. Der überaus große Schaden, der hiedurch dem Lande zugefügt wurde und immer zunahm, vermochte den König, die Unterhandlung zu erneuern und gleich 50,000 Rupien zu bezahlen. Der Jeſuit, St. Eſtevan und der Oberſtlieutenant Kenedy wurden, wegen der Zurückzahlung dieſer Summe, als Geiſel nach Tanjore geſchickt, im Fall der Tractat nicht zu Stande kommen ſollte.

Die Colleries bey der franzöſiſchen Armee aber waren nicht von ihren Plünderungen abzuhalten, daher die tanjoreſchen Reiter ſie aufſuchten, und alles, was ihnen von dieſem Geſindel in die Hände fiel, ohne Barmherzigkeit niederhieben. Es entſtanden auch Zänkereyen zwiſchen den Handelsleuten, die mit königlicher Erlaubniß aus der Stadt ins Lager kamen, um Proviant und andere Nothwendigkeiten zu verkaufen. Dieſe Streitigkeiten, wobey es oft zur Gewaltthätigkeit kam, unterbrachen die Unterhandlung, bis die Kanonen aus Carical anlangten. Da Lally nun auch um dieſe Zeit Nachricht bekam, daß der König eine neue Verſtärkung aus Tritchinapoly erwartete, ſo beſchloß er die Feindſeligkeiten zu erneuern, ohne das empfangene Geld zurück zu zahlen, und ohne ſich um die Geiſel zu bekümmern, die ſich noch in der Gewalt des Königs befanden. Dieſer aber, durch die Ankunft der Kanonen erſchreckt, ſchloß eiligſt den Tractat. Lally hatte erklärt, daß er von Tanjore

1758. gerade auf Tritchinapoly losgehen würde; hiezu verſprach ihm der König 300 ſeiner beſten Reiter zu leihen und 1000 Coolies oder Laſtträger zu verſchaffen; ferner wollte er ihn während der Belagerung mit Proviant verſehn, und zwey anſehnliche Geiſel für die Bezahlung von 500,000 Rupien ſtellen, wovon 200,000 bezahlt werden ſollten, ſobald ſich die Armee von Tanjore entfernt hätte, 150,000 wenn ſie bey Tritchinapoly angelangt ſeyn würde, und die übrigen 150,000 nach der Belagerung. Die Bedingungen zeigten klar, daß beide Theile es nicht ernſtlich meynten. Lally ſcheint ſie blos bewilligt zu haben, weil er dadurch etwas Geld in die Hände bekam, und der König in der Hoffnung, er würde durch Zufälle das übrige retten können. Nach geſchloſſenem Tractat fanden ſich die beiden tanjoreſchen Geiſel und 40 Reiter im Lager ein, weil, wie es hieß, keine weiter in Bereitſchaft wären, auch anſtatt der 1000 Colleries kamen nur 200 an. Dieſe Umſtände beſtätigten den Verdacht des Lally, daß der König ihn nur aufhalten wolle, und vermochten ihn, die Angekommenen in eine Pagode unweit dem Lager einzuſperren. Dieſe, die eine ſolche Behandlung nicht erwarteten, fanden Mittel ihre Lage in Tanjore bekannt zu machen, worauf denn der König alle übrigen Reiter zurückhielt; auch die Coolies im Lager, die von den Reitern in der Pagode allerhand Gerüchte hörten, wurden furchtſam und liefen alle in der Nacht davon. Lally ſandte den folgenden Tag zum Könige, um ihm Vorwürfe zu machen, die aber erwiedert wurden. Der franzöſiſche Abgeordnete, Dubois, um das Misverſtändniß zu heben, erbot ſich einen der tanjoreſchen Geiſel zur 1758. Sicherheit der Reiter, die noch zurückgehalten wurden, nach der Stadt zu bringen. Lally aber betrachtete dieſes als ſchimpflich, und glaubte von des Königs Treuloſigkeit überzeugt zu ſeyn. Er berief daher einen Kriegsrath, wo jedermann der Meynung war, nachdem ſie der General durch ſeine Vorſtellungen getäuſcht hatte, daß man ſich auf keinen Frieden verlaſſen könnte, und es daher nöthig ſey, die Stadt unverzüglich mit dem größten Nachdruck anzugreifen. Zufolge dieſes Entſchluſſes ſchrieb Lally an den Oberſtlieutenant Kenedy, um ſeine ſchreckliche Rache zu verkündigen, nicht allein gegen das Land und die Stadt Tanjore, ſondern auch gegen den König und ſeine ganze Familie, die er ſämtlich als Sklaven nach der Inſel Mauritius zu führen drohte. Nach dieſem Briefe verließ er die Vorſtadt und ſchlug außerhalb Tanjore ſein Lager auf.

Der König war bisher in ſeinen Entſchließungen wankend geweſen, dieſe wilden Drohungen aber brachten ihn ſo auf, daß er nun an nichts als die äußerſte Vertheidigung dachte, und ſein dringendes Anſuchen um Hülfe in Tritchinapoly wiederholte. Calliaud hatte wegen der Unterhandlung der Franzoſen mit dem Könige ihm keine Truppen mehr anvertrauen wollen; da dieſer lezte Bruch aber aller Ausſöhnung ein Ende machte, ſo ſchickte er den 9ten Auguſt 500 ſeiner beſten Sepoys und 19 europäiſche Artilleriſten nach Tanjore ab, die, um die Franzoſen zu vermeiden, einen großen Umweg nahmen.

1758. Lally fing indeſſen den 2ten Auguſt an, die Stadt aus zwey Batterien zu beſchießen, die eine von drey, die andere von zwey Kanonen. Den 7ten hatten die Kugeln eine ſechs Fuß weite Breſche gemacht, allein der ganze übrige Munitionsvorrath war nur noch zu 150 Schüſſen hinreichend, und die Soldaten hatten jeder nicht mehr als 20 Patronen übrig; überdem war man ſo unſinnig mit dem Viehvorrath umgegangen, daß nur noch für zwey Tage Proviant im Lager vorhanden war. Die große Entfernung von den Gegenden, aus welchen man mehr Lebensmittel holen konnte, und die außerordentliche Unſicherheit dieſer Transporte, wegen der herumſtreifenden tanjoreſchen Reiterey und den Colleries, vernichteten alle Hofnung ſchleuniger Hülfe. Den folgenden Morgen kam die Nachricht von einem abermaligen Seetreffen, und daß die engliſche Flotte bey Carical geankert hätte und mit einer Landung drohe, dagegen man von der franzöſiſchen nichts wüßte. Dieſe Neuigkeit vermehrte die große Verlegenheit des Generals, der in der gegenwärtigen Noth allein von Carical Hülfe hoffen konnte. Er zweifelte jezt die Stadt ungeachtet der gemachten Breſche zu erobern, und hielt daher Kriegsrath. Von zwölf Offizieren waren zehn der Meynung, daß man die Belagerung aufheben müßte; zwey aber, Saubinet und d'Eſtaing, riethen unverzüglich zu ſtürmen. Der leztere hielt den glücklichen Erfolg für ganz gewiß und glaubte, es ſey eine leere Furcht, daß die Engländer eine Landung bey Carical wagen würden, ſo lange die franzöſiſche Flotte noch in der See wäre. Der Rückzug wurde jedoch beſchloſſen, und die Verwundeten und Kranken noch denſelbigen Tag fortgeſchafft, und in der nächſtfolgenden Nacht wollte die Armee ſelbſt aufbrechen; während welcher Zeit von den Batterien dann und wann ein Schuß fiel, um der Beſatzung nicht die Furcht zu benehmen. 1758.

Monack-jee erhielt bald Nachricht von dem vorhabenden Abmarſch, und ſchrieb es dem geſunkenen Muthe zu. Es traf ſich, daß die Hülfstruppen aus Tritchinapoly noch die nämliche Nacht ankamen, daher er ihnen vorſchlug, in Vereinigung mit den Tanjoren gleich das franzöſiſche Lager zu überfallen, wozu er bereits Maaßregeln genommen hatte, allein die große Ermüdung der Soldaten erlaubte es nicht, und nöthigte ihn den Anſchlag bis den andern Tag zu verſchieben. Man hatte im Lager keine Ahnung von dieſem Entwurf, ſondern war völlig ſicher, als vor einem Feinde, den man verachtete, und bey dem man vorausſezte, daß er den Rückzug der Franzoſen zu ſehr wünſchte, um ihn zu unterbrechen. Den 10ten Auguſt nach Mitternacht verließ Monack-jee Tanjore, mit 4000 Mann Cavallerie, 6000 Sepoys, mit den engliſchen Hülfstruppen und allen Colleries, und ſo marſchirten ſie unentdeckt nach den verſchiedenen Poſten, von wo der Angriff geſchehen ſollte. Bey Tagesanbruch näherten ſich 50 Reiter langſam dem franzöſiſchen Lager, und erklärten ſich gegen die Vorpoſten: ſie kämen ihre Dienſte dem franzöſiſchen General anzutragen. Da man wegen ihrer geringen Anzahl an keine Gefahr dachte, ſo wurden ſie von einigen Soldaten nach dem Hauptquartiere geführt, das ſich außerhalb dem Lager im Rücken der Linie befand.

1758. Der Haufen machte in einer Entfernung von hundert Schritten Halt, und ihr Führer näherte ſich allein dem Lally, der aufgeweckt worden war und ihm entgegen kam. Mittlerweile verließ einer von den Reitern, der ſich durch Opium berauſcht hatte, ſeine Kameraden, galoppirte zu einem Munitionswagen in einiger Entfernung, und drückte ſeine Piſtole darauf los. Der Wagen flog in die Luft mit ſamt dem Reiter, und der Knall allarmirte das Lager. Ein Vorpoſten von 50 Mann rückte ſogleich an, Lally zu beſchützen, der ſich ſehr im Gedränge befand; denn der Anführer des Reiterhaufens drang auf ihn ein, und that einen gewaltigen Hieb mit ſeinem Säbel nach des Generals Kopfe, den dieſer aber mit dem Stocke parirte, worauf ein Bedienter ſich näherte und den Tanjoren mit einer Piſtole niederſchoß. Der ganze Trupp fiel nun den herbeyrückenden Haufen an, der in Fußſoldaten beſtand und durch ein ſtarkes Feuer die Reiter in die Flucht ſchlug, nachdem 20 von ihnen auf dem Platze geblieben waren. Lally ſelbſt wurde zu Boden geritten und verwundet. Die franzöſiſchen Truppen waren mittlerweile alle unter den Waffen, und ſahen das Corps der Colleries mit ihren Lanzen nach hinten zu anrücken, während daß die Cavallerie und die Sepoys ſich in der Fronte und in den Flanken zeigten. Eine Stunde lang war alles im Lager in der größten Verwirrung, die Truppen wurden aber endlich durch das Beyſpiel ihrer Offiziers mit Muthe belebt, und die engliſchen Sepoys, die bis unter die Zelter gedrungen waren und ſchon drey Kanonen erobert hatten, waren gezwungen ſich zurückzuziehen; dennoch brachten ſie einen Elephanten und zwey Kamele mit ſich fort. 1758.

Sobald ſich die Tanjoren entfernt hatten, wurden die Zubereitungen zum Abmarſch fortgeſezt. Der Mangel an Zugochſen nöthigte die Franzoſen ihre fünf großen Kanonen zu vernageln; die Kugeln wurden in Brunnen geworfen, und von der Bagage ſo viel vernichtet, als Zeit und Mittel es erlaubten. Die Armee brach um Mitternacht auf, und marſchirte in zwey Linien, in deren Zwiſchenraum ſich die Palankins und die nöthigſte Bagage befanden. Die wenigen Feldſtücke waren vertheilt, und dienten ſehr die Cavallerie abzuhalten, die beſtändig anſezte den Marſch zu beunruhigen. In Covilonil, funfzehn engliſche Meilen von Tanjore, machten die franzöſiſchen Truppen Halt, nachdem ſie auf dem ganzen Wege nicht einen einzigen Brunnen, Teich oder Strom gefunden hatten. Menſchen und Thiere aber ſtürzten nun aus ihren Gliedern heraus, ſobald ſie in der Stadt Waſſer ſahen, ohne ſich durch Zwang abhalten zu laſſen. Den folgenden Tag erreichten ſie Trivalore, wobey ſie zwey Flüſſe paſſiren mußten, die beſonders den Transport der Artillerie und Bagage ſehr erſchwerten. Noch weit größer aber würden die Schwierigkeiten geweſen ſeyn, wenn nicht die Tanjoren die Verfolgung aufgegeben hätten. Die Truppen hatten auf dem ganzen Marſch keine andre Nahrung als die Cocusnüſſe, die ſie unterweges auflaſen, und nur den wenigſten zu Theil wurden. In Trivalore fanden ſie zwar etwas Proviant, den man von Carical dahin geſchickt hatte, allein die Soldaten waren ſo entkräftet, daß man durchaus ihnen

1758. einige Tage Erholung geſtatten mußte. Lally erhielt unterweges Nachricht, daß die franzöſiſche Flotte ſich auf der Rhede von Pondichery befinde, und daß der Admiral Ache bereits ſeinen Entſchluß kund gemacht habe, unverzüglich nach Isle de France zurückzukehren. Um dieſes Vorhaben zu verhindern, ſchickte Lally den Grafen von Eſtaing an ihn, um ihm dagegen die ſtärkſten Vorſtellungen zu thun. Den 18ten Auguſt langte die Armee in Carical an, wo man die engliſche Flotte vor Anker liegen ſah.

Viele Bedürfniſſe und andere wichtige Urſachen hatten dieſe Flotte nach dem Verluſt des Fort St. David beynahe acht Wochen lang auf der Rhede von Madras aufgehalten. Hier langten den 3ten Julius drey engliſche Compagnieſchiffe an, die im vorigen Jahre England verlaſſen hatten, wegen der Monſun aber nach Bengalen geſegelt waren; von hier aus wurden ſie im April nach Madras geſchickt, mit Geld und Waaren beladen, allein ohne die Rekruten, die ſie aus England gebracht, oder einige von den andern Truppen, die Clive mit ſich nach Bengalen genommen hatte. Dieſe Schiffe waren genöthigt, wegen der Paſſatwinde, große Umwege zu machen, und kamen endlich nach Negapatnam. Die hier eingezogenen Nachrichten beſtimmten ſie die hohe See zu gewinnen, und ſich nicht eher dem Lande zu nähern, bis ſie auf der Höhe von Madras angelangt ſeyn würden. Der Zufall lenkt alle Begebenheiten dieſer Welt. Hätte nicht die Regierung in Pondichery aus unzeitiger Beſorgniß die franzöſiſche Flotte in der Mitte des Junius zurückgerufen, ſondern dem Admiral Ache geſtattet,

ſeinem Plane gemäß zu kreuzen, ſo würde er dieſe 1758.
Schiffe gewiß weggenommen haben. Das darauf befindliche Geld hätte ſodann den Mangel erſezt, welcher die Haupturſache der fruchtloſen und ſchimpflichen Expedition nach Tanjore geweſen war.

Die engliſche Eſcadre erſchien den 27ſten Julius auf der Höhe von Pondichery; die franzöſiſche lag auf der daſigen Rhede vor Anker, die ſie eiligſt verließ und davon ſegelte. Sie erreichte Carical; da ſie ſich aber von der engliſchen verfolgt ſah, ſo nahm ſie den Weg nach Negapatnam. Als die Engländer auch hier erſchienen, ſegelten die Franzoſen weiter, und kamen nach vielen Umwegen den 2ten Auguſt abermals bey Carical vor Anker. Hier erfuhr Ache die falſche Nachricht, daß Lally bey Tanjore geſchlagen worden wäre, und eilte daher den folgenden Tag fort. Kaum aber war er unter Segel, als die Engländer ſich zeigten. Nun mußte geſchlagen werden. Beide Flotten formirten ihre Linien, in deren Mittelpunkt ſich die Admiralsſchiffe befanden. Die Franzoſen hatten acht Schiffe. Das Feuer war von beiden Seiten ſo ſtark als möglich, und zwar mit der beiden Nationen gewöhnlichen Verſchiedenheit geordnet; die Franzoſen nämlich nahmen Maſten und Takelwerk zum Augenmerk ihrer Schüſſe, die Engländer hingegen feuerten auf den Körper der Schiffe. Der Graf von Provence, ein Schiff von 60 Kanonen, gerieth gleich im Anfange des Treffens in Brand, der es nöthigte ſich zurückzuziehen und die Maſten zu kappen. Bald darauf wurde das Rad des Steuerruders auf dem franzöſiſchen Admiralſchiffe weggeſchoſſen; während man dieſen Scha-

1758. den hinter der Linie auszubeſſern ſich bemühte, ſprang eine der untern Schiffskanonen und warf einen Theil des Verdecks in die Luft. Dieſem Unfalle folgte ein größerer; denn nahe bey der Pulverkammer entſtand Feuer: während daß man dieſes zu löſchen ſuchte, und alle Aufmerkſamkeit darauf allein richtete, rannte das ſich ſelbſt überlaſſene Schiff an ein anderes von 50 Kanonen, und beide litten durch den gewaltigen Stoß großen Schaden, und waren, ehe ſie ſich wieder von einander losmachten, dem heftigſten Feuer zweyer engliſchen Kriegsſchiffe ausgeſezt. Sobald ſie aber frey wurden, ſpannten ſie alle Segel auf zu entkommen, welches auch alle andern Schiffe der franzöſiſchen Eſcadre thaten; ſie hieben ſogar die Taue ab, wodurch ihre Böte an den Schiffen hingen, und ließen ſie fortſchwimmen, um nicht in ihrer Flucht aufgehalten zu werden. Pocock gab nun das Signal zur allgemeinen Jagd; ſeine an Maſten und Tauwerk übel zugerichteten Schiffe aber konnten die Franzoſen nicht einholen, die glücklich Pondichery erreichten. Die engliſche Flotte ankerte auf der Rhede von Carical; ſie hatte 31 Todte und 166 Verwundete, die Feinde aber zählten an 600 Mann, die theils geblieben, theils bleſſirt waren. Das franzöſiſche Admiralſchiff allein hatte 33 Todte und 151 ſchwer Verwundete. Beide Admirals, ſowohl Pocock als Ache, waren durch Splitter verwundet worden, und der Commodore Stevens hatte eine Musketenkugel in der Schulter bekommen, die von einem franzöſiſchen Offizier auf ihn gezielt worden war.

Einige Tage nach dem Treffen kam ein franzöſiſches kleines Schiff von der Inſel Mauritius auf der Rhede von Negapatnam an; ſobald Pocock es erfuhr, ließ er es wegnehmen, ob es gleich unter den Kanonen der Holländer vor Anker lag. Das Fort feuerte nicht, allein es geſchahen nachher wegen der Beleidigung Vorſtellungen. Kurz darauf langte ein großes holländiſches Schiff aus Batavia in Pondichery an, welches 30,000 Pfund Sterl. in Silber an Bord hatte. Ache bemächtigte ſich dieſes Schiffes, als Repreſſalien wegen der Nachſicht der Faktorey in Negapatnam, unter dem Vorwande, daß die Holländer nicht die Rechte eines neutralen Hafens behauptet hätten. Die wahre Urſache aber war, eine Summe Geld in die Hände zu bekommen, woran es ſo ſehr fehlte. 1758.

Der Rückzug der engliſchen Beſatzungen nach Madras, und die geringe Subordination der Nationaltruppen in Arcot, ließ die ſüdwarts vom Paliar gelegenen Länder ohne andere Beſchützung als diejenige, die ſie von Murzafabeg erhielten, der aber nicht ſtark genug war, dem Feinde überall Widerſtand zu thun. Gegen Ende des Junius überrumpelte ein franzöſiſcher Offizier das Fort Trivatore; dieſer Verluſt aber wurde bald wieder auf andre Art doppelt erſezt. Lally hatte bey ſeiner Ankunft das Fort Trinomalee nebſt dem dazu gehörigen Gebiete, das Soupire erobert, dem Rajah-ſaheb, dem lange vernachläßigten Sohne des Chunda-ſaheb, gegeben. Dieſer Prinz, um ſich ſeines Glücks würdig zu zeigen, warb 300 Reiter und 300 Sepoys, und eſcortirte mit ihnen eine Convoy von Proviant zur franzöſiſchen Armee nach Tanjore.

1758. Durch dieſe Anſtrengung blieb Trinomalee ſchlecht beſezt. Dieſer Gelegenheit bediente ſich Kiſtnarow, der Kellidar von Thiagar, das Fort in der Nacht zu überrumpeln, wobey die ganze Beſatzung niedergemacht wurde. Die Regierung in Madras ließ unter dem Oberſten Lawrence ein Obſervationscorps von 620 Europäern und 1200 Sepoys ins Feld rücken. Dieſes munterte die Truppen des Nabobs in Arcot auf, das Fort Trivatore zu belagern; ſie nahmen es auch nach einem achttägigen Angriff mit Sturm ein, und hieben den größten Theil der Beſatzung nieder, die in 500 Mann beſtand.

Ache fürchtete, daß die engliſche Flotte über ihn herfallen dürfte, während er ſeine Schiffe auf der Rhede von Pondichery ausbeſſern ließ; hiezu kam die beunruhigende Vorſtellung von mehrern Feuerſchiffen der Engländer, obgleich dieſe nur eins hatten. Dieſe Furcht vermochte ihn, ſich ſo nahe als möglich ans Ufer unter dem Schutze der Landbatterien zu legen; ja er bewog auch die Regierung dahin, den Marquis von Soupire zurück zu rufen, der ſich mit 600 Europäern bey Gingee gelagert hatte. Weder die Vorſtellungen des Grafen von Eſtaing, den Lally abgeſchickt hatte, wider den ſchimpflichen Abzug der Flotte aufs äußerſte zu proteſtiren, noch das Anerbieten des erſtern, eine Anzahl Landſoldaten einzuſchiffen und ſie ſelbſt zu begleiten, nichts konnte Ache dahin vermögen, ein neues Treffen zu wagen.

Lally hatte indeſſen den 24ſten Auguſt Carical verlaſſen, und war bey Devi Cotah über den Coleroon gegangen. Die Schwierigkeit des Uebergangs hatte ihn genöthigt, alle Artillerie und Bagage zurück zu laſſen. 1758. Voll Ungeduld Pondichery zu erreichen, eilte er unter einer kleinen Bedeckung von Reitern dahin, und rief gleich nach ſeiner Ankunft einen gemiſchten Kriegsrath von Civilperſonen und Offizieren zuſammen, die alle überein kamen, Ache die Nothwendigkeit eines neuen Treffens vorzuſtellen, oder doch wenigſtens die Abfahrt auszuſetzen, ſo lange die engliſche Flotte ſich noch an den Küſten befände. Ache ſtellte dieſem Anſinnen die einſtimmige Meynung aller ſeiner Schiffsbefehlshaber entgegen, welche behaupteten, daß das eine unausführbar und das andere zu gefährlich ſey zu wagen. Alles was er bewilligte war, 500 Matroſen und Schiffſoldaten zurückzulaſſen, um zu Lande zu dienen; allein mit der Flotte ſelbſt ſegelte er den 3ten September nach der Inſel Mauritius.

Nachdem Calliaud ſeine Truppen aus Tanjore wieder zurück bekommen, und keinen Angriff auf Tritchinapoly für jezt zu beſorgen hatte, ſo beſchloß er den regierenden Rheddy von Terriore abzuſetzen, und ſeinem Vetter, dem vertriebenen Rheddy, wieder die Regierung zu übertragen. Dieſer hatte ſchon längſt um Hülfe gebeten, die man ihm aber bis jezt nicht wohl ertheilen konnte. Der Glückswechſel dieſer beiden Rivale war ſonderbar geweſen. Die Franzoſen fanden den jezt vertriebenen Rheddy an der Regierung, als ſie 1753 in Terriore eindrangen; ſie ſezten ihn damals ab, und an ſeine Stelle ſezten ſie den jezt regierenden, den ſie aber 1755 abermals ab- und den erſten wieder einſezten; da ſie aber mit ſeinem Betragen nicht zufrieden waren, ſo vertrieben ſie ihn 1756

1758. wieder, und riefen von neuem ſeinen alten Rival zur Regierung, der auch jezt noch im Beſitz derſelben war. Der vertriebene war ſehr geliebt von den Polygars von Arcelore und Woriorepollam, deren Abneigung gegen die Franzoſen man jezt ſehr nöthig fand, durch die Wiedereinſetzung ihres Freundes zu unterhalten.

Dieſem Entſchluß zu folge brach der Capitain Smith mit 70 Europäern, 50 Kaffern und 1000 Sepoys unter Anführung des Iſſoof auf. Der vertriebene Rheddy mit einer Anzahl ihm ergebener Colleries begleiteten ihn, und dienten zu Wegweiſern durch die Wälder. Man ſchickte einen Brief an den regierenden Rheddy durch Boten, die Befehl hatten auf alles genau Acht zu geben; allein ſie wurden an der Gränze angehalten, und der Brief durch andere Colleries abgeſchickt. Der Inhalt deſſelben war ein Anſuchen zu einer Zuſammenkunft mit Smith. Der Rheddy ſchrieb eine Antwort, worin er ſein Nichtkommen entſchuldigte; ſeine Abſicht war Zeit zu gewinnen, die Smith nicht geſonnen war zu verlieren. Die Truppen erreichten die Gränzverſchanzung, und griffen ſie unverzüglich an.

Der Wald von Terriore erſtreckt ſich zwanzig engliſche Meilen längs dem Fuß der weſtlichen Gebirge, und dehnet ſich von da zehn Meilen in die Ebene aus. In der Mitte dieſes Waldes iſt ein freyer Platz, woſelbſt ſich der Wohnort des Rheddy befindet, der in einem weitläufigen Gebäude reſidirt; außerdem ſieht man hier eine Stadt, Gärten, urbare Felder, und einen ſehr großen Waſſerbehälter, der ſieben engliſche Meilen im Umfange hat. Es war bekannt, daß der dahinführende Weg an vielen Stellen Vertheidigungswerke hatte, die mit allen Kriegsleuten des Landes beſezt waren. 1758. Smith ſchickte daher 400 Sepoys ab, unter Anführung eines muthigen Befehlshabers, Namens Ramanaig, um durch Nebenwege von Führern geleitet in den Wald zu dringen, den er am Haupteingange angreifen wollte. Die Kaffern marſchirten voran, denen die Europäer folgten, und die Sepoys ſchloſſen den Zug. Man erſtieg verſchiedene Verſchanzungen, und trieb die Feinde in die Gebüſche. Die Kaffern voller Muth eilten vorwärts, und ließen die andern Truppen zurück, und ſo kamen ſie durch eine unverhoffte Wendung des Fußſteigs auf einmal dicht vor den Hauptpoſten der Feinde. Dieſes war eine ſtarke vierzehn Fuß hohe Mauer mit Wällen und mit dichten Dornhecken umgeben. Sobald ſich die Kaffern zeigten, gaben die Feinde ihren Muth und ihre große Anzahl durch ein gewaltiges Kriegsgeſchrey zu erkennen, wobey ſie ihre Inſtrumente ertönen ließen, und ein ſtarkes Feuer aus ihren Schießgewehren machten. Dieſer unvermuthete Anblick ſezte die Kaffern in ſolche Beſtürzung, daß ſie gleich zurückflohen, allein von vielen Feinden, die aus den Gebüſchen hervordrangen, verfolgt wurden. Smith rückte mittlerweile mit den Europäern vor, und trieb die Feinde wieder in die Gebüſche zurück. Man verſuchte nun die Dornhecken aufzureißen, allein es gelang nicht, und mehrere wurden bey dieſer fruchtloſen Unternehmung verwundet. Das Feuer der Feldſtücke auf die Mauer that auch keine beſſere Wirkung. Alle Munition war verſchoſſen, und die Feinde hatten nichts

1758 von ihrem Muthe verloren; ſie feuerten beſtändig fort, ſo daß von ſechs Artilleriſten fünfe verwundet waren, außer vielen andern Europäern. Es fing nun an finſter zu werden, da denn alle Schwarzen, ſowohl Kaffern als Sepoys und Laſcars, dieſe Dunkelheit benutzten, ſich der Gefahr zu entziehen. Von dieſen Schwarzen blieb niemand zurück als Jſſoof, der bekannte Befehlshaber, ein Bedienter des Capitain Smith, und ein Corporal der Laſcars. Man hatte nach mehr Munition geſchickt, da dieſe aber vom Eingang des Waldes hergebracht werden mußte, ſo durfte man ſie nicht ſo bald erwarten. Jn dieſer Zwiſchenzeit wurde dann und wann ein Gewehr abgefeuert, um die Feinde zu überzeugen, daß man nicht geſonnen ſey den Angriff aufzugeben. Die größte Hoffnung war auf Ramanaig geſezt, der aber mit ſeinem Haufen zu lange ausblieb. Die Munition kam an, und das Gefecht wurde mit großer Lebhaftigkeit erneuert. Bald hernach hörte man Schüſſe im Rücken der Mauer, und das Geſchrey **Ding Mahomed** erſchallte durch alle Theile des Waldes. Dieſes iſt das Feldgeſchrey der Sepoys, wenn es glücklich geht, und bedeutet ihr Vertrauen auf ihren Propheten. Sie fanden auf dem hintern Wege keine Hinderniß zum Angriff, daher die Feinde den Wall verließen und flohen. Aller Widerſtand hörte nunmehr auf; Ramanaig ließ das Thor herunter reiſſen, um den Engländern den Eingang zu erleichtern. Man verſammelte nun die zerſtreuten Truppen, und ſodann ging der Marſch nach der Stadt, die ſie ganz verlaſſen fanden. Der regierende Rheddy und alle Einwohner hatten ſich in die Gebirge gerettet, einige ſchwer Verwundete ausgenommen, die ſich nicht bewegen konnten. Man fand hier viele Leitern, die für die Franzoſen gemacht waren, und in Bereitſchaft lagen, um Tritchinapoly zu erſteigen, wenn ſich Gelegenheit dazu ereignen ſollte. Das Clima dieſes Landes iſt ſehr ungeſund, welches man der Natur des Waſſers zuſchreibt. Die Truppen blieben zwar nur eine Woche hier, dennoch aber wurde der Capitain Smith, alle ſeine Offiziers und der größte Theil der Europäer krank. Der nun wieder eingeſezte Rheddy erhielt 300 Seboys zu ſeinem Schuz, die übrigen Truppen marſchirten nach Tritchinapoly zurück. 1758.

Lally, der ſich nach der Eroberung des Forts St. David öffentlich gerühmt hatte, daß er nicht eher ruhen würde, bis in ganz Indoſtan kein Engländer mehr anzutreffen wäre, fühlte tief die Schande ſeines Rückzugs von Tanjore; ſie ſtimmte ſeinen ohnehin rauhen Charakter zu noch größerer Härte, und feuerte alle ſeine Vorurtheile und Feindſeligkeiten an, die von ihm beſtändig in den beißendſten Reden ausſtrömten, die ſein ſprudelnder Wiz nur erzeugen konnte. Hierdurch machte er ſich bey allen Volksklaſſen verhaßt, bey den Eingebornen wie bey der Colonie, und bey der Flotte ſo wie bey der Armee; ſo achtungswerth auch übrigens ſein Dienſteifer und ſeine Kriegsfähigkeiten waren. Auf der andern Seite wurden von ſeinen Feinden keine Beſchuldigungen geſpart, um ihn noch mehr zu kränken, ſogar der Geiz wurde ihm zur Laſt gelegt, weil ſein Betragen in Tanjore hiezu Veranlaſſung gegeben hatte. Da er von Natur argwöhniſch war, und ſich um alles genau erkundigte, ſo blieben ihm dieſe Ge-

1758. rüchte nicht unbekannt; er verbarg aber ſeinen Unwillen für jezt, in Hoffnung die Urheber derſelben zu entdecken, die er an der Spitze der Regierung zu ſeyn vermuthete. Indeſſen dienten dieſe Vorwürfe ſeine Thätigkeit zu beleben. Sobald die Abfahrt der franzöſiſchen Flotte beſtimmt war, befahl er Saubinet mit 600 Europäern aufzubrechen, und Trinomalee wieder zu erobern. Ehe wir aber den weitern Erfolg dieſes Feldzuges erzählen, iſt es nöthig uns nach Decan zu wenden, und zugleich die Geſchichte von Bengalen während dieſes Zeitraums fortzuſetzen, da die Angelegenheiten beider Länder anfangen mit den Kriegsoperationen im Carnatick in Verbindung zu kommen.

Die Truppen, mit welchen Buſſy im Anfange dieſes Jahres von Rajahmundrum aufbrach, um Salabad-jing in Aurengabad von ſeiner Miniſterial-Sklaverey zu befreyen, beſtanden in 500 Mann europäiſcher Infanterie und Artillerie, 200 europäiſchen Reitern und 5000 Sepoys. Sie marſchirten durch die Provinz Elore, und von da auf einer Heerſtraße, die noch nie war von europäiſchen Truppen betreten worden. Die Entfernung von Aurengabad beträgt an 400 engliſche Meilen, die ſie in einundzwanzig Tagen zurücklegten. Nach ihrer Ankunft bey dieſer Hauptſtadt ſchlugen ſie ihr Lager unweit den Mauern auf, in der Mitte von vier Armeen: die Truppen des Nizam-Ally von Berar; die Armee der Subahſchaft, von welcher Nizam-Ally auch das Commando übernommen hatte; die Truppen des Baſſaulet Jung von Adoni, und das Marattenheer, welches jezt Balagerow in Perſon commandirte, der wie gewöhnlich gekommen war, die Unruhen der Regierung zu benutzen, allein noch keine Feindſeligkeiten begangen hatte. 1758.

Die Annäherung des Buſſy hemmte auf einmal alle Intriguen, weil jedermann auf ſein Betragen aufmerkſam war. Er ſtattete gleich bey Salabad-jing mit großer Ceremonie einen Beſuch ab, und bezeigte ihm die größte Ehrfurcht. Den folgenden Tag ging er zu Balagerow, der ihm auf dem halben Wege entgegen kam, und ihn ſodann ſelbſt in ſein Lager führte, wo ſie eine lange Unterredung hatten. Schanavaze Khan, der mehr als alle Andere Buſſy fürchtete, hatte ſchon um Erlaubniß angeſucht, ſich in Perſon bey ihm rechtfertigen zu dürfen. Buſſy aber trug Hyder Jung, ſeinem vornehmſten Agenten, auf, mit ihm zu reden, um wo möglich ſeine Abſichten zu entdecken. Der Vater dieſes Hyder Jung war Statthalter in Maſulipatnam geweſen, als die franzöſiſche Faktorey dieſer Stadt im Jahre 1750 auf Befehl des Nazir-jing confiſcirt wurde, wobey er viel Nachſicht zeigte; und da die Franzoſen die Stadt nachher überrumpelten, ſo vermuthete man, daß er ihnen dazu behülflich geweſen ſey. Auf dieſe Anſprüche gründete ſich ſein Sohn, als er Buſſy ſeine Dienſte in Golconda antrug, da dieſer hier zum erſtenmal mit Salabad-jing anlangte. Hyder Jung erhielt eine Befehlshaberſtelle unter den franzöſiſchen Sepoys, wobey er ſich ſehr auszeichnete; jedoch noch mehr durch ſeine Klugheit und Geſchicklichkeit, die ihn nach und nach zum Vertrauten des Buſſy machten, der, um ihn in Anſehen zu ſetzen, hohe Titel vom Salabad-jing, ja ſelbſt vom Kaiſer für ihn auswirkte. Von dieſer Zeit an war ſeine Haushaltung

1758. und Gefolge ſehr prächtig. Man erlaubte ihm, einen Hof um ſich zu haben, um ſeine Erkundigungen auszudehnen, und die Einkünfte ganzer Diſtrikte waren ihm angewieſen, ſeinen großen Aufwand zu beſtreiten und ihn zu bereichern, wobey Buſſy und Salabadjing gleichſam wetteiferten. Sein Scharfſinn zeigte ihm bald die große Furcht des Schanavaze Khan wegen Ankunft der franzöſiſchen Armee, und daß er die geheime Triebfeder alles Unheils geweſen ſey, welches er in der Ueberzeugung angeſponnen, Buſſy würde wegen des Krieges mit den Engländern genug zu thun haben, die franzöſiſchen Provinzen in Decan zu vertheidigen, und daher unfähig ſeyn, ſeine Intriguen zu hindern.

Es war jedoch in der jetzigen Lage mehr Gefahr von dem kühnen Charakter des Nizam-Ally zu fürchten, der außer der Ehrfurcht wegen ſeiner Geburt ſich auch bey den Truppen Zutrauen erworben hatte; Buſſy beſchloß daher für jezt den Schanavaze Khan auf ſeine Seite zu ziehen, ſo weit es möglich ſey, um ihn wenigſtens abzuhalten, dem Nizan-Ally mit ſeinen Rathſchlägen und durch ſeinen großen politiſchen Einfluß beyzuſtehen. Er begab ſich ſelbſt zu Nizam-Ally, unter einer ſtarken Bedeckung, die das Zelt umringte, worin die Conferenz geſchah, und in Bereitſchaft war, ihm gleich zu Hülfe zu kommen. Die Unterredung wurde ruhig angefangen und fortgeſezt, bis Buſſy Nizam-Ally den Rath gab, das große Siegel der Regierung Salabadjing wieder zurück zu geben, worauf er mit vieler Hitze antwortete, „daß er und ſein Bruder Baſſaulet Jung „durch die Klagen der Truppen genöthigt geweſen wä-

„ren, es dem Subah abzunehmen, weil die Truppen in langer Zeit keinen Sold empfangen hätten, und jezt im Angeſicht eines Heers von Maratten öffentlich revoltirt haben würden, wenn er und ſein Bruder nicht ſofort einen Theil des rückſtändiger Soldes verſchafft und für den Reſt Sicherheit gegeben hätten; es wäre daher ungerecht, ihnen jezt die Mittel zu rauben, das vorgeſchoſſene Geld wieder zu bekommen, und ſie außer Stand zu ſetzen, ihre weitern Verbindlichkeiten zu erfüllen, weil ſie dadurch den nämlichen Gefahren ausgeſezt ſeyn würden, die Salabad-jing betroffen hätten.“ Den folgenden Tag kam der Subah ſelbſt ins Lager, beſuchte Nizam-Ally und foderte ihm förmlich die Siegel ab, erhielt aber dieſelbe Antwort wie Buſſy. Der Prinz hatte Schanavaze Khan als den Urheber dieſes Raths im Verdacht; er ließ ihn daher zu ſich kommen, und machte ihm öffentlich die bitterſten Vorwürfe. Zwey Tage hernach, als Baſſaulet Jung auf ſeinem Elephanten vor dem Palaſte des Subah vorbeyritt, wurde eine Musketenkugel auf ihn abgeſchoſſen, die durch ſein Sitzküſſen drang. Der Thäter wurde gleich ertappt, und ſagte auf Befragen, daß Schanavaze Khan und Hyder Jung ihn für 5000 Rupien gedungen hätten, Baſſaulet Jung zu erſchießen. Dies Mährchen wurde ganz unzuſammenhängend aus der Stadt ins Lager des Nizam-Ally gebracht, der unter dem Vorwande, daß ſeines Bruders Leben in Gefahr ſey, ſeinen Elephanten beſtieg, und ſich mit vielen Truppen der Stadt näherte; auf die Verſicherung aber, daß ſein Bruder nichts ferner zu befürchten habe, ging er ins Lager zu-

1758.

1758. rück. Den folgenden Tag kam Baſſaulet Jung in den Palaſt des Subah, da der ganze Hof verſammelt war, ſezte alle Ehrfurcht beyſeite, bediente ſich unanſtändiger Ausdrücke, und warf ihm das große Siegel vor die Füße. Es iſt nach den indiſchen Sitten ſehr ungewöhnlich, daß die geringſte Unanſtändigkeit in Worten oder Geberden unter Perſonen von gleichem Range Statt findet, viel weniger von einem Geringern gegen einen Höhern, daher die anweſenden Großen in Erſtaunen geriethen und auf allerley Muthmaßungen kamen. Die Klägern ſchrieben zwar den Musketenſchuß dem Zufall und die Ausſage des Thäters der Beſtechung zu; allein der große Haufen, ſelbſt die Truppen in Salabad-jings Lager, ſchienen überzeugt, daß er von Schanavaze Khan oder doch von Hyder Jung zum Morde gedungen worden ſey.

Buſſy beſorgte, daß, wenn man dieſes Vorurtheil nicht aus dem Wege räumte, er und die ganze franzöſiſche Nation verhaßt werden würde; er ſchlug daher Ausſöhnungsmittel vor. Das Siegel wurde an Baſſalut Jung zurückgeſchickt, allein ihm dabey jemand zugeſellt, der das Siegel in einem verſiegelten Beutel trug, und dem Hyder Jung ganz ergeben war. Dieſe Zurückgabe, die eigentlich nur eine bloße Ceremonie war, befriedigte wenigſtens den Hof des Baſſalut Jung und beruhigte das Volk. Man erlangte hiebey noch andere Vortheile; denn Baſſalut Jung kam dadurch in ſolche Verhältniſſe mit den Miniſtern des Subah, daß er entweder ſeine Intriguen mit Nizam-Ally aufgeben mußte, oder ſie doch wenigſtens nicht im Stande ſeyn würde zu verbergen. Einige Tage nach dieſer Ausſöhnung ſchickte Salabad-jing einige 1758. der Vornehmſten ſeines Hofes an Nizam-Ally, um ihn zu bitten die Oberſtatthalterſchaft von Berar aufzugeben, und dafür monatlich 20,000 Rupien anzunehmen. Dieſer Antrag wurde mit Verachtung verworfen, und da er bey den Truppen bekannt wurde, rieſen dieſe voller Unwillen aus: „daß Nizam-Ally „ſowohl ein Abkömmling des Nizam-al-muluck ſey „wie Salabad-jing.“ Dieſes öffentliche Zeichen ihrer Zuneigung hemmte alle Entwürfe Gewalt zu brauchen. Um aber doch ſeine Plane zu vernichten, wurden die vornehmſten Befehlshaber ſeiner Armee beſtochen; ſie verſprachen ihn nicht zu unterſtützen, die Oberſtatthalterſchaft von Berar wider den Willen des Subah zu behaupten, wenn er nur eine andere ehrenvolle Würde bekäme. Nizam-Ally ſelbſt war jezt ſehr geneigt ſich zu verſtellen, und in Ruhe günſtige Gelegenheiten abzuwarten. So war der Zuſtand der Angelegenheiten in der Stadt Aurengabad und den umliegenden Lägern am Ende des Märzmonats, da denn die mannichfaltigen Unruhen nach und nach aufhörten. Dieſe Ruhe hatte Buſſy ſehr gewünſcht, um einen andern Entwurf auszuführen, den er ſchon einige Zeit auf dem Herzen gehabt hatte.

Man konnte ſich nicht auf Schanavaze Khan verlaſſen, ſo lange er im Beſitz eines ſo wichtigen Orts blieb, als das Fort Doltabad war. Keine Anerbietungen konnten ihn dahin vermögen es aufzugeben, weshalb ſich Balagerow ſchon alle Mühe gegeben, und ihm einen hohen Preiß dafür angeboten hatte. Buſſy befürchtete, daß, wenn er Schanavaze Khan

1758. in Perſon den Antrag thäte, ſo würde ſein Geheimniß verrathen und ſeine Abſicht vereitelt werden; er bediente ſich daher ſeines Vertrauten Hyder Jung, um mit dem Commandanten des Forts zu unterhandeln, der ihn auch durch mancherley Künſte und Mittel endlich dahin brachte, gegen eine Summe Geldes, und das Verſprechen eines einträglichern Poſtens, das Fort zu verrathen. Um aber doch dabey ſeine Ehre zu retten, ſo ſchrieb er dabey die Verfahrungsmethode vor. Einige Tage vor Ausführung des Entwurfs ſtellte ſich Buſſy an, als ob er ſich beluſtigen wollte; er ließ den Commandanten um Erlaubniß erſuchen, ein paar Stunden im obern Theile des Forts zubringen zu dürfen, von wo man eine vortrefliche Ausſicht hatte; worauf ihn denn der Commandant zur Mittagsmahlzeit einlud. Buſſy kam an, in Begleitung von 100 Europäern, die alle ins innere Fort eingelaſſen wurden. Von dieſen nahm er 40 Mann, größtentheils Offiziere, mit ſich in den Speiſeſaal, wo der Commandant aus Ehrfurcht gegen ſeinen vornehmen Gaſt keine Offiziers von der Beſatzung eingeladen hatte; blos gemeine Bedienten waren zur Aufwartung gegenwärtig, von denen man wenig Widerſtand befürchten durfte. Als Buſſy gebeten wurde ſich zu ſetzen, ſagte er zum Commandanten, daß er ſeine Gaſtfreyheit nicht nutzen könnte, weil er durch ſeine Angelegenheiten genöthigt ſey ihn zum Gefangenen zu machen, und das Fort in Beſitz zu nehmen; daß aber weder ihm noch ſeiner Beſatzung das geringſte Leid wiederfahren ſollte, wenn man nur keinen Widerſtand thäte. Der Commandant ſtellte ſich beſtürzt an und überreichte ſeinen Dolch, worauf man ihn in den Hof führte, wo er ſeinen Soldaten 1758. den Vorfall meldete, und die Gefahr der Widerſetzung erklärte; alle ſtreckten ſogleich die Waffen. Als man aber der übrigen Beſatzung von der Beſitznehmung Nachrich[illegible] fanden ſich einige zur Vertheidigung bereit. [illegible] entſtand auch ein kleines Gefecht, das aber mit dem Tode der Anführer ein Ende nahm. Alle indiſche Soldaten mußten darauf ohne Verzug das Fort verlaſſen.

Nach dieſer groſſen Beleidigung war an keine Verſöhnung mit Schanavaze Khan mehr zu denken, vielmehr alles Unheil von ihm zu erwarten, daher hatte Buſſy auch Maaßregeln genommen, den Wirkungen ſeiner Rache zuvor zu kommen. Ein Trupp von Salabad-jings Soldaten umringte ſein Zelt in der nämlichen Stunde, da ſein feſter Zufluchtsort überrumpelt wurde, und nahm ihn in Verhaft; ein gleiches Schickſal hatte ſein vertrauteſter Freund Mahomed Huſſein. Beide waren für Beſtürzung außer ſich, da ſie nicht das geringſte ahneten. Die Nachricht ihres Verhafts erregte im ganzen Lager Erſtaunen, und ſchreckte die unruhigſten Köpfe; Nizam-Ally erholte ſich von ſeiner erſten Betäubung, und gab vor, daß die Beſitznehmung von Doltabad für ihn eine gleichgültige Sache ſey.

Balagerow war ſchon 50 engliſche Meilen von Aurengabad entfernt, und wollte nach ſeinem Lande ziehen, als er von dieſem Vorfall hörte; er kehrte nunmehr gleich um, und ſchlug wieder nahe bey Salabad-jings Armee ſein Lager auf; nicht in der Abſicht Feindſeligkeiten zu begehn, ſondern in der Hoffnung,

1758. daß Buſſy ihm vielleicht das Fort überlaſſen würde. Beide kamen zuſammen. Balagerow trug ſein Anliegen vor, und unterſtützte es mit ſeiner ganzen Beredſamkeit. „Welche Vortheile,“ ſagte er, „könnt „ihr Europäer durch den Beſitz dieſes Poſtens erlangen, der mitten in Indoſtan liegt? Wenn ihr das „Fort mit euren eignen Truppen beſezt, ſo wird dieſes „nur dienen eure Armee zu ſchwächen, jedesmal wenn „ihr genöthigt ſeyd euch von Aurengabad zu entfernen. Ueberlaßt ihr es dem Salabad-jing, ſo werden ſeine Feinde, die auch die eurigen ſind, in eurer „Abweſenheit Mittel finden es in Beſitz zu bekommen, „ſo wie es Schanavaze Khan gethan hat. Würdet „ihr nicht beſſer thun, es mir zu geben? Wenn ich „es von euch Franzoſen erlange, ſo dürfet ihr gewiß „nicht an meiner Dankbarkeit zweifeln, da ihr meinen Charakter durch die Erfahrung kennt. Die „Verwirrung, welche an dem Hofe des Subah herrſcht, „die Lage eurer nordiſchen Provinzen, und der Krieg, „den ihr mit den Engländern im Carnatick führet, „alles dieſes kann mir bald Gelegenheit verſchaffen, „eurer Nation wichtige Dienſte zu leiſten.“ Buſſy erwiederte, daß ſein Hauptbewegungsgrund zur Einnahme von Doltabad geweſen ſey, einen ſichern Ort zu erlangen, Salabad-jings Perſon gegen alle Kriegsvorfälle und innerliche Unruhen zu ſchützen. Obgleich Balagerow nun durch ſeine Vorſtellungen nichts ausrichtete, ſo blieb er doch in ſeinem Lager ſtehen, und wartete auf den Zufall, der ihm vielleicht Gelegenheit geben könnte, ſeinen Entwurf zu erneuern.

Da der Bewegungsgrund ſeiner Rückkehr nicht 1758. bekannt war, ſo wurde darüber ſehr verſchieden geurtheilt. Die Feinde des Subah erwarteten einen ſchleunigen Bruch zwiſchen ihm und den Maratten, Nizam-Ally, durch dieſe Hoffnung aufgemuntert, ſuchte ſein Bündniß, und verſprach ihm Doltabad zu geben, wenn es je in ſeine Gewalt kommen ſollte. Balagerow aber gab dieſem Antrage kein Gehör; ein Betragen, das bey Nizam-Ally Verdacht erregte und ihn kleinmüthig machte. Er verſtellte ſich daher, und gab vor, daß ihn das Geſchehene gereue, wobey er Salabad-jing und Buſſy verſicherte, daß er mit Dank alles annehmen wolle, was ſie in Anſehung ſeines künftigen Schickſals beſchließen würden. So ſehr man auch an ſeiner Aufrichtigkeit zweifelte, ſo zeigte man doch Zufriedenheit mit dieſen Aeußerungen, weil der Abgang einiger ſeiner Freunde, und der Verhaft der gefährlichſten, bey ihm ſehr die Mittel geſchwächt hatten Uebel zu thun. Um nun nicht durch eine zu ſchleunige Erniedrigung die allgemeine Ehrfurcht gegen ſeine Geburt zu verletzen, ſo gab man ihm die Oberſtatthalterſchaft von Hyderabad, welche zwar nur ein Theil ſeiner vorigen Herrſchaft, allein dennoch eine ſehr beträchtliche Provinz in Decan war. Nizam-Ally ſtellte ſich, als ob er mit dem Looſe vollkommen zufrieden ſey; er beſuchte Salabad-jing, empfing öffentlich die Belehnung, und machte große Zubereitungen nach ſeiner neuen Reſidenz abzugehen. Der Tag ſeiner Abreiſe war auf den 11ten May feſtgeſezt. Salabad-jing hegte keinen Verdacht, daß er etwas im Schilde führen könnte, und machte daher zwey Tage

1758. zuvor eine Wallfahrt nach dem Grabe des Nizam-al-muluck, zwanzig Meilen von Aurengabad.

Nizam-Ally gab am Morgen des zur Reiſe beſtimmten Tages eine große Audienz, wobey alle Befehlshaber und die Vornehmſten in Decan ſich einfanden, um von ihm Abſchied zu nehmen. Hyder Jung kam auch, und wurde mit ausgezeichneter Höflichkeit empfangen, und da Nizam-Ally alle übrigen entließ, winkte er ihm und einigen ſeiner Offiziers, ihm ins innere Zelt zu folgen, wo ſie ſich niederſezten, und eine Zeitlang mit ſcheinbarer Vertraulichkeit von öffentlichen Angelegenheiten ſich unterhielten, bis Nizam-Ally auf einmal aufſtand, als ob ihn ein dringendes Bedürfniß wegriefe, wobey er Hyder Jung mit der Hand ein Zeichen gab ſtillzuſitzen, mit dem Bedeuten, daß er gleich wieder zurückkommen würde, und ſchleunig in ein daranſtoßendes Zimmer trat. Zwey Offiziers, die neben ihm auf beiden Seiten ſaßen, packten nun den ſitzenden Hyder Jung an, drückten ihn rückings zu Boden, da denn ein dritter ihm den Dolch ins Herz ſtieß. Der Unglückliche rang zwar mit ſeinen Mördern, allein er wurde überwältigt, und niemand von ſeinem Gefolge konnte ihm zu Hülfe kommen, da das Zelt wohl beſezt war, und ſeine Leute aus Ehrfurcht ſich in einiger Entfernung befanden. Man hatte ſchon vor dem Meuchelmorde Briefe geſchrieben, an Salabad-jing, an Balagerow, an Baſſalut Jung, und ſelbſt an Buſſy, alle vom nämlichen Inhalte, die den Vorfall als die Folge eines Streits beſchrieben, der zwiſchen Hyder Jung und einigen Befehlshabern der Armee ausgebrochen, nachdem ſich Nizam-Ally 1758. entfernt hätte.

Buſſy empfing dieſen Brief, der ihm von Zulfacar Khan, dem Bruder des Hyder Jung, verdolmeſcht wurde; in wenig Minuten ſtanden die franzöſiſchen Truppen in Schlachtordnung, und Buſſy beſtieg ſeinen Elephanten. Er wußte nicht, was er zu erwarten hatte, und fürchtete ein Bündniß wider ihn von allen Heeren, die ihn umringten. Es währte aber nicht lange, ſo erhielt er von Jaffier-Ally Khan, dem jetzigen Oberbefehlshaber von Salabad-jings Armee, die nachdrücklichſten Verſicherungen ſeiner Ergebenheit, denen dieſer Feldherr mit einem ſtarken Corps in Perſon folgte und zu den Franzoſen ſtieß; viele andere Haufen ahmten dieſem Beyſpiele nach. Die erſte Sorge war nun, die Eſcorte des Salabad-jing zu verſtärken, um ſeine Rückkehr von der Wallfahrt zu decken. Buſſy zweifelte nicht, daß Schanavaze Khan und Mahomed Huſſein, ſein Freund, den Mord angerathen hatten. Ihr Verhaft war bisher gelinde geweſen, denn blos der Zirkel von Zeltern, worin ſie ſich nebſt ihren Familien befanden, war mit Schildwachen beſezt; nun aber hatte Buſſy Urſache zu fürchten, daß ſie entrinnen, oder von Nizam-Ally mit Gewalt befreyt werden dürften. Um nun beiden vorzubeugen, und auch Sicherheit gegen die Ermordung ſeiner eignen Perſon zu haben, ſchickte er gleich ein ſtarkes Detaſchement ab, die Gefangenen zu holen. Sein Vorſatz war, ſie im Fort Doltabad aufzubehalten, bis man die Ruhe wieder hergeſtellt hätte. Das Detaſchement beſtand aus franzöſiſchen Sepoys und aus

1758. Soldaten von Salabad-jings Armee. Sie fanden in den Zeltern eine Menge von bewaffneten Leuten, die niemand hereln laſſen wollten. Hierauf wurde Gewalt gebraucht; der Widerſtand war groß, denn die Vertheidiger fochten wie Verzweifelte, da ihre gefangenen Herren, die ihren Tod für unvermeidlich hielten, ſie ſelbſt anführten und ihnen Muth einſprachen. Die Sepoys hieben alles ohne Gnade nieder, was ihnen vorkam, und das Gefecht wurde nicht eher geendigt, bis der unruhige Schanavaze Khan nebſt einem ſeiner Söhne, ſo wie auch Mahomed Huſſein mit dem größten Theile der Ihrigen todt geſtreckt lagen. Noch den nämlichen Tag ſchickte Balagerow einen Abgeordneten an Buſſy, um ihm ſeinen Abſcheu gegen den Mord des Hyder Jung zu bezeigen.

Nizam-Ally hatte in der größten Unruhe auf die Folgen ſeiner böſen That gewartet, von welcher er ſich viel verſprochen zu haben ſcheint; denn die Nachricht von dem Tode des Schanavaze Khan und Mahomed Huſſein betäubte ihn ganz. Er verließ um Mitternacht das Lager, von ſeiner beſten Reiterey begleitet, und floh mit äußerſter Anſtrengung der Pferde, um Brampour zu erreichen, das 150 engliſche Meilen nordwärts von Aurengabad liegt. Buſſy hatte ſich blos aus Ehrfurcht gegen Salabad-jing enthalten, Nizam-Ally in ſeinem Lager anzugreifen; ein Sieg, der ihm ſehr leicht geweſen ſeyn würde.

Salabad-jing traf den folgenden Tag bey der Armee ein, und hielt gleich eine große Staatsverſammlung, wobey Buſſy auch gegenwärtig war. Alle waren der Meynung, daß Nizam-Ally nothwendig ge-

1758. ſtraft werden müßte, und dieſes erzeugte den einmüthigen Entſchluß, unverzüglich mit der ganzen Macht nach Brampour zu marſchiren. Buſſy, welcher den Charakter und die Verbindungen aller Großen kannte, hatte die Aufrichtigkeit von manchem bey dieſer Zuſtimmung in Verdacht; er ſah voraus, daß nichts ihn in Decan ſo verhaßt machen würde, als die Beſchuldigung, den Subah in einen Krieg mit ſeinem Bruder verwickelt zu haben, um eine Beleidigung zu rächen, die eigentlich nur ihm widerfahren wäre. Ueberdem hatte er zu der Zeit Nachricht aus Pondichery bekommen, daß man täglich daſelbſt Lally erwartete, deſſen Befehle vielleicht nicht zu ſeiner gegenwärtigen Lage paſſen dürften; er bemühte ſich daher den Entſchluß zu hintertreiben, allein Salabad-jing ſelbſt beſtand darauf, und führte die abſolute Nothwendigkeit an, ſeine Autorität behaupten zu müſſen. Den folgenden Tag war ſchon die ganze Armee in Bewegung, und ſezte drey Tage lang den Marſch nach Brampour fort, während welcher Zeit Buſſy den Salabad-jing von der Fruchtloſigkeit der Unternehmung überführte, da man leicht glauben konnte, daß Nizam-Ally mit ſeinen wenigen Truppen ſich beſtändig entfernt halten würde. Es wurde daher Halt gemacht, und die Armee hoffte nach Aurengabad zurück zu marſchiren; allein Buſſy's Abſicht war, ſie nach Golconda zu führen; daher ſchlug er vor, ſich den Gränzen von Berar zu nähern, um die dortigen Anhänger des Nizam-Ally im Zaum zu halten. Der Marſch ging ſo langſam, daß man erſt in vier Wochen die Ufer des Ganga erreichte, der in gleicher Entfernung zwiſchen Golcon-

1758. da und Aurengabad fließt. In dieſer Zeit traf der Marquis von Conſlans bey der Armee ein, der, wie oben geſagt worden iſt, von Lally abgeſchickt war, um der nächſte nach Buſſy im Commando der franzöſiſchen Truppen in Decan zu ſeyn. Er überbrachte zugleich einen Brief, der Buſſy zwar noch nicht abrief, allein einen ähnlichen Befehl nächſtens vermuthen ließ. Der Uebergang über den Ganga mußte das Ziel des Marſches beſtimmen, da man noch wegen Golconda ungewiß war. Buſſy gewann die Zuſtimmung des Baſſalut Jung dadurch, daß er ihm die Oberſtatthalterſchaft von Hyderabad, die ſeinem Bruder Nizam-Ally zugedacht war, nebſt der Duanswürde verſprach. Man erwartete täglich, daß der Fluß anſchwellen würde. Buſſy verordnete unter dieſem Vorwande, daß die Bagage, die Familie und Bedienten des Salabad-jing zuerſt herüber gehen ſollten, ſodann folgte er ſelbſt mit allen franzöſiſchen Truppen, in deren Mitte er Salabad-jings Zelt aufzuſchlagen befahl. Da er nun im Beſitz dieſes wichtigen Unterpfandes war, machte er ſein Vorhaben bekannt, das er ſo lange verborgen hatte, nämlich nicht weiter zu marſchiren, bis die im Fort Doltabad zurückgelaſſene Beſatzung zu ihm geſtoßen ſeyn würde. Dieſe Truppen beſtanden aus 150 Europäern und 500 Sepoys, denen Buſſy ſchon vor einigen Wochen Befehl zugeſchickt hatte, das Fort einem Offizier des Salabad-jing zu übergeben, und nach dem Ganga zu marſchiren, wo er jezt war. Er fürchtete, daß ihnen leicht ein Unfall begegnen könnte, wenn ſie weit zurückblieben; daher ſeine Vorſicht. Sie langten auch glücklich in wenig Tagen im Lager an.

Nun brach die Armee wieder auf, allein das Regenwetter ſtellte ſich ein, und fuhr mit großem Ungeſtüm fort, wodurch der Transport des Geſchützes äußerſt erſchwert wurde, daher man erſt den 15ten Julius in Hyderabad anlangte. Hier erhielt Buſſy einen Brief von Lally, der den 13ten Junius geſchrieben war, und ihn unverzüglich nach Pondichery rief, nebſt allen Truppen, die nicht zur Vertheidigung von Maſulipatnam und der nordiſchen Provinzen durchaus erfoderlich wären; unterweges ſollte Moracin zu ihm ſtoßen, welcher ähnliche Befehle erhalten hatte. In dieſem Briefe waren die Lage, die Wünſche, die Neigung des Salabad-jing in keine Erwägung gezogen, deſſen Verbindung mit den Franzoſen der ſinnloſe Lally als eine Chimäre betrachtete, die ganz ohne Nutzen wäre. Der Subah wurde nun auf einmal der einzigen Stütze ſeiner Regierung beraubt, worauf er gewohnt war das größte Vertrauen zu haben. Er nahm Abſchied von Buſſy mit der tiefſten Traurigkeit; er nannte ihn weinend den Schutzengel ſeines Lebens und ſeines Glücks, und ahnete lauter Unglück, ſobald die Franzoſen entfernt ſeyn würden. Buſſy verſprach ihm bald zurück zu kommen; dieſes wünſchte er ſelbſt und erwartete es auch: denn ob er gleich die Vorurtheile des Lally ſowohl gegen ihn als gegen ſein Betragen, und gegen alle Verbindungen der franzöſiſchen Nation mit dem Subah von Decan kannte, ſo glaubte er doch, daß ſeine perſönlichen Vorſtellungen Lally überführen würden, daß dieſes Bündniß und die daraus fließenden Vortheile die ſicherſten Mittel wären, die Uebermacht über die Engländer auf der Küſte von 1758.

1758. Coromandel, ſo wie in ganz Indien, zu erlangen und zu behaupten. Alle franzöſiſche Truppen ohne Ausnahme, denn keine blieben zurück, verließen Salabad-ſing den 18ten Julius. Den 23ſten Auguſt erreichten ſie die Ufer des Kriſtna, unweit Maſulipatnam, wo Moracin ſich zu ihnen verfügte. Buſſy übergab nunmehr an Conſlans das Commando der Armee und die Regierung aller abgetretenen Provinzen; er behielt blos 250 Europäer und 500 Sepoys bey ſich. Mit dieſem Haufen marſchirte er durch Ongole nach Nelore, wo er den 4ten September ankam und von dem Statthalter Nazeabulla als ein Freund und Bundesgenoſſe aufgenommen wurde.

Wir wollen uns jezt wieder nach Bengalen wenden.

Der Oberſt Clive war den 15ten May von Patna in Muradavad angelangt, wo er gleich am Tage ſeiner Ankunft von dem Treffen zwiſchen den Engländern und Franzoſen am 29ſten April Nachricht erhielt. Die Unruhen, in welche die Stadt Muradavad durch das Betragen des Meerum damals geſezt war, erfoderten, daß die Uebermacht der Franzoſen zu Lande nicht öffentlich bekannt werden mußte; um alſo wenigſtens dieſer Nachricht entgegen zu arbeiten, gab Clive das geſchehene Treffen für eine große entſcheidende Seeſchlacht aus, wobey zwey Kriegsſchiffe geſunken, die andern aber in die Flucht geſchlagen und unfähig gemacht worden wären, die Truppen zu landen, die ſie aus Europa gebracht hätten.

Der Nabob hatte ſeinem Sohne Meerum den Verdruß gemeldet, den ihm Clive's Sorgfalt für die

Erhaltung des Roydoolub einflößen mußte, da er ihn 1758. nach geendigtem Feldzuge mit ſich nahm. Meerum war nicht fähig ſeinen Unwillen zu verbergen, der ſich in harten Worten äußerte. Dieſes erfuhr Conjebeharry, der Bruder des Roydoolub, der jezt als Vice-Duan deſſen Stelle vertrat. Dieſer, für ſeine und ſeines Bruders Sicherheit ſehr beſorgt, wandte ſich an einen vornehmen Kriegsbefehlshaber im Dienſte des Nabobs, und nahm von ihm einen Eid, Roydoolubs Palaſt zu vertheidigen, wenn Gefahr vorhenden ſeyn ſollte. Meerum erhielt von dieſem Vergleich Nachricht, eben als Clive und Roydoolub ſich der Stadt näherten; er verließ ſie daher mit vieler ſcheinbarer Furcht und ging nach Mortagil, einem Schloſſe in der Nachbarſchaft, wo er allen Truppen ſich einzufinden befahl, weil, wie er vorgab, er zu ſeinem Vater marſchiren wollte. Je dunkler der Bewegungsgrund dieſes Schrittes war, deſto größer war das Schrecken. Die Marktplätze waren leer, die Läden geſchloſſen, die Wechsler, ſelbſt die Seats, wollten keine Geſchäfte thun, und viele vornehme Familien ſchafften ſchon ihre Effekten weg. Dieſer verzweiflungsvolle Zuſtand hatte ſchon zwey Tage gedauert, als Clive in Muradavad anlangte, und nach gethaner Erkundigung erfuhr, daß Meerum ſelbſt ihn wegen boshafter Anſchläge auf ſein Leben im Verdacht hatte. Clive wurde hierüber ſo aufgebracht, daß er ſogleich an den Nabob ſchrieb und ſich in den ſtärkſten Ausdrücken über Meerum beklagte; er fügte hinzu, daß er nicht länger in Bengalen bleiben und ſich für Undankbare aufopfern wollte. Er that jedoch weislich

1758. keine Erwähnung von dem Seetreffen, weil er vorherſah, daß die Nachricht einen weit ſtärkern Eindruck auf den Nabob machen würde, wenn er ſie durch Andere, mit Zuſätzen vergrößert, erhielte. Der Nabob antwortete mit vieler Bekümmerniß; ehe aber noch ſein Brief ankam, war Meerum ſchon von ſeinem Verdachte zurückgekommen, und hatte Cliven in den kriechendſten Ausdrücken um Verzeihung gebeten. Dies Misverſtändniß beunruhigte jedoch den Nabob ſo ſehr, daß er ſowohl ſeine Jagden als auch den Vorſatz aufgab, die muhamedaniſche Faſtenzeit bey einem berühmten Grabe unweit Rajahmahal zuzubringen. Er eilte nach Muxadavad, wo er den 30ſten May eintraf; Clive aber hatte ſeine Ankunft nicht abwarten wollen, und war ſchon acht Tage zuvor nach Calcutta abgegangen; er hatte 2000 Sepoys mitgenommen, die übrigen nebſt allen Europäern blieben in Coſſimbuzar.

Den 20ſten Junius kam in Bengalen ein Schiff aus England an, mit Befehlen der Compagnie, welche durch die Nachricht von dem Verluſte von Calcutta waren veranlaßt worden. Die Compagnie hatte anfangs im Auguſt 1757 einen Ausſchuß von fünf Perſonen ernannt, ihre bengaliſchen Angelegenheiten zu verwalten, wobey Clive präſidiren ſollte; nachher aber im November beſchloß man, den Gouverneur Drake abzuſetzen und einen Rath von zehn Perſonen zu ernennen. Den Vorſitz dabey ſollten die vier älteſten Glieder haben, und zwar wechſelsweiſe jeder drey Monate. Watts ſtand unter dieſen Gliedern oben an, die andern drey waren Manningham, Becher und Holwell, der noch nicht aus England zurückgekommen war. 1758. Die erſte Verordnung vom Auguſt war mit einem Schiffe abgeſandt worden, das noch nicht angelangt war, ſo daß man den Inhalt derſelben erſt durch die leztere vom November erfuhr, die jezt das Schiff überbrachte. Man hielt dieſe für ſehr abgeſchmackt, um ſoviel mehr, da die Fürſten in Indien, die bisher immer gewohnt geweſen waren, nur mit Einem Oberhaupte zu tractiren, die wechſelnden Präſidenten mit Spott anſtatt mit Ehrfurcht behandeln würden. Hiezu kam noch ein anderer Umſtand von größerer Wichtigkeit. Clive hielt ſich wegen der ſo unverdienten Vernachläßigung für äußerſt beleidigt, denn in dieſer neuen Verordnung der Compagnie war ſeiner gar nicht gedacht worden. Es waren noch große Schuldſummen nach den Tractaten zu bezahlen; der Nabob konnte Ausflüchte machen, wenn Clive abreiſen ſollte, und Alle waren der Meynung, daß dieſer am beſten vertheidigen würde, was er gewonnen hatte, im Fall die Franzoſen in Bengalen Verſuche machen ſollten. Die drey vornehmſten Mitglieder des neuen Raths waren am ſtärkſten durch dieſe Furcht belebt, und trugen daher den übrigen an, Cliven förmlich zu erſuchen, die Regierung nach der gewöhnlichen Einrichtung zu übernehmen. Der Schluß war einmüthig. Der großmüthige Antrag geſchah den 16ſten Junius durch Abgeordnete, und Clive war zufrieden.

Man hatte hier eben von dem Verluſte des Forts St. David gehört, und niemand zweifelte, daß Lally Madras belagern würde, ſobald die engliſche Eſcadre

1758. durch die Monſun genöthigt werden dürfte, im October die Küſte von Coromandel zu verlaſſen, es ſey denn, daß es ihm gefiele, einen Theil ſeiner Truppen nach Bengalen zu ſchicken.

Den 4ten Julius langten in Calcutta Briefe von Anunderauze an, welcher dem Rajah Vizeramrauze in ſeiner Macht und Anſehen in den Provinzen Rajahmundrum und Chicacole gefolgt war. Anunderauze, welcher mit Buſſy nicht zufrieden war, wartete nur auf eine Gelegenheit ihm zu ſchaden, die ſich bald nach der Abreiſe dieſes Feldherrn zeigte, da die Unruhen in Aurengabad und endlich ſein Rückmarſch nach dem Carnatick auf Befehl des Lally, dieſe Abſicht ſehr erleichterten. Er nahm den Franzoſen Vizagapatnam ab, und bot dieſen Ort der Regierung in Madras an, überdem erſuchte er um Truppen, die zu den ſeinigen ſtoßen ſollten, mit welchen er entſchloſſen ſey, die vier nordiſchen Provinzen zu erobern, die der Subah von Decan den Franzoſen überlaſſen hätte. Da er aber fand, daß die Engländer keine Truppen im Carnatick entbehren konnten, ſo that er nun der Regierung in Bengalen die nämlichen Anträge, wo ein jeder den Entwurf als unausführbar betrachtete, Cliven allein ausgenommen, der ſo ſehr gewohnt war Schwierigkeiten zu beſiegen. Man konnte jedoch nichts vor dem Monat October beſchließen, da alsdann wahrſcheinlich die Schiffe ſich von der Küſte entfernen und Lally's Abſichten bekannt werden dürften.

Der nachtheilige Zuſtand der engliſchen Angelegenheiten im Carnatick konnte in Bengalen nicht länger verborgen bleiben, und vermochte die Regierung

1758. in Calcutta mehr Nachgiebigkeit gegen Meer Jaffier zu bezeigen, der die Unfälle der Engländer mit heimlicher Freude vernahm, weil er dadurch ſeine völlige Freyheit zu erlangen hoffte. Er würde ſogleich ſeine Rache an Roydoolub, die ihm ſo ſehr auf dem Herze lag, ausgelaſſen haben, wenn das Misvergnügen ſeiner Truppen wegen dem rückſtändigen Solde es nicht gefährlich gemacht hätte, ihnen einen Vorwand zum Tumult zu geben, bevor ſie befriedigt wären. Er nahm jezt ein ernſtes Weſen an und ſagte zu einem ſeiner Vertrauten, der es weiter erzählte, daß, wenn die Franzoſen nach Bengalen kommen ſollten, er ihnen beyſtehen würde, es ſey denn daß die Engländer alle ihre Anſprüche auf Geld, Ländereyen und Vorrechte aufgäben.

Clive hatte dieſe Veränderung in des Nabobs Betragen vorher geſehen, da er ihn genau kannte, und um ihn wenigſtens eine Zeitlang abzuhalten, raſche Schritte zu thun, und auch öffentlich einen Schein von Einigkeit und Vertraulichkeit zu zeigen, ſo wurde der Nabob von der Regierung eingeladen, nach Calcutta zu kommen, um den Feſten beyzuwohnen, die man Clive zu Ehren wegen ſeiner neuen Würde geben wollte. Watts wurde mit dieſer Einladung an ihn abgeſchickt. Der Nabob war unentſchloſſen, endlich aber ſagte er es zu, ſobald ſeine Böte von Dacca angelangt ſeyn würden. Dieſe formiren eine ſehr prächtige Flotte, die blos zum Pomp dient. Meer Jaffier hatte die Gewohnheit, mit ſeinen Weibern und ſeiner Familie alle Jahr einen Monat darauf

1758. zu bringen, wenn der Coſſimbuzar am ſtärkſten angelaufen war.

Scrafton hatte nach Clive's Abreiſe von Muradavad die Beſorgung der engliſchen Geſchäfte übernommen, und wandte alles an, Roydoolub in ſeiner Duanswürde zu erhalten. Die Engländer ſelbſt aber waren ſo unvorſichtig geweſen, einen Mann empor zu bringen, der heimlich alle ihre Abſichten unterminirte. Nuncomar hatte die Armee nach Patna begleitet, und als ein Gento, der ſehr geſchickt in Finanzgeſchäften war, genoß er das Vertrauen des Roydoolub. Als die Bezahlung der Tuncas von dem Nabob von Rajamahal verweigert wurde, ſo ſtellte er dem Oberſten Clive die Richtigkeit der Entſchuldigungen vor, und äußerte, daß, wenn er von den Engländern bevollmächtiget, und von der Autorität des Nabobs unterſtützt würde, ſo würde er bald Mittel finden die Gelder einzutreiben. Clive nahm dieſen Vorſchlag an, und bediente ſich ſeiner, da Roydoolub nichts dagegen einzuwenden hatte. Der erſte Schritt des Nuncomars war, dem Rajah von Nuddeah mit dem Gefängniß zu drohen, worauf dieſer voller Schrecken nach Calcutta floh, und ſich lieber der Großmuh der Engländer überliefern wollte. Dieſe Autoritätshandlung des Nuncomar, die nicht gemisbilligt wurde, ſtellte ihn in dem Lichte eines furchtbaren Mannes dar. Furcht zu erwecken iſt der Wunſch aller Ehrgeizigen in Indien, weil es das ſicherſte Mittel iſt Reichthümer zu erlangen. Da er aber überzeugt war, daß ſeine Erwerbungskünſte der Erfahrung des Roydoolub nicht entgehen würden, ſo ſchlug er ſich auf die andere Seite,

1758. um des Nabobs Abſichten zu befördern, und ſeinen Wohlthäter um die Duanswürde zu bringen. Da Scrafton ihn in Verdacht hatte, ſo vermied Nuncomar alle Unterredungen mit dem Nabob und ſeinem Sohne, dagegen aber hielt er mit ihren Vertrauten nächtliche Zuſammenkünfte. Er ſtellte vor, daß die Engländer ſich nicht mehr in die Regierungsangelegenheiten des Nabobs miſchen würden, ſobald ſie nur ihre rückſtandigen Foderungen erhalten hätten, die er verſprach regelmäßig zu bezahlen. Sein Antrag war jezt deſto willkommner, da Roydoolub, unter dem Vorwande die Engländer zu befriedigen, kein Geld zum Sold der Armee hergeben wollte, daher der Nabob gezwungen war, ſeine Privatſchatzkammer zu öffnen, und einen Theil ſeines erſparten Geldes herzugeben.

Rajahbullub, der in dieſer Geſchichte ſchon ehmals unter der Regierung des Allaverdy als Vater des Kiſſendas und Duan des Nowagis Mahomed erwähnt worden iſt, wurde nun von Meerum zum Duan von Dacca ernannt, und Roydoolub erhielt Befehl, ihm die Rechnungen dieſer Provinz zu übergeben. Dieſer Miniſter ſahe die Größe ſeiner Gefahr auf einmal ein, und bat gleich um Erlaubniß, ſich mit ſeiner Familie und Effecten nach Calcutta begeben zu dürfen. Der Nabob bewilligte es, allein Meerum ſchlug es ab, bis er eine hinreichende Summe zum Sold der Truppen abgeliefert haben würde.

In dieſer Lage, die den ganzen Hof in Gährung brachte, war man in Muradavad, als Watts mit ſeiner Einladung den 4ten Auguſt anlangte. Des

1758. Nabobs Einwilligung nach Calcutta zu kommen, wurde durch den gemachten Entwurf erzeugt, an deſſen Folgen er ſcheinen wollte keinen Antheil zu haben. Die Prachtböte kamen aus Dacca an, allein der Nabob wollte vorher noch einer Jagdluſt auf der Inſel Coſſimbuzar beywohnen. Dieſes war aber ein bloßer Vorwand, noch einige Tage länger in der Nähe der Stadt zu bleiben. Zwey Tage nach ſeiner Abreiſe befahl Meerum einem Haufen Soldaten, die ungeſtüm ihren Sold verlangten, ihn von Roydoolub zu fodern. Sie umringten ſeinen Palaſt und die ihn umgebenden Mauern. Der Duan, der immer auf ſeiner Hut war, hatte eine beträchtliche Anzahl ſeiner eigenen Soldaten bey ſich, unter denen auch einige europäiſche Deſerteurs waren. Noch ehe es zum Angriff kam, fand ſich Scrafton im Palaſt als Mittler ein, und brachte beide Theile dahin, ruhig zu bleiben, bis er an Watts den Vorfall gemeldet haben würde, der damals mit dem Nabob nur 14 engliſche Meilen von der Stadt war. Meer Jaffier gab vor, nichts von dieſer Sache zu wiſſen, und bewilligte, daß Watts Roydoolub mit ſich fortnehmen könnte. Er kam eben noch zu rechter Zeit in Muradavad an, um das Leben des Duans zu retten; denn Meerum hatte den Truppen befohlen ſich ſeiner zu bemächtigen, es möchte koſten was es wolle, und Roydoolub hielt ſchon den Gift bereit, um im Nothfall dadurch der Schmach zu entgehn, die auf ihn wartete. Er wurde in der Geſchwindigkeit mit wenigen Begleitern in ſeine Böte gebracht, die Watts und Scrafton auch beſtiegen, und ſo langten ſie in Calcutta noch vor dem Nabob an, der in Hughley Halt machte, wohin Clive und die andern Mitglieder der 1758. Regierung ſich begaben, und hernach mit ihm im Pomp nach der Stadt kamen. Hier wurden einige Tage mit lauter Ergözlichkeiten zugebracht, und den 1ſten September traf er wieder in Muxadavad ein. Während ſeiner Abweſenheit hatte Meerum immer noch den Palaſt des Roydoolub beſezt gehalten, ſo wie auch die Häuſer ſeiner drey Brüder, die alle Bedienungen in der Schatzkammer hatten. Der nachher ſo berühmt gewordene Haſtings war Scrafton in der Agentſchaft der Compagnie gefolgt; er fürchtete den Nabob zu beleidigen, wenn er die engliſchen Truppen in Coſſimbuzar zur Beſchützung der unterdrückten Familie nach der Stadt rufen wollte; es war aber auch nicht rathſam ſie ohne eine ſtarke Bedeckung wegzubringen, weil die Palankins der Weiber angehalten werden könnten, und dieſer Schimpf wahrſcheinlich blutige Folgen haben dürfte. Auf Clive's wiederholtes Anſuchen bewilligte der Nabob ihre Abreiſe. Kaum aber hatten ſie ſich entfernt, als in der Nacht ein neuer Aufruhr in der Stadt entſtand.

Der Moharram, oder der erſte Monat des muhamedaniſchen Jahrs, fing diesmal den 4ten September an. Die zehn erſten Tage werden gewöhnlich der Andacht gewidmet. Die Paläſte des Nabobs und ſeines Sohnes Meerum ſtanden am Ufer des Fluſſes Coſſimbuzar, obgleich in einiger Entfernung von einander. In der Nacht vom 13ten September, am 10ten Tage des Moharram, begab ſich der Nabob in einem Boot zu ſeinem Sohne, und bemerkte das Ufer ungewöhnlich mit Menſchen beſezt. Auf dem

1758. Rückwege ließ er ſich in ſeinem Palankin tragen, und hielt bey der vornehmſten Moſchee ſtill, um ſein Gebet zu thun, nachdem er vorher ſeinem General, Coja Haddee, befohlen hatte, das Volk durch Soldaten zurückzuhalten. Als er in den Vorhof trat, fand er ihn zu ſeiner Verwunderung mit Sepoys angefüllt, desgleichen ſahe er mehrere Jemautdars oder Truppenbefehlshaber, die von Coja Haddee abhingen, und anſtatt der gewöhnlichen Ehrfurchtsbezeugung, ſich nicht von ihren Sitzen bewegten, während welcher Zeit ihre Soldaten ſich tumultuariſch um den Nabob drängten, und ſeine Paſſage hemmten. Er ahnete jedoch noch keine Gefahr, und bemühte ſich durchzukommen, bis einer ſeiner Spione, die ihn gewöhnlich begleiteten, ſich näherte, um ihm zu ſagen, daß Coja Haddee böſe Abſichten habe. Der Nabob wartete, bis ſein zahlreiches Gefolge ſich um ihn verſammelt hatte, ſodann drang er durch, und erreichte ſeinen Palaſt, worauf ſich die Truppen zerſtreuten.

Den folgenden Morgen erhielt der Nabob Nachricht, daß Coja Haddee ſeine Soldaten zuſammen gezogen hätte, und einen Anſchlag auf ſein Leben habe. Er ſollte in einem Tumult niedergeſtoßen werden, als ob es zufällig geſchähe. Ein anderer berichtete, daß Roydoolub einen Wechſel von 200,000 Rupien aus Calcutta geſchickt habe, die Meer Ally, einer ſeiner Vertrauten, an Coja Haddee zu bezahlen hätte; dieſer ſollte ſie unter die Truppen vertheilen, damit ſie wegen des rückſtändigen Soldes einen Aufſtand erregen, und dann im Gedränge den Nabob niedermachen möchten. Der Nabob, ohne die Sache weiter zu unterſuchen, entſezte Coja Haddee, und befahl ihm ſogleich die Stadt zu verlaſſen. An ſeiner Stelle wurde Mahmdee Cawn zum Oberbefehlshaber der Truppen ernannt. 1758.

So erzählte der Nabob ſelbſt dieſes ausgeſonnene Mährchen an Haſtings. Am nämlichen Tage kam auch Rajah Binderbund, einer von Roydoolubs Brüdern, zu Haſtings, mit der Erklärung, daß die Truppen von ſeinen Befehlen abhingen. Dieſe Aeußerung machte die Anklage gegen Roydoolub glaubwürdig, Clive aber verlangte mehr Beweiſe. Der Nabob erklärte darauf an Haſtings, daß er einen Brief des Roydoalub an Coja Haddee in Händen habe, worin Watts und Scrafton erwähnt wären, als ob ſie um den Plan gewußt hätten, ihn ums Leben zu bringen; er ſchlug es aber ab, eine Abſchrift von dem Briefe zu geben, bis er dieſe Mitſchuldigen ſelbſt ſehen würde. Haſtings ſtellte ihm das Entehrende für ſolche Männer vor, wenn ſie wegen einer Anklage dieſer Art zur Confrontation nach Muradavad kommen müßten; der Nabob erbat ſich daher einen Abgeordneten nach Calcutta zu ſchicken, mit der Bitte, daß ſie wegen eines neuen Entwurfs kommen möchten, den er gemacht hätte, um die noch ſchuldigen Summen zu bezahlen. Es befanden ſich 1200 Reiter unter unmittelbarer Abhängigkeit des Coja Haddee, dieſen wurde der rückſtändige Sold gegeben, mit der Bedingung, Bengalen in abgeſonderten Haufen zu verlaſſen. Ihrem Befehlshaber war die Verſicherung ertheilt, daß ihm bey ſeinem Abzuge nichts zu Leide geſchehn ſollte, wenn er ſich ruhig verhielte.

1758. Der Nabob erfuhr durch ſeinen Abgeordneten in Calcutta, daß Watts und Scrafton wahrſcheinlich nicht kommen würden, worauf er eine Abſchrift des dem Roydoolub zur Laſt gelegten Briefes gab; obgleich er vorher geſagt hatte, daß er aufgefangen worden wäre, ſo geſtand er doch nun, daß ſein Sohn Meerum ihn von Coja Haddee unter dem Verſprechen der Ausſöhnung erhalten habe. Der Inhalt des Briefes war: „eine Ermahnung an Coja Haddee, die bewußte Sa„che ſchleunig auszuführen; Roydoolub würde bey „Zeiten ankommen; er hätte ſchon an Meer Ally we„gen der Koſten geſchrieben, den Seid Coſſim-ally „Khan ſchon halb auf ſeine Seite gebracht, und über„ließ es Coja Haddee, ihn vollends zu gewinnen; er „würde ſeinem Verſprechen genau nachkommen, und „habe auch zu allem ſchon die Genehmigung des Ober„ſten Clive durch Watts und Scrafton erhalten, wo„bey er ſowohl die Bezahlung der Tuncas, als „den rückſtändigen Sold der Truppen des Nabobs auf „ſich genommen hätte.“ Die Behutſamkeit des Roydoolub während der Conföderation des Suraja Dowla, wo er nie die Feder anſezte, ja nicht einmal eine Botſchaft ſandte, machte es höchſt unwahrſcheinlich, daß er ſich ſo blindlings dem Coja Haddee anvertrauen ſollte. Es war thöricht zu vermuthen, daß, da er in Calcutta lebte, er ſich unterſtehen würde, eine ſo ehrloſe Handlung Cliven fälſchlich aufzubürden, deſſen Strenge er ſo ſehr fürchtete, als er ſeinen Schuß hochſchäzte, und da überdem Calcutta ſein einziger Zufluchtsort war, aus dem er nicht wohl entrinnen konnte. Clive hielt den Brief für nachgemacht, und betrachtete den Nabob und ſeinen Sohn als Urheber dieſer Kunſtgriffe, um die Engländer wider Roydoolub aufzubringen. Man erwartete, daß Clive ihn entweder ſtrenge beſtrafen, oder doch wenigſtens aus Calcutta jagen würde, da ſie ihm denn ſeine Reichthümer leicht abnehmen, und ihn elend und hülflos laufen laſſen wollten. Es ſchien zwar ſonderbar, daß ſie einen Brief vorzeigen ſollten, der, wenn er falſch wäre, durch eine genaue Unterſuchung aller Verbindungen zwiſchen Roydoolub und Coja Haddee leicht als erdichtet bewieſen werden konnte; allein dieſem Beweis war ſchon durch die Entfernung des leztern vorgebeugt, und in wenig Tagen kam die Nachricht an, daß er und viele von ſeinem Gefolge in Rajahmahal umgebracht worden wären. Der daſige Statthalter war Daud Khan, des Nabobs Bruder. Man brachte den Kopf des Ermordeten nach Muxadavad, wo der Nabob und ſein Sohn ihre Augen daran weideten. Die Engländer waren genöthigt ihren Abſcheu gegen dieſes Betragen des Nabobs zu verbergen, um ſo mehr da ihre Truppen durch ein nach Chicacole abgeſchicktes Detaſchement ſehr geſchwächt waren. Es blieb kein Zweifel von der Schändlichkeit der Intrigue übrig, da Cliven ein eigenhändiges Schreiben des Nabobs an Nuncomar in die Hände fiel, wodurch alles beſtätigt wurde. Obgleich Clive aber die verdienten Vorwürfe zurückhielt, ſo ließ er doch den Nabob wiſſen, daß, wenn er ſolchen Mährchen Gehör gäbe, alles Vertrauen der Engländer auf ihn ein Ende haben würde.

Es kamen indeſſen Briefe in Calcutta an, die von der Uneinigkeit zwiſchen Buſſy und Nizam-Ally

1758. in Aurengabad Nachricht gaben. Der Rajah Anmderauze wiederholte ernſtlich und dringend ſein Anſuchen um ein Corps Truppen, die Franzoſen aus den nordiſchen Provinzen zu vertreiben, wobey er auch die Einnahme von Maſulipatnam als eine leichte Sache vorſtellte. Wenig Tage nachher kam aus Madras der Bericht von dem zweyten Seetreffen vom 3ten Auguſt, wobey man meldete, „daß die franzöſiſchen Schiffe ſo übel zugerichtet wären, daß ſie nach ihren Inſeln zurückkehren müßten, den Schaden auszubeſſern, ehe ſie ein neues Treffen wagen könnten; daß die franzöſiſchen Landtruppen Tanjore belagerten; daß Buſſy ſich auf dem Marſch von Hyderabad nach Maſulipatnam befände, und von da aus nach dem Carnatick kommen und zu Lally ſtoßen würde; daß dieſe Maaßregel anzeigte, wie die Franzoſen alle ihre Kräfte auf der Küſte von Coromandel anwenden und nichts gegen Bengalen unternehmen würden; daher die Regierung in Madras erwartete, man würde ihr aus Calcutta unverzüglich ſoviel Truppen ſchicken, als man nur entbehren könnte, um die drohende Gefahr abzuhalten.“

Es zweifelte niemand, daß Madras belagert werden würde, ſobald die Monſun die Flotten von der Küſte entfernet hätten, es ſey denn, daß man vorher Verſtärkung erhielte. Clive aber war gewiß, daß die Stadt nicht eingenommen werden könnte, ſo lange ſie noch Lebensmittel hätte; überdem war es bekannt, daß Truppen aus England unterweges wären, und wenn auch die Schiffe, welche ſie an Bord hätten,

1758. durch die Paſſatwinde dieſes Jahr aufgehalten werden ſollten, ſo würden ſie dennoch wahrſcheinlich in den erſten Monaten des künftigen anlangen. Indeſſen war es doch nöthig, wo möglich der Ungleichheit zwiſchen den Franzoſen und Engländern auf der Küſte von Coromandel abzuhelfen.

Es war natürlich, daß die verſchiedenen Präſidentſchaften der Compagnie für ihre eigene Sicherheit vorzüglich ſorgten, weil davon, nebſt dem Wohl des Ganzen, auch ihr eigenes abhing. Dieſe Betrachtung aber erzeugte die Furcht, daß, ſo wie Madras von Calcutta in Anſehung der in Bengalen befindlichen Truppen behandelt worden war, ein ähnliches von der andern Seite wieder geſchehen könnte, und man daher alle jezt nach Madras einzuſchiffenden Hülfstruppen zurückbehalten dürfte, ſo höchſtnöthig ſie auch in Bengalen ſeyn möchten. Ob man gleich hier vor der Hand nichts von den Franzoſen zu befürchten hatte, ſo mußte man doch den gänzlichen Abfall des Nabobs und den Verluſt aller rückſtändigen Gelder erwarten, ſobald er die Engländer ſo ſehr geſchwächt ſehen würde, daß ſie ihm nicht widerſtehen und auch keine tractatmäßige Hülfe leiſten könnten, wenn er ihren Beyſtand wider rebelliſche Unterthanen oder auswärtige Feinde brauchen ſollte.

Nach genauer Ueberlegung alſo, beſchloß man keine Truppen nach Madras zu ſenden, hingegen aber, was man nur von Soldaten entbehren konnte, in Verbindung mit Anunderauze gegen die Franzoſen in den nordlichen Provinzen zu gebrauchen, weil man bey dieſer Maaßregel die Macht behielt, die Truppen

1758. nach Gefallen zurück zu rufen. Man hoffte durch dieſe Diverſion entweder die franzöſiſche Armee im Carnatick zu ſchwächen, oder wenn Lally dieſe Provinzen nicht unterſtützen, ſondern preißgeben ſollte, ſo würde man den Franzoſen dadurch auf einmal alles entziehen, was ſie durch ihre lange Verbindung mit dem Subah von Decan erlangt hatten. Es wurde dabey feſtgeſezt, daß die Truppen nur allein den unmittelbaren Befehlen der Regierung in Calcutta gehorchen ſollten.

Die Expedition wurde dem Oberſtlieutenant Forde anvertraut, welcher die königlichen Dienſte verlaſſen hatte, um der Compagnie zu dienen. Man gab ihm 500 Europäer, 2000 Sepoys und 100 Laſcars. Das Geſchütz, das er mitnahm, beſtand in ſechs Feldſtücken, ſechs 24pfündigen Kanonen, einer Haubitze und einem Mörſer, und die Kriegskaſſe war mit 140,000 Rupien angefüllt. Die Truppen wurden eingeſchifft, allein die Abfahrt konnte erſt gegen Ende des Septembers geſchehen. Durch ihren Abgang war die engliſche Macht in Bengalen gerade um die Hälfte geſchwächt.

Die Progreſſen dieſer Unternehmung gehören mehr zu den Angelegenheiten von Coromandel, als zu den Kriegsoperationen in Bengalen. Die Begebenheiten, die ſich bald nachher in den Provinzen von Bahar und Bengalen ereigneten, hatten ihren Urſprung in den Unruhen, die ſeit vielen Jahren Delhi zerrütteten, und in den mannichfaltigen Abſichten und Entwürfen vieler Fürſten und Mächte in dem Mittelpunkte von Indoſtan. Die Entwickelung dieſer Urſachen und ihrer Wirkungen erfodert eine ununterbrochene Erzählung von nicht geringem Umfange. Da jedoch der wichtige Streit zwiſchen den Engländern und Franzoſen im Carnatick mit großem Nachdrucke geführt wurde, ſo iſt es nöthig nicht dieſen Faden zu verlieren, ſondern die merkwürdigen Begebenheiten, die immer wieder neue erzeugten, nach der Reihe zu erzählen, bis uns die Geſchichte ſelbſt nach Bengalen zurückführt. 1758.

Ende des zweiten Bandes.

Neue Bücher der Verlagshandlung zur Michaelmeſſe 1786.

Friederich in Elyſium. 8.	8 gl.
Briefe zur Charakteriſtik von England gehörig; geſchrieben auf einer Reiſe im Jahre 1784 von Heinrich von Watzdorf. Mit einer Vorrede von J. W. von Archenholtz. 8.	16 gl.
Geſchichte der unmittelbaren Nachfolger Alexanders; aus den Quellen geſchöpft von Konrad Mannert. gr. 8.	1 Thl.
Der Schriftforſcher. Unterhaltungen mit Perſonen von 14 bis 24 Jahren; ein Buch für Aeltern und Erzieher. Erſter Theil. gr. 8.	16 gl.
Nebentheater 4ter Band; enthaltend ein Trauerſpiel: Thomas More, und zwey Luſtſpiele: das Spielerglück und Sechs Wagen mit Contrebande, oder Großthun und Knickerey. 8.	22 gl.
Karl Friedrich Kretſchmanns ſämtliche Werke, vierter Band, dramatiſchen Inhalts. 8.	1 Thl.
Luſtſpiele von J. K. Wezel. Vierter Theil. 8.	22 gl.
Luſtſpiele von J. F. Jünger. Dritter Theil. 8.	20 gl.
Camille, oder Briefe zweyer Mädchen aus unſerm Zeitalter; ein Roman in vier Bänden von Herrn de la Clos, dem Verfaſſer der liaiſons dangereuſes, überſezt von J. F. Jünger. 8.	3 Thl. 8 gl.

Bayerische Staats-Bibliothek München

Die
Engländer
in Indien.

Nach Orme

---

von

J. W. von Archenholtz,
vormals Hauptmann in K. Preuß. Dienſten.

Dritter Band.

Leipzig,
im Verlage der Dykiſchen Buchhandlung.
1788.

Vorrede
zum dritten Bande.

Dieſer dritte Theil geht in der Indiſchen Kriegsgeſchichte ſo weit, wie ſie Orme bis jezt beſchrieben hat. Das Manuſcript dazu war ſchon im October 1786 fertig, allein der Druck wurde aufgeſchoben, weil ich den Vorſatz hatte, die Geſchichte bis auf unſre Tage fortzuſetzen. Mancherley Urſachen haben die Ausführung dieſes Entwurfs verhindert, wozu denn vorzüglich die Litteratur-Diebe gehören, die, mit Patenten verſehen, ihrem Raube nachjagen. **Wucherer** in Wien, und **Göbhardt** in Bamberg haben das Werk, obgleich nach ihrer gewöhnlichen Art, nachgedruckt; das heißt: geſudelt, und ſtrotzend voller Druckfehler, beſonders in Anſehung der indiſchen Namen, die man gar nicht erkennt; auch fehlt die ſo nöthige Landkarte von dem Kriegsſchauplatze in Indien. Dennoch hat der Verkauf des Originals nicht ganz untergelegen, und iſt in Norddeutſchland, wo es nicht Sitte iſt, geraubte

Vorrede.

Sachen unter dem Schutze der Regierung öffentlich zu Markte zu bringen, beſonders von Preußiſchen Militair-Perſonen ſtark gekauft worden. Die Verlagshandlung wünſcht deshalb ſehr eine Fortſetzung, und da ich dieſelbe wegen meiner ſonſtigen Geſchäfte und andern Urſachen nicht wohl ſelbſt übernehmen kann, ſo hat ein ſachkundiger, rühmlich bekannter Schriftſteller ſich dieſer Arbeit unterzogen. Der vierte Band dieſes Werks wird alſo zur Michaelismeſſe 1788 gewiß erſcheinen.

Hamburg,
den 10ten Jan. 1788.

v. Archenholtz.

Die Engländer in Indien.

Zehntes Buch.

Die franzöſiſchen Truppen, die unter Anführung des Saubinet nach Trinomalee marſchirt waren, fanden hier muthigen Widerſtand. Der Kellidar ſchlug zwey Stürme ab, bey dem dritten aber erſtiegen die Franzoſen die Pagode, und hieben in der Wuth 500 Mann nieder. Dieſes geſchah den 10ten September. Einige Tage hernach langte ein anderes Corps Franzoſen unter Soupire bey Carangoly an, welches Murzafabeg verlaſſen hatte, um Trivatere zu vertheidigen, das auch bald berennt wurde. Der bedrängte Murzafabeg zog ſo viel Truppen an ſich, als er nur zuſammen bringen konnte, und ging dem Feinde im Felde entgegen, wurde aber bald geſchlagen, worauf auch die Einnahme von Trivatore erfolgte. Lally ſelbſt beſuchte mittlerweile Alamparva, Gingee, Chittapet, und andre Poſten, von da ging er nach Vandiwaſch, wo der Sammelplatz aller Detaſchements war. Hier fand ſich auch Buſſy ein, der in Nelore ſeine ihn begleitenden Truppen zurückge- 1758.

1758. laſſen, und mit einem kleinen Gefolge durch das engliſche Gebiet gekommen war, nachdem er zuvor aus Madras einen Paß erhalten hatte. Lally marſchirte nun auf Arcot los, um durch die Beſitznehmung von dieſer Hauptſtadt ſeinen Ruhm in der Provinz zu erhöhen. Das von Europäern ganz entblößte Fort capitulirte ſogleich, und die Franzoſen hielten den 4ten Oktober ihren Einzug unter dem Donner aller Kanonen. In Pondichery und allen von franzöſiſchen Truppen beſezten Forts wurde die Einnahme von Arcot mit eben ſo viel Prahlerey bekannt gemacht.

Die Regierung in Madras ſahe in dieſen Operationen nichts, als was ſie gleich nach der Eroberung des Forts St. David erwartet hatte; die Erhaltung von Chinglapet lag den Engländern vorzüglich am Herzen, und da ſie wegen Mangel an Truppen nicht die andern Forts retten konnten, ſo beſchloſſen ſie dieſen wichtigen Ort wenigſtens nach äußerſter Möglichkeit zu beſetzen, und legten 300 Sepoys hinein. Mittlerweile kam ein Compagnieſchiff von 50 Kanonen aus England an, und gab Nachricht von ſechs andern Compagnieſchiffen und zwey Schiffen von der Linie, die auch nächſtens eintreffen würden, da ſie blos durch widrige Winde getrennt worden wären. Am Bord dieſer Schiffe waren 900 Mann königliche Truppen unter Anführung des Oberſtlieutenants Draper. Die Erwartung dieſer anſehnlichen Verſtärkung vermochte die Regierung in Madras noch 600 Sepoys nach Chinglapet zu ſenden. Die Beſatzung beſtand nun aus 900 Mann, worunter 30 Europäer waren. Das Commando derſelben wurde dem Capitain Richard Smith übergeben, mit Befehl 1758. das Fort bis aufs äußerſte zu vertheidigen. Den 25ſten October langte der Admiral Pocock mit ſeiner Eſcadre auf der Rhede an; ſie brachte den Major Calliaud, den Commandanten von Trichinapoly, mit allen zu ſeiner Beſatzung gehörigen Europäern nach Madras. Es waren deren 180 Mann und 50 Kaffern. Man verſtärkte jezt die Garniſon von Chinglapet noch mehr.

Lally ſahe jezt die Wichtigkeit dieſes Orts ein, den er drey Wochen zuvor bey hellem Tage hätte erſteigen können. Er beſchloß daher, ihn mit ſeiner ganzen Macht anzugreifen, ſobald er die Regierungsangelegenheiten in Arcot in Ordnung gebracht haben würde. Seine kürzlich erlangten Beſitzungen aber hatten ihm weder die Kriegskoſten erſezt, noch ſeinen Credit gegründet, Gelder zu borgen, ſo daß ſeine Kriegskaſſe kaum zum Solde der Truppen hinreichte, und alſo alle Mittel fehlten, die Armee in Bewegung zu ſetzen. Die Regierung in Pondichery konnte für jezt nur 10,000 Rupien herbeyſchaffen. Dieſe Hinderniſſe brachten ihn auf; er verließ die Armee, und begab ſich in Begleitung von Buſſy nach Pondichery, wo er wie gewöhnlich gegen die üblen Anſtalten tobte. So groß auch ſein Haß wider Buſſy war, ſo zwang ihm doch der ſo ausgezeichnete Charakter dieſes vortreflichen Offiziers gleichſam eine Art von Ehrfurcht ab, die Lally wenigſtens in den Schranken der Höflichkeit hielt. Niemand aber wurde dadurch betrogen, da er ſeine wirklichen Geſinnungen in Anſehung ſeiner öffentlich zu erkennen gegeben hatte.

1758. Buſſy hatte eigentlich nur den Rang eines Oberſtlieutenants, dagegen war Soupire Marechal de Camp, und ſechs aus Frankreich angelangte Offiziere waren Oberſten, die alſo bey allen Gelegenheiten das Commando über ihn hatten. Die Oberſten, die ſeine großen Fähigkeiten erkannten, und überzeugt waren, wie ſehr das Intereſſe ihrer Nation dabey leiden würde, wenn er wegen ſeines niedern Ranges, ungeachtet ſeines außerordentlichen in ganz Indien gegründeten Ruhms, vom Commando ausgeſchloſſen werden ſollte, unterzeichneten eine Erklärung mit dem Anſuchen, daß er zum Brigadier-General ernannt, und folglich über ſie alle nächſt nach Soupire geſezt werden möchte. Der Eifer fürs allgemeine Beſte, der ehrgeizigen Männern dieſe Bitte einflößte, macht ihnen ſo viel Ehre, als ihr Betragen den hohen Verdienſten des Buſſy huldigt. Ihre Namen, würdig wegen der bey dieſer Gelegenheit bewieſenen Selbſtverläugnung aufbehalten zu werden, waren: Landiviſiau, de la Haire, d'Eſtaing, Breteuil, Verdiere und Crillon. Lally konnte es nicht abſchlagen, aber mit ſeiner gewöhnlichen Bösartigkeit ſchrieb er dieſen Schritt mehr dem Gelde des Buſſy als ſeinem Ruhme zu.

Die Annäherung der ſtürmiſchen Monſun warnte die engliſche Flotte die Küſte zu verlaſſen; Pocock nahm deshalb mit den Gliedern der Regierung Abrede wegen der Sicherheit von Madras in dieſer Zwiſchenzeit. Sie waren der Meynung, daß, wenn auch die Feinde Abſichten auf die Stadt hätten, ſie doch keinen Angriff vor Ende der Regenzeit wagen würden; ſodann aber hofften ſie im Stande zu ſeyn, ſie bis zur

Rückkehr der Flotte zu vertheidigen, wenn auch die Verſtärkung aus Europa noch ausbleiben ſollte. Pocock gab ihnen noch 100 Seeſoldaten zu Hülfe, und ſegelte den 11ten October nach Bombay. 1758.

Moracin hatte indeſſen ſeinen Marſch mit den ihm von Buſſy übergebenen Truppen fortgeſezt, zu denen Nazeabulla mit einem Corps indiſcher Soldaten geſtoßen war. Sie waren bey der Pagode von Tripetti den 5ten October angelangt, am nämlichen Tage, da das große Feſt einfiel, das gewöhnlich fünf und zwanzig Tage dauert. Man ließ die Pilger ungeſtört ziehen, allein der Pachter wurde aufgefodert, ſeine Soldaten fortzuſchicken und die Zugänge frey zu laſſen. Dieſer Mann, der ſich unfähig fand, gegen europäiſche Truppen Widerſtand zu thun, that den Vorſchlag, die Einkünfte ſowohl dieſes als auch des folgenden Feſtes von den Franzoſen auf die nämlichen Bedingungen in Pacht zu nehmen, wie er bisher mit den Engländern contrahirt hatte. Dieſer Antrag war mit einer anſehnlichen Summe begleitet, die Moracin annahm und ihn in ſeinem Poſten beſtätigte. Um aber dieſen ſo nutzbaren Ort ſeiner Nation zu erhalten, legte er ein Detaſchement Truppen hinein und marſchirte mit den übrigen weiter nach Arcot, wo er den 12ten eintraf, die Soldaten in der Stadt einquartirte, und ſich zu Lally nach Pondichery begab.

Da die Franzoſen ihr Vorhaben auf Chinglapet verſchoben hatten, ſo gewannen die Engländer immer mehr Zeit, dies Fort zu verſtärken. Murzafabeg, der bey den franzöſiſchen Truppen keine Beſchäftigung und was noch übler war, kein Geld fand, ging mit

1758. 200 Sepoys und 70 Reitern zu den Engländern über, von welchen er gleich in Sold genommen und nach Chinglapet geſchickt wurde. Es iſt merkwürdig, daß es den ſiegenden Franzoſen nicht an Truppen, noch an muthigen erfahrnen Befehlshabern, aber an Gelde fehlte, und daß es bey den bedrängten Engländern auf der Küſte von Coromandel ganz der entgegengeſezte Fall war die Geld genug, aber wenig Soldaten hatten. Das Geld gab hier zulezt, wie gewöhnlich, den Ausſchlag.

Dem dringenden Geldmangel der Franzoſen wurde jedoch für jezt in etwas durch die Ankunft eines Schiffes von der Inſel Mauritius abgeholfen, das Geld für die Truppen mitbrachte; hiezu kamen 100,000 Rupien, die Moracin in Tripetti erbeutet hatte. Dieſes ſezte Lally in Stand wieder zu agiren. Die Engländer ſahen kaum die Bewegung der Feinde, als ſie auch mit allem, was ſie von Truppen nur zuſammen bringen konnten, ins Feld rückten, um Chinglapet zu decken; ihre Macht beſtand aus 1200 Europaern und 1800 Sepoys. Durch dieſe Maaßregeln wurde Madras ſo wie zuvor täglich von den umliegenden Gegenden mit Lebensmitteln und allen andern Nothwendigkeiten reichlich verſorgt, daher ihre Magazine nicht angegriffen werden durften. Da ſie die größte Urſache hatten, die Belagerung ihrer Hauptſtadt zu vermuthen, ſo ſchloſſen ſie mit einem Agenten des Morari-row einen Contract wegen 2000 Maratten, von denen 500 in fünfundzwanzig, und die übrigen in fünfundvierzig Tagen ankommen ſollten. Ihre Abſicht war, durch den Beyſtand dieſer thätigen Krieger wenigſtens die Franzoſen zu beunruhigen, und ihre 1758 Convoys unſicher zu machen; auch Jſſoof mußte mit 2000 Seypoys von der Beſatzung zu Tritchinapoly ins Feld rücken, und der König von Tanjore wurde gebeten, hiezu 1000 Reiter ſtoßen zu laſſen; desgleichen wurde der Polygar Tondiman und andre Waldfürſten um ihre beſten Truppen erſucht. Niemand aber kam. Der Ueberläufer Murzaſabeg wollte dieſen Umſtand nutzen, und verlangte eine Vermehrung ſeines Soldes; da man aber dies Begehren abſchlug, ſo ward er trotzig, und ging mit 70 Reitern in der Nacht davon, und trat wieder in franzöſiſche Dienſte.

Die Franzoſen waren jedoch noch nicht ſo weit, die Belagerung von Madras zu unternehmen, als die Engländer glaubten. Alle Zugochſen, die man in Pondichery hatte zuſammen treiben können, waren nicht hinreichend, nur die Hälfte von der ſchweren Artillerie fortzubringen, die doch bey dieſer Operation unentbehrlich war. Lally hatte auf ein holländiſches Schiff viel ſchweres Geſchütz laden laſſen, um es nach der Küſte von Madras zu bringen; allein man hörte nichts weiter von dieſem Schiffe, ob es gleich ſchon einen Monat zuvor abgeſegelt war. Es wurden daher zwey Fregatten mit Artillerie und Munition zu dieſem Dienſt beladen, allein die Einſchiffung derſelben dauerte mehrere Wochen; endlich trat die Regenzeit ein, wodurch der Erdboden viele Tage lang ungangbar wurde.

Während daß nun beide Nationen im Carnatick die größten Zurüſtungen machten, war jede derſelben

1758. ſehr begierig zu vernehmen, was das von Bengalen aus nach den nordiſchen Provinzen abgeſchickte engliſche Corps ausgerichtet hatte. Johnſtone, ein Engländer von Anſehn, war von Calcutta aus an den Rajah Anunderauze abgeſchickt worden, um mit ihm zu unterhandeln. Er kam den 12ten September in Vizagapatnam an, und nahm von dieſem Orte im Namen der Compagnie ſogleich Beſitz. Der Rajah ſelbſt hatte ſich 20 engliſche Meilen davon mit ſeinen Truppen gelagert. Sein Brief an Johnſtone drückte ſeine Freude über die Annäherung der Engländer aus, allein er zeigte dabey an, daß ſie kein Geld zu ihren Operationen von ihm erwarten müßten. Stürmiſche Witterung verzögerte die Ankunft der Schiffe und der Truppen bis zum 20ſten October. Nach geſchehener Vereinigung mit dem Rajah marſchirte man auf Rajahmundrum zu, wo der franzöſiſche Oberbefehlshaber, Conſlans, der an Buſſy's Stelle gekommen war, alle ſeine Truppen zuſammen gezogen hatte, um den Rajah anzugreifen; da er aber hörte, daß die Engländer ſich mit ihm vereinigt hatten, ſo machte er Halt und bezog ein feſtes Lager.

Sobald man in Madras von der Beſitznehmung von Vizagapatnam Nachricht erhielt, wurde der Oberfaktor Andrews mit andern Compagniebedienten dahin abgeſchickt, um die Faktorey wieder herzuſtellen, die immer vorher den Engländern gehört hatte. Die vereinigte Armee war in dieſer Zeit nicht weiter als 50 engliſche Meilen vorgerückt. Andrews reiſte ſogleich ins Lager, um die Urſache dieſer Verzögerung zu erfahren; es war keine andere als die große Abnei-

1758.

gung des Rajah, Geld herzugeben, das der Oberſte Forde verlangte. Andrews, der den Rajah perſönlich kannte, vermochte ihn zum Nachgeben, und es wurde ein Tractat geſchloſſen, des Inhalts: „daß alle Beute in gleiche Theile getheilt, und alle Länder, die man erobern würde, dem Rajah übergeben werden ſollten, um die Einkünfte daraus zu ziehen; dagegen ſollten die Seehäfen und Städte an den Mündungen der Flüſſe mit den Einkünften der dazu gehörigen Diſtricte der Compagnie anheim fallen, und kein Tractat, in Rückſicht auf Abtretung oder Umtauſchung der Beſitzthümer, ohne beiderſeitige Genehmigung gemacht werden; der Rajah verſprach dabey monatlich 50,000 Rupien zum Unterhalt der engliſchen Truppen, und 6000 für die Privatausgaben der Offiziers herzugeben."

Nun rückte die Armee mit Ernſt vorwärts, und kam den 3ten December ins Angeſicht des Feindes, der ſich in einem feſten Lager bey dem Fort Peddipore verſchanzt hatte. Die Franzoſen hatten 500 Europäer, 6000 Sepoys und viele indiſche Truppen, unter denen 500 Reiter waren; dabey hatten ſie ſehr viel Geſchütz. Die Engländer, welche ihre Kranken in Vizagapatnam zurück gelaſſen hatten, waren jezt 470 Europäer und 1900 Sepoys ſtark; hiezu kamen 500 Reiter des Rajah und 5000 Fußſoldaten, die theils mit ſehr ſchlechtem Feuergewehr, theils mit Picken und Pfeilbogen bewaffnet waren; er hatte auch 40 Europäer im Sold, um vier Feldſtücke zu bedienen, ſeine andern Kanonen aber waren unbrauchbar. Die Engländer bezogen ebenfalls ein feſtes Lager vier

1758. Meilen vom Feinde. Man hielt beide für zu ſtark befeſtigt, um angegriffenzu werden. Forde, der ein Treffen wünſchte, glaubte den Feind aus ſeinem Poſten zu ziehn, wenn er ihn turnirte; er ſezte ſich daher den 9ten früh Morgens in Bewegung, die trägen Truppen des Rajah aber blieben noch zurück. Conflans, der von dieſem Marſche nichts wußte, hatte in eben dieſer Nacht das Lager des Rajah recognoſciren laſſen, und einen Hügel gefunden, der es commandirte; kaum war es daher Tag, als er es beſchießen ließ. Dieſe Kanonade verurſachte, daß die ſchon entfernten Engländer wieder umkehrten, um ihren Bundsgenoſſen zu Hülfe zu kommen, die jezt in der größten Verwirrung ihr Lager verließen, ſich mit Forde vereinigten, und ihren Marſch fortſezten.

Conflans ſchrieb die Bewegung der Feinde der Furcht zu, die ſich auf das Bewußtſeyn ihrer Schwäche gründete; er verfolgte ſie daher, und erreichte ſie bey dem Dorfe Condore, wo er ſeine Schlachtordnung formirte. Das europäiſche Bataillon war im Mittelpunkt ſeiner Linie mit dreyzehn Feldſtücken, 500 Reiter ſchloſſen ſich hart an der linken Flanke des Bataillens an, 3000 Sepoys aber ſtanden auf dem rechten, und eben ſoviel auf dem linken Flügel mit den ſchweren Kanonen, in allem zwölf an der Zahl. Die engliſche Armee hatte ebenfalls die Europäer im Mittelpunkt mit ſechs Feldſtücken, und die 1900 Sepoys waren auf den Flügeln vertheilt. Forde hatte gar kein Vertrauen auf des Rajah Truppen, und befahl ihnen daher, ſich nach Wohlgefallen auf den Flanken zu formiren. Dies elende Kriegsvolk aber blieb zurück;

nur allein die im Sold des Rajah ſtehenden Kanoniers 1758. rückten mit ihren vier Feldſtücken vor. Es ereignete ſich zufällig, daß dem Orte, wo man Halt machte, gegenüber ein indiſches Kornfeld war, wo die Aehren ſo hoch ſtanden, daß das engliſche Bataillon ganz dem Feinde aus dem Geſichte kam, dagegen die Sepoys auf den Flügeln ſich frey in der Ebene befanden.

Die Franzoſen hatten eine weit größere Linie, und rückten daher mit dem Vorſatz an, den Feind zu überflügeln; anſtatt aber daß ihre Europäer auf den Ort hätten zumarſchiren ſollen, wo der Standplatz der Engländer zu vermuthen war, wandten ſie ſich rechts und gingen auf den linken Flügel der engliſchen Sepoys zu. Forde hatte dieſen befohlen, aus einer Urſache die man nicht weiß, ihre Fahnen während dem Treffen auf die Erde zu legen; jede Compagnie hat deren gewöhnlich verſchiedene kleine, das ganze Corps aber hat eine Hauptfahne. Dieſer Umſtand der niedergelegten Fahnen und die rothen Kamiſöler verleiteten die Franzoſen, die Sepoys für die Engländer anzuſehen; ſie machten daher Halt, ordneten ihre Reihen und fingen Truppweiſe ſchon in großer Entfernung zu feuern an. Dieſes war hinreichend den Sepoys Schrecken einzujagen, die, als ſie ſich in der Fronte von Europäern angegriffen ſahen, und in kurzem von den franzöſiſchen Sepoys einen Angriff im Rücken erwarten mußten, ganz den Muth verloren und in Unordnung davon liefen; ſie wurden aber von der feindlichen Reiterey verfolgt. Die Franzoſen hatten einen ſo leichten Sieg nicht geträumt, und ſchon wollten auch ſie ſich trennen und die vermeynten Engländer ver-

1758 folgen, als auf einmal hinter dem Kornfelde eine Linie Soldaten wie aus der Erde hervorkam, um den Grund zu beſetzen, den die Sepoys verlaſſen hatten.

Dieſe wohl überdachte Bewegung wurde mit ſo viel Ordnung als Geſchwindigkeit gemacht; die Feldſtücke aber waren zurück geblieben. Die Franzoſen erſchracken über dieſe ganz unvermuthete Erſcheinung, und bemühten ſich wieder in Ordnung zu kommen; allein die Engländer ließen ihnen hiezu keine Zeit, und fingen mit ganzen Diviſionen zu feuern an. Die Verwirrung der Feinde nahm zu, und ſie zogen ſich übereilt zurück, um ihre Kanonen zu erreichen, die weit hinter der Linie ſtanden. Die Hitze der Engländer, den fliehenden Feind zu verfolgen, war ſo groß, daß Forde es am rathſamſten fand ihnen nachzugeben, ob er gleich nicht wußte, was ſeine Sepoys auf dem rechten Flügel machten; er ſchloß jedoch, daß dort die feindlichen Sepoys nicht lange aushalten dürften, ſobald ſie von der Flucht ihrer Europäer hören würden. Die Franzoſen ſezten ſich jedoch bey ihren Kanonen, und machten ein lebhaftes Feuer. Es dauerte aber nicht lange, denn die Engländer ſtürzten auf die Kanonen los, und in wenig Minuten waren ſie alle in ihren Händen, und die Feinde vertrieben. War es gleich kein vollkommener Sieg, ſo war man doch gegen widrige Zufälle vor der Hand durch den Beſitz aller Feldſtücke der Franzoſen geſichert; ihr Lager aber, wohin ſie flohen, war noch übrig angegriffen zu werden. Forde machte Halt, um ſeine Sepoys zu erwarten, und auch des Rajahs Truppen an ſich zu ziehn, im Fall ſie Luſt dazu haben ſollten.

1758. Die franzöſiſchen Sepoys und Reiter auf dem rechten Flügel geriethen in ein paniſches Schrecken, da ſie ihre Europäer ſo ſchleunig in die Flucht geſchlagen ſahen; ſie dachten nun auf nichts als ihre eigne Rettung, und hielten ſich nicht eher ſicher, bis ſie das franzöſiſche Lager erreicht hatten. Die Sepoys auf dem linken Flügel aber hielten ſich beſſer; ſie behaupteten ihren Poſten hinter den Dämmen der Reißfelder, bis ſie ſich ganz von den Ihrigen verlaſſen ſahen, und alsdann einen geſchickten Rückzug machten. Man mußte ſie ruhig fortziehen laſſen, weil des Rajahs Reiterey durchaus nicht dahin gebracht werden konnte, vorzurücken, da ſie mit ihrem elenden Fußvolk während dem ganzen Treffen in einem ausgetrockneten Teiche gelegen hatte.

Forde ließ dieſe nichtswürdigen Truppen zurück, und nachdem er ſeine Sepoys beyſammen hatte, marſchirte er auf das franzöſiſche Lager los. Dieſes wurde bey ſeiner Annäherung von dem Feinde und zwar in der größten Verwirrung verlaſſen. Die Engländer verfolgten ihn und machten viele zu Gefangenen. Conflans hatte vor allen Dingen für die Rettung der Kriegskaſſe geſorgt, ſie auf zwey Kamele geladen, und mit vier Feldſtücken vorausgeſchickt. Im Lager fand man 30 Kanonen und 50 Munitionswagen, ſieben Mörſer nebſt vielen Bomben, 1000 Stück Zugochſen und alle Zelter der Franzoſen. Die Feinde hatten 6 Offiziers und 70 Gemeine auf dem Platze todt oder tödtlich verwundet gelaſſen; die Anzahl der leicht Verwundeten, welche entkamen, war noch größer. Die Engländer zählten 16 Todte, worunter der Ca-

1758. pitain Adnet, ein vortrefflicher Offizier, war, und 23 Verwundete. Der Verluſt der Sepoys war 100 Todte und noch mehr Verwundete. Kein Sieg konnte entſcheidender ſeyn, den die Engländer wider den groſſen Buſſy, der ſo unzeitig weggerufen wurde, wohl nicht erfochten haben dürften. Der franzöſiſche Befehlshaber, Conflans, eilte im vollen Galopp mit abwechſelnden Pferden, um Rajahmundrum zu erreichen, wohin die Truppen auch auf verſchiedenen Wegen zu marſchiren beordert waren.

Die Reiterey des Anunderauze wollte nun, da alle Gefahr vorbey war, ihre Thätigkeit zeigen, um wenigſtens den fliehenden Feind zu beobachten. Ihre Berichte beſtimmten die fernern Maaßregeln des engliſchen Befehlshabers. Er ſchickte daher den Capitain Knox mit 1500 Sepoys nach Rajahmundrum ab.

Dieſe Hauptſtadt der Provinz gleichen Namens liegt an dem Ufer des Godaveri, 40 engliſche Meilen von der See. In der Mitte der Stadt nahe am Fluſſe ſteht ein groſſes Fort mit Mauern von Leim umgeben. Die Franzoſen, die faſt alle ihre Kanonen verloren und auf dies Fort wenig Vertrauen hatten, zeigten keinen Muth ſich zu vertheidigen; hiezu kam die Nachricht, als ob die ganze engliſche Armee nebſt den Truppen des Rajah im Anzuge wäre. In dieſer Ueberzeugung gingen ſie um Mitternacht über den Fluß, allein alle Bagage und die Zugochſen, die aus dem Treffen entkommen und noch nicht übergeſetzt waren, fielen den Siegern in die Hände. Das Feuer, das dieſe auf die Franzoſen am gegenſeitigen Ufer machten, vermochte die Feinde ihre noch übrigen Feldſtücke auch im Stich zu laſſen. Im Fort fand man überdem eine große Menge Munition und Kriegsbedürfniſſe. Forde traf ſelbſt den folgenden Tag in Rajahmundrum mit den übrigen Truppen ein; allein der Rajah blieb zurück, um ein paar Todten, die zufällig beym Verfolgen ihr Leben verloren hatten, mit vielen Ceremonien begraben zu laſſen.

Der Verzug eines jeden Tages, wodurch Lally's Aufbruch nach Madras ausgeſezt wurde, war ein Gewinn für die Engländer. Der in Tritchinapoly commandirende Capitain Smith hatte von ſeiner Beſatzung 1000 Sepoys unter Anführung des Iſſoof abgeſchickt, die den 2.ſten November über den Coleroon gegangen waren, ohne erſt die Truppen der Bundsgenoſſen zu erwarten. Tondiman hatte deren verſprochen, und machte auch Miene ſie wirklich zu verſammeln; der Morawar aber war noch unentſchloſſen, und der König von Tanjore hatte eine ſehr zweydeutige Antwort gegeben. Um ihn zu gewinnen, wurde der Capitain Calliaud an ihn abgeſandt, in den der König ein großes Vertrauen ſezte. Dieſer Offizier ſchiffte ſich den 30ſten in ein indiſches Fahrzeug ein, in der Abſicht bey Trankebar zu landen.

Die franzöſiſche Armee war mittlerweile aufgebrochen. Lally recognoſcirte Chinglapet, und beſchloß gegen alle Kriegsregeln, es im Rücken zu laſſen. Der engliſche Befehlshaber, Lawrence, um nicht abgeſchnitten zu werden, nahm ſein Lager in einer Ebene 2000 Schritte von Madras; der Fluß Triplicane, und noch ein anderer, ſonderten das Lager von der

1758. Stadt ab. Das zwiſchen beiden liegende Erdreich, das ungefähr 3000 Schritte im Umfange hat, wird die Inſel genannt, die durch zwey Brücken mit dem feſten Lande zuſammen hängt. Dieſe beiden Brücken formiren den einzigen bequemen Zugang zum Fort St. George, oder der weißen Stadt, außer einem andern an der Seeſeite, der jedoch nur zu gewiſſen Zeiten zu paſſiren iſt.

Man war ſehr beſorgt, die engliſche Armee keiner Gefahr auszuſetzen, weil eine Niederlage im Felde den Verluſt von Madras gewiß nach ſich gezogen haben würde, da die Feinde außer ihrer ſtärkern Macht auch 300 wohl berittene und wohl exercirte europäiſche Reiter hatten; die größte Anzahl, welche noch je in Indien zuſammen geſehen worden war. Die Hauptabſicht war Zeit zu gewinnen, denn jeder Tag war koſtbar, und man war beſorgt, den Truppen, welche die Belagerung aushalten ſollten, nicht den Muth zu benehmen; welches leicht geſchehen konnte, wenn man ſie in Eil hinter die Mauern führte, bevor ihr eigner Verſtand ſie von der Nothwendigkeit dieſes Rückzugs überzeugte. Um ihn deſto ſicherer ausführen zu können, ſobald es erfoderlich ſeyn würde, erwählte Lawrence dieſen Poſten, der dazu ſehr vortheilhaft war. Er konnte aber hier nur zwey Tage bleiben, denn die Franzoſen rückten an, und verſuchten einen Angriff, worauf er ſich mit allen Truppen ins Fort zog.

Gleich nach ſeiner Ankunft wurden die Mitglieder der Regierung verſammelt, welche durch einen einmüthigen Schluß die Vertheidigung des Forts dem Gouverneur Pigot übertrugen, jedoch mit Bitte, den

Oberſten Lawrence bey allen Gelegenheiten zu Rathe zu ziehen, und bey außerordentlichen Vorfällen die vornehmſten Offiziers der Beſatzung zu verſammeln. Die Franzoſen ſchlugen indeſſen ihr Lager an dem nämlichen Orte auf, den die Engländer verlaſſen hatten. Lally ſchickte den Oberſtlieutenant Murphy mit 300 Europäern ab, um Pondamalee zu erobern. Dieſes Fort war mit 500 Sepoys beſezt, die von dem Fähndrich Crowley commandirt wurden. Murphy foderte ihn mit Drohungen auf, die aber nichts fruchteten. Man fing nun an von beiden Seiten zu feuern, und die Franzoſen hatten, noch ehe es Abend wurde, 10 Todte und Verwundete. Auf die Sepoys hatte jedoch die Drohung, kein Quartier zu erwarten, Eindruck gemacht, und ſie zeigten ſich daher muthlos. Crowley blieb nun nichts übrig als das Fort zu verlaſſen. Dieſes that er um Mitternacht in der größten Stille, ohne daß die Feinde den Abzug gewahr wurden. Da er das Land gut kannte, ſezte er ſeinen Marſch auf Abwegen fort, und langte den andern Tag glücklich in der ſchwarzen Stadt von Madras an. 1758.

Nunmehr waren alle engliſche Truppen von den Außenpoſten beyſammen, und man konnte Muſterung halten. Die Anzahl der Europäer war 1605; hiezu kamen 64 Topaſſen und 89 Kaffern, die man in den engliſchen Compagnien incorporirt hatte, und 2220 Sepoys. Es befanden ſich auch 200 von des Nabobs Reutern im Fort, allein, wie man aus der Erfahrung wußte, konnte man ſich nicht auf ſie verlaſſen. Der bürgerlichen europäiſchen Einwohner waren 150

1758. an der Zahl, die ohne Unterſchied des Ranges beſtimmt wurden, der Beſatzung Lebensmittel und andere Bedürfniſſe zu zubringen. Die indiſchen Bootsleute, welche allein durch die Brandungen der See mit ihren kleinen Fahrzeugen ſegeln können, waren durch Geld gewonnen worden, ſich nicht von den Franzoſen brauchen zu laſſen. Man hatte ihnen einen Ort am Seeufer dicht unter den Mauern des Forts angewieſen, wo man vermuthete, daß kein Schuß hinkommen würde. Hier wurden ihre Hütten aufgeſchlagen und ihre Fahrzeuge hingebracht. Der Nabob war mit ſeiner Familie und ſeinem Gefolge auch im Fort angekommen, und mußte ganz der gewohnten Bequemlichkeit entſagen.

Die franzöſiſchen Truppen näherten ſich den Mauern unter dem Schutze der außenſtehenden Gebäude, die ſie gegen alle Schüſſe von den Wällen ſicherten. Eine große Menge der indiſchen Stadtbewohner, die bis auf den lezten Augenblick in ihren Häuſern geblieben waren, ſtürzten nun haufenweiſe aufs Glacis los, und flehten um ins Fort gelaſſen zu werden. Man ſchlug es ihnen aber ab, und rieth ihnen in der Nacht zu entfliehn. Es kamen auch einige Deſerteurs an, welche meldeten, daß die franzöſiſchen Truppen alle beſchäftigt wären, die Häuſer auszuplündern, und daß ſie einige mit Arrak gefüllten Waarenläger angetroffen und ſich größtentheils betrunken hätten. Man konnte dieſe Unordnung und die taumelnden Soldaten auch von den Wällen wahrnehmen, worauf ein ſtarker Ausfall beſchloſſen wurde, bevor ſie Zeit bekommen könnten, ſich wieder zu erholen. 1758

Der Oberſtlieutenant Draper wurde mit 500 Mann der beſten Truppen und zwey Kanonen zu dieſer Expedition beſtimmt, dem der Major Brereton mit 100 Mann folgen ſollte. Die Nachläßigkeit und Sicherheit der Franzoſen war ſo groß, daß ſie nicht die Annäherung der Engländer gewahr wurden, als dieſe um eilf Uhr in der Nacht ausrückten. Dieſe Sicherheit dauerte fort, bis ein engliſcher Tambour, die mehrentheils ſchwarze Jungen ſind, aus Unbeſonnenheit zu trommeln anfing. Alle Tambours thaten nun ein gleiches, und der Lärm breitete ſich aus; die nächſten Poſten der Franzoſen griffen zu den Waffen, wurden aber von den Engländern übern Haufen geworfen. Mittlerweile aber rückten die entfernten franzöſiſchen Truppen an, und das Gefecht wurde hitzig. Die Feinde mehrten ſich alle Augenblicke, und die Engländer fingen an den Muth zu verlieren. Die Dunkelheit der Nacht, und der ſehr ungleiche Boden zwiſchen den Häuſern, vermehrte die Verwirrung, und ſchwächte die Hoffnung der kleinern Anzahl. Viele von den Engländern ſuchten hinter den Gebäuden Schutz. Da nun Draper jeden Gedanken eines glücklichen Erfolgs aufgab, und beſorgen mußte abgeſchnitten zu werden, ſo befahl er den Rückzug. Man fand aber nicht einen einzigen Tambour, die Retraite zu ſchlagen. Eine Anzahl engliſche Grenadiers hatten hinter einem Zaun Poſto gefaßt, und vertheidigten ſich tapfer; allein weder dieſe, noch die andern Soldaten, die aus den Häuſern feuerten,

1758. konnten etwas von dem befohlnen Rückzug vernehmen. Sie wurden umringt, und da man ihnen Quartier anbot, keine Hülfe aber zu hoffen war, ſo ergaben ſie ſich; es waren deren achtzig, der Kern der Beſatzung; auch fielen die zwey mitgenommenen Kanonen den Feinden in die Hände. Die größte Mühe hatte Buſſy gehabt, der Lally's Regiment anführte, in welchem faſt alle Soldaten viehiſch beſoffen waren. Die Engländer hatten 9 todte und verwundete Offiziers, von denen 5 gefangen wurden, nebſt 105 Gemeinen; 50 waren auf dem Platze geblieben, und eben ſoviel Verwundete kamen zurück ins Fort, ſo daß die Beſatzung durch dieſen unglücklichen Ausfall mehr als zweyhundert Mann verlor. Die Franzoſen geſtanden 15 Offiziers und ungefähr 200 Gemeine an Todten und Verwunderen zu haben; unter den erſtern war Saubinet: ſie hatten nur vier Gefangene verloren, einer derſelben war der Graf von Eſtaing. Er hatte ſich in der Dunkelheit verirrt, und war unter die engliſchen Truppen gerathen, wo man ſich ſeiner ſogleich bemächtigte und ihn ohne Verzug ins Fort ſandte. Lally war mit ſeinem Regimente äußerſt unzufrieden, das ſich ſo ſchlecht gehalten hatte, und ſchob alle Schuld auf Buſſy; dabey bedauerte er außerordentlich den Verluſt des Saubinet und des Eſtaing.

Den folgenden Tag fingen die Franzoſen an mitten unter den Häuſern ihre Batterien zu errichten; man bemühte ſich von den Wällen dieſe Arbeit durch Haubizgranaten und Kanonenkugeln ſo viel wie möglich zu unterbrechen; dennoch geſchahen die Schüſſe nur ſparſam, und wenn man der Wirkung verſichert 1758. war. Die ſchwere Artillerie, die zur Belagerung beſtimmt war, befand ſich noch auf der See, und der einzige Mörſer, den man zu Lande herbeyſchaffen konnte, wurde am Tage des Ausfalls von einem engliſchen Detaſchement, zu Chinglapet gehörend, weggenommen, und die Eſcorte von 150 Sepoys geſchlagen. Da der commandirende Offizier aber keine Zugochſen hatte, konnte er den Mörſer nicht fortbringen; er ließ ihn daher liegen, nachdem er zuvor unbrauchbar gemacht worden war.

Die Erfahrung hatte den Nabob ſchon in dieſen erſten Belagerungstagen überzeugt, welchen Unbequemlichkeiten er und ſeine Familie in die Länge der Zeit ausgeſezt ſeyn würde. Die Beſatzung wünſchte noch mehr ihn los zu werden, weil er mit ſeinem Gefolge, das aus 400 Menſchen und 200 Pferden beſtand, ihre Lebensmittel unnütz ſchwächte, und ihre Verlegenheit vergrößerte. Man konnte dies Gefolge nicht füglich wegſchicken, ſo lange er in der Stadt blieb. Es wurde daher zu beiderſeitiger Zufriedenheit beſchloſſen, daß er mit ſeiner Gemahlin, ſeinen Weibern, Kindern und Leibbedienten zur See abreiſen ſollte. Er beſtieg ein kleines holländiſches Schiff, das ihn nach Negapatnam führen ſollte, von da er ſicher nach Tritchinapoly gelangen konnte. Die Einſchiffung geſchah in der Nacht vom 20ſten December; den folgenden Morgen rieth man allen übrigen ſeines Gefolges für ihre Sicherheit zu ſorgen, daß ſie ſich denn in der Nacht faſt alle aus dem Staube machten.

1758. Die engliſchen Gefangenen, 100 an der Zahl, wurden unter einer Eſcorte von 190 Europäern, gröſtentheils Cavallerie, und 500 Sepoys nach Pondichery geſchickt. Sie marſchirten langſam, und machten Halt bey Cebelong. Der Commandant von Chinglapet, Capitain Preſton, wünſchte ſehr die Gefangenen zu befreyen, und nahm daher von ſeiner Beſatzung 80 Europäer und 400 Sepoys, mit denen er in der Nacht vom 20ſten December nach Sadras marſchirte; er kam aber zu ſpät, denn der Feind hatte ſchon den Fluß paſſirt.

Iſſoof, den das Regenwetter in Outatore aufgehalten, hatte dieſe Zeit genutzt, um 100 Reiter in Sold zu nehmen, zu denen der Kellidar Kiſtnarow mit 1250 Mann ſtieß, und ſo vereinigt berennten ſie Elavanaſore, das mit 200 franzöſiſchen Sepoys beſezt war. Dieſe Beſatzung vertheidigte ſich nur bis gegen Abend, da ſie das Fort übergab; 50 Mann nahmen unter Iſſoof Dienſte, die übrigen entwaffnete man und ließ ſie laufen; vier Europäer aber, die ſich auch im Fort befanden, worunter der Commandant Dumesnil war, wurden nach Tritchinapoly geſchickt. Kiſtnarow entfernte ſich den folgenden Tag, um mit den Seinigen auf Plünderung auszugehn; Iſſoof aber ging, um Tricolore, eine befeſtigte Pagode, in Beſitz zu nehmen. Hier ſtießen 1500 Colleries und einige hundert andere Soldaten zu ihm, die der Polygar Tondiman abgeſchickt hatte. Die Pagode wurde von 300 Sepoys bis in die Nacht muthig vertheidigt, da ſie denn ſich erboten, den Ort zu übergeben, wenn man ihnen erlaubte mit ihren

Waffen und Bagage abzuziehn. Iſſoof, der ſchon 1758.
70 Mann Todte und Verwundete hatte, geſtattete ihnen dieſes, und ſodann folgte er den Fußtapfen des Kiſtnarow und verheerte das ganze Land, von dem die Franzoſen die Einkünfte zogen, bis ans Seeufer. Dieſe Truppen kamen ſogar ins Geſicht von Pondichery und verbreiteten ſo viel Schrecken, daß alle Einwohner aus den franzöſiſchen Dörfern haufenweiſe davon flohen. Der große Waſſerbehälter bey Valdoor, von dem die Cultur des Landes abhing, wurde durchſchnitten, und das Waſſer abgelaſſen. Man brauchte das Schwert wenig, allein überall das Feuer, das Vieh aber wurde nach Tricalore geſchleppt. Lally, durch dieſe Verheerungen aufgebracht, ließ an Pigot ſagen, daß er auf dem Gebiete von Madras Repreſſalien gebrauchen und Männer, Weiber und Kinder niedermachen laſſen würde; er vollzog jedoch ſeine Drohung nicht. Da der König von Tanjore keine von ſeinen eignen Truppen hergeben wollte, ſo bewirkte der thätige Iſſoof wenigſtens von ihm die Erlaubniß, 500 Reiter im Lande anwerben zu können, die er auch bald zuſammen brachte, und ſodann nordwärts marſchirte, ſeine Verheerungen noch eine Zeitlang fortſezte, und endlich in Chinglapet zum Capitain Preſton ſtieß.

Ein Theil des von den Franzoſen längſt erwarteten ſchweren Geſchützes kam endlich in dem Schiffe Harlem an, das unterweges ein engliſches kleines Fahrzeug weggenommen hatte; es war mit 1000 Säcken Reiß beladen, an dem man im franzöſiſchen Lager großen Mangel litt. Hiedurch erfuhr man die

1758. Niederlage des Conflans bey Pedipore. Die angekommene Artillerie war jedoch nicht für alle Batterien hinreichend, auch war man nicht überflüßig mit Pulver verſehn, das von Pondichery zu Lande herbeygeſchafft wurde, und zwar ſehr langſam, da es an Zugochſen fehlte.

Iſſoof ſchickte nach ſeiner Ankunft in Chinglapet ſeine Cavallerie, die bis 1000 Mann angewachſen war, um die Diſtricte bey Conjeveram zu verheeren, von denen die Franzoſen Einkünfte, und ihre Truppen bey Madras Proviant erhielten; den 27ſten December folgte er ihnen ſelbſt mit ſeiner Infanterie nach, um einen Verſuch zu machen, die Stadt St. Thomas zu überrumpeln. Preſton, der dieſes für eine gewagte Unternehmung hielt, beſchloß ihn mit 80 Europäern und 600 Sepoys von ſeiner Beſatzung zu begleiten. Sie langten den 29ſten in der Nacht auf dem Berge vor der Stadt an, wo ſie ſich mit der Cavallerie vereinigten. Lally, der von dieſem Marſche Nachricht bekommen hatte, ſchickte Soupire mit 500 Europäern, 600 Sepoys und 800 ſchwarzen Reitern ab, um die Engländer zu überfallen. Sie näherten ſich dem Berge mit Anbruch des Tages, da man von ihrer Annäherung nicht das geringſte wußte; die Thätigkeit aber des Preſton und des Iſſoof verhinderte die Folgen dieſer unvermutheten Erſcheinung, und ſezte die Truppen in den Stand, dem Feinde entgegen zu rücken. Man kanonirte ſich einige Stunden lang, bis Preſton ſeinen Vortheil erſah, ſich zweyer feindlicher Kanonen zu bemächtigen, worauf die Franzoſen ſich zurückzogen, und zwar in guter Ordnung, denn

1758. Iſſoofs Reiter waren ſo verzagt, daß ſie ſich nicht unterſtanden, dem fliehenden Feinde zu nahe zu kommen. Von den Franzoſen waren, außer den Sepoys, 15 Europäer todt auf dem Plaze geblieben, die Verwundeten aber nahmen ſie mit. Die Engländer hatten nur einen Europäer und einige Sepoys verloren.

Die Engländer im Fort St. George beſchloſſen, den lezten Tag des Jahres durch einen ſtarken Ausfall zu bezeichnen, der auch glückte; ſie verjagten alle ſüdlichen Poſten, und trieben die Feinde bis ins Dorf Triplicane. Bey dieſer Gelegenheit fingen ſie einen Courier auf, der mit Briefen beladen ins franzöſiſche Lager abgeſchickt war. Dieſe Briefe gaben Nachricht, daß ein Schiff von der Inſel Mauritius mit ſiebenzig Kiſten Silber in Pondichery angekommen ſey.

1759. Die Franzoſen, nachdem ſie das Fort St. George unter la Bourdonnais eingenommen, hatten die Feſtungswerke deſſelben verbeſſert, dennoch war es gar nicht in Stand geſezt, dem regelmäßigen Angriff eines europäiſchen Feindes lange Widerſtand zu thun; auch hatten ſie das Innere des Forts, das nur funfzehn Morgen Grund enthielt, nicht erweitert. Die Engländer ließen es ſo, als die Franzoſen es ihnen 1751 wieder übergaben, bis zum Anfange des Jahres 1756, da die Nachricht von dem ausgebrochenen Kriege ſie von der Nothwendigkeit überzeugte, das Fort in den beſtmöglichſten Stand zu ſetzen. Alle Coolies, Arbeitsleute und Waſſergräber, die das Land nur verſchaffen konnte, wurden jezt bey den Feſtungs-

1759. werken in Bewegung geſezt. Es arbeiteten daran täglich an 4000 Menſchen, Männer, Weiber und Kinder. Man legte neue Baſtionen und Raveline an, füllte einen Theil des Flußbettes mit Erde, grub tiefe Graben und palliſadirte ſie.

Lally wollte mit dem Neujahrstage die Beſchieſſung des Forts anfangen, allein die ſpäte Rückkehr der Truppen unter Soupire verurſachte, daß er es bis zum folgenden Tage verſchieben mußte, da denn der Angriff mit Bomben und Kugeln ſehr lebhaft geſchah. Das gewaltige Feuer aus dem Fort aber ruinirte in Zeit von einer Stunde die Hauptbatterie der Kanonen, allein den Mörſerbatterien konnte man keinen Schaden thun. Achtzig Bomben fielen an dieſem Tage in den innern Theil des Forts, und zertrümmerten viele Gebäude, ohne daß jedoch ein einziger Menſch dabey umkam oder verwundet wurde. Mit anbrechender Nacht ſchiffte man die vornehmſten europäiſchen Frauensperſonen nebſt den Kindern auf drey indiſchen Schiffen ein, um ſie nach Sadras in der holländiſchen Faktorey in Sicherheit zu bringen. Sie waren kaum zwey Stunden weg, als die Nachricht kam, daß die Franzoſen das Fort von Sadras überrumpelt, die Stadt in Beſitz genommen, und die Beſatzung nebſt allen holländiſchen Einwohnern zu Gefangenen gemacht hätten; es war jedoch nun zu ſpät, die abgeſchickten Schiffe wieder zurück zu rufen. Am folgenden Morgen kam ein Brief von Preſton, der von einem vorgefallenen Treffen Meldung that.

Die Stadt St. Thomas war für die franzöſiſche Armee ein Poſten von groſſer Wichtigkeit. Der Reſt eines alten Grabens, ein böſer Boden rund um die Stadt, der Fluß und eine Redoute, ſicherten den Ort gegen Ueberfälle. Die Böte wurden daher hier aufbehalten, wie auch Interims-Magazine angelegt, von allem was die Convoys zu Lande brachten; desgleichen war hier das Feldlazareth. Die Vereinigung von Iſſoofs und Preſtons Truppen erregte wegen dieſem Orte nicht geringe Beſorgniß, daher ſich Soupire mit ſeinen geſchlagenen Franzoſen hinein warf, bis Lally weitere Verfügung treffen würde. Preſton erhielt mittlerweile Nachricht, daß der Parteygänger Lambert ſich mit einer großen Convoy unter einer ſtarken Eſcorte näherte; um dieſe aufzufangen, ging er ihm entgegen, und Iſſoof folgte ihm. Man war übereingekommen, um alle Eiferſucht und Verwirrung zu vermeiden, daß ſich die beiden Corps abgeſondert lagern ſollten. Iſſoof hatte 4000 Mann bey ſich, und Preſton war 680 Mann ſtark. Lally verſtärkte die Beſatzung vom Fort St Thomas indeſſen, ſo daß ſie ſich jezt 650 Mann ſtark befanden, die alle Europäer waren. Dieſe nahm Soupire, um in der Nacht Iſſoofs Lager zu überfallen; er erreichte es auch, ohne daß man die Annäherung merkte. Das Schrecken und die Verwirrung war ſo groß, daß Iſſoof ſelbſt Mühe hatte ſich zu retten, und ſeine Truppen allenthalben davon liefen. Die Flüchtigen kamen in Preſtons Lager, das ſich in der Nähe befand. Dieſer wackre Befehlshaber beſann ſich nicht lange, ſondern rückte mit ſeinen Truppen gleich aus; er urtheilte ſehr richtig, daß die Feinde durch den Angriff und die Dunkelheit der Nacht, in einem unebenen

1759 Lager, in große Unordnung gekommen ſeyn müßten, und griff ſie alſo unvermuthet in der Flanke an. Die Franzoſen, die an keine Feinde mehr dachten, waren mit Plündern beſchäftigt, und konnten durch alle Bemühungen ihrer Offiziers nicht in Ordnung gebracht werden. Preſton ließ indeſſen durch ein ſtarkes Kartätſchenfeuer das Lager reinigen. Dieſer muthige Anfall brachte viele von Iſſoofs entflohenen Sepoys wieder zurück, die zu den Engländern ſtießen. Dennoch verſuchten einige Haufen der Feinde ſich zu ſetzen, allein ihr Widerſtand war zu ohnmächtig, ſie zogen endlich ab, und ließen die in Iſſoofs Lager erbeuteten Feldſtücke zurück. Von ihren Europäern waren 36 todt auf dem Platze geblieben, ohne eine Menge Verwundeter. Die Engländer hatten nur zwey Todte und ſechs Verwundete, von den Sepoys aber waren der erſtern 60 und der leztern 121. Da man am folgenden Tage die Muſterung hielt, fand man nur 700 von Iſſoofs Sepoys von 3500; alle übrigen waren nebſt den Reitern und den Colleries davon geflohen, aus Furcht, daß die Engländer eben ſowohl wie ſie zurückgeſchlagen werden würden; ſie hielten ſich nicht eher ſicher, als bis ſie ſich unter den Kanonen von Chinglapet befanden. Ihrem Beyſpiele folgten die Marketender und die Proviantknechte mit ihren Zugochſen und Lebensmitteln, ſo daß nicht zu einer einzigen Mahlzeit Proviant im Lager übrig geblieben war. Dieſer Mangel nöthigte die Truppen nach Vendalore zu marſchiren, um dort von Chinglapet aus verſorgt zu werden.

Die Belagerung des Forts St. George wurde 1759. indeſſen lebhaft fortgeſezt, und täglich paſſirten Fahrzeuge zwiſchen St. Thomas und der ſchwarzen Stadt von Madras, welche die Franzoſen völlig im Beſitz hatten. Die drey Fahrzeuge, welche mit den engliſchen Frauensperſonen nach Sadras gekommen waren, wurden weggenommen, von den dortigen Franzoſen mit 50 Pulverfäſſern und andern Kriegsbedürfniſſen beladen, und mit den nämlichen Bootsleuten zu ihren Truppen nach der ſchwarzen Stadt geſchickt. Es befand ſich auf jedem Fahrzeuge nicht mehr als ein einziger franzöſiſcher Soldat, die ſämtlich ſchliefen, als man ſich in der Nacht dem Fort näherte. Die Bootsleute nutzten dieſen Umſtand, nahmen unter einander Abrede in ihrer Sprache, in der Gewißheit nicht verſtanden zu werden, wenn man es auch hören ſollte; und nun goſſen ſie erſt Waſſer in die Musketen, ſodann fielen ſie über die Soldaten her, banden ſie, und landeten die Böte am Seethor. Dieſes ungewöhnliche Beyſpiel von Treue und Entſchloſſenheit von Menſchen, die zu einer ehrloſen Caſte gehören, wurde von den Engländern großmüthig belohnt; ſie bezahlten ihnen ſogleich den völligen Werth der ganzen Ladung.

Es geſchahen von Zeit zu Zeit Ausfälle, und ein Pulvervorrath mit gefüllten Bomben flog in die Luft, dennoch fuhr man mit dem Feuer aus den Batterien ununterbrochen fort. Die Beſatzung ſelbſt bewunderte die Thätigkeit der Feinde, und ſchrieb Briefe über Briefe an Preſton und Iſſoof, um ſie herbey zu ziehn, und alle übrigen Entwürfe fahren zu laſſen.

1759. Dieſe Befehlshaber aber waren nicht mehr Meiſter ihrer Handlungen. Sie hatten in Vendalore etwas Proviant gefunden. Preſtons Diviſion war noch ganz vollſtändig, allein von Iſſoofs Truppen waren nur noch einige hundert übrig; denn ſelbſt nach dem Treffen hatten ihn ſehr viele verlaſſen, und waren zu den andern nach Chinglapet geflohen. Hier hatte ſich alles gelagert; außer den Sepoys waren die von Tondiman geſchickten Hülfstruppen hier, 1500 Colleries und 500 Reiter, desgleichen 600 andre Reiter, die Iſſoof angeworben hatte. Alle dieſe Truppen ſchlugen es ab, nach Vendalore zu marſchiren. Ihre Widerſpenſtigkeit war in der gegenwärtigen Lage ein wahres Unglück, daher entſchloſſen ſich die beiden Befehlshaber, nach einigen fruchtloſen Botſchaften, ſelbſt zurück nach Chinglapet zu marſchiren. Es geſchahen nun nachdrückliche Vorſtellungen. Die Cavallerie klagte über den Verluſt ihrer Bagage, ob er gleich ihrer eignen Feigherzigkeit zuzuſchreiben war, und gaben deutlich zu verſtehn, daß ſie nicht deswegen in engliſche Dienſte getreten wären, um ihre Pferde wider Europäer zu wagen, ſondern um auf ihre gewöhnliche Art Krieg zu führen. Preſton verſtand dieſen Wink, der ſich aufs Plündern bezog, und um ihren Wunſch zu erfüllen, willigte er ein, mit ihnen in die Diſtricte von Conjeveram zu marſchiren, wo ſie einige Tage lang alles ausplünderten und verheerten; kein Winkel, ſelbſt die, wo man die Pferde tief in die Erde eingegraben hatte, blieben von den Colleries unausgeſpäht. Durch dieſe Beute glaubte ſie Preſton gewonnen zu haben, und nahm nun ſeinen Zug nach

Madras; auf den erſten Halt aber, den er machte, 1759. verließen ihn alle Truppen, ſowohl Colleries als Reiterey, und gingen über den Paliar. Er ſahe nun ihre Nutzloſigkeit völlig ein, und beſchloß, mit ihnen nichts weiter zu thun zu haben, wenn ſie auch von ſelbſt wiederkommen ſollten. Da aber der gänzliche Mangel an Cavallerie, gegen einen Feind, der damit reichlich verſehn war, es unmöglich machte, das franzöſiſche Lager mit Nachdruck zu beunruhigen, ſo beſchloß Preſton nach Arcot zu marſchiren, und ſich dort mit einer beſſern Cavallerie zu vereinigen, denn er hatte vernommen, daß ſich daſelbſt mehrere Haufen befänden, die Dienſte ſuchten. Der Gouverneur Pigot bekam den 16ten Januar von dieſem Marſche und deſſen Bewegungsgründen Nachricht, er verheelte ſie aber, ſo wie alle andre, die den Muth der Beſatzung hätten ſchwächen können.

Den folgenden Tag kamen zwey Schiffe aus Pondichery an, die mit Bomben und Kugeln beladen waren. Das Feuer der Belagerer wurde nun vermehrt, ſo daß mehrere Werke völlig ruinirt wurden. Kein Tag verging, ohne daß man im Fort Todte und Verwundete zählte. In der Nacht vom 24ſten kam ein Bote aus Tritchinapoly mit Briefen vom Capitain Smith, die eine wichtige Nachricht enthielten. Die Regierung in Madras hatte ſchon einige Tage zuvor erfahren, daß der Admiral Pocock den 10ten December in Bombay angelangt war, und daß er hier ſechs Compagnieſchiffe und zwey Linienſchiffe gefunden hatte. Dieſe Schiffe hatten außer ihrer Equipage noch 600 Mann königlicher Truppen am Bord, und

1759 waren wegen der Paſſatwinde verhindert worden geradezu nach der Küſte von Coromandel zu ſegeln. Der Capitain Smith meldete nun, daß die Compagnieſchiffe mit allen Soldaten unter der Bedeckung von zwey Fregatten den [illegible]ſten December bereits von Bombay abgeſegelt wären. Man war noch mit dem Leſen dieſer Briefe beſchäftigt, als die Spione aus dem feindlichen Lager mit der Nachricht ankamen, daß man dort dieſe unerwartete Hülfe auch ſchon erfahren, und Lally deshalb beſchloſſen hätte, noch in der nämlichen Nacht einen Hauptſturm zu wagen. Die ganze Beſatzung und alle Einwohner eilten nun auf ihre Poſten, wo ſie bis Anbruch des Tages in Gewehr blieben; allein es fiel nichts vor.

Es kamen nun auch Briefe von Preſton und Iſſoof. Sie waren, um Cavallerie aufzuſuchen, nach Arcot marſchirt, und hatten auch wirklich 500 mohriſche Reiter und 600 Maratten in Sold genommen. Abdulwahab Cawn, des Nabobs Bruder, befand ſich damals in Chitore, und ließ ſich durch die dringenden Vorſtellungen bewegen, ſeine Truppen, die er in eigenem Solde hatte, den Engländern zu überlaſſen; es waren deren [illegible]00 Reiter und 2000 Mann Fußvolk. Man trat auch in Unterhandlung mit Gopaulharry, der ein Corps von 3000 Maratten commandirte, die ſich bey Damalcherry gelagert hatten. Dieſer Befehlshaber beſtand darauf, Geld voraus zu empfangen, ehe er ſich in Bewegung ſetzte. Preſton ſchickte ihm eine Anweiſung von 60,000 Rupien auf einen reichen Wechsler, der das Geld auszahlen ſollte, ſobald die Maratten bey Velore eingetroffen ſeyn würden. Dieſe Botſchaften aber erfoderten Zeit, die in der jeßigen Lage überaus koſtbar war, daher Preſton nach Trivalore marſchirte. Die unter franzöſiſchem Schuße ſtehende Stadt Pondamalee wurde ausgeplündert. Außer der Beute fand man hier 3000 Stück Schafe und Ochſen, die man aus den umliegenden Gegenden zuſammen gebracht hatte, um ſie nach dem franzöſiſchen Lager bey Madras zu treiben. Der feindlich geſinnte Bruder des Nabobs, Nazeabulla, der Moracin nach Pondichery begleitet hatte, und ſich jezt in Nelore befand, wurde durch das Beyſpiel und die Vorſtellungen ſeines Bruders Abdulwahab wenigſtens dahin bewogen, daß er verſprach, die Franzoſen zu verlaſſen, und den Engländern ſeine Truppen zu übergeben. Da er aber zögerte, ſo wollte Preſton nicht warten, ſondern ging den 27ſten nach Trimliwaſch, zwölf engliſche Meilen von Madras. Sobald das Lager hier aufgeſchlagen war, nahm Jſſoof einen Trupp Reiter, und näherte ſich dem Fort St. George bis auf zwey Meilen, wo er wußte, daß die Franzoſen ihr meiſtes Vieh unter einer Bedeckung von Sepoys aufbehielten; dieſe wurden zerſtreut, und faſt alles Vieh weggeſchleppt. Lally wurde hiedurch aufmerkſam gemacht, und war genöthigt ſeine Armee zu theilen, um dieſen neuen Feind zu beobachten. Von dieſer Stunde an wurden die Operationen gegen das Fort ſchwächer, ſo nahe auch die Franzoſen mit ihren Arbeiten bereits gekommen waren, und der Muth der Beſatzung wurde von neuem belebt. 1759.

1759. Den 30ſten entdeckte man ein Schiff; da es ſich näherte, erkannte man an der Flagge, daß es ein engliſches, und an der Form, daß es ein Compagnieſchiff war. Alle franzöſiſche kleine Fahrzeuge, die ſich hier befanden, fünf an der Zahl, ſteckten ſogleich auch engliſche Flaggen auf, und zwey große Schiffe, die lezthin Munition gebracht hatten, machten Anſtalt, auf das ankommende Schiff loszugehn. Ein Courierboot wurde unverzüglich vom Fort abgeſchickt, um die Gefahr zu melden. Das Schiff ließ ſich weder durch dieſe Nachricht, noch durch die Annäherung des größten der franzöſiſchen Schiffe ſchrecken, das herbey kam, und mit einer Lage den Oſtindienfahrer bewillkommte, ſondern warf Anker, da die Nacht einbrach. Es war eins von denen, die von Bombay kamen, und Truppen am Bord hatten; da es aber nicht ſo gut wie die andern ſegelte, ſo wurde ein Hoſpitalſchiff daraus gemacht, und es auf der Höhe von Ceylon zurück gelaſſen; ein günſtiger Wind aber trieb hernach dieſes Schiff allen andern vor. Der darauf befindlichen Kranken waren 36, welche die Verlegenheit der Beſatzung vermehrten, allein die übrige Ladung war deſto angenehmer, die aus ſiebenunddreißig Kiſten Silber und vielen Kriegsbedürfniſſen beſtand; unter dieſen befanden ſich auch Handgranaten und Bomben vom größten Caliber, an denen man im Fort anfing Mangel zu leiden. Die Communication zwiſchen dem Schiffe und dem Fort war leicht, ſobald es nur geankert hatte. Man kam überein, daß es den folgenden Tag die Zeichen eines Kriegsſchiffs geben ſollte, worauf es vom Fort mit dreyzehn Kanonen ſalutirt wurde.

1759. Die Franzoſen fingen nun an es vom Ufer zu beſchießen, und bemannten ihre großen Schiffe mit Soldaten, da es denn zu einem zweyſtündigen Treffen kam, wobey das engliſche Schiff ſehr am Tau- und Segelwerk litt, allein keinen Todten hatte, nur einem Offizier war der Arm abgeſchoſſen. In der Nacht wurden durch indiſche Fahrzeuge die Kranken und die Silberkiſten abgeholt, und da man fürchtete, daß die Feinde mit bewaffneten Böten das Schiff vielleicht zu erſteigen ſuchen würden, ſo ließ der Gouverneur dem Capitain die Wahl, entweder die Rhede ſchleunig zu verlaſſen, oder ſich auf ſeinem Ankergrund zu behaupten, oder auch das Schiff am Ufer ſtranden zu laſſen. Der Capitain, Namens Inglis, erwählte das gefährlichſte, und beſchloß, ſich nicht zu entfernen. Die Kanonade von den Schiffen und vom Ufer dauerte den folgenden Tag fort, in der Nacht aber ſegelte eins der franzöſiſchen Schiffe fort nach Pondichery, und das andere ging in einer großen Entfernung vor Anker, ſo daß nur blos das Feuer von den Landbatterien fortgeſezt wurde. Man ſchoß mit glühenden Kugeln, wovon einige in den Körper des Schiffs drangen.

Den 2ten Februar frühmorgens entdeckte man in der Ferne Truppen, die ſich näherten, und bald darauf zeigte ſich die Armee unter Preſton und Iſſoof. Lally ließ ſeine ganze Cavallerie ihnen entgegen rücken, die von ſeiner beſten Infanterie unterſtüzt wurde. Er ſelbſt, Buſſy, und die vornehmſten franzöſiſchen Befehlshaber, befanden ſich in Perſon dabey. Es kam jedoch blos zu einer Kanonade, und Preſton,

1759. der keine Hoffnung hatte durchzudringen, und dem es an Proviant fehlte, ging nach Trimliwaſch zurück.

Das Feuern auf das engliſche Schiff wurde endlich eingeſtellt, ſo daß es ſich nun einen ruhigen Ankerplatz ausſuchen konnte, nachdem es in einen erbärmlichen Zuſtand gerathen war. Den 5ten des Morgens verließen alle franzöſiſche Fahrzeuge ihre verſchiedenen Poſten, und ſegelten in der größten Eil davon. Die Urſache dieſer ſchleunigen Abfahrt war eine Nachricht von Pondichery, daß man Kriegsſchiffe bey Negapatnam geſehen hätte. Den folgenden Tag ward man von weitem eine rothe Flagge gewahr; dieſes war das Signal, daß ſich Preſton abermals im Anzuge befand. Er hatte die Nothwendigkeit vorgeſtellt, ſo lange entfernt zu bleiben, bis er mit Munition von Chinglapet, mit Proviant vom Lande, und mit Geld von Madras verſehen worden wäre. Pigot aber hatte befohlen alles zu wagen, um wo möglich ſich einen Weg ins Fort zu bahnen. Um es jedoch nicht am Gelde fehlen zu laſſen, ſchickte er zehn europäiſche Reiter ab, die jeder tauſend Pagoden trugen. Dieſe fuhren übers Waſſer, ſchlugen ſich durch die feindlichen Wachen durch, und kamen glücklich in Preſtons Lager an.

Die Breſchbatterie war mittlerweile fertig geworden und hatte ſeit einigen Tagen gewaltig gefeuert; die Wirkung entſprach jedoch nicht der Erwartung. Lally, der voller Ungeduld war, verlangte das Gutachten der vornehmſten Ingenieurs und Artillerie-Offiziers in Anſehung eines Sturms, und erklärte ſich

1759.

zum voraus ganz für den guten Erfolg. Die Offiziers aber waren ſämtlich anderer Meynung, und bewieſen durch triſtige Gründe, daß die Unternehmung unausführbar wäre; ſie fügten dazu ein Gutachten, darum ſie nicht befragt worden waren, daß nämlich, nach einer genauen Vergleichung zwiſchen ihren und den feindlichen Kräften, die Fortſetzung der Belagerung zu nichts dienen würde, als das Leben vieler Menſchen aufzuopfern, ohne die geringſte Wahrſcheinlichkeit den Ort zu erobern.

Man hatte ſchon einige Tage zuvor im Fort erfahren, daß der Major Calliaud mit einer Verſtärkung von Süden aus im Anzuge wäre. Alle Briefe, die er ſeit zwey Monaten geſchrieben, waren entweder den Feinden in die Hände gefallen, oder von den Boten, die ſich einem belagerten Platze nicht nähern wollten, weit weggeſchleppt worden. Mannichfaltige unvorhergeſehene Vorfälle hatten ſeinen Auftrag ſehr verzögert. Er war erſt den 17ten December in Tanjore angekommen, wo er den König nicht geneigt fand, die verlangten 1000 Mann Hülfstruppen zu geben. Alle bisherigen Vorſtellungen des Capitain Smith waren fruchtlos geweſen; er begehrte 100,000 Rupien zum voraus, und ſagte frey heraus, daß die Engländer ſich nicht um die Länder ihrer Bundsgenoſſen bekümmerten, wenn ſie nur ihr eigen Land vertheidigen könnten. Dieſer Vorwurf war ungerecht, wovon der vorige zum Vortheil des Nabobs geendigte Krieg den Beweis gab. Die wahre Urſache dieſer Abneigung aber war das Vorurtheil, daß ihre Lage in Indien verzweiflungsvoll ſey. Calliaud erneuerte

1759. nun ſeine Vorſtellungen mit größerm Nachdrucke. Der König ſagte, er hätte ſich ſchon genug dem Haſſe der Franzoſen dadurch ausgeſezt, daß er Iſſoof erlaubt habe, 100 Reiter in ſeinem Lande anzuwerben, und daß, wenn Madras ſollte erobert werden, er dafür viel würde leiden müſſen; alles was er daher für jezt thun könnte, wäre, den Engländern noch 400 Mann zu überlaſſen, wenn Calliaud die rückſtändigen Gelder bezahlen wollte. Dieſer, um die Geſinnungen des Königs zu prüfen, verlangte von ihm die zwey franzöſiſchen Geiſel, die ſich in Tanjore befanden, den Oberſten Kennedy und den Jeſuiten Eſtevan; allein der König ſchlug es ab, und ließ ſie abreiſen. Die Cavallerie war indeſſen ſo höchſt nöthig, daß Calliaud ſeinen Unwillen unterdrückte, da er immer noch Hoffnung hatte ſie zu bekommen; er wandte ſich um Geld an einen der größten Wechsler im Carnatick, Namens Buccangee, der mit der engliſchen Compagnie in merkantiliſcher Verbindung ſtand, aber ſeine Agenten in Tanjore wollten für Wechſel, auf Madras gezogen, kein Geld hergeben. Der König, der dieſes wußte, verſprach nunmehr die Cavallerie gleich marſchiren zu laſſen, ſobald das Geld bezahlt ſey. Calliaud wandte ſich nun an die Holländer in Negapatnam, die auch die verlangten Summen vorſchießen wollten, allein unter Bedingungen, die man ohne Schimpf nicht annehmen konnte.

Dieſe widrigen Zufälle vermochten Calliaud, das Geld in Tritchinapoly zu ſuchen; er eilte dahin, und erhielt auch das Verſprechen, damit verſorgt zu werden, worauf er unverzüglich ſich wieder nach Tanjore begab. Hier war mittlerweile die Nachricht angekommen, daß der Nabob, der, wie oben erzählt worden, Madras den 20ſten Januar verlaſſen hatte, in Negapatnam eingetroffen, und daß ſeine Gemahlin auf der See niedergekommen war. 1759. Der Agent des Nabobs in Tanjore meldete dem Könige zugleich, daß der Nabob auf ſeinem Wege nach Tritchinapoly hier durch kommen würde, und daß er erwartete, ſo wie gewöhnlich, auf der Heerſtraße empfangen zu werden. Dieſe Flucht aus Madras, die üble Jahreszeit, und noch dazu in den lezten Stunden der Schwangerſchaft einer ſo großen Fürſtin, alles dieſes überzeugte den König, daß nichts als die äußerſte Verzweiflung die Engländer dahin gebracht haben könnte, den Nabob einer ſolchen Gefahr auszuſetzen. Der ſeines ehedem mächtigen Bundsgenoſſen beraubte Nabob, ob er gleich ſein Oberherr war, ſchien ihm nun ein Gegenſtand der Verachtung. Hiezu kam ſeine Furcht vor den Franzoſen; kurz, er ſchlug es geradezu ab, weder dem Nabob entgegen zu kommen, noch ihn durch die Stadt paſſiren zu laſſen. Dieſes Betragen ſezte den Wechsler in Tritchinapoly in ſo große Furcht, daß er ſein Verſprechen zurück nahm, und unter keinen Bedingungen Geld hergeben wollte.

Calliaud empfing jedoch einige Tage nachher 20,000 Pagoden, die man Mittel gefunden hatte aus Madras zur Verpflegung der Beſatzung in Tritchinapoly abzuſchicken. Dieſes Geld hob nun zwar den Vorwand des Königs, jedoch wollte er keine Reiter hergeben. Der Major ging dem Nabob entgegen, nachdem er zuvor aus Tritchinapoly 500 Sepoys

1759. hatte kommen laſſen ihn zu eſcortiren. Dieſe Eſcorte wirkte mehr als alle Vorſtellungen beym Könige, und vermochte ihn, den Nabob mit den gewöhnlichen Ceremonien zu beſuchen. Calliaud, um den Nabob deſto mehr zu ehren, ſtellte ſich ſelbſt an die Spitze der Eſcorte, und begleitete ihn nach Tritchinapoly, hernach aber ging er nach Candore zurück, um in den König wegen der Reiter zu dringen. Die erneuerten Ausflüchte dieſes Fürſten erregten ſeinen höchſten Unwillen, den er auch nicht verbarg, und der die Wirkung hatte, daß ihm die verlangte Cavallerie endlich bewilligt wurde. Er ging mit ihnen den folgenden Tag über den Coleroon, da denn 300 Sepoys zu ihm ſtießen, und nun marſchirte man nach Thiagar, wo die Reiter ſich weigerten weiter vorzurücken, wenn man ihnen nicht den Sold auf vierzehn Tage voraus gäbe. Dieſes geſchah, und ſo wurde der Marſch nach Villaporam fortgeſezt, wo das Corps wegen Mangel an Proviant abermals einige Tage liegen bleiben mußte; endlich erreichten die Truppen Chinglapet, wo Calliaud ſie ausruhen ließ, und zu dem Corps nach St. Thomas eilte: hier übernahm er als der älteſte Offizier das Commando über Preſtons, Iſſoofs und Abdulwahabs Truppen.

Dieſe vereinigte Armee beſtand nun aus 2500 Sepoys, 2200 Reitern und 103 Europäern. Calliaud konnte ſich nur auf 1200 Sepoys verlaſſen, die übrigen, und noch weniger die Cavallerie, waren in der Gefahr nicht zu gebrauchen; er beſchloß daher, die Ebene zu vermeiden und ſich auf dem ſogenannten

Mount, einem groſsen zackigen Felſen, zu poſtiren, 1759.
der dazu vortreflich war, und auch an den Seiten Flächen für die Reiterey hatte. Mit Anbruch des folgenden Tages, den 9ten Februar, ſahe man den Feind ſich nähern, der 600 Mann europäiſche Infanterie, 300 Mann europäiſche Cavallerie, 1100 Sepoys und 500 ſchwarze Reiter ſtark war. Dieſes Corps wurde von dem Oberſten Lally commandirt, einem Verwandten des Generals. Da die franzöſiſche Cavallerie anrückte, ſo formirte Calliaud die ſeinige in eine Linie und poſtirte ſie ſo, daſs ſie von den Kanonen ſecundirt werden konnte, wobey er ihnen befahl, ſich ganz vertheidigungsweiſe zu betragen; kaum aber waren die Franzoſen in der Nähe, als alle Reiſsaus nahmen und Calliaud mit einigen europäiſchen Reitern allein zurücklieſsen, welcher ſich mit vieler Mühe rettete und kaum in Sicherheit war, als ſein verwundetes Pferd unter ihm todt niederfiel. Die franzöſiſchen Dragoner verfolgten die Flüchtlinge, bis ſie durch die Kanonen zurückgewieſen wurden. Das Treffen dauerte den ganzen Tag, mit verſchiedenem Erfolg auf beiden Seiten; in der Nacht betrog Calliaud den Feind durch unterhaltene Wachfeuer, und zog ſich in der Stille zurück. Er marſchirte nach Chinglapet, um ſich hier mit den entflohenen Reitern zu vereinigen, und ſich wieder mit Munition zu verſehen. Der Verluſt der Engländer beſtand in 7 todten und 13 verwundeten Europäern; von den Sepoys waren 50 todt auf dem Platze geblieben und 150 verwundet worden. Der feindliche Verluſt war ungefähr 50 Todte und Verwundete, ſämtlich Europäer,

1759. Man hatte das Feuer im belagerten Fort gehört, und durch Ferngläſer alles beobachtet.

Die Belagerer hatten ungeachtet der abgeſchickten ſtarken Detaſchements dennoch ihr Feuer lebhaft fortgeſezt, das ſie nun nicht mehr auf die Feſtungswerke, ſondern ganz auf die Gebäude richteten.

Den 14ten langten zwey mit Munition beladene Fahrzeuge aus Pondichery auf der Küſte an; da aber das oft erwähnte oſtindiſche Schiff auf ſie los ging, entfernten ſie ſich eiligſt. Den folgenden Tag ſahe man eine große Menge Coolies mit Laſten beladen aus der ſchwarzen Stadt abgehn; dieſer Umſtand beſtätigte die Nachricht eines Spions, daß die Feinde einen Theil ihrer Bagage und der gemachten Beute nach Pondichery ſchickten, und die Belagerung aufheben wollten. Es liefen Briefe vom Major Calliaud ein, daß er geſonnen ſey, einen forcirten Marſch zu thun, und einen Verſuch auf Sadras zu machen, welches Fort die Franzoſen immer noch in Beſitz hatten; er bat daher, daß man ihm Geld und Munition dahin ſchicken möchte. So nöthig auch der lezte Artikel den Belagerten ſelbſt war, ſo ſandten ſie doch, was ſie davon nur entbehren konnten, nebſt 10,000 Pagoden an Gelde. Die Schatzkammer befand ſich in gutem Stande, denn man hatte ſie von Bengalen aus reichlich mit Gold und Silber verſehn; wenn dieſes aber auch nicht geweſen wäre, ſo waren doch die baaren Reichthümer der Privatperſonen im Fort ſo groß, daß keine Vertheidigungsentwürfe ſie hätten erſchöpfen können. Der Zuſtand der Finanzen bey den Franzoſen war gerade das Gegentheil. Die öffentliche Schatzkammer in Pondichery war leer, und die 1759. Privatperſonen, welche Lally verabſcheuten und verwünſchten, waren nicht geneigt das geringſte fürs allgemeine Beſte herzugeben, ſo ſehr auch ihr eigen Wohl damit verbunden war. Die eingenommenen Ländereyen von Devi Cotah an bis nach Arcot und Madras waren durch Gewaltthätigkeiten und üble Verwaltung ſo herunter gebracht worden, daß ihre Einkünfte bey weitem nicht zum Unterhalt der Belagerungstruppen hinreichten, die ſechswöchentlichen Sold zu fodern hatten, und überdem an allem Mangel litten; dennoch gehorchten ſie mit unabläſſigem Eifer, obgleich ihre Offiziers, die alle Beute ſich allein zugeeignet hatten, ſehr unzufrieden waren. Lally fühlte dieſes ehrenvolle Betragen der gemeinen Soldaten, und behandelte ſie auszeichnend. Dies betraf jedoch nur die Europäer; denn die Sepoys, die nicht ſolche Grundſätze hatten, wurden von ihm, ſo wie überhaupt alle Eingeborne, mit der äußerſten Verachtung und Strenge behandelt. Dieſes rächten ſie jezt, da ihre Dienſte am unentbehrlichſten waren; ſie drohten die Armee zu verlaſſen, wenn man ſie nicht gleich bezahlte. Durch ihr Beyſpiel gereizt, revoltirten 500 Sepoys, die unter dem Commando europäiſcher Offiziers im Fort Tripaſſore zur Beſatzung lagen; ſie verließen es mit den Waffen in der Hand, und plünderten das Land, unter dem Vorwande, ſich für ihren rückſtändigen Sold bezahlt zu machen. Dieſe Nachricht kam den 15ten nach der ſchwarzen Stadt, und erregte große Beſorgniß, weil aller Proviant für die Truppen über Tripaſſore kommen mußte, und

1759. daher durch dieſe Aufrührer leicht weggenommen werden könnte. Faſt alle vornehme Offiziers waren der Meynung, daß die Belagerung unverzüglich aufgehoben werden müßte; Lally aber erklärte, daß er die Unternehmung nicht aufgeben würde, bis er nicht zuvor einen Hauptſturm verſucht hätte.

Am folgenden Morgen war das Feuer der Belagerer ſtärker, als es ſeit langer Zeit nicht geweſen war; gegen Mittag erhielt man im Fort die frohe Nachricht von der Annäherung der Schiffe aus Bombay, und einige Stunden nachher ſahe man ſie gerade auf die Rhede zu ſegeln; dennoch dauerte das feindliche Feuer mit der größten Lebhaftigkeit bis Sonnenuntergang. Die Engländer glaubten, daß, wenn man noch einen Sturm wagen wollte, es gewiß dieſe Nacht geſchehen würde, ehe die Hülfstruppen gelandet wären, daher jedermann ſich auf ſeinen Poſten verfügte, und auf die feindlichen Werke ein gewaltiges Feuer gemacht wurde. Man ſteckte Laternen im Fort auf, um die ankommenden Schiffe zu leiten, die auch in der Nacht glücklich auf der Rhede ankerten. Das ungewöhnliche ſtarke Feuer der Belagerer dauerte bis zwey Uhr des Morgens, da es denn etwas nachließ, und um drey Uhr gänzlich aufhörte. Man ward keine weitere Bewegung des Feindes gewahr, nur ſahe man einige große Holzſtöße in Flammen ſtehen.

Mit Tagesanbruch entdeckte man die Franzoſen in vollem Marſch. Sie hatten die große Redoute und Pulvermühle bey Egreore unterminirt, die des Morgens um neun Uhr in die Luft geſprengt wurde, und beide Werke gänzlich ruinirte, deren Errichtung 1759. den Engländern 30,000 Pfund Sterling gekoſtet hatte. Der übereilte Abzug rettete die ſchwarze Stadt von der Einäſcherung, die ihr Lally zugedacht hatte, wenn er gezwungen werden ſollte, die Belagerung aufzuheben. Gegen Mittag wurden die Truppen aus den Schiffen gelandet, die 600 Mann betrugen.

Die Freude über dieſe glückliche Befreyung war außerordentlich. Jedermann verließ das Fort, um die Werke zu betrachten, aus welchen man zweyundvierzig Tage lang ſo ſehr geängſtigt worden war. Man fand hier 23 Kanonen, theils achtzehnpfündige theils vierundzwanzigpfündige, von denen 26 Stück unbrauchbar waren, allein keine Mörſer; desgleichen fand man viele Kriegsbedürfniſſe, und eine Menge Pulver in Fäſſern, die in den Laufgräben zerſtreut lagen. St. Thomas, wie auch alle von den Franzoſen beſezte Poſten, wurde zu gleicher Zeit verlaſſen. Einige Haufen engliſcher Parteygänger beobachteten den fliehenden Feind, und erbeuteten noch 19 Kanonen. Im Fort St. Thomas fand man 150 Pulverfäſſer, und eben ſo viel Kaſten mit ſchadhafter Munition. Der ſtärkſte Beweis aber von ihrer Uebereilung und Verwirrung, mit welcher ſie die Belagerung aufhoben, war die Zurücklaſſung von 44 Kranken und Verwundeten, ſämtlich Europäer, die Lally in einem Briefe der Menſchenliebe des engliſchen Gouverneurs empfahl. Sie wurden auch von den Engländern mit der nämlichen Sorgfalt behan-

1759. delt, als ob ſie ihre Landsleute geweſen wären, und der größte Theil derſelben ward wieder hergeſtellt.

Das Fort feuerte während der Belagerung 26,554 Schüſſe aus ihren Kanonen, warf 7502 Bomben und 1990 Handgranaten, und zum Musketenfeuer wurden 100,000 Patronen verbraucht. Der Aufwand an Pulver war 1768 Fäſſer. Dreiſſig Kanonen und fünf Mörſer waren ſchadhaft geworden. Dennoch war noch Artillerie genug im Fort übrig, um eine neue Belagerung auszuhalten; überdem hatte man noch 30,767 Kanonenkugeln, 481 Bomben und 668 Pulverfäſſer. Die Feinde hatten alle in den Magazinen von Pondichery vorhandenen großen Bomben weggeholt und 8000 ins Fort geworfen, und zwar den größten Theil auf die Gebäude, die auch alle in Trümmern lagen.

Der Verluſt der Engländer war an Offizieren 15 Todte und 14 Verwundete; von den Gemeinen waren 198 erſchoſſen, 52 im Lazareth geſtorben, 20 deſertirt, 122 zu Gefangenen gemacht, und 167 verwundet worden. Von den Laſcars waren 9 todt und 15 verwundet; die Sepoys aber zählten 105 Todte, 217 Verwundete und 440 Ueberläufer. Der Verluſt der Europäer wurde jedoch durch die angekommenen Truppen hinlänglich wieder erſezt.

Sobald ſich der Feind entfernt hatte, entſagte der Gouverneur Pigot der ihm anvertrauten Autorität, die ihn einem Dictator gleichgemacht hatte, und die Adminiſtration wurde ſo wie vorher dem Conſeil übergeben, deſſen Präſident er war. Er empfing feyerliche Dankſagungen für ſeine bezeigte Entſchloſſenheit und Thätigkeit; denn er hatte täglich die Werke beſucht, und die Beſatzung durch ſeine Gegenwart und durch Belohnungen an Gelde aufgemuntert. Proviant aller Art war in den Magazinen im Ueberfluß und im beſten Zuſtande geweſen, ſowohl als alle nur erfoderliche Kriegsbedürfniſſe, die ſo wie die Lebensmittel von den Bedienten der Compagnie mit großer Ordnung täglich unter die Soldaten vertheilt worden waren.

Die Regierung zeigte auch ihre Empfindungen der Dankbarkeit gegen die brave Beſatzung, bey welcher man, ungeachtet der außerordentlich gefahrvollen Strapatzen, kein Murren gehört hatte. Alles war Nacheiferung. Dieſer Muth und die Beharrſamkeit wurde ſelbſt von den Feinden geehrt, ſo wie die Engländer geſtehen mußten, daß die unter ſo viel Nachtheil ſtreitenden franzöſiſchen Truppen eine ſeltene Tapferkeit bewieſen hatten. Der würdige Oberſte Lawrence, welcher die Beſatzung commandirte, wurde ſowohl von Offiziers als Gemeinen wie ein Vater geliebt.

Den folgenden Tag kam ein Expreſſer von Calliaud in Madras an. Dieſer Offizier war den 14ten bey Sadras eingetroffen, da er zu ſeiner Verwunderung erfuhr, daß die holländiſchen Einwohner der Stadt, ob ſie gleich unter dem Joche der Franzoſen ſeufzten, die ihr Fort im Beſitz hatten, dennoch gegen ſeine Betretung des der holländiſchen Compagnie gehörigen Gebietes proteſtirten. Zu gleicher Zeit warf ſich ein Detaſchement franzöſiſcher Truppen, die von Pondichery kamen und zu Lally's Armee ſtoßen

1759. wollten, auch ins Fort, worauf denn keine Hofnung war, es ohne einen regelmäßigen Angriff zu erobern, wozu Calliaud das nöthige ſchwere Geſchütz fehlte. Er berannte jedoch das Fort, und fing einen Brief auf, welchen Lally an den Gouverneur Deleyrit geſchrieben hatte, und der voll der bitterſten Vorwürfe war; er ſchob die Schuld der mißlungenen Unternehmung auf Madras, die er damals ſchon als geendigt betrachtete, auf die Treuloſigkeit und Verrätherey der Compagniebeamten, und weiſſagte, daß, wenn das Feuer vom Himmel nicht auf Pondichery fiele, dieſe Stadt gewiß vom Feuer der Engländer verzehrt werden würde. Bald nach dieſer fruchtloſen Expedition ſchrieb Lally an einen ſeiner Freunde in Europa einen Brief, der bey ſeinem Prozeß bekannt gemacht wurde, und ſich mit den Worten anfing: „L'enfer m'a „vomi dans ce pays d' iniquité.“ Unleugbar iſts indeſſen, daß das Unglück großentheils ſeinem rauhen und höchſtunpolitiſchen Betragen zuzuſchreiben war.

Den Verluſt der Franzoſen hat man nicht erfahren. Sie waren 2700 Europäer ſtark, da ſie von Conjeveram aufbrachen, und in dem aufgefangenen Briefe ſagt Lally, daß er noch 2000 Europäer habe; von Sepoys hatte er damals nicht mehr als 1000 Mann. Den Verluſt an Kanonen und Munition, die man hatte im Stiche laſſen müſſen, ſchrieb er den fehlenden Zugochſen, und dieſen Mangel wieder der Raubſucht der Lieferanten zu, welche mit dem Conſeil in Pondichery in einer geheimen Verbindung ſtünden. Seine Armee marſchirte jezt in zerlumpten Kleidern, ohne Bagage und Proviant; den leztern aber erpreßten ſie, wo ſie hinkamen, und ſo ging der Zug nach Arcot. Calliaud hatte kaum dieſen Abzug erfahren, ſo ſchickte er Iſſoof mit 1200 Sepoys von Sadras ab, um die Beſatzung von Chinglapet zu verſtärken, im Fall die Franzoſen etwas gegen dieſen Ort unternehmen ſollten; er ſelbſt aber mit 600 Sepoys und der ganzen Cavallerie marſchirte nach Madras.

So endigte ſich dieſe Belagerung, ohne Zweifel die ernſthafteſte und regelmäßigſte, die man je in Indien erlebt hat.

Eilftes Buch.

1759. Nicht allein der Carnatick und die davon abhängenden Länder, ſondern auch alle benachbarte Mächte hatten aus mannichfaltigen Bewegungsgründen ihre Aufmerkſamkeit auf die Belagerung von Madras gerichtet, als auf eine Begebenheit, wobey ſie ſehr intereſſirt waren. Man glaubte, und dieſes mit Recht, daß die Vertheidigung dieſes Orts einen ausgebreiteten Ruf in ganz Indien erzeugen würde, daß aber derſelbe bald geſchwächt werden dürfte, wenn die angränzenden Ländereyen nicht wieder erobert und beſchützt würden; daher beſchloſſen die Engländer, unverzüglich ins Feld zu rücken. Nebſt der Verſtärkung von den Schiffen befanden ſich jezt 1900 europäiſche Soldaten in der Stadt, von denen 1500 ſogleich Dienſte thun konnten, und dieſe Zahl war hinreichend, die Franzoſen aufzuſuchen. Dieſem Entſchluſſe ſtanden jedoch mancherley Hinderniſſe entgegen. Es fehlte an Wagen und andern Kriegsbedürfniſſen, die Zurüſtung erfoderten; der Arbeiter waren wenige, und dieſe größtentheils Eingeborne, die ſich zerſtreut hatten; man mußte erſt Zug- und Laſtvieh anſchaffen, von denen der Feind kein Stück im Lande übrig gelaſſen hatte: hiezu kam die Seltenheit der Lebensmittel; dennoch beharrte man auf dem gefaßten Vorſatze.

Da Chinglapet in Sicherheit geſezt war, ſo bezogen die übrigen Truppen des Iſſoof, die Reiterey

des Abdulwahab, und die Hülfstruppen des Königs 1759.
von Tanjore und des Polygars Tondiman ein Lager nahe bey Madras, welches täglich mit Europäern von der Beſatzung verſtärkt wurde. Die Armee war jedoch nicht eher zum Aufbruche fertig bis den 6ten März; in dieſer Zwiſchenzeit kamen noch 200 Mann königlicher Truppen in Schiffen an, welche wegen der ſpäten Jahrszeit ihren Lauf nach Bengalen hatten nehmen müſſen. Die Macht alſo, die nun ins Feld rückte, beſtand in 1156 Europäern, 1570 Sepoys, 1120 Colleries und 1956 Reutern. Auf die Nachricht von ihrer Annäherung brach Lally von Arcot auf, und poſtirte ſich in einer vortheilhaften Lage bey Conjeveram. Da ſeine Geſundheit ſehr geſchwächt war, ſo ging er nach Pondichery, nachdem er das Commando der Armee dem Marquis von Soupire mit dem Befehl übergeben hatte, kein Treffen zu wagen. Der Mangel an Bedürfniſſen hemmte die Progreſſen der Engländer, ſo daß ſie erſt den 18ten in der Nähe von Conjeveram anlangen konnten; ſie bemühten ſich, den Feind zum Schlagen zu bringen, allein vergebens.

In dieſer Zeit kamen Briefe vom Oberſten Forde, welcher ſich bey Maſulipatnam befand, und aufs dringendſte um Geld und Truppen anſuchte. Weil man nun keine Wahrſcheinlichkeit ſah, die Franzoſen zu einem Treffen zu vermögen, und die Feldkriegskoſten der ohnehin geſchwächten Schatzkammer ſehr zur Laſt fielen, ſo war die Regierung geneigt, die Truppen in Cantonirungsquartiere zu verlegen, und einige hundert Mann an Forde zu ſchicken; Law-

1759 rence aber hielt dieſe Maaßregel, im Angeſicht eines nicht ohnmächtigen Feindes zu cantoniren, für ſehr mißlich, und kam ſelbſt nach Madras, um dieſen Entſchluß zu hintertreiben. Seine Gründe wurden auch gebilligt. Zugleich erklärte er wegen ſeinem ſchlechten Geſundheitszuſtande ſein Unvermögen, die Armee ferner zu commandiren. Er verließ Indien unter dem allgemeinen Bedauern ſowohl ſeiner Landsleute als der Bundesgenoſſen, und unter den höchſten Lobſprüchen für ſeine großen Dienſte, welche durch die Vertheidigung von Madras waren gekrönt worden. Der Oberſtlieutenant, welcher auch kränklich war, ſchiffte ſich bald nachher ebenfalls ein und ging nach Europa. Das Commando der königlichen Truppen fiel nun dem Major Brereton zu, und der Major Calliaud übernahm die Anführung der Truppen der Compagnie.

Nazeabulla, des Nabobs Bruder, der es ſo lange mit den Franzoſen gehalten hatte, allein theils durch die Vorſtellungen und das Beyſpiel ſeines Bruders, Abdulwahab, theils durch ſeinen Zweifel wegen des Ausgangs der Belagerung unſchlüſſig geworden war, befand ſich in Nelore, wo ſich Lally wenig um ihn bekümmerte. Da er jedoch ſich noch immer als einen Freund der Franzoſen zeigte, ſo hatte er eine kleine Anzahl von ihren europäiſchen Soldaten und 200 von ihren Sepoys bey ſich behalten; ſobald er aber die Aufhebung der Belagerung vernahm, beſchloß er ſich ganz für die Engländer zu erklären. Um nun dabey ſeinen Eifer für die neuen Freunde zu bezeigen, beging er die ſchwarze That, alle Franzoſen, die bey ihm waren, umbringen zu laſſen, die Sepoys aber 1759. wurden entwaffnet und zum Fort herausgejagt. Mit der Nachricht von dieſer Handlung war der Antrag verbunden, der Regierung in Madras jährlich 30,000 Pagoden zu bezahlen, wenn man ihn in der Statthalterſchaft von Nelore beſtätigen wollte. Da die Erhebung der Einkünfte in dieſem Lande ſehr mißlich war, bis die Engländer völlig die Oberhand gewonnen hatten, ſo wurde ſein Anerbieten angenommen. Die Dienſte des Abdulwahab belohnte man durch die Beſtätigung der Diſtricte von Chandergherry und Chitore. Die nordlichen großen Polygars ſchrieben Glückwünſchungsbriefe an die Regierung, die man freundlich erwiederte, die kleinen aber in der Nähe von Madras waren voller Furcht, und erwarteten, für die während der Belagerung begangenen Räubereyen auf engliſchem Boden, beſtraft zu werden; man hielt aber für rathſamer dieſe Verbrechen zu überſehn.

Selbſt der ſo vorſichtige Mortiz-ally in Velore gratulirte den Engländern; dagegen ſpielte Gopaulrow eine andere Rolle, der mit einem Maratten Corps bey dem Paß Damalcherry den Erfolg der Belagerung abgewartet hatte. Sobald ſich die Franzoſen zurückgezogen hatten, begehrte er von den Engländern 1200,000 Rupien, unter dem Vorwande einer Schadloshaltung wegen ſeiner Unthätigkeit, da er immer auf den endlichen Entſchluß der Regierung wegen des Tractats gewartet, und blos die Furcht vor ſeinen Maratten die Franzoſen von Madras weggetrieben habe. Man wußte, daß er dieſen ſeinen

1759. Dienſt auch angeboten hatte, daher man ihm ironiſch antwortete, und ihn erſuchte, die feindliche Armee ehe ſie Pondichery erreichte niederzuhauen, da er denn das verlangte Geld haben ſollte. Dieſe Antwort und die fehlgeſchlagene Hoffnung des Geldes brachte ihn auf; er ſchrieb Briefe voller Drohungen, die man aber nicht achtete, worauf er 500 Maratten zur franzöſiſchen Armee ſchickte. Der Gouverneur Deleyrit rieth jedoch Lally ſie nicht anzunehmen, weil ſie durch ihre Plünderungen den mehr ausgedehnten franzöſiſchen Diſtricten größern Schaden als den engliſchen thun würden. Man entließ ſie daher mit Complimenten und einem kleinen Geſchenk. Um dieſe Abweiſung zu rächen, ſchickte Gopaul-row ein Detaſchement ab, um die Pagode von Tripetti in Beſitz zu nehmen, und den Franzoſen den Pilgertribut zu entziehen, da ſich das große Feſt näherte.

Der König von Tanjore ließ wegen der Befreyung von Madras die Kanonen in ſeiner Hauptſtadt abfeuern. Um ſeine Freundſchaft auf die Probe zu ſtellen, trug man ihm an, den Engländern beyzuſtehn, das Fort Carical zu überrumpeln, ſobald die Eſcadre auf der Küſte anlangen würde. Er antwortete, daß die Franzoſen ſein Land ruinirt hätten, und die jetzige Aernte auch völlig verloren gehen müßte, wenn er von neuem ſich in den Krieg miſchte; da aber die Engländer die Franzoſen von Madras weggetrieben hätten, ſo ſollten ſie nun ſolche auch aus Pondichery verjagen, da denn Carical von ſelbſt fallen würde. Man bat ihn, zu erlauben, daß man in ſeinem Lande Kühe als Proviant für die Eſcadre aufkaufen dürfte;

da aber nach den Grundſätzen ſeiner Religion dieſes eine Abſcheulichkeit geweſen wäre, ſo wollte er nichts davon hören, und ſich von dem Dolmetſcher nicht einmal den Brief über dieſen Gegenſtand vorleſen laſſen. 1759.

Der Nabob war ſeit ſeiner Ankunft in Tritchinapoly beſtändig krank geweſen, welches die lezt erlittenen großen Demüthigungen veranlaßt hatten. Die aufgehobene Belagerung von Madras trug nicht wenig zu ſeiner Wiederherſtellung bey, ob er gleich in ſteter Angſt wegen der Zukunft war. Die Wachſamkeit des Capitain Smith hatte die von der Stadt abhangenden Diſtricte in Ruhe zu erhalten gewußt, und ihre Einkünfte waren mehr als hinreichend für die Koſten der Beſatzung und den Unterhalt der Familie des Nabobs. Es befanden ſich in der Stadt 500 franzöſiſche Kriegsgefangene, dagegen die Europäer von der Garniſon nur 70 Mann ſtark waren. Dieſer Umſtand erregte unaufhörliche Beſorgniſſe, und beſtändig wurden Verſchwörungen entdeckt, um aus den Gefängniſſen zu entfliehen, daher Smith gezwungen war, ſie aufs engſte einzuſperren. Der Rheddy von Terriore, den er im vorigen Jahre vertrieben, hatte ſich an die Gränzen von Myſore geflüchtet, wo er ſeine Anhänger verſammelte, und mit ihnen auf Plünderung auszog. Ihre Anzahl vermehrte ſich beſtändig, auch unterhielten ſie einen Briefwechſel mit den vornehmſten in Terriore. Da Iſſoof im November nach Madras marſchirte, und gern ſo viel Truppen als möglich mitnehmen wollte, ſo rief er von den 500 in Terriore befindlichen Sepoys 300 ab

1759. und nahm ſie mit ſich. Kaum waren ſie weg, als der vertriebene Rheddy mit ſeinen Soldaten ſich vor dem Eingange des Waldes zeigte; die beſtochene Wache, die aus lauter Colleries beſtand, verſtattete ihm den Durchzug, ſo daß er ohne allen Widerſtand auf die Stadt anrücken konnte. Das Schrecken, das vor ihm herging, war ſo groß, daß der regierende Rheddy mit ſeinen eignen Truppen und allen Einwohnern davon floh, und die engliſchen Sepoys ihrem Schickſal überließ. Dieſe wurden von einem engliſchen Unteroffizier commandirt, der ſogleich den Palaſt in Beſitz nahm; allein der Feind umringte ihn in den daranſtoßenden Häuſern, ſo daß keiner der Sepoys ſich zeigen durfte, ohne daß gleich auf ihn gefeuert wurde. Da es nun auch an Proviant fehlte, und keine Hülfe zu hoffen war, ſo capitulirte die Beſatzung. Man erlaubte ihr einen freyen Abzug mit ihren Waffen und ſämtlicher Bagage, worauf ſie nach Tritchinapoly marſchirte. Dieſer Vorfall geſchah am Ende des Novembers. Der Rheddy unterwarf ſich dem Nabob, und verſprach ſeinen Tribut regelmäßig zu bezahlen. Die jetzige Lage der Angelegenheiten machte, daß man damit zufrieden war, und ihn in ſeiner Würde beſtätigte, die ihm jezt zum viertenmal zu Theil wurde.

Die Länder von Madura und Tinivelly waren in ihren vorigen Zuſtand von Verwirrung und Anarchie zurückgefallen, ſobald Iſſoof mit ſeinen Truppen ſich entfernt hatte. Alles, was die in Madura zurückgebliebenen 700 Sepoys thun konnten, war, im Lande ſo viel Lebensmittel zuſammen zu treiben, als zu ihrem Unterhalt erfoderlich war. Die in einiger Entfernung von der Hauptſtadt wohnenden Polygars plünderten die Ländereyen nach Wohlgefallen. Zu Tinivelly war es noch ärger. Maphuze Khan vergaß alle ſeine Verſprechungen, und verband ſich feſter als jemals mit dem Pulitaver, der die weſtlichen Waldfürſten anführte, und mit Catabominaig. Sie waren ſämtlich der Meynung, daß der Nabob und die Engländer im Carnatick ſich wegen der größern franzöſiſchen Macht nie wieder erholen würden, und nahmen daher alle Ländereyen in Beſitz, die ihnen bequem lagen. Die in Palamcotah liegenden 500 Sepoys, die alles Beyſtandes beraubt waren, unterſtanden ſich nicht dieſe Unternehmungen zu hemmen, ja nicht einmal die Stadt Tinivelly zu beſchützen, von welcher Maphuze Khan abermals Beſitz nahm. Sie begnügten ſich, das Fort von Palamcotah wider die unaufhörlichen Angriffe der Colleries zu vertheidigen, wodurch ihre Munition verbraucht wurde. Sie meldeten ihre Lage nach Madras und Tritchinapoly; allein die Briefe wurden von einem Topaſſen geſchrieben, und zwar ſo unverſtändlich, daß man ſie ſchlechterdings nicht dechiffriren konnte, ja nicht einmal wußte wo ſie herkamen. Endlich erhielten ſie Briefe von Iſſoof mit Geldanweiſungen, wodurch ſie in den Stand geſezt wurden, nicht allein Proviant, ſondern auch Pulver und Bley an der Seeküſte zu kaufen. Dieſe Treue der Sepoys war ein Glück für die Engländer; denn wären die beiden wichtigen Plätze, Madura und Palamcotah, verloren gegangen, ſo war keine Wahrſcheinlichkeit ſie wieder zu erobern; man hätte Ma- 1759.

1759. dura dem myſoreſchen Feldherrn, Hyder-Ally, als den Preiß ſeiner Allianz übergeben, die eben jezt ein vornehmer franzöſiſcher Offizier bey ihm ſollicitirte.

Die Vertreibung der Franzoſen bey Madras hatte die Beſorgniß vermehrt, dieſe Länder zu verlieren, weil die Feinde nun nicht länger nöthig hatten, ihre ganze Macht zuſammen zu halten, ſondern große Detaſchements zu mehrern Unternehmungen abſenden konnten. Der Parteygänger Lambert ſtreifte mit ſeinem fliegenden Corps in den weſtlichen Gegenden herum, und man fürchtete nicht wenig für Madura. Dieſe Betrachtungen vermochten die Regierung in Madras, Iſſoof nach dieſen Ländern zurückzuſchicken, und ſein Anerbieten, ſelbſt fürs künftige Jahr Pachter zu ſeyn, anzunehmen. Er erbot ſich, für Madura und Tinivelly 500,000 Rupien reine Pacht zu geben, und dabey alle Koſten ſelbſt zu tragen, außer die durch die Nothwendigkeit erzeugt würden, dieſe Provinzen wider die Franzoſen, Myſoren, oder Maratten zu vertheidigen. Der Nabob, der den Iſſoof haßte, war jedoch mit dieſer Anordnung gar nicht zufrieden.

Die franzöſiſche und engliſche Armee blieben einander zweyundzwanzig Tage lang im Geſicht gelagert; die erſtere wünſchte in ihrer vortheilhaften Poſition angegriffen zu werden, und die leztere ſehnte ſich nach einer Schlacht in der Ebene; kein Theil wollte des andern Willen erfüllen. Die meiſten ſüdwärts vom Paliar gelegenen Diſtricte waren unter dem Schutze der Franzoſen; der Major Brereton beſchloß daher daſelbſt Einfälle zu thun, um die Feinde zum Treffen zu bringen, oder ſie wenigſtens dahin 1759. zu vermögen, ihr Lager bey Conjeveram zu verlaſſen. Auf dieſen Ort hatten die Engländer ihre Aufmerkſamkeit gerichtet, weil deſſen Beſitz zur Behauptung ihrer wieder eroberten Ländereyen höchſt nothwendig war. Dieſem Entwurf zufolge brach die engliſche Armee den 1ſten April auf, und kam den 6ten bey dem Fort Vandiwaſch an, das, in Erwartung des ſchweren Geſchützes aus Madras, ſogleich berennt wurde.

Soupire ließ die Engländer ruhig abziehen, weil ihm Lally befohlen hatte, nichts zu wagen, und ſeine Truppen überdem an Geld und Proviant großen Mangel litten. Die Belagerung von Madras hatte die Schatzkammer in Pondichery ausgeleert, und die künftigen Revenüen waren ſogar gegen Darleihen verpfändet; alle Gelder, die man im Lande zwiſchen Conjeveram und Arcot auftreiben, oder im Lager borgen konnte, waren kaum für den täglichen Unterhalt hinreichend; hiezu kam noch, daß die Einwohner der benachbarten Dörfer ſo viel wie möglich auswichen, ihre Lebensmittel ins franzöſiſche Lager zu bringen, ſondern ſie lieber den Engländern brachten, die richtiger und mehr dafür bezahlten. Die Pächter der nahe liegenden Diſtricte verzögerten ihre Zahlungen, und entſchuldigten ſich mit dem im Kriege erlittenen Verluſte. In dieſer Lage betrachtete Soupire den Abmarſch der Engländer als ein Glück, da er hiedurch die Freyheit bekam, ungehindert nach Arcot zu marſchiren. Er ließ in Conjeveram 300 Sepoys und 100 Reiter zurück, unter dem Befehl des Mur-

1759. zaſabeg, der den Engländern entlaufen war. Die Pächter in Arcot verſchafften Soupire Geld und Proviant auf acht Tage, wodurch wenigſtens die dringendſten Bedürfniſſe befriedigt wurden.

Sobald Lally hörte, daß die Engländer Vandiwaſch berennt hatten, verließ er ſelbſt Pondichery mit 300 Europäern und befahl Soupire, ihm bey Chitapet entgegen zu kommen. Von dieſem Marſche erhielt Brereton Nachricht, worauf er ſogleich in der Nacht ſein Lager verließ, und nach den Feldern von Conjeveram eilte. Der Commandant, Murzaſabeg, hatte ſich erboten, die Pagode zu verrathen, allein ſeine Foderungen waren ſo ausſchweifend, daß man deutlich ſah, er wünſchte blos Zeit zu gewinnen, um Hülfe von den Franzoſen zu bekommen. Es wurde daher beſchloſſen, die Pagode zu ſtürmen, worauf denn Murzaſabeg alle Verſtellung bey Seite ſezte und ein ſtarkes Feuer machen ließ. Die Mauern wurden muthig erſtiegen, die franzöſiſchen Sepoys flohen und poſtirten ſich hinter einer großen Kanone, welche mit gehacktem Eiſen geladen war. Ein Schuß aus dieſem Geſchüz that auf die anrückenden Engländer eine ſchreckliche Wirkung, und da ſo viele Offiziers ſich an die Spitze geſtellt und ſich dicht vor der Mündung befanden, ſo wurden von ihnen allein viere todtgeſchoſſen und fünf verwundet; unter den leztern befand ſich auch der Major Calliaud. Iſſoof hatte mittlerweile die hintern Mauern der Pagode erſtiegen, und brachte dadurch die Beſatzung zwiſchen zwey Feuer. Jedermann warf nun das Gewehr weg und bat um Gnade, die auch mit mehr Menſchlichkeit bewilligt wurde, als man in dieſer Wuth erwarten konnte. Murzafabeg ergab ſich auch zum Gefangenen, und wurde eben von einigen Sepoys zum Major Brereton geführt, als ihnen Iſſoof begegnete, und mit den Worten: „ſo muß man einen Verräther behandeln,“ ihm mit ſeinem Säbel den Kopf ſpaltete. Die Nachricht von der Einnahme von Conjeveram kam in Madras zu eben der Zeit an, da wichtige Neuigkeiten vom Oberſten Forde eingelaufen waren. 1759.

Der Rajah Anunderauze begriff ſo wenig die Vortheile, die man erlangen könnte, wenn man die Franzoſen nach ihrer Niederlage bey Peddipore verfolgte, daß er mit ſeinen Truppen erſt den 16ten December (1758), zehn Tage nach dem Treffen, in Rajahmundrum eintraf. Er hatte verſprochen, die erſte tractatmäßige Zahlung zu leiſten, ſobald er im Beſitz des Forts von Rajahmundrum ſeyn würde. Forde verließ ſich auf ſein Wort ſo ſehr, daß er ihm ſelbſt 20,000 Rupien baar geliehen hatte. Dieſe Summe, die Bedürfniſſe der Faktorey in Vizagapatnam, und die täglichen Kriegskoſten im Felde, hatten alles aus Bengalen mitgebrachte Geld weggenommen, ſo daß Forde für den fernern Unterhalt ſeiner Truppen nichts als des Nabobs Verſprechungen übrig blieben. In dieſer Zuverſicht ging er über den Godaveri, und hoffte Maſulipatnam zu erreichen, ehe die Franzoſen ſich von ihrer Niederlage würden erholen können. Der Rajah aber folgte ihm nicht nach, und ſchickte auch kein Geld. Forde wurde dadurch verhindert, weiter vorzurücken, und ging voller Unwillen wieder

1759. über den Fluß zurück. Die ſchleunige Rückkehr machte den Rajah glauben, daß man ihn beſtrafen wollte; in dieſer Furcht flohe er in die Gebirge, an den Gränzen der Provinz. Forde lagerte ſich unweit Vizagapatnam, und erhielt von dem Oberfakter dieſes Orts, Andrews, 20,000 Rupien zum Unterhalt der Truppen. Andrews ſuchte den Rajah ſelbſt in den Gebirgen auf, der voller Furcht war, und dennoch kein Geld hergeben wollte, vielmehr ſchien er ſich wenig um den Erfolg der Expedition zu bekümmern. Sein Betragen war deſto beunruhigender, da die Nachricht von der Belagerung von Madras den Credit der Engländer in dieſen Ländern ſehr geſchwächt hatte, und nur allein der Name des Rajah konnte ihn wieder herſtellen. Wenn man ſeine Truppen nicht haben konnte, mußte man andere miethen, und hiezu hatte man kein Geld. In dieſer Verlegenheit änderte Andrews den gemachten Tractat, und es wurde feſtgeſezt: „daß alle Summen, die der Rajah „hergeben würde, als ein Darlehn angeſehn werden, „und daß die Einkünfte aller Länder, die man jenſeit „des Godaveri erobern dürfte, die den Franzoſen ei„genthümlich gehörigen allein ausgenommen, in glei„che Theile zwiſchen ihm und den Engländern getheilt „werden ſollten.“ Auf dieſe Bedingungen kam er wieder ins Lager zurück, und der Marſch nach Maſulipatnam wurde beſchloſſen; ſieben Tage aber verſtrichen, ehe man wegen dem Gelde die nöthigen Verfügungen treffen konnte. Der geizige Rajah gab nur 6000 Rupien baar Geld her, und 60,000 Rupien in Wechſelbriefen auf kurze Sicht. Endlich

1759. ſezte ſich die Armee in Bewegung, nachdem man funfzig Tage Zeit verloren hatte, von denen die Hälfte hinreichend geweſen wäre, den Krieg in dieſen Gegenden zu endigen; nunmehr aber zeigten ſich mancherley Schwierigkeiten, da die Feinde Zeit gehabt hatten, ſich völlig zu erholen.

Forde hatte, um fernere Streitigkeiten mit dem Rajah zu vermeiden, ihn nach ſeinem Gefallen marſchiren laſſen, da er langſam vorrückte, und immer links und rechts Detaſchements ausſchickte, um zu brandſchatzen; er verſprach jedoch in Elore nachzukommen, wo Forde den 6ten Februar eintraf. Dieſer Ort iſt die Hauptſtadt einer kleinen Provinz, welche Buſſy vom Salabad-jing erlangt hatte. Die Engländer kannten die Stadt ſehr wenig, und hatten ſeit dem vorigen Jahrhundert hier kein Verkehr getrieben. Sie iſt groß, und hat in ihrer Mitte ein ſehr anſehnliches Fort, worin die Franzoſen gewöhnlich eine mohriſche Beſatzung hielten; Conflans aber hatte ſie herausgezogen und mit ſich genommen. Der lange Verzug der Engländer, ihm zu folgen, ſchien ihm etwas Entſchloſſenheit eingeflößt zu haben, denn er ſammelte die zerſtreuten Truppen, und formirte mit ihnen ein Corps von 200 Europäern und 2000 Sepoys, das er ſeine Obſervations-Armee nannte. Mit dieſer zog er herum und erpreßte den Tribut. Forde, um vor der Ankunft des Rajah nicht unthätig zu ſeyn, ſchickte den Capitain Knox mit 500 Sepoys ab, um die franzöſiſche Faktorey in Narſipore zu erobern, wo ſich jezt eine Beſatzung von 100 Europäern und 400 Sepoys befand. Voraus aber wur-

1759. den Briefe an den Zemindar oder Generalpachter des Diſtricts abgeſandt, mit Drohungen, das Land zu verwüſten, wenn er den Franzoſen den geringſten Beyſtand leiſtete; dabey trug man ihm ein Bündniß an, wenn er mit ſeinen Truppen zu den Engländern ſtoßen wollte. Der Zemindar ging den Antrag willig ein. Die franzöſiſche Beſatzung in Narſipore, die ſich auf ſeine Unterſtützung verlaſſen hatte, marſchirte gleich ab, ſobald ſie ſeinen Abfall hörte, und ließ in der Faktorey außer einer Menge Waaren einige Kanonen und Schiffsbedürfniſſe zurück; die Munition aber, die ſie nicht mit fortbringen konnten, wurde ins Waſſer verſenkt. In dem Fluſſe fand man mehrere Fahrzeuge und Böte. Kner ließ einige Soldaten bey dieſer Beute zurück, und ging wieder nach Elore, woſelbſt endlich der Rajah den 16ten mit allen ſeinen Truppen auch eintraf; desgleichen ſtellte ſich den folgenden Tag der Zemindar von Narſipore mit 1500 Mann Fußvolk ein. Ob man gleich ſchon ſo viel Zeit verloren hatte, ſo zögerte der Rajah immer noch weiter zu marſchiren, und hielt die Armee bis zum 1ſten März auf.

Conſtans hatte nach ſeiner Niederlage bey Peddipore an Salabad-jing geſchrieben, und ihn dringend gebeten, mit ſeiner ganzen Macht nach Maſulipatnam zu kommen, um mit ihm in Vereinigung die Engländer auf einmal aufzureiben, und die Fürſten zu beſtrafen, die ſich mit ihrem gemeinſchaftlichen Feinde verbunden hatten. Buſſy's Entfernung hatte den Ehrgeiz des Nizam-Ally wieder rege gemacht, wobey er heimlich durch die Anhänger des Schanavaze Khan und des Mohamed Huſſein, die beide für 1759. ſeine Sache ihr Leben verloren, unterſtützt wurde. Dieſe Conföderation hielt ſich ganz ſtille, bis Buſſy weit genug von Hyderabad entfernt, und kein Anſchein zu ſeiner Rückkehr war; nunmehr handelte man freyer, und Nizam-Ally ſah ſich bald durch den Beyſtand ſeiner Freunde an der Spitze von 15000 Reitern, mit welchen er von Brampore aufbrach und nach Aurengabad marſchirte, wo er mit Unterwürfigkeit empfangen wurde; die Feſtung Deltabad aber wollte ſich nicht an ihn ergeben. Der von Natur träge Salabad-jing ſah kein anderes Mittel, ſeinen Bruder zum Gehorſam zu bringen, als durch die Hülfe der Franzoſen, die er ſich jezt durch den von Conflans verlangten Beyſtand am beſten verſchaffen zu können glaubte; allein ſeine Großen waren gar nicht geneigt, die Wiederherſtellung einer Macht zu befördern, die ſo ſehr ihrer eignen Autorität Eintrag gethan hatte. Dennoch hofften ſie, daß der gegenwärtige Krieg zwiſchen den Engländern und Franzoſen ihnen Mittel an die Hand geben würde, die abgetretenen Länder wieder der Subahſchaft einzuverleiben. In dieſer Rückſicht riethen ihm die meiſten, nach Maſulipatnam zu marſchiren; auch ſein Bruder, Baſſaulet Jung, war dieſer Meynung, brach mit ſeinen Truppen von Adoni auf, und vereinigte ſich mit Salabad-jing beym Kriſtna Fluß. Die Armee beſtand nun aus 20,000 Mann Infanterie und 1500 Mann Cavallerie. Ihre Annäherung aber vermochte den Oberſten Forde nicht, ſeinen Vorſatz auf Maſulipatnam aufzugeben. Es war augenſcheinlich, daß die

1759. Rache des Subah auf den Rajah fallen würde, im Fall die Engländer gezwungen werden ſollten, ſich zurückzuziehn; allein dieſe Betrachtung, die ſich nur auf eine entfernte Gefahr bezog, hatte bey dem geizigen Fürſten kein Gewicht, da ihm die gegenwärtigen Plünderungen ſeiner allenthalben zerſtreuten Truppen ſo große Vortheile brachten.

Die Engländer vernahmen die Aufhebung der Belagerung von Madras an dem nämlichen Tage, als ſie vor Maſulipatnam anlangten. Die Stadt und das Fort dieſes Namens ſind einige Kanonenſchüſſe von einander entfernt, und lezteres liegt anderthalb engliſche Meilen vom Seeufer. Conflans hatte ſich mit allen ſeinen Truppen in der Stadt gelagert, wegen der Bequemlichkeit Waſſer zu bekommen, welches im Fort fehlte, wo kein anderes war, als was in Ciſternen aufbehalten wurde. Hätte er in dieſer Lage durch eine Verſchanzung zwey nahe bey der Stadt liegende Moräſte mit einander verbunden, ſo wäre es den Engländern nicht wohl möglich geweſen durchzudringen. Sein Corps war, ohne die noch nicht abgerufenen Obſervationstruppen, 500 Europäer und 2000 Sepoys ſtark, mit welchen er ſich, ſobald er die Engländer gewahr wurde, ins Fort warf.

Die Franzoſen hatten die Feſtungswerke deſſelben moderniſirt, ſeitdem ſie davon 1751 Beſitz nahmen. Die Mauern waren von Leim, mit Ziegeln bedeckt; man ſahe eilf Baſtionen, von mannichfaltigen Formen und Größen, mit Palliſaden und Gräben, allein kein Glacis. Man durfte nicht an regelmäßige Laufgräben denken, da die engliſche Armee ſo 1759. ſchwach war; denn zu ſolchen Arbeiten waren damals die ſchwarzen Soldaten ganz untauglich, und wurden für nichts gerechnet.

Salabad-jing hatte ſich indeſſen mit den Obſervations-Truppen vereinigt. Dieſe Nachricht ſezte den Rajah in ſolches Schrecken, daß er kein Geld mehr hergeben wollte; und in der Kriegscaſſe war nichts mehr vorhanden. Forde hatte von ſeinen Offizieren alles aufgeborgt, was ſie im ganzen Feldzuge erbeutet hatten, ſo daß keine Reſource mehr übrig blieb. Es waren zwar große Summen von Bengalen nach Vizagapatnam für die Truppen geſchickt worden, allein ſie waren von dieſem Orte abgeſchnitten; überdem zeigten ſich die Hinderniſſe, das Fort zu erobern, unüberſteiglich, daher das Misvergnügen der Engländer außerordentlich war, ſo daß ſie den 19ten März ſämtlich ihre Waffen ergriffen, und weg zu marſchiren drohten. Forde brachte es mit vieler Mühe dahin, daß ſie ſich zurück begaben, um ihm durch Abgeordneten ihre Klagen vorzuſtellen. Dieſe Abgeordneten erklärten: daß alle Europäer entſchloſſen wären, nicht die Belagerung vorzunehmen, es ſey denn, daß man ihnen gleich die ihnen zuſtändigen Summen bezahlte und ihnen die ganze Beute zuſicherte, im Fall Maſulipatnam eingenommen werden ſollte. Nach den Compagnie-Verordnungen, die von der Krone beſtätigt ſind, wird den Truppen in Indien nur allein die Hälfte von allem dem zugetheilt, was ſich in den eroberten Forts findet; die andere Hälfte fällt der Compagnie anheim.

1759. Forde verſprach ihnen das Geld zu bezahlen, ſobald es ihm nur immer möglich ſeyn würde; und da er die Verordnungen nicht übertreten konnte, ſo verſicherte er ihnen wenigſtens, durch die Vorſtellung von ihren Strapatzen und Dienſten die Compagnie dahin zu vermögen, ihren Antheil an der Beute aufzugeben; dieſen wollte er zurückhalten, bis er ihren Entſchluß erfahren habe. Dieſe Verſprechungen beruhigten ſie. Man fing nun an Batterien zu errichten, auf welche die Feinde ein beſtändiges Feuer machten.

So wie Salabad-jing ſich näherte, ſchickte er Briefe und Boten voraus, mit Befehl an Anunderauze und die Zemindars, ſogleich die Engländer zu verlaſſen, und als Vaſallen mit ihren Truppen zu ihm zu ſtoßen. Man erfuhr den 27ſten im Lager die Nachricht, daß er beym Kriſtna eingetroffen ſey, und daß die franzöſiſchen Obſervationstruppen Rajahmundrum wieder eingenommen hätten.

Der Rajah, welcher ſchon lange zweifelhaft geweſen war, gerieth nun in ſolche Furcht, daß er noch in der nämlichen Nacht mit allen ſeinen Truppen heimlich abzog, um ſich nach ſeinem Lande zu begeben; ſo langſam auch ſeine Bewegungen ſonſt immer geweſen waren, zeigte er ſich bey dieſer Gelegenheit doch überaus eilfertig, ſo daß er bey Tagesanbruch ſchon ſechszehn engliſche Meilen zurückgelegt hatte. Forde ſchickte Boten an ihn ab, um ihm das Unſinnige ſeines Betragens vorzuſtellen, da es für ihn nicht möglich wäre, auf der einen Seite der zahlreichen Cavallerie des Subah und auf der andern den Franzoſen in Rajahmundrum zu entgehen; dagegen, wenn er bey den Engländern bliebe, würde er ſeines ſichern Rückzuges verſichert ſeyn, ja ſelbſt Maſulipatnam dürfte vielleicht eingenommen werden. Dieſe vernünftige Vorſtellung brachte ihn mit ſeinen Truppen zurück. 1759. So wenig Hofnung auch Forde hatte, den Subah von den Franzoſen abzuziehen, ſo wollte er doch kein Mittel unverſucht laſſen, um ihn von dem Entſatz von Maſulipatnam abzuhalten; er bat daher um Erlaubniß, einen Abgeordneten an ihn zu ſchicken, und verſicherte keine andere Abſicht zu haben, als nur die franzöſiſchen Forts und Faktoreyen in Beſitz zu nehmen, ohne ſich der Auterität anzumaßen, welche die Franzoſen in dem innern Lande behaupteten. Salabad-jing bewilligte die Ambaſſade, und Johnſtone wurde den erſten April in ſein Lager geſchickt.

Die Batterien ſezten ihr Feuer mit Lebhaftigkeit vom 25ſten März bis zum 4ten April fort. Den folgenden Tag meldeten die Artillerie-Offiziers, daß nur noch für zwey Tage Munition zum Dienſte der Batterien vorhanden ſey. Zu gleicher Zeit erhielt man die Nachricht, daß der Subah anrücke, und die franzöſiſchen Obſervationstruppen ihm folgten. Es war nun den Engländern nicht möglich, den langen Weg zurück zu marſchiren, wo ſie hergekommen waren, weil ſie von allen den verſchiedenen Corps und von der ganzen Beſatzung von Maſulipatnam verfolgt werden würden. Man konnte jedoch alle engliſchen Truppen einſchiffen; denn es waren Fahrzeuge in der Nähe, und das Seeufer iſt hier nicht ſteil. Forde aber betrachtete dieſe Art des Rückzuges als einen unerträglichen Schimpf, und beſchloß das Fort zu ſtür-

1759. men; er urtheilte, daß die Beſatzung dieſen Verſuch am wenigſten zu einer Zeit ahnten würde, wo ein häufig gefallener Regen den Moraſt noch weniger wadbar gemacht hatte, als zuvor. Er befahl daher, den folgenden Tag das Feuer zu verdoppeln, und alle Truppen ergriffen bey einbrechender Nacht das Gewehr.

Nach Mitternacht verſuchte man den Entwurf auszuführen; man kannte den Ort gar nicht, deswegen liefen die erſten Anfälle fruchtlos ab, und koſteten viel Blut. Es wurden jedoch einige Werke muthig erſtiegen, worauf Conflans am folgenden Morgen zu capituliren begehrte; allein Forde gab die Antwort zurück, daß er die Uebergabe nicht anders als auf Diſcretion anzunehmen geſonnen ſey; würde man aber fortfahren Widerſtand zu thun, ſo ſollte die ganze Beſatzung niedergehauen werden. Dieſe Drohung that die erwartete Wirkung bey Truppen, die an der Stelle ihres vorigen vortreflichen Befehlshabers, des Buſſy, von einem unerfahrnen Offizier commandirt wurden; ſie ergaben ſich ohne Verzug zu Kriegsgefangenen. Die Anzahl derſelben überſtieg bey weitem die Stärke der Engländer; denn es waren 500 Europäer und 2537 Sepoys, Topaſſen und Kaffern, die das Gewehr ſtreckten. Der Verluſt der Stürmenden beſtand in 22 todten und 62 verwundeten Europäern; von den Sepoys waren 50 todt geblieben und 150 verwundet worden. Im Fort fand man 120 Kanonen und einen Ueberfluß an Munition. Die ſonſtige Beute war auch ſehr beträchtlich: alles, was nicht Kaufmannsgüter waren, wurde den Gefangenen zurückgegeben; von dem übrigen aber wurde

1759. die Hälfte unter die Soldaten vertheilt, und die andere Hälfte dem Verſprechen gemäß aufbewahrt.

Die Unwahrſcheinlichkeit des Verſuchs war die Haupturſache des glücklichen Erfolges; denn die Beſatzung hatte vom Anfang an über die Belagerung geſpottet, und da ſie täglich Truppen erwartete, die von Pondichery zur See kommen ſollten, ſo wurden allerhand Entwürfe gemacht: man wollte ſodann die Engländer mit der vereinigten Macht der Franzoſen und des Salabad-jing umringen, und ſie folglich auf einmal vernichten. Wäre dieſe Operation von des Subah Truppen und den bey ihm befindlichen Franzoſen früher geſchehen, ohne erſt die Verſtärkung abzuwarten, ſo wären die Engländer verloren geweſen; denn hätten ſie auch Widerſtand thun wollen, ſo wäre ihnen doch durch die Maratten aller Proviant abgeſchnitten worden; auch hätten ſie ſich nicht ohne große Gefahr einſchiffen können, und ohne alle ihre Bagage und Geſchütz im Stiche zu laſſen.

Die Miniſter des Salabad-jing waren daher über dieſen Verluſt außerordentlich betreten, weil ſie überzeugt waren, daß ſie ihn durch ihre Nachläßigkeit veranlaßt hatten. Sie beſchloſſen jezt dennoch die Verſtärkung abzuwarten, in der Hofnung, die Engländer zu zwingen, durch die Uebergabe von Maſulipatnam ihren Rückzug alsdann zu erkaufen. Der Rajah Anunderauze fürchtete etwas ähnliches, und wollte daher gleich nach Eroberung des Ortes ſich in ſein Land begeben; Forde, der ihn äußerſt verachtete, hatte nichts dawider einzuwenden, daher denn dieſer Rajah den 12ten April mit allen ſeinen Indiern ab-

1759. zog. Einige Tage nachher kamen zwey franzöſiſche Schiffe auf der Rhede an, die mit einem Boot Briefe an Conſtans ſchickten; ſie enthielten die Nachricht, daß dieſe Schiffe von Pondichery kämen, und 300 Europäer und Topaſſen am Bord hätten. Dieſes war die erwartete Verſtärkung. Da keine Antwort zurückkam, ahnete man auf den Schiffen den Verluſt des Ortes, und den folgenden Tag gingen beide unter Segel.

Salabad-jing befand ſich jezt mit ſeiner Armee bey Maſulipatnam. Er hatte die Ankunft der franzöſiſchen Schiffe vernommen, und wartete ſtündlich, daß ſie zurückkommen und die Truppen landen würden; dieſe Landung zu decken, hatte er alle Maratten am Seeufer poſtirt. Forde vertheilte ſeine Truppen, ſo groß auch die Zahl der Gefangenen war, die bewacht werden mußten; er ließ die Hälfte im Fort zurück, und bezog mit den übrigen ſein altes Lager. Dieſes muthige Betragen hielt die Maratten zurück, dagegen verbrannten und verheerten ſie alles rund herum. Der Subah verlor jezt alle Hofnung, Maſulipatnam wieder einzunehmen, und wünſchte eine Unterhandlung anzufangen; Forde begab ſich in ſein Lager, wo er mit vieler Achtung empfangen wurde. Dieſe Veränderung der Geſinnungen des Subah gegen die Engländer hatte noch einen andern Bewegungsgrund. Die Nachricht von dem Meuchelmorde des Duans und von Nizam-Ally's Flucht nach Brampour hatte Bengalen erreicht, ehe Forde noch ſeinen Marſch von dort antrat. Clive urtheilte, daß die Größe der Beleidigung dem Nizam-Ally einen ſolchen Abſcheu gegen die franzöſiſche Nation eingeflößt haben müßte, daß er keine Ausſöhnung mit ihnen wünſchen würde; er ſchrieb deswegen an ihn, und bat um ſeinen Beyſtand zur Vertreibung der Franzoſen aus den Provinzen, welche ſie der Subahſchaft von Decan entzogen hatten. Forde ſchickte dieſen Brief ab, und ſchrieb auch ſelbſt an Nizam-Ally. Ob dieſe Briefe ſeine Operationen beſtimmten, iſt ungewiß; genug, ſobald er erfuhr, daß der Subah gegen die Engländer zu Felde zöge, rückte er auch mit ſeinen Truppen ins Feld, marſchirte auf Hyderabad los und ſprengte aus, daß ſeine Abſicht ſey, die Regierung zu verbeſſern. Dieſe Nachricht beunruhigte Salabad-jing ſehr; er war daher entſchloſſen, nicht allein ſchleunig zurück zu marſchiren, ſondern auch ſich von einem Corps engliſcher Truppen begleiten zu laſſen; denn er fürchtete, daß, wenn er mit Franzoſen zurückkäme, keine Ausſöhnung mit ſeinem Bruder Nizam-Ally Statt finden würde. Die Achtung aber, worin der Befehlshaber der ſogenannten franzöſiſchen Obſervations-Armee bey des Subah jüngſtem Bruder Baſſaulet Jung ſtand, welcher jezt den größten Antheil an der Regierung hatte, verzögerte die Schließung des Tractats mit Forde bis zum 12ten May, an welchem Tage er unterzeichnet wurde. 1759.

Der Tractat beſtand aus vier Artikeln. Vermöge des erſten wurden den Engländern alle von Maſulipatnam abhängende Ländereyen, in acht Diſtricte abgetheilt, desgleichen die Juriſdiction über das Land von Nizamapatnam, nebſt den Diſtricten von Coda-

1759. ver und Wacalmannar, eingeräumt; und zwar mit allen Vorrechten, und ohne zu Kriegsdienſten verbunden zu ſeyn. Im zweiten Artikel verſprach Salabad-jing, die bey ſich habenden Franzoſen zu vermögen, in funfzehn Tagen über den Kriſtna zu gehn; auch gelobte er an, dieſer Nation ferner nicht zu erlauben, ſich in Decan niederzulaſſen, desgleichen keine franzöſiſchen Truppen in ſeinen Dienſt zu nehmen, ihnen weder beyzuſtehen, noch ſie je zu Hülfe zu rufen. Im dritten Artikel verſprach er, von Anunderauze keine Rechnung zu fodern, in Anſehung der Summen, die er in den franzöſiſchen Ländereyen erpreßt hatte, auch nicht den Tribut von ſeinen eignen des gegenwärtigen Jahres abzufodern; dagegen ſollte er aber hernach den Tribut ſo wie Vizeramrauze und deſſen Vorfahren bezahlen. Würde Anunderauze es hieran fehlen laſſen, ſo könnte Salabad-jing ihn ganz nach Wohlgefallen behandeln; in keinem Falle aber ſollte er den Feinden der Engländer weder beyſtehen noch ſie beſchützen. Im vierten Artikel verbanden ſich die Engländer, ſeinen Feinden auch nicht beyzuſtehn. Das Land, das hiedurch der Compagnie abgetreten wurde, erſtreckte ſich achtzig engliſche Meilen längs der Seeküſte und zwanzig Meilen landeinwärts; die Einkünſte deſſelben betrugen jährlich an 400,000 Rupien.

Sobald der Tractat unterzeichnet war, bot Salabad-jing Forde einen kleinen Diſtrict nahe bey Maſulipatnam als eine unabhängige Penſion für ſich an, wenn er ihn mit ſeinen Truppen begleiten wollte. Forde wollte dieſes nicht eher bewilligen, bis ihm der

Subah ſeinen Beyſtand verſprechen würde, die franzöſiſchen Obſervationstruppen gefangen zu nehmen, 1759. die ſich in der Nähe, unter dem Schutze des Baſſaulet Jung, gelagert hatten; kein Theil wollte dem andern willfahren, daher Salabad-jing endlich voller Zorn gegen die Engländer abmarſchirte. Er hatte ihnen, ohne die geringſten Vortheile für ſich auszubedingen, den höchſt vortheilhaften Beſitz eines groſſen Landes beſtätigt, das über alle ihre gegenwärtigen Hofnungen ging, ſo daß ſie jezt die ganze Küſte von Coromandel von Ganjam bis zum Vorgebirge Comorin gewiſſermaßen beherrſchten. Die franzöſiſchen Truppen gingen über den Kriſtna, allein ſie zogen ſich weſtwärts, da ſie von Baſſaulet Jung die Verſicherung erhalten hatten, daß er ſie in Sold nehmen wollte, ſobald er von Hyderabad nach ſeinem eignen Gouvernement von Adoni gekommen ſeyn würde. Die Regierung in Madras betrachtete Maſulipatnam jezt als ganz abhängig von ihrer Autorität, es wurde daher eine untergeordnete Regierung daſelbſt angelegt, und die Adminiſtration dem Oberfakter Andrews übergeben; der Oberſte Forde aber blieb mit ſeinen Truppen hier, und erwartete wegen ſeiner fernern Operationen Verhaltungsbefehle aus Bengalen.

Lally war mit den franzöſiſchen Truppen im vollen Marſche den Engländern zu folgen, als er die Nachricht erhielt, daß ſie Conjeveram weggenommen hätten, worauf er Halt machte und den Parteygänger Lambert detaſchirte, um wenigſtens die Engländer von Arcot abzuhalten. Dieſe Vorſicht war jedoch überflüſſig, denn die Engländer hatten keine Rei-

1759. gung den Krieg in dieſes Land zu ſpielen, das ſie als ihr eigenes betrachteten, und bald wieder zu beſitzen hofften. Lambert hatte 300 Europäer, 700 Sepoys und 200 Reiter bey ſich, mit denen er ſich blos vertheidigungsweiſe verhielt. Die Engländer fürchteten die Feinde jezt ſo wenig, daß ſie Iſſoof mit 600 Sepoys und 1650 Mann, theils Tanjoren, theils Colleries, nach Madura ſchickten. Die Franzoſen litten an Lebensmitteln, Kleidungsſtücken und Geld den größten Mangel. Dieſer nachtheiligen Lage wegen konnte ſich Lally nicht auf ihren guten Willen verlaſſen, bis er im Stande ſeyn würde, ihren Klagen abzuhelfen. Aus dieſer Urſache ging er nach Arcot, um dort Geld aufzutreiben. Er entdeckte einige Betrügereyen des Generalpachters, und verdammte ihn daher zu einer Strafe von 40,000 Rupien; desgleichen empfing er 10,000 Rupien von Mortiz-ally, nebſt dem Verſprechen, Proviant zu liefern, wenn die Franzoſen Velore verſchonen wollten. Die Zufriedenheit des Lally über dieſe geringe Hülfe aber wurde durch die Nachricht ſehr gehemmt, daß eine engliſche Flotte von neun Linienſchiffen und drey Fregatten bey Negapatnam angekommen ſey. Ihre Erſcheinung beunruhigte die Beſatzung in Carical, ja ſelbſt die Bewohner von Pondichery. Lally zeigte ſich doch dabey ſehr gelaſſen, theilte das erhaltene Geld unter die Truppen aus, und marſchirte ſodann nach den Gegenden von Conjeveram, wo er nahe bey der engliſchen Armee ein feſtes Lager bezog.

Man war einige Zeit zuvor wegen Auswechſelung der Gefangenen übereingekommen, daher denn

1759. hundert im Fort St. David gefangen genommene Engländer nach Madras kamen. Hieher wurde auch der Oberſte Brereton gebracht, der ſehr krank war, und das Commando der Armee dem Oberſten Menſon übergeben hatte, der ſogleich alle Mittel verſuchte, dem Feinde ein Treffen zu liefern, und daher drey Tage hinter einander mit ſeinen Truppen ausrückte; die Franzoſen aber zeigten ſich hiezu nicht geneigt, und ſie mit Gewalt in ihrem feſten Lager anzugreifen, war nicht ausführbar. Die kürzlich erlangten Hülfsmittel an Geld und Proviant waren bald erſchöpft, und die Soldaten fingen wieder an zu murren; ſelbſt die Offiziers, die faſt alle Lally perſönlich haßten, ſtimmten mit ein. Der General fand daher nicht rathſam, ſich in ein Treffen einzulaſſen, ſo ſehr er es auch wünſchte; denn er ſelbſt war ein Mann von vielem Muthe, und hatte jezt 2000 Europäer bey ſich im Felde. Er wollte jedoch verſuchen, ob ihr Haß gegen ihn größer als das Gefühl ihrer Pflichten wäre, und machte daher mit den Truppen verſchiedene Bewegungen, die ihn bald überzeugten, daß er bey ihren gegenwärtigen Geſinnungen gar nicht auf ſie rechnen könne; er verlegte daher die Armee in Cantonirungsquartiere in Arcot, Carangoly, Chittapet und Vandiwaſch, er ſelbſt aber mit 1200 Europäern marſchirte nach Pondichery, entſchloſſen, ſich den Engländern nicht zu nähern, bis die franzöſiſche Flotte ankäme, die täglich erwartet wurde. Er zog auch die Truppen aus Sadras, und ließ den Holländern das Fort und die Stadt wieder überliefern.

1759. So endigte ſich dieſer Feldzug, nachdem er hundert Tage gedauert hatte; 10,000 Mann waren dabey in den Waffen geweſen, allein nicht fünfe waren dabey umgekommen. Die Hauptabſicht beider Theile war, ihre Ländereyen zu beſchützen, und nichts unvorſichtig aufs Spiel zu ſetzen.

Lally war wider den Gouverneur von Pondichery, wider das Conſeil und alle Civilbeamten mehr als jemals aufgebracht, und ſchrieb ihrer üblen Verwaltung und ihren Betrügereyen alle Hinderniſſe zu, welche die Fortſchritte ſeiner Waffen gehemmt hatten. Er behauptete, daß die Mitglieder des Conſeils von den Pächtern der Diſtricte Geſchenke erhielten, und dadurch Nachſicht bey den unregelmäßigen Zahlungen erlangten, auch wohl gar Nachlaß in Anſehung der feſtgeſetzten Summen bekämen; ferner führte er an, daß, während die Schatzkammer ſo freventlich um ihre rechtmäßigen Einkünfte gebracht wäre, die Ausgaben auf die leichtſinnigſte Art verſchwendet würden, weil die vornehmſten Beamten Antheil an allen Lieferungen hätten, ſowohl zu den Bedürfniſſen in der Stadt als im Lager. Etwas von dieſen Beſchuldigungen mochte wohl wahr ſeyn, allein der Gouverneur de Leyrit war ein Mann von ausgezeichneter Rechtſchaffenheit; auch andre Mitglieder des Conſeils waren würdige Männer, und dergleichen niedriger Handlungen unfähig. Die Schuldigen aber verbargen ſich hinter dieſen, welche die Verläumdung verachteten, und ſich auf ihren anerkannten Charakter ſtützten. Da Buſſy ſich ſeit der Belagerung von Madras in Pondichery krank

1759 befand, und ſo allgemein geliebt wurde, ſo verdoppelte ſich nun, nach Lally's tobendem Betragen, die Verehrung aller Volksklaſſen gegen dieſen vortreflichen Offizier, und jedermann klagte laut über die Unbedachtſamkeit des franzöſiſchen Miniſterii, einem Manne wie Lally das Commando in Indien zu übergeben, und die außerordentlichen Talente des Buſſy dabey hintanzuſetzen.

Nichts von Erheblichkeit war zwiſchen beiden Armeen vorgefallen, ſeitdem ſie die Cantenirungsquartiere bezogen hatten: man that blos Streifereyen, um Vieh zuſammen zu treiben; die Engländer ſammelten davon 6000 Stück. Die franzöſiſche Beſatzung im Fort Arcot beſtand in 60 Europäern und 600 Sepoys; da ſie, ſo wie die übrigen Truppen, ſchlecht bezahlt waren, ſo wandten ſich die Sepoys an den Oberſten Monſon, und erboten ſich, ihm das Fort für Geld zu überliefern; auch die Kellidars von Coorepauk und Timery thaten wegen ihrer Forts an Monſon ähnliche Anträge. Timery ſchien wegen der Entfernung nicht den Kaufpreiß zu verdienen, die andern beiden Forts aber waren zu wichtig, um nicht das Anerbieten anzunehmen, ſo groß auch die dazu erfoderlichen Geldſummen waren. Allein da ſich der Tag der Uebergabe näherte, bekannten die Sepoys, daß ſie ihr Wort nicht halten könnten, weil eine Verſtärkung von 200 Europäern ins Fort gerückt wäre. Durch dieſen Marſch wurde auch der Kauf von Coorepauk rückgängig.

Gegen Ende des Junius kamen drey Compagnieſchiffe aus England an, die 200 Rekruten an Bord

1759 hatten, und die Nachricht brachten, daß das 84ſte Regiment königlicher Truppen, 1000 Mann ſtark, in andern Schiffen unterweges ſey, und zwar unter Commando des Oberſten Coote, der ſchon ehemals in Bengalen gedient hatte, und nun zum Anführer aller dortigen Truppen war ernannt worden. Jedoch hatte man ihm die Wahl gelaſſen, auf der Küſte von Coromandel zu bleiben, wenn er es nöthig fände. Dieſe angenehme Nachricht aber ward durch eine andre verbittert. Die Directoren der Compagnie nämlich, durch die großen in Bengalen erworbenen Reichthümer geblendet, hatten beſchloſſen, vor dem Jahre 1760 keine Gelder nach Indien zu ſchicken. Dieſer Entſchluß wurde jedoch von der Regierung in Madras ſorgfältig verſchwiegen. Es kamen abermals 200 engliſche Kriegsgefangene aus Pondichery an, die Hälfte derſelben waren Seeleute, die man aus den geſtrandeten Schiffen aufgefangen hatte, und nun nach der Flotte geſchickt wurden, die ſüdwärts kreuzte.

Der Subah, Salabad jing, hatte ſich mittlerweile Hyderabad bis auf wenige Meilen genähert, und fing hier eine Unterhandlung mit ſeinem Bruder Nizam-Ally an. Es kam zu einer Unterredung, die eine Ausſöhnung bewirkte, und die Folge hatte, daß Nizam-Ally ganz die vorige Gewalt wieder bekam, die er in Decan gehabt, und die Buſſy's Furcht ſo ſehr erregt hatte. Dieſe Veränderung in der Adminiſtration beraubte den andern Bruder, Baſſaulet Jung, aller Gewalt, die er als Duan unter dem trägen Subah ſehr ausgedehnt hatte. Er entfernte ſich daher mit großem Unwillen gegen ſeine beiden

Brüder, und nahm die Truppen mit ſich, die unter 1759. dem Titel der franzöſiſchen Obſervationsarmee vorher figurirt hatten. Sie beſtanden aus 200 Europäern und 2000 Sepoys; er ſelbſt hatte überdem 1500 Reiter und 5000 Fußſoldaten, mit einem Zuge ſchwerer Artillerie. Er ging mit dieſen über den Kriſtna, plünderte das Land, und lagerte ſich bey Condavire. Von hier ſchickte Baſſaulet Jung drohende Briefe an Nazeabulla und alle Polygars, die längs dem Pennarfluſſe wohnten, mit Befehl, an ihn den Tribut zu bezahlen, den ſie dem Subah von Decan noch rückſtändig wären, deſſen Abgeordneter er zu ſeyn vorgab. Um ihr Schrecken zu vergrößern, meldete er ihnen, daß er durch ihre Länder ziehen, und ſich mit den Franzoſen in Arcot vereinigen würde.

Der Stil ſeiner Briefe, und noch mehr ſeine Annäherung, hatten ſowohl Nazeabulla als die nördlichen Polygars abgehalten, den Engländern Hülfe zu leiſten, Tripetti wieder zu erobern. Da ſich das jährliche Feſt in dieſer Pagode näherte, und die Regierung in Madras ſelbſt ſehr wünſchte, bald wieder im Beſitz dieſes einträglichen Ortes zu ſeyn, ſo wurde der Major Calliaud mit 200 Europäern und 300 Sepoys dahin geſchickt, der auch den 10ten Julius die Pagode mit Sturm glücklich erſtieg.

Der Oberſte Monſon war indeſſen mit ſeinen Truppen gegen Arcot zu gerückt, und marſchirte bey Coorevauk vorbey. Er machte Miene, das Fort zu belagern, und ließ es wenigſtens der Form gemäß auffodern, da er ſich nicht einbilden konnte, es ſo leicht zu bekommen. Seine Verwunderung war daher

1759 groß, als die Antwort erfolgte, daß man es übergeben wollte, wenn es der Beſatzung verſtattet würde, ſich mit allen Habſeligkeiten nach Arcot zu begeben. Die Capitulation war in einer Stunde gemacht. Ein ſo unerwarteter Erfolg flößte Muth ein, und erzeugte die Hofnung, daß Arcot ſelbſt nicht außerordentlich vertheidigt werden würde, daher Monſon ohne Verzug dahin marſchirte. Die Beſatzung dieſes Forts aber zeigte viel Muth, und ihr Geſchütz war ſo zahlreich und wohlbedient, daß nichts ausgerichtet werden konnte, wenn man nicht Artillerie aus Madras bekäme. Allein es war zu beſorgen, daß, ehe dieſes geſchähe, die Franzoſen zum Entſatz herbey kommen würden, daher Monſon nach Conjeveram zurückmarſchirte, nachdem er zuvor in Coorepauk 400 Europäer zurück gelaſſen hatte.

Der Admiral Pocock, in Erwartung der franzöſiſchen Flotte, kreuzte mit der ſeinigen auf der Höhe von Negapatnam, wo er vom Capitain Smith aus Tritchinapoly reichlich mit Vieh verſorgt wurde. Am Ende des Junius langte ein däniſches Schiff zu Trankebar an, und brachte die Nachricht, daß zwölf franzöſiſche Schiffe im Meerbuſen von Trinconomaly auf der Inſel Ceylon lägen. Pocock eilte ſogleich dahin, konnte aber weder die franzöſiſchen Schiffe ſehen, noch ſonſt etwas von ihnen vernehmen; er fuhr jedoch fort, an den Küſten dieſer Inſel zu kreuzen, und begegnete fünf von den aus England erwarteten Schiffen, die einen Theil von Coote's Regiment am Bord hatten; er ſegelte mit ihnen zurück nach Negapatnam, um die Kriegs- und Mundbedürfniſſe einzunehmen, die ſie für ſeine Flotte mitgebracht hatten. 1759. So nöthig man auch Truppen am Lande brauchte, ſo erſuchte die Regierung in Madras doch den Admiral, die neuangekommenen bey ſich zu behalten, damit ſeine Schiffe bey dem bevorſtehenden Treffen mit den Franzoſen deſto beſſer bemannt wären. Es waren auch Nachrichten eingegangen, daß die Holländer in Batavia eine Flotte ausrüſteten, um ſie nach dem Meerbuſen von Bengalen zu ſchicken. Den 8ten Julius kamen auch wirklich ſechs holländiſche Schiffe in Negapatnam an; ſie hatten am Bord 500 europäiſche Soldaten und 1500 diſciplinirte Malayen, mit einem Ueberfluß an Kriegsbedürfniſſen. Die Beſtimmung dieſer Eſcadre war ein Räthſel, und erzeugte mancherley Gerüchte. Die Holländer gaben vor, der Endzweck derſelben ſey, ihre Beſatzungen an der Küſte zu verſtärken; andre aber verſicherten, daß ſie zum Beyſtand der Engländer auf der Küſte von Coromandel beſtimmt wären. Pocock wußte, wie ſehr die Truppen in Bengalen durch das nach Maſulipatnam abgeſchickte Detaſchement geſchwächt wären, und wie viel ſie wahrſcheinlich von dem böſen Clima leiden würden; da ihm überdem die große Eiferſucht der Holländer über die anwachſende Macht der Engländer in Bengalen bekannt war, ſo argwöhnte er, daß die angekommene Eſcadre wohl dahin beſtimmt ſeyn dürfte. Dieſe Idee feuerte ſeinen Eifer fürs allgemeine Wohl an, davon er bey allen Gelegenheiten ausgezeichnete Proben gegeben hatte; er ſchickte daher alle Truppen nach Madras, und empfahl der Regierung, einen Theil

1759. derſelben unverzüglich nach Bengalen zu ſenden. Sie wurden alle den 15ſten gelandet, und nach Conjeveram zur Hauptarmee geſchickt, über welche der wiederhergeſtellte Brereton nun abermals das Commando übernahm.

Die Unzufriedenheit und der Mangel an allen Bedürfniſſen war bey der franzöſiſchen Armee ſo groß als jemals, obgleich die Koſten jezt in den Cantonirungsquartieren ſehr vermindert waren. Im Anfange des Auguſt empörte ſich das ganze Regiment des Lally, nur die Offiziers, Unteroffiziers und funfzig gemeine Soldaten allein ausgenommen. Dieſe Aufrührer verließen das Fort Chittapet und erklärten, daß ſie nicht eher zurückkommen würden, bis ſie ihren ſeit vielen Monaten rückſtändigen Sold empfangen hätten. Ihre Offiziers ſchoſſen alles Geld zuſammen, was ſie nur beſaßen, und verpfändeten ihre Ehre, mehr zu verſchaffen. Durch dieſe Maaßregel brachten ſie ſie wieder zurück, bis auf dreißig, die ſich im Lande zerſtreuten. Da dieſer Aufruhr aus mannichfaltiger Rückſicht nicht beſtraft werden konnte, ſo erhielt dadurch die Diſciplin bey der ganzen Armee einen tödtlichen Stoß.

Am 10ten September lieſen in Madras wichtige Nachrichten von der Flotte ein. Die Holländer in Negapatnam, unter dem Vorwande, daß ihre Schiffe aus Batavia zu ihrem Dienſte alle indiſchen Fahrzeuge brauchten, die ſich im dortigen Hafen befanden, wollten keinem erlauben, die engliſchen Schiffe mit Waſſer zu verſehen. Pocock ſegelte darauf nach Trinconomaly, um ſich dort dieſes Bedürfniß zu verſchafſen. Den 1ten September ward man hier des Morgens einige Schiffe gewahr, die man bald für den längſt erwarteten Feind erkannte. Der Admiral ließ gleich die Anker lichten und ging auf ſie zu, konnte aber, wegen des Windes den ganzen Tag nicht bis auf einen Kanonenſchuß nahe kommen; er ward jedoch gewahr, daß die Anzahl und Größe der Schiffe weit beträchtlicher als im vorigen Jahre war. 1759.

Ache, welcher den 3ten September 1758, wie bereits erzählt worden, die Küſte von Coromandel verlaſſen hatte, war nach einer dreißigtägigen Fahrt in Isle de France angelangt; er fand hier eine Verſtärkung von drey Kriegsſchiffen unter Commando eines erfahrnen Offiziers, Namens Aguille; auch waren hier einige Compagnieſchiffe aus Frankreich angekommen. Alle dieſe Schiffe zuſammen waren mit 5500 Mann beſetzt. Dieſe Anzahl erzeugte einen großen Mangel an Lebensmitteln, denn alles was man aus den Inſeln, ja ſelbſt aus Madagaſcar ziehen konnte, war nebſt dem aus Europa mitgebrachten Vorrath von Proviant für dieſe Menge Menſchen und eine ohnehin zahlreiche Colonie nicht hinreichend. Man hielt wiederholte Verſammlungen, und beſchloß endlich ein Kriegsſchiff und acht Compagnieſchiffe mit 3 bis 4000 Mann nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu ſenden, wo ſie Proviant genug für die Flotte einkaufen, und während der Zeit verpflegt werden könnten, ohne den gemeinſchaftlichen Vorrath anzugreifen. Dieſe Schiffe langten im Januar am Vorgebirge an, und zwey von ihnen waren ſo glücklich, ſich eines engliſchen

1759. Compagnieſchiffes zu bemächtigen, das reich beladen von Madras nach Europa ſegelte. Die Abſicht des Einkaufs wurde völlig erreicht, allein mit ſehr großen Koſten. Sie kauften eine erſtaunliche Menge von Getreide, Fleiſch und Wein, und kehrten im April wieder nach Isle de France zurück, da denn vier große Compagnieſchiffe ſtark mit Kanonen beſezt und in Kriegsſchiffe verwandelt wurden. Hiedurch verzog ſich die Abfahrt der Flotte bis zum 17ten Julius. Nun ſegelte man erſt nach der Inſel Bourbon, ſodann nach Madagaſcar, wo Reiß und andrer Proviant noch eingenommen wurde, und endlich langte die Flotte den 30ſten Auguſt bey Batacola, einem Hafen von Ceylon, an, wo ſie von der engliſchen Nachricht einzog, und ſie zwey Tage nachher ſelbſt zu Geſichte bekam. Die Land- und Seewinde nahe am Ufer waren ſehr abwechſelnd, und die Ströme mannichfaltig; hiezu kam ein ſtarker Nebel, daher man aufs Gerathewohl herumſchiffte, ohne auf einander zu ſtoßen, bis zum 10ten September, wo ſie beym Fort St. David zuſammen kamen.

Die engliſche Flotte beſtand aus neun Linienſchiffen, einer Fregatte, zwey Compagnieſchiffen und einem Brander. Die Linienſchiffe waren eins von 68, eins von 66, eins von 64, drey von 60, eins von 58 und zwey von 50 Kanonen. Der Admiral Stevens commandirte mit vier Schiffen die Avantgarde und der Admiral Pocock den Mittelpunkt des Treffens. Die Franzoſen hatten eilf Linienſchiffe und drey Fregatten: drey Schiffe von 74, eins von 68, vier von 64, eins von 56 und zwey von 54

Kanonen. Die Avantgarde commandirte der Admiral Aguille, und das Centrum der Admiral Ache. 1759. Die franzöſiſche Flotte hatte 174 Kanonen mehr als die engliſche.

Das Treffen fing Nachmittag um zwey Uhr an, und dauerte zwey Stunden lang mit einem ſehr lebhaften Feuer von beiden Seiten; alle Schiffe kamen zum Schlagen, und viele derſelben wurden ſehr beſchädigt. Ein Kartätſchenſchuß riß dem Admiral Ache das Fleiſch an den Lenden bis auf die Knochen weg, ſo daß er ſinnlos zur Erde ſtürzte. Die Franzoſen machten endlich dem Gefecht ein Ende und zogen ſich zurück. Pocock verſuchte ſie zu verfolgen, allein die Segel waren ſo zerſchoſſen, daß man den Vorſatz aufgeben mußte. Der Verluſt der Engländer in dieſem Treffen war 114 Todte und 369 Verwundete; unter den erſtern befanden ſich einige würdige Offiziere, die man ſehr bedauerte. Die Franzoſen hatten auch ungefähr ſo viel verloren, ihre Segel aber waren in beſſerm Stande.

Noch ehe man dieſe Nachricht in Madras erhielt, hatte man beſchloſſen, den muthloſen Zuſtand der Feinde zu benutzen und einen Verſuch auf Vandiwaſch zu machen, den wichtigſten Ort zwiſchen Madras und Pondichery; jezt aber, da die Engländer nicht wußten, wie viel Truppen am Bord der Flotte ſeyn mochten, fand man rathſam, den vorhabenden Angriff zu verſchieben. Brereton aber widerſetzte ſich dieſem Aufſchub aus allen Kräften, und da die Regierung ſeinen Eifer nicht gern niederſchlagen wollte, 1759 ſo hielt man ihn wenigſtens durch ausdrückliche Befehle nicht davon ab.

Das Regenwetter hatte die Wege und Flüſſe ungangbar gemacht bis zum 26ſten September, da die ganze Armee von Conjeveram aufbrach. Die Truppen beſtanden aus 1500 Europäern, 80 Kaffern und 2500 Sepoys Infanterie, nebſt zwölf Kanonen, desgleichen aus 100 europäiſchen und 700 ſchwarzen Reitern. Brereton konnte weder durch eigne Beobachtungen noch durch Spione etwas gewiſſes von der Macht der Feinde erfahren, die theils in der Stadt Wandiwaſch einquartirt waren, theils unter den Mauern des Forts ihr Lager aufgeſchlagen hatten.

Die Beſorgniß wegen Arcot hatte Lally dahin vermocht, die zerſtreuten Detaſchements zuſammen zu ziehen, die gröſtentheils jezt auf dem Marſche nach Wandiwaſch begriffen waren, und zwar, wie das Gerücht ging, unter Buſſy's Anführung. Brereton, der dieſes erfuhr, allein von der Truppenzahl in Wandiwaſch falſche Nachrichten hatte, glaubte, daß nur 900 Europäer ſich daſelbſt befänden; da er nun faſt doppelt ſo ſtark war, beſchloß er, keine Zeit zu verlieren, ſondern den Feind noch vor Ankunft der Verſtärkung anzugreifen. Hiezu wurden 1000 Europäer, 80 Kaffern und 600 Sepoys beſtimmt, die man in drey Diviſionen theilte. Die erſte von 360 Europäern und 100 Sepoys commandirte der Oberſte Monſon; hierunter waren alle engliſche Grenadiers, der Kern der Truppen, 200 an der Zahl. Die zweyte Diviſion, 200 Europäer und 80 Kaffern

ſtark, commandirte der Major Gordon, und die dritte 1759.
der Oberſte Brereton ſelbſt, der 360 Europäer und 500 Sepoys bey ſich hatte.

Der Angriff geſchah in der Nacht, die Gaſſen in der Stadt waren enge, und die Franzoſen auf ihrer Hut; ſie warfen Lichtkugeln, die Engländer zu entdecken, die auf mehrern Seiten zugleich anrückten. Die Verwirrung, die in der Dunkelheit unvermeidlich iſt, und beſonders bey dem angreifenden Theile leicht entſteht, war auch hier nicht geringe. Man vermißte bald den Major Gordon, und da man ihn nicht fallen geſehn hatte, ſo wollte der ihm folgende Offizier nicht willkührlich das Commando übernehmen, daher die Diviſion eine lange Zeit unthätig blieb. Monſon war indeſſen mit der ſeinigen zurückgetrieben worden; er erneuerte jedoch immer ſeine Angriffe, die wegen des ungewiſſen Bodens mit vieler Beſchwerlichkeit und Gefahr verknüpft waren. Endlich brach der Tag an, und die Engländer wurden abermals in die Flucht getrieben; ſie flohen zu ihrem Reſerve-Corps. Brereton kam ihnen entgegen, bemühte ſich ſie zu ſammlen, und ſtieß einem der Flüchtlinge den Degen durch den Leib. Unglücklicherweiſe war dieſes einer der bravſten Soldaten, ſo daß dies ſtrenge Beyſpiel wenig Einfluß auf die übrigen hatte. Es blieb endlich nichts übrig, als ein förmlicher Rückzug, nachdem 12 Offiziers und 195 Gemeine, theils todt, theils verwundet, theils gefangen worden waren. Breretons Ehrgeiz war die Haupturſache dieſer gewagten Unternehmung, weil er noch vor der Ankunft des Oberſten Coote, der das Commando übernehmen

1759. ſollte, ſich gern durch eine muthige That auszeichnen wollte. Die Franzoſen zählten auch an 200 Todte und Verwundete.

Die beiden Flotten legten ſich den Tag nach dem Treffen vor Anker; die engliſche auf der Rhede von Negapatnam, und die franzöſiſche vier Seemeilen weiter nach Süden, zwey Tage nachher aber ſegelte die leztere nach Pondichery. Die Schiffe landeten gleich alles, was ſie zum Dienſt der Colonie mitgebracht hatten. Das baare Geld belief ſich aber nicht höher als 16000 Pf. St., und die Diamanten, welche man auf dem engliſch-oſtindiſchen Schiffe erbeutet hatte, waren 17000 Pf. St. werth. Die Anzahl der Landtruppen war nur 180 Mann. Aché, der ſtark verwundet war, wollte nicht ans Land gehn, ſondern erklärte, daß er ohne Verzug nach den Inſeln zurück ſegeln würde. Die Jahreszeit war für die Schiffahrt noch nicht gefährlich, auch waren ſeine Schiffe nicht mehr beſchädigt als die engliſchen. Sein Entſchluß aber wurde durch die Nachricht veranlaßt, daß vier engliſche Kriegsſchiffe unter dem Admiral Corniſh unterwegs wären, um zu Pocock zu ſtoßen, und daß ſie wohl nicht lange mehr ausbleiben dürften. Daher gab er den 19ten September, neun Tage nach dem Treffen, das Signal die Anker zu lichten.

Die Hülfe, die man in Pondichery an Soldaten, Geld und andern höchſt nöthigen Bedürfniſſen durch die Flotte bekommen hatte, war ſo tief unter der Erwartung der Colonie, daß jedermann muthlos wurde; da man aber jezt vollends ſahe, wie die eben angekommenen und ſo ſehnlich gehofften Schiffe ſich zur Abfahrt rüſteten, ſo gerieth alles in die äußerſte Beſtürzung. Alle Offiziers, die vornehmſten Einwohner der Stadt, ſelbſt die Cleriſey, kamen beym Gouverneur zuſammen, und formirten gleichſam eine Nationalverſammlung. Man war einmüthig der Meynung, daß die zeitige Abfahrt der Flotte die allernachtheiligſten Folgen für den Staat haben müßte, und bey allen indiſchen Mächten den Franzoſen den größten Schimpf zuziehen würde, da es ein augenſcheinlicher Beweis ſey, daß die Flotte im lezten Treffen gänzlich geſchlagen worden wäre, und kein andres aushalten könnte, ja daß die Franzoſen ſelbſt alles zu Lande ſo gut wie verloren anſähen. Dieſem Gutachten zufolge wurde gleich ein förmlicher Proteſt entworfen, worin dem Admiral Ache für den Verluſt der Colonie (dieſes waren die eignen Worte des Proteſts) dereinſt Rechenſchaft zu geben auferlegt wurde, mit dem Zuſatze, daß man geſonnen ſey, den König um öffentliche Gerechtigkeit wegen ſeines ſtrafbarem Betragens anzuflehen. 1759.

Mittlerweile waren alle Schiffe unter Segel gegangen, nur eins war noch auf der Rhede wegen eines Unfalls zurückgeblieben, das ſich nun auch anſchickte, den andern zu folgen. Dem Befehlshaber dieſes Schiffs wurde der Proteſt zur Ueberlieferung an den Admiral anvertraut, nebſt Abſchriften deſſelben für alle Capitains der Flotte. Ache war bereits zwölf Seemeilen entfernt, als er dieſe feyerliche Erklärung erhielt; er berief gleich einen Kriegsrath, und kam den 22ſten wieder auf die Rhede von Pon-

1759. dichery zurück, worauf er ſich gleich ans Land begab, um ſich mit Lally zu unterreden. Den 25ſten erſchien die engliſche Flotte und ſtellte ſich auf der Rhede in Schlachtordnung. Die Franzoſen hatten den Vortheil des Windes, ſie hielten ſich aber zurück, und vermieden ſorgfältig ein Treffen. Pocock, der unfähig war ſich ihnen zu nähern, blieb in Schlachtordnung bis zum Abend, da er denn nach Madras ſegelte. Ache beſtand indeſſen immer darauf, ſobald als möglich nach den Inſeln zurück zu kehren. Die Regierung in Pondichery war endlich gezwungen, obgleich ſehr ungern, nachzugeben, jedoch mit der Bedingung, daß er 500 Europäer, theils Seeſoldaten theils Matroſen, und alle auf den Schiffen befindlichen Kaffern, 400 an der Zahl, zurücklaſſen ſollte. Dieſe wurden in der Geſchwindigkeit gelandet, und den 30ſten ſegelte die Flotte ab. Lally brandmarkte dieſe Europäer, deren Beſtimmung eigentlich der Seedienſt war, mit der Benennung: der Abſchaum des Meeres; in der That waren ſie auch eine Zeitlang zum Dienſt im Felde nicht ſehr brauchbar.

Der Haß des Lally gegen Buſſy dauerte indeſſen ununterbrochen fort. Der General war ſogar ſo niederträchtig geweſen, Leute anzuſtellen, um Buſſy zu bereden, ihm ein Geſchenk am Gelde zu machen, als ein gewiſſes Mittel, ſich mit ihm auszuſöhnen; ſeine Abſicht dabey war, das Anerbieten als ein Geſtändniß von Buſſy's Verbrechen zu nutzen, wovon er allenthalben Beweiſe aufzuſuchen bemüht war. Buſſy, der ſein Vermögen nach Europa geſchickt hatte, trug ſeinen Credit an, wenn er in Verbindung mit dem Gouvernement und Lally gebraucht werden 1759. ſollte, Geld fürs allgemeine Beſte zu negociiren, dagegen wieß er den andern Antrag wegen der Geſchenke an den General verächtlich von ſich. Sie ſahen ſich einander nur ſelten; gewöhnlich correſpondirten ſie, wo es nöthig war, über die öffentlichen Angelegenheiten. Die Briefe des Lally waren voller Verdacht, Eiferſucht, Kunſtgriffe, Inſolenz und Witz; dagegen zeigten die Briefe des Buſſy Klugheit, Behutſamkeit, Nachgeben, eine vollkommene Kenntniß der Landesgeſchäfte und des damaligen Zuſtandes, einſichtsvolle Vorſchläge, und die weiſeſten Mittel ſie auszuführen. Lally ſelbſt war bisweilen gezwungen, die ausgebreiteten Talente ſeines Gegners zu ehren.

So war ihre Lage in Rückſicht ihrer Harmonie, als den 20ſten Auguſt eine Fregatte aus Frankreich ankam; ſie brachte königliche Befehle, wodurch alle nach dem Rang über Buſſy erhabene Offiziers zurück gerufen, und ihm der Rang gleich nach Lally angewieſen wurde. Dieſe Diſtinction des Hofes erzeugte von Seiten des Generals mehr Höflichkeit, der ſich jezt auch herabließ ihn um ſeinen Rath zu fragen. Er ertheilte ihm auch gleich einen ſonderbaren. Rajahſaheb, der unglückliche Sohn des Chunda-ſaheb, hatte kurz zuvor Mittel gefunden, Lally zu überreden, ihn als Nabob vom Carnatick zu erkennen; die Inſtallirungs-Ceremonie war auch im Julius mit groſſem Pomp ſowohl in Arcot als in Pondichery vollzogen worden. Dieſe Promotion, die ohne die Zuſtimmung des Salabad-jing, als Subah vom De-

1759. can, geſchah, war gleichſam eine öffentliche Entſagung ſeiner Allianz, und konnte leicht von Nizamally benutzt werden, ſich mit den Engländern feſt zu verbinden. Die Annäherung des Baſſaulet Jung, der ſich jezt mit ſeinen Truppen an den nördlichen Gränzen des Carnaticks befand, ſchien Buſſy ein gutes Hülfsmittel, nicht allein den vorigen Bund mit Salabad-jing wieder herzuſtellen, ſondern auch den gegenwärtigen Operationen der franzöſiſchen Armee ein großes Gewicht zu geben; er ſchlug daher vor, dem Baſſaulet Jung die Regierung des Carnaticks mit allen davon abhängenden Ländern, unter der Sanction des Salabad-jing, anzutragen, wenn er mit ſeinen Truppen zu den Franzoſen ſtoßen wollte. Lally verwarf anfangs dieſen Vorſchlag, und zwar nicht ſowohl aus Eiferſucht über die wichtige Rolle, die Buſſy wahrſcheinlich bey einem Prinzen ſpielen würde, der ſo lange gewohnt geweſen war, ihn mit Ehrfurcht zu betrachten, ſondern aus Dankbarkeit für Rajahſaheb, der, wie man verſichert, von Lally die Nabobswürde gekauft hatte. Endlich aber, da die franzöſiſche Flotte von Pondichery abgeſegelt war, willigte er ein, daß Buſſy mit einem Detaſchement zu Baſſaulet Jung ſtoßen und die Unterhandlung ſchließen ſollte. Am Tage ſeines Abmarſches kam die Nachricht von dem verunglückten Ueberfalle der Engländer in Vandiwaſch an, den Lally als einen vollkommenen Sieg betrachtete, alle Kanonen auf den Wällen abfeuern ließ, und die Umſtände davon mit vielen Zuſätzen allenthalben in den benachbarten Provinzen bekannt machte.

1759. Buſſy langte den 5ten October in Vandiwaſch an. Die Engländer hatten ſich bey Trivatore gelagert, wo das heftige Regenwetter und ein ſchlechtes Trinkwaſſer unter ihnen viele Krankheiten erzeugte, daher Brereton dieſen Poſten verließ und nach Conjeveram zurückging. Buſſy wünſchte ein Treffen; er zog daher alle Truppen in Vandiwaſch zuſammen, die ſich auf 1800 Europäer beliefen, ohne die ſchwarzen Soldaten zu rechnen; allein die Engländer waren ſchon abmarſchirt, und hatten in Trivatore eine Beſatzung von 100 Sepoys zurückgelaſſen, die ſich an Buſſy auf Diſcretion ergaben. Er nahm nicht mehr als 400 europäiſche Fußſoldaten und 150 Reiter mit ſich, um ihn zu Baſſaulet Jung zu begleiten, die übrigen Truppen ſchickte er nach Vandiwaſch zurück.

Baſſaulet Jung hatte ſich indeſſen in den Ebenen von Sangam, am Ufer des Pennar, unweit Nelore gelagert. Hier foderte er den Nazeabulla und die vornehmſten Polygars zu ſich, um ihm, der Landesſitte gemäß, ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Nazeabulla entſchuldigte ſich, und fand Mittel ihn glauben zu machen, daß ſeine Beſatzung in Nelore ſehr ſtark ſey, und überdem noch Hülfstruppen aus Madras unterweges wären. Dieſes erzeugte einen höflichen Briefwechſel, worin Baſſaulet Jung ſehr nachgiebig war; allein die Polygars verachtete er, und verlangte durchaus ihre Erſcheinung. Dieſe fürchteten durch einen ſolchen Schritt die Engländer zu beleidigen, und brachten allerley Entſchuldigungen vor. Baſſaulet Jung aber wollte keine annehmen, ſondern ſchickte

1759. ſeine Cavallerie über den Fluß, um in den fruchtbaren Ländern zu fouragiren und Vieh herauszuſchleppen. Da dies noch nicht wirkte, ſo ging er mit ſeiner ganzen Armee über den Fluß, und lagerte ſich bey der Stadt Sydaporum. Hier erwartete er, durch großen Geldmangel in Verlegenheit geſetzt, die Ankunft des Buſſy, der ſchon über Arcot hinaus war, als ſein Marſch auf einmal durch außerordentliche Neuigkeiten aus Vandiwaſch gehemmt wurde.

Die ganze Armee hatte jezt einen mehr als zwölf monatlichen Sold zu fordern; das Geld, das ſie von Zeit zu Zeit empfangen hatten, war anſtatt der ihnen zukommenden Lebensmittel geweſen, weil dieſe nicht regelmäßig geliefert wurden. Die Soldaten glaubten, daß die Flotte ſehr große Summen mitgebracht hätte, und was noch übler war, daß ihr General viele Reichthümer heimlich verborgen hielt. Ihr beym Ueberfall in Vandiwaſch bewieſener Muth vermehrte das Gefühl ihrer Noth. Sie beklagten ſich beſtändig und laut; ihre Offiziers wagten es nicht, ſie deshalb zu beſtrafen, weil ihre Klagen gerecht waren. Dagegen bemühten ſie ſich bey andern Gelegenheiten, die gewöhnliche Diſciplin aufrecht zu erhalten. Den 16ten October wurden einige Soldaten vom Regiment Lothringen wegen mancherley Vergehungen beſtraft. Eine Stunde nachher verſammelten ſich funfzig Soldaten und zwangen die Tambours Regimentslärm zu ſchlagen. In wenig Minuten war alles unter Waffen, und es wurde einmüthig eine Revolte beſchloſſen. Sie wollten keinem Offizier mehr gehorchen, ja von allen Unteroffiziers wählten ſie nur zwey aus, um ſie anzuführen, und verließen in der beſten Ordnung das Lager. Die Offiziers vom Regiment von Lothringen und das franzöſiſche Bataillon von Indien ließen ebenfalls Lärm ſchlagen, und rückten aus, in der Meynung, daß die Engländer das Lager angreifen wollten. Einige Offiziers von Lothringen, die wider den Willen der Aufrührer mitgegangen waren, vermochten ſie dahin Halt zu machen. Vom Umkehren aber wollten ſie nichts hören, bis ſie von den Abſichten des Regiments von Lothringen und der andern franzöſiſchen Soldaten näher unterrichtet ſeyn würden, weil ſie fürchteten, von ihnen umringt und angegriffen zu werden. Zu dieſem Endzweck detaſchirten ſie einen Haufen, um mit ihnen eine Conferenz zu halten. Der Redner dieſes Haufens war der Verwegenſte aller Aufrührer, und anſtatt Bedingungen vorzuſchlagen, ermahnte er vielmehr alle zurückgebliebenen Truppen, ihrem Beyſpiele zu folgen, und mit ihnen gemeinſchaftliche Sache zu machen, bis die ganze Armee ihren völligen Sold erhalten hätte. Seine Worte lieſen wie Feuer durch alle verſammelte Haufen, und alle, wie von Einem Geiſte belebt, ſchrien aus: Marſch! Die Vorſtellungen und Bitten ihrer Offiziere waren vergebens; man rief ihnen zu, ſich zu entfernen, wenn ſie nicht niedergeſchoſſen werden wollten. Alles geſchah mit großer Ordnung. Es wurden Detaſchements commandirt, um das Geſchütz, die Munitionswagen, die Ochſen, Zelter und Bagage zu bedecken; ſelbſt die Marktleute, deren Anzahl ſich auf zweytauſend belief, und welche eine Menge Thiere bey ſich hatten, wurden 1759.

1759. gezwungen, mit ihnen aufzubrechen. Sie ſchickten auch hin, um die Fahnen abzuholen; da ſie aber ſahen, daß die Offiziers entſchloſſen waren, eher zu ſterben als ſie zu überliefern, ſo ließen ſie davon ab. Sobald alles zuſammen war, ſetzten ſich ſämtliche Truppen mit ſiebzehn Kanonen in Marſch, und machten auf einem nahe liegenden Berge Halt. Hier erwählten ſie einſtimmig einen Grenadier-Unteroffizier vom Regiment Lothringen, Namens La Joye, zu ihrem oberſten Anführer; er ernannte ſogleich einen andern Unteroffizier zu ſeinem Generalmajor, und die beſten unter den gemeinen Soldaten wurden zu Lieutenants, Hauptleuten und Stabs-Offizieren ernannt; ſodann entwarf man ein Reglement in Artikel abgetheilt, das öffentlich vorgeleſen wurde. Man ſchlug ein Lager auf, ſtellte Feldwachen und Vorpoſten aus, ließ Ronden gehn, kurz, man beobachtete die Kriegsdiſciplin aufs genaueſte. Es fanden ſich bald hier einige Offiziers zum Beſuch ein; obgleich die Befehlshaber dieſes nicht gern ſahen, ſo widerſetzten ſie ſich doch nicht, nur verboten ſie alle Autoritätshandlungen. Auf die Frage dieſer Offiziere, ob ſie nämlich Willens wären zu den Engländern überzugehen, zeigten ſie auf ihre Kanonen, die in der Fronte des Lagers gegen Norden aufgeführt waren, von wo die Engländer erwartet werden konnten. Die Nacht verging ohne Tumult oder Unordnung.

Mittlerweile wurden Eilboten nach Pondichery geſchickt, wo ſich ſogleich alle Mitglieder der Regierung bey Lally verſammelten, der ſie alle als die Urheber dieſer Revolte anklagte. Er zog aus ſeinem

Kaſten 10,000 Pagoden hervor und übergab ſie dem Vicomte Fumel, um ſie den Truppen nebſt ſeinem Generalpardon zu überbringen. Die Regierung gab ebenfalls Verſicherung, daß alles Rückſtändige in Monatsfriſt bezahlt werden ſollte. Um ihren Ernſt zu beweiſen, ſchickten ſie ihr Silberzeug in die Münze, welchem Beyſpiele auch viele Einwohner nachfolgten. Fumel kam den 20ſten im Lager der Aufrührer an, die weiter weſtwärts nach Arni zu marſchirt waren. Man erlaubte ihm mit ihren Befehlshabern zu reden, gegen die er ſeine ganze Beredſamkeit ausſchüttete, und die Gegenſtände von Deſertion, Schande und der Vernichtung aller franzöſiſchen Beſitzthümer in Indien umſtändlich behandelte. Da er ſie gerührt zu ſeyn glaubte, wünſchte er auch mit den gemeinen Soldaten zu reden, die ſich auf ſein Anſuchen 2000 Mann ſtark in der Ebene verſammelten. Er erneuerte hier ſeine Rede, und gab ihnen Nachricht von dem mitgebrachten Gelde und dem Generalpardon. Seine Vorſtellungen fingen an zu wirken, als ſiebenzig bis achtzig der deſperateſten Aufrührer, die ſich nicht hatten verſammeln wollen, auf einmal mit ihren Gewehren herbeyſtürzten und erklärten, daß nichts ohne ihre Zuſtimmung beſchloſſen werden ſollte, und dieſe würden ſie nicht eher zu einer Ausſöhnung geben, bis ſie den lezten Heller ihres rückſtändigen Soldes empfangen hätten. Fumel, der ihre Anzahl nicht ſtark genug hielt, um die günſtigen Eindrücke auszulöſchen, die er durch ſeine Rede gemacht hatte, entließ die Verſammlung mit dem Bedeuten, daß er nach Vandiwaſch zurückkehren, und 1759.

1759. daſelbſt drey Stunden auf ihre endliche Entſchließung warten würde. Die Antwort kam auch innerhalb dieſer kurzen Friſt. La Joye war ein kluger Kopf, und ob er gleich die Aufrührer commandirte, war er doch mit der Revolte unzufrieden; er bewog ſie daher, ſich für jezt mit einem ſechsmonatlichen Solde zu begnügen, und den Reſt in einem Monate zu empfangen; dabey verlangte er einen förmlichen Generalpardon, unterzeichnet von Lally und allen Mitgliedern des Gouvernements von Pondichery. Während daß Eilboten dahin abgeſchickt wurden, verhielten ſich die Truppen in ihrem Lager ſo regelmäßig als zuvor. Der Pardon kam endlich an, und das Geld wurde den 21ſten October bezahlt, worauf alle Soldaten, dreißig ausgenommen, die deſertirt waren, nach Vandiwaſch unter den Befehl ihrer vorigen Offiziere zurückkehrten. Gegen Abend war im ganzen Lager nichts als Freude und Luſtbarkeiten, Tänze und Schmauſereyen zu ſehen, als ob man einen großen Sieg gewonnen hätte.

Buſſy machte auf die erſte Nachricht von dieſem Aufruhre Halt; er wollte nicht weiter vorrücken, bis er den Erfolg ſähe. Das Mißvergnügen ſchlich ſich auch unter ſeinen Truppen ein, und er war gezwungen, ſie durch einen monatlichen Sold zu befriedigen. Die Nachricht von dem gemachten Vergleiche kam hier an, und auch ſie erhielten die Bezahlung für ſechs Monate, ſo wie die andern Truppen. Ehe Buſſy ſeinen Marſch fortſetzte, ereigneten ſich Zufälle, die ihn nöthigten, ſeine Marſchroute und überhaupt ſeinen Plan zu ändern.

1759. Sobald die Engländer in Conjeveram angekommen waren, wurden 200 Europäer, 500 Sepoys und 200 Reiter, unter Anführung des Capitain More, nach Sidaporum abgeſchickt, wo ſich Baſſaulet Jung gelagert hatte; unterweges ſtießen noch 1600 Sepoys und 70 Europäer aus Tripetti und Nelore zu ihnen. Mit dieſen Truppen wollte man Baſſaulet Jungs Armee necken, wenn ſie ſich in Bewegung ſetzen ſollte, um zu Buſſy zu ſtoßen. Die beiden Polygars Bangar Yatcham und Damerla Venkatyppettah, geſchreckt durch die Reiterey des Baſſaulet Jung, und voller Zweifel wegen dem entfernten Schutze der Engländer, unterwarfen ſich und kamen in ſein Lager, in Begleitung des Sampetrow. Dieſer Mann, deſſen ſchon ehemals gedacht worden, kam mit dem Nabob Anwar-odean Khan nach dem Carnatick, und diente ihm als Duan bis zu ſeinem Tode; nachher bediente ſich Mahomed-Ally zwar ſeiner und frug ihn um Rath, allein er trauete ihm nicht. Seit einiger Zeit lebte er zu Kalaſtri von einem großen Vermögen, das er zuſammen geſcharrt hatte. Sein Haß wider den jetzigen Nabob hatte ihn mit Maphuze Khan in Verbindung gebracht, der immer noch hülflos herumirrte, und in Tinivelly die Unruhen unterhielt. In dieſer Beider Namen kam ein Offizier zum Baſſaulet Jung, ſobald es bekannt war, daß er ſich von ſeinen Brüdern, Salabad-jing und Nizam-Ally, getrennt hatte, und unterſtützte den Antrag der bey ihm befindlichen Franzoſen, im Carnatick einzudringen. Die Abſichten bey dieſem Rathe aber waren ſehr verſchieden: denn Sampetrow hatte

1759 den Plan gemacht, daß Baſſaulet Jung ſich ſelbſt zum Nabob und ihn zum Duan ernennen ſollte. Er ſahe voraus, daß die Angelegenheiten ſeiner andern Länder am Kriſtna ihn bald von hier abrufen würden, ſodann wollte er ihn vermögen, Maphuze Khan zu ſeinem Vice-Statthalter im Carnatick zu ernennen, da er denn als Duan unter einem ſo ſchwachen Prinzen die ganze Regierung in Händen haben würde. Auf die Frage: Welche Verbindung man mit den Franzoſen treffen müßte? antwortete Sampetrow; Wo möglich keine, weder mit den Franzoſen noch mit den Engländern, und daß Maphuze Khan daher der beſte Vice-Statthalter ſeyn würde, weil er für keine dieſer beiden Nationen eine beſondre Zuneigung habe. Zum Beweis ſeiner Fähigkeiten beredte er die beiden Polygars, daß jeder dem Baſſaulet Jung ein Geſchenk von 40,000 Rupien machte, wozu er eben ſo viel aus ſeinem eigenen Schatze legte.

Dieſe Hülfe kam ſehr zur gelegenen Zeit, und gab ſeinem Rathe ein großes Gewicht. Sampetrow erwartete den Erfolg, als ein vornehmer Indier von Salabad-jings Hofe, ein Vertrauter des Nizam-Ally, im Lager eintraf, mit Anerbietungen von Ausſöhnung, Freundſchaft und Ländereyen, wenn Baſſaulet Jung kein Bündniß mit den Franzoſen wider die Engländer ſchließen wollte. Nizam-Ally ſahe vorher, daß ſein Bruder mit ſeinen Truppen und ſeinem unternehmenden Geiſte, in Verbindung mit den Franzoſen, im Carnatick eine Revolution bewirken könnte, und wenn dieſes geſchähe, und die Franzoſen über die Engländer die Oberhand behielten, ſo fürchtete er die für ihn ſchrecklichſten Folgen, nämlich die Wiederherſtellung des Buſſy am Ruder der Staatsgeſchäfte im Decan, und dadurch den Ruin aller ſeiner ehrgeizigen Abſichten. Baſſaulet Jung war jedoch für die Ausführung des ihm von Sampetrow ertheilten Raths eingenommen, und würde wahrſcheinlich im Carnatick eingerückt ſeyn, wenn die engliſchen Truppen nicht bey Kalaſtri angekommen wären. Dieſe Erſcheinung beſtürzte ihn deſto mehr, da ihm ſowohl die Franzoſen bey ſeiner Armee, als auch die aus Pondichery angekommenen Agenten feſt verſichert hatten, daß Buſſy noch vor dem 10ten October zu ihm ſtoßen würde. Es war jezt der 19te dieſes Monats; Baſſaulet Jung hielt ſich hintergangen, und wollte nicht einmal glauben, daß Buſſy Pondichery verlaſſen hätte, als nun noch dazu die Nachricht von dem Aufruhr in Wandiwaſch kam. Nunmehr hielt ihn nichts mehr zurück, er ging wieder über den Pennar, und marſchirte nach Cudapah. Die franzöſiſchen Truppen begleiteten ihn, entblößt von allen Nothwendigkeiten. Ihr Befehlshaber in großer Verlegenheit, vermochte ihn endlich dahin, Buſſy zu erſuchen, ſobald als möglich in Cudapah zu ihm zu ſtoßen. Buſſy erhielt dieſen Brief den 24ſten, und brach noch den nämlichen Tag auf; da aber der Weg größtentheils durch Gebirge ging, nahm er nur 300 Sepoys, 100 europäiſche und 200 ſchwarze Reiter mit, die er auf ſeine eignen Koſten in Arcot angeworben hatte, weil die andern, die er von Wandiwaſch mitgebracht hatte, wegen Sold-Mangel davon gegangen waren. Buſſy nahm jezt kein Geſchütz und nur ſehr wenig Bagage mit ſich.

1759

1759. Die Monſun, die ſich bereits durch ſtürmiſches Wetter ankündigte, erinnerte den Admiral Pocock, die Küſte zu verlaſſen. Die Regierung in Madras bemühte ſich, ihn zu überreden, diejenigen Schiffe, die keiner Ausbeſſerung bedurften, in der Bay von Trinconomaly zurück zu laſſen, da ſie denn nach geendigter Monſun gleich wieder bey der Hand ſeyn würden, um den franzöſiſchen Schiffen Widerſtand zu thun, die man vielleicht in Abweſenheit der engliſchen Flotte ſchleunig aus den Inſeln auslaufen laſſen dürfte. Pocock war abgeneigt ſeine Macht zu vermindern, bis er um Ceylon herumgeſegelt, und weit genug an der Küſte von Malabar heraufgeſchifft wäre, um ſicher zu ſeyn, daß die Feinde hier nicht etwa auf ihn lauerten; er verſprach aber, ſobald er davon nichts zu beſorgen haben würde, die Schiffe unter dem Admiral Corniſh nach Madras zu ſenden, im Fall er ihm begegnen würde. Man hatte bereits Nachricht erhalten, daß dieſe Eſcadre mit drey oſtindiſchen Schiffen, die den Oberſten Coote mit 600 Mann an Bord hätten, ſich auf dem Wege nach Madras befände. Pocock ſegelte den 13ten October mit Tagesanbruch von der Rhede ab, und begegnete noch dieſelbe Nacht der Eſcadre des Corniſh auf der Rhede von Pondichery; er ließ ſogleich alle Truppen, die ſich auf den Kriegsſchiffen befanden, in eine Fregatte einſchiffen, und ſchickte dieſe mit den drey oſtindiſchen Schiffen nach Madras, wo ſie wegen des widrigen Windes erſt in zehn Tagen anlangten, da es ſonſt nur eine Paſſage von eben ſoviel Stunden iſt. Sobald man die Truppen gelandet hatte, ſchiffte man 200 Mann aus dem Lager auf fünf oſtindiſchen Schiffen ein, die 1759. nach Bengalen beſtimmt waren. Der Major Calliaud ging auch mit ihnen ab, da Clive ihn ausdrücklich verlangt hatte, um ihm das Commando der Armee zu übergeben, im Fall der Oberſte Coote auf der Küſte von Coromandel zurück bleiben ſollte. Kurz zuvor waren alle übrige engliſche Kriegsgefangenen, 170 an der Zahl, ranzionirt worden, und in Madras angekommen.

Da Brereton nach Vandiwaſch marſchirte, hatte er den Commandanten in Tritchinapoly, Smith, erſucht, etwas zu unternehmen, um die Feinde am Paliar zu theilen, und ſie nach Süden zu ziehen. Smith machte darauf den Entwurf, Devi Cotah durch Ueberrumpelung wieder zu erobern, da dieſes der engliſchen Flotte vortheilhaft ſeyn würde, um Waſſer und Proviant dort einzunehmen, ohne daß man ferner nöthig hätte, wie jezt, bey den Holländern und Dänen darum Anſuchung zu thun. Die Gelegenheit dazu ſchien ſehr vortheilhaft, da Lally dies Fort, wegen der Entfernung von den engliſchen Poſten, für ſicher hielt, und daher die Beſatzung bis auf 30 Europäer und 100 Sepoys geſchwächt hatte. Es wurde auch ein Verſuch gemacht und einige hundert Mann, theils Europäer theils Sepoys, eingeſchifft; allein die Unternehmung mislang, durch mancherley Unfälle, und das ausgeſchickte Detaſchement marſchirte wieder nach Tritchinapoly.

Alle Einkünfte, welche die Franzoſen aus ihren indiſchen Beſitzungen gezogen hatten, ſelbſt zu der Zeit, da dieſe am weitläufigſten waren, hatten nie zu den

1759. Kriegskoſten zugereicht. Die Engländer hatten ſeit kurzem viel Land wieder erobert; ihr neulicher, obgleich mißlungener Angriff auf Vandiwaſch, beunruhigte die Bewohner der ſüdwärts vom Paliar gelegenen Länder, ſo daß viele ihre Felder verließen; ein Umſtand, der den Pächtern den beſten Vorwand gab, einen Nachlaß der contractmäßigen Summen von der Regierung in Pondichery zu verlangen. Hier war die Schatzkammer ganz leer, anſtatt Geld hatte ſie zahlreiche Schulden. Der lezte Aufruhr der Truppen bewieß, daß man ſich auf ſie nicht länger verlaſſen könnte, wenn ſie nicht genau bezahlt würden. Der einzige Theil vom Carnatick, der bey dieſem Kriege noch von Verheerungen, Brandſchatzungen und überhaupt von militäriſchen Operationen verſchont geblieben, war der Landſtrich von Outatore' bis zum ſüdlichen Diſtrict von Tritchinapoly', worin ſich auch die reiche und fruchtbare Inſel Seringham befand, woſelbſt die herannahende December-Aernte, die größte im Jahre, einen ungewöhnlichen überflüßigen Ertrag verſprach. Die Engländer zogen davon für ihre eigene Rechnung den Werth von 600,000 Rupien, und dieſe Einkünfte waren im Februar zahlbar. Lally machte daher den Entwurf, dieſe Ländereyen in Beſitz zu nehmen, und zwar mit einer ſolchen Macht, welche hinreichend wäre, die Beſatzung in Tritchinapoly innerhalb ihren Mauern zu halten. Da dieſes aber nicht geſchehen konnte, ohne die Poſten und Ländereyen in der Nähe des Pallar von Truppen zu entblößen, ſo beſchloß er, 800 Mann bey Arcot zu poſtiren, um ſogleich dem Orte zu Hülfe zu eilen, der etwa angegriffen werden möchte. Er ſchmeichelte ſich, 1759. daß die Hoffnung auf dieſes Hülfscorps die obgleich ſehr ſchwachen Beſatzungen der Forts dahin vermögen würde, ſich aufs äußerſte zu vertheidigen, und die Progreſſen der engliſchen Truppen aufzuhalten, bis er ſeinen Zweck in Süden erreicht hätte. Deleyrit und die Regierung in Pondichery waren mit der Trennung der Armee nicht zufrieden, weil ſie die gefährlichſten Folgen haben könnte. Lally warf ihnen vor, ihre Einwendungen kämen von der Furcht her, daß er ſelbſt die einzunehmenden Ländereyen verpachten dürfte, wobey ſie ihre gewöhnlichen Sporteln verlieren würden; ſie erwiederten dieſe Beſchuldigungen dadurch, daß ſie ihm ähnliche eigennützige Bewegungsgründe bey ſeiner Unternehmung zur Laſt legten.

Die zu der ſüdlichen Expedition beſtimmten franzöſiſchen Truppen beſtanden in 900 Europäern, worunter 100 Reiter waren, 1000 Sepoys und 200 ſchwarzen Reitern, nebſt zehn Kanonen. Der Befehlshaber dieſes Corps war Crillon. Der Sammelplatz war Thiagar, wo die Truppen ſich auf verſchiedenen Wegen einfanden. Die Engländer weder in Madras noch in Tritchinapoly erhielten genaue Nachricht von ihrer Stärke und ihren Abſichten. Crillon ſchickte ein Detaſchement von 35 Europäern, 100 Caffern und 500 Sepoys voraus nach Samiaveram. Der Capitain Joſeph Smith in Tritchinapoly bekam davon Nachricht, und ſchickte ihnen den Capitain Richard Smith mit 120 Europäern, 1000 Sepoys und 400 Reitern entgegen. Die vertraute

1759. Freundſchaft, die unter dieſen beiden Offizieren von gleichem Namen herrſchte, veranlaßte den Commandanten von Tritchinapoly, ſeinen ihm untergebenen Freund als Volontär zu begleiten. Die Franzoſen glaubten ſich ſicher und wurden den Marſch der Engländer nicht gewahr, welche durch den Cooleron an einem ſeichten Orte wadeten, und auf einmal die Feinde überfielen, die davon flohen. Eine Menge wurden auf der Flucht niedergemacht, und 16 Europäer nebſt 30 Caffern gefangen genommen. Die zwey Kanonen, die ſie bey ſich hatten, ſehr viel Munition, und die ganze Bagage nebſt einem Elephanten fiel den Siegern in die Hände. Smith erfuhr nunmehr durch die Gefangenen die wahre Stärke des Crillon, und hörte mit Verwunderung, daß er in der Nähe und Willens wäre, ſich den folgenden Tag bey Utatore zu lagern. So ermüdet die Truppen ſich auch befanden, ſo war doch keine Zeit zu verlieren. Man trat ſogleich den Rückmarſch an bis ans Ufer des Coleroon, und erwartete hier den anbrechenden Tag, um ihn zu paſſiren. Der Fluß ſchwoll während dem Uebergange ſo, daß ein Theil der engliſchen Truppen ſich der Böte bedienen mußte. Die lezten waren kaum vom Ufer abgeſtoßen, als der Vortrab des Crillon erſchien. Die Fluth hielt die Franzoſen hier acht Tage lang auf, da ſie denn auch den Fluß paſſirten, und ſo in der Inſel Seringham landeten. Das Lager wurde nahe bey der großen Pagode aufgeſchlagen, in welche Smith eine Beſatzung von 300 Sepoys und 500 Colleries, mit langen Lanzen bewaffnet, gelegt hatte; er hatte ihnen auch zwey Kanonen gegeben, die von Europäern

bedient wurden. Die äußere Mauer dieſes Tempels 1759.
iſt vierzig Fuß hoch, und kann weder vertheidigt noch erſtiegen werden; wollte man ſie niederſchießen, ſo würde dieſes langweilig und die Ruinen ſchwer zu paſſiren ſeyn. Die Franzoſen fanden Mittel ein Thor zu forciren, und ſo herein zu ſtürmen. Die Seroys thaten muthigen Widerſtand, allein die Colleries wehrten ſich faſt gar nicht. Selbſt da keine Oeffnung den Platz zu behaupten mehr verhanden war, wollten ſich die Seroys eine Zeitlang durchaus nicht ergeben, ob man ihnen gleich Pardon zurief. Endlich gaben ſie der Gewalt nach, und da die Europäer in Indien nie Seroys als Gefangene behandeln, weil der Unterhalt dieſer Soldaten in der Gefangenſchaft viel Geld koſten und viele Europäer in der Unthätigkeit erhalten würde, ſo ließ man auch dieſe abziehen; die Franzoſen aber waren ſo grauſam, auf die Seroys zu feuern, als ſie vorbey marſchirten, die europäiſchen Reiter folgten ihnen nach, und hieben viele nieder; beides geſchah jedoch ohne Erlaubniß ihrer Offiziers. Die Beſatzung von Tritchinapoly ſahe von den Mauern dieſe frevelhafte Grauſamkeit, allein ſie konnten keinen Beyſtand leiſten. Nur wenige Seroys erreichten die Stadt. Der Capitain Smith machte Crillon wegen dieſer Barbarey die bitterſten Vorwürfe.

Die Regierung in Madras, die nunmehr die Abſichten des Feindes wußte, beſchloß alle ihre Truppen ſogleich ins Feld rücken zu laſſen. Den Operationsplan überließ man dem Oberſten Coote, der ſich den 21ſten November nach Conjeveram begab. Er

1759 hielt ſogleich Kriegsrath, worin man übereinkam, daß die Zerſtreuung der feindlichen Truppen eine gute Gelegenheit gäbe, das Fort von Vandiwaſch zu erobern, womit man jezt einen Verſuch machen wollte. Um dieſes Vorhaben zu verbergen, vertheilte man die Armee und bedrohete zu gleicher Zeit Chittapet, Trivatore und Arcot.

Brereton rückte auf Trivatore los, und überrumpelte es in der Nacht. Er beſezte es mit 200 Sepoys, und marſchirte gleich nach Vandiwaſch, wo er mit geringem Widerſtande die Stadt einnahm, und dann eine Batterie gegen das Fort aufführen ließ. Den Tag darauf traf auch Coote ein, der den franzöſiſchen Commandanten auffoderte. Die Antwort war: man würde das Fort bis auf den lezten Mann vertheidigen. Die Batterien, mit ſchwerem Geſchütz beſezt, ſezten ihr Feuer ununterbrochen fort. Gegen Abend traf Monſon mit den übrigen Truppen ein.

Der Kellidar, der im Fort wohnte, ſchickte den folgenden Morgen Abgeordnete, um für ſeine Sicherheit zu ſorgen. Der Oberſt Coote verſprach ihn im Fort ruhig zu laſſen, und ihn als einen Unterthan der Compagnie in Schutz zu nehmen, wenn er mit ſeinen eignen Truppen die franzöſiſche Beſazung überfallen und ausliefern würde. Er verlangte eine Antwort in wenigen Stunden. Dieſe kam aber nicht zur beſtimmten Zeit; dagegen erſchienen franzöſiſche Soldaten auf den Mauern und ſchrien, daß ſie das Fort übergeben wollten. Coote ließ ſogleich hundert Sepoys anrücken, um den Zugang zum Thore zu beſetzen. Man ſagte ihnen, daß der Kellidar die Schlüſſel hätte. Dieſer Umſtand würde vielleicht üble Folgen gehabt haben, wenn Coote ſich nicht ſelbſt genähert, und ohne auf die Thorſchlüſſel zu warten Befehl gegeben hätte, die bereits gemachte Breſche zu erſteigen; welches denn auch ohne Widerſtand geſchah. Die franzöſiſche Beſatzung beſtand aus 68 Europäern und 100 Sepoys; der Kellidar aber hatte 500 Mann. Dieſe wichtige Eroberung machten die Engländer ohne einen Mann zu verlieren, nur allein fünf wurden verwundet. Der Kellidar hatte eben den Tractat unterſchrieben, als die Truppen ins Fort kamen. Man kehrte ſich jedoch hieran nicht; denn ſeine Verwandtſchaft mit der Familie des Chunda-ſaheb, ſeine lange Verbindung mit den Franzoſen, und ſein unverſöhnlicher Haß gegen den Nabob Mahomed-Ally, überwogen alle andre Betrachtung. Er wurde nach Madras gebracht, wo er ſich ſehr ſtolz betrug, und von ſeinen Schätzen keine Nachricht geben wollte; er hatte ſie nach Coilas Guddy geſchickt, einem Fort auf einem hohen Hügel bey Velore gelegen. Die Engländer überließen dieſen Gefangenen dem Nabob, der ihm für eine Million Rupien ſeine Freyheit verſprach. 1759.

Coote beſchloß nunmehr Carangely anzugreifen. Er langte daſelbſt den 4ten December an, nahm die Stadt ein, und eröffnete ſogleich die Trencheen gegen das Fort. Es wurde in kurzer Zeit Breſche geſchoſſen, worauf Coote den Commandanten, Oberſten O Kenelly, einen Irländer, auffoderte, mit dem Bedeuten, daß, wenn er ſich nicht ergäbe, man wegen

1759. der Grauſamkeiten in Seringham Repreſſalien gebrauchen würde. O Kenelly antwortete, daß, da der Brief nicht in franzöſiſcher Sprache addreſſirt wäre, er ihn nicht geöffnet hätte; kaum war der Trompeter zurück, ſo fing er wieder zu feuern an, und fuhr damit drey Tage lang lebhaft fort. Den 10ten des Morgens hatten die Engländer nicht mehr Munition übrig, als nur für zwey Stunden; die Batterien wollten eben aufhören, als man die Friedensfahne auf den Mauern ſahe. Coote, der nicht die geringſte Hoffnung mehr gehabt hatte, das Fort zu erobern, bewilligte faſt alles, was man verlangte. Die Beſatzung erhielt einen freyen Abzug mit ihren Waffen, und auf ſechs Tage Proviant. Sie marſchirte aus mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel; die Sepoys wurden auch frey gelaſſen, aber vorher entwaffnet.

Coote hatte während der Belagerung den Capitain Wood nach der Stadt Arcot geſchickt, um der dortigen franzöſiſchen Beſatzung im Fort den Proviant abzuſchneiden. Wood kam mit fünfzehn Europäern und 300 Sepoys daſelbſt an, und nahm ohne Widerſtand von dem Palaſte des Nabobs Beſitz. Der franzöſiſche Oberpachter ſowohl als die vornehmſten Einwohner wurden gezwungen, eine große Menge Reiß für den Marktpreis zu liefern, da der Mangel an dieſem Hauptbedürfniſſe alle Tage größer wurde, weil die Aernte in Arcot überaus ſchlecht gerathen war. Coote ſelbſt war entſchloſſen, mit ſeinen Truppen nach Arcot zu kommen, ſobald er Carangoly eingenommen haben würde. Ehe dieſes aber noch geſchah, rückte Buſſy mit einem zahlreichen Heere auf Arcot los, worauf ſich Wood zurück ziehen mußte. 1759.

Dieſer würdige Feldherr war endlich den 10ten November in Baſſaulet Jungs Lager eingetroffen, das in einer Ebene unweit der Stadt Cudapah aufgeſchlagen war. Er fand hier ſeine Landsleute, den Reſt ſeines ehemals ſo ſiegreichen Heers, in dem erbärmlichſten Zuſtande; es fehlte ihnen nicht allein an Geld, ſondern ſogar an den nöthigſten Kleidungsſtücken und Nahrungsmitteln. Die Offiziers hatten alle ihre Effekten verkauft, um ſich und ihren Leuten das Leben zu friſten, und nichts war übrig geblieben, als was ſie auf dem Leibe hatten. Die Truppen des Baſſaulet Jung litten zwar auch Mangel, allein nicht in dem Grade, dennoch waren ſie im Begriff zu revoltiren. Dieſer Prinz that nun an Buſſy den Antrag, „daß die Franzoſen ihn als unumſchränkten Herrn der Provinz Arcot betrachten, und ſeiner Autorität alle Länder unterwerfen ſollten, die ſie ſowohl hier als in den Diſtricten von Tritchinapoly beſäſſen; dafür wollte er ihnen den dritten Theil der ſämtlichen Einkünfte bewilligen; was aber ſodann erobert werden würde, ſollte ganz ſein eigen ſeyn, ohne den geringſten Abzug. Alle Angelegenheiten und Tributeinrichtungen ſollten von dem Duan beſorgt werden, den er ernennen würde. Die Franzoſen ſollten ſich eidlich verbinden, ihm wider Nizam-Ally beyzuſtehen, im Fall er nach dem Carnatick käme, wie auch keinen Tractat mit ihm ohne Baſſaulet Jungs Theilnehmung zu ſchließen; viel-

1759. „mehr, nach geendigtem Kriege mit den Engländern, „ſollten ſie ihm Truppen geben, Nizam-Ally zu bekriegen. Wenn der Frieden völlig wieder hergeſtellt wäre, ſollte er in den Beſitz des ganzen Carnaticks und aller Ländereyen, die davon abhangen, „dem alten Gebrauch gemäß geſezt werden, und die „Franzoſen nicht länger auf die Einkünfte Anſpruch „haben. Er behielt ſich vor, nach Gefallen die Provinz zu verlaſſen; während ſeiner Abweſenheit von „ſeiner Hauptſtadt Adoni, ſollten die Franzoſen mit „300 Europäern und 2000 Sepoys dieſe Stadt beſetzen, und die Koſten dieſer Truppen von ſeinem „Antheil an den Einkünften des Carnaticks genommen werden. Da ſeine Truppen an Geld Mangel „litten, ſollte ihm Buſſy 400,000 Rupien leihen, „um ſie zu befriedigen. Wenn dieſer Vergleich „nicht nach ſeiner Ankunft in Arcot geſchloſſen werden „ſollte, ſo müßte ſich Buſſy verbindlich machen, mit „ſeiner Armee die Provinz freundſchaftlich zu verlaſſen.“

Dieſe Vorſchläge zeigten nur zu deutlich den Rath des Sampetrow; Buſſy antwortete darauf durch andre Vorſchläge, die alle von Baſſaulet Jung gethane ungewiß machten. Die perſönlichen Zuſammenkünfte dienten blos die Uneinigkeit zu vermehren, da jeder Theil des andern Abſicht immer deutlicher ſah; dennoch zeigte Baſſaulet Jung gegen Buſſy viel Ehrerbietung, und fertigte auf ſein Anſuchen Patente aus, wodurch die ganze Provinz Arcot dem Gouvernement des Lally unterworfen, und allen Oberhäuptern und Lehnſaſſen anbefohlen wurde, ihm zu gehorchen und

den gewöhnlichen Tribut zu bezahlen. In derſelben 1759
Ebene, wo ſich Baſſaulet Jung und Buſſy gelagert hatten, befanden ſich ebenfalls zwey andre Corps Truppen; das eine beſtand aus 3000 Maratten, die hier zur Bedeckung desjenigen Diſtricts von Cudapah dienten, der vor einigen Jahren den Maratten überlaſſen worden war; das andre Corps waren 2000 pitaniſche Reiter in Dienſten des Nabobs von Cudapah. Buſſy kannte die Befehlshaber von beiden. Die Pitanen liehen ihm Geld, wodurch er fähig gemacht wurde, 200 Pitanen und 200 Maratten in Sold zu nehmen, und die vornehmſten Bedürfniſſe der bey Baſſaulet Jung geweſenen Truppen zu befriedigen, die er nun mit den ſeinigen vereinigte. Seine Armee beſtand jezt aus 350 europäiſcher Infanterie, 100 europäiſchen Reitern, 250 Sepoys, unter welchen 500 theils Araber theils Abyſſinier waren, und 800 ſchwarzen Reitern; hiebey befanden ſich zehn Kanonen. Mit dieſem Corps ſezte er ſich den 16ten November in Marſch, ging denſelben Weg zurück, den er gekommen war, und langte den 10ten December in Arcot an.

Der Verluſt von Vandiwaſch und Carangoly war der ſtärkſte Beweis von dem gemachten Fehler des Lally, ſo viel von ſeinen Truppen nach Süden zu ſchicken; er ſah dieſes ſelbſt ein und rechtfertigte es blos durch den großen Geldmangel und die ſchleunige Befriedigung der Armee. Er ſandte nun allenthalben Eilboten aus, die Detaſchements zurück zu rufen, 300 Europäer ausgenommen, die in der Pagode Seringham zurückgelaſſen wurden. Das Hauptcorps

1759 der Franzoſen erwartete ihre Ankunft in Chittapet. Buſſy ließ ſeine Truppen bey der Stadt Arcot ſich lagern, und ging ſelbſt nach Pondichery. Seine Reiterey ſchwärmte indeſſen herum, und verheerte alle Diſtricte bis nach Conteveram. Ein Corps Maratten, die dem Morari-row angehörten, hatte ſich bey Cudapatnam unter Anführung des Innis Khan gelagert. Sowohl die Engländer als die Franzoſen hatten hier ihre Agenten, um ſie in Sold zu nehmen. Morari-row wußte, daß die Engländer das meiſte Geld hatten, und gab daher vor, daß er große Koſten gehabt hätte, auf ihr Verlangen Truppen auszurüſten, noch ehe die Belagerung von Madras geſchehn war; für dieſe Ausrüſtung war er nicht bezahlt worden, und that daher große Foderungen, die ſie nicht eingehn wollten. Morari-row, als das kürzeſte Mittel ſie geſchwind zu ſeinem Zwecke zu bringen, nahm 20,000 Rupien von dem franzöſiſchen Agenten an, und ſchickte 1000 von ſeinen Reitern ab, die in zwey Tagen auf dem engliſchen Boden unweit Arcot ſich einfanden.

Dieſe Maratten verwüſteten alles, wo ſie hinkamen, und trieben alles Vieh weg, wovon ſie ſieben, auch acht Stück für eine Rupie verkauften, und ſodann wiederkamen, ſie von neuem zu erbeuten. Dieſe Erfahrung verurſachte, daß die Einwohner nicht mehr dergleichen kaufen wollten; nun wurde das Schwert gebraucht, worauf jedermann die Dörfer und das offne Land verließ, und ſich in den nächſten Forts, Wäldern und Gebirgen zu retten ſuchte. Nicht ein einziger wagte es, ſich mit Reiß dem Lager zu na-

1759. hen, welches drey Tage lang von dieſem Hauptbedürfniſſe gänzlich entblößt war. Hiezu kam noch ein außerordentlicher Regen, der zwey Tage anhielt und die Zelter wegzuſchwemmen drohte. Coote legte daher ſeine Truppen in Cantonirungsquartiere, in das Fort Coorepauk und die benachbarten Dörfer; er ſelbſt aber begab ſich nach Madras.

Die Einnahme von Vandiwaſch hatte die engliſchen Waffen in den ſüdlichen Provinzen wieder in Ruf gebracht. Der König von Tanjore ſchickte Truppen zu Pferde und zu Fuß, und Tondiman nebſt den beiden Moravars ihre Colleries nach Tritchinapoly. Die hier befindlichen Poſten zogen ſich indeſſen zurück, den Befehlen des Lally gemäß. Der Capitain Smith war aber weit entfernt, ſie ruhig abziehen zu laſſen. Er überfiel daher ein ſtarkes Detaſchement, das eine Convoy eſcortirte, machte eine große Beute und nahm vierzig Grenadier gefangen. Die Folge davon war, daß die Pachter bey der jetzigen Aerntezeit, anſtatt den Franzoſen ihre Pachtgelder zu bezahlen, ſie den Engländern überlieferten. Der Nabob lag der Regierung in Madras dringend an, Tritchinapoly mit 200 Europäern zu verſtärken, und auf die Wiedereroberung der übrigen verlornen Ländereyen bedacht zu ſeyn. Coote war aber ganz gegen dieſen Plan, und berief ſich auf den ähnlichen Fehler des Lally und deſſen Folgen, daß es daher thöricht ſeyn würde, die Armee jezt zu ſchwächen, da es ſchien, daß die Franzoſen ihre ganze Macht zuſammenzögen, um das Schickſal des Carnaticks durch eine Hauptſchlacht zu entſcheiden.

1759. Sein Rath wurde befolgt und er ging nach Coorepauk zurück, wo in ſeiner Abweſenheit ſeine Reiterey bis auf 700 Mann angewachſen war.

Die Franzoſen hatten ſich indeſſen bey Arcot gelagert, und die Engländer thaten ein gleiches fünf engliſche Meilen davon. Durch die Vereinigung des Lally und Buſſy waren die Feinde ſtärker als jemals. Den 31ſten December fielen 300 engliſche Sepoys mit Anbruch des Tages ins Lager der Maratten; alle flohen davon, ſo wie es gewöhnlich iſt, wenn ſie überrumpelt werden. Die Vortheile wären weit größer geweſen, wenn man die Sepoys hätte dahin bringen können, die erbeuteten Thiere und Bagage zu vernichten, da man ſie nicht fortbringen konnte.

So endigte ſich das Jahr 1759. Die beiden Armeen hatten ſich einander im Auge, aber keine war bereit, den Streit ſchleunig durch ein Haupttreffen zu entſcheiden. Die Engländer fürchteten die Menge der feindlichen Cavallerie, und hofften nicht allein die Maratten von den Franzoſen abzuziehn, ſondern auch von 1000 andern Maratten, die unter Innis Khan noch in den Gebirgen ſtunden, unterſtützt zu werden. Auf der andern Seite ſtand Lally auch wegen dieſer Maratten in Unterhandlung, und traute noch immer ſeinen europäiſchen Truppen nicht; überdem erwartete er durch das Detaſchement verſtärkt zu werden, das er im April unter Anführung des Moracin nach Maſulipatnam geſchickt hatte.

Da Moracin nach dem Verluſt von Maſulipatnam es nicht wagte, ſeine Truppen zu landen, ſo ſegelte er den 18ten April wieder ab, und langte in

1759. fünf Tagen in Ganjam an, am nordlichſten Theile der Provinz Chicacole gelegen. Die Franzoſen hatten hier eine kleine Faktorey, und ſtanden in Verbindung mit Narraindeu, dem vornehmſten Rajah dieſes Diſtrikts, der ſieben bis acht Forts beſaß. Das vornehmſte derſelben war Moherry, ſeine im Walde gelegene Reſidenz. Er unterhielt beſtändig 3000 Mann Soldaten, ohne diejenigen, die er gelegentlich von andern Waldfürſten in Sold nahm. Der Rajah Vizeramrauze hatte den Haß des Narraindeu auf ſich geladen, der nun nach ſeinem Tode auf den Nachfolger Anunderauze fiel. Dieſer Rajah war, wie oben erzählt worden, mit den Engländern verbunden. Moracin bediente ſich dieſes Umſtandes, um Narraindeu, welcher die Engländer eben nicht liebte, den Antrag zu thun, „daß ihre vereinigten Truppen erſt gegen das „engliſche Etabliſſement von Vizagapatnam, und „dann gegen Vizianagarum, die Reſidenz des Anunderauze, marſchiren ſollten. Hätten ſie beide Oerter erobert, ſo wollten ſie weiter vorrücken, bis ſie „die franzöſiſche Obſervations-Armee fänden, die bey „Salabad-jing war, da Maſulipatnam von den Engländern geſtürmt wurde. Man hoffte, daß der „Subah ihnen ſodann gewiß beyſtehen würde, dieſen „wichtigen Ort wieder einzunehmen, worauf Narraindeu für ſeine geleiſteten Dienſte alle Beſitzungen „des Anunderauze bekommen ſollte.“ Narraindeu nahm den Vorſchlag an, allein in der Abſicht, ſich nicht weiter einzulaſſen, als es ſeine Vortheile erfoderten.

1759. Die franzöſiſchen Truppen, die erwartet hatten in Maſulipatnam zu landen, waren nicht für lange Märſche ausgerüſtet; die Ausrüſtung in Ganjam nahm daher viel Zeit weg. Es befanden ſich bey dem Detaſchement 43 gefangne engliſche Soldaten, die, um ihren Zuſtand erträglicher zu machen, bey den Franzoſen Dienſte genommen hatten. Jezt fanden ſie Gelegenheit alle davon zu gehen; ſie erreichten auch nach vielen ausgeſtandenen Mühſeligkeiten Cuttack in Orixa, von da ſie nach Calcutta geſchickt wurden. Moracin konnte nicht eher als im Julius mit ſeiner Zurüſtung fertig werden. In dieſer Zeit aber hatte er alle ſein baares Geld ausgegeben, ſo daß der fernere Unterhalt ſeiner Soldaten blos von dem Verkauf unbedeutender Effecten und der ſehr zweifelhaften Großmuth des Narraindeu abhing. Indeſſen ging der Marſch fort. Nach vier Tagen fehlte es den Franzoſen ſo ſehr an Proviant, daß ſie vom Hunger entſetzlich geplagt wurden. Weder die Truppen des Narraindeu noch die Einwohner ſeiner Städte wollten ohne Geld etwas hergeben. Der Hunger kannte jedoch keine Geſetze. Die Franzoſen fielen in die Häuſer der Stadt Cutramper ein, um Lebensmittel zu ſuchen; die Folge davon war ein großer Tumult, der an beiden Seiten Blut koſtete. Narraindeu verließ nun ſeine Bundsgenoſſen mit allen ſeinen Truppen, und rief die benachbarten Fürſten um Beyſtand an. In dieſer großen Verlegenheit blieb Moracin nichts übrig, als nach Ganjam zurück zu marſchiren. Narraindeu und ſeine indiſchen Alliirten ſuchten ihm den Weg zu verſperren, und es kam zu einem Treffen, wobey jedoch die europäiſchen 1759. Waffen, wie gewöhnlich, ſiegten, und alle feindlichen Schaaren aus einander ſprengten. Die Folge davon war ein Ueberfluß an Lebensmitteln und eine Unterhandlung, wozu Narraindeu jezt ſelbſt die Hände bot.

Ein franzöſiſcher Offizier, Namens Darveu, begab ſich in ſein Lager, um den Tractat zu ſchließen, von vierzig Europäern und eben ſoviel Sepoys begleitet. Der Vergleich kam aber nicht zu Stande, dagegen wurde Darveu von der ganzen Macht des Feindes verrätheriſch überfallen und mit allen ſeinen Europäern erſchlagen; nur drey derſelben retteten ſich mit einer Anzahl Sepoys, auf deren Ermordung man nicht ſo eifrig bedacht geweſen war. Moracin marſchirte nun nach Ganjam, und lagerte ſich bey der Faktorey, die von Narraindeu umringt wurde. Von den beiden Schiffen, welche das Detaſchement gelandet, hatte man eins nach Arracan geſchickt, Proviant zu holen, das andre aber war in einem Sturme an den Küſten geſtrandet. Die lezte Hoffnung dieſer unglücklichen Soldaten waren einige kleine der Faktorey gehörige Fahrzeuge, mit welchen man nach Pondichery fahren wollte, ſobald die engliſche Flotte wegen der Monſun die Küſte von Coremandel würde verlaſſen haben. Indeſſen geſchahen täglich Scharmützel, die abermals das Anerbieten einer Unterhandlung bey Narraindeu erzeugten, und auch einen Waffenſtillſtand veranlaßten. Es erfolgte jedoch keine Ausſöhnung; denn die Foderungen der Franzoſen waren der Größe ihrer erlittenen Beleidigungen angemeſſen, und Narraindeu war weit entfernt dieſe zu bewilligen, weil

1759. blos ſeine Abſicht war, die Kriegskoſten im Felde zu erſparen, und vor allen Angriffen der Franzoſen ſicher zu ſeyn, wenn er ſeine Truppen in ihre Quartiere verlegt haben würde. Moracin wußte aus dieſer Lage keine Vortheile zu ziehen, ſondern verſprach ohne weitere Bedingung, ſich ruhig zu halten.

Narrainden nutzte dieſe Zeit, um an den Oberſten Clive in Bengalen Briefe zu ſenden, und ihn um ſeinen Beyſtand zu erſuchen. Er verlangte blos ein kleines Detaſchement Engländer, um in Verbindung mit ihnen das Corps des Moracin völlig aufzureiben. Die vorerwähnten Deſerteurs beſtätigten die Leichtigkeit des Entwurfs. Allein die zweifelhafte Lage der engliſchen Angelegenheiten im Carnatick und die Abnahme der Truppen in Bengalen geſtattete keine weitere Verminderung; der unternehmende Geiſt des Clive beſchloß dennoch, den Verſuch zu machen. Es wurden ſechzig Europäer, worunter die Hälfte Artilleriſten waren, auf ein Schiff eingeſchifft, das außerdem noch eine Schiffsbeſatzung von hundert Europäern hatte. Es langte den 7ten October unter holländiſcher Flagge auf der Rhede von Ganjam an. Zwey franzöſiſche Offiziers kamen gleich an Bord, um nach Neuigkeiten zu fragen, die man ſofort gefangen nahm. Der engliſche Befehlshaber, Capitain Samſon, verlangte hierauf mit Moracin eine Unterredung, und begab ſich deshalb nach erhaltenem Paß ans Land; er vergrößerte die mitgebrachte Truppenzahl, ſprach von andern, die auch unterwegs wären, und ſchlug ihm vor, ſich mit allen ſeinen Franzoſen zu ergeben, um unnützes Blutvergießen zu vermeiden. Moracin

1759. aber hatte bereits beſſere Nachrichten eingezogen. Samſon ſchickte nun Abgeordnete an Narraindeu, der, weil er jezt verſichert war, daß die Franzoſen nächſtens von ſelbſt abziehen würden, keine weitere Luſt hatte, Feindſeligkeiten gegen ſie zu erneuern; er verſprach jedoch Samſon, ſeine Truppen mit deſſen Soldaten zu vereinigen, und die Stadt zu berennen. Es verſtrichen vierzehn Tage unter allerhand Vorwande, da denn Samſon überzeugt wurde, daß er nichts zu thun geſonnen ſey, und daher wieder nach Bengalen ſegelte.

Im Anfang des Novembers ſchiffte ſich Moracin mit 40 Europäern auf einem Fahrzeuge ein, und landete den 11ten bey Cocanara, das dicht am Seeufer unweit des öſtlichen Arms vom Godaveri liegt. In dieſem Arme befinden ſich die engliſchen und franzöſiſchen Faktoreyen, Ingeram und Yanam. Die meiſten der in Maſulipatnam gemachten Gefangenen, die man auf ihr Ehrenwort losgelaſſen hatte, hielten ſich in Yanam auf, um auf Gelegenheit zu warten, nach Pondichery zu gehen. Dieſes diente ihnen zum Vorwande, zu Moracin nach Cocanara zu kommen, wo ſie ihm von allem Nachricht gaben. Der Diſtrict bey Cocanara ſtand unter der Herrſchaft des Jaggapettyrauze, eines nahen Verwandten von Anunderauze. Sie waren lange Zeit Feinde geweſen, und da Anunderauze ſich mit den Engländern vereinigte, ſtieß der andre zu den Franzoſen. Nach der Schlacht von Peddipore gab der Oberſte Forde die Ländereyen des Jaggapettirauze an Anunderauze, der es jedoch noch nicht gewagt hatte, davon Beſitz zu nehmen.

1759. Jaggapettirauze erwartete beſtändig von ihm angegriffen zu werden, und war deshalb im Felde geblieben; er ſchrieb nun aus ſeinem Lager Briefe an den engliſchen Oberfaktor in Maſulipatnam, Andrews, um die gethane Ceſſion zu vernichten. Moracin ſchickte Agenten in ſein Lager, um ihm ein Bündniß anzutragen, wobey er ihm von den Truppen Nachricht gab, die aus Ganjam unterwegs wären, und von noch mehrern, die aus Pondichery ankommen würden. Jaggapettirauze verſchob die Antwort, ohne jedoch den Antrag zu verwerfen; aber weder er noch ſeine Unterthanen leiſteten den Soldaten des Moracin auch nicht die geringſten Dienſte. Der gänzliche Mangel an Proviant nöthigte ſie Gewaltthätigkeiten zu begehen, denen man widerſtand. Viele wurden in Verhaft genommen, oder nahmen Kriegsdienſte, ſo daß Moracin gezwungen war, ſich mit fünf Soldaten, dem elenden Ueberreſt ſeines Haufens, einzuſchiffen. Er langte den 24ſten December in Pondichery an.

Die in Ganjam zurückgebliebenen Truppen beſtanden in 250 Mann, theils Europäer theils Topaſſen, und hundert Sepoys. Sie ſchifften ſich unter Anführung des Ritters Pocke ein, und langten in Cocanara gleich nach der Abreiſe des Moracin an.

Die unter dem Oberſten Forde von Bengalen abgeſchickten Truppen hatten wiederholte Befehle erhalten, zurück zu kommen; ſie ſollten den ganzen Weg zu Lande machen, um Moracins Detaſchement aufzuſuchen, das man an der Küſte zu ſeyn vermuthete. Das Regenwetter wollte den bengaliſchen

Truppen nicht erlauben, vor Anfang des Novembers 1759. ins Feld zu rücken. Forde wollte dieſe Zeit nutzen, und ſegelte für ſeine Perſon im October von Maſulipatnam nach Bengalen, wo er eben zu rechter Zeit ankam, um ſeinem Vaterlande noch einen wichtigen Dienſt zu leiſten. Das Commando der zurückgebliebenen Truppen war dem Capitain Fiſcher anheim gefallen; ſie waren von 500 Europäern und 1500 Sepoys jezt bis auf 300 Europäer und 800 Sepoys eingeſchmolzen; und zwar die Europäer durch Todesfälle und Deſertion, die Sepoys aber größtentheils durch die Entlaſſung von 500, deren Dienſtzeit zu Ende war, und welche daher nach ihrer Heimath im Carnatick zurück kehrten. Den 5ten December brachen die Truppen auf, und marſchirten denſelben Weg, den ſie gekommen waren. In Rajahmundrum hörten ſie, daß die Franzoſen in Cocanara gelandet hatten. Sie eilten nach dieſer Gegend hin, ehe ſie aber noch die Franzoſen zu Geſichte bekamen, wurden ſie die Truppen der beiden Rajahs im Handgemenge gewahr. Fiſcher hielt dieſes für einen Beweis, daß die Franzoſen ſich nicht mit Jaggapettyrauze verbunden hatten; er vermuthete, ihre einzige Abſicht ſey, die See zu gewinnen, und ſchickte daher den Capitain York mit den Grenadiers und 500 Sepoys ab, ihre Einſchiffung zu verhindern. Die Truppen ſtieſſen auf einander; die Franzoſen gaben nur eine Salve, und lieſen ſodann ſo geſchwind als ſie nur konnten in den Wald, um die holländiſche Faktorey zu erreichen, wo ſie auch eingelaſſen wurden. York umringte ſogleich die Faktorey, welche nur geringe

1759 Vertheidigungswerke hatte, und da bald darauf Fiſcher mit ſeinen Truppen auch dazu ſtieß, ſo wurde die Auslieferung der franzöſiſchen Soldaten unter Drohungen verlangt; die Holländer lieferten ſie auch gleich aus, nachdem ſie zuvor förmlich dawider proteſtirt hatten. Nach dieſem Siege marſchirten die Engländer nach Vizagapatnam, wo ſie den 16ten Januar ankamen. Hier wurden alle Europäer nach Bengalen eingeſchifft, die Sepoys aber mußten ihren Marſch zu Lande durch die Provinz Orixa fortſetzen. Die Engländer waren nun vor aller Furcht geſichert, ſowohl wegen ihren alten als auch der neuen Beſitzungen, die ſich nordwärts vom Kriſtna befanden.

Iſſoof hatte mittlerweile in dem ſüdlichſten Theile von Indien auch Fortſchritte gemacht. Er langte in Madura den 4ten May nach einer zehn monatlichen Abweſenheit an. Er hatte nur 1400 Sepoys im Lande zurück gelaſſen; nämlich ſechshundert in Madura, fünfhundert in Palamcotah, und dreyhundert in Tinivelly. Man konnte von dieſen Truppen nichts als die Vertheidigung der beſezten Oerter erwarten; daher alle Diſtricte beider Provinzen, von dem Walde von Nattam bis an die Thore von Travancore, den feindlichen Verheerungen ausgeſezt waren. Die damalige üble Lage der Engländer, die ſich mit der Uebergabe des Forts St. David anfing, und fortdauerte, bis die Franzoſen gezwungen waren, die Belagerung von Madras aufzuheben, erhielt die Hofnung des Maphuze Khan, daß ein Corps franzöſiſcher Truppen hier ankommen, und er durch ihren Beyſtand das Gouvernement dieſer Provinzen förmlich erhalten würde. Seine Hofnung wurde 1759. auch durch die franzöſiſchen Agenten und durch Briefe aus Pondichery beſtärkt. In dieſer Erwartung blieb er bey Pulitaver, und nahm den Titel eines regierenden Fürſten an, ob er gleich von allem Gelde entblößt war. Sein Unterhalt hing von dieſem Beſchützer ab, der ihn kaum mit den nothwendigſten Bedürfniſſen verſah. Die Rückkunft des Iſſoof beſſerte ſeine Lage, weil man fürchtete, er würde ſich endlich mit dem Nabob ausſöhnen. Alle Polygars traten nun zuſammen, um Iſſoof die Spitze zu bieten. Von den weſtlichen Waldfürſten vereinigten ſich ſechs, und ſtießen mit ihren Truppen zu den übrigen Bundsgenoſſen. Catabominaig, ihr voriger Anführer, war todt; ein Verwandter von ihm war ſein Nachfolger, der, wie gewöhnlich, denſelben Namen führte.

Iſſoof hatte nur 600 Sepoys und 60 Reiter von Conjeveram mitgenommen, allein unterwegs bat er Tondiman und die beiden Moravars um Truppen, welche ihm auch 3000 Mann, theils Colleries theils Reiter, nachſchickten.

Die Colleries von Nattam bewohnen den Diſtrict nordwärts von Madura, nach den öſtlichen Gebirgen zu. Sie waren es, welche die engliſchen Truppen unter dem Oberſten Heron 1755 angriffen. Dieſes Volk iſt viel wilder als die Colleries in Tritchinapoly, Madura und Tinivelly; auch ſind ſie ſehr von ihnen in Sitten und Gebräuchen unterſchieden, und haben weder Forts noch geordnete Kriegsſchaaren. Sie erkennen keine beſondern Oberhäupter, ſondern le-

1759. ben in kleinen Haufen, ſo wie ſie durch Blutsfreundſchaft oder Wahl in Verbindung kommen; daher ihre Streitigkeiten ſelten etwas anders als Privatrache ſind. Sie betrachten alle andre Menſchen wie Beute, allein einen Diebſtahl unter ſich als das größte Verbrechen. Wenn einer von ihnen einen Fremden begleitet, ſo dient dieſer ihm zu einem hinreichenden Schutze gegen alle übrigen; ohne denſelben aber, für den man allemal bezahlen muß, iſt der Reiſende bey jedem Schritte in Lebensgefahr. Im freyen Felde ſind ſie verächtliche Feinde, auch zeigen ſie ſich hier ſehr ſelten; dagegen ſind ſie die geſchickteſten aller Colleries, in Gebüſchen zu fechten und zu ſtehlen. Sie hatten das Land bis an die Mauern von Madura von allem Vieh entblößt, und alle Dörfer rein ausplündert. Da faſt alle Truppen des Iſſoof ſolche Waldkriege verſtanden, ſo beſchloß er, ſie in ihren Waldneſtern anzugreifen, während der Zeit er ſeine andern Soldaten zu einem Kriege im freyen Felde geſchickt machte. Er übernahm ſelbſt die Anführung dieſes Waldkriegs, der jedoch mehr einer großen aſiatiſchen Jagd, als einer kriegeriſchen Expedition glich. Es wurden Wege in die dicken Gebüſche gehauen, und die Einwohner im Innerſten derſelben aufgeſucht; ſo wie ſie flohen, ſchoß man ſie todt. Es verging ein Monat, bevor man ſie dahin bringen konnte, um Gnade zu bitten, und Vieh und Geld zu bezahlen, das ſie geraubt hatten. Auf dieſe Weiſe bekam er tauſend Stück Rindvieh und zweytauſend Stück Schafe zuſammen, die er nach Trit-

chinapoly ſchickte; von da wurden ſie nach der Seeküſte 1759.
zum Gebrauch der Flotte gebracht.

Iſſoof trat den 2ten Julius ſeinen Marſch von Madura mit 6000 Mann an. Seine Artillerie beſtand in kleinen Feldſtücken. Er hatte Mangel an Pulver, welches er ſich ſelbſt machen mußte; denn ſeit der Zerſtörung der Pulvermühle bey Madras, durch Lally, fehlte es den Engländern im Carnatick an Pulver aus ihren eignen Fabriken; daher ſie es theils von der Flotte borgten, theils von Bombay kommen ließen. Die Musketen der Sepoys in Madura waren ſchadhaft, und von vielen Nationen theils gekauft, theils erbeutet worden; viele dieſer Gewehre waren Vogelflinten. Es fehlte auch Iſſoof an Flintenſteinen, wozu man ſich in einigen Theilen von Indien des Agats bediente, der jedoch in dieſen Ländern nicht zu finden war. Alle dieſe Bedürfniſſe ſtellte er der Regierung in Madras vor, und bat beſonders um Geſchütz und Munition.

Iſſoof nahm ein Fort nach dem andern weg, und ſo langte er in Tinivelly an, wo er einen Brief von Maphuze Khan empfing, der ſich erbot, ſeine Bundsgenoſſen zu verlaſſen, und nach dem Carnatick zu gehen, wenn man für ſeinen Unterhalt ſtandesmäßig ſorgen wollte. Obgleich Iſſoof keine Vollmacht dazu hatte, ſo verſicherte er ihn doch, daß ſeine Bitte würde erhört werden, und gab davon nach Madras Nachricht.

Mitten in Tinivelly befindet ſich ein offener und ſehr cultivirter Erdſtrich, der zwiſchen den Diſtricten der öſtlichen und weſtlichen Polygars liegt, und daher

1759. ein beſtändiger Tummelplatz ihrer Räubereyen war. Die Hauptſtraße, welche dahin führt, iſt der Wald von Wootamally. Der Polygar dieſes Landes, der durch die leichten Plünderungen reich geworden war, hatte viele wohlbewaffnete Colleries. Iſſoof drang jedoch in ſeinen Wald ein und nahm ſein Fort weg, das er beſetzte; desgleichen beſetzte er die Stadt Schorandah mit einem Detaſchement, und ging nach Tinivelly zurück.

Im ſüdlichen Tinivelly herrſchte gleiche Unruhe. Die Truppen des Königs von Travancore thaten beſtändig Einfälle in dieſes Land, um ſich der eingeärnteten Feldfrüchte zu bemächtigen; ſie drangen von Calacad bis zum Vorgebirge Comorin vor. Es war nicht möglich, auf allen Seiten zugleich Widerſtand zu thun, ohne eine größere Armee zu haben, als beide Provinzen unterhalten konnten. Der König war jedoch kein abgeſagter Feind der Engländer, ſondern der Polygar von Vadagherri war der eigentliche Gegenſtand ſeines Haſſes, den er durch die Plünderungen ſeiner Colleries auf ſich geladen hatte, die immer in den Gebirgen von Travancore raubten. Auf dieſen Grund einer gemeinſchaftlichen Feindſchaft wider den Polygar, fing Iſſoof eine Unterhandlung mit dem Könige an, der an den Gränzen ſeines Landes eine Zuſammenkunft bewilligte; ſie geſchah auch im Auguſt mit vieler Höflichkeit und ſcheinbarer Zuneigung. Der König verlangte nichts, und verſprach keine Einfälle mehr in Tinivelly zu thun, wie auch ein beträchtliches Truppen-Corps zu Iſſoof ſtoßen zu laſſen, um damit den Vadagherri und Pulitaver zu bekriegen. Den 3ten September, da ſich Jſſoof noch 1759 an den Gränzen von Travancore befand, langten tauſend von des Königs Sepoys bey ihm an, alle mit ſchweren Musketen, die in ſeinem Lande gemacht waren, bewaffnet, und auf europäiſche Art obgleich ſehr unvollkommen diſciplinirt; es fehlte ihnen jedoch nicht an Kriegsvorrath und Munition. Jſſoof ging nun nach Tinivelly zurück, zog ſeine Truppen zuſammen, und um den König zu befriedigen, marſchirte er gerade auf Vadagherri los; unterweges ſtießen noch 10,000 Mann Travancoren von verſchiedener Art Infanterie zu ihm, ſo daß er jezt eine Armee von 20,000 Mann beyſammen hatte; die größte, die man ſeit vielen Jahrhunderten in dieſen Ländern geſehen hatte. Vadagherri vertheidigte ſeine Wälder nur einen Tag lang; er verließ dann in der Nacht ſein Fort, und flohe zu Pulitaver nach Nellitangaville.

Die Ankunft eines ſolchen Gaſtes, der zum erſtenmale ſo tief geſunken war, ſetzte den Pulitaver in Schrecken, und vermochte ihn auf Liſt zu ſinnen, um den Sturm von ſich abzuwenden. Der fehlgeſchlagene Angriff der Engländer auf die Stadt Vandiwaſch am 30ſten September war im Lande bekannt, und wurde, ſo wie die Franzoſen den Vorfall vorſtellten, als eine völlige Niederlage angeſehn. Maphuze Khan hatte Briefe von Baſſaulet Jung und aus Pondichery erhalten, die ihn überredten, daß die Franzoſen in ſehr kurzer Zeit die Engländer im Carnatick gänzlich überwältigen würden, und daß er ſodann hoffen könnte, an die Stelle ſeines

1759. Bruders Mahomed-Ally, Nabob von Arcot zu werden. Dieſen Brief nebſt den hohen Erwartungen theilte Pulitaver dem Könige von Travancore mit, und erbot ſich, wenn er die Engländer verlaſſen und ſich mit Maphuze Khan verbinden wollte, ihm einen Theil von Tinivelly, das an ſein Königreich ſtieß, abzutreten. Der König gab ſogleich Jſſoof von dieſem Anerbieten Nachricht, berief ſich auf die Wichtigkeit deſſelben, und verlangte die Abtretung von Calacad und der daranſtoßenden Diſtricte. Er behauptete, daß durch ſeinen Beyſtand bereits mehr Land, als er verlangte, wieder erobert worden wäre, und daß, wenn er ſich mit den Polygars verbände, des Nabobs Autorität in Tinivelly nie wieder gegründet werden würde. Jſſoof befand ſich bey dieſem Antrage in großer Verlegenheit, die noch durch die Nachricht vermehrt wurde, daß das aus Madras abgeſandte Geſchütz nebſt fünfhundert Musketen bey einem Schiffbruche verloren gegangen ſey, und daß zwey Feldſtücke, die man gerettet hatte, in Tutacorin von dem holländiſchen Agenten angehalten worden wären. Dieſe Unfälle gaben des Königs Gründen ein größeres Gewicht, und ſeinem Beyſtande einen höhern Werth; denn die Truppen des Jſſoof waren allein nicht hinreichend, den Pulitaver zu bezwingen, zu deſſen Vertheidigung jezt alle Colleries des ganzen Landes in Schaaren hinzogen. Er trat daher dem Könige die verlangten Diſtricte ab, und die Regierung in Madras war damit zufrieden; nicht ſo der Nabob, welcher den Jſſoof der Verrätherey beſchuldigte, um ſich des Königs Hülfe zu ſeinen ehrgeizigen Privat-Abſichten zu verſichern.

Sobald dieſer Vergleich geſchloſſen war, brach 1759. die vereinigte Armee auf. Den 6ten November drangen ſie in den Wald Caſaltaver. Die Colleries vertheidigten drey Tage lang den Wald, ſodann verließen ſie ihn und das darin befindliche Fort und zogen ſich nach Nellitangaville. Der Mangel an Munition hinderte Iſſoof weiter vorzurücken, bis er ſich aus Madura und Palamcotah damit verſehn hatte. Die Travancoren, um wegen Verſchiedenheit der Sitten Streit zu vermeiden, lagerten ſich abgeſondert, obgleich in der Nähe von Iſſoofs Lager. Dieſen Umſtand nutzten die Feinde, und griffen mit 6000 Colleries bey hellem Tage die Travancoren an. Iſſoof kam ihnen gleich zu Hülfe, da ſich denn die Colleries mit der ihnen gewöhnlichen Behendigkeit zurückzogen, und nicht wohl verfolgt werden konnten. Die Travancoren zählten an hundert Todte und Verwundete. Einige Tage hernach empfing Iſſoof Munition und einige Kanonen; nunmehr ſetzte er ſich in Marſch, und langte den 4ten December bey Waſſchinelore an, ein dem Pulitaver gehöriges Fort, das ſtärkſte im ganzen Lande, Nellitangaville allein ausgenommen.

Waſſchinelore lag in der Nähe von einer Kette von Gebirgen, an deren Fuße ſich ein dicker Wald befand. Hier ſahe man eine ſehr große Stadt, von vielen tauſend Menſchen bewohnt, die gleichſam eine Vormauer des Forts war; eine dicke Dornhecke mit Verzäunungen umringte ſowohl die Stadt als das Fort. Dieſes leztere war 650 engliſche Ellen lang und 300 breit; es war zwar nur von Erde, die aber

1759. beynahe die Härte von Ziegelſteinen hatte. Man ſah hier vier große viereckige Thürme, und zwiſchen ihnen mehrere kleinere von runder Form. Jeder Thurm war eine abgeſonderte Redoute, von einem Parapet umſchloſſen, wodurch man das Fort ſowohl von innen als von außen vertheidigen konnte. Der Zugang zu den Thürmen war ein ſteiler nur zwey Fuß breiter Weg. Die Parapets der Thürme hatten runde Löcher für die Musketen; dagegen ſah man keine Schießſcharten für die Kanonen, wovon ſich nicht ein einziges Stück im Fort befand.

Die Colleries in dieſem Theile von Tinivelly haben nichts von der Häßlichkeit und der Ungeſtalt, die durchaus die Einwohner der Hügel und Wildniſſe bezeichnet. Sie ſind lang, wohlgemacht und haben gute Geſichtszüge. Ihre Waffen beſtehn aus Lanzen, Piken, Pfeil, Bogen und Feuergewehr; ſie mögen aber mit oder ohne Waffen gehen, ſo trägt doch ein jeder beſtändig ein Schwert und ein Schild. Im Treffen ſondern ſie ſich nach der Verſchiedenheit der Waffen in beſondere Haufen ab; die Lanzenträger aber werden für die vornehmſten gehalten, und greifen allemal zuerſt an. Eine ſolche Lanze iſt achtzehn Fuß lang, an deren Spitze ſie, wenn der Angriff auf Reiterey geſchieht, ein Glöckchen hängen. Sie ſtellen ſich in einer tiefen Colonne, dicht zuſammen geſchloſſen, und rücken mit weiten abgemeſſenen Schritten an, wobey ſie ihre Lanzen emporhalten, deren Rauſchen, verbunden mit dem Geklingel, die Reiterey gewöhnlich ſcheu machen und aus einander ſprengen; auch iſt ihre Annäherung nicht weniger der Infanterie furchtbar, wenn dieſe nicht diſciplinirt iſt. Die Wichtigkeit von Waſſchinelore und die große Macht, die jezt dagegen anrückte, zog viele tauſend Colleries herbey; allein nur neunhundert auserleſene Soldaten wurden auf den Mauern poſtirt, die Andern blieben in dem Walde, aus welchem ſie Tag und Nacht Ausfälle thaten, und beide Läger beunruhigten; während deſſen größere Haufen die neuerrichtete Batterie angriffen, ſo daß man dieſe erſt zwanzig Tage nach der Ankunft der Truppen vollenden konnte. Da man während dieſer Zeit immer gefeuert hatte, ſo fing es an an Munition zu mangeln, daher Iſſoof alle Anſtalten zum Sturm machte. Sobald dieſer anfing, und die übrigen Truppen der vereinigten Armee zur Bedeckung unter den Mauern ſtanden, brachen 3000 auserleſene Colleries in Iſſoofs Lager, und vertrieben die wenigen Truppen, die es beſezt hielten; Pulitaver ſelbſt, der von Mellitangaville gekommen war, führte dieſen Haufen in Perſon an. Sobald Iſſoof von dieſem Vorfalle Nachricht bekam, ſchickte er ein ſtärkeres Detaſchement ab, um ſie zurückzuſchlagen, und ſezte den Sturm fort; die Beſatzung aber verdoppelte ihren Muth, da ſie des Pulitavers Ankunft durch das gewöhnliche weit tönende Kriegsgeſchrey und den Schall ihrer Feldhörner vernahmen. Aus allen Winkeln des Waldes drangen nun Colleries hervor und griffen die Truppen in den Flanken und im Rücken an, und obgleich ſie beſtändig zurückgeſchlagen wurden, ſo ſetzten ſie ſich doch immer wieder. Gegen Abend zogen ſie ſich in

1759.

1759. die Wälder zurück, mit dem Entſchluß, den Angriff in der Nacht zu erneuen. Iſſoof aber, der faſt keine Munition mehr hatte, zog ſich zurück. Er hatte theils von ſeinen eignen Truppen, theils von den Travancoren an zweyhundert Mann eingebüßt; der Verluſt der Feinde war noch größer. Den folgenden Tag ſchlug er in einiger Entfernung ſein Lager auf, und entließ hier die Travancoren; er ſelbſt aber marſchirte mit ſeinen Truppen nach der Stadt Tinivelly zurück.

Zwölftes Buch.

1760. Die beiden Armeen im Carnatick ſtanden im Anfange dieſes Jahrs noch in ihren Lägern bey Arcot; beide waren gleich abgeneigt etwas zu wagen, weil beide das Ende ihrer Unterhandlung mit den Maratten erwarteten. Die Engländer ſowohl als die Franzoſen boten dem Innis Khan 60,000 Rupien an; während aber die erſten von Wechſelbriefen ſprachen, ſchickten die Franzoſen baar Geld, wodurch ſie den Vorzug erhielten. Innis Khan traf den 8ten Januar in ihrem Lager ein, mit 3000 Maratten und einer größern Anzahl von Freybeutern zu Fuß, die Pandarums genannt werden und beſtändig neben den Reitern hertraben. Den folgenden Tag nahmen die Franzoſen ihren Marſch nach Trivatore. Ein kleines Detaſchement von zweyhundert Maratten, welche der Oberſte Coote gewonnen hatte, verließ das feindliche Lager und ging zu den Engländern über. Man vermuthete, daß die Franzoſen auf Vandiwaſch losgehen würden. Es wurden daher an den daſigen Commandanten, Capitain Sherlock, Befehle geſchickt, das Fort aufs äußerſte zu vertheidigen.

Der General Lally hatte auch ſein Augenmerk auf Vandiwaſch gerichtet, allein außerdem noch einen andern Entwurf gemacht, daher er nur langſame Märſche that. In der Nacht vom 11ten

1760. aber ging er über den Paliar, und vermittelſt eines forcirten Marſches langte er in Conjeveram an, wo er große engliſche Reißmagazine zu finden hoffte. Er fand aber die Magazine leer; auch hatten die Einwohner in ihren Häuſern nicht mehr, als ſie zu ihren Bedürfniſſen gebrauchten. In der Pagode war ein Feldlazareth, und eine Menge von Kriegsvorrath, unter der Bedeckung von 200 Sepoys. Die Wegnahme dieſes Magazins würde für die Engländer ſehr nachtheilig geweſen ſeyn; da aber Lally keine Kanonen bey ſich hatte, ſo machte er keinen Verſuch auf die Pagode: dagegen erlaubte er ſeinen Truppen zu plündern, und die Häuſer der Stadt in Brand zu ſtecken. Die Sepoys in der Pagode waren während dieſer Verwirrung nicht müßig, ſondern thaten, in Verbindung mit allen Kranken des Lazareths, beſtändig Ausfälle auf die kleinen Haufen der Feinde, welche in den Straßen herumirrten; ſahen ſie ſich aber in Gefahr, überwältigt zu werden, ſo zogen ſie ſich durch die ihnen wohlbekannten Seitenwege in die Pagode zurück. Gegen Abend marſchirte der Feind ab, mit zweytauſend Stück Ochſen, dem beſten Theile ihrer Beute, die mit den geplünderten, zum Theil unbedeutenden Effekten beladen waren. Den folgenden Tag marſchirten die Franzoſen nach Trivatore. Coote erhielt davon zeitig Nachricht, ſezte ſich an die Spitze ſeiner Reiterey, und langte noch eher als die Feinde in Trivatore an.

Es war nun ein Monat, daß Buſſy wieder in Verbindung mit Lally Feldoperationen machte; hiedurch wurde der Haß des leztern nur noch vermehrt.

Die kürzlich begangenen Fehler des Lally, der Vandiwaſch und Carangoly verloren hatte, ohne etwas durch die Expedition nach Seringham zu gewinnen, hatten ſeine militäriſchen Talente bey der ganzen Armee verächtlich gemacht. Nicht allein das Regiment von Lothringen, ſondern auch ſein eignes, fingen an das höhere Genie des Buſſy allgemein anzuerkennen; das ſogenannte Bataillon von Indien aber war immer dieſer Meynung geweſen, ſo daß ſich Lally von allen verlaſſen ſah. Dieſer General ſchrieb dieſe allgemeine Würdigung der großen Verdienſte ſeines Gegners der Beſtechung zu, und den Intriguen des Jeſuiten Eſtevan, der Beichtvater des Regiments von Lothringen war. Seine Antipathie kannte nun länger keine Gränzen mehr. Sobald die Armee nach Trivatore gekommen war, erſuchte Buſſy um Erlaubniß, nach Pondichery zu gehen, wegen einer ſchmerzhaften Krankheit, welche durch die Fatiguen vergrößert wurde; Lally aber befahl ihm, im Namen des Königs, im Felde zu bleiben. Buſſy gehorchte, und gab ſein Gutachten in Anſehung künftiger Operationen. „Die Engländer,“ ſagte er, „würden nicht Vandiwaſch wegnehmen laſſen, ohne eine Schlacht zu wagen, um es zu retten, wobey die franzöſiſche Armee im Felde aller Belagerungs-Truppen beraubt wäre. Wegen der Nothwendigkeit, dieſe zu decken, würde man nicht Herr von der Wahl des Terrains, noch von andern Vortheilen ſeyn, die ſich im Treffen ereignen könnten; dagegen, wenn alle reguläre Truppen an den Ufern des Paliar zuſammen gehalten, und die Maratten 1760.

1760. „ausgeſchickt würden, die Diſtricte der Engländer zu „verheeren, ſo würde ihre Armee bald gezwungen „ſeyn, entweder mit Nachtheil zu ſchlagen, oder we„gen ihrer Subſiſtenz ſich unter die Mauern von Ma„dras zurück zu ziehn.‟

Kein Rath konnte weiſer ſeyn; denn die Maratten hatten ihre Verheerungen bis Pondamalee und Vendalore verbreitet, die Lebensmittel von allen Seiten abgeſchnitten, und dadurch das engliſche Lager in großen Mangel geſezt; hingegen herrſchte der Ueberfluß im franzöſiſchen Lager, wo das geraubte Hornvieh ſieben Stück für eine Rupie verkauft wurde; ſelbſt den Reiß bekam man für die Hälfte des im ganzen Lande gangbaren Preiſes. In Madras war man wegen dem Verluſte der beſten Einkünfte ſehr bekümmert; die Regierung bereute es, den Maratten nicht alles Verlangte bewilligt zu haben, und rieth daher Coote, ſich der Stadt Madras zu nähern. Lally's ſeltſames Betragen aber gab der Sache eine andre Geſtalt. Er wollte den Rath des Buſſy nicht befolgen, weil er von einem ihm ſo verhaßten Gegner kam, verließ Trivatore mit 500 Europäern, der Hälfte der europäiſchen Cavallerie, 500 Maratten und 1000 Sepoys, und ließ Buſſy mit den übrigen Truppen zurück, die Engländer aufzuhalten, wenn ſie nach Arcot marſchiren ſollten, um die Franzoſen von der Belagerung von Vandiwaſch abzuziehen.

Der Capitain Sherlock hatte 30 Europäer und 300 Sepoys in die Stadt Vandiwaſch gelegt, die Lally gleich nach ſeiner Ankunft mit ſeiner ganzen Infanterie in zwey Diviſionen angriff; eine derſelben beſtand aus lauter Seeleuten von der Eſcadre, die, 1760. des Landdienſtes ungewohnt, von den in Bereitſchaft ſtehenden Engländern ſo übel empfangen wurden, daß ſie zurückliefen, und in die andere Diviſion herein fielen, welche, in der Meynung es wären Feinde, auf ſie feuerte. Einige Stunden nachher geſchah ein anderer beſſer geordneter Angriff. Lally ſelbſt ſtieg vom Pferde, ließ Freywillige austreten, und erkletterte zuerſt in eigner Perſon die Stadtmauer. Die ganze Colonne ſtürzte hinter ihm drein, und die Beſatzung zog ſich mit einem ſehr geringen Verluſte glücklich ins Fort zurück. Die Franzoſen verſchanzten ſich ſogleich in den Gaſſen, die zum Fort führten, und errichteten eine Batterie.

Es waren tauſend Maratten ausgeſchickt worden, die Bewegungen der Engländer zu beobachten; ſie gingen aber blos dem Plündern nach, und bekümmerten ſich wenig um die Feinde. Da nun überdem Lally Spione nie gut belohnte, ſo erhielt er nicht eher von der Annäherung der engliſchen Armee Nachricht, als bis Buſſy den 17ten es ihm in einem Briefe meldete. Seine Verachtung gegen alles, was von dieſer Quelle kam, verurſachte, daß er die Nachricht anfangs nicht für wahr annehmen wollte; da ſie aber bald beſtätigt wurde, ſo überließ er Buſſy nach Gutachten zu handeln, welcher ſogleich mit allen ſeinen Truppen nach Vandiwaſch marſchirte.

Der Mangel an Proviant hinderte die Engländer forcirte Märſche zu thun, daher Lally und Buſſy noch vor ihnen bey Vandiwaſch ankamen, und ſich verei-

1760 nigten. Jener Mangel nöthigte die Engländer, ſich bey Outramalore zu lagern. Man fand, daß der Oberpachter hier, ob er gleich von Madras abhing, dennoch alle vorräthige Lebensmittel an die Franzoſen verkauft hatte; er wurde daher in Verhaft genommen, und ohne alle Nahrung eingeſperrt, bis die Armee mit dem Nöthigen verſehen war, wozu ſeine Leute nun in wenig Stunden Anſtalten machten. Coote beſchloß, ſich nicht eher den Franzoſen zu nähern, bis ſie die Belagerung von Vandiwaſch anfangen würden, weil er alsdann die Wahl haben würde, entweder das Belagerungs-Corps, oder die daſſelbe deckende Armee in der Ebene anzugreifen. Buſſy ſahe dieſes vorher, und beſchwur Lally, die Belagerung bis zu einer beſſern Gelegenheit zu verſchieben; er rieth ihm, ſeine Truppen zuſammen zu halten, bis die Engländer entweder ſchlagen oder ſich zurückziehn würden. Lally aber beharrte bey ſeinem vorigen Entſchluſſe, und wollte durchaus keinen Rath von ſeinem Rival anhören.

Die Batterien gegen das Fort wurden erſt den 20ſten Januar fertig, weil die Kanonen dazu von Valdore gebracht werden mußten. Coote nahm nun ſeine ganze Reiterey, um den Feind zu recognoſciren, und ſchickte nach ſeiner Zurückkunft die ſchwere Bagage nach Carangoly; ſodann befahl er der ganzen Armee, in Schlachtordnung nach Vandiwaſch aufzubrechen, ohne ſich jedoch zu übereilen.

Lally hatte ſich zwey engliſche Meilen vom Fort gelagert; ein großer indiſcher Waſſerbehälter deckte

1760. ſeine linke Flanke. Alle Maratten waren nun von ihren Plünderungen zurückgekommen, und lagen mit ihrer Beute am Fuße eines hohen Berges unweit von dem franzöſiſchen Lager. Sie entdeckten zuerſt die Annäherung der Engländer, worauf ſie alle zu Pferde ſtiegen, und ſich in verſchiedene Haufen verbreiteten; ein gleiches that die europäiſche Cavallerie im Lager der Franzoſen. Coote war ſelbſt bey der Avantgarde, die aus 200 ſchwarzen Reitern und 200 Sepoys beſtand; da ſeine übrigen Truppen noch zurück waren, befahl er den Sepoys, ſich haufenweiſe zwiſchen den Diviſionen der Reiter zu ſtellen. Durch dieſe kluge Maaßregel wurden die anrückenden Maratten zurückgeſchlagen, welche, ohne das Feuer der Sepoys, leicht die ſchwarzen Reiter über den Haufen würden geworfen haben. Sie eilten jezt zurück, um ihren Standplaz in der franzöſiſchen Linie einzunehmen. Coote erwartete die Ankunft ſeiner Truppen, denen er nun Nachricht gab, daß er den Feinden ein Haupttreffen liefern wollte; es wurde mit Freudengeſchrey beantwortet.

Im franzöſiſchen Lager wurde man jedoch keine Bewegungen gewahr; ja ſogar als Coote, um es zu recognoſciren, ſich demſelben ſehr näherte, wurde er mit ſeiner Eſcorte nicht einmal kanonirt, noch weniger Detaſchements abgeſchickt, ſie abzuſchneiden. Selbſt die Maratten hielten ſich ruhig, und kamen den Kanonen nicht zu nahe. Die Engländer rückten indeſſen ganz in die Ebene, um die Franzoſen gleichſam zum Treffen aufzufodern; da aber keine

1760 Bewegung geſchah, ſo beſchloß Coote ſeinen Operationsplan weiter zu verfolgen.

Der Boden in einiger Entfernung von dem Fuße des Berges iſt, wie alle andre im Carnatick, mit Steinen und Felſenſtücken bedeckt. Von dieſem rauhen Grunde aber bis zum Fort waren in der Ebene lauter Reißfelder. Coote's Abſicht war, längs dem Berge dem Forte gegenüber zu marſchiren, da er ſich denn auf einmal in einem ſehr feſten Poſten befinden würde; der rechte Flügel durch das Feuer des Forts, und der linke durch den unwegſamen Boden am Berge bedeckt, wobey er die Gewißheit hatte, das Fort nach Wohlgefallen mit Truppen zu verſtärken. Von hier aus konnten die Engländer gerade aufs franzöſiſche Lager losgehn, und hatten die Wahl, es entweder in der Flanke oder im Rücken anzugreifen, da denn alle gemachte Vertheidigungs-Anſtalten in der Fronte gänzlich unnütz ſeyn würden.

Die Engländer hatten kaum ihren Marſch an dem Fuße des Berges angefangen, als Lally die Abſicht errieth, und alle Folgen dieſes klugen Entwurfs überſah. Sogleich wurde im Lager Lärm geſchlagen und alle Truppen rückten aus, um ſich in Schlachtordnung zu ſtellen.

Die franzöſiſche Cavallerie, 300 Mann ſtark, ſämtlich Europäer, formirte den rechten Flügel; ſodann kam das Regiment von Lothringen, 400 Mann ſtark; im Mittelpunkt das Bataillon von Indien, 700 Mann; endlich das Regiment von Lally, 400 Mann, deſſen linker Flügel hinter dem verſchanzten

Waſſerbehälter ſtand, woſelbſt auch die Seeſoldaten und Matroſen von der Eſcadre poſtirt waren. Die Artillerie beſtand aus ſechszehn Kanonen. Vierhundert Sepoys ſtanden hinter den Seeſoldaten, um ſie gelegentlich zu unterſtützen; 900 Sepoys aber und 100 Europäer machten ein abgeſondertes Corps, um die Zugänge ins Lager zu decken. Alle Truppen zuſammen genommen beſtanden aus 2250 Europäern und 1300 Sepoys; 100 Europäer und 300 Sepoys aber bedeckten die Batterien gegen Vandiwaſch. Die Maratten, 3000 an der Zahl, wollten ihre Beute nicht verlaſſen, und blieben daher im Lager in dieſer entſcheidenden Stunde. 1760.

Coote war mit dieſem Entſchluſſe der Franzoſen, zu ſchlagen, ſehr zufrieden; er machte ſogleich Halt, ſchickte die Bagage unter einer Bedeckung von 200 Sepoys nach einem unweit davon gelegenen Dorfe, und ließ die Cavallerie eine dritte Linie formiren. Seine Armee beſtand aus 1900 Europäern, worunter achtzig Reiter waren, 2100 Sepoys, 1250 ſchwarzen Reitern und ſechsundzwanzig Kanonen. Im erſten Treffen formirte Coote's Regiment den rechten Flügel, Drapers Regiment den linken Flügel, und die beiden Bataillons der oſtindiſchen Compagnie ſtanden im Mittelpunkt der Linie, in welcher 1800 Sepoys auch Haufenweiſe vertheilt waren. Im zweiten Treffen befanden ſich alle Grenadiers, 300 an der Zahl, und 100 Sepoys.

Ehe noch die engliſche Armee ihre Kanonen brauchen konnte, ſezte ſich Lally an die Spitze ſeiner europäiſchen Cavallerie, und machte einen großen

1760. Umweg in die Ebene, um die engliſche Reiterey, die in der dritten Linie ſtand, anzugreifen. Die ſchwarzen Reiter warteten aber dieſen Angriff nicht ab, ſondern nahmen gleich Reißaus, ſo daß die achtzig europäiſchen Reiter allein gelaſſen wurden; dieſe behaupteten jedoch ihren Grund. Auch erhielten ſie bald Hülfe; ein Detaſchement, mit Kanonen verſehn, brachte die franzöſiſchen Reiter in Unordnung, ſo daß ſie im vollen Galopp davon eilten. Nunmehr kamen die ſchwarzen Reiter zurück, und verfolgten die fliehenden Feinde bis an ihr Lager.

Mittlerweile hatte die Kanonade der Engländer angefangen, die große Wirkung that. Als daher Lally mit ſeiner fliehenden Reiterey zurück kam, fand er ſeine Infanterie voller Ungeduld, mit den Engländern handgemein zu werden. Dieſer Eifer ſtimmte mit ſeinem ungeſtümen Weſen ſehr überein, daher er ſogleich Befehl gab vorzurücken. Das Feuer breitete ſich bald durch die ganze Linie aus. Das Regiment von Lothringen formirte eine Colonne von zwölf Mann in der Fronte. Coote machte keine Veränderung in ſeiner Diſpoſition, ſondern befahl nur den Truppen, ihr Feuer aufzubewahren, das auch auf funfzig Schritte von allen Seiten gegeben wurde, als die Franzoſen ſich faſt laufend näherten; die Kugeln ſtürzten viele zu Boden, hielten aber die Colonne nicht auf. In einem Augenblick ſtießen ſie nun zuſammen, da denn die Colonne gleich durchbrach; die Engländer aber fielen auf ihre Flanken, und ſprengten ſie bald aus einander, ſo daß die Trümmern dieſer Colonne mit vieler Mühe das Lager erreichten.

Während dieſer Zeit ſetzte eine Kugel einen franzöſiſchen Munitionswagen in den Verſchanzungen in Brand, wodurch achtzig Mann in die Luft geworfen worden, die größtentheils tödtlich verwundet waren. Alle, die ſich in der Nähe befanden, flohen im erſten Schrecken davon, und verließen die Verſchanzungen, um das Lager zu erreichen; auf ihrer Flucht geſellten ſich 400 Sepoys zu ihnen, die, ob ſie gleich nichts gelitten hatten, dennoch ihren Poſten verließen. Coote ſchickte ſogleich Befehl an den Oberſten Brereton, mit dem ganzen Regiment von Draper die verlaſſenen Verſchanzungen in Beſitz zu nehmen, ehe die Feinde ſich von ihrer Verwirrung erholen könnten. Die Bewegung dieſes Regiments war ſchwer auszuführen, da man dicht beym feindlichen rechten Flügel vorbey mußte, wo Buſſy commandirte, der mittlerweile die Verſchanzung durch 200 Mann wieder hatte beſetzen laſſen. Brereton griff ſie jedoch muthig an, und erſtieg ſie; er ſelbſt aber fiel dabey tödtlich verwundet zu Boden. Seine Leute wollten ihn wegbringen, er ſchlug aber ihre Hülfe aus, und befahl ihnen, ihren Sieg zu verfolgen. Durch den Beſitz dieſes vortheilhaften Poſtens commandirte man die Flanke von Lally's Regimente. Buſſy ſchickte ſogleich mehr Truppen ab, um die Verſchanzung wieder zu erobern, allein ſie unterſtanden ſich nicht, den Angriff zu wagen. Buſſy raffte nun alle Truppen, die er konnte, zuſammen, und ſetzte ſich ſelbſt an ihre Spitze, um den Feind zu vertreiben; er war aber noch nicht weit gekommen, als ſein Pferd unter ihm todtgeſchoſſen wurde. Er ſtürzte mit demſelben zu 1760.

1760. Boden; da er wieder aufſtand, hatte er nur noch zwanzig Mann bey ſich, die andern waren alle davon gelaufen. Dieſer kleine Haufen wurde ſogleich umringt; ein Offizier empfing Buſſy's Degen, und ſchickte dieſen großen Feldherrn als Gefangenen unter einer ſtarken Bedeckung zu dem Grenadier-Corps, das Monſon commandirte, und bereit ſtand, Drapers Regiment zu unterſtützen. Buſſy frug, was dies für Truppen wären? man antwortete ihm, es wären die Grenadiers, die beſten Soldaten in der Armee, die noch keinen Schuß gethan hätten; er ſchlug hierauf für Verwunderung die Hände über dem Kopf zuſammen, und ſagte kein Wort.

Die Truppen im Mittelpunkt der franzöſiſchen Linie hatten mittlerweile ein lebhaftes, aber entferntes Feuer unterhalten; da aber nun beide Flügel geſchlagen waren, ſo zogen ſie ſich eiligſt, obgleich in ziemlicher Ordnung zurück, um ihr Lager zu erreichen. Viele Engländer hatten ihren Sieg verfolgt, und waren mit den Flüchtlingen zugleich ins Lager gedrungen; ſie würden für ihre Kühnheit gebüßt haben, wenn nicht die Seroys, welche die Zugänge beſezt hatten, nicht auch voller Furcht ihre Poſten verlaſſen hätten. Man hatte viel Mühe, die Verfolgenden wieder zu ihren Fahnen zurück zu bringen. Endlich drangen ſämtliche engliſche Truppen ins feindliche Lager, das ſie ganz leer fanden, denn die hier angekommenen Flüchtlinge waren durch die hintern Zugänge wieder abmarſchirt. Lally war bey dieſer entſezlichen Verwirrung ganz außer ſich; er hatte während dem Treffen mit Buſſy reden wollen, und ritt

1760. auch ſchon auf ſeinen Poſten zu, beſann ſich gleichwohl wieder, und befahl einem Detaſchement Sepoys vorzurücken, die aber nicht gehorchen wollten. Da dieſe mit Buſſy im Decan geweſen, und ihm ſehr ergeben waren, ſo vermuthete der argwöhniſche Lally gleich Verrätherey, und ritt voller Zerſtreuung ins Lager zu den flüchtigen Franzoſen.

Die franzöſiſche Cavallerie, die bisher faſt nichts gethan hatte, befand ſich in der Nähe des Lagers in der beſten Ordnung, und angeflammt durch die Empfindung von Nationalehre, beſchloß ſie die Flüchtlinge zu beſchützen, wenn ſie über die Ebene ſich zu retten verſuchen würden. Dieſem Vorſatze zufolge ordneten ſie ihre Geſchwader zweckmäßig; die ſchwarze Cavallerie der Engländer wagte es nicht ſie anzugreifen, und die engliſchen Reiter waren zu ſchwach, um es zu verſuchen. Durch dieſen muthigen Entſchluß wurde wahrſcheinlich die gänzliche Vernichtung der franzöſiſchen Armee gehindert. Die Flüchtigen ſammelten ſich unter dem Schutze dieſer Reiter, und brachten ſogar noch einige Kanonen mit fort, nachdem ſie die Zelter und das Kriegsgeräthe in Brand geſteckt hatten. Sie zogen ſich bey der Stadt Vandiwaſch vorbey, und vereinigten ſich mit dem Belagerungs-Corps. Dieſe Truppen verließen ihre Batterien, nebſt aller Bagage, und marſchirten ab, ohne daß ſie von der Beſatzung gehindert wurden.

Der Entwurf der Maratten war, theils ihr Lager zu beſchützen, theils Gelegenheit zu ſuchen, die engliſche Bagage zu plündern; da ſie dieſe aber durch Sepoys ſo wohl bedeckt ſahen, ſo gaben ſie ihren Ver-

1760 ſatz auf, und dachten nur daran ihre eigne zu retten. Sie beluden damit eiligſt ihr Laſtvieh, und ſchickten den ganzen Zug fort, ſobald die Kanonade anging. Da ſie endlich auch die Flucht der Franzoſen von weitem ſehen, marſchirten ſie ſelbſt ab. Auf dieſe Weiſe wurden blos die Europäer beider Armeen in dieſem Treffen handgemein, da die indiſchen Truppen von beiden Seiten gar keinen Theil daran nahmen. Die Befehlshaber der engliſchen Seroys wünſchten dem Oberſten Coote zu ſeinem Siege Glück, und freuten ſich, Zuſchauer einer Schlacht geweſen zu ſeyn, dergleichen ſie noch nie erlebt hätten.

Es wurden vierundzwanzig Kanonen erbeutet, theils im Felde theils in den Batterien vor Vandiwaſch, eilf Munitionswagen, wie auch alle Zelter, Kriegsvorrath und Bagage, die man nicht verbrannt hatte. Zweyhundert Franzoſen lagen todt auf dem Schlachtfelde, und 160 wurden gefangen genommen, von denen 30 noch die folgende Nacht an ihren Wunden ſtarben. Von ihren Offizieren waren ſechs todt und zwanzig gefangen. Ueberhaupt erſtreckte ſich der franzöſiſche Verluſt auf 600 Mann. Die Engländer hatten 63 Todte und 124 Verwundete. Von den ſchwarzen Truppen waren 17 auf dem Platze geblieben, und 32 verwundet worden; die Seroys aber zählten nur ſechs Todte und funfzehn Verwundete.

Die Nachricht von dieſem Siege erregte in Madras eben ſo große Freude, als die Schlacht bey Plaſſy in Calcutta verurſacht hatte. Coote beſchloß indeſſen mit ſeiner gewöhnlichen Thätigkeit, ſeinen Sieg zu nutzen. Der Capitain Wood erhielt Befehl, mit 1760. der Beſatzung in Coorepauk, das Fort von Arcot zu berennen, an deren Stelle die Kranken und Invaliden kommen ſollten, die man in Conjeveram zurückgelaſſen hatte. Nach dieſem lezten Orte erſuchte Coote die Regierung in Madras die Reconvaleſcirten aus dem Hoſpital mit Munition und ſchwerem Geſchütz zu ſchicken, damit er die Belagerung von Arcot unternehmen könnte; desgleichen bat er, alle Soldaten, die man nur in Madras entbehren könnte, nebſt Arzneymitteln für die Verwundeten nach Vandiwaſch zu ſenden. Er ſchrieb auch einen Brief an Innis Khan, worin er ihm rieth, unverzüglich die Provinz mit ſeinen Maratten zu verlaſſen, weil ſonſt keiner mit dem Leben davon kommen ſollte, den man irgendwo treffen würde. Von der ſchwarzen Reiterey wurden tauſend Mann ſüdwärts geſchickt, um das Land zwiſchen Alamparvah und Pondichery zu verheeren.

Die Franzoſen ſammelten ihre zerſtreuten Truppen in Chittapet; von hier marſchirte Lally, ohne die Beſatzung zu verſtärken, mit allen europäiſchen Soldaten nach Gingee. Er hatte noch nicht den Verdacht auf die Buſſy ergebenen Sepoys fahren laſſen, obgleich dieſer vortrefliche Befehlshaber ſelbſt gefangen worden war; daher ſchickte er ſie nach Arcot, und rieth den Maratten, ihre Einfälle jenſeit des Paliar wieder zu erneuern. Coote beſchloß, auf die Nachricht von der Vernachläßigung Chittapets, dieſen Ort erſt anzugreifen, bevor er nach Arcot marſchirte. Er kam mit ſeiner ganzen Armee den 28ſten Januar

1760. bey Chittapet an, und da der Commandant de Tilly die Auffoderung ausſchlug, wurde eine Batterie errichtet, die in ſechs Stunden Breſche ſchoß, worauf ſich Tilly auf Diſcretion ergab. Die Beſatzung, die man zu Gefangenen machte, beſtand aus 56 Europäern und 300 Sepoys; im Lazareth befanden ſich 73 verwundete Europäer aus dem lezten Treffen. Man fand hier neun Kanonen und einen beträchtlichen Vorrath Munition; unter den Waffen waren dreyhundert vortrefliche Musketen, welche unter die engliſchen Sepoys vertheilt wurden.

Die ausgeſandte ſchwarze Cavallerie hatte mit vielem Eifer ihre Beſtimmung erfüllt; vierundachtzig Dörfer verbrannt und achttauſend Stück Vieh weggetrieben; ein großer Theil derſelben gehörte zur Beute der Maratten, deren ſie ſich gegen baar Geld entledigt hatten. Man ſchickte dieſes Vieh nach Vandiwaſch, Carangoly und Outramalore, wodurch das in dieſen Diſtricten geraubte völlig wieder erſezt wurde. Außer dem, was ſie verkauft hatten, hatten ſie eine große Menge Vieh in die Thäler von Lalliput getrieben, in der Abſicht, es mit ihrer übrigen Beute nach ihrem Lande abzuſchicken; allein der Sieg und die Drohungen des Oberſten Coote machten Innis Khan fürchten, daß er alle Beute leicht verlieren könnte, wenn er länger in der Provinz bliebe. Er verließ daher Arcot mit allen ſeinen Maratten, und gab von dieſem Abzuge dem Gouverneur Pigot in Madras Nachricht, mit der Verſicherung, daß er jederzeit mit ſeinen Truppen zum Dienſt der Engländer bereit ſeyn würde, wenn ſie ſich nur vergleichen könnten.

Der Capitain Wood war indeſſen in der Stadt Arcot angekommen, hatte die hier befindlichen Sepoys vertrieben, und die Zurüſtungen zur Belagerung gemacht. Den erſten Februar traf Coote ſelbſt hier ein, und nun fing man an Batterien gegen das Fort zu errichten.

Die Feſtungswerke waren ſehr verbeſſert worden, ſeit der Zeit als Clive dieſen Ort 1752 gegen Rajah-ſaheb ſo tapfer vertheidigte. Die Engländer hatten dazu am meiſten beygetragen, und die Franzoſen das übrige vollendet. Der Graben war größtentheils in Felſen gehauen. Auf den Mauern waren zweyundzwanzig Thürme, die alle fähig waren, Kanonen zu faſſen. Die weſtliche Seite dieſes Forts war 800 engliſche Ellen lang, die öſtliche 350 und die ſüdliche 260.

Den 5ten Februar öffnete man alle Batterien, worauf aus dem Fort lebhaft geantwortet wurde. Den folgenden Tag langten 200 Bomben aus Madras an, allein kein Pulver war dabey. Der Vorrath im Lager nahm ab, und man fürchtete, daß er gänzlich verbraucht ſeyn würde, bevor man eine Breſche machen könnte; auch Kugeln fingen an zu fehlen. Es wurden daher 400 Ochſen nach Madras geſchickt, um beides nebſt einigen ſchweren Kanonen zu holen. Mittlerweile kam etwas Munition aus Chinglapet an, die aber wegen des lebhaften Feuers auch bald verbraucht war. Es fehlte endlich ſo ſehr an Kugeln, daß Coote, um Zeit zu gewinnen, die

1760. von dem Feinde abgeſchoſſenen Kugeln zu ſammeln, beſchloß, einen Tambour an die Mauer zu ſchicken, um eine Unterredung zu verlangen. Der franzöſiſche Commandant, Huſſey, ſchickte gleich jemand heraus. Coote ließ ihn erinnern, ſich zu ergeben, weil er keine Hülfe zu hoffen habe. Er antwortete, daß er noch keinen Todten im Fort hätte, daß er jedoch willig ſey, ſich zu ergeben, wenn in ſechs Tagen kein Entſatz käme, mit der Bedingung, daß die Garniſon einen freyen Abzug mit allen militäriſchen Ehrenzeichen erhielte, und ſich nach Pondichery begeben könnte. Dieſe Botſchaften hin und her dauerten zwey Stunden, da denn das Feuer wieder erneuert wurde. Den folgenden Tag kam wieder etwas Munition aus Chinglapet an. Man hatte endlich zwey Breſchen, jede ſechs Fuß breit gemacht, und auch die ſie flankirenden Thürme zum Schweigen gebracht; aber der Graben war noch nicht gefüllt, und auch kein Logement im bedeckten Wege gemacht. Die Verwunderung war daher nicht geringe, die Friedensflagge auf dem Walle aufgepflanzt zu ſehn, worauf ein freywilliges Anerbieten vom Commandanten erfolgte, ſich den andern Tag zu ergeben, wenn man ihnen freyen Abzug erlaubte. Coote ſchlug es ab; bald darauf kam ein andrer Brief, worin man ſich nur ausbedung, daß die Beſatzung ſich nach Pondichery begeben dürfte, und nicht mehr gegen die Engländer zu dienen verſprach. Coote erwiederte, daß ſowohl Offiziers als gemeine Soldaten alles behalten ſollten, was ihnen gehörte, und daß ſie auf gute Behandlung rechnen könnten; allein er behielt ſich das Recht vor, ſie in Verwahrung zu behalten; zu gleicher Zeit lud er den Commandanten zum Abendeſſen ein, der ſich auch einſtellte. Man bewachte das Fort genau in der Nacht, damit niemand von der Beſatzung entrinnen möchte. Mit Anbruch des folgenden Tages, den 10ten Februar, da der Commandant endlich mit den Bedingungen zufrieden war, nahmen die Grenadiers Beſitz von den Thoren. Die Garniſon beſtand aus 247 Europäern und ungefähr eben ſoviel Sepoys. An Geſchütz fand man vier Mörſer und zweyundzwanzig Kanonen; desgleichen eine große Menge Munition und Kriegsvorrath aller Art. Die Engländer hatten daran einen ſolchen Mangel, daß ſie das Feuer den folgenden Tag hätten gänzlich einſtellen und neue Convoys erwarten müſſen. Das Fort hätte ſich noch zehn Tage halten können, bevor man einen Sturm wagen durfte. Die Beſatzung entſchuldigte die zeitige Uebergabe mit der Gewißheit nicht entſezt zu werden.

Coote, in Rückſicht auf die Großmuth, womit Buſſy die Engländer in Vizagapatnam behandelt, hatte ihm erlaubt, gleich von dem Schlachtfelde nach Pondichery zu gehn. Er verſicherte bey ſeiner Ankunft daſelbſt, daß durch die Niederlage noch bey weitem nicht alles verloren ſey. Bald darauf langte auch Lally hier an, und die Truppen folgten ihm nach. Sein übles Kriegsglück, und ſeine jetzige Flucht vor einem ſiegreichen Feinde, machten ihn noch mehr verhaßt als jemals. Keine Schimpfnamen wurden geſpart. Man warf ihm Feigherzigkeit und Beſeſſenheit vor, die ſinnloſe Anordnungen erzeugt hätten; ja

1760 man ging in der Wuth ſo weit, daß man ſeinen Rückzug nach Pondichery ſeinem Vorſatz zuſchrieb, die Stadt den Feinden in die Hände zu ſpielen, um ſich wegen des allgemeinen Abſcheues zu rächen, den man hier gegen ihn hegte.

Indeſſen würde es für einen Mann von den höchſten Fähigkeiten nicht leicht geweſen ſeyn, nach der Niederlage andre Maaßregeln zu nehmen. Die Nothwendigkeit, die Armee wieder mit Geſchütz und andern Bedürfniſſen zu verſehen, die ſie verloren hatte, machte es ſchon allein erfoderlich, ſich Pondichery zu nähern; überdem war es nun durchaus nöthig, die Diſtricte von Alamparvah und Gingee zu beſchützen; denn ſeit dem Verluſte von Maſulipatnam, von den nordiſchen Provinzen und dem franzöſiſchen Etabliſſement in Bengalen, war ſehr wenig Getraide nach Pondichery zur See gebracht worden. Hiezu kam noch der groſſe Geldmangel, der die Regierung verhindert hatte, Vorrath von Proviant in die Magazine zu legen; daher ihre gröſte Hoffnung jezt auf die Aernte in dieſen Diſtricten gerichtet war, die man nun zu ſammeln anfing.

Die Thätigkeit der Engländer in Tritchinapoly hatte den Unterhalt der franzöſiſchen Truppen in der Inſel Seringham ſehr mißlich gemacht; die Pächter dieſer Diſtricte waren nicht im Stande, die Einkünfte einzuſammeln. Lally hatte daher alle Truppen aus der Inſel abgerufen, in der Erwartung, ſie würden ſich mit ihm bey Vandiwaſch vereinigen. Es befanden ſich damals 300 Europäer in Seringham, und

ein großes Detaſchement aus Pondichery mit Munition und andern Bedürfniſſen war dahin unterwegs. 1760.
Der Obereinnehmer dieſes Diſtricts, der ein Rath aus Pondichery war, hoffte, daß ſich nach Ankunft dieſes Detaſchements die Lage ändern würde, und wagte es daher die Befehle nicht zu befolgen. Der Capitain Smith in Tritchinapoly beſchloß, dieſes Detaſchement abzuſchneiden. Der Verſuch aber misglückte, und die Verſtärkung langte den 8ten Februar in Seringham an, da ſich die Franzoſen in der Pagode ſchon in der größten Noth befanden. Sie hatten ſehr wenig Munition übrig, und es fehlte ihnen auch ganz an Proviant, den ſie nicht wagen durften auswärts zu ſuchen, und noch weniger hoffen konnten, durch die Landleute zugeführt zu erhalten. Alle ihre Subſiſtenz in den lezten Tagen war blos auf das eingeſchränkt, was ſie von den Bramanen in der Pagode plündern konnten. Die Verſtärkung beſtand aus 140 Europäern und 600 Sepoys; ſie brachten mit ſich Kanonen und einen ziemlichen Vorrath Munition.

Eben zu der Zeit, da Lally die Truppen aus Seringham zurückrief, hatte er auch befohlen, das Fort von Devi Cotah zu räumen; die Beſatzung verließ es daher im Anfang des Februar, da es denn die Engländer gleich in Beſitz nahmen.

Der Sieg bey Vandiwaſch heiterte den Nabob auf einmal auf, der, ſeitdem er Madras verlaſſen, in Tritchinapoly in großer Niedergeſchlagenheit gelebt hatte. Nunmehr aber ließ er vor den Thoren der Stadt ſein Zelt aufſchlagen, und ſeine große Fahne

1760. dabey pflanzen, wobey er ſeinen Entſchluß anzeigte, nach dem Carnatick zurück zu gehn. Er wartete nur, bis die Franzoſen Seringham würden verlaſſen haben. Sein Wunſch wurde bald erfüllt; denn Lally ſchickte jezt einen zweiten Befehl, wobey allen Truppen im Namen des Königs befohlen wurde, ſogleich zu ihm zu ſtoßen. Sie hofften ihren Abzug aus der Inſel vor der Beſatzung von Tritchinapoly zu verbergen, und machten daher ihre Anſtalten in größter Stille. Der Capitain Smith bekam jedoch davon Nachricht, und nahm ſeine Maaßregeln, um davon wo möglich Vortheile zu ziehen. Das franzöſiſche Corps war 450 Europäer und 1200 Sepoys ſtark. Der Abzug war den 6ten Februar in der Nacht feſtgeſetzt; Spione gaben hievon bey Zeiten Nachricht, daher die ganze Beſatzung von Tritchinapoly ſich an dem Ufer des Caveri, der Pagode von Seringham gegenüber befand, und nur auf die Bewegungen des Feindes wartete. Die Franzoſen traten ihren Marſch an, wurden aber von den Engländern ſo dichte verfolgt, daß ſie viel Kriegsgeräthe und fünfzig Fäſſer Pulver nebſt einigen Kanonen zurück ließen. Des Nabobs Cavallerie that ſich bey dieſer Gelegenheit hervor, und machte dreißig Europäer zu Gefangenen. Nunmehr hielt den Nabob nichts mehr ab, ſich nach dem Carnatick zu begeben; um nun ſeine Erſcheinung daſelbſt mit Glanz zu machen, erſuchte er den Capitain Smith, zum Könige von Tanjore zu gehen, und von ihm 500 Reiter zu verlangen. Der König war krank, und nahm den Beſuch mit Mühe an; er verſprach alles, und überließ die weitern Verfügungen ſeinem Dubbeer, 1760. oder Miniſter, der unter den Indiern eben ſoviel als der Duan bey den muhamedaniſchen Fürſten bedeutet. Der Dubbeer beſtund darauf, daß der Nabob die Koſten dieſer Reiter tragen ſollte, daher Smith zurückkehrte, ohne einen einzigen Mann erhalten zu haben.

Bald nach der Schlacht gingen ſiebenundzwanzig franzöſiſche Huſaren zu den Engländern über, und nahmen Dienſte. Lally wußte nicht, wo er bey allen Unfällen ſich hinwenden ſollte; er nahm alle ſeine Cavallerie, um entweder Truppen in Arcot zu werfen, oder Chittapet zu überrumpeln, und die verwundeten Gefangenen daſelbſt zu befreyen. Die Cavallerie aber mutinirte, und wollte nicht mit ihm marſchiren, im Gegentheil zogen ſie ſich alle nach den engliſchen Gränzen zu, als wenn ſie willens wären, zum Feinde überzugehen. Ihre Offiziers brachten ſie jedoch wieder zurück; allein ſo groß war das allgemeine Mißvergnügen, wegen Mangel an Solde, daß einige Soldaten ein Complot machten, die Kanonen auf den Wällen zu Pondichery auf das Gouvernementshaus zu richten, um ihren ungeſtümen General zur Vernunft zu bringen. Lally, dem die Verſchwörung entdeckt wurde, gab hievon dem Gouverneur de Leyrit ſofort Nachricht, und verlangte Geld; da ſich nun keins im Schatze befand, ſo wurden Hülfsmittel vorgeſchlagen, die der General aber alle verwarf.

Das ganze Land, von Chittapet nach Pondichery zu, war auf fünf Jahre von zwey Franzoſen ver

1760. der Colonie für 1,450,000 Rupien jährlich verpachtet worden. Man erſuchte ſie jezt um Vorſchuß, ſie entſchuldigten ſich aber, daß ſie kein Geld hätten, und durch den Verluſt von Vandiwaſch und Chittapet ſehr viel einbüßten. Ein Malabar, dem Lally die Diſtricte bey Arcot verpachtet hatte, da ſie noch unter ſeiner Autorität ſtanden, erbot ſich, 130,000 Rupien vorzuſchießen, wenn man ihm die noch uneroberten Ländereyen der beiden Franzoſen, und noch einige andre Diſtricte in Pacht geben wollte. Sein Anerbieten wurde angenommen, allein die Hülfe für jezt war nur geringe, und die künftige hing von dem Schutze ab, den man dieſen Ländern ertheilen konnte, die ihm ſämtlich für 1,750,000 Rupien jährlich verpachtet wurden.

Dieſe Verfügung wurde vom Conſeil nicht genehmigt, weil ſie den Credit und die Rechtſchaffenheit des Malabars bezweifelten, und überdem war es eine Verletzung ihrer Autorität in der Verwaltung der öffentlichen Einkünfte. Gleich darauf kamen die üblen Nachrichten von dem Verluſte von Arcot und Chittapet an, die neuen Stoff zu Verwünſchungen gegen Lally gaben. Er hatte ſelbſt erklärt, daß ſie nur wenige Tage haltbar wären. Warum aber hatte er ſie denn mit 400 Europäern beſezt, da es ihm ſo ſehr an Truppen fehlte, und die Beſatzungen alſo nothwendig den Feinden in die Hände fallen mußten? Vielleicht, um die Engländer von den Diſtricten von Pondichery abzuhalten, wohin ſie ihm wahrſcheinlich auf dem Fuße nachgefolgt wären, wenn ſie nicht ihr Augenmerk auf Arcot und Chittapet gerichtet hätten, und nur dieß kann ihn einigermaßen deshalb entſchuldigen. 1760.

Die Engländer hatten nach der Einnahme von Arcot ihr Lager bey dieſer Stadt aufgeſchlagen. Mortiz-ally zitterte für ſein Fort Velore. Da er ſich ſeit einiger Zeit ſehr gefällig gegen die Engländer bewieſen hatte, ſo bat er jezt um die Verſchonung ſeines Forts, und ſchickte an den Oberſten Coote ein Geſchenk von 30,000 Rupien. Dieſer aber nahm das Geld nicht an, mit dem Bedeuten, daß er keine Vollmacht hätte, Tribut einzufodern. Der Kellidar erwiederte, daß es nach Landesſitte blos ein Zeichen ſeiner Ehrfurcht gegen einen großen Befehlshaber, und alſo für ihn allein beſtimmt ſey; worauf das Geld angenommen, und in die Caſſe der Preisgelder für die Truppen gelegt wurde.

Coote brach den 10ſten Februar auf und marſchirte nach Arni. Der Kellidar dieſes Forts, das ein dem Könige von Tanjore gehöriges Lehn iſt, hatte ſich mit ſo vieler Klugheit gegen beide Theile betragen, daß weder die Engländer noch die Franzoſen ihn als einen Feind betrachteten. Man ließ ihn daher in Ruhe und marſchirte nach Chittapet, wo die Nachricht einging, daß Smith die Stadt Trinomalee eingenommen habe, die Beſatzung des Forts aber Miene mache, ſich zu vertheidigen. Der Beſitz dieſes Orts war von großer Wichtigkeit, weil die Armee ihn im Rücken hatte, wenn ſie weiter ſüdwärts marſchirte, und ihre Convoys dabey ſehr leiden könnten. Coote ſchickte an Smith eine Verſtärkung von Kanonen und 30 Europäern, die alle franzöſiſche Ueber-

1760. läufer waren, und einen eigenen Trupp, unter dem Namen der franzöſiſchen Freywilligen, formirten; ein Unteroffizier ihrer Nation war ihr Anführer. Die Beſatzung im Fort verlor nun den Muth und capitulirte. Sie erhielt freyen Abzug mit ihrer Bagage. Man fand im Fort ſechs Kanonen und eine Menge Munition.

Der engliſche Admiral Corniſh langte den 23ſten Februar mit ſechs Linienſchiffen in Madras an. Dieſes war die Eſcadre, die man längſt aus England erwartet hatte. Er begegnete Pocock mit ſeinen Kriegsſchiffen, der aber ſeinen Weg nach Bombay fortſezte, da denn Corniſh allein nach der Küſte von Coromandel ſegelte. Die Beſatzung ſeiner Schiffe litt an friſchen Lebensmitteln großen Mangel, und viele lagen am Scorbut krank.

Unweit der Stadt Alamparvah liegt ein befeſtigter Felſen, der Permacoil genannt wird. Die Kriege zwiſchen beiden Nationen hatten nie die Armeen in dieſe Gegend gebracht, daher er auch von beiden vernachläſſigt wurde. Jezt aber, da ſich die Franzoſen ganz nach Pondichery zogen, ward er für ſie von Wichtigkeit, daher Lally den Kellidar des Orts dahin vermochte, ein Detaſchement ins Fort einzunehmen. Die leichte Einnahme aber von Chittapet und Arcot verurſachte, daß dem Kellidar ſeine übereilte Einwilligung leid that; er ſchrieb daher an Coote und gab vor, daß die Franzoſen ſich durch Liſt ſeines Forts bemächtigt hätten, wobey er ihm rieth, es anzugreifen, und ihm allen Beyſtand verſprach. Coote entſchloß ſich jezt, ſeine Aufrichtigkeit auf die Probe zu ſetzen.

Er ließ die Armee bey Tondivanum ſtehen, und nä- 1760.
herte ſich dieſem Felſen mit einigen hundert Sepoys, wo ſie aber mit Kanonenkugeln empfangen wurden. Bald darauf kam ein Bote vom Kellidar, der Nachricht gab, daß die Franzoſen im Fort funfzig Europäer, dreißig Kaffern und funfzig Sepoys ſtark wären, und daß ſich noch vier große Kanonen unten in der Stadt befänden, wohin der Bote antrug die Truppen zu führen. Die Kanonen wurden bald weggenommen und die Wachen zerſtreut, die ſich einzeln durch die Krümmungen des Felſens zurückzogen.

Coote foderte den Commandanten O Kennedy auf, der aber eine abſchlägige Antwort ertheilte, worauf Coote beſchloß, das untere Fort zu überrumpeln, wozu ihm zwey Boten des Kellidars zu Wegweiſern dienen ſollten. Der Verſuch glückte; allein es war nicht ſo leicht, den höhern Felſen zu erſteigen, der ſehr ſchroff war. Man fand die Leitern zu kurz, und es war nicht möglich heranzukommen. Das Feuer von der Höhe war indeſſen ſehr lebhaft, und viele wurden verwundet, welches Coote ſelbſt betraf. Er ließ daher mit dem Sturme einhalten. Den folgenden Tag war das Feuer aus dem Fort nur ſchwach, da faſt alle Munition in der Nacht verſchoſſen worden war. Gegen Mittag kam ein Brief vom Commandanten, der um einen vierundzwanzigſtündigen Waffenſtillſtand bat, um Befehl von Lally einholen zu können. Dieſes wurde abgeſchlagen, worauf in einem andern Briefe blos um freyen Abzug gebeten wurde; auch hievon wollte Coote nichts hören. Es wurden neue Sturmleitern gemacht und alles zu einem neuen

1760. Sturme vorbereitet; die Beſatzung wartete ihn aber nicht ab, ſondern ergab ſich auf Diſcretion. Man fand in dem Forte zwanzig Kanonen, aber ſehr wenig Munition, ſo daß man den Sturm nicht hätte abſchlagen können; auch hatte die Beſatzung nur noch auf zwey Tage Proviant übrig. Der Verluſt der Engländer bey dieſem Felſen war an Europäern vier Todte und dreyzehn Verwundete; von den Sepoys waren vierzig todtgeſchoſſen und ſiebenzig verwundet worden. Man ließ den Kellidar wegen ſeiner Dienſte ruhig im Fort, das man mit hundert Sepoys beſezte. Coote rückte nun näher auf Pondichery los, und berennte Alamparvah. Die empfangene Wunde war durch die Strapatzen ſo gefährlich geworden, daß er dem Oberſten Monſon die Belagerung anvertrauen mußte, wobey er jedoch im Lager gegenwärtig blieb.

Das Fort Alamparvah liegt am Seeufer, vierundzwanzig engliſche Meilen nordwärts von Pondichery. Ehemals gehörte es dem Nabob vom Carnatick, allein 1750 wurde es von Murzaſa-jing an Dupleix gegeben. Das Fort war von Steinen und wohl befeſtigt. Den 12ten März mit Tagesanbruch fingen die Batterien an zu feuern, und Nachmittag übergab der Commandant, der Ritter Viard, das Fort auf Diſcretion. Die Beſatzung beſtand aus 53 Europäern und 150 Sepoys, die zu Gefangenen gemacht wurden.

Buſſy, der bisher auf ſein Ehrenwort in Pondichery war gelaſſen worden, wurde nun nach Madras gerufen, um nach Europa geſchickt zu werden. Der

1760. Nabob hatte darum auf das dringendſte gebeten, weil er dieſen Befehlshaber wegen ſeiner großen Fähigkeiten für gefährlicher als alle ſeine andern Feinde vereinigt hielt. Er ſagte, daß, wenn man ihn frey ließe und er die Anführung der Armee übernähme, ſo würde er den Krieg noch zehn Jahre verlängern.

Die Jahrszeit näherte ſich nun, wo man die franzöſiſche Eſcadre von den Inſeln erwartete. Der Verluſt von Alamparvah beraubte ſie der einzigen Station, die ſie nordwärts hatten, und Karical blieb ihnen nur noch allein von den ſüdwärts Pondichery gelegenen Oertern übrig. Die Wichtigkeit von Karical ſtieg nun mit der Jahrszeit und mit dem wachſenden Unglück der Hauptſtadt; denn die Lage dieſes Ortes war ſo, daß alle Schiffe hier an der Küſte landen, und ſowohl Waſſer als Proviant einnehmen konnten, wenn ſie nicht von dem guten Willen der holländiſchen Colonie zu Negapatnam oder der Dänen zu Trankebar abhängen wollten. Die Nachbarſchaft des fruchtbaren Landes Tanjore war noch die einzige Hoffnung der Einwohner von Pondichery für ihren Unterhalt, da die franzöſiſchen Diſtricte täglich kleiner wurden; denn man konnte das Getreide von Karical in kleinen indiſchen Fahrzeugen abſchicken, da Wind und Strom hiezu günſtig war, und die Paſſage in Einer Nacht geſchehen konnte. Die Gefahr war gering, wenn ſie auch verfolgt wurden, weil ſie dicht am Ufer bey niedern Waſſern ſegeln, wohin ſich europäiſche Schiffe nicht wagen können. Die Franzoſen bedauerten Devi Cotah verloren zu ha-

1760. ben, welches ihnen ähnliche Vortheile dargeboten hätte; ſie machten daher einen muthigen Verſuch, es wieder zu erobern. Es wurden dazu 150 Europäer und 400 Sepoys beſtimmt, die den 28ſten Februar das Fort beſtürmten, allein zurückgeſchlagen wurden; es blieb ihnen daher nichts übrig, als aus den umliegenden Diſtricten viel Getreide einzuſammeln, und ſodann nach Pondichery zurückzukehren.

In Madras wünſchte man auch ſehr, Karical zu erobern, ehe die franzöſiſche Eſcadre auf der Küſte anlangen könnte; da aber die Engländer Willens waren, ihre Truppen nahe bey Pondichery ſich lagern zu laſſen, um alle Convoys von den benachbarten Ländern abzuhalten, ſo konnte man die Armee nicht wohl ſchwächen, ohne bey dem Angriffe von Karical den andern Entwurf aufzugeben. Der Admiral Corniſh aber hob dieſe Schwierigkeit dadurch, daß er ſich erbot, mit allen ſeinen Kriegsſchiffen ſich dem Orte zu nähern, und die darauf befindlichen Seeſoldaten, dreyhundert an der Zahl, zu landen. Hiezu ſollten nun einige Landtruppen ſtoßen. Monſon erhielt das Commande. Er ſollte ſich mit funfzig auserleſenen Europäern zu Alamparvah einſchiffen, und der Capitain Smith in Tritchinapoly erhielt Befehl, mit 140 Europäern und 1000 Sepoys zu ihm zu ſtoßen; desgleichen ſollte er ihm Laſcars für die Artillerie und fünfhundert Colies als Laſtträger ſchicken, wie auch Zelter und Proviant ſowohl für die Truppen als für die Eſcadre. Der König von Tanjore wurde auch erſucht, ſeine Truppen zu ſchicken und auch anderweitige Hülfe zu leiſten. 1760.

Der Nabob, ungeachtet ſeines großen Eiſers ſich im Carnatick an der Spitze ſeiner Armee zu zeigen, verließ dennoch Tritchinapoly nicht eher als den 18ten März. Außer dem Detaſchement der Engländer war er von tauſend Reitern und tauſend Sepoys begleitet; hiezu kam eine große Anzahl zuſammen gerafftes Fußvolk, das in ſeinem Solde ſtand. Er kam den 20ſten in Volcondah an, von da er nach Arcot marſchiren wollte; der Capitain Smith aber, der ſich bey ihm befand, wünſchte ihn den Weg nach Pondichery zu führen. Dieſe Uneinigkeit hielt ſie einige Tage in Volcondah auf, und wurde durch Befehle aus Madras geendigt. Smith nämlich erhielt den Auftrag, mit ſeinem Detaſchement nach Karical zu marſchiren, und der Nabob wurde erſucht, in der Gegend von Volcondah zu bleiben und die Convoys nach Pondichery zu verhindern. Man verſicherte ihn, daß er hier nichts zu fürchten hätte, da die engliſche Armee zwiſchen ihm und den Feinden ſich poſtiren würde.

Ein engliſches Kriegsſchiff von ſechzig Kanonen entdeckte den 16ten des Morgens ein Schiff, das zwey Seemeilen von Pondichery vor Anker lag; es ſegelte unter franzöſiſcher Flagge darauf los, das fremde Schiff aber hieb die Anker ab und lief auf den Strand. Die Böte des Kriegsſchiffs wurden ſogleich ausgeſezt, da ſie aber das Schiff nicht flott machen konnten, ſo ſteckten ſie es in Brand. Es

1760. war ein großes Compagnieſchiff, das von Ganjam kam, und mit Reiß und anderm Proviant für Pondichery, wie auch mit vielen Kaufmannsgütern beladen war. Nichts von allem dieſem konnte gerettet werden; der Feind litt jedoch bey dieſem Verluſt der Lebensmittel großen Nachtheil.

Monſon war den 18ſten bey Karical eingetroffen, allein er wurde noch nichts von dem Transport und den Truppen aus Tritchinapoly gewahr; dennoch beſchloß Monſon und der Admiral, obgleich ihnen die Lage des Orts ganz unbekannt war, ſogleich zu landen. Funfzehn indiſche Fahrzeuge begleiteten die Schiffe; ſie nahmen jezt 170 Soldaten ein, ſezten ſie ans Land, und kehrten ſodann zurück, um die andern Diviſionen abzuholen. Dieſe verſchiedenen Landungen geſchahen ohne den geringſten Widerſtand von Seiten der Beſatzung. Sie nahmen ſogleich von der Stadt Beſitz, wo ſie einen großen Vorrath von Proviant fanden.

Das Fort von Karical liegt dreyhundert Schritte vom Seeufer, und war ſehr ſtark befeſtigt, allein es hatte einen ſehr großen Fehler, nämlich den Mangel an Raum. Die Stadt diente ſehr zur Bedeckung der Belagerer, die unverzüglich ihre Batterien errichteten. Da ſie keine Feldſtücke mitgebracht hatten, landeten ſie Schiffskanonen, die durch Matroſen gezogen wurden. Dieſe Matroſen mußten übrigens alle Dienſte der Laſtthiere thun, weil ſämtliche Dörfer in der Gegend verlaſſen waren, und man hier weder Menſchen noch Vieh antraf. Man hörte aber nicht das geringſte, weder vom Capitain Smith, noch vom Könige von Tanjore. 1760.

Smith hatte indeſſen gleich nach erhaltenem Befehl ſeinen Marſch nach Karical angetreten, wobey ihn der Nabob begleitete, der ſich ohne Europäer nirgends ſicher hielt, und daher nicht die Verfügung der Regierung in Madras befolgen wollte. Dieſer Umſtand verzögerte den Marſch.

Die Belagerung wurde mittlerweile muthig fortgeſezt, bis Smith den 2ten April endlich mit ſeinem großen Transport erſchien. Nach dieſer Verſtärkung hatte man Truppen genug, das Fort von allen Seiten zu berennen. Es wurde eine Breſchbatterie angelegt, wobey das Feuer aus dem Fort außerordentlich war. Den 5ten erhielt man Nachricht, daß ein franzöſiſches Corps von Pondichery zum Entſatz heranrücke. Das Feuer der Batterie hatte dem Fort ſo viel Schaden gethan, daß die Belagerten in einer verzweiflungsvollen Lage waren. Monſon wußte dieſes nicht, allein der Commandant war nicht ohne Furcht, und verlangte einen freyen Abzug. Monſon erwiederte, daß die ganze Garniſon ſich zu Kriegsgefangenen ergeben müßte, daß man aber die Einwohner im Beſitz ihrer Häuſer, und den Offizieren ihre Bagage laſſen wollte; die Sepoys könnten gehen, wohin ſie Luſt hätten. Man ging dieſe Bedingungen ein, und die Engländer nahmen das Fort in Beſitz. Die Beſatzung beſtand aus 115 Europäern, 72 Topaſſen und 250 Sepoys. Außer vielem Kriegsgeräthe und Munition, fand

1760. man hier nicht weniger als 155 Kanonen und neun Mörſer.

Dieſe Eroberung war von der größten Wichtigkeit; denn außer der vortheilhaften Lage des Orts, in Anſehung der See, ſo diente er auch den Franzoſen gleichſam zum Thor, um in Tanjore einzufallen; überdem hatten ſie, theils durch Ankauf, theils durch politiſche Künſte, rund um das Fort einen Strich Landes erlangt, der hundertunddreyzehn Dörfer enthielt, wovon die Pachtgelder nie weniger als 30,000 Pagoden jährlich einbrachten. Da das Fort zu klein war, ſo hatten alle hier befindliche Europäer ihre Häuſer in der nahe dabey liegenden Stadt, welche daher zierliche Wohnungen darſtellte. Der Nabob zog jedoch von dieſem glücklichen Vorfalle keinen Vortheil, denn es befand ſich bey den engliſchen Truppen ein Abgeordneter aus Madras, um mit dem Könige von Tanjore wegen Abtretung dieſes Diſtricts zu unterhandeln.

In der Abweſenheit der Oberſten Coote und Monſon, fiel das Commando der engliſchen Armee dem Major Gordon zu, der ſich bey Killenore lagerte. Die hierum liegenden Ländereyen ſind überaus fruchtbar, und haben einen großen Ueberfluß an Vieh; ſie waren jezt in Rückſicht der Lebensmittel die lezte Hoffnung der Franzoſen. Alle neuerlich eroberten Länder, von Chittapet und Vandiwaſch bis Permacoil, waren von den Engländern an einen Malabaren, Namens Ramalinga, verpachtet worden, der die Armee in der Abſicht begleitete, um mehr zu pachten; er hatte einige hundert irreguläre Sepoys bey ſich, um ſie zur Beſatzung in die neuen Diſtricte zu verlegen, nach dem Maaß als ſie erobert und ihm zugeſchlagen wurden. Auf ſeinen Rath ſchickte Gordon ein Detaſchement nach Villarorum. Die ſtarke Beſatzung dieſes Orts aber verließ bey Annäherung der Engländer ſogleich das Fort, das jezt mit 300 Sepoys beſetzt wurde. 1760.

Coote, von ſeiner Wunde wieder hergeſtellt, übernahm jezt wieder das Commando der Armee, und ſandte ſofort den Major Gorden mit einer ſtarken Truppenzahl ab, um die Stadt Valdore in Beſitz zu nehmen, die nur neun engliſche Meilen von Pondichery entfernt iſt. Das dabey liegende Fort war nicht ſchlecht befeſtigt, jedoch war die Nähe der Hauptſtadt deſſen beſtes Bollwerk. Die Belagerungs-Batterien wurden den 14ten April errichtet, und das Fort lebhaft beſchoſſen. Noch am nämlichen Tage erfuhr man die Annäherung der franzöſiſchen Armee, und ihren Vorſatz, das engliſche Lager in der Nacht zu überfallen. Coote, der ſelbſt die Belagerung mit allen ſeinen Truppen deckte, hielt ſich bereit, den Feind zu empfangen, der jedoch keinen Verſuch wagte. Die Ueberläufer aus dem Fort meldeten, daß es der Beſatzung ganz an Munition fehle. Coote befahl daher Gordon, den Commandanten des Forts mit Drohungen aufzufodern, und im Weigerungsfalle ſogleich die Mauern zu beſtürmen, während der Zeit er den Franzoſen ein Treffen anbieten wolle. Sie waren jedoch hiezu nicht geneigt; auch die Beſatzung in Valdore hatte keinen Muth länger zu fechten, und ergab ſich auf Diſcretion. Die Beſatzung beſtand aus 82 Eu-

1760. ropäern und 280 Sepoys. Man fand im Fort 25 Kanonen.

Während dieſer Zeit kam Monſon von ſeiner Expedition aus Karical zurück. Die dort gemachten franzöſiſchen Gefangenen wurden nach Tritchinapoly gebracht; er beſchloß auf ſeinem Marſche Verdachelum anzugreifen, und wandte ſich deshalb landeinwärts.

Der Admiral Corniſh langte den 25ſten April mit ſeinen ſechs Kriegsſchiffen auf der Rhede von Pondichery an; den 29ſten ſtieß der Admiral Stevens zu ihm, mit vier andern Kriegsſchiffen aus Bombay, die zu Pococks Eſcadre gehörten. Dieſer würdige Admiral wurde jezt nach einer fünfjährigen Anweſenheit in Indien nach England zurückgerufen. Alle engliſche Etabliſſements in dieſem Welttheile bewieſen ihm ihre Dankbarkeit für ſeine großen Dienſte, die er der Nation in den indiſchen Meeren erwieſen hatte. Er krönte dieſe Dienſte dadurch, daß er jezt, in der Hitze des Krieges, dreyzehn reichbeladene Compagnieſchiffe glücklich nach England eſcortirte, welche die reichſte Flotte war, die je auf einmal die Themſe geſehn hatte.

Monſon hatte mittlerweile Verdachelum den 26ſten April berennt. Der Commandant dieſes Forts ſchlug zwar die Auffoderung ab, allein den folgenden Tag ergab er ſich auf Diſcretion. Die Beſatzung beſtand aus funfzehn Europäern und hundertundfunfzig Sepoys. Man übergab den Ort dem Nabob, der ſich immer noch bey den engliſchen Truppen befand. Dieſer Fürſt hatte die Freude, hier ſeinen

Bruder Maphuze Khan ankommen zu ſehn, der ſeine 1760. Bundsgenoſſen in Tinivelly verlaſſen hatte. Seine Begleiter waren in ſehr geringer Anzahl, da es ihm ganz an Geld fehlte. Endlich langte Monſon den 3ten May bey Valdore an. Der Nabob blieb noch einige Tage im Lager, voller Zufriedenheit mit den Engländern, die ihm einen ſo großen Theil ſeiner Staaten wieder verſchafft hatten. Er ging ſodann nach Madras, um mit der dortigen Regierung wegen der Adminiſtration dieſer Länder Abrede zu nehmen. Es war hier mittlerweile noch ein Kriegsſchiff von Bombay angekommen, das drey königliche Artillerie-Compagnien an Bord hatte.

Die großen Progreſſen der engliſchen Truppen hatten nicht wenig die Zwietracht vermehrt, die ſo lange in Pondichery geherrſcht hatte, wo das Unglück, anſtatt die Gemüther zu bezähmen, ſie vielmehr unruhiger machte. Der Verluſt von Permacoil wurde dem Rückzuge der Armee zugeſchrieben, die man zum Entſatz geſchickt hatte. Obgleich Lally hieran unſchuldig war, ſo wurde ihm doch auch dieſes zur Laſt gelegt, weil der befehlshabende Offizier ſein Günſtling war. Die Einnahme von Alamparvah wurde als eine Folge des Verluſts von Permacoil angeſehen, und Valdore, behauptete man, wäre verrätheriſcher Weiſe übergeben worden, damit Pondichery auch des lezten Poſtens beraubt werden möchte, die nach der Stadt kommenden Convoys zu decken. Lally erfuhr alle dieſe Reden und blieb nichts ſchuldig; vielmehr ſtieß er beſtändig die bitterſten Beſchuldigungen gegen alle aus, die um ihn waren. In dieſer

1760. Lage waren die Gemüther, als Corniſh mit ſeiner Eſcadre nach Karical ſegelte. Es befanden ſich jezt in Pondichery 600 Europäer, faſt alle Invaliden, und 500 andre europäiſche Einwohner. Dieſe, in Verbindung mit den regulären Truppen, ſollten in der Entfernung einen furchtbaren Anblick geben, daher Lally Willens war, ſie am Strande den Blicken der vorbeyſegelnden Engländer darzuſtellen, weshalb die nöthigen Befehle ertheilt wurden. Die Unterbedienten der Compagnie ſollten auch dieſe Parade mit machen; ſie verſammelten ſich aber kurz vor der beſtimmten Stunde vor dem Gouvernementshauſe und ließen Lally ſagen, daß ſie nicht paradiren würden, wenn nicht der Gouverneur und das ganze Conſeil mit dabey wären, die Lally allein von dieſer Ceremonie ausgeſchloſſen hatte. Der Gouverneur Deleyrit erbot ſich gleich an ihre Spitze zu treten; allein die Mitglieder des Conſeils waren dawider und behaupteten, daß die Compagnie-Bediente nicht verbunden wären, außer der Stadt Kriegsdienſte zu thun. Lally ließ hierauf zwey der vornehmſten Räthe in Verhaft nehmen und zwey der widerſpenſtigſten Unterbedienten einkerkern; die übrigen ließ er entwaffnen und marſchirte ohne ſie aus der Stadt, um die Strandparade zu machen. Dieſe deſpotiſche Maaßregel brachte den Haß der Civilbedienten gegen ihn aufs höchſte.

Es langten zwey franzöſiſche Schiffe aus den Inſeln an, die jedoch weder Truppen noch Geld, dagegen aber unangenehme Nachrichten brachten, die indeß ſehr ſorgfältig verborgen gehalten wurden. Um den erſtorbenen Muth wieder anzufeuern, ſprengte 1760. man vielmehr aus, daß die Flotte des Ache aus Frankreich bis auf zwanzig Linienſchiffe verſtärkt worden wäre, und mit einer Menge Landtruppen an Bord nächſtens auf der Küſte von Coromandel erſcheinen würde. Dieſe erdichtete Neuigkeit wurde durch Abfeurung der Kanonen, Feuerwerke und andere Freudensbezeugungen öffentlich bekannt gemacht.

Nach dem Verluſte von Valdore war zum Unterhalt der ganzen Colonie nichts übrig, als der Vorrath an Lebensmitteln, die auf einigen Feldern unter den Kanonen von Villanore und Ariancopang, nebſt dem von der Gränzenhecke umſchloſſenen Boden und in der Stadt Pondichery ſelbſt zu finden waren. Alle andre Zufuhr war den Franzoſen gänzlich abgeſchnitten; denn obgleich Gingee und Thiagar ſich noch in ihren Händen befanden, ſo waren ſie doch entlegen und ihre Beſatzung nicht ſtark genug, um die Convoys gehörig zu eſcortiren. Da man die Pacht der nahe an Pondichery liegenden Diſtricte nach der Niederlage von Vandiwaſch den europäiſchen Pächtern abnahm und ſie einem Malabaren gab, ſo befand ſich ſo viel Getraide in der Nähe, daß man ſich hätte auf Jahre lang mit Mundvorrath verſehen können; allein das Geld war damals rarer als Lebensmittel, daher man dem neuen Pachter erlaubte ſein Getraide zu verkaufen, um baares Geld in den Schatz zu bekommen. Sobald als Permacoil und Alamparvah verloren ging, ſahe Lally ſeinen Fehler ein, dem jedoch noch abzuhelfen war, allein durch Mittel, die er bisher verachtet hatte.

1760. Hyder Ally, der Feldherr der Myſoren, hatte damals die ganze Regierung in Händen, nachdem er den jungen König aus der Gewalt ſeines Onkels, des Dalawan, befreyet hatte; dieſem Dalawey waren anſehnliche Einkünfte ausgeſezt worden, wenn er ſich nach dem Fort Myſore begeben und ſich ruhig verhalten würde. Hyder Ally regierte nun ganz unumſchränkt, denn der König war jung, ſchwach und furchtſam. Um ſich jedoch gegen Widerwärtigkeiten ſicher zu ſtellen, ſahe er ſich nach einem Zufluchtsorte um, ſowohl für ſeine Schätze als gelegentlich für ſeine Perſon ſelbſt. Er warf die Augen auf Thiagar im Carnatick, ſowohl weil es den Myſoren ſchwer war, zu dieſem Orte zu gelangen, als auch wegen ſeiner auſſerordentlichen Feſtungswerke. Ein portugieſiſcher Mönch, Namens Norongah, welcher den Titel als Biſchof von Halicarnaſſus führte, hatte unter dem Vorwande der Miſſionen viel Kenntniß vom ſüdlichen Indien erlangt, und ſich dadurch bey Lally gleich nach ſeiner Ankunft in Pondichery in große Gunſt geſezt; er ſchenkte ihm ſein völliges Vertrauen, und bediente ſich ſeiner in allen Unterhandlungen mit den Fürſten des Landes. Der Biſchof unterzog ſich den Geſchäften mit Eifer, denn er war ſehr geldgierig, und es iſt eine gemeine Sitte in Indien, den Unterhändlern allemal Geſchenke zu machen. Er war es auch, welcher den Franzoſen die Maratten verſchaffte; nachher blieb er in Velore, wo er auf andre Gelegenheiten Geld zu gewinnen wartete, und nun des Hyder-Ally Neigung entdeckte, Thiagar zu erlangen. Lally, der kein ander Mittel wußte, der großen Noth zu ſteuern, womit Pondichery von allen Seiten bedrohet wurde, unterdrückte die Verachtung, womit er bisher die Fürſten in Indien behandelt hatte, und ſchickte den Biſchof nebſt zwey Offizieren nach Myſore, um den Tractat zu ſchließen. Man kam überein: „daß Hyder Ally gleich zweytauſend Reiter und dreytauſend Sepoys nebſt Artillerie abſenden ſollte, um von den Forts, Thiagar und Elavanaſore, nebſt den dazu gehörigen Ländereyen Beſitz zu nehmen, welche den Myſoren auf immer verbleiben ſollten, ſo lange die franzöſiſche Fahne in Indien wehen würde. Dieſe Truppen ſollten, von dem Tage ihrer Ankunft in Thiagar an gerechnet, monatlich mit 100,000 Rupien verpflegt werden. Außer der zu den Forts gehörigen Artillerie ſollte Hyder Ally ein Geſchenk von zehn achtzehnpfündigen Kanonen erhalten. So lange ſeine Truppen zum Dienſte der Franzoſen gebraucht würden, müßten ſie ſolche mit Munition verſehn; nach der Eroberung vom Carnatick aber ſollten die Franzoſen ihm helfen Madura und Tinivelly einzunehmen. Außer den 5000 Mann verſprach Hyder Ally noch 1000 Reiter und 2000 Sepoys als Hülfstruppen herzugeben; dagegen ſollte ihm auch die Hälfte aller in Carnatick wieder zu erobernden Länder anheimfallen, ausgenommen die franzöſiſchen Diſtricte von Villanore, Valdore, Bahoor und Alamparvah, das Land von Velore, welches dem Mortiz-Ally gehörte, und die Diſtricte von Trinomalee, die man dem Rajah-ſaheb, Sohn des Chunda-ſaheb, bewilligt hatte. Nach dem Maaß der Eroberungen in den ſüdlichen Provinzen 1760.

1760. „ſollten die Franzoſen von dem Antheile der Myſoren „neue Diſtricte im Carnatick erhalten.“

Die Unterhandlung wurde ſo heimlich gehalten, daß die Engländer davon erſt den 24ſten May Nachricht bekamen, eben da es ſchien, daß nichts ihre Blokade von Pondichery ferner hindern könnte. Man machte dazu ſchon Zurüſtungen in Madras, als Coote dieſes unerwartete Bündniß durch ein Schreiben aus Pondichery erfuhr, wie auch, daß Lally ein anſehnliches Corps abſenden würde, um zu Hyder Ally in Thiagar zu ſtoßen. Dieſe Nachricht ſchien nicht glaubwürdig, da man wußte, daß ſich Hyder Ally noch in Seringapatnam befände, und ſeine Angelegenheiten ihm keine Entfernung von dieſem Orte geſtatteten; auch ſahe man keine Bewegung im franzöſiſchen Lager, die einen Aufbruch von vielen Truppen anzeigte. Dieſe ſcheinbare Ruhe dauerte mehrere Tage fort, und Coote fing ſchon an, es als ein von Lally ſelbſt aus geheimen Abſichten ausgeſprengtes Gerücht zu betrachten, bis er den 7ten Junius durch ſeine Partengänger die Beſtätigung dieſer Nachricht vernahm.

Einige Zeit zuvor hatten ſchon die in Dindigul befindlichen Myſoren gegen die benachbarten von Tritchinapoly abhangenden Polygars Feindſeligkeiten angefangen; es ging auch das Gerücht, daß ſie ſich des Paſſes von Nattam bemächtigen wollten, wodurch alle Communication zwiſchen Tritchinapoly und Madura gehemmt worden wäre. Da jedoch die Myſoren in dieſer Gegend mehreremal die Länder des Nabobs angegriffen hatten, ſo erregten dieſe Feindſeligkeiten keinen Verdacht, daß Hyder Ally höhere Abſichten habe; auch ſchienen die Unternehmungen nicht ſo gefährlich, daß ſie ſchleunige Hülfe foderten. Iſſoof ſchickte jedoch ein Detaſchement von Tinivelly nach Madura, um in die Diſtricte von Cindigul einzufallen; auch der Nabob verſammelte Truppen bey Nattam, unter Anführung des Huſſein Cawn, der ehemals den Franzoſen in Seringham gedient hatte, jezt aber in des Nabobs Dienſte getreten war. 1760.

Die Hitze im Sommer war dieſes Jahr drückender wie gewöhnlich geweſen, und hatte Krankheiten im Lager verbreitet. Von den Europäern waren ſechzig geſtorben, und dreyhundert lagen krank im Lazareth; um die übrigen zu erhalten, wurden ſie nicht der Sonne ausgeſezt, ſondern die Sepoys mußten den gewöhnlichen Dienſt im Lager verrichten. Man warb auch, um den Verluſt der Todten zu erſetzen, funfzig franzöſiſche Deſerteurs an, die den Namen der Freycompagnie erhielten, und von zwey franzöſiſchen Offiziers, Namens Martin, angeführt wurden. So wie die franzöſiſchen Voluntairs, die in engliſchem Solde ſtanden, wurden auch dieſe für die gefährlichſten und mühſeligſten Dienſte beſtimmt. Jezt ſchickte man ſie mit zweyhundert Sepoys und tauſend ſchwarzen Reitern nach Villaporum, um die Myſoren zu beobachten.

Mittlerweile waren immer kleine Haufen Europäer von Pondichery unentdeckt nach Gingee abgegangen, und von da nahmen ſie den Weg nach Thiagar, um nach Ankunft der Myſoren dieſe nach Pondichery zu begleiten. Zu dieſer wichtigen Convoy wurden

1760. groſse Zurüſtungen gemacht, und die Beſatzungen von Thiagar und Gingee hatten dazu alles Vieh zuſammen getrieben, das ſie nur immer habhaft werden konnten. Die myſoreſche Reiterey ſchleppte durch ihre entfernten Streifereyen noch mehr herbey, allein ſie ſchlug es ab vorzurücken, da ſie den Marſch für gefährlich hielt. Die franzöſiſchen Befehlshaber fürchteten ſich, ihnen zu bedeuten, daß durch den Verzug die Unternehmung noch gefährlicher werden würde.

Endlich entſchloß ſich die myſoreſche Reiterey, mit einer groſsen Menge Vieh, allein ohne alle Begleitung von franzöſiſchen Truppen, nach Pondichery zu marſchiren; ſie wollten nicht einmal ihre eigne Infanterie bey ſich haben, damit ſie im Nothfall ſich zurückziehen könnten. Die Herrſchaft in dieſen Ländern war durch das Kriegsglück ſo wandelbar geweſen, und die Einwohner hatten ſo viel gelitten, ſowohl von feindlichen Verheerungen, als von den Bedrückungen einer veränderlichen Regierung, daß ſie ſowohl die Engländer als Franzoſen nicht viel beſſer als Feinde betrachteten. Die Pachter gaben daher dem Corps des engliſchen Major Moore keinen Beyſtand, der ſich mit 210 Europäern, 600 Sepoys und 1600 ſchwarzen Reitern bey Villaporum befand, und groſsen Mangel an Proviant litt. In der Hoffnung, den Myſoren zu begegnen, marſchirte er nach Trivadi, wo er den 23ſten Junius anlangte. Lally, der von der Annäherung der Convoy unterrichtet war, rückte mit allen ſeinen Truppen bis Valdore vor, und ſchickte von da funfzig europäiſche Reiter den Myſoren entgegen. Coote erfuhr ihre Annäherung auch, 1760. nebſt einer genauen Nachricht von ihrer Anzahl, er ſchickte daher ſogleich alle noch im Lager befindliche Cavallerie ab. Die Myſoren nahmen einen Umweg, und verlegten ihr Vieh Heerdenweiſe in verſchiedene Plätze, um ſie nach und nach abzuholen. Vermöge eines forcirten Marſches langten ſie glücklich im franzöſiſchen Lager an, allein von zweytauſend Stück Vieh, brachten ſie nur dreyhundert mit ſich. Von dem zurückgelaſſenen Viehe kam jedoch nicht Ein Stück nach Pondichery, ſondern alles fiel den Engländern in die Hände.

Mit den myſoreſchen Truppen waren Abgeordnete von Hyder Ally gekommen, um mit den Franzoſen den Operationsplan zu verabreden. Es ging das Gerücht, Lally würde nach Frankreich zurückgerufen werden; dieſer Umſtand veranlaßte die Abgeordneten zu verlangen, daß der Gouverneur Deleyrit, und alle Mitglieder des Conſeils, den Tractat unterzeichnen ſollten. Hätten ſie es abgeſchlagen, ſo war keine weitere Hülfe zu hoffen; ſie unterzeichneten ihn daher, zu gleicher Zeit aber entwarfen ſie einen Proteſt, den ſie jedoch ſehr heimlich hielten, worin ſie ihre gänzliche Unzufriedenheit mit dieſem Vergleiche anzeigten. Vorzüglich bezogen ſich ihre Einwendungen auf die monatlichen Summen, welche den Myſoren als Sold gereicht werden ſollten, wozu ganz und gar kein Geld vorhanden war; desgleichen auf die ihnen abgetretenen Ländereyen, die von weit größerm Werthe waren, als die unbeſtimmten Dienſte, welche man von den Myſoren zu hoffen hatte. Dieſer heimliche

1760. Schritt war jedoch des Conſeils unwürdig, da die Abſicht deſſelben war, ſich von aller Verantwortung loszuſagen, wenn es übel ginge, bey einem glücklichen Erfolg aber, mit Lally die Ehre des Vergleichs zu theilen. Die ſcheinbare Einſtimmung des Conſeils gab indeß einen öffentlichen Beweis von der verzweiflungsvollen Lage der Franzoſen, und daß ſie kein anderes Mittel vor ſich ſahen, die Progreſſen der Engländer zu hemmen, die alle ihre Ländereyen, Thiagar und Gingee allein ausgenommen, erobert hatten, und jezt ſogar Pondichery drohten. Der Tractat wurde den 27ſten Junius unterzeichnet, und die folgende Nacht marſchirten alle Myſoren ab, mit dem Verſprechen, bald mit ihrer ganzen Macht wieder zu kommen, und eine Menge von Proviant mitzubringen. Nach ihrem Abmarſche zog ſich die franzöſiſche Armee nach der oftgedachten Gränzhecke zurück.

In dieſer Zwiſchenzeit war die engliſche Flotte durch zwey Linienſchiffe aus England verſtärkt worden, eins von 74 und eins von 64 Kanonen; auch war ein Compagnieſchiff von der malabariſchen Küſte eingetroffen, das 100 Europäer und 122 Topaſſen an Bord hatte. Dieſe Verſtärkung kam jezt ſehr zur gelegenen Zeit, und munterte die Engländer auf, die lezte Hand ans Werk zu legen.

Coote ſchickte indeſſen eine Verſtärkung von 70 Europäern, 400 Sepoys und 500 ſchwarzen Reitern an More ab, damit er im Stande wäre, der ganzen myſoreſchen Armee die Spitze zu bieten. Auf die Ankunft dieſer Hülfstruppen wartete Lally mit großer Ungeduld, weil er vorher nichts unternehmen

wollte; er hatte ein ſehr feſtes Lager bezogen, das 1760.
ihn vor jeden Angriff ſicher ſtellte. Coote war es auch ganz und gar nicht zu thun Willens, ſondern wartete auf den Ausgang der Expedition des Majors More. In dieſer Hoffnung blieben beide Theile zwanzig Tage lang ruhig.

Es war der 17te Julius, als die engliſchen Truppen und die Myſoren bey Trivadi auf einander ſtieſſen. More hatte bey ſich 180 europäiſche Fußſoldaten, 50 Huſaren, 30 Kaffern, 1100 Seypoys und 1000 ſchwarze Reiter. Die Myſoren hatten 4000 Reiter, 1000 Seypoys und 200 Europäer. Die des Sieges jezt ſo ſehr gewohnten Engländer glaubten ſich mehr als ſtark genug, den überlegnen Feind zu überwinden, allein der Erfolg entſprach nicht ihrer Erwartung; denn entweder durch Zufall oder durch begangene Fehler, woven man nie beſtimmte Nachrichten erfahren hat, wurden ſie gänzlich zurückgeſchlagen. Die ſchwarzen Reiter und Seypoys waren die erſten, welche die Flucht ergriffen und ſich auf allen Seiten zerſtreuten; die europäiſchen Fußſoldaten ergriffen ebenfalls die Flucht und warfen ſich in groſzer Unordnung ins Fort von Trivatore; nur die Huſaren allein hielten ſtandhaft aus, und fochten ſelbſt da ſie ſich von allen ihren Truppen verlaſſen ſahen. Von den funfzigen dieſer wackern Reiter wurden fünfundzwanzig niedergehauen und faſt alle übrigen verwundet.

Die Nachricht von dieſem Unfalle veranlaßte Cooten zu dem Wunſche, ſobald als möglich von Villanore Beſitz zu nehmen, das ſich in der Nähe

1760. des franzöſiſchen Lagers befand. Coote poſtirte ſich ſehr vortheilhaft, um den Entſatz abzuhalten, und ließ den 20ſten Julius das Fort beſchießen. Den folgenden Tag rückten die Franzoſen an. Coote theilte ſeine Armee, und machte Miene dem Feinde in den Rücken zu kommen und durch die Gränzhecke zu dringen. Lally ließ ſich durch dieſes Manöver hintergehn, und zog ſich ſogleich nach ſeinem alten Poſten zurück. Gegen Abend trafen die Myſeren in ſeinem Lager ein, mit dreytauſend Ochſen, die ihre Bagage und ihr Geſchütz transportirten, und mit dreytauſend andern Ochſen, die mit Reiß und allerhand Art Proviant beladen waren. Ihre glückliche Ankunft wurde durch viele Kanonenſchüſſe kund gemacht.

Die Engländer hatten mittlerweile einige Außenwerke von Villanore eingenommen, der Hauptwall war jedoch noch nicht beſtürmt worden. Man machte Zurüſtungen dazu; allein der Commandant wollte den Verſuch nicht abwarten, ſondern hing die Friedensflagge aus und öffnete den Engländern die Thore. Dieſe pflanzten ſogleich die engliſche Flagge auf die Wälle und richteten die Kanonen gegen die Franzoſen und Myſoren, welche ſich von der andern Seite genähert hatten, und das Fort ſchon als gänzlich gerettet betrachteten. Dieſe Veränderung erzeugte die größten Flüche und Verwünſchungen bey der franzöſiſchen Armee. Die Truppen ſtanden wie verſteinert da, und konnten ihren Augen kaum trauen, da dieſe Veränderung im Angeſicht ihres jetzt ſo zahlreichen Heers geſchah. Lally, der mehr als alle andre beſtürzt war, ließ ſogleich ſämtliche Truppen ſich unter die Kanonen von Ariancopang zurückziehen. Von allen ſeinen Siegen hielt Coote dieſen für den glücklichſten, weil er ihn am wenigſten erwarten konnte. 1760.

Die Nachricht von der Ankunft der Myſoren im Carnatick hatte die Regierung in Madras nicht wenig beunruhigt; denn außerdem, daß ſie den Engländern den Krieg erſchweren dürften, waren auch die Einkünfte des Nabobs verloren, wo ſie ſich nur zeigten, und als Reiterey konnten ihre Parteyen von Tritchinapoly bis Arcot ſtreifen. Dieſes Unglück wurde deſto mehr gefürchtet, da die oſtindiſche Compagnie in England, im Vertrauen auf die Schätze von Bengalen, beſchloſſen hatte, dieſes Jahr keine Gelder nach Indien zu ſenden. In Bengalen waren zwar die Engländer als Privatperſonen reich, der öffentliche Schatz aber war leer, und die Regierung in Calcutta war ſelbſt genöthigt Geld zu borgen. Man ſchlug daher dem Nabob vor, der ſich damals in Madras befand, mit allen ſeinen Truppen zu marſchiren, um die Länder zwiſchen Gingee und Arcot zu ſchützen. Der Capitain Smith in Tritchinapoly hatte kaum die Ankunft der Myſoren im Carnatick erfahren, als er eine Diverſion vorſchlug und ſich erbot, mit einem Theile von ſeiner Beſatzung in den nahe bey Tritchinapoly gelegenen Diſtricten von Myſore einzufallen, während der Zeit Iſſoof in Madura die Myſoren bey Dindigul in die Enge treiben ſollte. Der Vorſchlag wurde angenommen, und der König von Tanjore ſowohl als der Polygar Tondiman wurden erſucht, ihn bey dieſer Expedition zu unterſtützen.

1760. Der Nabob marſchirte zwar nach Vandiwaſch, allein auf einmal änderte er ſeinen Entſchluß, wider die Myſoren zu Felde zu ziehen, und erwählte dafür die minder gefährliche Ceremonie, ſeinen Einzug in Arcot zu halten. Die Myſoren waren indeſſen ſehr thätig, um Proviant herbeyzuführen, womit es ihnen oft glückte. Den 21ſten Julius kam die angenehme Nachricht an, daß ſechs Compagnieſchiffe aus England eingetroffen wären, die ſechshundert Mann königliche Truppen an Bord hätten.

Die Myſoren hatten ihrem Tractate gemäß die Magazine von Pondichery mit Proviant angefüllt, der für künftige Zeiten ſorgfältig aufbehalten wurde. Das Einſammeln der Lebensmittel wurde aber jezt immer ſchwerer, weil die Engländer ſehr wachſam waren, daher ſich der Mangel im myſoreſchen Lager, das über zweytauſend Seelen enthielt, einſtellte. In wenig Tagen wurde das Pfund Reiß ſchon für eine halbe Rupie verkauft. Dieſe Noth, die beſtändigen Strapatzen und Gefahren, dem dringenden Mangel abzuhelfen, desgleichen ihre Ueberzeugung von der Superiorität der engliſchen Armee, wovon ſowohl der Verluſt von Villenore, als auch die Behutſamkeit der Franzoſen ein Treffen zu vermeiden, Beweiſe gaben; alles dieſes machte die Myſeren höchſt unzufrieden mit ihrer Allianz, und ihre Sepoys, die ſich nicht ſo wie die Reiterey auf die Behendigkeit der Pferde verlaſſen konnten, fingen an täglich in ganzen Haufen auszureißen.

Die Beſatzung von Gingee hatte mittlerweile zweytauſend Zugochſen und eine ſehr große Menge

1760. Reiß zuſammen gebracht; 250 Europäer, theils zu Pferde theils zu Fuß, ſollten dieſen Zug, in Verbindung mit der myſoreſchen Reiterey, eſcortiren. Dieſe Reiterey aber wollte davon nichts hören, ſondern marſchirte nach Thiagar zurück; es wurden daher noch funfzig Europäer und dreyhundert Sepoys von Pondichery zur Verſtärkung der Convoy abgeſchickt. Coote nahm Maaßregeln, deren Ankunft zu verhindern, und beſetzte alle Päſſe; überdem ging er ſelbſt mit 150 Europäern und der ganzen ſchwarzen Cavallerie nach Killenore. Die Myſoren marſchirten indeſſen ſo geſchwind ſie nur konnten ab, und ſtießen in der Nacht auf ein engliſches Detaſchement, das ſie unvermuthet angriff, und keinen Widerſtand fand; ſie tödteten vierzig und nahmen zweyhundert Pferde weg, desgleichen neunhundert mit Bagage beladene Ochſen. Mit Tagesanbruch ſtieß Coote zu ſeiner Partey, da man denn die Myſoren in zerſtreuten Haufen flüchten ſah. Man verfolgte ſie, und erbeutete noch viel mehr Zugochſen. Eine Diviſion von den Myſoren war noch zurück; da dieſe die Gefahr vernahm, die auf ſie wartete, ſo kehrte ſie ſogleich wieder um, und erreichte glücklich die Gränzhecke vor Pondichery. Es waren ihrer fünfhundert, die aber keine Luſt hatten, weder für die Franzoſen zu fechten, noch vereinigt zu marſchiren, daher ſie in den folgenden Nächten ſich in kleine Haufen abſonderten, die unentdeckt fortkamen. In drey Nächten war kein Mann mehr von ihnen zurück.

Die Engländer bekamen nun Nachricht, daß alle die entflohenen Myſoren ſich in Thiagar verſammelt

1760. hätten, und von da nach Trinomalee marſchiren wollten. Man ſchloß daraus, daß ſie nicht ferner Verſuche wagen würden, Pondichery mit Proviant zu verſehen. Die Regierung in Madras glaubte nunmehr ihren groſſen Entwurf ausführen zu können, nämlich Pondichery zu Waſſer und zu Lande zu blokiren, und der Gouverneur Pigot kam deshalb im Lager an, um mit dem Admirale Stevens und dem Oberſten Coote die nöthigen Maaßregeln zu verabreden.

Die Gränzhecke von Pondichery erſtreckt ſich von Norden nach Süden rund um die Stadt; wo ſie aufhört, theilt ſich der Fluß Ariancopang in zwey Arme, der eine Inſel formirt, und der ſüdlichen Seite der Stadt zum Bollwerk dient. Das von der Hecke eingeſchloſſene Land enthält beynahe ſieben engliſche Quadratmeilen. Dieſer Boden verſchaffe Weide für eine Menge Vieh, wodurch ſowohl die franzöſiſchen Truppen als die Einwohner von Pondichery einige Monate lang mit Lebensmitteln verſorgt werden konnten. Es war daher für die Engländer durchaus nöthig, um die Feinde in die Enge zu treiben, innerhalb der Hecke Poſto zu faſſen, damit ihnen nichts als ihr gegenwärtiger Mundvorrath übrig bliebe. Die Engländer waren jedoch noch nicht ſtark genug, ſelbſt wenn ſie im Beſitz der Gränzhecke waren, Laufgräben gegen die Stadt zu eröffnen; überdem konnte die Einſchiffung und der Transport ſowohl der Artillerie als des Kriegsgeräths, das alles aus Madras kommen mußte, wegen der Monſun nicht eher als in der Mitte des Octobers geſchehen. Wenn die franzöſiſche Flotte vor dieſer Zeit erſchiene, ſo würde ein Seetreffen das

Schickſal der Belagerung entſcheiden; käme die Flotte nicht, ſo müßte dieſes unfehlbar von dem Mangel an Macht herrühren, um der engliſchen Flotte die Spitze zu bieten. In dieſem Falle war kein Zweifel, daß einzelne Schiffe allen Gefahren trotzen, und ſelbſt in dem ſtürmiſchſten Wetter es wagen würden, Proviant in die belagerte Stadt zu bringen, in der Erwartung, daß die engliſche Flotte die Küſte verlaſſen würde, ſo wie ſie es ſeit fünf Jahren bey jeder Monſun gethan hatte. Es war daher nöthig, die Gränzhecke und ihre Redouten ohne Verzug in Beſitz zu nehmen, wie auch daß die Flotte während der Monſun beſtändig im Angeſicht von Pondichery bliebe, um alle Schiffe aufzufangen, die es verſuchen dürften, Truppen oder Lebensmittel hineinzubringen. Bevor aber Coote die Hecke angriff, wollte er das Fort Ariancopang erobern, das am Ufer des Fluſſes gleichen Namens lag. Die engliſche Armee, die hier verſammelt war, beſtand aus 2000 Europäern und 6000 Indiern, theils Sepoys theils Reitern; hierunter waren weder die Beſatzungen noch die ausgeſandten Detaſchements begriffen. Da man dieſe Truppenzahl zu den mannichfaltigen Unternehmungen nicht ſtark genug fand, ſo wurde der Admiral Stevens erſucht, alle Seeſoldaten von der Flotte zu landen; zugleich ſtellte man ihm die Nothwendigkeit vor, während der Monſun mit der ganzen Flotte auf der Küſte zu bleiben. Stevens war ſehr abgeneigt, ſich ſeiner Seeſoldaten zu berauben, zu einer Zeit, da ein Treffen mit dem Feinde nicht unwahrſcheinlich war; endlich aber gab er nach, da die Wichtigkeit der Unternehmung auf- 1760.

1760 ſerordentliche Anſtrengungen erfoderte; auch verſprach er, ſich nicht von der Küſte zu entfernen, wenn er nicht durch eine unwiderſtehliche Noth dazu getrieben wäre. Die Seeſoldaten wurden gelandet, deren Anzahl 422 Europäer betrug.

Sobald die Myſoren bey Trinomalee angekommen waren, griffen ſie die Stadt an, ſie wurden aber mit Verluſt zurückgeſchlagen; dennoch fuhren ſie fort den Ort blokirt zu halten. Der Capitain Preſton, welcher in der Gegend ein groſſes Detaſchement commandirte, ſchickte 200 Sepoys ab, die heimlich ins Fort kamen, und hernach in Verbindung mit der Beſatzung ſolche Ausfälle thaten, daß die Myſoren eiligſt die Blokade aufgaben, und ſich nach Thiagar zurück zogen.

Man war auf nichts ſo ſehr bedacht, als auf Proviant, daher abermals zweytauſend beladene Laſtthiere unter der Eſcorte von 200 Europäern und 200 Sepoys, in verſchiedene Haufen vertheilt, von Gingee abgingen; ſie mußten aber unweit dem engliſchen Lager des Preſton vorbey, da denn dreyhundert Zugochſen genommen und die übrigen zerſtreut wurden, ſo daß kein Stück Vieh nach Pondichery kam; die Eſcorten aber entgingen den Engländern und langten mit geringem Verluſte in Gingee an. Es waren hier noch drey bis viertauſend Zugochſen in Bereitſchaft, um im Nothfall die Stelle der vorigen zu erſetzen. Man beſchloß jezt ſie alle auf einmal abzuſenden, und zwar unter der ſtärkſten Eſcorte, die man aus dem groſſen franzöſiſchen Lager nur entbehren konnte. Lally ſchickte daher noch hundert Mann zuropäiſche Cavallerie und vierhundert Sepoys nach 1760 Gingee ab, um zu den andern hier befindlichen Truppen zu ſtoßen, die jezt ein Drittheil ſeiner ganzen Armee ausmachten; er hatte ferner durch wirkſame Vorſtellungen die Myſoren dahin vermocht, auch achthundert Reiter nach Gingee zu ſchicken, um die Convoys zu begleiten. Die Engländer erhielten Nachricht, daß dieſe ſo ſtark bedeckte Convoy den 29ſten Auguſt in der Nacht aufbrechen würde, daher man alle Anſtalten machte, die Paſſage derſelben zu hemmen. Die Franzoſen waren ſchon auf dem Marſche, als ſie von den Maaßregeln ihrer Feinde benachrichtigt wurden, weshalb ſie ſich wieder zurückzogen, mit dem Entſchluſſe, ſo wie zuvor in abgeſonderten Haufen zu marſchiren.

Den zweiten September langten nebſt einigen Compagnieſchiffen auch drey Kriegsſchiffe in Cuddalore an. Mit dieſen leztern beſtand nun die Flotte vor Pondichery in ſiebzehn Linienſchiffen. Am Bord der Compagnieſchiffe befanden ſich einige hundert Bergſchotten von der königlichen Armee. Eine ſolche Macht in dieſen ſo entlegenen Welttheil geſchickt, zu einer Zeit, wo man in allen andern Weltgegenden ebenfalls mit dem äußerſten Nachdruck agirte, gab auch in Aſien den Beweis von dem erhabenen Geiſte desjenigen Mannes, der, in gleichem Beſitze des Zutrauens ſowohl ſeines Monarchen als ſeiner Nation, das Staatsruder in England in Händen hatte.

Coote befahl vierhundert Mann, das Fort von Ariancopang zu berennen. Monſon war mit dieſer

1760 Operation nicht zufrieden, obgleich dieſes das ſtärkſte Argument war, wodurch man den Admiral Stevens vermocht hatte, die Seeſoldaten zu landen. Coote, um alle Zwietracht zu vermeiden, zu einer Zeit, wo Eintracht ſo nöthig war, rief das bereits ausgeſchickte Detaſchement wieder zurück. Lally empfing von dem vorgehabten Entwurfe Nachricht, und fand ſich dadurch empfindlich gekränkt, da er mit ſeiner Armee ſo nahe war. Es ſchien ihm ein Beweis von der Meynung, welche die Engländer von ihrer Superiorität hatten, und er fürchtete, daß ſie bald weiter gehn würden, wenn man ſie nicht unverzüglich überführte, daß ſeine Macht im Stande ſey, auch offenſive zu handeln. Er beſchloß daher, das engliſche Lager in der Nacht vom 4ten September zu überfallen; ſeine Anſtalten wurden dazu auch mit vieler Klugheit gemacht.

Es lagen drey franzöſiſche Schiffe bey Pondichery vor Anker, die mit 150 europäiſchen Seeſoldaten beſetzt waren; dieſe wurden ſämtlich gelandet. Sie mußten mit einigen hundert Sevoys die Redouten beſetzen, damit man alle regulären Truppen zum Angriff brauchen konnte. Nach dem abgeſchickten Detaſchement beſtanden dieſe jezt in 1400 Mann europäiſcher Infanterie, 100 Mann europäiſche Cavallerie und 900 Sepoys. Vermöge der mannichfaltigen franzöſiſchen Poſten konnte das engliſche Lager von allen Seiten angefallen werden. Man hatte genau die Entfernung berechnet; ſo daß alle dieſe Truppen zu gleicher Zeit nahe bey dem engliſchen Lager eintreffen konnten, da denn durch Raketten das Signal zum allgemeinen

An=

1760. Angriff gegeben werden ſollte. So gut die Maaßregeln auch genommen waren, ſo mißglückte doch der Entwurf. Coote ſammelte ſeine Truppen, that allenthalben Widerſtand, und ſchlug die Feinde zurück. Die Franzoſen verloren dabey dreißig Europäer, die todt auf dem Platze blieben, wie auch einige Gefangene, unter denen Auteuil war, welcher ehemals im Carnatick commandirt hatte.

Die lezt aus England angekommenen Schiffe brachten vom Kriegs-Departement Patente für Brereton und Monſon, wodurch ſie den Rang über Coote bekamen; indeſſen hatten Beide Befehl erhalten, nicht dieſen Rang zu verlangen, ſo lange als Coote auf der Küſte von Coromandel wäre. Dieſer Befehlshaber glaubte, daß dieſes ein Wink für ihn ſey, ſobald als möglich ſich nach ſeiner beſtimmten Provinz Bengalen zu begeben; hiezu kam noch, daß Monſon wegen ſeines Ranges nicht ferner unter ihm dienen, ſondern ſich nach Madras begeben wollte. Coote übergab ihm daher ſogleich das Commando der Armee, und ging ſelbſt nach Madras, in der Abſicht, ſich mit ſeinem ganzen Regimente nach Bengalen einzuſchiffen. Die Regierung that dagegen die ſtärkſten Vorſtellungen, und Monſon erklärte, daß die Blokade von Pondichery aufgehoben werden müßte, wenn man dieſe Truppen wegnähme; worauf Coote bewilligte, ſie zurück zu laſſen.

Dreyzehntes Buch.

1760. Da der Oberſte Monſon nun nach eigenem Gefallen handeln konnte, ſo führte er eine Operation aus, die Coote nicht hatte genehmigen wollen. Die Gränzhecke von Pondichery hatte, außer ihrer natürlichen Befeſtigung von Bäumen und dornichten Geſträuchen, noch vier Redouten. Eine derſelben deckte den Zugang zu dem Dorfe Oulgarry, worin ſich verſchiedene Landhäuſer und Gärten, nebſt einer den Jeſuiten gehörigen Kirche befanden. Die Regimenter von Lothringen und Lally, die jezt zuſammen nicht mehr als 400 Mann ausmachten, cantonirten in dieſem Dorfe. Der Angriff geſchah nach Mitternacht von der ganzen engliſchen Armee. Man drang durch die Gränzhecke, bemächtigte ſich einiger Redouten, und nahm das Dorf in Beſitz; ohne die Verirrung eines engliſchen Detaſchements, in der Dunkelheit, wären beide franzöſiſche Regimenter gefangen genommen worden. Monſon ſebſt beſtürmte eine Redoute, wobey ihm ein Bein zerſchmettert wurde; dennoch wurde ſie erſtiegen, und gegen Anbruch des Tages hatte man innerhalb der Gränzhecke völlig Poſto gefaßt. Der Verluſt der Engländer dabey beſtand in 115 todten und verwundeten Europäern.

Die Truppen, mit denen Jſſoof von Madura in die Diſtricte von Dindigul einfiel, waren 300 Reiter, 1400 Sepoys, und 3000 Peons. Sie fingen in der Mitte des Mays die Feindſeligkeiten an, und ſtürmten das Fort Battal Gunta, das ſie auch glücklich eroberten. 1760.

Die Zurüſtung und der Abmarſch der Truppen, die mit dem Nabob nach dem Carnatick gegangen waren, und die Transporte nach Karical, hatten die Beſatzung von Tritchinapely ſo ſehr von Menſchen, Geld und Kriegsgeräthe entblößt, daß der Capitain Smith nicht die vorhabende Expedition unternehmen konnte, bis alle dieſe Bedürfniſſe befriedigt waren. Dieſe Hülfe aber beruhte ganz auf ihm allein, weil er in der gegenwärtigen Lage keinen Beyſtand aus Madras zu erwarten hatte. Er machte die Anſtalten ſo gut es ihm möglich war, und rückte den 6ten Auguſt ins Feld. Seine Truppen beſtanden in 50 Europäern und 700 Sepoys von der Beſatzung in Tritchinapely, desgleichen in 600 Reitern und 1000 Peons, die theils Tondiman, theils der König von Tanjore geſchickt hatte; hiezu kamen 3000 Colleries von den benachbarten Polygars, die ſich begnügten für einen ſehr geringen Sold zu dienen, in der Erwartung, reichlich durch die Beute ſchadlos gehalten zu werden, die ſie in den fruchtbaren Ländern von Myſore zu machen hofften. Dieſe Armee marſchirte längs dem Ufer des Caveri, und langte den 13ten bey dem Fort Pudicotah an. Vor ihrer Ankunft hatte ſich das Gerücht verbreitet, daß ein großes Corps Franzoſen von Seringapatnam nach Caroor im

1760. Marſche wäre. Die Beſatzung von Pudicotah wurde hiedurch aufgemuntert, ſich zu vertheidigen. Dieſe Vertheidigung währte jedoch nicht lange, denn nachdem ſie ihren geringen Vorrath von Pulver verſchoſſen hatte, capitulirte ſie. Smith nahm nun den Weg nach Caroor, dem vornehmſten Gegenſtande ſeiner Expedition.

Caroor liegt funfzig engliſche Meilen von Tritchinapoly, und iſt eine große, volkreiche und wichtige Stadt. Das daben liegende Fort iſt von Steinen erbauet, und nach indiſcher Art ſehr feſt. Die Beſatzung deſſelben beſtand aus achthundert Reitern, tauſend Sepoys, tauſend Peons und einer großen Menge Colleries. Die meiſten dieſer Truppen hatten ſich in der Stadt verſammelt und die Mauern derſelben beſezt, als Smith ankam.

Die Nothwendigkeit, die Communication mit Tritchinapoly zu unterhalten, erfoderte, ſich während dem Angriffe des Forts nicht vom Caveri zu entfernen. Um deſto gewiſſer Meiſter vom Fluſſe zu ſeyn, mußte man die Stadt im Beſitz haben, daher ſie ſogleich angegriffen wurde. Die Engländer erſtiegen die Mauern, und trieben die Beſatzung ins Fort zurück.

Die Beute wurde den Truppen ohne Ausnahme überlaſſen; da aber die Einwohner Zeit gehabt hatten, ſich zu retten, ſo fand man hier wenig von Werth, außer Getraide, wovon die ganze Aernte des Landes in die Stadt gebracht worden war. Es fehlte aber an Kaufleuten, es zu kaufen, und die Truppen wußten kein Mittel, es wegzuſenden. Die

1760

Stärke des Forts bey einer ſo geringen Anzahl Europäer, von denen jedoch der glückliche Erfolg des Angriffs allein abhing, verurſachte, daß Smith zu ihrer Erhaltung alle nur mögliche Behutſamkeit brauchte; auch ließ er mehr Geſchütz aus Tritchinapoly kommen. Er eröffnete indeſſen die Laufgräben; die Arbeit ging ſehr langſam von ſtatten, ſo daß man in ſieben Tagen nur zweyhundert Schritte mit dem Sappiren vorrückte, worauf man eine Mine ſprengen ließ, welche den Graben ausfüllte.

Es war das erſtemal, daß die Myſoren je einen Feind ſo künſtlich gegen ihre Mauern hatten anrücken ſehn. So neu ihnen auch der Angriff war, ſo vermutheten ſie doch, daß es möglich ſey, durch ſolche Hülfsmittel ſelbſt ins Fort zu dringen. Dieſe Furcht und die Verheerung der ganzen umliegenden Gegend von den Colleries und den tanjoreſchen Reitern, die täglich zu ganzen Schaaren auf Plünderung ausgingen, veranlaßte den Commandanten Vorſchläge zu thun, um die Feindſeligkeiten einzuſtellen. Er erklärte feyerlich, daß ſein Herr, der König von Myſore, keinen Antheil an der Abſendung der Truppen hätte, die zu den Franzoſen im Carnatick geſtoſſen wären, und daß allein Hyder Ally, den er einen Rebellen nannte, der Urheber dieſes Bündniſſes ſey; er ſchlug daher eine Interims-Uebergabe vor. Von dem aus Tritchinopoly angekommenen Geſchütz war die größte Kanone geſprungen, und die Breſche noch nicht zu Stande; dieſes vermochte Smith folgende Bedingungen zu bewilligen: „Daß ſechzig Sevoys „ſogleich von der angegriffenen Baſtion Beſitz neh-

1760. „men und die engliſche Flagge im Fort aufgepflanzt „werden ſollte. Die engliſche Armee ſollte zwanzig „Tage lang in der Stadt verbleiben: wenn, während „dieſer Zeit, keine Befehle von Madras kämen, „das Fort dem Commendanten zu überliefern, ſo „müßte die Beſatzung es verlaſſen, der man, in „Rückſicht ihrer muthigen Vertheidigung, erlaubte, „ihre Waffen, Pferde und Bagage mitzunehmen: „dagegen müßte aller Proviant und Kriegsgeräthe, „das dem König von Myſore gehörte, in dem Fort „zurückbleiben. Wenn gleich in dieſer Zwiſchenzeit „eine Armee von Myſore ankäme, ſo ſollte die Be„ſatzung doch den Engländern das Fort räumen. Zur „Sicherheit, bis alle Bedingungen erfüllt wären, „mußte die Beſatzung vier Geiſeln geben, und ein „europäiſcher Deſerteur wurde ausgeliefert.“ Dieſe Capitulation kam den 2ten September zu Stande. Smith hatte hierauf eine Unterredung mit Boniapah, dem Commandanten des Forts, worin er überzeugt wurde, daß der König von Myſore keinen Antheil an den ehrgeizigen Entwürfen des Hyder Ally hatte; Boniapah hingegen zweifelte nicht, daß Caroor ſeinem Könige wieder gegeben werden würde, er erbot ſich daher, mit ſeiner Beſatzung nach Namcull, einem zwanzig Meilen weiter gelegenen Fort, zu marſchiren, und dort die Befehle der Regierung von Madras zu erwarten. Smith war damit zufrieden, nur bedung er ſich aus, daß ſeine Truppen nicht gegen die Engländer agiren ſollten, bis das Schickſal von Caroor entſchieden ſey. Die Myſoren verließen den Ort noch denſelben Tag. Die Eroberung

war von Wichtigkeit; denn außer den Einkünften 1760.
des dazu gehörigen Diſtricts, die jährlich an 44000 Pfund Sterling betrugen, ſo wurde der König von Myſore dadurch gegen Hyder Ally, als den Urheber des Verluſts, außerordentlich aufgebracht.

Die Feindſeligkeiten hatten in dieſer Zwiſchenzeit zwiſchen den Truppen von Dindigul und Madura fortgedauert. Die leztern waren durch die ſehr verſtärkten Myſoren von Battal Gunta fortgetrieben und das Fort ſelbſt durch Sturm erobert worden. Sie blieben aber nicht lange in dieſem Beſitz; denn Iſſoof zog alle ſeine Truppen zuſammen, um dieſen Schimpf zu rächen, griff das myſoreſche Lager an, zerſtreute die Feinde, nahm ihr Geſchütz weg, und eroberte auch Battal Gunta wieder.

Die Capitulation von Caroor langte zu Madras an dem nämlichen Tage an, als Preſton meldete, daß die Myſoren die Franzoſen in Gingee verlaſſen hätten, und mit ihrer ganzen Bagage nach Thiagar abmarſchirt wären. Man war jezt überzeugt, daß der König von Myſore und Hyder Ally in großer Zwietracht wären; allein es war zu befürchten, daß ſie ſich entweder vergleichen möchten, oder welches noch wahrſcheinlicher war, daß Hyder Ally in dem Kampfe um Autorität ſiegen würde: in beiden Fällen dürfte der myſoreſche Staat, ſo wie ehemals, an dem Streit der beiden europäiſchen Nationen nachdrücklich Antheil nehmen, da denn Caroor in den Händen der Engländer von großem Gewicht ſeyn würde. Sie befahlen daher dem Capitain Smith, es im Be-

1760. ſitz zu behalten, und dem Könige dabey ihre Freundſchaft zu verſichern, dagegen aber ſich ganz und gar nicht in ſeine Streitigkeiten mit Hyder Ally zu miſchen, auch nicht deſſen Truppen gegen dieſen Rebellen zu unterſtützen; ſofern ſich aber eine vortheilhafte Gelegenheit ereignete, könnte er mit ſeinem Corps wider Hyder Ally abgeſondert agiren.

Coote war noch nicht nach Bengalen abgeſegelt, als die Nachricht von der eroberten Gränzhecke in Madras ankam; zugleich meldete Monſon ſeine Unfähigkeit, wegen ſeiner Wunde im Felde zu bleiben, und bat, daß Coote wieder das Commando der Armee übernehmen möchte. Die Regierung trat dieſer Bitte bey, da denn Coote den 20ſten September ſich wieder ins Lager begab. Er fand die Truppen ſehr misvergnügt, beſonders waren die ſchwarzen Soldaten höchſt unzufrieden, da es ihnen an Proviant mangelte. Die Urſache dieſes Mangels war der Geiz der Pächter, die der Nabob in den eroberten Provinzen eingeſetzt hatte, welche, in der gewiſſen Vermuthung, daß der Preis des Getraides ſteigen würde, nichts nach dem Lager ſchickten. Auch Krankheiten herrſchten unter den engliſchen Truppen ſo ſehr, daß ſich nebſt den Verwundeten an ſechshundert Europäer im Lazareth befanden.

Coote fing ſeine Operationen damit an, daß er die Zugänge zu den eroberten Redouten innerhalb der Gränzhecke ſtark befeſtigen ließ, und ſodann die ſogenannte Ariancopang-Redoute angriff, deren Beſatzung bey ſeiner Annäherung die Flucht ergriff. Durch

1760. dieſe Eroberung war man der Stadt Pondichery ziemlich nahe gekommen. Nun war noch die Madras-Redoute übrig, welche die Franzoſen ſtark beſetzt hatten; hinter derſelben war ein ſchönes Dorf, aus mehrern Straßen beſtehend, das man die Bleiche nannte, weil alle von der Compagnie eingekaufte Leinwand hier gebleicht wurde; auch befanden ſich hier große Waarenhäuſer, um die Kaufmannsgüter aufzubewahren. Da man fürchtete, daß die Engländer ſich bald weiter ausbreiten dürften, und ſodann dieſe Gebäude ihnen Schutz verſchaffen würden, ſo beſchloß Lally ſie zu demoliren, und auf dem Boden neue Verſchanzungen anzulegen. Coote erhielt davon Nachricht, und nahm ſeine gewöhnliche Eſcorte, als ob er recognoſciren wollte; mit dieſer näherte er ſich dem Seeufer. Sobald er aus der Gränzhecke ins Freye kam, formirte er ſeine Haufen, die aus Sepoys und Reiterey beſtanden. Die Sepoys, welche keine Vermuthung von dem vorhabenden Angriff gehabt hatten, wollten ſich zurückziehen; allein Coote befahl der Cavallerie alle niederzuhauen, die nicht vorwärts marſchiren würden. Die Madras-Redoute wurde nun beſtürmt, und die Feinde verjagt. Coote beſetzte ſie mit 300 Sepoys und ging ins Lager zurück.

In der Nacht wurde dieſe Redoute von 400 Europäern und 600 Sepoys aus der Stadt überfallen; die engliſchen Sepoys verließen ſogleich ihren Poſten, und flohen davon: einer ihrer Befehlshaber aber ſammelte die Flüchtlinge in der Ebene, und beredete ſie, ihm zu folgen, um die Redoute wieder zu erobern. Sie erſtiegen auch glücklich die äußern

1760. Verſchanzungen, und erſchreckten die Feinde, die dieſe Rückkehr einer großen Truppen-Verſtärkung zuſchrieben; in dieſer Vermuthung verließen ſie die Redoute wieder.

Nunmehr waren die Engländer im gänzlichen Beſitz der Gränzhecke, von dem nordlichſten Theile an bis ans Seeufer; allein ſüdwärts, längs dem Ufer des Ariancopang, war die Stadt noch nicht eingeſchloſſen: der Fluß läuft hier über Sandlagen, die öfters trocken, und beſtändig, außer der Regenzeit, wadbar ſind. Lally hatte hier eine Redoute, fünfhundert Schritte von den Stadtmauern, errichten laſſen. Die Regenzeit näherte ſich nun, und die Redoute, wenn man ſie jezt wegnähme, konnte von den Engländern, nach Anſchwellung des Fluſſes, nicht unterſtüzt werden, daher Coote die Eroberung derſelben bis nach der Regenzeit ausſetzte. Man befürchtete in dieſer Zeit große Anſtrengungen von Seiten der Feinde, die Stadt mit Proviant zu verſehn; denn das franzöſiſche Detaſchement befand ſich noch immer in Thiagar, und obgleich die Myſoren ſich von da entfernt hatten, ſo war doch noch keine Nachricht von ihrem Abmarſche nach ihrem eigenen Lande eingegangen.

Die franzöſiſchen Truppen in Thiagar beſtanden in 400 Mann europäiſcher Infanterie, 250 europäiſcher Cavallerie und 1000 Sepoys. Das engliſche Obſervations-Corps, unter dem Capitain Preſton, war nicht ſtark genug, dieſen Truppen die Spitze zu bieten; dennoch legte es ihnen alle nur mögliche Hinderniſſe in den Weg, um ſie zu verhindern, mit der Convoy von Zugochſen, die immer noch in Bingee waren, nach Pondichery zu marſchiren. 1760.

Belagerow, der Großfeldherr der Maratten, hatte im Anfange dieſes Jahres eine Armee von achttauſend Reitern und achttauſend Fußſoldaten mit Kanonen verſehn, unter einem erfahrnen Befehlshaber, Namens Vizvazypunt, abgeſchickt. Dieſes Heer ging über den Kriſina im Monat Februar, und wandte ſich ſodann ſüdwärts; allenthalben wurden Contributionen auf dem Wege eingefodert, und diejenigen Forts, die ſich nicht dazu bequemen wollten, wurden eingenommen. Im Junius lagerten ſich dieſe Maratten bey Chinabalabaram, an den Gränzen von Myſore. Von hier aus ſchickte Vizvazypunt Briefe ſowohl an den Nabob vom Carnatick, als an den König von Myſore: dem erſtern trug er Hülfstruppen gegen anſehnliche Geldſummen an; von dem leztern aber verlangte er den rückſtändigen Tribut, worauf die Maratten ein Recht zu haben glaubten. Hyder Ally hatte zu eben der Zeit in Seringapatnam, der Hauptſtadt von Myſore, ſeine Würde, als Feldherr und Miniſter, niedergelegt. Er hatte kurz zuvor mit Lally ſeinen Tractat geſchloſſen, und viertauſend Myſoren, unter Anführung ſeines Schwagers Muctoon Saheb, nach Pondichery abgeſchickt. Dieſer Fürſt verließ ſich ſo ſehr auf das franzöſiſche Bündniß und auf ſeinen eignen Muth, daß er in einer nahe bey Seringapatnam gelegenen Stadt mit allen ſeinen Weibern und Kindern ſeine Wohnung aufſchlug; er hatte nur 300 Reiter bey ſich, deren Treue und Muth er aber erprobt hatte. Die Agen-

1760. ten, welche die Briefe des Vizvazyppunt überbrachten, hatten mit dem Könige eine geheime Unterredung; man kam überein, daß die Maratten bis Seringapatnam vorrücken ſollten, unter dem Vorwande, eine große Contribution zu erpreſſen, die jedoch der König insgeheim zu bezahlen bewilligte. Hyder Ally vermuthete, daß der König bey dieſer Gefahr ihm ſeine Truppen wieder anvertrauen würde; er entdeckte aber mit Beſtürzung, daß die Maratten ſich anheiſchig gemacht hatten, ſich ſeiner Perſon zu bemächtigen. Es war kein Augenblick für ihn zu verlieren; er beſtieg in der Nacht ſein Pferd, nur von wenigen Reitern begleitet, und ließ ſeine ganze Familie zurück. Die Maratten verfolgten ihn zwar, konnten ihn aber nicht einholen. Er langte den folgenden Tag in Bangalore, einer ſtark befeſtigten Stadt, an, wo er die Beſatzung dahin vermochte, zu ſeiner Fahne zu treten. Von dieſem Orte ſchickte er ſeinem Schwager Befehl zu, den Carnatick mit allen ſeinen Truppen zu verlaſſen, und nach Bangalore zu marſchiren. Muctoon Saheb hatte ſchon ähnliche Befehle erhalten, da er ſich von Pondichery zurückzog; da er aber Hyder Ally in Bangalore in Sicherheit zu ſeyn glaubte, und überdem vermuthete, daß entweder eine Ausſöhnung zwiſchen ihm und dem Könige erfolgen würde, oder daß Hyder Ally es für rathſam halten dürfte, ſelbſt zu den Franzoſen zu ſtoßen, ſo beſchloß er, zwar nicht nach Pondichery zurück zu kehren, aber doch im Carnatick zu bleiben. Im Anfange des Septembers aber erhielt er neue Befehle von Hyder Ally, die ſeinen Abmarſch unverzüglich verlangten; er rief daher

1760. die 800 Reiter zurück, die ſich in Gingee befanden, und ohne irgend eine Anſuchung that er eine Handlung, die nach den Grundſätzen der indiſchen Politik faſt ohne Beyſpiel war. Er bat nämlich die Franzoſen in Gingee, ihm ein Detaſchement mitzugeben, um das Fort Thiagar wieder in Beſitz zu nehmen, das er nicht behalten wollte, weil er jezt nicht die damit verknüpften Bedingungen erfüllen könnte. Er hielt auch ſein Wort, und gab den 13ten September das Fort zurück, wobey er ſich blos bey einer künftigen günſtigen Gelegenheit ihren Beyſtand ausbat; einige Tage nachher marſchirte er mit allen ſeinen Truppen ab, um zu Hyder Ally zu ſtoßen. Die Franzoſen beſetzten Thiagar jezt mit 200 Europäern und 500 Sepoys.

Die Zurückgabe dieſes Forts, und der Abmarſch der Myſoren aus dem Carnatick, beſtätigten die Verſicherungen des Königs, daß er keinen Antheil an der ganzen Expedition hatte, daher die Regierung in Madras ſowohl nach Tritchinapoly als nach Madura Befehle ſchickte, die Feindſeligkeiten in den myſoreſchen Ländern einzuſtellen. Man hatte indeſſen aber ſieben myſoreſche Forts in Beſitz genommen, die bis auf weitere Verfügung beſetzt gehalten wurden.

Sobald Coote verſichert war, daß die Myſoren den Carnatick verlaſſen hatten, verabſchiedete er 500 Mann von der ſchwarzen Cavallerie, da dieſe jezt von ſehr geringem Nutzen war. Den 7ten October hörte man ein ſtarkes Feuern auf der Rhede von Pondichery. Außer den kleinen Fahrzeugen lagen drey große franzöſiſche Schiffe bey der Stadt vor Anker, unter dem

1760. Schuße von hundert Kanonen, die in den Verſchanzungen längs dem Strande aufgeführt waren. Die Abſicht dieſer Schiffe war, das ſtürmiſche Wetter abzuwarten, ſodann nach den ſüdlichen Häfen zu ſegeln, und mit Lebensmitteln zurück zu kommen. Dieſes zu verhindern, würde für große Schiffe ſehr ſchwer ſeyn, ſelbſt wenn ſich die engliſche Flotte im Geſichte von Pondichery befinden ſollte; dieſe lag noch immer vor Anker bey Cuddalore. Der Admiral Stevens beſchloß daher, einen Verſuch zu machen, die franzöſiſchen Schiffe von der Rhede wegzunehmen. Die Nacht dazu war bereits feſtgeſezt, allein die engliſchen Schiffe bemannten ihre Böte ſchon, ehe es noch dunkel wurde; dieſes bemerkte man durch Ferngläſer aus Pondichery, weshalb man ſogleich Truppen abſchickte, um die franzöſiſchen Schiffe zu verſtärken; da dieſe Maaßregel nun auch von der Flotte bemerkt wurde, ſo verſchob der Admiral die Ausführung ſeines Vorhabens bis zu einer andern Zeit. Jezt nun ſchritt man zu dieſer Unternehmung. Nachdem es ſtockfinſter war, wurden ſechsundzwanzig Böte ausgeſezt, und mit vierhundert Matroſen, größtentheils Freywilligen, bemannt. Die Böte formirten ſich in zwey Diviſionen, deren jede ſich in einer Linie bewegte, welche durch befeſtigte Taue gleichſam einen Körper ausmachten. Die Ruder waren mit friſchen Schaffellen bedeckt, um das Geräuſch zu verhindern. Das Loſungswort, woran man einander beym Angriff erkennen wollte, war das engliſche Wort Cathchart, das wenige Franzoſen im Stände ſind auszuſprechen. Nach dem gemachten Entwurfe, ſollte die eine Linie von

1760. Böten das franzöſiſche Schiff Hermione, und die andre Linie das Schiff Baſaine angreifen; nach dem glücklichen Erfolge aber ſollte das dritte Schiff, die oſtindiſche Compagnie genannt, angefallen werden. Es blitzte beſtändig, ſo wie es hier alle Nächte vor der Monſun gewöhnlich iſt; dennoch näherte ſich die eine Diviſion der Hermione bis auf einen Piſtolenſchuß, ohne entdeckt zu werden: nunmehr ſonderten ſich die Böte von einander ab, und legten ſich hart an beide Seiten des Schiffs; zwen derſelben ruderten vorwärts, um die Ankertaue abzuhauen. Während dieſer Annäherung gerieth alles ſowohl in dieſem als in den andern Schiffen in Bewegung; man feuerte von allen Seiten auf die Böte, mit Musketen und Kanonen. Die engliſchen Matroſen ſäumten jedoch nicht, und in wenig Augenblicken war die Hermione von allen Seiten erſtiegen. Die Schiffsbeſatzung, welche aus 70 Europäern beſtand, wehrte ſich tapfer, und vertheidigte ſich, da es zum Handgemenge kam, mit Piken und Piſtolen. Dem Matroſen, der zuerſt verſuchte die Ankertaue zu kappen, wurde von einem Offizier der Kopf geſpalten. Die größere Anzahl ſiegte endlich, und die Franzoſen wurden alle durch die großen Löcher in den Schiffsraum herunter getrieben. Die nicht von ſelbſt herunter ſprangen, wurden herab geſtürzt; denn hier konnte keine andere Gefangennehmung ſtatt finden. Sobald ſie alle unten waren, wurden die Löcher verrammelt und mit Schildwachen beſetzt; ſodann ſpannte man das vordere Segel auf, das einzige, welches in Bereitſchaft war, um das Schiff fortzubringen, wozu auch einige Böte mit

1760. Rudern beſtimmt wurden. Man hatte bisher vom Ufer nicht gefeuert, jezt aber fing eine heftige Kanonade an, wozu die Blitze die Richtung gaben. Das Schiff lag ſo nahe am Ufer, daß faſt kein Schuß fehlte; das Steuerruder wurde zerſchmettert, und die Steuerleute, die es handhabten, todtgeſchoſſen. Es waren Taue nöthig, um das zerſchmetterte Steuerruder wieder einigermaßen brauchbar zu machen. Die Taue befanden ſich im untern Schiffsraume, wohin die Gefangenen niemand zulaſſen wollten, dergleichen zu holen, und das einzige Segel war nicht hinreichend, das Schiff fortzubringen. Es blieb alſo nichts übrig als die Böte, um es wegzuſchleppen, und dieſe ruderten mit ſolcher Heftigkeit, daß die Seile riſſen. Mittlerweile fuhr das Feuer von dem Ufer beſtändig fort. Das Schiff ſchien nicht von der Stelle zu kommen, daher man glaubte, daß eine Klippe unter dem Kiel verborgen wäre. In dieſer Vorausſetzung beſchloß der commandirende engliſche Offizier, das Schiff zu verlaſſen. Man ſagte den Gefangenen im Schiffsraume, daß man es in Brand ſtecken würde, worauf ſie alle hervor krochen, und in die Böte gebracht wurden, die mit ihnen abfuhren, und ſie glücklich am Bord des Tigers abſetzten. Dieſes war ein engliſches Linienſchiff, deſſen Befehlshaber, Namens Dent, ein wackrer Offizier, die zurückkommenden Matroſen mit Vorwürfen überhäufte, und ihnen befahl, ſogleich zurück zu gehen und das Schiff zu holen, widrigenfalls er ſeine eigne Schiffsbeſatzung dazu ausfinden würde. Dieſes muthige Betragen wirkte; alle Böte fuhren wieder ab, und

beſtie

beſtiegen das eroberte Schiff, das der Landwind vom Ufer ſeitdem etwas abgetrieben hatte. 1760.

Die Maaßregeln zu Eroberung der Baleine waren die nämlichen, allein es glückte damit geſchwinder. Die Franzoſen thaten hier nur geringen Widerſtand, und ergaben ſich. Das Schiffsſteuerruder war zwar am Lande, allein es waren einige Segel zurückgeblieben, durch deren Hülfe das Schiff weggebracht wurde. Die Umſtände erlaubten nicht, einen Verſuch auf das dritte Schiff zu machen, das alſo verſchont blieb.

In dieſer Zeit fing man an, den Mangel an Lebensmitteln in Pondichery ſehr ſtark zu fühlen. Lally berief eine General-Verſammlung, wobey er antrug, ſogleich alle ſchwarzen Einwohner aus der Stadt zu ſchaffen. Man ſtellte dagegen vor, daß die Treue dieſer Einwohner gegen die Franzoſen allein die Grundurſache der Macht ſey, die man jezt über ſie beſäße, und es daher eine ſchreyende Undankbarkeit ſeyn würde, ſie aus ihren Wohnungen zu vertreiben; ferner würden dadurch die Europäer aller ihrer Bedienten beraubt werden. Dieſe Betrachtungen hatten ſo viel Gewicht, daß die Verſammlung aufbrach, ohne etwas hierüber zu beſchließen. Eine Anzahl Einwohner aber, aus Furcht wegen der bevorſtehenden Belagerung, wandten ſich von ſelbſt an den Oberſten Coote, und baten um Erlaubniß, ihre Familien entweder nach den holländiſchen oder däniſchen Colonien an der Küſte zu ſenden, die in dieſem Kriege neutral waren. Die Päſſe wurden auch ſogleich bewilligt.

1760. Das ſtürmiſche Wetter fiel ein, daher den 22ſten October die beiden Admirale mit allen ihren Schiffen die Rhede von Cuddalore verließen. Ihre Abfahrt war unerwartet, da Stevens erklärt hatte, er würde ohne die äußerſte Noth nicht die Küſte verlaſſen, und dieſe Noth war noch nicht vorhanden. Sobald die Flotte aus dem Geſichte war, ging das franzöſiſche Schiff, die oſtindiſche Compagnie genannt, und noch ein kleineres unter Segel, wie man vorher vermuthet hatte. Das größere ſegelte nach Trankebar, um Proviant zu holen, und das andere, mit Kanonen beſezt, ſollte an der Küſte kreuzen, um die indiſchen Gerraide-Fahrzeuge zu decken, die in dieſer Jahrszeit gewöhnlich mit dem Winde von Norden nach Süden kommen, und in geringer Entfernnng von der Küſte ſegeln. Den 14ten November kamen vier engliſche Kriegsſchiffe nach der Rhede von Pondichery zurück, und brachten die Nachricht mit, daß die übrige Flotte durch die Stürme viel gelitten hätte, daher Stevens nach dem Meerbuſen von Trincomalee geſegelt ſey, ſeine Schiffe auszubeſſern.

Preſton ließ mittlerweile ſein Detaſchement in der Gegend von Gingee herumſtreifen, um alles hier vorhandene Vieh wegzuſchleppen; man nahm an einem Tage vierhundert Stück von der Graſung ganz nahe bey Gingee weg, ohne daß die franzöſiſche Beſatzung die geringſte Anſtalt machte, es zu verhindern. Wenig Tage nachher wurde dieſer Verſuch von den Engländern wiederholt, und eine noch größere Viehbeute gemacht.

1760. Die häufigen Unternehmungen der franzöſiſchen Truppen im Felde, um Pondichery mit Proviant zu verſehn und die engliſche Armee zu vertheilen, hatten ihnen über dreyhundert Europäer gekoſtet. Thiagar und Gingee waren zwar noch beſezt, allein nicht ſtark genug, um ihre Beſatzungen zu theilen, und Eſcorten zu großen Convoys geben zu können. Die Franzoſen hatten die Gelegenheit vernachläßigt, dieſes zu ſeiner Zeit mit Nachdruck zu verſuchen. Die Anzahl der Truppen, die ſich jedoch noch in Pondichery befanden, die anſehnlichen Feſtungswerke des Ortes und der große Vorrath an Munition ſicherten indeſſen die Stadt gegen alle Gefahr, die Hungersnoth allein ausgenommen. Lally beſchloß daher weislich, die auswärts befindlichen Truppen nicht zurückzurufen, weil ſie im Felde doch manchen Dienſt thun, und für ihren Unterhalt ſelbſt ſorgen könnten, da hingegen ihre Anweſenheit in Pondichery dem ohnehin geringen Vorrathe an Proviant deſto geſchwinder ein Ende machen würde. Er wünſchte vielmehr dieſe auswärtige Truppenzahl jezt zu vermehren, um einen Entwurf auszuführen, den er durch Noth gedrungen noch als das einzige Mittel anſah, das drohende Unglück von Pondichery abzuwenden.

Die franzöſiſche Flotte, welche die Küſte von Coromandel im October des vorigen Jahres verlaſſen hatte, war am 1 ten November in Isle de France angelangt. Dieſe Inſel lieferte nie ſo viel Lebensmittel, als für die dort wohnende Colonie erfoderlich war; aller Proviant, den man hier von auswärts herbey geſchafft hatte, war gänzlich angewandt wor-

1760 den, um die nach Indien abſegelnde Flotte zu proviantiren, ſo daß jezt bey deren Rückkunft ſehr wenig Lebensmittel übrig waren. Dieſer Mangel war noch durch einen unweiſen Entwurf vergrößert worden; man hatte nämlich zwey Schiffe ausgerüſtet, um die engliſchen Faktoreyen im Meerbuſen von Perſien anzugreifen. Es blieb nun nichts übrig, als, ſo wie im vorigen Jahre, drey große Schiffe unter der Bedeckung eines Linienſchiffs nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu ſchicken, um dort Lebensmittel einzukaufen. Dies Linienſchiff von vierundſiebenzig Kanonen gehörte der oſtindiſchen Compagnie, bey dieſer Expedition aber ſollte es, dem Befehle des franzöſiſchen Admirals Ache gemäß, von einem königlichen Seeoffizier commandirt werden. Alle Capitains der Compagnieſchiffe proteſtirten feyerlich dagegen, als eine Schmälerung ihrer Rechte. Dieſer Streit, der von beiden Seiten ſchriftlich mit vieler Bitterkeit und wenig patriotiſchem Eifer geführt wurde, verzögerte die Abfahrt der Schiffe ſo lange, daß endlich die ſtürmiſche Jahrszeit darüber einfiel. Der Orkan fing in der Nacht vom 27ſten Januar an, und dauerte ohne Unterlaß ſechsunddreißig Stunden mit der äußerſten Wuth fort. Zweyunddreißig Schiffe, die im Hafen Mauritius lagen, wurden von ihren Ankern geriſſen und in die See getrieben; die kleinern Schiffe waren ſo glücklich nicht, ſondern ſcheiterten alle an die Felſen, welche das Ufer der Inſel umgeben. Zu Lande war das Unglück noch größer. Die ganze Vegetation war von Grund aus zerſtört; alles Horn- und Federvieh wurde durch die reißende

Fluth weggeſchwemmt, oder es kam ſonſt um; die Frucht-Magazine, die hier alle von Holz gebaut ſind, wurden entweder zertrümmert, oder doch ſo zugerichtet, daß das Getraide dem Wind und Regen blosgeſtellt war. Es waren drey Monat erfoderlich, um den Schaden auf den Schiffen und auf dem Lande einigermaßen auszubeſſern. Während dieſer Zeit kam etwas Proviant aus Madagaſcar und der Inſel Bourbon an, der jedoch weit entfernt war den groſſen Mangel zu heben. In dieſer bedrängten Lage befand ſich ſowohl die Flotte als die Colonie, als den 8ten Junius ein Schiff aus Frankreich mit der Nachricht ankam, daß man in England Zurüſtungen mache, die Inſeln Mauritius und Bourbon anzugreifen. Die königlichen Befehle lauteten daher, daß, wenn die Flotte in Mauritius wäre, ſie dort verbleiben ſollte; wäre ſie aber abgeſegelt, ſo müßte ſie ſogleich zurückgerufen werden. Ache beſchloß nunmehr, mit dem größten Theile ſeiner Schiffe hier zu bleiben, vier Kriegsſchiffe aber nach Madagaſcar zu ſenden, wo ſie bis den 20ſten Auguſt verweilen ſollten; erhielten ſie in dieſer Zeit keine Befehle, ſo ſollte man einen Kriegsrath zuſammenrufen, um irgend eine Unternehmung auszuführen, welche der Zuſtand der Schiffe erlaubte. Er gab ihnen dabey zu verſtehen, daß ſie allenfalls nach der Küſte von Coromandel ſegeln könnten. Bald darauf kam eine Verſtärkung aus Frankreich von ſiebenhundert Mann in Mauritius an. Die Nachricht von dem Orkan war bereits im Julius in Pondichery angekommen; man hatte aber keine Matroſen ans Land gelaſſen, bis man fal- 1760.

1760. ſche Nachrichten gehörig entworfen hatte, um ſowohl die Colonie als die vor der Stadt befindlichen Feinde zu überreden, daß die ſehr verſtärkte franzöſiſche Flotte in wenig Tagen an der Küſte eintreffen würde. In der Mitte des Octobers langten Nachrichten an, welche die Abfahrt der vier Schiffe nach Madagaſcar meldeten, und zweifelhafte Verſicherungen gaben, daß man Pondichery ſchwerlich würde zu Hülfe kommen können. Lally hatte beſtändig ſo wenig Vertrauen auf die Flotte geſezt, daß er jezt überzeugt war, dieſe Schiffe würden keinen Verſuch wagen. Er verbarg jedoch dieſe Meynung, ſowohl als die Nachricht, den gefürchteten Angriff der Inſel Mauritius betreffend; im Gegentheil ſprengte er aus, daß die längſt erwarteten Schiffe bald eintreffen würden. Indeſſen bewog er das Conſeil, ein Corps Maratten, unter der Anführung des Vizvazipunt, in Sold zu nehmen, der ſich jezt wieder an den Gränzen vom Carnatick befand.

Dieſer Befehlshaber hatte bereits im April Briefe nach Pondichery geſchickt, worin er den Franzoſen eben die Hülfe antrug, zu welcher er ſich auch gegen den Nabob und die Engländer erbot. Hierauf erfolgte ein weitläufiger Briefwechſel, welchen man von Seiten der Franzoſen nachläßig betrieb; jezt aber, da er ſich näherte, ſchickte Lally zwey Agenten in ſein Lager. Vizvazipunt verlangte eine Summe baar Geld gleich auf der Stelle, und die Abtretung der wichtigen Feſtung Gingee. Außer dem Einfluß, den dieſer Beſitz dem Großfeldherrn Balagerow in der Provinz Arcot geben würde, war auch die marattiſche National-Ehre damit verbunden, weil Gingee bis zum Anfange dieſes Jahrhunderts die Hauptſtadt eines Stammes von Maratten-Königen geweſen war, deren Gebiet ſich von dem Coleroon bis zum Paliar erſtreckt hatte. Die Agenten erhielten Vollmacht zu bewilligen, daß Gingee den Maratten überliefert werden ſollte, ſobald die Engländer ſich von Pondichery zurück zögen; ferner ſollte ihr Befehlshaber 500,000 Rupien erhalten, wenn er im Angeſicht der Stadt ſeyn würde. Alle auswärts befindliche franzöſiſche Truppen erhielten Befehl, zu den Maratten zu ſtoßen, ſobald ſie im Carnatick eingerückt ſeyn würden. Im Fall man dieſe Bedingungen nicht einginge, ſollten die Agenten zu verſtehen geben, daß, obgleich wegen der üblen Lage des Hyder Ally keine Hülfe von ihm zu erwarten ſey, ſo würde doch der König von Myſore ſelbſt Gingee gern auf eben dieſe Bedingung annehmen, da denn die Maratten wahrſcheinlich keine Vortheile von ihrem Feldzuge im Carnatick erlangen dürften. 1760.

Da jedoch dieſe Unterhandlung verzögert werden könnte, und die Lebensmittel jeden Tag von größerer Wichtigkeit wurden, ſo befahl Lally den auswärtigen Truppen, dieſerhalb das äußerſte zu wagen, ehe das Regenwetter aufhören würde. Und weil Gingee von Preſtons Detaſchement ſo genau beobachtet wurde, ſo befahl er den Truppen in Thiagar, vorzüglich dieſes zu bewirken, da ſowohl die Entfernung, als die Natur des Landes die Hemmung des Transports mehr erſchweren würden. Zu gleicher Zeit beſchloß er, noch mehr Truppen außerhalb der Stadt zu ſenden,

1760. ſowohl um den vorräthigen Proviant zu ſchonen, als auch die Maratten zu überzeugen, daß man Truppen genug hätte, Pondichery zu vertheidigen. Dieſem Entwurf gemäß ſchickte er den 1ſten November in der Nacht hundert Europäer über den Ariancopang in Böten längs dem Seeufer; man entdeckte ſie aber aus dem Fort Ariancopang, als ſie landeten. Das Feuer aus dem Fort verurſachte aber, daß ſie in ihre Böte eilten, und nach Pondichery zurück fuhren.

Die Engländer bekamen Nachricht, daß ſowohl das oft genannte Schiff, die oſtindiſche Compagnie, als auch verſchiedene andere Fahrzeuge, ſich bey Trankebar befänden, um dort Proviant einzunehmen. Der Commodore Haldan, der die zurückgelaſſenen engliſchen Compagnieſchiffe commandirte, ſchickte zwey derſelben ab, um die Proviantſchiffe wegzunehmen, und überhaupt ſich aller andern Schiffe zu bemächtigen, die mehr Lebensmittel an Bord hätten, als ſie zu ihren Bedürfniſſen gebrauchten. Das große Schiff ergab ſich ſogleich: ein anderes franzöſiſches Schiff, mit vierhundert Säcken Waizen und einer Anzahl Fäſſer mit geſalzenem Fleiſche beladen, lief auf den Strand: die kleinen Fahrzeuge entkamen. Die Nachricht von dieſem Verluſte erregte großes Jammern in Pondichery. Die däniſch-oſtindiſche Regierung in Trankebar ſchickte an den Oberſten Coote Abgeordnete, um wider die Neutralitätsverletzung ihres Hafens zu proteſtiren; man zeigte ihnen aber aufgefangene Briefe, welche bewieſen, daß ſie den franzöſiſchen Agenten ihre Hülfe angetragen hatten;

wodurch ſie denn zum Stillſchweigen gebracht wurden. 1760.

Den 21ten November erfuhr man im engliſchen Lager, daß eine Convoy von Thiagar unterwegs ſey; ſie beſtand aus vierundzwanzig Europäern und hundert ſchwarzen Reitern, die hundert mit geſalzenem Fleiſch beladene Ochſen eſcortirten; überdem hatte ein jeder Reiter einen Sack Lebensmittel hinten aufs Pferd gebunden. Sie kamen glücklich über den Panar, waren aber ſo unvorſichtig, die koſtbare Zeit zu verlieren, um noch hundert Ochſen zuſammen zu bringen, die ſie unterwegs antrafen. Da ſie ſich dem Fort Ariancopang näherten, wurden ſie von einem engliſchen Detaſchement umringt: einige wurden niedergehauen, und der größte Theil ergab ſich; die übrigen aber entkamen, und langten glücklich in Pondichery an. Um ſolche Verſuche inskünftige zu verhindern, ließ Coote an dem Ufer des Fluſſes Verſchanzungen aufwerfen.

Man machte nun Anſtalt, die Blokade in eine förmliche Belagerung zu verwandeln. Es waren in Pondichery noch funfzig der Cavallerie gehörige Pferde, für welche man keine Fourage verſchaffen konnte; Lally beſchloß daher, ſie nach Thiagar zu ſchicken, die auch durch den Fluß ſchwammen, wo er wadbar war, und auf dieſe Weiſe entkamen. Der zunehmende Mangel an allen Lebensbedürfniſſen zwang endlich Lally, nichts als die Geſetze der Nothwendigkeit zu hören. Alle zurück gebliebenen Schwarzen wurden den 27ſten November aus der Stadt gejagt.

1760. nur wenige Bediente allein ausgenommen. Die Anzahl dieſer Vertriebenen war 1400, von jedem Geſchlecht und von jedem Alter. Sie wanderten Familienweiſe, oder in geſellſchaftlichen Haufen nach den Gränzlinien zu, in der Hoffnung, daß die Engländer ihnen erlauben würden, ihren Stab weiter fort zu ſetzen; die Vorpoſten aber trieben ſie allenthalben zurück. Sie verſammelten ſich nun auf dem Glacis, und flehten eingelaſſen zu werden: da man nicht auf ihr Geſchrey hörte, waren viele ſo kühn, in den bedeckten Weg zu dringen; die Franzoſen aber waren ſo grauſam, auf ſie zu feuern, wobey einige ums Leben kamen. In der Nacht hielten ſie ſich ruhig, allein den folgenden Tag wiederholten ſie dieſelben Verſuche, ſowohl gegen die Stadt als gegen die engliſchen Poſten, allenthalben aber wurden ſie zurückgeſtoßen. So dauerte es acht ganzer Tage. Lally blieb unbeweglich; Coote machte daher dieſer Scene ein Ende und ließ ſie alle paſſiren. Ihre einzige Nahrung war in dieſer ganzen Zeit Graswurzeln geweſen, die ſie auf den Feldern aufgeleſen hatten. Sie waren durch den Hunger abgemergelt, und nur wenige wußten, wo ſie ſich hinwenden ſollten; dennoch waren ſie von Dankbarkeit ganz durchdrungen, und freuten ſich der erhaltenen elenden Freyheit.

Der Nabob war bey ihrem Abzuge gegenwärtig: er war nach Madras gekommen, um ſich mit dem Gouverneur Pigot zu unterreden; den 3ten December kam er ins engliſche Lager. Den 8ten in der

Nacht fing man aus vier Batterien die Stadt zu beſchießen an, und ſo fuhr man die ſechs folgenden Tage fort. Den 18ten wurde wegen Mangel an Pulver das Feuer der Engländer ſchwächer, und nur gelegentlich unterhalten. Man hatte blos den Endzweck, die Beſatzung abzumatten, die bey ihrem geringen Proviant unfähig war, große Strapatzen auszuſtehen. Den 20ſten langte ein Schiff aus Madras mit Pulver an, da denn das Feuer aus allen Batterien wieder anfing, das aus der Stadt eben ſo lebhaft beantwortet wurde. Den 23ſten brachte ein anderes Schiff aus Madras ſiebenzehn ſchwere Kanonen und alle Arten von Kriegsbedürfniſſen; allein man hatte ſo wenig indiſche Schiffsleute, daß man faſt nichts landen konnte, bis man dieſe Leute aus den benachbarten Häfen, ja ſelbſt aus Madras zuſammen gebracht hatte. Dieſe Verzögerung war jedoch nicht ſehr nachtheilig, weil man mit den Arbeiten noch nicht ſo weit gekommen war, um das ſchwere Geſchütz mit Nachdruck brauchen zu können. Den 26ſten langte der Admiral Stevens mit vier Linienſchiffen und einem Feuerſchiffe wieder auf der Rhede von Trinconomalee an.

Die bey Thiagar verſammelten franzöſiſchen Truppen waren den Soldaten in den umliegenden kleinen Forts ſo ſehr an Anzahl überlegen, daß ſie der Schrecken des dortigen Landes wurden, und ohne alle Gefahr einen Ueberfluß an Lebensmitteln zuſammen bringen konnten. Preſton, der nicht länger die Verſuche der Beſatzung in Gingee zu befürchten hatte, Proviant nach Pondichery zu führen, beſchloß, ſich

1760. Thiagar zu nähern, um die dort herumſtreifenden Parteyen der Franzoſen abzuſchneiden, und lagerte ſich daher den erſten December drey engliſche Meilen von dieſer Stadt, ohne daß es die Beſatzung wußte. Den folgenden Tag rückte die ganze franzöſiſche Cavallerie, zweyhundert Mann ſtark, aus, um ſich in die Gebirge zu begeben, und dort den Erfolg der Unterhandlung abzuwarten, die immer noch mit Vizvazypunt gepflogen wurde; glückte ſie, ſo wollte dieſe europäiſche Cavallerie die Maratten nach Pondichery begleiten. Wenige Tage nachher ſtießen hundert Mann europäiſche Infanterie zu ihnen, die Lally, um den Proviant in der Stadt zu ſparen, in zwey kleinen Schiffen fortgeſchickt hatte, und die auch glücklich in Trankebar gelandet waren; von hier marſchirten ſie nach dem marattiſchen Lager, in Begleitung des Biſchofs von Halicarnaſſus, der bevollmächtigt war, die Unterhandlung mit Vizvazypunt zu ſchlieſſen.

Der König von Myſore war nicht überzeugt, daß ſeine Verſicherungen von Zuneigung gegen die Engländer dieſe dahin vermögen würden, Caroor wieder zurückzugeben; er ſchickte daher ein großes Corps Truppen dahin ab, mit Befehl, die Feindſeligkeiten zu erneuern, wenn es zu keinem Vergleiche käme: desgleichen wurden die myſoreſchen Truppen in Dindigul verſtärkt, die ſich nun ſtark genug glaubten, die mit Sepoys ſchwach beſezten Forts in Madura anzugreifen; ſie nahmen auch eins weg, von einem andern aber wurden ſie mit ziemlichen Verluſte zurückgeſchagen. Die Colleries von Nattam benutz-

1760.

ten dieſe Erneuerung der Feindſeligkeiten, und thaten auch Einfälle in Madura; ſie machten im nordlichen Paß ein Verhau, und zwar mit ſolchem Fleiß, daß es äußerſt ſchwer war, durchzudringen.

In Tinivelly war in dieſem Jahre nichts von großer Erheblichkeit vorgefallen. Da Iſſoof kein ſchweres Geſchütz hatte, ſo konnte er die ſtärkſten Forts der Polygars nicht angreiſen; er begnügte ſich daher für jezt, den größten Theil ſeiner Truppen ſo zu poſtiren, daß ſie ſowohl den Pulitaver als die öſtlichen Polygars im Zaum halten konnten, er ſelbſt aber blieb in Tinivelly, um Catabominaig und die weſtlichen Polygars zu beobachten. Die Abreiſe des Maphuze Khan ließ dem Pulitaver und ſeinen Bundsgenoſſen keinen Vorwand mehr, ſich der Autorität zu widerſetzen, um die ſogenannten Rechte ſeines Bruders zu unterſtützen; ſie berathſchlagten daher, ob ſie mit Iſſoof in Unterhandlung treten, oder den Erfolg von Maphuze Khans Reiſe erwarten ſollten, welchen ſie vermutheten wieder bey ſich zu ſehn, wenn ihm der Nabob nicht alles bewilligte. In dieſer Ungewißheit machten ſie keine großen Entwürfe, ſondern bedienten ſich ihrer Colleries blos zu nächtlichen Räubereyen, wo ſie nur immer konnten, ohne etwas bey Tage zu unternehmen. Dieſe Räubereyen waren jedoch dem Lande ſo nachtheilig, daß Iſſoof es der Mühe werth fand, einen Theil der Soldaten dieſer Bundsgenoſſen von ihnen abzuziehen, und ſie in den Sold der Compagnie zu nehmen. Auf dieſe Weiſe ſtießen zweytauſend Colleries unter ihrem Befehlshaber zu ihm, und dienten getreu. Sobald

1760. Iſſoof Nachricht erhielt, daß die Myſoren von Dindigul wieder Feindſeligkeiten angefangen hätten, ſo ſchickte er ihnen 1500 Sepoys, 300 Reiter und 3000 Peons entgegen. Kaum waren ſie abmarſchirt, als eine neue ganz unerwartete Unruhe in Tinivelly entſtand.

Das holländiſche Gouvernement auf der Inſel Ceylon hatte eine große Verſtärkung von europäiſchen Truppen aus Batavia erhalten, die ſich im Hafen Colombo, dem Vorgebirge Comorin gegenüber, verſammelten; von da ging ein Theil dieſer Truppen nach Tutacorin, einem holländiſchen Fort auf dem feſten Lande von Indien, vierzig engliſche Meilen von Tinivelly. Zweyhundert Europäer mit Kanonen und allem Feldgeräthe verſehn, bezogen ſofort ein Lager und ſprengten aus, daß in kurzer Zeit noch doppelt ſoviel zu ihnen ſtoßen würden; ferner, daß vierhundert Holländer zu gleicher Zeit mit ihnen Batavia verlaſſen hätten, und nach Cochin an der malabariſchen Küſte gegangen wären, um ſich mit dem Könige von Travancore zu vereinigen. Die Indier geriethen in Furcht, und gaben vor, entdeckt zu haben, die Abſicht der Holländer wäre, die Engländer aus Tinivelly zu vertreiben, und daß ſie mit Eroberung der Hauptſtadt den Anfang machen würden. Iſſoof ſchickte ſogleich an den holländiſchen Oberfaktor in Tutacorin, um ſich eine Erklärung darüber auszubitten; dieſer aber antwortete, daß er keine geben würde. Einige Tage nachher rückten die Holländer näher, und lagerten ſich zwanzig engliſche Meilen von Tinivelly; zu gleicher Zeit landete ein

1760 anderes Corps Holländer, auch von zweyhundert Europäern, von Colombo in Manapar, vierzig Meilen von Tinivelly. Iſſoof hatte mittlerweile ſeine Truppen zuſammen gezogen, und rückte mit viertauſend Sepoys und einigen tauſend Reitern den 18ten Januar den Holländern unter die Augen, die ihren Muth ſinken ließen, noch in der nämlichen Nacht in der größten Stille abzogen, und nach Tutacorin zurück marſchirten; auch die in Manapar gelandeten Holländer gingen zurück, und man hörte nichts weiter von ihnen.

Die Räubereyen der Polygars wurden zwar fortgeſezt; allein da ſie des Maphuze Khan beraubt waren, und ſie von der Blokade von Pondichery hörten, ſo wagten ſie nichts mehr. Die Colleries des Pulitavers waren bey dieſen Räubereyen am thätigſten, daher Iſſoof den größten Theil ſeiner Truppen unweit Nellitangaville poſtirte, um es förmlich anzugreifen, ſobald er mit Pulver, Kugeln und Flintenſteinen aus Tritchinapoly würde verſehn ſeyn; einige Stücke ſchweres Geſchütz hatte er dazu bereits in Tutacorin gekauft. Er bezog im December ein Lager am Fuße der Gebirge, das bald darauf von dem Pulitaver mit allen ſeinen Colleries angegriffen wurde. Ihrer Gewohnheit gemäß beſtürmten ſie es von allen Seiten zugleich, und ließen nicht eher nach, bis über hundert von ihnen bey dem Verſuche umgekommen waren. Iſſoof zählte dabey zehn Todte und ſiebenzig Verwundete.

Die Myſoren befanden ſich indeſſen immer noch an den Gränzen von Caroor; ſie genehmigten zwar

1760. dem Anſchein nach die Operationen des Commandanten von Dindigul, da ſie beſtändig von Frieden ſprachen; jedoch hinderten ſie ihre Reiter nicht, in den Diſtricten zu fouragiren, deren Einkünfte ſie den Engländern bewilligt hatten, bis ihr König mit der Regierung von Madras ſich verglichen hätte. Die Feldfrüchte ſtanden vortreflich und waren zur Aernte bereit; die Engländer verhielten ſich daher ruhig, um erſt den Landleuten Zeit zu laſſen, ihre Scheunen zu füllen. So war der Zuſtand der ſüdlichen Länder am Ende des Jahres 1760.

In Pondichery hatte mittlerweile der Mangel an Proviant ſehr zugenommen. Im November, da man die ſchwarzen Einwohner aus der Stadt jagte, beſtimmte man für den Soldaten nicht mehr als täglich ein Pfund Reiß, und einige mal in der Woche etwas Fleiſch. Im Anfange des Decembers ließ Lally alle Häuſer der Europäer aufs genauſte durchſuchen; was an Lebensmitteln gefunden wurde, brachte man nach der Citadelle, woſelbſt man ſie, ohne Unterſchied des Standes, an Soldaten und Einwohner in gleichen Portionen vertheilte. Zwey kürzlich aus Frankreich angelangte Oberſten, Beide Männer von anſehnlicher Familie, betrachteten dieſes Durchſuchen in ihren Zimmern als eine Beleidigung, und ließen daher Lally wiſſen, daß ſie nicht länger als Offiziere dienen wollten; dagegen würden ſie bey allen Gelegenheiten als Freywillige auftreten. Der Erfolg rechtfertigte jedoch die Strenge der Maaßregel; denn obgleich von Zeit zu Zeit etwas Zufuhr von der Meeresſeite angekommen war, ſo befand ſich doch am Ende des Decembers in den öffentlichen Magazinen nicht mehr Proviant, als nur noch auf drey Tage. In dieſer Noth beſchloß Lally noch eine Unterſuchung vorzunehmen, da er von Verheimlichung mancher Lebensmittel in Privathäuſern Nachricht erhalten hatte. Der Pater Lavaur, Rector der Jeſuiten, welcher alle Geheimniſſe der Stadt wußte, vermochte ihn jedoch dieſen Schritt zu verſchieben, mit dem Verſprechen Lebensmittel auf vierzehn Tage zu verſchaffen. Die Hoffnungen der Franzoſen wurden etwas durch die Nachricht belebt, daß ihre Agenten auf dem Punkt ſtünden, mit Bizvazyрunt den Tractat zu ſchließen; auch wurde am lezten Tage des Jahres ein Gerücht in der Stadt verbreitet, das auch ins engliſche Lager kam und Glauben erhielt, nämlich daß ein großes Corps Maratten, nebſt der ganzen franzöſiſchen Cavallerie, ſich auf dem Marſche nach Thiagar befände, von wo ſie mit Proviant, es möchte auch koſten was es wollte, nach Pondichery zu dringen hofften.

Das Regenwetter hatte aufgehört, und das Wetter war ſchön, obgleich die Winde ſtark weheten. So dauerte es bis zum 30ſten December, da die See gewaltig anſchwoll, und ſich die Wellen ſo am Ufer thürmten, daß keine Böte paſſiren konnten. Den folgenden Morgen überzog ſich der Himmel; allein man ſahe nicht jene wilde Unregelmäßigkeit von Naturſcenen, die einen Orkan andeuten. So blieb es den ganzen Tag, nur erſt in der Nacht wurde der Wind heftiger. Es befanden ſich auf der Rhede acht Linienſchiffe, zwey Fregatten, ein Feuerſchiff und

1760. ein Vorrathsſchiff aus Madras. Der Wind raſete ſo ſehr, daß gegen Mitternacht das Admiralſchiff ſeine Ankertaue kappte, und durch Kanonen den andern Schiffen das Signal gab, ein gleiches zu thun; allein keine Kanonenſchüſſe konnten bey dieſem Sturme gehört werden, daher die Schiffe, den Regeln der Seediſciplin gemäß, rund um ihre Ankertaue herum wirbelten, bis ſie riſſen, und ſodann ins hohe Meer getrieben wurden.

Dieſer Verzug war für die Schiffe höchſt unglücklich, denn die koſtbare Zeit ging verloren, ſich vom Ufer weit genug zu entfernen. Das Linienſchiff, der Panther, war das erſte, das von dem Orkan geſchleudert wurde; man ſahe ſich genöthigt, alle Maſten herunter zu hauen: die Wellen ſchlugen das obere Verdeck in Trümmern, und bedeckten das ganze Schiff, ſo daß man alle Augenblicke das Sinken befürchtete; dennoch entkam es, und warf glücklich in einer Bucht Anker, da ſich der Sturm etwas gelegt hatte. Drey andre Linienſchiffe hatten faſt ein ähnliches Schickſal, nachdem ſie auch alle ihre Maſten gekappt hatten, und ankerten in eben dieſer Bucht. Ein Linienſchiff, eine Fregatte und das Feuerſchiff, wurden ans Ufer geworfen. Das gewaltige Getöſe der Brandungen konnte in dieſem allgemeinen Tumulte der Elemente nicht unterſchieden werden; die Gefahr wurde nicht eher entdeckt, bis es zu ſpät war. Die drey Schiffe ſcheiterten zwey Meilen von Pondichery; jedoch kamen von den Beſatzungen dieſer drey Schiffe nur ſieben Mann ums Leben.

Zwey Linienſchiffe aber und das Vorrathsſchiff 1760.
behielten unglücklicher Weiſe alle ihre Maſten in dem Sturme, und gingen in den Abgrund. Eilfhundert Europäer wurden mit dieſen Schiffen in den Wellen begraben; nur vierzehn wurden gerettet, die man den folgenden Tag auf den Trümmern ſchwimmend antraf.

Die Verſchiedenheit des Elements verurſachte, daß die Verheerung zu Lande nicht dem Unglück zur See gleich kam; dennoch hatte man erſtaunlich gelitten. Alle Zelter im Lager waren in Fetzen zerriſſen, und alle Caſernen, ſowohl hier als bey den Außenpoſten, zertrümmert. Die Munition, die man im Felde hatte, war ganz unbrauchbar gemacht. Nichts blieb unbeſchädigt, was ſich nicht unter gemauerten Decken befand. Die Soldaten warfen ihre Gewehre weg, um ſich deſto geſchwinder zu retten, und ſich zu verbergen wo ſie nur konnten. Viele von den ſchwarzen Bedienten im Lager verloren, wegen der natürlichen Schwäche ihres Körpers, der nichts auszuhalten vermag, ihr Leben. Die See war allenthalben ausgetreten, und hatte das ganze Land bis an die Gränzenhecke überſchwemmt, und alle Batterien und Redouten der Engländer waren gänzlich vernichtet. Nun war man noch in großer Angſt wegen der andern Schiffe von der Flotte, deren Schickſal man noch nicht wußte. Unter dieſen befand ſich auch das Admiralſchiff.

In Pondichery betrachtete man den Orkan und deſſen erſchreckliche Wirkungen als eine vom Himmel geſandte Errettung. Das Wetter war den folgenden

1760. Tag heiter, und die Sonne leuchtete den Franzoſen, um das Unglück ihrer Feinde in ſeiner ganzen Größe zu ſehn. Sie wurden dadurch ſo muthig gemacht, daß einige vorſchlugen, die Engländer ſogleich anzugreifen. Dieſe Operation aber war unausführbar, weil man kein Geſchütz auf dem überſchwemmten Lande fortbringen konnte, auch waren die Truppen unfähig ihre Munition trocken zu behalten; ſonſt würden dreyhundert wohlbewaffnete Soldaten das ganze engliſche Lager haben einnehmen können, weil ſich am folgenden Morgen nicht hundert Engländer im Stande befanden Widerſtand zu thun. Die Wünſche aller Franzoſen waren nunmehr auf die Schiffe von Madagaſcar gerichtet, in der Hoffnung, daß dieſe zeitig genug ankommen würden, ehe die engliſchen Schiffe auf der Rhede ausgebeſſert wären. Lally aber hatte darauf ganz und gar kein Vertrauen, ſondern ſchickte ſogleich Befehle an die Agenten in Puliacate, Trankebar und Negapatnam, um in größter Eil, es möchte auch koſten was es wolle, auf irgend einer Art von Fahrzeugen Lebensmittel nach Pondichery zu ſchicken.

1761. Die Angſt wegen der vermißten Schiffe dauerte bis zum folgenden Tage, da man das Admiralſchiff in der Ferne erblickte. Dieſes Schiff, das bey Zeiten die hohe See erreichte, hatte nicht nöthig gehabt die Maſte zu kappen; unterweges begegnete es einem andern Linienſchiffe, der Liverpool, das herumſchwamm, ohne einen Maſt übrig zu haben; desgleichen dem Linienſchiffe, Graſton, welches die angenehme Nachricht gab, daß fünf Kriegsſchiffe von Trinconomaly abgeſegelt wären. Den 4ten Januar langten alle dieſe Schiffe auf der Rhede von Pondichery an, und einige Tage darauf noch zwey von Madras, wohin der Sturm nicht gekommen war. Die vier entmaſteten Schiffe, ob ſie gleich noch nicht ganz ausgebeſſert waren, befanden ſich doch in dieſer Zeit wieder im Stande im Nothfall zu agiren. Auf dieſe Weiſe alſo ſahe man in einer Woche nach dem Sturme, der ſo große Hoffnungen von Rettung in Pondichery erzeugt hatte, die Rhede dieſer Stadt abermals von eilf Linienſchiffen blokirt, die alle durch die Beſatzungen der drey geſtrandeten Schiffe übercomplet bemannt waren. Ihre Böte kreuzten beſtändig, um alle Proviant-Fahrzeuge von der Stadt abzuhalten; aus Pondichery aber ſchlichen ſich einige durch, denen der Wind, der Strom und die Dunkelheit der Nacht günſtig war. In einem dieſer Fahrzeuge befand ſich Rajah-ſaheb, der Sohn des Chunda-ſaheb, der ſeit der Niederlage bey Vandiwaſch mit ſeiner Familie beſtändig in Pondichery gelebt hatte; er landete in Negapatnam, und von da begab er ſich unter dem Titel eines Elephantenhändlers nach Ceylon. 1761.

Alle Kräfte wurden nunmehr angeſtrengt, um die engliſchen Werke und Batterien wieder in den Stand zu ſetzen, worin ſie vor dem Sturme geweſen waren. Das Gerücht wegen der Maratten dauerte noch fort, und die jezt für ſie ſo vortheilhafte Gelegenheit vermehrte die Beſorgniß der Engländer, daß man alles anwenden würde, in gegenwärtiger Lage Proviant in die Stadt zu bringen. Die Gränzhecke und

1761. ihre Redouten waren zwar große Schranken, allein nur ſo weit ſie reichten; denn die ſüdliche Seite längs dem Fluſſe Ariancopang war durch die Vernichtung zweyer Batterien offen, welche der Sturm zerſtört hatte, und in weniger als zehn Tagen nicht wieder hergeſtellt werden konnten: überdem verhinderte der jezt angeſchwellene Strom den Transport der Soldaten und Materialien, um ſogleich Hand ans Werk zu legen. Coote verſuchte daher eine am andern Ufer gelegene franzöſiſche Redoute zu überrumpeln. Es glückte auch durch Liſt in der Nacht, und die ſchwache Beſatzung wurde gefangen genommen. Die entfernte Lage dieſer Redoute machte ein ſtarkes Commando zu deren Behauptung nothwendig. Coote ſandte dazu vierzig Europäer und hundert Seroys ab, mit Befehl, ſie im Fall eines Angriffs aufs äußerſte zu vertheidigen. Lally zögerte nicht, ſie wo möglich den Engländern wieder zu entreißen, und ließ dieſe Redoute durch vier Grenadier-Compagnien angreifen; ſie beſtürmten ſolche von allen Seiten zugleich, und drangen ſo übers Pararet mit gefällten Bajonets ein. Nur wenige wurden niedergeſtoßen, die übrigen entflohen oder wurden zu Gefangenen gemacht. Lally ſchickte alle dieſe Gefangenen zurück ins engliſche Lager, da er ſie wegen Mangel an Lebensmitteln nicht ernähren konnte, jedoch mit der Bedingung, daß ſie nicht weiter gegen die Franzoſen dienen ſollten. Nur die äuſſerſte Noth konnte dieſe auffallende Beſtätigung von der verzweifelten Lage der Beſatzung in Pondichery entſchuldigen.

In dieſer Zeit erhielt der Nabob Nachricht, daß ſeine Agenten mit dem Maratten-General Vizvazypunt einen Tractat geſchloſſen hätten. Der Biſchof von Halicarnaſſus, als franzöſiſcher Abgeordneter, hatte außer Gingee auch Thiagar, und überdem noch 500,000 Rupien für die Hülfe der Maratten angeboten; für das Geld wollte er reiche Wechsler als Bürgen ſtellen. Es iſt unbegreiflich, wie er dieſe vorſichtige Menſchengattung in der gegenwärtigen Lage von Pondichery zur Bürgſchaft bewegen konnte. Es iſt daher wahrſcheinlich, daß Vizvazypunt ſelbſt ſie beredte, dieſe ſcheinbare Rolle zu ſpielen, um von dem Nabob deſto größere Bedingungen zu erlangen, oder Hyder Ally müßte mit im Spiele geweſen ſeyn, und die Wechsler vermocht haben, die Zahlung zu verbürgen, durch die Verſicherung, das Geld zu rechter Zeit herbey zu ſchaffen. Die Agenten des Nabobs waren über dieſen Vorfall ſo beſtürzt, daß ſie nach und nach von der Summe von 500,000 Rupien bis auf zwey Millionen ſtiegen, von welchen eine in zwanzig Tagen, und die andre in neun Monaten bezahlt werden ſollte. Nunmehr erklärte Vizvazypunt den beiden franzöſiſchen Abgeordneten geradezu, daß ſie keinen Beyſtand von ihm zu erwarten hätten; ſie begaben ſich darauf mit ihren Soldaten, deren Anzahl dreyhundert Europäer war, zum Hyder Ally nach Bangalore. Der Nabob zeigte ſowohl bey dieſer Gelegenheit als bey allen andern Vorfällen, ſeitdem das Glück den Engländern ſo günſtig ſchien, mehr Geiſt und Entſchloſſenheit, als er je in ſeiner Regierung bewieſen hatte. Er war von dem Ge- 1761.

1761. danken, die Franzoſen, ſeine Erbfeinde, in Indien zu vernichten, ſo eingenommen, daß er keinen Tag unterließ, den Oberſten Coote zu fragen, ob auch die Einnahme von Pondichery gewiß ſey, und wenn es wohl geſchehn würde.

Es kamen auch Nachrichten vom Capitain Preſton, daß er die Stadt Thiagar angegriffen und eingenommen hätte; daß die Franzoſen ſich auf den Felſen gerettet, der nur allein durch Ueberrumpelung oder durch Hungersnoth eingenommen werden könnte; dieſen Felſen durch ein Bombardement einzunehmen, ſey vielen Schwierigkeiten unterworfen, dennoch hätte er einen Anfang mit Haubitzgranaten gemacht, und wartete nur auf Mörſer von Madras. Dieſe Nachrichten räumten alle Beſorgniß aus dem Wege, daß Pondichery zu Lande Hülfe bekommen könnte.

Den 10ten Januar, als Coote ſich den Baſtionen der Stadt zum Recognoſciren näherte, ward er eine Friedensflagge gewahr, die ſich in der Ferne zeigte. Coote ſchickte ſogleich ſeinen Adjutanten, Duespe, nebſt zwey andern Offiziers ab, um die Botſchaft anzuhören. Sie waren aber noch nicht weit gegangen, als die franzöſiſchen Schildwachen ihnen zuriefen, ſich zurück zu begeben; ſie gehorchten aber nicht, weil der Trompeter ſchon in der Nähe war und mit ihnen redete; demungeachtet geſchah ein Schuß von den Wachen, welcher den Duespe auf der Stelle todt zu Boden ſtürzte. Coote foderte Satisfaction, worauf Lally die wachthabenden Offiziers an dieſem Thore arretiren ließ, und den folgenden Tag ſeinen Adjutanten ins engliſche Lager ſchickte, den Vorfall zu entſchuldigen, worüber er viel Bekümmerniß zeigte. 1761.

Einige Stunden nach dem Tode des Duespe wurde eine neue Batterie, mit ſchweren Kanonen und Mörſern beſezt, geöffnet, die ein ſehr lebhaftes Feuer machte. Man fuhr damit zwey Tage und zwey Nächte ununterbrochen fort. Während dieſer Zeit kamen viele Deſerteurs an, und alle ihre Nachrichten beſtätigten den überaus großen Mangel an den nothwendigſten Bedürfniſſen in der Stadt. Die Engländer hingegen erfuhren die angenehme Neuigkeit, daß auf Pitts Veranſtaltung mehr Truppen aus England abgeſchickt und bereits in Anjengo auf der Küſte von Malabar angelangt wären. Dieſe Verſtärkung beſtand in ſechshundert Mann regulärer Bergſchotten, die auf fünf Compagnieſchiffen, unter der Bedeckung von zwey Linienſchiffen, embarquirt waren. Von dieſen ſieben Schiffen waren den 15ten December vorigen Jahres vier in Anjengo eingetroffen, und die andern wurden täglich daſelbſt erwartet.

Man näherte ſich mit den Laufgräben, und errichtete in der Nacht vom 12ten eine neue Batterie von ſchwerem Geſchütz. Zu jedermanns Erſtaunen wurde dieſe Arbeit durch das Feuer aus der Stadt faſt gar nicht gehindert, daher man den ganzen Tag mit der Arbeit fort fuhr, die Schanzkörbe mit ruhiger Sorgfalt aufpflanzen, und Palliſaden in die Erde einrammen konnte. Die folgende Nacht war zu einem Hauptangriffe beſtimmt, von dem ſich die Engländer den beſten Erfolg verſprachen, da ſie ſich nahe an den Mauern befanden.

1761. Nach Sonnenuntergang fand ſich Coote bey den vorderſten Batterien ein, wo bald nachher ein Trompeter ankam, der Abgeordnete ankündigte. Sie kamen zu Fuß, denn in der Stadt waren weder Pferde noch Palankinträger, um ſie zu tragen. Dieſe Abgeordneten waren: der Oberſte Durre, Commandant der franzöſiſchen Artillerie, der Pater Lavaur, Rector der Jeſuiten, Moracin und Courtin, Mitglieder des Conſeils, und Tobin, der als Dolmetſcher diente. Coote gab ihnen in ſeinem Hauptquartier Audienz.

Der Oberſte Durre übergab ein von Lally unterzeichnetes Memorial, folgenden Inhalts: „Daß die „Engländer Chandernagor gegen den Neutralitätstractat eingenommen hätten, der beſtändig zwiſchen „den europäiſchen Nationen in Bengalen, beſonders „zwiſchen den Engländern und Franzoſen beobachtet „worden wäre, und dieſes zu einer Zeit, da die franzöſiſche Colonie den Engländern die größten Dienſte „geleiſtet hätte, ſowohl durch die dem Nabob Surajah Dowlah ertheilte abſchlägige Antwort, Calcutta „mit anzugreifen, als auch durch den Beyſtand, den „man den Einwohnern dieſer Colonie nach ihrer Zerſtreuung gegeben hätte; durch welchen Schutz ſie in „den Stand geſetzt worden wären, in der Provinz zu „verbleiben, und durch dieſes Verbleiben nachher ihre „Beſitzungen wieder zu erlangen, welches der Gouverneur Pigot in einem Briefe an die Regierung „zu Pondichery ſelbſt anerkannt hätte. Ferner: „daß das Gouvernement von Madras abgeſchlagen „hätte, die Bedingungen eines Cartels zwiſchen beiden Nationen zu erfüllen, obgleich der Gouverneur,

1761. „Pigot das Cartel anfänglich angenommen hätte, „und auch von beiden Seiten Commiſſarien zum „Vergleich nach Sadras beſtimmt worden wären. — Dieſes Betragen der Engländer „ſetze es außer ſeiner Gewalt, für die Stadt Pondichery eine Capitulation vorzuſchlagen, da er dem „franzöſiſchen Hofe für den Erfolg bürgen müſſe. — „Die Truppen alſo, ſowohl die in königlichen als in „Compagniedienſten, übergäben ſich daher ſelbſt aus „Mangel an Proviant als Kriegsgefangene Sr. Brittanniſchen Majeſtät.“ (Wobey Lally für die bürgerlichen Einwohner der Stadt und für die Ausübung der römiſch-katholiſchen Religion, für die Erhaltung der Klöſter, Hoſpitäler, Geiſtlichen, Wundärzte, Bedienten u. ſ. w. Bedingungen vorſchlug, und es den beiden Höfen überließ, die Reparation für die Uebertretung der feyerlichen Tractaten nach Würden zu beſtimmen.) ... „Dieſem zu folge kann der Oberſte Coote Morgen um acht Uhr das Thor Villenor „in Beſitz nehmen, und den folgenden Tag zu eben „dieſer Stunde auch die Thore der Citadelle, und da „er die Macht in ſeinen Händen hat, ſo kann er „ſolche Verfügungen treffen, als er am rathſamſten „finden wird. — Nur allein aus Grundſätzen von „Gerechtigkeit und Menſchenliebe bitte ich, (dies ſind Lally's eigne Worte) „daß es der Mutter und den „Schweſtern des Rajah-ſaheb erlaubt ſeyn möge, ſich „einen Zufluchtsort zu ſuchen, wo es ihnen gefallen „wird; wo nicht, daß ſie Gefangene der Engländer „bleiben, uud nicht dem Mahomed Ally Cawn überliefert werden, der noch mit dem Blute des Vaters

1761. „und des Ehemanns befleckt iſt, welches er zur Schande derer vergoß, die ihm Chunda-ſaheb überlieferten, ſo wie auch zur Schande des Befehlshabers der engliſchen Truppen, der nicht eine ſolche Barbarey hätte zulaſſen ſollen.“ — (Uebrigens bewilligt Lally, daß die Mitglieder des Conſeils in Pondichery ihre eignen Vorſtellungen thun mögen, ſowohl in Anſehung ihres Privatintereſſe, als wegen Angelegenheiten der Colonie.)

Der Jeſuit Lavaur und die andern Abgeordneten übergaben nun auch ihr Memorial, im Namen des Gouverneurs und des Conſeils von Pondichery. Es enthielt folgende Anſuchung: „Daß den Einwohnern kein Leid geſchehen, und ſowohl ihre Häuſer als ihre Effekten und Kaufmannsgüter ihnen unverſehrt überlaſſen werden möchten; daß alle diejenigen, die entſchloſſen wären, in ihren Wohnungen zu verbleiben, als brittiſche Unterthanen angeſehen, und alle ihre vorigen Beſitzungen und Vorrechte genieſſen ſollten. Zu ihrem Beſten ſollte die römiſch-katholiſche Religion fernerhin ausgeübt, und ſowohl die Kirchen als die Häuſer der Geiſtlichen, und die Klöſter, ſie mögen inner- oder außerhalb der Stadt liegen, nebſt allem was dazu gehört, erhalten werden; den Miſſionarien ſollte es frey ſtehen, zu gehen und zu kommen, und überhaupt ſollten ſie bey den Engländern eben den Schutz genießen, als wie ſie ihn unter den Franzoſen genoſſen hätten. Keine Gebäude, und kein Theil von den Feſtungswerken ſollte demolirt werden, bis ihre Souverains in Europa darüber entſchieden hätten. Das Archiv und

„alle hier niedergelegten Documente, von denen das 1761.
„Schickſal vieler Privatperſonen abhienge, ſollten der
„Sorgfalt des jetzigen Magiſtrats überlaſſen und
„nach Frankreich geſchickt werden. Nicht allein die
„franzöſiſchen Einwohner, ſondern auch die von allen
„andern Nationen, welche wegen des Handels ſich in
„Pondichery niedergelaſſen hätten, ſollten an dieſen
„Bedingungen Theil nehmen. — Die Creolen aus
„den Inſeln Bourbon und Mauritius, einundvierzig
„an der Zahl, da ſie blos als Freywillige gedient hätten,
„ſollten die Freyheit haben, bey der nächſten Gelegenheit
„zurück zu kehren. — Man bat um Salvegarden,
„um Unordnung zu verhindern. Uebrigens
„hoffte man, daß alle dieſe Bedingungen getreulich
„erfüllt werden würden.“

Coote gab auf Lally's Memorial eine ſchriftliche Antwort, worin er ſich erklärte, „daß die Umſtände,
„die Einnahme von Chandernagore betreffend, Sr.
„Brittanniſchen Majeſtät bereits einberichtet wären,
„daher er über dieſen Gegenſtand nicht ſtreiten wollte;
„auch könnte er nicht einräumen, daß dieſe Begebenheit
„irgend eine Beziehung auf die Uebergabe von
„Pondichery hätte. — Daß der Streit wegen des
„Cartels noch zur Zeit unentſchieden blieb, und es
„daher nicht in ſeiner Macht ſtünde, zu bewilligen,
„daß die Truppen in Pondichery auf die Bedingungen
„dieſes Cartels als Gefangene betrachtet werden
„könnten; ſondern daß ſie durchaus ſich als wahre
„Kriegsgefangene ergeben müßten, und zwar auf
„Diſcretion, wobey es jedoch nicht an Menſchlichkeit
„fehlen ſollte. — Daß die Thore ſowohl der Stadt

1761. „als der Citadelle von den engliſchen Truppen in den von Lally beſtimmten Stunden in Beſitz genommen werden ſollten. — Daß die Mutter und die Schweſtern des Rajah-ſaheb nach Madras gebracht werden würden, wo man für ihre Sicherheit beſtens ſorgen wollte, und ſie nicht zu befürchten hätten, je in die Hände des Nabobs Mahomed Ally geliefert zu werden.“ Den andern Abgeordneten ſagte Coote blos, daß ihre Vorſchläge bereits in ſeinem Schreiben an Lally beantwortet wären; ſie kehrten darauf um Mitternacht nach der Stadt zurück.

Den folgenden Morgen, den 16ten Januar, nahmen die engliſchen Grenadiers von einem Thore Beſitz. Coote ſpeiſte zu Mittage bey Lally, der einen Tumult fürchtete, und daher bewilligte, daß die Citadelle noch denſelben Abend übergeben werden ſollte, damit die franzöſiſchen Soldaten die Nacht über als Gefangene eingeſperrt werden könnten. Es kamen nunmehr Truppen aus dem Lager in die Stadt, und die Beſatzung paradirte vor der Citadelle. Coote muſterte die Linie, die außer den Offizieren, Invaliden und denen, die ſich verborgen hatten, 1100 Mann ſtark war, die alle von Hunger, Krankheit und Strapazen ausgemergelt waren; beſonders ſahen die Grenadiers der Regimenter Lothringen und Lally, die beſten franzöſiſchen Truppen, die je in Indien gedient hatten, den Geſpenſtern ähnlich, da ſie beſtändig zu jeder Art von Dienſt gebraucht worden waren. Man bemerkte dabey, daß ſeit ihrer erſten Landung bis jezt, unerachtet aller Mühſeligkeiten ſowohl des Felddienſtes als der Belagerung, nie ein

1761. Mann von ihnen zu den Engländern übergegangen wäre. Der ſiegende Soldat konnte nicht ohne Seufzen dieſe feyerliche Scene des Kriegsglücks betrachten, die eben ſowohl zu ſeinem Looſe hätte fallen können. Die franzöſiſchen Truppen marſchirten nach der Muſterung in die Citadelle, wo ſie ihre Waffen in Haufen aufthürmten, und ſodann nach ihren Gefängniſſen geführt wurden.

Mit Anbruche des folgenden Tages wurde die engliſche Flagge auf die Mauern gepflanzt. Dieſes Siegeszeichen ward ſogleich mit tauſend Kanonenſchüſſen begrüßt; alle Schiffe auf der Rhede feuerten ihr Geſchütz ab; ein gleiches geſchah von allen engliſchen Poſten und Batterien von der Feldartillerie, und von allen Kanonen, die ſich auf den Wällen von Pondichery befanden.

Die Uebergabe war unvermeidlich; denn zu geſchweigen, daß der Proviant elend war, ſo war doch auch davon hier nicht mehr als auf zwey Tage Vorrath vorhanden. Der gränzenloſe Haß gegen Lally, den man als den einzigen Urheber dieſes Unglücks betrachtete, ſtieg wo möglich noch höher als jemals, und da dieſer Haß nicht länger durch ſeine Gewalt im Zaum gehalten wurde, ſo brach er in die rachſüchtigſten Ausdrücke, voller Vorwürfe und Drohungen aus. Der dritte Tag nach der Uebergabe war zu ſeiner Abreiſe nach Madras feſtgeſetzt. An dem Morgen dieſes Tages verſammelte ſich ein Trupp Offiziers, drang ins Gouvernementshaus, und würde ihn vielleicht in Stücken zerriſſen haben, wenn nicht

1761. die engliſche Wache dazu gekommen wäre. Der Trupp verſammelte ſich ſodann an dem Thore der Citadelle, um die Abfahrt des Lally zu erwarten. Dieſer General verſchob daher ſeine Abreiſe bis in die Nacht; ſeine Eſcorte waren funfzehn engliſche Huſaren. Sobald er außerhalb dem Thore erſchien, wurde er mit Geſchrey, Drohungen und den ſchändlichſten Namen empfangen. Der ihn umringende Haufen war über hundert Perſonen ſtark, faſt alle Offiziers, und ſelbſt die Räthe Moracin und Courtin waren unter ihnen; die Eſcorte verhinderte jedoch alle Gewaltthätigkeit. Dubois, der königliche Commiſſär, und beynahe eben ſo verhaßt wie der General, ſollte zu gleicher Zeit nach Madras gebracht werden; er verließ daher das Fort eine Stunde nach Lally, und zwar zu Fuße, um alles Aufſehn zu vermeiden. Der Haufen der Misvergnügten war jedoch noch nicht aus einander gegangen, ſondern überhäufte ihn mit denſelben Schimpfreden. Dubois ſtand ſtille, und ſagte, er wollte jedem Genüge leiſten, der ſich einzeln melden würde. Sogleich trat ein Offizier hervor, ſie zogen die Degen, und beym zweiten Stoß ſtürzte Dubois todt zu Boden; er war ſechzig Jahr alt, hatte ein kurzes Geſicht, und trug beſtändig eine Brille. Niemand wollte ſeinem Bedienten beyſtehn, den Körper wegzubringen und zu begraben; ſein Tod wurde als eine verdienſtvolle Handlnng angeſehn. Die alten Regierungsmitglieder nahmen ſogleich ſeine Papiere in Beſitz. Man wußte, daß er ſeit ſeiner Ankunft in Pondichery beſtändig im Namen des Königs gegen alle Unordnungen proteſtirte und davon

ein ſehr großes Verzeichniß gemacht hatte. Von 1761.
dieſen Papieren iſt jedoch nichts zum Vorſchein gekommen.

Die Anzahl der europäiſchen Soldaten, nebſt den dazu gehörigen Bedienten, die man in der Stadt gefangen nahm, war 2072; der bürgerlichen Einwohner waren 381. Das Geſchütz beſtand aus fünfhundert Kanonen und hundert Mörſern. Die Munition, die Gewehre und der Kriegsvorrath aller Art waren in eben ſo großem Ueberfluſſe.

Einige Tage nach der Uebergabe verlangte der Gouverneur Pigot vom Oberſten Coote, daß Pondichery der Regierung in Madras übergeben werden ſollte, weil es jezt das Eigenthum der engliſch-oſtindiſchen Compagnie geworden war. Es wurde ein Kriegsrath zuſammen gerufen, um über dieſe Foderungen zu berathſchlagen. Der Kriegsrath beſtand aus den beiden Admiralen, vier Capitains von der Flotte, dem Oberſten Coote und drey Majors. Pigot berief ſich auf das königliche Patent vom 14ten Januar 1758, das die Anſprüche der Compagnie in Anſehung der Eroberung beſtimmte. Der Kriegsrath war der Meynung, das Patent im gegenwärtigen Falle ſey unzureichend. Pigot, um dem Streite geſchwind ein Ende zu machen, erklärte geradezu, daß, wenn man Pondichery nicht übergäbe, die Regierung in Madras kein Geld, weder für den Unterhalt der königlichen Truppen, noch für die franzöſiſchen Kriegsgefangenen, hergeben würde. Dieſe Erklärung war das ſtärkſte Argument ſeinen Zweck zu erreichen, denn weder der commandirende Admiral

1761. noch der Befehlshaber der königlichen Truppen hatten Vollmacht, auf den königlichen Schatz in England Wechſel zu ziehen: vielmehr waren ſie ausdrücklich für alle Geldbedürfniſſe auf die Schatzkammer der Compagnie in Madras angewieſen. Der Kriegsrath bewilligte daher das Anſuchen, jedoch mit einem feyerlichen Proteſt gegen die dem königlichen Prärogativ dadurch verurſachte Verletzung, mit der Erklärung: daß die Regierung in Madras für die Folgen haften ſollte.

Während dieſem Streite ſchickte Coote achthundert Sepoys unter Anführung des Capitain Smith, um die Forts von Gingee zu berennen; desgleichen ſchickte er aus dem Lager viele Kriegsbedürfniſſe an den Major Preſton, der die Blokade von Thiagar immer noch fortgeſezt hatte.

Der Nabob bat, die engliſchen Truppen möchten ihn jezt gegen diejenigen Lehnsſaſſen begleiten, von denen er nunmehr Rechenſchaft fodern wollte, ſowohl wegen ihrer Verſuche ſich ſeiner Autorität zu entziehen, als wegen der zurückgehaltenen Tribute. Er hatte ſeinem Bruder Nazeabulla, in Nelore, die Rebellion nicht vergeben, und ſein Haß gegen Mortiz-ally, dem Statthalter von Velore, hatte nicht nachgelaſſen, der zudem, ſowohl als die drey großen nordlichen Polygars und einige ſüdliche, wegen verborgener Schätze im Verdacht ſtand. Noch mehr Schätze vermuthete er bey dem großen und kleinen Morawar, vorzüglich aber bey dem Könige von Tanjore, der reicher als alle andre war, und kaum den Nabob als ſeinen Oberherrn betrachtete.

1761. Die Engländer konnten dieſes Geſuch nicht bewilligen, denn ſie mußten ihr Augenmerk jezt auf andre Dinge richten: ihre Schatzkammer war durch die Belagerung von Pondichery erſchöpft worden; überdem hatte man 2500 franzöſiſche Kriegsgefangene zu verſorgen, die ſtarke Wachen und anſehnliche Koſten erfoderten. Bengalen war ſelbſt in Krieg verwickelt, es mangelte dort an Truppen, und kein Geld konnte man von da auch nicht erwarten; überdem verlangte die Präſidentſchaft aus Bombay jezt dringend alle Truppen zurück, die ſie nach der Küſte von Coromandel geſchickt hatte. Die Faktorey in Tellichery gab auch Nachricht, daß ſie Willens wäre, die eben jezt aus England bey ihr angekommenen Truppen für ſich zu behalten, und damit das franzöſiſche Etabliſſement zu Mahe anzugreifen, weshalb ſie um fernern Beyſtand erſuchte. Es war noch ungewiß, wo die franzöſiſche Flotte hingekommen war; die engliſche brauchte ihre Seeſoldaten, und hatte aus England einen Auftrag zu einer geheimen Expedition erhalten. Dieſe Betrachtungen hatten bey der Regierung in Madras ein größeres Gewicht, als alle Entwürfe des Nabobs, deſſen Freude über die Eroberung von Pondichery ſehr durch dieſe abſchlägige Antwort verbittert wurde, da er auf neue Eroberungen, und auf die Füllung ſeiner Schatzkammer ſo ſehr gerechnet hatte. Er begab ſich daher voller Unwillen nach Tritchinapoly, wo er den 15ten Februar anlangte.

Von den franzöſiſchen Kriegsgefangenen wurden vierhundert nach Madras geſchickt, und die Berg-

1761. ſchotten nebſt vierhundert Sepoys marſchirten auch dahin, die Beſatzung zu verſtärken: zweyhundert Franzoſen brachte man nach Tritchinapoly; die übrigen Gefangenen blieben in Pondichery bis auf weitere Verfügung. In dieſe Stadt wurden 350 Mann europäiſche Infanterie, ſämtlich Engländer, die ſämtlichen europäiſchen Reiter und 400 Sepoys zur Beſatzung gelegt. Die Truppen aus Bombay, 310 Mann ſtark, gingen auf zwey Schiffen nach dieſem Orte zurück; die Seeſoldaten wurden der Flotte wieder gegeben, und der Reſt der Armee marſchirte nach Cuddalore in Cantonirungsquartiere.

Der franzöſiſche Hof hatte Lally ausdrücklich befohlen, alle an der See gelegene Beſitzungen der Engländer, die er erobern würde, zu zerſtören. Dieſe Befehle waren aufgefangen worden, und hatten die Directoren der engliſch-oſtindiſchen Compagnie dahin vermocht, ähnliche Befehle nach Indien zu ſchicken. Pigot beſchloß daher, mit Einſtimmung aller Regierungsmitglieder in Madras, die Feſtungswerke von Pondichery zu demoliren, und da Stevens ſich erklärte, daß er ſogleich nach Bombay ſegeln würde, ſeine Flotte auszubeſſern, ſo wurde die Zerſtörung ohne Verzug vorgenommen, damit keine franzöſiſche Eſcadre während ſeiner Abweſenheit einen Verſuch machen könnte, die Stadt wieder zu erobern.

Stevens ſegelte den 23ſten Februar mit ſeiner ganzen Flotte ab, die aus eilf Linienſchiffen und zwey Fregatten beſtand. Sie nahm vierhundert Gefangene aus Pondichery mit, um ſie entweder in Bombay abzuſetzen, oder ſie nach Europa zu ſchicken. Da der Admiral verſprach, im Nothfall den Angriff von Mahe zu unterſtützen, ſo ſchiffte man eine Anzahl im Dienſt der Compagnie ſtehende Artilleriſten auf ſeiner Flotte ein. 1761.

Mahe liegt an der Küſte von Malabar, vier engliſche Meilen von Tellichery, unweit der See, an einem Fluſſe, der kleine Schiffe aufnimmt. Die Stadt iſt mit Hügeln umgeben, worauf drey Forts errichtet ſind. Dieſes Etabliſſement präſidirt über alle andre Beſitzungen, welche die franzöſiſche oſtindiſche Compagnie an dieſer Küſte hat, die Faktorey von Surat allein ausgenommen. Die davon abhängenden Oerter ſind fünf Forts und eine Faktorey in Calicut.

Es waren fünf Schiffe aus England angekommen, die ihre Truppen bereits im Januar in Tellichery gelandet hatten; die Erlaubniß aber, Mahe anzugreifen, kam erſt von Bombay im Februar. Dieſer Aufſchub hatte dem Gouverneur von Mahe, Louet, Zeit gegeben, mit einigen benachbarten Fürſten, mit denen die Franzoſen längſt Handel getrieben hatten, Vertheidigungstractate zu zu ſchließen; ſie verſprachen, ihren alten Freunden gegen die Engländer als einen gemeinſchaftlichen Feind nachdrücklich beyzuſtehn. Dieſe Verſprechungen wurden durch feyerliche Eidſchwüre beſtätigt. Der Beyſtand war höchſt nöthig, denn es befanden ſich hier an europäiſchen Soldaten nicht über hundert Mann, und ſelbſt dieſe waren ſehr misvergnügt, da ſie ſeit vielen Monaten keinen Sold bekommen hatten; auch deſertirten ſie ſtark. Die Anzahl der ſchwarzen Soldaten, die

1761. im Dienſte der Compagnie ſtanden, war ungefähr tauſend Mann.

Die engliſchen Truppen in Tellichery lagerten ſich den [illegible]ten Februar unweit Mahe. Sie waren 900 Europäer und 700 Indier ſtark, unter Anführung des Majors Hector Munro. Alle Vorſtellungen und alles Bitten des Louet bey ſeinen Bundsgenoſſen war fruchtlos, da dieſe die Engländer im Felde ſahen und ihre Anzahl erfuhren; ſie ſchickten nicht einen einzigen Mann. Louet, der ſich ganz verlaſſen ſahe, ſchrieb ſogleich einen Brief an den Oberfaktor von Tellichery, Hodges, und that Capitulationsvorſchläge, worauf Munro Befehl erhielt, keine Feindſeligkeiten anzufangen. Die Capitulation kam erſt den 13ten zu Stande. Man kam überein, daß alle europäiſche Soldaten auf Koſten der Engländer, entweder nach der Inſel Bourbon, oder nach Europa transportirt werden, und, wenn ſie dort gelandet wären, frey ſeyn ſollten. Alle Kaufmannsgüter, Artillerie und Kriegsgeräthe, der franzöſiſchen Compagnie gehörig, ſollten übergeben werden, dagegen die Effekten und das Eigenthum der Privatperſonen ganz unangetaſtet bleiben. Die freye Ausübung der römiſch-katholiſchen Religion ſollte ungekränkt und völlig wie zuvor Statt haben. Den Prieſtern ſollte man nicht das geringſte zu Leide thun, noch ihre Kirchen und Klöſter im mindeſten beunruhigen. Alle von Mahe abhängende Forts ſollten unter eben denſelben Bedingungen übergeben werden; allein die Faktorey von Callicut ſollte ſo wie zuvor in dieſer Stadt ihre Geſchäfte forttreiben: übrigens wurden der Beſatzung alle kriege-

riſche Ehrenzeichen bewilligt. Man eſcortirte ſie nach 1761.
Tellichery, und beſetzte Mahe mit 500 Mann. Die Nachricht von dieſer Eroberung langte den 3ten März in Madras an.

Auf der Küſte von Coromandel war man indeſſen auch nicht müßig geweſen. Der Capitain Smith hatte die Forts von Gingee berennt und ſie aufgefodert. Der Commandant derſelben, ein Irländer, Namens Macgregor, antwortete: daß, wenn Smith auch hunderttauſend Mann mit ſich gebracht hätte, die Forts dennoch in drey Jahren nicht würden erobert werden. Die Engländer kehrten ſich an dieſe Rotomontade nicht, ſondern lagerten ſich auf einer Anhöhe zwiſchen den drey Bergen. Der Umfang der Mauern aller Feſtungswerke betrug an zwölftauſend Schritte; um dieſe zu vertheidigen, hatten die Franzoſen nur 150 Mann, theils Europäer, theils Topaſſen, theils Kaffern, ferner 600 Sepoys und 1000 andere Landeseingeborne. Die Franzoſen hielten die Forts für unüberwindlich, und glaubten nicht, daß man die Stadt angreifen würde, weil in dieſem Falle die Engländer beſtändig dem Feuer der obern Forts ausgeſezt ſeyn müßten.

Smith erfuhr den Zuſtand der Garniſon und deren Vertheidigungs-Anſtalten von den Deſerteurs, von welchen täglich einige ankamen; ſie meldeten ihm, daß die Beſatzung ſowohl in der Stadt als unten in den Forts ſich völlig ſicher hielte. Dieſer Nachricht zufolge rückte er in der Nacht vom 2ten Februar mit 600 Sepoys aus ſeinem Lager; 200 derſelben machten den Vortrab mit Sturmleitern. Sie beſtiegen

1761 die Stadtmauer unentdeckt, und waren ſchon mitten in die Gaſſen gedrungen, als Lärm wurde. Die franzöſiſche Beſatzung zog ſich auf die Berge zurück, von welchen ein lebhaftes Feuer auf die Engländer gemacht wurde. Es that jedoch ſehr wenig Schaden, daher Smith in der Stadt Poſto faßte. Er erhielt hier eine Verſtärkung von tauſend Sepoys. Die Deſertion der franzöſiſchen Soldaten dauerte beſtändig fort; unter ihnen war ein erfahrner Befehlshaber der Sepoys, der ſich erbot, ein Detaſchement auf einen verborgenen Pfad zu führen, und ſo das vornehmſte Fort auf dem St. Georgs-Berge zu überrumpeln. Man traute ihm, und ließ in der Nacht 200 Sepoys unter ſeiner Anführung marſchiren. Sie gingen durch allerhand Krümmungen den Berg hinauf, und kamen endlich zu einer achtzig Fuß hohen Mauer, die ſie ſogleich vermittelſt ihrer Leitern beſtiegen, weil ſie keinen Widerſtand fanden. Hier faßten ſie Poſto. Die Wache, anſtatt ſich nach oben zu flüchten, flohe nach dem untern Theile des Berges, ſo daß die oben auf dem Gipfel befindlichen Franzoſen bey Tagesanbruch erſtaunt waren, die Engländer ſo in der Nähe zu finden. Sie ſchickten ſogleich einen Offizier herunter, zu capituliren, der aber von großen Bedingungen ſprach. Smith wußte, daß ſie ihm nicht entrinnen konnten, und wollte daher von keinen Bedingungen hören; ſie ergaben ſich endlich auf Diſcretion. Es waren in dieſem Fort 42 Europäer und 70 Sepoys. Man fand eine Menge Proviant, und erfuhr, daß die andern beiden Forts eben ſo wohl verſehn waren. Dieſe zu überrumpeln, hatte man keine Hoffnung, und noch weniger, ſie durch einen offenen Angriff einzunehmen. Es blieb daher nichts übrig, als zu erwarten, was Zeit und Glück bewirken würden. 1761.

Am nämlichen Tage, als der St. Georgsberg vom Capitain Smith erobert wurde, capitulirte auch die wichtige Feſtung Thiagar, nach einer Blokade und Belagerung von fünfundſechzig Tagen. Die franzöſiſche Beſatzung beſtand hier in 200 Europäern, 100 Kaffern und 300 Sepoys. Als ſie ſich ergab, hatte man noch auf zwey Monate Lebensmittel im Fort, und innerhalb demſelben eine Quelle ſehr guten Waſſers. Der Commandant verlangte, daß die Beſatzung eben ſo wie die in Pondichery gefangenen Soldaten behandelt werden ſollte. Dieſer Capitulation zufolge ſchickte der Major Preſton die Offiziers nach Europa, auf ihr Ehrenwort nicht wieder während dem gegenwärtigen Kriege zu dienen; die Gemeinen wurden nach Tritchinapoly gebracht, und daſelbſt bey den andern eingeſperrt; die Sepoys und Kaffern aber nahm man in Sold der engliſch-oſtindiſchen Compagnie, da ſie ſehr gute Soldaten waren.

Mittlerweile fuhr man auf der malabariſchen Küſte fort, die von Mahe abhängenden Oerter auch zu erobern. Die Forts, Delih und Ramatilly, ergaben ſich auf die erſte Auffoderung; das Fort Mattalavy aber, das auf einem Felſen lag, that Widerſtand. Es war mit einer Menge Nairen beſetzt, deren Muth gewöhnlich an Verzweiflung gränzt. Der Major Munro ließ von den Schiffen Geſchütz

1761. und Kanoniers holen, und ſodann gegen Mattalaym Batterien errichten; der engliſche Gouverneur von Tellicherry aber war mittlerweile mit den beiden Fürſten zu Unterhandlung getreten, denen ſowohl dieſes Fort als Veramally, wegen Schuldfoderungen, von den Franzoſen verpfändet worden waren. Dieſe Fürſten bewilligten die Uebergabe, mit der Bedingung einer jährlichen Bezahlung von 3000 Rupien. Nun blieb noch das mit Franzoſen beſezte Fort Meliſerum übrig, das ſich auch ohne Widerſtand ergab.

Der Capitain Smith behielt immer noch die andern Forts von Gingee berennt, bis endlich den 5ten April der Irländer Macgregor ihm zu capituliren antrug, wenn man ſeiner Garniſon die militäriſchen Ehrenbezeigungen bewilligen und verſprechen wollte, die Gemeinen mit der erſten Gelegenheit nach Europa zu ſchicken, wo ſie ausgewechſelt werden könnten, den Offiziers aber, mit ihren Waffen und Bagage, ſich nach einem neutralen Orte in Indien zu begeben, wo ſie nach ihrem Range auf Koſten der engliſch-oſtindiſchen Compagnie verpflegt, und ſodann auch auf deren Koſten frey nach Europa geſchafft werden ſollten. Es waren bereits 300 engliſche Sepoys in der Stadt geſtorben, da dieſer Ort der ungeſundeſte im ganzen Carnatick iſt, ſo daß die Franzoſen hier ſeit zehn Jahren 1200 Europäer an Krankheiten verloren hatten. Der Capitain Smith war daher ſehr bereitwillig, die Bedingungen anzunehmen, und noch ehe es Nacht wurde, verließen die Franzoſen beide Berge. Die Beſatzung beſtand in zwölf Offiziers und hundert Gemeinen, theils Europäer, theils Kaffern, theils Topaſſen und vierzig Laſcars. Man fand hier dreißig 1761. Kanonen und einige Mörſer. Einem vornehmen Indier, der lange Zeit den großen Berg bewohnt hatte, wurde ein Paß und ein ſicherer Abzug bewilligt.

Dieſer Tag, nämlich der 5te April 1761, endigte endlich die langen Feindſeligkeiten zwiſchen den beiden Krieg-führenden Mächten auf der Küſte von Coromandel, und ließ von der franzöſiſchen Nation in ganz Indien auch nicht ein einziges Häuſchen zurück, das unter der Autorität des franzöſiſchen Hofes irgend etwas unternehmen konnte; denn die Soldaten, die nach Myſore gegangen waren, wurden von dieſem Augenblicke an als eine Bande militäriſcher Abentheurer betrachtet, die ihr Brod ſuchten. In Bengalen hatten die Franzoſen auch nicht einen einzigen Agenten, und ihre Faktoreyen in Surat und Callicut waren bloße Handlungshäuſer, die man duldete.

Auf dieſe Weiſe wurde ein funfzehnjähriger Krieg geendigt, der mit der Expedition des de la Bourdonnais gegen Madras 1746 angefangen, und ſeit der Zeit faſt ununterbrochen fortgedauert hatte, und zwar wurde derſelbe Entwurf der Ausrottung, den die Franzoſen gegen den engliſchen Handel und die brittiſche Macht in Indien zum Grunde gelegt und unabläßig verfolgt hatten, gegen ſie ſelbſt gerichtet. Denn dieſes war der Gegenſtand, der de la Bourdonnais Angriff auf Madras beſtimmte, welchen der ehrgeizige Dupleix während ſeiner ganzen Adminiſtration nicht aus den Augen verlor, und der

1761. endlich die groſse Ausrüſtung von Land- und Seetruppen veranlaſzte, die Lally nach Indien begleiteten. Dieſer General erklärte auch beſtändig, daſs er nur Einen Gegenſtand vor ſich hätte, und dieſer war, daſs kein Engländer in ganz Indien zurück bleiben ſollte. Um ſoviel als möglich den Franzoſen die Wiederherſtellung ihres Etabliſſements auf der Küſte von Coromandel zu erſchweren, im Fall bey einem allgemeinen Frieden in Europa Rückgaben bewilligt werden ſollten, beſchloſs die Regierung in Madras, nebſt den Feſtungswerken von Pondichery, auch alle Gebäude und Wohnungen zu zerſtören; daher in kurzer Zeit von dieſer ehemals ſo ſchönen und blühenden Stadt nichts mehr zu ſehen war.

Seit zwey Jahren war das Kriegsglück den Franzoſen in allen Welttheilen nachtheilig geweſen. Sie hatten ihre Beſitzungen auf der Küſte von Afrika, die Hälfte ihrer weſtindiſchen Inſeln, und die ganze Region von Canada verloren; ihre Seemacht war gänzlich vernichtet, und ihre Heere in Deutſchland litten eine Niederlage nach der andern. Auf Indien hatten ſie ihre lezte Hoffnung geſezt, und da nun auch dieſes verloren ging, ſo wurde die Nation hierüber mehr wie über alle andre Unglücksfälle aufgebracht. Lally, bey ſeiner Ankunft in Frankreich, klagte förmlich Buſſy, de Leyrit, Moracin und Courtin an, daſs ſie frevendlich, durch ihren Haſs gegen ihn, den Untergang der Franzoſen verurſacht hätten, weil er von dem Könige geſandt worden wäre, die Miſsbräuche in Pondichery abzuſchaffen. Von zweyhundert Perſonen, die aus Indien in Frankreich ankamen, waren

nicht mehr als zwanzig, die mit Lally in Verbindung 1761.
ſtanden; alle übrigen hatten, entweder wegen ſeiner rauhen, mürriſchen Gemüthsart, oder ſeiner Strenge, einen tödtlichen Haß auf ihn geworfen. Dieſe wurden nun freywillige Anhänger der Mitglieder des vorigen Conſeils, deren Geſchäfte in Paris eben ſo wie in Pondichery von dem Jeſuiten Lavaur beſorgt wurden. Ihr erſter öffentlicher Schritt war, dem General-Contreleur ein Memoire zu überreichen, um ſich zu rechtfertigen und Lally anzuklagen. Dieſe Klage beſtand in neun Artikeln, die, wie ſie ſagten, mehr als Unfähigkeit bewieſen. Im Auguſt 1762 baten ſie den König um Erlaubniß, ſich gerichtlich gegen die Beſchuldigungen des Lally zu vertheidigen, der einige Monate nachher in die Baſtille eingeſperrt wurde. Im Junius 1763 ſtarb Lavaur. Dieſer Jeſuit hatte in Indien zwey Memoriale verfertigt; das eine war eine Rechtfertigung oder vielmehr eine Lobrede auf Lally, das andere eine ſchimpfliche Anklage gegen dieſen General, wodurch ſein ganzes Betragen in das gehäſſigſte Licht geſezt wurde. Lavaur wollte ſich nach Beſchaffenheit der Umſtände des einen oder des andern bedienen. Das erſte wurde gleich vernichtet, das leztere aber, obgleich nicht öffentlich bekannt gemacht, verſchaffte doch ſehr gute Materialien zum Prozeß. Da dieſer Jeſuit ein Hauptzeuge war, ſo wurden ſeine Papiere von den Juſtizbeamten in Beſitz genommen, und ſo fand man dieſe Schmähſchrift. Lavaur ſtellte ſich, als ob er durch den Verluſt von Pondichery ganz ruinirt ſey, und hatte daher den Hof um eine kleine Penſion zu ſeinem

1761. Unterhalt gebeten; nach ſeinem Tode aber fand man unter ſeinen Effekten an 60,000 Pf. St. an Gold, Diamanten und Wechſelbriefen. Dieſe Heucheley wurde zu eben der Zeit bekannt, da man die großen Betrügereyen eines andern Jeſuiten entdeckte, dem die Direction der amerikaniſchen Miſſionen anvertraut war, und diente nicht wenig, den Orden aus Frankreich zu vertreiben; dennoch wurde dem Memoire des Lavaur völlig Glauben beygemeſſen, und daraus eine Anklage von Hochverrath gegen Lally gezogen. Nach einem achtzehnmonatlichen Gefängniß erhielt er die Erlaubniß, mit ſeinen Anklägern confrontirt zu werden. Die wider ihn gemachten Beſchuldigungen beliefen ſich auf hundert. Die Anzahl der Zeugen war auch ſehr groß. Lally, mit ſeiner gewöhnlichen Heftigkeit, vermehrte das Nachtheilige ſeiner Lage dadurch, daß er ſeine wider ihn eingenommenen Richter bey den Verhören noch mit Stolz und Verachtung behandelte. So vergingen abermals achtzehn Monate, da denn das Parlament in Paris das Endurtheil fällte. Es erkannte ihm zu, den Kopf zu verlieren, als überwieſen, das Intereſſe des Königs, des Staats und der oſtindiſchen Compagnie verrathen, und ſeine Autorität durch Erpreſſungen und Mishandlung der Einwohner von Pondichery gemißbraucht zu haben. Ehe dieſe Sentenz bekannt gemacht wurde, nahm man ihm ſeine Ordensbänder ab, und entſezte ihn ſeines Ranges, ſodann brachte man ihn von der Baſtille in ein gemeines Criminal-Gefängniß. Hier wurde ihm den 9ten May 1766 ſein Urtheil vorgeleſen; er ſchlug die Hände über dem

Kopf zuſammen, und rief aus: „Iſt dies die Belohnung fünfundvierzigjähriger Dienſte!“ Darauf ergriff er einen Zirkel, den er eben zur Verfertigung indiſcher Charten brauchte, und ſtieß ihn ſich in die Bruſt; er ging aber nicht durchs Herz: Nun brach er in die ſchrecklichſten Verwünſchungen gegen ſeine Ankläger und Richter aus. Das Blutgerüſte war bereits zubereitet, und ſeine Hinrichtung für eben dieſen Tag beſtimmt. Um ihn zu verhindern, mit den Zuſchauern zu reden, wurde ihm ein großer Knebel in den Mund geſteckt und hinten am Kopfe befeſtigt. In dieſem Zuſtande wurde er im kahlen Kopfe, in ſchlechter Kleidung, mit gebundenen Händen, auf eine Karre geſezt, ſo wie der ärgſte Miſſethäter zum Richtplatz geſchleppt, und hier im fünfundſechzigſten Jahre ſeines Alters enthauptet. 1761.

Wenn der Mißbrauch der Autorität kein Capital-Verbrechen in Frankreich iſt, ſo hätte hier kein Todesurtheil erfolgen ſollen. Der Verrath des Intereſſe ſezt voraus, daß der abſichtliche Endzweck durch unleugbare Thatſachen erwieſen ſeyn muß. Lally gab aber den Engländern keine Nachricht, woraus ſie Vortheile ziehen konnten; auch führte er ſeine Truppen nicht zu gefährlichen Expeditionen, ohne Wahrſcheinlichkeit zu haben, durch ihre Bemühungen Fortſchritte zu machen; noch weniger nahm er von den Engländern Geſchenke, um ſeinen Operationsplan nach ihrem Wunſche einzurichten. Die Schmähungen in ſeiner Erklärung gegen den Oberſten Coote, bey Gelegenheit der Uebergabe von Pondichery, bewieſen, wie wenig Gunſtbezeigung er von der engliſchen

1761. Regierung erwartete; überdem hatte er den Gouverneur Pigot durch Briefe persönlich beleidigt. Demungeachtet war das allgemeine Geschrey in Frankreich, daß Lally Pondichery verkauft habe. Das Urtheil seiner Richter war auch nicht einstimmig. Die wegen ihrer Talente berühmten französischen Rechtsgelehrten, Seguier und Pellot, erklärten, daß sie von seiner Unschuld überzeugt wären. Voltaire glaubte sich daher berechtigt, den Tod des Lally einen Justizmord zu nennen.

Lally verlangte beständig, sein militärisches Betragen von einem Kriegsgerichte untersuchen zu lassen, wo er Unparteylichkeit zu hoffen hatte. Es ist indessen gewiß, daß die Zurückrufung des Bussy von dem Hofe des Salabad-jing, und die Ernennung eines unfähigen Conflans an die Stelle dieses grossen Feldherrn, den Verlust von Masulipatnam und der nordischen Provinzen nach sich zog; ferner war die Belagerung von Madras ungereimt entworfen, und eben so ungereimt ausgeführt, wobey man jedoch zu Lally's Entschuldigung anführen kann, daß er hier nicht viel größern Widerstand als im Fort St. David erwartete. Auch war die Vertheilung seiner Armee, wodurch die Engländer fähig gemacht wurden, sich südwärts vom Paliar auszubreiten, und Vandiwasch und Carangoly zu erobern, ganz den Grundsätzen des Krieges zuwider; allein der Bewegungsgrund war, dem Geld- und Proviant-Mangel dadurch etwas abzuhelfen. Ob nach der Schlacht bey Vandiwasch, welche die Engländer wünschten, Lally aber, Bussy's weisem Rathe zufolge, hätte vermeiden sollen,

1761.

ſollen, Pondichery beſſer mit Lebensmitteln hätte verſehn werden können, oder ob der zuſammengebrachte Proviant nicht bedächtlich vertheilt wurde, bleibt nach der Ausſage aller Zeugen dennoch unentſchieden.

Die Truppen, die mit Cooten 1759 ankamen, nebſt der Thätigkeit dieſes Befehlshabers, brachten den Krieg ſo ziemlich ins Gleichgewicht, daher Coote gerechtfertigt war, die Schlacht bey Vandiwaſch zu wagen, ob er ſie gleich mit dem ausdrücklichen Verbot der Regierung in Madras in der Taſche erfocht; ſeine klugen Maaßregeln ſicherten ihn jedoch für üble Folgen, wenn ihm das Glück nicht günſtig geweſen wäre. Vor dieſem wichtigen Siege hatte kein Engländer auf die Eroberung von Pondichery gedacht; gleich nachher aber waren alle feſt von der Wahrſcheinlichkeit überzeugt, hiedurch den Krieg zu endigen. Dieſe glückliche Zuverſicht erzeugte die nachdrücklichſten Anſtalten. Man ſagte durchaus in Madras, daß, wenn man alle Vortheile benützte, nichts Pondichery retten könnte, als die Ankunft einer franzöſiſchen Flotte, die ſtark genug wäre mit der engliſchen anzubinden. Der unternehmende Geiſt des Oberſten Coote verlor keine Zeit, ſich der günſtigen Umſtände aufs beſte zu bedienen, und die Regierung in Madras unterſtützte ihn nachdrücklich; ein gleiches thaten die Beſatzung von Tritchinapoly, die Detaſchements unter Preſten und Smith, und die ganze Armee überhaupt durch ihren Muth und Eifer bey allen Gelegenheiten. Coote hatte zur Schonung der Europäer die Sepoys dahin gebracht, daß ſie bey den

1761. gefährlichſten Vorfällen gebraucht werden konnten. Kurz, die Engländer waren im Stande, im Fall die längſt aus Frankreich erwartete Flotte auch während der Belagerung wirklich ankam, und mehr Landtruppen gelandet hätte, als je von dieſer Nation nach Indien abgeſchickt worden waren, dennoch den Franzoſen ſelbſt unter den Mauern von Pondichery ein Treffen zu liefern.

Ende des dritten Bandes.

Neueſte

Verlagsbücher

der Dykiſchen Buchhandlung.

Der Thurm von Samarah, eine warnende Geſchichte für Aſtrologen, Zeichendeuter, Magier und alle Liebhaber geheimer Wiſſenſchaften. Aus dem Arabiſchen. 8. 16 gl.

Satyriſche und ſcherzhafte Aufſätze, herausgegeben von einem berühmten Journaliſten. 8. 14 gl.

Zwey Luſtſpiele von **A. F. E. Langbein**: Liebhaber wie ſie ſind und wie ſie ſeyn ſollten, in fünf Akten, und die Todtenerſcheinung in Einem Akte. 8. 10 gl.

Nebentheater 6ter Band: Roms Bannſtrahl im eilften Jahrhunderte, ein Trauerſpiel in fünf Akten; der neue Guthsherr oder die Huldigung, eine komiſche Oper in drey Akten; Liebeszunder, oder das Mädchen und der Jüngling, ein Luſtſpiel in drey Akten. 8. 22 gl.

Das Kleid aus Lyon, ein Luſtſpiel in fünf Akten von **J. F. Jünger**. 8. 8 gl.

Goldoni, über ſich ſelbſt und die Geſchichte ſeines Theaters. Aus dem Franzöſiſchen überſezt und mit einigen Anmerkungen verſehen von G. Schaz. Drey Bände. 8.

Laura, oder Briefe einiger Frauenzimmer in der franzöſiſchen Schweiz und deren Verehrer. Vom Verfaſſer der Camille. Aus dem Franzöſiſchen überſezt. Erſter Theil. 8.

Skizzen von **A. G. Meißner**. 9te und 10te Sammlung. 8. 1 Thlr.

Enthält ganz neue Stücke, und paßt daher ſowohl zur erſten als zweiten Ausgabe dieſes Werks.

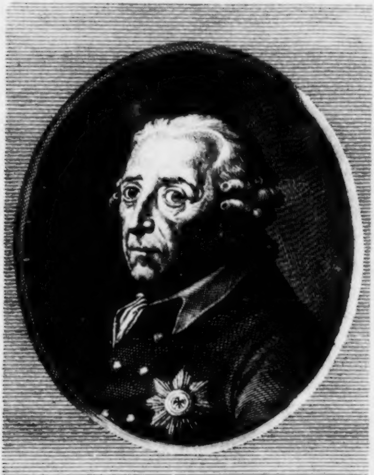
Der Schriftforſcher, Betrachtungen über wichtige bibliſche Stellen, in Rückſicht auf die erwachſene Jugend. 2ter Theil. gr. 8. 20 gl.

Der dritte und lezte Theil wird zur M. M. 1788 fertig. Das Werk kann als eine Fortſetzung der Jeruſalemſchen Betrachtungen angeſehen werden, und enthält ein vollſtändiges Religions-Syſtem, nach Anleitung bibliſcher Stellen.

Verſuch über den Geſchmack in der Baukunſt. gr. 8. 5 gl.

Unter der Preſſe iſt:

H. Home Grundſätze der Kritik; aus dem Engliſchen überſezt von J. N. Meinhard. Nach der neueſten Original-Ausgabe berichtigt, mit Zuſätzen und Beyſpielen aus deutſchen Schriftſtellern bereichert. Drey Bände. gr. 8.



FRIEDERICH DER ZWEYTE
KÖNIG VON PREUSSEN
geb. d. 24. JAN. 1712. gest. d. 17. AUG. 1786.

Geſchichte
des
# ſiebenjährigen Krieges
# in Deutſchland

von

J. W. von Archenholtz
vormahls Königlich Preußiſchem Hauptmann.

Archenholt
Siebenjähr
Krieg
1

Mit Bildniſſen und einer illuminirten Charte.

Erſter Band.

Berlin 1793.
bey Haude und Spener.

54 B6

[illegible]

Vorbericht.

Die großen und an Mannigfaltigkeit ſo reichen Begebenheiten des ſiebenjährigen Kriegs ſind von einer ſolchen Art, daß ſie nur ſehr abgekürzt in ein Kalender-Buch gebracht werden konnten; daher die dort mit Einſchränkung erzählte Geſchichte dieſer Epoche hier gehörig erweitert erſcheint. Ich bin indeß von meinem vorigen Plan nicht abgegangen, der auf die lectüre aller gebildeten und halbgebildeten Volks-Claſſen abzweckte; daher die militairiſchen Operationen der Heere hier nicht ausgedehnt worden ſind.

Vorbericht.

Ein ſolcher Krieg, oder keiner, mußte für alle Krieger der Mitwelt und Nachwelt lehrreich ſeyn, und dieſe Belehrung hat der Oberſt von Tempelhof, ein mit großen Kenntniſſen und ſeltnen Fähigkeiten begabter Officier, der dem ganzen Krieg beywohnte, in ſeiner vortrefflichen Geſchichte übernommen. Nie, ſeitdem Nationen Krieg führen, ſind kriegeriſche Thaten und die Entwürfe der Heerführer ſo umſtändlich entwickelt worden, als von ihm, dieſem von Friedrich ſelbſt wegen ſeiner Kriegs-Talente ausgezeichneten Befehlshaber; daher von dieſer Seite jetzt nichts mehr zu wünſchen übrig bleibt. Mein Augenmerk war verſchieden. Ich wollte bloß das Characteriſtiſche der Kriegs-Operationen, und überhaupt alle Züge dieſer großen Weltbegebenheit darſtellen, ohne den vielen Heeren bey allen ihren Bewegungen zu folgen, wobey Einförmigkeit, und folglich Schwächung des Intereſſe, unvermeidlich iſt. Dabey aber war meine Abſicht auch auf die politiſche und Civil-Geſchichte dieſes Kriegs gerichtet. Vorzüglich war zuverläſſige Beyträge zur letztern zu erhalten mein unabläſſiges Beſtreben, das mir auch großentheils geglückt iſt. Eine Anzahl der reſpectabelſten Perſonen von Rang und Talenten hat mich dabey, durch Berichte, durch Bemerkungen, durch Auflöſung von Zweifeln, großmüthig unterſtützt, und wenn gleich meine Fähigkeiten eingeſchränkt waren, ſo hat doch wenigſtens mein Fleiß dieſen Bemühungen entſprochen. Mit mehr Tactik als hier befindlich iſt, würde dies Werk aufhören ein Leſebuch für alle Stände zu ſeyn, ſo wie weniger tactiſche Entwickelung der Kriegsvorfälle, als man in Tempelhofs Geſchichte findet, den Endzweck des militairiſchen Unterrichts verfehlen würde. Es iſt indeß für mich eine Genugthuung, daß ich mit dieſem ſo erfahrnen Officier in Anſehung der großen Feld-Scenen faſt durchgehends übereinſtimme.

Diejenigen ausländiſchen zum Kriegsweſen gehörigen Wörter, die beſtimmte Begriffe bezeichnen, bey allen Armeen in Europa eingeführt ſind, und, auch durch die Bücherſprache ſanctionirt, in Deutſchland das Bürgerrecht bekommen haben, ſind unabgeändert geblieben, weil meine erſte Regel war, verſtändlich zu ſchreiben. Andre unpaſſende, ja in Rückſicht der Gegenſtände ſinnwidrige Wörter aber habe ich Deutſch ausgedrückt. Von dieſer Art iſt die übliche, aber für ein kriegeriſches Volk, das eine cultivirte Sprache hat, wunderliche Benennung: die Affaire bey Maxen, die Affaire bey Corbach, u. ſ. w., wobey man ſich nichts beſtimmtes denkt. Die Stufenfolge der verſchiedenen Kampf-Scenen iſt daher in dieſem Werke mit den Worten bezeichnet: Scharmützel, Canonaden, Gefechte, Treffen und Schlachten.

Es war hohe Zeit, dergleichen Nachrichten von Augenzeugen zu ſammeln, da die Generation der Menſchen, in deren

Lebenstagen ſo außerordentliche Dinge auf Deutſchem Boden geſchahen, anfängt auszuſterben. Wenn daher je eine Geſchichte als Volksbuch unter allen Ständen der Deutſchen Nation verbreitet zu werden verdient, ſo iſt es wohl dieſe vaterländiſche, die Deutſchland in ſo vieler Rückſicht Ehre macht, und den Geiſt des Volks zu erhöhen vermögend iſt. Sie wird dem Preußiſchen Patrioten von jedem Stande, ſelbſt vom niedrigſten, eine ſinnliche Erinnerung ſeyn, an die moraliſche Größe ſeines Volks; und an die erhabenen Tugenden eines höchſtſeltenen Regenten; dem Deutſchen Patrioten andrer Provinzen aber wird ſie ein Beweis ſeyn, was die auf Einen Zweck gerichteten Beſtrebungen einer ganzen Nation, unter einer weiſen Regierung zu bewirken vermögend ſind. Es iſt jedoch die Erinnerung nothwendig, daß ich hier nicht Friedrichs Feldzüge, ſondern die Geſchichte des Kriegs überhaupt beſchreibe. Ich trete daher nicht als der eigentliche Lobredner dieſes großen Monarchen auf; denn die getreue Erzählung ſeiner Thaten macht alles Lob überflüſſig. Allein das glänzende Colorit, das dieſe Thaten, ſelbſt ohne fremden Zuſatz, in einem Gemählde geben, konnte nicht wohl ohne einigen Schatten ſeyn. Nur denjenigen kann dieſer Schatten mißfallen, die, mit den Geſetzen der Natur unbekannt, allenthalben unvermiſchtes Licht ſehen wollen. Konnte die Geiſtesgröße Friedrichs wohl von demjenigen Geſchichtſchreiber verkannt werden, der an vielen Stellen bis zur Begeiſterung hingeriſſen, die Sprache für ſeine Empfindungen zu arm fand? Bemerkungen, die menſchliche Mängel betreffen, auf Thatſachen gegründet, gleich viel wer der Gegenſtand iſt, ſollte er auch der Held ſeines Jahrhunderts ſeyn, wenn ſie zur Geſchichte gehören, und zur Aufklärung des Ganzen erforderlich ſind, darf der Geſchichtſchreiber nicht verſchweigen; am wenigſten, wenn ſeine Geſchichte voll außerordentlicher Handlungen iſt. Die Wahrheit derſelben wird ſodann nicht verdächtig; ſie erhält vielmehr durch die freymüthige Berührung von Schwachheiten, denen die größten Sterblichen eben ſo gut wie die niedrigſten unterworfen ſind, eine grôßere Glaubwûrdigkeit, da ſie mit dem Stempel der Unpartenlichkeit bezeichnet iſt.

Nun noch einige Worte, die Qualification des Geſchichtſchreibers zu dieſer Unternehmung betreffend. Ich habe vom December 1758 an, dem Kriege bey Friedrichs eignem Heere beygewohnt. Obgleich damahls ſehr jung, und folglich unfâhig aus Mangel an Erfahrung, ſelbſt richtig zu urtheilen, hörte ich doch wißbegierig auf die Urtheile alter Krieger, deren Werth ich hernach in einem reifern Alter nâher prûfte. Ohne je an die Abfaſſung einer ſolchen Geſchichte zu denken, ſammelte ich auf meinen Reiſen viele damit verbundene Nachrichten, da ſie einen Zeitpunct meines jugendlichen Lebens illuſtrirten, und der ſiebenjährige Krieg, nach dem Maaß, daß ich die Jahrbücher der Nationen ſtudirte, mir immer merkwürdiger wurde. Hier habe ich davon Gebrauch gemacht, und die am Ende critiſch angeführten Werke dabey benutzt.

Geſchrieben Berlin den 31ſten März 1791.

v. Archenholtz.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Geſchichte
des
ſiebenjährigen Krieges.

Erſtes Buch.

— 1756 —

Der Aachner Friede hatte nach einem langen Kriege allen Völkern Europens Ruhe verſchafft; die Künſte des Friedens blüheten wieder, und man hielt die Erneurung kriegeriſcher Scenen auf viele Jahre entfernt. Indeſſen waren doch die größten Beherrſcher dieſes Welttheils zu eben der Zeit nichts weniger als friedlich geſinnt. Nie wurde in den Cabinetten mit größerm Eifer gearbeitet, dem Dämon des Krieges neue Opfer zu bringen. Es gelang auch. Bündniſſe wurden nicht ſowohl auf die Grundſäulen einer weiſen Staatskunſt, als auf Privat-Leidenſchaften errichtet. Der Wunſch, Eroberungen zu machen, war ganz der Begierde untergeordnet, Haß und Rache zu befriedigen. Zwey Fürſtinnen, die damals als Selbſtherrſcher zahlreiche Völker regierten, glaubten von einem Monarchen beleidigt zu ſeyn, auf den die Augen aller Nationen gerichtet waren, der mit Lorbeeren gekrönt bereits zwey Kriege geendigt hatte, deſſen hohe Geiſtesfähigkeiten allgemeine Bewunderung erregten, und der in ſeinen Regenten-Tugenden als das Muſter der Könige geprieſen wurde. Ihn zu demüthigen, oder vielmehr ſeine politiſche Exiſtenz zu vernichten, wurden daher die zweckmäßigſten Entwürfe gemacht. So entſtand ein Krieg, der in Anſehung der großen Menge bewaffneter Heerſchaaren von ſo verſchiedenen Völkern und Zungen, der erſtaunlichen Ungleichheit der ſtreitenden Mächte, der Feldherren und ihrer Thaten, der angewandten verfeinerten Kriegskunſt, der blutigen Schlachten und Belagerungen zu Lande und zu Waſſer, nebſt deren Folgen, der ſonderbaren Begebenheiten ſo mannigfaltiger Art, und der Ausdehnung in allen Welttheilen und Meeren, zu den außerordentlichſten gehört, die je die Erde verwüſtet haben.

Schleſien, ein ſchönes, mit arbeitſamen Einwohnern bevölkertes Land, das Friedrich der zweyte, König von Preußen, gleich nach ſeiner Thronbeſteigung erobert, und mit dem Schwert ſowohl im Breslauer, als im Dresdner Frieden behauptet hatte, war ein zu großer Verluſt, als daß er ſo leicht von der Kaiſerin Königin Maria Thereſia verſchmerzt werden konnte. Sie war gezwungen worden, es dem Sieger zu überlaſſen, einem wegen ſeiner eingeſchränkten Staaten nicht furchtbar geachteten Monarchen, deſſen Haus nur ſeit zwey Generationen in den glänzenden Königszirkel aufgenommen worden war, der aber nach ihrem Regierungsantritt von allen ihren gekrönten Feinden zuerſt mit den Waffen in der Hand erſchien, unerwartete Forderungen that, und ſeine Rechte durch fünf gewonnene Schlachten bewies. Der Werth des Verluſtes wurde erſt erkannt, als Friedrich die Producte dieſes Landes und die Induſtrie ſeiner Bewohner auf eine ihm eigne Art benutzte. Es durch mächtige Verbindungen wieder zu erobern, ſchien ein leichtes zu ſeyn. Eliſabeth, Kaiſerin von Rußland, die ſich durch eine nachtheilige Aeußerung Friedrichs über ihren Privat-Character höchlich beleidigt fand, trat zuerſt dem Bunde bey; ein gleiches that der König von Pohlen und Churfürſt von Sachſen, Auguſt der dritte, der durch ſeinen fürchterlichen Nachbar ſchon einmal aus ſeiner Reſidenz vertrieben worden war, und der bey deſſen Demüthigung Sicherheit für die Zukunft, und neue Provinzen zu erhalten hoffte; er erneuerte jetzt das im Jahre 1745 mit Oeſterreich geſchloſſene Bündniß; und endlich vermehrte auch die Anzahl von Preußens mächtigen Feinden Ludwig der funfzehnte, König von Frankreich; dem die von ihm durch Subſidien abhängenden Schweden folgten.

Dieſe Allianz zwiſchen Oeſterreich und Frankreich, die die Welt in Erſtaunen ſetzte, und als das größte Meiſterſtück der Politik betrachtet wurde, war ein bloßer Zufall; denn obgleich Frankreich wegen des neuerlich zwiſchen Preußen und England geſchloſſenen Bündniſſes ſehr aufgebracht war, und der Graf Kaunitz als Kaiſerlicher Bothſchafter in Paris, ſchon einige Jahre zuvor den Hof von Verſailles zu einer Vereinigung mit dem zu Wien vorbereitet hatte, ſo wünſchte doch Frankreich damahls noch nicht ernſthaft, den König von Preußen zu Grunde zu richten.

Die Hauptentwürfe dieſes Hofes gingen auf England; man wollte das Churfürſtenthum Hannover erobern, um dadurch höhere Abſichten in America zu erreichen. Da nun durch dies Bündniß mit Oeſterreich Frankreich Gelegenheit bekam, Truppen in Deutſchland einrücken zu laſſen, ſo verſprach dieſer Hof der Kaiſerin Königin 24,000 Mann Hülfstruppen zu geben. Dieſe wuchſen aber bald durch mancherley Veranlaſſungen, durch neue politiſche Grundſätze, durch abgeänderte Entwürfe, durch Intriguen, und durch die Schickſale des Krieges zu 180,000 Streitern an.

Dies ungeheure Bündniß ſo großer Mächte, wider eine junge Monarchie, durch keine tiefe Staatsklugheit, ſondern durch Hofkünſte entſtanden, und eines aufgeklärten Zeitalters unwürdig, war ſeit vielen Jahrhunderten ohne Beyſpiel. Der große unter dem Namen der Ligue von Cambray bekannte Bund im ſechzehnten Jahrhundert wider die damahls ſo reiche als kriegeriſche Republik Venedig konnte mit dieſem nicht verglichen werden, ſo wenig wie derjenige, den ſo viel Europäiſche Herrſcher wider den mächtigen König Ludwig den vierzehnten ſchloſſen. Der Macht wurde hier wieder Macht, und den gegen die

Franzöſiſche Herrſchſucht verbündeten Nationen die gewaltigen Kräfte des größten Königreichs der Erde entgegengeſetzt. Auch die in ihrem erſten Kriege bedrängte Thereſia hatte zur Zeit der höchſten Noth, noch einige große Mittel zur Rettung übrig; ſie verließ ſich bey der Menge ihrer Feinde, und bey dem Verluſt ganzer Provinzen, auf das mit Goldminen und tapfern Männern reichlich verſehene Ungarn, auf Engliſche Soldaten, Kriegsſchiffe und Guineen; ſämmtlich mächtige Hülfsquellen, die auch ihre Hoffnung nicht täuſchten.

Man ſuchte jetzt in Wien einen Vorwand zum Kriege, und fand ihn bald in dem unbedeutenden Streit, den der König von Preußen damahls mit dem Herzog von Mecklenburg-Schwerin wegen der Recrutirung ſeiner Truppen hatte. Friedrich bezog ſich bey dieſer Fehde auf gewiſſe Rechte ſeines Hauſes, die er durch ſeine Gewalt geltend gemacht hatte. Man nannte dies in Oeſterreich eine Verletzung des Weſtphäliſchen Friedens, und ſprach von Aufruſung aller Mächte, die denſelben garantirt hätten. Dies war das Colorit, das dem geheimen großen Theilungs-Tractat gegeben wurde, wobey es von Seiten ſo mächtiger Monarchen auf die Beraubung faſt aller Länder eines nicht mächtigen Königs angeſehen war; daher die Witzlinge ſagten, daß der eine Theil den Krieg aus Präcaution, und der andere aus Speculation unternommen habe.

Der Untergang Friedrichs durch dies Bündniß wäre ganz unvermeidlich geweſen, wenn er nicht durch die Verrätherey eines Sächſiſchen Kanzeley-Secretairs Nachricht von dem ihm ſo gefährlichen Bündniſſe bekommen hätte. Dieſer Menſch, Namens Mentzel, lieferte dem Preußiſchen Geſandten in Dresden, Malzahn, die Originale der geheimſten Depeſchen zur Abſchrift. Sie wurden in einem Schranke aufbehalten, zu welchem der Geſandte Nachſchlüſſel in Berlin verfertigen ließ. Nie war ein Verrath wohlthätiger für einen ganzen Staat, beglückt durch einen weiſen Regenten, der, ohne es zu ahnen, dem Zeitpunct nahe war, wo er den Umſturz ſeiner eben aufblühenden Monarchie erleben ſollte. Seine zerſtreut liegenden Länder, ſeine größtentheils offenen Provinzen, und ſeine Sicherheit, alles lud die Verbündeten ein, einen Feldzug anzufangen, der keinen beſchwerlichen Krieg, ſondern eine Reihe leichter Triumphe im Proſpect zeigte. Die zeitige Entdeckung dieſer politiſchen Entwürfe aber ſchwächte außerordentlich die Gefahr eines Fürſten, der auf eine bisher in Europa noch nie erhörte Art mitten im Frieden beſtändig zum Kriege vorbereitet war, der das große Talent eines Heerführers in einem ſeltenen Grade beſaß, der 160,000 Mann der geübteſten Soldaten, und eine reichlich gefüllte Schatzkammer hatte. Dieſe Vortheile wußte ſein großer Geiſt aufs beſte zu nutzen, und da ſich der Wiener Hof wiederhohlt weigerte, ihm auf eine beſtimmte Art die verlangten Friedens-Verſicherungen zu geben, ja ſogar, als der Preußiſche Geſandte Klinggräf die verrathenen Geheimniſſe aufdeckte, die unfreundlichen Antworten erneuerte, und alles ableugnete, entſchloß er ſich ſchleunig ſeinen Feinden zuvorzukommen, und griff ſelbſt zuerſt zum Schwert. Nie war ein Krieg gerechter. Friedrich hatte kein anderes Mittel ſich aus der ihm drohenden Gefahr zu retten, oder ſie zu ſchwächen, als die Gefahr ſelbſt aufzuſuchen.

Die Bundesgenoſſen hatten damahls ihre Zurüſtungen kaum angefangen; es fehlte allenthalben an Geld, und die zum Kriege beſtimmten Truppen lagen noch größtentheils ruhig in ihren Standquartieren, von den Pyrenäiſchen Gebirgen bis zum Caſpiſchen Meere, als der König von Preußen im Monat Auguſt 1756 ſich wie ein Rieſe von ſeinem Lager erhob, und mit 60,000 Mann in Sachſen einfiel. Die Beſitznehmung dieſes Landes war ihm zum Eindringen in Böhmen durchaus nothwendig, auch wurde er dadurch Meiſter von der Elbe; ein Umſtand, der ihm große Vortheile gewährte. Alle bewaffnete Haufen zogen ſich in größter Eil zurück, und die wichtigen Städte Wittenberg, Torgau und Leipzig wurden ohne Widerſtand eingenommen.

Dieſer große Schritt war begleitet von einem Manifeſt zu ſeiner Rechtfertigung, abgefaßt von Friedrichs eigner Hand, und von einer nicht feindſeligen Erklärung ſeines Geſandten am Sächſiſchen Hofe über die Nothwendigkeit ſeines Durchzugs nach Böhmen. Er hatte keinen Alliirten, als den König von England, George den zweyten, der, wegen ſeines Churfürſtenthums Hannover beſorgt, ein Bündniß mit Friedrich eingegangen war, davon die Vortheile ſich aber noch ſehr in der Ferne zeigten. Die Rettung des Preußiſchen

Monarchen, hing alſo ganz allein von der Geſchwindigkeit und dem Nachdruck ſeiner Kriegs-Operationen ab. Der Einmarſch in Sachſen, meiſterhaft ſowohl wegen der dabey beobachteten Diſciplin und Ordnung, als der weiſen Richtung der Heereszüge, geſchah in drey Colonnen, deren Anführer der König, der Herzog Ferdinand von Braunſchweig, und der Herzog von Bevern waren, ſämmtlich beſtimmt ſich in der Nähe von Dresden zu verſammeln.

Sobald man hier die erſte Nachricht von Friedrichs Aufbruch erhielt, war die Beſtürzung des Hofes außerordentlich. Man hielt geheime Raths-Verſammlungen, bey denen der Graf Brühl präſidirte; ein Miniſter, deſſen Größe nicht in einer tiefen Staatskunſt, ſondern in dem Talent beſtand, einen königlichen Aufwand zu machen, und ſeinen trägen Monarchen unumſchränkt zu beherrſchen. Er beſaß dieſe Kunſt in einem ſo hohen Grade, daß er als Günſtling zweyer Könige, Vater und Sohn, beide von ſehr verſchiedenem Character und entgegengeſetzten Geſinnungen, vielleicht das einzige Beyſpiel in der Geſchichte iſt; auch führte er den vielbedeutenden Titel eines Premier-Miniſters. Er haßte den König von Preußen, der ſich gleich nach Antritt ſeiner Regierung vergebens herabgelaſſen hatte, ihn zu gewinnen. Friedrich wollte ihm vom Kaiſer Carl dem ſiebenten den Fürſtentitel verſchaffen, den der Miniſter ſehr wünſchte, allein ohne Preußens Vermittelung. So wuchs dieſer gegenſeitige Haß, gepaart von der einen Seite mit Unmacht und Ränken, von der andern mit Macht, Klugheit, und einem anrückenden ſieggewohnten Heere.

Man war in Sachſen ſo wenig zum Kriege vorbereitet, daß Brühl nicht einmahl daran gedacht hatte, die in Pohlen befindlichen Regimenter kommen zu laſſen; vielmehr hatte er, um ſeinen Luxus zu befriedigen, kurz zuvor die Armee im Lande vermindert; auch hatte man keine Magazine angelegt, und zahlloſe Feldbedürfniſſe fehlten gänzlich. Es wurde alſo in dieſer gefährlichen Lage unter allen Maaßregeln die unweiſeſte genommen. Man zog in größter Eil die Sächſiſchen Truppen zuſammen, die eine Armee von 17,000 Mann ausmachten, und ſchlug an den Böhmiſchen Gränzen ohnweit Pirna ein Lager auf. Es war an die Elbe geſtützt, die ſich hier zwiſchen Felſen brauſend durchſchlängelt, und einen Bogen macht, in der Nähe ſowohl von der Feſtung Königſtein, als von dem Fort Sonnenſtein, und größtentheils von Bergen und einer Kette ſchroffer Felſen umgeben; überhaupt war deſſen Lage von Natur außerordentlich feſt, und die Kunſt that nun das übrige, um es unbezwinglich zu machen. Dies Lager wäre ſehr wohl gewählt geweſen, wenn man den Oeſterreichern den Eingang in Sachſen hätte verwehren wollen, allein kein ſolcher Zweck fand gegen die Preußen ſtatt, denen man Dresden und das ganze Churfürſtenthum preisgab. Der Umfang des Lagers war jedoch für die Sächſiſche Armee zu groß, daher man ſich begnügte, nur die ohnehin ſchweren Zugänge durch Verhacke, Redouten und Paliſaden, wozu die mit Waldungen bedeckten Berge im Bezirk des Lagers das Holz lieferten, noch mehr zu befeſtigen. Man dachte aber bloß ſich gegen das Schwert der Preußen in Sicherheit zu ſetzen, und vergaß darüber einen weit fürchterlichern Feind von dem Lager zu entfernen; einen Feind, der ſeit Jahrtauſenden ſo viele Heere beſiegt, ſo viele große Feldherren zur Flucht gebracht, oft die größten Siege vereitelt, und die langwierigſten Kriege auf einmal geendigt hat. Das Wort **Hunger** und deſſen ſchreckliche Wirkung mußten einem Miniſter unbekannt ſeyn, der, in aſiatiſchem Ueberfluß zu leben gewohnt, an keinen Mangel dachte, der folglich die unbedeutendſten Anſtalten zum Unterhalt ſeiner braven muthigen Truppen machte, und ſelbſt in dieſer kummervollen Lage beſtändig eine prachtvolle Tafel hielt. Indeſſen hatte die Armee nur auf funfzehn Tage Lebensmittel im Lager. Man verſah ſich mit Paliſaden, aber nicht mit Brot, und verließ ſich auf die Kaiſerlichen Truppen, die unter dem Commando des Feldmarſchalls Grafen Brown in Böhmen eiligſt zuſammengezogen wurden.

Indeß war Friedrich in Sachſen eingetroffen, und hatte mit dem König von Pohlen einen Briefwechſel angefangen. Auguſt, der ſich mit ſeinen beiden älteſten Prinzen Xavier und Carl und von ſeinem Miniſter Brühl begleitet ins Lager bey Pirna geflüchtet hatte, ſprach immer in dieſen Briefen von Neutralität, und Friedrich von überzeugenden Beweiſen, die zu geben jedoch Auguſt und Brühl ſehr weit entfernt waren. Der Preußiſche Monarch, der den Werth dieſes neutralen Anerbietens kannte, machte indeſſen alle

Anſtalten ſich in Sachſen zu behaupten, unter der Verſicherung, daß er es nur in Depot nehmen wollte; eine Erfindung der neuern Staatskunſt, um der Beſitznehmung eines benachbarten Landes das Anſehn eines feindlichen Einfalls zu benehmen, die aber von den Gegnern gewöhnlich mit dem wahren Nahmen bezeichnet wird. Es wurden zur Verpflegung der Preußiſchen Truppen große Lieferungen an Getreide, Vieh und Fourage ausgeſchrieben; die Stadt Torgau wurde befeſtigt, und mit Canonen beſetzt, die man in den verſchiedenen Sächſiſchen Städten gefunden hatte. Einige tauſend Bürger und Bauern mußten an dieſen Feſtungswerken arbeiten, wofür ſie jedoch anfangs bezahlt wurden. In dieſe Stadt wurde ſodann das Preußiſche General-Krieges-Commiſſariat und die Feld-Kriegescaſſe verlegt, wohin auch alle Contributionen des Landes geliefert werden mußten.

Der König von Preußen ſelbſt rückte den 10ten September ohne Widerſtand in das von allen Truppen entblößte Dresden ein, und beſetzte die Stadt und das Königliche Schloß. Sein und ſeiner Soldaten Betragen bey dieſer Gelegenheit characteriſirte den

Geiſt unſers Zeitalters, wo man ſich bemüht, ſelbſt im Kriege, mitten unter harten Demüthigungen, unter höchſt kränkenden, ja ſchrecklichen Scenen, verfeinerte Sitten, Empfindſamkeit und Höflichkeit anzubringen. Friedrich nahm ſein Hauptquartier in einem Garten in der Vorſtadt, in deren Nähe ſeine Armee campirte. Alle Maaßregeln wurden genommen, um das ſcheusliche Bild des Krieges in den Augen der betäubten Sachſen weniger ſchrecklich zu machen, und den neuen Gebieter in einer liebenswürdigen Geſtalt zu zeigen. Er wollte als Freund, als künftiger Bundesgenoſſe, und als Gaſt angeſehen ſeyn. Nichts ging daher ſeinem liebreichen Betragen ab. Den auswärtigen Geſandten wurde Audienz ertheilt, wobey man ſcherzte und aufgeräumt war. Faſt alle Standesperſonen, die ſich in Dresden befanden, machten ihre Aufwartung; ein gleiches that der Stadt-Magiſtrat; alle wurden wohl aufgenommen. Der König beſuchte auch ganz wider ſeine Gewohnheit die Kirche, und machte dem Prediger Geſchenke mit einer Anzahl Bouteillen Champagner-Wein. Er hielt öffentliche Tafel, wobey die Sachſen in zahlreichen Haufen als Zuſchauer erſchienen; auch ließ er durch den Feldmarſchall Keith die Königin und die übrige Königliche Familie complimentiren, die dafür nichts ſchuldig blieben, und die Höflichkeit ſo weit trieben, ihn zur Tafel einzuladen, und Kammerherren zur Aufwartung anzubieten, welches beides jedoch nicht angenommen wurde. Dieſer Höflichkeiten ohngeachtet aber wurden in Dresden die Kanzeleyen verſiegelt, die Collegienſäle verſchloſſen, das Münz-Departement aufgehoben, einige der vornehmſten Civil-Beamten ihrer Dienſte entlaſſen, die ganze Artillerie nebſt der Munition aus dem Arſenal der Reſidenz nach Magdeburg gebracht, die zur Schloßwache beſtimmte Sächſiſche Schweizer-Garde entwaffnet, und im ganzen Lande die Churfürſtlichen Caſſen in Beſchlag genommen; dabey wurde alle Communication zwiſchen Dresden und dem Sächſiſchen Lager abgeſchnitten, ſo daß der Weg dahin bloß den mit Victualien für des Königs von Pohlen eigne Tafel beladenen Wagen, den Couriers der beiden Könige, und den abgeſandten Trompetern offen blieb. Das Lager bey Pirna ſelbſt war von 32,000 Preußen eingeſchloſſen, während daß eine andere ungefähr eben ſo ſtarke Preußiſche Armee unter Anführung des Feldmarſchalls Keith, mit der Fronte gegen Böhmen poſtirt war, um die etwa ankommenden Hülfstruppen zu beobachten. Der Herzog Ferdinand von Braunſchweig erntete indeß die erſten Lorbeern in dieſem Kriege; er drang mit der Avantgarde in Böhmen ein, und vertrieb den Oeſterreichiſchen General Wied, der ſich mit 8000 Mann bey Nöllendorf poſtirt hatte.

Obgleich das zum Untergang des Königs von Preußen entworfene Bündniß dieſem Monarchen verrathen worden war, und er auch Abſchriften vieler dazu gehörigen wichtigen Papiere hatte, ſo war doch noch manches dunkel geblieben. Die genaue Kenntniß der gemachten Entwürfe war ihm aber zu ſeiner Selbſterhaltung äußerſt nöthig; hiezu kam die politiſche Pflicht, ſeinen Einfall in Sachſen, der alle Europäiſche Höfe in Erſtaunen ſetzte, durch unverwerfliche Documente zu rechtfertigen. Er ſah ſich daher in die Nothwendigkeit geſetzt, ſich des Sächſiſchen Archivs zu bemächtigen. Dieſe Staatsheiligthümer wurden in den Gemächern des Königlichen Schloſſes aufbehalten, die mit einem Privat-Zimmer der Königin von Pohlen zuſammenhingen. Sie ſelbſt hatte dazu allein den Schlüſſel, und bewachte das Archiv wie den koſtbarſten Schatz. Das Anſuchen Friedrichs es auszuliefern, wurde daher von dieſer Dame, ſeiner erklärten Feindin, rund abgeſchlagen. Der Preußiſche General Wylich, Commandant von Dresden, hatte jedoch gemeſſene Befehle, es in Beſitz zu nehmen, weshalb er den Major Wangenheim abſchickte. Dieſer ließ ſich die Schlüſſel ausbitten; worauf die Königin ſelbſt erſchien, und nachdrücklich erklärte, daß ſie keine Eröffnung erlauben würde; Wangenheim entfernte ſich, und nun begab ſich der Commandant ſelbſt zur Königin. Alle ſeine Vorſtellungen aber waren vergebens; ſie beharrte ſteif bey ihrem Entſchluß, wobey ſie drohete die Eingangsthür durch ihren Körper zu decken. Wylich warf ſich vor ihr auf die Knie, ſprach von der Nothwendigkeit die Befehle ſeines Monarchen unbedingt und ohne Verzug zu befolgen, und indem er ſie beſchwur nachzugeben, gab er zu verſtehen, daß er im äußerſten Fall Gewalt brauchen müßte. Hierauf wurden die Schlüſſel gebracht, und Friedrich erhielt die gewünſchten Papiere; ſie wurden dem geheimen Rath, jetzigen Staatsminiſter Grafen Hertzberg, überliefert, der daraus jene merkwürdige Staatsſchriften verfertigte, die des Preußiſchen Monarchen Schritte bey den Unbefangenen aller Nationen vollkommen entſchuldigten.

Dieſes etwas unehrerbietige zwangmäßige Betragen gegen eine Königin, obgleich die Umſtände es ſo ſehr rechtfertigten, wurde als eine Art von ſeltner Grauſamkeit betrachtet, die man noch durch den Umſtand erhöhet fand, daß ſämmtliche Sächſiſche Conferenz-Miniſter wenig Stunden nachher vom König von Preußen ihrer Dienſte entlaſſen wurden. Noch am nämlichen Tage ließ die Königin alle Geſandten zu ſich bitten, und ſchilderte ihre traurige Lage in einer pathetiſchen Rede, wobey ſie ausdrücklich ſagte, daß ihre Sache die Sache aller Könige wäre. Der Vorfall, mit großen Zuſätzen von den Leidenden an alle Höfe berichtet, und Friedrichs Verfahren in Sachſen mit den ſchwärzeſten Farben geſchildert, trug nicht wenig bey, ſeine Feinde zu vermehren, und viele ſeiner Freunde kaltſinnig zu machen. Es iſt bekannt, daß die damahlige Dauphine, Mutter des jetzigen Königs von Frankreich, eine Tochter der gebeugten Königin von Pohlen, Ludwig dem funfzehnten in Thränen zerfließend zu Füßen fiel, und um ſeinen Beyſtand flehete, ihre Königliche Eltern und ihr Vaterland zu retten. Die Grundſätze der Staatskunſt wurden nunmehr an dem Hofe von Verſailles aus den Augen geſetzt, und Frankreich, das ohnehin durch Oeſterreich unaufhörlich angegangen wurde, bediente ſich nun des Vorwandes, daß der Weſtphäliſche Friede durch den Einfall der Preußen in Sachſen verletzt wäre, um ſich als Garant dieſes Friedens förmlich wider Friedrich zu erklären, und auch Schweden zum Kriege zu vermögen. So fing die Franzöſiſche Nation ernſthaft an, Antheil an einem Kriege zu nehmen, der ſo ſehr mit ihrem wahren Staats-Intereſſe ſtritt, und den man daher in Paris bis jetzt nur wie eine politiſche Farce betrachtet hatte. Nun wurde es auf einmahl Mode in dieſer Hauptſtadt der Moden, den König von Preußen herabzuwürdigen, und die Allianz mit Oeſterreich wegen ihrer Neuheit himmelhoch zu erheben; ja die Franzöſiſche Academie ſchämte ſich nicht, die beſte Lobſchrift in Verſen auf dieſen Tractat öffentlich zu einer Preisaufgabe zu beſtimmen; welcher poetiſche Wettſtreit jedoch von der Regierung verhindert wurde. Jetzt erſt wurde der Franzöſiſche Geſandte in Berlin, Vallory, zurückberufen, und Knyphauſen, der Preußiſche Geſandte am Hofe zu Verſailles, verabſchiedet. Friedrich that ein gleiches mit dem am Sächſiſchen Hofe befindlichen Franzöſiſchen Miniſter, Grafen Broglio, den man ohnerachtet ſeines ſtolzen Betragens, und ſeiner Intriguen, bisher in Dresden gelitten hatte.

Es wurde jedoch immer noch mit großem Eifer gearbeitet, zwiſchen den Königen von Preußen und von Pohlen einen Frieden zu Stande zu bringen. Die Engliſchen und Holländiſchen Geſandten, Graf Stormont und Herr Calkoen, widmeten beſonders alle ihre Kräfte dieſem ſo wohlthätigen Geſchäffte. Friedrich verlangte vom König von Pohlen zum Beweis der genaueſten Neutralität, daß die Sächſiſchen Truppen auseinander gehen, und ihre Quartiere beziehen ſollten. Auguſt verſprach neutral zu bleiben; allein er ſchlug es ab, ſeine Zuſicherung durch Handlungen zu beſtätigen. Bald nach Auguſts Ankunft im Lager forderte er ſeine Truppen durch eine pathetiſche Rede auf, ſich mit ihm trotz der Macht des Feindes durchzuſchlagen, um Böhmen zu erreichen. Er ſagte, er ſey ſelbſt entſchloſſen ſein Leben dabey aufzuopfern; es gehöre ſeinen Unterthanen, und der Himmel würde das übrige thun. Man zeigte ihm aber die Unmöglichkeit dieſen Entwurf auszuführen, worauf er ſich mit ſeinen Prinzen und dem Miniſter nach der Feſtung Königſtein begab. Von hier aus ſandte er eine neue Aufforderung an ſeine Armee; er bat ſie die Ehre ihres Königs zu retten, und ſich bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Die getreuen Sachſen, zu deren Characteriſtik es gehört, ihre Herrſcher, wie ſie auch immer beſchaffen ſeyn mögen, leidenſchaftlich zu lieben, zeigten ihre Bereitwilligkeit, Auguſts große Erwartungen zu erfüllen. Der Mangel aber herrſchte in ihrem Lager bald ſo ſehr, daß Menſchen und Pferden ihr beſtimmter Unterhalt um ein Drittheil vermindert wurde. Ihr Muth wuchs jedoch, da ſie von der Annäherung der Oeſterreichiſchen Armee hörten, die damahls, obwohl in zerſtreuten Corps, ſchon über 70,000 Mann in Böhmen ſtark war.

Die Thätigkeit und der Eifer des Wiener Hofes den Krieg anzufangen, war außerordentlich. Ein großer Theil der Cavallerie in Böhmen war jedoch noch unberitten, und erhielt erſt die Pferde am Ende des Auguſts, im Lager bey Kollin, zu einer Zeit, da die Preußen ſich ſchon im Königreiche befanden; ja man war noch ſo wenig vorbereitet zum Kriege, daß es ſogar an Pferden fehlte, die Artillerie und Munition nach Böhmen zu ſchaffen. Thereſia öffnete nun ihre Marſtälle, und gab ihre eignen Pferde her, um die Canonen fortzubringen. Der Oeſterreichiſche und Böhmiſche Adel beeiferte ſich um die Wette, dies große Beyſpiel nachzuahmen. Man drängte ſich von allen Seiten herbey, die Pferde zu wechſeln, und ſo geſchahe der Transport mit ganz unberechneter Geſchwindigkeit.

Dieſe Umſtände und der Verluſt einer koſtbaren Zeit, die ihn zum Herrn von Böhmen gemacht hätte, änderten das Syſtem Friedrichs, der jetzt nicht mehr mit der Neutralität der Sachſen zufrieden ſeyn konnte, um keine Feinde im Rücken zu behalten; er beſtand daher auf ein förmliches Bündniß mit Auguſt, wenn er ſeine Truppen befreyen wollte, wobey er ihm verſprach, daß, wenn das Glück die Preußiſchen Waffen begünſtigte, er den Schritt nicht bereuen würde; wäre Preußen aber unglücklich, ſo dürfte Sachſen ein gleiches Schickſal haben. Auguſt aber wollte von keiner Verbindung hören; in ſeiner rührenden Antwort, unter dem 12ten September, hieß es: „Es ſcheint, daß Ew. Königliche Majeſtät keine andere Sicherheit für ſich finden, als in dem Untergang meiner Armee, entweder durch Eiſen, oder Hunger.

„Es fehlt noch viel, daß das letztere geſchehen dürfte, und in Anſehung des erſtern, ſo hoffe ich, daß durch den Schutz des Höchſten und durch die Standhaftigkeit und Treue meiner Truppen, ich für dieſen äußerſten Fall ſicher bin. — — — Ich bin bereit alles zu thun, um mich mit Ew. Majeſtät über den Punct zu vergleichen, der Ihnen ſo ſehr am Herzen liegt, wenn ich es nur ohne Verletzung meiner Ehre thun kann.„

Dieſe Standhaftigkeit eines von Natur trägen Monarchen war unerwartet. Friedrich machte noch einen Verſuch; er ſchickte ſeinen Liebling, den General Winterfeld, einen ſo vortrefflichen Krieger als feinen Hofmann, an Auguſt, um durch ſeine Beredſamkeit den ſchriftlichen Vorſtellungen Friedrichs das nöthige Gewicht zu geben. Noch wünſchte dieſer Monarch ſehnlich eine Verbindung mit Sachſen, „zwiſchen zwey benachbarten Staaten,„ (wie er ſich in ſeinem Briefe an Auguſt ausdrückte) „die einander nicht entbehren können, und deren wahrer Vortheil es erfordert, ewig verbunden zu bleiben.„ Da aber auch dieſe Vorſtellungen ohne Wirkung blieben, und man ſich auf Ehre und Gewiſſen berief, ſo hieß es in Friedrichs Briefe vom 15ten September: „Es thut mir leid, daß „ich meine Willfährigkeit nicht weiter treiben „kann.„ Dennoch wurde Winterfeld noch einmahl zum König von Pohlen geſchickt; allein ſeine wiederhohlten Vorſtellungen und neuen Vorſchläge waren ebenfalls fruchtlos. Auguſt, deſſen große Verlegenheit noch durch die Annäherung des Pohlniſchen Reichstags vermehrt wurde, der den 4ten October angeſetzt war, bat nun um Päſſe zu ſeiner Reiſe nach Warſchau. Friedrich aber wollte vor Entſcheidung des Schickſals von Sachſen dieſe Reiſe nicht bewilligen. Die Bitten Auguſts wurden immer dringender; der Großkanzler von Pohlen, Malachowsky, begab ſich ſelbſt ins Preußiſche Lager, das Anſuchen durch die Drohung zu unterſtützen, daß die Pohlen das gewaltſame Aufhalten ihres Königs nicht gleichgültig anſehen würden. Friedrich aber blieb unbeweglich.

Brown hatte indeß von ſeinem Hofe die gemeſſenſten Befehle erhalten, alles zu wagen, um die Sachſen zu entſetzen. Die Vereinigung beider Heere unter einem ſo erfahrnen Feldherrn, den Oeſterreich ſeinen größten Männern an die Seite ſetzt, hätte dem Kriege ſodann eine andere Geſtalt gegeben. Friedrich war davon überzeugt, und verdoppelte deshalb ſeine Anſtalten, das Sächſiſche Lager einzuſchließen, und den darin befindlichen Truppen alle Hülfe abzuſchneiden. Um dieſen Endzweck deſto beſſer zu erreichen, mußte der Feldmarſchall Keith mit einem ſtarken Corps in Böhmen vorrücken, und die Bewegungen der Oeſterreicher beobachten. Der Preußiſche Feldmarſchall, Graf Schwerin, war ſchon von Schleſien aus mit einer Armee von 35,000 Mann in Böhmen eingedrungen, und hatte ſich ohnweit Königsgrätz gelagert. Dieſe beiden Preußiſchen Armeen ſollten nach Friedrichs Entwurf die Feinde in ihrem eigenen Lande ſo beſchäfftigen, daß ſie an die Sachſen nicht denken könnten. Er ſelbſt harrte täglich auf die Uebergabe der eingeſchloſſenen Armee, weil er bedenklich fand, vorher nach Böhmen zu gehen, wo er keine Magazine hatte; auch wären die Sächſiſchen Truppen durch dieſe Preußiſche Operation Meiſter von der Elbe geworden, und dem Könige im Rücken geblieben. Es fehlte ihm überdem für jetzt an einer hinreichenden Anzahl von Fuhrwerken und Fahrzeugen zum Transport der Lebensmittel, und die fürchterlichen Defileen, die Zugänge dieſes Königreichs von allen Seiten decken, machten auch noch mancherley Vorkehrungen nothwendig.

Brown mußte, um die Sachſen zu entſetzen, über die Eger gehen; allein er hatte noch keine Pontons. Dieſe nebſt der nöthigen Artillerie kamen erſt den 30ſten September in ſeinem Lager an, da er ſich denn ſogleich in Bewegung ſetzte. Friedrichs Abſicht war nun, durch eine Schlacht ihn zum Rückzug zu nöthigen; er übergab daher das Commando der Blokirungs-Armee dem Markgraf Carl, ging allein zu ſeinen bey Außig ſtehenden Truppen, und brach mit ihnen den 30ſten September auf, an eben dem Tage, da Brown wirklich die Eger paſſirt war. Am folgenden Morgen, gleich nach Tages-Anbruch, trafen beide Armeen auf einander, ohnweit Lewoſitz, einem Böhmiſchen Städtchen. Die Oeſterreichiſche war zwey und funfzig Bataillons, und zwey und ſiebenzig Schwadrons ſtark, dabey hatte ſie acht und neunzig Canonen; die Preußiſche beſtand aus vier und zwanzig Bataillons, und ſechzig Schwadrons, ſie führte hundert und zwey Canonen. Es war ein ſo ſtarker Nebel, daß man nur wenig Schritte vor ſich ſehen konnte. Die Anhöhen von Loboſch und Rabeſitz, von welchen die Stellung der Oeſterreicher beſchoſſen werden konnte, waren von Brown unbeſetzt geblieben. Dieſer Umſtand verleitete Friedrich zu glauben, daß die Oeſterreicher über die Elbe gegangen wären, und er bloß auf die Arrieregarde geſtoßen ſey. Einige tauſend Mann Croaten und Ungariſcher Infanterie, die am Fuße des Loboſcher Berges in Weingärten poſtirt waren, und ein verlohrnes Feuer auf die anrückenden Preußen machten, beſtätigten dieſe Meinung, da mit ſolchen leichten Truppen gewöhnlich ein Abzug gedeckt wird. Die Kaiſerliche Cavallerie, die ſich dem Canonenfeuer der Preußen ausſetzte, und Stand hielt, als wenn ſie dadurch andere Abſichten bewirken wollte, vollendete dieſen Irrthum. Man kämpfte im Nebel, ohne einander zu ſehen. Indeſſen hatte der König doch die Anhöhen in Beſitz nehmen laſſen.

Da Browns Stellung gegen die Mitte ſeiner Linie und auf dem linken Flügel durch Sümpfe und andere undurchdringliche Zugänge gegen allen Angriff geſichert war, ſo hatte er ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf die Stadt Lowoſitz gerichtet, die ſeinen rechten Flügel deckte, und in dieſelbe ſeine beſte Infanterie nebſt einer großen Menge Geſchütz geworfen; auch vor derſelben war eine ſtarke Batterie und Redouten. Gegen Mittag verlohr ſich der Nebel, und man bekam ſich einander ins Auge. Die Preußiſche Cavallerie that nun einen regelmäßigen ſehr lebhaften Angriff, ſetzte über einen ſehr breiten Graben, und warf die Oeſterreichiſche über den Haufen, verfolgte ſie aber mit übereilter Hitze bis unter die Canonen von Lowoſitz. Das heftige Feuer der hier aufgepflanzten zahlreichen Artillerie trieb ſie jedoch mit großem Verluſt wieder zurück. In die feindliche Infanterie des vor ſich habenden linken Flügels konnte ſie jedoch nicht eindringen, da dieſe am Rande eines tiefen Grabens poſtirt ſtand. Die nächſte Unternehmung der Preußen war nun, die Croaten aus den Weingärten zu jagen, deren Zäune und Mauern dieſen Truppen zu Bollwerken dienten. Es geſchah auch, obwohl mit großer Mühe. Allein nun ließ Brown durch ſeine beſte auf dem rechten Flügel ſtehende Infanterie die Anhöhen angreifen; jedoch die darauf poſtirten Preußen wehrten ſich wie die Löwen, und da einige Regimenter alle ihre Patronen verſchoſſen hatten, gingen ſie mit gefälltem Bajonet auf die ſtürmenden Feinde los, und ſchlugen mit den Kolben wie mit Keulen um ſich herum. Dies entſetzliche Handgemenge dauerte, bis die Oeſterreicher den Berg herunter und in Lowoſitz hereingetrieben waren. Die Preußen benutzten die Unordnung der Oeſterreicher, um die Stadt in Brand zu ſtecken, und in dieſer Verwirrung alle feindliche Truppen herauszujagen, wodurch das Schickſal des Tages endlich entſchieden wurde. Brown machte einen meiſterhaften Rückzug, gedeckt durch die Infanterie des linken Flügels, die gar nicht gefochten hatte, und allein noch in Ordnung war. Er ließ die Elbbrücke bey Leutmeritz, und alle Brücken über die Eger abwerfen, um ſeinen Abzug zu ſichern; und ſo überließ er dem Könige das Schlachtfeld, ohne jedoch ſeine Anſprüche auf den Sieg ganz aufzugeben. Dieſer war indeß nicht zweifelhaft, wie die Folgen bewieſen, obgleich das Preußiſche Heer einen größern Verluſt an Soldaten erlitten hatte, und beide Theile Gefangene zählten. In Wien wurde eine neuntägige Andacht für die in der Schlacht gefallenen Krieger angeſtellt, wobey die witzigen Köpfe ſagten: „Es iſt ein „Dankgebet,“ daß es uns erträglich gegangen iſt.„

So waren die Begebenheiten der erſten Schlacht in dieſem denkwürdigen Kriege, die von ſieben Uhr des Morgens bis um drey Uhr Nachmittag dauerte, und den Völkern der Erde gleichſam das Unterpfand der Preußiſchen Thaten für die folgenden Schlachten gab. Der König war von dieſem Muth ſo hingeriſſen, daß er in ſeinem Briefe an den Feldmarſchall Schwerin, worin er ihm die Schlacht beſchreibt, die Worte braucht: „Nie haben meine Truppen ſolche Wunder der Tapferkeit gethan, ſeitdem ich die Ehre habe ſie zu commandiren.„ Dieſe Tapferkeit war auch wegen des kraftvollen Widerſtandes durchaus erforderlich; ein Widerſtand, der Friedrichs Krieger veranlaßte, auszurufen: „Dies ſind nicht mehr die alten Oeſterreicher.„ Die feindlichen Soldaten hingegen ſagten bey Beſichtigung ihrer Wunden: „Wir haben die alten Preußen wiedergefunden.„ Der Verluſt der Sieger an Todten und Verwundeten war 3,300 Mann; die Anzahl der gemachten Gefangenen betrug ſiebenhundert, wobey die Oeſterreicher einige hundert Soldaten weniger als die Preußen auf dem Wahlplatz ließen.

Brown war krank; dennoch aber gab er ſich der rauhen Witterung in dieſer übeln Jahreszeit preis, ſchlief unter freyem Himmel, weil er ſeine Zelte weggeſchickt hatte, und ſetzte ſich Tag und Nacht allen Unbequemlichkeiten des Krieges ſo ſehr aus, daß er eines Tages im Angeſicht ſeines ihn liebenden Heeres aus Entkräftung zu Boden ſank. Dieſer Feldherr war nun genöthigt ſich über die Eger zurückzuziehen, und mußte ſeine Entwürfe, die Sachſen zu befreyen, ganz abändern. Es wurde beſchloſſen, daß die ſo gedrängten Bundsgenoſſen in der Nacht vom 11ten October bey Königſtein über die Elbe gehen ſollten, ſodann wollte man die Preußen von beiden Seiten angreifen. Ein außerordentlich regniges und ſtürmiſches Wetter aber, der Transport der ſchweren kupfernen Pontons zu Lande mit ausgehungerten Pferden, und andere Unfälle, verzögerten dieſen Uebergang, der nun zwey Tage ſpäter feſtgeſetzt wurde. Dieſe koſtbare Zeit benutzte Friedrich, die Poſten an der Elbe zu verſtärken, und ſie durch Verſchanzungen und Verhacke zu befeſtigen. Der Boden auf der rechten Seite dieſes Fluſſes bey Pirna und Königſtein iſt voller hohen Berge, die mit dickem Gehölze bedeckt ſind.

Die tiefen Gründe, die ſie von einander abſondern, zeigen nichts als unwegſame Gegenden, die am wenigſten zum Marſch eines Kriegsheers gemacht ſind, beſonders wenn ein mächtiger Feind in der Nähe iſt, und die Anhöhen beſetzt hat. Dies war der Proſpect der Sachſen: ſie hofften, da ſie über die Elbe gekommen waren, etwas von der Annäherung der Oeſterreicher zu hören; allein ſie fanden keine Spur von ihren Bundesgenoſſen, die theils durch ein Preußiſches Corps, unter dem General Leſtwitz, theils durch die großen Hinderniſſe des Erdreichs vom weitern Vorrücken abgehalten wurden; dagegen ſahen ſie die Preußen Meiſter von den fürchterlichen Hohlwegen, die man paſſiren mußte, um Böhmen zu erreichen. Sie verſuchten indeſſen ſich am Fuße des Lilienſteins zu formiren, welches aber der enge Raum nicht geſtattete; daher ſie ſich ohne Ordnung und muthlos lagerten, voll banger Erwartung ihres traurigen Schickſals. Dieſe nunmehr verſchlimmerte Lage hatte gänzlich darin ihren Grund, daß weder die Oeſterreicher, noch ſelbſt die Sachſen das Terrain kannten, und daher auf gut Glück Entwürfe machten. Hiezu kam, daß ein Brief des Feldmarſchalls Brown an den Feldmarſchall

Rutowsky verlohren gegangen war. Ein anhaltender Platzregen hatte überdem die Wege ſo verdorben, daß das Vorrücken nur mit der größten Mühe geſchehen war, wobey die Sachſen aber alle ihre Canonen auf der andern Seite des Fluſſes hatten zurücklaſſen müſſen.

Das verlaſſene Sächſiſche Lager bey Pirna wurde ſogleich von den Preußen beſetzt, die dabey auf die Arriere-Garde der Sachſen ſtießen. Ein entſetzlicher Sturm erſtickte den Donner des bey dieſer Gelegenheit gemachten heftigen Canonenfeuers, ſo daß die Oeſterreicher in der Ferne nichts davon hörten. Alle Elemente, Götter und Menſchen, ſchienen gegen die Sachſen zu kämpfen. Nach einem vierſtündigen tapfern Widerſtande nahm man dies Bedeckungs-Corps gefangen, und bemächtigte ſich des größten Theils der Bagage und der Artillerie. Dies war ein wichtiger Transport, der nicht zu der Armee hatte ſtoßen können, weil die Brücke abgebrochen war. Der König von Pohlen war kein Augenzeuge aller dieſer gehäuften Unfälle; er hatte ſich einige Tage zuvor mit ſeinen Prinzen und ſeinem Günſtling Brühl aus dem bisherigen Hauptquartier Struppen nach der Veſtung Königſtein begeben, und von hier aus ſchickte er ſeinem Feldmarſchall Rutowsky wiederhohlte Befehle zum unmöglichen Angriff, der, ſelbſt wenn er glücklich geweſen wäre, doch nie den Sachſen einen freyen Weg bis zum Oeſterreichiſchen Heere hätte bahnen können.

Nie befand ſich eine wohl disciplinirte Armee eines tapfern Volks in einer traurigern Lage. Es war ganz die Geſchichte von Caudinum, und wenn die Samnitiſchen Gabeln nicht zum Vorſchein kamen, ſo hatte man es den ſo ſehr verſchiedenen Grundſätzen und Begriffen zu verdanken, die ſich ſeit zwey und zwanzig Jahrhunderten auf unſerer Erde ſo ſehr geändert haben. Der Hunger wüthete bey den Sächſiſchen Truppen; hiezu kam die Kälte in der rauhen Jahreszeit, und der Verluſt ihrer Bagage. Drey Tage und drey Nächte hintereinander waren ſie unterm Gewehr, ohne Speiſe zu ſich zu nehmen; ſelbſt an Pulver und Munition hatten ſie Mangel. Nun lagen ſie unterm freyen Himmel, im Proſpect hohe Berge und ſteile Felſen, allenthalben von wachſamen Feinden umgeben, aller Rettungsmittel, ja aller Hoffnung beraubt. Ihr Schickſal hing jetzt ganz von der Gnade des Siegers ab, dem ſie mit Auguſts Bewilligung endlich den 14ten October nach einer vier und dreyßigtägigen Blokade eine Capitulation antrugen.

Dieſer Monarch war durch ſein großes Unglück außerordentlich gebeugt. Er ſchrieb an eben dieſem Tage an ſeinen Feldmarſchall Rutowsky: „Man muß ſich der Vorſehung unterwerfen. Ich bin ein freyer Regent. So will ich leben, ſo will ich ſterben; beides ſoll mit Ehren geſchehen. Ich übergebe euch das Schickſal meiner Armee. Euer Kriegsrath mag entſcheiden, ob man ſich ergeben, oder den Tod wählen ſoll; es ſey durch Hunger, oder durchs Schwert.„

Der Miniſter Brühl wollte den Feldmarſchall Brown bewegen ſeine gefährliche Stellung noch einen Tag zu behaupten, und ſchrieb: „Wenn wir capituliren, wollen wir nicht unterlaſſen Ew. Excellenz den Rückzug aufs beſte zu verſichern, damit nicht die ganze Preußiſche Armee auf Sie fallen möge.„ Brown aber achtete nicht auf dieſe Vorſtellung, die einen Mann verrieth, der ſeinen Gegner nicht kannte, und von Vortheilen bey der Capitulation träumte. Die Bedingungen, unter welchen ſie geſchloſſen wurde, waren hart, ſowohl für die Sächſiſchen Truppen, als für ihren

König. Die ganze Armee, jetzt noch 14000 Mann ſtark, mußte ſich ergeben. Die Officiere wurden entlaſſen; den Unterofficiers und Gemeinen aber ließ man keine Wahl; ſie waren gezwungen dem König von Preußen den Eid der Treue zu ſchwören. Es war ein großes rührendes Schauſpiel: 14,000 Krieger ſtreckten die Waffen, und flebeten um Brot. Der Hunger und die Verzweifelung bey Hohen und Niedrigen, erzeugten in dem Jammerthal bey Lilienſtein ayffallende Scenen, die Auguſt von dem Gipfel ſeiner Felſenburg mit eignen Augen ſehen konnte. Die Noth war aufs höchſte geſtiegen; auch war die Hülfe ſchleunig. Die durch Mangel an Nahrung und Strapazen ganz entkräfteten Soldaten, erhielten ſogleich das nöthigſte aller Bedürfniſſe; es wurden jeder Compagnie zwanzig ſechspfündige Brote gegeben; die gefangenen Generale aber hatten die Ehre im Hauptquartier zu Struppen an die Tafel des Königs von Preußen gezogen zu werden.

Das Unglück der Sachſen brachte ihnen keine Schande; vielmehr war es eine glorreiche Epoche in ihren Jahrbüchern. Sie hatten ſo lange mit ihrer kleinen Kriegsſchaar der Preußiſchen Macht widerſtanden, hatten muthvoll mit unausſprechlichen Widerwärtigkeiten gekämpft, und waren nur den Geſetzen der Natur und einem höhern Verhängniß untergelegen. Dieſer Widerſtand rettete das noch ſchlecht vorbereitete Kaiſerliche Heer in Böhmen, und alle deutſche Provinzen Thereſiens, wo die zerſtreuten Truppen nach einander leicht aufgerieben worden wären; überhaupt hatte er die wichtigſten Folgen für Oeſterreich; es war der größte Dienſt, der dieſer Monarchie ſeit der Befreyung Wiens durch den tapfern König Sobiesky, von einem fremden Volke geleiſtet worden war. Dieſe Wohlthat wurde jedoch von den Kaiſerlichen Kriegern, ſo wie vom Hofe, nur ſehr unvollkommen erkannt. Die Soldaten bey Browns Heer gaben der Armee bey Pirna den Spottnamen des Sächſiſchen Piquets, und in der Kaiſerburg wurde, dem alten hier herrſchenden Grundſatz zu Folge, dieſe Aufopferung eines großen Fürſten und ſeines ſchönen Landes, als Pflicht betrachtet.

Der König von Pohlen erlitt nun eine Demüthigung, die ſeit Jahrhunderten nicht das Loos eines Europäiſchen Monarchen geweſen war. Er verlohr auf einmahl ſeine ganze Sächſiſche Armee, die voll Treue gegen ihn war, und kaum blieben ihm einige Garde-Soldaten übrig, die ſich nebſt einem ſehr kleinen Gefolge bey ihm in Königſtein befanden. Alles ſein Beſtreben, günſtigere Bedingungen von dem Sieger zu erlangen, war fruchtlos. Friedrich dictirte ſelbſt die Antworten auf die vierzehn Capitulations-Artikel dieſes ſo merkwürdigen Ergebungs-Tractats. Einige dieſer Antworten, die ſich auf die großen Bedürfniſſe der gefangenen Truppen bezogen, waren ganz laconiſch, und nur durch das einzige Wort Gut! bezeichnet; alle aber verrathen den entſcheidenden Ton des Ueberwinders, der da glaubte mehr zu bewilligen, als man ein Recht hatte zu erwarten. Auguſt bat dringend, ihm wenigſtens ſeine Garde, ein vortreffliches Corps Soldaten, zu laſſen. Friedrichs Antwort aber war äußerſt demüthigend, und zeigte das Recht des Stärkern auf eine auffallende Weiſe. Es hieß: ſie müßten mit den andern Truppen gleiches Schickſal haben, weil man ſich nicht die Mühe geben wollte, ſie zum zweyten mahl gefangen zu nehmen. Die Fahnen, Standarten und Pauken der Sächſiſchen Truppen, wurden jedoch dem Könige von Pohlen überliefert, und um ihm unter ſeinen vielen Bitten wenigſtens eine zu bewilligen, ſo wurde die

Feſtung Königſtein während dem ganzen Kriege für neutral erklärt.

Zehn Sächſiſche Infanterie-Regimenter blieben ganz beyſammen, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie Preußiſche Uniformen, Fahnen, und Befehlshaber bekamen; die übrigen aber nebſt der ſämmtlichen Cavallerie wurden unter Preußiſche Regimenter geſteckt. Hierzu kamen 9284 Recruten, die Sachſen gleich in den erſten Monaten liefern mußte, womit man die Regimenter ergänzte. Die Officiere wurden auf ihr Ehrenwort, in dieſem Kriege nicht wider den König von Preußen zu dienen, freygelaſſen. So groß war jedoch Thereſiens und Auguſts Haß gegen Friedrich, daß dieſes Ehrenwort verſpottet wurde. Man ſagte die Sächſiſchen Officiere von deſſen Haltung gänzlich los, und ſchändete dadurch den Militair-Stand. Durch Leidenſchaften geblendet, vergaß man, daß die Ehre der Kitt iſt, der die europäiſchen Heere zuſammenhält; ein Fantom, das mit der Fackel der Wahrheit nicht beleuchtet werden muß, da es, einer unſichtbaren mächtigen Gottheit ähnlich, die Menſchen unerſchrocken zum Tode führt.

Dieſe Handlung Friedrichs, ein ganzes Heer eines fremden Fürſten zu zwingen, dem

Eroberer in geſchloſſenen Kriegsſchaaren zu dienen, iſt in der Weltgeſchichte ohne Beyſpiel. Man verließ ſich zu ſehr, ſowohl auf das damahlige Unvermögen Auguſts, eine Armee zu unterhalten, als auf die Bedürfniſſe der Truppen, die jetzt keinen Herrn hatten, und achtete nicht auf die den Sachſen angeſtammte Liebe zu ihrem Vaterlande und zu ihrem Fürſten. Dieſe zeigte ſich jedoch bald zu Friedrichs Verwunderung. Man hatte wol auf Deſerteure gerechnet, allein daß ganze Bataillons mit Entſchloſſenheit und Ordnung davongehen würden, dies war unerwartet. Die meiſten zogen regelmäßig ab, mit allen militairiſchen Ehrenzeichen, nachdem ſie ihre Befehlshaber verjagt, oder erſchoſſen hatten; ſie nahmen die Brot- und Munitions-Wagen, die Regiments-Caſſen, kurz alles zum Troß gehörige mit, und marſchirten entweder nach Pohlen, oder ſtießen zur Franzöſiſchen Armee. Der König von Preußen hatte viele Sächſiſche Unterofficiere zu Officiers ernannt, um ihnen ſeinen Dienſt angenehm zu machen. Dieſe Maaßregel war jedoch unzureichend; denn dieſe Patrioten waren ſelbſt die Anführer bey der Deſertion, die andern Officiere aber, die nicht mitwollten, wurden gezwungen ſich zu entfernen. Man legte die noch übrigen als Beſatzung in Städte; allein auch dieſes Mittel ſchlug fehl. In Leipzig öffnete ſich ein Theil der Garniſon mit Gewalt die Thore, und ging am hellen Tage davon. In Wittenberg, in Pirna, und in andern Städten, zwangen die Sächſiſchen Soldaten die Preußiſchen Commandeurs, ſich dem Feinde zu ergeben; ja bey manchen Gefechten gingen ganze Compagnien Sachſen ſelbſt auf dem Kampfplatz zu den Oeſterreichern über, und richteten ſogleich ihre Waffen gegen die Preußen.

August, der auf dem Felſen Königſtein ſein Schickſal erwartete, erhielt nun für ſich und ſein Gefolge Päſſe, um ſicher nach Warſchau zu reiſen, wohin er auch unverzüglich abging. Friedrich gab ihm den 18ten October ein ſehr höfliches Abſchiedsſchreiben mit auf den Weg. Der Titel in dieſem ſo wie in vorigen Königlichen Briefen war von beiden Seiten Herr Bruder; eine zärtliche Benennung, die, ſo wie die Condolenz- und Glückwünſchungs-Briefe gekrönter Häupter, mitten in hartnäckigen Kriegen zur Hof-Etiquette des achtzehnten Jahrhunderts gehört. Man bezeigte dem abreiſenden Könige die größte Ehrfurcht; ſogar wurden alle Truppen von ſeinem

Wege entfernt, um den Augen des unglücklichen Monarchen unangenehme Gegenſtände zu entziehn.

Der Briefwechſel zwiſchen beiden Königen hörte nun auf: allein der Sächſiſche General Spörken ſetzte ihn in Auguſts Namen mit Friedrich fort. . Der Hauptgegenſtand deſſelben betraf eine Anzahl Ulanen-Poſten, die man von Pohlen aus durch Schleſien und Sachſen zur Erleichterung der Communication etabliren wollte. Friedrich ſchien anfangs nicht abgeneigt das Anſuchen zu geſtatten, allein da immer neue Verſuche des Sächſiſchen Hofes entdeckt wurden, ſowohl dem Feinde von allem Nachricht zu geben, als die in Preußiſchen Dienſt getretenen Sachſen zur Deſertion zu vermögen, ſo brach er die Correſpondenz mit Spörken kurz ab. Er ſagte in ſeinem Schreiben vom 1ten December: „Man mißbraucht ganz meine Mäßigung. Nach dem „unfreundlichen Betrazen Ihres Hofes, bleibt „mir nichts als das Recht der Waffen übrig. „Dies iſt der letzte Brief, den Sie von mir „erhalten.„

Kein Vorfall in unſerm Jahrhundert bis auf die Revolution in Frankreich machte in Europa eine ſo große Senſation, als das Unglück einer Königlichen mit ſo vielen mächtigen Monarchen verwandten Familie; ihr Leiden wurde die Sache aller Könige. Selbſt George der zweyte ließ an den vornehmſten Höfen die Erklärung thun, daß er das Verfahren Friedrichs in Sachſen nicht billige. Aus den in Wien erſchienenen Staatsſchriften, von einem tödtlichen Haß dictirt, wurde alle Urbanität verbannt; ſie waren voll der ſchimpflichſten Vorwürfe. Der König von Preußen wurde der niedrigſten Künſte beſchuldigt, und als der Urheber der kurz zuvor in Schweden entdeckten Verſchwörung gegen den Senat geſchildert; ja man vergaß ſich ſo ſehr, daß ihm der Zorn ſeines Vaters, ſeine Strafe in Cüſtrin, und die Kaiſerliche Vermittelung vorgeworfen wurde, die ihm, wie es hier hieß, das Leben gerettet hätte.

Dieſer unbegränzte Haß wurde jetzt die herrſchende Leidenſchaft des Wiener Hofes, deſſen Characteriſtik bisher der Stolz geweſen war. Nun aber verbannte man ihn ſo ſehr, daß die Kaiſerin Maria Thereſia, die ſonſt nie ihre Würde verkannte, und bis an ihr Lebensende die weibliche Keuſchheit als die erſte aller Tugenden betrachtete, ſich jetzt bis zu dem Grade herabließ, der Buhlerin Ludwigs des funfzehnten zu ſchmeicheln, und ihr den Titel Couſine zu geben, den der König von Frankreich damahls den Herzoginnen ſeines Reichs beylegte. Es wurde zwiſchen der Beherrſcherin der Oeſterreichiſchen Monarchie und der Marquiſin von Pompadour ein Briefwechſel feſtgeſetzt, deſſen Einleitung das mit Diamanten beſetzte Bildniß der Kaiſerin war. Die dadurch aufgeblaſene Franzöſin vergaß, bei dieſen zuvorkommenden Schritten, ihre niedrige Abkunft, und ihren Stand ſo ſehr, daß ſie ſich in ihren Briefen oft des vertraulichen Titels bediente: „Meine liebe Königin!„ Thereſia, die bey aller ihrer Güte immer ihres hohen Ranges eingedenk war, die Tochter des ſtolzen Carls des ſechſten, und die Enkelin Leopolds, des ſtolzeſten aller Kaiſer, der ſeinen und Wiens Erretter, den König Sobiesky, des Ceremoniells halber zu ſehen ausſchlug, dieſe mit ausgedehnten Begriffen von Kaiſerlicher Hoheit von der Wiege an genährte Monarchin ließ ſich jetzt das Betragen der Pompadour gefallen. Dies geſchah zu eben der Zeit, da Friedrich der Königlichen Maitreſſe wiederhohlte Beweiſe ſeiner Verachtung gegeben hatte. Auf dieſe Weiſe wurde zu Verſailles die Staatskunſt verlacht, die der alte Marſchall von

Belle-Isle allein zu vertheidigen verſuchte; und das Gleichgewicht im Deutſchen Reich, der hundertjährige Gegenſtand der Aufmerkſamkeit der größten Franzöſiſchen Miniſter, wurde verſpottet.

Der Feldzug war nun zu Ende. Die Oeſterreichiſche Armee zog ſich tiefer in Böhmen, welches auch jetzt die Preußiſchen unter den Feldmarſchällen Schwerin und Keith ſtehenden Armeen verließen, um die Winterquartiere in Sachſen und Schleſien zu beziehen. Friedrich blieb den Winter über in Dresden, und behandelte nun ſein Depot als eine förmlich eroberte Provinz. Er gab den Sächſiſchen Miniſtern fleißig Audienz, ertheilte ſeine Befehle über alle Gegenſtände der Landes-Adminiſtration, und forderte von den Landſtänden Kriegsſteuern und neue Recruten.

Zweytes Buch.

— 1757 —

Die Zurüſtungen aller im Kriege wider Preußen verbundenen Mächte zum künftigen Feldzuge waren außerordentlich. Franzoſen und Schweden, Deutſche aus allen Provinzen Germaniens, Engländer und Bergſchotten, Ungarn und Siebenbürger, Meiländer, Wallonen, Croaten, Ruſſen, Coſaken und Calmucken ſetzten ſich in Bewegung. Es war ein Gedränge von Völkern, die zum Theil aus ſehr entlegenen Ländern herbeyeilten, nicht ſowohl zu erobern, als zu plündern, zu morden und zu verwüſten.

Dieſe Heerzüge erforderten ungeheure Summen; da es nun faſt allen Höfen bey dem beſten Willen an Gelde fehlte, ſo wurden alle Künſte angewandt, theils baare Anleihen zu machen, theils Capitaliſten zu vermögen, Lieferungen vorſchußweiſe zu übernehmen. Der König von Preußen hatte jedoch vor allen ſeinen Gegnern den Vertheil voraus, dieſer Hülfsmittel entbehren zu können. Seine gefüllte Schatzkammer und ſein reichhaltiges Depot, verurſachten, daß die Preußiſchen Truppen, mit allem überflüſſig verſehen, dieſen Feldzug eröffnen konnten. Friedrich, um den Mangel an leichten Truppen zu erſetzen, errichtete ſieben Frey-Bataillone, und vermehrte überdem bey ſeinen Heeren ſowohl die Infanterie als die Cavallerie mit 40,000 Mann. Die Sachſen aller Volksklaſſen, die wegen Aehnlichkeit der Sprache, der Sitten, und der Sinnesart, den Preußen weit mehr, als den Oeſterreichern geneigt waren, wünſchten, da doch Krieg ſeyn mußte, daß ihr Beherrſcher ſich mit den erſtern verbinden möchte. Noch wurden ſie mit keiner Härte behandelt. Lieferungen an die Armee, die jedoch nicht unterdrückten, wöchentliche Mahlzeiten an die einquartierten Soldaten, mäßige Kriegsſteuern, Recruten-Stellungen und andere verhältnißmäßig kleine Unannehmlichkeiten, waren zur Zeit noch die einzigen Kriegslaſten, die Sachſens Bewohner kannten. Sie lebten übrigens mit den Preußen ganz freundſchaftlich. In Dresden wurden Schauſpiele, Concerte, Bälle und Maskeraden gegeben, die der Adel ſo wie die Bürger und die Landes-Schönen fleißig beſuchten. Der König gab ſelbſt faſt täglich Concerte, wobey er, der ſo mächtig bedrohete Monarch, mit ſeiner Flöte einſtimmte.

Dieſe Gemüthsruhe, die ſeine philoſophiſche Denkungsart und die Kenntniß ſeiner Kräfte bewirkte, wurde jedoch auf mannigfaltige Weiſe unterbrochen. Es ereignete ſich in dieſem Winter unter andern ein Vorfall, deſſen nähere Umſtände nur ſehr wenigen bekannt ſind. Vor dem neunzehnten Jahrhundert dürfte es wohl keinem Deutſchen Geſchichtſchreiber erlaubt ſeyn, ſie der Welt mitzutheilen. Friedrich ſollte vergiftet werden. Ein Kammerlakey, Namens Glaſau, der beym Könige in großer Gunſt ſtand, ſo daß er oft in ſeinem Bettzimmer ſchlafen mußte, wurde gedungen, den Monarchen aus der Welt zu ſchaffen. Den Entwurf wußten nur einige Perſonen, und von dieſen war keine Entdeckung zu beſorgen. Ein Zufall aber verrieth dem Könige in der Stunde der Ausführung, daß ein Anſchlag wider ſein Leben gefaßt ſey. Glaſau umfaßte die Füße des Monarchen, und flehete um Gnade, die ihm jedoch nicht gewährt werden konnte. Er wurde feſtgenommen, in des Monarchen Gegenwart gerichtlich verhört, und ſodann den nächſtfolgenden Tag in Ketten nach Spandau geführt, wo er in einem Kerker, abgeſondert von allen Menſchen, in kurzer Zeit ſein Leben endigte. Es ſchien dem Könige ſo ſehr daran gelegen, das Geheimniß wegen der im Verbrechen verwickelten Perſonen zu bewahren, daß er nicht einmahl einem Arzt erlauben wollte, dieſem Unglücklichen in ſeinen letzten Stunden beyzuſtehn.

Die Mäßigung, die der König von Preußen noch zur Zeit in Sachſen beobachtete, hatte ihren Grund in der noch nicht ganz aufgegebenen Hoffnung, Auguſt zum Frieden und zu einem Bündniß zu vermögen, wozu er beide Hände bot; allein die Wunde war zu tief geſchlagen, das Bündniß dieſes Königs mit Oeſterreich und Rußland zu eng, und ſeine Erwartungen einer ſchleunigen glücklichen Veränderung zu groß, als daß er den Preußiſchen Vorſchlägen Gehör geben ſollte. Dagegen waren die Klagen ſeiner Geſandten, von ſeinen mächtigen Bundsgenoſſen unterſtützt, in Regensburg und an allen Europäiſchen Höfen ohne Gränzen. Man bediente ſich auf dem Reichstage der unanſtändigſten Ausdrücke in Reden und Schriften; ja ſelbſt Schimpfwörter wurden nicht geſpart. Die Leidenſchaft unterdrückte dabey alle Beſonnenheit, und ſchwächte das Erinnerungs-Vermögen gelehrter Männer ſo ſehr, daß man in öffentlichen Staatsſchriften Friedrichs Einfall in Sachſen, als ein in der ganzen Weltgeſchichte beyſpielloſes Unternehmen darſtellte. Der Endzweck wurde auch vollkommen erreicht. Alle verbündete Höfe verdoppelten ihren Eifer bey den gewaltigen Zurüſtungen. Frankreich ſelbſt zeigte ſo ſehr ſeinen Ernſt, daß, um den Untergang des Königs von Preußen zu beſchleunigen, der Hof von Verſailles dem Engliſchen die Neutralität fürs Churfürſtenthum Hannover unter den Bedingungen antrug, wenn Georg der zweyte ſeine Deutſchen Truppen weder vermehren, noch verſammeln, den Franzoſen ſeine Feſtungen einräumen, und ihnen den freyen Durchzug in die Preußiſchen Staaten geſtatten wollte. Der König von England aber, obgleich ihm Hannover alles galt, verwarf den Antrag.

Von eben dieſem Eifer gegen Preußen beſeelt arbeitete der Marquis von Havrincour, Franzöſiſcher Geſandter in Schweden, wo damahls die meiſten Senatoren feil waren, und wo die eben zu der Zeit mit Wiſſen der Königin vorgefallene Verſchwörung wider den Senat die Gemüther der Machthabenden außerordentlich gegen den Preußiſchen Nahmen erbittert hatte. Das zwiſchen Preußen und Schweden im Jahr 1743 geſchloſſene Bündniß war nun zu Ende, und ließ dem letzten Reiche freye Gewalt andre Bundesgenoſſen zu wählen. Hiezu kamen auch Frankreichs Verſprechungen. Schweden ſollte bey einer ernſtlichen Theilnahme am Kriege zur Belohnung Stettin und das ganze Preußiſche Pommern bekommen. Dies gab bey einem unfehlbar ſcheinenden Erfolg der Sache den Ausſchlag. Friedrich machte jedoch noch einen Verſuch. Er forderte ſelbſt den Beyſtand der Schweden, als Bürgen des für ſie ſo glorreichen und mit dem Flor der proteſtantiſchen Religion ſo genau verbundenen Weſtphäliſchen Friedens, den man jetzt ſo gröblich verletzen wollte. Dieſe Gründe ſchienen einer Nation wichtig, die ſeit der Reformation dem Lutherthum faſt abgöttiſch anhing; und ſo ſehr überwog die Gefahr der proteſtantiſchen Kirche bey den Schwediſchen Geſetzgebern, die auf das Volk Rückſicht nehmen mußten, damahls noch alle andere Betrachtungen, daß dem König von Preußen noch im December 1756 die Verſicherung der genaueſten Neutralität gegeben wurde; ja als man in Regensburg über den Untergang Friedrichs ſtimmte, hielt der Schwediſche Geſandte ſeine Stimme für Schwediſch-Pommern zurück, unter dem Vorwand, daß es ihm an Inſtruction fehle. Die Künſte und das Gold des Franzöſiſchen Miniſters zu Stockholm ſiegten doch endlich über alles, und der Krieg wider Friedrich wurde in Schweden beſchloſſen.

Der Theilungsplan der Preußiſchen Staaten und die abſichtliche Zertrümmerung einer neuen Monarchie, war ſo ſonderbar als der Krieg ſelbſt. So wie Pommern an Schweden fallen ſollte, ſo war Schleſien für Oeſterreich, das Königreich Preußen für Rußland, das Herzogthum Magdeburg nebſt Halberſtadt für Sachſen, und die Weſtphäliſchen Provinzen für Frankreich beſtimmt. Nur allein das Churfürſtenthum Brandenburg ſollte dem entthronten Könige als eine Gnade gelaſſen werden, wenn er ſich noch zu rechter Zeit unterwürfe; wo nicht, ſo war der Entſchluß der Mächtigen, das verheerte Land dem nächſten Erben zu überliefern. Dieſer Entwurf, von allen Seiten durch Kraft und Erbitterung unterſtützt, ſchien bey dem ungleichen Kampf mit ſehr eingeſchränkter Macht, zu ſeiner vollſtändigſten Ausführung nicht einmahl des Glückes zu bedürfen, das zwar die Vollendung durch

Zufälle beſchleunigen, oder verzögern könnte, allein bey der Hauptſache für entbehrlich gehalten wurde.

Nirgends aber war man geſchäfftiger als in Süd-Deutſchland. Der Reichstag der Germanier in Regensburg ergriff nun den ſeit vielen Generationen verroſteten Staats-Donnerkeil, um ihn auf den König von Preußen zu ſchleudern. Er ſollte förmlich in den Reichsbann gethan, und dadurch aller ſeiner Reichsländer, Würden, und Titel, verluſtig erklärt werden; ſelbſt neun proteſtantiſche Fürſten ſtimmten dafür, worunter auch die mit Preußen verwandten Höfe Anſpach und Darmſtadt, ferner der Herzog von Holſtein-Gottorp, desgleichen die Fürſten von Schwarzburg und von Anhalt waren. Mit dieſen neun Fürſten hatten die Gegner Friedrichs außer den catholiſchen Churfürſten ſechzig Stimmen im Fürſtlichen Senat, ſechs und zwanzig aber beſtanden auf eine Unterſuchung der Urſachen des Kriegs, auf einen Waffenſtillſtand, und auf die Vermittelung des Reichs bey dieſer Fehde. Unter dieſen letzten durch Vernunft und Mäßigung geleiteten Stimmen waren alle Grafen aus der Wetterau, aus Franken und aus Weſtphalen. Die Reichsſtädte aber, in deren Ringmauern die Staatskunſt nie, die Freyheit ſehr ſelten wohnt, die, alle mehr oder weniger aus Unwiſſenheit, den Kaiſer als ihren Landesherrn betrachten, zeigten auch bey dieſer Gelegenheit das Bild ihrer Characteriſtik: ſie ſtimmten blindlings mit der Kaiſerlichen Partey. Die mehreſten Reichsfürſten wurden theils durch Furcht, theils durch Hoffnungen auf Thereſiens Seite gezogen, da denn bey ihnen auf einmahl die ſeit ganzen Generationen mit Preußen gepflogene Freundſchaft, ſo manche empfangene Wohlthaten dieſes Hauſes, die Bande der Religion und des Bluts, kurz alles vergeſſen wurde; ſie beſtätigten die Behauptung vieler Staatsmänner, daß man bey irgend einem Kriege mit Oeſterreich nie auf den Beyſtand der Reichsfürſten wider dieſe Macht rechnen dürfe.

Man ſetzte in den Staatsſchriften, in den Erklärungen und Manifeſten die ſo unanſtändige Sprache gegen den König fort, der ſich deshalb auch ausdrücklich an die Kaiſerin Thereſia wandte mit der Erinnerung, daß Monarchen Feinde ſeyn könnten, ohne ſich zu Schmähungen herabzulaſſen; denn nicht Worte, die ihre Würde erniedrigten, ſondern das Schwert müßte ihren Streit entſcheiden.

Lange blieb dieſe Erinnerung ohne Wirkung; nur erſt nach einigen gewonnenen Schlachten bekam ſie Gewicht. Den kreisausſchreibenden Fürſten wurde indeß aufgegeben zu verhindern, daß der König keine Art von Unterſtützung aus den Kreisländern erhielte; auch wurden alle in Friedrichs Heeren befindliche Reichs-Vaſallen von dem Preußiſchen Dienſt abgerufen; ferner erging eine Kaiſerliche Verordnung, daß alle mit Preußiſchen Staatsſchriften handelnde Buchführer und Buchdrucker eingezogen und beſtraft werden ſollten. Die Unparteyiſchen ſagten, daß der Kaiſer wegen ſeiner Familien-Angelegenheiten im Reich den Deſpoten ſpiele. Plotho, der Chur-Brandenburgiſche Geſandte bey der Reichsverſammlung, beantwortete jedoch alle Anti-Preußiſchen Staatsſchriften ſowohl als die pedantiſchen Abhandlungen über die Heiligkeit der Archive mit Ernſt und Würde, und da er wegen des Drucks in ganz Süd-Deutſchland unüberſteigliche Schwierigkeiten fand, legte er eine eigene Druckerey in Regensburg an.

Man wollte nun förmlich zum Reichsbann ſchreiten. Der Kaiſerliche Reichs-Fiſcal Helm trug auch wirklich darauf an, und vermochte den Kaiſerlichen Notarius, Doctor April, ſich in Begleitung von zwey Zeugen mit einer Citation zu dem Geſandten Baron Plotho zu begeben. Dieſe Vorladung betraf die Erſcheinung des Geſandten vor der Reichsverſammlung, wo er ſich innerhalb zwey Monat, vom 22ſten Auguſt 1757 an gerechnet, ſtellen ſollte, um anzuzeigen, was er der Anklage auf die Reichsacht entgegenzuſetzen habe. Plotho, ſich ſeiner Rechte bewußt, bezeigte die größte Verachtung gegen dieſe Vorladung, zwang den Ueberbringer ſie wieder zurückzunehmen, ſchob ihn ſelbſt zur Thüre hinaus, und ließ ihn ſodann durch ſeine Bedienten zum Hauſe herauswerfen. Zu dieſer Entſchloſſenheit des Miniſters, die ſich mit Klugheit gepaart in allen ſeinen Handlungen zeigte, und ſeine Feinde in Furcht ſetzte, kamen die Vorſtellungen von Frankreich. Man bat den Wiener Hof, den Entwurf der Reichsacht aufzugeben, weil dadurch für jetzt nichts gewonnen würde, wohl aber die Könige von Preußen und England, nebſt andern Deutſchen Fürſten, vermocht werden könnten, ſich vom Germaniſchen Bunde loszuſagen. Es wurde alſo beſchloſſen, auch ohne Reichsacht gegen Friedrich als einen Feind des Reichs zu verfahren, und nicht auf ſeine

Behauptungen zu achten, daß er nicht als Churfürſt von Brandenburg, ſondern als ſouverainer König von Preußen, feindſelig gegen Sachſen gehandelt habe.

Dies Urtheil der Deutſchen Amphictyonen zu unterſtützen, wurde troß allen Widerſprüchen von Preußens Freunden und von Friedrichs Geſandten, wovon die Verſammlungen ertönten, ein Heer aus allen Völkerſchaften Deutſchlands aufgeboten, das unter dem furchtbaren Nahmen der Reichs-Executions-Armee dem Decret der Majorität den nöthigen Nachdruck geben ſollte. Anfangs wurden nicht weniger als 120,000 Mann zu dieſem Zweck beſtimmt, die aber nachher bis auf die Hälfte vermindert wurden. So geſellte ſich alſo zu den vielen feindlichen Heeren, bey denen Friedrichs Untergang die Loſung war, ein neues, und ſchon fing man an, den nahen Zeitpunct zu berechnen, wo der Krieg geendigt ſeyn würde.

Friedrich, dem jetzt nichts übrig blieb, als durch den wirkſamſten Gebrauch ſeiner Waffen dem Kriegsgewitter allenthalben die Stirne zu bieten, ſchritt nun in ſeinen Sächſiſchen Finanz-Operationen nachdrücklicher zu Werke. Er ſahe jetzt ein, daß das von ihm ſo ſehr gewünſchte Sächſiſche Bündniß, für ihn offenbar nachtheilig geweſen wäre, und daß der uneingeſchränkte Beſitz eines großen ſchönen Landes ihm unendlich mehr Vortheile verſchaffte. Keine Provinz konnte ſo wie Sachſen allen ſeinen Operationen einen Central-Punct geben, und ihm Rücken und Flanken decken. Die Lage dieſes Landes zwiſchen zwey großen durch die Politik immerfort getrennten Mächten war und iſt ein National-Unglück für die Sachſen. Friedrich konnte nur von hier aus bey ſeinen Unternehmungen in Böhmen Zufuhren erhalten, und war überdem genöthigt, ſich bey einem Angriff auf Oeſterreich gegen die Sachſen in Sicherheit zu ſetzen. Es blieb alſo den letztern gleich im Anfang des Krieges keine andere Wahl übrig, als entweder Bundesgenoſſen des Königs von Preußen, oder ſeine Kriegsgefangene zu ſeyn. Friedrich entſagte nun der bisher beobachteten Mäßigung, und änderte ganz ſeinen vorigen Plan. Die Beſoldungen aller Churfürſtlichen Diener wurden verringert, oder gar eingezogen. Zum Unterhalt der Landes-Collegien und Kanzeleyen in Dresden waren bisher 190,000 Reichsthaler erforderlich geweſen; dieſe Summe wurde bis auf 30,000 Reichsthaler herabgeſetzt, und ſo ging man weiter. Die Königin von Pohlen bat um Geld. Friedrich, der wohl wußte, welchen Gebrauch ſie davon zu ſeinem Nachtheil machte, ließ ihr nur 7500 Reichsthaler, den Reſt einer Caſſe, überliefern; ſie erneuerte ihre Bitte, und beſtimmte die gegenwärtigen Bedürfniſſe für ſich und ihre Familie monatlich auf 174,000 Reichsthaler. Die Antwort war: ſie möchte ſich an ihren Gemahl wenden. Dieſe Finanz-Reform erſtreckte ſich über alles. Die Operiſten und Tänzer wurden zwar nicht förmlich verabſchiedet, allein man gab ihnen keine Beſoldung mehr, und nun reiſeten ſie nach Italien zurück, wohin auch der berühmte Muſik-Director Haſſe ging. Ein paar wichtige Perſonen am Sächſiſchen Hofe waren der Beichtvater der Königin und der Ober-Director der Opern. Erſterer hatte ein Gehalt von 12,000, und letzterer von 15,000 Reichsthalern; jetzt aber mußten ſie ſich mit 2000 Reichsthalern begnügen. Die Kaiſerin Eliſabeth kam in dieſer Noth der Königin von Pohlen zu Hülfe, und ſchenkte ihr 100,000 Rubel.

Der ungeheure Vorrath von Porcellain, den man theils in Dresden, theils in Meißen fand, wurde jetzt für Preußiſche Rechnung, als ein erbeutetes Eigenthum verkauft. Schimmelmann, ein Sächſiſcher Kaufmann, erſtand es für 200,000 Reichsthaler, und legte dadurch den Grund zu ſeinem unermeßlichen Reichthum, womit er ſich anfangs nach Berlin, hernach nach Hamburg, und endlich nach Copenhagen begab. Er ſtieg bis zur Höhe eines allvermögenden Däniſchen Staats-Miniſters, und ſtarb als der reichſte Mann, der noch je in den Nordiſchen Königreichen gelebt hatte.

Friedrich ließ jedoch das Königliche Schloß in Dresden unberührt. Er beſuchte oft die vortreffliche Bilder-Gallerie, allein ohne ſich etwas davon zuzueignen; vielmehr beſchenkte er die Aufſeher reichlich. Dieſe Mäßigung aber verließ ihn gänzlich in Anſehung des Grafen von Brühl, den er als den Urheber des Bündniſſes betrachtete, das Sachſen mit ſeinen Feinden geſchloſſen hatte. Dieſer Miniſter hatte in Pförten, einem wenig Meilen von Dresden liegenden Dorf, ein ſchönes Schloß. Dies wurde auf Friedrichs Befehl verheert. Ein gleiches Schickſal hatte deſſen prächtiger Pallaſt in der Reſidenz, ſo wie ſein Garten, eine Zierde der Stadt, und als Spatzierort für jedermann offen. Hier, wo ſeltens Kunſt und

Pracht vereinigt waren, wurde alles verwüſtet, und noch bis auf den heutigen Tag ſind die hochliegenden Trümmer eines ſchönen Pavillons an der Elbe Denkmähler einer Rache, die man dem gekrönten Weltweiſen nicht zugetrauet hatte.

So verſchwand auf einmahl die zuſammengehäufte Pracht eines Privat-Mannes, dem vielleicht kein König in Europa von ſeinen Zeitgenoſſen an häuslichem Glanz und Ueppigkeit gleichkam. Alles, was in Kunſtarbeiten auszeichnend und einzig war, das koſtbare und außerordentliche, was in London und Paris, wegen der hohen Preiſe, ſelbſt unter den reichſten Britten und Franzoſen, nicht ſogleich Käufer fand, wurde von ihm zur Zierde ſeiner Palläſte erſtanden. Das auserleſenſte davon war in ſeinem Pallaſt in Dresden zuſammengehäuft. Alle Zimmer prangten mit künſtlichen Uhren von endloſer Verſchiedenheit und Aufſtellungsart, mit Statüen, Medaillons und Gemählden, mit den koſtbarſten Lakirungen, mit Gold eingelegten Thürſchlöſſern, mit prächtigen Tapeten und porcellainenen Oefen in Form antiker Bildſäulen, Römiſcher Mauſoleen oder Griechiſcher Tempel. Das außerordentlichſte aber war die ungeheure Garderobe dieſes Miniſters; ganze Säle waren von der Decke bis zum Boden mit Schränken voll Kleidermaſſen angefüllt. Zu jedem Anzug gehörte eine beſondere Uhr, Tobacksdoſe und Degen. Die Kleider waren in Miniatüre gemahlt, und in ein Buch eingetragen, das ihm täglich zur Auswahl vorgelegt wurde. Von vierzig Kammerdienern hatten viere allein die Aufſicht über dieſen Kleiderſchatz, den ſie den Fremden als eine Seltenheit zeigten. Da aber ein über dieſe ſonderbare Ausſtellung betroffener Reiſender einſt verächtlich ausrief: Montrés moi des vertus, et non pas des culottes! ſtellte man dieſen Gebrauch ein.

Die Sächſiſchen Recruten zum Dienſt der Preußen mußten nun herbeygeſchafft werden. Der Churprinz von Sachſen that dagegen dringende Vorſtellungen, und berief ſich auf ſeinen Vater, der dazu erſt ſeine Einwilligung geben müßte; in Friedrichs Antwort aber wurde er höflich erſucht, ſich nicht um ſolche Sachen zu bekümmern. Die Landſtände waren mit ihren Vorſtellungen nicht glücklicher, und da ſie ſich auf den Gehorſam gegen ihren Souverain bezogen, antwortete Friedrich: „Ich bin euer „Landesherr, ſo lange ich Sachſen in Beſitz ha„be; folglich ſeyd ihr mir Gehorſam ſchuldig.„

Friedrich wußte nur zu wohl, daß er von der Republik Pohlen keine Hülfe erwarten konnte; er wollte jedoch nicht die Staats-Formalität vernachläſſigen, und verlangte daher kraft des Wehlauer Tractats zur Beſchützung der Brandenburgiſchen Staaten die feſtgeſetzten 4000 Mann Hülfstruppen, dabey bat er die Republik, daß ſie den Ruſſen keinen Durchmarſch durch ihr Gebiet verſtatten möchte, weil ſonſt der Krieg auch nach Pohlen gezogen werden würde. Dies Anſuchen wurde jedoch in Warſchau gar nicht geachtet, da ſelbſt diejenigen Großen, die es auch nicht mit ihrem König hielten, dennoch vor den Ruſſen zitterten. Die Kaiſerin Eliſabeth unterhielt dieſe Furcht durch Drohungen, und durch die Beſitznehmung von Elbing und Thorn, wobey ſie erklärte, daß ſie durch ihre Armeen den König gewiß abhalten würde, die Ruhe von Pohlen zu ſtören.

Die Oeſterreicher wünſchten ſehr die Feſtung Königſtein zu beſitzen; es wurde daher von ihnen der Entwurf gemacht, dieſen Felſen mit Einſtimmung des Sächſiſchen Commandanten zu überrumpeln. Friedrich erfuhr dieſen Plan, und erinnerte durch einen Brief ſofort den Commandanten an ſeine Pflicht, die ihm anvertraute und als neutral erklärte Feſtung nicht überfallen zu laſſen, mit der Bedeutung, daß er ſie für inſurprenable hielte, und folglich eine unvermuthete Ueberrumpelung dabey nicht ſtattfinden könnte. Geſchähe ſie, ſo würde er als ein Verräther mit Ehre und Leben dafür verantwortlich ſeyn. Dieſe Erinnerung that ihre Wirkung, und der Verſuch unterblieb. Ueberhaupt war Friedrich ſehr auf ſeiner Huth, und erfuhr alles durch ſeine Wachſamkeit. Die Gräfin Brühl erhielt aus Pohlen ein Faß Ungariſchen Wein. Die Sache ſchien unbedeutend, allein da ſie eine ſo wichtige Perſon betraf, deren geringſte Handlung genau beobachtet wurde, meldete man es dem Könige. Er befahl die ſchleunige Ablieferung des Weins, und bat ſich nur das Faß aus. Nun wurde in Gegenwart eines Abgeordneten der Wein im Pallaſt abgezapft, und ſodann dem König das Faß gebracht, das ausgefuttert, und mit vielen Briefen und Papieren angefüllt war.

In allen Provinzen Deutſchlands herrſchte nun eine kriegeriſche Thätigkeit, die ſeit vielen Jahrhunderten nicht ſo allgemein geweſen war. Bey allen Kriegen der neuern Zeit, ſelbſt da unter Carl dem fünften und unter

Guſtav Adolph die Deutſchen aus Religionseifer wider einander wütheten, waren keine ſo gewaltige Zurüſtungen geſchehen, als jetzt, da alle Völkerſchaften Germaniens, groß und klein, zu den Waffen griffen, um für den doppelten, oder für den einfachen Adler zu kämpfen. Die Furcht vor dem Anzug mächtiger Heere verringerte jedoch die Preußiſche Partey immer mehr und mehr. Selbſt der Herzog von Braunſchweig, Friedrichs Schwager, wollte, um ſein Land zu retten, es den Franzoſen übergeben; auch der Landgraf von Heſſen-Caſſel wankte, und ſchien, mit Preußens Freundſchaft und dem bisherigen Schutz, auch alle empfangene Engliſche Subſidien zu vergeſſen. In Süd-Deutſchland war nur der einzige Markgraf von Bayreuth, der lieber ſein Land preisgeben, als gegen ſeinen Königlichen Schwager Truppen ſenden wollte. Friedrich war durch dieſe Großmuth gerührt, und da er nun überdem die Staaten des Markgrafen als das Erbtheil ſeines Hauſes betrachtete, ſo unterſagte er die mit Verheerung verknüpfte Aufopferung, und bewilligte ſelbſt den Beytritt des Bayreuthiſchen Kriegs-Contingents zu den wider ihn verſammelten Heerſchaaren.

So wurde nun die Reichs-Armee zuſammengebracht, die das durchs Alter ſo wie durch innere Macht ehrwürdige Germaniſche Bündniß in einem lächerlichen Lichte darſtellte. Dieſe Truppen waren vielleicht den Kreuzfahrern nicht ganz unähnlich. Die Contingente, oder die Reichs-pflichtmäßigen Beyträge an Soldaten, der Bayern, der Pfälzer, der Würtemberger, und einiger anderer Reichsſtände ausgenommen, war der Reſt der Armee ein Zuſammenfluß undiſciplinirter Horden, in Schaaren vertheilt, die ein buntſcheckichtes Ganzes bildeten. In Schwaben und Franken waren Reichsſtände, die nur einige Mann ſtellten. Auf manchen fiel allein die Lieferung eines Lieutenants ohne Soldaten, der oft ein vom Pfluge weggenommener Bauerkerl war; andere lieferten bloß einen Tambour, und gaben ihm eine Trommel aus ihren alten Rüſtkammern. Viele Kloſternonnen legten ihre Roſenkränze beyſeite, und ſtickten Fahnen, die, durch Prieſter-Segen eingeweiht, gegen Ketzer wehen ſollten. Die Schweintreiber avancirten zu Querpfeifern, und abgelebte Karrengäule wurden beſtimmt Dragoner zu tragen. Die Reichs-Prälaten, die ſich brüſteten Bundsgenoſſen ſo großer

Monarchen zu ſeyn, ließen ihre Kloſterknechte die Kittel ablegen, und ſchickten ſie zur Armee. Waffen, Kleidung, Bagage, kurz alles war bey dieſen zuſammengetriebenen Menſchen verſchieden, die man mit dem Nahmen Soldaten belegte, und von denen man große Dinge erwartete.

Der Königliche Hof in Warſchau fand es ſehr ſchwer, ſich in ſeine Lage zu finden, und eine unbedachte Handlung folgte immer der andern. Der bey der Republik Pohlen accreditirte Preußiſche Legations-Secretair Plesmann hatte wegen des Dienſteifers für ſeinen König nicht die Gunſt des Pohlniſchen Hofes, der daher auf ſeinen Untergang ſann. Plesmann befand ſich eben auf einer Reiſe in Sachſen, als er zu Reichenbach von funfzig Oeſterreichiſchen Huſaren überfallen, und nach Eger geſchleppt wurde. Hier legte man ihm Ketten an Hände und Füße, und behandelte ihn wie den ärgſten Miſſethäter; eine Härte, die in ſeinem Körper eine ſo plötzliche Veränderung verurſachte, daß er viele Monate lang nicht laut reden konnte. Man führte ihn nach Wien, und warf ihn ins Stockhaus, in einen finſtern Kerker. Sein Bedienter hatte, von ihm abgeſondert, ein gleiches

Schickſal. Dieſe Behandlung blieb eine geraume Zeit für Friedrich ein Geheimniß, und als er ſie erfuhr, und auf die ſchleunige Befreyung der Unglücklichen drang, erhielt er die Antwort, daß Plesmann auf Anſuchen des Warſchauer Hofes in Verhaft genommen wäre. Friedrich machte nun der Sache bald ein Ende. Als Herr von Dresden hatte er zu ſeinen Repreſſalien ein weites Feld; er begnügte ſich aber nur mit dem Verhaft eines einzigen Menſchen. Der Sächſiſche Legations-Rath Juſt wurde ins Gefängniß geworfen. Die Königliche Familie gerieth in Beſtürzung, und der Churprinz ſandte an Brühl die ernſtlichſten Vorſtellungen. Jetzt erſt kam dieſer Miniſter zu der Einſicht, daß es nicht rathſam ſey den ſehr entſchloſſenen Sieger ferner zu reitzen, und nun erhielt Plesmann nach einer ſiebenmonatlichen Gefangenſchaft ſeine Freyheit wieder.

Indeſſen wurden von Seiten der Preußen die wirkſamſten Maaßregeln genommen, den Feldzug früh zu eröffnen, um den feindlichen Bundsgenoſſen zuvorzukommen. Die furchtbarſten dieſer Alliirten, waren die Oeſterreicher. Auf dieſe beſchloß daher Friedrich mit vereinigten Kräften loszugehn, um, wo möglich, einen großen Streich auszuführen, bevor ſich die Heere der andern Völkerſchaften nähern könnten. Der Kaiſerliche Hof nahm ein entgegengeſetztes Syſtem an, und wollte ſich bloß auf Vertheidigung einſchränken, bis man, mit ſämmtlichen Bundesgenoſſen vereinigt, auf einmal den König von Preußen von allen Seiten anfallen und vernichten könnte. Brown theilte deshalb ſeine ganze Macht in vier große Corps, um Böhmen zu decken. Dennoch drang Friedrich zu Ende des Aprils mit fünf großen Kriegshaufen in dies Königreich ein, nachdem er zuvor, um die Feinde zu hintergehn, durch mannigfaltige Anſtalten Mine gemacht hatte, auch ſeinerſeits vertheidigungsweiſe zu verfahren, und in der Nähe von Dresden durch veſte Läger Sachſen zu decken. Die Anführer der fünf Armeen waren: der Feldmarſchall Schwerin, der von Schleſien aus über Trautenau marſchirte, der Herzog von Bevern, der über Zittau, der Prinz Moritz von Anhalt-Deſſau, der über Commotau, der Prinz Heinrich von Preußen, der über Neuſtädtel, und Friedrich ſelbſt, der über Peterswalde den Marſch nahm. So wohl waren die Befehle berechnet, die auch mit großer Ordnung pünctlich befolgt wurden, daß alle dieſe von ſo verſchiedenen Seiten anrückende Armeen am nämlichen Tage den Böhmiſchen Boden betraten. Man bemächtigte ſich ſogleich einiger ſehr beträchtlichen Kaiſerlichen Magazine. Die Armee unter dem Herzog von Bevern, 16,000 Mann ſtark, traf bald auf eine feindliche von 28,000 Mann, die ſich unter Anführung des Grafen Königseeg bey Reichenberg verſchanzt hatte. Sein Lager war zwiſchen zwey waldigen Bergen, und ſeine Schlachtordnung glich einer Feſtung, wovon die Infanterie die Baſtionen, und die Cavallerie die Courtine vorſtellten. Die Oeſterreicher wurden ſogleich angegriffen, und nach einem fünfſtündigen Gefecht, mit einem Verluſt von 1800 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen aus dem Felde geſchlagen. Die Preußen verlohren dabey 300 Mann. Nach dieſem Treffen rückte der Herzog vorwärts, und vereinigte ſich bald darauf mit der Armee des Feldmarſchalls Schwerin, der in fünf Colonnen über die Schleſiſchen Gebirge in Böhmen eingedrungen war, und die Kaiſerliche Arriere-Garde bey Alt-Bunzlau geſchlagen hatte. Sie beſtand aus 1500 Mann, die größtentheils niedergemacht, oder gefangen wurden, wobey aber der Anführer der Preußen, Wartenberg, ein ſehr würdiger General, ſein Leben verlohr.

Der König von Preußen marſchirte über den hohen Böhmiſchen Berg Paſkopol ohne allen Widerſtand, und ging auch über die Moldau im Angeſicht des Feindes, der ſeine ganze Macht beyſammen hatte, und jetzt den koſtbaren Augenblick verſäumte, Friedrichs kleines abgeſondertes Heer mit überwiegendem Vortheil anzugreifen. Es herrſchte eine Eiferſucht bey den oberſten Befehlshabern der Kaiſerlichen Truppen, die ſich auf mancherley Art ſehr auffallend zeigte; denn Brown war jetzt dem Prinzen Carl von Lothringen untergeordnet, der als oberſter Feldherr commandirte. Dieſe Heerführer ahneten keinen feindlichen Einfall in Böhmen; ſie glaubten, Friedrich würde ſich in Sachſen zu vertheidigen ſuchen, daher auch Brown unter dem 9ten April bey Keith um die Rückſendung der im vorigen Jahr aus Böhmen mitgenommenen Geiſel anhielt, weil, wie er ſagte, die Preußen dies Jahr wol nicht wiederkommen würden. Auf Friedrichs Befehl ſchrieb Keith zurück, daß Brown recht hätte, und daß die Geiſeln nächſtens nach Böhmen transportirt werden ſollten.

Am 6ten May früh Morgens waren alle Preußiſche Armeen, über 100,000 Mann ſtark, in der Gegend von Prag verſammelt. Sie vereinigten ſich auch in der Nähe dieſer Hauptſtadt bis auf die von Keith und von Moritz commandirten Truppen, die auf der andern Seite der Moldau blieben; und einige Stunden darauf nahm eine der denkwürdigſten Schlachten ihren Anfang, die in den Jahrbüchern der Kriege aufgezeichnet ſind. Das Preußiſche Heer, das wirklich zum Treffen kam, war 64,000, und das Oeſterreichiſche 76,000 Mann ſtark. Das letztere ſtand auf verſchanzten Bergen. Die Zugänge waren zum Theil ſumpfige Wieſen, abgelaſſene Teiche, deren Boden voller Schlamm und mit Gras bewachſen war, ferner ſchmale Dämme, ja Stege, worauf die Soldaten nur einzeln übergehn konnten. Die Oeſterreichiſche Infanterie ſtand ruhig in dieſem feſten Lager, und war eben mit Kochen beſchäfftigt, und die Cavallerie war ausgeſchickt Futter zu hohlen, als Friedrich anrückte; denn man hatte, ohngeachtet aller von den Vorpoſten eingebrachten Nachrichten, im Kaiſerlichen Lager ſeinen Anmarſch nicht glauben wollen. Der Prinz Carl ließ nun in größter Eil die Fouragirer zurückkommen, die auch zum Theil in ihren Kitteln mit den Preußen fochten. Ungeachtet des ſo ſehr übeln Terrains geſchah dennoch der Angriff von der Preußiſchen Infanterie mit einem bewundernswürdigen Muthe. Sie konnten nur rottenweiſe über die ſchmalen Dämme gehen, und diejenigen, die durch die Wieſen wadeten, blieben bey jedem Tritt im Schlamme ſtecken; ja die Regimenter Meierinck und Treskow ſanken bis an die Knie im Moraſt, und nur mit großer Mühe gelang es ihnen ſich herauszuarbeiten. Einer half dem andern, und alle ſprachen ſich einander Muth ein. Mehrere Bataillone mußten bey dieſen Umſtänden ihre Canonen zurücklaſſen, ſo nöthig ſie ſolche auch brauchten. Um ein Uhr zu Mittage waren die Hinderniſſe bekämpft, und die Preußen fingen an ſich in Schlachtordnung zu ſtellen. Ohne ſich erſt von den ſchrecklichen Fatiguen zu erhohlen, gingen ſie ungeſtüm auf den Feind los, der ſie mit einem entſetzlichen Artillerie-Feuer empfing. Die Preußen ſtürzten immer rottenweiſe zu Boden. Das Regiment Winterfeldt griff dennoch eine Batterie an, fand aber großentheils vor derſelben ſein Grab. Dies hinderte jedoch nicht das Anrücken des Grenadier-Bataillons Wrden, das einmüthig ſchrie: „Kameraden! „laßt uns heran, ihr habt Ehre genug!„ Der König hatte Befehl gegeben, ohne mit Musketen zu ſchießen, gleich mit gefälltem Bajonet einzudringen; allein das Kartätſchen-Feuer der Oeſterreicher war ſo mörderiſch, daß die menſchliche Natur bey einem augenſcheinlichen gewiſſen Tode endlich der Tapferkeit ein Ziel ſetzte. Mehrere Regimenter der Preußen wichen zurück.

Indeſſen war die Cavallerie beider Heere auch ins Handgemenge gerathen; der Prinz von Schöneich, der die Preußiſche commandirte, griff mit einem Theil derſelben die ganze Oeſterreichiſche an, und warf die erſte Linie über den Haufen. Er verlohr aber durch Ueberflügelung ſeine beiden Flanken, und wurde durch die zweyte Linie des Feindes zurückgeſchlagen. Die Preußiſche Reiterey formirte ſich jedoch wieder, erhielt Verſtärkung, und ging von neuem auf den Feind los, und nun war der Angriff entſcheidend. Die Oeſterreichiſche Reiterey wurde ganz auseinander geſprengt, und auf ihre eigne Infanterie geworfen, die ſie in Unordnung brachte. Die Preußiſchen Huſaren benutzten dieſe Gelegenheit, um einzuhauen, und die Verwirrung zu vermehren.

Der Feldmarſchall Schwerin war zu eben der Zeit eifrig beſchäfftigt, die durch den entſetzlichen Eiſenhagel zurückgewichne Infanterie wieder zu formiren, und ließ ſie gegen den Feind anrücken. Er ſtellte ſich ſelbſt an die Spitze ſeines Regiments, ſtieg vom Pferde, und ergriff mit den Worten: Heran meine Kinder! eine Fahne, die in ſeiner Hand den Weg des Sieges bezeichnen ſollte. Die Preußen fanden auch dieſen Weg, allein der edle Wegweiſer fiel durch vier Kartätſchen-Kugeln zu Boden geſtreckt. Das Panier ſeines Monarchen deckte ihn, und verhüllte ſeine Todeszüge. Mehrere Preußiſche Generale folgten dieſem Beyſpiel, und führten ihre Brigaden zu Fuß an; auch der Prinz Heinrich ſprang vom Pferde, und erſtieg an der Spitze der Seinigen eine feindliche Batterie. Nun ſtürzte das ganze zweyte Treffen der Preußen auf die Oeſterreicher, die bis zu ihren Zelten getrieben wurden. Man hatte ſie ſtehen laſſen, um keine Zeit zu verlieren. Der Herzog Ferdinand von Braunſchweig, Friedrichs größte Stütze an dieſem blutigen Tage, ſo wie überhaupt in dem ganzen Kriege, bemerkte indeſſen den fortdauernden Muth des Feindes, deſſen linker Flügel ſeine Stellung immer noch behauptete.

Er bat den König um Erlaubniß vom Schlachtplan abzuweichen, weil er einen Verſuch auf die feindliche Flanke machen wollte. Die Antwort war, er möchte thun, was er am rathſamſten fände. Ferdinand nahm ſofort einige Regimenter vom Preußiſchen rechten Flügel, fiel dem Feind in die Flanke und in den Rücken, und ſo wurde er von Berg zu Berg getrieben, und ſieben mit Oeſterreichiſchen Grenadieren, dem Kern der Kaiſerlichen Soldaten, beſetzte Schanzen wurden erobert. Die Feinde befanden ſich in großer Unordnung, ſo däß ihre Flügel von einander etwas getrennt waren. Dieſen Vortheil benutzte Friedrich ſofort. Er rückte in den offenen Raum, und nun war die Trennung vollkommen. Unglücklicher Weiſe für die Preußen war ihre leichte Cavallerie entfernt, weil ſonſt der gänzliche Untergang des feindlichen Heeres unvermeidlich geweſen wäre. Dies geſchlagene Heer formirte jetzt zwey Armeen, von welchen die kleinſte ſich auf die Flucht ins weite Feld begab, und die andere ſich in Prag warf. Dieſen Zufluchtsort wählte man in Eil, ohne die Folgen zu überlegen. Man ſahe jedoch das Schreckliche dieſer Lage ſchon in den erſten Stunden ein. Es wurden auch noch den nämlichen Tag einige obwohl ſchwache Verſuche gemacht, ſich wieder herauszuziehn; allein die Preußen hatten, ſoviel die Dunkelheit der Nacht es nur zuließ, alle Ausgänge der Stadt beſetzt, und zwangen die Oeſterreicher wieder in ihr Kriegsgefängniß zurückzukehren.

So war die Geſchichte dieſer denkwürdigen Schlacht, die von Morgens um neun bis Abends um acht Uhr gedauert hatte; eine Schlacht, die in Anſehung der großen ſtreitenden Heere, des vielen vergoſſenen Bluts, der dabey begangenen großen Fehler von Seiten der Ueberwundenen, des Todes eines erfahrnen Heerführers in Augenblicken der höchſten Unordnung, der von beiden Theilen bewieſenen Tapferkeit, der überſtiegenen großen Schwierigkeiten, und der durch die Niederlage erzeugten Beſtürzung, der Schlacht von Cannä nicht unähnlich war, wo Hannibal die Römer, wie noch keiner vor ihm, beſiegte. Die Römiſche Schlacht entſchied das Schickſal von ganz Italien, Rom allein ausgenommen; und die Deutſche hätte den ganzen Krieg entſchieden, und den politiſchen Zuſtand von Deutſchland umgeſtaltet, wenn nicht ein ſehr unbedeutender Gegenſtand, ein paar elende Pontons, das Loos ſo vieler Nationen beſtimmt hätte. Die Armee des Prinzen Moritz von Deſſau befand ſich oberhalb Prag bey Branick, an der andern Seite der Moldau, über die man eine Brücke ſchlagen wollte, um dem Feind in den Rücken zu kommen. Dieſer Fluß aber war angeſchwollen; man hatte darauf nicht gerechnet, und einige Pontons fehlten, um die Schiffbrücke zu vollenden. Dieſe muthigen Preußen blieben alſo in der Ferne bloße Zuſchauer der Schlacht. Ein vaar Pontons mehr, und die gänzliche Vernichtung des großen Oeſterreichiſchen Heers, von dem jetzt das Schickſal einer mächtigen Monarchie abhing, war nicht einen Augenblick zweifelhaft. Dieſer Tag wäre in der Weltgeſchichte unſterblich geworden; ſodann keine Schlacht bey Kollin, keine Schlacht bey Hochkirch, kurz eine ganz andere Geſchichte, als wie man ſie jetzt in den Jahrbüchern des achtzehnten Jahrhunderts lieſt. Alles, was Moritz in dieſer für einen Helden höchſt traurigen Lage thun konnte, war, diejenigen geſchlagenen Oeſterreicher, die ſich vor ſeinen Augen in großer Unordnung zur Daunſchen Armee zogen, zu canoniren.

Der Verluſt der Preußen an dieſem Tage war 16,500 Mann an Todten und Verwundeten; 1550 waren gefangen werden.

Viele ihrer vornehmſten Befehlshaber waren geblieben: außer dem Feldmarſchall Schwerin, die Generale, Prinz von Holſtein, Prinz von Anhalt, Goltz, Hautcharmoy, und andere, Fouquet und Winterfeld aber waren gefährlich verwundet. Die Oeſterreicher zählten 19,000 Todte und Verwundete, dabey büßten ſie 5000 Gefangene ein, die nebſt 60 Canonen, einer Anzahl Fahnen und Standarten, der Kriegscaſſe und vieler Bagage, den Siegern in die Hände fielen. Noch vom Wahlplatz ſchrieb der König an ſeine Mutter: „Ich bin
„mit meinen Brüdern geſund; der Feldzug iſt
„für die Oeſterreicher verlohren, und ich habe
„mit 150,000 Mann freye Hände. Wir ſind
„Meiſter von einem Königreich, das uns Geld
„und Mannſchaft geben wird. Ich werde ei-
„nen Theil meiner Truppen abſenden, den
„Franzoſen ein Compliment zu machen, mit
„den übrigen will ich die Oeſterreicher ver-
„folgen.„

So blutig indeß auch dieſe Schlacht war, und ſo große Erwartungen auch ganz Europa jetzt hatte, ſo ging doch alles ganz anders; denn dieſe ſchreckliche Niederlage iſt deſto merkwürdiger wegen der Folgen, die ſie nicht hatte. Alle Welt glaubte, daß die flüchtige Oeſterreichiſche Armee würde verfolgt und aufgerieben, die eingeſchloſſene aber durch Feuer und Hunger zur Uebergabe gezwungen werden; allein das Kriegsglück vereitelte ſehr geſchwind die Hoffnungen der Preußen, und flößte ihren Feinden neuen Muth ein. Durch die Schlacht bey Prag verlohr jedes Heer einen vortrefflichen Feldherrn; denn auch der Feldmarſchall Brown ſtarb an ſeinen im Gefecht erhaltenen Wunden. Friedrich betrauerte den Tod Schwerins, ſeines Lehrers in der Kriegskunſt, von dem er zu ſagen pflegte: „Er würde ein „vollkommener Feldherr ſeyn, wenn er nur „jemand neben ſich leiden könnte.„ Nach geendigtem Kriege ließ ihm der König in Berlin auf dem Wilhelmsplatz eine marmorne Bildſäule errichten.

Man hat den Tod dieſes Heerführers mit der Aufopferung des Decius verglichen. Ohne der heldenmüthigen That des Preußiſchen Feldherrn etwas von ihrem Werth zu entziehen, iſt es augenſcheinlich, daß die Vergleichung ſehr unpaſſend iſt. Dem Deutſchen Heerführer war trotz der Gefahr, in die er ſich begab, nicht die Hoffnung benommen ſie zu überleben; auch theilten die ihn begleitenden Soldaten ſolche mit ihm; der Römiſche aber, indem er ſich mitten unter die Feinde ſtürzte, weihete ſich ohne alle Hoffnung dem Tode, dem er nicht entgehen wollte.

Die letzten Augenblicke des ſterbenden Brown wurden ihm durch die Anweſenheit des Heeres in Prag ſehr verbittert. Unter den heftigſten Schmerzen rieth er unaufhörlich, daß alle Truppen ſogleich herausſtürmen, und die Cavallerie ſich in der Nacht durchſchlagen ſollte. Dieſer Rath, ohne allen Zeitverluſt mit vereinigter Macht ausgeführt, wäre vielleicht von glücklichem Erfolg geweſen. Die Preußen hatten den Sieg theuer erkauft; ſie waren von der großen Laſt des Tages abgemattet, und befanden ſich bey der Ungleichheit des Bodens nicht in der beſten Schlachtordnung. Der weiſe Rath des Feldmarſchalls aber wurde nicht gehört, und ihm war noch ein trauriges Loos vorbehalten; er mußte noch vor ſeinem Tode die Jammer-Scenen in Prag mit anſehen.

Dieſe ungeheure Stadt hatte nun innerhalb ihrer Mauern ein ganzes Kriegsheer. Nebſt der Prager Beſatzung waren hier über 50,000 Mann beyſammen *), worunter ſich

---

*) Nach einem am 10ten Junius dem Prinzen Carl übergebenen Rapport, beſtand die Beſatzung an die-

alle vornehme Befehlshaber, die Sächſiſchen Prinzen, der Prinz Friedrich von Zweybrücken, der Erbprinz von Modena, ja ſelbſt der Prinz Carl von Lothringen befanden. Eine ſo große Kriegsmacht war ſeit Cäſars Belagerung von Alexia in keiner Stadt unſers Welttheils eingeſchloſſen geweſen. Alle Nationen in Europa, verbündete und neutrale, erwarteten nun ganz außerordentliche Scenen. Friedrich ließ die Stadt, die beynahe zwey Deutſche Meilen im Umfang hat, unverzüglich berennen, und alle Ausgänge mit Batterien beſetzen. Er ließ durch den Oberſten Krockow die feindlichen Heerführer auffordern, ſich zu ergeben. Die Antwort war, man würde ſich bis aufs äußerſte vertheidigen. Anfangs glaubte man in Wien, daß eine ſo gewaltige Armee, wie die eingeſchloſſene Kaiſerliche, die Riegel ihres Kerkers bald zerſprengen würde; allein die nachdrücklichſten, oft wiederhohlten Verſuche, mit Verzweiflung ausgeführt, waren alle fruchtlos, und die durch zahlreiche Batterien

---

ſem Tage, fünf Wochen nach der Schlacht und nach allen gethanen Ausfällen, noch aus 38,720 Mann Infanterie, 1450 Artilleriſten, 5337 Croaten, 3022 theils Dragonern, theils Cuiraſſier-Reitern, und 1049 Huſaren, zuſammen aus 49,578 Mann.

zurückgewieſenen Oeſterreicher mußten immer wieder zu ihrer Quarantaine von Pferdefleiſch zurückkehren. Dieſes war die Nahrung der ganzen eingeſchloſſenen Armee ſchon in den erſten Wochen; die Pferde der Cavallerie und Artillerie wurden geſchlachtet, und das Pfund von ihrem Fleiſche anfangs für zwey, hernach für vier Kreutzer verkauft. Da man einen ſo außerordentlichen Vorfall nie vermuthet hatte, ſo war man darauf gar nicht vorbereitet; die Magazine in der Stadt waren daher ſchlecht gefüllt, die Truppen litten an allem Mangel, und die 80,000 Einwohner ſtanden in Gefahr Hungers zu ſterben.

Die Unordnung unter der Armee in der Stadt war dabey über allen Ausdruck. Um die Preußen aus dem Mansfeldiſchen Garten zu vertreiben, geſchah den 23ſten May in der Nacht ein großer Ausfall, den der General Buttlar commandirte. Das Corps beſtand aus Freywilligen, aus Grenadieren und aus 1000 Croaten, die voranmarſchirten. Dieſe Truppen ſollten eine ſieben Fuß hohe Mauer erſteigen, und man gab ihnen keine Leitern; ſie ſollten feſte Thore erbrechen, und ſie hatten bey ſich weder Zimmerleute noch Aexte. Die Croaten, die ihre körperlichen Fähigkeiten von

Jugend an durch Klettern, Springen, Schwimmen und andere Leibesübungen ſehr ausbilden, ſtrengten hier ihre Kräfte an; die Mauer war bald erſtiegen, und nun ſtürzten ſie ſich unter die Feinde. Der Widerſtand der Preußen und der Mangel an Aexten machte jedoch dieſe Tapferkeit fruchtlos; denn da die Thorwege des Gartens nicht geöffnet wurden, mußten die andern Truppen jenſeit der Mauer bleiben. Dieſe vom General Materni angeführten Soldaten wollten draußen nicht müßig ſeyn, und ohne Rückſicht auf ihre brave Kriegsgefährten, warfen ſie auf Materni's Befehl eine große Menge Grenaden über die Mauer, wodurch einige hundert Croaten theils getödtet, theils verwundet, und den Preußen die Arbeit erleichtert wurde, die überlebenden aus dem Garten zu vertreiben. Nun fielen dieſe auf ihre Grenadiere zurück, die durch die blaue Kleidung in der Morgendämmerung betrogen, einen zweyten Irrthum begingen, und ihre wackere Mitſtreiter mit einem Kugelregen empfingen. Die Croaten wären alle aufgerieben worden, wenn die Preußen ihrer Verfolgung kein Ziel geſetzt hätten. So war die Unordnung und Verwirrung unter dem eingeſchloſſenen Heer; die ſchlechten ſinnloſen Anſtalten dieſer Nacht mußten mißglücken. Um ſie aber zu entſchuldigen, und ſie von den Generalen abzuwälzen, gab man alles Mislungene den ſogenannten Gutgeſinnten für den König von Preußen Schuld, deren es jedoch weder in der Stadt unter den Bürgern, noch bey der Armee gab.

Die in Prag anweſenden Prinzen hatten alle ihr Quartier im Clementino, einem Jeſuiten-Collegio von ungeheurer Größe. Die Lage dieſes Gebäudes ſchützte die Bewohner deſſelben hinreichend gegen die feindlichen Bomben; dennoch trieb man die Vorſicht ſo weit, die Fenſter mit Miſt und Bretern zu verwahren. Dieſe Abwendung aller nur erdenklichen Gefahr, und die trotz der öffentlichen Noth wohlbeſetzten Tafeln, erzeugten bey den jungen Prinzen Langeweile. Um die Zeit zu verkürzen, liefen ſie auf den langen Gängen des Collegiums nach dem Ziele. Der Preis des Siegers war ein Handkuß von dem Ueberwundenen; oder ſie bekriegten ſich mit Handſpritzen; oft auch übernahmen ſie die Stelle eines Meßdieners, oder Miniſtranten, beym Meßleſen. Der Erbprinz von Modena nahm jedoch an dieſen Ergötzungen keinen Theil. Er war krank, aber dennoch unabläſſig beſorgt, die Leiden ſeiner Mitmenſchen zu mildern: Sein

Vorrath von Wein wurde unter die verwundeten Soldaten vertheilt. Dies Beyſpiel blieb ohne Nachahmung; dagegen das andächtige des Prinzen Carl von Lothringen deſto häufiger nachgeahmt wurde, der täglich die Meſſe hörte.

Dieſe gottesdienſtlichen Uebungen und andere Zerſtreuungen verringerten die Sorgfalt für die mit allen Arten des Elends kämpfende Armee, und für die von einem mächtigen Feinde bedrängte Stadt, dermaßen, daß die einfachſten Vertheidigungs-Anſtalten vernachläſſigt wurden. Ein ſehr gemeiner Zufall, der Spatziergang eines klugen Mönchs, in den erſten Tagen der Belagerung, rettete Prag und die Monarchie. Dieſer in der Litterär-Geſchichte nicht unbekannte Mann, Namens Setzling, ward eine Staubſäule gewahr, die ſich dem nördlichen Theil der Stadt näherte. Er hielt dieſe Erſcheinung ſogleich für eine Colonne Preußen, deren Abſicht ſey, das Belvedere, eine Anhöhe an der Moldau, zu beſetzen. Dieſe wichtige Anhöhe, ſo wie das daranſtoßende Dorf Buben, befanden ſich ohne alle Truppen. Setzlings Vermuthung wurde beſtätigt, nachdem er die Sternwarte mit ſeinem Fernrohr beſtiegen hatte. Er eilte die Anzeige zu machen; und erſt jetzt mußten einige tauſend Croaten Anhöhe und Dorf in Beſitz nehmen, wodurch die Abſicht der Preußen vereitelt wurde, die ſonſt längs dem Ufer der Moldau, in den Theil von Prag, die kleine Seite genannt, eingedrungen ſeyn würden. Die Ueberrumpelung einer mit einem Heer von 50,000 geübten Kriegern beſetzten Stadt, und zwar am hellen Tage, in den Jahrbüchern der Kriege nie erhört, und für jeden Soldaten unbegreiflich, wäre von der lebenden Generation kaum geglaubt, und von der Nachwelt als Erdichtung betrachtet worden.

Von dieſem Tage an wurde die Sternwarte beſtändig, nicht mit Officieren, oder wegkundigen Männern, ſondern mit vier Huſaren beſetzt, die mit Fernröhren alles beobachten, und alle Viertelſtunden Rapport abſtatten mußten.

Prag, ein Ort, als Feſtung unbedeutend, aber als Bruſtwehr von 50,000 Mann ein furchtbarer Gegenſtand, wurde nun, nachdem das Geſchütz aus Dresden angelangt war, förmlich belagert, und enger eingeſchloſſen. Da man den Endzweck hatte, die Magazine dieſer Hauptſtadt zu verbrennen, und die dort herrſchende große Unruhe zu vermehren, ſo warf man Bomben und glühende Kugeln in die Stadt, die viele Häuſer in Brand ſteckten, und eine fortdauernde Feuersbrunſt unterhielten. Die Preußen konnten des Nachts das Geſchrey und Wehklagen der Einwohner deutlich hören. Zwölftauſend derſelben wurden aus der Stadt gejagt, um die Hungersnoth zu vermindern; allein die Canonen-Kugeln der Belagerer trieben ſie in ihr Elend wieder zurück. Nach einer dreywöchentlichen Belagerung lag die ganze Neuſtadt und Judenſtadt in der Aſche; auch einige Vorrathshäuſer mit Proviant waren dabey im Rauch aufgegangen. Viele unſchuldige wehrloſe Menſchen, Greiſe, Weiber und Kinder, wurden durch die Bomben getödtet, oder in den Häuſern zerſchmettert. Die Unruhe in dieſer unglücklichen Stadt war daher unausſprechlich. Alle Straßen waren mit Wagen und Pferden bedeckt, die Kirchen lagen voller Verwundeten und Kranken, und der Tod räumte unter Menſchen und Vieh wie bey der Peſt auf. Die Geiſtlichkeit, der Magiſtrat, die Bürgerſchaft, alles flehete den Prinzen Carl um Erbarmen, das er zwar hatte, jedoch hier nicht werkthätig zeigen konnte. Er verſuchte zu capituliren, und verlangte einen freyen Abzug. Friedrich wollte von dieſem nichts hören, und ſchlug ſeinerſeits Bedingungen vor, die man nicht glaubte annehmen zu können.

Die Preußen hatten indeſſen außer den Feinden auch die Elemente zu bekämpfen. Ein grauſamer Sturm, mit entſetzlichen Regengüſſen vergeſellſchaftet, riß ihre Zelter in Stücken, und überſchwemmte das Lager. Wolkenbrüche ergoſſen ſich und ſchwollen die Moldau ſo heftig an, daß ſie auf hundert Schritt weit aus ihren Ufern trat, wodurch die bey Branick geſchlagene Preußiſche Schiffbrücke zertrümmert, und die Pontons vom Strom fortgeriſſen wurden. Der Lauf ging den Fluß herab nach Prag zu, wo die Oeſterreicher deren vier und zwanzig auffingen; zwanzig andere aber entgingen ihnen, die von den Preußen wieder erhaſcht wurden. Die Belagerten wurden durch dieſe Beute nicht gebeſſert. Ihr Zuſtand verſchlimmerte ſich täglich, ja ſtündlich, und die vielen Feldherren in Prag, die unaufhörlich Kriegsrath hielten, wußten keinen Rath mehr. Die Hoffnung dieſer Truppen, ſich mit Gewalt den Weg aus der Stadt zu bahnen, war verſchwunden, und das Vertrauen auf die Daunſche Armee, die bey Kollin ſtand, nur ſehr geringe. Ein großer durch Kriegswuth geleiteter Ausfall, der in der Nacht vom erſten Junius, unter Anführung ihrer beſten Generale, von der halben Beſatzung geſchahe, das heißt, von einer Armee, womit man beide Halbinſeln von Indien erobern könnte, war ſo fruchtlos, wie alle andere. Die Oeſterreicher fochten fünf Stunden lang wie Verzweifelte; allein ſie mußten wieder zurück. Aber auch ſelbſt das glücklichſte Durchbrechen durch die Preußiſchen Schaaren hätte den Oeſterreichern keine Vortheile verſchafft, weil es ihnen an Cavallerie, an ſchwerem Geſchütz, und was noch übler wie alles war, bey ausgehungerten Körpern gänzlich an Proviant fehlte. Ein anhaltend glücklicher Marſch bey dieſen mangelnden Bedürfniſſen, und zwar im Angeſicht eines überlegenen, mit allem verſehenen, und ſehr unternehmenden Feindes, war eine Unmöglichkeit. Nichts blieb alſo den Eingeſchloſſenen übrig, als ſich dem Schickſal zu überlaſſen.

So war die kritiſche Lage der Kaiſerin Maria Thereſia. Alle Päſſe ihres Königreichs Böhmen nach der Lauſitz, nach dem Voigtlande, nach Sachſen, und nach Schleſien, im Beſitz der Preußen; der Kern ihrer Kriegsmacht und ihre vornehmſten Befehlshaber in Prag eingeſperrt, ihre übrigen Truppen geſchlagen, muthlos, und in kleine Haufen zerſtreut, denen es ſogar auf ihrem eignen Boden an Unterhalt fehlte; die Hauptſtadt von Böhmen durch Hunger und Feuer aufs äußerſte gebracht, das darin eingeſchloſſene Heer auf dem Punct ſich zu Kriegsgefangenen zu ergeben, und das ganze Königreich nebſt den daranſtoßenden Oeſterreichiſchen Provinzen dem Schickſal nahe, dem Sieger unbedingt unterworfen zu werden. Von Sachſen her war alle Hülfe ganz abgeſchnitten, alle Kaiſerliche Erbländer offen, und dem Feinde bloßgeſtellt; ja Wien ſelbſt nicht gegen eine Belagerung geſichert. Man hielt die Preußen, die ſeit 1741 in acht Schlachten geſiegt, und noch keine einzige verlohren hatten, jetzt für unüberwindlich, und ihrem Könige alles zu thun möglich. Die Beſtürzung in dieſer Kaiſerſtadt war daher unausſprechlich; man glaubte den Sieger bereits vor den Thoren dieſer Reſidenz zu ſehen, und ſchon dachte man auf Mittel, ihm mit großen Aufopferungen den Frieden anzutragen.

Dieſe günſtige Glückslage Friedrichs vereitelte er ſelbſt durch einen übereilten Entſchluß, den nur die ihm drohende Gefahr entſchuldigen konnte. Die Belagerung von Prag zögerte länger, wie er geglaubt hatte; er wußte, daß die Ruſſen, die Schweden, die Franzoſen, und die Reichstruppen, ſich von allen Seiten ſeinen Staaten näherten. Jeder Tag war ihm koſtbar. Noch nie im Schlachtfelde überwunden, dachte er kaum an die Möglichkeit einer Niederlage. Er ließ daher den größten Theil ſeines Heers bey Prag ſtehen, um die Belagerung fortzuſetzen, und ging mit 12,000 Mann, um zum Herzog von Bevern zu ſtoßen, mit ihm den Feldmarſchall Daun anzugreifen, und ſo alle Hoffnungen der Belagerten auf einmal zu vernichten.

Dieſer Feldherr war aus Mähren mit 14,000 Mann gekommen, in der Abſicht, zu dem großen Kaiſerlichen Heer zu ſtoßen. Am Tage der Prager Schlacht befand er ſich nur noch vier Meilen von Prag. Dieſe Nähe begünſtigte die Rettung der vom Schlachtfelde entflohenen Oeſterreicher. Die Zahl dieſer Flüchtlinge war 16,000. Er zog ſie an ſich; hiezu ſtießen mehrere kleine Corps aus den Kaiſerlichen Erbländern; ſelbſt die aus drey Bataillons beſtehende Beſatzung von Wien mußte jetzt nach Böhmen, und überließ einigen Invaliden die Kaiſerliche Burg, ſonſt der Wohnſitz des Stolzes, zu bewachen. Nach allen dieſen Verſtärkungen, lagerte ſich Daun 60,000 Mann ſtark auf den Bergen bey Kollin, wo er ſich ſorgfältig verſchanzte. Die dieſem General eigne Behutſamkeit, und ſeine eingeſchränkte Fähigkeiten zum Offenſiv-Kriege, machen es höchſt wahrſcheinlich, daß er nichts großes, wenigſtens nichts wirkſames, zu Befreyung der Belagerten unternommen haben würde, ſo gemeſſen auch hierüber die Befehle ſeines Hofes waren. Hiezu kam, daß ſeine Truppen muthlos geworden waren, und der Nahme Preuße fürchterlich in ihren Ohren klang. Der Herzog von Bevern, der ihm mit 20,000 Preußen entgegengeſchickt war, benutzte dieſe Vortheile, und nahm gleichſam vor Dauns Augen einige anſehnliche Magazine weg. Die leichten Truppen der Oeſterreicher waren jedoch nicht unthätig. Unter andern griffen 4000 Croaten eine Menge Preußiſcher Proviant-Wagen an, die der Major Billerbeck zur Armee führte. Er hatte nur 200 Infanteriſten bey ſich; mit dieſen aber trotzte er der ſo ſehr überlegenen feindlichen Macht, vertheidigte ſich drey Stunden, und langte ohne allen Verluſt im Preußiſchen Lager an. Der König, an der Spitze ſeiner mitgebrachten Truppen, vereinigte ſich endlich mit der Bevernſchen Armee, und nun rückte er den 18ten Junius auf den Feind los.

Daun hatte inzwiſchen ſeine Stellung verändert; eine ſeiner Linien ſtand auf dem Abhang der Berge, die andere auf dem Gipfel derſelben. Vor ſeiner Fronte waren Dörfer, Hohlwege, und ſenkrechte Anhöhen, zum Theil unerſteiglich; eine zahlreiche Artillerie, die ein erſchreckliches Feuer machte, ſchien vollends allen Angriffen ein Ziel zu ſetzen. Dennoch geſchahe unter Anführung des General Hülſen der Angriff auf den Oeſterreichiſchen rechten Flügel, nachdem der König um dieſen Poſten herumgegangen war, mit einem Muthe, der von keinem Volke auf Erden je übertroffen worden, und der die Feinde in Erſtaunen ſetzte. Dieſer große Tag war des Preußiſchen Nahmens vollkommen würdig. Vielleicht war ſeit der Schlacht von Arbela, wo auf Aſiens Feldern Griechiſche Tactik das Schickſal ſo vieler Königreiche der Vorwelt entſchied, nie Heldenmuth und Kriegskunſt in einem ſo hohen Grad vereinigt geweſen. Siebenmal griffen die Preußen den ſo überaus vortheilhaft poſtirten Feind an, und wenn der gräßliche Kugelhagel alles über den Haufen warf, und die

Bataillone immer zurückſchmetterte, ſo war dies kein Weichen, ſondern bloß eine zurückziehende Bewegung, um ſich wieder in Ordnung zu ſtellen, und von neuem anzugreifen. Voll kriegeriſcher Wuth, die das Menſchengefühl erſtickte, kletterte man über die Leichenhügel der Erſchlagenen, als ob es Erdhaufen wären. Die Tapferkeit und die Kriegskunſt aber entſchieden nicht den Ausgang dieſes denkwürdigen Tages, ſondern Zufälle. Die Preußen hatten ſchon ſehr große Vortheile erlangt; der rechte Flügel des Feindes war geſchlagen, und das aus Cavallerie beſtehende Corps des General Nadaſti vom General Ziethen über den Haufen geworfen, und bis Kollin getrieben, ſo daß es ganz von Launs Armee getrennt war, und ſchon beſchloß dieſer Feldherr ernſtlich den Rückzug; die Adjutanten flogen mit den dahin abzweckenden Befehlen von Flügel zu Flügel. Schon führte man das Geſchütz ab, und der geheime Befehl an die Generale, von Dauns eigner Hand mit Bleyſtift geſchrieben, war: „Die Retraite iſt nach Suchdol,„ als die Schale, worin die Schickſale der Menſchen und der Staaten gewogen werden, auf einmal ganz unerwartet zu Friedrichs Nachtheil ſtieg.

Des Königs weiſe Dispoſitionen wurden nie ſo ſchlecht als an dieſem Tage befolgt. Der rechte Flügel ſollte den linken nicht durch Thätigkeit, ſondern durch eine zurückgezogene Stellung unterſtützen; eine wirkſame Unthätigkeit von Griechiſcher Erfindung, ſinnreich erdacht, und zu den höhern Geheimniſſen der Tactik gehörig. Es geſchah nicht. Der Prinz Moritz von Deſſau, einer ſeiner vornehmſten Generale, ließ ſich durch die Unbeſonnenheit des General Manſtein verführen, der in den koſtbarſten Augenblicken eine Croaten-Jagd vornahm. Moritz brach die Linie durch kriegeriſche Hitze verleitet, und hielt mit ſeinen kampfdürſtenden Schaaren ſtille, um Manſtein zu unterſtützen, zu eben der Zeit, da er ſich ohne zu fechten in unzertrennlicher Verbindung mit der zuſammenhangenden ungeheuern Schlachtmaſchine ruhig fortbewegen ſollte. Die ganze Preußiſche Armee bekam dadurch eine falſche Richtung. Hieraus entſtanden Unordnungen aller Art. Man griff da an, wo kein Angriff geſchehen ſollte.

Die Oeſterreicher bezeigten ſich überaus tapfer. Das Ungariſche Infanterie-Regiment Haller hatte alle Munition verſchoſſen. Es fehlte an Anſtalten in der Geſchwindigkeit damit verſorgt zu werden. In dieſer Lage nahmen die braven Ungarn, die ſich nicht zurückziehen wollten, ihre Zuflucht, nicht zum Bajonet, ſondern zu dem mehrgewohnten Säbel, wobey ſie das Gewehr über die Schultern warfen. So drangen ſie mit hellem Haufen in die Preußen, und richteten ein großes Blutbad an, das jedoch einen ſchrecklichen Ausgang für ſie hatte; denn der größte Theil dieſes Regiments fiel unter den Schwertſtreichen der Preußiſchen Cavallerie.

Die durch den Kugelhagel ſehr verdünnten Preußiſchen Bataillone formirten kleine Haufen mit großen Oeffnungen, deren ſich die Preußiſchen Cavallerie-Regimenter gelegentlich bedienten, um in den Feind einzuhauen. Die Normannſchen Dragoner, eine in allen Preußiſchen Feldzügen durch die ſeltenſte Tapferkeit ausgezeichnete Kriegsſchaar, thaten dies mit vielem Glück, zerſtreueten den Feind, ſowohl Fußvolk als Reiterey, und eroberten Fahnen. Ein Preußiſches Cuiraſſier-Regiment folgte dieſem Beyſpiel, gerieth aber unter eine Batterie, die mit Kartätſchen die geharniſchten Reiter, Mann und Roß ſo haufenweiſe zu Boden ſtreckte, daß alles zurückſtürzte. Dies verurſachte eine erſtaunliche Unordnung, wodurch die hintenſtehenden Infanterie-Regimenter, Heinrich und Bevern, über den Haufen geworfen wurden. Die durch mannigfaltige Fehler verletzte Schlacht-Diſpoſition, vermehrte jetzt die Verwirrung, die auf dieſem rechten Flügel der Preußen immer weiter um ſich griff. Einige Sächſiſche Regimenter Cavallerie, die ſich bey Dauns Heere befanden, und vor Begierde brannten, ſich mit den Preußen zu meſſen, brachen nun ohne erhaltene Ordre los, und ſtürzten auf den Feind. Der Oberſt-Lieutenant Benkendorf, Befehlshaber des Dragoner-Regiments Carl von Sachſen, gab eigenmächtig dieſen für den ganzen Krieg entſcheidenden Befehl.

Wenn es der Reiterey glückt in Infanterie einzuhauen, ſo bleibt der letztern nichts übrig als zu fliehen, widrigenfalls iſt ihr Loos Tod oder Gefangenſchaft. Dies war ein natürlicher Grundſatz bey allen im Kriege berühmten Nationen bis auf die Schlacht von Kollin, wo die hohe Diſciplin der Preußen mit ihrer Tapferkeit in gleichem Schritte ging. Man ließ ganze Schwadronen Reiter eindringen, und mitten unter dieſem Gewühl von Menſchen und Pferden, die den Tod droheten, formirten die Leibwache des Königs, die Regimenter Bevern, Heinrich und Hülſen, mit der ſeltenſten Gegenwart des Geiſtes, geſchloſſene Vierecke, und feuerten auf den Feind pelotonweiſe nach dem Reglement, und mit einer ſo bewundrungswürdigen Ordnung, als ob ſie bey einer Muſterung geweſen wären. In dieſen lebendigen Mauern, die Vernichtung ſprüheten, eingeſperrt, ſtürzten Roß und Mann übereinander, und formten Leichenhügel im innern, dem Tode geweiheten, Bezirk. Dieſe muthigen Reiter hatten ſich ſelbſt in dieſen magiſchen Kreis gleichſam gebannt, und ſahen keine Möglichkeit zu entrinnen. Es kam aber mehr Cavallerie den Sachſen zu Hülfe, und fiel die Preußen von vorne und im Rücken zugleich an, ſo daß dieſe endlich dem ungleichen Kampf unterliegen mußten.

Die Sächſiſchen Dragoner ſchnaubten nach Rache. Die zwölf Jahr zuvor in Schleſien in Verbindung mit den Oeſterreichern erlittene Niederlage, wo das Loos der Sachſen traurig war, ſchwebte noch in dieſer Krieger Andenken, daher man jetzt viele bey ihren alles zerfleiſchenden Säbelhieben ausrufen hörte: „Dies iſt „für Striegau!„ Alles was dieſe Reiterey nur erreichen konnte, wurde niedergemetzelt, oder gefangen genommen. Das erſtere Schickſal hatte Friedrichs Leib-Garde, die aus tauſend der ſchönſten Menſchen beſtand, größtentheils Ausländer, allein in der Potsdamſchen Kriegsſchule gebildet, und mit militairiſchem Ehrgeitz gepanzert. Dieſer trat hier an die Stelle der Vaterlandsliebe. Sie fochten, da ſchon alles um ſie her das Feld geräumt hatte, bis ſie den Geiſt aufgaben; ſodann deckten ſie mit ihren ſchönen Leibern, in Reihen und Gliedern geſtreckt, ihren blutigen Schlachtplatz. So wie Pyrrhus, da er zum erſtenmahl Roms Legionen bekämpfte, die erſchlagenen Römer mit Erſtaunen betrachtete, ſo blickten Thereſiens Feldherren auf die mit dem Geſicht gegen den Feind gewandten Leichname der erlegten Preußiſchen Leib-Trabanten, von denen nur zweyhundert und funfzig dieſen Tag überlebten.

Die Preußen überließen den Oeſterreichern das Schlachtfeld. Es war neun Uhr des Abends, und der nichts davon ahnende linke Flügel der Preußiſchen Armee, der geſiegt hatte, unter Commando des General Hülſen, machte ſich fertig ein Lager zu beziehen und Victoria zu ſchießen; ja einige Cavallerie-Regimenter wollten bereits abſatteln, als die ſchreckvolle Nachricht bey ihnen anlangte, daß die Schlacht verlohren ſey, und man ſich zurückziehen ſolle. Der Prinz Moritz ſprengte in Perſon herbey den ſo unerwarteten Befehl zu ertheilen. Dieſer ſieghafte Theil der Armee formirte eine Linie und trotzte gleichſam dem Feinde. Der Oeſterreichiſche Soldat aber ſchien es ſelbſt zu fühlen, daß man nicht auf halben Wege ſtehen bleiben müſſe, daher ſtiegen die Truppen ihres rechten Flügels aus eigener Bewegung von den Anhöhen herab, um die Preußen anzugreifen; ſie wurden aber durch ein Zetergeſchrey Halt! Halt! zurückgerufen. Die feindlichen Anführer, denen ein Preußiſcher Abzug vom Schlachtfelde einen ganz neuen Anblick gewährte, ſahen dieſem unerwarteten Schauſpiel ruhig zu, ſo daß Friedrich mit dieſem Theil ſeines Heeres, das bis in die Nacht den Wahlplatz behauptet hatte, ungeſtört abmarſchiren konnte; ein Rückzug, der mit ſo viel militairiſcher Klugheit und Ordnung geſchah, daß die großen Thaten des Tages dadurch gekrönt wurden. Sein Verluſt an dieſem Tage war 8000 Mann ſeiner beſten Infanterie, an Canonen büßte er nur ſechzehn ein, die man wegen der todtgeſchoſſenen Pferde nicht fortbringen konnte. Die Oeſterreicher zählten 9000 Todte und Verwundete. Die Sachſen hatten auch viel verlohren; ihnen war auch die Ehre des Tags vorzüglich zuzuſchreiben; dieſer Nation, die alſo innerhalb Jahresfriſt bey Pirna und Kollin, zweymahl die Oeſterreichiſche Monarchie rettete.

Den ſieggewohnten Preußen war dies noch nie erlebte Unglück überaus ſchmerzhaft; es ſchien ihnen der Vorbote einer traurigen Zukunft zu ſeyn. Viele hohe und niedrige Befehlshaber, die bisher die von allen Seiten anrückenden Feinde wenig geachtet hatten, weil ſie das Glück an Friedrichs Triumphwagen gefeſſelt zu ſeyn glaubten, wurden jetzt beſtürzt; ſie erinnerten ſich des eben ſo durch Glück und ſteten Sieg ausgezeichneten Carls des zwölften, der, ohne die Schaaren ſeiner Feinde zu zählen, neun Jahre lang alles ſeinem Muth unterwarf, bis ihm an einem unglücklichen Tage dieſe blinde Göttin auf einmahl den Rücken zuwandte, und ihn auf ewig verließ. Hierauf machten ſie die ſchreckliche Anwendung, und ſagten: „Dies iſt unſer Pultawa.„

In Nimburg ſammelte der König ſeine zerſtreueten Truppen. So wie der aus der Römiſchen Welt verbannte Marius auf den Ruinen von Carthago ſaß, und ſein Schickſal überdachte, ſo ſaß Friedrich hier auf einer

Brunnenröhre tiefdenkend, heftete unverwandt ſeine Blicke auf den Boden, und zirkelte mit dem Stock Figuren in den Sand. Die Zukunft zeigte ihm ſchreckbare Bilder. Endlich ſprang er auf, und ertheilte den ankommenden Soldaten mit heiterer Miene ſeine Befehle. Er muſterte mit tiefgebeugtem Herzen den kleinen Reſt ſeiner Leibwache. Alle Soldaten dieſer auserleſenen Schaar waren ihm perſönlich bekannt; er wußte ihre Nahmen, ihr Alter, ihr Vaterland, ihre Schickſale. Viele hattet er mit ſeiner Zuneigung beehrt, und ihr Glück zu machen beſchloſſen. Alle dieſe Bekannten, die täglichen Gegenſtände ſeines Anblicks und huldreicher Geſpräche, waren nicht mehr. In wenig Stunden hatte ſie der Todesengel gewürgt; ſie hatten wie Helden gefochten, und für ihn waren ſie geſtorben. Nie, bey keinem Unglück ſeines Lebens, wurden Friedrichs Augen naß; dieſe Betrachtungen aber preßten ihm Thränen aus.

Die Freude in Wien war über allen Ausdruck. Es wurden glänzende Feſte gegeben, große Geſchenke ausgetheilt, und Medaillen geſchlagen; alle Officiere, die der Schlacht beygewohnt, erhielten einen monatlichen Sold, die Unterofficiere und Gemeinen funfzehn Kreutzer, alle Verwundete aber einen zweymonatlichen Sold; ja um das Andenken dieſes Erlöſungs-Tages den Oeſterreichiſchen Kriegern immer gegenwärtig zu machen, ſo wurde der Thereſien-Orden geſtiftet, in deſſen Statuten es ausdrücklich geſagt iſt, daß er die Erinnerung an den 18ten Junius der Nachwelt überliefern, ja daß dieſer Tag als der eigentliche Stiftungstag des Ordens betrachtet werden ſoll.

Friedrich ſchrieb bald nach dieſer Schlacht an ſeinen Freund den Lord Marſhall einen merkwürdigen Brief, der ſeine damahligen Empfindungen bezeichnet. Er ſagte darin: „Das „Glück, mein lieber Lord! flößt uns oft ein „ſchädliches Selbſtvertrauen ein. Drey und „zwanzig Bataillone waren nicht hinreichend, „ſechzigtauſend Mann aus einem vortheilhaf„ten Poſten zu vertreiben. Ein andermahl wol„len wir unſere Sache beſſer machen. Das „Glück hat mir dieſen Tag den Rücken zuge„kehrt. Ich hätte es vermuthen ſollen; es iſt „ein Frauenzimmer, und ich bin nicht galant. „Es erklärt ſich für die Damen, die mit mir „Krieg führen. Was ſagen Sie von dieſem „Bündniß wider den Markgrafen von Bran„denburg? Wie ſehr würde der große Frie„drich Wilhelm erſtaunen, wenn er ſeinen En-

„kel mit den Ruſſen, den Oeſterreichern, faſt
„ganz Deutſchland, und hunderttauſend Fran-
„zoſen, im Handgemenge ſehen ſollte? Ich
„weiß nicht, ob es mir eine Schande ſeyn
„wird, zu unterliegen; aber das weiß ich, daß
„es keine Ehre ſeyn wird, mich zu über-
„winden.„

Dieſe philoſophiſche Denkungsart bey einem ſo veränderten Glück entkräftete die Tadler, verminderte ſeine unbewaffneten Feinde, und vermehrte ſeine Bewunderer. Friedrichs Lage war durch dieſen einzigen Tag ſchrecklich geworden; ſeine glücklichen Ausſichten waren auf einmal verſchwunden, und ſein Untergang ſchien nun unvermeidlich. Ja, als wenn ihn das Unglück auf alle Art verfolgen wollte, ſo erhielt er wenig Tage nach der Schlacht die traurige Nachricht von dem Tode ſeiner zärtlich geliebten Mutter, die aus Gram wegen der Zukunft ſich ſeit dem Anfang des Kriegs abgehärmt hatte, und jetzt durch die Niederlage der Preußen den Todesſtreich empfing.

Die Schlacht von Kollin entſchied das Schickſal von Prag, und von dem hier eingeſchloſſenen Heere, dem durch dieſen Sieg gleichſam der Stein vom Grabe gewälzt wurde, ſo daß es wieder auferſtehen konnte. Die Belagerung wurde nun ſogleich aufgehoben. Dies geſchah ſchon am 20ſten Junius früh Morgens, am zweyten Tage nach der Schlacht, nach einer vier und vierzigtägigen Einſchließung. Man hatte 8535 Bomben, 75,039 Haubitz-Grenaden und 93,025 Canonenkugeln auf die Stadt geſchoſſen, wodurch, die eingeſchloſſene Armee ungerechnet, 8000 Einwohner getödtet, oder unter den Trümmern der einſtürzenden Häuſer begraben, und 9000 verwundet worden waren. Der Abzug der Preußen von Prag geſchah jedoch mit großer Ordnung, und nicht heimlich. Sie verließen die Laufgräben und verſchanzten Poſten, mit klingendem Spiel, obgleich nicht ohne Verluſt. Eine Anzahl verwundeter Soldaten und einiges Geſchütz mußte den Feinden überlaſſen werden, die nun aus ihrem Gefängniß eilten, und über die Abziehenden herfielen. Die mißliche Lage der letztern wurde aber durch Friedrichs Diſpoſition ſehr gebeſſert. Der König vertheilte ſehr weislich ſeine Macht, in viele abgeſonderte Corps, und machte dadurch die Feinde irre. Dies erleichterte vorzüglich den Ausmarſch aus dem gebirgigen Böhmen. Hiezu kam die immer fortdauernde Nachläſſigkeit der Oeſterreichiſchen Befehlshaber im Angeſicht eines wachſamen ſehr thätigen Feindes, der alle Gelegenheiten und alle Fehler ſeiner Gegner benutzte. So erhielten die Preußen ganz unerwartet den größten Theil ihrer zurückgelaſſenen Canonen wieder. Dieſe befanden ſich in dem nahe bey Prag liegenden Dorf Tuchomierziz. Der Dorfrichter zeigte es ſogleich nach aufgehobener Belagerung an; allein erſt drey Tage nachher wollte man ſich dieſer Beute bemächtigen. Nun aber war es zu ſpät. Die Bauern kamen dem abgeſchickten Commando mit Wehklagen entgegen; denn die Arriere-Garde der Preußen hatte in dieſem Zwiſchenraum nicht allein das Geſchütz nachgehohlt, ſondern auch alles Vieh aus dem Dorf und der umliegenden Gegend weggetrieben.

Des Königs Blick war nunmehr auf ſeine eigne Provinzen gerichtet, die gedeckt werden mußten; denn Kollin war die Loſung für Franzoſen, Ruſſen, Schweden und Reichstruppen, die Preußiſchen Staaten jetzt mit allem Eifer anzufallen; auch der Reichs-Hofrath erklärte nun förmlich den König für einen Reichsfeind. Die Ruſſen drangen über 100,000 Mann ſtark ins Königreich Preußen ein, das der Feldmarſchall Lehwald mit 30,000 Mann zu vertheidigen verſuchte. Die Haupt-

Armee der Franzoſen hatte faſt ganz Weſtphalen in Beſitz genommen. Eine andere Franzöſiſche Armee vereinigte ſich mit den Reichsvölkern, um in Sachſen einzudringen, und die Schweden ſchifften übers Baltiſche Meer, Pommern anzufallen.

Die Preußiſchen Unterthanen, die bey allen dieſen ſchrecklichen Ausſichten an ihres Königs Glück nicht verzweifelten, die an dem Ruhm ſeiner großen Thaten Theil nahmen, und ſeinen Ruin als den ihrigen betrachteten, beſchloſſen ihn mit Nachdruck zu unterſtützen. Friedrich hatte ſie bisher mit Milde beherrſcht, ihnen viele weiſe Geſetze gegeben, und andere nicht gewöhnliche Königliche Wohlthaten erzeigt; denn damahls dachte man in den Preußiſchen Staaten noch an kein Franzöſiſches Finanz-Syſtem. Dieſe Liebe zu ihrem Könige, ſo wie ihren Patriotiſmus, wollten ſie der Welt vor Augen legen. Die Landſtände in Pommern verſammelten ſich eigenmächtig, und beſchloſſen 5000 Mann Land-Miliz auf ihre Koſten zu errichten, und zu unterhalten. Dieſem Beyſpiel folgten die Landſtände der Mark Brandenburg, die auch 5000 Mann, und die Landſtände von Magdeburg und Halberſtadt, die 2000 Mann lieferten; ſämmtlich Soldaten, die nicht zu den Militair-Cantons gehörten. Alle dieſe Provinzen warben auch eine Anzahl Huſaren an, die den Nahmen Provinzial-Huſaren führten, den ganzen Krieg durch dienten, und ſich unter den Generalen Werner und Belling ſehr auszeichneten. Eine große Schwierigkeit aber ſchien dieſen mannigfaltigen Truppen-Formirungen im Wege zu ſtehn. Es fehlte nämlich allen dieſen verſchiedenen Corps an Officieren; ein Mangel, der jedoch bald erſetzt wurde. Edelleute, die in den Waffen grau geworden, und auf ihren Gütern in Ruhe lebten, eilten herbey, um in höhern oder niedern Graden zu dienen. In Stettin wurde eine kleine Marine errichtet, die aus zwey Fregatten von zwanzig, drey Galeeren von zehn, und neun andern Fahrzeugen von ſechs Canonen beſtand.

Dieſer Patriotiſmus zeigte ſich in der ganzen Monarchie. Um die Königlichen Stutereyen in Preußen zu retten, wurden die Pferde unter die Bauern vertheilt. In den Weſtphäliſchen Provinzen Minden und Ravensberg, die ſich in feindlichen Händen befanden, war die Thätigkeit der Einwohner zwar durch ihre Lage begränzt, allein ſie zeigten doch ihre Geſinnungen dadurch hinreichend, daß ſie, wo ſie nur immer konnten, die Königlichen Einkünfte dem Feinde verbargen, um ſie ihrem Monarchen zuzuſenden. Dies that man auch in allen andern von Feinden beſetzten Provinzen; ferner wollten die Einwohner des Preußiſchen Weſtphalens durchaus keine Deſerteure von den Armeen ihres Königs bey ſich dulden, obgleich dieſe ſich unter Franzöſiſchem Schutz ſicher glaubten; ſie wurden mit Spott und Schande aus dem Lande gejagt, und gezwungen zu ihren Regimentern zurückzukehren. Nach der Schlacht bey Kollin fehlte es der Preußiſchen Cavallerie an Pferden. Der Präſident Blumenthal, jetziger Staats-Miniſter, vermochte die Einwohner von Magdeburg und Halberſtadt, dem König ihre Pferde zu liefern. Der Adel, die Domherren, die Bürger, die Bauern, alle beeiferten ſich um die Wette, ihrem Monarchen dies Opfer zu bringen; man entſpannte Wagen und Caroſſen, entſagte auf eine Zeitlang dieſer Bequemlichkeit, und ſandte die Pferde, vier tauſend an der Zahl, zum Dienſt der Reiterey.

Der Feldmarſchall Brown war nun todt, und die Oeſterreichiſchen Heere ſtanden jetzt unter den Befehlen des Prinzen Carl und Dauns. Dieſe Feldherren hatten nun nach dem Abzug

Friedrichs aus Böhmen wieder Kräfte geſammelt, und wollten ſeine Entfernung benutzen; ſie drangen in die Lauſitz, die der Prinz von Preußen, der älteſte Bruder des Königs, an den Böhmiſchen Gränzen mit einem ſtarken Corps deckte. Es wurden aber Preußiſcherſeits bey demſelben in Märſchen und Stellungen einige große Fehler gemacht, wodurch der Paß von Gabel verlohren ging. Der General Puttkammer vertheidigte ihn mit vier Bataillons gegen 20,000 Oeſterreicher drey Tage lang aufs hartnäckigſte, mußte aber endlich der Menge unterliegen, da er keine Unterſtützung erhielt. Nach dieſem Unfall verließen die Preußen Böhmen, und zogen nach der Lauſitz, nicht ohne Verluſt ihrer Bagage und Pontons, die in den Hohlwegen und zwiſchen den ſteilen felſigen Gebirgen in Stücken brachen. Bey Bautzen ſtieß der König endlich zu dieſem Corps, äußerſt unzufrieden mit dem Vorgefallenen. Er empfing die unter ſeinem Bruder commandirenden Generale ſehr übel, und bediente ſich des Ausdrucks, ſie hätten verdient die Köpfe zu verlieren, wobey er nur allein den General Winterfeld ausnahm; dem Prinzen aber, deſſen Fehler Unentſchloſſenheit geweſen war, zeigte er ein ſo ernſthaftes Geſicht, daß ſich dieſer ſogleich von der Armee entfernte, und nach Berlin ging, allwo er im folgenden Jahre ſtarb.

Die Daunſche Armee belagerte indeſſen Zittau, eine der blühendſten Manufactur-Städte in Deutſchland, worin ſich ein Preußiſches Magazin befand. Die Wuth der Feinde ging ſo weit, daß ſie, um dieſen offenen, mit einigen Bataillons beſetzten, und einem Bundsgenoſſen gehörigen Ort zu haben, Bomben und glühende Kugeln in großer Menge in die Stadt warfen, ſo daß dieſe zierliche, reiche, mit arbeitſamen Menſchen vollgepfropfte Stadt, in wenig Stunden einen bloßen Aſchenhaufen darſtellte; eine Barbarey, wozu ſie durch den anweſenden Prinzen Xavier von Sachſen, der die Einwohner der Oeſterreichiſchen Sache nicht geneigt zu ſeyn glaubte, ſelbſt aufgemuntert wurden. Ueber dreyhundert Bürger wurden unter den Ruinen der Häuſer begraben, von denen nur ſechzig ſtehen blieben. Der Verluſt des ſo muthwillig verheerten Eigenthums war ungeheuer; er betrug an zehn Millionen Reichsthaler. Die Preußiſche Beſatzung ſchlug ſich durch die ſie umringenden Feinde, und nur ein kleiner Theil derſelben, der wegen der wüthenden Flammen nicht zu den andern ſtoßen konnte, wurde gefangen. Alle dieſe Unfälle riefen den König zur äußerſten Thätigkeit auf. Er wollte den ungleich ſtärkern ſehr verſchanzten Feind durchaus angreifen, und rückte daher ganz nahe an deſſen Lager bey Oſtritz. Einige Generale aber, deren Gutachten er wider ſeine Gewohnheit verlangte, ſtellten ihm die Gefahr und das Fruchtloſe dieſer wahrhaft verwegenen Unternehmung ſo ernſtlich vor, daß er ſeinen Vorſatz aufgab.

Der nachher ſo berühmt gewordene Laudon trat jetzt an der Spitze von 2000 Croaten zuerſt auf, poſtirte ſich am Fuß der Böhmiſchen Gebirge, und machte die nach Sachſen führende Landſtraße unſicher. Dieſe Croaten ſtießen auf den mit Wunden bedeckten General Manſtein, der die Niederlage von Kollin verurſacht hatte, und ſich jetzt von 200 Recruten eſcortirt nach Sachſen begeben wollte. Laudon griff ihn an und zerſtreute die Bedeckung. Der mit Bandagen umhüllte Manſtein ſprang aus dem Wagen, wehrte ſich wie ein Verzweifelter, und ungeachtet man ſeines Lebens ſchonen wollte, ſo war er doch taub gegen alles Zurufen, und ſo wurde er niedergemacht. Laudon wurde nach dieſem glücklichen Vorfall zum General ernannt. Das ihm von Wien überſandte Patent fiel den Preußiſchen Huſaren in die Hände. Der König ſchickte es aber durch einen Trompeter an Laudon, und ließ ihm zu ſeiner Erhebung Glück wünſchen.

Friedrich ging nun auf Daun los, der ein ſehr feſtes Lager an der Neiße bezogen hatte. Hier wurde er von den Preußiſchen leichten Truppen ſehr beunruhigt. Der Preußiſche General Werner, der ſich in dieſem Kriege ſo ſehr ausgezeichnet hat, ein gebohrner Ungar und Proteſtant, führte beſonders dies Geſchäfft mit Eifer aus. Er hatte den Kaiſerlichen Dienſt verlaſſen, wo man mehr auf ſeine Religion, als auf ſeine Verdienſte ſah, und ſeine Beförderung verzögerte. Zu dieſer Zurückſetzung kam der ihn verfolgende Haß des Generals Nadaſti, und nun ging Werner in Preußiſche Dienſte, wo ihn der König mit Vergnügen aufnahm. Ehrgeitz, Haß und Rache, vereinigten ſich jetzt bey dieſem General, um den Feinden Preußens, die nun auch die ſeinigen waren, ſeinen Werth und ihren Verluſt zu zeigen. Vorzüglich war Nadaſti ſein Augenmerk; ihn gefangen zu nehmen, war der größte ſeiner Wünſche. Raſtlos verfolgte er ihn auf Märſchen und in Quartieren, wo er ihm oft in der Nacht auf ungebahnten Wegen im Rücken erſchien, und ihn unaufhörlich beunruhigte, ja mehr als einmahl auf dem Punct war, ſeinen großen Wunſch erfüllt zu ſehn. So auch jetzt. Er entkam mit Mühe; ſeine ganze Bagage aber, und deren Bedeckung, fiel in Werners Hände. Man fand darunter Briefe von der Königin von Pohlen, worin ſie dieſem General allerhand Nachrichten gab, und Ueberfallungs-Entwürfe mittheilte. Man hatte ſchon vorher mehrere dergleichen Briefe von dieſer Prinzeſſin aufgefangen, worin ſie, zu eben der Zeit, da ſie den König alle Morgen durch ihren Ober-Hofmeiſter Queſtenberg complimentiren ließ, die Sächſiſchen Regimenter im Preußiſchen Sold zur Revolte, die andern Soldaten aber unter der Hand zur Deſertion aufmuntern ließ. Finck, der Preußiſche Commandant in Dresden, mußte dieſe jetzt aufgefangenen Original-Briefe der Königin vorzeigen, und es wurden nun, um die fernere dem König ſo nachtheilige Correſpondenz einzuſchränken, ernſtliche Maaßregeln genommen, die einem Verhaft nicht unähnlich waren. Der Schreiber der Briefe, der Kammerjunker Schönberg, der hier bloß Königliche Befehle befolgt hatte, wurde jedoch feſtgenommen, und nach Spandau gebracht, wo er den ganzen Krieg über aushalten mußte, durch einen Separat-Friedens-Artikel loskam, und ſodann für ſein Leiden von ſeinem Hofe einen großmüthigen Erſatz erhielt.

Daun blieb unbeweglich in ſeinem feſten Lager. So ſehr der König eine Schlacht wünſchte, ſo ſorgfältig vermied ſie der Ka[illegible]liche Feldherr, der nie geneigt war, ſich mit den Preußen im freyen Felde zu ſchlagen; am wenigſten jetzt, da verbündete Armeen aus allen Himmels-Gegenden im Anzuge waren. Ein Franzöſiſches Corps war ſchon bis Erfurth gekommen, und andere Armeen dieſes Volks folgten aus Weſten nach; die Reichstruppen rückten aus Süden, die Ruſſen aus Oſten, und die Schweden, die ſchon in Pommern angelangt waren, aus Norden heran.

Drittes Buch.

In Frankreich hatte man indeſſen die ernſtlichſten Beſchlüſſe genommen, den Krieg mit Nachdruck anzufangen. Immer noch verdrängten hier ſo wie in Oeſterreich die Privat-Leidenſchaften die Politik. Die durch die Kaiſerin Thereſia geſchmeichelte Pompadour, der auf die Ausdehnung ſeiner Autorität eiferſüchtige Kriegs-Miniſter Argenſon, die Thränen der untröſtlichen um Hülfe rufenden Dauphine, und endlich der auf Friedrichs Größe neidiſche König Ludwig ſelbſt, alle ſtimmten dahin, durch Aufbiethung der ganzen Franzöſiſchen Macht den Preußiſchen Monarchen zu ſtürzen. Der Neid Ludwigs war überdem durch einige ihn betreffende witzige Reden Friedrichs mit Haß gepaart worden. Hierzu kam das äußerſt contraſtirende Leben zwiſchen dem Sardanapal in Verſailles und dem Weiſen in Sans ſouci, und nun wurden keine Staatsgründe mehr angehört, die der vom Könige ſo wie von deſſen Buhlerin geliebte, und dem Krieg abgeneigte, Cardinal Bernis, mit ſo viel Klugheit als Beredſamkeit vortrug. Vergebens bezog er ſich auf die unleugbarſten Dinge: auf die durch eine lange Erfahrung bewährten weiſen Maximen des Hofes in Anſehung der auswärtigen Angelegenheiten, auf die politiſchen Verhältniſſe in Deutſchland, auf den ſchlechten Zuſtand der Franzöſiſchen Finanzen, und auf den Mangel an Feldherren. Man ſetzte dieſen Gründen die mächtigen Bundsgenoſſen und die dadurch unbezweifelte Leichtigkeit und Geſchwindigkeit des Sieges entgegen; dabey bezog man ſich auf die gewiſſe Hoffnung, das dem Engliſchen Monarchen ſo theure Churfürſtenthum Hannover in wenig Monaten zu erobern, ſodann durch deſſen Rückgabe alle Friedens-Bedingungen zu erzwingen, und auf dieſe Weiſe zugleich über Groß-Britannien und Preußen den Stab zu brechen.

Ein großes Franzöſiſches Heer ſetzte ſich nun in Bewegung. Der Anführer deſſelben war der Marſchall Etrées, ein Enkel des unter Ludwig dem vierzehnten berühmten Miniſters Louvois. Er hatte ſich durch militairiſche Talente in den Niederlanden ausgezeichnet, und wurde damahls von dem großen Marſchall von Sachſen für den beſten Franzöſiſchen General gehalten. Er zeigte ſich auch dieſes Ruhms nicht unwürdig. Er ging über den Rhein und die

Weſer, nahm die von den Preußen verlaßne Feſtung Weſel, die Herzogthümer Cleve und Oſtfriesland in Beſitz, durchſtrich ganz Weſtphalen, eroberte die von Truppen entblößten Caſſelſchen Länder, und ſetzte Hannover in Contribution.

Man war hier zum Widerſtand nur unvollkommen vorbereitet. Es hatte ſich zwar ſchon im Frühling eine Obſervations-Armee zuſammengezogen, die aus Hannoveranern, Heſſen, Braunſchweigern und einigen Bataillons Gothaer und Bückeburger Truppen beſtand, wozu noch einige tauſend Preußen ſtießen; allein dieſe vereinigte Truppen formirten nur ein Herr von 40,000 Mann und waren folglich zu ſchwach, der über 100,000 Mann ſtarken Franzöſiſchen Macht die Spitze zu bieten. Was dieſe nachtheilige Lage der Deutſchen Krieger vermehrte, war ihr ſchlechter Anführer, der Herzog von Cumberland; ein Prinz, der geringe Kriegs-Talente beſaß, und den man wegen ſeines Sieges bey Culloden gegen die Schottiſchen Rebellen für einen erfahrnen Feldherrn hielt, deſſen größtes Verdienſt aber eigentlich darin beſtand, ein Sohn Georgs des zweyten zu ſeyn. Das Hannöveriſche Miniſterium hatte ohne alle Kriegskenntniß einen ganz zweckwidrigen Operations-Plan entworfen, womit der Herzog von Cumberland einſtimmte, der den König von Preußen nicht liebte. Vergebens ſandte Friedrich dem Brittiſchen Monarchen ſeinen tief durchdachten, und für die gemeinſchaftliche Sache auffallend vortheilhaften Plan. Georg, obgleich er der Schlacht bey Dettingen beygewohnt hatte, verſtand doch nichts vom Kriege, und da er hier zwiſchen dem Entwurf eines großen Feldherrn, und dem von einigen Juriſten gemachten, die vielleicht nie ein Lager geſehn hatten, entſcheiden ſollte, ſo gab er dieſem letztern, der ſich bloß auf die Vertheidigung der Weſer einſchränkte, den Vorzug; wobey er die Hannöveriſchen und Heſſiſchen Truppen, die damahls das ſo übelbeſtellte Engliſche Miniſterium gleich im Anfange des Krieges aus lächerlicher Beſorgniß zur Beſchützung der Engliſchen Küſten hatte nach England kommen laſſen, wieder nach Deutſchland zurückſandte. Friedrich machte nun den letzten Verſuch, und ſchickte den General Schmettau nach Hannover, der bey ſeiner Kriegs-Erfahrung das Talent wohl zu reden in einem hohen Grade beſaß; allein auch ſeine Beredſamkeit war bey den Hannöverſchen Miniſtern verlohren; denn ſie blieben ihrem Plan getreu, betrogen durch die Verſprechungen der Franzoſen, die den Preis der Neutralität auf ihre Unthätigkeit geſetzt hatten.

Der von den Franzoſen gedrängte Herzog von Cumberland zog ſich mit ſeiner Armee immer zurück. Endlich kam es am 26ſten Julius bey dem Dorfe Haſtenbeeck ohnweit Hameln zwiſchen beiden Heeren zu einem Treffen. Die alliirte Armee ſtand auf Anhöhen zwiſchen der Weſer und einem Gehölze. Hier wurde ſie von den Franzoſen angegriffen, die nach einem ſehr lebhaften Gefecht einige Batterien wegnahmen, und ſich einer Anhöhe bemeiſterten. Cumberland verlohr ſowohl den Muth als die Beſonnenheit; er verließ höchſt übereilt das Schlachtfeld, und zog ſich nach Hameln zurück, als der Sieg wieder anfing ſich auf ſeine Seite zu lenken; zu eben der Zeit, wo der Erbprinz von Braunſchweig dem Feinde eine eroberte Haupt-Batterie wieder abgenommen, und wo der Hannöverſche Oberſte Breitenbach die größten Vortheile errungen hatte, der auch den Wahlplatz bis in die Nacht behauptete, und ſodann mit erbeuteten Canonen und Fahnen zu dem geflohenen Herzog ſtieß. Dieſer Feldherr weinte jetzt aus Verzweiflung, wegen ſeines begangenen Fehlers, deren Liſte bald noch vermehrt wurde. Sein Verluſt beſtand in 317 Todten, 907 Verwundeten und 210 Gefangenen.

Die erlangten Vortheile hatten die Franzoſen größtentheils dem General Chevert zu verdanken, der den unter ihm commandirenden Marquis Bréhaut vor dem Angriff bey der Hand faßte und mit heroiſchem Enthuſiaſmus zu ihm ſagte: „Schwören Sie mir auf die „Ehre eines braven Mannes, Sich und Ihr „Regiment eher todtſchießen zu laſſen, als zu „weichen.„ Bréhaut ſchwur und hielt Wort. Dieſer Officier war Oberſter des Regiments von Picardie. Ludwig der funfzehnte, um ſein ausgezeichnetes Verhalten zu belohnen, wies ihm eine Penſion von 2000 Livres an. Bréhaut antwortete, daß er nie Geld-Belohnungen gewünſcht habe; er bat dieſe Penſion unter ſolche Officiers ſeines Regiments zu vertheilen, die es am meiſten bedürften. Man verlangte nun von ihm die Nahmen derjenigen, die ſich im Treffen vorzüglich hervorgethan hätten. Seine Antwort war: „Keiner von uns „hat ſich hervorgethan. Alle haben tapfer „gefochten, und alle ſind bereit wieder anzufangen. Ich bin daher genöthigt die

„Nahmen aller nach der Regiments-Liſte „abzuſchreiben. „

Der Sieg war jedoch höchſt unbedeutend, und wäre von keinen erheblichen Folgen geweſen, wenn nicht die Beſorgniß für das Hannöverſche Archiv und andre Dinge von Werth, die man nach Stade in Verwahrung gebracht, den Herzog zu dem entſcheidenden Schritt vermocht hätte, ſich, unerachtet aller Vorſtellungen ſeiner Generale, mit ſeiner Armee nordwärts zu ziehn, um dieſe Stadt zu decken. Die Folgen dieſes Rückzugs zeigten ſich ſehr bald: das mit einer Menge Proviant und Munition verſehene Hameln ergab ſich nach der erſten Aufforderung, Minden verlangte zu capituliren, und die Stadt Hannover ſchickte Abgeordnete, um die Contributionen zu reguliren; auch Friedrich rief ſeine Truppen von der alliirten Armee ab. Der betäubte Herzog von Cumberland wurde aber bald von den Franzoſen eingeſchloſſen, von der Elbe abgeſchnitten, ſein Terrain immer mehr beſchränkt, und überhaupt in eine Lage verſetzt, wo ihm nichts als eine Capitulation übrig blieb. Dieſe wurde den 8ten September bey Kloſter-Seeven unter der Garantie des Königs von Dännemark geſchloſſen. Der Hauptartikel derſelben war, daß die an Heſſen, an Braunſchweig, an Gotha und an Bückeburg gehörigen Truppen auseinander gehen, die Hannoveraner aber in der Gegend von Stade verbleiben ſollten.

Der Däniſche Geſandte, Graf Lynar, war Vermittler dieſer ſonderbaren Convention, bey welcher die Staatskunſt des achtzehnten Jahrhunderts nicht ſichtbar war; auch ſchrieb Lynar den Erfolg nicht ſeinen Staatskenntniſſen, ſondern einer himmliſchen Eingebung zu. In einem bekannt gewordenen Briefe überließ er die Ehre dieſes politiſchen Meiſterwerks ganz dem heiligen Geiſt, der, ſeinem Ausdruck zufolge, ihm die Kraft gegeben hätte, die Franzöſiſche Armee aufzuhalten, ſo wie Joſua einſt die Sonne aufhielt.

Der Marſchall Etrées hatte jedoch nicht die Ehre dieſe Capitulation zu erringen, denn kurz zuvor war ihm das Commando durch die Hof-Intriguen des Prinzen Soubiſe genommen worden. Dieſer Prinz, nicht allein eine Creatur, ſondern ein Günſtling der Marquiſin Pompadour, war vom Hofe ernannt, ein zwar vom Marſchall abhängiges, aber von der Haupt-Armee abgeſondertes Corps zu commandiren. Die Zwiſtigkeiten zwiſchen dieſen beiden Feldherren blieben indeß nicht lange aus, und Etrées wurde davon das Opfer. Nur allein die Furcht alle Marſchälle wider ſich zu empören, hielt die herrſchende Maitreſſe ab, ihrem geliebten Soubiſe das Haupt-Commando zu übertragen. Sie ließ ſich durch den Miniſter du Verney überreden, es dem Herzog von Richelieu zu ertheilen, obgleich ſie ihn haßte, der aber nun, um ſie zu gewinnen, ihr die Ernennung aller Commiſſarien bey den Heeren zugeſtanden hatte; ein Antrag, der auch ſeine Wirkung that. Dieſer Feldherr fand bey der Armee alles zu ſeinem Triumph vorbereitet, und nichts war leichter als die von ſeinem Gegner auf dem Felde der Ehre angebauten und jetzt reifen Früchte zu genießen.

In dem kurzen Zeitraum von eilf Monaten war dies nun die zweyte wohldiſciplinirte aus tapfern Soldaten beſtehende Armee, die gezwungen war für ihre Exiſtenz zu capituliren. Man verfuhr jedoch bey Pirna und Kloſter-Seeven auf eine ganz verſchiedne Weiſe. Friedrich ließ die erlöſten Sächſiſchen Krieger beyſammen, um für ihn zu fechten. Richelieu, der ſtatt des Marſchalls Etrées jetzt commandirte, that ein gleiches mit den Hannoveranern und Braunſchweigern, aber ohne ihr künftiges Schickſal zu beſtimmen. Sie wurden nicht als Kriegsgefangene betrachtet, nicht verabſchiedet, nicht beurlaubt, auch nicht entwaffnet; man regulirte den Marſch dieſer Truppen, aber nicht ihren künftigen Unterhalt, nicht die Art ihrer Vertheilung, ja nicht einmahl die Oerter ihres Aufenthalts. So groß war der Leichtſinn des Franzöſiſchen Heerführers, daß er glaubte, viele tauſend bewaffnete deutſche Krieger, die ſein Volk haßten, durch ſeinen bloßen Befehl in Unthätigkeit zu erhalten. Zu allen dieſen Fehlern kam noch, daß Richelieu, der die Convention als eine militairiſche feſtbeſtimmte Capitulation, betrachten konnte, ſie in eine ungewiſſe politiſche Negociation verwandelte, die den Höfen überlaſſen wurde.

Von allen weſtlichen Provinzen und Städten des Königs von Preußen, war allein Geldern noch nicht im Beſitz ſeiner Feinde. Die Franzoſen unter Anführung des Grafen Beauſobre hielten dieſe Feſtung blokirt. Eine Belagerung zeigte wegen der Flüſſe und eines Grabens große Schwierigkeiten. Man wollte daher einen Ueberfall verſuchen, wozu auch ſonderbare Anſtalten gemacht wurden. Eine Anzahl Franzöſiſcher Soldaten mußten ſich täglich im Schwimmen und Untertauchen üben;

desgleichen mußten ſie lernen mit Ordnung und Behendigkeit ins Waſſer herein und herausſpringen. Der Plan war, daß dieſe Taucher die mit Truppen beladenen Fahrzeuge, ohne Geräuſch, ſchwimmend, durch Stricke bis an die Mauern der Feſtung ziehen ſollten. Es befanden ſich hier eine Menge ſowohl Franzöſiſcher als Oeſterreichiſcher Ueberläufer, und andere ſehr unzufriedne Soldaten, auch ſehr viele Bürger murrten, denen die Blokade zu lange dauerte. Um die erſten durch Pardon und die letztern durch Verſprechungen zum Aufruhr zu gewinnen, ließ Beauſobre in Lüttich ein ungeheures Sprachrohr verfertigen, womit er zu gleicher Zeit mit der Garniſon reden, und ſeinen Truppen Befehle ertheilen wollte. Der Preußiſche Commandant, General Salmuth, wartete jedoch dieſen Verſuch nicht ab. Er hatte funfzehn Wochen lang die Blokade ohne Hoffnung eines Entſatzes ausgehalten, außerhalb die Feinde beobachtet, und innerhalb mit Meutereyen gekämpft. Jetzt war es aufs äußerſte gekommen, und nun capitulirte er. Die aus 800 Mann beſtehende Beſatzung erhielt einen freyen Abzug mit allen Ehrenzeichen, worauf dieſe Feſtung von Franzöſiſchen Truppen beſetzt wurde.

Durch dieſe Convention verlohr Friedrich auf einmahl eine Hülfsarmee, die bisher die Franzoſen im Felde beſchäfftigt hatte, und nun konnten dieſe ihre ganze Macht wider ihn allein wenden. Friedrich, den die Folgen der Schlacht bey Kollin noch hart drückten, war durch dieſe Betrachtungen ſo bewegt, daß er dem König von England in einem Briefe über ſeine vorhabende Neutralität bittere Vorwürfe machte. Es hieß darin: „Nie würde ich „die Allianz mit Frankreich aufgegeben haben, „wenn mich die vielen ſchönen Verſprechungen „Ew. Majeſtät nicht dazu vermocht hätten. „Ich bereue den geſchloſſenen Tractat nicht, „aber Sire! überlaſſen Sie mich nicht aus „Kleinmuth der Gnade meiner Feinde, nachdem Sie ganz Europa wider mich aufgebracht haben.„ Dieſer Brief blieb ohne Antwort. Georg ließ ihm Subſidien antragen; Friedrich verwarf das Geld, und verlangte Engliſche Soldaten, zu deren Abſendung das Brittiſche Miniſterium ſich damahls noch nicht entſchließen konnte.

Hannover war jetzt von den Franzoſen beſetzt, desgleichen das von den Preußen geräumte Herzogthum Cleve, deſſen Civil-Adminiſtration aber den Oeſterreichern überlaſſen wurde. Man gab ſich die Miene, es als ein verlaſſenes Land zu betrachten, das keinen Herrn hätte. Dem Operations-Plan gemäß ſollte der Herzog von Orleans mit einer Armee von 24,000 Mann Caſſel belagern, und überhaupt die Heſſiſchen Länder erobern; auf die Nachricht aber, daß man ſich ohne Widerſtand unterwerfen wolle, hielt er die bloße Beſitznehmung ſeines Ruhms unwürdig; er übergab daher dem Marquis Contades das Commando. Dieſer General bemächtigte ſich nun des Landes, und ließ den Heſſiſchen Miniſtern, die auf eine Capitulation antrugen, melden, daß ein unbedingter Gehorſam gegen die Befehle ſeines Monarchen das einzige Mittel ſey, deſſen Gewogenheit und Gnade zu erlangen. Die Reſidenz-Stadt Caſſel wurde den 15ten Julius förmlich den Franzoſen übergeben, die hier ein Magazin und ein Feld-Hoſpital anlegten. Durch dieſe freywillige Unterwerfung gewannen die Heſſen doch nichts; denn ſie wurden gleich als Feinde behandelt. Man ſchrieb ohne Verzug Lieferungen aller Art aus, die die Kräfte dieſes ohnehin nicht reichen Landes in der Geſchwindigkeit erſchöpften. Unter andern mußten in Zeit von vierzehn Tagen 24,000 Säcke Weitzen, 24,000

Säcke Roggen, und 1,200,000 Rationen an Heu und Hafer, wie auch 1,200,000 Bund Stroh geſchafft werden. Den Auftrag zu dieſen Erpreſſungen hatte der Ober-Kriegs-Commiſſarius Foulon, eben derjenige, der bey der Franzöſiſchen Revolution von dem in Wuth geſetzten Volk hingerichtet wurde. Dieſer nach Raub dürſtende Mann herrſchte in Caſſel wie ein Groß-Vezier. Der Landgraf, um kein Augenzeuge dieſer Tyranney in ſeiner eigenen Reſidenz zu ſeyn, hatte ſich nach Hamburg begeben, wo er auch den größten Theil des Kriegs blieb.

Die Civil-Proceduren der Franzoſen waren jedoch noch gemäßigt geweſen, ſo lange der Marſchall Etrées das Ober-Commando geführt hatte. Er zeigte bey allen Vorfällen ſeinen Edelmuth ſowohl als ſeine Kriegs-Talente; auch ertheilte er der Univerſität Göttingen ſeinen Schutz in einem Schreiben, eben ſo ehrenvoll für den Feldherrn, als für dieſe berühmte Academie. Seine Ungnade erzeugte jedoch bey Hofe einige Beſorgniß. Man fürchtete das Geſchrey der Nation, ihn ohne eine ſcheinbare Urſache mitten im Lauf ſeiner Siege zurück zu rufen; es war daher ein Mittel erforderlich ihn zu vermögen, eigenwillig die

Armee zu verlaſſen. Etrées erhielt alſo ein Königliches Schreiben aus Verſailles, worin ihm anbefohlen ward, das Commando dem Herzog von Richelieu zu übergeben; dabey aber hieß es, daß der König es gern ſehen würde, wenn der Marſchall demungeachtet bey der Armee bliebe. Etrées gehorchte dem Befehl, allein ohne Ludwigs Wunſch zu erfüllen. So bald ſein Nachfolger eingetroffen war, reiſte er ab, unter dem Vorwand, die Bäder in Aachen zu brauchen. Man hörte von ihm keine Klagen, überhaupt war ſein Betragen in dieſer Lage ſo edel, daß jedermann, ſelbſt Richelieu, davon gerührt wurde, und ſeinem König ſchrieb, Etrées habe ihm ſeine Kriegs-Entwürfe und Dispoſitionen als ein Staatsbürger und Freund mitgetheilt, das Commando aber als ein Held übergeben.

Richelieu zog alſo den Nutzen von den klugen Maaßregeln ſeines Vorgängers, da er die bedrängten Alliirten zu der vorgedachten Capitulation nöthigte. Nie aber wurde ein ſo großer Glücksſtreich im Kriege ſchlechter benutzt. Der Tag von Pirna entſchied das Schickſal von Sachſen während ſieben blutigen Jahren; ſo wie der Tag von Saratoga das nord-öſtliche America zur Republik machte. Der Vertrag von Kloſter-Seeven aber, von den Mächtigern den Schwächern dictirt, der die Cabinette von London und Berlin erſchütterte, und die Miniſter in Hannover, in Caſſel und in Braunſchweig faſt zur Verzweiflung brachte, gewährte ganz und gar keine Vortheile, die unbedeutenden des Augenblicks ausgenommen. Eine der erſten Operationen des Richelieu war nun, Braunſchweig und Hannover in Beſitz zu nehmen. Beide Länder hatten ſich, ſo wie Heſſen, unterworfen, und da die Franzoſen die Städte Braunſchweig und Wolfenbüttel beſetzten, ſo wurde dem Herzog zu ſeiner Reſidenz die Stadt Blankenburg überlaſſen, die man neutral erklärte. Dahin ging dieſer Fürſt ſofort mit ſeiner Familie, und empfahl durch eine öffentliche Erklärung ſeinen Unterthanen, die Franzoſen als ihre Freunde zu betrachten. Richelieu zog in Hannover wie im Triumph ein. Von hieraus ſchickte er viele ſeiner beſten Truppen, worunter auch die Gens d'armes waren, zur Armee des Prinzen Soubiſe, der nun in Verbindung mit den Reichs-Völkern auf Sachſen losrückte. Dieſer Feldherr hatte gleich beym Anfang ſeines Marſches, mit den bey ſich habenden Schweitzer-Regimentern einen unangenehmen Auftritt gehabt. Sie weigerten ſich über den Rhein zu gehn; beſonders ſetzte ſich das Regiment Lochmann dagegen, und da der aufgebrachte Soubiſe den General Lochmann fragte, wozu ſie denn dienten, antwortete dieſer Schweizer: „Um Ihren Rückzug „zu decken.„ Endlich bewilligten die Schweitzer-Cantons, daß ihre Truppen mit nach Deutſchland marſchiren konnten, und ein großer Theil derſelben befand ſich alſo bey der Armee des Soubiſe, die Sachſen befreyen wollte. Richelieu ſelbſt fiel mit ſeinem Heer in die Preußiſchen Provinzen ein, und bedrohete Magdeburg mit einer Belagerung. Friedrich hatte die Garniſon dieſer Hauptfeſtung mit den ſechs Bataillons verſtärkt, die bey Cumberlands Armee geſtanden, aber kurz vor der berüchtigten Convention abgerufen worden waren, da der König bey den höchſt unüberlegten Maaßregeln dieſes Feldherrn die Unfälle in Hannover vorausſah.

Der Krieg hatte nun ein Jahr gedauert; allein ungeachtet der ſo ſehr verſchiedenen Nationen und Völkerſchaften, die den Kampfplatz mit ihren Schaaren bezogen, war er noch nicht durch Grauſamkeit bezeichnet worden. Richelieu aber gab jetzt hiezu die erſte Loſung. Er ließ die Städte und Dörfer entweder ausplündern und verheeren, oder bedrohte ſie mit Feuer und Schwert, um von den wehrloſen Einwohnern unerſchwingliche Contributionen zu erpreſſen. Die Exceſſe dieſer jetzt nicht mehr im Zaum gehaltenen Franzoſen waren ſo groß, daß ſie faſt den Greueln der Coſaken gleichkamen. Reiche Leute wurden auf ausdrücklichen Befehl vornehmer Officiere jämmerlich geprügelt, um Brandſchatzungen für ihre Mitbürger zu bezahlen; man ſchändete Weiber und Mädchen, und ſpielte gleichſam mit dem Leben der Menſchen. Nichts war bey dieſen Truppen gewöhnlicher, als unſchuldige Perſonen aus ungegründetem Verdacht, ohne einen Schatten von Beweis, als Spione aufzuhenken. Viele hundert Deutſche, ohne Rückſicht auf Geburt, Stand, Alter und Verhältniſſe, hatten im Laufe des Kriegs dieſes Schickſal.

Das Loſungswort des neuen Franzöſiſchen Feldherrn war: Erpreſſungen; nicht ſowohl für den Dienſt ſeines Königs, als für ſich ſelbſt. Geſchützt durch die Königliche Maitreſſe erlaubte er ſich die unedelſten Handlungen, und ordnete nicht ſelten die Kriegs-Operationen ſo, wie es ſein Privatnutzen erforderte. Von allen Heerführern, die in dieſem

Kriege commandirten, bereicherte ſich auch keiner von irgend einer Nation ſo, wie Richelieu. Er verbarg es auch ſo wenig, daß er ſich noch vor geendigtem Kriege, in Frankreichs Hauptſtadt einen prächtigen Pallaſt bauen ließ, den die Pariſer le Pavillon d' Hannovre nannten.

Es trat noch ein neuer Feind gegen den König auf, der ihm nicht gleichgültig ſeyn konnte. Dies war der Herzog von Würtemberg, Beherrſcher eines ſchönen von einem kriegeriſchen Volk bewohnten Landes. Nicht zufrieden, ſein Contingent an Soldaten zur Reichs-Armee zu ſenden, hatte er alle ſeine Truppen in Franzöſiſchen Sold gegeben, um für Oeſterreich zu fechten. Dieſe Soldaten aber, die als Proteſtanten gewohnt waren, den König von Preußen als den Beſchützer ihrer Religion zu betrachten, zeigten große Unzufriedenheit mit den Maaßregeln ihres Herzogs. Ihr Murren brach endlich in Meuterey aus, als 4000 Mann im Monat Junius vor dem Franzöſiſchen Commiſſarius in Stuttgard die Muſterung paſſiren ſollten. Sie ſchrien laut, man hätte ſie verkauft, forcirten die Thore, feuerten auf die Officiere, die ſie aufhalten wollten, und gingen haufenweiſe am hellen Tage davon. Nur 1000 Mann blieben zurück. Der Herzog, der ſich bey der Oeſterreichiſchen Armee befand, eilte nach Stuttgard, ließ neue Truppen werben, und beſänftigte die alten durch das Verſprechen, ſie ſelbſt in Perſon zu commandiren, und ſo führte er im Auguſt dem Kaiſerlichen Heer 6000 Mann zu. Dieſe Vermehrung von bewaffneten Schaaren, die von allen Seiten herbeyzogen, geſchah zu einer Zeit, da die Preußiſchen Truppen durch Schlachten und zahlreiche Gefechte ſehr vermindert waren.

Friedrich theilte ſein Heer nun in viele Corps, um den verſchiedenen Armeen, die auf Sachſen und den Mittelpunct ſeiner Staaten anrückten, Hinderniſſe in den Weg zu legen. Da er ſein Hauptheer unter dem Herzog von Bevern zur Deckung Schleſiens beſtimmte, ſo behielt er ſelbſt nur 18000 Mann bey ſich, und auch dieſe kleine Armee wurde durch Detachements beſtändig geſchwächt, ſo daß er bey Erfurt in der Nähe des Franzöſiſchen Heeres nicht 10,000 Mann bey ſich hatte. Um nun die große Schwäche dem Feinde zu verbergen, ließ der König ſeine Truppen nicht lagern, ſondern in Dörfern cantonniren, und oft die Quartiere wechſeln, wobey die Nahmen der Regimenter, um die Spione zu betriegen, jedesmahl verändert wurden. Er ſchränkte ſich jedoch nicht bloß auf Vertheidigung ein, ſondern ging allenthalben, wo ſich die Gelegenheit vortheilhaft zeigte, angreifend zu Werke. Der Oberſt Mayer war ſchon gleich nach der Bataille von Prag mit 2000 Mann nach Franken geſchickt worden, um ſowohl die Reichsſtände in Furcht zu ſetzen, als auch die Vereinigung der aus allen Gegenden Süd-Deutſchlands ſich zuſammenziehenden Reichs-Truppen zu verzögern, und den in Regensburg tobenden Reichstags-Männern den unternehmenden Geiſt der Preußen zu zeigen. Er fiel ins Bisthum Bamberg ein, ſammelte Contributionen, durchſtrich den Fränkiſchen Kreis, und drang in die Ober-Pfalz. Dieſe unerwartete raſche Operation wirkte auf die Reichs-Verſammlung ſo ſehr, daß viele der Abgeordneten, die ſich wider Preußen am heftigſten erklärt hatten, ſich jetzt in größter Eil zu retten ſuchten.

Auch der Churfürſt von Bayern nebſt andern Reichsfürſten, die jetzt die Preußen zu allem fähig hielten, geriethen in Unruhe, behaupteten, ſie hätten keinen Krieg mit dem Könige, und wünſchten mit Friedrich in Unterhandlung zu treten. Der Zeitpunct war nahe, wo man ernſthaft daran dachte, das mit Thereſia gemachte Reichs-Bündniß zu vernichten; allein die Niederlage von Kollin veränderte alles. Mayer bedrohete indeß Nürnberg. Die bedrängte Stadt wandte ſich in der Angſt an die Kreis-Verſammlung, und bat um Schutz. Der Fränkiſche Areopagus zeigte ſeine Weisheit bey dieſem Vorfall. Man verlangte von dem Kriegs-Oberſten Mayer, er ſollte ſich wegen des Einfalls in Franken legitimiren, und allen Schaden erſetzen. Der Preußiſche Befehlshaber war nicht mit Pergamenten, wohl aber mit Pulver und Kugeln verſehn, und von beutedürſtenden Kriegern begleitet. Er wies daher lächelnd den Abgeordneten ſeine bewaffneten Soldaten, und fragte, ob ſie noch eine beſſere Legitimation wünſchten? Mayer verlangte die Neutralität der Stadt, die auch zugeſtanden wurde; ja der ganze Kreis hätte ſich neutral erklärt, wenn das Preußiſche Corps nur etwas ſtärker geweſen wäre. Die Schwäche deſſelben reitzte zu Vertheidigungs-Anſtalten, und zu dem Entwurf, den Preußen den Rückweg abzuſchneiden. Man zog von allen Seiten Truppen zuſammen, die Mayer nicht abwarten wollte. Nachdem er alſo den vorgeſetzten Endzweck erreicht hatte, marſchirte er zurück, ließ die Brücken hinter ſich abbrechen, ſchlug ſich durch ein Corps Würzburger und Bamberger Truppen, die ihn aufhalten wollten, und ſo kam er endlich nach Böhmen. Er hatte bey ſeinem Abzuge aus Franken Geiſel mitgenommen, worunter ſich auch zwey Nürnberger Patricier befanden. Der Wiener Hof bediente ſich ſehr geſchickt dieſer Gelegenheit, um den Reichsſtänden die Beſchleunigung ihrer Kriegs-Maaßregeln zu empfehlen. Die Kaiſerliche Ermahnung war auch nicht fruchtlos. Mayer wurde darin für einen Böſewicht, und ſeine Truppen für Landſtreicher erklärt, die man zu haſchen ſuchen müßte, um ſie als Mordbrenner zu beſtrafen.

Die Kaiſerlichen benutzten indeß die Zerſtreuung der Preußiſchen Armeen, und der General Haddick wagte ſich mit 4000 Mann bis an die Thore von Berlin. Dieſe Reſidenz, ohne Wall, zum Theil ohne Mauern, und nur mit Palliſaden verſehn, war damahls mit 2000 Mann Land-Miliz beſetzt, wozu einige hundert Recruten und andre von den Feldtruppen zurückgelaſſene Soldaten kamen. Die Königliche Familie hatte ſich gleich nach eingegangener Nachricht von der Annäherung der Feinde nach Spandau begeben. Man hatte alſo in dieſer Lage nichts von einem fliegenden Corps zu befürchten, das aller Mittel beraubt war, die Königsſtadt zu ängſtigen, und in ſteter Sorge ſtand abgeſchnitten zu werden. Haddick ließ die Stadt auffordern, und griff faſt zu gleicher Zeit das Schleſiſche und Cottbuſſer Thor an. Die Palliſaden am erſtern wurden niedergeſchoſſen, und nun drangen die Oeſterreicher mit hellem Haufen in die dort befindliche Vorſtadt ein. Die Einwohner zeigten ſich des Brandenburgiſchen Nahmens würdig. Ganze Gewerke wollten ſich vereinigen, und erboten ſich die Feinde zu verjagen; allein die geringe Kriegs-Erfahrung, und der Kleinmuth des Commandanten, General Rochau, der auch deshalb von den Weibern und Gaſſenbuben verſpottet wurde, wollte keine Verſuche dieſer Art geſtatten. Es kam bloß in der Cöpenicker Vorſtadt zwiſchen einem Commando Preußiſcher Soldaten und den Oeſterreichern zu einem unbedeutenden Scharmützel, wodurch nichts entſchieden wurde.

Die Nachricht von der Annäherung des Fürſten Moritz von Anhalt-Deſſau beunruhigte jedoch die Feinde bey Berlin außerordentlich. Haddick, der die Gefahr des Verzugs kannte, war mäßig in ſeinen Forderungen, und dieſe wurden endlich zugeſtanden, nicht ſowohl aus Furcht, ſondern um der Unruhe geſchwind ein Ende zu machen. Die anfangs geforderten 600,000 Reichsthaler, wurden auf 200,000 herabgeſetzt. Haddick erhielt dabey für ſich ein Geſchenk von 12,000, und ſein Adjutant, der Oberſt Ried, ein anderes von 3000 Reichsthalern an Gelde, nebſt allerhand Kleinodien; dafür bekam die Stadt einen von Haddick unterzeichneten Revers, daß die Oeſterreichiſchen Truppen nie wieder Berlin auf dieſe Weiſe heimſuchen ſollten. Nachdem alles verabredet war, bat ſich Haddick vom Magiſtrat zwey Dutzend mit dem Stadt-Wappen geſtempelte Damen-Handſchuh aus, womit er ſeiner Kaiſerin ein Geſchenk machen wollte. Man brachte ihm die Gelder und die Handſchuh, und nun marſchirte er in größter Eil ab. Er hatte auch keinen Augenblick zu verlieren; denn wenig Stunden nachher traf der General Seydlitz mit 3000 Mann in Berlin ein, dem am folgenden Tage das ganze Corps des Prinzen Moritz von Deſſau folgte. Auch der König hatte ſich in Bewegung geſetzt, um dem verwegenen Haddick den Rückzug abzuſchneiden;

der aber das Glück zum Führer hatte, von der Landſtraße entfernt, auf Abwegen mit forcirten Märſchen davon floh, und ſo ſeinen Feinden entging.

Im Königreich Preußen war indeſſen auch die Kriegsſcene von den Ruſſen auf eine ſchreckliche Weiſe eröffnet worden. Das Miniſterium in Petersburg war zwar dem Engliſchen Hofe ergeben, beſonders hing der im Cabinet alles vermögende Groß-Kanzler Beſtuchef, durch Guineen gewonnen, ganz von den Britten ab; allein die beſtimmte Willensmeinung der Kaiſerin Eliſabeth, die als Weib beleidigt war, und ſich als Monarchin rächen wollte, vereitelte alle Bemühungen der Engländer und den guten Willen des Groß-Kanzlers, Rußland von Oeſterreich zu trennen. Friedrichs Demüthigung und die Eroberung des Königreichs Preußen waren die Grundſäulen des jetzigen Ruſſiſchen Syſtems, deſſen ſtandhafte Befolgung im Cabinet zu Petersburg unwiderruflich beſchloſſen wurde.

Die Ruſſen kamen daher im Monat Junius, unter Anführung des Feldmarſchalls Apraxin, über 100,000 Mann ſtark in Preußen an. Nach einem fünftägigen Bombardement wurde Memel eingenommen. Die 800 Mann ſtarke Beſatzung ſollte vermöge der Capitulation freyen Abzug erhalten; man brach aber dieſen militairiſchen Ehren-Vertrag, und die meiſten dieſer betrogenen Preußiſchen Soldaten waren gezwungen, entweder in Ruſſiſche Dienſte zu treten, oder nach Rußland zu wandern. Dies letztere Schickſal hatten auch eine Menge friedfertiger Einwohner von Preußen, beſonders Fabricanten und Ackersleute. Die Ruſſen ſchleppten ſie nebſt ihren Weibern und Kindern fort. Das Wehklagen der Unglücklichen half nichts; ſie mußten die väterliche Erde verlaſſen, um die öden Provinzen einer barbariſchen Nation zu bevölkern. Dieſe Grauſamkeiten waren der Menſchheit zum Spott von Manifeſten voller Mäßigung begleitet. Man rechtfertigte darin die Feindſeligkeiten durch die zwiſchen den beiden Kaiſerinnen beſtehende Freundſchaft. Eines dieſer Manifeſte war eine förmliche Einladung an alle Einwohner des Königreichs, ohne Unterſchied des Standes und der Religion, nach Rußland zu ziehn, wo man ihnen große Vortheile verſprach. Im Gegen-Manifeſt zeigte der König, wie ſehr dies Verfahren mit dem in Europa angenommenen Kriegs- und Völkerrecht ſtritte; er entwarf das Bild der ſanften Preußiſchen Regierung, und ſtellte es neben dem Bilde der harten Ruſſiſchen, unter welcher blutige Zerfleiſchungen und Verbannungen in Wüſten zu den gewöhnlichen Strafen für leichte Vergehungen gehörten, und nun ließ er ſeinen Unterthanen die Wahl, ob ſie für dieſen Preis meineidig an ihrem Landesvater werden wollten.

Die leichten Truppen der Ruſſen, 12,000 Mann ſtark, Coſaken, Calmucken und Tatarn, verheerten indeſſen das Land mit Feuer und Schwert, und zwar auf eine Art, die ſeit den Zeiten der Hunnen nicht in Europa erlebt worden war. Dieſe Unmenſchen mordeten oder verſtümmelten unbewaffnete Leute aus ſataniſcher Luſt. Man hing ſie an Bäume auf, oder ſchnitt ihnen Naſen und Ohren ab; andern wurden die Beine abgehauen, der Bauch aufgeſchnitten, und das Herz herausgeriſſen. Sie zündeten aus raſendem Muthwillen Dörfer und Flecken an, und um die Menſchen mit lebendig zu verbrennen, ſchloſſen ſie manchmahl einen Kreis um den zur Verheerung geweiheten Ort, ehe ſie ihn in Brand ſetzten. Die Gräber wurden zerſtört, und die Gebeine umhergeſtreut, Edelleute und Prediger mit Kantſchuhen zerfleiſcht, nackend auf glühende Kohlen gelegt und auf allerhand Art gemartert. Man nahm den Aeltern ihre Kinder weg, oder ermordete ſie vor ihren Augen. Mädchen und Weiber wurden geſchändet. Viele Frauensperſonen brachten ſich ums Leben, um der Brutalität dieſer Henker zu entgehn. Eine Menge Menſchen flüchtete nach Danzig, wohin auch das Königliche Archiv aus Königsberg gebracht wurde.

Friedrich erhielt dieſe troſtloſen Nachrichten zu einer Zeit, da jeder Tag für ihn mit Unglück ſchwanger war. Eben ſo ſehr wie er ſein Schwert gegen ſeine Feinde brauchte, bediente er ſich auch ſeiner Feder. Ueberhaupt war die ſeltſame Miſchung von zahlreichen Manifeſten und Mord-Scenen eine der Eigenheiten dieſes außerordentlichen Krieges. Man bot gegen einander alles auf, was körperliche und Geiſtes-Kräfte zu leiſten vermochten. Nie wurden in einem Kriege ſo viel Schlachten geliefert, aber auch nie ſo viel Manifeſte herausgegeben, als in dieſen Tagen des allgemeinen Jammers. Große Monarchen wollten dadurch ihre auffallende Handlungen vor allen Nationen rechtfertigen, um die Achtung ſelbſt ſolcher Völker nicht zu verlieren, deren Beyfall ſie leicht entbehren konnten. Dies war der Triumph der Aufklärung, die in dieſen Zeiten anfing ihr wohlthätiges Licht über Europa zu verbreiten.

Der in Preußen commandirende Feldmarſchall Lehwald, dem Friedrich freye Hand gelaſſen hatte, nach den Umſtänden zu verfahren, konnte den Feinden nur 24,000 Mann entgegenſtellen. Mit dieſen aber griff er ſie den 30ſten Auguſt bey Groß-Jägersdorf in ihren Verſchanzungen an. Das Glück erklärte ſich anfangs ganz für das kleinere Heer, das diesmahl nicht um den Ehrgeiz eines Monarchen zu befriedigen, ſondern gegen barbariſche Völker, für ſeinen eigenen Herd, für Leben und Wohlfahrt ſtritt. Die Preußen fochten wie die Löwen; ſelbſt ihre Dragoner und Huſaren beſtürmten die feindlichen Batterien, und wetteiferten mit der Infanterie, die trotz des ſehr nachtheiligen Terrains alles beſiegte. Dieſe brave Truppen hatten ſchon viele Ruſſiſche Canonen erobert, die feindliche Cavallerie übern Haufen geworfen, ein Ruſſiſches Grenadier-Corps in einem Walde aufgerieben, und einen Flügel der Haupt-Armee ganz geſchlagen, als ihnen der Sieg auf einmahl entriſſen wurde. Die Ruſſen hatten einige auf dem Schlachtfelde liegende Dörfer in Brand geſteckt; der Rauch und Dampf derſelben führte die Preußen irre; ſie geriethen in Unordnung, und nun wurden ſie von dem mehr als dreyfach ſtärkeren feindlichen Heer überflügelt, da ſie denn in der größten Ordnung, von ihren Dragonern und Huſaren gedeckt, zurückmarſchirten. Das zweyte Treffen der Preußen feuerte, durch den Rauch betrogen, auf das erſte, und nun wurde die Verwirrung außerordentlich. Lehwald hatte jetzt eben das gute Glück, wie Friedrich bey Kollin. Man ließ ihn ungeſtört abziehn. Sein Verluſt in dieſer Schlacht, die zehn Stunden gedauert hatte, war an Todten, Verwundeten und Gefangenen, nur 1400 Mann nebſt dreyzehn Canonen. Die Ruſſen hingegen hatten über 7000 Mann verlohren. Ihr Sieg aber brachte ihnen keinen Nutzen. Sie hatten keine Hoffnung, für ihre ungeheure Armee in dem zur Einöde gemachten Preußen Unterhalt zu finden. Apraxin wurde überdem durch Befehle aus Petersburg zum Rückzuge vermocht.

Der Groß-Kanzler Beſtuchef, ſo ſehr er auch den Engländern ergeben war und der nähern Ruſſiſchen Verbindung mit Oeſterreich Schwierigkeiten in den Weg legte, ſahe doch den Krieg mit Preußen nicht ungern, weil er den König haßte, der ihn durch Spöttereyen beleidigt hatte; ein eigner Characterzug dieſes Monarchen, der ſeinem Witz und ſeiner Laune immer freyen Lauf ließ, und vielvermögende Miniſter großer Höfe nicht ſelten mit lauter Verachtung behandelte, es mochte ein Fleury, oder ein Choiſeul, ein Beſtuchef, oder ein Brühl ſeyn. Der Haß des Ruſſiſchen Groß-Kanzlers wich aber dem Engliſchen Golde, und Apraxin mußte Preußen verlaſſen. Er ließ daher nur 10,000 Mann zur Beſatzung von Memel zurück, und marſchirte wenig Tage nach der Schlacht mit allen übrigen Truppen davon. Dieſer Rückzug war ganz einer Flucht ähnlich, und geſchah ſo übereilt, daß 15,000 Verwundete und Kranke, achtzig Canonen, und ſehr viel Kriegs-Geräthſchaften zurückbleiben mußten. Der Zug ging in zwey Colonnen, und beide Marſchrouten wurden durch Feuer, Plünderung, und alle nur erſinnliche Grauſamkeiten bezeichnet. Alle Städte, Flecken und Dörfer, wo dieſe hölliſche Schwärme hinkamen, gingen in Rauch auf, und die Landſtraßen waren mit Leichnamen von Menſchen und Pferden bedeckt.] Die zur äußerſten Verzweiflung getriebenen Preußiſchen Bauern wehrten ſich, und machten dadurch ihr Unglück noch größer. Die geſchlagenen, aber nicht überwundenen Preußen, verfolgten die Ruſſen bis an die Gränze von Friedrichs Staaten.

Bey dieſem Abzuge ereignete ſich ein beſonderer Zufall. Der König von Preußen erhielt einen Alliirten, auf den er wohl nie hätte denken können, der ihm hier einige tauſend Calmucken gänzlich vom Halſe ſchaffte. Dieſer thätige Bundsgenoſſe waren die Blattern. Die Calmucken, die ohne dieſe ſchreckliche Seuche in ihrem Lande gelebt hatten, lernten ſie hier zu ihrem Erſtaunen kennen. Sie fand ſich auch unter dieſen Halbwilden ein, und viele wurden davon das Opfer. Selbſt ihr Anführer wurde damit befallen, und nun war nichts fähig ſie länger aufzuhalten. Die ganze Kriegsſchaar dieſes wilden Volks ging nach ihrer Heimath zurück, ohne je den deutſchen Boden betreten zu haben. Die Ruſſiſchen Feldherren ließen ſie in Ruhe ziehn. Sie waren froh, dieſe Unholde los zu werden, die noch ärger wie die Coſaken waren, und gar nicht gebändigt werden konnten. Nur einige wenige Kalmucken, bey denen die Raubſucht alle andre Betrachtungen unterdrückte, verließen ihre Landsleute, blieben bey der Ruſſiſchen Armee, und kamen mit nach Deutſchland.

Dieſe Nation, die jetzt zum erſtenmahl gegen die Deutſchen zu Felde zog, war von allen Feinden Friedrichs die wildeſte, eben ſo unwürdig wider einen cultivirten Staat geführt zu werden, als ein diſciplinirtes Heer zu unterſtützen. Unfähig, durch ihre Waffen dem Heere Siege zu erleichtern, mußte dieſes vielmehr durch ihre Verwüſtungen leiden, und den Schandfleck der begangenen Greuel mit dieſen Horden theilen, die dem Stande der Wildheit näher als dem Stande der Barbarey ſind. Dieſe Calmucken wohnen am Caſpiſchen Meer und dem Fluſſe Wolga. Sie ſind ein freyes Volk, ſtehen aber unter Ruſſiſchem Schutze, wofür ſie, wenn die Beherrſcher dieſes Reichs es verlangen, zu Felde ziehen müſſen. Sie bekommen keinen Sold, allein jeder erhält jährlich einen Rubel, und einen Pelz von Schaaffellen. Sie ſind eigentlich Nomaden, und haben weder Städte noch Dörfer. Ihre Wohnungen ſind Zelte von Filz. Mit dieſen ziehn ſie beſtändig herum, je nachdem ſie an einem Orte für ihr vieles Vieh, worin ihr ganzer Reichthum beſteht, Fütterung finden. Sie ſind außerordentlich häßlich, und ſehen alle einander ſo ähnlich, daß es ſehr ſchwer iſt einen von dem andern zu unterſcheiden. Ihr

Geſicht iſt platt, und beynahe viereckig. Die Augen ſind gleich den Chineſern ſehr klein, und liegen tief im Kopf. Die Naſe iſt breit gedrückt, der Mund ſo wie die Ohren außerordentlich groß, und letztere vom Kopfe abſtehend. Sie führen Bogen und Pfeile, mit denen ſie unglaublich weit und gewiß ſchießen. Ihre Religion iſt die Dalailamiſche.

Die Coſaken ſind von den Calmucken ſehr unterſchieden. Man berechnet alle ihre Völkerſchaften auf 700,000 ſtreitbare Männer. Es iſt eigentlich eine Gränz-Miliz, und ihre Beſtimmung iſt, den ſüdlichen Theil des Ruſſiſchen Reichs gegen die Anfälle der Tatarn und andrer wilden Völker zu decken. Ihre Kleidung iſt Pohlniſch, aber gewöhnlich zerlumpt, und ihre Waffen ſind ein halbgekrümmter Säbel, eine Kugelbüchſe, ein Paar Piſtolen, und eine zehn bis zwölf Fuß lange mit einem ſpitzigen Eiſen verſehene Lanze. Ihre Religion und Sprache iſt Ruſſiſch. Sie haben nur einen einzigen Stand, und ſind folglich alle gleich; auch machen ſie einen eigenen Staat aus, und genießen gewiſſe Vorrechte, die mit der Ruſſiſchen Sclaverey ſeltſam contraſtiren, und die man ſelbſt in Europa groß nennen würde. Sie wohnen in großen

Dörfern, wobey ſie etwas Ackerbau, vornehmlich aber Viehzucht treiben, und mit Pferden handeln. Dieſe ſind zwar nur klein, aber dauerhaft, wohlgeübt, und ſchnell. Ein jeder Coſak hat deren zwey im Felde. Auch militairiſche Ehre herrſcht bey dieſer Nation, daher ſich kein Coſak mit Steckprügeln beſtrafen läßt, dagegen aber Peitſchenhiebe als eine ehrenhafte Züchtigung geduldig erträgt.

Dieſe Völker beherrſchte die Kaiſerin Eliſabeth, eine Dame, die ihre Zeit zwiſchen der Liebe und der Andacht theilte, und den Miniſtern die Regierungs-Geſchäffte ganz überließ. Bey den unabläſſigen Opfern, die ſie der Venus brachte, war ihr Character voller Sanftmuth und Menſchenliebe. Sie liebte auch daher den Krieg nicht, und bloß der gekränkte Stolz und die durch Hofkünſte angefeuerte Rache konnte ſie zu einer Erklärung gegen den König von Preußen vermögen. Die von Oeſterreich und Frankreich gewonnenen Miniſter beſiegten noch überdem ihre Gutmüthigkeit durch Gründe der Religion, die es ihr, wie ſie ſagten, zur Pflicht machte, dem unterdrückten Könige von Pohlen beyzuſtehn. Hiezu kamen die Verſicherungen, daß der Krieg von den Ruſſen ohne viel Blutvergießen geführt, und von ſehr kurzer Dauer ſeyn würde, weil der von allen Seiten beſtürmte König von Preußen durchaus bald nachgeben müßte. So ſprach der Graf Schuwalow, der begünſtigte Liebhaber der Kaiſerin, und Beſtuchef, der zwar ganz den Engländern ergeben war, allein durch viele Gründe berechtigt, ihre Verbindung mit Friedrich beym Anfang des Kriegs nicht für ſehr ernſtlich hielt. Er gab daher ſeinem Haß gegen Preußen nach, und nun war über dies unglückliche Königreich das Loos geworfen.

Beſtuchef hatte jedoch zu dem Rückzug der Ruſſiſchen Armee außer dem Engliſchen Golde noch einen andern Grund. Friedrich hatte einen mächtigen Freund in Petersburg. Dies war der Groß-Fürſt Peter, der Thronfolger des Reichs, der den Krieg höchſt ungern ſah, der den König von Preußen verehrte, und die Dänen haßte. Er fürchtete, daß der bedrängte Held ſich mit dieſen ſeinen Feinden verbinden möchte, und verſprach ihm alle nur möglicherweiſe zu leiſtende Hülfe, wenn er kein Bündniß dieſer Art machen wollte. Friedrich ſagte es zu, und nun gewann Peter den Groß-Kanzler Beſtuchef, welcher, um ſich den künftigen Herrſcher zu verbinden, der ihn haßte, für den Feldmarſchall Apraxin den Operations-Plan entwarf. Das Räthſel des Rückzugs der Ruſſen aus Preußen wurde dadurch aufgelöſt. Die in Petersburg befindlichen Geſandten von Frankreich und Oeſterreich aber entdeckten die Umſtände dieſer Partenlichkeit des Groß-Kanzlers, der von der erzürnten Eliſabeth ſogleich aller ſeiner Würden entſetzt wurde; auch Apraxin verlohr ſeinen Poſten als Befehlshaber der Armee, und wurde als ein Gefangener nach Narva gebracht.

Friedrich, der die Ruſſen auf immer entfernt glaubte, rief nun den Feldmarſchall Lehwald aus Preußen ab, mit Befehl, gegen die Schweden zu marſchiren. Dieſe Nation hatte endlich die Larve abgezogen. Es waren von Zeit zu Zeit Truppen nach Stralſund geſchickt worden. Auf die Anfrage des Preußiſchen Geſandten in Stockholm, Grafen Solms, hatte man durch Ausflüchte geantwortet, und die Verſicherung hinzugefügt, daß man nicht einen Mann gegen den König von Preußen marſchiren laſſen würde. Nachdem aber die ganze Schwediſche Armee nach Deutſchland übergeſchifft war, ſo ging ſie den 13ten September über die Peene, einen kleinen Fluß, der Preußiſch-Pommern von dem Schwediſchen Antheil abſondert, und nahm Beſitz von Anclam, Demmin, Paſewalk und andern Städten, die ſämmtlich keine Beſatzungen hatten. Ihr großes Augenmerk war jedoch auf Stettin gerichtet, auf dieſe wichtige mit Truppen wenig verſehene Stadt, die eine leichte Eroberung verſprach. Die Schweden gaben nun Manifeſte heraus, worin ſie als Eroberer des Preußiſchen Vor-Pommerns ſprachen, die Unterthanen von ihrem dem König von Preußen geleiſteten Eide losſagten, und ſie einluden, ſich mit ihnen zu verbinden; dabey behaupteten ſie, daß Schweden als Garant des Weſtphäliſchen Friedens, an dieſem Kriege nothwendig Theil nehmen müſſe.

Dieſe Franzöſiſche Bundesgenoſſen waren damahls 22,000 Mann ſtark, worunter ſich 4000 Mann Cavallerie befanden. Der Krieg war ganz wider die Conſtitution des Schwediſchen Reichs unternommen, da nur allein auf einem Reichstage ein Krieg beſchloſſen werden konnte. Der Franzöſiſche Bothſchafter Havrincourt aber ſpielte jetzt die erhabene Rolle eines Beherrſchers von Schweden, und lenkte den Senat ganz nach ſeinem Willen. Der Krieg war nun von dieſer Nation angefangen, und ihr Geſandter hatte Berlin, ſo wie der

Preußiſche Stockholm verlaſſen. Dem ungeachtet wollte der Schwediſche Senat einen Agenten in der Preußiſchen Reſidenz-Stadt behalten, um deſto bequemer alles zu den Operationen nöthige zu erfahren; eine faſt unglaubliche politiſche Unverſchämtheit. Der Legations-Secretair, Baron Nolken, wurde zu dieſem Geſchäffte beſtimmt. Friedrich aber, den ein ſo ſeltſamer Verſuch ſehr befremdete, ſchrieb, der Secretair möchte ſich entfernen, weil er nach ausgebrochenem Kriege keine Spione in ſeiner Hauptſtadt leiden würde. Nolken widerſetzte ſich, berief ſich auf Befehle ſeines Hofes, und wollte durchaus in Berlin bleiben, da man denn gezwungen war, ihn durch Soldaten über die Preußiſche Gränze bringen zu laſſen. Alles dies geſchah in eben dem Monat, da die Convention bey Kloſter-Seeven geſchloſſen war, ſo daß Friedrich zu der Zeit, da er ſeine Deutſchen Alliirten verlohr, an den Schweden, mit denen ſich ſeine gekrönten Vorfahren ſo oft gemeſſen hatten, einen neuen Feind erhielt.

Der kriegeriſche Muth dieſes Volks drohete den Preußen einen fürchterlichen Feind. Allein nie wurde wohl die Ehre einer Krone und der Ruhm braver Truppen ſo vorſetzlich aufs Spiel geſetzt, als bey dieſer Gelegenheit. Die Ausrüſtung der Schwediſchen Armee in allen ihren Theilen, ſo wie ſie damahls in Deutſchland anlangte, war eine wahre Satyre auf die neuere Kriegskunſt. Soldaten, in Reih und Glied geſtellt, wohlgeübt und voll Begierde zu fechten, waren da, allein ſonſt fehlte auch alles. Kein Feld-Commiſſariat; keine Feld-Bäckerey; keine Magazine; keine Pontons; keine leichte Truppen, und keine Subordination. Hiezu kamen Anführer, die nicht unerfahren in der Kriegskunſt, denen aber jeder Schritt vom Schwediſchen Reichsrath genau vorgeſchrieben war; Generale, die unter einander nicht harmonirten, und denen man bey jeder Unternehmung mit Verantwortung der Folgen drohete. Auf dieſe Weiſe iſt es erklärbar, wie die Krieger eines Volks, das mehr als einmahl das Schickſal von Deutſchland mit dem Schwert entſchied, und im Weſtphäliſchen Frieden Europa Geſetze gab, ohne ihre kriegeriſche Tugenden verlohren zu haben, nach fünf Feldzügen, ruhmlos und verſpottet wieder nach ihrer Heimath zogen.

Der Mangel an leichten Truppen war Urſach, daß die Schweden oft die beſten Entwürfe aufgeben mußten; denn die Preußen neckten ſie mit einer Hand voll Leute auf allen Seiten, und ſchnitten ihnen beſtändig die Zufuhren ab. Tief in die Preußiſchen Staaten konnten ſie wegen fehlender Magazine und Pontons nicht eindringen, und ihrer Vereinigung mit den Franzöſiſchen, Ruſſiſchen oder Oeſterreichiſchen Armeen, woran immerfort gearbeitet wurde, ſtanden ſo mancherley Hinderniſſe im Wege, daß ſie auch nicht ein einziges mahl verſucht wurde. Das Schwediſche Kriegs-Theater war daher in einen kleinen Winkel von Nord-Deutſchland eingeſchränkt. Dieſe Truppen tummelten ſich in Pommern und einem Theil der Mark herum, ohne irgend etwas großes zu unternehmen, und hiebey blieb es den ganzen Krieg durch, worin ſie eigentlich nur figurirten. Indeß thaten ſie großen Schaden. Eine ihrer erſten Unternehmungen war ein Einfall in die Ukermark; eine arme, aus ſechs kleinen Städten und 180 Dörfern beſtehende Provinz, die ihnen innerhalb ſechs Wochen an Contribution über 200,000 Reichsthaler zahlen mußte. Dies war doppelt ſo viel, als Friedrich in einem ganzen Jahre daraus zog. Die Erpreſſungen ſollten fortgeſetzt werden, allein ein Zufall befreyte dies Ländchen von den Feinden. Einige hundert Schweden, die von Prenzlow zum Fouragiren ausgeſchickt des Nachts durch ein Gebüſche marſchirten, wurden von fünf Preußiſchen als Huſaren verkleideten Poſtillons mit Piſtolen-Schüſſen begrüßt, wodurch einige Schweden verwundet wurden. Die Feinde glaubten, ganze Regimenter Huſaren wären im Anzuge; ſie eilten daher nach Prenzlow zurück, und am folgenden Tage verließen alle Schweden die Provinz. Bald nachher trieb ſie Lehwald unter die Canonen von Stralſund; aber auch hier glaubten ſie ſich nicht ſicher, ſondern flohen nach der Inſel Rügen. Ein großer Froſt, der die dahin führende Meeres-Arme mit Eis belegte, lud die Preußen zu einer glorreichen Unternehmung ein, deren glücklicher Erfolg nicht zweifelhaft war; allein der achtzigjährige Lehwald wollte nichts von kühnen Verſuchen hören, ſondern begnügte ſich mit den erlangten Vortheilen und 3000 Schwediſchen Gefangenen, die in wenig Wochen in ſeine Hände gefallen waren.

Der Herzog von Richelieu verwüſtete indeſſen mit den Franzöſiſchen Truppen die Staaten von Hannover und Heſſen. Seine Ausſchreibungen hatten weder Maaß noch Ziel, und geſchahen bloß nach Willkühr, ohne daß man würdigte den Ertrag der Länder-Produkte in Erwägung zu ziehn. Heſſen ſollte allein 100,000 Säcke Weitzen, und 50,000 Säcke Roggen liefern. Dieſe wilde Verfahrungsart mit Verachtung aller Local-Notizen zog dem Feldherrn Vorwürfe aus Verſailles zu, die ſelbſt ſein Freund, der Staats-Miniſter du Verney ihm nicht vorenthielt. Ueberhaupt war man am Franzöſiſchen Hofe mit ſeinen langſamen Operationen ſehr mißvergnügt, da man von dem Vertheidiger von Genua und dem Eroberer von Minorca ſchnelle Siege erwartete. Richelieu entſchuldigte ſich mit den leeren Magazinen, und ſchrieb den 23ſten Auguſt: „Wir haben Backofen in Menge, aber das „zum Backen nöthige Mehl fehlt.„ Dabey äußerte er immer ſeine Beſorgniſſe, daß der König von Preußen ſich auch gegen die Franzoſen wenden dürfte. Der bekannt gewordene Briefwechſel zwiſchen dem Feldherrn und dem Miniſter zeigt, daß man dieſe Idee wegen der ſo ſehr geſchwächten Armee Friedrichs und der zahlreichen Oeſterreichiſchen Heere in Verſailles als lächerlich betrachtete; ja man hatte bey Hofe ſchon den Monat May des folgenden Jahres zur Belagerung von Magdeburg feſt beſtimmt.

Es kränkte Friedrich, die Franzoſen, die er ſo ſehr liebte, als ſeine Feinde zu betrachten. Dieſer Gedanke war vielleicht bey ihm ſtärker als ſeine Beſorgniſſe ſie zu beſiegen. Er wünſchte daher ſehnlich den Frieden mit dieſer Nation, und ſchrieb deshalb unter dem 6ten September an Richelieu folgenden Brief:

„Ich ſehe wohl ein, Herr Herzog! daß
„Sie nicht um Unterhandlungen zu pflegen
„an Ihren jetzigen Poſten geſtellt ſind. Indeſſen
„bin ich ſehr überzeugt, daß der Neffe
„des großen Cardinals Richelieu ſo gut gemacht
„iſt Tractaten zu unterzeichnen, als
„Schlachten zu gewinnen. Ich wende mich
„an Sie aus Hochachtung, die Sie ſelbſt denen
„einflößen, die Sie nicht perſönlich kennen.
„Es iſt nur von einer Kleinigkeit die
„Rede, mein Herr! nämlich Friede zu machen,
„wenn man dazu geneigt iſt. Ihre Inſtructionen
„ſind mir zwar nicht bekannt; da es
„aber ſeyn kann, daß der König, Ihr Herr,
„von der Schnelligkeit Ihrer Progreſſen zum
„voraus verſichert, Ihnen auch Vollmacht gegeben
„haben könnte, an der Ruhe Deutſchlands
„zu arbeiten, ſo ſende ich Ihnen hier
„den Herrn von Elchetet, dem Sie ſich völlig
„anvertrauen können. Obgleich die Vorfälle

„dieſes Jahres mir keine Hoffnung machen ſollten, daß Ihr Hof noch irgend eine günſtige Achtung für mein Intereſſe haben könnte, ſo kann ich mich doch nicht überreden, daß eine ſechzehn Jahr lang gedauerte freundſchaftliche Verbindung nicht einige Spuren in den Gemüthern zurückgelaſſen haben ſollte. Vielleicht urtheile ich von andern nach meiner Empfindung. Dem ſey aber wie ihm wolle, ſo wünſche ich mein Intereſſe lieber dem König Ihrem Herrn, als irgend einem andern anzuvertrauen. Haben Sie, mein Herr! keine Inſtruction zur Unterhandlung, ſo bitte ich ſolche von Ihrem Hof zu verlangen, und mir den Umfang derſelben anzuzeigen. Derjenige, der ſich in Genua Bildſäulen erworben, derjenige, der ungeachtet der ungeheuren Hinderniſſe die Inſel Minorca erobert hat, derjenige, der auf dem Punct iſt, Nieder-Sachſen zu unterjochen, für den kann nichts glorreicher ſeyn, als an dem Frieden von Europa zu arbeiten. Gewiß wird dieſer der ſchönſte Ihrer Lorbeern ſeyn. Arbeiten Sie daran, mein Herr, mit derjenigen Lebhaftigkeit, die Ihre Progreſſen bezeichnet hat, und ſeyn Sie verſichert, daß niemand Ihnen dafür mehr

„verbunden ſeyn wird, als Ihr getreuer
„Freund„ Friedrich.

Richelieu beantwortete dieſen Brief durch ähnliche Complimente, und da er keine Vollmacht zu unterhandeln hatte, ſo ſchickte er ſogleich einen Courier nach Verſailles um Verhaltungs-Befehle zu hohlen. Man war jedoch hier weit entfernt an Unterhandlungen zu denken. Der Antrag blieb daher ohne Antwort.

Der König, der jetzt alle Hoffnung zu einem gütlichen Vergleich aufgab, beſchloß durch ſeine Thaten ſich an der Seine Achtung zu erzwingen. Er ſuchte die vereinigten Franzoſen und Reichsvölker zu einer Schlacht zu bringen, und rückte ihnen entgegen. Seine Lage war in der That ſchrecklich. In der Nähe und in der Ferne Feinde, die ſich beſtändig mehrten. Vergebens waren ſeine Siege, und vergebens floß das Blut ſeiner tapfern Krieger. Die gigantiſche Macht der Gegner wuchs beſtändig, und trotzte den Niederlagen. Es war das Haupt der Hydra. Hatte er eine Armee geſchlagen, ſo rückten ihm zwey entgegen. Ein Reichs-Schluß hatte ihn als einen Feind des Germaniſchen Reichs, den man vernichten müßte, ausgezeichnet. Der Vorſatz und die Macht ihn zu Boden zu drücken, war ſtärker als jemahls, und ſeine Hoffnung nie ſchwächer. Dennoch war die Heiterkeit ſeines Geiſtes in eben dieſem Zeitpunct ſo groß, daß er ſein Teſtament in Franzöſiſchen Verſen machen konnte. So gerecht aber auch ſeine Beſorgniß war, der Menge unterzuliegen, ſo nahm er doch alle Maaßregeln zu überwinden. Seine durch ſo viele Treſſen geſchwächte Armee war nur 22,000, die jetzt vor ſich habenden Feinde aber 60,000 Mann ſtark. Sie hatten ſchon in der Mitte des Septembers eine Probe der Preußiſchen Thätigkeit bey Gotha erfahren. Die ganze Generalität der Franzoſen mit ihrem Heerführer Soubiſe an der Spitze, und 8000 Mann hatten dieſe Stadt zu ihrem Recreations-Ort auserſehn, um ſich von den Strapazen des Kriegs etwas zu erhohlen. Es war beym Herzoglichen Hofe große Cour, und auf dem Schloſſe hatte man gewaltige Zubereitungen gemacht, die bewaffneten hohen Gäſte wohl zu bewirthen. Es war eben Mittagszeit, die Tafeln waren gedeckt, und die Franzoſen zeigten den beſten Appetit, als der Preußiſche General Seydlitz mit 1500 Reitern vor den Thoren von Gotha erſchien. Die 8000 Franzoſen dachten an keinen Widerſtand; ſie verließen die rauchenden Schüſſeln und blinkenden Schenktiſche, und eilten aus der Stadt. Seydlitz, der an die Verfolgung der Feinde wegen ſeiner äußerſt ermüdeten Truppen nicht denken konnte, nahm nun mit ſeinen Officieren die Plätze an der Herzoglichen Tafel ein; eine ſonderbare, vielleicht einzige Begebenheit, daß ein großes Hof-Gaſtmahl von Kriegs-Befehlshabern der einen Partey angefangen, und von denen der andern Partey geendigt wurde. Nur wenige Soldaten von den Franzoſen wurden zu Gefangenen gemacht, aber deſto mehr Kammerdiener, Lakeyen, Köche, Friſeurs, Maitreſſen, Feld-Paters und Comödianten, die von einer Franzöſiſchen Armee unzertrennlich ſind. Die Equipage vieler Generale fiel den Preußen in die Hände, worunter man ganze Kiſten von wohlriechenden Waſſern und Pomaden, desgleichen eine Menge Pudermäntel, Haarbeutel, Sonnenſchirme, Schlafröcke und Papagoyen fand. Seydlitz überließ ſeinen Huſaren dieſe Toiletten-Beute, den galanten Troß aber ſchickte er ohne Löſegeld zurück.

Die Franzoſen waren ſo zufrieden, als ob ſie ein Treffen gewonnen hätten, da ſie ſich wieder in dem Beſitz ihrer verlohrnen dringenden Bedürfniſſe befanden. Der Prinz Soubiſe brannte vor Begierde ſich zu rächen; beſonders nachdem er erfahren, daß Seydlitz dieſe Unternehmung bloß mit zwey Regimentern gewagt hatte. Der Prinz von Hildburgshauſen, der als Reichs-Feldmarſchall eben zu den Franzoſen geſtoßen war, ſchlug ſogleich vor, die Preußen wieder aus Gotha zu vertreiben. Man wählte zu dieſer Expedition den Kern beider Armeen, alle Grenadiere und alle leichte Truppen, wozu noch die Oeſterreichiſche Cavallerie, und Laudon mit ſeinen Croaten, ſtießen. Dieſe anrückende Armee aber ſah zu ihrem großen Befremden, daß Seydlitz in Schlachtordnung ſtand; dabey war ſeine Stellung ſo künſtlich, daß die Feinde glaubten, die ganze Preußiſche Armee vor ſich zu haben, daher ſie ſich ohne zu ſchlagen zurückzogen.

Wurde je in einem Kriege der mit Frohlocken verbundene Nahme Hülfsvölker entehrt, ſo war es in dieſen blutigen Feldzügen, wo man nicht die geringſte Rückſicht auf Bundsgenoſſen nahm, vielmehr ſie verſpottend ihr Elend vermehrte. Die Franzoſen behandelten Sachſen wie ein feindliches Land. Fourage, Proviant, Mahlzeiten für die Soldaten mit Ueberfluß verbunden, ja ſelbſt Geld an die Befehlshaber, wurde von dieſen Alliirten mit Gewalt erpreßt, wobey man drohte, im Weigerungsfall Städte und Dörfer zu verheeren. Es geſchah ohnehin. Ganze Gegenden wurden rein ausgeplündert. Unter andern hatten die in der Nähe von Freyburg liegenden Dörfer, Branderode, Bolgſtädt, Scheiplig, Gröſt, Zanchfeldt, und andre, zwanzig an der Zahl, dies harte Schickſal. Im erſtern Dorfe wurde das Schloß des Edelmanns, Namens Boſe, auf Coſaken-Art verwüſtet. Die koſtbaren Meublen, die zu ſchwer waren fortzubringen, wurden zerhauen, zerſchnitten, die Weinfäſſer zerſchlagen, und die Documente und Briefſchaften aus raſender Bosheit in Stücken zerriſſen. Auch die Kirchen blieben nicht verſchont. Altäre, Kirchſtühle und Kanzeln wurden zertrümmert, und die metallenen Kelche, die für die Räuber keinen Werth hatten, durch die unfläthigſten Handlungen geſchändet. Bey vielen Dörfern ſahe man Bäume und Felder mit den Federn der zerſchnittenen Betten bedeckt. Da dieſe Franzoſen nicht alles noch lebende Vieh eſſen, oder mit ſich ſchleppen konnten, ſo hieben ſie dieſe Thiere lebendig in Stücken, und warfen ſie hin als eine Beute für Raubvögel. Dieſe von einem aufgeklärten Volke im achtzehnten Jahrhundert an Bundsgenoſſen verübten Greuel geſchahen in Sachſen gegen Ende des Octobers, einige Wochen vor der Schlacht bey Roßbach, und zwar zeichneten ſich dabey am meiſten aus: die Franzöſiſchen Regimenter Piemont, Beauvoiſis, Fitzjames und Deux-Pont, ferner die bey dieſer Armee befindlichen Croaten, Warasdiner und Pfälzer, ja ſelbſt einige Schweitzer-Regimenter.

So bald Friedrich ſeine Stellung bey Erfurt verlaſſen hatte, um nach Sachſen zu gehn, ging Soubiſe über die Saale, und näherte ſich Leipzig, mit der Aeußerung, daß er durchaus Sachſen von den Preußen befreyen wollte. Der König rückte dem Feinde entgegen, der ſo übel poſtirt war, daß die Preußiſchen Huſaren bis mitten ins Franzöſiſche Lager drangen, Pferde heraushohlten, die Soldaten aus ihren Zeltern riſſen, und mit fortſchleppten. Obgleich dieſe Verwegenheit genugſam bewies, daß ſie mit keinem furchtſamen Feinde zu thun hatten, ſo war doch der Muth zu fechten bey den Franzoſen ſehr groß; ſie hatten nur die einzige Beſorgniß, daß der König ihnen entrinnen möchte. Einige ſeiner Märſche und Stellungen beſtätigten dieſe Vermuthung. Sie kannten ſeine ſchnellen Bewegungen, ſeine Manövres und ſeine Kriegskunſt überhaupt bisher bloß aus Erzählungen, die aber ſo wenig Eindruck auf ſie gemacht hatten, daß ſie es wagten ihn auf einem Terrain anzugreiſen, wo er ſeine tactiſchen Künſte entwickeln konnte. Ihre Hoffnung war nicht bloß ihn zu ſchlagen, ſondern ſeine ganze Armee aufzuheben. Man warf jedoch im Franzöſiſchen Lager die Frage auf: ob es einer großen Armee auch Ehre bringe, ſich mit einer ſo kleinen zu ſchlagen? Nie war ein kriegeriſcher Eigendünkel lächerlicher, und nie wurde er beſſer beſtraft.

Es war am 5ten November bey dem Dorfe Roßbach in Sachſen, eine Meile von Lützen, wo Guſtav Adolph für Deutſchlands Freyheit ſchlug und ſtarb, daß eine der ſonderbarſten Schlachten geliefert wurde. Die mit den Reichstruppen verbundenen Franzoſen ſtellten eine Armee von 60,000 Mann dar, die Preußen waren nur 21,000 Mann ſtark. Der König lockte die Franzoſen durch eine zurückziehende Bewegung aus ihrer vortheilhaften Stellung. Sie glaubten, er ſuchte ſich aus ihren Händen zu retten, und bemüheten ſich daher ihm in den Rücken zu kommen. Bey dieſem Marſch ertönte ihre ganze Kriegsmuſik ſiegesmäßig. Die Preußen ergötzten ſich daran, und wünſchten nichts mehr, als ſich ſogleich zu ſchlagen; allein es war jetzt beſſer, der Franzöſiſchen Lebhaftigkeit das Deutſche Phlegma entgegen zu ſtellen. Während daß ein Theil der Franzöſiſchen Armee dem Preußiſchen Lager gegen über ſtehen blieb, bemüheten ſich die übrigen Truppen, Franzoſen und Reichsvölker, dem Könige in die rechte und linke Flanke zu kommen. Friedrich, der ſich wieder gelagert hatte, verließ ſich auf die Geſchwindigkeit, womit ſeine Truppen in Schlachtordnung konnten geſtellt werden; er ſahe daher den Bewegungen der Feinde gelaſſen zu, und ließ ſeine Linien nicht einmahl ausrücken. Das Preußiſche Lager ſtand unbeweglich, und da es eben Mittag war, waren die Soldaten mit ihren Mahlzeiten beſchäfftigt. Die Franzoſen, die dies in der Ferne ſahen, konnten ihren Sinnen kaum trauen; ſie hielten es für dumpfe Verzweiflung, wo man ſelbſt auf alle Vertheidigung Verzicht thut. Erſt um zwey Uhr nach Mittag brachen die Preußen ihre Zelter ab, und ſetzten ſich in Marſch, wobey der General Seydlitz mit der Cavallerie vorherzog. Die aufs höchſte geſpannte Erwartung der Franzoſen, die ſo ſchnell und für ſie unbegreiflich vereitelt wurde, war die eigentliche Urſache des ſo geringen Widerſtandes, und des paniſchen Schreckens, das dieſen Tag ſo denkwürdig macht.

Seydlitz, dieſer große Feldherr, der durch ſonderbare Kunſt einen Theil der Cavallerie zu Centauren gebildet hatte, da Mann und Pferd ſich als ein Körper bewegten, und durch Verbindung mit der ganzen Maſſe Reiterey erſtaunenswürdige Evolutionen ausführten, entwickelte hier die Vortrefflichkeit ſeiner Erfindungen. Nachdem er, unter Begünſtigung einiger Hügel, die das Manövre verdeckten, den rechten Flügel der Franzoſen turnirt hatte, kam er mit der Preußiſchen Reiterey auf einmahl hervor, und ſtürzte wie ein Donnerwetter mit künſtlichen Evolutionen auf den hoffnungstrunkenen Feind los, noch ehe dieſer Zeit hatte ſich zum Schlagen zu formiren. Was vielleicht nie auf einem Schlachtfelde geſehen war, geſchah hier; die leichte Reiterey griff die ſchwere Cavallerie an, und warf ſie über den Haufen. Die Huſaren mit ihren behenden Pferden waren verwegen genug, die Franzöſiſche Gens d'Armerie anzufallen. Weder der angeſtammte Muth dieſes edlen Corps, noch ihre coloſſaliſchen Roſſe konnten hier entſcheiden; ſie wurden wie

Spreu aus einander geſtäubt. Es waren bey der Franzöſiſchen Armee auch zwey Oeſterreichiſche Cavallerie-Regimenter; dieſe verſuchten einige Augenblicke Stand zu halten, aber vergebens. Alles wurde zurückgeworfen. Soubiſe ließ das Reſerve-Corps vorrücken; allein kaum zeigte es ſich, ſo wurde es auch aus dem Felde geſchlagen. In eben dieſer Zeit rückte die vorher ſo ruhig gebliebene Preußiſche Infanterie plötzlich in Schlachtordnung an, und empfing die Franzöſiſche mit einem entſetzlichen Canonen-Feuer. Hierauf folgte ein regelmäßiges Musketen-Feuer, wie bey Muſterungen.

Die Franzöſiſche Infanterie ſah ſich nun von ihrer Cavallerie verlaſſen, und von den Preußen vermöge einer geſchwinden Schwenkung in die rechte Flanke angegriffen. In dieſer bedrängten Lage hielt ſie nur ein dreymahliges Feuer von den Preußen aus, und nun warf ſie ſich mit Ungeſtüm auf ihren linken Flügel, der einen in der höchſten Unordnung befindlichen ungeheuren Menſchenklumpen darſtellte. In dies Chaos ſtürzten einige Preußiſche Cavallerie-Regimenter, und wütheten entſetzlich. Ein ſonderbarer Umſtand gab hiezu die Veranlaſſung. Man hatte dieſen Reitern, die größtentheils in der Mark Brandenburg zu Hauſe gehörten, den Tag zuvor erzählt, daß die Franzoſen ſich vorgeſetzt hätten, ihre Winter-Quartiere in Brandenburg zu nehmen. Die Idee eines ſolchen Beſuchs war für ſie empörend. Als daher in der Schlacht die vor der Cavallerie fliehenden Franzoſen Quartier! rieſen, und dies nach Deutſcher Mundart ausſprachen, hielten die Preußen dies Bittwort um ihr Leben für ein Geſpötte, und deuteten es auf die erwähnten Winter-Quartiere in ihrem Vaterlande; ſie ſchrien daher bey ihren Schwertſtreichen: „Ja wir wollen euch „Quartier geben!„ Viele verlohren durch dies Mißverſtändniß ihr Leben, bis andre, mit der Deutſchen Sprache bekannt, und durch die Erwiederung belehrt, endlich das Wort Pardon brauchten, das denn auch bey den Reitern ſeine Wirkung that.

Es war ſechs Uhr des Abends, und ſchon ganz dunkel. Dieſe wohlthätige Finſterniß rettete den Reſt dieſer ſonſt dem Untergang gewidmeten großen Menſchenſchaar. Vergebens verſuchte Soubiſe Franzöſiſche auf falſcher Theorie beruhende Experimente. Seine Folardſchen Colonnen wurden mit leichter Mühe aus einander geſprengt, und nichts blieb übrig als eine allgemeine Flucht. Die Franzoſen ſo wohl als die Reichs-Soldaten warfen ihre Gewehre weg, um ſich deſto geſchwinder retten zu können. Nur einige Schweitzer-Regimenter fochten noch eine Zeitlang, und waren die letzten auf dem Schlachtfelde.

Die ſo furchtbare Franzöſiſche Artillerie war auch an dieſem merkwürdigen Tage ſehr unthätig geweſen, ungeachtet ſich ihr Chef, der berühmte Graf Aumale, und der ebenfalls berühmte Oberſt Briot, perſönlich bey dieſer Armee befanden. Sie hatten hundert Officiere, und mehr als tauſend Artilleriſten bey ſich, womit ſie Wunder zu thun verſprachen; denn ſie rühmten ſich, daß, wenn auch ihre große Armee die Schlacht verlöhre, ſie ſolche mit ihrem Canonen-Feuer allein wieder gewinnen wollten. Der Sieg war indeſſen ſo geſchwind entſchieden, daß ſelbſt die Ueberwundenen nicht einmahl auf die Ehre eines ſtarken Widerſtandes Anſpruch machten, ſondern ſich mit einem paniſchen Schrecken entſchuldigten; dabey unterließen die Franzoſen jedoch nicht den Reichs-Truppen alle Schuld beyzumeſſen.

Nur ſieben Bataillons Preußen konnten dem Feinde ihr Feuer zeigen. Der Herzog Ferdinand von Braunſchweig, der den rechten

Flügel commandirte, und zehn Bataillons bey ſich hatte, kam gar nicht zum Schlagen; denn die gegen ihm über ſtehenden Reichs-Truppen lieſen gleich bey den erſten Canonen-Schüſſen davon. Durch dieſe mit Schande bezeichnete Flucht wichen ſie der Schlacht aus, und überließen die Ehre oder Unehre dieſes Tages ganz den Franzoſen, die, auch abgeſondert von ihren Bundsgenoſſen, allein faſt doppelt ſo ſtark wie die Preußen waren. Die Schlacht dauerte nur anderthalb Stunden, und koſtete den Franzoſen 10,000 Mann, von denen auf dem Schlachtfelde 7000 zu Gefangenen gemacht wurden. Einige tauſend andre fielen auf der Flucht in Preußiſche Hände, oder wurden niedergeſäbelt. Viele ſprangen in die Saale, um den ſie verfolgenden Huſaren zu entkommen. Das paniſche Schrecken war unter ihnen ſo groß, daß ſich ganze Haufen einzelnen Reitern ergaben. In Reichartswerben nahmen zwey Dragoner über hundert Mann gefangen, die ſich in einem Garten verborgen hatten. Die fliehende Cavallerie warf ihre Cuiraſſe und großen Reiterſtiefeln von ſich, ſo daß man damit die Straße nach Erfurt wie beſäet fand. Der Franzöſiſche Hof, der dem Marſchall Etrees nach ſeinem Siege bey

Haſtenbeck das Commando genommen hatte, machte das Sonderbare dieſes Tages dadurch vollkommen, daß er dem Prinzen Soubiſe für ſeine Niederlage bey Roßbach den Marſchallſtab ertheilte.

Schwerin ſtarb einige Monate zu früh, und war alſo nicht ſo glücklich dieſen Preußiſchen Triumph zu erleben. Nach ſeiner oft geäußerten Meinung, die zum Theil auf alten Vorurtheilen beruhte, war es nur ein Sieg gegen die Franzoſen, der den kriegeriſchen Ruhm der Preußen krönen konnte. Viele einzelne Züge vermehren die Merkwürdigkeit dieſes Tages. Der König fand auf dem Wahlplatz einen Franzöſiſchen Grenadier, der ſich gegen drey Preußiſche Reiter wie ein Raſender vertheidigte, und ſich nicht ergeben wollte. Friedrichs Befehl machte dieſem ungleichen Kampf ein Ende. Er fragte den Grenadier, ob er ſich denn unüberwindlich glaube. Dieſer antwortete: „Ja, Sire, unter Ihrer „Anführung.„ Der König ging auf dem Schlachtfelde herum, und tröſtete die verwundeten Franzöſiſchen Officiere, von denen er viele dem Nahmen nach kannte. Er ſagte unter den ſchmeichelhafteſten Lobreden auf ihre Nation: „Ich kann mich nicht daran gewöh-

„nen, die Franzoſen als meine Feinde zu betrachten.„ Mehr bedurfte es nicht, den Edelmuth der unglücklichen Krieger zu beleben, die, gerührt durch dieſe Herablaſſung, ihn als den vollkommenſten Eroberer begrüßten, der nicht zufrieden ihre Körper bezwungen zu haben, nun auch ihre Herzen erobert hätte. Die Beute der Preußen war ſehr groß. Unter andern fielen eine Menge Ludwigs-Kreutze den Preußiſchen Huſaren in die Hände, die ſich damit ſchmückten. Es wurden drey und ſechzig Canonen, und zwey und zwanzig theils Fahnen theils Standarten erobert. Die vereinigten Armeen hatten 3560 Todte und Verwundete, die Preußen aber nur 91 Todte und 274 Verwundete. Unter den letztern befanden ſich auch der Prinz Heinrich von Preußen, und der General Seydlitz, welcher letztere ſeine Perſon nie ſchonte; und ſo ſehr wirkte das Beyſpiel dieſes Feldherrn, daß ſelbſt der Feldprediger ſeines Regiments, Balke, mit in den Feind einhieb. Ein ſo wohlfeiler und dabey ſo vollkommener Sieg gegen ein kriegeriſches Volk war in der neuern Geſchichte ohne Beyſpiel. Die Kürze des Tages in dieſer Jahreszeit rettete das fliehende Heer vom gänzlichen Untergange; denn es war kein Rückzug, ſondern eine Flucht in der höchſtmöglichſten Verwirrung.

Alle Deutſche Völkerſchaften, groß und klein, ohne Rückſicht auf Partey, Reichs-Beſchlüſſe und eignes Intereſſe, waren mit dieſem Siege gegen die Franzoſen zufrieden, den man als einen National-Triumph anſah. Der zwiſchen benachbarten Völkern durch Verſchiedenheit der Regierungsformen, der Geſetze und Sitten, durch zahlloſe Eigenheiten, und noch mehr durch beſtändige Kriege gewöhnliche Haß, war nicht allein die Urſache dieſer Volksſtimmung, die mehr oder weniger allen Europäiſchen Nationen ohne Ausnahme, ſelbſt den von Frankreich entlegenen, eigen iſt. Die Deutſchen aber hatten außer den Gründen, die andre Völker dazu vermochten, noch weit mehr Bewegungsgründe zu dieſem National-Haß. Die den Franzoſen gewöhnliche laute Verachtung des Deutſchen Nahmens, des Deutſchen Verdienſtes, des Deutſchen Genies, und der Deutſchen Sprache; die Bethörung Deutſcher Herrſcher, groß und klein, von unwiſſenden Franzöſiſchen Schwätzern, die ſich in die Cabinette der Fürſten drangen, ihre Rathgeber, und dadurch nur zu oft die Geißel der Staaten wurden; dies hatte ſeit einigen Generationen den fruchtbaren Saamen des Haſſes ausgeſtreut, der ſelbſt bey den ſanftmüthigſten edelſten Menſchen tiefe Wurzel faſſen mußte. Denn nichts war gewöhnlicher, als Deutſche Staatsdiener jedes Ranges zurückgeſetzt zu ſehn, um Franzöſiſchen der Landesſprache unkundigen Landſtreichern Platz zu machen, die ihre Lumpen geſchwind ablegten, ſich bereicherten, und dann, die Deutſchen verſpottend, nach Hauſe zogen. Traten verdienſtvolle Deutſche Gelehrte und Künſtler mit den Producten ihres Fleißes auf, ſo wurden ſie von Deutſchlands Fürſten mit einem kalten Dank, höchſtens mit einer Schaumünze, am gewöhnlichſten aber mit gar nichts belohnt, dahingegen man minder wichtige Werke dieſer Art von Franzoſen mit Bewunderung aufnahm, und mit anſehnlichen Geldſummen erwiederte; Franzöſiſche Gaukler aber erhielten für ihre Poſſen Diamanten. Selbſt geitzige Fürſten waren hier verſchwenderiſch. Auch ſo gar bey den Heeren eines Volks, das ſeit Jahrtauſenden ohne fremden Beyſtand zu ſiegen wußte, und allein von allen je vorhandenen großen Nationen der Erde nie überwunden ward, hatten die Franzoſen ſehr oft den Vorzug. Der Deutſche Pöbel, mit den Verdienſten der

Franzöſiſchen Nation unbekannt, nahm nur allein Rückſicht auf dieſe Vorliebe ihrer Herrſcher, auf die von den ihrigen abweichenden Sitten der Franzoſen, und auf die allgemeinen Klagen aller Provinzen Deutſchlands. Daraus entſtand natürlich ein mit der größten Verachtung gepaarter Haß. Bey den aufgeklärten Deutſchen aller Stände hingegen, nach dem Maaß, daß ſie unterrichtet waren, fand man nichts von dieſer Verachtung, vielmehr eine entſchiedene Hochachtung für die hohe Cultur dieſes großen Volks; deſto tiefer aber fühlten dieſe den Schmerz, von den Franzoſen ſo unverdient herabgewürdigt zu werden, und dies war mehr wie alles andre die Quelle ihres Haſſes. So dachten in allen Kreiſen Deutſchlands hohe und niedrige Stände, nur eine Anzahl nachäffender Höflinge ausgenommen, obgleich ſie ſelbſt der Hauptgegenſtand des Spottes Franzöſiſcher Witzlinge waren. Dieſe Volksſtimmung äußerte ſich allenthalben, und erſtickte oft alle andre Betrachtungen. Man ſahe ein merkwürdiges Beyſpiel davon ſelbſt auf dem Schlachtfelde bey Roßbach. Ein Preußiſcher Reiter, im Begriff einen Franzöſiſchen gefangen zu nehmen, erblickt in dem Augenblick, da er die Hand anlegen will, einen

Oeſterreichiſchen Cuiraſſier hinter ſich mit dem Schwert über ſeinen Kopf. „Bruder Deutſcher! ruft ihm der Preuße zu, laß mir den „Franzoſen.„ „Nimm ihn;„ antwortete der Oeſterreicher, und eilte davon.

Unter allen menſchlichen Handlungen iſt keine ernſthafter als eine Schlacht, wo Menſchen einander zu tauſenden morden; und überdies haben alle civiliſirte Völker längſt den Grundſatz angenommen, ſelbſt bey ihren Feinden, das Unglück im Kriege, für welches weder vortreffliche Heerführer, noch tapfre Krieger ſichern, ohne Spott zu betrachten. Die Schlacht bey Roßbach aber wurde von Freunden und Feinden wie eine luſtige Farce betrachtet, und die Franzoſen ſelbſt waren hiebey nicht die letzten, nachdem die erſte Betäubung vorüber war und die Hofleute ihre Verlegenheit, die Günſtlinge ihre Schaam, und alle gute Bürger ihren Unwillen gezeigt hatten. Soubiſe, den man zu Verſailles auf Koſten ſeiner Truppen rechtfertigen wollte, erhielt ſogar vom König Ludwig ein Troſtſchreiben, dennoch wurde er öffentlich verſpottet, und die Pariſer Witzlinge hörten nicht auf, Epigrammen und Gaſſenlieder auf ihn und ſeine Soldaten zu machen. Jedoch andre Vorfälle in dieſer nach neuen Gegenſtänden dürſtenden Hauptſtadt Frankreichs verſchafften dem gedemüthigten Feldherrn endlich wieder Luft. Man vergaß in Paris nach und nach die lächerliche Niederlage. In Deutſchland aber blieb ſie in friſchem Andenken, und das Wort Roßbach tönte noch viele Jahre nachher, vom Baltiſchen Meer bis zu den Alpen, ohne Anſehn des Standes allen Franzoſen entgegen, die man beſchimpfen wollte.

Die große Vorliebe Friedrichs gegen dieſes Volk, die ſich bey dieſer Gelegenheit ſo auffallend zeigte, konnte den Spott nicht ſchwächen. Es waren einige hundert Franzöſiſche Officiere gefangen worden; dieſen wurde Berlin zum Aufenthalt angewieſen, wobey man ihnen geſtattete nach Hofe zu kommen. Nur ſehr wenige unter ihnen hatten den Hof von Verſailles in der Nähe kennen lernen; die meiſten befanden ſich daher auf dem Königlichen Schloſſe zu Berlin in einer ihnen völlig fremden Region. Hiezu kam die Idee eines Marquis de Brandenbourg, dem man nach dem Ausdruck der galanten Pariſer die Ehre that, de faire une eſpece de guerre (eine Art von Krieg mit ihm zu führen). Dies verurſachte, daß die Franzöſiſchen Officiere Roßbach und ihre Gefangenſchaft vergaßen, und ſich ſo unanſtändig in der Reſidenz betrugen, daß man genöthigt war, ſie bald von da fortzuſchaffen. Sie wurden nach Magdeburg gebracht.

Hieher gehört folgender Zug: Eine Preußiſche Hofdame, die in dem Apartement der Königin einen Franzöſiſchen Oberſten unterhielt, fragte ihn, was er von Berlin dächte. Die Antwort des Franzoſen war: „Ich betrachte es wie ein großes Dorf.„ Die durch dieſe ſo unerwartete Grobheit beleidigte Dame hatte Gegenwart des Geiſtes genug, um folgende ſchöne Antwort zu geben: „Sie haben wohl Recht, mein Herr, ſeitdem die „Franzöſiſchen Bauern in Berlin ſind, hat „es mit einem Dorfe viel ähnliches, ſonſt aber „iſt es eine recht gute Stadt.„

Andre Franzöſiſche Officiere von feinen Sitten litten bey dieſer Aufführung ihrer Landsleute, ſo daß ihr eignes artiges, zum Theil edles Betragen den widrigen Eindruck nicht auslöſchen konnte. Würdige Männer dieſer Nation wurden jedoch von den Preußen mit Auszeichnung behandelt. Friedrich ſelbſt gab ein großes Beyſpiel davon, da er auf einem Durchmarſch durch Leipzig den ſchwer verwundeten

Franzöſiſchen General Cüſtine beſuchte, und ihm ſein Mitleiden auf eine ſo rührende Art zu erkennen gab, daß der halb todte Cüſtine ſich im Bette emporrichtend ausrief: „Ach „Sire! Sie ſind größer als Alexander; er „quälte ſeine Geſangenen, Sie aber gießen „Oehl in ihre Wunden.„

Die Nachricht von der Schlacht bey Roßbach trug nicht wenig bey, den Gram der Königin von Pohlen, in deren Seele die ſtärkſten Leidenſchaften wütheten, aufs höchſte zu bringen. Er brach ihr kummervolles Herz, und wenig Tage nachher fand man ſie todt im Bette. Schon lange war ſie kränklich geweſen, allein nicht ſo, daß man ein nahes Ende befürchtete. Sie hatte den Abend zuvor ihre Hofleute voll des tiefſten Grams entlaſſen, und da dieſe am nächſten Morgen ſich wieder einſtellten, war ſie nicht mehr. Friedrich verlohr an ihr eine unverſöhnliche Feindin, die, durch falſche Religions-Begriffe verleitet, nicht wenig an dem großen Kriege Schuld war, der ihre Unterthanen ſo unglücklich machte, und die alles gern ihrem Fanatismus aufgeopfert hätte.

Von den geſchlagenen Franzöſiſchen und Reichs-Truppen, von denen die Thüringer

Bauern noch eine Menge Gefangene einbrachten, war auch keine Spur mehr in Sachſen und den angränzenden Provinzen zu ſehn. Sie zerſtörten alle Brücken, um nicht verfolgt zu werden, und zerſtreuten ſich dabey ſo außerordentlich, daß viele Haufen von ihnen nicht eher als am Rhein Halt machten. Sie glaubten immer den König hinter ſich zu haben. Dieſer aber wurde durch die glücklichen Fortſchritte der Oeſterreicher nach Schleſien gerufen, wohin er mit neunzehn durch ſo viele Schlachten geſchwächten Bataillons und acht und zwanzig Schwadronen eilte. Er ließ zwar die Franzöſiſche Armee unter dem Marſchall Richelieu an den Gränzen ſeiner Staaten zurück; allein in der Hoffnung, den Franzöſiſchen Operationen bald durch eine Armee Einhalt zu thun, die ſich auf eine unerwartete Art anfing zu formiren.

Pitt, einer der außerordentlichſten Menſchen, die je das Ruder eines mächtigen Staats führten, war jetzt ins Brittiſche Miniſterium getreten, das er durch ſeinen alles umfaſſenden Geiſt, eben ſo wie das Unter-Parlament, ganz nach ſeinem Willen lenkte. Er hielt die Convention bey Kloſter-Seeven für einen Schandfleck der Engliſchen Nation, der vernichtet werden müßte. Er rieth dem Könige Georg, ſeine Verbindungen mit den Deutſchen Fürſten genau zu erfüllen, eine Brittiſche Armee nach Deutſchland zu ſchicken, ſich von Friedrich einen Heerführer auszubitten, und dieſen Monarchen auch durch Subſidien zu unterſtützen. Alles dies geſchah.

Die Franzoſen gaben König Georg dem zweyten ſelbſt die beſte Gelegenheit, dieſe berüchtigte Convention zu brechen, die ohnehin weder von ihm, noch vom Könige von Frankreich ratificirt worden war. Es hieß überdem, daß, da ſie ohne Wiſſen und ohne alle Theilnahme des Engliſchen Cabinets geſchloſſen worden, ſie nicht als eine Acte der Krone angeſehen werden könnte. Man hatte ſich nach dieſem Vergleich in Hannover mit einer Art Neutralität geſchmeichelt, allein man fand ſich ſehr betrogen. Das Land wurde ganz wie eine eroberte Provinz behandelt, und auch ſo in den Franzöſiſchen Edicten betitelt. Richelieu erpreßte nicht allein große Brandſchatzungen und Lieferungen aller Art für ſeine Truppen, und ungeheure Summen für ſich ſelbſt, ſondern man ſchickte ſogar einen General-Pächter aus Paris, um das ganze Churfürſtenthum Hannover nach Franzöſiſcher Art in Pacht zu nehmen, und methodiſch auszuplündern. Dieſer Pächter war zugleich zum Pacht-Meiſter der andern Deutſchen Länder beſtimmt, die man noch erobern würde. Ein ſonderbares Königlich-Franzöſiſches Edict vom 18ten October 1757 zeigte dieſe Beſtimmung an, der zu Folge der Franzoſe Gautier ſeine Pachtbude in Hannover aufſchlug. Alle dieſe Vorfälle trieben die Hannoveraner faſt zur Verzweiflung. George liebte ſein Churfürſtenthum mehr, wie ſeine Königreiche; die Großmuth des Brittiſchen Parlaments kam ihm zu Hülfe, und nun wurden nachdrückliche Entſchließungen genommen.

Man hatte immer in England die Convention als gebrochen betrachtet. Die Schlacht bey Roßbach gab der Sache vollends den Ausſchlag. Die bisher zerſtreuten Hannöverſchen Truppen wurden nun zuſammengezogen, und der eine Zeitlang unſchlüſſig geweſene Landgraf von Heſſen endlich vermocht, ſeine Armee zu ihnen ſtoßen zu laſſen, da die Franzoſen ihm zu außerordentlichen Beſchwerden Anlaß gaben. Er wollte anfangs der Convention von Kloſter-Seeven getreu bleiben, und rief ſeine Truppen zurück. Auch war ihre Marſch-Route ſchon angeordnet, allein Richelieu's Forderung veränderte ſeinen Entſchluß. Er wollte nämlich dieſe Truppen durchaus entwaffnet wiſſen, und weigerte ſich, ohne dieſe Bedingung, ihnen den Abzug zu geſtatten. Vergebens berief ſich der Landgraf darauf, daß ſeine Soldaten frey, bewaffnet, und mit allem verſehn, nicht als Kriegsgefangene zu betrachten wären, denen man ihre Waffen nach Willtühr nehmen könnte. Der Herzog von Cumberland ſchrieb deshalb auch an den Franzöſiſchen Feldherrn, und der Däniſche Geſandte, Graf Lynar, unter deſſen Vermittelung die beſagte Convention geſchloſſen war, begab ſich ſelbſt ins Franzöſiſche Haupt-Quartier. Er ſchlug vor, daß zur Beruhigung des Franzöſiſchen Hofes die Heſſiſchen Truppen in Holſtein, als einem neutralen Lande, verlegt werden ſollten. Der Landgraf war damit zufrieden, und Richelieu ſchrieb deshalb nach Verſailles; allein die Franzöſiſchen Miniſter ſchlugen dieſe Auskunft rund ab, und beſtanden auf die Entwaffnung.

Der Engliſche Hof machte dieſem Streit durch die Erklärung ein Ende, daß er ſich von dem fernern Unterhalt der Heſſiſchen Truppen gänzlich losſagte, wenn der Landgraf ſie nicht der Dispoſition des Königs von Groß-Bri-

tannien ſofort überlaſſen wollte. Die Franzoſen hoben endlich alle noch übrige Bedenklichkeiten, da ſie die Weigerung, die Heſſiſchen Truppen zu entwaſſnen, einen Bruch der Convention nannten; ſie ſchrieben daher Contributionen in Heſſen aus, und machten ein Inventarium von allen dem Landgrafen zugehörigen Palläſten, Gebäuden, Landgütern, ja ſelbſt von den Mobilien; ferner mußte ihnen ein Verzeichniß aller Landes-Einkünfte übergeben werden, wobey der Herzog von Ayen, als commandirender Franzöſiſcher General, ausdrücklich erklärte, daß man ſich an keine Verträge weiter binden würde, und daß nichts als das Recht des Stärkern allein gelten ſollte. Dieſes Recht hatten die Franzoſen hier längſt ausgeübt, und dennoch trieb der in Marburg commandirende General, Graf Vauban, ſeinen Spott ſo weit, daß er in einer Erklärung unter dem 22ſten Auguſt ſich der Worte bediente: „Die Heſ-
„ſen haben Urſache, mit der Art,
„wie man mit dem Lande zu verfah-
„ren gütig genug iſt, zufrieden zu
„ſeyn.„ Die demüthigſten Vorſtellungen von Seiten der Regierung erbitterten dieſen General ſo ſehr, daß er erklärte, er müſſe die Mi-

niſter in Caſſel als Rebellen ſeines Königs betrachten; ja er nannte ſie in ſeinen gedruckten Erklärungen höchſt ſtrafwürdig, weil ſie am heiligen Ludwigs-Feſte ihm keine Abgeordneten zum Glückwunſch geſchickt hätten.

Der Landgraf zögerte nun nicht lange, er überließ ſeine 12,000 Heſſen Georgs Willkühr, und ſtellte ſich dadurch ganz der Wuth der Franzoſen bloß. Es wurde ein Courier aus dem Franzöſiſchen Haupt-Quartier mit den fürchterlichſten Drohungen an ihn abgeſchickt, die man erfüllen wollte, wenn die Zurückziehung nicht ſogleich erfolgte. Es hieß: „das „Reſidenz-Schloß in Caſſel ſollte in die Luft „geſprengt, die Stadt in Brand geſteckt, und „das ganze Land mit Feuer und Schwert ſo „verwüſtet werden, daß es Jahrhunderte lang „eine Einöde darſtellen würde.„ Der Landgraf verachtete dieſe Drohungen, und entfernte ſich; und nun nahmen die entſetzlichen Erpreſſungen ihren Anfang. Es war dabey äußerſt befremdend, daß auch ein Oeſterreichiſcher Commiſſarius, Nahmens Chriſtiani, in Caſſel eintraf, um die Contributionen mit dem Franzöſiſchen Commiſſariat zu theilen. Es wurden ſogar Befehle gegeben, daß jedermann innerhalb vier und zwanzig Stunden alles im Beſitz habende gemünzte Geld und Silber ausliefern ſollte. Die Zeughäuſer wurden ausgeräumt, und die darin befindlichen Fahnen, Pauken und andere Siegeszeichen, die die braven Heſſen in ihren mannigfaltigen Kriegen unter ſo vielen Himmelsſtrichen erbeutet hatten, zu Aſche verbrannt.

Die Convention von Kloſter-Seeven, die nur zehn Wochen gedauert hatte, wurde nun förmlich für nichtig erklärt. Indeſſen formirte ſich die alliirte Armee. Zu den Hannoveranern und Heſſen waren nun auch Braunſchweigiſche Truppen gekommen. Da die Reiterey mit dem Fußvolk in keinem rechten Verhältniß ſtand, ſo ſtießen noch einige Regimenter Preußiſcher Cavallerie dazu. Friedrich konnte nur wenige Soldaten zu dieſer Armee hergeben, allein er gab ihr einen Anführer, der ein ganzes Heer werth war. Dies war der Herzog Ferdinand von Braunſchweig, einer von denen außerordentlichen Menſchen, die erhabene Talente, Größe des Geiſtes und Edelmuth des Herzens in einem ſeltenen Grade vereinigen, und das Menſchengeſchlecht verherrlichen. Er langte gegen Ende des Novembers in Stade an. Hier fand er alles in großer Verwirrung; die Armee war klein, und hatte Mangel an vielen Kriegsbedürfniſſen; der

Muth der Soldaten war geſunken, die Heſſen zerſtreut, die Braunſchweiger auf dem Punct ſich zu entfernen, und in Franzöſiſchen Sold zu treten. Dies war der Wille des für ſein Land beſorgten Herzogs, der erſt in ihre Entwaffnung, hernach aus drängender Furcht ſelbſt in die Allianz mit Frankreich gewilligt hatte. Der Beyſtand des Herzogs war daher immer noch ſehr ſchwankend; denn die beſtimmteſten Befehle zum Abmarſch ſeiner Truppen waren bereits gegeben, allein die Soldaten hatten nicht große Luſt zu gehorchen, am wenigſten der Erbprinz, dem es gleich ſchrecklich war, von der Bahn der Ehre abgerufen zu werden, oder für die Franzoſen zu fechten. Er entſchuldigte ſich gegen den aufs höchſte erbitterten Vater, der durchaus ſeine Truppen und ſeinen Sohn verlangte. Seine commandirenden Generale, Imhof und Behr, die des Herzogs Ungnade fürchteten, und daher ernſtlich auf die Zurückführung der Braunſchweigiſchen Truppen dachten, wurden in Verhaft genommen, und der Marſch unterblieb. Der Herzog wurde endlich beſänftigt, wozu Friedrichs Siege das meiſte beytrugen; denn die 7000 Franzoſen, die ſich im Braunſchweigiſchen Lande befanden, marſchirten jetzt ab.

Dieſe Auferſtehung einer faſt vernichteten Armee war den Franzoſen höchſt unerwartet. Die bisher genoſſene Ruhe hörte auf einmahl auf. Vergebens drohte Richelieu, ganz Hannover in einen Schutthaufen zu verwandeln, und ſelbſt die Königlichen Palläſte zu verheeren, wenn man den geringſten feindſeligen Schritt unternehmen würde. Ferdinand antwortete ſehr laconiſch, daß er die Folgen erwarten, und an der Spitze ſeiner Armee ihm nähere Erläuterung geben würde. Die Operationen der Alliirten nahmen gleich darauf ihren Anfang. Einige Franzöſiſche Corps wurden ſogleich zurückgetrieben, Lüneburg beſetzt, und Harburg nach einer tapfern Gegenwehr erobert. Richelieu ward wüthend, und befahl die Stadt Zelle zu plündern, und die Vorſtädte in Brand zu ſtecken. Man flehete um Verſchonung des Waiſenhauſes, umſonſt! Es wurde mit in Aſche verwandelt. Die Strenge der Jahreszeit nöthigte endlich beide Theile die Winter-Quartiere zu beziehn.

Friedrich war indeſſen nach Schleſien geeilt. Der Herzog von Bevern, der dieſe Provinz mit 50,000 Mann zu decken verſuchte, war unvermögend geweſen der ganzen Macht Oeſterreichs zu widerſtehn, die ſich zur Eroberung dieſes Landes vereinigt hatte. Ein Preußiſches Corps, womit der General Winterfeld die Gemeinſchaft zwiſchen Sachſen und Schleſien offen hielt, das ohnweit Görlitz in der Nähe der Bevernſchen Armee poſtirt war, hatte im September nach einem ſehr hitzigen Gefecht mit dem weit überlegenen Corps des Generals Nadaſti ſeinen Poſten verlaſſen, und ſich zurückgezogen. Die Veranlaſſung dieſes Gefechts war die Ankunft des Kaiſerlichen Staats-Miniſters, Grafen Kaunitz bey der Oeſterreichiſchen Haupt-Armee im Lager bey Außig, um mit den Feldherren, Prinz Carl von Lothringen und Daun, die fernern Operations-Plane zu entwerfen. Der General Nadaſti, um dem Miniſter ſeine Thätigkeit zu zeigen, benutzte die Abweſenheit Winterfelds, der ſich in das eine halbe Meile entfernte Bevernſche Lager begeben hatte, und griff deſſen Corps mit ſehr überlegener Macht an. Winterfeld eilte ſeinen Truppen zu Hülfe, die ſich verzweifelt wehrten; die Preußen mußten aber endlich den Poſten verlaſſen, und verlohren 1200 Mann. Was dieſen Unfall erhöhete, war die tödtliche Wunde des edlen Heerführers, der Friedrichs größter Liebling, und ein Mann von ſeltenen Talenten war. Noch beym letzten Abſchiede ſprang der König vom Pferde, umarmte ſeinen geliebten Feldherrn, und ſagte: „Bald hätte ich vergeſſen Ihm ſeine Inſtruction zu geben. Nur dieſe weiß „ich für Ihn: erhalte Er ſich mir.„ Winterfeld beſaß dabey ein edles Herz, womit er allen vornehmen Neidern trotzte, die ihm eine ſo ausgezeichnete Königliche Gunſt nicht verzeihen konnten. Sein gekrönter Freund, das Heer, und die ganze Preußiſche Monarchie, alles trauerte um ihn, und betrachtete ſeinen Tod als einen National-Verluſt. Er war es auch, beſonders in dieſer critiſchen Lage. Denn Bevern verlohr den Muth, vernachläſſigte die zweckmäßigſten Läger zur Deckung Schleſiens, ſchwächte ſeine Armee um 15,000 Mann, womit er verſchiedene Plätze beſetzte, und nun zog er ſich beſtändig zurück, mehr als einmahl in Gefahr vom Feinde mit großem Vortheil angegriffen zu werden. Er ging jedoch ohne Verluſt über die Oder. Die Oeſterreicher folgten dieſen Preußen mit ihrer ganzen Macht auf dem Fuße durch Sachſen und Schleſien, und ſo ging es bis an die Thore von Breslau. In der Nähe dieſer Stadt nahm der Preußiſche Feldherr ſein Lager.

Der General Nadaſti, zu dem jetzt Bayerſche und Würtembergiſche Truppen in Thereſiens Sold geſtoßen waren, ging nun auf Schweidnitz los, weil die Kaiſerlichen ohne den Beſitz einer Feſtung an keine Winter-Quartiere in Schleſien denken konnten. Das durch kein Truppen-Corps bedeckte Schweidnitz zeigte überdem keine ſchwere Eroberung; auch nahm Nadaſti dieſe Feſtung, die der Herzog von Bevern ſich nicht zu entſetzen getraute, nach einer ſechzehntägigen Belagerung, vermittelſt eines auf fünf Forts zugleich gerichteten General-Sturms, ein; wobey zwey Redouten erobert wurden, und nun ſchritt der Commandant, General Seers, gleich zur Capitulation. Die Beſatzung von 5841 Mann, und vier Generale wurden zu Kriegsgefangenen gemacht; dabey fiel eine große Menge von Bedürfniſſen aller Art, Geſchütz und Kriegsgeräthe, nebſt einer Kriegscaſſe von 355,576 Gulden an baarem Gelde den Kaiſerlichen in die Hände. Die Eroberung dieſer Feſtung, die nun mit 8000 Mann beſetzt wurde, erleichterte die Communication der Oeſterreicher in Böhmen, und nun ſtieß Nadaſti zu dem großen Heer bey Breslau.

Hier hatten ſich die Preußen gelagert. Es ſchien den Oeſterreichiſchen Feldherren rathſam, ſie vor der Ankunft des Königs anzugreifen, der mit ſeiner ſiegreichen Armee im Anzuge war. Die Schlacht geſchah den 22ſten November. Das verſchanzte Preußiſche Lager wurde wie eine Feſtung mit ſchwerer Artillerie beſchoſſen, die man in Schweidnitz erbeutet hatte, und an fünf Orten zugleich angegriffen. Man focht von beiden Seiten mit großer Tapferkeit. Die Nacht brach ein. Das Schickſal des Tages war unentſchieden. Der Herzog, der ſeit Winterfelds Tode große Unentſchloſſenheit gezeigt, und immer Fehler mit Fehlern gehäuft hatte, war beſonders jetzt voller Unruhe. Er verwarf den Rath eines nächtlichen Ueberfalls, ſo wahrſcheinlich auch der glückliche Erfolg war; denn die Oeſterreicher befanden ſich in der größten Unordnung, die ſie in der Nacht nicht abhelfen konnten; die Preußen aber, die wohl von Verluſt, aber von keiner Niederlage etwas wußten, waren in Ordnung, und wünſchten ſehnlich den Schlachtkampf zu erneuern. Bey dem ganz betäubten Herzog hingegen ſiegte, nicht die Feigherzigkeit, ſondern die politiſche Furchtſamkeit. Er erwartete mit der Morgenröthe neue Angriffe, für deren Erfolg er bey der großen Ueberlegenheit des Feindes beſorgt war. Er ging daher in der Nacht durch Breslau, deſſen Beſatzung er verſtärkte, und überließ dem Prinzen Carl von Lothringen, Ober-Heerführer der Oeſterreicher, ganz unerwartet das Schlachtfeld. Das Heer dieſer letztern war am Tage der Schlacht über 80,000 Mann ſtark. Die Preußiſche Armee aber nur 25,000 Mann. Dieſe zählte 6200 an Todten und Verwundeten, die Oeſterreicher 18,000. Von den Preußen waren 3600 gefangen worden, dabey hatten ſie achtzig Canonen verlohren. Zwey Tage nachher wurde der Herzog von Bevern ſelbſt beym Recognoſciren gefangen. Er hatte keine Bedeckung bey ſich, daher ein großer Verdacht auf ihm ruht, daß er ſich dieſes Schickſal freywillig zugezogen hatte, um der unmittelbaren Verantwortung wegen des Vorgefallenen zu entgehn.

Die Oeſterreicher betrauerten unter ihren Todten am meiſten den Oberſten, Baron Veltez, einen Mann von großem Genie. Sein Verluſt gab dem Feldmarſchall Daun Gelegenheit einen beym Militair höchſt ſeltenen Edelmuth zu zeigen, der eine große Seele characteriſirt. Bey der Nachricht von Veltez Tode rief dieſer Feldherr wehmuthsvoll aus: „Wir ha-

„ben einen Mann verlohren, der zur Anführ-
„rung von Armeen gebohren war; und ich
„ſchäme mich nicht zu ſagen, daß er mir am
„Tage der Kolliner Schlacht ſeinen Rath er-
„theilt, und ein glückliches Werkzeug meines
„Sieges geweſen iſt.„

Der General Kyau übernahm nun das Commando der Preußen, und führte die Reſte der geſchlagenen Armee dem Könige entgegen. Die Folge dieſes Rückzugs war die Einnahme von Breslau. Der Commandant, General Leſtwitz, hielt jetzt alles für verlohren, und betrachtete daher eine gute Capitulation als ein Glück. Die Stadt wurde alſo ganz ohne Vertheidigung übergeben, und der 3000 Mann ſtarken Preußiſchen Beſatzung ein freyer Abzug geſtattet; die meiſten dieſer Soldaten aber traten gleich in Kaiſerliche Dienſte. Friedrich war mit dem Verhalten des Commandanten, der ſich ſonſt als ein tapferer Befehlshaber gezeigt hatte, ſo übel zufrieden, daß er ihn mit Feſtungsarreſt beſtrafte. Die Kaiſerlichen machten hier eine ungeheure Beute an Proviant und Geſchütz, vorzüglich aber an Munition; denn Zeughäuſer und Magazine waren hier angefüllt bis zum Ueberfluß, den der kurze Aufenthalt der Bevernſchen Armee in dieſer Gegend nicht ſehr vermindert hatte.

Schleſien ſchien nun für den König von Preußen ſo gut wie verlohren zu ſeyn. Nie, in allen Preußiſchen Feldzügen, hatte Oeſterreichs Glück auf ſolcher Höhe geſtanden. Die Kaiſerlichen glaubten ſich jetzt zu den größten Erwartungen berechtigt; ſie hatten eine Schlacht gewonnen, zwey Feſtungen erobert, die Hauptſtadt des Landes im Beſitz, eine ungeheure Armee, um das Eroberte zu behaupten, und daher die beſten Ausſichten den Krieg in kurzer Zeit nach Wunſch zu endigen. So war die Glückslage der Oeſterreicher am Ende des Novembers. Der eingebrochene Winter ſchien allen ferneren Operationen der Preußen ein Ziel zu ſetzen, und man dachte ſchon ernſtlich auf Winter-Quartiere, als ſich die ganze Scene auf einmahl zum Erſtaunen von ganz Europa veränderte. Das Anrücken Friedrichs wurde von den Kaiſerlichen als der letzte ohnmächtige Verſuch eines Verzweiflungsvollen betrachtet, und ſeine kleine Armee von ihnen mit dem Nahmen der Berliner Wachtparade bezeichnet. Die Preußiſch geſinnten Schleſier waren ganz ohne alle Hoffnung, und die Oeſterreichiſch geſinnten ohne alle Beſorgniß.

Von dieſer Volksmeinung gab der Fürſt Schafgotſch, Biſchof von Breslau, ſelbſt ein auffallendes Beyſpiel. Friedrich hatte dieſen Prieſter zum Fürſten erhoben, zum Biſchof ernannt, und überhaupt mit Wohlthaten überhäuft. Er war in Potsdam ſehr oft ein Geſellſchafter des Monarchen geweſen, und hatte den ſchwarzen Adler-Orden erhalten, womit Friedrich von ſeinen erſten Regierungsjahren an bis an ſeinen Tod nichts weniger als freygebig war. Alles dieſes vergaß der Undankbare, der ſeinen Wohlthäter ganz für verlohren hielt, und ſich bey ſeinen Feinden einſchmeicheln wollte. Die gemeinſten Regeln der Klugheit und Anſtändigkeit wurden dabey von ihm aus den Augen geſetzt. Er ſchimpfte auf den König, riß ſich den Adler-Orden ab, und trat ihn mit Füßen; eine Handlung, die die Kaiſerlichen Generale ſelbſt empörte, und ihm die verächtlichſten Verweiſe zuzog. Er flüchtete bald nachher nach den Böhmiſchen Gebirgen, um dort ſeine Schande zu verbergen. Nachher begab er ſich nach Wien, wo ihm die Großen mit Verachtung begegneten, und Thereſia ſowohl als der Kaiſer Franz, die ſeine Verfahrungsart höchſt mißbilligten, ihm nicht einmahl eine Audienz geſtatteten. In Rom, wo er wegen ſeiner freyen Sitten längſt verhaßt war, fand er auch weder Schutz noch Mitleiden, und ſo durchlebte er den traurigen Reſt ſeiner Tage, bis er ſie vor einigen Jahren in Böhmen als ein Verbannter endigte.

Die Jeſuiten betrugen ſich klüger; ſie ſchienen von Friedrichs Glück eine beſſere Meinung zu haben; denn die in der Schlacht verwundeten Preußen fanden in ihnen thätige Freunde. Sie nahmen die Unglücklichen in ihr ungeheures Collegium auf, das Tauſende faſſen konnte, und pflegten ſie mit Sorgfalt; eine Handlung, die die Politik erzeugte, hier aber unter der Larve der Menſchenliebe ausgeübt wurde. Auch hatte dieſe Großmuth ihre Gränzen und wurde daher von Friedrich wenig geachtet.

Es waren von den Eroberern ſchon viele Verordnungen zur Regierung des Landes gemacht worden. Gefangene Preußiſche Soldaten, die gebohrne Schleſier waren, hatte man frey nach Hauſe gehen laſſen, und eine Menge Beamten hatten ſchon der Kaiſerin Maria Thereſia gehuldigt, als die nach dem Ausdruck der Oeſterreicher ſo genannte Berliner Wachtparade ſich der Hauptſtadt Schleſiens näherte.

Die immer zunehmende Kälte im Anfang des Decembers zeigte die ſchleunige Nothwendigkeit in die Winter-Quartiere zu gehn. Ein andrer Feldherr, als der Sieger von Roßbach, hätte ſich bey dieſer rauhen Jahreszeit in Erwartung des künftigen Feldzugs begnügt, das rechte Ufer der Oder zu behaupten, Glogau zu beſchützen, und Sachſen zu decken. Friedrichs Entwürfe aber waren ganz anders. Er wollte durchaus ohne Verzug Schleſien befreyen. In zwölf Tagen war er von Leipzig bis an die Oder marſchirt, und hatte hier die geflohene Bevernſche Armee auf dem Marſch an ſich gezogen. Man kam dem Feinde immer näher, der ſich bey Breslau verſchanzt hatte. Entſchloſſen ihn anzugreifen, wenn er auch auf dem Gipfel der höchſten Gebirge gelagert ſeyn ſollte, rief der König nun die Generale und Stabs-Officiere zuſammen, und hielt eine kurze, aber ſehr nachdrückliche Rede. Er ſtellte ihnen ſeine unglückliche Lage vor, erinnerte ſie an die Tapferkeit ihrer Vorfahren, an das Blut der gefallenen Krieger ihres Volks, das ſie rächen müßten, und an den Ruhm des Preußiſchen Nahmens; dabey äußerte er ſein feſtes Vertrauen auf ihren Muth, ihren Dienſteifer, und ihre Vaterlandsliebe, da er den

Feind jetzt angreifen, und ihm ſeine erhaltene Vortheile wieder entreißen wollte. Durch dieſe feyerliche Rede flammte er den Geiſt ſeiner Krieger bis zum Enthuſiaſmus an; einigen ſtürzten die Thränen aus den Augen; alle wurden gerührt. Die vornehmſten Generale antworteten im Nahmen des heroiſchen Haufens, und verſprachen dem König mit kurzen aber viel bedeutenden Worten, zu ſiegen oder zu ſterben. Dieſe Stimmung des Geiſtes verbreitete ſich bald durch die ganze Preußiſche Armee; und da man nun überdem hörte, daß die Oeſterreicher ihre höchſt vortheilhafte Stellung, deren Angriff nur Verzweiflung rechtfertigen konnte, verlaſſen hätten, und den Preußen entgegen kämen, ſo hielten dieſe den Feind ſchon ſo gut als beſiegt.

Dies Entgegenrücken wurde von den Oeſterreichiſchen Feldherren in einem großen Kriegsrath beſchloſſen. Daun und Serbelloni hielten ein behutſames Verfahren, um die vielen wirklich erlangten Vortheile zu behaupten, jetzt nöthiger als jemahls. Die Sicherheit, die ein überaus feſtes Lager an der Seite einer reichlich verſehenen Feſtung gegen eine ſehr geſchwächte darbende Armee gewährte, ſtand mit dem ungewiſſen Ausgang einer

Schlacht im freyen Felde in keinem Verhältniß. Es war kein Kampf erforderlich, das Erlangte wenigſtens dieſen Winter zu behaupten. Nichts nöthigte zu einer Schlacht. Der Stolz der andern Generale aber überſtimmte dieſe Klugheit. Sie ſagten: „Es iſt unter „der Würde unſrer ſiegreichen Waffen, ſtehn „zu bleiben.„ Zu ihnen geſellten ſich die Schmeichler, die dem Prinzen von Lothringen vorſtellten, daß es nur von ihm abhinge, durch eine Schlacht, deren glücklicher Erfolg gar nicht bezweifelt werden könnte, den Krieg auf einmahl zu endigen. Dieſe Meinung, die beſonders Lucheſi, einer der vornehmſten Generale, vertheidigte, behielt die Oberhand, und ſo groß war die Sicherheit des Prinzen und der andern erfahrnen Feldherren, daß man die Feldbäckerey nicht, wie gewöhnlich, im Rücken der Armee, ſondern vorwärts nach der Stadt Neumark verlegte, und ſie alſo dem König im eigentlichſten Verſtande entgegen ſchickte. Friedrich, der ſchon bey Parchwitz das kleine Corps des Kaiſerlichen Generals Gersdorf angegriffen und zerſtreut hatte, war bey ſeiner Ankunſt in Neumark über dieſe Avant-Garde von Bäckerey erſtaunt. Um keine Zeit zu verlieren, mußten die vorherziehenden Dragoner und Huſaren abſitzen, und die Stadt beſtürmen, deren man ſich auch bald bemächtigte, und 800 Gefangene machte, und nun rückte Friedrich vorwärts.

Es war am 5ten December, als bey dem Dorfe Leuthen dieſe Schlacht, die größte unſers Jahrhunderts, geliefert wurde. Alles war bey beiden Heeren verſchieden. Die von Friedrich angeführten Preußen waren 33,000, die Oeſterreicher unter Carl dem Lothringer 90,000 Mann ſtark. Die letztern voll Vertrauen auf ihre gewaltige Macht, auf ihr coloſſaliſches Bündniß, und auf den Beſitz des ſchon halb eroberten Schleſiens; die erſtern aber voll Zuverſicht auf ihre tactiſchen Künſte, und auf ihren großen Anführer. Bey der einen Armee, durch die Magazine in Breslau, und die ungehinderten Zufuhren aus Böhmen unterſtützt, herrſchte Ueberfluß; bey der andern war Mangel an vielen Bedürfniſſen. Die eine hatte lange Ruhe genoſſen, die andre hingegen war von angeſtrengten Märſchen in der rauhen Witterung abgemattet. Die Oeſterreicher waren an dieſem denkwürdigen Tage nur mit gewöhnlichem Kriegsmuth ausgerüſtet, die Preußen bis zur Begeiſterung geſtimmt.

So trafen beide Heere auf einander in einer meilenlangen Ebene, die Friedrich nicht beſſer hätte wünſchen können. Die Oeſterreicher, die jetzt zum erſtenmahl das freye Feld zu einer Schlacht gewählt hatten, ſtanden in unüberſehbaren ungeheuren Linien, und konnten kaum ihren Sinnen trauen, als ſie die kleine Armee der Preußen zum Angriff anrücken ſahen. Nun aber zeigte ſich das große Genie Friedrichs. Er wählte die ſchiefe Schlachtordnung, die den Griechen ſo manchen Sieg verſchaffte, und vermittelſt welcher Epaminondas die bis dahin faſt unbezwingbaren Spartaner überwand; eine Stellung, die zu den Meiſterwerken der Kriegskunſt gehört, und auf dem Grundſatz beruht, einen großen Theil der gegenſeitigen Truppen in Unthätigkeit zu erhalten, ſie in Verlegenheit zu ſetzen, mehr Soldaten auf den Hauptpunct des Angriffs zu bringen als der Feind, und dadurch gleichſam den Sieg zu erzwingen. Friedrich machte verſtellte Bewegungen gegen den rechten Flügel des Feindes, während daß ſeine Abſicht auf den linken gerichtet war. Er befahl einem Theil der Linie, ein beſonderes Manövre zu machen, welches man zwar bey andern Truppen nachgeahmt hat, das aber bis auf den heutigen Tag nur allein von den Preußen mit der erforderlichen Ordnung und Geſchwindigkeit ausgeführt werden kann. Die Art dieſer Evolution iſt, eine Linie in viele Haufen zu theilen, dieſe Haufen dicht auf einander zu ſchieben, und ſo die gedrängte Menſchenmaſſe ſich bewegen zu laſſen. Friedrich erfand dieſe Stellungsart; ſie war durch ihre ſehr geſchloſſenen Glieder, durch ihre Tiefe, und durch die Art der Truppen-Bewegung, die nur auf großen Flächen geſchehen kann, der Macedoniſchen Phalanx nicht unähnlich, die in ſechzehn Gliedern marſchirte und ſtritt, viele Menſchenalter lang für unüberwindlich gehalten wurde, bis das Schwert der Römiſchen Legionen ſie vertilgte, und von ihr nichts als der Nahme übrig blieb. Dieſer ſo geſtellte Soldaten-Körper nimmt verhältnißweiſe nur einen ſehr geringen Raum ein, und zeigt in der Ferne wegen der vermiſchten Uniformen und Fahnen einen höchſt unordentlichen auf einander gehäuften Menſchenklumpen. Allein es bedarf nur einen Wink des Heerführers, ſo entwickelt ſich dieſer lebendige Knaul in der größten Ordnung, und mit einer ſolchen Schnelligkeit, die einem reißenden Strom ähnlich iſt.

So griff Friedrich den linken Flügel der Oeſterreicher an, und zwar zu eben der Zeit, wo die mit den Preußiſchen Evolutionen unbekannten Kaiſerlichen Feldherren die Bewegungen der Preußen für einen Rückzug anſahen, daher auch Daun zum Prinzen von Lothringen ſagte: „ſie marſchiren fort; wir wollen ſie abziehn laſſen.„ Mehrere Regimenter trugen ſicherheitsvoll ihr kleines Feldgeräthe, ihre Brotſäcke, ja ſelbſt die mit ihren Habſeligkeiten angefüllten Torniſter hinter die Fronte, und legten ſie in Haufen zuſammen, um ſich, nach ihrer Meinung, auf einige Stunden von einer unnützen Laſt zu befreyen. Die Täuſchung aber verſchwand bald, und man ſahe mit Schrecken die kunſtvolle Annäherung der Preußen, die beide feindliche Flügel zugleich bedroheten. Lucheſi, der auf dem rechten Flügel die Kaiſerliche Cavallerie commandirte, uneingedenk ſeiner Prahlereyen im Kriegsrath, verlohr den Muth; er glaubte, daß hier der Hauptangriff geſchehn würde, und bat dringend um Unterſtützung. Daun wollte dieſe nicht vor der Zeit ertheilen, und erſt nachdem Lucheſi ſich von aller Verantwortung bey einem unglücklichen Ausgang der Schlacht losſagte, wurde ihm ein großer Theil

Cavallerie vom linken Flügel im vollen Trabe zu Hülfe geſandt, und Daun ſelbſt eilte mit dem Reſerve-Corps dahin. Nadaſti, der erfahrenſte Feldherr des Heers, der den linken Flügel der Oeſterreicher commandirte, war bald überzeugt, daß ſein Flügel das Ziel des Preußiſchen Angriffs war, und daß die Bewegungen gegen den rechten nur militairiſche Fechterkünſte wären. Mehr als zehn hinter einander abgeſchickte Officiere mußten dem Prinzen Carl die augenſcheinliche Gefahr melden. Carl befand ſich in der größten Verlegenheit, da die Berichte von zwey ſeiner vornehmſten Feldherren einander gerade entgegengeſetzt waren. Er entſchied jedoch für Lucheſi, der bald ſeinen Tod auf dem Schlachtfelde fand, und Nadaſti wurde erſt gehört, da es zu ſpät war.

Indeſſen geſchah der Angriff der Preußen mit ſolcher Kriegswuth, daß alles auf dem linken Flügel über den Haufen geworfen wurde. Friſche Regimenter kamen den geworfenen zu Hülfe, allein man ließ ſie nicht einmahl formiren; kaum zeigten ſie ſich, ſo wurden ſie auch zurückgeſchlagen. Ein Oeſterreichiſches Regiment fiel aufs andre, die Linie wurde aus einander geſprengt, und die Unordnung war unausſprechlich. Die Kaiſerlichen Cuiraſſiere ſtellten ſich in Schlachtordnung, allein eine Preußiſche Haupt-Batterie brachte ſie bald aus einander, da denn die Preußiſche Cavallerie auf ſie fiel, und ſie gänzlich aus dem Felde ſchlug. Viele tauſend von den Kaiſerlichen Truppen konnten zu keinem Schuß kommen, ſie mußten mit dem Strom fort. Der ſtärkſte Widerſtand geſchah in dem Dorf Leuthen, das mit vielen Kaiſerlichen Truppen und Artillerie beſetzt war. Hiezu kamen große Haufen Flüchtlinge, die alle Häuſer, alle Gärten, und alle Winkel des Orts anfüllten, und ſich verzweifelt wehrten. Endlich aber mußten ſie doch weichen. So erſchrecklich aber auch die Unordnung bey der geſchlagenen Armee war, ſo verſuchten dennoch ihre beſten Truppen noch einmahl unter Begünſtigung des Terrains Stand zu halten; allein die Preußiſche Artillerie ſchlug ſie bald in die Flucht, und die Preußiſche Cavallerie, die auf allen Flügeln einhieb, machte immer Gefangene zu Tauſenden. Das Dragoner-Regiment von Baireuth nahm auf einmahl zwey ganze Infanterie-Regimenter mit allen Officieren, Fahnen und Canonen gefangen. Die Oeſterreichiſche Infanterie machte noch einen letzten Verſuch, ſich auf einer Anhöhe zu formiren; allein der Preußiſche General Wedel griff ſie in der Flanke und im Rücken zugleich an, und nun hatte alle Vertheidigung ein Ende. Nur die einbrechende Nacht, und die guten Anſtalten des Nadaſti, der den Rückzug des linken Flügels deckte, und die Preußen abhielt, ſich, ehe es dunkel wurde, der Brücken über das Schweidnitzer Waſſer zu bemächtigen, rettete den Reſt des Heers vom gänzlichen Untergange. Bey Kollin war es nicht Kriegskunſt noch Tapferkeit, ſondern die eiſenſpeyenden Maſchinen auf unzugangbaren Höhen geſtellt, die großentheils das Schickſal des Tages beſtimmten; bey Leuthen aber entſchied Tactik und Tapferkeit allein den Sieg. Man machte auf dem Schlachtfelde 21,500 Gefangene, worunter 307 Officiere waren, und eroberte 134 Canonen nebſt 59 Fahnen. Von den Oeſterreichern waren 6500 todt oder verwundet, und 6000 Deſerteure gingen nach der Schlacht zu den Siegern über. Der Preußiſche Verluſt war 2660 Todte und Verwundete.

Zu der Geſchichte dieſes Tages gehören einige Züge, die die Stimmung der Preußen bezeichnen, und dem von allen Völkern und Zungen bewunderten Heldengeiſt der Griechen und Römer nichts nachgeben. Der Bayeriſche General, Graf Kreit, damahls Volontär bey der Kaiſerlichen Armee, ſtieß auf einen Preußiſchen Grenadier, dem beide Füße abgeſchoſſen waren, der auf der Erde lag, und ſo in ſeinem Blute ſchwimmend ganz gelaſſen Tabak rauchte. Der erſtaunte General rief ihm zu: „Kriegscamerad! wie iſt es möglich, daß „ihr in eurem ſchrecklichen Zuſtande noch ruhig „Tabak rauchen könnt? Der Tod iſt euch ja „nahe.„ Der Grenadier nahm ſeine Pfeife aus dem Munde, und erwiederte kaltblütig: „Was iſt daran gelegen! ſterb ich doch für meinen König!„ Einem andern Preußiſchen Grenadier wurde beym Aufmarſch ein Bein abgeſchoſſen. Er rafft ſich von der Erde auf, ſtützt ſich auf ſein Gewehr wie auf eine Krücke, und ſo ſchleppt er ſich zu einem Standplatz, wo die Colonnen vorbey mußten, von wo er mit lauter Stimme den Soldaten zurief: „Brüder! „fechtet wie brave Preußen! Siegt, oder „ſterbt für euren König!„

Die unmittelbare Folge dieſer Schlacht war die Belagerung von Breslau, das, von der geſchlagenen Armee ſtark beſetzt, jetzt ſeinem Schickſal überlaſſen wurde. Man errichtete hier Galgen für diejenigen, die von Uebergabe ſprechen würden; allein dieſer überſpannte Muth verlohr ſich bald; denn in vierzehn Tagen ging auch dieſe Stadt über, da die Preußen ſchon alle Anſtalten zum Sturm gemacht hatten, und die Beſatzung von dreyzehn Generalen, 700 Officiers, und 18,000 Mann mußte das Gewehr ſtrecken. Hier wurde ein anſehnliches Magazin, und außer der zur Feſtung gehörigen Preußiſchen Artillerie noch 81 in die Stadt gebrachte Oeſterreichiſche Canonen und Mörſer, ferner eine Menge Proviant-Wagen, 1024 Proviant-Pferde, und eine Kriegscaſſe von 144,000 Gulden erbeutet. Die Generale Ziethen und Fouquet, die die Feinde bis in Böhmen verfolgten, hatten außerdem noch 2000 Gefangene gemacht, und über 3000 Wagen erbeutet, ſo daß die Oeſterreicher in dem ſo kurzen Zeitraum von zwey Wochen an 60,000 Mann verlohren, und die Reſte ihrer kurz zuvor ungeheuren Armee nur ein Corps Flüchtlinge darſtellten, die ohne Canonen, Fahnen und Bagage, von Mangel gedrückt, und von Kälte erſtarrt, über die Böhmiſchen Gebirge nach Hauſe zogen. Als man ſie hier ſammelte, fand man nur 17,000 Mann.

Der König erfuhr bald den Witz der Oeſterreicher über die Ankunſt der Berliner

Wachtparade. Er lächelte und ſagte: „Ich „verzeihe ihnen ſehr gerne die kleine Sottiſe, „die ſie geſagt, wegen der großen, die ſie ge„macht haben.„ Er war ſelbſt über die Größe ſeines Sieges verwundert, und fragte den Kaiſerlichen General Beck, den er ſehr ſchätzte, und der bald nachher gefangen wurde, wie es zugegangen ſey, daß die Oeſterreicher ſo total geſchlagen worden wären? Beck erwiederte: „Sire, es war unſre Sündenſchuld, weil „wir es uns einkommen ließen, Ew. Majeſtät „in Ihrem eignen Lande die Winter-Quartie„re zu verweigern.„ Als aber der König im Ernſt die rechte Urſache wiſſen wollte, ſo ſagte der General: „man habe den Hauptangriff „auf den rechten Flügel erwartet, und darnach „die Anſtalten getroffen.„ „Wie war das „möglich? erwiederte der König; eine Patrol„le gegen meinen linken Flügel würde Ihnen „ſehr bald meine Abſichten entdeckt haben.„ Auch waren dieſe Nadaſti nicht verborgen geblieben, der von allen Kaiſerlichen Generalen ſich allein an dieſem Tage als ein erfahrner Feldherr zeigte, und den Reſt des Heeres rettete, allein durch die niedrige Eiferſucht des Prinzen Carl vom Hofe mit ſo großem Undank belohnt wurde, daß man nicht einmahl ſeinen, ſelbſt den Feinden ehrwürdigen Nahmen im Hofbericht von dieſer Schlacht erwähnte. Dagegen wollte man, wo möglich, die Ehre des Prinzen in den Augen der Welt retten. Man zeichnete falſche Schlachtpläne, legte ſie der Kaiſerin vor, und verbreitete ſie unters Volk. Hiezu kamen die dreiſten vom Hofpöbel bekräftigten Behauptungen, daß der Prinz dem König nach der Schlacht zweymahl ein neues Treffen angeboten, der letztere es aber nicht hätte annehmen wollen. Der Kaiſer hohlte ſeinen Bruder ſelbſt ein, als er ſich Wien näherte; dabey wurde in der ganzen Stadt bekannt gemacht, daß ſich niemand bey harter Ahndung unterſtehn ſollte, von dem Prinzen unanſtändig zu reden. Ungeachtet dieſes Verbots aber wurden witzige und unwitzige Kupferſtiche, Gemählde und Satyren auf dieſen Heerführer an den Stadtthoren, an der Stephans-Kirche, ja ſelbſt an der Kaiſerlichen Burg angeſchlagen. Dieſe Stimme des Volks drang jedoch nicht bis zu der nachſichtsvollen ganz falſch berichteten Thereſia, die das Heil ihres Staats, die Ober-Befehlshaber-Würde aller Heere, ſelbſt wider den Willen ihres Gemahls von neuem dieſem Prinzen anvertrauen wollte. Er ſelbſt aber, dem der Haß und die Verachtung des

Volks nicht unbekannt blieben, war gerechter gegen ſich, als ſeine Monarchin, und reiſte nach Brüſſel. Eben ſo gerecht aber war auch Nadaſti gegen ſich; er, dieſer erfahrne Feldherr, den Thereſia jetzt am wenigſten entbehren konnte, verließ auf immer das Kriegsheer, das ihn liebte, und den Hof, der ihn haßte, und begab ſich nach Ungarn.

Das größte Kriegstalent des Königs von Preußen war, begangene Fehler wieder gut zu machen, und erlangte Vortheile aufs möglichſte zu benutzen. Die Eroberung des faſt verlohrnen Schleſiens, und mehr als 40,000 Mann Kriegsgefangene, hätten daher dem raſtloſen Feldherrn nicht genüget, und ihn im Laufe ſeiner Siege aufgehalten, wenn nicht der ſo weit vorgerückte Winter und der tiefe Schnee ſeinen fernern Unternehmungen durchaus ein Ziel geſetzt hätten; ſelbſt die Belagerung von Schweidnitz mußte bis zum Frühling verſchoben werden. Indeſſen wurde dieſe Feſtung doch blokirt. Die letzte Operation in dieſem Feldzug war die Wiedereroberung von Liegnitz, einer der größten und ſchönſten Städte Schleſiens, die die Oeſterreicher befeſtigt hatten, und die Preußen jetzt blokirten. Eine förmliche Belagerung auf dem beeisten Boden vorzunehmen, zeigte überaus große Schwierigkeiten; hiezu kam, daß die Preußiſchen Truppen Ruhe und Erhohlung höchſt nöthig hatten. Die 3500 Mann ſtarke Beſatzung erhielt daher einen freyen Abzug; allein ein großes Magazin von Proviant, eine Anzahl Canonen, und eine Menge Munition mußten ſie den Preußen überlaſſen, die ſogleich die aufgeführten Werke demolirten, und dadurch die Stadt in ihren vorigen Stand ſetzten. Die Uebergabe geſchah den 29ſten December, und krönte alſo in den letzten Tagen des Jahres dieſen ſo thatenvollen Feldzug.

Friedrich hatte nun die Zufriedenheit, faſt alle ſeine Staaten wieder von den Feinden geräumt zu ſehn. Die Oeſterreicher eilten nach den Kaiſerlichen Erbländern, um ſich von ihrer ſchrecklichen Niederlage zu erhohlen; die Ruſſen hatten Preußen verlaſſen; die Franzoſen waren von den Brandenburgiſchen Gränzen entfernt, und nur allein im Beſitz einiger entlegenen Weſtphäliſchen Provinzen; die Reichs-Truppen waren nach Hauſe geſchickt, und die Schweden durch den General Lehwald aus Preußiſch-Pommern vertrieben worden; dabey war ſogar Schwediſch-Pommern ſelbſt in den Händen der Preußen, die nun auch Mecklenburg in Beſitz nahmen, und in Sachſen ruhig Winter-Quartiere machten.

So endigte ſich ein Feldzug, der in der ganzen Weltgeſchichte ohne Beyſpiel iſt. In dieſem einzigen Jahre wurden, ohne die Menge wichtiger Gefechte, Canonaden, und Scharmützel zu rechnen, ſieben Hauptſchlachten geliefert, und zahlreiche Treffen gefochten, von denen viele in den vorigen Jahrhunderten als Schlachten betrachtet worden wären. Große Feldherren, die zu den ſeltenſten Producten der Natur gehören: Friedrich, Ferdinand, hatten hier in ſehr verſchiedenen Gegenden zugleich den Schauplatz des Krieges betreten, und alle Krieger künftiger Zeitalter durch Thaten belehrt. Andre: Heinrich, der Erbprinz von Braunſchweig, Laudon, hatten hier die Keime ihrer erhabenen Talente entwickelt; noch andre, obgleich minder groß, dennoch in jeder andern Periode allein fähig den kriegeriſchen Ruhm eines Volks bey der Nachwelt zu gründen: Seydlitz, Keith, Fouquet, Etrees, Nadaſti, Haddick, Romanzow, Wunſch, Ziethen, Werner, und mehrere berühmte Befehlshaber der verſchiedenen Heere hatten hier zuerſt Gelegenheit gehabt, ihre zum Theil außerordentlichen Fähigkeiten zu zeigen. Drey andre Feldherren, jeder durch erkämpfte Tropheen ausgezeichnet, und in den Kriegs-Jahrbüchern unvergeßlich: Schwerin, Brown, und Winterfeld, waren in dieſem ewig denkwürdigen Feldzuge gefallen, und hatten durch ihr edles Blut ihre Thaten beſiegelt. Ueber 700,000 Krieger waren in Waffen geweſen. Und von welchen Völkern! Es waren nicht weichliche Aſiater, die von jeher mit zahlloſen Heeren die Felder bedeckten, und den Griechen, Römern und Britten Anlaß zu auffallenden Triumphen gaben. Es waren keine zuſammengeraffte Kreutzfahrer, die in ungeheuren Schwärmen wie die Heuſchrecken ganze Provinzen überſchwemmten, ſich ohne alle Kriegskunſt herumſchlugen, und aus fanatiſchem Eifer Menſchen mordeten. Nein! es waren alles kriegeriſche Nationen, die hier auf Deutſchem Boden kämpften; keine der hohen Cultur des achtzehnten Jahrhunderts unwürdig, und einige derſelben den tapferſten Völkern der Vorwelt gleich; mehr als eine einzeln fähig durchs Schwert einem Welttheil Geſetze zu geben.

Die außerordentlichen Revolutionen, die in dem kurzen Zeitraum dieſes einzigen Feldzugs geſchahen, waren nie in irgend einem Kriege erlebt worden; ſie boten aller menſchlichen Klugheit, Vorſicht und Erfahrung Trotz, und ſchienen ganz von dem gewöhnlichen Lauf der Dinge abzugehn. Man ſahe im Anfang des Jahres den König von Preußen triumphirend; die Macht der Oeſterreicher beynahe vernichtet; ein großes Heer in einer Stadt eingeſperrt, und auf dem Punct ſich zu ergeben; die Kaiſerſtadt ſelbſt nicht ſicher, und alle Hoffnungen Thereſiens faſt verlohren. Auf einmahl ſinkt Oeſterreichs Schale wieder. Die Kaiſerlichen ſiegen, gewinnen Schlachten, und machen Eroberungen; dagegen Friedrich geſchlagen, aus Böhmen vertrieben, von ſeinen Bundsgenoſſen verlaſſen, von ſeinen zahlreichen Feinden auf allen Seiten umringt, ſich am Rande des Abgrundes befindet. Aber plötzlich erhebt er ſich wieder, um mehr als jemahls zu triumphiren. Die Armeen der Ruſſen, der Schweden, die Reichs-Truppen, die Franzoſen, die Oeſterreicher, werden theils verjagt, theils geſchlagen, theils zu Grunde gerichtet; ganze Heere werden zu Gefangenen gemacht, und das ſchon halb eroberte, von einer ungeheuren ſiegreichen Armee gedeckte Schleſien mitten im Winter durch einen Schwertſtreich wieder gewonnen. Die Ruſſen ſiegen in Preußen und fliehen; ſie laſſen viele Tauſende ihrer Kranken und Verwundeten zurück, und die geſchlagenen Preußen verfolgen ſie bis an die Gränzen von Pohlen. Die kriegeriſchen Schweden finden bey ihrer Ankunft in Pommern keinen Feind; ihre gemeinen Soldaten geitzen nach Gefahren, und ihre Anführer nach Ruhm. Das Schickſal von Berlin iſt ganz in ihren Händen. Es geſchieht nichts, und ſie müſſen bald nachher ihre Rettung, entfernt vom feſten Lande, auf der Inſel Rügen ſuchen. Das Franzöſiſche Hauptheer iſt im ruhigen Beſitz aller Provinzen zwiſchen der Elbe und Weſer, und hat keinen Feind vor und neben ſich. Auf einmahl ſteigt die alliirte Armee gleichſam aus der Aſche hervor. Die Hannoveraner ergreifen die Waffen, Ferdinand ſtellt ſich an ihre Spitze, und der mächtige Feind wird betäubt; er flieht, läßt anſehnliche Magazine zurück, und wird ferne vom nördlichen weit ausgedehnten Kriegsſchauplatz in einen Winkel von Süd-Deutſchland gedrängt.

Die Britten hatten bisher nichts von einem Landkrieg hören wollen; allein das für Britanniens Sache verheerte Hannover, und die Thaten Friedrichs, die nirgends mehr als von dieſem großmüthigen Volke gewürdigt wurden, veränderten ganz deſſen vorige Geſinnungen. Der König von Preußen wurde der Abgott der Engländer; ſie feyerten ſeinen Geburtstag in London und in den Provinzen, ſo wie die Geburtstage ihrer eignen beliebteſten Könige; das Parlament bewilligte ihm jährlich 670,000 Pfund Sterling Subſidien; man beſchloß, Engliſche Truppen nach Deutſchland zu ſchicken, und der große Pitt, der jetzt als Miniſter das Staatsruder in die Hände nahm, und durch die Macht ſeines Genie's das Brittiſche Reich als Dictator beherrſchte, ſetzte nun den Grundſatz feſt, daß America in Deutſchland erobert werden müßte.

Viertes Buch.

— 1758 —

Eben die Thätigkeit, die man Preußiſcherſeits im Felde gezeigt hatte, wurde auch im Winter angewandt, die halb vernichteten Armeen wieder herzuſtellen, und für ihre mannigfaltigen Bedürfniſſe zu ſorgen. Friedrich, den das Glück jetzt anzulächeln ſchien, hatte überdem die Zufriedenheit, von der Treue der Schleſier mancherley Beweiſe zu erhalten. Die Einwohner von Breslau waren nicht die letzten, ihm davon Proben zu geben. Nur allein die Mönche einer Abtey vergaßen ſich ſo weit, zu einer Zeit, da die Stadt nicht nur in Preußiſchen Händen, ſondern der König ſogar innerhalb ihren Mauern war, durch öffentliche Gebete den Segen des Himmels für die Kaiſerlichen Waffen zu erflehn. Auf die obrigkeitliche Erinnerung an ihre Vermeſſenheit beriefen ſie ſich auf einen alten Gebrauch, den ihre mönchiſchen Vorfahren immer bey den Kriegen der Kaiſer beobachtet hätten. Friedrich befahl dieſen alten Gebrauch nicht zu hindern, aber dem Kloſter zum Beſten der

Invaliden-Caſſe 6000 Reichsthaler abzufordern. Das Geld wurde erlegt, und der Gebrauch hörte auf. Auch der geflüchtete Biſchof Schafgotſch zeigte ſeine Unverſchämtheit; ſie war ſo groß, daß er, betroffen über den ſchleunigen Glückswechſel der Preußen, der alle ſeine Plane zerſtörte, in einem Schreiben an Friedrich, worin er von perſönlichen Feinden, von falſchen Beſchuldigungen, und von ſeiner Treue ſprach, ſich zu entſchuldigen verſuchte. Der Monarch antwortete ihm unterm 15ten Februar 1758. Der Brief ſchloß ſich mit folgenden Worten: „Sie werden weder der göttlichen Rache, noch der Verachtung der Menſchen entgehn; denn ſo verderbt wie dieſe auch immer ſeyn mögen, ſo ſind ſie es doch nicht in dem Grade, daß ſie nicht vor Undankbaren und Verräthern einen Abſcheu haben ſollten.„

Thereſia hatte im Anfange des Decembers 1757 ganz Schleſien ſo gut wie erobert, und den Krieg als geendigt angeſehn. Die Schlacht bey Leuthen zertrümmerte nicht allein alle dieſe nicht ungegründete Hoffnungen, ſondern vermehrte unendlich die bisher mit Mühe überwundenen Schwierigkeiten, die Oeſterreichiſchen Truppen im Felde zu erhalten. Neue

Armeen mußten jetzt errichtet, von neuem zum Kriege gebildet, und wegen des großen Verluſts an Bagage, und Kriegs-Geräthſchaften aller Art, von neuem wieder ausgerüſtet werden. Hierzu waren ungeheure Summen erforderlich, und zwar zu eben der Zeit, da andre Maſſen von Geld nach Petersburg geſandt werden mußten, um die Ruſſen zum zweytenmahl nach dem Königreich Preußen zu bringen. Es fehlte der Kaiſerin an allem, beſonders an Geld, die Ausſicht in die Zukunft ſchien ihr dunkel und das nahe Ende des Kriegs ſehr zweifelhaft. In dieſer Lage wünſchte ſie Frieden; allein das nun von Englands mächtiger Marine bedrohete Frankreich, das von allen kriegführenden Mächten jetzt den meiſten Eifer zu dieſen Mordſpielen zeigte, feuerte Thereſiens Muth wieder an, belebte ihre Hoffnungen und führte ſie auf den verlohrnen Pfad des Ehrgeitzes, den ſie ſonſt ſo gerne wandelte.

In dieſem Feldzuge waren faſt alle Heerführer verändert. Schwerin und Braun waren todt, Apraxin ſaß gefangen, und dem Prinzen Carl von Lothringen, ſo wie dem Prinzen von Hildburgshauſen, dem Herzog von Cumberland, dem Marſchall Etrees, und dem

Schwediſchen Feldmarſchall Reſen, hatte man das Commando der Armeen genommen.

England war immer mit Oeſterreich verbunden geweſen, und hatte mehr wie einmahl dieſe Monarchie vom Untergang gerettet. Man vergaß aber jetzt in Wien die ſo gerechte Dankbarkeit, ſo wie alle politiſche Rückſicht, und gab nur allein den Empfindungen des Haſſes und der Rache Raum. Es wurde jedoch zwiſchen beiden Höfen, ſelbſt nach dem Ausbruch des Krieges, noch eine Art von kalter Freundſchaft unterhalten; die Vernichtung der Convention von Kloſter-Seeven aber machte auch dieſer politiſchen Farce ein Ende. Der Kaiſerliche Geſandte in London, Graf Colloredo, verließ England ohne Abſchied zu nehmen, und Oeſterreich räumte die Niederländiſchen Feſtungen und Hafen Oſtende und Nieuport den Franzoſen ein. Vergebens hatte der aus der Preußiſchen Kriegs-Gefangenſchaft entlaſſene Kaiſerliche General, Fürſt Lobkowitz, ſeiner Monarchin gemeldet, wie ſehr der König zum Frieden geneigt ſey. Auch hatten ſich in Oeſterreich vergebens ſo viel Hinderniſſe zur Fortſetzung des Kriegs gezeigt, denn ihr Entſchluß war jetzt gefaßt.

Beide kriegführende Theile hatten nun neue Hoffnungen und neue Entwürfe; beide hatten neue Kräfte geſammelt, und ſo wurde der Feldzug vom Jahr 1758 eröffnet. Die Ruſſen waren die erſten auf der Kriegsbühne. Fermor erhielt jetzt das Commando und gemeſſene Befehle, Preußen zu beſetzen, welches auch noch mitten im Winter geſchah. Friedrich, der an dem weitern Vorrücken dieſer Feinde jetzt nicht zweifelte, und deſſen durch ſo viele Schlachten zuſammengeſchmolzene Armeen wieder im beſten Stande und mit allen Bedürfniſſen im Ueberfluß verſehen waren, wünſchte, ehe er ſich gegen die Ruſſen wandte, etwas entſcheidendes gegen die Oeſterreicher auszuführen, und richtete deshalb ſein Augenmerk auf Mähren. Man war jedoch in Wien nicht für dieſe Provinz, ſondern für Böhmen beſorgt, wo die Truppen noch nicht im marſchfertigen Stande waren, und wo in mehrern Gegenden, beſonders im Königsgrätzer Kreiſe, epidemiſche Krankheiten herrſchten. Ueberhaupt hatten die Kaiſerlichen Heere noch nicht die beſtimmte Zahl, um mit Nachdruck gegen einen Feldherrn zu agiren, deſſen Unternehmungen aller Vorſicht Trotz boten. Die wenigen Oeſterreichiſchen Truppen, die ſich bey der Franzöſiſchen Armee befanden, wurden daher zurückberufen, und 10,000 Mann Sachſen, die auch dahin beſtimmt waren, mußten zur Bedeckung von Oeſterreich zurückbleiben. In Toſcana und in den Niederlanden blieben nur geringe Beſatzungen zurück; alle andre Regimenter mußten ſchleunig zur Haupt-Armee aufbrechen. In der ganzen Monarchie ergingen Befehle zu ſchleunigen ſehr ſtarken Recruten-Lieferungen; ja die Beſorgniſſe in Wien, den König von Preußen troz den anrückenden Ruſſen vor den Mauern der Kaiſerſtadt zu ſehn, waren jetzt wieder ſo groß, daß die Einwohner der Diſtricte an der Mähriſchen Gränze Befehl erhielten, beym weitern Vordringen Friedrichs ſich zu bewaffnen, wobey der ganze Adel dieſer Provinz aufſitzen ſollte.

Außer allen dieſen Maaßregeln waren auch in Mähren die Schwierigkeiten eines Feldzugs weit größer, und der Erfolg weit ungewiſſer. Friedrich aber wählte dieſen Plan vorzüglich. Er machte jedoch den Anfang ſeiner Operationen mit der Belagerung von Schweidnitz, die er ſelbſt mit der Haupt-Armee deckte. Die Oeſterreichiſche Beſatzung dieſer Feſtung, die man den ganzen Winter blokirt gehalten, war bis auf 5200 Mann geſchmolzen. Die Laufgräben wurden nun in den erſten Tagen des Aprils bey einer noch ſehr rauhen Witterung eröffnet. Das Belagerungs-Corps, das der General Treskow commandirte, war nur 6000 Mann Infanterie, und 4000 Mann Cavallerie ſtark, die wirkliche Dienſte thun konnten. Dieſe geringe Anzahl Soldaten erſchwerte die Unternehmung außerordentlich. Es war überhaupt nicht in Belagerungen, wenn die Preußiſchen Waffen ſo wie im Felde glänzten; denn Friedrich liebte dieſe Gattung Kriegs-Operationen nicht ſehr; hiezu kam ſein öconomiſcher Sinn; daher ſeine geringe Achtung gegen die Ingenieure, von denen der geſchickteſte Mann kein großes Avancement zu hoffen hatte, und hierin ſo wie in andern Dingen dem unwiſſendſten Infanterie-Officier nachſtehen mußte; ferner die unbedeutende Zahl ſeiner Mineure, die bey ſeinen Belagerungen nie große Geſchütz-Menge, und die den Artilleriſten ſparſam zugemeſſene Munition. Der Preußiſche Ingenieur-Oberſte Balby führte hierüber in einem Briefe an den König die traurigſten Klagen. Er ſtellte ihm vor, daß die ganz entkräfteten Soldaten, wenn ſie ferner Dienſte thun ſollten, unumgänglich durch Wohlthaten aufgemuntert werden müßten, und bat daher, ihnen täglich Bier und Fleiſch reichen zu laſſen. Balby fügte die Worte hinzu: „Um

„Gottes willen, Sire, ſehen Sie hiebey etwas Geld nicht an.„ Nach geſchehener Erhohlung rieth er zum Sturm. Friedrich bewilligte beides. Der Sturm ging vor ſich, mit geringem Verluſt, und dem beſten Erfolg. Man erſtieg die vornehmſten Forts, und nun wurde die Feſtung nach einer ſechzehntägigen Vertheidigung den Preußen überlaſſen, wobey ſich die Oeſterreichiſche Beſatzung zu Kriegsgefangenen ergab.

Nun kam die Reihe belagert zu werden an Olmütz. Dieſe Feſtung war mit einer Beſatzung von 8000 Mann und mit allen Bedürfniſſen verſehen, eine Belagerung lange auszuhalten; hiezu kam ein Commandant, der General Marſchall, ein Mann von Erfahrung, von Muth und Entſchloſſenheit. Man mußte alſo eine tapfere Gegenwehr erwarten.

Die vielen Schwierigkeiten, die mit einem Einfall in Mähren verbunden waren, wurden noch dadurch vermehrt, daß die nächſten Preußiſchen Magazine achtzehn Meilen von Olmütz entfernt waren; dem ungeachtet wurden alle Hinderniſſe überſtiegen. Der König machte Miene nach Böhmen zu gehn, betrog aber den Feind, und drang in Mähren ein. Die feindlichen Corps, die die Unternehmung hemmen wollten, wurden zurückgeſchlagen, die beſten Stellungen von den Preußen genommen, und die Belagerung förmlich angefangen. Der Commandant machte die wirkſamſten Vorkehrungen zur Vertheidigung, verbeſſerte in der Geſchwindigkeit die Feſtungswerke, vermehrte ſeinen Proviant, ſchaffte die unnützen Einwohner aus der Stadt, und ließ die Vorſtädte niederreißen. Der Feldmarſchall Keith commandirte das Belagerungs-Corps. Gleich die erſten Maaßregeln der Belagerer aber deuteten auf einen unglücklichen Erfolg. Der Ingenieur-Oberſt Balby, ein Franzoſe, der wie bey Schweidnitz, ſo auch hier die Belagerung anordnete, machte dabey die außerordentlichſten Fehler, wodurch alles in die Länge gezogen wurde. Der erſte Laufgraben der Belagerer war 1500 Schritt von der Feſtung; eine Entfernung, die alles Schießen unnütz machte. Man rückte nach und nach näher, trotz der Ausfälle und des heftigen Feuers der Belagerten, und beſchoß die Stadt aus achtzig Stücken Geſchütz. Daun kam indeſſen an, und da die Preußen wegen des Fluſſes Morava die Feſtung nicht völlig einſchließen konnten, ſo fand der Oeſterreichiſche Feldherr Mittel, noch 1200 Mann herein zu werfen. Der König hatte die Ankunft dieſes Heers ſo bald noch nicht erwartet; daher er bey deſſen Anblick voll Verwunderung ausrief: „Da ſind ja die Oeſterreicher! Sie lernen marſchiren.„

Die Erforderniſſe, eine Belagerung anzufangen und fortzuſetzen, ſind nach der heutigen Kriegskunſt außerordentlich; bey der gegenwärtigen bedurfte man täglich bloß zu Pulver und Kugeln die Ladung von mehr als vierhundert Wagen. Die Zufuhr des Proviants und andrer Bedürfniſſe für die Preußen wurde auch beſtändig in kleinern und größern Transporten fortgeſetzt. Sie kamen faſt alle glücklich an; allein die Belagerung erforderte weit mehr; beſonders war bald an Munition Mangel, die man wegen der fehlerhaften entfernten Laufgräben ſo unnütz verſchwendet hatte; daher beruhete alles auf einem großen Transport von mehr als 3000 mit Munition und Proviant beladenen Wagen, der aus Schleſien über Troppau erwartet wurde. Die Ankunft deſſelben zu verhindern war Dauns Haupt-Augenmerk, da er Olmütz retten wollte, ohne mit dem König zu ſchlagen; wozu er vermöge ſeines vorſichtigen Characters ſehr ſelten geneigt war, und daher auch durch gut gewählte Stellungen ſich gegen jeden Angriff geſichert hatte. Er benutzte die Stärke ſeiner Armee, verſchiedene Corps auszuſchicken, und die Landſtraßen und Gegenden wohl zu beſetzen, wo der Transport durchkommen mußte. Es fielen große Scharmützel vor; das Glück trat bald auf dieſe, bald auf jene Seite, allein in der Hauptſache wurde dadurch nichts geändert.

Friedrich wandte alles an, was ihm ſeine Lage als Belagerer, und die Schwäche ſeines Heers nur erlaubte, um den ſo entſcheidenden Transport glücklich in die Hände zu bekommen. Der Oberſt Moſel, ein erfahrner Officier, commandirte die Bedeckung deſſelben. Sein Corps war 9000 Mann ſtark, und mit dieſem trat er den Marſch an, der aber wegen des erſtaunlichen Trains ſehr langſam und beſchwerlich war. Ueberdem waren die Wege, die zur Preußiſchen Armee führten, wegen der beſtändigen Zufuhr und des eingefallenen Regenwetters ſo ſehr verdorben, daß die Fuhrwerke alle Augenblicke ſtecken blieben, und der Zug dadurch aufgehalten und getrennt wurde. Moſel mußte daher von Zeit zu Zeit Halt machen; dennoch blieb ein Drittel des ganzen Zuges zurück. Er konnte auf dieſen nicht warten, ſondern ſetzte unter beſtändigen Angriffen ſeinen Marſch fort, der durch Hohlwege und den feindlichen Batterien vorbey ging. Hier erwartete Laudon den Transport. Seine Croaten, in einem Walde poſtirt, griffen die Preußen mit großer Hitze an; dieſe aber drangen in den Wald, ſchlugen den Feind zurück, und machten noch dazu einige hundert Gefangene.

Während dieſem Gefecht aber war der Zug ſelbſt in die größte Verwirrung gerathen. Die Bauern, die die Wagen führten, geriethen gleich bey den erſten Canonen-Schüſſen in ein ſolches Schrecken, daß ſie alles zurückließen, und ſich zerſtreuten. Viele machten ihre Vorſpann-Pferde los, und eilten davon. Ein großer Theil derſelben kam nicht mehr zum Vorſchein, ſondern floh geradezu nach Hauſe; ja viele Wagen kehrten ohne weiteres Bedenken um, und fuhren nach Troppau zurück. Moſel half dieſer greulichen Unordnung ab, ſo gut es ihm möglich war, und ſetzte ſeinen Marſch fort. Der König ſchickte ihm den General Ziethen entgegen, der ſich auch glücklich mit ihm vereinigte; allein es waren nicht mehr die Hälfte der Wagen vorhanden, und von dieſen konnten viele nicht fort, aus Mangel an Knechten, die zerſtreuet waren. Ein neuer Halt war durchaus nöthig. Dieſe koſtbare Zeit benutzten die Oeſterreicher, um 25,000

Mann auserleſener Truppen in die Gebüſche bey Domſtädtel zu poſtiren. Die drey ausgezeichneten Befehlshaber, Laudon, Janus und Ziskowitz, waren ihre Anführer. Kaum hatte der Zug dieſe Gebirgspäſſe erreicht, ſo wurde er von allen Seiten angegriffen. Man feuerte mit Canonen auf die Wagenburg, ſchoß die Pferde todt, ſprengte die Pulverwagen in die Luft, und ſetzte alles in die ſchrecklichſte Verwirrung. Die Preußen verlohren jedoch den Muth nicht, ſondern wehrten ſich zwey Stunden lang in der allernachtheiligſten Lage. Sie waren in einzelnen Haufen, und überdem zu ſehr zerſtreut, um die ungeheure Wagen-Linie zu decken; der Feind aber konnte ſich nach Gefallen zuſammenziehn, und griff daher in ganzen Colonnen an. Durch dieſes Mittel wurden die Preußen endlich überwältigt, und der ganze Transport aus einander geſprengt. Ziethen wurde mit einem Theil der Bedeckung abgeſchnitten, und war gezwungen ſich unter beſtändigem Fechten nach Troppau zurückzuziehn. Der General Krokow ſammelte nun die übrigen Truppen, und 250 Wagen, mit denen er glücklich ins Königliche Lager eintraf. Unter dieſen befanden ſich ſieben und dreyßig

Wagen mit Gelde beladen, wovon kein einziger eine Beute der Feinde wurde.

Alle Tapferkeit von Seiten der Preußen war bey einem ſo ungleichen Gefecht fruchtlos geweſen; denn es war nicht ſchwer einen Transport zu zerſtreuen, der eine Wagen-Linie von drey bis vier Deutſchen Meilen formirte, und wo die Truppen durch ungeheure Zwiſchenräume von einander abgeſondert waren. In dieſer Lage thaten die Preußen alles, was man nur von den tapferſten Kriegern erwarten konnte. Es waren bey dem Transport eine Menge Recruten, Jünglinge von achtzehn bis zwanzig Jahren, aus den Regiments-Cantons in der Mark und Pommern ausgehoben, die nie einen Feind geſehn hatten, und hier wie Römer fochten. Von 900 derſelben wurden nur 65 gefangen, und einige verwundet, die übrigen deckten mit ihren Körpern die Wahlſtatt.

Die unmittelbare Folge dieſes Verluſts war das Ende der Belagerung von Olmütz, die nie hätte unternommen werden ſollen. Dies war die unerklärbarſte Handlung Friedrichs; denn ſelbſt bey dem glücklichſten Erfolg war wegen des Anzuges der Ruſſen eine Behauptung dieſer Feſtung unmöglich, und der Verluſt der darin gelaſſenen Beſatzung nach Entfernung der Preußiſchen Armee ganz unvermeidlich. Der Verluſt des Transports wurde daher auch von den Preußen wenig beklagt, da jedermann die Aufhebung der Belagerung wünſchte. Dies führte der Feldmarſchall Keith mit der größten Klugheit und Behutſamkeit aus, ſo daß er ungehindert alles Geſchütz, alle Wagen mit Lebensmitteln, ja ſelbſt die Kranken fortſchaffte; nur allein dreyßig der ſchwächſten wurden der Großmuth des Feindes überlaſſen. Auch zwey Mörſer und eine unbrauchbare Canone blieben zurück, gleichſam zum Andenken, daß Olmütz belagert worden war. Friedrich machte abermahls ſeinen Generalen durch eine Rede ſeine mißliche Lage bekannt, und das große Vertrauen, das er auf die Tapferkeit ſeiner Truppen ſetzte, von denen er hoffte, daß ſie den Feind zurückſchlagen würden, und wenn er auch auf die höchſten Berge poſtirt, und in Batterien vergraben ſeyn ſollte. Daun wollte dem König den Rückzug verſperren, der wegen der Menge Geſchütz, wegen der unwegſamen ſteilen Gebirge, der Hohlwege, und der vortheilhaften Stellungen des ſehr überlegenen Feindes, ganz unüberſteigliche Schwierigkeiten zeigte. Es war nicht denkbar, daß auf einem ſolchen Wege eine mit

Belagerungs-Geſchütz, Pontons, und 4000 Wagen beladene Armee fortkommen könnte. Daun beſetzte alle Päſſe, die aus Mähren nach Schleſien führten, und glaubte die Preußen ſchon alle gefangen zu haben; allein Friedrich, der immer Cäſar beym Einmarſch, und Fabius beym Rückmarſch war, wandte ſich plötzlich, nahm ſeinen Marſch nicht nach Schleſien, ſondern nach Böhmen, vertheilte ſeine Armee in verſchiedene Corps, lebte allenthalben auf Koſten des Feindes, und ſo kam er nach Ueberſteigung der größten Hinderniſſe in den ſchreckhaften Gebirgen, und nach vielen lebhaften Scharmützeln, über Glatz nach Schleſien. Laudon beſonders hatte ihn unaufhörlich verfolgt; allein dieſer Feldherr, durch ſeine Hitze verleitet, fiel eines Tages bey Königsgrätz in einen Preußiſchen Hinterhalt, wobey er viel Leute verlohr. Keith deckte die Belagerungs-Artillerie, und die 4000 Wagen. Auch dieſer ungeheure Zug paſſirte glücklich die hohen Gebirge und eine Kette von Hohlwegen, ungeachtet der verfolgenden Feinde. Nichts ging verlohren, auch nicht ein einziger Wagen. Dieſe Kriegshandlung, vielleicht die einzige ihrer Art, war allen Nationen unbegreiflich; die Oeſterreicher beſonders ſetzten ihrem Mißvergnügen mit Daun keine Gränzen; nur allein der angenehme Gedanke: Mähren und Böhmen ſind befreyt, und der Feind iſt weit entfernt, beruhigte endlich die Gemüther.

Der Offenſiv-Krieg gegen die Oeſterreicher hatte für jetzt ein Ende; denn die nun im Mittelpunct von Friedrichs Staaten eingedrungenen Ruſſen erforderten die ſchleunigſten Maaßregeln, ſie zurück zu treiben. Sie waren bereits im Januar unter des Generals Fermor Anführung nach Preußen zurückgekehrt, und da ſie das Königreich ganz leer an Truppen fanden, ſo hatten ſie es jetzt ohne Schwertſchlag in Beſitz genommen.

Fermor hielt einen triumphirenden Einzug in Königsberg. Es wurde, ſo wie an einem Freudenfeſte, mit allen Glocken geläutet, und Trompeten und Pauken ließen ſich von den Kirchthürmen den ganzen Tag hören. Die betäubten Einwohner, denen die vorjährigen Ruſſiſchen Greuel noch in friſchem Andenken waren, fleheten nun um den Schutz der Kaiſerin. Die Antwort des Feldherrn iſt merkwürdig. Er ſagte: „Es iſt ein Glück für „Sie, meine Herren, daß meine allergnädigſte „Monarchin dies Königreich in Beſitz genommen hat. Es kann Ihnen unter Ihrem

„ſanften Scepter nicht anders als glücklich er„geben, und ich werde mich bemühen, alle „hieſigen Verfaſſungen, die ich vollkommen „und unverbeſſerlich finde, in ihrem Gange „zu erhalten.„ Er fertigte ſo fort einen Courier mit den Schlüſſeln der Stadt nach Petersburg ab, und gab dem Adel Audienz; hierauf folgten prächtige Gaſtmähler. Von nun an betrachteten die Ruſſen das Königreich Preußen als ihr Eigenthum, das ſie im Frieden zu behalten hofften, und man muß geſtehn, daß ſie es den ganzen übrigen Krieg durch mit einer beyſpielwürdigen Schonung behandelten. Es wurde ſo gar im ganzen Königreich von den Kanzeln abgekündigt, daß, wer über die Ruſſiſchen Soldaten nur irgend eine Klage zu führen hätte, ſolche bey der Kriegs-Kanzeley in Königsberg anbringen ſollte, wo die ſchleunigſte Genugthuung erfolgen würde.

Die Glieder von allen Königlichen Collegien mußten nun in der Schloßkirche einen Eid ſchwören, daß ſie nichts wider das Intereſſe der Kaiſerin von Rußland weder öffentlich noch heimlich vornehmen wollten. Den Kranken wurde der Eid in ihren Wohnungen abgenommen. Das Conſiſtorium erhielt Befehl, für die Kaiſerin in den Kirchen beten zu laſſen, und ſelbſt das Formular des Gebets wurde dazu gegeben. Endlich mußte der Adel ſo wohl als die Bürgerſchaft auch den Eid in dazu beſtimmten Kirchen leiſten. Ruſſiſche Officiere führten ſie dahin, und präſidirten bey der Ceremonie. Man machte die Ruſſiſchen Staatsfeſte bekannt, die durch Gottesdienſt und Unterlaſſung der Arbeit gefeyert werden ſollten; dabey wurden aber auch alle Verfügungen getroffen, um das Commerz, die Poſten, und andre gemeinnützige Gegenſtände ungeſtört zu laſſen. Dieſe Huldigung, die keine bloße Beſitznehmung, ſondern eine förmliche Eroberung bezeichnete, beleidigte den König, daher der Magiſtrat von Dresden, ſo wie der von Pirna, von Freyberg und von andern Städten ihm nun auch den Huldigungs-Eid ſchwören mußten.

Die Ruſſen erbeuteten in Königsberg und Pillau acht und achtzig eiſerne Canonen, nebſt einer beträchtlichen Anzahl Kugeln und Bomben, desgleichen einige hundert Fäſſer Pulver. Nie wurde ein Königreich leichter erobert als jetzt Preußen, aber auch nie betrugen ſich barbariſche Krieger im Taumel ihres Glücks mit mehr Mäßigung. Der Wiener Hof, um dieſe mühloſe Eroberung zu belohnen, ernannte

Fermor zum Reichsgrafen, und die Ruſſiſche Monarchie beſtätigte alle ſeine Verfügungen.

Die Einwohner von Preußen ſchienen bey dieſer unerwarteten Schonung ihren König zu vergeſſen, und ſchmiegten ſich ruhig unter das Joch ſeiner Feinde. In Königsberg beſonders that man mehr, als erforderlich war. Am 21ſten Februar, als dem Geburtstage des Großfürſten Peter, wurde die Stadt erleuchtet, ein Feuerwerk abgebrannt, und die Univerſität bat um Erlaubniß im öffentlichen Hörſaal eine Rede auf dieſen Ruſſiſchen Thronerben zu halten. Dergleichen Erleuchtungen, auf Koſten der Königsberger, mit Ehrengerüſten und andern Schaugeprängen verbunden, wurden von nun an bey den Ruſſiſchen Staats-Feſten hier gewöhnlich, und obgleich politiſche Rückſicht und Befehle weit mehr Antheil daran hatten, als der gute Wille, ſo konnte Friedrich doch dies Betragen nicht vergeſſen, und nie in ſeinem ganzen übrigen Leben betrat er ſein Königreich Preußen wieder. Alles ging jetzt ruhig. Die Verwaltung aller Zweige der Staatswirthſchaft und der Landesregierung wurde unverändert fortgeſetzt. Die Einkünfte fielen den Eroberern zu; jedoch wußten die Häupter der Collegien eben ſo wie in Sachſen Mittel zu finden, ihrem Monarchen von ihrer Treue und ihrem Dienſt-Eifer thätige Beweiſe zu geben. Dieſe Mittel blieben den Ruſſen ein Geheimniß. Fermor verließ endlich Preußen mit ſeiner Armee, der auf 30,000 Schlitten der Proviant zugeführt wurde, und nahm ſeinen Zug nach Pommern und der Mark. Jetzt aber waren dieſe Eroberer, ſo bald ſie über die Gränzen des Königreichs Preußen kamen, nicht mehr durch höhere Befehle im Zaum gehalten, daher bezeichneten, ſo wie im vorigen Jahre, Blut und brennende Dörfer ihren Pfad in dieſen beiden unglücklichen Provinzen.

Die Dohnaſche Armee, zur Vertheidigung von Pommern beſtimmt, hatte vor Ankunft der Ruſſen die Schweden ganz in die Enge getrieben, und hielt ſelbſt Stralſund blokirt. Alle dieſe Vortheile aber wurden vernichtet, da die neuen Feinde aus Norden anrückten. Die Operationen dieſes Ruſſiſchen Heers waren wegen Herbeyſchaffung der Lebensmittel und der Anlegung der Magazine ſehr verzögert worden. Es war nicht genug, daß die Ruſſen Meiſter von der Weichſel waren, ſie mußten es auch von der Warte ſeyn. Poſen, die Hauptſtadt in Groß-Pohlen, wurde daher von ihnen in

Beſitz genommen; ein gleiches geſchahe mit Elbing und Thorn; auch Danzig wellten ſie beſetzen, und zum Haupt-Waffenplatz machen, allein der Verſuch mißglückte. Die Einwohner dieſer damahls ſehr Preußiſch geſinnten Stadt erklärten ſich förmlich wider das Anſinnen, den Ruſſen ihre Außenwerke zu überlaſſen, und machten Anſtalten, ſich im Nothfall der Gewalt zu widerſetzen. Es kam jedoch nicht dazu. Die Ruſſen hatten keine Zeit zu verlieren. Ihr Augenmerk war auf das Innere der Preußiſchen Staaten gerichtet, wohin Fermor ſeinen Marſch fortſetzte. Er drang mit 80,000 Mann in Pommern und in die Neu-Mark ein, und fing an Cüſtrin zu belagern.

Der General Dohna, der die Blokade von Stralſund aufgehoben hatte, um ſich den Ruſſen zu nähern, konnte mit ſeiner ſchwachen Armee dieſe Belagerung nicht hindern. Das Syſtem der Ruſſiſchen Truppen war, nach barbariſcher Horden Art, zu ſengen und zu brennen. Die unglückliche Stadt wurde daher gleich den erſten Tag in einen Aſchenhaufen verwandelt. Die Bomben und glühenden Kugeln fielen in ſolcher Menge, als ob es Feuer vom Himmel regnete. Von allen Seiten ſtürzten die Hänſer zuſammen, und erſchlugen Men ſchen. Kein Löſchen war denkbar, und kein Rettungs-Mittel übrig, als die ſchleunigſte Flucht. Alles was nur kriechen konnte, machte ſich auf den Weg; die Säuglinge an der Bruſt ihrer verzweiflungsvollen Mütter, die Kranken in Betten gehüllt; denn kaum hatten dieſe Unglücklichen Zeit, von allem entblößt, das Feld zu erreichen. Sie flohen über die Oder unter lautem Jammer und Wehklagen, und ſahen traurig den Rauch an, der von ihren verbrannten Habſeligkeiten in die Wolken ſtieg. Viele kamen in den Flammen um; andre wurden von den Ruinen zerſchmettert, oder erſtickten in den Kellern, wo ſie von Furcht gedrängt Schutz ſuchten. Eine große Anzahl Bewohner der umliegenden Gegenden, ja ſelbſt entfernte wohlhabende Edelleute und Bürger hatten in dieſer Feſtung ihre beſten Sachen vor der Raubſucht der Coſaken in Sicherheit gebracht; es waren deren eine erſtaunliche Menge und von großem Werth, die aber jetzt auch von den Flammen verzehrt wurden. Auch ein ungeheures Magazin ging dabey im Rauch auf, und ſo ſehr wüthete das Feuer, daß die Canonen in den Zeughäuſern ſchmolzen, wobey die gefüllten Patronen für Musketen und Canonen, nebſt den geladenen Bomben und dem großen Pulver-Vorrath mit dem entſetzlichſten Getöſe in die Luft gingen. Ein Schauſpiel dieſer Art, wo in wenig Stunden alles in der Natur ſchreckliche zuſammengehäuft wurde, war bis zu dieſem Tage, dem 15ten Auguſt, vielleicht noch nie in einem Kriege geſehn worden; auch verlohren mehrere Einwohner ihre Beſonnenheit und glaubten im Ernſt den jüngſten Tag erlebt zu haben. Die Abſicht der Feinde war, daß durchaus nichts vom Eigenthum der armen Einwohner gerettet werden ſollte; denn ſie fuhren mit dem Werfen der Brand-Grenaden fort, da das Feuer ſchon in allen Winkeln des Orts wüthete. Endlich hörte man gegen Abend mit dem unnützen Bombardement auf. Fermor ſelbſt aber befahl in der Nacht die noch vorhandenen Grenaden auch in die Stadt zu werfen, weil, wie er ſelbſt ſagte, man ſie in dieſem Feldzuge doch nicht mehr brauchen würde; die Canonen-Kugeln aber ſollte man bis zur Schlacht ſparen.

Die Ruſſen ſchienen weniger auf Eroberung als auf Verheerung zu denken; denn nur allein die Stadt war von ihnen ſo grauſam bombardirt worden, aber nicht die Feſtung, die man erſt zwey Tage nachher zu beſchießen anfing. Auch wurde der Commandant, der

Oberſt Schack, erſt am vierten Tage zur Uebergabe aufgefordert, weil es dem Ruſſiſchen Feldherrn zu Zeiten einfiel nach geſitteter Völker Weiſe zu handeln; allein auch dieſe Aufforderung bezeichnete den Barbaren. Er drohete zu ſtürmen, und die ganze Beſatzung niederſäbeln zu laſſen, wenn man die Feſtung nicht ſo fort übergäbe. Die Antwort des Commandanten war: „Die Stadt iſt zwar nichts „mehr als ein Steinhaufen; die Magazine „ſind verbrannt; aber die Feſtung ſelbſt iſt „noch im beſten Stande, und die Garniſon „hat nichts gelitten, ich werde mich daher „bis auf den letzten Mann wehren.„ Er vertheidigte ſich auch auf dem Schutthaufen, allein ohne große Einſicht zu zeigen. Als er ſich deshalb bey dem König entſchuldigen wollte, antwortete dieſer: „Ich bin ſelbſt „ſchuld; warum habe ich ihn zum Commandanten gemacht?„

Der gedrohete Sturm auf Cüſtrin unterblieb jedoch; denn alle Aufmerkſamkeit der Ruſſen war auf den herannahenden König gerichtet. Dohna, der die bedrängte Feſtung zwar nicht hatte entſetzen können, kam ihr jedoch noch vor Friedrichs Ankunft zu Hülfe, ließ eine Schiffbrücke über die Oder ſchlagen, und eröffnete dadurch eine Communication, ſo daß die Beſatzung beſtändig abgelöſt werden konnte.

Der König hatte den Feldmarſchall Keith mit dem größten Theil ſeiner Armee bey Landshut in Schleſien zurückgelaſſen, um dieſe Provinz zu decken; er nahm bloß 14,000 Mann von den zum Kern ſeiner Heere gehörigen Truppen, und mit ihnen ging er in ſehr forcirten Märſchen, wohin das hohe Schickſal ihn rief. Dieſe kleine Armee brannte vor Begierde ſich an einem Feind zu rächen, den ſie zwar noch nie geſehn hatte, deſſen Grauſamkeiten und Verwüſtungen aber, durch den Ruf ſattſam bekannt, Blut in Strömen forderten. Ihre Kriegswuth wurde noch größer, da ſie die verheerten Provinzen betraten, die Schutthaufen ſahen, und die Aſchenhügel noch rauchend fanden. Kaum kannten ſie ihr verödetes Vaterland mehr. Man eilte, ſich dem Feinde zu nähern. Alle Strapazen wurden von dieſen Preußen verachtet, die ihrer erhabenen Beſtimmung als Retter des Vaterlandes eingedenk waren, und alles ertrugen; das Waſſer bey der heiſſen Jahreszeit wurde von ihnen aus Pfützen getrunken. In vier und zwanzig Tagen machte Friedrich einen Zug von ſechzig

Deutſchen Meilen; und ſo langte er den 21ſten Auguſt bey Cüſtrin an, wo er die Beſatzung verſtärkte, und zur Dohnaſchen Armee ſtieß. Die Huſaren brachten ihm hier zwölf gefangene Coſaken, die er als die erſten, die ſein Auge ſah, wegen ihrer beſondern Geſtalt und ihres elenden Aufzugs ſehr ernſthaft betrachtete, und ſodann zum Garde-Major Wedel ſagte: „Sehe er hier, mit ſolchem Geſindel muß ich „mich herumſchlagen.„ Er war bey dem Dorf Güſtebieſe an einem nicht erwarteten Ort über die Oder gegangen. Fermors Entwürfe waren dadurch ganz vereitelt. Nun wurde die Belagerung von Cüſtrin aufgehoben; beide Heere näherten ſich einander, und alles rüſtete ſich zur Schlacht. Nie war bey einer Armee der Durſt nach einem Blutkampf größer, als wie diesmahl bey der Preußiſchen. Der Dämon des Kriegs ſchien das ganze Heer begeiſtert zu haben. Selbſt Friedrich, durch den Anblick der verwüſteten Fluren, der zahlloſen Schutthaufen, und der alles beraubten herumirrenden Flüchtlinge aufs lebhafteſte gerührt, ſchien alle Philoſophie zu vergeſſen, und alle andre Leidenſchaften der Rache unterzuordnen. Er befahl, keinem Ruſſen in der Schlacht Pardon zu geben. Alle Anſtalten wurden gemacht, dem

Feind den Rückzug zu hemmen, und ihn nach den Moräſten der Oder zu drängen und dort zu vernichten; ſogar die Brücken, die ihnen zur Flucht dienen konnten, mußten abgebrannt werden. Dieſe Wuth der Preußen wurde den Ruſſen bekannt, da eben die Schlacht anfangen ſollte. Ein Zuruf lief durch die ganze Linie: „Die Preußen geben kein Quartier!„ „Und wir auch nicht!„ war der weitſchreckende Wiederhall der Ruſſen.

Die Lage Friedrichs war abermahls verzweiflungsvoll, und hing von dem Ausgang einer Schlacht ab. Die feindlichen Heere waren nun im Begriff ſich zu vereinigen, und ihn von der Elbe und der Oder abzuſchneiden. Die Franzoſen und Reichs-Truppen waren auf dem Marſch nach Sachſen, wohin Daun mit der Haupt-Armee der Oeſterreicher auch gezogen war. Die von den Preußen befreyten Schweden hatten jetzt gar keinen Feind vor ſich, und rückten auf das unbefeſtigte Berlin los; und überdem nun noch die Ruſſen, deren Motto Verheerung war, in dem Herzen ſeiner Staaten.

Die tief durchdachte Dispoſition Friedrichs war jedoch nicht bloß auf den Sieg, ſondern auf den gänzlichen Untergang des feindlichen

Heeres gerichtet, dabey aber doch dem Könige bey einem widrigen Schickſal der Rückzug nach Cüſtrin frey blieb. Es war am 25ſten Auguſt, als dieſe große Schlacht bey Zorndorf geliefert wurde. Sie fing des Morgens um acht Uhr an. Die Ruſſen waren 50,000, und die Preußen 30,000 Mann ſtark. Dieſe, abermahls ſo wie bey Leuthen in ſchiefer Schlachtordnung geſtellt, machten den Anfang mit einer großen Canonade. Die Stellung der Ruſſen war ein in ihren Türken-Kriegen gebräuchliches ungeheures Viereck, in deſſen Mitte ſich ihre Reiterey, ihre Bagage, und das Reſerve-Corps befand; eine Stellungsart, die bey einer Schlacht die ſchlechteſte unter allen iſt, da ſie der Armee ſo wohl zum Angriff als zur Vertheidigung alle Thätigkeit raubt, und durch welche auch vor 1800 Jahren die Römer unter Craſſus Anführung in der ſchönſten Ebene von den Parthern geſchlagen wurden. So wie die Bogenſchützen dieſes letztern Volks ihr Ziel auf die zuſammengedrängten Legionen nicht verfehlten, ſo thaten auch hier die Canonen-Kugeln eine ſchreckliche Wirkung auf die ſo unſchicklich geſtellten Ruſſiſchen Menſchenmaſſen. Bey einem Grenadier-Regiment traf eine einzige Kugel 42 Mann, die theils getödtet, theils verwundet wurden *). Ueberdem richteten ſie eine grauſame Verwirrung unter der Bagage an; die Pferde riſſen mit ihren Wagen aus, und brachen durch die Glieder, ſo daß man dieſen Troß bald aus dem Quarree herausſchaffen mußte. Der linke Flügel der Preußen avancirte indeſſen ſo hitzig, daß er eine Flanke bloßgab. Dieſen Umſtand nutzte die Ruſſiſche Cavallerie, in die Preußiſche Infanterie einzubringen, und einige Bataillone aus dem Felde zu ſchlagen. Fermor glaubte ſchon völlig geſiegt zu haben; er ließ das Quarree von allen Seiten öffnen, um den Feind zu verfolgen. Dies geſchah auch mit einem lauten Siegesgeſchrey; allein die Ruſſen waren noch nicht weit gekommen, als ſie ſchon in große Unordnung geriethen. Das Hintertreffen, das für Staub und Dampf nichts erkennen konnte, feuerte auf das Vordertreffen.

Der General Seydlitz rückte indeſſen mit der Preußiſchen Cavallerie in drey Colonnen an, und warf die Ruſſiſche über den Haufen,

---

*) Der durch ſeine militairiſchen Schriften bekannte Sächſiſche Artillerie-Hauptmann Tielke, der damahls bey der Ruſſiſchen Armee diente, und ſich bey der Schlacht befand, erzählt dieſen faſt unglaublichen Umſtand, ſo wie andre die Ruſſen betreffende Vorfälle dieſer Zeit.

die jetzt auf ihre eigne Infanterie getrieben wurde. Ein andres Corps Preußiſcher Reiter ſtürzte zu gleicher Zeit auf die Ruſſiſche Infanterie. Sie hieben alles ohne Gnade nieder, was ihr Schwert nur erreichen konnte. Einige Regimenter Preußiſcher Dragoner ließen ſich durch das brennende Zorndorf nicht abhalten, ſondern trabten durch die Flammen auf die Ruſſen zu; auch Seydlitz, der mit der feindlichen Cavallerie ganz fertig geworden, und was noch nie erhört war, mit ſeinem Cuiraſſier-Regiment, den Degen in der Fauſt, eine Batterie von ſchweren Canonen angegriffen und erobert hatte, folgte jetzt dieſer neuen Siegesbahn. Das Ruſſiſche Fußvolk wurde nun von allen Seiten in der Flanke, auf der Fronte, und im Rücken angefallen, und ein entſetzliches Blutbad angerichtet. Dieſe Krieger ſtellten den Preußen noch nie erlebte Schlacht-Scenen dar. Hatten ſie gleich als Haufen betrachtet, ihre Stellungen in ihren Linien und Abtheilungen verlaſſen, ſo ſtanden ſie doch als einzelne Menſchen wie die Bildſäulen in ihren Gliedern, nachdem ſie ihre Patronen verſchoſſen hatten. Es war jedoch nicht jene bewunderungswerthe Tapferkeit, aus Ruhmbegier oder Vaterlands-

Liebe ihren Poſten bis auf den letzten Augenblick zu behaupten; denn ſie wehrten ſich faſt nicht in dieſer Lage; vielmehr war es ein Stumpfſinn, ſich da, wo ſie ſtanden, erwürgen zu laſſen. Waren nun ganze Reihen zu Boden geſtreckt, ſo zeigten ſich immer neue Schaaren, die auf eine ähnliche Abfertigung ins Reich der Schatten zu warten ſchienen. Es war leichter, ſie zu tödten, als in die Flucht zu ſchlagen; ſelbſt ein Schuß mitten durch den Leib war oft nicht hinreichend ſie auf die Erde zu werfen. Nichts blieb daher den Preußen übrig, als niederzumetzeln, was nicht weichen wollte. Der ganze Ruſſiſche rechte Flügel wurde alſo theils niedergehauen, theils in Moräſte getrieben. Eine Menge dieſer Flüchtlinge gerieth unter die Bagage; die Marketender-Wagen wurden geplündert, und der Branntwein viehiſch geſoffen. Vergebens ſchlugen die Ruſſiſchen Officiere die Fäſſer in Stücken, die Soldaten warfen ſich die Länge lang auf den Boden, um den ſo geliebten Trank noch im Staube zu lecken. Viele hauchten beſoffen die Seele aus, andre maſſacrirten ihre Officiere, und ganze Haufen lieſen wie raſend auf dem Felde herum, ohne auf das Zurufen ihrer Befehlshaber zu achten.

So ging es auf dem rechten Flügel der Ruſſen zu. Es war Mittag. Auf ihrem linken Flügel war bisher noch wenig geſchehn. Nunmehr aber wurde auch dieſer von den Preußen angegriffen; allein die Regimenter, die hier dem größten bereits errungenen Siege vollends das Siegel aufdrücken konnten, zeigten nicht ihre gewöhnliche Tapferkeit. Sie vergaßen den Ruhm des Preußiſchen Nahmens, verkannten ihre Kräfte, ſo wie die Macht ihrer tactiſchen Künſte, in dem entſcheidendſten Augenblick, und wichen im Angeſicht ihres Königs vor den geſchwächten und ſchon halb geſchlagenen Ruſſen zurück. Die Unordnung war groß, und alle Heldenthaten des Preußiſchen linken Flügels ſchienen verlohren zu ſeyn; allein Seydlitz kam mit ſeiner Cavallerie von dieſem ſiegreichen Flügel herangeflogen, rückte in die von der weichenden Infanterie gemachte Oeffnung, hielt ein heftiges Musketen- und Kartätſchen-Feuer aus, und nun drang er nicht allein auf die Ruſſiſche Cavallerie, ſondern auch auf den bisher noch feſt geſtandenen Theil der Infanterie ein, und trieb den vorgerückten Feind, der ſchon einige Batterien erobert hatte, in die Moräſte. Dieſes große Manövre der Reiterey wurde von dem Kern der Preußiſchen Infanterie, den Regimentern Prinz von Preußen, Forcade, Kalkſtein, Aſſeburg, und einigen Grenadier-Bataillons, ſämmtlich Truppen, die der König mitgebracht hatte, vortrefflich unterſtützt. Dieſe Veteranen, ohne auf das Zurückweichen der neben ihnen ſtehenden Bataillons zu achten, das ihre ganz entblößte Flanke in Gefahr ſetzte, waren beſtändig im Vorrücken geblieben, und jetzt fielen ſie zugleich mit der Cavallerie mit gefälltem Bajonet die Ruſſiſche Infanterie an, und zeigten Wunder der Tapferkeit. Dieſe Angriffe waren ſo lebhaft, daß in dem Zeitraum von einer Viertelſtunde der größte Theil des Schlachtfeldes von den Feinden verlaſſen war. Das Feuer hörte jetzt an allen Orten auf. Die Munition fing an zu fehlen. Man ſchlug und ſtieß nun auf einander los mit Flintenkolben, Bajonetten und Säbeln. Die Erbitterung beider Theile war unausſprechlich. Schwer verwundete Preußen vergaßen ihre eigne Erhaltung, und waren immer noch auf das Morden ihrer Feinde bedacht. So auch die Ruſſen. Man fand einen von dieſen, der tödtlich verwundet auf einem ſterbenden Preußen lag, und ihn mit ſeinen Zähnen zerfleiſchte, der Preuße, mit dem Tode ringend und unfähig ſich zu bewegen, mußte dieſes Nagen dulden, bis ſeine Mitſtreiter herbeykamen, und den Canibalen durchbohrten.

Die Regimenter Forcade und Prinz von Preußen ſtießen bey ihrem Vordringen auf die Ruſſiſche Bagage und Kriegscaſſe. Der größte Theil davon wurde erbeutet. Die gänzliche Ermattung beider Theile und die Nacht machten endlich dem Morden ein Ende, das zwölf Stunden gedauert hatte; nur allein die Coſaken ſchwärmten noch auf dem Schlachtfelde im Rücken der Preußen, um die Erſchlagenen auszuplündern, und die wehrloſen Verwundeten umzubringen. Allein dieſer Mordluſt wurde bald geſteuert, da man die Beſchäfftigung der Unholde ausſpähete. Ueber tauſend Mann von dieſem Geſindel, die von den alles niederhauenden Huſaren ſehr gedrängt wurden, verließen in der Verzweiflung ihre Pferde, und warfen ſich in die Schäferey von Quartſchen, ein großes ſteinernes Gebäude; hier ſchoſſen ſie aus allen Löchern, und wollten ſich nicht ergeben. Das Dach, worunter viel Heu und Stroh lag, gerieth in Brand, ſtürzte ein, und faſt alle dieſe Coſaken erſtickten, verbrannten, oder wurden niedergehauen.

Beide Heere blieben die Nacht über unterm Gewehr. Die Ruſſen befanden ſich in der ſchrecklichſten Unordnung; alle ihre Truppen waren wie ein Chaos vermiſcht. Gern hätten ſie den Preußen die Ehre des Siegs unbedingt überlaſſen, allein der Rückzug war ihnen verſperrt, da alle Brücken über die Flüſſe abgebrochen waren. In dieſer Verwirrung hielt der General Fermor noch am Abend der Schlacht um einen Waffenſtillſtand auf zwey bis drey Tage an. Sein Vorwand war, die Todten zu begraben. Auf dies ſonderbare Anſuchen antwortete der General Dohna: „Da „der König, mein Herr, die Schlacht ge„wonnen, ſo werden auf ſeinen Befehl die „Todten beerdigt, und die Verwundeten ver„bunden werden.„ Er belehrte ihn dabey, daß ein Waffenſtillſtand nach einer Schlacht eine ganz ungewöhnliche Sache ſey Den folgenden Tag geſchahe nichts als Canonaden. Der König wollte den Kampf förmlich erneuern; allein der Mangel an Munition bey der Infanterie, und die große Abmattung der Cavallerie, die mit Anſtrengung aller ihrer Kräfte gefochten hatte, machten der Schlacht nothwendig ein Ende, und verſchafften den Ruſſen Gelegenheit einen Ausweg aus ihrem

Labyrinth zu finden. Sie zogen ſich über Landsberg an der Warthe zurück. Dieſe Niederlage koſtete ihnen 19,000 Todte und Verwundete, nebſt 3000 Gefangenen; dabey verlohren ſie 103 Canonen, viele Fahnen, ihre Kriegscaſſe, und eine Menge Bagage. Die Preußen zählten 10,000 Todte und Verwundete; desgleichen 1400 Gefangene oder Vermißte; auch hatten ſie beym Weichen ihres rechten Flügels 26 Canonen eingebüßt.

Dieſe kleine Canonen-Zahl, die wenigen Gefangenen, und der Umſtand, daß ein Theil der Ruſſiſchen Armee in zerſtreuten Haufen die Nacht auf dem Schlachtfelde zugebracht hatte, veranlaßte die Ruſſen, ſich den Sieg zuzuſchreiben. Der Ruſſiſche General Panin war jedoch ſo aufrichtig zu ſagen: „Wir haben „zwar den Wahlplatz behauptet, allein todt, „verwundet und beſoffen.„ Ob es gleich Fermor ſelbſt geweſen war, der um Erlaubniß gebeten hatte, die Erſchlagenen zu begraben, ſo ſandte er doch Couriere mit der Nachricht des Siegs an alle alliirte Höfe und Armeen, daher man auch in Wien feyerlich das Te Deum anſtimmte. Nie wurde dieſer kriegeriſche Fechterſtreich häufiger gebraucht, als in dieſem Kriege. Die Preußen allein verachteten dergleichen Künſte. Wurden ſie wirklich geſchlagen, ſo geſtanden ſie es frey, in der feſten Hoffnung, durch künftige Thaten das Verlohrne wieder zu gewinnen. So dachte Friedrich, und ſo dachten alle Befehlshaber ſeiner Heere. Man überließ es den Beſiegten, ſich durch Einbildungen und falſche Berichte zu vergnügen, und benutzte indeſſen den Sieg. Der König, Herr des Wahlplatzes von Zorndorf, verfolgte den fliehenden Feind bis Landsberg. Er war ſo ſehr von deſſen gegenwärtiger Unmacht überzeugt, daß er ihn bloß durch einen Theil der Armee unter dem General Dohna beobachten ließ; ein andres Corps ſandte er nun wieder gegen die Schweden, und mit den übrigen Truppen ging er nach Sachſen, wo ſeine Gegenwart höchſt nöthig war.

Der König war ſo großmüthig, das außerordentliche Verdienſt des Seydlitz zu erkennen; er geſtand öffentlich, daß die Schlacht durch dieſen General gewonnen worden ſey. Friedrich hatte jedoch ſelbſt ſeine eigne Perſon gar nicht geſchont, ſondern war ſo tief ins Ruſſiſche Feuer gedrungen, daß ſeine Adjutanten und Pagen um ihn her verwundet und getödtet wurden. Der Engliſche Geſandte Mitchel, der ihn in allen Feldzügen dieſes Kriegs begleitete, war auch hier an ſeiner Seite, und ſetzte ſich der größten Gefahr aus. Friedrich ſagte: „Mein lieber Mitchel! dies iſt nicht Ihr „Platz.„ Der Miniſter erwiederte: „Sire, „iſt es der Ihrige? Ich bin zu Ihrer Perſon „geſandt, und mein Platz iſt allenthalben, wo „ſich Ew. Majeſtät befinden.„

Die Erinnerung an die von den Ruſſen verübten Greuel erſtickten bey den Preußiſchen Soldaten und Bauern auf einige Augenblicke alle Empfindungen der Menſchlichkeit, ſo daß manche ſchwer verwundete Ruſſen, die hülflos auf dem Schlachtfelde lagen, mit den Todten zuſammen in Gruben geworfen, und alſo lebendig begraben wurden. Vergebens krümmten ſich dieſe Unglücklichen unter den Leichen, und ſuchten ſich empor zu arbeiten; neue Leichname wurden auf ſie geworfen, die bald ihre ſchwachen Bewegungen hemmten. Unter den gefangenen Ruſſen befanden ſich die Generale Czernichef, Soltikow; Fürſt Sulkowsky, und andre, die dem König nach der Schlacht vorgeſtellt wurden. Friedrich konnte die grauſame Verheerung ſeines Landes nicht vergeſſen. Er warf daher verächtliche Blicke auf die vorgeführten Befehlshaber, und ſagte, indem er ſich von ihnen wegwandte: „Ich habe kein

„Siberien, wohin ich Sie ſchicken könnte. Sie ſollen in die Caſematten von Cüſtrin geſteckt werden; haben Sie ſich gute Quartiere zubereitet, ſo mögen Sie ſolche nun auch beziehn.„ Dieſer Befehl wurde auch vollzogen, ſo ſehr auch der General Czernichef dem Commandanten darüber ſeinen großen Unwillen zeigte. Er fragte, ob Caſematten eine Wohnung für Feldherren wären? Die Antwort des Commandanten war: „Sie, meine Herren, haben ja in der Stadt kein Haus übrig gelaſſen, wo Sie einquartiert werden könnten. Nehmen Sie alſo diesmahl nur ſo vorlieb.„ Man achtete nicht auf ihren Zorn, und ſo mußten die gefangenen Generale in die unter dem Feſtungs-Wall gewölbten Keller kriechen. Sie blieben jedoch nur einige Tage hier; denn der König erlaubte ihnen gleich darauf, ſich in der nicht abgebrannten Vorſtadt von Cüſtrin einzumiethen.

Die Oeſterreicher hatten indeſſen die Abweſenheit des Königs auf's beſte zu benutzen geſucht. Jetzt konnten ſie offenſive verfahren, und die Ueberlegenheit ihrer Armeen verſprach ihren Unternehmungen den glücklichſten Erfolg. Alles kam auf die Geſchwindigkeit der Ausführung an. In Schleſien zeigten die beſetzten

Päſſe und die vielen Feſtungen Hinderniſſe, deren Wegräumung lange Zeit erforderte. Die Kriegs-Operationen in dieſer Provinz wurden daher untergeordnete Entwürfe. Sachſen ließ ſchnellere Lorbeern hoffen. Daun eilte deshalb mit der Haupt-Armee dahin, und ließ bloß den General Harſch mit 20,000 Mann in Schleſien zurück, um wo möglich Neiße zu belagern. Dieſer Marſch des Oeſterreichiſchen Feldherrn veranlaßte Keith, auch mit ſeiner Armee nach Sachſen zu gehen, um den Prinzen Heinrich zu unterſtützen. Auch der Herzog von Zweybrücken war mit den Reichs-Truppen in Sachſen angelangt. Alles drohete nun den Preußen den Verluſt dieſer ſo nützlichen Kriegs-Provinz. Der Prinz Heinrich, der das Land mit einer kleinen Armee bisher gedeckt hatte, mußte der Uebermacht weichen, und zog ſich nach Dresden. Dieſe Königsſtadt zu erobern, die Preußen in Sachſen wo nicht aufzureiben, doch gänzlich aus dem Lande zu vertreiben, und den König von der Elbe völlig abzuſchneiden, dies war Dauns Entwurf. Es kam nur darauf an, den furchtbaren Feldherrn lange in ſeinen eignen Staaten aufzuhalten. Daun warnte daher den General Fermor, ſich nicht mit dem Könige, dieſem (nach ſeinem Ausdruck) ſchlauen Feind, den er noch nicht kenne, in ein Treffen einzulaſſen; er ſollte vielmehr ſo lange vertheidigungsweiſe verfahren, bis man Sachſen befreyt hätte. Der Courier fiel dem König in die Hände, der dies Schreiben nach der Zorndorfer Schlacht in Fermors Nahmen auf folgende Art beantwortete: „Sie haben Urſache gehabt, den „General Fermor zu warnen, ſich vor einem „ſchlauen Feind zu hüten, den Sie beſſer kennen als er; denn er hat Stand gehalten, „und iſt geſchlagen worden.„

Prinz Heinrich, der ſich auf Friedrichs Thätigkeit verließ, bemühete ſich indeſſen durch mannigfaltige Operationen ſeinen Poſten gegen die zahlreichen Feinde zu behaupten, und es gelang ihm. Der Sonnenſtein wurde von den Reichs-Truppen belagert und eingenommen. Der Preußiſche Commandant verlohr den Muth, und ergab ſich mit 1400 Mann zu Kriegsgefangenen. Daun machte nun einen Verſuch, Dresden zu erobern. Er näherte ſich dieſer Reſidenz, die nur ſchwach beſetzt war, und geringe Feſtungswerke hatte. Die Klugheit und Entſchloſſenheit aber des Commandanten, Grafen Schmettau, erſetzte alles. Er machte Miene, die prächtigen Vorſtädte abzubrennen, die Häuſer von ſechs auch ſieben Stockwerk hoch hatten, und über die Wälle hervorragten. Dieſer Vorſatz ſetzte den Hof und die Stadt in die äußerſte Beſtürzung. Die Königliche Familie glaubte, daß dadurch ſo wohl das Schloß als ſie ſelbſt der größten Gefahr ausgeſetzt wären. Das Wehklagen war allgemein, da man anfing die Häuſer mit brennbaren Materialier zu füllen. Die Einwohner, der Magiſtrat, der Hof, alles flehte um Schonung; auch die Landſtände ſandten Abgeordnete mit Vorſtellungen und Bitten. Schmettau berief ſich auf die Nothwendigkeit, und auf die Pflicht ſich zu vertheidigen. Er führte an, daß die Sachſen von ihm als Feind keine Achtung für die Königliche Reſidenz erwarten könnten, wenn ſelbſt ihre Bundsgenoſſen ſolche abſichtlich aus den Augen ſetzten. Daher rieth er, ſich mit ihren Vorſtellungen nicht an ihn, ſondern an dieſe ihre Alliirten zu wenden. Es geſchah auch, aber anfangs ohne Erfolg. Daun hatte ſich mit einer leichten Eroberung geſchmeichelt, und wollte dieſe angenehme Idee, die ſo große Vortheile verſprach, nicht gerne aufgeben. In der Hoffnung, daß der Preußiſche Commandant ſich vielleicht durch Worte ſchrecken ließe, drohte er das Abbrennen der Vorſtädte auf das grauſamſte zu rächen, und nach Eroberung der Stadt keines Preußen zu ſchonen. Schmettau erklärte, ſich im äußerſten Fall von Straße zu Straße zu vertheidigen, das Königliche Schloß zu ſeinem letzten Caſtell zu machen, und ſich unter deſſen Ruinen zu begraben. Es war der Entwurf, Pulver ins Schloß zu führen, die Vornehmſten des Hofes und des Adels dort mit Gewalt zu verſammeln, und ſodann wollte der Preußiſche General in dem Apartement des Churprinzen, mitten unter der zagenden Königlichen Familie, die endlichen Unternehmungen der Feinde abwarten. Eine ſolche Drohung, ſo ungewiß auch deren Ausführung immer ſeyn mochte, war zu wohl überdacht, und den Umſtänden ſo ſehr angemeſſen, daß die Wirkung damahls nicht fehlen konnte. Daun gab ſeinen Anſchlag auf Dresden auf, und Schmettau ließ die Vorſtädte ſtehn. Die brennbaren Sachen wurden ſo fort aus den Häuſern genommen, und die Einwohner waren für jetzt beruhigt.

Indeſſen fiel Laudon in den Cottbuſer Kreis ein, und erpreßte von dieſem armen Lande übergroße Brandſchatzungen. Die Einwohner wurden unter den ſchrecklichſten

Drohungen gezwungen, alles was ſie an Geld und von einigem Werth hatten, ſelbſt ihre Eßlöffel, ihre Schuhſchnallen, ja ſo gar ihre Trauringe herzugeben; und da alles noch nicht zureichte, ſo wurden die Magiſtrats-Perſonen von Cottbus, Köhler und Aſterath, als Geiſel mit fortgeſchleppt. Es ſchien, als ob die Oeſterreicher in Grauſamkeit dem Beyſpiel der Ruſſen folgen wollten; denn nicht allein Plünderungen, ſondern auch das Anzünden der Dörfer, und überhaupt die größten Gewaltthätigkeiten bezeichneten dieſen Einfall. So wurde ein Edelmann, Nahmens Pannewitz, auf ſeinem Gute überfallen, und nach geſchehener Ausplünderung, da er große Geldſummen ſchaffen ſollte, und nicht konnte, mit Säbeln zerhauen, aus dem Bette geriſſen, und halb nackend und blutend an den Schweif eines galoppirenden Pferdes gebunden, neben welchem er athemlos hertraben mußte.

Die ungeheure Ueberlegenheit der Oeſterreicher und Reichs-Truppen in Sachſen gab indeſſen den Verbündeten Anlaß zu neuen und großen Entwürfen. Der Prinz Heinrich ſollte auf einmahl von vorne und im Rücken angegriffen, und gänzlich aufgerieben werden. Die Feldherren der verſchiedenen Armeen hatten deshalb Zuſammenkünfte gehalten, und alle Anſtalten waren gemacht, als das Donnerwort: Friedrich kommt! den ganzen Plan auf einmahl vernichtete. Er kam, und vereinigte ſich mit dem Prinzen Heinrich. Sein Wunſch war eine Schlacht, um die Oeſterreicher nach Böhmen zu treiben, und Schleſien zu Hülfe zu kommen, das nur ſchwach beſetzt, und in großer Gefahr war. Die Feinde brandſchatzten in dieſer Provinz, und belagerten Neiße; auch Coſel hatten ſie berennt. Fouquet ſtand mit einem Corps Preußen von 4000 Mann bey Landshut verſchanzt. Er konnte die Unternehmungen der ſo ſehr überlegenen Feinde zwar erſchweren, aber nicht hindern. Daun vermied nun ſorgfältig ein Treffen, und ſuchte den Marſch Friedrichs nach Schleſien durch wohl poſtirte Corps zu verzögern. Sein Hauptlager bey Stolpen war eins der feſteſten in Sachſen. Es waren ſteile Anhöhen, durch Teiche, Moräſte, Wälder und Hohlwege gedeckt. Der Feldherr ſo wohl wie ſeine Truppen waren muthig, fröhlich und andächtig. Der eingebildete Sieg ihrer Bundsgenoſſen bey Zorndorf gab Gelegenheit zur Anſtimmung des Ambroſianiſchen Lobgeſangs unter Trompeten- und Paukenſchall; hierauf wurde aus allen Canonen und Musketen Victoria geſchoſſen, und Jubel geſchrien. Nur die Vernünftigen dieſes Heers bezweifelten einen Sieg, den die Ankunft des Königs und die Abänderung aller ihrer großen Entwürfe hinreichend widerlegten. Verſchiedene Corps Oeſterreicher wurden aus ihren Poſten vertrieben, und häufige Scharmützel fielen vor. Der Weg nach Schleſien wurde frey, allein Daun blieb unbeweglich ſtehn. Indeſſen gab Friedrich noch nicht die Hoffnung auf, ihn durch Abſchneidung der Zufuhren und Zerſtöhrung der Magazine nach Böhmen zurück zu drängen. Wegen der Reichs-Truppen war er unbeſorgt, auf deren Abmarſch er ohnehin rechnete, da ſie ſchon anfingen Mangel zu leiden. Er lagerte ſich daher bey Bautzen. Seine Truppen, die ſeit acht Wochen täglich in Bewegung geweſen waren, bedurften einiger Ruhe. Die Jahreszeit fing ſchon an rauh zu werden; die Infanterie mußte deshalb auf ſeinen Befehl Brandhütten, und die Cavallerie Ställe von Strauchwerk bauen. Man kann den damahligen Zuſtand des Königs und ſeiner Armee am beſten aus einem Briefe beurtheilen, den er im Anfang des Octobers an Lord Marſhall ſchrieb. Es heißt darin: „Bis

„der Schnee fällt, werde ich auf dem Seil „tanzen müſſen. Wie oft gäbe ich gerne die „Hälfte des Ruhms, von dem Sie mir ſchreiben, für ein wenig Ruhe hin.„

Beide Armeen änderten endlich ihre Stellung. Daun nahm abermahls ein feſtes Lager in einer geringen Entfernung von ſeinem vorigen, und die Preußen lagerten ſich bey Hochkirch. Die Sicherheit dieſes Lagers hing von der Behauptung der ſo genannten Steinberge ab, die der Preußiſche General Retzow den Auftrag hatte zu beſetzen; er fand ſie aber ſchon im Beſitz der Oeſterreicher. Der König ſandte ihm durch den Flügel-Adjutant Götzen Befehl zu, dieſe zu vertreiben, in der Meinung, es ſey die Arriere-Garde des Feindes. Allein das Kaiſerliche Grenadier-Corps ſtand auf dieſen Bergen; und zwar in einer kleinen Entfernung vom rechten Flügel der Haupt-Armee. Dieſer Umſtand machte den Angriff dieſes Poſtens mit einigen wenigen Bataillons ſchlechterdings unausführbar. Friedrich war jedoch mit dieſen Beweiſen der Unmöglichkeit nicht zufrieden, und wiederhohlte den Befehl mit dem Zuſatz: Retzow ſollte ihm mit ſeinem Kopf für den Angriff haften. Dieſer General, in der Potsdamſchen Kriegs-Schule gebildet und grau geworden, hatte von dem militairiſchen Gehorſam ſehr hohe Begriffe; er glaubte aber hier in einem der ſeltenen Fälle zu ſeyn, nicht gehorchen zu dürfen. Seine Antwort war: ſeinen Kopf lege er zu des Königs Füßen, deſſen Befehle ihm heilig wären, aber noch heiliger wäre ihm ſein Gewiſſen; er könne es nicht vor Gott und vor der Welt verantworten, ohne den mindeſten Nutzen ſo viel brave Menſchen aufzuopfern; er würde nicht angreifen, und überließe alles übrige dem Willen Sr. Majeſtät. Hierauf wurde ihm als Arreſtant der Degen abgenommen.

Der mangelnde Beſitz dieſer Berge machte das Preußiſche Lager ganz unhaltbar. Der König aber, den man noch nie angegriffen hatte, und der Dauns übertriebene Behutſamkeit kannte, wollte ſelbſt in dieſer gefährlichen Stellung dem Feinde trotzen, und blieb ſtehn. Dieſer verwegene Entſchluß war die Quelle einer großen Begebenheit, die den König ſeinem Untergang nahe brachte, ſeinen Heldengeiſt im glänzendſten Lichte zeigte, und zu den außerordentlichſten Scenen dieſes Kriegs gehört. Die gefährlichen und hier entſcheidenden Anhöhen wurden von den Oeſterreichern ſorgfältig verſchanzt; und zwar waren die dadurch gewonnenen Vortheile ſo groß, daß ſie bey dem ſonſt ſo vorſichtigen Kaiſerlichen Feldherrn die Idee erzeugten, den König in ſeinem Lager zu überfallen. Der Plan dazu wird dem General Laudon zugeſchrieben. Er war mit Klugheit entworfen, und wurde mit Muth und Nachdruck ausgeführt. Alles bot dazu die Hand. Die Armeen ſtanden ſo nahe an einander, daß der rechte Flügel der Preußen nur einen Cänonen-Schuß vom feindlichen Lager entfernt war; ein in den Kriegs-Jahrbüchern höchſt ſeltner Fall. Die Kaiſerlichen betrachteten dieſe kühne Annäherung als eine Geringſchätzung ihres Heers; ſie hielten ſich beleidigt, und wünſchten eine Schlacht mit Sehnſucht. Die Menge der leichten Truppen beym Oeſterreichiſchen Heer war vorzüglich zum Ueberfall geſchickt, und da ihre Scharmützel Tag und Nacht nicht aufhörten, ſo konnten größere Entwürfe dadurch verdeckt werden. Die Preußen, unter Friedrichs Anführung beſtändig gewohnt ſelbſt anzugreifen, träumten kaum die Möglichkeit eines Angriffs von dem behutſamen Daun, deſſen Läger nie genug befeſtigt werden konnten, wenn er ſich in der Nähe des furchtbaren Feldherrn befand. Daun kannte deſſen unternehmenden Geiſt, dem nichts unmöglich ſchien, und die Schnelligkeit, womit Preußiſche Truppen geordnet, und gegen den Feind geführt werden könnten. Bey allen gut gewählten Maaßregeln war daher dennoch ſein größtes Vertrauen auf die eingebildete Sicherheit Friedrichs und ſeines Heers geſetzt.

Das Nachtheilige ſeiner Stellung war jedoch dem König nur zu wohl bekannt; er hielt es aber für ſchimpflich ſich zurückzuziehn; dabey hatte er einen Entwurf gemacht, den Prinzen von Baden-Durlach zu überfallen, wozu die gegenwärtige Stellung günſtig war. Der in den Waffen grau gewordene Feldmarſchall Keith, der nicht ohne Beſorgniſſe war, ſagte ſcherzhaft zu ſeinem gekrönten Freunde: „Wenn die Oeſterreicher uns in dieſem Lager ruhig laſſen, ſo verdienen ſie gehangen zu werden.„ Friedrich erwiederte in eben dem Ton: „Wir müſſen hoffen, daß ſie ſich mehr vor uns, als vor dem Galgen fürchten.„ Endlich aber beſchloß er doch das Lager zu verändern, ſo bald die Armee aufs neue mit Proviant verſehn ſeyn würde. Die Stärke derſelben war 30,000 Mann. Die Nacht vom 14ten zum 15ten October war zu dieſem Aufbruch, und zugleich zu einem Angriff auf das bey Reichenbach ſtehende Corps des Prinzen von Durlach feſtgeſetzt. Das Leben vieler tauſend Menſchen alſo beruhete auf dem Unterſchied eines einzigen Tages.

Es war aber ſchon am 13ten in der Nacht, als alle Colonnen der Oeſterreichiſchen Armee ihr Lager verließen, um die Preußen zu überfallen. Der General Odonel führte die Avantgarde, die aus vier Bataillons und ſechs und dreyßig Schwadrons beſtand; ihm folgte der General Sincere mit ſechzehn, und ſodann der General Forgatſch mit achtzehn Bataillons. Das Corps des General Laudon, das in einem Walde und dem Preußiſchen Lager faſt im Rücken ſtand, wurde noch mit vier Bataillons und funfzehn Schwadrons verſtärkt, wozu hernach noch die ganze Oeſterreichiſche Cavallerie des linken Flügels ſtieß. Die Infanterie dieſes Flügels aber führte der Feldmarſchall Daun ſelbſt an. Alle dieſe Truppen und noch einige kleine Corps waren beſtimmt, die Preußen auf dem rechten Flügel, in der Fronte, und im Rücken anzufallen; dabey ſollte der Herzog von Aremberg mit drey und zwanzig Bataillons und zwey und dreyßig Schwadrons den Preußiſchen linken Flügel beobachten, und erſt wenn die Niederlage der Feinde an allen andern Orten vollendet wäre, denſelben angreifen.

Es befanden ſich auch bey dem Vortrab freywillige Grenadiere, die hinter den Cuiraſſieren aufſaßen, vor dem Preußiſchen Lager aber von den Pferden ſprangen, ſich in Haufen formirten, und ſo vorwärts drangen.

Die Zelter blieben im Oeſterreichiſchen Lager ſtehn, und die gewöhnlichen Wachtfeuer wurden ſorgfältig unterhalten. Eine Menge Arbeiter mußten die ganze Nacht durch Bäume zu einem Verhack fällen, wobey ſie ſangen, und einander beſtändig zuriefen. Durch dies Getöſe wollten ſie die Preußiſchen Vorpoſten hindern den Marſch der Truppen wahrzunehmen. Die wachſamen Preußiſchen Huſaren aber entdeckten doch die Bewegungen des Feindes, und gaben dem König ſo gleich Nachricht davon. Anfangs bezweifelte er die Bewegungen ſelbſt; da aber die wiederhohlten Berichte ſolche beſtätigten, ſo vermuthete er jede andre Urſache derſelben, nur keinen förmlichen Angriff. Seydlitz und Ziethen befanden ſich eben beym Könige, und erſchöpften ihre Beredſamkeit, ſeine Zweifel in dieſen bedenklichen Augenblicken zu bekämpfen; ſie brachten es auch dahin, daß Befehl an einige Brigaden geſchickt wurde aufzuſtehn, wobey mehrere Regimenter Cavallerie ihre Pferde ſatteln mußten. Dieſer Befehl aber wurde gegen Morgen wieder aufgehoben, und der jetzt ganz unbeſorgte Soldat überließ ſich dem Schlaf ohne alles Bedenken.

Der Tag war noch nicht angebrochen, und es ſchlug im Dorfe Hochkirch fünf Uhr, als der Feind vor dem Lager erſchien. Es kamen ganze Haufen auserwählter Soldaten bey den Preußiſchen Vorpoſten an, und meldeten ſich als Ueberläufer. Ihre Anzahl wuchs ſo ſchnell und ſo ſtark, daß ſie bald Vorpoſten und Feldwachen überwältigen konnten. Die Oeſterreichiſche Armee, in verſchiedene Corps getheilt, folgte der Avantgarde auf dem Fuß nach, und nun rückten ſie colonnenweiſe von allen Seiten ins Preußiſche Lager ein. Viele Regimenter der Königlichen Armee wurden erſt durch ihre eignen Canonen-Kugeln vom Schlaf aufgeſchreckt; denn die anrückenden Feinde, die größtentheils ihr Geſchütz zurückgelaſſen hatten, fanden auf den ſchnell eroberten Feldwachen und Batterien Canonen und Munition, und mit dieſen feuerten ſie ins Lager der Preußen.

Nie befand ſich ein Heer braver Truppen in einer ſchrecklichern Lage, als die unter der Aegide Friedrichs ſorglos ſchlafenden Preußen, die nun auf einmahl im Innerſten ihres Lagers von einem mächtigen Feinde angegriffen, und durch Feuer und Stahl zum Todesſchlaf geweckt wurden. Es war Nacht, und die Verwirrung über allen Ausdruck. Welch ein Anblick für dieſe Krieger, einer nächtlichen Viſion ähnlich! Die Oeſterreicher gleichſam wie aus der Erde hervorgeſtiegen, mitten unter den Fahnen der Preußen, im Heiligthum ihres Lagers! Einige hundert wurden in ihren Zeltern erwürgt, noch ehe ſie die Augen öffnen konnten; andre lieſen halb nackend zu ihren Waffen. Die wenigſten konnten ſich ihrer eignen bemächtigen. Ein jeder ergriff das Gewehr, das ihm zuerſt in die Hände fiel, und flog damit in Reih und Glied. Hier zeigten ſich die Vortheile einer vortrefflichen Diſciplin auf die auffallendſte Weiſe. In dieſer entſetzlichen Lage, wo Gegenwehr Vermeſſenheit ſchien, und der Gedanke an Flucht und Rettung bey allen Soldaten natürlich aufſteigen mußte, wäre gänzlicher Untergang das Kriegsloos einer jeden andern Armee irgend eines Volks geweſen; ſelbſt die beſten an Krieg und Sieg gewöhnten Truppen unſers Welttheils hätten hier das Ziel ihrer Thaten und das Grab ihres Ruhms geſunden; denn

Muth allein galt hier wenig, Diſciplin alles.

Das Kriegsgeſchrey verbreitete ſich wie ein Lauffeuer durchs ganze Lager; alles ſtürzte aus den Zeltern, und in wenig Augenblicken troß der unausſprechlichen Verwirrung ſtand der größte Theil der Infanterie und der Cavallerie in Schlachtordnung. Die Art des Angriffs nöthigte die Regimenter einzeln zu agiren. Sie warfen ſich dem Feind nun allenthalben entgegen, und ſchlugen ihn auch an einigen Orten zurück; an mehrern aber mußten ſie der Uebermacht weichen. Man tappte in der Dunkelheit mit den Händen, um die Feinde zu fühlen. Die Oeſterreicher griffen nach den Blechmützen der Preußiſchen Grenadiere, und dieſe nach den Bärenmützen der Kaiſerlichen, um ſich einander zu erkennen und zu ermorden. Der anbrechende Tag diente nicht die Verwirrung zu vermindern; denn ein dicker Nebel lag auf den ſtreitenden Heeren. Die Preußiſche Reiterey, von Seydlitz angeführt, flog umher, und ſchnaubte nach Thaten. Sie wußte in der Dunkelheit nicht, wo ſie den Feind ſuchen ſollte. Fand ihn ihr Schwert zufällig, ſo war das Blutbad entſetzlich. Das Cuiraſſier-Regiment von Schönalich warf allein eine ganze Linie Oeſterreichiſcher Infanterie über den Haufen, und machte an 500 Geſangene.

Das Dorf Hochkirch ſtand in Flammen, und diente in der Dunkelheit zum Fanal des Mordſpiels. Das Feuer wüthete in allen Häuſern und Scheunen dieſes Dorfs; dennoch wurde es von den Preußen aufs tapferſte vertheidigt. Der Sieg ſchien von dem Beſitz deſſelben wegen der Lage auf einer Anhöhe und einer großen hier befindlichen Batterie abzuhängen; daher Daun immer friſche Truppen anrücken ließ. Nur 600 Preußen waren hier zu beſiegen, die, nachdem ſie kein Pulver mehr hatten, den kühnen Verſuch machten, ſich durch die große Menge Feinde durchzuſchlagen. Ein kleiner Theil war ſo glücklich es zu bewirken; das Loos aller übrigen aber war Tod, Wunden, oder Gefangenſchaft. Nun rückten ganze Regimenter Preußen an, und ſchlugen den Feind wieder aus dem Dorf. Der Zugang zu demſelben war ſo ſchmal, daß nur ſieben Mann neben einander marſchiren konnten. Es war daher unmöglich ſich bey den mit bewaffneten Schaaren beſetzten Ausgängen mitten unter den Flammen in Linien zu formiren. Dennoch wurde alles verſucht. Hier ward ſodann der Hauptplatz des blutigſten Kampfes. Eine Canonen-Kugel nahm dem Prinzen Franz von Braunſchweig den Kopf weg; der Feldmarſchall Keith bekam einen Schuß in die Bruſt, ſtürzte zu Boden, und gab ohne einen Laut ſeinen Heldengeiſt auf; auch der General Geiſt, und der Feldmarſchall, Fürſt Moritz von Deſſau, wurden ſchwer verwundet zur Erde geſtreckt. Die Preußen, von vorne und im Rücken angegriffen, mußten weichen, und die Oeſterreichiſche Cavallerie hieb nun mit Vortheil in die tapferſten Regimenter des Preußiſchen Fußvolks ein. Der König führte in Perſon friſche Truppen gegen den Feind an, der abermahls zurückgeſchlagen wurde. Die Oeſterreichiſche Reiterey vernichtete jedoch wieder dieſe Vortheile der Preußen. Das Dorf wurde von den Kaiſerlichen behauptet, nachdem ſie bey dieſem immer erneuerten ſchrecklichen Gefecht den Kern ihrer Grenadiere eingebüßt hatten.

Der König befahl nun, daß der in Unordnung gerathene rechte Flügel ſich zurückziehn ſollte, und ſchickte den General Saldern mit einigen Bataillons Veteranen ab, den Rückzug zu decken. Dieſer mit ſeltenen Talenten begabte General, in der Kunſt mit der Infanterie zu manövriren ſo einzig wie Seydlitz es bey der Cavallerie war, machte ſeine Diſpoſitionen in dieſen großen Augenblicken mit ſolcher Klugheit, daß er, ohne einen Muſketenſchuß zu thun, mit ſeinen wenigen Kriegern das ſiegende Heer hinderte weiter vorzudringen.

Der Nebel verzog ſich endlich, und beide Armeen überſahen nunmehr den mit Leichen beſäeten Wahlplatz, und die allenthalben herrſchende Unordnung. So ſehr auch die Diſciplin der Preußen Ordnung ſchuf, ſo war ihnen dennoch die Dunkelheit und das Terrain entgegen geweſen ihre Tactik zu brauchen, und zweckmäßig zu kämpfen. Man formirte nun von beiden Seiten neue Schlachtordnungen. Die Oeſterreicher waren in ſolcher Verwirrung, daß ſie auf den Anhöhen bey Hochkirch in dicken Haufen zu Tauſenden herumſchwärmten. Daun, ungeachtet aller erlangten Vortheile, glaubte nicht eine Armee beſiegt zu haben, die alle menſchliche Erwartungen betrogen hatte; die, obgleich in der Nacht mitten im Schlaf überfallen, dennoch ſo viel Stunden mit erſtaunlicher Tapferkeit in Dunkelheit und Nebel geſtritten, die mehreſten ihrer Heerführer verlohren hatte, und doch jetzt im Begriff ſtand den Blutkampf zu erneuern. Dieſes war auch die Abſicht Friedrichs, als der Herzog von Aremberg, der mit ſeinem ſtarken Corps unter Begünſtigung des Nebels dem König in die Flanke gekommen war, den linken Flügel der Preußen angriff. Hier wurden einige tauſend Mann über den Hauſen geworfen, und eine große Preußiſche Batterie erobert. Dies waren aber auch die Gränzen des Siegs. Der König, der jetzt feindliche Truppen vorne und im Rücken hatte, zog ſeine tapfern Schaaren mitten unter dieſem Mordgetümmel zuſammen, und machte nach einem fünfſtündigen verzweifelten Gefecht einen Rückzug, dem nichts als ein zweytauſendjähriges Alter fehlt, um von allen Zungen geprieſen zu werden. Er wurde durch ein ſtarkes Artillerie-Feuer, und durch Linien von Cavallerie gedeckt, die in der Ebene von Belgern in großen Zwiſchenräumen aufmarſchirten, hinter denen ſich die Infanterie formirte. Die Oeſterreichiſche Armee war in zu großer Unordnung, um einen ſolchen Rückzug zu ſtöhren; überdem hatte Daun auch ſchon bey Kollin zu erkennen gegeben, ſein Grundſatz ſey, daß man einem fliehenden Feind eine goldene Brücke bauen müſſe. Bloß die Cavallerie machte einen Verſuch die Preußen zu verfolgen, allein Seydlitz trieb ſie bald wieder zurück. Das Heer zog ungeſtöhrt fort, und ſchleppte über 1000 Gefangene mit.

Der Marſch Friedrichs ging nicht weit. Nur eine halbe Meile vom Wahlplatz, auf den ſo genannten Spitzbergen, lagerte er ſich mit ſeinen Truppen, die den größten Theil ihrer Artillerie und Bagage verlohren, den kurzen Rock in der rauhen Jahreszeit zur Decke, und den Himmel zum Zelte hatten. Es fehlte ihnen ſo gar an Pulver und Kugeln, dieſem großen Bedürfniß der Europäiſchen Heere. Ein neues Treffen in dieſer Lage hätte die alten Schlachten erneuert, wo Mann gegen Mann focht, und jeder ſich auf ſeine Fauſt verließ. Die Stellung des Königs war indeß ſo vortheilhaft, die Mittel, allen Gefahren Trotz zu bieten, bey ihm ſo mannigfaltig, und ſeine Truppen ſelbſt in ihrem geſchlagenen Zuſtande noch ſo furchtbar, daß Daun keinen neuen Angriff wagen wollte. Retzow, der als Arreſtant bey ſeinem kleinen Corps war, und immer noch als deſſen Anführer betrachtet wurde, eilte mit dieſen Truppen dem König zu Hülfe, und half ihm ſeinen Rückzug decken. Er erlangte Friedrichs Huld wieder, und ſtarb einige Wochen nachher. Die Preußiſche Armee verlohr an dieſem unglücklichen Tage nebſt der Bagage hundert und eine Canone, 30 Fahnen, und 9000 Mann; die Oeſterreicher 8000 Mann.

Faſt alle Preußiſche Generale, die den Tag überlebten, waren verwundet. Selbſt der König hatte eine obwohl leichte Wunde. Er hatte ſich ins ſtärkſte Feuer gewagt; ein Pferd wurde ihm unterm Leibe erſchoſſen, und zwey Pagen ſtürzten todt an ſeiner Seite nieder. Er war in der größeſten Gefahr gefangen zu werden. Schon hatten ihn die Feinde beym Dorfe Hochkirch umringt; er entkam aber durch die Tapferkeit der ihn begleitenden Huſaren. Allenthalben gegenwärtig, wo der Kampf am blutigſten war, ſchien er ſein Leben für nichts zu achten. Nie zeigte ſich ſein Geiſt und ſeine großen Fähigkeiten in einem ſo glänzenden Lichte, als in dieſer Nacht, die, anſtatt ſeinen Ruhm zu ſchwächen, ihn vielmehr außerordentlich erhöhete. Nicht der König, der mitten im Kriegsgetümmel alle Regierungs-Geſchäffte beſorgt, und ſeine Staaten ſo wie im Frieden durch eigne Verordnungen beherrſcht; der in gefahrvollen Stunden die Flöte ſpielt, und gleich darauf die tief durchdachteſten Befehle ertheilt; der am Tage vor einer entſcheidenden Schlacht Franzöſiſche Verſe macht, Geſetze entwirſt, und Rechnungen durchſieht; nicht der Sieger von Leuthen, der auf Schleſiens Feldern Griechiſche Tactik durch Thaten lehrt, und ein ungeheures Heer ſtreitbarer Völker vernichtet; nicht dieſer außerordentliche Mann iſt dem Philoſophen, dem Geſchichtsforſcher, dem Denker jedes Standes und jedes Volks, ſo bewundrungswürdig, als der bey Hochkirch überfallene, geſchlagene, aber doch nicht beſiegte König, der ſeine ſchlafenden Krieger zuſammenrafft, ſie einem tapfern und weit ſtärkeren Feinde entgegen ſtellt, der mit allen Vortheilen verſehn ſich ſchon mitten im Lager befindet, und ſelbſt durch Preußiſche Kugeln Preußen tödtet; der König, der in dieſen ſchrecklichen Augenblicken ſeinen Buſenfreund fallen ſieht, alle ſeine vornehmſten Feldherren verliert, und nun ſich ganz allein überlaſſen durch die Kraft ſeines Geiſtes die zweckmäßigſten Maaßregeln ergreiſt, das Chaos ſeines Heers im verworrenſten Schlachtgedränge mitten unter Blut und Tod zur Harmonie umſchafft, fünf Stunden lang kämpft, und ſich mit großer Ordnung zurückzieht; der in dieſer verzweifelten Lage ohne Canonen, ohne Munition und Bagage, dem Feind noch Furcht einflößt, und gleich darauf fähig iſt, durch den Entſatz entlegener belagerter Feſtungen ſeine Niederlage eben ſo wie einen großen Sieg zu benutzen, ein ſolcher Fürſt erzwingt die Bewunderung aller Nationen und aller Zeitalter.

Verſchiedene alte Regimenter, die bisher nichts als Siege erfochten, und nie einer Niederlage beygewohnt hatten, waren nun gezwungen dem Feind den Rücken zu kehren. Ohne dieſen Tag, ſo ſehr er auch die Preußiſchen Truppen mit einem Ruhm bedeckte, den ihnen zehn Siege nicht verſchafft haben könnten, würden dieſe Regimenter noch immer die Unüberwundenen ſeyn*). Viele alte Officiere von dieſen ſieggewohnten Haufen hatten ſo hohe Begriffe von militairiſcher Ehre, daß ſie durchaus der Uebermacht nicht weichen wollten, und unter das Schwert des Feindes fielen; andre mußte man halb mit Gewalt vom Schlachtfelde ſchleppen, weil ſie einen ſo unglücklichen Tag nicht überleben, ſondern lieber als Kriegsopfer zu fallen wünſchten.

---

*) Das Regiment von Forcade, Infanterie, jetzt Lignowsky, zur Garniſon von Berlin gehörig, worunter der Verfaſſer die Ehre gehabt zu dienen, war eins dieſer Kriegsſchaaren, die ſeit ihrer Stiftung im Jahre 1713, bis zum October 1758, verlohrne Schlachten blos aus Erzählungen kannten. Der König ſagte einſt, indem er im Lager bey dieſem Regiment vorüber ritt, zu ſeinen Begleitern das große Wort: „Wenn ich Soldaten ſehen will, ſo „muß ich dies Regiment ſehen.„

Der gefährlich verwundete Feldmarſchall, Fürſt Moritz von Deſſau, war auf dem Wege nach Bautzen, als er auf einen Trupp feindlicher Huſaren ſtieß, die mit dem Säbel in der Fauſt den Wagen anfielen. Moritz ſagte zum Anführer, dem Kaiſerlichen Rittmeiſter Velten: „Ich bin ſtark verwundet, und gebe mich „zu Ihrem Gefangenen, bitte aber auf Parole mich nach Bautzen zu bringen; Ihre Huſaren ſollen hundert Ducaten Ranzion haben.„ Der Anführer war damit zufrieden, und ſchloß ſich mit den Seinigen an den Wagen an. Bald darauf aber zeigte ſich ein großer Trupp Preußiſcher Huſaren, die ſich zum Angriff in Verfaſſung ſetzten. Der Rittmeiſter zeigte dies dem Fürſten an, und bat ihn ſeine Autorität zu brauchen, weil er ſonſt ſein eigen Leben in Gefahr ſetzen würde. Moritz that dies, und rief, ſo ſchwach er auch war, den anrennenden Preußiſchen Huſaren mit ſtarker Stimme zu, daß er der Gefangene ſey, und ſich auf Parole ergeben habe. Die Preußen nahmen jedoch hierauf nicht Rückſicht; ſie wollten den Fürſten befreyen, und ſein gegebenes Wort mit der Exiſtenz derer, die es erhalten, zugleich vernichten. Nun aber ſprengte Welten mit der Piſtole in der Hand an den Wagen, und machte dem Fürſten dies ſonderbare Compliment: „Ich muß Ew. Durchlaucht ſo„gleich todtſchießen, wenn Sie Ihren Leuten „nicht Einhalt thun, und Ihre Parole er„neuern.„ Dies Einhalten geſchah endlich, obwohl mit großer Mühe, weil die Preußen behaupteten, daß der Fürſt durch ihr Daſeyn aufgehört habe ein Kaiſerlicher Gefangener zu ſeyn. Der König mußte den Streit entſcheiden, und ſein Ausſpruch erklärte die Parole des Fürſten für gültig. Dieſer muthvolle Feldherr aber ſtarb, noch ehe er ranzionirt werden konnte.

Friedrich bemühte ſich den bey Hochkirch erlittenen Verluſt zu vergeſſen, und deſſen üble Folgen zu ſchwächen. Er ſcherzte ſelbſt über dieſen harten Unfall wenig Stunden nachher, da er den General Goltz ſah, und ſeinen Morgengruß mit den Worten begleitete: „Mein „lieber Goltz, man hat uns nicht gut ge„weckt.„ Der General antwortete: „Man „pflegt gewöhnlich diejenigen im Schlaf zu „ſtören, die man am Tage nicht ſprechen „kann.„ — „Er hat Recht,„ erwiederte der König, „aber ich werde den Herren, die uns ſo geweckt haben, am hellen Tage ihre Unhöflichkeit verweiſen.„ Den Artilleriſten, die ſich ſammelten, gab er eine ähnliche Antwort. Er fragte: „Wo habt ihr eure Canonen?„ Einer nahm das Wort und ſagte: „Der Teufel hat ſie in der Nacht gehohlt.„ Friedrich erwiederte: „Nun ſo wollen wir ſie ihm bey Tage wieder abnehmen.„

Dieſer Sieg der Oeſterreicher wurde am Nahmenstage der Kaiſerin Maria Thereſia erfochten, und da in catholiſchen Ländern Geſchenke an dieſem Tage gebräuchlich ſind, ſo beſchenkte Daun ſeine Monarchin mit der Nachricht von den erkämpften Vortheilen. Sie dankte ihm für das ſo genannte Bouquet in einem Briefe voll der gnädigſten Ausdrücke. Die Kaiſerin von Rußland beſchenkte ihn mit einem goldenen Degen. Der Magiſtrat von Wien ließ ihm eine Ehrenſäule errichten, und die Oeſterreichiſchen Landſtände machten ihm ein Geſchenk von 300,000 Gulden, um die von ſeiner Familie veräußerte Herrſchaft Ladendorf wieder an ſich zu kaufen.

Auch der Pabſt Clemens der dreyzehnte, Rezzonico genannt, der eben erſt den Päbſtlichen Stuhl beſtiegen, und der Beherrſcherin der Oeſterreichiſchen Monarchie den Titel, Apoſtoliſche Majeſtät, beygelegt hatte, nahm Theil an dem Siege. Die vormahligen Statthalter Chriſti hatten in den finſtern Jahrhunderten den Gebrauch, um die Türken und Sarazenen zu vertilgen, die Befehlshaber der chriſtlichen Heere mit geweiheten Waſſen auszurüſten. Clemens glaubte, daß ſolche von ihm geſchaffne Heiligthümer auch jetzt in Schleſien ihre Dienſte thun würden; er überſandte daher dem Feldmarſchall Daun einen geweiheten Hut und Degen, um die Ketzer deſto nachdrücklicher zu bekämpfen; eine Handlung, zwar nicht des 18ten Jahrhunderts, doch des ſonderbaren Kriegs würdig, die dem ſo heilig ausſtaffirten Feldherrn viele Spöttereyen zuzog. So nannte ihn Friedrich in den Briefen an ſeine Freunde oft die geweihete Creatur und den Mann mit der Päbſtlichen Mütze. Auch war dieſer Römiſche Fechterſtreich höchſt unpolitiſch, da der König ſo viele catholiſche Unterthanen hatte, und es folglich in ſeiner Macht ſtand, dem Pabſt auf mannigfaltige Weiſe zu ſchaden. Es ſchien, als ob man in Wien nicht den erwarteten Werth auf dies Geſchenk legte; auch unterblieb die mit der Ueberlieferung gewöhnlich verbundene Feyerlichkeit. Als dreyßig Jahre nachher in den Oeſterreichiſchen Staaten die Morgenröthe der höhern Cultur angebrochen war, und man von der Päbſtlichen Gewalt ſo wie von den ſo genannten Ketzern richtigere Begriffe hatte, ſchämte man ſich hier dieſes unwürdigen Geſchenks ſo ſehr, daß ſogar Wiener Schriftſteller verſuchten, eine ſo bekannte hiſtoriſche Thatſache geradezu zu verneinen, und ſie für eine Erfindung Friedrichs auszugeben, weil dieſer Monarch in einer launigen Stunde ſelbſt ein erdichtetes Päbſtliches Breve im römiſchen Curial-Styl entworfen hatte, und dieſes hernach der Marquis d'Argens, um den Scherz zu vollenden, ins Lateiniſche überſetzte und drucken ließ; eine ironiſche Schrift, die einfältige Menſchen als das Original betrachteten, und die hernach den Beſchämten zum Vorwande diente, die Sache ganz abzuleugnen. Dieſe Päbſtiſche Handlung geſchah von eben demjenigen Oberprieſter, der wenig Jahre nachher den Herzog von Parma in den Bann that. Eine Ceremonie war der andern würdig, die beide wahrſcheinlich als die letzten dieſer Art in der Geſchichte bemerkt werden dürften.

Daun erwartete von Friedrich einen verzweifelten Angriff, ſo bald die Nachricht von der Belagerung von Neiße angelangt ſeyn würde; deshalb ſchrieb er auch an den General Harſch: „Setzen Sie nur ruhig die Belagerung fort. Ich habe den König feſt; er „iſt von Schleſien abgeſchnitten, und wenn er „mich angreiſt, ſo ſollen Sie gute Nachrichten von mir hören.„ Dieſe Zuverſicht Dauns war deſto auffallender, da er aus mannigfaltiger Erfahrung das an Hülfsquellen fruchtbare Genie Friedrichs kannte. Bey dieſem Monarchen waren Glücks- und Unglücksfälle immer gepaart. Gleich nach der Schlacht bey Kollin verlohr er ſeine zärtlich geliebte Mutter, und am Unglückstage von Hochkirch ſtarb ſeine Schweſter, die Markgräfin von Baireuth, die er bis zur Anbetung liebte, und die er wegen der ſeltenen Eigenſchaften ihres Verſtandes und Herzens nach ſeinem eignen Ausdruck würdig hielt, durch Tempel und Altäre verewigt zu werden.

Nie war Daun behutſamer, als nach einem glücklichen Vorfall. Jetzt bezog er ein unbezwingbares ſehr verſchanztes Lager bey Cannewitz, und vernachläſſigte alle Maaßregeln dem König zu ſchaden. Man hätte ihm ſagen können, was ein Carthaginenſiſcher General nach der Schlacht bey Cannä zu Hannibal ſagte: „Du weißt zu ſiegen, aber Deinen Sieg „zu benutzen, das weißt Du nicht.„ So auch Oeſterreichs Feldherr, den ſeine Anhänger höchſt unſchicklich mit dem großen Römer Fabius verglichen. Friedrich aber benutzte dieſe koſtbare Zeit mit deſto gröſſerm Eifer, verſchaffte ſich in der Geſchwindigkeit theils aus Dresden, theils von der Heinrichſchen Armee die fehlenden Kriegsbedürfniſſe und Proviant, gab Befehl zu neuen Transporten, zog eine Verſtärkung von 6000 Mann an ſich, die ihm der Prinz Heinrich zuſandte, und rüſtete ſich nach Schleſien zu marſchiren. Er ſagte: „Daun „hat uns aus dem Schach gelaſſen; das Spiel „iſt nicht verlohren; wir wollen uns einige „Tage erhohlen, und alsdann aufbrechen Neiße zu befreyen.„ Es waren aber noch manche Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen. Das Lager war voller Kranken, und in Bautzen befanden ſich alle in der Schlacht verwundete Preußen. Dieſe mußten erſt fortgebracht, für die Bäckerey geſorgt, das nöthigſte Feldgeräthe angeſchafft, Sachſen gedeckt, und der Feind, der die Straße nach Schleſien beſetzt hielt, durch verſtellte Märſche hintergangen werden. Alles wurde glücklich ausgeführt, und den 25ſten October, eilf Tage nach der Schlacht, war Friedrich ſchon im vollen Marſch nach Schleſien, und zwar mit ſolchen Vortheilen, daß Daun ſelbſt alle Hoffnung aufgab, es zu verhindern. Allenthalben gingen die Preußen nun angreifend zu Werke, und machten Gefangene. Dies Schickſal hatten auch bey Rauſchwalde 800 von einem Spanier angeführte Grenadiere zu Pferde. Daun ſchickte jedoch unter Anführung der Generale Aremberg, Laſcy und Laudon ſtarke Corps ab, um wenigſtens den Marſch des Königs zu erſchweren. Laudon zeigte hiebey ſeine ganze Thätigkeit. Bald warf er leichte Truppen in Hohlwege, um die Preußen aufzuhalten; bald canonirte er ſie aus vortheilhaften Stellungen; bald brach er aus Waldungen wie ein Strom hervor, und ſtürzte auf die marſchirenden Feinde. Es war ein täglich erneuertes Treffen, wobey die kämpfenden Parteyen beſtändig fortrückten. Durch alle dieſe Verſuche aber wurde nichts ausgerichtet; bloß einige Preußiſche Pontons und Bagage-Wagen wurden erbeutet.

Der Oeſterreichiſche General Harſch ſetzte indeſſen, beruhigt durch Dauns Zuſicherungen, die Belagerung von Neiße fort, die wie alle Preußiſche Feſtungen wegen der im Felde nöthigen Truppen nur ſchwach beſetzt war. Die Hoffnung dieſen wichtigen Ort zu erobern, war wegen der Entfernung des Königs, und da ſich keine Preußiſche Armee in der Nähe befand, gleich anfangs groß. Durch die Schlacht bey Hochkirch ſchien vollends Neiße in den Augen von ganz Europa ſo gut wie verlohren zu ſeyn. Der Entſatz belagerter Feſtungen iſt gewöhnlich die Frucht des Sieges, oder doch ſonſt glücklicher Begebenheiten; daß aber der geſchlagene, von ſtarken Armeen umgebene, und vierzig Meilen entfernte Friedrich der bedrängten Feſtung zu Hülfe kommen könnte, dies war kaum denkbar, und täuſchte die Erwartungen aller Menſchen. Nach einem dreyzehntägigen Marſch aber traf er den 5ten November drey Meilen von Neiße ein. Mehr bedurfte es nicht, um den Endzweck zu erreichen; denn an eben dieſem Tage hob Harſch, obgleich er anſehnlich verſtärkt worden war, die Belagerung auf, ließ eine große Menge Munition und Kriegsgeräthe im Stich, und zog ſich nach Mähren zurück. Er hatte den Ort ſeit dem 4ten Auguſt berennt, und ſeit dem 5ten October beſchoſſen; durch die tapfere Gegenwehr der Beſatzung aber, die noch beym Abzug der Oeſterreicher einen Ausfall that, und 800 Gefangene machte, waren alle Angriffe vereitelt worden.

Hieher gehört in mehr als einer Rückſicht ein großmüthiger Zug einer edlen Deutſchen Frau, der ganz unbekannt geblieben iſt, und den höchſt wahrſcheinlich Friedrich ſelbſt nie erfahren hat. Der Commandant von Neiße, General Treskow, hatte ein Gut ohnweit der Stadt. Auf dieſem befand ſich ſeine Gemahlin, als die Oeſterreicher die Belagerung anfingen. Sie beſorgten gleich anfangs, daß dieſe Unternehmung ſich in die Länge ziehen würde, und daß der entfernte Friedrich dennoch Mittel finden dürfte ihren Entwurf zu vernichten. Eine Verrätherey ſchien alſo auf jeden Fall die ſicherſte und geſchwindeſte Maaßregel. Treskow war kurz zuvor ein Kriegsgefangener geweſen. Man hatte ihm in Oeſterreich mit vieler Achtung begegnet, und die Generalin, die um das Schickſal ihres Gemahls zu verſüßen ſelbſt nach Oeſterreich reiſete, war mit ausgezeichneter Höflichkeit am Kaiſerlichen Hofe behandelt worden. Die angenehme Erinnerung an das Betragen der Kaiſerin mußte noch bey ihr in friſchem Andenken ſeyn.

Hierauf wurde ein Entwurf gegründet. Ein Kaiſerlicher Officier ſtattete der Frau von Treskow einen Beſuch ab, und brachte ihr Schutzbriefe vom Oeſterreichiſchen Feldherrn *). Er wurde wie ein Wohlthäter empfangen und behandelt. Es war Abend, da er ankam; er mußte alſo auf dem Gut übernachten. Bey der Tafel ohne Zeugen iſt das Geſpräch von der Kaiſerin der Nachtiſch. Das edle Herz der Generalin kann mit Thereſiens Lobe nicht fertig werden. Nun erfolgt ein förmlicher Antrag: Große Summen, Würden, ein verſtellter Angriff zur Ehrenrettung, eine Uebergabe, und ein unverbrüchliches Geheimniß. Frau von Treskow wird aufs innigſte bewegt; kaum faßt ſie ſich ſo lange, bis alles vorgetragen iſt. Nun ſprang ſie auf, rang wehmüthig die Hände, und bejammerte die ihr widerfahrne Erniedrigung, wobey ſie immer ausrief: „Iſt „es möglich! Mir einen ſolchen Antrag!„ Alle Beruhigungs-Gründe des Officiers, der

---

*) Dieſe Nachricht iſt von dem Baron Eichbeg, eben dem Officier, der bey dieſem Geſchäfft gebraucht wurde. Er war damahls Kaiſerlicher Rittmeiſter, und that bey den Generalen Laudon und Harſch gewöhnlich Adjutanten-Dienſte. Er lebte noch vor wenig Jahren in Italien, wo er dieſe Geſchichte dem Verfaſſer umſtändlich erzählt hat.

den Vorgang ſo gut als nicht geſchehn betrachten wollte, und ein heiliges Stillſchweigen angelobte, waren bey der tiefgekränkten Dame fruchtlos. Der Plan, auf ihrem nunmehr geſchützten Landſitz das Ende der Belagerung abzuwarten, wurde nun auf einmahl vernichtet. Sie entſagte allen Schutzbriefen, aller Bequemlichkeit, aller Ruhe, um mit den Belagerten Unruhe, Mangel, und Gefahren zu theilen. Ihr Dorf, das einzige Eigenthum ihrer Familie, der Erwerb funfzigjähriger Kriegsdienſte, wurde dabey großmüthig preisgegeben. Sie ſagte dem Abgeordneten: „Wir ſind arm. Dies iſt unſer Alles. Durch die Ehre gezwungen überlaſſe ich es Ihren Händen. Wollen Sie ſich rächen, ſo thun Sie es.„ Vergebens ſtürzte der durch dieſen Edelmuth äußerſt gerührte Officier zu ihren Füßen, und beſchwur ſie, ihren Vorſatz aufzugeben. Sie verzieh ihm die Beleidigung, allein ſie wollte durchaus nicht länger in der Gewalt von Preußens Feinden ſeyn. Noch in derſelben Nacht fuhr ſie ab. Sie nahm keine Lebensmittel mit ſich, ob ſie gleich den Mangel in der bedrängten Feſtung kannte. Der Officier begleitete ſie bis an die äußerſten Linien, und verließ ſie ſodann voll Bewunderung.

Die bisher von den Oeſterreichern blokirte Feſtung Coſel wurde jetzt auch befreyt, und Schleſien ganz von feindlichen Truppen geräumt. Der Feldzug war nun in dieſer Provinz zu Ende; allein in Sachſen, wo Daun mit der großen Armee zurückgeblieben, und das nur ſehr ſchwach gedeckt war, hoffte dieſer Feldherr noch auf anſehnliche Eroberungen vor Ende des Winters. Ganz Europa erwartete die Früchte des Hochkircher Sieges, wovon ſich noch keine Spur zeigte. Es fehlte jedoch nicht an Entwürfen. Dresden, Leipzig und Torgau ſollten in der Geſchwindigkeit, und zwar zugleich, von verſchiedenen Corps weggenommen werden. Daun ſelbſt ging auf die Hauptſtadt los, mit dem Entſchluß ſich nicht ſo wie vorhin von ſeinem Vorſatz abbringen zu laſſen. Es befand ſich nur ein kleines Corps Preußen in Sachſen; allein bey demſelben herrſchte große Thätigkeit. Der General Fink war deſſen eigentlicher Anführer, ob es gleich unter dem ſcheinbaren Commando älterer Generale ſtand. Dieſe wackeren Befehlshaber, Hülſen und Itzenplitz, ſetzten jedoch hier alle Eiferſucht bey Seite, ſuchten den wahren Weg zur Ehre in dem Ruhm ihres Volkes, und in der Beförderung von Friedrichs Abſichten; ſie ehrten den Willen ihres Königs, und huldigten den größern Talenten des jüngern Generals. Man nahm die zweckmäßigſten Maaßregeln gegen die ſo große Uebermacht des Feindes, und verſtärkte die Beſatzung von Dresden. Der Commandant dieſer Reſidenz, General Schmettau, ſah ſich nun in die traurige Nothwendigkeit geſetzt, die Vorſtädte abbrennen zu laſſen, da die Königliche Familie, durch eitle Hoffnungen getäuſcht, ſich diesmahl bey der Gefahr leidend verhielt. Es hieß: man müßte ſich in gegenwärtiger bedrängten Lage alles gefallen laſſen; auch die Landſtände ſchwiegen ſtille. Selbſt der Magiſtrat, der ſich von der Oeſterreichiſchen Beſitznehmung der Stadt die vortheilhafteſten Begriffe machte, und von dem Ende aller Kriegs-Drangſale träumte, begnügte ſich jetzt durch Achſelzucken die Aeußerung des Commandanten zu beantworten, und das Schickſal ſeiner Mitbürger zu beklagen. So ſehr hatten ſich die Geſinnungen in einigen Monaten geändert, und ſo groß war die Täuſchung! Nun war über die unglücklichen Bewohner der Vorſtädte der Stab gebrochen.

Dieſe Vorſtädte waren durch ihre Bauart den ſchönſten Städten in Europa gleich. Die hier befindlichen weitläuftigen zum Theil ungeheuren Gebäude waren entweder Palläſte und Gartenhäuſer der Großen und Reichen, oder der Sitz einer Menge Fabrikanten, die hier die Größe der Sächſiſchen Induſtrie durch zierliche Arbeiten zeigten. Alle Anſtalten wurden zum Brande gemacht. Schmettau wiederhohlte nochmahls ſeine Vorſtellungen; er betheuerte bey Annäherung des Feindes ohnfehlbar zu dieſem grauſamen Mittel zu ſchreiten, und der Hof — — blieb gleichgültig. Der Feind näherte ſich; die Preußen zogen ihre Vorpoſten zurück, und nun wurde den 10ten November früh Morgens durch drey Canonen-Schüſſe das ſchreckliche Signal zum Brennen gegeben. In allen Zimmern, Kammern oder Räumen eines jeden Gebäudes lagen Haufen brennbarer Materialien mitten unter den ſchönſten Möbeln, den Kunſt-Werkzeugen, und den Manufactur-Producten. Die Einwohner waren entflohen, und nur ſehr wenige hatten die ihnen verſtattete Friſt nutzen können, ihre voluminöſen Habſeligkeiten zu retten, da es an Wagen, an Pferden und an Laſtträgern fehlte. Auf dieſe Art wurden in wenig Stunden 266 Gebäude ein Raub der Flammen. Ein altes Ehepaar verbrannte dabey lebendig; außerdem verlohren noch drey andre Menſchen dabey ihr Leben. Dieſe gräßliche Brandſcene wurde von Friedrichs Feinden mit zahlloſen Zuſätzen geſchildert, deren Wahrheit den Preußiſchen Nahmen geſchändet haben würde. Schmettau aber erhielt von dem Magiſtrat in Dresden ein ehrenvolles Zeugniß ſeines Betragens, wodurch die ihm angeſchuldigten Grauſamkeiten völlig widerlegt wurden.

Daun ſchien über dieſen Brand beſtürzt zu ſeyn, und ließ den Commandanten fragen, ob es auf Befehl ſeines Königs geſchehen ſey, daß er in der Reſidenz eines Monarchen eine bisher unter Chriſten unerhörte That begangen habe, wobey er ihm drohte, für alles verantwortlich zu werden. Schmettau bezog ſich auf ſeine Pflicht, die ihm anvertraute Stadt bis auf den letzten Mann zu vertheidigen, und auf die bekannten Kriegs-Maximen. Er verſicherte dem Feldmarſchall ſo wie vormahls, daß er gegen ſeine ganze Macht von Straße zu Straße fechten, und ſodann unter den Ruinen des Königlichen Schloſſes ſterben würde. Daun machte nun Anſtalten, Dresden förmlich zu belagern; allein die üblen Nachrichten aus Schleſien von dem Entſatz von Neiße, von dem Rückzug der Kaiſerlichen Armee nach

Mähren, und von dem neuen Marſch Friedrichs nach Sachſen, vereitelte abermahls ſeinen Plan. Er zog ab, verſicherte aber dabey nach Hofmanier, daß es bloß aus Achtung für die Königliche Familie geſchähe. In dem Oeſterreichiſchen Kriegesbericht heißt es, *daß eine gewiſſe wichtige Rückſicht* den Abzug veranlaßt habe. Dieſe wichtige Rückſicht war aber nichts anders als die Annäherung des Königs. Die Entwürfe auf Torgau und Leipzig liefen eben ſo unglücklich ab. Beide Städte wurden faſt zu gleicher Zeit von den Preußiſchen Generalen Dohna und Wedel entſetzt. Nichts blieb nun den Kaiſerlichen und Reichs-Truppen übrig, als nach Böhmen zu marſchiren; ſelbſt das eroberte Fort Sonnenſtein wurde wieder verlaſſen. So wie der Prinz Soubiſe nach dem Treffen bey Lutternberg das Te Deum ſingen ließ, und dann über den Rhein zurückging, ſo zogen ſich auch die Oeſterreicher nach dem Siege bey Hochkirch in ihre Länder zurück, ohne in dem ganzen Feldzug einen Fuß breit Land erobert zu haben. Daun bemühete ſich ſeine Armeen in ihren Winter-Quartieren ſo zu vertheilen, daß daraus eine ungeheure Truppenkette entſtand, dergleichen noch nie in

Deutſchland, ja noch nie in Europa gezogen worden war. Mehr als 300,000 Soldaten formirten dieſen gewaltigen Cordon, der ſich vom Rieſen-Gebirge bis zu den Alpen erſtreckte; er ging durch Oeſterreicher formirt längs den Gränzen von Schleſien und Sachſen, die Reichs-Völker ſetzten ihn durch Thüringen und Franken fort, und ſchloſſen ſich ſodann an die Franzöſiſchen Armeen an, die längs dem Main und dem Rhein poſtirt waren, und die Ufer dieſes großen Fluſſes bis an die Gränzen der Schweitz commandirten.

Die Ruſſen, die nach der Schlacht bey Zorndorf durch den Abmarſch des Königs wieder etwas Freyheit bekamen, ihre Operationen fortzuſetzen, beſchloſſen jetzt Colberg zu belagern, um einen Waffenplatz und ein Haupt-Magazin in den innern Preußiſchen Provinzen zu haben. Der Hafen dieſer Stadt zeigte ihnen wegen der Zufuhr die größten Vortheile, und die ſehr ſchwache Garniſon eine leichte Eroberung. Das Schickſal von Pommern hing nun von 700 Mann Land-Miliz, einigen Invaliden, und funfzehn Artilleriſten ab, die unter dem Befehl eines invaliden Majors die Beſatzung von Colberg ausmachten. Dieſer Commandant, Nahmens Heyden, gehörte aber ganz und gar nicht zu der gemeinen Claſſe von Kriegern. Er machte die beſten Anſtalten zur Vertheidigung, und zeigte dabey den größten Muth, viel Kriegskenntniß und eine ſeltene Entſchloſſenheit. Der General Palmbach belagerte die Feſtung mit 10,000 Ruſſen, bemächtigte ſich des Hafens, und in fünf Tagen war auch der bedeckte Weg bereits in ſeinen Händen. Die Eroberung ſchien nun gewiß zu ſeyn, allein die Tapferkeit des Commandanten, der Muth ſeiner Soldaten und ſeiner braven bewaffneten Bürger, die wie alte Krieger fochten, ſetzten allen weitern Fortſchritten ein Ziel. Ein großer Nachtheil für die Belagerten waren die Vorſtädte, deren Häuſer den Ruſſen zum Schirm dienten; Heyden wollte ſie nicht abbrennen, um die Bürger zu ſchonen, auf deren Beyſtand er bey ſeiner ſchwachen Beſatzung vorzüglich rechnen mußte. Dieſe im Scheibenſchießen geübte Bürger kamen nicht von den Wällen, und ſchoſſen alles todt, was ſich vom Feinde blicken ließ, und ihre Kugeln nur erreichen konnten. Der General Palmbach war über dieſe Bürger-Vertheidigung ſehr aufgebracht; er ließ ſich aber beſänftigen, als er hörte, daß ein jeder Bürger die Vertheidigung der Feſtung in ſeinem Bürger-Eide angeloben müßte.

Es ereignete ſich bey dieſer Belagerung ein höchſt ſonderbarer Vorfall. Palmbach erhielt am ſechsten Tage den ganz unerwarteten Befehl, ſie aufzuheben. Es geſchah ſo fort; allein er war nur anderthalb Meilen weit zurückmarſchirt, als ein neuer Befehl kam, wieder umzukehren, und die Belagerung aufs eifrigſte fortzuſetzen. Heyden, dem dieſer Rückzug bedenklich geſchienen, hatte ſich aus Vorſicht nicht übereilt, die Thore zu öffnen, um die Laufgräben ſo wie gewöhnlich zuwerfen zu laſſen, wozu bey einem wirklichen Abmarſch immer noch Zeit war, daher die am folgenden Tage zurückkehrenden Ruſſen alles fanden, wie ſie es gelaſſen hatten. Die Aufforderung wurde erneuert. Der Commandant antwortete, er habe nicht die geringſte Urſache ſich zu ergeben, da die Feſtungswerke noch in dem beſten Zuſtande wären; wobey er hinzufügte, man würde ihn durch Feuer ſo wenig zwingen, als man Cüſtrin dadurch erobert hätte. Um dieſen guten Zuſtand der Feſtung zu beweiſen, befahl Heyden, daß der auffordernde Ruſſiſche Officier mit unverbundenen Augen durch alle Werke geführt werden ſollte. Er machte nun die zweckmäßigſten Anſtalten zur weitern Vertheidigung. In Ermangelung der Artilleriſten wurden 120 Mann von der Miliz Tag und Nacht geübt das Geſchütz zu bedienen; man verpflegte ſie aufs beſte; das Eſſen wurde ihnen täglich gekocht, und auf die Batterien gebracht. Ueberhaupt erhielt die Beſatzung nebſt dem Brot auch Fleiſch, Speck und Gemüſe, wovon man einen guten Vorrath geſammelt hatte; eine Anſtalt, die nicht wenig diente den Muth der Soldaten zu beleben, und ſie geſund und bey gutem Willen zu erhalten.

Die Belagerer wurden beſtändig von ihrer Haupt-Armee verſtärkt, und erneuerten dann ihre Angriffe mit friſchen Truppen. Am funfzehnten Belagerungs-Tage geſchah abermahls eine Aufforderung, worin der Commandant erinnert wurde, das Elend der Einwohner zu bedenken, wenn die Stadt mit Sturm überginge. Es hieß: er ſey durch ſeine Lage und tapfere Gegenwehr bey einer ſo ſchwachen Beſatzung, zumahl da kein Entſatz zu hoffen, vor Gott, vor dem Könige, und vor der Welt gerechtfertigt. Heyden antwortete, wenn es auf ihn ankäme, würde er gewiß nach Möglichkeit Blut ſchonen; als ein Officier aber müßte er, ſeiner Pflicht eingedenk, das äußerſte abwarten. Der Sturm unterblieb jedoch; deſto eifriger aber wurde das Bombardement fortgeſetzt; man warf Bomben und Grenaden, und da dieſe anfingen zu mangeln, auch Steine in die Stadt. Endlich kam die Nachricht von dem Anzuge eines Preußiſchen Corps ins Ruſſiſche Lager, da denn die neun und zwanzig Tage lang gedauerte Belagerung ſo gleich aufgehoben wurde. Nach dieſem mißlungenen Verſuch räumten die Ruſſen ganz Pommern und Brandenburg, und gingen theils nach Pohlen, theils nach Preußen in die Winter-Quartiere. Der Preußiſche General Dohna bekam dadurch Gelegenheit mit ſeiner Armee nach Sachſen zu marſchiren, und Leipzig zu entſetzen, das der Herzog von Zweybrücken mit den Reichs-Truppen belagert hatte, jetzt aber eilig verließ und nach Hauſe zog; auch der Kaiſerliche General Haddick zog ſich geſchwind in die Reichs-Länder, nachdem der aus Pommern kommende General Wedel anſehnliche Vortheile über ihn errungen hatte. Der König, der nach dem Entſatz von Neiße wieder nach Sachſen gekommen war, ging nun abermahls, nachdem er die Feſtungswerke von Sonnenſtein ſchleifen laſſen, nach Schleſien zurück, woſelbſt er ſeine Haupt-Armee in die Winter-Quartiere verlegte, und das ſeinige in Breslau nahm.

Die Operationen der Schweden waren in dieſem Feldzuge eben ſo unbedeutend, wie in dem vorigen, obgleich ſie mit 5600 Mann Infanterie und 2000 Reitern verſtärkt wurden, und Frankreich die beſtimmten Subſidien, nämlich 200,000 Reichsthaler ordentliche, und 400,000 Reichsthaler außerordentliche Hülfsgelder richtig bezahlt hatte. Sie begnügten ſich die von Truppen entblößten Preußiſchen Diſtricte zu brandſchatzen und zu plündern, und wenn es hier an Subſiſtenz fehlte, ſo mußte Mecklenburg aushelfen, wo die Schweden ſtarke Commandos hinſchickten, um hier in dieſer mitverbündeten Provinz, ſo wie in einem feindlichen Lande, Getreide-Lieferungen zu erpreſſen, die ſie jedoch zu bezahlen verſprachen. Die Landſtände des Herzogthums widerſetzten ſich anfangs dieſer Verfahrungsart, und verwieſen die Schweden auf die Märkte, wo ſie zu den gewöhnlichen Preiſen das Benöthigte kaufen könnten; allein man drohete mit Execution, und nun geſchahen die Lieferungen. Der Anführer des Corps, Graf **Löwenhaupt**, begehrte auch Geld für ſich und ſeine Soldaten, unter dem Vorwand, daß ſie gekommen wären das Land zu beſchützen; auch dies mußte ihnen gegeben werden. Im Auguſt entfernten ſich dieſe Truppen; ſie verlangten aber beym Abmarſch von den Landſtänden einen Revers, daß ſie dem König von Preußen aus ihrem Herzogthum keine Gelder zukommen laſſen wollten. Dies Zumuthen war lächerlich, da die zwar manchmahl ſuspendirte, aber nie unterdrückte militairiſche Gewalt der Preußen die Einkünfte von Mecklenburg größtentheils regulirte. Auch wollten die Landſtände dieſe Zuſage nicht leiſten; daher der Oberſt **Drieberg**, und der Bürgermeiſter von Roſtock, **Mantzel**, als Geiſel zur Schwediſchen Haupt-Armee abgeführt wurden.

In dieſem Monat Auguſt ging der Allianz-Tractat zwiſchen Schweden und Rußland zu Ende. Man erneuerte ihn ohne Abänderung auf zwölf Jahre. Die Kriegs-Operationen dieſer Hülfsvölker aber blieben immer die nämlichen. Die Unthätigkeit ihrer

Soldaten im Felde, und die damit verknüpfte Schande machten ſie in den Augen der Bundesgenoſſen, der Feinde, ja bey ihren eignen Landsleuten verächtlich. Die eigentlichen Urſachen dieſer Unthätigkeit, die bereits oben erklärt ſind, waren nur ſehr wenigen bekannt. Man ſpottete dieſer unmächtigen Krieger eben ſo ſehr in Stockholm, als wie in Wien und Berlin. Dies veranlaßte bey ihnen nach und nach eine herzlichere Theilnehmung am Kriege. Sie verleugneten nun ganz den ſeit Jahrhunderten behaupteten Character eines großmüthigen Feindes, und entehrten ihren martialiſchen Geiſt durch niedrige Handlungen. So bald die Preußen ſich ein wenig entfernten, ſo überließen ſie ſich dem zügelloſen Plündern, und allen erſinnlichen Ausſchweifungen. Das Brennen und Morden wehrloſer Bürger ausgenommen, gaben ſie jetzt bey ihren Verheerungen ſelbſt den Coſaken nicht viel nach. Die Städte und Dörfer, wo ſie hinkamen, wurden bis auf den Grund ausgeleert. Kein Mundbiſſen und keine Klaue wurde den unglücklichen Einwohnern übrig gelaſſen; ſelbſt die Saat in dem Schooß der Erde wurde vernichtet. Kein National-Haß vermochte ſie zu dieſen Grauſamkeiten: vielmehr waren ſie anfangs mit der Politik ihrer Regierung ſehr unzufrieden, und der Preußiſchen Sache geneigt; allein die Luſt zum Raube ſtellte ſich bald bey ihnen ein. Dieſe ſtählte ihre Herzen gegen fremdes Elend; hiezu kamen die Macht der Gewohnheit und die allgemein angenommenen Soldaten-Grundſätze, die im Kriege die Menſchen verhärten und zu Tigern machen. Daher ſahe man dieſe Schweden, die täglich in geſchloſſenen militairiſchen Kreiſen zu Gott beteten, ihre Andachtszirkel verlaſſen, um zu Verbrechen zu eilen, nach deren Vollendung ſie ſodann das Gebetbuch wieder ergriffen.

Die Einnahme von Berlin war der große Entwurf der Schweden im October, da Brandenburg ſo ſehr von Truppen entblößt war; auch befanden ſie ſich nur noch fünf Meilen von dieſer Reſidenz, als Wedel mit ſeinem Corps vorrückte, und ſie zurücktrieb. Die Preußen ließen nicht eher nach, als bis ſie den Feind unter die Canonen von Stralſund verwieſen hatten. Fehrbellin in der Mark war die einzige Stadt, die ſie auf der Flucht ſtark beſetzten, um ihren Rücken zu decken; allein dieſer Ort, den Schweden wegen einer großen hier vor hundert Jahren unter dem Churfürſten Friedrich Wilhelm erlittenen Niederlage ſo denkwürdig, wurde ohne Verzug von den Preußen angegriffen, mit Sturm eingenommen, und die Beſatzung theils niedergehauen, theils zu Gefangnen gemacht.

Nunmehr hatte allenthalben der Feldzug ein Ende. Der im October geſchlagene Friedrich war jetzt Meiſter von der Elbe und der Oder. In dem kleinen Zeitraum von ſieben Wochen war er aus Sachſen nach Schleſien, dann wieder nach Sachſen zurück, und nun abermahls nach Schleſien marſchirt. Dabey waren in dieſer kurzen Zeit Neiße, Coſel, Dresden, Leipzig, Torgau und Colberg befreyt worden. Waren dieſe Operationen den Layen in der Tactik erſtaunenswürdig, ſo waren ſie es den Kriegern noch weit mehr, die die Schwierigkeiten der fortdauernden Bewegungen großer Armeen in ihrem ganzen Umfang kannten. Der Marſchall Belleisle, damahls der herrſchende Franzöſiſche Staats-Miniſter, ehedem ſelbſt Heerführer, und folglich mit militairiſchen Operationen vertraut, ſchloß daher auch dieſe ihm prophezeyeten Preußiſchen Märſche wegen ihrer ſcheinbaren Unmöglichkeit ganz von ſeinem Kriegsplan aus. Er ſagte: „Was auch immer der König von Preußen zu thun vermag, ſo iſt doch ſeine Armee „kein Weberſchiff.„ Die Oeſterreicher machten nun in Böhmen und Mähren neue Plane zum künftigen Angriff; die Ruſſen in Preußen und Pohlen dachten auf Füllung ihrer Magazine; die Reichs-Truppen auf die Ruhe in ihren Winter-Quartieren im Mittelpuncte Deutſchlands; und die Schweden, die ſo gar ihr eigenthümliches Pommern in Preußiſchen Händen ſahen, waren jetzt für ihre eigne Sicherheit unter den Canonen von Stralſund beſorgt.

Fünftes Buch.

Der diesjährige Feldzug der Alliirten gegen die Franzoſen war auch ſehr merkwürdig. Schon im Anfange des Jahrs wurde Richelieu zurückberufen, und mußte das Ober-Commando der Franzöſiſchen Truppen dem Grafen von Clermont abtreten. Dieſer auserkohrne Befehlshaber war ein Geiſtlicher, und hatte nie eine Armee, ſelbſt nicht einmahl bey einer Muſterung, verſammelt geſehn. Die Marquiſin von Pompadour aber, die damahls, als Königliche Maitreſſe, Ludwig den funfzehnten und die Franzoſen unumſchränkt beherrſchte, war von ſeinen Hoftalenten eingenommen. Dieſe zu belohnen ſchuf ſie ihn zum Feldherrn, und ſandte ihn nach Deutſchland, um Frankreichs Ehre gegen einen großen Heerführer zu behaupten. Die Wahl ſetzte alle Welt in Erſtaunen, und Friedrich ſagte bey der Nachricht: „Ich hoffe, daß ihn nächſtens der Erzbiſchof „von Paris ablöſen wird.„

Der Franzöſiſche Hof wetteiferte mit dem Wiener Hofe, ſeinen Eifer zu zeigen, Preußen zu Grunde zu richten. Man ſchien in Verſailles die ſchon halb vernichtete Franzöſiſche Marine und die drohenden Progreſſen der Britten zu vergeſſen, um alles was nur Intriguen, Geld, und Staatskunſt vermochten, auf jenen Endzweck zu leiten. Die Franzöſiſchen Geſandten in Wien, Petersburg und Stockholm lenkten die dortigen Cabinette gewöhnlich ganz nach ihrem Willen. Ferner wurden der Graf von Montazet und der Marquis von Montalembert als Franzöſiſche Abgeordnete, erſterer zu dem Kaiſerlichen Heer, der andere zu der Schwediſchen, hernach zu der Ruſſiſchen Armee geſchickt, um auch hier wo möglich die Operationen der Bundsgenoſſen nach Frankreichs Entwürfen zu beſtimmen. Dieſe Abgeordneten waren Officiere, Männer von großen Talenten und Kriegserfahrung. Sie ſtudirten die innere Stärke und Schwäche der Heere, und die Charactere der Feldherren, die der Franzöſiſche Hof, nach Maaßgabe ihrer Leidenſchaften, und ihres individuellen Geſchmacks, ſich durch prächtige Geſchenke verband. Zu dieſen Künſten kamen oft wichtige für das Beſte der Verbündeten ſehr weiſe Rathſchläge, wie Montalemberts durch Verrath bekannt gewordener Briefwechſel beweiſt. Dieſe Officiere waren ungemein thätig, ſie correſpondirten mit den herrſchenden Miniſtern in Verſailles, mit den Befehlshabern der Franzöſiſchen Heere, und mit den Geſandten ihrer Nation bey allen kriegführenden Mächten. Verließen die Armeen das Feld, ſo reiſten ſie in Perſon von einem Hof zum andern, um Entwürfe vorzulegen, und die Hinderniſſe durch die wirkſamſten Mittel zu überwinden.

Vor Richelieu's Abreiſe erhielt Halberſtadt von den Franzoſen noch einen ſehr böſen Beſuch. Dieſer Heerführer hatte die Stadt und das ganze Fürſtenthum am Tage nach der Roßbacher Schlacht verlaſſen, nachdem er in dieſer aus zehn Städten und hundert Dörfern beſtehenden Provinz innerhalb ſechs Wochen über anderthalb Millionen Reichsthaler erpreßt hatte. Er allein hatte für Salve-Garden, oder Schutzbriefe, 40,000 Reichsthaler erhalten. Eine Summe von 200,000 Reichsthalern war noch von der verſprochenen Brandſchatzung unbezahlt geblieben; da ſich nun 3000 Mann Preußiſcher Truppen im Lande befanden, ſo verweigerten die ohnehin ganz entkräfteten Halberſtädter auf Befehl ihres Königs dieſen Reſt. Richelieu beſchloß ſie dafür zu beſtrafen. Ein 12,000 Mann ſtarkes im Braunſchweigiſchen poſtirtes Corps rückte unter Anführung des Marquis von Voyer im Januar auf Halberſtadt los. Man wollte die hier befindlichen Preußen aufheben, die ſich aber ohne Verluſt zurückzogen. Nun wurden die Erpreſſungen mit verdoppelter Härte erneuert, und mit der Drohung, daß diejenigen Häuſer, worin man bey der Durchſuchung mehr als vier Reichsthaler an Geld, und mehr als drey Scheffel Getreide antreffen würde, geplündert und angezündet werden ſollten; dabey wurden die Pechkränze in Bereitſchaft gehalten. Auf die beweglichſten Vorſtellungen ertheilte Voyer immer die kurze Antwort: „Geld „und Korn, oder Feuer!„ Durch dieſe Drohung vermocht brachten die Einwohner 4000 Scheffel Getreide, und 121,000 Reichsthaler an Geld und Silberzeug zuſammen, die Armen mit Thränen zu ſechzehn und acht Groſchen; für das übrige gaben ſie Wechſel. Dennoch geſchah die militairiſche Durchſuchung der Häuſer, wobey man ſchrecklich plünderte. Nun wurden die Stadtthore verbrannt, die Pfeiler abgeworfen, und die Mauern niedergeriſſen. Der letzte Antrag dieſer Feinde war, daß die Einwohner von Halberſtadt ſich anheiſchig machen ſollten, jedesmahl, wenn Preußiſche Truppen in ihre Stadt einrücken würden, als Strafe dafür

100,000

100,000 Reichsthaler zu bezahlen. Die Abgeordneten weigerten ſich jedoch ſtandhaft dieſe unanſtändige Forderung einzugehn. Endlich zogen die Franzoſen ab, und nahmen ſechs Geiſel mit ſich. Quedlinburg, woſelbſt der Graf Turpin commandirte, hatte ein ganz anderes Schickſal als Halberſtadt. Man erwartete große Contributions-Forderungen, allein dieſer großmüthige Befehlshaber, der keine tyranniſche Aufträge hatte, oder ſie nicht ausführen wollte, ſagte, daß er nichts weiter als den nöthigen Unterhalt für ſeine Truppen und eine Anzahl Wagen verlange, mit welchen er von Segenswünſchen begleitet abzog.

Die Beſitznehmung der großen Deutſchen Reichsſtädte war beſonders das Augenmerk der Franzöſiſchen Befehlshaber. Schon im vorigen Jahr hatten ſie ſich gleich bey ihrem Einmarſch in Deutſchland der Reichsſtadt Cöln bemächtigt, unter dem Vorwand, daß der König von Frankreich Garant des Weſtphäliſchen Friedens wäre. Die Reichsſtadt Bremen hatte im Auguſt 1757 ein gleiches Schickſal, wovon die hier für Rechnung des Königs von England befindlichen Magazine mit Kriegsbedürfniſſen als Urſache angegeben wurden. Man verſprach dabey, nichts weder in der Regierung, noch in den Geſetzen der Stadt zu ändern, und drohete im Widerſetzungsfall mit Gewalt. Die Einwohner nothgedrungen bewilligten das Anſuchen, und der General, Marquis von Armentieres, nahm ſofort Beſitz von der Stadt, der er durch ſein edelmüthiges Betragen und gute Mannszucht das Unangenehme ihrer Lage ſehr milderte. Der Aufenthalt der Franzoſen allhier war jedoch dießmahl nur von kurzer Dauer; denn vierzehn Tage nachher verließen ſie Bremen wieder. Nach vier Monaten aber, noch vor Eröffnung des Feldzugs, erneuerten ſie dieſen Entwurf der Beſitznehmung, da ſie von einer ähnlichen Abſicht des Herzogs Ferdinand von Braunſchweig hörten. Es zeigten ſich jedoch einige Schwierigkeiten bey der Ausführung; denn der Pöbel umringte das Rathhaus mit großem Tumult, und drohete dem verſammelten Magiſtrat, wenn man die Franzoſen einlaſſen würde. Das Volk wollte keine Vorſtellungen anhören, und der Franzöſiſche Befehlshaber keinen Aufſchub geſtatten. Er ließ die Canonen aufführen, und ſeine Truppen mußten ſich dem Wall mit Sturmleitern nähern. Man ſäumte nun nicht, mit dieſem Befehlshaber, Herzog von Broglio, eine Capitulation zu ſchließen, die für die Stadt gar nicht demüthigend war. Er bewilligte alles was der Magiſtrat forderte. Das Volk war dennoch mit dieſer Maaßregel höchſt unzufrieden, beſonders da die Nachricht kam, daß 3000 Hannoveraner im Anzuge wären. Der Pöbel rottete ſich nun zuſammen, bewaffnete ſich mit Beilen und andern Inſtrumenten, und wollte das Zeughaus aufſprengen, um ſich mit Waffen zu verſehn, und die ſchon anrückenden Franzoſen wieder herauszutreiben. Es kam auch zu Thätlichkeiten, wobey mehrere Einwohner erſchoſſen und verwundet wurden; und nun hatte der Tumult ein Ende. Mit der Beſitznahme dieſer Stadt wurden die Operationen unter dem Befehl des Marſchalls von Richelieu beſchloſſen, der nun nach Paris ging, um auf ſeinen Lorbeern auszuruhn.

Der neue Feldherr Clermont traf die ihm anvertrauten Truppen in dem elendeſten Zuſtande an. Der Franzöſiſche Bothſchafter in Stockholm, Marquis von Havrincour, drückt ſich in einem Briefe an den Marquis von Montalembert darüber folgendermaßen aus: „Clermont hat die Armee in einer unbegreiflichen „Unordnung gefunden; da iſt keine Einrichtung, „keine Zuſammenſtimmung bey der Ver-

„legung der Truppen in die Quartiere, keine „Sorge fürs künftige, keine Anſtalt zu Vorräthen und Unterhalt, kurz, Mangel an allem.„ Dieſer neue Heerführer machte daher auch ſeinem Könige folgenden ſonderbaren Bericht: „Ich habe Ew. Majeſtät Armee in „drey ſehr verſchiedene Haufen abgetheilt gefunden. Der eine iſt über der Erde, aus „Dieben und Marodeurs zuſammengeſetzt, und „in Lumpen gehüllt; der zweyte Haufen iſt „unter der Erde, und der dritte in den Hoſpitälern.„ Er wünſchte daher Verhaltungs-Befehle, ob er den erſten zurückführen, oder ſo lange verziehn ſollte, bis er mit den beiden andern Haufen vereinigt wäre.

Der Herzog Ferdinand gab ihm keine Zeit, ſeine Lage zu beſſern. Er eröffnete den Feldzug ſchon im Februar, machte ſich Meiſter von der Weſer, und rückte auf Hannover los. Wo ſich nur ſeine Vorpoſten zeigten, floh der Feind, und zwar ſo übereilt, daß alle Kranke, ſo wie eine Menge Geſchütz und Bagage, zurückblieben. Selbſt die in ſo vieler Rückſicht wichtige Stadt Bremen, wo St. Germain jetzt commandirte, wurde abermahls von den Franzoſen verlaſſen, desgleichen Lipſtadt, Ham, Münſter und andere wichtige

Plätze. Nur allein in Hoya an der Weſer behauptete der Graf Chabot ſeinen Poſten, bis ihn der Erbprinz, jetziger Herzog von Braunſchweig, nach einem lebhaften Widerſtande vertrieb, und 1500 Gefangene machte. Dies waren die Erſtlinge jener Thaten, die dieſem jungen Prinzen in kurzer Zeit einen Rang unter den größten Feldherren unſers Zeitalters erwarben, vom Schickſal beſtimmt, Oraniens Rächer zu ſeyn, und faſt ohne Schwertſtreich das ſtolze Holland zu demüthigen.

Die Einnahme von Hoya bahnte den Weg nach Zelle, Hannover und Braunſchweig. Die leichten Truppen der Alliirten trieben alles vor ſich her. In dieſer Beſtürzung, wo die Franzoſen allenthalben in der größten Unordnung ſich zu retten ſuchten, wurden viele hundert von ihnen Opfer der durch ſo mancherley Gewaltthätigkeiten wüthend gemachten Hannöverſchen Bauern. In einem Zeitraum von acht Tagen war ganz Hannover von den Feinden geräumt, die unaufhaltbar nach dem Rhein zogen, und alle ihre Magazine im Stich ließen. Diejenigen, die ſie nicht Zeit hatten zu zerſtören, fielen den Siegern in die Hände. Um dieſen ſo verwirrten Rückzug zu ſichern, opferte Clermont 4000 Mann auf, die er in

Minden zurückließ. Dieſer Ort wurde nun förmlich belagert. Der Commandant, Marquis von Merangiés, verlangte nach fünf Tagen einen freyen Abzug, und da man dies nicht bewilligte, ſo drohte er die Weſer-Brücke zu ſprengen, die Stadt in einen Aſchenhauſen zu verwandeln, und ſich nebſt ſeiner Garniſon unter den Ruinen zu begraben. Allein es blieb bey dieſen Drohungen, die von den Belagerern verſpottet wurden. Morangiés änderte nun geſchwind ſeinen Entſchluß; denn ſchon am nächſt folgenden Tage geſchah die Uebergabe des Orts, wobey man die noch aus 3500 Mann beſtehende Beſatzung zu Gefangenen machte, und ein großes Magazin erbeutete. In Heſſen war nur Marburg allein noch in Franzöſiſchen Händen. Der Erbprinz von Braunſchweig aber vertrieb ſie auch hieraus, ſo daß ſich jetzt in ganz Nieder-Sachſen und Weſtphalen kein Feind mehr befand. Erſt in Weſel machten die Franzoſen Halt, nachdem von ihnen 11,000 Mann auf dieſer Kriegsjagd in die Hände der Alliirten gerathen waren. In dieſer Preußiſchen Feſtung nahm der Franzöſiſche Feldherr das Haupt-Quartier, und ſandte den größten Theil ſeiner Truppen über den Rhein.

Ferdinand hatte Mangel an Cavallerie. Einige Regimenter Hannöverſcher und Heſſiſcher Reiterey, und einige tauſend Preußiſche Dragoner und Huſaren, die ſich bey ſeiner Armee befanden, waren zu dem großen Dienſt im Felde nicht hinreichend. Das Brittiſche Parlament beſchloß daher Cavallerie aus ihrer Inſel nach Deutſchland zu ſenden, und auch mit Engliſcher Infanterie Ferdinands Heer zu verſtärken. Embden war dazu der bequemſte Landungsplatz. Dieſer Ort war aber in den Händen der Franzoſen; ſie hatten ihn wegen des Hafens zu einem Waffenplatz und Haupt-Magazin beſtimmt, und ihn mit 3800 Mann beſetzt. Auch dieſer Entwurf wurde vernichtet. Zwey Engliſche Kriegsſchiffe erſchienen, und blokirten den Hafen. Ein Schrecken überfiel die Beſatzung; ſie fürchtete zu Waſſer und zu Lande zugleich angegriffen und abgeſchnitten zu werden. Nichts blieb übrig als ein Abzug, der auch gleich unternommen wurde. Dieſer aber geſchah mit großem Verluſt. Die bewaffneten Böte der Engländer, die Preußiſchen Huſaren, die Hannöverſchen Jäger, alles wetteiferte in Thätigkeit. Viele von dieſen abziehenden Franzoſen wurden getödtet, und noch mehrere gefangen genommen:

dabey wurden alle Verwundete und Kranke ihrem Schickſal überlaſſen. Man erbeutete eine Menge Bagage, Munition und große Magazine; auch die mitgenommenen Geiſeln wurden wieder befreyt. Bey dieſer übereilten Flucht vergaßen die Franzoſen die Beſatzung der Vechte, eines benachbarten Forts, abzurufen, die ſich gleich darauf mit einem Zug von hundert Stücken Geſchütz zu Kriegsgefangenen ergab.

Alle kriegführende Heere, der Preußen, der Oeſterreicher, der Ruſſen, Schweden und Reichs-Völker, lagen noch in ihren Winter-Quartieren, als im Monat März dieſe große unerwartete Revolution vorging, wo die ſiegtrunkenen Franzöſiſchen Armeen wie das Wildpret in den beſchneieten Wäldern gejagt, ganz Nord-Deutſchland von ihnen gereinigt, und die Kriegsſcene völlig geändert wurde. Bloß Weſel war noch in ihren Händen. Dieſen Ort zu erobern, und ſie vollends über den Rhein zu treiben, war Ferdinands Entwurf. Erſt aber bezog er mit ſeiner Armee in Weſtphalen die Winter-Quartiere, und erwartete die Brittiſche Cavallerie.

Die Franzöſiſche Nation, die noch die Schande des Roßbacher Tages nicht vergeſſen hatte, war durch dieſen neuen höchſt unerwarteten Auftritt aufs tiefſte gebeugt. Ein großes Heer Franzoſen auf der Flucht vor einer Hand voll Deutſchen, die in Eil zuſammengezogen waren, und denen es ſo gar an Reiterey fehlte, und überdies vor eben den überwundenen Deutſchen, über die ſie wenig Monate zuvor den Stab gebrochen, die ſie mit Verachtung und Spott behandelt, in einen Landwinkel eingezwängt, und genöthigt hatten, ihre Rettung in einer erniedrigenden Capitulation zu ſuchen; dies war mehr, als der Galliſche Stolz ertragen konnte. Man glaubte ſchon den unternehmenden Ferdinand über dem Rhein, im Herzen Frankreichs, ja vor den Thoren von Paris zu ſehn. Dieſe Begebenheit ſchien den Preußiſchen Gegnern ſo außerordentlich, daß ſelbſt die Höfe von Wien und Petersburg ein Verſtändniß zwiſchen Frankreich und Preußen muthmaßten, und nur mit vieler Mühe gelang es den Franzoſen dieſen Verdacht zu vernichten. Der Hof zu Verſailles zeigte bald ſeinen Ernſt. Es wurden die lebhafteſten Maaßregeln genommen, und alle Truppen aus den innerſten Theilen des Königreichs in Bewegung geſetzt. Dieſe mußten in größter Eil die Armee am Rhein verſtärken; die Gränz-Feſtungen wurden ſchleunig in beſten Vertheidigungsſtand geſetzt, und um den Muth der Nation zu beleben, die jetzt mehr Frieden als Krieg wünſchte, ward das Gerücht verbreitet, daß nächſtens durch Spaniens Vermittelung der Friede erfolgen würde.

Der Herzog von Belleisle, der jetzt in Verſailles das Wort führte, wandte ſeine Aufmerkſamkeit auf die Quelle der Mißbräuche. Er machte Verordnungen, deren Nothwendigkeit, beſonders in Kriegszeiten, bey allen diſciplinirten Armeen Verwunderung erregen mußte. Es hieß: daß die Hälfte der Officiere bey ihren Regimentern bleiben ſollten; ferner, daß die Officiere ſich nicht ohne Urlaub von der Armee entfernen ſollten; geſchähe es, ſo wurde ihnen jetzt dafür die Strafe zuerkannt, ihre Beſoldung zu verlieren. Auch ſchickte Belleisle eine Anzahl Officiere nach der Baſtille, und ſchrieb Briefe an alle Regiments-Befehlshaber bey den Franzöſiſchen Armeen voll ſtrenger Befehle und Drohungen. Dieſe wurden jedoch wenig geachtet. Das Uebel hatte zu tiefe Wurzel geſchlagen, und ohne eine völlige Umſchmelzung der ganzen Militair-Verfaſſung der Franzoſen war es nicht zu hemmen. Es herrſchte bey ihren Heeren auf Märſchen, in Lägern, ja ſelbſt auf dem Schlachtfelde keine Subordination, keine Diſciplin, keine Ordnung; dagegen deſto mehr barbariſche Gebräuche, willkührliche Geſetze und Ausſchweifungen. Selbſt Subaltern-Officiere hatten Maitreſſen bey ſich. Dieſe fuhren auf Märſchen in Wagen, oft in Geſellſchaft des Liebhabers, der ſeinen Trupp verließ, und der Liebe pflog. Man fand alles in den Franzöſiſchen Lägern, was nur der Luxus in den glänzendſten Königsſtädten zur Schau auskramen kann. Alle und jede Bedürfniſſe, von den einfachſten bis zu den künſtlichſten, waren hier vorhanden. Kramladen ohne Zahl, ganze Magazine von ſeidenen Stoffen, Galanterie-Waaren, wohlriechenden Eſſenzen, Sonnenſchirmen, Haarbeuteln und Schminkdoſen. Einſt befanden ſich bey der Armee des Prinzen Soubiſe 12,000 Wagen, die Krämern und Marketendern gehörten, ohne den Troß der Officiere zu rechnen; die Armee ſelbſt war damahls nicht über 50,000 Mann ſtark. Bey der Garde du Corps hatte die aus 139 Reitern beſtehende Schwadron des Herzogs von Villeroy allein 1200 Pferde in ihrem Gefolge. Ein kleiner Theil derſelben diente zum Reiten, die übrigen mußten Wagen ſchleppen. Dieſe ungeheure Menge Fuhrwerke erſchwerte die Subſiſtenz der Truppen außerordentlich, vermehrte die Unordnung in Lägern und auf Märſchen, und hemmte die Bewegungen der Heere. Man gab Bälle im Lager, und nicht ſelten verließ der Franzöſiſche Officier ſeine Feldwacht, um in der Nähe eine Menuet zu tanzen. Man ſpottete über die Befehle der Heerführer, und gehorchte ihnen nur, wenn man es bequem fand.

Von dieſem gänzlichen Mangel an Subordination gab einer ihrer vornehmſten und beſten Generale, der Graf St. Germain, nachheriger Däniſcher Feldmarſchall und zuletzt Franzöſiſcher Kriegs-Miniſter, ein auffallendes Beyſpiel. Der Vorfall gehört zwar zum folgenden Feldzug, iſt aber hier mehr paſſend. St. Germain war Franzöſiſcher General-Lieutenant, und commandirte ein abgeſondertes Corps von 10,000 Mann. In Uneinigkeit mit dem Marſchall Broglio kündigte er dieſem ganz den Gehorſam auf, und endlich verließ er gar das Corps, ohne ſeinem Ober-Befehlshaber zuvor davon die geringſte Nachricht gegeben, und für die Sicherheit ſo vieler tauſend Soldaten ſeiner Nation geſorgt zu haben. Es ſchien ihm hinreichend, durch einen Brief ſeinem Ober-Feldherrn anzuzeigen, wo er das ihm anvertraute Corps gelaſſen hatte. Dieſer militairiſche Hochverrath wurde weder bey den Franzöſiſchen Truppen, noch bey der ganzen Nation als etwas beſonderes angeſehn. Man ſagte in Paris: Il a *donné ſa démiſſion*. Keine Lage, keine Verbindlichkeit gegen Ehre, Stand und Vaterland, kam bey dieſem ſonſt ſo ehrſüchtigen Volk hier in Betrachtung. Man begnügte ſich am Hofe und in der Hauptſtadt einen Entſchluß zu tadeln, der, nur geträumt, bey Römiſchen und Preußiſchen Heeren ein todeswürdiges Verbrechen geweſen wäre.

Dieſe Franzöſiſche Sinnes- und Handlungsart, die auf ſo mancherley Weiſe mit den Deutſchen militairiſchen Gebräuchen und Grundſätzen contraſtirte, erzeugte bey den Deutſchen Truppen eine Verachtung gegen die Franzoſen, die weder der dieſer Nation eigne Muth, noch ihr thätiger Ehrgeitz zu ſchwächen vermochte. Hiezu kamen die großen Vorfälle. Kaum zeigt ſich Friedrich den Franzoſen, ſo gewinnt er einen glänzenden Sieg, und zwar auf die leichteſte Weiſe. Ferdinand zieht zerſtreute Truppen mitten im Winter zuſammen, und jagt die ſiegträumenden Franzoſen in wenig Wochen faſt ohne Schwertſtreich bis an den Rhein. Der zweymahl ſo ſtarke Feind flieht allenthalben, giebt ſeine Magazine preis, und denkt bloß auf Rettung des Lebens. In der That war der Zuſtand dieſer Truppen, da ſie am Rhein anlangten, bedauernswürdig; es war ein coloſſaliſches Bild des menſchlichen Elends: abgemattet, abgehungert und abgeriſſen. Die nothwendigſten Bedürfniſſe, die mannigfaltigen Kauf-Artikel ihrer Marketender und Krämer, waren eine Beute von Ferdinands leichten Truppen geworden. Es fehlte den Franzoſen an Brot, und was ihnen faſt eben ſo ſchrecklich war, an Haarpuder. Die Luſtigkeit verließ ſie jedoch nicht; ſie ſangen, ſie hüpften, und erſchienen auf ihren Märſchen in comiſchen Aufzügen. Man geſtattete ihnen Freyheiten, die man bey andern Truppen für unanſtändig gehalten hätte. Oft ſteckten ſie auf dem Marſch die Brote auf die Spitze ihrer Bajonette, und trugen ſie hoch in die Luft; das Fleiſch hingen ſie an das Gefäß ihres Degens. Viele von den gemeinen Soldaten hatten keine Strümpfe, daher die Beine bloß mit den Stiefeletten bedeckt wären. Papierne Manſchetten waren bey ihnen nichts ungewöhnliches. Bey keiner Armee herrſchte ſolche Fröhlichkeit, die ſo wohl auf Märſchen als im Lager, bey Tag und bey Nacht, bey guten und üblen Vorfällen, ununterbrochen fortdauerte. In Ermangelung anderer Schauſpiele entblößte man liederliche Weibsperſonen bis auf den Gürtel, und ließ ſie ſo Spießruthen laufen; eine Strafe, die zur Beluſtigung diente, und deſto ſonderbarer war, da die Franzöſiſchen Soldaten ſelbſt nie, weder auf dieſe noch auf eine andre Art, fühlbar gezüchtigt wurden.

Alle dieſe Dinge vermehrten die Verachtung bey den Deutſchen Kriegern, die nie gegen ein wahrhaft tapfres Volk größer geweſen iſt. Man verbarg ſie nicht einmahl in den nachtheilligſten Lagen. Hier iſt davon ein ſonderbares Beyſpiel: Ein Preußiſcher Huſar wurde von den Franzoſen gefangen, und ins Haupt-Quartier gebracht. Clermont ſelbſt wollte ihn ſprechen; denn die Gefangennehmung eines Preußiſchen Huſaren war hier ein ſehr ſeltner Vorfall. Dieſer Krieger gehörte zu dem ſchwarzen Regiment. Ein jeder Reiter deſſelben, ſeinen Leib in Kleidungsſtücken gehüllt in der Farbe des Trauerns, trug überdem einen Todtenkopf, das Sinnbild der Verweſung an der Stirn; er war ein lebendiges memento mori; und ſchon der bloße Anblick eines ſolchen Todes-Predigers mit einem ſcharfen Säbel in der Fauſt, um dem Sittenſpruch den ſtärkſten Nachdruck zu geben, flößte Schrecken ein; auch waren dieſe ſchwarzen Huſaren den tapferſten Regimentern des Franzöſiſchen Heers furchtbar. Man hatte die Sage verbreitet, daß ſie bey Widerſetzung nie Pardon gäben, und die Huſaren ſelbſt beſtätigten dies Gerücht, um deſto leichter zu ſiegen. Es wirkte auch über allen Glauben. Ganze Schaaren flohen vor wenigen Huſaren, und nicht ſelten brachten einzelne dieſer ſchwarzen Reiter ganze Trupps von Gefangenen ins Lager der Alliirten. Sie gingen zum Gefecht wie zum Tanz, und kehrten nie ohne Beute zurück. Dieſe ſchwarzen Reiter zeichneten ſich unter den leichten Truppen der Preußen ſo wohl durch Edelmuth als durch eine heldenmäßige Unerſchrockenheit aus, wovon folgende Züge verdienen aufbehalten zu werden. Ein Huſar nahm einen Oeſterreichiſchen Officier gefangen, der ihm der Kriegsſitte gemäß ſofort ſeinen Geldbeutel und ſeine Uhr überreichte. Der Preuße gab beides zurück, und ſagte: „Sie „ſind ein Gefangener, und brauchen Ihr Geld. „Dieſer hier,„ indem er auf ſeinen Säbel ſchlug, „giebt mir alle Tage dergleichen.„

Dies ſchwarze Regiment mußte bey einem Gefecht unter einem heftigen Canonen-Feuer unbeweglich halten. Ein Officier raucht gelaſſen ſeine Pfeife, und ruft, als zwey Huſaren von Kugeln zerſchmettert von ihren Pferden ſtürzen, den andern ſeines Zuges zu: „Nur ruhig, ruhig, meine Kinder! Wenn jemand „fällt, nur immer gleich wieder geſchloſſen, „dazu ſtehn wir hier.„ In einem andern Gefecht ruft ein ſchwer verwundeter Officier, indem er vom Pferde herunter ſinkt, ſeinen Huſaren zu: „Drauf, drauf, auf den Feind! „an mir iſt nichts gelegen.„ Solche Beyſpiele mußten bey den überlebenden Kriegern die Begriffe von ihren Pflichten erhöhen, und die Furcht des Todes ſchwächen.

Die Unterredung des Franzöſiſchen Feldherrn mit dem gefangenen Huſaren geſchah durch Dolmetſcher. Auf die Frage, wo Ferdinand ſich gelagert hätte, war die Antwort: „Da, wo ihr ihn nicht angreifen werdet.„ Man fragte ihn, wie ſtark die Armee ſeines Königs ſey; er antwortete, ſie möchten ſie aufſuchen und zählen, wenn ſie Muth genug dazu hätten. Clermont hielt ſich durch dieſe Kühnheit nicht beleidigt. Sie gefiel ihm vielmehr, und veranlaßte ihn, den Huſaren zu fragen, ob ſein König viel ſolche Soldaten hätte, wie er. Der Mann mit dem Todtenkopf antwortete: „Ich gehöre zu den ſchlechteſten, ſonſt wäre ich jetzt nicht euer Gefangener.„ Eine ſolche Sinnesart außerhalb Frankreich zu finden, war den Franzoſen ein Räthſel. Man entließ den Huſaren, und Clermont ſchenkte ihm einen Louisd'or. Der Preuße nahm ihn an, allein obgleich ausgeplündert und ohne einen Heller im Beſitz, gab er im Angeſicht des Feldherrn das Goldſtück einem Franzöſiſchen Soldaten, mit der Erklärung, daß er von den Feinden ſeines Volks keine Geſchenke annehmen wollte. Man trug ihm Dienſte und eine Officier-Stelle an; er aber antwortete mit Hohngelächter, daß er ein Preuße ſey.

Solche Züge characteriſiren den Geiſt eines Volks und eines Zeitalters. Ein hoher Sinn dieſer Art bey einem gemeinen Soldaten, konnte nur durch National-Grundſätze, und durch Volksſtimmung gebildet werden; daher erregte dieſe Handlung auch unter den Deutſchen nicht die Bewunderung, die ſie verdiente. Sie wurde bekannt, allein der Nahme des Preußen, der ſo dachte und handelte, iſt unbekannt geblieben.

Es iſt die Pflicht eines Geſchichtſchreibers, dergleichen Privat-Handlungen aufzuzeichnen. Es iſt eine angenehme Pflicht, wenn ſolche ſeinem Volke Ehre bringen. Er muß aber auch edle große Handlungen des Feindes nicht verſchweigen. Der ſchon vorhin erwähnte Marquis von Armentieres nahm die Stadt Zelle ein. Der Adel und die Bürgerſchaft fleheten durch Abgeordnete um Schonung. Armentieres antwortete: „Meine Herren, ich bin nicht gekommen, Ihnen Gutes zu thun; ſeyn Sie aber verſichert, daß ich Ihnen ſo wenig Böſes thun werde, als es mir nur möglich ſeyn wird.„ Und er hielt Wort. Nach geendigtem Kriege ſchickte er aus Frankreich dem Prediger Roques in Zelle das Dictionaire Encyclopedique, das damahls als das Buch aller Bücher betrachtet wurde, zum Geſchenk, mit folgenden Worten: „Sie haben mir zu viel Gelegenheiten gegeben, Ihren unglücklichen Mitbürgern nützlich zu ſeyn, als daß ich Ihnen nicht meine gerechte Dankbarkeit dafür bezeigen ſollte.„ Die Franzoſen unter Anführung des Generals Mercieres, nahmen die Weſtphäliſche, wegen ihrer Leinwand-Manufacturen berühmte Stadt Bielefeld ein, wobey die dortige Bleiche geplündert wurde, obgleich ſich der General dieſen Ausſchweifungen widerſetzte. Sein Gewiſſen ſagte ihm jedoch, daß er nachdrücklicher hätte verfahren können; er ſchickte daher im Jahr 1790, drey und dreyßig Jahr nach dieſer Handlung, aus Bayonne dem Magiſtrat von Bielefeld eine anſehnliche Summe Geldes, mit der Bitte, ſie unter die noch lebenden Intereſſenten zu vertheilen, oder im Fall dieſe abgeſtorben ſeyn ſollten, das Capital auf eine andre für die Stadt nutzbare Art zu verwenden. In der Stadt Hannover war man auch ſo glücklich, einen Menſchenfreund zum Commandanten zu haben. Dies war der Herzog von Randan, der, wo er nur immer konnte, Nachſicht und Großmuth zeigte; auch der Franzöſiſche General Vaubecourt, der auf dem Harz commandirte, bewies durch ſein ruhmwürdiges Betragen, wie man Edelmuth mit feindlichen Operationen verbinden könne. Die dadurch gerührten Einwohner der Bergſtadt Clausthal ließen daher als Beweis ihrer dankbaren Empfindungen eine große Medaille prägen, mit ſeinem Bildniſſe und der Aufſchrift: Recto, Modeſto Duci Vaubecourt, Civit. Clausthal. 1761.

Wir nehmen nun den Faden der Geſchichte wieder auf. So bald die Truppen in den kurzen Winter-Quartieren ſich wieder erhohlt hatten, eröffnete Ferdinand den Feldzug mit dem kühnen Entwurf, den Krieg, wo nicht in Frankreich ſelbſt, doch an die Gränzen dieſes Reichs hinzuſpielen. Da aber die Franzöſiſche Armee an den Ufern des Rheins, und zum Theil vortheilhaft, poſtirt war, und der Deutſche Feldherr auch keine Pontons hatte, ſo zeigte ein Uebergang über dieſen großen Fluß außerordentliche Schwierigkeiten. Sie wurden jedoch durch vortreffliche Maaßregeln überwunden, und den erſten Junius in der Nacht ging die alliirte Armee theils in von den Holländern gemietheten Fahrzeugen, womit man eine Schiffbrücke machte, theils in flachen Böten unweit Cleve glücklich über den Rhein. Der dadurch einigen Holländiſchen Ländereyen zugefügte Schade wurde den Eigenthümern mit 4000 Gulden vergütet. Ferdinand wünſchte ſehnlich eine Schlacht; Clermont aber vermied ſie ſorgfältig, und hatte ſich mit ſeiner weit ſtärkern Armee bey Rheinfel, den bis an die Zähne verſchanzt. Ihn dort anzugreifen, war Verwegenheit. Nichts blieb übrig, als ihn weg zu manövriren. Dies gelang ſeinem kriegsverſtändigen Gegner, und in vierzehn Tagen nach dem Uebergang über den Rhein, ſah man die Franzöſiſche Armee in den Ebenen von Creſeldt. Es kam hier den 23ſten Junius zu einer Schlacht. Ferdinand zeigte dabey ſeine erhabenen Kriegstalente. Er ordnete drey Angriffe an, wovon jedoch zwey verſtellt waren; ein Umſtand, der durch die kunſtvolle Einrichtung dem Feinde verborgen blieb. Die Hauptſcene war eigentlich auf dem linken Flügel der Franzoſen in einem Gehölz, von deſſen Beſitz das Schickſal des Tages abhing. Hier commandirte der General St. Germain, der in der Hoffnung, unterſtützt zu werden, ſich gegen die überlegene Macht aufs tapferſte vertheidigte; auch war das ganze Grenadier-Corps ihm zu Hülfe geſandt; allein dieſe Truppen verfehlten den Weg. Endlich drang der Erbprinz von Braunſchweig mit der Infanterie ins Holz, und nach einem hartnäckigen Gefecht von drey Stunden wurde der Feind glücklich herausgetrieben. Die Franzöſiſche Cavallerie verlohr in dieſer Schlacht einen großen Theil ihrer beſten Reiter, und die Preußiſchen Dragoner, die durch gewiſſe Spottreden der Franzoſen aufgebracht waren, rächten ſolche jetzt nachdrücklich. Die Alliirten hatten in dieſem Treffen nur 1500 Todte und Verwundete, die Feinde aber zählten über

7000 Mann. Ein National-Verluſt dabey für die Franzoſen, war der Tod des Grafen Giſors, des einzigen Sohns des Herzogs von Belleisle, eines jungen Mannes von ſeltenen Talenten und den größten Hoffnungen. Er ſtarb tödtlich verwundet in den Armen des Erbprinzen von Braunſchweig, der ihn kannte und liebte. Der Sieger Ferdinand ging auf dem Wahlplatz herum, betrachtete gerührt die verſtümmelten Leichname, und ſagte zu ſeinen Officieren, die ihm Glück wünſchten: „Dies iſt „das zehnte Schauſpiel dieſer Art, das ich in „meinem Leben ſehe. Wollte Gott, daß es „das letzte wäre!„

Nach der Schlacht rückte der Erbprinz mit einem Corps vorwärts, nahm Rüremonde durch Capitulation ein, und ſchickte ſtreifende Parteyen bis an die Thore von Brüſſel. Man brandſchatzte in Brabant und im Bisthum Lüttich. Die Hauptfolge dieſes Sieges aber war die Belagerung von Düſſeldorf, wo die Franzoſen ihr Haupt-Magazin hatten. Am ſechsten Tage, nachdem eine große Anzahl Häuſer durch Bomben und Kugeln in die Aſche gelegt waren, ging die Stadt über. Die Beſatzung erhielt einen freyen Abzug; der ungeheure Vorrath aber von Proviant, Munition, und eine Menge ſchönes Geſchütz, wurden den Eroberern überlaſſen. Man erſchrak in Frankreich über dieſen neuen Verluſt; die Baſtille wurde gefüllt, und Clermont zurückberufen. Der Dauphin wollte ſich nun ſelbſt an die Spitze der Armee ſtellen, welches jedoch nicht geſtattet wurde. Man nahm indeß neue Maaßregeln, die Ehre der Franzöſiſchen Waffen zu retten. Die Armeen wurden mit Recruten, Bedürfniſſen, und mannigfaltigen Inſtructionen verſehn. Das Commando am Rhein erhielt jetzt der erfahrne Marſchall von Contades; dabey wurde dem Prinzen Soubiſe der Befehl zugeſchickt, mit ſeiner durch 6800 Mann Wirtemberger verſtärkten Armee, es koſte was es wolle, wieder in Heſſen einzudringen. Dieſe Provinz ſchien wegen Ferdinands Entfernung eine gewiſſe Eroberung, und zugleich ein Mittel zu ſeyn, die Armee der Alliirten vom Rhein abzuziehn. Soubiſe rückte nun vor, und obgleich ſeine Avant-Garde von der Heſſiſchen Land-Miliz geſchlagen wurde, ſo drang er doch mit 30,000 Mann ins Herz der Provinz ein. Der Heſſiſche General, Prinz von Yſenburg, hatte nur 7000 Mann ſie zu vertheidigen; mit dieſen bezog er ein vortheilhaftes Lager zwiſchen Caſſel und

Minden. Er erkannte ſein Unvermögen, mit ſo wenigen, zum Theil irregulairen Truppen einer großen Armee Widerſtand zu thun, und wünſchte daher bloß Zeit zu gewinnen, um den Erfolg der Operationen am Rhein zu erwarten. Dieſem Plan gemäß wollte er ſich zurückziehn. Seine Truppen aber, die jetzt von den Franzoſen die verächtlichſten Begriffe hatten, wollten davon nichts hören. Er war gezwungen Stand zu halten, und ſo kam es zwiſchen ihm und den detaſchirten Corps des Herzogs von Broglio, der 12,000 Mann, größtentheils Deutſche im Franzöſiſchen Sold ſtehende Regimenter, gegen ihn anführte, am 23ſten Julius bey dem Dorf Sangershauſen zu einem Treffen. Es war ſehr hitzig. Die Heſſen ſtritten wie Löwen, und machten fünf Stunden lang den Sieg ſtreitig; endlich aber wichen ſie der Uebermacht. Yſenburg verließ das Schlachtfeld mit einem Verluſt von 1500 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, und faſt ſeiner ganzen Artillerie. Drey hundert von dieſen muthigen Heſſen erſoffen in der Fulda, da ſie, um der Kriegs-Gefangenſchaft zu entgehn, über dieſen Fluß zu ſchwimmen verſuchten. Durch den Sieg wurden die Franzoſen Meiſter von der Weſer, und konnten ſich im Hannöverſchen und Weſtphalen weiter ausbreiten. Das ſchon im vorigen Jahr ſo ſchwer heimgeſuchte Heſſen fühlte jetzt abermahls die Geiſel des Kriegs. Man verſuchte für das unglückliche Land zu capituliren; Contades aber trieb mit den Abgeordneten ſeinen Spott, und ſagte, daß er ein Soldat ſey, und nicht ſchreiben könne.

Die Engländer waren durch die Schlacht bey Crefeldt und Ferdinands Progreſſen am Rhein ganz für einen Landkrieg geſtimmt worden, da dieſe Inſulaner bis jetzt nur allein vom Seekriege hatten hören wollen. Die geſetzgebende Gewalt dieſes Reichs ſo wohl als das Volk, alles wünſchte die nachdrücklichſten Maaßregeln, um die Franzoſen zu Waſſer und zu Lande zu bekämpfen. Der große Pitt hielt immer noch das Ruder des Brittiſchen Staats in ſeinen gewaltigen Händen, und beherrſchte die ſtolze Nation nach Gefallen. Durch ſeine alles beſiegende Beredſamkeit, und durch ſeinen tief durchdringenden Geiſt, war er gleichſam unumſchränkt im Königlichen Conſeil ſo wohl als im Parlament. Sein Grundſatz war, eine Sache ganz zu unterlaſſen, oder ſie mit allen Kräften auszuführen. Das Parlament bewilligte 18,000 Mann nach Deutſchland zu ſchicken. Wäre dieſes früher geſchehn, ſo würde ſich Ferdinand jenſeits des Rheins behauptet haben, auch hätte man wahrſcheinlich die von den Alliirten berennte Feſtung Weſel erobert. Allein jetzt war die Lage dieſes Feldherrn critiſch. Er hatte eine Armee von 80,000 Mann unter Anführung eines erfahrnen Generals gegen ſich; die Lebensmittel fingen bey ſeinen Truppen an zu mangeln, dabey hatte ein lange angehaltenes Regenwetter die Wege von Grund aus verdorben, und die Ufer überſchwemmt. Die Märſche waren daher außerordentlich beſchwerlich. Die Franzoſen hatten ſich der Maas verſichert, und jetzt waren ſie darauf bedacht, die alliirte Armee vom Rhein abzuſchneiden. Ferdinand wollte ſchlagen; Contades hingegen, ſeiner Vortheile ſich bewußt, vermied ſorgfältig ein Treffen. Indeſſen erforderte das bedrohete Hannover ſchleunige Hülfe; hiezu kam die Beſorgniß für die Subſiſtenz der Truppen, und für die Sicherheit der Engliſchen Hülfsvölker, die in Nord-Deutſchland landen ſollten, und leicht abgeſchnitten werden konnten.

Dieſe Betrachtungen nöthigten den Deutſchen Feldherrn über den Rhein zurückzugehen; allein die Schwierigkeiten dabey waren ſehr groß; der Fluß breit und ſtark ſtrömend; der Feind mit einer gewaltigen Uebermacht in der Nähe und ſehr wachſam. Die alliirte Armee hatte bey Rees eine Brücke über dieſen Fluß geſchlagen; in der Stadt war ein ſtarkes Magazin, ein großer Geldvorrath, und ein Feld-Hoſpital. Zur Bedeckung ſo wohl der Stadt als der Brücke befand ſich hier der General Imhof mit 3000 Mann. Dieſer wurde nun von 10,000 Mann Franzoſen unter dem Commando des General Chevert angegriffen. Alles war an der Behauptung dieſes Poſtens gelegen. Die Rettung oder der Untergang der alliirten Armee hing davon ab. Ferdinand war unvermögend Hülfe zu ſenden, ſo daß Imhof ſich bloß auf ſeine und ſeiner Truppen Tapferkeit verlaſſen mußte. Sein Lager war durch Gräben und Hecken gedeckt. Der Feind kannte dieſes Terrain nicht, das Imhof ſorgfältig benutzte, und anſtatt die Franzoſen zu erwarten, ihnen vielmehr entgegen ging. Der Angriff war hitzig, und deſto wirkſamer, da man ihn von dem kleinen Corps gar nicht erwarten konnte. In einer halben Stunde Zeit war der ſo überlegene Feind zurückgeſchlagen; er eilte nach Weſel, und ließ eilf Canonen, viel Munition, eine Menge Wagen und einige hundert Gefangene zurück. Die Franzoſen flohen mit ſolcher Uebereilung, daß ſie unterwegs ihre Waffen von ſich warfen. Auf dem Wege nach Weſel fand man über 2000 Musketen.

So unbedeutend auch dieſer Vorfall in einem ſo blutigen thatenvollen Kriege war, ſo vertrat er doch hier die Stelle des größten Sieges. Denn er entſchied den Beſitz der großen Magazine in Rees und Emmerich, ſo wie der Schiffbrücke, ohne welche es Ferdinand unmöglich geweſen wäre den Rhein zu paſſiren; ſo daß dieſer vortreffliche Feldherr mit ſeinen braven Truppen ohne Lebensmittel, ohne Pontons, kurz ohne Hoffnung, in einen Erdwinkel eingeſchloſſen, ein Raub der Feinde geworden wäre. Nun aber war der glückliche Uebergang nicht mehr zweifelhaft. Der Deutſche Feldherr hinterging die Franzoſen durch falſche Märſche und Stellungen, um ſeine Abſicht zu verbergen. Der angeſchwollene Rhein verurſachte jedoch, daß man die Brücke bey Rees abbrechen, und ſolche bey Griethauſen ſchlagen mußte. Die Franzoſen machten den letzten Verſuch, ſie durch vier Fahrzeuge von einer beſondern Bauart zu vernichten, die von Weſel ausliefen; allein dieſe wurden durch bewaffnete Böte aufgefangen, ſo daß den 9ten und 10ten Julius die ganze alliirte Armee glücklich über den gewaltig ſtrömenden und von den Feinden ſtark beſetzten Rhein ging, ohne einen Mann zu verlieren; ein Rückzug, der noch meiſterhafter als ſelbſt der Uebergang war. Bald nachher wurde Imhof mit einem Corps den Engliſchen Truppen entgegen geſchickt, die in Embden gelandet waren, und ſich mit den Bundsgenoſſen ohne Hinderniſſe bey Cöſveld vereinigten.

Die Ankunft dieſer Engländer erregte bey den Deutſchen große Freude. Es waren 10,000 Soldaten, und alſo die erſte Diviſion von den 18,000 Mann, die das Parlament bewilligt hatte. Dieſe Krieger formirten ein überaus ſchönes Corps an Menſchen und Pferden, das ſich auch durch viel äußerlichen Glanz auszeichnete. Ein Grenadier-Regiment hatte mit Gold und Silber reich geſtickte Mützen mit dem Motto: Nec timor, nec pavidus. Ein Cavallerie-Regiment ritt lauter Rothſchimmel; ein anderes Blauſchimmel; ein drittes bloß ſchwarze, und ein viertes bloß kaſtanienbraune Pferde, ſämmtlich auserleſen und Parade-Pferden ähnlich. Außer den laſttragenden Thieren führte dies Corps über 1000 Bagage-Wagen mit ſich.

Unter den Brittiſchen Truppen, die nach Deutſchland kamen, befanden ſich auch 2000 Bergſchotten, die ſich bald durch Muth und Thätigkeit den Feinden kenntbar machten. Die Bergſchotten, die ſo viel Eigenthümliches in ihren Sitten haben, ſind die Bewohner der Schottiſchen Gebirge und der Hebridiſchen Inſeln. Sie rühmen ſich ihrer unvermiſchten Abkunft von den alten Caledoniern, die nie, weder von den Römern, noch von den Dänen, den Sachſen, oder den Normännern unterjocht wurden, und auch jetzt noch in einer mindern Unabhängigkeit von der Regierung, wie ihre Landsleute, leben. Ihre Sprache iſt noch jetzt die alte Herſiſche, in welcher Oſſian ſang, und mit dieſer Sprache hat ſich auch großentheils ihre alte Kleidung, ihre Lebensart und Sitten unverändert erhalten. Immer noch wie ehemahls ſingt der Bergſchotte in der bemoosten Hütte die Heldengeſchichte ſeines Volks, theilt noch jetzt an dem gaſtfreyen Herde gerne ſein Haberbrot mit dem unbekannten Wanderer, hängt jetzt noch nach patriarchaliſcher Sitte an dem Haupt ſeines Stammes, ſeinem Lehnsherrn, den er mehr als den König von England ehrt.

Dieſe Bergſchotten ſind von feſtem Gliederbau, ſehr gelenkig, leicht zu Fuß, und bey harter Koſt zu Beſchwerlichkeiten jeder Art gewöhnt. Sie ſind ſehr tapfer und überhaupt vortreffliche Soldaten, allein Feinde einer ſtrengen Diſciplin; ſie tragen keine Beinkleider, ſondern an deren Stelle einen geſtreiften wollenen Mantel, der um die Hüften geſchlagen wird, und über die Knie herabhängt. In einen ſolchen Mantel gehüllt ſchlafen die Bergſchotten ohne Zelt unter freyem Himmel, wenn ſie ſich nicht in die Erde graben, wozu ſie eine eigne Geſchicklichkeit beſitzen. Ihre Habſeligkeiten werden nicht ſo wie bey andern Kriegsvölkern in Torniſtern und auf dem Rücken getragen, ſondern vorne vor dem Unterleib, wo ſie in einem ſpitzigen Beutel von Seehundsfellen eingeſchnürt ſind. An den Füßen tragen ſie Strümpfe von ſelbſt gewirkten Zeuchen, die aber nur die halben Beine bedecken; und auf dem Kopfe haben ſie Mützen mit einem Federbuſch geziert. Ihre Waffen ſind eine Flinte mit einem Bajonet, ein paar Piſtolen im Gürtel, ein großer Degen, und ein langes vor ſich hangendes Meſſer. Ihre Feldmuſik beſteht in Trommeln und Dudelſäcken, welche letztere in Schottland überhaupt in Ehren gehalten werden. Zu ihren ſonderbaren alten Kriegs-Gebräuchen gehört, daß jedes Bataillon einen Hirſch hat, der auf allen Märſchen an der Spitze des erſten Haufens mitgeführt wird.

Dieſe Berg-Soldaten zeigten auch jetzt in Deutſchland ihre gewöhnliche Tapferkeit in mancherley auffallenden Thaten. Unter andern überfielen ſie ohnweit Dillenburg ein Franzöſiſches Cavallerie-Regiment; die Reiter verſuchten eiligſt ihre Pferde zu beſteigen, allein ſie wurden theils niedergehauen, theils zu Gefangenen gemacht; und nun beſtiegen die Bergſchotten die erbeuteten Pferde, und kamen beritten ins Haupt-Quartier zurück.

Ferdinand nahm jetzt, um ſeinen Truppen Erhohlung zu verſchaffen, vortheilhafte Stellungen an dem Fluß Lippe, wobey er Hannover deckte. Das eroberte Düſſeldorf mußte jetzt wieder verlaſſen werden. Die Hannöverſche Beſatzung marſchirte aus dieſer Feſtung, nachdem ſie alle Canonen vernagelt, und das Pulver in den Rhein geworfen hatte. Auch Cleve wurde verlaſſen. Beide Oerter nahmen die Franzoſen gleich wieder in Beſitz. Yſenburg wurde an der Weſer poſtirt, und der General Oberg mußte mit 9000 Mann Heſſen decken. Oberg bezog das feſte Lager bey Sandershauſen, und verſuchte alle Mittel, um von den Franzoſen in ſeinen Verſchanzungen angegriffen zu werden. Soubiſe, der ihm mit 30,000 Mann gegen über ſtand, wollte dieſes nicht, ſondern bemühte ſich, ihm in den Rücken zu kommen. Dieſe Beſorgniß trieb Oberg aus ſeinem Lager. Nun wurde er am 10ten October von dem überlegenen Feind bey Lutternberg auf allen Seiten angegriffen. Das Terrain war viel zu weitläuftig, um es mit ſo wenigen Truppen allenthalben zu vertheidigen. Die Heſſen wehrten ſich jedoch tapfer, und ſchlugen die feindliche Infanterie zurück, wurden aber in dem Augenblick des Sieges von der Franzöſiſchen Cavallerie in der Flanke und im Rücken angefallen. Der Mangel an Reiterey auf Heſſiſcher Seite vermehrte dieſen Unfall, und nöthigte Oberg zum Rückzug. Die Alliirten verlohren dabey 1500 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, nebſt acht und zwanzig Canonen.

Die Sachſen, von denen kurz zuvor ein 10,000 Mann ſtarkes Corps zu der Franzöſiſchen Armee geſtoßen war, hatten an dieſem Siege vielen Antheil; auch wurden in der Folge von den Franzoſen wenig Vortheile erfochten, wozu dieſe braven Truppen nicht thätig das ihrige beytrugen. Dennoch mußten ſie von ihren ſtolzen Bundsgenoſſen allerhand Demüthigungen dulden, und ging es übel, ſo legte man es ihnen zur Laſt. Dieſe Sächſiſche Krieger waren größtentheils Ueberläufer von der Preußiſchen Armee, gebohrne Sachſen, die nicht wider ihren Regenten fechten wollten. Man hatte ſie in zwölf Regimenter vertheilt, und jetzt ſtanden ſie in Franzöſiſchem Sold. Sie führten vier und zwanzig Canonen bey ſich, ein Geſchenk der Dauphine, und mit ihrem Nahmen geziert. Es war ein Tribut, den dieſe Prinzeſſin ihrem bedrängten Vaterlande zollte. Ihr Bruder, der Prinz Xaver, zweyter Sohn des Königs von Pohlen, war Anführer dieſes Corps. Dieſer Prinz, von allen Talenten zum Kriege entblößt, ein ſchlechter Feldherr, ein ſchlechter Patriot, und auch als ein ſchlechter Regent durch ſeine ſonderbare Landes-Adminiſtration in Sachſens Annalen unvergeßlich, brachte das ihm eigne ſtolze Weſen zur Armee mit, das die Sächſiſchen Soldaten revoltirte, die voll guten Willens waren, und eine beſſere Behandlung zu verdienen glaubten. Man murrte nicht allein, ſondern es wurden ganz laut in Gegenwart des Prinzen Schimpfreden ausgeſtoßen. Xaver, an einem Hofe erzogen, wo ein Aſiatiſcher Luxus regierte, und Morgenländiſche Ehrfurchts-Bezeugungen Sitte waren, konnte bey dieſen Beleidigungen ſeinen Sinnen kaum trauen. Er dachte auf ſchreckliche Strafen. Ein Sächſiſcher General aber gab ihm den weiſen Rath, bey dieſer Volksſtimme ja zu ſchweigen, und ſein Betragen zu ändern. Er that beides, und ſeine Soldaten, die von ſeinen Kriegstalenten ihre Begriffe nicht änderten, ehrten jetzt wenigſtens in ihm den Sohn ihres Königs.

Der Sieg bey Lutternberg verſchaffte Soubiſe den Marſchallſtab. Er durchzog nunmehr die benachbarten Provinzen, erpreßte überall ſtarke Brandſchatzungen, und drang bis an die Mauern von Hameln. Die Regierung in Hannover war in großer Unruhe, und abermahls wurden das Archiv und andere Sachen von Wichtigkeit nach Stade in Sicherheit gebracht. Ferdinands Märſche und Stellungen verhinderten jedoch das weitere Vordringen der Franzoſen, und die Vereinigung ihrer Armeen, die nach einigen fruchtloſen Unternehmungen die Winter-Quartiere bezogen. Die Haupt-Armee unter Contades zwiſchen der Maas und dem Rhein, die Truppen des Prinzen Soubiſe aber längs den Ufern des Rheins und des Mayns. Heſſen wurde ganz von ihnen geräumt. Hier nahm nun der Prinz von Yſenburg ſeine Winter-Quartiere; der Herzog Ferdinand hingegen verlegte ſeine Truppen in Weſtphalen, und nahm ſein Haupt-Quartier in Münſter.

Durch die Thätigkeit dieſes großen Feldherrn wurden die Franzoſen gehindert, die grauſamen Befehle ihres Hofes zu vollziehn, die nicht eines erleuchteten Volks, ſondern der Irokeſen würdig waren. Man beſchloß in Verſailles bereits im Sommer, ohne Rückſicht auf Menſchlichkeit, die erhaltenen Vortheile aufs äußerſte zu benutzen. Louvois, Miniſter Ludwigs des vierzehnten, hatte ſchon im vorigen Jahrhundert das barbariſche Beyſpiel von Verheerungs-Befehlen gegeben, die der große Türenne in der unglücklichen Pfalz gezwungen ausführen mußte. Dies Franzöſiſche Experiment, von den Tatarn entlehnt, und von allen Europäiſchen Nationen, ſelbſt von den Franzoſen, ſeit hundert Jahren einſtimmig mit Infamie gebrandmarkt, wurde jetzt zur ewigen Schande dieſes geſitteten Volks abermahls hervorgeſucht. Der Kriegs-Miniſter Belleisle ſchrieb an den Marſchall Contades: „Ich „weiß keine andre Quelle für unſre dringen-

„den Bedürfniſſe, als das Geld, was wir aus den feindlichen Ländern ziehn. Dieſe müſſen uns auch außer dem Gelde alles, was nur zur Subſiſtenz gehört, verſchaffen: Heu, Stroh, Haber, Brot, Korn, Vieh, Pferde, ja ſo gar Menſchen, um unſre ausländiſche Regimenter zu recrutiren. Bis Ende des Septembers (1758) wird es nöthig ſeyn, eine gänzliche Wüſte aus allen Gegenden zu machen, die vor der Fronte des Cordons liegen, den wir im Winter ziehn wollen, damit es dem Feinde ganz unmöglich iſt, ſich uns zu nähern.„ In den folgenden Briefen an Contades waren dieſe Befehle noch beſtimmter. Unter dem 5ten October hieß es: „Sie, mein Herr, müſſen ganz Weſtphalen in eine Wüſte verwandeln, und in den Ländern an der Lippe und in Paderborn, als den fruchtbarſten Provinzen, muß alles bis auf die Wurzeln in der Erde ausgerottet werden.„

Die Franzöſiſchen Kriegs-Befehlshaber folgten zwar nicht ganz genau dieſer grauſamen Vorſchrift, doch betrugen ſich manche auf eine Art, die hinreichend ihren guten Willen anzeigte. Gewaltſame Erpreſſungen gehören zu den gewöhnlichen Greueln des Krieges, ſelbſt bey den cultivirteſten Völkern; nur dann ſind ſie der Aufzeichnung werth, wenn ſie bis zu einer außerordentlichen Höhe getrieben werden. Dies war der Fall in der Grafſchaft Hanau, die ſo wie ganz Heſſen in dieſem Kriege vorzüglich die eiſerne Ruthe der Feinde fühlte. Hier befand ſich der als Opfer bey der Revolution ſeines Volks auch im Auslande ſo berüchtigt gewordene Franzöſiſche Intendant Foulon, der die Regierung, den Adel, den Magiſtrat, und die vornehmſten Bürger, drey und neunzig Perſonen, worunter alte, abgelebte und kränkliche Männer waren, wegen einer unerſchwinglichen Contribution in ein einziges Zimmer einkerkern ließ, wo ſie drey Tage und zwey Nächte ohne Speiſe und Trank, und ohne Schlaf, wegen Mangel des Raums mehrentheils ſtehend zubringen mußten. Dieſe unter Chriſten in einem ſolchen Fall unerhörte Behandlung bekam am dritten Tage noch den Zuſatz, daß die Wache niemand zur Befriedigung der natürlichen Nothdurft aus dem Zimmer laſſen durfte. Es wurde den Gefangenen nicht einmahl das den Galeeren-Sclaven und den verworfenſten Verbrechern zukommende Waſſer und Brot gereicht; und als die Regierungsräthe Gunderode, Hugo und andre eingekerkerte Standes-Perſonen es von ihren Tyrannen begehrten, ja ſich herabließen darum zu bitten, ſchrieb einer derſelben, Nahmens La Sone, zur Antwort: „Ich will Ihnen zwar heute Abend das Verlangte bewilligen, und Sie ſollen Brot und Waſſer erhalten, allein erwarten Sie weiter keine ſolche Gefälligkeiten.„

Die Characteriſtik des vorigen Feldzugs war die außerordentliche Anzahl großer Schlachten, Treffen, und wichtiger Gefechte. Der jetzige war wegen der vielen größtentheils aufgehobenen Belagerungen auszeichnend. In Schleſien und Sachſen wurden die Feſtungen Schweidnitz und Sonnenſtein, ſo wie in Weſtphalen Minden und Düſſeldorf förmlich belagert und erobert; dagegen hob Friedrich die Belagerung von Olmütz auf, die Ruſſen die von Cüſtrin und Colberg, die Oeſterreicher die von Neiße und Dresden, und die Reichsvölker die Belagerungen von Torgau und Leipzig. So hatte ſich das Kriegsglück auf ſeiner Kugel gedreht, daß in der Mitte des Decembers für die Preußen und ihre Bundsgenoſſen kein Feind mehr in Schleſien, in Sachſen, in Brandenburg und in Pommern, ſo wenig wie in Heſſen und im größten Theil von Weſtphalen zu finden war.

Sechstes Buch.

— 1759 —

In Frankreich ſtimmte jetzt das ganze Königliche Conſeil, ja ſelbſt der Dauphin, für den Frieden. Nur allein Ludwig der funfzehnte und ſeine Maitreſſe beſtanden durchaus auf die Fortſetzung des für das Reich ſo ſehr verheerenden Kriegs. Der Cardinal Bernis, der die von ihm ehemahls ſo ſehr beſungene Pompadour, ſo wie den König, taub gegen alle Vorſtellungen fand, reſignirte ſeinen Poſten als Miniſter der auswärtigen Geſchäffte, den er, obwohl nur kurze Zeit, mit Ruhm verwaltet hatte. Dieſer Reſignation folgte der Tod des Kriegs-Miniſters Belleisle, und nun wurde der Herzog von Choiſeul herrſchender Miniſter, der, ſeinen alten Verbindungen mit dem Wiener Hofe getreu, mit dem größten Eifer auf die Fortſetzung des Kriegs dachte. Sein erſter Schritt war, einen neuen Allianz-Tractat zwiſchen Frankreich und Oeſterreich zu ſchließen. Dies geſchah den 30ſten December 1758. Ja, um dieſem erneuerten Bund, der allen unbefangenen Franzoſen wegen des gewiſſen Nachtheils und der unmöglichen Vortheile anſtößig war, durch eine prächtige Tändeley einen ſcheinbaren Werth zu geben, ſo befahl der Miniſter im Nahmen des Königs der Academie der Inſchriften zu Paris, eine Medaille zur Verewigung dieſes Tractats ſchlagen zu laſſen. In eben dieſem Monat wurde auch zwiſchen England und Preußen die neue Convention geſchloſſen, in welcher Friedrich jährlich vier Millionen Reichsthaler Subſidien-Gelder zugeſagt wurden. Im vierten Artikel verbanden ſich beide, weder einen Separat-Frieden, noch ohne beiderſeitige Zuſtimmung einen Waffen-Stillſtand mit ihren Feinden zu machen. Frankreich brauchte nun ſeinen ganzen Einfluß, ſo wohl in Petersburg, um den Haß der Kaiſerin gegen den König von Preußen zu befeſtigen, als in Conſtantinopel, um dem neuen Sultan, der jetzt, zur Zeit des geendigten Waffen-Stillſtandes mit Oeſterreich, den Thron der Osmannen beſtiegen hatte, das Schwert in der Scheide zu halten. Auch wurde zwiſchen Rußland, Schweden und Dännemark ein Bündniß geſchloſſen, um allen fremden Kriegs-Flotten den Durchzug im Sunde zu verwehren. Dännemark fand dabey keine Vortheile, daher das Franzöſiſche Geld den Entſchluß des Cabinets zu Copenhagen beſtimmen mußte. Nun waren die beiden andern Mächte beruhigt, die in beſtändiger Furcht lebten, die ſiegreichen Engliſchen Flotten an ihren Küſten zu ſehn.

Friedrich beſchloß im künftigen Feldzug mit der Haupt-Armee vertheidigungsweiſe zu verfahren. Die Hoffnung auf den Beyſtand der Türken beſtimmte wahrſcheinlich dieſen ſeinen Operations-Plan; denn ſchon im Januar ſchrieb er an den General Fouquet, der zu der kleinen Zahl ſeiner Vertrauten gehörte: „Die „Türken fangen an ſich zu bewegen; ſie werden nicht lange müßig bleiben.„ Indeſſen war auch mit dieſem Vertheidigungs-Syſtem Thätigkeit verbunden, wobey er keine Gelegenheit verſäumte, ſich ferner furchtbar zu machen. Noch in dieſem Winter gab er eine Probe ſeiner Entſchloſſenheit. Der Pohlniſche Fürſt Sulkowsky nahm, ohne Rückſicht der Neutralität der Republik Pohlen, thätigen Antheil am Kriege. Er warb Truppen, und errichtete Magazine für die Ruſſen. Auf die Vorſtellungen des Königs von Preußen gab er die trotzigſten Antworten, und berief ſich auf ſeine Unabhängigkeit, auf die Würde eines Magnaten, und verdoppelte dabey ſeine Bemühungen zum Vortheil der Ruſſen. Er reſidirte in der Stadt Rieſen in Pohlen, in einer beträchtlichen Entfernung von den Schleſiſchen Gränzen. Hier hatte er ſo wohl eigene Soldaten, als Canonen, und überdem glaubte er auch durch das Anſehen ſeiner Republik hinreichend geſchützt zu ſeyn.

Der Preußiſche Nahme aber, den jetzt die mächtigſten Nationen der Erde mit Ehrfurcht nannten, konnte nicht wohl ungeſtraft von einem ſo kleinen Sclaven-Beherrſcher verſpottet werden. Friedrich, ohne politiſchen Bedenklichkeiten Gehör zu geben, ſchickte den General Woyersnow mit einem Corps Truppen nach Pohlen. Rieſen wurde ohne Schwertſtreich eingenommen, der Fürſt zum Gefangenen gemacht, und ſeine Soldaten entwaffnet; dabey wurden die für die Ruſſen angelegten Magazine ruinirt, und alle Canonen, Pferde, Wagen und Kriegsgeräthe fortgeſchleppt. So kam dieſer Zug nach Schleſien zurück. Man zwang dieſe Pohlniſche Soldaten durch Prügel, Preußiſche Dienſte zu nehmen, und ihr Fürſt wurde nach der Feſtung Glogau gebracht, wo er bis zu Ende des Krieges gefangen ſaß. Dies war das Schickſal eines ſtolzen Edelmanns, der, auf den Beſitz einer Anzahl

Dörfer voll nackter Bauern trotzend, ſich unbefugt zum Bundsgenoſſen mächtiger Monarchen aufwerfen, und ſich in ihre Kriege miſchen wollte. Ein anderer Bundsgenoſſe dieſer Art war ein Zeitungsſchreiber in Erlangen, der ſich auf die politiſchen Geſinnungen ſeines Souverains verließ, und daher den Preußen in ſeinen Blättern auch den Krieg ankündigte. Die Läſterungen waren darin nicht ſparſam angebracht. Ein Preußiſcher Officier übernahm die Züchtigung dieſes Federhelden. Er ließ ihm eine Anzahl Stockprügel geben, und ſich von dem Patienten förmlich darüber quittiren.

Nie zog ein Krieg in Europa die Aufmerkſamkeit und Theilnahme entfernter Nationen mehr auf ſich, als der gegenwärtige. Es war dabey merkwürdig, daß theils die Bewunderung der Thaten Friedrichs, theils die natürliche Neigung der Menſchen bey einem ungleichen Kampf ſich für den Schwächern zu intereſſiren, Preußen allenthalben Anhänger erwarben, und dies in Ländern, wo man ſich zuvor um dieſe Monarchie gar nicht bekümmert hatte, und ihre Exiſtenz nur aus der Geographie kannte. Die Spanier, die mit allen Kräften ihres großen Reichs nie die Hälfte der Truppen im Felde ſtellten, die der durch den Umfang und den Reichthum ſeiner Staaten ſehr beſchränkte König Friedrich ſeinen Feinden jetzt entgegen führte, waren nie mehr theilnehmend an Deutſchlands Fehden wie jetzt, um dies ihnen unerklärbare Räthſel zu ergründen. In Holland prägte man auf Friedrichs Feinde ſatyriſche Denkmünzen. In Neapel war man wegen des unerwarteten Ausgangs eines jeden Feldzugs, ja faſt jeder Unternehmung gegen Preußen, ſo betäubt, daß die große Entfernung der kriegenden Heere, die Alpen, und alles andere aus dem Gedächtniß der Neapolitaner verſchwand. Sie hielten es nach allen jetzt erlebten militairiſchen Phänomenen nicht für unmöglich, den Krieg in Italien, und vielleicht gar die Preußen in der Nähe des Veſuvs zu ſehen; daher die Truppen in dieſem Königreich vermehrt, und die Wachen in der Hauptſtadt verſtärkt wurden.

In Rom hatte man zwar wegen eines ſo ausgedehnten Krieges keine Beſorgniſſe; dennoch war die Theilnahme der Römer an dem Glück oder Unglück ſo vieler Nationen, die in Deutſchland kämpften, außerordentlich, und größtentheils waren ſie auf Friedrichs Seite. Sie wünſchten ſeinen Waffen Glück zu eben der Zeit, da der Pabſt ihre Macht durch pompöſe Meſſen und geweihete Geſchenke zu entkräften ſuchte. In Venedig war die ganze Stadt in zwey Theile getheilt, in Tereſiani und Pruſſiani, die ſich einander tödtlich haßten. Beide hatten ihre eigene Caffeehäuſer, wo ſie zuſammenkamen, und wo keiner von der andern Partey geduldet wurde. Dieſer Parteygeiſt hatte ſich ſo gar unter den Mönchen verbreitet, und brach im Kloſter zu S. Giovanni e Paolo in Wuth aus. Die hier wohnenden Mönche ſchlugen ſich im Refectorio zur Ehre der Maria Thereſia und Friedrichs tapfer herum, wobey Teller, Schüſſeln und Becher zu Waffen dienten. Die Partey des Königs war jedoch in Venedig faſt immer die ſtärkere; auch ſagte man damahls: „Chi non è „buon Pruſſiano, non è buon Veneziano.„ (Wer kein gut Preußiſch Geſinnter iſt, iſt auch kein guter Venetianer.) Ein Pelzhändler hatte das Bild Friedrichs in ſeinem Laden aufgeſtellt, und um ſeine Ehrfurcht für daſſelbe auffallend zu bezeigen, ſo hing er vor dem Bilde eine brennende Lampe; eine Verehrungs-Methode, die in Italien ſo wie in allen catholiſchen Ländern nur Heiligen vom erſten Range widerfährt. In der Schweitz jauchzete man über die Preußiſchen Siege, als ob ſie Schweitzer erfochten hätten. In Deutſchland wünſchten nicht allein die wider Friedrich angeführten proteſtantiſchen Wirtemberger ſeinen Waffen Glück, ſondern dieſe Parteylichkeit ging ſo weit, daß auch ſelbſt die catholiſchen Bayern, die Pfälzer, die Mainzer und andere Reichs-Soldaten mit dem Roſenkranz in der Taſche und das Scapulier über die Schulter hangend, doch ungerne wider den König von Preußen fochten.

Auch in Frankreich, wo die Nation in Anſehung dieſes Kriegs mit dem Hofe nicht gleichſtimmig dachte, wurde Friedrich ſo ſehr wie in irgend einem andern Lande bewundert. Die Würdigung ſeiner großen Eigenſchaften drang ſelbſt in den Pallaſt des Monarchen; daher die Antwort der Marquiſin Pompadour, als ihr der Herzog von Belleisle einſt halb im Scherz halb im Ernſt ſagte, man müßte den Krieg mit Nachdruck führen, ſonſt dürfte Friedrich mit ſeinen Preußen nächſtens nach Paris kommen. Die mit dem Geiſt der Höfe bekannte und ſich ihrer eigenen Macht bey dem ſchwachen Ludwig nur zu wohl bewußte Pompadour erwiederte: „Gut! ſo werde ich „einen König ſehn.„

Es

So ſehr aber auch die Thaten Friedrichs und ſeine Standhaftigkeit im Unglück ihm allenthalben Anhänger und Bewunderer erwarben, ſo hatte er doch auch eine Menge Privat-Feinde in allen Ländern, die ihm nach Möglichkeit zu ſchaden ſuchten. Die Preußiſchen Provinzen, ſo wie Sachſen, waren voller Spione. Man ließ deren in der Churſächſiſchen Hofliverey gekleidet nach Dresden kommen, wo ſie von den vornehmſten Perſonen unterrichtet, und dann wieder fortgeſchickt wurden. Der Zufall aber entdeckte die wichtigſten der darauf gegründeten Anſchläge. Der Sächſiſche Miniſter Graf Wakerbart hatte ein Verſtändniß mit Friedrichs Feinden, das entdeckt wurde; da man denn dieſen Miniſter auf die Feſtung Cüſtrin brachte, nach einigen Monaten aber wieder in Freyheit ſetzte, unter der Bedingung ſich nach Pohlen zu begeben.

In Zerbſt befand ſich ein Franzöſiſcher Kundſchafter, der Marquis Fraigne, den der dortige Hof ſchützte, und der auch auf dem Fürſtlichen Schloſſe wohnte. Friedrich verſpottete dieſen unüberlegten Schutz, ließ ihn abhohlen, und nach Magdeburg transportiren. Auch der Feldmarſchall Seckendorf, bekannt durch ſeine unglücklichen Feldzüge und ſeine eben ſo unglücklichen Negociationen, vergaß ſeine Würde und ſein Ruhe heiſchendes Alter, um als ein Greis von neunzig Jahren die Rolle eines Spions zu ſpielen. Er lebte in Sachſen auf ſeinem durch Salvegarden geſchützten Gute Meuſelwitz, wo ihn die Preußen auf Befehl des Königs mit Schonung, ja mit Ehrfurcht, behandelten. Dennoch fing er einen geheimen Briefwechſel mit Friedrichs Feinden an. Der durch dieſe Entdeckung aufgebrachte Monarch ließ ihn durch Huſaren aus der Kirche hohlen, und nach Magdeburg bringen. Er kam jedoch bald wieder in Freyheit, mußte ſich aber ſchriftlich verbinden, ſo lange der Krieg dauern würde, aller Gemeinſchaft mit des Königs von Preußen Feinden zu entſagen.

Die Preußiſchen Truppen waren nie thätiger als dieſen Winter. Heinrich rückte trotz der rauhen Jahreszeit, der hohen Gebirge, und der ungangbaren Wege, die andern Soldaten unüberſteigliche Hinderniſſe geweſen wären, in Böhmen ein, forcirte die Päſſe, und zerſtreute die feindlichen Truppen. Hülſen fand bey Kommotau den Oeſterreichiſchen General Reinhardt auf einem Berge verſchanzt; er griff ihn an, und nahm ſein ganzes aus

2500 Mann beſtehendes Corps gefangen, ohne daß ein einziger entkam. Hülſen wandte ſich darauf nach Saatz und der Prinz Heinrich nach Budin. Hier ſo wie in Lowoſitz und Leutmeritz nahm man alle Magazine weg, die mit 35,000 Tonnen Mehl, 137,000 Scheffel Haſer, 86,000 Rationen Heu und 74,000 Broten angefüllt waren. Eine Armee von 50,000 Mann hätte damit auf fünf Monat mit Brot, und 25,000 Mann Cavallerie über einen Monat mit Fourage können verſorgt werden. Dieſer ganze ungeheure Vorrath wurde verdorben, eine neu erbaute Brücke vernichtet, und hundert funfzig Schiffe auf der Elbe verbrannt. Das Magazin in Saatz ſetzten die Oeſterreicher ſelbſt in Flammen, damit es nicht den Preußen in die Hände fallen ſollte.

Auch gegen die Reichs-Truppen wurden von Sachſen aus Diverſionen gemacht. Prinz Heinrich rückte ſelbſt in Franken ein, und ſchickte verſchiedene Corps aus, um vorwärts zu dringen. Dieſe vertrieben allenthalben die aus ſo vielen Völkerſchaften bunt zuſammengeſetzten Executions-Schaaren, deren militairiſche Verfaſſung, Diſciplin, und ſehr geringfügige Thaten, in dieſem thatenvollen Kriege, einen ſonderbaren Contraſt mit den großen

Deutſchen Heeren machten, die die Augen der Welt auf ſich zogen. Ihre jetzige Flucht ging von allen Seiten nach Nürnberg, wo ſich ihre Haupt-Armee in einem unangreifbaren Lager befand; ſie geſchah mit großem Verluſt, und die Gefangenen wurden immer zu Hunderten gemacht; dabey büßten ſie eine Menge Bagage, Fahnen und Canonen ein, und auch ihre Magazine, die ſie im Bisthum Bamberg an mehrern Oertern angelegt hatten, wurden vernichtet. Das Magazin in der Stadt Bamberg ſetzten die Reichs-Truppen ſelbſt in Brand. Bald nachher trafen die Preußen hier ein. Die Stadt unterwarf ſich, und der General Knoblauch wollte ſie in Beſitz nehmen, allein einige tauſend Oeſterreicher, größtentheils Croaten, hatten nicht Luſt ſie zu verlaſſen. Dies veranlaßte ein Gefecht in den Straßen mit dem gräßlichſten Geſchrey vergeſellſchaftet, wobey die friedliebenden Einwohner ſich in die Keller verkrochen. Kein Menſch ließ ſich ſehen; die Stadt ſchien ausgeſtorben zu ſeyn, daher einige offen ſtehende Kramladen geplündert wurden. In wenig Stunden aber waren die Oeſterreicher vertrieben, und die Unordnung hatte ein Ende. Die Einwohner bequemten ſich zu ſtarken Contributionen, und für die Summe, die ſie nicht gleich baar erlegen konnten, gaben ſie Wechſel. Der Kaiſer annullirte ſie zwar, da die Stadt aber vor einem künftigen Beſuch von den unternehmenden Preußen nicht ſicher war, ſo beſchloß ſie weislich die Wechſel zu bezahlen. Es befanden ſich in Franken mehrere kleine Oeſterreichiſche Corps, die man zurücktrieb. Erfurt wurde durch Capitulation erobert, und mußte eine Brandſchatzung von 100,000 Reichsthalern erlegen.

Bey Kronach wurde der General Riedeſel mit 2500 Mann gefangen, und Würzburg ſo wie andre Reichsverbündete Städte, wo die Preußen auf dieſem Zuge hinkamen, wurden in Contribution geſetzt. Alles glückte, nur nicht die Abſicht des Prinzen Heinrichs, die Haupt-Armee des Reichs ſelbſt zum Treffen zu bringen.

Ein anderes Corps Preußen fiel in Mecklenburg ein. Dies Herzogthum war auch eine von Friedrichs Hülfsquellen. Der Herzog hatte ſeine Schwäche und die Stärke ſeines mächtigen Nachbarn gar nicht berechnet, und war ſo unvorſichtig geweſen, ſich auf dem Reichstage zu Regensburg öffentlich gegen den König von Preußen zu erklären, den er haßte, und ſchon vor dem Kriege gröblich beleidigt hatte; er gab zuerſt ſeine Stimme ihn als einen Reichs-Feind zu behandeln, und ſo trat er an die Spitze der auf eine Achtserklärung dringenden Fürſten, ohne die Folgen zu überlegen. Er wollte dadurch ſeinen thätigen Antheil an einem Kriege zeigen, worin der Sieg der mächtigen Verbündeten nicht einen Augenblick zweifelhaft ſchien; dabey ſchmeichelte er ſich an der Seite des Stärkern mit großen Vortheilen; an deren Stelle traten nun Verwüſtungen ſeines ohnehin von der Natur wenig begünſtigten Landes. Auf dieſe Weiſe mußten die armen Mecklenburger für die politiſchen Sünden ihres Herzogs hart büßen. Keine von allen Provinzen, wo die Preußen ihre feindlichen Fahnen wehen ließen, wurde von ihnen ſo grauſam behandelt, als dies von dem geflüchteten Regenten ihnen überlaſſene Herzogthum Mecklenburg-Schwerin, aus welchem die Menſchen zu Hunderten Städte und Dörfer verließen.

Die durch Eigenthum, politiſche Verhältniſſe, Unentſchloſſenheit und andre Urſachen Zurückbleibenden, fühlten daher den eiſernen Druck des Krieges deſto ſtärker. Unter andern mußte dies Land, in den ſieben durch Verheerung bezeichneten Jahren, außer der großen

Menge Fourage und Vieh, 16,000 Recruten und zwey und vierzig Millionen Thaler Brandſchatzung liefern. Alles dies wurde mit einer empörenden Strenge eingetrieben. Man ſetzte die Magiſtrats-Perſonen bey Waſſer und Brot gefangen. Zu Güſtrow diente die Pfarrkirche zum Kerker für die zuſammengeſchleppten Recruten, wo ſie immer viele Wochen lang eingeſperrt lagen, bis man ſie zur Armee abführte. Die unglücklichen Einwohner, von ihrem Herzog zum Haß gegen die Preußen geſtimmt, hatten davon wiederhohlte Beweiſe gegeben. Jetzt wurde er durch Rache vergolten, wobey der Contributions-Commiſſarius, zu dieſer Art Geſchäfften ſo wie der Franzöſiſche Foulon von der Hölle eingeweiht, oft zu ſagen pflegte, daß, wenn er noch einen Tropfen Blut bey ſich ſpürte, der Barmherzigkeit anzeigte, er ihn abzapfen laſſen wollte. Man zerſtörte, was man nicht fortbringen konnte; ſelbſt die Betten der armen Einwohner wurden aufgeſchnitten, die Federn in die Luft geſtreut, und den Winden übergeben. Ein rührender Brief der Prinzeſſin Charlotte von Mecklenburg-Strelitz an Friedrich, worin dieſe Greuel in ihrer Nachbarſchaft geſchildert waren, hemmte die Fortſetzung derſelben, und war die erſte

Veranlaſſung, die Briefſtellerin auf den Brittiſchen Thron zu erheben.

Die Preußen behielten dieſe Provinz nicht in beſtändigem Beſitz ſo wie Sachſen; dagegen machten ſie hier deſto öfter wiederhohlte Einfälle. Jetzt verfuhren ſie auf Friedrichs Befehl mit mehr Mäßigung; es war aber Krieg, und folglich konnte man von den Feinden nichts Gutes erwarten; ſie nahmen Schwerin weg, zwangen die junge Mannſchaft, ſo wohl in den Städten, als auf dem platten Lande, zum Soldatendienſt, und erpreßten große Contributionen.

Auch die Schweden hatten dieſen Winter keine Ruhe. Der General Dohna kam ſchon in den erſten Tagen des Januars mit einem Corps aus Sachſen in Pommern an, um dieſe Feinde, die hier der Preußen Abweſenheit durch die Beſitznehmung größtentheils offener Städte benutzt hatten, wieder zu vertreiben. Es gelang ihm auch durch die Thätigkeit und den Muth der unter ihm commandirenden Generale, Platen und Manteufel. Damgarten, Wolgaſt und andere von den Schweden beſetzte Oerter wurden ihnen nun ſehr geſchwind wieder abgenommen; die Städte Anclam und Demmin aber förmlich belagert und erobert.

Die letztere Stadt hielt ſich nur zwey Tage, die erſtere etwas länger. Man machte in beiden 2700 Gefangene, und eine große Beute an Geſchütz, Munition und Proviant. Der Verluſt der Schweden war dabey ſehr beträchtlich, in Rückſicht auf die Entfernung ihres Landes, und auf die vielen Hinderniſſe, die ſie in Stockholm zu bekämpfen hatten, um mit den nöthigſten Kriegsbedürfniſſen verſehn zu werden. Dieſe mannigfaltigen Operationen der Preußen in Pommern, und die völlige Wiedereinnahme der von den Schweden bisher beſetzten Provinz war das Werk einer einzigen Woche. Stralſund wurde nun von neuem berennt.

Alle Provinzen Süd-Deutſchlands, durch ſchlechte Feſtungen wenig geſichert, und ihrer Soldaten beraubt, lagen nun den Preußen nach ihren glücklichen Progreſſen in Franken offen. Der Erbprinz von Braunſchweig war mit 12,000 Mann von der alliirten Armee zum Prinzen Heinrich geſtoßen. Die Reichs-Truppen flohen allenthalben, und ihr Feldherr, der Herzog von Zweybrücken, lag dem Herzog von Broglio dringend um Hülfe an. Das Glück zeigte hier den Preußen angenehme Ausſichten; allein Heinrich, von dem Könige, ſeinem Bruder, durch einen Raum von ſiebzig Meilen getrennt, mußte die Verfolgung aufgeben, um das ſchwach beſetzte Sachſen zu decken, wo die Oeſterreicher mit Macht eingefallen waren; er zog daher ſeine ſiegreichen Kriegshaufen zurück.

Die Ruſſen hatten ſich indeſſen in Pohlen zuſammengezogen, und bedroheten die Preußiſchen Staaten mit einem neuen Einfall. Friedrich ſchickte ihnen den General Dohna, der in Pommern nichts mehr zu thun fand, mit einem ſtarken Corps entgegen, um ihr Vorrücken, wo nicht zu verhindern, doch zu erſchweren. Es gelang ihm die feindlichen Magazine in Bromberg, Rogosno und Znin zu vernichten; allein ſein Hauptzweck war ein Treffen, weshalb er auch über die Warthe gegangen war, und da er den Feind hier nicht dazu bringen konnte, ſo richtete er ſeinen Anſchlag auf Poſen, wo ſich das Haupt-Magazin der Ruſſen befand. Dieſe Stadt aber war mit einer guten Verſchanzung umgeben, und von einem ſtarken Corps beſetzt, zu deſſen Verſtärkung noch mehr Truppen im Anzuge waren. Der Entwurf wurde daher aufgegeben. Das Recht des Stärkern zeigte ſich bey dieſer Invaſion auffallend; denn Dohna, ohne Rückſicht auf den neutralen Boden, ſchrieb in Pohlen Lieferungen aus, ohne ſie zu bezahlen. Sie wurden mit Gewalt zuſammengetrieben, eine Menge von den Einwohnern, Unterthanen der Republik, als Recruten ausgehoben, und unter die Regimenter geſteckt. Dabey wurde ein Preußiſches Manifeſt publicirt, worin man die Nothwendigkeit dieſer Maaßregeln zu rechtfertigen ſuchte.

Der Mangel an Lebensmitteln nöthigte endlich die Preußen ſich nach der Oder zurückzuziehn. Die Ruſſen, denen es ebenfalls an Subſiſtenz zu fehlen anfing, und die ſich überdem mit den Oeſterreichern zu vereinigen wünſchten, rückten auch auf dieſen Fluß los. Der Feldmarſchall Soltikow war an Fermors Stelle gekommen, der um Erlaubniß gebeten hatte das Ober = Commando wegen ſeines ſchwächlichen Geſichts niederzulegen. Er blieb jedoch bey der Armee, und diente unter ſeinem Nachfolger, wodurch er ſich den Ruhm eines großen Patrioten bey Hofe erwarb, und bey der Armee ſein Anſehn befeſtigte. Er war noch immer die vornehmſte Triebfeder aller Entſchließungen, und konnte ſich an den Oeſterreichern, die ihn beleidigt hatten, rächen, ohne verantwortlich zu ſeyn. Auch die Preußen erhielten jetzt einen andern

Anführer. Der König, unzufrieden mit Dohna, der mehr als eine Gelegenheit die Ruſſen mit Vortheil anzugreiſen nicht genutzt, und überhaupt eine den Preußiſchen Heerführern ganz ungewöhnliche Nachläſſigkeit gezeigt hatte, nahm ihm das Commando, und gab es dem General Wedel. Dieſer Feldherr überbrachte Dohna und allen andern Generalen einen Königlichen Befehl, der eine bey den Preußiſchen Armeen unerhörte Vollmacht anzeigte. Friedrich ſchrieb: „So lange ſein Commando „dauert, ſtellt er meine Perſon vollkommen vor, „und ſo muß er auch gehorcht werden. Er ſoll „bey den Truppen das ſeyn, was ein Dicta„tor zu der Römer Zeiten war.„

Wedel traf den 22ſten Julius bey der Armee ein. Er kannte weder ſeine Truppen, weder ihre Stärke und Schwäche, noch ſeinen Feind, noch die Gegend. Er hatte indeſſen beſtimmte Befehle, ohne Verzug die Ruſſen anzugreifen, wenn er ihre Vereinigung mit den Oeſterreichern nicht auf eine andere Art hindern könnte. Laudon war zu dieſem Endzweck mit 30,000 Mann auf dem Marſch. Die Ruſſen eilten zu ihm zu ſtoßen, und da ſie den 23ſten Julius, den Tag nach Wedels Ankunft, ihren Zug fortſetzten, ſo glaubte der

Preußiſche General den Angriff nicht länger verſchieben zu dürfen. Das Treffen geſchah bey dem Dorfe Kai, nahe bey der Oder, ohnweit den Brandenburgiſchen Gränzen. Die Armeen waren an Stärke einander ſehr ungleich; überdem war die Stellung der Ruſſiſchen bey dieſem Treffen ſehr vortheilhaft; die Preußen hingegen waren durch Moräſte bey ihrem Angriff eingeengt, und konnten dem Feinde nicht Canonen genug entgegenſtellen. Man focht von vier Uhr Nachmittag bis zum Untergang der Sonne. Wedel wurde geſchlagen, und mußte ſich mit einem Verluſt von 5000 Todten, Verwundeten und Gefangenen zurückziehn. Was dieſen Verluſt erhöhete, war der Tod des Generals Wobersnow, eines talentvollen und von der Armee ſehr geſchätzten Befehlshabers, der, als ein Held kämpfend, im Treffen blieb, das er widerrathen hatte. Wedel ging nun über die Oder zurück; Soltikow aber rückte bis Croſſen vor, und ſetzte Berlin der größten Gefahr aus.

Nichts hielt jetzt mehr die Vereinigung der verbündeten Armeen auf. Laudon theilte die ſeinige, ließ Haddick mit 12,000 Mann zurück, und ſtieß mit 18,000 Mann größtentheils Cavallerie den 3ten Auguſt zu den Ruſſen. Die Bewegungen, und überhaupt die Operationen dieſer beiden Oeſterreichiſchen Generale, ihren großen Endzweck zu erreichen, und alle Hinderniſſe zu überſteigen, waren muſterhaft. Die Reichs-Armee, die ſo wenig den ganzen Krieg über that, trug diesmahl zur Ausführung des Laudonſchen Entwurfs das ihrige bey. Sie fiel in Sachſen ein, und nöthigte dadurch den General Fink, der mit einem Preußiſchen Corps den General Haddick beobachtete, ihn aus den Augen zu laſſen, um Leipzig und Torgau zu decken. Die vereinigte Macht der Ruſſen und Oeſterreicher, über 80,000 ſtark, rückte nun vorwärts, und verſchanzte ſich am Ufer der Oder, ohnweit Frankfurt. Alle Bemühungen Wedels waren jetzt dahin gerichtet, den Feinden den Uebergang über dieſen Fluß zu erſchweren.

Der König hatte ſich begnügt in Schleſien vertheidigungsweiſe zu verfahren. Er blieb lange bey Landshut gelagert, um günſtige Augenblicke zu erwarten. Daun ſtand ihm mit der Haupt-Armee gegen über, und auch er wartete auf eine vortheilhafte Gelegenheit vorzurücken, oder zu ſchlagen. Um dieſe Hoffnung zu vernichten, und die Oeſterreicher nach Böhmen zurückzutreiben, wandte ſein wachſamer Feind alle Mittel an, ihre Subſiſtenz zu erſchweren, und ſchon dachte man ernſtlich im Kaiſerlichen Lager die Stellung zu ändern. Das Vorrücken der Ruſſen aber änderte den Plan beider Feldherren. Daun bemühete ſich ihnen näher zu kommen, um ihre Operationen zu erleichtern, und Friedrich den Maaßregeln beider Heere entgegen zu arbeiten.

Das unglückliche Treffen bey Kai, und die darauf erfolgte Vereinigung der feindlichen Armeen, veranlaßten endlich den Monarchen, ſelbſt nach ſeinen Brandenburgiſchen Staaten zu eilen. Die Zeit verſtattete ihm diesmahl nicht, weder Fußvolk noch Reiterey von ſeiner Armee mitzunehmen; er reiſete bloß mit einer kleinen Bedeckung von Huſaren ab. Heinrich mußte einen großen Theil ſeiner Truppen aus Sachſen zur Verſtärkung des Oder-Heers ſchicken, und ging ſodann ſelbſt nach Schleſien, um in der Abweſenheit des Königs die zurückgelaſſene Armee zu commandiren, die jetzt 40,000 Mann ſtark in dem Lager von Schmuckſeifen zwey Tagemärſche von Landshut ſtand, und Daun mit 70,000 Mann gegen ſich hatte. Auch das Finkſche Corps erhielt Ordre, Sachſen zu verlaſſen, und nach der Oder zu marſchiren; ſo daß dieſe Provinz nun ganz von

Preußiſchen Truppen im Felde entblößt war. Nur allein die Städte Dresden, Leipzig, Torgau und Wittenberg blieben beſetzt, wobey ſich der König vorzüglich auf die erprobte Entſchloſſenheit des Generals Schmettau, Commandanten von Dresden, verließ. Der Zug Friedrichs war glücklich. Seine ihm zugeſchickten Truppen langten bey ihm an, ohne allen Verluſt; er ſelbſt ſtieß bey Guben auf Haddicks Corps, nahm ihm einige Canonen und 500 Mehlwagen ab, machte 600 Gefangene, und vereinigte ſich ſodann ohne Hinderniß mit der Wedelſchen Armee.

Nun beſchloß Friedrich ohne Verzug eine Schlacht zu liefern, und ging über die Oder. Seine vereinigte Macht war jetzt 40,000 Mann, das verbündete Herr aber über 60,000 Mann ſtark. Es ſtand zwiſchen Frankfurt und Kunersdorf auf Anhöhen in einem verſchanzten Lager, das von einer ungeheuern Artillerie vertheidigt wurde. Der rechte Flügel war durch die Oder, und der linke durch Sümpfe und Büſche gedeckt. Vor der Fronte waren tiefe Gründe; auch hatten die Ruſſen auf dem rechten Flügel eine Sternſchanze errichtet, und die Zugänge zu ihrem Lager waren durch Verhacke gedeckt. Aller dieſer Vortheile ohngeachtet beſtimmte der König den 12ten Auguſt zum Angriff. Er formirte ſeine Armee in einem Walde in fünf Linien, von denen die erſten drey aus Infanterie, und die beiden hinterſten aus Cavallerie, beſtanden. Von hieraus fielen die Preußen, in ſtufenartigen Linien geſtellt, mit der größten Lebhaftigkeit auf den linken Flügel der Ruſſen, der auf den ſo genannten Mühlbergen ſtand, während daß Fink von einer Anhöhe das Ruſſiſche Lager aus allen Kräften beſchoß. Der Entwurf des Königs war, den Feind zu gleicher Zeit von vorne, in der Flanke und im Rücken anzugreifen. Allein unglücklicher Weiſe war er mit der Gegend nicht genau bekannt. Unerwartete große Teiche hemmten den Marſch. Man machte ſtarke Umwege, wodurch die Truppen ermüdet wurden, und die koſtbare Zeit verlohren ging. Das ſchwere Geſchütz, das man im Walde nicht umwenden konnte, mußte abgeſpannt, die Canonen umgedreht, und ſodann die Pferde wieder vorgeſpannt werden.

Endlich kamen die Preußen aus dem Walde heraus, und näherten ſich den Ruſſiſchen Verſchanzungen. Dieſe wurden nun von drey Batterien beſchoſſen. Die Ruſſen beantworteten dies Feuer durch hundert Canonen, die ſie auf dem linken Flügel zuſammengehäuft hatten. Nun gab der König Befehl die feindlichen Batterien zu ſtürmen. Die dazu beſtimmten Grenadiere arbeiteten ſich durch den Verhack, avancirten durch einen Grund, und erſtiegen endlich deſſen Anhöhen, die ganz nahe an den Ruſſiſchen Verſchanzungen waren, daher das Kartätſchen-Feuer in ganzen Lagen auf die Preußen traf. Sie ließen dennoch den Muth nicht ſinken, ſondern verdoppelten vielmehr ihre Schritte, und erſtiegen mit gefälltem Gewehr die Batterien der Ruſſen; auch die Sternſchanze wurde erobert. Nunmehr hörte hier aller Widerſtand auf. Der Feind wurde mit einem entſetzlichen Gemetzel aus allen Verſchanzungen herausgeſchlagen. Der ganze Ruſſiſche linke Flügel ſuchte ſeine Rettung in der Flucht, nahm den Lauf nach dem Kirchhof des Dorfes Kunersdorf, und ließ alle Artillerie im Stich.

Die Schlacht fing zu Mittag an, und um ſechs Uhr des Abends waren die Preußen ſchon Meiſter von allen Batterien dieſes Flügels, von hundert und achtzig Canonen, und einigen tauſend Gefangenen. Der Sieg ſchien ſo entſchieden, als es die feindlichen von Kollin und Hochkirch nur immer geweſen waren, und ſchon wurden vom Schlachtfelde Couriere mit dieſer angenehmen Nachricht nach Berlin und Schleſien geſchickt, als auf einmahl das Kriegsglück ſich auf eine höchſt unerwartete Weiſe änderte.

Die Preußiſche Infanterie hatte nun alles gethan, allein der Sieg konnte nicht benutzt werden; denn die Preußiſche Cavallerie befand ſich auf dem andern Flügel, wo ſie die Oeſterreicher im Zaum hielt, und die Canonen hatten nicht ſo geſchwind folgen können. Dieſer mißliche Umſtand war deſto nachtheiliger, da das Terrain ſo ſehr die Wirkung des Geſchützes begünſtigte, als die Bewegungen des Fußvolks einſchränkte. Endlich kamen einige Canonen auf den Höhen an, allein in zu geringer Anzahl, um das angefangene große Werk zu vollenden. Unterdeſſen rückte der König mit dem andern Flügel auch auf die Ruſſen los; ein gleiches that das Finkſche Corps. Dieſes Vorrücken aber war wegen des Erdreichs mit vielem Verzug verbunden; bald mußten die Truppen ſich zwiſchen den ausgedehnten Teichen durchziehn, bald über ſchmale Brücken paſſiren. Die Ruſſen benutzten dieſe Zwiſchenzeit, ſich zu ſammeln, und ihr Geſchütz nach Möglichkeit zu brauchen; und Laudon, der mit den Oeſterreichern bisher noch keinen Antheil an der Schlacht genommen hatte, ſetzte ſich jetzt auch in Bewegung, nachdem Friedrich den General Seydlitz von ſeinem Beobachtungs-Poſten abgerufen hatte, den dieſer Feldherr, weil er das Unglück voraus ſah, nach vergeblichen Vorſtellungen höchſt ungerne, und nur auf wiederhohlte Königliche Befehle verließ. Seine Reiterey mußte nun vorrücken, die ſich auch zwiſchen den Teichen durchzog, ſich unter dem Ruſſiſchen Canonen-Feuer formirte, und dem Feinde näherte; allein die ſchrecklichen Kartätſchen-Lagen, die ganze Züge Mann und Roß zu Boden ſtreckten, brachten dieſe muthige Reiterey in Unordnung, und zwangen ſie zum Rückzug.

Indeſſen war noch nichts für die Preußen verlohren, vielmehr waren ihre Vortheile entſchieden. Die Ruſſen, 80 ja 100 Mann hoch zuſammengedrängt, formirten auf einer Anhöhe ein Chaos; allein dieſes Chaos war durch funfzig Canonen gedeckt, die einen Kartätſchen-Hagel herabſchleuderten. Die Preußen waren durch einen Marſch von funfzehn Stunden, durch die entſetzliche Blutarbeit, und durch die Hitze eines ſehr ſchwülen Sommertages, ſo abgemattet, daß ſie kaum Athem ſchöpfen konnten. Dennoch war die Schlacht für ſie gewonnen, und die größte Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß die Ruſſen, deren Verluſt außerordentlich war, ſich in der Nacht zurückziehn würden. Sie hätten jetzt gerne dem Sieger die Ehre des Tages unbedingt überlaſſen, allein ſie hielten ſich in ihrer letzten Verſchanzung ſicherer, als auf der Flucht am hellen Tage. Friedrich glaubte aber nichts gethan zu haben, ſo lange noch etwas zu thun übrig blieb. Er war der Meinung, die er bey dieſer Gelegenheit auch öffentlich äußerte, daß man die Ruſſiſche Armee nicht allein beſiegen, ſondern vernichten müſſe, weil ſie immer wiederkäme, ihre Verheerungen zu erneuern. Die Preußiſchen Generale ſetzten dieſen Argumenten nichts als den gegenwärtigen kraftloſen Zuſtand der Truppen entgegen. Seydlitz ſtellte ſelbſt dieſes dringend vor. Die Vorſtellungen dieſes großen Feldherrn, von deſſen Muth Friedrich ſo ſehr überzeugt war, ſchienen der Sache den Ausſchlag zu geben, und ſchon wankte der König, als der General Wedel, dem Friedrich ungeachtet ſeines ſchlechten Kriegsglücks beſtändig gewogen blieb, ſich eben näherte, und von ihm mit der Frage beehrt wurde: „Wedel, was meint „er?„ Dieſer, ein Hofmann, ſtimmte ganz für die Meinung des Königs, und nun hieß es: Marſch!

Die Ruſſen hatten eine große Batterie auf dem Juden-Kirchhof, die den ganzen Kampfplatz beſtrich, die ſie aber aus Schrecken bey einem von dem Prinzen von Wirtemberg angeführten Cavallerie-Angriff verließen. Die Preußiſche Infanterie war nur achthundert Schritte von dieſer verlaſſenen Batterie entfernt, die ſie jetzt in Beſitz zu nehmen eilte. Nichts ſchien dieſe Einnahme zu verhindern, und das Ziel war nur noch ungefähr hundert und funfzig Schritte, als Laudon in dieſem critiſchen Augenblick ankam, ſeine Infanterie in die Batterie warf, und die Laufbahn der Preußen mit einem Kartätſchen-Hagel aufhielt. Ihre Bemühungen ſich zu nähern halfen nichts; ſie vermehrten nur ihre Unordnung, die Laudon benutzte. Er ließ rechts und links ſeine Cavallerie auf ſie losbrechen, die entſetzlich unter die Preußen wüthete.

Der Sieg hing nun von der Eroberung des ſo genannten Spitzberges ab, den der Kuhgrund deckte. Dieſer Grund war 400 Schritte lang, 50 bis 60 Schritte breit, und 10 bis 15 Fuß tief, dabey an allen Seiten ſehr ſteil, und von Laudons beſten Truppen beſetzt. Die Preußen ſtürzten ſich hinein, und bemühten ſich den entgegengeſetzten ſteilen Rand zu erklettern, allein aller dieſer Muth war fruchtlos; denn wem es glückte mit der größten Anſtrengung ſich dieſe jähe Höhe herauf zu arbeiten, ſand entweder gleich ſeinen Tod, oder wurde in den Abgrund zurückgeſtürzt.

Die Natur behauptete endlich ihre Rechte. Aller Muth konnte die fehlenden Kräfte der Preußen nicht erſetzen. Der Spitzberg wurde wiederhohlt angegriffen, aber nicht erſtiegen. Das entſetzliche unaufhörliche Feuer der Ruſſen und Oeſterreicher aus grobem Geſchütz und Musketen, fiel wie ein Todes-Regen auf die Preußen, und ſchmetterte alles zu Boden. Fink, der mit ſeinem Corps andere Anhöhen zu ſtürmen verſuchte, ſtrengte auch vergebens alle Kräfte an. Friedrich ſelbſt ſetzte ſich der größten Gefahr aus; ſeine Uniform wurde von Kugeln durchlöchert, zwey Pferde ihm unterm Leibe erſchoſſen, und er ſelbſt, jedoch leicht, verwundet. Ein goldnes Etui, das er in der Taſche hatte, rettete ſein Leben, und hielt die Kugel auf, die das Gold zuſammendrückte, und ſodann ermattet dabey liegen blieb. Eben ſo nah war er der Todesgefahr, da ſein ſchwer verwundetes Pferd im Begriff war zu ſtürzen. Der Flügel-Adjutant Götz rettete noch den König, indem er ſchnell hinzu ſprang, und ihm ſein eigenes gab. Man bat den König aufs dringendſte, dieſen ſo höchſt gefährlichen Ort zu verlaſſen. Er antwortete aber: „Wir müſſen alles verſuchen, um die „Schlacht zu gewinnen, und ich muß hier ſo „gut wie ihr meine Schuldigkeit thun.„ Die Ruſſen fochten mit der größten Erbitterung; ſie warfen ſich reihenweiſe wie todt zur Erde, ließen die Preußen über ſich weg marſchiren, ſodann ſprangen ſie auf, und feuerten ihnen im Rücken. Alle Verſuche, die Ruſſen und Oeſterreicher vom Berge zu treiben, waren jedoch fruchtlos.

Nun wagte es die Preußiſche Cavallerie die Anhöhen anzugreifen, allein alle Reiter-Tactik des Seydlitz vermochte hier nichts. Dieſe Cavallerie, gewohnt unter ſeiner Anführung feindliche Cavallerie, wenn gleich doppelt und dreyfach ſo ſtark, übern Haufen zu werfen, Infanterie in allen Stellungen in die Flucht zu ſchlagen, ſo gar Batterien zu erobern, und die größten Schwierigkeiten des Terrains zu beſiegen, erlag hier im unmöglichen Kampf unter den hoch geſtellten Canonen der Ruſſen. Er ſelbſt, dieſer tapfre Befehlshaber, wurde verwundet. Ein gleiches Schickſal hatte der Prinz Eugen von Wirtemberg, der einen zweyten Angriff verſuchte; ihm folgte der General Puttkammer, der mit den weißen Huſaren auf den Feind zuſtürzte, allein todtgeſchoſſen wurde; auch die übrigen vornehmſten Befehlshaber der Preußiſchen Armee, die Generale Fink und Hülſen wurden verwundet. Alle Truppen der Preußen zu Pferde und zu Fuß geriethen nun in große Unordnung. In dieſem gefährlichen Augenblick brach Laudon hinter dem rechten Flügel mit friſchen Truppen hervor, und fiel die ganz abgematteten Preußen auf der Seite und im Rücken an. Dieſer Feldherr, der ſo oft im Kriege den glücklichen Zeitpunct zu treffen wußte, führte hier Cavallerie an, die in der Entfernung vom Schlachtgetümmel gehörig formirt, in beſter Ordnung in die zerrütteten Haufen der Preußen drang. Die Schlacht war nun bald entſchieden. Ein paniſches Schrecken ſchien die ganze Preußiſche Armee zu ergreifen. Die Truppen flohen in den Wald, und nach den Brücken. Alle wollten zugleich herüber. Hieraus entſtand ein entſetzliches Gedränge, und eine unausſprechliche Verwirrung, die eigentlich den Verluſt der großen Menge Artillerie veranlaßte. Man ließ außer allen bereits eroberten Canonen noch 165 Preußiſche zurück.

Der König ſelbſt war dem Augenblick nahe, gefangen zu werden, da er ſich unter den letzten auf dem Schlachtfelde befand, und einen Hohlweg zu paſſiren hatte. Nur allein der außerordentliche Muth und die ſeltene Geiſtesgegenwart des Rittmeiſters Prittwitz rettete ihn von dieſem großen Unglück. Friedrich hielt es ſchon für unvermeidlich, daher er auch wiederhohlt ausrief: „Prittwitz, ich bin verlohren.„ Dieſer heldenmüthige Officier aber, der nur hundert Huſaren hatte, um den Tauſenden ihn umringender Feinde die Spitze zu bieten, antwortete: „Nein, Ihro Majeſtät! das ſoll nicht „geſchehn, ſo lange noch ein Athem in uns „iſt.„ Anſtatt ſich bloß zu vertheidigen, griff er immer ſelbſt an, ſcharmutzirte, und hielt dadurch die Feinde ab, einen regelmäßigen Angriff zu wagen. In dieſer Zeit rückten die ſtreitenden Huſaren immer vorwärts. Friedrich gelangte endlich ſicher zu den übrigen Truppen, und belohnte ſeinen Retter durch Königliche Geſchenke, und hohe Kriegswürden.

Nie war die Standhaftigkeit dieſes Monarchen ſo außerordentlich erſchüttert worden, als an dieſem unglücklichen Tage. In wenig Stunden hatte ihn das Kriegsglück von der Höhe eines unbezweifelten Sieges in die Tiefe einer vollkommnen Niederlage herabgeſtürzt. Er verſuchte alles, um ſeine fliehende Infanterie zum Stehn zu bringen; allein Vorſtellungen und dringendes Bitten, ſonſt von den Lippen eines Königs und zwar dieſes Königs ſo wirkſam, nichts wollte hier helfen. Man ſagte, daß er in dieſer verzweiflungsvollen Lage ſich laut den Tod wünſchte. Seine lebhafte Einbildungskraft ſtellte ihm in den erſten Augenblicken die Folgen dieſer verlohrnen Schlacht als ſchrecklich dar, ſo daß er von eben dem Schlachtfelde, wo er wenig Stunden zuvor Siegs-Couriere abgefertigt hatte, jetzt Befehle nach Berlin ſandte, die Sicherheits-Maaßregeln und ſchleunige Rettung zum Gegenſtande hatten. Er glaubte den Feind ſchon in ſeiner Reſidenz, und dieſe geplündert und verwüſtet zu ſehn; dabey hielt er ſich für unvermögend ihn daran zu hindern. Seine Truppen waren ſo zerſtreut, daß er am Tage nach der Schlacht kaum 5000 Mann beyſammen hatte; alle eroberte Canonen waren wieder verlohren gegangen, und hiezu waren noch faſt alle Preußiſche gekommen. Der General Wunſch, der ein kleines Corps Preußen auf der andern Seite der Oder commandirte, um nach dem gehofften Siege den Ruſſen den Rückzug über dieſen Fluß zu verſverren, war gegen Ende des Treffens zu Frankfurt angelangt, und hatte die Ruſſiſche Beſatzung zu Gefangenen gemacht; da aber die verlohrne Schlacht dieſe Vortheile vernichtete, und ihn jetzt groſser Gefahr ausſetzte, ſo mußte er die Stadt wieder verlaſſen. Die einbrechende Nacht war dem König günſtig. Er zog ſeine Armee zurück, und gewann einige Anhöhen, die der Feind nicht anzugreifen wagte.

Der Befehl des Königs zur Rettung von Berlin war indeſſen abgeſandt worden. Seine eigenen Worte waren: er wäre jetzt außer Stande die Stadt zu ſchützen, daher alle die vornehmſten und reichſten Einwohner ſich nach Möglichkeit mit ihrem Vermögen entfernen möchten. Der Jäger, Ueberbringer dieſes Befehls, wurde durch einen glücklichen Zufall von den Coſaken gejagt, und traf erſt nach vier Tagen in Berlin ein. In dieſer Zeit hatten ſich die Sachen bereits ſehr geändert. Man war hier von dem erſten Schrecken zurückgekommen. Es geſchahen daher Gegen-Vorſtellungen von Seiten des Magiſtrats beym König, mit denen er jetzt auch gerne zufrieden war. Die Königliche Familie mußte ſich jedoch aus Berlin entfernen, und ihre Reſidenz in Magdeburg nehmen, wohin auch die Archive gebracht wurden.

Dieſe Schlacht war ein wahres Mordfeſt. Noch war keine in dieſem Kriege ſo blutig geweſen. Die Preußen hatten 8000 Todte und 15,000 Verwundete, und 3000 von ihnen waren gefangen worden. Faſt alle Preußiſche Generale und Officiere vom Range waren verwundet. Die Ruſſen und Oeſterreicher hatten 24,000 Mann Todte und Verwundete, nach Soltikows eignem Geſtändniß, der in einem Briefe an ſeine Monarchin von der Schlacht Nachricht gab, und in Anſehung des Verluſts ſagt: „Ew. Majeſtät werden ſich darüber „nicht wundern. Sie wiſſen, daß der König „von Preußen ſeine Niederlagen allemahl ſehr „theuer verkauft.„ Auch ſagte dieſer Feldherr: „Wenn ich noch einen ſolchen Sieg erfechte, „ſo werde ich, mit einem Stabe in der Hand, „allein die Nachricht davon nach Petersburg „bringen müſſen.„

Friedrich ſchlief die Nacht nach der Schlacht angekleidet auf dem Stroh in dem Dorfe Oetſcher in einer durch die Coſaken zerſtörten, allen Winden offen ſtehenden Bauerhütte; um ihn her lagen ſeine Adjutanten auf der bloßen Erde, und einige Grenadiere bewachten dieſe Gruppe. Am folgenden Tage ging Friedrich über die Oder, zog die Flüchtlinge an ſich, vereinigte ſich mit Wunſch, rief den General Kleiſt mit 5000 Mann aus Pommern zurück, und ließ aufs ſchleunigſte Geſchütz aus ſeinen Arſenälen kommen, und ſo war er, der am Abend der Schlacht nur 5000 Mann beyſammen hatte, in einigen Tagen wieder an der Spitze von 18,000 Mann. Die Ruſſen, die ihn unerachtet ſeiner Niederlage fürchteten, verſchanzten ſich. Friedrich flößte abermahls durch eine Rede ſeinen Truppen Muth ein; und in wenig Wochen war Berlin geſichert, ſeine Armee mit allem verſehen, und ſo verſtärkt, daß ſie nicht allein im Stande war, das Churfürſtenthum Brandenburg zu decken, ſondern daß auch Wunſch ſich mit ſeinem Corps entfernen, und nach Sachſen marſchiren konnte.

Unter den Preußen, die in dieſer Schlacht bey Kunersdorf als Opfer des Kriegs-Dämons fielen, befand ſich auch der Major Kleiſt; ein edler Deutſcher, verehrungswürdig durch ſeinen Character, unſterblich durch ſeine Geſänge; von ſeinem König wegen ſeiner Deutſchheit verkannt, von ſeinen Zeitgenoſſen kalt bewundert, aber gewiß von der ſpäten Nachwelt geprieſen. Er ſagt in einem ſeiner Gedichte:

„Vielleicht ſterb' einſt auch ich
„Den Tod für's Vaterland.„

Dieſe Ahnung traf zum Unglück für die Deutſche gelehrte Republik an dieſem mordvollen Tage ein. Kleiſt führte ein Bataillon gegen den Feind an, und eroberte damit drey Batterien. Die rechte Hand wird ihm durch eine Kugel zerſchmettert; er nimmt den Degen in die linke, und nun rückt er mit ſeinen Soldaten, die ihn wie ihren Vater liebten, auf die vierte Batterie los. Ein Kartätſchen-Schuß ſtreckt ihn zu Boden. Er wird aus dem Schlachtgetümmel getragen, in einen Graben gelegt, und ſo ſeinem Schickſal überlaſſen. Es war grauſam gegen ihn. Die Coſaken, den Menſchen an Geſtalt ähnlich, in allem übrigen aber den Raubthieren aus Libyens Wüſten gleich, bey denen Rauben, Morden und Brennen gleichſam Inſtinct, und Mitleid ein fremdes Gefühl war, fielen über den im Blut ſchwimmenden Kleiſt her. Sie riſſen ihm alles vom Leibe herunter, ſelbſt das von Blut triefende Hemde; und nun lag der Held, der Weiſe, der unſterbliche Dichter des Frühlings, nackend wie ein Wurm im Moraſt, und wünſchte ſich Lumpen. Sein Zuſtand jammerte einige Ruſſiſche Huſaren, die vorbey ritten; ſie warfen ihm einen alten Mantel, etwas Brot, und einen halben Gulden zu. Allein andere Coſaken kamen und nahmen auch dieſe Almoſen weg. Er mußte alſo nackend, und ohne Verband, die ganze Nacht durch bis am folgenden Tage in ſeinem Blute ſchwimmen. Kleiſt war ſchwer, aber nicht tödtlich, verwundet. Dieſer ſchreckliche Zuſtand aber, und das Waſſer des Moraſts, das in ſeine Wunden drang, machten ſolche tödtlich. Er ſtarb in Frankfurt als ein Gefangener einige Tage nach der Schlacht. Die Ruſſen gaben ihm ein ehrenvolles Leichenbegängniß. Viele ihrer Officiere vereinigten ſich mit den academiſchen Lehrern und begleiteten den Trauerzug. Der Sarg war ohne Degen. Dieſen Mangel zu erſetzen, nahm ein Ruſſiſcher Officier den ſeinigen, legte ihn darauf, und nun ging der Weg zum Grabe, über das Preußens Krieger wehklagten, und die Deutſchen Muſen trauerten, das die Barden beſangen, und gefühlvolle Mädchen mit Roſen beſtreuten.

Die Ruſſen ließen dieſe koſtbaren Augenblicke den Krieg zu endigen jetzt unbenutzt. Nachdrückliche Operationen gleich nach der Schlacht hätten dies unfehlbar bewirkt. Friedrich ſelbſt erſtaunte über ihre Unthätigkeit, und Daun machte deshalb Soltikow bittere Vorwürfe, die dieſer eben ſo bitter beantwortete. „Ich habe,„ ſchrieb er, „zwey Schlachten gewonnen, und warte jetzt nur noch, um „weitere Bewegungen zu machen, auf die „Nachricht zweyer Siege von Ihnen; denn es „iſt nicht billig, daß die Truppen meiner Kaiſerin ganz allein agiren ſollen.„ Der Marquis Montalembert ſtellte ihm vor, daß, wenn er jetzt nicht vorwärts marſchirte, er den Oeſterreichern die Früchte ſeiner Siege überlaſſen würde. Der Ruſſiſche Feldherr antwortete: „Darauf bin ich gar nicht eiferſüchtig. „Ich wünſche ihnen von ganzem Herzen noch „mehr Glück, als ich gehabt; ich habe für meinen Theil genug gethan.„

Dieſe Sprache war die Folge der Erbitterung, die bey allen Ruſſiſchen Generalen, vorzüglich aber bey den Ober-Befehlshabern, gegen die Oeſterreicher herrſchte. Der Wiener Hof, anſtatt das Zutrauen dieſer Feldherren zu gewinnen, und ſie durch ihr perſönliches Intereſſe ins allgemeine zu ziehen, hatte im Gegentheil in Petersburg erſt über Apraxin, der als ein Gefangener während des ihm gemachten Proceſſes ſtarb, hernach über Fermor und Butturlin große Klagen geführt; bald hatte man ihren guten Willen, bald ihre Fähigkeiten verdächtig gemacht; auch mit Soltikow war man anfangs in Wien unzufrieden, und auch er wurde bey ſeiner Monarchin der Unthätigkeit, der Abneigung die Bundsgenoſſen zu unterſtützen, und überhaupt eines geringen Eiſers für die gemeinſchaftliche Sache angeklagt. Dies zog ihm Verweiſe zu, die andere Generale mit ihm fühlten, und die nicht vergeſſen wurden. Das ganze Heer der Ruſſen nahm an dieſen Vorwürfen Theil, die ſie bey allen Gelegenheiten den Oeſterreichern mit Wucher zurückgaben, gerechtfertigt durch Dauns eigne Unthätigkeit, Unentſchloſſenheit, und weit getriebene Bedenklichkeiten. Die große Entfernung der Ruſſiſchen Armeen vom Hofe machte die Befehle zum Theil unwirkſam, erſchwerte den Gehorſam, und erleichterte die Entſchuldigungen.

Man ſahe in Wien ein, aber zu ſpät, wie ſehr man durch dieſe Klagen gefehlt hatte. Es wurden auch keine mehr in Petersburg über die Ober-Befehlshaber geführt, und man wählte andere zweckmäßige Mittel, an die man zuvor nicht gedacht hatte. Der Zeitpunct ihrer Wirkſamkeit aber war vorüber, und die durch perſönliche Kränkung erzeugte Abneigung hatte zu tiefe Wurzel gefaßt, als daß ſie jetzt durch Geſchenke und Schmeicheleyen vernichtet werden konnte. Die Ruſſiſchen Feldherren thaten nun genau ſo viel, als ſie thun mußten, um nicht verantwortlich zu werden, und nicht mehr. Nie wünſchten ſie ernſtlich eine Vereinigung mit Oeſterreichiſchen Truppen, weil ſie durch dieſe in ihren Operationen eingeſchränkt, zur Verlängerung der Feldzüge verleitet, und wegen des ohnehin ſehr erſchwerten Unterhalts der Armee in noch größere Verlegenheit geſetzt wurden.

In Petersburg war die Freude über den Sieg bey Kunersdorf ausnehmend. Soltikow wurde zum Feldmarſchall, und der Fürſt Gallizin zum General en Chef ernannt; alle General-Lieutenants bekamen den Andreas-Orden, und ein jeder Soldat das Geſchenk eines ſechsmonatlichen Soldes; Laudon erhielt von der Kaiſerin Eliſabeth einen goldenen reich mit Diamanten beſetzten Degen, und jedes Oeſterreichiſche Regiment, das der Schlacht beygewohnt hatte, 5000 Rubel. Der Petersburger Hof, der ſich der ungereimten Prahlerey ſeiner Feldherren nach der Niederlage bey Zorndorf längſt geſchämt hatte, betrachtete dieſen Sieg als den erſten und einzigen, den die Ruſſiſchen Truppen gegen Friedrich, als Heerführer, gewonnen hatten; obwohl der Sieg nicht durch ſie, ſondern durch die Oeſterreicher eigentlich erfochten worden war. Eliſabeth ließ ihn daher auf Gedächtniß-Münzen abbilden, und ſchickte zwey damit beladene Wagen zur Armee, mit Befehl ſie zum Andenken des Tages unter die Soldaten zu vertheilen.

Die Ruſſen hatten nun innerhalb drey Wochen eine Schlacht und ein Treffen gewonnen, und dennoch verſchlimmerten dieſe feindlichen Siege die Lage des Königs eben nicht außerordentlich; denn das Schreckliche derſelben war nicht ſo wohl durch ſeine Niederlagen, als durch ſeine Entfernung von Sachſen und Schleſien erzeugt worden, die die Feinde benutzt hatten. Er war jetzt von beiden Provinzen abgeſchnitten, und beſonders war er für Berlin beſorgt. Eine Vereinigung der großen Ruſſiſchen mit der großen Oeſterreichiſchen Armee, die in der Lauſitz ſtand, war nun zu befürchten. Daun und Soltikow hielten deshalb in Guben eine Zuſammenkunft. Es wurde darin beſchloſſen, daß die Ruſſen in den Preußiſchen Provinzen an der linken Seite der Oder bleiben ſollten, wobey ſich Daun verbindlich machte, ihnen Brot und Fourage zu verſchaffen; nach der Eroberung von Dresden wollten beide Armeen nach Schleſien marſchiren, und hier Winter-Quartiere nehmen, im Fall die verhabende Belagerung von Neiße den Oeſterreichern glücken ſollte. Nach dieſem Entwurf trennten ſich beide Feldherren. In Erwartung des Schickſals von Dresden blieben die Ruſſen in ihrem Lager bey Fürſtenwalde ganz ruhig, und begnügten ſich die Schleuſen am Friedrich-Wilhelms-Canal, der die Oder mit der Spree verbindet, zu zerſtören. Dieſe Schleuſen, ein Denkmahl der Größe des in der Brandenburgiſchen Geſchichte verewigten Churfürſten, wurden nun von den barbariſchen Feinden völlig zu Grunde gerichtet.

Es ſchien, daß Daun bey ſeinem Verſprechen des Proviants die damit verbundenen großen Schwierigkeiten nicht genau erwogen hatte; denn die Ruſſen brauchten täglich wenigſtens 140,000 Pfund Brot oder 1400 Scheffel, alſo in einem Monat 42,000 Scheffel; die Oeſterreicher hingegen täglich 220,000 Pfund, daher alſo für beide Armeen in einem Monat 108,000 Scheffel erforderlich waren. Die Sächſiſchen Provinzen konnten in ihrem ausgezehrten Zuſtande ſo gewaltige Lieferungen, zumahl in großer Eil, nicht leiſten, da das Getreide erſt gedroſchen, und dann gemahlen werden mußte; folglich war kein andres Mittel übrig, als das Benöthigte aus den Oeſterreichiſchen Magazinen in Zittau, Görlitz und Lauban zu nehmen, wo der Abgang des Vorraths immer aus Böhmen erſetzt wurde. Zur Fortbringung der 42,000 Scheffel aber, die durch einen einzigen Transport geſchehn mußte, waren 2400 vierſpännige Wagen erforderlich. Auf das Proviant-Fuhrwerk der Kaiſerlichen Armee, das für den täglichen Unterhalt der Truppen ohnehin beſtändig in Bewegung war, konnte man bey dieſem fremden Dienſt gar nicht rechnen; daher die Wagen größtentheils aus Böhmen zuſammengetrieben werden mußten. Bey der größten Thätigkeit konnte dieſe Zufuhr nicht früher als in drey Wochen in Gang kommen, und die Ablieferungen ſelbſt in der beſtimmten Niederlage konnten erſt in vier bis fünf Wochen geſchehn. Durch dieſe Zögerung aber mußte der ganze Operations-Plan verändert werden, wenn auch dieſer Transport, welches jedoch nicht denkbar war, unangefochten von den Preußen, glücklich und ohne allen Verluſt an Ort und Stelle gekommen wäre. Dieſe Umſtände machten die Erfüllung des Daunſchen Verſprechens höchſt mißlich.

Die Oeſterreicher waren indeſſen in Schleſien eingedrungen. Fouquet, der mit einem Corps die Päſſe dieſer Provinz deckte, verſtattete mit kluger Vorſicht dem Kaiſerlichen General Harſch an der Spitze einer zahlreichen Armee den Eingang. Dieſer Oeſterreichiſche Feldherr wurde krank, der General de Ville übernahm nun das Commando, drang tiefer ins Land, und ſeine leichten Truppen ſtreiften bis Breslau. Fouquets Stellungen und Märſche, wodurch die feindliche Armee größtentheils von Böhmen abgeſchnitten wurde, veränderte aber ſehr geſchwinde den Plan des Kaiſerlichen Befehlshabers, der durch Brotmangel ſich jetzt in der größten Verlegenheit befand, und dem jetzt, da alle Hauptſtraßen beſetzt waren, nichts als ein ſchleuniger Rückzug über unwegſame Gebirge übrig blieb. Dieſer erfolgte zwölf Tage nach dem Einmarſch unter beſtändig nachtheiligen Gefechten. Der Entwurf auf Schleſien war nun für jetzt vereitelt; deſto beſſer glückte es aber den Feinden in Sachſen, das nun von Preußiſchen Truppen entblößt, Oeſterreicher und Reichs-Truppen herbeylockte.

Noch nie in dieſem Kriege hatten die letztern eine ſo bequeme Gelegenheit gehabt, Eroberungen zu machen, als jetzt bey der Entfernung der Preußiſchen Truppen. Ihre erſte Unternehmung war auf Leipzig gerichtet, deſſen Commandant, der General Hauſen, der an die Vertheidigung eines offnen Orts nicht denken konnte, die Stadt ſofort dem Herzog von Zweybrücken übergab, und einen freyen Abzug erhielt. Gleich nachher erſchien der General Kleefeld mit 5000 Mann vor Torgau, einem Ort, der mit Wall und Mauern umgeben, aber keine Feſtung war. Er forderte die Stadt auf, unter der ſonderbaren Drohung, daß bey der geringſten Verzögerung die Preußiſchen Städte, Halle, Halberſtadt und Quedlinburg drey Tage hinter einander geplündert, und ſodann in Brand geſteckt werden ſollten. Der Commandant, Oberſt Wolfersdorf, antwortete, er würde ſich aufs äußerſte vertheidigen, die bedroheten Städte gingen ihn nichts an, doch wolle er deshalb des Königs Befehle einhohlen, wenn man einen ſechstägigen Waffen-Stillſtand bewilligte. Kleefeld war damit zufrieden, unter der Bedingung, wenn der Herzog von Zweybrücken es genehmigen würde. Die Abſicht des Commandanten war, Zeit zu gewinnen, um Verſtärkung zu erhalten, die auch aus Wittenberg anlangte, bevor die abſchlägige Antwort des Herzogs, begleitet von 6000 Mann friſcher Truppen nebſt einer Anzahl ſchwerer Canonen und Mörſer, einging. Die von dem Prinzen von Stolberg jetzt commandirten und auch durch Oeſterreichiſche leichte Truppen verſtärkten Belagerer ſuchten ſich der Vorſtädte zu bemächtigen, allein die Preußen ſchlugen ſie zurück, und ſetzten die Vorſtädte in Brand. Hierauf folgten zwey Stürme hinter einander, die aber auch abgeſchlagen wurden; nun legten die Belagerer eine Batterie bey der Elbe an; ein glücklicher Ausfall vertrieb ſie jedoch auch von hier. Dieſe Unfälle verurſachten, daß man dem Commandanten eine ehrenvolle Capitulation antrug; da dieſe aber ausgeſchlagen wurde, ſo ſchritten die Belagerer zu einem General-Sturm, der auch fruchtlos ablief, den man aber mit verdoppelten Kräften noch zum vierten mahl wiederhohlte. Während der Zeit, daß der größte Theil der Beſatzung die Stürmenden von den Mauern abhielt, that Wolfersdorf mit vierhundert Mann einen Ausfall, kam den Stürmenden in den Rücken, und ſchlug ſie mit großem Verluſt zurück.

Der Commandant durfte dennoch das Ende der Belagerung nicht ſo bald hoffen; kein Entſatz war zu erwarten, und was das übelſte war, ſo fehlte es an Pulver. Dieſer Mangel entſchied alles. Wolfersdorf hatte durch ſeine tapfere Vertheidigung die Preußiſche Ehre gerettet, und da ihm der Prinz von Stolberg jetzt von neuem eine ſehr gute Capitulation antrug, ſo nahm er ſie an. Die Preußen erhielten einen freyen Abzug mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel, nebſt aller ihrer Artillerie; dabey wurde feſtgeſetzt, daß von beiden Seiten keine Ueberläufer angenommen werden ſollten. Kaum aber waren die Truppen zum Thor hinaus, wo die Croaten in zwey Reihen ſtanden, ſo wollte man ſchon die Capitulation brechen. Als das Preußiſche Bataillon Grolmann, das größtentheils aus angeworbenen Sachſen beſtand, an den Ort kam, wo ſich faſt alle feindliche Generale als Zuſchauer des Zugs befanden, ſo rief der General-Adjutant des Prinzen von Stolberg und andere Officiere mit lauter Stimme: „Wer ein braver Sachſe „iſt, wer gut Kaiſerlich geſinnt, oder von der „Reichs-Armee iſt, der trete aus, Se. Durchlaucht geben ihm Schutz!„ Dieſer Zuruf wirkte augenblicklich, und faſt das ganze Bataillon lief aus einander; einige verſteckten ſich hinter die aufmarſchirten Croaten, andere hinter die Palliſaden, theils auch im Stadtgraben und unter der Elbbrücke.

Dieſem ſchändlichen Auftritt machte jedoch Wolfersdorfs Entſchloſſenheit ſehr bald ein Ende. Er rief den Flüchtlingen zu: ſie ſollten in ihren Zügen bleiben, oder er würde ſie todtſchießen laſſen; auch ſchoß er gleich ſelbſt einen nieder, und rief allen ſeinen Officieren, Jägern und Huſaren zu, ſeinem Beyſpiel zu folgen; zugleich befahl er den übrigen Truppen, Halt zu machen, und ſich zum Schlagen zu rüſten. Der Prinz verſuchte ihn durch Drohungen zu ſchrecken, allein Wolfersdorf, mit der Piſtole in der Hand, betäubte ihn durch folgende Worte: „Da Ew. Durchlaucht die Ca„pitulation nicht halten, ſo bin ich auch nicht „weiter daran gebunden. Ich werde Sie alſo „mit Ihrem ganzen Gefolge gefangen nehmen, „in die Stadt zurückgehn, und mich aufs „neue zu wehren anfangen. Reiten Sie nur „gleich in die Schanze, oder ich laſſe Feuer „geben.„ Die Preußiſchen Truppen marſchirten auch wirklich ſchon wieder zurück, während daß die Jäger und Huſaren die Ausreißer wie wilde Thiere todtſchoſſen. Der Lärm wurde entſetzlich, und die des Krieges ſo wie der Kriegsgebräuche unkundigen Reichs-Generale wußten ſich nicht aus dieſer Verlegenheit zu retten, bis der Kaiſerliche General Luzinsky, Anführer der Croaten, herzu kam, und dem Prinzen von Stolberg mit einer ſehr ernſthaften Miene ſagte, daß man alle Puncte der Capitulation halten müſſe. Man gab nun alle Ueberläufer wieder heraus; auch die ſich verſteckt hatten, wurden hervorgeſucht, und alle mußten wieder in Reih und Glied treten. Wolſersdorf nutzte die durch ſeinen Muth erlangte Superiorität, und verlangte, daß die zu ſeiner Bedeckung bis Wittenberg beſtimmten Kaiſerlichen Truppen von ſeinem Befehl abhangen, und auf dem Marſch immer zwey tauſend Schritt von den Preußen entfernt bleiben ſollten. Alles wurde bewilligt.

Nun traf die Reihe zum Angriff Wittenberg, das mit drey Bataillons beſetzt war. Zwey derſelben formirten eins derjenigen Sächſiſchen Regimenter, die bey Pirna zu Preußiſchen Soldaten geſtempelt wurden. Dieſe Sachſen warteten nur auf eine günſtige Gelegenheit ihre Freyheit zu erlangen. Das dritte Bataillon war eben ſo unzuverläſſig; es beſtand aus Ueberläufern und Gefangenen.

Auf eine ſolche Beſatzung glaubte alſo der Commandant, General Horn, ſich nicht verlaſſen zu können; er nahm daher ohne Verzug die angetragene Capitulation an, und erhielt mit ſeinen Truppen und der Artillerie einen freyen Abzug nach Magdeburg. Die Reichs-Truppen hatten auſſer Leipzig auch die Städte Belgern, Strehlen, Rieſa und Mühlberg beſetzt, wodurch ſie Meiſter von der Elbe bis nach Dresden wurden. Alle dieſe Vorfälle ereigneten ſich während daß Friedrich mit den Ruſſen beſchäfftigt war.

Man erwartete nun, Sachſen gänzlich befreyt, Berlin erobert, und Magdeburg belagert zu ſehn. Nichts aber von allem dieſem geſchah, und der König, der ſich auf ſein Glück verließ, und auf die erprobte Unentſchloſſenheit derf eindlichen Feldherren ihre Siege zu benutzen, war ſchon am nächſten Morgen nach der Schlacht bey Kunersdorf dieſes Troſtes voll. Er hatte einige Tage zuvor durch einen vom Herzog Ferdinand abgeſchickten Officier den Sieg bei Minden erfahren. Friedrich befahl ihm zu warten, weil er dem Herzog ein ähnliches Gegen-Compliment zurück zu ſenden hoffte. Der Officier zeigte ſich den Tag nach der Schlacht. „Es iſt mir leid,„

ſagte der König, „daß die Antwort auf eine ſo gute Botſchaft nicht beſſer hat gerathen wollen. Wenn Sie aber auf Ihrem Rückweg noch glücklich durchkommen, und Daun nicht ſchon in Berlin, und Contades in Magdeburg antreffen, ſo können Sie dem Herzog Ferdinand von mir verſichern, daß nicht viel verlohren iſt.„ In der That war auch Soltikow durch nichts zu neuen Operationen zu bewegen. Diesmahl war die Beredſamkeit des Montalembert vergebens, der die gemeſſenſten Befehle von ſeinem Hofe hatte, den Ruin des Königs von Preußen aus allen Kräften zu bewirken. In einem dieſer bekannt gewordenen Miniſterial-Briefe hieß es: „Man muß den Ruſſen die Ausſicht zur Plünderung von Berlin, und der ganzen Mark Brandenburg zeigen.„ Soltikow aber wollte von nichts hören, und ſagte, daß er ſeine geſchwächte Armee keinen weitern gefährlichen Unternehmungen ausſetzen wolle. Ueberdem war er über Dauns Unthätigkeit ſehr erbittert, die in der That ganz Europa in Erſtaunen ſetzte.

Ob nun gleich die Ruſſen von ihrem Siege faſt gar keine Vortheile zogen, ſo entſpann ſich doch daraus eine Kette von Unglücksfällen für den König, der ſie in keiner Epoche ſeiner

Kriege ſo ſehr gehäuft erlebt hatte. Das nächſte Unglück war der Verluſt von Dresden. Die Oeſterreicher hatten beſtändig ihr Augenmerk auf die Eroberung dieſer Reſidenz gerichtet, und nun wagten ſie vereinigt mit den Reichs-Truppen 30,000 Mann ſtark, in der Abweſenheit des Königs, einen neuen Verſuch, es zu belagern. Das Geſchütz dazu langte bald aus Prag an. Der General Schmettau war zur Gegenwehr vorbereitet. Er verließ deshalb die Neuſtadt, die von der Altſtadt durch die Elbe getrennt iſt, und ſchränkte ſich allein auf die Vertheidigung dieſer letztern ein. Die Neuſtadt wurde nun von den Oeſterreichern beſetzt. Der Kaiſerliche General Guaſco drohete die Stadt von achtzehn Batterien zu beſchießen; Schmettau verſprach ihm mit hundert Canonen die Antwort zu geben. Allein auf einmahl verbreitete ſich die Nachricht von der Schlacht bey Kunersdorf. Die Feinde nutzten die erſte Beſtürzung, den Commandanten auf ſeine gefährliche Lage bey der ſchwachen Beſatzung aufmerkſam zu machen, und ihm die Unmöglichkeit des Entſatzes vorzuſtellen; dabey trug man ihm eine ehrenvolle Capitulation an. Schmettau hatte ſich immer als ein ſehr entſchloſſener, thätiger und muthvoller Befehlshaber gezeigt; auch jetzt verleugnete er dieſen Character nicht. Er verlachte alle Drohungen, die nun täglich auf eine abgeſchmackte Weiſe gehäuft wurden. Der Herzog von Zweybrücken ließ ihm ſagen, daß, wenn die Dresdner Vorſtädte von den Preußen abgebrannt würden, ſo ſollte die gantze Beſatzung niedergehauen, das von den Reichs-Truppen jetzt beſetzte Halle geplündert, eingeäſchert, die dortigen Salinen verheert, und alle Preußiſche Länder in Grund und Boden verwüſtet werden. Schmettau beantwortete dies Compliment dadurch, daß er ſogleich die Vorſtädte anzünden ließ. Nunmehr folgte eine Botſchaft nach der andern, wobey die Generale Maquire und Guaſco ſelbſt Unterredungen mit dem Preußiſchen Commandanten hielten. So nachtheilig auch des letztern Lage war, ſo durfte man doch die nachdrücklichſte Gegenwehr erwarten; allein ein Schreiben Friedrichs veränderte alles.

Der König hatte dieſem General Schmettau gleich nach der Schlacht bey Kunersdorf, ſein Unglück gemeldet, mit der Aeußerung, daß es äußerſt ſchwer ſeyn würde, Dresden zu entſetzen, er möchte daher im Nothfall nur eine vortheilhafte Capitulation zu erhalten ſuchen, und beſonders auf die Erhaltung der Caſſen bedacht ſeyn. Schmettau wurde etwas beſtürzt, noch aber gab er nicht die Hoffnung auf. Der Herzog von Zweybrücken ließ ihm ſagen, daß, wenn er bey einem Angriff nur Miene machte ſich zu vertheidigen, ſo ſollte keines Preußen geſchont werden. Bey dem Commandanten waren alle ſolche Drohungen vergeblich, da hingegen die ſeinigen ihre Wirkung thaten; denn auf die dem Churfürſtlichen Hofe, der ſich äußerlich ruhig befand, gemachte Erklärung, daß bey dem erſten Canonen-Schuß, den der Feind von der Seite der Neuſtadt thun würde, dieſer ſchöne Theil von Dresden in Brand geſteckt werden ſollte, unterblieb hier der Angriff, und Schmettau konnte nun ſeine Beſatzung zuſammen halten, und mit ihr jenſeits der Elbe den Angriffen auf die Thore der Altſtadt die Spitze bieten. Er ſuchte Zeit zu gewinnen, in der Hoffnung eines Entſatzes, oder wenigſtens etwas vom König zu hören; er erfuhr aber nichts, und fing nach und nach an, den Schilderangen der Kaiſerlichen Generale von der gänzlichen Entkräftung Friedrichs Glauben beyzumeſſen.

Die Maaßregeln zum Entſatz blieben ihm ganz verborgen; denn die Stadt war völlig berennt. Dieſe ſeine Lage währte ſieben und zwanzig Tage, beſtändig vom Feinde durch kleine Angriffe geneckt, gedrängt, und bedroht. Nun verlohr er alle Hoffnung. Sein perſönlicher Muth galt hier nichts, auch nicht ſeine Zuverſicht durch Entſchloſſenheit und die Macht der Preußiſchen Diſciplin ſeine größtentheils mißvergnügten Soldaten im Zaum zu halten, und ſie noch ferner zur Vertheidigung zu zwingen; denn ſeine ganze Sorge war jetzt, die ungeheure Geldmaſſe zu retten, die man in der Stadt niedergelegt hatte. Hier, als im Mittelpunct des Landes, befanden ſich die Einkünfte deſſelben, die Contributions-Gelder und die Kriegs-Caſſe für die Truppen; auch hatte man andre Gelder an dieſem vermeintlichen Sicherheitsort in Verwahrung gebracht. Alle dieſe Summen betrugen über fünf Millionen Reichsthaler. Die Nothwendigkeit alſo, zumahl bey der jetzigen Lage von Friedrichs Angelegenheiten, einen ſo großen Schatz zu retten und ein Metall in Sicherheit zu bringen, das Friedrich ſo überaus nöthig brauchte, deſſen Mangel alle Kriege endigt, und ſelbſt die tapferſten Heere aus einander ſprengt, gab hier den Ausſchlag. Schmettau wußte nicht, daß ein Hülfs-Corps bereits im Anzuge war.

Die Belagerer aber, die von deſſen Ankunft und Progreſſen in Sachſen wohl unterrichtet waren, und Dresden ſchon ſo gut wie gerettet hielten, vergaßen alle ihre Drohungen, und räumten faſt jede Bedingung ein, die Schmettau verlangte. Er capitulirte, da man eben anfangen wollte die Stadt förmlich zu beſchießen, und erhielt mit ſeiner Beſatzung, ihrer Bagage, der ganzen Artillerie, Munition und Pontons, ſo wie mit allen Geldwagen, einen freyen Abzug, verbunden mit allen militairiſchen Ehrenbezeigungen. Es wurde auch feſt geſetzt, daß alles Eigenthum, den Preußiſchen Unterthanen gehörig, mitgenommen, und kein Ueberläufer von den Kaiſerlichen Truppen aufgenommen werden ſollte; wobey der Kaiſerliche General Maquire ſein Ehrenwort gab, „alles aufs genaueſte nach den „klaren Worten und ohne die mindeſte Chica„ne zu erfüllen.„ Die Magazine blieben jedoch zurück. Man fand hier allein an Korn, Gerſte und Hafer 30,000 Scheffel, 12,700 Centner Mehl, und viele andre Proviant-Artikel, wodurch die Oeſterreicher, die ſchon wegen des fehlenden Proviants an ihren Rückzug nach Böhmen dachten, in Stand geſetzt wurden, ſich in Sachſen zu behaupten.

Kaum war dieſe Capitulation geſchloſſen, vom Reichs-Feldmarſchall Herzog von Zweybrücken unterzeichnet, und ein Thor von den Eroberern in Beſitz genommen, ſo langte Wunſch mit ſeinem Corps nach ſehr forcirten Märſchen zwey Meilen von Dresden an. Seine Soldaten hatten alle Kräfte angeſtrengt, und konnten in der nämlichen Stunde ihren Marſch nicht weiter fortſetzen; da ſie überdem den Kaiſerlichen General Brentano, der mit einem Corps ihnen entgegen kam, zweymahl zurück geſchlagen hatten. Wunſch wußte von der Capitulation nichts, und war daher entſchloſſen die Neuſtadt zu ſtürmen. Seine Annäherung belebte den ganz geſunkenen Muth der Preußen in Dresden, und einige Officiere der Beſatzung waren der Meinung, daß man die ganze förmlich unterzeichnete Capitulation vernichten, und die Oeſterreichiſchen Truppen, die das eine Thor beſetzt hielten, unverzüglich heraus werfen müßte. Schmettau, immer noch für ſeine Schätze beſorgt, deren Rettung der König ihm ſo ſehr empfohlen hatte, wollte von dieſer verwegenen Maaßregel nichts hören, obgleich eine glückliche Ausführung nicht unwahrſcheinlich war. Der Vice-Commandant, Oberſt Hofmann, aber glaubte pflichtmäßig es auch ohne Befehl thun zu müſſen, ſetzte ſich zu Pferde, und forderte die Hauptwache auf, ihm zu folgen. Der commandirende Officier aber, Hauptmann Sidow, weigerte ſich zu gehorchen, worauf Hofmann ihn wie einen Feigherzigen behandelte, und eine Piſtole auf ihn abfeuerte, die jedoch nicht traf. Einige Soldaten von der Hauptwache, um ihren Officier zu rächen, feuerten nun auch, und ſtreckten in einem Augenblick den braven Oberſten zu Boden. Alle Hoffnung der Preußen war nun vorüber. Wunſch marſchirte zurück, und Dresden wurde von den Oeſterreichern ganz beſetzt.

Die ſo feyerlich zugeſicherte Capitulation aber ward faſt in allen Puncten gebrochen, und die nicht gefangene, ſondern als frey erkannte Beſatzung auf das ſchändlichſte behandelt. Die Kaiſerlichen Officiere und Gemeinen, ja die Generale ſelbſt, wetteiferten gleichſam, um durch ein unedles Betragen einander zu übertreffen. Man riß die Preußiſchen Soldaten mit Gewalt aus den Gliedern heraus, und zwang ſie zum Oeſterreichiſchen Dienſt. Die Officiere wurden mit den niederträchtigſten Schimpfworten belegt, mit Bajonetten und Kolben herum geſtoßen, geprügelt, verwundet, ja getödtet. Die Oeſterreichiſchen Officiere ſelbſt, uneingedenk ihres Standes, oder vielmehr unbekannt mit den Grundſätzen von Ehre und Großmuth, waren Handlanger, ja eigentlich die Haupt-Acteurs bey dieſem ehrloſen Geſchäfft, und ſchrien ihren Soldaten beſtändig zu: „Schießt die „Hunde todt! Feuer auf die Canaillen!„ So ging es durch alle Haufen. Die Ober-Befehlshaber ſelbſt, die Generale Maquire und Guaſco, blieben mit ihren Mißhandlungen nicht zurück. Sie vergaßen ihr gegebenes Ehrenwort, das ihnen als Officieren, als Feldherren, und als Anführern Deutſcher Krieger des achtzehnten Jahrhunderts, hätte dreyfach heilig ſeyn ſollen, und wovon ihr Croaten-General Luzinsky bey Torgau beſſere Begriffe gezeigt hatte. Die den Preußen durch die Capitulation geſicherten Gewehre, Pontons, und Kriegsgeräthe, wurden ihnen mit Gewalt entriſſen, die ſo feſt verſprochenen Wagen und Schiffe zum Transport verweigert, und auf ihre Beſchwerden mit Drohungen geantwortet; ja nicht einmahl die in der Capitulation beſtimmte Friſt in Dresden zu bleiben, wurde den Preußen geſtattet; ſie mußten zwey Tage früher die Stadt räumen. Nach

Ueberwindung zahlloſer Hinderniſſe glückte es endlich dem General Schmettau durch Klugheit und Entſchloſſenheit, ſeine Gelder und ſeine Beſatzung als eine Beute davon zu bringen.

Nie betrug ſich der Befehlshaber einer Feſtung in einer höchſt critiſchen Lage beſſer wie Schmettau. Er verdient, trotz ſeines Unglücks, die warme Bewunderung des Philoſophen, die dieſer dem glücklichen Commandanten, der alle Stürme abſchlägt, und ſeine Feſtung behauptet, nur kalt zollt. In der Unwiſſenheit aller Vorfälle außerhalb der Stadt, und durch Friedrichs eignen Brief nicht zu Hoffnungen ermuntert, gab er den ſehr gerechten Beſorgniſſen nach, und befolgte genau die Befehle ſeines Monarchen. Friedrich konnte ihn daher nicht als oberſter Feldherr ſtrafen, allein er that es als König mit ſeiner Ungnade, und durch die Entfernung von dem Felde der Ehre. Er, der die großen Folgen des Verluſts von Dresden ſtark ahnete, und bald ſtark fühlte, konnte und wollte dem General ſein Unglück nicht verzeihn, obgleich dieſer ihm die ſo mühſam geretteten Königlichen Schätze zuführte, den ſo ernſtlich empfohlnen Gegenſtand ſeiner Sorgfalt. Sein bewieſener Eifer war unbezweifelt; er wurde aber nicht geachtet, weil er dem Glück nicht hatte befehlen, oder noch mehr, des Königs begangene Fehler nicht hatte wieder gut machen können. Dieſe Fehler waren groß; denn Wunſch hatte ausdrücklichen Befehl, nicht gleich zu dem Entſatz des hart bedrängten mit Schätzen und Magazinen ſo ſehr gefüllten Dresdens zu marſchiren, ſondern er ſollte erſt Wittenberg und Torgau, wo nichts zu verlieren war, zu erobern ſuchen, und ſodann nach Sachſens Hauptſtadt eilen. Ein früherer Marſch hätte ſie ohnfehlbar gerettet. Auch wurden keine Verſuche in ſieben und zwanzig Tagen gemacht, durch heimlich abgeſchickte Bothen dem Commandanten Nachrichten zu überbringen.

Ueberhaupt war keine Armee in dieſem Kriege ſo ſchlecht mit Kundſchaftern verſehn, als die Preußiſche; denn der König belohnte ſie nicht; einige Ducaten, die er glücklichen Spionen reichen ließ, ſtanden mit der von ihnen überwundenen großen Lebensgefahr in keinem Verhältniß. Dieſer durch öconomiſche Grundſätze erzeugte Mangel hätte manche große That vereitelt, und ganz andere Begebenheiten in dieſen Feldzügen veranlaßt, wenn Friedrich nicht von ſo vielen ihm aus

Bewunderung ergebenen Menſchen aller Volks-Claſſen, vorzüglich aber durch die mit Klugheit gepaarte raſtloſe Thätigkeit ſeiner Partey-Gänger und Huſaren-Officiere, ſehr oft wichtige Erkundigungen eingezogen hätte; ein brennender Dienſteifer von Kriegsmännern, die den Mangel an Kundſchaftern zum Theil erſetzten.

Die größten Feldherren erkannten die Nothwendigkeit dieſe Art Menſchen zu brauchen; keiner aber benutzte ſie beſſer als der Prinz Eugen, der ſie Königlich belohnte, und auch von ihnen vortrefflich bedient wurde. Manche ſeiner großen Thaten bey eingeſchränkten Hülfsmitteln hatte er den geheimen Nachrichten ſeiner Kundſchafter zu verdanken. Friedrich wollte ſich dazu des berüchtigten Räubers Käſebier bedienen, der in Stettin in Eiſen lag, und dem ſein Rechts-Urtheil dies harte Schickſal auf Lebenslang beſtimmte. Der Muth und die Verſchlagenheit dieſes Deutſchen Cartouche ließen als Spion große Dienſte von ihm hoffen. Er wurde auch deshalb gleich im Anfang des Kriegs in Freyheit geſetzt. Käſebier aber, weniger eingedenk dieſer Begnadigung, als der erlittenen Strafe, verſprach zwar alles, allein er kam nie wieder.

Der Prinz Heinrich war indeſſen mit der großen Armee aus Schleſien nach Sachſen gekommen, hatte vermittelſt eines außerordentlich forcirten Marſches den Oeſterreichiſchen General Wehla bey Heyerswerda überrumpelt, 600 ſeiner Soldaten erlegt, und ihn ſelbſt mit 1500 Mann gefangen genommen. Dieſer Marſch, einer der ſonderbarſten, die je gemacht worden, ging durch eine zehn Meilen lange Strecke eines von dem Feinde faſt allenthalben beſetzten Landes, und dauerte ſechs und funfzig Stunden, in welcher langen Zeit man kein Lager aufſchlug, ſondern den Truppen nur zweymahl eine Ruhe von drey Stunden bewilligte. In den funfzig übrigen Stunden ging der Marſch Tag und Nacht ununterbrochen fort, wodurch der Plan der Oeſterreicher ganz vernichtet wurde. Der Prinz Heinrich hatte bey dieſen und andern ſeinen Kriegs-Operationen einen vortreflichen Gehülfen. Dies war ſein Adjutant, der Hauptmann Kalkreuth, ein Mann mit ſeltenen Eigenſchaften begabt und zum Feldherrn gebohren, ſchon damahls als Jüngling bewundert, und jetzt als General von der Armee angebetet. Er war der unzertrennliche Gefährte Heinrichs, ſo lange der Krieg dauerte.

Die Ruſſen ſtanden um dieſe Zeit in der Lauſitz, ſo wie auch Daun. Heinrich, der in der mißlichen Lage des Königs keine Schlacht wagen konnte, richtete ſein Augenmerk auf die feindlichen Magazine. Es glückte ihm auch durch klug entworfene Unternehmungen die beträchtlichſten zu vernichten. Nun fingen die Lebensmittel an den feindlichen Armeen zu fehlen. Die Oeſterreicher hatten die größte Mühe für ihren eignen Unterhalt zu ſorgen, und boten daher den Ruſſen, die ſie nach Sachſen gezogen hatten, anſtatt des Proviants Geld an, um ſich damit zu verſehn. „Meine Soldaten eſſen kein Geld,„ antwortete Soltikow, und nahm ſeinen Marſch durch Schleſien nach Pohlen zu. Laudon begleitete ihn, und wandte alle Bemühungen an, ihn zur Belagerung von Glogau zu bewegen. Dieſer Entwurf aber wurde ganz vereitelt, da die verbundenen Armeen bey Beuthen an der Oder zu ihrem Erſtaunen ein Preußiſches Lager erblickten. Hier ſtand der König und deckte Glogau, entſchloſſen alles zu wagen, ſelbſt eine Schlacht unter den nachtheiligſten Umſtänden, um dieſe Feſtung zu retten. Da er nur 24,000 Mann ſtark war, und einen Ueberfall beſorgte, ſo mußten ſeine Truppen alle

Tage des Morgens das Gewehr in die Hand nehmen. Die Ruſſen wagten es jedoch nicht ihn anzugreifen, ſondern gingen über die Oder, zertrümmerten die Brücke mit Canonen-Schüſſen, um nicht verfolgt zu werden, marſchirten längs dieſem Fluß, und ſchienen ihre Abſichten nun auf Breslau zu richten. Ueberall aber fanden ſie Preußen, und die Päſſe wohl beſetzt.

Der König war noch in der Nähe der Ruſſen, als er ſehr heftig vom Podagra überfallen wurde. Nie war ſeine Beſorgniß größer; denn man mußte von den Ruſſen, ſo bald ſie davon Nachricht erhielten, einen Angriff vermuthen. Friedrich, ganz außer Stande ſelbſt zu commandiren, hätte ſodann, unter Höllenſchmerzen des Leibes und des Geiſtes, im Bette ſein Schickſal erwarten müſſen, das man voraus ſehen konnte. Von dieſer troſtloſen Lage erfuhren jedoch die Ruſſen nichts, und der König wurde abermahls durch ſein Glück gerettet. Da er weder ein Pferd beſteigen, noch das Fahren aushalten konnte, ſo ließ er ſich von Soldaten nach Köben, einem an der Oder gelegenen Städtchen, hintragen. Hier verſammelte er ſeine Generale, machte ihnen die Heftigkeit ſeiner Krankheit bekannt, die ihn von der Armee entfernte, und gab ihnen folgenden Auftrag: „Verſichern Sie meinen „braven Soldaten, daß, obgleich ich dieſe „Campagne viel Unglück gehabt habe, ich doch „nicht eher ruhen werde, bis alles wieder her„geſtellt iſt. Sagen Sie ihnen, daß ich mich „auf ihre Bravour verlaſſe, und daß mich „nichts als der Tod von meiner Armee trennen „ſoll.„ Und nun dictirte er unter den heftigſten Schmerzen die Anordnung wegen der Cantonirungs-Quartiere.

Die Ruſſen ſetzten indeſſen ihren verheerenden Marſch fort. Herrnſtadt war die Gränze ihres Schleſiſchen Zuges. Da ſich dieſer offne, aber durch die Natur befeſtigte und mit einigen hundert Preußen beſetzte Ort nicht ergeben wollte, wurde er durch Feuerkugeln in einen Aſchenhaufen verwandelt, und nach dieſer That ging der Marſch der Ruſſen unaufhaltbar nach Pohlen. Laudon fragte bey Soltikow an: was in dieſer Lage die Beſtimmung ſeines Corps ſeyn ſollte? Soltikow antwortete: „Machen Sie damit was Sie „wollen, ich werde nach Poſen marſchiren.„ Noch blieb Laudon eine Zeit lang beym Ruſſiſchen Heere; endlich aber trennte er ſich von demſelben höchſt mißvergnügt, und zog ſich nach den Oeſterreichiſchen Staaten zurück.

Am Ende des Octobers waren ganz Schleſien und Brandenburg von den Ruſſen und Oeſterreichern befreyt. Zwölf brennende Dörfer und die flammende Stadt Gurau bezeichneten den Abzug der erſtern, mit vielen andern Verheerungen, da Sengen und Brennen durchaus zu ihren Märſchen gehörte. Dies Unglück traf auch die Güther des Grafen Coſel an der Oder. Er beklagte ſich darüber beym König, und dieſer antwortete: „Wir haben mit Barbaren zu thun, die am Begräbniß der Menſchheit arbeiten. Sie ſehn, mein lieber Graf, daß ich mehr darauf bedacht bin, dem Uebel abzuhelfen, als darüber zu klagen, und das rathe ich allen meinen Freunden.„ In der That war die Erbitterung der mächtigen Verbündeten gegen den König von Preußen ſo außerordentlich, daß ſie unſer Zeitalter ſchändete. Allen begangenen Greueln wurde dadurch das Siegel aufgedrückt, daß ſowohl die Oeſterreichiſchen als Ruſſiſchen Truppen bey ihren Einfällen in Brandenburg und Schleſien wiederhohlt bekannt machten, daß auf hohen Befehl den Preußiſchen Unterthanen nichts als Luft und Erde übrig bleiben ſollte. Auf dieſe ſonderbare Aeußerung bezieht ſich das Manifeſt, das der Preußiſche

Oberſt Kleiſt zu Grab in Böhmen den 17ten November 1759 bekannt machte, worin obige Worte ausdrücklich angeführt werden.

Die Thätigkeit des Generals Wunſch hatte alle Erwartungen übertreffen. Das ihm zugetheilte Corps war nur 5000 Mann ſtark, und mit dieſen hatte er ſeinen Marſch nach Sachſen angetreten, um dies mit Feinden angefüllte Land wieder zu erobern. Kaum zeigte er ſich vor Wittenberg, wo die Beſatzung 2000 Mann ſtark war, ſo verlangte der Commandant zu capituliren. Wunſch, um nicht aufgehalten zu werden, bewilligte ihm einen freyen Abzug, und eilte nach Torgau. Auch der Reichs-General Kleefeld, der hier commandirte, erbot ſich gleich zur Uebergabe; man wollte aber ſeine Bedingungen nicht eingehn. Der Preußiſche Befehlshaber griff daher in der Nacht die Vorſtädte an, trieb die Croaten heraus, und rüſtete ſich zum Sturm. Nun erfolgte die Capitulation; die Beſatzung erhielt einen freyen Abzug, mußte aber ihre Artillerie und Munition zurück laſſen. Sodann nahm Wunſch ſeinen Zug nach Dresden, wo die Belagerer ſein aus aller Art Truppen zuſammen geſeztes Corps, Grenadiere, Muſquetiere, Frey-Bataillone, Dragoner und Huſaren für eine ganze Armee hielten. Dies verurſachte die Erleichterung der vorgedachten Capitulation von Seiten der beſorgten Kaiſerlichen und Reichs-Generale, und nun blieb für Wunſch nichts mehr übrig, als ein Rückmarſch nach Torgau, da dieſe Stadt in der kurzen Zwiſchenzeit von neuem berennt worden war. Man hatte nur 500 Mann zur Beſatzung darin gelaſſen, und jetzt rückte der General St. André mit einem ſtarken Corps Reichs-Truppen und Oeſterreicher vor die Stadt.

Noch in der nämlichen Stunde als Wunſch dieſe Nachricht erhielt, ſetzte er ſich mit ſeinen leichten Truppen in Bewegung, ließ die übrigen folgen, und raſtete nicht eher, bis er, dem Feinde unbemerkt, Torgau erreichte. Hier ließ er unter ſeine abgematteten Soldaten Wein austheilen, und ſtellte ſie in Schlachtordnung. Die Reichs-Truppen wurden endlich die aufmarſchirten Preußen gewahr, und rüſteten ſich zum Kampf, wobey ſie, des Sieges gewiß, nicht einmahl die Zelter abbrachen. Wunſch ließ ihnen auch dazu keine Zeit; er fiel mit ſeiner Reiterey über ſie her, griff ſie von vorne und in der Flanke zugleich an, und warf alles über den Haufen, noch ehe die Preußiſche Infanterie recht zum Schuß kommen

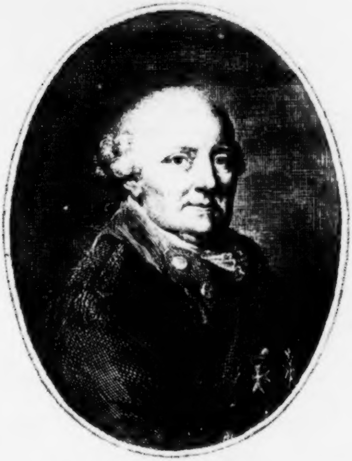
men konnte. Das ganze Corps von 10,000 Mann, worunter vier Cuiraſſier-Regimenter, zwey Dragoner-Regimenter, 1200 Grenadiere und 2000 Croaten waren, flohen nach dem Walde zu, und ließen das Lager mit allen Feldgeräthſchaften zurück.

Dies große Gefecht, das kein eigentliches Treffen war, hatte jedoch die Folgen des glänzendſten Sieges, weil es den Preußiſchen Waffen die ſchon etwas ſinkende Achtung wieder verſchaffte, und der König dadurch, bis auf Dresden, wieder Herr von Sachſen wurde. Die edle Handlung eines Reichs-Generals bey dieſem Gefecht verdient aufgezeichnet zu werden. Ein Preußiſcher Dragoner vom Regiment Plettenberg, focht durch Kriegswuth begeiſtert, wie ein Held aus den Ritterzeiten; er warf alles vor ſich zu Boden, und ohne ſich um ſeine tapfern Mitſtreiter zu bekümmern, drang er allein tief in die feindlichen Bataillone ein; er verweilte hier ſo lange mit ſeiner Blutarbeit, bis er hart verwundet, mit ſeinem tödtlich verwundeten Pferde zur Erde ſtürzte. Die ihn umringenden feindlichen Soldaten wollten ihn vollends niedermachen, allein der General St. André hielt ſie mit den Worten zurück: „Einen ſo braven Mann von ei-

„nem ſo braven Regiment muß man retten.„ Er befahl ſo gleich für ihn Sorge zu tragen, und ſo bald er wieder hergeſtellt war, ſchickte er ihn mit einem Geſchenk an Gelde und einem Empfehlungs-Schreiben ohne Ranzion wieder zu ſeinem Regimente.

Der König, der von der Schwäche des Wunſchiſchen Corps nicht eine ſo ſchleunige Wiedereroberung Sachſens erwartet hatte, ließ bald nachher den General Fink mit einem ſtärkern Corps auch dahin aufbrechen. Zur Rettung von Dresden kam auch dieſer General zu ſpät; allein er blieb doch nicht unthätig, ſondern vereinigte ſich mit Wunſch und griff nun den 21ſten September bey Corbitz ein großes von Haddick commandirtes Oeſterreichiſches Corps an, ſchlug es nach einem blutigen Gefechte, das den ganzen Tag dauerte, und machte 500 Gefangene.

So wurden, zum Erſtaunen der Welt, die verbündeten, ſiegreichen großen Heere der Feinde gezwungen, vertheidigungsweiſe zu verfahren, ſie wurden jetzt von der weit geringern, geſchlagenen und getrennten Preußiſchen Armee in allen ihren Bewegungen gefeſſelt, und alle ihre Entwürfe wurden vereitelt.



Herzog Ferdinand von Braunſchweig
Heerführer der Alliirten
im
ſiebenjährigen Kriege.

Geſchichte

des

ſiebenjährigen Krieges
in Deutſchland

von

J. W. von Archenholtz
vormahls Königlich Preußiſchem Hauptmann.

2

Mit Bildniſſen und einer illuminirten Charte.

Zweyter Band.

Berlin 1793.
bey Haude und Spener.

54 B6

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Geſchichte
des
ſiebenjährigen Krieges.

Siebentes Buch.

— 1759 —

Nach allen den großen Unfällen, die Friedrich und ſeine Heere ſeit einigen Monaten betroffen hatten, war das Kriegs-Theater nun noch für den Reſt des Feldzugs allein auf Sachſen eingeſchränkt. Daun machte allerhand Entwürfe den Prinzen Heinrich von hier zu vertreiben; da aber durch des letztern Wachſamkeit und überlegene Kriegs-Talente alle Verſuche vereitelt wurden, und er nicht allein Stand hielt, ſondern auch Mittel fand, Leipzig und Wittenberg zu decken, ſo machte der Oeſterreichiſche Feldherr einen neuen großen Entwurf. Er wollte den Preußiſchen Heerführer von dieſen Städten abſchneiden, und ihn ſelbſt in ſeinem Lager einſchließen. Daun theilte deshalb ſeine Armee in verſchiedene Corps, die ſich zu dieſem Endzweck in Bewegung ſetzten. Das ſtärkſte derſelben commandirte der Herzog von Aremberg. Heinrich errieth etwas von dem Vorhaben des Feindes, und unter den Papieren eines Adjutanten dieſes Herzogs, der gefangen wurde, fand man die weitern Nachrichten. Er ſchickte nun ſofort die Generale Fink, Wedel, Wunſch und Rebentiſch mit ihren Corps auf abgeſonderten Wegen. Alle ſtießen auf den Feind, der ſich beſtändig zurückzog. Endlich trafen die Preußen den 29ſten October bey Pretſch ohnweit Düben auf das große Arembergiſche Corps, das auch in großer Verwirrung auf den Rückzug dachte, den der Kaiſerliche General Gemmingen mit einem Grenadier-Corps decken ſollte. Der Preußiſche General Platen aber, an der Spitze von Dragonern und Huſaren, ſtürzte in Carriere auf die im Anſchlag liegenden Oeſterreichiſchen Grenadiere los, warf ſie über den Haufen, machte 1500 Gefangene, und zerſtreute die übrigen.

Der immer noch kranke König, ließ ſich bald nachher nach Glogau bringen, wo er bis zur Wiederherſtellung blieb. Er ſchickte den General Hülſen mit dem größten Theil ſeiner Armee auch nach Sachſen, wo die Preußen nun ſo ſehr das Uebergewicht bekamen, daß Daun für rathſam fand, das feſte Lager von Plauen zu beziehn, um Dresden zu decken. Dieſe Stadt war nun noch von allen kürzlich gemachten Eroberungen der Oeſterreicher in Sachſen allein in ihren Händen. Ihnen auch dieſen ſo wichtigen Ort zu entziehn, war Friedrichs Hauptabſicht, ſo bald die Truppen aus Schleſien in Sachſen angekommen waren, und ſich mit dem Prinzen Heinrich vereinigt hatten. Dieſen Entwurf deſto nachdrücklicher auszuführen, verließ der König, obgleich noch nicht völlig hergeſtellt, Glogau, und traf am 13ten November nach einer zwanzigtägigen Abweſenheit wieder bey der Armee ein. Alles kam darauf an, die Daunſche Armee, die ungeachtet des Beſitzes von Dresden in einem Winkel von Sachſen eingeſchränkt war, zum Rückzug nach Böhmen zu nöthigen. Dieſer Rückzug wäre vielleicht von ſelbſt erfolgt, allein der König wünſchte ihn zu beſchleunigen. Fink wurde deshalb mit 11,000 Mann nach Maxen im Gebirge geſchickt, und der Oberſt Kleiſt mußte mit einem Corps in Böhmen einfallen. Dieſe letztere Expedition war auch nicht unglücklich; er machte Gefangene, brandſchatzte und plünderte, um wegen der in Schleſien und der Mark verübten Grauſamkeiten Repreſſalien zu gebrauchen.

Finks Stellung drohete dem Feinde die Zufuhr von Böhmen zu ſperren; ſie war aber ſelbſt äußerſt gewagt, und Fink, in der Entfernung vom Könige, mit ſeinem Corps von dem ganzen Kaiſerlichen Heer umgeben. Dieſem General ahnete ſeine critiſche Lage; er erdreiſtete ſich daher, vor ſeinem Abmarſch dem Monarchen einige Vorſtellungen zu thun; ſie wurden aber ungnädig aufgenommen. Friedrich antwortete mit einem Machtſpruch, der oft die unmöglich ſcheinendſten Dinge möglich gemacht hatte: „Er weiß, daß ich keine Difficultäten leiden kann. Mache Er, daß er „fortkommt.„ Fink marſchirte nun nach Maxen, und ließ den Paß von Dippoldiswalde durch den General Lindſtädt mit 3000 Mann beſetzen, wodurch die Gemeinſchaft mit Freyberg offen blieb. Der König war aber mit dieſer Diſpoſition nicht zufrieden, und ſchrieb ausdrücklich: „daß es beſſer ſeyn würde, „wenn er das ganze Corps zuſammenzöge, „weil er dadurch im Stande ſey, den Feind

„mit mehrerem Nachdruck zu empfangen. „Ueberdies könnten die wenigen Bataillone „bey Dippoldiswalde bald über den Haufen „geworfen werden, weil der Feind gewiß mit „einer ſtarken Macht ankommen würde, wenn „er etwas unternehmen wollte.„ Friedrichs Befehl wurde nun vollzogen, wobey Fink jedoch ſogleich die Stellung der Feinde meldete, und daß ihnen nun der Weg ihn anzugreifen völlig offen ſey. Die folgenden Briefe des Generals Fink an den König wurden alle von den Oeſterreichern aufgefangen; und aus dieſer Quelle entſtand für Friedrich das große Unglück, ein ſo ſtarkes Corps ganz zu verlieren.

Der 21ſte November war der unglückliche Tag, der den Preußiſchen Kriegern unvergeßlich ſeyn wird. Fink wurde von 40,000 Mann von allen Seiten angegriffen. Er war größtentheils im Grunde, die Feinde aber auf Anhöhen poſtirt. Hiezu kam ihre große Uebermacht. Auf der einen Seite ſtand Daun mit der großen Oeſterreichiſchen Armee, auf der andern der Herzog von Zweybrücken mit den Reichs-Truppen. Die Preußen fochten jedoch mit großer Tapferkeit. Das feindliche Feuer aber war ganz auf einen Punct gerichtet. Das mitten unter den Linien der Preußen liegende

Dorf Maxen wurde von den Angreifenden in Brand geſteckt. Hieraus entſtand Unordnung. Auch richteten die Haubitz-Grenaden der Oeſterreicher unter der Preußiſchen Wagenburg große Verwirrung an, und dieſe theilte ſich bald der ganzen Infanterie mit. Der Rückzug war den Preußen abgeſchnitten. Es fehlte ihnen endlich an Munition, nachdem man den ganzen Tag gefeuert, und alle Patronen verſchoſſen hatte. Die Hoffnung dieſer Truppen, vom König entſetzt zu werden, war ſehr gering, weil er ihre Noth nicht kannte, ja nicht einmahl ahnete. Fink hatte ſich bey ſo viel Gelegenheiten als ein kriegserfahrner Feldherr voll hohen Muths gezeigt; auch jetzt entfiel ihm der Muth nicht. Er wollte ſich durchſchlagen, und verſammelte deshalb die Generale, denen er ſein Vorhaben eröffnete. Allein die gänzliche Unmöglichkeit, mit Gewalt durch die ſtark beſetzten Hohlwege durchzudringen, ließen keine Wahl übrig, als gänzliche Aufopferung aller Truppen, oder Gefangenſchaft. Fink glaubte dem König durch das erſtere keinen Dienſt zu leiſten, da ſo viele Oeſterreichiſche Kriegs-Gefangene in Preußiſchen Händen waren, die folglich ausgewechſelt werden konnten, und gab daher der

Menſchlichkeit Gehör. Wunſch ſchlug vor, mit der Cavallerie einen Verſuch zu machen in der Nacht zu entkommen, und brach auch wirklich auf. Die Infanterie aber konnte nicht folgen, und Fink, dieſer Feldherr, von dem Friedrich geſagt, daß er ein zweyter Türenne werden würde, war nun gezwungen zu capituliren.

Daun wollte von keinen andern Bedingungen hören als Gefangenſchaft, und beſtand ſo gar darauf, daß Wunſch mit der Cavallerie zurückberufen werden und ſich auch ergeben ſollte. Vergeblich ſchützte Fink vor, daß dieſer General ein abgeſondertes Corps commandirte; der Oeſterreichiſche Heerführer beſtand darauf, und der bedrängte Fink mußte alles eingehn. Wunſch kehrte auf Befehl um, allein er unterſchrieb die Capitulation nicht. Er wurde aber doch gefangen. Die Bagage der Preußen blieb ungeplündert. Dies war der Haupt-Artikel der Uebergabe; allein 71 Canonen, 24 Standarten und 96 Fahnen wurden den Oeſterreichern zur Beute. Das ganze aus ſechzehn Bataillons und fünf und dreyßig Schwadronen beſtehende Corps ſtreckte nun das Gewehr, neun Generale und 11,000 Mann Fußvolk und Reiter; nur einige Huſaren entkamen, und brachten dem König dieſe ſo ſchreckliche Nachricht.

Der Preußiſche Kriegsruhm ſchien dadurch in den Augen des Pöbels verdunkelt; allein ein ähnliches Schickſal traf die tapferſten Völker. Die Römer ſtreckten die Waffen in geſchloſſenen Legionen bey Caudinum und bey Lerida; die Franzoſen am Tage der Schlacht bey Hochſtädt in Blenheim; die Sachſen bey Pirna; die Britten bey Saratoga, ſo wie jetzt die Preußen bey Maxen; alle durch die Ueberzeugung der Unmöglichkeit, mit Anſtrengung aller Kräfte und aller menſchlichen Tapferkeit in ihrer Lage etwas auszurichten.

Friedrich glaubte jedoch, daß dies Unglück hätte vermieden werden können; auch wurden nach geendigtem Kriege die Generale Fink, Rebentiſch und Gersdorf vors Kriegsgericht gefordert, und da ihre Vertheidigung nicht hinreichend befunden ward, verdammte dies militairiſche Tribunal unter dem Vorſitz des Generals Zieten alle drey zur Feſtungsſtrafe. Rebentiſch blieb noch einige Zeit im Dienſt, allein die andern beiden verlohren ſogleich ihre militairiſchen Würden. Fink ſtarb als Ober-Befehlshaber der Däniſchen Armee, und Rebentiſch als General in Portugal.

Dieſem Unglück folgte gleich darauf ein andres. General Dierke ſtand mit 3000 Mann am Elb-Ufer ohnweit Meißen. Der König rief dieſen General zurück. Er mußte über den Fluß, der voller Eis war. Der General Beck, einer von Thereſiens beſten Feldherren, benutzte dieſen Umſtand, und rückte mit einem ſtarken Corps an; nur wenige Fahrzeuge waren vorhanden, und dieſe wurden von dem angreifenden Feind bald zertrümmert. Nun mußte ſich Dierke nach einem blutigen Gefecht mit allen den ſeinigen, die noch nicht über den Fluß geſetzt hatten, ergeben. Auf dieſe Weiſe fielen abermahls 1400 Preußen den Oeſterreichern in die Hände.

Der ſonſt ſo behutſame Daun wurde durch dieſe erlangten Vortheile angefeuert, ſich der ſo ſehr geſchwächten Armee des Königs zu nähern, in der Meinung, daß ſie ſogleich davonfliehen würde. Er fand ſie aber in Bereitſchaft ihn zu empfangen, und zog ſich daher ruhig wieder zurück. Auch der Kaiſerliche General Maquire wähnte, daß er ſich nur zeigen dürfte, um das von den Preußen beſetzte Freyberg in Beſitz zu nehmen. Er rückte mit 16,000 Mann an, begleitet von einem ungeheuern Troß von Wagen und entbehrlicher Bagaze, der ſeine unbezweifelte Erwartung bewies. Die Preußen aber ſtanden in Schlachtordnung, und zeigten ihm durch Canonen-Kugeln den Rückweg.

Die beſten Hülfsquellen Friedrichs waren immer die Fehler ſeiner Feinde. Auch jetzt wurden die Erwartungen aller Menſchen betrogen. Daun, anſtatt ſeine großen Vortheile zu nutzen und vorwärts zu dringen, bezog wie ein Beſiegter das feſte Lager hinter dem Plauenſchen Grunde. Friedrich hingegen, der faſt die Hälfte ſeiner Armee, und zwar am Ende des Feldzugs, verlohren hatte, wo alle Regimenter ohnehin ſehr geſchwächt waren, und der jetzt wenig mehr als 20,000 Mann beyſammen hatte, änderte ſeine Stellung dennoch nicht, ſondern behauptete, außer dem kleinen Bezirk um Dresden, ganz Sachſen. Indeſſen ließ er, um der großen Ungleichheit der beiderſeitigen Armeen einigermaßen abzuhelfen, 12,000 Mann von den alliirten Truppen kommen. Dieſe, unter Anführung des Erbprinzen von Braunſchweig, ſtießen am Ende des Decembers bey Freyberg zum Könige. Kaum war dieſe Verſtärkung angelangt, ſo rückte Friedrich ohne die rauhe Jahrszeit zu achten vorwärts, und verjagte alle voran poſtirte feindliche Truppen. Sein Vorſatz war, den General Maquire bey Dippoldiswalde anzugreifen; allein das feſte durch Verſchanzungen, Batterien, Felſen und Hohlwege geſicherte Lager der Oeſterreicher, zeigte unüberſteigliche Hinderniſſe, daher der König nach Freyberg zurückging.

Nun folgte eine ſonderbare Winter-Campagne, die eine ſehr große Menge Menſchen wegraffte. Die Armee des Königs wurde in der Nachbarſchaft von Dresden in die kleinen Städte und Dörfer verlegt, und zwar ſo gedrängt, daß nur ein geringer Theil der Soldaten unter Dach kemmen konnte. Ganze Regimenter lagen die Hälfte des Winters in kleinen Dörfern, die ſie nachher mit größern vertauſchten. Die Officiere bewohnten die Stuben oder Kammern, und die Soldaten bauten ſich Brandhütten, worin ſie Tag und Nacht wie die Tatarn ſich um das Feuer lagerten. Der Winter war dieſes Jahr ungewöhnlich ſtrenge, und der Schnee lag viele Wochen lang Knie tief. Das Holz wurde von den Soldaten ſelbſt herbey geſchleppt, oft aus einem entlegenen Walde. Dieſe Holz-Transporte dauerten wegen der entſetzlichen Kälte den ganzen Tag fort, ſo daß man immer große Haufen von

Laſtträgern bey allen Dörfern herumziehn ſah. Nach dem Maaß, daß die Kälte grimmig und das Holz ſelten wurde, folgte der Soldat dem Naturgeſetz, das ihm ſeine Selbſterhaltung zur erſten Pflicht machte; er verſchonte weder Ställe, Scheunen, noch Häuſer. Die Spanier ſuchten in dem neu entdeckten America nicht eifriger nach Gold, als jetzt die Preußen nach Holz. Die Lebensmittel waren dabey gar nicht im Ueberfluß, und der Soldat auf ſein Commis-Brot eingeſchränkt, womit er unaufhörlich bey Tage und ſelbſt des Nachts Waſſerſuppen machte. Die Wachen und Commandos kamen wegen der vielen Kranken ſehr oft herum, und hatte der Soldat dieſe überſtanden, ſo konnte er doch in dem kurzen Zwiſchenraum der Ruhe nicht pflegen. Wenn er kein Holz auf dem Rücken hatte, und mit keinen Eisſchollen oder Schneewaſſer zum Kochen belaſtet war, ſo lag er der Länge nach in der Aſche, um ſeinen Körper zu braten. Wenn aber das Feuer den Vordertheil des leicht bekleideten Leibes faſt verzehrte, ſo erſtarrte der Hintertheil vor Froſt. Dies war aber noch nicht alles. Es ſtand ein kleines Lager bey Wilsdruf, eine Meile von Dresden. Der König wollte dies Lager nicht abbrechen laſſen.

Vier Bataillone mußten es beſetzen. Dieſe wurden alle vier und zwanzig Stunden abgelöſt, ſo daß die ganze Infanterie bey der Königlichen Armee dieſe Rolle nach der Reihe beſtändig fortſpielen mußte. Die Zelter blieben ſtehen; auch waren ſie eingefroren, und die Leinwand den Brettern ähnlich. Die Oeſterreicher waren durch dies Beyſpiel gezwungen ein gleiches zu thun. Beide Heere alſo zeigten der Welt eine noch nie in den Jahrbüchern nordiſcher Kriege aufgezeichnete Handlung; in einer ſehr geringen Entfernung von einander, in einem ſehr harten Winter, trotzten ſie dem kalten Clima und den Seuchen, und hielten unter leinenen Dächern das Feld, bis eine beſſere Jahreszeit ihren Leiden ein Ende machte.

Da keine Vollkommenheit den Sterblichen eigen, und es der Geſchichte unwürdig iſt, bey jedem Fehler, bey jedem Eigenſinn, bey jeder Laune eines großen Mannes, reiflich erwogene Plane und Weisheitsgründe vorauszuſetzen, ſo mag es erlaubt ſeyn, durch die Natur der Dinge gerechtfertigt, an der Nutzbarkeit dieſes Eislagers zu zweifeln, deſſen Fortdauer wahrſcheinlich mehr durch Laune als durch Abſichten beſtimmt wurde, weil man damit nicht das geringſte gewann, noch je gewinnen konnte, da die menſchlichen Kräfte in dieſem Lager wie todt waren.

Die große Kälte war dieſen Winter ſehr anhaltend, und täglich erfroren den ſchlecht bekleideten Soldaten die Glieder *). Im Lager waren keine Brandhütten, die Feldwachen hatten nur brennende Holzhaufen, wenn es nicht auch an dieſem ſo nöthigen Bedürfniß ganz fehlte, welches oft geſchah, und für die Officiere waren bretterne Häuschen gebaut. Die gemeinen Soldaten, um ihr von der Kälte erſtarrtes Blut flüſſig zu machen, liefen entweder wie die Unſinnigen im Lager herum, oder uneingedenk des Kochens verkrochen ſie ſich in ihren Zeltern, wo ſie auf einander lagen, um wenigſtens einige Theile ihres Körpers an den Leibern ihrer Cameraden zu erwärmen. In dieſer Lage war Angriff und Vertheidigung gleich unmöglich; und nie kehrte ein Regiment aus dieſem Lager in die elenden Winter-Quar-

---

*) Der Verfaſſer befand ſich damahls, ſo wie faſt immer, bey der Armee des Königs. Er war ein Augenzeuge des hier erzählten; denn auch das Regiment von Forcade, bey welchem er ſtand, das in dem Dorf Coſtebaude, eine Meile von Dresden, ſehr eingeſchränkte Winter-Quartiere hatte, machte alle Woche einen Marſch ins Lager bey Wilsdruf zur Ablöſung.

tiere zurück, ohne die Zahl ihrer Kranken zu vermehren. Schaarenweiſe wurden ſie zu Grabe getragen; und dieſer einzige Winter-Feldzug koſtete dem Könige mehr Menſchen, als zwey große Schlachten gethan haben würden. Der Verluſt war indeſſen minder merkbar, weil der Abgang beſtändig durch Recruten erſetzt wurde. Die Oeſterreicher hatten kein beſſeres Schickſal; ſie lagen hinter dem Plauenſchen Grunde in Dörfern zuſammengedrängt, die durch den Tharandter Wald und durch eine Kette von Hohlwegen gegen den Angriff der Preußen geſichert waren. Dauns Behutſamkeit ging noch weiter; Schanzen wurden auf Schanzen gehäuft, und alle Wege und Fußſteige, ſelbſt die, die auf die höchſten Berge führten, durch Verhacke unzugangbar gemacht. Dieſe elenden Cantonnirungs-Quartiere waren das Grab mehrerer Tauſende von Thereſiens Kriegern; es riſſen Seuchen unter ihnen ein, ſo daß im Januar in der kurzen Friſt von ſechzehn Tagen 4000 Mann ſtarben.

Die Recrutirung bey den Preußen wurde jedoch dermaßen betrieben, daß der König bereits im Februar die von dem Herzog Ferdinand erhaltenen Truppen wieder zurückſenden konnte. Dieſer Umſtand erregte gewaltiges

Aufſehn in Wien, weil er zum Beweiſe diente, daß der große bey Kunersdorf, bey Maxen, und bey ſo vielen andern Unfällen des vorigen Feldzugs erlittene Verluſt trotz den allmählig verſiegenden Hülfs-Quellen ſchon wieder erſetzt ſeyn müßte. In dieſem Zeitpunct wurde der Preußiſche General Czettritz gefangen. Unter ſeinen Papieren fand man im Manuſcript den geheimen Unterricht Friedrichs für ſeine Generale, der bald nachher von den Oeſterreichern durch den Druck bekannt gemacht wurde.

Der Krieg gegen die Schweden hatte in dieſem Feldzug, ſo wie immer, wenig auszeichnendes. Da der Preußiſche General Manteufel nach der Schlacht bey Kunersdorf zum Könige ſtoßen mußte, bekamen die Schweden, die jetzt der General Lantinghauſen commandirte, freye Hand. Sie benutzten dieſe Gelegenheit, um einige von den Preußen ſchwach beſetzte Oerter wegzunehmen, und acht Preußiſche bewaffnete Fahrzeuge zu erobern. Dieſe Fahrzeuge hatte man in Stettin ausgerüſtet, mit Pöllern verſehn, und mit Land-Miliz beſetzt, um die Küſten und Mündungen der Oder gegen die Landungen der Schweden zu ſichern. Es waren deren überhaupt eilf von verſchiedener Größe, die theils nach den vornehmſten Perſonen des Königlichen Hauſes genannt wurden, theils Griechiſche Götternahmen führten. Ihr Nutzen wurde bald bemerkt, und die armen Küſten-Bewohner waren nicht länger den Plünderungen einzelner Schwediſcher Schiffe ausgeſetzt. Die Vertilgung dieſer Flotille wurde daher von den Schweden beſchloſſen; ſie griffen ſolche mit neun und zwanzig Schiffen an, und durch dieſe Uebermacht erreichten ſie für jetzt ihren Zweck; denn nur drey von den Preußiſchen Fahrzeugen entkamen ihren Händen.

Die Schwediſche Land-Armee war indeſſen bis Prenzlau vorgedrungen. Manteufel aber zog bald ein kleines Corps zuſammen, und trieb ſie aus Anclam, aus Prenzlau und über den Pena-Fluß zurück. Er ließ ihnen keine Ruhe, ſondern drang unter beſtändigen Gefechten bis Greifswalde, wobey er viele Gefangene machte, und in Demmin die Schwediſche Kriegs-Caſſe erbeutete, endlich aber wegen der großen Kälte den Winter-Feldzug endigen mußte. Die Schweden rächten ſich an dieſem thätigen General, ſie überfielen ihn in der Nacht in Anclam, und obgleich ſie von der Garniſon mit anſehnlichem Verluſt zurückgeſchlagen wurden, ſo fiel doch der in der Dunkelheit der Nacht ſich verirrende Manteufel in feindliche Hände.

Der König hatte noch ein Regiment ſchwarzer Huſaren errichtet, commandirt von dem Oberſt Belling, die ſich bey dieſer Expedition, ſo wie überhaupt in allen Feldzügen gegen die Schweden in Pommern und in der Ukermark ſehr auszeichneten; ſie ſpielten auf dieſem kleinen Kriegs-Theater eine große Rolle, und es verging faſt kein Tag, wo ſie nicht Schweden als Gefangene einbrachten, deren Anzahl ſich jetzt überhaupt auf 3000 belief.

Der Feldzug der Alliirten war im ganzen genommen mit großem Glück geführt worden. Die Britten nahmen jetzt an dem Landkrieg den thätigſten Antheil, und das Parlament hatte dazu 1,900,000 Pfund Sterling bewilligt, ohne die ungeheuern Transport-Koſten ihrer Truppen nach Deutſchland zu rechnen, die zu den See-Operationen gehörten. Die Franzoſen fingen indeß ihre Unternehmungen durch einen kühnen Streich an. Sie überrumpelten mitten im Winter Frankfurt am Main. Dieſe freye Reichsſtadt, die ihr Contingent an Truppen und Gelde getreulich dem Reiche entrichtete, glaubte daher von den Bundsgenoſſen des Reichs nichts zu beſorgen zu haben. Sie hatte den Franzoſen ſchon Durchmärſche, allein nur in einzelnen Schaaren bewilligt. Der Vorwand dazu war immer der Uebergang über den Main. Es wurde jetzt abermahls ein ſolches Anſuchen gethan, und auch unter den bekannten Bedingungen geſtattet. Der Neujahrstag war zur Ausführung des Entwurfs beſtimmt; auch hatte ſich ſchon ein anſehnliches Corps Franzoſen vor der Stadt verſammelt, als die Neujahr wünſchenden Frankfurter Trommelſchläger durch ihr großes Getöſe bey dem Prinzen Soubiſe den Verdacht erregten, daß ſein Vorhaben entdeckt ſey; es wurde daher bis zum folgenden Tag verſchoben. Die Frankfurter, ohne jedoch etwas davon zu ahnen, waren ſehr auf ihrer Huth. Man beſchloß, nur ein Regiment Franzoſen auf einmahl in die Stadt herein zu laſſen, wobey das Thor ſo lange geſperrt bleiben ſollte, bis das Regiment die Flußbrücke paſſirt ſeyn würde.

Die ganze Beſatzung war in Waffen; theils um die Franzoſen zu begleiten, theils waren ſie auch an das Gefahr drohende Thor poſtirt, um den Befehlen des Magiſtrats den gehörigen Nachdruck zu geben. Dies hinderte aber nicht, daß dieſe wichtige Stadt ohne alles Blutvergießen eingenommen wurde. Die Franzöſiſchen Truppen ſchloſſen ſich an das einmarſchirende Regiment an, warfen die Thorwache, die ſich widerſetzen wollte, über den Haufen, ſtößten den übrigen Stadtſoldaten, die in Reihen aufmarſchirt ſtanden, Schrecken ein, und nun drangen ſie auf die Wälle, bemächtigten ſich der Artillerie und aller Thore, während daß andre die öffentlichen Plätze und vornehmſten Straßen beſetzten; ſo daß in wenig Augenblicken das Reichs-verbundene Frankfurt in den Händen der Franzoſen war, die in den erſten Tagen darin wie in einer eroberten Stadt hauſeten. Ihr Feldherr Soubiſe verfügte ſich aufs Rathhaus, und machte ſeine Befehle bekannt, die man in der Betäubung ehrfurchtsvoll annahm; dabey verſprach dieſer Heerführer im Nahmen ſeines Königs, die Stadt bey ihrer Religion, bey ihrer Freyheit und ihren Vorrechten zu ſchützen. Alle Straßen waren indeß mit Soldaten und brennenden Holzhaufen bedeckt, die die große Kälte nothwendig machte. Die Einwohner durften ihre Häuſer nicht verlaſſen, ja ſich nicht einmahl an den Fenſtern zeigen, und die Stadtſoldaten wurden entwaffnet.

Frankfurt wurde nun das Haupt-Quartier der Franzoſen, die dadurch völlige Communication mit den Kaiſerlichen und Reichs-Truppen erhielten; dabey konnten ſie auf dem Rhein und dem Main mit allen Bedürfniſſen verſehn werden. Dieſe erlangten Vortheile den Franzoſen zu entreißen, war Ferdinands Hauptentwurf bey Eröffnung des Feldzugs. Es verzögerte ſich damit bis zum April, weil die Reichs-Truppen, wie auch ein Corps Oeſterreicher und Franzoſen, in Heſſen und andre benachbarte Länder eingefallen waren, und erſt wieder vertrieben werden mußten. Dies geſchah auch von dem Erbprinzen von Braunſchweig mit ſo gutem Erfolg, daß die Reichs-Truppen in verſchiedenen kleinen Gefechten geſchlagen, in Meinungen ein ganzes Regiment Cuiraſſier, ein Bataillon Wirtemberger, und zwey Chur-Cölniſche Grenadier-Bataillone zu Gefangenen gemacht, und die verbundenen Provinzen geſchwind wieder von den Feinden befreyt wurden. Ferdinand ließ nun 12,000 Mann zurück, um Hannover und Heſſen zu decken, und marſchirte mit 30,000 Mann auf Frankfurt los. Der Herzog von Broglio, der jetzt die dortige Franzöſiſche Armee commandirte, bemächtigte ſich eines ſtarken Poſtens bey dem Dorfe Bergen, in der Nähe von Frankfurt, der nothwendig erſt von Ferdinand weggenommen werden mußte, ehe er ſeinen Endzweck ausführen konnte.

Es war am 13ten April, als beide Armeen an dieſem Ort auf einander trafen. Das Dorf Bergen wurde zuerſt mit großem Ungeſtüm angegriffen. Hier ſtanden acht Bataillone von den Deutſchen Truppen im Dienſt Frankreichs, und hinter dem Dorfe mehrere Brigaden Franzöſiſcher Infanterie, die ein ſehr lebhaftes Feuer machten. Das Sächſiſche Corps hatte die gegen die Nidda laufenden Anhöhen beſetzt. Der Prinz von Yſenburg, der die Stärke des vor ſich habenden Feindes nicht kannte, und überhaupt unglücklich im Kriege war, that den Angriff abgeſondert von den übrigen Truppen mit vier Bataillons Grenadiere, wobey er den ſonderbaren Befehl gab, daß ſämmtliche Wundärzte mit in die Glieder treten ſollten. Dieſe Leute, deren Beſtimmung es iſt, den Truppen zu folgen, aber nicht wehrlos Batterien zu ſtürmen, wollten alle davongehn, und nur auf die Vorſtellungen eines einzigen unter ihnen, eines Patrioten, Nahmens Eckermann, gehorchten ſie dem Befehl, den einige mit Wunden, andre mit dem Tode bezahlten.

Die Franzoſen, die alle Vortheile des Terrains auf ihrer Seite hatten, behaupteten indeß ihren Poſten gegen einen Feind, der mit vielen natürlichen Hinderniſſen zu kämpfen hatte. Vor dem Dorfe waren Hohlwege, die die Heſſen nur in kleinen Haufen paſſiren konnten, desgleichen Zäune und Hecken, wo ſie herüberklettern mußten. Der Erbprinz von Braunſchweig rückte nun mit ſeiner Diviſion zu ihrer Unterſtützung an, und fiel den Franzoſen in die linke Flanke. Die Heſſen, dadurch aufgemuntert, erneuerten den Angriff mit verdoppelter Wuth, und ſchon wichen die Franzoſen, als ihr Heerführer Broglio durch eine ſehr geſchickte Bewegung in die Flanke der Alliirten fiel. Die Heſſen wurden zurückgeſchlagen, und ihr Anführer, der Prinz von Yſenburg, getödtet. Einige Franzöſiſche Regimenter, durch ihre Hitze verleitet, verließen nun in großer Unordnung ihre Poſten, um den weichenden Feind zu verfolgen. Hiedurch bekam die Cavallerie der Alliirten Gelegenheit mit vielem Nachdruck einzuhauen. Eine Menge Franzoſen und Sachſen fielen unter ihren Streichen. Alles hing jedoch von dem Beſitz des Poſtens bey Bergen ab. Der Angriff wurde daher innerhalb drey Stunden dreymahl erneuert, allein ohne Erfolg. Nun blieb Ferdinand nichts übrig, als ein wohlgeordneter Rückzug im Angeſicht eines überlegenen Feindes. Die Liſt mußte den Mangel an Macht erſetzen. Es war noch kaum Mittag, und nur die Nacht konnte den Rückzug decken. In dieſer Verlegenheit ſtellte ſich Ferdinand, als ob er das Treffen erneuern wollte; er theilte ſeine Infanterie in zwey Haufen, ſtellte die Cavallerie in die Mitte, und eine kleine Colonne Fußvolk vor dieſelbe, und ſo machte er Miene das Dorf Bergen, ſo wie einen Wald auf dem linken Flügel zugleich anzugreifen, und beide wurden auch lebhaft beſchoſſen. Dies dauerte, bis die Nacht einbrach, da ſich denn die alliirte Armee bis Windecken zurückzog. Sie hatte 2000 Mann und fünf Canonen verlohren.

So gering auch dieſer Verluſt war, ſo nachtheilig war doch der mißlungene Sieg für die Alliirten. Die Franzoſen blieben in dem Beſitz von Frankfurt, das in Ferdinands Händen eine Quelle der größten Vortheile geworden wäre; ſie konnten ihre Operationen jetzt mit größern Hoffnungen erneuern, da hingegen Ferdinand vertheidigungsweiſe gehen mußte. Indeſſen blieb er doch Meiſter von der Weſer, aller Verſuche der Franzoſen ungeachtet ihn von dieſem Fluß zu entfernen. Sie rückten nun vorwärts, nahmen Caſſel weg, und überrumpelten Minden, da der Commandant an einen andern Ort, nach der Weſer-Seite zu, ſeine Truppen zuſammengezogen hatte, und hier den Angriff erwartete; er wäre auch von dieſer Seite geſchehn, wenn nicht ein verrätheriſcher Bauer den Feinden eine Barke verſchafft, und eine Furth durch den Fluß für die Cavallerie gezeigt hätte. Die in Minden eindringenden Franzoſen begingen nun die ſchrecklichſten Ausſchweifungen, die der Herzog von Broglio und die andern vornehmen Befehlshaber vergebens zu ſteuern verſuchten, und ſo wurde die unglückliche Stadt großentheils ausgeplündert. Sie bemächtigten ſich hier großer Magazine, und nahmen über 1400 Mann gefangen. Auch Münſter eroberten ſie nach einer förmlichen Belagerung, und nöthigten die 4000 Mann ſtarke Beſatzung ſich zu Kriegs-Gefangenen zu ergeben. Dieſer Sieg bey Bergen, der in Frankreich durch ein großes Dankfeſt gefeyert wurde, den die Höflinge mit den größten Schlachten verglichen, die Dichter beſangen, die Poiſſarden bejauchzten, und die Pariſer Damen durch einen Kopfputz à la Bergen verherrlichten, verſchaffte Broglio die

Würde eines Reichsfürſten, womit ihn der Kaiſerliche Hof belohnte.

Der Entwurf der Franzoſen war nun, ins Hannöverſche einzudringen, und die Alliirten von der Weſer abzuſchneiden. Ferdinand aber vereitelte alle ihre Maaßregeln. Er hatte durch Liſt die Reichsſtadt Bremen überrumpelt, wodurch er Meiſter von der Weſer bis nach Stade war. Nicht allein der Beſitz von Hannover, ſondern das Glück des ganzen Feldzugs hing jetzt von einer Schlacht ab. Der Verluſt von Minden vermochte Ferdinand dieſe zu beſchleunigen. Um den Feind dazu zu vermögen, ließ er deſſen im Rücken habende Magazine durch zwey ausgeſandte Corps bedrohen. Der Erbprinz von Braunſchweig commandirte eins derſelben, womit er nach Hervorden zu marſchirte, um den General Drewes zu unterſtützen, der auf Osnabrück losging, die Thore aufſprengte, die Beſatzung zur Flucht nöthigte, und das daſige Magazin wegnahm. Hier legte Ferdinand nun ſein Haupt-Magazin an. Die Alliirten waren vortheilhaft poſtirt, und die Franzoſen in Gefahr, von ihrer Zufuhr abgeſchnitten zu werden. Contades wurde bange, und ließ eine Brücke nach der andern über die Weſer ſchlagen, um die Gemeinſchaft mit der jenſeits dieſes Fluſſes ſtehenden Armee des Broglio zu erleichtern. Er hielt am 31ſten Julius des Abends Kriegsrath, und der Schluß fiel dahin aus, noch die Nacht zu marſchiren, und den Feind mit Anbruch des Tages anzugreifen. Broglio mußte nun mit ſeiner Armee zum Hauptheer ſtoßen. Bey Ferdinand war eine Schlacht ein bloßer Wunſch, um Vortheile zu erkämpfen, bey den Franzoſen aber ein dringendes Bedürfniß. Ihre Uebermacht und die von einander abgeſonderten Corps der alliirten Armee ſchienen die vortheilhafteſte Gelegenheit zu einem glänzenden Siege darzubieten. Indeſſen, um gegen widrige Zufälle nicht unvorbereitet zu ſeyn, hatte der Franzöſiſche Feldherr über einen Bach, der nach der Weſer zu ging, neunzehn Brücken ſchlagen laſſen, und auch den Gebrauch dieſer Brücken zu einem Rückzuge öffentlich bey der Armee bekannt gemacht. Die Franzoſen marſchirten in neun Colonnen. Eine derſelben, unter Broglio's Anführung, ſollte den Angriff auf das Corps des Generals Wangenheim thun, der in einiger Entfernung von der Haupt-Armee bey dem ſehr befeſtigten Dorfe Tonhauſen mit 10,000 Mann ſo wohl Fußvolk als Reiterey und zwey großen Batterien poſtirt war. Ferdinand erhielt von dem feindlichen Entwurf erſt um drey Uhr des Morgens durch Ueberläufer Nachricht. Sie war ihm höchſt angenehm, da er eine Schlacht ſo eifrig wünſchte, und ſchon ſelbſt zum Angriff ſich entſchloſſen hatte. Er brach alſo ohne Verzug auf.

Broglio langte inzwiſchen bey Wangenheims Lager an. Der Erfolg ſeiner Unternehmung hing von der raſchen Ausführung ab. Man verlohr aber koſtbare Augenblicke, durch ein unzeitiges Haltmachen und durch Unentſchloſſenheit. Die Franzoſen gaben hier einen großen Beweis, wie weit ſie bey allen ihren tactiſchen Theorien in der Ausübung zurück waren. Unbekannt mit der Kunſt, ſich in der Geſchwindigkeit zu formiren, anſtatt mit Tages-Anbruch der Ordre gemäß anzugreifen, mußten ſie erſt ihre zerſtreuten Haufen ſammeln, und ihre Colonnen ordnen; daher Broglio, der überdem von Contades neue Verhaltungs-Befehle erwartete, nicht früher als um fünf Uhr mit ſeinen Truppen in Schlachtordnung ſtand. Wangenheim bekam dadurch Zeit, ſich in Vertheidigungs-Stand zu ſetzen, und Ferdinand, ihm zu Hülſe zu kommen. Durch die meiſterhafte Bewegung und Schlachtordnung dieſes Feldherrn wurde der ganze Plan des Contades zerſtört. Wangenheim verließ ſein Lager, und ſchloß ſich an die Haupt-Armee an. Die Franzoſen befanden ſich nun in einer gefährlichen Stellung, umgeben von der Weſer, von einem Moraſt, und von dem feindlichen Heere. Es mußte indeſſen geſchlagen ſeyn. Broglio ſetzte den Angriff mit großer Lebhaftigkeit fort; ſeine Truppen aber litten außerordentlich durch die Artillerie der Alliirten, die in kurzer Zeit die Franzöſiſche ganz zum Schweigen brachte.

Die Schlachtordnung der Franzoſen war ſo, daß der Kern ihrer Cavallerie im Mittelpunct des Treſſens ſtand. Dieſe ſo widerſinnige Anordnung, die im Jahr 1704 die große Niederlage der Franzoſen bey Hechſtädt bewirkt hatte, und wodurch man alle Grundſätze der Tactik aus den Augen ſetzte, war für die Alliirten die Loſung des Siegs. Ferdinand ließ auf dies Centrum die Engliſche und Hannöverſche Infanterie losgehn, während der Prinz von Bevern den linken Flügel der Franzoſen angreifen ſollte. Dieſe Colonnen rückten muthig auf die feindliche Reiterey an, ohne das große Canonen-Feuer zu achten, das in einer ſchiefen Richtung auf ihre Flanken gemacht wurde. Die Franzöſiſche Cavallerie wollte den Angriff nicht erwarten, ſondern brach los, und fiel die anrückende Infanterie von allen Seiten mit dem größten Ungeſtüm an. Dieſe aber ſetzte der Wuth der Franzoſen eine unbezwingbare Standhaftigkeit entgegen; ſie blieben in Ordnung, und ſandten einen ſo anhaltenden Kugel-Regen auf die Cavallerie, daß dieſe endlich in der größten Verwirrung die Flucht nahm. Andere Cavallerie-Regimenter erneuerten den Angriff, ſie hatten aber eben das Schickſal, zurückgeſchlagen zu werden; neue Corps traten an ihre Stelle, die auch nicht glücklicher waren. Endlich rückten die Gens d'armes und Carabiniers an, die auch wirklich in die Engliſche Infanterie einbrachen, allein doch zurückgeworfen wurden, und ſo ging es viermahl.

Die alliirte Infanterie behauptete nicht allein ihren Poſten, ſondern rückte vorwärts, und ließ alle Reiter-Anfälle abprallen. Die Sächſiſchen Truppen bey der Franzöſiſchen Armee zeichneten ſich an dieſem Tage aus. Durch ihren muthigen Anfall kamen die Engländer in Unordnung; die letztern aber ſetzten ſich bald wieder, und ſchlugen die Sachſen zurück. Die Flucht der ganzen Franzöſiſchen Cavallerie hatte die Linie zerriſſen; die nächſt der Reiterey ſtehenden Brigaden von der Franzöſiſchen Infanterie waren ohne Unterſtützung, und ihre Flanken entblößt. Broglio bemühte ſich mit ſeinem geſchlagenen Corps in dieſen Mittelpunct zu rücken, wo nichts als Verwirrung herrſchte. Dies war der critiſche Augenblick, die Franzöſiſche Armee ganz zu vernichten. Kriegskunſt und Tapferkeit hatten ihn erzeugt, und die größte Niederlage der Franzoſen in dieſem Jahrhundert, größer als die Tage von Hochſtädt, Turin, Ramillies und Malplaquet, ſchien völlig entſchieden zu ſeyn, als die Treuloſigkeit eines Engliſchen Generals die Franzoſen von ihrem gänzlichen Untergange rettete.

Die Infanterie der Alliirten hatte alles gethan, und nun war die Reihe an der Cavallerie, das Werk zu vollenden. Ferdinand ſandte deshalb ſchleunig die nöthigen Befehle an Lord Sackville, der die Engliſche und Deutſche Cavallerie commandirte. Dieſer Britte, unwürdig ſeines Volks, dem es nicht an Klugheit, noch an perſönlichem Muth fehlte, hegte eine niedrige Eiferſucht gegen den Herzog Ferdinand. Er war der einzige im Heer, der die erkämpften Vortheile dieſes Tages ungerne ſah, weil ſie mit ſeinen geheimen Abſichten ſtritten. Dieſe gingen dahin, Ferdinands Kriegsruhm zu ſchmälern, und, obgleich ohne militairiſche Talente, ſich den Weg zum Haupt-Commando zu bahnen. Sein Patriotiſmus wich dem Neide. Er gab vor, die deutlichſten Ordres des Feldherrn nicht zu verſtehn. Drey Adjutanten hinter einander, davon zwey Engländer waren, brachten ihm vergebens die gemeſſenſten Befehle anzurücken. Er that es nicht, ließ die koſtbaren Augenblicke verſtreichen, und rite endlich ſelbſt den Herzog aufzuſuchen, um eine Erklärung zu hohlen, die ihm der niedrigſte ſeiner Reiter gegeben haben würde. Ferdinand, voller Ungeduld und Erſtaunen, ſeine Befehle nicht vollzogen zu ſehn, ſandte noch vor Sackville's Ankunft eine ähnliche Ordre an den Marquis von Granby, den nächſt folgenden Brittiſchen Befehlshaber, der das zweyte Treffen der Cavallerie commandirte. Dieſer gehorchte auch ſogleich. Sackville ſetzte ſich zwar nachher ſelbſt an die Spitze; allein der glückliche Zeitpunct war vorüber, den alle Reichthümer Britanniens nicht wieder zurückrufen konnten. Broglio nutzte dieſen Verzug aufs beſte. Er zog ſich in ziemlicher Ordnung zurück, und die übrigen

Franzöſiſchen Truppen des linken Flügels folgten ihm.

Während dieſer Zeit war es auf dem rechten Flügel der Alliirten auch ſehr hitzig hergegangen. Die Preußiſche, Hannöverſche und Heſſiſche Cavallerie hatte die Franzöſiſche Infanterie über den Haufen geworfen, eine große Menge niedergehauen, und einige Tauſend Gefangene gemacht. Alles ſuchte nun ſeine Rettung in der Flucht. Broglio deckte bey dieſem Unglück den vom Franzöſiſchen rechten Flügel unternommenen Rückzug nach Minden, und die Sachſen, die ungeachtet ihres großen Verluſtes noch ziemlich Ordnung hielten, beſchirmten die Flüchtlinge des linken Flügels.

Die Franzoſen verlohren in dieſer Schlacht 8000 Todte, Verwundete und Gefangene, dreyßig Canonen und viele Fahnen und Standarten; einige Tage nachher aber einen großen Troß ihrer ſchweren Bagage, einen Theil der Kriegs-Caſſe, die Bagage der vornehmſten Befehlshaber, und das Kriegs-Archiv. Hiezu kamen noch die Magazine von Osnabrück, Minden, Bielefeld, Paderborn, und andre. Die Alliirten zählten nur 1300 Todte und Verwundete. Der Marſchall Contades ſchrieb gleich nach der Schlacht an den Herzog Ferdinand, nannte ihn Sieger, und bat um Sorgfalt für die bleſſirten Franzoſen; eine Bitte, die das große Herz des Deutſchen Feldherrn ganz überflüſſig machte.

Ferdinand erhielt für dieſen Sieg den Brittiſchen Orden vom Hoſenbande; dabey ſandte ihm der König Georg 20,000 Pfund Sterling, die jedoch von dem großmüthigen Feldherrn nicht geſpart wurden; denn jetzt, ſo wie immer, theilte er unter ſeine Truppen, die ſich vorzüglich brav gehalten, ſehr anſehnliche Geſchenke aus. Das Preußiſche Dragoner-Regiment Holſtein, das vier Bataillone gefangen gemacht, und zehn Canonen erobert hatte, erhielt allein einige Tauſend Thaler. Dabey ſagte er allen Generalen, und nahmentlich allen Regimentern den rührendſten Dank für ihr tapferes edles Betragen während der Schlacht. Ein jeder Befehlshaber wurde mit ſeinem Nahmen angeführt, und erhielt alſo vor dem Angeſicht des ganzen Heers, nach dem Verhältniß ſeiner Thaten, die ihm gebührenden Lobſprüche. Ferdinand war zu edelmüthig, um durch einen eben ſo öffentlich aufgeſtellten Tadel Sackville's ſchändliches Verfahren nach Würden zu ſchildern. Er überließ dieſen General ſeinem Schickſal, und begnügte ſich, unter allen den größern und kleinern Lobeserhebungen, die ſämmtlichen Generalen zu Theil wurden, den Nahmen dieſes ſtrafbaren Britten nicht zu berühren. Deſto ſtärker aber strömten ſeine Empfindungen bey Granby's Lobſprüchen; wobey er öffentlich bey der Parole ſein Bedauern zu erkennen gab, bey einem ſo viel verſprechenden Siege dieſen General nicht an der Spitze der Brittiſchen Reiterey gehabt zu haben.

Sackville wurde nun nach England zurückberufen, wo er zitternd erſchien. Er fürchtete das Schickſal des Admirals Bing, der drey Jahr zuvor arquebuſirt worden war, weil das Engliſche Volk ein Opfer verlangte, und die Miniſter zu ihrer Sicherheit rathſam fanden, ihn als das Opferthier zu wählen, und daſſelbe mit ihren Staatsſünden zu belaſten. Bing mußte ſterben, unter dem Vorwand, nicht alles Mögliche gethan zu haben, dem Feinde zu ſchaden, und Minorca zu retten. So fiel ein ſchuldloſer Befehlshaber gegen den obgleich etwas ſpäten Proteſt des ganzen Kriegsgerichts, zu deſſen tragiſchem Ende Sackville, als Mitglied des geheimen Conſeils kräftig mitgewirkt hatte. Dieſer General aber war in einer ganz andern Lage; er durfte nicht auf ſeine Unſchuld trotzen, denn ſein ſtrafbares Betragen redete von ſelbſt; auch waren dabey alle Beſchönigungs-Künſte verlohren. Die ganze Nation war gegen ihn aufs äußerſte erbittert. Der Pöbel drohete ihn in Stücken zu reißen; die beſſern Volksclaſſen betrachteten ihn als einen Nichtswürdigen, ſelbſt ſeine Freunde flohen ihn, und der König Georg der zweyte wollte ſeinen Nahmen nicht nennen hören. Er entſetzte ihn ſeiner Militair-Würden, und ließ ſich das Buch geben, worin ſeine geheimen Räthe aufgezeichnet waren; hier ſtrich er mit eigner Hand den Nahmen des Sackville aus. Sein Betragen wurde ſodann vor einem Kriegsgericht unterſucht, und nun krönte er ſeine Niederträchtigkeit durch ſeine Vertheidigung. Er gab vor, der große Feldherr hätte ſeine Kriegs-Talente beneidet, und ihm widerſprechende Befehle zugeſchickt, um ihn zu verderben. Eine Menge Zeugen aber, Britten, zum Theil von vornehmer Geburt und von hohem Range, kamen von der Armee nach London, die alle Ferdinands erhabenen Character prieſen, und Sackville's ſchändliches Betragen in der Schlacht vor Gericht außer Zweifel ſetzten. Er wurde ſchuldig befunden, und für unfähig erklärt, je in England wieder

Kriegs-Würden zu bekleiden. Das Kriegsgericht konnte dieſe Unfähigkeit nicht auf die Civil-Dienſte ausdehnen, und der König, der ihn für völlig außer Stand geſetzt hielt, je dem Staat zu ſchaden, unterließ dieſen Zuſatz aus beſonderer Achtung gegen den Vater des Generals, den alten Herzog von Dorſet. Als dieſer Greis bald nach dem Vorfall zum erſtenmahl bey Hofe erſchien, und mit kummervollen Blicken ſich dem König näherte, betrachtete ihn der Monarch eine Zeit lang ſtillſchweigend mit gerührtem Herzen. Endlich umarmte er ihn, und ſagte: „Ich bedaure Sie, Mylord, „daß Sackville Ihr Sohn iſt.„

Es iſt indeß nicht unſchicklich hier zu bemerken, daß dieſer in der Deutſchen und Britiſchen Kriegsgeſchichte mit Schande gebrandmarkte, und in England unter Georg dem zweyten förmlich entehrte Lord Sackville, eben derjenige iſt, der unter der Regierung George des dritten ſich durch Intriguen ans Staatsruder drängte, ein Haupt-Urheber des Americaniſchen Bürgerkriegs war, und unter dem Nahmen Lord Germaine Kriegs-Miniſter wurde. In dieſem Poſten entwarf er die Kriegs-Operationen in America, wodurch der General Bourgoyne, durch beſtimmte Befehle gezwungen, in den Wüſten von Saratoga mit ſeinem Corps das Opfer eines unwürdigen Miniſters ward. Dies Unglück entſchied über America; denn kaum war davon die Nachricht nach Europa gekommen, ſo erklärte Frankreich die Brittiſchen Unterthanen in America für unabhängig.

An dem nämlichen Tage des Sieges bey Minden wurde ein andrer von dem Erbprinzen von Braunſchweig bey Gohfeld erfochten. Ferdinand beging eine Handlung, die Freunde und Feinde in Erſtaunen ſetzte. Im Begriff, ſich mit einer weit ſtärkern Armee zu ſchlagen, hatte er dennoch die ſeinige um 10,000 Mann geſchwächt, mit denen der Erbprinz auf den Herzog von Briſac losging. Er mußte, um dem Feinde in den Rücken zu kommen, die Werra paſſiren, die nicht mehr als eine, und zwar ſchmale Brücke hatte; nur ein Theil ſeiner Truppen konnte herüber gehn, die übrigen alle wadeten durch den Fluß, um keine Zeit zu verlieren. Die Diſpoſition des Angriffs war ſo wohl gemacht, daß der zum Treffen nicht vorbereitete Feind ſich früh Morgens auf einmahl umringt ſah, und nach einem ſehr blutigen Gefecht ſeine Rettung mit Hinterlaſſung aller Bagage in einer ſchleunigen Flucht ſuchen mußte. Eine Menge Todte blieb auf dem Wahlplatz liegen, mit deren Beerdigung 2000 Bauern drey Tage lang zu thun hatten. Der Verluſt der Alliirten in dieſem Treffen war 300 Mann.

Das Betragen eines Feldherrn nach einer Schlacht iſt der richtigſte Maaßſtab ſeiner militairiſchen Größe. Ferdinand zeigte ſich auch hier ſeines großen Ruhms würdig; daher die Folgen dieſes durch zwey Siege ausgezeichneten Tages für die Franzoſen ſehr nachtheilig waren. Contades mußte ſofort ſeinen vortheilhaften Poſten bey Minden verlaſſen, Heſſen räumen, über die Weſer gehn, beſtändig verfolgt und haraſſirt von dem Feinde ein mit Proviant ſchlecht verſehenes Land durchziehn, und kurz, alle in dieſem Feldzug erlangte Vortheile fahren laſſen. Der General Armentieres, der Lippſtadt blokirt gehalten hatte, hob die Blokade auf, und eilte zur Franzöſiſchen Haupt-Armee zu ſtoßen. Minden ergab ſich den Alliirten. Anſehnliche Magazine wurden weggenommen, und allenthalben eine Menge Gefangene gemacht. In Detmold fiel das bewegliche Franzöſiſche Hoſpital nebſt der 800 Mann ſtarken Eſcorte in die Hände der ſiegenden Deutſchen. Der Prinz von Holſtein nahm mit ſeiner Preußiſchen Cavallerie auf einmahl ein ganzes Bataillon der ſo genannten Königlichen Grenadiere gefangen. Nun folgten mehrere große Gefechte, die alle zum Vortheil der Alliirten ausfielen. Das Fiſcherſche Frey-Corps wurde von dem Erbprinzen bey dem Städtchen Wetter überfallen, und theils niedergehauen, theils gefangen genommen; nur wenige retteten ſich mit ihrem Anführer. Ein andres Corps bey Elnhauſen wurde von dem berühmten Befehlshaber der leichten Truppen, dem Oberſten Luckner, angegriffen, und mit anſehnlichem Verluſt geſchlagen. Die Hauptſtadt Caſſel ergab ſich mit Capitulation an den Hannöverſchen Partey-Gänger Freytag, der auch die ganze Feld-Equipage des Marſchalls Contades, des Prinzen von Conti, des Herzogs von Briſac, des Grafen St. Germain, und überhaupt aller Franzöſiſchen Generale ohnweit Detmold erbeutete. Marburg, mit 900 Franzoſen beſetzt, wollte ſich nicht ergeben; es wurde daher belagert; allein am fünften Tage nach Eröffnung der Laufgräben erfolgte die Uebergabe. Auch nahm man die mit 300 Franzoſen beſetzte Feſtung Ziegenhayn ein.

Unter der erbeuteten Bagage des Marſchalls Contades fand man deſſen Portefeuille mit den geheimen Briefen und Inſtructionen ſeines Hofes, die auf Befehl des Königs von England bekannt gemacht wurden. Sie enthielten unter andern die beſtimmten Gebote die Länder zu verwüſten, die man nicht behaupten könnte. Noch außerordentlicher aber, als dieſe Befehle, war die Franzöſiſche Gegen-Erklärung, worin man die Aechtheit dieſer Briefe zwar nicht leugnete, den Ausdrücken aber, ob ſie gleich nichts weniger als dunkel waren, eine andre, nicht ſo wohl ſophiſtiſche, als vielmehr lächerliche Auslegung gab. Dabey hieß es: daß manche für die Franzöſiſchen Miniſter ehrenvolle Stellen aus den gefundenen Briefen beym Abdruck derſelben ausgelaſſen wären. Eine derſelben hätte wörtlich ſo gelautet: „Dahin zu ſehen, daß das Land nicht verwüſtet, „daß nichts durch Plünderung, oder durch irgend eine andre Art von Erpreſſung beygetrieben würde, und überhaupt ſich dahin zu „beſtreben, daß jedermann vergnügt „ſey.„ In dieſer den geſunden Menſchenverſtand verſpottenden Erklärung wurde jedoch das wunderbare Räthſel nicht gelöſt, wie mitten unter den größten Gewaltthätigkeiten, die Tauſenden von Familien Tag und Nacht Thränen erpreßten, die ſo viele Menſchen zur Verzweiflung brachten, und ganze Provinzen gränzenlos elend machten, dies allgemeine Vergnügen bewirkt werden könne.

Nun wurde auch der General Imhof nach Münſter abgeſchickt. Er blokirte die Stadt eine Zeit lang, und ſchritt ſodann zu einer förmlichen Belagerung. Auf das Anrücken des Franzöſiſchen Generals Armentieres hob er ſie zwar auf; allein nach einer erhaltenen Verſtärkung fing er die Belagerung von neuem an. Die Franzoſen näherten ſich abermahls zum Angriff, blieben aber unthätig, da denn die Beſatzung ſechs Tage nach eröffneten Laufgräben capitulirte. Sie erhielt einen freyen Abzug, allein alles Geſchütz, Munition, Proviant und Kriegsgeräthe wurde eine Beute der Eroberer. Dies geſchah am 20ſten November, an eben dem Tage, da die Preußen das Unglück bey Maxen erlebten, und der Engliſche Admiral Hawke die Franzöſiſche Flotte während eines ſchrecklichen Sturms, der ſeiner Natur nach allein fähig iſt, den Geiſt des Menſchen ganz zu beſchäfftigen, an den Küſten Frankreichs zertrümmerte; eine Seeſchlacht, die von allen je auf dem Elemente des Waſſers erfochtenen die außerordentlichſte war.

Imhof fand die Feſtungs-Werke von Münſter in ſo ſchlechtem Zuſtande, daß der Ort ihm kaum haltbar ſchien. Er beſetzte ihn jedoch mit 5000 Mann, und kehrte zur Haupt-Armee zurück. Der Feldzug war noch nicht zu Ende, ſo ſehr auch die ſpäte Jahreszeit daran erinnerte. Es erfolgte nun die Ueberrumpelung von Fulda, wo ſich der Herzog von Wirtemberg mit ſeinen Truppen befand. Dieſer hatte 12,000 Mann in Franzöſiſchen Sold gegeben. Das Wirtembergiſche Lager war nahe bey der Stadt. Der Herzog ahnete keinen Feind, und hatte die Fuldaer Damen zu einem Ball eingeladen, der eben anfangen ſollte, als der gegen ihn ausgeſandte Erbprinz von Braunſchweig mit den Huſaren und Dragonern ſeines Corps vor den Thoren erſchien. Er drang in die Stadt; eine Menge Feinde wurde niedergehauen, die draußen befindlichen zerſtreut, und über 1200 Gefangene gemacht. Der Herzog ſelbſt war ſo glücklich, zu entkommen. Seine Truppen zogen ſich in großer Verwirrung aus Fulda heraus, und die Damen dieſes geiſtlichen Hofes, die ſich ſchön geſchmückt hatten und tanzfertig waren, mußten für diesmahl die Hoffnung zum Ball aufgeben.

Der Erbprinz ging bald nach dieſer Expedition nach Sachſen, um den König von Preußen zu verſtärken, wodurch bey den Franzoſen die Idee erzeugt wurde, die geſchwächte Armee der Alliirten in ihren Cantonnirungs-Quartieren zu überfallen. Der Marſchall Contades war jedoch wegen der Niederlage von Minden mit Broglio in großer Uneinigkeit. Einer ſchob die Schuld auf den andern. Der über den Verluſt der Schlacht beſtürzte und wegen dieſes Zwiſts beunruhigte Hof zu Verſailles ſchickte den Marſchall Etrees mit großer Vollmacht zur Armee ab, um im Nahmen des Königs den Streit zu ſchlichten, und die nöthigen Entwürfe zu den künftigen Operationen zu machen. Etrees war jedoch ſo großmüthig, zu erklären, er ſey nicht gekommen das Commando zu übernehmen, ſondern unter Contades zu dienen, ihm ſeinen Rath zu ertheilen, wenn er ihn brauchte, ſonſt aber würde er ſeine Befehle befolgen. Die Bemühungen des alten Feldmarſchalls, eine Ausſöhnung zwiſchen beiden Rivalen zu bewirken, waren jedoch fruchtlos. Der Hof machte endlich der Sache ein Ende; Contades wurde zurückberufen, und Broglio erhielt das Commando der Franzöſiſchen Haupt-Armee, und zugleich den Marſchallsſtab. Der neue Ober-Befehlshaber wünſchte ſich dieſes Königlichen Geſchenks durch eine unerwartete That würdig zu zeigen. Die ſtrenge Jahreszeit hielt ihn daher nicht ab, den 25ſten December den Verſuch eines Ueberfalls zu machen. Ferdinand aber, der Gießen blokirt hielt, und ſeine Truppen in die Cantonnirungs-Quartiere verlegt hatte, war auf ſeiner Huth. Er empfing die Franzoſen ſo nachdrücklich, daß ſie ſich nach einer ſtarken Canonade wieder zurückziehen mußten. Das Unglück bey Maxen, das Hülfstruppen in Sachſen erforderte, und durch deren Abſendung die alliirte Armee ſo ſehr geſchwächt wurde, hinderte Ferdinand, von ſeinem glücklichen Feldzuge alle gehoffte Vortheile zu ziehen.

Die Alliirten, die durch den Franzöſiſchen Ueberfalls-Verſuch nun einmahl in Bewegung waren, thaten dem Feinde allen nur möglichen Abbruch, wobey ſich die Partey-Gänger Luckner und Scheiter ſehr auszeichneten. Ueberhaupt waren die leichten Truppen der Deutſchen in allen dieſen Feldzügen ſehr thätig und glücklich, aber nicht ſo die leichten Truppen ihrer Feinde. Der Umſtand iſt merkwürdig, daß die Franzoſen weder jetzt noch je auf dem Theater des kleinen Kriegs eine große Figur machten, ſo oft ſie auch auf demſelben erſchienen, und ſo ſehr ſie auch ihre Kräfte anſtrengten, um hier ſo wie auf dem Schlachtfelde zu glänzen. Die von jeher gemachten Plane der Befehlshaber zu ſolchen militairiſchen Operationen, das Betragen ſo wohl der Anführer als der gemeinen Soldaten bey dieſen Vorfällen, und die ſchlecht überdachten Ausführungen der Entwürfe, alles ſcheint zu beweiſen, daß dieſe Art mit Feinden zu kämpfen nicht dem Character der Nation angemeſſen ſey, weil die Kaltblütigkeit und die beſtändige Aufmerkſamkeit auf die Wendung des Gefechts, zwey höchſt nöthige Eigenſchaften der Heerführer ſolcher Parteyen, mit der dieſem Volk eignen Lebhaftigkeit nicht leicht zu vereinbaren iſt. Deſto ſtärker fühlten die Franzoſen die Thätigkeit der Deutſchen Partey-Gänger, die ihnen nie Ruhe ließen. Auch jetzt wurde dieſer kleine Krieg mit dem beſten Erfolg fortgeſetzt. Beſtändig wurden Detachements Franzoſen angegriffen, ihre Quartiere beunruhigt, ihre Magazine bedroht, ihre Transporte weggenommen, und eine Menge Gefangene eingebracht, bis endlich die große Kälte Winter-Quartiere und Ruhe durchaus nothwendig machte.

Die Alliirten befanden ſich jetzt wieder im Beſitz aller Provinzen und aller Oerter, wie vor Anfang des Kriegs. Ferdinand nahm ſeine Winter-Quartiere in Caſſel und Weſtphalen, die Franzoſen aber die ihrigen in den Gegenden von Frankfurt am Main. Es ſchien, als ob die Nationen ihre Natur vertauſcht hätten; denn während daß ſo wohl hier wie in Sachſen Deutſche und Franzoſen mitten im Winter gegen einander zu Felde lagen, befanden ſich die Ruſſen und Schweden ſchon zwey Monate in ihren Winter-Quartieren.

Es wurden nun wieder einige Verſuche zum Frieden gemacht. England hatte jetzt viel gewonnen, und Preußen wenig verlohren. Sachſen erſetzte Friedrich hinreichend den Verluſt der noch bis jetzt vom Feinde beſetzten Provinzen, und im Felde war er trotz allen erlittenen Unglücksfällen ſo furchtbar als jemahls; auch hatte er jetzt außer Dresden alle Länder und Plätze wieder im Beſitz, wie im vorigen Winter. In dieſer Lage konnte er wahrlich noch ſein Glück preiſen. Das Glück ſeiner Bundsgenoſſen aber war außer den Feldzügen in Deutſchland noch weit größer geweſen. Die Engländer hatten in America und in Indien große Eroberungen gemacht, und die Franzöſiſche Seemacht beynahe vernichtet. Noch gröſsere Vortheile auf Koſten der Franzoſen waren bey Fortſetzung des Kriegs zu erwarten. Dennoch trugen jetzt beide verbündete Monarchen an, Friede zu machen. Dieſe Aeußerung geſchah im Haag, und der König Stanislaus, der jetzt in einer philoſophiſchen Ruhe die zweymahl erhaltene und zweymahl verlohrne Pohlniſche Krone ſo leicht entbehrte, bot ſeine Reſidenz Nancy zum Friedens-Congreß an. Friedrich und Georg waren auch damit zufrieden. Erſterer ſchrieb aus ſeinem Haupt-Quartier aus Freyberg: „Ich verehre dies Anerbieten „mit dem größten Dank, und würde es gerne „annehmen. Alle Handlungen, welche unter „Ew. Majeſtät Obhuth vollzogen werden, müſſen glücklich ablaufen. Allein nicht jedermann hegt ſo friedliche Geſinnungen. Die „Höfe von Wien und Petersburg haben auf „eine beſondre Art die Vorſchläge verworfen, „die der König von England und ich gethan „haben. Vermuthlich werden dieſe Höfe auch „den König von Frankreich zur Fortſetzung des „Kriegs bewegen, von dem ſie ſich den glücklichſten Erfolg verſprechen. Sie werden alſo „auch allein Schuld an dem Blute ſeyn, welches noch fließen wird. Hörten doch alle Fürſten,

„ſten, wie Ew. Majeſtät, die Stimme der „Menſchenliebe, der Güte und der Gerechtigkeit! Die Welt würde nicht länger ein „Schauplatz der Verheerungen und des Mordens ſeyn.„

Die Gegner gaben auf dieſen Antrag nur ſehr unbeſtimmte Antworten. Man ſchlug ſodann Breda und endlich Leipzig zum Friedens-Congreß vor, allein ohne Erfolg. Die Feinde Friedrichs hofften alles von ihrem großen Bündniß, daher ſie jetzt auch nicht einmahl Miene machten an dem Frieden arbeiten zu wollen. Sie nutzten vielmehr den Winter ihre Heere zu verſtärken, und den Abgang des verfloſſenen Feldzugs zu erſetzen. Friedrich that ein gleiches, hatte aber mit ungleich größern Schwierigkeiten zu kämpfen. Seine Gegner beherrſchten neunzig Millionen Menſchen, und die Anzahl aller ſeiner Unterthanen war kaum fünf Millionen. Das Königreich Preußen und andre Provinzen ſeiner Staaten waren in feindlichen Händen. Von hier aus konnte er alſo ſeine Heere nicht ergänzen. Sachſen erſetzte jedoch größtentheils auch dieſen Verluſt; es war für den König die wohlthätigſte Quelle, die ihm immerfort Geld, Proviant und Soldaten verſchaffte. Die Lieferungen an

Landes-Producten und Menſchen, die mit der außerordentlichſten Schärfe in dieſem unglücklichen Staat und in Thüringen erpreßt wurden, waren ungeheuer, und mußten aus politiſchen Gründen immer voraus geleiſtet werden. Die Lieferungen der Stadt Erfurt für das Jahr 1760 waren 100,000 Reichsthaler, 400 Recruten und 500 Pferde; Naumburg mußte 200,000 Reichsthaler liefern; Merſeburg 120,300 Reichsthaler, 631 Mann, theils Recruten, theils Wagenknechte, und 423 Pferde. Was an der Zahl fehlte, wurde in Gelde bezahlt, für jedes Pferd funfzig, und für jeden Menſchen 150 Reichsthaler. Zwickau mußte 80,000, Chemnitz 215,000, die ſämmtlichen Städte in Thüringen 930,000, und der ganze Thüringer Kreis 1,375,841 Reichsthaler erlegen. Die Contribution der Stadt Leipzig allein war 1,100,000, und des ganzen Leipziger Kreiſes zwey Millionen Thaler an Gelde, 10,000 Recruten, einige hundert tauſend Scheffel Getreide, und viele tauſend Pferde, nebſt einer großen Menge Schlachtvieh. Dabey wurden die beſten Wälder umgehauen, und das Holz an unternehmende Capitaliſten verkauft.

Der Torgauer Wald, der ſchönſte in Deutſchland, hatte auch dies Schickſal. Die

Lage deſſelben an den Ufern der Elbe erleichterte die Unternehmung. Alles wurde den Fluß herunter nach Hamburg geſchafft. Auch die Churfürſtlichen Pächter mußten die Pachtgelder auf ein Jahr voraus bezahlen. An Gelde fehlte es daher dem Könige von Preußen bey dieſen Anſtalten ganz und gar nicht, wohl aber an Menſchen. Der Abgang bey Friedrichs Heeren war wegen der Menge der Ueberläufer zu groß, um ihn durch Sächſiſche Recruten und eigne Unterthanen völlig zu erſetzen. Dies erzeugte ein Werbungs-Syſtem, das ſeiner Natur und Ausdehnung nach nie auf Erden ſeines Gleichen gehabt hat. Gefangene Soldaten feindlicher Heere wurden mit Gewalt zu Preußiſchen Soldaten gemacht. Man fragte nicht, ob ſie dienen wollten, ſondern ſie wurden zu den Preußiſchen Fahnen geſchleppt, mußten Treue ſchwören, und ſo gegen ihre Landsleute fechten. Das ganze Deutſche Reich wurde mit heimlichen Preußiſchen Werbern überſchwemmt. Der größte Theil derſelben waren keine wirkliche Officiere, ſondern gedungene Abentheurer, die ſich alle nur erſinnliche Künſte erlaubten Menſchen zu haſchen. Der Preußiſche Oberſt Colignon, ein zu dieſem Geſchäfft von der Natur geformter Mann, war ihr Befehlshaber, und belehrte ſie durch ſein Beyſpiel. Er reiſte in allerhand Kleidungen und Geſtalten umher, und beredete die Menſchen zu Hunderten in Preußiſche Dienſte zu treten. Er verſprach nicht allein, ſondern er gab ſo gar Patente, worin junge Laffen, Studenten, Kaufmannsdiener und andere von ihm zu Lieutenants und Capitains der Preußiſchen Armee ernannt wurden; bey der Infanterie, bey den Cuiraſſieren, bey den Huſaren, gleich viel; ſie durften nur wählen. Der Ruhm der Preußiſchen Waffen war ſo groß und allgemein gegründet und mit der Idee von reicher Beute verbunden, daß Colignons Patenten-Fabrik unaufhörlich beſchäfftigt war. Er durfte für keinen Transport ſorgen, und konnte das Handgeld ſparen; denn ſeine Recruten reiſeten größtentheils auf eigne Koſten. Viele ungezogene Söhne in Franken, in Schwaben und am Rhein beſtahlen ihre Väter; Kaufmannsdiener ihre Herren; Verwalter ihre Caſſen, um die großmüthigen Preußiſchen Officiere aufzuſuchen, die Compagnien wie Kreutzer wegſchenkten. Sie eilten mit ihren Patenten nach Magdeburg, wo man ſie als gemeine Recruten in Empfang nahm, und mit Gewalt unter die Regimenter ſteckte. Hier galt kein

Widerſtreben; der Stock wurde ſo lange gebraucht, bis eine vollkommene Unterwürfigkeit erfolgte. Auf dieſe und andre Weiſe verſchaffte Colignon nebſt ſeinen Helfern dem Könige in dem Laufe des Kriegs 60,000 Recruten.

Die Thätigkeit Friedrichs, der Dienſteifer ſeiner Officiere, und die allezeit fertigen Gelder, beſiegten alſo die Schwierigkeiten, die man in Wien und Petersburg für unüberwindlich hielt. Anfangs ranzionirte man die Gefangenen von allen Seiten, wie denn noch eine Auswechſelung zwiſchen den Preußen und Oeſterreichern in Jägerndorf im April 1758, und die letzte zwiſchen den Preußen und Ruſſen im October 1759 geſchah; wobey ein Feldmarſchall für 3000 Mann, oder 15,000 Gulden, ein Oberſter für 130 Mann, oder 650 Gulden, und ein Gemeiner für fünf Gulden gerechnet wurde. Allein man nahm bald ein anderes Syſtem an. In der Ueberzeugung, daß der Mangel an Menſchen Friedrichs Thaten ein Ziel ſetzen würde, erſchwerte man ihm auch dieſe Auswechſelung der Gefangenen an beiden Kaiſerlichen Höfen, und endlich wurde ſie ganz verweigert. Dennoch ging alles ſeinen Gang fort, und bey Eröffnung eines jeden Feldzugs befanden ſich die Preußiſchen Regimenter größtentheils vollzählig. Diejenigen Truppen, deren Cantons ſich nicht in der Gewalt der Feinde befanden, waren es ganz. Kein Mann, Kranke und Commandirte ausgenommen, durfte hier bey der Muſterung fehlen, die immer im Frühling geſchah, bevor man die Winter-Quartiere verließ. Da bey Maxen ganze Regimenter verlohren gegangen waren, ſo wurden eben dieſe Regimenter aus den ſonſt dazu gehörigen commandirt oder krank geweſenen Soldaten, aus den Selbſt-Ranzionirten und den Angeworbenen, wieder neu errichtet. Auf dieſe Weiſe machte Friedrich das Ganze vollſtändig, und vertilgte zugleich bey dem Heer die Spur des erlittenen Unglücks.

Im Auguſt dieſes Jahres ſtarb der König von Spanien, Ferdinand der ſechſte. Der König von Neapel, Carl, beſtieg nun den Spaniſchen Thron, und ſein achtjähriger Sohn, Ferdinand der vierte, den Neapolitaniſchen. Das Oeſterreichiſche Haus hatte auf die Königreiche Neapel und Sicilien große Anſprüche, die man nur nothgedrungen hatte aufgeben müſſen; noch größer waren dieſe Anſprüche auf Parma und Piacenza, und nie war die Gelegenheit bequemer ſie geltend zu machen: der

Monarch ein Kind, die Regierung in unſichern Händen, die Staatsmänner ohne feſte Grundſätze, die Finanzen in ſchlechtem Zuſtande, die Truppen in geringer Anzahl und ohne Diſciplin. Es war kein Feldzug, ſondern nur eine Beſitznehmung erforderlich, und alle Umſtände verſprachen wenigſtens für jetzt eine ungeſtörte Ruhe in dieſem Beſitz. Spanien kannte ſeinen neuen Monarchen noch nicht, und war überdem zu einem ſolchen Kriege unvorbereitet. Frankreich aber befand ſich ganz entkräftet, hatte ſelbſt mächtige Feinde zu bekämpfen, und war folglich unfähig Armeen nach Italien zu ſenden. Auch kam die Sache im geheimen Rath der Kaiſerin wirklich aufs Tapet. Da aber damahls am Wiener Hofe die Staatsklugheit ganz den Privat-Leidenſchaften untergeordnet war, ſo wurde die Hoffnung auf die höchſt ungewiſſe Eroberung von Schleſien der unfehlbaren Eroberung der beiden ſo wichtigen Königreiche Neapel und Sicilien vorgezogen, die nicht ſo wie ehemahls der Oeſterreichiſchen Monarchie wegen der Entfernung entbehrliche Staaten, ſondern jetzt in Verbindung mit ihren andern Italieniſchen Provinzen der Kaiſerin Maria Thereſia und ihren Nachkommen die Herrſchaft in

Italien auf viele Zeitalter verſchafft haben würden.

Der König von Sardinien hatte auch Anſprüche auf einen Theil dieſer koſtbaren Erbſchaft. Friedrich, der einen Krieg in Italien ſehnlich wünſchte, um die Macht ſeiner Feinde zu theilen, ſchickte den Flügel-Adjutanten Cocceji nach Turin, die Geſinnungen des Königs zu erforſchen; allein dieſer ehemahls ſo kriegeriſche Monarch hatte den Degen mit dem Roſenkranz vertauſcht. Er war jetzt alt, und der Andächteley ergeben; ſein einziger Ehrgeitz war, ſich in Bußübungen hervorzuthun. Dieſer Verſuch Friedrichs ſchlug alſo fehl, ſo wie die meiſten ſeiner Verſuche ſich durch Unterhandlungen Luft zu verſchaffen. Frankreich wünſchte ſehr mit England Friede zu machen, allein ohne den König von Preußen mit einzuſchließen. Dieſer Monarch ſchickte einen Abgeordneten nach Paris, in der Hoffnung, dem Franzöſiſchen Hofe, doch endlich über ſeine eignen Vortheile die Augen zu öffnen, ihn von dem ſo unpolitiſchen Bündniß abzuziehn, und den Miniſtern in Verſailles begreiflich zu machen, wie nachtheilig Preußens Untergang ihrem Staate ſeyn würde. Alle dieſe Vorſtellungen aber waren vergebens; denn dieſer Hof, den, außer der Marquiſin Pompadour, der ganz der Kaiſerin Thereſia ergebene Herzog von Choiſeul jetzt beherrſchte, wollte von nichts hören. Man nahm den Abgeordneten, einen Hofmann, Baron Edelsheim, erſt höflich auf, hernach warf man ihn in die Baſtille, um ſich ſeiner Papiere zu bemächtigen. Friedrich ſchickte auch einen Edelmann nach Petersburg, der vom Engliſchen Miniſterio nachdrücklich unterſtützt und reichlich mit Gold verſehn auftrat, allein Eliſabeths Haß gegen den König von Preußen war unverſöhnlich; auch hoffte ſie das eroberte Preußen zu behalten. Ihre Günſtlinge und Miniſter hatten ähnliche Geſinnungen, daher waren alle Bemühungen zum Frieden ganz fruchtlos.

In dieſer Lage Friedrichs zeigte ſich ihm ein Bundsgenoß in der Ferne. Der König von Dännemark fürchtete die Nachbarſchaft der Ruſſen, die ſich jetzt zur Belagerung von Colberg vorbereiteten, und nach Eroberung dieſer Stadt Herren des Baltiſchen Meeres zu werden droheten. Dieſe Furcht wurde vermehrt durch die Anſprüche des Ruſſiſchen Thronfolgers auf Schleswig, und wegen ſeines Haſſes gegen Dännemark. Der Hof zu Copenhagen that daher dem König von Preußen den Antrag, die Vertheidigung von Pommern zu übernehmen. Die nähere Rückſicht aber auf Friedrichs verzweifelte Lage machte die Dänen bald unentſchloſſen, und endlich abgeneigt ihren eignen Antrag zu befolgen. Man fand bald einen Vorwand die Unterhandlungen abzubrechen. Der König von Dännemark verlangte ſolche Bedingungen, von denen er überzeugt war, daß Friedrich ſie nicht eingehen würde. Und nun war das Geſchäfft auf einmahl geendigt. Der König von Preußen hatte alſo nichts zu hoffen, als was ihm ſein Muth, ſein Schwert und ſein Glück gewähren würde.

Achtes Buch.

— 1760 —

Der Operations-Plan der mächtigen Verbündeten hatte jetzt zum Endzweck, den König von Preußen zu zwingen, entweder Sachſen oder Schleſien preiszugeben. Dieſer Entwurf wurde erſt nach vielen Berathſchlagungen von den Höfen zu Wien und Petersburg genehmigt: denn jeder Theil dachte vorzüglich auf ſeine Privat-Vortheile. Die Franzoſen wünſchten, daß die Ruſſen Stettin belagern möchten; Soltikow aber wollte den Krieg in Pommern längs dem See-Ufer führen, und beſtand darauf, erſt Danzig wegzunehmen; Auguſt bat, Sachſen ſo bald als möglich zu befreyen; die Oeſterreicher hingegen dachten nur bloß auf die Eroberung Schleſiens. Endlich gewannen die Vorſchläge der letztern die Oberhand, und Soltikow erhielt Befehl, mit der Ruſſiſchen Haupt-Armee in dieſe Provinz einzudringen, und Breslau zu belagern. Dieſen Plan hielt man in Petersburg für vortrefflich und unverbeſſerlich, ſo ſehr auch die fehlenden Kriegsbedürfniſſe bey den Ruſſen eine ſolche Unternehmung unmöglich zu machen ſchienen. Den Kriegs-Verſtändigen mußte es natürlich ein Räthſel ſeyn, daß man eine große Stadt an der Oder belagern wollte, wozu das Geſchütz aus Böhmen, die Armee aber von der Weichſel herkommen ſollte.

Friedrich übernahm ſelbſt Sachſen zu vertheidigen; ſeinen Bruder Heinrich ſchickte er mit einem großen Corps, die Ruſſen zu beobachten, und der Prinz von Wirtemberg erhielt ein kleines Corps, um gegen die Schweden zu marſchiren. Dieſer Prinz war kurz zuvor nebſt dem Markgrafen von Schwedt von den Coſaken gefangen, aber gegen einen Revers wieder freygelaſſen worden, womit man in Petersburg ſehr unzufrieden war. Um die Armee in Sachſen zu verſtärken, wurden die beiden Preußiſchen Dragoner-Regimenter von der alliirten Armee abgerufen. Der König machte allen Generalen bekannt, daß er in dieſem Jahr mehr wie gewöhnlich genöthigt ſeyn würde ſtarke Märſche zu machen, um den Feind zu einer Schlacht zu bringen. Er befahl ihnen dabey, die Truppen aufzumuntern, um die zu erwartenden Beſchwerlichkeiten mit Geduld und Standhaftigkeit zu ertragen, und ſie zu erinnern, ſich bey allen

Gefechten des Preußiſchen Nahmens würdig zu zeigen.

Schleſien war im Anfang dieſes Jahres nur ſchwach beſetzt. Der König begnügte ſich die dortigen Feſtungen durch Truppen zu verſtärken, dabey das Pommerſche Infanterie-Regiment von Manteufel einen außerordentlichen Beweis von Tapferkeit gab. Es verließ die Cantonnirungs-Quartiere ohnweit Neiße, worin es entfernt von andern Truppen gelegen hatte. Laudon wartete nur auf dieſen Augenblick, um ſich mit vier Cavallerie-Regimentern zu nähern. Er ſandte einen Officier ab, und ließ dem Regimente den Antrag thun, ſich gefangen zu geben, wobey Hohe und Niedrige ihre ganze Bagage behalten, im Vertheidigungs-Fall aber von ſeiner Cavallerie ſämmtlich niedergehauen werden ſollten. Der Befehlshaber des Regiments erwiederte: der Officier möchte die Antwort von den Soldaten ſelbſt hören. Er nahm ihn mit ſich vor die Fronte, und nun erklärte er ſeinen Kriegern in Plattdeutſcher Sprache Laudons Antrag und Drohung, und fragte um ihren Entſchluß. „Wir wollen — — — —„ war in Pommerſcher Mundart die ſehr unhöfliche aber kernhafte Antwort der wackern Preußen, die wie ein Lauffeuer durch alle Reihen lief, und aus jedem Munde ertönte. Nun gab Laudon den Befehl zum Einhauen. Die ganze Cavallerie ſtürzte alſo in geſchloſſenen Schaaren auf dies im freyen Felde iſolirte Regiment los, wurde aber durch einen Kugel-Regen zurückgeworfen, worauf ſich das Regiment in Marſch ſetzte. Immer geſchahen neue Angriffe mit verdoppelter Gewalt, und gleich ſchlechtem Erfolg, in einer Strecke von zwey Meilen, worauf denn endlich das Cavallerie-Corps, der unmächtigen Verſuche müde, nach einem anſehnlichen Verluſt zurück trabte.

Laudon führte jetzt aus, was die Oeſterreicher in vier Feldzügen nicht hatten thun können; er eröffnete den Feldzug in Feindes Land. Der Preußiſche General Fouquet deckte Schleſien mit 13,000 Mann. Er ſtand bey Landshut in einem verſchanzten Lager auf vielen Bergen ausgedehnt. Da der Feind ſich immer mehr verſtärkte, ſo war dies Lager der Preußen gefährlich; auch wünſchte Fouquet es für jetzt zu ändern, und wagte deshalb die ernſtlichſten Vorſtellungen; allein Friedrich wollte nichts davon hören, weil er auf des Schleſiſchen Miniſters Schlaberndorf Anrathen die einträglichen Gebirgs-Städte nicht unbeſchützt laſſen wollte. Er ſandte daher wiederhohlt an Fouquet ausdrückliche Befehle, dieſen Poſten nicht zu verlaſſen. Laudon wartete, bis dieſer Feldherr ſich eben durch Detachements noch mehr geſchwächt hatte, und nur 8000 Mann ſtark war, und nun griff er ihn mit 31,000 Mann in fünf beſondern Corps, und an fünf Orten zugleich an. Nachdem er einige Schanzen erſtiegen hatte, ließ er den Preußiſchen Befehlshaber, wie bey einer Feſtung, förmlich auffordern ſich zu ergeben; Fouquet antwortete durch Kugeln, und zog ſich unter beſtändigem Gefecht von Anhöhe zu Anhöhe bis ins Thal. Hier ſprach er den Soldaten Muth ein, und formirte ein Viereck, womit er ſich immer fortbewegend mit der ſeltenſten Tapferkeit vertheidigte, bis ſeine von allen Seiten eingeſchloſſenen Truppen, nachdem ſie in einem achtſtündigen Treffen faſt alles Pulver verſchoſſen, und ſich nicht mehr gehörig wehren konnten, endlich der Uebermacht unterliegen mußten. Fouquet ſelbſt wurde gefährlich am Kopfe verwundet, und ſtürzte mit ſeinem unter ihm zugleich todtgeſchoſſenen Pferde zu Boden. Mehrere ſeiner tapferſten Soldaten verſuchten ihren Feldherrn zu retten, umringten ihn, und fochten bis ſie neben ihm hinſanken. Er bekam noch zwey Säbelhiebe im Arm und im Rücken, und ein Oeſterreichiſcher Reiter war eben im Begriff ihm vollends den Reſt zu geben, allein die ſeltne Treue eines gemeinen Reitknechts, Namens Trautſchke, rettete dieſen Helden. Er warf ſich auf ſeinen Herrn, und fing mit ſeinem Leibe die demſelben zugedachten Wunden auf. Sie waren nicht tödtlich, der Mann wurde wieder hergeſtellt, und ſeine Treue durch ein mangelfreyes bequemes Leben belohnt.

Fouquet würde dennoch ein Opfer des Todes geworden ſeyn, allein auf das Schreyen des Trautſchke: „Wollt ihr den commandiren„den General umbringen?„ ſprengte der Oberſt Voit von den Löwenſteinſchen Dragonern herbey, und rettete ihn. Der von Blut triefende Feldherr, der alles gethan hatte, was Klugheit, Kriegserfahrung und Tapferkeit in ſeiner Lage nur zu bewirken vermochten, und der wie Leonidas gefallen war, flößte den Feinden Ehrfurcht ein. Hohe und niedere Officiere neigten ſich vor ihm, und wetteiferten ihm durch Handlungen ihre große Hochachtung zu bezeigen. Der Oberſt Voit ließ ſein Parade-Pferd herbeyführen, und bat Fouquet es zu beſteigen. Der General weigerte ſich deſſen, und ſagte: „Ich werde das ſchöne Sattelzeug „mit meinem Blute verderben.„ Voit erwiederte: „Es wird unendlich gewinnen, wenn „es mit dem Blut eines Helden gefärbt wird.„ Nur ein einziger Oeſterreichiſcher Officier war niedrig genug, den gefangenen Feldherrn wegen ſeiner Niederlage ins Angeſicht zu verſpotten. Dies Betragen wurde aber auf der Stelle durch Vorwürfe von allen Zungen geahndet. Fouquet unterbrach ſie aber, und ſagte: „Laſſen Sie ihn ſprechen, meine Herren! Das geht ſo im Kriege. Heute mir, „morgen dir.„

Noch war ein kleiner unbeſiegter Haufen von Preußiſcher Infanterie übrig, an deren Spitze ſich der Oberſt Below befand. Er formirte ein Viereck in der Ebene, ſchlug alle Anfälle der Reiterey zurück, und bot eine Zeit lang der großen Macht der Sieger Troß. Die Croaten aber kamen den Dragonern und Huſaren zu Hülfe, und griffen die Preußen von vorne, in den Flanken, und im Rücken zugleich an, die nun das Gewehr ſtreckten und Pardon riefen. Aber welch eine ſchreckliche Scene! Der größte Theil dieſer braven jetzt wehrloſen Krieger fiel demungeachtet durch das Schwert der wüthenden Feinde.

Fouquet wurde nun mit 4000 Mann faſt lauter Infanterie zu Kriegs-Gefangenen gemacht. Sechshundert Preußen waren auf dem Wahlplatz geblieben, und 1800 verwundet worden. Die Reiterey hatte ſich durchgeſchlagen, und auch ein kleiner Theil des Fußvolks war entkommen, das unter dem Schutz der Cavallerie glücklich Breslau erreichte. Die Oeſterreicher zählten an 3000 Todte und Verwundete. Laudon befleckte jedoch ſeinen Sieg durch die ſchändliche Plünderung von Landshut. Dieſe Stadt, ein offner und durch den Leinwandshandel blühender Ort, wurde von den Oeſterreichern wie eine mit Sturm eroberte Feſtung behandelt, und die zügelloſeſten Schandthaten darin ausgeübt. Durch dies barbariſche Mittel wollte man die Tapferkeit der Soldaten belohnen, und ſie zu künftigen Thaten aufmuntern.

Die wichtigſte Folge des Treffens bey Landshut war die Eroberung von Glatz. Dieſe Feſtung, nächſt Magdeburg die wichtigſte in den Preußiſchen Staaten, und mit Munition und Proviant im Ueberfluß verſehn, hatte nur eine Beſatzung von 2400 Mann, größtentheils Ueberläufer und Ausländer; hiezu kam ein unwürdiger Commandant, ein Italiäner, Nahmens d'O, der durch Zufall zu dieſem Poſten gekommen war; und dies Uebel wurde noch durch die Entfernung des Königs erhöht. In dieſer mißlichen Lage befand ſich die Hauptfeſtung Schleſiens, als ſie im Julius vom General Harſch belagert wurde. Die Oeſterreicher hatten nur wenige Batterien errichtet; ſie verließen ſich auf das Einverſtändniß mit den Jeſuiten und andern Mönchen des Orts, die eine Anzahl catholiſcher Soldaten gewonnen hatten. Kaum alſo zeigte ſich der Feind, ſo verließen die Preußen gleich einige Außenwerke. Die Croaten nahmen ſolche in Beſitz, und durch dieſe ſchleunigen Vortheile aufgemuntert, ſtürmten ſie auch die Hauptwerke ſechs Tage nach Eröffnung der Laufgräben. Die bunt zuſammengeſetzte Beſatzung machte einen Aufruhr, ganze Compagnien warfen das Gewehr weg, und in vier Stunden war die Feſtung und alles dazu gehörige, ohne die geringſte Capitulation in den Händen der Oeſterreicher. Die Vertheidigung einer kleinen Anzahl wackerer Soldaten war fruchtlos. Das alte Fort wurde mit dem Schwert in der Fauſt eingenommen, und das neue ergab ſich auf Diſcretion. Die Sieger fanden hier ungeheure Magazine, und erlangten durch dieſe Eroberung einen feſten Fuß in Schleſien. Ueberhaupt ſtand ihnen nun dieſe ganze von Preußiſchen Truppen entblößte Provinz völlig offen, und Laudon konnte frey wählen, welche Feſtung er hier zuerſt belagern wollte.

Friedrich, der von dieſen gehäuften Unfällen noch nichts wußte, aber dennoch für Schleſien ſehr beſorgt war, wünſchte dahin zu marſchiren, ohne jedoch die Dauniſche Armee in Sachſen zurück zu laſſen. Dagegen aber mußte er auch fürchten, wenn er ſie nach ſich zöge, und Laudon ihm entgegen rückte, zwiſchen zwey Feuer zu kommen; überdem waren die Reichs-Truppen nach Sachſen im Anmarſch. Die Blokade von Glatz, die Laudon noch vor dem Treffen von Landshut angefangen hatte, und wovon Friedrich Nachricht erhielt, hob jedoch alle Zweifel. Er brach auf, ging über die Elbe, ſchlug einen Theil des Laſcyſchen Corps, und rückte nun auf das Haupt-Corps ſelbſt los, um es anzugreifen. Laſcy wartete dies nicht ab; er zog ſich eiligſt zurück, und nun ging auch Daun über die Elbe. Beide Heere ſetzten ſich jetzt neben einander in Marſch nach Schleſien. Die Hitze war ſo drückend, daß an einem Tage, den ſechsten Julius, hundert und fünf Preußen mitten in ihren Gliedern todt zu

Boden ſtürzten. Alles ſchmachtete nach Waſſer, das man den ſo ſchwer bepackten von Schweiß triefenden Soldaten zu trinken nicht geſtatten wollte. Kaum aber wurden dieſe einen Brunnen, einen Bach, einen Teich, oder eine Pfütze gewahr, ſo ſiegte der wüthende Durſt über alles, ſelbſt über die ſie zu erwartenden Prügel. Sie ſprangen aus ihren Gliedern, ſchöpften das Waſſer mit ihren Hüten, und labten ſich ſo mitten unter den Schlägen, die während des Trinkens auf ſie los regneten. Die Officiere, bey denen das Selbſtgefühl ſprach, die aber höhere Befehle befolgen mußten, ließen bey dieſer Gelegenheit die Preußiſche Diſciplin ſchweigen, nach welcher der Ungehorſam nicht bloß mit Schlägen, ſondern auf der Stelle gleich mit dem Tode beſtraft wird.

Die Dauenſche Armee war der Königlichen immer zur Seite, und Laſcy mit ſeinem großen Corps der letztern im Rücken. Dies erzeugte bey Friedrich, der jetzt auch das Unglück bey Landshut vernommen hatte, den Entwurf, über Laſcy mit ſeiner ganzen Macht herzufallen. Er wandte ſich alſo plötzlich um, nahm ſeinen Marſch zurück nach Bautzen, und ſo gerade auf Laſcy los, der ſich in größter Eil zurückzog, und endlich durch Dresden über die Elbe ging. Der König beſchloß jetzt dieſe Reſidenz zu belagern, woran er zuvor nicht gedacht hatte. Er war überzeugt, daß der behutſame Daun nicht mit ſeiner Armee allein nach Schleſien gehn, und Laſcy im Stich laſſen würde. Friedrich erfuhr auf dieſem Marſch Fouquets Niederlage, die ihm das Freudenfeuer der Oeſterreicher verkündigte. Sein Entwurf auf Dresden wurde dadurch beſtärkt. Daun hatte indeſſen ſeinen Marſch fortgeſetzt; er wünſchte nichts ſo eifrig, als dem König in Schleſien zuvorzukommen. Seiner Einbildung nach hatte er einige Märſche gewonnen; ſie waren aber vielmehr verlohren. So bald er jedoch des Königs Bewegungen hörte, und deſſen Abſicht ahnete, trat er auch ſogleich den Rückzug an.

Mittlerweile wurde Dresden berennt; ein Ort als Feſtung ſehr unbedeutend; denn die Altſtadt hatte keinen bedeckten Weg, keine Raveline, nur ſchmale Gräben, und die Neuſtadt bloß durch Paliſaden geſchützte Erdwälle, ohne alles Mauerwerk. Hier war die Beſtürzung ſo wohl der Einwohner als der Beſatzung unausſprechlich. In wenig Stunden waren die Oeſterreicher aus dem großen Königlichen

Garten und den benachbarten Vorſtädten von den Preußen vertrieben, und vielleicht hätte ein kühn gewagter Sturm in dieſen critiſchen Augenblicken das Schickſal von Dresden ganz kurz entſchieden. Es iſt wahrſcheinlich, daß die mit einer ſtürmenden Eroberung verknüpften Greuel, und zwar in einer Königesſtadt, den verneinenden Entſchluß Friedrichs beſtimmten. Er hoffte, dieſen ſo wichtigen Ort in der Geſchwindigkeit durch Capitulation zu bekommen; allein die Oeſterreicher, die ſich ſehr bald auf der andern Seite der Elbe eine Gemeinſchaft mit der Stadt eröffneten, und eine Menge Truppen hereinwarfen, vernichteten dieſe Erwartung; auch waren die Reichs-Truppen, in der Nähe von Dresden angelangt. Die Antwort des Commandanten, General Maquire, auf die Aufforderung war daher: er würde ſich bis auf den letzten Mann wehren. Es kam nun zu einer förmlichen Belagerung, die unter die merkwürdigſten Begebenheiten dieſes außerordentlichen Krieges gehört.

Die Preußen fingen den 14ten Julius an, die Stadt an beiden Seiten der Elbe zu beſchießen. Noch am nämlichen Tage ſteckte die Beſatzung das am Ufer des Fluſſes aufgethürmte Brennholz in Brand, damit die Preußen es nicht zur Ausfüllung des Stadtgrabens gebrauchen möchten. Das Feuer griff um ſich, und legte viele benachbarte Häuſer in die Aſche. Das ſchwere Preußiſche Geſchütz war noch nicht angekommen, daher bediente man ſich zuerſt nur der zwölfpfündigen Canonen, der Haubitz-Grenaden, und der Feuerkugeln. Der häufig entſtehende Brand wurde jedoch noch zur Zeit durch gute Anſtalten gelöſcht, wozu man vorzüglich die in der Stadt wohnenden Juden brauchte. In der Hoffnung, daß die Gefahr der Einäſcherung einer Königlichen Reſidenz, und zwar von einem Bundsgenoſſen, deſſen Länder man beſchützen wollte, auf die Oeſterreicher wirken würde, wurden gleich anfangs die Schüſſe mehr auf die Stadt, als auf die Wälle gerichtet. Der Commandant, durch höhere Befehle geleitet, ließ ſich jedoch dadurch nicht irre machen; er vertheidigte ſich, unterſtützt von der ganzen Oeſterreichiſchen Armee, die wenig Tage nachher ankam, und deren Truppen, wie in einem unbelagerten Ort, in der Neuſtadt beſtändig aus- und einzogen; ſie hatten nämlich das ſchwache Corps der Preußen, das unter dem Commando des Prinzen von Holſtein an dieſer Seite der Elbe in einer beträchtlichen Entfernung von der

Königlichen Armee ſtand, mit Verluſt vertrieben. Dieſer Vortheil der geöffneten Communication war ſo außerordentlich, daß alle Operationen der Belagerer dadurch vereitelt werden mußten. Es rückten nun ganze Corps Oeſterreicher in die Stadt, die Ausfälle thaten, während daß die Beſatzung ruhete. Friedrich, der das Innere der Städte Prag und Olmütz bey ſeinen Belagerungen ſo viel wie möglich verſchont hatte, nahm nun ein andres Syſtem an. Er wollte verſuchen, ob nicht die Gewißheit, Dresden in wenig Tagen in einen Schutthaufen verwandelt zu ſehn, den Abzug der Oeſterreicher veranlaſſen würde.

Die ſchwere Artillerie kam indeß aus Magdeburg an, und nun wurden unaufhörlich Bomben in die Altſtadt geworfen. Die Einwohner klagten erbärmlich, und wußten nicht, wo ſie ſich in der Angſt hinwenden ſollten. In den Häuſern waren ſie in Gefahr zerſchmettert zu werden, zu verbrennen, oder zu erſticken, und auf den Straßen droheten die umherfliegenden Kugeln ihnen auch den Tod. Dergleichen Unglücksfälle geſchahen faſt ſtündlich, ſo daß man ſich nur nothgedrungen aus den Häuſern wagte. Die Vorſtadt vor dem Wilsdruffer Thore, die bey der vorigen

Belagerung verſchont geblieben war, wurde jetzt von den Preußen in Flammen geſetzt, um den Wällen deſto näher zu ſeyn. Das Feuer wüthete nun entſetzlich in und außer der Stadt; viele der vornehmſten Straßen brannten von einem Ende zum andern. Prächtige Palläſte, die jede Stadt Europens würden geziert haben, wurden ein Raub der Flammen. Wo man hinblickte, ſtürzten Häuſer von vielen Stockwerken ein, die Sitze der Indüſtrie und des Wohlſtandes. Oft wurden die armen Einwohner unter dem Schutt begraben, oder ſie flohen, und ließen alles im Stich.

Was dies Elend noch vermehrte, war das Betragen der Oeſterreichiſchen Beſatzung, deren Raubbegier den unglücklichen Dresdenern mehr Schaden, als Bomben und Flammen that. Eine Menge Keller und unterirdiſche Gewölbe in dieſer Reſidenz war bombenfeſt. Hieher brachten viele hundert Familien alles, was ſie nur koſtbares hatten. Die Zugänge und Oeffnungen wurden ſorgfältig verrammelt, mit großen Schlöſſern verſehn, oder vermauert, und nun gaben dieſe bedrängten Einwohner das übrige preis. Sie retteten ſich auf die nahe liegenden Weinberge, oder in die benachbarten Städte und Dörfer.

Umſonſt war ihre Vorſicht, und vergebens ihre Erwartung, den beſten Reſt ihres Eigenthums wiederzuſehn. Ihre Bundsgenoſſen, die Oeſterreicher, erbrachen dieſe bombenfeſten vermauerten Keller, und raubten alles. Jede noch ſo künſtlich verwahrte Oeffnung wußten ſie auszuſpähen. Viele dieſer Böſewichter wurden hingerichtet, allein es half nichts. So ſchlecht war die Mannszucht, und ſo wild das Betragen in einer Stadt, die man beſchützen wollte. Auch die gelehrte Welt verlohr bey dieſer Zügelloſigkeit. Einige wichtige vollendete Manuſcripte des vortrefflichen Satyren-Schreibers Rabner, die gleichfalls in einem ſolchen Keller aufbewahrt wurden, fielen in die Fäuſte der Croaten, die den Druck unbeſorgt ließen. Rabner klagte bitter über dieſen Verluſt, und nie wollte er auf das Zureden ſeiner Freunde ſich entſchließen, die nämlichen Materien wieder zu bearbeiten. Er ſagte: „Er wolle den Narren die Freude nicht verderben, die ihnen die Belagerung von Dresden gemacht habe.„

Das Bombardement wurde indeſſen immer fortgeſetzt. Eine Anzahl Bomben fiel auf die Kreutzkirche, eine der älteſten und ſchönſten Kirchen in Sachſen. Der feſt gebaute

Thurm that langen Widerſtand, endlich aber drangen die Eiſenmaſſen ein, zerſchmetterten das Dach der Kirche, und zerſtörten das Innere des Gebäudes, ſo wie die umliegenden Häuſer. Die wüthenden Flammen vollendeten das Werk. Auf dieſem Thurm ſtanden einige Canonen, die man zu Folge eines alten Gebrauchs an Feyertagen abfeuerte. Man war ſo unvorſichtig geweſen, ſich derſelben auch jetzt bey der Belagerung gegen die Feinde zu bedienen; obgleich nur einigemahl, und ohne Wirkung, mehr zum Verſuch als planmäßig. Dieſe wenigen von den Belagerern ſo wie von den Einwohnern kaum bemerkten Schüſſe waren jedoch entſcheidend, weil nun die Preußen die Kirche wie eine Batterie betrachteten, die man zerſtören müſſe. Da gefühlloſe Verheerung ohne weitere Rückſicht nun einmahl die Loſung war, und keine Befehle zur Schonung der andern Kirchen gegeben wurden, ſo fuhr man mit dieſem grauſamen Geſchäffte fort, und nahm die emporragenden Gebäude beſonders zum Augenmerk; da denn auch der gewölbte prächtige Thurm der Frauenkirche den Bombardirern oft zum Ziel diente; allein die Bomben prallten immer von der Kuppel ab, und verurſachten bloß Riſſe.

Die perſönliche Rettung war jedoch die Haupt-Angelegenheit der unglücklichen Einwohner aller Stände. Die häufigen Nachrichten von ganzen Familien, die unter den Trümmern ihrer Wohnungen elendiglich umkamen, und die Hungersnoth, die ſich einſtellte, ſetzte alles in Bewegung. Da man nach eröffneter Communication in der Neuſtadt vor den Bomben geſichert war, ſo lagen die Menſchen in den dortigen Häuſern bis unter die Dächer auf einander gehäuft; noch mehrere aber verließen die Stadt gänzlich. Die Landſtraßen wimmelten von Menſchen. Greiſe und Matronen, durch Alter und Schwachheit zu Boden gedrückt, krochen an ihren Stäben fort, oder lehnten ſich auf den Arm ihrer Söhne und Töchter, die große Bündel trugen, und ſelbſt kaum fortkonnten. Mütter, von ihrer Kindheit an mit allen Gemächlichkeiten des Lebens vertraut, wanderten zu Fuße, mit ihren Säuglingen an der Bruſt, und ſeufzten zum Himmel. Erwachſene Kinder weinten, und kleine ſchrien. Viele dieſer Flüchtlinge fanden eine Linderung ihres Unglücks im Gebet, und beteten laut. Einer tröſtete den andern. Der Anblick der rauchenden Stadt aber, der nagende Hunger, und der Proſpect eines künftigen Elends, machten jedoch dieſen Troſt ſehr unwirkſam. Da es an Pferden mangelte, ſchleppten viele an Wohlſtand und Ueberfluß gewöhnte Perſonen ihre geretteten Habſeligkeiten ſelbſt auf dem Rücken fort. Man ſahe wohlgebildete reitzende Frauenzimmer, die in dieſer Reſidenz ſo häufig ſind, von feinen Sitten und zarter Leibes-Beſchaffenheit, wie die Laſtthiere bepackt. Die ſchwächlichen und kranken dieſes Geſchlechts wurden von ihren männlichen Freunden auf Schubkarren gefahren. Alle angenommene Begriffe von Anſtand und Schicklichkeit, alle kleine Vorurtheile der höhern Volks-Claſſen von Ehre und Schande, alle Regeln der Höflichkeit und Galanterie, hörten in dieſen ſchrecklichen Stunden auf; alle Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens wurden geſchwächt, oder aufgelöſt.

Die Belagerten waren im Ueberfluß mit Artillerie verſehn, die auch wohl bedient wurde; allein ſie konnten das Feuer der Preußen nicht zum Schweigen bringen, da dieſe ihre Bomben-Batterien hinter Schutthaufen abgebrannter Häuſer aufgeführt hatten. Den 19ten Julius, an einem einzigen Tage, wurden über 1400 Bomben und Kugeln in die Stadt geſchleudert; es brannte in allen Winkeln. An kein Löſchen wurde mehr gedacht; auch war es nicht möglich, da die Belagerer das den Einwohnern ſo nöthige Röhrwaſſer abgeſchnitten hatten. Ein Ausfall folgte dem andern. Manche fielen für die Belagerten gut aus, die, immer von friſchen Truppen unterſtützt, mit ausgedehnter Gewalt angreifen konnten. Sie trieben die Preußen bisweilen aus den Laufgräben, vernagelten Canonen, und brachten Gefangene nach Dresden zurück.

Friedrich, durch dieſe Unfälle aufgebracht, ahndete ſie an dem Regiment von Bernburg, das ſich in den Laufgräben nicht lange genug gewehrt hatte, und der Uebermacht gewichen war. Die Strafe war in den Preußiſchen Kriegs-Annalen beyſpiellos. Die gemeinen Soldaten mußten ihre Seitengewehre, und die Unter-Officiere ſo wohl als die Officiere ihre Hut-Treſſen ablegen. Beides war ſehr entbehrlich; der Soldat marſchirte leichter, und der Officier vermißte kaum dieſe fehlende Zierde an ſeiner Uniform. Indeſſen war es als Abzeichen hinreichend, bey ehrgeitzigen Kriegern die größte Wirkung zu erzeugen. Das Regiment, das, von dem berühmten Fürſten Leopold von Deſſau ſelbſt gebildet, nicht ſelten Proben von Tapferkeit und guter Kriegs-Disciplin gegeben hatte, wurde aufs tiefſte gebeugt. Faſt alle Officiere deſſelben, reiche und arme, überzeugt, nach den Umſtänden ihre Pflicht gethan zu haben, verlangten ihren Abſchied, der ihnen jedoch ſämmtlich verweigert wurde. In Frankreich und andern Ländern verläßt der Officier den Dienſt, wenn er will; bey den Preußiſchen Heeren hingegen, wo die oberen und untern Befehlshaber keinen Kriegern der Welt an Ehrſucht nachſtehn, und wo alles zu der Kriegs-Maſchine gehörige auf ſie ankommt, war unter Friedrichs des Großen Regierung der Zwang Sitte, der ſich ſo wenig mit dem Fantom von Ehre verträgt; ein Schattenbild, das jedoch bey unſrer hohen Cultur mehr als Subſtanz gilt. Man iſt zu ſehr geneigt, ſich jede Verfahrungsart eines großen Mannes als das Reſultat tief durchdachter Staats-Maximen vorzuſtellen, indeſſen dürfte es wohl erlaubt ſeyn, dieſes mit Vernunft und Erfahrung ſtreitende Zwang-Syſtem unter Friedrichs Launen zu ſetzen, die der Zufall erzeugte, und die hernach zu Grundſätzen wurden. Die Geſchichte dieſes Monarchen iſt voll von ſolchen Beyſpielen, die der Lobredner überſieht, der Philoſoph ungern ſammelt,

melt, und der Troß der Geſchichtſchreiber nicht zu brauchen weiß.

Wir kehren nun zur Belagerung von Dresden zurück, die jetzt bloß Ehren halber noch fortgeſetzt wurde. Die Oeſterreicher wünſchten ſehnlich ſolche bald geendigt zu ſehn, und machten daher in Verbindung mit den Reichs-Truppen einen Verſuch, die Königliche Armee zu überfallen, die das Belagerungs-Corps deckte. Das Haupt-Quartier war in einem Vorwerk nahe bey dem ſchwach beſetzten, und bloß durch Vorpoſten bedeckten Dorfe Gruna, in einiger Entfernung vom Lager; dies ſchien eine feindliche Unternehmung zu begünſtigen. Man ſchmeichelte ſich den König gefangen zu nehmen, und überhaupt die Scene von Hochkirch zu erneuern. Mit anbrechendem Tage ſollte es geſchehn. Dieſer Entwurf aber mißlang, ſo raſch man auch dabey verfuhr. Die leichten Truppen der Oeſterreicher drangen vor, die Preußiſchen Feldwachen zogen ſich zurück, und der König hatte kaum Zeit ſein Pferd zu beſteigen, um das Dorf zu verlaſſen. Dies Dorf war die Gränze der anrückenden Krieger; denn mit einer Geſchwindigkeit, die allen Glauben überſteigt, ſtand das Preußiſche Heer in Waſſen da. In Zeit von drey Minuten ſahe man bey ſo vielen Tauſenden den ſeltſamen Uebergang von der größten Ruhe zur größten Thätigkeit. Es lag alles, Infanterie, Cavallerie und Artillerie in ihren Zeltern im tiefen Schlaf; über die ganze Linie war eine todte Stille verbreiter, und auf einmahl ſtand alles in Schlachtordnung. Die Sonne warf eben die erſten Strahlen am Horizont, und verkündigte einen ſchönen Sommertag, als das gräßliche Geſchrey: „zum Gewehr! zum Gewehr!„ von vielen tauſend Stimmen wiederhohlt, durchs ganze Lager tönte *). Die Soldaten ſtürzten halb angezogen aus ihren Zeltern, ſtellten ſich in Reihen und Glieder, und ſo rückte das ganze Treffen in geſchloſſener Linie dem Feind entgegen, der ſich nun eilfertig zurückzog, weil Daun eine förmliche Schlacht gar nicht wünſchte.

Die Uhlanen thaten ſich bey dieſer Gelegenheit ſehr hervor, und verdienen hier nähere Erwähnung. Sie gehörten zu einer beſondern in Pohlen wohnenden nicht zahlreichen Wölkerſchaft, die ihre Sitten und Gebräuche beybehalten, und überdem noch jetzt, obgleich von Chriſten umringt, ihre eigne Religion hat. Sie zeichneten ſich immer durch ihre Treue ge-

---

*) Der Verfaſſer redet hier als Augenzeuge.

gen die Republik und durch ihre Tapferkeit aus; ſie fochten in allen Kriegen der Pohlen und ihrer Könige; auch jetzt ſtanden ſie im Solde Auguſts, und wurden von einem verdienſtvollen Sächſiſchen Officier, dem Major Schiebel, angeführt. Sie waren nach Türken Art gekleidet, leicht beritten, und mit Lanzen bewaffnet. Ueberall, wo dieſe Uhlanen ſich befanden, neckten ſie die Preußiſchen Vorpoſten und Arriere-Garden, und fochten fliehend, ſo wie die alten Parther.

Der Verſuch des Ueberfalls erzeugte eine Veränderung in der Stellung der Königlichen Armee. Das Preußiſche Lager wurde von dem ſo genannten großen Garten entfernt, und um nun die linke Flanke der neuen Stellung zu ſichern, machte man aus dem Garten einen Verhack. Die hohen majeſtätiſchen Bäume, ehrwürdig durch ihr Alter, und unſchätzbar wegen ihrer Seltenheit, die in ſchönſter Ordnung geſtellt die herrlichſten Alleen bildeten, wurden jetzt umgehauen, und überhaupt der ganze, zur Ergötzlichkeit der Einwohner immer offen ſtehende Garten, der durch Größe, Kunſt und Pracht, ſich ſo ſehr auszeichnete, der eine Zierde Deutſchlands, und eines mächtigen Monarchen würdig war, in wenig Stunden in die ſchrecklichſte Einöde verwandelt. Die marmornen Bildſäulen, die den Garten ſchmückten, hatten die Sachſen vor der Belagerung weggeräumt, und die Sammlung der Königlichen Antiken, diesſeits der Alpen eine der vortrefflichſten, in eben dieſem Garten vergraben, den man zerſtörte. Die Preußen hatten hievon keine Spur, und dieſe Denkmähler der Kunſt wurden für die Sachſen erhalten.

Die Belagerung wurde ſeit dieſer veränderten Stellung nur ſchwach fortgeſetzt. Alle Hoffnung zur Eroberung von Dresden war nun verſchwunden. Zu den vielen andern Hinderniſſen kam noch der Verluſt eines beträchtlichen Preußiſchen Transports von Munition und Getreide, womit acht aus Magdeburg kommende Schiffe beladen waren, die ſämmtlich den Oeſterreichern in die Hände fielen; auch fingen die Lebensmittel an den Preußen zu fehlen, denn die Feinde waren Meiſter von der Elbe, und machten alle Zufuhr höchſt unſicher.

Eben da Friedrich im Begriff war die Belagerung aufzuheben, kam die Nachricht von der Einnahme von Glatz an. Die Belagerten verkündigten ſolche durch Freudenfeuer, und ſchoſſen rings um die Stadt mit Kugeln Victoria. Der König erfuhr dieſe unglückliche Zeitung von dem bey einem Ausfall gefangenen Oeſterreichiſchen General Nugent. Seine Beſtürzung war anfangs überaus groß; denn dies Unglück war ihm wegen der großen Feſtigkeit des Orts ganz unerwartet; doch faßte er ſich bald wieder und ſagte: „Mag es „doch ſeyn! Wenn Friede wird, werden ſie „ihn uns wohl wiedergeben. Wir müſſen nach „Schleſien gehn, damit wir nicht alles verlieren.„ Der thätige Laudon wollte die erlangten Vortheile aufs beſte nutzen, und belagerte Breslau. Dieſe Nachricht beſchleunigte den Aufbruch des Königs. Es war am 30ſten Julius, in einer ſehr regnigen ſtürmiſchen Nacht, als die Preußen von Dresden abzogen. Durch einige Canonen mußte das Feuer in den Laufgräben unterhalten werden; es wurde immer ſchwächer, und endlich hörte es gar auf. Der König verließ nun ſein Lager, und marſchirte mit ſeiner Armee nach Meißen zu.

So endigte ſich die Belagerung von Dresden, die den Preußen 1478 Todte und Verwundete gekoſtet hatte, dabey waren 261 gefangen worden. Sechs Kirchen in dieſer Reſidenz, und 416 größtentheils hohe ſchöne Häuſer, Palläſte und öffentliche Gebäude lagen in der Aſche, und 115 waren beſchädigt. Eine Menge Einwohner hatten ihr Leben verlohren, oder waren verſtümmelt worden, und noch mehrere, deren Loos zuvor Wohlſtand geweſen, waren nun bettelarm. Viele hundert Familien, die durch die Indüſtrie zahlreicher Generationen empor gekommen, und die Früchte derſelben als ihr Erbtheil in ſtiller Ruhe genoſſen hatten, ſahen jetzt, nach wieder erlangter Beſonnenheit, mit verſtärktem Gram, daß unwiederbringlich ihr Alles verlohren war. Blutsverwandte, durch die Bande der Zärtlichkeit und Liebe an einander gefeſſelt, trennten ſich jetzt. Die vom männlichen Geſchlecht nahmen den Wanderſtab in die Hand, verließen ihr unglückliches Vaterland, und ſuchten Brot unter einem fremden Himmel. Mädchen, im Ueberfluß erzogen, und ſonſt von vielen Händen bedient, entſagten nun allen ihren genoſſenen Bequemlichkeiten, dem gewohnten Wohlleben, ihren angenehmen jetzt verſchwundenen Ausſichten, und wurden ſelbſt dienende Perſonen, um ihr Leben zu friſten. Die ſchreckliche Wirkung dieſer unglücklichen Belagerung iſt jetzt, nach dreyßig Jahren, noch ſehr fühlbar. Das Land hat ſich erhohlt, aber die, nicht von dem Handel, ſondern bloß durch die Arbeitſamkeit der Einwohner ſich nährende Hauptſtadt, iſt zurückgeblieben. Man hat den Schutt aufgeräumt; man ſiehet Häuſer und Palläſte auf den Brandſtätten, allein verſchwunden iſt der hohe Wohlſtand einer vormahligen Königsſtadt, wo Künſte und Pracht mit einander wetteiferten, wo ausgezeichnete Kunſttalente die höchſte Aufmunterung fanden, wo feine Sitten in Verbindung mit Reichthum und großer Indûſtrie herrſchten, und wo man durch die ausgeſuchteſten Ergötzlichkeiten den größten Weltſtädten das Muſter gab. Von dieſem Dresden ſind wenig Spuren mehr vorhanden.

Mit dieſer unglücklichen Unternehmung auf Dresden ſchloß ſich die Kette von Unglücksfällen, die ſeit zwölf Monaten ununterbrochen auf Friedrich losgeſtürmt hatten. So wie der Feldzug vom Jahr 1757 in der Geſchichte der Kriege ohne Beyſpiel iſt, eben ſo beyſpiellos iſt es, daß ein Monarch in einem ſo kurzen Zeitraum ſo viel auf einander gethürmtes Kriegsunglück erfuhr, ohne ganz unterzuliegen. Die gegen die Ruſſen verlohrne Schlacht bey Kai im Julius 1759 führte den Reihen, und war das traurige Signal eines ununterbrochenen widrigen Schickſals; ihr folgten die ſchreckliche Niederlage bey Kunersdorf, und der Verluſt von Dresden. Fink wurde mit ſeinem großen Corps bey Maxen, Dierke mit ſeinem kleinen bey Meißen gefangen; ſodann der tödtende Winter-Feldzug mit ſeinen Seuchen; das unglückliche Treffen bey Landshut, die feindliche Eroberung von Glatz, und jetzt die mißlungene Belagerung von Dresden.

Nun ging der Marſch des Königs nach Schleſien, den Daun Sorge getragen hatte den Preußen ſo beſchwerlich als möglich zu machen. Seine leichten Truppen mußten alle Brücken über die Röder, Spree, Neiße und Queis verbrennen, und alle nach Schleſien führende Wege durch Verhacke unbrauchbar machen. Friedrich überwand jedoch dieſe Schwierigkeiten, und ſetzte ſeinen Zug fort, Breslau zu entſetzen, das von Laudon belagert wurde. Dieſe Begebenheit ſtellt ein erſtaunenswürdiges Beyſpiel dar. Friedrich, der mit dem Adlerblick des Genie's ſeine Heerführer zu wählen wußte, wandte dieſe Sorgfalt ſehr ſelten bey der Wahl von Commandanten in ſeinen Feſtungen an. Er überließ es gewöhnlich der Rangordnung oder dem Zufall, ob ein d'O, oder ein Heyden darin das Commando führte. Friedrich kannte beide nicht, und war gleich erſtaunt über das ſchändliche Betragen des erſtern, als über das bewundernswürdige Verhalten des letztern, der, bey ſeinem Garniſon-Regiment nicht zum Dienſt im Felde beſtimmt, noch weniger durch ſeinen Rang zum Befehlshaber erkohren, mit ganz begränzten Ausſichten in Rückſicht auf militairiſchen Ruhm, in einer kleinen Stadt unbemerkt ſeine Tage durchleben ſollte, deſſen ſeltener Muth aber zu wiederhohltenmahlen die großen Entwürfe der Ruſſen zerſtörte.

Diesmahl war Friedrich auch von ſeinem guten Genius wohl bedient worden. Die Königliche Leib-Garde hatte ſeit der Schlacht bey Kollin, wo ſie größtentheils aufgerieben, hernach aber wieder vollzählig gemacht wurde, in Breslau ihr Kriegs-Quartier, und ihr Befehlshaber, der General Tauenzien, wurde durch dieſen Umſtand Commandant der Hauptſtadt Schleſiens. Dieſer General, in der Potsdammer Kriegsſchule erzogen und grau geworden, verband mit den höchſten Begriffen von Ehre, großen Muth, Einſicht und militairiſche Talente. Alles dieſes in einem hohen Grade vereinigt, war auch durchaus in einer Lage erforderlich, die vielleicht nie ihres gleichen gehabt hat. Laudon ſtand mit 50,000 Oeſterreichern vor der Stadt, und innerhalb der Mauern waren 9000 Oeſterreichiſche Kriegsgefangene im Begriff zu revoltiren. Allen dieſen Feinden von innen und außen hatte Tauenzien in einer großen Stadt nur 3000 Mann entgegen zu ſtellen, und von dieſer ſo ſchwachen Beſatzung waren 2000 entweder Ueberläufer, oder gezwungene Soldaten, oder Invaliden. Nur auf die ungefähr 1000 Mann ſtarke Garde des Königs konnte er ſich verlaſſen, und auch dieſe beſtand größtentheils aus Ausländern, wovon die mehreſten der gemeinen Soldaten bey ihrem geringen Sold nur ungerne dienten, und bloß durch Grundſätze von Ehre und Diſciplin bey ihren Fahnen gehalten wurden. Vorfälle dieſer Art bezeichnen den militairiſchen Geiſt der Preußen, und unſers Zeitalters überhaupt, auf eine ſehr auffallende Weiſe; Vorfälle, die aufs beſte bewährt, dem Philoſophen ein Problem ſcheinen, und die der ſcharfſinnige Geſchichtſchreiber wegen des Unwahrſcheinlichen kaum anzuführen wagt. Dies Wunder, mit einer geringen Anzahl größtentheils unzufriedner und unbrauchbarer Soldaten, eine Armee in der Stadt im Zaum zu halten, und einer andern außerhalb der Mauern Widerſtand zu thun, und alles dies in einem großen von vielen tauſend zur Empörung geneigten Bürgern bewohnten, nicht außerordentlich befeſtigten Ort, ein ſolches Wunder konnte nur die Macht der Preußiſchen Kriegs-Diſciplin bewirken; und wenn bey der ſpäteſten Nachwelt militairiſche Tugenden von Geſchichtſchreibern geprieſen, und von Dichtern beſungen werden, ſo wird Hochkirch und Breslau wegen des Triumphs der Diſciplin bey ihnen ewig ein Gegenſtand der Bewundrung ſeyn.

Laudon war nicht ohne Beſorgniß durch herbeyeilende Preußiſche Armeen an ſeinem Vorhaben gehindert zu werden, das er ohne Beyhülfe der Ruſſen auszuführen wünſchte. Die möglichſte Geſchwindigkeit war daher bey dieſer Unternehmung erforderlich. Er war weder mit Belagerungs-Geſchütz, noch mit der dazu nöthigen Munition verſehn. Die mit Waſſer angefüllten Feſtungsgräben geſtatteten ihm auch keinen Sturm; nichts blieb ihm alſo übrig, als Unterhandlung und Feuer. Er forderte den Commandanten auf, ſich zu ergeben, und bediente ſich der Gründe: „Breslau ſey eine Handelsſtadt, und keine Feſtung; es wäre daher wider Kriegsgebrauch,

„ſelbige gegen große Uebermacht zu vertheidigen; der König ſey jenſeits der Elbe, und der Prinz Heinrich ohnweit der Warthe; die Ruſſen würden in zwey Tagen mit 75,000 Mann erſcheinen; er glaube, daß die Stadt lieber Oeſterreicher, als Ruſſen einnehmen würde; er wolle der Beſatzung die Bedingungen der Capitulation überlaſſen; würde aber die Uebergabe verweigert, ſo ſolle die Stadt aus fünf und vierzig Mörſern in Brand geſteckt werden.„ Tauenzien antwortete kurz: „Breslau ſey eine Feſtung, und er würde den Feind auf den Wällen erwarten, wenn auch die Häuſer in Aſche verwandelt werden ſollten.„ Laudon verſuchte nun, die Bürgerſchaft wider den Commandanten aufzubringen, und ließ an den Präſidenten des Stadt-Magiſtrats, Conradi, ſchreiben. Der Brief war voll von Mitleid gegen die unſchuldigen Einwohner, wobey die Nachricht von den fünf und vierzig zum Brande fertig ſtehenden Feuer-Mörſern, ſo wie die 75,000 im Anzuge befindlichen Ruſſen, nicht vergeſſen wurden. Dies Schreiben aber konnte keine Wirkung in einer Stadt haben, wo ein General wie Tauenzien Commandant war; auch blieb es unbeantwortet. Laudon wiederhohlte ſeine Aufforderung, und verſtärkte ſeine Drohungen. Es hieß: das Kind im Mutterleibe ſollte nicht verſchont werden. Tauenzien antwortete: „Ich bin nicht ſchwanger, und meine Soldaten auch nicht.„ Hierauf fing das Bombardement an. Der Commandant nahm dabey ſeine Maaßregeln ſo weislich und ſo nachdrücklich gegen die Feinde, ſo wohl innerhalb als außerhalb der Stadt, daß alle feindliche Verſuche fehl ſchlugen; und da Laudons Haupt-Quartier aus Feldſchlangen mit forcirten Ladungen erreicht werden konnte, ſo ließ er dieſem Feldherrn keine Ruhe, und zwang ihn durch Kugeln, die in ſeine Wohnzimmer fielen, ſich weiter zurückzuziehn.

Da jedoch Tauenzien des Entſatzes nicht gewiß, und von ſeiner Schwäche überzeugt war, ſo verſammelte er die Officiere der Königlichen Garde, ſtellte ihnen ſeinen Zuſtand und die Möglichkeit vor, daß die Stadt noch vor Ankunft des Königs von den Feinden mit dem Schwert in der Fauſt erobert werden könnte; in dieſem Fall nun wollte er mit der Garde auf den Wällen einen Abſchnitt machen, und ſich ſodann bis auf den letzten Blutstropfen wehren; damit, wie er ſagte, die Welt nicht das ſonderbare Schauſpiel erlebte, die ganze Leibwache Friedrichs kriegsgefangen zu ſehn. Die Officiere, von kriegeriſchem Ehrgeitz und Vaterlandsliebe beſeelt, ſtimmten dieſem edeln Vorſatz bey, und waren entſchloſſen fechtend zu ſterben. Glücklicher Weiſe kam es nicht zu dieſer verzweifelten Scene; denn der Prinz Heinrich nahte ſich mit ſtarken Märſchen, und nun war Laudon ſelbſt gezwungen den General Soltikow, der neun Meilen von Breslau ſtand, zu bitten, ſeinen Marſch zu beſchleunigen. Noch aber machte er einen letzten Verſuch, den Commandanten zur Uebergabe zu bewegen, und erbot ſich alle Bedingungen, die er nur verlangen würde, zu unterzeichnen. Der abgeſandte Kaiſerliche Oberſt Rouvroi zeigte dabey die Lage des entfernten Königs im übelſten, und die Nähe der verheerenden Ruſſen im ſchrecklichſten Lichte; hiezu die Vortheile eines freyen Abzugs, mit andern ehrenvollen Bewilligungen; alles Dinge, die, wie er ſagte, des Commandanten Ehre in den Augen der Welt und ſeines Königs rechtfertigen würden. Tauenzien antwortete: „Ich habe keinen Be„griff von der Ehre eines Commandanten, der „eine Feſtung übergiebt, ehe Breſche geſchoſ„ſen iſt. Unerlaubt iſts, die Belagerung einer „Stadt mit dem Ruin ihrer Einwohner anzu-

„fangen. Der Brand hat meine Geſinnungen nicht geändert, vielmehr befeſtigt.„ „Wenn das iſt,„ erwiederte Rouvroi, „ſo werden wir gleich förmlich die Laufgräben eröffnen.„ „Dies habe ich ſchon längſt erwartet,„ verſetzte der Commandant, und nun ſchieden ſie von einander.

Mit dieſer Drohung hatte die ganze Expedition ein Ende; denn am folgenden Tage hob Laudon die Belagerung auf; eine Unternehmung, die ſelbſt die Freunde dieſes Feldherrn für unüberdacht hielten, und behaupteten, er habe ſie bloß auf das große Vertrauen auf ſein Waffenglück gegründet. Sie hatte nur fünf Tage gewährt, allein in dieſer kurzen Friſt viel Schaden angerichtet. Der König ſchenkte den Einwohnern zur Vergütung ihres Verluſts 50,000 Reichsthaler. Man hat bey dieſer Belagerung als merkwürdig aufgezeichnet, daß dabey das ſchönſte Frauenzimmer in der Stadt, und der ſchönſte Soldat von der Königlichen Leibwacht getödtet, die größte Canone geſprungen, und der ſchönſte Pallaſt eingeäſchert wurde; auch das Wohngebäude des Königs war im Feuer aufgegangen.

Heinrichs ſchleunige Ankunft rettete nicht allein Breslau, ſondern ganz Schleſien; denn die Ruſſiſche Haupt-Armee befand ſich auch ſchon im Mittelpunkt dieſer Provinz, eine Meile von der Hauptſtadt, und der Plan ihres Heerführers war, ſich mit den Oeſterreichern zu vereinigen. Er hatte auf die gewiſſe Eroberung von Breslau gerechnet, und auf das hier befindliche große Magazin, das ſeine Armee den noch übrigen Feldzug verpflegen ſollte. Dieſe Erwartungen aber wurden durch die klugen Maaßregeln des Prinzen Heinrich für jetzt vereitelt, ſo daß Soltikow es nicht wagte über die Oder zu gehn. Die Zeit war beiden Theilen überaus koſtbar; denn auch Friedrich, der für Breslau beſorgt war, näherte ſich mit ſtarken Schritten. Er hatte Hülſen mit einem anſehnlichen Corps in Sachſen zurückgelaſſen, und war im Angeſicht der Oeſterreichiſchen Haupt-Armee über die Elbe, die Spree, die Neiße, die Queiße und die Bober gegangen. Er war zwiſchen durch die Corps von Riedeſel und Laſcy paſſirt, letzteres folgte ihm nachher beſtändig in einer Entfernung von drey Meilen, dagegen die große Oeſterreichiſche Armee vor ihm herzog. „Ein Fremder,„ ſagt der König in ſeiner Geſchichte, „der den Marſch dieſer verſchiedenen Armeen „beobachtet hätte, würde ſich leicht geirrt und

„geglaubt haben, daß ſie alle **einem** Herrn „gehörten. Er würde die Armee des Feld„marſchalls Daun für die Avant-Garde, die „Armee des Königs für das Haupt-Corps, „und die Armee des Generals Laſcy für die „Arriere-Garde gehalten haben.„

Obgleich der König einen Zug von zweytauſend Proviant-Wagen bey ſich hatte, und die Brücken zerſtört waren, ſo legte er doch in fünf Tagen zwanzig Meilen mit ſeiner Armee zurück, und erreichte ohne Verluſt die Schleſiſche Gränze. Daun vermied alle Gelegenheit zur Schlacht, und vereinigte ſich endlich mit der Laudonſchen Armee, um wo möglich den König von ſeinem Bruder Heinrich abgeſondert zu halten, und ihn auch von Schweidnitz und Breslau abzuſchneiden. Friedrich und Daun blieben jedoch in der Nähe, und nur allein die Katzbach, ein kleines Waſſer, trennte beide Armeen. Die gar zu große Ueberlegenheit der feindlichen Heere, die über 100,000 Mann ſeinen 30,000 Mann entgegen ſtellten, nöthigte den König das Betragen eines Partey-Gängers nachzuahmen, und oft ſeine Stellung zu verändern, um dem Feinde auszuweichen, und ſich durch Thätigkeit und Wachſamkeit gegen deſſen Unternehmungen zu ſichern; dabey aber blieb er den feindlichen Armeen immer ganz nahe zur Seite, damit ſie ſich nicht gegen den Prinzen Heinrich wenden möchten, der die Ruſſen beobachtete. Bey Goldberg erbeuteten die Preußiſchen Huſaren einen großen Theil der feindlichen Bagage, worunter ſich auch die ganze Equipage des Generals Laſcy befand. Der König befahl, dieſe letztere nicht zu berühren; er ſchickte ſie dem Feldherrn zu, von einem Trompeter begleitet, der zugleich ein ſehr ſchönes, artiges, zum Gefolge des Generals gehöriges Tyroler Mädchen demſelben zurückführen mußte. Nur allein eine große ſauber gezeichnete Charte von allen Oeſterreichiſchen Lägern in den Feldzügen von 1758 und 1759 behielt Friedrich von der Beute zurück, und da Laſcy auch um dieſe Charte anſuchte, erfolgte die Antwort, er ſollte ſie haben, ſo bald ſie copirt ſeyn würde.

Die Ruſſen, die ſich noch auf der andern Seite der Oder ohnweit Breslau befanden, waren gar nicht mit den behutſamen Bewegungen der Oeſterreicher zufrieden. Sie glaubten, daß, da man den König nicht gehindert habe, über die Elbe, Spree und Bober zu gehn, es ihm auch jetzt nicht verwehrt werden würde, die Oder zu paſſiren, ſich mit dem Prinzen Heinrich zu vereinigen, und ſodann mit ſeiner ganzen Macht auf ſie zu fallen. „Es „koſtet dem König nur einen ſeiner gewöhnlichen ſtarken Märſche und Kunſtgriffe,„ ſagte der Feldmarſchall Soltikow, „um dieſes zu bewirken.„ Er erklärte dabey ausdrücklich, daß er, ſo bald man den König über die Oder gehen ließe, ſich nach Pohlen zurückziehn würde.

Dieſe Drohung nöthigte Daun eine Schlacht zu wagen, um den König aufzuhalten. Den 15ten Auguſt ſollte das Preußiſche Lager bey Liegnitz angegriffen werden. Die Lage deſſelben war nicht vortheilhaft, und der feindliche Entwurf vortrefflich. Man wollte Friedrich mit Tagesanbruch an vier Orten zugleich anfallen, und wo möglich ein Seitenſtück zu Hochkirch liefern. Die weitere Abſicht war, ihm den Weg nach der Oder abzuſchneiden, ja ſelbſt den Rückzug nach Glogau zu verſperren. Man war im Oeſterreichiſchen Lager von dem glücklichen Erfolg zum voraus ſo ſehr überzeugt, daß die Soldaten daſelbſt ſagten: der Sack wäre nun aufgemacht, worin man den König von Preußen und ſeine ganze Armee auffangen, und ihn ſodann zuſchnüren würde. Der König erhielt zufällig erſt am Abend vor der Ausführung von dieſem Vorhaben Nachricht; auch erfuhr er die vorgedachte Prahlerey. Er erzählte ſie ſelbſt bey der Tafel, und fügte hinzu: „Die Oeſterreicher haben nicht ganz un„recht; aber ich denke in dem Sack ein Loch „zu machen, das ſie Mühe haben werden aus„zubeſſern.„ Er war ſeiner übeln Stellung halber, des Ueberfalls bey Hochkirch eingedenk, nicht ohne Sorge geweſen, allein dennoch hatte er wegen gewiſſer Proviant-Maaßregeln aufgeſchoben, das unvortheilhafte Lager zu verlaſſen. Die Nacht am 14ten war dazu beſtimmt. Der Engliſche Geſandte Mitchel, voll der Beſorgniß eines ſchrecklichen Angriffs, verbrannte einen Theil ſeiner Papiere, wollte ſich aber nicht entfernen.

Auf die erhaltene Nachricht bereitete ſich Friedrich zur Schlacht, und ſogleich war ſein Entwurf gemacht. Mit Anbruch der Nacht verließ er mit der Armee das Lager, deſſen Wachtfeuer jedoch durch Bauern unterhalten wurden; desgleichen mußten Huſaren-Patrouillen alle Viertelſtunden das nächtliche Lager-Geſchrey fortſetzen. Eben dies geſchah auch im Lager der Oeſterreicher, um ihren Aufbruch zu verbergen; auch wurde der Gewohnheit dieſer Truppen gemäß durch zurückgelaſſene Tamboure um Mitternacht die Schaarwache geſchlagen; ſo daß beide Heere zu gleicher Zeit durch die nämlichen Mittel ihre Feinde zu täuſchen ſuchten, und beide, durch einen ſonderbaren Zufall, mit Schatten kämpften. Nun zog ſich Friedrich auf die Anhöhen bey Liegnitz, und ſtellte ſich alsdann ganz in der Stille in Schlachtordnung *). Es war eine ungemein ſchöne Sommernacht. Der geſtirnte Himmel hatte kein Wölkchen, und kein Lüftchen wehe-

---

*) Der Verfaſſer befand ſich bey dieſer Schlacht, und beſtätigt daher die Meinung derjenigen, die da behaupten, der König habe die Laudonſche Armee hier erwartet, einen Angriff beſchloſſen, und ſich dazu bereit gemacht; denn wozu ſonſt, wenn man die Schlacht als zufällig annehmen wollte, das ſchlachtmäßige Aufmarſchiren der Truppen auf den Anhöhen? Wozu das Haltmachen von Mitternacht bis Tagesanbruch, da nichts den Marſch aufhielt? Hierdurch waren ja die Vortheile des verdeckt gebliebenen Aufbruchs ganz vereitelt worden. Durch dieſen höchſt unnützen Zeitverluſt (eine Handlungsart, die Friedrich nie eigen war) hätten ja die feindlichen Armeen die höchſt erwünſchte Gelegenheit bekommen, die zögernden Preußen einzuhohlen, und entweder ſie bey Tage mit aller ihrer Macht anzugreifen, oder doch ihren weitern Marſch, und ihre fernere Subſiſtenz auf alle nur mögliche Weiſe zu hindern. Die Armee ſtand, bey Tagesanbruch, in völliger Schlachtordnung; nur als der Angriff geſchah, wurden in der Stellung einiger Regimenter des zweyten Treffens, und mit einem Theil der Cavallerie vom rechten Flügel einige Aenderungen gemacht.

te. Niemand ſchlief. Die Soldaten hatten ſich zwar mit ihrem Gewehr im Arm gelagert, allein ſie waren munter, und da ſie nicht ſingen durften, ſo unterhielten ſie ſich mit Erzählungen. Die Officiere gingen ſpatzieren, und die Generale ritten herum, um alles Nöthige zu beobachten. Der König ſaß auf einer Tremmel, ganz nach dem erhabenen Bilde eines großen Dichters, der in den Preußiſchen Kriegsliedern ſingt:

„Auf einer Trommel ſaß der Held
„und dachte ſeine Schlacht,
„den Himmel über ſich zum Zelt,
„und um ſich her die Nacht.„

Es fing eben an zu dämmern, als ſich Laudon näherte, der mit ſeiner 30,000 Mann ſtarken Armee den linken Flügel der Preußen im Lager angreifen ſollte, von welchem er, der vorigen Stellung nach, ſich noch entfernt zu ſeyn glaubte. Bald aber wurde er mit Erſtaunen gewahr, daß er die ganze Armee des Königs vor ſich hatte, deſſen zweytes Treſſen auf ihn ſogleich losließ, und ihn von einer in der Nacht aufgeführten Batterie begrüßte. Das erſte Treſſen hatte Friedrich zur Beobachtung Dauns beſtimmt, der ſeinem rechten Flügel gegen über ſtand. Laudon, der ſich auf die Unterſtützung ſeines Ober-Feldherrn verließ, wich dem Kampf nicht aus, ſondern bot den Preußen die Spitze, und überließ den Ausgang der Tapferkeit ſeiner Truppen, und dem ihn ſo oft begleitenden Glück. Er ließ ſeine Cavallerie auf die Preußiſche einbrechen, die aber zurückgeworfen und in Moräſte getrieben wurde, wo ſie ſich nur mit vieler Mühe herausarbeiten konnte; und nun rückte die Preußiſche Infanterie vor, und ſchlug auch nach einem hartnäckigen Kampf die Oeſterreichiſche Infanterie aus dem Felde. Die letztere machte jedoch noch einen Verſuch mit einer ganzen Colonne durch das vor der Preußiſchen Fronte liegende Dorf Panten zu rücken, allein die Preußen ſteckten es durch Haubitz-Grenaden in Brand, und zwangen die Feinde das Gefecht auf den linken Flügel einzuſchränken. Die Hoffnung der letztern auf Hülfe wurde vereitelt; denn Daun erfuhr erſt ſpät den Angriff des Königs, da die obwohl nur eine halbe Meile entfernte Oeſterreichiſche Haupt-Armee wegen eines eben entſtandenen widrigen Windes nichts von dem Knallen des Geſchützes hören konnte; überdem wußte ihr Feldherr bey ſeiner Ankunft ins verlaſſene Preußiſche Lager gar nicht, wo die Armee, die man ſo gut als geſchlagen glaubte, hingekommen war, und da er ſich endlich dem Kampfplatz näherte, ſo konnte er wegen des Terrains nicht anders als mit großem Nachtheil das ihn erwartende erſte Treffen der Preußen angreifen. Er machte einige Verſuche vorzudringen, allein ſie mißglückten. Laudon, der alles gethan, und ſich perſönlich der größten Gefahr ausgeſetzt hatte, zog ſich nun zurück, und überließ dem König das Schlachtfeld mit einem Verluſt von 10,000 Mann, drey und zwanzig Fahnen, und zwey und achtzig Canonen; 6000 Oeſterreicher waren gefangen, und 4000 waren todt oder verwundet. Bey Friedrichs Heere hingegen zählte man 1800 Todte und Verwundete.

Es war ein ſehr ſchöner Morgen. Die Sonne beſchien den blutigen Wahlplatz, die Leichen und Sterbenden; allein ſie beleuchtete auch eine angenehme rührende Scene. Das Regiment von Bernburg, das, wie oben erzählt, bey Dresden ausgezeichnet herabgeſetzt war, ging mit dem Vorſatz in die Schlacht, die verlohrne Ehre wieder zu erkämpfen, oder ſich dem Kriegs-Dämon aufzuopfern. Dieſer Entſchluß, der ohne Unterſchied des Ranges oder des Alters in jeder Bruſt Wurzel faßte, und deſſen Keime die tiefgebeugten Officiere ſorgfältig entwickelten, erzeugte eine bewundrungswürdige Tapferkeit, ganz des Preußiſchen Nahmens würdig. Dem König blieb ſie nicht unbemerkt. Er ritt nach vollendeter Blutarbeit bey dem Regiment vorbey. Die Officiere ſchwiegen, in der ſtillen Hoffnung auf des Monarchen Gerechtigkeit; vier alte Soldaten aber fielen ihm in Zügel, umfaßten ſeine Knie, beriefen ſich auf ihre gethane Pflicht, und fleheten um die verlohrne Gnade. Friedrich antwortete gerührt: „Ja Kinder! Ihr ſollt ſie „wieder haben, und alles ſoll vergeſſen ſeyn.„ Noch den nämlichen Tag erhielt das Regiment die entzogenen militairiſchen Waffen und Zierathen, und Friedrich machte ſelbſt bey der Parole das tapfere Verhalten des Regiments, und die völlige Begnadigung deſſelben bey der ganzen Armee bekannt.

Dieſe Schlacht bey Liegnitz dauerte nur zwey Stunden. Um fünf Uhr des Morgens, da die feine Welt in allen Europäiſchen Ländern noch im tiefen Schlaf begraben lag, und die arbeitenden Volks-Claſſen ſich erſt von ihrem Nachtlager erhoben, waren hier bereits große Thaten geſchehn und vollendet. Man hatte einen wichtigen Sieg erfochten, der die Vereinigung der Ruſſen und Oeſterreicher hinderte, und alle ihre auf die Schleſiſchen Feſtungen gemachten Entwürfe vereitelte. Friedrich ließ auf der Stelle von der ganzen Armee ein Freudenfeuer machen, und ſodann ſetzte er ſich ſogleich in Marſch; ein Marſch, der durchaus einzig in ſeiner Art und erſtaunenswürdig war; der Aufzeichnung ſo ſehr werth, wie irgend eine große Begebenheit des gegenwärtigen Kriegs; denn dieſe von der Blutarbeit abgemattete und von zahlreichen Heeren umringte Armee mußte ohne Raſt und ohne allen Zeitverluſt fortrücken, und dabey alles eroberte Geſchütz, alle Gefangene, und auch alle Verwundete mitnehmen. Man packte die letztern auf Mehl- und Brotwagen; auch andre Wagen und Chaiſen nahm man dazu, ſie mochten gehören wem ſie wollten; ſelbſt der König gab die ſeinigen her. Auch die Handpferde des Monarchen und der vornehmen Befehlshaber wurden hergegeben, um die Verwundeten, die noch reiten konnten, fortzubringen. Die ledigen Mehlwagen ſchlug man in Stücken, und ſpannte die Pferde vor die erbeuteten Canonen. Von den feindlichen Gewehren mußte ein jeder Reiter und Packknecht eins mitnehmen. Nichts wurde zurückgelaſſen oder vergeſſen, erheblich oder unerheblich; es war

Beute. Auch nicht ein einziger Verwundeter blieb zurück, weder von den Preußen, noch von den Oeſterreichern, ſo daß um 9 Uhr, vier Stunden nach geendigter Schlacht, dies ſo unvorbereitet neu belaſtete Heer, mit dem ganzen ungeheuern Troß, ſchon im vollen Marſch war.

Alle dieſe mannigfaltigen vortrefflichen Anſtalten wurden in der größten Geſchwindigkeit von dem General Saldern gemacht, einem Mann, der die ſeltenſte Thätigkeit mit der ausgebreitetſten Kriegskenntniß und einem unbeſiegbaren Muthe verband, und der von Friedrich ſehr oft zu Rathe gezogen wurde. Er ſchien zum Feldherrn gebohren, und ob er gleich wegen ſeines Ranges als General-Major keine Armee anführte, ſo gehörte er doch zu den größten militairiſchen Genies dieſes Jahrhunderts. Sein Aeußeres war das Bild des Kriegsgottes, groß, ſehr wohl gebildet, voll Majeſtät und Würde. Immer bey der Armee des Königs gegenwärtig, leiſtete er ihm die wichtigſten Dienſte, ſo wohl durch Ausführung ſehr ſchwieriger und verwickelter Aufträge, als durch ſein Commando in der Linie des Treffens.

Der Zug der ſo außerordentlich belaſteten Armee ging den nämlichen Tag noch drey Meilen, und zwar nach Parchwitz zu, in deſſen Nähe Czernichef mit 20,000 Ruſſen die Oder deckte. Der König befand ſich jedoch ungeachtet ſeines Sieges in einer ſchrecklichen Lage. Die Proviant-Wagen waren leer. Er hatte den 16ten Auguſt nur noch auf einen Tag Brot, außer dem kleinen Vorrath, den die Soldaten auf ihrem Rücken trugen. Wenn die Ruſſen ihren Poſten behaupteten, ſo konnte er nichts aus ſeinen Magazinen in Breslau ziehen; und um nach Schweidnitz zu marſchiren, mußte er ſich zuvor mit allen Oeſterreichiſchen Armeen vereinigt ſchlagen. Wollte er auch dies mit ſeiner ſo ſehr ungleichen Truppenzahl wagen, ſo war ein glücklicher Erfolg doch kaum denkbar, wegen des Transports von 6000 Gefangenen, von den erbeuteten Canonen, und von einigen tauſend Verwundeten, die man während der Schlacht bedecken mußte. Die Ruſſen machten jedoch dieſer Unruhe bald ein Ende. Die Haupt-Armee dieſer Nation zog ſich über die Oder zurück, wobey die Befehlshaber zu ihrer Rechtfertigung ſagten, daß, da ſie in fünf Tagen keine Nachricht von den Oeſterreichern erhalten hätten, ſo müßten ſie entweder eine gänzliche Niederlage, oder eine völlig abgeſchnittene Communication vermuthen; jetzt alſo war der Weg nach Breslau den Preußen völlig offen. Der Ruſſiſche General Czernichef ſtand aber noch mit einem Corps dieſſeits der Oder. Um auch ſeinen Rückzug zu beſchleunigen, bediente ſich der König folgender Liſt: Er ſchrieb an den Prinzen Heinrich, meldete ihm ſeinen Sieg über die Oeſterreicher, und ſeinen Entſchluß die Oder zu paſſiren, um auch die Ruſſen anzugreifen, wobey er ſeinen Bruder erinnerte, deshalb die verabredeten Bewegungen zu machen. Dieſer Brief wurde einem Bauer gegeben, mit dem nöthigen Unterricht, wie er von den Ruſſen aufgefangen werden könnte. Die Liſt hatte den beſten Erfolg, und kaum hatte Czernichef den Brief geleſen, ſo eilte er über den Fluß zu kommen. Nun hatte des Königs bedenkliche Lage ein Ende, die nie, ſelbſt nicht vor der Schlacht bey Leuthen, ſo gefährlich geweſen war, als jetzt vor der Schlacht bey Liegnitz; denn damahls war von der rauhen Jahreszeit noch manche Hinderniß für die Sieger zu erwarten, auch waren die Ruſſen nach ihrem Lande gezogen; jetzt aber war der Winter noch ſehr entfernt, und die Ruſſiſche Haupt-Armee in der Nähe; hiezu die ganze Macht Oeſterreichs. Der Sieg über Laudon wandte alle dieſe Gefahren ab. Nie war der König vergnügter. Er konnte ſich nun mit ſeinem Bruder Heinrich vereinigen. Das Kriegsglück, das ihn einige Zeit her ſo ſehr verfolgt hatte, ſchien ihn jetzt wieder anzulächeln. Er hatte eine Schlacht gleichſam auf dem Marſch gewonnen, und zwar auf eben dem Felde, wo im Jahr 1241 zwiſchen den chriſtlichen Nationen und den Tatarn ein großes blutiges Treffen geliefert wurde. Ein wenig Tage darauf an den Marquis d'Argens geſchriebener Brief des Königs zeigt ſeine damahligen Geſinnungen:

„Ehedem,„ ſchrieb Friedrich, „mein lieber Marquis, würde die Schlacht vom 15ten Auguſt viel entſchieden haben; jetzt aber iſt es nur eine kleine Balgerey. Eine große Schlacht iſt erforderlich, um unſer Schickſal zu beſtimmen. Nach aller Wahrſcheinlichkeit wird ſie bald vorfallen, und alsdann wollen wir uns freuen, wenn der Ausgang für uns vortheilhaft iſt. Ich danke Ihnen indeſſen für den aufrichtigen Antheil, den Sie an dieſem Vorfall nehmen. Es waren nicht wenig Künſte erforderlich, um die Dinge bis zu dieſem Punct zu führen. Sprechen Sie doch nicht von Gefahren. Dieſe letzte

„Schlacht hat mir nur ein Kleid und ein Pferd gekoſtet; das heißt den Sieg wohlfeil erkauft. Ich habe den Brief nicht empfangen, den Sie anführen. Unſre Correſpondenz iſt wie blokirt; denn die Ruſſen ſtehn auf der einen Seite der Oder, und die Oeſterreicher auf der andern. Es wurde ein kleines Gefecht erfordert, um dem Adjutanten Cocceji den Weg zu bahnen. Ich hoffe, daß er Ihnen meinen Brief eingehändigt haben wird. Nie in meinem Leben bin ich in einer ſo critiſchen Lage geweſen, als in dieſem Feldzuge. —Glauben Sie gewiß, daß noch eine Art von Wunder erforderlich iſt, um alle die Schwierigkeiten zu überſteigen, die ich vorherſehe. Ich werde ohnfehlbar meine Pflicht thun; aber erinnern Sie Sich beſtändig, mein lieber Marquis, daß ich nicht das Glück leiten kann, und daß ich verbunden bin, ſehr viel auf den Zufall bey meinen Entwürfen zu rechnen, da mir die Mittel fehlen, ſie ſelbſtſtändig zu machen. Es ſind Hercules-Arbeiten, die ich endigen ſoll, und zwar in einem Alter, wo die Kräfte mich verlaſſen, wo die Kränklichkeit meines Körpers zunimmt; und, um die Wahrheit zu ſagen, wo die Hoffnung, der einzige Troſt

„der Unglücklichen, ſelbſt anfängt mir zu fehlen. Sie ſind nicht genug von den Angelegenheiten unterrichtet, um Sich eine deutliche Vorſtellung von allen den Gefahren zu machen, die den Staat bedrohn. Ich kenne ſie, und verhehle ſie. Ich behalte alle Beſorgniſſe für mich, und theile der Welt nur die Hoffnungen, oder die wenigen angenehmen Neuigkeiten mit, die mir zu Gute kommen. Wenn der Streich, den ich im Sinn habe, glückt, alsdann, mein lieber Marquis, wird es Zeit ſeyn, ſich der Freude zu überlaſſen. Ich führe hier das Leben eines kriegeriſchen Mönchs. Meine Angelegenheiten beſchäfftigen nicht wenig meinen Geiſt; die übrige Zeit widme ich den ſchönen Wiſſenſchaften, die mein Troſt ſind, ſo wie ſie es jenem großen Conſul, dem Vater ſeines Landes und der Beredſamkeit, waren. Ich weiß nicht, ob ich dieſen Feldzug überleben werde; geſchieht es, ſo bin ich feſt entſchloſſen, meine übrigen Tage in der Entfernung von Unruhen, im Schooß der Philoſophie und der Freundſchaft zuzubringen. Noch weiß ich nicht, wo wir unſer Winter-Quartier haben werden. Mein Haus in Breslau iſt durch das letzte Bombardement in die Aſche gelegt.

„Unſre Feinde beneiden uns ſo gar das Licht „des Tages, und die Luft, die wir athmen; „dennoch müſſen ſie uns einen Ort übrig laſſen, und wenn er ſicher iſt, ſo werde ich mich „freuen, Sie dort zu ſehn. Was wird aus „dem Frieden zwiſchen Frankreich und England „werden? Sie ſehn, mein lieber Marquis, „daß Ihre Landsleute blinder ſind, als Sie „glaubten; ſie verlieren Canada und Pondichery, um der Königin von Ungarn und der „Czarin von Rußland gefällig zu ſeyn. Gebe „doch der Himmel, daß Prinz Ferdinand ſie „für ihren Eifer belohnen möge.„

Der regierende Herzog von Wirtemberg, der nicht bloß als Reichsſtand die beſtimmte Reichshülfe an Soldaten lieferte, ſondern perſönlichen Antheil an dieſem Kriege nahm, war mittlerweile mit 12,000 Mann ſeiner eignen Truppen nach Sachſen gekommen. Vorher agirte dieſer Fürſt gemeinſchaftlich mit den Franzoſen; jetzt wollte er ſein Kriegsglück in Verbindung mit den Oeſterreichern verſuchen, wobey er keine Subſidien verlangte, ſich aber die Brandſchatzungs-Gelder vorbehielt, die er in den feindlichen Ländern erpreſſen würde; auch wurden die von ihm betretenen Preußiſchen und Heſſiſchen Provinzen mit großer

Strenge behandelt. Die Stadt Halle mußte an ihn 75,000 Reichsthaler erlegen. Im Auguſt ſtieß er zur Reichs-Armee, die 35 Bataillone Infanterie, und ſieben Cavallerie-Regimenter ſtark war, wozu noch von den Oeſterreichern unter Haddicks Anführung ſieben Infanterie- und ſechs Cavallerie-Regimenter, nebſt 2000 Croaten kamen. Hülſen, der bey Meißen ſtand, verließ dieſen Poſten bey Annäherung einer ſo großen Uebermacht, und bezog ein verſchanztes Lager bey Strehlen. Hier wurde er den 18ten Auguſt von allen Seiten angegriffen. Man hoffte die Scene von Maxen zu erneuern. Die Preußen aber behaupteten ihre Stellung, ſchlugen den Feind nach einem ſehr lebhaften Gefecht zurück, und machten 1300 Gefangene. Nach dieſem Treffen marſchirte Hülſen nach Torgau, um ſeine Magazine zu decken. Hier verſchanzte er ſich, und behauptete ſein Lager ſechs Wochen lang, bis ihn der Mangel an Subſiſtenz nöthigte dieſen Poſten zu verlaſſen. Er machte nun einen meiſterhaften Rückzug nach Brandenburg. Auf dieſe Weiſe war ganz Sachſen bis auf Torgau und Wittenberg abermahls von den Preußen geräumt, die jedoch beym Abſchiede verſprachen bald wiederzukommen.

So war die Lage der Preußiſchen Angelegenheiten in Sachſen. In Schleſien war Daun durch den Rückzug der Ruſſen, und durch die meiſterhaften Bewegungen des Königs genöthigt worden, ſich nach der Schlacht bey Liegnitz in die Gebirge zu ziehn, um nicht von Böhmen abgeſchnitten zu werden. Friedrich machte deshalb einen ſehr verwegenen Marſch, und ging trotz des heftigſten Canonen-Feuers mit ſeiner ganzen Armee ganz nahe am feindlichen Lager vorbey. Soltikow hatte jetzt auch alle Entwürfe zur Vereinigung mit den Oeſterreichern aufgegeben, und wurde durch den Preußiſchen General Goltz beobachtet, der mit einem Corps von 12,000 Mann bey Glogau ſtand, nachdem die übrigen Truppen zum König geſtoßen waren. Verſchiedene große für die Preußen glückliche Scharmützel beſtätigten die Rückkehr des Glücks auf die Seite Friedrichs. Bey Hohen-Friedberg trieb Ziethen den überlegenen Feind bis unter die Canonen von Laudons Lager, und machte 400 Gefangene. Ohnweit Reichenau wurde das Beckſche Corps angegriffen, wobey 800 Croaten den Preußen in die Hände fielen, und in Wahlſtadt nahm der General Krokow 300 Oeſterreicher gefangen. Bey Hohen-Giersdorf in den Gebirgen kam es im Angeſicht beider Armeen zwiſchen abgeſonderten Kriegsſchaaren zu einem großen Gefecht, wobey die Oeſterreicher 600 Grenadiere und vierzehn Canonen verlohren. Die Canonade dauerte achtzehn Stunden. Sämmtliche Heere rückten immer tiefer in die Gebirge, und ſtanden endlich ſo nahe an einander, daß man mit Canonen die beiderſeitigen Läger beſtreichen konnte. Es wurde jedoch unterlaſſen, weil es nichts gefruchtet hätte; ſelbſt das Schießen mit dem kleinen Gewehr bey den Vorpoſten war verboten, ſo daß alles das Anſehn eines Waffen-Stillſtands hatte; die äußerten Vorpoſten und Patrullen beider Theile ſprachen mit einander, und wenn die letztern zuſammenſtießen, und eine Partey in der Nacht von ihrem Wege abgekommen war, ſo wurde ſie von der andern freundlich zurecht gewieſen.

Dieſe Methode, dem Feind nahe unter die Augen zu rücken, die der König oft gebrauchte, ſetzte die Oeſterreichiſchen Feldherren gewöhnlich in Verwirrung, veränderte ihre Plane, und machte ſie in ihren Unternehmungen unſchlüſſig. Eine ſolche Dreiſtigkeit, wodurch man ſich über alle gebräuchliche Regeln wegſetzte, erzeugte überdem noch andre Vortheile; allein seit Cäsars Zeiten hatte kein Heerführer in Europa ſich dieſes trefflichen Mittels bedient, bis Friedrich, der die Thaten dieſes Größten der Römer, den er ſelbſt für ſeinen Meiſter in der Kriegskunſt erkannte, unabläſſig ſtudirte, es auch bey ſeinen Feldzügen anwandte. Es war auch jetzt von großer Wirkung; denn Daun gab alle ſeine Entwürfe für die gegenwärtige Zeit auf, verkroch ſich bey aller ſeiner Uebermacht in die Gebirge, und war nur auf die Erhaltung ſeines Heeres bedacht.

Neuntes Buch.

Die in Pommern befindlichen Ruſſen waren indeſſen nicht müßig. Eine Ruſſiſche Flotte, commandirt von dem Admiral Miſchakow, war im Auguſt auf den Küſten dieſer Provinz angekommen, und nun wurde Colberg von ſieben und zwanzig Ruſſiſchen Kriegsſchiffen, Fregatten und Bombardier-Galliotten zu Waſſer, und von 15,000 Mann zu Lande förmlich belagert. Hiezu kam noch eine Schwediſche Eſcadre von ſechs Linienſchiffen und zwey Fregatten, die zu der Ruſſiſchen Belagerungs-Flotte ſtießen. Der General Demidow, der 8000 Ruſſen auf Schiffen herbey geführt hatte, die ſich mit den andern von der Haupt-Armee vereinigten, commandirte die Belagerung zu Lande, die von drey Seiten zugleich geſchah. In vier Tagen warf man über ſieben hundert Bomben in die Stadt, ohne die Feuerkugeln zu rechnen. Alles war auch zum Sturm bereitet. Dieſer Verſuch der Belagerung aber gelang nicht beſſer, als der vorige. Heyden wehrte ſich abermahls aufs tapferſte, ohne auf den

Feuer-Regen zu achten, der die Stadt verheerte; auch ſeine Bürger ſahen ohne Murren ihre Häuſer im Rauch aufgehn. Ihr Muth blieb unerſchüttert, bis der General Werner aus Schleſien zum Entſatz herbey eilen konnte. Er hatte nur 5000 Mann bey ſich, allein mit dieſen marſchirte er vierzig Meilen in zwölf Tagen, und ſo kam er den 18ten September am 26ſten Tage der Belagerung bey Colberg an, wo er die Ruſſen ſogleich mit dem Säbel in der Fauſt überfiel. Dieſe, durch die große Entfernung der Preußiſchen Armeen ſicher gemacht, träumten nicht die Möglichkeit eines Entſatzes, daher war das kleine Corps des Werner vermögend, ein ſolches Schrecken unter ihnen zu verbreiten, daß ſie nicht allein ſofort die Belagerung aufhoben, ſondern auch mit der größten Uebereilung davonflohen. Sie gaben dabey ihre Canonen, Munition, Zelter, Fourage, Bagage, und ſelbſt ihren nothdürftigen Proviant preis, um ſich vor den anrückenden Preußen in Sicherheit zu ſetzen. Ein Theil rettete ſich auf die Schiffe, die andern entflohen zu Lande. Werner machte einige hundert Gefangene, und nun zeigte er ſich als Sieger am Ufer des Baltiſchen Meers. Das Schrecken bemächtigte ſich nun auch der Seeleute auf eine unerhörte Weiſe: ſie glaubten ſich auf ihren Kriegsſchiffen vor den Preußiſchen Huſaren nicht ſicher. Die Flotte hob die Anker, und eilte in die hohe See. Die Patrioten ließen eine Denkmünze auf dieſe außerordentliche Begebenheit ſchlagen, bezeichnet mit den Worten Ovids: Res ſimilis fictae, und Ramler beſang dieſe Befreyung ſeiner Vaterſtadt in einer vortrefflichen Ode.

Werner, der eine ſo ſchöne Unternehmung ausgeführt, und keine Ruſſen mehr zu beſiegen hatte, wandte ſich nun gegen die Schweden. Er überfiel ſie in der Vorſtadt von Paſewalk, nahm ihnen acht Canonen weg, hieb 300 Mann nieder, und machte 600 Gefangene. Die Stadt ſelbſt wäre erobert worden, allein der Feind machte Miene ſie in Brand zu ſtecken, welches Werner zum Schaden der Preußiſchen Einwohner nicht veranlaſſen wollte. Er ging nach Mecklenburg, und trieb hier Kriegsſteuern ein, bis ihn die Bewegungen der Ruſſen wieder nach Pommern riefen. Die ſo oft erprobte Tapferkeit der Wernerſchen Huſaren veranlaßte den König, ohne Rückſicht auf die feſtgeſetzte Ordnung und Anzahl, dem General zu bewilligen, ſein Regiment ſo ſtark zu machen als er ſelbſt wollte und konnte, Nach ſeiner jedesmahligen Angabe geſchahe die Verpflegung.

Dieſer General, ein gebohrner Ungar und Proteſtant, hatte den Oeſterreichiſchen Dienſt verlaſſen, wo man nach den damahligen dunkeln Begriffen mehr auf ſeine Religion, als auf ſeine Verdienſte ſah, und daher ſeine Beförderung verzögerte. Zu dieſer Zurückſetzung kam der ihn verfolgende Haß des Generals Nadaſti, und nun ging Werner in Preußiſche Dienſte, wo ihn der König mit Vergnügen aufnahm. Ehrgeitz, Haß und Rache, vereinigten ſich jetzt bey dieſem General, um den Feinden Preußens, die nun auch die ſeinigen waren, ſeinen Werth und ihren Verluſt zu zeigen. Vorzüglich war Nadaſti ſein Augenmerk; ihn gefangen zu nehmen, war der größte ſeiner Wünſche. Raſtlos verfolgte er ihn auf Märſchen und in Quartieren, wo er ihm oft in der Nacht auf ungebahnten Wegen im Rücken erſchien, und ihn unaufhörlich beunruhigte, ja mehr als einmahl auf dem Punct war ſeinen großen Wunſch erfüllt zu ſehn. Vielleicht wäre es ihm endlich doch gelungen, wenn der mit dem Hofe unzufriedene Nadaſti nicht das Oeſterreichiſche Heer verlaſſen hätte.

Der Sommer war zu Ende. Die unfreundliche Jahreszeit näherte ſich, und ſo wohl Oeſterreicher als Ruſſen fingen an auf ihre Winter-Quartiere zu denken. Indeſſen war die Idee, mit ſo zahlreichen und überlegenen Heeren in dem ganzen Feldzug nichts ausgeführt zu haben, nicht wenig demüthigend für Friedrichs Feinde. Hiezu kam die üble Lage Dauns in den Gebirgen, wo die Zufuhr ſo beſchwerlich, und das Vorrücken faſt unmöglich war, daher ihm nichts als ein Rückzug nach Böhmen übrig blieb. Man ſann auf alle nur erdenkliche Mittel, den König zu entfernen. Ein Marſch der Ruſſen nach Berlin ſchien dazu die wirkſamſte Maaßregel zu ſeyn. Um Soltikow dahin zu vermögen, erbot ſich Daun die Unternehmung durch ein Hülfs-Corps zu unterſtützen. Zwanzig tauſend Ruſſen unter Czernichef, und funfzehn tauſend Oeſterreicher unter Laſcy und Brentano, traten daher ihren Marſch nach Brandenburg an, den Soltikow mit ſeiner ganzen Macht in der Entfernung deckte. So anziehend war der Proſpect der Beute in einer Königlichen Reſidenz, daß die ſicher dahin ziehenden Oeſterreicher, ohne Raſttag zu halten, ſo ſtarke Märſche thaten, als man bey ihnen ſonſt nicht gewohnt war; ſie legten vierzig Meilen in zehn Tagen zurück.“ Der Ruſſiſche General, Graf Tottleben, ein Deutſcher, der lange in Berlin gelebt hatte, führte den Vortrab des Ruſſiſchen Corps, und da hier alles von dem Erſtkommenden abhing, ſo eilte er dermaßen, daß er den 3ten October, am ſechsten Tage nach dem Abmarſch von Beuthen in Schleſien, mit 3000 Mann vor den Thoren von Berlin ſtand.

Dieſe ungeheure Königsſtadt ohne Wälle und Mauern war nur mit 1200 Mann Garniſon-Truppen beſetzt, und folglich ganz außer Stande ſich zu vertheidigen. Der Commandant, General Rochow, eben derjenige, der zwey Jahr zuvor einen Beſuch von den Oeſterreichern gehabt hatte, wurde jedoch von Männern, die Ehrfurcht verdienten, zur Gegenwehr aufgemuntert. Dies war der Rath des alten Feldmarſchalls Lehwald, und des verwundeten großen Generals Seydlitz, die ſich beide damahls nebſt dem General Knoblauch in Berlin befanden, und aus Patriotiſmus ſich herabließen, kleine Schanzen vor den Stadtthoren in Perſon zu vertheidigen. Alles ergriff die Waffen, ſelbſt Invaliden und Kranke. Auf die abgeſchlagene Aufforderung erfolgte noch am nämlichen Tage der Ankunft ein Bombardement mit Feuerkugeln und Haubitz-Grenaden, und in der Nacht wurden zwey Thore heftig beſtürmt. Die Flammen brachen an verſchiedenen Orten aus; ſie wurden aber bald gelöſcht, und die Stürmenden muthig zurückgeſchlagen. Das edle Beyſpiel mit Ruhm gekrönter Feldherren, die hier ihres Ranges und Alters uneingedenk Subalternen-Dienſte thaten, ſtählte den Muth eines jeden Streiters, und erſetzte die fehlende Anzahl der Soldaten. Die Ruſſen gaben den Sturm auf. Den folgenden Tag kam der Prinz Eugen von Wirtemberg mit 5000 Mann der Stadt zu Hülfe. Er war neun Meilen in einem Tage marſchirt, und wurde mit ſeinen Kriegern in Berlin wie vom Himmel geſandte Erretter empfangen. Die Bürgerſchaft ſchaffte in der Geſchwindigkeit eine Menge Ochſen und andre Schlachtthiere an, die nebſt vielen hundert Tonnen Bier und Branntwein an dieſe Truppen vertheilt wurden. Kaum hatten ſie ſich ein wenig erhohlt, ſo griff der Prinz, ihr Anführer, den General Tottleben an, und trieb ihn bis Cöpenick zurück.

Nun aber zeigte ſich das Corps des Czernichef. Dieſer Feldherr war jedoch im Begriff ſich ohne Kampf auch zurück zu ziehn, als lein die ſchon ſo oft wirkſam geweſene Beredſamkeit des Franzöſiſchen Abgeordneten, Montalembert, verhinderte es. Tottleben wurde anſehnlich verſtärkt, und nun rückte er abermahls vor, da denn die Preußen wegen Uebermacht ſich zurückziehn mußten. Mittlerweile traf aber auch Hülſen mit ſeinem Corps aus Sachſen in Berlin ein. Nun war man ſtark genug, ſich vor den Thoren der Königsſtadt zu behaupten, und wäre dieſes nur einige Tage lang geſchehn, ſo war Berlin gerettet; denn Friedrich ſelbſt war ſchon in vollem Anzuge aus Schleſien, und der Rückmarſch der beiden großen Corps, ſo wohl der Oeſterreicher als der Ruſſen, war bereits in einem Kriegsrath förmlich beſchloſſen, noch ehe man die Stadt im Beſitz hatte. Die Preußiſchen Befehlshaber aber glaubten zu viel zu wagen, da ſie erfuhren, daß die Haupt-Armee der Ruſſen ſchon in der Gegend von Frankfurt an der Oder angekommen, und der General Panin mit ſieben Regimentern unterwegs war, um zu Czernichef zu ſtoßen. Ueberdem ſchien es faſt unmöglich, mit 14,000 Mann eine offene Stadt zu vertheidigen, die mehr als zwey Meilen im Umfang hat, und durch Bomben unaufhaltbar verwüſtet worden wäre. Im freyen Felde wollte man auch kein Treffen wagen, weil nach einer Niederlage Berlin eine nichts verſchonende Plünderung zu erwarten hatte. Beide angekommene Preußiſche Corps marſchirten daher nach Spandau, und überließen dieſe Königsſtadt ihrem Schickſal.

Dies Schickſal war minder ſchrecklich, als man erwarten konnte. Die Stadt capitulirte nun ohne Verzug, und ergab ſich an Tottleben, der hier eine Menge alter Freunde fand, ſich der angenehmen hier verlebten Tage erinnerte, und daher die Reſidenz mit einer Gelindigkeit behandelte, die mit den gewöhnlichen Grauſamkeiten der Ruſſen ſehr contraſtirte. Am meiſten aber trug zu dieſer günſtigen Behandlung ein Berliner Kaufmann bey, Nahmens Gotzkowsky, einer von den ſeltnen Menſchen, die mit Tugenden, Fähigkeiten und Starkmuth ausgerüſtet, bisweilen zum Wohl ganzer Staaten gebohren und dann durch Zufälle in die Lage geſetzt werden, jene glänzenden Eigenſchaften zu zeigen. Dieſer würdige Patriot, den das Glück mit Reichthum geſegnet hatte, wovon er den edelſten Gebrauch machte, war hier der Schutzgeiſt Berlins; er rettete nicht allein die Königsſtadt in dieſem kritiſchen Zeitpunct, ſondern ſeine Rathſchläge, ſeine Handlungen, ſeine Aufopferungen hatten großen Einfluß auf den ganzen Krieg. Er beſtimmte den Magiſtrat der Stadt, ſich den Ruſſen, die doch nur Hülfsvölker bey der großen Fehde waren, und nicht den Oeſterreichern zu ergeben, von welchen letztern als von Hauptfeinden man keine Schonung hoffen konnte. Die Großmuth, mit welcher Gotzkowsky nach der Zorndorfer Schlacht viele von den gefangenen Ruſſiſchen Officieren unterſtützt hatte, war bey den Armeen der Ruſſen nicht unbekannt geblieben, und verſchaffte ihm die Hochachtung der jetzigen Befehlshaber in Berlin, ſo wie auch die Freundſchaft des Ober-Befehlshabers Tottleben. Er benutzte dieſe aufs thätigſte zum Vortheil der Stadt. Stündlich erſchien er mit Bitten und Vorſtellungen ſowohl fürs gemeine Beſte, als für Privat-Perſonen, die, bekannt oder unbekannt, alle zu ihm ihre Zuflucht nahmen, ja mit ihren Effecten in ſein Haus als eine Freyſtätte flüchteten. Um ſeine Bitten annehmlich zu machen, ſo waren ſie immer mit koſtbaren Geſchenken an Gold und Juwelen begleitet, die er nie der Stadt berechnete.

Tottleben verlangte vier Millionen Reichsthaler Contribution, und war anfangs unbeweglich bey allen Vorſtellungen. Er berief ſich auf die vom General Fermor erhaltene ausdrückliche Ordre, dieſe Summe, und zwar nicht in den ſchlechten circulirenden Münzſorten, ſondern in altem Gelde einzutreiben, oder zu plündern. Alle Einwohner von Berlin waren in Verzweiflung. Endlich gelang es dem patriotiſchen Kaufmann, allein durch Aufopferung großer Summen ſeines eignen Vermögens, die verlangte Contribution bis auf 1,500,000 Reichsthaler, und 200,000 Reichsthaler als ein Geſchenk für die Truppen, zu vermindern; auch wurde anſtatt des alten Geldes das neue damahls gangbare von geringerm Gehalt angenommen. Mit dieſer Nachricht flog Gotzkowsky aufs Rathhaus, wo ihn der verſammelte Magiſtrat wie einen Engel empfing. Die Douceur-Gelder wurden gleich bezahlt, ſo wie 500,000 Reichsthaler von der Contributions-Summe; für die reſtirende Million aber wurden von der Kaufmannſchaft Wechſel gegeben.

Die Ruſſen wollten mit niemand als mit Gotzkowsky zu thun haben, der Tag und Nacht auf den Straßen zubrachte, jeden Unfug den Befehlshabern anzeigte, viel Unglück verhinderte, und die Leidenden tröſtete. Fermors

Befehl war, daß alle Königliche Fabriken geplündert, und hernach zerſtört werden ſollten; wobey das ſo genannte Lagerhaus, das den Preußiſchen Truppen das Tuch liefert, und die Gold- und Silber-Manufactur ausdrücklich genannt waren. Der 10te October war zu dieſer Zerſtörung beſtimmt. Gotzkowsky erfuhr es in der Nacht, eilte zu Tottleben, und ſtellte ihm vor, daß dieſe ſo genannten Königlichen Fabriken nicht dem Könige gehörten, daß deren Ertrag in keine einzige ſeiner Caſſen flöſſe, ſondern ganz zum Unterhalt des großen Potsdamſchen Waiſenhauſes verwandt würde. Gotzkowsky mußte dieſe Verſicherung ſchriftlich mit einem Eide beſtätigen, und nun waren dieſe Fabriken gerettet.

Auf dieſe Weiſe hing es ganz von Tottleben ab, dem König von Preußen unerſetzlichen Schaden zuzufügen. Berlin, dies neuere Palmyra, wo prachtvolle Werke der Baukunſt in zahlloſer Menge ſich mitten aus einem Sandmeer erheben, und unabſehbare Straßen anfüllen, war die größte Manufactur-Stadt in Deutſchland, der Mittelpunct aller Kriegsbedürfniſſe, ja die große Nährerin der Preußiſchen Heere. Hier befand ſich ein ungeheurer Vorrath von Bagage, Uniformen, Waffen, und von Kriegsgeräthe aller Art, und viele tauſend Menſchen waren unaufhörlich in ihren Werkſtätten beſchäfftigt, dieſen Vorrath zu vermehren, oder den Abgang zu erſetzen. Nie blühete der Handel in Berlin ſo ſehr als damahls. Man fand hier Kaufleute, die in Anſehung ihrer Reichthümer, ihres ausgebreiteten Credits, und der Größe ihrer Unternehmungen den vornehmſten Handelshäuſern unſers Welttheils nichts nachgaben. Der Kaufmann Oehmigke lieferte zufolge eines Contracts innerhalb Jahresfriſt 400,000 Mark feines Silber ins Münzamt. Der vorerwähnte Kaufmann Gotzkowsky contrahirte mit ſeinem König wegen einer Proviant-Lieferung, die 7,500,000 Reichsthaler betrug, und gleich darauf ſchoß er der Stadt Leipzig 800,000 Reichsthaler zur Contribution vor. Die Splitgerberſche Handlung, die das Monopol des Zuckers in der ganzen Monarchie hatte, und einige tauſend Menſchen allein ernährte, die neben ihren andern großen Handelszweigen auch Gewehr-Fabriken beſaß, erhielt in dieſem Kriege an einem Tage für gelieferte Gewehre und Rüſtungen aus dem Königlichen Schatz vier Millionen Thaler. Kein Privat-Mann in Deutſchland beſaß vielleicht eine größere mehr blühende Manufactur, als damahls der Kaufmann Wegeli. Die jüdiſchen Kaufleute Ephraim und Itzig hatten die Münze in der ganzen Monarchie gepachtet, und wußten dieſen großen Staatshebel ſo wohl zu nutzen, daß ſie den Wechſel-Cours der größten Handelsſtädte nach Gefallen commandirten, und die reichſten Iſraeliten in Europa wurden.

So war der Flor Berlins beſchaffen, als Tottleben es einnahm. Er behauptete ſeinen Poſten als Ober-Befehlshaber, da Laſcy ſechs Tage ſpäter hier ankam, und mit großem Unwillen das gelinde Verfahren der Ruſſen ſah. Dieſer Kaiſerliche Feldherr vertrieb die Ruſſiſche Wache vom Halliſchen Thor mit Gewalt, und ließ es mit ſeinen Truppen beſetzen; dabey verlangte er gleichen Antheil an allem, weil er ſonſt wider die Capitulation feyerlich zu proteſtiren drohte. Czernichef ſchlichtete dieſen Streit, und befahl, daß man den Oeſterreichern drey Thore einräumen, und 50,000 Reichsthaler von den Douceur-Geldern bewilligen ſollte.

Tottleben war genöthigt allerhand Rollen zu ſpielen; öffentlich die größten Drohungen und Flüche, heimlich aber die Aeußerung guter Geſinnungen, die die That beſtätigte. Man hatte Fermors grauſame Befehle größtentheils abgewandt, allein dies war nicht hinreichend. Die Forderungen der andern Feinde Friedrichs, die hier in ſeiner Reſidenz ihren zerſtörenden Entwürfen kein Ziel ſetzten, waren noch barbariſcher. Unter andern wollte man das Zeughaus, eins der prächtigſten Gebäude in Europa, ein Meiſterſtück der neuern Baukunſt, in die Luft ſprengen. Die Folgen dieſer grauſamen Zerſtörung wären ſchrecklich geweſen. Es war hier nämlich die Rede von einer gewaltſam aus einander geſprengten ungeheuern Maſſe von Quaderſteinen, im Mittelpunct der volkreichſten Straßen, mitten unter den ſchönſten Palläſten Deutſchlands, und nahe am Königlichen Schloſſe. Tottleben mußte nachgeben, und ein Commando Ruſſen von funfzig Mann ging ab, um das dazu erforderliche Pulver aus einer ohnweit Berlin gelegenen Pulvermühle abzuhohlen. Die Ruſſen, mit der Natur des gegenwärtigen Dienſtes unbekannt, näherten ſich dem Pulver-Magazin ohne alle Behutſamkeit; es fing bald Feuer, und nun flogen die Ruſſen ſämmtlich in die Luft. Dieſer Zufall rettete das Arſenal, da man jetzt kein Pulver überflüſſig hatte. Man begnügte ſich es auszuräumen, und was nicht fortgebracht werden konnte, zu zerſchlagen, zu verbrennen, oder ins Waſſer zu werfen. Dabey wurden das Königliche Gießhaus, die Münz-Maſchinen, die Pulvermühlen, und alle Königliche Fabriken ruinirt, ſo wie alle Königliche Caſſen mit einem Vorrath von mehrern 100,000 Reichsthalern weggenommen, und alle Magazine ausgeleert.

Die Berliner Zeitungsſchreiber hatten von den verübten Greueln der Ruſſen eben nicht mit Glimpf geſprochen. Dies wollte man jetzt beſtrafen, und zwar war ihnen nach Fermors Befehl das Spießruthen-Laufen zugedacht. Tag und Stunde war dazu ſchon feſtgeſetzt; auch befanden ſich dieſe unglücklichen Männer bereits auf der Hauptwacht, und erwarteten ihr hartes Schickſal. Tottleben, der ſelbſt von den Zeitungsſchreibern nicht geſchont worden war, und überdem glaubte ſeiner eignen Sicherheit halber die beleidigte Ehre der Ruſſen rächen zu müſſen, war unbeweglicher wie ſonſt; Gotzkowsky aber, der dieſe fremde Sache auch ganz zu der ſeinigen machte, ließ nicht eher mit Bitten nach, bis die Strafe unterblieb; die Zeitungsſchreiber wurden bloß bis vor die zum Laufen beſtimmte Soldaten-Gaſſe geführt, und erhielten hier einen Verweis.

Es wurde in der ganzen Stadt angeſagt, daß alle Einwohner bey harter Strafe ihre Feuergewehre auf dem großen Schloßplatz zuſammenbringen ſollten. Dieſer Befehl erzeugte eine neue Beſtürzung. Die meiſten glaubten, man wollte ſie wehrlos machen, um ſie deſto leichter plündern und morden zu können. Gotzkowsky bewirkte endlich die Aufhebung dieſes Befehls; allein zum Schein wurden einige hundert alte unbrauchbare Gewehre auf den beſtimmten Platz gebracht, wo die Coſaken ſie zerſchlugen, und ſodann ins Waſſer warfen, welches auch mit einigen hundert Laſten Salz geſchah. Ein andrer Befehl Fermors betraf eine außerordentliche Contribution, die die Juden erlegen, und wofür die wegen ihrer Reichthümer berühmten Juden Ephraim und Itzig als Geiſel mitgenommen werden ſollten; auch dieſe Forderung vernichtete Gotzkowsky durch ſeine Bemühungen, und erhielt dafür, bevor noch ein Jahr verfloß, in einer öffentlichen Angelegenheit, von gedachten Juden den auffallendſten Undank zum Lohn.

Es war bey Feſtſetzung der Contribution ausbedungen, daß kein Soldat in der Stadt einquartirt werden ſollte; Laſcy aber, der ſich bey allen Gelegenheiten als ein unerbittlicher

Feind der Preußen zeigte, verſpottete dieſe Bedingung, und nahm mit einigen Regimentern ſeines Corps, ganz gegen den Willen der Ruſſen, mit Gewalt Quartier in der Stadt, und nun geſchahen die größten Ausſchweifungen. Nicht zufrieden mit Eſſen und Trinken, erpreßten ſie von den Einwohnern Geld, Kleinodien, Kleidungsſtücke, kurz alles was nur mit Händen fortgeſchleppt werden konnte. Berlin wurde auf einmahl der Tummelplatz von Coſaken, Croaten und Huſaren, die bey hellem Tage in den Straßen und Häuſern, wo ſie nur hinkamen, raubten, die Menſchen prügelten, und verwundeten. Wer ſich des Abends auf die Gaſſe wagte, wurde nackend ausgezogen. Zwey hundert und zwey und achtzig Häuſer wurden erbrochen und ausgeleert. Die Oeſterreicher übertrafen in dieſem Geſchäfft die Ruſſen weit; ſie wollten von keinen Capitulations-Bedingungen hören, ſondern folgten nur ihrem National-Haß, und ihrer Raubſucht, weshalb auch Tottleben noch mehr Ruſſiſche Truppen in die Stadt rücken, und zu wiederhohlten mahlen auf ſie feuern ließ. Sie drangen wie Raſende in die Königlichen Ställe, die nach der Capitulation nicht berührt werden ſollten, und auch durch vier und zwanzig Mann Ruſſen beſchützt waren. Die Pferde wurden herausgeriſſen, die Kutſchen des Königs erſt aller Zierathen beraubt, und dann in Stücken geſchlagen. Dabey wurde die Wohnung des Königlichen Stallmeiſters Schwerin geplündert. Selbſt Hoſpitäler, die Zufluchtsörter kranker und dürftiger Menſchen, die wilde Barbaren verſchont haben würden, hatten kein beſſeres Schickſal. Raub war die Loſung. Nicht einmahl die Kirchen blieben verſchont. In der ſo genannten Jeruſalemer Kirche wurde die Sacriſtey erbrochen; man raubte die Kirchengeräthe und Armenkaſten. Selbſt einige Gräber wurden geöffnet, um den verfaulten Leichnamen ihre Todtenhüllen zu rauben. Dies Verfahren, der finſterſten Zeiten und der Americaniſchen Canibalen würdig, hätte kein Ziel gehabt ohne die ernſtlichen Vorſtellungen des Holländiſchen Geſandten Verelſt, der den gefühlloſen Befehlshabern zu ihrer Schande das Völkerrecht und die Menſchenpflichten ins Gewiſſen donnerte.

Dieſe Raubſucht und Wildheit war einer epidemiſchen Krankheit ähnlich. Die Sächſiſchen Soldaten, die an geſittetem Weſen von keinen Kriegern in Europa übertroffen werden, und überdem in der Diſciplin faſt den Preußen gleich kommen, verleugneten hier ganz ihren National-Character. Ihr Quartier war in Charlottenburg, eine Meile von Berlin; einer wegen eines prächtigen Königlichen Luſtſchloſſes bekannten Stadt. Uneingedenk, daß der König von Preußen wahrſcheinlich bald wieder nach Sachſen kommen würde, und folglich ſchwere Rache ausüben könnte, fielen ſie wüthend ins Schloß ein, und zerſtörten alles was ihr Auge ſah. Die koſtbaren Mobilien wurden zertrümmert, die Spiegel und Porcellan-Gefäße in kleine Stücke zerſchlagen, die Tapeten in Fetzen zerriſſen, die Gemählde mit Meſſern zerſchnitten, die Fußböden, Seitenwände, und Thüren mit Beilen zerhauen. Viele Sachen von Werth entgingen der Zerſtörung, aber nicht dem Raube; denn die Officiere brachten ſie für ſich als Beute in Sicherheit; auch die Königliche Capelle im Schloſſe wurde ausgeplündert, und die Orgel zerbrochen. Was aber dieſes barbariſche Betragen krönte, und den König am empfindlichſten kränkte, war die Zerſtörung ſeltener, zum Theil unſchätzbarer Kunſtwerke, von Griechiſchen Händen im goldnen Zeitalter der Kunſt gearbeitet, und in Rom geſammelt. Friedrich hatte dieſe herrlichen Antiken aus dem Kunſt-

Cabinet des Cardinals Polignac gekauft; und nun wurden ſie, nicht ein Raub der Zeit, nicht ein Opfer wilder kunſtverachtender Horden; nein! geſittete Krieger eines Volks, wo die Künſte blühen, zerſtörten ſie vorſetzlich. Die Köpfe, Arme und Beine der Bildſäulen wurden nicht bloß zerſchlagen, ſondern zermalmet, um die künftige Zuſammenſetzung unmöglich zu machen. Die hier befindlichen Oeſterreicher und Ruſſen blieben bey dieſem Geſchäffte nicht zurück, das ſelbſt die Befehlshaber, wo nicht durch Beyfall aufmunterten, doch gleichgültig anſahen. Als Friedrich nach dem Frieden dieſe Verwüſtung ſahe, rief er aus: „Die Unmenſchen! Aber „konnten ſie dieſe Schönheiten wohl ſchätzen? „— — — Man muß ihnen vergeben.„

Die Einwohner von Charlottenburg glaubten durch eine Contribution von 15,000 Reichsthaler Sicherheit erkauft zu haben. Sie fanden ſich aber betrogen. Alle Häuſer wurden ausgeplündert, und was nicht mitgenommen werden konnte, in Stücken zerſchlagen. Männer wurden bis aufs Blut gepeitſcht, mit Säbeln verwundet, und ſo wohl Weiber als Mädchen genothzüchtigt. Zwey von den ſo muthwillig verwundeten Männern ſtarben vor den Augen ihrer Henker.

Schönhauſen, das Luſtſchloß der Königin, hatte ein ähnliches Schickſal. Acht Ruſſiſche Huſaren kamen dahin, und forderten unter fürchterlichen Drohungen das Königliche Silberzeug. Vergebens ſagte man ihnen, daß es weggeſchafft wäre; ſie durchſuchten das Schloß, und da ſie nichts fanden, wurde der Schloßwärter und ſeine Frau nackend ausgezogen, mit Ruthen geſtrichen, und mit glühenden Eiſen gezwickt. Einige Tage nachher langten noch mehrere Schaaren an, und nun wurde das Schloß eben ſo wie in Charlottenburg behandelt; alles in Stücken gebrochen, und vernichtet. Ein Königlicher Diener wurde von dieſen Unholden auf glühende Kohlen gelegt, und ein andrer mit Säbeln zu Tode gehauen; das weibliche Geſchlecht aber mußte ihren viehiſchen Lüſten dienen.

Die Oeſterreicher ſo wohl als Ruſſen träumten nun von Winter-Quartieren in Brandenburg, und betrachteten den Krieg beynahe wie geendigt. Von beiden Nationen waren große Armeen im Mittelpunct von Friedrichs Staaten, und von hier aus wurden alle Provinzen überſchwemmt. Die Schweden rückten vor; die Reichs-Truppen waren in Sachſen, und im Beſitz der Elbe; Laudon in Schleſien, und Daun mit einer groſſen Uebermacht dem König beſtändig zur Seite.

Dieſer eingebildete Triumph aber währte nur einige Tage. Friedrich rauſchte wie eine Fluth aus Schleſien her, und nun, ſo wie auf einer Schaubühne nach dem gegebenen Zeichen, veränderten ſich auf dieſem Kriegs-Theater auf einmahl alle Scenen. Das Wort: „der König „kommt!„ war wie ein electriſcher Schlag, der durch alle feindliche Armeen fuhr, und alles aufs ſchleunigſte in Bewegung ſetzte. Die Oeſterreicher ſo wohl als die Ruſſen verließen eiligſt Berlin. Czernichef und Tottleben zogen ſich mit ſo ſehr forcirten Märſchen zurück, daß ſie in zwey Tagen ſchon zwölf Meilen von dieſer Hauptſtadt entfernt waren. Laſey eilte nach Sachſen, um zur Daunſchen Armee zu ſtoßen, die Schweden zogen ſich zurück, und die Ruſſiſche Haupt-Armee ſelbſt ging geſchwind über die Oder.

Tottleben hatte Befehl von Fermor, beym Abzuge, der den 12ten October geſchah, aus Berlin die drey vornehmen Kaufleute Schütz, Wegeli und Würſtler als Geiſel mitzunehmen. Gotzkowsky rettete dieſe Männer, die in Todesangſt waren, und vermochte den gutmüthigen Tottleben, ſich mit den drey Caſſirern vorgedachter Banquiers zu begnügen, die von den Ruſſen nach Königsberg geſchleppt, und dort wie Miſſethäter behandelt wurden. Durch den geſchwinden Abzug der Ruſſen war noch manches zwiſchen ihnen und der Stadt Verabredete zu berichtigen übrig geblieben. Der Magiſtrat beſchwur Gotzkowsky, ſich auch dieſem Geſchäfft zu unterziehen, und ſich zur Ruſſiſchen Armee zu begeben. Dieſem Geſuch ſtand die höchſt critiſche Lage eines Kaufmanns entgegen, der in ſeinen Fabriken funfzehn hundert Menſchen ernährte, die wöchentlich bezahlt ſeyn mußten, der ſchon ſo vieles vernachläſſigt und aufgeopfert hatte, und jetzt Familie und Handlung verlaſſen ſollte, um ſich einem wilden Volke in die Hände zu liefern. Der edle Patriot aber, beſtimmt der Wohlthäter ſeines Vaterlandes zu ſeyn, beſann ſich nicht lange, und eilte unter einer Eſcorte von Coſaken fort. Unterweges rettete er durch Liſt und große Geſchenke die Meſſing-Werke und Fabriken in Neuſtadt-Eberswalde, die nebſt dem neuen dort befindlichen Canal der Zerſtörung geweihet waren. Im Haupt-Quartier der Ruſſen, wo ſich Fermor befand, wurde er unfreundlich behandelt; er ſollte ohne Rückſicht auf ſeinen Paß, der ſeine Rückreiſe nach Berlin ſicherte, nach Preußen transportirt werden, und dort die Antwort der Kaiſerin von Rußland auf den von der Stadt Berlin an ſie wegen Verminderung der Contribution abgeſchickten Brief erwarten. Nichts konnte Gotzkowsky von dieſer für ihn höchſt nachtheiligen Reiſe retten, als die Aufopferung einer Menge koſtbarer Kleinodien, die er zum Gebrauch im Nothfall mitgenommen hatte, und die jetzt unter Fermors Günſtlinge vertheilt wurden.

Ein beſonderer Umſtand, von dem Gotzkowsky nichts wußte, vermehrte die Erbitterung der Ruſſiſchen Feldherren. Friedrich, der die als Contribution reſtirende Million wo möglich retten wollte, hatte dem Magiſtrat von Berlin befehlen laſſen, ſich mit der Bezahlung nicht zu übereilen. Fermor erfuhr dieſes, und machte Gotzkowsky darüber bittere Vorwürfe. „Ihr König," ſagte er, „glaubt, daß er Herr der ganzen Welt ſey. Ich weiß, er hat befehlen laſſen, die ausgeſtellten Wechſel nicht zu bezahlen. Allein meine Kaiſerin hat Mittel in Händen, ſich Schadloshaltung zu verſchaffen. Ueberdem, was ſeyd ihr für Kaufleute? Alle Welt muß ſich vor euch hüthen, und nichts mit Unterthanen zu thun haben, deren König befehlen kann, daß ihre ausge-

„ſtellten Wechſelbriefe nicht bezahlt werden ſollen, und der folglich nach ſeinem Wohlgefallen ihren Werth vernichten kann.„ Gozkowsky bewies ihm das Unwandelbare mercantiliſcher Verpflichtungen, und erbot ſich ſogleich einen Wechſel von 150,000 Reichsthalern in Hamburg zahlbar auf Abſchlag der Million eigenhändig auszuſtellen, durch eine Stafette zur Acceptation zu ſchicken, und bis zur Antwort im Haupt-Quartier zu bleiben. Dies geſchah; allein bevor man ſeine Abreiſe erlaubte, mußte er durch einen förmlichen Revers verſprechen, in vier Wochen wiederzukommen. Eine Eſcorte von fünfzig Coſaken ſollte ihn zurück begleiten; dieſe aber wurden in Kyritz aus Irrthum von den Preußiſchen Huſaren überfallen, und wegen der nachläſſigen Entfernung des Trompeters großentheils niedergehauen, ehe Gozkowsky, der ſich ſelbſt aus Menſchenpflicht der größten Lebensgefahr ausſetzte, die Urſache ihres Daſeyns erklären konnte.

Man war in Berlin über dieſen Vorfall ſehr beſtürzt, der großen Lärm machte. Das Kriegsglück war ungewiß; die Ruſſen waren noch immer in der Nähe, und konnten wiederkommen. Außerdem war die Kaufmannſchaft über den Befehl des Königs wegen der Wechſelbriefe voller Angſt, da die Ruſſen drohten, ſich aller den Berliner Kaufleuten gehörigen Effecten in Danzig, in Preußen, in Liefland und Curland zu bemächtigen, und überdem an allen Börſen in Europa ihre Nahmen als ehrlos anſchlagen zu laſſen. Um dieſe Verlegenheit zu endigen, reiſte Gotzkowsky eiligſt nach Sachſen zum König, der anfangs feſt entſchloſſen war keine Zahlung zu geſtatten, als eine Wiedervergeltung der vom Reichs-Hofrath aufgehobenen Würtzburger und Bamberger Schuldſcheine; Gotzkowsky aber erklärte ihm die Natur der Wechſelgeſchäfte. Der Monarch entſchloß ſich darauf, die ganze Contribution ſelbſt zu bezahlen, welches aber zur Zeit noch ſehr geheim gehalten werden ſollte.

Da die Kaiſerin von Rußland nichts von der Summe nachlaſſen wollte, ſo hoffte man wenigſtens eine Menge gelieferter Pferde und Fourage mit in Rechnung bringen zu können. Gotzkowsky, ohnehin durch ſein Verſprechen gebunden, trat daher mit den nöthigen Wechſelbriefen zur Beendigung der Sache verſehn die Reiſe nach Preußen an. In Danzig beſchwuren ihn die größten Negocianten, wegen der gewaltigen Erbitterung der Ruſſen gegen ihn, nicht weiter zu gehen, und das Nöthige ſchriftlich abzumachen. Dieſe Erbitterung war ihm bekannt; denn ſeine vorausgeſchickten Diener waren geplündert, und ins Gefängniß geworfen worden; allein die Hoffnung, bey ſeiner Anweſenheit im Ruſſiſchen Haupt-Quartier zu Marienburg die Contributions-Summe durch die Differenz des Acte und der Gegen-Rechnungen ſehr anſehnlich zu verringern, vermochte ihn für das Beſte ſeines Vaterlandes allen Gefahren zu trotzen. Er überwand jedoch dieſe durch Klugheit und Gold; allein ſeine übrige Erwartung ſchlug fehl; nichts wurde nachgelaſſen, ohngeachtet der patriotiſche Kaufmann von ſeinem eigenen Vermögen für das Wohl ſeiner Mitbürger bey dieſem Verſuch allein 40,000 Reichsthaler an Geſchenken aufopferte. Man machte ihm bloß Hoffnung zu einer künftigen Vergütigung von der Kaiſerin. Die Ruſſen wollten jedoch für die empfangenen Geſchenke gleich einige Zeichen ihrer Dankbarkeit geben; ſie bewilligten daher die bisher ganz gehemmte Fahrt der Poſten, ſo wie den freyen Transport der den Preußiſchen Unterthanen gehörigen Kaufmanns-Güther durch alle von den Ruſſiſchen Truppen beſetzte Länder. Der Feldmarſchall Butterlin ließ dies bey dem ganzen

Heer bekannt machen, und befehlen, auf Verlangen dieſe Preußiſche Effecten auch zu eſcortiren.

Man war in Berlin von Gotzkowsky's Patriotiſmus ſo ſehr gerührt, daß ihm der Magiſtrat der Stadt unter dem 4ten März 1761 ſchrieb: „Es iſt ein Beyſpiel ohne Bey„ſpiel, daß ein Mann für ſeine Mitbürger „das übernimmt und ausſteht, was Sie ohne „alles Intereſſe übernommen haben.„ Auch auf Friedrich machte es ſtarken Eindruck; er ließ ihm 150,000 Reichsthaler auszahlen, ohne ſich weiter darüber zu erklären. Gotzkowsky wandte das Geld ſogleich an, einen großen Wunſch des Königs zu erfüllen, der die Errichtung einer Porcellan-Fabrik in Berlin betraf. In Jahresfriſt, mitten im Kriege, war dieſe wichtige Unternehmung geendigt; und ſo entſtand eine Fabrike, die einem Künſtler-Völkchen Unterhalt verſchaffte, und in kurzer Zeit den beſten dieſer Art in Europa den Rang ſtreitig machte.

Vermöge der Capitulation zwiſchen den Ruſſen und dem Berliner Magiſtrat war die geringe Beſatzung der Reſidenz zu Kriegsgefangenen gemacht worden. Dies Schickſal traf auch das halbe Corps der Königlichen Cadetten.

Die älteſten und größten dieſes Corps, lauter herangewachſene Jünglinge, hatte man entfernt, und nur bloß Kinder von zehn, eilf und zwölf Jahren zurückgelaſſen. Ihre große Jugend, die noch Wartung und Erziehung bedurfte, ſollte ihr Schutz ſeyn; daher man ihrer auch in der Capitulation nicht einmahl gedachte, die ſich nur auf die wirkliche Beſatzung bezog. Demungeachtet wurden dieſe Kinder von den Ruſſen mit fortgeſchleppt, ſo wie einſt Nebucadnezar die Kinder vornehmer Iſraeliten aus Judäa wegführte; ſie mußten marſchiren, unter freyem Himmel liegen, und bekamen nicht einmahl Brot. Sie weinten und fleheten, daß man ſie nicht Hungers ſterben laſſen möchte, ja einige der größern und mehr ausgebildeten machten ihren Siegern bittere Vorwürfe, und verlangten mit edelm Trotz Unterhalt. Endlich gab man ihnen einen Hammel. Die allmächtige Noth war auch hier ihre Lehrerin. In einem Alter, wo man ſich noch um nichts bekümmert, und kaum die Nahmen von Speiſen weiß, mußten dieſe, nicht Jünglinge, nicht herangewachſene Knaben, ſondern Kinder, das Thier ſchlachten und zubereiten. Man ſorgte gar nicht für ſie, und das Brot wurde ihnen wie ein Almoſen zugetheilt. Die Strapazen überſtiegen bey weitem ihre Kräfte, und viele büßten darüber ihr Leben ein.

Indeſſen war dieſer Rückzug der Ruſſen, der ihre Hoffnungen vereitelte, mit allen nur erſinnlichen Grauſamkeiten verbunden. Verwüſtung war vorher mehr tolerirt, als verordnet, jetzt ward es Syſtem. Die Städte Cöpenik, Fürſtenwalde, Beskow, Landsberg, Oranienburg, Lübenwalde, das Markgräfliche Luſtſchloß Friedrichsfelde, und überhaupt alle Brandenburgiſche Städte, wo dieſe Unmenſchen hinkamen, wurden ausgeplündert, oder verheert. Von den Thoren von Berlin bis an die Gränzen von Pohlen, Schleſien und Sachſen war das platte Land einer völligen Wüſte ähnlich. Kein Stück Vieh war den armen Einwohnern geblieben; kein Hausgeräthe, kein Bette, kein Nahrungsmittel. Das Korn, das die Feinde nicht mitnehmen konnten, wurde in den Koth geworfen, oder den Winden übergeben.

Die Stadt Frankfurt, die ſchon ſo oft von den Ruſſen heimgeſucht worden war, blieb auch jetzt von ihnen nicht verſchont. Man wollte ſie in Flammen ſetzen, und ſchon hatte man auf dem Marktplatz ein großes

Feuer angezündet. Ein Bürgermeiſter wurde gepeitſcht, die andern Magiſtrats-Perſonen mit ähnlichen Grauſamkeiten bedrohet, und die Einwohner überhaupt unmenſchlich behandelt. Durch dieſe Mittel erlangten die Ruſſen ihren Zweck. Alles was die Stadt nur zuſammen zu bringen vermochte, wurde dem barbariſchen Feinde überliefert. Die Lage des Orts verurſachte, daß die Einwohner außer ihrem eigenen Elend unaufhörlich auch die Verwüſtung ihres Vaterlandes vor Augen hatten. Mehr als 100,000 Stück Hornvieh und Pferde, nebſt einer unſäglichen Beute, wurden hier durchgeſchleppt. Das ganze umliegende Land erſcholl von Wehklagen aller Art. Man ſetzte muthwillig Dörfer in Brand; Bauern, Bürger und Edelleute wurden grauſam geprügelt, und ihre Weiber und Töchter, ohne Rückſicht auf Alter, Stand und Rang, vor den Augen ihrer Männer und Aeltern geſchändet.

Die Coſaken zeichneten ſich bey dieſer Tigerwuth am meiſten aus. Ihr Anblick war das ſchreckliche Signal, wo man Raub, Verſtümmlung der Glieder, Mord, Brand, und Schändung des weiblichen Geſchlechts erwarten mußte. Manche zärtliche Gattin, manches ſorgfältig erzogene, mit Sanftmuth begabte, der Tugend geweihete Mädchen von edler Geburt und den feinſten Sitten, hatten das grauſame Loos, die Gegenſtände der Wolluſt dieſer Unholde zu werden. Hier galt kein Mitleid, keine Thränen, kein Verbergen, kein Fliehen! Ein Brandenburgiſcher Edelmann, Nahmens Gräven, vormahls Rittmeiſter bey der Reiterey, der bey Dramburg auf ſeinem Guthe wohnte, faßte den Entſchluß, lieber zu ſterben, als ſeine Gemahlin und Töchter dieſen Unmenſchen preis zu geben. Er bewaffnete daher alle ſeine Leute, verſperrte alle Zugänge ſeines Dorfs mit Spaniſchen Reitern und Paliſaden, und ließ keine Coſaken hinein. Nur dem Anzuge regulairer Truppen widerſetzte er ſich nicht, und rechtfertigte gegen ſie ſeine Maaßregeln, die auch von einigen Ruſſiſchen Befehlshabern gebilligt wurden.

Es war bey dieſer Gelegenheit gleichſam ein Wettſtreit unter den Feinden Friedrichs, welche Nation es der andern an Barbarey zuvorthun könnte; denn die Oeſterreicher unter Laſcy begingen hier ebenfalls ſo wie in Berlin die zügelloſeſten Ausſchweifungen; ſie verſchonten bey ihrem Rückzuge auch die Gräber nicht. In Wilmersdorf, einem der Schwerinſchen Familie gehörigen Dorfe, wurde das Grabmahl des Guthsherrn erbrochen, alle Leichname, darunter einige ſeit vielen Jahren den Würmern zur Speiſe dienten, wurden aus ihren Särgen geriſſen, ihrer vermoderten Hüllen beraubt, und nun die traurigen Reſte der Menſchheit aufs Feld geworfen. Solche Gräuel, die ſelbſt unter wenig civiliſirten Nationen unerhört, unter barbariſchen Horden ſehr ſelten, und ſo gar den Irokeſen fremd ſind, gehören für den Griffel der Geſchichte, und müſſen als Theile der Characteriſtik dieſes Kriegs der Nachwelt überliefert werden.

Von allen Königlichen Luſtſchlöſſern blieb Sans-Souci, ſo wie das Schloß in Potsdam, allein unverwüſtet. Hier commandirte der Oeſterreichiſche General Eſterhazy, der bey dieſer Expedition noch allein Oeſterreichs Ehre rettete, ſich durch perſönlichen Edelmuth und eine vortreffliche Mannszucht preiswürdig machte, die hier geſammelten Schätze der Kunſt, des Geſchmacks, und der Pracht beſah, bewunderte, allein auch beſchützte, ſo daß nicht das geringſte davon genommen wurde. Auch der Ruſſiſche Brigadier Bachmann, ein Deutſcher, zeichnete ſich in Berlin als Unter-Commandant durch

Leutſeligkeit und Großmuth aus. Der durch ſein Betragen gerührte Magiſtrat bot ihm beym Abzuge ein Geſchenk von 10,000 Reichsthalern an. Bachmann aber ſchlug es aus, und ſagte: daß er durch die Ehre, einige Tage Commandant in Berlin geweſen zu ſeyn, hinlänglich belohnt wäre.

Der König hatte mit ſeiner Armee eben die Sächſiſche Gränze erreicht, als er von allem unterrichtet wurde. Kein Verluſt war ihm dabey ſchmerzhafter, als die Verheerung der Sachſen in Charlottenburg. Bey dieſer Gelegenheit ſiegte der gereitzte Menſch über den Philoſophen. In dem ganzen Lauf des Krieges war von den Preußen kein Königlicher Pallaſt in Sachſen berührt, im Gegentheil ſorgfältig von dazu beſtimmten Soldaten geſchützt worden. Nun aber befahl Friedrich das Jagdſchloß Hubertsburg zu plündern. Das Frey-Bataillon von Quintus Icilius erhielt dieſen Auftrag. In wenig Stunden war dies Geſchäfft geendigt, und zwar mit ſolchem Eifer, daß bloß die nackten Mauern übrig blieben. Der Sächſiſche Hof war nicht ſo wohl über dieſe Rache, als über die unbedachte Veranlaſſung derſelben unwillig. Die Befehlshaber der Truppen entſchuldigten ſich mit der Wuth ihrer Soldaten, die man nicht hätte bändigen können. Friedrich ſchenkte den Ländereyen, die am meiſten gelitten, 300,000 Reichsthaler, die mit Ausſchließung des Adels bloß an die niedern Unterthanen vertheilt wurden.

Laudon hatte indeß in Schleſien einen Verſuch auf Coſel gemacht. Die Jahreszeit erlaubte keine förmliche Belagerung; er wagte daher einen Sturm, und da dieſer fehl ſchlug, ergriff er, um die größtentheils aus Gefangenen und Ueberläufern beſtehende Beſatzung an ſich zu ziehn, das Mittel, einen General-Pardon bekannt zu machen. Aber auch dieſer unedle Verſuch hatte nicht die gehoffte Wirkung, ſo wenig wie das darauf folgende Bombardement, wodurch ein Magazin und andre Gebäude in Brand geſetzt wurden. Dies Bombardiren dauerte jedoch nur eine Nacht; denn ſchon am folgenden Tage ſchickte Laudon, der von dem Anzuge des Preußiſchen Generals Goltz hörte, ſein ſchweres Geſchütz fort, und hob die Belagerung auf.

Der feindliche Einfall in Berlin war dem Könige in Sachſen auch ſehr nachtheilig geweſen. Hülſen hatte kaum dieſe Provinz verlaſſen, ſo zeigten die Oeſterreicher und Reichs-Truppen ihre Thätigkeit eben ſo wie im verigen Jahr, als die Preußen abgezogen waren; jetzt verbrannten ſie die Brücke bey Torgau, und eroberten dieſe mit 2000 Mann beſetzte Stadt, deren Commandant ſich nicht lange vertheidigte; zugleich bemächtigten ſie ſich eines beträchtlichen Magazins, und des mit Kranken angefüllten Feld-Hoſpitals. Nun traf die Reihe Wittenberg. Dieſe ſchlecht befeſtigte Stadt wurde förmlich belagert, aber auch von dem Commandanten, General Salenmon, aufs tapferſte vertheidigt. Der Feind ſchonte die Bomben nicht. In wenig Tagen lag der größte Theil dieſer anſehnlichen Stadt in der Aſche, wobey auch der Vorrath der für die Garniſon beſtimmten Lebensmittel nebſt andern Magazinen in Flammen aufging. Endlich wurde der Schutthaufen übergeben, nachdem die Preußiſche Beſatzung allen ihren Proviant eingebüßt, und faſt alle ihre Munition verſchoſſen hatte.

Jetzt beſaß Friedrich kein einziges Magazin mehr in Sachſen, das überdem nun ganz in feindlichen Händen war; die fernere Subſiſtenz alſo in dieſer Provinz war ſeinem Schwert überlaſſen. Dies Mittel betrog ihn nie. Der Herzog von Zweybrücken verließ mit den Reichs-Truppen die Ufer der Elbe, und ließ den General Wied mit 3600 Mann in einem Walde zurück. Die Avant-Garde der Preußen griff ihn hier an, und vertrieb ihn mit einem Verluſt von 1900 Mann. Friedrich rückte ſodann nach Düben, wo ein ganzes Bataillon Croaten theils niedergehauen, theils gefangen genommen wurde. In dieſer Stadt, die von der Mulde umringt iſt, und eine Halbinſel bildet, legte er ein Magazin an, das durch einige geſchwind aufgeführte Redouten und durch 5000 Mann gedeckt wurde. Da ſeine Abſicht war, die Oeſterreicher mit aller Macht anzugreifen, ſo mußte er ſich den Rücken gegen die Reichs-Armee ſichern, die ſich bey Leipzig gelagert hatte.

Dieſe reiche Stadt, mit allen Bequemlichkeiten des Lebens ſo ſehr wie wenige in Deutſchland verſehn, war beſtändig ein Gegenſtand der Aufmerkſamkeit großer und kleiner Heere. Freunde und Feinde buhlten unaufhörlich um ihren Beſitz, der gar nicht ſchwer zu erlangen war, und keine Belagerung erforderte. Die Befeſtigung der Stadt war höchſtens hinreichend leichte Truppen abzuhalten, und nur durch eine Armee außerhalb ihren Thoren konnte ſie behauptet werden. Anſtatt der Feſtungswerke aber hatte ſie

Reichthümer, und dieſe erzeugten mannigfaltige Unternehmungen; ſo daß keine Stadt in dieſem Kriege öfterer ihre Herren wechſelte. Diesmahl dachten die Reichs-Truppen ernſthaft hier ihre Winter-Quartiere zu machen, und die Einwohner, der großen Preußiſchen Ausſchreibungen müde, die unter allerhand Benennungen vervielfältigt wurden, wünſchten ſelbſt ſehnlich dieſen Wechſel. Allein Friedrich ſchloß dieſe Goldgrube nie aus ſeinem Plan aus. Jetzt ſchickte er den General Hülſen nach Leipzig. Die Reichs-Truppen entfernten ſich ſchleunig, und zogen ſich über die Pleiße und Elſter zurück, ſo wie auch der Herzog von Wirtemberg, der nach einigen Mißhelligkeiten mit den Reichs-Generalen ohne erworbene Lorbeern den Rückmarſch nach ſeinen Staaten nahm. Leipzig wurde nun von den Preußen ohne Schwertſtreich wieder in Beſitz genommen; auch Wittenberg fiel wieder in ihre Hände.

Dauns Abſicht war jedoch, Sachſen durchaus zu behaupten. Dresden, die größte, die wichtigſte, feſteſte Stadt des Landes, war ſo wie der größte Theil des Churfürſtenthums in ſeinen Händen, und faſt die ganze Macht Oeſterreichs jetzt in dieſer ſo wichtigen Provinz verſammelt; überdem war der Winter ſchon eingebrochen, und der Feldzug ſchien zu Ende zu ſeyn. Der König von Preußen aber war eben ſo feſt entſchloſſen, das für ihn ſo wichtige Sachſen nicht fahren zu laſſen. Hiezu kamen noch große Beſorgniſſe. Die Ruſſen ſtanden bey Landsberg an der Warthe, und warteten nur auf die Progreſſen ihrer Bundsgenoſſen, um ſodann abermahls ins Churfürſtenthum Brandenburg einzurücken, und dort mit den Oeſterreichern gemeinſchaftliche Winter-Quartiere zu machen. Durch dieſe Operationen wäre der König von Berlin, von Pommern, von Schleſien, überhaupt von allen ſeinen Staaten, folglich von allen ſeinen Hülfsquellen gänzlich abgeſchnitten worden. Außer dem Magazin von Düben hatte er keines, und dieſes war beynahe erſchöpft. Die Preußiſche Armee ſtand in Gefahr zu verhungern, und der anhaltende Froſt drohete in wenig Tagen die Elbe mit Eis zu belegen. Die Lage Friedrichs war über allen Ausdruck ſchrecklich. Es hieß jetzt: Sieg oder Untergang. Eine große Schlacht mußte dieſe Streitfrage entſcheiden, und hiezu war Friedrich völlig bereit. Daun hingegen wollte ungeachtet ſeiner großen Uebermacht nichts wagen. Er glaubte bloß vertheidigungsweiſe ſeinen Wunſch zu erreichen, und bezog daher das feſte Lager bey Torgau, wo im vorigen Jahr der Prinz Heinrich geſtanden, und wo Daun nie hatte wagen wollen ihn anzugreifen. Friedrich ging über die Elbe ohnweit Deſſau, an einem Orte, wo die Feinde es nicht erwartet hatten, und vereinigte ſich mit den beiden Corps des Prinzen von Wirtemberg und des Generals Hülſen, und nun rückte er auf Dauns Heer los.

Dieſer Feldherr zog nun alle zerſtreute Corps an ſich, außer das vom General Brentano commandirte, das aber vom General Kleiſt bey Belgern angegriffen, und mit einem Verluſt von vielen Todten und 800 Gefangenen geſchlagen wurde. Da der König alle Hoffnung verlohr, ſeinen Gegner freywillig zu einer Schlacht zu vermögen, ſo faßte er den kühnen Entſchluß, ungeachtet aller Hinderniſſe, das Lager der Oeſterreicher zu ſtürmen. Dies war das Einzige, was ihm übrig blieb, aber auch das Schwerſte. Es mußte geſchehn, und ſehr bald geſchehn. Er ließ ſo gar den 2ten November des Abends, nachdem die den ganzen Tag marſchirten Truppen ihr Lager aufgeſchlagen hatten, öffentlich dieſen Vorſatz bey der Armee bekannt machen, und alle Maaßregeln zur Schlacht wurden für den folgenden Tag genommen.

Friedrich ſchrieb vier Tage zuvor an den Marquis d' Argens, und ſchilderte ihm ſeine Lage, und ſeine dahin ſchwindenden Kräfte mit folgenden kraftvollen Worten: „Sie ſchätzen das Leben als ein Sybarit, und ich betrachte den Tod als ein Stoiker. Nie werde ich den Augenblick ſehen, wo ich gezwungen werden könnte, einen unrühmlichen Frieden zu ſchließen. Kein Bewegungsgrund, keine Beredſamkeit würde mich dahin bringen, meine Schande zu unterſchreiben. Entweder will ich mich unter den Ruinen meines Vaterlandes begraben, oder ich werde meinem Unglück, wenn ich es nicht mehr zu ertragen vermag, ein Ende zu machen wiſſen. Ich bin feſt entſchloſſen, alles noch in dieſem Feldzuge zu wagen; denn ich will ſiegen, oder ehrenvoll ſterben.„ Mit dieſen Geſinnungen bereitete ſich der König zur Schlacht.

Der 3te November war dieſer in den Jahrbüchern der Kriege höchſt denkwürdige Tag, wo Menſchenblut wie Waſſer floß, wo der gänzliche Untergang beider ſo oft mit Lorbeern prangenden Heere auf's Spiel ſtand, wo die Menſchen bald den Geſetzen der Natur mit Ungeſtüm trotzten, bald ſich ihren Vorſchriften in den fürchterlichſten Stunden ruhig überließen, wo beide Theile die höchſte Tapferkeit bewieſen, und alles aufboten was die Kriegskunſt zu leiſten vermochte, wo der alles entſcheidende Sieg immer ſchwankend war, und ungewiß blieb, bis er endlich mitten in der nächtlichen Finſterniß von den Preußen errungen wurde.

Der König marſchirte in vier Colonnen durch den Torgauer Wald. Sein Schlachtplan war von der erhabenſten Art. Die Oeſterreichiſche Armee ſollte nicht bloß beſiegt, ſondern ganz vernichtet werden. Von dem Rückzug über die Elbe abgeſchnitten, ſollte den Ueberwundenen und Flüchtlingen bloß die Wahl bleiben: durchs Schwert zu fallen, ſich in den Fluß zu ſtürzen, oder die Waffen zu ſtrecken. Beide Flügel der Oeſterreicher, oder vielmehr die äußerſten Krümmungen der halben Monds-Linie, die Dauns Heer bildete, ſollten zu gleicher Zeit angegriffen, und auf ihren Mittelpunct geworfen werden. Der König theilte deshalb ſein aus 60 Bataillonen und 120 Eſcadrons beſtehendes Heer, um zwey von einander abgeſonderte Angriffe zu thun. Der General Zieten wurde auf dem Wege nach Eulenburg mit der Hälfte der Preußiſchen Armee abgeſchickt, um die ohnweit Torgau liegenden Anhöhen von Siptitz anzugreifen. Schlug der König den Feind mit der andern Hälfte, ſo war die Oeſterreichiſche Haupt-Armee ohne Rettung verlohren, Thereſiens Heeresmacht für den ganzen Krieg vernichtet, und der Nahme Torgau wäre ſo wie Cannä bey Dichtern und Geſchichtſchreibern unſterblich geworden.

Zur Erlangung dieſes großen Ziels aber waren noch außerordentliche Hinderniſſe zu überſteigen. Daun ſtand mit dem Kern der Oeſterreichiſchen Heere in einer höchſt vortheilhaften Stellung; ſein linker Flügel ſtieß an die Elbe, der rechte war durch Anhöhen gedeckt, mit großen Batterien verſehn, und vor der Fronte hatte er Waldungen, Gräben, Teiche, Verhacke und Moräſte. Das Corps des Generals Laſcy ſtand in geringer Entfernung von der Haupt-Armee, und war durch dieſe ſo wie durch eine Kette von Teichen auf beiden Flanken gedeckt. Der Angriff auf dies Corps ſollte die erſte Unternehmung der Armee des Generals Zieten ſeyn, der daher auch mit derſelben auf Siptitz zumarſchirte. Dieſe Trennung des Preußiſchen Heers aber, die dem Feinde ein Geheimniß bleiben ſollte, geſchah erſt auf dem Marſch, als der Zug an die Leipziger Landſtraße kam. Friedrich marſchirte nun mit ſeinen Colonnen durch die mit Feinden beſetzte Domitſcher Heide. Hier fand er feindliche Grenadiere, Croaten, Dragoner und Huſaren, die ſich alle eiligſt nach ihrer Haupt-Armee zurückzogen. Bald darauf ſtieß man auf das Oeſterreichiſche Dragoner-Regiment St. Ignon, das einzeln marſchirte, von dem Anzug der Preußen gar nichts wußte, und daher ganz unvermuthet zwiſchen die Colonnen des Königs kam. Die Ausgänge des Waldes wurden ſogleich von der Preußiſchen Infanterie beſetzt, während daß die Cavallerie das ganze feindliche Regiment von allen Seiten umzingelte. Den Zietenſchen Huſaren fiel vorzüglich dies Geſchäfft zu, das ſie mit großem Muth ausführten. Alle Dragoner, die nicht unter ihren Streichen fielen, wurden nebſt ihrem General gefangen genommen. Der König ſetzte inzwiſchen ſeinen Marſch fort; er zog ſich um den feindlichen rechten Flügel herum, und obwohl alle ſeine Colonnen, Fußvolk, Reiterey und Artillerie noch zurück waren, ſo griff er doch das Oeſterreichiſche Heer ohne Zeitverluſt mit der aus zehn Grenadier-Bataillonen beſtehenden Avant-Garde an; ein Beyſpiel der höchſten Kühnheit, das ſchon Carl der zwölfte bey Narva gegen die Ruſſen gegeben, und das ihm geglückt hatte. Ein Canonen-Feuer, das man in der Ferne hörte, und bloß einen Croaten-Angriff betraf, veranlaßte den König zu glauben, daß Zieten ſchon mit dem Feinde im Kampfe begriffen ſey, und rechtfertigte einigermaßen dieſen raſchen Entſchluß. Nie waren ihm die Augenblicke koſtbarer. Es war zwey Uhr Nachmittag; nur noch wenige Stunden waren bis zur Dunkelheit übrig, und dieſe Stunden ſollten Friedrichs Schickſal, ja vielleicht das Schickſal der Preußiſchen Monarchie entſcheiden.

Daun empfing die Preußen mit einem Canonen-Feuer, das noch nie auf dem Element der Erde ſeit Erfindung des Pulvers erlebt worden war. Vier hundert auf Batterien gepflanzte Canonen ſtanden hier wie auf einen Punct gerichtet, und ihre Feuerſchlünde ſprüheten unaufhörlich Tod und Verderben. Es war ein Bild der Hölle, die ſich zu öffnen ſchien, ihren Raub zu empfangen *). Die

---

*) Wenn man dieſe Beſchreibung etwas zu lebhaft finden ſollte, ſo wird man ſie dem Verfaſſer verzeihen;

älteſten Krieger beider Heere hatten nie eine ſolche Feuer-Scene geſehn; ſelbſt der König brach wiederhohlt gegen ſeine Flügel-Adjutanten in die Worte aus: „Welche ſchreckliche „Canonade! Haben Sie je eine ähnliche gehört?„ Auch war die Wirkung über alle Vorſtellung gräßlich. In einer halben Stunde lagen die 5500 Preußiſchen Grenadiere, nachdem ſie den Verhack überſtiegen, und mit einem erſtaunlichen Muth den Angriff gethan hatten, todt oder verwundet auf der Wahlſtatt geſtreckt, da ſie kaum ihre Gewehre hatten losfeuern können; nur 600 von ihnen waren am folgenden Tage noch zum Dienſt

---

es iſt nicht eine durch die Lectüre, oder durch gehörte Erzählungen erhitzte Phantaſie, die hier die Feder führt, ſondern eine Skizze ſelbſt geſehener Gegenſtände und gehabter Empfindungen. Der Verfaſſer befand ſich bey dieſer Schlacht, und zwar bey dem erſten Bataillon des Regiments von Forcade, das bey der Armee des Königs an der Spitze der Haupt-Colonne marſchirte, und ſo auf den Feind losrückte. Das andere Bataillon war bey der Zieteniſchen Armee. Hier war der Abſchnitt des erſten Treffens, das ſo wie das ganze Preußiſche Heer in zwey faſt gleiche Armeen getheilt wurde. Dies einzige Regiment verlohr an Todten, Verwundeten und Vermißten in dieſer mörderiſchen Schlacht über 800 Mann. Es hatte ſechs und zwanzig todte und verwundete Officiere; unter den letztern war auch der Verfaſſer.

übrig. Was die Schwierigkeit des Angriffs vermehrte, war das Berg an gehende Erdreich. Aber auch die Oeſterreicher waren dadurch in ihrer Stellung eingeſchränkt, ſo daß ſich ihr zweytes Treffen kaum drey hundert Schritte hinter dem erſten befand. Der König ſchien über dieſe ſchreckliche Niederlage ſeiner Grenadiere beſtürzt, und da einer ihrer Anführer, der Graf Anhalt, den er ſehr liebte, auch dahinſank, wandte ſich Friedrich zu deſſen Bruder, ſeinem Flügel-Adjutanten, und ſagte: „Alles geht heute übel. Meine Freunde verlaſſen mich. Eben meldet man mir den Tod „Ihres Bruders.„ Es regnete ſtark; allein der Donner des Geſchützes, und noch mehr der Eiſen-Hagel, der ſo gewaltſam und ununterbrochen die Luft zerriß, ſchien die Wolken in der Region des Kampfplatzes zu zertheilen, und der Himmel wurde etwas heiter.

Mittlerweile rückte die Haupt-Colonne aus dem Walde an. Noch ehe dieſe Preußen den Feind ins Auge faſſen konnten, fielen die Wipfel der Bäume von den Kugeln zerſchmettert auf ihre Häupter. Der Donner der Canonen wiederhallte gräßlich durch den Wald. Die krachenden alles betäubenden Schüſſe waren gleichſam Poſaunen des Todes. Und nun beym Ausgang ſahen die anrückenden Preußen, die ſich wie Waſſerwogen durch den Pulverdampf fortſchlängelten, keine ſiegverſprechende Scenen, ſondern eine Wahlſtatt voller Todten und ſcheußlich verſtümmelter Körper, die ſich keuchend in ihrem Blute wälzten. Die Grenadiere, mit welchen man vereinigt zu triumphiren gedachte, waren nicht mehr, die Zietenſche Armee in der Entfernung, deren Schickſal ungewiß, und der Feind hinter ſeinen zahlreichen Mord-Maſchinen unerſchüttert. Die Preußiſche Artillerie verſuchte ihre Canonen vorwärts zu bringen; allein dieſe, beſonders das ſchwere Geſchütz, konnten wegen des Verhacks und des ſchleunigen Marſches der Infanterie nicht gleich nachfolgen; dabey wurden die vorgeſpannten Pferde von den Kugeln todt zu Boden geſtreckt, oder verſtümmelt; auch ihre Führer, die nicht entflohen, wurden niedergeſchoſſen, und ſo wohl Räder als Lavetten zertrümmert. Dennoch geſchahe ein neuer Angriff von der Infanterie mit dem Muth und der Ordnung, wodurch ſich die Preußen im Schlachtfelde ſo ſehr auszeichnen. Die Oeſterreicher, durch die Niederlage der Grenadiere angetrieben, waren vorgedrungen; nunmehr aber mußten ſie wieder zurück. Die Kartätſchen wütheten ſchrecklich unter den Preußen. Ganze Rotten wurden weggerafft. Man rückte immer zuſammen, um die Lücken auszufüllen. Alte Officiere ſtürzten zu Boden; junge traten an ihre Stelle, flößten den Veteranen durch ihr Beyſpiel Muth ein, und ſo ging es immer vorwärts; Anhöhen wurden erſtiegen, und Batterien erobert.

Bald aber veränderte ſich die Scene. Faſt die ganze Preußiſche Cavallerie war noch zurück, und konnte daher die ſiegende Infanterie nicht unterſtützen, ſo wenig als die Artillerie, deren Canonen entweder im Walde geblieben waren, oder vor deſſen Ausgang mit zertrümmerten Fußgeſtellen unbrauchbar lagen. Daun benutzte dies, und führte friſche Truppen auf den Kampfplatz. Seine Cuiraſſiere hieben auf die Preußiſche Infanterie ein, richteten ein entſetzliches Blutbad an, und trieben ſie in den Wald zurück. Die Preußiſche Cavallerie kam endlich ihrem Fußvolk zu Hülfe, allein auch ſie wurde durch die herrſchende Verwirrung, und durch einen Graben, der alles Formiren hinderte, in Unordnung gebracht und zurückgeſchlagen. Ein neuer Angriff von der Reiterey war glücklicher, wobey das von dem Oberſten Dalwig, einem großen Manövriſten, angeführte Cuiraſſier-Regiment Spaen eine bewundrungswürdige Tapferkeit bewies, ſich allein der ganzen Cavallerie des Feindes entgegen warf, ſie zurücktrieb, und ſodann mit dem Würge-Schwert auf die Oeſterreichiſche Infanterie eindrang; ſie wurde aus einander geſprengt, und man machte einige tauſend Gefangene. Unter dieſen war auch das Regiment des Kaiſers. Ihre ganze Linie war in Gefahr. Allein nun ſtürzte von allen Seiten die Oeſterreichiſche Reiterey herbey, und die Preußen mußten weichen. Auch Friedrich griff mit ſeiner Infanterie von neuem an, jedoch ohne Erfolg. Die Nacht brach ein; die Kräfte waren erſchöpft, der König ſelbſt verwundet, und die Schlacht ſchien für ihn völlig verlohren. Daun fertigte Couriere mit dieſer Nachricht nach Wien ab, die von vielen blaſenden Poſtillionen umringt unter dem lauten Jubel des Volks in der Kaiſerſtadt ihren Einzug hielten, und einen vollkommenen Sieg verkündigten.

Im Buch des Schickſals aber war nicht Thereſiens, ſondern Friedrichs Triumph geſchrieben. Zieten war mit ſeiner Armee nicht unthätig geweſen. Sein Schlachtplan mußte jetzt wegen der Unfälle bey der Königlichen Armee abgeändert werden; zudem hatte er das große, aus 20,000 Mann beſtehende von Laſcy commandirte Oeſterreichiſche Corps gegen ſich. Endlich war es ihm doch gelungen alle Schwierigkeiten zu überſteigen, um dem König zu Hülfe zu kommen. Der General Saldern ſahe, daß hier alles von dem Beſitz der Siptitzer Anhöhen abhing; er verlohr ſie daher nicht aus den Augen, und näherte ſich dem Dorfe Siptitz, das in Flammen ſtand. Der Oberſt-Lieutenant Möllendorf von der Garde, jetziger Gouverneur der Königlichen Reſidenz, rieth hier zu einem Manövre, das die glücklichſten Folgen hatte. Einige Bataillone marſchirten durch das Dorf, und beſtürmten die dabey befindlichen Anhöhen und eine große Batterie. In kurzer Zeit waren ſie davon Meiſter. Andere Truppen, die ihre Canonen mit den Händen zogen, von der Cavallerie gedeckt, folgten dieſer Siegesbahn. Nun fing auf dieſen Anhöhen eine ganz unerwartete heftige Canonade an, die in der Dunkelheit die ohnehin große Verwirrung unter den Oeſterreichern ſehr vermehrte.

Mittlerweile näherten ſich einige Truppen des Preußiſchen linken Flügels, die ſich formirt hatten ſo gut wie ſie konnten, wobey ihre Trommelſchläger den Preußiſchen Marſch ſchlugen, um in der großen Dunkelheit ihre ſiegenden Kriegs-Cameraden nicht irre zu machen. Der General Hülſen führte dieſe Verſtärkung herbey. Dieſer Feldherr, zu deſſen Character-Zügen ein unbezwingbarer Muth und ein großer Patriotiſmus gehörten, hatte durch die Kugeln alle ſeine Pferde verlohren; da ihn nun ſein Alter und ſeine Wunden verhinderten zu Fuße zu marſchiren, ſo ſetzte er ſich auf eine Canone und ließ ſich ſo bis ins feindliche Feuer ſchleppen. Laſcy, im Felde der unglücklichſte Kriegs-Befehlshaber des 18ten Jahrhunderts, machte nun noch einen großen Verſuch die Anhöhen wieder zu erobern, wurde aber zweymahl nach einem ſchrecklichen Blutbade von Saldern und ſeinen Veteranen zurückgeſchlagen. Die Preußen behaupteten ſtandhaft den errungenen Poſten. Dieſer glückliche Erfolg entſchied die Schlacht, die bis um halb zehn in der Nacht gedauert hatte. Die Sonne war den Preußen mit Blut untergegangen, allein der Abendſtern, ſo oft der Vertraute großer und glücklicher Unternehmungen, war ihnen günſtig geweſen. Die Oeſterreicher dachten jetzt auf nichts, als auf einen Rückzug, den drey auf der Elbe geſchlagene Schiffbrücken begünſtigten.

Dieſer Fluß war durch ſein Rauſchen gleichſam der Compaß der Oeſterreicher in der dunkelſten Nacht, wo der Himmel dicht mit Wolken überzogen war, und man keine Hand vor Augen ſehen konnte. Die Preußen hatten keinen ſolchen Wegweiſer. Sie irrten in großen und kleinen Schaaren theils im Walde, theils auf der Wahlſtatt im freyen Felde umher, wo der Blitz der Canonen zu Leichenfackeln diente, die gräßlichen Gegenſtände des Mordes auf einen Augenblick zu erhellen. Ungewiß, wo ſich der Feind befand, waren ſie bey jedem Schritt aufmerkſam und voller Beſorgniß. So wie Furchtſame in der Mitternachtsſtunde in ihrer Einbildung lauter Geſpenſter ſehn, ſo ſahen die nicht furchtſamen Preußen jetzt lauter Feinde. Haufen, die ſich einander näherten, wurden ſogleich wechſelsweiſe beſchoſſen, und dieſes währte, bis ein Theil den Irrthum merkte und ſich zu erkennen gab. Auf dieſe Weiſe fiel eine Anzahl Preußen durch die Kugeln ihrer eignen Landsleute. Die Oeſterreicher thaten ein gleiches. Alle Augenblicke wurden durch die herumziehenden Schaaren von beiden Theilen Officiere gefangen, die ſich verirrt hatten; allein eben ſo geſchwind kam enandre Trupps von der Gegen-Partey, und befreyeten ſie wieder. Der Kaiſerliche General Migazzi glaubte ſeine Brigade zu rangiren, allein es waren Preußen, die ihn an ſeinem Dialect erkannten, und gleich gefangen nahmen. Eben ſo ging es dem Kaiſerlichen Oberſten Oroß, dem Preußiſchen Oberſt-Lieutenant Möllendorf, und vielen andern Oeſterreichiſchen und Preußiſchen Officieren. Selbſt der König ſtieß mit ſeiner Bedeckung auf eine umherziehende Schaar. Auf den gewöhnlichen Zuruf: Wer da? war die Antwort: Oeſterreicher. Die Begleiter Friedrichs ſtürzten nun zu, und nahmen ein ganzes Bataillon Croaten gefangen. Bald darauf geſchah ein gleiches mit einem großen Trupp Kaiſerlicher Carabiniers, die in der Finſterniß herumtrabten. Einige hundert Warasdiner hielten ſich zuſammen und ſuchten den Weg nach Torgau, ſie verfehlten ihn aber, und geriethen unter die Preußiſche Cavallerie, die abgeſeſſen war, und ſich jetzt genöthiget ſahe zu Fuß zu fechten, da denn die Warasdiner bald ihre Waffen-ſtreckten.

Keine Befehle konnten in dieſer Aegyptiſchen Finſterniß ertheilt, keine konnten befolgt werden. Die Befehlshaber waren todt, verwundet, oder irrten ſelbſt umher, ihre zerſtreuten Haufen zu ſuchen; ſie tappten herum wie Blinde, und ſtürzten bald über die Leichen, bald über andere Gegenſtände, womit das Schlachtfeld bedeckt war. Viele Preußiſche Officiere von Rang, gewohnt, immer ihre Ordres wie Orakelſprüche befolgt zu ſehn, gewohnt der Natur zu trotzen, und durch ihr Machtwort muß unmöglich ſcheinende Dinge möglich zu machen, ſahen hier zum erſtenmahl die Gränzen ihrer militairiſchen Thätigkeit. Sie wollten in der Finſterniß, die die Erde bedeckte, mitten unter dem Todesgebrülle der Abſcheidenden, große Haufen von Kriegern ſammeln und ordnen. Sie befahlen vergebens; ſie riefen; ſie ſchrien; ſie tobten. Man gehorchte nicht, durch die Dunkelheit vor Strafe geſichert, und überließ ſich frey dem mächtigen Triebe der Selbſterhaltung.

Die vierzehn Stunden lange Winternacht war entſetzlich kalt. Einigen Kriegsſchaaren glückte es Holz zuſammen zu tragen und Feuer zu machen, andre aber mußten dies ſo nöthige Bedürfniß entbehren, und liefen wie die Unſinnigen im Finſtern herum, um durch Bewegung ihre Leiber zu erwärmen, wobey ſie alle Augenblicke über die Leichname der Erſchlagenen fielen. Der Regen hatte den Boden ganz moraſtig gemacht; dennoch verſuchten viele mitten in dieſem Koth auszuruhen, bis die Feuchtigkeit durch alle Kleidungsſtücke drang, und ihre Glieder erſtarrten. Die Soldaten hatten den ganzen Tag nichts gegeſſen, und waren durch die Blutarbeit entkräftet. Wer ſeinen Brotſack noch beſaß, oder ihn nicht leer fand, wußte doch nicht, wo er einen Trunk Waſſer bekommen ſollte. Vom Hunger, Durſt, Müdigkeit und Kälte gequält, erwartete man ſehnlich den Tag, und mit ihm neue Blut-Scenen.

So hart indeſſen die Lage der herumirrenden entkräfteten Soldaten auch war, ſo gab es doch in dieſer Nacht noch eine weit grauſamere. Die Verwundeten, deren Zuſtand es nur einigermaßen erlaubte, ſuchten die nächſten Dörfer zu erreichen; die andern aber wurden durch ihr trauriges Loos an den Boden des Schlachtfeldes gefeſſelt. Hier vor Kälte erſtarrt, mit zerſchmetterten Gliedern, abgeriſſenen Knochen, in ihrem Blute ſchwimmend und aller Hülfe beraubt, wünſchten ſich dieſe Unglücklichen einen ſchleunigen Tod. Vielen Hunderten aber waren noch vorher größere Martern vorbehalten. Eine Menge verworfener Menſchen, Soldaten, Troßknechte, und Weiber, ſchwärmten in dieſer Blutnacht auf dem Wahlplatz herum, und beraubten die Lebendigen und die Todten. Nicht das Hemde wurde den hülfloſen Verwundeten gelaſſen. Vergebens ließen dieſe laute Klagen erſchallen; ſie verlohren ſich im allgemeinen ſchauervollen Getöſe, das tauſendſtimmig in die Wolken drang. Mancher Verwundeter wurde von dieſen Unmenſchen ermordet, aus Furcht vor Entdeckung. Viele waren an den Beinen verwundet, und zwar nicht gefährlich, nur konnten ſie nicht gehen. Durch dieſe grauſame Entblößung aber, in einer November-Nacht, nackend auf der theils moraſtigen, theils beeiſten Erde ſich krümmend, wurden ſie Opfer des Todes.

Dieſe ſo denkwürdige Nacht zeigte auch ein vielleicht noch nie geſehenes Schauſpiel. Nach völlig geendigten Gefechten befanden ſich die Truppen beider Heere vermiſcht unter einander. Man ſahe zahlloſe Feuer im Torgauer Walde, bey denen ſich Preußen und Oeſterreicher gemeinſchaftlich wärmten, und zwar nicht Sieger und Gefangene, ſondern beide Theile bewaffnet und frey. Das große Bedürfniß der Wärme hatte ſie zufällig vereinigt, und blutgierige Krieger in gelaſſene Menſchen verwandelt, die unter ſich einen Waffen-Stillſtand auf einige Stunden gemacht, um ruhig den Tag und das fernere Kriegsglück zu erwarten. Da niemand wußte, wie das Schlachtloos ausgefallen, ſo waren beide Theile übereingekommen, ſich nach Anbruch des Tages der Macht, die das Feld behauptet hätte, gefangen zu geben.

Der König hatte ſich in das nahe bey der Wahlſtatt liegende Dorf Elsnig begeben. Hier waren alle Bauerhäuſer, Hütten, Ställe und Scheunen voll ſolcher Verwundeten, die ſo glücklich geweſen waren, theils durch Beyhülfe anderer, theils auch durch Anſtrengung ihrer eignen Kräfte, dieſen Zufluchtsort zu erreichen. Hier jammerten ſie auf ihrem blutigen Lager unter den Händen der Wundärzte, oder auch noch unverbunden. Friedrich wollte ſie nicht ſtören, ſondern ließ ſich die Kirche des Dorfes öffnen, und hier ſeine eigne ſchmerzhafte Wunde, einen Streifſchuß an der Bruſt, verbinden, da er ſodann Raporte annahm, Befehle ertheilte, und einen Courier abfertigte. Er ſchrieb deſſen Depeſchen bey einem ſchwachſcheinenden Lichte, wobey ihm die untern Stufen des Altars zum Sitz, ſo wie die obern zum Tiſche dienten. Zwar betrachtete er ſich als Herr des Wahlplatzes, und überhaupt als Sieger; da ihm aber der Rückzug des Feindes noch unbekannt war, ſo ſann er auf die Erneuerung der Schlacht. Er gab die dazu erforderlichen Befehle, noch ehe der Tag anbrach, und zwar ſollte die Infanterie nicht feuern, ſondern mit gefälltem Bajonet auf den Feind losgehn. Nur die Dämmerung wurde erwartet, um die zerſtreuten Haufen zu ſammeln, und in Schlachtordnung zu ſtellen. Kaum aber fing die aufgehende Sonne an, das Leichenfeld zu erleuchten, ſo wurde Friedrich gewahr, daß keine Oeſterreicher hier mehr zu bekämpfen waren. Er ſah ſich im Beſitz des ganzen Schlachtfeldes; der Sieg war völlig entſchieden, und Sachſen behauptet. Die Oeſterreicher gingen über die Elbe, und zogen ſich längs den Ufern dieſes Fluſſes nach Dresden, und die Preußen gingen in die Winter-Quartiere.

Daun war in dieſer Schlacht ſchwer verwundet worden. Er hatte ſich entfernt, und das Commando dem General Buccow übergeben, und da dieſem gleich darauf durch eine Kugel der Arm zerſchmettert wurde, ſo fiel die

Ober-Befehlshaberſchaft dem Grafen O'Donnel zu. Dieſer eilte nun Dresden zu decken, und das feſte Lager bey Planen zu beziehn. Zieten und der Prinz von Wirtemberg verfolgten ihn auf dieſem Rückzug unabläſſig, und machten noch viele hundert Gefangene. Beide Heere waren durch dieſe blutige Schlacht außerordentlich geſchwächt worden. Die Oeſterreicher zählten über 12,000 Todte und Verwundete, und 8000 Mann waren allein auf dem Wahlplatz gefangen worden; ſie verlohren ferner funfzig Canonen, ſieben und zwanzig Fahnen, und zwanzig Pontons. Der Verluſt der Preußen an Todten und Verwundeten war 10,000 Mann; dabey waren 4000 Mann von ihnen als Gefangene in die Hände der Feinde gerathen.

Daun hatte zwar vor und während der Schlacht große Fehler begangen, allein ſich dennoch ſehr gut vertheidigt, ſo wie auch die Oeſterreichiſchen Truppen außerordentliche Tapferkeit bewieſen hatten. Wenn daher gleich Trauerbothen den folgenden Tag nach Wien kamen, und durch ihre Nachrichten dem Jubelgeſchrey ein Ende machten, ſo war Thereſia dennoch mit ihrem Feldmarſchall ſehr wohl zufrieden, der verwundet nach der Kaiſerſtadt reiſete. Die Monarchin war ſo großmüthig, eine zwey tauſend Jahr alte berühmte Scene zu erneuern. So wie nach der Schlacht bey Cannä der Römiſche Senat dem geſchlagenen Conſul Varus vor den Thoren Roms entgegenging, ſo fuhr die Deutſche Thereſia dem geſchlagenen Daun einige Meilen weit entgegen, und bewillkommte ihn mit den Worten: „Ich habe das Vergnügen ha„ben wollen, die Erſte zu ſeyn, um Ihnen ſo „wohl zu Ihrer Ankunft, als zu Ihren in die„ſem Feldzuge neu erworbenen Verdienſten „Glück zu wünſchen, und mich von dem Zu„ſtande Ihrer Geſundheit, die mir ſo viel „Kummer macht, ſelbſt zu überzeugen.„ Ueberhaupt ließ dieſe große Fürſtin es nicht an Aufmunterung ihrer Truppen fehlen. Gewöhnlich war ſie ſelbſt gegenwärtig, wenn Kriegsſchaaren bey Wien vorbeyzogen, um zur Armee zu ſtoßen; ſie ſprach den Soldaten in den gnädigſten Ausdrücken Muth ein, nannte ſie, meine Kinder! lächelte mit Wohlgefallen, wenn das Wort Mutter wie ein Lauffeuer durch alle Glieder lief, und entließ ſie nie ohne Geſchenke.

Die Folgen dieſes Sieges waren überaus wichtig. Ganz Sachſen, Dresden ausgenommen, war nun wieder in den Händen der Preußen, und ihre Winter-Quartiere geſichert. Friedrich war im Stande, Truppen nach Schleſien, nach der Mark, und nach Pommern zu ſchicken, und die Feinde aus dieſen Provinzen zu vertreiben, ja ſelbſt ein Corps von 8000 Mann zum Herzog Ferdinand ſtoßen zu laſſen. Mecklenburg wurde wieder in Beſitz genommen. Laudon, nach dem vergeblichen Verſuch auf Coſel, zog ſich nach Glatz. Die Schweden wurden vom General Werner nach Stralſund getrieben, und die bisher noch auf der Lauer geſtandenen Ruſſen gingen nun in ihre alten Winter-Quartiere nach Pohlen.

Zehntes Buch.

Man hatte im Cabinet zu Wien eine ſehr irrige Maxime, die allen Oeſterreichiſchen Kriegsplanen zur Grundlage diente. Dieſe war: nicht die Kräfte der Heere für Sachſen zu verſchwenden, ſondern ſie ſo viel als möglich für die Eroberung von Schleſien aufzuſparen. Aus dieſer Quelle floß oft die Unthätigkeit und Unentſchloſſenheit der Oeſterreichiſchen Feldherren. Die Erfahrung lehrte jedoch, daß nur in Sachſen Schleſien erobert werden konnte. So wie in der Fabel der Rieſe Anteus, der mit dem Hercules rang, wenn er zur Erde geworfen wurde, immer durch dieſe geſtärkt kraftvoller als zuvor wieder aufſtand, ſo ſahe man Friedrich bey ſeinen Kämpfen um Sachſen, wo er nie fiel, ohne ſich, durch neue Macht geſtählt, wieder aufzurichten. Hier war es, wo er nach der großen Niederlage bey Kollin und dem Rückzug aus Böhmen die nöthigen Kräfte ſammelte, um bey Roßbach und Leuthen zu triumphiren. Hier war es, wo er in der Geſchwindigkeit allen übeln Folgen der unglücklichen Schlacht bey Hochkirch vorbeugte, die Feinde wie Ueberwundene vor ſich her trieb, und in Stand geſetzt wurde zum Entſatz von Neiße zu eilen. Die Tage von Kai und von Kunersdorf verlohren ihr Schreckliches, ſo bald Friedrich das von den Feinden in Beſitz genommene Sachſen wieder erobert hatte. Hier war es, wo die Gefangennehmung eines großen Corps bey Maxen ganz ohne Folgen blieb, und nicht einmahl eine Veränderung in der Preußiſchen Stellung bewirkte. Das unglückliche Treffen bey Landshut, der Verluſt von Glatz, die aufgehobene Belagerung von Dresden, und die mit ſo viel Zerſtörungen verbundene Einnahme von Berlin, wurden ihm hier minder fühlbar. Solche Kräfte ſammelte Friedrich in Sachſen nach ſeinen Niederlagen, ungleich größere aber nach ſeinen Siegen in dieſem Lande; denn nach der Schlacht bey Torgau zeigte er ſich ſo furchtbar, als jemahls.

Mitten unter dieſem Tumult der Nationen, blühete bey den in Ruhe gebliebenen Völkern der Handel außerordentlich. Beſonders zog Holland von dieſem Kriege große Vortheile, obgleich die Republik auch oft Neckereyen von den kriegführenden Parteyen erfuhr. Unter andern nahmen die Franzoſen einen Holländiſchen nach Hamburg gehenden Poſtwagen weg, worauf ſich 100,000 Gulden an Geld befanden, das Holländiſchen Unterthanen gehörte. Vergebens beklagten ſich die General-Staaten über dieſen Raub, der noch dazu auf ihrem Gebiet geſchehn war. Der Hof zu Verſailles verweigerte alle Genugthuung, weil er glaubte in dieſem Kriege eine Parteylichkeit der Holländer für die Engländer bemerkt zu haben, und überdem auch die Hamburger kränken wollte; und ſo wurde das geraubte Geld dem Partey-Gänger Cambefort zugeſprochen.

Dieſer Unwille der Franzöſiſchen Regierung gegen die Stadt Hamburg hatte mancherley Veranlaſſungen. Es war natürlich, daß hier ſo wohl der Senat als die Einwohner ſich geneigter fühlten, das Waffenglück ihrer Landsleute in den umliegenden Provinzen zu begünſtigen, als deren Feinde zu unterſtützen; ſie beobachteten jedoch äußerlich eine genaue Unparteylichkeit, um ihren ſo blühenden Handel nicht in Gefahr zu ſetzen; denn dieſe Stadt hatte das ſeltne Glück, zu einer Zeit, wo ganz Deutſchland, alle Provinzen, alle Städte und Dörfer, mehr oder weniger die Drangſale des Kriegs fühlten, ganz allein von dieſer Landplage verſchont zu ſeyn, ja noch Vortheile daraus zu ziehn. Hier war es, wo ſo viele Lieferanten ihre Bedürfniſſe hernahmen, wo ſo viele glückliche Speculationen gemacht, und ungeheure Summen aus den kriegführenden Ländern, beſonders aus England, überſandt wurden. Dieſe reiche, freye, und in manchem Betracht glückliche Stadt ſollte jedoch in dieſen Tagen des Elends nicht ganz in Ruhe bleiben. Die Franzoſen, ſo wie alle mächtige Völker, gewohnt über die Neutralität kleiner Staaten zu ſpotten, betrachteten in dieſem Kriege alle, die nicht vollkommen auf ihrer Seite waren, als ihre Gegner; ſie, die in ſo vielen mit Oeſterreich verbündeten Provinzen Lieferungen ausſchrieben, ohne ſie zu bezahlen, die Reichsſtädte Frankfurt und Bremen mit Gewalt einnahmen, hätten auch auf Hamburg vielleicht Verſuche gemacht, wenn ihre Waffen glücklicher geweſen wären. Allein nicht der König von Dännemark, ſondern der Herzog Ferdinand von Braunſchweig war damahls Schutzherr von Hamburg; da ſie alſo den Einwohnern nicht mit ihren Waffen ſchaden konnten, ſo griffen ſie den Handel der Stadt an.

Dieſen zu beunruhigen fand man bald einen Vorwand. Ein Hannöverſcher Artillerie-Officier beſucht ſeinen Freund, den Hamburger Kaufmann Wuppermann, und frägt ihn, wo er eine Anzahl blecherner Röhren verfertigt bekommen könnte. Wuppermann verweiſet ihn an Klempner, mit denen der Officier den Kauf ſchließt, wofür der Kaufmann die Zahlung übernimmt. Der Franzöſiſche Miniſter in Hamburg, Chambeaux, ein unruhiger Mann, der durch ſeine verderblichen Rathſchläge ſchon Mecklenburg unglücklich gemacht hatte, erfährt es zufällig, und findet die Gelegenheit bequem, ſeinen National-Eifer und ſeine Autorität zu zeigen. Er entwirft in einem Memoire ein ſchreckliches Bild von dem Verbrechen des Kaufmanns, von ſeiner Verbindung mit Frankreichs Feinden, und verlangt unter allerhand Drohungen deſſen Auslieferung. Eine ſolche Gewaltthätigkeit aber gegen einen Bürger auszuüben, war nicht ſo leicht in einem Freyſtaat, am wenigſten gegen einen angeſehenen mit großen in- und ausländiſchen Handels-Häuſern in Verbindung ſtehenden Kaufmann. In faſt jedem andern Lande würde er ein Staatsopfer geworden ſeyn; in Hamburg aber konnte er es vermöge der Conſtitution nicht werden. Der durch die Franzöſiſchen Drohungen in Beſtürzung geſetzte Magiſtrat ſchritt jedoch zur Unterſuchung. Das Waarenlager des Kaufmanns und ſeine Handelsbücher wurden genau durchgeſehn, allein man fand keine Spur weder von gemachten Lieferungen, noch von Verträgen dieſer Art fürs zukünftige. Chambeaux war jedoch damit nicht zufrieden. Er bedrohte die Stadt mit dem Verluſt ihrer Handels-Privilegien in Frankreich, mit dem Beſchlag aller ihrer Schiffe in dieſem Königreich, ja mit der Vernichtung ihres Handels durch Franzöſiſche Caper. Nun wurde Wuppermann ein Gefangener in ſeinem Hauſe, und blieb es, bis der Hof zu Verſailles ſelbſt ſeine Unſchuld erkannte. Es erfolgten aber bald neue Beſchwerden gegen Hamburg, weil die Franzoſen die hieſigen Werbungen der Preußen und ihrer Alliirten nicht leiden wollten, da denn Ludwig der funfzehnte am 24ſten May 1760 alle im Jahr 1716 von ihm der Stadt bewilligte Handels-Vortheile vernichtete.

Es wurde in Schleſien, zwiſchen den Generalen Laudon und Goltz bis zum 21ſten May 1761 ein Waffen-Stillſtand geſchloſſen, mit der Bedingung, daß er nicht anders als nach einer vier Tage zuvor geſchehenen Aufkündigung unterbrochen werden durfte. Der Preußiſche General, Prinz von Bernburg, drang unter dem Schutz dieſer Convention ins Glatziſche und hob hier Recruten aus. Der dadurch aufgebrachte Laudon eilte auf dieſe Nachricht aus Wien herbey, und forderte die widerrechtlich genommene Mannſchaft zurück. Der Prinz von Bernburg wollte ſein Recht behaupten, und bezog ſich darauf, daß das Land ſeinem König gehöre und ihm daher die Recrutirung darin frey ſtünde. Die Antwort Laudons war kurz. Er überfiel die ganz unvorbereitete Preußiſche Beſatzung in Frankenberg, und nahm hier ein Bataillon Infanterie und eine Eſcadron Huſaren gefangen, ein Verluſt von wirklichen Soldaten, der mit dem Gewinn von einigen hundert rohen Bauerburſchen in keinem Verhältniß ſtand. Nun hatte der Waffen-Stillſtand auf einmahl ein Ende, und die blutigen, nichts entſcheidenden Neckereyen gingen ihren Gang fort.

Der König Friedrich nahm nach dem Siege bey Torgau ſein Winter-Quartier in Leipzig, wohin auch eine Menge Verwundeter nach der Schlacht gebracht worden war. Dieſe Stadt mußte jetzt für ihren Patriotiſmus hart büßen. Die Einwohner hatten gewünſcht, die Reichs-Truppen als Bundesgenoſſen ihres Königs in ihren Mauern zu vehalten, und dieſen Wunſch laut geäußert. Man wollte ſie dafür beſtrafen. Es geſchahen daher von den Preußen neue und verſtärkte Forderungen. Ungeheure Geldſummen ſollten bezahlt, und unermeßliche Lieferungen an Landes-Producten gemacht werden. Der Magiſtrat ſchützte ſein Unvermögen vor, das Verlangte zu verſchaffen. Er berief ſich auch auf die ſchriftlichen Verſprechungen des Königs, die dieſen Lieferungen ein Ziel ſetzten, welches man jetzt überſchreiten wollte. Dies Ziel war eine Geld-Contribution von 500,000 Reichsthalern geweſen, die man abgetragen hatte. Die Vorſtellungen aber halfen nichts; und da man fortfuhr ſich zu ſträuben, wurden gewaltſame Mittel gebraucht. Man hatte hier ſchon mehrmahlen die Farce geſpielt, und mit Pechkränzen gedroht, ja ſolche wirklich an allen Häuſern aufhängen laſſen. Es hieß: Geld, oder die Stadt im Feuer. Da die Einwohner aber gute Gründe hatten, dem König eine ſolche Grauſamkeit nicht zuzutrauen, und das Unüberlegte dieſer Drohung geldgieriger Unter-Befehlshaber bald einſahen, ſo that ſie auch nicht die geringſte Wirkung. Man lächelte anſtatt zu zittern; und die Pechkränze wurden wieder abgenommen.

Nun ſollten andre Verſuche gemacht werden. Die vornehmſten Magiſtrats-Perſonen und die reichſten Kaufleute wurden ins Gefängniß geworfen, und wie Miſſethäter behandelt. Man ſperrte ſie auf einander gehäuft in Behältniſſe ein, wo ſie auf dem Stroh lagen. Die gemeinſten Bequemlichkeiten fehlten hier. Keine Betten, keine Stühle, keine warme Speiſen wurden ihnen erlaubt. Anfangs hatten hundert und zwanzig dies Schickſal. Es dauerte aber nur zehn Tage, ſodann ließ man ſie los, bis auf ſiebzehn der Vornehmſten, die vier Monat lang im Kerker aushalten mußten. Perſonen, die des größten Wohlſtandes gewohnt waren, mußten ſich mit den gröbſten Nahrungsmitteln begnügen, ihre durch den Luxus des Zeitalters verzärtelten Leiber auf der harten Erde herumwälzen, und einen heimlich zugeſteckten Suppentopf, den ihre ſchönen Töchter bey ihren kindlichen Beſuchen unter ihren ſeidenen Kleidern verbargen, als eine Beute betrachten. Sie lebten in gezwungener großer Unreinlichkeit, und hatten lange Bärte wie die Juden. „Nun ihr Hunde! wollt ihr bezahlen?„ war der gewöhnliche Morgen-Gruß des Contributions-Meiſters, der ſeine Privat-Vortheile bey dieſer grauſamen Behandlung fand. Abgeſondert von einander hätte man vielleicht bald den Endzweck erreicht, allein in Geſellſchaft ſprachen ſie einander Muth und Geduld ein. Es wurde ein ſo genannter Eſprit de Corps erzeugt, der allen Beleidigungen und Grauſamkeiten trotzte. Nur erſt, als man die ſinnreiche Drohung äußerte, dieſe Häupter einer ſehr reichen Stadt, Hausväter, deren Familien Tag und Nacht in Thränen ſchwammen, als Recruten nach Magdeburg zu liefern, und ſie zu Fuße mit Ränzeln auf dem Rücken dorthin zu ſchleppen, und als man wirklich Anſtalten dazu machte, da erſt ſank ihnen der Muth. Man bewilligte alles, was nur zu leiſten möglich war *).

Die ſämmtlichen Forderungen an die Stadt betrugen jetzt 1,100,000 Reichsthaler; aber ſelbſt bey dem beſten Willen dieſe Sum-

---

*) Der Verfaſſer brachte dieſen Winter als Verwundeter in Leipzig zu, und erſt nach ſeiner Wiederherſtellung im März 1761 begab er ſich zu ſeinem damahls in Altenburg einquartierten Regiment.

me zu erlegen, ſehlte es gegenwärtig ſehr an baarem Gelde. Der oft gedachte Kaufmann Gotzkowsky befand ſich damahls in Leipzig, und war ein Zeuge des hier herrſchenden Jammers. Der Magiſtrat, der die große Achtung des Königs für dieſen Mann kannte, erflehete durch eine Deputation ſeine Vermittelung, die er auch gerne übernahm; und ſo wurde der Retter von Berlin, wenn gleich nicht der Retter von Leipzig, doch der wohlthätige Helfer dieſer Stadt in der Stunde der Noth. Friedrich begnügte ſich mit 800,000 Reichsthalern, und für dieſe Summe übernahm Gotzkowsky die Bürgſchaft. Der König verlangte, er ſollte ſich für dieſen einer fremden Stadt geleiſteten Dienſt eine Vergeltung ausmachen. Der Kaufmann aber hielt dies für unedel, und wurde Bürge ohne alles Intereſſe, weshalb ihm durch ein Raths-Decret vom 26ſten Januar 1761 in rührenden Ausdrücken gedankt, und ihm alle nur erſinnliche Dienſte ſämmtlicher Bürger zugeſichert wurden.

Die hier begangenen Grauſamkeiten, die jedoch wahrſcheinlich nicht in ihrem ganzen Umfange durch Königliche Befehle erzeugt wurden, koſteten vielen das Leben. Der

Gram legte Männer, Weiber, und Kinder ins Grab. Eine Menge Menſchen verließ Leipzig; der Handel ſtand größtentheils ſtille, und die berühmten Meſſen waren jetzt nicht beſſer wie Jahrmärkte.

Die Nothwendigkeit, worin ſich Friedrich befand, ungeachtet ſeiner theils von Feinden beſetzten, theils verheerten Provinzen, gegen die größten Mächte Europens einen langwierigen und koſtbaren Krieg zu führen, hatte ihn zu allerhand Hülfsmitteln veranlaßt, die nicht zu den gewöhnlichen gehörten. Das vornehmſte derſelben war, den Preußiſchen und Sächſiſchen Münzfuß zu erniedrigen. Dies Mittel wurde auf eine noch nie erhörte Art ausgedehnt. Die Münze war an den Berliner Juden Ephraim verpachtet, und dieſer ließ jährlich eine unermeßliche Menge goldner und ſilberner Münzſorten von ſehr verſchiedenem Gehalt unter allerhand Stempeln prägen. Dieſe Pacht wurde von Jahr zu Jahr erhöht, und ſtieg endlich bis auf ſieben Millionen Reichsthaler. Den Anfang machte man mit Sächſiſchen Gold- und Silberſtücken, worauf, um allen Verdacht zu entfernen, die Jahrzahl 1753 geſetzt wurde. Hernach nahm man Preußiſche, Mecklenburgiſche, und endlich auch Bernburgiſche Stempel, wozu man die Erlaubniß von dem Fürſten dieſes letztern Landes erkaufte. Mit jedem Jahre wurde das Geld ſchlechter, ſo daß zuletzt der innere Werth der Auguſtd'or, die größtentheils aus Kupfer mit einem geringen Zuſatz von Gold beſtanden, nicht über anderthalb Reichsthaler gutes Silbergeld betrug. Die alten Auguſtd'or und Friedrichsd'or galten, anſtatt der gewöhnlichen fünf Thaler, zwanzig Reichsthaler in den circulirenden Silbermünzen, die man ſpottweiſe Ephraimiten, oder auch Blechkappen nannte. Mit dieſen letztern wurden die Preußiſchen Truppen und alle Bedürfniſſe der Armee bezahlt, die Civil-Beſoldungen berichtigt, und Handel getrieben. Dieſe leichte Methode, das Geld zu vervielfältigen, fand bald Nachahmer. Viele kleine Deutſche Fürſten, die das Münzrecht nie ausgeübt hatten, benutzten dieſe Gelegenheit ſchlecht Geld prägen zu laſſen, womit ſie ihren Hofſtaat bezahlten, und altes Silbergeld einwechſelten. Die großen im Kriege verwickelten Fürſten, der Landgraf von Heſſen-Caſſel, der Herzog von Braunſchweig, und andere, thaten aus Noth ein gleiches; nur allein Hannover that es nicht, wo der dieſem Lande eigne hohe

Münzfuß unverändert blieb. Auch fremde Nationen nahmen an dieſer Speculation Antheil. Die Schweden, denen es von allen kriegführenden Mächten am meiſten an Geld fehlte, waren die erſten, dies Mittel nachzuahmen; ſie verbanden ſich mit einigen Hamburger Kaufleuten, und legten in Stralſund eine große Münz-Manufactur an. Deßgleichen wurden in der Engliſchen Manufactur-Stadt Birmingham, heimlich, viele hundert Centner von dieſem Gelde gemacht, welches auch in Holland auf den Schiffen geſchah.

Alle dieſe gleichſam um die Wette in ungeheurer Menge geprägten Gelder, denen das Volk den Nahmen Heck-Münzen gab, beförderten durch ihren erſtaunlichen Umlauf Handel und Gewerbe außerordentlich. Die beſtändige Verminderung des innern Gehalts wurde daher weniger merkbar, und immer waren ſchon einige Millionen unters Volk gebracht, bevor man eine abermahlige Veränderung muthmaßte. Nur Hamburg allein wurde nicht damit betrogen; hier, wo man nach einer weiſen Einrichtung alles in Banco-Geld, das heißt, in feinem Silber berechnet; hier, wo immerfort ganze Geldladungen als Remeſſen für Waaren ankamen, hier war man ſorgfältig bemüht, die neuen Münzſorten chymiſch zu prüfen und ihren Werth genau zu beſtimmen. Dieſe Prüfung, die gleich bekannt gemacht wurde, war dem berühmten Nil-Meſſer in Aegypten nicht unähnlich; es war die vor allen Nationen ausgehangene Tafel, die den Gehalt dieſes Peſtgeldes der Welt zeigte.

Ganz Nord-Deutſchland war damit überſchwemmt. Die größten Handelsſtädte beſaßen Millionen von dieſem Zaubergelde, das, ohne ſeine Form, Größe und Gepräge im geringſten zu verändern, immer ſchlechter an Gehalt wurde, und den Beſitzer großer Summen mit eingebildeten Reichthümern täuſchte. Selbſt die Holländer waren damit überflüſſig verſehn, und glaubten nach geendigtem Kriege mit dieſer Münze Preußiſches Holz und Getreide ſehr wohlfeil kaufen zu können. Alle rohe und verarbeitete Producte, und überhaupt alle Kaufmanns-Güther, ſtiegen in Paris nach dem Verhältniß des ſchlechten Geldes. Nur allein die nothdürftigſten Lebensmittel wurden nicht viel theurer, wie ehedem, weil ſonſt der gemeine Soldat ſein Leben nicht hätte durchbringen können.

In Holland ſchlug man auf dieſen Preußiſchen Münzgeiſt, der ſich an ſo vielen Orten zeigte, und ſich immer nach Geiſterart verwandelte, eine ſatyriſche Schaumünze. Sie ſtellte eine Converſations-Scene zwiſchen Friedrich und dem Münz-Juden Ephraim vor, dem der König die Wangen ſtreichelte. Die Inſchrift war: „Dies iſt mein lieber Sohn, „an dem ich Wohlgefallen habe.„

Die ſchrecklichen Wirkungen dieſer Finanz-Operation offenbarten ſich erſt nach dem Frieden, wo viele tauſend wohlhabende im Schooß der Ruhe lebende Menſchen, ohne ſonſt durch den Krieg gelitten zu haben, ihr Vermögen verlohren; wo große, auf allen Börſen hochgeachtete Kaufleute Banquerot machten, und zahlloſe Familien an den Bettelſtab kamen. Dieſe politiſchen Gräuel waren verheerender, als der Krieg ſelbſt.

Die Kaiſerin Maria Thereſia bediente ſich andrer Mittel, die ungeheuern Geldbedürfniſſe für den gegenwärtigen Augenblick zu vermindern. Ihre Unterthanen mußten eine Vermögens-Steuer, zehn vom Hundert, erlegen; auch zog ſie mit Päpſtlicher Bewilligung, ſo lange der Krieg dauerte, den Zehnten von allen geiſtlichen Stiftungen. Aber auch dieſe großen Hülfsquellen waren nicht hinreichend. Man ſann auf neue. Die ſämmtlichen Stabs-Officiere, vom Major bis zum Feldmarſchall, bekamen in den letztern Kriegsjahren ihren Sold nicht in Geld, ſondern in Papieren; dieſe waren nicht den Banknoten ähnlich, auch nicht zum Circuliren beſtimmt, ſondern eigentlich Staats-Obligationen. Diejenigen, die nicht die verheißene Bezahlung nach geendigtem Kriege abwarten konnten, oder wollten, verkauften ihre Papiere mit einem anſehnlichen Verluſt, an eine vom Kaiſer Franz ausdrücklich dazu errichtete Bank, der dabey die Stelle eines Hof-Banquiers vertrat. Es waren ſeine eignen Schätze, ganz abgeſondert von den Einkünften ſeiner Gemahlin, die der Monarch auf dieſe Weiſe benutzte. Auch die meiſten Lieferungen für die Truppen wurden mit ſolchen Papieren bezahlt.

Zu dieſen Hülfsquellen kamen manche patriotiſche Aufopferungen. Der Fürſt Wenzel von Lichtenſtein, der reichſte Unterthan des Oeſterreichiſchen Staats, zeigte hier ein großes Muſter. Als Chef des Oeſterreichiſchen Artillerie-Corps ſetzte er es nicht allein auf eigne Koſten in einen vortrefflichen Zuſtand, ſondern unterhielt auch einen Theil deſſelben von ſeinen Privat-Einkünften, wofür ihm die Kaiſerin mitten im Kriege eine metallene Bildſäule errichten ließ, die im Arſenal zu Wien aufgeſtellt wurde. Auch andre reiche Privat-Perſonen bewieſen auf mancherley Art ihren Patriotiſmus, obgleich bey weitem nicht verhältnißmäßig mit ihren großen Reichthümern; und die Damen des Wiener Hofes, um in ihrem Dienſteifer nicht zurück zu bleiben, gaben — ihre Juwelen her? Nein! ſie — zupften Scharpie. Der Begriff von Wohlthätigkeit geſellte ſich zu dieſem patriotiſchen Gedanken. Hiezu kam das große menſchenfreundliche Beyſpiel der Maria Thereſia, die mit ihren kaiſerlichen Händen zum Dienſt gemeiner verwundeter Soldaten ſelbſt Scharpie machte. Nun wurde es Ton, und endlich Seuche, die ſich in der ganzen Stadt ausbreitete. Die Weiber der Handwerksleute leerten ihre alten Waſchſchränke aus, um durch Aufopferung ihrer Hemden auch thätigen Antheil am Kriege zu nehmen. Der Leinwandshandel in Oeſterreich kam dadurch empor, und die Scharpie wurde fuderweiſe nach den Feld-Hoſpitälern geſandt, ſo daß man endlich bitten mußte, mit dieſen guten Werken inne zu halten.

Die Hoffnung, Schleſien endlich noch zu erobern, war in dieſer Kaiſerſtadt jetzt nach einem fünfjährigen fruchtloſen Kriege noch gar nicht geſchwächt. Die Einnahme von Glatz gab dieſer Hoffnung vielmehr neue Nahrung; dabey zeigten die mächtigen Bundsgenoſſen immer noch den beſten Willen. Sie betrachteten den Sieg bey Torgau wegen des großen Blutverluſtes eben ſo wie eine Niederlage des Königs von Preußen, und beharrten feſter als jemahls auf dem Grundſatz, ſeine Gefangenen nicht zu ranzioniren. Es fehlte ihm dennoch nicht an Soldaten. Da der Ackerbau in ſeinen Staaten wegen der unaufhörlichen Verheerungen ganz danieder lag, ſo vertauſchten Tauſende von jungen Landleuten den Pflug mit der Muskete. Das Längenmaaß des Körpers kam jetzt nicht ſehr in Betrachtung. Man brauchte nur Menſchen, und dieſe Menſchen wurden ſehr geſchwind zu Soldaten geſtempelt. Gleich nach der Aushebung ſolcher Recruten, noch ehe ſie ihre vaterländiſchen Provinzen verließen, bemühete ſich eine Menge abgeſchickter Officiere und Unter-Officiere, Tag und Nacht ſie zu modeln. Kaum ließ man ſie zu Athem kommen. Hier galt keine Kälte, kein Schnee, keine Dunkelheit, kein

Sonn- und Feſttag. Unabläſſig wurden ſie montirt, dreſſirt und exercirt, auf Marktplätzen, auf Feldern, in Ställen und Scheunen, ſo daß ſie immer ſchon ganz geformt und Soldaten ähnlich zu ihren Regimentern ſtießen, und gleich Kriegsdienſte thun konnten.

Die Anzahl alter Soldaten war nach ſo vielen Schlachten bey allen kriegsführenden Heeren nur geringe. Bey den Preußen aber erſetzte der mit der Muttermilch eingeſogene militairiſche Geiſt den Mangel der Dienſtjahre. Da ſo viele ihrer Officiere gefallen waren, und der König ihre Stellen ungerne anders als mit Edelleuten beſetzte, ſo wurden immer Jünglinge, weit entfernt vom männlichen Alter, aus dem Cadetten-Corps in Berlin gehoben, und zur Armee geſandt *). Dieſe Jünglinge aber waren völlig formirte Soldaten, und in allem, körperliche Kräfte allein ausgenommen, den Veteranen andrer Heere ähnlich. Ungeachtet ihrer edeln Geburt, unter der Muskete erzogen, zu grober Koſt gewöhnt, und durch Wachten in Froſt und Hitze

---

*) Der Verfaſſer war noch nicht vierzehn Jahr alt, als er mit noch neun und dreyßig andern Cadetten im December 1758 nach Breslau zum Haupt-Quartier des Königs geſchickt wurde, wo Friedrich ſelbſt dieſe Cadetten unter die Regimenter vertheilte.

abgehärtet; dabey waren ſie mit allen Theilen des Dienſtes vertraut, und voll hoher Begriffe von militairiſcher Ehre. Oft wurden ſie bald nach ihrer Ankunft bey der Armee zu erheblichen Kriegs-Verrichtungen gebraucht, die ſie ſo wie die älteſten Officiere mit männlichem Ernſt, Sachkenntniß, und Eifer vollbrachten. Bisweilen exercirten ſie die Recruten der Regimenter in großen Haufen zuſammengezogen, man gab ihnen kleine Commandos, man machte ſie zu Adjutanten. Im Treffen munterten ſie ſelbſt alte Soldaten durch Zureden auf, und flößten ihnen durch ihr Beyſpiel Muth ein. Die Oeſterreicher fanden oft unter den gemachten Gefangenen dergleichen Jünglinge, und da ſie nur allein die Lebensjahre betrachteten, und um das übrige ſich wenig bekümmerten, ſo ſchloſſen ſie daraus auf das große Menſchenbedürfniß Friedrichs, der nach ihrer Meinung jetzt zu Kindern ſeine Zuflucht nehmen müſſe, den Soldaten-Abgang zu erſetzen.

Der Haß, der zwiſchen kriegführenden Nationen beſtändig wächſt, war nach und nach zu einer ſehr großen Höhe bey den Oeſterreichern und Preußen geſtiegen, wovon dieſe Geſchichte viele Beyſpiele geliefert hat. Die erſtern beſonders, die damahls in der Cultur noch ſo weit zurück und leer an Kenntniſſen waren, zeichneten ſich in dieſem National-Haß aus. Nach ihren politiſchen Begriffen war der Krieg Friedrichs eine ſtrafbare Empörung gegen Kaiſer und Reich, und nach ihrem religiöſen Wahn bekämpfte man Ketzer, deren Ausrottung verdienſtlich war. Durch die Unfälle bey Landshut und Glatz im Anfang des Feldzugs war die Anzahl der Gefangenen beträchtlich vermehrt worden. Mit der größern Menge nahm die üble Behandlung zu, und oft wurden dieſe unglücklichen Preußen zu Hunderten in das für Miſſethäter beſtimmte Stockhaus in Wien geſteckt, und dort durch Mißhandlungen gezwungen Oeſterreichiſche Dienſte zu nehmen. Die gefangenen Preußiſchen Officiere aber wurden in kleinen Städten aufbehalten, damit, wie es hieß, der Gift ihrer politiſchen und Religions-Meinungen ſich nicht weiter verbreiten möchte. Nach dieſen Grundſätzen wurden ſie ſehr ungroßmüthig behandelt. Man gab ihnen oft in langer Zeit keinen Sold, und überließ den Unterhalt dieſer größtentheils ſehr armen Ehren-Diener der Barmherzigkeit mitleidiger Menſchen. Die Bitten der niedern Officiere fruchteten ſo wenig, als die Vorſtellungen der gefangenen Generale.

Fouquet konnte bey dieſem Leiden nicht ſchweigen. Zwar hatte man ihn mit auszeichnender Achtung und Schonung behandelt, allein ſein Herz war zu groß, um ſich auf Koſten ſeiner jammernden, von ihm Hülfe erwartenden Kriegs-Cameraden, durch eine nichtswürdige Diſtinction beſtechen zu laſſen. Er ſprach ernſtlich, und da man dieſen Ton für einen Kriegsgefangenen unſchicklich fand, ſo ſtimmte er ihn noch höher. Er, der Freund ſeines Königs, voll Enthuſiaſmus für den Preußiſchen Dienſt, und überzeugt, daß man ihn wegen dieſer Eigenſchaften in Wien perſönlich haßte, äußerte jedoch jetzt ſeine Beſchwerden mit zu vieler Hitze. Er bediente ſich Ausdrücke in Anſehung der Kaiſerin und ihrer Miniſter, die nur allein in England ungeſtraft geſagt werden können. Er redete von Niederträchtigkeit, von Betrug, und von unwürdigen Miniſtern, die Thereſiens Thron umringten, und jede Wahrheit von ihr entfernt hielten. Dieſe Sprache war in Oeſterreich neu; auch wurde ſie als ein Verbrechen der beleidigten Majeſtät betrachtet, und, wie man in Wien wähnte, dadurch mit großer Gelindigkeit geſtraft, daß man den gefangenen kranken Feldherrn von Brugg an der Leutha nach

Carlſtadt in Croatien ſchleppte, von ſeinen Bedienten trennte, und in ein Gefängniß auf der Feſtung einſperrte. Friedrich, der weit mehr gefangene Generale von den Oeſterreichern, als dieſe von ihm, hatte, rächte ſeinen Freund, und ließ die vier vornehmſten Oeſterreichiſchen Generale, die bisher in der Stadt Magdeburg ohne alle Einſchränkung gelebt hatten, nach der Citadelle bringen. Dieſer Repreſſalien-Krieg ging noch weiter. Die Oeſterreicher wollten nicht zurückbleiben, und ließen auch die vornehmſten Preußiſchen Generale unter ihren Gefangenen nach Kufſtein in enge Verwahrung bringen. Nun that Friedrich ein gleiches mit allen übrigen gefangenen General-Lieutenants, denen er die Citadelle zu ihrem Aufenthalt anwies, wozu ſich einige ſehr ungern bequemten, ja einer ſo gar mit Gewalt gezwungen werden mußte, ſein gutes Quartier in der Stadt mit einem Feſtungszimmer zu vertauſchen. Dieſes veranlaßte eine ſonderbare Correſpondenz zwiſchen dem Markgrafen Carl von Preußen und dem General Laudon. Man machte ſich von beiden Seiten ſehr bittre Vorwürfe, wodurch die Sache jedoch nicht beſſer wurde. Die Repreſſalien dauerten fort, und alle dieſe Kriegs-

Befehlshaber beider Theile blieben als Miſſethäter eingeſperrt bis zum geſchloſſenen Frieden, der auch der Erlöſungs-Termin der Preußiſchen Generale war. Fouquets Leiden für die Sache des Königs blieb nicht unbelohnt. Nie war Friedrich dankbarer, als gegen dieſen Feldherrn, der nach dem Kriege, mit Geſchenken überhäuft, von ſeinem Regiment und Gouvernement entfernt, ſich um keinen Dienſt bekümmerte, ſondern in der Stadt Brandenburg ganz nach ſeiner Phantaſie lebte, und die Freundſchaft ſeines Monarchen mit ins Grab nahm.

Die Franzoſen eröffneten dieſen Feldzug vom Jahr 1760 mit 130,000 Mann, von denen 100,000 in Weſtphalen, und 30,000 am Rhein agiren ſollten. Broglio hoffte dadurch die alliirte Macht zu trennen. Die Ausführung ſeiner Entwürfe wurde jedoch durch die geringe Unterwürfigkeit einiger vornehmen Befehlshaber ſehr gehemmt, die mit des Marſchalls rangwidriger Beförderung ſehr unzufrieden waren. Dies erzeugte Unentſchloſſenheit, wodurch der Herzog Ferdinand Zeit gewann, die in 7000 Mann beſtehende Verſtärkung der Brittiſchen Truppen aus England über Embden an ſich zu ziehen, ſo daß die Brittiſche Armee unter ſeinem Commando jetzt 20,000, ſo wie ſein ganzes Heer 70,000 Mann ſtark war. Der Tod des Landgrafen von Heſſen-Caſſel, der im Januar ſtarb, machte keine Veränderung in den politiſchen Verbindungen; denn der neue Regent beſtätigte alle Verträge ſeines Vaters, und blieb dem angenommenen Syſtem getreu. Die Gemahlin dieſes Fürſten ward als Vormünderin ihrer Söhne Regentin der Grafſchaft Hanau. Da aber die Regierung dies durch öffentlichen Anſchlag dem Volke bekannt machen ließ, ohne die Franzöſiſchen Generale um Erlaubniß zu fragen, ſo wurden alle Räthe und Staatsdiener bis auf den geringſten Canzelliſten, ſo wie auch alle Magiſtrats-Perſonen in Hanau arretirt, und zu einer Geldſtrafe von 100,000 Reichsthalern verdammt.

Ferdinand wünſchte nun nach erhaltener Verſtärkung die Franzoſen anzugreifen, die Miene machten ins Churfürſtenthum Hannover einzudringen, und ſetzte ſich deshalb in Bewegung; der Erbprinz führte die Avant-Garde, und ſtieß bey Corbach auf den Feind. In der Meinung, es wäre bloß ein detaſchirtes Corps, hielt er deſſen Angriff ſtandhaft aus; allein dies Corps hing mit der Franzöſiſchen Haupt-Armee zuſammen, und wurde immer durch friſche Truppen unterſtützt; dagegen es dem Herzog Ferdinand nicht möglich war, dem Erbprinzen zeitig genug zu Hülſe zu kommen. Es blieb dieſem daher nichts als ein Rückzug übrig, der mit vieler Ordnung geſchah. Die Franzöſiſche Cavallerie wandte zwar alles an ihn zu hindern; allein der Erbprinz ſetzte ſich ſelbſt an die Spitze ſeiner Reiterey, und ſchlug die feindliche zurück. Die Alliirten verlohren bey dieſem Gefecht an Todten, Verwundeten und Gefangenen 800 Mann, und funfzehn Canonen. Der Erbprinz ſelbſt war verwundet, und wurde, ungeachtet ſeines Verluſts, wegen ſeiner großen Entſchloſſenheit und der weiſen Maaßregeln, womit er einer gänzlichen Niederlage zuvorkam, von Freunden und Feinden bewundert. Er war indeſſen voller Ungeduld ſeinen Verluſt wieder gut zu machen. Den 16ten Julius, nicht länger als ſieben Tage nach dem Treffen bey Corbach, griff er ein andres Franzöſiſches Corps bey Emsdorf an; es wurde völlig geſchlagen, und 2700 Mann zu Gefangenen gemacht, worunter ſich auch der Anführer des Corps, General Glaubitz, ſelbſt befand; dabey erbeutete man, außer einer Anzahl Canonen und Fahnen, das ganze Lager nebſt einer Menge Bagage und Kriegsgeräthe. Broglio machte dagegen einen Verſuch, das Corps des Hannöverſchen Generals Spörken aufzuheben; es wäre ihm auch gelungen, wenn der letztere ſich nicht eiligſt zurückgezogen hätte, und die alliirte Armee nicht zu ſeiner Unterſtützung herbey geeilt wäre.

Das Wirtembergiſche Corps, das wir auf dem Kriegs-Schauplatz in Sachſen geſehn, war im Anfang dieſes Feldzugs aus Franzöſiſchen Dienſten entlaſſen worden, weil der regierende Herzog nicht dem Verlangen des Hofes zu Verſailles gemäß unter dem Commando des Sächſiſchen Prinzen Xaver ſtehen wollte, der als Bruder der Dauphine einen größern Einfluß im dortigen Cabinet als der Herzog hatte. Die mißvergnügten Franzöſiſchen Generale, der Graf St. Germain, der Graf Luc, und der Marquis Voyer, verließen nun auch die Armee, und entſagten dem Dienſt ihres Königs. Ihre Entfernung veranlaßte viele Unordnung. Ferdinand wünſchte dieſes zu benutzen, und griff die kleinere Armee der Franzoſen, 35,000 Mann ſtark, die der Ritter Muy commandirte, bey Marburg an, und zwar zugleich auf beiden Flanken, von vorne, und im Rücken. Das Tref-

fen

ſen geſchah den 31ſten Julius, und war ſehr hartnäckig, bis der Lord Granby mit der Engliſchen Reiterey herbey kam, nachdem ſie in vollem Trabe einen Weg von zwey Stunden gemacht hatte; und nun fiel ſie auf die ſchon in großer Unordnung fechtenden Franzoſen, die ſich jetzt durch die Flucht zu retten ſuchten. Ihre Reiterey ſtürzte ſich in die Dimel, um durchzuſetzen; es gelang auch; allein die fliehenden Schaaren der Infanterie, die einen ähnlichen Verſuch machen wollten, waren nicht ſo glücklich, und viele ertranken in dieſem Fluß. Ihr Verluſt, ohne die Fahnen und Canonen zu rechnen, war 5000 Mann an Todten, Verwundeten, und Gefangenen. Die Alliirten zählten 1200 Todte und Verwundete. Das Kriegsglück zeigte jedoch ſeinen Wankelmuth auffallend; denn an eben dieſem Tage wurde Caſſel erobert, nachdem der General Kielmansegge ſich wegen Ueberlegenheit des Feindes aus Heſſen ins Hannöverſche gezogen hatte. Der Erbprinz überfiel bald darauf bey Zierenberg in der Nacht ein kleines Franzöſiſches Corps, wobey er 500 Gefangene machte. Auch in Marburg wurden die Franzoſen vom General Bülow überfallen, und ihre dort befindliche Bäckerey ruinirt.

Der Mangel an Feſtungen in Nieder-Sachſen und Weſtphalen erzeugte hier eine große Lebhaftigkeit im kleinen Kriege, eine beſtändige Abwechſelung bey den Eroberungen der Städte und der Beſitznehmung der Länder, die ſo ſchnell eingenommen, als wieder verlaſſen wurden. Bald waren die Franzoſen Meiſter einer Provinz, die ſie als ihr Eigenthum betrachteten, und daher Pächter aus Paris ſandten, um ſie nach ihrer Methode auszuſaugen. Oft aber, ehe noch dieſe Pächter anlangten, war kein Dorf mehr von der dem Ruin gewidmeten Provinz in den Händen der Franzoſen. Dieſe Franzöſiſchen Eroberungen machten daher wenig Eindruck; ſie beſtimmten gewöhnlich die Wahl der Alliirten, an welchem Ort man zuerſt den Feind angreifen müſſe. Jetzt ereignete ſich eben ein ſolcher Vorfall. Während der Progreſſen der alliirten Haupt-Armee, waren Minden, Caſſel, Göttingen, Eimbeck und Ziegenhayn weggenommen worden, und Hameln wurde mit einer Belagerung bedroht. Alles dieſes aber war wegen Kürze der Dauer einem Traum ähnlich. Luckner erſchien wenig Tage nachher, verhinderte das weitere Vordringen der Eroberer, trieb ſie von Hameln zurück, und machte eine Menge Gefangene. Dagegen nahmen die Franzoſen in Ziegenhayn auch 800 Alliirte gefangen; das Feld-Lazareth der Alliirten in Caſſel fiel ihnen auch in die Hände, und ſie machten Miene ſich hier zu behaupten.

Broglio hatte eine außerordentliche Uebermacht an Truppen, mit denen er aber wegen des herrſchenden Mißvergnügens keine Schlacht wagen wollte; er verſchanzte ſich vielmehr nahe bey Caſſel, ließ Göttingen befeſtigen, und überließ es Ferdinand durch ſtreifende Parteyen die Unterhaltungs-Mittel der Franzoſen zu ſchwächen, und ihre Magazine zu vernichten. Die Hülfsmittel, für ihr ſo großes Heer in ausgezehrten Provinzen die nöthigen Bedürfniſſe zu verſchaffen, wurden immer koſtbarer, und die Verlegenheit größer. Die Franzöſiſche Armee brauchte damahls täglich für ihre Pferde 100,000 Rationen, daher auch faſt alle Tage 15,000, auch 20,000 Mann unter der Bedeckung ſtarker Corps zum Fouragiren ausgeſchickt werden mußten.

Die Engländer waren in dieſer Zeit völlig Herren des Meeres geworden. Ihre Kriegsſchiffe gaben auf dieſem Element allen Seemächten in Europa Geſetze, und auch in den andern Welttheilen gingen ihre Progreſſen unaufhaltſam fort. Die Franzoſen waren bey Quebeck total geſchlagen worden, und ganz Canada war im Beſitz der Sieger, die nun ihr Augenmerk auf die Franzöſiſchen Inſeln in West-Indien richteten. Das Engliſche Cabinet, das der große Pitt jetzt völlig beherrſchte, beſchloß nun, wo möglich, den Krieg im Herzen Frankreichs zu führen. Dieſem Entwurf zu Folge wurde der Erbprinz mit einem Corps von 15,000 Mann nach Cleve geſchickt, die Franzoſen dort zu vertreiben. Um ſich zu verſtärken, zog er auch einen Theil der Beſatzungen von Münſter und Lipſtadt an ſich. Sodann ging er über den Rhein, ließ ſeine leichten Truppen in den Niederlanden ſtreifen, machte eine Menge Gefangene, und berennte Weſel. Das anhaltende Regenwetter, wodurch die Landſtraßen ganz unwegſam wurden, das die Flüſſe anſchwellte, und den Transport des ſchweren Geſchützes aufhielt, hemmte aber ſeine Operationen ſehr. Dennoch wurden die Laufgräben vor dieſer Feſtung den 10ten October geöffnet, und die Belagerung förmlich angefangen. Die Wichtigkeit des Orts veranlaßte Broglio, die nachdrücklichſten Maaßregeln zu deſſen Entſatz zu nehmen. Der General Caſtries wurde mit einem

Corps von 20,000 Mann dazu abgeſchickt, wozu bey Nuys noch 10,000 Mann ſtießen. Mit dieſer Armee kam er nach forcirten Märſchen bey Rheineberg an. Ein Treffen war nun unvermeidlich. Es geſchah den 16ten October bey Kloſter Campen. Der Erbprinz, obgleich weit ſchwächer, griff den Feind lebhaft an, der nahe an einem Walde bey Rumpenbroeck vortheilhaft poſtirt ſtand, und nahm ſelbſt einen Franzöſiſchen Oberſten gefangen, der, ohne die Annäherung des Feindes zu ahnen, ſeine Poſten im Holz viſitiren wollte. Dieſer Officier ward kaum den Feldherrn der Deutſchen gewahr, den er jedoch nicht kannte, ſo eilte er auf ihn zu und ſagte: „Sie „ſind mein Gefangener.„ „Nicht ich,„ erwiederte der Erbprinz, „ſondern Sie ſind der „Gefangene; denn Sie befinden ſich mitten „unter meinen Grenadieren.„

Man ſtritt von früh Morgens bis zum Abend mit außerordentlichem Muth von beiden Seiten. Es war jedoch den Alliirten nicht möglich, die Franzoſen aus dem Walde zu vertreiben. Alle Verſuche ſchlugen fehl. Der Erbprinz ſelbſt ſchonte ſich nicht; er wurde abermahls verwundet, und ein Pferd ihm unterm Leibe erſchoſſen. Die Alliirten zogen ſich endlich mit der größten Ordnung zurück, ohne vom Feinde verfolgt zu werden, obgleich ihr Rückzug über die vom Strom zerriſſene Rhein-Brücke ging. Sie hatten einen vornehmen General, den Baron Wrangel, und einige hundert andre Franzöſiſche Soldaten zu Gefangenen gemacht, auch einige Canonen erbeutet, aber auch ſelbſt einen anſehnlichen Verluſt erlitten. Das Treffen war blutig geweſen; die Alliirten zählten 1600 Mann an Todten, Verwundeten und Vermißten, und die Franzoſen 2600. Dennoch wäre es dieſen leicht geweſen, von dem Umſtand der zerriſſenen Rhein-Brücke außerordentliche Vortheile zu ziehn. Der Erbprinz ſahe auch die ganze Gefahr ſeiner Lage, und um ſie zu verbergen, ſtellte er ſich in Schlachtordnung, als ob er den Feind nochmahls angreifen wollte, wodurch er denn die nöthige Zeit gewann. Nun wurde die Belagerung von Weſel aufgehoben, und der Erbprinz lagerte ſich bey Bruynen.

Dies Treffen bey Kloſter Campen, als Blut-Scene durch größere Treffen, noch mehr aber durch Schlachten verdunkelt, und auch als Staats-Unfall von geringem Erfolg, wurde jedoch durch einen außerordentlichen Vorfall der Menſchheit merkwürdig; ein Vorfall, deſſen ſich die Nachwelt erinnern wird, wenn Treffen und Heerführer vergeſſen ſeyn werden. Es war die größte, die edelſte, die intereſſanteſte Privat-Handlung im ganzen Kriege. Der Ritter Aſſas, ein junger Franzöſiſcher Officier vom Regiment Auvergne, der ein Detachement als Vorpoſten commandirte, wurde in der Nacht im vorgedachten Walde von den Alliirten überfallen. Es war finſter, und er in einiger Entfernung von ſeinem Haufen. Auf einmahl wird er ganz allein von einer Kriegsſchaar umringt. Hundert Bajonette zum Stoß bereit, gegen ſeine Bruſt gerichtet, drohen ihm bey dem geringſten Laut einen augenblicklichen Tod. Der große Condé ſagte: „Man zeige mir eine Gefahr, wo keine Rettung möglich iſt, und ich werde zagen.„ Es war keine für den Ritter denkbar, wenn er ſeinen Soldaten die Gegenwart des Feindes zuſchrie; ja ſelbſt die Rettung der Seinigen war durch ſeinen Tod nicht geſichert. Umſonſt! Aſſas dachte nur an ſeine Pflicht. Er rief: „Auvergne! hier ſind Feinde!„ und im nämlichen Augenblick wühlten alle Bajonette in ſeinen Eingeweiden. Wenn die Decier im Kriege freywillig ihr Leben opferten, ſo war der Gedanke, dadurch das Wohl ihres Vaterlandes in critiſchen Augenblicken zu befördern, die mächtige Triebfeder dieſer Opfer; ſie rechneten auf die Bewunderung Roms, auf Bildſäulen, Tempel und Unſterblichkeit. Aſſas, in einem niedrigen Range, hatte keine ſolche Ausſichten, und gab ſich in der Blüthe ſeiner Jahre einem gewiſſen Tode preis.

Dieſe große That blieb ſiebzehn Jahre lang unbelohnt und vergeſſen. Erſt im Jahr 1777 machte der Kriegs-Miniſter, Prinz von Montbarey, ſie dem Könige von Frankreich bekannt, und bat um eine Penſion für die dürftige Familie des Helden, die der Monarch auch bewilligte. Die ganze Nation nahm nun Antheil an dieſer Aufopferung, die große Künſtler durch Pinſel und Grabſtichel zu verewigen ſuchten; auch ward der Werth derſelben im Jahre 1790 nicht vergeſſen, da die Franzöſiſche National-Verſammlung dieſe Penſion zu den ſehr wenigen Ausnahmen rechnete, ſie als eine Volksſchuld betrachtete und ſie unabgeändert zu zahlen befahl.

Der Winter näherte ſich. Es war November; noch aber hörten die Kriegs-Operationen von Seiten der Alliirten nicht auf. Broglio hingegen zeigte eine ihm ungewöhnliche Unthätigkeit; er ſtand unbeweglich in einem feſten Lager bey Eimbeck, und hatte mehrere Detachements abgeſchickt. Dieſe Schwächung, und die Entfernung der Armee des Soubiſe veranlaßte bey Ferdinand den Wunſch einer Schlacht. Er wandte alle Mittel an, Broglio dazu zu vermögen: allein vergebens. Ihn in ſeinem feſten Lager anzugreifen, war eine zu gewagte Unternehmung. Ferdinand begnügte ſich daher Bewegungen zu machen, als ob er Broglio's Communication mit Göttingen abſchneiden wollte. Er blokirte auch wirklich dieſe für die Franzoſen äußerſt wichtige Stadt, die mit einem auserleſenen Corps von 5000 Grenadiers de France beſetzt war. Ihr Anführer war der General Vaux, ein Greis, der ſich ſchon bey achtzehn Belagerungen befunden hatte, und an den Armen und Schenkeln lahm geſchoſſen war. Er machte vortreffliche Anſtalten. Die Einwohner waren bey Zeiten erinnert worden, ſich auf fünf Monate mit Lebensmitteln zu verſehn. Alle Häuſer wurden nun viſitirt, und jeder Mundvorrath, der nur genießbar war, aufgezeichnet. Da es anfing zu frieren, mußten die Schmiede Haken und Hacken zum Aufeiſen verfertigen; ferner ließ er Eisböcke machen, um die Gewalt des Eiſes zu brechen. Auch befahl er die Schleuſenthüren aufzuziehn, und den Bogen der kleinen Brücke zu verſtopfen; worauf eine ſtarke Ueberſchwemmung erfolgte. Dabey that er am 12ten October einen verzweifelten Ausfall. Die ſpäte Jahreszeit kam ihm zu Hülfe; die Gewäſſer ſchwollen an; es riſſen Krankheiten unter den alliirten Truppen ein, die Menſchen und Pferde wegrafften. Selbſt die Transporte konnten wegen der vielen todten Pferde nicht fortkommen, womit die Landſtraßen bedeckt waren. Die Alliirten gaben nun alle Hoffnung auf, ſich dieſer Stadt zu bemeiſtern, die überdem auf ſo viele Monate mit Proviant verſehn waren. Durch dieſe verſuchte Blokade, die zwanzig Tage gedauert hatte, wurde jedoch Ferdinands Zweck völlig erreicht. Der Franzöſiſche Feldherr marſchirte zurück, und bezog in und um Caſſel die Winter-Quartiere. Soubiſe aber ging mit ſeiner Armee nach dem Nieder-Rhein, und quartierte ſie längs dieſem Fluß ein. Auch die Alliirten, die jetzt in Weſtphalen keinen Feind mehr hatten, bezogen in dieſer Provinz ihre Winter-Quartiere.

Ferdinand wandte jetzt alle Sorgfalt an, die von den Franzoſen in Weſtphalen und

Oſt-Friesland zerſtörten Magazine wieder anzufüllen. Theils geſchah der Einkauf in Holland und England, theils in den Häfen an der Oſt-See, wo man die Vorſicht gebraucht hatte, eine große Menge Lebensmittel und Getreide ſo wohl für die Armee, als für die ausgeleerten Provinzen im Voraus aufzukaufen; Maaßregeln, die durch die allezeit fertigen Guineen erzeugt wurden, und ohne welche der größte Mangel ſich in den ausgeſogenen Ländern bald ausgebreitet haben würde.

Man hielt jetzt den Feldzug für geendigt. Allein Ferdinand war voll kühner Entwürfe, die er im tiefſten Winter ausführen wollte. Die Franzoſen waren Meiſter von Heſſen, und beſaßen hier ſehr große Magazine; dabey waren ihre Armeen ſo poſtirt, daß ſie einen ungeheuern halben Mond formirten, der ſich von Göttingen bis Weſel erſtreckte.

— 1761 —

Es war am 11ten Februar 1761, als Ferdinand in vier Colonnen aufbrach, und die Franzöſiſchen Quartiere von allen Seiten anfiel. Die Franzoſen geriethen in die äußerſte Beſtürzung, und flohen ohne Stand zu halten. Sie ließen Caſſel, Göttingen, Marburg, kurz alle Plätze, die die ſtärkſten Glieder ihrer großen Truppen-Kette geweſen waren, hinter ſich zurück. Caſſel blieb mit 10,000 Mann, und Göttingen mit 7500 Mann beſetzt. Die wenig befeſtigten Poſten der Franzoſen gingen einer nach dem andern verlohren; ſie vernichteten die Magazine, und flohen. Die Alliirten aber folgten ihnen ſo geſchwinde auf dem Fuße nach, daß ſie noch fünf große Magazine vor der beſtimmten Zerſtörung retteten. In einem derſelben fanden ſie 80,000 Mehlſäcke, 50,000 Säcke mit Haber, und eine Million Rationen Heu. Um die erlangten Vortheile auszudehnen, näherte ſich der Hannöverſche General Spörken mit einem Corps den Sächſiſchen Gränzen; ſeine Abſicht war, ſich hier mit einem Preußiſchen Corps zu vereinigen. Die Sächſiſchen Truppen, in Verbindung mit den Reichs-Truppen, bemüheten ſich aus allen Kräften dieſes zu verhindern. Es kam deshalb den 15ten Februar bey Langenſalze zu einem blutigen Treffen, worin die Sachſen geſchlagen wurden, und 5000 Mann verlohren. Die Folge dieſes Sieges war, daß viele noch bis jetzt von den Franzoſen behauptete Poſten auch verlaſſen wurden, und daß die Ueberläufer ſchaarenweiſe ankamen. Alles dieſes aber war nur von geringem Nutzen, ſo lange Caſſel noch in Franzöſiſchen Händen war. Die Belagerung dieſer Stadt zeigte die größten Schwierigkeiten; der Ort war mit allem reichlich verſehn; hiezu kam die üble Jahreszeit, eine ſehr zahlreiche Beſatzung, und ein Befehlshaber voller Muth und Ehrgeitz. Dies war der Graf von Broglio, Bruder des Franzöſiſchen Heerführers. Er hatte ſich auf eine lange Vertheidigung vorbereitet, und für den Nothfall eine Menge Pferdefleiſch einſalzen laſſen. Die ſchönen Gärten vor der Stadt wurden dem Erdboden gleich gemacht, und nichts verſchont, was nur irgend zur Behauptung des Orts beytragen konnte. Nun wandte er alle Kräfte an, den Feind abzuhalten.

Ferdinand poſtirte ſeine Armee ſo, daß er Marburg und Ziegenhayn blokirte, und die Belagerung von Caſſel gegen alle Angriffe decken konnte, und nun wurden den erſten März, mitten im Winter die Laufgräben geöffnet, wobey man keinen Schuß auf die Stadt, ſondern bloß auf die Feſtungswerke that. Der Graf von der Lippe-Bückeburg, damahls vielleicht der größte Artilleriſt in Europa, commandirte das aus 15,000 Hannoveranern beſtehende Belagerungs-Corps. Er konnte aber aus Mangel an Munition nichts ausrichten, deren ſchleunige Herbeyſchaffung wegen der ſehr böſen Wege unmöglich war. Hiezu kam, daß dem Heerführer Broglio zu viel an der Erhaltung dieſer Stadt gelegen war, um nicht alles zu wagen; er zog daher ſeine ſämmtlichen Truppen am Nieder-Rhein zuſammen, rückte vorwärts, und fiel bey Grünberg den Erbprinzen an. Das Terrain war für die Franzoſen vortheilhaft, und ihre außerordentliche Uebermacht entſchied vollends den Sieg. Die Alliirten verlohren, außer einer großen Anzahl Todter, 2000 Mann, die zu Gefangenen gemacht wurden; dabey büßten ſie zwölf Canonen und achtzehn Fahnen ein. Dieſem Unfall folgten viele andre. Man hatte die Blokaden von Marburg und Ziegenhayn in Belagerungen verwandelt. In letztern Ort wurden binnen achtzehn Tagen 1500 Bomben geworfen. Die Stadt ging im Feuer auf, allein die Franzöſiſche Beſatzung wehrte ſich tapfer; da nun ein unaufhörliches Regenwetter es unmöglich machte, die Laufgräben förmlich zu eröffnen, ſo wurden beide Belagerungen aufgehoben. Ein gleiches geſchah nun auch mit der Belagerung von Caſſel, die vier Wochen gedauert hatte; dabey wurden auch alle kürzlich in Beſitz genommene Poſten wieder verlaſſen. Ferdinand ging mit ſeiner Armee nach Paderborn. Nun waren die Franzoſen von neuem Herren von ganz Heſſen, und hatten einen offenen Weg ins Churfürſtenthum Hannover. Nichts hielt ihre fernern Operationen auf, als der Mangel an Magazinen, deren Verluſt nun für ſie von der größten Wichtigkeit war. Beide Theile begnügten ſich jetzt, in ihren Cantonnirungs-Quartieren ruhig zu bleiben.

Dieſe gezwungene Unthätigkeit währte bis Ende des Junius. Ferdinand brach zuerſt auf, und entſchloſſen die Franzoſen anzugreifen, rückte er auf die Armee des Soubiſe los. Dieſer Feldherr aber wich dem Treffen aus, und zog ſich eiligſt nach Soeſt zurück, wobey er ſechs Canonen und vier hundert Brotwagen verlohr. Auch Broglio brach von Caſſel auf. Er traf auf dem Marſch an der Dimel das Corps des Hannöverſchen Generals Spörken an. Dieſer, obgleich vortheilhaft poſtirt, wollte ſich mit einer ſo großen Armee nicht einlaſſen; er zog ſich fechtend zurück, und überließ den Franzoſen 800 Gefangene, 19 Canonen, und 170 Wagen.

Ferdinand ließ indeſſen die Franzoſen beſtändig durch leichte Truppen harraſſiren, zerſtörte ihre neu angelegten Magazine, und fing ihre Transporte auf. Auf der Straße nach Marburg erbeuteten die Deutſchen acht hundert mit Mehl beladene Wagen, und 4000 Pferde. Dieſe immer erneuerten Unfälle, die man ſtark fühlte, veranlaßten Broglio, nachdem er ſich mit Soubiſe vereinigt hatte, zu dem Entſchluß, jetzt bey der großen Uebermacht eine Schlacht zu liefern, und nöthigen Falls die Alliirten, die jetzt zu einer Schlacht eben nicht geneigt ſchienen, dazu zu zwingen. So bald Ferdinand dieſe Abſicht merkte, bezog er das feſte Lager bey Hohenover. Broglio griff ihn hier den 15ten Julius mit einem heftigen Feuer an. Man focht, bis es dunkel wurde; die Franzoſen wurden zurückgeſchlagen, und zogen ſich in die Gebüſche an der Satzbach. Das Treffen wurde am folgenden Morgen mit Anbruch des Tages erneuert. Beide Franzöſiſche Armeen näherten ſich vereinigt in Schlachtordnung. Broglio commandirte den rechten, und Soubiſe den linken Flügel. Das Feuer aus dem groben Geſchütz und den Musketen war ſchrecklich, und dauerte fünf Stunden. Es war eigentlich ein großes Poſtengefecht,

gefecht, wobey ſich die abgeſonderten Corps der Alliirten mit ſo viel Klugheit als Muth einander unterſtützten, obwohl es große Schwierigkeiten hatte. Die mannigfaltigen auf Manöver abzweckenden Befehle des Deutſchen Heerführers wurden dabey genau befolgt. Die Franzoſen konnten keinen Fuß breit Grund gewinnen. Endlich bemächtigten ſich die Alliirten einer Anhöhe, brachten die Feinde in Verwirrung, und ſchlugen ſie zurück; ſie ließen ihre Todten, ihre Verwundeten und viele Canonen im Stich, und flohen. Es wurde eine Menge Geſangene gemacht, worunter ſich auch das ganze Franzöſiſche Regiment Rouge befand. Der linke Flügel der Franzoſen, der mittlerweile mit dem Erbprinzen im Handgemenge geweſen war, gab nun auch den Streit auf, und zog ſich zurück. Die Natur des Grundes erlaubte es der Cavallerie nicht, die Fliehenden zu verfolgen, und den Sieg deſto glänzender zu machen. Der Verluſt der Franzoſen in dieſem Treffen, das nach dem nahe gelegenen Dorfe Billingshauſen benannt wurde, war 5000 Mann an Todten, Verwundeten und Geſangenen; die Alliirten zählten 300 Todte, und 1000 Verwundete.

Nie war ein Heerführer dankbarer für bewieſenen Muth; nie war einer großmüthiger, durch Geſchenke die Tapferkeit für eine ihm fremde Sache zu belohnen, als Ferdinand, ſo wie kein Fürſt ſeines Zeitalters mehr Edelmuth in Handlungen zeigte, und die Kunſt zu geben beſſer verſtand wie er. Wenn ſelbſt unermeßlich reiche Feldherren aller andern Nationen ſich nach ihren Siegen begnügen, die Thaten mitgewirkter Anführer der Dankbarkeit der Monarchen zu empfehlen, ſo ging Ferdinand, obgleich ſelbſt kein ſouverainer Fürſt, bey beſchränkten Einkünften, dennoch durch ſein großes Herz geleitet, ſeinen eigenen Weg. Er wartete nicht auf die langſamen und ungewiſſen Folgen ſeiner Empfehlung. Nein! Er gab ſein eignes Gold her, und glaubte dies von dem dankbaren Brittiſchen Monarchen und der Engliſchen Nation erhaltene Metall nicht zweckmäßiger als zur Aufmunterung für ihren Dienſt anwenden zu können. Seine Geſchenke waren immer Königlich. Auch jetzt erhielten eine Anzahl Officiere von ihm anſehnliche Summen; unter dieſen waren die Generale Wutgenau und Gilſe, von denen jeder 4000 Reichsthaler bekam.

Wenig Tage nach dem Treffen hatte der Prinz Albert Heinrich von Braunſchweig, der erſt kürzlich bey der Armee angekommen war, um ſeinem großen Onkel, und ſeinem Bruder, dem Erbprinzen nachzueifern, das Unglück, bey einem elenden Scharmützel durch einen Schuß tödtlich verwundet zu werden. Soubiſe ſchickte ſelbſt zwey ſeiner erfahrenſten Wundärzte ins Lager der Alliirten, die dieſen edeln Jüngling doch nicht zu retten vermochten. Dieſe unſerm Jahrhundert eigne Höflichkeit mitten unter verheerenden Kriegen, hinderte doch nicht, daß Luckner das große Magazin zu Hörter wegnahm, worin ſich 5780 Säcke Korn und Mehl nebſt vielen andern Proviant-Artikeln befanden. Ferner wurden von dem Partey-Gänger Freytag die Franzöſiſchen Magazine zu Witzenhauſen, Eſchwege und Wanfried verbrannt, bey Rotenburg und Melſungen 33 mit Munition beladene Schiffe in Grund gebohrt, und bey Fritzlar eine Kriegs-Caſſe von 25,000 Reichsthalern weggenommen.

Ungeachtet aller dieſer Vortheile, und obgleich Ferdinand im letzten Treffen die Ehre des Siegs hatte, ſo war doch dadurch nichts gewonnen. Bey der großen Uebermacht der

Feinde, und bey ihren Hülfsquellen, kam ihr Verluſt in keine Betrachtung; auch würden ſie wahrſcheinlich neue Verſuche gemacht haben, um mit ihren zwey vereinigten Heeren die ſchwache Armee der Alliirten dennoch in die Enge zu treiben, allein die Franzöſiſchen Feldherren ſtimmten gar nicht zuſammen. Es herrſchte eine alte Feindſchaft unter ihnen. Dies Treffen, von deſſen übelm Ausgang niemand die Schuld tragen wollte, gab dem Haß neuen Zunder, und es entſtand zwiſchen beiden ein großer Streit. Broglio beſchuldigte den Prinzen Soubiſe, daß er zu ſpät den Angriff gemacht hätte; Soubiſe hingegen behauptete, daß ſein Gegner ihn zu früh vor der beſtimmten Zeit angefangen, um ohne ſeine Mithülfe zu ſiegen, und daß er den Rückzug befohlen habe, als die Armee des Soubiſe Hoffnung gehabt, das verlohrne Treffen wieder herzuſtellen. Der Zwiſt ging ſo weit, daß er von dem Tribunal der Marſchälle von Frankreich entſchieden werden mußte.

Dieſe Uneinigkeit gab Anlaß, daß ſich dieſe zwey vereinigten Armeen bald nach dem Treffen trennten. Beide zogen ſich zurück. Broglio marſchirte nach Caſſel, und Soubiſe ging über die Röhr. Der erſtere hätte bald das Unglück gehabt beym Recognoſciren gefangen zu werden. Ein Preußiſcher ſchwarzer Huſar hatte ihn bereits beym Rockkragen gefaßt, indem er über eine Hecke wegſetzte; allein das Pferd des Huſaren ſtürzte, und Broglio entkam glücklich. Zehn ſeiner Adjutanten aber, und 200 Reiter von ſeiner Bedeckung wurden gefangen. Auch der Erbprinz von Braunſchweig war wenig Tage zuvor dieſem Schickſal nahe, als er bey Unna die Franzoſen recognoſcirte. Sie umringten ihn plötzlich, allein er bahnte ſich mit ſeiner Bedeckung den Weg durch den feindlichen Hauſen. Auf einem dieſer Märſche ereignete ſich ein ſehr ſonderbarer Zufall. Es war ein ſehr dicker Nebel, und die beiderſeitigen Armeen zogen in einer geringen Entfernung neben einander her. In dieſer Finſterniß des Tages gerieth ein Franzöſiſcher von ſeinem Regiment abgeſonderter Dragoner mitten unter die marſchirenden Colonnen des alliirten Heers. Nur zu bald entdeckte er ſeinen gefährlichen Irrthum. Eine große und ſchnelle Entſchloſſenheit allein konnte ihn retten. Von der Natur damit begabt, war ſein Plan in der größten Geſchwindigkeit gemacht. Er griff einen Engliſchen Officier an, der ſorglos vor ihm vorbey ritt, hielt ihm die Piſtole vor und rief: Tod oder Gefangenſchaft. Der betäubte Officier ergab ſich, in der Meinung, daß er ſelbſt durch den Nebel mißleitet von der Franzöſiſchen Armee umgeben ſey. Dieſer Irrthum konnte jedoch nur wenig Augenblicke dauern, und nun fragte er mit Erſtaunen den Dragoner, wie er ſo vermeſſen ſeyn könne, ihn hier anzugreifen? Der Reiter erwiederte: „Ich kenne „meine Gefahr, und will verſuchen ihr zu „entgehn; komme ich glücklich aus Ihren „Colonnen heraus, ſo bleiben Sie mein Ge„fangener; fehlt der Verſuch, ſo werde ich „der Ihrige.„ Vergebens bot ihm der Engländer, der die Art dieſer Gefangenſchaft für ſchimpflich hielt, Uhr und Börſe für ſeine Entlaſſung an; der Dragoner war unbeweglich. Das Glück unterſtützte ſeine Verwegenheit, und wohlbehalten langte er mit dem Gefangenen bey der Franzöſiſchen Armee an.

Die Stellungen beiderſeitiger Heere in dieſem Feldzuge waren eben diejenigen, welche vor 1800 Jahren die Römer und Germanier in ihren Kriegen gegen einander hatten. Hier in der Gegend von Detmold lag das alte Teutenburg, wie die häufig in der Erde gefundenen Römiſchen Waffen und

Münzen beweiſen. Hier im Lippiſchen, Ravensbergiſchen, Osnabrückſchen und Münſterſchen Gebiet, war der Tummelplatz jener zur Unterjochung der Deutſchen ausgezogenen Welt-Eroberer, die aber auch hier das ihnen vom Schickſal beſtimmte nördliche Ziel ihrer Thaten fanden. Oft durchzogen jetzt die Armeen den Teutenburger Wald, noch den heutigen Tag nach ſeinem alt berühmten Nahmen genannt, in deſſen Gegend die Deutſchen unter Hermanns Anführung den Varus mit ſeinen Legionen aufs Haupt ſchlugen, dieſe Kriegsſchaaren, das Schrecken der Völker unter allen Zonen; und wo ſie die faſt abgöttiſch verehrten, und wie die größten Heiligthümer beſchützten, Römiſchen Adler, die höchſt ſelten in die Hände der Feinde Roms fielen, erbeuteten, und ſie wie Tropheen aufſtellten; Siegeszeichen, die diesſeits der Alpen als Beute noch kein Auge ſah. Halbnackte, kaum dem Stande der Wildheit entkommene, und mit ſchlechten Waffen verſehene Barbaren, hatten ſie, entflammt durch Freyheitsliebe, zur Beſchützung ihres Herds erkämpft, und dies gegen die mit Panzer und Eiſen bedeckten, mit ſinnreichen Waffen ausgerüſteten, und in allen Geheimniſſen der Kriegskunſt eingeweiheten Römer, die für die Herrſchaft der Welt fochten.

Ferdinand ſahe ſich nun genöthigt ſeine Macht zu theilen, um beide feindliche Armeen zu beobachten, die endlich wieder vorrückten. Broglio's Abſicht war durchaus, in Hannover ſo weit wie möglich einzudringen, und Soubiſe drohete Münſter zu belagern, das er blokirt hielt; allein er hatte an dem Erbprinzen einen ſehr wachſamen Gegner. Unter ſeiner Anführung nahmen die Alliirten die Stadt Dorſten an der Lippe mit Sturm ein; einen Ort, den die Franzoſen befeſtigt und zum Waffenplatz beſtimmt hatten, und wo jetzt Zubereitungen zur Belagerung von Münſter gemacht wurden. Hier befand ſich die Bäckerey der Armee des Prinzen Soubiſe, daher man über hundert Backöfen, 4000 Säcke Mehl, und mehr als 100,000 Rationen Haber erbeutete. Alles dieſes wurde zerſtört, die Backöfen zertrümmert, und die 650 Mann ſtarke Beſatzung zu Gefangenen gemacht. Nun war Soubiſe gezwungen, ſich über die Lippe zurückzuziehn.

Broglio aber war zu ſtark, um ſich von Hannover abhalten zu laſſen. Ferdinand hingegen bemühete ſich, ihn in nachtheiligen Poſten zu einem neuen Treffen zu bringen, und war daher immer in der Nähe. Der Franzöſiſche Feldherr vermied jedoch ſorgfältig, ſich einzulaſſen. Da Gewalt dieſes Vorrücken nicht hemmen konnte, nahm Ferdinand ſeine Zuflucht zur Liſt. Er marſchirte eiligſt nach Heſſen, und ſchnitt der Franzöſiſchen Armee die Zufuhr von dorther ab. Dieſe meiſterhafte Kriegs-Operation gelang, und Broglio ging ſogleich nach Heſſen zurück. Ferdinand marſchirte nun nach Paderborn, um die Franzoſen zu beobachten, wenn ſie ihren Anſchlag auf Hannover erneuern ſollten. Der Erbprinz aber, der jetzt wegen Münſter nichts mehr zu fürchten hatte, ſtieß nun zur großen Armee, und vernichtete auf dem Marſch die Franzöſiſchen Magazine, die er in unbefeſtigten Oertern antraf.

Indeſſen ging Soubiſe wieder über die Lippe vorwärts, und ſandte Parteyen aus, die Weſtphalen durchſtrichen, und das Land grauſam verheerten. Broglio ſchickte Detachements nach dem Harz-Walde, und ließ dort ſchwere Contributionen eintreiben. Der Prinz Xaver von Sachſen aber belagerte Wolfenbüttel, das ſich nach einem Bombardement von fünf Tagen ergab. Dieſe Stadt mußte 200,000 Reichsthaler Brandſchatzung, 28,000

Reichsthaler als Geſchenke für die Befehlshaber, und weil man die Thürme verſchont hatte, noch 14,000 Reichsthaler für die Erhaltung ihrer Glocken bezahlen. Die Zahlung geſchah größtentheils in baarem Gelde; für das fehlende wurden Kaufmannsgüther, Wechſel und Geiſel mitgenommen. Der regierende Herzog von Braunſchweig wollte dieſe Drangſale ſeines Landes nicht mit anſehn, und begab ſich mit ſeiner Familie nach Zelle.

Xaver richtete nun ſeine Augen auf die Stadt Braunſchweig, die auch wirklich berennt wurde, allein in eben der Nacht, da man anfangen wollte dieſe Reſidenz zu beſchießen, kam der zwanzigjährige Prinz Friedrich ſeiner bedrängten Vaterſtadt zu Hülfe; er vereinigte ſich mit dem General-Luckner, und nun griffen beide die Belagerer unverzüglich an, die keinen Anfall erwarteten. Sie wurden nach einem hitzigen Gefecht mit Verluſt von mehr als tauſend Mann und einigen Canonen verjagt, ſo daß ſie nicht allein die Belagerung ſofort aufhoben, ſondern auch Wolfenbüttel verließen.

Ein Detachement von der Armee des Soubiſe nahm Osnabrück weg, und behandelte die Einwohner dieſer Stadt ganz barbariſch, weil ſie nicht ſogleich eine ungeheure Brandſchatzung bezahlen konnten. Ein andrer Kriegshauſe erſchien vor Embden, wo zwey Compagnien Brittiſcher Invaliden die Beſatzung ausmachten. Dieſe wurden durch die Verſprechungen der Franzoſen, und das Bitten der erſchrockenen Einwohner, zur Uebergabe der Stadt vermocht. Man achtete aber die Verſprechungen wenig, und ſchrieb in ganz Oſt-Friesland Contributionen aus, die in baarem Gelde eine Million Reichsthaler betrugen, wozu Embden 200,000, und Aurich 150,000 Reichsthaler liefern ſollten. Man bezahlte davon auch einen Theil. Die Größe der geforderten Summen aber, die der Einwohner Kräfte überſtiegen, und die grauſame Art ſie einzutreiben, ſetzte das ganze Volk in Verzweiflung. Die Bauern rotteten ſich zuſammen, bewaffneten ſich ſo gut wie ſie konnten, fielen über ihre unmenſchlichen Feinde her, und jagten ſie zum Lande hinaus. Viele dieſer braven Bauern mußten aber nachher, da ein andres Franzöſiſches Detachement ankam, ihre Selbſtvertheidigung mit dem Strange büßen.

Die Franzoſen hatten die Reichsſtadt Bremen nicht aus den Augen verlohren. Die vortheilhafte Lage dieſes Orts an der Weſer, die Größe und der Reichthum derſelben, die Nachbarſchaft des Meers, alles lud zu dem Beſitz ein, den man ſo wiederhohlt geſtört hatte. Hiezu kam, daß die Stadt jetzt voller Magazine für die alliirte Armee war, die große Leichtigkeit, ſie von der Seeſeite immer zu füllen, und die Communication mit Stade. Die Franzoſen hatten ſchon bey Frankfurt am Main gezeigt, daß man die Reichsſtädte nöthigen Falls feindlich behandeln könnte. Klagen dieſer Art beym Oberhaupt des Deutſchen Reichs waren ohne Wirkung. Die Einnahme und wo möglich die Behauptung von Bremen wurde daher von den Franzoſen abermahls beſchloſſen; allein das Gerücht ihrer Grauſamkeit und die Beyſpiele davon, die man in allen benachbarten Ländern geſehn hatte, trieben jetzt die Einwohner zu dem Entſchluß, ſich lieber bis auf den letzten Mann zu vertheidigen, als ſolch einem Feinde die Stadt einzuräumen. Er wurde bey ſeiner Annäherung mit Verluſt abgewieſen, und zog ſich ſchleunig zurück. Ferdinand verſtärkte die Beſatzung durch einige Brittiſche Bataillons, um ähnliche Verſuche deſto nachdrücklicher zu ver[illegible]ln.

Was den Franzoſen an Thätigkeit im Felde abging, erſetzten ſie durch mannigfaltige Anſtalten, Vorſichts-Maaßregeln, und Zurüſtungen. Ein Theil der Mauern und Wälle von Duderſtadt wurde niedergeriſſen, wozu man acht hundert Bauern und Bergleute vom Harz brauchte, denen die Bürger Eſſen und Trinken geben mußten. Auch die Weiber ließ man nicht müßig. Drey hundert von dieſen wurden beſtimmt, in Tragkörben eine Menge Canonen-Kugeln von der Eiſenhütte zu Lauterberg nach Göttingen zu bringen, wohin auch Duderſtadt 600 Paar Schuhe liefern mußte. Von dem Fürſtenthum Göttingen wurden 13,000 Stück Leinewand zu Betten, und 18,000 Hemden gefordert. Die Hauptſorge betraf jedoch die Füllung der Magazine, und hier ließen es die Franzoſen, gleich viel ob in Feindes oder Freundes Land, an Ausſchreibungen nicht fehlen. Der Fränkiſche Kreis erließ deshalb unter dem 10ten November 1761 ein Klag-Schreiben an den Kaiſer, worin die bereits gethanen Lieferungen und der im Krieg erlittene Schaden auf drey und zwanzig Millionen Gulden angegeben wurden; man bat um ſeine Verwendung beym König von Frankreich, damit der Kreis fürs künftige verſchont bliebe, weil, wie es hieß, er ſonſt mit ſeinen Reichs-Verpflichtungen einhalten müßte. Dieſe Klagen aber wurden nicht gehört; man fuhr fort auszuſchreiben und zu liefern, und die geäußerte Drohung der Kreisſtände blieb unerfüllt.

Ein merkwürdiges Schreiben, das der Herzog von Sachſen-Meinungen, Anton Ulrich, bald nachher wegen dieſer Bedrückungen an die Fränkiſche Kreis-Verſammlung erließ, ſtellte die Art derſelben nachdrücklich dar. Er ſagte: Alle Nationen in Europa, nur die Portugieſen allein ausgenommen, haben ſeit zwey hundert Jahren ihre Fahnen in Deutſchland wehen laſſen. Alle haben die Provinzen entweder verheert, oder doch durch ihre Heereszüge unglücklich gemacht. Keine dieſer Nationen entzog jedoch den Kreis-Verſammlungen die gebührende Achtung; nur allein in unſerm erleuchteten Zeitalter behandelt Frankreich dieſe aus ſouverainen Fürſten und Ständen beſtehenden Verſammlungen, ſeine Mitverbündeten im Kriege, auf eine achtungsloſe Weiſe, und mit einem Deſpotiſmus, den man Bedenken getragen hätte gegen die Requeten-Kammer in Grenoble auszuüben. Der Dienſt des Königs iſt der zureichende

Grund der Franzoſen, um jede ungerechte Handlung und jede Erpreſſung zu rechtfertigen.

Man ſahe in Verſailles dieſe Klagen eines Deutſchen Fürſten als ein Verbrechen an, und der Herzog wurde durch die härteſten Drohungen gezwungen, ſeine Klagen wieder zurück zu nehmen. Die Deſpotie aber ging noch weiter. In Frankreich war damahls ein Lit de Juſtice erforderlich, um in den Gerichtshöfen die genommenen Beſchlüſſe durch den eigenmächtigen Befehl des Königs zu vernichten; eine feyerliche Ceremonie, bey deren Glanz die Geſetze verdunkelt wurden, und das geblendete Volk ſchwieg. In Deutſchland hingegen glaubte der Franzöſiſche Hof mit weniger Umſtänden verfahren zu können. Ein bloßer Courier brachte der Fränkiſchen Kreis-Verſammlung zu Nürnberg den Befehl Ludwigs des funfzehnten, bey Strafe der härteſten Ahndung, die Beſchwerden des Herzogs von Sachſen-Meinungen, ſo wie die darüber genommenen Beſchlüſſe aus ihren Protocollen und Acten gänzlich auszuſtreichen. Dieſer Befehl, dem die nahe befindlichen Franzöſiſchen Armeen das nöthige Gewicht gaben, wurde auch ſogleich befolgt.

Die Franzoſen bedienten ſich bey dieſen gewaltſamen Maaßregeln allerhand Mittel ihre Bedürfniſſe zu ſichern. Die Hannoveraner mußten eine große Anzahl Katzen liefern, weil ſich in den Franzöſiſchen Magazinen eine ungeheure Menge Mäuſe einfanden. Da nun die Katzen das Einſperren nicht vertragen konnten, ſo wurden Lieferungen von Igeln und Füchſen ausgeſchrieben. In den Hannöverſchen Ländern wurde auch, nach dem Beyſpiel Friedrichs in Sachſen, eine Menge Recruten ausgehoben, zwiſchen funfzehn und vierzig Jahren, die gegen ihr Vaterland fechten mußten. Wollten ſie dieſen Zwang-Dienſt heimlich verlaſſen, ſo wurden ſie eben ſo wie die gebohrnen Unterthanen Frankreichs mit dem Tode beſtraft. Aus den Forſten in Hannover mußten 50,000 Paliſaden zur beſſern Befeſtigung von Göttingen geliefert werden. In dieſer Stadt nahmen ſich die Franzoſen der Polizey an. Die Schuſter, deren Arbeit ſchlecht gerieth, wurden auf öffentlichem Markt geprügelt, wobey die ganze Schuſter-Gilde gegenwärtig ſeyn mußte. Die immer erneuerten unruhigen Scenen veranlaßten, daß ſich eine große Anzahl Studenten dieſer hohen Schule nebſt verſchiedenen Profeſſoren nach Clausthal begaben. Heſſen wurde jedoch noch übler als Hannover behandelt. Auch hier hoben die Franzoſen Recruten aus zum Dienſt ihres Königs; entfernte ſich der ſo durch Gewalt gegen ſein Vaterland, gegen ſeine Brüder, und gegen alles, was ihm theuer war, zu fechten gezwungene Soldat von den ihm verhaßten Fahnen, ſo war ohne Gnade der Strang ſein Loos. Alle zum Kriege taugliche Mannſchaft im ganzen Lande wurde aufgezeichnet, und die Auswanderungen bey Galeeren-Strafe verboten. Dabey mußten die Franzöſiſchen Truppen in Caſſel ſich täglich in den Waffen üben, da man denn nach Anweiſung der Ueberläufer die Preußiſche Art des Exercirens nachzuahmen ſuchte.

Eilftes Buch.

Alle kriegführende Nationen wünſchten den Frieden, aber nicht ihre Beherrſcher. Nur Friedrich allein ſehnte ſich darnach, jedoch ohne Aufopferungen zu machen. Thereſia wäre noch zur Zeit, ſelbſt mit der Zurückgabe von ganz Schleſien nicht zufrieden geweſen, wenn ſie ihre Hauptabſicht, den König von Preußen zu dem Rang eines kleinen Fürſten zu erniedrigen, verfehlt hätte. Eliſabeth hatte ihre Rache geſättigt, und würde ſich nicht abgeneigt bezeigt haben einen Krieg zu endigen, deſſen ſchwere Bürde ſie fühlte; allein ſie betrachtete jetzt das Königreich Preußen als eine Ruſſiſche Provinz, die nur durch einen fortwährenden Krieg behauptet werden konnte, da eine gutwillige Abtretung nicht denkbar war. Dem Hof zu Stockholm und der ganzen Schwediſchen Nation war der Krieg mit Preußen von Anfang an verhaßt geweſen, allein das Heft der Regierung war immer noch in den Händen von Reichsräthen, die blindlings den Befehlen des Hofes zu Verſailles gehorchten. Die Franzöſiſche Nation ſchmachtete zwar am meiſten nach dem Ende eines Kriegs, der ihr Land von Geld und Menſchen entblößte, der ganz dem Intereſſe des Reichs entgegen, aus Phantaſie angefangen, aus Privat-Eigennutz der Miniſter und der Königlichen Buhlerin fortgeſetzt, und jetzt, ohne zu wiſſen warum, mit Wuth verlängert wurde; ein Krieg, der die Franzöſiſchen Waffen mehr wie irgend einer ſeit Jahrhunderten mit Schande bedeckt hatte, und überdem ſelbſt bey dem glücklichſten Erfolg keine National-Vortheile im Proſpect zeigte.

Ludwig der funſzehnte, der nur für Vergnügungen einen Sinn hatte, bekümmerte ſich wenig um das Glück oder Unglück ſeines Volks. Das Steuerruder des Staats hatte jetzt Choiſeul in Händen; ein Miniſter, unerſchöpflich an politiſchen Künſten, der die Allianz mit Oeſterreich gemacht hatte, den Krieg liebte, und den König von Preußen haßte. Dieſer Haß erreichte den höchſten Grad nach Leſung eines poetiſchen Briefes, den Friedrich an Voltaire geſchrieben, und den dieſer in Frankreich wohnende Dichter, aus Furcht vor der Baſtille, dem Miniſter zugeſandt hatte. Choiſeul, der in dieſer nicht zur Bekanntmachung beſtimmten Epiſtel höchſt verächtlich geſchildert war, vergaß ſich ſo ſehr, daß er darauf in einer andern Epiſtel antwortete, deren Ton von den Pariſer Poiſſarden entlehnt war. Und nun ging bey ihm Haß und Rache unaufhaltſam fort. Sein jetziger Entwurf war ſehr mannigfaltig. Er wollte alles anwenden, Spanien, mit dem er das berühmte Bourbonſche Bündniß geſchloſſen hatte, auch zum Kriege zu vermögen, England durch Unterhandlungen mitten im Lauf ſeiner Siege einſchläfern, und dadurch Zeit gewinnen, Frankreichs Marine wieder herzuſtellen. Ferner beſchloß er mit einer auf 6000 flachen Fahrzeugen eingeſchifften Armee in Groß-Britannien eine Landung zu machen, und dem für Frankreich bis dahin unglücklichen Kriege in America eine andre Geſtalt zu geben. Es wurde alſo der Graf Buſſy als Abgeordneter nach London geſchickt, dem Engliſchen Hofe einen Waffen-Stillſtand anzutragen, der jedoch nicht zugeſtanden ward, obgleich auch Mr. Stanley als Engliſcher Geſandter nach Frankreich ging. Beide erhielten von den gegenſeitigen Höfen Päſſe zu ihrer Reiſe, die jedoch nichts fruchtete, da die Franzöſiſche Unterhandlung bloß ein politiſches Fechterſpiel war. Thereſia glaubte auch bey einer ähnlichen Rolle ihre Vortheile zu finden; ſie äußerte von ſelbſt eine Neigung zum Frieden, und ſchlug Augsburg zum Congreß vor, der ſich aber immer verzögerte, weil Friedrich keinen Geſandten des Kaiſers dabey zulaſſen wollte.

Der Hof zu Madrid, der geheimen Verbindung mit Frankreich getreu, verſuchte ſeine Vermittelung den Engländern aufzudringen. Da ſie aber verworfen wurde, ließ der Spaniſche Geſandte in England gegen den großen Pitt einige Drohungen fallen, die dieſer durch die berühmte Antwort erwiederte: „Sie haben meinen Entſchluß gehört, und davon „werde ich nicht abgehn, bis der Tower von „London mit dem Schwert in der Fauſt erobert iſt.„ Da bey den Friedens-Verſuchen die Entſchädigung des ſo hart mitgenommenen Churfürſtenthums Sachſen den verbündeten Mächten immer zum Hauptwort diente, ſo glaubte Friedrich dieſen Punct durch einen ſonderbaren Vorſchlag zu berichtigen. Ein Ländertauſch ſchien ihm hiezu das beſte Mittel zu ſeyn; er wollte das Königreich Preußen und ſeine Weſtphäliſchen Provinzen für den Beſitz von Sachſen hingeben, dabey der Familie des Auguſt auch der Königstitel als erblich verbleiben ſollte. Friedrich wollte dagegen den Titel, König der Wenden, annehmen. Die Einkünfte der beiderſeitigen hier vorgeſchlagenen Staaten ſtanden im Gleichgewicht; auch verſprach die Nachbarſchaft von Pohlen der neuen Monarchie den wirkſamſten Einfluß zur fortwährenden Behauptung dieſer Krone. Der Antrag wurde jedoch gleich zurückgenommen, da Auguſt ihn als eine Beleidigung anſah, und von der Entſagung ſeines geliebten Landes unter keinerley Bedingungen etwas hören wollte. Ohne die große Revolution in Rußland im folgenden Jahre wäre jedoch dieſer Entwurf zur Wirklichkeit gekommen. Der Sieger hätte Geſetze vorgeſchrieben, die man gerne oder ungerne hätte annehmen müſſen, und Sachſen wäre das Eigenthum des Eroberers geblieben.

Jetzt waren die Feinde Friedrichs noch von allen Beſorgniſſen entfernt, daß ihre Erwartungen getäuſcht werden dürften, da der Kriegseifer an allen Höfen fortdauerte, und Spanien überdem noch den großen Bund verſtärken ſollte. Man ſahe alſo in Wien ſo wohl wie in Verſailles, Petersburg, Warſchau und Stockholm neue Strahlen von Hoffnung, und nun verſchwanden auch die letzten Spüren der Friedens-Unterhandlungen.

Friedrich hatte indeſſen einen Verluſt erlitten, der eine ganze Provinz aufwog. Dies war George der zweyte, König von England, der im October 1760 geſtorben war. Mit ſeinem Leben hörte auch der Königliche Eiſer auf, den Krieg in Deutſchland mit Nachdruck fortzuführen, oder nach dem Ausdruck Pitts, America in Deutſchland zu erobern. Die ganze Engliſche Nation, ehemahls mit dem Landkriege nicht zufrieden, war jetzt von deſſen Nutzen überzeugt, und wünſchte einſtimmig die Fortſetzung. Pitt, der das Unterhaus beherrſchte, war zwar noch am Ruder, ſeine Macht im Cabinet aber, von den erſten Tagen der neuen Regierung an, nicht mehr die vorige. Er mußte ſolche mit Lord Bute, dem Günſtling des neuen Königs, theilen, mit einem Miniſter, der aller Regierungs-Fähigkeiten beraubt, kein andres Talent beſaß, als das, ſich ſeinem Monarchen unentbehrlich zu machen, und durch ſinnloſe Maaßregeln ein großes blühendes Reich von ſeiner Höhe herabzuſtürzen. Denn dies war genau die Epoche der ſinkenden Macht der Britten, einer Macht, die im Jahr 1761 den höchſten Gipfel erreicht

hatte. Bute, der ſein gänzliches Unvermögen fühlte, das Staatsruder zu führen, und doch herrſchen wollte, glaubte im Frieden weniger Schwierigkeiten als bey äußerlichen Unruhen zu finden; zudem hatte er Entwürfe zur Ausdehnung der Königlichen Gewalt, die im Kriege nicht ausführbar waren. Sein Wunſch war alſo Friede. Da aber alle andre Miniſter, das Parlament, und die ganze Nation entgegengeſetzter Meinung waren, ſo durfte er die ſeinige noch nicht äußern. Er arbeitete jedoch im Stillen ſeinen Zweck zu erreichen. Die Wirkung zeigte ſich bald. Der Tractat mit Preußen wurde nicht erneuert, und Friedrich erhielt keine Subſidien mehr; obgleich George der dritte in ſeiner erſten Parlaments-Rede feyerlich verſprochen hatte, die mit den Alliirten eingegangenen Verbindungen zu erfüllen. Dies Verſprechen erregte eine allgemeine Freude. Das Parlament ſelbſt äußerte ſolche in ſeiner Addreſſe an den König, worin die für Friedrich, von dem Senat einer fremden Nation, ſo ehrenvollen Worte waren: „Wir
„können die unerſchütterliche Standhaftigkeit
„des Königs von Preußen, unſers Bunds-
„genoſſen, und die unerſchöpflichen Hülfsmit-
„tel ſeines Geiſtes nicht genug bewundern. —

„Von ganzem Herzen, und ohne allen Verzug, „bewilligen wir die Hülfsgelder zu ſeiner Unterſtützung.„ Bute aber wollte hievon nichts hören; erſt ſuchte man allerhand Ausflüchte, und endlich ſchlug man die Bezahlung der Hülfsgelder geradezu ab, weil dieſer Miniſter, ſo wie die Niedrigſten ſeiner Nation, die Menſchen nur nach dem Werth des Geldes würdigte, und er Friedrich dadurch zu zwingen hoffte, die Friedens-Bedingungen ganz nach ſeiner Phantaſie zu unterzeichnen.

Dieſer Monarch vergaß in ſeinen Kriegen, beſonders aber in den Winter-Quartieren, die Wiſſenſchaften und Künſte nicht. Er widmete ihnen einen Theil ſeiner Zeit. Die Muſen begleiteten ihn in ſeine Läger, wohin ſie ſeit der Römer Zeiten höchſt ſelten gekommen waren. Der Oberſt Quintus Icilius genoß ſeines täglichen Umgangs. Dieſer gelehrte Officier, deſſen Familien-Nahme Guichard war, beſaß außerordentliche Kenntniſſe in der alten und neuen Litteratur; beſonders hatte er die Tactik der Griechen und Römer ſtudirt, und in ſeinen Schriften vortrefflich erläutert. Dieſer Umſtand veranlaßte Friedrich, ihm den Nahmen eines Römiſchen Centurio zu geben, den er auch ſein ganzes Leben durch behielt. Da der König nach der Torgauer Schlacht zum erſtenmahl den Winter in Leipzig zubrachte, vermochte ihn Quintus zu Unterredungen mit Profeſſoren dieſer Univerſität. Die Vorurtheile Friedrichs gegen Deutſche Gelehrte waren unbegränzt. Er würdigte keinen näher kennen zu lernen, und las keine Bücher in ſeiner Mutterſprache, in der Vorausſetzung, daß die Deutſche Litteratur im Jahr 1760 ſich in eben dem Zuſtande wie 1730 befände; einem Zeitpunct, wo der Königliche Jüngling von gelehrten Pedanten gemartert wurde, und wo der Hofnarr Gundling Präſident der Deutſchen Academie der Wiſſenſchaften in Berlin war. Indeſſen war eben damahls, mitten unter dieſen Blut-Scenen, in dieſen Tagen der Verwüſtung und des ausdrucksloſen Jammers, für die von Friedrich verachtete Deutſche Litteratur die ſchönſte Morgenröthe angebrochen, die den herrlichſten Tag verſprach.

Schon lange behaupteten die Deutſchen den Ruhm, das gelehrteſte Volk der Erde zu ſeyn. Sie drangen tief in die Wiſſenſchaften, ſtudirten die Sprachen aller Nationen, deren Lehrer ſie durch ihren eiſernen Fleiß in ſo vielen Zweigen des menſchlichen Wiſſens wurden;

Bey allen dieſen großen Vorzügen aber waren dieſe Gelehrten Pedanten. Die Gelehrſamkeit verdrängte bey ihnen das Genie, und eben diejenigen Männer, die in ihrem Geiſt mehr in Athen und Rom, als in Deutſchland lebten, wußten nichts von den Grundſätzen des guten Geſchmacks. Hiezu kam eine noch uncultivirte Sprache. Erſt dann wurde ſie cultivirt, erſt dann wurde ihre Schönheit, ihr Reichthum, ihre Energie erkannt, als unſterbliche Dichter ſie mit dem Götterfunken des Genie's belebten, ſie in allen Formen zeigten, und ihre Leyer in allen Tönen ſtimmten. Nun geſchahen ſehr bald auf den wiſſenſchaftlichen Feldern die Rieſenſchritte, deren Größe die fremden Nationen aus Mangel an Sprachkenntniß noch jetzt nicht zu beurtheilen vermögen. Und dieſe große Epoche fiel in eben den Zeitpunct dieſes außerordentlichen Kriegs, wo ſich ſo viel andre Geiſteskräfte entwickelten, und durch erſtaunenswürdige Handlungen ins Licht geſetzt wurden.

Nie war bey einem Volk eine Geiſtes-Revolution ſchneller und bewundrungswürdiger; nie zeigte ſich menſchliche Größe in mehr mannigfaltigen Geſtalten, als jetzt. Während daß die Deutſchen Feldherren Friedrich und Ferdinand unter dem Donner der Canonen den Völkern der Erde ihre ſchrecklichen Lehrſtunden gaben, ſtieg der Deutſche Winkelmann mit ſo viel Muth als Glück ins Labyrinth des Alterthums herab, um aus dem Chaos der alten Kunſt Ordnung zu ſchaffen, beſtimmte der Deutſche Euler den Lauf der Planeten, und der Deutſche Mengs wurde der Raphael des achtzehnten Jahrhunderts. Bildende Künſtler aller Arten mehrten ſich in Deutſchland, und zeigten ihre Talente in Steinen, Medaillen und Kupferplatten. Auf dieſe Weiſe rieſen die Deutſchen Muſen mitten unter dem Schlachten-Getümmel die Künſte hervor, und ſo wurde von ihnen die Leyer des Dichters, der Pinſel des Mahlers, der Grabſtichel des Kupferſtechers, und der Meiſel des Bildhauers, mit den neu gepflanzten Lorbeern umwunden.

Dieſe Geiſtes-Revolution erſtreckte ſich über alles. Zu eben der Zeit, als die Kriegskunſt vervollkommnet wurde, verließen einſichtsvolle Deutſche Theologen ihre unbegreiflichen Dogmen, um reine Moral zu lehren. Die Deutſche Critik war bisher noch in ihrer Kindheit geweſen, jetzt aber war die Epoche, wo ſie ihre große Laufbahn begann. Die Rechtsgelehrten veränderten ihre barbariſche Sprache, und führten die Philoſophie in die Tempel der Themis ein. Die Aerzte hörten auf, bey den Kranken Griechiſche Gelehrſamkeit zu zeigen, und fingen an verſtändlich zu reden und zu ſchreiben. Die Deutſchen Naturforſcher, obgleich ſie keinen Mahler der Natur wie Büfſon hatten, fuhren dennoch fort, alle, ſelbſt die klügſten Nationen Europens, die Franzoſen und Britten, in der Naturkunde zu belehren, und bewirkten dies durch ihre neuern Entdeckungen, durch ihre unermüdeten Verſuche, und durch die beſſere Kunſt ſich auszudrücken, mehr wie jemahls. Auch die Mathematiker benutzten dieſen neuen Sprachſchatz, und zeigten in ihren Schriften eine vordem nie geahnete Faßlichkeit.

Mehr aber als alle glänzten die Dichter. Schon hatten Haller, Hagedorn, Bodmer, Utz und Gellert geſungen. Ihr vortrefflicher Geſang ging großentheils bey einem noch ungebildeten Volk verlohren. Ein beſſerer Zeitpunct erſchien, wo ſo viele Begebenheiten und Leidenſchaften ſelbſt die ſchläfrigſten Menſchen in allen Kreiſen Germaniens, wo nicht zur Thätigkeit, doch zur Theilnahme weckten, und nun traten Wieland, Klopſtock und Leſſing auf; drey Männer vom Schickſal beſtimmt, den National-Ruhm des Deutſchen Genie's bey der Mitwelt, und noch mehr bey der ſpäten Nachwelt zu ſichern, und den größten Geiſtern andrer Völker zur Seite zu ſtehn. Dieſe Coloſſen gingen zu eben der Zeit als Jünglinge mit langſamen aber gewiſſen Schritten zum Tempel der Unſterblichkeit. Wieland fing an durch ſeine göttlichen Gedichte die Menſchen zu bezaubern. Er wandelte, auf jedem Pfade belehrend und vergnügend, ſeine labyrinthiſche Laufbahn; bald beſang er ſympathetiſche Empfindungen, bald kleidete er die Philoſophie in die reitzendſten Geſtalten; bald verſetzte er die Leſer in den Olymp, bald nach Griechenland, bald in die Ritterzeiten, bald in die unſrigen, bald in idealiſche Welten; bald entzückte er in Proſa, bald in Verſen, und dies alles mit einer Kunſt, die nach dem Ausdruck des Franzöſiſchen Dichters Dorat glauben machte, als ob die Grazien es dictirt, und Wieland es nur niedergeſchrieben habe. Klopſtock trat damahls mit ſeiner Meſſiade auf, die ihm einen Rang unter den größten Dichtern aller Zeiten gab; und Leſſing machte den Anfang, ſein in alle Fächer des Wiſſens paſſendes und allenthalben großes Genie zu entwickeln. Kleiſt beſang unnachahmlich die ſchöne Natur; Gleim wurde Deutſchlands Tyrtäus, ſo wie deſſen Anacreon; Ramler wurde der Horaz, und Gesner der Theocrit Deutſchlands. Die unpedantiſchen Philoſophen und Geſchichtſchreiber waren zwar noch zurück, allein man konnte jetzt auf ihre baldige Erſcheinung ſicher rechnen; denn ſolche Dichter waren zu Schöpfungen beſtimmt; ihre Flammen mußten wärmen, ihre Kunſt Geiſt und Geſchmack bilden, und die Macht ihres Genie's ſelbſt auf kalte Menſchen wirken.

Dieſen glänzenden Anfang einer ſo glorreichen litterariſchen Epoche verkannte der große Friedrich aus Vorurtheil, das ſelbſt ſeine parteyloſen gelehrten Freunde nicht beſiegen konnten. Unter andern fanden ſich eben jetzt bey dieſem Monarchen zwey eifrige Vertheidiger der neuern Deutſchen Litteratur. Dies waren zwey unbefangene gelehrte Ausländer, der Engliſche Geſandte Mitchel, ſein Kriegs-Gefährte, und der Franzöſiſche Marquis d'Argens, Friedrichs Freund, die beide den König auf den von ihm nicht beobachteten Flug des Deutſchen Genie's aufmerkſam zu machen ſuchten. Da der Monarch aber die Deutſchen Buchſtaben nicht leiden konnte, ſo blieben die Vorſtellungen dieſer vortrefflichen Männer fruchtlos. Gottſched, der damahls noch viel Anhänger hatte, die ihn als einen außerordentlichen Mann betrachteten, war am wenigſten fähig dieſe Vorurtheile zu vernichten, da er die Ehre einer Unterredung mit dem gekrönten Dichter hatte. Sein fälſchlich erworbener Ruhm bey ſeinen eingeſchränkten Fähigkeiten, und ſein gänzlicher Mangel an Witz und Geſchmack, beſtärkten vielmehr die vorgefaßte nachtheilige Meinung des Königs, und entſchieden ſein Urtheil über dieſen Gegenſtand für ſein ganzes übriges Leben. Friedrich ließ endlich auf Quintus Anrathen den Profeſſor Gellert zu ſich kommen. Die gründlichen Kenntniſſe dieſes Gelehrten, ſein guter Geſchmack, und die Art ſeines Vortrags, ſetzten den König in Verwundrung, und erzeugten Lobſprüche, die den beſcheidenen Gellert wahrhaft beſchämten*): ſelbſt die Freymüthigkeit des Mannes, womit er dem Monarchen ſeine zu große Anhänglichkeit an die Franzoſen, und ſeinen geringen Schutz der Deutſchen Litteratur vorwarf, mißfiel nicht. Es blieb jedoch nur bey einer Unterredung, ungeachtet der Erinnerung Friedrichs, oft zu kommen, da Gellert, wie er in einem Briefe an Rabener ſagt, die Lehre des Sirach: „dränge dich nicht zu den „Königen„ wörtlich befolgte.

---

*) Der König, der, wie oben geſagt, die Deutſchen Gelehrten weder perſönlich; noch ihre Schriften kannte, bediente ſich des Ausdrucks: C' eſt le plus raiſonnable de tous les Savants Allemands.

Die ſo unerwartet entzogenen Brittiſchen Subſidien trugen vielleicht zu dem Entſchluß Friedrichs nicht wenig bey, den nächſten Feldzug vertheidigungsweiſe zu verfahren. Die Oeſterreicher, dieſes von ihm ungewohnt, betrachteten ſeine Behutſamkeit als eine Kriegsliſt, irgend einen großen Streich deſto gewiſſer auszuführen, und gingen daher auch nicht angreifend zu Werke. Sie begnügten ſich ſeine Bewegungen zu beobachten. Noch immer war Schleſien das Augenmerk der Oeſterreicher und Ruſſen; der König marſchirte alſo im Frühling dieſes Jahres dahin, und ließ den Prinzen Heinrich mit einer Armee in Sachſen zurück. In dieſer Provinz blieb auch Daun mit ſeiner Haupt-Armee, und überließ es Laudon, mit dem König ſein Glück zu verſuchen. Dieſer Feldherr, der General-Feld-Zeugmeiſter geworden war, und den man bisher nur an der Spitze untergeordneter Corps geſehen hatte, commandirte jetzt zum erſtenmahl eine große Armee, womit er in Schleſien eindrang; allein, durch beſondere Befehle ſeines Hofes beſtimmt, vermied er, ganz wider ſeine Gewohnheit, jetzt ſorgfältig eine Schlacht. Er ſtand zwey Monat lang in dem feſten Lager bey Braunau, und die Berggötter waren, ſo wie ſonſt unter Dauns Anführung, die Schutzgötter der Oeſterreicher. Endlich ſetzte er ſich in Bewegung, da ſeine Vereinigung mit der Haupt-Armee der Ruſſen, ſo wie im vorigen Jahr, der Grund des Operations-Plans ſeyn ſollte. Der General Goltz ſtand mit 12,000 Mann bey Glogau, dieſe letztern zu beobachten. Der König verſtärkte ihn noch mit 9000 Mann, und ſandte ihm dabey den Befehl, die Ruſſen, die in einzelnen Corps anrückten, ſo abgeſondert nach der Reihe anzugreifen. Allein Goltz ſtarb ſchleunig; Zieten erhielt nun das Commando, der in Pohlen einrückte, aber wegen der zu baldigen Vereinigung aller Corps der Ruſſen ſeine Verſuche aufgeben mußte. Das Heer dieſes Volks fiel nun in Schleſien ein, und bemühte ſich zu Laudon zu ſtoßen, der auf der andern Seite der Oder ſtand. Der König gewann jedoch den Vorſprung durch überaus ſchnelle kaum glaubliche Märſche; denn am 4ten Auguſt zog die Preußiſche mit allen Corps in Schleſien verbundene Armee, die ohne die kleinere Artillerie 130 ſchwere Canonen mit ſich führte, von Oppersdorf hinter Neiße bis Poitmannsdorf, ſechs und eine halbe Meile; am folgenden Tage marſchirte ſie bis Strehlen anderthalb, und den [illegible]ten Auguſt bis Kant, wieder ſechstehalb Meilen. Vermittelſt dieſer angeſtrengten Heers-Bewegungen machte Friedrich es den Ruſſen, die unentſchloſſen herumzogen, und die gleichſam zum Zeitvertreib Breslau von ſieben Batterien beſchoſſen, lange Zeit unmöglich über die Oder zu gehn. Es geſchah daher nicht dem Entwurf zu Folge im Julius, ſondern erſt im Auguſt; den 12ten dieſes Monats erfolgte endlich bey Striegau die ſo lange gewünſchte, und ſeit vier Jahren vorbereitete Vereinigung. Da es den Ruſſen gleich an Proviant fehlte, ſo ſandte Laudon vier Tage nachher 400,000 Portionen Brot für ſie nach Jauer. Einige Wochen zuvor waren im Ruſſiſchen Haupt-Quartier zwey Wagen mit Gedächtniß-Münzen angelangt, die den Sieg bey Kunersdorf vorſtellten, und zum Andenken unter die Soldaten vertheilt wurden.

Der Ober-Befehlshaber der Ruſſiſchen Armee war jetzt der Feldmarſchall Butturlin; ſein Heer war über 60,000 Mann, und das Oeſterreichiſche 72,000 Mann ſtark. Friedrich hatte ihnen nur 50,000 Mann entgegen zu ſetzen, und mit dieſen bezog er ein Lager bey Bunzelwitz, ohnweit Schweidnitz, wodurch dieſe Feſtung gedeckt wurde. Die feindlichen Armeen umzingelten ihn hier, und formirten einen halben Mond, ſo daß dem Könige bloß der Rücken frey blieb. Friedrichs politiſche ſo wohl als militairiſche Lage war in dieſem Kriege oft höchſt critiſch geweſen, nie aber war es die letztere mehr als jetzt. Eine Schlacht zu liefern, ſonſt ſein beſtes Hülfsmittel, wäre bey ſolcher Uebermacht Verwegenheit geweſen. Selbſt ein Sieg, in ſeinem jetzigen Zuſtande ſo ſchwer zu erringen, konnte nicht anders als ſehr theuer erkauft werden, und wegen der ſo zahlreichen feindlichen Heere nur wenig nützen; dagegen eine Niederlage für den König die ſchrecklichſten Folgen haben mußte. Was aber ſo oft bey den Preußiſchen Armeen den Mangel an Macht erſetzte, war: Cäſar und ſein Glück. Friedrich beſann ſich nicht lange, und beſchloß zum erſtenmahl in ſeinem Leben, eine Schlacht ſorgfältig zu vermeiden. Bey ſeiner Haupt-Armee, dem Kern ſeiner Kriegsmacht, war, beſonders wenn er ſich an ihrer Spitze befand, nie von Verſchanzungen die Rede geweſen. Man war in ſeinen Lägern gewohnt, bloß dem Kriegsgebrauch gemäß Erdhaufen für die Feldwachen der Infanterie aufzuwerfen, und Batterien für das ſchwere Geſchütz anzulegen; jetzt aber ſollte das ganze Lager verſchanzt werden. Allein auch dieſe Handlung Friedrichs hatte das Gepräge des Außerordentlichen, und wurde auf eine Art und mit einer Geſchwindigkeit ausgeführt, wovon man in der neuern Kriegsgeſchichte kein Beyſpiel findet.

Der Mittelpunct des Lagers war ungefähr eine Meile von Schweidnitz. Der ganze Bezirk, wo die Infanterie ſich gelagert hatte, wurde jetzt zu einer Kette zuſammenhängender Linien. Man ſahe Verſchanzungen mit ſechzehn Fuß tiefen und eben ſo breiten Gräben, die durch vier und zwanzig große Batterien an einander hingen; vor den Linien wurden Paliſaden eingerammt, Sturmpfähle gepflanzt, oder Spaniſche Reiter geſtellt, und vor dieſen noch drey Reihen ſechs Fuß tiefe Wolfsgruben gegraben. Man hatte jedoch Zwiſchenräume gelaſſen, damit die Cavallerie durchbrechen, ja durch welche auch die Infanterie nach Beſchaffenheit der Umſtände ausfallen und die Angreifenden ſelbſt im Rücken oder in den Flanken angreifen konnte. Einige Gegenden des Lagers waren durch Moräſte, andre durch das Striegauer Waſſer, noch andre durch den Nonnenbuſch gedeckt, einen Wald, worin man Verhacke gemacht hatte, und dieſe waren mit Jägern beſetzt. Die Dörfer Bunzelwitz, Jauernick, Zeſchen und Peterwitz wurden ſtark befeſtigt. Vier verſchanzte Hügel innerhalb dem Lager ſtellten gleichſam Baſtionen vor, und der ſo genannte Würbener Berg auf dem linken Flügel war einer Citadelle ähnlich. Man ſahe nichts, als Batterien. Eine jede derſelben hatte überdem zwey Flatter-Minen, oder mit Pulver, Kugeln und Grenaden gefüllte Gruben, die in einer geringen Entfernung vor den Batterien angelegt waren, durch Röhren ins Innere derſelben gingen, und jeden Augenblick geſprengt werden konnten. Der König hatte auch noch eine Anzahl ſchwere Canonen aus Schweidnitz genommen, um die Batterien zu verſtärken, die zuſammen 460 Stücke Geſchütz und 182 Minen dem Feinde entgegenſtellten, und alles dies auf Anhöhen, deren Zugänge auch ſchon von der Natur durch kleine Bäche, und ſumpfige Wieſen beſchwerlich gemacht waren. So war das Lager bey Bunzelwitz geformt, das einer Feſtung gleich, von den Kennern, wegen der glücklichen Verbindung der Grundſätze der Tactik mit den Grundſätzen der Feld-Befeſtigungskunſt, für ein Muſter dieſer letztern gehalten wurde, und den Feinden unüberſteigliche Hinderniſſe zum Angriff zeigte. Sie konnten wegen des höher-liegenden Preußiſchen Lagers von ihren Canonen nicht den geringſten Nutzen erwarten, noch weniger von den Musketen, die gegen Paliſaden und Verſchanzungen ganz überflüſſige Waffen waren; und eben ſo geringen Beyſtand ließ ihre Cavallerie hoffen, die bey allen Bewegungen ſich den Preußiſchen Canonen ausſetzen mußte. War die Art der Befeſtigung bewundernswürdig, ſo war es die Geſchwindigkeit der Ausführung noch weit mehr; denn dieſe unheure, höchſt mannigfaltige Arbeit war das Werk von drey Tagen, mit Inbegriff der Nächte. Die Hälfte der Armee arbeitete immer, und die andre ruhete; und ſo ging es Tag und Nacht ununterbrochen fort, bis alles fertig war. Wo die Verſchanzungen am linken Flügel aufhörten, in einer großen Ebene, ſtanden neunzig Eſcadrons Preußiſche Cavallerie, die begierig war, die von Seydlitz gelernten künſtlichen Reiterey-Manövers auf dieſem ſo vortheilhaften Terrain in ihrem ganzen Umfang zu zeigen.

Laudon hatte von ſeiner Monarchin die Vollmacht erhalten, nach Gutbefinden eine Schlacht zu liefern, oder zu vermeiden. Er wünſchte das erſtere; auch war es gleich anfangs ſo wohl ſeine, als des Ruſſiſchen Feldherrn Abſicht, den König anzugreifen. Hiezu aber gehörte ein Plan, und dieſer konnte wegen entgegengeſetzter Meinungen, wegen der ſehr verſchiedenen ſo wohl politiſchen als militairiſchen Grundſätze zwiſchen den Oeſterreichern und Ruſſen, wegen mancher abweichenden Kriegsgebräuche, vieler Zweifel, und mannigfaltiger Bedürfniſſe, nicht in einem Tag entworfen, und geordnet werden. Friedrich benutzte dieſe für ihn äußerſt koſtbare Zeit, und da die Zweifel ſeiner Feinde gehoben, alles berichtigt, und die Heerführer zum Angriff entſchloſſen waren, ſo ſahen ſie kein Preußiſches Lager mehr, ſondern eine Kette von Feſtungswerken vor ſich, die wie durch Zauberey aus der Erde hervorgegangen waren. Die Art dieſe anzugreifen, oder vielmehr zu beſtürmen, erforderte neue Entwürfe, und dieſe zeigten immer größere Schwierigkeiten; ſo daß in einem großen Kriegsrath, der im Ruſſiſchen Lager gehalten wurde, und wobey Laudon gegenwärtig war, Butturlin geradezu erklärte, daß er mit ſeiner Armee nichts wagen wollte; ſollte es aber zwiſchen den Kaiſerlichen und Preußen zu einem Angriff kommen, ſo würde er ein Corps ſeiner Truppen zur Unterſtützung ſenden. In der That war der Angriff dieſes Preußiſchen Lagers eine große Verwegenheit. Man mußte Ströme von Blut erwarten, noch ehe man mit den Preußen im Innern ihrer Feld-Burg handgemein werden konnte. Die muthigſten Krieger aller Heere zagten bey dieſer Unternehmung, die mehr als irgend eine im Lauf des ganzen Kriegs entſcheiden ſollte, und die gewiß die ſchrecklichſte Schlacht dieſes Jahrhunderts geweſen wäre.

Dieſen großen Verſuch zu wagen, war jedoch jetzt Laudons höchſter Wunſch, um ſo mehr, da, ſo groß auch der Verluſt ſeyn mochte, die Wirkung eines Sieges für den ganzen Krieg entſcheidend, und im widrigſten Fall der Rückzug der Oeſterreicher und Ruſſen durch ihre Situation geſichert war. Aber ſelbſt dieſen Fall hielt er nicht für wahrſcheinlich; wenigſtens ließ er nicht ab, den Ruſſiſchen Feldherren den glücklichen Ausgang des Angriffs als unzweifelhaft vorzuſtellen; allein dieſe, die ohnehin auf ihn, als den eigentlichen Sieger bey Kunersdorf, eiferſüchtig waren, wollten dies nicht einräumen, und blieben bey dem Satze ſtehen: Nichts zu wagen. Eine nothwendige Betrachtung gab der Sache vollends den Ausſchlag. Laudon wollte bey dieſem großen Kampfe, der ſeiner Monarchin den Beſitz von Schleſien verſchaffen ſollte, mit ſeinem Heere nicht den leichteſten Theil der Blutarbeit übernehmen; auch glaubte er durch dieſe großmüthige Wahl des Schwerſten, den Entſchluß der Ruſſen deſto gewiſſer zu beſtimmen, da ſie immer Klagen führten, daß man ihren Truppen die größte Laſt des Krieges auflegen wollte. Allein dieſer Plan hatte das Nachtheilige, daß dadurch die Ruſſen eine untergeordnete Rolle ſpielten, und ihr Ober-Feldherr, Graf Butturlin, dem ihm an Rang und Würde ungleichen Laudon nachſtehn, und dabey erwarten mußte, bey einem glücklichen Erfolg als ein bloßer Helfer zum Oeſterreichiſchen Siege, bey einem widrigen Schickſal aber vielleicht als die einzige Urſache des Verluſtes angeſehen zu werden.

Friedrich war indeſſen ſtündlich zum Kampf bereit. Bey Tage, wo man alle Bewegung gen in den feindlichen Lägern wahrnehmen konnte, mußten ſeine Soldaten raſten; ſo bald aber die Abenddämmerung anbrach, wurden die Zelter abgebrochen, die ganze Bagage der Armee unter die Canonen von Schweidnitz geſchickt, und alle Regimenter traten unter ihren Verſchanzungen ins Gewehr. So ſtand die ganze Infanterie, Cavallerie und Artillerie alle Nächte durch in Schlachtordnung. Der König befand ſich gewöhnlich bey einer Haupt-Batterie, wo ein kleines Zelt für ihn aufgeſchlagen war. Seine eigne Bagage wurde auch täglich alle Abend weggeſchickt, und des Morgens kam ſie zurück. Erſt nach Aufgang der Sonne legten die Truppen ihre Waffen nieder, und ſchlugen ihr Lager wieder auf. Die Hitze war drückend, und, Brot ausgenommen, an Lebensmitteln großer Mangel. Es fehlte an Schlachtvieh, ſo wie an Gemüſe. Die Soldaten hatten alſo nichts zu kochen, und wurden der Quarantaine bey Waſſer und Brot höchſt überdrüſſig. Hiezu kam das Bedürfniß des Schlafs, das alle Tage dringender wurde, da an keine mehrere Stunden anhaltende Ruhe zu denken war. Die Kranken mehrten ſich erſtaunlich, und wurden immer ſchaarenweiſe nach Schweidnitz gebracht. Das Mißvergnügen der Truppen bey der ganzen Armee war allgemein, und die Deſertion würde ſehr ſtark geweſen ſeyn, wenn die verſchanzten Linien bey Tage und die Schlachtordnung in der Nacht nicht alles Ausreißen unmöglich gemacht hätten. Dieſer Umſtand vermehrte die Unentſchloſſenheit der feindlichen Feldherren, und ihre Ungewißheit in Anſehung der Stärke und Schwäche der verſchiedenen Lagerpoſten.

Die vom König anfangs ſo gefürchtete Vereinigung beider feindlichen Heere war nun für ihn ein vortheilhafter Umſtand; denn der größte Theil des Feldzugs war mit Märſchen verſtrichen, dieſe Vereinigung zu bewirken. Geſchahe ſie nicht; ſo wäre die Ruſſiſche Armee nur allein unthätig geblieben, und der raſtloſe Laudon würde mit der ſeinigen freye Hand gehabt haben; und dies mit einer überaus großen Ueberlegenheit und Macht, weil Friedrich genöthigt worden wäre, zur Beobachtung der Ruſſen ſein jetzt zuſammengezogenes und unter ſeiner Anführung doppelt furchtbares Heer zu trennen.

Jetzt erwartete der König alles von der Zeit, und beſonders vom Hunger. Er ſelbſt war von dieſer Seite durch die reichlich gefüllten Magazine in Schweidnitz beruhigt, die es wenigſtens an Brot und Fourage nicht fehlen ließen. Der Mangel dieſer nöthigſten aller Bedürfniſſe aber konnte nicht lange bey den zahlreichen feindlichen Heeren ausbleiben, die in einem kleinen Bezirk zwiſchen Bergen eingeſchränkte unmöglich fortdauernden Unterhalt finden konnten. Der Scheffel Korn war bis auf funfzehn Reichsthaler geſtiegen, und doch mußten die Einwohner den Kauf zu dieſem hohen Preiſe als einen Gewinn anſehn. Den Ruſſen wurde dieſe Noth zuerſt unerträglich. Friedrich hatte überdem Sorge getragen, ſie noch zu vermehren, und große Beſorgniſſe bey ihnen zu erregen. Er ſchickte den General Platen mit 7000 Mann den Ruſſen in den Rücken. Dieſer Feldherr drang in Pohlen ein, und fand bey Goſtin eine große wohlverſchanzte mit 4000 Mann Ruſſen bedeckte Wagenburg. Dieſe befahl er gleich zu ſtürmen, und nun drangen die Preußen mit gefälltem Bajonet, ohne einen Schuß zu thun, in die Verſchanzungen, wo ſie ſich der hier zuſammengehäuften ungeheuern Menge Wagen bemächtigten. Es waren deren 5000 an der Zahl. Platen ließ ſie verbrennen, ſchlug die 4000 Mann ſtarke Bedeckung, machte 1700 Mann Gefangene, und zerſtörte drey ihrer größten

Magazine; daber wurde ſelbſt ihr Haupt-Magazin in Poſen von ihm bedroht. Nun ſchien es den Ruſſen die höchſte Zeit abzuziehn. Nachdem man alſo zwanzig Tage lang immer Entwürfe gemacht, und wieder verworfen hatte; nachdem die vereinigten Armeen zweymahl zum Angriff früh Morgens ausgerückt, und ſodann ohne Verſuch wieder in die Läger eingerückt waren, ſo wurden alle Plane aufgegeben, und die bereits ausgetheilten Schlacht-Diſpoſitionen wieder zurückgenommen. Dieſe Diſpoſitionen bewieſen Laudons Entwurf, die von Friedrich wiederhohlt angewandte ſchräge Schlachtordnung auch hier zu verſuchen.

Butturlin trennte ſich nun von den Kaiſerlichen, und marſchirte mit ſeiner Armee ab, ging den 13ten September über die Oder, und ließ Czernichef mit 20,000 Mann bey dem Oeſterreichiſchen Heere zurück. Die Ruſſen zogen ſich nach Pohlen, das für die Preußiſchen Staaten die Büchſe der Pandora war; denn, nicht genug daß die verheerenden Ruſſen alle Jahr hier herausſtrömten, ſo kamen jetzt aus dieſem Lande unermeßliche Schwärme von Heuſchrecken, die die Sonne verdunkelten, und in der Nähe von Züllichau ſechzig Quadrat-Meilen Feld überſchwemmten.

Die Nachricht von dem Abzug der Ruſſen erregte einen Jubel im Preußiſchen Lager. Man frohlockte, als ob man den herrlichſten Sieg erfochten hätte. Obgleich Laudons Heer in Verbindung mit dem Ruſſiſchen Corps jetzt noch faſt doppelt ſo ſtark als das Königliche war, ſo hörten dennoch alle Vertheidigungs-Maaßregeln der Preußen mit einemmahl auf. Kein Lager wurde des Abends mehr abgebrochen; keine Bagage wurde mehr weggeſandt; es geſchah kein nächtliches Ausrücken mehr; die Schweidnitzer Canonen wurden zurück in die Feſtung gebracht; die Flatter-Minen ausgeleert; die Wolfsgruben zugeworfen; die Spaniſchen Reiter verbrannt, und ein großer Theil der Verſchanzungen eingeriſſen; dabey war die Communication mit dem platten Lande wieder offen, und das Preußiſche Lager wurde jetzt mit allen Nothwendigkeiten reichlich verſehn.

Friedrich blieb nicht länger in dieſer Stellung, als vierzehn Tage nach dem Abmarſch der Ruſſen; er ſah den Feldzug noch nicht als geendigt an, und wünſchte ihn noch durch Thaten auszuzeichnen. Laudon ſtand in einem feſten Lager, und bezeigte keine Luſt zum Schlagen. Der König glaubte ihn durch drohende Märſche daraus zu entfernen, und nach Böhmen zu treiben, oder auch eine vortheilhafte Gelegenheit zur Schlacht zu finden. Ueberdem war das Magazin in Schweidnitz durch die ſo lange angehaltenen großen Lieferungen beynahe erſchöpſt; in Neiße hingegen befanden ſich die Hauptbedürfniſſe im Ueberfluß. Dieſem Entwurf zu Folge brach Friedrich aus ſeinem Lager auf, und zog ſich nach Münſterberg, zwey Tagemärſche von Schweidnitz.

Dieſe Feſtung war, ſo wie alle Preußiſche Feſtungen, nicht ſtark beſetzt, und überdem beſtand ein großer Theil der Beſatzung aus Ueberläufern und andern ſehr unzuverläſſigen Leuten. Der Ort ſelbſt, obgleich ſo oft belagert, und durch mancherley Kriegs-Scenen berühmt, war nichts weniger als eine Hauptfeſtung. Der Commandant aber, General Zaſtrow, ſchien durch ſeine Erfahrung, Klugheit und Kriegswiſſenſchaft, dieſe Mängel zu erſetzen. Zudem war jetzt, da ſich der König in der Nähe befand, keine Belagerung denkbar. Auch war Laudon weit von dieſem Gedanken entfernt; allein zu einer Ueberrumpelung machte er die zweckmäßigſten Anſtalten. Czernichef bot dazu ſein ganzes Corps an, davon aber nur 800 Ruſſiſche Grenadiere angenommen wurden. Dieſe vereinigten ſich mit zwanzig Bataillons Oeſterreichern, die der General Amade commandirte. Das Geheimnißvolle der Vorbereitungen, die Kenntniß der Lebensweiſe des Commandanten, der ein großer Freund der Tafelfreuden war, und die ſehr ſchwache Beſatzung, alles dieſes ſicherte den Anſchlag. Die Vertheidigung der feſten Plätze hängt in unſern Tagen vorzüglich ab, von der Artillerie, und der Art ihrer Bedienung. Es waren zwar 240 Stück Geſchütz in der Feſtung, allein nur 191 Artilleriſten. Ein gefangener Oeſterreichiſcher Officier, Nahmens Roca, der des Commandanten Gunſt und alle Freyheit genoß, gab von jedem Umſtand die genaueſte Nachricht. Zaſtrow ahnete nichts, und war ſo über alle Vorſtellung unbeſorgt, daß er weder Reiter ausſchickte, die Bewegungen des Feindes auszuſpähen, noch Leuchtkugeln werfen ließ, um zur Nachtzeit die Felder zu erleuchten; ja er ertheilte ſeinen Officieren nicht einmahl Verhaltungs-Befehle für den Nothfall. Laudon hatte daher die beſte Gelegenheit alles ungeſtört und unbeobachtet anzuordnen, und in der Stille unter die Paliſaden zu dringen. Er hatte in einer förmlichen Anrede ſeinen Truppen die Plünderung der Stadt unterſagt, und ihnen dafür eine Belohnung von 100,000 Gulden verſprochen. Die Waloniſchen Grenadiere erwiederten durch einmüthigen Zuruf: „Führen Sie uns nur an, Ruhm zu erwerben. „Wir wollen kein Geld!„ Laudon ließ erſt die Feſtung durch leichte Truppen umringen, und durch Croaten einen falſchen Angriff machen, während deſſen die zwanzig Bataillone in vier Colonnen vertheilt mit Sturmleitern und Faſchinen anrückten, und ohne bemerkt zu werden an vier verſchiedenen Orten der Außenwerke um drey Uhr nach Mitternacht anlangten. Hier verweilten ſie nicht lange; ohne einen Schuß zu thun ſtürzten ſie in den bedeckten Weg, drangen mit gefälltem Bajonet in die Außenwerke, vertrieben die Beſatzung, oder hieben ſie nieder, richteten die eroberten Preußiſchen Canonen auf die Feſtung, und nun ſtürmten ſie den Hauptwall.

Man hatte rathſam gefunden, vielleicht ohne Wiſſen der Befehlshaber, durch Branntwein den Muth der Stürmenden zu beleben;

daher achteten ſie keine Gefahr. Die Ruſſen beſonders drangen in unordentlichen Haufen wie unſinnig vor. Sie kamen in der Finſterniß an eine ausgehöhlte Tiefe in den Werken. Die Zugbrücke war abgebrochen. Man hatte an dieſem Ort keine Hinderniſſe erwartet. Die Vorderſten machten Halt, und riefen nach Leitern und Faſchinen; einigen Ruſſiſchen Officieren aber ſchien dies zu weitläuftig; ſie glaubten dieſe Tiefe eben ſo wohl mit Menſchen anfüllen zu können, und trieben die Hinterſten an vorwärts zu drücken. Die Unglücklichen, die ſich an der Spitze befanden, wurden nun durch die große andringende Gewalt in den Abgrund geſtürzt, und ſo marſchirten die Folgenden über die Leiber ihrer Kriegsgefährten weg. Die Ruſſen hieben alles nieder, was ihnen vorkam. Auf dem Bögen-Fort, das beynahe erſtiegen war, rief man um Pardon; der Gegenruf der wüthenden Ruſſen war: „Nichts Pardon!„ Ein Preußiſcher Artilleriſt wollte in dieſer Lage nicht ungerochen ſterben; er zündete ein Pulver-Magazin an, wodurch er ſich mit einer Anzahl Preußen und 300 Feinden in die Luft ſprengte. Man hatte nun drey Sternſchanzen erobert. Den letzten Angriff that der Commandeur des Laudonſchen Regiments, Graf Wallis, auf ein Haupt-Fort, das Galgen-Fort genannt, das von den Preußen auf das tapferſte vertheidigt wurde. Zweymahl wurden die Oeſterreicher zurückgetrieben. Wallis aber rief ihnen zu: „Wir müſſen die Feſtung erſteigen, oder ich will hier umkommen! Ich habe dies unſerm Chef verſprochen. Unſer Regiment führt ſeinen Nahmen! Laßt uns alſo ſiegen, oder ſterben!„ Dieſe Anrede that Wunder. Die Officiere trugen ſelbſt die Leitern herbey, und nun wurde das Fort mit Kriegswuth erſtiegen. Die Oeſterreichiſchen Gefangenen in der Feſtung, die ſich, 150 an der Zahl, im Waſſer-Fort befanden, benutzten dieſen Augenblick; ſie ſprengten die Thüren der Caſematten, wo ſie eingeſperrt waren, erſtiegen die Mauern, und eröffneten ihren Landsleuten ein inneres Stadtthor. Bey der ganzen Unternehmung gebrauchten die Oeſterreicher keine Canonen, bis ſie die Preußiſchen in der Feſtung erobert hatten. Bis dahin waren ihre Waffen das Bajonet und der Säbel. Ihr Verluſt an Todten und Verwundeten war 1600 Mann.

Nach einem dreyſtündigen Sturm, mit Anbruch des Tages, war die Feſtung Schweidnitz erobert, und befand ſich nebſt der 3700 Mann ſtarken Beſatzung, mit Arſenälen und Magazinen, ohne eine vorhergegangene Belagerung, und ohne alle Capitulation, in den Händen von Preußens Feinden. Dieſer große Vorfall geſchah den erſten October. Die verſprochenen 100,000 Gulden ſtatt der Beute waren Urſache, daß der großen Unordnung zum Theil geſteuert wurde. Die Plünderung dauerte vier Stunden. Auch hier, ſo wie in Cüſtrin und Dresden, hatten viele Bewohner der umliegenden Gegenden ihre beſten Effecten in Sicherheit gebracht, um ſie vor den Räubereyen der Coſaken zu ſichern. Dieſe wurden jetzt eine Beute der Plünderer, deren Zügelloſigkeit immer zunahm, bis die menſchenfreundlichen Bemühungen des Fürſten von Lichtenſtein und des Grafen Kinsky, die endlich mit der Cavallerie in die Stadt drangen, dem Unweſen mit Nachdruck ein Ende machten. An dieſen Ausſchweifungen nahmen jedoch die Ruſſiſchen Grenadiere keinen Antheil. Dieſe Krieger gaben hier ein ſo wenig erwartetes, als ruhmwürdiges Beyſpiel; ſie ſetzten ſich auf den erſtiegenen Wällen ruhig nieder, und ein jeder blieb bey ſeinem Gewehr.

Der Commandant Zaſtrow, der, obgleich von thätigen Feinden umringt, in eben dieſer ſchreckensvollen Nacht einen Ball gegeben hatte, war ſinnreich genug ſich gegen ſeinen Monarchen zu rechtfertigen, und ſich auf eine gute Vertheidigung zu berufen. Friedrich antwortete, daß ihm der Vorfall ein Räthſel wäre, und daß er ſein Urtheil verſchieben wollte. Er hatte wahrſcheinlich ſeine Urſachen, nach geendigtem Kriege dieſen General nicht vor ein Kriegsgericht zu ziehn, und begnügte ſich, ihn ſeines Dienſtes zu entlaſſen.

Laudon hatte jetzt den Oeſterreichiſchen Waffen wieder einen höchſt wichtigen Vortheil errungen. Durch die Eroberung von Schweidnitz waren die Oeſterreicher nach ſechs blutigen Feldzügen zum erſtenmahl in Stand geſetzt, Winter-Quartiere in Schleſien zu machen. Die Belohnung des Feldherrn war aber keinesweges der Größe des Dienſtes angemeſſen. Undank war ſein Lohn; und eine förmliche Beſtrafung wäre erfolgt, wenn der Kaiſer Franz und der alte Fürſt Wenzel von Lichtenſtein, den die Kaiſerin wie ihren Vater ehrte, ihn nicht mit ihrem ganzen Einfluß geſchützt hätten. Mit ihnen ſtimmte auch der Graf Kaunitz ein, der bey dieſer Gelegenheit an die Kaiſerin ein Glückwünſchungs-Schreiben ſandte, das ſich mit den Worten endigte: „Gott erhalte Ew. Majeſtät Ihren „Joſua!„

Dieſe mächtigen Gönner, für die Ehre ihres Hofes beſorgt, gingen noch weiter; ſie bewirkten, um durch ſolche nichtswürdige Hof-Cabalen nicht dem ganzen Europa Stoff zum Geſpötte zu geben, daß Laudon von der Kaiſerin nicht allein einen gnädigen Brief, ſondern auch Geſchenke erhielt. Das Vorgefallene wurde ihm jedoch nicht verziehn, wovon, trotz dieſer glänzenden That, ſein eingeſchränktes Commando im nächſten Feldzuge bis zum Frieden, ſeine geringe Achtung bey Hofe, ſo lange Thereſia lebte, und ſeine erſt ſiebzehn Jahre nachher erfolgte Beförderung zur Feldmarſchalls-Würde, überzeugende Beweiſe waren. Sein Verbrechen beſtand darin: eine ſo wichtige Stadt ohne Anfrage, und ohne Erlaubniß des Hof-Kriegsraths in Wien, folglich auch ohne Wiſſen der Kaiſerin, eingenommen zu haben; eine Formalität, die wahrſcheinlich durch die damit verknüpfte Verzögerung den ganzen Entwurf vernichtet hätte. Die Feinde dieſes großen Feldherrn in Wien gingen ſo weit, daß ſie dieſe ſo glücklich vollzogene Unternehmung einen Croatenſtreich nannten.

Die überaus ſchleunige Beförderung Laudons, eines Ausländers, ohne Ahnen, ohne Vermögen, ohne Empfehlung, zu den höchſten Kriegswürden, und zwar ohne alle Ränke und Hofgunſt, bloß wegen perſönlicher Verdienſte, und dieſes in einem Lande wie Oeſterreich, war ein in unſerm Jahrhundert noch nicht erlebtes Beyſpiel. Der Croaten-Major Laudon, der noch im Jahr 1756 um die Ausfertigung der Kaiſerlichen Befehle bey den Schreibern der Oeſterreichiſchen Dicaſterien demüthig ſollicitiren, und ihre Bequemlichkeit abwarten mußte, wurde im Jahr 1761 von ganz Europa als die größte Stütze von Thereſiens Thron betrachtet, und war es auch im eigentlichſten Verſtande. Er war es, der den Plan des Ueberfalls bey Hochkirch entwarf. Er hatte durch die Wegnahme des großen Preußiſchen Transports in Mähren Olmütz gerettet. Er hatte das Fouquetſche Corps beſiegt, und dieſen großen General gefangen genommen. Er hatte Glatz erobert. Er, und nicht Soltikow, hatte den König bey Kunersdorf geſchlagen. Viele andre große, obgleich minder wichtige Vortheile hatten ihm die Oeſterreicher zu verdanken, und jetzt hatte er Schweidnitz erobert.

Die großen Kriegs-Talente dieſes Heerführers ſchienen jedoch von dem Glück zu Friedrichs Vortheil beſtimmt zu ſeyn. Laudon war vor dem Kriege in Berlin, und wünſchte Preußiſcher Hauptmann zu werden. Der König ſchlug das Geſuch ab; und nun entfernte ſich aus ſeinen Staaten ein dem Anſehn nach unbedeutender Mann, der aber vom Schickſal auserſehn war, auf den ganzen Krieg den größten Einfluß zu haben. War Laudon nicht bey Thereſiens Heeren, ſo hätte man nicht ſieben Feldzüge durchgekämpft, und alle Kriegs-Operationen Friedrichs nebſt ihren Folgen wären ganz anders geweſen. Den Entwurf der Ueberrumpelung von Schweidnitz hatte er dem Kaiſer mitgetheilt, und zugleich die Schwierigkeiten dargelegt, die zögernde Formalitäten bey einer ſolchen Unternehmung erzeugen würden. Nichts konnte den glücklichen Erfolg ſichern, als die Geſchwindigkeit der Ausführung. Des Königs Operationen waren ungewiß, und die geringſte Entdeckung des Geheimniſſes machte den Verſuch ganz unmöglich. In dieſer Lage nahm es der Kaiſer auf ſich, ihn bey ſeiner Gemahlin zu vertreten:

und er war es auch, der ihr die erſte Nachricht von einem Glücksfall brachte, der mehr als eine gewonnene Schlacht werth war. Thereſia, ungewohnt durch dieſen Canal Kriegs-Nachrichten zu erhalten, und auf ihre Autorität höchſt eiferſüchtig, bezeigte in den erſten Augenblicken keine Freude darüber. Sie war aufgebracht, und der hintangeſetzte Hof-Kriegsrath flammte ihren Zorn noch mehr an. Keine Gründe wurden angehört, und Laudon wäre ohne den Edelmuth von Franz, Lichtenſtein und Kaunitz, verlohren geweſen.

Das Schickſal, das ſo oft in den Begebenheiten der Nationen zur Belehrung der Menſchen die nämlichen Auftritte erneuert, ja ſie manchmahl als Problem philoſophiſcher Speculationen ſo gar bis auf individuelle Züge ähnlich macht, hatte in dieſem Jahrhundert in Oeſterreich zweymahl einen außerordentlichen Vorfall von gleicher Art geſchehn laſſen. Zur Stütze dieſer großen Monarchie in zwey critiſchen Epochen waren zwey mit ganz ungewöhnlichen Talenten begabte Helden nöthig, die nicht die Natur-Producte eines jeden Jahres ſind, die man nicht in allen Ländern findet, und die man damahls auch nicht in den Kaiſerlichen Staaten fand. Der Genius von Oeſterreich aber führte gerade zur gelegenen Zeit beide aus der Ferne herbey. Immer werden die großen Nahmen Eugen und Laudon in den Jahrbüchern der Oeſterreicher glänzen. Das Schickſal und die Thaten beider hatten auch eine beſondere auffallende Aehnlichkeit. Beide waren Ausländer. Die erhabenen Kriegs-Talente beider wurden in ihrem Vaterlande verkannt, und von den Königen verachtet, die beſtimmt waren die Macht dieſer Talente tief zu fühlen. Ludwig der vierzehnte, der über den Jüngling Eugen als Krieger geſpottet hatte, bebte bey deſſen furchtbarem Nahmen als Mann und Heerführer; und welche Empfindungen mußte bey Friedrich dem zweyten der Nahme Laudon erregen! Faſt täglich hörte er von dem raſtloſen Geiſt dieſes Feldherrn, der durch ſeine Thätigkeit die Langſamkeit und Unentſchloſſenheit der andern Kaiſerlichen Ober-Befehlshaber ſo oft wieder ins Gleichgewicht brachte. Selten vernahm der Preußiſche Monarch angenehme Nachrichten mit dem Nahmen Laudon gepaart; weit öfter unangenehme, manchmahl ſchreckliche, die ihn als Menſch erſchütterten, und die er als König verbarg. Sieben Jahr kämpfte Friedrich mit Laudons Talenten und mit Laudons Waffen-Glück, ſo wie der Prinz Eugen von Savoyen dreyzehn Jahre lang des ſtolzen Ludwigs Plane vereitelte. Der Ehrgeitz und die Rache, dieſe mächtigen Leidenſchaften, flammten beide Feldherren an, alle Kräfte ihres Geiſtes anzuſtrengen, diejenigen, die ſie verachtet hatten, ihren Werth ſtark empfinden zu laſſen. Beide waren in ihren Kriegen begierig nach Schlachten, ſo wie beide mehr zu einem Offenſiv- als Defenſiv-Kriege geſchaffen waren. Beide wurden mitten im Lauf ihrer glücklichen Thaten von dem Hof-Kriegsrath ſehr gekränkt und verfolgt. Beide wurden das Schrecken der Türken, und beide pflanzten auf Belgrads Mauern den doppelten Adler. Beide waren Männer von einem unbiegſamen, aber edeln Character, und von ihren Heeren angebetet. Sie ſtarben beide im Greiſenalter, da ihre Monarchie dem Zeitpunct nahe war, gegen eine mächtige Nation zu Felde zu ziehn.

Die ſo unerwartete Neuigkeit von dem Verluſt von Schweidnitz ſetzte die Armee des Königs in die äußerſte Beſtürzung. Kein Vorfall, kein Unglück in dem ganzen Kriege, hatte eine ſo ſtarke Wirkung auf die muthvollen Preußen. Man hatte jetzt alle Früchte eines ehrenvollen höchſt mühſeligen Feldzugs auf einmahl eingebüßt, und man befürchtete nicht ohne Grund die Gräuel einer neuen Winter-Campagne. In jedem Fall war eine langwierige Belagerung gewiß zu erwarten. Hiezu kamen ſchreckliche Nachrichten aus Pommern. Die Ausſichten in die Zukunft wurden immer trüber. Dieſer muthloſe Zuſtand aber dauerte nicht lange. Die Standhaftigkeit Friedrichs belebte ſein ganzes Heer. Er verſammelte die vornehmſten Officiere, meldete ihnen ſelbſt ſeine Unfälle und ſeine Hoffnungen, und ſtellte es jedem frey, der hoffnungslos ſeinen Dienſt verlaſſen wollte. Keiner nutzte dieſes Anerbieten, und alle fühlten neue Kräfte. Nie wünſchte der König und ſeine Armee ſo ſehnlich eine Schlacht. Laudon aber, mit ſeinem Glück zufrieden, obgleich ſonſt gern zum Kampf bereit, gab jetzt keine Gelegenheit dazu; er fürchtete von Friedrich einen verzweifelten Angriff, den gewiſſe Befehle wahrſcheinlich machten, daher er auch mit ſeiner ſo ſehr überlegnen Armee von Oeſterreichern und Ruſſen acht Nächte hinter einander unter freyem Himmel zubrachte. Seine Truppen waren voller Muth, da Thereſia allen beym Sturm von Schweidnitz geweſenen Soldaten, anſtatt der verſprochenen 100,000 Gulden, Mann für Mann dreyzehn Gulden hatte auszahlen laſſen. Nichts hinderte jetzt den Marſch der Oeſterreicher nach Breslau, den Czernichef vorſchlug, Friedrich befürchtete, Laudon aber nicht wagen wollte. Dieſer Feldherr blieb unbeweglich in ſeinem Lager bey Freyburg, wobey er mit Sachſen, Böhmen und Mähren Gemeinſchaft behielt. Der König hingegen verlegte ſeine Truppen in die Cantonnirungs-Quartiere, und nahm in Strehlen an der Ohlau ſein Haupt-Quartier.

Hier war es, wo ihm durch Verrätherey ein außerordentliches, ja das größte Unglück im ganzen Kriege bevorſtand. Der Baron Warkotſch, ein Schleſiſcher Edelmann, ein Ungeheuer, von der Hölle ausgebrütet, um zu einer Zeit, wo ſo viel menſchliche Größe und Würde ſich entwickelte, durch den Contraſt auch die Größe menſchlicher Verworfenheit zu zeigen; dieſer Böſewicht, deſſen Nahme, ſo wie der des Heroſtrat, bey der ſpäten Nachwelt Abſcheu erwecken wird, beſaß in der Nähe von Strehlen Güther. Er war in ſeiner Jugend beym Oeſterreichiſchen Militair geweſen, hatte aber dieſen Dienſt verlaſſen, und lebte ſeit vielen Jahren als Preußiſcher Vaſall bey ſeinem großen Vermögen unabhängig. Der König hatte ihn durch mannigfaltige Gnaden-Bezeigungen ausgezeichnet; ja dieſe Gnade ging aus unbekannten Urſachen ſo weit, daß er den ganzen Krieg durch von ſeinen großen Güthern in Nieder-Schleſien, 300,000 Reichsthaler an Werth, nichts liefern durfte. Dieſe Verſchonung eines Einzelnen von der allgemeinen Laſt veranlaßte öftere, aber immer fruchtloſe, Vorſtellungen der Landſtände beym Könige, der ſeine Gnade gegen den Unwürdigen fortſetzte, ihn in ſeinem Haupt-Quartier beſtändig liebreich aufnahm, und an ſeine Tafel zog. In dieſen Stunden des Genuſſes Königlicher Huld entwarf Warkotſch den Plan, den König ſeinen Feinden zu überliefern, oder durch Mord aus der Welt zu ſchaffen. Dieſe ſchwarze That ſollte ſchon einige Monate zuvor ausgeführt werden, als Friedrich am 15ten Auguſt in Schönbrunn, einem dem Verräther gehörigen Dorfe, übernachtete. Er ſchlief hier in einem mit einer verborgenen Thür und Treppe verſehenen Zimmer, aus welchem die Oeſterreicher ihn in der Nacht abhohlen ſollten. Schon war ſein Untergang gewiß; denn das Motto des Warkotſch war: Lebendig oder todt; allein ein Zufall rettete auch hier den nichts arges ahnenden Helden. Das Zietenſche Corps, das der Böſewicht nicht erwartet hatte, veränderte ſeine Stellung, traf Abends zuvor bey Schönbrunn ein, und umgab das Dorf. Nun wollte man die ſchwarze That nicht verſuchen, da die Ausführung, wenn gleich nicht in Rückſicht auf das geweihete Opfer, doch auf das glückliche Entkommen der Unternehmer mißlich war. Der Plan wurde daher bis zu einer bequemern Zeit verſchoben.

Warkotſch, der immerfort mit den Oeſterreichern Briefe wechſelte, und beſtändig dieſe That im Sinne führte, erneuerte jetzt in Strehlen ſeinen böſen Anſchlag, den die Sorgloſigkeit Friedrichs in Rückſicht auf ſeine perſönliche Sicherheit abermahls erzeugte. Nichts war leichter, als ihn hier in der Nacht aufzuheben. Sein Quartier war in dem Dorf Woiſelwitz ganz nahe bey der Stadt Strehlen gelegen, und ſein Haus nur vierhundert Schritt von den Stadtmauern; ſeine ganze Bedeckung daſelbſt war eine Compagnie Grenadiere; von denen nur dreyßig Mann die Wache hatten. In der Stadt ſelbſt lagen 6000 Mann von ſeinen beſten Truppen; allein auf ihren Beyſtahd war bey einer raſchen Ausführung, zumahl in der Dunkelheit der Nacht, gar nicht zu rechnen *). Ein nahe gelegener Wald begünſtigte die Unternehmung außerordentlich. Es war dazu nur ein Trupp wohlberittener Huſaren und ein entſchloſſener Anführer erforderlich. Noch ehe man in der Stadt zu den Waffen hätte greifen können, wäre der König gefangen und entfernt geweſen. Der Wald, der zu Laudons Heer führte, hätte allen Verſuchen der Preußen, ihren Monarchen zu befreyen, ein Ziel geſetzt. Warkotſch ſahe dieſes vollkommen ein; er ſchmiedete daher einen Entwurf, und theilte ihn dem bey Münſterberg ſtehenden Oberſten, Grafen Wallis, mit. Dieſer Officier war Befehlshaber des Laudonſchen Regiments, und genehmigte alles. Unter andern war der Rath des Warkotſch, zehn um Strehlen gelegene Dörfer in Brand zu ſtecken, um die Aufmerkſamkeit der Preußen vom Haupt-Quartier abzuleiten. Man verſprach dem Verräther eine Belohnung von 100,000 Gulden, eine Summe, die bey einem ſo reichen Mann nicht in Anſchlag gekommen wäre, wenn er nicht den

---

*) Der Verfaſſer befand ſich mit dem Regiment von Forcade damahls in Strehlen.

Krieg durch ſeine That als geendigt, und die Kaiſerin Thereſia überdem ſchon jetzt, bey Friedrichs ſo gehäuftem Unglück, ſo gut als Beherrſcherin von Schleſien betrachtet hätte. Ein Prieſter in Siebenhuben, Nahmens Schmidt, war die Mittelsperſon, und auch an ihn wurden die Briefe beſtellt. Der Fanatiſmus hatte jedoch keinen Antheil an dieſem Verbrechen; denn Warkotſch war Lutheriſcher Religion. Ein Jäger, Nahmens Cappel, in ſeinem Dienſt ſtehend, und ſein Vertrauter, war hiebey immer der Bothe. Dieſer Menſch wußte um alles; denn er verſiegelte die Briefe, nachdem ſein Herr ihm ſolche zuvor, um ſein Gutachten zu hören, vorgeleſen hatte. Als Beſitzer eines Geheimniſſes von ſo großer Wichtigkeit pflegte er ſeinem Herrn zu trotzen, und that nicht mehr Dienſte, als er ſelbſt wollte. Dieſer Umſtand rettete die Preußiſche Monarchie.

Die Nacht vom 30ſten November war zur Ausführung des Plans beſtimmt, und noch am 29ſten November beritt Warkotſch die Gegend als Begleiter des Markgrafen Carl und des Königlichen General-Adjutanten Kruſemark. Erſt ſpät kam er nach Hauſe. Das Wetter war rauh. Der mit herum getrabte Cappel war müde, und bey ſehr übler Laune; er hatte den ganzen Tag nichts gegeſſen, und nun ging er murrend zu Bette. Der dies Betragen gewohnte Warkotſch achtete nicht darauf, ſondern ſchrieb noch in der Nacht einen Brief an Wallis, weckte den Jäger auf, und befahl ihm, ohne auf ſein Fluchen zu hören, ſich ſogleich damit auf den Weg zu machen. Der aufgebrachte Cappel ſchien zu gehorchen, nahm den Brief, den er diesmahl nicht geleſen hatte, und brachte ihn, nicht nach Siebenhuben zu Schmidt, ſondern zum Lutheriſchen Pfarrer des von Warkotſch bewohnten Dorfs Schönbrunn. Dieſer Mann, Nahmens Gerlach, hatte durch die Vortrefflichkeit ſeines Characters ſich die Liebe und Hochachtung nicht allein ſeiner Gemeine, ſondern auch der dort herum wohnenden Catholiken erworben. Auch Cappel hatte Hochachtung für ihn, daher er in dieſer Stunde des Unwillens, und auch vielleicht des Nachdenkens, zu dieſem Pfarrer ging. Er ſchreckte ihn aus dem Schlaf, ſagte ihm was er wußte, und gab ihm den Brief, den Gerlach öffnete. Der erſchrockene Pfarrer zeigte ihm die dringende Nothwendigkeit ſogleich ins Haupt-Quartier zum König zu reiten, ließ dazu ſein beſtes

Pferd ſatteln, und band ihm die ſchleunigſte Ueberlieferung des Briefes in Friedrichs eigne Hände auf ſeine Seele. Und ſo geſchahe die Entdeckung.

Auf dieſe Weiſe entging der König der größten Gefahr, die noch je über ſeinem Haupt geſchwebt hatte. Warkotſch fand Mittel zu entkommen, da ein abgeſchickter Officier eben im Begriff war ihn gefangen wegzuführen; er rettete ſich durch die verborgene Treppe; auch der Prieſter Schmidt, ſein Spießgeſell, entkam glücklich. Die Güther des Verräthers wurden eingezogen, und er nebſt dem Prieſter im Bildniß geviertheilt. Als dem König das Urtheil zur Vollziehung vorgelegt wurde, ſagte er ſcherzend: „Das mag immer geſchehn; denn „die Portraits werden vermuthlich eben ſo „wenig taugen, als die Originale ſelbſt.„ Der Pfarrer Gerlach blieb unbelohnt, und ſtarb in Armuth. Der Jäger Cappel aber erhielt eine Forſtbedienung bey Oranienburg.

Kaum hatten die Preußen die Gegend bey Strehlen verlaſſen, ſo beſuchte Warkotſch, von einem Trupp Oeſterreichiſcher Huſaren begleitet, ſein vermahliges Schloß, in deſſen verborgenen Gemächern und Kellern ſich noch viel Geld, Silberzeug und Koſtbarkeiten befanden, deren Wiedererlangung er ſchon ſehr bezweifelt hatte. Er fand zu ſeiner Freude alles unberührt, und packte daher ein. Die Kaiſerlichen Huſaren wollten bey dieſem Ausräumungs-Geſchäfft nicht müßige Zuſchauer bleiben. Gewohnt, alles in einem feindlichen Lande als Beute zu betrachten, halfen ſie ihm redlich, allein für eigne Rechnung. Warkotſch rief den befehlhabenden Officier um Hülfe, allein die Antwort war: „Nur fort „gemacht! Wir haben nicht lange Zeit. „Dankts Gott, daß die Huſaren Euch noch „helfen.„

Der Wiener Hof verneinte alle Theilnahme an dem vorgehabten Entwurf, und die ſehr angeſehene Familie der Grafen von Wallis erklärte: daß der Oberſte dieſes Nahmens, der Bundsgenoſſe des Verräthers, nicht mit ihrem Hauſe verwandt ſey *). Warkotſch ſelbſt irrte in Oeſterreich umher, und wußte nicht, in welchem Erdwinkel er ſeine Schande ver-

---

*) Der würdige Verfaſſer der Geſtändniſſe eines Oeſterreichiſchen Veterans rechtfertigt bey dieſer Gelegenheit den Grafen Wallis, durch Kriegsgründe, die hier ganz anwendbar ſeyn würden, wenn nicht das bey der Unterſuchung entdeckte Loſungswort der Projectanten: „todt oder lebendig„ der Sache eine andre Geſtalt gegeben hätte.

bergen ſollte. Endlich ſchlug dieſer Elende ſeinen Wohnſitz in Ungarn auf, und erhielt von der mitleidigen Thereſia ein jährliches Almoſen von 300 Gulden. So endigte ſich dieſer verrätheriſche Anſchlag.

Der König bezog bald nach dieſem Vorfall die Winter-Quartiere längs der Oder von Brieg bis Glogau, und nahm das ſeinige in Breslau.

Während der Zeit, daß dieſe Auftritte in Schleſien geſchahen, hatten die Ruſſen ihre große Uebermacht in Pommern benutzt. Der General Tottleben, deſſen Treue wegen der gelinden Behandlung Berlins verdächtig geworden war, wurde in Verhaft genommen, und nach Petersburg geſchickt. Dieſer Feldherr zeichnete ſich unter den Ruſſen durch Kriegs-Talente, und was noch ſeltner war, durch Edelmuth aus; großmüthig gegen Gefangene, nachſichtsvoll gegen die Einwohner der unglücklichen Preußiſchen Provinzen, und von ſeinen Truppen als Vater geliebt. Romanzow erhielt nun den Auftrag, Colberg abermahls zu belagern. Er näherte ſich der Feſtung im Auguſt mit einem Corps von 27,000 Mann. Eine Ruſſiſche Kriegsflotte von vierzig Segeln, unter Anführung des

Admirals Mitſchakow, kam aus Cronſtadt, mit welcher ſich eine Schwediſche Eſcadre von vierzehn Segeln, beſtehend in Linienſchiffen, Fregatten und kleinen Kriegs-Fahrzeugen, vereinigte, um dieſe dritte Belagerung eines nicht ſehr beträchtlichen Orts mit aller Macht zu unterſtützen. Der Beſitz deſſelben war jedoch für die Ruſſen äußerſt wichtig, weil ſie dadurch feſten Fuß in Pommern zu erhalten hofften. Der Preußiſche General, Prinz von Wirtemberg, ſuchte dieſes aus allen Kräften zu verhindern. Er verſchanzte ſich mit 6000 Mann unter den Canonen von Colberg. Das Lager wurde durch eine Kette von Schanzen vortrefflich befeſtigt; hiezu kam die überaus vortheilhafte Lage deſſelben; auf dem rechten Flügel der Fluß Perſante, auf dem linken ein tiefer Moraſt, und im Rücken die Feſtung. Romanzow ſchritt daher zu dem außerordentlichen Mittel, förmlich die Laufgräben gegen dies verſchanzte Lager zu eröffnen, und Batterien aufzuführen. Man beſchoß dieſes ſo wohl als die Feſtung mit der größten Lebhaftigkeit. Die Gegenwehr war eben ſo nachdrücklich. Der Prinz von Wirtemberg im Lager, und der tapfere Commandant Heyden innerhalb der Feſtung, machten durch ihre vortrefflichen Anſtalten den Feinden jeden Fuß breit Erde ſtreitig. Das Bombardement ging von der Land- und Seeſeite ununterbrochen fort; nur wenige Stunden des Tages wurde inne gehalten. Am 5ten September wurden allein Vormittags 236 Bomben gegen die Stadt geworfen, wovon 62 hinein kamen, und viel Schaden anrichteten. Ein Sturm wüthete unter den vereinigten Flotten im Anfang des Octobers. Ein Ruſſiſches Linienſchiff ſcheiterte, und ſank mit der ganzen Beſatzung in den Abgrund des Meeres; ein Hoſpital-Schiff gerieth in Brand, und wurde von den Flammen verzehrt. Nun eilten die Flotten von den Pommerſchen Küſten weg, und die Belagerten konnten nun zu Waſſer aus Stettin Lebensmittel erhalten, woran es in der Feſtung ſchon anfing zu fehlen, da die Anführer der Preußiſchen Corps die dahin abzweckenden Befehle des Königs vernachläſſigt hatten.

Die Ruſſen hatten eine Hauptſchanze erobert, die den Preußen von der äußerſten Wichtigkeit war, daher ſie nach einem ſehr lebhaften Gefecht wieder von ihnen weggenommen wurde. Romanzow wollte den Beſitz abermahls erkämpfen. Hieraus entſtand ein mörderiſches Treffen, das viertehalb Stunden zum größten Nachtheil der Ruſſen dauerte, die über 3000 Mann dabey verlohren, und abziehn mußten.

Der Winter näherte ſich, und mit ihm häuften ſich die Schwierigkeiten bey den Ruſſen. Romanzow ſetzte jedoch die Belagerung muthig fort. Er erhielt eine große Verſtärkung von Butturlin, der nach dem Abzuge aus Schleſien ſich auch nach Pommern gewandt hatte. Der König ſandte nun den General Platen, der von ſeiner glänzenden Expedition aus Pohlen zurückkam, dem Prinzen von Wirtemberg zu Hülfe. Die Truppen des erſtern waren voller Muth; es fehlte ihnen auch nicht an Proviant, wohl aber an Kleidungsſtücken, vorzüglich an Schuhen. Beide Feldherren nahmen ihre Maaßregeln ſo wohl, daß ungeachtet aller Gegenanſtalten der Ruſſen am 4ten October die Vereinigung beider Corps glücklich geſchah. Man hatte den Preußiſchen General Knobloch mit 2000 Mann nach Treptow geſchickt, um die Proviant-Transporte nach Colberg zu decken. Auch der General Schenkendorf, der mit 3800 Mann bey Glogau ſtand, erhielt Befehl nach Pommern zu marſchiren, um das Platenſche

Corps zu verſtärken. Dieſe Verfügungen, klein im Verhältniß gegen die Operationen ſo zahlreicher Feinde, waren alles was Friedrich in ſeiner jetzigen Lage zur Rettung des Orts veranſtalten konnte. Nie verfuhren die Ruſſen in dieſem Kriege mit größerm Eifer als jetzt. Knobloch wurde von 8000 Mann in Treptow angegriffen; er vertheidigte ſich in dieſem offenen Ort, der kaum Mauern hatte, und ohne Lebensmittel war, fünf Tage lang; endlich aber mußte er ſich bloß aus Mangel an Proviant und Munition mit ſeinen muthvollen Soldaten zu Kriegsgefangenen ergeben.

Der Mangel in und bey der Feſtung wurde deſto fühlbarer, da jetzt einige zurückgekehrte Ruſſiſche Fregatten die Zufuhr zur See abermahls abhielten. Die Pferde litten außerordentlich, und erhielten täglich als Ration nur ein halbes Bund Stroh. Es war im November und ſehr kalt, daher war unter allen fehlenden Bedürfniſſen der Holzmangel das ſchrecklichſte. In dieſer Noth wurden einige Häuſer abgebrochen. Platen rieth, die Ruſſen ungeachtet ihrer ſehr vortheilhaften Poſition und großen Ueberlegenheit anzugreifen; der Prinz von Wirtemberg aber fand

Bedenken dies zu wagen, in der Meinung, daß die feindliche Haupt-Armee weit entfernt wäre, und die Belagerung doch bald aufgehoben werden müßte, da die rauhe Jahreszeit und die üble Witterung täglich die Hinderniſſe der Belagerer häuften. Romanzow, deſſen Armee nach und nach auf 40,000 Mann angewachſen war, hielt jedoch aus, und ließ die Preußiſchen Feldherren zu wiederhohlten mahlen als wie vor einer Feſtung auffordern. Er führte an, daß, da ſie in ihrem elenden Zuſtande keine Hülfe weder zu Waſſer noch zu Lande zu erwarten hätten, und ohne alle Hoffnung wären, es in dieſer Lage rühmlicher ſey eine gute Capitulation zu treffen, als die Truppen aufzuopfern; hiezu fügte er die Verſicherung, ſich nicht von der Feſtung zu entfernen, bis er ſeinen Endzweck erreicht hätte. Dieſer Antrag aber wurde ſtandhaft ausgeſchlagen.

Das Bedeckungs-Corps unter den Canonen von Colberg erſchwerte indeſſen bey allem Selbſtmangel den geſchmälerten Unterhalt der Beſatzung, und war überdem bey der täglich wachſenden Macht der Feinde ein ſchwacher Schutz für die Feſtung. Man hatte größere Wahrſcheinlichkeit, ihr durch Operationen im

Felde nützlich zu ſeyn. Der Prinz von Wirtemberg ſo wohl als Platen ſannen daher auf Mittel, das verſchanzte Lager zu verlaſſen, da daſſelbe immer mehr, und endlich von allen Seiten ſo ſehr eingeſchloſſen wurde, daß nicht das geringſte von Lebensmitteln herein gebracht werden konnte. Der Abzug aber zeigte unüberſteigliche Hinderniſſe wegen der zahlreichen Schanzen und Batterien, womit das Preußiſche Lager umringt war. Wollte man auch dieſem Kugel-Hagel trotzen, und durch einen ſtürmenden Angriff das Durchſchlagen verſuchen, ſo war nichts gewiſſer, als daß die zahlreichen Ruſſen die Preußen von allen Seiten, von vorne und im Rücken anfallen würden. Um auch den Uebergang der letztern über die Rega zu verhindern, hatten die Ruſſen alle Fahrzeuge und Kähne zertrümmert; nur zehn unter den Canonen der Feſtung liegende Fiſcherböte waren vorhanden; hiezu kamen noch ſieben ſchmale Kähne, in deren jedem nur ſechs Mann Raum hatten. Mit dieſen ſo geringen Hülfsmitteln, und geleitet von einem Bauer, der einen wadbaren Weg über den mit Waſſer überſchwemmten Rober-Damm kannte, wurde in der Nacht vom 14ten November mit aller nur erſinnlichen

Vorſicht der große Verſuch gemacht. Diesmahl krönte das Glück die mit Klugheit verbundene Kühnheit der Preußiſchen Feldherren. Es wurde beym Ausfluß des Camper-Sees eine Bockbrücke für die Infanterie gemacht, die Cavallerie hingegen ſchwamm durch den Fluß, wobey die Huſaren die Grenadiere hinter ſich auf die Pferde nehmen mußten. So geſchah der für unmöglich gehaltene Rückzug in der Stille, und ganz ohne Verluſt, zum Erſtaunen der Ruſſen, und ſelbſt wider alle Erwartung Friedrichs; ein Rückzug, der zu den merkwürdigſten gehört, die man in der Geſchichte findet.

Es war erſt nach drey und zwanzig Wochen, daß der Prinz von Wirtemberg dies ſein Lager verließ. Durch die ſo außerordentlich lange Vertheidigung hatte man den wichtigen Vortheil erhalten, daß für die Feinde alle Zeit im Felde etwas zu unternehmen verſtrichen war, und ſelbſt die Feſtung Colberg, die man preisgab, für die Ruſſen jetzt nicht von großem Nutzen ſeyn konnte. Bey einer frühern Eroberung hingegen hätten ſie durch Hülfe der Schifffahrt Magazine angelegt, und den Ort zu ihrem Waffenplatz gemacht.

Alles wurde nun verſucht, Colberg mit Proviant zu verſehn. Heyden mit ſeiner ſchwachen Beſatzung achtete wenig auf das zahlreiche Belagerungs-Heer; ſeine Wünſche waren nur allein auf Brot gerichtet. Der Mangel daran wurde immer größer, und die Soldaten ſo wohl als die bewaffneten Bürger erhielten nun, anſtatt der gewöhnlichen zwey Pfund, nur täglich ein Pfund Brot. Dennoch wollten ſie von keiner Uebergabe hören. Heyden, der bey Romanzows erneuerter Aufforderung ſie um ihre Meinung befragte, erhielt zur Antwort: „Wir wollen uns wehren, ſo lange Pulver und Brot da iſt.„ Platen ſetzte ſich in Bewegung, dieſe ſo nöthigen Bedürfniſſe der Feſtung zuzuführen; allein er wurde angegriſſen, verlohr den größten Theil des Transports, und wurde nach Stettin zurückgetrieben. Was das Unglück erhöhete, war, daß auch alle Pferde, die nur das Land hatte aufbringen können, dabey verlohren gegangen waren. Obgleich der Mangel bey den Preußiſchen Truppen ſeit ihrer Entfernung von Colberg vermindert war, ſo hatte er doch wegen des elenden Zuſtandes der Provinz bey ihnen nicht ganz aufgehört. Es war nicht möglich, auf einmahl einen ſechstägigen

Brotvorrath, auch nicht hinlängliches Futter für die Pferde herbey zu ſchaffen; ſelbſt an Holz und Salz fehlte es. Der Schnee lag Ellen tief, und die durch alle dieſe Uebel mißmuthig gewordenen Soldaten liefen haufenweiſe weg.

Auf einem Marſch dieſes Corps ereignete ſich ein ſonderbarer Umſtand. Das Preußiſche Commiſſariat hatte aus Stettin eine Quantität Franz-Branntwein bekommen, den man nicht fortzubringen wußte, und auch nicht den Ruſſen überlaſſen wollte. Man gab daher einer jeden Compagnie eine Tonne, deren Betrag in die Feldflaſchen der Soldaten vertheilt wurde. Die Officiere wandten alle mögliche Mühe an, ein unmäßiges Trinken zu verhindern. Allein dieſe durch Strapazen und Froſt entkräfteten Preußen hatten ſeit einiger Zeit nichts als trockenes Brot gehabt, und auch dies war bey der entſetzlichen Kälte zu Eis gefroren. Um es zu genießen, mußte es erſt beym Feuer aufgethaut werden, und dies konnte nur des Nachts geſchehn; bey Tage mußten ſie hungern. Die Wohlluſt alſo, ſich in dieſer Lage, erſtarrt an allen Gliedern, durch ihren Lieblingstrank nach Willkühr erquicken zu können, behielt daher die Oberhand über alle Vorſtellungen und Maaßregeln, zumahl bey einem Nachtmarſch. Sie tranken nicht, ſondern ſoffen; ſehr viele ſtürzten daher nieder, und gaben in wenig Stunden ihren Geiſt auf.

An große Unternehmungen, den Entſatz der Feſtung zu bewirken, war nun nicht mehr zu gedenken. Allein dennoch machte der Prinz von Wirtemberg einen Verſuch, ſich dem belagerten Orte zu nähern, und nöthigen Falls ein Treffen zu wagen; allein dies vermieden die Ruſſen. Es war ihm wegen der feindlichen Uebermacht unmöglich durchzukommen, obgleich er eine große mit 500 Mann beſetzte Redoute beſtürmte, und eroberte. Die Kälte war dabey ſo heftig, daß man auf dieſem Marſch 102 todtgefrorne Soldaten zählte. Ueberhaupt war der Abgang bey den Preußiſchen Truppen in Monatsfriſt 1100 Mann geweſen, ſo daß die ganze aus dreyßig Bataillons beſtehende Infanterie dieſes Corps jetzt nicht völlig 5000 ſtreitbare Soldaten betrug.

Auch kleine Transports waren nicht in die Feſtung zu bringen, da der Ruſſiſche General Berg mit einem ſtarken Corps die Gemeinſchaft zwiſchen Stettin und Colberg gänzlich geſperrt hatte; desgleichen war ein Fort in den Händen der Ruſſen, das den Hafen von Colberg beſtreichen konnte, wodurch auch alle Hülfe von der Seeſeite abgeſchnitten wurde. In dieſer Noth führte das Schickſal den Belagerten eine kleine Hülfe zu. Ein Kauffahrtey-Schiff ſegelte den Hafen vorbey. Ohne Rückſicht, welcher Nation es auch gehören möchte, bemannte man einige Schaluppen, die das Schiff zwangen unter den Canonen-Schüſſen der Ruſſen im Hafen einzulaufen. Es war ein Preußiſches, von Königsberg nach Amſterdam beſtimmt, und mit Roggen beladen, den die Colberger wie ein Geſchenk des Himmels empfingen, da die Ladung ihre Subſiſtenz auf vierzehn Tage verlängerte.

Werner, der dieſe Feſtung im vorigen Jahr ſo muthig entſetzt, und in dieſer Gegend gewohnt war den Meiſter zu ſpielen, hatte das Unglück gehabt, in einem großen Scharmützel von den Ruſſen gefangen zu werden. Er war von dem Prinzen von Wirtemberg mit einem Corps abgeſchickt, dieſen Feinden in den Rücken zu kommen, ihre Magazine zu verheeren, und die Zufuhr abzuſchneiden. Werner, der keine Furcht kannte, unterließ die nöthige Behutſamkeit; er befolgte die erhaltenen Inſtructionen nicht genau, zerſtreute ſeine Truppen, und fiel nach einer verzweifelten Gegenwehr, da ſein verwundetes Pferd unter ihm ſtürzte, als Gefangener in die Hände des ſehr überlegenen Feindes. Es blieb den Belagerten nun gar keine Hülfe und keine Hoffnung mehr übrig; da jedoch Heyden noch etwas Brot hatte, ſo ſetzte er ſeine Vertheidigung fort. Den Ruſſen fehlte es an nichts, weil man ſie zu Waſſer mit allem verſorgte. Immer fror es noch hart. Der Commandant ließ die Mauern mit Waſſer begießen, die durch den Froſt ſpiegelglatt wurden. Die Ruſſen ſtürmten, allein es war ihnen unmöglich die Wälle zu erſteigen. Jeder Sturm wurde mit großem Verluſt abgeſchlagen. Endlich war der übrige Verrath von Brot völlig aufgezehrt, als am 13ten December die Feſtung zum zehntenmahl aufgefordert wurde, und der durch Feuer und Kugeln unüberwindliche Heyden wurde nun durch Hunger gezwungen, ſich den 16ten December nach einer viermonatlichen höchſt merkwürdigen Belagerung auf Capitulation zu ergeben.

Nach der Eroberung von Colberg war dieſe thatenvolle Pommerſche Campagne geendigt, in welcher die Preußiſchen Generale trotz des widrigen Glücks den größten Ruhm einernteten. Der Prinz von Wirtemberg ging nun nach Mecklenburg in die Winter-Quartiere, und Platen marſchirte mit ſeinem Corps nach Sachſen, wohin ſich auch Belling begab, der in dieſem Feldzuge nicht mindern Ruhm erworben hatte. Dieſer General griff mit einem kleinen Corps die Schweden unaufhörlich an, und war faſt immer glücklich. Sie wurden dadurch gehindert den Ruſſen beyzuſtehn, beſtändig eingeſchränkt auf die Sorge für die Erhaltung ihrer Armee gegen einen raſtloſen Feind, der ſich alle Tage ſchlagen wollte, und jeden Umlauf der Sonne durch neu gemachte Gefangene bezeichnete. So dauerte dieſer kleine Krieg fort, bis der Winter alle fernere Operationen hemmte.

Der Prinz Heinrich hatte ſich den ganzen Feldzug durch gegen die große Oeſterreichiſche Armee unter Daun, und gegen die Reichs-Armee in Sachſen behauptet, und anſehnliche Vortheile errungen. Beſonders hatten die Generale Seydlitz und Kleiſt feindliche Corps zu wiederhohlten mahlen geſchlagen, und alle Entwürfe der Haupt-Armee dadurch vereitelt. Indeſſen konnte dennoch nur ein Theil des Landes von den Preußen beſetzt werden, und ſelbſt dieſe Beſatzungen, die in den Städten größtentheils aus Ueberläufern und der ſchlechteſten Art leichter Truppen beſtanden, waren höchſt unzuverläſſig.

Friedrich hatte einem Franzöſiſchen Abentheurer, Nahmens la Badie, ein Frey-Regiment zu errichten erlaubt, das aus lauter Franzoſen beſtand, und den Nahmen Étrangers Prussiens führte. Dieſe zuſammengerafften Soldaten, deren Officiere ſelbſt größtentheils Landſtreicher waren, kannten keine Diſciplin; am wenigſten waren ſie mit der Preußiſchen bekannt. Drey Compagnien von ihnen rebellirten daher bey ihrem Ausmarſch aus Leipzig, plünderten die ſtark gefüllte Regiments-Caſſe, die Bagage ihres abweſenden Chefs und andrer Officiere, ſchoſſen den commandirenden Major todt, nahmen die zwey zum Regiment gehörigen Canonen, und nun marſchirten ſie zu den Reichs Truppen nach Altenburg. Die Anführer bey dieſem Aufruhr waren die Capitaine, Fontaine und Merlin, nebſt dem Lieutenant Eſtagnolle, deren Bildniſſe dafür durch den Henker am Galgen zu Leipzig aufgehangen wurden.

Die Kaiſerlichen unter Daun zogen ſich endlich nach Dresden und Böhmen, die

Reichs-Truppen aber nach Franken zurück; doch ließen ſie die vornehmſten Poſten hinter ſich beſetzt. Dennoch blieben die Preußen in Sachſen, wo ſie wie gewöhnlich ihre Winter-Quartiere nahmen, jedoch ohne Hoffnung eines künftigen glücklichen Feldzugs.

Die Ruſſen machten nun zum erſtenmahl Winter-Quartiere in Pommern und in der Neu-Mark, ſo wie die Oeſterreicher in Schleſien. Der Verluſt von Colberg und von Schweidnitz in einem ſo kurzen Zeitraum war daher für den König ein unabſehbar großes Unglück. Alle Kriegsbedürfniſſe und Lebensmittel für die Ruſſiſchen Heere in Pommern konnten jetzt leicht zur See herbey geführt werden, und die Oeſterreicher hatten nun in Schleſien feſten Fuß. Die Feinde aus dieſen Provinzen zu vertreiben, erforderte viel Blut, viel Zeit, viel Geld, und noch mehr Glück. Es waren hiezu mehr Kräfte als jemahls vonnöthen. Wo aber ſollten dieſe gefunden werden? Die erfahrenſten Feldherren waren mit dem Kern des Adels gefallen; die alten Soldaten lagen auf den Schlachtfeldern eingeſcharrt. Die Einkünfte aus dem größten Theil der Preußiſchen Staaten blieben entweder ganz aus, oder waren doch ſehr geſchwächt;

die noch übrigen Sächſiſchen Quellen fingen auch an zu verſiegen; die Engliſchen Hülfsgelder wurden nicht mehr bezahlt; Dresden und ein Theil von Sachſen war in Oeſterreichiſchen Händen, und alle feindliche Heere in der beſten Verfaſſung, weiter um ſich zu greifen. Der König befand ſich alſo in einer üblern Lage als je am Schluß eines Feldzugs, ohne einmahl eine Schlacht verlohren zu haben. Der fortdauernde Muth ſeiner Truppen, der ungeſchwächte Eifer, und die raſtloſe Thätigkeit ſo mancher ſeiner Generale, eine noch nicht erſchöpfte Schatzkammer, und ein Geiſt voller Hülfsquellen, machten jedoch dieſe Unfälle erträglich. Man hatte viel gewonnen, da man die Hoffnung noch nicht verlohren hatte. War aber dieſe gleich bey Friedrich und ſeinem Heere nicht aufgegeben, ſo dachten doch ſeine Bundsgenoſſen und ſeine Anhänger in und außerhalb Deutſchland ganz anders. Man zitterte vor dem Fall des Mächtigſten unter den Deutſchen proteſtantiſchen Fürſten, des bisher ſo furchtbar geweſenen Rivals der Oeſterreichiſchen Monarchie; ſo entſchloſſen als fähig, die Rechte minder mächtiger Reichsſtände gegen die unbefugte Ausdehnung der Kaiſerlichen Gewalt zu behaupten, die proteſtantiſche Religion im Reiche gegen den Fanatiſmus zu beſchützen, und die Staatsverfaſſung Germaniens aufrecht zu erhalten.

In dieſer für den König von Preußen ſo ſchrecklichen Lage ſchwebte ihm noch ein Unglück über dem Haupt, größer wie alle, und das er nicht einmahl ahnete. In Magdeburg befand ſich damahls eine ungeheure Menge Gefangene von ſo vielen Nationen; Oeſterreicher, Ruſſen, Franzoſen, Sachſen, Schweden und Reichs-Truppen. Es war die Hauptfeſtung der Preußiſchen Staaten. Hier wurde der Königliche Schatz, das Problem ſo vieler lebenden Staatsmänner und der Nachwelt, desgleichen das Archiv der Preußiſchen Monarchie, aufbewahrt; hier hatte die Königliche Familie nebſt vielen Vornehmen des Landes ihren jetzigen Aufenthalt; hier war das große Kriegs-Magazin Friedrichs, und der Mittelpunct ſeiner Macht; und eine Menge Koſtbarkeiten waren hier von den reichſten Privat-Perſonen aus allen Preußiſchen Provinzen in Sicherheit gebracht. Die neuere Geſchichte liefert kein Beyſpiel, daß mit der Behauptung oder dem Verluſt einer einzigen Stadt das Schickſal einer ganzen Monarchie verknüpft geweſen wäre. Magdeburg mit ſeinen Schätzen verlohren, und alle Triumphe im Felde waren vergebens erfochten, und der Krieg zu Ende. Dieſe Feſtung war jedoch nicht nach dem Verhältniß ihrer großen Wichtigkeit beſetzt. Die Beſatzung beſtand aus einigen tauſend Mann, und dieſe waren theils Landeskinder, theils Ausländer, theils Ueberläufer. Indeſſen war eine Belagerung wegen der dazu nöthigen großen Anſtalten, wegen der wahrſcheinlichen Dauer, und wegen der Preußiſchen Heere im Felde, nicht ausführbar. Friedrich hätte Sachſen, Schleſien, ja alles preisgegeben, um Magdeburg zu retten, und die zahlreichſten Belagerungs-Armeen wären, verſchanzt oder unverſchanzt, unter den Mauern dieſer Feſtung mit Wuth angegriffen worden. Die Gewißheit einer ſolchen nachdrucksvollen Operation wendete jeden Belagerungs-Verſuch ab, und der König blieb wegen Magdeburg ganz unbeſorgt.

Was aber durch äußere Gewalt nicht thunlich war, konnte durch Verrätherey ausgeführt werden, und zu dieſer wurde mehr als ein Entwurf gemacht. Friedrich hatte keinen Gedanken von einer hier möglichen Gefahr, als der von ihm hier gefangen gehaltene und grauſam behandelte Kaiſerliche Rittmeiſter Trenk, im ſcheußlichſten Kerker, unter der Laſt ſeiner Ketten auf Mittel ſann, Magdeburg zu überrumpeln; und es fehlte wenig, ſo wäre das Schickſal eines Monarchen, den die größten Mächte Europens mit Anſtrengung aller ihrer Kräfte nicht bezwingen konnten, von einem der nahen Verweſung geweiheten, in Eiſen geſchmiedeten Manne beſtimmt worden, der auf ſeinem Leichenſteine ruhend ſein verſchimmeltes Commiß-Brot aß, allein dennoch die Rechte der durch die Macht des Stärkern gekränkten Menſchheit tief fühlte, und nichts als Freyheit und Rache athmete. Glücklicher Weiſe für den König unterblieb der kühne Verſuch.

Die vielen Falſchheiten in der bekannten Lebensgeſchichte dieſes Mannes machen ſeine von ihm erzählten Wahrheiten auch verdächtig. Gewiß und unleugbar iſt indeß die kühne Entſchloſſenheit des Trenk, ſeine raſtloſen, äußerſt ſinnreichen, und immer bis nahe zur Vollendung ausgeführten Entwürfe zur Erlangung ſeiner Freyheit. Gewiß iſt, daß er auch damahls ſehr nahe am Ziel dieſes Wunſches war, daß eine große Menge Kriegsgefangene ſich zu der Zeit in Magdeburg befand, daß die Beſatzung ſo wie in allen Preußiſchen Feſtungen größtentheils aus Ueberläufern und gezwungenen Soldaten beſtand, und auch, ſelbſt ſo geformt, nur ſchwach war.

Das in Wien angenommene Syſtem, dem König von Preußen die Auslieferung ſeiner Gefangenen zu verweigern, dauerte noch immer fort. Der Reichs-Hofrath hatte ſogar die Capitulation von Pirna für nichtig erklärt, unter dem Vorwand, weil Friedrich ein Reichs-Feind ſey, und da die Preußen in Leipzig eine Anzahl Officiere vom Naſſau-Weilburgiſchen Regiment, zu den Reichs-Truppen gehörig, gefangen genommen, aber gegen ihren Revers, bis zu erfolgter Ranzion nicht zu dienen, frey gelaſſen hatten, ſo erklärte der Oeſterreichiſche Miniſter in Frankfurt, Graf Bergen, auf Kaiſerlichen Befehl, alle dieſe Officiere wegen des ſchriftlich gegebenen Ehrenworts für caſſirt. Der König ließ nun ſo wohl dieſe als die Oeſterreichiſchen Officiere citiren, ſich in Magdeburg als Kriegsgefangene zu ſtellen. Einige erſchienen, und unterwarfen ſich ihrem Kriegs-Schickſal; die meiſten aber verletzten ihre Ehre, und blieben aus. In Oeſterreich wurden die gefangenen Preußiſchen Officiere von ihren Soldaten getrennt, man wies den erſtern ihren Aufenthalt in Tyrol und Steyermark an, die Gemeinen aber wurden in kleine Oeſterreichiſche Städte zu 600, 800, 1000, auch 1200 Mann verlegt. Ihre Anzahl betrug im Januar 1760, in achtzehn Städte vertheilt, 19,400 Mann.

In allen Kriegen der neuern Deutſchen hatte man ſich begnügt, ausgezeichnete Tapferkeit, große edle Thaten, und den Tod fürs Vaterland, mit kaltem Lobe zu belohnen. Von einem National-Eifer wußte man nichts, obgleich man gewöhnlich durch abgenöthigte Handlungen Theilnahme an dem Waffenruhm der Nation oder des Fürſten affectirte, im Grunde aber bey den Kriegs-Schickſalen nur die Anhäufung oder Entfernung neuer Laſten vor Augen hatte. Die Cultur des Zeitalters aber, und die daraus entſtandene Art von Freyheit, hatte in dieſem Kriege, durch die Bewundrung von Europa aufgeweckt, bey den Einwohnern von Nord-Deutſchland, vorzüglich aber bey denen in den Preußiſchen Staaten einen Patriotiſmus erzeugt, der in Germanien bisher fremd geweſen war. Die Preußiſchen Unterthanen aller Provinzen machten Aufopferungen jeder Art. Bald errichteten ſie mitten unter den Verheerungen der Feinde auf eigne Koſten eine Land-Miliz; bald rüſteten ſie Schiffe aus, die Küſten zu decken; bald gaben ſie freywillig ihre theuer erkauften Pferde zum Dienſt der Cavallerie her. Die Landleute, die ihr Alles im Kriege verlohren, und nur ihre Kinder noch übrig hatten, wetteiferten, die Söhne geſchwind als Soldaten bey der Armee zu haben. Sie ließen ſie mit Freuden fortwandern, und nur zu oft ſahen ſie ſolche nicht wieder. Große Thaten und Begebenheiten wurden jetzt von Dichtern beſungen, und durch Denkmünzen verewigt. Es wurden den im Kriege gefallenen Helden feyerliche Lobreden gehalten, und ſinnreiche Inſchriften auf ihre Gräber und Monumente geſetzt. Die beſten Mahler in Berlin wandten alle Macht ihrer Kunſt an, um Ehrenbilder für die großen Männer, Schwerin, Winterfeld, Keith und Kleiſt zu verfertigen, die man in der Garniſon-Kirche der Reſidenz als Denkmähler aufſtellte. Eben ſo ſehr waren auch die Kupferſtecher beſchäfftigt, die Bildniſſe dieſer bewunderten Krieger ihren Zeitgenoſſen und der Nachwelt zu überliefern. Auch die Bildhauer blieben nicht zurück; denn Friedrich ließ, um das Andenken ſeiner Kriegs-Freunde zu ehren, und Nacheiferung zu erwecken, die marmornen Bildſäulen der vier Feldherren Schwerin, Winterfeld, Keith und Seydlitz, nicht wie gewöhnlich in Höſen und Sälen oder Arſenälen, ſondern in Berlin auf dem freyen Wilhelms-Platz aufſtellen, wodurch er zur erſten und einzigen Helden-Gallerie dieſer Art in Europa wurde.

Da alle große Mächte in Europa den Untergang Friedrichs beſchloſſen hatten, der immer noch mit höchſt ungleichen Kräften gegen die Uebermacht ſeiner Feinde rang, und der König von England, Georg der dritte, der einzige mächtige Bundsgenoſſe, ſeinen Zuſtand mit Gleichgültigkeit betrachtete, ſo wandte er ſeine Augen auf Aſien, und verſuchte durch Unterhändler ſo wohl den Groß-Sultan, als den Tatar-Chan zu Einfällen in Ungarn zu bewegen. Der Ruf von Friedrichs Thaten war bis in jenen Welttheil gedrungen, und ſein Nahme wurde am ſchwarzen Meer, und an der Chineſiſchen Mauer, am Caucaſus ſo wie am Ganges, mit Ehrfurcht genannt. Die morgenländiſchen Völker, mit der Geographie unbekannt, waren in Erſtaunen verlohren, daß ein Fürſt, deſſen Exiſtenz nie zu ihren Ohren gekommen war, den mächtigſten Nationen der weſtlichen Welt in einer Reihe von Jahren durch die Waffen Widerſtand that, und nicht überwältigt werden konnte. Die Türken ſchüttelten am meiſten die Köpfe. Sie kannten die furchtbare Macht der Deutſchen Sultanin, die gewaltigen Kräfte des Ruſſiſchen Reichs, und von den Kriegs-Talenten der Schweden hatten ſie die höchſten Begriffe *). Wie alle dieſe, vereinigt mit dem mächtigen Franzöſiſchen Sultan, nicht fähig wären, einen kleinen König zu unterjochen, dies war ihnen ein unerklärbares Räthſel. Die Geſandten der kriegführenden Höfe, die in Conſtantinopel von den Türken darum befragt wurden, ſchoben die Schuld aufs Glück. Die Muſelmänner aber waren damit nicht befriedigt; ihre Hochachtung für den König von Preußen wuchs, und die Ottomanniſche Pforte würde, durch eigne Staatsvortheile angefeuert, da der Waffen-Stillſtand mit Oeſterreich zu Ende ging, im Jahr 1761 wahrſcheinlich mit Preußen ein Bünd-

---

*) Achmet Effendi, Türkiſcher Geſandter am Berliner Hofe im Jahr 1764, fragte in Gegenwart des Verfaſſers einen Preußiſchen Officier, ob im ſiebenjährigen Kriege die Schweden nicht die Fürchterlichſten von allen Feinden der Preußen geweſen wären. Die verneinende Antwort ſchien ihm ſehr zu befremden.

niß gemacht haben, wenn der Franzöſiſche Hof, der ſo großen Einfluß auf die Rathſchläge des Divans hatte, die Ausführung nicht verhindert hätte. Hiezu kam, daß der Groß-Vezier, ein des Kriegs unkundiger Greis, ſich fürchtete der Anführer eines Heers zu ſeyn. Die Pforte begnügte ſich, 110,000 Mann bey Belgrad zu verſammeln, die einen Cordon längs den Ungariſchen Gränzen zogen, wodurch aber der von den Rathſchlüſſen des Divans unterrichtete Wiener Hof gar nicht beunruhigt wurde.

Der König erhielt jedoch eine Geſandtſchaft vom Tatar-Chan, die wenig Tage nach dem Verluſt von Schweidnitz im Preußiſchen Haupt-Quartier eintraf. Der Geſandte hatte den in der Crimm angeſehenen Poſten eines Barbiers des Tatariſchen Fürſten, und war ſein Vertrauter. Der Chan erbot ſich gegen anſehnliche Subſidien 16,000 Mann Hülfstruppen zu liefern. Friedrich gab dieſem Antrag Gehör, überhäufte den Geſandten mit Geſchenken, ſo wohl für ſich als für ſeinen Fürſten. und ſchickte ihn mit dem Entwurf eines Tractats zurück. Goltz, ein junger Officier vom Gefolge des Königs, mußte ihn begleiten, um die Vollziehung dieſes Vertrags zu beſchleunigen, und der Wegweiſer der Tatarn zu ſeyn, die in Ungarn einfallen ſollten. Dieſe Preußiſche Geſandtſchaft wurde nun durch einen Deutſchen Arzt, Nahmens Freſe, verſtärkt, der vermöge ſeiner Kunſt ſehr fähig war, ſich unter jenem rohen Volk Freunde und Achtung zu erwerben. Der König hatte an einem andern Plan ſchon ſeit einiger Zeit gearbeitet, der aber mehr Schwierigkeiten zeigte. Sein bisheriger Agent in der Tatarey, Boscamp, nämlich bemühte ſich aus allen Kräften den Chan zu einem Einfall in Rußland zu vermögen, den die Ottomanniſche Pforte ſodann ſelbſt wider Willen hätte unterſtützen müſſen. Auf dieſe ungewiſſen Pfeiler gründeten ſich jetzt Friedrichs Hoffnungen.

— 1762 —

Die Oeſterreicher und Ruſſen arbeiteten indeſſen, ſich in den eroberten Preußiſchen Ländern immer mehr feſtzuſetzen. Noch nie hatten ſie es dahin bringen können, hier zu überwintern. Jetzt betrachteten die Kaiſerlichen Schleſien als ihr unbezweifeltes Eigenthum. Den Unterthanen in den eroberten Bezirken wurde auf Befehl des Hofes Getreide zur Beſtellung ihrer Felder angeboten, und in

Schmiedeberg ein öffentlicher Getreidemarkt angelegt; auch mußten verſchiedene anſehnliche Kaufleute aus den Gebirgsſtädten nach Prag kommen, weil man wegen des Handels neue Einrichtungen treffen wollte. Man hatte im Anfang dieſes Jahres Miene gemacht, in Augsburg einen Friedens-Congreß zu halten; die Geſandten der Kaiſerhöſe waren bereits dazu ernannt, ihre Tafelgelder genau beſtimmt, und ihr glänzendes Gefolge ausgerüſtet; auch hatte man in dieſer Reichsſtadt Hotels für 150,000 Gulden gemiethet. Alle dieſe Zubereitungen aber hatten keinen Erfolg, und jetzt vollends wurde an keinen Frieden mehr gedacht. Man war jetzt in Wien ſo ſehr überzeugt, ihn leicht und vortheilhaft auch ohne alle Congreſſe zu erhalten, daß ſo gar im December 1761 mit der Kaiſerlichen Armee eine große Reduction vorgenommen wurde. Bey jedem Regiment wurden drey Compagnien eingezogen, und beym ganzen Heer 1500 Officiere verabſchiedet. Selbſt die ſo nöthige leichte Cavallerie wurde vermindert. Alle Oeſterreichiſche Patrioten ſchrien über dieſe ſo ſchädliche Reduction, wodurch das Heer um 20,000 Mann geſchwächt wurde; eine Maaßregel, die der von Thereſia als ihr Kriegs-

Orakel verehrte Daun, wo nicht angerathen, doch gebilligt hatte. Die meiſten Feldherren äußerten laut ihren Unwillen darüber, ja der Fürſt von Löwenſtein rief bey öffentlicher Parole aus: „Große bedaurungswürdige Monarchin! wie ſchlecht wird dir gerathen!„ Einige hundert Officiere traten in Spaniſche Dienſte, da eben damahls der Krieg zwiſchen England und Spanien ausbrach.

Pitt hatte dieſen Krieg vorher geſagt, ja ſelbſt die Zeit der Spaniſchen Erklärung voraus beſtimmt, und die nöthigen Maaßregeln vorgeſchlagen; allein das verblendete Brittiſche Miniſterium wollte ihn nicht hören; weshalb denn dieſer große Mann unter dem Wehklagen des ganzen Reichs das Staatsruder verließ. Seine unwürdigen Nachfolger ernteten jedoch die Früchte ſeiner vortrefflichen Anſtalten. England war daher in einer Lage, durch den neuen Feind nicht beunruhigt zu werden. Die ſiegreichen Flotten der Britten flogen bald nach America, und dort lehrten ſie in dem kurzen Zeitraum von wenig Monaten die ſtolzen Spanier die Kenntniß ihrer Unmacht. Nur ein Mittel war zur Rettung ihrer reichen Inſeln übrig. Portugal, dieſe Goldquelle der Engländer, ergiebiger wie die Diamantgruben in Indien, mußte angegriffen werden. Es geſchah. Die Britten waren nun gezwungen dies Königreich durch Truppen zu beſchützen, da die Portugieſen wegen ihrer höchſt elenden Militair-Verfaſſung es nicht ſelbſt vermochten. Es wurde jedoch an einem Verſuch gearbeitet, die tief geſunkene, und von allen Begriffen von Ehre entfernte Armee dieſer ehemahls ſo tapfern Nation, ſtreitbar zu machen. Hiezu war ein mit ſeltenen Talenten begabter Feldherr nöthig, und wo war dieſer damahls wohl beſſer zu finden als in Deutſchland, dieſem Vaterlande großer Heerführer *)?

Der regierende Graf von der Lippe-Bückeburg, der die Artillerie bey der alliirten Armee commandirte, wurde dazu erwählt; ein Mann zum Feldherrn gebohren, von einem ſehr originellen Character, durch Kenntniſſe jeder Art ausgebildet, und anerkannt als einer der größten Ingenieure in Europa. Er

---

*) Der Abbé Rannal, ohngeachtet der Vorliebe für ſein Volk, geſteht dieſen Vorzug der Deutſchen. Er ſagt in ſeiner Geſchichte der Europäiſchen Niederlaſſungen in Indien: „Ganz Europa hat Soldaten, „aber nur Deutſchland hat Feldherren.„

hatte in ſeinem Gebiet nach ſeinem eignen Plan eine ſehr ſonderbare Feſtung angelegt, die er Wilhelmsſtein nannte, gelegen mitten im Steinhuder See, wo er keinen Fuß breit Erde fand. Die Natur hatte ihn ſo wie den Marſchall von Sachſen mit einer außerordentlichen Stärke begabt; auch hatte er ſeinen Körper von Jugend auf zu allen Strapazen abgehärtet; er ſprang über die breiteſten Gräben, und machte in ſeinen jüngern Jahren große Reiſen zu Fuß. Selbſt wenn er als General commandirte, lebte er wie ein gemeiner Soldat; bey Belagerungen legte er nie ſeine Kleidung ab, ließ ſeinen Bart wachſen, brachte jede Nacht in den Laufgräben zu, und lag hier auf der bloßen Erde. Zu Pferde ſetzte er durch jeden Fluß und über jede Hecke. So groß war ſeine Gleichgültigkeit in Gefahren, und ſo außerordentlich ſein Vertrauen auf ſeine von ihm geübten Artilleriſten, daß er im Jahr 1759 zur Feyer des Geburtstags Friedrichs ſeinen Officieren ein großes Gaſtmahl in einem Zelte gab, worauf eine Flagge wehete, die den Canonen-Kugeln der Artilleriſten während der Mahlzeit zum Ziele diente. Dieſer General wurde nun Portugals Feldherr, der die Armee dieſer Nation ganz umſtaltete, eine bey derſelben noch nie gekannte Ordnung einführte, und der Schöpfer einer Art Diſciplin wurde, die, obwohl unvergleichbar mit der in den Deutſchen Heeren herrſchenden, doch für ein ſo wenig cultivirtes Volk von großer Wichtigkeit war; einer Diſciplin, die, obgleich damahls noch in der Kindheit, dennoch die mitwirkende Urſache war, die Fortſchritte der Spanier zu hemmen, und die zum Theil noch fortdauert. Der König von Portugal belohnte auch das große Verdienſt dieſes Feldherrn auf eine auszeichnende Art. Er bekam den Titel Altezza, ferner Ordensbänder, 100,000 Cruſaden, und acht goldne, zwey und dreyßig Pfund ſchwere Canonen mit ſilbernen Lavetten.

Die großen Talente dieſes Feldherrn an der Spitze einer noch ganz rohen Armee hätten jedoch allein die Spanier nicht an der Eroberung des Königreichs Portugal hindern können, wenn nicht die Britten ein anſehnliches Hülfs-Corps den ſo ſehr bedroheten Portugieſen zugeſandt hätten.

Nun alſo brannte das Kriegsfeuer in Europa von einem Ende bis zum andern; denn alle Völker vom Carpathiſchen Gebirge bis zum Atlantiſchen Meer waren in Waffen.

Dennoch ſchien dieſer ungeheure Erdraum für die Kriegswuth ſo vieler mächtigen Nationen zu klein; die fernesten Länder und Meere wurden Zeugen derſelben. Man kämpfte in Canada, in den West-Indiſchen Inſeln, auf den Küſten von Africa, in Indien, ja bis zu den ſo entlegenen Philippiniſchen Inſeln wurde die Kriegsfackel getragen, Länder verwüſtet, und Menſchen gemordet.

Zwölftes Buch.

Friedrich, ohne Beyſtand und faſt ohne Hoffnung, ſah jetzt ſtandhaft ſeinem Untergang entgegen. Er ſchien nun ganz unvermeidlich. Siege konnten die Fortſchritte ſeiner Feinde zwar hemmen, allein ihnen die eroberten Feſtungen wieder zu entreißen, dazu gehörten langwierige, ungeſtörte Belagerungen, und eine Reihe glücklicher Schlachten. Was halfen aber ſeine Anſtrengungen! Es war das durchlöcherte Faß der Danaiden. Nichts ſchien ihm gewiſſer, als eine baldige Belagerung und wahrſcheinliche Eroberung von Stettin. Seine Communication mit Berlin, ja ſelbſt die Beſitznehmung dieſer Reſidenz, ſo wie des ganzen Churfürſtenthums, hing jetzt allein von der Thätigkeit ſeiner Feinde ab, die ihn ohnehin durch ein wohl poſtirtes Corps von 15,000 Mann Ruſſen, von Pohlen, dieſem unerſchöpflichen Getreide-Reiche, abgeſchnitten hatten. Es fehlte überall in den verheerten Preußiſchen Provinzen an Lebensmitteln, und der noch übrige Vorrath in den Magazinen war nicht zu den Bedürfniſſen eines einzigen Feldzugs zureichend. Ueberdem mangelte es jetzt an Recruten, an Pferden, und an vielen andern Kriegs-Nothwendigkeiten. An Munition fehlte es zwar nicht, ſo wenig als an Geld, allein die Schwierigkeiten, Pulver und Kugeln in ungeheurer Menge zu transportiren, wurden immer größer, und das Gold, dieſer größere Gott als Jupiter, ſchien, ſelbſt in den Händen eines alle Welthändel tief durchdringenden Geiſtes, ſeine Allmacht zu verlieren. Bey aller Standhaftigkeit des Monarchen drang doch die Melancholie in ſeine Seele. Er ſprach jetzt wenig, ſelbſt nicht mit ſeinen Vertrauten, ſpeiſte gewöhnlich allein, kam auf keine Parade mehr, machte keinen Spatzierritt, und legte ſeine Flöte weg.

Der Operations-Plan des Königs in dieſer Lage zum bevorſtehenden Feldzuge iſt ein Geheimniß. Er wurde verworfen, oder doch ganz abgeändert, da ihm eine neue Sonne aufging. Das Glück hatte dieſen großen Regenien bey ſo vielen Gelegenheiten begünſtigt, ſeinen erhabenen Geiſt unterſtützt, und die Erwartungen aller ſeiner Feinde getäuſcht; allein die größte Wohlthat Fortunens war bis zu dem critiſchen Zeitpunct aufbehalten, wo der gekrönte Weiſe, durch die gewaltige Uebermacht der feindlichen Heere von allen Seiten gedrängt, ſeinem harten Schickſal entgegen ſah. Keine Großmuth war von Feinden zu hoffen, die, uneingedenk des National-Ruhms und der Nachwelt, alle Kräfte mächtiger Reiche anſtrengten, um durch ihre coloſſaliſche Verbindung einen einzigen zu unterdrücken. Nichts geringers, als das Ende der Preußiſchen Monarchie war zu erwarten. Friedrichs Geiſt konnte nicht durch leere Hoffnungen getäuſcht werden. Manchmahl gewannen die Beſorgniſſe die Oberhand in ſeiner Seele. Indeſſen war er zu allem vorbereitet. Er hatte nicht allein Maaßregeln für den Fall genommen, wenn er das Unglück haben ſollte gefangen zu werden, ſondern er trug auch ſeit einiger Zeit Gift bey ſich, um, ſo wie Hannibal, der große, von ſeinen Bundsgenoſſen verlaſſene, und zum Römiſchen Triumph beſtimmte Carthaginenſer, den letzten Schlägen des widrigen Schickſals durch einen ſelbſt gewählten Tod zuvor zu kommen.

In dieſen hoffnungsloſen Augenblicken kam dem dahin ſinkenden Helden der Tod zu Hülfe. Er zog aus der Urne des Schickſals einen großen Nahmen, und Eliſabeth, die Kaiſerin von Rußland, war nicht mehr. Sie that den ſchrecklichſten aller Schritte, vom Thron in den Sarg. Ein Courier brachte dem König dieſe frohe Nachricht, glücklicher wie keine im ganzen Lauf des Kriegs. Sie ſtarb den 25ſten December 1761. Dieſer Abſchied von der Welt einer einzigen, ſchwachen, kränklichen Perſon, veränderte den ganzen Horizont des politiſchen Himmels. An dieſem Faden hing das Schickſal zahlreicher Völker und zahlloſer Menſchen. Alle Entwürfe der Bundsgenoſſen, alle Operations-Plane, alle Hoffnungen von Preußens Feinden, alle neue Staats-Syſteme, wurden nun auf einmahl, wo nicht vernichtet, doch ganz verändert, und die Ruſſen, die fürchterlichſten Feinde der Preußen wegen ihrer Verheerungen, jetzt durch das bloße Wort ihres neuen Beherrſchers, zu Friedrichs Freunden umgeſchaffen. Dieſer Thronfolger, Peter der dritte, hatte in eben dem Grade eine Zuneigung gegen den König von Preußen, als die Kaiſerin Eliſabeth ihn haßte. Eine der erſten Handlungen des neuen Regenten war daher, Friedrich ſeine Freundſchaft zu verſichern. Dieſer traulichen Verſicherung, die Peters Günſtling, der Oberſt Gudowitz, ins Haupt Quartier nach Breslau überbrachte, folgte trotz allen Vorſtellungen der Höfe von Wien und Verſailles ein Waffen-Stillſtand, und dann bald der Friede, unter den großmüthigſten Bedingungen; dem Frieden ein Bündniß; dem Bündniß ein vertrauter Briefwechſel, und die letzte Stufe Peters war ein Enthuſiaſmus für den König, der keine Gränzen kannte, und ſich auf mannigfaltige Art äußerte.

Eliſabeth hatte dieſes erwartet, und war daher mit ernſtlichen Verfügungen zur Fortſetzung des Kriegs in die andre Welt gegangen. Noch auf ihrem Todbette hatte ſie von dem Ruſſiſchen Senat das Verſprechen gefordert, nicht ohne den Beytritt der Bundsgenoſſen mit Preußen Friede zu machen. Es geſchah dennoch, da ſie kaum die Augen geſchloſſen hatte. Die Ruſſiſchen Truppen machten Anſtalt das Königreich Preußen, Pommern, und die Neumark zu räumen. Das eroberte Colberg wurde wieder zurück gegeben, die Kriegsgefangenen befreyt, und das Ruſſiſche Corps unter Czernichef von der Oeſterreichiſchen Armee abgerufen. Ja die Ruſſiſche Großmuth ging jetzt ſo weit, daß ganze Diſtricte in Pommern das benöthigte Saatkorn aus den Ruſſiſchen Magazinen als ein Geſchenk erhielten. Peter rieth nun ſeinen alten Bundsgenoſſen ernſtlich den Frieden an; er ſtellte ſein Beyſpiel bey der Zurückgabe aller Ruſſiſchen Eroberungen zur Nachahmung auf, und bezog ſich dabey auf ſeine Pflichten als Monarch, der das Blut der ihm anvertrauten Unterthanen zu ſparen, und ſeinem Reiche Ruhe zu verſchaffen verbunden wäre. Er nannte dies das erſte Geſetz, das Gott den Regenten vorgeſchrieben hätte. Der Franzöſiſche Hof erwiederte ganz in dem Ton der damahligen Zeit, wo die Nation nichts, und der Wille des Königs alles war, daß weder die zärtlichen Geſinnungen des Monarchen gegen ſeine Unterthanen, noch der Gedanke an ihre Glückſeligkeit, ſeinen Entſchluß wankend machen könnten, die mit ſeinen Bundsgenoſſen geſchloſſenen Tractaten pünctlich zu erfüllen, und daß nach des Allerchriſtlichſten Königs Meinung dies das erſte Geſetz der Regenten ſey. Da man nun auch in Wien vom Frieden nicht anders als unter unannehmbaren Bedingungen hören wollte, ſo erhielt Czernichef Befehl, mit ſeinen 20,000 Mann Ruſſen zum König zu ſtoßen, und ihm unbedingt zu gehorchen; ein

Befehl, der ein Donnerſchlag für die Kaiſerin Thereſia war, die, auf die letztern Eroberungen geſtützt, den Krieg ſo gut als geendigt betrachtet, und deshalb ſo gar ihre Truppen um 20,000 Mann vermindert hatte.

Der neue Brittiſche Miniſter, Lord Bute, war ſo unbegreiflich unwiſſend, daß er von der großen allgemein bekannten Achtung nichts wußte, die Peter ſeit ſo vielen Jahren gegen Friedrich hegte, und die ſich jetzt ſo thätig offenbart hatte. Er wähnte, der neue Kaiſer wünſchte die von Preußen eroberten Länder zu behalten, und erbot ſich daher gegen den Ruſſiſchen Geſandten in London, Fürſt Gallizin, den König von Preußen zur Abtretung aller Provinzen zu vermögen, die Rußland nur verlangen würde, wenn der Kaiſer ſeine Truppen noch ferner bey der Oeſterreichiſchen Armee laſſen wollte. Dieſe ſchändliche Treuloſigkeit von Seiten eines Bundsgenoſſen fand ihren Lohn. Peter gab eine verächtliche Antwort, und ſchickte die Original-Schrift dieſes Antrags an Friedrich. Bute, beſtimmt, den Glanz des Brittiſchen Ruhms durch ſeine unbeſonnenen Handlungen herab zu würdigen, wandte ſich jetzt an den Wiener Hof, um zwiſchen der Kaiſerin und dem König von Preuſten, ganz ohne des letztern Wiſſen, Friede zu machen, wobey er mit Friedrichs Provinzen ſehr freygebig war. Der ſtaatskluge und mit Friedrichs Character wohl bekannte Kaunitz aber, hielt dieſen Antrag, den ſich nur ein Schüler in der Politik erlauben konnte, für eine Intrigue, um die Höfe von Wien und Verſailles zu entzweyen, und gab daher dem Engliſchen Geſchäfftsträger eine demüthigende Antwort. Er ſagte: ſeine Kaiſerin ſey mächtig genug, um allein ihre Anſprüche geltend zu machen, und überdem wäre es wider ihre Würde, einen Frieden unter Englands Vermittlung zu ſchließen.

Der ſonderbare Vorfall, eben die Truppen bey den Preußiſchen Heeren zu ſehn, die man ſeit ſechs Jahren mit Erbitterung bekämpft hatte, ſchien ſo wohl den Preußen als Oeſterreichern ein Traum zu ſeyn. Die letztern glaubten es anfangs gar nicht; ſelbſt die Kaiſerlichen Officiere, die in Breslau gefangen waren, die folglich alles mit eignen Augen ſahen, und mit eignen Ohren hörten, hielten das Ganze für ein erſonnenes Gerücht, den Muth der Truppen zu beleben; und da Czernichef nebſt andern Ruſſiſchen Generalen ſich von ihren Truppen entfernten, und nach Breslau mit einem großen Aufzuge zum König kamen, ſo behaupteten ſo gar gefangene Kaiſerliche Generale, daß alles nur Blendwerk, und die mit Ruſſiſchen Ordensbändern gezierten Ruſſiſchen Befehlshaber verkleidete Preußiſche Officiere wären *). Alle Zweifel aber hatten ein Ende, da ſich das Ruſſiſche Corps im Junius mit der Armee des Königs wirklich vereinigte; denn Thereſia verwarf den Plan Laudons, dieſe ihr gefährliche Vereinigung mit Gewalt zu hindern. Auch die Schweden, des Kriegs müde und aus Furcht vor den Ruſſen, machten im May ebenfalls mit Preußen Friede. Er wurde am 22ſten dieſes Monats unterzeichnet. Die Königin von Schweden, Friedrichs ſehr geliebte Schweſter, war dabey Vermittlerin; auch erklärte ihr Bruder dem Senat in Stockholm ausdrücklich, daß er bloß um ihrentwillen die Sachen auf dem alten Fuß ließe. In der That bedurfte es jetzt nur ſeines bloßen Willens, um in der Geſchwindigkeit die Schwediſche Armee zu vernichten,

---

*) Der Verfaſſer ſelbſt, der damahls in Breſlau im Winter-Quartier ſtand, hat dieſe ſonderbaren Urtheile zu ſeinem Erſtaunen gehört; ein Beweis, wie wenig man den Character des großen Fürſten kannte, mit dem man ſo lange Krieg führte.

und Schwediſch Pommern zu erobern, das ihm nicht leicht wieder entriſſen werden konnte. Friedrich pflegte oft über dieſen Krieg zu ſcherzen, und da der Friedensantrag aufs Tapet kam, ſagte er lächelnd: „er wüßte von keinem „Krieg mit den Schweden; zwar hätte er von „Händeln gehört, die Belling mit ihnen habe, dieſer General aber würde ſich wohl wieder vergleichen.„

Der Krieg bekam nun eine andere Geſtalt. Alle Staaten Friedrichs, von Breslau bis an die äußerſten Preußiſchen Gränzen, waren jezt von den Feinden befreyt, und keine verheerende Einfälle mehr zu beſorgen. Nun ſahe man wieder die Heiterkeit im Geſicht des Monarchen. Er ſcherzte wie gewöhnlich, ließ ſeine Franzöſiſchen Köche wiederkommen, und ſuchte ſeine Flöte wieder hervor.

Peter hatte auf ſein Verlangen von Friedrich das Syburgſche Infanterie-Regiment erhalten, und ihm dafür das Schuwalowſche Dragoner-Regiment gegeben, das ſich der König dagegen ausgebeten hatte; auch verlangte der Kaiſer den ſchwarzen Adler-Orden, den er faſt täglich anlegte. Dieſer mächtige Monarch, der nun Preußiſche Uniform trug, des Königs Bildniß vor den Augen der Ruſſen küßte, und ihn gleichſam als ſeinen Oberherrn betrachtete, wollte in Perſon mit einem großen Heer zu ihm ſtoßen, und man war berechtigt, außerordentliche Dinge zu erwarten.

Mit dieſen glänzenden Hoffnungen eröffnete Friedrich den Feldzug vom Jahr 1762, dem auch der Kronprinz Friedrich Wilhelm beywohnte. Er betrat jetzt in ſeinem erſten Jünglingsalter die kriegeriſche Laufbahn, die alle Prinzen ſeines Hauſes ohne Ausnahme betreten hatten. Alle opferten dem Kriegsgott, und ſtellten dadurch ein von Seiten einer ganzen Königlichen Familie, in allen ihren Zweigen, noch nie in der Geſchichte aufgezeichnetes Beyſpiel dar. Der Kronprinz war immer an der Seite des Königs, und mußte mit ihm alle Gefahren beſtehn.

Friedrich, durch ſo viele außerordentliche Eigenſchaften über andre Sterbliche erhaben, rächte hier gleichſam die wegen ſeiner Geiſtesgröße gedemüthigte Menſchheit. Das Vertrauen auf ſeinen neuen Bundsgenoſſen ſchwächte nun bey ihm die Sorgfalt für ſeine braven Truppen, denen er jetzt zum erſtenmahl die ſo genannten Winter-Douceurs entzog; Gelder, die für die große Menge armer Officiere, die bloß von ihrem ſo geringen Solde lebten, zu ihrer Ausrüſtung für den neuen Feldzug unentbehrlich waren, und jetzt ganz ohne Noth, im Zeitpunct des Glücks, zurück gehalten wurden. Keine Scheinurſache ward nicht einmahl angegeben, warum man dieſes ſo nöthige, ſo gerechte, ſo pflichtmäßige Geſchenk, das jeden Winter als Bedürfniß ausgetheilt worden war, jetzt patriotiſchen, ihren König anbetenden Kriegern verſagte *). Ein jeder Subaltern-Officier erhielt 50, ein Capitain 500 Reichsthaler, und ſo ſtiegen die Summen mit dem Range. Mit dieſem Gelde wurde der Abgang der Pferde und der im verfloſſenen Feldzuge ruinirten Feld-Equipage erſetzt. Die Compagnie-Chefs mußten dafür die zahlreichen Feldbedürfniſſe ihrer Soldaten anſchaffen, ſo daß dies Geld nicht ſo wohl eine ſehr gerechte Wohlthat, als vielmehr eine Ehrenſchuld der erſten Größe war. An die Stelle dieſes Geſchenks traten ſcharfe Verordnungen, die unbedeutende Formalitäten zum Gegenſtande hatten. In dem ganzen Laufe des

---

*) Der Verfaſſer erinnert ſich gehört zu haben, daß einige damahls in Sachſen ſtehende Regimenter, aus Verſehn der Caſſen-Beamten, dieſe Douceur-Gelder erhielten, deren Entziehung niemand traumte. Die Armee des Königs in Schleſien aber, erhielt auf ſeinen ausdrücklichen Befehl, nichts.

Kriegs hatten ſich die Officiere auf Märſchen gewöhnlich des Degens anſtatt des Eſpontons bedient, das im Felde ganz entbehrlich, ja hinderlich iſt, und zur Vertheidigung nichts taugt. Nun aber mußte dies Parade-Zeichen bey allen Gelegenheiten gebraucht werden, und ſo ging es mit vielen andern Kleinigkeiten, die, jetzt erſt hervor geſucht, den ruhigen, den unbeſorgten, und auf ſein Glück ſtolzen Feldherren verriethen.

Friedrich erhielt dieſen Winter auch einen neuen Geſandten vom Tatar-Chan, der im Frühling 40,000 Mann zu Friedrichs Beſtimmung bereit zu halten verſprach. Der Geſandte wurde wieder mit vielen Geſchenken entlaſſen; auch hielt der Chan anfangs Wort. Die Tatarn rückten ins Feld; jetzt aber war nicht mehr die Rede Rußland anzugreifen, ſondern einen Einfall in Ungarn zu thun. Der General Werner, ein Eingebohrner dieſes Landes, ſollte ſodann bey Ofen mit einem kleinen Preußiſchen Corps zu ihnen ſtoßen. Von dieſer Operation war viel zu erwarten, da die damahls äußerſt bedrückten Proteſtanten in Ungarn ſich wahrſcheinlich ſogleich empört haben würden. Allein die Tatarn kamen nicht; ſie zogen eine Zeit lang an den Pohlniſchen Gränzen umher, und hernach kehrten ſie wieder in ihr Land zurück.

Der König verſtärkte nun alle Theile ſeiner Armee, beſonders aber ſeine leichten Truppen; ſo daß er jetzt hierin den Kaiſerlichen überlegen wurde. Es wurden neue Frey-Bataillone errichtet, desgleichen Frey-Huſaren und Frey-Dragoner. Die Bosniaken, eine Art Reiter, Türkiſch gekleidet, und ſo wie die Uhlanen mit Lanzen bewaffnet, waren nur eine Schaar von hundert Mann geweſen; jetzt wurden ſie bis auf tauſend vermehrt; und der Anführung eines verdienſtvollen Kaiſerlichen Officiers, des Majors Lange, übergeben, der wegen ſeiner proteſtantiſchen Religion gekränkt, jetzt den Oeſterreichiſchen Dienſt verließ, und ihn mit dem Preußiſchen verwechſelte. Dieſe große Truppen-Vermehrung geſchah mit unglaublicher Geſchwindigkeit, ſo daß, wie einſt die Menſchen in der Fabelgeſchichte des Cadmus, auch hier die Soldaten auf den Machtwink Friedrichs, gleichſam aus der Erde hervor gingen. Auch die Artillerie wurde ſehr anſehnlich verſtärkt, deren große Wirkung bey einem zweckmäßigen Gebrauch Friedrich erſt in dieſem Kriege erfahren hatte, daher er ſie jetzt mit 3500 Mann vermehrte. Um der Artillerie leichtere Bewegungen zu verſchaffen, und von ihrem furchtbaren Dienſt den beſtmöglichſten Nutzen zu ziehen, ſo erfand er eine vortreffliche Methode, die erſt kürzlich nach ſo vielen andern nachgeahmten und nachgeäfften Kleinigkeiten, und zwar bis jetzt noch allein bey der Oeſterreichiſchen Armee nachgeahmt worden iſt. Er machte einige hundert Artilleriſten beritten, die unter dem Nahmen der reitenden Artillerie neben dem leichten Geſchütz hertrabten, und wenn ſich Gelegenheit zeigte, von ihren Pferden ſprangen, um ihre Canonen zu bedienen. Nun konnten dieſe Eiſen-Schleuderer, anſtatt zurück zu bleiben, ſelbſt der Infanterie zuvor kommen, ja nöthigen Falls mit den Huſaren marſchiren, und ihr ſchwerer Dienſt in den Stunden eines Treffens, der in Herbeyſchleppung und Handhabung groſser Laſten beſteht, konnte deſto raſcher geſchehen, da dieſe Soldaten nicht vorher durch den Marſch abgemattet waren.

Viele fremde Officiere, ſelbſt von den feindlichen Armeen, traten jetzt in Preußiſche Dienſte. Unter dieſen war auch der Franzöſiſche Oberſte Geſchray, ein gebohrner Baier. Da er ſich als Partey-Gänger zwar nicht in dieſen Feldzügen, ſondern im Oeſterreichiſchen

Succeſſions-Kriege ausgezeichnet hatte, ſo verſtattete ihm der König ein 2400 Mann ſtarkes Frey-Corps zu errichten. Ein andrer Franzöſiſcher Officier, der Oberſt-Lieutenant Thürriegel, auch ein Baier und vertrauter Freund des Geſchray, und mißvergnügt ſo wie er mit dem Hofe, ging ebenfalls in die Dienſte Friedrichs, und wurde Commandeur dieſes Corps, das er durch ſeine große Thätigkeit allein errichtete, und bald vollzählig machte. Dieſer ſonderbare Mann, den die Natur mit einem ſehr unternehmenden Geiſt, und mit einer ſeltnen Verſchlagenheit begabt hatte, wurde bey der Franzöſiſchen Armee gebraucht, die Schaar der Kundſchafter zu leiten. Er warb ſie an, vertheilte und beſoldete ſie, gab ihnen die nöthigen Inſtructionen, wechſelte mit ihnen beſtändig Briefe, und zog aus ihren verſchiedenen Berichten die Reſultate, die er ſodann ſo wohl den Befehlshabern der Armeen, als dem Cabinet in Verſailles vorlegte. Er machte ſelbſt kleine Reiſen in die vom Feinde beſetzten Provinzen unter allerhand Geſtalten, Nahmen und Kleidung, verſehn mit ehrenvollen Päſſen, Documenten, und nachdrücklichen Empfehlungs-Schreiben von Miniſtern und Geſandten neutraler Höfe. So durchſtrich er alle Nord-Deutſche Länder, ſchlich ſich in Läger und Feſtungen, und ſo gut war ſeine Maske, daß er in Magdeburg unentdeckt an der Tafel des Commandanten ſpeiſte, während daß dieſer einen Brief vom König erhielt, mit der Warnung, gegen einen Franzöſiſchen Haupt-Spion auf ſeiner Huth zu ſeyn, der abgeſchickt wäre, die Preußiſchen Feſtungen zu unterſuchen. Allenthalben entkam er glücklich durch ſeinen Muth und durch ſeine außerordentliche Verſchlagenheit.

Thürriegel hatte zu dem Kundſchaftsweſen immer einen Mittelpunct beſtimmt, von welchem Ort er alle ſeine Befehle ſandte, und wohin alle Briefe der Unter-Spione gerichtet werden mußten, die er dann ſcharfſinnig verglich, und das Reſultat den Franzöſiſchen Kriegs-Befehlshabern meldete. Bereiſte er ſeinen Ausſpäher-Cordon, ſo hinterließ er, um dieſen edeln Briefwechſel zu ordnen, einen Interims-Verweſer. Seine Haupt-Quartiere waren mehrentheils die Städte Gotha und Erfurt. Die raſtloſen Bemühungen dieſes Officiers erſetzten den Franzoſen zum Theil ihren Mangel an leichten Truppen. Manche Unfälle, womit ihre Magazine, Feſtungen und Armeen bedrohet waren, wurden durch ſeine zeitige Entdeckung abgewandt, und dagegen manche von ihm entworfene Plane glücklich ausgeführt; und alles dies in einem Lande, wo man die Franzoſen nicht liebte, und wo Thürriegel nur durch Gold und Liſt ſeinen Zweck erreichen konnte. Der Marſchall von Sachſen hatte zuerſt ſeine Fähigkeiten bemerkt, und ihm dies Geſchäfft angewieſen; auch hatte ihn der Hof vor dem Kriege nach Minorca geſchickt, und ſein umſtändlicher Bericht von dem Beobachteten trug nicht wenig zur Eroberung dieſer Inſel bey. Der Abgang dieſes mißvergnügt gemachten Officiers von der Franzöſiſchen Armee war für ſie ein wahrer Verluſt, und ſein Dienſtwechſel verſprach daher den Preußen doppelte Vortheile.

Allein die Ruhmſucht und Bosheit des Geſchray vereitelte dieſe Erwartung. Er war eiferſüchtig auf die ſeinem Freund bezeigte Achtung, und um ihn zu entfernen, erregte er beym König den Verdacht, daß der mit dem Kundſchaftsweſen ſo vertraute Thürriegel vielleicht aus verrätheriſchen Abſichten in ſeinen Dienſt getreten ſey. Dies geäußerte Mißtrauen, obgleich von allen Beweiſen entblößt, war hinreichend zu dem Königlichen Befehl, als Vorſichts-Maaßregel, dieſen Commandeur des Frey-Corps nach Magdeburg zu bringen, wo ihm mit Beybehaltung ſeines Gehalts nicht die Citadelle, ſondern die Stadt zum Aufenthalt angewieſen wurde, und wo er auch bis zum Ende des Kriegs blieb. Das Schickſal rächte ſeine Entfernung; denn bald darauf wurde durch die Nachläſſigkeit des Generals Geſchray ein Theil ſeines Corps, und er ſelbſt, bey einem Ueberfall in Nordhauſen gefangen genommen. Thürriegel wurde nachher der Bevölkerer der unter dem Nahmen Sierra Morena bekannten Spaniſchen Wüſteneyen, wohin er einige tauſend Deutſche führte, die in wenig Jahren dieſe Einöde zu blühenden Feldern umſchufen.

In Leipzig war die Contributions-Sache des vorigen Jahrs durch die Hülfe des Berliner Kaufmanns Gotzkowsky in Ordnung gebracht worden, und die Stadt genoß etwas Ruhe; aber nur auf ein Jahr. Der fortdauernde Krieg veranlaßte neue Forderungen. Jetzt wurde eine von drey Millionen Reichsthaler gemacht. Dieſe Contribution, die ungeachtet des ſo ſehr verminderten Handels, des geſunkenen Credits, und der überhand nehmenden Armuth, größer wie alle vorigen war, ſollte durch gewaltſame Mittel herbey geſchafft werden. Den Auftrag erhielten hartherzige Männer, und der König war entfernt. In dieſer dringenden Noth nahm die Stadt abermahls ihre Zuflucht zu Gotzkowsky, der ſich auch ſofort zu Friedrich nach Breslau begab, und ihm die nachdrücklichſten Vorſtellungen that. Die Antwort des Monarchen war: „Es ſind ſo viele von meinen Ländern in den „Händen der Feinde, wo ſoll ich Geld zur „Fortſetzung des Kriegs hernehmen?„ Er verringerte jedoch die Summe bis auf 1,100,000 Reichsthaler, wofür Gotzkowsky ihm ſeine eignen Wechſel geben, und allein dafür haften mußte. Friedrich erinnerte ihn abermahls, ſich nicht dabey zu vergeſſen. Gotzkowsky widerſprach nicht, verfuhr aber nach ſeinen gewohnten Grundſätzen, ohne alles Intereſſe, mit der größten Bereitwilligkeit, obgleich ihm die Stadt von der vorigen Contribution noch 200,000 Reichsthaler ſchuldig war. Ein neues Raths-Decret vom 20ſten Januar 1762 enthielt die neuen Beweiſe dieſer Großmuth, und erneuerte Dank-Empfindungen. Die ſchrecklichen Mißhandlungen der vorigen Jahre wurden nun durch dieſe Bürgſchaft abgewandt.

Das fortdauernde Syſtem des Wiener Hofes der Nichtauswechſelung der Gefangenen veranlaßte in Cüſtrin eine ſchreckliche Scene. Ein Theil der Vorſtädte war bey dem Brennen der Ruſſen ſtehn geblieben. Hier wohnten die noch übrigen Bürger, und hier waren auch die Quartiere der Beſatzung; in den andern Vorſtädten fing man auch an die Häuſer wieder aufzubauen, oder deren Trümmer in Erwartung des Friedens wohnbar zu machen. Die alten Bewohner der Stadt fanden ſich nach und nach ein, und trieben ihr Gewerbe ſo gut ſie konnten. Die Preußiſche Beſatzung war hier nur 550 Mann ſtark; Garniſon-Soldaten und Land-Miliz, unter denen ſich nicht wenig Invaliden befanden. Dieſe geringe Anzahl war beſtimmt nicht allein die Wälle der Feſtung zu beſetzen, ſondern auch 4900 Oeſterreichiſche Kriegsgefangene zu bewachen. Von dieſen gehörten 4100 zu den regulären Truppen, die man ſeit einiger Zeit hieher gebracht hatte, 800 Mann aber waren Croaten, eine Art Truppen, die ſo wie in allen vorigen Kriegen dieſer Monarchie, auch in dieſem ſo thätig geweſen ſind, und daher hier eine nähere Anzeige verdienen.

Dieſe Nation giebt die beſten leichten Truppen in Europa. Ein ſandiger, nicht ſehr fruchtbarer Boden, viel Waldungen von wilden Thieren bewohnt, eine Kette von Gebirgen und ein rauhes Clima ſind die Characteriſtik ihres Landes, aber auch zugleich die Mittel, die ohnehin großen ſtarken Körper der Croaten abzuhärten, ſie zu allen Beſchwerlichkeiten des Lebens zu gewöhnen und zu Soldaten zu ſchaffen. Die in einem wenig civiliſirten Lande zu ihrer Subſiſtenz nöthige Jagd zwingt ſie allen Gefahren zu trotzen; daher ihr großer Muth. Sie ertragen Hunger und Durſt, Froſt und Hitze, ſo wie die größten körperlichen Schmerzen, ſelbſt unter den Händen der Wundärzte, mit einer erſtaunenswürdigen Gleichmüthigkeit; auch hat der Tod nichts ſchreckliches für ſie. In der Liebe zu ihrem Vaterlande und zu ihrem Fürſten werden ſie von keinem Volk übertroffen; auch iſt die Deſertion unter ihnen unerhört. Ihre Waffen, die ſie überdem ſehr gut zu brauchen wiſſen, ſind eine Flinte mit dem Bajonet, und ein Säbel.

Die achthundert Croaten in Cüſtrin waren Soldaten, die man in der Schlacht bey Prag gefangen genommen, und die nun ſchon fünf Jahr, obwohl vergeblich, auf ihre Erlöſung gehofft hatten. Ihr Zuſtand war erbärmlich. In ganz zerriſſenen Kleidungsſtücken lagen ſie in den Caſematten auf einander gedrängt, wo es ihnen ſo gar an Stroh fehlte. Da ſie von ihrem Sold nicht leben konnten, ſo dienten ſie den Bürgern für ein geringes Geld bey den Bauarbeiten; endlich aber, da ſie unter dieſem Schutthaufen kein Ende ihrer Leiden ſahen, wurden ſie zur Verzweiflung gebracht, und beſchloſſen alles zu wagen, ihre Freyheit zu erlangen. Sie machten daher den kühnen Anſchlag, die Wachen zu überrumpeln, ſich in Beſitz der Feſtung zu ſetzen, die Bürger auszuplündern, und ſodann mit Munition und Canonen verſehen nach Cotbus zu marſchiren, wo ein Detachement Oeſterreichiſcher Truppen beſtimmt war, ihnen entgegen zu kommen. Die andern Gefangenen weigerten ſich mit den Croaten gemeinſchaftliche Sache zu machen, und überließen ihnen allein die Ausführung des Plans, den ſie jedoch bey einem glücklichen Erfolg benutzen wollten. Der Anſchlag, obwohl ihn einige tauſend Menſchen wußten, blieb ein Geheimniß.

Es war im Junius Morgens um fünf Uhr, als dieſe Croaten, ſo bald man die Thore der

Caſematten aufgeſchloſſen hatte, die Scene mit Beſtürmung der Hauptwache eröffneten; ſie bemächtigten ſich der hier befindlichen Gewehre, nachdem ſie die Wacht-Soldaten verjagt hatten, und nun war es ihnen leicht, auch die andern Wachen zu überwältigen. In einer Viertelſtunde Zeit ſahen ſie ſich im Beſitz der Feſtung. Sie theilten ſich nun in drey Haufen. Der eine hielt die Thore beſetzt, der zweyte begab ſich nach einem Pulverthurm, um Munition zu hohlen, und der dritte beſchäfftigte ſich mit den Canonen, die ſie aus Beſorgniß übler Vorfälle erſt rund um die Wälle abfeuerten, und ſodann ſo wohl durch Anfüllung mit Steinen als auf andre Art zu einem geſchwinden Gebrauch untauglich machten. Der Pulverthurm zeigte jedoch den Croaten ein großes Hinderniß. Er war verſchloſſen; die Schlüſſel waren nicht zu finden; und das Gebäude zu maſſiv, um ohne Werkzeuge in der Geſchwindigkeit zerſtört zu werden. So ging eine für die Empörer koſtbare Zeit verlohren.

Indeſſen trommelte man die ſchwache Beſatzung zuſammen, die in den Vorſtädten zerſtreut lag. Alle Thore waren von den Croaten beſetzt; allein eine Ausfall-Thüre unter den Wällen war ihnen nicht bekannt geweſen. Sie befand ſich offen. Dieſen glücklichen Umſtand benutzte der Lieutenant Tſcharnitzky, der eine Wache von dreyßig Mann commandirte; er nahm dieſe Soldaten, zog noch andre zwanzig von kleinen Wachen an ſich, und ſo verſtärkt eilte er, ohne erſt Befehle zu erwarten, mit ſeinen funfzig Preußen auf den Wall, und poſtirte ſich bey einem andern Pulverthurm; einem Poſten, von deſſen Behauptung das Schickſal der Feſtung abhing. Hier kam es zu einem blutigen Gefecht. War der Angriff heftig und unabläſſig, ſo war die Vertheidigung nicht minder ſtandhaft. Was den Kampf zwiſchen ſo zahlreichen Kriegern und einem ſo kleinen Haufen weniger ungleich machte, war die geringe Anzahl von Gewehren und Patronen der Croaten; denn ſie beſaßen hievon nichts mehr, als was ſie von den Wacht-Soldaten erbeutet hatten. Auch mußten ſie ihre Hoffnung verſchieben, dieſe ſo nöthigen Bedürfniſſe zu erhalten, da das Zeughaus außerhalb der Feſtung lag. Der Commandant war gleich im Anfang des Tumults ſchwer verwundet worden. Wegen mannigfaltiger Hinderniſſe konnte Tſcharnitzky jedoch nur geringe Verſtärkung erhalten; die Hälfte ſeiner Soldaten war theils todt, theils verwundet, die Kräfte der übrigen waren erſchöpft, und die Croaten, von denen ſchon funfzig todt zur Erde geſtreckt lagen, zeigten ſich entſchloſſen, zu ſiegen oder zu ſterben.

In dieſer Lage war die Feſtung, als ſie durch den Muth und die Klugheit des Garniſon-Predigers, Nahmens Benecke, gerettet wurde. Es befanden ſich bey den gefangenen Croaten zwey Prieſter ihrer Nation, die in der Entfernung den Ausgang der Sache abwarteten, und ſie bloß mit ihrem Gebet unterſtützten. Dieſe Prieſter ſuchte der Garniſon-Prediger auf, donnerte ihnen ins Gewiſſen, und nöthigte ſie, ſo ſehr ſie ſich auch ſträubten, mit ihm ſich den Fechtenden zu nähern. Er ſtellte ſich in die Mitte, und ſeine Arme um die ihrigen geſchlungen eilte er dem Kampfplatz zu. Beym Anblick dieſer Prieſter-Phalanx hielt man mit dem Feuern inne, und nun geſchahen die nachdrücklichſten Vorſtellungen. Man zeigte den Aufrührern die geringe Wahrſcheinlichkeit glücklich zu den ihrigen zu kommen, da das ganze Land ſchon durch Bothen allarmirt wäre, und Truppen von allen Seiten anrücken würden; ja ſelbſt ein in der Nähe befindliches Corps der jetzt mit Preußen in

Freundſchaft lebenden Ruſſen würde ſofort aufbrechen, und wenn ſie auch glücklich die Feſtung verließen, doch ihrem weitern Entkommen unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg ſetzen. Mit dieſen zum Theil grundloſen Vorſtellungen war das Verſprechen der Begnadigung verbunden, wenn ſie ſich ohne Verzug zur Ruhe begeben würden. Die durch den langen Widerſtand ſchon ohnehin beunruhigten Croaten ließen ſich betäuben, ſtreckten die Waffen, und gingen wieder friedlich in ihre Kerker. Sie geſtanden beym Verhör den ganzen Plan und alle genommene Maaßregeln. Auf Friedrichs Befehl wurden die fünf Anführer hingerichtet, von allen andern Croaten aber wurde der zehnte Mann nach dem Looſe genommen, und mit hundert Prügeln beſtraft, bey welcher Execution die 4100 Gefangenen der regulären Truppen als Zuſchauer gegenwärtig ſeyn mußten.

Die Oeſterreicher zogen nun zur Eröffnung des Feldzugs ihre ganze Macht nach Schleſien, nachdem ſie ein anſehnliches Corps zu der Reichs-Armee geſchickt hatten. Sie waren Meiſter von Glatz, von Schweidnitz, und vom Gebirge. Dennoch war ihre Beſtürzung über die Ruſſiſchen Vorfälle ausnehmend. Die Officiere ſo wohl als die gemeinen Soldaten betrachteten die Sache ihrer Kaiſerin als verzweifelt. Hiezu kam, daß der von ihnen angebetete Laudon das Commando der Armee dem Feldmarſchall Daun übergeben mußte, und daher nicht geneigt war ſeinem perſönlichen Feinde vorzuarbeiten; ſelbſt ein Ausſatz, der die Oeſterreichiſchen Feld-Hoſpitäler mit vielen tauſend Soldaten anfüllte, kam dem König zu Hülfe, der jetzt ganz ungeſtört ſeine Truppen zuſammenzog. Er bedrohete Mähren, und hielt ein Corps bereit, in Ungarn einzufallen, wenn die Tatarn dort wirklich ankommen ſollten.

Da die Belagerung von Schweidnitz gewiß erwartet wurde, ſo machte man außerordentliche Anſtalten ſie zu ſichern. Acht tauſend Bauern und Soldaten mußten den ganzen Winter durch arbeiten, um jede bey dieſer Feſtung liegende Anhöhe zu einem Fort umzuſchaffen. Die Gebirge ſelbſt ſtellten eine Kette befeſtigter Terraſſen dar. Dieſe Sicherheits-Maaßregeln waren eben ſo ſorgfältig in Anſehung der Feſtung Schweidnitz ſelbſt beobachtet worden. Man hatte 12,000 Mann auserleſener Truppen hier in Beſatzung gelegt, reichlich verſehn mit Proviant, Munition und allen andern Bedürfniſſen. Der General Guaſco, ein durch Muth und Kriegserfahrung ausgezeichneter Befehlshaber, wurde zum Commandanten ernannt, und ihm der General Gribauval, einer der gröſsten Ingenieure in Europa, zur Unterſtützung zugegeben.

In dieſem Zuſtande war Schweidnitz, als der König, mit dem Ruſſiſchen Corps vereinigt, in die umliegenden Gegenden rückte. Dieſe Vereinigung konnte erſt am Ende des Junius geſchehen, wodurch die Operationen aufgehalten wurden. Nun aber ſchickte der König den General Neuwied mit einem Corps nach Böhmen, um die Oeſterreicher zu zwingen, ihre hinter ſich liegenden Magazine zu decken, und dadurch ſich von der Communication mit Schweidnitz zu entfernen. Bey dieſem Corps befanden ſich auch 2000 Coſaken. Dieſe letztern ſchwärmten ihrer Gewohnheit gemäß herum, und ſtreiften bis an die Thore von Prag. Sie plünderten und verheerten alle Flecken und Dörfer, wo ſie nur hinkamen. Die Kaiſerlichen geriethen darüber in ſolches Schrecken, daß der in Sachſen commandirende General Serbelloni auf dem Punct ſtand alles zu verlaſſen, um Böhmen zu Hülfe zu kommen. Die Coſaken überhoben ihn jedoch der Mühe; ſie eilten ihre Beute in Sicherheit zu bringen, und ſo kamen ſie truppweiſe bey der Armee an; viele trafen erſt ſpät ein, da ſie das geraubte Vieh bis nach Pohlen getrieben hatten, um es dort zu verkaufen.

So groß auch der Unterſchied zwiſchen der Oeſterreichiſchen und Preußiſchen Cavallerie im Aeußerlichen war, ſo konnten ihn dieſe wilden Krieger doch nicht bemerken. Dies veranlaßte, daß die ganze Reiterey der Preußen, als Abzeichen von der feindlichen, Federbüſche auf ihren Hüten und Mützen bekam; ein abſichtliches Kleidungsſtück, für den jetzigen Augenblick nutzbar, das aber der Armee als Putzwerk beſtändig eigen blieb, und bald bey allen Heeren in Europa nachgeahmt wurde.

Friedrichs Abſicht war durch dieſe Bewegung, im Rücken der feindlichen Armee, Daun von ſeinen Anhöhen bey Burkersdorf und Leutmannsdorf herunter zu bringen. Dieſer Feldherr aber blieb unbeweglich ſtehen, ſo ſehr auch der Preußiſche Einfall die Oeſterreicher in Verwirrung ſetzte. Der General Haddik zog ſich eiligſt nach Braunau. Auch geſchahen von den Preußen Einfälle in Mähren, und im Oeſterreichiſchen Schleſien, wo ſie Brandſchatzungen eintrieben. Der König ſchrieb den 11ten Julius an den Herzog von Bevern: „Da der Feind ganz in Confuſion iſt, ſo müſſen wir ihn en détail zu ruiniren ſuchen.„ Die Preußen kamen mit Beute beladen aus Böhmen zurück, und nun wurden alle Anſtalten zur Belagerung von Schweidnitz gemacht. Es war jedoch nicht möglich ſie zu unternehmen, ſo lange die Oeſterreicher noch die ſo ſehr befeſtigten Berge inne hatten; ſie mit Gewalt von dort zu vertreiben, erforderte einen ſehr gefährlichen Verſuch, wobey der Erfolg ungewiß war.

In dieſer Lage war man, als ſich in Rußland eine außerordentliche Revolution ereignete. Der Kaiſer Peter, der eben erſt den Thron dieſes großen Reichs beſtiegen hatte, wurde ſehr bald von demſelben wieder heruntergeſtürzt. In der kurzen Zeit ſeiner Regierung hatte er durch übereilte Maaßregeln, unüberdachte Geſetze, und Mangel an nöthiger Vorſicht, alle Volks-Claſſen wider ſich empört. Die Soldaten und Prieſter, ſonſt ſo ſelten einſtimmig, waren es hier. Man haßte den Monarchen, der dem einen Stand ſeine Vorrechte, und dem andern ſeine Bärte nehmen wollte. Der Senat wurde von ihm gänzlich vernachläſſigt, und der Ruſſiſche

Adel ſo wohl wie die ganze Nation mit außerordentlicher Verachtung behandelt. Die Deutſchen erhielten einen entſchiedenen Vorzug; auch formirten Deutſche Truppen ſeine Leibwache; dabey wurden die Fundamental-Geſetze des Reichs von ihm wenig geachtet, und ganz ſeinem Willen untergeordnet. So gut dieſer auch war, ſo zweckwidrig war die Verfahrungs-Art. Das Volk wünſchte, ohne zu wiſſen warum, die Fortſetzung eines Kriegs, der Rußland Geld und Menſchen koſtete, und deſſen glücklichſter Erfolg in Rückſicht auf Eroberungen, der Größe des ohnehin ungeheuern Staats nur einen geringen Zuſatz geben konnte. Der Kaiſer ſtemmte ſich gegen dieſe Volksmeinung; auch er wollte Krieg, aber nicht wider, ſondern mit Preußen, gegen alle Feinde Friedrichs, und wider Dännemark. Zu allen dieſen den Ruſſen mißfälligen Entwürfen, Geſinnungen und Verordnungen, kam noch die üble Behandlung ſeiner Gemahlin, die in der Schule häuslicher Widerwärtigkeit gebildet, dort ihren großen Geiſt genährt, ihre erhabnen Talente entwickelt, und die Liebe der Nation in einem hohen Grade erworben hatte. Peter erklärte laut ſeinen Vorſatz ſie zu verſtoßen, und ein Kloſter war ſchon zu ihrer Wohnung auserſehn, wo ſie den Reſt ihrer Tage traurig verleben ſollte; denn ſelbſt ihren Sohn wollte er von der Thronfolge ausſchließen. So ſinnreich arbeitete dieſer Monarch ſeinen Fall unaufhaltbar zu beſchleunigen. Es bedurfte in dieſer Lage nur eines Winks von Catharina, und ihr Tyrann war ohne Krone. Die Selbſterhaltung zwang ſie endlich dieſen großen Schritt zu thun, und in wenig Stunden war der mächtige Kaiſer, deſſen Befehle von den Ufern des Baltiſchen Meers bis zum ſüdlichen Ocean als Götterſprüche befolgt werden mußten, von allen Menſchen verlaſſen, ohne Blutvergießen entthront, und ein armſeliger hoffnungsloſer Gefangener. Catharina wurde nun von allen Zungen in ihrem unermeßlichen Reich als Selbſtherrſcherin aller Reußen ausgerufen. Peter entſagte der Krone förmlich, und ſechs Tage nachher gab er ſeinen Geiſt auf.

Dieſe große Begebenheit der Entthronung, die wegen der darauf erfolgten glorreichen Regierung in den Ruſſiſchen Jahrbüchern die glänzendſte Epoche macht, geſchah den 9ten Julius, und da der Senat und das Volk durchaus den Krieg wider Preußen erneuert haben wollten, ſo wurden auch wirklich die nöthigen

Befehle ſchon dazu ausgefertigt. Dieſen Befehlen folgte den 16ten Julius ein Manifeſt, worin die Huldigung der neuen Kaiſerin von allen Unterthanen in den eroberten Preußiſchen Provinzen verlangt wurde. Das Vorurtheil der Ruſſiſchen Nation, als ob Friedrich ihrem entthronten Kaiſer die ſo allgemein mißfälligen Neuerungen angerathen, und ſeine Entwürfe beſtimmt hätte, trug zu dieſem Kriegsgeſchrey das meiſte bey. Selbſt Catharina hielt ihn nicht für ihren Freund. Obgleich in Pommern gebohren, und nicht ohne Liebe für ihr ſchon ſo ſehr verheertes Vaterland, gab ſie doch dem Strome nach, um den ärgſten Feind Rußlands, wie er in ihrem erſten Manifeſt betitelt wurde, vollends zu Grunde zu richten.

In dieſer Stimmung war jedermann; der Krieg war beſchloſſen, und das Huldigungs-Manifeſt eben abgeſchickt worden, als man am nächſtfolgenden Tage des erblaßten Peters Privat-Papiere unterſuchte. Die Briefe Friedrichs erregten allgemeines Erſtaunen. Ihr Inhalt war ganz anders, als man es vermuthet hatte. Es waren weiſe Regierungs-Rathſchläge, und die ernſtlichſten Ermahnungen an den neuen Kaiſer, ſeine Leidenſchaften zu mäßigen. Alle ſo empörende Neuerungen waren von dieſem vermeinten Feinde Rußlands eifrig widerrathen worden; auch Catharina hatte nicht Urſache, mit ſeinen ſie perſönlich betreffenden Aeußerungen unzufrieden zu ſeyn. Friedrich hatte ihren Gemahl beſchworen, ſie, wenn gleich nicht mit Zärtlichkeit, doch wenigſtens vor der Welt mit Hochachtung zu behandeln. Die Kaiſerin wurde dadurch bis zu Thränen gerührt; die anweſenden Senatoren verſtummten, und der Haß hörte ſofort auf. Die Kriegsbefehle wurden widerrufen, und der Friede beſtätigt.

Durch dieſe Revolution wurde Dännemark von der großen ſehr gegründeten Furcht befreyt, Holſtein zu verlieren, deſſen Eroberung Peters Lieblings-Entwurf war; ein Entwurf, den weder die Bitten und Vorſtellungen ſeiner Freunde, weder die nachdrucksvollen Erinnerungen des Preußiſchen Geſandten, Baron Goltz, den er ſehr hochſchätzte, noch Friedrichs wiederhohltes freundſchaftliches Abrathen vernichten konnten. Seine Forderung an Dännemark bezog ſich zwar nur auf gewiſſe Diſtricte in Holſtein und Schleswig, allein es war bey ihm auf alles angeſehn. Er beſtand darauf, das Land ſeiner Väter zu beſitzen, das ihm, wie er ſich oft in Geſprächen ausdrückte, lieber als die Hälfte ſeines Reichs ſey. Es waren 60,000 Ruſſen zu dieſer Eroberung beſtimmt, zu denen noch 6000 Preußen ſtoßen ſollten. Dieſe Armee wollte der Kaiſer ſelbſt commandiren; auch ſetzten ſich die Ruſſiſchen Truppen in Pommern und Preußen unter Romanzow's Anführung bereits in Marſch. Zu ihrem Unterhalt wurden in Greifenberg, Maſſow, Golnow und Stettin große Magazine angelegt, und ſechs und dreyßig Ruſſiſche Kriegsſchiffe waren zu Operationen auf den Däniſchen Küſten beſtimmt, womit ſich auch noch ſechzehn Schwediſche Kriegsſchiffe vereinigen ſollten.

In Dännemark war man in der äußerſten Beſtürzung. Zu einem Kriege fehlte hier nicht mehr denn alles. Die Flotte dieſes Königreichs, das beſte Bollwerk inſulariſcher Beſitzungen, obwohl nicht unberühmt, und fähig nach völliger Ausrüſtung beiden feindlichen, damahls wenig furchtbaren Flotten, die Spitze zu bieten, war ſchlecht bemannt, und überdem wegen Mangel an ſo vielen Nothwendigkeiten eine ſchleunige Ausrüſtung derſelben nicht denkbar. Beſonders aber war die Armee in dem elendeſten Zuſtande; Soldaten, des Kriegs ungewohnt, und ſchlecht unterhalten; Generale, die nie einen Feldzug mitgemacht hatten, und nichts von der Diſciplin, noch von der Tactik verſtanden; kein brauchbares Kriegsgeräthe, kein Pulvervorrath, keine tauglichen Gewehre, keine Magazine, und kein Geld. Da das leztere Bedürfniß hier das dringendſte war, ſo wie es nach dem Motto des berühmten Feldherrn Montecuculi die erſte und einzige Nothwendigkeit bey einem Kriege iſt *), ſo machten die Dänen der Stadt Hamburg einen Beſuch. Sie rückten vor die Thore, und zu Gewaltthätigkeiten gerüſtet, forderten ſie im Nahmen ihres Monarchen eine Million Banco-Thaler, in Form eines Darlehns. Die erſchrockenen Hamburger, die in dieſen Stunden der Betäubung nicht das Maaß der Kräfte ihres Gegners, nicht ſeine Lage und Verhältniſſe, ſondern bloß die nahe Hemmung ihres Handels, und die Verwüſtung ihrer Gärten, in Betrachtung zogen, bewilligten geſchwind das Verlangte, worauf die Dänen ſich ent-

---

*) Montecuculi pflegte zu ſagen: „zum Kriege gehören drey Dinge: das erſte iſt Geld, das zweyte iſt „Geld, und das dritte iſt Geld.“

fernten. Sie hatten nun Geld, und auch einen Anführer in der Perſon des aus Franzöſiſchen Dienſten getretenen Grafen St. Germain, der jedoch bey allen ſeinen tactiſchen Kenntniſſen, unbekannt mit dem Lande, mit deſſen Sprache und Sitten, den Kopf angefüllt mit Franzöſiſchen Begriffen und Kriegs-Grundſätzen, die hier nicht anwendbar, und mit Entwürfen, die nicht ausführbar waren, ein unvermögender Ober-Befehlshaber einer ſchlecht organiſirten Armee war; einer Armee, die ihn gleich von Anfang an haßte, und deren Zutrauen er nie gewinnen konnte. Sein Plan war, ohnweit Lübeck ein feſtes Lager zu beziehn, und hier die Ruſſen zu erwarten. Der Erfolg dieſes Kriegs war jedoch den unbefangenſten jeder Nation, ja den Dänen ſelbſt, nicht zweifelhaft. Alle dieſe höchſt gegründeten Beſorgniſſe hörten nun nach der Entthronung des Kaiſers mit einemmahl auf.

Friedrich war eben im Begriff die Oeſterreicher auf ihren verſchanzten Bergen anzugreifen, als er von Peters Fall die ſchreckliche Nachricht vernahm. Czernichef meldete ſie ihm nebſt dem vom Senat erhaltenen Befehl, mit ſeinem Corps ſogleich die Preußiſche Armee zu verlaſſen. Dieſer große Vorfall zerſtörte den ganzen Plan des Feldzugs, da zugleich aus Preußen und Pommern Berichte einliefen, daß die Ruſſen ſich rüſteten, die Feindſeligkeiten wieder anzufangen. Der König mußte bey den veränderten Geſinnungen des Ruſſiſchen Hofes erwarten, daß eben dieſes Corps in wenig Tagen abermahls zu ſeinen Feinden ſtoßen, oder abgeſondert gegen ihn agiren würde. Es hing von ihm ab, dieſe 10,000 Mann zu entwaffnen; allein er handelte auf eine ganz entgegen geſetzte Art. Er entließ die Ruſſen mit allen Beweiſen freundſchaftlicher Achtung. Sie wurden auf dem Rückmarſch eben ſo als wenn es noch ein Preußiſches Hülfs-Corps wäre, ſo lange ſie ſich in den Königlichen Ländern befanden, mit allem nöthigen verſehn. Das großmüthige Betragen des Königs verurſachte, daß die Ruſſiſchen Generale ſich ſehr ungern vom Preußiſchen Heer entfernten. Czernichef beſonders trennte ſich mit Leidweſen von Friedrich, der ihn wahrhaft Königlich beſchenkte.

Der befohlne Abmarſch der Ruſſen blieb einige Tage ein Geheimniß, ſo wohl für dieſe Truppen ſelbſt, als für die Preußen; auch im Oeſterreichiſchen Lager ahnete man nichts davon. Es waren Anſtalten in Rückſicht auf die Verpflegung eines ſo großen marſchirenden Corps erforderlich, die nicht in einem Tage gemacht werden konnten. Nach drey Tagen ſollte der Abmarſch geſchehen. Dieſe koſtbare Zeit benutzte Friedrich auf eine meiſterhafte Art. Er beſchloß die Verſchanzungen der Oeſterreicher, auf den Anhöhen bey Burkersdorf, jetzt ohne Verzug anzugreifen, wobey er den Vortheil hatte, daß die Ruſſen immer noch ihren Raum in der Schlachtordnung einnehmen, und ſich bey einem Anfall vertheidigen würden; auch war er gewiß, daß Daun einen Theil ſeiner Truppen dieſem Corps entgegen ſetzen, und ſich dadurch ſchwächen müßte. Zugleich wünſchte er auch den Ruſſen bey ihrem Abſchiede einen in die Sinne fallenden Beweis von dem Muth und der Kriegs-Geſchicklichkeit der Preußen zu geben. Um Dauns Aufmerkſamkeit zu zerſtreuen, und den Gedanken einer feindlichen Poſition auf ſeiner rechten Flanke von ihm zu entfernen, mußten ihn mehrere kleine Corps unter den Befehlen des Prinzen von Wirtemberg, der Generale Manteufel, Gablenz, und Ramin, mit Angriffen bedrohen. Nachdem alle dieſe Maaßregeln genommen waren, wurde den 20ſten Julius, ſo bald es Nacht war, an einer großen Batterie in der Ebene gearbeitet, die vor den verſchanzten Bergen lag.

Dieſe Berge waren hoch und ſteil, mit Paliſaden und Verhacken umgeben; auf den Gipfeln befanden ſich gewölbte Redouten; einige Berge waren durch Hohlwege von einander getrennt, andre aber durch Verſchanzungen verbunden. Alle dieſe Poſten commandirte der General O' Kelly. Man hatte bey Tage auf der Ebene keine Spur eines Preußiſchen Lagers, ja nicht einmahl ausgeſtellte Poſten geſehen; jetzt aber in der Nacht formirte man eine Truppen-Linie, die bey anbrechendem Tage in Schlachtordnung ſtand. Eine ungeheure Batterie mit fünf und vierzig Haubitzen und zwölf großen Canonen beſetzt, war fertig, und ſchien in wenig Stunden aus der Erde hervor gewachſen. Eine andre von dreyßig ſchweren Canonen hatte man auf einer kleinen Anhöhe errichtet. So bald man nur bey anbrechendem Tage um ſich ſehen konnte, fingen die Preußen ein entſetzliches Feuer an. Die Oeſterreichiſche Cavallerie, die in den Thälern zwiſchen den Bergen poſtirt war, wurde, durch die Haubitz-Grenaden begrüßt, in große Unordnung gebracht, und tief in die Schlucht der Berge getrieben, wobey ſie die neben ihr zur Unterſtützung der Berg-Beſatzungen poſtirte Infanterie über den Haufen rannte, und mit ſich in die Flucht riß. Nun griff man die Verſchanzungen ſelbſt mit einem heftigen Bombardement, und mit Stürmen in den Flanken und im Rücken an. Verſchiedene der beſten Preußiſchen Regimenter unter Anführung des Generals Möllendorf wurden zu dieſem gefährlichen Dienſt beſtimmt. Weder die ſenkrechten Berge mit ihren aufgeworfenen Erdhaufen und Wolfsgruben, noch die Paliſaden und Canonen, die aus jedem Berg ein Fort machten, konnten die Fortſchritte der Preußen hemmen. Es wurde auf allen Seiten geſtürmt, wo man nur feſten Fuß hinſetzen konnte. Der General Möllendorf fand durch einen Buſch einen minder beſchwerlichen Zugang zu dieſen Anhöhen. Er benutzte ihn ſofort, und da wegen des ſteilen Abhangs keine Pferde heran konnten, ſo griffen die Soldaten vom Regiment des Kronprinzen eine Canone an, und trugen ſie den Berg hinauf. Der Feind floh nun allenthalben, und in vier Stunden waren alle dieſe mit ſo großer Mühe verſchanzten Berge erobert, 1400 Mann von den Feinden getödtet, und 2000 zu Gefangenen gemacht. Man erbeutete eine Anzahl

zahl Canonen, und trieb die Oeſterreicher ganz auf ihre Haupt-Armee zurück. Der für die Oeſterreicher ſo wichtige Paß bey Leutmannsdorf war bey dieſem Gefecht ebenfalls verlohren gegangen. Daun hatte den General Brentano mit einem Corps den Angegriffenen zu Hülfe geſchickt, allein er kam zu ſpät, und wurde jetzt zur Flucht mit fortgeriſſen. Auch aus Schweidnitz thaten die Oeſterreicher einen Ausfall, allein ſie wurden bald wieder zurück gejagt.

Während dieſes Vorganges waren alle Truppen, ſo wohl Preußen als Ruſſen, ſo entfernt ſie auch vom Kampfplatz ſeyn mochten, unter Waffen, um die große Oeſterreichiſche Armee zu beobachten, die ſich jedoch ruhig verhielt. Aber noch den nämlichen Abend verließ Daun ſeine Stellung, und zog ſich weiter in die Gebirge zurück. Die vornehmſten Ruſſiſchen Generale befanden ſich als Zuſchauer beym König in den Kampfthälern. Dies war ein außerordentliches Kriegs-Schauſpiel, das Friedrich den abziehenden Ruſſen zur Erinnerung auf den Weg gab. Er hatte die Zufriedenheit, dieſe ſeine Alliirten in den wenigen Wochen ihrer Anweſenheit nie gebraucht zu haben. Die Coſaken ausgenommen, die mit dem General Neuwied nach Böhmen marſchirten, ſtand das Ruſſiſche Corps allemahl ruhig in ſeinen Lägern. Kein Ruſſe blutete für den König von Preußen, der nach wie vor ohne fremden Beyſtand mit ſeinen Feinden focht.

Den nächſtfolgenden Tag nach dieſem großen Gefecht am 22ſten Julius verließen die Ruſſen die Preußiſche Armee. Die Befehlshaber ſehr ungerne, weil ſie keine ſolche Kriegsſchule mehr zu finden hofften; der gemeine Soldat aber gerne, weil er außer ſeinem Brot, das ihm regelmäßig gereicht wurde, an andern Lebensmitteln Mangel litt, die er bey ſeinem ſehr geringen Solde nicht vermögend war zu kaufen, und in Schleſien nicht geplündert werden konnte. Zwey Pfund Brot täglich, ohne andre Speiſe, war für den Ruſſiſchen Magen nicht hinreichend. Dieſe hungrigen Krieger zeigten daher, wenn ſie Preußiſche Officiere ſahen, mit Achſelzucken auf ihren Mund, und manche liefen ins Lager der Preußen um Brot zu bekommen; erhielten ſie welches aus Mitleiden, ſo warfen ſie ſich dankend ihren Wohlthätern zu Füßen, und eilten damit wie mit einer Beute zurück.

Der Wiener Hof war jetzt in großer Beſorgniß wegen der Türken, da die Zeit des Waffen-Stillſtands mit der Pforte zu Ende war. Es wurde daher der Baron Penkler, der ſchon ehedem einen langen Aufenthalt in Conſtantinopel gemacht hatte, und mit der Türkiſchen Sprache bekannt war, als Geſandter mit koſtbaren Geſchenken an den Sultan geſchickt. Der König erwartete dennoch den Anmarſch der Türken im September. Dieſe Hoffnung, und ſeinen Plan im Fall eines Unglücks, äußerte er in ſeinem geheimen Briefwechſel mit dem Herzog von Bevern. Wäre ihm der Angriff der verſchanzten Berge nicht gelungen, ſo war ſein Entwurf, nach dem Abſchied der Ruſſen blos Neiße und Coſel zu decken, bis die Türken ſich zeigten. Der Herzog von Bevern mußte ſich daher vor dem Gefecht bey Burkersdorf mit ſeinem Corps nach Coſel, und der General Werner mit einem andern Corps nach Neiße ziehn.

Daun hatte durch dies unglückliche Poſtengefecht bey Burkersdorf alle Communication mit Schweidnitz verlohren, und der Weg dahin war jetzt von allen Seiten dem König offen, der nun die letzten Anſtalten zur Belagerung dieſer Feſtung machte. Er rief den

Herzog von Bevern aus Mähren zurück, wo er einen Einfall gethan, und wo der unter ihm commandirende General Werner viele Vortheile erfochten hatte; alle andre Betrachtungen aber mußten jetzt der Eroberung von Schweidnitz nachgeſetzt werden. Dieſe Truppen bedeckten das aus Neiße kommende ſchwere Geſchütz, deſſen Mangel die Belagerung bisher verzögert hatte. „Friedrich drang unaufhörlich auf die Beſchleunigung des Marſches, worauf der Herzog antwortete: „Alles was „Menſchen und Vieh nur aushalten können, „ſoll und muß geſchehn.„

Die Belagerungs-Anſtalten waren ungeheuer; nur allein die beiden Kreiſe von Neuſtadt und Leobſchütz mußten 365 Knechte, 730 Pferde und 666 vierſpännige Wagen liefern. Mitten unter dieſen Zubereitungen zog ſich Daun aufs hohe Eulen-Gebirge, und ſchien am gegenwärtigen Glück ſeiner Waffen zu verzweifeln; auch hatte er das Unglück, den General Draskowitz, einen der beſten Oeſterreichiſchen Feldherren, zu verlieren, der ohnweit Neiße gefangen wurde. Die Belagerung nahm jedoch erſt den 8ten Auguſt ihren Anfang. Der General Tauenzien wurde, aus Breslau abgerufen, und erhielt das Commando des Belagerungs-Corps, das aus vier und zwanzig Bataillonen Infanterie nebſt einigen Regimentern Cavallerie beſtand, und mit einer ſehr zahlreichen Artillerie verſehn war. Eine Armee unter dem König, und ein Corps unter dem Herzog von Bevern, deckten dieſe Belagerung. Sie war, militairiſch betrachtet, die merkwürdigſte des ganzen Krieges, ſo wohl in Anſehung der Kunſt des Angriffs und der Vertheidigung, als wegen der Dauer und mancherley Nebenumſtände. Es ereignete ſich dabey ein Vorfall, der noch nie erhört war. Zwey Franzoſen, zwey alte Freunde und vormahlige Kriegs-Cameraden, Gribauval und Le Fevre commandirten als Ingenieure inn- und außerhalb der Feſtung. Der erſtere ſtand noch in Franzöſiſchen Dienſten, war aber von Ludwig dem funfzehnten wegen ſeiner großen Fähigkeiten zur Oeſterreichiſchen Armee geſandt worden, und Le Fevre diente jetzt dem König Friedrich. Beide waren Schriftſteller. Beide hatten in Anſehung der Belagerungskunſt eigne Syſteme, die ſie öffentlich in ihren Schriften vertheidigt hatten. Nun zeigte ſich die ſeltene Gelegenheit, die Güte ihrer Theorien durch die Ausübung gegen einander vor den Augen aller cultivirten Nationen zu beweiſen. Die Materialien zu dieſen Experimenten, Menſchenblut, Eiſen und Pulver, waren ihren Verſuchen überlaſſen. Le Fevre wollte vorzüglich durch Minen die Feſtung einnehmen, und zwar in kurzer Zeit. Er erfüllte aber ſein Verſprechen nur ſehr unvollkommen, und war genöthigt großentheils nach den alten Regeln zu verfahren.

Auf die Preußiſche Aufforderung zur Uebergabe der Feſtung, gab der Commandant zur Antwort: er würde ſuchen den Ruhm der Oeſterreichiſchen Waffen zu behaupten, und ſich die Achtung Sr. Preußiſchen Majeſtät zu erwerben. Das Bombardement nahm nun den Anfang; es war ſehr lebhaft, und wurde Tag und Nacht ununterbrochen fortgeſetzt. Eben ſo lebhaft war die Vertheidigung. Die Artillerie in der Feſtung wurde ſehr wohl bedient, und faſt alle Nächte geſchahen Ausfälle, jedoch mit geringer Wirkung.

Daun ermannte ſich auf ſeinen Gebirgen; entſchloſſen den Ort zu entſetzen, wartete er nicht länger als ſechs Tage mit ſeinem Verſuch, deſſen guter Erfolg ihm unfehlbar ſchien. Zwiſchen dem Oeſterreichiſchen Heere und Schweidnitz, bey Reichenbach, ſtand das groſe Preußiſche Corps unter dem Herzog von Bevern, von der Königlichen Armee abgeſondert. Dieſes ſollte von allen Seiten angegriffen, und vernichtet werden, noch ehe der entfernte König Hülſe ſenden könnte. Man rechnete auf die große Uebermacht, und hoffte in dieſer nicht ganz ungleichen Lage der Dinge, die Scene von Maxen hier erneuert zu ſehn. Vier Corps unter Laſcy, O'Donel, Beeck und Brentano, griffen die Preußen zu gleicher Zeit von vorne, auf beiden Flügeln, und im Rücken an. Der Herzog verhielt ſich dabey wie ein großer Feldherr. Die Feinde fielen in die Bagage der Preußen, die ganz verlohren zu ſeyn ſchien. Einige Generale wollten ſie mit ihren Brigaden vertheidigen, allein der Ober-Befehlshaber verbot es. „Wenn wir geſchlagen „werden,„ ſagte er, „ſo dürſten wir in unſrer „Lage ſchwerlich etwas von der Bagage retten; „ſiegen wir aber, ſo ſoll ſie bald wieder un„ſer ſeyn.„ Dieſem weiſen Grundſatz zufolge, wodurch Friedrich auch im Jahr 1745 die Schlacht bey Soor gewann, überließen die Preußen jetzt ihre Bagage der Plünderung der Feinde, und fochten ohne ſich zu trennen. Der General Beeck ſetzte ſeinen Angriff mit ſo viel Klugheit als Nachdruck fort, und erlangte einige Vortheile; allein er wurde von Laſcy und Brentano ſchlecht unterſtützt. Die Preußen machten indeſſen allenthalben Front, und verließen ſich auf die Thätigkeit ihres Königs, der ſie nicht verlaſſen würde.

Das Vertrauen der Truppen war auch nicht vergebens; denn gleich nach den erſten Canonen-Schüſſen hatte ſich der Prinz von Wirtemberg zu Pferde geworfen, und eilte an der Spitze der Reiterey des Königs mit verhängtem Zügel herbey, und ſo ſtürzte er auf O'Donels Corps los, das gleich über den Haufen geworfen wurde. Dieſer Cavallerie folgte in vollem Trabe die ſo genannte reitende Artillerie von der Königlichen Armee, und hinter ihr Friedrich ſelbſt an der Spitze eines Huſaren-Regiments, dem einige Brigaden Infanterie nacheilen mußten. Noch vor der Ankunft dieſer Brigaden aber waren die Feinde ſchon ganz aus dem Felde geſchlagen. Ihr Verluſt war 1200 Todte und Verwundete, und 1500 Gefangene. Die Preußen zählten 1000 Todte und Verwundete; auch ſie hatten einige hundert Mann als Gefangene eingebüßt. Von ihrer geplünderten, jetzt aber von den Feinden wieder im Stiche gelaſſenen Bagage war nur ſehr wenig verlohren gegangen.

Viele hohe und niedre Befehlshaber hatten bey dieſem Treffen große Tapferkeit gezeigt, die der Herzog belohnt zu ſehn wünſchte; allein der König ſchlug es ab, mit folgender Aeußerung: „Wenn Diſtinctionen bey „jeder Gelegenheit erfolgen ſollen, wo ein „Officier dasjenige thut, was ſein Devoir „an ſich erfordert, ſo müßten ſie gar zu gemein „werden, und würden endlich aufhören wirk„lich Diſtinctionen zu ſeyn.„ Daun marſchirte nun nach Glatz, und überließ Schweidnitz ſeinem Schickſal.

Die Belagerung wurde mittlerweile, ohne die Regiments-Artillerie zu rechnen, durch acht und ſechzig Canonen, und zwey und dreyßig Mörſer und Haubitzen beſtändig fortgeſetzt. Die Beſatzung, obgleich ohne Hoffnung des Entſatzes, verlohr dennoch den Muth nicht. Es fehlte in der Feſtung nicht an Lebensmitteln, die der Soldat wohlfeil kaufen konnte; überdem erhielt ein jeder des Morgens ein Glas Branntwein, und des Mittags einen Trunk Wein. Zufolge einer geheimen Inſtruction, die der Feldmarſchall Daun gleich nach dem Treffen bey Reichenbach ertheilt hatte, verlangte der Commandant, General Guaſco, zu capituliren. Er wollte einen freyen

Abzug haben, der aber rund abgeſchlagen wurde. Tauenzien berief ſich dabey auf eine ſehr ſonderbare Aeußerung des Generals Laudon, der, da er noch im vorigen Jahr mit dem Markgrafen Carl von Preußen wegen eines Cartels Briefe wechſelte, ausdrücklich erklärt hatte, daß ſein Hof ſich nicht verbunden hielte, weder das dem Könige wegen Auswechſelung der Gefangenen gegebene Wort zu halten, noch überhaupt irgend eine andre Zuſage zu erfüllen. Sechs Tage nachher erneuerte der Commandant den Antrag, erbot ſich, alles Geſchütz, ſo wie ſämmtliche Magazine und Caſſen zu überliefern und dabey mit ſeiner abgezogenen Beſatzung in Jahres Friſt nicht wider den König zu dienen. Auch dieſer Antrag wurde kaum angehört. Es gelang bald nachher einem Kaiſerlichen Officier durch die Preußiſchen Vorpoſten zu kommen, der dem General Guaſco den Befehl brachte, bis zur äußerſten Noth auf den Punct eines freyen Abzugs zu dringen.

Le Fevre's künſtliche Minen erforderten jedoch viel Zeit, und thaten anfangs nur geringe Wirkung. Es waren ſo genannte Druckkugeln; eine vortreffliche Erfindung Belidors, wodurch die Mineur-Wiſſenſchaft ſo wohl in ihren Grundſätzen, als in der Ausübung eine große Erweiterung bekam, und womit man jetzt zum erſtenmahl ernſtliche Verſuche machte. Der mannigfaltige Zweck dieſer Druckkugeln war, in einer Entfernung von dreyßig bis vierzig Fuß durch Sprengung der Minen die Gallerien der Belagerten einzudrücken, die Centreſcarpe in den Feſtungsgraben zu werfen, ſich einen neuen geſicherten Angriffsort einzurichten, und den bedeckten Weg und die Außenwerke ohne Sturm und Verluſt zu öffnen; dagegen aber konnte man vermittelſt dieſer Erfindung, gegen die Belagerer angewandt, außer dem Eindrücken ihrer Minen und der Zerſtörung ihrer Logements auch ihre Breſch-Batterien in die Luft ſprengen, und die Canonen gegen die Stadt werfen. In dem Lauf dieſer Belagerung wurden viele ſolcher Druckkugeln zubereitet, gefüllt, und angezündet, wovon aber einige ganz mißglückten. Es wurden unterirdiſche Horchgänge gemacht, um den Gang und die Nähe der entgegen geſetzten Minen auszuſpähen. Bisweilen begegneten ſich die beiderſeitigen Mineure unter der Erde, da ſie dann, ſo lange ſie durch Erdwände abgeſondert waren, Stankkugeln gebrauchten, die mit dem ekelhafteſten Geruch, Rauch und erſtickende Dünſte verbreiteten, hernach aber, wenn ſie einander anſichtig wurden, mit ihren Piſtolen kämpften. In einer größern Entfernung bediente man ſich der Dampf-Minen, wodurch, wenn ſie glückten, nicht allein die feindlichen Erdwühler erſtickt, ſondern auch ihre Minen-Gänge eingeſtürzt wurden.

Die Kaiſerlichen Mineure waren den Preußiſchen an Anzahl ſehr überlegen, wodurch viele Verſuche der letztern vereitelt werden mußten. Es war im eigentlichſten Verſtande ein unterirdiſcher Krieg, der mit allen nur erdenklichen Chicanen geführt wurde, und wobey die Preußen keine Vortheile hatten. Le Fevre war in der größten Verzweiflung, da hohe und niedre Befehlshaber beym Preußiſchen Heer ihm mit Kaltſinn, ja mit Verachtung begegneten. Sein militairiſcher Ehrgeitz und ſein Autor-Ruhm waren zu gleicher Zeit auf das tiefſte gekränkt; er weinte über ſeine fehl geſchlagene Hoffnung als Belagerer, und über ſeine von ihm ſelbſt vernichtete glänzende Theorie, die ſeinen Nahmen unſterblich machen ſollte, und ſuchte jetzt nichts weiter als den Tod, daher er ſich auch an die gefährlichſten Oerter hinwagte. Der König wurde durch die Verzweiflung dieſes Officiers ſo gerührt, daß er, der höchſt ſelten einem Befehlshaber ſein Unglück, nie aber ihm ſeine Unfähigkeit verzieh, ſo wohl die Aufopferung von ſo viel Geld und Blut, als die ſo lange gehemmten Operationen im Felde vergaß, und den unglücklichen Le Fevre ſelbſt tröſtete.

Das Feuer über der Erde wüthete indeſſen unaufhörlich unter beiden Theilen. Jede Stunde, bey Tage und bey Nacht, hatte ihre Todten. Die Kaiſerlichen in Schweidnitz fühlten dieſe ſchreckliche Lage am meiſten. Ihre Freywilligen, die bisher die gefährlichſten Arbeiten unternommen, fingen nun an es überdrüſſig zu werden. Die Belohnungen, die ſie erhielten, waren für ſie ſichere Unterpfänder des Todes. Man hob alle ſchwere Unternehmungen für ſie auf, daher ihre Anzahl ſich täglich, ja ſtündlich verringerte. Alle Oeſterreichiſche Ingenieur-Officiere waren todt, oder verwundet. Die ſchweren Canonen hatten keine Lavetten mehr, und bey den leichten Canonen fingen auch die Kugeln an zu fehlen.

Es geſchah indeß manche ausgezeichnete That. Der Kaiſerliche Hauptmann Brady vertheidigte eine Schanze, aus welcher ſeine Soldaten geflohen waren, mit funfzehn Mann gegen viele hundert ſtürmende Preußen, die ſchon halb die Bruſtwehr erſtiegen hatten, und jetzt von ihm und ſeinen wenigen tapfern Mitſtreitern durch Senſen herunter gemähet wurden. In dem Augenblick, da alle ſeine Kräfte erſchöpft waren, erhielt er Hülfe und behauptete ſeinen Poſten. Eine andere Heldenthat verrichtete der Kaiſerliche Lieutenant Waldhüter mit einer tapfern Schaar. Es war von einem höchſt nöthigen, aber auch einem höchſt gefährlichen Ausfall in einen Abgrund die Rede, um die drohende Wirkung von drey faſt vollendeten Preußiſchen Minen zu hemmen. Waldhüter erbot ſich zu dieſer Unternehmung, wählte zu ſeinen Gehülfen zwey und dreyßig Ungarn, und mit dieſen ſtürzte er ſich in einen ſo genannten Trichter, eine Tiefe von zwanzig Fuß, wo die ſie erwartenden Preußen auf einem Knie ruhten, und die aufgepflanzten Bajonette in die Höhe hielten. Diejenigen, die ſich hier nicht ſpießten, fielen mit dem Säbel in der Fauſt die Preußen ſo wüthend an, daß dieſe mit großem Verluſt davon flohen.

Friedrich beſuchte fleißig die Laufgräben, und war mit den unerwarteten Verzögerungen ſehr unzufrieden. Er machte ſelbſt zweckmäßige Anordnungen, die ſeine nicht geringe Einſicht in die Belagerungskunſt bewieſen, und ließ auch eine Breſche-Batterie errichten. Die Eroberung dieſes Orts ſchien jedoch vielen ſehr zweifelhaft, und es war nach einer zweymonatlichen Blutarbeit gewiß, daß Schweidnitz in ſehr kurzer Zeit entweder eingenommen, oder die Belagerung aufgehoben werden müßte.

Ein eigner Ehrgeitz Friedrichs, jetzt keine Bedingungen von den belagerten Feinden anzuhören, hatte dieſe üble Lage erzeugt. Der Commandant, um ſich außer Verantwortung zu ſetzen, bat um Erlaubniß einen Officier an Daun zu ſchicken. Auch dieſes wurde verweigert, und dadurch die Belagerung mit einem höchſt unnützen Aufwand an Menſchenblut, an Zeit, und an Geld, um drey Wochen verlängert. Endlich kam ein Zufall den Belagerern zu Hülfe. Eine Preußiſche Haubitz-Grenade ſchlug in der Feſtung durch einen Balken in einen Gang, und von da in ein mit eilf Centner Pulver gefülltes Magazin, deſſen Thüre man offen gelaſſen hatte, und zündete es an. Eine ganze Baſtion vom Fort Jauernick mit zwey Oeſterreichiſchen Grenadier-Compagnien wurden dadurch in die Luft geſprengt; acht Officiere mit ihrem Befehlshaber, dem Major Berthold, einem ſehr tapfern Mann, die an dieſem Ort Tafel hielten, wurden dabey nebſt 200 Gemeinen in einem Nu Opfer des Todes.

Es war ein gewaltiger Riß in dem Feſtungsbau geſchehen, und der Zugang zum Angriff war erleichtert. In der darauf folgenden Nacht ließen die Belagerer die vierte Druckkugel ſpringen, die acht und vierzig Fuß lang verdämmt, und deren Wirkung erſtaunlich war. Alle benachbarte Minen-Gänge der Feſtung ſtürzten ein, dabey wurde ein Theil des bedeckten Weges in die Luft geſprengt, und eine Breſche gemacht; auch war das Terrain von dem Grunde bis auf die Bruſtwehr mit der ausgeworfenen Erde bedeckt. Nun wurden alle Anſtalten zu einem Sturm getroffen. Guaſco aber wartete dieſen nicht ab. Er ergab ſich am folgenden Morgen, acht Stunden nach Sprengung der Mine. Es war am 9ten October, drey und ſechzig Tage nach geöffneten Laufgräben. Die noch übrige Beſatzung, 9000 Mann ſtark, wurde zu Kriegsgefangenen gemacht.

Der König ehrte des Commandanten bewieſene Tapferkeit, und zog ihn zur Tafel.

Er vergaß großmüthig, daß dieſer Italiäner bey der Eroberung von Dresden ſich gegen die Preußiſche Beſatzung ſehr unanſtändig betragen, und die Capitulation des Generals Schmettau ſchändlich gebrochen hatte. Die ſeinige wurde pünctlich gehalten, ſo wie alle andre, wo die Preußen als Sieger die Artikel unterzeichneten. Sie fanden jetzt in der Feſtung 352 Stück Geſchütz, 55,400 Kugeln, Bomben, Grenaden, und noch über 1000 Centner Pulver; desgleichen an Proviant 2000 Centner Mehl, 740 Centner Zwieback, und 25,000 Brote. Dieſe Belagerung koſtete den Preußen 3033, und den Oeſterreichern 3552 Todte und Verwundete. Die erſtern hatten dabey 172,163, und die letztern 125,453 Bomben- und Canonen-Schüſſe gethan.

Die Gefangenen, ſo wohl Officiere als Gemeine, wurden nach Preußen geſchickt. Denjenigen, die Geld hatten, verſtattete man zu Lande dahin zu reiſen, die andern aber wurden auf Königliche Koſten auf Schiffen von Stettin aus transportirt. Ein ſchrecklicher Sturm überfiel dieſe kleine Flotte. Die Menſchen, die ſo lange in der Belagerung dem Tode getrotzt, und raſtlos mit andern

Menſchen gekämpft hatten, mußten jetzt noch mit den Elementen kämpfen. Einige Schiffe ſanken mit ihren ganzen Ladungen in den Abgrund des Meers; andre aber wurden auf die Küſten von Pohlniſch-Preußen geworfen, bey welcher Gelegenheit ſich einige hundert Gefangene in Freyheit ſetzten, und durch Pohlen ihren Weg nach Hauſe nahmen.

Das Volk in Wien war bey dieſer Gelegenheit gegen Daun außerordentlich aufgebracht. Dieſe Erbitterung ging ſo weit, daß man der Gemahlin des Feldmarſchalls, wenn ſie nach Hofe fuhr, Spottreden ins Geſicht ſagte, und ihre Caroſſe mit einem Hagel von Schlafmützen, als Hieroglyphe der Unthätigkeit ihres Gemahls, begrüßte. Bald erſchienen Schmähſchriften, bald ſatiriſche Kupferſtiche, die an dem Pallaſte Dauns, ja ſelbſt an der Kaiſerlichen Burg angeheftet wurden. Einer dieſer Kupferſtiche zeigte ſo viel Witz als Wahrheit. Er ſtellte die Belagerung von Schweidnitz vor. Guaſco, auf den Wällen der Feſtung ſtehend, ſchrie um Hülfe. In einer großen Entfernung ſahe man die Dannſche Armee als Zuſchauer der Scene in Parade. Der Feldmarſchall ſaß vor der Fronte in einem Armſtuhl mit einer großen Nachtmütze auf dem Kopfe, wobey er den vom Pabſt empfangenen geweiheten Degen mit beiden Händen empor hielt, als wenn er den Truppen ſeinen Segen geben wollte. Dieſer Päbſtliche Degen ſteckte in der Scheide, auf welcher man die Worte las: „Du ſollſt nicht „tödten!„ Zur Linken des Feldmarſchalls ſtand Laudon, mit niedergeſchlagenen Augen und auf den Rücken gebundenen Händen; zur Rechten, Laſcy, mit einer Pergament-Rolle in der Hand, mit der Ueberſchrift: „Plan des Feldzugs von 1763„; auf dem Pergament ſelbſt aber ſtand nichts. Die übrige Generalität war in drey Gruppen vertheilt, von denen eine ſich ſchlaftrunken die Augen wiſchte, die zweyte die Hände über dem Kopf zuſammen ſchlug, und die dritte hämiſch lächelte.

Der König machte nun Anſtalten nach Sachſen zu marſchiren. Da er jedoch, durch die unglückliche Erfahrung vorſichtig gemacht, wegen ſeiner Schleſiſchen Feſtungen nicht ohne Sorgen war, ſo traf er alle mögliche Verfügungen, ſie in ſeiner Abweſenheit gegen Ueberrumpelung zu ſichern; auch ließ er den Herzog von Bevern mit einem ſtarken Corps in Schleſien zurück. Bevor er aber ſelbſt aufbrach, ſchickte er den General Neuwied mit zwanzig Bataillons und fünf und vierzig Eſcadrons voran nach Sachſen, um die Armee des Prinzen Heinrich zu verſtärken. Dieſer Feldherr war hier auch ſehr thätig geweſen. Der General Belling, der bisher gegen die Schweden geſtanden, hatte nach dem mit dieſer Nation geſchloſſenen Frieden Mecklenburg verlaſſen, und Heinrichs Armee verſtärkt. Nun fand ſich dieſer Prinz ſtark genug vorzurücken und lange Zeit die Vereinigung der Oeſterreicher mit den Reichs-Truppen zu verhindern. Er griff bey Döbeln den Oeſterreichiſchen General Serbelloni an, und ſchlug ihn mit einem Verluſt von 2000 Mann in die Flucht. Serbelloni fiel einige Wochen nachher nun ſeinerſeits die Preußiſchen Vorpoſten an; allein er wurde zurück getrieben, und büßte abermals 1000 Mann ein. Es iſt merkwürdig, daß, als dieſer Feldherr zum erſtenmahl von Wien aus zur Armee reiſte, die Kaiſerin ihm die Regel ans Herz legte, ſich vor der großen Thätigkeit des Königs in Preußen in Acht zu nehmen. Noch andre große Gefechte fielen vor unter des raſtloſen Seydlitz Anführung bey Auerbach und bey Töplitz, wobey auch dieſer General die Feinde ſchlug, ihnen 600 Wagen abnahm, und eine Menge Gefangene machte. Auch der General Kleiſt zeigte ſeinen gewöhnlichen vom Glücke begleiteten Muth; er griff den Oeſterreichiſchen General Zettwitz ohnweit Waldheim an, und nahm ihn mit 2000 Mann gefangen. Bald darauf machte er noch bey Oedern 500 Gefangene.

Indeſſen erlebten die Reichs-Truppen auch einen Triumph. Sie griffen mit ihrer ganzen Cavallerie ein Preußiſches Detachement an, das der vierfach ſtärkern Macht unterlag, und 500 Mann einbüßte. Belling that auch einen Einfall in Böhmen, und ſtreifte brandſchatzend bis Eger. Der Wiener Hof, aufgebracht über dieſe häufigen Unfälle, nahm Serbelloni das Commando, und ertheilte es Haddik, der auch mehr Thätigkeit zeigte, und den Prinzen Heinrich mehr als einmal nöthigte ſeine Stellung zu ändern. Eine Schlacht war erforderlich, wenn die Subſiſtenz der Preußen nicht eingeſchränkt werden ſollte. Heinrich hatte ſich bey Freyberg gelagert, und ein großes Corps der Oeſterreicher unter dem General Campitelli hatte während der Zeit ſich mit den Reichs-Truppen vereinigt, die der Prinz von Stolberg commandirte. Dieſe Truppen glichen bey ihren Kriegs-Operationen dem metallenen Pferde, das, wie der Marſchall von Sachſen ſagt, zwar immer den Fuß aufhebt, aber nicht von der Stelle kommt. Die vereinigten Feinde verließen ſich jetzt auf ihre Uebermacht, und gaben den Preußen eine vortheilhafte Gelegenheit zu ſchlagen. Die Schlacht geſchah bey Freyberg den 29ſten October. Sie dauerte nur zwey Stunden, allein ſie war blutig, und entſcheidend. Die Oeſterreichiſchen leichten Truppen wurden über den Haufen geworfen, die Reichs-Armee in ihren Verſchanzungen angegriffen, und bis über die Mulde zurück geſchlagen. Die regulären Regimenter der Oeſterreicher, die auch ein Preußiſches Corps vor ſich ſahen, hielten ſich allein zu ſchwach, den Preußen den Sieg ſtreitig zu machen; ſie fochten nicht lange, und flohen, aus dem Felde geſchlagen, und verfolgt von der Preußiſchen Cavallerie unter Anführung des Generals Seydlitz, dem man auch den glücklichen Ausgang der Schlacht größtentheils zuſchreibt. Die Sieger zählten an dieſem Tage 1400 Todte und Verwundete; die Feinde hatten deren über 3000; 4400 Mann von ihnen waren gefangen, und 28 Canonen, 9 Fahnen, nebſt vieler Bagage und einer Menge Munitions-Wagen erbeutet worden.

Einige Tage nach der Schlacht langte der General Neuwied mit ſeinem Corps in dieſer Gegend an. Er hatte den Auftrag, die Höhen bey Weißig ohnweit Dresden zu beſetzen, und dieſe Reſidenz von der Neuſtadt-Seite abermahls zu bombardiren. Er kam aber zu ſpät; denn Daun hatte auch ein Corps aus Schleſien abgeſchickt, um die Uebermacht in Sachſen zu behalten, und dies Corps unter dem Prinzen Albert hatte dieſe wichtigen Anhöhen früher in Beſitz genommen.

Die geſchlagenen Armeen marſchirten nach Böhmen, wohin ihnen Kleiſt mit einem fliegenden Corps von 6000 Mann nachgeſchickt wurde, der dort verſchiedene Magazine zerſtörte, und faſt bis an die Thore von Prag brandſchatzte. Dieſer General hatte vom König den Befehl, eine Anzahl Dörfer zu verbrennen, um, wegen der im Churfürſtenthum Brandenburg von den Oeſterreichern verübten Grauſamkeiten, Repreſſalien zu brauchen. Der edeldenkende Kleiſt vollzog dieſen Befehl auf eine muſterhafte Art. Er ließ eine Menge Stroh und Reiſig auf einen hohen Berg zuſammen tragen, und in Brand ſetzen; dabey wurden auch einige elende Hütten in der Nähe angezündet, nachdem man ihren Bewohnern Zeit genug gegeben hatte, alle ihre Habſeligkeiten zu retten.

Der König erhielt die Nachricht von der bey Freyberg gewonnenen Schlacht auf ſeinem Marſch nach Sachſen. Die Winter-Quartiere ſeiner Truppen wurden dadurch beſchleunigt. Er zog eine Kette von Thüringen durch Sachſen, durch die Lauſitz, und durch Schleſien, und ſchloß mit den Oeſterreichern einen Waffen-Stillſtand. Dieſe hatten von allen ihren Eroberungen jetzt, am Ende des ſiebenten Feldzugs, nur noch einen kleinen Diſtrict bey Dresden, und die Grafſchaft Glatz inne. Sie fanden den von den Ruſſen befreyten König von Preußen nun zu mächtig, wünſchten ſich Erhohlung, und waren daher mit dem Waffen-Stillſtand ſehr wohl zufrieden, der ſich jedoch nur auf Sachſen und Schleſien erſtreckte.

Die Alliirten hatten den Feldzug mit ungünſtigen Ausſichten eröffnet. Obgleich 20,000 Mann Ruſſen zu ihnen ſtoßen ſollten, deren Marſch bereits regulirt war, und für welche man auch ſchon Magazine anlegte, ſo kamen ſie doch nicht; dabey ſchien auch die Hauptſtütze in England zu ſinken. Das neue Brittiſche

Miniſterium war, wie oben geſagt, dem Kriege in Deutſchland ſehr abgeneigt, und zeigte daher nicht den geringſten Eifer, Ferdinands Operationen zu unterſtützen. Da es jedoch dem herrſchenden Miniſter, Lord Bute, noch nicht rathſam ſchien, dem Willen der ganzen Nation Hohn zu ſprechen, ſo wurde im Frühling eine Anzahl Recruten, wie auch ein neues Regiment Bergſchotten, nach Deutſchland geſchickt, wo der Eifer, den Krieg fortzuſetzen, nirgends nachgelaſſen hatte. Da die verheerten Länder in Weſtphalen und Nieder-Sachſen nur geringen Unterhalt gewährten, ſo ließen die Regierungen in dieſen Provinzen eine Menge Lebensmittel und Getreide in England und in den Häfen der Oſtſee aufkaufen. Es hatte ſich indeß für das Waffenglück der Deutſchen ein günſtiger Umſtand ereignet. Der Herzog von Broglio wurde ein Opfer ſeiner Feinde in Verſailles; er verlohr ſein Gouvernement im Elſaß, wurde auf ſeine Güter verwieſen, und mußte das Commando der Armee niederlegen, das der Marſchall Etrées wieder erhielt.

Die Truppen der Alliirten ſetzten ſich indeſſen am Ende des Winters in Bewegung, um den Feldzug von 1762 zu eröffnen. Der Erbprinz griff das Schloß Arenberg an, das von den Franzoſen beſetzt, und zur Erhaltung ihrer Communication mit Caſſel ſehr nothwendig war. Der Commandant Muret verlangte einen freyen Abzug Dieſer wurde nicht geſtattet, ſondern das Caſteil mit großer Lebhaftigkeit beſchoſſen. Nach einer ſechsſtündigen Canonade ergab ſich Muret mit 240 Mann auf Gnade und Ungnade. Auf beiden Seiten wurde nicht ein einziger Mann getödtet, auch keiner verwundet, ein Engliſcher Officier ausgenommen. Der Erbprinz benutzte ſeine Vortheile, und näherte ſich dem Rhein, hob allenthalben Recruten aus, brandſchatzte, und nahm Geiſel mit. Dieſe Fortſchritte trieben die Franzöſiſchen Marſchälle ins Feld. Soubiſe und Etrées commandirten am Ober-Rhein, und der Prinz von Condé am Nieder-Rhein.

Man wurde bald gewahr, daß Broglio nicht mehr das Commando hatte. Eine Menge Unfälle, die in dieſem Feldzuge die Franzoſen befielen, rächten die Ungnade, worin dieſer Feldherr unverdient bey ſeinem Hofe gefallen war. Ferdinand rückte nun vor, ging am 24ſten Junius mit Tages Anbruch in ſieben Colonnen über die Dymel, und überraſchte die bey Wilhelmsthal gelagerten Franzoſen; er griff ſie an, und trieb ſie nach einem ſehr hitzigen Gefecht bis unter die Canonen von Caſſel; andre eilten über die Fulde, ſie ließen 4000 Todte und Gefangene auf dem Wahlplatz zurück. Unter den letztern war der größte Theil der Grenadiers de France. Die Cavallerie der Alliirten konnte nicht zum Treffen kommen. Die gefangenen Franzöſiſchen Officiere hatten ihre ganze Bagage eingebüßt. Ferdinand erſetzte dieſen Verluſt auf eine ſehr großmüthige Art. Er gab ihnen den Tag nach dem Treffen ein prächtiges Gaſtmahl. Unter dem Deſert befand ſich ein großer verdeckter Aufſatz. Als man im Begriff war von der Tafel aufzuſtehen, ſagte der Herzog zu den Officieren, indem er auf das Verdeckte zeigte: „Hier, meine Herren! wird noch etwas für „Sie ſeyn.„ Da keiner von ihnen den Deckel wegnehmen wollte, that es Ferdinand ſelbſt. Die Officiere erſtaunten, da ſie in dieſem myſteriöſen Gericht eine Menge goldner Uhren, Doſen, Ringe und andre Koſtbarkeiten fanden, wovon jeder jetzt nach Belieben zulangte.

Es ereignete ſich indeſſen eine ſehr außerordentliche Begebenheit. Das halb zerſtörte Schloß Friedewald, dem Landgrafen von Heſſen-

Caſſel gehörig, und nahe am Sollinger Wald gelegen, war, nicht um die Franzoſen abzuhalten, ſondern um die Straßen gegen die Räuber des Waldes zu ſichern, mit ſechzig Heſſiſchen Jägern beſetzt worden, die der Lieutenant Steigleder commandirte. Dieſe Beſatzung anzugreifen, die man wahrſcheinlich ſehr vergrößert hatte, ſetzte ſich der Franzöſiſche General Stainville in Marſch mit 1000 Mann Carabiniers, und 3000 Mann leichter Cavallerie, wozu noch 4000 Grenadiere ſtießen, die acht Canonen und zwey Haubitzen bey ſich führten. Mit dieſen Truppen ging Stainville den 6ten Auguſt in der Nacht auf Friedewald los, umringte Schloß und Dorf, und beſetzte die umliegenden Berge; ſodann geſchah der Angriff auf drey Seiten zugleich. Die Jäger thaten einen Ausfall, und trieben die Franzoſen zurück, die keinen neuen Verſuch zum Sturm machten, ſondern ſich entfernt hielten, und das Schloß in Brand ſchießen wollten. Nun fing eine heftige Canonade an, die den ganzen Tag dauerte. Die Jäger vertheidigten ſich ſo lange, bis Rauch und Flammen ſie aus ihrer Burg trieben; denn ſchon waren zwey von ihren Pferden im Dampf erſtickt. Die Franzoſen wollten von keinem Parden hören, und beſchloſſen alle niederzuhauen, welches jedoch verhindert wurde. Stainville glaubte, dieſe Jäger wären ein Commando von der Beſatzung, und fragte nach den übrigen, da er denn mit Erſtaunen hörte, daß ſich ſechzig Mann in einem elenden Ort einen ganzen Tag gegen 5000 gehalten hatten.

Um die Franzoſen auch aus ihrem feſten Lager bey Caſſel zu vertreiben, ſchnitt ihnen Ferdinand die Communication mit Frankfurt ab. Der Franzöſiſche General Rochambeau, der dieſe deckte, wurde angegriffen, und nach einer hartnäckigen Gegenwehr in die Flucht geſchlagen. Die anſehnlichen Magazine bey Rothenburg fielen dadurch in die Hände der Alliirten. Ein andrer Sieg wurde den 23ſten Julius bey Luternberg zwiſchen Münden und Caſſel von ihnen erfochten, wo das Corps des Prinzen Xaver angegriffen und geſchlagen wurde. Man nahm 1000 Sächſiſche Grenadiere nebſt 500 Cavalleriſten gefangen, und erbeutete funfzehn Canonen. Der Prinz Friedrich von Braunſchweig war auch ſo glücklich die Feinde vom Kratzenberg zu vertreiben, und eine Menge Gefangene zu machen.

Die Franzoſen wurden durch dieſe Unfälle ſo geſchwächt, daß der Prinz Conde der großen Armee in Heſſen eiligſt zu Hülfe marſchirte. Der Erbprinz ſetzte ſich ihm entgegen, und griff ihn den 1ſten September bey Johannisberg an. Das Glück erklärte ſich anfangs für die Alliirten, allein die vortheilhafte Stellung der Franzoſen, ihre Uebermacht, und eine gefährliche Wunde, die der Erbprinz im Unterleibe empfing, entſchieden den Sieg. Ferdinand, der ſich in der Nähe befand, kam noch zu rechter Zeit den zurück gebliebenen Truppen zu Hülfe, um eine gänzliche Niederlage abzuwenden. Die Alliirten verlohren an dieſem Tage 2400 Mann.

Nun geſchah die Vereinigung der Franzöſiſchen Armeen, die jetzt wieder anfingen angreifend zu agiren. Sie belagerten das Schloß Amöneburg an der Ohm. Die Brücke über dieſen Fluß, die als Haupt-Paſſage durch eine Schanze gedeckt war, wurde von den Alliirten anfangs nur mit 200 Mann vertheidigt. Beide Heere aber ſchickten immer friſche Truppen ab, um dies Gefecht zu unterſtützen, das, in ſeiner Art ſonderbar, unter einem überaus heftigen Feuer vierzehn Stunden lang dauerte. Die Franzoſen hatten hier dreyßig ſchwere Canonen aufgepflanzt, und beynahe eben ſo viel die Alliirten. Die erſten Vertheidiger der

Schanze an dieſem Tage waren die Hannoveraner; ihnen folgten die Engländer, ſodann die Bergſchotten; alle fochten mit ausnehmender Tapferkeit. Immer erſchienen neue Regimenter, die Streitenden abzulöſen, ſo daß die Hälfte der Infanterie beider Armeen nach und nach zu dieſer Feuer-Runde kamen, wo Canonen und Musketen in ihren ſchrecklichen Wirkungen wetteiferten. Die Paſſage mußte forcirt werden, wenn die Franzoſen das bedrohete Caſſel retten wollten. Die Nacht machte dieſer mörderiſchen Canonade ein Ende, die jedem Theil beynahe 1000 Todte und Verwundete gekoſtet hatte. Die Hannoveraner allein verlohren dabey 321 Mann.

Dies große Gefecht geſchah am 21ſten September. Die Alliirten waren im Beſitz der Brücke geblieben. Man grub von beiden Seiten die Artillerie in die Erde, um nöthigen Falls das Trauerſpiel am folgenden Tage zu erneuern; allein es wurde nicht fortgeſetzt. Da man jedoch mehr um Ehre, als um weſentliche Vortheile ſtritt, und die Franzoſen es bey ihrer großen Macht länger aushalten konnten, ſo gab Ferdinand den ſtreitigen Poſten auf, und zog ſeine Truppen zurück. Den folgenden Tag ergab ſich Amöneburg.

Der Winter war in der Nähe. Es wurde zwar am Frieden gearbeitet, allein er war doch nicht gewiß. Ferdinand wünſchte daher den Feldzug durch eine auffallende Handlung zu beſchließen, und richtete ſeine Augen auf Caſſel. Die Eroberung dieſer Stadt, womit die Befreyung des ganzen Landgrafthums von den Feinden verbunden war, mußte ihm die größten Vortheile gewähren. Dem Prinzen Friedrich von Braunſchweig, Bruder des Erbprinzen, ber ſich ſchon in ſehr jungen Jahren des ſeinem Hauſe eignen Heldengeiſtes würdig gezeigt hatte, wurde dieſe Belagerung von Caſſel aufgetragen. Hier war jetzt ber General Diesbach, ein Deutſcher, Commandant, an die Stelle des Grafen Broglio, der nach der Ungnade, worin ſein Bruder bey Hofe gefallen war, den Dienſt gleichfalls verlaſſen hatte. Schon ſeit zwey Monaten hatte man die Stadt berennt und beſchoſſen, allein erſt am 16ten October öffnete man förmlich die Laufgräben. Angriff und Vertheidigung waren gleich lebhaft. Die 6700 Mann ſtarke Beſatzung that muthige, aber fruchtloſe Ausfälle. Man war hier auf keine lange Belagerung vorbereitet. Alle Bedürfniſſe fehlten. Keine Zufuhr war zu hoffen, da Ferdinand alle Wege beſetzt und ſich ſo vortheilhaft poſtirt hatte, daß es den Franzoſen unmöglich war, den Belagerten Hülfe zu ſenden. Es fehlte ihnen in dieſer rauhen Jahreszeit an Brennholz; auch wurde ihnen das Brunnenwaſſer abgeſchnitten. Man theilte der Beſatzung gleich anfangs Pferdefleiſch aus, wovon man einen beträchtlichen Vorrath eingeſalzen hatte; auch wurde von Hafer Brot gebacken, ſo wie von Stärke, von Reiß, und von Kürbiſſen.

Die Einwohner fühlten dieſe Hungersnoth am meiſten; ſie ſtieg bald zu der Höhe, daß man in der Stadt ein Pfund vom ſchlechteſten Kuhfleiſch mit zwey Gulden bezahlte. Die Metze Rüben galt einen Thaler, und das Maaß Milch einen Gulden. Dieſer große Mangel an dem Nothwendigſten zwang die Beſatzung, ſich den erſten November zu ergeben; ſie erhielt einen ehrenvollen Abzug. Dieſe Belagerung, die von beiden Seiten viel Blut gekoſtet hatte, war das letzte Todtenopfer, das man hier dem Kriegsgott brachte; denn zwey Tage nachher wurden die Präliminarien unterzeichnet, die dem Kriege zwiſchen Frankreich und England ein Ende machten.

Ferdinand entließ nun ſeine Truppen mit einer rührenden Rede, die allen Anweſenden

Thränen auspreßte. Er dankte ihnen für ihr bezeigtes Zutrauen, und für ihren Gehorſam, und ſchloß mit der Verſicherung, daß das Andenken, mit ſo braven Völkern für ſein Vaterland geſtritten zu haben, nicht eher als mit dem Ende ſeiner Tage erlöſchen würde. Alles war in Groß-Britannien voll von dem Lobe dieſes großen Heerführers. Der Brittiſche Senat ſchickte ihm durch den Sprecher des Unterhauſes, Mr. Cuſt, ein ſehr ehrenvolles Dankſagungs-Schreiben für die ausnehmenden Dienſte, die er England geleiſtet, und ſetzte ihm dabey eine jährliche Penſion von 3000 Pfund Sterling auf Lebenszeit aus. Die Engliſche Armee, die von 25,000 Mann bis auf 16,000 herunter gekommen war, trat nun ihren Rückmarſch an. Der Zug der Truppen ging nach Holland, wo Engliſche Transport-Schiffe auf ſie warteten.

Das mächtige Frankreich war jetzt von allen kriegführenden Mächten diejenige, die den Frieden am ſehnlichſten wünſchte, da die Finanzen dieſer Monarchie völlig erſchöpft, der Handel außerordentlich geſchwächt, die Seemacht vernichtet, und faſt alle ihre entfernten Beſitzungen in Aſien und America von den Britten erobert worden waren. Zu dieſen mannigfaltigen Staatsübeln kam, daß das

Königreich in allen ſeinen Provinzen überaus großen Mangel an baarem Gelde hatte, welches in ungeheuern Summen nach Deutſchland geſchickt worden, oder durch die Caper nach England gekommen war. Ludwig der funfzehnte, die Prinzen von Geblüte, und der vornehmſte Adel von Frankreich, ſchickten ihr Silbergeſchirr nach der Münze; allein dies Hülfsmittel war der Größe des Uebels nicht angemeſſen; dabey war es ein auffallender Beweis von dem über allen Ausdruck herrſchenden Mangel. Auch andre patriotiſche Handlungen ſchlugen fehl. Die Stände großer Provinzen, und einige anſehnliche Städte rüſteten auf ihre Koſten Kriegsſchiffe und Caper aus, allein ohne Erfolg; ſo bald ſie in der See erſchienen, wurden ſie eine Beute der Engländer. Man wollte mit 6000 flachen Böten eine Landung in England vornehmen, und die Zeit der Ausführung war nahe, als das Geheimniß der Landungsplätze, worauf alles ankam, von einem Irländer, Nahmens Maccaleſter, dem Engliſchen Hofe verrathen wurde. Dieſer Menſch, der den Franzoſen als Spion diente, und in Frankreich wohnte, kam zufällig in Beſitz ſehr wichtiger Papiere, die er glücklich nach London brachte. Eine Menge dieſer platten Fahrzeuge ging bald nachher an den Franzöſiſchen Küſten zu Grunde. So verfolgte das Unglück die Franzoſen zu Waſſer und zu Lande. Voltaire ſagt: „Frankreich war durch „ſeine Verbindung mit Oeſterreich in ſechs „Jahren mehr an Geld und Menſchen erſchöpft werden, als durch alle Kriege gegen „Oeſterreich in einem Zeitraum von zwey hun„dert Jahren.„

In dieſer ſchrecklichen Lage fing auch die letzte Hoffnung an zu fehlen, da Frankreichs neuer Bundsgenoſſe, der König von Spanien, in einem einzigen Jahr von den Engländern außer Stand geſetzt worden war, mit dem Kriege länger fortzufahren. Die Havanna, der Schlüſſel zu den Americaniſchen Provinzen der Spanier, das Bollwerk ihrer Gold- und Silbermärkte, war nebſt den großen dort angehäuften Schätzen verlohren gegangen; das reiche Manilla war weggenommen; das von den Spaniern ſchon halb eroberte Portugal faſt gänzlich befreyt; die blühende Stadt Pondichery in Aſien war von Grund aus zerſtört, ſo wie die Handels-Etabliſſements der Franzoſen auf den Africaniſchen Küſten erobert worden, und Canada nebſt allen wichtigen Franzöſiſchen Inſeln in America befanden ſich in Brittiſchen Händen. Der Dreyzack Neptuns ſchien nun auf Jahrhunderte den Engländern geſichert. Die Flotten aller Völker erſchienen im Dunkeln vor ihrer coloſſaliſchen Meeresmacht, die als ein auf dem Element des Waſſers noch nie geſehenes Meteor glänzte; ein Meteor, das in allen Welttheilen Brittiſche Tropheen beſchien, und Strahlen bis zu beiden Polen warf. Alle dieſe Eroberungen, durch die ſeltenſte Tapferkeit, durch Ströme von Blut, und durch eine zahlreiche Generationen drückende National-Schuld erkauft, wurden, Canada ausgenommen, den Feinden in einem Frieden wieder zurück gegeben, der ſo ſonderbar, ſo außerordentlich, als der Krieg ſelbſt war.

Friedrich wurde durch dieſen Frieden, deſſen Urheber Lord Bute war, ſeinen Feinden überlaſſen; und als wenn man dem von ganz Europa bewunderten Helden gefliſſentlich Hinderniſſe in den Weg legen wollte, ſo wurde im Tractat ausdrücklich feſt geſetzt, daß Hannover, Heſſen, Braunſchweig, und andre Provinzen der Alliirten, von den Franzoſen geräumt und zurück gegeben werden ſollten; in Anſehung der Preußiſchen Provinzen in Franzöſiſchen Händen aber, Cleve, Geldern, und andrer in Weſtphalen gelegenen, hieß es bloß, daß ſie geräumt werden ſollten. Der zwiſchen England und Preußen geſchloſſene Tractat, deſſen vierter Artikel ausdrücklich beſagte, daß kein Theil weder einen Separat-Frieden, noch einen Waffen-Stillſtand ohne des andern Beyſtimmung machen ſolle, kam bey den neuen Brittiſchen Miniſtern in gar keine Betrachtung. Das Königliche und National-Intereſſe, die National-Ehre, und die Geſinnungen des Volks, wurden dabey gänzlich aus den Augen geſetzt; daher auch der Tag der Friedens-Proclamation in ganz Groß-Britannien ein Trauertag war.

Der Preußiſche Geſandte in London proteſtirte förmlich gegen dieſen tractatwidrigen treuloſen Frieden, in ſo weit er ſeinen Herrn betraf; allein vergebens. Er wurde den 10ten Februar 1763 ratificirt. Dies Verfahren machte auf Friedrich den tiefſten Eindruck, und erzeugte bey ihm eine Abneigung, nicht gegen den ſchuldigen Hof, ſondern gegen die unſchuldige ihn anbetende Engliſche Nation, die nie einſtimmiger als zu ſeiner Rettung geweſen war, und alle ſeine Siege mit ausſchweifenden Freudens-Bezeigungen gefeyert hatte. Nie wurde ein ausländiſcher Fürſt von den

Britten ſo vergöttert, als Friedrich. Die größten Redner des Parlaments von allen Factionen wurden nicht müde, ihn bis zum Himmel zu erheben; die Engliſchen Dichter beſangen ſeine Triumphe; und der Pöbel verbrannte die Bildniſſe ſeiner gekrönten Feinde auf den öffentlichen Plätzen. Dieſe National-Stimmung eines freyen und ſehr cultivirten Volks, die ſo viel auf der Wagſchale des Ehrgeizes wiegen ſollte, konnte jedoch die politiſchen Sünden des Cabinets zu St. James nicht in Friedrichs Gemüthe ausſöhnen. Die ganze Brittiſche Nation, die er nie recht kannte, mußte es entgelten. Ihr edler Enthuſiaſmus für ihn, und ihre ſo bereitwillig für eine fremde Sache gegebenen Subſidien wurden ſehr geſchwind vergeſſen. An die Stelle der Dankbarkeit trat eine Abneigung, die Friedrich auf mannigfaltige Art äußerte, und die auch nicht eher als mit ſeinem Leben erloſch.

Der König von Preußen benutzte mittlerweile den geſchloſſenen Waffen-Stillſtand, der ſich aber nur auf Sachſen und Schleſien, und überhaupt bloß auf die Preußiſchen und Oeſterreichiſchen Provinzen erſtreckte, um ein Corps von 10,000 Mann ins Reich zu ſchicken.

Er wollte die feindlichen Reichsſtände mit Gewalt zur Neutralität bringen. Der Huſaren-General Kleiſt erhielt den Auftrag, den er auch mit ſo viel Geſchwindigkeit, als Klugheit ausführte. Er erſchien in Franken, das faſt ganz wider Friedrich verbündet war. Bamberg und andre wichtige Städte wurden eingenommen. In erſterer Stadt wurde die Contribution auf eine Million Thaler feſt geſetzt, und nun ging der Marſch auf Nürnberg, das Deutſche Venedig, zu. Dieſe Deutſche Reichsſtadt ſtellt ein ſonderbares Bild dar; der Sprache und den Sitten nach Germaniſch, allein der Staatsverfaſſung, der Geſetzgebung, und dem politiſchen Eigendünkel nach, ganz Venetianiſch: die Regierung von gewiſſen Familien ausſchließungsweiſe verwaltet; geringe Freyheit des Bürgers; Seltenheit weiſer Geſetze zur Beförderung der Indüſtrie, und hohe Begriffe von ihrer Wichtigkeit.

Der Magiſtrat dieſer Reichsſtadt ließ dem Preußiſchen General die Thore öffnen, nachdem ſie ihm eine Capitulation im barbariſchen Reichs-Styl heraus geſandt, und die Abgeordneten ihre Freyheit in Saecularibus et Eccleſiaſticis, in Civilibus et Militaribus umſtändlich erörtert hatten. Dieſe Sprache war für den Huſaren-General neu; er verſprach auf alles zu antworten, ſo bald er in der Stadt ſeyn würde. Die Antwort blieb auch nicht lange aus. Sie war aber in einem andern Styl; eine ſtarke Brandſchatzung von 1,500,000 Reichsthaler, und die Ausräumung des Zeughauſes. Kleiſt ließ ſeine Huſaren während dieſer Operation nicht unthätig; ſie ſchwärmten allenthalben herum, erpreßten Contributionen, und verbreiteten Schrecken bis an die Ufer der Donau. Hier befreyeten ſie die ſämmtlichen Geiſel, die von den Reichs-Truppen in dem Lauf des Kriegs aus den Preußiſchen Ländern fortgeſchleppt waren. Man kannte die Preußen in den ſüdlichen Reichsländern bis jetzt nur durchs Gerücht. Hinter den Mauern der Städte verlachte man gewöhnlich kleine Trupps von leichter Reiterey. Jetzt aber kamen Huſaren dieſes Volks, ſtiegen von ihren Pferden, und beſtürmten die Städte. So wurde die freye Reichsſtadt Windsheim eingenommen; und die freye Reichsſtadt Rotenburg an der Tauber öffnete ihre Thore fünf und zwanzig Preuſſiſchen Huſaren, die auch mit einem Sturm gedrohet hatten. Die bewaffneten Bürger kamen von den Wällen herunter, und bezahlten 100,000

Reichsthaler Brandſchatzung. Alle Reichsfürſten in Süd-Deutſchland geriethen in Schrecken, und der Herzog von Wirtemberg, der ſo viel zu verantworten hatte, war auf dem Punct in Elſaß ſeine Rettung zu ſuchen.

Die Huſaren, die auf allen Seiten feindliche, ſehr ſchlecht beſetzte Provinzen vor ſich ſahen, ſtreiften immer vorwärts, und kamen bis eine Meile von Regensburg. Die Amphictyonen des Deutſchen Reichs geriethen in Beſtürzung; diejenigen beſonders, die den ganzen Krieg durch wider den König von Preußen auf dem Reichstag geſtimmt hatten, befürchteten ſeine Rache. Viele machten Anſtalten ſich zu retten; die Donau-Schiffe wurden mit Koſtbarkeiten beladen, und der Reichstag ſchien zu Ende zu ſeyn. In dieſer Verlegenheit, da Selbſterhaltung das große Motto war, wurden alle politiſche Grundſätze und Entwürfe, kurz alle andre Betrachtungen aus den Augen geſetzt. Der von der Majorität ſo ſehr angefeindete, und ſeit ſieben Jahren mit der größten Erbitterung verfolgte Preußiſche Geſandte Plotho wurde nun förmlich um Schutz erſucht. Man flehete bey ihm um Sicherheit für eine Reichs-Verſammlung, die ſo unermüdet beſchäfftigt geweſen war, den Untergang ſeines Monarchen zu bewirken. Der Magiſtrat zu Regensburg ſchickte eine feyerliche Deputation an ihn, und flehete um die Gnade des Königs. Plotho, mit großer Vollmacht verſehn, ertheilte den erbetenen Schutz, und die Preußiſchen Huſaren ließen ſich nicht mehr in der Nähe von Regensburg blicken.

Die Oeſterreichiſchen Truppen hatten dieſer ganzen Expedition gelaſſen zugeſehn, da ſie ſich durch den Waffen-Stillſtand gebunden glaubten. Endlich aber langten Befehle aus Wien an. Ein ſtarkes Corps Oeſterreicher kam aus Böhmen mit forcirten Märſchen, und vereinigte ſich mit den Reichs-Truppen unter dem Prinzen von Stolberg. Dieſe Armee rückte nun in Franken ein; auch der Prinz Xaver näherte ſich mit einem anſehnlichen Corps Sachſen von der Seite von Wirzburg. Kleiſt, zu ſchwach ſich mit einem ganzen Heer in ein Treffen einzulaſſen, zog ſich zurück, und kam mit vielen Geiſeln, großen Geldſummen und zwölf neu gegoſſenen Nürnberger Canonen glücklich nach Sachſen zurück.

Die Reichsſtände, die mit Erſtaunen wahrgenommen, daß die Franzoſen in Bereitſchaft ſtanden über den Rhein zurück zu gehen, und welch ein entſcheidendes Uebergewicht

Preußen jetzt über Oeſterreich errungen hatte, zeigten nun thätig ihre Abneigung den Krieg fortzuſetzen. Bayern gab von dieſer Neutralitäts-Geſinnung den ſtärkſten Beweis. Die Churfürſtlichen Truppen beſetzten die Päſſe an der Donau, und verweigerten den Oeſterreichern den Durchzug; auch waren die Bayern und Pfälzer die erſten, die ſich von der Reichs-Armee abſonderten, und ohne auf die Widerſetzung der Reichs-Generalität zu achten, in der Mitte des Januars ihren Rückmarſch nach Hauſe antraten. Der Churfürſt von Bayern bat nun förmlich um Frieden, ihm folgte der Churfürſt von Mainz; ein gleiches thaten die Biſchöfe von Würzburg und Bamberg. Mecklenburg hatte ſchon im December einen Separat-Frieden mit Preußen geſchloſſen, und 120,000 Reichsthaler Contributions-Reſte bezahlt, die der König von Dännemark verſchoß.

Friedrich dachte nun mit freyern Händen den künftigen Feldzug entſcheidend zu machen. Hiezu wurden alle Maaßregeln genommen, und jede Hülfsquelle benutzt. Unter dieſen wurde das bereits ganz entnervte Leipzig nicht vergeſſen. Der König forderte abermahls von der Stadt 400,000 Ducaten. Man wandte ſich wieder an den alten Vermittler Gotzkowsky, und bat dringend um ſeinen Beyſtand, den die Einwohner jedoch kaum mehr erwarten konnten; denn die Empfindungen des Danks erkalteten bey ihnen nach und nach, da die Gefahr vorüber war, und zur Zahlung der Schuld Anſtalten gemacht werden mußten. Der edle Mann und ſeine Vermittlung wurden nun in Leipzig verwünſcht. Es hieß: die Einkerkerungen und alle andre Greuel würden doch ein Ende genommen haben, wenn man ausgehalten hätte; nur der Vermittler habe das Unglück der Einwohner aufs höchſte gebracht, und ſie zu Bettlern gemacht. Dieſe Aeußerungen, verbunden mit unfreundlichen Handlungen, waren ſo allgemein, daß Gotzkowsky, der ſich damahls in Hamburg befand, es abſchlug ſich von neuem einem ſo undankbaren Geſchäfft zu unterziehn; da man überdem die Zahlungen nicht zu rechter Zeit geleiſtet, er aber die ſeinigen an die Königlichen Caſſen hatte machen müſſen. Der Leipziger Magiſtrat aber ließ nicht nach mit Bitten, die der Syndicus Koch durch Stafetten überſandte, bis er alles vergangene großmüthig vergaß, und nach Leipzig eilte. Auf ſeine Vorſtellungen verminderte der König die neue Forderung bis auf 100,000 Stück Ducaten in Golde, und 700,000 Reichsthaler gangbarer Silbermünze, wofür Gotzkowsky wie gewöhnlich ſeine eignen Wechſel gab.

Außer dieſer Stadt-Contribution aber war der Leipziger Kreis noch über zwey Millionen Reichsthaler baar Geld, und einige tauſend Wiſpel Getreide, zu liefern ſchuldig. Beides überſtieg die Kräfte des Kreiſes. Man drohte mit Plünderung, und fing auch in einigen Dörfern wirklich damit an. Es war an einem Sonntag, als der Lärm ausbrach. Alles Landvolk ſtürzte nach der Stadt. Das Wehklagen war erbärmlich, und ertönte bald in allen Häuſern und Gaſſen. Gotzkowsky ſchlug ſich auch hier ins Mittel, zog Erkundigung ein von dem Möglichen und Unmöglichen, und nun begab er ſich zum König, der damahls ſein Winter-Quartier in Leipzig hatte. In wenig Stunden war die Sache berichtigt. Es wurden nur 400,000 Reichsthaler an Geld, und tauſend Wiſpel Getreide geliefert, wofür Gotzkowsky Bürge war. Die Sächſiſchen Bergſtädte befanden ſich in eben der Noth wegen großer Reſte; auch dieſe flehten um den kräftigen Beyſtand des Berliner Kaufmanns, der ſich auch gleich willig bezeigte, und ihre Schuldenlaſt auf ſich nahm, und nun hatten alle militairiſche Executionen ein Ende *).

Mit der vorgedachten glänzenden Operation der Preußen im Reich wurde der Krieg beſchloſſen, deſſen Ende Maria Thereſia nun auch ernſtlich wünſchte. Die Hoffnung, Schleſien zu erobern, war ſchon nach dem Abgang von Rußland und Schweden gänzlich verſchwunden, und der Krieg wurde ſeitdem nur Ehren halber fortgeſetzt. Man machte jedoch Oeſterreichiſcher Seits einen Entwurf, die Länder des Königs von Preußen, die die Franzoſen bisher inne hatten, in Beſitz zu nehmen; und die Franzoſen, die durch die offenbare Treuloſigkeit der Engliſchen Miniſter, laut den Worten des Friedens, zu keiner Rückgabe der Preußiſchen Provinzen, ſondern zu einer bloßen

---

*) Dieſer in ſo vieler Rückſicht verehrungswürdige Kaufmann Gotzkowsky, wurde durch die großen im Jahr 1764 in Holland ausgebrochenen Banquerotte zu Grunde gerichtet. Eine nicht geringe Anzahl Wittwen und andere hülfsbedürftige Perſonen, die beſtimmte Jahrgelder von einem unbekannten Wohlthäter genoſſen, erfuhren erſt jetzt, da dieſe Hülfe aufhörte, den Nahmen des großmüthigen Mannes. Er ſtarb in Berlin im Jahr 1775, zwar nicht dürftig, aber doch arm.

Räumung verbunden waren, zeigten ſich auch nicht abgeneigt, ſie den Oeſterreichern zu überliefern. Der Abzug wurde daher ſo lange verzögert, bis ſich bey Rüremonde ein Corps von Thereſiens Truppen verſammelt hatte. Friedrich aber, dem es jetzt nicht an Soldaten fehlte, der die bey der alliirten Armee geſtandenen leichten Truppen in Sold genommen hatte, und der überdem die nunmehr unbeſchäfftigten Heſſen und Braunſchweiger auch zu ſeinem Dienſt bereit fand, machte wirkſame Gegenanſtalten, und ſchickte ein Corps Truppen nach Weſtphalen. Hiedurch wurde der Entwurf vereitelt, da die Franzoſen denſelben nicht durch ihre Waffen unterſtützen wollten. Die Preußen nahmen daher ſchon im December 1762 von allen dieſen Oertern Beſitz.

Der König machte jetzt den Entwurf, den Feldzug mit 200,000 Mann zu eröffnen, die in Sachſen, in Schleſien, und am Rhein zugleich agiren ſollten; 25,000 Mann aber waren beſtimmt, bey den noch gegen Ihn bewaffneten Reichsſtänden durch gewaltſame Mittel die Liebe zum Frieden zu erwecken. Ein Feldzug im Reich hatte für die Preußen etwas ſehr anziehendes, ſo wohl wegen der leichten Eroberungen, als des zu erwartenden Ueberfluſſes und der Beute. Die Recruten ſtrömten haufenweiſe herzu, und die Remonte-Pferde wurden mit großer Geſchwindigkeit aus Dännemark, Rußland, und Pohlen herbey geſchafft.

Die Luſt den Krieg fortzuſetzen wurde nun aber in Wien immer ſchwächer. Friedrich, der jetzt alle ſeine Staaten, ſelbſt ſeine ſo lange entbehrten Provinzen, das Königreich Preußen und die Weſtphäliſchen Länder, wieder beſaß, ſchien ohne Bundsgenoſſen und ohne Subſidien, nach ſieben ſchrecklichen Feldzügen, ſo furchtbar und mächtig als jemahls. Man erwartete, ihn mit ſeinen von allen Seiten zuſammen gezogenen Heeren ſchon wieder in Böhmen zu ſehen. Dagegen befand ſich Thereſia mit ihren Armeen nun ganz allein, ohne Allirten, auf dem Kampfplatze. Sie konnte auf die Reichsſtände gar nicht mehr rechnen; denn ſelbſt ihre eifrigſten Anhänger, des Kriegs herzlich müde, und durch die Preußiſche Reichs-Invaſion geſchreckt, riefen alle nach und nach ihre Truppen zurück. Der Geldmangel war zwar in Oeſterreich nicht ſo wie in Frankreich allgemein; allein die Finanzen des Staats waren äußerſt zerrüttet; die Schatzkammer, die ſelbſt im Anfang des Kriegs nicht gefüllt geweſen war, befand ſich trotz allen Anleihen, Auflagen und politiſchen Hülfsquellen leer, und die Bedürfniſſe wurden immer dringender. Bey Friedrich hingegen zeigte ſich keine Spur des Mangels; an Anleihen ausländiſcher oder einheimiſcher Capitalien wurde bey ihm nie gedacht, und was wirklich erſtaunenswürdig war, ſo wurden ſeine Unterthanen mit keiner Kriegsſteuer, noch überhaupt mit einer neuen Auflage beſchwert.

Deutſchland hatte jedoch im Lauf dieſes Kriegs außerordentlich gelitten. Ganze Kreiſe waren verheert worden, und in allen übrigen war Handel und Gewerbe im Stocken, und dieſes ungeachtet der Geldſtröme aus Frankreich, England, Rußland und Schweden, die theils von den Armeen ſelbſt, theils durch die Subſidien, nach Deutſchland gebracht wurden. Man hat dieſe Gelder über fünf hundert Millionen Reichsthaler berechnet, die nach und nach theils in die Schatzkammern der Fürſten floſſen, und hier verſchloſſen wurden, theils auch durch den ſteigenden Luxus unvermerkt ihren Rückfluß zu den großen commercirenden Nationen nahmen, ohne die Deutſchen zu bereichern.

Ganz Hinter-Pommern und ein Theil von Brandenburg waren Einöden. Andre Länder befanden ſich in einem nicht viel beſſern Zuſtande; es fehlte entweder gänzlich an Menſchen, oder doch an Männern. In vielen Provinzen gingen die Weiber hinterm Pflug, und auch die übrigen ſchweren Landarbeiten wurden von Mädchen gethan. In andern Provinzen aber fehlten auch dieſe. Man ſahe große Strecken fruchtbares Land, wo die Spuren des vormahligen Ackerbaues nicht mehr merkbar waren. Die Americaniſchen Wüſteneyen des Ohio und des Oronoko zeigten jetzt ihr ſchreckliches Bild in den ſonſt ſo cultivirten Feldern Germaniens an der Oder und Weſer. Ein Officier ſchrieb, daß er ſieben Dörfer in Heſſen durchritten, und darin nur einen einzigen Menſchen gefunden habe. Dies war ein Prediger, der ſich Bohnen kochte.

Dieſem ſo ausgebreiteten Jammer machte der 15te Februar ein Ende. An dieſem Tage wurde der Friede auf dem Schloſſe Hubertsburg in Sachſen geſchloſſen, nachdem einige Tage zuvor der Reichstag in Regensburg ſich förmlich neutral erklärt hatte. Nur ein Paar Wochen waren zu dieſem ſo wichtigen Friedens-Geſchäfft erforderlich, weil man es jetzt ernſtlich meinte, und daher die zweckmäßigſten Maaßregeln ergriff, es abzukürzen. Die Friedensräthe waren keine Staats-Miniſter und außerordentliche Bothſchafter, die ſich gewöhnlich mehr durch Gepränge, Gaſtmähler und Ceremonien als durch Arbeit auszeichnen, ſondern drey wegen ihrer Klugheit und Thätigkeit bekannte Männer, die mehr mit Verdienſten als mit Titeln prangten. Es war der Oeſterreichiſche Hofrath Kollenbach, der Preußiſche Legations-Rath Hertzberg, jetziger Staats-Miniſter, und der Sächſiſche geheime Rath Fritſch. Dieſe, mit großer Vollmacht verſehn, entwarfen die Friedens-Artikel, deren Inhalt vorzüglich die Räumung der im Kriege eroberten oder beſetzten Länder und Oerter betraf; wobey von jeder Seite auf Entſchädigung Verzicht gethan wurde. Dies war die von Friedrich vorgeſchlagene Grundlage der Unterhandlung. Der Wiener Hof machte zwar Verſuche Glatz zu behalten, und erbot ſich dafür Ländereyen und Geld zu geben; Friedrich aber wollte dieſen wichtigen Ort für keinen Preis verlieren. Die Oeſterreicher bequemten ſich daher zur Zurückgabe deſſelben, wobey ſie nichts von den neuen Feſtungswerken einriſſen, ſondern alles ließen, wie es war, und dies mit der großmüthigen Erklärung, die Kollenbach that, daß ſein Hof ſich kein Verdienſt daraus zu machen gedächte. Der König befahl dagegen, da die Räumung des Orts wegen mangelnder Pferde am beſtimmten Tage nicht wohl geſchehn konnte, die Oeſterreicher nicht zu übereilen. Sie übergaben den Preußen alle zur Feſtung gehörige Canonen und Mörſer, nebſt 2641 Centner Pulver, dabey ließen ſie von ihrer eignen Munition 9219 Bomben und Grenaden, wie auch 52,803 Canonen-Kugeln zurück, um den koſtbaren Transport zu erſparen; ein freywilliges Geſchenk von einer ſehr ſonderbaren Art, da die künftige Beſtimmung dieſer an den Gränzen von Böhmen aufbehaltenen Mord-Inſtrumente wohl nicht zweifelhaft war.

Sachſen wurde nun von den Preußen geräumt, nachdem ſie noch zuvor mehr als jemahls beſchäfftigt geweſen waren, die rückſtändigen Contributionen einzutreiben. Noch nie hatte man deshalb ſo harte Maaßregeln ergriffen. Die Sächſiſchen Einwohner, in Rückſicht des nahen Friedens, wollten ſich mit ferneren Lieferungen und Zahlungen nicht übereilen. Nun wurden reiche Leute in Verhaft genommen, Jünglinge aus wohlhabenden Familien mit dem Soldatenſtande, und ganze

Städte mit der Plünderung bedroht. Durch dieſe gewaltſamen Mittel, die ſelbſt die gutmüthigſten Befehlshaber durch Königliche Befehle gedrängt befolgen mußten *), wurde der Zweck zum Theil erreicht, und große Summen, die man nie zu zahlen gedachte, zuſammen gebracht. Dieſe Preußiſchen Civil-Operationen in Sachſen wurden endlich noch mit einer ſonderbaren beſchloſſen. Friedrich, um in ſeinen Staaten den großen Verluſt an Menſchen zu erſetzen, befahl die Soldaten zum Heirathen zu nöthigen. Die gute Bildung des weiblichen Geſchlechts in Sachſen lud ohnehin zum Eheſtande ein. Die Befehlshaber, deren Intereſſe ein großer Troß Weiber zuwider war, und die überdem Unordnung befürchteten, waren daher mit ihrer Aufmunterung nur ſehr ſparſam, bis der König von den Regimentern die Liſten der Neuverheiratheten verlangte. Nun gaben die Be-

---

*) Der General, Graf Lottum, commandirte im Zwickauer Kreiſe, woſelbſt der Verfaſſer im Quartier ſtand. Härte gehörte nicht zu dem Character dieſes edeldenkenden Befehlshabers; er bat, rieth freundſchaftlich, ſtellte die Folgen vor; allein umſonſt. Das Geld, ſo ſehr man auch den Mann ehrte, war nicht durch bloßes Zureden heraus zu bringen. Nur erſt, da auf die beſtimmten Befehle des Königs zornige Worte folgten, ſchritt Lottum zu Zwangsmitteln.

fehlshaber den Soldaten das Signal zum Eheſtande, und ſchaarenweiſe eilten dieſe zum Altar. Eine groſe Menge Weiber zogen mit den Preußen aus dem Lande fort, und faſt eben ſo viel Mädchen folgten ihnen nach. Sie trugen das ihrige bey, die verheerten Provinzen wieder zu bevölkern.

Die Preußen hatten in dieſem Kriege, ohne die zahlreichen Treffen und großen Gefechte zu rechnen, in ſechzehn Schlachten gefochten. Es wurden von ihnen und ihren Feinden zwanzig Belagerungen unternommen. Die Kriegskoſten Friedrichs betrugen 125 Millionen Reichsthaler, die er aus den gewöhnlichen Einkünften ſeiner Staaten, aus Sachſen, aus Mecklenburg und andern feindlichen Ländern, und aus England zog. Thereſiens Kriegskoſten hingegen überſtiegen alle Einkünfte ihrer großen Monarchie ſo ſehr, daß der Staat mit hundert Millionen Reichsthaler neuer Schulden belaſtet wurde. Am meiſten aber hatte Frankreich verlohren. Dieſer Krieg koſtete der Nation 677 Millionen Livres, und dies zu einer Zeit, wo die jährlichen Staats-Einkünfte nur 307 Millionen betrugen, ſo daß alſo der ganze Ertrag dieſes großen Königreichs von mehr als zwey Jahren, einem für fremdes Intereſſe geführten Kriege aufgeopfert worden war.

Die Monarchen Europens befanden ſich alſo nach ſieben blutigen Jahren in Anſehung ihrer Eroberungs-Entwürfe auf eben dem Punct, wo ſie ausgegangen waren, nachdem man in allen Welttheilen gefochten, nachdem das Blut vieler hundert tauſend Menſchen gefloſſen hatte, und Millionen Familien elend geworden waren; ein Zuſtand, der auf mannigfaltige Art auf die folgenden Generationen übertragen wurde. Dieſer Krieg hatte Sachſen allein an Geld und Producten aller Art ſiebzig Millionen Reichsthaler gekoſtet, und Europa hatte dabey über eine Million Menſchen verlohren. Alle Staaten, die an dem Kriege Theil nahmen, der Preußiſche allein ausgenommen, hatten ihre durch Auflagen ohnehin hart gedrückten Länder mit ungeheuern Schulden belaſtet, die man noch bey den künftigen Menſchen-Geſchlechtern hart fühlen wird, wenn die Thränen der Enkel längſt abgetrocknet, und die Nahmen der ſo rühmlich gekämpften Helden vergeſſen ſeyn werden. Das Ziel der Feinde Friedrichs war nicht verrückt, ſondern gänzlich verfehlt. Der Held, deſſen Untergang in den Augen aller Sterblichen unvermeidlich ſchien, der ſelbſt mitten unter ſeinen Triumphen an ſeiner Rettung zweifelte, machte jetzt Friede, ohne von allen ſeinen Staaten ein Dorf zu verlieren.

Nun fing die große Cultur-Epoche der Deutſchen an; ein National-Glück, das durch den Willen des Schickſals von jeher bey den berühmteſten Völkern unter den ſchrecklichſten Kriegen erzeugt wurde. Die goldnen der ſpäteſten Nachwelt heiligen Zeitalter der Wiſſenſchaften und Künſte, unter Alexander, unter Auguſt, unter den Medici's und unter Ludwig dem vierzehnten waren es, wo auch der Ruhm der kriegeriſchen Thaten der Griechen, der Römer, der republicaniſchen Italiäner, und der Franzoſen, den höchſten Gipfel erreichte. Bey allen dieſen Völkern ſangen die Muſen, und forſchten die Weiſen unter dem fürchterlichſten Getöſe der Waffen. Dies war auch in Friedrichs Zeitalter das erhabene Loos der mit ihrer ſchweren Sprache ringenden, und gegen zahlloſe Vorurtheile andrer Nationen kämpfenden Deutſchen. Während daß Europa ihre Thaten auf den Schlachtfeldern anſtaunte, pflanzten ſie unvergängliche Tropheen im Reiche des Wiſſens, und nahmen als ein hoch ausgebildetes Volk in Minervens Tempel die Ehrenſtelle ein, die ſeit Jahrtauſenden nur ſehr wenig Nationen zu Theil wurde.

Der durch den beſtändigen Anblick außerordentlicher Kriegs-Scenen erhöhete Geiſt der Deutſchen nahm jetzt eine andre Richtung, und umſpannte das unermeßliche Feld der menſchlichen Forſchungen. Die Muſen, gleich nach ihrer beglückenden Erſcheinung auf Deutſchlands Fluren durch das Kriegsgetümmel geſchreckt, kehrten nun in ihre jetzt ruhigen Wohnſitze zurück, und bemühten ſich, das bisher rauhe Leben der Krieger und der Kriegsgenoſſen durch ihre Töne ſanfter zu ſtimmen. Alles dies geſchah jetzt mit dem glücklichſten Erfolg in Germanien. So wie es auch der glänzendſte Zeitpunct des alten Roms war, da Künſte und Wiſſenſchaften zugleich mit den Legionen triumphirten, und Auguſt den Janus-Tempel ſchloß.

So endigte ſich dieſer ſiebenjährige Krieg; eine der denkwürdigſten Weltbegebenheiten, die in den Jahrbüchern irgend eines Reichs verewigt ſind; den erſtaunenswürdigſten der Vorwelt gleich; ein Krieg, der reich an außerordentlichen mannigfaltigen Scenen die Erwartungen aller Menſchen täuſchte, und für die Feldherren, Staatsmänner, und Philoſophen, jedes Volks und jedes Zeitalters, lehrreich ſeyn wird.

Verzeichniß

der bey dieſer Geſchichte als Materialien gebrauchten und zu Rathe gezogenen Bücher, nebſt einigen Bemerkungen über den Werth derſelben als hiſtoriſche Quellen betrachtet.

. Beyträge zur Staats- und Kriegsgeſchichte. 19 Bände. Danzig 1764.

Dies Werk enthält eine Sammlung aller in dieſem Kriege erſchienenen Staatsſchriften, Memoires, Maniſeſte, Circular-Schreiben, Klagen und Bittſchriften ganzer Stände, Decrete und Urkunden aller Art; desgleichen eine Anzahl Briefe von Königen, Fürſten, Miniſtern und Feldherren; ferner die officiellen Berichte der Kriegs-Befehlshaber jeder Partey nach wichtigen Vorfällen, und überdem umſtändliche Tagebücher von den Operationen aller Heere. Es iſt folglich ein ſehr reichhaltiges Magazin, ſo wohl für den Geſchichtforſcher, als für diejenigen, die detaillirte Nachrichten von manchen Ereigniſſen wünſchen. Die Tagebücher, worin die Bewegungen der Armeen und Corps umſtändlich angezeigt werden, ſind jedoch alle ſehr einſeitig, und höchſt fehlerhaft, folglich für den genauen Geſchichtſchreiber dieſer Art Thatſachen völlig unbrauchbar.

Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges in Deutſchland, von G. F. von Tempelhof, K. Pr. Oberſt beym Feld-Artillerie-Corps. 4 Theile. Berlin 1789.

Dies in ſeiner Art einzige Werk, das bis jetzt (März 1791) noch nicht weiter als bis zu Ende des Feldzugs von 1760 geht, iſt mit tiefer Sachkenntniß, obgleich mit etwas zu viel Preußiſchem Patriotiſmus geſchrieben, und voll der ſcharfſinnigſten Bemerkungen. Die Entwürfe der Heerführer, ſo wie die Weisheit oder Unweisheit ihrer Maaßregeln nebſt deren Folgen, ſind darin umſtändlich und anſchaulich entwickelt worden. Man findet auch darin ausführliche Berechnungen von den mannigfaltigen ungeheuern Kriegsbedürfniſſen bey Belagerungen und andern Unternehmungen im Felde, die — — ſollte man es glauben? noch nie in irgend einer Sprache gedruckt worden ſind. Ihre Richtigkeit kann nicht bezweifelt werden, da ſie von einem großen Mathematiker ſind, der, gewohnt alles dem Calcul zu unterwerfen, ſich keine Verrechnungen bey wichtigen Gegenſtänden erlaubt, und von einem vornehmen Officier, dem die Kriegs-Archive nicht verſchloſſen waren. Ueberhaupt gewährt dieſe vortreffliche Geſchichte einer ſo merkwürdigen Epoche, tactiſch beſchrieben, nicht allein für die lebenden Krieger jedes Ranges, ſondern für die ganze militairiſche Nachwelt den angenehmſten und lehrreichſten Unterricht.

Beyträge zur Kriegskunſt und Geſchichte des Krieges von 1756 bis 1763 mit Plans und Charten, von J. G. Tielke, Churfürſtl. Sächſ. Artillerie-Hauptmann. 5 Stücke. Freyberg 1781.

In dieſem Werk findet man, außer den militairiſchen Abhandlungen, große Bruchſtück aus der Geſchichte des ſiebenjährigen Kriegs, als: Nachrichten von der Schlacht bey Zorndorf, von dem Treffen bey Maxen, und von dem berühmten Feldzug des Prinzen von Wirtemberg in Pommern, desgleichen die Tagebücher der Belagerungen von Cüſtrin, von Colberg und von Schweidnitz. Tielke befand ſich theils bey den Ruſſiſchen, theils bey den Oeſterreichiſchen Armeen, und war ein Augenzeuge der hier mit großer Sachkenntniß erzählten Begebenheiten. Man findet auch hier große Fragmente aus den eignen Tagebüchern vornehmer Kriegs-Befehlshaber, als: von Fermor, Teitleben, Guaſco, Le Febre, Gribauval u. ſ. w.

Geſtändniſſe eines Oeſtreichiſchen Veterans, oder das Verhältniß zwiſchen Oeſtreich und Preußen in politiſch-militäriſcher Hinſicht. 3 Theile. Breslau 1789.

Da die Oeſterreicher ihre ruhmvollen Kriegsthaten nicht aufzeichneten, oder ſie doch ſo unvollkommen beſchrieben, daß ihre Nachrichten für den entfernten mit dem Locale unbekannten Geſchichtſchreiber ganz unbrauchbar waren, ſo wird das Intereſſe und die Nutzbarkeit dieſes mit vieler Sachkenntniß geſchriebenen Werks eines vormahls Oeſterreichiſchen Officiers, dadurch nicht wenig erhöht. Es enthält keine eigentliche Geſchichtserzählung, wohl aber viele zweckmäßige Nachrichten und Bemerkungen über die Oeſterreichiſchen Armeen, über ihre Operationen und ihre Heerführer; Nachrichten, mit Scharfſinn und großer Unpartheylichkeit niedergeſchrieben, die zuvor nie bekannt waren, und manchen Vorfall in einem neuen Lichte zeigen. Der Verfaſſer, Nahmens Conjatzo, ein Ungariſcher Edelmann, war ein angeſehener Officier im ſiebenjährigen Kriege, war bey den vornehmſten Vorfällen jener Zeit gegenwärtig, und lebt jetzt im Preußiſchen Schleſien. Ich *) muß geſtehn, daß er, und nur er allein, durch ſeine critiſche Aufſtellung Oeſterreichiſcher Thaten, mir Gelegenheit verſchafft hat, würdigen Männern der feindlichen Heere Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Ohne ſein Werk hätte mein guter Wille nichts gefruchtet; denn

---

*) Hier muß ich mich des Worts Ich bedienen, um nicht den Verfaſſer der Kriegsgeſchichte mit den Verfaſſern der verſchiedenen Bücher zu verwechſeln, von denen hier die Rede iſt. Im Text des gegenwärtigen Werks wird man dieſes für einen Geſchichtſchreiber etwas unanſtändige Wort nicht finden.

vergebens war meine ſo wie Tempelhofs öffentliche Aufforderungen in Zeitungen und Journalen, um Beyträge auch von dorther zu erhalten. Sie kamen haufenweiſe aus allen Provinzen Deutſchlands, aber, ein Paket aus Prag von einem berühmten Mann ausgenommen, das ich erhielt, keine einzige aus den Oeſterreichiſchen Staaten.

Briefwechſel des Marquis von Mont-Alembert in den Feldzügen von 1757 bis 1761. 3 Theile. Breslau 1780.

Die Bekanntmachung dieſer geheimen ſehr merkwürdigen Briefe geſchah durch die Treuloſigkeit eines Bedienten, der mit den Manuſcripten des Marquis davon lief, und ſie verkaufte. Dieſer Officier, ein Mann von großem Geiſt und vielen Kenntniſſen, hielt ſich als Abgeordneter des Franzöſiſchen Hofes erſt bey der Schwediſchen, hernach aber bey der Ruſſiſchen Armee auf, und hatte auf die Operationen dieſer Kriegsheere großen Einfluß. Die Briefe, gerichtet an den Miniſter Herzog v. Choiſeul, an den Grafen v. Choiſeul, Geſandten in Wien, an den Marquis v. Havrincourt, Geſandten in Stockholm, und an die

Franzöſiſchen Heerführer, enthalten genaue Berichte von dem Zuſtande dieſer Hülfstruppen, von dem Character der commandirenden Generale, und von deren Entwürfen, die Mont-Alembert oft bey wichtigen Gelegenheiten ganz nach ſeinem Willen lenkte. Die zu den Briefen gehörigen Antworten enthalten Inſtructionen und Anfragen, worauf Erläuterungen folgen. Der Franzöſiſche Hof benutzte die Thätigkeit dieſes einſichtsvollen Mannes nach Möglichkeit, der auch dem König von Preußen unſäglichen Schaden that. Da er im Winter den verbündeten Armeen nicht nützen konnte, ſo mußte er nach Stockholm und Petersburg reiſen, um dort an den Operations-Planen der künftigen Feldzüge mitzuarbeiten. Für alle dieſe wichtigen Dienſte blieb er jedoch unbelohnt. Die Briefe ſind von großem Werth, da ſie Aufſchlüſſe von vielen ſonſt unerklärbaren Dingen geben, und die Politik des Hofes von Verſailles ins Licht ſtellen.

Von Schleſien. 2 Theile. Freyburg 1785.

Dies bekannte ſehr gut geſchriebene Buch giebt eine richtige Idee von der ältern und neuern Geſchichte dieſes berühmten Landes, und alſo auch von deſſen Verfaſſung und Schickſalen während der letztern hier geführten Kriege, wobey beſonders von dem ſiebenjährigen eine von Anecdoten und vielen feinen Bemerkungen begleitete Nachricht gegeben wird.

The General Hiſtory of the War from 1755, to the peace in 1763; containing it's Riſe, Progreſs, and Event, in Europe, Aſia, Africa, and America. By the Rev. John Entick. M. A. and other Gentlemen. 5 Volumes. London 1784.

Der Hauptgegenſtand dieſes Werks iſt die Erzählung der damahligen Unternehmungen der Britten mit ihren Flotten, und die Geſchichte der in England während des Kriegs geſchehenen Vorfälle, die hier mit Wahrheit und Genauigkeit dargeſtellt ſind. Die Feldzüge in Deutſchland, ſelbſt die Operationen der alliirten Armee, haben hier nur eine untergeordnete Stelle. Die Erzählung derſelben iſt kurz zuſammen gefaßt, im Detail nicht gar zu richtig, aber mit freymüthigen zum Theil ſcharfſinnigen Bemerkungen begleitet.

Abriß der drey Schleſiſchen Kriege, von Ludwig Müller, Königl. Preuß. Ingenieur-Lieutenant. Berlin 1786.

Dies iſt ein ſehr gedrängter Auszug der Geſchichte aller Preußiſchen Feldzüge, wobey jedoch nichts weſentliches übergangen iſt. Die beygefügten Schlachtplane machen das Buch für Krieger vorzüglich brauchbar.

Militairiſche Monatsſchrift. Berlin 1785.

Bellona. Ein militairiſches Journal. Dresden 1781.

Neues militairiſches Journal. Hannover 1790.

In dieſen periodiſchen Schriften, obgleich von verſchiedenem Gehalt, iſt unter vielen andern mehr oder minder wichtigen zum Theil lehrreichen Aufſätzen, eine Menge einzelner Begebenheiten des ſiebenjährigen Kriegs umſtändlich erzählt; als: die Operationen und Märſche von Armeen, von Corps und Detachements zur Erreichung eines beſtimmten

Zwecks; desgleichen ſehr detaillirte Nachrichten von Scharmützeln, Canonaden, Gefechten, Treffen, Schlachten und Belagerungen, oft von reſpectabeln Männern niedergeſchrieben. Dies iſt vorzüglich der Fall bey dem letztern dieſer drey Werke, das noch fortgeſetzt wird. Was aber den Werth dieſer Werke als Geſchichts-Materialien etwas vermindert, iſt die Einſeitigkeit der Berichte, die faſt alle von Preußiſchen, Hannöveriſchen, Heſſiſchen und Braunſchweigiſchen Officieren gemacht ſind; ſehr wenige ſind von Sächſiſchen Officieren, und noch weniger von den Officieren der Reichsverbundenen Fürſten; von Oeſterreichiſchen Officieren aber findet man hier auch nicht eine einzige Nachricht.

Campagnes de Fréderic II. Roi de Pruſſe de 1756 à 1762. par M. de W. 1788.

Der Verfaſſer dieſes Buchs, der in Preußiſchen Dienſten als Oberſter geſtandene und als General verabſchiedete Warnery, iſt der unzuverläſſigſte Geſchichtſchreiber dieſes Kriegs. Dies Werk, von welchem man wegen des Standes des Verfaſſers und ſeiner andern, brauchbaren Schriften, die ihn als einen Mann von Kenntniſſen characteriſirten, viel zu erwarten berechtigt war, iſt die ſchlechteſte Quelle für den Geſchichtforſcher; denn, manche gute Bemerkungen abgerechnet, enthält es weit mehr Falſchheiten als Wahrheiten, iſt voll des größten Eigendünkels, und ungereimter Behauptungen. Auch ſeine Ueberrumpelung der Bergfeſtung Stolpe iſt eine Rodomontade, und nicht der Anführung werth. Warnery verließ den Preußiſchen Dienſt am Ende des Jahrs 1757, alſo ſchon im zweyten Feldzuge, und brachte die andern fünf Kriegsjahre ferne von den ſtreitenden Armeen in gezwungener Unthätigkeit hin. Er war daher bey allen folgenden Kriegs-Scenen nicht gegenwärtig, und konnte ſie alſo nur aus den Berichten anderer beurtheilen; allein auch dieſe wurden durch ſeine Leidenſchaften, vorzüglich durch ſeinen tiefgekränkten Ehrgeitz, ganz umgeſtaltet. Seine vorgeblich poſttägliche Correſpondenz mit dem General Seydlitz wird von den Freunden dieſes Feldherrn durchaus geleugnet. Er hatte zu der Zeit, da ihn alles zur Thätigkeit aufforderte, die Ruhe aus Unzufriedenheit mit dem Könige gewählt, der ihn ſeiner Meinung nach nicht geſchwind genug zu den höchſten Kriegswürden beförderte, und ihm nicht das Commando ganzer Corps anvertrauen wollte; daher ſo viele ſinnloſe von der Rache dictirte Aeußerungen, wodurch er nicht allein die Wahrheit gröblich verfälſcht, ſondern ſelbſt dem Publicum Hohn ſpricht. Er wagt es trotz den zahlloſen Documenten aller Art zu behaupten, daß der Urſprung des ſiebenjährigen Kriegs kein andrer geweſen, als weil der General Winterfeld in Potsdam lange Weile gehabt, und daher dem König eine gegen ihn entſtandene Verbindung großer Mächte vorgeſpiegelt habe. Durch dies wahnſinnige Vorgeben erſcheint Friedrich als ein ſehr ſchwacher König, den man in einer ſo überaus wichtigen Sache mit erfundenen Mährchen nach Wohlgefallen täuſchen konnte. Warnery behauptet ferner, es von guter Hand zu wiſſen, daß der König geheime Befehle gegeben habe, die Schwer-Bleſſirten in den Feld-Hoſpitälern umkommen zu laſſen, um nach ihrer Geneſung nicht die Laſt ihres Unterhalts zu tragen. Dieſe ſchändliche Erdichtung iſt durch das einſtimmige öffentlich abgelegte Zeugniß der berühmten Greiſe Theden und Baldinger, ſo wie von andern würdigen Männern, die damahls die Aufſicht über die Preußiſchen Feld-Hoſpitäler hatten, hinreichend widerlegt worden.

Warnery wußte nicht einmahl, daß Friedrich im Winter von 1759 bis 1760, während jener berühmten Campagne im Schnee, ſein Winter-Quartier in Freyberg hatte, und nennt dafür Schlettau. Nach ihm beſtand des Königs beſte Infanterie in der Schlacht bey Torgau, das heißt: an dem Tage, wo er den Kern ſeiner Truppen bey ſich hatte, größtentheils aus Gefangenen und Ueberläufern. Und wo waren denn die Veteranen der Berliner, der Potsdammer und der Magdeburger Garniſon? Regimenter, die beſtändig das erſte Treffen der Armee des Königs formirten, und von deren Soldaten bey weitem der größte Theil aus Landeskindern beſtand. Es iſt bereits im Text der Geſchichte bemerkt worden, daß, um die bey Maxen und Landshut gefangenen Regimenter wieder herzuſtellen, eine Menge Gefangene und Ueberläufer in denſelben incorporirt wurde; allein das Preußiſche Heer, das bey Torgau ſtritt und ſiegte, war ganz anders beſchaffen. Der Abgang der hier befindlichen Regimenter wurde faſt ganz aus den militairiſchen Cantons der Mark Brandenburg, ferner aus Pommern, Magdeburg und Halberſtadt, durch junge Landleute erſetzt, die alle Winter den Regimentern zugeführt wurden. Das Regiment von Forcade, bey dem ich ſtand, erhielt deren aus ſeinem Canton jedes Jahr 500, 600, auch mehr. Am Tage der Schlacht bey Torgau zählte das Regiment daher kaum 400 Ausländer, und ſo ungefähr ſah es auch bey den übrigen Regimentern des erſten Treffens aus; der beſten Infanterie des Königs, nicht allein in dieſer Schlacht, ſondern überhaupt. Wie wenig Glauben verdient ein Geſchichtſchreiber, der, es ſey vorſetzlich oder aus Unwiſſenheit, es wagt, ſo notoriſch bekannte Dinge, die jeder Corporal bey der Armee wußte, falſch zu erzählen? In welchem Grade verächtlich wäre die Preußiſche Armee geweſen, wenn ihre beſte Infanterie aus ſolchem zuſammengerafften Geſindel beſtanden hätte? ihre ſchlechteſte hätte daher natürlich noch unter den Rang der Zigeuner geordnet werden müſſen. Schwerlich dürfte ein größeres Wunder in der Geſchichte aufgezeichnet ſeyn, als wenn eine ſo beſchaffene Armee noch zwey glorreiche Feldzüge, und zwar gegen ſehr kriegeriſche Truppen und ſehr erfahrne Feldherren, hätte thun können. Das elende tactiſche Raiſonnement dieſes Schriftſtellers über die Bewegungsgründe dieſer Schlacht hat Tempelhoff im vierten Bande ſeiner Geſchichte des ſiebenjährigen Kriegs in der ganzen Blöße aufgeſtellt. Zahllos ſind die Rodomontaden von ſeinen großen Thaten und Verdienſten; auch geht er ſo weit, zu verſichern, daß Er die bey Kollin geſchlagene Preußiſche Armee gerettet habe. Seine Eitelkeit verleitet ihn zu erzählen, daß nach einem glücklichen Scharmützel, wobey er Gefangene einbrachte, die ganze Belohnung des Königs in einem Kuß beſtanden habe. Friedrich war mit ſeinen Umarmungen eben nicht freygebig; ſie waren die innigſten Dankäußerungen dieſes Monarchen gegen ſeine vornehmſten Feldherren, und ſchwerlich konnte irgend ein Oberſter bey der Armee ſich dieſes herzlichen Achtungzeichens rühmen, das übrigens jeder edeldenkende Mann nach Würden zu ſchätzen wußte. Dieſe wenigen Bemerkungen werden hinreichend ſeyn, den Grad der Zuverläſſigkeit dieſes Geſchichtſchreibers zu beurtheilen, der durch ſeinen Stand als ein vornehmer Officier ſo fähig war das Publicum zu täuſchen.

Fragmente über Friedrich den Großen, zur Geſchichte ſeines Lebens, ſeiner Regierung und ſeines Charakters, von dem Ritter v. Zimmermann. 3 Theile. Leipzig 1790.

Das viele Neue in dieſem Werk, das als Thatſache aufgeſtellt wird, erfordert die größte Behuthſamkeit des Geſchichtſchreibers dieſer Epoche, der alles hier befindliche, das andere Zeitgenoſſen nicht aufgezeichnet haben, ſorgfältig prüfen muß. Das Auffallendſte, die Kriegs-Periode betreffend, war die Nachricht, daß die Berliner Münzjuden den Oeſterreichiſchen Armeen in Sachſen für ihr gutes Geld ſehr ſchlechtes Preußiſches, und zwar mit Genehmigung des Wiener Hofes, geliefert haben ſollen; eine Operation, bey welcher, wie der Herr Ritter verſichert, der König Friedrich ſechzig pro Cent gewann!! Ohne das Unausführbare hier zu erwähnen, und das nicht minder Unbegreifliche, daß eine ſo öffentliche Handlung von keinem Preußen, Sachſen oder Oeſterreicher, bis jetzt aufgezeichnet worden, und ohne die Frage aufzuwerfen, ob eine ſolche Menge Geldwagen durch Preußen oder Oeſterreicher eſcortirt, oder ob ſie ohne alle Bedeckung ins feindliche Lager gebracht worden ſind? kann höchſtens nur ſo viel wahr ſeyn, daß die Preußiſchen Münzjuden mit ihren Münzſorten Verwechslungs-Speculationen gemacht haben, und daß es ihnen damit in einzelnen Poſten gelungen ſeyn mag, aber die Natur der Sache und des Krieges ſelbſt erklären es für ungereimt, daß dergleichen Handel im großen mit Vorwiſſen beider Höfe und zum Beſten des Königs von Preußen getrieben worden ſeyn könnte.

Nachrichten, die Feldzüge von 1756 bis 1763 betreffend. Dresden 1785.

Die Feldzüge der Preußen wider die Sachſen, Oeſterreicher, Franzoſen, Reichstruppen, Ruſſen und Schweden. Vom Jahre 1756 bis 1760. 6 Theile.

Sammlung ungedruckter Nachrichten, die die Geſchichte der Feldzüge der Preußen von 1740 bis 1779 erläutern. 5 Theile. Dresden 1782.

Dieſe Werke ſind Compilationen, mit großem Fleiß und vielen Noten, aber ohne Auswahl zuſammen getragen, und zwar einſeitig, wie faſt alle Bücher dieſer Art. Sie enthalten eine Menge kleiner Kriegsvorfälle im großen Detail, desgleichen Tagebücher niederer und vornehmer Officiere. Das letztere dieſer Bücher beſteht größtentheils aus ſolchen Feld-Journalen, deren viele mit beſonderer Genauigkeit die Kriegsgeſchichte ganzer Regimenter enthalten, aber ohne die geringſte Erwähnung der Civil-Vorfälle, und andrer Begebenheiten, die bey ſo zahlreichen Schaaren bewaffneter Menſchen in dem Lauf mehrerer Jahre ſich jedoch von allerhand Art ereignen; Begebenheiten, die mehr der Aufbehaltung würdig ſind, als die umſtändlichen Beſchreibungen von geringfügigen Scenen, die allen Kriegen gemein ſind, kein Intereſſe, aber viel Einförmigkeit haben, und durch die beſtändigen Wiederhohlungen Ekel erregen. Das letztere Buch erhält jedoch einen vorzüglichen Werth durch die hier ausführlich aufgeſtellten Dispoſitionen, die von den Befehlshabern bey beſondern Märſchen und Operationen, bey Gefechten, Treffen und Schlachten gemacht wurden. Dieſe Anordnungen und Maaßregeln gehören zwar zur Militair-Geſchichte, ſie paſſen aber nur auf individuelle Fälle und Poſitionen, wodurch das Belehrende ſehr eingeſchränkt, und ohne die dazu durchaus nöthigen Karten noch mehr geſchwächt wird.

Dr. Fr. Ch. J. Fiſchers, Profeſſors zu Halle, Geſchichte Friedrichs des zweyten, Königs von Preußen. 2 Theile. Halle 1787.

Dies Werk, das nach dem mit lobenswerther Beſcheidenheit des Verfaſſers ſelbſt in der Vorrede gefällten Urtheil kaum etwas mehr iſt, als ein trockenes Regiſter von Friedrichs Thaten, würde, weil es in Rückſicht auf den ſiebenjährigen Krieg nichts neues enthält, hier nicht erwähnt werden, wenn nicht unter allen ganz bekannten Sachen ſich eine iſolirte ſehr außerordentliche höchſtgewagte Behauptung befände, worüber ich nothgedrungen ein Paar Worte ſagen muß. Im erſten Bande S. 528. verſichert der Verfaſſer, und dies in Ausdrücken der Ueberzeugung, daß zur Zeit der Schlacht bey Kollin beym Preußiſchen Heer eine Cabale zu Gunſten der Oeſterreicher geherrſcht hätte, die aber doch nicht von Oeſterreich herrührte, noch ihm bewußt war. So lautet es wörtlich. Ich konnte kaum bey dieſer Aeußerung meinen Sinnen trauen; und wäre der Gewährsmann dieſer ſo ſeltſam erfundenen Anecdote ein Prinz, ja ſelbſt ein Feldherr, ſo würde ich ſie in die Claſſe ſinnloſer Träume ſetzen. Eine Cabale bey einer Preußiſchen Armee, und zwar die ſich unter Friedrichs Anführung befand, war aus zahlloſen Gründen ein Unding; und dieſe Cabale ſollte dem Könige, ja ſelbſt den Oeſterreichern verborgen geblieben ſeyn? Zweifel wegen der Wahrheit eines ſolchen Verraths, wovon ich nie die entfernteſte Muthmaßung gehört, wovon kein Wort, keine Anſpielung je gedruckt worden war, konnten bey mir nicht Statt finden. Jedoch der Pflicht eines Geſchichtſchreibers getreu, wollte ich doch hierüber die Zeugniſſe alter einſichtsvoller und vornehmer Officiere hören, die ſich ſelbſt damahls bey der Armee des Königs befanden, und in verſchiedenen Regimentern dienten; ihr einſtimmiges Zeugniß iſt: daß man nie die geringſte Spur von dieſer Cabale bemerkt hat, und daß ſie nicht denkbar war. Manche andere eben ſo ungegründete Bemerkungen, z. B. daß Nadaſty aus Eiferſucht auf Daun ſich in der Schlacht bey Kollin ſo geſtellt hätte, daß er nothwendig geſchlagen werden mußte, und kaum den Angriff von Zieten erwarten konnte, um davon zu fliehen, übergehe ich, weil ich keine Critik ſchreiben, ſondern nur eine wichtige hiſtoriſche Unwahrheit berichtigen wollte.

Geſchichte eines patriotiſchen Kaufmanns aus Berlin, Namens J. E. Gotzkowsky, von ihm ſelbſt beſchrieben. Augsburg 1789.

Dieſe Geſchichte eines in vieler Rückſicht großen Mannes enthält manches Brauchbare den oeconomiſchen Theil des Kriegs betreffend.

Correſpondance particulière et hiſtorique du Maréchal Duc de Richelieu, en 1756, 1757 et 1758, avec M. Paris du Verney, Conſeiller d'état. à Londres 1789.

Du Verney war im Anfang des Kriegs Franzöſiſcher Staats-Miniſter und Richelieu's Freund, daher man in dieſem geheimen Briefwechſel ſo wohl die Lage des in Deutſchland commandirenden Feldherrn, ſeine Hoffnungen und ſeine Beſorgniſſe geſchildert, als die theils miniſteriellen, theils freundſchaftlichen Aeußerungen und Klagen des du Verney aufgezeichnet findet.

Oeuvres poſthumes de Fréderic II., Roi de Pruſſe. Berlin 1788.

Der zweyte und dritte Band dieſer Werke enthalten bekanntlich die Geſchichte des ſiebenjährigen Kriegs. Man weiß den Unfall, der das urſprüngliche Manuſcript des Monarchen betraf, der daher dieſe ſeiner Feder ſo würdige Geſchichte zwar nochmahls ſchrieb, allein, wahrſcheinlich in ſeinem damahligen Alter nicht mehr aufgelegt zum Nachforſchen und Nachſuchen, großentheils aus dem Gedächtniß, und mit ſichtbarer Nachläſſigkeit. Viele große Begebenheiten ſind von ihm nur obenhin berührt, andre ganz übergangen worden; an deren Stelle treten Nachrichten von unbedeutenden Vorfällen, die allen Kriegen gemein ſind. Auch findet man hier weder die Character-Schilderung ſeiner politiſchen Gegner, ſo wohl der Fürſten als ihrer Miniſter, noch der feindlichen Heerführer, noch ſeiner eignen Feldherren, die auf dem Kriegs-Theater erſchienen, und die niemand beſſer, wie er, kannte; hier iſt auch kein Detail von ſeinen Cabinets-Operationen, von ſeinen geglückten oder mißlungenen Entwürfen, und von ſeinen Hülfsmitteln. Dieſer Theil ſeiner Geſchichte erfüllt daher auf keine Weiſe die große durch alle ſeine andern Schriften berechtigte Erwartung, iſt als unvollendet, und folglich bey vielen Berichtigungen, die ſie giebt, doch nicht als die erſte Hauptquelle zu betrachten.

Auch folgende Geſchichtsquellen ſind hier benutzt worden:

Mémoires ſecrets ſur les règnes de Louis XIV. et de Louis XV. par feu Mr. Duclos, Hiſtoriographe de France etc. 2 Volumes. gr. in 12mo.

Oeuvres complettes de Louis de St. Simon Duc et Pair de France etc. pour ſervir à l'hiſtoire des cours de Louis XIV., de la regence et de Louis XV. avec des Notes, des explications et des additions extraites des correſpondances et des porteſeuilles de l'auteur et de pluſieurs princes et ſeigneurs ſes contemporains. 13 Volumes. gr. in 8vo. Strasbourg 1791.

Mémoires du Baron de la Motte Fouqué, Général d'Infanterie Pruſſienne, dans lesquelles on a inſéré ſa correſpondance intéreſſante avec Fréderic II. Roi de Pruſſe. 2 Volumes. 8vo. Berlin 1788.

Déſcription du monument qui vient d'être érigé à Rheinsberg précédée du discours qui a été lû à l'occaſion de l'inauguration de ce monument. Avec quatre planches etc. fol. Berlin 1791.;

ſo wie ich auch auf manche dieſe Geſchichte illuſtrirende Nebenſchriften, als:

Eloge de Milord Maréchal par d'Alembert. 8vo. Paris 1779.

Anekdoten von König Friedrich II. von Preußen und von einigen Perſonen, die um ihn waren, nebſt Berichtigung einiger ſchon gedruckten Anekdoten. Herausgegeben von Fr. Nicolai. Sechs Hefte. 8. Berlin 1788 — 1792.

und andere aufmerkſam geweſen bin.

Außer den oben angeführten Büchern und den zahlreichen Beyträgen von Perſonen von Range, die mir dabey die Pflicht auflegten, ihre Nahmen nicht zu nennen, habe ich handſchriftliche Nachrichten aller Art benutzt. Eins der beſten Manuſcripte, von deſſen Exiſtenz und Brauchbarkeit mir ein großer Feldherr ſchriftliche Nachricht gab, verdanke ich der Frau Gräſin von Schwerin in Berlin. Ihr Bruder, der Preußiſche Kammerherr von Ammon, ein Mann von vieler Einſicht, hatte ſelbſt in den Tagen des Kriegs die Geſchichte deſſelben aus ſehr guten Quellen aufgezeichnet. Sie war ſehr umſtändlich in Franzöſiſcher Sprache geſchrieben, und bis zu Ende des Kriegs ausgeführt. Unglücklicher Weiſe aber ging nach ſeinem vor wenig Jahren erfolgten Tode das Manuſcript größtentheils verlohren, ſo daß nur noch ein die beiden erſten Feldzüge betreffendes Fragment davon übrig iſt. Auch habe ich das in Beſitz des Herzogs Friedrich von Braunſchweig befindliche, einen Folianten füllende, Original-Manuſcript des Briefwechſels zwiſchen dem König und dem Herzog von Bevern während des Feldzugs vom Jahr 1762 genau durchgeſehn, und zur Berichtigung mancher Widerſprüche gebraucht.

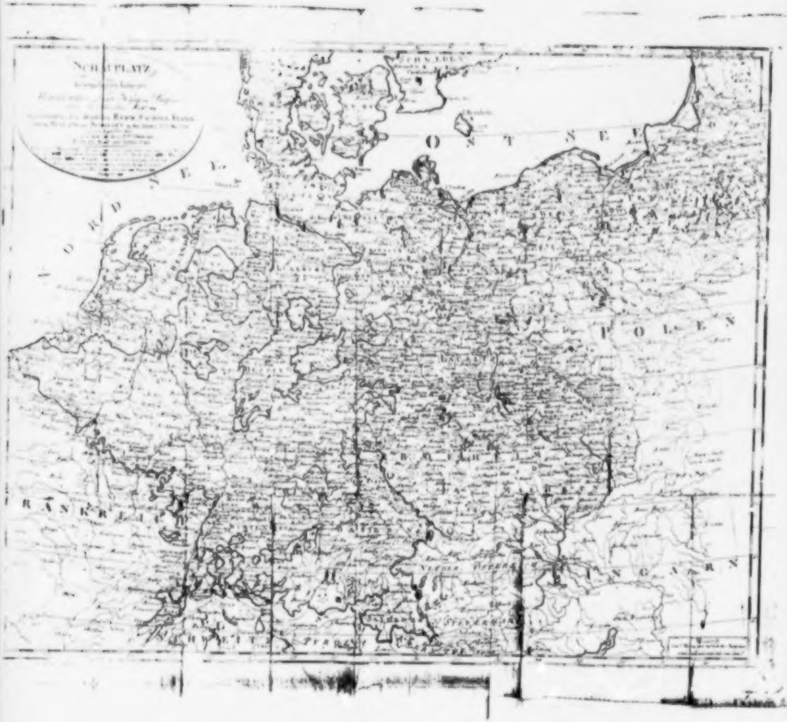
Alle mir aufgeſtoßene Zweifel habe ich nach Möglichkeit aufzulöſen geſucht. So z. B. hat der geheime Rath Baldinger in der militairiſchen Zeitung den Umſtand, daß Friedrich in dem Dorfe Elsnig in der Kirche die Nacht nach der Torgauer Schlacht zubrachte, und wo ihn einige hundert noch lebende Menſchen ſahen, zweifelhaft machen wollen. Nach der genaueſten Erkundigung, die ich eingezogen, iſt es jedoch höchſt gewiß, daß er in der Kirche des gedachten Dorfes um Mitternacht auf den Stufen des Altars ſeine Depeſchen ausfertigte, und die ganze Nacht dort blieb, wie der noch lebende General von Götz, damahls Friedrichs anweſender Flügel-Adjutant, bezeugt hat. Im Dorfe ſelbſt war, wie allgemein bekannt iſt, auch kein Plätzchen mehr übrig. Ein anderer von mir gehegter Zweifel betraf einen von mehrern Schriftſtellern, auch vom Profeſſor Fiſcher angeführten Character-Zug des Königs, von dem es heißt, daß er am Tage der Schlacht bey Kunersdorf an den Staats-Miniſter Grafen von Finkenſtein die Worte geſchrieben hat: Tout eſt perdû, et je ne ſonge qu'à la mort. Der Miniſter aber hat mir auf meine Anfrage unter dem 25ſten October 1790 gemeldet, daß die Sage gar nicht gegründet wäre.

Dieſe und viele andere ähnliche Erkundigungen, die eine ungeheure Anzahl von Briefen erforderten, mögen den Eifer beweiſen, womit ich meine Pflicht als Geſchichtſchreiber zu erfüllen geſucht habe; ein Eifer, der mich auch vorzüglich vermocht hat, nach Berlin zu reiſen, und hier in den Jahren 1789, 1790 und 1791 meine Wohnung zu nehmen, um im Mittelpunct der Zeugen zu ſeyn, ſo wie auch nachher nochmahls eine Reiſe nach Dresden zu thun. Zu allen den mannigfaltigen Hülfsquellen und eingegangenen Berichtigungen kamen nun noch viele von mir ſelbſt auf vormahligen Reiſen geſammelte Nachrichten und eigne Kriegserfahrungen, und ſo iſt dieſe Geſchichte, woran ich fünf Jahr gearbeitet, ein ziemlich vollſtändiges Werk geworden.

v. Archenholtz.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Gedruckt bey Fr. A. Grunert in Halle.


SCHAUPLATZ
SCHWEDEN
O S T S E E
N O R D S E E
P O L E N
U N G A R N

Die

Pariſer Jacobiner in ihren Sitzungen.

Ein Auszug aus ihrem Tagebuch,

veranſtaltet und mit Anmerkungen verſehen

von

J. W. v. Archenholz.

Hamburg, 1793.
bey Benjamin Gottlob Hoffmann.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorbericht.

Dies iſt ein Beitrag zur neueſten Geſchichte Frankreichs, der den Freunden hiſtoriſcher Unterſuchungen, ja ſelbſt den Leſe-Dilettanten um ſo weniger gleichgültig ſeyn kann, da das Tagebuch der Jacobiner vom Jahr 1792., im Original ſelbſt, ganz vergriffen iſt. Es erſchien nicht gleich bei Entſtehung der Societät, die bekanntlich ſo alt wie die Revolution iſt, ſondern erſt im Juny des Jahres 1791. Man hat jedoch den Auszug nicht damit angefangen; theils weil die Jacobiner in Paris am Ende des Jahres 1791., durch den Beitrit ſo vieler Mitglieder der neuen National-Verſammlung, erſt recht wichtig wurden, und gewiſſer maſſen ihre zweite Epoche anfiengen, theils auch um durch die neueſten Verhandlungen der Societät unſern Tagen näher zu kommen, und endlich auch um das Werk nicht zu ſehr auszudehnen, da ohnehin erſt das deutſche Publicum entſcheiden muß, ob es an dieſem Band genug hat, oder ob man auch die Geſchichte der nachfolgenden Republicaniſchen Sitzungen leſen will, und es folglich fortgeſetzt werden kann.

Gegenwärtiger Auszug iſt die Geſchichte der Sitzungen vom Anfange des Januars 1792., bis zu dem merkwürdigen 20ſten Juny des nehmlichen Jahres, an dem das von den Jacobinern aufgereitzte Volk in Paris zuerſt ſeine Kräfte gegen die königliche Gewalt verſuchte, und gleichſam das Vorſpiel zu den Scenen im Auguſt gab.

Von dem Journal der Jacobiner erſcheint täglich ein halber Bogen, der auf Befehl der Societät gedruckt wird, und jährlich eine Maſſe von mehrern Quartanten formirt. Aus dieſer Druckmaſſe habe ich nun einen ſehr getreuen, zweckmäſſigen Auszug, nicht ſelbſt gemacht, denn dies erlaubte meine durch andre Arbeiten eingeſchränkte Zeit nicht, aber ſorgfältig veranſtaltet; ein hiſtoriſcher Auszug, der von einem ſprach und ſachkundigen Gelehrten nach meiner Anordnung verfertigt, und von mir mit erläuternden Bemerkungen verſehen worden iſt. Man wird darinn die Ober- und Unter-Geſetzgeber der Republick in Sprache und Handlungen näher kennen lernen, ſo wie den Geiſt des Jacobinismus, und mehrerer einzelner Jacobiner; desgleichen den Zuſtand des Patriotismus, der Ruhe, oder der Anarchie, ſo wie die mehr oder weniger leidenſchaftliche Stimmung in den Provinzen, die nach und nach zunehmende Kühnheit und Originalität in Reden, Briefen, Adreſſen und Vorſchlägen; ferner die Ränke der Societäts-Obern, den Gang ihrer Geſchäfte, und ihre gebrauchten Mittel zu Ausführung ihrer Plane, die ſo sehr auf ihre Mitbürger, ja auf ganz Europa wirkten. Ueberhaupt wird man darinn viele Aufſchlüſſe über die wichtigſten Vorfälle und deren intrigante Vorbereitung, politiſche Poſſenſpiele, Menſchenbosheit, und Characterblößen; dabei ſehr wenige Züge von Patriotismus, deſto häufiger aber Züge von Volkswuth finden.

Um die Erzählung der Debatten nicht zu unterbrechen, hat man das merkwürdigſte aus der Correſpondenz immer vorangeſchickt, und von den eingeſandten Berichten, iſt nur das mitgetheilt worden, was auf die Verhandlungen der Societät Einfluß gehabt hat; was den Geiſt und die Progreſſen des Jacobinismus in den Departementern näher kennen lehrt, und was über intereſſante und nicht allgemein bekannte Vorfälle, wie auch über gewiſſe Machinationen der beiden Partheyen, ſowohl der ariſtocratiſchen als der democratiſchen, Aufſchlüſſe giebt. Wenn bei verſchiedenen Vorſchlägen nicht bemerkt iſt, wer ſie that, und ob ſie angenommen wurden oder nicht, ſo liegt die Schuld von erſterm an dem Jacobiner-Journal, von letzterm aber an der Verfahrungsart der Societät, die, in dem Bewuſtſeyn, daß ſie keine conſtituirte Macht war, nur ſelten über Vorſchläge die die Staatsverwaltung betrafen, zum Stimmenſammeln ſchritt. Dieſe Vorſchläge und Anträge dienten eigentlich nur dazu, gewiſſe Dinge näher zu erwägen, die verſchiedenen Meynungen darüber zu hören, und die Jacobiniſchen Mitglieder zu ihren

Rollen in der National-Verſammlung vorzubereiten.

Die Pariſer Jacobiner ſpielten und ſpielen noch eine zu wichtige und zu ſeltſame Rolle in unſerm Zeitalter, als daß man nicht begierig ſeyn ſollte, dieſe urſprünglich untadelhafte, jezt aber höchſtausgeartete Societät näher kennen zu lernen; *) eine Societät, aus welcher ſeit Anfang des Jahres 1792. Ehre, Klugheit, Politick, ſo wie jede Tugend verbannt, ja faſt alle Spuren derſelben aus-

ge-

---

*) Man leſe den Verſuch über die Jacobiner in der Minerva, Auguſt Stück 1792.

getilgt waren. An ihre Stelle traten die boßhafteſten Ränke zur Verbreitung der Anarchie, teufliche Verfolgungen edler Menſchen, und Mord-Projecte. Alle dieſe von Ungeheuern entworfene Plane wurden auch wirklich ausgeführt, und der Endzweck groſſentheils erreicht. Es iſt jedoch hier bloß von den Pariſer Jacobinern die Rede, als dem Mittelpunct der Societät. Bei den Geſellſchaften dieſer Brüderſchaft in den Provinzen war vielleicht mehr Tugend; allein auch dieſe erſchien ſparſam. Die Jacobiner in den groſſen Städten des Reichs bemühten ſich am wenigſten hierinn die Ehre der Societät in den Augen ihrer nicht mit ihnen verbündeten Mitbürger und aller fremden Nationen zu retten. Das abſcheuliche in Paris herrſchende Syſtem nahm man auch in Marſeille, in Bordeaux, in Lyon, in Strasburg und in andern wichtigen Oertern an. Man weteiferte hier mit den Pariſern, und verſtärkte dadurch ihre Entwürfe. Die Jacobiner in Marſeille ſchickten Mörderſchwärme nach der Hauptſtadt, ſo wie die aus Bordeaux ihre ausgeſuchteſten Rabuliſten, die auch alle für den Mord Ludwigs ſtimmten, zu Repräſentanten in dem National-Convent ernannt hatten, und ihre Unternehmungen blindlings unterſtützten; in Lyon war die Anarchie faſt ſo arg wie in Paris, und in Strasburg triumphirte der Abentheurer Lavaux mit ſeiner Jacobiner-Bande über den tugendhaften Maire Dietrich, und die mit ihm verbundenen wahren Patrioten.

Dieſe und andre Betrachtungen haben gegenwärtige Unternehmung erzeugt, ſo wie auch den Endſchluß, dereinſt eine förmliche Geſchichte der Jacobiner zu ſchreiben, wozu ich jetzt die Materialien ſammle.

Geſchrieben zu Hamburg, den
30ſten Merz 1793.

v. Archenholz.

Sitzungen im Januar 1792.

Man eröffnete in Paris am 4ten Januar die Societätsſitzungen dieſes Jahres mit der Unterſuchung des Zuſtandes der Nation, weshalb alle verbrüderte Societäten aufgefordert worden waren, ihre Nachrichten und Bemerkungen einzuſenden. M. Antonelle, Mitglied der National-Verſammlung war jetzt Präſident dieſer großen Geſellſchaft.

Die Societät aus le Houx im Departement Puy de Dome führte große Klagen. In der National-Garde ihrer Provinz befanden ſich eine Menge falſcher Patrioten; die Municipalitäten waren in zu großer Anzahl, und verurſachten daher in den Rädern der Adminiſtrations-Maſchine ein nachtheiliges Reiben. Die Tribunäle wurden ſchlecht verwaltet, und das Geld zu einem übermäßigen Preiſe verkauft. Hierzu kamen noch die Intriguen der Prieſter, die in dem Berichte Troupe Calotine genannt wurden. Es hieß: „ihre Entwürfe ſind eben ſo ſchwarz, als „ihre Kleider; ſie haben einen Tarif feſtgeſetzt, „ſowohl fürs Beichtehören, das in den Zimmern „geſchieht, als auch für die Sacramente, die „ſie heimlich herumtragen. Sie bereden die „heyrathsluſtigen Mädchen, daß ihre Ehen nicht „gültig seyn, und daß ihre Kinder vom Him„mel werden verworfen werden. Den Weibern „ſagen ſie, daß ihr Beyſchlaf mit ihren patrio„tiſchen Männern ein Verbrechen ſey. Sie er„regen Unruhen und Aufruhr; und ohne eine „ſchleunige Hülfe, werden wir bald genöthiget „ſeyn, gegen die Prieſter das alte Gebeth gegen „die Normannen anzuſtimmen.“

Die Societät in Perpignan zeigte die Rüſtungen der Spanier zum Kriege an, und berief ſich auf die gerichtliche Ausſage eines ſachkundigen Mannes, welcher behauptet hatte, daß Frankreich von Spanien zwar keinen Angriff zu Lande, wohl aber einen zur See zu befürchten habe. Die Societät rieth daher, den Spaniern zuvorzukommen, mit dem Zuſatze, daß das krank geweſene Frankreich zur Herſtellung ſeiner Kräfte Balſam von Peru (Gold) nöthig habe.

Der große National-Club in Bordeaux, aus welchem, wie aus dem Trojaniſchen Pferde, die rüſtigen Streiter Guadet, Vergniaud, Genſonné und Ducos herausgekommen waren, gab Nachricht von einem am 11ten December gehaltenen civiſchen Feſte, an welchen man die Flaggen der vereinigten freyen Völker, der Franzoſen, Americaner, Engländer und Pohlen, *) feyerlich eingeweihet hatte. Von allen dieſen Nationen waren Bürger anweſend geweſen. Man hatte dabey auch, ſo wie in England, Reden gehalten, und Toaſts getrunken.

Die Societät von Condé ſur Naireau lud alle patriotiſche Geſellſchaften ein, die Freyheit gegen die Entwürfe der Catiline zu vertheidigen, deren Anzahl, wie ſie ſagte, von Tage zu Tage größer würde. Dabey führte dieſe Societät große Klagen über das Veto, und über die An-

---

*) Die Pohlen gehörten damahls (im Anfang des Jahrs 1792) zu den freyen Nationen in Europa, da ihre neue Conſtitution ihren eine nicht unbedeutende Freyheit zugeſichert hatte. Aber leider war dieſe Freiheit nur einem Traume ähnlich; ſie verſchwand ſehr geſchwind wieder, um einem empörenden Deſpotismus Platz zu machen.

v. A.

ti-Jacobiner, welches auch das Thema der Societät von Meillan im Departement de l'Aveyron, der Societät von St. Marie aux mines, von Cette und vieler andern war.

Die Societät in Beziers ſchickte die Abſchrift einer ausdrucksvollen Adreſſe an den König, wegen ſeines Veto zur Rettung der Prieſter. Es hieß darinn: „Ja, Sire, wir dulden alle „Religionen; wir umarmen als Brüder die „Bonzen und den Cophta, den Anhänger des „Ali und auch den des Confucius; wir leben „mit ihnen als Freunde; aber den Friedenskuß „den Aufrührern zu geben, die ihm ausſchlagen, weil er, nach ihrer Meynung, in den „Augen des Himmels aufrühreriſch iſt, dem ſie „die ganze Erde aufopfern würden; im Nahmen „des Geſetzes mit dem Böſewicht in Freundſchaft zu leben, der das Geſetz verachtet, und „es für ein Verbrechen ausgiebt; im Nahmen „der Conſtitution den Böſewicht zu dulden, der „alles vielleicht eher als die Conſtitution ſelbſt „dulden würde: dieſes fordern, ja auch nur uns „vorſchlagen, iſt Naſerey!“

Die Societät in Grénoble gab Nachricht, daß ſie den unpatriotiſch (nicht Jacobiniſch) geſinnten Barnave aus ihren Liſten ausgeſtrichen habe; und daß ſie ein Gleiches mit der Societät in Rennes gethan, weil dieſe den Jacobinerfeind le Chapelier als Mitglied aufgenommen hätte.

Die Societät in Barbantane beklagte ſich über ihre ariſtocratiſche Departements Directoren, die die freye Wahl ihrer Municipal-Beamten mit Gewalt gehindert, das Martialgeſetz proclamirt, und Soldaten gegen die Bürger aufgehetzt hatten. Die Einwohner hatten deshalb eine Bittſchrift um Gerechtigkeit an die N. V. überſchickt; und die Brüderſchaft in Paris wurde nun erſucht, dieſe Bittſchrift zu unterſtützen.

Die Societät in Vezoul gab von einem edlen Wettſtreit zweyer Bürger Nachricht, die um den Preis des Civismus und der Großmuth gekämpft hatten. Als in gedachter Stadt am 23ſten December 1791. die Geſellſchaft eben aus einander gehen wollte, näherte ſich M. Antoine Iſaac, Brigadier beym 19ten Regimente der Cavallerie, und Mitglied der Geſellſchaft, dem Büreau; er erzählte was er für Kränkungen von ſeinen ariſtocratiſchen Chefs täglich ausſtehen mußte; ſagte, daß er aus Furcht vor den Tyrannen, die ſie noch im Sinne hatten, ſeinen Abſchied genommen; er bat die Geſellſchaft, ihm ein Zeugniß ſeines Patriotismus zu geben, und endigte mit den Worten: „ich eile in den „Schooß meiner Familie; ich eile mich mit meinen „Mitbürgern zu vereinigen; ich brenne ſchon „vor Begierde, mich mit der National-Uniform „bekleidet zu ſehen, mitten unter bürgerlichen „Phalangen, mitten unter dieſen wahren Vertheidigern der Conſtitution." Zu demſelben Augenblicke trat ein Officier von den Freywilligen des Departements von Jura, von Patriotismus angefeuert, zu ihm hin; ergriff ſein Epaulette mit der Hand, wollte es abnehmen; und ſagte zu jenem Bürger: „Lieber Cammerade! nimm „dieſes Epaulette; dein Patriotismus und deine „Tugenden verdienen dieſes Opfer; du verdienſt „mehr als ich, die Stelle, die ich bekleide; ich „will meine getroffene Wahl ſchon von meinen „Cammeraden beſtätigen laſſen, die ſich gewiß „eine Ehre daraus machen werden, dich an ihrer Spitze zu haben." Der Brigadier bezeugte ſeine Erkenntlichkeit, und ſeinen wärmſten Dank für den Eifer des großmüthigen Freywilligen, ſchlug aber ſein edelmüthiges Anerbiethen aus. Dieſer ſuchte indeſſen doch den Sieeg der Großmuth davon zu tragen. Die Geſellſchaft beſchloß einmüthig 1) den freywilligen Officier, Mounier Benoëts einzuladen, daß er in ihre Geſellſchaft trete, um da die Umarmungen und Glückwünſchungen ſeiner Brüder zu empfangen. 2) Daß die ganze Geſchichte in den Verbalprozeß dieſer Sitzung eingetragen werde. Endlich 3) dieſelbe dem Mutterclub der Jacobiner in Paris zu berichten, mit der Bitte, ſie durch ſein Journal allgemein bekannt zu machen.

M. Louſtalot erzählte einen patriotiſchen Zug des Departement Directoriums der niedern Pyrenäen, welches mit Hülfe von hundert National-Garden, in der Stadt Pau, 140 Capuziner, die daſelbſt zuſammen wohnten, und alles Unheil ſtifteten, aufhob, ſie nach einem Hauſe in den Gebirgen bringen, allda mit allem Nöthigen verſehen ließ, und ſie durch Wache hinderte, in Zukunft zu ſchaden.

Verſchiedene Mitglieder fragten um Neuigkeiten aus Avignon; ein Mitglied des Correſpondenz-Ausſchuſſes ſagte, er hätte den vorigen Tag

Briefe daher bekommen, dieſelben aber gleich dem Oberaufſichtsausſchuſſe der N. V. zugeſtellt. Es entſtand ein heftiges Murren. Viele verlangten, man ſollte die Papiere von den Aufſichts-Ausſchuſſe abholen, um ſie der Societät vorleſen zu können; auf den Vorſchlag des Präſidenten wurde aber beſchloſſen, den Ueberbringer dieſer Depeſchen anzuhören, der ohne Zweifel auch die nähern Umſtände würde melden können. Dieſer erzählte unter andern daſelbſt verübten Gräueln, auch folgende Geſchichte: Madame Tournal wollte ihrem Mann ins Gefängniß wie gewöhnlich Suppe bringen. Man ſagte ihr, daß ihr Mann nichts mehr nöthig habe, und ſtellte ihr auch ſein Halstuch zu. M. Albignac, ein patriotiſcher Richter, ſagte, man müßte erſt eine Petition machen, daß die Weiber ihre verhafteten Männer beſuchen dürften; ſie konnten zuletzt aber auch dieſen Troſt nicht einmahl erhalten. — M. Merlin gab Nachricht, daß der Aufſichts-Ausſchuß ſich ernſtlich mit den Angelegenheiten von Avignon beſchäftige; und lud alle Patrioten, die Menſchlichkeit haben und Gerechtigkeit lieben, ein, aus allen Kräften das Project des Ausſchuſſes zu unterſtützen, welches dahin gieng; die bürgerlichen Commiſſarien aus Avignon zurückzurufen, die fremden Truppen daſelbſt herauszuziehen, und dafür National-Truppen hineinzulegen.

M. Carra beſtieg nun die Rednerbühne, und ſprach über den Krieg. In ſeiner Rede ſuchte er die feindſeligen Abſichten des Wiener Hofes, die geheime Correſpondenz zwiſchen Leopold und ſeiner Schweſter, die Vorſtellung Ludwig des XVI. und daher auch die Nothwendigkeit zu beweiſen, daß Frankreich es wie Friederich der Große im Anfange des ſiebenjährigen Krieges, machen, ſeine Feinde aufſuchen, einen offenſiven Krieg führen, und zuerſt die Schweiz (ſo wie Friedrich es mit Sachſen that) in Beſitz nehmen müßte. Einige Vorſchläge in Carra's Rede, die gegen die Grundſätze der Conſtitution verſtieſſen, zogen ihm, auf Danton's gemachte Motion, einen Verweis zur Ordnung, im Nahmen der Conſtitution und der Geſellſchaft zu.

Den 8ten wurde die Sitzung mit der, von Albitte in der vorigen Sitzung angefangenen Unterſuchung eröffnet, ob die Ernennung der Mitglieder des Obernationalgerichts der Sanctionen des Königes unterworfen seyn solle? Die Mitglieder Antoine, Albitte, Réal redeten nach einander, und behaupteten, daß diese Ernennung der Sanction eben so wenig unterworfen seyn könne, als die Decrete über die Verantwortlichkeit der Minister, die sehr oft in Fälle verwickelt seyn können, die jenes Tribunal zu entscheiden haben würde. Eben der Meynung war auch M. Bancal, welcher zu beweisen suchte, daß das Recht der Gesetzgebenden Macht anzuklagen, und das Recht des hohen Tribunals zu verurtheilen eine bloße Chimäre seyn würde, wenn die ausübende Macht die Gewalt hätte, dieses Tribunal nach eigenem Belieben zu organisiren, und es mit seinen Creaturen zu besetzen. —

Ehe die Societät am 9ten zur Tagesordnung schritt, erzählte ein Mitglied einen Zug von bürgerlichem Muthe eines Friedensrichters in einem kleinen Flecken des Cantons Combroute, im Departement Puy de Dome, welcher vielen Beyfall erhielt. Verschiedene Aristocraten, ehemals Edelleute, suchten den constitutionellen Pfarrer daselbst bey dem Volke verhaßt zu machen. Der Pfarrer wollte schon, aus Verdruß, seine Kirche mehrentheils ledig zu ſehen, und von den Weibern beſchimpft zu werden, ſeinen Abſchied nehmen; aber der Friedensrichter verſprach ihm zu helfen. Den Tag darauf, am Sonntage, erhob ſich dieſer gute Mann, nach zuvor vom alten Pfarrer und den Municipalbeamten erhaltener Erlaubniß, in der Kirche, als eben das Abendmahl gegeben werden ſollte, und fieng an den Almanach des Vaters Gerard vorzuleſen. Er war noch nicht mit der zweyten Unterhaltung zu Ende, da rief ein Ariſtocrat: wir ſind hergekommen, um die Meſſe zu hören, aber nicht profane Geſpräche! „Ich bin nicht Ihrentwegen hier, „antwortete der Friedensrichter, ſondern des „armen Volkes wegen, welches Sie hintergehen.“ Landleute gaben ihn Beyfall; und erſuchten ihn, ſeine Vorleſung auf der Canzel fortzuſetzen. Der Lärm der ariſtocratiſchen Parthey fieng nun wieder an; aber die Bauern zwangen dieſelbe, aus der Kirche hinauszugehen; und folgten ihr auf dem Fuße nach, um ſie zu beſtrafen. Der Friedensrichter ward nun ihr Vertheidiger, zeigte den Landleuten das Geſetzwidrige ihres Betragens, und führte ſie zu ſanftern Grundſätzen zurück. Endlich ward alles wieder ruhig und einig, und das Volk wurde mit seinem constitutionellen Pfarrer zufrieden.

Nach verschiedenen Berichten von den häufigen Zusammenkünften der Emigrirten zu Ath, schritt die Societät zur Untersuchung über die Verantwortlichkeit der Minister. Doppet, einer der fähigsten und thätigsten Mitglieder der Pariser Societät, bestieg die Rednerbühne. „Das „Simsen der Insecten, sagte er, muß nicht „die arbeitsame Biene stören; so muß das Geschrey „niedriger Intriganten, die wahren „Freunde der Constitution nicht zum Schweigen „bringen. — Die Constitution hat freylich die „Agenten der executiven Gewalt verantwortlich „gemacht; aber sie sind dem Unverletzlichen „so nahe, daß es ihnen leicht werden muß, in einem „Augenblicke des Sturms, einen Zipfel des „Mantels der Unverletzlichkeit zu ergreifen, sich „durch ihn vor jedem Angriffe zu schützen, und „sich der Verantwortlichkeit zu entziehen. — Es „ist traurig, daß Frankreich so oft gezwungen „wurde, seine Idole zu zerbrechen! — — — „Immer von den Wellen der Intrigue geschlagen, „glich das französische Ministerium ehemals „einem zerbrechlichen Schiffe, auf welchem

„ſich das Wohl des ganzen Reiches befand. Bey jeden Schiffbruche veränderte man den Steuermann; und mit jeder Wahl war ſo viel Intereſſe verbunden, daß eine Pompadeur lange Zeit die Ehre genoß, das Steuerruder zu führen. Die Franzoſen jener Zeit ſind nicht mehr; aber Frankreich hat noch nicht alle ſeine alte Gewohnheiten abgelegt. Obgleich frey, reden wir doch noch die Sprache der Sclaven; und die Arme, welche die Mauern der Baſtille ſtürzten, wagten es noch nicht, die Mißbräuche der Bureaucratie zu berühren.“ Hierauf zeigte Doppet, daß das Geſetz noch nicht gegeben ſey, nach welchem die Art der Reſponſabilität beſtimmt, und die Unthätigkeit der Miniſter beſtraft werden könnte. Er lud demnach die Geſetzgeber ein, ein ſolches Geſetz zu entwerfen; und rieth, auf alle Denunciationen gegen die Miniſter zu achten, weil unter hundert grundloſen Adreſſen auch einmahl Eine ſeyn dürfte, die das Vaterland zu retten im Stande wäre. „Mit Unrecht, ſagte der Redner, behaupten die Gemäßigten, daß die Agenten der ausübenden Gewalt durch Anklagen zu ſehr herabgeſetzt werden; das geſchiehet nur, wenn durch die An-

„klagen das Verbrechen bewieſen würde: und
„dann verdient der Verbrecher, herabgeſetzt zu
„werden. Es iſt Zeit, daß wir uns über unſere
„neue Conſtitution verſtändigen. Laſſet uns ohne
„Furcht den Sinn derſelben weiter ausdehnen,
„wenn es darauf ankömmt, gut zu handeln;
„aber der Ariſtocrat muß darinn keine Entſchul-
„digung ſeiner Verbrechen finden. — Die Frey-
„heit eines Franzoſen geht nicht ſo weit, daß er
„der Conſtitution nicht gehorchen dürfe; nein!
„ein jeder Machthaber, ein jeder öffentliche Be-
„amte wird ſtrafbar, ſobald er aufhört, conſti-
„tutionsmäßig zu ſeyn.“

M. Simonne ſtattete einen Bericht über die Unglücklichen von Pondichery ab, die ſich in der ſchrecklichſten Lage befanden. Die Societät beſchloß, ihnen die Summe von 600 Livres vorzuſchießen. — M. Louvet hielt zum Beſchluſſe der Sitzung eine Rede, über die Nothwendigkeit, dem Kayſer, dem Krieg zu erklären.

M. Méchin fieng am 11ten die Sitzung der Societät mit der Vorleſung ihrer Correſpondenz an.

Die Societät aus Bedarieux überſchickte zwey Adreſſen; eine an die N. V., worinn ihr die Verſicherung gegeben ward: „daß die öffentliche Meynung für ſie ſey, und daß der Souverän, deſſen Organ ſie wäre, ihr Beyfall gäbe. . . Unſre Arme ſind bewaffnet, hieß es ferner, und wir ſind bereit, für unſre Geſetzgeber, und für unſre Geſetze zu ſterben.“ Die andre Adreſſe war an den König, und endigte ſich mit folgenden Worten: „Hören Sie die Stimme des Vaterlandes; hören Sie den Wunſch Ihrer Kinder; ſanctioniren Sie das Decret, welches die Umſtände nothwendig erfordern, und Sie werden die Franzoſen retten.“

Die Societät in Lourmarin klagte über die adminiſtrativen, richterlichen, und militäriſchen Körper ihres Departements. Die conſtituirten Autoritäten übertraten ſelbſt die Geſetze. Das Lehnſyſtem herrſchte noch merklich. „Freyheit und Lehnſyſtem können nicht zuſammen beſtehen.“

Die Societät in Var gab Nachricht von dem Zuſtande des Departements, welcher ſehr kläglich war. Sie führte Klagen über den Incivismus des M. [illegible], und über die widerſpenſtigen Prieſter. „Dieſe, hieß es in dem Berichte, führen das Gewiſſen irre; ſtören die „öffentliche Ruhe und Sicherheit, misbrauchen „die Beichte, und werben für Coblenz. Es „kömmt zu keiner Ruhe, bis das Decret, wegen „der religiöſen Unruhen, ausgeübt wird. Friede herrſcht nur in den Kirchſpielen, wo die „Pfarrer geſchworen haben. Die Oberhäupter „der Widerſpenſtigen ſind die ehemaligen Biſchöfe von Aire und von Dax.“ Mit dieſen Klagen ſtimmte auch die Societät zu Mons-de-Merſan überein.

Die Societät in Niort berichtete, daß in ihrem Departement der allgemeine Sinn für die Revolution ſey. „Der Patriotismus herrſcht „hier, ſagte der Bericht, troz der Bemühungen der Ariſtocratie; denn hier ſind auch, wie „anderwärts, Schismatiker, Misvergnügte, „Miniſterialen, und Betrüger.“ Uebrigens führte die Societät Klagen über die ehemaligen Adelichen, über die widerſpenſtigen Prieſter, über das Veto zu ihren Gunſten, und über die ſchlechte Organiſation der National-Gendarmerie ihres Departements; dahingegen aber waren die National-Garde, die Gerichtshöſe, die adminiſtrirenden Corps, und die Diſtricte alle gut patriotiſch. Im Departement beſanden ſich zwölf patriotiſche Geſellſchaften, die größtentheils mit dem Mutterclub in Paris affilirt waren. Ihren Bericht ſchloß die Societät mit der Anzeige eines neuen Manövers der Emigrirten. Dieſe getraueten ſich nicht, Briefe und Paquete der Poſt anzuvertrauen, und ſchickten deshalb treue Emiſſarien als Bettler gekleidet, nach Frankreich, die mit Geld beladen wieder nach Worms und Coblenz zurück giengen.

Die Societät in Lauzun klagte, daß der philoſophiſche Geiſt in ihrem Departement noch keine große Fortſchritte gethan habe; und daß die widerſpenſtigen Prieſter unter den Weibern, und ſolchen Männern, die nicht beſſer als Weiber ſind, viele Proſelyten machen. Die Seuche der Auswanderung griff immer mehr um ſich, aber doch wurden die Güter der Emigrirten reſpectirt.

Die Societät in Bordeaux *) überſchickte die Abſchrift einer Adreſſe an den König, wegen ſeines Veto, wodurch er, wie ſie ſagten, das unſterbliche Decret gegen die Emigrirten vernichtete. In der Adreſſe hieß es: „einige Conſpiranten ſind mit 25 Millionen Menſchen in Eine „Wage gelegt worden; aber dieſe Conſpiranten „ſind Ihre Freunde, Ihre Verwandte, Ihre „Brüder. . . Alle dieſe Bande ſind zerriſſen; „ſie ſind Feinde des Vaterlandes, und ſie ſind „Ihre Freunde? . . . Wodurch haben ſie das „Letztere bewieſen? Etwa dadurch, daß ſie den „öffentlichen Schatz verſchlangen? Daß ſie Sie „nöthigten, die Hauptſtadt mit Zurüſtungen zu „einem Blutbade zu umgeben; ihre muthigen „Einwohner zur Verzweiflung zu bringen; und „ſich ſelbſt dem Unwillen des franzöſiſchen Volkes auszuſetzen? Dadurch etwa, daß ſie alle

Für-

---

*) Dieſe Societät war nächſt der Pariſer die furchtbarſte im Königreich, wegen Wichtigkeit der Stadt, wegen dem dort herrſchenden groſſen Patriotismus, wegen des Reichthums der Mitglieder, und noch mehr wegen ihrer Gewichthabenden Repräſentanten im National-Convent, Vergniaud, Guadet, Genſonné und Ducos.

v. A.

„Fürſten Europens gegen Frankreich, deſſen Erſter Vertheidiger Sie ſind, aufbrachten; ſich „mit Böſewichtern und blutdürſtigen Prieſtern „verbanden? O König der Franzoſen! Dieſe „vermeynten Freunde, dieſe Verwandte, ſind „Ihre grauſamſten Feinde! Das franzöſiſche „Volk, das iſt Ihr einziger, Ihr wahrer Freund. „Eilen Sie das einzige Hinderniß wegzuräumen, „das der Nationalgerechtigkeit im Wege ſtehet. „Treten Sie zu der Parthey der Freunde der „Freyheit: ſo werden wir die Deſpoten der „Welt zittern machen. Aber ſollten Sie die „Schwachheit haben, die Parthey der Gerechtigkeit und der Vernunft zu verlaſſen: ſo wiſſen „Sie, daß die Franzoſen ohne Sie werden zu „kämpfen, und alle ihre Feinde zu beſiegen „wiſſen.“

Die Societät in Weiſſenburg beklagte ſich ebenfalls über das erwähnte Veto des Königs, und über die Sorgloſigkeit und Langſamkeit ihres Diſtricts und Tribunals.

In Nantes hatten ſich alle Mitglieder des Clubs durch Subſcription anheiſchig gemacht, gewiſſe Summen in Aſſignaten für baares Geld einzuwechſeln. Es hieß: »Kein Opfer iſt einem „Menſchen zu groß, der frey ſeyn will.“ In einer Adreſſe der Societät zu Nantes, an die N. V. wegen des Veto und des Krieges waren die Worte: »Geſetzgeber! Die Vorſehung, die uns ſchon ſo „viel mahl mit ihrer Aegide deckte, wird nicht »zugeben, daß unſre große und ſtolze Hoffnungen vereitelt werden; und daß Ungerechtigkeit »auf dem Grabe der Tugend triumphiren. Wenn »ſie aber dennoch beſchloßen hat, durch einige „Anfälle unſre Standhaftigkeit und unſern Muth „zu prüfen: ſo wird der Tod für Freyheit, der »Tod fürs Vaterland, der Tod für die Vertheidigung unſrer heiligen Geſetze, das ſchönſte, ehrenvollſte, und beneidenswehrteſte Loos für alle „Franzoſen ſeyn!“

* Die Societät in Annonay meldete, daß ſie immer fortführe, alles mögliche beyzutragen, um die Grundſätze der Conſtitution zu verbreiten; ſie ließ deshalb auch mehrere Werke, (worunter ſich der Almanach des Vaters Gerard befand,) die im Stande waren, die Fortſchritte des Gemeingeiſtes zu beſchleunigen, drucken, und umſonſt vertheilen. Auch widmete ſie in jeder Woche eine ihrer Sitzungen, der Leſung der

intereſſanteſten Aufſätze in Journälen und andern neuen Broſchüren. In ihrem Departement, beſonders in dem Diſtricte von Tamargult, woſelbſt noch viele Unwiſſenheit und Aberglauben herrſchte, ſtifteten die Prieſter noch viel Unheil an; und mishandelten die Proteſtanten. Sonſt war in dieſer Gegend die Conſtitution im Allgemeinen beliebt; der Patriotismus allenthalben ſtark; und vorzüglich in der Stadt Annonay alles im beſten Stande.

In Cherbourg hatte Bon Marin Duval der Societät eine Schrift überreicht, die den Titel führte: Anti-Fanatismus; für gute Leute und vornehmlich für die Bewohner des platten Landes, auf das 4te Jahr der Freyheit.

Die Societät in Honfleur meynte, daß noch große Begebenheiten bevorſtünden; ſie ſahe aber die Gefahr ohne Furcht. „Das Gefühl unſrer „Freyheit und unſrer Rechte, ſagte ſie, wird „uns die Kraft der Löwen geben. Wir werden „kämpfen, wann es ſeyn muß; und wir werden „als Helden kämpfen. Nicht die Sache Eines „Mannes werden wir vertheidigen; ſondern „die Sache der ganzen Nation.“

Die Societät in Bras-les-Saint-Maximin bat um die Affiliation; eben darum bat auch die Societät zu Tulle.

Die Societät von Duravel im Departement du Lot klagte über ihre ſchlechte Municipalität; über den Mangel an Linientruppen, und die ſchlechte Organiſation der Nationalgarde in ihrem Departement; über Mangel an Waffen; und über die Unruhe ſtiftenden Prieſter. „In „ihren Beichtſtühlen, hieß es in dem Berichte, „predigen dieſe Prieſter Aufruhr; da ſtreuen ſie „den Samen der Zwietracht zwiſchen Mann und „Weib, zwiſchen Mutter und Tochter aus.“

Die Societät in Bordeaux meldete, daß durch eine Subſcription in ihrer Geſellſchaft, den guten Bürgern drey tauſend Piken als Waffen gegen ihre Feinde zugeſichert wurden. Die Tribünen dieſer Societät waren immer um 2 Uhr ſchon voll, obgleich die Sitzungen erſt um 6 Uhr angiengen.

Die Societät in Nevers gab Nachricht von dem ſchlechten Zuſtande ihres Departements.

Nach der Vorleſung aller dieſer Correſpondenzen theilte M. Louſtalot der Societät den Bericht mit, den der Kriegs-Miniſter Narbonne der N. V. von ſeiner Reiſe nach den Gränzen abſtattete. „Dieſer Bericht, ſagte der Redner, iſt für die Nation ſehr troſtreich, wenn er Wahrheit enthält; vor der Hand muß man ihm Glauben beymeſſen. Wir werden indeſſen bald ſehen, ob der Miniſter uns getäuſcht habe oder nicht.“ M. Albitte ſuchte in einer kleinen ſehr unbedeutenden Rede dieſen Miniſter verdächtig zu machen; die Societät ſchritt aber zur Ordnung des Tages, nehmlich zur Unterſuchung über den Krieg.

M. Robespierre beſtieg die Rednerbühne. Zuerſt bewies er, daß die angewandte Liſt der innern Feinde das Syſtem der Conſtitution nur deſto mehr befeſtigen werde; dann klagte er über die offenbaren Verräthereyen des Hofes, und zeigte nachher die Nothwendigkeit des Krieges. „Zuerſt müſſen wir mit den Conſpiranten und den Tyrannen Krieg führen, ſagte Robespierre, und dann müſſen wir auf Leopold losgehen. Wird dieſe Bedingung nicht erfüllt: ſo betrachte ich den Krieg nicht als eine Handlung der Weisheit und der Klugheit, ſondern als eine Hülfsquelle der Verzweiflung. Ich fordere den Krieg,

„ſo wie ihn der Freyheitsgenius erklären, ſo wie ihn das franzöſiſche Volk ſelbſt führen würde; und nicht ſo wie ihn die Intriganten des Hofes wünſchen, oder ſo wie ihn ſelbſt patriotiſche Miniſter leiten könnten. Franzoſen! Männer des 14ten July, die Ihr die Freyheit ohne Führer und ohne Herrn zu erobern wußtet, bildet Ihr das Heer, das die Welt befreyen ſoll! Wo iſt er, der Feldherr, der als ein unveränderlicher Vertheidiger der Rechte des Menſchen, als ein ewiger Feind der Tyrannen, nie die vergiftete Luft der Höfe einathmete; und deſſen unbeſtechliche Tugend durch den Haß des Hofes bezeugt wird? Dieſer Feldherr, deſſen von unſchuldigem Blute unbefleckten Hände würdig ſind, die heilige Fahne der Freyheit vor uns her zu tragen? Wo iſt er, dieſer dritte Brutus, dieſer franzöſiſche Waſhington? Er komme; wir ſetzen ihn an unſre Spitze! Wo ſind ſie, die Helden, die am 14ten July ihre Waffen dem Vaterlande zu Füßen legten? O kommet, Ihr Krieger von Château-Vieux! *) kommet und

„führet

---

*) Hier iſt von den berüchtigten Schweitzer-Soldaten die Rede, die als Diebe, Meuterer und Mörder erſt zu den Galeeren verurtheilt, her-

nach

„führet unſre Heere an! Aber ach! Der Tod würde eher ſeine Beute fahren laſſen, als der Deſpot ſeine Schlachtopfer. Bürger! die Ihr euern Muth zuerſt vor den Mauern der Baſtille zeigtet, kommet; das Vaterland findet euch nicht mehr. Der Haß unſrer neuen Deſpoten hat euch zerſtreuet; die Tyranney, die Ihr beſiegtet, hat euch beſtraft, für euern Bürgerſinn, für euern Sieg. Wie? hundert tauſend Krieger, die Hoffnung der Freyheit, ſollen ohne Rache, ohne Stand, und ohne Brod das Verbrechen büßen, daß ſie das Laſter verriethen, um der Tugend zu dienen? Was hatten dieſe Weiber, was dieſe ermordeten Kinder verſchuldet? Haben die allmächtigen Verbrecher auch vor Weibern und Kindern Furcht? Ach! Ihr Helden von Avignon, die Ihr unter den Streichen der von unſerm Tyrannen angefeuerten Mörder fielet, auch Ihr werdet nicht unter

---

nach aber unter dem Jacobiner Schutze in Paris im Triumph aufgeführt wurden; eine in dem Journal Minerva enthaltene umſtändlich beſchriebene Unternehmung, die unter den tollſten Handlungen dieſer Societät vor allen andern den oberſten Rang behauptet.

v. A.

„den Fahnen dieſes Volkes, dieſes Freundes der „Freyheit ſtreiten; Ihr werdet nicht mit uns in „den Krieg ziehen, die Ihr in den Feſſeln „ſchmachtet, in welche euch unſre Tyrannen „warfen. Auch Ihr werdet nicht mit mir ſtreiten, die Ihr in dieſem Reiche unter den Streichen der Tyranney erlaget. Großer Gott! „So viele Schlachtopfer des Volkes wurden hingewürgt; und die Strafbaren der Ariſtocratie „leben noch? ſie leben noch, und ziehen im Triumph daher?“ Hierauf zeigte der Redner, wie ſehr die Hof- und Miniſterielle Parthey alles in Unthätigkeit zu ſetzen ſuchte; und munterte die Bürger auf, für die Vertheidigung des Vaterlandes und der Freyheit zu kämpfen. Zuletzt redete er noch die Nachkommenſchaft mit folgenden Worten an: „Dein Glück iſt der Preis unſeres „mühſamen Kampfes; für dich trotzen wir den „Streichen der Tyranney; dir vertrauen wir die „Sorge an, unſer Werk zu vollenden. Die „Nahmen der Märtyrer der Freyheit nehme in „deinem Gedächtniſſe die Stelle, die die Gelder „der Ariſtocratie zu lange Zeit in dem unſrigen „einnahm; dein vornehmſtes Schauſpiel ſey das „Föderationsfeld. Dieſes ſey die Hoſtie aller

„glück=

„glücklichen und friedlichen Bürger; dieſes gebe „den rührenden Anblick einer bürgerlichen und „brüderlichen Vereinigung. Deine warme und „empfindſame Einbildungskraft irre mitten unter den Leichnamen jener unglücklichen Krieger, „die wir ihren ſchrecklichen Galeeren nicht entreiſſen können. Dein Wahlſpruch ſey: Schutz, „Liebe der Schwachheit, und Abſcheu „der Tyranney!“ Der Druck der Rede des Robespierre, wie auch ihre Verſendung an die verbrüderten Clubs, und die Vertheilung an die Bürger der Tribunen und an die Sectionen von Paris, wurde von vielen gefordert, und einmüthig beſchloſſen. Ein Mitglied ſchlug vor, dieſe Rede auch an die Linientruppen zu ſchicken; auf Danton's Bemerkung aber, daß ein Decret vorhanden wäre, welches alle unmittelbare Gemeinſchaft mit den Linientruppen unterſagt, ward der Vorſchlag verworfen. M. Antoine redete nun gegen das Syſtem eines offenſiven Krieges. Seine Rede erhielt den allgemeinen Beyfall der Geſellſchaft, und der Druck derſelben ward beſchloſſen.

In Abweſenheit des M. Antonelle nahm M. Dubois-de-Crance am 13ten den Präſidentenſtuhl ein. M. Bécourt machte den Antrag, daß der Journaliſt Feuillant, der in einem Stücke ſeines Journals behauptet hatte, daß die Jacobiner den Lärm bey den Feuillantinern verurſacht, wegen dieſer ſchändlichen Verleumdung *) aus der Liſte dieſer Geſellſchaft ausgeſtrichen würde. Auf die Bemerkung des M. Réal aber, daß niemand verurtheilt werden könne, ohne zuerſt gehört zu werden, ward die Sache dem Präſentationsausſchuſſe zugeſchickt. Die Tagesordnung fieng mit der Unterſuchung an, ob man die freywilligen Jäger der Pariſer National-Garde beybehalten könne oder nicht? Die meiſten Redner waren gegen eine Beybehaltung; Robespierre ſprach beſonders heftig dagegen. Er meynte, man müſſe ſo wie die conſtituirende N. V., unter National-Garde nur die bewaffnete Nation, aber nicht ein beſonderes bewaffnetes mit Vorrechten begabtes Corps verſtehen. »Ein ſolches, ſagte

»er,

---

*) Es war jedoch nichts gewiſſer, als daß die Jacobiner die abſichtlichen Urheber des Tumults waren. Die Feuillantiner wünſchten damahls nichts als Ruhe, und waren weit entfernt als ein aufkeimendes Inſtitut die mächtigen Jacobiner zu reitzen.

v. A.

„er, iſt der Freyheit und den Grundſätzen der „Conſtitution zuwider. Der Vorſchlag des Militairausſchuſſes, ein ſolches Corps beyzubehalten, muß daher von der N. V. und von allen „guten Patrioten mit Unwillen und Eifer verworfen werden.“ — M. Desmoulins zeigte an, daß er in der vor einigen Tagen in der Societät gehaltenen und auf Verlangen der Societät gedruckten Rede des Präſidenten, diejenigen Stellen vermiſſe, die gerade am beſten die Intrigen des Cabinettes der Tuillerieen auseinanderſetzten. Er verlangte, daß in Zukunft alle Reden, deren Druck anbefohlen würde, paraphirt werden ſollten, und daß der Präſident die Urſachen angebe, warum er jene Stellen im Druck weggelaſſen habe? Dubois-de-Crancé antwortete, er habe alles, was er gegen La Fayette geſagt, drucken laſſen; für ſeine Behauptungen von verſchiedenen andern Perſonen aber, daß ſie nehmlich auch im Ausſchuſſe der Tuillerieen wären, hätte er keine materielle Beweiſe gehabt, und ſie daher nicht drucken laſſen, weil ihm dieſes leicht einen Criminalprozeß hätte zuziehen können, dem er ſich nicht ausſetzen wollte. (Die Geſellſchaft murrte.) M. Billaud-de-Varennes ſagte, man müſſe auf der Tribüne keine Dinge vorbringen, von denen man nicht gewiß wäre, daß ſie gedruckt werden können. Sonſt fiel in dieſer Sitzung nichts merkwürdiges vor.

Den 15ten Jannar ward die Sitzung wieder mit der Vorleſung der Correſpondenz eröffnet.

Die Societät von Bourg St. Audiot im Departement de l'Ardèche meldete die Entſtehung einer neuen, ihren Patriotismus beunruhigenden Geſellſchaft. „Wir werden dieſe Leute „beobachten, lautete der Bericht; ſind ſie Freunde unſrer ſchönen Conſtitution, achten ſie die „Geſetze: ſo ſind ſie unſre Brüder; im entgegen„geſetzten Falle, unſre Feinde."

Die Societäten von Montflanquin, Nérac und Montbron meldeten ihren Unwillen über das Veto zu Gunſten der Prieſter und Emigrirten. Sie überſchickten zugleich ihre, dieſen Gegenſtand betreffende Adreſſen an den König und an die N. V.

Die Societät in Cette ſtattete Bericht ab, über die Lage ihres Departements; dieſer fiel, ſehr vortheilhaft aus. In Cette war alles ruhig, und der Patriotismus herrſchte überall.

Das Commerztribunal, die Municipalität, die geſchwornen Prieſter und die Linientruppen alles war gut patriotiſch. Unter den letztern befand ſich der Oberſt Lieutenant Servan (nachheriger Kriegesminiſter;) der als ein eifriger Patriot und Jacobiner, von der Societät ſehr empfohlen ward. Die Societät klagte über die Nachläſſigkeit des Kriegsminiſters, der bey dem 62ſten Regimente, ſo viele vacante Officiersſtellen unbeſetzt ließ; und gar keine Promotion darinn vornehmen wollte. Die National-Garde war durchgängig gut patriotiſch; unter den Commandanten der militäriſchen Diviſion waren die ſtarken Anhänger der Conſtitution, Albignac, Montesquion und Anſelme.

Der Club zu Cette beſtand aus 450 Mitgliedern, die zweymahl, auch oft viermahl die Woche ſich verſammleten. Zum Behufe des öffentlichen Unterrichtes, hielt dieſe Societät jeden Sonntag eine Sitzung in einer geräumigen Kirche, die faſt immer voll war. „Cette iſt ſo glücklich, (ſo endigte ſich der Bericht) unter ſeinen „Bürgern lauter warme Patrioten zu zählen.“

Die Societät von Mauriac ſtattete einen eben ſo günſtigen Bericht von der politiſchen Lage ihres Diſtrictes ab: „Die Einwohner von Montagnes, hieß es, athmen beſtändig Freyheit. „In ihrer Seele liegt Stolz und Unabhängigkeit; auf ihrer Stirne, Freyheit oder Tod. „Die widerſpenſtigen Prieſter aber erwarten immer mit einem jüdiſchen Glauben ihren Meſſias aus Worms und Coblenz.“

Die Societät in Bordeaux meldete, daß ſie dem anti-miniſteriellen Theile der Societät zu Rennes, der ſich wegen der entehrenden Aufnahme des Chapellier von der Societät getrennt, die Affiliation, wieder geſtattet habe. Ihr Schreiben endigte ſich mit folgenden Worten: „Während daß Ihr in Paris überlegt, ob es „dem Staate nützlich ſey, Krieg zu führen, halten wir uns in Bordeaux ſchon dazu bereit. „Alle Bürger dieſer großen Stadt brennen vor „Begierde, das Vaterland zu rächen, und ſeinen Feinden Stillſchweigen zu gebieten. Die „ausübende Macht thue, was ſie wolle; wir „werden ſie ſchon zu unſerm Zwecke treiben.“ —

M. Albitte beſtieg die Tribune, und zeigte an, daß der militäriſche Ausſchuß beſchloſſen habe, keine Jäger bey der National-Garde beyzube zubehalten. Jhm folgte Collot d'Herbois *) auf die Tribune. Er theilte einen Brief mit, den er von den auf den Galeeren befindlichen Soldaten des Schweitzer Regiments Chateauvieux erhalten hatte, die ihr Verlangen, dem Vaterlande zu dienen, und ihre Ketten in Waffen verwandelt zu ſehen, zu erkennen gaben; und nichts ſehnlicher wünſchten, als bald ſich in Perſon bey den Societäten der Jacobiner in Breſt und in Paris für die ihnen geleiſteten Dienſte bedanken zu können. Der Redner bemerkte, daß unter dieſen unglücklichen Soldaten auch Franzoſen, ja Pariſer wären; und äußerte ſein Erſtaunen darüber, daß das Decret wegen der Befreyung dieſer Unglücklichen nicht ſanctionirt worden ſey. Robespierre hechelte darauf in einer ironiſchen Rede die Miniſter durch; gegen welche auch Doppet das Miſtrauen des Volkes zu erregen ſuchte. „Der Patriot Briſſot ſagte uns, daß das Volk noch da wäre; »ja freylich, aber, fügte Doppet hinzu, erin-

---

*) Ehedem in Savoyen herumziehender Comödiant, der plumpſte aller franzöſiſchen Demagogen.

v. A.

„nert euch nur, daß auch die Miniſter noch da „ſind.“ —

Den 16ten Januar hatte M. Merlin, in Abweſenheit des Präſidenten Guadet den Vorſitz. Nach einigen unbedeutenden Vorſchlägen verſchiedener Mitglieder, hielt M. Antoine aus Metz ſeine Abſchiedsrede, in welcher er ſeinen Patriotiſmus bezeigte; und auf allerley Machinationen des Hofes aufmerkſam machte; und La Fayette als einen Verräther darſtellte. — M. Santerre zeigte an, daß man den bürgerlichen Freywilligen die Bewohnung des Königlichen Schatzes und des Arſenals abnehmen wollte, und bat, daß man ſich dieſem Vorhaben widerſetzen möchte, weil dieſe beyden Poſten am meiſten das allgemeine Beſte und die öffentliche Freyheit intereßirten.

Nachdem die Sitzung der Societät am 18ten unter der Präſidentſchaft des M. Guadet eröffnet war, theilte ein Mitglied der Societät einen Brief aus der Grafſchaft Avignon mit, der von dem geringen Patriotiſmus dieſes Landes Nachricht gab. Die wenigen Patrioten daſelbſt fürchteten, daß im Falle eines Krieges die daſigen Canonen zur Ermordung der patriotiſchen

ſchen Bürger gebraucht werden möchten. Ueber dieſen Gegenſtand machte daſſelbe Mitglied einige Bemerkungen, die mit Beyfall aufgenommen wurden. Robespierre hielt hierauf eine lange Rede, in welcher er zeigte, daß die Sache von Avignon mit dem glücklichen Ausgange der franzöſiſchen Revolution in der engſten Verbindung ſtehe; und den Abt Mulot, den Miniſter Deleſſart, und den General La Fayette als Verräther des Vaterlandes und der Freyheit ſchilderte. „Mein Erſtaunen war auſſerordentlich, ſagte der Redner zuletzt, als ich dieſen „Morgen in einem patriotiſchen Journal, im „franzöſiſchen Patrioten, einen Brief fand, der „auf den Patriotismus der Einwohner von Metz „einen großen Schatten wirft, und in welchem „La Fayette aufs höchſte gelobt wird.“ Sie greifen den Patriotismus des Briſſot an! riefen mehrere Stimmen. Hierauf erklärte M. Briſſot der Verſammlung, daß er von dem Briefe in ſeinem franzöſiſchen Patrioten nichts wußte; und daß derſelbe von ſeinem Mitarbeiter darinn eingerückt worden ſey. „Robespierre, fuhr Briſſot fort, ſchien mir an die Authenticität dieſes „Briefes zu zweifeln, ſo eben verſichert mich aber

„Roederer, daß er das Original ſelbſt geleſen „habe, und daß er die Aechtheit verbürge. „Robeſpierre ſchien mein langes Wegbleiben „angreiſen zu wollen; aber die mühſame Arbeit, „der ich mich unterzog, verhindert mich fleißig „her zu kommen. Geſtern habe ich noch eine „ganze Stunde in der N. V. geſprochen, und „das Volk kann urtheilen, ob ich ſeine Sache „verlaſſe.“ M. Rouillé ſagte: „ich laſſe dem „Patriotismus des Robespierre und des Briſſot „Gerechtigkeit widerſahren; aber es thut mir „leid, daß wir uns mit Perſonalitäten beſchäftigen, zu einer Zeit, wo uns das allgemeine „Wohl beſchäftigen ſollte. Ich ſtehe für den Einen und für den Andern; und bitte daher die „Geſellſchaft, zur Ordnung des Tages zu ſchreiten.“ Robespierre erklärte nun, daß er Briſſot, mit dem er gleiche Grundſätze hege, nicht angreiſen wollte; und endigte mit den Worten: „Ich komme nun auf meinen Punct zurück; die „N. V. muß einen großen Character zeigen; die „Ungeſtraftheit der Miniſter nie in Schutz nehmen; alles thun, was nur Geſetzgeber für das „allgemeine Beſte thun können; und endlich — „Krieg erklären.“

Rouillé beſtieg ſodann die Tribune, und machte einige Bemerkungen zu Gunſten des Krieges. Er glaubte, Frankreich müßte einen offenſiven Krieg führen, und behauptete, daß die Franzoſen, nach Verlauf von ſechs Monathen, die Fahne der Freyheit in den Ländern anderer durch ſie frey gewordener Völker werden wehen laſſen.

Die Sitzung vom 20ſten ward mit der Vorleſung der eingelaufenen Berichte von andern Societäten eröffnet. Die Societät von Rieux, und die von Chateau-Briant baten um die Affiliation.

Die Societät zu Orléans meldete, daß ſie in dem Saale ihrer Sitzungen die drey Fahnen, von den vereinigten Nordamericaniſchen Staaten, von England und von Frankreich aufhängen wollte.

Die Societät in Evreux fieng an, ihre Sitzungen öffentlich zu halten. Sie überſchickte die Abſchrift einer von den Bürgern zu Evreux unterſchriebenen, und den 12ten December an die N. V. abgeſchickten Adreſſe, deren in keinem Journal Erwähnung geſchehen war. Dieſe Adreſſe bezog ſich auf die beyden Decrete gegen die Prieſter und Emigrirten; und endigte ſich folgendermaßen: „Repräſentanten! täuſchet unſere Hoffnung nicht; bleibet euch immer ſelbſt gleich. Von unſerm Zutrauen umgeben, von unſerm und von dem Muthe eines freyen Volkes unterſtützt, habet Ihr nichts zu fürchten. Ihr werdet leicht die innern Hinderniſſe überwinden; und wir (das iſt unſer Geſchäft,) wir werden aus unſerm heiligen Gebiete, wenn ſie es wagen ſollten, die Gränzen deſſelben zu überſchreiten, — die gottloſen und räuberiſchen Horden verjagen, die von dem Deſpotismus unterhalten, und von jeden elenden Ehemaligen angeführt werden, von denen Frankreich glücklicher weiſe gereiniget wurde."

Die Societät in Dyon vereinigte ſich mit der in Valenciennes, um die N. V. um die Erlaubniß zu bitten, innerhalb 10 Meilen von den Gränzen alle nach dem Auslande gehende Wagen viſitiren, und die Ausfuhr von Getreyde, Waffen, Munition, Pferden, Geld, Heu und Futter verhindern zu dürfen.

Die Societät aus Villeneuve l'Archévêque meldete, daß in ihrer Stadt und den umliegenden Gegenden vollkommene Ruhe und Eintracht herrſche, und daß der Fanatismus allenthalben verſchwunden ſey. Das allgemeine Geſchrey war: Freyheit! Gleichheit! Frey leben oder ſterben! Selbſt die Prieſter und Mönche waren ruhig; nur fehlte es den Einwohnern an baarem Gelde. Die Nationalgüter waren immer gut verkauft worden; „und, fährt der Bericht fort, „Troz der Schrecken der vorgegebenen und un„möglichen Gegenrevolution, werden ſie noch „immer fort gut verkauft; man reißt ſie ſich aus „den Händen; und Sachkundige verſichern, daß „ſie ſich wenigſtens um ein Achttheil verbeſſert „haben.“

Die Societät in Beſançon ſtattete Bericht über den Zuſtand des Departements du Doubs, und über die nicht geſchwornen Geiſtlichen ab. „Dieſe rebelliſchen Prieſter, hieß es in dem Be„richte, haben den Samen der Zwietracht faſt „in alle Cantons unſeres Departements ausge„ſtreuet. Das väterliche Haus iſt nicht mehr die „Schule der Tugenden; der Vater iſt gegen den „Sohn bewaffnet; Hochachtung und Liebe der „Kinder gegen ihre Eltern iſt verſchwunden; die „Mutter flieht unſre Tempel; und die Freund„ſchaft ſcheint eine Erde zu verlaſſen, die ihre Be-

„wohner zu verſchlingen drohet. Alle dieſe Uebel verurſachen die Prieſter. Ja! wenn ein Prieſter ſchlecht iſt, ſo iſt er der größte Böſewicht unter den Menſchen. In Beſançon, wo man ſie ſo ſehr bewacht, ſagen ſie dennoch ganz laut, daß eine neue Bartholomäusnacht nothwendig ſey, um die alte Religion, und den Frieden in dieſer Stadt wieder herzuſtellen. Und Ludwig XVI. bewilligt dieſen Böſewichtern noch den Schutz ſeines Veto? — Dieſe verkehrten Menſchen müſſen von einem Vaterlande entfernt werden, auf deſſen Ruin ſie denken; und deſſen Einſturz ſie wünſchen, um mit Gemächlichkeit auf ſeinen Trümmern einherwandeln zu können."

Nach M. Louſtalot, der über die immer fortwährenden Auswanderungen nach Spanien klagte, beſtieg Briſſot die Rednerbühne. „Meine Herren! ſagte der Redner, ich muß nun noch einmahl den Robespierre antworten. Ueberzeugt, daß die Frage über den Krieg nun aufs Aeußerſte unterſucht, und auseinandergeſetzt iſt, glaubte ich nicht, daß man mich von neuem wieder zwingen würde, auf dem Kampfplatze zu erſcheinen. Im Munde der Miniſter würde

„ich ſolche Herausforderungen nur verachtet haben; aber es iſt ein Bruder, der nähere Aufſchlüſſe verlangt, und ich muß ihm dieſelben geben. Ich will dieſe Pflicht mit der Anſtändigkeit erfüllen, die ſich für einen Mann geziemt, der Achtung für ſich ſelbſt, und Achtung für die Geſellſchaft hat, vor welcher er redet. Meine Sache iſt zu gut und zu gewiß, als daß ſie nur Perſonalitäten erlauben ſollte. Ich will die Gründe nicht hier wiederholen, die ich in der N. V. vortrug, da meine Rede in der nächſten Sitzung vertheilt werden ſoll. Ich ſagte, daß der Kayſer in einem offenbaren Zuſtande der Feindſeligkeit gegen uns ſey. Dieſes habe ich bewieſen, durch Schriften, die aus den Händen des Kayſers kamen; und durch Tractate, die er mit fremden Mächten geſchloſſen hat, in welchen er ſelbſt die Entſtehung einer gekrönten Ligue gegen die franzöſiſche Souverainität ankündigt. Ich habe bewieſen, daß der Kayſer ſeit dem Anfange der franzöſiſchen Revolution beſtändig den Tractat von 1756. verletzt habe, den wir nun auch als gebrochen anſehen können; er würde der franzöſiſchen Nation nur läſtig ſeyn; und ich habe bewieſen, daß es ihr auch

„unmöglich ſey, ihre Freyheit zu behalten, ſo „lange zwiſchen dem franzöſiſchen Hofe und dem „Kayſer ein Tractat exiſtire. — Jetzt will ich „diejenigen Argumente widerlegen, auf welche „ich in meiner geſtrigen Rede nicht geantwortet „habe. Welche Parthey, ſagte man, müſſen „wir in den jetzigen Umſtänden ergreifen? — Um „uns nun zu entſchlieſſen, müſſen wir erſt dieſe „Umſtände kennen. Wir ſind in einer feindſeligen Lage; alſo müſſen wir angreifen; alſo iſt es „beſſer, daß wir, indem wir uns vertheidigen, „den Kriegesſchauplatz in ein anderes Land, als „in das unſrige verlegen. — Der Kayſer verlangt entweder Krieg; oder verlangt ihn nicht; „oder er verlangt ihn jetzt noch nicht. Will er „ihn nur jetzt noch nicht, ſo muß man ihm zuvorkommen; will er ihn aber ganz und gar „nicht, ſo muß man ihn ihm doch erklären, um „eine vollkommene Genugthuung von ihm zu „erhalten.“

„Meine Herren! Robespierre hat Ihnen „große Denunciationen verſprochen. Er ziehe „denn nun endlich den Vorhang auf! Er fahre „nicht mehr mit dem Schwerdte der Denunciation über einem Manne hin und her, der ſich

„eben ſo gut wie er ſagen kann: Integer vitæ „ſcelerisque purus. — Seit meinem Eintritte in die Legiſlatur habe ich vor der N. V. „erſt Eine Rede gehalten; man ſehe, ob man „nicht Unpartheylichkeit und Wahrheit darinn „erkennt. Diejenigen, welche meine langen „Abhandlungen über die Colonien und gegen „die Miniſter geſehen, haben alle nicht darauf „geantwortet. — Vor der Mordſcene vom „17ten July ſahe ich La Fayette Einmahl monathlich; ich ſahe ihn, um einige Funken Patriotiſmus in ihm zu erhalten; um ihn zu bewegen, daß er dem Volke diene. Ich hielt La „Fayette für fähig, ſich zu der Höhe ſeiner, und „uns zu der Höhe unſerer Beſtimmung zu erheben; er täuſchte mich. Ich erröthete für ihn „öffentlich; und nach dem ſahe ich ihn nicht mehr. „Er hat ſich in die Einſamkeit zurückgezogen. „Sollte ich ihn darinn ſtören? Jetzt, da er eine „berühmte Laufbahn betritt? — Ich werde ihn „mit aller Achtung behandeln, die man einem „Fremden ſchuldig iſt; denn La Fayette war mir „immer ein Fremder. Robespierre ſagt, daß „er die Miniſter entlarven will, weil er weder „für ſich noch für ſeine Freunde etwas zu ſpecu-

„liren habe. Meine Herren! ich habe auch weder für mich, noch für meine Freunde etwas bey den Miniſtern zu ſpeculiren. Wir klagen den Robespierre nicht an, daß er ſich mit dem Miniſterium verſtehe; Robespierre muß aber auch nicht glauben, daß dieſes Einverſtändniß zwiſchen denen exiſtire, die täglich die Laſter und die ſchlechte Adminiſtration deſſelben bekämpfen. Ich bitte Robespierre, einen ſo ſcandalöſen Streit zu endigen, der nur den Feinden des gemeinen Wohls nutzen kann.“

M. Duſſaulx ſagte nun, daß alle Patrioten der Societäten es lange Zeit bedauert hätten, daß zwey gute Patrioten, die einander ſchätzen und lieben müßten, durch eine Diſcuſſion compromittirt zu ſeyn ſchienen; und daß nachdem was Briſſot geſagt hatte, nichts weiter zu wünſchen wäre, als dieſe beyden edlen Männer einander umarmen zu ſehen. Kaum hatte er dieſen Wunſch geäußert, ſo ſahe man, unter den lebhafteſten und einmüthigſten Beyfallsbezeugungen der Geſellſchaft, die Herren Robespierre und Briſſot einander an den Buſen drücken. Robespierre bezeigte ſeine Hochachtung für Briſſot, und ſeine Freundſchaft gegen ihn; verſprach aber doch, weil Freundſchaft ſich mit Verſchiedenheit der Meynungen verträgt, in einer folgenden Sitzung gegen Briſſot's Rede zu ſprechen. Doppet hielt hierauf eine lange Rede, in welcher er die Nothwendigkeit eines Krieges freylich eingeſtand; aber auf die Wichtigkeit der Sache, und auf die mit derſelben verbundenen Schwierigkeiten, aufmerkſam machte. Nach ſeiner Rede entſtand eine Diſcuſſion über den Druck der Rede des Briſſot. Die Meynungen waren getheilt; zuletzt ward jedoch der Druck beſchloſſen.

Am 22ſten wurde die Sitzung wieder mit der Verleſung der Berichte und Briefe anderer Societäten eröffnet. Die Societät in Toulon ſchilderte den Zuſtand ihres Departements. Das Volk war durchaus gut patriotiſch geſinnt; und alle Bemühungen der Feinde der Conſtitution, um Aufruhr und Unruhen zu erregen, waren vergebens. Das gerichtliche Tribunal hingegen war ungerecht und partheyiſch. Die Perſonen, aus welchen daſſelbe beſtand, rühmten ſich ganz laut, Feinde der Revolution zu ſeyn. Der öffentliche Ankläger war, nach dem Berichte, kein Menſch, ſondern ein Ungeheuer. Die wider ſpenſtigen Prieſter waren in Toulon nur in geringer Anzahl; aber ſelbſt dieſe erhoben ein ſtolzes Haupt. Die Mönche griffen die Conſtitution an, und predigten Aufruhr. Das Directorium war taub gegen die Klagen des um Rache ſchreyenden Volkes. Ein Prieſter trieb ſeine Bosheit ſo weit, daß er Kindern den Rath ertheilte, ihre patriotiſchen Eltern zu vergiften. Er ſelbſt both ihnen das tödtende Getränk an. „Und man wollte noch Sanftmuth gegen dieſe „verkehrten Menſchen ausüben! Der Blitzſtrahl „ſollte noch müſſig in den Händen unſrer Repräſentanten bleiben? Er treffe doch endlich dieſe „ſtrafbaren Menſchen, die im Nahmen Gottes „Aufruhr predigen, und Bürgerkrieg zu erregen „ſuchen.“ Die Linientruppen waren patriotiſch; die National-Garde ward ſchlecht behandelt; die Seetruppen noch nicht neu organiſirt; und die Seeofficiere wanderten häufig aus.

Die Societät in Caen überſchickte die Abſchrift zweyer Adreſſen, an die N. V. und an den König, wegen dem Veto, wodurch der Letztere die Decrete der Erſtern gegen die Emigrirten und gegen die Prieſter vernichtete. Es verdienen einige Stellen aus beyden bemerkt zu werden. Die erſte Adreſſe iſt an die N. V. „Repräſentanten des franzöſiſchen Volkes, hieß es; eine traurige Coalition bereitet das Verderben des Reichs, die ausgewanderten Franzoſen pflanzen die Fahne der Empörung gegen das Vaterland; verführeriſche Prieſter zünden bey dem heiligen Feuer der Religion die Fackel der Zwietracht an. Frankreich, das kaum athmet, wird zwiſchen das doppelte Feuer des Fanatismus und des Krieges gerathen. Ihr habet das Ungewitter zu zerſtreuen, und die Feinde des Staates unkräftig zu machen geſucht; aber der Monarch, der 25 Millionen von dem Schweiße und Blute der Nation genießt, hat in der drohenden Gefahr, mit kaltem Blute und Gleichgültigkeit Euch geantwortet: daß er unterſuchen werde. Wie? Das Vaterland wird bedrohet, und der König will unterſuchen! . . . Großer Gott! Haben wir auch unterſucht, als er auf dem Puncte war ſeinen Feinden ins Netz zu fallen, und durch ſeine Flucht die Krone zu verlieren, und als wir ihn zu unſrer Liebe wieder zurückriefen, und ſeinen wankenden Thron auf die Conſtitution gründeten? Es war für ihn der ſchönſte

„Tag ſeines Lebens, wenn es für uns nicht der unglücklichſte Tag war. Der König will unterſuchen! Er unterſuche lieber, ob ſeine Miniſter ihn hintergehen; ob die Linientruppen vollzählig; ob die National-Garden bewaffnet ſind; und ob es unſern Freywilligen auf den Gränzen nicht an allem fehlt. Geſetzgeber! Behauptet Eure Würde; Ihr ſeyd die Repräſentanten eines ſouveränen Volkes; eines Volkes, das geſchworen hat, frey zu leben, oder zu ſterben. Es iſt das allgemeine Geſchrey der Nation; das iſt das einzige Orakel, das man befragen muß; es iſt ſchrecklich für die Tyrannen, und wird Frankreichs Heil bewirken.“

In der Adreſſe an den König hieß es: »König der Franzoſen! Umſonſt ergreift alſo die N. V. ſtrenge Maaßregeln gegen die widerſpenſtigen Prieſter und Emigrirten; Du vernichteſt die Wirkung dieſer Maaßregeln, zu einer Zeit, wo du ſelbſt deine Brüder anklagſt; und wo du hundert und funfzig tauſend Mann forderſt, um ſie zu bekämpfen.«

»Die Tyrannen, die *dir* Rathſchläge ertheilen, verrathen *dich* und das Vaterland. Es iſt Zeit *dich* den Verführungen des Deſpo-

„tismus zu entreißen. Deine einzigen Freunde „ſind, wenn du die Freyheit herrſchen läßt, die „freyen Franzoſen. — Höre die Wahrheit, „und denke darüber nach. Das Haupt Deiner „Brüder muß unter dem Schwerdte des Geſetzes fallen; ſie haben die Strafe der Verſchwörer verdient; hüte Dich, ihr Mitſchuldiger zu „werden. — Wir fordern jetzt keine Worte, „keine Proclamationen von Dir: ſondern Thaten. Du haſt noch nichts gethan, zur Erhaltung der Conſtitution; nimm nun dein Veto „gegen die nothwendigen Decrete der N. V. „über die Prieſter und Emigrirten zurück. — „Zwey Wege ſtehen dir offen: wähle! Der Eine „führt zu der Liebe und Erkenntlichkeit der Franzoſen; der Andere zum Verluſte des Thrones.“ —

Die Societäten von Montauban und von Yverdt bathen um die Affiliation. Die Societät von Rocquefort gab Nachricht von dem in jeder Hinſicht traurigen Zuſtande des Departements, worinn beſonders die ungeſchwornen Prieſter viele Unruhen verurſachten und Aufruhr anzettelten. Eben ſo klagte die Societät von Ollioules im Departement du Var über die unbeeydigten Prieſter. „Dieſe niederträchtigen Verräther, lautete der Bericht, reden den ſchwachen „und einfältigen Seelen ein, daß die Kirchen „von der Gottheit verlaſſen, und in Ställe verwandelt würden; und daß die Sacramente „keine Wirkung mehr haben. Sie beſchwören „ſchwangere Weiber, ihre Kinder nicht in die „Kirche zur Taufe zu tragen, weil ſie, die Ungeſchwornen, allein im Stande wären, Chriſten zu machen. . . .“

Aus Labaſſe im Departement des Nordens meldete M. S. J. F. Girard der Societät, daß er endlich den Belgiern ihr wahres Intereſſe einleuchtend gemacht habe. „Ich beſitze ſchon, „hieß es in dem Briefe, das Geheimniß ihrer „Revolution; ſie wird zu der Zufriedenheit der „Conſtitutionsfreunde ausfallen. Die würdigſten Männer aus Belgien ſind ſchon unter „uns. . . . Ich bürge für ſie; Sie werden „Ihr Zutrauen einem Bruder nicht verſagen, „der ſeit dem Anfange der Revolution ſich dem „Vaterlande ergeben hat, und ein Freund des „unbeſtechlichen Robespierre iſt.“

Die Societät aus Nantes meldete, daß ſie eine Subſcription eröffnet habe, wodurch alle

Bürger und Bürgerinnen ſich verpflichten, gewiſſe Summen in Aſſignaten gegen gemünztes und ungemünztes Silber einzuwechſeln. „Wir müſſen unſern Feinden beweiſen, daß ſie uns wohl unſer Geld, aber nie unſern Muth werden rauben können. Als König Philipp der Zweyte im Jahre 1574. die Stadt Leyden, deren Einwohner das ſpaniſche Joch von ſich abwarfen, belagern ließ, warfen die Belagerer Briefe in die Stadt, um ſie zur Uebergabe zu bewegen. Die Belagerten antworten ſtolz, daß die Spanier vergebens hofften, ſie durch Hunger zu zwingen, daß ſie, aller andern Nahrungsmittel beraubt, ihren linken Arm eſſen, und den rechten zum Kampfe gebrauchen würden. Nach dieſer Erklärung ließen ſie eine Münze von Papier mit der Aufſchrift: Für die Freyheit machen; und mit dieſen Aſſignaten und ihrer Tapferkeit trotzten ſie allen eiteln Bemühungen ihrer Feinde. Wir wollen es ſo machen, wie ſie."

Die Societät aus Rieux ſchrieb: „Wir haben Muth, wir haben Arme, und wir haben Picken verfertigen laſſen. Wir werden die Feinde im Innern des Reiches ſchon zwingen,

„und wir fürchten die Bayonette der Spanier „eben ſo wenig, als die Schriften ihrer Inqui„ſition.“ Die Societät überſchickte auch die Abſchrift einer von den Bürgern des Diſtrictes von Rieux unterzeichneten Adreſſe an die N. V., und einer Petition an den König, die Decrete gegen die Emigrirten und Prieſter betreffend. Adreſſe und Petition waren von 365 Perſonen unterſchrieben. Verſchiedene andere Societäten bedankten ſich für die Affiliation; und alle bezeigten ihre große Anhänglichkeit an die Conſtitution, und ihren Unwillen über das mehrgedachte Veto des Königes in Anſehung der Prieſter und Emigrirten.

M. Manuel theilte den Freunden der Freyheit einen über den Deſpotismus erlangten Sieg mit. Es ſind die Originalbriefe von Mirabeau; das was er während ſeiner langen Verhaftung im Kerker von Vincennes gedacht, und empfunden hat. *) „Die ganze Welt kennt ſein Genie, „ſagte der Redner; aber niemand kennt viel-

---

*) Man leſe den intereſſanteſten Theil derſelben, wovon eine gute deutſche Ueberſetzung unter dem Titel Mirabeau's Jugendgeſchichte in Mannheim erſchienen iſt.

v. A.

„leicht noch ſeine feurige Seele, die man in „dieſem Werke glänzen ſiehet. Ich lege dieſe „Briefe unter ſein Bruſtbild; unter die Lorbee„ren, die Sie ihm beſtimmt haben. Man dient „der Nation, wenn man ihr die Documente „ſeiner Unſterblichkeit giebt.“ Manuel übergab auch bey dieſer Gelegenheit der Societät eine lettre de cachet, die nebſt einem Steine der Baſtille in dem Saale eingemauert werden ſollte. Dubois de Crancé bat für Grangeneuve ums Wort, der über die Angelegenheit des Seeminiſters ſprechen wollte, welche den folgenden Tag in der N. V. vorkommen ſollte. Grangeneuve ſuchte hierauf in einer langen Rede zu beweiſen, daß der Seeminiſter nicht nur verdiente, das Zutrauen der Nation zu verlieren, ſondern auch, daß von der N. V. ein Anklagedecret gegen ihn gegeben werde. Das Hauptargument dieſer Behauptung war, daß der Miniſter von den Officieren ſeines Departements geſagt hatte: *Kein Seeofficier hat ſeinen Poſten verlaſſen*, da doch bekanntlich ſehr viele ausgewandert waren. Der Seeminiſter ſuchte unter dem Worte *Poſten* etwas anders zu verſtehen, als ein Jeder darunter verſtehen muß; und ſich daher hinter eine Zweydeutigkeit im Ausdrucke zu verſtecken. Ein anderes Mitglied denuncirte hierauf noch ein Factum, welches, nach ſeiner Meynung, ebenfalls dem allgemeinen Beſten gefährlich werden könnte. Alle Commiſſarien des Königes mußten, ſobald ſie das Schreiben des Juſtizminiſters darüber empfiengen, einen beſondern Eid der Treue für den König ablegen. — Guadet fügte zu der Rede des Grangeneuve noch einige Bemerkungen hinzu, wodurch er die Verrätherey und Lügenhaftigkeit des Seeminiſters vollkommen zu beweiſen ſuchte. — — Santerre meldete, wie der Schwur lautete, den die neue Garde ablegen mußte. Nach Petion's Abfaſſung lautete er: Ihr erkennet im Nahmen des Geſetzes dieſen und jenen für Eure Officiere., — Deſenne ſchenkte der Societät die Buſte des J. J. Rouſſeau; die Societät bezeigte ihm ihre Zufriedenheit und ihre Dankbarkeit durch das Organ ihres Präſidenten, der ihn umarmte. —

In der Sitzung der Societät vom 23ſten ſieng Collot d'Herbois damit an, daß er noch vieles gegen den Seeminiſter vorbrachte; welches die Mitglieder der N. V. auch zu benutzen verſprachen. — Merlin theilte einen Brief mit, nach welchem Brabanter, die in Douay ankamen, die Nachricht von einer Begebenheit mitbrachten, die gewiß die Revolution in Brabant beſchleunigen würde. Die Erzherzoginn ließ nehmlich 252 Häuſer in Brüſſel, die der öſterreichiſchen Regierung verdächtig waren, durchſuchen; und in mehrern dieſer deſignirten Häuſer begiengen die Soldaten, die doch ihre Officiere an ihrer Spitze hatten, die gräßlichſten Ausſchweifungen. Sie plünderten; tödteten die Männer, und ſchändeten die Weiber.

M. de la Source ſprach nun über die Vertheuerung des Zuckers und Coffees, und über die Folgen, die daraus entſtehen könnten. St. Aubin, der ſchon vor vier Monathen den M. Dandré als einen Vertheyerer denuncirt hatte, denuncirte jetzt auch den Boſcary. M. Burillot bemerkte, daß der Plan der Vertheuerung der Waaren ſich gerade von denjenigen Perſonen herſchriebe, die gerne den König entführen, die N. V. ermorden, und das Volk gegen einander aufbringen möchten. „Ich bitte die Societät, ſagte „Burillot, ſich mit dem Mitteln zu beſchäftigen, „wodurch das Volk abgehalten werden kann, ſich

„irgend einer andern Gewalt zu bedienen, als „der des Geſetzes und der N. V.“ Verſchiedene Redner ſprachen nun über denſelben Gegenſtand. Es wurde aber nichts ausgemacht, weil man die Schwierigkeit, Freyheit der Handlung zu geſtatten, und übermäßigen Aufkauf zu verhindern, nicht heben konnte. — Mannel trug darauf an, daß die Societät ihre Sitzungen öffentlich halten ſolle, weil ſchon ſeit geraumer Zeit die Feinde der Freyheit die Freunde der Conſtitution zu verleumden und verhaßt zu machen ſuchten.

Den 25ſten ward die Sitzung mit Verleſung der eingelaufenen Berichte eröffnet.

Die Societät in Marſeille gab Nachricht von dem Zuſtande des Departements der Mündungen der Rhone. Die Einwohner des Departements waren theils gemäßigte Patrioten, theils ſcheinbare Freunde der Revolution, und theils erklärte Feinde derſelben, die nur den Augenblick abwarteten, um ihre Maſke abzunehmen. Die Municipalität von Marſeille beſtand aus lauter guten Patrioten; ſo wie überhaupt in der Stadt Marſeille viel Patriotiſmus herrſchte. Das Militär dieſes wichtigen Orts war gut beſetzt.

Die unbeeydigten Prieſter waren daſelbſt in groſſer Anzahl; ſie arbeiteten ins geheim; nannten ſich Märtyrer; aber alle ihre angewandten Mittel, um Unruhen zu erregen, waren fruchtlos. — Die Tribunäle waren gut beſetzt. Uebrigens empfahl die Societät auch die Organiſation der Nationalerziehung, die allein im Stande wäre, die Conſtitution zu befeſtigen.

Die Societät in Bourbon-Lancy meldete, daß die Patrioten in ihrer Gegend ſehr der Verleumdung ausgeſetzt wären; daß es ihnen aber trotz aller Bosheiten gelungen ſey, durch die Standhaftigkeit in ihren Principien bey dem geſunden Theile des Volkes das Geſetz in Ausübung zu bringen, wodurch ſich die Wuth ihrer Feinde verdoppelt hätte.

Die Societät in Langres führte die vornehmſten Ariſtocraten dieſer Stadt namentlich auf; und zeichnete beſonders die Herren Girant de Vitry und Colin aus, die beſtändig die Einwohner der Stadt auf tauſenderley Art beleidigten, und immer fort ſagten: daß die Canaillen von Patrioten bald ermordet werden ſollen.

Es entſtanden einige Debatten über die franzöſiſche Garde welche abgeſchaft werden ſollte, und deren Bitte die N. V. auf die Vorſtellungen der Miniſter an den Finanzausſchuß verwieſen hatte. Sergent meynte, daß die Jacobiner, die mit ihnen frey zu leben oder zu ſterben geſchworen hatten, ſich ihrer annehmen müßten. Collot d'Herbois ſchlug vor, man möchte den Maire Petion, der geſagt hatte, daß man ihm nur immer Nachricht geben ſollte, wenn der Patriotismus verfolgt würde, auffordern, der tapfern franzöſiſchen Garde beyzuſtehen; welcher Vorſchlag auch angenommen ward. Auf Manuel's und Réal's Vorſchlag ward zuletzt auch eine Subſcription für dieſelbe eröffnet, welche auf der Stelle 430 Livres betrug.

In der Sitzung vom 26ſten ſtattete Collot Bericht von den Commiſſarien ab, die ernannt waren, mit dem Maire von Paris über die franzöſiſchen Garden zu ſprechen. Der Maire Petion verſprach, dieſelben in Schutz zu nehmen; und nur erſt die Diſcuſſion in der N. V. über ihre Petition abzuwarten. Hyon, Manuel und Doppet ſprachen ebenfalls für die Beybehaltung der franzöſiſchen Garden. Doppet erinnerte die Mitglieder in ſeiner Rede einige mahl an die Souveränität der Nation; und an die Dankbar-

keit,

ſeit, die man der franzöſiſchen Garde für ihre Zerſtörung der Baſtille ſchuldig ſey, und ſagte:
„Die Repräſentanten der National-Souveränität
„ſind das geſetzgebende Corps, und zugleich
„der König. Ludwig iſt jetzt damit beſchäftiget,
„ſich eine Leibwache zu formiren, die N. V. hat
„es auch in ihrer Macht, ſich eine ihrer würdige
„Garde zu wählen. Diejenigen, welche die Altäre
„der Tyranney geſtürzt haben, haben auch
„das Recht, über die Sicherheit des Altars der
„Freyheit zu wachen. Die ehemaligen franzöſiſchen
„Garden, von je her beſtimmt, die Souveräne
„zu bewachen, müſſen nun die Garde
„der N. V. werden. Ich ſchlage der Nation
„vor, ein Gebäude, in Form eines Zeltes auf
„dem Grunde der Baſtille zu errichten; da mag
„die ganze Garde der N. V. wohnen; und ſo
„wird dieſer Raum, der lange Zeit der Ariſtokratie
„und der Verfolgung zum Aufenthalt diente,
„durch den National-Tempel gereiniget werden,
„der den tapfern, ehemaligen franzöſiſchen
„Garden zum Aufenthalte dienen wird. Die
„Anſtellung dieſer freyen Menſchen, wird das
„redendſte Denkmahl der Rache ſeyn, das man
„den ſeufzenden Schatten errichten könnte.“ M. Dan-

Danton ſprach gegen dieſen Vorſchlag; und behauptete, daß in die N. V. gar kein bewaffnetes Corps, außer in nöthigen Fällen hineinkommen müßte. „Der Zweck der Freyheit iſt, ſagte er, „daß ein jeder Bürger ohne Waffen im Nahmen „des Geſetzes regieren könne.“ Er war daher für Hyon's Vorſchlag, daß man es nehmlich durch einen Aufſtand der Meynungen unter den Bürgern, zu Gunſten der franzöſiſchen Garden, dahin bringe, daß dieſelben wieder in ihrem vorigen Dienſt eingeſetzt würden. M. la Source brach dieſe Diſcuſſion ab, und wollte, daß die Societät ſich mit den Finanzen beſchäftige. Robespierre meynte, die Frage über den Krieg wäre ein noch wichtigerer Gegenſtand als die Finanzen; worauf aber ein Mitglied, um zu zeigen, wie nöthig es ſey, ſich mit den Finanzen zu beſchäftigen, die Bemerkung machte, daß die monatlichen Einkünfte des Staates ſich auf 30 und die Ausgabe auf 60 Millionen belaufen. Die Meynungen waren nun getheilt; es entſtand eine Unordnung; und ein ſo großer Lärm, daß der Präſident gezwungen ward, den Hut aufzuſetzen. *)

Nach

---

*) Dieſe Grimaſſe, deren man ſich auch in der N. V. bei groſſem Lärm bedient, wird in der Revolu-

Nach wieder hergeſtellter Ruhe verlangte man die Priorität für die Motion des la Source; und die Societät ſetzte dieſelbe zur Tagesordnung. — Manuel überreichte der Geſellſchaft ein Buch von dem Pfarrer zu St. Laurent unter dem Titel: Uebereinſtimmung der Religion und der Gottesverehrung bey einem freyen Volke. Dieſes Werk war, wie Hr. Manuel bemerkte, nicht von dem heiligen Geiſte, ſondern von der Philoſophie eingegeben. Die Societät beſchloß die ehrenvolle Erwähnung deſſelben in dem Protocolle. Dufourny meldete einen Triumph des Patriotismus. Mademoiſelle Théroigne, berühmt durch ihren Civismus, und durch die Verfolgungen, die ſie, wie es hier hieß, während ihres Aufenthaltes in Deutſchland von der Tyranney ausſtehen mußte, befand ſich in der Tribune der Damen. Sogleich begaben ſich verſchiedene Mitglieder der Societät zu dieſem Frauenzimmer, und führten ſie in den Saal, wo ſie mit

der

---

volutions-Sprache Trauer genennt; ſie ſoll die Wiedererhaltung der Ordnung bewirken; auch erzeugt ſie ſolche, obgleich mehrentheils etwas langſam, welches auch ohne dieſe Hut-Operation geſchehn würde.

v. A.

der größten Theilnahme empfangen ward. Auf die Bitte der Societät verſprach ſie, ihre erlittenen Verfolgungen ſchriftlich aufzuſetzen, und ſie den Jacobinern mitzutheilen.

Sitzung vom 29ſten. Sergant verlangte, daß die Büſte von Joh. Jacob Rouſſeau an die Stelle der von Mirabeau geſetzt werde. Manuel bemerkte, daß die Geſellſchaft nicht eigenmächtig Mirabeau ſeine Stelle nehmen könnte, weil die Nation dieſem Manne *ewige* Verbindlichkeiten ſchuldig wäre. — Er verlangte aber im Nahmen Mirabeau's, daß man Rouſſeau's Büſte zur Rechten ſetze, weil Mirabeau ſelbſt ihr dieſe Ehre bey ſeinem Leben erzeigt haben würde. Hierauf wurde der Brief vorgeleſen, den der Correſpondenz-Ausſchuß im Nahmen der Societät an alle verbrüderten Geſellſchaften geſchrieben hatte. Wir wollen einige Stellen aus dieſem Briefe, der vielleicht nicht wenig zu den erfolgten Ereigniſſen beygetragen hat, herſetzen. Es ward zuerſt die Nothwendigkeit und der Nutzen eines offenſiven Krieges von Seiten Frankreichs gezeigt. „Wenn wir angreifen, „und beſonders bald, ſo erlangen wir einen „großen Vortheil von dem Schrecken, den eine

„bloſſe Drohung in den Gemüthern der Fürſten,
„die unſern Rebellen beyſtehen ſchon verurſachen
„wird; von dem natürlichen Ungeſtüm der
„Franzoſen, der ihr auszeichnender Character
„unter allen kriegeriſchen Nationen iſt; von der
„Diſpoſition der benachbarten Völker, die uns
„rufen, und von uns theils Eroberung, theils
„Erlangung ihrer Freyheit erwarten. Glaubet
„uns, Brüder und Freunde! die franzöſiſche
„Revolution hat mehr Anhänger im Auslande,
„als man ſiehet. — Die Lütticher, die
„Belgier erwarten nur das Signal, um ſich
„dem neuen Joche zu entziehen, welches dieſe
„unglücklichen Länder drückt; und dieſes Signal
„— müſſen wir geben.“ —

„Dieſe Betrachtung, über die Befreyung
„verſchiedener Völker, würde mächtig genug
„ſeyn, auf eine großmüthige Nation zu wirken,
„wenn ſie auch nicht mit unſerm beſondern Intereſſe
„verbunden wäre; und dieſes Intereſſe
„ſtimmt ganz mit den Empfindungen überein,
„die die von den Reitzen der Freyheit entzückten
„Franzoſen, bey dem Anblicke benachbarter
„Völker haben müſſen, welche noch unter dem
„Schwerdte der Tyranney ſeufzen; die drückende
„Laſt

Laſt ihrer Ketten fühlen; von Verlangen brennen, dieſelben zu zerbrechen; und das Ende ihrer Sclaverey nur in unſern [illegible] Beyſtande ſehen. Laſſet uns dieſen Opfern des Deſpotismus zu Hülfe eilen, und die Freyheit in alle uns benachbarte Länder tragen, Schranken von freyen Völkern, zwiſchen uns und den Tyrannen errichten, dieſe auf ihren wankenden Thronen zittern machen, und nachher wieder in unſer Vaterland zurückziehen, deſſen Ruhe nicht mehr durch falſche Drohungen, die noch ärger ſind, als die Gefahr ſelbſt, geſtört werden wird.“ Der Brief enthielt übrigens einen weitläuftigen Bericht über den dämahligen Zuſtand der öffentlichen Angelegenheiten, die man genugſam kennt. Von den Feuillans hieß es in dem Briefe: „Ihre hochtrabende Deviſe iſt: Die Conſtitution, die ganze Conſtitution, nichts als die Conſtitution; dieſes heißt ſo viel, als: Die Civilliſte, die ganze Civilliſte, nichts als die Civilliſte.“ Der Brief war von den 30 Mitgliedern des Correſpondenz-Ausſchuſſes unterſchrieben.

Billaud-de-Varennes hielt eine ſehr lange Rede über den Krieg. Er ſtellte die Schwierigkeiten deſſelben, und auch die übeln Folgen vor, die er haben könnte, wenn er nicht glücklich für die Franzoſen ausfiele. Er klagte La Fayette als einen Verräther an; und ſagte, daß man ſich keinen glücklichen Fortgang der franzöſiſchen Waffen verſprechen könne, ſo lange die executive Gewalt es in Händen haben werde, den Krieg nach ihren Willen zu leiten. Seine Rede machte großen Eindruck. — Manuel theilte der Geſellſchaft einen Brief mit, den er an den König geſchrieben hatte. Wegen des ſonderbaren Tones, verdient dieſer Brief bemerkt zu werden. Er lautete im Auszuge ſo: „Sire! „Ich liebe die Könige nicht. Sie haben der „Welt zu viel leides gethan; wenn man auch „nur nach der Geſchichte urtheilt, die den größten unter ihnen, den Eroberern ſchmeichelt, d. „h. denen, die ganze Nationen ermordeten. „Aber die Conſtitution, die mich frey machte, „hat Sie auch zum Könige gemacht; ich muß „Ihnen alſo gehorchen. Als Bürger will ich „Ihnen nun einige Wahrheiten ſagen. Die „Miniſter, die Ihnen alles ſagen, ſelbſt aber „alles thun wollen, haben Ihnen ohne Zweifel eingeredet, daß das Volk jeden Tag Ihre

„Abreiſe erwartet; aber das Volk weiß wohl, daß man den Thron der Franzoſen nicht mit ſich fort tragen könne. — Sie haben einen Sohn; dieſer gehört Frankreich, da Frankreich Ihnen nicht mehr gehört; Frankreich muß ihn daher für ſich erziehen. Fordern Sie nun ſelbſt, daß man dieſes Kind, welches einſt erſtaunen wird, 25 Millionen Menſchen in der Erbſchaft von ſeinem Vater zu finden, — fordern Sie, daß es einem Freunde der Natur, dem Bernardin-Henri de St. Pierre, anvertrauet werde, welcher Fenélon's Seele mit J. J. Rouſſeau's Feder verbindet. Dieſer wird ihm die Kunſt zu regieren beybringen, die die Bourbons bisher nicht kannten, weil Sclaven beherrſchen nicht regieren heißt ꝛc. ꝛc.“ — Machenaud redete gegen das Syſtem des offenſiven Krieges. Seine Rede erhielt dem Beyfall der ganzen Geſellſchaft; und der Druck derſelben ward faſt einmüthig beſchloſſen.

Sitzung vom 30ſten. Manuel meldete der Societät den ſchönen Entſchluß der Section des rothen Kreutzes, ſich den Zucker abzugewöhnen; und meynte, man müßte ſuchen dieſem Beyſpiele nachzuahmen. »Wir müſſen gut handeln, »

„ſagte der Redner. Es iſt mit der Freyheit, wie mit der Religion; ohne Handlungen hilft der Glaube nichts.“ Louvet unterſtützte Manuel's Vorſchlag; und nach ſeiner Rede ſtanden alle Mitglieder der Societät auf, und ſchwuren unter den größten Beyfallsbezeugungen der Tribunen nicht eher Zucker zu genieſſen, als bis er auf 20 Sols das Pfund herabgekommen ſeyn werde. Collot d'Herbois bemerkte auf Manuel's Vorſchlag, daß nehmlich kein Jacobiner weder Caffee noch Zucker genieſſen ſolle, daß ein Gelehrter, der des Nachts arbeitet, durchaus Caffee trinken müſſe. „Aber gut, ſagte er, ich werde Caffee ohne Zucker trinken.“ Hierauf ſagte Louvet: „Eine jede Uebertretung dieſes unſeres Geſetzes von Collot wird uns einen Almanach des Vaters Gérard (den Collot geſchrieben hatte) werth ſeyn; wir werden ihm für ſeine Uebertretung danken.“ Auf Dubois de Crancé Vorſchlag, machten ſich auch die Tribunen anheiſchig, den Beſchluß der Societät zu befolgen, und ihn auch von allen ihren Freunden und Bekannten befolgen zu laſſen. —

Sitzungen im Februar.

Am 1ſten Februar. Auf die wiederholte Bitte des Charles-Bourbon von Montmorency, ihm und verſchiedenen Perſonen, die er ſein Gefolge nannte, der Eintritt zu den Sitzungen zu erlauben, gieng die Societät zur Ordnung des Tages über. — Mlle. Théroigne erzählte auf der Tribune ihre Unglücksfälle, die ſie ſeit dem 5ten und 6ten October, dem Tage da ſie aus Frankreich durch einen Beſchluß des Châtelet verwieſen wurde, hatte ausſtehen müſſen. Der Präſident der Societät Lanthenas, antworte ihr im Nahmen der Verſammlung: „Bürgerinn! Die Geſellſchaft der Freunde der Conſtitution hat ſich „immer durch das lebhafte und zärtliche Intereſſe ausgezeichnet, das ſie an den Leiden der „Apoſtel und Märtyrer guter Grundſätze nimmt.“ Manuel ſagte: „Es war eine Zeit, wo eine Geſellſchaft von Männern die Frage aufwarf, ob „Weiber eine Seele haben? — Wenn unſre Väter nun eine ſo ſchlechte Meynung von den Weibern hatten, ſo kömmt es daher, weil ſie nicht „frey waren; die Freyheit hätte ſie, ſo wie uns, „gelehrt, daß es der Natur eben ſo leicht ſey, [illegible]

„Porr

„Porcia's als Scävola's zu erſchaffen. Sie haben eben eine der erſten Amazonen der Freyheit „gehört; ſie war Märtyrerinn der Conſtitution. „Ich verlange, daß ſie heute zur Seite unſres „Präſidenten ſitze; und die Ehre der Sitzung genieße." — Carra hielt eine ſehr lange Rede, über die Nothwendigkeit des Krieges, und über allerley neue Intriguen des Hofes der Tuillerieen. Er ſprach von einem Gegenrevolutionsplane, den er entdeckt hätte; und weiſſagte tauſend Unglücksfälle fürs Vaterland, die aus einem Complott entſtehen könnten, welcher nach ſeiner Verſicherung aus Necker, Narbonne, La Fayette, Mme. Stael, Lameth und andere beſtand. Man lächelte bey ſeinen ſchrecklichen Weiſſagungen. Zum Präſidenten ward Brouſſonnet und zum Vicepräſidenten Duſaulx durchs Scrutinium gewählt.

Sitzung vom 2ten. Der größte Theil der Sitzung wurde mit der Diſcuſſion zugebracht, wie man die Liſte der Mitglieder der N. V., die für oder gegen den Seeminiſter Bertrand geſtimmt hatten, und diejenigen, die gar nicht in der N. V. bey dieſer Angelegenheit zugegen waren, verfertigen ſollte? Legendre verlangte, daß die

die Societät den Girardin, den Zögling Rouſſeau's der für den Miniſter ſtimmte, aus ihren Liſten ausſtreichen möchte; welches aber nicht geſchahe.

Sitzung vom 3ten. Manuel meldete dem Tod des Philoſophen Cerutti. Eine Stimme rief: deſto beſſer! Der Präſident bemerkte der Perſon, die eine ſo unanſtändige Aeußerung von ſich gab, daß Cerutti Verfaſſer der Feuille villageoiſe geweſen ſey. Auf Manuel's Vorſchlag aber, das 4 Mitglieder der Societät ſeiner Leiche folgen ſollen, ſchritt die Societät, nach Robespierre's Verlangen, zur Tagesordnung. Sillery ſprach über den Krieg, und forderte am Schluſſe ſeiner Rede, daß die Societät ſich einige Tage mit den Mitteln für die Sicherheit der Hauptſtadt beſchäfftigen ſollte.

Sitzung vom 5ten. Die Correſpondenz ward zuerſt vom M. Réal vorgeleſen.

Die Societät von Apt im Departement der Mündungen der Rhone meldete, daß in ihrem Diſtricte der wüthendſte Fanatismus und die grauſamſte Ariſtocratie herrſche. Die Kinder riefen in Apt auf den Straßen: Es leben die Ariſtocraten! An die Laterne mit den Patrioten! und daß die größten Unruhen, der Incivismus, und die Verfolgungen der Bürger die Entſtehung einer Geſellſchaft veranlaßt habe, unter dem Nahmen: Freunde des Friedens, die aus 1500 Perſonen beſtand, während daß die Societät der Conſtitutionsfreunde nur ungefähr 150 Bürger zählten.

Die Societät in Vendome ſchlug vor, unter die Mächte, die ſich gegen Frankreich verbanden, den Apfel der Zwietracht zu werfen, ſich mit den freyen Nationen zu vereinigen, und beſonders England eine Allianz anzutragen. —

Die Societät in Givet klagte über die Vertheidigungsmittel dieſer Stadt, und über die Diſpoſitionen der Gemüther.

Die Societät in Fouguéres meldete, daß es in ihrem Orte ganz ruhig ſey. Die unbeeydigten Prieſter waren gezwungen worden, ſich auf drey Meilen von dem Orte ihres gewöhnlichen Aufenthaltes zurückzuziehen. „Wenn die verwieſenen Prieſter auch dann und wann unter einem Nationalgewande erſcheinen, und ihre Proſelyten anfeuern; und Weiber und Mädchen an den entlegenſten und geheimſten Oertern bey ihnen beichten und communiciren: ſo ſchaden dieſe heimlichen Operationen doch der

»öffentlichen Ordnung und Sicherheit nicht. „Verſchiedene gute Beobachter verſichern ſogar, „daß die Peculation einerſeits eben ſo viel ge„winnt, als die Religion andrerſeits verliert; „und daß eine Menge Mädchen, die bald hie „bald dort hin gelaufen, um gute Meſſen zu „hören, bey Gelegenheit auch die Quelle der „Fruchtbarkeit erreichten, wodurch alſo alles „compenſirt wird. . .“ Ueber die widerſpenſtigen Prieſter liefen mehrere Klagen ein.

Hierauf wurden verſchiedene Briefe geleſen, deren Inhalt Beweiſe von dem Incivismus der Miniſter waren. Albitte bemerkte, daß Narbonne die 20 Millionen, die er zu den Kriegeskoſten verlangte, nun in Händen habe; daß er nun nicht mehr, weder in der N. V., noch im Militär-Ausſchuſſe erſcheine; und daß aus dem Kriege noch nichts werde. Louſtalot ſprach nach ihm. Er behauptete, daß die Miniſter falſche Berichte von dem Zuſtande des Reiches in die N. V. bringen; und verlangte, daß dieſe Commiſſarien ernenne, die ihr ſichere Nachrichten von der Lage des Staates geben könnten. »Man wird mir vielleicht einwenden, »ſagte Louſtalot, daß dieſer Vorſchlag gegen

„das Geſetz iſt; aber das Wohl des Volkes iſt das höchſte Geſetz.“ Manuel theilte wieder einen Brief mit, den er an die Miniſter geſchrieben hatte. Dieſer Brief war in einem ſo ſonderbaren Tone geſchrieben, als der an den König. »Miniſter des Königes! fängt er an; höret Mardochai! Er fürchtet nicht den Zorn Haman's. Einer von euch iſt dem Geſetze entwiſcht; er wird aber nicht der öffentlichen Meynung entwiſchen. — Verdienet Ihr nicht alle, daß ein Anklage-Decret gegen euch gegeben werde, da die executive Gewalt, ſeit dem Ihr den Thron umgebet, einem Pferde von Bronze gleicht, das immer den Fuß aufgehoben hat, ohne von der Stelle zu kommen? Eure heuchleriſchen Lügen in dem Senat ſollen mich nicht täuſchen. Ich weiß lange, daß der Hof eine Comödie iſt, wo die Bedienten mehr Verſtand haben, als die Herren.“ Er macht ihnen hierauf Vorwürfe, daß ſie dem Könige zu viel ſchmeicheln, und ihn nicht genug über ſein wahres Intereſſe unterrichten. »In Wahrheit, heißt es, wenn man nicht vorſichtig iſt: ſo kann noch eine Zeit kommen, daß man den Könige, wenn er fragen ſollte: Was iſt die

„Glocke? antworten wird: Sire, es iſt ſo ſpät, „als Ihre Majeſtät befehlen ꝛc. ꝛc.“ L'Huillier wollte über den Krieg reden; die Societät beſchloß aber, ſich mit dem Mitteln zur Erhaltung der Sicherheit der Hauptſtadt und der N. V. zu beſchäftigen. Bancal beſtieg die Rednerbüne. „Meine Herren, ſagte er, das Vaterland „wird bedrohet, und wir bringen unſre Zeit mit „langen Reden zu. Die guten Bürger ſind un„ruhig, und ich ſehe das Vaterland in Thrä„nen, wie es von ſeinen ſpartaniſchen Jacobi„nern Rechnung über die koſtbare in langen De„batten getödtete Zeit fordert.“

„Der unſterbliche Mably, dem Ihr eine „Bildſäule zu errichten beſchloſſen habet, wirft „in ſeinen Bemerkungen über die Geſchichte von „Frankreich, den Franzoſen unaufhörlich Unbe„ſtändigkeit, Wankelmuth, und Ungewisheit in „ihren Projecten ſo wie in ihren Entſchlüſſen vor; „er beweiſet, daß dieſe Schwachheit des Charac„ters die Stärke der Patricier und der Könige „machte, und die immerwährende Urſache un„ſrer Unglücksfälle und unſrer Sclaverey war.“ Darauf zeigte der Redner, wie nothwendig es ſey, die N. V. zu reſpectiren, und vor allen

An:

Angriffen der Tyranney und der Cabale zu ſchützen; er behauptete die Nothwendigkeit des Krieges ſo ſehr, daß es, nach ſeiner Meynung, gar nicht mehr die Frage ſeyn könnte, ob Frankreich dem Kayſer Krieg erklären, ſondern wie und durch welche Mittel es denſelben führen müßte? — Der Redner ſchloß ſeine Rede mit folgenden Worten: „Montesquieu ſagt, indem er von den Revolutionen des römiſchen Reiches in ſeinem Verfalle ſpricht, Alle Streiche trafen die Tyrannen, keiner traf die Tyranney. Franzoſen! Jacobiner! Bringet eine allgemeine Meynung, einen allgemeinen Aufſtand der Meynungen zu Stande; dieſe vereinte Kraft wird den ſiegreichen Arm bewaffnen, der die Tyrannen ſammt der Tyranney ausrotten wird.“ — Bannier ſprach über die Mittel, die Ruhe in Paris ſicher zu ſtellen. Seine Rede erhielt vielen Beyfall, und ward zum Drucke und zur Verſendung in alle 48 Sectionen der Hauptſtadt beordert.

Sitzung vom 6ten. Die Societät von Ornans, im Departement du Doubs, meldete die von den widerſpenſtigen Prieſtern angezettelten Unruhen und den angefeuerten Fanatismus in

ihrem

hrem Diſtricte. Die Bewohner der Gebirge hatten ſogar, von den Prieſtern verleitet, die Kühnheit, Ornans mit einem Beſuche zu bedrohen, und da die Papiere des Diſtrictes mit ſammt den Adminiſtratoren verbrennen zu wollen. Die guten Bürger von Ornans verſprachen aber, dieſer thörichten und lächerlichen Unternehmung Einhalt zu thun.

Die Societät von Mairſac meldete die ſchlechte Lage des Departements du Lot. Es waren daſelbſt viele öffentliche Beamten, die das Wort Conſtitution beſtändig im Munde, die Gegenrevolution aber im Herzen trugen. Von den Prieſtern hieß es in dem Berichte: „Wir „möchten gern dieſe abſcheuliche Caſte vergeſſen; „aber das Böſe, was ſie uns thut, erinnert uns „wider unſern Willen an ſie. Die geſchwornen „Prieſter geben ſich alle Mühe, die Grundſätze „der Revolution zu verbreiten, aber die ungeſchwornen Prieſter! Dieſe vereinigen alle Laſter „in ſich; und begehen alle Verbrechen. Aber „der König will unterſuchen!!“ Mehrere andere Societäten ertheilten auch Berichte von dem Zuſtande ihrer Gegenden; Nachrichten, die aber nichts Intereſſantes enthielten.

Duplain überreichte der Societät ein Werk unter dem Titel: Entlarvte Keuſchheit des geiſtlichen Standes. — Die Deputirten wurden erſucht, ſich wegen eines wichtigen Gegenſtandes in die N. V. zu begeben. *) Es betraf eine Denunciation des Marine-Miniſters Bertrand von einer Deputation aus Breſt. „Die „patriotiſchen Deputirten, ſagte le Gras, haben nun wieder Hoffnung, die Angelegenheit „des Miniſters zur Tagesordnung zu machen.“ — Die Societät fieng wieder an, ſich mit den Mitteln zur Erhaltung der Ordnung und Ruhe in der Hauptſtadt zu beſchäftigen. Manuel ſchlug vor, die von dem Volke ernannten Beamten an ihre Poſten zu ſtellen. „Glaubet mir, „ſagte er, wenn Robespierre die Geſchäfte eines öffentlichen Anklägers veranſtaltete, ſo „würde Paris nicht voller Conſpiratoren ſeyn. „Nach ihm kann ich nun auch von mir ſprechen; „denn mein Eifer für die Freyheit iſt dem ſeini-

---

*) Die Entfernung bey der Verſammlungsörter war nur geringe; daher das Ab- und Zugehen der Mitglieder, von denen viele an einem Abend doppelte Rollen ſpielten.

v. A.

„gen gleich. Ich bin zum Procurator der Gemeine ernannt; aber treuloſe Projecte entfernen mich täglich von meinen Geſchäften.“ —

Nachdem nun auch Robespierre und Laugier etwas über dieſen Gegenſtand geſprochen hatten, beſtieg Carra die Rednerbühne, und ſprach äuſſerſt heftig gegen die executive Gewalt. „Die „unverjährbaren Rechte des Menſchen, ſagte er, „die untheilbare Souveränität des Volkes, iſt das „höchſte Geſetz, nehmlich das Wohl der Nation, „und dieſe Principien der Moral und der Politik, ſeit dem ſie in einer geſchriebenen Conſtitution mit dem alten monarchiſchen Syſteme vermiſcht worden, ſind weniger wirklich, weniger „poſitiv, und weniger koſtbar, als ſie vor der Eroberung der Baſtille waren? Werden wir uns „am Nahmen dieſer von der executiven Gewalt „verkehrt ausgelegten und verletzten Conſtitution, hinmorden, und wieder in Feſſeln „werfen laſſen? Oder werden wir endlich „einſehen, daß ſeit dem dieſe executive Gewalt, „anſtatt die von dem Volke ihr in dieſer Conſtitution auferlegten Pflichten zu erfüllen, alle „Pflichten und Grundſätze eben dieſer Conſtitution verletzt, keine Gemeinſchaft, kein Zu-

„trauen, kein Vertrag mehr zwiſchen ihr und „dem Volke exiſtirt? Wir glaubten mit der Baſtille auch die Tyranney niedergeriſſen zu haben; „im Grunde aber verheerten wir nur Steine; „der Geiſt der Tyranney, der Niedrigkeit, der „Verſtellung, der Treuloſigkeit, und der Verderbheit iſt auf dem Throne mit dem alten Tyrannen, mit dem alten Hofe, mit dem alten „Gange ſeiner Miniſter und Höflinge geblieben.“ In dieſem Tone gieng die ganze Rede fort. Der Redner verlangte, daß die N. V., dieſer Erlauchte Senat nach ſeiner Benennung, die Nation in einer Adreſſe von allen Treuloſigkeiten und Machinationen des Hofes, um die Revolution umzuſtoſſen, unterrichten ſolle; und er ſelbſt ſuchte das theoretiſch-practiſche Syſtem der Beſtechung zu zeigen, die der Hof bey gewiſſen Mitgliedern der N. V., Departements-Adminiſtratoren, und Journaliſten angewendet hätte. Er berechnete 230 bis 240 Deputirte der N. V., die zuſammen monathlich 236,000 Livres vom Hofe bekämen. Carra zeigte auch die Art, wie die von der N. V. beſtochen zu werden pflegten. Dieſe beſtand, wie er behauptete, darinn, daß man zuerſt mit ihnen freundlich ſprach; ſie für den König und die Miniſter einnahm; und ihnen dann mit Anfange des Monaths ein Aſſignat unter ihrer Adreſſe anonym zuſchickte, ſo daß es gar keiner Beſtechung ähnlich ſahe, und daß gar keine Gefahr mit der Annahme derſelben verbunden war. Nun, ſagte Carra, muß ich Ihnen auch einen Beweis von dem geben, was ich eben ſagte. Hierauf zog er aus einem Couverte, worinn man ihm gewiſſe mitgetheilte Bemerkungen zurückgeſchickt hatte, ein Aſſignat von 1000 Livres heraus; und erzählte folgende Geſchichte, die ihm ſelbſt begegnet war. „Unter der alten Regierungsverfaſſung „kannte ich einen Mann, der ohne daß ich es „wußte ein Ariſtocrat war. Dieſer Mann beſuchte mich vor ſechs Wochen, und fieng an „mir zu ſchmeicheln.“ „„Sie ſind für einen „„Freund der Ordnung und des Friedens bekannt, ſagte er; Sie wollen die Ausübung „„der Geſetze, und die Erhaltung der Conſtitution.““ „Ja wohl! antwortete ich.“ „„Der „„König und die Königinn haben die beſten Abſichten.““ „Ich ſpielte den Leichtgläubigen, „und ſagte: das iſt recht ſchön; aber was wollen Sie denn?“ — „„Im Gegentheil, erwie-

„„derte jener, was wollen Sie? ‚Wollen Sie „„eine Stelle?‘“ „Nein,“ ſagte ich; und damit „iſt es gut.“ Einige Tage nachher kömmt man „wieder.“ „„Sie ſind ein rechtſchaffener Mann; „„man weiß wie ſehr Sie die Conſtitution lieben; „„und daß Sie ſich alle Mühe geben werden, „„dieſelbe zu erhalten. Entwerfen Sie doch „„einen Plan über das Betragen der Miniſter!““ „Ich will ſehen, gab ich zur Antwort. Ich „ſchickte nun dieſe Bemerkungen (Carra zeigte „ſie der Societät;) und bekam dieſelben nachher „ohne Brief und ohne Billet wieder zurück, nebſt einem Aſſignat von 1000 Livres beygeſchloſſen. Ey! „dachte ich; das iſt ein Fragment der Civilliſte. „Das Gewiſſen iſt eine gute Sache. Ich will „nun noch einige Zeit warten, vielleicht entdecke „ich noch etwas. Man kömmt wirklich wieder „zu mir, und ſagt:“ »Mit Ihren Bemerkungen iſt man ſehr zufrieden; wenn Sie jeden »Monath ſolche mittheilen wollen, ſo wird man »ſie Ihnen immer wieder auf dieſelbe Art wie »die Erſten zuſtellen.« „Von dem Aſſignat erwähnte man nichts; dadurch wurde keiner „compromittirt.“ »Aber Sie ſind doch ein böſer Mann!« „Darauf warf man mir vor, daß

„ich immer fort ſchreibe. Nun! Soll ich die „Sache des Volkes verlaſſen? Soll ich aufhören „zu ſchreiben? — Nein! Hier lege ich das „Fragment der Civilliſte auf das Büreau nieder. Ich bitte die Societät, daß ſie 500 Livres davon zum Beſten der franzöſiſchen Garde, „und 500 Livres auf Piquen verwende, von denen ich nur Eine für mich verlange. Ich lade „alle Patrioten ein, mir nachzuahmen.“ Die Societät beſchloß den Druck von Carra's Rede und ſeinen Bemerkungen; und die Verſendung an alle verbrüderte Societäten.

Sitzung vom 7ten. Doppet führte einen Bürger ein, der der Societät unter den lebhafteſten Beyfallsbezeugungen vier Picken überreichte, die er ſelbſt verfertigt hatte. »Dieſer »Bürger iſt ein Schloſſer, ſagte Doppet; erwarten Sie von ihm keine prächtige Reden; „er verſtehet Picken zu verfertigen; und gewiß, »meine Herren, ſind dieſe vier Phraſen, die »wir Ihnen überreichen beſſer, als alle Reden der Feuillantiner und Miniſterialen.« Der Präſident dankte dem Bürger Schloſſer für ſeinen Patriotismus; und wünſchte, daß derſelbe viele Nachahmer finden möchte. Réal

ver=

verlangte, daß dieſe Picken in das Archiv der Societät gelegt würden. Dieſe ernannten auch Commiſſarien, die über die beſte Art, die Picken zu verfertigen, etwas beſtimmen ſollten. — Bancal beſtieg die Tribune; und ſchlug ein Mittel vor, um die Feinde des Vaterlandes zu bewachen. „Der General Maillebois, der ſich „eben ſo ſehr durch ſeine militäriſche Talente „als durch ſeinen ſchlechten Charakter auszeichnet, ſagte der Redner, hatte einen Gegenrevolutionsplan gemacht. Der erſte, noch bey „Zeiten dem Unterſuchungsausſchuſſe denuncirte Artickel deſſelben war, die Municipalitäten zu entwaffnen. Nehmet den Nationalgarden ihre Waffen, ſagte er; und die Gegenrevolution iſt fertig. Entwaffnet die Ariſtocraten, ſage ich, ſo iſt die Revolution vollbracht; „Ihr vermeidet den Bürgerkrieg; der Hof verliert ſeine ſüße Hoffnung und Stütze; und die „executive Gewalt wird gezwungen, nach dem „Sinne der Freyheit zu wandeln, oder ihren „Poſten zu verlaſſen. Aber wie entwaffnet man „die Ariſtocraten? Ich ſchlage vor, daß man „die N. V. in einer Petition erſuche, die Municipalität von Paris zu authoriſiren, daß ſie

„durch eine Proclamation einem jeden franzöſi„ſchen, ſich gegenwärtig in Paris befindlichen „Bürger befehlen könne innerhalb 24 Stunden „ſpäteſtens in der Section, worinn er wohnt, „zu erſcheinen, ſich einſchreiben zu laſſen, und „ſich zu verpflichten, in Perſon den Dienſt bey „der Nationalgarde zu verſehen!“

Dieſem Vorſchlage widerſetzte ſich Réal. Er behauptete, eine ſolche Maaßregel würde eines Theils ungerecht, und andern Theils auch gefährlich ſeyn. Sergent ſagte, man ſtelle ſich die Gefahren gröſſer vor, als ſie wirklich ſind. „Das Volk von Paris, ſetzte er hinzu, fürch„tet nichts. Es erwartet täglich die Abreiſe des „Königs; es wird ihn ruhig, wie einen guten „Kaufmann aus der Straße St. Denis, zu „andern Höfen ziehen ſehen, um da von ſeinen „Renten zu leben.“ Die Männer des 14ten July kamen, und überreichten der Societät einige Picken, die mit kleinen dreyfarbigen Fahnen geziert waren, auf welchen die Worte ſtanden: Conſtitution, Freyheit, Tod. Der Präſident dankte ihnen; und lud ſie im Nahmen der Societät zur Ehre der Sitzung ein.

Sitzung vom 10ten. Die Societäten von Lambaß, Narbonne, Marlaix und Givet ertheilten Bericht von der guten Lage ihrer Diſtricte. Aus Hüningen wurde folgende Anecdote mitgetheilt. „Ein Officier von der Nationalgarde in Strasburg gieng aus Neugierde nach Baſel, woſelbſt ſich mehrere Emigrirte befanden. Er ſpeiſete zu Mittag in dem Wirthshauſe: Im Schwan, wo aller Augen auf ſeine dreyfarbige Cocarde gerichtet waren. Einer von den Gäſten las auf den Hutknopfe die Worte: National-Garde zu Strasburg: Nach dieſer Entdeckung fiengen denn verſchiedene Gäſte an zu ſcherzen: Ich will ein Stück Patriot eſſen, ſagte der Eine; und Sie, mein Herr! ſagte ein andrer zu dem Officier, wollten Sie wohl ein Stück Ariſtocrat eſſen? Soll ich Ihnen etwas abſchneiden? Dabey nahm er den Arm ſeines Nachbars in die Hand. Geben Sie ſich keine Mühe, antwortete der patriotiſche Officier ganz kalt; ich will mir ſchon ſelbſt abſchneiden, wenn mir Jemand Urſache dazu geben ſollte. Es entſtand hierauf ein heftiger Wortwechſel; und nur mit Mühe wurde die Ruhe wieder herge-

„ſtellt. Die Emigrirten wollen ihren Zorn in „einigen Bouteillen Burgunder auslaſſen; aber „in Baſel heißt es: Kein Geld, kein Wein! „Sie mußten daher mit Verdruß den Patrioten „mit einigen Fremden, die ſeine Parthey ergriffen hatten, 4 Bouteillen Champagner ausſchlürfen ſehen: und dabey die Geſundheit der „Nation, ausbringen hören. Als er aus der „Stadt hinausgieng, ward der Patriot von „zweyen dieſer Braven, die mit Säbeln bewaffnet waren, angefallen; aber zwey, zu gelegener Zeit herausgezogene Piſtolen verſchafften „ihm Luft, und machten, daß er ruhig wieder „nach Hüningen zurück kam.“

Die Societät aus Bayonne, Pont-Levoi, und Flavigny meldeten die guten Diſpoſitionen der Bürger und Soldaten ihrer Departements, welche vor Begierde brannten, ſich mit ihren Feinden zu meſſen.

Die Societät von St. Gengaux le national überſchickte die Abſchrift einer Adreſſe an die N. V., in welcher dieſelbe erſucht wird, ein Decret zu geben, daß kein Mitglied der N. V. ſich mit irgend einer Arbeit beſchäftige, die nicht zu den Geſchäften eines Volks-Repräſentanten gehört, als wie z. B. mit Herausgabe von Zeitungen oder andern periodiſchen Schriften.

Aus Commercy überſchickte ein Mitglied der daſigen Societät, Nahmens Aubry, ein Prieſter, der Societät in Paris zwey Schriften. Die Eine führte den Titel: Frage an die Philoſophen des Tages, über die Seele und die Materie; die andere hieß: Theorie von der Seele der Thiere, und von derjenigen, die man der organiſirten Materie zugeſchrieben hat.

Die Societät aus Pezenes überſchickte eine Rede, die einer ihrer Mitglieder, François Bois, den Erſten Tag im Jahr 1792. bey Gelegenheit hielt, als Mirabeau's Büſte in Gegenwart des Maire's, der Municipal-Officiere, Friedensrichter ꝛc. eingeweihet ward. „Der „Redner ertheilte dieſem berühmten Manne ein „gerechtes Lob, hieß es in dem Berichte; aber „hat er wohl auch recht, wenn er ſagt: Ohne „Mirabeau hätten die Etats généraux von „1789. dieſelben Auftritte hervorgebracht, als „ſie 1614. hervorbrachten? Mirabeau hat ohne „Zweifel der Revolution einen großen Schwung „gegeben; aber ohne ihn, ſelbſt wider ſeinen

»Willen wäre dieſe Revolution doch zu Stande gekommen.« —

Verſchiedene Societäten meldeten, daß man ſich Mühe gegeben habe, ſie von den Jacobinern in Paris abzuwenden, und ſie mit den Feuillantinern zu verbinden; ſie wollten aber alte Jacobiner bleiben.

Die Societät in Marſeille meldete einen wichtigen Beſchluß den ſie gefaßt hatte. Er beſtand darinn: „Kein Tractat mit Oeſterreich und Spanien! Freundſchaft mit allen freyen Völkern der Erde. Offenbarer Krieg den Deſpoten; und Hülfe den Völkern, die ihre Ketten zerbrechen wollen. Heute iſt unſer Motto: Krieg! In einigen Monathen ſingen wir: Sieg! Und der Wahlſpruch unſrer Kinder wird ſeyn: Freyheit!“

Die Societät von Auxerre ſchrieb: „Man drohet uns noch mit einigen Veto's. Wird dieſe verderbliche Waffe denn noch lange in Kraft ſeyn? Der Hof iſt eine wahre Penelope; ſie erwartet die Wiederkunft des Ulyſſes, und ſeiner Gefährten, um ihr Werk zu vollenden.“

Die Societät in Langon, ſo wie mehrere andre Societäten, meldeten, daß eine Menge

Ehemaliger (Edelleute) nach Paris ſtröme. Der Mutter-Club in Paris ward aufgefordert, muthig und wachſam zu ſeyn.

Le Gendre wollte nun ein Libell gegen die Jacobiner vorleſen, welches in die Häuſer getragen ward, um dieſe Geſellſchaft verhaßt zu machen; man wollte aber dieſe Vorleſung nicht anhören. Die Societät gieng zur Tages-Ordnung, und Robespierre beſtieg die Tribüne.

Zur Rettung des Vaterlandes ſchlug er vor, daß die zerſtreuten franzöſiſchen Garden wieder nach Paris berufen werden ſollen. In ſeiner Rede, die voller Declamationen und ungebührlicher Ausdrücke gegen die ausübende Gewalt war, ſchlug der Redner auch vor, das hohe Nationalgericht nach Paris zu berufen, auf die Miniſter ein wachſames Auge zu haben, und ſie mit aller Strenge zu behandeln; auch jeden Volks-Repräſentanten, der reſpectwidrig vom Volke ſprechen würde, mit drey monathlichen Gefängniß zu beſtrafen. „Wenn man von der „conſtituirenden N. V. ſagt, daß ſie die Tyrannen umgeſtürzt habe: ſo muß man doch eingeſtehen, daß die Tribunen mit Antheil an dieſer „Ehre genommen; die Gegenwart von 6000

„gern hat gewiß viel zur Aufmunterung der Geſetzgeber beygetragen. Als der Deſpotismus daher anfieng, ſein niedergeſchlagenes Haupt wieder zu erheben, wollte er dem Volke den Eintritt zu den Sitzungen des conſtituirenden Corps verſagen. Ja, meine Herren! als wir dem Könige nach Paris gefolgt waren; und uns in den Erzbiſchöflichen Pallaſt haben einſchließen laſſen: da hat die N. V. auch mehrere freyheitstödtende (liberticides) Decrete gegeben, als wie den Unterſchied zwiſchen activen und paſſiven Bürgern, das Martialgeſetz ꝛc. u. ſ. w. Es gehört nicht in meinen Plan, fuhr der Redner fort, alle Mittel zu zeigen, welche die N. V. anwenden könnte, um den Moderantismus, Miniſterialismus, und Ariſtocratismus zu vernichten, welche alle nur ein Einziges Ungeheuer in drey Perſonen vorſtellen. Ich will daher bloß einige Mittel berühren.“ Er ſchlug hierauf vor, daß die N. V. eingeladen werde, Geſetze zu geben, die dem Volke angenehm wären; — ferner empfahl er die National-Erziehung; Revolutions-Schauſpiele, als: Wilhelm Tell, Brutus und andre; desgleichen die

Errichtung eines prächtigen Tempels für die Repräſentanten des Volkes auf den Ruinen der Baſtille. Die Societät beſchloß den Druck dieſer Rede. Manuel verlangte, daß ſie an alle Sectionen von Paris geſchickt werde; worauf der Präſident der Societät Brouſſonnet bemerkte, daß Robespierre gegen die Conſtitution geſprochen habe, indem er vorſchlug, das hohe National-Gericht nach Paris zu berufen. „Wir haben alle geſchworen, ſagte Brouſſonnet, die Conſtitution aufrecht zu erhalten; wir müſſen unſerm Schwure getreu bleiben!“ Robespierre geſtand ſelbſt, daß er einen Fehler begangen habe; und entſchuldigte ſich damit, daß er den Conſtitutions-Artickel wegen des National-Gerichtes vergeſſen hätte. —

Sitzung vom 12ten. Aus St. Diez im Departement Puy de Dôme meldete M. Gardeton Sohn, daß er in ſeinem Departement ſehr viel dazu beygetragen habe, die Ariſtocraten und Fanaticker zum Beſten des Vaterlandes, vornehmlich durch Vertheilung des Allmanachs des Vaters Gérard, zu bekehren; er bat die Societät, den verirrten Brüdern mehrere Exemplare dieſes Werkes zu ſchenken.

Die Societät in Lyon meldete, daß in dieſer Stadt die guten Patrioten und Conſtitutionsfreunde allerley Verfolgungen ausgeſetzt wären, die von den in zahlreicher Menge ſich daſelbſt befindlichen Feuillantinern und Feinden der Freyheit herrührten.

Die Societäten aus Du Donjon und Paray le Montal berichteten, daß eine Menge Ariſtocraten, vornehmlich ehemaliger Adelichen, aus ihren Gegenden nach Paris gezogen wären, woſelbſt ein Plan zu einer Gegenrevolution formirt würde. In Paray le Monial, wäre ein junger Patriot beynahe von einem widerſpenſtigen Prieſter ermordet worden; dieſer wurde dafür von der Polizey zu einer Strafe von — 24 Livres, und drey Tagen Gefängniß verurtheilt.

Die Societät von Saint Brieux ertheilte die Nachricht, daß die Emigrationen in ihre Cantons beſtändig zunähmen und daß die Werbungen für Frankreichs Feinden immer ohne Schaam fortgeſetzt würden. Das einzige Mittel, einer ſo großen Unordnung entgegen zu wirken, meynte beſagte Societät, wäre die Reiſepäſſe wieder einzuführen.

Die Societät zu Tours verlangte eine Sammlung aller für oder gegen den Krieg gehaltener Reden.

Die Societät aus Toulon ſchrieb, daß die patriotiſchen franzöſiſchen Papiere bey den meiſten benachbarten Nationen ſtrenge verbothen wären; ſelbſt die Conſtitutions-Akte war den Wenigſten bekannt.

Die Societät aus Laval meldete, daß von dort faſt alle ehemaligen Edelleute nach Paris giengen; und forderte die guten Patrioten auf, ein wachſames Auge auf ſie zu haben.

Die Societät in Dijon verlangte von der Societät in Paris, Ludewig XVI. durch Petitionen zu beſtürmen, daß er dem Wunſche einer großen Nation, die frey ſeyn wollte nachgeben, und entweder Krieg erklären, oder die Krone niederlegen ſollte. Einige Bürger von Dijon überſchickten die Abſchrift einer dieſen Gegenſtand betreffenden, von ihnen an den König adreſſirten Petition; deren weſentlicher Inhalt folgender iſt: „König der Franzoſen! Wenn ein Volk, lange „unter der Laſt der Sclaverey gebeugt, endlich „aber durch das Licht der Vernunft erleuchtet, „ſeine Souveränität wieder erlangt hat: ſo kön-

„nen alle Kräfte vereinigter Tyrannen, um es wieder unter ſein Joch zu bringen, nur dazu dienen, ihr Unvermögen zu zeigen, und ihren nahen Untergang zu befördern. Unſere Feinde haben uns mit dem Verluſte unſrer Freyheit gedrohet; lange genug haben wir verziehen; das franzöſiſche Volk ſchreyet nun um Rache, die es haben wird, und haben muß. Der Krieg, o König der Franzoſen! iſt der allgemeine fortdauernde Wunſch des ſtolzen und großmüthigſten Volkes, welches Du im Nahmen des Geſetzes regierſt; es iſt endlich Zeit, daß wir Gerechtigkeit ausüben, über den Schimpf, den man dem franzöſiſchen Nahmen, und der National-Souveränität anthut. Das Blut der Verräther kann allein unſre Ruhe ſichern; unſre Kräfte werden ſonſt in der grauſamen Unthätigkeit erſchöpft, in welcher Du uns läßt; unſre Feinde bemerken es, und ſuchen uns länger in dieſem Zuſtande zu erhalten. Du kannſt, König der Franzoſen! durch ein einziges Wort, dieſes langſame Fieber, das uns verzehrt, wegſcheuchen. Wenn Du alſo Dein Vaterland liebſt; wenn Du das Oberhaupt einer freyen Nation zu ſeyn verdienſt; und wenn Du

„wür

„würdig biſt, freye Menſchen und Bürger zu „regieren: ſo eile den Krieg zu erklären. Dann „kannſt Du ſicher, nicht auf die Liebe, (denn „die Franzoſen können jetzt nichts als die Freyheit lieben) ſondern auf die Achtung und „Freundſchaft Deiner Mitbürger rechnen; dann „werden wir den Titel: Wiederherſteller der franzöſiſchen Freyheit, den Du vor kurzem bekommen haſt, anerkennen, und dann bleibt Dein „Thron in Deiner Familie geſichert. — Aber „wenn Du die Gewalt misbrauchſt, die Dir die „Conſtitution ertheilt, auf deren Erhaltung „Dein Thron beruhet; wenn Du uns durch Dein „Schweigen, oder durch Dein zweydeutiges Betragen hinderſt, unſre Feinde zu bekämpfen „und zu beſiegen; wenn Du, anſtatt dem Wunſche des Volkes, Deines Souveräns, nachzugeben, fortfährſt, uns in einer falſchen Sicherheit einſchläfern zu wollen; wenn Du es leideſt, „daß unſre Feinde es wagen, uns aufzuſuchen, „daß das Blut eines einzigen Bürgers fließe, „ehe das ihrige unſre Rache befriedigt, und daß „endlich die Conſtitution, die Gottheit der Franzoſen, angegriffen werde: o! ſo fürchte unſer „Erwachen; fürchte das, was eine für die Frey-

„heit bewaffnete Nation vermag; zittere, daß „wir einen Blick hinter uns werfen, — und „daß, in der gerechten Wuth, die uns dahin „reißen wird, dem Fall das Vorſpiel der Uebel „ſey, die wir den Tyrannen bereiten.“

Die Societät von Aigue-perſe ſchickte 25 Livres für 25 Exemplare von dem Allmanach des Vaters Gérard, der (nach der Meynung dieſer Societät) keiner andern Empfehlung bedarf, als derjenigen, die er durch die vereinigten Kräfte des Ariſtocratismus und Fanatismus, um ſeinen Umlauf zu hemmen, erhält.

Die Societät aus Strasburg ſchrieb unter andern Nachrichten von dem Zuſtande des Departements: „Unſer Maire (M. Dietrich) hat „ſich bisher noch immer in ſeinen Patriotismus „erhalten; aber die guten Bürger ſehen es doch „nicht gern, daß er zuweilen von Agenten der „executiven Gewalt umgeben iſt, die kein Zutrauen verdienen, unter andern von Victor „Broglio.“

Le Gendre bemerkte, daß man, nach den neuen von allen Seiten her eingelaufenen Berichten über den Zuſtand des Reiches, Urſache habe, gegen die Wahrhaftigkeit der Miniſter mistrauiſch zu ſeyn. Louſtalot war derſelben Meynung, und zeigte zugleich an, daß er von ſeinem Departement den Auftrag habe, den Miniſter Narbonne bey der N. V. zu denunciren, weil er einen lügenhaften Bericht von dem Zuſtande dieſes Departements abgeſtattet hatte. Albitte verlangte daher, daß man ſich mit den Mitteln beſchäftigen ſollte, um dem Geſetze wegen der Verantwortlichkeit der Miniſter, alle mögliche Ausdehnung und Wirkſamkeit zu verſchaffen; Collot d'Herbois unterſtützte ſeinen Vorſchlag. Manuel ſagte hierauf: „Der Augenblick ſcheint endlich gekommen zu ſeyn, wo „es durchaus nothwendig iſt, daß Ein Menſch „für das Wohl des Ganzen umkomme; und dieſer Menſch muß ein Miniſter ſeyn. Sie (die „Miniſter) ſcheinen mir alle ſo ſtrafbar, daß ich „feſt überzeugt bin, die N. V. würde ſehr gerecht handeln, wenn ſie Einen durch das Loos „herausziehen ließe, um ihn auf das Schafott „zu ſchicken.“ „Alle! alle!“ ſchrie eine Stimme von den Tribunen dieſem raſenden Vorſchlage entgegen. Verſchiedene Perſonen verlangten, daß die Societät die Frage, über die Verantwortlichkeit der Miniſter unterſuche; worauf Sillery in der nächſten Sitzung eine Rede über dieſen Gegenſtand zu halten verſprach.

In Abweſenheit des Präſidenten Brouſſonnet nahm Louvet bey der Sitzung am 14ten den Lehrſtuhl ein.

Die Societät aus St. Ambroix ſchrieb: „Das Complot unſrer Feinde fängt ſchon an, „ſich in Handlungen zu zeigen. Es geſchehen „häufige Verſammlungen; und die Patrioten „werden in dieſer Gegend inſultirt, vorzüglich „aber in der Stadt Vans im Departement de „l'Ardèche, wo man es vorige Woche ſo gar „wagte, die National-Gendarmerie zu inſultiren, „zu mishandeln, zu verwunden, und zu „entwaffnen. Wir fürchten eine allgemeine „Exploſion; das ſchließen wir nicht nur aus den „angeführten Thatſachen, ſondern auch aus einigen, „vorige Woche zu Connaux aufgefangenen „Briefen von einem unbeeydigten Prieſter, „in welchen von feindſeligen Operationen des „Lagers zu Jalès, und von einer neuen Flucht „des Königes die Rede war.“ Die Societät ſchloß ihren Bericht mit dem Vorſchlage, in allen Gegenden von Jalès eine allgemeine Entwaffnung vorzunehmen, und alle unbeeydigten Prieſter aus dem Lande zu jagen.

Die Societät aus Noyon ſchrieb: „Unſer „Wunſch iſt nicht mehr zweifelhaft, ſeit dem „wir von Ihnen die Reden des Robespierre „und Roederer erhalten haben. Es iſt wahr! „wir bekommen nicht eher Ruhe im Lande, und „Frieden außerhalb, als bis jene Rebellen beſtraft ſind, die an den Thoren von Frankreich „das Eiſen gegen ihr Vaterland wetzen. Ausgeartete Kinder! Ihre Stärke haben ſie ihrer „außerordentlichen Schwächlichkeit zu verdanken. Wir müſſen ihnen zeigen, daß das Reich „der Gnade vorüber iſt, und daß ihre Unternehmungen, ihre Laſter, nicht länger ungeſtraft bleiben können.“ Uebrigens fügte die Societät noch eine Liſte von 23 Perſonen ihrem Schreiben bey, die aus der Stadt Noyon allein ausgewandert waren.

Die Societät von Rodez hatte eine Subſcription eröffnet, um eine neue Auflage des Allmanachs des Vaters Gerard zu veranſtalten, welcher umſonſt unter die Landleute vertheilt werden ſollte. —

Nun beſtieg Collot d'Herbois, der Verfaſſer dieſes Allmanachs, die Tribune. Kaum war er erſchienen, da erſchallte der ganze Saal von den lebhafteſten Beyfallsbezeugungen. „Vorgeſtern Abend, ſagte er, ſanctionirte die executive Gewalt das Decret, wegen der Freylaſſung der 40 Soldaten von dem Regimente Château-Vieux. Die Freude, die Sie darüber zu erkennen geben, iſt rein und tugendhaft. Es iſt die Freude der Patrioten, daß wir der Tyranney 40 Schlachtopfer haben entziehen können. Meine Brüder! Der einzige Dienſt, den ich vielleicht dieſen Soldaten noch zu erweiſen habe, iſt der, Ihnen ihre Dankbarkeit zu bezeigen; denn ohne die Bemühungen dieſer Societät würde die Sache wohl nicht einen ſo angenehmen Ausgang gehabt haben. Ich werde mich glücklich ſchätzen, Ihnen dieſe Soldaten ſelbſt vorſtellen zu können; und ich hoffe, daß dieſes Glück nicht mehr weit entfernt iſt.“

Boiſſot betrat hierauf die Rednerbühne; und las, ſtatt der verſprochenen Vorſchläge zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit, eine Tirade in Verſen vor. Man verwies ihn zur Ordnung; und die Societät beſchloß, daß er nicht weiter leſen ſollte. — Ein Mitglied kam eilig aus der N. V., und meldete, daß dieſe beſchloſſen habe, die franzöſiſche Garde vorläufig zu beſolden. Einige von dieſer Garde erſchienen nun in der Societät, und dankten derſelben für die ihrentwegen verwendete Mühe.

In der Sitzung vom 15ten gab M. Réal eine detaillirte Nachricht von der zu Strasburg entſtandenen Spaltung, welche die Societät ſehr beunruhigte. Robespierre bath die Societät, daß ſie in dieſer Sache noch nichts unternehmen ſollte, bis er ihr ſichere und beſtimmtere Neuigkeiten, dieſe Spaltung betreffend, werde gegeben haben. „Dann, ſetzte Robespierre „hinzu, wird die Societät ſehen, ob ſie mit „Dietrich, Maire von Strasburg, oder mit „irgend einem andern der öffentlichen Beamten, „die die Urheber dieſer Spaltung ſind, correſpondiren könne." Nach der Erzählung des Thuriot von dem, was dieſen Tag in der N. V. vorgefallen war, ergriff Robespierre wieder das Wort: „Meine Herren! ſagte er, das Criminal-Gericht des Departements von Paris „iſt dieſen Morgen inſtallirt worden. Es werden noch einige Tage vergehen, ehe ich in meinen Poſten eintreten werde; da ich indeſſen

„dem Augenblicke nahe bin, wo ich das Amt „einer Magiſtratsperſon verrichten ſoll, die „unter uns noch ganz neu iſt: ſo glaube ich auch „meine Mitbürger von den Pflichten, die ich „werde zu erfüllen haben, und von den Schranken derſelben — unterrichten zu müſſen. Die „Pflichten des öffentlichen Anklägers ſind, das „Laſter zu verfolgen; der Unſchuld und der Unmacht zur Stütze zu dienen; und auf die Handlungen der Friedensrichter und der Officiere „von der Gendarmerie ein wachſames Auge zu „haben. Diejenigen, welche geſagt haben, daß „ich das Schrecken der Ariſtocraten ſeyn werde, „haben ſich geirrt; als Menſch kenne ich nur „Menſchen ; als Magiſtratsperſon, muß ich „das Geſetz, deſſen Organ ich ſeyn werde, allein handeln laſſen. — Meine Herren! Den „Tag werde ich meinem Amte, und die Nacht „der Revolution widmen. Wenn meine Geſundheit mir nicht erlaubte, die Pflicht zu erfüllen, die ich mir ſelbſt auflege: ſo würde ich „gezwungen ſeyn zu wählen; und dann würde „ich lieber aufhören, vor einem gebieteriſchen „Tribunal das Laſter zu verfolgen, und die „Unmacht zu unterſtützen, als unter den Bür-

„gern, vor dem unſterblichen Tribunal der „Nachwelt, die Unſchuld und die Unmacht zu „vertheidigen. Jeder muß dem Vaterlande auf „dem Poſten dienen, der ſich für ihn am meiſten „ſchickt. Jeder muß ſeine Beſtimmung erfüllen; „und wenn ich, zur Vertheidigung des Vaterlandes unterliegen müßte: ſo würde ich, weit „entfernt mein Schickſal zu fliehen, mich mit „dem größten Vergnügen darein ergeben.“ Die Societät beſchloß den Druck dieſer Rede.

In der Sitzung vom 17ten unter der Präſidentſchaft des Bazire theilte Chabat einen Brief aus Perpignan mit, in welchem man ſich über die tiefe Lethargie beklagte, worein die Einwohner der Hauptſtadt verfallen ſind. „Die „Spanier, hieß es, eilen zögernd. Sie machen Vorkehrungen gegen die franzöſiſche Nation. Wir ſind in der größten Angſt; während daß Ihr in Frieden verſenkt zu ſeyn ſcheinet. Glaubet Ihr, daß ein Miniſter, der „ein Freund flüchtiger Tanten *) und ganz vom

---

*) Der Kriegsminiſter Narbonne, der ehedem zu dem Hofbeamten gehörte, hatte in dieſer Eigenſchaft im Jahr 1790. die Tanten des Königs nach Rom

„Honig des Hofes beſchmiert iſt, ſeine Pflicht erfüllen könne? Glaubet Ihr, daß der Hof Euch je die Begebenheiten vom 5ten und 6ten October, und die Zurückkunft von Varennes verzeihen wird? Dann wiſſet Ihr nicht, wie rachſüchtig Hof- und Königs-Weiber ſind!“ Ein Mitglied ſtattete Bericht ab, von den Diſpoſitionen der Niederländer zu Gunſten der Franzoſen. Nach ſeinem Berichte waren in Lüttich unter 160 Einwohnern 99 Patrioten; In Brüſſel waren über drey Viertel, und in Mons beynahe alle Einwohner patriotiſch geſinnt. „Ueberhaupt ſagte er, ſind die Einwohner in den ganzen Niederlanden bereit, die Waffen zu ergreifen; und wenn man mit 60,000 Mann in das öſterreichiſche Gebiet einfällt, ſo kann man ſicher ſeyn, daß dieſe Armee in kurzem drey mahl ſo ſtark ſeyn wird. Alle Bekannten und Freunde, die ich in jenen Ländern habe, ſind Patrioten; ſie fragen mich immer: »Warum kommen denn die Franzoſen nicht?

„Wir

Rom begleitet, war aber gleich nach vollendeter Reiſe nach Frankreich zurückgekommen, und hatte ſich ſeitdem immer als ein wahrer Patriot gezeigt.

v. A.

„Wir ſind bereit, ihnen beyzuſtehen. Sie verſchlimmern ihre Sache, wenn ſie zu lange zögern.“

Sillery betrat nun die Tribune: „Die Erhaltung der Conſtitution, ſagte er, hängt von „der Erziehung des Königlichen Prinzen ab; „denn es wird alles gut gehen, wenn die Könige endlich gewohnt werden, das Königthum „(Royauté) nicht als eine Erbſchaft, ſondern „als ein öffentliches Amt zu betrachten. — „Erfüllt das jetzige Miniſterium genau ſeine „Pflicht? Ich ſage: Nein!“ Er gieng hierauf ein jedes Departement beſonders durch, und ſuchte ſeine Behauptung zu beweiſen. Auch behauptete er, daß Frankreich nicht glücklicher ſeyn könnte, als wenn das Miniſterium aus Jacobinern zuſammengeſetzt wäre, weil auf dieſe Art die größte Harmonie zwiſchen den beyden conſtituirten Autoritäten ſeyn würde. Uebrigens ſchilderte Sillery die Geſchäfte eines jeden Miniſters beſonders; und ſagte von dem damahligen Miniſterium: „Die Miniſter ſind „bis jetzt große Kinder, deren Erziehung man „vollenden muß.“ Von dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ſagte er: „Nichts iſt

„leichter zu verwalten, als dieſes Departement; denn jetzt braucht der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten nichts zu erfinden. — Die Diplomatie von Frankreich muß nicht mehr das Reſultat franzöſiſcher Intriguen, ſondern ſie muß hell und klar ſeyn. Wenn man einen Tractat ſchließen, oder Krieg erklären wird: ſo muß das franzöſiſche Volk das Intereſſe und die Vortheile der Contrahenten kennen; und die Abſichten wiſſen, warum Frankreich Krieg erklärt, oder warum ihm Krieg erklärt wird. Frankreich kann ja nicht mehr Krieg erklären, um Eroberungen zu machen; denn unſere Conſtitution, die wir zu erhalten beſchworen haben, verbiethet uns, irgend eine Eroberung zu unternehmen; und dieſes Geſetz muß uns mit allen Nationen verbinden. — Man muß mit dem Diplomatiſchen Corps gelebt haben, um zu wiſſen, wie geringfügig alle ſeine Geſchäfte ſind; und wie viel Gewicht es darauf legt. Ein Geſandter von dem kleinſten deutſchen Fürſten, hält ſich, wenn er im Amt iſt, für einen großen Herrn, und eine höchſt wichtige Perſon. Sein Studium iſt, Intriguen zu erſinnen, und niemals

„das zu ſagen, was er denkt; in einer Geſellſchaft von Miniſtern hört man vielleicht in zwey Stunden nicht eine Einzige Wahrheit. Aber die Regierung dieſer Spione iſt vorüber. Die franzöſiſchen Geſandten müſſen in ihrem Benehmen aufrichtig und offenherzig ſeyn; denn wir wollen niemanden hintergehen; und ſie müſſen auch vermuthen, daß die Nation ſie beobachtet, die das Recht hat, alles, was ſie ihrem Wunſche zuwider thun könnten, zu vernichten und laut zu misbilligen. Die Arbeit der Büreaux der auswärtigen Angelegenheiten könnte ſo ſehr ſimplifizirt werden, daß der Miniſter im Stande wäre, einen Auszug daraus zu machen, den man unter dem Titel eines Diplomatiſchen Journals könnte drucken laſſen, welches uns von der Gazette de France befreyen würde, die uns ſchon ſo lange misfällt.“ Zuletzt las Sillery ein Project zu einem Decrete wegen der Miniſter vor, welches aber nicht allgemein gut aufgenommen ward, und daher auch nicht durchgieng.

Dufourny zeigte der Societät an, daß man in Paris zu eben der Zeit, da man allgemein ſeine Augen auf die Picken richtete, von der andern Seite auch Dolche verfertigen ließe; und erzählte eine Thatſache zur Beſtätigung ſeiner Anzeige.

Die Societät von Hennebond theilte in der Sitzung vom 19ten den Bericht ihrer nach Port-Louis abgeſchickten Commiſſarien, zur Erkundigung des Zuſtandes dieſes Schlüſſels von Frankreich, mit; welcher Bericht demjenigen, den der Kriegsminiſter Narbonne davon abſtattete, faſt in jedem Puncte widerſprach, und den Zuſtand von Port-Louis als ſehr ſchlecht ſchilderte.

Die Societät aus Beſançon überſchickte die Abſchrift einer Rede, die bey der Eröffnung zweyer Jacobinergeſellſchaften in den Dörfern *) Serre und Franais, gehalten wurde. „Dieſes ſind zwey Dörfer, ſchrieb die Societät von Beſançon, die wir dem Fanatiſmus der Prieſter entriſſen haben. Jetzt herrſcht daſelbſt der größte Patriotiſmus. Wir hatten das Vergnügen, die Vereinigung von 900 Bürgern, mit anzuſehen, die alle entſchloſſen ſind, ihren

„letz-

---

*) Es giebt viele Dörfer in Frankreich, die in Anſehung ihrer Größe, Bevölkerung und Bauart mit manchen als anſehnlich bezeichneten Städten Deutſchlands wetteifern können.

v. A.

„letzten Blutstropfen zum Beſten ihres Vater„landes zu verſpritzen. Aber wir bleiben nicht „hierbey ſtehen; wir werden uns alle Mühe ge„ben, allenthalben auf dem Lande in unſrer „Nachbarſchaft die Liebe zur Conſtitution, und „den Haß zum Deſpotismus zu verbreiten. Sie „ſehen alſo, daß wir Ihrem Wunſche zuvorge„kommen ſind; da ſich die Societäten ſchon auf „dem Lande fortpflanzen.“ Die überſchickte Rede enthielt ein Gemälde von den Vortheilen, die die Revolution allen Franzoſen, und überhaupt die Conſtitution und das Reich der Gleichheit den Einwohnern des platten Landes beſonders verſchaffte; ferner auch eine Einladung zur Ruhe, zum Gehorſam gegen das Geſetz, zur Bezahlung der Auflagen, und zur Verachtung des Fanatismus. Dieſe Rede machte ſehr vielen Eindruck; und die Dorfbewohner von Serre und Franais beſchloſſen den Druck derſelben, um ſie in ihrem Canton vertheilen zu können.

Die Societät von Gray dankte für die Affiliation, und verſprach, alle Kräfte anzuwenden, um die wahren Grundſätze der Conſtitution zu verbreiten. „Die Conſtitution, ſagte dieſe Societät, hat nur zu viele Feinde; die gefährlich-

»ſten unter ihnen ſind nicht diejenigen, welche »ſie öffentlich bekämpfen, ſondern diejenigen, »welche unter der Maſke des Patriotismus ihr »die tödtlichſten Streiche beybringen. Die »franzöſiſche Nation wird immer leicht über ihre »erklärte Feinde ſiegen; aber die Heuchler, die »Verräther, und die Meineydigen können ſie »in das tiefſte Unglück ſtürzen, wenn das Auge »des Patriotismus nur einen Augenblick aufhört, ſie zu bewachen; und wenn das franzöſiſche Volk nicht, durch das Beyſpiel des Vergangenen belehrt, anfängt, die Freyheit ſeiner Obern nach ihren Handlungen vielmehr, »als nach ihren Reden und Schwüren zu beurtheilen.«

Die Societät von Weiſſenburg meldete, daß in ihrer Gegend ſich mehrere Jacobiner-Geſellſchaften auf dem Lande formirt hätten; und bat für ihre Affiliation. In ihrem Schreiben hieß es auch: „Die Neuigkeiten, die wir von „unſern Nachbarn in der Pfalz und im Herzogthume Zweybrücken erhalten, ſind ſehr gut. „Sie melden uns, daß, wenn wir gezwungen „werden ſollten ins Feld zu ziehen, ganze Länder ſich mit uns um der Conſtitution willen

[illegible] „ver:

„vereinigen würden. Auch ermangeln wir „nicht, ihnen Exemplare von unſrer Conſtitu„tion, und andre patriotiſche Schriften zuzu„ſchicken. Wir haben in der That nur unſere „innern Feinde, und vornehmlich die fanati„ſchen Prieſter zu fürchten. Wenden Sie doch „alle Ihre Weisheit an, um dieſen Ungeheuern „die Kraft Böſes zu thun, endlich zu beneh„men.“

Es erſchien nun in dem Saale eine mit Picken bewaffnete Deputation. Der Präſident Bazire verlangte, daß die Picken abgelegt werden ſollten, weil das Geſetz nicht erlaubte, bewaffnet den Sitzungen der Societät beyzuwohnen. Auf Manuel's und Danton's Vorſchlag wurden zuletzt an beyden Seiten des Präſidenten ein paar Picken aufgeſtellt; die Deputation, welche auf der Tribune den Schwur, frey zu leben oder zu ſterben, erneuerten, ward von der Societät gut aufgenommen; und von dem Präſidenten zur Ehre der Sitzung eingeladen. — Eine Deputation von Marſeille erhielt hierauf das Wort. Ihr Wortführer erzählte alle Unglücksfälle, welche ſie genöthiget hätten, zu der N. V. ihre Zuflucht zu nehmen;

und ſchilderte den Incivismus, welcher zu Arles herrſchte. „Meine Herren, ſagte er, Arles iſt „der Mittelpunct und der Herd der Gegenrevolution. In Arles iſt ein kriechender Menſch, „ein Freund der Ariſtocraten, durch ſeine Intriguen und Cabalen dahin gekommen, daß „er zum Maire ernannt wurde; und dieſer „Menſch iſt — mein Bruder. (Man applaudirte.) Wir ſind gleichen Alters; ich habe „immer mit ihm zuſammen gelebt; und bin daher eher im Stande als irgend ein Andrer, „ſeinen Character und ſeine Fähigkeit zu würdigen. Meine Eltern ſind eben ſo geſinnt, wie „er. Wenn mein Bericht unwahr iſt: ſo bin ich „zugleich Verläumder, Brudermörder, und unnatürlicher Sohn; iſt er aber wahr: ſo iſt mein „Eifer für die Conſtitution gewiß ſehr groß, da „ich das allgemeine Beſte den ſüßeſten Gefühlen „der Natur vorziehe.“ Hierauf lobte der Redner die bürgerlichen Tugenden und die Talente des Antonelle, und redete zum Beſchluß die Pariſer mit folgenden Worten an. „Pariſer! Ihr „habt die Revolution angefangen; Ihr müſſet „ſie auch erhalten. Unſre Geſetzgeber, durch „euch unterrichtet, daß der wirkliche Wille der

„Nation ihr Souverän und der unſrige ſey, „müſſen die executive Gewalt zwingen, ihre „Schuldigkeit zu thun; dieſe wiſſe ein für alle „mahl, daß ihre Würde von der Anhänglichkeit „an die Conſtitution unzertrennlich ſey; daß „das Pariſer Volk den Tyrannen, ſo wie in den „erſten Tagen der Revolution, den furchtbarſten „Anblick gewähre; daß ſie unter dem Schutze „der Geſetze regieren, und daß alle ihre Bewegungen geſetzmäßig ſeyn müſſen.“ Barbaroux ſprach über die dem Departement der Mündungen der Rhone drohende Gefahr; und bat die Societät dieſelbe durch ihre Vermittelung bey der N. V. abzuwenden. Fauchet redete nun gegen die Miniſter; und ſuchte zu beweiſen, daß Deleſſart beſonders die widerſpenſtigen Prieſter begünſtigte. „Der König, ſagte er, muß „nicht der Conſtitution entgegen wirken. Er „muß nicht durch eine Proclamation ſeine Weigerung, ein wichtiges Decret zu ſanctioniren, zu motiviren ſuchen. Indem er das „thut, möchte er gern dem Volke einreden, „daß die N. V. weder die Conſtitution, noch „die Sitten der Franzoſen kenne; aber die Conſtitution erlaubt dem Könige nicht anders,

„von Proclamationen Gebrauch zu machen, als blos um die Promulgation der Geſetze zu verbreiten. Die Conſtitution giebt ihm nur das Recht zu ſagen: Ich werde überlegen; der Miniſter aber, der ihm dazu räth, müßte mit ſeinem Kopfe für dieſe Kühnheit haften. Wenn die Conſtitution ſpricht, ſo muß der König ſchweigen.“

In der Sitzung vom 20ſten brachte eine Deputation aus einem Caffeehauſe für die gefangen geweſenen Soldaten von Château-Vieux die Summe von 100 Livres; der Präſident dankte für die Wohlthat, die man den Freunden der Societät, wie er ſich ausdrückte, erzeigte, und lud die Deputation zur Ehre der Sitzung ein. Mandouze klagte, daß dieſen Morgen einige Mitglieder der Societät, beſonders Crétin, in der N. V. ſehr auf ſie geſchimpft haben. Rouillé wollte das Geſpräch auf etwas anderes leiten; aber Merlin unterbrach ihn, und ſagte: „ich will mich jetzt mit den Freunden der Conſtitution über das auslaſſen, was dieſen Morgen das Herz eines jeden guten Patrioten zerfleiſchte.“ — Er ſprach hierauf mit vieler Heftigkeit gegen die Miniſterialen, welche es wagten, in der N. V. auf die Aufhebung aller patriotiſchen Societäten anzutragen; und forderte im Nahmen des Vaterlandes alle guten Bürger auf, um ſich gegen diejenigen zu vereinigen, welche die entſtehende Freyheit in ihrer Geburt erſticken wollten. Auch that Merlin viele Ausfälle gegen die Generale, und gegen den damahligen Präſidenten der N. V. Dumas. In eben dem Tone ſprach Louſtalot, der ſich überdem ſtark darüber beklagte, daß in der N. V. gewöhnlich bey der Wahl eines Präſidenten, ſtatt 745 ſich nur ungefähr 400 Mitglieder einzufinden pflegten. „Wenn die wahren Patrioten, fügte der Redner hinzu, ſich nicht unverzüglich um den Altar des Vaterlandes vereinigen: ſo wird gewiß die Miniſterial-Parthey „in der N. V. ſiegen. Ich weiß wahrlich nicht, „was aus der Conſtitution werden wird.“ In dieſe Klagen ſtimmte Chabot mit ein, der ein Reinigungs-Strutinium (ſcrutin épuratoire) in der Societät der Jacobiner verlangte, um die unpatriotiſchen Glieder der N. V. auszuſtoßen.

Nach ihm redete le Gendre mit vielem Feuer und mit Nachdruck. „Geſetzgeber, ſagte

„er, erinnert euch, daß es nicht genug ſey, die „Tribune zu betreten, um da einige Worte her„zuſchwatzen; nein! Wenn man die Tribune „der N. V. betritt, zu einer Zeit, wo die allge„meine Sache in Gefahr iſt: ſo muß man nicht „eher herabſteigen, als biß der Entſchluß gefaßt „iſt, dieſe gute Sache zu retten. Das Volk „muß endlich einmahl einen guten Vertheidiger „haben; einen patriotiſchen Maury, der nicht „auf das Geſchrey der Miniſterialen die Tribune „verläßt. Ich lade alle Mitglieder der N. V. „ein, daß ſie ſich mit dem Feuer des Patriotis„mus electriſiren; daß ſie in den Sitzungen der „Verſammlung thätig ſeyen; und ſich erinnern, „daß ſie da entweder die Freyheit vertheidigen, „oder ſterben müſſen. Wie? meine Herren! In „einer ſo ſchönen Sache, in der Sache des Vol„kes, können Sie den Sieg davon tragen? Don„nern Sie auf jene Ungeheuer! — Das Volk „muß Energie zeigen; und in der N. V. müſſen „die guten Patrioten ſich nicht von ariſtocrati„ſchen Präſidenten und Secretären irre machen „laſſen. Wenn Patriotismus ſie unterſtützt: ſo „werden ſie ſiegen, ſie mögen auch noch ſo wenig „an der Zahl ſeyn.“ Nach dieſer Rede wurde auf Verlangen mehrerer Perſonen Bericht von der Sitzung der N. V., in welcher gegen die Jacobiner geſprochen ward, in welchem Berichte vorzüglich Ramond, Dumas und Vaublanc *) ſehr mitgenommen wurden.

Sitzung vom 22ſten. Die Societät aus Bethune ſchrieb ihre Meynung über die Nothwendigkeit des Krieges; ſie war dafür, daß Frankreich unverzüglich Krieg gegen Leopold erklären müßte, und ſagte: „Laſſet uns ſchnell den „edlen Bemühungen der Völker beyſtehen, die „ſchon ihre Ketten ſchütteln, welche bereit ſind, „bey dem erſten günſtigen Augenblick zu zerbrechen. Die Belgier, die Bataver, die Lütticher, die Deutſchen, Alle erwarten nur die „Erſcheinung der dreyfarbigen Fahnen, um ſich

---

*) Dieſe drey Männer verbanden groſſe Fähigkeiten mit Beredſamkeit vieler Rechtſchaffenheit und einem wahren Patriotismus. In dieſer vielfachen Hinſicht war es ein Triumvirat, dem ſchwerlich in der ganzen legiſtativen N. V. ein zweites gleicher Art entgegengeſetzt werden konnte. Rammond, ein Elſaſſer, war ein eifriger Feuillantiner, Dumas aber und Vaublanc gehörten zu keinem Club. Auch wurde keiner von allen dreyen zum National-Convent erwählt.

v. A.

„mit uns zu vereinigen. Krieg den Palläſten, Friede den Hütten! iſt der Wahlſpruch aller Nationen. Unſre Sache iſt die Sache des menſchlichen Geſchlechtes; der Krieg den wir verlangen, iſt der Todeskampf zwiſchen der Tugend und dem Laſter, zwiſchen der wohlthätigen Menſchheit und der wilden Tyranney!“

Die Societät in Cette gab der Societät in Paris ihren völligen Beyfall, wegen der Art, wie dieſe die Societät in Rennes behandelte, welche in ihren Schooß den Ariſtocraten Chapelier aufgenommen hatte, der in den Jacobinergeſellſchaften immer Chapelier Biribi, ſo wie Narbonne ſelten anders als Miel Narbonne, genannt wurde.

Collot d'Herbois meldete der Societät laut einem Briefe, den er aus Breſt erhalten, daß die Soldaten von Château-Vieux, für die ſich die Jacobiner ſo ſehr verwendet hatten, bereits in Freyheit geſetzt wären. Bey ihrer Freylaſſung erhielten ſie von den Damen und Kindern Bürgerkronen, und von den Nationalgarden Flinten mit Bayonnetten. Baumier verlangte, daß die Societät ſich aus Breſt einen Theil der

Ketten, worinn die Soldaten geſchloſſen waren, möchte ſchicken laſſen, um ſie in dem Saale ihrer Sitzungen mit einer Bürgerkrone gekrönt aufhängen zu können. „Ihr wiſſet, fügte derſelbe hinzu, daß Columbus von der Inquiſition verfolgt, und mit Ketten belaſtet wurde, „weil er einen Welttheil entdeckt hatte, von „welchem Moſes nichts geſagt; nach ſeiner „Freylaſſung aber zeigte dieſer große Mann einem Jeden, der ihn beſuchte, mit Stolz dieſe „Ketten in ſeinem Zimmer. Laſſet uns ſeinem „Beyſpiele folgen!“ Sein Vorſchlag ward angenommen. Chabot und Grangeneuve thaten einige heftige Ausfälle, die gar keinen Grund zu haben ſchienen, gegen Vaublanc. — Es geſchahen hierauf auch einige Ausfälle gegen die Feuillantiner. Chabot verlangte, daß die Mitglieder der Societät, welche zugleich Glieder der N. V. wären, ſchwören ſollten, immer den unbeſtechlichen Jacobinern ergeben und treu zu bleiben; worauf die Tribunen ſehr applaudirten. Merlin ſagte; „Der Sturm brüllt über „unſrem Kopfe, und die Exploſion iſt nahe. „Ich ſchwöre, — und lade meine Collegen ein „mit mir zu ſchwören, — ich ſchwöre im Nah-

„men der Freyheit und der Erklärung der Menſchenrechte, daß ich nie die Jacobiner verlaſſen werde.“ Alle Mitglieder folgten ſeinem Beyſpiele; ſchwangen ihre Hüte in die Höbe; und leiſteten den von Chabot vorgeſchlagenen Eyd. Eine Deputation der Brüdergeſellſchaft aus der Vorſtadt St. Antoine erſchien, beſtieg die Rednerbühne, und ermahnte die patriotiſchen Deputirten zur Standhaftigkeit. „Unſre „Picken, ſagte der Redner, ſind bereit euch zu „unterſtützen. Wir haben geſchworen, frey zu „leben oder zu ſterben; und die Männer des „14ten July ſchwören nicht umſonſt.“ Mendouze verlangte von Neuem ein Reinigungs-Scrutinium in der Societät; ſein Vorſchlag wurde aber mit Nachdruck von Robeſpierre beſtritten, und daher auch adiournirt.

Sitzung vom 24ſten. Kaum hatte der Präſident die Sitzung eröffnet, ſo hörte man in den Tribunen das Geſchrey: Es lebe die Nation! und alle Bürger, die darinn waren ſchwangen ihre Hüte empor, zum Zeichen ihrer Verbindung und Einigkeit mit der Societät. Grangeneuve ſtattete hierauf einen weitläufigen Bericht von der geſtrigen Sitzung der N. V. ab, worinn größtentheils über Moyſſet's Vorſchlag, den Saal der N. V., außer den öffentlichen Sitzungen derſelben, zu einem Conferenz-Saal für die Deputirten zu machen, debattirt wurde. Die Jacobiner hatten ſehr eifrig gegen dieſen Vorſchlag geſtritten; und Grangeneuve tadelte in ſeinem Berichte beſonders den Societäts-Gegner Vaublanc, weil dieſer dafür geſprochen hatte. Chabot ertheilte in einer entſetzlichen Tirade ſeinem Freunde Grangeneuve alles Lob, ſchimpfte, nach ſeiner Gewohnheit, auf den Präſidenten der N. V. Dumas, auf Vaublanc und mehrere rechtſchaffene Männer, und ſchloß mit den Worten: „Man ſage immerhin, ich ſey „ein raſender Capuziner! Wenn das Vaterland „in Gefahr iſt, ſo muß ich alles ſagen; und „wenn man mir auch die Zunge ausſchnitte, ſo „würde ich dennoch mit den Armen und mit den „Händen reden.“ Robeſpierre klagte hierauf den Correſpondenz-Ausſchuß an, daß er in einer Adreſſe, ohne Vorwiſſen der Societäten geäußert hatte, daß die ganze Societät für den Krieg wäre, und daß diejenigen, welche dagegen geweſen, ihren Irrthum eingeſtanden hätten. „Ich verlange, ſagte Robeſpierre, daß

„in Zukunft kein Ausſchuß weder Adreſſen noch
„Briefe abſende, ohne ſie vorher der Societät
„mitgetheilt zu haben. Was mich in Anſehung
„des Krieges betrift: ſo habe ich auf keinen Fall
„meine Meynung zu Gunſten einer Parthey auf-
„gegeben, die ich als die gefährlichſte für das
„Vaterland und die Freyheit betrachte.“

Die Societät aus Hesdin ſchrieb: „Wir
„brauchen keine Ermahnungen, um in der Liebe
„zur Freyheit zu beharren, und in dem Ent-
„ſchluſſe, ſie bis in den Tod zu vertheidigen.
„Jedoch müſſen wir von den Machinationen
„und Manövern unſrer treuloſen Feinde unter-
„richtet ſeyn; denn wir nähern uns der ſchreck-
„lichen Criſe, welche entſcheiden wird, ob wir
„das Erſte oder das niedrigſte Volk auf Erden
„ſind.“

Die Societäten von Lille und von Auxerre beklagten ſich über die Ungerechtigkeiten und Betrügereyen der Agioteure.

Die Societät von Caën antwortete auf die gegen ſie erhobenen Beſchuldigungen, wegen der verſchiedenen, in ihrer Stadt ausgebrochenen Unruhen. „Das Volk dieſer Stadt,“ hieß
„es in dem Briefe, das patriotiſchſte des Rei-

„ches, hat ohne uns die Falle geſehen, die man ihm legte; indem man ihm Leute zu Richtern gab, die gegen das Geſetz proteſtirt hatten. Es erhob ſich, und ſprach von ſeinen Rechten, in einer Angelegenheit, gegen die es nicht gleichgültig ſeyn konnte. Der Incivismus mußte nachgeben; und die ſo ſehr verleumdeten Freunde der Conſtitution ſtellten in einem Augenblicke wieder Ruhe her, wo ihre Mitbürger von Straſe ſprachen. Das können unſre Feinde nicht leugnen; und das iſt auch ihre Straſe.“ Auch meldete die Societät, daß den 17ten Februar 100 Pferde aus Caën wären fortgeführt worden, die für die Rechnung der Emigrirten aufgekauft waren, und nach Deutſchland gehen ſollten. Der Officier bey dieſer Remonte hatte 1000 Livres in Aſſignaten für 20 Stück Louisd'or gegeben.

Die Societät von Lons le Saulnier im Departement du Jura, denuncirte dem ganzen Frankreich, und wünſchte die allgemeine Verfluchung der Deputirten Lameth, Champion und Crochet, weil ſie für den Miniſter Bertrand geſtimmt hatten. Man kann daraus ſo wie aus mehrern Umſtänden und Ereigniſſen ſehen, mit welcher Freyheit die Deputirten bey der legislativen N. V. handeln konnten. — —

Sitzung vom 26ſten. Bancal verlas im Nahmen des Correſpondenzausſchuſſes eine Adreſſe, die von der Pariſer Societät an alle verbrüderte Societäten ergehen ſollte. Robeſpierre wünſchte, daß die Mitglieder in dieſer Adreſſe nicht ſchlechtweg Jacobiner, ſondern lieber Conſtitutions-Freunde genannt werden möchten. „Ich wünſche dieſes aus zwey Gründen, ſagte er; erſtlich glaube ich, müßten wir jetzt weniger als jemahls den Nahmen verändern, unter welchem wir zuerſt zuſammentraten; einen Nahmen, der uns ſo wohl als unſre Feinde immer an den Zweck unſrer Verbindung erinnert; zweytens wünſche ich darum nicht, daß wir uns bloß Jacobiner nennen, weil eine ſolche Benennung ſogleich die Idee von einer Corporation oder gar Faction erregt, welches die Verleumdungen nur vermehren muß, womit unſre Feinde uns unaufhörlich beehren.“ Collot d'Herbois beſtritt dieſe Meynung, und behauptete, daß der Nahme Jacobiner jetzt ehrenvoller und bedeutender ſey, als der Nahme Conſtitutions-Freund. Robeſpierre's Vorſchlag ward nach einigen Debatten angenommen. Der übrige Theil der Sitzung ward mit einer langen Debatte über den Schluß einer andern Adreſſe der Societät an die Affiliirten Societäten zugebracht, worinn es hieß; der Wunſch der Societät wäre allgemein für einen offenſiven Krieg, und wogegen ſich Robespierre heftig widerſetzte.

Sitzung vom 27ſten. Die Societät aus Strasburg meldete, daß ſeit dem Augenblicke, daß das Manifeſt des Königes nach ſeiner Flucht bekannt wurde, ein groſſes Complott vorhanden ſey, um die Geſellſchaften der Conſtitutions-Freunde zu trennen; und innere Spaltungen unter ihnen zu erregen. Sie ſuchte dieſe Behauptung durch verſchiedene Thatſachen zu beweiſen. In Strasburg entſtand die Spaltung, nach dem Berichte der Societät, durch Victor Broglio und dem Maire Dietrich, von welchem letztern es in dem Briefe hieß: „eine Maſke von Popularität, „eine Oſtentation von Patriotismus hat dem „M. Dietrich ein ſchrankenloſes Anſehen und einen gefährlichen Einfluß in Strasburg verſchafft. Er wußte ſich mit vieler Geſchicklichkeit zu betragen; zuletzt glaubte er ſich aber

„ohne Zweifel ſtark genug, um nicht mehr dieſelbe Verſtellungskunſt anwenden zu dürfen.“ Dietrich hatte ſich nebſt Broglio von den Jacobinern getrennt, und eine eigne Societät zu errichten angefangen. — Indeſſen beharrte doch die Geſellſchaft der Conſtitutions-Freunde ſtandhaft bey ihrem Syſteme, und bekam, gegen alle Erwartung, täglich neue Mitglieder. Der Brief ſchloß ſich mit den Worten: „Heil den guten Bürgern von Strasburg, dem Muthe und der Entſchloſſenheit dieſer Societät! der Plan gegen ſie hat fehl geſchlagen; und den Intriguenten, die ſie haben vernichten wollen, bleibt nichts als Schaam und Schande. Die Maſken ſind herab: und die Strasburger werden künftig ſehen können, welches die wahren Freunde des Volkes, der Geſetze, der Freyheit und der Gleichheit ſind.“

Die Societät aus Royan überſchickte die Abſchrift einer in ihren Sitzungen von den conſtitutionellen Pfarrer, M. Faye, gehaltenen Rede, über die Nothwendigkeit, die Auflagen gehörig zu entrichten. In dieſer Rede waren die Misbräuche der alten, und die Vortheile der neuen Ordnung der Dinge in Anſehung der Abgaben,

gaben, mit Methode, Klarheit und Energie auseinandergeſetzt. Aus einer angeſtellten Vergleichung ergab ſich, daß die Commüne von Royan im Jahre 1791. die Summe von 9300 Livres weniger als im Jahre 1790. zu entrichten hatte.

Die Societät von Antin überſchickte die Abſchrift einer Adreſſe an die N. V., über die dermahlige Lage der Dinge, über die Conſpiratoren, und die Veto's, welche ſie beſchützten. In dem Briefe der Societäten waren neue Bemerkungen über den Zuſtand von Frankreich. Es hieß darinn: „der Hof und die Agenten der executiven Gewalt verurſachen alles jetzige Unglück von Frankreich; und bereiten ihm noch ſchrecklichere Uebel für die Zukunft. Sollten wir dumm genug ſeyn, um noch länger unſren gelehrigen Nacken unter das Meſſer hinzuſtrecken, das uns mordet? Die Männer vom 14ten July und vom 5ten October, ſind dieſe todt? Bald werden Ströme unſchuldigen Blutes fließen, weil ſie aus grauſamer Barmherzigkeit einiger in Treuloſigkeit abgehärteter Böſewichter ſchonten. Erwachet, Pariſer! erhebet euch! das ganze Reich ſteht auf, um

„euch zu unterſtützen. Ohne einen heiligen „Aufſtand gegen den Deſpotismus, iſt es um „das Wohl des Vaterlandes geſchehen. Erinnert euch, daß Widerſtand gegen Unterdrückung die heiligſte der Pflichten ſey. Bald „wird es zu ſpät ſeyn. Laſſet uns nicht erſt warten, bis fremde Heere der Deſpoten in unſer „Reich einfallen. Unſre grauſamſten Feinde „ſind mitten unter uns; ſie ſind bekannt. Der „Arm des Patriotismus falle ſchwer auf dieſe „Ehrloſen! Die lebendige Baſtille werde geſtürzt; und die Freyheit wird gerettet ſeyn!“

Carra denuncirte den Kriegs-Miniſter Narbonne, weil er das Militär-Reglement von 1748., welches durch die Conſtitution aufgehoben wurde, wieder hatte drucken, und unter alle Regimenter vertheilen laſſen. Es wurden daher auf Bourdon's Vorſchlag Commiſſarien ernannt, um dieſes Reglement zu unterſuchen. Die Societät gieng nun zur Tagesordnung über, und beſchäftigte ſich mit den Unruhen zu Avignon.

Louſtalot erzählte in einer weitläufigen Rede die Geſchichte, Veranlaſſung und Folgen dieſer Unruhen; und ſchlug vor, den König zu bitten, daß er aus Avignon die dahin geſchickten bürgerlichen Commiſſarien zurückberufen, und andere an ihre Stelle ſetzen ſolle; ferner daß er die deutſchen Truppen aus dem ganzen Comtat zurückziehe, und ihre Stelle mit freywilligen Nationalgarden beſetze. „Dann, fügte der Redner hinzu, dann wird das Zutrauen wieder in den Herzen der guten Patrioten erwachen; die Feinde unſrer Conſtitution, die jetzt in Avignon und dem Comtat herrſchen, werden in den Schranken zurückgehalten werden, die ſie nie übertreten haben würden, wann ſie nicht von den Commiſſarien und den fremden Truppen dazu wären authoriſirt worden.“ Ein Mitglied machte ebenfalls einige Bemerkungen, und verlas den Entwurf zu einem Decrete, über die Angelegenheit von Avignon. Es wurde nichts beſchloſſen.

Sitzung vom 29ſten. Die Societät von Bourg meldete, daß ſie beſchloſſen habe, die antipatriotiſche Gazette univerſelle nicht länger zu halten; die Stücke, die ſie noch etwa bekommen würde zu verbrennen; und die Aſche derſelben dem Herausgeber zuzuſchicken. Von dem berühmten Malet-du-Pan ſchrieb dieſe Societät, daß er den Patrioten jetzt, da er ihnen durch ſeine Verleumdungen nicht länger ſchaden könnte, noch mehr durch ſeine Lobſprüche ſchadete. . .

Die Societät aus Beſançon ſchrieb, daß ſie eine kurze und gute Adreſſe an die Landleute im wahren Geiſte der Revolution, auch die beyden Reden von Robespierre über den Krieg auf Subſcription drucken laſſe. „Die widerſpenſtigen Prieſter, ſagte dieſe Societät, fangen an, „uns nicht mehr zu beunruhigen; und wenn „nur die verwaltenden und richterlichen Corps „beſſer beſetzt wären, ſo würde man lange nicht „mehr von dieſer verfluchten Race ſprechen.“

Die Societät von Verſailles meldete, daß ſie eine Subſcription zur Verfertigung einiger tauſend Picken eröffnet, und daß ihre patriotiſche Municipalität die beſten Maaßregeln ergriffen habe, dieſe Waffen aufs Vortheilhafteſte zu vertheilen.

Die Societät von Bordeaux denuncirte einen Plan von einer neuen Entführung des Königes, und meldete einige Thatſachen, die die Exiſtenz dieſes Planes beweiſen ſollten.

Der Präſident Bazire ſagte: „Die ſiegreichſten Waffen, die Sie Ihren Feinden geben

„kön:

„können, ſind Unordnung und Aufruhr. Ich „lade daher die Freunde der Conſtitution und „der Geſellſchaft ein, ſich ruhig zu halten, damit die Aufwiegler vor den Augen der wahren „Volks-Parthey und ihrer Gefährten, ſo wie „vor dieſen Tribunen erſcheinen, die hier ſind, „um uns Beyfall zu geben, wenn wir es gut, „und zu tadeln, wenn wir es ſchlecht machen.“ Collot d'Herbois hielt nun eine Rede über die Angelegenheiten von Avignon, und bemerkte einigemahl, daß er ſich gar nicht vorbereitet habe, und daß er dieſe Rede aus dem Stegereife halte. Ein Mitglied überreichte der Societät eine Waffe von neuer Erfindung, die von Ariſtocraten dem Schloſſer Boncherot zur Nachahmung gegeben wurde, welcher ſie aber in die N. V. brachte. Die Waffe beſtand in einer beſondern Art von Ceſtus, womit man tödten konnte, ohne Spuren zurückzulaſſen.

Sitzungen im Merz.

Sitzung vom 2ten Merz. Die Societät aus St. Affrique im Departement de l'Aveiron gab Nachricht von einem Complott, durch welches ein abſchrecklich es Blutbad in dieſer Stadt hätte entſtehen ſollen. Durch die Weisheit und den Muth der guten Bürger iſt indeſſen der laſterhafte Anſchlag vernichtet worden. Aber es entſtand doch ein Tumult, der ganzer zwey Tage dauerte; wo mehrere Menſchen das Leben verlohren, und die Tumultuanten, vornehmlich Fanaticker und Gegenrevolutioniſten, die National-Cocarde aufhiengen, und: Es lebe die Ariſtocratie! und zum Teufel die Democráten, ſchrieen.

Die Societät von Figeac gab Nachricht von dem Zuſtande des Departements du Lot. Von den Prieſtern hieß es: „Die widerſpenſtigen Prieſter machen hier viel Unglück. Die Männer ſchämen ſich öffentlich ihre Parthie zu ergreifen. Vorzüglich beſuchen ſie Frauenzimmer-Geſellſchaften, es ſey in Klöſtern oder nicht, und ein Capuziner-Nonnen-Kloſter, das man uns wegen unſrer Sünden bis jetzt noch gelaſ-

„ſen hat. Man ſollte alle dieſe Neſter der Fanaticker ausrotten.“ Ferner ſchrieb die Societät; „Es ſind hier zwey Clubs. Der unſrige, der mit Ihnen affiliirt iſt, und der andere war es auch, hat aber auf das Zureden des Ex-Deputirten und Feuillantiners Boutaric, Ihre Fahne verlaſſen, unterſtützt alle Uebelthäter, und macht von Zeit zu Zeit in ſeinem Schooße einige Recruten für Coblenz. Man hat jetzt ein neues Manöver vor, um die patriotiſchen Societäten zu trennen; man erneuert die Freymaurer-Logen, deren Mutterloge in Coblenz iſt. Wir haben jedoch ein wachſames Auge auf dieſe Logen.“

Die Societät aus Bagnères ſur Adour berichtete, daß in ihrem Departement der Ober-Pyrenäen lauter Einigkeit und Patriotismus herrſche. In dem Schreiben der Societät hieß es: „Wir hoffen, daß die Nation in kurzem der Revolution das Siegel aufdrücken, und ein merkwürdiges und ſchreckliches Beyſpiel an den ſie hintergehenden Verräthern ausüben wird; ſie mögen gekrönt ſeyn, oder nicht.“

Die Societät von Latremblade überſchickte die Abſchrift einer Adreſſe an die N. V., worinn der Vortheil und die Nothwendigkeit einer ſchleunigen Kriegserklärung gezeigt ward. Die Adreſſe endigte ſich mit den Worten: „Wenn der Sieg die Fahnen der Freyheit verläßt, wenn die Ungeheuer ſiegen, die unſer Verderben haben wollen: ſo werden ſie nur über eine Einöde und über Leichname herrſchen. Wir werden, von unſern theuerſten Hoffnungen umgeben, in den letzten Kampf eilen, und beym erſten Sieges-Geſchrey unſrer Unterdrücker, werden unſre Weiber und unſre Kinder ſterben, werden wir uns ſelbſt tödten, ſtolz und zufrieden, frey ſterben zu können."

Sillery beſtieg die Rednerbühne, und gab Nachricht von den in der N. V. vorgeleſenen Erklärungen des Kayſers. Er verlangte, daß die Societät die Diſcuſſion über dieſe Papiere auf den nächſten Sonntag zur Tagesordnung machen ſollte; und ſchloß ſeine Rede mit den Worten: „Alle Bürger, die es mit der franzöſiſchen Conſtitution halten, müſſen Jacobiner ſeyn:" Man rief wiederholt: Bravo! gab allgemeinen Beyfall, und die Tribunen ſchrieen Ja, Ja! Jacobiner, Jacobiner! Grangeneuve ſprach über denſelben Gegenſtand; und verlangte, te, daß die Geſellſchaft eine Adreſſe an die verbrüderten Societäten in Betreff einer Note des Kayſers ſchreiben ſollte, aus welcher man ſahe, daß die fremden Mächte die patriotiſchen Societäten in Frankreich aufgehoben wiſſen wollten. Collot d'Herbois ergriff nun das Wort, und ſagte unter andern: „Meine Brüder! „Wenn Sie eine Belohnung für Ihren Patriotismus haben wünſchen können, ſo muß ich „Ihnen ſagen, daß Sie ſie von Leopold empfangen haben; denn der Haß der Deſpoten iſt die „ſchönſte Belohnung freyer Menſchen.“ Er unterſtützte den Vorſchlag von Grangeneuve, eine Adreſſe an alle Societäten zur Aufmunterung ergehen zu laſſen; und ſagte: „ich wünſchte: daß wir gleich eine Liſte aller Freunde der „Jacobiner in Frankreich könnten verfertigen „laſſen, und dieſelbe an alle Deſpoten und ihre „Agenten, an den Groß-Vezier und an den Fürſten Kauniz, adreſſirten. Sie würden erblaſſen, „wenn ſie ſähen, daß ſeit dem die Vermittelung „des Kayſers bekannt ward, zwölf (?) Millionen Jacobiner ſich in Frankreich haben einſchreiben laſſen. Laſſet uns immer Jacobiner „ſeyn; immer Anbether der großen Grundſätze

„der Freyheit, Gleichheit und Gerechtigkeit; „immer Freunde der Menſchheit, und treue Befolger der Geſetze; immer bereit, unſre theuerſten Neigungen der Liebe des Vaterlandes unterzuordnen. Höret nie auf thätig, muthig „und wachſam zu ſeyn; und denket, daß Ihr „wegen Eurer Handlungen keinem weiter Rechenſchaft ſchuldig ſeyd, als den Geſetzen und „dem Vaterlande.“ Robespierre beſtieg nun die Tribune: „Laſſet uns nicht ſchwören zu ſterben, ſagte er, ſondern zu ſiegen; d. h. die „Freyheit triumphiren zu laſſen.“ Er zeigte in ſeiner Rede, daß die Jacobiner nicht nur Leopold, ſondern vielen andern Einwohnern von Frankreich verhaßt ſeyen; und forderte daher alle Freunde der Freyheit zu verdoppelter Einigkeit und Wachſamkeit auf. Der Vorſchlag wegen einer Adreſſe ward beſchloſſen; und Grangeneuve, Robespierre, und Collot d'Herbois bekamen den Auftrag dieſelbe zu verfertigen. Zwey Redner ſprachen nachher über die Angelegenheit von Avignon. Die von den Commiſſarien verfertigte Adreſſe an die verbrüderten Societäten ward angenommen.

Sitzung vom 4ten. Präſidentſchaft des M. Thuriot.

Grangeneuve überreichte der Societät im Nahmen der Madame David eine Büſte von Helvetius welchem dieſe Dame alles Gute ſchuldig zu ſeyn glaubt, was ſie in die Erziehung ihrer Kinder bringen konnte. Réal fieng an, den Auszug aus der Correſpondenz zu verleſen; ein allgemeines Beyfallsklatſchen unterbrach ihn aber, und verkündigte — — daß Pétion in den Saal trat. Collot d'Herbois machte eine pathetiſche Beſchreibung von einem groſſen civiſchen Banquet, das die Conſtitutionsfreunde von Bordeaux gegeben hatten; und wobey nach engliſcher Sitte Toaſts ausgebracht worden waren, die beynahe 50,000 Bürger, welche den Sammelplatz umgaben, mit ihrem Beyfall begleitet hatten. Billaud de Varennes machte den Vorſchlag, um den Unterſchied zwiſchen Aſſignaten und baarem Gelde zu heben, dem Gebrauche fremder Handlungsartickel zu entſagen. Er ward durch einen großen Tumult derjenigen, die nichts über dieſen Gegenſtand hören wollten, unterbrochen, und war gezwungen, ſeine Rede in der Mitte zu endigen. Eine

Deputation von dem Bataillon der Feuillants *) brachte ein Geſchenk, das ſie für die Soldaten von Château-Vieux geſammelt hatten, und worunter ſich 110 Livres von der königlichen Familie befanden. Der Präſident nahm das Geld mit Dank an, und wollte den letztern Umſtand in das Protocoll der Societät einrücken laſſen. Danton aber ſetzte ſich heftig dagegen, und that einige äußerſt unbeſcheidene Ausfälle gegen die executive Gewalt. Er verlangte ſogar, daß die Societät das Geld von der königlichen Familie nicht annehmen und lieber zurückgeben ſollte, weil es vermuthlich auch die ehrwürdigen Soldaten von Château-Vieux nicht annehmen würden. Robespierre beſtritt ſeine Meynung; worauf die Societät zur Ordnung des Tages übergieng. — Der übrige Theil der Sitzungen enthielt nichts merkwürdiges.

Sitzung vom 5ten. Die Societät ans Marat ſchrieb: „Die widerſpenſtigen Prieſter machen in ihren Beichtſtühlen Uneinigkeiten zwi-

„ſchen

---

*) Dies Bataillon hat nichts als den Namen mit den Feuillantinern gemein, die die oftgedachte Anti-Jacobiniſche Societät ausmachten.

d. A.

„ſchen Familien und Bürgern. Unſre Stadteinwohner ſind durchgängig für dieſe Fanaticker; aber die Majorität der Landleute iſt für die conſtitutionellen Prieſter.“

Die Berichte von andern Societäten als wie aus Lehuis, Laſerre, Courtenay, Beaugency, Antibes, Taraſcon und andre enthielten nichts vorzüglich Intereſſantes. Einige meldeten, daß ſie in ihren Sitzungen für und wider den Krieg debattirt, und gefunden hätten, daß Krieg das beſte Mittel ſey, die Ruhe in Frankreich wieder herzuſtellen, und ſie gegen auswärtige und innerliche Feinde zu ſichern, Andere klagten über den Fanatismus und Rebellionsgeiſt der widerſpenſtigen Prieſter; und noch andere machten Vorſchläge, die das Finanzfach betrafen, und die wir darum übergehen, weil man ſelten im Jacobiner-Club über ſolche Vorſchläge etwas ausmachte, und ſie faſt immer ganz allein der Entſcheidung der N. V. überlaſſen wurden.

Le Gendre meldete der Societät, daß Eins ihrer Mitglieder, Machenaud, gefährlich krank ſey, und verlangte, daß Commiſſarien ernannt würden, die ſich täglich nach der Geſundheit dieſes ehrwürdigen Bürgers erkundigen ſollten. Es erboten ſich zu viele zu dieſem Geſchäfte; und die Societät beſchloß, den Vorzug den Kunſtverſtändigen zu geben. — Der Präſident meldete, daß eine ſehr arme Wittwe für die Soldaten von Château-Vieux ein Zwanzig-Sols-Billet zum Geſchenke geſchickt habe. Die Societät gab dieſer Handlung allgemeinen Beyfall, und beſchloß die eine ehrenvolle Erwähnung in ihrem Protocol. — Barbaroux, der Marſeiller, beſtieg die Tribune: „Meine Herren! ſagte er, die Marſeiller ſind in Marſch; „wenn man das Volk ſtürzen will, ſo erhebt „ſich das Volk, und ſtürzt die Tyrannen.“ (Allgemeiner Beyfall.)

Der Redner ertheilte hierauf einen vollſtändigen Bericht von dem bekannten Marſche der Marſeiller nach Aix, Arles und Avignon, um da die Ruhe wieder herzuſtellen; die Ariſtocraten zu demüthigen; die Gegenrevolutioniſten zu beſtrafen; und die Patrioten in Schutz zu nehmen. Dem Maire von Marſeille ertheilte der Redner bey dieſer Gelegenheit alles Lob. Er nannte ihn den Pétion von Marſeille; und ſagte, daß er würdig ſey, der Bruder Pétion's von Paris zu ſeyn. „Man wird ſagen, fügte Barbaroux hinzu, daß die Marſeiller das Geſetz übertreten; ich aber ſage, daß ſie das Volk gerettet haben; und wenn ich das Opfer des Geſetzes für ſie Alle ſeyn ſoll, ſo bin ich bereit zu ſterben. Die executive Gewalt iſt ſchnell, Waffen gegen die Freyheit zu geben; ſie iſt aber langſam, Befehle gegen diejenigen zu ertheilen, die ſich dieſer Freyheit widerſetzen. Sie begunſtiget die Gegenrevolutioniſten von Arles. Ihr müſſet den Marſeillern beyſtehen, die der Freyheit den Triumph verſchaffen werden.“ Réal ſagte, es wäre nicht genug, den Marſeillern Beyfall zu geben; ſondern man müßte ſie auch mit aller Macht gegen die Verfolgungen der Feinde der Revolution ſchützen, und einen allgemeinen Aufſtand erregen, wenn die executive Gewalt, auf Anſuchen der Revolutionsfeinde die Marſeiller beſtrafen wollte. Die Verſammlung und die Tribune riefen hierauf zu wiederholten mahlen: Es leben die Marſeiller! Robeſpierre ſprach in demſelben Tone über dieſen Gegenſtand. In ſeiner Rede vertheidigte er ſchon zum Voraus die Marſeiller, und glaubte die Miniſter müßten dafür zur Rechenſchaft gezogen werden, daß ſie in den mittäglichen Departementern die Unruhen entſtehen laſſen, ſie begünſtigen, und zum Theil ſogar erregen. Er ſchloß mit den Worten: „Wir müſſen den tapfern Bürgern von Marſeille aus allen Kräften beyſtehen.“

Sitzung vom 7ten. Die Societät aus Neu-Breiſach meldete, daß ſie ein an den General Wimpfen von einem Mitgliede der Pariſer Societät abgeſchicktes Kiſtchen eröffnet habe, weil der Inhalt deſſelben nicht darauf angezeigt war. In dem Kiſtchen lag eine Darſtellung der Baſtille, mit einer für den General ehrenvollen Innſchrift, und einem ſchmeichelhaften Briefe, von dem Baumeiſter Palloi.

Die Societät begab ſich ſelbſt zu dem General; und überreichte ihm dieſes Momument. Wimpfen verwahrte es, damit, wie er ſagte, es ſeinen zwölf Kindern zur warnenden Lehre diene.

Die Societät aus Guitres ſchrieb: „Wir waren zwiſchen den Meynungen des Robespierre und des Briſſot getheilt; weil aber das delenda Carthago nicht in dem Munde des Cato Robespierre war, ſo glaubte

„die Majorität der Geſellſchaft, daß der günſtige Augenblick der Schlachten noch nicht gekommen ſey, und ſtimmte der Meynung des Robespierre bey.“

Die Societät von Ornans überſchickte die Abſchrift einer Adreſſe der Bürger zu Ornans an die N. V., worinn viele Bemerkungen über den damahligen Zuſtand der Dinge waren. „Wenn wir gezwungen werden zu kämpfen, hieß es darinn, ſo werden die Freunde der Tuillerieen zuerſt fallen; und wenn dieſe erſt einmahl aus dem Wege geräumt ſeyn werden, wird unſer glücklicher Erfolg gegen unſre auswärtigen Feinde gewiß ſeyn.“ In dieſer Adreſſe waren auch Klagen über das Veto auf das Decret der N. V. gegen die Prieſter; und es wurden Thatſachen angeführt, welche hinreichend bewieſen, daß ſeit dem Veto die fanatiſchen Prieſter ihr ſtolzes Haupt wieder empor hoben, und allerley Unordnungen und Blutvergießen verurſachten.

Die Societät aus Noyon ſchrieb, daß ſie ſich in ihrer Hoffnung der Ruhe, womit ſie ſich bisher geſchmeichelt, betrogen hätte, und meldete die in Ourcamps und Noyon ausgebrochenen Unruhen. „Die Urſache unſeres Unglücks, „ſchrieb die Societät, iſt jezt bekannt genug. „Es exiſtirt leider! wirklich ein Project, die Municipalitäten gegen die Diſtricte aufzuhetzen; „und ſo unvermerkt die Adminiſtrationen einander ſelbſt aufreiben zu laſſen.«

Robespierre theilte einen Brief mit, den er von der Societät zu Bagneres empfangen hatte, und aus welchem man die guten Diſpoſitionen der Conſtitutionsfreunde erſehen konnte. Er hielt darauf eine Rede gegen die Miniſter, beſonders gegen Narbonne; er ſagte, daß ſie deshalb ſo oft über innere Unruhen klagen, um das Volk zu verleumden, „das Volk, „fügte er hinzu, von dem alle Bewegungen gerecht, und alle Fehler den Laſtern der Regierung zuzuſchreiben ſind. Und doch finden ſich „jezt noch Leute in der N. V., niederträchtig „genug, um eine Dictatur zu verlangen, als „ein Mittel, den Unordnungen vorzubeugen. „Aber für wen verlangen ſie die Dictatur? Für „Leute, die dem Hoſe verkauft ſind; für Intriganten; für Feinde des Volkes. Ich habe „meine Abſichten, warum ich jetzt noch ſchwei-

„ge; aber ich werde zur rechten Zeit ſchon alles „enthüllen.“ —

Der Deputirte von Marſeille trat nun auf, und meldete, daß die Unruhen in ſeiner Vaterſtadt ihn, als Municipalbeamten, zwängen, ſchleunig nach Hauſe zu reiſen. In ſeiner Abſchiedsrede ſagte er: „Wenn eine Parthey die „executive Gewalt und Reichthümer für ſich „hat, und ſich über das Geſetz erheben will; „was bleibt dem Volke?“ Seine Stärke! riefen die Tribunen. „Ja ſeine Stärke, fuhr „der Deputirte fort; aber dann muß das Volk „ſich unter einander verſtehen; es muß ſich ganz „gegen die Misbräuche erheben. Ihr werdet „die Marſeiller immer in dieſer Stimmung finden; und die Marſeiller hoffen auch, daß die „Pariſer von 1792. bald die Pariſer von 1789. „ſeyn werden.“ Ja! Ja! ſchrien die Tribunen; und der ganze Saal erſchallte von Beyfallsbezeugungen. Die Societät gieng hierauf zur Tagesordnung über; nehmlich zur Beurtheilung des officiellen Briefes vom Kayſer.

Carra hielt eine lange Rede, deren Inhalt faſt durchaus diplomatiſch war, und worinn er die feindſeligen Abſichten des Kayſers gegen die franzöſiſche Nation, die Treuloſigkeit des Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten, Deleſſart," und das Einverſtändniß des Wiener Miniſteriums mit dem öſterreichiſchen Ausſchuſſe in den Tuilerien zu beweiſen ſuchte. Den Fürſten Kaunitz nannte Carra immer den Gevatter Kaunitz. Nach Endigung ſeiner Rede, denuncirte Chabot den Deputirten Calvet als einen Ariſtocraten und käuſlichen Menſchen; er beſchuldigte ihn, von der Civilliſte 2000 Livres, und eine Stelle bey der Armee für ſeinen Bruder erhalten zu haben. Die Societät ſtrich daher Calvet's Nahmen aus den Liſten ihrer Mitglieder.

Sitzung vom 9ten. Präſidentſchaft des Thuriot.

Die Societät von Hennobond überſchickte verſchiedene in ihren Sitzungen über den Krieg gehaltene Reden. Die allgemeine Meynung war für einen offenſiven Krieg.

Die Societät von Ecully-Les-Lyon überſchickte die Abſchrift zweyer Adreſſen an die N. V. von denen die Erſte ſich bloß auf die öffentliche Erziehung, und die Zweyte auf die Vicarien Bezug hatten.

Die Societät von Bordeaux meldete, daß daſelbſt den Ariſtocraten ſechs Kirchen eingeräumt worden wären; welche aber, da die öffentliche Ruhe während vier Tagen geſtört wurde, nothwendig wieder geſchloſſen werden mußten. Die Ariſtocraten ſuchten in Bordeaux den Bürgerkrieg anzuzetteln, die Nationalgarde zu entwaffnen, zu mishandeln, und die guten Bürger zu inſultiren.

Die Societät von Apt ſchrieb: „Obgleich „in dieſem Diſtricte viel Fanatiſmus herrſcht, „ſo zählt man dennoch 6 Patrioten gegen Einen „Ariſto-Fanaticker! Wir fangen an zu „glauben, daß das Heil des Volkes nunmehr „bloß in den Händen des Volkes ſey. Wenn „Ihr eben ſo ſtark ſeyd, als wir es in dieſem „Departement ſind, wenn das ganze Reich ſo „beſchaffen iſt: ſo können wir wohl ſingen ça „ira!“

Zwey Briefe aus Aix gaben umſtändliche Nachricht von den Unruhen, die in dieſer Stadt vom 26ſten bis zum 29ſten Februar vorgefallen waren. Prieſter und Ariſtocraten waren, nach dieſen Berichten an allem Unglücke ſchuld.

Die Societät aus Breſt ſchrieb: „Endlich „ſind ſie der Freyheit wiedergegeben, die un„glücklichen Soldaten von Château-Vieux. Je„des gute Herz muß ſich beeifern, Euch eine „Krone darzubringen; wir eilen ſelbſt, ſie Euch „um die Schläfe zu winden. Ja, Brüder und „Freunde, ohne Eure Bemühungen würden „die unſrigen vielleicht ohne Nutzen geweſen „ſeyn.“ Die Societät überſchickte auch die Abſchrift einer Adreſſe an die N. V., die eine Denunciation gegen den Marine-Miniſter enthielt.

Carra theilte hierauf der Societät einen Brief mit, welcher die Wiederherſtellung der Ruhe und Ordnung zu Marſeille meldete. Seiner Nachricht, daß Narbonne und Bertrand noch dieſen Abend ihren Abſchied erhalten werden, gaben die Tribunen großen Beyfall, durch Händeklatſchen und Bravorufen. — Doppet überreichte der Societät, im Nahmen des Vicarius der Cathedral-Kirche zu Grenoble, ein Werk, das den Titel führte: Die chriſtliche Religion, gerächet durch die Conſtitution. — Réal bemerkte, daß nur 200 und einige Societäten mit der Mutter-Societät in Paris correſpondirten; Audibert-Caille wollte ihm widerſprechen, man wollte ihn aber nicht anhören. — Ein Mitglied trat nun auf und ſprach: „Meine „Brüder! Ihr habet geſchworen, die Hydra „des Fanatismus und der Tyranney zu vertilgen; das Departement de la Niévre bietet Euch „die Gelegenheit dazu dar. Von je her war die „Stadt Nevers zum Fanatismus und zur Tyranney geneigt, und eine Feindinn der Freyheit. Man würde ſich vergebens ſchmeicheln, „in den Mauern dieſer Stadt die reine Luft und „Freyheit einzuathmen, die man hier genießt.“ Der Redner gab hierauf Nachricht von den Verfolgungen, die die guten Bürger in Nevers ſeinem Wohnorte, erdulden müßten; und erzählte, daß er ſelbſt angeklagt, und zur perſönlichen Erſcheinung vor ſeiner Obrigkeit vorgeladen ſey, weil er, wie er ſich ausdrückte, das Verbrechen begieng, eine Stütze der Conſtitution zu ſeyn, und in den patriotiſchen Geſellſchaften, die Grundſätze der Freyheit zu verbreiten. „Doch, ſagte er, eile ich, mein Haupt unter „das Schwerdt der Geſetze zu ſtrecken. Vom „reinſten Patriotismus entflammt, von dem ich „mich durchdrungen fühle, wann ich mitten un-

„ter Euch, Euern Sitzungen beywohne, eile „ich, dieſes heilige Feuer meinen Mitbürgern „zu bringen: und ſollte es mir auch das Leben „koſten, ſo werde ich doch vergnügt ſeyn, wenn „ich ſehe wie ſich auf den Trümmern des „Deſpotismus die Fahne der Vernunft, der „Gleichheit und der Philoſophie erhebt.“ (Großer Beyfall.) Doppet hielt nun eine Rede über die politiſchen Angelegenheiten. Das Reſultat derſelben war, daß Deleſſart ein Verräther, und der Pariſer Hof mit dem Wiener Hofe in Einverſtändniß ſey. —

Sitzung vom 11ten. Es ward ein Brief aus Laon vorgeleſen, in welchem die Nonnen des Hoſpitals dieſer Stadt denuncirt werden, daß ſie für die Prinzen-Armee hätten werben wollen. Sie machten nehmlich den Grenadieren des Regiments, das in Laon in Garniſon lag, und die in dem Hoſpital einquartirt waren, Geſchenke mit Geld, Hüthen und Hoſen. Als die Soldaten dieſes anzeigten, leugneten die Nonnen alle böſe Abſichten; und entſchuldigten ihre Wohlthaten mit der chriſtlichen Barmherzigkeit. Doppet las auch einen Brief vor, der ebenfalls den Eifer der Nonnen zur Verführrung der Soldaten bewies. Mit dem Briefe zog er auch eine rothe Mütze aus der Taſche. Die Societät klatſchte dieſem Zeichen der Freyheit (vielleicht auch des Blutvergießens,) Beyfall; und nöthigte den Redner, dieſelbe aufzuſetzen. — Santerre meldete, daß die Pariſer Freywilligen, in den Departementern, wohin ſie ſich begeben hatten, ſehr gut aufgenommen worden waren. Im Departement der Seine und Marne arretirten ſie 40 Perſonen, die weiße Cocarden trugen, und von einem Ludewigs-Ritter angeführt wurden. Die Fahne dieſer Bande war weiß, und hatte auf einer Seite zur Deviſe: Frey leben oder ſterben; und auf der andern: Es lebe der König! —

Collot d'Herbois forderte die Societät auf, ſie möchte vier Soldaten vom Regimente Elſaß beyſtehen, die, weil ſie ohne Urlaub ihre Fahnen verließen, um ſich perſönlich bey der N. V. über ihre Obern zu beſchweren, auf Befehl des Kriegs-Miniſters arretirt, nachher wieder frey gelaſſen, und jetzt von den ariſtocratiſch geſinnten Truppen verfolgt wurden. Man machte ſogleich eine Sammlung für dieſe Soldaten, die ſich auf 330 Livres belief; und ein Mitglied erboth ſich, ſie in ſeinem Hauſe aufzunehmen.

Sillery ſprach ſodann über politiſche Angelegenheiten. Er meynte, die Dinge hätten ſich ſeit 2 Tagen, (da nehmlich gegen Deleſſart ein Anklage-Decret gegeben wurde,) ſehr geändert; und die N. V. müßte und könnte ſich jetzt mit Ernſt beſchäftigen, und vielleicht einen dauerhaften Frieden erhalten. — Er ſchloß ſeine Rede mit den Worten: „Laſſen Sie uns jetzt die „Beleidigungen des Herrn Kaunitz gegen dieſe „Societät vergeſſen; denn in der That iſt uns „die Achtung dieſes Mannes nicht wichtig genug, um uns lange mit ſeinem Styl zu beſchäftigen.“ Carra ergriff nach Sillery das Wort. In ſeiner langen politiſchen Rede ſagte er, daß die Vorſehung ganz gewiß über die Erhaltung der Rechte und der Freyheit der Franzoſen wache; indem Leopold todt, und Deleſſart angeklagt ſey. Er verſprach ſich viel von der Uneinigkeit der Churfürſten, wegen der neuen Kayſerwahl; *) und erwähnte auch einer mit Preuſ-

ſen

---

*) Dies iſt ein Pröbchen unter hunderten, von der Staatskunde, nicht etwa eines gewöhnli-

chen

ſen und Holland zu ſchließenden Allianz. Guadet ſchilderte jetzt auch die Lage Frankreichs ſehr vortheilhaft; und ſagte: „In dem Augenblicke, „wo die N. V. einen verrätheriſchen Miniſter „verfolgt, reißt der Tod Leopold hin, der das „andere Ende der Kette hielt. In demſelben „Augenblicke zittert der König von Schweden „auf ſeinem Throne; der König von Spanien „wird in ſeinem Pallaſte beleidigt, und die „Scheiben ſeiner Fenſter werden zerbrochen. „Der König von Preußen, — — — — — „— — — zieht die Millionen ein, die er für „die Emigrirten beſtimmte; und dieſe ſehen „nichts als Tod und Elend für ſich übrig.“ In demſelben Tone war auch die Beſchreibung der innern Lage von Frankreich abgefaßt; worinn der Redner beſonders ſeine Galle gegen die Miniſter ausſchüttete. Er forderte nur Entſchloſſenheit und Muth; und ſagte zum Beſchluſſe: „Wenn wir uns ſtandhaft halten, ſo können wir „gewiß ſeyn, Frankreichs Freyheit ſicher zu ſtel-

---

chen Tribunen-Kläffers, ſondern von einem der Demagogen, die den Pöbel Bärenartig leiteten.

v. A.

„len, und vielleicht gar — welches eine ſehr „ſchmeichelhafte Belohnung wäre, — die Freyheit von ganz Europa zu bewirken.“

Sitzung vom 12ten. Die Societät aus St. Pal de Chalençon, im Departement der Ober-Loire, ſchrieb: „Der offenſive Krieg ſcheint „uns das ſicherſte Mittel, unſere Feinde außer „Faſſung zu bringen. Wir wollen den Verräthern entgegen eilen. Auf unſerm Marſche „werden wir nicht nöthig haben, hinter uns zu „ſehen, weil alles Unreine auf dem Boden der „Freyheit ſchon von uns vernichtet ſeyn wird. „Unſere thätige Wachſamkeit mißfällt; man „hat uns ſchon vernichten wollen; unſer Departement, das abſcheulichſte von allen, hat Denunciationen auf Denunciationen gehäuft; und „wir ſind wirklich eines großen Verbrechens „überführt worden, nehmlich des Verbrechens „der beleidigten — — Ariſtocratie. — Dieſe „Gegend wird ganz vom Fanatismus aufgerieben. Das Departement faßte den Anſchlag, „die alten Pfarrer wieder einzuſetzen, indem es „die Kirchen öffnen ließ, worinn dieſe Fanaticker öffentlich gegen die Conſtitution predigen. „Dieſe hölliſche Maaßregel macht das Uebel un-

„heilbar; denn unter dem Schutze des Veto pre„diget man hier die abſcheuliche Lehre, durch „welche man einſt ſahe, wie der Sohn den „Dolch in die Bruſt des Vaters ſtieß, und da„bei glaubte, ſich durch dieſes Laſter den Weg „zum Himmel zu bahnen.“

Verſchiedene Societäten meldeten, daß ſie der Motion Louvet's, dem Genuße des Zuckers und des Caffees zu entſagen, gefolgt ſeyen; und daß ſie dieſe Entſagung ſogar auf fremde Liquöre ausgedehnt hätten.

Die Societät in Figeac beklagte ſich über die Nachläſſigkeit der Poſten, und die Treuloſigkeit der Directoren, die faſt alle Todfeinde der Revolution wären.

Die Societät in Bordeaux fragte, ob es auch wahr ſey, daß die Civilliſte zum Theil in baarem Gelde vom öffentlichen Satze bezahlt werde? Sie verlangte, daß die Geſetzgeber ſich mit aller Strenge einem ſolchen empörenden Misbrauche widerſetzen ſollten.

Die Societät von Ruffec überſchickte die Abſchrift einer Adreſſe an die N. V. Darinn hieß es: „Die Könige beherrſchen die Völker „nicht mehr; nein! ſie werden von den Völkern

„beherrſcht. Das freye Volk will Krieg; und „kein Wille hat das Recht, ſich ſeinem Willen „zu widerſetzen.“

Die Societät aus Dole ſchrieb: „Es iſt „hohe Zeit, daß wir unſre Geſetzgeber aus dem „tiefem Schlafe wecken, in welchen ſie verſenkt „ſind. . . Alles kündigt eine nahe Exploſion „an. . . Der Brief des Königes an die Munizipalität von Paris überzeugt uns hievon. „Welches Vertrauen auf ſeine Hülfsmittel! „Welcher Stolz! Iſt es Bourbon der mit ſeinen Herren ſpricht? Iſt es ein Tippo der ſeiner Sclaven ſpottet? . . . . . . Ich kenne „meine Rechte! . . . . . . *) Ja gewiß kenneſt du ſie beſſer als deine Pflichten; aber „glaubſt du, daß das Volk, dein Souverän, „die ſeinigen vergeſſen wird? . . . Deine Miniſter wollen es einſchläfern; aber fürchte ſein „Erwachen, es wird ſchrecklich ſeyn!“ Auch überſchickte die Societät die Abſchrift einer Adreſſe an die N. V. mit der Aufſchrift: Exſurgat . . . & diſſipentur inimici ejus. Der

An-

---

*) Worte, deren der König ſich in ſeinem Briefe bediente.

d. A.

Anfang der Adreſſe lautete: „Geſetzgeber! Die „Nation kennt ihre Rechte, und Eure Pflichten. „Lange genug und zu viel hat man Euch den berauſchenden Kelch des Beyfalls und des Lobes „dargereicht; der Zeitpunct iſt endlich da, wo „Ihr auch den heilſamen Kelch des Tadels verſuchen müſſet.“ Der Schluß der Adreſſe war: „Die Civilliſte werde vorläufig eingezogen; ſie „ſchadet der Freyheit; ſie tödtet den Patriotismus mit einem langſamen Gifte. Wenn ein „Schiff die Peſt in unſre Häfen bringen wollte, „ſo würdet Ihr ihm das Einlaufen verwehren. . . Aber ſäumet nicht; ſchon erhebt ſich „das Volk; es wird ſeine Feinde zerſtreuen, mit „Euch . . . oder ohne Euch.“

Ein Mitglied las der Societät einen Brief von dem General-Vicarius der Cathedral-Kirche zu Clermond-Ferrand vor; und endigte ſeine Vorleſung mit folgenden Worten: „Meine Herren! die Hydra hatte ſieben Köpfe. Der Tod „hat einen abgehauen; die N. V. läßt das „Schwerdt des Geſetzes über zwey andere ſchweben; die Vorſicht des Hofes hat uns ebenfalls „von zweyen befreyet; nun ſind noch zwey übrig, „die ſehr furchtbar ſind. Bringet ihnen auch

„den letzten tödtlichen Streich bey; und die Minister wegen lernen, daß ſie Agenten einer „groſſen Nation, und nicht Diener der Sclaven „des Deſpotismus ſind.“ — Sillery erzählte, daß er wegen der Soldaten vom Regimente Elſaß, von denen Collot der Societät einen umſtändlichen Bericht ertheilt hatte, an den Kriegsminiſter geſchrieben; und daß ihm dieſer folgendes geantwortet habe: „Mein Herr! Ich werde „ſehr angelegentlich an die Soldaten denken, für „die Sie ſich intereſſiren; Sie können verſichert „ſeyn, daß ich ein eben ſo ſorgfältiger Beobachter der Diſciplin, als eifriger Vertheidiger der „Soldaten gegen alle Arten von Verfolgung ſeyn „werde. Unterzeichnet de Graves, Kriegsminiſter.“ Ich ſchrieb ihm darauf wieder, ſagte Sillery: „Ich weiß nicht, ob ich Ihnen zu der „Stelle gratuliren ſoll, die Ihnen der König „gab. — Durch Ihre Bemühung, die Fehler „Ihrer Vorgänger wieder gut zu machen, können Sie ſich vorzüglich die Achtung Ihrer „Mitbürger erwerben. Ich werde wenigſtens alle Verbindung mit Ihnen abbrechen, „wenn Sie nicht den Wünſchen der Nation gemäß handeln.“ — Der Kriegsminiſter ſchickte der Societät eine Menge Exemplare von dem Circularbriefe, den er bey ſeinem Antritte des Miniſteriums an die Armee adreſſirt hatte. Die Societät beſchloß die Verſendung dieſes Briefes an die affiliirten Societäten. Es entſtanden einige Debatten über die franzöſiſchen Garden. Réal ſprach für ſie in einer ſehr ſchönen Rede, aus welcher wir folgendes Fragment herausheben: „Ach! wiſſen wir denn nur diejenigen zu belohnen, welche Blut vergieſſen? Wir müſſen auch die belohnen, welche das Blutvergieſſen von 600 tauſend Franzoſen verhindert haben. Paris ſpreche für ſie; aber Paris ſpreche im Nahmen des ganzen Frankreichs. Ein Nahrungsgehalt, der hinreichend ſeyn muß, ihnen ein bequemes Auskommen zu verſchaffen, verſichre dieſen tapfern Soldaten eine glückliche Zukunft: ein Leben, das vor aller Rache der executiven Gewalt ſicher ſey, die die franzöſiſchen Garde verabſcheuet, und bey dem Anblicke ihrer Medaille zittert. Jede andere Maaßregel wird ſie früher oder ſpäter der Gnade ihrer grauſamſten Feinde Preis geben; wir werden nicht immer Pétion's haben; bedenken Sie, daß La Fayette ſie umarmte; daß er ihnen

„ſelbſt die Deviſe aufgab, die man auf ihrer Medaille lieſet; und daß er nachher alles that, was in ſeiner Macht ſtand, um ſelbſt das Andenken dieſer Helden der Freyheit zu vertilgen. . . . Ich will nicht unterſuchen, was dieſes koſten kann; erinnern Sie ſich nur der groſſen Summen, die man denen gab, welche den fliehenden König zu Varennes arretirten. Dieſe Bürger haben durch ihren Muth Belohnung verdient; was haben ſie aber eigentlich für Frankreich gethan? ſie haben ihm einen König erhalten. Die franzöſiſchen Garden haben die Freyheit erobert!“ Allgemeiner Beyfall begleitete dieſe Rede.

Sitzung vom 14ten. Die Societät aus Bordeaux ſchrieb: „Das Decret wegen des Recrutirens iſt das wahre Thermometer des Geiſtes in Frankreich. Der einzige Canton vom Bordeaux zählt jetzt ſchon 1400 enrollirte Bürger. Die Anzahl der Recruten in unſern benachbarten Cantons beläuft ſich ſchon auf mehr als 6000.“

Die Societät aus Rouen überſchickte die Abſchrift einer Petition an die N. V., in welcher mehr als 1500 Bürger um die Niederreiſſung aller religiöſen Häuſer baten. —

Die Societät von Caën überſchickte die Abſchrift zweyer Adreſſen, an die N. V., und an den König. In der Erſten hieß es: „Die „Schildwache der Conſtitution iſt eingeſchlafen; „aber das Volk wacht; es wacht für ſeine Freyheit. Die Sturmglocke wird im ganzen Reiche gehört. Das beleidigte Vaterland ſchreyet „um Rache gegen Leopold; und unſer König . . . „auf das Decret geſtützt, welches ihm das Initiatif über den Krieg bewilligt . . . unſer König ſchläft.“ Die Geſetzgeber werden hierauf aufgefordert, ihre Meynung über den Krieg zu ſagen; und verſichert, daß das Volk ihren Willen folgen werde. In der Adreſſe an den König, wird auch dieſer aufgefordert, in der N. V. Krieg vorzuſchlagen, und übrigens immer mit dem vertraulichen Du angeredet.

Die Societät aus Mortain ſchrieb unter andern: „Die Heuſchrecken, welche Egypten „verheerten, richteten nicht ſo viel Schaden an, „als die Prieſter. Ehen verhindern, ſie trennen, Familien veruneinigen, die Fackel der „Zwietracht und des Haſſes unter ſie werfen,

„alles das iſt für dieſe falſchen Propheten nur
„ein Spielwerk.“

Der Präſident verlas einen Brief von Petion, in welchem dieſer die Societät bat, dreyen Engländern, Mitgliedern der Revolutions-Geſellſchaft in London, den Zutritt zu ihren Sitzungen zu erlauben. Seine Bitte ward mit Beyfall der ganzen Societät bewilligt. — Grangeneuve betrat die Rednerbühne, mit einer rothen Mütze auf dem Kopfe, als einem Zeichen der Freyheit. Der ganze Saal erſchallte von Beyfall, welcher noch größer ward, als man auch den Präſidenten ſich mit einer ſolchen Mütze bedecken ſahe. Grangeneuve ſprach über den Umſtand, den ein anderes Mitglied vor ihm erwähnt hatte, nehmlich, daß einige Officiere der im Schloſſe die Wache habenden National-Garde, zur Trauer für Leopold einen ſchwarzen Flor um den Arm gebunden hätten: Grangeneuve zeigte das Unſchickliche dieſes Betragens; und behauptete, daß die Franzoſen nicht nur um einen Feind von Frankreich, ſondern auch um einen von ihnen ſelbſt gewählten König nicht trauern müßten. Ein auffallender und hervorſtechender Satz in ſeiner Rede, den er ebenfalls zu beweiſen ſuchte, war der, daß ein König, für den Nutzen den er der Regierung leiſtet, *geehrt*, aber nicht *geliebt* werden müſſe. — Die vier Soldaten vom Regimente Elſaß erſchienen, und meldeten der Societät, daß der Kriegsminiſter ihnen Hoffnung gemacht habe, ſie bey einem franzöſiſchen Regimente wieder anzuſtellen. Sie erneuerten bey dieſer Gelegenheit den Schwur, ihren letzten Blutstropfen zur Vertheidigung der Freyheit und der franzöſiſchen Conſtitution zu vergießen. Die Societät wollte nun zur Tagesordnung ſchreiten; aber — — — es war dieſen Tag zufällig keine Tagesordnung!! Sillery ſchlug in Ermangelung derſelben vor, die gedruckten Bemerkungen von Pétion und Robespierre vorzuleſen; der Vorſchlag ward verworfen. Endlich ſprach Collot d'Herbois, und nach ihm Grangeneuve und Robespierre über die Angelegenheiten von Avignon. Alle Redner ſtimmten überein, daß die Bürger von Avignon, welche Antheil an den ſchrecklichen Mordſcenen, die ſich in dieſer Stadt ereignet, genommen hatten, nicht als Verbrecher beſtraft, ſondern als gute patriotiſche Bürger behandelt werden müßten!! —

Sitzung vom 16ten. Die Societät von Tarbes überſchickte die Abſchrift zweyer Adreſſen an die N. V., und an den König. In der Erſten vereinigten die Unterzeichner ihre Klagen mit den Klagen des Departements der Ober-Pyrenäen, über den Kriegsminiſter, der das ganze Departement, ohngeachtet es an der Grenze von Spanien liegt, ohne alle Vertheidigungsmittel ließ. „Wir wollen den Kriegsminiſter, hieß es am Schluſſe der Adreſſe, immerhin glänzende Berichte abſtatten laſſen; die Beredſamkeit des jetzigen Zeitpunctes liegt in Waffen, Munition, Linientruppen und National-Garden; alles übrige iſt eitele Pracht, und nur eine Verrätherey mehr.“ In der Adreſſe an den König ward derſelbe zur Krieges-Erklärung aufgefordert.

Die Societät aus Fleurance ſchrieb: „Directoren, Chefs, Miniſter, Könige, alles verräth uns. Die N. V. ſcheint zu ſchlafen, und von den Maaßregeln weit entfernt zu ſeyn, die die Umſtände erfordern. Alles iſt verlohren, wenn ſie nicht erwacht. Wir wollen indeß immer wachſam ſeyn, und nicht an das Heil des Vaterlandes verzweifeln. Wir haben

„Grand

„Grund zu glauben, daß einige Fragmente der Civilliſte, die incognito ankamen, mit ihrem ganzen Gewichte das Gewiſſen der Adminiſtratoren unſeres Departement-Directoriums drücken." Von den Prieſtern hieß es: „Die Prieſter, die Fanaticker! Strafet ſie doch! Auf dem Berge von Aſtarec haben einige Fanaticker den conſtitutionellen Pfarrer, Nahmens Deſplata, mit einem Flintenſchuſſe den Arm zerſchmettert. Im Diſtricte von Condom war der conſtitutionsmäßige Pfarrer auf dem Punkt von drey Neffen ſeines Vorgängers ermordet, ſo wie in Mas de Verdun der conſtitutionsmäßige Pfarrer von irre geführten Fanatickern aufgehängt zu werden; und in Thermes iſt der conſtitutionsmäßige Pfarrer in ſeinem Bette getödtet worden."

Die Societät von Rémiremont ſchrieb unter andern: „Die Prieſter verführen noch; aber ihr Credit fällt je mehr ſich die Aufklärung verbreitet. Wir wünſchten, daß einige unſrer conſtitutionsmäßigen Pfarrer mehr Methode und mehr Toleranz hätten."

Die Societät aus Perpignan überſchickte die Abſchrift einiger von dem Neffen des berühmten Maury gethanen Erklärungen. „Er führt „denſelben Namen, ſagte die Societät: er läßt „dieſelben Talente erwarten; aber er iſt weit „entfernt, dieſelben Geſinnungen zu hegen. „Der Neffe hat geſchworen, ſeinen Onkel zu „vertilgen. Dieſer Maury war den 9ten Februar in Barcellona; er verſichert, daß die „Catalonier den Grundſätzen der franzöſiſchen „Conſtitution anhängen; man ſingt daſelbſt das „Lied: ça ira; und die Walloner Garden erwarten mit Ungeduld die Ankunft der dreyfarbigen Fahnen.

Die Societät aus Cahors im Departement de Lot meldete: „Einige mit Ariſtocratismus „und Unwiſſenheit gepanzerte Perſonen ausgenommen, enthält unſre Stadt jetzt nichts als „Jacobiner.“

Die Berichte der Societäten aus Marſeille, Maubeuge, Noyon und Orleans enthielten wider alle Erwartung nichts Intereſſantes.

Ein Mitglied erzählte eine Zänkerey die ſich im Schloſſe zwiſchen den Nationalgarden und den ſich bey dem Könige befindlichen Grenadieren, ereignet hatte. Es entſtanden nun einige Debatten darüber, ob die Nationalgarde noch ferner die Wache im Schloſſe beziehen ſolle? Merlin und einige andere Mitglieder äußerten ſich mit vieler Bitterkeit gegen den Hof, worinn auch Réal und Polverel der Vater mit einſtimmten. Es ward nichts ausgemacht; und die Societät gieng zur Tagesordnung über; nehmlich zu den Angelegenheiten von Arles. Mehrere Mitglieder nahmen es M. Antonelle übel, daß er über dieſe Angelegenheiten ſeine Meynung nicht ſagen wollte, ohngeachtet er am beſten darüber hätte Auskunft geben können, und er ſelbſt vor wenigen Tagen in der Societät noch darüber hatte reden wollen. Der Präſident bemerkte, daß man kein Mitglied zwingen könnte, über irgend einer Sache, wider ſeinen Willen zu reden; worauf denn Grangeneuve über die geweſenen Unruhen in der Stadt Arles ſprach, und nach einem umſtändlichen geſchwätzigen Berichte darüber, den Vorſchlag that, Nationalgarden nach Arles zu ſenden, um, wie er ſagte, allen Bürgern die Freyheit zu verſchaffen: allenthalben und laut ihre Anhänglichkeit an die Conſtitution bezeigen zu dürfen. Auch forderte Grangeneuve, daß man die Rechte des Menſchen und die Conſtitution in Arles mit Pomp proclamiren, und dabey ein patriotiſches Feſt anordnen ſollte, welches im Stande wäre, den Nationalgeiſt zu heben. — Ein Bürger denuncirte den Commandanten der Pariſer Garde, weil er auf ſeinem Befehl Freywillige Nationalgarden nach Etampes hatte abreiſen laſſen, obgleich er drey ſich in Paris befindliche Regiementer Linientruppen dazu hätte brauchen können. Santerre bemerkte, daß man dieſe Maaßregel nicht tadeln müßte, weil es nothwendig ſey, Nationalgarden den Linientruppen in ſolchen Gegenden vorzuziehen, die am meiſten der Gefahr eines Volksaufſtandes ausgeſetzt ſind.

Sitzung vom 18ten. Carra bat um den Zutritt zur Sitzung für einen Soldaten des Regiements von Caſtella, der, wie er ſelbſt ſagte, an der Spitze ſeines Regiementes, caſſirt wurde, weil er mit zu vieler Achtung von der Conſtitution, und mit wenig Schonung von den Prinzen, die dieſelbe angreifen wollen, geſprochen hatte. Der Zutritt ward dem Soldaten geſtattet. — Réal verlas einen Brief der Societät der Conſtitutionsfreunde aus Nirot, der das größte Intereſſe erregte. Dieſe Societät hatte beſchloſſen, den Tag der Aufſtellung der Büſte von Mirabeau in ihrem Sitzungsſaal feſtlich zu begehen, und dieſes Feſt mit aller Feyerlichkeit zu vollenden. Zu dieſem Behuſe ward von zwey fremden Künſtlern ein prächtiges Feuerwerk zubereitet, das am Ende abgebrannt werden ſollte. Es entſtand aber einige Tage vor dem Feſte, in der Nacht, eine plötzliche Exploſion des Pulvers, wodurch eine ſtarke Feuersbrunſt entſtand, in welcher einige Menſchen ums Leben kamen. In der größten Gefahr hatten zwey Bürger, Gaudon und Fauchet, den Muth, durch Handlungen des erhabenſten Civismus fünf Männer den Flammen zu entreiſſen, und ihnen mit eigener Lebensgefahr das Leben zu retten. Die Societät von Niort wünſchte, daß die N. V. dieſen zwey muthigen Bürgern eine Bürgerkrone bewilligen möchte. — Berichte aus Strasburg meldeten, daß der Nationalgeiſt daſelbſt anfienge, groſſe Fortſchritte zu machen; daß das daſige Militär ſich patriotiſch erklärt habe; und daß die Bürger die Freyheit und die rothe Mütze über alles liebten. —

Real ſtattete hierauf Bericht ab, von dem Ehrenſtreite im Schloſſe zwiſchen der National- und den Königlichen Garden. Erſtere wurden nehmlich immer zurückgeſetzt, und ſtatt des wirklichen Ehrenpoſtens, der Bewachung des Königes, ward ihnen gewöhnlich ein vom Könige entfernter Platz angewieſen. Darüber hatten die Nationalgarden längſt gemurrt. Am 17ten ward ſogar eine Scheidewand zwiſchen beyderley Garden errichtet. Der Tag vergieng ruhig; des Abends aber ſtieg der Unwille der National-Garden ſo ſehr, daß ſie zwey Arbeitsleute kommen ließen, welche die Tapeten abriſſen, und die Scheidewand ſelbſt niederreiſſen ſollten. Der Ober-Befehlshaber der Garde, der Ex-Herzog von Briſſac, kam dazu, mit Wuth in den Augen, und Drohung im Munde. Er wandte ſich an den Grenadier, der ihm keine befriedigende Antwort gab. Hierauf kam auch der Ludewigsritter Pont-Lablé dazu, und fragte den Arbeitsmann, wer ihm befohlen hätte, die Wand niederzureiſſen? Dieſer ſtieg, ſtatt aller Antwort, auf ſeine Leiter, und ſchlug immer mehr auf die Wand zu, ohne weiter etwas zu hören, oder zu beantworten. Pont-Lablé faßte hierauf die Leiter an; warf ſie um, und der unglückliche Arbeitsmann fiel rücklings eine Höhe von mehr als ſechs Fuß hinunter. Ein

Canonier und ein Grenadier, die dabey waren, wurden darüber äußerſt aufgebracht; ergriffen den Pont-Lablé beym Halſe, und warfen ihn auf eine derbe Art ſeine Handlung vor. Der erſchrockene und zitternde Briſſac rief: Zu den Waffen! Bey dieſem Ausrufe wendete ſich der Grenadier zu Briſſac und ſagte: „Unglücklicher! „denken Sie daran, was Sie thun? Wollen „Sie uns ermorden laſſen? Wollen Sie einen „Aufruhr erregen? Das Volk iſt im Hofe; es „hat Sie gehört; wenn es herauskömmt . . . . „ſo wird Ihr Kopf für alles ſtehen müſſen, was „eben vorgieng.„ *) Es blieb indeſſen alles ruhig; Briſſac redete nun den Grenadier mit den Worten an: Mein Camerad! Dieſer aber wendete ihm mit Verachtung den Rücken zu. Der Staatsrath ward hierauf verſammelt, und es ward darinn beſchloſſen, daß die Tapeten wieder ange-

---

*) Dieſer Vorfall iſt ſehr wahr, und ich erfuhr ihn am folgenden Tage aus einer ſehr guten Quelle; auch findet man ihn in der Minerva umſtändlicher aufgezeichnet. Er beweiſet die faſt unglaubliche Unvorſichtigkeit der Anhänger des Königs. Briſſac wurde im folgenden September mit den andern aus Orleans tranſportirten Gefangenen in Verſailles ermordet.

v. A.

angeſchlagen werden ſollten, welches auch um zehn Uhr Abends geſchahe. Um eilf Uhr ließ der König bekannt machen, daß des folgenden Morgens um ſieben die Scheidewand mit den Tapeten weggenommen ſeyn würden, welches ebenfalls geſchahe. Um acht Uhr wurden die Poſten nun auch anders vertheilt. Ein Nationalgardiſt ſtand an der rechten Seite des königlichen Zimmers, und ein königlicher Gardiſt an der linken. „So endigte ſich dieſer große Tag, „(hiemit ſchloß Réal ſeinen Bericht,) der in der „Geſchichte merkwürdig ſeyn, und den Nahmen „führen wird, Tag der Tapeten.“ — Collot d'Herbois meldete der Societät die baldige Ankunft der vierzig Soldaten von Château-Vieux. Auch ſagte er, daß er an die Societät von Breſt wegen der Ketten geſchrieben habe, die dieſe Soldaten tragen mußten, und die im Sitzungsſaale des pariſer Clubs aufgehängt werden ſollten. Als die Societät zu Breſt ſeinen Brief empfieng, hatte ſie eben beſchloſſen, aus dieſen Ketten Picken verfertigen zu laſſen. Collot ſchlug, unter dem Beyfalle der Societät, eine Theilung dieſer Ketten vor, welcher Vorſchlag auch angenommen ward. — Louvet, Grangeneuve, Barbaroux und Albitte ſprachen nach einander über die Angelegenheiten von Avignon, und waren alle für eine allgemeine Amneſtie. Ein junger Menſch wollte gegen dieſes Syſtem ſprechen; ward aber durch das Ziſchen der Geſellſchaft zum Schweigen gezwungen. Man bemerkte, daß dieſer junge Redner ein guter Patriot und ein Dichter ſey; daß er ein Trauerſpiel über die Unruhen von Avignon gemacht habe; und daß in einem Trauerſpiele, worinn Blut, Tod, und Strafen erfordert werden, keine Amneſtie Statt finden könne.

Sitzung vom 19ten. Präſidentſchaft des M. Mailhe.

Bey Eröffnung der Sitzung brachte ein Bürger, deſſen Kleidung ſeine Armuth verrieth, ein Taſchenbuch, das er am Eingange des Saales gefunden hatte, und das, wie man an der darinn befindlichen Einlaßkarte ſahe, einem Mitgliede gehörte. Auf Santerre's Vorſchlag veranſtaltete man eine Sammlung zum Beſten dieſes armen Bürgers, dem auch der Präſident für ſeine Rechtſchaffenheit im Nahmen der Societät Beyfall gab. — Die Vorleſung der Correſpondenz, die nichts Wichtiges enthielt, ward durch ein plötzlich entſtandenes Beyfallsklatſchen, beym Eintritt des Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten Dumourier in den Saal, unterbrochen. Nach Endigung der Vorleſung fremder Briefe, beſtieg Dumourier die Rednerbühne, und ſetzte ſich, nach der ſeit einigen Tagen von den Rednern der Societät eingeführten Sitte, eine rothe Mütze auf den Kopf. Dieſes erregte den lebhafteſten Beyfall der ganzen Verſammlung. „Brüder und Freunde, „ſagte Dumourier, alle Augenblicke meines Le„bens werden dem Willen der Nation und den „Geſchäften des conſtitutionellen Königs gewid„met ſeyn. Ich werde in die Unterhandlungen „alle Kraft eines freyen Volkes bringen, und „dieſe Unterhandlungen werden entweder einen „dauerhaften Frieden, oder einen entſcheiden„den Krieg zur Folge haben. Im letztern Falle „werde ich meine politiſche Feder wegwerfen, „und ſelbſt zur Armee gehen, um mit meinen „Brüdern zu ſiegen, oder frey zu ſterben. Ich „habe eine ſehr große Laſt zu tragen, meine „Brüder! Ich brauche guten Rath, den Sie „mir nicht verſagen müſſen. Ich bitte Sie, „daß Sie mir die Wahrheit, die härteſten

„Wahrheiten ſagen; verachten Sie aber die „Verleumdung, und ſtoßen Sie keinen Mann „von ſich, den Sie immer als einen eifrigen „Bürger kannten.“ Allgemeiner Beyfall begleitete dieſe Rede; und der Präſident beantwortete ſie ſehr ſchmeichelhaft für den Miniſter. Man verlangte den Druck beyder Reden. Le Gendre widerſetzte ſich dem Drucke, wegen der — — Koſten; er ward aber durch das laute Misbilligen der ganzen Societät gezwungen die Tribune zu verlaſſen.

Collot d'Herbois trat der Meynung Le Gendre's bey; und glaubte, der Präſident hätte Dumourier gar nicht antworten ſollen, weil er nicht in der Eigenſchaft eines Miniſters, ſondern in der eines ſimpeln Mitgliedes geredet hatte. „Nur *eine* Antwort fand auf Dumourier's Rede Statt, ſagte Collot, und die hätte „er ſich ſelbſt geben müſſen; nehmlich: *ich werde ſo handeln, wie ich geſprochen „habe.* Ich meinerſeits hoffe es.“ Dumourier hob zur Betheuerung die Hand in die Höhe. Der Präſident geſtand, daß das groſſe Erſtaunen, welches ihm das neue Schauſpiel, einen patriotiſchen Miniſter zu ſehen, verurſachte, ihn auf einen Augenblick vergeſſen ließ, daß er ein Jacobiner ſey. Robespierre ſtimmte mit Collot's Meynung überein. Er meynte, die Miniſter thäten wohl, ſich öfter bey den Jacobinern Raths zu erholen; und verſicherte ſeine Freundſchaft für Dumourier, welcher ſich ihm, nach Endigung ſeines Vortrages, unter den lebhafteſten Beyfalle der ganzen Societät und der Tribunen, in die Arme warf. Réal glaubte, daß die Societät die Rede des Miniſters ohne die Antwort des Präſidenten ſollte drucken laſſen, und ſagte: „Wenn Dumourier gegen ſeine Pflicht je „verſtoſſen ſollte, ſo werde ich ihm immer, Statt „aller Antwort, ein Exemplar von ſeiner unter „uns gehaltenen Rede zuſchicken.“ Doppet, mit der rothen Mütze auf dem Kopfe, las einen Brief von Pétion vor, in welchen dieſer das Unſchickliche und Gefährliche der Auszeichnung der Jacobiner durch dieſe Mützen bewies, und die Societät bat, dieſelben abzuſchaffen. Während der Vorleſung des Briefes, ſteckte der Präſident ſeine Mütze in die Taſche; und nach Endigung derſelben ſah man nicht eine einzige mehr im ganzen Saale.

Sitzung vom 21ſten. Die Societät aus Brives ſchrieb: „Es iſt kein Canton, ja nicht „einmahl ein Flecken in unſerm Diſtricte, worinn nicht eine patriotiſche Societät wäre. Wir „beſuchen ſie oft; wir erhalten und nähren auf „dem Lande das heilige Feuer des Patriotismus, die heilige Liebe zur Freyheit. Es iſt „kein Ackersmann in allen unſern Gegenden, „der nicht, wenn er des Sonn= oder Feſttages „ausgehet, die Rechte des Menſchen in der „Taſche, und eine Picke in der Hand hätte. — „Ein Maire in unſerm Canton verließ neulich „ſeine Schärpe, und ließ ſich einſchreiben. „Seine Gattinn und ſein Vater wollten ihn „davon abreden.“ „Willſt du; ſagten ſie ihm, „deinen Vater, deine Frau, dein Vermögen „verlaſſen?“ „Wie? antwortete der junge „Maire, ſollten wir nicht ſo tapfer ſeyn, als „unſre Feinde? Die Ariſtocraten haben ihre „Weiber, ihre Kinder, und ihr Vermögen verlaſſen, um gegen die Conſtitution zu kämpfen; „ich reiſe ab, um ſie zu vertheidigen. — Noch „ein anderer Zug kann beweiſen, wie hoch der „Nationalgeiſt in Brives geſtiegen ſey. Eine „Schildwache rief vor einigen Tagen, einer

„Patrulle zu: Wer lebe?“ *) „Die Jacobiner!“ antwortete der Commandant. „Sie „hätten ſagen müſſen: Die Nation! erwiderte „die Schildwache.“ „Wer das Eine ſagt, der „ſagt auch das Andere!“ verſetzte der Officier; „und nun präſentirte die Schildwache das Ge„wehr.“

Die Societät von Bergues St. Vinox gab dem Miniſter de Graves, der drey Monathe in ihren Sitzungen präſidirt hatte, das beſte Zeugniß ſeines Patriotismus; und bat, der Verleumdung gegen ihn kein Gehör zu geben.

Die Societät aus Breſt ſchickte die Abſchrift einer an ſie von dem erſten Bataillon des vierten Regimentes Infanterie gelangten Adreſſe, worinn die Unterzeichner baten, halb in Geld und halb in Aſſignaten ihre Löhnung zu bekommen, und ihnen nicht lauter baares Geld zu geben, damit die Aſſignaten dadurch nicht in Miscredit kommen mögten.

Meh-

---

*) Die militäriſche Anrufung der Franzoſen, bei ſolchen Gelegenheiten, wo die deutſchen Soldaten: Wer da? rufen.

v. A.

Mehrere Societäten, als wie z. B. von Niort, Brives und andre, klagten über den allzu großen Eifer der Einwohner in ihren Gegenden, ſich zum Soldatendienſte einſchreiben zu laſſen.

Ein Mitglied theilte einen Brief von Lille mit, in welchem ſein Freund ihm die Zurückkunft vieler Emigrirten, die die Sequeſtrirung ihrer Güter fürchteten, und die guten patriotiſchen Geſinnungen der Einwohner von Lille meldete. Von den Letztern hieß es: „Sie wiſſen, „daß obgleich der Hof jacobiniſche Miniſter ernannt hat, der Jacobiner-Club doch nicht ruhig bleiben müſſe; — denn ſie wiſſen, daß der „Hof, die Ariſtocraten, die Adelichen und die „Prieſter noch nicht alle Hoffnung verlohren haben, ſich wieder zu erheben.“ Daſſelbe Mitglied äußerte hierauf ſeine Meynung, nach welcher der diplomatiſche Ausſchuß der N. V. das für Frankreich Nachtheilige des Tractats von 1756. mittheilen, und dieſe denſelben aufheben ſollte. Auch glaubte daſſelbe Mitglied, daß es Zeit wäre, die Geſinnungen der Brabanter und Holländer zu erforſchen, weil Frankreich nur in dieſen Ländern ſeine Freyheit mit Sicherheit gründen könnte. — Le Gendre ſagte, die Einwohner von Lille hätten ganz recht, wenn ſie die Societät der Jacobiner zur Wachſamkeit aufforderten, obgleich der Hof jacobiniſche Miniſter wählte. „Wir haben ſchon das Beyſpiel „gehabt; ſagte er, daß ein Mann, den das „Volk von ſeiner Dachſtube herab zum Municipalbeamten wählte, ſich dadurch den Weg „zum Miniſterium bahnte; der aber kaum wirklich Miniſter ward, als er ſchon die Rechte „des Menſchen mit Füßen trat. Was mich betrift: ſo erkläre ich, daß wenn ich den Hof „unter den Jacobinern werde Miniſter wählen „ſehn, ich auch ſagen werde, daß dieſe aufhören, Jacobiner zu ſeyn, ſobald ſie ins Miniſterium treten; denn ich halte es für unmöglich, daß wirklich jacobiniſche Miniſter von der „executiven Gewalt gewählt werden ſollten.“ Ueber dieſe Aeuſſerung des Le Gendre entſtand ein heftiger Tumult unter dem größten Theile der Societät, der vielleicht ſelbſt Hoffnung hatte, einſt zum Miniſterium zu gelangen. — Man ſchrie: herab mit ihm! zur Tagesordnung! u. ſ. w. Endlich beſtieg Réal die Tribune; und ſo ward es allmählig ſtill. Réal ſagte, es wäre freylich ſchwer, Jacobiner und Miniſter zugleich zu ſeyn; indeſſen wäre es doch, zur Ehre der Menſchheit, nicht unmöglich!! Er bekämpfte nun Le Gendre's Meynung; dieſer wollte ſich aber nicht von ſeiner Behauptung zurückbringen laſſen, und fügte ſogar noch hinzu: „Wenn ich an der Stelle der executiven Gewalt wäre, ſo wollte ich Euch alle morgenden Tages dadurch vernichten, daß ich alle meine Agenten unter Euch wählte. Geſtern ward Euch ein Mitglied (Dumourier) als Miniſter gemeldet; kaum hörtet Ihr ihn an, ſo überlieſſet Ihr Euch heftigen Beyfallsbezeugungen. Ein Mitglied der Societät bat ums Wort; und hatte viele Mühe, es zu erhalten. Urtheilet nun, welche Fortſchritte Ihr in dem Geiſte der Freyheit gemacht habt?“ Man ſchrie wieder von allen Seiten: zur Tagesordnung; da aber kein beſtimmter Gegenſtand für dieſen Tag feſtgeſetzt war, ſo ſchlug der Präſident die Societät vor, die Deputationen, die ſich gegenwärtig befanden, anzuhören; welcher Vorſchlag auch mit Beyfall aufgenommen ward. — Unter den Deputationen brachte keiner etwas Merkwürdiges vor. — Es ward nun eine Adreſſe an alle affilirte Societäten vorgeleſen, die von Robespierre zum Theil bekämpft, und daher aufgeſchoben wurde; eben ſo ward die Diſcuſſion über die von Carra aufgeworfene Frage, ob und wie Frankreich die Tractate mit der Schweiz erneuern ſollte? adjournirt. — Zu Ende der Sitzung meldete Hyon, daß die in der Section des Palais-Royal für die Soldaten von Château-Vieux angeſtellte Sammlung 2800 Livres betragen hatte.

Sitzung vom 23ſten. Die Societät aus Valognes überſchickte die Abſchrift einer Adreſſe an die N. V., worinn dieſer für das Anklage-Decret gegen Deleſſart gedankt ward. Es hieß in der Adreſſe: „Die Miniſter haben mehr als einmahl geſagt, unſere Verantwortlichkeit iſt der Tod; ſie mögen dann nun endlich lernen, daß ihr Mund und nicht ihr Herz den Wunſch der wahren Patrioten ausdrückte.“ Auch ſchrieb dieſelbe Societät einen Brief an den König, von welchem wir nur den Anfang herſetzen wollen: „Sire! der Thron iſt zwiſchen zwey Klippen, Irrthum und Tod. Von ihrer Geburt auf, an die Erſte geworfen, verlaſſen die mehreſten Könige dieſelbe nur, um an der

„Andern zu ſcheitern, und ſich da in einen Ab„grund ewigen Schreckens zu ſtürzen. — Wo „iſt nun Leopold? wo ſind die Ketten, die er „uns bereitete? wo die prächtigen Siege, die „er ſich über uns verſprach? . . . Der Nach„folger Joſeph des Zweyten iſt jetzt wie er, dem „ſtrengen Urtheile der Geſchichte überlaſſen. „Jenſeits des Grabes giebt es kein unverdien„tes Lob, giebt es keine Civilliſten mehr ꝛc.“

Die Briefe anderer Societäten enthielten keine intereſſante Berichte, als bloß Verſicherungen der Anhänglichkeit an die Conſtitution und die Jacobiner, die immer in pathetiſchen, im Grunde aber nichts bedeutenden Worten ausgedrückt waren.

Ein neunjähriger Knabe Nahmens Hebinguer, erſchien vor den Schranken, und da die Franzoſen die Abwechſelung ſo ſehr lieben, ſo muſte dies Kind hier auch ſeine Rolle ſpielen. Der wohl abgerichtete Knabe brachte der Societät ein Geſchenk für die Soldaten von Château-Vieux, wobey er folgende Rede hielt: „Die „traurigen Zeiten ſind vorüber, wo die unglück„lichen Opfer des Deſpotismus unſchuldig zum „Schaffott geſchleppt wurden; dieſe Zeiten ſind

„nicht mehr, ſeit dem im Kloſter der Jacobiner ein Club ſitzt, der aus den beſten Patrioten des ganzen franzöſiſchen Reiches zuſammengeſetzt iſt. Ehrwürdige Mitglieder einer Geſellſchaft, die eben ſo durch ihre Menſchlichkeit und Großmuth als durch ihre Sorgfalt und Thätigkeit, die Feinde des gemeinen Wohls zu bewachen, lobenswerth iſt; Ihr habet der Ehre, die Ihr Euch ſchon ſo oft erworben habet, nun vollends die Krone aufgeſetzt. Der Deſpotismus in letzten Zügen, hat noch ſein ſterbendes Haupt empor heben wollen; aber Ihr habet mit einem Blicke ihn zermalmt, und in den Staub zurück geworfen." — „Die Schweitzer von Château-Vieux, unter der ſchweren Laſt ihrer Ketten gekrümmt, haben lange geſeufzt; Ihr habet ſie erhört, und ſeyd zu ihrer Hülfe geeilt. Ihr habet die Sanction des Decretes, das ihnen die Freyheit wiedergiebt, gefordert, oder vielmehr der executiven Gewalt entriſſen; da war der Deſpot beſchämt; und der gute Patriot triumphirte. Von Euerm Beyſpiel aufgemuntert, beſtrebe ich mich ebenfalls, ihnen zu helfen. Nehmt mein Opfer an; es iſt die Frucht der Belohnungen, die ich von meinem Eltern

„erhalte, wenn ich meine Pflicht erfülle; ich kenne aber keine ſüßere Pflicht als dieſe, den Unglücklichen, die alle meine Brüder ſind, Gutes zu thun, und etwas zu ihrem Wohl beyzutragen.“ Der Präſident dankte den Knaben in einer ſehr ſchmeichelhaften Rede, worinn er ihm zeigte, daß vorzüglich die Jugend die angenehmen Früchte der Revolution zu erwarten habe. — Le Clerc Doz redete mit vieler Heftigkeit gegen die Emigrirten, gegen die auswärtigen Mächte, und beſonders gegen die Gemäßigten, die er für die allergefährlichſten Feinde der Conſtitution hielt. Bey dieſer Gelegenheit denuncirte er den Jacobiner Club zu Laval, der ihn zu gemäßig zu ſeyn ſchien. — Carra redete über die Gefahren, die dem Vaterlande drohten, beſonders jetzt, da der Hof die guten Patrioten dadurch einzuſchläfern ſuchte, daß er ſeine Miniſter unter den Jacobinern wählte; und forderte daher die Societät zur Wachſamkeit auf. Es wurden noch mehrere Geſchenke für die Soldaten von Chateau-Vieux gebracht, die alle mit Beyfall angenommen wurden.

Sitzung vom 25ſten. Isnard beſtieg die Tribune, um einen Brief aus Marſeille an die

N. B., der im provenzalen Dialect geſchrieben war, zu überſetzen. Er ſagte zuerſt: „Ehe ich Ihnen dieſen Brief überſetze, muß ich bemerken, daß man im provenzalen Dialect kraftvolle Wendungen hat, die vielleicht das Ohr der Damen, die hier im Saale ſind, beleidigen könnten; ich frage daher, ob ich den Brief ganz leſen ſolle?“ Ja! Ja! riefen mehrere Stimmen von den Tribunen der Damen, und ſo ward der Brief vorgeleſen, in welchem wirklich einige ſchlüpfrige Ausdrücke vorkamen, die jedoch die Damen ohne Anſtoß hörten. — Hierauf meldete Hyon, daß die Einwohner der Vorſtadt St. Antoine, die den Starken der Halle ein Feſt gegeben hatten, durch den Saal der Societät zu ziehen wünſchten. Dies ward mit Beyfall bewilliget. Darauf hörte man gleich die Muſik, welche den Zug eröffnete; und die ganze Societät gab, mit entblößtem Haupte, durch ihren oft wiederholten Beyfall das Vergnügen zu erkennen, welches ſie dabey empfand, daß ſie ihre Brüder mitten unter ſich, bey der Melodie des beliebten Liedes ça ira, durchziehen ſahe. Santerre gieng an der Spitze des Zuges; und hielt, als er vor das Büreau kam, folgende kurze Anrede: „Die Ueberwinder der „Baſtille und die Starken der Halle, haben ſich „heute zum Erſtenmahl vereinigt; ihr Feſt war „unvollkommen, weil ihnen die Gegenwart der „Geſellſchaft der Jacobiner fehlte. Es thut „uns leid, daß wir Sie unterbrochen haben; „unſer Vergnügen aber iſt unendlich.“ —

Unter den Starken der Halle bemerkte man M. de St. Huruges, mit einem weißen Hute; und unter den Ueberwindern der Baſtille den Biſchof von Calvados, und den Procurator der Gemeine von Paris. — Jsnard betrat nun die Rednerbühne, und hielt eine lange Rede über die gegenwärtige Lage von Frankreich, die eigentlich für die N. V. beſtimmt war, und über welche der Redner erſt die Meynung der Societät der Jacobiner hören wollte. Zum Schluſſe der Rede ſchlug Jsnard eine Adreſſe an den König vor, die ſehr friedlich und höflich abgefaßt war. La Source war mit dieſer Adreſſe nicht zufrieden, weil ſie ihm zu höflich, und zu ſehr im alten Tone der Parlemente geſchrieben zu ſeyn ſchien. „Das Volk, fügte er hinzu, muß „mit dem Könige nicht ſo viel räſonniren; ſondern es muß ihm ſagen: wir wollen die Aus-

„übung der Conſtitution; und wenn man uns „hintergeht, ſo werden wir uns ſchon zu erheben wiſſen." — Der Bürger Girault zeigte der Societät das Modell von einer neuen Maſchine vor, die er Logoscop nannte; und die er den folgenden Tag der N. V. überreichen wollte. Er bat die Geſellſchaft, daß ſie ihm den Zutritt zu den Schranken verſchaffen, und ſeine Maſchine vor dem Unglücke zu verfaulen bewahren möchte.

Sitzung vom 26ſten. Die Societät von Nismes meldete, daß ſie nach dem Beyſpiel des Mutterclubs in Paris, an alle mit ihr verbrüderte Geſellſchaften geſchrieben habe, daß ſie ſich Mühe geben ſollten, auf dem Lande die patriotiſchen Societäten zu vermehren. „Wenn dieſes „nicht nach dem Wunſche der Bürger zu Nismes „ausfält, hieß es ferner, ſo wird unſre Societät auf der Stelle zwölf Apoſtel ernennen, „und ihnen ſagen: Gehet hin, und verkündiget „den Bewohnern des Landes, daß das Reich „der Freyheit gekommen ſey."

Die Societäten in Orleans, Cahors, Brives und Montauban empfahlen einen unglücklichen Bruder, M. Latour, deſſen einziges Verbrechen darinn beſtand, daß er die dreyfarbige Fahne in ſeinen patriotiſchen Händen trug; und der deshalb zu Martinique ſein Weib und ſeine Kinder morden, verbrennen, und ſein ganzes Vermögen vernichten ſehen mußte. —

Die Societät von Fauquembergue ſchrieb: „Seit einiger Zeit haben die Prieſter aufgehört, „öffentlich eine Gegenrevolution zu predigen; „was ſie aber einerſeits verlieren, das gewinnen „ſie andererſeits im Beichtſtuhle, denn hier „geht alles zur Beichte. Wir Jacobiner aber, „wir beichten nicht, ſondern wir predigen „Vernunft; und haben auch den Troſt, daß wir „jeden Tag den Patriotismus und die Liebe zur „Freyheit größere Progreſſen machen ſehen. Um „eine allgemeine Bekehrung ſchleunig zu Stande „zu bringen, müßten wir der Prieſter los ſeyn. „Man verſichert uns, daß dieſe Leute keine „Freunde der Picken ſind; ſchicken ſie uns alſo „das Modell von denen, die ſie brauchen.“

Die Societät aus Rennes ſchrieb, daß ſie den bekannten Chapelier aus ihrer Mitte ausgeſtoßen habe; und daß die Einigkeit der Geſellſchaft zum Vergnügen aller guten Patrioten und Einwohner der Stadt Rennes, wieder hergeſtellt ſey.

Robeſpierre beſtieg die Tribune, und las eine Adreſſe an alle verbrüderten Geſellſchaften vor; worinn die angeblichen Treuloſigkeiten und Verrähtereyen des Hofes auseinandergeſetzt waren; die Societäten alle zur Wachſamkeit aufgefordert wurden; der Krieg ohne Zweck und ohne Vorbereitung als äußerſt nachtheilig für das franzöſiſche Reich vorgeſtellt; und der Vorſehung dafür gedankt ward, daß ſie mehr als einmahl Frankreich, gleichſam wider ſeinen Willen, gerettet habe. — Man forderte mit großem Geſchrey den Druck und die Verſendung dieſer Adreſſe an alle Societäten; viele widerſetzten ſich jedoch dieſer Forderung. Es entſtand darüber ein heſtiger Tumult; und der Präſident ward gezwungen ſich zu bedecken. Endlich wurde es wieder ruhig; und nun beſtieg Guadet die Rednerbühne, wo er ſich ebenfalls dem Drucke dieſer Adreſſe mit mehrern Gründen widerſetzte. Erſtlich meynte er wäre das, was Robeſpierre über den Krieg geſagt hätte, ein bitterer Tadel aller patriotiſchen Geſellſchaften, und vornehmlich derjenigen zu Paris, welche ſämmtlich für den Krieg geſtimmt waren. „Zweytens, fuhr Guadet fort, hörte ich in der „Adreſſe oft das Wort Vorſehung wiederholen; ich glaube ſogar, daß es darinn heißt, „die Vorſehung habe uns wider unſern „Willen gerettet; ich geſtehe, daß ich hiemit keinen Begriff zu verbinden weiß. Ich „hätte nie geglaubt, daß ein Mann, der drey „ganze Jahre mit ſo vielem Muthe daran arbeitete, das Volk von der Sclaverey des Deſpotismus zu befreyen, mit dazu beytragen könnte, daſſelbe wieder unter die Sclaverey des „Aberglaubens zu bringen.“ (Gelächter, Murren und Beyfall.) Endlich drittens, behauptete der Redner, habe Robespierre das patriotiſche Miniſterium zu ſehr verdächtig gemacht, welches ebenfalls übel gethan ſey, und ſchädliche Folgen haben könnte. — Robespierre vertheidigte ſich in einer weitläufigen, mehr Wort- als ſinnreichen Rede gegen die Vorwürfe von Guadet, und legte gleichſam ſein Glaubensbekenntniß über die göttliche Vorſehung ab, worinn er oft von dem Geſchrey: zur Tagesordnung! unterbrochen ward. *)

ward. *) Der Präſident wollte über den Druck dieſer Adreſſe ſtimmen laſſen; konnte aber, wegen des heftigen Geſchreyes nicht dazu kommen. Sillery ſchlug vor, die vorgeleſene Schrift als eine Meynung von Robespierre, aber nicht als Adreſſe der Societät drucken zu laſſen. Viele verlangten eine andere Adreſſe. Es entſtand der größte Tumult. Der Präſident mußte ſich abermahls bedecken. Endlich wollte er über Sillery's Vorſchlag ſtimmen laſſen, als mit einmahl eine Stimme rief: keine Capucinade, Herr Präſident! **) Bey dieſen Worten ward die ganze Verſammlung aufgebracht; man wollte wiſſen, wer dieſen Ausruf gethan habe; konnte es aber nicht erfahren. Es herrſchte die größte Unordnung in der Geſellſchaft, ſo daß der Präſident gezwungen war, die Sitzung aufzuheben.

---

*) Es ſcheint als ob dieſer aller Frevelthaten fähige Böſewicht und Königsmörder damals Luſt hatte auch durch geheuchelte Gottesfurcht die Rolle eines Cromwells nachzuahmen.

v. A.

**) In Abweſenheit des M. Mailhe präſidirte in dieſer Sitzung der Biſchof von Paris.

Sitzung vom 28ſten. Ein Mitglied denuncirte im Nahmen des Präſentations-Ausſchuſſes den Bürger, der in der letzten Sitzung die ganze Verſammlung und beſonders den Präſidenten durch einen unanſtändigen Zuruf beleidigt hatte. Es war M. Santonax. Der Denunciant trug darauf an, dieſes Mitglied auszuſtoßen. Santonax beſtieg die Tribune; geſtand den großen Fehler, den er in der erſten Hitze begangen habe; bezeugte ſeine innige Reue darüber; und bat die Societät und den Präſidenten um Vergebung. Dieſer Schritt beſänftigte nun die Societät, welche darauf zur Tagesordnung übergieng, nachdem ſie beſchloſſen hatte, dieſen Vorfall den beleidigten Präſidenten mitzutheilen. Ein Bürger wollte ein Mitglied der Societät als Herausgeber der Gazette univerſelle denunciren; er ward aber von einem Gemurre zum Schweigen gezwungen. Danton bemerkte, daß ſo viele unerwieſene Denunciationen nur zu Rechtfertigungen Veranlaſſung geben, und dadurch der Geſellſchaft ihre Zeit umſonſt rauben. Er verlangte daher, daß ein Jeder, der irgend Einen anklagen wollte, gehalten ſeyn ſollte, die Perſonen zu nennen, die die Wahrheit ſeiner Anklage bezeugen können. Collot d'Herbois verlangte auch, daß ein jeder Denunciant verpflichtet ſeyn ſollte, ſeine Denunciation, ehe er ſie der Geſellſchaft vorträgt, der Perſon vorzulegen, die ſie betrift. Beyde Vorſchläge, von Danton und Collot wurden angenommen. —

In dieſer Sitzung ſchlug auch ein Mitglied vor, dem Andenken des verſtorbenen Machenaud eine Bürgerkrone zu weihen; ein Anderer verlangte, daß man dieſe Ehre auch auf M. Louſtalot ausdehne; und ein Dritter forderte ſie auch für den berühmten Maire von Etampes. Robespierre bemerkte, daß die Societät mit ſolchen Ehrenbezeugungen ſehr vorſichtig ſeyn müßte, weil ſie ſonſt den Nationalgeiſt eher ſchwächen als vermehren würde. Für Louſtalot und Machenaud, die wegen ihres Patriotismus von allen guten Bürgern geachtet wurden, meynte er, müſſe die Societät Bürgerkronen bewilligen; aber nicht für den Maire von Etampes, der freylich nach öffentlichen Blättern ein Recht auf die Achtung der Bürger zu haben ſchiene, in dem man ſich aber doch ſehr irren könnte, weil man die Localumſtände nicht ſo genau wüßte. *) —

it.*) — Die Geſellſchaft ſchritt zur Tagesordnung. Tallien gab Nachricht von dem bevorſtehenden Feſte beym Einzuge des Soldaten von Château-Vieux. Er meldete, daß die berühmten Künſtler David und Hubert unentgeldlich die zu dieſem Feſte nöthigen Verzierungen beſorgen würden; und meynte, man müßte das Feſt nicht als den Triumph der Soldaten von Château-Vieux, ſondern als den Triumph der Freyheit betrachten. Robespierre ſagte, dieſes Feſt müßte noch durch zwey Handlungen veredelt werden. Erſtlich durch Wohlthätigkeit gegen Opfer des Deſpotismus; und zweytens — durch Wegſchaffung der Büſten von La Fayette und dem ehemaligen Maire Bailly, aus dem Saale des Stadthauſes von Paris. Hierauf ließ Robespierre wieder ſeinen Zorn gegen die executive Gewalt aus, und ſagte, daß er Ludewig XVI. und

---

*) Dieſer würdige Mann, der als ein Opfer ſeiner Pflichten fiel, und deſſen Andenken nachher troß den Gegen-Bemühungen der Jacobiner durch ein groſſes National-Feſt geehrt wurde, wurde noch im Grabe von den tugendbelobten Männern Petion, Robespierre, Danton und ihrer Bande verfolgt, weil er kein Jacobiner geweſen war. d. A.

ſeine ganze Familie vergeſſen, und ſich bloß an die Perſonen halten wollte, die ihn umgeben; er ſchloß ſeine Rede mit den Worten: „Laſſet „uns immer Freunde der Conſtitution ſeyn; denn „die Freunde der Conſtitution ſind auch Freunde „der Freyheit und des Friedens. Unſere Feinde „wollen nur Unordnung; wenn Ruhe herrſcht, „ſo ſind ſie des Todes.“ Sein Vorſchlag ward angenommen; und die Societät beſchloß, Unterſchriften zu einer Pétition an die Municipalität zu ſammeln, worinn dieſe erſucht ward, obengenannte Büſten von dem Gemeindenhauſe wegzuſchaffen. —

Sitzung vom 30ſten. Merlin beſtieg die Tribune. Er verlangte, die Societät möchte die neulich empfangenen Briefe von andern Geſellſchaften, worinn über die widerſpenſtigen Prieſter große Klagen geführt würden, den Miniſtern zuſchicken; und dieſe erſuchen, den König zu bereden, das Decret wegen dieſer Prieſter, welches er mit einem Veto belegte, nun zu ſanctioniren. Es ward über dieſen Vorſchlag geſtimmt, und derſelbe angenommen. Roland, Miniſter der innern Angelegenheiten, und Mitglied des Correſpondenz-Ausſchuſſes der Societät ſchrieb, er könnte ſich jetzt, wegen überhäufter Geſchäfte, nicht mehr mit der Beantwortung der Briefe von verbrüderten Geſellſchaften befaſſen; daß er aber nie die Achtung für ſeine Brüder, die Jacobiner, verlieren werde. Die Societät beſchloß, dieſen Brief des Miniſters in das Protocoll einrücken zu laſſen. Der erſte Beſchluß, wegen der Mittheilung der Briefe über die widerſpenſtigen Prieſter, an die Miniſter, ward auf die Bemerkung des Bruders Camille Desmoulins, daß die Societät keine officielle Communication mit den Miniſtern haben dürfte, zurückgenommen. — Ein Mitglied, Dulac, ſchrieb an den Präſidenten, daß das für die Soldaten von Château-Vieux beſtimmte Feſt, eine große Gährung in der Section des Tempels, und unter den Nationalgarden errege. Collot d'Herbois ſagte: ich wäre unwürdig, der Vertheidiger der Soldaten von Château-Vieux geweſen zu ſeyn, wenn ich nicht auf die ſchändlichen Verleumdungen antworten möchte, die man allenthalben gegen dieſe tapfern Soldaten verbreitet. Ich habe über dieſen Gegenſtand in aller Eile einen Aufſatz verfertigt, den ich hier Ihrer Beurtheilung vorlege. Wenn er Ihnen gefällt, ſo können Sie ihn drucken laſſen. Der Aufſatz ward vorgeleſen; er enthielt eine ausführliche Geſchichte der Soldaten von Chateau-Vieux, die hinlänglich bekannt iſt, und eine Rechtfertigung des ihrentwegen zu veranſtaltenden Feſtes. Der Druck deſſelben ward anbefohlen. Bey dieſer Gelegenheit that Baumier den Vorſchlag, an dem Tage der Ankunft der oftgenannten Soldaten, alle Fenſter zu erleuchten, welcher Vorſchlag auch den lebhafteſten Beyfall der ganzen Societät erhielt.

Sitzungen im April.

Sitzung am 1ſten. M. Dubois de Crancé theilte in einem Briefe die Bemerkungen mit, die er auf einer Reiſe in den Departementern gemacht hatte, und die ſeine Denunciation gegen den Miniſter Narbonne in der N. V. veranlaßten. Mehrere Redner ſtanden nun auf, und ſprachen über die Hauptklagepuncte, die Dubois gegen den Miniſter vorbrachte. Duhem, Carra, Baumier und Brune klagten darüber, daß der Miniſter die Armee vernachläſſige; ſie an allen nothwendigen Bedürfniſſen Mangel leiden laſſe; und zum Theil unfähige, zum Theil ariſtocratiſchgeſinnte Leute an ihre Spitze ſtelle. Réal meynte, die Ernennung des La Fayette zum General der Armee wäre ein Verbrechen gegen den Buchſtaben und den Sinn der Conſtitution, die es ausdrücklich verbiethet, den Mitgliedern der conſtituirenden N. V. während ihres Amtes, und innerhalb zwey Jahren nach der Ausübung deſſelben, irgend eine Stelle ꝛc. von der executiven Gewalt oder ihren Agenten geben zu laſſen. Uebrigens lobte Réal den Finanz-Miniſter Clavière. Le Clerc Dozé ſagte: „In den

„gefährlichen Umſtänden, worinn ſich jetzt mein „Vaterland befindet, glaubte ich, es wäre gut, „das Oberhaupt der executiven Gewalt ein wenig aufzuklären. Es iſt mir daher eingefallen, „dem Könige einige Rathſchläge in einem Briefe „zu ertheilen, den ich Ihnen, wenn Sie es erlauben, vorleſen will.“ Die Vorleſung ward von der Societät mit Vergnügen und Beyfall zugeſtanden. Wir wollen einige Stellen aus dieſem ſo ſonderbaren als unverſchämten Briefe auszeichnen. „Menſch, König! hieß es gleich „zu Anfange des Briefes, das Unglück, welches mit deinem Weſen verbunden iſt, beſtehet „darinn, daß du in der Claſſe von Menſchen, „die dich umgeben, und die du ſo theuer bezahlſt, die Wahrheit nicht finden kannſt, die „du vielleicht ſuchſt, und die in deine Seele „wieder jene Heiterkeit zurückbringen könnte, „die zum Glücke deines Lebens erforderlich iſt. „— Ich will daher mit dir reden; ich, den „dein trauriger Zuſtand rührt; ich, der ich mein „Vaterland liebe; mein Vaterland, welches „auch das deinige iſt; und deſſen Herz du mit „einer ausſtudierten Langſamkeit zerreiſſeſt, um „die Quaalen von 25 Millionen Menſchen, die

„durch den Schein deiner Redlichkeit zu lange getäuſcht werden, zu verlängern.“

„Der Abſtand zwiſchen einem Könige und einen Soldaten ſcheint ſehr groß zu ſeyn; näher betrachtet, findet man aber, daß es ſich ganz anders verhält. Frage die meiſten Mitglieder des Volkes, und du wirſt hören, daß ſie meinen Zuſtand, nehmlich den einen Bürger-Soldaten, dem deinigen vorziehen. Wir wollen alſo auf einen Augenblick den Unterſchied unſeres Standes, und unſrer Grundſätze vergeſſen; ſo werden wir uns beſſer als Cameraden gegen einander erklären können.“

„Camerad, König! wer hat dich zum Könige gemacht? Du und deine Höflinge, Ihr werdet mir ſagen: Ludewig XVI. hat den Thron von ſeinen erlauchten Vorfahren, und dieſe hatten ihn von Gott erhalten. Ich aber ſage dir: Deine Höflinge ſind Betrüger, die für alles Gold der Civilliſte dir nicht Eine Wahrheit ſagen, und nicht Einen guten Rath geben würden.“ Es folgt hierauf eine Geſchichte der Entſtehung der Könige, die zuerſt bloß zu Beſchützern der Völker gewählt wurden; nachher aber in Deſpoten ausarteten. Hernach erinnert der Verfaſſer des Briefes den König an die Revolution, und an das Schickſal Carls des Erſten von England; — und ſchließt ſeinen Brief mit gut gemeynten patriotiſchen Rathſchlägen, die der König, wie die ſpätere Geſchichte lehrt, nicht befolgt hat. —

Die Ernennung der Beamten des Büreau's fiel durch das Scrutinium folgendermaßen aus: Vergniaud ward zum Präſidenten und Carra zum Vice-Präſidenten; Ducos, Duperey und Bays aber wurden zu Secretarien erwählt.

Sitzung am 2ten. Präſidentſchaft des M. Vergniaud.

Verſchiedene Societäten klagten über die Machinationen der widerſpenſtigen Prieſter und der Ariſtocraten; wie auch über die Misbräuche bey der Anſtellung der Officiere, wozu gewöhnlich ehemalige Adeliche und Ariſtocraten gewählt wurden.

Die Societät aus Coutras ſchrieb: „Unſre „Geſellſchaft thut Gutes; man verleumdet ſie; „um auf dieſe Verleumdungen zu antworten, „fährt ſie fort, Gutes zu thun. — An Sonn- „und Feſttagen, halten wir des Morgens um 9 „Uhr außerordentliche Sitzungen für die Land-

„leute, die ſich in zahlreicher Menge herbegeben, um Zeuge unſrer Verhandlungen zu ſeyn. „Wir leſen alsdenn den Vater Gérard, verſchiedene Journäle, und Erklärungen mancher Decrete.“

Die Societät aus St. Foix ſchrieb: „Sagen Sie dem Herrn Kaunitz, *) daß wir Jacobiner waren, ſind, und ſeyn werden: ſagen „Sie ihm, daß wir die jacobiniſchen Tugenden „hatten, haben, und haben werden.“ Der Präſident dieſer Societät war ein conſtitutioneller Pfarrer; und der Secretair, ein lutheriſcher Prediger.

Es ward angezeigt, daß mehrere Perſonen ſich für Jacobiner ausgeben, die es nicht ſind, und die viel Unheil ſtifteten, welches der Societät zur Laſt gelegt wird. Auf Robespierre's Vorſchlag beſchloß daher die Societät eine Liſte aller ihrer Mitglieder drucken, und in dem Orte ihrer Sitzungen anſchlagen zu laſſen. — Robespierre beklagte ſich hierauf über die Beleidi-

gun-

---

*) Dieſer Staatsminiſter hatte ſich bekanntlich in ſeinem Cabinets-Antworten ſehr heftig gegen die Jacobiner erklärt.

v. A.

gungen, die er von mehrern Journaliſten, vornehmlich von dem Verfaſſer des ſogenannten Couriers aus den 83 Departementern, Gorſas, ausſtehen mußte; und nachdem er lange ſeine Unſchuld und Aufrichtigkeit bewieſen hatte, ſchloß er ſeine Rede mit folgenden Worten: „Wenn mir jemand Vorwürfe zu machen hat, „ſo erwarte ich ihn hier; hier muß er mich anklagen, und nicht in Pickenicks, oder in Privatgeſellſchaften; iſt Jemand hier, ſo ſtehe er „auf!“ Réal ſagte: Ja, ich. „Reden Sie!“ antwortete Robespierre. Darauf ſtieg Réal, mitten unter dem Beyfalle eines, und dem Ziſchen des andern Theiles der Verſammlung und der Tribunen, auf die Rednerbühne. „Bürger „die Ihr mich höret, ſagte er; Bürger der Tribunen! Die Zeichen des Misfallens, die in „dieſem Augenblicke ein freyer Mann erhält, „der ſein Haupt nie anders als unter den Deſpotismus des Geſetzes ſchmiegte, beweiſen, „daß ſich in dieſem Saale nicht viele Menſchen „befinden, die frey, oder der Freyheit würdig „ſind.“

„Ich klage vor Ihnen den Bürger Robespierre an; nicht wegen miniſterialer Verbre-

„chen, ſondern wegen Hartnäckigkeit und Starrſinn; indem er ſeine Meynung über den Krieg „durchaus für die Meynung der Societät ausgeben will. Ich klage ihn an, daß er hier in „dieſer Societät, ohne es vielleicht zu wiſſen, „und ohne es gewiß zu wollen, einen Deſpotismus ausübt, der alle freye Männer, die „hier ſind, ſehr kränken muß.“ Hier ward der Redner durch ein groſſes Geſchrey unterbrochen. Robespierre verlangte, daß man Réal weiter hören ſollte. Verſchiedene Mitglieder forderten die Ordnung des Tages; Robespierre erklärte dieſe Forderung für eine Treuloſigkeit; und fieng an, ſich zu rechtfertigen. — Ein Secretär verlas einen Brief von dem in franzöſiſchen Dienſten ſtehenden Prinzen von Heſſen; worinn dieſer General der Societät die Abſchrift eines Briefes an den Kriegsminiſter mittheilte, und ſich darüber beſchwerte, daß er auf verſchiedene Briefe, die er an Briſſot adreſſirte, und die ebenfalls für die Jacobiner beſtimmt waren, keine Antwort erhielt. „Sollte Briſſot vielleicht gar, ſchrieb der Prinz, ein „Freund von Narbonne ſeyn? Ich kann es „nicht glauben; denn der Gegner von Bar-

„nave *) kann ſich keiner ſolchen Schwachheit „ſchuldig machen.“ — Nadir meldete die baldige Ankunft der Soldaten von Château-Vieux; und gieng alle Dienſte durch, die dieſe Soldaten der Freyheit geleiſtet haben ſollten. — Isnard ſchlug vor, das Jahrgedächtniß Mirabeau's zu feyern. Chabot ſagte hierauf: „Wir „wiſſen wohl, daß Isnard ſchöne Phraſen ma„chen kann; daß er ſogar das Talent beſitzt, „die Patrioten in der N. V. zu inſultiren, in„dem er ihnen ſagt, daß ſie kein anderes Talent „beſitzen, als dasjenige — Denunciationen zu „machen. Ich fordere daher die Tagesord„nung.“ Isnard erwiederte: „Man wagt es, „meinen Patriotismus in Zweifel zu ziehen; „und ich ſage, daß wenn ich jemanden in dieſer „Geſellſchaft kennte, der einen wärmern Pa„triotismus hätte, als ich habe, ich mich „vielleicht . . . . umbringen möchte.“ Ein heſ-

---

*) Auch dieſer talentvolle und vortrefliche Mann, der ein groſſer Patriot im hohen Sinn des Worts war, wurde auf die ſchändlichſte Weiſe von den Jacobinern verleumdet, verfolgt, als ein Verräther bezeichnet, und endlich durch ihre Banditen ermordet.

v. A.

heftiges Murren hinderte Isnard, weiter zu reden.

Sitzung vom 4ten. Ein Mitglied klagte den Friedensrichter Bruno des Inciviſmus an; worauf ihn die Societät, ohne ſeine Vertheidigung anzuhören, aus ihren Liſten ausſtrich. — Doppet verlas hierauf den Auszug aus der Correſpondenz der verbrüderten Geſellſchaften.

Die Societät aus Mons ſchrieb: „Aus allen Winkeln unſers Departements verſammeln „ſich hier ganze Haufen widerſpenſtiger Prieſter, „mehrentheils in Nationalgarden verwandelt; „aber ſie bleiben nicht lange in dieſer Stadt; „der Wind des Fanatiſmus treibt ſie nach Paris. Pariſer! Seyd auf Eurer Huth; denn „es ſind verpeſtete Menſchen. Ehe man ihnen „die Erlaubniß ertheilt, in die Hauptſtadt zu „kommen, ſollte man ſie erſt in Bicetre Quarantaine halten laſſen.“

Die Societät von Montaubar überſchickte die Abſchrift einer Adreſſe an die N. V., worinn die Bürger von Montaubar um die Abſchaffung der fremden Truppen baten. „In einem Reiche, „hieß es in der Adreſſe, wo die Volksmenge ſo „groß iſt, braucht man da von den kleinen Deut

„ſchen Deſpoten, oder ſchweitzeriſchen Ariſtocraten, Hülfstruppen zur Vertheidigung unſers „Eigenthums zu borgen? Haben wir nicht, wie „ſie, Eiſen, Soldaten . . . . . u. ſ. w.?“

Die Societät von Guitres warf einen Blick auf den gegenwärtigen Zuſtand von Europa. Leopolds Tod; ſeines Nachfolgers Jugend, und Verlegenheit; der Haß der Schweden gegen ihren Guſtav; die gegründete Furcht des ſpaniſchen Hofes vor einer Revolution; in allen dieſen, und noch vielen andern Umſtänden, erkannte die Societät die Hand der wohlthätigen Vorſehung; bat aber doch, daß dieſer himmliſche Schutz die Wachſamkeit der Patrioten nicht einſchläfern möchte. „Wir halten es mit den Pohlen, ſagte ſie; eine ſtürmiſche Freyheit iſt beſſer, „als eine ruhige Sclaverey.“

Die Societät aus Toulon gab Nachricht von dem merkwürdigen civiſchen Feſte, welches daſelbſt den 18ten Merz Statt fand; und wobey mehr als zehn tauſend Weiber gegenwärtig geweſen waren. Nach dem Mahle leiſteten die Bürger und das Militär der Stadt Toulon folgenden Schwur: „Wir ſchwören, die Horde der „ariſtocratiſchen Räuber, und der republicani-

„ſchen Aufwiegler zu vertilgen, die unter der „Vorſpiegelung eines Beſſern, das von der „conſtituirenden N. V. decretirte, und vom Könige der Franzoſen angenommene politiſche „Syſtem verändern wollten. Wir ſchwören, „frey zu leben, oder zu ſterben.“

Oudot hielt eine lange Rede über die Mittel, die Ehen und Geburten zu conſtatiren. Er meynte, der Staat müßte ſich darum nicht ſehr bekümmern. Die Eltern würden, wenn ſie auch nicht bekannt wären, dennoch für ihre Kinder Sorge tragen; und Kindermord würde, wenn nur erſt die Vorurtheile ausgerottet wären, auch nicht Statt finden. „Laſſet uns die „Vorurtheile vernichten, und übrigens die Na„tur handeln laſſen, ſagte der Redner; wenn „wir dieſe nicht verdorben haben, ſo iſt ſie viel „beſſer als alle unſre bürgerliche Geſetze.“ Auch meynte Oudot müßte der Staat nicht ſo ſehr darauf ſehen, ob eine Ehe mit allen erforderlichen Ceremonieen und Feyerlichkeiten geſchloſſen würde, weil dieſes nur den eheloſen Stand, der dem Staate am nachtheiligſten iſt, beförderte; es ſollten vielmehr nach den Geſetzen auch außereheliche Verbindungen erlaubt ſeyn, welches der Population ſehr beförderlich ſeyn würde; alle Unterſchiede zwiſchen natürlichen und ehelicherzeugten Kindern, müßten aufhören, und alle Bürger verpflichtet ſeyn, bey Verluſt ihres Bürgerrechtes, bis zu dreyßig Jahren entweder zu heirathen, oder eigene, wenn auch uneheliche Kinder zu produciren, oder auch fremde Kinder zu adoptiren. Dieſem letzten Punct widerſetzte ſich Baumier aus dem Grunde, weil arme Perſonen nicht gezwungen werden können, Kinder zu adoptiren, die ſie nicht zu ernähren im Stande ſeyn würden. Chabot ſagte, es werde kein Reichthum dazu erfordert, um Vater zu ſeyn. Im Gegentheil würde der Naturtrieb am meiſten in der Claſſe der Reichen erſtickt; und die Population wäre nirgends größer, als bey den Armeen. Es ward in dieſer Sitzung noch nichts hierüber beſchloſſen. — Clavière, Contributionsminiſter, beſtieg die Tribune, und gab die Gründe an, die ihn vermochten, wider ſeinen Wunſch, und wider ſeine beſondere Neigung, der Stelle eines Volks-Repräſentanten zu entſagen, um den Poſten als Miniſter zu behalten. „Ein Patriot mehr in der N. V., ſagte er, würde ihre

„Macht nicht vermehren; im Miniſterium hingegen, kann ein der Conſtitution aufrichtig ergebener Mann, dem gemeinen Weſen von unendlichem Nutzen ſeyn, wenn er die Operationen der N. V. unterſtützt.“

Sitzung vom 6ten. Die Societät von Weiſſenburg verlangte die öffentliche Bekanntmachung der Berathſchlagungen aller verwaltenden Corps, und des königlichen Conſeils.

Die Societät aus Argenteuil überſchickte die Abſchrift einer in ihrer Mitte von ihrem Präſidenten l'Herault gehaltenen Rede, worinn derſelbe alle Bürger zur Eintracht, und zur Achtung für das Geſetz aufforderte; die Intriguanten entlarvte; die treuloſen Projecte derjenigen, die ihre Privilegien verlohren hatten, entwickelte; die Wohlthaten der Revolution auseinanderſetzte; an alle Misbräuche der alten Regierung erinnerte; und mit vieler Gründlichkeit zu zeigen ſuchte, daß wenn auch mit den gegenwärtigen Umſtänden einige Schwierigkeiten verbunden wären, dieſe dennoch mit Muth und Entſchloſſenheit bald überwunden werden könnten. „Die Conſtitution, ſagte dieſer Redner, iſt für uns das, was ein Land für ſeinen

„Vater iſt: in den erſten Jahren iſt es ihm läſtig; herangewachſen aber wird es der Troſt „und die Stütze ſeiner Eltern.“

Die Societät von Nismes überſchickte die Abſchrift einer Adreſſe an die N. V., worinn es hieß: „Der Tag iſt endlich gekommen, wo „wir auch ohne Schmeicheley unſre Zufriedenheit bezeigen, und nützliche Wahrheiten, ſagen können. Ihr habet an Eure Ehre, an „Eure Pflichten gedacht, und treuloſe Miniſter „beſtraft; hütet Euch aber, dabey ſtehen zu „bleiben! Umſonſt ſetzet Ihr unreinen Bächen „Dämme entgegen; wenn die vergiftete Quelle „nicht verſiegt, ſo werden bald andere Bäche „daraus entſpringen. Bedenket wohl, daß die „Macht, die unaufhörlich vernichten will, ſelbſt „vernichtet zu werden verdient. . . . . Leopold iſt nicht mehr. Ehe die Deſpoten von „Europa einen andern Kayſer ernennen, wird „die einzige Vorſtadt St. Antoine hundert tauſend Picken gemacht haben. — Das Volk „hat ſeine Kräfte gemeſſen, und ſie unüberwindlich gefunden. Sein ſouveräner Wille kann „ausgeführt werden. Es braucht nur zu ſagen:

„Es werde Freyheit! und es wird Freyheit.“

Collot d'Herbois beſtieg die Tribune, und bezeigte ſeine Unruhe darüber, daß der Tag, der zum Feſte für die von ihm vertheidigten Soldaten von Château-Vieux beſtimmt war, und die er mit der größten Ungeduld erwartete, unter dem Vorwande der zu den Vorbereitungen nöthigen Zeit, um acht Tage verzögert werden ſollte; und drang auf die Beſchleunigung deſſelben, worinn er von Robeſpierre und Merlin unterſtützt wurde. Robeſpierre ſprach bey dieſer Gelegenheit mit vieler Galle gegen La Fayette. Er führte viele Umſtände an, um daraus die Treuloſigkeit und den Ariſtocratismus dieſes Generals zu beweiſen; in der That aber ward nicht das allergeringſte erwieſen. — Hierauf betrat der Prinz von Heſſen die Rednerbühne. „Ehe ich von den mittäglichen Departementern „rede, ſagte der deutſche Prinz, muß ich Ihnen eine Geſchichte erzählen, von der ich ſelbſt „Augenzeuge war. Als ich von Perpignan „kam, begegnete ich um drey Uhr des Morgens, zwiſchen Fontainebleau und Lieurſain „einen, mit vier National-Gensd'armes umge-

„benen Wagen. Ich ließ das Fenſter meines „Wagens herab, und fragte, was das wäre? „man antwortete mir, daß es mich nichts angienge, und daß ich nur meines Weges gehen „könnte. Ich ſtieg ab; erkundigte mich bey „dem Poſtilion; konnte aber nichts erfahren. „Ich glaubte nachher, daß es vielleicht ein „nach Orléans ziehender Miniſter wäre; mehr „weiß ich nicht von der Geſchichte.“ Die Societät beſchloß, dieſe Begebenheit dem Oberaufſichts-Ausſchuſſe mitzutheilen.

Nun fuhr der Prinz von Heſſen in ſeiner Rede fort: „Jetzt will ich von den mittäglichen Departementern ſprechen. Man will daſelbſt die „Freyheit; aber ich ſage Ihnen mit Robespierre, daß Sie keinen Augenblick zu verlieren „haben. Es iſt gewiß, daß von Perpignan bis „Arles ein Gegenrevolutionsplan exiſtirt habe. „Ich fürchte mich nicht, hier meine Meynung „laut zu äußern; diejenigen, die ſie ſchlecht finden, dürfen mir es nur ſagen. Ich erkläre, „daß ich die Revolution liebte, ehe ſie noch zu „Stande kam; daß ich ſie, ſeit dem ſie zu „Stande kam, liebe, und ſie ewig lieben werden. Meine Brüder! Da ich das Unglück ha„be, [illegible]

„[illegible]

„be, ein Prinz gebohren zu werden, ſo bitte ich Sie, daß Sie beſonders in Anſehung Meiner wachſam ſeyen, und um Ihnen mein Betragen zu beweiſen; führe ich bloß den Umſtand an, daß ich immer eine Abſchrift von meiner Correſpondenz den Conſtitutionsfreunden zugeſchickt habe. Zwey hundert Meilen von der Hauptſtadt entfernt, bedurfte ich eines guten Patrioten. Ich habe keine Intriguen; ich kenne dieſes alles gar nicht. An wen wendete ich mich? an den Verfaſſer des franzöſiſchen Patrioten, der meinen Verſtand und mein Herz gebildet hat. Ich war ſehr unruhig darüber, daß ich von alle dem, was ich ihm zuſchickte, nichts in ſeinen Blättern fand. Gewiß iſt der Verfaſſer des franzöſiſchen Patrioten rein; gewiß wird er es immer bleiben; das will ich gern glauben. Aber meine Briefe ſind untergeſchlagen worden. M. Dubois de Crancé kam nach Perpignan; ich erzählte ihm die grauſame Lage, in welche mich die Schlingen des Kriegsminiſters verſetzt hatten. Ich fand nicht mehr als 40 Canonen, die wohl für die Citadelle, aber nicht für die Stadt genug waren. M. d'Aubeterre, Mitglied des Mili-

„tär Ausſchuſſes der N. V. ſagte, ich wäre ein
„vollkommener Ignorant. Ich will mit ihm nicht
„um den Vorzug des kriegeriſchen Talentes ſtreiten;
„aber ich behaupte, daß ich ein beſſerer
„Bürger bin, als er. Es mußten alle nöthigen
„Sachen erſt herbey geſchafft werden. Durch
„meine Bemühungen ſind jetzt 60 Canonen in
„Perpignan. Die Mauern mußten ausgebeſſert
„werden; da ſagte dieſer weiſe Mann, daß er
„nicht könnte arbeiten laſſen, weil es ihm an Arbeitern
„fehlte. Ich fragte die Soldaten der patriotiſchen
„Regimenter Vermandois, Medoc
„und Cambreſis, ob ſie nicht arbeiten wollten?
„Funfzehn hundert boten ſich gleich an. Ich
„ſchickte ſie zu Aubeterre. Nun ſagte er, er
„hätte keine Maurer; den Tag darauf ſchickte ich
„ihm auch fünf und zwanzig Maurer vor ſeiner
„Thür. Da er ſich jetzt nicht mehr mit dem Mangel
„an Arbeitsleuten und Maurern entſchuldigen
„konnte, ſo ſagte er, es fehlte ihm an Kalk; ich
„ſchaffte ihm auch 200 Fuhren Kalk. Was
„that er nun? Er wäre mir keine Rechenſchaft
„ſchuldig, ſagte er, und gab vor, daß er Befehle
„von dem Miniſter erwartete. Nun merkte
„ich ganz, woran ich war. Was konnte ich

„alſo thun? Ein ſo guter Patriot ich auch bin, ſo habe ich doch keine Luſt, aufgehängt zu werden; ich begab mich daher in dem Schutz des Departements und der Municipalität."

„Als ich nun ſahe, daß alles nicht gut gehen wollte, (denn ich wußte noch nicht, daß M. de Graves an die Stelle des M. Narbonne kommen würde,) bat ich um meine Zurückberufung, und erhielt ſie. Die Bürger aber, welche, ohngeachtet ich ein Prinz bin, doch ſahen, daß ich ein rechtſchaffner Mann ſey, wollten mich nicht abreiſen laſſen. Ich berief mich auf das Geſetz, und ſagte, daß ich abreiſen müßte; ſie willigten darein; und ich ließ ihnen M. Dubois de Crancé zur Geiſſel." — Zum Beſchluſſe ſagte noch der Prinz: „Trotz der Meynung des M. Aubeterre, der, wie er aus dem Logographen erſehen habe, geſagt hatte, daß ich ein Unwiſſender wäre, und daß man mich im Innern behalten, nicht aber an die Gränzen ſenden müßte, verlange ich doch, daß man mich an den Gränzen anſetze, woſelbſt ich für Frankreich ſterben will, das ich zu meinem Vaterlande angenommen habe." Man kann denken, wie ſehr dieſe Rede durch Beyfall bezeichnet wurde.

Sitzung vom 8ten. Die ganze Sitzung ward beynahe mit Motionen und Debatten über das zu veranſtaltende Feſt bey dem Einzuge der ſchon ſo oft erwähnten Soldaten von Château-Vieux, zugebracht. Es ward beſchloſſen, die Bürger der Tribunen einzuladen, daß ſie die Anzahl ihrer Inſpectoren verdoppeln möchten, jedes Mitglied der Societät ſollte nur eine Perſon in die Tribunen der Damen bringen können; es ſollten keine andere Deputationen angenommen werden, als bloß von den affiliirten und correſpondirenden Societäten, und von den Sectionen der Hauptſtadt; jede Deputation ſollte nur aus zwey Perſonen beſtehen, ausgenommen von der Societät zu Verſailles. Deſſieux gab Nachricht von dem Einzuge dieſer Soldaten in Verſailles, der, wie er ſagte, ſehr prächtig geweſen wäre. Ein Mitglied ſchlug vor, eine umſtändliche Beſchreibung alles deſſen, was bey Gelegenheit des Feſtes in der Societät vorfallen würde, drucken zu laſſen, und an alle verbrüderte Geſellſchaften zu ſchicken, damit man, von dieſem Beyſpiel aufgemuntert, in ganz Frankreich den

Triumph der Freyheit feyern könnte. Der Prinz von Heſſen ſagte: „Ich wollte eben auch dieſe „Motion machen; ich ſtehe für alle mittäglichen „Departementer.“ Es ward ein Brief von einem Soldaten vorgeleſen, der in Paris in einer Krankheit alles, was er beſaß, zugeſetzt hatte, und nun die Societät um Unterſtützung bat, damit er im Stande wäre, ſich wieder zu ſeinem Regimente zu verfügen. „Ich will wohl für ihn „ſorgen!“ rief M. de Heſſe. Die Societät beſchloß, der Anerbietung dieſes Bruders in dem Protocolle ehrenvoll zu erwähnen.

Sitzung vom 9ten. Die Societät von Charleville ertheilte Bericht von einem Aufſtande, der ſich in dieſer Stadt ereignet, und der eine ganze Woche gedauert hätte. Das Volk hatte ſich nehmlich gegen die widerſpenſtigen Prieſter erhoben, deren Anzahl ſich auf ſiebenzig belief, und welche Alle aus der Stadt gejagt wurden. Die Vorleſung der Correſpondenz ward durch ein Beyfallsklatſchen unterbrochen, das von allen Seiten des Saales erſcholl, als M. Couthon erſchien. — Die Deputation der Societät der Conſtitutionsfreunde von Verſailles, die die Soldaten von Château-Vieux nach Paris begleitete, ward unter den lebhafteſten Freudenbezeugungen in den Saal geführt. M. Coulon, Präſident der Societät von Verſailles, beſtieg die Tribune. „Meine Brüder, ſagte er, wollen „durchaus, daß ich Ihnen alles ſage, was ſie „empfanden; die zärtliche Freude der Vaterlandsliebe bewegt mein Herz ſeit zwey Tagen, mit ſo „vieler Gewalt, daß es mir nicht möglich iſt, „Ordnung in meine Ideen zu bringen; aber, „meine Brüder, wir haben die ganze Freude des „Volks geſehen; wir haben ſie geſehen, und geſagt: es iſt ein großer Tag für die Menſchheit, „der Tag, an welchem diejenigen, die von Tyrannen unterdrückt wurden, der Freude des „Volkes wiedergegeben werden. Ja! die Freyheit beſtehet in der Macht, den Schwachen gegen die Starken zu beſchützen; und denjenigen „der Unterdrückung zu entreiſſen, den ſtolze Unbeſonnene in Sclaverey ſtürzen wollten. Der „Tag iſt ein großer, ein ſchöner Tag für die „Freyheit, an welchem Männer die Vertheidigung der Schwachen übernehmen, dieſe mögen „übrigens unterdrückt ſeyn, oder in Ketten „ſchmachten. Das haben wir empfunden; wir „müſſen es Euch ſagen; wir freueten uns mit

„Euern Brüdern, die Ihr zu uns nach Verſailles „geſchickt habet; und wir ſind nun gekommen, „uns mit Euch zu freuen, indem wir Euch „unſre Brüder die Soldaten von Château-Vieux „zuführen.“

Der Präſident der Pariſer Societät antwortete: „Brüder und Freunde! wir haben eben ſo „gedacht, wie Ihr; der heutige Tag iſt ein groſ„ſer Tag für die Menſchheit und die Freyheit. „Daher haben auch alle Freunde der Freyheit, „um ihn zu feyern, ſich beſtrebt, in unſern Kreis „zu kommen; Euch hat Euer Herz hergeführt, „das unſrige nimmt Euch mit Vergnügen darinn „auf.“ — Réal forderte die Societät auf, nach dem Beyſpiel vieler andern Geſellſchaften, das Andenken des Maire's von Etampes zu feyern; und für dieſen öffentlichen Beamten, der in der Ausübung des Geſetzes ſtarb, auf Einen Tag Trauer anzulegen.

Robespierre, dieſer Mann, der ſich bey jeder Gelegenheit dem Guten und Edeln widerſetzte, faſt immer die Ehre rechtſchaffener Männer mit Füßen trat, und mit ſeiner ſchwarzen Galle begoß, verlangte mit Ungeſtüm, daß die

Societät ſich mit dieſer Sache nicht mehr befaſſe, und zur Tagesordnung ſchreite. —

Trommeln außer dem Saale verkündigten die Ankunft der Soldaten von Château-Vieux. Dieſe traten in den Saal; vor ihnen her zogen die Sapeurs der National-Garde, und eine Deputation der Bürger aus der Vorſtadt St. Antoine; mitten unter ihnen befand ſich ihr Vertheidiger Collot d'Herbois. „Das Schlagen der Trommeln; ſagt unſere Urkunde, der „Zuruf der Bürger, der Societät ſowohl als „der Tribunen; das Geſchrey: Es lebe Château-Vieux! Es lebe die Freyheit! welches „mitten unter dem Geklirre entblößter Säbel, „und dem Geräuſche der auf Stöcken, zum Zeichen der Freyheit, in die Höhe gehaltenen Hüte, wiederholt ward; alles dieſes gewährte „einen Anblick, der ſich nicht beſchreiben läßt, „und der allen Anweſenden einen Enthuſiasmus „einflößte, den nur ſolche Seelen empfinden „können, die von Patriotismus entflammt „ſind." Sogleich als es anfieng wieder ruhig zu werden, beſtieg Rabit, außerordentlicher Deputirter von Breſt, nach erhaltener Erlaubniß, die Tribune. „Bürger! ſagte er, wir

„kommen, um Eure Wünſche und die unſrigen zu erfüllen; wir ſtellen Euch hier, im Nahmen der Stadt Breſt, die edelmüthigen Soldaten von Château-Vieux vor. Nachdem wir der N. V. unſre Ehrfurcht bezeigten, deren Gerechtigkeit unſre Ketten zerbrach — denn auch wir haben die Ketten der Soldaten von Château-Vieux getragen — war unſre erſte Pflicht, unſer erſtes Bedürfniß, herzukommen, und Euch dieſe unglücklichen Opfer als Kinder vorzuſtellen, die von ihrer Familie lange getrennt waren.“ Der Präſident erwiderte: „Ihr ſaget, Bürger, daß Ihr gelitten habet; empfanget den Lohn unſrer Erkenntlichkeit; empfanget von den Freunden der Freyheit allen ihren Beyfall, als das Zeichen der Liebe, die wir Euch heute ſchwören. Wir haben Château-Vieux in unſerm Schooße; theilet unſre Freude; und vergrößert durch Eure Gegenwart den Pomp des Feſtes.“ Collot d'Herbois erhob ſich, nebſt M. Vignon, zweytem Deputirten von Breſt, mitten unter den Soldaten von Château-Vieux um zu reden. Tauſend Stimmen riefen: Auf die Tribune! Auf die Tribune! Collot ſagte: „Ich werde die Tribune beſteigen;

„ehe ich aber meinen Platz verlaſſe, muß ich erſt „meinem Character Gewalt anthun, und einen „Mann ins Geſicht loben. Ich kann ſeine Beſcheidenheit nicht länger ertragen; und muß „ihn Euch vorſtellen, ohngeachtet er ſich bemühet, nicht zu erſcheinen. Es iſt M. Vignon, „zweyter Deputirter der Stadt Breſt. Er hat „jeden Tag die Soldaten von Château-Vieux „beſucht; er hat immer ſeine Geſchäfte verlaſſen, um ihnen einige koſtbare Augenblicke zu „ſchenken. Ohne ihn, würden die meiſten von „ihnen nicht mehr exiſtiren; und alles, was wir „gethan haben, wäre unnütz geweſen. Dank „alſo, tauſendfacher Dank dieſem Bürger!“ Großer Beyfall erſcholl im ganzen Saale.

„Um auf alle Beweiſe der Brüderſchaft, die „Sie mir jetzt geben, zu antworten, ſagte Vignon, fehlen mir die Worte. Ich kann Ihnen „nur das ſagen: Glücklich ſind diejenigen, die „die heiligen Pflichten erfüllen können, wenn „ſie gebohren werden. Der leidenden Menſchheit beyzuſtehen, iſt eine der Erſten Pflichten; „wenn ich dazu etwas habe beytragen können, „ſo bin ich dadurch ſchon glücklich genug.“ Der Präſident ſagte: „Bruder und Freund! Ich will

„Ihnen nicht antworten, ich müßte Ihnen ſonſt „die Empfindung beſchreiben, die Ihre Tugend „in unſerm Herzen erregt, und dann wäre dieſe „Empfindung zu ſchwach, wenn es möglich wäre, ſie durch Worte auszudrücken.“ Auf Verlangen der Societät umarmten ſich, unter dem lauteſten Beyfall aller Zuſchauer, der Präſident, Rabit und Vignon. Bürger und Bürgerinnen, die keinen Platz mehr in den Tribunen fanden, giengen nach erhaltener Erlaubniß durch den Saal, um des Anblickes der Soldaten von Château-Vieux zu genießen. Einige Damen umarmten im Vorbeygehen dieſe Bürgerſoldaten.

Nun betrat Collot d'Herbois die Rednerbühne. „Ich fange an zu glauben, ſagte er, „daß ich recht hatte, als ich ſagte, die Soldaten „von Château-Vieux ihren Feinden vorzuſtellen, „wäre die beſte Antwort, die man ihnen geben „könnte; das beſte Mittel, ſie zum Schweigen zu „bringen; das beſte Mittel, alle Anſchläge eines „treuloſen Mannes zu vernichten, der neulich in „Paris ankam.“ (Beyfall.)

„Ja, meine Herren, ich bin vorſichtig, „wenn es nöthig iſt; aber wenn dem gemeinen „Weſen Gefahr drohet, ſo muß man, glaube ich, die Wahrheit nicht verhehlen, ſo iſt es keine Verwegenheit, ſie laut zu ſagen.“

„Ich ehre die Freyheit der Privatmeynungen über irgend ein Individuum; aber ich glaube, daß diejenigen, welche Schonung gegen einen erklärten Feind der allgemeinen Sache gebrauchen, keine gute Bürger ſind. Ich ſage, daß der Mann ein Feind der allgemeinen Sache iſt, der es wagt, ſeinen Privatwillen dem Wunſche der Nation entgegenzuſetzen; der neulich erſt wieder nach Paris gekommen iſt; der ſich La Fayette nennt.“ (Allgemeiner Beyfall.)

„Jetzt kämpft er gegen den Strom des National-Willens. Wir haben ſeinen Einfluß an den ſchändlichen Libellen erkannt, die an den Mauern der Hauptſtadt angeſchlagen wurden. Ohngeachtet er eine Parthey in dieſer Stadt zu haben ſcheint, glaubte er doch, ſich ſelbſt herbegeben zu müſſen, weil er weiß, daß ſeine Gegenwart zuweilen die beſten Bürger irre führte. Dieſen Morgen hat er noch die allgemeine Sache in Gefahr geſetzt.“ Hierauf erzählte Collot den Vorfall in der N. V., wo auf La Fayette's Antrieb erſt ein Nahmen-Aufruf vorgenommen wurde, ehe man den Soldaten von

Château-Vieux die Ehre der Sitzung ertheilte. *) „Nun, fuhr der Redner fort, will ich von dieſen Soldaten reden, die in der That unglücklich geweſen ſind; aber gewiß nie glücklicher waren, als in dieſem Augenblicke. Ich glaube nicht, daß ſie etwas von ihren Feinden zu befürchten haben; und wenn jemand hieran zweifelt, ſo ſage ich ihm: ich glaube nicht, daß es entſchloſſenere Vertheidiger der Freyheit giebt, als die Soldaten von Château-Vieux; und wenn alle Soldaten, aus denen die Heere der Deſpoten beſtehen, die Soldaten von Château-Vieux nachahmten, dann würden bald alle Völker der Erde frey ſeyn. Er erforderte eine große Tugend, um in Frankreich dieſes Beyſpiel im Monate July 1789. zu geben. Auch hat es ihnen der Deſpotismus nie verziehen. Ich ſage es mit Schmerz; aber es iſt doch lei-

---

*) Dieſe Ehre, die man ſolchen verabſcheuungswürdigen Räubern und Mördern zuſtand, verurſachte, daß ich bey Ueberſendung meines die öffentliche Erziehung betreffenden Memoire's an die N. V. (Minerva Juny 1792) auf die ſogenannte Ehre der Sitzung Verzicht that, die mir der damalige Präſident Genſonné zugedacht hatte.

v. A.

„der! wahr; von allen den Soldaten des ehrwürdigen Regimentes Château-Vieux, die im Marsfelde waren, ſind dieſe hier vielleicht die einzigen, die jetzt noch leben. Verrätherey, Ehrgeitz und Deſpotismus, haben die übrigen vernichtet. Dieſe, die wir hier ſehen, überleben ganze Hecatomben lebendiger Menſchen, die von der Tyranney hingeopfert wurden; denn mit den Thränen und dem Blute lebendiger Menſchen, ſtillen die Tyrannen ihren Durſt; und doch glauben ihre heuchleriſchen Anhänger, ſich empfindſam ſtellen zu können? Sie denken an neue Verbrechen, indem ſie von Gerechtigkeit reden; ſie denken an neue Mordthaten, indem ſie die Menſchlichkeit anrufen. Ihren Schlachtopfern warfen ſie ihre Verbrechen vor! Ihr gerecht? Ihr menſchlich? könnten ihnen dieſe Soldaten von Château-Vieux ſagen; was habt Ihr mit dem edlen Blute gemacht, das Ihr aus den Adern unſrer Gefährten habt fließen laſſen? wo ſind ſie? was habet Ihr mit ihnen gemacht? wo iſt der großmüthige Soret? wo iſt der Krieger, deſſen letzter Seufzer noch ein Wunſch für die Freyheit war?“

„Ich verurſache Euch Schmerz, meine „theuern, meine guten Bürger von Château-Vieux; verzeihet mir es; doch ſeyd ruhig.... „Dieſe ehrwürdigen Märtyrer, die Ihr beweinet, ſind nicht ganz geſtorben; in ſolchen Menſchen iſt etwas, das nie ſtirbt; ihre unſterbliche „und große Seelen, werden neue Stützen der „Freyheit beleben, vor denen die Tyrannen erblaſſen werden. Von ihnen werden die Tyrannen die traurige Wahrheit lernen, daß bloß „die Sclaven durch den Tod in ihr voriges „Nichts verſinken; daß man aber freye Menſchen nie tödten kann.... Die freyen Menſchen reproduciren ſich mit Macht, und ohne „Unterbrechung; ſie zwingen das Schickſal, ihnen günſtig zu ſeyn; denn wenn dieſes nicht ſo „wäre, wie könnten wir, Brüder und Freunde, heute dieſe Soldaten von Château-Vieux „mit unſern Thränen benetzen? Waren ſie nicht „von uns getrennt? War nicht ein Zwiſchenraum zwiſchen uns, der ſo groß war, als ihn „nur das Genie der Quaalen, und der Verfolgung meſſen kann? Doch ſind ſie hier... Ihre „Gegenwart erregt in guten Bürgern die ſüßeſten und theuerſten Empfindungen. Allenthal-

„ben, wo ſie durchkamen, haben dieſelben Ge„fühle alle Herzen belebt. . . . Sie ſind das „Denkmahl eines großen Unglücks geworden; „ſie werden auch das Denkmahl einer neuen und „ſtarken Vereinigung, einer feyerlichen und un„bezwingbaren Verbindung zwiſchen allen Freun„den der Freyheit werden.“

Der Präſident, Vergniaud, ergriff nun das Wort. „O Ihr, unſern Herzen und dem „ganzen Frankreich theuern Unglücklichen, ſagte „er, in den erſten Zeiten der Revolution habt „Ihr in den Augen der Tyranney ein großes „Verbrechen begangen, da Ihr Eure Kräfte „nicht habt hergeben wollen, um die Werkzeuge „ihrer Wuth zu ſeyn, und da Ihr das Volk ge„ehrt habet; aber dieſes Verbrechen macht Eure „Ehre. Die Treuloſen, ſtatt die Tugend zu „vernichten, vermehrten nur ihren Glanz. Wie „ſchön iſt dieſer Tag für uns, wo wir Euch in „unſrem Schooße haben! Ihr ſeyd gekommen, „uns Eure Ehrfurcht zu bezeugen; Ihr habt „vor uns viel voraus; Ihr habt für die Con„ſtitution gelitten; wir haben bisher bloß den „Schwur gethan, ſie zu vertheidigen. Wie „ſchön wird es ſeyn, dieſen Schwur der Brü-

„der:

„derſchaft zwiſchen Euch und den franzöſiſchen »Garden erneuern zu ſehen, die mit geholfen »haben, die Baſtille zu ſtürzen! Wie ſchön wird »es ſeyn, dieſen Schwur unter der dreyfarbigen »Fahne und der Freyheitsmütze zu leiſten! Möge »dieſer Schwur alle wahren Freunde der Freyheit mit Vergnügen, und alle die ſich gegen »ihr Daſeyn verſchwören, mit Schrecken erfüllen!“ Auf Merlin's Vorſchlag gab der Präſident, unter dem Beyfall aller Zuſchauer, dem Aelteſten und dem Jüngſten der Soldaten von Château-Vieux, und ihrem Vertheidiger Collot d'Herbois, den Bruderkuß. Die Soldaten wollten ſich nun mit Collot zur Municipalität hinbegeben, als Robespierre auf der Tribune erſchien. Collot ſagte: „Ich muß meine Pflicht »erfüllen, und dieſe Soldaten zur Municipalität hinführen; aber ſie würden ein zu großes „Vergnügen verlieren, wenn ſie nicht erſt Robespierre anhören ſollten, der ſich ſo oft für ſie »verwendete.“

Robespierre gieng alle Dienſte durch, die die Soldaten von Château-Vieux und die franzöſiſchen Garden, der Freyheit und der Revolution leiſteten; erzählte die Unannehmlichkeiten, die er in der N. V. ausſtehen müſſe, ſo oft er zu ihren Gunſten reden wollte, und ſchlug den Mitgliedern der N. V. vor, ein Decret zu verlangen, nach welchem alle, wegen der Revolution verfolgten Soldaten, in verſchiedenen Corps wieder angeſtellt, oder in eine beſondere Legion formirt werden ſollten. Die Soldaten von Château-Vieux begaben ſich nun weg, nebſt ihrem Vertheidiger Collot d'Herbois und den Deputirten von Breſt, um ſich der Municipalität vorzuſtellen. Die Bürger der Societät, die die National-Uniform trugen, wurden aufgefordert, ihnen zu folgen, und zur Begleitung zu dienen. Guadet verlangte, um den Nationalgeiſt in allen Departementern zu verbreiten, den Druck des Protocolls dieſer merkwürdigen Sitzung, und die Verſendung deſſelben, an alle verbrüderte Geſellſchaften. Auch verlangte Guadet, eine Liſte aller Mitglieder der N. V., die dieſen Morgen für oder gegen die Ehre der Sitzung die den Soldaten von Château-Vieux ertheilt werden ſollte, geſtimmt hatten, drucken zu laſſen, und ſie nebſt den erwähnten Protocolle zu verſenden. Albitte *) bekämpfte dieſen Vorſchlag. »Es wäre »zu viel Ehre, ſagte er, für die Deputirten, »die gegen die Zulaſſung zur Ehre der Sitzung »geſtimmt hatten, wenn man ihre Nahmen mit »dem Protocolle zugleich verſenden wollte; ich »verlange daher, daß die Liſte gedruckt, aber »für ſich beſonders verſchickt werde.« Dieſe Motion ward angenommen. Hierauf beſtieg Albitte die Tribune, und redete über verſchiedene militäriſche Gegenſtände. Unter andern ſchlug er vor, nicht der executiven Gewalt allein das Recht zu überlaſſen, militäriſche Verordnungen zu machen, weil ſie auf dieſe Art Geſetze machte; ſondern die executive Gewalt ſollte, ſeiner Meynung nach, nur die Verordnungen vorſchlagen, welche von der N. V. unterſucht, und nach Befinden gebilligt, oder verworfen werden ſollten.

Sitzung vom 10ten. Die Societät von St. Girons beklagte ſich über die Nachläſſigkeit der Poſten.

---

*) Dieſer Menſch iſt ein ſo roher Jüngling, als je einer aus der Schule entlaufen iſt. Sein Aeuſſeres hat ganz das Anſehn eines betrunkenen Studenten. Er war ſchon Geſetzgeber bei der zweyten N. V., und iſt jetzt Mitglied des N. Convents.

v. A.

Die Societät von Marſeille meldete in einem umſtändlichen Berichte, den Einzug der Marſeiller in die rebelliſche Stadt Arles, und die bevorſtehende Reiſe derſelben in mehrere Departementer, um die Ruhe wieder herzuſtellen, und das wieder gut zu machen, was die Ariſtocraten verdorben hatten.

Die Societät von Courthéſor meldete die Ausſchweifungen, die das ariſtocratiſche Regiement de la Mark, welches aus Avignon gekommen war, daſelbſt verübt hatte. „Der Ausfall der Marſeiller, hieß es ferner in dem Berichte, hat die Wirkung hervorgebracht, die man davon erwarten mußte; die verwaltenden Corps, die Municipalitäten, und die patriotiſchen Geſellſchaften, haben mehr Energie bekommen. Der beſchämte Ariſtocratiſmus ziehet nach der Gegend von Lyon hin. Das Pfaffengeſchmeiß (prêtraille) im Comtat hat mit ſeinen Excommunicationen aufgehört. Die im Comtat verbreitenden National-Garden machen Proſelyten, predigen die Conſtitution, und errichten patriotiſche Clubs. Die Drohung der baldigen Ankunft der Marſeiller in Avignon, erſchrickt die papiſtiſche Parthey, die ſich nicht mehr zu zei-

„gen wagt. Uebrigens muß man, um den Bürgerkrieg in Süden mit Sicherheit zu verhüten, „die italiäniſchen Prieſter, und die Indulgenzenhändler fortjagen, und alle Magazine von „Brevet's und dergleichen Schriften verbrennen.“

Die Societät von Lyon meldete, daß der Central-Ausſchluß beſchloſſen habe, alle verbrüderten Societäten dieſes Departements zu einer General-Föderation einzuladen, welche gemeinſchaftlich die nöthigen Maaßregeln ergreifen ſollte, um das allgemeine Wohl zu bewirken, und die Conſtitution zu retten. —

Ein Mitglied denuncirte, nach Vorleſung der Correſpondenz, ein neues Libell von M. Duvoſoy, welches den Titel führte: „Der franzöſiſche Royalismus, den Landleuten, Künſtlern „und Soldaten gewidmet; und bat,“ daß die Societät Commiſſarien zur Unterſuchung dieſer Schrift ernenne. Dieſe Motion erregte einigen Tumult, worauf die Societät zur Tagesordnung übergieng. — Tallien verlangte die 900 Livres, welche die Societät ihm als den Betrag der Subſcription auf ſein Blatt: der Bürgerfreund, für die Monate Januar, Februar und Merz, auszahlen zu laſſen beſchloſſen hatte, ſeine Forderung ward bewilliget. In der Sitzung fiel nichts Merkwürdiges weiter vor.

Sitzung vom 11ten. Zwey Bürger aus der Section des Obſervatoriums brachten 574 Livres, die ſie zum Geſchenke für die Soldaten von Château-Vieux geſammelt hatten. Dieſes Geſchenk erregte den lebhafteſten Beyfall der Societät, welcher ſich nach Dufourny's Bemerkung, daß die Section, woher es käme, ſehr arm ſey, noch verdoppelte. Es ward die ehrenvolle Erwähnung deſſelben in dem Protocolle beſchloſſen; und die Ueberbringer wurden zur Ehre der Sitzung eingeladen. — Ein Mitglied ſtellte der Societät die Bürger Cartrai, Anglais und Biſſon, als Männer vor, welche erfunden hätten, mit Einer Canone 25 mahl in Einer Minute zu feuern, und zwar ſo, daß die Artilleriſten bey dieſer Schnelligkeit nicht ſo vieler Gefahr als gewöhnlich ausgeſetzt ſeyn ſollten. Auch ſollte man ſich, nach dieſer neuen Methode vernagelter Stücke bedienen können. *) Desſieux ſchlug

vor,

---

*) Dieſe und andre Erfindungs-Nachrichten waren nichts als Gaukelſpiele, die bald bei den Jacobi-

nern,

vor, die Societät möchte eine Sammlung anſtellen, und das Geld zu Verſuchen dieſer neuen Erfindung anwenden. Bourdon verlangte, daß über dieſe Motion geſtimmt werde; Robespierre widerſetzte ſich derſelben, weil er ſie mit den Grundſätzen der Menſchlichkeit unvereinbar fand. Dieſe Behauptung erregte einiges Murren; worauf Robespierre drohete, die Urheber des Murrens zu entlarven. Das Gemurre nahm zu. Robespierre legte es den Anhängern des Ex-Generals La Fayette zur Laſt, deren Betragen während der ganzen Revolution, er aufzudecken ſich anheiſchig machte. Endlich kam Robespierre auf die neue Erfindung und ſagte: „Eine ſolche „Erfindung in den Händen eines freyen Volkes „kann demſelben freylich einige Vortheile über „die Deſpoten verſchaffen, da ſie aber bald auch

„in

---

nern, bald in der N. V. gegeben wurden. So erbot ſich zu eben der Zeit ein Menſch die Direction eines von ihm erfundenen Luft-Ballons zu übernehmen, der 2000 Mann tranſportiren könnte. Die ſo plump geäfften Geſetzgeber erkannten ihm zu — — das Tollhaus? Nein. Das Zuchthaus? Nein. — — Die Ehre der Sitzung.

d. H.

„in die Hände des Deſpoten ſelbſt übergehen „muß, ſo wird ſie hier nur ein Werkzeug mehr, „die Völker zu unterjochen.“ Die Societät ſchritt hierauf zur Tagesordnung. Robespierre betrat die Tribune, und hielt wieder eine förmliche Rede gegen La Fayette, den er als einen Revolutionsfeind, als einen ſtolzen und eiteln Edelmann, und als einen Unwiſſenden ſchilderte, deſſen einziges Talent in einem ſanften mechaniſchen Lächeln beſtünde!! Er denuncirte ihn wegen mancherley Verbrechen, von denen nicht ein einziges erwieſen war; und aus allen Bemühungen La Fayettens, welche Robespierre als Verbrechen auslegte, ſchien vielmehr zu erhellen, daß derſelbe ſich immer beſtrebt hatte, die Ruhe zu erhalten, und die Conſtitution zu ſichern. — Seine bittere Rede endigte Robespierre mit dieſen Worten: „Wenn „Ihr eine neue Verſchwörung gegen die öffentliche Ruhe entdecket, ſo wiſſet, daß La Fayette „der Urheber derſelben ſey. (Welch eine verſchlagene Bosheit!) Ich habe dieſen Mann denuncirt, indem ich ihn verachte; aber ich weiß, daß „es gefährlicher iſt, den Herrn Marquis de La „Fayette, als alle Könige der Erde zu denunci-

„ren. Ich bin von Feinden, von Meuchelmördern „umgeben; aber auch noch an dem Tage, „wo die Dolche meine Bruſt durchbohren werden, „will ich ihn der Verachtung des Volkes, aus „allen meinen Kräften Preis geben.“ Réal ſtimmte mit in die Anklagen gegen La Fayette ein, den er für einen gefährlichen Mann hielt, und deſſen Dienſt er für conſtitutionswidrig hielt, wie er bereits einmahl bemerket hatte. —

Sitzung vom 13ten. Die Brieſe und Berichte von verbrüderten Societäten enthielten nichts Intereſſantes, was auf die Verhandlungen der Pariſer Jacobiner einigen Einfluß hätte haben können, weshalb wir ſie auch ſämmtlich übergehen. Bald waren es Klagen gegen die executive Gewalt; bald gegen die widerſpenſtigen Prieſter; welche, beyläuſig geſagt, immer Meſſe laſen, die ſie die gute Meſſe nannten; übrigens enthielten die fremden Brieſe, Berichte von dem Zuſtande der Departementer, der immer aus einem jacobiniſchen Geſichtspuncte betrachtet, und deſſen Werth immer nach der Anzahl der in den Departementern ſich befindlichen Jacobiner geſchätzt ward.

M. Robeſpierre ſtellte einige Deputirte der Conſtitutions-Geſellſchaft zu Mancheſter vor, welche die Erlaubniß verlangten und erhielten, der Sitzung der Societät beyzuwohnen, um von dieſer die Affiliation ihrer Geſellſchaft zu erlangen; eine Bitte, die auch einſtimmig unter dem Beyfalle aller Anweſenden bewilligt wurde. — Robeſpierre las der Societät den Beſchluß der Pariſer Municipalität, in Betreff des zu Ehren der Soldaten von Château-Vieux zu veranſtaltenden Feſtes vor. Nach dieſem Beſchluſſe war es allen Bürgern, außer denen die in Dienſt ſeyn würden, verboten, an dem Feſttage in Waffen zu erſcheinen, um, wie es in dem Beſchluſſe ſelbſt hieß, während des Feſtes, welches beſtimmt war, den Triumph der Freyheit zu feyern, Ordnung und Ruhe zu erhalten. Das Fahren der Wagen war ebenfalls von acht Uhr Morgens bis um acht Uhr Abends unterſagt. „Seit zwanzig Jahrhunderten, ſagte Robeſpierre bey dieſer Gelegenheit, haben die Völker Magiſträte erwartet, die einmahl die freye, reine und aufrichtige Sprache der Freyheit, Gerechtigkeit und Menſchlichkeit redeten; wir haben ſie gefunden.“ Der Redner ſetzte ſeine

Rede fort, in welcher er dem Maire Pétion und ſich ſelbſt bis zum Himmel erhob; andere Bürger aber, als wie La Fayette, Barnabe, Lameth, André, Baumez, Dupont, u. a. als die größten Verräther, Machiavelliſten, und Conſpiranten gegen die Volksfreyheit ſchilderte. Er ſchloß ſeine Rede mit den Worten: „Ich ſchwöre, daß ich keine Stelle haben will. Wir alle haben dieſes bewieſen: wir, alle Freunde der Freyheit, wir haben uns von dem Miniſterium entfernt; ich verlange keine Stelle; es kömmt mir keine andere zu, als diejenige, worum es möglich iſt, die Treuloſigkeit, den Machiavellismus, und die Verräther gegen die Rechte des Volkes, zu bekämpfen. Auf dieſem Poſten werde ich immer bleiben; mit ſo vielen Bayonetten und Dolchen mich auch die Tyrannen umgeben, ſo werden ſie mich dadurch doch nicht erſchrecken. Wollen ſie mich morden, ſo müſſen ſie hieher kommen. Kurz, ich bin überzeugt, daß wenn alle Bürger, alle wahren Freunde der Conſtitution einig und wachſam ſind, und alle Feinde der Freyheit ruhig beobachten, auch alle Feinde der Freyheit bald beſchämt ſeyn werden.“ Einer von den vierzehen Grenadieren des Oratoriums, die von La Fayette entwaffnet und caſſirt wurden, klagte bey der Societät, daß er keine Gerechtigkeit erlangen könnte, und bat dieſelbe, ihm Mittel dazu zu verſchaffen. Seine Bitte ward an den Ausſchuß der officiellen Vertheidigung verwieſen.

Die Geſellſchaft der Vertheidiger der Rechte des Menſchen und der Feinde des Deſpotismus denuncirte der Jacobiner-Societät durch eine Deputation die berühmte Mademoiſelle Théroigne, daß ſie in der Vorſtadt St. Antoine einen Frauenzimmer-Club errichtem wollte; ſich dabey der Nahmen Robespierre, Collot d'Herbois und Santerre, als Beförderer dieſes zu errichtenden Clubs, vermuthlich ohne ihr Wiſſen bedient, und Liſten mit falſchen Unterſchriften von Perſonen, die an dieſem Club Theil nehmen wollten, vorgezeigt habe. Santerre machte aus der ganzen Sache eine Kleinigkeit, worauf die Societät zur Ordnung des Tages übergieng, in welcher auch nichts merkwürdiges weiter vorfiel.

Sitzung vom 14ten. Die Societät von Auxerre meldete, daß ſie, als ein Sinnbild der Stärke und der Dauer ihrer Liebe zur Freyheit, einen Eichenbaum im Föderationsfelde gepflanzt habe, um durch deſſen Zweige den freyen Menſchen ein würdiges Denkmahl zu errichten. In zwey hermetiſch verſchloſſenen Vaſen wurden Geldſtücke mit dem conſtitutionellen Stempel gethan, um ſie unter die Wurzel dieſes Baumes zu legen, damit ſie einſt den Nachkommen unzweydeutige Beweiſe von dem Patriotismus ihrer Väter ſeyn könnten. Die Pflanzung dieſes Freyheitsbaumes geſchahe mit allen feyerlichen Ceremonien.

Die Societät von Marſeille überſchickte die Abſchrift einer in ihrer Sitzung von M. le Clerc gehaltenen Rede, über die Unruhen zu Toulon, woraus der Ariſtocratismus dieſer Stadt, und des darinn ſich befindlichen Militärs erhellte.

Die verbrüderte Geſellſchaft aus Beſançon theilte eine Adreſſe der Bürger dieſer Stadt an die N. V. mit, worinn um die Publicität der Sitzungen der adminiſtrativen Corps gebeten wurde.

Die Societät von Cholet im Departement von Mayenne und Loire ſchrieb: „Freye Menſchen müſſen die Wahrheit mit einer unveränderlichen Freymüthigkeit ſagen können. Dieſe Geſinnung macht, daß die Conſtitutions-

„Freunde von Cholet, einſt Eure Verbrüderten, „geſtehen, daß ſie, durch Intriguen und Verleumdung verleitet, den Lauf ihrer Unterhaltung mit Euch gehemmt haben. Jetzt beſſer „unterrichtet, und die Verleumder und Verräther der öffentlichen Verachtung preis gebend, „bitten ſie Euch wieder um Eure Brüderſchaft „und Freundſchaft.“

Die Jacobiner-Societät von Villefranche meldete, daß ſie durch das edle Benehmen des berühmten Simonneau, Maire's von Etampes, in Bewunderung gerathen ſey; zu Ehren dieſes redlichen Mannes eine feyerliche Meſſe in der Parahial-Kirche habe leſen laſſen; und nachher in einer ihrer Sitzungen beſchloſſen habe, zwey Condolenz-Briefe, an die Wittwe und den Sohn des tugendhaften Maire's zu ſchreiben. Auch mehrere Societäten meldeten, daß ſie das Andenken des Maire Simonneau gefeyert hatten.

Real ſtellte der Societät einen königlichen Gardiſten vor, der wegen ſeines geäußerten Patriotiſmus, wie es hieß, auf ausdrücklichen Befehl des Königes und des Herzoges von Briſſac, verabſchiedet, und ohne alles Geld oder

Kleidungsſtücke fortgeſchickt wurde. Der Capitän, der ihn, nach einem fünfſtündigen Gefängniſſe verabſchiedete, ſagte zu ihm: „Der „König hat euch in ſeinen Dienſt genommen; „Ihr müſſet daher auch die Parthey des Königes „ergreifen. Da Ihr aber die Nation liebt, ſo „könnt Ihr auch zu der Nation hingehen, weil „der König keine Leute eures Schlages mehr haben will.“ Die Klagen des Gardiſten wurden an den Defenſions-Ausſchuß verwieſen. — Es liefen noch immer von allen Seiten Geſchenke für die Soldaten von Château-Vieux ein. — Tallien ließ im Nahmen des Central-Club-Directoriums um die drey, in dem Sitzungsſaale der Jacobiner aufgehängten Fahnen bitten, welche an dem Feſte der Soldaten Château-Vieux von verſchiedenen Bürgern, die ſie repräſentirten vorgetragen werden ſollten. Der Deputirte der Conſtitutions-Geſellſchaft von Mancheſter erbot ſich, und ward angenommen, die engliſche Fahne zu tragen. Ein Mitglied ſchlug vor, einen Tag feſtzuſetzen, an welchem die Societät für die National-Garden, die unglücklicher weiſe in der Rhône ihr Leben verlohren hatten, Trauer anlegen ſollte. Robespierre widerſetzte ſich dieſem

ſem Vorſchlage, obgleich er, wie er ſagte, den National-Garden ſehr zugethan wäre, weil er die Trauer überhaupt für etwas unbedeutendes hielt; und auch glaubte, daß ſie ſich zu oft erneuern würde, wenn man für alle Perſonen trauern wollte, die man beklagt. Uebrigens ließ dieſer gallichte Redner wieder ſeinen Zorn gegen La Fayette aus, den er für die Urſache ausgab, warum ſo viele Perſonen in Paris ſich dem bevorſtehenden Feſte, an welchem die franzöſiſchen Garden Hand in Hand mit den Schweitzern von Château-Vieux aufziehen ſollten, widerſetzten, und es wenigſtens herabzuwürdigen ſich beſtrebten; und den er nie anders als Verſchwörer gegen die Freyheit nannte. Sillery ſtimmte mit Robespierre ganz überein; und geſtand, daß er ſeine Principien in **allen** Puncten billige. —

Sitzung vom 17ten. Antonax ſagte: „Dieſen Morgen iſt ein Grenadier von der franzöſiſchen Garde, Einer von den vierzehen der Compagnie des Oratoriums, die durch die Manöver des La Fayette und des Bailly verabſchiedet wurde, bey mir geweſen, und hat mir und dem Bruder Collot d'Herbois ſeine

„drückende Noth geklagt; ich bitte, daß ſeinet„wegen eine Subſcription eröffnet werde.“ Es ward eine Sammlung angeſtellt. Zwey Engländer brachten zwey Guineen für die Soldaten von Château-Vieux. Es ward beſchloſſen, in dem Protocolle ehrenvolle Erwähnung dieſes Geſchenkes zu thun. — Robespierre machte hierauf eine pathetiſche Beſchreibung des Feſtes zu Ehren der Freyheit, (wie er und mehrere Jacobiner das den Schweitzern Château-Vieux gegebene Feſt nannten,) welches den 15ten April Statt hatte. Es iſt in Deutſchland bereits bekannt, vorzüglich durch die Minerva, die über mehrere Dinge in den franzöſiſchen Angelegenheiten richtige Ausſchlüſſe gegeben hat, daß das Feſt der oftgenannten Soldaten nichts weniger als ſchön oder ehrenvoll geweſen ſey. Es kann daher nicht unangenehm ſeyn, zu ſehen, wie die Jacobiner ſich ſelbſt in Anſehung dieſes Feſtes hintergiengen; und wie pompös Robespierre daſſelbe öffentlich (freylich im Jacobiner-Club) zu ſchildern ſich getrauete. Wir wollen zu dieſem Zwecke etwas von ſeiner hierüber gehaltenen Rede herſetzen. „Alle Echo des Ariſtocratismus und des Hofes, ſagte er, mögen

„es noch wagen, der Freyheit, der Vernunſt, des Patriotismus und des Volkes zu ſpotten; ich ſchlage Euch vor, auf ewig das Andenken des Triumphes zu heiligen, den der Patriotismus und das Volk am 15ten April 1792. errungen haben. So wie die Triumphe der Feinde der Freyheit ewig ſeyn werden, ſo muß auch der einzige Triumph, den das Volk erlangte, ewig ſeyn. Vor der Revolution kannten wir nur Feſte, die dem Deſpotismus und der Ungerechtigkeit geheiliget wurden; Feſte, die nur das traurige Denkmahl des Elendes der Völker waren. Seit der Revolution hat der Patriotismus keinen Tag gehabt, der mit den 15ten dieſes Monats verglichen werden könnte; und der Tag, an welchem der gefangene König in Paris einzog, war nach dieſem der glänzendſte. Doch wurde damahls die Föderation durch heuchleriſche Handlungen, und ſclaviſche Ausrufe herabgewürdigt; La Fayette und der Hof waren gegenwärtig. Aber der 15te April war rein und unbefleckt. Er war der Tag, an welchem die Unſchuld über das Laſter und die Verleumdung ſiegte; die Freyheit, über den Deſpotismus; Elend und Dürf-

„tigkeit, über Stolz und Ariſtocratismus; das Volk, über alle ſeine Unterdrücker. Er war der Tag, an welchem das Volk gegen den ſtärkſten aller Angriffe ſeiner Feinde ſiegte, gegen Intrigue und Treuloſigkeit, gegen alle Kunſtgriffe, um die Eintracht von hunderttauſend verſammelten Bürgern zu ſtören. Er war der Tag, der alle Betrügereyen vernichtete, die die Feinde der Gerechtigkeit und Freyheit ſeit dem erſten Tage der Revolution beſtändig anwendeten, um das Volk verächtlich zu machen, und es an Ketten zu ſchließen. An dieſem Tage ward der ganzen Welt zum drittenmahle auf die deutlichſte Art gezeigt, daß das Volk allein groß, billig, und gemäßigt ſey; und daß der verdorbene Theil der Geſellſchaft, der niedrigſte Theil der ganzen Menſchheit, aus dem Haufen Intriguanten, Verräther und Ariſtocraten beſtehe, die unter dem Deckmantel der Mäßigung und des Civismus, die ſtrafbarſten Leidenſchaften und verkehrteſten Plane zeigen.“

Nachdem Robespierre hiemit fertig war, verlangte er unter andern, daß die Societät beſchließen möchte, den Gedächtnißtag dieſes Feſtes alle Jahre zu feyern, und auf die Wände der Sitzungsſäle der Geſellſchaften der Conſtitutionsfreunde folgende Worte ſetzen zu laſſen: „Am 15ten April 1792., im vierten Jahre der „Freyheit, triumphirten die Armuth und das „Volk mit den franzöſiſchen Garden, den Sol„daten von Château-Vieux und allen guten „Bürgern, die wegen der Revolutionsſache ver„folgt wurden.“ Alles was Robeſpierre verlangte, ward einmüthig bewilligt. — Ein Mitglied denuncirte den Jacobiner Röderer, Procurator des Pariſer Departements, daß er bey M. de Joucourt zu Mittage gegeſſen hätte.

Collot d'Herbois beſtieg die Tribune, redete nun methodiſch, auf Jacobiner-Art, gegen Röderer und verlangte, daß der Correſpondenz-Ausſchuß an ihn ſchreibe, und Erläuterungen über ſein Betragen von ihm fordere, nicht als von einem öffentlichen Beamten, und Procurator-Syndicus des Departement-Directoriums von Paris, ſondern als von einem Bürger und Jacobiner. — Das Büreau ward durch das Scrutinium folgendermaßen beſetzt: la Source ward Präſident; Santerre Vice-Präſident; Pepin und Billaud-de-Varennes wurden Secretäre.

Sitzung vom 18ten. Präſidentſchaft des M. la Source.

M. Beau beſchwerte ſich in einem Briefe aus Tours über einen Beſchluß der daſigen Societät der Conſtitutionsfreunde, nach welchem der Präſident der Societät authoriſirt ward, einem jeden Redner zu unterbrechen, wenn er Meynungen äußerte, die den angenommenen Religionen zuwider wären. M. Beau bekannte ſich zum Deismus; und ſagte: „Wenn man bey „uns gelegentlich dieſes äußerte, ſo müßte man „erwarten, zur Ordnung verwieſen zu werden. „Wenn ein ſolches Verfahren nun nicht den „Grund der franzöſiſchen Conſtitution, die „Rechte des Menſchen, untergräbt, wenn es „nicht gegenrevolutionsmäßige Grundſätze begründet, wenn es nicht offenbar dem Schwur, „frey zu leben oder zu ſterben, verletzt: ſo geſtehe ich, daß ich bisher einen falſchen Begriff „von den Rechten des Menſchen, von der Conſtitution, und von der Freyheit gehabt habe.“

Die Societät von St. Etienne (Departement Rhône und Loire) meldete in einem Schreiben den blutigen Auftritt, der ſich zu Yßingeaux, einer ſieben franzöſiſche Meilen von St. Etienne entfernten Stadt, ereignet hatte; und an welchem die widerſpenſtigen Prieſter ſchuld waren. Die Ariſtocraten der Gegend hatten nehmlich die friedlichen Bürger von Yßingeaux entwaffnet, und waren Willens, alle Patrioten zu ermorden, wozu die Prieſter ſie, im Nahmen Gottes und der Religion aufforderten. Glücklicher weiſe ward das Complot durch die Ankunft von zwey hundert National-Garden aus Puy, die ihren Brüdern zu Hülfe eilten, in der Ausführung ſeines Vorhabens gehindert. Dieſer Bericht ward durch das von der Societät zu Le Puy (Departement der Ober-Loire) an den Mutter-Club überſchickte Protocoll von dieſem Vorfalle beſtätiget.

Die Societät aus Perpignan überſchickte die Abſchrift eines Briefes der Bürger dieſer Stadt an den Krieges-Miniſter; worinn derſelbe gebeten ward, das Commando der Truppen im ſüdlichen Frankreich den Prinzen Carl von Heſſen zu übergeben. „Wir kennen ſeinen Civismus, hieß „es in dem Briefe, wir kennen ſeine militäriſchen „Talente, und ſeine Thätigkeit; wir verlangen

„ihn, weil die Ruhe und die Sicherheit dieſer „Gegenden davon abhängt. Jede andere Wahl „wird uns verdächtig ſcheinen, und der Ver„dacht allein iſt ſchon genug, um die größten „Unordnungen zu erregen.“

Die Societät aus Bordeaux ſchrieb: „Unſre „Conſtitution iſt der vollkommenſte Codex, den „menſchliche Weisheit je abgefaßt hat; er ſichert „Frankreichs Glück, und bereitet das Glück der „ganzen Welt. *) Dank alſo den Philoſophen, „die den Grund dazu gelegt, und den Geſetzge„bern, die ihn ausgeführt haben. Aber ihre „Arbeit iſt noch nicht vollendet; es iſt nicht ge„nug, eine Conſtitution für die Franzoſen ge„macht zu haben; man muß nun auch die Fran„zoſen für die Conſtitution bilden. Die beſten „Geſetze helfen nichts, ohne Erziehung. Das „ſclaviſche Frankreich mußte patriotiſche Geſetz„geber: das wiedergebohrne Frankreich muß bür„gerliche Lehrer haben. Jetzt werden die Ge„ſchäfte eines Erziehers wahrhaft ſchön, wahr„haft groß. Die öffentlichen Lehrer werden in

„ei-

---

*) Eben dieſe Societät zeigte vier Monate nachher ihren Eifer die ſo emphatiſch geprieſene Conſtitution zu vernichten.

d. A.

„einem Zöglinge nicht mehr bloß den Sohn eines „Individuums, ſondern ein Kind des Vaterlandes ſehen; bis jetzt haben ſie nur Sclaven erzogen, endlich werden ſie Bürger bilden.“ Hierauf meldete die Societät die Errichtung einer National-Erziehungsanſtalt in ihrer Stadt; und bat die Pariſer Mutter-Societät ſich mit ihr bey der N. V. dafür zu verwenden, daß die Unternehmer dieſer Anſtalt, zwey gute Patrioten, von der Nation unterſtützt würden.

Die Societät von Mans überſchickte zwey Adreſſen an die N. V., und an den König der Franzoſen. Es ward darinn gebeten, die widerſpenſtigen Prieſter aus Frankreich fortzujagen, und ſie nicht zu dulden, weil eine Toleranz gegen ſie eigentlich eine Toleranz des Laſters wäre, und man die Schüler des Cartouche auch nicht geduldet haben würde, wenn ſie ihre Verbrechen mit einem heiligen Schleyer hätten bedecken wollen. —

M. Jean Bache überreichte der Societät ſeine Memoiren über die Verhältniſſe zwiſchen Frankreich und der Schweitz; die ehrenvolle Erwähnung dieſes Geſchenkes ward beſchloſſen. — Ein Bürger der Section der vier Nationen ſchrieb an die Societät, ſie möchte zu ihrer Tagesordnung die Unterſuchung der Mittel ſetzen, welche im Stande wären, die gegen die freyen Völker verbündeten Tyrannen zu ſtürzen. Dieſe Mittel ſchienen ihm vorzüglich in der Ausbreitung jacobiniſcher Grundſätze auf alle mögliche Weiſe, und vornehmlich durch gute Bücher, zu beſtehen. — Es erſchienen mehrere Deputationen von fremden Societäten, welche mehrentheils Petitionen bey der N. V. für den Krieg einreichen wollten, zuerſt aber immer ihre Brüder im Jacobiner-Club verſicherten, daß ſie Jacobiner, ganz Jacobiner, nichts als Jacobiner wären; welches letztere beſonders von den meiſten zu glauben war. — Raby und noch ein anderes Mitglied ſprachen über die Angelegenheiten der Handlung und der Colonieen, worinn ſie beſonders M. Kerſaint, der einige Tage zuvor in der N. V. über die Organiſation der Truppen und der Artillerie des Seeweſens geredet hatte, hart angriffen, und ſich über ſeinen Ausdruck: „Ich „habe im Seeweſen gelebt, und bin darinn grau „geworden,“ luſtig machten. — Es wurden verſchiedene Geſchenke gebracht, die man für die Soldaten von Château-Vieux geſammelt hatte. —

te. — Die Societät der Freunde des Geſetzes und der Menſchlichkeit, die in der Section des Gravilliers ihre Sitzungen hielt, bat durch eine Deputation die Jacobiner-Societät um die Affiliation. Der Vice-Präſident Santerre antwortete: „Ihr führet einen ſchönen Nahmen; wir ſind aber dennoch feſt von euerm Patriotismus überzeugt. Indeſſen können wir doch den patriotiſchen Geſellſchaften von Paris keine Affiliation, ſondern bloß die Correſpondenz bewilligen.“ —

Robespierre redete abermahls gegen La Fayette. „Er will ſich der Dictatur bemächtigen, ſagte er, aber wir werden ſehen, ob eine feige Memme uns zur Eroberung der Freyheit verhelfen ſoll. Ja! ich kann es beweiſen, daß La Fayette der niederträchtigſte, der grauſamſte, und der verabſcheuungswürdigſte aller Tyranrannen ſey. Je mehr er ſeine Verbrechen vervielfältigen wird, deſto mehr werden wir ihn anklagen.“ Als Robespierre Beyfall zugeklatſcht wurde, ſagte er: „Wenn ich gegen La Fayette rede, muß dieſer Beyfall ſich nicht hören laſſen; denn nicht dieſe Societät, ſondern die öffentliche Meynung, verfolgt ihn.“ Verſchieſchiedene Mitglieder baten ums Wort. Der Präſident ſagte hierauf: „Ich bemerke, daß jedermann das Wort über dieſen Gegenſtand „verlangt, man würde alſo nicht fertig werden.“ Es ward daher keinem zugeſtanden. Zwey Bürger beklagten ſich über die üble Behandlung, die ſie im Gemeindehauſe von einigen Natinalgarden erfahren hätten, weil ſie daſelbſt ihre Meynung über den Helden vom weißen Pferde (La Fayette) frey herausſagten. Merlin erſuchte dieſe Bürger, ihre Klagen bey einem Polizey-Commiſſarius vorzubringen. —

Sitzung vom 20ſten. Die Societät aus l'Orient empfahl den jacobiniſchen Mitgliedern der N. V. eine Petition, die darauf abzielte, eine immerwährende Correſpondenz zwiſchen den Colonien und der Hauptſtadt, vermittelſt regelmäßig von verſchiedenen Häfen des Reichs abgeſchickter Adviſsſchiffe zu errichten. —

Die Societät aus St. Tulle (Departement der Nieder-Alpen) ſchrieb in einem ganz originellen Tone einen Brief an die Mutter-Societät in Paris, von dem wir zur Probe folgendes mittheilen wollen: „Frey leben oder ſterben! Zum „Teufel mit den Feuillantinern! wir ſind, und

„werden bis zum Tode bleiben — wahre Jacobiner, zur groſſen Verzweiflung des ganzen Leopoldiniſchen Anhanges. Die Vetogogie erſchreckt uns nicht; denn die öffentliche Meynung und unſre Picken haben auch eine, ihnen eigene Sanction. Die Wahl der neuen Miniſter beruhigt uns ſehr; Gott gebe, daß ein conſtitutioneller Wind aus den Tuillerieen alle mephitiſchen Dünſte des öſterreichiſchen Miniſterialismus vertreiben möge. Unſre Landleute glauben feſt, das die Conſtitution den Kayſer Leopold getödtet habe; bloß eine anti-jacobiniſche Indigeſtion hat ihm den Tod verurſacht.“ —

Die Societät aus Langres ſchrieb unter andern: „Dumourier's Betragen iſt dem eines wahren Römers gleich; und ſchon lange hat die Nation einen ſolchen Mann im Miniſterium erwartet. Dieſer neue Poplius fühlt ganz die Stärke einer freyen Nation; und er hat endlich den König von Ungarn den Kreis umſchrieben, in welchem er ſich halten muß. — Die Uneinigkeit der Meynungen ermüdet uns endlich; — es iſt bald Zeit anzufangen.“ — Dieſelbe Societät überſchickte auch die Abſchrift einer Adreſſe, die ſie an die Landleute ergehen ließ, und worinn dieſe zum Gehorſam gegen das Geſetz, zur Achtung für die Sicherheit der Perſonen und des Eigenthums, und zur Lectüre patriotiſcher Schriften, im Nahmen des Vaterlandes und der Freyheit eingeladen wurden.

Die Societät von Marſeille überſchickte verſchiedene Actenſtücke, aus welchen ein neuer Plan in Bouillé's Manier, erhellte, der nach Anleitung ausländiſcher, bey den franzöſiſchen Armeen angeſtellter Generale, in den mittäglichen Departementern ausgeführt werden ſollte. Dieſe Actenſtücke betrafen beſonders den Herrn von Witgenſtein, der ſich alle Mühe gab, das Herumziehen der Ordnung machenden Marſeiller, zu verhindern. —

M. Simon beklagte ſich, daß er des Morgens von zwey National-Garden gezwungen worden ſey, in der Straße St. Honoré den Hut vor einem Wagen abzunehmen. — Hierauf entſtanden ſehr tumultuariſche Debatten, über die im Saale des Gemeinderaths von Paris aufgeſtellten Büſten von La Fayette und Bailly. Baumier, der ebenfalls auf La Fayette loszog, ſagte: „Man wirft mir vor, daß

„ich einem Manne, der an der Spitze einer Armee iſt, das Zutrauen rauben will: aber eben „aus dieſem Grunde muß man ein wachſames „Auge auf ſein Betragen haben. Cäſar war „auch an der Spitze eines Heeres, als es einen „Cato gab, der ihn anklagte. Jezt haben wir „wieder einen Cäſar — aber keinen Brutus.“ Robespierre ſuchte durch allerley Sophiſtereyen, worinn man im Grunde immer den Neid erkannte, zu beweiſen, daß La Fayette und Bailly dadurch gar nicht geehrt würden, daß man ihre Büſten ſtehen laſſe; weil dieſe Ehrenbezeugung nicht, vom Volke, von der öffentlichen Meynung, ſondern bloß von der alten Municipalität beſchloſſen worden ſey; und er verſicherte, daß er ſich ſchämen würde, wenn die alte Municipalität ihm *) ein Denkmahl errichtet hätte. M. Rochex verlangte, daß man die Straße

de

---

*) Dieſe Verſicherung iſt deſto lächerlicher in dem Munde eines Menſchen, der der eitelſte aller Franzoſen, ſo wie der größte Böſewicht der Nation iſt. Dieſe Eitelkeit geht ſo weit, daß er in dem Jacobiner-Club immer mit gekräuſelten und ſorgfältig gepuderten Haaren erſcheint, ſo ſehr auch dieſe alte Mode gegen das Coſtume der Societät iſt.

d. A.

de la Fayette anders benennen ſolle. Dieſe ganze Verhandlung ward durch die Ankunft des M. Merlin unterbrochen, welcher der Societät Rechenſchaft von dem ablegte, was in der N. V. vorgegangen war ; ſie hatte gegen das Verlangen einiger Redner den Krieg beſchloſſen. Es hielten nun mehrere Redner, als Merlin, Carra, Robespierre, weitläufige Reden über dieſen Gegenſtand. Sie ſtimmten alle darinn überein, daß der Krieg, da er nun einmahl decretirt würde, auch von Frankreich mit Nachdruck geführt werden ſollte; und daß die Franzoſen eilen müßten, Brabant, die Niederlande, Flandern, Lüttich u. ſ. w. zu erobern. Robespierre ſchloß ſeine Rede mit einer abermahligen Verwünſchung des La Fayette. „Entweder, „ſagte er, muß La Fayette abgeſetzt werden, „oder die Manöver, die ich ſo oft denuncirt habe, werden eintreffen. Mit einem Worte, „man muß dem Bürgerkriege zuvorkommen.“ —

Sitzung vom 22ſten. Der Präſident meldete, daß er einen Brief von dem Prinzen von Heſſen empfangen hatte, worinn dieſer um eine Einlaßkarte bat, weil ſeine Geſchäfte im Süden ihn verhinderten, ſeine alte Karte im Norden zu erneuern.

Bécourt verlangte, daß man ihm keine Karte bewillige, weil er es mit den Feuillantinern hielte. Der anweſende Prinz rechtfertigte ſich, und ſagte: „Ich habe nie die Grundſätze dieſer So„cietät verleugnet; und wenn ſie mich auch aus„ſtößt, ſo werde ich dennoch immer ein guter „Jacobiner im Grunde meines Herzens bleiben.“ Beyfall begleitete dieſe Worte, und die verlangte Karte ward bewilligt. Hierauf beſtieg der Prinz die Rednerbühne, und theilte der Societät einige Nachrichten von dem Verhalten der Officiere in dem ſüdlichen Departementern mit, die er von ſeinem Freunde Dubois de Crancé erhalten hatte, und die den Kriegsminiſter Narbonne compromittirten. „Was mich betrift, ſagte er, „ſo gehe ich nach den Gränzen, um daſelbſt für „die Freyheit ermordet zu werden, nicht durch „die Hände eines Patrioten, ſondern durch die „eines Ariſtocraten. Daraus mache ich mir „nichts. Das iſt mein Glaubensbekenntniß; „und Ihr könnt mir glauben, daß ich nie davon „abgehen werde.“ Röderer betrat die Rednerbühne. Es entſtand hierüber ein erſchrecklicher Tumult in der Verſammlung. Chabot wollte mit aller Gewalt gehört werden. Der Präſident bedeckte ſich, und die Ruhe ward hergeſtellt. Röderer hatte das Wort. Er rechtfertigte ſich wegen mehrerer, in der Sitzung der Societät vom 17ten ihm von Collot d'Herbois und andern Rednern angeſchuldigten Vergehungen; und ſeine Rede erhielt allgemeinen Beyfall. Collot erſchien und ſagte, daß er gegen die Rechtfertigung des Röderer ſprechen werde. Die Sache ward adjournirt; und Röderer erſucht, ſeine Rede dem Collot mitzutheilen. — Ein anonymes Mitglied ließ 1000 Livres aufs Büreau legen, als einen Beytrag zu den Kriegeskoſten, den er jährlich, ſo lange der Krieg dauern würde, erneuern wollte. Es ward ehrenvolle Erwähnung beſchloſſen. — Ein Mitglied ſchlug vor, eine Subſcription für Beyträge zu den Kriegeskoſten zu eröffnen. Auf Sillery's Bemerkung aber, daß der öffentliche Schatz reich genug ſey, und daß man durch ſolche Schritte die Meynung veranlaſſen könnte, daß das Vaterland Mangel habe, ſchritt die Societät zur Tagesordnung; und die vorgeſchlagene Subſcription ward ohne darüber zu deliberiren abgewieſen. — M. Yon zeigte an, daß M. Daubigny den folgenden Tag, mit der Conſtitution in der Hand, förmlich auf die Abſetzung des Generals La Fayette antragen werde. Auch ward noch beſchloſſen, in der nächſten Sitzung die Männer des 14ten July anzuhören. —

Sitzung vom 23ſten. Collot d'Herbois beſtieg die Tribune. Er redete nun wieder gegen Röderer, deſſen den Tag zuvor gehaltene Rede, er erſt vor einigen Stunden bekommen hatte. — Er ſprach mit vieler Ironie und Bitterkeit wider ſeinen Gegner, deſſen Hauptverbrechen darinn beſtand, daß er bey M. Jaucourt *) zu Mittage gegeſſen, und dem Feſte der Soldaten von Château-Vieux nicht beygewohnt hatte. „Die „geſtrige Sitzung, ſagte Collot, wird unſern „Feinden viel zu reden geben; uns aber, Robespierre und mir, uns iſt es recht lieb. Was „uns das größte Vergnügen macht, iſt, daß

„Mlle.

---

*) Er war General, und von bekannten Verdienſten, von vornehmer Geburt, aber kein eifriger Patriot; jedoch ein Anti-Jacobiner, und dieſe Geſinnung verhehlte er nicht, ſo wenig wie La Fayette, Larochefaucauld, Liancourt und andere würdige Männer es thaten.

v. A.

„Mlle. Théroigne *) heute Morgen in einem „Caffe-Hauſe auf der Terraſſe der Feuillantiner, „beſchloſſen hat, Robeſpierre und mir ihre Achtung zu entziehen.“ Bey dieſen Worten entſtand ein allgemeines Gelächter. Mademoiſelle Théroigne, die eben auf der linken Seite, in der Tribune der Damen, zugegen war, ſtieg, aus Verdruß über den Lärm, der ihrentwegen entſtand, über die Wand, die ſie von dem Innern des Saales trennte; widerſtand allen, die ſie zurückhalten wollten; lief in vollem Eifer hin zum Büreau; und wollte durchaus die Erlaubniß zu reden haben. Zuletzt ward ſie aber aus dem Saale geführt. Der Lärm währte fort; der Präſident bedeckte ſich, und ſtellte dadurch wieder die Ruhe her. —

Tallien ſtand auf, und behauptete, es wären in der Societät noch ſehr viele unächte Patrioten. „Wir müſſen, ſagte er, alle Ehrſüchtigen, und alle Cromwelliſten aus unſrer Mitte „ausſtoßen; hier muß nur Ein Geiſt herrſchen, „nehmlich die Liebe des Vaterlandes und der

---

*) Dieſe Jacobiner-Heldinn hatte damahls ſchon wieder ihren Credit bey der Societät verlohren.
v. A.

„Conſtitution.“ — Hierauf ſchlug er drey Dinge vor. Erſtlich ein Circularſchreiben an alle verbrüderte Geſellſchaften ergehen zu laſſen, um die Correſpondenz, welche ein wenig langſam und ſchläfrig geworden war, wieder zu beleben. Zweytens, alle Mitglieder der Pariſer Societät einem Reinigungs-Scrutinium zu unterwerfen. Drittens, alle Ausſchüſſe, beſonders den Correſpondenz-Ausſchuß zu erneuern. Dieſe Vorſchläge wurden von einem wiederholten Bravo-Geſchrey begleitet, und viele Mitglieder forderten, daß gleich darüber geſtimmt werde. Der Präſident bemerkte aber, die Sache wäre von einer zu großen Wichtigkeit, um nicht einen Gegenſtand der Diſcuſſion daraus zu machen.

Die Vorleſung eines Manifeſtes, welches den Titel führte: die vereinigten Lütticher und Belgier, ward nach der Anfrage des Präſidenten, auf eine andere Sitzung verſchoben. — Merlin ſtand auf, und ſagte nach einer kleinen Einleitung: „Geſtern habe ich in der Chronick von „Paris einen ehrloſen Ausfall gegen die Jacobiner „geleſen. Condorcet, Einer von Euren Mitgliedern, iſt Verfaſſer davon. Es wird darinn

„geſagt, daß die Glieder dieſer Societät Leute „ohne Talent, und dem Könige von Ungarn „verkauft ſind. Auch wagt er es zu behaupten, „daß diejenigen, welche ſich gegen den Krieg „erklärten, von der Civilliſte beſtochen ſeyen. „Ich verlange, daß Condorcet angehalten werde, „dieſe Behauptungen zu beweiſen.“ Robespierre beſtieg die Tribune. „Es iſt Zeit, ſagte „er, daß die Societät kräftige Maaßregeln er„greife, um ſich zu retten. Der Zeitpunct, die „Verräther zu entlarven, wird ſchon kommen; „heute ſollen ſie noch nicht entlarvt werden, „wenigſtens nicht von mir; ich behalte mir es „noch auf einige Zeit zu gut. Der Saame, der „heute ausgeſtreuet ward, muß keimen. — „Und wenn erſt der Streich ausgeführt wird, „ſo muß er entſcheidend ſeyn. Es müſſen „alle diejenigen, denen dieſe große Sache „angeht, bey der Diſcuſſion zugegen ſeyn. „Ich wollte, daß ganz Frankreich ſie mit an„hörte; dann würde es gewiß um alle Intri„guanten, und alle Feinde der Conſtitution ge„ſchehen ſeyn. Ich wollte, daß das ſtrafbare „Oberhaupt aller Factionen, und aller Feinde „der gemeinen Sache, mit ſeiner ganzen Armee

„da=

„dabey wäre. Ich würde zu ſeinen Soldaten „ſagen, indem ich ihnen meine Bruſt darreich„te:“ „Wenn Ihr die Soldaten von La Fayette „ſeyd, ſo bringet mich um; ſeyd Ihr aber die „Soldaten des Vaterlandes, ſo höret mich!“ „Dieſer Augenblick würde der letzte Augenblick „des La Fayette ſeyn.“ — Der Präſident zeigte an, daß Anacharſis Cloots in der nächſten Sitzung gegen die Tyrannen reden wolle. — Chabot ließ ſeinen Zorn gegen den Ex-Miniſter Narbonne aus. Er behauptete, daß Narbonne, Fauchet, und alle die ihn in der N. V. vertheidigten, an den Galgen gebracht zu werden verdienten, weil Narbonne nach dem Protectorat ſtrebe, Fauchet aber ihn unterſtützt, und ihm zuerſt die Ideen des Cromwellismus hergebracht hätte. — Uebrigens fiel in dieſer Sitzung nichts merkwürdiges vor. —

Sitzung vom 25ſten. Mehrere Societäten als wie zu Bethune, Ceully-les-Lyon, Weiſſembourg u. ſ. w. beklagten ſich, daß die von der executiven Gewalt beſtellten öffentlichen Beamten zu viel Nachſicht gegen die widerſpenſtigen Prieſter hätten, welche ſich alle Mühe gäben, die Fackel des Bürgerkrieges anzuzünden.

Die Societät aus Tonneins (Departement Lot und Garonne) betheuerte in einer Adreſſe, die von 305 Perſonen unterſchrieben war, ihre Anhänglichkeit an die Jacobiner, und ihren Abſchen gegen die Feuillantiner. „Wir ſind Jacobiner, hieß es in der Adreſſe, wir wollen daher auch als Jacobiner leben, und als Jacobiner ſterben. Wir verachten alle Feuillantiner der Welt, die ſchon gebohren ſind, und die noch gebohren werden ſollen. Wir wiſſen, daß dieſe Janus-Köpfe von der Zwietracht erzeugt wurden, und daß ſie von den Fragmenten der Civilliſte ihr Leben erhalten."

Ein Bürger aus Lons le Saulnier ſchlug der Societät in einem Briefe vor, den Allmanach des Vaters Gerard, in einer Wochenſchrift fortſetzen zu laſſen, die in demſelben Tone abgefaßt ſeyn, und zur Aufklärung des Landmannes viel beytragen müßte. „In dem Artickel: Pabſt zum Beyſpiel (ſo hieß es in dem Briefe) müßte gezeigt werden, daß das Pabſtthum ſich urſprünglich auf Unwiſſenheit und Leichtgläubigkeit des Volkes, und auf Geitz, Stolz, Barbarey und Scheinheiligkeit der Charlatane gründete. Nachher müßte auch in

„den Artickeln Mahomet, Dalai-Lama, „Moſes, Socrates, Confucius ꝛc. bewieſen werden, daß es außer der päpſtlichen „Gemeinde auch noch rechtſchaffene und gerechte „Männer gegeben habe, und noch gebe.“

Rabby zeigte mit Wehmuth an, daß Röderer ſich nicht damit begnügte, den Beyfall der Societät bey ſeiner Rechtfertigung erhalten zu haben, ſondern daß er nun auch noch ſeine Denuncianten vor Gericht geladen hätte. Rabby fürchtete, daß dieſer Schritt künftig die muthigen Denuncianten zaghaft machen könnte. Collot d'Herbois ſagte hierauf: „Ein Jacobiner „muß ſich glücklich ſchätzen, vor einem Tribunal „die Meynungen zu bekennen, die er hier auf „dieſer Tribune geäußert hat. Ich bitte daher „die Societät über dieſen Gegenſtand keine „Diſcuſſion zu eröffnen. Ich fürchte mich nicht. „Seit ſechs Monathen gehe ich mitten unter „Mördern; *) aber alle guten Bürger verſam„meln

---

*) Dieſe abſichtliche Aeuſſerung war eine grobe Unwahrheit, weil es wohl niemand einfiel, das Leben dieſes Elenden zu bedrohen. Solche Floskeln gehörten aber zu den Jacobiner-Künſten, um die

„meln ſich um mich; und da ich ſchon ſo glück„lich war, andere zu vertheidigen, ſo werde ich „mich ſelbſt vielleicht auch noch vertheidigen „können.“

Nun beſtieg Fauchet die Tribune. Er vertheidigte ſich mit Heftigkeit gegen die von Chabot in der vorigen Sitzung gegen ihn erhobene Anklage; nannte Chabot einen ſchändlichen Menſchen, der es wagte, die Reinheit der Sitten rechtſchaffener Leute anzugreifen, und in einer Verſammlung ehrbarer Männer Reden zu führen, die man ſonſt nur in Wirthshäuſern und Bordellen hörte; zuletzt fügte noch Fauchet hinzu: „Ich fordere Gerechtigkeit gegen einen „ſolchen Mann, der die Sache des Vaterlandes „entehrt; ich fordere Gerechtigkeit gegen ihn, „nicht meinetwegen, ſondern um der Societät „willen.“ Chabot wollte antworten. Briſſot hatte nach der Ordnung das Wort, welches er aber, als eine Unordnung in der Verſammlung

ent-

---

die Beſorgniſſe der Tribunen zu erregen. Ich war anweſend in dieſer Sitzung, und ein Ohrenzeuge des zärtlichen Kummers um das Leben des theuren Collot.

v. A.

entſtand, an Chabot abtrat. Dieſer ſtritt ſich nur noch einige Zeit mit Fauchet, ob Narbonne den Plan gehabt habe, ſich zum Protectorat zu erheben, oder nicht? Es entſtand ein raſender Lärm in der Societät; und zuletzt konnte keiner den Andern überführen. Nun betrat Briſſot die Rednerbühne. „Ich bin auf dieſer Tribune angeklagt worden, ſagte er; ich komme, um mich zu vertheidigen. Das Einzige was mich verlegen macht, iſt eigentlich dieſes, die Verbrechen, die man mir anſchuldiget nicht zu kennen, um ſie genau zu beſtimmen. Wenn ich das nehme, was hier laut gegen mich geſagt wurde, ſo höre ich bloß Denunciationen, Beleidigungen, wüthende Ausfälle; aber nicht Eine Thatſache, nicht Einen Beweis, nicht einmahl die geringſte Anzeige eines Verbrechens.“ Hierauf zeigte der Redner, daß verſchiedene Anklagen gegen ihn ganz ohne Grund wären. „Man wirft mir vor, daß ich das jetzige Miniſterium geſchaffen habe, ſagte er; das wäre wahrlich viel, wenn ich aus dem vierten Stockwerke, wo ich wohne, dem Schloſſe der Tuillerieen Geſetze vorſchreiben könnte. Und wenn es auch wahr wäre, daß auf meine Ver-

„an-

„zufällig jacobiniſche Miniſter gewählt wür„den; wäre denn dieſes ein Verbrechen? Wollte „Gott, daß alle Stellen mit Jacobinern beſetzt „wären!“ Ein Mitglied unterbrach den Redner, und ſagte: „Es iſt unmöglich, länger hier zu „bleiben, und die ſchändlichen Reden anzuhö„ren, die Desmoulins führt. Es iſt abſcheu„lich, daß er ſich gar nicht will zum Schweigen „bringen laſſen, und beſtändig fort aus vollem „Halſe ſchreyet, daß der Redner auf der Tri„bune ein Schurke ſey!“ Es entſtand hierüber ein großer Lärm, und mehrere Stimmen rie- ſen: Zur Thür hinaus mit Desmoulins!

Briſſot fuhr fort: „Wollte Gott, daß alles „Jacobiner wäre; vom Erſten Beamten, der „auf dem Throne ſitzt, biß auf den geringſten „Schreiber in den Büreaux der Miniſter!“

„Die Denunciation iſt eine Waffe des Vol„kes; die aber dieſe Waffe misbrauchen, ſind „ſeine grauſamſten Feinde. Wollt Ihr ſie nütz„lich machen: ſo laſſet die Denuncianten ihre „Denunciationen unterſchreiben, und ihre Be„weiſe nicht auf übermorgen aufſchieben. Ver„achtet einen Jeden, der denuncirt, ohne zu „beweiſen. Ich fordere beſtändig von meinen

„Gegnern: Beweiſe! Beweiſe! allein ſie haben
„keine Beweiſe. Sie beſchuldigen mich eines
„Briefwechſels mit La Fayette; ich erkläre aber,
„daß ich ſeit dem 23ſten Juny 1791. weder di-
„recte noch indirecte mit La Fayette in irgend
„einer Verbindung ſtehe. Eben ſo wenig ſtehe
„ich mit Narbonne oder Madame Stahl in
„Verbindung, deren Figur ich nicht einmahl
„kenne, und deren Grundſätze ich verabſcheue.“

„Seit einiger Zeit höre ich von Protector und
„Protectorat ſprechen. Ich geſtehe, daß mir
„dieſe ganze Geſchichte unbekannt war. Ihr,
„die Ihr in La Fayette einen neuen Cromwell zu
„ſehen glaubt, Ihr kennet wahrlich weder La
„Fayette, noch Euer Zeitalter, noch das fran-
„zöſiſche Volk. Cromwell hatte einen Charac-
„ter; La Fayette hat keinen; und ohne Charac-
„ter kann man kein Protector werden. Doch
„wenn er auch Character hatte: ſo ſind in dieſer
„Societät genug Freunde der Freyheit, die eher
„ſterben, als ihn ertragen wollten. Ich bin
„der Erſte, der hier ſchwört, daß entweder in
„Frankreich Gleichheit herrſchen, oder daß ich,
„gegen Protectoren und Tribunen kämpfend,
„ſterben werde.“

Hierauf vertheidigte Briſſot auch ſeinen berühmten Freund Condorcet, von dem einige hitzige Jacobiner ebenfalls geſagt hatten, daß er das Protectorat begünſtige. „Wer ſeyd Ihr, ſagte Briſſot, daß Ihr das Recht habet, dieſen großen Mann zu verleumden? Was habet Ihr noch gethan? Wo ſind Eure Arbeiten, Eure Schriften? Könnet Ihr auch ſo viele Angriffe gegen den Thron, gegen das Vorurtheil, und den miniſteriellen und parlementariſchen Fanatiſmus aufzählen, als er während 30 Jahre mit Voltaire und d'Alembert gethan hat? Ohne das Genie ſolcher großen Männer, wie Condorcet iſt, würde man jetzt keine Reden über die Freyheit auf Euren Tribunen hören. Es ſind Eure Lehrer, und Ihr verleumdet ſie, indem ſie dem Volke große Dienſte leiſten.“ Briſſot ſprach noch mehr gegen die Denuncianten, die Anklagen ohne Beweiſe vorbringen; und verlangte zuletzt die Ordnung des Tages.

Robespierre beſtieg die Tribune. Guadet verlangte ebenfalls das Wort, und ſagte: „Ich fühle ſchon zwey Tage das Bedürfniß, mich zu rechtfertigen; Robespierre fühlt es erſt ſeit einigen Minuten; wem gebührt nun die Priorität?“ (Beyfall.) Guadet rechtfertigte ſich nun, und erklärte, daß ein Protector, ein Tribun, und er ſelbſt, nie zuſammen exiſtiren werden. „Uebrigens verlange ich, ſagte er am Schluß ſeiner Rede, daß die Societät auf alle hier geſchehene Denunciationen nicht zur Tagesordnung ſchreite. Ich ſchließe mit der Bemerkung, daß Ihr Euch vor jenen empyriſchen Rednern in Acht nehmen müſſet, die beſtändig die Wörter: Freyheit, Tyranney, und Verſchwörung im Munde führen; und die immer, indem ſie ſich ſelbſt loben, das Volk zu verführen ſuchen. Ich verlange, daß die Societät dieſe Menſchen beſtrafe.“ Freron verlangte, daß Guadet zur Ordnung verwieſen werde, weil er unter den Worten empyriſcher Redner auf Robespierre geſtichelt hätte. Es erhob ſich ein großer Tumult über dieſe Motion; und zuletzt ward Freron zur Ordnung verwieſen. Guadet redete wieder: „Robespierre hat verſprochen, einen in der N. V. ſelbſt gemachten Plan zu einem Bürgerkriege, zu denunciren; ich fordere ihn auf, es zu thun. Ich aber, ich denuncire ihm einen Mann, der un-

„aufhörlich ſeinen Stolz dem gemeinen Weſen vorzieht; einen Mann, der, indem er immer von ſeinem Patriotismus ſpricht, den Poſten verläßt, auf welchen er geſtellt iſt; *) einen Mann, der, es ſey Ehre oder Stolz, der Götze des Volkes geworden iſt; (großer Tumult) einen Mann, der aus Liebe zur Freyheit und zum Vaterlande, ſich ſelbſt die Strafe des Oſtracismus auflegen ſollte, weil man dem Volke dadurch dient, wenn man ſich ſeiner Anbetung entzieht. Nun denuncire ich dem Robespierre noch einen andern Mann, der nie von ſich ſelbſt ſprechen, und, ſtandhaft auf dem Poſten, worauf ihn ſein Vaterland geſtellt hat, eher darauf ſterben, als ihn verlaſſen wird. Dieſe beyden Männer ſind —— Robespierre und ich.“

Robespierre verſprach in der nächſten Sitzung auf Guadet's Rede zu antworten, durch deren Widerlegung er alle ſeine Gegner zu wi-

---

*) Robespierre hatte eben damahls ſeinen Poſten, als öffentlicher Ankläger, wozu er gewählt war, aufgegeben, weil er jetzt anfangen ſollte ſein Amt zu verwalten.

v. A.

derlegen hoffte: „Was den Oſtracismus betrift, ſagte er, ſo wäre es ſehr eitel von mir, wenn ich mir dieſe Strafe auferlegen wollte; denn ſie gehört nur für groſſe Männer, und es kömmt bloß Briſſot zu, zu beſtimmen, wer ein großer Mann ſey?“ Albitte und nach ihm Bazire wünſchten, daß Robespierre, Briſſot und Guadet aufhörten, ſich in der Societät wechſelsweiſe zu denunciren, und ihren Streit lieber in irgend einen Journale endigen möchten, weil er im Grunde keine Thatſachen, ſondern bloß Meynungen und verſchiedene Syſteme beträfe. Robespierre nahm dieſen Vorſchlag an, nachdem er erklärt hatte, daß er unter dem Bürgerkriege, zu dem der Plan in der N. V. gemacht worden wäre, eine Spaltung der Jacobiner verſtand, die verſchiedene Mitglieder der N. V. bewirken wollten!! —

Sitzung vom 28ſten. Die Societät von Aups (Departement du Var) ſchrieb: „Laſſet uns unſre Auflagen bezahlen, ſo werden wir die dreyfarbige Fahne in den uns benachbarten Ländern pflanzen, und das ſinnreiche Syſtem des Philanthropen Anacharſis Cloots gründen. Laſſet uns die Auflagen bezahlen, ſo

„werden die Aſſignaten Credit bekommen, die „Agiotage wird aufhören, und das Reich wie„der in Wohlſtand kommen. Laſſet uns die „Auflagen bezahlen, ſo werden die feindſeligen „und unſinnigen Projecte der Emigrirten wie „ein Rauch verfliegen. Laſſet uns die Auflagen „bezahlen, ſo wird der Baum der Freyheit, „auf das Bäumchen der Vernunft von der Phi„loſophie gepfropft, ſich vervielfältigen, und „durch zahlreiche Ableger ſeine Gattung ſtark „verbreiten.“ Die Societät von Aups ſchlug hierauf dem Mutter-Club vor, allen Societäten die Verbrüderung zu entziehen, die auch nur ein einziges Mitglied unter ſich dulden würden, welches ſeine Contributionen nicht bezahlt hätte, und keine Quitung vorzeigen könnte.

Die Societät aus Toulon meldete, daß eine Menge Officiere und ehemaliger Adelichen ſich plötzlich nach Paris begeben hätten; und ſie fürchtete, daß eine ſolche unerwartete Verſammlung in der Hauptſtadt irgend eine geheime Urſache habe, deren Wirkungen dem gemeinen Weſen ſchädlich ſeyn könnten.

Ein Mitglied der Societät in Nismes verlangte, daß die beſtändig durch dieſe Stadt ziehenden Truppen, nicht bloß bey den Bürgern, ſondern auch in den Nonnen-Klöſtern einquartirt werden ſollten, von denen ein Einziges ein ganzes Regiment bequem faſſen könnte; auch, meynte er, wäre es nicht gegen den Wohlſtand, Soldaten in Nonnen-Klöſtern einzuquartiren, da man doch auch widerſpenſtige Prieſter und Mönche darinn wohnen ließe, die in jeder Rückſicht — den Nonnen gefährlicher ſind, als Soldaten. —

Die Societät aus Bordeaux meldete, daß über 2000 Bürgerinnen aus ihrer Stadt den Bürgereyd geleiſtet, und geſchworen hätten, ihre Kinder in den Grundſätzen einer freyen Conſtitution zu erziehen. Um die Geſetze zu kennen, die ſie zu vertheidigen ſchwuren, bildeten dieſe Bürgerinnen eine Geſellſchaft der Eintracht, Gleichheit und Philanthropie, unter dem Nahmen: Geſellſchaft der Conſtitutionsfreundinnen. Die Frauenzimmer-Societät war mit den patriotiſchen Geſellſchaften zu Bordeaux affilirt, und wünſchte auch die Correſpondenz mit dem Mutter-Club von Paris zu erlangen. — Nach Verleſung der Correſpondenz entſtand ein entſetzlicher Lärm in dem Theile des Saales, worinn ſich la Faye befand, den ein Cenſor, wie er ſagte, nicht zum Schweigen bringen konnte. La Faye machte einige unanſtändige und drohende Gebärden; der Tumult ward größer; der Präſident bedeckte ſich, und ſtellte durch dieſes Zeichen der Trauer die Ruhe wieder her. — Ein Bürger aus dem Departement de l'Ain brachte ein Aſſignat von 100 Sols, als einen Beytrag zu den Kriegskoſten, und verlangte die Ehre der Sitzung, welche ihm bewilliget ward. Ein Mitglied bemerkte, es könnten ſich gefährliche Aufwiegler in die Societät einſchleichen, unter dem Vorwande, daß ſie dem Vaterlande ein Opfer brächten. Le Gendre meynte auch, es könnten ſich Uebelgeſinnte, wie er ſich ausdrückte dieſes Mittels bedienen, und viele 100 Sols-Zettel an einzelne Perſonen vertheilen, um Einfluß auf die Societät zu haben. Zuletzt ſagte noch Merlin: „Es müſſen überhaupt keine Mittelperſonen „zwiſchen dem Volke und ſeinen Repräſentanten „ſeyn; die Beyträge zu den Kriegeskoſten müſ„ſen alſo in die N. V. ſelbſt gebracht werden.“ Dieſer Vorſchlag ward, nachdem die Societät darüber geſtimmt hatte, angenommen. —

Daubigny denuncirte der Societät mit vieler Wehmuth, daß die Verſammlung des Wahlcorps, in welcher Cahier-de-Greville präſidirte, den Ex-Miniſter und Ariſtocraten Duport-du-Tertre *) zum öffentlichen Ankläger gewählt habe; und verlangte, daß die Societät ſich an die N. V. wenden möchte, um dieſe Wahl ungültig zu machen. In verſchiedenen Theilen des Saales rief man: Robespierre haben wir dieſes zu verdanken! (wegen ſeiner Abdankung) Robespierre ſagte hierauf: „Die Wahl einiger öffentlichen Beamten muß Euch nicht beunruhigen; „aber wohl müſſet Ihr ſuchen den allgemeinen „Plan der Verſchwörung gegen die Freyheit zu „entdecken, wovon alle jene ſchädlichen Ernennungen nur die Folge ſind.“ Nach einigen kleinen und unwichtigen Vorfällen beſtieg er die Tribune, und hielt eine ſehr lange Rede, wor-

inn

---

*) Ein ſehr würdiger Mann, deſſen ächter Patriotismus und groſſe Tugenden dem Volke Bewunderung abzwangen. Er war kein Jacobiner; deshalb wurde er von den Hoſenloſen verfolgt, von ſeinen Poſten als Juſtiz-Miniſter verdrängt, und endlich am 10ten Auguſt mit ſo vielen andern Redlichen ermordet.

v. A.

inn er ſich wegen der Vorwürfe rechtfertigte, die er in der vorigen Sitzung von Briſſot und Guadet hören mußte. Uebrigens enthielt ſeine ganze Rede nichts als Selbſtlob, Herausſtreichung ſeiner Verdienſte um das Vaterland und die Freyheit; ferner hämiſche Ausfälle gegen die würdigſten, ja ſelbſt gegen verſtorbene Männer, als Voltaire und D'Alembert, weil ſie, obgleich ſie den Fanatismus bekämpften, doch den Königen öfters ſchmeichelten; und endlich wieder Denunciationen und Verleumdungen rechtſchaffener und verdienter Perſonen, die ſich auf nichts gründeten; Beſchuldigungen, die eigentlich nur zum Zwecke hatten, durch die Verdunkelung der Verdienſte Anderer, die Tugend und das Verdienſt des Denuncianten in ein helleres Licht zu ſetzen, — und ihm dadurch vielleicht einſt die Bahn zu irgend einer großen Unternehmung zu machen. — — Nach Vollendung der Rede ward der Druck derſelben, und die Vertheilung an die Tribunen beſchloſſen. —

Ein Mitglied, Deputirter der Stadt Etampes bat für die Perſonen, die an dem Tode des berühmten Maire Simonneau ſchuld waren, und behauptete, daß ſie mehr durch Irrthum und Furcht vor Hungersnoth, als durch Laſter zu jener abſcheulichen Handlung verleitet worden wären. Der Präſident (Danton präſidirte Statt La Source, der ſich während der Sitzung in die N. V. begeben mußte) antwortete: „Alle „Freunde der Menſchheit haben längſt gefühlt, „daß Ihre Clienten mehr unglücklich als ſtrafbar „ſind!!“ Er ernannte hierauf zwey Commiſſarien, die die Adreſſe des Deputirten von Etampes unterſtützen ſollten. —

Sitzung vom 29ſten. Pétion betrat die Rednerbühne. „Brüder und Freunde, ſagte „er, ich komme, um hier meinen Schmerz aus„zudrücken. Die Unruhen, die in dieſer Socie„tät herrſchen, laſſen traurige Begebenheiten „erwarten; ſie machen die Hoffnung unſrer „Feinde. Jetzt könnten wir, ſtark durch das „Gute, das wir gethan haben, dem gemeinen „Weſen die größten Dienſte leiſten; und jetzt „ſind wir auf dem Puncte uns zu entzweyen. „Vernichtet, ich beſchwöre Euch darum, ver„nichtet eine Zwietracht, die den Freunden der „Freyheit furchtbar wird. Bemerket, daß die „Bewegung, die man in dieſer Societät gewahr „wird, ſich auch ſchon in den verwaltenden

„Corps, und in der Nationalgarde äußert; daß ſie ſich von Einem Ende des Reiches biß zum Andern verbreitet. Allenthalben bemerkt man dieſelben Bewegungen, die von dem Ariſtocratismus unterhalten und befördert werden, die Gemüther in eine der Freyheit drohende Ungewißheit werfen. „Zwietracht iſt der ewige Grundſatz der Tyrannen; ſie würden triumphiren, wenn ſie eine Spaltung unter Euch würden möglich machen. — Nichts iſt trauriger, als dieſe ſtürmiſchen Sitzungen zu ſehen, worinn Männer, von den unbändigſten Leidenſchaften erhitzt, ſich aller Feindſeligkeit überlaſſen, die den Partheygeiſt characteriſirt; da in dieſer Geſellſchaft kein anderer Geiſt herrſchen müßte, als der der Vertheidiger des Vaterlandes und der Freyheit." In dieſem Tone redete Pétion weiter. Er forderte die Societät zur Eintracht und zur Ruhe in ihren Verhandlungen auf; verlangte, daß man alle Bitterkeiten bey Denunciationen und andern Reden weglaſſe, Perſönlichkeiten vermeide, und nicht auf Perſonen, ſondern auf Sachen ſehen ſollte. Er ſchloß ſeine Rede mit den Worten: „Laſſet uns ſchonend gegen die Perſonen, und ſtrenge gegen die

„Sachen ſeyn! Ich hoffe, daß die Bosheit den „Schritt, den ich hier thue, nicht verleumden, „und daß man nicht denken wird, daß ich auf „dieſe oder jene Perſon ziele. Auf beyden Sei„ten ſehe ich hier meine Freunde. Ich verlan„ge, daß die Societät zur Tagesordnung ſchrei„te.“ — Der Druck dieſer Rede ward einmüthig beſchloſſen; und die Motion angenommen. Robespierre beſtieg die Tribune; die Societät gieng zur Tagesordnung über. Robespierre fragte den Präſidenten, ob es ihm nicht erlaubt wäre, über die Tagesordnung zu reden? Verſchiedene Stimmen riefen: nein! nein! verſchiedene auch: ja! ja! Der Präſident ſagte hierauf: „Ich glaube, daß die Verſammlung geſonnen „iſt, die Diſcuſſion über den Gegenſtand, der „uns bisher beſchäftiget hat, (nemlich die De„nunciationen von Robespierre, Chabot und „Collot d'Herbois, gegen Briſſot, Guadet, „Vergniaud, Condorcet u. a.) zu ſchließen. „Nach der Ordnung gehörte jetzt das Wort Ver„gniaud; aber nach dem von der Societät eben „gefaßten Beſchluſſe iſt die Tagesordnung die „Unterſuchung der Mittel zur Erhaltung des in„nern Friedens.“

Es entſtand nun ein Lärm in einem Theile des Saales; der Präſident bedeckte ſich; der Lärm dauerte fort, bis endlich Millin, der ihn veranlaßt zu haben ſchien, ſich zur Seite des Präſidenten ſtellte, welcher nun noch einmahl den Schluß der Societät, zur Ordnung des Tages zu ſchreiten; in Erinnerung brachte. — Simon zeigte hierauf mehrere Vorfälle an, die der Societät denuncirt worden waren; und ließ ſich in ſeiner Rede, worinn er über die Lage des Departements des Niederrheins ſprach, beſonders heftig gegen Victor Broglio, und gegen den Maire Dietrich von Strasburg aus, welchen Letztern er als einen treuloſen und verſtellten Ariſtocraten ſchilderte, der mit Deleſſart correſpondirt, und mit der Hofparthey in Einverſtändniß geſtanden habe, ſeit ſeiner Zuſammenkunft mit La Fayette aber, entlarvt worden ſey. Auch dieſe Rede ward zum Druck beordert, wozu die Koſten, auf Tallien's Vorſchlag von freywilligen Beyträgen beſtritten werden ſollten. —

Sitzung vom 30ſten. Die Societät von Moyenvic (Departement de la Meurthe) äußerte ihren Unwillen gegen die Duldung der ariſtocratiſchen Schriftſteller Charnois, Mallet du Pan, Gauthier, Royon, und anderer von ihrer Gattung, die die Societät mit Verräthern verglich, welche in einer belagerten Stadt dem Feinde von allem Nachricht geben, was darinn vorgehet.

Die Societät von Moyaux (Departement Calvados) beklagte ſich, daß die Glieder des Diſtrictes von Lizieux wenig Patriotismus und Energie zeigten, und wünſchte, daß der Miniſter des Innern dieſem verwaltenden Corps einen electriſchen Stoß gäbe, der fähig wäre, daſſelbe aus ſeinem tiefen Schlafe zu wecken.

Aus Varennes lief ein Schreiben ein an die Societät von Mademoiſelle Antoinette Chevallot, Schweſter des bekannten Poſtmeiſters Chevallot, der den König zu Varennes arretirt hatte, worinn dieſelbe die Societät um eine Picke bat, die ſie nicht anders als mit ihrem Leben zu verlieren ſchwor. „Ich hoffe, ſagte ſie in ihrem „Briefe, daß ſich nach meinem Beyſpiele noch „mehrere Mädchen bewaffnen werden, denen „es weit vortheilhafter ſeyn wird, ſich dem Va„terlande zu widmen, als die Mährchen eines „Liebhabers anzuhören.“ Dieſe Bitte erregte den gröſsten Beyfall der Societät, welche auch ſogleich beſchloß, an Mlle. Chevallot eine Picke zu ſenden, mit der Innſchrift: Gegeben von den Freunden der Conſtitution in Paris.

Die Societät von Beziers überſchickte die Abſchrift einer Adreſſe an die N. V., worinn dieſe erſucht ward, ein Decret zu geben, daß die Prieſter von Niemand anders als von ihren Verwandten erben könnten.

Doppet ſchlug vor, um der Schädlichkeit der Dennunciationen ohne Beweiſe vorzubeugen, daß die Societät eine beſondere Commiſſion ernenne, die ſowohl mündliche als ſchriftliche Denunciationen annehmen, und bloß von denjenigen der Societät Nachricht geben ſolle, die mit Beweiſen belegt wären. Robespierre ſtand hiergegen auf. „Es würde alſo künftig, ſagte er, „unmöglich ſeyn, die Stimme zu Gunſten der „Freyheit zu erheben, wenn es einzelnen Perſo„nen erlaubt ſeyn ſoll, das Privat-Intereſſe dem „öffentlichen, und den Geiſt der Intrigue dem „Gemeingeiſte vorzuziehen. (Beyfall.) Jetzt iſt „Eure Lage ſo, daß diejenigen, welche ihre „Furcht über die Gefahren der Freyheit äußern, „auch Gefahr laufen als Factioniſten, und als [illegible]

„Leute angeklagt zu werden, die nach dem Tribunal ſtreben.“ Man rief: zur Tagesordnung! Robespierre erklärte dieſes für Bosheit. Merlin ſagte: „Wenn man die Denunciation der „Feinde der Freyheit Tribunat nennt, ſo erkläre „ich, daß ich auch ein Tribun bin; denn auch ich „liebe das Volk.“ Robespierre fuhr in ſeiner Rede fort, und ſagte, daß er ſich die Freyheit nicht würde nehmen laſſen, gegen Libelliſten zu reden, die nicht aufhörten, ihn beſtändig anzuſchwärzen und zu verſchreyen. In ſeiner Rede ward er einige mahl unterbrochen. Es gieng überhaupt in dieſer Sitzung äußerſt ſtürmiſch zu. Der Präſident (la Source) ward mehrmahls beleidiget, von le Gendre mit Worten beſchimpft, und von Robespierre ſogar mit Fäuſten bedrohet. Von den Tribunen der Weiber herab ſchrie man: Spitzbuben! Schurken! Der Lärm war entſetzlich. Endlich ward die Ruhe wieder hergeſtellt; der Präſident gieng in die N. V.; und übergab ſeinen Platz an M. Dufourny. —

Ein Mitglied las eine Adreſſe, die den Titel führte: Einladung an alle Nationen, die die Freyheit lieben. — Uebrigens fiel in dieſer Sitzung nichts merkwürdiges weiter vor, als außer noch einigen Anklagen von Simon, Freron u. a. gegen Briſſot, weil er in ſeinem Journal von Robespierre geſagt hätte, daß er an allen Unruhen in der Societät ſchuld ſey, und eine Faction begünſtige. —

Sitzungen im May.

Sitzung vom 1ſten. Der weibliche Jacobiner-Club in Bordeaux bat die Societät, die Correſpondenz mit ihm mit mehr Thätigkeit zu führen. Drey und ſechzig Bürgerinnen aus dieſem Club widmeten ſich dem Dienſte der Kranken in den Hoſpitälern, anſtatt der grauen Schweſtern.

Aus Saarlouis beklagte ſich die Societät über den General La Fayette, weil er durch einen Flügel-Adjutanten den Befehl ertheilt hatte, daß die Soldaten des achten Regimentes Infanterie, welches zu Saarlouis lag, ohne Verzug alle patriotiſche Deviſen, die ſie auf die Thüren ihrer Quartiere geſchrieben hatten, auslöſchen ſollten, bey Strafe, nicht mit ins Feld gehen zu dürfen. (Sollte nicht La Fayette dieſen Befehl darum gegeben haben, um alles dasjenige aus dem Wege zu räumen, was nur im geringſten bey der Armee Haß und Parthey-Geiſt hätte erregen und unterhalten können? Das Benehmen des unglücklichen Generals bey mehrern Gelegenheiten, aus dieſem Geſichtspuncte betrachtet, wird gewiß keinem vernünftigen und unpartheyiſchen Manne ſo ſtrafbar ſcheinen, als es die Jacobiner geſchildert hatten.) —

Die Societät aus Valenciennes klagte über die Unordnung die bey der Armee des Generals Rochambeau, und über den Ariſtocratismus, der in ihrer Stadt herrſchte. „Alles zeigt an, „ſchrieb die Societät, das man die Jacobiner „hat vernichten wollen; denn bey M. Ro„chambeau führte man ſogar Reden gegen den „braven Miniſter Dumourier.“

Die Societät aus Charolles (Departement Saone und Loire) meldete ihre Freude über die Kriegeserklärung gegen Oeſterreich, in ſehr hochtrabenden Ausdrücken. „Die Trompete iſt „erſchollen, hieß es, und die Fahne der Frey„heit wehet über dem majeſtätiſchen Gebäude „der Conſtitution. Dieſes iſt der Sammelplatz „der Franzoſen, die ihre Ketten zerbrachen; „es iſt das Signal der Rache gegen die Tyran„nen und die Verräther des Vaterlandes. Alles „wünſcht, ſein Blut für die Sache der Freyheit „zu vergießen. Zittert Tyrannen! Der Tem„pel des Deſpotismus muß zertrümmert wer-

„den, oder Millionen Schlachtopfer müßen „ſein Gebäude ſtützen.“

Ein Bürger aus Villeneuve l'Archevêque, Nahmens Adam, ſchlug, als ein ſicheres Mittel, für 1200,000 Soldaten Nahrung zu verſchaffen, vor, alle Hunde in Frankreich auszurotten!!

Auf Chabot's Vorſchlag ward die Tagesordnung, nach welcher die Societät ſich mit der innern Adminiſtration beſchäftigen ſollte, verändert, und die Debatten hatten militäriſche Angelegenheiten zum Gegenſtande. Chabot klagte über ein neues Decretsproject, nach welchem eine ſtrenge Diſciplin unter den Soldaten eingeführt werden ſollte; und ſagte: „Wenn „dieſes Project durchgeht, ſo wird man mit Wahrheit ſagen können, daß die öffentliche Sache in „Gefahr ſey; denn dieſes Geſetz der Strenge „wird die Anſchläge der großen Intriguanten „begünſtigen, die das Reich erſchüttern; und „ſie werden, nachdem man die Soldaten durch „eine deſpotiſche Diſciplin gefeſſelt haben wird, „die ganze Nation mit dem Joche ihres Ariſtocratismus drücken, welches tauſendmahl ärger „iſt, als das Joch aller gekrönten Deſpoten.“

Le Gendre beklagte ſich darüber, daß die executive Macht die Befehlshaberſtellen lauter Edelleuten anvertrauet habe, da doch die Revolution gerade gegen das Intereſſe der Edelleute geſchehen ſey, und ſie alſo zu Feinden haben müſſe. Robespierre ergriff dieſe Gelegenheit, um, nach ſeiner Art, die Anzeigen der allgemeinen Verräthereyen zu entwickeln, deren er das ganze Miniſterium beſchuldigte. St. Hurugue behauptete, daß der General Dillon, der bekanntlich nach einem unglücklichen Gefecht von ſeinen eignen Soldaten umgebracht ward, ein Verräther geweſen ſey. Chabot, der auch von dieſem Vorfalle ſprach, von welchen denſelben Tag ein Courier aus Valenciennes der N. V. die Nachricht mitgebracht hatte, wollte nicht nur den unglücklichen Dillon, den gewiß jeder Menſch von Gefühl bedauern wird, ſondern auch den General Rochambeau, den Kriegsminiſter, und viele Andere zu Verräthern machen. — Collot d'Herbois beſtieg hierauf die Rednerbühne. Er ſagte, daß das für die Franzoſen unglückliche Gefecht bey Tournay, den bisherigen Verdacht der Jacobiner gegen alle diejenigen, welche die Leitung des Krieges in Händen hatten, hinlänglich rechtfertige; und daß es der N. V. zukäme, nicht nur das Betragen dieſes oder jenes Miniſters beſonders zu unterſuchen, ſondern auch der ganzen ausübenden Gewalt einen Weg vorzuzeichnen. Uebrigens bedauerte der Redner die Ausſchweifungen, welche mehrere Soldaten nach jener traurigen Action begiengen; widerſetzte ſich aber deſſen ohngeachtet dem Vorſchlage des Kriegsminiſters, ein Tribunal zu errichten, welches auf die Indiſciplin und den Ungehorſam der Truppen gegen ihre Obern wachſam ſeyn, und ſie beſtrafen ſollte. —

Sitzung vom 2ten. M. Dufourny las eine Petition vor, welche noch denſelben Abend bey der N. V. eingereicht werden ſollte, und welche zwey Puncte zum Gegenſtande hatte; erſtlich, die Errichtung der von dem Kriegsminiſter vorgeſchlagenen Prevotal-Tribunäle bey der Armee zu verhindern; zweytens die der Verrätherey ſchuldigen Generale verfolgen zu laſſen. — Der Präſident La Source, der auch Mitglied des diplomatiſchen Ausſchuſſes war, meldete der Societät, daß man über den Vorfall bey Tournay noch nicht mit Gewißheit urtheilen könne, weil die Nachrichten darüber noch ſehr verſchieden und einander widerſprechend wären. — Ein Mitglied, das eben aus der N. V. kam, theilte die Nachricht mit, daß die Armee des Generals La Fayette genöthigt worden ſey, ſich zurückzuziehen. Carra wollte darauf geometriſch, mathematiſch, und geographiſch beweiſen, daß Verrätherey unter den Generalen der Armee herrſche. —

Billaud de Varennes las der Societät eine Petition vor, deren Zweck war, den Unterſchied zwiſchen den Bürgern mit Uniform, und denen ohne Uniform aufzuheben. Seine Meynung erhielt den Beyfall der Verſammlung. Dufourny klagte zu Ende der Sitzung, daß die Petition, die er zu Anfange derſelben vorgeleſen hatte, in der N. V. ſo vielen Unwillen erregt habe, und daß dieſe darüber zur Tagesordnung übergegangen ſey.

Sitzung vom 3ten. Präſidentſchaft des M. le Cointre.

Die Societät von Cambray machte der Mutter-Societät von Paris Vorwürfe wegen der Uneinigkeit die in ihrem Schooße herrſchte. Sie warf ihr auch vor, daß ſie die Zeit ihrer Sitzungen mit ungegründeten Denunciationen und perſönlichen Beleidigungen zubrächte, welches nur die Eigenliebe der Redner ſchmeicheln könnte, aber die Aufmerkſamkeit des Publicums und der Bürger in den Departementern ermüden müßte.

Die Societät von Dijon überſchickte zwey Krieges-Lieder, die von zweyen ihrer Mitglieder verfaßt waren. „Die Franzoſen, hieß es in „dem Briefe der Societät, ſangen unter dem „Reiche der Tyranney; ſie müſſen nun um ſo viel „mehr unter dem Reiche der Freyheit ſingen, „beſonders wenn ſie hinziehen, um dieſelbe zu „vertheidigen.“

Die Societät von Marſeille bezeigte ihre Freude über die von den Franzoſen gemachte Kriegeserklärung. Ihre Loſung war: „Muth „und Standhaftigkeit, ſo wird alles „gehen!“ — Viele andere patriotiſche Geſellſchaften, als wie z. B. von Bergerac, Cette, Yvetot ꝛc. meldeten ebenfalls, daß ſie ſich bey Ankunft der Nachricht von der Kriegeserklärung außerordentlich gefreuet hatten; und daß ſie ſich von dem Erfolge des bevorſtehenden Krieges die Rettung des Vaterlandes verſprächen.

Ein Mitglied verlangte, daß der Brief, in welchem die Nachricht mitgetheilt ward, daß der General La Fayette zu Saarlouis die patriotiſchen Deviſen auf den Caſernen des achten Regimentes habe auslöſchen laſſen, dem Aufſichtsausſchuſſe zugeſchickt werde. Chabot erklärte hierauf, daß die Denunciationen gegen die Generale mit vieler Vorſicht und Mäßigung geſchehen müßten: daß man dieſelben aber, wenn man ſie auf friſcher That ertappte, durchaus nicht ſchonen dürfte. Die Handlung des La Fayette erklärte er nun für ein Verbrechen gegen die Nation; „denn, ſagte er, durch unſer Ma„nifeſt erklärten wir Krieg den Tyrannen, „und Friede den Hütten; wenn man daher „einen Soldaten verhindert, dieſe Deviſe: „Krieg den Tyrannen ꝛc. anzuſchlagen, ſo „handelt man geradezu gegen ein Decret.“ (Die Richtigkeit dieſes Schluſſes wird man wohl ſchwerlich einſehen; man bedenke aber, daß er nach der Logick des Ex-Capuciners Chabot gemacht wurde.) — Camille Desmoulins behauptete, es wären ſo viele Klagen gegen La Fayette da, daß man aus der gedachten Handlung allein keinen Gegenſtand der Denunciation machen müßte. Als hierüber ein Gemurre entſtand, ſagte er: „Erlauben Sie mir, meine „Herren, daß ich mich deutlicher erkläre; es „wäre, als wollte man einen Vatermörder anklagen, daß er eine Kupfermünze geſtohlen habe.“ — Die Mittheilung des obengedachten Briefes an den Aufſichtsausſchuß ward zuletzt beſchloſſen. —

Der Abbe Danjou ſchlug drey Mittel vor, um die gegenwärtigen und künftigen Uebel des franzöſiſchen Reiches aus dem Wege zu räumen. Erſtlich, Spanien vermöge des Familientractats zu zwingen, daß es Frankreich im gegenwärtigen Kriege beyſtehe; zweytens, unter die Soldaten, welche die Fahnen des Feindes verlaſſen würden, die Güter der Emigrirten zu vertheilen; drittens, die herrſchende Dynaſtie auszurotten, und ſie durch einen fremden, in der Familie des Königes von England zu wählenden Prinzen zu erſetzen. Dieſes letzte Mittel nannte der Abbe ein Emeticum; und ſagte, daß es bloß in dem Falle anwendbar ſey, wenn der König ſeinen Poſten verlaſſen würde. M. d'Aubigny bemerkte, daß dieſes Emeticum zu voreilig ſey; und forderte die Ordnung des Tages. Chabot ſtand nun auf, und ſagte: „Es ſind nicht die guten Franzoſen, die in gegenwärtigen Umſtänden — noch vor der beſtimmten Zeit, — ſich an der Conſtitution vergreifen wollen. Alle Freunde der Ordnung und der Freyheit müſſen ſie für jetzt — ſchützen. Mit der Zeit wird man die Fehler unſrer Regierungsform ſchon bekannt machen; und dann werden wir nicht nur der Kinder des Königes von England entbehren können, ſondern auch Niemanden mehr 25,000,000 Livres bewilligen. — — Unſer Glück hängt davon ab, daß der König, gutwillig oder nicht, jetzt bey uns bleibe; — wenn er uns aber entwiſchte, ſo würden wir wohl ſehen, ob es kein Mittel gäbe, uns ohne ihn zu behelfen." — — (Sollte der Ex-Capuciner gar ſchon etwas von dem 10ten Auguſt, und den darauf folgenden Begebenheiten gewittert haben?) — Die Motion des Danjou ward adjournirt; ſonſt fiel nichts merkwürdiges dieſen Abend vor.

Sitzung vom 4ten. Ein Deputirter aus Straßburg meldete der Societät die traurige Lage des Departements des Nieder-Rheins. Die Prieſter waren daſelbſt, nach dieſem Berichte, ſo zahlreich und ſo verheerend, als die Heuſchrecken von Egypten; die Ausſaaten verlohren beynahe 70 p. C.; und die Arbeitsleute und Manufacturiſten hatten kaum Nahrung. — Tallien meldete, daß er, als Präſident der verbrüderten Societäten in der Vorſtadt St. Antoine, einen Brief von Roland, nebſt verſchiedenen patriotiſchen Schriften, und der neulich im Jacobiner-Club gehaltenen Rede des Briſſot, empfangen habe. Dieſen Schritt denuncirte er als den Friedensvorſchlägen des Maire's Pétion entgegen; und verlangte, daß Roland eingeladen werde, auch die Antwort von Robespierre auf Briſſot's Rede, unter ſeinem Converte der verbrüderten Societät zuzuſchicken. Auf Robespierre's Verlangen ward dieſer Vorſchlag verworfen. Collot d'Herbois machte einige Bemerkungen über die neue von dem Kriegesminiſter vorgeſchlagene militäriſche Jurisdiction, womit die Jacobiner nicht zufrieden waren. M. Sergent ſtieg auf die Tribune, und ſagte: „Ich „komme, um Ihnen eine Sache zu erzählen, „die Sie und die Tribunen intereſſiren wird. „Vorigen Sonntag habe ich der N. V. einen ar„men Tagelöhner vorgeſtellt, der ein Kind im

„Schnee gefunden, gerettet, adoptirt und erzogen hat, obgleich er vier eigene Kinder ernähren muß. Die N. V. verwies die Bitte dieſes Retters eines Menſchen, der ſie um Unterſtützung bat, an den Hülfs-Ausſchuß. — Ich „begegnete hierauf dreyen Mitgliedern dieſes „Ausſchuſſes, worunter auch Lacoſte war. Ich „fragte ſie, ob ſie vom Ausſchuſſe wären? — „Ja! war die Antwort. — Hier iſt ein nothleidender Bürger, ſagte ich. — Wollen Sie „heute Mittag bey mir eſſen? ſagte nun einer „von ihnen zum Andern. — Dieſes war alles, „was ich von ihnen herausbekommen konnte.“ Die Societät beſchloß, in der nächſten Sitzung eine Sammlung zum Beſten des edlen Tagelöhners anzuſtellen. — M. Desvieux las, im Nahmen der Cordeliers, eine Petition zur Gunſten des Bürgers Gruel und 72 ſeiner Cameraden, die, wie ſie ſagten, ungerechter weiſe aus Martinique zurückgeſchickt wurden. Sie verlangten wieder in ihre Stellen eingeſetzt zu werden, um dem Vaterlande zu dienen. —

Sitzung vom 6ten. M. le Gendre zeigte an, daß der Ausſchuß der officiellen Vertheidigung, den die Societät bereits vor zwey Monathen beſchloſſen hatte, noch nicht in Activität geſetzt ſey. Die Liſte der Perſonen, aus welchen er beſtehen ſollte; war verlohren gegangen; die Societät hatte darauf beſchloſſen, daß eine neue gemacht werde, und daß die Mitglieder eingeladen werden ſollten, ſich ſelbſt zu jenem erhabenen Geſchäfte, wie es die Jacobiner nannten, zu melden; aber es hatten ſich nicht mehr als — ein Einziger gemeldet. Le Gendre verlangte daher, daß die Societät ſich noch während der Sitzung mit der Ernennung jenes Ausſchuſſes beſchäftigen ſolle. Albitte unterſtützte dies Verlangen, mit der hinzugefügten Bemerkung, daß der zu ernennende Ausſchuß aus achtzehn Perſonen beſtehen ſollte, von denen ſechs Sachverſtändige, beſonders Juriſten, aus der Societät, ſechs aus der N. V., und ſechs andre eifrige Patrioten, gewählt werden möchten. Chabot meynte, es müßten keine Mitglieder der N. V. zu dieſem Ausſchuſſe zugelaſſen werden, weil ſie ſonſt darinn mehrmahls vorgefaßte Meynungen über Diſcuſſionen bekommen möchten, worüber ſie nachher in der N. V. ihr Urtheil fällen ſollten. Collot d'Herbois glaubte, die Anzahl der Glieder des officiellen Vertheidigung der Unterdrückten melden würden. Nach einigen Debatten über dieſen Gegenſtand ward endlich auf den Vorſchlag des Thuriot beſchloſſen, daß alle Perſonen, die ſich in die Liſte der officiellen Vertheidiger werden einſchreiben laſſen, das Recht haben ſollten, Mitglieder des Ausſchuſſes zu ſeyn, ohne irgend ein Scrutinium vorzunehmen; und daß die Liſte ſogleich im Secretariat zur Unterſchrift vorgelegt werden möchte.

Als es nun hierauf zu der von dem Abbe Danjou in der Sitzung vom 3ten gemachten Motion kam, in welcher derſelbe vorgeſchlagen, die regierende Dynaſtie gegen einen engliſchen Prinzen zu vertauſchen, entſtand von allen Seiten des Saales ein entſetzliches Gemurre. Robespierre drang darauf, daß die Societät den Abbe Danjou, den er einen Unruheſtifter, einen Feuillantiner, und einen Wahnſinnigen nannte, auf der Stelle aus der Liſte ihrer Mitglieder ausſtreichen ſolle.

Danjou ſtand auf, und ſuchte ſich gegen die ihm von Robespierre gemachten Beſchuldigungen zu vertheidigen. Er ſagte: „Ich bin kein „Feuillantiner; ich bin nie bey den Feuillanti-

„nern geweſen, und werde nie zu ihnen gehen; „ich bin im Grunde meines Herzens Jacobiner, „und nichts als Jacobiner.“ Uebrigens entſchuldigte er ſeine Abſicht, die er bey ſeiner gemachten Motion gehabt hatte; und berief ſich auf die Freyheit eines jedes Mitgliedes, in der Societät ſeine Meynung ſagen zu dürfen. Einige Stimmen rieſen: zur Tagesordnung! — Es herrſchte einige Zeit ein ſtarker Tumult. Danjou fuhr fort, ſich zu rechtfertigen; und ſchloß mit den Worten: „Wenn das Wohl der „Societät es erfordert, ſo bin ich bereit, mich „aufzuopfern; es ſollte mir leid thun, Un„ruhe in ihrem Schooß zu erregen.“ (Großer Lärm.) Einige rieſen: zur Tagesordnung! andere: nein! nein! Bazire ſchlug vor, den Danjou zu cenſuriren, und im Protocolle zu erklären, daß ein Mitglied in Zukunft, wenn es ſich ähnlichen Ausſchweifungen überließe, drey Monathe des Rechtes beraubt ſeyn ſollte, den Sitzungen der Societät beyzuwohnen. Dieſer Vorſchlag ward mit einiger Veränderung angenommen. Robespierre redete hierauf wieder von ſeinen Verdienſten um das Vaterland; von den Verleumdungen, die ſeine Feinde und Neider gegen ihn zu verbreiten ſuchten; und von der Standhaftigkeit, mit welcher er fortfahren wollte, alle Intriguanten und Verräther zu verfolgen. —

M. Sillery beſtieg die Tribune, ſprach von der ſchlechten Diſciplin der Truppen, und wollte Mittel ſie zu verbeſſern, vorſchlagen; allein bey dem Worte Diſciplin ward er in der Mitte ſeiner Rede von M. Baumier, der auf den Tiſch des Präſidenten klopfte, unterbrochen; worauf er, nach einem ziemlich langen Tumulte erklärte, daß er ſeine Rede nicht endigen wolle. —

Sitzung vom 7ten. Die Societät von Valenciennes überſchickte ein genaues Detail von den Vorfällen, die ſich den 28ſten, 29ſten und 30ſten April bey den Armeen ereignet hatten, welches ſie von ihrem Präſidenten, M. Alexander Beauharnais mitgetheilt erhalten; wie auch ein Exemplar von einer Adreſſe an das belgiſche Volk, welche den Zweck hatte, den Geiſt der Belgier zur Liebe zur Freyheit zu ſtimmen, und ſie zu verleiten, dem Beyſpiele der franzöſiſchen Nation folgen.

Die verbrüderte Geſellſchaft von St. Sever ſchrieb, daß man in ihrer Stadt den Krieg als den Triumph der Freyheit betrachtet, und bey der Nachricht von der Kriegeserklärung ſich allgemein gefreuet habe. Die Straßen der Stadt waren erleuchtet; Freudenfeuer wurden angezündet; man ſang ein Te Deum, wobey die verwaltenden und richterlichen Corps zugegen waren; und die National-Garden, die patriotiſchen Bürger und Bürgerinnen erneuerten den Schwur, frey zu leben oder zu ſterben.

Die Societät aus Hüningen meldete, daß die franzöſiſchen Truppen ſich der Päſſe und des Fürſtenthums von Bruntrut bemächtiget hätten. Bey ihrer Ankunſt hörte man allenthalben das Geſchrey: es lebe die franzöſiſche Nation! es lebe die Freyheit! Die Einwohner empfiengen ſie mit offenen Armen, und umarmten ſie wie Brüder.

Die patriotiſche Geſellſchaft aus Landau beklagte ſich darüber, daß man die regulirten Truppen aus ihrer Stadt herausziehe, und dieſes furchtbare Bollwerk Recruten und Freywilligen überlaſſe, welche den Dienſt nicht verſtänden.

Ein Mitglied des Jacobiner-Clubs von Guitres überſchickte ein von ihm verfertigtes

Drama in Verſen. Er bat die Pariſer Societät, daß ſie Commiſſarien zur Unterſuchung dieſes theatraliſchen Stückes ernennen, es verkaufen, und das Geld dafür auf das Büreau der N. V., als einen patriotiſchen Beytrag zu den Kriegeskoſten legen ſolle.

Die Societät aus Le Puy (Departement der Ober-Loire) ſchrieb: „Die Ariſto-fanatiſchen Prieſter quälen uns beſtändig. So lange „dieſe Wölfe unter uns ſeyn werden, ſo lange „wird auch die Freyheit in Gefahr ſeyn.“ Nach der Schilderung des Unglücks, welches dieſe Prieſter verurſachten, hieß es: „Gegen ſo viele „Uebel iſt das heilſamſte Mittel die Exportation; „alle guten Bürger, alle Freunde der Ordnung „und Ruhe wünſchen ſie.“ —

Die Societät aus Toulouſe meldete ihren tiefen Gram über die Uneinigkeit und Spaltung, die ſich ſeit kurzem beſonders in der Mutter-Societät zu Paris zeigte. In ihrem Schreiben drückte ſich dieſe Toulouſer Geſellſchaft ſehr emphatiſch aus; über die Gefahren, die dem Vaterlande aus ſolchen Zwiſtigkeiten erwachſen könnten; und ſie ſagte endlich zu den Pariſer Jacobinern: „Sollten die Helden der

„Freyheit in der merkwürdigen Epoche des 14ten „Juli von Europa, ſich unter einander aufreiben wollen, zum Triumph der Tyrannen? Unbeſtechlicher Robespierre! der du ſo oft ihrer „Wuth getrozt, ihre Complotte vernichtet, und „ihre Verrätherey aufgedeckt haſt; edler Collot „d'Herbois! der du den Trimmph der Märtyrer „der Freyheit bewirkt, und in jenem göttlichen „Feſte (der Soldatrn von Château-Vieux) die „letzte Stunde der Tyrannen, und das Erwachen der Wiedergeburt von ganz.Enropa gefeyert haſt; Ariſtides Pétion! muthiger Röderer! tapferer Chabot! warmer und eifriger „Tallien! ſeyd Ihr es, die der Welt das Schauſpiel einer dem Vaterlande verderbliche Zwietracht geben wollet? Nein! Solche Männer „müſſen alle Eiferſucht, alle Eigenliebe, alles „Ferment, überhaupt alles unterdrücken, was „im Stande wäre, uns zu trennen." Eben ſolche Ermahnungen zur Einigkeit und Ruhe kamen von mehreren Societäten, von denen wir bloß die von Bordeaux und Cherbourg anführen, die ihren Gram über die Spaltungen in der Mutter-Societät mit den zärtlichſten Worten ausdrückten, und ihre Pariſer Brüder im Nahmen

men der Freundſchaft, des Vaterlandes und der ganzen Menſchheit beſchworen, in Harmonie und Ruhe zu leben.

Alles war indeß eher zu erwarten, als daß eine Jacobiner-Societät ſich für La Fayette und gegen Robespierre erklären würde, da man den Untergang des erſtern wegen ſeiner Anti-Jacobiniſchen Geſinnungen durchaus beſchloſſen hatte. *)

Die Societät von Douai (Departement des Nordens) wagte es jedoch zum Vortheil des ſo edlen Patrioten an den Mutter-Club von Paris zu ſchreiben. Es hieß in dieſem Briefe: „Wenn es erlaubt ſeyn ſoll, über Menſchen zu „urtheilen, ſo muß es ohne Zweifel nach ihrer Aufführung und nach ihren Handlungen geſchehen. „Nach dem unveränderten Betragen, und den „immer lobenswerthen Handlungen des M. La „Fayette ſind wir überzeugt, daß derſelbe ſich „um das Vaterland verdient gemacht hat; und „wir glauben, daß ſeine Belohnung in der Achtung und dem Zutrauen der Franzoſen, welche

„Freunde

---

*) Man leſe den Aufſatz: La Fayette, in der Minerva Februar 1793.

v. A.

Freunde der Conſtitution ſind, beſtehen müſſe.“ —

„Ein Mann, von deſſen Grundſätzen wir das übertriebene kennen, hat (wir wollen hier nicht die Redlichkeit ſeiner Abſichten unterſuchen) eure Tribune entehrt, indem er darauf einen Helden der Revolution verleumdete. Robespierre wollte den gerechterweiſe verdienten Ruhm des La Fayette mit einer Wuth verdunkeln, die genugſam ſeine Bosheit, ſeinen Haß, und ſeine Luſt zu ſchaden, ohne dadurch nützlich zu ſeyn, characteriſirt. Es iſt für die Societät nützlich, daß ſie die Verräther kenne, wenn aber La Fayette ein Verräther geweſen wäre, ſo hätte es Robespierre nicht geſagt, er hätte es bewieſen.“ —

Die Bruder-Societät der Hallen überſchickte eine Adreſſe, worinn ſie die Jacobiner-Geſellſchaft bat, bey dem Könige eine Petition einzureichen; ihm darinn die Uebel, welche die widerſpenſtigen und fanatiſchen Prieſter dem Vaterlande beſtändig fort verurſachten, deutlich zu zeigen; und ihn im Nahmen des Friedens und der Menſchlichkeit zu bitten, daß er ſein Veto über das die religiöſen Unruhen betreffende Decret, zurücknähme.

Ein Mitglied theilte hierauf den Innhalt einiger officiellen Schriften mit, die der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, zur Kenntniß der N. V. hatte gelangen laſſen. — Nach einer, von einem ächten Jacobiner-Bruder gehaltenen Rede, über die Schwierigkeiten, die Kinder der Handwerker zu unterrichten, die des Tages nicht gut in die Schule gehen könnten, weil ſie ſonſt ihren armen Eltern zu ſehr zur Laſt fallen möchten, beſchloß die Societät ein neues Etabliſſement zu dieſem Behufe zu errichten. Es ſollte nehmlich in der Vorſtadt St. Antoine auf einem freyen Platze ein Schupfen erbauet, und darinn täglich von fähigen und wohldenkenden Jacobinern Abends von 7 bis 11 Uhr den armen Kindern umſonſt Unterricht ertheilt werden. Auch ſollten zum Beſten dieſes Etabliſſements alle Sonntage Sammlungen in der Societät unternommen werden; und es wurden vier Commiſſarien ernannt, die auf die nützliche Verwendung des Geldes wachen ſollten.

Carra beſtieg die Tribune. Er gab drey Urſachen an, warum den Franzoſen der Verſuch auf Mons und Tournay mißlungen ſey, die er für wahr und gewiß hielt. Erſtlich behauptete er, wäre es moraliſch, wenn auch nicht phyſiſch gewiß, daß die Beſchlüſſe des Königlichen Conſeils, ſo wie die Plane zu den erſten Krieges-Operationen, directe und unverzüglich der Regierung zu Brüſſel und den öſterreichiſchen Generalen mitgetheilt worden ſeyen. — Die zweyte Urſache fand Carra in der Hartnäckigkeit des Marſchalls Rochambeau, womit derſelbe ſich dem offenſiven Syſtem gegen das Haus Oeſterreich widerſetze; und endlich die dritte, in der Verachtung, die dieſer Marſchall gegen die Inſtructionen bezeigte, die ihm von dem Conſeil des Königs zugeſchickt wurden. Zu Ende ſeiner Rede über dieſen Gegenſtand, ſagte Carra noch: „M. Bazire, der geſtern hier, (in der Geſellſchaft der Conſtitutionsfreunde,) unſere Legionen von denen zurückforderte, die für den Krieg geſtimmt haben, mag dieſelben nur von Varrus — Rochambeau, und von dem öſterreichiſchen Ausſchuſſe zurückfordern; von dieſem Ausſchuſſe, der mitten in Paris ungeſtraft 25 Millionen Menſchen Troꜩ bietet, die ſich frey nennen, und deren Arm doch von dieſem

„ſem einzigen Ausſchuſſe gefeſſelt iſt, der aus „Bertrand, Montmorin, und andern bekannten „ten Feinden des franzöſiſchen Volkes und ſeiner „Conſtitution beſteht.“ — Auf den Vorſchlag deſſelben Redners beſchloß die Geſellſchaft, an die conſtitutionelle Societät von Mancheſter zu ſchreiben, daß ſie den innigſten Antheil an dem Schickſale einiger ihrer Mitglieder nähme, denen die größten Verfolgungen bevorſtunden, beſonders die Herren Cooper und Watt, die von Mr. Burke, dieſem geſchwornen Feinde der franzöſiſchen Conſtitution, denuncirt und gerichtlich verfolgt wurden. —

M. Bäumier bat Sillery um Verzeihung, daß er ihn geſtern unterbrochen hatte, und erſuchte ihn, ſeine Rede fortzuſetzen. Als Sillery dieſer Einladung nicht folgen wollte, las Baumier eine Rede, in Beziehung auf den Krieg, auf die gegenwärtigen Umſtände, und auf die Revolution überhaupt. Zuletzt ſchlug er vor, den König als Geiſſel wegen der Verbrechen, die etwa gegen die Nation begangen werden ſollten, zu betrachten, indem Er als die Haupturſache des gegenwärtigen Krieges angeſehen werden könne. Camille Desmoulins wunderte ſich darüber, daß ein Jacobiner im Ernſt einen ſolchen conſtitutionswidrigen Vorſchlag thun könnte; worauf ein heftiger Tumult entſtand, der nur mit Mühe wieder geſtillt werden konnte. Ueber Baumier's Vorſchlag ward nichts beſchloſſen.

Sitzung vom 10ten. M. Lenoble ſagte, daß er verſchiedene Briefe an die Societät von andern verbrüderten Geſellſchaften in Händen habe, die auf die Uneinigkeiten in dem Mutter-Club Bezug hätten, und in demſelben Geiſte abgefaßt wären, als die Adreſſe aus Cambray über dieſen Gegenſtand. (S. Sitzung vom 3ten.) Er fragte nun, ob er die Original-Stücke, oder nur Auszüge, oder gar nichts davon vorleſen ſollte? Man rief von allen Seiten, daß man über dieſen Gegenſtand nichts mehr hören wolle. — M. St. Huruge meldete, daß er auf einem Caffee-Hauſe von ſeinem Freunde, M. Bocquet, die wichtige Nachricht gehört habe, daß in der Hauptſtadt funfzig ariſtocratiſche Geſellſchaften exiſtirten, die alle mit einander in Briefwechſel ſtänden. Er machte die Societät auf die Gefahren aufmerkſam, die daraus für die öffentliche Ruhe entſtehen könnten,

ten, und forderte ſie, wie auch die Tribunen auf, ſich mit den Starken der Halle nach den Sitzungs-Oertern dieſer ariſtocratiſchen Verſammlungen hinzubegeben; und dieſe mit Peitſchenhieben in ihren Berathſchlagungen zu unterbrechen. Dieſer letzte Vorſchlag ward von den Tribunen gut, von der Societät aber mit Unwillen aufgenommen; und M. St. Hunge ward, auf Merlin's Verlangen, zur Ordnung verwieſen. —

M. Duperrey las im Nahmen des Correſpondenz-Ausſchuſſes den Entwurf zu einem Briefe an die verfolgte Societät von Mancheſter, der die Pariſer Jacobiner ihre Theilnahme zu bezeigen, beſchloſſen hatten, vor. Collot d'Herbois tadelte den Entwurf, weil er zu hochtrabend und zu weitläufig wäre. Er meynte, daß die Societät von Mancheſter keinen Rath von andern nöthig hätte, und daß Engländer in einem laconiſchen Styl angeredet werden müßten. Er ſchlug daher folgenden Brief vor: „Brüder und „Freunde! Ihr werdet verfolgt; aber Ihr wer„det es für die Sache der Freyheit. Wir neh„men Antheil an Eurem Schickſale.“ Uebrigens meynte Collot noch, worinn auch Robespierre mit ihm übereinſtimmte, daß die Societät von Paris noch gar nicht an die von Mancheſter ſchreiben müßte, weil ſie vorerſt keine andere Beweiſe von ihren Verfolgungen hätte, als die Berichte in öffentlichen Blättern, die zu einem ſolchen Schritte nicht hinlänglich wären. Es ward in dieſer Sitzung nichts über dieſen Gegenſtand ausgemacht. — Auf Chabot's Vorſchlag beſchloß die Societät, daß in Zukunft keine Briefe mehr vorgeleſen werden ſollten, die nicht Beziehung auf das gemeine Weſen hätten, oder nur darauf abzweckten, die Uneinigkeiten, die ſo lange ſchon in der Societät geherrſcht hatten, zu erneuern. — M. Albitte verlangte, daß in Zukunft die Tagesordnung der N. V. in allen Sitzungen der Societät auch zur Tagesordnung der Jacobiner gemacht würde, und daß um 9 Uhr künftig alle andere Diſcuſſionen aufhören ſollten. Dieſer ſchon oft gemachte aber immer verworfene Vorſchlag ward jezt endlich durch Mehrheit der Stimmen angenommen. —

Sitzung vom 11ten. Die Societät aus Digne (Departement der Nieder-Alpen) denunzirte, ſo wie verſchiedene andere Societäten den Ariſtocratismus der Poſten. Die periodiſchen

Blätter wurden entweder ganz unterſchlagen, oder wenigſtens ſehr lange verzögert; da hingegen die Schriften der Jacobinerfeinde ſchnell wie ein Blitz aus der Hauptſtadt in alle Theile des Reiches flogen.

Die Societät aus Hüningen klagte über den Mangel an guten und brauchbaren Waffen bey den Truppen. Die Freywilligen des Departement von Vezoul hatten Befehl erhalten, den folgenden Tag nach Landau und dem umliegenden Gegenden aufzubrechen, und ſie hatten nicht einmahl Flinten. In Befort bekamen ſie erſt welche, die aber ſehr ſchlecht und faſt unbrauchbar waren.

Die Geſellſchaft der Conſtitutionsfreunde aus Nimes meldete, daß das Directorium ihres Departements ſich ſtets ſehr ungerecht und tadelhaft gegen die patriotiſchen Bürger verhalte; und ſie erklärte deshalb auch in einer Adreſſe an die N. V., daß dieſes Directorium ihr Zutrauen verlohren habe. Am Schluſſe des Briefes hieß es noch: „Wir haben die Neuigkeit von der geſchehenen Kriegeserklärung mit dem größten „Vergnügen erfahren; und der Sieg ſcheint uns „nicht einmahl zweifelhaft. Unſere Arme ſind

„bereit; unſere Schwerdter geweyht; und das „Blut, welches in unſern Adern rollt, iſt auch „bereit, für das Vaterland zu fließen.“

Die Societät aus Moulins meldete, daß ſie den Beſchluß genommen habe, keine andere Bürger in ihre Geſellſchaft aufzunehmen, und keine ſchon aufgenommene darinn zu behalten, als ſolche, die ihre Auflagen bezahlt haben, und darüber eine Quitung vorzeigen würden.

Die verbrüderte Societät von St. Foix gab Nachricht von dem Eifer der daſigen Bürger, zu den Kriegeskoſten patriotiſche Geſchenke beyzutragen. Die Summe des baaren Geldes, welches allein in St. Foix zu dieſem Zwecke zuſammengeſchoſſen wurde, belief ſich auf ungefähr 6000 Livres. Unter den Gebenden zeichnete ſich beſonders ein Landmann aus. Es war ein Arbeiter in einem Weinberge, welcher ſagte: „Hier iſt ein doppelter Louisd'or; darinn beſteht „all mein Vermögen; ich gebe es aber von ganzem Herzen her.“

Die Societät aus Courtenay ſchrieb: „Man „verſichert uns hier, daß La Fayette in Paris „eine große Parthey habe, und daß alle ſeine „Anhänger Feinde unſrer Geſellſchaften ſeyen.

„Iſt dies auch wahr? Hier ſpricht man von La „Fayette wie von einem neuen Cäſar in Anſehung der Talente; ſollte er nicht auch zu gleicher Zeit ein neuer Cromwell ſeyn können? — „Indeſſen müſſen doch die Armeen Generale haben; und es iſt höchſt nothwendig, daß die „Generale alles Zutrauen, ſo wohl von den „Truppen, als von uns genießen.“

Mehrere andere Societäten entſchuldigten ſich wegen der Unterbrechung ihrer Correſpondenz mit der Mutter-Societät; und verſprachen in der Folge mit mehr Fleiß und Anſtrengung ihre Pflichten als Jacobiner zu erfüllen. Aus den mehreſten Briefen konnte man indeſſen ſehen, wie unzufrieden ſelbſt die Jacobiner-Geſellſchaften im Reiche mit der ganzen Aufführung des Mutter-Clubs in Paris wären. — —

M. Baert Mitglied der N. V. las der Societät einen Brief vor, den er an den König geſchrieben, und worinn er ſich über eine Schildwache beſchwert hatte, weil ſie ihn nicht mit einem Stocke, worinn ein Degen war, in den Garten der Tuillerieen wollte ſpatzieren gehen laſſen. Es iſt vielleicht nie mit einem großen Fürſten über einen ſo geringfügigen Gegenſtand correſpondirt worden. *) Nach Verleſung des erſten Briefes fand es le Gendre anſtößig, daß ein Geſezgeber ſich einen Diener der executiven Gewalt nannte!! Uebrigens hörte die Societät die Vorleſung dieſes wichtigen Briefwechſels mit den innigſten Vergnügen an. —

M. Mechin machte den Vorſchlag, daß zum nächſten Quartal kein Mitglied wieder eine Einlaßkarte bekommen ſollte, ausgenommen wenn es beweiſen könnte, ſeine Auflagen bezahlt zu haben. Tallien unterſtüzte dieſen Vorſchlag aus allen Kräften, und ſagte, daß es die erſte Pflicht des Bürgers ſey, ſeine Auflagen zu bezahlen, und daß kein Individuum in der Geſellſchaft der Conſtitutionsfreunde geduldet werden müßte, das nicht dem Staate ſeine Schuld entrichtet hätte. Man rief unter dem lauteſten Beyfall von allen Seiten: zum Stimmen, zum Stimmen! worauf Robespierre die Tribune beſtieg, und um das Wort bat. Louvet verlangte, daß die Diſcuſſion geſchloſſen würde, und der Präſident über den gemachten Vorſchlag ſtimmen laſſe. Es ent-

ſtand

---

*) Man kann dieſe ſonderbare Correſpondenz in der Minerva leſen.

d. A.

ſtand ein gewaltiger Lärm. Collot d'Herbois und Tallien bemüheten ſich umſonſt, die Ruhe wieder herzuſtellen. Robeſpierre wollte mit aller Gewalt reden. Der Tumult ward allgemein und ganz entſetzlich, bis daß der Präſident ſich bedeckte, und es nach und nach wieder ſtill ward. Mendonze beſchwor nun die Societät im Nahmen der Gerechtigkeit, daß ſie Robeſpierre anhören ſolle; worauf denn dieſer endlich das Wort bekam. Er widerſetzte ſich mit aller Macht dem von Mechin gemachten und von Tallien unterſtützten Vorſchlage, und behauptete, daß die Diſcuſſion wegen der Entrichtung der Auflagen überhaupt nicht ſo wichtig ſey, da dieſelben ohne dies regelmäßig abgetragen würden; *) und daß der gemachte Vorſchlag, wenn er von der Societät angenommen würde, dem Patriotismus einen groſſen Stoß verſetzen, die Grundſätze der Gleichheit vernichten, den reichen Ariſtocraten begünſtigen, und dem armen aber

---

*) Eine Behauptung, die mit den damahligen lauten Klagen des Contributions-Miniſters und aller Finanz-Beamten ſtritt, und die nur der frechſte aller Menſchen, Robeſpierre, vorbringen konnte.

v. A.

rechtſchaffenen Patrioten nachtheilig ſeyn möchte. Seine Rede war übrigens, wie gewöhnlich, mit Galle und Verleumdung getränkt; und man hörte immer den bittern, eiteln, und ſelbſtſüchtigen Robespierre. Beym Schluſſe ſeines Vortrages verlangte er die Tagesordnung, worinn ihn ſein Waffenträger Danton, deſſen Geiſt mit dem ſeinigen ſehr verſchwiſtert zu ſeyn ſcheint, unterſtützte. Mechain beſtieg die Tribune; man ſchrie aber von vielen Seiten: Herunter! herunter! „Ihr habet Robespierre angehört, ſagte Mechain; nun müſſet Ihr mich „auch anhören.“ Es entſtand abermahls ein Lärm. Darauf ſagte Merlin: „Es ſcheint mir, „daß ein Dämon in dieſer Geſellſchaft herrſcht, „der bald unter dieſer, bald unter jener Geſtalt, „das Feuer des Bürger-Krieges darinn an„facht.“ Mechain ward hierauf angehört; aber Robespierre behielt den Sieg.

Sitzung vom 13ten. M. de Sainte-Huruge bat die Societät, daß ſie zwey Gardiſten des Königes anhören möchte, die verabſchiedet worden waren, weil ſie ihren Patriotismus zu ſehr geäußert hatten. Dieſe Bitte ward zugeſtanden. Einer dieſer königlichen Gardiſten erzählte

zählte nun folgende Geſchichte: „Vor einiger
„Zeit, ſagte er, kam ein Camerad zu mir, und
„brachte mir eine ariſtocratiſche Broſchüre. Ich
„wollte ſie nicht haben. Er las mir einige Stel-
„len daraus vor, worinn die königliche Familie
„auf eine abgeſchmackte Art gelobt ward; und
„da er mir die Schrift mit Gewalt aufdringen
„wollte, ſo zerriß ich ſie. Indem kam einer
„von unſern Chefs: »Was giebts hier?« fragte
„er. Nichts, antwortete ich; ich habe hier
„bloß ein Libell zerriſſen. — »Da habt Ihr
„unrecht gethan; und weil Ihr ſo etwas nicht
„leſen möget, ſo ſeyd Ihr nicht werth, dem Kö-
„nige zu dienen.“ Denſelben Abend hatte ich
„die Wache beym Könige. Ein anderer Came-
„rad kam zu meinem Bette, und ſagte: »Laß
»uns doch dieſe Matratzen ausſchütteln; es
»könnten leicht einige National-Läuſe darinn
„ſeyn.“ Ja, antwortete ich; wenn welche dar-
„inn ſind, ſo ſind ſie gewiß auch dreyfarbig.
»Aber warum haſt du gerade dieſes Kleid an?“
„— Weil eine National-Cokarde daran iſt;
„ſonſt würde ich es nicht tragen. — Unterdeſ-
„ſen kam ein Chef, nahm mich beym Arm,
„führte mich auf die Seite, und fragte mich:

»Wer

„Wer hat Euch hierher kommen laſſen?“ — „Der König, erwiederte ich. — „O der König braucht ſolche Leute nicht, wie Ihr ſeyd; „packet Euch nur!“ — Sie werden mir doch „wenigſtens ein Certificat geben? — „Wie Ihr „es verdient;“ war die Antwort. — Mein „Camerad nahm hier, als er meine ſchlechte „Behandlung ſahe, ſeinen Abſchied; konnte „aber auch kein Certificat bekommen.“ — Die Societät beſchloß, ſich dieſer Gardiſten anzunehmen.

Hierauf ward eine Deputation von der Societät zu Verſailles vorgelaſſen. Der Wortführer derſelben hielt eine lange Anrede an die Pariſer Societät, worinn er ihr bittere Vorwürfe wegen der Uneinigkeit, die in ihrem Schooße herrſchte, machte, ihr die Gefahren der Zwietracht ſchilderte, und ſie zur Freundſchaft unter einander und mit den übrigen verbrüderten Geſellſchaften aufforderte. Der Präſident beantwortete dieſe, von vielfach wiederholtem Beyfalle zuweilen unterbrochene und begleitete Rede, mit der Verſicherung der Freundſchaft und Einigkeit der Pariſer Jacobiner. Er ſchloß ſeine Antwort mit folgenden Worten: „Glaubet

„nicht, daß es unter uns Männer gebe, die „feige und niederträchtig genug wären, jetzt, „nachdem ſie die Thüren des Janustempels öffneten, „zu rufen: Rette ſich wer kann! — Wir „erneuern hier vor Euch, Brüder und Freunde! „das Bündniß, bis zum Tode vereint, „und dadurch auch frey zu bleiben.“ Man rief dem Präſidenten zu: Bravo! Bravo! und gieng hernach zur Ordnung des Tages über, welche in der Erneuerung der Tractaten mit den Schweitzer-Cantons beſtand. Ein Mitglied ſchlug im Nahmen eines Schweitzers vor, die Tractaten aufzuheben, und keine Truppen mehr von den Cantons in Sold zu nehmen, weil Frankreich ohne ſie ſtark und bevölkert genug wäre. Robeſpierre beſchwor die Societät im Nahmen des Vaterlandswohls, eine ſolche Diſcuſſion zu unterbrechen. Er hielt es für äußerſt gefährlich für Frankreich, die beſtehenden Tractaten mit den Cantons gerade zur Kriegeszeit aufzuheben, weil die Schweitzer ſo eben gegen Frankreich kämpfen, und an Frankreichs Feinde vermiethet werden würden. Die Societät gieng, auf ſein Verlangen, zur Tagesordnung über, nehmlich zur Unterſuchung der zunehmenden

Maaßregeln gegen die widerſpenſtigen Prieſter. Viele Mitglieder waren für die Verbannung. Nach einigem Tumulte wünſchte Mechain, daß man das Unkraut, die widerſpenſtigen Prieſter, nach Botany Bay und andern ähnlichen Oertern verpflanzen könnte. Le Gendre nahm hierauf das Wort. „Die conſtituirende N. V., „ſagte er, hat decretirt, daß die beeydigten „Prieſter von der Nation bezahlt, diejenigen „aber, welche nicht ſchwören wollten, als Störer der öffentlichen Ruhe behandelt werden „ſollten. Wenn nun Unruhen in den Departementern entſtehen, ſo kömmt es daher, weil „das Geſetz nicht befolgt wird; wenn das Geſetz „nicht befolgt wird, ſo liegt die Urſache davon „darinn, daß derjenige, der damit befaßet iſt, „es zuerſt übertritt; wenn dieſer erſte Uebertreter des Geſetzes nach Verdienſt behandelt werden ſoll, ſo muß ihm die Stelle genommen „werden, die er nicht pflichtmäßig verwaltet; „— und ſo muß man zu der Quelle des Uebels „hinaufſteigen. — Wir erkennen als öffentliche Beamte nur diejenigen, welche die Nation „belohnt. Die das Geſetz nicht ausüben, müſſen als Aufwiegler behandelt werden. Aber

„laſſen Sie uns nicht eine epidemiſche Krankheit „zu einer benachbarten Nation bringen. Der „Uebertreter des Geſetzes werde ſtreng beſtraft; „er werde zum Schaffot oder zu den Galeeren „verurtheilt; nur müſſen wir ein Inſect, deſſen „Gift gefährlich iſt, nicht zu unſern Nachbarn „ſchicken.“ Chabot war für die Deportation. Er beantwortete Le Gendre's Einwendungen mit der Bemerkung, daß die Prieſter in andern Ländern als wie in Deutſchland, und Holland, wegen der Verſchiedenheit der Sprache, der Sitten, und der Cultur nicht ſo viel Unglück anrichten könnten, als in Frankreich; er verlangte demnach nicht nur die Fortjagung der widerſpenſtigen Prieſter, ſondern auch aller Bürger, die die Souveränität der Nation nicht würden anerkennen wollen. Es ward nichts beſchloſſen.

Sitzung vom 14ten. Die Societät von Libourne überſchickte die Abſchrift einer Adreſſe der Libourner Bürger an die N. V., worinn ſie um die Deportation der widerſpenſtigen Prieſter baten.

Die Societät von Nimes meldete, daß der General Montesquiou zum erſtenmahl in ihrem Club geweſen wäre, und darinn eine Rede gehalten hätte, die darauf abzweckte, ſeinen Patriotismus zu beweiſen, welchen indeſſen die Jacobiner von Nismes zu bezweifeln ſchienen. —

Die Jacobiner-Geſellſchaft von Breſt beſchwerte ſich darüber, daß das Decret vom 20ſten May 1790., nach welchem die Perſonen, welche im Auslande zu den franzöſiſchen Galeeren verurtheilt worden waren, frey gelaſſen, und in ihr Vaterland zurückgeſchickt werden ſollten, noch nicht ausgeübt worden ſey. Sie hat daher, im Nahmen der Gefangenen, die Mutter-Societät, ſich ihrer anzunehmen, und ihnen die Freyheit zu verſchaffen, welche ihnen das Geſetz bereits bewilligte.

Die Societät von Marſeille machte eine ſehr vortheilhafte Beſchreibung von dem gegenwärtigen glücklichen Zuſtande der mittäglichen Departementer, in Beziehung auf die Sicherheit der Conſtitution. „Was den Krieg betrift, ſchrieb dieſe Societät, ſo ſind unſre Grenzen jetzt gut bewacht; unſere Generale ſind gut; unſre Truppen ebenfalls; und unſre Sardiniſchen Nachbarn fürchten ſich entſetzlich vor den Marſeillern. Sie machen wohl einige Vertheidigungs-Anſtalten; aber Barbantanne hat

„uns verſprochen, uns auf den König von Jeruſalem — wenn er nicht vernünftig wird — „zu werfen, und unſre Hitze in den Bädern abkühlen zu laſſen, worinn Jupiter den Phaëton „abkühlte. (Der Po-Fluß.) Adieu! Es lebe „der Krieg, der das Vaterland rettet!“

Mehrere Societäten meldeten, daß in ihren Städten der Freyheitsbaum mit vielem Pomp gepflanzt worden ſey.

Die verbrüderte Societät von Strasburg überſchickte die Abſchrift zweyer Adreſſen des Directoriums des Niederrhein-Departements, von denen Eine an die N. V., und die Andere an den Miniſter des Innern gerichtet war. Beyde ſuchten die patriotiſchen Geſellſchaften dieſes Departements in ein ſehr nachtheiliges Licht zu ſetzen.

Die Geſellſchaft von Cette ſchrieb, daß ſie über das Schauſpiel erſchrocken ſey, welches das Gemälde von den im Mutter-Club herrſchenden Uneinigkeiten, den Feinden Frankreichs dargebothen habe. Sie bat die Pariſer Jacobiner, damit aufzuhören, und alles was in ihrer Macht ſtände aufzuopfern, um die

Conſtitution zu erhalten, deren Freunde ſie ſich nannten.

Ein Mitglied theilte die Nachricht mit, daß in der Stadt Avignon gegenwärtig alles ruhig ſey, daß Jourdan im Schooße ſeiner Familie friedlich lebe; und daß die Marſeiller National-Garden das allgemeine Zutrauen der Avignoner beſitzen, welche durchgängig ſie immer in der Nähe zu haben wünſchen. Ein Bürger von Marſeille beſtätigte dieſe Nachrichten; und machte die Bemerkung, daß ein ſtrenges Decret der N. V., wegen der in Avignon vorgefallenen Mord-Scenen, daſelbſt unüberſehbares Unglück anrichten könnte. — Ein anderer Marſeiller brachte alles in Erinnerung, was ſeine Mitbürger für die Eroberung der Freyheit gethan hatten; und erſuchte die Societät, die beyden Städte Marſeille und Avignon durch ein paar Briefe zu beruhigen, und ihres Schutzes zu verſichern. — Dieſer Vorſchlag erhielt den Beyfall der Jacobiner-Societät, welche auf der Stelle beſchloß, durch ihren Correſpondenz-Ausſchuß dieſe zwey Briefe ausfertigen zu laſſen. — —

M. Delayant hielt eine vortreffliche Rede über die widerſpenſtigen Prieſter. Dieſe Rede zeichnete ſich vor vielen andern in der Societät ſeit einiger Zeit gehaltenen Reden ſo wohl durch den ſchönen Vortrag aus, als auch durch die wahren und gemäßigten Grundſätze, die ſie enthielt, und die mehr als alles Wortgepräge und leeres Gewäſche eines Robespierre, den wahren Patriotismus des Redners bewieſen. Derſelbe zeigte zuerſt die Schwierigkeiten, welche mit der ganzen Sache verbunden waren; und ſagte, daß Hercules ſich vergebens mit ſeiner Keule bewaffne, weil das Inſect, welches er verfolge, durch ſeine eigene Kleinheit ſeinen Streichen entwiſche. — Hierauf ſchilderte der Redner das vielfache Uebel welches die fanatiſchen Prieſter verurſachten, die, gewohnt die Menſchen im Nahmen des Himmels zu regieren, jetzt ſtärker als jemahls, das Intereſſe der Gottheit mit ihrem eigenen Intereſſe verbanden. „Aber wie „fängt man es mit den Strafbaren an, fuhr „Delayant fort, die aus Betrügerey Religions„ſache machen? Wodurch ſoll man ſie zwingen? „Durch Schwüre? Ach! was kümmerts einen „Fanaticker, ob er meineidiſch wird oder nicht?

„Durch Verbote? Durch Inquiſitionen? Das „wollen ſie eben haben. Der Prieſter will entweder verfolgen, oder verfolgt werden; in beyden Fällen findet er ſeine Rechnung; und beſonders triumphirt er im letztern. Die Deportation? Dieſes Syſtem findet viele Anhänger, „auch unter würdigen Männern, und verdient „daher, näher erwogen zu werden.“ Der Redner zeigte nun, daß die Deportation nicht das wahre und das gerechte Mittel zur Abhelfung des Uebels ſey. „In der That, ſagte er unter andern, ſind die Prieſter ſo ſtrafbar ſie auch immer ſeyn mögen, doch nicht allein, und „nicht alle zuſammen ſtrafbar. Würde man „nun gegen ſie allein, und gegen ſie alle ein „ſtrenges Geſetz geben, ſo würde man doppelt „ungerecht handeln. Wir müſſen in unſern Urtheilen, das tiefe Gefühl des Unwillens vergeſſen, das die Verderbtheit unſerer Feinde beſtändig in uns erregt; denn mit Leidenſchaft iſt „man nicht fähig, gerechte Maaßregeln zu ergreifen.“ Zuletzt verlangte der Redner, daß man es lieber der Polizey überließe, die Unruheſtifter mit der größten Strenge zu beſtrafen; und daß wiederum die härteſten Strafen gegen alle

Magiſtratsperſonen beſtimmt werden ſollten, die es vernachläſſigen würden, irgend ein Verbrechen, oder eine Uebertretung des Geſetzes zu verfolgen. „Um aber den Fanatiſmus zu vernichten, fügte Delayant noch hinzu, muß man „ihm ſeine Nahrung entziehen; dieſe iſt — man „hat es ſchon tauſendmahl geſagt, und wird es „noch tauſendmahl ſagen — die Unwiſſenheit. „Unwiſſenheit allein nähret den Fanatiſmus. „Eilet daher, die Uebel zu zerſtreuen.“

Baumier ſprach über denſelben Gegenſtand, aber ganz im Tone der heftigſten Jacobiner. Das Reſultat ſeiner Rede war, die Prieſter, welche den vorgeſchriebenen Eyd nicht leiſten wollten, und alſo als Glieder des geſellſchaftlichen Körpers, oder auch als Prieſter betrachtet, Uebertreter des Geſetzes wären, zur Deportation zu verurtheilen. Mit Baumier ſtimmte auch St. André überein, der es ſich ſogar erlaubte, zu ſagen, daß Delayant durch verführeriſche Wendungen die Gemüther bey einem höchſt wichtigen Gegenſtande irre zu leiten ſuchte. Die Societät gab dieſer Behauptung ihren Beyfall. — Carra redete über die Gefahr, in welcher ſich die patriotiſchen Bürger der Hauptſtadt

befan=

befanden. Er behauptete immer die Exiſtenz eines öſterreichiſchen Ausſchuſſes deſſen Couriere nicht aus den Tuillerieen, ſondern aus den um die Hauptſtadt herumliegenden Schlöſſern abgeſendet werden, wo beſtändig Zuſammenkünfte wären; ferner behauptete er, daß erſt neulich der Prinz von Lambeſc und verſchiedene andere Emigrirte in dieſen Zuſammenkünften zugegen geweſen ſeyen; daß man darinn das Project gemacht hätte, alle Patrioten von Paris, von den daſelbſt ſich häufig aufhaltenden Böſewichtern, ermorden zu laſſen; endlich, daß ein Theil der königlichen Garden in dieſem Complott mit verwickelt ſey. Zum Schluſſe ſagte Carra: „Man „wird ſich des allgemeinen Schreckens bedienen, „um den König zu entführen. Sobald er über „die Grenze ſeyn wird, werden auch gleich „15000 Preußen gegen uns anrücken; denn „der König von Preußen hat ſich nur darum noch „nicht gegen uns erklärt, weil er den conſtitutionellen König der Franzoſen fürchtet.“ — —

Sitzung vom 16ten. Die Societät von Beſançon beſchwur die Muttergeſellſchaft im Nahmen des Vaterlandes, mit ihrer Uneinigkeit aufzuhören; und drohete, im Fall ſie ihr nicht folgen würde, an alle Societäten in den verſchiedenen Theilen des Reiches zu ſchreiben, und ſie einzuladen, aus jedem Departement vier oder fünf Bürger nach Paris zu ſchicken, die daſelbſt einen Central-Club formiren, nach den wahren Grundſätzen der Freyheit und der Conſtitution handeln, und von allen ehrſüchtigen Abſichten entfernt ſeyn ſollten. Uebrigens klagte die Societät, daß in ihrer Stadt ein großer Mangel an Waffen, an Kriegesmunition, an Mundvorrath und an Linientruppen ſey.

Die Societät von Epinal überſchickte die Abſchrift einer Adreſſe des General-Conſeils der Gemeine von Epinal an die N. V., worinn dieſe gebeten ward, die National-Waldungen, dieſen höchſt wichtigen Theil des National-Reichthums, nicht verkaufen, ſondern auf eine nützliche Art adminiſtriren zu laſſen.

Die Geſellſchaft von Tournon meldete, daß ihr Departement (von l'Ardèche) viel von der Wuth der fanatiſchen Prieſter leide; und erzählte als Beyſpiel eine Geſchichte, die ſich daſelbſt vor kurzem ereignet hatte. Eine gefährlich kranke Frau ſchickte nehmlich nach einem beeydigten Prieſter in einer benachbarten Stadt, vor dem ſie beichten wollte. Ein widerſpenſtiger Prieſter, der in ihrer Nachbarſchaft wohnte, eilte, als er dieſes hörte, wüthend zu ihr; und zeigte ihr plötzlich ein blutiges Crucifix, das er vorher ſorgfältig unter dem Kleide verborgen hatte. Nun machte er der armen Frau eine ſchreckliche Schilderung von der Hölle, die ſich unter ihren Füßen öffnen würde, um ſie für das Verbrechen zu beſtrafen, daß ſie vor einem ketzeriſchen Prieſter beichten wollte; worauf die Kranke ſogleich in Convulſionen gerieth, und auf der Stelle ſtarb. Hierauf bat die Societät, daß die Muttergeſellſchaft ſich doch bey der N. V. verwenden möchte, um von ihr ein Decret gegen die fanatiſchen Prieſter, und eines wegen der Einrichtung einer wahrhaften National-Erziehung zu erhalten.

Die Societät von Amberieux ſchrieb, daß die Nachricht von der Kriegserklärung bey ihr mit dem größten Beyfalle aufgenommen worden ſey. „Indeſſen, ſagte ſie in ihrem Schreiben, „müſſen wir doch wachſam ſeyn; denn das Vaterland iſt noch nicht außer Gefahr. Wir müſſen unſre Kräfte verdoppeln; die Jacobiner haben die Conſtitution gemacht; ſie haben ſie er-

„halten; nun müſſen ſie ſie auch retten. Wir „müſſen uns von einem Ende des Reiches bis „zum andern vereinigen. Rechnet auf uns, auf „unſere Picken, und auf unſere Arme. Wir kön„nen ſterben; aber die Liebe zur Freyheit wird „nie vergehen.“

Die Societät von St. Malo theilte die Abſchrift einer Petition an die N. V. mit, worinn dieſelbe gebeten ward, das Fort, welches jene Stadt beherrſchte, ohne ſie im Nothfall vertheidigen zu können, ſchleifen zu laſſen.

Die Societät von Eſſiat ſchrieb: „Das Va„terland iſt in Gefahr, und man bringt ſeine Zeit „mit unnützen Streitigkeiten zu? Unſere Trup„pen ſind geſchlagen und zerſtreuet, und man „ſetzt Ehre darinn, ſeine Meynung triumphiren „zu laſſen? Athenienſer! ſagte Demoſthenes, „Philipp iſt vor euern Thoren, und ihr vergnü„get euch mit Reden?“ —

Verſchiedene Societäten ſchickten die Liſten von den Emigrirten aus ihren Städten ein.

Nach Verleſung der Correſpondenz überreichte M. Lacroix der Societät eine Schrift, worinn, wie er ſagte, die Urſachen von der Uneinigkeit angegeben waren, die ſo lange in ihrem

Schooße geherrſcht hatte. Der Titel der Schrift lautete: Die entlarvte Intrigue, oder der wegen der Beleidigungen und Verleumdungen der Ehrſüchtigen gerächete Robeſpierre; und das Motto auf dem Titel war das berühmte: Victrix cauſſa diis placuit, ſed victa Catoni. —

Merlin theilte einen Brief mit, den er aus Thionville erhalten, und worinn über verſchiedene Verrätherereyen, die ſich bey der Armee gezeigt hatten, geklagt wurde. Auch hieß es, daß Thionville Mangel an allen Vertheidigungsmitteln hätte. (Den Ungrund dieſer letztern Klage hat die ſpätere Erfahrung hinreichend genug gelehrt.) Außerdem wurden noch mehrere die Armeen betreffende Nachrichten mitgetheilt, die wir aus dem Grunde hier übergehen, weil ſie auf die Verhandlungen der Jacobiner weiter keinen Einfluß hatten, und eigentlich auch vollſtändiger und beſſer aus den Protocollen der N. V. bekannt ſind. —

M. St. Huruge erzählte, daß er in der Straße Artois, M. de Riccé geſehen, und von gewiſſen Perſonen gehört habe, daß das Project vorhanden ſey, den König zu entführen. —

Die Tagesordnung, nehmlich die Angelegenheiten wegen der widerſpenſtigen Geiſtlichen, ward wieder vorgenommen. Chabot beſtieg die Tribune. Er wiederholte hier ſeine Meynung, die er denſelben Morgen in der N. V. über dieſen Gegenſtand geäußert hatte, und welche darinn beſtand, daß man den Prieſtern nicht einen Schwur, ſondern eine Erklärung abfordern ſollte, daß ſie die Souveränität der Nation anerkennen. Auf die Schwüre, meynte Chabot, könnte man ſich nicht mit Gewißheit verlaſſen, weil ſo viele geleiſtet, und ſo wenige gehalten werden. Auch, ſagte er, ſey es mit den Schwüren mehr eine Sache des Gewiſſens; und es gäbe viele Prieſter, die ſonſt rechtſchaffene Leute ſind, ſich aber ein Gewiſſen daraus machen, den vorgeſchriebenen Eyd zu leiſten; hingegen gäbe es auch ſehr viele, die gar kein Gewiſſen haben, die ſchlechte Menſchen ſind, und ſich durch einen geleiſteten Eyd, den ſie als eine Kleinigkeit betrachten, den Weg verſchaffen, das Volk zu hintergehen, und ihre Ariſtocratiſchen Ränke auszuüben. Was Chabot am meiſten kränkte, war der Beyfall, den er bey der Aeußerung dieſer Meynung in der N. V. von der rechten Seite derſelben empfieng, indem die linke Seite ihn ausziſchte. Merlin meynte, die Prieſter ſollten gezwungen werden, ihre Anhänglichkeit an dem Social-Vertrag zu unterſchreiben; und wenn ſie ſich weigerten, es zu thun, ſollte man ſie aus dem Lande jagen. Dieſe Meynung erhielt den Beyfall der Societät. Es ſprachen noch mehrere Redner über denſelben Gegenſtand, der überhaupt mit Ernſt behandelt wurde, weil in einigen Tagen in der N. V. ein Decret darüber abgegeben werden ſollte. —

Sitzung vom 17ten. M. St. Huruge that den Vorſchlag, an alle verbrüderte Societäten zu ſchreiben, und ſie zu erſuchen, vollſtändige Liſten der Perſonen, die aus den Departementern nach Paris kämen, einzuſenden. Girardin und Chepy widerſetzten ſich dieſem Vorſchlage, weil ſie glaubten, daß die Societät das Recht nicht habe, einen öffentlichen Actus der Wachſamkeit auszuüben. — Nach einigen kleinen Debatten ward die Motion von St. Huruge angenommen. Darauf ſchlug ein anderes Mitglied vor, in jeder Straße von Paris Schildwachen des Nachts in gewiſſen gleichen

Entfernungen von einander, auszuſtellen, wodurch die vielen Spitzbuben, die ſich in Paris aufhielten, bald verſchwinden möchten, und die allgemeine Sicherheit und Ruhe hergeſtellt werden würde. Manuel bemerkte, daß die Freunde der öffentlichen Ruhe ſelbſt Schildwache vor ihren Häuſern machen müßten. „Aber, „fuhr der Gemeinde-Procurator fort, wir müſ„ſen noch Männer des 14ten July haben.“ (Bravo! rief man von allen Seiten.) „Wir „haben unſre Feinde an den Grenzen; aber die „gefährlichſten ſind mitten in Paris. Vielleicht „wollen die Tribunäle ſelbſt die Gegenrevolution „hervorbringen; — ſie fangen wenigſtens an, „die Inquiſitions-Tribunäle zu erſetzen. Sollte „das Weib, das uns durch ſeinen Charakter, „durch ſeinen Einfluß, und durch ſeine Intri„guen am meiſten ſchaden kann, nicht während „des Krieges iſolirt ſeyn können? — Es iſt „Zeit, in dieſer Geſellſchaft die großen Wahr„heiten zu ſagen, die ihr in den ſchönen Tagen „ſo erhabene Geſinnungen einflößten.“

M. St. André ſagte, daß das Vaterland, wie alles beweiſe, in großer Gefahr ſey; und daß die Societät ihre Sorgfalt nicht allein auf die Hauptſtadt, ſondern auch auf alle verbrüderte Societäten des ganzen Reiches erſtrecken müßte. Er ſchlug daher vor, an dieſe eine Adreſſe ergehen zu laſſen, und ihnen zu empfehlen, daß ſie beſtändig die Waffen in der Hand haben; ſich die Nothwendigkeit, daß jeder Bürger Soldat werden müſſe, zu Herzen nehmen; und die Tribunäle und verwaltenden Corps ſorgfältig beobachten ſollen. Manuel und St. André wurden dem Correſpondenzausſchuſſe beygeſellt, um dieſe Adreſſe, und zwar auf Hyon's Verlangen noch während der Sitzung abzufaſſen. — Chabot erzählte, daß Carra angeklagt, und vor Gericht gezogen worden ſey, weil er in der Societät behauptet hatte, es exiſtire ein verdächtiger Ausſchuß; er und Merlin aber ſagten zu dem Friedensrichter, daß ſie alle Schuld des Patrioten Carra über ſich nehmen wollten, weil ſie ihn eigentlich aufgefordert hatten, die Nation aus dem Schlafe zu wecken. In ſeiner Rede über dieſe Angelegenheit, ſagte Chabot von ſich und Merlin: „Man wird nie die Neigung zu denunciren aus unſern Herzen reißen; „denn es iſt nothwendig, große Complotte, die „ſich immer in der Dunkelheit verbergen, auf-

„zu-

„ndecken.“ (Man bedenke, wie weit es mit der Niedrigkeit dieſer Menſchen gekommen ſeyn müſſe, die ſich eine Ehre daraus machten, Denuncianten zu ſeyn. Hierinn ſtimmten ſie wohl nicht mit den Römern überein, mit denen ſie bey mehrern Gelegenheiten ſo viel Aehnliches zu haben, vorgeben wollten.) — In dieſer Sitzung gieng es ſo weit, daß Boiſſet die neue Conſtitution mit der Baſtille verglich; und bey der Societät, freylich etwas verblühmt, anfragte, ob man jene, (die ein Veto und eine Civilliſte ſtatuirte,) nicht eben ſo gut umſtürzen könnte, als man dieſe umgeſtürzt habe. Viele Mitglieder riefen den Redner zur Ordnung; aber Chabot und Baumier nahmen ihn in Schutz. Der Präſident bemerkte, daß die Baſtille ein Werk des Deſpotismus geweſen wäre, und alſo mit der Conſtitution, als einem Werke der Freyheit, nicht verglichen werden müßte. — Das Büreau ward folgendermaßen beſetzt: Merlin ward Präſident; Dufourny, Vice-Präſident; Chabot, Audouin, und Collot d'Herbois wurden Secretäre.

Sitzung vom 18ten. Präſidentſchaft des M. Merlin.

In dieſer Sitzung fiel durchaus nichts merkwürdiges vor. Die mehreſte Zeit ward mit Vorſchlägen zur Verbeſſerung der Pariſer Polizey zugebracht, unter welchen man indeſſen doch ſchon den Deſpotismus merken konnte, den die Jacobiner in der Folge auszuüben gedachten. Uebrigens hörte man wieder Klagen über den Ariſtocratismus mehrerer Officiere der königlichen Garde, und verſchiedener Friedensrichter, die, nach den Umſtänden, wie ſie in der Societät erzählt wurden, nicht ungegründet zu ſeyn ſchienen. —

Sitzung vom 20ſten. Gleich nachdem die Sitzung eröffnet war, wurden zwey Briefe vorgeleſen. Der Eine war aus St.-Flour in Auvergne, wo ſich La Fayette vor kurzem aufgehalten hatte. Man beklagte ſich darinn über dieſen General, daß er die Errichtung mehrerer Land-Miliz-Bataillone empfohlen hätte, wodurch dem Ackerbau und den Künſten eine groſſe Menge Bürger entriſſen würden. Der andere Brief war von einem Poſtbeamten, der über die Spitzbübereyen verſchiedener ſeiner, von der alten Adminiſtration beybehaltenen Collegen klagte, welche, durch eigene Kunſtgriffe, Briefe erbrachen, die Aſſignaten aus vielen herausnahmen, und auch viele ganz auf die Seite ſchäfften. Die Societät beſchloß wegen des erſten Briefes ſich durch die affilirten Societäten in den Gegenden von St. Flour nähere Erläuterungen geben zu laſſen; und das letztere Schreiben dem Aufſichtsausſchuſſe mitzutheilen. — Nach einigen unbedeutenden Vorfällen, erzählte M. Daubigny der Societät folgende Geſchichte, die den allgemeinen Unwillen aller Anweſenden erregte. Zwey Handwerksleute wollten durch die Allee des Marsfeldes gehen. Sie begegneten ohngefähr zwölf königlichen Garden. Darauf ſagte der Eine, der etwas betrunken war, zu ſeinem Cameraden: ſiehſt du da die Veto-Garden? Bey dieſen Worten fielen die Soldaten mit bloßen Säbeln über ſie beyde her; ließen ſich durch keine Vorſtellungen und Bitten des unſchuldigen, und nüchternen Handwerkers zurückhalten; und hieben beyde ſo zuſammen, daß ſie halb todt, und voller Wunden ins Hoſpital gebracht wurden. *) —

M. Gua-

---

*) Der eine ſtarb am folgenden Tage. Die Mörder wurden nicht beſtraft, ſondern von ihren ariſto-

crati-

M. Guadet ward gebeten, auf der Tribune das mitzutheilen, was in der N. V. wegen der Angelegenheit des Friedensrichters la Riviere, der die Deputirten Chabot, Merlin und Bazire gemißhandelt hatte, vorgefallen war. Guadet beſtieg die Tribune unter dem lebhafteſten Beyfall. Einige Mitglieder, unter andern Baumier, hörten gar nicht auf zu klatſchen. Ein Cenſor *) fragte Baumier, wie er ſo niederträchtig ſeyn könne, auf eine ſo unanſtändige Art zu applaudiren? Baumier antwortete dem Cenſor, daß er ein Narr ſey; und verlangte vom Präſidenten, daß er ihn zur Ordnung rufe. Es entſtand ein großer Lärm, worauf der Präſident, unter dem Beyfalle der ganzen Verſammlung, ſo wohl Baumier als auch den Cenſor zur Ordnung wies, weil ſie ſich beyde unſchicklicher

Aus=

---

cratiſchen Obern entfernt. Dieſe und zahlloſe andere Handlungen ähnlicher Art ſtimmten das Volk zur Wuth, und veranlaßten bald darauf die Abſchaffung der königlichen Garde. Ich befand mich damahls in Paris, und war Augenzeuge ihrer Inſolenz.

v. A.

*) Es waren deren immer zwölf beſtellt, um die Ruhe zu befördern, und auf Ordnung zu ſehen.

v. A.

„Ausdrücke gegen einander bedient hatten. Guadet ſagte nun, daß er nicht bey der ganzen Diſcuſſion in der N. V. zugegen geweſen wäre, und ließ Vergniaud der Societät alles Vorgefallene erzählen, deſſen Reſultat war, daß die N. V. ein Anklage-Decret gegen den Friedensrichter la Riviere gegeben, weil er ſich gegen die Unverletzlichkeit der Deputirten bey der N. V. vergangen hätte.

Sitzung vom 21ſten. Ein Mitglied der Societät von Beſançon theilte einige ſeiner Bemerkungen über die Lage der Dinge mit. Es hieß: „Der König war Deſpot, und die Nation
„Sclave. Nun hat die Nation ihre Souverä-
„nität zurückgenommen, und der König hat
„ſeinen Deſpotismus verlohren. Daher muß
„ein ewiger Krieg zwiſchen beyden ſeyn. Der
„König bewaffnet, um ſeinen Deſpotismus wie-
„der zu erlangen, alle Mächte der Erde gegen
„die Nation, die wiederum ihrer Seits alle ihre
„Kräfte aufbietet, um ſich zu vertheidigen.
„Wie kann nun Ludewig XVI. die Soldaten
„der Freyheit, die er gern vernichten möchte,
„gegen ſeine eigene Bundesgenoſſen anführen,
„die er gegen ſie bewaffnet hat? — Die Ver-

„ſchwendung des öffentlichen Schatzes hat „Frankreich beynahe aller ſeiner Hülfsquellen „beraubt; wie kann nun die Verwaltung des „Schatzes in den Händen des Königes bleiben? „— Der König zitterte vor kurzem für ſein Leben in Verſailles, und jetzt herrſcht er über „ganz Frankreich; die Königinn hätte damals „herzlich gern dem Throne und Frankreich entſagt, und jetzt iſt ſie die Seele der Regierung; „wie kann das gut gehen?“

Die Societät von Givet meldete das gute Betragen des Generals La Fayette, und die Ordnung, die in ſeinem ganzen Lager herrſchte. Dieſes Schreiben erregte das größte Mißfallen der Mutter-Societät.

Die Geſellſchaft aus Nyons (Departement la Drome) ſchrieb, daß der Gemeingeiſt ſich in ihren Gegenden immer mehr verbreite; der Fanatismus beynahe ganz verſchwunden ſey; die patriotiſchen (jacobiniſchen) Geſellſchaften ſich vermehrten; und daß ſie eben ſo viele Mitglieder, als ihre Stadt Einwohner habe.

Die Societät von Bagnols überſchickte die Abſchrift einer Petition an die N. V., worinn dieſelbe um die Widerrufung des Decrets gebeten

ten ward, nach welchem das Geld für eine Waare erklärt worden war.

Die Societät von Toulouſe meldete die vielfachen Klagen, die die Bürger gegen das Directorium des Departements de l'Arriege führten. Dies Directorium ward beſchuldigt, die Entweichung der Deſerteure und der Aufwiegler nach Spanien begünſtiget, die Freywilligen vom Dienſte abgeredet, und ſich der ſtrafbaren Unternehmungen mit den Lebensmitteln ſchuldig gemacht zu haben.

Die Societät von Grenoble theilte eine Adreſſe mit, die ſie an den König geſchickt, und worinn ſie ihn gebeten hatte, in der N. V. Krieg gegen den König von Sardinien vorzuſchlagen, der, nach allen unzubezweifelnden Berichten, ſeine Truppen verſammelte, und alle Anſtalten zum Kriege machte.

Die affilirte Societät von Muſſidan bezeigte ihren Schmerz, über die fortwährenden Uebel, welche die widerſpenſtigen Prieſter verurſachten; über die Langſamkeit der N. V., in Anſehung der Organiſation einer öffentlichen Erziehung; und über die Zwietracht, welche in der Muttergeſellſchaft herrſchte. Ueberhaupt waren die

Klagen über die widerſpenſtigen Prieſter am allgemeinſten. —

Die Societät von Weiſſenburg ſchreibt: „Unſre Grenzen ſind bis jezt noch ganz ruhig, und wir glauben keinen Beſuch von unſern benachbarten Feinden aus Zweybrücken, der Pfalz, und der Markgrafſchaft Baden erwarten zu dürfen. Wir wiſſen im Gegentheil, daß man unſre Ankunft fürchtet, obgleich der größte Theil der Einwohner ſie wünſcht." —

M. Perigny aus Strasburg theilte der Societät einen Brief von ſeiner Frau mit, welche ihm die Befreyung des Bruders Laveaux meldete. *) Der Enthuſiasmus, in welchen die Geſellſchaft der Conſtitutionsfreunde von Strasburg durch die Gegenwart jenes ſogenannten Märtyrers der Freyheit gerieth, verleitete ſie, ihn auf der Stelle zu ihrem Präſidenten zu ernennen. Bey der Gele-

gen

---

*) Dies iſt eben der la Veaux, der als franzöſiſcher Sprachlehrer in Berlin ſich durch ſeine Streitigkeiten mit der franzöſiſchen Academie bekannt machte, und hernach Friedrich des Groſſen Lebensgeſchichte, theils aus guten Büchern, theils aus elenden Anecdoten, Magazinen, theils auch aus ſeiner Phantaſie zuſammen ſtoppelte.

v. A.

genheit ſchenkte ein Bürger der Strasburger Societät funfzehn Louisd'or in Golde, und 400 Livres in Aſſignaten, um zum Andenken jener Verfolgung Medaillen ſchlagen zu laſſen. Die Pariſer-Societät beſchloß, an die affilirte Geſellſchaft von Strasburg und an den Bruder Laveaux ſelbſt Gratulationsbriefe zu ſchreiben. — M. Varlet machte die Motion, daß man die widerſpenſtigen Prieſter nach Algier ſchicken, ſie da gegen die Gefangenen austauſchen, und zwar immer zwey Prieſter für Einen Gefangenen geben ſollte. Dieſer Vorſchlag erregte ein allgemeines Gelächter. — M. Mendouce theilte der Societät einige Bemerkungen mit, die ein Jacobiner-Bruder auf ſeiner Reiſe von Paris nach Strasburg gemacht hatte. Unter dieſen Bemerkungen war auch folgende: Die Fleiſcher von Paris kamen nach Strasburg, und hatten auf ihren Fahnen folgende Deviſe: Zittert Ariſtocraten! Die Schlächter von Paris ſind hier. Die Strasburger Schlächter hatten auf ihre Fahnen geſetzt: Freyheit oder Tod! —

Sitzung vom 23ſten. Die Societät von Bordeaux ſchrieb: „Abſcheuliche Complotte fan-„gen an, ſich zu zeigen: die Conſtitution und die

„Freyheit ſind in der größten Gefahr; Verräther „ohne Zahl haben ihren Untergang beſchworen. „Der Ausſchuß der Tuillerien unterhält eine „fortdauernde Correſpondenz mit dem Hofe zu „Wien; die Beweiſe hievon kennt der diplomatiſche Ausſchuß. Man will den Intriguanten „eine Feſtung dem Feinde überliefern laſſen; — „und mit einer furchtbaren Armee ins Königreich „eindringen. Während eines Aufſtandes, den „man in Paris wird zu erregen ſuchen, wird der „König entfliehen, und jener Armee entgegen „eilen. Die N. V. will man entweder aus einander jagen, oder umbringen laſſen. Dieſe „Thatſachen ſind gewiß.“ — — —

Die Societät von Angers überſchickte die Abſchriſt einer Adreſſe an die N. V., worinn dieſe gebeten ward, Geſetze zu geben, nach welchen die Diener der Religion gezwungen wären, ſich innerhalb den Schranken ihres Amtes zu halten, und ſich nicht mehr mit bürgerlichen Angelegenheiten, auſſer mit Geburts- und Sterbe-Liſten, zu befaſſen. Es ſollten vielmehr öffentliche Beamte ernannt werden, die das Geſchäft hatten, nach den bisherigen Regiſtern der Prieſter den Civil-Etat aller Bürger zu conſtatiren.

Die Geſellſchaft von Bourg ſchlug als Strafe für die deſertirenden Officiere, die durch ihre Auswanderung der im Militär-Codex beſtimmten Strafen entgiengen, vor, ihre Güter, die ſie in Frankreich beſitzen zu confiſciren, und zu verkaufen.

Die Societät von Hericourt ſchrieb: „Unſere Furcht wird immer größer, je mehr Gewisheit wir von den Treuloſigkeiten des Schloſſes der Tuillerien erlangen. Wenn auch der Erſte öffentliche Beamte unverletzlich iſt: ſo ſind es doch ſeine Frau und ſeine Ausſchüſſe nicht. Jeder Conſpirant muß die Strafe für ſein Verbrechen leiden, wenn dieſes erwieſen werden kann.“ —

Die Societät von St.-Livrade machte die Mutter-Societät vorzüglich auf drey Dinge aufmerkſam. Erſtlich auf eine Subſcription von 12000 Menſchen, von denen, der Sage nach, ſich jeder anheiſchig macht, fünf Mann zu ſtellen; — Zweytens, auf die Ankunft vieler nach Paris reiſender Fremden, die daſelbſt, um keinen Verdacht zu erregen, die National-Uniform anlegten; Drittens auf eine bevorſtehende Reiſe oder Entführung des Königes nach Metz, woſelbſt die Beſatzung des Ariſtocratismus beſchuldigt ward. „Wenn der König aus Paris hinausgehet, ſo ſchloß ſich der Brief der Societät, „ſo wird er von den Feinden der Conſtitution zum „Gefangnen gemacht und bewacht werden. Dieſe „werden alsdenn unter ſeiner Anführung die Gegenrevolution unternehmen.“

M. Daubigny bezeigte ſein Erſtaunen darüber, daß die Secretäre einen intereſſanten Brief noch nicht vorgeleſen, den die Societät von dem Prinzen von Heſſen empfangen hatte. Die Benennung Prinz ward übel aufgenommen, Daubigny entſchuldigte ſich aber, indem er ſagte: ich nenne M. de Heſſe deshalb Prinz, weil er ein Fremder iſt. Ein Mitglied erzählte hierauf, daß La Fayette, der jetzt ſpottweiſe der tugendhafte La Fayette genannt wurde, von dem Kriegesminiſter Befehl erhalten habe, der Feind, der bald durch 40,000 Preuſſen verſtärkt ſeyn würde, anzugreifen; daß er aber die Befehle des Miniſters verachtet habe, und ſich überhaupt zum Angreifen nicht verſtehen wolle. Die Beweiſe hievon, ſagte der Erzähler, habe er bey dem Kriegesminiſter geſehen. — Tallien verlangte, dieſen Un-

gehor:

gehorſam eines Generals mit der größten Strenge zu beſtrafen. —

Daubigny theilte nun das Schreiben des Bruders von Heſſen mit, worinn derſelbe ſich beklagte, daß er in Lauterburg, wo man ihm ſeinen Platz angewieſen, weder Kugeln, noch Canonen, noch Munition gefunden hätte. Die Garniſon beſtand nur aus 120 Recruten; und der Ort könnte erſt mit vieler Mühe, durch Herbeyziehung verſchiedener Regimenter, in Vertheidigungsſtand geſetzt werden. L'Huillier wollte die Urſache wiſſen, warum man dieſen wichtigen Brief der Societät nicht früher mitgetheilt habe? Doppet, der gewöhnlich die Correſondenz verlas, ſagte, daß er erſt während der Vorleſung der fremden Briefe angekommen ſey. Daubigny aber behauptete, daß er jenen Brief ſchon vor einigen Tagen habe auf dem Büreau habe liegen ſehen. Darauf ſagte Collot d'Herbois, man ſähe wohl, daß nur die Briefe vorgeleſen werden, die im Stande ſind, die öffentliche Meynung irre zu führen; indeſſen wollte er doch glauben, daß dieſes nur von Ungefähr geſchehen ſey, wiewohl dieſes Ungefähr ſehr zum Schaden gereichen könnte. Auch verdroß es den Bruder Collot, daß man von verſchiedenen Societäten Lobeserhebungen des Miniſters Narbonne, (deſſen Incivismus, ſeiner Meynung nach, von niemanden bezweifelt werden könnte,) und des Generals La Fayette hörte, obgleich dieſe beyden Männer, nach dem Urtheile der Jacobiner, noch gar nichts gethan hatten; daß man hingegen von den ausgezeichneten Verdienſten der gemeinen Soldaten, denen allein die ruhm- und ehrwürdigen Thaten angehörten, nichts erfahre.

Dieſe Bemerkungen von Collot waren gleichſam das Signal für mehrere Redner, auf Narbonne und La Fayette loszuziehen. Beſonders zeichneten ſich hierinn Hyon, Tallien und St. André aus. Hyon behauptete, man hätte dem Feinde durch Verrätherey eine große Menge Bagage in die Hände geſpielt; La Fayette müßte gezwungen werden, ſich anders als bisher zu betragen; er würde in allen ſeinen gefährlichen Anſchlägen von Narbonne unterſtützt; und wäre auf dem Punkte, zum Feinde überzugehen. — Uebrigens meynte Hyon wäre es gut, wenn Luckner die ganze Linie commandirte, und La Fayette ſeinen Befehlen unterworfen wäre. Tallien fand es gefährlich, Einem Manne ſo viel Macht anzuververtrauen; und ſagte, man müßte mit dem Laſter gar keine Complimente machen; ſondern wenn La Fayette ſtrafbar wäre, ſo müßte er vor die Tribunäle gezogen werden, und ſein Kopf auf dem Schaffot fallen. Es ward nun von Tallien verſprochen in der nächſten Sitzung der N. V. La Fayette zu denunciren, und ihn, wie er ſich ausdrückte, der Juſtiz zu überliefern. — Eine Deputation der Societät von St. Denis erſchien, und ſtattete ſehr genaue Berichte ab, über den Zuſtand der Armee von La Fayette, welche Berichte für dieſen General gar nicht ungünſtig ausfielen. Dieſes Lobwerthe war ein Greuel in den Ohren der Jacobiner, denen nur Verläumdungen und Schimpfreden auf dieſen Feldherrn als Harmonie tönen konnte; auch erregte es ein heftiges Gemurre in der Societät, ſo daß Tallien den Vorſchlag that, in Zukunft keine Deputation mehr anzuhören, wenn ſie nicht den Gegenſtand ihrer Sendung, oder gar ihren ganzen Vortrag dem Präſidenten mitgetheilt hätte. Dieſer Vorſchlag gieng indeſſen doch nicht durch. — Nach Endigung der Debatten ſtatteten Albitte und Genſonné Bericht ab, von dem, was in der letzten Sitzung in der N. V. vorgefallen war. Zum

Beſchluſſe meldete noch ein Bürger, daß er heute eine Menge Perſonen im Gehölze von Boulongne mit weißen Cokarden habe ſpatzieren gehen ſehen. Die Municipalität von Paſſy theilte ihm auch die Nachricht mit, daß ſich eine Menge Wagen jede Nacht nach Bagatelle und andern benachbarten Orten hin begeben hatten.

Sitzung vom 25ſten. Die Societät von Bordeaux machte abermahls auf einen bevorſtehenden Aufruhr, der um die Mitte des July ausbrechen ſollte, aufmerkſam; ſie wünſchte auch, die Sache der Prieſter bald entſchieden zu ſehen. „Was uns betrift, (ſo ſchloß ſich der „Brief,) ſo werden wir alles zur Vertheidigung „der Freyheit aufbieten; und wir verſichern der „ganzen Welt, daß wenn es im achtzehnten „Jahrhunderte noch Porſennas und Tarquine „giebt, ſich auch noch Scävola's und Brutuſſe „finden werden.“

Aus Briançon überſchickte der Bürger Bérard der Societät ein Exemplar von ſeinem Buche, das den Titel führte: **Handbuch des Bürgers, oder die Pflichten eines freyen Mannes.**

„Die Societät von Agen meldete, daß in Paris ein Herd der Gegenrevolution exiſtire. Zugleich denuncirte ſie, als die größten Feinde der öffentlichen Sache, einige Perſonen, die aus ihrer Stadt nach Paris gereiſet waren, und auf die ſie beſonders den Maire Pétion aufmerkſam machte.

Die affilirte Geſellſchaft von Canton de Givrei ſchrieb: „Ein unbeeydigter Prieſter iſt nach „Rom gereiſet, und hat uns von da her einen „Brief, nebſt einem Breve vom heiligen Vater, „zugeſchickt. Beyde Schriften ſind aufrühreriſch; wir laden daher alle patriotiſche Geſellſchaften ein, an den Biſchof von Rom zu „ſchreiben; ihm zu melden, daß alle ſeine Verſuche vergebens ſeyn werden; und ihn zu bewegen, daß er ſich nicht mehr die Mühe gebe, „umſonſt zu ſchreiben.“

Die Societät von Moulins meldete unter andern, daß in ihrer Stadt ein monarchiſcher Club errichtet worden, der ungemein zahlreich wäre. Sie verlangte daher ſeine Aufhebung, oder die Beobachtung aller ſeiner Schritte von der Municipalität.

Die Geſellſchaft von Giromagny überſchickte die Abſchrift einer, mit ſechs hundert Unterſchriften verſehenen Petition an die N. V., worinn dieſe von neuem gebeten ward, den Unterſchied der Einwohner Frankreichs zwiſchen Bürger und Nicht-Bürger aufzuheben.

Ein Jacobiner aus Lauterburg ſchrieb: „Unſre Rheinarmee muß nothwendig um 30,000 oder 40,000 Mann verſtärkt werden; denn ich weiß es gewiß, daß die Oeſterreicher und Preuſſen, in vollem Marſche ſind, und wenn es uns glückt — ſo dürfen wir eine Revolution in Deutſchland hoffen. — Sonſt geht es hier, wie in Valenciennes; und das müſſen wir verhüten. Es ſind viel Verräther unter uns; und ich denke jeden Tag an die Motion von Mirabeau." —

Collot d'Herbois las eine Adreſſe vor, welche die Societät von Bordeaux, an alle Franzoſen hatte ergehen laſſen. In dieſer Adreſſe waren zuerſt die Gefahren, in welche ſich das Vaterland befand, geſchildert; hernach wurden alle Stände unter den Franzoſen, die Geſetzgeber, der König, die Miniſter, Generale, Soldaten, Conſtitutionsfreunde, (Jacobiner)

Adminiſtratoren ꝛc. aufgefordert, alle ihre Kräfte zur Rettung des Vaterlandes, zur Erhaltung der Conſtitution, zur Widerſetzung gegen den Plan der zwey Kammern, und zur Vertheidigung der Freyheit und Gleichheit anzuſtrengen. Lequinio verlangte, daß die Mutter-Societät die Franzoſen wegen ihrer Furcht beruhigen, und ſie verſichern ſolle, daß die N. V. nie das Syſtem der zwey Kammern annehmen werde. Dieſes Verlangen erregte ein oft wiederholtes Gemurre. Ein Deputirter aus Bordeaux behauptete, daß die Furcht wegen einer bevorſtehenden, für die Freyheit nachtheiligen Veränderung der Conſtitution, nicht ganz ungegründet ſey; und beſtätigte dieſe Behauptung durch verſchiedene Bemerkungen, die er auf ſeiner Reiſe von Bordeaux nach Paris gemacht, und durch die Worte einer ſehr patriotiſchen Dame, die geſtern bey Grangeneuve geſagt hatte, daß in der N. V. keine dreyßig Mitglieder in den guten Grundſätzen wären. Dieſer Mitbürger verlangte daher, daß die Adreſſe von Bordeaux gedruckt und angeſchlagen werde. Chabot widerſetzte ſich dieſem mit Beyfall begleiteten Vorſchlage; und ſagte, daß die Adreſſe, ſo gut ſie auch ſonſt ſey, Stellen enthielte, die keines Jacobiners würdig wären, und die alſo wenigſtens abgeändert werden müßten. Beſonders anſtößig fand er die Anrede an die Generale, worinn es hieß: „Ihr, Generale! vergeſſet nicht, daß das Schickſal Frankreichs „in euren Händen liegt; und daß es ſich die „ausgezeichneſten Dienſte von eurer Rechtſchaffenheit verſpricht.“ Kein Jacobiner müſſe dieſe Grundſätze anerkennen, ſagte der Ex-Capuciner, denn das Schickſal Frankreichs liege in der Einigkeit, den Einſichten, dem Muthe, und dem Patriotiſmus der Nation, nicht aber in den Händen irgend eines Individuums.

Albitte widerſetzte ſich ebenfalls dem Anſchlagen der gedachten Adreſſe, und machte noch einige Bemerkungen. „Ueber Lequinio's „Vorſchlag bemerke ich, ſagte Albitte, daß die „N. V. freylich eher ſterben, als die Errichtung „zweyer Kammern zugeben wird; doch das iſt „nicht der Fall. Wir werden endlich alle todt ſeyn; „und auf den Gebeinen freyer Menſchen erheben „ſich die Baſtillen. Laſſet uns erſt ſiegen, und „nachher ſterben.“ Von den Damen, ſagte derſelbe Redner, daß ſie wohl über die Liebenswürdigkeit der Männer, aber nicht über ihren Patriotismus urtheilen könnten; denn es wären in der N. V. mehr als hundert, vielleicht auch mehr als zweyhundert Patrioten, und es würden bald noch mehrere darinn ſeyn, wenn die Operationen erſt einen impoſantern Gang bekommen werden. Auf St. André's Vorſchlag wurden endlich vier Commiſſarien ernannt, um eine Adreſſe an alle verbrüderte Societäten abzufaſſen, worinn dieſe in einem ſimpeln Style — verſichert werden ſollten, daß die Mutter-Geſellſchaft ſich ſtets beſtreben werde, eine mächtige Stütze des Patriotismus zu ſeyn. — Der Präſident zeigte hierauf an, daß die Geſellſchaft der Künſte M. Quatremère aus ihrem Schooße ausgeſtoßen habe, weil er in der N. V. die Parthey des Friedensrichters La Riviere genommen hatte. —

Der übrige Theil der Sitzung ward mit Debatten über den Zuſtand der Armeen zugebracht.

M. Réal wünſchte, daß die N. V. ſich ſobald als möglich mit den Mitteln beſchäftigen möchte, welche am tauglichſten wären, die Armeen aus ihrer traurigen Unthätigkeit zu reißen, und ſie gegen den Feind marſchiren zu laſſen.

Er verſicherte, daß die Lütticher und Belgier die Franzoſen mit Sehnſucht erwarten; und daß bey den franzöſiſchen Truppen, ohngeachtet aller verleumderiſchen Gerüchte, die größte Ordnung, Diſciplin, und Begierde ſich mit dem Feinde zu meſſen herrſche. In einem baldigen Angriffe des Feindes, und in der ſchnellen Eroberung von Brabant und Lüttich, welcher die zur Zeit noch ſchwachen Heere Oeſterreichs nicht widerſtehen könnten, fand Réal die Rettung Frankreichs und die Schonung vieles Menſchenblutes; in einer fernern Unthätigkeit der franzöſiſchen Truppen aber, die größte Gefahr fürs Vaterland.

Chabot bemerkte, daß Réal, welcher verlangte, das die N. V. die Generale marſchiren laſſe, doch wohl wüßte, daß dieſes nicht die Sache der N. V., ſondern der executiven Gewalt ſey; er wunderte ſich daher, daß Réal, der mit ſo vielem Grunde über die Unthätigkeit der Armeen klagte, nicht geradezu im Nahmen der Freyheit, des Lüttichſchen und Belgiſchen Volkes, La Fayette, Gouvion und Narbonne denuncirten, welche eigentlich an jener Unthätigkeit ſchuld wären. Réal antwortete, daß er immer lieber Sachen, die er kennete, als Abſichten die er nicht kennete, denunciren wollte. La Source meynte, die N. V. ſollte eine ſo große Truppen-Aushebung decretiren, daß Frankreichs Feinde dadurch in Schrecken gerathen müßten. Endlich ſagte Merlin: „Die Belgier „reichen uns die Arme, aber Menſchen, die „treuloſer ſind als die entſchiedenſten Ariſtocraten, ſind ſolche Feinde der allgemeinen Freyheit, daß ſie es wagen, ſich zwiſchen uns und „unſern Brüdern zu ſtellen. Warum dringen „wir nicht in des Feindes Land ein? Wer ſind „die Strafbaren? — Die executive Gewalt! „(Allgemeiner Beyfall.) Ja, die executive Gewalt! Sie ſoll uns für alles Unglück verantwortlich ſeyn, welches uns aus ihren Zögerungen erwachſen wird.“ Ein ſtürmiſcher Beyfall begleitete dieſe Worte; und die Sitzung ward ſogleich aufgehoben. —

Sitzung vom 27ſten. M. Deſlers las einen Brief von dem Bruder David an den Präſidenten, worinn er M. Giraud, einen von den nach den Colonien abgeſchickten bürgerlichen Commiſſarien, denuncirte. Ein Mitglied ſchlug vor, ſich näher nach dem Character und den Geſinnungen des Giraud zu erkundigen, und ihn nachher dem Miniſter zu denunciren. Chabot widerſetzte ſich dieſem Vorſchlage; und ſagte, die Miniſter müßten nach ihrem Gewiſſen handeln; es wäre gefährlich, ihnen Perſonen zu denunciren, die ſie als Agenten anſtellen wollten; — und die Jacobiner dürften ſich nicht ſo weit erniedrigen, um das Metier der Intriganten zu ergreifen!! Die Debatten lenkten ſich nun auf die Affiliation anderer Societäten. Robespierre meynte, es wären ſeit langer Zeit mehrere verbrüderte Geſellſchaften unter den Händen verſchiedener Perſonen ein Mittel zur Irreleitung der öffentlichen Meynung geworden; er machte daher die Motion, die Affiliationen ſo lange zu ſuſpendiren, bis die nöthige Ordnung in der Geſellſchaft hergeſtellt ſeyn würde. Chabot ſagte, man müßte die Societäten auf dem platten Lande, die nichts ſo ſehr als eine vollkommene Gleichheit wünſchten, nicht mit den Societäten in den Städten, die mehrentheils feuillantiniſch wären, in eine Claſſe ſetzen. La Source behauptete, die Mutter-Geſellſchaft müßte in den gegenwärtigen Umſtänden durchaus nicht die Gemeinſchaft mit den

Departementern vermittelſt der affilirten Geſellſchaften unterbrechen; und alſo die Affiliationen ihren Gang fortgehen laſſen, nach den bisher dabey beobachteten Regeln. Der Streit über dieſen Gegenſtand ward lange und mit vielem Lärm fortgeſetzt; endlich behielt Robespierre die Oberhand; und auf Corolet's Vorſchlag ward beſchloſſen, in acht Tagen einen neuen Modus bey den Affiliationen feſtzuſetzen.

M. Owals, Deputirter der Societät von Mancheſter, bat den Präſidenten, er möchte die Societät ſtimmen laſſen, ob ſie eine Adreſſe anhören wollte, die er ihr vorzuleſen den Auftrag hatte. Man wollte ſogleich zum Stimmen gehen. Robeſpierre wollte reden. Es entſtand ein heftiger Tumult. Darauf ſagte M. Monteau: „Ich bin nun zwey Stunden hier, um „Dinge zu hören, die dem Vaterlande nützen; „und ich ſehe nichts, was darauf Beziehung „hat. Ich verlange, daß der Präſident zur „Ordnung verwieſen werde, weil er um ſieben „Uhr nicht die Tagesordnung der N. V. zu der „unſrigen machte. Anſtatt der gemeinen Sache „zu dienen, ſchadet Ihr derſelben täglich, durch „den Tumult, der beſtändig unter Euch herrſcht.“

Dieſe gegründete Vorwürfe mußte die Societät mit Geduld anhören. Robespierre bekam doch zuletzt das Wort, und ſagte, daß M. Owals die gedachte Adreſſe vorleſen könnte, ohne daß die Societät erſt darüber ſtimmen dürfte, weil die Societät von Mancheſter mit dem Mutter-Club von Paris aſſilirt wäre. Owals bemerkte nun, daß die Adreſſe eigentlich von der Societät zu London ſey. Endlich ward die Vorleſung derſelben angehört. Sie enthielt eine Erinnerung an die Grundſätze des natürlichen und bürgerlichen Rechtes; ferner die Lehre, daß die Völker ſich nicht nach dem eiteln Ceremoniel der Höfe richten, ſondern daß die Prinzipien der Freyheit, Gleichheit, und Menſchlichkeit die Baſis ihrer wechſelſeitigen Verhältniſſe gegen einander ausmachen müßten. Die Verfaſſer der Adreſſe führten den berühmten Vers an:

> Les rois ſont paſſagers, le peuple eſt éternel.
>
> (Die Könige vergehen, die Völker bleiben immer.)

Der Präſident antwortete: „England hat „uns das Beyſpiel gegeben, die Tyrannen, Protectoren, und Congreß-Präſidenten zu verach„ten.

„ken. Sagen Sie unſern Freunden, daß wir „ihrer würdig ſeyn werden.“ Die Societät klatſchte Beyfall, und verordnete den Druck der Adreſſe.

Sitzung vom 28ſten. Der bekannte Lord George Gordon überſchickte der Societät aus dem Gefängniſſe Newgate in London einige Bemerkungen über das Betragen des Unterhauſes bey der ſtufenweiſen Abſchaffung des Negerhandels. Er fand es ſonderbar und inconſequent, daß das Unterhaus jenem Handel abſchaffte, und doch keine Maaßregeln ergriff, um den Negerſclaven in den Colonien ihre Freyheit zu ſichern; darauf ſtellte er eine Vergleichung dieſer Betragens mit dem Betragen der N. V. an, welche den farbigen Leuten (Mulatten) gleiche Rechte mit den Weißen gab, ehe ſie noch an die Vernichtung jenes ſchändlichen Handels dachte; und machte zuletzt den Schluß, daß das Haus der Gemeinen nur deßhalb jene Parthey ergriffen habe, um die miniſterielle Adminiſtration von der Sorge, die Unruhen in Jamaica zu ſtillen, zu befreyen, und alle Schuld der entſtandenen Unordnung auf die Gouvernöre, die Pflanzer, und die Colonial-

Verſammlungen in den verſchiedenen Inſeln, zu werfen.

Die Societät aus Vienne meldete, daß ſie gleich nach erhaltener Nachricht von der Kriegserklärung zwey Subſcriptionen eröffnet habe; Eine zur Darbringung patriotiſcher Opfer, und die Andere um Geld für Aſſignaten zu verwechſeln.

Die Societät von Furcoing ſchrieb, daß die Städte Cortryk, Gent, Brügge, Oudenarde und Menin faſt gar keine Beſatzungen haben; daß aber die meiſten öſterreichiſchen Dörfer an der Grenze mit Truppen beſetzt ſeyen, die man eher für eine Bande Diebe und Räuber, als für Soldaten halten ſollte. Als Beweiſe dieſer Behauptung wurden die von öſterreichiſchen Soldaten ausgeübten Plünderungen in den Dörfern Camphin, Lers, Touflers und Menchain angeführt. Auch theilte die Societät noch folgende Nachrichten mit. Die National-Garde ihrer Stadt beſtand aus funfzehn Sechszehntheil Ariſtocraten, von denen einige Detaſchements eine Proſcriptions-Liſte mit ſich führten, worauf die Häuſer der Patrioten, die Anzahl der ſich darinn befindenden Perſonen, und die zu erwürgenden Schlachtopfer deſignirt waren. Die conſtitutionsfeindlichen Prieſter ließen täglich, ſeit dem der Krieg beſchloſſen worden, in dem Flecken Moncron Meſſen leſen, um von Gott die Vernichtung aller franzöſiſchen Truppen zu erflehen. Die Franzoſen, welche häufig nach Cortryk, Gent, Brüſſel ꝛc. reiſeten, brachten die Nachricht, daß die Flamänder und Brabanter die Ankunft der Franzoſen mit Ungeduld erwarteten.

Die Societät von Machecoul theilte die Nachricht von einem civiſchen Feſte mit, welches ſie bey der Inauguration einer von den Bürgerinnen zu Machecoul der National-Garde geſchenkten National-Fahne, gefeyert hatte.

Die civiſche Geſellſchaft von Mirande, welche aus Ackersleuten, Handwerkern, und Künſtlern aller Art beſtand, ſchrieb, daß ihr Hauptzweck ſey, frey, gleich an Rechten, und in beſtändiger Brüderſchaft zu leben. „Wenn Ihr „unter uns, hieß es zuletzt, keine Cicerone und „Demoſtheneſſe findet: ſo könnt Ihr wenigſtens „Codruſſe, Brutuſſe und Deciuſſe bey uns finden, die immer bereit ſind, ſich für das Wohl „des Vaterlandes aufzuopfern.“

Der Präſident des Correſpondenz-Ausſchuſſes der Societät von Pecot unterwarf dem Urtheile des Mutter-Clubs eine Adreſſe, die er im Nahmen ſeiner Societät an den heiligen Vater, Biſchof von Rom, ſchicken wollte.

Nach der Entſcheidung einiger, die Adminiſtration betreffenden Fragen, meldete ein Mitglied, daß die N. V. ihre Sitzungen für permanent, d. h. mit andern Worten, daß ſie erklärt habe, das Vaterland ſey in Gefahr. M. Daubigny erzählte, daß in den Tuillerien die größte Unruhe herrſche.

Einem Officier wurden die Epauletten abgeriſſen; und ein königlicher Gardiſt ſchlug mit ſeinem Säbel auf einen Bürger los, worauf alle Perſonen, die in den Tuillerien waren; ſich entweder in Vertheidigungsſtand geſetzt, oder die Flucht ergriffen hatten. Bey dieſer Nachricht entſtand der größte Tumult im Schooße der Societät. Eine Menge Mitglieder verließen ihren Platz, und viele giengen ſogar aus dem Saale hinaus. Der Präſident bedeckte ſich; und bemerkte, nachdem es erſt wieder ruhig zu werden anfieng, daß das beſte Mittel, das Vaterland zu retten, in Standhaftigkeit und einem ruhigen Betragen beſtehe. „Wir müſſen unſern „Poſten nicht verlaſſen, ſagte er; im Monath „July, meine Herren . . . . . .“ Ein neuer Tumult ließ den Präſidenten nicht ausreden. Chabot ſagte hierauf, daß man Urſache habe, M. Briſſac für den Urheber alles drohenden Unglückes anzuſehen; und daß das Gerücht, als wenn die National-Garde Gewaltthätigkeiten gegen die königliche Garde ausgeübt hätte, falſch ſey. „Morgen, fügte Chabot hinzu, „wird die N. V. entſcheiden, ob es nicht beſſer „wäre, die Garde des Königs, dieſes gefähr„liche Corps, ganz aufzulöſen. Alle Bürger, „d. h. die National-Garde und die Pickenträger, „müſſen nun unter Waffen ſeyn.“

M. Chauey las eine Rede ab, über die mit der Schweitz zu erneuernden Tractaten. Zuerſt erklärte er aber, daß die Schweitzer-Soldaten, die ſich in der Societät jetzt gegenwärtig befanden, nicht mit unter der Anzahl derjenigen begriffen wären, von denen er eben reden werde.

Das Reſultat ſeiner Rede war, daß die Capitulationen mit den Schweitzern gar nicht mehr gehalten werden könnten; daß die Schweitzer, die ſich frey zu ſeyn einbildeten, unter dem

Drucke ihrer Magiſtrāte leben, von welchem ſie ſich auch, nach Frankreichs Beyſpiele, gern befreyen möchten; daß die beſtehenden Tractaten mit der Schweitz beyden Völkern, ſo wohl den Franzoſen als den Schweitzern, zum Nachtheil gereichen; Erſtern, weil die Unterhaltung der fremden Truppen, die in Frankreich (wo ſie unter dem Deſpotismus der Officiere ſtünden,) dem Volke nicht dienen könnten, zu viel Aufwand koſteten; Letztern, weil ſie in ihren Cantons ihre Truppen, die für Freyheit Sinn haben, wenn ſie nicht von den Officieren tyranniſirt werden, zur Wiedererlangung ihrer alten Freyheit gebrauchen könnten; endlich, daß es das Beſte wäre, die ſchweitzeriſchen Regimenter in ihr Vaterland wieder zurückzuſchicken, deſſen ohngeachtet aber mit der Schweitz in Freundſchaft und Harmonie zu bleiben. Nach Endigung dieſer Rede, ward der Societät gemeldet, daß die Garden des Königes beym Hôtel der Militärſchule unter Waffen wären. Es entſtand wieder die größte Unordnung. Faſt alle Mitglieder verließen den Saal. Desjardins verlangte, daß die Jacobiner ihren Poſten nicht verlaſſen, und ihre **Würde** (!!) behaupten

ten ſollten, weil königliche Garden ſie nicht erſchrecken müßten. Ein National-Gardiſt meldete, daß alles ruhig ſey, und verlangte, daß die Jacobiner den Saal nicht eher verlaſſen ſollen, bis ſie die Lärmtrommel würden ſchlagen hören. Duperrey begehrte, daß die Societät eine kraftvolle Adreſſe an alle verbrüderte Societäten ergehen laſſe, und dieſe von den Urſachen unterrichte, warum die N. V. ihre Sitzungen permanent erklärt habe? Auf die Bemerkungen, daß ſchon Commiſſarien zu dieſem Zwecke ernannt wären, ſagte Desjardins: „Je „mehr Commiſſarien man ernennen wird, deſto „länger wird die Adreſſe werden, und deſto „langſamer wird ſie zu Stande kommen. Wenn „ich den Auftrag hätte, ſo würde ich bloß ſagen: Haltet eure Flinte in der Einen, das „Seil der Sturmglocke in der andern Hand, „und eine Cartouche zwiſchen den Zähnen.“ Zuletzt ward die Abſendung der ſchon einmahl in der Societät vorgeleſenen, von Billand-de-Varennes abgefaßten Adreſſe, wie wohl mit einigen Abänderungen beſchloſſen. Ein Mitglied ſchlug vor, bey der N. V. um die Permanenz der Sectionen anzuhalten, und bemerkte bey der Gelegenheit, daß die Commüne der Sectionen durchgängig eben ſo gut, als die Comites ſchlecht ſind. Der Vorſchlag ward angenommen, und auf der Stelle die Petition an die N. V. in vier Zeilen abgefaßt.

Sitzung vom 29ſten. Die Societät von Toulon klagte über die zahlreichen Deſertionen der Officiere bey den Linientruppen. Es waren einige Regimenter, deren jedem ungefähr fünf und dreyßig Officiere fehlten.

Die Societät von Bordeaux wiederholte ihre ſchon mehrmahls gemachte Anzeige von einem großen Complotte, und einem bevorſtehenden Aufſtande in Paris, in ſehr hochtrabenden Ausdrücken. „Oeffnet die Augen, hieß es in „dem Schreiben an die Mutter-Societät, und „erwachet aus eurem tiefen Schlafe. Die Freyheit iſt am Rande des Abgrundes; noch einen „Schritt, ſo iſt ſie verſchlungen und verſchwunden. Wir wollen frey ſeyn, ſagen wir ſo ganz „kalt? O, traurige Trägheit! . . . Die Sclaverey kömmt mit großen Schritten herbey! . . . „Eine Freyheit ohne Leidenſchaft hört auf, Freyheit zu ſeyn. Leidenſchaft handelt! — Laſſet „uns um die Conſtitution verſammeln; unter

„Kriegesgeſchrey ſey: Freyheit! Gleichheit! „keinen Adel! Auf Erz und Marmor wollen „wir eingraben, daß jedes Auge es ſehe, daß „jeder Mund es ausſpreche: Eine Nation, eine „Verſammlung, nie zwey Kammern!“

Die Societät von Nimes meldete, daß es in ihrer Stadt von angeſehenen Feuillantinern wimmele, die von Zeit zu Zeit Emiſſarien aufs Land ſchickten, um Mistrauen gegen die Jacobiner zu verbreiten. Auch ſchrieb die Societät, daß ſie nun mehr Zutrauen zu M. Montesquiou und zu ſeiner Rechtſchaffenheit habe, ſeit dem ſie gehört, daß M. Vaublanc *) gegen ihn zu Felde gezogen ſey.

Die Brüderſchaft von Amberieux meldete, daß der König von Sardinien beſtändig Zubereitungen zum Kriege mache; daß er an den Grenzen, die er unaufhörlich befeſtigen ließ, einen

---

*) Der Erfolg hat gezeigt, daß dieſer vortrefliche Mann nicht geirrt hatte. Von allen Kriegsbefehlhabern, die in dieſem Kriege an die Spitze franzöſiſcher Armeen ſtanden, war Montesquiou derjenige, der dem neuen Regierungs-Syſtem ſeines Vaterlandes am wenigſten hold war. Er entfloh noch zur rechten Zeit, und ſo entgieng er glücklich der Guillotine.

v. A.

einen Truppen-Cordon habe ziehen laſſen; daß alles ſeine feindſeligen Abſichten gegen Frankreich anzeige; und daß es den daſigen Franzoſen ſo wohl an Waffen, als an Munition fehle.

Die Societät von Bourg ſchrieb: „Wenn „wir euch nichts von dem geſagt haben, was „an den Grenzen vorgeht, ſo kam das daher, „weil wir nichts fürchten, und nichts zu fürchten haben. Eine Handvoll guter Mannſchaft „iſt genug, um allen Truppen des Königes „von Sardinien zu widerſtehen. Der Piemontheſer iſt ein Poltron wie ſein Murmelthier; „der Savoyarde hingegen hat ein franzöſiſches „Herz, obgleich er nicht Soldat iſt; und das „helvetiſche Corps wird ſich ganz ruhig verhalten, denn es fürchtet ſich ſelbſt.“ Uebrigens klagte die Societät über die Hartnäckigkeit, mit welcher ſich der General Rochambeau dem angreifenden Syſtem widerſetzte.

Viele andere Societäten gaben Nachricht von den Pflanzungen der Freyheitsbäume in ihren Wohnörtern, und den dabey vorgefallenen Begebenheiten.

Nach der Verleſung der Correſpondenz ſtattete M. La Source, auf des Präſidenten Einladung, Bericht von dem ab, was denſelben Tag in der N. V. vorgefallen war. Das wichtigſte darunter war die Diſcuſſion über die Königliche Garde. Bazire hatte nehmlich im Nahmen des Aufſichts-Ausſchuſſes viele Thatſachen angeführt, welche die conſtitutionswidrigen Geſinnungen der königlichen Garde, und die gegenrevolutioniſtiſchen Abſichten, die der Hof mit ihr hatte, beweiſen ſollten; und dann darauf angetragen, daß dieſe königliche Garde entlaſſen, und der militäriſche Dienſt bey dem Könige vorläufig von der National-Garde, und der Schweitzer-Wache verſehen werden ſolle. Die N. V. hatte die Diſcuſſion adjournirt. — M. Albitte ſagte, nach Endigung dieſes Berichtes, daß man es eben ſo wenig leiden müſſe, daß der König ſich mit einer Garde umgebe, welche die Conſtitution in Gefahr ſetzen könnte, als man es dulden würde, daß der König auf dem Gebiete der Tuillerien, unter dem Vorwande, daß es ihm gehöre, eine Baſtille errichten ließe, die der Freyheit der Bürger drohete. Zuletzt ſchlug Albitte vor, denjenigen, der die königliche Garde auf die conſtitutionswidrigſte Art formirt hatte, nehmlich M. Briſſac, in

Anklageſtand zu ſetzen. Le Gendre meynte, die ganze Sache könnte gar keine Schwierigkeit haben; denn die königliche Garde wäre dadurch allein, daß ſie conſtitutionswidrig formirt würde, ſchon an und für ſich null und nichtig. Uebrigens verlangte dieſer Fleiſchhacker, daß der König ſuſpendirt werde. „Das Volk, ſagte „er, hat alles gethan, was es thun konnte; „indem es ſich zur Vertheidigung der N. V. bewaffnete, hat es ſeine Energie gezeigt. Durch „das Veto hat die executive Gewalt die Macht „in Händen, die beſten Geſetze unwirkſam zu „machen. Wir wollen alſo den König proviſoriſch ſuſpendiren, bis daß die Conſtitution „außer Gefahr iſt; denn ich halte mich gern in „den Schranken der Conſtitution.“ —

Dieſer Vorſchlag ward von dem lebhafteſten und oft wiederholtem Beyfalle der ganzen Societät begleitet. — Ein Mitglied erwähnte, um zu beweiſen, daß die National-Garde immer gute Grundſätze habe, des Beſchluſſes von einem Bataillon, welches das Betragen des General-Commandanten gemißbilligt hatte. Verſchiedene Stimmen riefen, daß die Bataillone nicht deliberiren könnten, und daß dieſes conſtitutionswidrig ſey. Tallien behauptete, die National-Garden dürften allerdings über Gegenſtände, die den Dienſt betreffen, deliberiren. Es entſtanden einige Debatten hierüber, es ward aber nichts von der Societät beſchloſſen. — Ein anderes Mitglied meldete, daß M. Rochambeau Sohn ſeinen Abſchied bey der Armee genommen habe; und ſich im Secretariat der Societät eine Einlaß-Karte habe geben laſſen. Dieſe Nachricht verurſachte vielen Lärm und lange Debatten in der Societät. Einige Mitglieder verlangten, daß alle Officiere, und folglich auch M. Rochambeau, die in dem gegenwärtigen critiſchen Zeitpuncte ihre Dimiſſion geben würden, auf der Stelle, ohne weitere Unterſuchung, aus der Societät ausgeſtoßen werden ſollten. Mehrere behaupteten, daß M. Rochambeau bloß gekommen ſey, um in der Societät zu ſpionniren; andere ſagten, die Societät könne keins ihrer Mitglieder verurtheilen, ohne es vorher gehört zu haben; ſie müßte daher auch erſt von Rochambeau hören, aus welchen Gründen er die Armee verlaſſen habe, und nach Paris gekommen ſey. Dieſer letzte Vorſchlag ward angenommen, und es ward beſchloſſen, den folgenden Tag Rochambeau zu hören. —

Sitzung vom 30ſten. Die Societät von Strasburg ſchrieb, daß man die N. V. falſch berichtet habe, wenn man ihr ſagte, daß ſechs hundert Strasburger National-Garden abgereiſet wären, um die Huſaren des Regiments Sachſen zu erſetzen, welche aus dem Lager von Newitz, das der tapfere Kellermann commandirte, deſertirt waren. *) Alles was in Strasburg bey dieſer Gelegenheit geſchahe, war dieſes: Der General Victor Broglio erhielt Nachricht von jener Deſertion, und theilte ſie ſogleich dem Maire Dietrich mit; dieſer verſicherte, daß die Nacheilungs-Subſcription, die er deshalb eröffnen wollte, des Abends ſchon geſchloſſen ſeyn werde. Es ließen ſich aber nur 135 Perſonen einſchreiben; und den Tag der Abreiſe wa-

ren

---

*) Das Regiment hatte den Namen von ſeinem Chef, dem Prinzen Xavier von Sachſen, ehmahligem Adminiſtrator des Churfürſtenthums. Wie viel intereſſantes und Neues für Deutſchland, würde nicht die Biographie dieſes Prinzen liefern, die jedoch erſt tief im 19ten Jahrhundert geſchrieben werden dürfte.

v. A.

ren nur drey geneigt, ihr Verſprechen zu halten. — Auch meldete die Societät, daß Einer ihrer Ex-Deputirten aus Paris nach Strasburg geſchrieben habe, daß höchſtens in vierzehn Tagen alle Patrioten vernichtet ſeyn, und die Angelegenheiten wieder ihre alte Geſtalt bekommen haben werden. „Es iſt nun Zeit, ſagte hierauf die Strasburger Societät, daß die N. V. eine impoſante Stellung annehme, um die Hydra, die uns ſchon ſeit ſo langer Zeit drohet, zu vertilgen. Das Volk iſt dieſer Schlange überdrüſſig, und ſetzt all ſein Vertrauen auf die N. V.; es wird ſich ganz erheben, wenn es nöthig iſt, um den treuloſen Hof zu beſtrafen, der uns quält, und ſeinen Durſt mit unſerm Blute ſtillt. Glaubt dieſer Hof denn, uns die Freyheit überdrüſſig zu machen? Da irrt er ſich wahrlich; und er bereitet ſich ſelbſt den Abgrund, worinn er früh oder ſpät doch ſtürzen wird. Unſer letztes Wort iſt: Freyheit, nichts als Freyheit, ganze Freyheit, oder Tod."

Die Societät von Maubenge meldete, daß die Uhlanen täglich, ſeit den Vorfällen von Mons, Tournay, und Bavai, einige franzöſiſche Dörfer ausplündern; daß ihnen nichts heilig ſey; daß ſie alles wegnehmen was ſie finden; daß ſie ſelbſt Kinder berauben, und Frauenzimmer nothzüchtigen.

Die Societät von Avignon forderte die Mutter-Geſellſchaft auf, für ſie bey der N. V. zu wachen, von deren Gerechtigkeit ſie alles erwartete, die aber, wie ſie glaubte, von Boshaften irre geleitet werde.

Die Societät von Beſançon überſchickte die Abſchrift einer Adreſſe an die N. V., worinn die Geſetzgeber aufgefordert wurden, das Schwerdt der Gerechtigkeit über die Häupter der vom Könige angeſetzten Verräther zu ſchwingen; die Geſetze wegen der Verantwortlichkeit der Miniſter in Ausübung zu bringen; und die Tyrannen zu vertilgen, welche es wagten, die heilige Arche der Conſtitution und der Freyheit zu berühren. „Der Krieg iſt beſchloſſen, hieß es in der Adreſ„ſe, das war der einmüthige Wunſch der Fran„zoſen; aber die Nation erwartete nicht, daß „es ihr in dem Augenblicke, da er anfangen „ſollte, an allem Nöthigen fehlen werde. Wir „haben weder Waffen, noch Proviſion; und „doch bleiben die Miniſter unbeſtraft? Sie beſe-

„tzen die Stellen bey der Armee, und bey den „Tribunälen! Der Kopf der Strafbaren falle: „ſo iſt das Vaterland gerettet. Große Beyſpiele ſind nöthig, um die Verräther zu ſchrecken; und unſre Nachbarn werden uns zu ſchätzen wiſſen, wenn wir aufhören werden, Nachſicht mit dem Verbrecher zu haben.“

Nach Endigung der Correſpondenz beſtieg Rochambeau die Tribune. Hier gab er Rechenſchaft von ſeinem Betragen, und ſagte, daß er deshalb die Armee verlaſſen habe, weil er das Zutrauen ſeiner Truppen verlohren hätte. Auch klagte er über die Indiſciplin dieſer Truppen; nannte ſie feige Memmen, die vor dem Feinde des Vaterlandes geflohen wären, und Böſewichter, die auf ihre eigene Officiere, worunter auch er ſelbſt war, geſchoſſen hätten. Darauf klagte Rochambeau auch über die Miniſter, deren Eigenliebe er alle Schuld an dem Unglücke bey Tournay und Mons zur Laſt legte; führte Thatſachen an, um ihre Sorgloſigkeit, Unwiſſenheit, und Unvorſichtigkeit, mit welcher ſie Operationsplane, die geheim gehalten werden müßten, öffentlich bekannt machten, zu beweiſen; und meynte zuletzt, daß es in den gegenwärtigen Umſtänden dringend wäre, an die Soldaten eine Adreſſe ergehen zu laſſen, und ſie zur Subordination und zum Zutrauen gegen ihre Officiere aufzufordern. Dubois = de = Crancé ſchien mit den Gründen nicht zufrieden zu ſeyn, die Rochambeau zur Entſchuldigung ſeiner Demiſſion angeführt hatte; und glaubte, daß kein Officier, der ſeinen Abſchied nahme, das öffentliche Vertrauen verdiente. Auch nahm er die Miniſter, beſonders den Kriegesminiſter, den er lange vorher in Perpignan mit einer rothen Mütze geſehen hatte, *) gegen Rochambeau's Beſchuldigungen in Schutz; und ſagte, daß die Generale ſich unter dem jetzigen Miniſterium über ſo viele Dinge beklagten, wozu ſie gar keine Urſache hätten. Zum Schluſſe fügte Dubois noch hinzu, daß wenn die gegenwärtigen Miniſter auch, durch Cabalen der Generale das Zutrauen verlieren möchten, ſie doch durch andere Miniſter erſetzt werden würden, die eben ſo patriotiſch wären als ſie. — Carra war in

Betreff

---

*) Dies war, nach der Logick der Pariſer Societät, ein Hauptgrund ihn für einen muſterhaften Jacobiner und Erz = Patrioten zu halten.
d. A.

Betreff der Miniſter mit Dubois einerley Meynung; nur meynte er, daß Rochambeau ſich irrte, wenn er das Vertrauen ſeiner Soldaten verloren zu haben glaubte, da alle Berichte von der Armee gerade das Gegentheil bewieſen, und hinlänglich zeigten, daß die Truppen M. Rochambeau für einen guten Patrioten halten. Er forderte daher dieſen auf, zur Armee wieder zurück zu gehen, und ſeine vorige Stelle wieder einzunehmen. Robespierre meynte, das was Rochambeau perſönlich angienge, wäre eigentlich nicht das wichtigſte der Diſcuſſion; wohl aber wäre die Sache der Miniſter wichtig. Er vertheidigte nun beſonders den Kriegsminiſter Servan, ohne indeſſen ihn zu loben, weil es, wie er ſelbſt ſagte, ſeinen Grundſätzen zuwider wäre, irgend einen Miniſter übertrieben zu loben, oder ohne Grund zu tadeln. Doppet brachte wieder die Frage aufs Tapet, ob Rochambeau Mitglied der Societät ſeyn und bleiben könne, oder nicht? Der ganze übrige Theil der Sitzung ward mit Debatten über dieſe Frage zugebracht. Dieſe Debatten waren äußerſt heftig; es entſtand einigemahl großer Tumult in der Societät; verſchiedene Redner als wie Robespierre, Carra, Doppet, Collot d'Herbois, Réal ꝛc. ſchimpften ſo entſetzlich auf Rochambeau in ſeiner Gegenwart, daß er aufſtand, und von ſelbſt den Saal verließ; endlich ward, nach vielem Lärmen, beſchloſſen, Rochambeau aus der Liſte der Mitglieder auszuſtreichen. — —

Si=

Sitzungen im Juny.

Sitzung vom 1ſten. Nach einigen unbedeutenden Anzeigen ſagte M. Chepy, Sohn, daß die Klagen über die franzöſiſche Armee ungegründet ſeyen. Nach ſeiner Erzählung beſtand das Lager von Ranſennes aus einer großen Verſammlung Jacobiner; die Linientruppen lebten in der größten Harmonie mit den National-Garden; alle, ſelbſt die deutſchen Soldaten, ſchwuren, für die Freyheit zu ſterben; die Duelle waren gänzlich verbannt; und wenn ein Streit zwiſchen den Soldaten entſtand: ſo ſagten ſie: „Wir wollen „unſere Beſchwerden gegen einander bis nach erhaltenem Siege aufſchieben; all unſer Blut „ſind wir dem Vaterlande ſchuldig.“ Von dem Generalſtabe, ſagte Chepy, daß er im allgemeinen vom Geiſte des Feuillantismus regiert werde; und die Officiere theilte er in drey Claſſen: erſtlich in ſolche, die ſich nur um ihre Bezahlung bekümmerten; zweytens in diejenigen, die für das Syſtem der zwey Kammern waren; endlich drittens in die übrigen, die aus Revolutionärs, oder Propagandiſten beſtanden. Hierauf gieng der Redner zu dem Gefecht von Philippeville über. Nach ſeinem Berichte hatten die Franzoſen Wunder gethan, ſo daß ſelbſt die Oeſterreicher darüber erſtaunt waren, und ſagen mußten, daß ihre jetzigen Feinde keine Patrioten wären, bey welcher Benennung ſie ſich elende Truppen, ſo wie die brabantiſchen Inſurgenten dachten. Die Oeſterreicher, hieß es, ſollen 700 Mann auf dem Platze gelaſſen, hingegen ſoll der Verluſt der Franzoſen ſich nur auf 22 Todte, und 62 Verwundete belaufen haben. Die übrigen Nachrichten von verſchiedenen Gegenſtänden, die Chepy der Societät mittheilte, übergehen wir, weil ſie nichts Intereſſantes weiter enthielten, als bloß eine Erzählung von einem Marketender bey der La Fayettiſchen Armee, Nahmens Demerix, der beſtändig den Soldaten die Decrete der N. V., die franzöſiſche Conſtitution, und die Principien der Freyheit bekannt zu machen ſuchte, und deshalb von ſeinen Obern, vornemlich von Narbonne (der nun bey den Jacobinern der Baſſa Narbonne hieß,) verfolgt wurde. Die Societät beſchloß ſich des Marketenders Demerix anzunehmen, und ernannte die Mitglieder Daubigny und Tallien zu ſeinen officiellen Vertheidigern. — Die Demagen Réal und Tallien forderten die Mitglieder des Clubs auf, daß ſie M. Guirault, der das Terrein der Jacobiner gekauft hatte, unterſtützen, und Gelder hierauf hypotheciren möchten, weil er allein nicht im Stande wäre, das ganze Kaufgeld auszuzahlen. „Wir ſind freilich Sans-Culottes, fügte Réal hinzu, aber es ſind doch noch Leute unter uns, die im Stande ſind, Guirault zu unterſtützen.“ Marandon, Wortführer der Deputation von Bordeaux, bezeigte, im Nahmen dieſer Stadt, den tiefſten Abſcheu gegen das Syſtem der zwey Kammern. — Ein Mitglied meldete, daß verſchiedene Wagen angehalten worden, die mit Fäſſern voller Bleykugeln beladen, und an den Marſchall de Segur adreſſirt waren. Die Perſon, die ſie angehalten hatte, war ein Knabe von zwölf Jahren. Dieſer ward in den Saal, und zum Präſidenten der Societät hingeführt. Ein Mitglied ſchlug vor, eine Sammlung für den Knaben anzuſtellen; ein Anderer meynte, die Societät möchte ihm eine National-Uniform und Waffen verſchaffen; darauf beſtieg das Kind die Tribune, und erzählte die Art, wie es die Wagen arretirt hatte. Nachdem es mit ſeiner Rede fertig war, ſetzte es ſeine Mütze auf, worüber es allgemeinen Beyfall erhielt. Die Societät beſchloß, dieſem Knaben, der Louis Germain hieß, und der Sohn eines Stückgießers war, einen vollſtändigen Anzug, nebſt einer Einlaßkarte zu geben, und ſeines Nahmens ehrenvoll im Protocolle ihrer Sitzungen zu erwähnen. — Durch das Wahl-Scrutinium wurden folgende Mitglieder zur Beſetzung des Büreau gewählt: M. Chabot, zum Präſidenten; M. Manuel, zum Vice-Präſidenten; M. Monteau, Garan, Chenier, und Fabre d'Eglantine zu Secretären.

Sitzung vom 2ten. Präſidentſchaft des M. Chabot.

Dieſes war eine außerordentliche, zur Vorleſung der Correſpondenz beſtimmte Sitzung; es fiel aber nichts beſonders in derſelben vor, da die Anzahl der anweſenden Mitglieder zu klein war. Auf Tallien's Vorſchlag beſchloß daher die Societät, künftig nur bey dringenden und das allgemeine Intereſſe betreffenden Umſtänden, außerordentliche Sitzungen zu halten. — Der Schatzmeiſter der Societät meldete, daß Rochambeau ſeine Einlaßkarte wiedergeſchickt, und den Belauf ſeiner Subſcription zurückbekommen habe. — Dufourny und Hyon ſprachen über die Angelegenheiten der franzöſiſchen Garden. — Ein Deputirter aus Strasburg meldete, unter dem lauteſten Beyfalle der Verſammlung und der Tribunen, die baldige Ankunft des Laveaux in Paris. — Der Präſident zeigte zu Ende der Sitzung noch an, daß in den nächſten Sitzungen folgende Diſcuſſionen zur Tagesordnung gehörten: 1) über den öſterreichiſchen Ausſchuß; *) 2) über die miniſteriellen Verbrechen; 3) über den Civil-Etat der Bürger; und 4) über den öffentlichen Unterricht.

Sitzung vom 3ten. Ein Mitglied der Societät von Orléans überſchickte ein Exemplar von einer Schrift, die den Titel: *Franzöſiſche Grundſätze* führte. Dieſe Schrift ſollte im Sitzungsſaale angeſchlagen werden. Zur Probe mögen folgende drey Stellen dienen: „Wir glauben den Schwüren der Könige eben ſo viel, als

„den

---

*) Die ehemalige Exiſtenz dieſes ſogenannten Ausſchuſſes, nehmlich eines Bündniſſes in den Tuilerien, das an einer Contrerevolution ſyſtematiſch arbeitete, wird, wenigſtens noch biß jezt jeder unbefangene Geſchichtsforſcher ſtark bezweifeln.
v. A.

„den Verſprechungen eines Geldwechslers, der „Bankerutt gemacht hat.“

„Wir haben den Deſpotismus der Könige „und der Ariſtocraten geſtürzt; jetzt müſſen wir „den der Heuchler fürchten.“

„Der wahre Bürger muß den Geſetzen ge„horchen; und die Auflagen genau und ohne „Verzug bezahlen.“

Die Societät von Tarbes klagte über die Unthätigkeit der Armeen; ſie meynte, die executive Gewalt ließe nur darum eine ſo kleine Macht agiren, um den Oeſterreichern und Preußen Zeit zu geben ſich zu verſammeln. — „Der „größte Theil unſerer freywilligen National„Garden, ſchrieb ſie ferner, iſt noch ohne Waf„fen; die ganze Kette an den Pyrenäen iſt, „zwey Feſtungen ausgenommen, von Canonen „und Kriegesmunition aller Art ganz entblößt; „und unſre National-Gendarmerie, die bisher „ihre Löhnung halb in Geld und halb in Aſſig„naten bekam, empfängt jetzt nichts als Aſſig„naten, die nun, wegen ihres Verluſtes, zur „Unterhaltung der Leute und Pferde nicht hin„reichen.“

Die Societät von Toulouſe meldete, daß ſie bey der N. V. gebeten habe, die Directoren der Poſt-Büreaux durch die Wahl der Bürger ernennen zu laſſen.

Die Societät von Nantes ſchrieb: „Der Sturm brüllt über der Hauptſtadt des Reichs; die Menge Verräther und Conſpiranten, die ſich darinn aufhalten, wollen unſre erlauchten Repräſentanten, die Freyheit, und die Gleichheit, vernichten. Paris wird bedrohet; nun wohl! ſo muß man Paris zu Hülfe eilen. Wir haben, ihr lieben Freunde! dieſen Entſchluß gefaßt. Eine Subſcription für Geld und Perſonen ward in unſerm Schooße eröffnet; ſie wird bald voll ſeyn; und der Augenblick der Abreiſe nahet heran. Freunde! Die Sturmglocke hat geläutet; die guten Bürgern müſſen nun aufſtehen, und marſchiren, ſo wird das Vaterland gerettet."

Die Societät von Yvetet meldete, daß Rouen ein wahrer Sammelplatz der Ariſtocraten werde. Es hieß, es wären daſelbſt beynahe dreyßig tauſend Conſtitutionsfeinde, worunter ſich 8 bis 10 tauſend widerſpenſtige Prieſter befanden.

Nachdem hierauf eine Reclamation der Soldaten vom 34ſten Regimente, gegen den Bericht, vorgeleſen ward, den der General Riccé von dem was im Lager zu Tiercelet vorgefallen, abgeſtattet hatte, und Collot d'Herbois in einer kleinen Rede mit vieler Heftigkeit auf dieſen General, ſo wie auf Narbonne geſchimpft hatte, trat Manuel unter den lebhafteſten Beyfallsbezeugungen in den Saal. Er dankte der Societät aufs verbindlichſte für die Ehre, die ſie ihm erzeigte, und für das Intereſſe, das ſie an ſeiner Gegenwart nahm; und verſicherte, daß er gern öfter ihren Sitzungen beywohnen möchte, wenn er ihr nicht dadurch nützlicher zu ſeyn glaubte, daß er ſich ausſchließlich mit ſeinen Geſchäften, als Gemeinde-Procurator beſchäftigte. — Coller beſtieg nun die Tribune. Der Anfang ſeiner Rede lautete: „Die Unruhen, welche die Societät erſchüttern, ..." bey dieſen Worten gleich unterbrach ein heftiges Gemurre den Redner, der nun gezwungen war, die Tribune zu verlaſſen, und auf die Fortſetzung ſeiner Rede Verzicht zu thun. — Auf Le Gendre's Vorſchlag beſchloß die Societät, M. Lacroix zu hören. Dieſer las nun eine Rede ab, über die Urſachen

ſachen der gegenwärtigen Uebel in Frankreich, und über die Mittel, dieſen Uebeln abzuhelfen. Erſtere fand er: in den unzähligen Widerſprüchen, welche die Conſtitutions-Acte enthielt; in der Nachgiebigkeit der conſtituirenden N. V., da ſie die Regierung in den Händen einer Familie und eines Hofes gelaſſen hatte, die geſchworne Feinde der Nation und der Freyheit wären; in der Erblichkeit des Thrones; in der Unverantwortlichkeit des Königes; in der Unvorſichtigkeit, die Direction eines Krieges gegen Oeſterreich einem Manne anzuvertrauen, der den Sieg des Feindes wünſchte; ferner in der Coalition gewiſſer Generale, um ſich dem Glücke der franzöſiſchen Waffen zu widerſetzen; und endlich in der Ambition des Oberhauptes, welches er einen Hermaphroditen nannte.

„Alles Gute in der Conſtitution, ſagte der „Redner, kömmt vom Volke her; alles Schlechte „aber von der conſtituirenden Verſammlung in „ihrem Verfalle.“ Als Mittel zur Abhelfung der Uebel ſchlug Lacroix vor: 1) Die Erneuerung der Wahl-Corps; (dieſen Vorſchlag erklärte der Präſident Chabot für conſtitutionswidrig: Lacroix ſagte aber, das Heil des Volkes ſo das erſte Geſetz;) 2) Die Oeſterreicherinn zu iſoliren, und das Commando über die Armeen den verdächtigen Generalen zu entziehen. Von Luckner und Rochambeau ſagte der Redner, daß ſie erröthen müßten, Ehrenbezeugungen anzunehmen, ehe ſie ſie verdient haben. Ferner wünſchte Lacroix noch, daß man eine Aushebung von 150 Bataillonen, jedes von 1000 Mann vornehmen, und aus ihnen drey Lager formiren möchte; daß eine jede Municipalität einen völlig ausgerüſteten Reuter ſtellen ſollte, welches 48,000 Mann Cavallerie machen würde; „vorausgeſetzt, fügte er noch hinzu, daß die „Reichern mehr geben wollten, ſo würdet Ihr „eine Vermehrung von 16,000 Pferden, alſo „in allem eine furchtbare aus 64,000 Mann beſtehende Cavallerie haben.“ In Anſehung der Fourage, meynte Lacroix, könnte eine ſo reiche und ſo große Nation als die franzöſiſche keinen Mangel haben; und um die Koſten, die die Unterhaltung einer ſolchen Armee verurſachen würde, zu beſtreiten, ſagte er, müßte man die Güter der Emigrirten verkaufen, und den Reichen eine progreſſive Contribution auflegen. Um den letzten Vorſchlag, den ſelbſt Chabot conſtitu-

tions:

tionswidrig nannte, zu beſchönigen, ſetzte der Redner noch folgende Worte hinzu: „Da die öffentliche Gewalt den Reichen einen deſto größeren Schutz gewährt, je mehr Vermögen ſie beſitzen, ſo müſſen ſie der öffentlichen Gewalt auch einen Theil ihres Luxus und ihres Ueberfluſſes aufopfern.“ Endlich ſchlug Lacroix noch vor, die Glocken auf den Kirchen, und die metallenen Statuen der Könige und Fürſten, in die National-Münze zu ſchicken, und an die Stelle der leztern, die Bilder von Rouſſeau, Franklin und andern Alten und Neuern aufzuſtellen, die dem Volke einen edlen Enthuſiasmus für die Freyheit einflößten. Man verlangte den Druck der Rede des Lacroix. Louvet meynte, es müßte dann alles aus derſelben weggeſtrichen werden, was conſtitutionswidrig ſey. Collot d'Herbois wollte kein Wort ausgelaſſen haben. Es entſtand ein langer Streit über dieſe Sache, worauf Lacroix erklärte, daß er ſeine Rede auf eigene Koſten werde drucken, und unter die Mitglieder der Societät vertheilen laſſen; nur ſollte die Societät ihm zu ſagen erlauben, daß die Rede, ſo wie ſie da ſtehe, in ihrer Mitte gehalten wurde. Das ward ohne Widerrede zugeſtanden. Manuel ſchlug in dieſer Sitzung noch vor, die Erziehung des königlichen Prinzen zur Tagesordnung anzuſetzen; worüber aber nichts ausgemacht ward.

Sitzung vom 4ten. M. Owald erſchien auf der Tribune, und ertheilte einen weitläuftigen Bericht von den Verfolgungen, die die Engländer Cooper und Watt, Mitglieder des Clubs von Mancheſter, ausſtehen müſten. Nachher verlangte er, daß die Societät doch eilen möchte, den Brief an die engliſche Geſellſchaft abzuſenden, und ihr Troſt zuzureden. Es entſtanden einige Debatten über dieſen Vorſchlag. Collot d'Herbois und Réal beſtanden darauf, daß die Pariſer Societät nicht eher an die von Mancheſter ſchreiben könnte, als bis ſie erſt Briefe von ihr empfangen hätte. Zuletzt gieng die Societät, auf Le Gendre's Verlangen, zur Ordnung des Tages über. — Ein Mitglied gab Nachricht von der Denunciation, die M. Ribles in der N. V. gegen M. d'Orléans, Dumourier, Petion und den Vater Duchene vorgebracht hatte. Ein anderes Mitglied bemerkte hierauf, daß M. Ribles Deputirter des Departements du Tarn ſey: und daß Einer ſeiner Collegen geſagt habe: „Bisher habe ich meinen Mit-Deputirten

„wohl für ariſtocratiſch, aber nicht für toll gehal„ten; jetzt bin ich vom Gegentheil überzeugt.“ In der That hatte auch die N. V. die Denunciation des M. Ribles für eine Handlung des Wahnſinnes und der Tollheit erklärt; und war darauf zur Tagesordnung übergegangen. —

Ein Bürger aus der Vorſtadt St. Antoine erſchien, und äuſſerte auf eine ſehr derbe Art ſeinen Unwillen gegen die Perſonen, welche behauptet hatten, die Tribunen in der N. V. hielten ſich nicht genug in den Schranken der Ehrfurcht gegen die Geſetzgeber. Nachher machte er der Societät bittere Vorwürfe darüber, daß ſie ſich zu viel mit Perſönlichkeiten beſchäftigte, und ſagte: „Man ſieht beſtändig, daß Ihr euch über „Privatzänkereyen entzweyet, und mit Debat„ten der Eigenliebe die Zeit zubringet, während „daß Ihr alle eure Sorgfalt auf das Vaterland „wenden müßtet. Sollten Jacobiner ſo niedrig „ſeyn, und die Rolle der Klopffechter ſpielen? „Wenn wir auch Hoſenloſe ſind, ſo ſind wir doch „nicht Empfindungsloſe.“ Seine Rede ſchloß der Vorſtädter mit folgenden Worten: „Ich ſage „mit Rouſſeau, die Souveränität des Volkes iſt „unveräußerlich; ſo lange unſre Repräſentanten

„ihre Pflicht thun, ſo lange werden wir ſie unterſtützen; ſo bald ſie aber dagegen handeln, „werden wir auch wiſſen, was wir zu thun „haben; ich ſage wir, denn auch ich bin Mitglied des Souveräns.“ Allgemeiner Beyfall begleitete dieſe Rede. Hierauf erzählte ein Bürger von Nantes, daß die Commüne dieſer Stadt ſich erboten habe, zwey hundert Mann nach Paris zu ſchicken, wenn es nöthig ſeyn dürfte, welche ſich da mit der National-Garde vereinigen ſollten. „Wenn Ihr, fügte der Fremde hinzu, „an alle affilirte Societäten ſchreibet, ſo zweiſle „ich nicht, daß bald eine anſehnliche Armee bereit ſeyn werde, zu marſchiren.“ Tallien ſchlug darauf vor, die öffentliche Gewalt in permanenten Activitätsſtand zu ſetzen; und auf ſein und Duperrey's Verlangen ward beſchloſſen, auf der Stelle eine Adreſſe an die verbrüderten Societäten zu verfertigen. — Ein engliſcher Terarins, ehemaliger Secretär des M. Turgot, bat ums Wort. Es ſchien, als wollte er Zweifel gegen die Diſpoſition zur Neutralität des engliſchen Volkes erregen; und deshalb gieng die Societät, ohne ihn zu hören, zur Tagesordnung. — Tallien las den Entwurf zu der verlangten

Adreſſe an die verbrüderten Geſellſchaften vor; er erhielt den Beyfall der Societät, und der Druck und die Verſendnngen deſſelben ward einmüthig beſchloſſen.

Sitzung vom 6ten. M. Sillery hielt eine lange Rede, worinn er den Ungrund eines in vielen Departementern verbreiteten Gerüchtes von einer Orléanſchen Faction zu zeigen ſuchte. Der Redner erinnerte die Societät an das Betragen des M. d'Orléans von der Zeit an, wo er ins Exilium geſchickt wurde, weil er ſich dem Willen des Hofes widerſetzt hatte, bis zu dem Augenblick, wo er die Waffen zur Vertheidigung der Freyheit ergriff; aus allem ſollte der Patriotismus, die Rechtſchaffenheit, der Gehorſam gegen das Geſetz, die Liebe zur Freyheit, und viele andere Tugenden mehr des M. d'Orléans erhellen. Der Druck dieſer Rede ward beſchloſſen. — Le Gendre äußerte ſeine Verwunderung darüber, daß man die Societät von einem Individuum unterhält, zu einer Zeit, wo das Vaterland in Gefahr ſey. Ueber dieſe Bemerkung entſtand eine große Bewegung unter den Mitgliedern. Es ward beſchloſſen, Le Gendre nicht weiter zu hören. Dieſer ſagte hierauf, es wären noch eine

Menge Sclaven in der Societät. — Robespierre nahm ſich des Fleiſchers an; der Tumult ward immer größer. Le Gendre legte endlich ſeine Karte auf das Bureau, und gieng, unter den Beyfallsbezeugungen einiger Mitglieder, aus dem Saale; der Präſident bedeckte ſich, worauf die Ruhe, wiewohl mit Mühe wieder hergeſtellt ward. Le Gendre ward nachher wieder von einigen Perſonen, die ihn bey ſeinem Weggehen zurückhalten wollten, wieder in den Saal geführt. Er erhielt nun allgemeinen Beyfall; und der geweſene Streit wurde, auf Robespierre's Vorſchlag, durch den Uebergang zur Tagesordnung, beygelegt. Die Rede war nun von der Formirung eines Lagers bey Paris. Tallien ſagte, er wünſchte lieber, daß man Linientruppen, und die verabſchiedeten franzöſiſchen Garden, als National-Garden zu dieſem Lager gebrauchen möchte; auch meynte er, müßte die executive Gewalt bey dieſen Truppen keine Stelle, ſelbſt nicht einmahl die eines Generals vergeben können. —

Sitzung vom 7ten. Die Societät von Civrai meldete, daß ſie ſich ungemein gefreuet habe, bey der Nachricht, daß die Spaltungen in der Mutter-Societät gänzlich aufgehört hätten. Von ſich ſelbſt ſchrieb die Societät. „Wir „ſuchen ſo viel als möglich, Gemeingeiſt zu verbreiten; dieſes iſt eine Pflicht, die einem jeden „Jacobiner obliegt; und wir werden den Grundſätzen immer getreu bleiben, die wir im „Schooße unſrer Mutter angenommen haben.“

Die Societät von Metz gab Nachricht von den militäriſchen Dispoſitionen des Generals La Fayette. In dem Schreiben dieſer Jacobiner, die doch lange genug Zeit hatten, den unglücklichen La Fayette zu beobachten, erſchien dieſer Feldherr als der vernünftigſte und beſte General, als der tugendhafteſte Bürger, und als der größte Freund der Ordnung. Selbſt den Vorwurf, den man dieſem Feldherrn, beſtändig daraus machte, daß er mit ſeiner Armee nichts that, und ſich nur auf das Vertheidigungs-Syſtem einſchränkte, lehnten dieſe Metzer-Jacobiner, die doch auch nicht den letzten Platz unter den ächten Jacobinern verdienten, von ihm ab, durch die gegründete Entſchuldigung, daß es ſeiner Armee an den nothwendigſten Dingen fehlte. (Kann man nun, wenn man ſiehet, wie ſelbſt die eifrigſten Jacobiner in ihren Meynungen über den Patriotismus La Fayette's getheilt ſind, dieſen wohl einen Verräther nennen? Unglücklich war er auf alle Fälle; aber gewiß kein Verräther.) —

Die jacobiniſche Geſellſchaft von Nimes ſchrieb, daß der General Montesquiou ſich das Zutrauen aller Patrioten in ihren Gegenden erworben habe; ſein Brief zu Gunſten der Marſeiller war ihr ein unzweydeutiger Beweis von ſeinem Patriotismus, von dem ſie indeſſen doch wünſchte, daß er immer dauern möchte. Die ſpäter erfolgte Auswanderung des Montesquiou beweiſet, daß der Wunſch der Societät von Nimes nicht überflüſſig war.

Die Societät von Straßburg meldete unterm 2ten Juny, daß der patriotiſche Prinz von Heſſen, an dieſem Tage als General-Lieutenant bey der Rhein-Armee angeſtellt worden ſey.

Collot d'Herbois beſtieg die Tribune, und ließ ſeinen Zorn gegen die Journaliſten aus, weil ſie ſich keine Mühe gaben, Thatſachen aufzuzeichnen, die den gemeinen Soldaten zur Ehre gereichten. Er verſprach daher, bald ein Werk herauszugeben, das voll heroiſcher Züge der franzöſiſchen Truppen ſeyn ſollte. Als eine

Probe davon, erzählte er der Societät einige Beyſpiele, von denen wir bloß Eins anführen, das uns jedoch ſehr unwahrſcheinlich dünkt. Ein Soldat hatte bey dem Gefecht von Mons nicht mehr als 10 ſcharfe Patronen. Als dieſe verſchoſſen waren, bekam er einen Schuß in die Hüfte, aus welcher er ſogleich mit der Hand die Kugel, die ihn verwundete, herauszog; ſie mit ein wenig Pulver, das er noch übrig hatte, in ſein Gewehr that, und auf den Feind abfeuerte.

Der Vice-Präſident Manuel ſchlug hierauf vor, die Wände des Sitzungs-Saales der Societät mit Erzählungen ſolcher Geſchichten, als der Bruder Collot eben der Societät mittheilte, zu zieren. Dieſer Vorſchlag ward mit Beyfall aufgenommen. — Die Debatten lenkten ſich nun wieder auf das, noch vor dem 14ten July, bey Paris zu formirende Lager von 20,000 Mann. Robespierre meynte, daß eine ſolche Verſammlung von Truppen für die Hauptſtadt unnütz und gefährlich ſeyn würde. Unnütz, da die Hauptſtadt nichts von innern Feinden zu fürchten hatte, und ſtark genug ſey, ſich ſelbſt, den König und die N. V. zu ſchützen; gefährlich aber, weil es die Abſicht der Feinde der Gleichheit ſey, die Hauptſtadt, und nachher auch die Departements zu beherrſchen, um ihre eigne Syſteme durchſetzen zu können. Daß der Vorſchlag wegen des Lagers auch von der rechten Seite in der N. V. beſtritten würde, wäre eine bloße Tactik, die auch oft genug in der conſtituirenden Verſammlung gelungen ſey. „Ich ſehe, rief hierbey Robespierre aus, wie die Oberhäupter der Factionen ſich vereinigen, indem ſie einander anzugreifen ſcheinen; ich ſehe die Vergniaux, die Guadets, die Ramonds, und die Jaucourts, wie ſie ſich mit Erfolg dieſes Mittels bedienen, um zu ihrem Zwecke zu gelangen. Ich halte es daher für nothwendig, daß man die Armee, die man an die Thore der Hauptſtadt ſtellen will, nach den Grenzen ziehen laſſe.“ Dufourny gab Robespierre ſeinen Beyfall; und ſagte, daß die Armee, die man um Paris herum verſammeln wollte, bald Fayettiſirt ſeyn würde; er wollte ſie daher auch lieber an den Grenzen haben. — Ein anderes Mitglied ſagte, man müßte kein partielles Lager haben; ſondern ganz Frankreich müßte ein groſſes weites Lager ausmachen. Auch dies ward applaudirt. (Man ſieht hieraus, daß die Jacobiner ſich mit großem Eyfer der Formirung eines Lagers bey Paris widerſetzten; und doch ward nachher dem Könige ein Capital-Verbrechen daraus gemacht haben, daß er dieſes Lager nicht geſtatten wollte!) — Manuel, der in Abweſenheit des Chabot, den Präſidentenſtuhl einnahm, meldete der Societät, daß er als Gemeinde-Procurator das unangenehme Geſchäft habe übernehmen müſſen, den Bürger, der das Terrein der Jacobiner gekauft hatte, gerichtlich zu verfolgen; er forderte daher alle guten Bürger auf, mit aller Macht denjenigen zu unterſtützen, der ſich für das Wohl des Jacobiner-Clubs aufgeopfert hätte. — Hierauf wurden verſchiedene Klagen über einige Prieſter vorgebracht, die mit der Conſtitution ihr Geſpötte trieben, den Geſetzen zuwider handelten, und die National-Garden zur Uebertretung der Geſetze zu verführen ſuchten. — Baumier klagte über einige Attentate, (wie er ſie nannte) die gegen die Bürger le Gendre, Hebert, und Rochet ausgeübt wurden, welche von Buob in Verhaft genommen worden waren, weil ſie, wie Baumier glaubte, ihre

Meynung über La Fayette frey geäußert hatten. Zu Ende der Sitzung meldeten Doppet und Peyin die Loslaſſung des Brudes le Gendre, und erzählte zugleich die ganze Geſchichte ſeiner Verhaftnehmung, die bloß dadurch veranlaßt wurde, daß er vor einer Proceſſion nicht ſtill halten, und den Hut abnehmen wollte.

Sitzung vom 8ten. Dieſe ganze Sitzung ward mit heftigen Debatten über das von der N. V. nun abgegebene Decret, wegen des 20,000 Mann ſtarken Lagers, das bey Paris errichtet werden ſollte, zugebracht. Vorzüglich zeichnete ſich Robespierre aus. Er behauptete, daß es für die Freyheit von der äußerſten Wichtigkeit ſey, ſelbſt Handlungen des geſetzgebenden Corps vernünftig tadeln zu dürfen. — Auch ſey die N. V. ſelbſt, dem allgemeinen Willen unterworfen; und ihre Exiſtenz hörte auf, wenn ſie dieſem offenbar zuwider handelte. Dieſe Grundſätze fanden allgemeinen Beyfall bey der Societät die ſeit einiger Zeit beſonders, wie man aus allen ihren Verhandlungen und aus ihrem ganzen Tone erſehen kann, es ſchon darauf anlegte, ein Uebergewicht über die gemäſſigte Parthey, ja ſelbſt über die N. V. zu erlangen. — Alle Redner, beſonders Tallien, Fabre d'Eglantine und St. André ſtimmten darinn überein, daß das zu errichtende Lager wenigſtens 20 franzöſiſche Meilen von Paris entfernt ſeyn müßte. Endlich beſchloß die Societät, an alle affilirte Societäten eine Adreſſe abzuſenden, welche alles Nachtheilige und alles Vortheilhafte des Projectes auseinander ſetzen ſollte, das M. Servan vorgeſchlagen, und die N. V. angenommen hatte. —

Sitzung vom 10ten. Ein Brief aus Strasburg meldete, daß verſchiedene Umſtände die Einwohner jener Stadt viele Unruhen befürchten lieſſen. An einem Sonntage, dem 3ten Juny, kam ein leerer, von fünf öſterreichiſchen Reutern begleiteter Wagen nach Kehl, und hielt daſelbſt den ganzen Tag, von Morgens bis Abends, ſtill. Als es Nacht wurde, gieng der Wagen wieder zurück; und die Soldaten ſagten: „Es iſt uns nicht gelungen." — Das Lager bey Strasburg, meldete derſelbe Brief, wäre in ſehr elendem Zuſtande; und ſo geſtellt, daß es dem Feinde leicht ſeyn müßte, ohne bemerkt zu werden, dazu zu kommen, und es zu überfallen. Auch klagten die Strasburger darüber, daß man ihnen den Prinzen von Heſſen weggenommen, und ihn nach Beſançon verbannt habe; und endlich hieß es in dem Briefe: „Man drohet uns mit Unruhen und einem Bürgerkriege innerhalb dreyer Tage; man ſagt „ſogar, daß das Bataillon des Maires, welches aus den Schlächtern dieſer Stadt beſtehet, dieſen Abend den Club der Jacobiner „wolle ſpringen laſſen. Polizey iſt hier gar „nicht; die Emigrirten ſind in großer Anzahl „hier; und wenn die N. V. nicht kräftige und „ſchleunige Maaßregeln ergreift, ſo iſt alles „bey uns verloren."

Die Vorleſung dieſes Briefes ward mit der größten Aufmerkſamkeit angehört; und nach verſchiedenen Vorſchlägen beſchloß die Societät, eine collationirte Abſchrift davon dem Bruder Laveaux aus Strasburg, der in der Verſammlung gegenwärtig war, mitzutheilen, damit er bey dem Kriegsminiſter den beſten Gebrauch davon machen könne. Unter den lebhafteſten Beyfallsbezeugungen beſtieg nun M. Laveaux die Tribune. Zuerſt entſchuldigte er ſich, daß er heute, wegen der Fatiguen von der Reiſe, keine umſtändliche Nachricht von ſeiner Verhaftnehmung und Befreyung, geben könne; nachher entwarf er ein Gemählde von der gegenwärtigen Lage von Strasburg; und ſagte, es wäre gefährlich, bey der Armee in dieſer Gegend M. Victor Broglio zu laſſen, da er in dieſer Lage gezwungen wäre, gegen ſeinen eigenen Vater zu fechten, und alſo entweder das Vaterland, oder die Natur werde verrathen müſſen. „Der Prinz von Heſſen aber, fügte Laveaux hinzu, der auf eine kurze Zeit zum Befehlshaber bey dieſer Armee ernannt, gleich darauf aber durch die Cabalen unſers Maire's Dietrich nach Beſançon geſchickt wurde, der würde durch ſeinen Patriotismus, ſeine Freymüthigkeit, und ſelbſt ſeinen Rang als deutſcher Prinz, in jenen Gegenden äußerſt nützlich ſeyn, wo ein patriotiſcher Prinz, der die Sprache des Landes redet, auf die Einwohner durchaus einen für das gemeine Beſte ſehr zuträglichen Einfluß haben müßte." —

Le Gendre machte der Societät eine weitläufige und umſtändliche Erzählung von ſeiner, in der Sitzung vom 7ten bereits erwähnten Verhaftnehmung, wobey eigentlich, das Merkwürdigſte war, daß das Volk, das Le Gendre ganz auf ſeiner Seite zu haben glaubte, wüthend darauf drang, daß er aufgehängt werde. Die Menſchheit hätte durch den Tod des Fleiſchers wohl nicht viel verloren, wenn der Wille des Volkes bey dieſer Gelegenheit, als das höchſte Geſetz betrachtet, und auf der Stelle befolgt worden wäre. — M. Martin theilte der Societät einen Brief aus London mit, worinn von verſchiedenen Tumulten, die ſich in dieſer Hauptſtadt Britaniens ereignet hatten, die Rede war. — M. Allonges hielt eine Rede, worinn er die Nothwendigkeit, die geſetzgebende Gewalt von der ausübenden ganz zu trennen, ſo daß ſie gar keinen Einfluß auf einander haben könnten, zu zeigen ſuchte. Die Veranlaſſung zu dieſer Motion, ſagte der Redner, wäre der Auszug aus einem Briefe von Montmorin an Noailles, worinn von der zwiſchen dem Hofe und den beſten Köpfen der conſtituirenden Verſammlung herrſchenden Harmonie geſprochen wurde. Die Societät beſchloß den Druck der Rede des Allonges. — Réal meldete, daß ihm geſtern, als er die Wache im Schloſſe hatte, eine Petition gegen die von der N. V. decretirte Verſammlung der 20,000 Mann, zum unterzeichnen vorgelegt worden ſey. Aber er und alle die bey ihm waren, hatten dieſes Verlangen mit Unwillen von ſich gewieſen. —

Sitzung vom 11ten. Die Societät von Landau überſchickte die Abſchrift eines Briefes an den Kriegsminiſter, worinn dieſer gebeten ward, den an M. la Morliere geſandten Befehl zurückzurufen, nach welchem M. Favart, Commandant von Landau, ſeinen Poſten verlaſſen, und nach Hüningen gehen ſollte. Die Societät rühmte von dieſem Commandanten, daß er das Zutrauen aller guten Bürger beſitze, die Feſtungswerke von Landau in guten Stand geſetzt habe, und folglich mehr als irgend ein anderer fähig ſey, ſie, im Falle eines Angriffes, zu vertheidigen. So ſtrebten die Jacobiner darnach, auch in militäriſchen Angelegenheiten eine gewiſſe Autorität zu erlangen! —

Die Societät von Straßburg ſchrieb, daß man ſich am 3ten Juny zum erſten mahl in ihrer Stadt erlaubt habe, die Geſetze der Gaſtfreundſchaft zu übertreten. Der Maire Dietrich erhielt nehmlich gewiſſe Nachricht, daß ein gewiſſer Schez, ein Erz-Feuillantiner, von den Oeſterreichern an der andern Seite des Rheins arretirt worden ſey; darauf ließ er eigenmächtig ohne einmahl erſt die Municipalität zu befragen, einen Kaufmann aus Brüſſel, der mit den beſten Päſſen verſehen war, des Abends um 10 Uhr in ſeinem Wirthshauſe in Verhaft nehmen. Auch meldete die Societät von Straßburg verſchiedene andere Umſtände, um zu beweiſen, daß ſie Urſache habe, in ihrer Stadt einen Aufſtand zu befürchten; und daß ihr Departements-Directorium, wie auch ihr Maire Dietrich feuillantiniſch geſinnt wären.

Die Societät von Forcalquier drückte ſich in einem Briefe ſehr derbe aus, über die Unthätigkeit der franzöſiſchen Armeen; und über die vermuthete Untreue des Königes. Das Ende des Briefes lautete ſo: „Welchen Rang auch unſre „innern Feinde haben, ſo werden wir doch ſchon „wiſſen, ſie deſſelben zu berauben; und wenn unſer erſter öffentlicher Beamte ein Verräther iſt, „ſo werden wir keinen Augenblick anſtehen den „Vorſchlag zu thun, daß man eine Familie, die „unſre Conſtitution liebt, auf dem franzöſiſchen „Thron ſetze.“ — (Wem fällt hier nicht die Familie d'Orléans ein?)

Die Jacobiner-Geſellſchaft von Lorgnes überſchickte die Abſchrift einer Adreſſe an die N. V., worinn dieſe gebeten ward, in dem gegenwärtigen critiſchen Zeitpuncte, dem höchſten Geſetze, (dem gemeinen Wohl,) zu folgen, und den Krieg ohne den König führen zu laſſen, weil des Königs Macht in ſolchen Umſtänden zu gefährlich und zu furchtbar ſey.

Die Debatten dieſer Sitzung betrafen die gefährliche Lage des ganzen Reiches, vorzüglich einiger Departementer, und unter dieſen beſonders des niederrheiniſchen Departements, worüber von der Societät zu Strasburg ſo viele Klagen einliefen. Laveaux ſagte, daß die Gefahr dringend, der Maire von Strasburg ein Verräther, und kein Augenblick zu verlieren ſey. Als Mittel, den drohenden Gefahren zu entgehen, ſchlug er vor, eine mit vielen Unterzeichnungen verſehene Petition zu verfertigen, und darinn die N. V. zu fragen, ob ſie haben wolle, daß die Franzoſen frey ſeyen, oder nicht? Dann auch zu dem Könige zu ſagen: „Willſt du deine Pflicht „thun, ſo iſt es gut, wo aber nicht, ſo lege „deine Krone nieder.“ „Dieſe Parthey müſſet „Ihr ergreifen, fügte Laveaux hinzu; wenn Ihr

»ſie nicht ergreifet, ſo krümmet euer Haupt nie»der unter euern alten Tyrannen.« M. Heſſe ſprach nach Laveaux mit der größten Heftigkeit gegen die executive Gewalt. Zuerſt ſuchte er in einer umſtändlichen Erzählung zu zeigen, wie man geſucht habe, ihn wegen ſeines großen Patriotismus für ſein neu angenommenes Vaterland auf alle Art zu kränken, in Gefahr zu ſetzen, und zu zwingen, daß er ſeinen Abſchied nehme, welches er indeſſen nie thun werde. Nachher klagte der deutſche Prinz über den ſchlechten Zuſtand der Grenz-Städte im Elſaß; und ſagte, daß Narbonne ganz Frankreich betrogen habe. Hierauf ſagte er: „Ich bitte, daß man mir das „Wohl des Reichs an der Seite des Rheins an„vertraue; in Strasburg werde ich meinen „Sarg auf die Wälle ſetzen laſſen; und da wird „er mich jeden Tag an meine Pflichten erinnern.“ Zuletzt machte der Redner noch die Bemerkung, daß die Pariſer National-Garde ſich allenthalben durch ihren Muth, ihre Diſciplin, ihr Manövriren ꝛc. beſonders vortheilhaft auszeichne, und wünſchte, daß man 6000 Mann ſolcher Truppen nach Strasburg ſenden möchte, mit welchen er für alles ſtehen wollte. Die Rede des

Prin

Bruders von Heſſen ward oft vom lebhafteſten Beyfalle unterbrochen.

Nun betrat Réal die Rednerbühne. Er ſprach ebenfalls über die dem Vaterlande drohenden Gefahren; ſagte, daß der Hof, der Generalſtaab der Armee, die Departementer, mit einem Worte, daß alles conſpirire; und äußerte ſeine Verwunderung darüber, daß die N. V. ſo unthätig ſey, und doch viel gethan zu haben glaubte, da ſie die Verabſchiedung der 1800 Mann der königlichen Garde bewerkſtelligt habe. „Es herrſcht Feigheit in der N. V.,“ ſagte der wüthende Jacobiner, und erhielt den Beyfall der Societät; „die N. V. zittert vor einem Fantom, „vor einer kleinen Parthey, ja vor einer Parthey, „die gar nicht einmahl exiſtirt. Was mich betrift, ſo werde ich immer ſagen, — ſollte man „mich auch, nicht nur nach der Abtey, ſondern „gar nach Orléans ſchicken, und als einen Gegenrevolutioniſten behandeln, — ich werde „immer ſagen: die N. V. muß die Zügel des „Reichs ergreifen, ſonſt iſt das Reich verloren.“ Albitte, der ein Mitglied der N. V. war, ſagte, daß man das Reich nicht durch Declamationen, ſondern durch ein weiſes, feſtes und muthiges Betragen retten könne; und wünſchte, daß man in der Societät ein ſo conſtituirtes Corps als die N. V., mehr reſpectiren, und ſie nicht überhaupt im Ganzen, ſondern bloß einzelne Mitglieder derſelben, die ſie entehrten, anklagen möchte. Unter andern ſagte Albitte noch: „Wenn man hört, daß die Jacobiner ſich mit „Weisheit berathſchlagen, ſo wird man im gan„zen Reiche klug und weiſe ſeyn. Ihr müſſet „uns (nehmlich den Geſetzgebern) unſre Arbeit „vorbereiten; und dann werden wir in der N. V. „gute Sachen verrichten.“ (So ſprach ein Geſetzgeber in der Societät der Jacobiner! Iſt es nun nicht wirklich zweifelhaft, ob die N. V., oder ob die Jacobiner den Staat regierten?) — La Source beſtieg nach ihm die Tribune. Seine Vorſchläge zur Vernichtung der von Réal erwähnten Conſpirationen beſtanden darinn, erſtlich; daß die adminiſtrativen Corps ihre Sitzungen öffentlich halten; und zweytens, daß die Befehlshaber aller National-Garden von den Bürgern erwählt werden ſollten. Uebrigens zeigte La Source ſein Erſtaunen über Réals Vorſchlag, nach welchem die N. V. die Zügel des Reiches ergreifen ſollte. Dieſes, ſagte der

Redner, wäre eine zweyte Revolution, und die Feinde der Freyheit warteten nur darauf, daß die N. V. einen ſolchen Schritt thue. „Ich „wollte nicht, ſetzte La Source hinzu, daß die „N. V., die ihren Committenten geſchworen „hat, die Conſtitution aufrecht zu erhalten, ſie „zuerſt verletzte; und daß es von ihr hieße, ſie „wolle alle Gewalt an ſich reißen. Eine ſolche „Maaßregel geziemt ſich nur dann, wenn das „ganze Reich ſie wünſcht; ich verlange daher, „daß die Societät eine mehr conſtitutionsmäßige „Parthey ergreiſe; und ſich vor der Hand auf „die Maaßregeln einſchränke, die ich vorgeſchlagen habe.“ — Allonges ſagte, daß er nicht verzweifeln wollte, ſo lange es noch Jacobiner in Frankreich geben werde. Dieſe Worte erregten wieder aller Erwartung ein heftiges Gemurre. Chambertois wünſchte, daß M. de Heſſe vor den Schranken der N. V. erſcheinen, allda die Thatſachen, die er der Societät erzählt hatte, wiederholen, und fordern möchte, daß Strasburg und Landau in beſſern Vertheidigungsſtand geſetzt werden. M. de Heſſe bemerkte aber, daß er morgen, ſeiner erhaltenen Ordre gemäß, nach Beſançon abgehen müße. — Fabre d'Eglantine ließ hierauf auch ſeine Stimme gegen die ausübende Gewalt hören; und er wieſe beſonders auf Broglio, den er einen hängenswerthen Mann nannte, und auf den Maire Dietrich. Er verlangte ſogar, die N. V. in einer Petition zu erſuchen, daß ſie dieſe beyden Männer vor ihren Schranken fordere. Dieſem Verlangen ſtimmte beſonders Laveaux bey; und die Societät beſchloß, die vorgeſchlagene Petition von Fabre d'Eglantine, Verrieres und Laveaux verfertigen zu laſſen. Verrieres las hierauf eine Petition vor, die er der N. V. überreichen wollte, um ſie an ihre Verſprechungen in Anſehung der franzöſiſchen Garden zu erinnern. Dieſe Petition erhielt vielen Beyfall; und Tallien ſagte: „Hiemit muß die N. V. anfangen, Sicherheit „und Ruhe in der Hauptſtadt wieder herzuſtellen, „wenn ſie etwa darinn ſollten angegriffen wer„den. —

Sitzung vom 13ten. Die Diſcuſſion über die in der Sitzung vom 11ten gemachten Propoſitionen wurden fortgeſetzt. Desperret meynte, daß Laveaux durchaus vor der N. V. erſcheinen, ihr den kläglichen Zuſtand der beyden Rhein-Departementer ſchildern, und dem Auszíſchen, das er von der rechten Seite zu befürchten ſcheine, trotzen müßte; weil er, durch ſeine Petition, vielleicht den Jacobinern zu viel ſtärkern Petitionen den Weg bahnen könnte. — Laveaux erklärte hierauf, daß keine kleinmüthige Furcht ihn zurückhalte, der N. V. eine Petition zu überreichen, ſondern bloß die Gewißheit, daß ein ſolcher Schritt zu nichts dienen würde. „Ihr wollt, ſagte er, daß wir bey der N. V. „Petitionen einreichen; aber wo iſt denn die N. „V.? (Gemurre.) Dieſe zweyte Legislatur wird „ſich nicht getrauen, etwas anders zu thun, „als uns an die executive Gewalt zu verweiſen, „d. h. an Miniſter, die wie chineſiſche Schatten „verſchwinden. Wir haben ſchon Deputirte „geſchickt, die auch alle zu nehmenden Mittel „und Maaßregeln auseinander ſetzten; aber „man ziſchte ſie aus; und dieſes ſetzt uns in den „Departementern in Verzweiflung." Terraſſon glaubte, die N. V. würde ohne Murren, ja gar mit Vergnügen eine Petition von den Jacobinern anhören, wenn ſie nur ſtark und patriotiſch wäre; und Thatſachen enthielte. Mehrere Redner, als wie Baumier, Albitte, Tallien, Fabre d'Eglantine, Merlin u. a., ſprachen über denſelben Gegenſtand; die meiſten waren der Meynung, daß Laveaux eine Petition einreichen ſollte, welches denn auch zuletzt von der Societät beſchloſſen ward. —

M. Bancal las einen Brief aus London vor, in welchem große Bewegungen prophezeyet waren, die ſich in Paris vom 15ten bis zum 20ſten Juny ereignen ſollten. — Der Präſident Chabot ergriff hierauf das Wort. „Ich lade die Societät ein, ſagte er, daß ſie „ruhig, groß und erhaben ſey; daß ſie würdig „ſey, ganz Frankreich zum Muſter zu dienen. „Der König hat ſeine Miniſter verabſchiedet! „Ja, meine Brüder! der Hof hat heute einen „der gewagteſten Streiche ausgeführt, die er „ſich je erlaubte. Ich weiß nicht, ob dieſe Mi„niſter nützlicher geweſen ſind, als Necker; „aber gewiß, nie haben Miniſter mehr Patrio„tismus gezeigt, als ſie.“ Dieſe Anzeige des Präſidenten veranlaßte die lebhafteſten Debatten und die kühnſten Vorſchläge, die man noch je im Jacobiner-Club gehört hatte. Albitte, Merlin, Tallien, Réal und Robespierre waren die Redner, die über dieſen wichtigen Gegenſtand ihre Stimmen erhoben; und die Anzeige dieſer Nahmen iſt wohl genug, um zu wiſſen, in welchem Geiſte die Reden abgefaßt waren. Albitte entwarf zuerſt eine Characterſchilderung von dem patriotiſchen Miniſterium, ſo wohl der verabſchiedeten, als auch der beybehaltenen Miniſter. Von Dumourier ſprach er in einem zweifelhaften Tone; von Roland, Servan, und Clavieres hingegen, beſonders von Erſterm, konnte er nicht genug den Patriotismus loben. Auch La Source ſprach mit der größten Hochachtung von Roland. *) — Merlin redete mit der größten Wuth vom Könige und dem ganzen Hofe. „Die wahren „Freunde des Volkes, ſagte er, müſſen ſich „vereinigen, um ihren grauſamſten Feind zu „vertilgen; die ganze Nation müſſe ſich erheben; — der Unterſchied zwiſchen den Linientruppen und den Nationalgarden müſſe aufhören; das Central-Büreau von Paris, und „der General-Staab der National-Garde, durch

---

*) Alle dieſe Hochachtung hörte auf, und verwandelte ſich in Haß und Verfolgung, da Roland, als Miniſter, die abſcheulichen Jacobiner-Plane nicht unterſtützen wollte, ſondern ſolchen vielmehr kräftig entgegen arbeitete.

v. A.

„durch Decrete der N. V. caſſirt werden; und „wenn kein ander Mittel vorhanden iſt, die „Republick (den Staat) zu retten, ſo müſſe „die N. V. erklären, daß die Gefahr des Vaterlandes es erfordere, daß das Volk andere „Repräſentanten ſchicke, und ſie mit aller „Macht bekleide, wenn es auch die Macht wäre, eine neue Conſtitution zu machen.“ — Nun ließ auch Tallien ſeinen Zorn über den Hof und die beybehaltenen Miniſter, Lacoſte, Dumourier und Duranthon aus; er verlangte, daß die N. V. ſobald als möglich den Befehl ertheile, daß die ausübende Gewalt (der König) Rechenſchaft von den Motiven ablegen möchte, die ſie bewogen habe, die patriotiſchen Miniſter zu entlaſſen. — Der Präſident meynte, der Miniſter Dumourier müßte ſich hierüber erklären, weil er die Königlichen Befehle, denen er ſeine Approbation hätte verſagen können, contraſignirt habe.

Jetzt ſtand Robespierre auf. Seine Rede war außerordentlich lang und enthielt einen großen Schwall von Worten; ſie war aber übrigens ſo ſinnlos, ſo unzuſammenhängend, ſo egoiſtiſch, und zeigte ſo wenig paſſendes und zur Sache gehörendes, daß es in der That ſchwer wird, zu beſtimmen, was der Redner eigentlich wollte. Auch wurde er oft unterbrochen. La Source ſagte, er ſähe mit Schmerz, daß in dieſer Sitzung gar nichts geſchehen werde, weil man die Zeit mit leeren Worten zubrächte; und ſelbſt der Präſident Chabot erinnerte den Redner, nicht ſo viel von ſich ſelbſt zu ſprechen. Das einzige, was wir indeſſen doch von Robespierre's Rede bemerken wollen, ſind einige Ausfälle gegen La Fayette, und die am Ende der Rede geäuſſerte Meynung, daß die gegenwärtige geſetzgebende Verſammlung ihrem Eyde getreu bleiben, auf ihrem Poſten beharren, und ſtandhaft die Conſtitution zu vertheidigen ſuchen müßte!! — Danton ſagte, er mache ſich anheiſchig, den verkehrten Hof in Schrecken zu ſetzen; denn die executive Gewalt hätte nur darum ihre Kühnheit gezeigt, weil man zu ſchwach geweſen wäre. — Réal redete in dieſer Sitzung zuletzt über dieſen Gegenſtand. Er ſagte, daß die Begebenheiten des heutigen Tages ihm großes Vergnügen machen; denn eine Criſis gienge immer vor der Geſundheit vorher; und die Franzoſen wären ſeit der Revolution nur dann unglücklich geweſen, wenn keine Criſis vorhanden war. „Die Frage iſt jetzt, hieß es in ſeiner Rede, ob der König conſpirirt, oder nicht? Wenn nun der erſte Fall erwieſen iſt: ſo iſt es offenbar, daß man keine Macht in ſeinen Händen laſſen muß, die er gegen das Vaterland und die Freyheit kehrt. Man wird mir ſagen, daß ich die Conſpiration beweiſen ſoll; ja wenn ich Beweiſe hätte, ſo würde ich in die N. V. gehen, und den König anklagen. Ich habe keine legale Beweiſe; aber die ganze Welt ſieht, daß die executive Gewalt ſich nicht nach dem Sinne der Conſtitution beträgt. — Die Ariſtocraten wollen auch, daß man gar keine Hand an die Conſtitution lege. Ich kann mich nicht beſſer darüber erklären, als wenn ich ein Gleichniß aus der Bibel anführe. Die Juden hatten eine heilige Lade, die nicht berührt werden durfte, wenn ſie auch umfiel. So machen es die Ariſtocraten mit der Conſtitution; ſie wollen ſie lieber zu Grunde gehen ſehen, als zugeben, daß man die geringſte Modification damit vornehme. Sie haben wohl ihre Gründe, warum ſie das wollen.“ — Hierauf ſchlug Réal vor, an die Departementer zu ſchreiben; die Primär-Verſammlungen zuſammen zu berufen, und Richter ernennen zu laſſen, welche zwiſchen der executiven Gewalt und den Jacobinern, als ihren Anklägern, ſprechen ſollten. „Wenn „dieſer Schritt conſtitutionswidrig iſt, (ſagte „Réal am Ende ſeiner Rede,) ſo kenne ich nur „das höchſte Geſetz, nehmlich das Wohl des „Volkes. Nur dieſes Mittel kann uns aus dem „traurigen Zuſtande reiſſen, in welchem wir „uns befinden; es müßte denn ſeyn, daß man „geradezu das einfachſte Mittel ergreift, wel„ches darinn beſtehet — den König anzukla„gen!“ Auf Danton's Vorſchlag ward beſchloſſen, die heutige Diſcuſſion in der nächſten Sitzung fortzuſetzen. —

Sitzung vom 14ten. M. Baumier las die Petition vor, die der N. V. wegen der Lage der Rhein-Departementer überreicht werden ſollte. Nach einigen geringen Debatten ward der Entwurf angenommen, und die Petition zur Unterſchrift vorgelegt. — Nun gieng die Fortſetzung der geſtrigen Diſcuſſion an. Chabot hielt eine ſehr lange Rede, die er mit den Worten anfieng, daß der Hof jetzt die Maſke weggeworfen habe, die er nur angelegt hatte, um ſich zu verlarviren, und um die Jacobiner zu beſiegen. Hierauf zeigte er das Gute, welches man von den jacobiniſchen Miniſtern zu erwarten berechtiget war, und welches ſie zum Theil auch ſchon bewirkt hatten; er ſagte von Roland, daß er wegen ſeiner Rechtſchaffenheit freylich den Haß der ariſtocratiſchen und feuillantiniſchen Adminiſtrationen verdient habe; und behauptete, daß ſelbſt Dumourier (der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten geweſen war, und den Chabot jetzt einen Heuchler und einen Böſewicht nannte —) dennoch zuweilen gegen fremde Nationen die Sprache der franzöſiſchen Freyheit geführt habe. Nun gieng der Redner zu der gegenwärtigen Lage der Dinge über. Der größte Nutzen des Jacobiner-Miniſteriums, ſagte er, werde ſich erſt jetzt nach ſeinem Falle zeigen; weil eben dieſer Fall die Herzen und Gemüther aller Freunde der Freyheit vereinigen werde. — Jetzt ließ ſich Chabot auf eine Prüfung der in der geſtrigen Sitzung von verſchiedenen Rednern gemachten Vorſchlage ein. Zuerſt tadelte er den Vorſchlag, daß man den König fragen ſollte, aus welchem

Grunde er die patriotiſchen Miniſter entlaſſen habe; der Grund hievon, meynte er, wäre bekannt genug. Servan, Roland und Claviere hätten nehmlich zu ſehr die Sprache der Wahrheit geredet, und im Conſeil zu ſehr die Grundſätze der Freyheit begünſtiget, als daß ſie von Ludewig XVI. hätten beybehalten werden ſollen, in deſſen Augen die Duport, die Bertrand, und die Leſſart die empfehlenswürdigſten Männer wären. Hierauf verwarf Chabot den Vorſchlag von Réal, nach welchem die N. V. ſich für conſtituirend erklären, und den König abſetzen ſollte, weil dieſes der Conſtitution ſchnurſtracks zuwider wäre. Aber der Vorſchlag, daß die ganze Nation ſich erheben, und bewaffnen ſollte, der fand Chabot's ganzen Beyfall; und von dieſer Motion, hoffte er, ſie werde entweder von der N. V., oder von der Nation ſelbſt angenommen werden. — Danton ſchlug in dieſer Sitzung zwey Mittel vor, um die dem Vaterlande und der Freyheit drohenden Gefahren zu vermeiden. Erſtlich, eine beſſere Einrichtung wegen der Auflagen zu treffen, und zwar ſo, daß der reichern Claſſe der größte Theil der Contributionen auferlegt werde, die bisher die Claſſe der minder begüterten Bürger tragen mußte; zweytens, den König durch ein von der N. V. zu gebendes Geſetz zu zwingen, daß er ſich von ſeiner Gemahlin trenne, und ſie mit aller ihr gebührenden Achtung, Schonung, und Sicherheit nach Wien zurückſchicke. — Chabot erzählte hierauf der Societät, daß Journeau in einem Streit über ein von der N. V. dieſen Morgen gegebenes Decret, den Patrioten Grangeneuve einen gefährlichen Schlag mit dem Stocke ins Geſicht gegeben habe; und verlangte erſtlich, daß die Societät eine Deputation zu Grangeneuve ſchicke, um ihm ihren Antheil an ſeinem unangenehmen Zufalle zu bezeigen; zweytens, die N. V. in einer Petition zu bitten, daß ſie den Journeau beſtrafe. Der erſte Theil dieſer Motion ward angenommen und beſchloſſen: der zweyte hingegen ſtark beſtritten und verworfen.

Sitzung vom 15ten. M. Carl von Glave, ein gebohrner Preuße, der in Warſchau lebte, und daſelbſt die franzöſiſche Zeitung herausgab, ſchrieb an die Societät; bat ſie, daß ſie ſeinem Blatte Publicität in Frankreich verſchaffen, und ſich mit ihm beeifern möchte, die engſte Verbindung zwiſchen beyden Nationen, der franzöſiſchen und pohlniſchen, zu bewirken, und das Reich der Freyheit auf Principien der Philoſophie zu gründen.

Die Societät von Roſtrenen ſchrieb, daß die Bürger ihrer Stadt ein aufgefangenes päbſtliches Breve vom 19ten März, auf einem öffentlichen Platze feyerlich verbrannt hatten. Verſchiedene conſtituirte Corps waren bey der Ceremonie gegenwärtig; die Patrioten tanzten bey der Muſik ça ira um das Feuer herum, um zu zeigen, wie wenig ſie den Donner des Vaticans fürchteten; und ließen auch ſogar einige Ariſtocraten mit tanzen. —

Der conſtitutionelle Pfarrer von Sartrouville überſchickte der Societät eine Abhandlung, über die chriſtliche Barmherzigkeit, worinn die Mittel auseinandergeſetzt waren, die nützlichen (?) Wirkungen des Ackergeſetzes, ohne Verletzung des Eigenthumsrechts zu erlangen. —

Die Societät von Fantainebleau klagte über die Nachläſſigkeit und den Incivismus ihrer Municipalität; ſagte aber, es ließe ſich nichts anders von ihr erwarten, da ſie ganz aus Leuten beſtehe, die dem Hofe ergeben wären, und an ihrer Spitze den ehemaligen Grafen von Montmorin hätte.

Die Societät von Toulon beklagte ſich über den ſchlechten Vertheidigungsſtand, in welchem man ihre wichtige Stadt gelaſſen hatte, und über den Ariſtocratismus der Obern des Militärs. Auch meldete ſie, daß die Patrioten von Toulon, als ſie ſahen, daß die militäriſchen Commandanten den Ort nicht in Stand ſetzen wollten, einem Angriffe widerſtehen zu können, ſich, 2000 an der Zahl, nach dem See-Arſenal hin begeben, und daraus Canonen und anderes Geſchütz mit Gewalt herausgenommen hätten.

Mehrere Societäten meldeten, daß ihre Miſſionarien und Apoſtel der Gleichheit, die ſie in die Departementer ſchickten, um allenthalben Volks-Geſellſchaften zu errichten, und das Evangelium der Conſtitution zu predigen, einen guten Fortgang haben.

Auf einen von Desjardins gemachten und von Duperrey unterſtützten Vorſchlag, beſchloß die Societät endlich, die N. V. in einer Petition zu bitten, daß ſie Journeau wegen ſeines Attentats gegen Grangeneuve, mit der größten Strenge beſtrafe. Collot d'Herbois, Duperrey und Chepy Sohn erhielten den Auftrag zur Verfertigung dieſer Petition. — Lacroix betrat die Rednerbühne, und bezeigte ſeinen Unwillen darüber, daß einige Mitglieder der Societät die Entlaſſung einiger Miniſter wie ein groſſes Unglück geſchildert hatten. Er hielt die Idee für klein, für niedrig, welche darauf abzweckte, dem Volke einzureden, daß das Heil ſeiner Freyheit von einigen Individuen abhienge. Das Volk und die Conſtitution, ſagte er, würden das Vaterland retten. Auf die N. V. hingegen könne man ſich nicht verlaſſen, denn ſie habe hinlänglich bewieſen, daß ſie ein unerklärliches Gemiſche von Größe und Niedrigkeit, Kraft und Schwachheit, ſey. Ein entſetzlicher Tumult unterbrach den Redner. Ein Bürger aus Breſt bezeigte ſein Erſtaunen, daß man in der Societät mit ſolcher Verachtung von der N. V. ſpräche; und verlangte, daß Lacroix zur Ordnung gewieſen werde, und die Tribune verlaſſe. St. André legte ſich ins Mittel. Er ſagte, daß der ſonſtige Patriotismus des Bruders Lacroix nicht bezweifelt werden könne, ob gleich man mit ihm dieſes mahl nicht einerley Meynung ſeyn müßte, daß nehmlich die Entlaſſung der patriotiſchen Miniſter eine gleichgültige Sache ſey. Lacroix geſtand, daß er ſich geirrt habe; und fuhr alſo in ſeiner Rede fort. Als Mittel, das Vaterland, die Freyheit, und die Sicherheit der Hauptſtadt zu retten, ſchlug er vor, die Decrete, die zur Erhaltung der Conſtitution abzweckten, und von den gegenwärtigen Umſtänden dringend erfordert würden, von dem ſuſpendirenden Veto auszunehmen; und ohne Verzug die franzöſiſchen Garden, die Soldaten von Château-Vieux, und alle von der executiven Gewalt verfolgte Truppen zurückzurufen, um ſie bey Paris ein Lager formiren zu laſſen. Dieſer Vorſchlag erregte Beyfall. — Laveaux las eine Petition in Betreff des niederrheiniſchen Departements vor, welche ſehr gut aufgenommen wurde, ſo wie auch die von Collot d'Herbois aufgeſetzte Petition, wegen der Beſtrafung des Journeau. — Ein Bürger aus dem Departement der Seine und Oiſe denuncirte, daß in dieſem Departement noch drey Klöſter, nehmlich zu Riſtophe, Rhétel und Sierde exiſtirten; er erhielt dafür den Beyfall der Societät. —

Sitzung vom 17ten. Es ward verlangt, die Deputirten aus St. Domingo an die N. V., zur Ehre der Sitzung zuzulaſſen. Dieſes Verlangen ward unterſtützt, und mit der Bemerkung bewilligt, daß es wichtig ſey, das Repräſentationsrecht, welches ſie für die Colonien, von denen ſie abgeſchickt waren, auswirken wollten, aus allen Kräften zu befördern. — Auf Réal's und Le Gendre's Verlangen nahm die Societät nun wieder den Beſchluß zurück, nach welchem die Affiliationen auswärtiger Societäten auf einige Zeit ſuſpendirt waren. — St. André ſchlug vor, und die Societät beſchloß, an alle verbrüderten Societäten einen Cirkular-Brief ergehen zu laſſen, und ſie zur Verdoppelung ihres Eifers und ihrer Thätigkeit einzuladen, zu einer Zeit, wo es höchſt nöthig ſey, daß das ganze franzöſiſche Volk ſich erhebe. — Briefe aus Strasburg, welche über den ſchlechten Zuſtand der Grenzſtädte und der Armeen klagten, wurden dem Aufſichts-Ausſchuß zugeſchickt. — Baumier beſtieg die Tribune. Er behauptete, daß ein großes Complott exiſtiren müſſe, ſonſt würde der Hof nicht die patriotiſchen Miniſter entlaſſen haben; daß ein einziger Mann den Knoten aller Intriguen in ſeiner Hand halte; und dieſer Mann ſey ſelbſt ein Mitglied der Societät; es ſey nehmlich Dumourier. Der Redner verlangte daher, daß dieſer durch zwey Deputirte eingeladen werde, in die Societät zu kommen, und ihr auf der Tribune die nöthigen Aufſchlüſſe über die Manöver des Hofes zu geben. Fabre d'Eglantine *) widerſetzte ſich dieſem Vorſchlage, und ſagte, wenn Dumourier Aufſchlüſſe zu geben hätte, und geben wollte, ſo müßte er ſie vor den Schranken der N. V. geben. Bey dieſer Gelegenheit eiferte Fabre ſehr gegen die Uneinigkeiten, und den reſpectwidrigen Ton, der in der Societät von der N. V. herrſchte; und ſagte, daß in den jetzigen Umſtänden nichts ſo ſehr nöthig ſey, als Einigkeit. Man gieng hier-

auf

---

*) Dieſer Mann iſt jetzt einer der beliebteſten dramatiſchen Dichter, und ſeine Luſtſpiele haben ſo wie Cheniers Trauerſpiele in Paris vor allen andern den Vorzug. Dieſer Umſtand und ſein Bund mit den Häuptern der Jacobiner verſchaften ihm eine Stelle im National-Convent.

v. A.

auf zur Tagesordnung, nehmlich zur Unterſuchung der in gegenwärtigen Umſtänden zu nehmenden Maaßregeln, über. Terraſſon ſchlug vor, allen Bürgern des Reichs, vermittelſt der affilirten Societäten, in einem Schreiben den gegenwärtigen Zuſtand Frankreichs, die Cabalen des Hofes, und die Großprahlereyen der Feinde bekannt zu machen; und dann die Fortſchickung der Frau zu verlangen, die man uneigentlich die Königin nennete. — Nun betrat La Source die Rednerbühne. Er erklärte, es wäre äußerſt ſchwer, in der jetzigen Lage der Dinge wirkſame Maaßregeln zu ergreifen; und ſagte, daß es gegenwärtig mehr ſeine Abſicht ſey, die vorgeſchlagenen Mittel zu prüfen, als ſelbſt welche vorzuſchlagen. Die Prüfung fiel nun dahin aus, daß viele der gemachten Vorſchläge, als wie z. B. den Unterſchied der Linientruppen und National-Garden aufzuheben, neue Wahlen vorzunehmen ꝛc., nicht nur conſtitutionswidrig ſeyen, ſondern auch, wenn ſie angenommen würden, den Untergang des Reichs befördern müßten. Uebrigens zeigte La Source in ſeiner wirklich ſchönen Rede, wie nothwendig es ſey, Zutrauen zu der N. V. zu haben; ihre Verleumder ſo wohl in als außerhalb des Jacobiner-Clubs zu verachten; und die geſetzgebende Verſammlung wegen vieler Dinge zu entſchuldigen, da man bedenken müſſe, daß ihr durch die Conſtitution, zu deren Aufrechthaltung ſie von ihren Committenten beordert ſey, die Hände gebunden wären.

Der König, ſagte der Redner, habe mehr als einmahl bewieſen, beſonders da er wohlthätige Decrete mit einem Veto belegt, patriotiſche Miniſter entlaſſen, und an ihre Stelle anti-civiſche Perſonen angeſtellt habe, daß er die Conſtitution nicht liebe, und ſie nicht recht in Gang bringen wolle; die N. V. müßte daher ſeiner Meynung nach, die unveränderlich ſouveräne Nation befragen, wie ſie ſich in ſolchen Umſtänden zu verhalten habe. La Source wurde zu wiederholten mahlen in ſeiner Rede durch häufiges Beyfallsklatſchen und Bravorufen unterbrochen. — St. André las hierauf die Adreſſe an die verbrüderten Geſellſchaften vor. Sie erhielt die Approbation der Societät; nur wurde noch die Verbeſſerung darinn aufgenommen, nach welcher alle Bürger eingeladen wurden, den Brief an den König von dem entlaſſenen

Mini:

Miniſter Roland (der, beyläufig geſagt, jetzt von allen Rednern der Jacobiner, faſt vergöttert wurde,) ſo ſchnell als möglich in allgemeinen Umlauf zu bringen. Camille Desmoulins trat nun auf. Er erzählte, daß auch Dumourier ſeinen Abſchied als Miniſter genommen habe; und fand in dieſem Schritte nichts als Verrätherey. Ueberhaupt ward Dumourier jetzt ſehr von den Jacobinern gehaßt. Es hieß, er ſey im Grunde des Herzens ein Royaliſt; er habe die Entlaſſung der patriotiſchen Miniſter veranſtaltet; er hätte zuerſt, nach einem vom Hofe angelegten Plane, um dem Könige ſeine vorige Gewalt wieder zu verſchaffen, alles in Unordnung gebracht; und nun nähme er ſeinen Abſchied, um die Unordnung noch größer zu machen. Seine Rede ſchloß Camille mit folgenden Worten: „Ich glaube, daß wir uns an die Conſtitution halten müſſen. Wir werden ſchon von ſelbſt zur Abſchaffung der königlichen Würde kommen; denn dieſe verfault von Tage zu Tage immer mehr. (Gelächter.) Laſſet uns dieſes Geſchwür des politiſchen Körpers nur reif werden laſſen; es wird nicht lange dauern. (Beyfall.) Laſſet das Volk nur machen; es wird ſich

„ſelbſt ſchon helfen. Es wird ihm gehen, wie den Kranken, die ſich nie beſſer befinden, als „wann ſie gar keinen Arzt gebrauchen“ Allgemeiner Beyfall folgte auf dieſe Rede. — Zur Beſetzung des Büreau wurden durch das Scrutinium folgende Mitglieder erwählt: Herault de Sechelles, zum Präſidenten; Sillery, zum Vice-Präſidenten; Réal, Duperrey und Mathieu zu Secretären.

Sitzung vom 18ten. Präſidentſchaft des M. Herault de Sechelles.

Die Sitzung ward mit der Denunciation eines neulich von M. La Fayette an die N. V. geſchriebenen Brieſes eröffnet. Der Denunciant ſagte, daß La Fayette, Befehlshaber einer bewaffneten und weſentlich gehorchenden Macht, in ſeinen Brieſe allen wahren Grundſätzen Trotz biete; den Repräſentanten des Souveräns Rathſchläge gebe, die Geſetzen ähnlich ſahen; und die ganze N. V. beleidige, indem er auf die ungeziemendſte Art von den drey Miniſtern ſpräche, von denen die N. V. in einem Decrete erklärte, daß ſie das Bedauern der Nation mit ſich nähmen. Merlin verlangte, daß die N. V. ein Anklage-Decret gegen dieſen Feldherrn

herrn geben, und es zugleich jedem Bürger erlauben, ja ſogar befehlen ſolle, ihn zu verfolgen. *) La Source war für das Anklage-Decret; bekämpfte aber die zweyte von Merlin vorgeſchlagene Maaßregel, von der er ſagte, daß es eine wahre Proſcripton ſey, die der Majeſtät einer großen, ihre Kraft fühlenden Nation, nicht würdig wäre. Jetzt betrat Robespierre die Tribune. Zuerſt ſchilderte er La Fayette mit den gräßlichſten Farben, und ſagte, daß er ſich jetzt in den Augen der Freunde des Volkes und der Gleichheit, entlarvt habe. Das Verbrechen, ſagte der Redner hierauf, welches La Fayette jetzt begangen, verdiente die Ahndung aller Bürger; es ſey das größte Verbrechen, das nur gegen die Freyheit hätte begangen werden können; ein Verbrechen, welches die National-Souveränität und die heiligen Rechte des Volk angreiffe. La Fayette habe es gewagt, die N. V. zu be-

dro-

---

*) Hiebei ein Zug, den der Jacobiniſche Journalſchreiber, wahrſcheinlich mit Bedacht, ausgelaſſen hat. Merlin rief bei dieſer Gelegenheit aus: „Giebt es denn keinen rechtſchaffenen Patrioten, „keinen tugendhaften Bürger, der es über ſich „nimmt dieſem Verräther den Dolch ins Herz zu „ſtoſſen?"

d. A.

drohen, und ihr zu verſtehn, zu geben, daß er mit ſeiner Armee machen könne, was er nur wolle; er habe es gewagt, zu der N. V. zu ſagen, daß ſie dem Könige in der Wahl ſeiner Miniſter keine Freyheit laſſe; er habe ſogar die Aufhebung der patriotiſchen Societäten verlangt, die doch die ſtärkſte Bruſtwehr der Freyheit ſeyen. La Fayette müſſe, hieß es ferner, große Projecte und große Mittel haben, da er an der Spitze einer Armee ſich getrauete, zu dem Könige zu ſagen: **ich nehme Sie in meinen Schutz;** und zu der N. V.: **zittert! denn ich habe 45,000 Mann zu meinem Gebote, und bin bereit in Frankreich einzudringen.** „Was mich betrift, ſagte Robespierre, ſo „fürchte ich nichts, ich erwarte die Dolche La „Fayette's.“ **Wir auch!** rieſen die Tribunen. Ein Mitglied bemerkte, daß La Fayette Protector von Frankreich werden wolle, ſo wie es Cromwell von England war. Robespierre ſagte auch, daß La Fayette durchaus entweder herrſchen, oder ſterben, daß er ſich zum Protector der Conſtitution aufwerfen, und nachher eine dictatoriſche Macht an ſich reißen wolle, die der einzige Gegenſtand ſeiner Wünſche ſey. Die

N. V. müſſe daher gegen den rebelliſchen General ein Anklage-Decret geben; und zwar müſſe dieſes Decret ſchleunig gegeben und ausgeführt werden, weil das Oberhaupt einer Faction, wenn es nur Zeit gewinnt, auch oft den Sieg davon trägt. — „Nun, ſagte Robespierre, wollen wir einmahl den Brief von La Fayette näher unterſuchen. Er behauptet, daß die patriotiſchen Societäten die öffentliche Ordnung ſtören; nie haben ſie das gethan; aber La Fayette wird Unruhen erregen, um ſie den patriotiſchen Geſellſchaften zur Laſt zu legen. (Wie fein!) La Fayette wagt es zu ſagen, daß die N. V. die Grenzen der Conſtitution überſchritten habe; aber wer machte ihn zum Richter des geſetzgebenden Corps? wo ſind die Beweiſe ſeiner Behauptungen? Ich wiederhole es: dieſer verrätheriſche Rebelle muß geſtürzt, der König in dem Sinne der Conſtitution zu wandeln gezwungen, und die N. V. unterſtützt werden. Nie wird das Volk ſeine wahren Vertheidiger verlaſſen. (Lebhafter Beyfall.) Das Glück Frankreichs hängt an dem Schickſale La Fayette's. Wenn man ihm Zeit läßt, ſeine Complotte zu vollenden, ſo iſt es um die Freyheit

„geſchehen; wird er aber bald geſtürzt, ſo triumphirt die Sache des Volks, und die Freyheit „mit ihr. Alle guten Bürger müſſen nur wachen, daß La Fayette keine Unruhen in Paris „errege, die er dem Volke aufbürden würde. „Das Wohl der Nation hängt von der N. V. „ab; ohne dieſe, kann jene nicht gerettet werden.“ Oft wiederholter Beyfall begleitete und unterbrach mehrmahls Robespierre's Rede. Nach ihm beſtieg Collot d'Herbois den Rednerſtuhl. In ſchönen Phraſen ſchilderte er hier die Verrätherey, Herrſchſucht, Unverſchämtheit, Strafbarkeit, und den ſchlechten Character des armen La Fayette, der höchſt wahrſcheinlich nichts von alle dem war, wozu die Jacobiner ihn machen wollten. „Dieſer Brief, ſagte Collot, iſt von einem General, der ſich ſchon für „den Dictator hält; der euren Repräſentanten, „d. h. der ganzen Nation, Geſetze vorſchreibt; „der nun die Maſke abwirft; *) und eine ſo er-

„ſchreck-

---

*) Kein Menſch auf Erden beſitzt einen mehr offenen Character als La Fayette, und dies hat er durch ſein freymüthiges, ſtets unverändertes Betragen gezeigt. Hätte er ſich verſtellen können, ſo

wäre

„ſchreckliche moraliſche Entſtellung zeigt, daß einige Züge immer unbemerkt bleiben. Doch freuet es mich, daß eine Art von Wahnſinn ihn hat verleiten können, ſich ſo zu vergeſſen, denn nun hat er ſeinen Anhängern allen Vorwand genommen, ihn zu vertheidigen. Er ſtrebt darnach, das ſchönſte Recht freyer Menſchen zu vernichten, das Recht, über das was dem Vaterlande gut und nützlich iſt, zu berathſchlagen; La Fayette ſtrebt darnach, den Patrioten eine nützliche Wachſamkeit zu unterſagen, indem er anfängt, die Jacobiner-Societäten trennen zu wollen. Er führt die Sprache der gegen die Conſtitution bewaffneten Tyrannen; denn die Ehrſüchtigen und die Tyrannen haben, wie La Fayette ſelbſt einſt ſagte, nur Eine Sprache. Sehet da unſre grauſamſten Feinde;

---

wäre er ein Jacobiner geworden, und, anſtatt in einem Kerker zu ſchmachten, ſtünde er jetzt vielleicht an der Spitze ſeiner mächtigen Nation. So hieng das Schickſal des franzöſiſchen Reichs, das Schickſal Ludwigs, und das Wohl von Millionen Menſchen in Europa, von der fehlenden oder vielmehr verabſcheuten Verſtellungskunſt eines tugendhaften Mannes ab.

v. A.

„ſie führen beſtändig das Wort Conſtitution im „Munde; und möchten gerne dem Volke alle „Wohlthaten rauben, deren Genuß ihm die Conſtitution ſichert. Sie wollen gern eine Freyheit „nach ihrer eigenen Art einführen; aber die „Freyheit kömmt in ihrer ganzen Vollkommenheit vom Himmel herab. Die Conſtitution iſt „der feyerliche Contract, der uns unſre Rechte „in der Geſellſchaft ſichert; dieſe koſtbaren Güter „werden uns weder durch Tyrannen, noch durch „Ehrſüchtige geraubt werden; und wenn es nöthig ſeyn ſollte, werden wir all unſer Blut vergieſſen, um ſie zu erhalten.“ Man kann leicht denken, daß dieſe Rede oft vom lebhafteſten Beyfalle unterbrochen wurde. Danton meynte, man müßte vorſichtig mit La Fayette verfahren, weil ein Anklage-Decret ihm leicht eine Parthey bey der Armee verſchaffen könnte; er hielt es daher für das beſte, daß dieſer General bloß vor die Schranken der N. V. gefordert werde. „Dieſes wird auf jeden Fall gut ſeyn, ſetzte Danton „hinzu; denn La Fayette wird entweder dieſem „Befehle gehorchen, oder nicht. Im letzten „Falle, werden ſeine Anhänger es nicht wagen, „ſeine Vertheidigung zu übernehmen, und er „wird gezwungen ſeyn, zu unſern Feinden übergehen; gehorcht er aber, und kömmt nach „Paris, ſo wird er von der Diſcretion des geſetzgebenden Corps, und aller guten Patrioten

„abhängen. — Zuletzt bleibt der N. V. noch „übrig zu decretiren, daß La Fayette, als „Mitglied der conſtituirenden Verſammlung, „kein Befehlshaber unſrer Armeen ſeyn könne.“ Fabre d'Eglantine widerſetzte ſich Danton's Vorſchlage. Er meynte, La Fayette werde, wenn er vor die Schranken gefordert werden ſollte, irgend einen Angriff commandiren, und dadurch ſeine nothwendige Gegenwart bey der Armee vorgeben, oder ſich gar mit Gewalt von ſeinen Truppen zurückhalten laſſen, — welches ein Triumph mehr für ihn ſeyn würde. Er ſchlug daher vor, daß die Sectionen von Paris ſich verſammeln, und einander ihre Petitionen mittheilen ſollten; die N. V. aber ſollte erklären, daß das Vaterland in Gefahr ſey; ſie ſollte der ganzen Welt den critiſchen Zuſtand Frankreichs auseinanderſetzen. „Alle Einſichten, alle Erläuterungen, fügte Fabre hinzu, müſſen ſich „in einer Section vereinigen, die man gleichſam zum Central-Ausſchuß wählen müßte, „um den vorzuſchlagenden Maaßregeln mehr „Einheit zu geben. Uebrigens müſſe der Generalſtaab der National-Garde abgeſchafft, „das hohe National-Gericht in eine patriotiſche „Stadt verlegt, und die Zurückrufung der ehemaligen franzöſiſchen Garden verlangt werden.“

Nach einigen geringen Debatten beſchloß die Societät, eine Einladung an alle Bürger von Paris ergehen zu laſſen, um die Verſammlung der Sectionen zu bewerkſtelligen. — In dieſer Sitzung ward auch entſetzlich gegen den General Mottié geſchimpft, weil er in einem Schreiben an alle Franzoſen die Jacobiner als Beſchützer der Anarchie geſchildert, und behauptet hatte, daß La Fayette vorzüglich die Entlaſſung der patriotiſchen Miniſter bewirkt habe. Mehrere Redner, (wenn ſie anders dieſen Nahmen verdienen,) als wie Réal, Camille Desmoulins, Sillery, ꝛc. ließen ebenfalls ihre Galle gegen La Fayette aus. Robert ſagte, man müßte nun auch den Brief dieſes Generals aus einem die Societät betreffenden Geſichtspuncte betrachten. „Wir haben immer geglaubt, hieß es, „daß Briſſot, Guadet und Vergniaud mit La „Fayette in Verbindung ſind; jetzt können wir „ſehen, ob es wahr iſt. Sind ſie Fayettiſten, „ſo werden ſie nicht zu uns kommen; kommen „ſie aber, ſo fällt unſer Verdacht von ſelbſt. „Ich hoffe, ſie bald in unſrer Mitte zu ſehen.“ Bazire bemerkte zu Ende der Sitzung, daß die Verbindungen von Guadet und Vergniaud mit La Fayette blos eingebildet wären; und daß Vergniaud den Muth gehabt, dieſen Morgen La Fayette zu entlarven, und zu bemerken, daß die N. V., wenn ſie das Volk nicht ſollte retten können, die Entſchloſſenheit haben wird, dieſe Sorge dem Volke ſelbſt zu überlaſſen.

Sitzung vom 19ten. In dieſer Sitzung fiel nichts bemerkenswerthes vor. Die Briefe und Berichte von andern Societäten enthielten nichts intereſſantes; und die Debatten hatten auch keinen beſtimmten Gegenſtand, weil kein Redner auftrat, über die Ordnung des Tages zu reden. Zu Anfange der Sitzung theilte Herault de Sechelles, auf Collot d'Herbois's Bitte das Wichtigſte mit, was in der N. V. heute vorgefallen war. Bey der Nachricht, daß der König die Decrete wegen der Prieſter, und wegen des bey Paris zu formirenden Lagers von 20,000 Mann, mit einem Veto belegt habe, ſagte Réal: „Noch einige Vetos über „das Decret, welches die Feudal-Rechte abſchafft, und ich fordere, daß man unter der „Statue Ludewig XVI. ſetze: Der Wiederherſteller der Freyheit!" — Hierauf kam Réal wieder auf den Brief von La Fayette zurück, der die Jacobiner an die Seele gegriffen hatte. Dieſer Brief, ſagte er, erinnerte ihn an einen von La Fayette ſelbſt einſt aufgeſtellten Grundſatz, daß nehmlich die Inſurrection die heiligſte aller Pflichten ſey; er verlangte daher, daß man ſich damit beſchäftige, ob und wie eine Inſurrection gegenwärtig vorzunehmen wäre? Es gieng ſo weit, daß Réal ſeine Verwunderung darüber äußerte, daß die conſtituirende Verſammlung, die die Menſchenrechte erklärte, nicht eben ſo gut die Inſurrection organiſirte; die geſetzgebende Verſammlung müſſe alſo, meynte er, dieſen weſentlichen Punct beſtimmen, und dazu müßten auch die Primär-Verſammlungen anders, als durch Convocation organiſirt werden. St. André bemerkte, daß man gewöhnlich nur darum einen ſchlechten Begriff von der Inſurrection habe, weil man ſich Aufruhr und Blutbad dabey denke; daß dieſes aber bloß die Inſurrection (oder Empörung) eines ſclaviſchen Volkes ſey; hingegen ſey die Inſurrection eines freyen Volkes nichts als der ſchnelle Ausdruck des allgemeinen Willens, nach welchem das Volk die Conſtitution, die es ſich ſelbſt gegeben hat, und die es immer zu verändern befugt iſt, abändern oder zum Theil modificiren will. Zuletzt ſagte St. André, er glaube, daß die N. V. die Nothwendigkeit, einen Convent zuſammenzuberufen, um die Conſtitution zu revidiren, erklären müſſe. — —

Chabot wollte etwas über La Fayette's Brief ſagen, als Jemand die Nachricht brachte, daß man in der N. V. eben eine Adreſſe der Marſeiller, die ſich erboten, nach Paris, der N. V. zu Hülfe zu kommen, vorgeleſen habe; daß dieſe Adreſſe wichtige Diſcuſſionen veranlaßte; und daß ſogar von einem Nahmen-Aufruf die Rede ſey. Auf dieſe Nachricht verließ Herault den Präſidentenſtuhl, und Chabot die Tribune, um ſich in die N. V. auf ihren Poſten zu begeben. Nach einigen unbedeutenden Vorfällen brachte ein Mitglied die Nachricht, daß die Adreſſe der Marſeiller in der N. V. den größten Beyfall der linken Seite und der Tribunen eingeerndtet, und daß die N. V. Trotz der Bemühungen der rechten Seite, beſchloſſen habe, dieſer Adreſſe in ihrem Protocolle ehrenvoll zu erwähnen, ſie drucken, und in die 83 Departementer verſenden zu laſſen.

Sitzung vom 20ſten. M. Lambert von Toulon theilte einige Briefe mit, die er aus Dünkirchen von dem Marechal de Camp, Moreton, erhalten hatte, um zu beweiſen, daß dieſer ein guter Patriot, und ein muthiger unerſchrockener Krieger ſey. — Ein Mitglied ſtattete hierauf Bericht ab, von dem, was dieſen Morgen in der N. V. vorgefallen war. Das weſentlichſte dieſes Berichtes war, daß ungefähr acht tauſend Pariſer Bürger bewaffnet, nach einigen lebhaften Debatten, durch den Saal der N. V. zogen, unter dem Vorwande, hier eine Adreſſe an den König niederzulegen, die das geſetzgebende Corps gebeten ward, dem Monarchen zuzuſtellen. Die Ceremonie in der N. V. hatte beynahe drittehalb Stunden gedauert. An der Spitze der Petitionäre befanden ſich Santerre und St. Huruge; die meiſten waren mit Picken und Flinten bewaffnet; Bürger in National-Uniform waren mit andern Bürgern von verſchiedenem Coſtume, Alter, und Geſchlecht vermiſcht; und man ſahe weiße und rothe Mützen, Sinnbilder, die Erklärung der Menſchenrechte, Bürgerkronen, ſchwarze zerriſſene und mit dreyfarbigen Bändern gezierte Hoſen im Triumph einhertragen. Mitten unter dem Geräuſche der Trommeln und der militäriſchen Inſtrumente hörte man das Geſchrey: Es lebe die Nation! Unter andern bemerkte man auch einen Prieſter, der eine Picke trug, worauf die Deviſe ſtand: Zittert Tyrannen, die Franzoſen ſind bewaffnet! — M. Sillery las der Societät zwey Briefe vor, die er von den Generalen Orleans und Montpenſier erhalten hatte, und worinn ihm die Einnahme von Meenen und Cortryk gemeldet wurde. — Der Biſchof Fauchet las einen Brief vor, den er an alle Volksgeſellſchaften, und an alle Bürger des Departements von Calvados adreſſirte, und worinn er über La Fayette ſeine Gedanken auseinander ſetzte, die alles Nachtheilige enthielten, was man nur gegen dieſen Feldherrn hätte ſagen können. Der Brief erhielt den größten Beyfall der Societät; und le Gendre gratulirte Fauchet, der lange Zeit der Panegyriſt des La Fayette geweſen war, wegen ſeiner Bekehrung in dieſem Puncte. —

Ein Mitglied, das oben aus dem Schloſſe der Tuillerien kam, erzählte etwas von den merkwürdigen Begebenheiten, die ſich daſelbſt ereignet hatten. Er ſagte: „Der König ſaß auf „einem etwas erhabnen Stuhle, und hatte auf „beyden Seiten drey oder vier National-Garden, und einige Deputirte der N. V. Das „Volk drang in groſſer Anzahl in das Zimmer „des Königes, und rief: Fort mit dem „Veto! Sanctioniren Sie die Decrete! Es lebe die Nation! Der König „hatte die rothe Mütze auf dem Kopfe, und „trank eine Bouteille auf die Geſundheit der Nation. Er wollte reden; aber man hörte ihn „nicht. Darauf klingelte er einige mahl mit einer Glocke, zum Zeichen, daß er etwas ſagen „wollte, und verſicherte, daß er die Conſtitution „liebte, daß er die Conſtitution haben wollte, „und daß er ſchwöre, die Conſtitution aufrecht „zu erhalten. Das Volk rief, dieſes ſey nicht „wahr; der König habe es ſchon betrogen, und „werde es noch ferner betrügen. Darauf hörte „man wieder das Geſchrey: Fort mit dem „Veto! Sanctioniren Sie die Decrete! Rufen Sie die patriotiſchen Miniſter zurück! Es lebe die Nation! „Indem kam M. Pétion. Er hielt an das Volk, „das ihn allenthalben, wo er durch kam, auf „den Armen trug, eine Anrede; und ſagte,

„man müßte den König nicht durch Schreyen und Lärmen zwingen, gewiſſe Maaßregeln zu ergreifen. Das Volk antwortete, daß es durchaus eine beſtimmte Antwort haben müßte, und nicht eher weggehen wolle, als bis es ſie bekommen würde. Der Aufruf: Fort mit dem Veto! ward wiederholt. Man trat Einer aus dem Volke (es war derſelbe Bürger, der in der Societät den ganzen Bericht abſtattete) hin zum Könige, und redete ihn folgendermaaßen an; „„Sire! Ihr Betragen hat das Volk gegen Sie aufgebracht. Indem Sie die Nation ins Verderben ſtürzen wollen, ſtürzen Sie ſich ſelbſt darein. Ihre Feinde ſind nicht in Paris, ſondern in Coblenz. Obgleich Sie noch in dieſem Augenblicke wünſchen, zu ihnen zu kommen, ſo wiſſen Sie nur, daß ſie Sie gerne ermorden möchten, wenn ſie Sie hätten, anſtatt daß das Volk nichts ſo ſehr wünſcht, als Sie glücklich zu ſehen, wenn Sie dem Sinne der Conſtitution nachwandeln. Ja! Wenn Sie mit Aufrichtigkeit der Conſtitution nachlebten, ſo würde das Volk Sie noch lieben; denn, ich wiederhole es, das Volk würde Vergnügen daran finden, Sie lieben zu können. Das Volk iſt für die Revolution reif: es will, daß die Conſtitution befolgt werde; daß Sie die Decrete ſanctioniren; und daß Sie die Miniſter wieder zurückrufen, die ſein Vertrauen haben. Ja, wir werden die Conſtitution aufrecht erhalten; aber ſie muß auch befolgt werden. Um ſie zu vertheidigen, werden wir unſer Leben aufopfern, wenn es ſeyn muß; aber denn werden wir Sie mit in unſern Fall hineinziehen.“““

„Der König antwortete auf dieſe Anrede durch Pétion, daß er ſich nie von den Vorſchriften der Conſtitution entfernen wolle. Der Redner des Volkes erwiederte: „„Sire, Sie hintergehen uns; aber nehmen Sie ſich in Acht. Das Volk will Ihre Antwort nicht durch das Organ des Maire Pétion, ſondern aus Ihrem eignen Munde hören.““ Darauf rief das Volk immer fort: Es hilft nichts; er hat uns hintergangen; fort mit dem Veto; es lebe die Nation! Man ſagte nun zu dem um den König herumſtehenden Volke, daß der König etwas Ruhe zum Nachdenken wünſchte, und daß noch mehrere Bürger da wären, die den König zu ſehen verlangten; worauf es nebſt dem Redner abzog.“ —

So weit gieng der Bericht des ungenannten Volksredners in der Societät. Ein anderes Mitglied klagte über Dumas, weil er in der N. V. die Vorfälle im Schloſſe der Tuillerien entſtellt, und auch geſagt hatte, das Volk habe den König gezwungen, ſich zu erniedrigen, und die Freyheitsmütze aufzuſetzen. Daubigny ſagte, das ſey eine Verleumdung des Volkes. „Ich habe mit meinen eignen Augen geſehen, ſetzte Daubigny hinzu, daß der König ſich ſelbſt die rothe Mütze aufſetzte. Sie war freylich für ſeinen ſtarken Kopf viel zu eng; aber er zog ſie doch aus allen Kräften herunter, indem er die Spitze nach der Stirne zu kehrte. — Man hat ihn blos an beyden Seiten zwey Cokarden angeſteckt. Auch der Königinn ſteckte man eine ungeheure Cokarde vor die Bruſt; und Madame Royale, die das alles mit Vergnügen anzuſehen ſchien, bekam eben-

„falls von einer Volks-Frau eine National-Cocarde vor die Bruſt." — St. Aubin ſagte hierauf, daß man das Volk immer verleumde; daß das Volk aber ſich nie gröſſer gezeigt habe, als eben heute. Die Societät beſchloß nun einmüthig, allen affilirten Societäten eine richtige und genaue Erzählung von alle dem mitzutheilen, was an dieſem Tage wichtiges im Schloſſe der Tuillerien, und im Sitzungs-Saale der N. V. vorgefallen war. — Bannier eröffnete nun die Diſcuſſion über das königliche Veto. Worauf er in Verbindung mit Gebert und Girardin, zu beweiſen ſuchte, daß das Veto, womit der König ſolche Decrete die die Zeitumſtände verlangten, (decrets de circonſtances) belegte, abſurd und dem Geiſte der Conſtitution zuwider ſey. St. André behauptete eben dieſes und ſagte, daß das Veto überhaupt gefährlich ſey; doch, glaubte er, daß das Recht, dieſe Wahrheit auszuſprechen, und ſie zum Geſetze zu machen, der geſetzgebenden Verſammlung nicht zukäme; da dieſes vor das höchſte Tribunal eines National-Convents gehöre.

Es war bekanntlich ſieben Wochen nachher, daß dieſer National-Convent auch wirklich zuſammen berufen, und Frankreich in eine Republick umgeſtaltet wurde; und hiemit fängt eine neue Epoche der Jacobiner an.

Gedruckt von Nicolaus Conrad Wörmer.

Miſcellen
zur
Geſchichte des Tages

Herausgegeben
von
J. W. v. Archenholz
vormals Hauptmann in K. Preuß. Dienſten.

Erſter Band.

I. A. VON BELLI

Hamburg, 1795
Auf Koſten des Herausgebers, und in Commiſſion
bey J. Ch. Dieterich in Göttingen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorbericht.

Der Wunſch, als hiſtoriſcher Sammler nichts zu vernachläſſigen, was zur Aufhellung der großen Ereigniſſe unſrer Tage dienen kann, veranlaßte um ſo mehr gegenwärtige Sammlung, da Schriften dieſer Art ſich durch den Eifer meiner Correſpondenten bey mir ſo häuften, daß die Minerva ſie bey weitem nicht alle faſſen konnte. Ich mußte ſie alſo im Pult verſchließen und dem Publicum entziehn, oder mühſam erlangte und theuer bezahlte Geſchichts-Materialien an andre Journaliſten verſchenken, welches man billigerweiſe nicht erwarten durfte. Mehrere in dieſem Bande befindliche Schriften ſind ſelbſt in Paris ſelten geworden, und wenn gleich dem

Titel nach in Deutſchland bekannt, ſo iſt doch bis jetzt, meines Wiſſens nicht eine einzige derſelben in einer deutſchen Zeitſchrift erſchienen. Der Herausgeber dieſer Miſcellen hoft daher durch dieſe Unternehmung den Beifall der Geſchichtsfreunde nicht zu verfehlen; weil ohne eine ſolche Maaßregel manches wichtige, zur richtigen Beurtheilung der Begebenheiten dienende, franzöſiſch oder engliſche Flugblatt, für Welt und Nachwelt verloren ſeyn dürfte.

Der nächſte Band wird in zwey oder drey Monaten erfolgen.

Hamburg,
den 6ten December 1794.

v. Archenholz.

I.

Robespierre's Schweif.

Oder

die Gefahren der Preßfreiheit.*)

Paris am 9ten Fructidor (26ſten Auguſt) im zweiten Jahr der franzöſiſchen Republik.

> Quiconque ose penser, n'est pas né pour me croire;
> Obéir en silence est votre unique gloire.
> *Voltaire. Mahomet.*

Bürger!

Die Freunde der Ordnung und der guten Polizey, haben dieſen Morgen mit Aergerniß im National-Convent einen, jener Freiheitsmordenden

---

*) Dieſe Schrift wurde gleich nach ihrer Erſcheinung in Paris verboten. v. U.

den Vorſchläge aufs Tapet bringen ſehen, deren Gefahr man immer unter den Deckmantel der Popularität zu verſtecken weiß. Die Rede war von einer ganz neuen Sache; von der Preßfreiheit. Kaum haben wir zweitauſend Jahre Zeit gehabt, um über dieſen Gegenſtand nachzudenken; und ſchon wollten die Feinde aller Ordnung, in einer einzigen Sitzung, und ſogar ohne den Bericht der Ausſchüſſe, ein Decret erſchleichen, das jene Freiheit in ihrem ganzen Umfange anerkennen ſollte. O Himmel! wie würde es um uns ausſehen, wenn dieſer Vorſchlag durchgegangen wäre! wie würde es um uns ausſehen, wenn die ſogenannten Grundſätze des ewigen Rechts, die von Voltaire, Rouſſeau, Helvetius, und ſo vielen andern Factioniſten oder Gemäßigten der alten Regierungsverfaſſung gepredigt wurden, über die Grundſätze der königlichen Klugheit die Oberhand behalten hätten, die ſo lange, und mit ſo gutem Erfolge, von einem St. Florentin, einem Sartine, einem Lenoire ꝛc. befolgt, und jetzt wieder mit ſo vielem Grunde von Cambon, Bourdon de l'Oiſe, und Granet aufgeſtellt wurden! Es würde ſchön um uns ausſehen, wenn ein Jeder ſich mit Unterſuchungen und Auseinanderſetzungen befaſſen dürfte! wenn ein jeder Dummkopf über Gegenſtände der Finanzen ſchreiben wollte! was wäre aus Ludwig XIV, den man mit ſolchem Rechte den Großen nennt, geworden, wenn er nicht immer Sorge getragen hätte, die Preßfreiheit im Zaume zu halten! Hütet euch, Bürger! vor der Tollheit, über Gegenſtände zu räſonniren; dieß iſt nur gut, alles zu verwirren, die ſchönſte Ordnung der Dinge zu vernichten, und die vortreflichſten Anſtalten zu vereiteln. Man räſonnirt ſchon zu viel in der ganzen Republik; und wollt Ihr nur nach Erfahrung der Uebel urtheilen, welche die Läſterung verurſachen kann, ſo höret nur etwas von dem, was man ſagt.

„Man muß geſtehen, ſagte geſtern ein Bürger, daß wir viel Unglück haben; iſt es nicht die „Ebene, die wieder den Berg angreiſt? — Ey „was! antwortete ihm ein anderer, glaubſt Du „denn, daß wir noch eine Ebene und einen Berg „haben? Glaubſt Du denn, nachdem wir vierzig „Deputirte guillotinirt, und ſechzig andere eingeſperrt haben, nun noch Zwiſtigkeiten und Par-

„teien im Convente zu finden? — Nichts iſt gewiſſer als dieß! erwiederte mein Mann. Ich „habe das Journal von Audouin geleſen; ich „wollte ſehen, ob er dem Publicum nichts aufbindet; begab mich in den National-Convent, „und bemerkte ganz deutlich eine Ebene und einen „Berg. Dieſer iſt in der That nicht mehr ſo, „wie er ehemals geweſen iſt; die alten Volksfreunde ſaßen unten, und oben erkannte ich niemanden, als Barrere, den ich bey den „Feuillans geſehen hatte, und Billaud-Varennes, der ganz blaß und abgemattet ausſahe. — Eben das muß Dir beweiſen, verſetzte der Andere, daß die Ebene und der Berg „ſich vermiſcht haben, um nur einen einzigen „Haufen wahrer Volksfreunde auszumachen, die, „ungeachtet der geringen Verſchiedenheit ihrer „Meinungen, ſich immer wieder vereinigen, wenn „es darauf ankömmt, das Vaterland zu retten. „Man muß den Bürgerſinn nicht an dem hohen „oder niedrigen Sitze erkennen, und glauben „wollen, daß einige Nachfolger Robespierre's, (ich wiederhole die Worte ungerne, aber „es waren die eigenen Ausdrücke des Bürgers) „je dahin kommen werden, die rechtſchaffenen

„Männer mit einander zu veruneinigen. Die „Wenigen, die ſie zu verführen ſuchen, ſollen bald „eines Beſſern belehrt werden. Die Preßfreiheit komme nur, und man wird viele Dinge „erfahren.“

Da ſehet Ihr es, Bürger! die Preßfreiheit komme nur! dieß iſt die Hoffnung aller jener Leute; dieß iſt ihr ewiges Gebet. Sie erwarten nur dieſes, um euch eine ganze Litaney gewiſſer unglücklicher Wahrheiten herzuſagen, die man ja nicht hören ſoll. Vorzüglich laſſen ſich die böſen Zungen mit dem größten Eifer über den Convent aus. Sollte man es glauben, ich habe Perſonen geſehen, welche die Sanftmuth und Menſchlichkeit des Billaud-Varennes leugneten. Andere hörte ich mit einer zuverläßigen Miene ſagen, daß es unter den Menſchen, die Collot d'Herbois mit Kartätſchen umbringen ließ, (es waren nicht mehr als viertauſend auf Einmal!) Unſchuldige und ſogar Patrioten gegeben haben könne! Jene Leute waren weit davon entfernt, dieſe ſinnreiche revolutioniſtiſche Erfindung, und dieſen Auftritt, welcher der Revolution ſo viele Freunde gemacht hat, ſo wie ich zu bewundern. Wie ſehr erſcheint Ludwig der Große mit ſeinen Bekehrungs-Dragonaden, als ein Kind, in Vergleich mit Collot, den man, wie ich hoffe, den ſehr Großen nennen wird. Verſchiedene Perſonen verſicherten, daß Collot ausdrücklich aus Lyon gekommen ſey, um Vincent und Ronſin zu vertheidigen. Kurz, das Gewäſche über dieſen Geſetzgeber hatte kein Ende; aber es war noch weit ärger, als man über Barrere zu ſprechen anfing; über dieſen unſterblichen Mann, deſſen Berichte von unſern Siegen ſo ſcherzhaft und luſtig ſind, daß man wohl nicht recht weiß, ob man eigentlich unſern Siegen, oder ſeinen witzigen Einfällen, Beifall zuklatſcht.

Man klagt ihn wegen ſeiner Unbeſtändigkeit an, da es doch bekannt iſt, daß er ſtets zur Partey des Stärkern gehörte. Man ſagt, daß er erſt Ariſtocrat geweſen, nachher Feuillantiner, und zuletzt Jacobiner geworden ſey. Anſtatt nun dieſe Verleumder des ehemaligen Wohlfahrts-Ausſchuſſes in Verhaft zu nehmen, wie man mit ihnen, nach meiner Meinung, hätte verfahren müſſen, ſahe ich viele Leute, die ihnen Beifall gaben. Man nahm es übel, daß der Ausſchuß die Schwachheit hatte, ſo viele gegenrevolutioniſtiſche Handlungen dem Convent zu verbergen; ja man behauptete ſogar, es ſey unmöglich, daß Robeſpierre allein alles Böſe gethan habe. Man ſagte, die Sache hätte doch wenigſtens verdient, daß man eine Commiſſion zu ihrer Unterſuchung ernannt, und ihr aufgetragen hätte, zu erfahren, wer die berüchtigten Beſchlüſſe der letzten Zeit unterzeichnet habe, während daß St. Juſt bey der Armee, und Robeſpierre vom Ausſchuſſe abweſend war. Man wunderte ſich darüber, wie Billaud leugnen könnte, daß das berühmte Geſetz über das Revolutions-Tribunal das Werk des Ausſchuſſes geweſen ſey. Dieſes hätte man, ſo ſagen die Verleumder, bey der Abſtattung des Berichtes melden ſollen; aber nein! der Ausſchuß hat ja ſo vielen Lerm über ein bloßes *Considerant* *) eben dieſes Geſetzes gemacht. Man wundert ſich, daß dieſe vorgeblicher Maßen verdächtigen Männer, über

---

*) Die Einleitung zu jedem Geſetze, in welcher die Urſachen dieſes Geſetzes angeführt werden, fängt gewöhnlich mit dem Worte *Considerant* an.

Anmerk. d. Ueberſ.

unſere politiſche Mittel, über unſere militäriſche Gewalt, und über das öffentliche Vermögen ſchalten und walten können.

Ich wollte alle dieſe Schwätzer los werden, und begab mich an einen andern Ort; aber allenthalben hörte ich dieſelben Verleumdungen gegen jene ehrwürdigen Perſonen. Urtheilet nun, Bürger! nach dem, was man in einem Winkel von Paris ſagt, auf das, was in ganz Frankreich geſagt wird, und was man noch mehr ſagen würde; wenn man nicht eilte, den heilſamen Schrecken zur Ordnung des Tages zu machen, der ſeit ſechs Monaten die glücklichſte Harmonie erhalten hat, ohne welche Barrere nicht mehr regieren kann. Was wird daraus werden, wenn man es wagt, dasjenige, was man jetzt bloß ſagt, drucken zu laſſen? Wie würde es mit uns ausſehen, wenn man es beweiſen, und Frankreich zeigen wollte, daß unſer getreuer Audouin, ein Nachfolger des Vaters Duchesne iſt, und dem Wohlfahrts-Ausſchuſſe täglich vierzehntauſend Exemplare ſeines, mit F.. und B.. durchwürzten patriotiſchen Blattes verkauft, welches ihm, das Stück zu zwey Liards gerechnet, eine kleine Rente von

127,755

127,755 Liv. jährlich einbringt (der arme Mann!). Welche Meinung würde man von Barrere und Billaud-Varennes bekommen, wenn man laut ſagen dürfte, daß ſie faſt eben ſo viel dem Charles Duval geben, um nach ihrem Sinne gegen die alten Bergfreunde, die ſie jetzt den Sumpf nennen, zu predigen?

O meine Freunde! laſſet uns mit einem heilſamen Abſcheu die Preßfreiheit, die uns bedrohet, von uns weiſen; ſehet Ihr nicht, daß, wenn die Ariſtocraten und Royaliſten Gebrauch davon machen möchten, wir ſie erkennen würden, und alles verloren wäre? Iſt es nicht beſſer, daß ſie ihre rothen Mützen behalten, und die Carmagnole forttanzen? Wenn die Ariſtocraten gegenrevolutioniſtiſche Grundſätze predigen möchten, ſo würde man ſie beſchämen; man würde dem Volke die Gefahr ihrer Meinungen zeigen; und das muß nicht ſeyn! Man muß ſie ſich mit dem patriotiſchen Mantel bedecken laſſen, damit wir uns unter einander ohne Unterſchied verfolgen, welches weit beſſer iſt. Hütet euch alſo, die Preßfreiheit zu erlauben; gebet nicht zu, daß man öffentlich ſage, daß Granet, deſſen Aufzug mir verſchiedentlich Thränen des Mitleids über ſeine Dürſtigkeit ausgepreßt hat, hunderttauſend Thaler Vermögen in Marſeille und in guten Häuſern ſtehen habe. Man muß nicht wiſſen, daß ſein Bruder und er ſich noch andere hunderttauſend Thaler Schadloshaltung für einen dreimonatlichen Arreſt bezahlen ließen. Man muß nicht ſagen, daß man ſeit fünf Jahren damit umgehet, den Süden von Frankreich zu föderaliſiren, und Marſeille zur Hauptſtadt zu machen. Alle dieſe Wahrheiten ſind nur gut, Unruhe im Staate zu erregen; laſſet uns alſo lieber ſchweigen, laſſet uns ſchlafen, und das Vaterland iſt abermals gerettet.

Felhemeſi.

— r.

2.

Der große Schweiß des Laurent Lecointre

(Dieſe Schrift bezog ſich auf die Anklage des Lecointre gegen die im Wohlfahrts-Ausſchuſſe mit Robespierre herrſchenden Mitglieder.)

Lorsqu' arrivés au bord du fleuve Phlégéton,
Robespierre et St. Juſt, Payan, Dumas, Couthon,
Payèrent pour passer cet endroit rédoutable:
Le nautonnier Caron, citoyen équitable,
A nos cinq passagers voulut remettre en mains
L' excédent de la taxe imposée aux humains.
Gardez, lui dit Couthon, la somme toute entière,
Je paie pour Billaud, Collot - d' Herbois, Barrère.

Ich habe deine ſechs und zwanzig Anklagepuncte, Laurent Lecointre! nach der Reihe durchgeleſen, und mich überzeugt, daß du ſehr ungeſchickt

ſchickt und ſehr blödſinnig geweſen biſt. Wenn man dich nicht kennte, würde man ſchwören, du ſeyeſt Einer von den Söldlingen Pitt's und Coburg's. Ich nenne dich ungeſchickt, und ich will beweiſen, daß ich recht habe. Wenn man einen Tirannen oder ſeine Mitſchuldigen anklagen will, muß man ſie auf friſcher That ertappen, und Beweiſe gegen ſie vorbringen, gegen die ſie nichts einwenden können; ſtatt deſſen aber zeigſt du Certificate von Fouquier Tinville vor, den das Schaffott erwartet, ſelbſt nach der Ausſage des Duhem, Granet, Carrier, und Compagnie. Was ging uns bey deiner großen Denanciation Vadier und ſeine Mutter Gottes, Voulaud, der Spürhund des Barrere, Amar, Schatzmeiſter von Frankreich, und der Farbenklecker David an? Alles dieſes iſt nur Kleinigkeit, und es wird ein großes Unglück ſeyn, wenn man ſie nicht endlich ins Garn lockt.

Ich nenne dich ferner blödſinnig, und dieß will ich ebenfalls beweiſen. Barrere, Collot und Billaud, ſind im Angeſichte des Himmels und der Erde als Henker ausgerufen worden; man iſt nur in der Wahl derjenigen Thatſachen verlegen, die mit mathematiſcher Gewißheit ihre Bosheit beweiſen; und ſiehe da! du wirfſt ihnen kleine Vergehungen vor, die ihnen unter der Regierung eines Sartine und eines Lenoir nur einen Verweis von den gnädigen Herren hätten zuziehen können. Ey, mein lieber Laurent Lecointre! ſo muß man ſich nicht benehmen; und ehe man ſolche ſchlechte Geſchäfte macht, iſt es beſſer, daß man, ſo wie ehemals, ſeine Leinewand und ſeine indiſche Waaren verkauft. Du haſt bey allen denen, welche die Tirannen nicht lieben, eine Art von Hoffnung erregt. Man hat ſchon eine Bürgerkrone für dich bereit gehalten; aber pfuy! Laurent Lecointre tiſcht uns aufgewärmte Speiſen auf; ſchwatzt einen halben Tag in die Kreutz und in die Queer, und endiget damit, daß er den Angeklagten da einen Triumph bereitet, wo ſie nichts als die Guillotine hätten finden ſollen.

Doch weg mit dem Scherze! Ich will meinen ernſten Ton annehmen, und wenn ich nicht beweiſe, daß der Löwe Collot — der Tiger Billaud — und Vieux-Sac, (Barrere) die Tirannen des Convents, und Würger des

Volks waren: ſo will ich durch Fayau, Levaſſeur, Louchet, Audouin, Duval, Duhem, Granet, und andere unfehlbare Perſonen, für einen Verleumder ausgerufen werden. Um mich in meinen Anklagen nicht zu irren, will ich ſie mit ihren eigenen Waffen bekämpfen.

Seit langer Zeit hat der Convent den Anblick des langen Parlements, eines Haufens unterdrückter Menſchen gewährt, denen der Tirann und ſeine Mitarbeiter ſich zu verſammeln die Erlaubniß gaben. Der 9te Thermidor war der Tag, an welchem der neue Cromwell den franzöſiſchen Senat wie eine Uhr zerbrechen wollte; aber die Tugend, welche im langen Parlemente geſtorben war, lebte noch im Schooße des Convents, wie das Feuer eines Vulkans, das im Eingeweide des Berges brütet und um ſich greift. Sein Ausbruch ſchleuderte den neuen Empedocles, deres wagte, den Gipfel des Berges zu beſteigen und zu belagern, ins Nichts; aber die Lava hat ſeine verwegenen Anhänger nicht verzehrt; dieſe Anhänger, die ſich zu ſeinen Grundſätzen bekannten; die dem Tirannen, wenn er mordet! rief, mordet! nachriefen; von denen man ſagen konnte, daß man ihren Namen ſtets unter den Todesurtheilen finden würde; dieſe Menſchen, mit Einem Worte, (das geht dich an, Collot!) welche behaupteten, daß der geſellſchaftliche Körper, je mehr er tranſperirte, auch deſto reiner und geſünder werde.

Ich höre ſchon euer Brüllen, Billaud! Collot! und Barrere! Ihr ſchreiet über Verleumdung, und nennt euch die Vertheidiger des Volkes. Wenn ich euch nun aber frage, welchen Vorſchlag habt Ihr ſeit einem Jahre zum Beſten der leidenden Menſchheit gethan? Habt Ihr Gerechtigkeit gepredigt, ohne den Schrecken zu predigen? Hat eure Stimme ſich erhoben, um den Blutſtrömen, die man vergoß, Einhalt zu thun? Nein! das Blut floß nur auf euren Befehl.

Du, Collot! ſollteſt der Menſchenfreund ſeyn? Du, der du mit Entzücken das Schauſpiel anſaheſt, wo dein Buſenfreund Ronſin viertauſend Menſchen in die Wellen der blutigen Rhone warf? Du, der du bey der großen Anzahl der ſtrafbaren Lyonneſer die Kartätſchen nur gegen diejenigen richten ließeſt, deren ganzes Verbrechen darin beſtand, dich einſt ausgepfiffen zu haben, als du noch ein ſchlechter Schauſpieler warſt?

Ich weiß wohl, daß du zu deiner Vertheidigung anführen wirſt, daß du die Verſchwörer angeklagt haſt. Siehe nun, wie billig ich bin! Ja, Ihr habt ſie angeklagt, ja, Collot, Billaud, und Barrere! aber das geſchahe, als es nicht mehr möglich war, ſich zu ihrem Vertheidiger aufzuwerfen, ohne mit in ihr trauriges Schickſal verwickelt zu werden. Robespierre hat auch Hebert, Chaumette, und Andere denunciirt, als er ſie ſchon verloren ſahe. Wenn der Verſchwörer Cethegus nicht auf friſcher That ertappt worden wäre, ſo hätte er auch ſeinen Mitſchuldigen Catilina denunciirt, und ſich, ſo wie Ihr es jetzt machet, für den beſten Patrioten ausgegeben. Wenn man die Verbrecher erſt dann denunciirt, wenn ſie ſchon ihr Todesurtheil an der Stirn tragen, kann dieſes die ſtrafbare Hülfe vergeſſen machen, die man ihren Laſtern geleiſtet hat? Was für eine Meinung habt Ihr vom Volke und ſeinen Repräſentanten, wenn Ihr hoffen könnet, daß ſie euch eine Aufwallung der Furcht ſo hoch anrechnen werden, wie ein Gefühl des Patriotismus?

Die Perſonen, die den Tirannen denunciirt, angegriffen und geſtürzt haben, ſind gerade diejenigen, die durch ihn unterdrückt wurden, nicht aber ſeine Gefährten im Unterdrücken; es ſind diejenigen, die Billaud-Varennes am 24ſten Prereal, zwey Tage nach dem blutdürſtigen Decret über die Einrichtung des Revolutions-Tribunals, mit Unverſchämtheit Lügen ſtrafte; es ſind diejenigen, die ſeit ſechs Monaten in ihrer heiligen Wuth gegen die Tiranney conſpirirten, nicht aber die, welche im letzten Augenblicke mit Catapulten den ungeheuern Coloß beſtürmten, aus Furcht, daß man ſie beſchuldigen möchte, an ſeiner Befeſtigung mit gearbeitet zu haben.

Aber ich will euch alle drey in ein helleres Licht ſtellen; und wir werden dann ſehen, ob unter eurer Haut noch etwas anders als Ehrſucht, Blutdurſt, Schrecken und Bosheit übrig bleibt. Ich fange mit Dir an, Collot! mit dem Freunde aller Verſchwörer, eines Desfieux, eines Proly u. ſ. w. Dein Freund Hebert nannte Dich den Rieſen; Du wareſt der officielle Vertheidiger des Ronſin, deſſen blutdürſtige Neigungen Du theilteſt, den man, wie Du ſagteſt, verleumdete; der der Freiheit große Dienſte geleiſtet hatte; nachher das Zutrauen der Jacobiner und Frankreichs gewann, und einige Zeit darauf, troz Deiner ſchönen Vertheidigung, guillotinirt wurde. Du wareſt ein Bewunderer von St. Juſt, den Du den jungen und kraftvollen Kämpfer der Freiheit nannteſt; nach deſſen Berichten man, deinem Ausdrucke zufolge, dürſtete; den man nicht leſen konnte, ohne zu geſtehen, daß er keine Sache ſo wie ein anderer Menſch geſagt habe; und dem es nur einen Sophismus, oder eine politiſche Sentenz koſtete, um tauſend Schlachtopfer mehr in die Grube der Guillotinirten zu werfen. Um den Schrecken, welchen Dir die gerechte Strafe der Böſewichter Hebert, Ronſin und Conſorten eingeflößt hatte, zu verbergen, und einige Fetzen der Popularität, die ihnen entwiſchten, wieder zu erhaſchen, kramteſt Du auf der Rednerbühne der Jacobiner allerley Gemeinplätze über den Patriotismus aus, bis die meuchelmörderiſchen Angriffe des Lamiral Dich wieder zur Höhe des Berges hinaufbrachten, von der Du ſchon heruntergeſtürzt werden ſollteſt, und es bewerkſtelligteſt, daß andere Perſonen, nach Dir ebenfalls ans Wort kamen. Nach der Zeit warſt Du wieder ſtill, weil Du glaubteſt, Deinen Patriotismus nicht mehr durch Worte beweiſen zu dürfen, nachdem er einiger Maßen durch die Piſtole eines Ariſtocraten beſiegelt wurde. Meineſt Du nun wirklich, daß man an Deinen Patriotismus nicht zweifeln kann, nachdem ein Ariſtocrat Dich verfolgt hat? Dein Schluß iſt falſch; und jene Verfolgung beweiſet nicht mehr, als daß Du ein Patriot auf Robespierre's Manier wareſt, dem derſelbe Ariſtocrat mit ſeiner Ungeſchicklichkeit ſchon vor Dir zu Leibe gegangen war.

Ohne Abſchied, mein lieber Collot! wir kommen wieder zuſammen. Ich will nun ein Wort mit Dir ſprechen, Billaud! Du biſt ein guter Patriot! Du warſt kein Freund von Robespierre, obgleich Du die Jacobiner-Geſellſchaft in der Sitzung vom 8ten Prereal eingeladen hatteſt, die Vorleſung ſeines im Convent abgeſtatteten Berichtes, wie auch den Bericht ſeines Siegelbewahrers, Barrere, zu fordern; ich will es gern glauben, daß Du keine perſönliche Freundſchaft für ihn hegteſt; aber Du warſt doch der Schutzredner ſeiner blutdürſtigen

Decrete, obgleich Deine ſcharfſichtigen Augen ſchon ſeit vier Monaten die Tiranney entdeckt hatten. So lange man nichts weiter als Schande einzuernten hatte, wenn man ſich als ſeinen Anhänger zeigte, hatteſt Du Dir aus der Schande nichts gemacht, und alles mit Stimme, Geberden und Blicken gebilligt. Als aber Gefahr mit ins Spiel kam, da ſagteſt Du (wie muthig Du doch biſt!) zum Tirannen: Ich ſchwöre Dir ab, ich kenne dich nicht mehr. Du haſt ſelbſt neulich geſtanden, daß der Convent unterdrückt und nicht immer frey geweſen ſey. Indeſſen verlangte Freron in der Sitzung vom 8ten Thermidor die Zurücknehmung des Decrets, welches den Convent ſeiner Freiheit beraubte; Du widerſetzteſt Dich dieſem Antrage; jene Zurücknehmung wäre, nach Deinem Ausdrucke, eine Erniedrigung des Convents geweſen. Aber wie? der Convent hätte ſich durch die Aufhebung eines Freiheitsmordenden Decrets, das ihn in Feſſeln hielt, und blos das Werk des Tirannen war, erniedrigt? Wie? Billaud! nachdem Du Dich zum Ritter jenes Tirannen aufgeworfen, ſein ungeheures Product mit allen Deinen Lungen vertheidigt, und es gleich Deinen Mitbrüdern Col lot und Barrere für das Werk des geſammten Ausſchuſſes ausgegeben hatteſt: biſt Du wohl auch zwey Tage nachher, ja ſelbſt am Tage der Hinrichtung des Verräthers, zu uns gekommen, um zu geſtehen, daß jenes Decret die hölliſche Frucht von Robespierre's Geiſt geweſen ſey? daß der Convent, ſeit der Exiſtenz derſelben, ſeine Freiheit verloren habe, und man es daher zurücknehmen müſſe?

Du wollteſt nicht, Billaud! daß der Convent in den Feſſeln des Wohlfahrts-Ausſchuſſes liege; und doch haſt Du das Decret erhalten, welches ihm, nach Deinem ſpätern Geſtändniſſe, ſeine Freiheit raubte? Und doch erhobſt Du am Tage nach der Sitzung, in welcher das Decret abgegeben worden, Deine Stimme nur, um die muthigen Kämpfer zu beleidigen, die ſich gegen die Unterdrückung auflehnten? Und doch ſtimmteſt Du mit dem Tirannen und ſeinen Mitſchuldigen überein, um ihn zu unterſtützen? Biſt Du weniger ſtrafbar als Robespierre, Ihr Alle, die Ihr ihm euern Arm gegen die Freunde des Vaterlandes geliehen habt? „Man muß, ſageſt „Du jetzt, den Convent an ſeine Unterdrückung

„beſtändig erinnern, damit er nicht mehr in dieſelbe zurückfalle.“

Aber zwey Tage vorher haſt Du dieſe Unterdrückung geleugnet, und behauptet, daß der Convent ſich erniedrigen würde, wenn er geſtehen wollte, daß er unterdrückt ſey! Warum wollteſt Du denn nun zwey Tage nachher, daß man ihn unaufhörlich an dasjenige erinnere, welches ihn, wie Du zwey Tage früher ſagteſt, erniedrigt hätte? Du geſtehſt endlich, **Billaud**! daß man ein Spionirungsſyſtem organiſirt habe; und in der Sitzung vom 24ſten Prereal nahmſt Du die Partey der Spionen gegen die Deputirten, welche hintergangen wurden. Spielt man ſo mit dem Volke, mit dem Convent, mit ſeinem Gedächtniſſe, ich will nicht ſagen mit ſeinem Gewiſſen?

Du kannſt nicht ſagen, daß Du erſt ſeit zwey Tagen, durch einen plötzlichen Lichtſtrahl, in den Stand geſetzt wurdeſt, die Krümmungen der Schlange wahrzunehmen; denn jene, unglücklicher Weiſe ſo unfruchtbare Erleuchtung, ſchreibt ſich, nach Deinem eigenen Geſtändniſſe, von dem Tage her, wo **Herault** aus dem Ausſchuſſe geſtoßen würde, deſſen Wiedererſetzung durch einen andern Deputirten, Du, wie Du ſagteſt, darum nicht verlangteſt, weil Du die Anzahl der Verſchwörer zu vermehren fürchteteſt. Alſo bemerkteſt Du doch ſchon ſeitdem das verrätheriſche Benehmen Robespierre's, und wollteſt, weil Du ſeinen Einfluß fürchteteſt, durch keinen Stellvertreter Herault's, einen neuen Verſchwörer in eure Mitte nehmen. Das wäre alles recht gut, wenn Du nur nachher den Verſchwörer angegeben, wenn Du ihn wenigſtens nicht ſeitdem immer entſchuldigt und vertheidigt hätteſt; denn ich ſage es noch einmal, Du haſt ihn nicht eher als den Tag vor ſeinem Falle verlaſſen, aus Furcht, mit ihm geſtürzt zu werden. Entweder alſo kannteſt Du ihn nicht als einen Verſchwörer, und dann warſt Du, indem Du ihn unterſtützteſt, bloß der Anhänger ſeiner Grundſätze; oder Du erkannteſt ihn für einen Verſchwörer, und alsdann warſt Du, indem Du ſeine Vertheidigung übernahmſt, zugleich Anhänger ſeiner Grundſätze und ſeiner Perſon. Dieſem Dilemma kannſt Du nicht entgehen. Aber nach Deinem eigenen Geſtändniſſe kannteſt Du Robespierre ſchon ſeit vier Monaten; da Du nun bey Deiner Kenntniß der Sache fortgefahren biſt, ſeinen Irrthümern zu folgen, und ſeine verrätheriſchen Unternehmungen zu vertheidigen: ſo haſt Du ſeit vier Monaten mit ihm conſpirirt.

Und Du, unerſchütterlicher Gegenrevolutioniſt, Barrere! wie wagſt Du es zur Vertheidigung Deines Mitbruders Billaud zu ſagen: „Als wir eine Majorität von fünf Mitgliedern gegen die Verſchwörer waren, wußten wir „nicht, ob nicht der Ruf, den ſich Robespierre „in Anſehung ſeines Patriotismus verſchaft hatte, auf die Ernennung eines neuen Mitgliedes „für den Wohlfahrts-Ausſchuß Einfluß haben „könnte, und wir dadurch die Anzahl der Anhänger dieſes Böſewichts vermehren würden, anſtatt „daß wir ohne dieß uns auf einander verlaſſen „konnten.“

Wir wollen nun dieſe Worte des bekehrten Barrere mit denjenigen merkwürdigen Worten vergleichen, die der Sünder Barrere auf der Rednerbühne des Convents zwey Tage vor Robespierre's Sturze geſagt hat.

„Ein Volksrepräſentant, der einen patrioti„ſchen Ruf genießt, den er durch ſeine fünfjähri„gen Arbeiten, und durch ſeine unerſchütterlichen „Grundſätze der Unabhängigkeit und Freiheit ver„dient hat —“

Wer, glaubt man, wird durch dieſes Gemälde geſchildert? Etwa gar der Böſewicht, deſſen Anhänger Barrere im Ausſchuſſe zu vermehren fürchtete? Ja, meine Freunde! er ſelbſt. Iſt es nicht eine unbegreifliche Spötterey von Seiten dieſes Barrere? Was für eine Idee haſt Du ewiger Vieux-Sac wohl von dem Volke und ſeinen Repräſentanten, wenn Du hoffen kannſt, daß ſie Deine plumpen und gegenrevolutioniſtiſchen Palinodien verdauen werden? Wie? zur Zeit der Hinrichtung des Herault fürchteteſt Du ſchon den Einfluß des Robespierrismus, und wollteſt darum keinen Stellvertreter des erſtern erwählen laſſen, und doch ſprachſt Du zwey Tage vor der Hinrichtung des Tirannen, auf der Rednerbühne des Convents, von der Unfehlbarkeit ſeines Patriotismus? Und Du ſagteſt noch prahleriſch: wir konnten uns auf einander verlaſſen! Kann man bey aller Gutmüthigkeit, die man beſitzt, ſeiner geſunden Vernunft und ſeinem Gedächtniſſe ſo trotz bieten, um ſich nicht gegen den ſonderbaren Mangel an Zuſammenhang zu empören, der in Deinen Berichten herrſcht? Der Dampf des Blutes, das Ihr vergoſſen habet, muß aus der Erde euch ins Gehirn ſteigen, euch berauſchen, und eine unerhörte Unordnung in dem Gange eurer Ideen hervorbringen. O **Barrere**! o **Billaud**! geſtehet, daß die Verbrecher ſehr ſchlechte Logiker ſind.

Barrere's Kopf iſt mit einem Triebwerke verſehen, daß nach der Reihe von allen Verſchwörern aufgezogen worden, aber vermöge der Furcht immer wieder abgelaufen iſt. Es mag hingehen, daß **Barrere** ein Freund der Girondiſten, der Briſſottiner, der Rolandiſten geweſen iſt, die er alle ebenfalls verlaſſen hat, um ſie nicht nach dem Revolutions-Platze begleiten zu dürfen; es mag hingehen, daß er der Erfinder und der Stifter der Commißion der Zwölfe ꝛc. ꝛc. geweſen iſt. Seine alten Sünden ſind ihm bereits vergeben worden; ich verzeihe ſie ihm auch, und will mich um das Alte nicht weiter bekümmern, weil ich mit dem Neuen genug zu thun habe.

Barrere, der den Robespierre bis zu ſeinem Ende vertheidigt hat, iſt bey den Jacobinern auch durch Robespierre vertheidigt worden, der, indem er ihn unter ſeinen mächtigen Schutz nahm, doch geſtehen mußte, daß er ſchwach ſey; der Schwache kann leicht zum Verräther gemacht werden; und man urtheile nur nach einigen kleinen Betrachtungen von dem Grade des Einverſtändniſſes, das zwiſchen dieſen beiden Menſchen geherrſcht hat.

Unglückliche Frauenzimmer erſcheinen vor dem Convent, und bitten ſchluchzend um die Freiheit ihrer eingekerkerten Gatten, Söhne und Brüder. Caligula Robespierre erhebt ſich hierauf, und gibt ihnen derbe Verweiſe. Eine ſolche Ungeduld beweiſet nach ſeiner Meinung bloß, daß die Weiber Gegenrevolutioniſtinnen ſind. „Das patriotiſche Frauenzimmer, ſagt er, weiß um der „Sicherheit des Vaterlandes willen, Ungemächlichkeiten zu ertragen, die nur einige Monate „dauern ſollen.“ Damit iſt nun alles gut; die Weiber ſchweigen, begeben ſich weg, und faſſen Geduld. Aber den folgenden Tag, oder einige Tage nachher, erſcheint der Siegelbewahrer Barrere,

rere, um jenen armen Weibern im Tone ſeines Herrn den Text zu leſen; ihnen vorzuwerfen, daß ſie dem Vaterlande nicht einmal ein geringes Opfer darzubringen wüßten; und ihnen doch die Hofnung zu machen, daß die Gefangenſchaft ihrer Gatten aufhören, und dieſe nach Verlauf von zwey oder drey Monaten das Gefängniß verlaſſen würden. Barrere hat dießmal nicht gelogen; die Männer verließen die Gefängniſſe, — um das Schaffott zu beſteigen.

Wer hat die Bürger mehr gequält, als Barrere? Wer war ein größrer untergeordneter Tirann als er, nach dem Beiſpiele Maximilians? Verbreitete man im Publicum eine unangenehme Neuigkeit: ſo ſchrie er gegen die Ariſtocraten. (Das heißt, gegen alle Bürger; denn dieſe lieben Herren faßten alles unter jenem Namen zuſammen.) Verbreitete man glückliche Nachrichten: ſo waren es wieder die Ariſtocraten. Daher Todesſtrafe gegen die Verbreiter von Neuigkeiten; Robespierre ſchlug ſie vor, die Anführer des Ausſchuſſes billigten ſie, und Barrere proclamirte ſie auf der Rednerbühne. Die Tiger brachten das Volk zu einer Todesſtille, um ſich ſelbſt beim Leben zu erhalten. Wenn dieſer Deſpotismus noch zwey Decaden gedauert hätte, würde Robespierre, glaube ich, die Todesſtrafe gegen einen Jeden gefordert haben, der während ſeiner Rede genieſet hätte; Collot und Billaud hätten dieß Decret unterſtützt; und Barrere, Maximilians getreuer Knecht, hätte es mit vieler Großſprecherey vom Convent erſchlichen. Ich fordere einen Jeden auf, mir in der Geſchichte der Tirannen das Ebenbild der unſrigen aufzuſuchen, die in der Nacht dasjenige ausdachten, was den folgenden Tag die Verzweifelung des Volks machen könnte. Aber wir wollen in unſern Betrachtungen fortfahren, und bewundern, wie Barrere, der die Conſpiranten beſchimpft, wenn ſie nicht mehr leben, oder ihrem Ende nahe ſind, ſie doch ſo ſehr liebt, ſo lange ſie mächtig ſind! Wie er ihre geringſten Worte aufhaſcht, um ſie zu wiederholen! Die Nadel wird nicht ſchneller vom Magnet, als Barrere ſelbſt vom Schatten eines Verſchwörers angezogen.

Maximilian Robespierre beklagte ſich, daß verſchiedene ſeiner Collegen eine von Camille Desmoulins gegen ihn aufgeſetzte Anklage-Acte verbreiteten. Die Anführer des Wohlfahrts-Ausſchuſſes glaubten, ich weiß nicht warum, (oder vielmehr ich weiß wohl warum,) ſich dieſer Schrift bemächtigen zu müſſen, die ſie ihrer Pflicht gemäß öffentlich bekannt gemacht hätten, wenn es ihnen ſo ſehr am Herzen gelegen wäre, den Tirannen vor der öffentlichen Meinung zu denunciiren. **Maximilian** beklagte ſich nun über jene Schrift, und **Barrere** ſtimmte ſogleich auf der Rednerbühne denſelben Ton an, und ſagte immer nach **Maximilians** Weiſe: „Man erneuert gegen dieſen Patrioten „(**Robespierre**,) die von **Louvet** erfundene „Beſchuldigung der Dictatur.“

Dieſer **Barrere** fühlte eine ſo innige Zärtlichkeit für die Verſchwörer, daß er zitterte, es könnte ein Dolch von weißem Blech oder Pappendeckel, in einer Entfernung von hundert Meilen, ſeinen lieben **Maximilian** treffen, **nach einem fünfjährigen Patriotismus** tödten. Er denunciirte daher eine engliſche Carrikatur; eine Art von Corday, ſagte er, die in einer Tanzgeſellſchaft zu London ſeinen Helden verfolgt hätte, um ihn zu **maratiſiren**.

Maximilian und Couthon übernahmen die Vertheidigung des Lebon; und ſogleich wird Barrere ebenfalls Lebon's Ritter. Seine Verbrechen ſind bloß revolutioniſtiſche Handlungen, und ſeine Mordthaten harte Formen.

Maximilian denunciirte bey den Jacobinern den Magenthier, und ſeine Petition; ſogleich iſt Barrere auch mit ſeiner Denunciation gegen ihn bey der Hand.

Endlich erſchien Robespierre am 8ten Thermidor (26ſten July) mit ſeiner berüchtigten Rede, deren Druck und Verſendung an die Gemeinden, die Fackeln des Bürgerkrieges in den Departementern angezündet hätte; und Barrere, der ſchon ſo lange den Böſewicht errathen hatte, und keinen Stellvertreter des Herault im Ausſchuſſe haben wollte, weil die Popularität des Böſewichts auf die Ernennung deſſelben Einfluß hätte haben können, eben dieſer Barrere drang noch auf den Druck der aufrühriſchen Rede.

O mein Herr von Vieux-Sac! meine Feder wird ſtumpf, bey der Schilderung eines geringen Theils Ihrer Laſter.

Leugnen Sie nun noch das Verſtändniß zwiſchen Ihnen und dem Tirannen; Sie, der Sie ſo viele Lanzen in ſeinem Dienſte gebrochen haben; Sie, verzärteltes Kind des tugendhaften Couthon, der Sie mit ſeinem Schutze bey den Jacobinern beehrte, wo er die Geſchicklichkeit hatte, Sie ſchnell und unverſehens zum Mitgliede aufnehmen zu laſſen. Es war übrigens ganz natürlich, daß die feuillantiniſche Creatur des Robespierre und Couthon in jene Geſellſchaft zu einer Zeit aufgenommen wurde, wo man die wahren Freunde aus derſelben herausſtieß.

Das mag alles recht gut ſeyn, Barrere! aber das iſt denn doch ſehr plump von Ihnen, daß Sie uns jezt ſagen: „Wenn ein Menſch ſich des „Willens Aller bemächtigt, ſo iſt die Gegenrevo„lution gemacht;“ da es noch keine acht Tage her iſt, als Sie ſchrien, daß man gegen jenen Aufkäufer (Accapareur) der Willensmeinungen, die von Louvet erfundene Beſchuldigung der Dictatur erneuern wolle. Sie wollten alſo dieſem Menſchen die Gegenrevolution vollbringen helfen.

Es iſt ſehr gut, aber auch ſehr ſpät, Barrere! daß Sie uns jetzt ſagen: „Der Schrecken „iſt die Waffe des Deſpotismus,“ da Sie ſich vor acht Tagen noch die Lungen ausgeſchrien, um die Regierung des Schreckens zu erheben.

Es iſt ſehr gut, aber auch ſehr ſpät, daß Sie uns ſagen: „Die Cenſur der Schriften, und die „Tiranney der Meinungen waren zu allen Zei„ten die Symptome, die den Untergang der Frei„heit verkündigten; und das unbeſchränkte Recht, „zu denken, zu ſchreiben, und zu glauben, was „man will, iſt das Zeichen, woran man die Exi„ſtenz einer Volks-Repräſentation erkennt;“ da Sie noch acht Tage vorher verlangten, daß man alle Neuigkeitsverbreiter Ihren Freunden, Dumas und Coffinhal zuſchicke; da Sie, nebſt den andern Anführern, des Ausſchuſſes, die Departementer mit ſogenannten Commiſſarien überſchwemmten, um, wie Sie es nannten, die Theater zu reinigen, das heißt, ſie auf eine unendlich kleine Anzahl elender, von Ihnen patriotiſch genannter Schauſpiele einzuſchränken; da ſie noch acht Tage vorher Schriftſteller und Journaliſten umbringen ließen, die ſich der Preßfreiheit bedient, und geſchrieben hatten, als das Geſetz ihnen zu ſchreiben erlaubte. O du wankelmüthiger Apoſtel der Freiheit und des Despotismus, du Republicaner und Großvizier! du haſt alle Geſtalten angenommen, um deine Laſter zu verbergen.

O Ihr Verbrecher! Euer Verſtändniß mit Robespierre läßt ſich durch eure Handlungen und Gebehrden beweiſen. Aber wenn wir auch annehmen, daß Ihr, Billaud und Collot! keine Freunde des Tirannen geweſen ſeyd, ſo bleibt es doch nichts deſto weniger wahr, daß Ihr Theil an ſeiner Tiranney genommen habt. Was kümmert es eure Schlachtopfer, ob Ihr durch einen Fremden oder durch euren eigenen Willen zu dieſen Handlungen verleitet wurdet? Habt Ihr dem Maximilian gehorcht, ſo waret Ihr Mitſchuldige eines Mörders; ſeyd Ihr aber euren eigenen Eingebungen gefolgt, ſo waret Ihr ſelbſt Mörder.

Ich will gern glauben, (ſehet nur wie gefällig ich bin!) daß Ihr nicht ohne einige Freude den Fall desjenigen geſehen habt, der euch den Vorzug der Tiranney entzogen, und zu eurem

Schaden alles Händeklatſchen und alle Beifalls-Aeußerungen ſich zugeeignet hatte; ich will glauben, daß Ihr nur ungern in Robespierre's Perſon einen Mitwerber um das Mordverdienſt ertragen habt; alſo iſt es nicht eigentlich die Tiranney, welche euch in dem Tirannen beleidigte; nicht das Joch, das er eurem Vaterlande auferlegte, habt Ihr bey ihm verabſcheuet; ſondern Ihr haßtet ihn bloß, weil er euch ein Hinderniß war, daß Ihr nicht ſelbſt jenes Joch auflegen konntet. Ihr habt daher auch ſeine Abweſenheit vom Ausſchuſſe während vier Decaden ſehr geſchwind benutzt, um euch mit Herzensluſt über die armen Gefangenen herzuwerſen. Die zahlreichen Todesurtheile, die in dieſen vier Decaden gefällt wurden, haben die Dürftigkeit der vorhergehenden Decaden hinlänglich erſetzt. Dieß ſagt euch euer eigenes Gewiſſen.

Aber wie konnten ſo verſtändige Leute als Ihr ſeyd, die Unvorſichtigkeit begehen, ſich jenes Geſtändniß entwiſchen zu laſſen? Wie? Robespierre hat ſeit vier Decaden keinen Antheil an den Berathſchlagungen des Ausſchuſſes genommen, und gerade während dieſer Zeit iſt der Boden von Paris ſo entſetzlich mit dem Blute der Guillotinirten getränkt worden? Robespierre hat euch alſo, wie es ſcheint, die Vollziehung des Decretes überlaſſen, welches er am 22ſten Prereal auswirkte; Ihr waret alſo bloß gefällige Diener des Henkers! Ihr ſeyd es, die jene berüchtigten Liſten der hundert und ſechszig Schlachtopfer ausgefertigt habt! Fouquier Tinville hat es an den Schranken des Convents geſagt, und Ihr habt ihm nicht widerſprochen. Er hat euch ausdrücklich genannt, Billaud und Collot; auf euer Verlangen, ſagte er, hat man die hundert und ſechzig Perſonen, die Robespierre, um dem Bürger Samſon (dem Scharfrichter) nicht ſo viel Zeit zu rauben, in Einer Sitzung des Revolutions-Tribunals wollte abfertigen laſſen, auf drey Liſten vertheilt. Nun klaget Ihr uns ein Ungeheuer an, das hundert und ſechzig Schlachtopfer auf einmal umbringen wollte, und glaubet, daß Ihr keine ſolche Ungeheuer ſeyd, weil Ihr dieſe Schlachtopfer, um das gerechte Murren des Volkes zu vermeiden, in drey Theile eingetheilt habt? O Himmel! wo iſt der Unterſchied, ob man heute, morgen oder übermorgen zum Tode geht?

Und können etwa ſechszig angeklagte Perſonen in zwey Stunden beſſer, als hundert und ſechszig von Einem Tribunale gerichtet werden?

Alles klagt euch an; ein Jeder ergreift das Wert, um euch anzuklagen. Lebon, dem allerley Verbrechen zur Laſt gelegt werden, erklärt auch, daß er nur eure Befehle befolgt habe. Wir wollen auf die Zeit keine Rückſicht nehmen, wo Robespierre ſich noch nicht vom Ausſchuſſe entfernt hatte. Wie wollt Ihr aber die Verbrechen entſchuldigen, die in den letzten vier Decaten, kraft eurer Befehle begangen wurden? Auf dieſe Befehle konnte Robespierre keinen Einfluß haben, da er während der ganzen Zeit keinen Antheil an euren Berathſchlagungen genommen hat. Wenn alſo Lebon und Fouquier euren Befehlen gefolgt ſind, ſo iſt es klar, daß die dadurch begangenen Verbrechen, euch allein zur Laſt fallen, und nicht dem Tirannen, der an den Berathſchlagungen keinen Theil nahm. Fouquier und Lebon ſind alſo, in Anſehung dieſer Befehle, nicht Robespierre's, ſondern eure Mitſchuldige. Man wundere ſich nun noch, daß Ihr euch ſo viele Mühe gegeben habt, Fouquier

Tinville in ſein Amt eines öffentlichen Anklägers wieder einzuſetzen! Ihr hattet wohl eure Urſachen dazu!

Nach allen dieſen und vielen andern Thatſachen, hat Billaud noch die Unverſchämtheit, zu ſagen, daß die Ausſchüſſe ſich Vorwürfe zu machen haben. Vorwürfe? Wie es ſcheint, waren alſo die Verbrechen nichts mehr als Irrthümer, zu der Zeit, wo Irrthümer als Verbrechen angerechnet wurden! Sylla, der eine große Metzeley unter den Römern vornahm; Nero, der die Stadt Rom anzünden ließ; und Carl IX, der das Blut der Franzoſen ſtromweiſe vergoß, dieſe Tirannen hatten alſo, wie es ſcheint, ſich auch bloß Vorwürfe zu machen! O welche Unverſchämtheit!

Dieß iſt, glaube ich, genug, meine lieben Mitbürger! den dreifachen Nebel zu zerſtreuen, der eure Augen bedeckte. Und Du, National-Convent! bedenke, daß Du, um Dich wegen des Joches, welches Du ſo lange haſt tragen müſſen, zu rächen, dem ſtrafenden Arm der Geſetze die drey Menſchen übergeben mußt, die mit dem Unterdrücker um die Tiranney wetteiferten. Repräſentanten! das Volk beobachtet euch. Es wird einſt Rechenſchaft von euch verlangen, wegen eurer ſchädlichen Nachgiebigkeit. Sollte es möglich ſeyn, daß Ihr einen Augenblick an die Beſſerung der Verbrecher glauben könntet! Wo habt Ihr je geſehen, daß ehrloſe Menſchen ihre Schandthaten durch etwas anders, als durch neue Schandthaten wieder gut zu machen ſuchten? Ahmet den alten Republicanern Griechenlands nach, welche alle diejenigen, die den Tirannen ähnlich ſahen, ſo ſehr verabſcheueten, daß ſie dieſelben für vogelfrey erklärten, und ſie gar nicht zu der Menſchheit rechnen wollten.

Wer glich nun aber mehr den Tirannen, als diejenigen Perſonen, die ich euch denunciire? Seht Ihr dieſe Verbrecher, die ſchon mit dem Siegel des himmliſchen Zorns bezeichnet ſind? Seht, wie die Hand einer unſichtbaren Gerechtigkeit ſchwer auf ſie fällt! Seht, wie ihr Stillſchweigen ſie anklagt. Neulich wunderte man ſich bey euch über dieſes Stillſchweigen; aber der Löwe, der ſeine Klauen und Zähne verloren hat, wagt es nicht mehr zu brüllen, aus Furcht, daß die von ihm verfolgten Schlachtopfer nun über ihn herfallen würden. Ehemals, als man die Geſetze noch brauchen konnte, um die Mordthaten zu vervielfältigen; ehemals als der Sclave, nach dem Beiſpiele des Herrn, zu den Geſetzen ſagen konnte: Mordet! da ſchrien ſie aus vollem Halſe. Die Rednerbühne war für ſie der Olymp, von dem ſie den Donner herabſchleuderten. Jetzt aber, da der Geſetzgeber zu den Geſetzen ſagt: Richtet! was ſollen die Menſchen ſagen, die nur die Sprache der Mörder zu führen wiſſen! Du, Volk! und Ihr, ſeine Repräſentanten! Die Anklage-Puncte liegen vor euren Augen. Die Angeklagten werden nicht über Verläumdung ſchreien; denn ich habe nur dasjenige, was ſie ſelbſt geſagt und gethan haben, erwähnt, und ſie haben ſich ja wohl nicht ſelbſt verläumdet. Höret Republicaner! Ihr alle ſeyd in dieſer Sache die Geſchwornen; berathſchlaget euch, und ſprechet das Urtheil.

Felhemesi.

3.

Fox Rechenſchaft
an
ſeine Wähler, die Bürger von Weſtminſter.

Abgelegt den 26ſten Januar 1793.

Nach der dreizehnten Ausgabe vom Jahr 1794.

Bey einer ſchwachen Minorität zu ſtimmen, iſt ein Unglück, woran ich ſo ſehr gewöhnt worden bin, daß man keine ſtarke Empfindlichkeit dafür von mir erwarten kann.

Ein Gegenſtand der Verläumdung und Entſtellung zu ſeyn, macht mir zwar eine Unbehaglichkeit, doch nicht ganz unvermiſcht mit Stolz und innerer Zufriedenheit, da die Erfahrung aller Zeiten und Länder lehrt, daß Verläumdung und Entſtellung häufig die unzweideutigſten Zeugniſſe des Eifers, vielleicht auch der Wirkung ſind, womit derjenige, gegen welchen ſie gerichtet ſind, dem Allgemeinen gedient hat.

Aber ich weiß, daß mich jetzt ein Unglück von ganz verſchiedener Beſchaffenheit trift, und welches keine andere Empfindung, als Bekümmerniß und Demüthigung erregen kann. Man hat mir geſagt, daß Ihr überhaupt mein neuerliches Betragen gemisbilligt habt, und daß gerade unter denjenigen, deren Zuneigung für mich am entſchiedenſten war, ſich Mehrere zu meiner Vertheidigung weder für fähig, noch geneigt erklären, wenn ich bey jetziger Gelegenheit angegriffen werde.

Daß Eure ungünſtige Meinung von mir, wenn Ihr je ſolche heget, ein Werk der Entſtellung iſt, daran kann ich nicht zweifeln. Die Wirkungen dieſer Entſtellung aufzuheben, iſt Endzweck dieſes Briefs; und ich kenne kein Mittel, wodurch ich denſelben ſo ſchön, und (wie ich hoffe) ſo wirkſam erreichen kann, als wenn ich die verſchiednen Vorſchläge, welche ich im Hauſe der Gemeinen in den erſten Tagen dieſer Sitzung machte, ſammt

mei

meinen Beweg- und Beweis-gründen hier darlege. — Am erſten Tage ſchlug ich dem Hauſe vor, in die Adreſſe an den König folgende Verbeſſerung zu ſetzen.

„Sr. Majeſtät unſre eifrigſte Anhänglichkeit „an die vortrefliche Verfaſſung dieſes freien Landes, „unſer Bewußtſeyn der unſchätzbaren Beglückungen, „die daraus entſpringen, und unſerm unerſchütterlichen Entſchluß zu ihrer Behauptung und Schützung, „auszudrücken. ···· Sr. Majeſtät zu verſichern, „daß, vereint mit allen getreuen Unterthanen Sr. „Majeſtät in dieſen Empfindungen der Treue gegen den Thron und Anhänglichkeit an die Landes-Verfaſſung, wir zugleich mit ihm den tiefſten Kummer fühlen, wenn wir die vollziehende „Gewalt ſolche Maaßregeln ergreifen ſehen, zu denen die Geſetze nur bey Aufſtands-Fällen im Innern dieſes Reichs bevollmächtigen.“

„Daß Sr. Majeſtät getreue Gemeinen auf „eine neue und für das Land beunruhigende Art „verſammelt, es für ihre erſte Pflicht halten, und „es zu ihrem erſten Geſchäfte machen wollen, ſich „von den Urſachen dieſer Maaßregel zu unterrichten, „und daß ſie mit gleichem Eifer bereit ſind, auf der „einen Seite den ſchuldigen Gehorſam gegen die

Geſetze, und auf der andern trugloſe Vollziehung derſelben zu bewirken."

Mein Beweggrund hiezu war, weil ich es beides in Hinſicht auf Landes-Verfaſſung und Staatsklugheit, für höchſt wichtig halte, daß das Haus von dem Grund zur Aufrufung der Landmiliz, und ſeiner eigenen Zuſammenkunft, vollkommen unterrichtet ſey, ehe es zu andern Geſchäften ſchreitet.

Das Geſetz bevollmächtigt den König in gewiſſen Fällen, mit Zuziehung ſeines Geheimen Raths, nach vorheriger Erklärung der Urſachen, die Landmiliz aufzubieten — und befiehlt ausdrücklich, daß, wenn je ſolch eine Maaßregel iſt ergriffen worden, das Parlament unverzüglich zuſammenberufen werde.

Dieſes Geſetz, welches verordnete, daß wir zuſammenkommen ſollten, ſchien mir unſre Pflicht nach der Zuſammenkunft uns vorzuzeichnen, und zu fordern, wo nicht durch ſeinen Buchſtaben, doch durch eine ungezwungene Auslegung ſeines Sinnes, daß wir es zu unſerm erſten Geſchäft machen, die Urſachen zu prüfen, die in dem Ausſchreiben als Beweggründe zur Ausübung einer außerordentlichen Gewalt, die der Krone für außerordentliche Veranlaſſung übertragen iſt, angegeben wurden; zu beſtimmen, ob ſie wirklich wahr ſind, und wenn auch wahr, ob ſie von ſolcher Beſchaffenheit ſind, daß ſie die Vorkehrungen rechtfertigen, die man darauf begründete.

Eine ſolche Verfahrungsart, zurückgebracht auf allgemeine Grundſätze, ſcheinen mir vorzüglich die Umſtände, unter denen wir uns verſammelten, und die Zweideutigkeit zu fordern, womit die Urſachen, zum erſtenmal von dieſem Vorzug Gebrauch zu machen, angegeben und vertheidigt wurden.

Die Aufſtände zu Yarmuth, Shields, und an andern Orten (ſagte man) gaben den Miniſtern ein volles Recht zum Handeln; und der allgemeine Zuſtand des Landes, unabhängig von dieſen Aufſtänden, machte es für ſie rathſam, dieß Recht geltend zu machen. Mit andern Worten: Aufſtand war Vorwand, der allgemeine Zuſtand des Landes Urſache der Maaßregel. Doch war Aufſtand der in dem Ausſchreiben angegebene Beweggrund, und die Parlamentsacte befiehlt die Eröfnung nicht über den Vorwand, ſondern über die Urſache, ſo daß es mir zweifelhaft vorkam, ob ſelbſt der Buchſtabe des Geſetzes be-

befolgt wurde; und wenn dies auch geſchehen iſt, ſo hielt ich es doch für meine Pflicht, dem Hauſe der Gemeinen die Bekräftigung, oder jede mögliche Begünſtigung dieſer Weiſe, einen Grund anzugeben und doch nach einem andern zu handeln, ſo angenehm ſie auch gewiſſen Leuten ſeyn mag, zu misrathen.

In Staatshinſicht muß gewiß Unterrichtung dem Urtheil vorangehen; und wir waren alſo gehalten, den wirklichen Zuſtand des Landes zu kennen, ehe wir unſre Meinung darüber in der Zuſchrift abfaßten. Wenn irgend das Haus aufgerufen wird, eine Meinung von dieſer Beſchaffenheit zu erklären, ſo mache das Gewicht, welches auf ſolcher Erklärung liegt, es höchſt nothwendig, daß ſie ſich auf die zuverläſſigſte Unterrichtung gründe, und daß ſie beſtimmt und deutlich ſey. Ging die Meinung des Hauſes dahin, die vermeinten Maaßregel zu billigen, welche die Verwaltung, geſtützt auf den öffentlichen Anſchein von Aufſtand, ergriffen hat? Dann war es gehalten, die ſich auf dieſe Aufſtände beziehende und über jeden Einwurf erhabene Thatſachen vor ſich zu haben. Hatte es die Abſicht, bey ſeiner Zuſchrift zu erklären, daß die allgemeine Lage des Landes an ſich ſelbſt eine

Rechtfertigung des ſeinigen war, was geſchah? In dieſem Fall ſchien es mir für daſſelbe gleich nothwendig, ſowol ſich ſelbſt zu unterrichten, als auch zugleich in Stand zu ſetzen, daß es den Repräſentanten die Umſtände der Lage, auf welche es ſein vorzügliches Augenmerk richtete, mit Beſtimmtheit vorlegen konnte. Sah es einen Grund, um einbrechende Unruhen und Aufſtände zu fürchten, deren Gefahr nahe und dringend war, ſo mögen die Maaßregeln von Sr. Majeſtät Miniſtern ganz gut ſolchen Erforderniſſen gemäß geweſen ſeyn; aber gewiß war die Augenſcheinlichkeit ſolch einer Gefahr eine Sache, welche dem Hauſe, oder doch einem geheimen Ausſchuſſe mitgetheilt werden durfte, und Niemand kann glauben, daß es einem Körper wie das Haus der Gemeinen, zukomme, ohne ſolche Augenſcheinlichkeit ſein Gutachten über ihr Daſeyn zu ſtellen.

Wenn deßwegen die Adreſſe auf eine der obigen Vorausſetzungen gegründet werden ſollte, ſo war eine vorläufige Unterſuchung ſchlechterdings nothwendig. Aber es gab Einige, deren Furcht nicht ſowol auf einen entweder wirklich vorhandenen, oder unmittelbar obſchwebenden Aufſtand, als auf den Fortgang deſſen, was man franzöſiſche Meinungen nennt; Meinungen, die nach der Vorausſetzung mit Sorgfalt verbreitet, und mit Erfolg aufgemuntert wurden, und woraus all das Unheil ging, das einſt aus dem Geiſt des Ungehorſams und der Unordnung, den dieſe Lehren einflößen ſollten, entſpringen möchte. Dieſe Gefahr, ſagten ſie, war zu kundig, als daß ſie eines Beweiſes bedürfte; ihre Wirklichkeit kann beſſer durch die beſondere Bemerkungen einzelner Glieder, als durch die Bemühungen des Hauſes bewähret werden; und aus dieſer Urſache konnte man demnach ſicher ohne vorläufige Unterſuchung über die Zuſchrift ſtimmen.

War zur Genehmigung ohne Prüfung ein Grund gelegt, ſo gewannen die, welche dem Verfahren der Adminiſtration beizuſtimmen wünſchten, einen großen Vorſprung; dann aber fürchte ich, der Grund möchte ohne gehörige Rückſicht auf die Natur des Gebäudes, das er tragen ſoll, gelegt worden ſeyn; denn wenn die Gefahr in falſchen aber verführeriſchen Grundſätzen beſteht, und unſre Beſorgniſſe die Folgen betreffen, welche dieſe Lehren mit dem Fortſchritt der Zeit bewirken könnten, ſo iſt es ſchwer zu begreifen, wie eine der ergriffenen Maaßregeln gegen ſolch ein Uebel irgend anwendbar ſey. Meinungen müſſen in öffentliche Handlungen übergegangen ſeyn, ehe man ihnen durch die Beveſtigungen der Tower widerſtehen kann; und die plötzliche Anwerbung der Landmiliz, und das Zuſammenziehen der ordentlichen Kriegs-Völker nach der Hauptſtadt, ſchienen mir Maaßregeln zu ſeyn, die dazu dienten, einem gegenwärtigen, nicht aber einem fernen Unglück zu begegnen.

Durchdrungen von dieſen Begriffen konnte ich eben ſo wenig nach dieſem letzten ſchwankenden Grund, als nach jener etwas beſtimmter angegebenen Beſchaffenheit ſtimmen; weil, wenn in einem Fall die Vorderſätze des Beweiſes erſt bedurften, im andern, wo der Beweis für überflüſſig ausgegeben wurde, der Schluß unrichtig war. Wenn die Mehrheit des Hauſes verſchieden von mir denkt, und wenn dieſer letzte Grund der allgemeinen Beſorgniß zukünftiger Uebel (der einzige unter allen angegebenen, von dem man mit einigem Schein von Recht behaupten kann, daß Augenſcheinlichkeit weder möglich noch nöthig ſey) die Maaßregeln der Regierung zu rechtfertigen ſchien, dann hätten ſie nach meiner Meinung den wahren Sinn ihrer Abſtimmung vollſtändig darlegen, und entweder dem Glauben an dieſe drohende nahe Unruhen und Aufſtände, welche die Seele ſo mancher tauſend unſrer Mitbürger mit den ängſtlichſten Beſorgniſſen füllte, abſagen; oder eine Unterſuchung darüber anſtellen ſollen, deren Erfolg das Haus in Stand geſetzt haben würde, dem Volke die Lage der Nation wahr und zuverläſſig vorzulegen, uns für wirkliche Gefahren wachſam zu halten, und eitle Kümmerniſſe zu zerſtreüen.

Ich weiß wohl, daß Einige die Meinung hegen, daß Wachſamkeit bey jetzigen Zeitläufen ſo ſehr unſre erſte Angelegenheit ſey, daß ſelbſt Verhehlung der Wahrheit nicht ſo verderblich, als die Verminderung des öffentlichen Schreckens wäre. Sie fürchteten Unterſuchung, weil dieß Licht bringen könnte; ſie fühlten den Vortheil des Dunkels bey Verbreitung von Schrecken ſo ſtark, daß ſie ſeine andere Eigenſchaft, nämlich Verurſachung wirklicher Gefahr überſahen. Sie waren für die mit trüglicher Sicherheit verknüpfte Gefahren ſo empfänglich, daß ſie für die aus grundloſem Lärmgeſchrey entſpringenden Gefahren den Sinn verlohren. — In dieſer Geiſtesſtimmung vergaßen ſie gern einen Augenblick, daß Geradheit und

Aufrichtigkeit immerdar eigenthümliche Tugenden eines brittiſchen Hauſes der Gemeinen ſeyn ſollten; und während ſie gezwungen waren, zu geſtehen, daß das Haus nicht ohne Unterſuchung ſeinen Glauben an Gefahren bekennen kann, die, wenn ſie wahr ſind, bis zur Augenſcheinlichkeit dargethan werden müßten, hätten ſie es doch mit Misvergnügen geſehen, wenn der heilſame Schrecken, (denn für ſolchen hielten ſie ihn) der ſich aus dieſen geglaubten Gefahren in den Gemüthern des Volks erhob, ganz beruhigt würde. Was ſie ſelbſt nicht für wahrhaft hielten, dem wünſchten ſie Glauben bey Andern. Um lebhaftere Wirkungen zu erregen, waren ſie nicht ungehalten, daß das Volk Gefahren, die ſie als ferne betrachteten, für nahe annehmen mußte.

Gegen dieſe Syſteme verkehrter Staatsklugheit und frommen Betrugs hegte ich immer eine Art von natürlichem und unüberwindlichem Gegenſinn; und wenn ich zur Vertheidigung meines Benehmens ſonſt nichts vorzubringen hätte, als dieſes Gefühl, wovon ich mich nicht trennen kann, ſo ſollte ich nichts weniger, als Euer Misfallen, Gentlemen, zu fürchten haben. Giebt es denn aber in Wahrheit bei einem falſchen Schrecken kein Uebel außer der Schande, die derer wartet, die mit Verbreitung deſſelben begriffen ſind? Heißt das Nichts, Frieden, Einklang und Vertrauen unter allen Bürgerſtänden zu zerſtören? Heißt das Nichts, allgemeinen Credit und Billigung dem Argwohn zu geben, den Jeder dahin werfen kann, wohin ihn ſeine ſchlimmſten Leidenſchaften neigen. In ſolchem Zuſtand wird jeder politiſche Haß entflammt. Wir verwechſeln den irrenden Speculanten mit dem verzweifelten Mordbrenner. Wir dehnen die Vorurtheile, die wir gegen Einzelne gefaßt haben, auf die politiſche Parthey, oder wohl ſelbſt auf die religiöſe Seite aus, wovon ſie Glieder ſind. In dieſem Geiſt erklärte ein Richter von ſeinem Stuhl im letzten Jahrhundert, daß Vergiſtung eine päbſtiſche Erfindung wäre; und ich würde mich nicht verwundern, wenn einige Biſchöffe ſich jetzt beigehen ließen, von der Kanzel zu predigen, daß Aufruhr ein Presbyterianiſches, oder ein Unitariſches Laſter ſey. In ſolchen Anfällen von Schrecken betrachten wir diejenigen, welche in ihren Begriffen über die Landes-Verfaſſung von uns verſchieden ſind, als wären ſie zu ihrer Zerſtörung verbündet. Verträglichkeit und Duldung haben nicht Wohnung in unſern Seelen; denn wer kann Meinungen dulden, die (nachdem was die Betrüger lehren, und Wuth und Furcht die Betrogenen zu glauben verleiten) unſer Leben, unſer Eigenthum und unſre Religion angreifen?

Ich hielt es für meine Pflicht, durch Beförderung einer Unterſuchung, wo möglich, ſolche Lage abzuwenden. Dadurch wäre der Schuldige, wenn es deren giebt, entdeckt, und der Unſchuldige vom Argwohn befreit worden.

Mein Vorſchlag ward von einer großen Mehrheit verneinet. Ich unterwerfe mich mit aller ſchuldigen Achtung ihrer Meinung, behalte aber meine eigene.

Mein nächſter Vorſchlag war für Einrükung folgender Worte in die Adreſſe: „Im Vertrauen, daß Ew. Majeſtät jegliche Mittel der Unterhandlung ergreifen wollen, die ſich mit der „Ehre und dem Wohl dieſes Landes vertragen, „um das Unheil des Kriegs abzuwenden.“

Mein Beweggrund hieben ſpringt zu ſchnell in die Augen, um einer Ausführung zu bedürfen; und ich halte es um ſo weniger für nothwendig, lange bey dieſem Gegenſtande zu verweilen, da in Betracht der Wünſchenswürdigkeit des Friedens zu jeder Zeit, hauptſächlich aber zur gegenwärtigen, ich Grund zu glauben habe, daß Eure Geſinnungen, Gentlemen, nicht von meinen verſchieden ſind. Blicken wir nach dem Lande, wo angeblich die Veranlaſſung zu Krieg entſpringen ſollte, ſo ſchien mir die Lage der vereinigten Provinzen genugſame Staatsgründe zu Gunſten des Friedens darzubieten. Blicken wir nach Irland, ſo ſehe ich nichts, als was einen weiſen Staatsmann abſchrecken kann, die Verbindung zwiſchen den zwey Königreichen ohne Noth aufs Spiel zu ſetzen. Und iſt es wahr, daß immer bey uns ein Saame des Misvergnügens liegt, ſo iſt Krieg das Treibhaus, worin dieſer Saame am baldeſten keimt; und unter allen Kriegen, in dieſer Hinſicht, der Krieg am meiſten zu fürchten, bey welchem man glauben könnte, daß ſeine Veranlaſſung mehr die Könige, als ihre Unterthanen betreffe.

Ich wünſchte deswegen mit ganzem Ernſt den Frieden; und die Erfahrung hat mich belehrt, daß ſelbſt die Stimme einer Minorität im Unterhauſe nicht ganz ohne Wirkung ſeyn dürfte, wenn ſie des Königs Miniſter vor unüberlegten Kriegsentwürfen warnt. Und gerade bey jetziger Gelegenheit bin ich gewis, daß, hätte man mich mehr unterſtützt, wir in Erhaltung der Glückſeligkeit des Friedens eine beſſere Wahl getroffen hätten, als es jetzt noch das Anſehn hat.

Nun komme ich zu meinem dritten Vorſchlag, „daß Sr. Majeſtät eine unterthänige Adreſſe überreicht werde, damit Dieſelben geruhen möchten, Befehl zu geben, daß ein Geſandter nach Paris abgeſchickt werde, um mit den Perſonen, welche einſtweilig das Amt der Vollziehungs-Gewalt in Frankreich verſehen, wegen dieſen Punkt zu verhandeln, worüber zwiſchen Sr. Majeſtät und ihren Bundsgenoſſen, und zwiſchen der franzöſiſchen Nation ein Streit obwalten möchte;“ und dieſer iſt, wenn ich recht unterrichtet bin, am allgemeinſten misbilligt worden. Ich hatte ihn mit reifem Bedacht, nach langer Ueberlegung und vielfältiger Berathſchlagung mit Andern gemacht; und trotz der mancherley Entſtellungen meiner Beweggründe dazu, und der Verkennung ſeiner Abſicht; (eine Verkennung, die Manche zum voraus dagegen eingenommen haben,) kann mich doch eine Handlung nicht reuen, deren Unterlaſſung Pflichtvergeſſenheit gegen Euch, meine Mitbürger! und gegen mein ganzes Vaterland geweſen wäre. Die Beweggründe, welche mich dazu brachten, waren eben die Sehnſucht nach Frieden, die mich beim vorhergehenden leitete, wenn man ihn unter ehrenvollen und ſichern Bedingungen erhalten könnte; und, wäre dieß unmöglich, ein angelegentlicher Wunſch, daß die Gründe zum Kriege gerecht, erwieſen, und einleuchtend ſeyn möchten.

Wenn wir, oder unſre Bundsgenoſſen Unrecht, oder Beleidigung erlitten haben, oder wenn die Unabhängigkeit Europens durch ungeordneten und glücklichen Ehrgeiz bedroht iſt, ſo kenne ich kein Mittel zur Erhaltung des Friedens, als: Erſtattung des Unrechts, Genugthuung für die Beleidigung, oder Sicherheit gegen die gefürchteren Unternehmungen; und zur Erreichung dieſes Zwecks kein anders, als uns ſelbſt an die Macht zu wenden, worüber wir uns beklagen.

Wenn ja in die ausſchließende Schiffahrt auf der Schelde, oder in irgend ein anderes den Generalſtaaten zuſtehendes Recht eingegriffen worden, ſo iſt es der franzöſiſche Vollziehungsrath, der die Eingriffe that, und von dieſem müſſen wir Abthuung fordern. Sind die Rechte untheilnehmender Nationen durch den Beſchluß vom 19ten Nov. angetaſtet worden, ſo hat der Nationalconvent ſie angetaſtet, und von dieſem Convent müſſen wir durch das Organ, vermittelſt deſſen er mit auswärtigen Höfen und Nationen ſpricht, durch ſeinen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Erklärung, Wiederruf, oder, nach Erforderniß der Umſtände, ſonſt eine andre Genugthuung verlangen. Hat man die Art, womit der nämliche Convent einige unſrer Landsleute, die ſich an ihn wandten, empfangen und ihnen geantwortet hat, einer Aufmerkſamkeit würdig erachtet, ſo müſſen wir gerade von den nämlichen Perſonen, und auf die nämliche Weiſe auch wegen dieſer Beſchwerde Genugthuung fordern. Iſt die Sicherheit Europens durch einige gemachte, oder befürchtete Eroberungen in dem Grad gefährdet, daß wir nach Grundſätzen der Gerechtigkeit und der Staatsklugheit berechtigt wären, die Rückgabe bereits gemachter, oder Entſagung erſt entworfener Eroberungen mit den Waffen zu erzwingen: ſo müſſen wir wieder in dieſem Fall von der Vollziehungsgewalt in Frankreich dieſe Rückgabe, oder dieſe Entſagung fordern. Wie alle oder auch nur einige dieſer Zwecke anders, als durch fortgeſetzte Unterhandlung mit bevollmächtigten Geſandten erreicht werden konnten, vermag ich nicht zu begreifen. Es iſt mir zwar nicht unbekannt, daß es gewiſſe Leute gab, deren Begriffe von Ehre ſehr verſchieden von den meinigen waren, und die in dieſer Hinſicht eine heimliche Unterhandlung einer öffentlichen vorgezogen hätten; aber ich geſtehe, daß ich dieſe Verfahrungsweiſe weder für ehrſam noch ſicher, und in Betracht einiger unſrer Beſchwerden für völlig unthunlich hielt. — Nicht für ehrſam, weil heimliche Schleichwege zur Mittheilung zu ſuchen, ſich eher für ſolche, die um eine Gunſt flehen, als für eine große Nation, welche Genugthuung verlangt, zu ſchicken ſcheint. Nicht ſicher, weil weder eine Erklärung von einem unbevollmächtigten Geſchäftsträger, noch eine bloße freiwillige Aufhebung der Beſchlüſſe, worüber Klage geführt wird, (und was kann ſolche Unterhandlung ſonſt erzwecken?) uns einige Sicherheit gegen die wieder auflebenden alten Beſchwerden verſchaffen kann; und endlich, unthunlich in Betref deſſen, was die Sicherheit von Europa angeht, weil man für dieſe nicht durch Aufhebung eines Beſchluſſes, oder durch ſonſt Etwas, das durch eine Privatunterhandlung erzweckt werden möchte, fürſehen, ſondern ſie allein durch einen förmlichen Vertrag, wobey die gegenwärtige franzöſiſche Regierung nothwendig Theilhaber ſeyn muß, erhalten kann. Ich kenne kein Mittel, wodurch ſie an dieſem oder an einem Vertrag überhaupt Theil nehmen könnte, als durch einen öffentlich bevollmächtigten und öffentlich anerkannten Geſandten. Nach dieſen Gründen, und mit dieſen Rückſichten, hielt ich es, als ein aufrichtiger Freund des Friedens, für meine Pflicht, bey jedem angenommenen Fall die dienlichſten, und, wenn man auf gewiſſen Puncten beſtehen wollte, die einzigen Mittel zu Erhaltung dieſes unſchätzbaren Glücks, nach meiner Einſicht anzugeben.

Aber ich hatte noch einen ausgedehntern Beweggrund. Wenn der Friede nicht erhalten werden könnte, ſo hielt ich die empfohlne Maaßregel in einem andern Geſichtspunct für höchſt nützlich. Die Kriegserklärung iſt, nach der Landesverfaſſung, ein Vorzug des Königs, aber die Mittel zu Führung deſſelben zu bewilligen oder zurückzuhalten, iſt ein Vorbehalt des Volks, das durch ſeine Stellvertreter redet; und auf das Volk inſonderheit müſſen nach einem Geſetz, das erhabener iſt, als jede Landesverfaſſung, — nach dem Geſetz der Natur und der Nothwendigkeit, die Laſten und Leiden fallen, die unausbleiblich Begleiter dieſes Unglücks ſind. Es ſcheint demnach billig, daß diejenigen welche zu zahlen und zu leiden haben, genau vom Zweck des Kriegs unterrichtet werden, und ich fand durchaus nichts, das ſo ſehr dazu diente, als eine öffentlich anerkannte Unterhandlung; weil wir aus ihrem Erfolg, und ſonſt durch keine andere Mittel, mit einiger Gewisheit lernen können, wie fern die Franzoſen geneigt wären, uns in allen, oder einigen der Artikel Genugthuung zu geben, die öffentlich für die Gründe zur Klage gegen ſie ausgegeben wurden. — Würde über keines derſelben eine genugthuende Erklärung gegeben, ſo müßten wir, vorausgeſetzt, daß unſre urſprüngliche Gründe zur Klage gerecht waren, alsdann alle eingeſtehen, daß der Krieg es gleichfalls ſey, — bekämen wir ſie bey einigen, ſo müßten wir genaue Einſicht in die Gegenſtände erhalten, worüber die Genugthuung verweigert wurde, um ohne Schwierigkeit füglich beurtheilen zu können, ob ſie ein vernünftiger Grund zum Streit ſey, oder nicht. — Würden wir in allem befriedigt, und ein Bruch fände dennoch Statt, ſo wüßten wir dann, daß die vorgewendeten Veranlaſſungen nicht die wahrhafte Urſachen des Kriegs geweſen wären.

In dem letzt angenommenen Fall darf ich hoffen, daß das Großbrittanniſche Volk zu viel Geiſt hat, um ſich ſo tief zu erniedrigen, daß es an einem auf Betrug gegründeten Verfahren Theil nähme; und in einem jeden andern Falle, unſre Sache ſey nun unbedeutend oder triftig, müßten wir, wie es auch gehe, der höchſten aller Schändlichkeiten, dem Argwohn entgehen, als hätten wir an den Manifeſten des Herzogs von Braunſchweig Theil *). Aber dieß iſt noch nicht alles. Hat-

ten

---

*) Ich habe vernommen, daß die Manifeſte nicht als Handlungen des gedachten Durchlauchtigen Fürſten zu betrachten ſeyen, und daß es mit den darin enthaltenen Drohungen gar nicht gemeint ſey, als ob ſie vollzogen werden ſollten. Ich höre mit großem Vergnügen, was irgend dazu dient, die Manifeſte ſelbſt zu beſchönigen, und mit noch weit größerem alles, was ſie von dem Namen trennt, welchen ſie tragen, da die großen Eigenſchaften dieſes Fürſten, ſeine außerordentliche Großmuth, und mehr noch als alles, die milde und väterliche Regierung ſeiner Unterthanen mir längſt die höchſte Achtung für ſeinen Cha-

Chaten wir die wirklichen Urſachen zum Krieg entwickelt, ſo mußten wir den wahren Weg zum Frieden lernen und wenn nun die ſo bewährte Urſache angemeſſen erſchien, ſo mußten wir mit raſcher Kraftanſtrengung und reichem Beitrag durch Krieg den Frieden ſuchen. War ſie aber nicht zureichend, ſo hätte uns die Landesverfaſſung, ſowol durch unſre Stellvertreter, als auch durch unſer unbezweifeltes Bittrecht an König und Parlament, genugſame Mittel gereicht, um Sr. Majeſtät Miniſter mit gleicher Geſinnung, wie die unſrige, zu durchdringen, und ſie dahin zu vermögen, daß ſie eine Sache, wobey wir nicht hinlänglichen Vortheil zum Erſatz für das Unglück und die Gefahren des Kriegs fänden, an Schiedsrichter übertrügen, oder im Nothfall gar aufgäben.

Gegen dieſe Argumente können, wie mir ſcheint, allein diejenigen etwas einwenden, die den Krieg mit Frankreich wegen ſeiner innern Ange-

le-

Character einflößten, und eben darum ging es mir ſehr nahe, als ich hörte, daß er in eine Unternehmung hineingezogen wurde, wo nach meinen Begriffen kein wahrer Ruhm errungen werden kann.

Anm. von Mr. Fox.

legenheiten anheben wollen, und die Wiedereinrichtung der alten, oder zum wenigſten einer andern Regierungsform, als das ſchöne Ziel des Kampfs betrachten. Solche Menſchen mögen ziemlich richtig folgern, daß es unnöthig iſt, mit denjenigen zu unterhandlen, welche ſie zu vernichten beſchloſſen haben.

Auf Gründe dieſer Gattung achtete ich immer wenig, weil die ausſchweifende Meinung, auf welche ſie ſich ſtützen, ausdrücklich in der Rede des Königs und in den Zuſchriften der zwey Parlamentshäuſer verworfen worden iſt; und ich hatte zu meinem Vorſchlag noch den Beweggrund, daß nämlich eine aufrichtige Berathſchlagung zu freier Erwägung dieſer Meinung veranlaſſen, und diejenigen, welche ſie hegen und unterſtützen, von denen beſſer abſondern könnte, die aus irgend andern Bewegurſachen meinem Vorſchlag abgeneigt wären.

Wenn mir aber die Einwürfe der heftigen Partey ungereimt vorkamen, ſo waren die von der gemäßigten ganz unverſtändlich. Wollten ſie den Krieg anfangen, und ſo lange fortführen bis ſie Frankreich zu einer Gegenrevolution zwingen können? Nein, dieß geben ſie nicht zu. Was ſoll denn das Ende des Kriegs ſeyn, in welchen ſie uns ſtürzen wollen? Ich antworte mit Zuverſicht, daß dieß kein anders ſeyn kann, als eine Unterhandlung nach den nämlichen Grundſätzen, und mit den nämlichen Menſchen, welche ich vorſchlage. Ich ſage, auf die *nämlichen Grundſätze*, weil nach dem Krieg der Friede nur durch einen Vertrag erhalten werden kann, und ein Vertrag nothwendig die Unabhängigkeit der tractirenden Theile erheiſcht. Mit den *nämlichen Menſchen*, weil, ob ſie gleich noch ehe die glückliche Stunde der Verſöhnung kommt, verändert werden möchten, dieſe Veränderung doch den aufgeſtellten Grundſätzen zufolge, eine bloß zufällige, keineswegs nothwendige Vorbedingung des Friedens wäre; denn ich kann nicht annehmen, daß die, welche den Krieg vorgeblich nicht *wegen* einer Veränderung anfangen wollen, es doch für recht halten könnten, ihn *bis* zu einer Veränderung fortzuführen; oder, mit andern Worten, daß das Blut und die Schätze dieſes Landes verſchwendet werden ſollten, in Hoffnung, daß — nicht unſre Bemühungen — ſondern Zeit und Zufall eine neue Regierung in Frankreich hervorbringen möchten, mit der es unſern Miniſtern angenehmer wäre, zu unterhandeln, als mit der gegenwärtigen. Es iſt auch ferner zu bemerken, daß die Nothwendigkeit ſolcher Unterhandlungen auf keine Weiſe von dem Erfolg unſrer Waffen abhängt, da gegenſeitige Anerkennung der Unabhängigkeit der tractirenden Theile gleich unumgänglich iſt, ſowol für diejenigen, welche zur Grundlage des Friedens Opfer fordern, als für die, die ſolche darbieten.

Ich enthalte mich, den Fall eines üblen Erfolgs zu ſetzen, weil die Betrachtung der Lage, worein wir und unſere Bundsgenoſſen bey ſolchem Ausſchlag verſetzt würden, ein allzukummervolles Geſchäft iſt, als daß man es anders, als im Fall der äußerſten Nothwendigkeit vornehmen kann.

Laßt uns demnach annehmen, daß die Geſchicklichkeit und Tapferkeit unſrer Seeleute und Soldaten mit Reihen ununterbrochener Siege gekrönt werden, und daß dieſe Siege uns dann zum rechtmäßigen Ziel eines gerechten Kriegs, zu einem ſichern und ehrenvollen Frieden, führen. Die Bedingungen eines ſolchen Friedens (denn ich nehme an, daß Großbrittannien ſie vorſchreiben darf) können in Genugthuung, Erſtattung, oder auch zur Entſchädigung für uns oder Andere in Länder-Abtretung von Seiten Frankreichs beſtehen. Nun, damit dieſe Genugthuung ehrenvoll ſey, ſo muß ſie von einem anerkannten Geſandten gethan werden; damit dieſe Erſtattung oder Abtretung ſicher oder ehrenvoll ſey, ſo muß ſie von einer unabhängigen und hiezu befugten Gewalt gemacht werden; und ſomit müſſen uns ſelbſt unſre Vorſchritte und Siege nothwendig auf eben dieſen Weg der Unterhandlung und Anerkennung leiten, welche bey der verkehrten Geſtalt, worin Leidenſchaft und Vorurtheil die Gegenſtände der Seele des Menſchen darſtellen, von Einigen für eine Handlung der Demüthigung und Herabſetzung angeſehen wurde.

Ich habe Urſache zu glauben, daß Viele meinen Vorſchlag an ſich für ganz unverwerflich, aber die Zeit für übel gewählt halten. Die Zeit ſtand nicht in meiner Gewalt. Ich hatte keine bequeme Veranlaſſung, ihn früher zu machen, und in Hinſicht auf ſeine bezweckte Wirkung, nämlich den Frieden, konnte ich ihn nicht aufſchieben. Denn da ich der Meinung bin, daß öffentliche Gemeinſchaft mit Frankreich, ausgenommen bey wirklich obwaltendem Krieg, immer beſtehen muß, ſo mußte mir, nach Unterbrechung dieſer Gemeinſchaft, die erſte ſich anbietende Gelegenheit natürlich der ſchicklichſte Augenblick ſcheinen, um auf ihre Erneuerung zu dringen. Aber prüfen wir die Einwendungen gegen dieſen Zeitpunct insbeſondere! Es ſind ihrer eigentlich viere.

Erſtens, daß wir durch Abſchickung eines Geſandten nach Paris zu dieſer Zeit einem Verfahren *) gewiſſermaßen Billigung gäben, das einſtimmig und höchſtgerecht in jedem Lande Europens gemisbilligt worden.

Gegen dieſe Einwendung iſt, wie mich dünkt, keine andere Antwort nöthig, als daß ſie auf dem

---

*) Seit dieß geſchrieben iſt, vernahmen wir die traurige Kataſtrophe jenes Verfahrens, worauf ſich dieſes bezog. Diejenigen, die irgend die Stärke meines Beweiſes fühlen, werden einſehen, daß er nicht ganz durch dieſe empörende Handlung der Grauſamkeit und Ungerechtigkeit geſchwächt worden iſt. In der That, wenn ich einige Verbindung zwiſchen den beiderſeitigen Unterthanen zu ſehen wünſchte, ſo muß ich um ſo mehr die Verwerfung eines Vorſchlags bedauren, der vielleicht, wenn auch nur in Etwas, hätte beitragen können, einer Handlung zuvorzukommen, über welche ich zu behaupten wage, daß, Frankreich ausgenommen, durch ganz Europa nur Eine Stimme iſt.

Anmerk. v. Mr. Fox.
Gemacht im März 1793.

Wahn beruht, als ob durch Abſchickung eines Geſandten, wir dem Fürſten oder Staat, zu dem wir ihn ſenden, eine Beifall einſchließende Verbeugung machen; ein Wahn, den ich zur Ehre dieſes Landes für ganz irrig halten darf. Wir hatten einen Geſandten zu Verſailles als Corſica gekauft und in Feſſeln gelegt wurde. Wir hatten Geſandte an den deutſchen Höfen zur Zeit der ehrloſen Theilung Polens. Wir haben gewöhnlich einen reſidirenden Conſul in Africa, der wie ein Geſandter mit dem Seeräuberſtaat Algier unterhandelt; und wir haben mehr als einmal Geſandtſchaften an marokkiſche Fürſten geſandt, die noch vom Blute rauchten, durch welches ſie nach dem Mord ihrer nächſten Anverwandten auf ihren Thron gewadet waren. In keinem dieſer Fälle hatte Großbrittannien auf die Mittel die geringſte Rückſicht genommen, wodurch die Gewalt erlangt worden war, oder auf die Art, womit man ſie ausübte.

Zweitens, daß eine Anerkennung beſſer beim Ende des Kriegs als Preis des Friedens, denn unentgeldlich beim Anfang einer Unterhandlung Statt finden würde.

Ich muß auf die Vermuthung gerathen, daß diejenigen, die dieſer Einwendung ein beſonderes Gewicht geben, den gegenwärtigen Fall mit der vormals ſo lang und viel abgehandelten Frage von der americaniſchen Unabhängigkeit vermengen. In dieſer Hinſicht ſcheinen ſie mir ganz verſchieden. Ich bitte Gott, daß ſie ſich in allen andern Vergleichungs-Puncten eben ſo erweiſen möchten. Um die dreizehn Staaten anzuerkennen, mußten wir wirklich unſren eignen Anſprüchen entſagen, und man konnte ziemlich richtig folgern, daß wir für ſolch ein Opfer zu einem Preis oder Erſatz berechtigt waren. Gerade bey dieſer Gelegenheit war ich der Meinung, daß eine freiwillige und vorläufige Anerkennung ihrer Unabhängigkeit mit den Grundſätzen der Großmuth und Staatsklugheit genau übereinkäme, aber beim vorliegenden Falle haben wir kein Opfer zu machen, denn wir haben keine Anſprüche, und die Gründe, aus welchen die Franzoſen eine anerkannte und officielle Mittheilung wünſchen müſſen, können einzig nur ſolche ſeyn, die dem gegenſeitigen Vortheil beider Nationen gleich gut entſprechen, weil ſie das wirkſamſte Mittel zur

Verhinderung der Misverſtändniſſe, und zu Sicherung des Friedens iſt.

Ferner möchte ich denen, welche ſich auf dieſen Einwurf ſtützen, die Betrachtung empfehlen, ob, wenn dann Anerkennung wirklich ein Opfer von unſrer Seite iſt, das Miniſterium es nicht bereits dadurch gebracht hat, daß es fortfuhr, ſich nach dem Handlungs-Vertrag als noch beſtehend zu richten? Ein jeder Vertrag muß ein Ende haben, wenn die tractirenden Theile nicht länger, weder in ihrer eignen Perſon, noch durch ihre Stellvertreter vorhanden ſind. Nach dem zehnten Auguſt war das politiſche Daſeyn Ludwigs XVI, der beim Handlungsvertrag der tractirende Theil war, vollkommen vernichtet. Die einzige Frage iſt demnach: Ob der Vollziehungsrath von Frankreich die Stelle der damals vernichteten politiſchen Gewalt vertritt, oder nicht. Verneinen wir es, ſo hat der tractirende Theil nicht länger, weder in ſeiner Perſon, noch durch Stellvertretung, ein politiſches Daſeyn, und der Vertrag wird null und nichtig. Sagen wir ja, dann haben wir durch die That (wenigſtens bis jetzt) diejenigen als Stellvertreter anerkannt, welche die Vollziehungs-Gewalt in Frankreich ausmachmachten. In dieſer Eigenſchaft allein verlangen ſie anerkannt zu ſeyn, da ſelbſt ihre Unterſchrift ſie als einen Interims-Vollziehungsrath und ſonſt nichts angiebt. Um unſern Tractat zu erhalten, können wir nicht weniger thun; durch Abſchickung eines Geſandten würden wir nicht mehr thun.*)

Drittens, daß, da unſer Geſandter zurückberufen worden war, und kein brittiſcher Geſchäftsträger ſich zu Paris befand, während das Betragen der Franzoſen gegen uns und unſre Bundsgenoſſen nichts Beleidigendes hatte, es demüthigend wäre, gerade zu der Zeit einen dahin zu ſenden, da ſie begannen, uns Urſache zur Klage zu geben.

---

*) Iſt mein Beweis genugthuend, ſo hab ich erhärtet, daß wir den Vollziehungsrath anerkannt haben; und allkundig iſt es, daß wir durch Herrn Chauvelin mit ihm unterhandelten. Ob wir denn aber gleich beides, unterhandelt und anerkannt haben, ſo ſollte es doch, wie es ſcheint, entehrend ſeyn, auf ſolch eine Weiſe zu unterhandeln, welche Anerkennung in ſich faßt. Wie künſtlich ſind die Puncte, um welche ſich große Angelegenheiten drehen! Wie weit ſind ſie über gemeine Faſſungskraft erhaben!

Anm. v. Mr. Fox.

Demüthigend für wen? Gewiß nicht für das Haus der Gemeinen, welches an der Zurückberufung des Lord Gower keinen Theil hatte, und das, wenn mein Rath befolgt worden wäre, keine Zeit verloren hätte, ihn zu erſetzen. Vielleicht für die Miniſter; *) und wäre dem alſo, ſo müßte es eine Warnung für das Haus ſeyn, nicht durch ein den Miniſtern gleiches Verfahren die ſchicklichſte, die beſte Gelegenheit zu verlieren, und überdieß durch anderwärtige, ſelbſt gemachte Schwierigkeiten ſich zu täuſchen, eine an ſich weiſe und heilſame Maaßregel zu nehmen.

Viertens, daß, wenn wir auf die vorgeſchlagene Weiſe handelten, wir denen Mächten Grund zum Anſtoß geben könnten, mit welchen es im Fall eines Kriegs rathſam wäre, ein Bündniß zu ſchließen.

---

*) Ich glaube nicht, daß es ſelbſt für ſie demüthigend geweſen wäre, weil zufolge der Unterſuchung, die ſich entſponnen hatte, eine Maaßregel, welche zuvor gleichgültig war, zuträglich werden kann. Da aber dieſer Punct hier keinen Theil meiner Unterſuchung ausmacht, ſo hielt ich es nicht für nöthig, ihn zu beweiſen.

Anm. v. Mr. Fox.

Dieſer Einwurf verdient Prüfung. Geht es dahin, daß unſre Unterhandlung mit Frankreich in ſeiner gegenwärtigen Lage die deutſchen Mächte beleidigen möchte; weil wir ihnen zeigten, daß der Grund zum Streit verſchieden von dem ihrigen iſt? In dieſem Fall, und wenn wir den Grundſätzen beipflichten, die wir öffentlich aufgeſtellt haben, bin ich beſorgt, wir müſſen entweder beleidigen, oder betrügen, und bey dieſem Wechſelfall iſt, wie ich hoffe, die Wahl nicht ſchwer.

Sagt man, daß, obgleich unſre erſten Gründe zum Streit verſchieden waren, wir doch ihnen hinwiederum für die Hülfe, welche ſie uns zur Erreichung unſrer Abſichten leiſten könnten, bey ihren Contrerevolutions-Planen beiſtehen, und zu dem Ende ein Offenſiv-Bündniß eingehen dürften — ſo antworte ich, daß unſre vorläufige Unterhandlung kein Hinderniß bey dieſer Maaßregel ſeyn könnte. Wäre ſie es aber auch, ſo bekenne ich freimüthig, daß dieſe Betrachtung keinen Einfluß auf mich hätte; weil ich ſolch ein Bündniß, zu dieſem Ende, für das größte Unglück halte, das die brittiſche Nation betreffen kann. Wollen wir doch nicht verſuchen uns ſelbſt zu betrügen! Was immer für Möglichkeit oder gar Wahrſcheinlichkeit zu einem Gegenſturz durch innere Bewegungen und Zwietracht ſeyn mag, ſo können die Mittel, ſolchen Erfolg durch äuſſere Kraft hervorzubringen, keine andere ſeyn, als die Eroberung Frankreichs. Die Eroberung Frankreichs!!! — O ihr verläumdeten Kreuzzüge! wie vernünftig und mäßig war euer Ziel! — O! höchſt beleidigter Ludwig XIV mit wie ſeichten Gründen biſt du eines raſtloſen und unmäßigen Ehrgeizes beſchuldigt worden! — O! beſcheidener und ſchwacher Cervantes, mit welch einem furchtſamen Pinſel und matten Farben haſt du das Gemälde einer ungeordneten Einbildungskraft gemalet!

Ich habe nun die Gründe, die mich auf dem Weg, den ich ging, geleitet haben, vollſtändig, und nach meiner Ueberzeugung Euch, Gentlemen! aufrichtig vorgelegt. In dieſem beſteht meine Vertheidigung, über welche Ihr zu ſprechen habt, und ich hoffe, daß man mich nicht für anmaßend halten wird, wenn ich ſage, daß ich mit Zuverſicht ein günſtiges Urtheil erwarte.

Vermögen die beigebrachten Vernunftgründe Euch nicht zu überzeugen, ſo bekenne ich frey, daß ich meinen Zweck verfehlt habe, weil ſie nach meinen Einſichten mehr unumſtößliche Beweiskraft haben, als gewöhnlich bey politiſchen Unterſuchungen erwartet werden kann. Doch auch ſelbſt dann, wenn Ihr darin Wahrſcheinlichkeit genug ſehet, um glauben zu können, daß, ob ſie gleich nicht Stärke genug haben, zu überzeugen, wenigſtens ſie, und nicht irgend unredliche oder ſchiefe Beweggründe, mich zur Wahrheit leiteten, ſo habe ich meine Sache gewonnen. Denn, wenn gleich bey dieſer Vorausſetzung die Richtigkeit meines Verfahrens zweifelhaft ſeyn mag, ſo muß doch die Güte meiner Abſichten zugeſtanden werden.

Da ich nun die Gerechtigkeit und Unbeſtechbarkeit des Volkstribunals, worauf ich mich berufen habe, kenne, ſo harre ich ohne Furcht Eurer Entſcheidung — Euren Beifall wünſche ich angelegentlich, erwarte aber mit Zuverſicht Eure Freiſprechung.

Bemitleidet wegen meines vermeinten Fehltritts von einigen meiner Freunde, öffentlich verlaſſen von Andern, angegriffen und entſtellt von meinen Feinden, — bitte ich Euch um Schutz und Zuflucht; und im Bewußtſeyn, daß, wenn ich meine Pflicht hindangeſetzt, ich Eure Beſtrafung verdient hätte, bin ich eben ſo gewiß, daß ich durch ein den dargelegten Gründen gemäßes Betragen auf keine Weiſe jene Achtung der Stadt Weſtminſter verlohren haben kann, deren Beſitz ſo lange der größte Stolz meines Lebens war, und welche zu erhalten mein beſtändiges Beſtreben bleiben wird.

C. J. Fox.

South-Street, den 26 Januar
1793.

4.

Correſpondenz
zwiſchen
Camille Desmoulins
und
dem General
Arthur Dillon.

Schreiben des Generals Arthur Dillon an Camille Desmoulins.

Aus dem Gefängniſſe der Mairie, am 8ten July, im zweiten Jahre der Republic.

Ich kenne weder das, was man Ihnen, Bürger Camille! geſagt haben mag, noch die Gerüchte, die ſich etwa über meine Verhaftnehmung verbreitet haben, die das Werk des Wohlfahrts-

Ausſchuſſes iſt, in welchen ich viele perſönliche Feinde habe. Ich glaube Ihr Herz zu gut zu kennen, um nicht überzeugt zu ſeyn, daß Sie meinetwegen gewiſſe Schritte gethan haben. Da mir ſchon ſeit acht Tagen alle Gemeinſchaft abgeſchnitten iſt, ſo ſtelle ich mir vor, daß man meine Verfolgung vor denjenigen, die ſich für mich intereſſiren, unter dem Deckmantel des öffentlichen Wohls verbirgt, und das Geheimniß in einer ſo wichtigen Angelegenheit, für eine nothwendige Rache ausgiebt. Camille! ich entſage Ihrer Freundſchaft, und der Freundſchaft aller derjenigen, die mich lieben, ſo wie auch der Achtung der Patrioten, wenn man beweiſen kann, daß ich das geringſte Verbrechen begangen habe. Das Einzige, was man mir vorwerfen kann, iſt dieſes, daß mir an einem gewiſſen Morgen von einem wahnſinnigen Menſchen, den ich kaum kenne, und nicht drey Mahl in meinem Leben geſehen habe, eben ſo dumme als ausſchweifende Anträge gemacht wurden. Ich hieß ihn ſchweigen, und ſah ihn ſeitdem nicht mehr. Man fragte mich, ob ich ihn kenne; und ich ſagte alles, was ich wußte, mit der Freimüthigkeit und Redlichkeit, die Sie immer bey mir bemerkt haben.

Alle meine Papiere ſind der Unterſuchung der Adminiſtratoren übergeben. Wenn man bey ihrer ungeheuern Menge nur eine einzige verdächtige Zeile findet, ſo willige ich in die härteſte Behandlung gegen mich. Aber im Gegentheil, man muß in verſchiedenen Aufſätzen und Entwürfen, mich als einen Mann erkannt haben, der von ſeinen militäriſchen Kenntniſſen nur zum Beſten ſeines Vaterlandes Gebrauch gemacht hat.

Man ermahnt mich zur Geduld. Die Adminiſtratoren, die ich nicht anders als loben kann, weil ich ſehe, daß ſie das anſtändigſte Benehmen mit der Strenge ihrer Pflicht verbinden, ſcheinen überzeugt zu ſeyn, daß man mir nichts vorzuwerfen habe, und gaben mir auch zu verſtehen, daß alles vom Wohlfahrts-Ausſchuſſe abhänge.

Man hat mich verſichert, daß der Maire vergebens bey dem Ausſchuſſe angehalten habe, ſich mit mir zu beſchäftigen. Ich ſtellte vor, daß bey meinem Verlangen, anerkannte Patrioten (wie Sie, Drouet und Chabot ſind,) zu ſehen, die öffentliche Sache nicht leiden könnte, ſelbſt angenommen, daß ich ſtrafbar wäre, weil Sie eben ſo viel, und vielleicht noch mehr Anſprüche auf das Zutrauen der Nation haben, als die Mitglieder des Ausſchuſſes; man ſchlug mir meine Bitte ab. Ich bat, mit meinen Anklägern, wenn es deren gibt, confrontirt zu werden; man ſchlug es mir ab. Ich hielt an, daß man mich durch die Polizey, oder durch das Revolutions-Tribunal richten laſſe; man ſchlug es mir ab. Ihre Gerechtigkeits-Liebe muß Ihnen nun ſagen, was für Schritte Sie zu nehmen haben. Mein einziger Wunſch iſt, daß die Patrioten im Convent meine Angelegenheit kennen möchten; wenn ich im geringſten Unrecht habe, ſo mögen ſie mich verlaſſen.

Antwort

von Camille Desmoulins an den General Arthur Dillon.

Um meine Antwort durch die Luft, und troz der Riegel, in Ihr Zimmer zu bringen, nehme ich zu einem unfehlbaren Mittel meine Zuflucht. Es beſtehet darin, in den Straßen ausrufen zu laſſen: Große entdeckte Verrätherey und Correſpondenz des Generals Dillon mit Camille Desmoulins! Sie werden das Blatt haben wollen, welches Ihnen unſer vortreflicher Maire Pache ohne Zweifel nicht verſagen wird; daraus werden ſie nun ſehen, was in Betreff Ihrer in zwey Sitzungen vorgefallen iſt, und einen neuen Geſichtspunct des Convents geben kann; oder vielmehr, da die Tageblätter nur erzählen, was auf dem eigentlichen Theater vorgehet, wird jenes Blatt, welches weit wichtiger iſt, ihnen zeigen, was hinter den Couliſſen, und durch die Maſchinerie geſchieht.

Man hat aus meiner Geſchichte der Briſſottiner ſehen können, daß ich keine Bewunderung und Erkenntlichkeit gegen den alten Wohlfahrts-Ausſchuß hegte. Es fällt mir eine Idee ein, auf die mich die Widerſinnigkeit der gegen Sie beabſichteten Anklage bringt. Sollte die wahre Urſache der Strenge des Ausſchuſſes gegen Sie, in einer ſehr langen Anmerkung liegen, die am Ende der Geſchichte der Briſſottiner gedruckt war, und auf Robespierre's Verlangen von mir ausgeſtrichen wurde, woraus aber doch hervorgeleuchtet haben mag, daß Sie mir Beweiſe von der Ungeſchicklichkeit des Ausſchuſſes gegeben? Sollte Ihnen

nen jemand den Streich geſpielt haben, Sie denunciiren zu laſſen, damit ſie nicht mehr öffentlich beweiſen können? So viel iſt gewiß, daß **Breard**'s Feindſchaft gegen mich, von der öffentlichen Bekanntmachung meines hiſtoriſchen Fragments, und dem Mangel an Ehrerbietung herkömmt, mit welchem ich, beſonders in jener Anmerkung, von dem Ausſchuſſe, deſſen Mitglied er war, geſprochen habe. Als ich in den Saal hineinging, mit den Exemplaren in der Hand, die ich unter meine Collegen vertheilte, redete mich **Breard** mit folgenden Worten an: „Solche Elende, wie Sie „und Marat, richten durch ihre aufrühreriſche „Schriften das Vaterland zu Grunde.“ So ſprach er von meiner letzten Schrift, die gleichſam das Manifeſt der heiligen Inſurrection vom 31ſten May, und ein ſo kräftiges Mittel für das öffentliche Wohl war, als alle **Breards** in der Welt nicht hätten verſchaffen können. Die Gutmüthigkeit, die den herrſchenden Theil meines Characters ausmacht, hinderte mich glücklicher Weiſe nicht, etwas ſcharf durchzublicken, und auf der Stelle einzuſehen, woher der ſo große Zorn bey **Breard** käme. Ich ſteckte ihm den Finger in die Wunde ſeiner Eigenliebe, und ſagte:

„Ah! ha! Sie ſind ſehr aufgebracht, weil ich
„mich in meiner Geſchichte der rechten Seite, ein
„wenig über Ihren Ausſchuß luſtig mache! Die
„Briſſottiner machten Sie zum Präſidenten des
„Convents, ſo ungefähr wie Cromwell den
„ungeſchickten Gärber Barebone zum Redner
„ernannte, um das Parlement lächerlich zu machen;
„darum halten Sie ſich nun für eine wichtige
„Perſon, und verzeihen mir es nicht, daß ich
„an der Spitze der beſten Bürger im Convent,
„Robert Lindet, Robespierre und
„Danton genannt, und den Namen des
„Präſidenten Breard in den öffentlichen Gebeten
„der Nation für die Männer, die ihr am
„theuerſten ſind, weggelaſſen habe! Hier dieſer
„Couthon hätte mehr Recht als Sie, die Weglaſſung
„ſeines Namens übel zu nehmen; und
„ich mache mir auch wirklich ſeinetwegen Vorwürfe
„darüber; aber Sie, Präſident Breard!
„vergleichen Sie doch nur, was ein Jeder von uns
„beiden für die Sache der Freiheit gethan hat,
„und Sie werden ſehen, daß Ihr Präſidentenſtuhl
„mir nur ſo wie der Sitz der Küſter den
„Philoſophen des Kirchſpiels, (wenn es im Kirchſpiel
„Philoſophen giebt,) vorkommen muß, die

„ſich nicht enthalten können, über die Mühe zu
„lachen, die ſich der Herr Küſter gab, um in der
„Verſammlung eine eigne Stelle für ſich zu ha:
„ben, und ſich mit einem großen Blumenſtrauß
„in ſeinem Kirchenſtuhl zu zeigen.“

„Wie, mein Herr Breard! weil die Phi:
„loſophie, das Nachdenken und die Beſcheidenheit
„der Geſchwätzigkeit aus dem Wege gehen,
„um Sie auf der Rednerbühne allerley Gewä:
„ſche machen zu laſſen, werden Sie gegen den
„Schriftſteller ſo aufgebracht, der Sie nicht
„auf ein hohes Fußgeſtell geſetzt hat? Es iſt
„eine traurige Lage des Geſchichtſchreibers, der
„das Unglück hat, geleſen zu werden, und den
„die aufgebrachte Eigenliebe bis ins zweite Ge:
„ſchlecht verfolgt; man ſieht es an de Thou,
„den Richelieu enthaupten ließ, weil ſein
„Onkel von dem Vater des Cardinals übel gere:
„det hatte. Indeß begreife ich nicht, wie meine
„Mitbrüder, (ich ſage es zu vielen unter ihnen,)
„nicht einſehen, daß ihre Ehre, wie die drey
„hundert Bildſäulen des Piſiſtrates, zu viel
„Raum einnimmt? Wie ſieht man nicht in ei:
„ner National : Verſammlung, wo es immer
„wenigſtens funfzig Redner giebt, die ſich für ſo

„groß als Aeſchines und Demoſthenes, „als Hyperides und Dimades halten, die „Rednerbühne belagern, und ſich um die Columnen des Moniteurs ſtreiten; wie ſieht „man nicht, daß in der nächſten Verſammlung, „funfzig andere große Redner aufſtehen, ebenfalls Bildſäulen verlangen, und den Moniteur „auch mit ihren langen Reden anſchwellen werden, daß der Moniteur endlich ſo ſtark werden muß, daß niemand geduldig genug ſeyn „wird, ſo viele ſchöne Reden zu leſen, und nicht „reich genug, eine Sammlung ſo vieler Redner „zu kaufen. Dieſes müßte machen, daß Breard weniger eitel ſey, und ſeinen literariſchen „Ruf nicht für ſo wichtig halte.“

Auf dieſe Art ſprach ich mit meinen Nachbarn, während daß Breard gegen mich declamirte. Der Zank wurde durch einige Vermittler beigelegt, und hatte vorerſt keine weitere Folgen; aber ich glaubte Ihnen doch dieſe Geſchichte erzählen zu müſſen; und es kann wohl ſeyn, daß die beleidigte Eigenliebe Breard's, mit Ihrer großen Verſchwörung zuſammenhängt, wie Sie bald ſehen werden.

Einige Tage nach jenem Vorfalle, kam die glückliche und ſo nothwendige Inſurrection des 31ſten May. Der Patriot Breard ſprach davon am 2ten Juny des Abends, wie von einer abſcheulichen, im Heiligthume ſelbſt verübten Handlung; und als er endlich die Verhaftnehmung ſeiner theuern Briſſottiner wirklich vollziehen ſah, die ihm ihre Stimme zu ſeiner Präſidentenwahl gegeben hatten, konnte er es nicht länger aushalten, und legte am 20ſten Juny ſeine Stelle als Mitglied des Ausſchuſſes nieder, welches für die Republic ein großes Unglück war!!

Die nachherigen Vorfälle waren nicht von der Art, mir Ehrfurcht für den Ausſchuß einzuflößen. Welcher gute Bürger hat nicht über den ungeheuern Aufwand an Menſchen und Geld geſeufzt, der durch die Fehler der Einfluß habenden Mitglieder veranlaßt wurde? Wie konnte z. B. Barrere, deſſen Talente ich ſchätze, und der die Lage unſerer Gränzen an den Pyrenäen beſſer als irgend ein Anderer kennen mußte, uns in einen Krieg mit Spanien verwickeln, da Bellegarde, der Schlüſſel des Südens, in einem ſo kläglichen Zuſtande war? Wen ärgerte es nicht, daß die franzöſiſche Nation, unter keinem Miniſter, ſolche demüthigende Unfälle erlitten hatte, als in den drey Monaten, wo der Ausſchuß regierte? Uebrigens hatten wir gerade die Nachricht von dem Verluſte des Generals Weſtermann bey Chatillon erfahren; es iſt alſo kein Wunder, daß ich bey der Erneuerung des Ausſchuſſes die Gelegenheit ergriffen habe, um gegen ihn im Schooße des National-Convents mit Schonung Klagen zu führen, die außer demſelben weit ſtärker gehört wurden.

Ich habe geſagt: als alle Ausſchüſſe durch die Häupter der Briſſottiner beſetzt wurden, war es vor drey Monaten eine gute Maaßregel, den Wohlfahrts-Ausſchuß zu ernennen, und dadurch auf eine indirecte Art den andern Ausſchüſſen die wichtigſten Geſchäfte zu entziehen. Jetzt aber, da man ſie neu organiſirt hat, verlange ich, daß der Wohlfahrts-Ausſchuß ihnen ihre Geſchäfte wieder abtrete. Dieſes ſagte ich, weil ich als Mitglied des neuen Kriegs-Ausſchuſſes mich beſonders wunderte, zu ſehen, wie unſer Ausſchuß in einem Zeitpuncte, wo wir eilf Armeen auf den Beinen hatten, müßig war, und nichts oder nur unbedeutende Dinge zu verrichten hatte.

Man ſagte mir, daß im Wohlfahrts-Ausſchuſſe eine Kriegs-Commiſſion wäre, die unſer ganzes Geſchäft verrichtete; mein Ausſchuß adjungirte mich, nebſt einem andern ſeiner Mitglieder, zu dieſer Commiſſion, um gemeinſchaftlich mit ihr zu arbeiten; vier Tage hinter einander begab ich mich mit meinem Collegen an den gehörigen Ort, und war noch mehr erſtaunt, als ich fand, daß dieſe Kriegs-Commiſſion, auf welcher die Hauptlaſt der Regierung, und die Sorgfalt und Direction der eilf Armeen lag, aus drey Mitgliedern beſtand, von denen der Eine ſich abweſend befand, der Andere ſeine Stelle niedergelegt hatte, und der Dritte krank war.

Dieſe Anecdote wollte ich nicht erzählen, um den Ausſchuß nicht in ein zu nachtheiliges Licht zu ſtellen; da es indeſſen wichtig war, bey der Abdankung der alten Mitglieder, den neuen Candidaten eine Lehre zu geben, ſo warf ich jenen die Miene der Wichtigkeit, die ſie ſich in Gegenwart ihrer Mitbrüder gaben, und das ernſthaft lächerliche Geheimniß vor, womit ſie uns die Niederlagen verhehlten, die ganz Europa früher als die Mitglieder des Convents kannte; ein Geheimniß, ungeachtet deſſen man doch ſehen konnte, daß die drey monatliche Regierung des Wohlfahrts-Ausſchuſſes, ſich durch die größten Unfälle ausgezeichnet habe. Ich machte daher eine umſtändliche Beſchreibung von der Aufhebung des Lagers bey Famars, wie ich ſie von Ihnen habe machen hören, indem ich zugleich bemerkte, daß ein ſolcher Unfall, und der Verluſt, den wir vor drey Wochen in der Vendee erlitten, wo wir von unſern 91 Kanonen 90 verlohren hätten, eine Complication von groben Fehlern oder Verräthereien außer Zweifel ſetzten.

Bisher war nun, wie Sie ſehen, die Rede noch nicht von Ihnen; anſtatt aber auf die angeführten Thatſachen zu antworten, fand man es bequemer, Sie ins Spiel zu miſchen. Mein Angriff erregte eine heftige Erſchütterung des Berges; Bentabolle allein wagte es, mich durch ſeinen Beifall aufzumuntern, und nur Bazire, der ſich weniger als irgend ein Anderer hätte rühren ſollen, klagte mich der Gemeinſchaft mit Ariſtocraten an, und ſtand auf, um zu ſagen, daß mein Angriff nach Ariſtocratismus rieche. Es hing bloß von mir ab, ihn (Bazire) wenigſtens vor die Cordeliers fordern zu laſſen, und die Geſchichte zu erzählen, die ich eben erfahren hatte.

Aber die Handlung Breard's welchen Thuriot rief, um den Präſidenten-Stuhl auf einige Augenblicke an ſeiner Stelle zu beſetzen, und der ſich auf die Rednerbühne ſtürzte, um wie er ſagte, mich zu entlarven, hatte alle meine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen. Seine Geberdenſprache hätte nicht größer ſeyn können, wenn der gute Breard ausdrücklich aus ſeinem Canada gekommen wäre, um die große Denunciation zu machen. — „Bürger! rief er aus, Ihr „müſſet Camille Desmoulins kennen lernen! „— (Bey dieſem Eingange ſpitzte ein Jeder die „Ohren) — Seit ſechs Wochen ſieht man ihn „nicht mehr im Convent, und er bringt ſeine Zeit „mit Ariſtocraten zu; Ihr kennet z. B. den General Dillon, dieſer iſt doch wohl ein Ariſtocrat?" ... — (Ein allgemeines beifallendes Murren von der Tribüne zur rechten Seite, die dem Breard durch ein billigendes Chor antwortete.) — „Nun wohl, Bürger! Camille „Desmoulins iſſet mit Dillon zu Mittag! — (Ein noch ſtärkeres und faſt allgemeines Murren der Tribünen.) — Gott erbarme ſich! ſchien man von allen Seiten zu rufen; wer hätte es je geglaubt? — „Ja, Bürger! fuhr **Breard** fort, er ißt „alle Tage mit **Dillon** zu Mittage; „und ſein Haß gegen den Ausſchuß kömmt daher, „weil man **Dillon** nicht das Commando über „die Nordarmee gegeben hat, welches **Desmoulins** für ihn zu verlangen wagte, indem er „mir ſagte, daß er für das Wohl und den Sieg „der Republic haſte, wo **Dillon** commandirte; „hierauf aber antwortete ich ihm, daß ich gleiche „Verachtung gegen **Dillon** und gegen ihn ſelbſt, „der mit Ariſtocraten äße, hegte; er leugnete es „mir nicht, daß er mit Ariſtocraten umgehe, ſagte „aber, daß er ſie ausforſchte.“

Wie nun die Worte gleich die Dinge verändern! Es iſt wahr, ich habe **Breard** geſagt, daß die Republic von meinem Umgange mit den Ariſtocraten Nutzen hätte, und daß ich zuweilen ins feindliche Lager, nicht als Ueberläufer, ſondern als Beobachter ginge; man glaubt mir wohl, daß ich dieſes nicht dem **Breard** ins Ohr geſagt habe, wie er verſichert, damit er es im Convent wieder erzähle; aber es iſt vielleicht Gebrauch in Canada, dasjenige öffentlich bekannt zu machen, was man im Vertrauen erfahren zu haben vorgiebt.

Die Reihe zu reden kam nun an mich; ich habe mich aber in Anſehung der Hauptſache wirklich nicht gut genommen. Der Moniteur hat meine Rede treu wiedererzählt, deren Naivität jedoch bey den Angreifern einen beißenden Verdruß erregte, und die Lacher auf meine Seite brachte. Die Vorleſung Ihres Campagneplans im Wohlfahrts-Ausſchuſſe, in Gegenwart der Miniſter und Generale, iſt ein Zug, der für das Luſtſpiel nicht verlohren ſeyn wird, und ich empfehle ihn unſerm Fabre d'Eglantine. Wenn ich aber mehr Gegenwart des Geiſtes gehabt hätte, welches ſchöne Feld öfnete ſich mir, um meine Ankläger in Verwirrung zu ſetzen!

Ich bemerkte zuvörderſt, daß man mir eine ſechswöchentliche Abweſenheit vom Convent nicht vorwerfen könnte, weil ich einen Monat krank geweſen. Nachher beſchämte ich Breard, daß er mich des Ariſtocratismus anklagte, er, ein neuer Ankömmling, ein neu eingeweiheter Jacobiner, der von der rechten Seite zum Präſidenten ernannt wurde, und in einer allerliebſten ariſtocratiſchen Verzweiflung über die Revolution des

31ſten May, ſeine Stelle als Mitglied des Wohlfahrts-Ausſchuſſes niedergelegt hatte. Als ich nun auf Sie kam, hätte ich folgende Sprache führen können.

„Bürger! da Dillon der einzige genannte Ariſtocrat iſt, mit dem ich, laut der Anklage, zuſammen gegeſſen habe: ſo bin ich wohl zu entſchuldigen, daß ich in ihm nicht einen Verräther und Gegenrevolutioniſten geſehen habe.“

„Seine abgelegte Rechenſchaft von dem Feldzuge des Jahrs 1792, die ihm ſo viele Ehre gemacht hat, flößte mir die Begierde ein, ihn zu ſehen, wiewohl mit Vorſicht, und als einen bekannten Royaliſten. Ich fand indeſſen in der abgelegten Rechenſchaft ſeine Unterredung mit dem Generale Kalkreuth, in Gegenwart des Generals Galbaud; eine Unterredung, bey welcher ſich ein Popilius nicht beſſer hätte benehmen können, und wo Dillon die Majeſtät des franzöſiſchen Volkes zeigte; ich dachte nun, das iſt ein ganz beſonderer Royaliſt, der auf eine ſo würdige Art die Sprache der Republicaner führt!“

„Ich fand auch, daß Dillon mit einer ſchwachen, 6000 Mann ſtarken Diviſion, Frank-

„reich gegen die Einfälle der vereinigten Armee der „Deſpoten, und zwar ohne Schwertſtreich, bloß „durch die bewundernswürdige Poſition bey der „Côte de Biesme, geſchützt habe; ein Benehmen, „das allein ihn zum nächſten Oberbefehlshaber „bey einem Scipio und einem Mark Aurel „gemacht hätte, die beſtändig den Grundſatz im „Munde führten, daß es beſſer ſey, einen „Bürger zu erhalten, als tauſend „Feinde zu tödten. Nach der Zeit hat man „das Gebiet der Republic nie wieder auf eine „ſolche Art vertheidigt. In Wahrheit, dachte „ich bey mir ſelbſt, dieſer Dillon iſt ein ganz „eigner Verräther, der ſechs Monate hindurch „die Schlüſſel von Frankreich in ſeiner Gewalt „hatte, und es den Feinden ſo hermetiſch verſchloſſen „hielt. Indeſſen, dachte ich will ich nicht voreilig mich für ihn einnehmen laſſen; denn kann „man wohl ein Patriot ſeyn, wenn man Arthur „Dillon heißt? Kann man ein Republicaner „ſeyn, wenn man ein irländiſcher Pair, und von „einer ſo Jacobitiſchen Familie iſt? Und doch kann „mir Robespierre kein Verbrechen daraus „machen, daß ich einen General beſuchte, den „Mark Aurel und Scipio, der Africaner,

„ohne Bedenken beſucht haben würden; ich will
„alſo wieder bey ihm eſſen, was auch der
„ſtrenge Billaud Varennes darüber ſagen
„mag.“

„Ich ging nun wieder zu Dillon, und
„fand den Republicaner Drouet, den Poſtmeiſter
„von Varennes, bey ihm. Der letztere
„ſagte: „„Ich habe Dillon in der Campagne
„„kennen gelernt; er hat die Republic gerettet;
„„er iſt die Redlichkeit ſelbſt.““ „Auch fand
„ich hier den P. Hilarion, François
„Chabot; dieſer ſagte:“ „„Du verwünſchter
„„Pulsfühler! Du glaubſt noch nicht an
„„Dillon's Patriotismus; würde ich wohl
„„bey einem Ariſtocraten eſſen? Dillon iſt
„„der Mann, den wir zum Feldherrn haben
„„müſſen. Laß mich nur machen.““ „Aber,
„verſetzte ich, wie ſteht es denn um das Lager
„bey Pont-ſur-Sambre? Wie ſoll hier ſein Betragen
„gerechtfertiget werden? — Das Lage
„bey Pont-ſur-Sambre? unterbrach Delmas,
„ich bin als Commiſſär dabey geweſen, und kann
„bezeugen, daß Dillon's Betragen untadelhaft
„war. — Delmas ward hierauf hitzig;
„ſprach mit Bewunderung von den militäriſchen

„Kenntniſſen des Generals; und ſagte, indem „er von ſeiner Ehrlichkeit zu reden fortfuhr:“ „„Hört nur einen Zug, den ich euch erzählen will. Bey der Eröffnung des Feldzuges von 1792 erhielt Dillon, ſo wie alle „„Generale, 500,000 Livres in baarem Gelde, zu geheimen Ausgaben. Als ich nun, „„der ich Convents-Commiſſarius bey ſeiner Armee war, ihm das Decret mittheilte, „„das ihn ſeiner Stelle entſetzte, glaubte ich verſteinert zu werden, als er mich zu ſeiner Caſſe „„führte, um mir 453,000 Liv. die er noch in „„baarem Gelde übrig hatte, zuzuſtellen. Die „„andern 47,000 L. waren von ihm für Spione „„gebraucht worden. Ich hätte gar nicht daran „„gedacht, dieß Geld von ihm zu fordern; ja „„ich wußte nicht einmahl, daß er es erhalten.““ „— Dieß war doch in der That eine unerhörte „Rückgabe und ein ſchöner Zug, ſelbſt bey einem „Ariſtocraten; er macht dem General um ſo viel „mehr Ehre, da ſein Wirth gezwungen war, „ihm damahls das Mittagseſſen, welches er mit „uns theilte, auf Credit zu geben; ſo daß die „Bergfreunde (Montagnard's), welche gegenwärtig waren, nämlich Bazire, Fabre d'

„Eglantine, Alquier, Merlin von
„Thionville, und mein Freund Jay von
„der Gironde (der auf dem Berge der Kieſel iſt,
„dem ich mich nähere, wenn ich Verſtandesfunken
„bedarf, und der ganz das Widerſpiel
„von Breard iſt.) dem General keine andere
„Vorwürfe machen konnten, als ſeine Neigung
„zum eingezogenen Leben, und zum Pythagoriſchen
„Stillſchweigen. Sie konnten alle
„dem General Dillon ihre Achtung nicht verſagen,
„und ihr Bravo! nicht zurück halten.
„Als aber hernach Merlin von Douay, der,
„ohne uns darum zu tadeln, daß wir bey Dillon
„aßen, (da doch einige Deputirten diejenigen
„Perſonen kennen müſſen, denen die Republic
„das Commando der Armeen anvertrauet,)
„ſich doch nicht dabey einfinden wollte, weil er
„Berichterſtatter in ſeiner Sache ſeyn ſollte; als
„hernach Merlin von Douay, ſage ich, ſich
„gegen mich ſo äußerte:“ „„Ich habe eigentlich
„„Dillon's Betragen im Lager bey Pont-ſur-Sambre
„„denunciirt; aber ich habe gefunden,
„„daß er durch die Entfernung des Ortes,
„„und die Unkunde der Thatſachen, zu einem Irrthume
„„verleitet wurde, den er wieder gut zu ma-

„„chen ſich beeifert hat; ich werde ihm daher auch in meinem Berichte ein ganz anderes Zeugniß geben.““ „Konnte ich da wohl, nach allen dieſen Zeugniſſen, Dillon als einen Ariſtocraten betrachten? mußte ich nicht vielmehr über die Undankbarkeit der Republic ſeufzen?“

„Meine Meinung über ihn war alſo ſchon vor fünf Monaten gefaßt; als ich indeß nachher bey der Abſtattung des Berichtes ſahe, daß alle Briſſottiner den Decretsentwurf von Carra zu Dillon's Gunſten unterſtützten, und ſich dem verlangten Ajournement widerſetzten: fing meine günſtige Meinung von ſeinen Grundſätzen an zu wanken, und der allgemeine Beifall der rechten Seite machte, daß ich mein Urtheil vor der Hand zurücknahm, und in meinem Zweifel für das Ajournement und gegen Dillon ſtimmte. Sehen Sie nun, mein Herr Breard! ob mein Patriotismus bey Dillon's Tiſche, und unter dem Dache der Ariſtocraten in Gefahr iſt!“

„Uebrigens, wenn man die Ehre hat, Volksrepräſentant zu ſeyn, und den Grund der Republic zu legen, während daß die Armeen des

„ganzen verbündeten Europa bereit ſind, ihn zu zerſtöhren: iſt es nicht genug, Patriot zu ſeyn; ſondern man muß auch noch einige Politik haben, und die Grundſätze des Tacitus und des Machiavells, ſo wie die Lehren der Geſchichte zu benutzen wiſſen."

„Seitdem ein unbekannter Officier, Dumouriez, wider ſeinen Willen, bey Gemappe geſiegt, und von ganz Belgien und Breda, gleichſam wie ein Quartiermeiſter, mit Kreide Beſitz genommen hat, möchte man ſagen, daß der Rauſch über die erſten Erfolge der republicaniſchen Waffen, uns in dieſelbe Thorheit geſtürzt habe, in welche Ludwig XIV durch den Rauſch über das Glück ſeiner Regierung verfiel, als er ſeine Generale in ſeinem Vorzimmer wählte; man iſt ſo weit gegangen, zu ſagen, wir hätten drey Millionen Generale. Indeſſen iſt es doch gewiß, daß man in der Kriegskunſt, ſo wie in allen andern Künſten, ſich nur mit der Länge der Zeit vervollkommnen kann. Man durchlaufe die ganze Geſchichte, und man wird nicht mehr als zwey Generale, Lucullus und Spinola, finden, bey denen ihr außerordentliches Genie eine Ausnahme von der Regel machte;

„und obgleich wir täglich Officiere, deren Namen
„man ſonſt nie hat nennen hören, dreiſt das Commando
„über Armeen von funfzig tauſend Mann
„übernehmen ſehen: ſo konnte Turenne, der
„doch gewiß ein großer Feldherr war, dennoch
„nicht begreifen, wie ein General die Anführung
„einer ſtärkern Armee als fünf und dreißig tauſend
„Mann übernehmen könne. In der That
„trieb er immer mit einer ſchwächern Armee unzählige
„Feinde zurück, und drang faſt bis an
„die Thore von Wien. Wenn Geſchicklichkeit
„bey einem Arzte, der das Leben eines einzigen
„Menſchen in ſeinen Händen hat, nothwendig, und
„ſeine Kunſt, wegen der Wichtigkeit ihres Gegenſtandes,
„die vornehmſte iſt: wie viel höher muß
„nicht die Kriegskunſt ſeyn, und wie abgeſchmackt
„iſt es nicht, die Unerfahrenheit bey einem General
„für nichts zu achten, der durch einen weiſen
„oder unüberlegten Befehl über das Leben von
„zehn tauſend Menſchen ſchaltet? Ich bin daher
„nicht der Meinung einer großen Anzahl unſerer
„beſten Jacobiner, welche glauben, daß die älteſten
„Unterofficiere, ohne je commandirt zu haben,
„ganz vortrefflich wären, um ſie zu Generalen
„zu machen; und daß es, um das Zutrauen

„des Convents an der Spitze der Armeen zu „verdienen, genug ſey, wenn man kein Exedelmann „oder Exofficier iſt. Ich meines Theils glaubte, „daß Dillon wohl bey einer unſrer eilf Armeen „gebraucht werden könnte, wenn man nur dasjenige, was dem Zutrauen zu ſeinem Patriotismus fehlte, dadurch erſetzte, daß man ihm Commiſſarien gäbe; nicht ſolche, wie die vier, die „man an Dumouriez ſchickte, die entweder „ein ſo kitzliches Geſchäft gar nicht hätten übernehmen, oder auf ihn, mitten unter den Schwertern ſeiner Trabanten, hätten ſtürzen ſollen; „ſondern aufgeklärte, der Sache der Republic ergebene Bergfreunde, die bey der Ermordung „eines Verräthers auf eine ruhmvolle Art zu „ſterben wiſſen.“

„Nun ſiehet man, wie ich Breard und dem „Wohlfahrts-Ausſchuſſe vorſchlagen konnte, Dillon anzuſtellen; es iſt aber nicht wahr, daß ich „ausdrücklich das Commando der Nordarmee für „ihn verlangt habe. Und hätte ich dieſes auch „gethan, ſo ſehe ich doch nicht mein Verbrechen, wenn ich wie Dampierre geſprochen „hätte, der einige Tage vor ſeinem Tode, mit einer ſeltenen Beſcheidenheit, ſagte: „„Ich habe

„„das General-Commando in dem Augenblicke
„„der Verrätherey des Dumouriez übernommen,
„„weil es nöthig war, die Armee um einen
„„Officier zu vereinigen, der ihr Zutrauen beſaß;
„„ich ſehe aber ein, daß die Laſt meine Kräfte
„„überſteigt, und daß Dillon der Mann iſt,
„„den man zum Commando an dieſer Gränze beſtellen
„„muß, und der ſie auch retten kann.““
„So ſahe ich auch, daß Cuſtine bey ſeiner ſchwierigen
„Lage auf dem Hundsrücken, Briefe auf
„Briefe an Beurnonville ſchrieb, daß er ihm
„doch Dillon ſchicken möchte, weil dieſer der
„einzige wäre, der ihm helfen, und den Uebergang
„über den Rhein vertheidigen könnte. Nach dieſen
„Zeugniſſen konnte ich ja wohl Dillon vorſchlagen,
„jedoch nicht ohne ihm Aufſeher zu
„geben, die patriotiſcher und hellſehender wären,
„als Breard. Und als ich ſah, wie der
„Wohlfahrts-Ausſchuß ſo viele Adeliche oder
„Schwachköpfe, als wie Despres-Craſſier,
„Doraiſon, Servan und Labourdonnaye,
„oder ſo viele Royaliſten, als wie Delbec
„und Grimoard an die Spitze der Armeen
„ſtellte, oder an der Spitze derſelben ließ;
„als ich ſah, wie er Biron, Menou und

„Berthier, dieſen rechten Arm la Fayette's, nach der Vendee ſchickte; lauter Generale, die damals noch nicht durch lange Dienſte und eine ſechswöchentliche Behauptung der Côte de Biesme den ſtarken Verdacht gegen ſie vernichtet hatten: durfte und mußte ich mich nicht fragen, wie es zuginge, daß bey unſerm Mangel an guten Generalen, derjenige, der ſich die größte Ehre erworben, der im americaniſchen Kriege die meiſten Siege erfochten; der wegen ſeines Alters und ſeiner Erfahrung vor allen Andern verdiente, ein Commando zu bekommen; ein Bürger, dem Dumouriez vorzüglich ſeinen Ruhm und die Erfolge des letzten Feldzuges zu verdanken hatte; deſſen abgelegte Rechenſchaft, deſſen Unterredung mit Kalkreuth, und vornehmlich deſſen bewundernswürdiger allgemeiner Vertheidigungsplan, zugleich ausgebreitete Kenntniſſe in der Kriegskunſt, einen vollkommenen Krieger, und einen guten Patrioten zeigten; mußte ich mich nicht fragen, ſage ich, wie es zuginge, daß ein ſolcher Mann allein eine Ausnahme von der Amneſtie macht, welche der Wohlfahrts-Ausſchuß ſo vielen conſtitutionsmäßigen, oder aus der adelichen Caſte genommenen Generalen bewillig-

„te? daß man einen ſolchen Mann nicht anſtellte, deſſen Fähigkeit die Mitglieder des Ausſchuſſes am meiſten entſchuldigen könnte, wenn ſie die Augen über ſeinen urſprünglichen Flecken zugemacht hätten?“ —

„Ich bin übrigens nicht der Meinung derjenigen, die ſehr conſtitutionswidrig glauben, daß jener urſprüngliche Flecken allein eine hinreichende Urſache der Ausſchließung von allen Aemtern der Republic ſeyn müſſe. **Dumouriez** und **Buzot** waren keine Edelleute, (obgleich man in der Encyclopädie lieſet, daß jährlich zu Evreux ein Feſt gefeiert wurde, welches man *la fête des Cornards*, oder das Feſt der Hörnerträger nannte, und daß die Familie **Buzot** von jeher das Privilegium hatte, daß der König der Hörnerträger aus ihrer Mitte gewählt wurde); und da wir unter den ehemaligen Plebejern, und ſelbſt im Schooße des Convents ſo viele Royaliſten, Verräther und Böſewichter geſehen haben, warum ſollte es auch nicht unter den ehemaligen Patriciern einige rechtſchaffene und republicaniſche Seelen geben, ſo wie **Dampierre** und **Trenk**, **Dillon** und **Beauharnais**? Aus dem einzigen Grunde, daß das Intereſſe

„die große Triebfeder aller Handlungen faſt aller Menſchen iſt, und daß ein kleineres Intereſſe einem größeren weicht, iſt es klar, daß die Republic, ohne ihnen darum republicaniſche Tugenden beizulegen, von vielen ehemaligen Edelleuten wichtige Dienſte hätte ziehen können, wenn ſie den Grundſatz Machiavells befolgt hätte, nach welchem der Souverän den treuen Generalen und Miniſtern nicht zu viel Ehre und Gefälligkeiten erweiſen kann, damit ſie von ihrer Untreue kein beſſeres Schickſal zu hoffen haben, oder wenn ſie auch nur, um undankbar zu ſeyn, hätte warten wollen, bis ihre Kinder ſtärker geworden wären.“

„Ich möchte nicht einmal, daß der Unterſchied zwiſchen einem Royaliſten und einem Republicaner, einem Feuillant und einem Jacobiner, (wenn dieſer Character ſich nicht ſchon ſeit dem Anfange der Revolution ſtark geäußert hat,) in der Zeit ſo ſehr bemerkt werde, wo ein Jeder ſich einen Republicaner nennt, ſeitdem die republicaniſche Partey die Oberhand hat. Die Unterſchiede verſchwinden unvermerkt, ſobald eine Partey triumphirt; alles tritt auf

„die Seite der Regierung und des Stärkern, nach dem Beiſpiele Gottes, der ſelbſt auf die Seite der ſtarken Armee tritt. Die Zeit iſt nicht mehr weit entfernt, wo man nicht wird zugeben müſſen, daß man von einer republicaniſchen Partey ſpreche, ſo wie der König von Frankreich ehemals, wie Machiavell ſagt, nicht erlaubte, von der Partey des Königes zu ſprechen, aus Furcht, daß man glauben könnte, es gäbe in Frankreich noch eine andere Partey, die nicht für den König wäre. Machiavell hatte aber noch einen andern Grundſatz, bey deſſen Befolgung der Convent ſich wohl befunden hätte, und der ſich vollkommen zu meinem Gegenſtande paßt. Der neue Souverän, ſagt jener Politiker, hat oft mehr Treue bey den Perſonen, die ihm zu Anfange ſeiner Regierung verdächtig waren, als bey denjenigen gefunden, denen er ſich am meiſten anvertraute, und die um ſo viel getreuer waren, als ſie durch ihre Dienſte die ſchlechte Meinung vernichten wollten, die man ſonſt von ihnen hatte; dieß beweiſet Marius Celſus, von dem Ta-

„citus ſagt, daß er ein eben ſo unbeſtechlicher „Freund vom Kaiſer Otho, „als von Galba war. So wäre Cuſtine „vielleicht nicht, nachdem die Republic erklärt „war, bis Mainz vorgedrungen, wenn er nicht „Luſt gehabt hätte, es vergeſſen zu machen, daß „er zu Ludwigs XVI Zeit ſich geweigert hatte. in Bruntrut einzufallen. Man hat Dillon vorgeworfen, daß er 24 Stunden nach dem „10ten Auguſt noch die Conſtitution von 1789 „vertheidiget habe, und ſeinem, der Monarchie „geleiſteten Eide am längſten treu geblieben ſey; „ich hätte nun gerade daraus geſchloſſen, daß es „in ſeinem Character liege, den andern Schwur, „den er nachher der Republic leiſtete, eben ſo treu „und ſtandhaft zu beobachten. Es entſtand einmal ein allgemeines Gelächter im Convent, als „ich ſagte, Dillon ſey weder Royaliſt noch Republicaner, weder Feuillant noch Jacobiner, „weder Ariſtocrat noch Democrat, ſondern bloß „ein Soldat. Doch wollte ich aus ihm nicht einen beſondern Menſchen, und eine Ausnahme „machen; im Gegentheil, ich wollte ihn in die „allgemeine Claſſe der Menſchen werfen. Denn „ſo ſind faſt alle Menſchen, weder von der rech-

„ten noch von der linken Seite; ſondern von der
„Seite ihrer Neigungen, ihres Intereſſe, und ih-
„res Ehrgeitzes. Daher zweifelte ich auch nie
„daran, daß Dillon es redlich meinte, wenn
„er uns ſo oft ſagte, das größte Glück, das ein
„General in dieſem Zeitalter haben könnte, beſtän-
„de darin, eine von den Armeen der Republic zu
„einer Zeit zu commandiren, wo ſie von allen eu-
„ropäiſchen Mächten zugleich angegriffen würde.
„Dieß iſt die Sprache eines in ſein Gewerbe ver-
„liebten Kriegers, die allein im Stande wäre,
„mich eine gute Meinung von ihm faſſen zu laſ-
„ſen; denn dieſe Ehrbegierde (von der auch Ma-
„rat ganz verzehrt war,) iſt nur großen Seelen
„eigen, und iſt faſt immer das Siegel, welches
„ihnen die Natur aufgedrückt hat.“

„Ich geſtehe, daß dieſes meine Grundſätze ſind.
„Hätte man ſie befolgt, ſo würde das Vaterland
„nicht ſo viele Bürger zu beweinen haben, die im
„Kampfe für daſſelbe fielen. Die Unerfahren-
„heit hat uns gewiß eben ſo ſehr geſchadet, als
„die Verrätherey. Die Lage der Dinge war in
„der That ſchwierig, und der Mangel an Talen-
„ten groß, weil die meiſten Menſchen, welche,
„wie es hieß, Talente hatten, dieſe gegen uns

„gebrauchten. Eben ſo beweinenswürdig iſt es, daß es dem Erfolge unſerer Waffen gleichgültig war, ob wir Generale hatten, die ſo treulos als Dumouriez, und ſo ungeſchickt als Lamarche waren, oder nicht; es iſt traurig, daß es Briſſot gleichgültig ſeyn konnte, uns einen verrätheriſchen Miniſter wie Claviere, oder einen unfähigen wie Monge, zu geben, und daß Pitt immer darauf rechnen durfte, Unwiſſenheit oder Verrätherey zu finden.“

„Wenn es wahr iſt, daß ein Jeder ſich zur Partey der Regierung ſchlägt; wenn die republicaniſche Partey die ſtärkſte iſt, weil die meiſten Menſchen keinen andern politiſchen Glauben haben, als ihr Intereſſe (und auf dieſer Wahrheit beruhen die eben angeführten Grundſätze des größten Politikers, der je exiſtirt hat): ſo ſcheint es, daß jetzt, wo ein Jeder ſich einen Republicaner und Patrioten nennt, und diejenigen, die es am wenigſten waren, am meiſten ſcheinen wollen es zu ſeyn, das Maaß der dem Vaterlande geleiſteten Dienſte, die beſte Regel ſey, die uns übrig bleibt, um den Patrioten zu erkennen.“

„Wenn man nun nach dieſer Regel urtheilen ſollte, wer ein wahrer Patriot oder ein Ariſtocrat iſt, mit dem man, ohne ein Verbrechen zu begehen, nicht in Geſellſchaft eſſen könnte: ſo wird man in unſerm Falle auf folgende Art verfahren müſſen.“

„Auf der einen Seite ſehen wir Dillon. Dieſer hat im americaniſchen Kriege ſehr gute Dienſte geleiſtet; bey der Côte de Biesme die Republic gerettet; vor drey Monaten es übernehmen wollen, die Vendee in vierzehn Tagen zu reinigen; dem Ausſchuſſe den ſchönſten Campagne-Plan überreicht; uns lange vorher geſagt, daß Dumouriez einen ſchlechten Streich ſpielen, und Beurnonville uns ebenfalls verrathen würde, indem er ſich von den ärgſten Subjecten in der Armee umgeben ließ. Er hat uns ferner auf der Landkarte die Stellen gezeigt, wo der Feind über den Rhein gehen, wo wir geſchlagen, und wie das Lager von Famars und die Anhöhen von Anzin erobert werden würden; er hat vor fünf Monaten einen vortreflichen Rath gegeben, damit Frankreich keinen Mangel an Getreide habe, und wie das Brod allenthalben zu einem mäßigen Preiſe

„zu bekommen wäre; ein Rath, deſſen Nichtbefolgung ich mich mit Schmerz erinnere, ſo oft ich vor den belagerten Thüren der Becker vorbeigehe. Endlich hat Dillon vor fünf Monaten ein ſicheres Mittel angegeben, wie wir in America den Engländern, zur Zeit, da wir ihnen hier den Krieg erklärten, Inſeln abnehmen, und uns der Inſel Dominique bemächtigen könnten, anſtatt, daß uns jetzt die Engländer Tabago wegnehmen, und ſich unſerer Colonien bemächtigen.“

„Auf der andern Seite finden wir einige Mitglieder des ehemaligen Wohlfahrts-Ausſchuſſes, deren Geſinnungen ich nicht anklage, die aber die Generalſtabe gewiß ſehr ſchlecht beſetzten; die dem General Wimpfen, ungeachtet Merlin vor ſechs Monaten ſchon bewieſen hatte, daß es nicht von ihm abhing, Thionville zu verrathen, das Commando an den Küſten von Cherbourg übergaben, und moraliſch wegen der großen Nachtheile im Norden und in der Vendee verantwortlich waren; National-Unfälle, die von ihrer ſchlechten Wahl der Generale herkamen.“

„Ueberdieß finden wir noch einige Mitglieder, die aus Verdruß über den heiligen Auf-

„ſtand von 31ſten May, wie Breard, Cambon
„und Barrere, am 2ten Juny ihre
„Stellen niederlegen wollten, und nur durch die
„inſtändigen Bitten einiger Patrioten zurückgehalten
„wurden. Sie zweifelten noch damals an
„der Verſchwörung der Briſſottiner, und ſahen
„nicht eher einen Funken, als bis die Vendee,
„Calvados, die Normandie, Poitou und
„Bretagne, in vollem Feuer waren; ſie ſchickten
„noch zu den Armeen Commiſſarien, die von der
„rechten Seite genommen wurden, ſo wie den
„Beffroi aus dem Departement de l'Aisne an
„Cüſtine; ſie nahmen ihre Anhänger von der
„rechten Seite; einige unter ihnen waren, wie
„Breard, dumm genug, in meiner Geſchichte
„der Briſſottiner den Untergang der Republic
„zu erblicken. Sie begingen die noch größere
„Unbeſonnenheit, die zwey und dreißig Deputirten
„aus Paris entwiſchen, und die Wüthenden in
„die Departementer loszulaſſen, um darin ihre
„Anhänger wieder zu beleben, den Bürgerkrieg
„anzufahen, den eifrigſten Republicanismus gegen
„die Republic zu kehren, die Tugend ſelbſt zu
„misbrauchen, um ſie mit einem Dolche gegen die
„tugendhafteſten Bürger zu bewaffnen, und als
„nie

„niederträchtige und feige Menſchen den Muth eines jungen Frauenzimmers zur Ausübung ihrer Rache anzuwenden. Sie würdigten mich nicht einmal ihres Gehörs, als ich ihnen im Wohlfahrts-Ausſchuſſe vorſchlug, von dem Circular der Jacobiner noch einige tauſend Exemplare abdrucken zu laſſen, welches dem Ausſchuſſe keine dreihundert Liv. gekoſtet hätte, um die Fortſchritte des Irrthums aufzuhalten, und die Lügen der zwei und dreißig Deputirten unſchädlich zu machen. Dieſer Zug beweiſet, mit welcher Lauigkeit ſie den Krieg gegen die Briſſottiner führten. Als Pache jenes Circular geleſen hatte, ließ er dreitauſend Exemplare davon abdrucken, deren Verbreitung allenthalben die Briſſottiner zu Boden ſchlug, wie man aus einer Menge Zeugniſſe der verbrüderten Geſellſchaften ſiehet; Zeugniſſe, die täglich über dieſen Gegenſtand an die Muttergeſellſchaft gelangen, und erſtaunliche Dinge von der Wirkung dieſes halben Bogens erzählen.“

„Einige Mitglieder hatten ſich noch andere Dinge vorzuwerfen. Die Einen, wie Barrere, weil ſie uns Spanien den Krieg erklären ließen, als ein großer Theil der Bewohner je-

„ner Gränze, den Spaniern geneigt war, die man als Befreier betrachtete; die Andern, wie Cambon, weil ſie vor ſechs Monaten durch eine unvorſichtige Motion, von allen Seiten die Sturmglocke gegen die Republik geläutet hatten, indem ſie die Geiſtlichen mit der Drohung erſchreckten, alle ihre conſtitutionsmäßigen Rechte umzuſtoßen. Iſt man ſo ſtolz, wenn man ſolche Fehler gemacht hat? und bin ich denn in einer Republik, wo man immer einer Oppoſitions-Partey bedarf, ſo ſtrafbar, weil ich mich über die Unwiſſenheit unſerer politiſchen Aerzte beklagte? Ich mache dem Cambon über ſein Finanzſyſtem keine Vorwürfe; es kömmt mir nicht zu, zwiſchen ihm und ſeinen Gegnern das Urtheil zu ſprechen; ſo viel iſt aber gewiß, daß das Uebel täglich mitten unter den Berathſchlagungen zunimmt. — Was die Vortreflichkeit unſerer republicaniſchen Conſtitution beweiſet, iſt dieſes, daß die Maſchine ſolchen Anſtrengungen widerſtehet, die ſie zu den Zeiten der Regentſchaft nicht aushielt.

Als das Syſtem des Law eingeführt wurde, konnte ein einfaches Capital in baarem Gelde nicht anders, als durch ein fünffa-

,,ches in Papier repräſentirt werden; doch waren
,,alle Kramladen geſchloſſen, und der ganze Handel
,,ward durch Furcht in einem Augenblicke vernichtet.
,,Gegenwärtig aber erhält ſich das öffentliche
,,Zutrauen zu unſerm Papiergelde noch, obgleich
,,man verſichert, daß der Werth einer Summe
,,in Aſſignaten, zu dem Werthe einer gleichen
,,Summe in Pfunden Sterling, ſich wie Eins zu
,,ſechs verhalte. Indeß muß man mir doch erlauben
,,unruhig zu ſeyn bey dem Gedanken, daß
,,Cambon der Bareme des Convents iſt, und,
,,wenn ich höre, daß Leute, die das Fach verſtehen
,,wollen, die ſonderbare Behauptung wagen,
,,daß die National-Verſammlung, um unſere
,,Finanzen in Ordnung zu bringen, nur nöthig
,,hätte, alle Vorſchläge von Cambon nach der
,,Reihe vorzunehmen, und gerade das Entgegengeſetzte
,,derſelben zu decretiren. Ein Kranker
,,muß lachen, wenn er das Buch des Arztes
,,Dionyſius lieſet, das in hundert Capitel eingetheilt
,,iſt, wo die erſten funfzig gerade das
,,Gegentheil von demjenigen beweiſen, was in den
,,funfzig letzteren eben ſo gut bewieſen wird. —"

,,Ich komme nun auf meine erſte Behauptung
,,zurück, daß es gegenwärtig zur Beurtheilung

„des wahren Patrioten die beſte Regel ſey, ſeine
„dem Vaterlande geleiſteten Dienſte zu erwägen.“
„Wenn ein Gerichtshof nun nach jenem Grund-
„ſatze, und nach den angeführten Thatſachen, den
„Ausſpruch thun ſollte, wer der Patriot oder der
„Ariſtocrat iſt, Arthur Dillon, oder die
„erwähnten Mitglieder des Ausſchuſſes: ſo iſt es
„wahrſcheinlich, daß Dillon für den Patrio-
„ten würde befunden werden, und daß es mir
„verboten werden müßte, mit Breard und den
„Mitgliedern des Ausſchuſſes, als wie mit wahr-
„haften Ariſtocraten, in Geſellſchaft zu eſſen.“

Ich komme nun wieder zu Ihnen, Bürger Dillon! wie ſchade iſt es nicht, daß ich dieſe ſiegreiche Antwort dem Breard nicht geben konnte, und daß ſolche Aeußerungen, obgleich ſie ſehr ſimpel ſind, und mit einem einzigen Wurfe aus meiner Feder fließen, doch nie aus dem Stegereif von meinen Lippen fließen konnten. Ich habe nicht den zwanzigſten Theil davon zu Ihrem Vortheil geſagt; aber das Wenige, was ich denn doch geſagt habe, war genug, dem Ausſchuſſe ans Herz zu greifen. Cambon kam mir vor, als wenn er zu dem allgemeinen Bericht, mit deſſen Abfaſſung er beſchäftigt war, noch eine Seite in Be-

Betreff Ihrer großen Verſchwörung hinzufügen wollte, um ſie den folgenden Tag in die Verſammlung zu bringen, und dadurch die Wirkung des Zeugniſſes zu vernichten, welches ich für Sie abgelegt hatte.

In der That erſchien Cambon am folgenden Tage, und endigte ſeinen Bericht mit der lächerlichen Denunciation, nach welcher der Ausſchuß ſich hatte erzählen laſſen, daß Sie mit einem Organiſten und zwey widerſpenſtigen Prieſtern, drey gleich unbekannten Perſonen, von denen Sie vielleicht nie haben ſprechen hören, conſpirirten, um innerhalb vierzehn Tagen Ludwig XVII zum Könige zu krönen. Ich ſah wohl, daß der Berichterſtatter nicht ſo ſehr Ihnen, als mir zu Leibe wollte; und ich bewunderte den geſchickten Oculiſten, der dem Wohlfahrts-Ausſchuß ſo gut den Staar geſtochen hatte, daß die Mitglieder deſſelben jetzt in einem Guckkaſten den Faden der Conſpiration erblickten, den ſie ſechs Monate hindurch nicht in der rechten Seite und in der Vendee ſahen.

Man hat mir erzählt, daß ein gewiſſer Ernſt, mit Zunamen Lepinoy, ein armer Teufel, und halb wahnwitzig, und auch von der Policey dafür anerkannt, zu Ihnen gekommen ſey; Ihnen auf eine freundliche Art den Degen eines Connetable im Namen Ludwigs XVII angeboten habe, um Sie wegen der Undankbarkeit der Republik zu rächen; und zuletzt von Ihnen Geld habe leihen wollen, auf Abſchlag der großen Connetable-Einkünfte; daß Sie ſich aber damit begnügt hätten, ihm die Thür zu weiſen, und dem Narren, der Sie für einen Sancho Panſa hielt, und Ihnen die Regierung der Inſel Barataria anbot, das Geld zu verweigern; daß er ebenfalls zu Henry Caſtellane gegangen ſey, und ihm dieſelben Anerbietungen ſo wie dieſelbe Geldforderung gethan habe; daß er hier ebenfalls herausgeworfen worden, und kein Geld empfangen; hierauf ſoll er denn endlich dem Wohlfahrts-Ausſchuſſe denuncirt haben, daß er Ihnen einen gegenrevolutioniſtiſchen Vorſchlag gethan, ohne daß Sie ihn deshalb denuncirten. Darin hatten Sie nun ſehr unrecht! Ich ſetze mich in Ihre Stelle; Sie ſahen einen Menſchen, der bey ſeinem Wahnwitze die Ungerechtigkeiten empfand, die man Ihnen zufügte, und Ihnen auf ſeine Art Freundſchaft bezeigte; ſein Entwurf war zu dumm, um nach Ihrer Meinung die Guillotine zu verdienen. Sie machten ſich ein Gewiſſen daraus, ihn zu denunciren, aus Furcht, daß mein lieber Vetter Fouquier Tinville die Sache ernſtlich nehmen, und ſich durch das Geſetz gezwungen finden möchte, ihn aufs Schaffott zu ſchicken. Sie begnügten ſich daher damit, ihm zu verbieten, daß er Ihre Schwelle nicht wieder betrete, und mit der Einpackung Ihrer Sachen fortzufahren, um innerhalb dreier Tage auf dem Schiffe, wo Sie ſchon Ihr Reiſegeld bezahlt hatten, mit einem regelmäſſigen Paſſe nach America zu gehen. Sie dachten, wenn man, um ein vollkommener Patriot zu ſeyn, dieſen armen Schlucker muß guillotiniren laſſen, anſtatt dem Elende die Beſtrafung ſeiner Thorheiten anheim zu ſtellen, ſo ſage ich wie Curiaz: Ich danke den Göttern, daß ich kein Römer bin. Nichts deſto weniger aber haben Sie eine kleine Sünde begangen; und der Ausſchuß hat ſeine Pflicht gethan, indem er ſich Ihrer Perſon verſicherte. Ich dachte auch nie daran, mich wegen Ihrer Verhaftnehmung zu beklagen; ſondern bloß wegen Ihrer ſo lange dauernden geheimen Verwahrung. Ich wollte verlangen, daß man Ihren Proceß mache, und war im Begriff, Cambon's Bericht dadurch zu krönen, daß ich ein Anklagedecret gegen Sie, und Ihre Stellung vor das Revolutions-Tribunal fordern wollte, um Sie vor die Gegenwart des Volkes und der Richter zu bringen, Ihnen die Freiheit zu laſſen, die Verleumdung zu beſchämen, und Ihnen den Weg zu den Hausgöttern, oder zu der Guillotine zu verſchaffen.

In der Aufwallung meiner Ideen, drückte unglücklicher Weiſe mein erſtes Wort den Gedanken aus, der mir am meiſten aufgefallen war, nämlich das Lächerliche der ganzen Anklage. Ich fing an zu ſchreien, dieſe ſey ein Mährchen, bey welchem man ſtehend einſchlafen könnte. Dieſen ungeſchickten Eingang, und den Miscredit des Namens Arthur Dillon, wußte man ſich zu Nutze zu machen. Von dem Augenblicke an, war es mir nicht mehr möglich, mir Gehör zu verſchaffen. Ich flog auf die Rednerbühne, und ſchrie dem Präſidenten meinen Decrets-Entwurf ins linke Ohr hinein. Aber Thuriot iſt entweder auf dieſem Ohre taub, oder man muß geſtehen, daß er die rechte Zeit zu treffen wußte, den Ausſchuß wegen meines Ausfalles vom vorigen Tage zu rächen. Vergebens ſchrie ich aus vollem Halſe: „Bürger-Präſident! Ich will Dillon

„nicht vertheidigen. Bürger-Präſident! Ich „will nur ein einziges Wort ſagen; das Anklagedecret!“ Je mehr ich ſchrie, daß ich das Anklagedecret verlangte, deſto ſtärker klingelte er mit ſeiner Glocke, und bediente ſich zu gleicher Zeit des Uebergewichtes ſeiner Lunge, um meine ſchwache Stimme zu erſticken. Das Ganze begleitete er mit väterlichen Geberden, die den Zuſchauerbühnen und der ganzen Verſammlung zu ſagen ſchienen, daß ich durchaus Dillon vertheidigen wollte, und daß er (Thuriot) für meine Popularität Sorge trage, und durchaus nicht zugeben wolle, daß ein Kind des Berges ſein Leben durch eine ſo ſchlechte Sache beſudele. Man mußte ſo aufgebracht ſeyn, wie ich es war, um nicht über das comiſche Anſehen des ganzen Auftrittes zu lachen, wo ich dem Präſidenten zurief, um zu verlangen, daß Sie vor das Revolutions-Tribunal gebracht würden, und der Präſident dafür der Verſammlung meldete, daß ich Ihre Vertheidigung übernähme, und er durch das Klingeln aus allen Kräften für meine Ehre Sorge trüge. Meine Freunde im Convent urtheilten nun nach dem ungeſchickten Eingange meiner Rede, und nach Thuriots Geberden, daß ich mich zu Ihrem

Sachwalter aufwarf; die Andern drangen ſchon beſſer in den Gedanken des Präſidenten ein, und freueten ſich, meine geringe Popularität briſſotiren *) zu können; alle unterſtützten daher um die Wette die Glocke des Präſidenten, durch einen fürchterlichen, zugleich boshaften und dienſtfertigen Lerm. **) Urtheilen Sie nun, ob ich mir Gehör ver-

---

*) Briſſotiren heißt in der neufranzöſiſchen Revolutions-Sprache: ſtehlen. Das Wort kömmt von Briſſot, den man bey verſchiedenen Gelegenheiten des Diebſtahls beſchuldigte.

Anm. d. Ueberſ.

**) Perſonen, die von der Armee zurückkamen, ſtanden plötzlich ſtill, als ſie mir begegneten, um mir ihr Erſtaunen zu bezeigen, daß ſie mich auf der Straße frey herumgehen ſahen. — „Wie? Sie ſind frey? Zwanzig Meilen von hier verſicherte man uns, daß Sie „mit Dillon als Verſchwörer arretirt wären." — Und wer konnte Ihnen das ſagen? fragte ich. — „Couriere, die, wie ſie ſagten, vom Convente abgeſchickt waren." — Nach ſolchen Streichen von Seiten einiger meiner Mitbrüder iſt der Groll zwiſchen uns wohl zu entſchuldigen. Seyd aber nicht ſo eiferſüchtig, meine lieben Collegen! Ihr habt allen Königen einen Proceß gemacht, auf den ſie nie werden antworten können, und der in der Perſon Ludwigs verſchaffen konnte? Nur einige wenige Stimmen drangen durch. Legendre ſchrie: „Wenn „Camille Desmoulins Dillon's Wortführer ſeyn will, ſo mag er ihn vor dem Revoluti-

---

wigs XVI bereits geendigt wurde. Ihr habt in der Conſtitution allen Völkern die ſchönſte Lehre gegeben, die bey ihnen wohl fruchten wird. Unſere Namen ſind unſterblich, und euer Antheil an dem Ruhme iſt groß genug. Es iſt leicht, aber dennoch ſchön, beſcheiden zu ſeyn, wenn man groß iſt!

Erlaubt mir, daß ich euch an das erinnere, was der gute Johannes beſtändig an ſeine Mitbruder auf der Inſel Patmos ſchrieb: „Vertragt euch unter „einander.“ Habt keinen Zank der Eigenliebe. Immerhin möge man von der Rednerbühne herab Predigten halten, und die Rathgeber ihre Einſichten in den Ausſchuſſen auskramen. Aber um des Himmels willen liebt euch unter einander; *Filioli, diligite invicem*, und ertragt wechſelſeitig eure Fehler. Nur auf eine ſolche Art können religiöſe und politiſche Meinungen allgemein eingeführt werden. Man wird mir vielleicht ſagen, daß ich ſelbſt dieſem Rathe in der gegenwärtigen anzüglichen Schrift nicht ſehr gefolgt ſey; aber man erinnere ſich, daß ich einen Vertheidigungskrieg führe.

Dieu qui proscrit l'attaque, a permis la defense.

„lutions-Tribunal, und nicht vor dem Convent „vertheidigen.“ Billaud Varennes rief: „man muß Desmoulins ſich nicht entehren „laſſen.“ Warum haben Sie auch, Bürger Dillon! vor mehrern Deputirten erzählt, daß Billaud eines Tages, als er im September Commiſſär der executiven Gewalt bey Ihrer Armee war, entſetzliche Furcht gehabt, und Sie gebeten habe, dem Feinde den Rücken zuzuwenden; und daß er Sie nachher immer ſcheel, und wie einen Verräther angeſehen habe, weil Sie ihm den Feind ſehen ließen. Urtheilen Sie nur, ob dieſer gallſüchtige Patriot es Ihnen verzeihen kann, den Spaß erzählt zu haben, deſſen Wiederholung bey dieſer Gelegenheit er mir gewiß nicht verzeihen wird; aber ich, meines Theils, lache darüber, und meine Antwort, die ich ihm zu geben habe, iſt bereit: Warum griff er mich an? wer den Streit anfängt hat unrecht.

Ich kam nun wieder auf meinen Platz mit dem guten Zeugniſſe meines Gewiſſens, aber nicht mit demjenigen meiner Collegen. Wie? dachte ich, indem ich von der Rednerbühne herabſtieg, woher kömmt es, daß irgend einer meiner Mitbrüder dieſe Freude fühlt, einen Patrioten um ſeinen guten Ruf bringen zu können? Doch Nein, es war bloß mistrauiſcher Patriotiſmus, der im Herzen der Jacobiner ein faſt allgemeines Vorurtheil gegen mich erregt hat, welchem nur diejenigen zu widerſtehen im Stande waren, die mich genau kannten. Alle ſahen mich mit dem unruhigen und erzürnten Auge an, mit welchem die römiſchen Ritter, wie die Geſchichte ſagt, beym Auseinandergehen des Senats Cäſar betrachtet haben ſollen, den man als Theilhaber an der Verſchwörung des Catilina in Verdacht hatte. Im Grunde misbilligte ich dieß Mistrauen der Bergſpitze nicht. Ich will, daß man der ganzen Welt und mir ſelbſt nicht traue. Aber man muß denn doch geſunde Vernunft und Ohren haben, und nicht wie Claudius bloß auf das Geräuſch der Glocke Jemanden verurtheilen, ohne ihn zu hören.

David ſah mich ſtarr an. Nachher ſagte er: „das geſtrige mag hingehen; aber der heutige „Rückfall iſt zu ſtark" — Ja ſagte ein Anderer, „Du wirſt verdächtig, Camill!" — Ich glaubte bey den Abderiten zu ſeyn, und nach der Vorſtellung des Trauerſpiels Andromäda alle dieſe Narren über die Unbeſtändigkeit der menſchlichen Tugenden ſeufzend, ausrufen zu hören: O Amor! Amor! Du Tirann der Götter und der Menſchen!

Den guten Köpfen ſchien Ihre Mittagstafel keine hinlängliche Urſache meiner Abtrünnigkeit zu ſeyn; man ſuchte daher auf dem Berge die Klippe, gegen welche der Patriotismus eines ſo lange unbeſtechlichen Journaliſten ſcheitern konnte. Zuletzt erfuhr ich durch die Unterredung eines ernſthaften Deputirten von reifem Alter, der ſich in der Abendſitzung neben mich ſetzte, den letzten Gedanken, bey welchem diejenigen ſtehen blieben, welche Antheil an der Geſchichte nahmen. — „Und auch Sie,“ ſagte er zu mir, mit einer Miene des innigſten Schmerzgefühls, indem er ſich an meine Seite ſetzte, „auch Sie „ſind verſührt?“ Warum nehmen ſie denn ein ſo großes Intereſſe an Dillon? Sind ſie denn Prieſter jener Kirche? —

Meine Antwort war: „Ich habe großes Intereſſe als Einer von den Gründern der Republik, daß man ſie nicht durch Undankbarkeit entehre; und als Bürger, daß man nicht eine Ungerechtigkeit gegen einen Bürger ausübe. Wo „ſteckt Dillon's Verbrechen, daß er einen Wahnſin-

„ſinnigen nicht denuncirte, der ihm ein Project
„machte, des weder Schwanz noch Kopf hatte?
„Laubardemont, der ehrloſe Handlanger des
„Richelieu, ließ den armen de Thou enthaupten,
„weil er den Cinqmars nicht angegeben
„hatte. Europa und die Nachwelt wurden
„über dieſes Urtheil empört; aber Laubardemont
„hätte doch, ſo ehrlos er auch war, nicht
„die Unverſchämtheit gehabt, den de Thou zu
„verurtheilen, wenn die Rede bloß, wie gegenwärtig,
„von einer aus der Luft gegriffenen
„Verſchwörung geweſen wäre. Es exiſtirte wirklich
„ein unterzeichneter Tractat mit Spanien, den
„de Thou bey Fontrailles geleſen hatte;
„anſtatt daß in unſerm Falle kein corpus delicti
„da war, welches eine Verſchwörung beweiſen
„konnte, ausgenommen der Anſchlag eines Wahnwitzigen.
„Angenommen auch, daß Dillon den
„Lepinoy denuncirt hätte; ſo würde ihm dieſer
„geantwortet haben: Sie ſind ein Verläumder,
„wo ſind ihre Beweiſe? Es iſt nicht wahr, daß
„ich Ihnen ſo etwas geſagt habe. — Aber kennen
„Sie auch wohl Dillon? verſetzte mein Nachbar!“
Freilich muß ich ihn kennen, da ich ſeine
Vertheidigung trotz ſo vielen und großen Unan-

nehmlichkeiten übernahm. — „Ihre Frau kennt „ihn beſſer als Sie.“ — Gut! was wollen Sie damit ſagen? — „Ich fürchte, Sie zu betrüben.“ — Fürchten Sie nichts! — „Sieht Ihre Frau „den Dillon oft?“ — Ich glaube nicht, daß ſie ihn vier Mahl in ihrem Leben geſehen hat. — „Ein Ehemann weiß dieſes niemahls; und da ich „ſehe, daß Sie die Sache als Philoſoph nehmen, „(ich ſchien bey ſeiner Rede gar nicht betroffen „zu ſeyn): ſo wiſſen Sie nur, daß Dillon Sie „eben ſo gut wie die Republic verräth. Sie ſind „kein ſchöner Mann.“ — Dazu fehlt freilich viel. — „Ihre Frau iſt hübſch; Dillon iſt „noch in ſeiner Blüte; die Zeit, die Sie im Convent zubringen, iſt ſehr günſtig; und die Weiber, „wenigſtens einige, ſind ſo flatterhaft; — es thut „mir leid um Sie, denn ich liebte Sie wegen „Ihrer Revolutionsſchriften, die meine Frau auf „dem Lande mit Entzücken las.“ — Aber, mein lieber College! woher ſind Sie denn ſo gut unterrichtet? — „Es iſt das öffentliche Gerücht, und „fünfhundert Perſonen haben es mir dieſen Morgen „geſagt.“ — Ah! nun beruhigen Sie mich wieder; ſchon machte ich es wie die Töchter des Prötus,

In laevi quaerebam cornua fronte.

„Man glaubt alſo, ich gehöre zu Buzot's Königreich. Dieſe Meinung iſt, nach la Fontaine's Zeugniß, ärger, als wenn man wirklich dazu gehört. Aber Ihre Freundſchaft für mich mag nur unbeſorgt ſeyn; ich ſehe wohl, daß Sie meine Frau nicht kennen; und wenn Dillon's Verrätherey gegen die Republik ſo iſt, wie die gegen mich, ſo ſtehe ich für ſeine Unſchuld."

Bey der Aufhebung der Conventsſitzung erwartete mich eine andere Comödie. Die Verſammlung war ſchon auseinander gegangen, und die letzten Bänke der Zuſchauer-Bühnen waren nur noch beſetzt, als Legendre auf mich ſtieß, um die Zuſchauer anzulocken, die Stimme erhob, und mit mir einen drolligen Auftritt hatte, von dem ich bloß ſeine Flüche und ſeine Wuth hier weglaſſen will. Mit dem Tone des Unwillens, und ſo als wenn er noch die Arme zum Viehſchlachten aufgeſchürzt hätte, rief er mir zu: „Gehe nur hin, mit den Ariſtocraten zu eſſen!" Nachher ſchien er ſich gleichſam dieſes Dutzen, als einen Ueberreſt der alten Familiarität, vorzuwerfen, weil es nicht zu der Rolle paßte, die er vor dem Publicum ſpielen wollte; er machte den erzürnten

Schulmeiſter, der ſeinen Schüler ſtraft. „Geſtern habe ich Sie vertheidigt; aber heute verlaſſe ich Sie.“ — „Siehe doch, mein lieber Legendre! Die Zuſchauerbühnen ſind leer; es iſt niemand mehr hier, der die harte Lehre, welche Du mir giebſt, hören, Deine Uebergewalt über Deine Collegen anerkennen, und ſehen könnte, daß Du ſie wie die Ochſen führſt.“ — „Ja, weil Sie Latein verſtehen, antworten Sie mir jetzt. Im Convent muß man ſprechen; aber hier öfnen Sie in ſechs Wochen nicht ein Mal den Mund, als bloß wenn Sie uns Grobheiten ſagen, und uns Ignoranten nennen wollen. Zum Henker! was thun Sie nun hier, nichtswürdiger Faulenzer?“ — „Aber, mein lieber Legendre! es hat nicht Jeder Deine Lunge.“ — „Wenn Sie keine Lunge haben, ſo hätten Sie es dem Volke ſagen müſſen, das Ihre achtzehn Livres einem Manne gegeben hätte, der eine Lunge hat.“ — „O freilich, Legendre! braucht man Sprecher in einer Verſammlung, und nach der Vollendung der Conſtitution waren wir höchſt glücklich, in dem Präſidenten Thuriot das Wunder eines an Worten unerſchöpflichen Menſchen zu finden,

„um auf die Complimente der acht und vierzig Sectionen zu antworten; wie würde es aber mit uns ausſehen, wenn in der Verſammlung ſieben hundert ſolcher Schwätzer wären? und wenn es nicht auch bloß nachdenkende und nachgebende Deputirte, wie Beunier, Jay ꝛc. ꝛc. gäbe, wie würde man einander hören und verſtehen können? und in der jetzigen Zeit, wie würde man endlich die Quaal der großen Hitze, ſo wie die Quaal Deiner Reden ertragen? Es iſt eine herrliche Sache, wenn man eine ſtarke Stimme hat; aber Du weißt wohl, daß unter den Thieren dasjenige, dem die Natur die ſtärkſte Stimme gegeben hat, gerade nicht das geſchickteſte wäre, Geſetze zu machen.“ — „So muß man wenigſtens ſchreiben. Ins T.... Namen, wir haben Ihnen ja täglich achtzehn Livres gegeben, um den Drucker zu bezahlen; aber Sie haben ſeitdem die Feder weggeworfen, und thun nichts, als ſich hier auf einer Bank ausſtrecken.“ — „Aber wie kannſt Du verlangen, daß ich ein Journal machen ſoll? Welcher Schriftſteller kann von Männern und Weibern ſo verlaſſen ſeyn, ſeine Zeit damit hinzubringen, daß er täglich Legendre's Reden der Nachwelt aufbewahre?

„Wenn ich nun auch meinen Schreibpult verlaſſen hätte, wie Du ſagſt; haſt Du nicht Deine Fleiſchſcharren verlaſſen? aber es iſt nicht wahr, ich ergreiſe oft wieder meine Feder, das beweiſen meine Reden beim Proceſſe des Tirannen; ich will auch dieſe unſere Unterredung dem Publicum mittheilen, weil Du doch haben willſt, daß ich etwas drucken laſſe. Ich habe meine Schlachterſtraße (rue des Boucheries) nicht verlaſſen; aber Du wohnſt jetzt in der Rue de Beaune, und wirſt nicht mehr nach Poiſſy zurückkehren."

Ich merke aber, daß ich der Unterredung ihre ganze Kraft benehme, indem ich Legendre's Flüche und zornige Geberden nicht mit ausdrücke; aber wir ſind noch nicht genug Republicaner, um der Preſſe gewiſſe Ausdrücke zu erlauben. Eine glückliche Vorbedeutung, daß unſere Sitten ſich verändern werden, und ein Beweis, daß ſie ſchon einen republicaniſchen Character angenommen haben, iſt indeſſen dieſes, daß man im gewöhnlichen Geſpräch jene Kraftausdrücke gleichgültig anhört; und daß wir uns ruhig auf den Weg machten, während daß wir uns jene Schmeicheleien ſagten, ſo wie es einſt die beiden Conſuln, Cicero und

Antonius, thaten, als ſie den Senat verließen. Ehe unſere Sprache jene römiſche Frechheit erlangt, kann ich das Lächerliche aus **Legendre's** Rede nur zum Theil treu wieder erzählen. Meine Worte griffen ihn an die Seele; er erhob ſich auf die Zehen, und ſchrie: „Wie würde es mit „Ihnen ausſehen, wenn ich nicht geweſen wäre? „Was nützt es, daß das Volk alle dieſe Gelehrten bey der pariſer Deputation ernannt hat? „Niemand ſpricht als ich allein, und ein wenig „auch **Billaud Varennes** *); **Thuriot**

---

*) Ich übertreibe hier nichts. Von allen pariſer Deputirten, ließ **Legendre** an demſelben Tage Niemanden, ſelbſt nicht einmal **Collot d'Herbois**, **Danton** und **Robespierre** Gnade widerfahren. Er iſt im Grunde ein trefflicher Patriot, dem es auch nicht an Gutherzigkeit fehlt; er hat nur den kleinen Fehler, daß er ſich gewohnlich nach der Mahlzeit für die größte und wichtigſte Perſon in der Republik hält. Es iſt eine Krankheit, von der ich ihn durch die gegenwärtige Erzählung unſers Geſprächs heilen will. Aus dem Briefe der **Charlotte Corday** ſiehet man, daß ſie dieſe Krankheit unſere Patrioten den erſten Augenblick errathen hat. Ich war gerade bey **Marat**, als **Legendre** ſie fragte: „Sind Sie nicht dieſen Morgen bey mir „ge-

„und ich, wir müſſen die ganze Laſt tragen!" In dieſem Augenblicke glaubte er, daß die Tri-

bü-

„geweſen, und haben ſich für eine Nonne ausgegeben? gewiß wollten Sie mich ermorden." Weder das Ernſthafte ihrer Lage, noch die Unruhe wegen der Mordthat, die ſie eben begangen hatte, hinderten die Corday, in dieſer Frage die comiſche Seite zu bemerken, die Moliere nicht beſſer hätte beobachten können. Sie bemerkte ſehr fein, daß die Eigenliebe unſers Legendre darüber erſtaunt war, daß ein Frauenzimmer, das den erſten Mann des Berges zu tödten gekommen, ihm nicht den Vorzug gegeben hatte. In ihrem Briefe an Barbaroux erwähnte ſie auch Legendre's Frage, und machte ſich über ſeine Anſprüche auf das Märterthum luſtig.

Nach Legendre hat St. Juſt unter allen Convents-Gliedern die größte Meinung von ſich ſelbſt. An ſeinem Gange und ſeinem Benehmen ſiehet man, daß er ſeinen Kopf für den Eckſtein der Republik hält, und ihn mit Hochachtung, wie ein heiliges Sacrament, auf ſeinen Schultern trägt. Folgender Umſtand iſt aber ſehr niederſchlagend für die Eitelkeit dieſes Deputirten. Er hat nämlich vor einigen Jahren ein Heldengedicht in 24 Geſängen unter dem Titel: Argant, herausgegeben. Rivarol und Champenet, die mit ihrem cri-

tiſchen

künen ihn noch ſähen, obgleich wir ſchon auf dem Pont-Royal waren. Er fächelte ſich mit ſeinem Schnupftuche, und fuhr fort: Ich kann „es nicht mehr aushalten! — Welche Maaß„regeln habt ihr Andern alle je zu Stande ge„bracht? Ich will euch alle wegen eurer Träg„heit, und Dich Camille zu allererſt, morgendes „Tages bey den Jacobinern, bey den Cordeliers, „bey der Brüdergeſellſchaft, und bey dem Wahl„corps anklagen.“

In der That, antwortete ich, Du haſt während Deiner Commiſſion in Lyon ſchöne Maaßregeln ergriffen; Du haſt nicht einmal den Verſtand gehabt, Dich zurückrufen zu laſſen, als Du ſaheſt, daß Du zu dumm warſt, um dort dem Bürgerkriege und der Gegenrevolution zuvorzukommen. Ich laſſe Dir Gerechtigkeit widerfahren; zuweilen bemerkte ich in Deiner ungebilde-

---

tiſchen Microſcop alles aufſuchten, denen nicht ein einziger Werk in Frankreich unbekannt blieb, und die unter dem Graſe die kleinſte Milbe der Litteratur entdeckten, ſahen doch das Heldengedicht von 24 Geſängen von St. Juſt nicht. Wie kann man ſich nach einem ſolchen Mißgeſchicke noch ſehen laſſen?

ten Beredſamkeit ſchöne Wendungen; ich glaubte den Bauer an der Donau zu hören; aber das war nicht der Fall, als Du den Weibern in Lyon Deine Hoſen zeigteſt, und dabey ſagteſt: „Mesdames! wir Cordeliers ſind „nicht wie jene Muscadins, Sie ſehen, daß „wir Beinkleider haben, und Sie werden mit „unſern Mesures zufrieden ſeyn.“ — Iſt es nun nicht, um ſich todt zu lachen, wenn man Dich von den großen Maasnehmungen des öffentlichen Wohls, die Du im Convente bewirkeſt, ſprechen hört? Vor acht Monaten ſchon haben wir andern ſtillen Beobachter auf dem Gipfel des Berges euch gezeigt, worauf die Briſſottiner abzielten; wir haben euch aus vollem Halſe zugerufen, daß ſie durch die Zerſtückelung der Republik den Föderalismus oder die Wiederkunſt des Königsthums verlangten; das hat man vergeſſen. Jetzt, da das Unglück geſchehen iſt, und die Nachrichten davon ankommen, ſteht Ihr vier oder fünf zugleich auf, um das Anklagedecret gegen dieſen und jenen zu fordern; zu verlangen, daß dieſe und jene Stadt im Empörungszuſtande, und dieſer oder jener Chef der Empörer für vogelfrey erklärt werde. Man ruft Bravo! und dieß nennt Ihr Maaßregeln;

Nun blaſet Ihr euch auf; traget die Naſe hoch, wenn Ihr vor uns vorbeigehet, weil wir euch die ſchwer zu erlangende Ehre gelaſſen haben, zu ſagen, daß man das Bein abnehmen müſſe, wenn ſich der Brand daran gezeigt hat. Sollten eure Maaßregeln euch Ehre machen, ſo hättet ihr dadurch dem Brande zuvorkommen müſſen. Aber ſchämſt Du Dich nicht, Legendre! daß Du Dich mit Deinen Maaßregeln, wie den Atlaß des Convents anſieheſt? und wäre es nicht zum Verzweifeln, wenn Du das Steuerruder der Republik führen müßteſt?

Mit dieſer Unterredung waren wir bis vor Legendre's Thür gekommen. Ich wünſchte ihm und ſeiner Frau, die ihn begleitete, gute Nacht; wiederholte mir in Gedanken, als ich nach Hauſe ging, alles, was ich ſeit zwey Tagen ausgeſtanden hatte, und lernte nun erſt recht den tiefen Sinn der Worte kennen, welche Demades eines Tages an Phocion richtete, als er ihn zu Mittage bey einem Gerichte gekochten Fleiſche fand. „Wie? Phocion! ſagte er zu ihm, um ſolche „Mahlzeiten ſchwitzeſt Du Blut und Waſſer auf „der Rednerbühne; deshalb kränkeſt Du Dich ſo „ſehr über die Niederlagen unſerer Flotte, und

„opferſt Dein ganzes Leben dem Eigenſinne „und der Undankbarkeit der Athenienſer auf?“ Dieſer Demades war ein Epicurer, der das Vergnügen nicht begreifen konnte, das Phocion, ſo wie Marat und ich, darin ſand, dem athenienſiſchen Wohlfahrts-Ausſchuſſe, und den Neun Archonten harte Wahrheiten zu ſagen.

Glücklicher Weiſe iſt die Zeit gekommen, wo die Wahrheiten, die der Patriotiſmus der National-Verſammlung wird ſagen müſſen, weniger hart ſeyn, und zu ihrer Mittheilung nicht der heroiſchen Hingebung eines muthigen Schriftſtellers von Marats Character, nöthig haben werden. Der Aufſtand vom 31ſten May hat das Ende der rechten Seite aus der Verſammlung der Volksrepräſentanten vertilgt; und das Vaterland iſt, dem Himmel ſey Dank! gerettet, da die Critik nur noch Lächerlichkeiten im Convent zu denunciren hat. Die Schilderung dieſer Lächerlichkeiten habe ich bisher aufgeſchoben, um der allgemeinen Sache nicht zu ſchaden; wir ſind aber jetzt ſtark genug, und ſicher, daß ſie von der freien Darſtellung der Schiefköpfigkeit einiger Mitglieder des Berges nicht leiden kann. Unwiſſenheit muß nicht an die Stelle der Verrätherey treten, und die Uebel Frankreichs auf denſelben Grad bringen. Jene Lächerlichkeiten, die ich bey einigen Patrioten aufgedeckt habe, und die der Republik ſehr theuer zu ſtehen kommen, hindern mich nicht, ihren Bürgerſinn, und die mehr oder minder großen Dienſte anzuerkennen, die ſie während der Revolution dem Vaterlande geleiſtet haben. Das Gemälde, das ich aufgeſtellt habe, widerſpricht der Schilderung des Berges am Schluſſe meiner Geſchichte der Briſſottiner nicht; aber keiner iſt ein großer Mann in den Augen ſeines Kammerdieners, und die öffentliche Sache wird durch das Wiedervergeltungsrecht gewinnen, deſſen ich mich gegen diejenigen bedient habe, die auf der Rednerbühne von meinen Mittagsmahlzeiten geſprochen, und mich in meiner natürlichen Geſtalt darſtellen wollten.

Sie ſehen, Bürger Dillon! daß ich mir umſonſt einen Bannfluch zugezogen habe, um Sie zu vertheidigen. Es bleibt mir nur noch übrig, Sie gleich dem Adminiſtrator, der Sie verhört hat, zu ermahnen, daß Sie Geduld haben, und bedenken müſſen, daß Ihr Zimmer in der Mairie in

An=

Anſehung der Hitze noch lange nicht ſo unerträglich iſt, wie die Bleidächer in Venedig, jene berüchtigten Kerker im Pallaſt des heiligen Marcus. Vielleicht wird Ihnen meine Feder, in der meine ganze Kraft ſteckt, bey der öffentlichen Meinung beſſere Dienſte leiſten, als meine Stimme im Convent. Durch meine Forderung eines Anklagedecrets gegen Sie, um Sie auf den Weg der Juſtiz zu bringen, und Sie von den Händen der willkührlichen Gewalt zu befreien, werde ich wenigſtens meine Pflichten als Deputirter und Staatsbürger erfüllt haben, indem ich zugleich von Ihren militäriſchen Kenntniſſen, und Ihrem nicht bloß theoretiſchen, ſondern auch practiſchen Patriotismus, ein günſtiges Zeugniß ablegte. Wenn Conde' und Valenciennes nun auch in die Gewalt der Feinde fallen, ſo wird mein Gewiſſen mir nichts vorwerfen; und ich werde, ungeachtet des Vorurtheils, als freier Mann von Ihnen geſprochen haben. Ich bin gewiß, daß der General Dillon nie daran gedacht hätte, ſich zu den Volskern zu flüchten, um ſich wegen der Undankbarkeit ſeines Vaterlandes zu rächen. Ich mache mir eine Ehre aus meiner gethanen Pflicht, und ſollte ich auch der Einzige ſeyn, mich Roms Ungerechtigkeit gegen die Dienſte **Coriolans** widerſetzt zu haben.

Geſchrieben im July, im zweiten Jahr der Republik.

Camille Desmoulins.
Deputirter von Paris beim National-Convent.

5.

Danton.

Bey wenigen Perſonen zeigen ſich die Abwechſelungen des Lebens in ſo hellen Farben, als bey **Danton.** Er ſtand auf dem Gipfel der Ehre und der Volksgunſt, als ſeine Feinde noch in einem niedrigen Zuſtande und in Verachtung lebten; doch ſehen wir ihn in dem kurzen Zeitraume von zwey Jahren gerade von denjenigen Perſonen gehaßt und verachtet, die vorher auf gleiche Art von ihm behandelt wurden.

Danton beſaß hinreichende Liſt um ſeine wahren Geſinnungen zu verbergen; lange ſpielte er daher ſeine Rolle mit Klugheit und Vorſicht. Er ſchwieg, wenn er es für gefährlich hielt, ſeine Meinung zu ſagen; glaubte er, daß ſeine Abweſenheit zur Erhaltung ſeines Anſehens nöthig ſey, ſo wußte er immer auf eine geſchickte Art eine Ausrede zu finden, um ſich zu entfernen. Es leidet keinen Zweifel, daß ſeine Liſt und Verſtellungskunſt ſein Schickſal um einige Zeit verzögert haben. Im Auguſt 1792, als die Unruhen in Frankreich den höchſten Grad erreichten, und Briſſot den Vorſchlag that, daß die National-Verſammlung die damaligen Miniſter des Zutrauens der Nation für unwürdig erklären ſollte; ward beſchloſſen, ſechs Bürger, die nicht zur National-Verſammlung gehörten, zu Miniſtern zu erwählen, und drey auf gleiche Art ernannte Commiſſarien an jede Armee abzuſchicken. Danton wurde durch Namen-Aufruf zum Juſtiz-Miniſter erwählt. Er ward nun ſehr geachtet, obgleich nicht lange vorher alle Municipal-Beamten ſuſpendirt worden waren. Bloß Danton, Manuel und Pethion hatten ihr Anſehen erhalten, weil ſie allem Anſcheine nach die eifrigſten waren, folgenden Eid zu leiſten: „Ich ſchwöre, im Namen der Nation die Freiheit und Gleichheit zu vertheidigen, oder auf meinem Poſten zu ſterben.“

Kurz darauf ſchrieb Danton an die Verſammlung, und erſuchte ſie, die Formalitäten zu beſtimmen, welche bey der Bekanntmachung und öffentlichen Verkündigung der Geſetze beobachtet werden ſollten. Er war einigemal Präſident der Verſammlung, weil ein Decret exiſtirte, nach welchem die Miniſter, der Reihe nach, jeder eine Woche lang in der Verſammlung präſidiren ſollten.

Danton that den Vorſchlag, alle Bürger zu berechtigen, ſich in einem Alter von 21 Jahren, auch ohne die Einwilligung der Aeltern, verheirathen zu dürfen; dieß ward beſchloſſen. Am 2ten September erhielt er durch folgende Rede, worin er die Bürger zu den Waffen aufforderte, allgemeinen Beifall.

„Es iſt ein groſer Troſt für die Miniſter eines freien Volks, wenn ſie ſagen können, daß das Vaterland bald gerettet ſeyn werde. Alles iſt in Bewegung; alles erhebt ſich in Frankreich, von einem Ende des Königreichs bis zum andern. Ihr wiſſet, daß Verdun nicht in der Ge-

„walt des Feindes iſt, und daß die Beſatzung jener
„Feſtung geſchworen hat, eher zu ſterben, als
„ſich zu ergeben; aber meine Herren! wir haben
„eine große Neuigkeit erhalten, während wir mit den
„Generalen Verabredungen trafen. Die Commiſſarien
„der Gemeinen haben jetzt von neuem,
„mit mehr Eifer als nöthig iſt, die Gefahr des
„Vaterlandes ausgerufen. Alle Bürger der Hauptſtadt
„begeben ſich aufs Marsfeld, um ſich in drey
„Haufen zu theilen; einige (wenigſtens alle diejenigen,
„welche Waffen haben,) eilen dem Feinde
„entgegen; andere arbeiten an den Verſchanzungen;
„und die übrigen bleiben zurück, und machen
„ein ungeheures, mit Piken bewaffnetes Heer
„aus. Ihr müſſet kühne Schritte thun; ich ſchlage
„euch daher vor zu erklären, daß jeder Bürger,
„der ſich weigert, gegen den Feind zu marſchiren,
„mit dem Tode beſtraft werde. Wir brauchen
„ſtrenge Maaßregeln. Wenn das Vaterland in
„Gefahr iſt, muß ein Jeder, der ſeine Dienſte
„verweigert, für ehrlos, und für einen Verräther
„ſeines Vaterlandes erklärt werden. In einer
„Revolution müſſen wir kühn, und immer
„kühn ſeyn! Der Erfolg iſt gewiß. Wir verlangen,
„daß alle Bürger, die innerhalb vierzig

„Meilen von dem Kriegs-Schauplatze Waffen haben, dieſe entweder abliefern, oder ſelbſt gegen den Feind marſchiren ſollen. Die Zurückbleibenden müſſen mit Piken bewaffnet werden. Man muß Couriere in alle drey und achtzig Departementer ſchicken; denn das Läuten der Sturmglocken wird nicht genug ſeyn. Die Hauptſache iſt, nicht zu viele Bürger auf Einen Platz zu verſammeln, damit die Lebensmittel auf eine leichte Art herbeigeſchaft werden können. Wir bitten, daß man unſern Arbeiten keine Hinderniſſe in den Weg lege, und uns Commiſſarien zur Ausführung unſerer Entwürfe gebe. Auch glauben wir, daß Ihr decretiren müſſet, die Bürger von Paris haben ſich nie beſſer als in dem jetzigen Zeitpuncte um das Vaterland verdient gemacht."

Danton ſchlug hierauf folgendes, von der National-Verſammlung angenommenes Decret vor:

Erſtens. „Ein jeder Bürger, der zum Kriegsdienſte ſeine Perſon oder ſeine Waffen verweigert, ſoll mit dem Tode beſtraft werden."

Zweitens. „Ein jeder Bürger, von jeder Municipalität, auf vierzig Meilen von den

„Gränzen, iſt verpflichtet, ſeine Waffen abzugeben, oder ſelbſt gegen den Feind zu marſchiren.“

Wenig Menſchen zeigten ſo viel Feinheit als Danton bey der Niederlegung ſeines Amtes. Als in der National-Verſammlung der Vorſchlag gethan wurde, nicht nur jede Idee von Königthum zu verbannen, ſondern auch jeden individuellen Einfluß zu vernichten, erhob ſich Danton. Um die Verſammlung zu überzeugen, daß er auf keine Weiſe zu der Partey gehöre, welche eine Dictatur oder Triumvirat wünſchte, erklärte er, daß er vorher, ehe er ſich in weitere Argumente einließe, in den Schooß der Verſammlung eine Gewalt niederlegen wollte, mit der er am 10ten Auguſt, beim Donner der Canonen bekleidet wurde, die da Verheerung auf den Deſpotismus ſchleuderten. Er betrachtete ſich jetzt bloß als einen Repräſentanten des ſouveränen Volkes; und verachtete den König von Frankreich, als einen vernichteten Tirannen.

„Ich war vorher Miniſter, ſagte Danton; „nun bin ich ein Bevollmächtigter des Volks, „und in dieſer letztern Eigenſchaft ſpreche ich jetzt. „Einige Perſonen haben von Eiden geſprochen;

„wir brauchen aber etwas anders, als Eide. Wir brauchen eine feſte und unerſchütterliche Baſis zu einer neuen Conſtitution. Laßt uns zuförderſt erklären, daß die Volksrepräſentanten überzeugt ſind, daß keine dauerhafte Conſtitution exiſtiren könne, als nach der förmlichen Annahme derſelben durch eine Mojorität der Bürger, in den Primär-Verſammlungen. Auf dieſe Erklärung muß noch eine andere, nicht weniger große, nicht weniger nothwendige, folgen. Bis jetzt war das Volk in Bewegung geſetzt, weil es nothwendig war, das Syſtem der Tiranney zu zerrütten. Jetzt iſt es zur Wiederherſtellung der Ruhe eben ſo nothwendig, die Geſetze ſo furchtbar zu machen, als das Volk bisher geweſen iſt; dann werden die Geſetze befriedigt, und das Volk ruhig werden. Wir müſſen auch erklären, daß alle Arten von Eigenthum, es mag von Landgütern oder Indüſtrie herrühren, ewig reſpectirt, und unter den Schutz der franzöſiſchen Nation geſtellt werde. Wenn Ihr dieſe beiden Grundſätze feſtſetzet, ſo hebet jetzt eure Sitzung auf; Ihr habt dann genug für das Volk gethan."

Dieſe enthuſiaſtiſche Rede konnte damals, in einer ſo unruhigen Zeit, nicht anders als den größten

ten Beifall einernten; Danton kam daher immer mehr und mehr in Gunſt. Als die Unordnungen in Orleans ſehr überhand nahmen, ſchlug Danton vor, auf der Stelle drey Commiſſarien hinzuſchicken, um die Ruhe wiederherzuſtellen, und dem Blutvergießen Einhalt zu thun.

Nachdem er nun ein nicht geringes Anſehen erlangt hatte, fing er an, ſeine Meinungen freier herauszuſagen, und ſie mit Wärme und Heftigkeit vorzutragen. Bey folgender Gelegenheit ſtimmte er mit Thomas Payne nicht überein. Es wurde nämlich vorgeſchlagen, alle adminiſtrative, municipale, und richterliche Gewalten, ſo wie auch die Friedensrichter, zu erneuern, und einen jeden Bürger, er möchte übrigens ein Geſetzkundiger ſeyn oder nicht, zum Richter wählen zu dürfen. Dieſen Vorſchlag beſtritt Payne durch einen Dolmetſcher, mit der Behauptung, daß man jetzt mit der Erneuerung der richterlichen Gewalt zufrieden ſeyn müßte, und daß der gethane Vorſchlag weit eher dazu diente, die richterliche Ordnung umzuſtürzen, als ſie zu organiſiren. Die Erwägung des Hauptprincips, meinte er, müßte erſt ſpäter vorgenommen werden, nach der Erneuerung der richterlichen Gewalten. Danton wünſchte, daß man das Princip ſogleich decretiren, und dann den Ariſtocratismus der Rechtsgelehrten vernichten möchte, welchen er für abſcheulich und empörend hielt. Prieſter und Rechtsgelehrte, ſagte er, haben immer das Volk hintergangen und betrogen. Gerechtigkeit müßte nach den einfachen Regeln der geſunden Vernunft gehandhabt werden. Er ſelbſt, fügte er hinzu, ſey mit den Formen ſehr gut bekannt, und wüßte daher, wie langweilig, fehlerhaft, koſtſpielig und unerträglich ſie ſind. Uebrigens erklärte er, die grobe Unwiſſenheit der alten Tribunäle und ihr Mangel an Einſicht ſey ſo groß, daß Verſchiedene unter ihnen, ſelbſt nach der Revolution, ihre Correſpondenz mit Jolly, der zur Zeit der Tiranney Miniſter geweſen, fortgeſetzt hätten, und daß die republicaniſche Regierung dadurch ihre Niederträchtigkeit und Verderbtheit einſehen könnte.

Dieſen Bemerkungen zufolge ward decretirt, daß das Volk ein Recht habe, ſeine Richter aus allen Claſſen der Bürger ohne Unterſchied zu wählen.

Danton vereinigte ſich hierauf mit einer in Gunſt ſtehenden Partey, und überließ ſich in Geſellſchaft derſelben ſeinem Privathaſſe gegen einzelne Perſonen. Mit Merlin, Couthon und Andern beſchuldigte er Robespierre und Marat, daß ſie eine Partey machten, in der Abſicht, den Convent zu regieren und zu ſtürzen. Ohne Zweifel ſahe er Robespierre's Macht und Einfluß voraus; er beſchloß daher, wenn es möglich wäre, ſeine ehrſüchtigen Abſichten zu hintertreiben, und behauptete demnach, der Plan jener Verbündeten beſtehe darin, Robespierre zum Dictator zu machen. Er brachte ſeine Anklage mit ſo ſcheinbarer Wahrhaftigkeit vor, daß Robespierre nur mit der größten Schwierigkeit die Erlaubniß erhielt, ſich zu vertheidigen. Dieſer Umſtand giebt hinlänglichen Aufſchluß über Robespierre's Haß gegen Danton, der indeß Liſt genug hatte, ſeine Feindſchaft zu verbergen, obgleich die Heftigkeit ſeines Gemüthes oft hervorzubrechen pflegte.

„Wenn es einen Menſchen giebt, ſagte Danton, der die Volksrepräſentanten auf eine deſpotiſche Art zu beherrſchen wünſcht: ſo ſoll ſein Kopf fallen, ſobald er entlarvt iſt. Es iſt wahr, in der pariſer Deputation exiſtirt ein Mann, deſſen Meinungen für die republicaniſche Partey daſſelbe ſind, was Royou's Meinungen für die

„ariſtocratiſche waren; — und der Mann iſt Marat. Vortrefliche Bürger! es gehen freilich viele in ihren republicaniſchen Begriffen zu weit; doch laßt uns nicht eine ganze Deputation wegen einiger Individuen anklagen. Laßt uns vielmehr dieſe Uneinigkeit zum Vortheil des Ganzen anwenden.“

„Es iſt ſehr nothwendig, daß wir ein ſtrenges Geſetz gegen diejenigen geben, die es verſuchen möchten, die öffentliche Freiheit zu zerſtören. Laßt uns Todesſtrafe gegen diejenigen beſtimmen, die ſich zu Gunſten einer Dictatur oder eines Triumvirats erklären ſollten; und nach dieſen Grundlagen, die das Reich der Gleichheit ſichern können, laßt uns den Parteigeiſt vernichten, der uns zu Grunde richten könnte. Man behauptet, daß es Leute unter uns gebe, die geneigt zu ſeyn ſcheinen, Frankreich zu theilen; laßt uns ſo widerſinnige Ideen verbannen, und die Todesſtrafe gegen die Urheber derſelben ausſprechen. Frankreich muß ein untheilbares Ganze ſeyn, und Einheit der Repräſentation haben. Die Bürger von Marſeille wünſchen ſich mit den Bürgern von Dünkirchen zu vereinigen; ich trage daher auf die Todesſtrafe gegen diejenigen an, die es verſu-

„chen, die Einigkeit Frankreichs zu zerſtören. Ich verlange, daß der National-Convent die Einheit der Repräſentation und der ausübenden Gewalt, als die Baſis derjenigen Regierungsform feſtſetzen ſoll, die wir einführen werden. Die Oeſterreicher werden von dieſer Harmonie nicht ohne Schaudern hören; und unſre Feinde ſind uns alsdann gewiß nicht gefährlicher als todte Menſchen.“

Danton hatte nun den größten Beifall, indeß Robespierre kaum die Erlaubniß erhielt, ein Wort zu ſprechen; doch forderte ihn Danton mit ſcheinbarer Unparteilichkeit und Offenherzigkeit auf, ſich zu vertheidigen; und bat ihn, daß er ſprechen möchte, indem gute Bürger gegenwärtig wären, die ihn hören könnten. Aber dieſe guten Bürger ſtießen mit aller nur erſinnlichen Bitterkeit die größten Schimpfreden gegen Marat und Robespierre aus.

Bey der Frage: ob Savoyen für ein franzöſiſches Departement erklärt werden ſollte, ſprach Danton folgendermaßen:

„Ich verlange, daß dieſer Vorſchlag an den Kriegs- und den diplomatiſchen Ausſchuß verwieſen werde. Was! Will man den Grundſatz, er-

„oberten Völkern und Ländern das Recht zu laſſen, ſich ſelbſt eine Conſtitution nach eignem Gefallen zu wählen, modificiren? Eine ſolche Toleranz muß nirgends exiſtiren; ſie würde die „allgemeine Freiheit in Gefahr ſetzen; ich verlange vielmehr, daß man eigentlich eine Commiſſion ernenne, um einen allgemeinen Aufſtand unter allen Völkern gegen die Tirannen zu befördern."

Solche heftige Aeußerungen konnten nicht fehlen, ein unglückliches, dem Aufruhr und der Zügelloſigkeit bereits ergebenes Volk zu entzücken. Der Vorſchlag ward daher auch an die genannten Ausſchüſſe verwieſen.

Danton ſpielte ſeine Rolle noch immer fort, mit gleichem Verſtande. Als der Antrag gemacht wurde, daß die Miniſter gebeten werden ſollten, im Dienſte zu bleiben, und Philippeaux die Einladung auch auf den Juſtiz-Miniſter ausgedehnt haben wollte, antwortete Danton, mit einem Blicke der Verachtung, daß er die Einladung abſchlagen würde, weil er der Meinung ſey, daß ſie unter der Würde des Convents wäre. Indem er von Roland's Miniſterium ſprach, ſagte er: „Niemand iſt mehr bereit als

„ich, Roland Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen; wenn Ihr ihm aber eine Einladung zuſchicket, ſo ſchickt auch eine ſolche an Madame Roland; denn Jeder weiß, daß Roland nicht allein die Geſchäfte ſeines Departements verwaltet. Da es einmal nothwendig iſt, daß Jemand eine freie Sprache führe: ſo muß ich euch erinnern, daß es einen Zeitpunct gab, wo das Zutrauen ſo ſehr vernichtet war, daß kein Miniſterium exiſtirte, und Roland ſelbſt ſchon im Begriffe war, Paris zu verlaſſen. Unmöglich könnet Ihr einen Bürger einladen, im Miniſterium zu bleiben. Man wird vielleicht ſagen, daß Roland kein Deputirter iſt; aber ein Brief von ihm meldete doch, daß er gewählt wurde, und er bat euch, ihm einen Nachfolger zu ernennen. Er erinnerte euch ebenfalls an die Dienſte eines Mannes, der ihm ſehr nützlich geweſen; er meinte, Pache wäre geſchickt genug, ihm in ſeinem Amte zu folgen; achtet nun ſeine Empfehlung."

Auf dieſe ſchlaue Art erklärte Danton, daß Roland Paris habe verlaſſen wollen; daß er unter der Regierung ſeiner Frau ſtände; und keinen feſten Character habe. Laſource, der über dieſe Bemerkungen aufgebracht wurde, ſagte: Es ſey wenig daran gelegen, ob der Miniſter **Roland** eine vernünftige Frau hätte, die ihn mit ihrem Rathe unterſtützte, oder ob er ſelbſt alle Geſchäfte verrichtete; ſolche Bemerkungen wären daher der Talente eines **Danton** unwürdig.

Danton pflegte mit mehr Bitterkeit als ſonſt Jemand in der Verſammlung zu reden. Daß er **Marat** haßte, geſtand er ſelbſt, als er ihn nebſt **Robespierre** anklagte. „Es iſt Zeit, „ſagte er, dem Mistrauen ein Ende zu machen, „und den Schuldigen zu beſtrafen, ſobald er entdeckt wird. Ich erkläre dem Convent und der „ganzen Republik, daß ich **Marat** verabſcheue. „Ich habe ſeine Gemüthsart geprüft, und weiß, „daß ſie **vulcaniſch**, mürriſch, und unverträglich iſt; aber hier iſt darum keine Faction; eine „ſolche kann auch in einem republicaniſchen Staate nicht exiſtiren. Ich will nicht leugnen, daß „Privatrache einigen Antheil an den in den Gefängniſſen begangenen Mordthaten gehabt habe; „aber es iſt durchaus falſch, daß dieſe Ermordungen auf Anſtiften eines Complottes geſchehen „ſind.“

Gegen Anfang des Octobers ſchickte Danton an den Convent die goldenen Staats-Siegel, nebſt andern goldenen Geräthen der Canzeley; dieſe Sachen wurden, ſo wie der Scepter des ehemaligen Königs, und andere königliche Inſignien, einem Decrete zufolge, zerſchlagen, und in die Münze geſchickt.

Danton war gerade Präſident bey den Jacobinern, als der General Dumouriez, vor ſeiner Abreiſe aus Paris zur Armee, in die Geſellſchaft kam, und folgende Rede hielt:

„Bürger, Brüder und Freunde! Ihr habt eine große Epoche begonnen; Ihr habt die alte Geſchichte Frankreichs, die nichts als das Gemälde des Deſpotismus darſtellte, in Stücke zerriſſen. Eine neue Zeitrechnung fängt mit dieſer Revolution an, die unſere Armeen electriſirt, und ihnen den nöthigen Muth verleiht, eine gröſſere Gewalt zurückzutreiben. Wir ſind nicht ermüdet. Schmerz, Elend und Hunger, können uns nicht erſchöpfen. Wir haben mehr Muth als jemals. Wir wollen den Deſpoten dasjenige wiedergeben, was ſie uns geben wollten. Vor Ende dieſes Monats hoffe ich ſechzigtauſend

„Mann zu haben, um das Volk von der Sclaverey zu retten."

Danton antwortete dem General auf folgende Art:

„Als Fayette, dieſer niederträchtige Verſchnittene (Eunuch) der Revolution, die Flucht nahm, hatten Sie bereits der Republik gedient, und an Ihrer Wohlfahrt nicht verzweifelt. Sie ſammelten unſere Brüder; erhielten nachher mit Geſchicklichkeit den Zuſtand, der den Feind zu Grunde gerichtet hat; und ſo haben Sie ſich um das Vaterland wohl verdient gemacht. Eine große Laufbahn ſteht Ihnen noch offen. Mögen die Piken des Volks alle tiranniſche Gewalt vernichten, und möge der Ariſtocratismus vor dieſer rothen Mütze hinfallen, mit welcher die Geſellſchaft Sie beehrt! Kommen Sie nachher zurück; leben Sie unter uns; und Ihr Name wird in den vorzüglichſten Stellen unſerer Geſchichte glänzen."

Enthuſiasmus und Wuth hatten ſich nun großentheils Danton's bemächtigt, und ſeine Popularität ward dadurch noch größer, indem das bethörte Volk eben ſo toll und enthuſiaſtiſch als er war. Als Bourbotte auf das unmittelbare

Verhör des unglücklichen Ludwigs XVI und ſeiner Familie drang, und Briſſot, aus Furcht, daß alles in Unordnung gerathen könnte, die Behauptung äußerte, daß es nothwendig ſey, den Proceß ſo lange aufzuſchieben, bis man die Entſchließung des Volkes kennen würde, drückte ſich Danton folgendermaßen aus:

„Wir ſcheinen die Conſequenz des Volks, welche wir einmal weislich angenommen haben, zu verkennen; die Conſtitution muß erſt, wenn ſie ganz fertig iſt, dem Volke zu ſeiner Annahme vorgelegt werden. Wenn dieſer Grundſatz, als die einzige Stütze der Freiheit anerkannt ward; wenn er allein Eintracht erhalten, und uns vor ſchnellen und unüberlegten Entſcheidungen verwahren kann: warum ſollten wir jetzt von ihm abgehen? Ja! ſagt man, wenn Ihr den Willen des Volks im Betreff der republicaniſchen Verfaſſung nicht kennet, ſo lauft Ihr Gefahr, ein mühſames Gebäude auf einem fabelhaften Grunde zu errichten. Dieſer Einwurf iſt indeß nur ſcheinbar, und unbedeutend. Seyd gewiß, daß die Republik bereits vom Volke, von der Armee, und dem Genius der Freiheit ſanctionirt iſt. Wenn man alſo nicht zweifeln kann, daß Frank-

„reich eine Republik ſeyn und ewig bleiben will: „ſo laßt uns bloß eine Conſtitution nach dieſem „Grundſatze einführen; und wenn ihr ſie decretirt habt, das heißt: wenn Ihr durch die Feierlichkeit eurer Diſcußionen die öffentliche Meinung (wenn ich mich ſo ausdrücken darf) decretirt habt: ſo wird die Conſtitution „ſchnell angenommen werden, und der Beitritt „aller Parteien zur Regierung wird ihre Dauerhaftigkeit ſichern. Laßt uns dem Grundſatze, „daß die Geſetze, ſo wie ſie ſind, befolgt werden müſſen, bis daß andere Geſetze an ihre Stelle treten, „treu nachleben; er allein kann uns von immerwährender Anarchie, und die Republik von Zerrüttung retten.“

Dieſe warmen Ausdrücke waren den Ohren der Zuhörer ſo angenehm, daß Danton's Meinung einmüthig angenommen wurde.

Als von dem Rathe des Diſtricts Uſtariz die Nachricht einlief, daß ſich anſehnliche Corps ſpaniſcher Truppen nach den Gränzen zu bewegten, und Meillan Bericht von der franzöſiſchen Macht in jener Gegend ertheilte, mit der Erklärung, daß er durch ſeine Kenntniß des Bodens überzeugt ſey, 4000 Mann könnten leicht die

Fortſchritte von 15,000 hemmen, bemerkte **Danton**, daß man mit Spanien keine Verbindungen weiter hätte, als den Familien-Tractat, der durch die Revolution vom 10ten Auguſt aufgehoben wurde. Er verlangte daher, auf eine Morgenſitzung die Frage zu adjourniren: ob man ſich in Vertheidigungsſtand gegen Spanien ſetzen, oder es mit Nachdruck angreifen ſolle? Sein Vorſchlag wurde decretirt.

Als **Roland**, Miniſter des Innern, ſeine Rechnungen überreichte, nebſt einem Verzeichniſſe der geheimen Ausgaben, um deſſen öffentliche Vorleſung er bat, (welches auch geſchahe,) that ein Mitglied den Vorſchlag, daß jeder Miniſter verbunden ſeyn ſollte, auf dieſelbe Art Rechnungen von ſeinen geheimen Ausgaben einzureichen. Dieſem Antrage widerſetzte ſich **Danton** mit der größten Beredſamkeit.

„Ein ſolcher Vorſchlag, ſchrie er, kann nicht „angenommen werden. Das mit dem Zutrauen „der Nation bekleidete executive Conſeil, hat ge„heime Ausgaben gehabt, die bey der Revolution „für nothwendig erachtet wurden; es kann aber „nicht öffentlich Rechenſchaft darüber abgelegt „werden.“

Guadet ward nach dieſer Geſchichte zum Präſidenten, und Danton zu Einem der Secretäre des Convents erwählt.

Buzot's Motion, daß alle, mit den Waffen in der Hand ergriffene Emigrirten, mit dem Tode, und alle übrige mit ewiger Verbannung beſtraft werden ſollten, ward von Danton unterſtützt, der noch folgende Bemerkung hinzufügte: „Wenn „die Freiheit in Gefahr iſt, ſo dürſtet ſie nach „dem Blute aller derjenigen, die ſich gegen ſie „verſchwören; wenn ſie aber triumphirt, wenn „ſie Schrecken in die Seelen aller Tirannen jagt, „ſo muß Menſchlichkeit an die Stelle der Rache „treten; die geſetzgebende Macht ſollte keine andere Geſetze geben, als ſolche, die leidenſchaftlos und gerecht ſind. Der euch eben gemachte „Vorſchlag erreicht vollkommen dieſen Zweck, „und dies um ſo mehr, da Ihr bloß die Verbannung verewigt, welche die Emigrirten durch die „Flucht aus ihrem Vaterlande ſich ſelbſt auferlegt haben."

Die Motion ging nach einer ſolchen Unterſtützung durch, und der Convent decretirte: „Daß „alle jetzt emigrirte Franzoſen auf immer von dem „Gebiete der Republik verbannt, und alle dieje-

„nigen unter ihnen, welche dieſes Geſetzes ungeachtet zurückkommen würden, mit dem Tode beſtraft werden ſollten. Dieſes Decret ſollte indeſſen das andere nicht aufheben, das die franzöſiſchen, mit den Waffen in der Hand ergriffenen Emigrirten zur Todesſtrafe verdammt.“

Als Danton zum Secretär gemacht wurde, that er den Vorſchlag, Schreiber und nicht Mitglieder des Convents zu dieſem Geſchäft zu beſtellen, da denn die erſtern die Schriften unter Aufſicht der Secretäre beſorgen könnten; er meinte, daß die Schreibereien den Secretären zu viel Zeit wegnähmen, und ihre Aufmerkſamkeit von wichtigern Angelegenheiten abwendeten.

Die Verſammlung ging bey dieſem Vorſchlage zur Tagesordnung über, und Danton legte ſeine Stelle als Secretär nieder.

In der ganzen Verſammlung war Danton ohne Zweifel der bitterſte gegen den unglücklichen und beſchimpften König. Als Valaze ſeine Klagepuncte gegen Ludwig XVI vorgebracht hatte, entſtand eine Debatte, ob ſein Bericht gedruckt werden ſollte, oder nicht? Danton erhob ſich auf der Stelle, und rief: „Nach meiner Meinung ſollte der National-Convent keinen Augen-

„blick anſtehen, den Druck des Berichts, ſo wie auch aller Papiere und Gutachten, zu befehlen, die man ihm im Betreff des Proceſſes gegen einen meineidigen und tiranniſchen König übergeben wird. Es iſt gewiß noch nicht alles geſagt worden, was da hätte geſagt werden können, um die Ludwig dem Letzten durch die Conſtitution bewilligte Unverletzlichkeit aufzuheben. Auch das Volk iſt unverletzlich, und wenn man beweiſen kann, daß der ehmalige König die Nation beleidigt, ſie zu verrathen und zu ruiniren geſucht habe, ſo muß er nach den Grundſätzen der ewigen Gerechtigkeit verurtheilt werden.“

Dieſe Argumente fanden Eingang, und Valaze'’s Bericht wurde zum Drucke beordert.

Wenn man die Umſtände gehörig erwägt, ſo weiß man ſich leicht von dem Haſſe und der böſen Geſinnung Danton's und ſeiner Collegen gegen den König Rechenſchaft zu geben. Bertrand, der vormals Miniſter der Marine geweſen, und jetzt als ein Flüchtling in England lebt, glaubte, man würde dem Könige einen weſentlichen Dienſt leiſten, wenn man dem Convent die geheimen Unterhandlungen mittheilte, die zwiſchen Ludwig und den Anführern beider Parteien Statt geſunden hatten. Danton war ohne Zweifel ſehr beſtürzt, als dieſe Papiere ankamen, beſonders da ſie hinlängliche Beweiſe von ſeinen und Lacroix's Intriguen enthielten; um dieſe zu verbergen, war es ihnen beiden nöthig, den Fall des Königs zu beſchleunigen, und dadurch die heimlichen Unternehmungen, in welche ſie ſo ſehr mit verwickelt waren, in Vergeſſenheit zu bringen. Die dagegen gemachten Intriguen der Girondiſten aber wurden durch Danton und andere Convents-Glieder völlig aufgedeckt.

Um dieſelbe Zeit ſchlich ſich Robeſpierre in die Gunſt des Volkes ein, und nun betrachtete ihn Danton mit einem eiferſüchtigen Auge. Sie waren immer in ihren Geſinnungen verſchieden; auch hielt es Danton, gerade gegen Robeſpierre's Meinung für ſehr unpolitiſch, die Aufhebung der Beſoldung catholiſcher Prieſter vorzuſchlagen, weil einem ſolchen Geſetze, ſo weiſe und politiſch es auch an und für ſich wäre, doch allerley Vorurtheile als Hinderniſſe im Wege ſtänden.

Als die Motion gemacht wurde, die Municipalität zur Durchſuchung aller Häuſer in Paris zu authoriſiren, um die Emigrirten und Royaliſten zu entdecken, die auf einige Zeit in zahlreicher Menge zurückkamen, bemerkte Danton, daß die Hausſuchungen einer Bill des engliſchen Parlements zu ähnlich ſähen; und er verwarf daher die vorgeſchlagene Maaßregel. Auch lud er den Convent ein, Roland von dem Miniſterium zu entlaſſen. „Nicht, fügte er hinzu, weil er ſchlechte Geſinnungen, ſondern weil er ein mürriſches Temperament hat, welches bey einem Amte ſehr gefährlich iſt, das demjenigen eines Conſuls faſt gleich kömmt, und bey dem ein gutmüthiger, verſöhnlicher Character die nothwendigſte Tugend iſt.“

Danton verlangte auch, daß der Convent die Geſchäfte des Kriegsminiſters theilen, und auf dieſe Art eine Laſt vermindern ſollte, die für den Miniſter Pache zu ſchwer wäre, der nach Danton's Behauptung wohl ein guter Patriot war, aber nicht den lebhaften, weit umfaſſenden, zur Verſorgung einer 600,000 Mann ſtarken bewaffneten Macht, nothwendigen Geiſt hätte. Den Krieg ſollte der Convent zum Gegenſtande ſeiner Aufmerkſamkeit machen, und ohne Sparſamkeit für die Unterhaltung deſſelben ſorgen.

„Bürger! rief Danton, Ihr habt von der ganzen Welt nichts zu fürchten, wenn gutgekleidete und wohlernährte franzöſiſche Armeen für euch kämpfen. Ja! die Energie der franzöſiſchen Soldaten iſt ſo groß, daß wenn Ihr zu 3000 Mann ſagen würdet: Ihr müſſet ſterben, oder nach Wien gehen! Dieſe 3000 Mann zum Tode, oder nach Wien gehen würden."

Danton that auch den Vorſchlag, daß die Commiſſarien Vollmacht haben ſollten, die Reichen, gegen welche ihre Rache gerichtet ſeyn müßte, nach Willkühr zu ſchätzen, und ihnen alles aufzuerlegen, was zur Unterhaltung des Krieges nothwendig wäre. Dieſes ward decretirt, nachdem die ganze Verſammlung, zum Zeichen ihres Beifalles, auf Einmal aufgeſtanden war.

Drey Tage nachher ſchlug Danton folgendes Decret vor:

„Kein bewaffnetes, von der Republik bezahltes Corps, ſoll auseinander gehen, wenn nicht Befehle zu ſeiner Wiedererſetzung gegeben ſind; und jeder Bürger, der ſeine Fahne verläßt, ohne ſeine Stelle durch einen andern vertreten zu laſſen, ſoll mit dem Tode beſtraft werden."

Dieſes Decret ward ebenfalls angenommen.

Als Gaſton ſich über den Wohlfahrts-Ausſchuß beklagte, weil er noch keinen Bericht über Bourdeaux abgeſtattet hatte, vertheidigte Danton den Ausſchuß, und ſagte, daß er politiſche Kunſtgriffe mit revolutioniſtiſchen Maaßregeln verbinden müßte.

„Ihr müſſet ſelbſt aus den Laſtern eurer Feinde Nutzen ziehen. Gold allein kann den Gemeingeiſt wieder beleben, der an einigen Orten dahinſtirbt; Gold iſt der Nerve aller Maaßregeln; drey Millionen auf eine gute Art verwendet, hätten Toulon gerettet; und alle Verräther aufs Schaffot gebracht. Wären dieſelben Maaßregeln bey Lyon angewendet, und die Sansculots ſchadlos gehalten worden: ſo wären wir nicht in die harte Nothwendigkeit verſetzt geweſen, unſere eigene Städte mit Bomben zu beſchießen. Wir müſſen nicht auf zehn, zwanzig, dreißig, ja hundert, und zwey hundert Millionen ſehen, wenn es auf die Erhaltung der Freiheit ankömmt. Ich verlange, daß der Wohlfahrts-Ausſchuß einen Bericht über die Bedürfniſſe der Republik, und über die Mittel abſtatte, die ſie zur Ausführung der vorgeſchlagenen Maaßregeln braucht.“ Dieſer Vorſchlag ward angenommen; und hierauf decretirt, daß der Wohlfahrts-Ausſchuß mit neun Mitgliedern vermehrt werden ſollte. Danton ward zu einem derſelben erwählt; wollte aber dieſe Stelle durchaus nicht annehmen.

Er ſchlug auch vor, alle willkührliche, von den Volksrepräſentanten, den verwaltenden Corps, und den Revolutions-Ausſchüſſen auferlegte Schatzungen für nichtig zu erklären. Dieß ward decretirt. Genniſſieux beklagte ſich, das Decret nicht in den Protocollen des Convents gefunden zu haben. Er verlangte die völlige Ausübung deſſelben, welches auch bewilligt wurde.

Danton und Lacroix waren Convents-Commiſſarien bey Dumouriez's Armee. Sie kamen am 20ſten März ins Lager, und wurden von dem General erſucht, nach Löwen zu gehen, wo er des Abends zu ihnen kommen wellte. Danton ſchien über die Niederlage der Armee äußerſt unzufrieden zu ſeyn, und beklagte ſich in heftigen Ausdrücken über die Deſertion der Truppen. Von Lacroix unterſtützt, drang er mit allem möglichen Nachdruck auf die Erreichung des Zwecks ihrer Ankunft, der darin beſtand, den General dahin zu bringen, daß er ſeine, in einem Briefe vom 12ten März geäuſſerte Geſinnungen, wodurch er den Convent beleidigt hatte, widerrufe. Der General wollte aber durchaus nichts von ſeinen Aeußerungen zurücknehmen, worauf denn die Commiſſarien, Danton vorzüglich, allerley Ueberredungsmittel anwendeten; aber vergebens; ſie konnten bey aller ihrer Mühe nur eine unbeſtimmte Antwort erhalten, mit der ſie, zufrieden oder nicht, abreiſen mußten.

Man kann nicht mit Gewißheit ſagen, was Danton bey Marat's Ermordung fühlte. Nach ſeinen, bey einer frühern Gelegenheit geäußerten Geſinnungen zu urtheilen, konnte er unmöglich über den Tod eines Mannes, den er haßte, ſehr betrübt ſeyn. Aber er verbarg, ſeiner gewöhnlichen Verſchlagenheit gemäß, ſeine wahren Gefühle, und ſchien die Ehrenbezeigungen zu billigen, die dem Andenken Marat's erwieſen wurden; er bedauerte, dem Anſcheine nach, den Verluſt deſſelben ſo ſehr, als er ſich über Briſſot's Ende freuete.

In Uebereinſtimmung mit allen übrigen Deputirten, die ihre Angriffe gegen die Religion mit gleicher Wuth und Hartnäckigkeit, wie gegen ihre andern Feinde, fortſetzten, hielt Danton, als

Mitglied der Section der eliſäiſchen Felder, an die franzöſiſchen Geſetzgeber folgende Rede, welche hinreichend iſt, alle diejenigen Perſonen mit Abſcheu zu erfüllen, die nur einigen Sinn für Religion und Moral haben. Ein kurzer Auszug aus derſelben wird wahrſcheinlich hiervon überzeugen.

„Ein jeder Vermittler zwiſchen dem Menſchen „und der Gottheit iſt ein vollkommener Charlatan."

„Alle geoffenbarte Religion iſt eine menſchliche Erfindung; in ihrem Princip iſt ſie Betrug, „und in ihren Wirkungen eine Reihe von Vorurtheilen und Aberglauben."

„Unter allen Religionen iſt die catholiſche die „am meiſten abergläubiſche; ſie kann ſich am wenigſten mit Vernunft und Freiheit vertragen, „weil ſie den ganzen Geiſt lähmt, und alle ſeine „Fähigkeiten in Feſſeln hält."

„Unter ihren Dogmen ſind einige widerſinnig, „und andere grauſam und barbariſch."

„Ihre Moral iſt faſt gänzlich unausführbar; „in vielen Puncten iſt ſie den unverjährbaren „Rechten der Natur, und der guten geſellſchaftlichen Ordnung zuwider; in andern Puncten iſt

„es nicht möglich, ihr zu folgen; daher ſie tiranniſch gegen die Unglücklichen iſt, denen ſie gebietet. Was in ihr lobenswürdig iſt, gehört der natürlichen Religion.“

„Das höchſte Weſen hat keinen andern Tempel, als das Weltall.“

„Alle Menſchen ſind ſeine Prieſter, und jedes redliche Herz ſein Altar. Tugendhafte Handlungen ſind allein die Verehrung und die Opfer, die ihm gefallen; ſein Geſetz hat nur Eine Lehre; ſie heißt: Sey glücklich, ohne dein Nebengeſchöpf zu beleidigen; und handle gegen Andre, ſo wie du willſt, daß ſie gegen dich handeln.“

„Bey ſolchen Begriffen, deren Inbegriff man Religion, oder wie man ſonſt will, nennen kann, gibt es eine andere Moral als diejenige, welche die Natur ſelbſt einflößt.“

Dieſe ſyſtematiſche Politik erhielt den größten Beifall des Convents. Wie aber das Sprichwort ſagt, daß der Teufel oft ſeinen Bruder verläßt, ſo ging es auch Danton. Seine hölliſche Rotte, die ihm ſo ſehr anhing, verließ ihn jetzt. Er entfernte ſich nun von der Verſammlung, und zeigte ſich nirgends. Allerley Gerüchte wurden bey dieſer Gelegenheit verbreitet. Diejenigen, die zu ſeinem Nachtheil gereichten, wurden durch Robespierre veranſtaltet, der, ungeachtet er ſelbſt unmoraliſch und fanatiſch war, ihm doch einen geheimen Groll nachtrug. Unter den widerſinnigen Gerüchten der jacobiniſchen Schriftſteller war auch dieſes, daß Danton heimlich an den preuſſiſchen Hof geſandt worden ſey; ja es wurden ſchon viele Speculationen über die Wahrſcheinlichkeit gemacht, daß republicaniſche Liſt, oder republicaniſche Beſtechung, einen weſentlichen Einfluß auf den preußiſchen Monarchen haben würden. Der Vernünftige behandelte indeſſen dieſe Gerüchte mit der Verachtung, die ſie verdienten; in der völligen Ueberzeugung, daß Danton zu klug ſey, um ſich über die Gränzen der franzöſiſchen Republik hinaus zu wagen, beſonders eines ſo lächerlichen Projectes wegen, als die Jacobiner ausgeſonnen hatten. Andere ſchloſſen mit größerm Grunde, daß er, gleich Thomas Payne, in irgend einem elenden Loche verborgen ſey, um den Sturm zu vermeiden, der jetzt über ſo viele Convents-Glieder losbrach, und der ſogar drohete, andere unglückliche Schlachtopfer mit doppelter Wuth zu treffen. Es zeigte ſich indeſſen bald, daß Danton nach ſeiner Zurückkunft aus Belgien unpäßlich geweſen ſey, (wenigſtens gab er dieſes vor;) nun aber zeigte er ſich auf einmal ganz unverhoft auf der Rednerbühne des Convents, und erhielt die Glückwünſche ſeiner Mordbrüder.

Seine Zuſammenkunft mit Robespierre war im eigentlichſten Sinne komiſch. Nach allerley Vorwürfen und Scheltworten lobten ſie Einer des Andern Fähigkeiten; drückten ſich die Hände, und umarmten ſich. Eine Deputation von Bürgern aus Havre de Grace meldete, daß verſchiedene flüchtige Royaliſten ſich ins Departement der Nieder-Seine gerettet hätten, und darin Aufruhr zu erregen ſuchten; ſie bat daher, der Convent möchte die Revolutions-Armee mit der Guillotine dahin ſchicken. Dieſe Revolutions-Armee trägt ſchwarze Uniform mit rothen Rabatten, und hat eine blutfarbigte rothgeſtreifte Fahne, die vor jedem Hauſe, das durchſucht werden ſoll, aufgepflanzt wird. Der Hausherr muß alsdann eine ſehr genaue Auskunft über ſich und ſein Vermögen geben; und die Armee nimmt alles Eigenthum, was zum Dienſte der republicaniſchen Truppen für tauglich befunden wird, und oft auch den Eigenthümer ſelbſt, mit ſich fort.

Die Bitte der Deputation aus Havre ward in derſelben Sitzung durch einen andern Bürger unterſtützt, der die Bemerkung hinzufügte, daß Pitt ein Complott gemacht habe, um ſich jenes Hafens zu bemächtigen. Bey dieſer Gelegenheit ſagte Danton, das Volk hätte ein Recht ſich in Geſellſchaften zu verſammeln, ohne Erlaubniß des Convents oder des Miniſters. Hier wurde er unter dem lauteſten Murren der Zuſchauer-Bühnen, von Coupé unterbrochen. Danton ſpielte indeſſen ſeine Rolle noch mit vorzüglicher Kunſt; er weinte, oder ſtellte ſich wenigſtens ſo, als wenn er weinte, da ihm ſeine Stimme ihren Dienſt verſagte, als er ſeinen Patriotismus zu vertheidigen ſuchte. Dieß nahm endlich Robespierre über ſich; die Tribunen klatſchten Beifall, und der Präſident gab Danton den Bruderkuß, worauf ſeine Volks-Gunſt noch größer als jemals wurde.

Robespierre, der vor dieſer Geſchichte ſich immer ſcheuete, ſeinen Freund Barrere im Jacobiner-Club zu vertheidigen, übernahm jetzt mit Entſchloſſenheit die Vertheidigung ſeines Feindes Danton. Was kann wohl der Grund hievon geweſen ſeyn? Nichts anders als dieſes:

er fürchtete, der Bürger Barrere würde, ungeachtet aller ſeiner ſchönen Plane zur Rettung und zur Glückſeligkeit der Republik, zuletzt mit der Guillotine belohnt werden; er beſorgte eine ähnliche Belohnung ſeiner Dienſte; und ſchützte ſich nun hinter Danton.

Da der erwartete Krieg zwiſchen Danton und Robespierre ſich mit einer brüderlichen Umarmung und einem Bürgerkuſſe endigte, ſo kann man mit Wahrſcheinlichkeit behaupten, daß die ganze vorgebliche Freundſchaft nichts anders, als ein bloßer Vorwand geweſen ſey, um das Volk zu hintergehen; es iſt kein Zweifel, daß die beiden Helden jetzt eine Zwiſtigkeit mit einander hatten, da ſie jeder darnach ſtrebten, den höchſten Grad von Volksgunſt zu erlangen, und Menſchen ihrer Art beſtändig eiferſüchtig auf einander ſind. Sie ſahen aber weislich ein, daß ihr Streit ſich mit ihrem beiderſeitigen Sturze endigen könnte, und vereinigten ſich daher als Freunde, um ſich wechſelſeitig zu unterſtützen. Danton zeigte ſich auch Robespierre gefällig, als dieſer dem Convent erklärte, das Volk müßte völliges Zutrauen in die Ausſchüſſe des öffentlichen Wohls und der allgemeinen Sicherheit ſetzen, als die einzigen

Mittel, die Republik zu retten. Alle Maaßregeln waren bisher über Erwartung gelungen; und nach Robespierre war Danton die conſequenteſte Perſon im Convent.

Als die pariſer Gemeinde vor den Schranken erſchien, und der Präſident ihre Adreſſe verlas, worin von der neulichen Exiſtenz einer ſchrecklichen Verſchwörung, von der glücklichen Entdeckung derſelben, von der gegenwärtigen Sicherheit, und von dem Glückwunſche des ganzen pariſer Volkes die Rede war, mit einer ſchließlichen Ermahnung an den Convent, ſtandhaft auf ſeinem Poſten zu bleiben, drückte ſich Danton folgendermaßen aus:

„Der National-Convent, vom Volke unterſtützt, wird jedes Complott ſcheitern machen; das letztere iſt völlig vereitelt worden, und der Convent und das Volk werden Sorge tragen, daß alle Verſchwörer zur Strafe gezogen werden. Das von Bourdon vorgeſchlagene Decret iſt nicht hinlänglich. Wir müſſen uns auf die Ausſchüſſe verlaſſen, und ſie in ihrem Laufe nicht aufhalten; ſie ſind gleichſam der Vortrab bey unſern politiſchen Bewegungen. Fürchtet nichts, Franzoſen! noch nie war die Republik ſo

„groß und ſo glorreich als jetzt! Jetzt iſt die „Zeit, die für ihren Triumph beſtimmt iſt! Die „Menſchen werden jetzt einſehen, wozu ſie geſchaffen ſind, und ſich nicht mehr durch Spitzfindigkeiten hintergehen laſſen. Ich bin überzeugt, daß die große Majorität der Mitglieder, „die den allgemeinen Rath der Pariſer ausmachen, aus eifrigen Patrioten beſteht. Ich verlange daher, daß alle Bürger, die irgend etwas, „in Beziehung auf die neue Verſchwörung, zu entdecken oder vorzuſchlagen haben, ſich an die Ausſchüſſe des öffentlichen Wohls und der allgemeinen Sicherheit wenden, die hiervon ſo bald als „möglich Bericht abſtatten ſollen. Laßt uns alle „erklären, daß wir dieß thun wollen; ich ſelbſt „will mein Aeußerſtes thun, obgleich der Ariſtocratismus und Moderantismus ſich ſo viele boshafte Mühe gegen mich gegeben haben. Ihr „habt die revolutioniſtiſche Regierung angenommen, die ich euch vorgeſchlagen habe, und die „mit aller Schnelligkeit der andern Regierungen, „die Offenherzigkeit der Freiheit verbindet. Aber „wir wollen ſuchen der Republik zu dienen; und „ich verlange, daß alles an die Ausſchüſſe des öf-

„fentlichen Wohls und der allgemeinen Sicherheit „verwieſen werde.“

Danton trug nachher darauf an, daß der Wohlfahrts-Ausſchuß den Plan über ein National-Tagebuch einreichen ſolle, um darin das Protocoll aller Sitzungen genau einzutragen, auf welches ſich die Redner, in Rückſicht der richtigen Darſtellung ihrer Reden, verlaſſen könnten.

Danton's Triumph war zu groß, um lange dauern zu können; es iſt daher kein Wunder, daß ſeine Laufbahn plötzlich ein Ende nahm, beſonders unter Menſchen, deren tägliche Bemühungen darauf abzielten, ſich unter einander auszurotten. Am 30ſten März 1794 wurde Danton, nebſt drey andern Deputirten, auf Befehl der Ausſchüſſe arretirt. Am folgenden Tage äußerte Legendre großes Erſtaunen darüber, dieſe Männer, beſonders den berühmten Danton, in Verhaft zu ſehen. „Sind ſie ſchuldig, ſagte er, ſo „will ich der erſte ſeyn, der ihre Beſtrafung fordert; aber Ihr müßt ſie anhören; ich bin rein, „und glaube, daß Danton eben ſo iſt.“

Legendre ward hier mit Lerm unterbrochen, und fürchtete, wie er ſagte, daß Privatfeindſeligkeiten Männer aufopfern würden, die der Revolution große Dienſte geleiſtet hatten. Er ſprach von ſeinen eigenen Verbindungen mit Danton; von dem, was dieſer als Juſtiz-Miniſter im Jahre 1792 gethan hatte, und ſchloß mit dem Antrage, daß die in der vorigen Nacht in Verhaft genommenen Deputirten an den Schranken des Convents gehört werden ſollten. Dieſer Antrag erhielt von Verſchiedenen Beifall; aber Fayan bemerkte, daß man keine Ausnahme von allgemeinen Regeln machen müßte. Die Menſchen, ſagte er, müßten nach ihrem ganzen Betragen, und nicht nach ihrem Benehmen in beſondern Zeitpuncten beurtheilt werden. Die Ausſchüſſe, fuhr er fort, wären verpflichtet, innerhalb 24 Stunden über die Urſachen der Verhaftnehmung Bericht zu erſtatten; und er verlangte daher, daß man die Arretirten nicht hören ſolle.

Robespierre, deſſen lange erſtickte Feindſchaft gegen ſeinen Nebenbuhler jetzt freien Lauf bekam, entſchloß ſich, dieſe günſtige Gelegenheit zu ergreifen, auf Einmal ſeinen mächtigen Mitwerber zu ſtürzen, von dem er wohl wußte, daß er ihn ohne Verzug und ohne Gnade zertreten würde, wenn er ihn unter ſeinen Füßen hätte. Er unterſtützte daher Fayau, und überließ es der Verſammlung, wohl zu überlegen, ob gewiſſe Menſchen mächtiger ſeyn ſollten, als ihr Vaterland. Er konnte nicht begreifen, warum einige Perſonen jetzt einem Antrage Beifall gaben, der bereits von Danton, zu Gunſten des Chabot und Bazire gemacht, und von der Verſammlung verworfen wurde. Er achtete nicht auf die Lobeserhebungen, die gewiſſe Leute den Verhafteten und ihren Freunden gaben. Er wollte nicht wiſſen, was ein Mann in dieſer oder jener Periode gethan hatte, ſondern wie ſein Betragen während ſeiner ganzen politiſchen Laufbahn geweſen ſey. Er bemerkte, daß alles, was man von Danton ſagte, ebenfalls zu Gunſten Briſſot's, Hebert's und Chabot's geſagt werden könnte, die in gewiſſen Zeitpuncten Vertheidiger der Freiheit waren. Auch konnte er nicht begreifen, warum man Danton ein Vorrecht zugeſtehen ſollte, das ſeinem Freunde Fabre d'Eglantine verweigert wurde.

„Man bemühet ſich, ſetzte Robespierre hinzu, euch über den Misbrauch der Gewalt zu beunruhigen. Was habt ihr aber gethan, das Ihr nicht frey gethan habt? das nicht zur Er-

„haltung des Vaterlandes mit beigetragen? das euch nicht den Segen des Volks erworben hat? Man fürchtet wahrlich, als könnten einzelne Perſonen aufgeopfert werden! Setzt Ihr Mistrauen in die Gerechtigkeit, die des Volkes Hoffnung ausmacht? Ich erkläre Jeden für ſchuldig, der jetzt zittert. Auch mich ſuchten ſie zaghaft zu machen; Danton's Freunde haben geſchrieben, daß ich unter den Streichen der Ariſtocraten umkommen muß, wenn Danton geſtürzt wird. Sie glaubten, alte Verbindungen würden mich verleiten, den Lauf der Gerechtigkeit zu hemmen. Was frage ich nach den Gefahren, die mich bedrohen? Mein Leben gehört meinem Vaterlande; mein Herz iſt von Vorwürfen frey, und über alle Furcht erhaben. Auch ich war ein Freund von Pethion, von Roland, von Briſſot; — ſie verriethen ihr Vaterland, und ich erklärte mich gegen ſie. Danton wünſcht an ihre Stelle zu treten. Danton iſt, in meinen Augen, bloß ein Feind ſeines Vaterlandes. Die Strafbaren ſind nicht ſo zahlreich, als man uns einreden will; die Strafbarſten ſind diejenigen, die gern Herrſcher und Götzen haben möchten. Einigen Mitgliedern etwas ge-

„ſtatten, das man andern verſagt hat, wäre eine „Beleidigung gegen die Freiheit. Die Sache der „Verbrecher kann nur allein durch ihre Mitſchuldigen vertheidigt werden.“

Barrere folgte Robespierre auf die Rednerbühne. Er äußerte mit ihm eine gleiche Meinung, und bemerkte, daß der Convent mit Recht für einen ariſtocratiſchen Senat gehalten werden würde, wenn die verhafteten Deputirten an den Schranken gehört werden ſollten. Eine ſolche Unbeſtändigkeit in den Grundſätzen, fügte er hinzu, würde ein directer Tadel aller frühern Verfahrungsarten des Convents ſeyn. Man decretirte daher, daß die arretirten Mitglieder nicht gehört werden ſollten.

St. Juſt ſtattete im Namen des Wohlfahrts- und des Sicherheits-Ausſchuſſes über alle Verſchwörungen Bericht ab, die nach einander die Republik erſchüttert, und ſämmtlich zum Zwecke hatten, die Königswürde wiederherzuſtellen, und die Freiheit zu vernichten. Hebert ſchilderte er als einen Anhänger der Königswürde, der an dem politiſchen Horizonte erſchien, und ſich einer groben ungeſchliffenen Sprache bediente, um das Volk zu hintergehen. Fabre d'Eglantine, der Schutzredner des Orleans, nannte er einen biegſamen, ſich einſchmeichelnden, liſtigen, und arbeitſamen Menſchen, der jede Sprache redete, allen Leidenſchaften ſchmeichelte, einer jeden Partey anhinge, der ein feiner Beobachter, ein Prophezeiher künftiger Vorfälle wäre, und die Achtung Aller dadurch erworben hätte, daß er ihre Leidenſchaften ausforſchte. Als die Reihe an Danton kam, ſpottete St. Juſt über ſeinen vorgeblichen Patriotismus, da er mit Mirabeau, Dumouriez, Hebert und Herault conſpirirt hätte.

„Du ſuchteſt, redete St. Juſt den abweſenden Danton an, Mirabeau's Schutz, und bliebſt während ſeines Lebens ſtumm. Dieſer Factioniſt kannte den Werth deiner Verwegenheit, und zeigte dem Hofe eine drohende Stirn. Er ſtarb, und ſein Tod brachte dich wieder in deine vorige Dunkelheit zurück. Im Marsfelde erſchienſt du wieder, und damals war es, als du bey den Jacobinern die Motion des La Clos unterſtützteſt, und die bekannte Adreſſe mit Briſſot entwarfſt. Bald hierauf ſuchteſt du Ruhe in Arcis-ſur-Aube; kamſt aber am Abend des 10ten Auguſt's wieder zurück; und

„es bedurfte aller Ueberredungskunſt deiner Freunde, um dich aus dem Bette zu holen. Als Juſtiz-Miniſter warſt du von Schurken umgeben. Von Einem deiner Agenten, Noel, ſagteſt du ſelbſt, daß du ihn für einen unnützen Menſchen gehalten, ihn aber bewacht hätteſt. Fabre d'Eglantine überhäufteſt du mit Reichthümern; und durch deinen Einfluß wurde er ſowohl als Orleans zum Convents-Deputirten erwählt. In dieſem Convent warſt du ein Freund der Briſſottiner, mit denen du falſche Angriffe gegen dich ſelbſt verabredet hatteſt; als ſie deine Rechnung forderten, überreichteſt du ihnen den Oelzweig des Friedens. Du ſprachſt von deiner Kaltblütigkeit; wußteſt ſie aber bey der Vertheidigung Dumouriez's und Weſtermann's zu vergeſſen. Dumouriez, Danton, Fabre d'Eglantine und Lacroix, haben alle denſelben politiſchen Glauben, und gehören zu Einer Faction.“

Nachdem St. Juſt über den Character der erwählten Freunde Danton's hergefallen war, griff er den ſeinigen auf folgende Art an:

„Du, Danton! ſagte er, verbargſt durch äußere Blicke deine innere Schwachheit. Du

„fingſt

„ſingſt an wie der Donner; thatſt aber nie einen kräftigen Vorſchlag gegen die Föderaliſten. Du ſchienſt energievoll zu ſeyn; aber deine Energie war falſch; und wenn du im Monat März 1793, bey deiner Zurückkunft aus Belgien, eine Gährung in Paris veranlaßt, und einen Aufſtand erregt haſt, ſo wollteſt du bloß dadurch Dumouriez in den Stand ſetzen, mit ſeiner Armee gegen die Hauptſtadt zu marſchiren. Wie Sextus Quintus haſt du Simplicität erdichtet; aber blitzende Flammen blendeten bald die politiſche Schildkröte, und zeigten dich als ein wahres Chamäleon, mit den mannigfaltigen Farben deiner Verbrechen.“

Nach dieſem Berichte ward Danton mit den Deputirten Camille Desmoulins, Herault de Sechelles, Philippeaux und Lacroix in Anklageſtand geſetzt. Es ward ihnen vorgeworfen, mit Orleans, Dumouriez, Fabre d'Eglantine und andern Feinden der Republik complottirt, und an der Verſchwörung Theil genommen zu haben, die darauf abzweckte, die Monarchie wieder herzuſtellen, und die National-Repräſentation ſowohl, als die republicaniſche Regierungsform zu vernichten. Sie ſollten demnach mit Fabre d'Eglantine zugleich verhört werden.

Danton's Triumph war nun vorüber, und ein trauriges Ende folgte auf denſelben. Kurze Zeit nachher ſtattete St. Juſt einen Bericht über die gegenwärtige Lage der Dinge ab, und ſagte, daß Camille Desmoulins Frau Geld erhalten habe, um die Ermordung der Patrioten und des Revolutions-Tribunals zu veranſtalten. Er verglich die Lage des Convents, mit derjenigen des römiſchen Senats, und ſchlug darauf folgendes Decret vor:

„Das Revolutions-Tribunal ſoll den Pro-
„ceß gegen Danton, und die andern Theilneh-
„mer an ſeiner Verſchwörung, fortſetzen.“

Ehe dieſes Decret abgegeben wurde, verlangte Billaud Varennes, daß der Convent die Vorleſung des folgenden Briefes anhören ſollte, den der Ausſchuß von der Policey-Adminiſtration erhalten hatte.“

„Pariſer Gemeinde vom 4ten April.“

„Wir Adminiſtratoren des Policey-Departe-
„ments, verfügten uns in das Gefängniß Luxem-
„bourg, zufolge eines von dem Aufſeher deſſel-

„den

„ben erhaltenen Briefes. Daſelbſt erſchien der Bürger La Flotte, ehemaliger Miniſter der Republik in Florenz, vor uns, und erklärte folgendes: Er ſey den Abend vorher im Zimmer bey Arthur Dillon geweſen; dieſer habe ihm geſagt, daß Danton, Lacroix und Andere, an demſelben Tage vor dem Revolutions-Tribunal erkläret hätten, daß ſie auf keine Fragen anders antworten würden, als in Gegenwart ihrer Ankläger, Robespierre, Barrere und St. Juſt; das Volk ſey mit dieſer Entſchloſſenheit ſehr zufrieden; die Jury wüßte nicht recht, wie ſie ſich zu verhalten habe; und man beſorgte, der Wohlfahrts-Ausſchuß würde Befehl ertheilen, alle Gefangene zu ermorden, aus Furcht, daß ſie einen Aufſtand erregen könnten. Dillon hatte hinzugefügt, daß er mit Simon Mittel verabredet habe, um die Wächter zu beſtechen; daß Desmoulins Frau tauſend Kronenthaler unter den Pöbel austheilen würde, um das Revolutions-Tribunal zu umringen, und endlich, daß ein Aufſtand des Volks erregt werden ſollte, um die Gefangenen in Freiheit zu ſetzen. La Flotte ſagte auch,

„Dillon hätte ſehr gewünſcht, ihn zum Theilnehmer dieſer Verſchwörung zu machen.“

Dieſe Erklärung war von La Flotte unterſchrieben; worauf das von St. Juſt vorgeſchlagene Decret ſogleich angenommen wurde.

Danton und die übrigen Angeklagten hielten am 4ten lange Vertheidigungs-Reden vor dem Revolutions-Tribunal, und am folgenden Tage redete Couthon den Convent folgendermaßen an:

„Wir wollen euch einige Umſtände von demjenigen mittheilen, was ſich geſtern vor dem Revolutions-Tribunal ereignet hat, woſelbſt Vadier und ich gegenwärtig waren, ohne geſehen zu werden. Die Verſchwörer ſagten, es ſey nichts ruhmvoller, als ſich gegen eine conſpirirende Regierung zu verſchwören. Danton hatte ſogar die Verwegenheit, kleine Kügelchen den Richtern ins Geſicht zu werfen. Während der Zeit erwarteten Simon, Thouret und Dillon, im Gefängniſſe zu Luxembourg, in Begleitung ihrer militäriſchen Mitgefangenen, den Augenblick ihre Ketten zu zerbrechen; ſich der Zugänge zu den Ausſchüſſen des öffentlichen Wohls und der allgemeinen

„Sicherheit zu bemächtigen; ihre Mitglieder zu „ermorden; eine gleiche Barbarey gegen die pa„riſer Patrioten, und das Revolutions-Tribu„nal auszuüben; hierauf den jungen Capet „aus dem Tempel zu nehmen, und ihn in Dan„ton's Hände zu geben, der ihn dem Volke als „ſeinen neuen Deſpoten vorſtellen ſollte."

Der Proceß gegen Danton und die übrigen angeklagten Deputirten dauerte drey Tage, als der Präſident des Revolutions-Tribunals das Convents-Decret vorlas, welches die Endigung aller Proceſſe befiehlt, wenn die Jury, nach einer dreitägigen Diſcuſſion, erklären ſollte, daß ſie hinlänglich unterrichtet ſey.

Dieſem gemäß erklärten die Geſchwornen, daß ſie ſich in ihre Zimmer verfügen wollten, um über das gerichtliche Urtheil zu berathſchlagen. Als Danton und die Uebrigen die Antwort der Geſchwornen hörten, wurden ſie ganz aufrühriſch und widerſpenſtig, und wollten durchaus gehört werden. Danton vorzüglich war ſehr heftig und beleidigend. Weſtermann war ebenfalls ſtürmiſch. Der Präſident des Tribunals befahl daher, die Delinquenten wieder in ihr Gefängniß zurückzubringen.

Die Geſchwornen kamen bald nachher wieder zurück, und erklärten, daß ſie mit der Evidenz der bereits geſchehenen Verhandlungen hinlänglich zufrieden, und völlig unterrichtet wären.

Der öffentliche Ankläger erinnerte die Geſchwornen nun an die Verwegenheit und die Unverſchämtheit, welche die Angeklagten, beſonders Danton, während ihres ganzen Verhörs gezeigt hatten. Er wiederholte die Beleidigungen, die ſie ſich gegen die National-Gerechtigkeit erlaubt, und erinnerte an das Gelächter, die Spöttereien und die Drohungen, welche bey ihnen während des ganzen Proceſſes gedauert hatten. Auch brachte er das Decret in Erinnerung, das der Convent in Anſehung der Behandlung derjenigen abgegeben hatte, die den Präſidenten des Revolutions-Tribunals beleidigen würden. Das Tribunal erkannte nun, nach den Bemerkungen des öffentlichen Anklägers, Todesſtrafe gegen Danton und zwölf andere Perſonen, die noch an demſelben Tage hingerichtet werden ſollten.

Danton wußte von den Augenbick an, als er arretirt wurde, daß ſein Schickſal unvermeidlich ſey. Das Urtheil des Revolutions-Tribunals machte daher keinen merklichen Eindruck auf ſein

Gemüth; im Gegentheile, er bot ſeinen Verfolgern ſelbſt in der Stunde ſeines Todes Trotz, und bereitete ſich zur Hinrichtung ohne den geringſten ſichtbaren Schmerz. Sonnabend, den 5ten April, um 5 Uhr, wurden die Verurtheilten auf drey Karren aus der Conciergerie nach dem Revolutions-Platze geführt. Danton, Chabot, Lacroix, Fabre d'Eglantine und Herault de Sechelles ſaßen auf dem erſten Karren. Danton ward zuletzt hingerichtet; und obgleich er das traurige Ende ſeiner Gefährten, welche alle (Lacroix ausgenommen,) mit ungewöhnlicher Unerſchrockenheit ſtarben, vor ſich ſahe, verlor er dennoch nicht ſeine Faſſung. Als die Reihe an ihn kam, zeigte er die größte Verachtung des Todes, und gab ſich, ohne einmal zu murren, der fatalen Guillotine hin. Der ungeheure Volkszulauf war ſelbſt bey Ludwigs Tode nicht größer geweſen. Es herrſchte jedoch während der Hinrichtung die größte Stille.

6.

Neu-franzöſiſcher Eheſtands-Codex.

Art. 1. Die Ehe iſt ein Vertrag, durch den ſich Mann und Weib unter der Authorität der Geſetze, verbinden, mit einander zu leben, und die Kinder, die die Frucht ihrer Verbindung ſeyn werden, zu ernähren und zu erziehen.

Art. 2. Dieſer Vertrag kann nur durch den unveränderlichen Willen des Mannes, oder der Frau aufgehoben werden.

Art. 3. Um in dieſen Stand treten zu können, muß der Mann volle funfzehn, und das Weib dreizehn Jahre haben.

Art. 4. Haben Perſonen dieſes Alters noch Vater und Mutter, ſo ſind ſie verbunden, bey ihnen um die Einwilligung in ihre Heirath anzuſuchen.

Art. 5. Erhalten ſie binnen drey Tagen dieſe Einwilligung nicht, ſo haben ſie ihre Schuldigkeit gethan, und können heirathen, wenn ſie wollen.

Art. 6. Die **unter** dem beſtimmten Alter können nicht, ohne Einwilligung der Eltern, heirathen.

Art. 7. Iſt einervon den Eltern verſtorben oder aus dem Lande verwieſen, ſo iſt die Einwilligung des Andern hinreichend.

Art. 8. Im Fall Vater oder Mutter geſtorben oder verwieſen ſind, wendet der Minderjährige, der Luſt zu heirathen hat, ſich an die öffentliche Gerichts-Pflege, und erſucht ſie in ſeiner Sache einen Familienrath zuſammen zu berufen.

Art. 9. Dieſer Rath beſteht aus zwei nahen und zwei weitläuftigen Verwandten, die ſich an dem Wohnorte des Minderjährigen aufhalten; mit dieſen berathſchlagen ſich die öffentlichen Richter.

Art. 10. Sind weder ſolche, noch irgend andre Verwandten da, ſo wird ihre Stelle durch die Nachbarn des Minderjährigen, oder durch von ihm vorgeſchlagene und von der öffentlichen Rechtsverwaltung bewilligte Freunde der Familie erſetzt.

Art. 11. Dieſer Verſammlung macht der Minderjährige die Perſon bekannt, mit der er ſich verheirathen will.

Art. 12. Giebt der Familienrath nicht ſeine Einwilligung zur Heirath, ſo wird ſie einen Monat aufgeſchoben.

Art. 13. Iſt die Zeit des Aufſchubes verfloſſen, und beharrt der Minderjährige auf ſeinem Entſchluſſe, ſo kann die Verweigerung des Rathes nur unter folgenden Bedingungen weiter Statt haben:

Entweder, die Perſon, die er zu heirathen wünſcht, führt eine notoriſch-unordentliche Lebensart; oder es iſt über ſie die Strafe der Infamie ausgeſprochen, und das Geſetz hat dieſen Ausſpruch nicht wieder zurückgenommen.

In dieſen beiden Fällen kann die Heirath nur erſt in den Jahren der Majorennität vollzogen werden.

Art. 14. Keine verheirathete Perſon kann ein zweites Ehebündniß eingehen, wenn das erſte nicht vorher aufgehoben worden.

Art. 15. Zwiſchen ſehr nahen Blutsverwandten, z. B. zwiſchen Bruder und Schweſter, findet keine Heirath Statt.

Art. 16. Verwieſene Perſonen können nicht heirathen.

Art. 17. Jede Heirath wird in dem Wohnort der ſich Verbindenden öffentlich bekannt gemacht. Kann das nicht geſchehen, ſo iſt ihnen die Bekanntmachung erlaſſen.

Art. 18. Einwendung können nur Vater und Mutter und diejenigen machen, die mit der Perſon, die zu heirathen wünſcht, bereits in Verbindung ſtehen.

Art. 19. Das Geſetz erkennt keine Heirath für gültig, die den in den vorhergehenden Artikeln bezeichneten Einſchränkungen entgegen geſchloſſen iſt.

Von den Rechten der Verheiratheten.

Art. 1. Verheirathete Perſonen können die Dauer ihrer Verbindung, unter folgenden Bedingungen, frei beſtimmen.

Art. 2. Das Geſetz verbietet den Verheiratheten jeden Vertrag, welcher der gleichen Vertheilung ihres Nachlaſſes unter ihren Kindern oder andern rechtmäßigen Erben entgegen iſt.

Art. 3. Es iſt ihnen erlaubt, ſie mögen nun auf eine Zeitlang, oder ihr ganzes Leben zuſammen verbunden ſeyn, ſich einander ihr geſammtes Vermögen zu vermachen. Sind aber Kinder da, ſo hat der Geber nur zur Verſchenkung der Hälfte deſſelben das Recht.

Art. 4. Die Acte, welche die Dauer der Heirath beſtimmt, wird regiſtrirt, und bey dem öffentlichen Gerichte niedergelegt. Können die Contrahirenden nicht ſchreiben, ſo thut eine öffentliche Gerichtsperſon es an ihrer Stelle.

Art. 5. Das Verlangen der Contrahirenden iſt zur Schließung einer ſolchen Acte vollkommen hinreichend; im Fall der Minderjährigkeit haben nur Vater, Mutter und Vormund eine Stimme.

Art. 6. Von dem vorhandenen Vermögen oder Heirathsgute kann nur an dem Tage Beſitz genommen werden, an dem es regiſtrirt worden.

Art. 7. In Ermangelung eines Contractes, ſind die Rechte der Verheiratheten durch das Geſetz beſtimmt.

Art. 8. Alles, was den Verheiratheten beim Antritt ihres Eheſtandes an Baarſchaften, Möbeln, Hausrath u. ſ. w. gehörte; alles, was ſie ſich hernach durch ihren Fleiß erworben haben, liegende Güter und jedes perſönliche Eigenthum, beſitzen beide gemeinſchaftlich.

Art. 9. Beide, der Mann und die Frau, haben ein gleiches Recht an der Verwaltung ihres Vermögens.

Art. 10. Im Fall einer Eheſcheidung, nimmt jeder Verheirathete ſeine Anſprüche auf den Genuß des geſammten Vermögens und auf die Gewalt über daſſelbe wieder zurück; und es wird unter beiden eine gleiche Theilung des gemeinſchaftlich beſeßnen Eigenthums gemacht.

Art. 11. Haben ſie Kinder, und Einer von ihnen behält die Sorge für ihren Unterhalt und ihre Erziehung, ſo trägt der Andere zu beiden Ausgaben von ſeinem Vermögen bey.

Art. 12. Dieſer Beitrag wird freundſchaftlich feſtgeſetzt. Finden ſich Schwierigkeiten, ſo ſchlichtet ſie der Familienrath.

Art. 13. Jeder Vertrag, zum Genuß gleichſeitiger Vortheile, iſt durch die Scheidung aufgehoben, was aber einen individuellen anbetrift, ſo iſt derſelbe für die Perſon, der er zugeſtanden worden, nicht verwirkt, wenn ſie nicht auf die Scheidung angetragen hat.

Art. 14. Stirbt einer der Verheiratheten, ſo iſt der Ueberlebende verbunden, ein Inventarium über das gemeinſchaftlich beſeßne Vermögen zu machen.

Art. 15. Die Kinder einer durch den Tod getrennten Ehe erben unmittelbar von dem Verſtorbenen.

Art. 16. Sind die Kinder noch minderjährig, ſo genießt der Ueberlebende die Intereſſen ihrer Erbſchaft, bis ſie majorenn, oder verheirathet werden. Von dieſen Intereſſen beſtreitet er ihre Erziehung und Unterhaltung.

Art. 17. Sind keine Kinder da, ſo gehört das Vermögen des Verſtorbenen den nächſten Erben.

Art. 18. Iſt der Ueberlebende in dürftigen Umſtänden, ſo darf er Anſpruch machen, von dem Vermögen des Verſtorbenen unterhalten zu werden.

Art. 19. Die Summe dieſes Unterhalts wird verhälnißmäßig mit ſeinem und der Kinder Bedürfniß von dem Familienrathe beſtimmt.

7.

Beitrag
zur Geſchichte
der
franzöſiſchen Revolutions-Proceſſe.

Anklageacte
wider Adam Lux,
außerordentlichen Deputirten von Mainz, und deſſen Verhör vor dem Revolutions-Tribunale, am 14ten Brumäre im zweiten Jahr der Republik

Lux wurde nach ſeinem Namen, Zunamen, Alter, Stande, Geburtsorte und Wohnung gefragt.

Er antwortete: Er heiße Adam Lux, ſey ſieben und zwanzig Jahr und zehn Monate alt, außerordentlicher Deputirter von dem deutſchen Convent zu Mainz, gebürtig aus Opinburg im Churfürſtenthum Mainz, habe ſeine Wohnung zu Oſtenk, Mainz gegenüber, und logire zu Paris in der Mühlenſtraße (rue des Moulins) in dem Hotel der hollandiſchen Patrioten.

Der Actuarius las die Anklageacte vor, folgenden Inhalts:

Antoine-Quentin Fouquier, Ankläger bey dem Revolutions-Tribunal, ꝛc.

Erklärt, daß Adam Lux, außerordentlicher Deputirter des deutſchen Convents zu Mainz, am 24ſten verwichenen Julius, vor dem Sicherheits- und Aufſichtsausſchuß des National-Convents verhört worden iſt, und daß gedachter Ausſchuß den 28ſten deſſelbigen Monats einen Beſchluß genommen hat, kraft deſſen Adam Lux als Gefangener nach dem Verhaftshauſe, la Force genannt, gebracht worden; daß die Acten in der Sache dieſes Angeklagten den 31ſten Julius in die Regiſtratur des Revolutions-Tribunals abgeliefert, und daß er den 30ſten Auguſt von einem der Richter verhört worden;

Daß ſich, nach geſchehener Durchſicht beſagter Acten, von dem öffentlichen Ankläger, folgendes

des aus denſelben ergebe: **Adam Lux** iſt von dem deutſchen Convente zu Mainz als außerordentlicher Deputirter an den National-Convent abgeordnet worden, und in dieſer Eigenſchaft am 30ſten des letzten Märzmonats in Paris angekommen, um ein Decret auszuwirken, wodurch ſein Vaterland der franzöſiſchen Republik einverleibt würde. Er ging in die Geſellſchaft der Freunde der Freiheit und Gleichheit, welche ihn brüderlich unter ſich aufnahm. Die ſtrengen Grundſätze, zu welcher ſich dieſe wachſame und in ihren Geſinnungen beharrliche Geſellſchaft beſtändig bekennt, dienten bloß dazu, ihn zu erbittern, und ihm Grauen vor dieſem furchtbaren Palladium der franzöſiſchen Republik beizubringen, bei welchem er nur einmal erſchien.

Von ſeinem fanatiſchen, feurigen und kraftvollen Character hingeriſſen, wohnte er regelmäßig den Sitzungen des Convents bey, welcher zu der Zeit von einer freiheittmordenden Partei beherrſcht wurde. Die Stürme, die damals in ſeinem Buſen tobten, verwirrten und erhitzten ſeinen Kopf zu dem Grade, daß er den Entſchluß faßte, ſich an den Schranken des Convents zu erſchießen; doch hatte er **Guadet** und **Pethion** von dieſem Vorhaben unterrichtet, mit welchen beiden er ſich in eine enge Verbindung eingelaſſen hatte, welches durch verſchiedne Actenſtücke erwieſen iſt. In einem dieſer Stücke, welches von ſeiner Hand geſchrieben iſt, und den Tag nach ſeinem Tode ſollte vorgeleſen werden, findet ſich folgender Paragraph:

„Statt deſſen ſah ich, wie in dem Tempel der Freiheit ſelbſt eine Handvoll Ränkemacher, mit Hülfe der Tribünen, welche erkauft oder in Irrthum geführt waren, die Majorität des Convents beherrſchte. Kurz, meine eignen Beobachtungen zeigten mir bald Alles das, was Briſſot vor einigen Tagen in ſeiner merkwürdigen kleinen Schrift darthat. Da ich indeſſen immer die Majorität unverdorben ſah, ließ die Zukunft mir noch Hoffnungen übrig. Sie wurden aber faſt alle durch die Vorfälle vom 31ſten May und den beiden folgenden Tagen vereitelt, welche lächerlicher Weiſe eine Inſurrection genannt werden; ein beſchimpfender Name für den größten Theil der achtungswürdigen Pariſer, welche in der That betrogen, oder zu furchtſam waren; aber dieſe Furchtſamkeit kann ihnen ſehr theuer zu ſtehen kommen. Unglückliche! bedenkt ihr nicht,

„was dieſe fatalen Tage für Unglücksfälle über
„eure Häupter herbeiführen werden, dieſe ſchrecklichen
„Tage, deren Lächerlichkeiten und Greuel
„meine Feder nicht ſchildern ſoll. Die Jacobiner
„und die Häupter der pariſer Municipalität haben
„die Unverletzlichkeit der Nationalrepräſentation,
„dieſes Palladium der franzöſiſchen Freiheit, vernichtet;
„das heißt, ſie haben eine wahre Gegenrevolution
„angeſtiftet, und die Departementer
„für ihre Unterthanen erklärt: und erhebt Jemand
„ſeine Stimme, ſo iſt er gewiß von dem Revolutionstribunale
„verurtheilt zu werden. Ehe die
„Köpfe der Oberhäupter von dem pariſer Gemeinde-Rathe
„unter dem Schwerte des Geſetzes
„fallen, muß dieſes bloß als eine willkührliche, ungerechte
„Handlung, als eine Unterdrückung angeſehen
„werden; denn das Vorangehen zur Guillotine
„kömmt den Häuptern der Gegenrevolution
„vom 1ſten Junius 1793 zu. Dieſe wurde von
„den Jacobinern angefangen, deren einzige Waffe
„die ſchwärzeſte Verläumdung iſt, wodurch ſie alle
„rechtſchaffene Leute und Männer von Talenten
„entfernt, und außer Wirkſamkeit geſetzt haben;
„ſo wenig wiſſen ſie, daß eine Republik nicht anders
„als durch die Talente und die Tugend ihrer

„erſten Bürger, und durch das Zutrauen zu denſelben gegründet und erhalten wird."

Ein anderer Paragraph.

„Seit dem 31ſten May iſt der National-Convent ſo gut als aufgehoben; die ganze höchſte Gewalt iſt uſurpirt, und in den Händen der Jacobiner, welche mir nicht fähig zu ſeyn ſcheinen, die Republik zu retten, weil ſich ihre ganze Geſellſchaft in entgegengeſetzte Parteien trennen wird, weil ſie weder Talente, noch das Zutrauen des franzöſiſchen Volks beſitzen. Werden die Departementer die groben Beleidigungen vergeſſen können, welche ihnen von dem ſogenannten ſouveränen Volke widerfahren ſind? von dieſem Volke, welches im Grunde bloß aus einer Handvoll Männer und Weiber von Paris beſteht, die ſich von den Anarchiſten hintergehen, oder bezahlen ließen? Ich meines Theils ſehe ſchon den bürgerlichen Krieg vor der Thür; laßt uns noch die auswärtigen Feinde hierzunehmen, und ſehen, ob es noch Mittel giebt, die Republik zu retten."

Ein anderer Paragraph.

„Der National-Convent iſt durch die Maskerade einer vorgeblichen Inſurrection aufgelöſt.

„Dieſes frevelhafte Unternehmen muß vor allen Dingen, es koſte auch was es wolle, wieder gut gemacht, das Anklagedecret wider die zwey und dreißig Mitglieder muß zurückgenommen, und dem National-Convente ſeine Freiheit geſichert werden. Sonſt iſt Alles verloren; und ihr, Pariſer, werdet den Bürgerkrieg in den Departementern ausbrechen ſehen, welche ſich lieber an euch rächen, und lieber von den europäiſchen Mächten, als von der proviſoriſchen Municipalität einer Stadtgemeinde einen Deſpoten annehmen werden. Das pariſer Volk muß endlich einmal die Augen öfnen, muß den Abgrund ſehen, der es ſchon zu verſchlingen droht, muß in der That wider ſeine anmaßende Municipalität aufſtehen, und die Unverletzlichkeit der Nationalrepräſentation wieder herſtellen. Geſchieht dieſes nicht, ſo iſt Paris entweder durch den Bürgerkrieg, oder durch die auswärtigen Feinde zu Grunde gerichtet. Wenn die Repräſentation wieder hergeſtellt iſt, muß ſie den pariſer Gemeinderath aufheben, die Oberhäupter beſtrafen, ſich der unruhigen Jacobiner mit Gewalt verſichern, und die Urverſammlungen der Republik zuſammenberufen, um ihnen eine republicaniſche Conſtitution zur An-

„nahme vorzulegen, wodurch der Zuſtand der Armen, ohne tiranniſche Behandlung der Eigenthümer verbeſſert, und der gegenwärtige Krieg der Sansculotten gegen die Reichen geendigt werde."

Ein anderer Paragraph.

„Meiner Meinung nach kömmt Alles darauf an, die ganze vollziehende Gewalt den Händen eines fähigen, ſichern, tugendhaften und republicaniſch denkenden Mannes vorläufig zu übertragen: ohne das ſcheint mir die Rettung der Republik unmöglich; und ihr, Männer vom Berge, werdet aufgehängt, und wie Federvieh erwürgt werden; denn die Oeſtreicher würden eurer nicht mehr als der übrigen ſchonen. Sagt mir, wer hat die römiſche Republik aus ſo vielen Gefahren gerettet? war es nicht eine einſtweilige Dictatur? Ihr braucht nur einen Mann zu finden, auf deſſen Tugend ihr euch genug verlaſſen dürfet, um ihm dieſe Dictatur anzuvertrauen. Findet ihr einen ſolchen Mann nicht, oder habt ihr kein Vertrauen zu ihm, ſo ſeyd ihr alle mit einander verloren. Dieſer koſtbare und ſeltne Mann iſt vielleicht Roland."

Ein anderer Paragraph.

„Dieſe Menſchen, die jetzt auf ihr glückliches Unternehmen und die Verlängerung ihrer Herrſchaft ſo ſtolz ſind, wiſſen nicht, daß nichts von ſo wenigem Beſtande iſt, als die Tiranney und widerrechtlich angemaßte Gewalt; ohne es zu vermuthen, werden ſie ſich bald ſelbſt durch ihre Uneinigkeiten zu Grunde richten, die ihrem Ausbruche nahe ſind, und deren erſte Opfer dieſe Ehrſüchtigen ſeyn werden, welche die freiheitmordenden Maximen der Jacobiner kennen, und ſich derſelben als Werkzeuge bedienen werden, um die Herrſchaft an ſich zu reiſſen. Aber ihr Fall iſt nahe; ſie werden unglücklich, und zu gleicher Zeit entehrt ſeyn. Ja ſelbſt die Männer vom Berge werden ſehen, daß ſie verkehrt denkenden Menſchen zu Decretsmaſchinen dienten, Menſchen, die ſogar gegen ihre Beförderer undankbar ſind; denn die Bosheit verleugnet ſich nie. So öfnet denn die Augen, brave Männer vom Berge, deren Kraft ich oft bewunderte, und deren Verirrung ich beweinte, und ſeht den Abgrund, worin ihr durch diejenigen gerathen werdet, die von euch geſchützt wurden, und die, um der Strafe zu entgehen, die ſie durch ihre Verbrechen verdienten,

„ten, euch nöthigen ihre Mitſchuldigen zu werden.“

Ein anderer Paragraph.

„Männer vom Berge, es ſcheint mir unmöglich die öffentliche Sache und euch ſelbſt zu retten, wenn ihr nicht euer Unrecht wieder gut macht, wenn ihr euch nicht mit den achtungswürdigen Mitgliedern des Convents vereinigt, die jetzt verhaftet ſind, und deren unverzeihliche Verbrechen mir in ihren republicaniſchen Geſinnungen und in ihren Einſichten zu beſtehen ſcheinen. Vereinigt euch mit ihnen; ich hoffe, ſie haben Eifer genug für das Beſte des Vaterlandes, um euch zu vergeben. Nach dieſer Vereinigung werdet ihr die pariſer Municipalität mit allen ihren Canonen zittern, ihr werdet ſie bey dem Anblick einer einträchtigen und muthigen Volksrepräſentation die Knie beugen ſehn.“

Es ergiebt ſich ferner aus beſagten Acten, daß **Adam Lux** der Verfaſſer einer kleinen Schrift, betitelt: **Charlotte Corday**, iſt, welche die pomphafteſte Vertheidigung enthält, mit den Phantaſeien einer zärtlichen Leidenſchaft untermiſcht, wovon ſein Herz für dieſes verwünſchungswürdige Ungeheuer durchdrungen ſcheint, und mit dem Wunſche, ihr in die Wohnungen der Seligen nachzufolgen.

Obiger Darſtellung zufolge hat der öffentliche Ankläger wider Adam Lux gegenwärtige Anklage aufgeſetzt, nach welcher demſelben folgende Puncte zur Laſt fallen: daß er boshafter und vorſetzlicher Weiſe durch ſeine aufrühriſchen Schriften einen Bürgerkrieg zu veranlaſſen geſucht, daß er als Grundſatz feſtgeſetzt hat, Frankreich brauchte einen Dictator, und Roland allein wäre der Mann, der dieſen monſtruöſen Poſten bekleiden könnte; daß er die conſtituirten Autoritäten herabzuwürdigen geſucht, und die Partey der verdorbenen Mitglieder genommen hat, welche der National-Convent von ſich ausſtieß; und endlich, daß er die Tapferkeit und den Muth der Mörderin Marats beſungen hat.

In Folge deſſen bittet der öffentliche Ankläger, daß ihm die Einreichung gegenwärtiger Anklage von dem verſammleten Tribunal beſcheinigt werde :c.

Der Präſident zu dem Angeklagten. Um welche Zeit ſind Sie zu Paris angekommen?

Antw. Am dreißigſten des vorigen Märzmonats.

Was war der Bewegungsgrund Ihrer Reiſe nach Paris?

Antw. Die Vereinigung meines Vaterlandes mit Frankreich.

Was war der Erfolg Ihrer Sendung?

Antw. Mein Geſuch wurde zugeſtanden.

Was für Gründe haben Sie abgehalten nach Mainz zurückzukehren, nachdem Sie den von Ihren Committenten erhaltenen ehrenvollen Auftrag ausgerichtet hatten?

Antw. Weil Mainz von den Preußen beſetzt wurde.

Hatten Sie nicht vielmehr die Abſicht Ihren beſtändigen Aufenthalt zu Paris zu nehmen?

Antw. Nein.

Haben Sie keine freundſchaftliche Verbindungen mit gewiſſen Deputirten geknüpft?

Antw. Ich habe mich nach dem Convent auf die Bühne der Suppleanten begeben; dort habe ich, nachdem meine Ideen eine gewiſſe Feſtigkeit erhalten hatten, mit Guadet und Pethion genaue Bekanntſchaft gemacht.

Haben Sie ihnen nicht ihr Vorhaben bekannt gemacht, ſich an den Schranken des National-Convents zu erſchießen?

Antw. Ja.

Haben Sie ihnen nicht dieſes Vorhaben in der Abſicht mitgetheilt, der Faction nützlich zu werden, und von ihnen Unterſtützung zu erhalten?

Antw. Nein.

Um welche Zeit haben Sie ihnen dieſes Vorhaben mitgetheilt?

Antw. Ich ſprach davon den 6ten Junius mit Guadet.

Es wurden dem Angeklagten verſchiedne Actenſtücke vorgelegt, welche er als von ihm geſchrieben anerkannte.

Es wurde ein Brief vorgeleſen, welchen er am 6ten Junius an Guadet geſchrieben hatte, und worin er demſelben meldet, er ſey willens ſich ſelbſt zu entleiben, mit der Bitte René Girardin dieſen Brief leſen zu laſſen, damit dieſer ſeinen Leichnam auf dem Hügel, dem Grabmale Joh. Jac. Rouſſeaus gegen über, beerdigen laſſe, mit dieſer einfachen Inſchrift: Hier ruht Adam Lux, Johann Jacob Rouſſeaus Schüler.

Der Präſid. zu dem Angekl. Wie haben Sie Guadet und Pethion von dieſem Vorhaben unterrichtet? Iſt dieß mündlich oder ſchriftlich geſchehen?

Antw. Bloß mündlich.

Was ſagten Sie dazu?

Antw. Sie beſtritten mein Vorhaben, und hielten mich von der Ausführung deſſelben ab.

Ich halte Ihnen vor, daß ein guter Staatsbürger ſein Blut nicht anders als für ſein Vaterland oder für ſeine Freiheit vergießt, und ſein Leben nicht ſo ohne Nutzen verſchwendet, wie Sie ſagen, daß Sie haben thun wollen.

Antw. Ich wollte dieß thun, um frey zu ſeyn.

Sie ſagen in einem Ihrer Briefe, Sie ſeyn ſich ſelber genug; und doch befragen Sie Andre, wenn es auf Selbſtentleibung ankömmt. Sollten hier nicht von Ihrer Seite Ränke zum Grunde liegen? Hatten Sie nicht etwa die Abſicht, die Augen der Faction auf ſich zu ziehen?

Antw. Es iſt wahr, daß ich Andre zu Rathe gezogen habe; ich werde aber ſogleich ſagen, was mich von der Ausführung meines Vorhabens abgehalten hat.

Es wurde ein andres Schreiben des Angeklagten an Guadet vorgeleſen, worin er dieſem meldet: er habe alle ſeine Gründe erwogen, aber ſie nicht hinreichend gefunden; er wolle alſo die franzöſiſche Freiheit und die Verfolgung ihrer eifrigſten Vertheidiger nicht überleben; er bittet ihn am Ende, ſich nach ſeinem Tode zu erinnern, daß er ſeine Frau und ſeine Kinder ohne Brod hinterlaſſe.

Der Präſid. zu dem Angekl. Iſt da nicht das Räthſel aufgelöſt? war nicht Ihre Abſicht die, der Faction, durch Ihre Ergebenheit für die Partey derſelben, Geld abzulocken?

Antw. Nein; ſie befanden ſich damals im Arreſtationsſtande.

Das wohl; aber in Ihren Schriften ſind die Beweiſe, daß Sie hoften, die Faction würde bald über diejenigen ſiegen, die Sie Anarchiſten nannten.

Antw. Ich habe nie dieſen Gedanken gehabt.

Woven lebten Sie zu Paris?

Antw. Von einer Vergütung, die der National-Convent mir bewilligt hatte.

Haben Sie zu Mainz nicht andre Geſchäfte als den Ackerbau getrieben?

Antw. Ich war Doctor der Philoſophie.

Dem Angeklagten wurden verſchiedne Druckſchriften vorgelegt, und er wurde aufgefodert zu erklären, ob er dieſelben anerkennte.

Antw. Ja, ich erkenne ſie als von mir geſchrieben.

Wer hat Ihnen das Geld zum Druck derſelben vorgeſchoſſen?

Antw. Niemand hat mir Geld dazu vorgeſchoſſen; ich habe ſie auf meine Koſten drucken laſſen.

Wie ſtark war die Auflage?

Antw. Daran erinnere ich mich nicht mehr

Da Sie aber in einem Ihrer erſt vorgeleſenen Briefe erklären, daß Sie kein Brod für ſich und Ihre Familie haben, wie konnten Sie denn ſo 60 bis 80 Livers hingeben?

Antw. Und doch habe ich ſelbſt die Koſten bezahlt.

Sollte nicht vielmehr die Faction die Koſten getragen haben?

Antw. Nein.

Es wurde das Blatt vorgeleſen, welches den Titel führt: Charlotte Corday, von Adam Lux, außerordentlichem Deputirten von Mainz.

Der öffentliche Ankläger bemerkte, daß die Schreibart in dieſem Blatte ſehr von der Schreibart der übrigen, bey dem Angeklagten gefundenen Schriften abginge; dies, ſetzte er hinzu, begründet die Vorausſetzung, daß die Faction ſich einen Menſchen zu eigen gemacht habe, der ſich ihr zum Ränkemachen darbot.

Der Präſident bemerkte hierauf, die Ausdrücke, deren er ſich darin bediente, wären dieſelbigen, die Pethion zu Caen brauchte. Es kömmt darin die Stelle vor: Der Meuchelmord iſt ein Verbrechen; aber derjenigen, die Marat ermordete, gehört in der Geſchichte ein ausgezeichneter Platz neben Brutus, und der folgende Ausdruck: die Guillotine iſt ein Altar.

Sollte dies Blatt Ihnen nicht von Caen aus zugeſchickt ſeyn, um es in Paris anheften zu laſſen?

Antw. Nein, es iſt zu Paris gedruckt worden.

Haben Sie vom 6ten verwichenen Junius bis den 19ten Julius die franzöſiſche Sprache ſtudiren können?

Antw. Ich habe Bücher geleſen.

Alles läßt vermuthen, daß Sie es abgefaßt, und Andre es ausgefeilt haben.

Antw. Ich bin der alleinige Verfaſſer geweſen.

Wie heißt der Drucker?

Antw. Ich will den, der es gedruckt hat, nicht nennen; es iſt genug, daß ich deswegen in Verlegenheit gekommen bin, ohne noch Andre hineinzuziehen.

Es ſcheint, Ihr Gewiſſen ſagte Ihnen, daß Sie Unrecht thäten, da Sie Ihre Meinungen heimlich drucken ließen.

Antw. Ich habe meine Meinungen nie heimlich drucken laſſen, da ſie keine andre Grundſätze enthielten, als die einem Freunde der Freiheit anſtändig ſind.

Sind Sie, wie Sie ſagen, ein Freund der Freiheit, warum nennen Sie den Drucker nicht?

Antw. Das würde unnütz ſeyn, da dieſes Blatt nie öffentlich bekannt gemacht iſt; auch werde ich deswegen keine Auskunft darüber geben, um Niemanden Verdrießlichkeiten zuzuziehen.

So ſcheint es alſo gewiß zu ſeyn, daß Sie wußten, es wäre ein Verbrechen.

Antw. Das glaube ich nicht.

Kannten Sie das Geſetz, worin es unterſagt wird die Dictatur vorzuſchlagen?

Antw. Ja.

Warum unterſtanden Sie ſich denn, die Dictatur, und zur Bekleidung dieſer Stelle Roland vorzuſchlagen, welchen Sie einen tugendhaften Mann nennen, indeß er überall der Böſewicht, der Treuloſe heißt?

Antw. Ich halte ihn für tugendhaft: was Andre von ihm denken, kümmert mich wenig.

Wie hatten Sie Roland kennen lernen?

Antw. Ich kannte ihn bloß durch ſeine Schriften.

Wie durften Sie einen Menſchen tugendhaft nennen, der die Papiere aus dem eiſernen Wandſchranke wegnahm, dann dieſe Papiere in den National-Convent brachte, und ſagte, er hätte ſie nicht durchgeſehen, nachher aber äußerte, die Anarchiſten könnten durch den Inhalt derſelben zum Stillſchweigen gebracht werden, welches bewies, daß er ſie wirklich durchgeſehen hatte?

Antw. Ich bin hierin meinem Gewiſſen und meiner Ueberzeugung gefolgt.

Der öffentliche Ankläger ging die Klagepuncte einzeln durch.

Der Defenſor wurde mit ſeinen Vertheidigungsgründen gehört.

Der Präſident wiederholte kürzlich die verhandelte Sache, und ſetzte die Streitpuncte feſt, auf deren Grund folgendes Urtheil geſprochen wurde:

Zufolge der einmüthigen Erklärung der Geſchwornen, des Inhalts: 1) daß die Abfaſſung und der Druck ſolcher Schriften erwieſen ſind, welche den Vorſchlag enthalten, die Nationalrepräſentation aufzuheben, und eine die Souveränität des Volks verletzende Gewalt in Frankreich wieder einzuführen; 2) daß Adam Lux der Verfaſſer dieſer Schriften iſt: erklärt das Tribunal die Requiſition des öffentlichen Anklägers für ſtatthaft, und verurtheilt den beſagten Adam Lux zum Tode, dem erſten Artikel des vorgeleſenen Geſetzes vom 29ſten des letzten Märzmonats gemäß; erklärt ſein Vermögen der Republik erworben, und zum Nutzen derſelben eingezogen, und verordnet, daß das gegenwärtige Urtheil binnen vier und zwanzig Stunden, auf Anſuchen des öffentlichen Anklägers, vollzogen, gedruckt, und in der ganzen Republik bekannt gemacht werden ſoll.

Das Urtheil wurde an dem nämlichen Tage gegen 5 Uhr Nachmittags vollzogen.

Anklageacte, Unterſuchung und Urtheil in der Sache der Bürgerin

Maria Olympia de Gouges. *)

Die Angeſchuldigte erſchien den 12ten Brumäre im zweiten Jahre der Republik vor dem Revolutionstribunal.

Sie wurde um ihren Namen, Zunamen, Alter, Stand, Geburtsort und Wohnung befragt.

Antw.

*) Dieſe unglückliche Dame war eben diejenige, die ſich erboten hatte, Ludwig XVI vor dem Convent zu vertheidigen.

Antw. Sie nennte ſich Maria Olympia de Gouges, wäre 38 Jahr alt, beſchäftigte ſich mit den Wiſſenſchaften, wäre von Montauban gebürtig, und wohnte zu Paris in Harlays-Straße, in der Section vom Pont-Neuf.

Der Actuarius lieſt die Anklageacte vor, folgendes Inhalts:

Antoine Quentin Fouquier Tinville, öffentlicher Ankläger bey dem Revolutionstribunal, ꝛc.

Erklärt, daß durch einen Beſchluß der Poliçeiverweſer vom 25ſten des verwichenen Julius, unterzeichnet Louvet und Baudrais, verordnet worden, daß Maria Olympia de Gouges, verwitwete Aubry, wegen eines von ihr verfaßten Werkes, welches dem von der ganzen Nation erklärten Wunſche entgegen, und den Geſetzen wider alle diejenigen, die eine andere Regierungsform, als eine einzige und untheilbare Republik, vorſchlagen würden, zuwiderlaufend iſt, nach dem Verwahrungshauſe, die Abtey genannt, ſolle gebracht, und die Beweisſtücke dem öffentlichen Ankläger bey dem Revolutionstribunal ſollen zugeſandt werden; daß dem zufolge die Angeſchuldigte nach dem beſagten Verwahrungshauſe gebracht, und die Beweisſtücke den 26ſten Julius dem öffentlichen Ankläger zugeſtellt, und den folgenden 6ten Auguſt von einem der Richter des Tribunals zum Verhör der beſagten de Gouges geſchritten worden.

Aus der Unterſuchung der niedergelegten Beweisſtücke, nebſt dem Verhör der Angeſchuldigten, geht hervor, daß, dem von der Majorität der Franzoſen geäußerten Wunſche einer republicaniſchen Regierung zuwider, und mit Hindanſezzung der wider alle diejenigen, die eine andre Regierungsform vorſchlagen würden, gegebnen Geſetze, Olympia de Gouges ſolche Schriften verfaßt und herausgegeben habe, die nicht anders als wie freventliche Angriffe auf die ſouveräne Gewalt des Volkes können betrachtet werden, indem ſie dahin abzielen, eine Sache, worüber daſſelbe ſeinen Willen förmlich erklärt hat, als problematiſch vorzuſtellen; daß in ihrer Schrift, die drey Urnen, oder das Wohl des Vaterlandes betitelt, ſich der Plan der freiheitmordenden Faction wiederfinde, welche verlangte, daß das Urtheil über den von dem Volke ſelbſt verurtheilten Tirannen dem Volke zur Sanction ſollte vorgelegt werden; daß die Verfaſſerin dieſes Werkes offenbar zum Bürgerkriege auffoderte, und die Staatsbürger wider einander zu bewaffnen ſuchte, indem ſie die Zuſammenkunft der Urverſammlungen vorſchlug, um zu berathſchlagen und zu ſtimmen, ob die monarchiſche Regierungsform, welche die höchſte Nationalgewalt auf immer abgeſchafft hatte, oder ob die republicaniſche untheilbare Regierung Statt finden ſollte, welche von der Nation durch das Organ ihrer Repräſentanten ſchon gewählt und feſtgeſetzt war, oder ob endlich das Föderativſyſtem anzunehmen wäre, welches die Quelle unabſehbarer Uebel ſeyn, und die Freiheit unfehlbar zerſtören würde.

Nicht ohne den heftigſten Unwillen hören Männer, die ſeit vier Jahren unaufhörlich die größten Aufopferungen für die Freiheit machten, welche am 10ten Auguſt den Thron und den Tirannen ſtürzten, welche muthig den Waffen des Deſpoten trotzten, und ſeine Complotte, die Complotte ſeiner Sclaven und der das öffentliche Zutrauen hintergehenden Verräther vereitelten; Männer, welche die Tiranney dem rächenden Schwerte des Geſetzes unterwarfen, müſſen zürnen, wenn dieſe Gouges ihnen ſagt, **Ludwig Capet** regiere noch unter ihnen.

Es iſt nicht möglich ſich in den treuloſen Abſichten dieſer Verbrecherin, noch in ihren heimlichen Anſtiften zu irren, wenn man bemerkt, wie ſie in allen den Werken, wozu ſie wenigſtens ihren Namen geliehen hat, über die wärmſten Freunde, über die unerſchrockenſten Vertheidiger des Volks, die bitterſten Verläumdungen in vollem Maaße ausſchüttet.

Dieſe Abſichten zeigen ſich deutlich in einem bey ihr gefundenen Manuſcripte, welchem ſie bloß deswegen einen patriotiſchen Titel vorgeſetzt hat, um ihr Gift deſto freier zu verbreiten, und worin ſie dem Ungeheuer, welches die Meſſalinen und die Medicis übertraf, dieſe verruchten Ausdrücke in den Mund legt: dieſe Zettelſchmiede, dieſe Schmierer ſind nicht mehr werth, als ein Robespierre, ein Marat; ſie nehmen die Sprache des Patriotismus an, um deſto leichter im Namen des Volks alles umzukehren; ſie dienen zum Schein der Propagande, und nie beförderten Factionshäupter beſſer die Sache der Könige; ſie führen zu gleicher Zeit zwey Parteien an, welche mit raſchen Schritten auf das nämliche Ziel zugehen; — ich liebe dieſe unternehmenden Menſchen; ſie beſitzen die ſchwere Kunſt die ſchwachen

Sterblichen durch tief angelegte Plane zu hintergehen; ſie ſahn es gleich anfangs ein, daß ſie, um mir zu dienen, einen entgegengeſetzten Weg einſchlagen müßten. Wünſche Dir zu Deiner Klugheit Glück, Calonne; dies iſt Dein Werk!

Kurz, dieſes Werk enthält offenbar eine Auffoderung zur Wiederherſtellung der königlichen Gewalt, von Seiten einer Frau, die in einer ihrer Schriften geſteht, die Monarchie ſcheine ihr die dem Geiſte der Franzoſen angemeſſenſte Regierungsart; die in der in Rede ſtehenden Schrift als ausgemacht behauptet, die Stimmen für die Errichtung der Republik ſeyen nicht frey geweſen; die endlich in einer andern ſich nicht entblödet, den Verräther Isnard zu parodiren, und auf ganz Frankreich das anzuwenden, was dieſer bloß von der Stadt Paris geſagt hatte, von dieſer Stadt, welche ſo oft von Königlichgeſinnten und Föderaliſten verläumdet wurde.

Obiger Darſtellung zufolge, hat der öffentliche Ankläger wider Maria Olympia de Gouges, verwitwete Aubry, gegenwärtige Anklage aufgeſetzt, nach welcher derſelben folgende Puncte zur Laſt fallen: daß ſie boshafter und vorſetzlicher Weiſe Schriften verfaßt hat, worin die ſouveräne Gewalt des Volkes angegriffen wird, welches ſich, eben damals als dieſelben abgefaßt wurden, für die Errichtung einer einzigen und untheilbaren Republik erklärte; Schriften, deren Zweck dahin ging, die monarchiſche Regierungsform, welche es förmlich verworfen hatte, wieder herzuſtellen, ſo wie das Föderativſyſtem einzuführen, wowider es ſich nachdrücklich erhob; daß ſie unter beſagten Schriften, welche zu dieſen Zwecken abzielten, das Werk, die drey Urnen, oder das Wohl des Vaterlandes betitelt, hat drucken und einige Exemplare davon austheilen laſſen; und daß ſie an der Austheilung einer größern Anzahl von Exemplaren, ſo wie an der Anzeige des beſagten Werkes, bloß durch die Verweigerung es anzuzeigen und durch ihre ſchleunige Verhaftnehmung iſt verhindert worden; daß ſie dieſes Werk an ihren Sohn abgeſchickt hat, welcher bey der Armee in der Vendée als Staabsofficier dient; daß ſie in andern gedruckten und ungedruckten Werken, namentlich in dem Manuſcripte, das gerettete Frankreich, oder der enthronte Tirann betitelt, ſo wie in der öffentlichen Anzeige mit der

Ueberſchrift, Olympia de Gouges an das Revolutionstribunal, geſucht hat, die conſtituirten Autoritäten herabzuwürdigen, dei Freunde und Vertheidiger des Volks und der Freiheit zu verläumden, und zwiſchen den Repräſentanten und den Repräſentirten Mistrauen zu erregen, welches den Geſetzen, und namentlich dem Geſetze vom 4ten des verwichenen Decembers, zuwider läuft.

In Folge deſſen bittet der öffentliche Ankläger, daß ihm von dem verſammleten Gerichtshofe gegenwärtige Anklage beſcheinigt werde, ꝛc.

In dieſer Sache wurden nicht mehr als drey Zeugen abgehört. Der Bürger, der das Anſchlagen der öffentlichen Anzeigen beſorgt, ſagte aus, er hätte eine gewiſſe Anzahl Exemplare von einer Druckſchrift unter dem Titel, die drey Urnen, anſchlagen ſollen; er hätte ſich aber, nachdem er ſich von denen in dieſer Schrift enthaltenen Grundſätzen unterrichtet hätte, dieſes zu thun geweigert.

Auf die Frage, zu welcher Zeit ſie dieſe Schrift abgefaßt hätte, antwortete die Angeklagte: es wäre m verfloſſenen May geſchehen. Sie ſetzte hinzu, ihr Bewegungsgrund dazu wäre geweſen, weil ſie

im

in vielen Departementern, und namentlich in Bordeaux, Lyon, Marſeille, Gewitter hätte aufſteigen ſehen; ſie wäre hierdurch auf den Gedanken gekommen, alle Parteien zu vereinigen, und jeder die freie Wahl derjenigen Regierungsform zu laſſen, bey der ſie ſich am beſten ſtehen würde; ihre Abſichten müßten übrigens beweiſen, daß ſie nichts als das Glück ihres Vaterlandes dabey vor Augen gehabt hätte.

Sie wurde hierauf befragt, wie ſie, die Angeklagte, die ſich für eine ſo gute Patriotin ausgäbe, im Monat Junius Gründe zum Vergleiche, wie ſie dieſelben nennte, bey einer völlig ausgemachten Sache hätte brauchen können, indem ſich das Volk damals ſo ſtark für die eine untheilbare Republik erklärt hätte. Sie antwortete: für dieſe Regierung hätte auch ſie als für die beſte geſtimmt; ſeit langer Zeit hätte ſie keine andre als republicaniſche Geſinnungen öffentlich bekannt, wie die Geſchwornen durch ihr Werk von der Sclaverei der Negern ſich davon überzeugen könnten.

Naulin, Subſtitut des öffentlichen Anklägers, las ein Schreiben von der Angeklagten an Herault

rault-Sechelles vor, worin ſich föderaliſtiſche Grundſätze finden.

Die Angeklagte antwortete auf dieſe Thatſache: ihre Abſichten wären, wie ſie ſchon geſagt hätte, rein geweſen; ſie wünſchte, ſie könnte die Bürger Geſchwornen in ihrem Herzen leſen laſſen, damit ſie von ihrer Liebe zur Freiheit und ihrem Haſſe gegen jede Art von Tiranney möchten urtheilen können.

Auf die Frage, ob ſie ſich für die Verfaſſerin eines Manuſcriptes unter dem Titel, das gerettete Frankreich, oder der entthronte Tirann, bekennte, antwortete ſie mit Ja.

Als ſie befragt wurde, warum ſie der Perſon, die in dieſem Stücke Capets Gemalin vorſtellen ſollte, beſchimpfende und treuloſe Declamationen wider die eifrigſten Vertheidiger der Volksrechte in den Mund gelegt hätte, antwortete ſie: die Gemalin Capets führte da die Sprache, die ſich für ſie ſchickte; übrigens wäre die Anzeige, weswegen ſie vor Gericht ſtände, nie angeſchlagen worden; um ſich nicht zu compromittiren, hätte ſie ſich entſchloſſen vier und zwanzig Exemplare an den öffentlichen Wohlfahrtsausſchuß zu ſenden, welcher ſie zwey Tage darauf in Verhaſt nehmen ließ.

Der öffentliche Ankläger machte hier der Beklagten die Bemerkung, daß, wenn ihr Aufſatz, die drey Urnen betitelt, nicht angeſchlagen wäre, dies daher käme, weil oben beſagter Zeuge ſich nicht damit habe befaſſen wollen; die Angeklagte geſtand dieſes Factum ein.

Sie wurde gefragt, ob ſie nicht ſeit ihrer Verhaſtung ein Exemplar mit einem Briefe an ihren Sohn geſchickt hätte. Antwort: dieß wäre wahr; und ihre Abſicht dabey wäre geweſen, ihn von der Urſache ihres Verhaftes zu unterrichten; übrigens wüßte ſie nicht, ob ihr Sohn ihren Brief empfangen hätte; ſeit langer Zeit hätte ſie keine Nachricht von ihm erhalten, und ſie wüßte gar nicht, wo er geblieben wäre.

Die Angeklagte wurde aufgefodert, ſich wegen verſchiedner Stellen in folgenden angeſchlagnen Aufſätzen zu vertheidigen: Olympia de Gouges, Vertheidigerin Ludwig Capets, ein Aufſatz, welchen ſie während dem Proceſſe deſſelben geſchrieben, und Olympia de Gouges an das Revolutionstribunal. Sie antwortete hierauf bloß in redneriſchen Ausdrücken,

und

und beharrte bey ihrer Verſicherung, ſie wäre immer eine gute Bürgerin geweſen, und hätte nie Ränke gemacht.

Sie wurde ferner aufgefodert, ſich deutlich und beſtimmt zu erklären, wie ſie in Abſicht auf die getreuen Volksrepräſentanten dächte, welche ſie in ihren Schriften beſchimpft und beleidigt hätte. Die Angeklagte antwortete, ſie hätte ſie als Ehrſüchtige angeſehen; und dieß wäre noch jetzt ihre Meinung von ihnen.

Zu ihrer Vertheidigung ſagte die Angeklagte, ſie hätte ihre Glücksumſtände zu Grunde gerichtet, um die Grundſätze der Revolution zu verbreiten; ſie hätte die Volksgeſellſchaften von Perſonen ihres Geſchlechts gegründet, ꝛc.

Indem die von dem öffentlichen Ankläger vorgebrachten Klagepuncte kürzlich zuſammengenommen wurden, machte die Angeklagte, bey Anhörung der wider ſie vorgetragenen Beweiſe, unaufhörlich allerhand gezwungene Geberden; bald zuckte ſie die Achſeln; bald ſchlug ſie die Hände zuſammen, und hob die Augen gegen die Decke des Saals auf; dann drückte ſie auf einmal durch eine redende Geberde das Erſtaunen aus; dann ſah ſie die Verſammlung an, lächelte den Zuſchauern zu, ꝛc.

Folgendes iſt das wider ſie ausgeſprochene Urtheil:

Nachdem die geſchwornen Männer einmüthig erklärt haben: 1) daß ſich bey den Acten Schriften befinden, welche die Wiederherſtellung einer die Volksſouveränität verletzenden Gewalt beabſichtigen; 2) daß **Maria Olympia de Gouges**, ihrer Angabe nach, verwitwete **Aubry**, als Verfaſſerin dieſer Schriften überwieſen iſt: ſo erkennt das Gericht auf den Antrag des öffentlichen Anklägers, und verurtheilt die beſagte **Maria Olympia de Gouges**, verwitwete **Aubry**, zur Todesſtrafe, dem erſten Artikel des Geſetzes vom 29ſten des letzten Märzmonates gemäß, welcher vorgeleſen worden, und folgendermaaßen abgefaßt iſt: „Wer überwieſen werden „wird, Werke oder Schriften verfaßt oder gedruckt zu haben, welche zur Auflöſung der Nationalrepräſentation, zur Wiederherſtellung der „königlichen, oder irgend einer andern die Volksſouveränität verletzenden Gewalt aufwiegeln, „der ſoll vor das Revolutionstribunal gefodert, „und am Leben geſtraft werden;“ erklärt das

Vermögen der beſagten Maria Olympiſa de Gouges der Republik erworben, dem zweiten Artikel, Titel II, des Geſetzes vom 10ten des gedachten Märzmonates gemäß, welcher ſo lautet: „Das Vermögen derjenigen, die zum Tode verurtheilt werden, ſoll der Republik anheim fallen, und es ſoll für den Unterhalt der „Witwen und Waiſen geſorgt werden, wenn ſie „ſonſt kein Vermögen beſitzen."

Verordnet, daß, auf ſchleunige Betreibung des öffentlichen Anklägers, das gegenwärtige Urtheil auf dem Revolutionsplatze dieſer Stadt vollzogen, gedruckt, in der ganzen Republik bekannt gemacht und angeſchlagen werden ſoll. Und da die beſagte Maria Olympia de Gouges öffentlich erklärt hat, daß ſie ſchwanger ſey, ſo verordnet das Tribunal auf Requiſition des öffentlichen Anklägers, daß dieſelbe von beeidigten Wundärzten, Aerzten und Hebammen des Tribunals beſucht und unterſucht werden ſoll, um die Richtigkeit oder Unrichtigkeit ihrer Erklärung außer Zweifel zu ſetzen, damit das Tribunal auf ihren beſchwornen und gerichtlich eingegebnen Bericht ſprechen könne, was Rechtens iſt.

Vor der Abgabe des Urtheilſpruchs hatte der Präſident die Angeklagte gefragt, ob ſie über die Anwendung des Geſetzes noch Vorſtellungen zu machen hätte, worauf ſie antwortete: Meine Feinde werden nicht das Vergnügen heute haben, mein Blut fließen zu ſehen; ich bin ſchwanger, und werde der Republik einen Bürger oder eine Bürgerin geben.

Die Geſundheitsbeamten unterſuchten ſie denſelbigen Tag, und erkannten ihre Erklärung für falſch.

Das Urtheil wurde an dem nämlichen Tage um vier Uhr Nachmittags vollzogen. Indem die Angeklagte das Blutgerüſte beſtieg, blickte ſie auf das Volk, und rief aus: Kinder des Vaterlandes, ihr werdet meinen Tod rächen. Alle Zuſchauer riefen: es lebe die Republik, und die Hüte wurden in die Luft geſchwenkt.

8.

Ueber Geographie in politiſcher Hinſicht

von Mercier.

Wer in der Regierung des Weltalls einen beſtimmten Plan zuläßt, und die Worte: Ohngefähr und Fatalismus, als Unſinn verwirft; wer mit einem beobachtenden Bicke die ältern und neuern Reiche der Erde durchwandert, wird auf der Oberfläche derſelben überall eine Ordnung der Demarcation, und den Finger gewahr werden, der, von einem Ende unſers Planeten bis zum andern, Gränzen und Schutzmauern feſtſetzte; er wird die Bewohner der Erde bis auf unſere Zeiten in einen geographiſchen Cirkel eingeſchloſſen finden, den die Natur zog, und in dem ſie nur dann glücklich zu ſeyn aufhören, wenn ſie ihn überſchreiten, oder nicht ganz ausfüllen.

Wenn wir uns, bey unſern Bemühungen, den ſteilen Gipfel der Metaphyſik zu erklimmen, beſtändig aufgehalten und zurückgeworfen, und, trotz der Anſtrengung unſerer Kräfte, alle Augenblicke ſchwindlicht fühlen ſo iſt das ein überzeugender Beweis, daß wir unſere Gränzen überſchreiten, und uns, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, über die Höhe unſrer natürlichen Kräfte hinaufſchwingen wollen; es iſt gleichſam ein geheimer Wink an unſre Ohnmacht, eine Zurechtweiſung unſrer voreiligen Schwäche! Aber in dem Gebiete der Natur hält die Vernunft unſer Beobachtung immer die Fackel vor, und leitet ſie auf einen Boden, auf dem ſie ſicher fußen, und zu den Grundſätzen gelangen kann, deren Folgen eben ſo einfach, als unleugbar ſind.

Laſſet uns alſo von nun an nur die Natur ſtudiren. Dieſes Studium hat mich überzeugt, daß die Natur bey der Einrichtung unſerer Erde die offenbare Abſicht hatte, die Staaten derſelben, ohne ihre Entfernung zu weit auszudehnen, beſtimmt von einander zu trennen, ihren Umfang geometriſch feſtzuſetzen, und jeden derſelben ſeinen

Bewohnern, ſo zu ſagen, zu einem beſtändigen Aufenthalt anzuweiſen; daß ſie unſerm Planeten die erhaltene Geſtalt darum gab, um durch die Schiffahrt das Band der Geſellſchaft und des Bedürfniſſes zwiſchen den entlegenſten Nationen zu knüpfen.

Dieſe Ueberzeugung auch zu der ſeinigen zu machen, darf man nur einen aufmerkſamen Blick auf unſre Landkarten werfen. Der beſtimmte Umfang der Staaten ſpringt hier in die Augen; Berge, Ströme und Flüſſe erſcheinen hier, als unwiderſprechbare Gränzen und Schutzmauern, die die gute Natur für die Sicherheit, Ruhe, und Erhaltung der menſchlichen Geſellſchaft gezogen hat.

Aber, indem die Natur die Staaten ſo abſichtlich von einander ſchied, ſo wollte ſie auch zugleich, daß ſie ſich einander ihre Vorzüge mittheilen ſollten. Dieſer Zweck iſt nicht zu verkennen. Wenn ich einen Magneten aufnehme, wenn ich dabey bedenke, daß dieſes unſcheinbare Product der Natur mir den Weg nach Norden auf das zuverläßigſte bezeichnet, und ſo die Schiffahrt auf den unbekannteſten Meeren möglich und zuverläßig macht, ſo halte ich einen unleugbaren Beweis von den Abſichten der Natur für das geſellſchaftliche Leben in meiner Hand. Alle ihre Anſtalten ſcheinen demnach keinen andern Plan zu haben, als die Staaten zu vereinigen und ſie untereinander gemeinſchaftlich an den Schätzen Theil nehmen zu laſſen, die ſie auf der Oberfläche der Erde ausgeſtreuet hat; und wenn ſie gleich hie und da durch große phyſiſche Criſen einen kleinen Erdſtrich zerſtört, ſo untergräbt ſie doch dadurch ihre wohlthätige Abſicht nicht. Dieſe Criſen waren zur Erhaltung des Ganzen nothwendig, und die ſcheinbare Zerſtörung iſt nichts, als eine neue Schöpfung; aus den verſchütteten Inſeln erheben ſich neue Meere. Noch nie hat eine ſolche Erderſchütterung, ein ſolcher neu entſtandner Strom die Gemeinſchaft der getrennten Länder für immer aufgehoben; im Gegentheil haben ſie dem Muth und dem Genie des menſchlichen Geiſtes eine neue Bahn zur Verbrüderung derſelben geöfnet. Nimmt man noch das in unſern Tagen entdeckte Verhältniß dazu, in dem die Geſtirne, die Berge und das Meer mit einander ſtehen, die untrügliche, ſich täglich beſtätigende Erfahrung, daß Winde, die in einer gewiſſen Zeit des Jahrs wehen, unſre Schiffe nach Indien bringen; Winde hingegen aus einer andern Jahrszeit ſie wieder in unſre Hafen zurückführen: ſo iſt es auch hier ganz unmöglich, die Abſicht der Natur zu verkennen, die uns dieſe wundervollen Wegweiſer gab, um die entfernteſten Völker der Erde einander näher zu bringen. Wahrlich, daß der Menſch die Kunſt erlernte ein Schiff zu bauen, eine Brücke über den Strom zu ſchlagen, und mit dieſen gebrechlichen Maſchinen den zürnenden Elementen gleichſam Trotz zu bieten, das beweiſt unwiderſprechbar den Plan der Natur, die Bewohner aller Himmelsſtriche zu allgemeinen Theilnehmern ihrer Segnungen zu machen.

Wer weiß, ob nicht Süden ſo gut ſeinen Magneten hat wie Norden, ob wir ihn gleich noch nicht entdeckt haben. Ein dunkles Gewölke verbirgt uns die Nationen, die das äußerſte Ende von Nordamerica bewohnen; aber ein kleiner Erdſtoß kann vielleicht ein Meer entſtehen heißen, das unſre Schiffe den neuen Völkern zuführte. Das Innere von Africa iſt uns nicht viel bekannter, als der Mittelpunct der Erde, und doch bedarf es nur eines glücklichen Umſtandes, uns den Weg dahin zu öfnen. Die Zwecke der Natur gehen früh oder ſpät immer mehr und mehr in Erfüllung.

Warum gab die Natur den Bergen einen ſanften Abhang? Sie wollte den Zugang zu ihnen frey laſſen, und den Eintritt in die Thäler erleichtern. Sehet da den Grund, aus dem ſie Flüſſen und Strömen zu werden gebot. Ueberall iſt in der Natur, wie im menſchlichen Körper, ein Umlauf der Lebensſäfte. Sie will, daß alle Völker der Erde durch die Bande der Geſellſchaft ſich einander nähern, aber, ohne zu grelle Vermiſchungen, ohne gewaltſames Sichandrängen. Gemeinſchaftlich ſollen Talent und Kenntniſſe ſich einander mittheilen, verbreiten, und das Menſchengeſchlecht vervollkommnen, und ſo ſelbſt die *Kunſt* Natur werden.

Auf den erſten Blick ſcheinen Europa, Aſien und Africa nur *ein* feſtes Land; und es iſt noch unentſchieden, ob America gegen den Pol zu nicht eine Verbindung mit den andern Welttheilen hat. Dieſe von der Natur ſelbſt miteinander verbundenen feſten Länder haben alſo ein natürliches Recht, ſich durch die Schiffahrt eine Bahn in ihre Staaten zu machen.

Wenn Japan gewiſſermaßen einen abgeſonderten Staat bildet, ſo iſt es doch mehr als wahrſcheinlich, daß in den benachbarten Ländern eines Tages der Handel emporkommen wird; dann werden auch die Hafen von Japan, für die Schiffahrt dieſer Staaten nun unentbehrlich, ſich öfnen, und dieſes Reich in den groſzen Plan, alle Völker der Erde durch Geſelligkeit aneinander zu knüpfen, mit einzugreifen, ſich genöthigt ſehen.

Die politiſche Oeconomie frage vor allem nur immer die geographiſchen Karten eines Landes um Rath, und ſie wird ſich überzeugen, daß die glücklichen Ereigniſſe deſſelben immer von ſeinen phyſiſchen Eigenheiten, das iſt, von ſeinen natürlichen Hülfsquellen und Vortheilen abhängen. Die Paſſage durch den Sund giebt dem Königreich Dänemark allein ſeine Exiſtenz; die Herzoge von Savoyen ſpielen in den italienſchen Kriegen eine wichtige Rolle, nicht ihre innere Stärke, ſondern der Steinklippen wegen, die ſie in den Stand ſetzen, den Eintritt in ihr Land zu öfnen oder zu hindern.

Die Geſetze der Politik hängen unleugbar in jedem Lande von der Herrſchaft des Localen ab. Es iſt falſch, daß ein und das nämliche Intereſſe alle Völker gleich binde. Die geographiſche Lage ſchreibt überall ein poſitives Geſetz vor, das ohne Nachtheil nicht umgeſtoßen werden kann. Die

Theorien ſind abgeſchmackt, die einem Lande Geſetze auflegen, die nur für ein anderes anwendbar ſind.

Das Locale iſt der einzige Schiedsrichter. Es iſt nichts leichter, als Geſetze machen, aber die vortreflichſten ſind leere Worte, wenn ſie ſich nicht anwenden laſſen. In dem Augenblick, in dem Friedrichs großer Geiſt in Preuſſen erloſch, hörte es gleichſam auf ein Königreich zu ſeyn; es wird ſich in Fürſtenthümer zerſtückeln. So lange die Schweiz ihre Gebirge behält, ſo lange wird ſie auch ihre Regierungsformen unveränderlich erhalten.

Was für einen Unterſchied in der Regierungsform eines Staats bringen nicht ſeine Gebirge und ſeine Flächen, ſeine Lage gegen Mittag, oder gegen Norden, die Höhe oder Seichtheit ſeiner Haſen, die Erſteigbarkeit oder der rauhe Abhang ſeiner Felſen hervor! Seine Gränzen, ſeine Bedürfniſſe, ſeine Nachbarſchaft, alles bringt eine unendliche Verſchiedenheit in ſeine Regierungsanſtalten.

Jede Regierungsform, ohne Rückſicht auf die Geographie und Hydographie eines Landes, ruht auf unſtatthaften Gründen. Die Natur will, daß der phyſiſche Zuſtand eines Landes die Baſis des moraliſchen Zuſtandes deſſelben werde, und die geographiſchen Karten ſind die trugloſeſte Fackel für den Verſtand eines Staatsmannes. Dieſe Fackel gewährt ein weit zuverläßigeres Licht, als alle die unnützen Speculationen der Cabinette, die nichts als ein leerer Schellenklingklang ſind.

Man ſehe die Lage von Tyrus, Carthago, Venedig, Genua, Amſterdam und London, ſo verſchieden ſie auch iſt; die Natur machte ſie zum Mittelpunct des wichtigſten Handels. Man verändere das Locale, und Hülfsquellen und Vortheile ſind nicht mehr dieſelben. Venedig war ehemals die Niederlage des ganzen Handels, und gleichſam das Band der drey damals bekannten Welttheile. Eine Fahrt nach Indien aber machte dieſer Herrlichkeit, ein Gegenſtand der Eiferſucht von dreißig Souverainen, plötzlich ein Ende.

Einem großen, zuſammenhängenden Reiche wird es leicht, ſich zu bereichern, und, wenn ich ſo ſagen darf, durch ſich ſelbſt zu beſtehen. Der Regent verſchiedner und zerſtreueter Staaten, wie der preuſſiſche Monarch, kann zwar ſelbſt dieſen von einander getrennten Provinzen durch eine weiſe Regierung Reichthum und Selbſtſtändigkeit geben, aber wird er ſich doch zu der Macht eines Beherrſchers emporſchwingen, deſſen Beſitzungen aneinanderhängen, und in einem Mittelpuncte ſich vereinigen?

Frankreich genießt dieſes glänzenden Vorzugs. Selbſt ſeine entfernteſten Theile bilden ſich durch ihre nahe Zuſammengränzung zu runden Gränzen; bieten ſich einander Unterſtützung, Producte, Kenntniſſe, Vertheidigung. Seine Provinzen hängen gleichſam aneinander; drey große Meere, und eine Kette von ſchrofen Gebirgen ſchließen es ein. Dieſe Flüſſe, Ströme und Berge haben den verſchiedenen Departements dieſes Reichs ihre Namen gegeben. Eine glückliche Idee, die gewiſſermaßen die Wahrheit veranſchaulicht, daß die Natur, bey der Hervorbringung der Staaten, auch ihre Eintheilungen zeichnete, und ihre Gränzen beſtimmte und weſentlich feſtſetzte.

Noch einmal, das Locale eines Landes beſtimmt ſeine Regierungsform. Die freie Regierung Englands iſt das Reſultat ſeiner Lage. Inſeln ſind vorzüglich geſchaffen, der Thron der Freiheit zu werden. Wenn die Ungarn unruhiger

higer ſind, als ein anderes Volk, ſo iſt ihr glücklicher Erdſtrich daran Schuld; ihr Boden trägt alle ihre Bedürfniſſe; ſie ſind ſich ſelbſt genug. Pohlen iſt von allen Seiten offen; es muß alſo zu ſeiner Vertheidigung unaufhörlich alle ſeine Kräfte aufbieten. Daher die beſtändige Uebung ſeiner Einwohner in den Waffen; daher bey der zahlreichen Menge ſeiner Soldaten das Elend, die Armuth und die Sclaverey ſeiner Bauern. Die nur zu bekannten Unglücksfälle dieſer Republik ſind alſo weit weniger das Reſultat ihrer fehlerhaften Conſtitution, als ihrer geographiſchen Lage, die ſie von allen Seiten dem Eindringen fremder Truppen preis giebt: ſie allein iſt die Quelle aller der betrübten und noch nicht geendigten Revolutionen, die dieſes bedaurenswürdige Land entkräften.

Italien bedarf nur eines Mittelpuncts der Regierung, um zu einem wichtigen Lande zu werden. Man mache dort eine Autorität zum Regenten, und es wird eine ganz andere Geſtalt gewinnen. Rußland läuft einmal Gefahr in zwey Stücke getheilt zu werden. Seine Hauptſtadt iſt übel ſituirt. Es iſt ein Rieſe mit einem fürchterlichen Haupte, der aber Mühe hat, ſich aufrecht zu erhalten.

Man ſieht aus dieſer Vergleichung, daß die Natur gegen Frankreich verſchwenderiſch war; es iſt, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, das Land ihrer Vorliebe; nach dem vollkommenſten Grundriſſe ward es von ihr gegründet, geſchützt und geſchirmt von allen Seiten. Siehe da den Grund ſeiner Stärke! Schwerlich wird man auf der Karte des Erdbodens ein ſchöner gelegenes, ein ergiebigeres, ein wichtigeres Land finden.

Ueber was für unermeßliche Beſitzungen in Europa, Aſien und Africa iſt nicht der türkiſche Sultan Selbſtherrſcher? Dennoch haben, weder der zwiefache Deſpotismus des Säbels und des Korans, noch Mahomeds und Selims Siege, bis jetzt ein Ganzes aus dem ottomanniſchen Reiche machen können; die Natur widerſetzte ſich, indem ſie dieſen ſtolzen und weitläuftigen Staat allzuſehr vereinzelte.

Man laſſe das deutſche Reich, das jetzt in ſo viel kleine Provinzen zerſtückelt iſt, durch einen neuen Meerarm plötzlich in zwey gleiche Theile zerſchnitten werden, wie ungleich mehr an innerer Kraft würde jeder dieſer Theile vor dem deutſchen Staatskörper in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt, voraushaben.

Was hat die Macht der vereinigten Niederlande, dieſer ſieben kleinen Provinzen, die die ſpaniſche Monarchie verſchlingen zu wollen ſchien, gegründet? Was hat dieſe in ihrem Urſprunge ſo unbedeutende, und unter allen europäiſchen beinahe ſchwächſte Republik zu einer der reichſten und bedeutendſten erhoben? Das Meer. Das Meer iſt es, das, ſie zu ſchützen und zu bereichern, ſeine Arme vervielfältigte. Es iſt der Hering, den ſie aus den Abgründen des Oceans hervorgehen hieß. Der legte den Grund zu ihrem Handel und Reichthume, der machte ihren Namen auf allen Meeren bekannt und reſpectabel. Der Hering eroberte ihr in Africa das Vorgebirge der guten Hofnung und öfnete ihrer oſtindiſchen Seecompagnie die großen Fortſchritte in Aſien.

Die Ordnung der Natur iſt überall dieſelbe. Wenn ſie ſich gleich zuweilen unſern Augen verbirgt, ſo herrſcht ſie darum nicht minder. Dieſe Bemerkung wird durch die Geographie auf das überzeugendſte beſtätigt. In der bloßen Lage der Staaten ſind die Grundriſſe des Plans zu erkennen, nach dem die Natur ihre Schöpfungen ordnet und leitet. Nichts abgeſchmackter daher, als die ehrgeitzigen Entwürfe jener großen

Staaten, die der weiſen Natur zum Trotz, andere große Reiche entweder an ſich reiſſen, und mit den ihrigen vereinen, oder ſie zerſtören und aufreiben wollen. Man gehe in das Alterthum zurück. Der Tigris und Euphrat ſchützten die Länder, die ſie begränzten, gegen die Anfälle aller Mächte, die wider ſie aufſtanden. Daſſelbe gilt von Arabien und Aegypten, ſelbſt als letzteres zu einer Provinz herabſank, behauptete es noch immer die Majeſtät eines Königreichs.

Bey der Erſcheinung der Römer herrſchte unter dem größten Theile der Staaten ein natürliches Verhältniß. Nur Aſien, die Wiege der erſten Menſchen, hatte mächtige Königreiche; das neubevölkerte Africa, beſonders der Occident, beſtand aus unzähligen kleinen, auf einander eiferſüchtigen Republiken und Völkerſchaften, und in Europa war das Uebergewicht der Wage nirgends zu überſchnellend. Dieſe ſchöne Ordnung kehrte die römiſche Ehrſucht plötzlich um. Sie unterwarf ſich Italien, bemächtigte ſich Siciliens, Spaniens; erſchütterte Carthago, und raubte Macedonien — Aſien und Africa wurden ihre Beute.

Gewiß würde ſich noch der ganze Erdball unter das römiſche Joch haben ſchmiegen müſſen, wenn nicht die Natur, die weiſe, die verherſehende Natur, der Freiheit des Menſchengeſchlechts eine ſichere Rettung vorbereitet hatte. Dieſe Rettung erwuchs aus der zerſtörenden Herrſchſucht ſelbſt. Rom erlag dem ungeheuren Umfange ſeiner Macht, und ſeine Herrlichkeit ward von dem Rieſenkörper ſeiner eignen Staatsverfaſſung zertrümmert. Die ſtolze Idee einer Univerſalmonarchie blieb ſchon damals eine Chimäre, und noch waren alle Kämpfe darum vergebens.

Hätten die Römer die politiſche Geographie zu Rathe gezogen, ſie hätten die eroberten Königreiche nicht in Provinzen verwandelt. Rom, ſich an einer gewiſſen Größe genügend, hätte ſich Gränzen ziehen können, in denen es ganz römiſch geblieben wäre. Nichts iſt der Natur gemäßer. als eine ſolche Ründung (Arrondiſſement); und die conſtituirende National-Verſammlung hat ſehr richtig behauptet, daß man Frankreich, um ſeine Kräfte zu verſtärken, in engere Gränzen einſchließen müſſe.

Die ungeheuren Eroberungen des römiſchen Reichs ſind geradezu die Urſachen ſeines Falles. Die Römer hatten eins der wirkſamſten Mittel, ſich zu erhalten, in ihren Händen, das, verſchiedne kleine, von einander unabhängige Staaten, nach verſchiedenen Regierungsformen zu bilden.

Es würde ihnen leicht geweſen ſeyn, ſich über dieſe Staaten eine gewiſſe Superiorität, und in einer Art von Abhängigkeit unter ihrer Oberherrſchaft zu erhalten Die Völker, die dieſe Staaten zuſammengeſetzt hätten, würden ſehr glücklich, und Rom ſeiner Macht beſtändig Herr geweſen ſeyn. Die Barbaren, genöthigt, jedes dieſer kleinen Ländchen beſonders anzugreifen, hätten ungleich mehr Widerſtand gefunden, als ihnen der von verſchiednen Seiten zugleich angegrifne ganze große Coloß entgegenzuſetzen im Stande war.

Ein kleiner Staat ficht, ſo zu ſagen, für ſeinen eignen Heerd. Daher ſein ſo oft glückliches Standhalten gegen die heftigſten Anfälle, ſein Aufrechtſtehen gegen Heere, die ihn ganz zu zertrümmern drohen. Rom, von ſolchen einzelnen Staaten geſchützt, hätte gewiß jeden Feind zurückgeſchlagen, und kein Eroberer entlegener Provinzen würde auf die Hauptſtadt der Welt einen Angrif gewagt haben.

Alexander war der glücklichſte aller Eroberer. Seine fortſchreitenden Siege erſchütterten die Welt auf eine heilſame Art. Er überwand Perſien, das es gewagt hatte, die Gränzen zu überſchreiten, die der Tigris und Euphrat zwiſchen ihm und den Völkern von Großaſien zog. Alexanders Eroberung führte in dieſem großen Erdtheile alles wieder zu ſeiner alten Ordnung zurück.

Das Partherland, in ſeine natürlichen Gränzen eingeſchloſſen, widerſtand glorreich den ſieggewohnten römiſchen Waffen; auf demſelben Boden, den ſie überwältigen wollten, wurden ſie zurückgeworfen.

Auf der andern Seite behauptete Aegypten, geſchützt und reich durch das rothe Meer, den Nil und die mittelländiſche See, vertheidigt durch ſeine Sandwüſten, die an ſeiner Stelle kämpften, und ganze Armeen verſchlangen, ſeinen Platz unter der Herrſchaft der Ptolomäer, und erhielt nachher ſeine Würde, ſelbſt unter den Feſſeln des Deſpotismus.

Arabien, der Nachbar des fruchtbaren Aegyptens, beſchirmt durch das rothe Meer, den Ocean, den perſiſchen Golf, ſeine Wüſten und Klippen, triumphirte über die vereinigte Kraft aller Eroberer, die ſich zu Herren deſſelben machen wollten.

In der That ſcheint Arabien durch ſeine Wüſten, ſeine Lebensart, die es nie verändert hat, und die eine Art Inſtinct bey ihm geworden iſt, das gebohrne Kind einer ewigen Unabhängigkeit zu ſeyn. Wie wäre es möglich, einem immer herumſchweifenden, auf ſeinen ungeheuren Landſtrecken die Wohnung beſtändig verändernden Volke das Joch über den Hals zu werfen? einem gegen Hunger und Strapatzen abgehärteten Volke, dem das ſitzende Leben eine Marter iſt? Ehe würde die Sclaverey von der ganzen Erde Beſitz nehmen.

Ich wiederhole es, je mehr man ſich auf das Studium der politiſchen Geographie legen wird, je mehr werden ſich die Völker überzeugen, daß die Natur die Gränzen der Staaten mit ihrem Finger bezeichnet hat, und daß es gegen die Ordnung der Dinge iſt, wenn ein Reich ſich in von einandergetrennten, und nicht zuſammenhängende Provinzen ausdehnt. Nur auf dieſem Wege werden wir zur Erkenntniß der weiſen Entwürfe kommen, durch die der große Urheber der Natur das Glück der Menſchen befördern wollte. Wir werden uns überzeugen, daß es ſo ſeyn mußte, wie er es anordnete, um den ehrgeitzigen Räuberplanen wahnſinniger Deſpoten die Spitze bieten zu können, und der Ruin derer, die ſeine wohlthätigen Maaßregeln überſchritten, wird uns die Wahrheit

heit mit Händen greifen lehren, daß jeder zu ungeheure Staat, über kurz oder lang, in ſich ſelbſt zerfällt, während daß die kleineren bleiben und ſich erhalten.

Dann wird der Geograph ein Politiker vom erſten Range werden. Bekannt mit dem wichtigen Einfluſſe der Ströme, Berge und Seeküſten, wird er jedem Volke den ihm zukommenden Wohlſtand, Reichthum und Vortheil vorzeichnen. Er wird ihm beweiſen, daß es ſich, ohne große Gefahr, weder enger zuſammenziehen; noch ohne beträchtlichen Verluſt, größer machen kann, als die Natur es ihm vorſchrieb. „Siehe da, wird er „ihm ſagen, den Ocean, der dich begränzt; ſiehe „hier das feſte Land, das dir jenen Berg zur „Gränze anweiſt; ſiehe dieſen Fluß, der dich von „deinem Nachbar ſcheidet.“ Keine albernen Verträge werden dann mehr den Hafen eines Fluſſes uns verſperren, und der Kaufmann ungehindert ſeine Producte den Strom hinab fremden Völkern zuführen. Die oberherrſchaftlichen Geſetze der Natur ſind älter, als die Diplomatik. Sie ſind auf dem Erdboden überall eingegraben, und ihre Verletzung erzeugt einen Widerſtand, der oft Jahrhunderte durchkämpft, bis die Staaten zu der ihnen von der Natur angewieſenen Ordnung zurückkehren, und nach ihren weiſen Vorſchriften Gränze und Ziel ihres Landes beſtimmen.

Dieſe Zeit iſt nicht mehr fern. Nach ſo vielen unnützen Verträgen wird man endlich auf die ewigen Geſetze der Natur wieder zurückkommen. Denn über die wahre und reine Ordnung der Dinge iſt die Natur der erſte Schiedsrichter. Erſt, wenn das Recht der Politik mit den weiſen Ausſprüchen der Natur Hand in Hand geht, wird es nicht mehr irren, und die Rechte des Menſchen werden unverletzt bleiben. Jene unnatürlichen Familienverträge und Theilungen werden umgeſtoſſen werden, und die phyſiſche Geſtalt der Erde wird die allgemeine Ueberzeugung hervorbringen, daß jeder Verſuch die Grundlinien des ewigen Grabſtichels der Natur zu vertilgen, nichts als das ärmliche und kindiſche Wagſtück eines lächerlichen Stolzes iſt.

9.

Ueber das Characteriſtiſche der franzöſiſchen Revolution.

Das Characteriſtiſche eines Dinges iſt dasjenige, wodurch es ſich von andern unterſcheidet. Man wird alſo hier alles weglaſſen, was etwa die franzöſiſche Revolution mit andern gemein haben möchte, und nur ſolche Unterſcheidungszeichen aufzeichnen, welche von den deutſchen Schriftſtellern entweder nicht bemerkt, oder deren Wichtigkeit nicht hinlänglich von ihnen gewürdigt worden. Das erſte Characteriſtiſche iſt ohne Zweifel die Revolution ſelbſt, in ſofern wie die Annalen der Welt von einem verfeinerten, üppigen, den höchſten Grad willkührlicher Gewalt zu dulden gewöhntem Volke reden, welches der bisherigen Progreſſion des Zuſtandes der Völker gerade zuwider, durch innere Revolutionen eine Republik errichtet hätte, oder auch nur, welches man auf gegenwärtigen Fall vielleicht anwendbarer finden möchte, die Abſicht geäußert hätte, eine Republik zu ſtiften. Ich weiß wohl, daß man eben hiedurch veranlaßt wird, zu behaupten, die Franzoſen könnten ſich nicht frey machen, weil es in der Geſchichte unerhört ſey, daß ein ſolches Volk der Sclaverey entſagt hätte; allein es ſey mir erlaubt, hierauf durch ein Argument zu antworten, wovon die deutſchen Schriftſteller, meines Wiſſens, noch nie Gebrauch gemacht haben; nämlich: die uns bekannte Geſchichte ſey nicht zureichend, uns über dasjenige, was vermöge der menſchlichen Natur möglich iſt, oder nicht, hinlänglich aufzuklären; und ſo wie die Zeit, in welcher man aſtronomiſche Beobachtungen gemacht hat, noch nicht hinreicht, die Bewegungen der Sonnen um Centralſonnen zu beſtimmen, ſo möchte auch wohl diejenige, da man den Menſchen beobachtet hat, zu kurz ſeyn, um alle Modificationen der menſchlichen Natur anzugeben; und da der Menſch perfectibel iſt, ſo möchte es wohl bey dieſen Umſtänden Verwegenheit ſeyn, die Gränzen des Möglichen und Unmöglichen zu ziehen.

Den Einwurf erwarte ich nicht: es habe doch ſchon Völker gegeben, die ſich vom Königthum befreiet hätten, als die Griechen, die Römer, die Schweizer, die Holländer; weil ein Jeder leicht geſtehet, daß der Zuſtand dieſer Völker ganz von demjenigen der Franzoſen verſchieden war. Nur mit den Americanern pflegt man gern eine Parallele zu ziehen; allein zu geſchweigen, daß beide Revolutionen in ihrem Object ganz von einander abweichen, wovon weiter unten die Rede ſeyn wird, will ich mir nur die Freiheit nehmen, hier Einiges von ihren Verſchiedenheiten in ihrer Entſtehung zu bemerken. Religionsbedrückungen trieben in einem wenig verfeinerten Jahrhundert Leute von ſtrengen Sitten, von ſtrengen antimonarchiſchen Grundſätzen aus England nach den Wäldern von America, wo ein lang anhaltender Kampf mit den Wilden, mit einem rauhen Clima und unfruchtbaren Boden, Geiſt und Körper ſtählte, und (da überdem jede Verſetzung des Menſchen aus zahlreichen Societäten in ein menſchenleeres Land eben die Wirkung auf denſelben zu haben ſcheint, die Verpflanzung aus dicken Wäldern in freiere Plätze auf Bäume zu haben pflegt,) erzeugten jene Energie der Sitten, welche die Neuengländer, bey welchen die größte Maſſe politiſchen Lichtes in America ſich befindet, und ohne welche die Revolution nie geſchehen wäre, eben ſo ungeduldig machte das Joch zu tragen, als fähig, es abzuſchütteln. Wenn nun die geographiſche Lage das Unternehmen begünſtigt, ſo iſt gar nichts Erſtaunendes in der Auflehnung eines ſolchen Volks gegen willkührliche Macht, noch weniger befremdend iſt der glückliche Erfolg, wenn das Volk zahlreich geworden iſt. Wenn die innere Verfaſſung vorher ſchon den höchſten Grad bürgerlicher Freiheit gewährte, ſo wird, da ſie nur geringe Veränderungen leidet, das Volk der Freiheit ſchon gewohnt, wenig von jenen Erſchütterungen zu erleiden haben, welche die unvermeidlichen Gefährten von Revolutionen ſind, da man von einem Extrem zum andern übergeht; und Alles dieſes um ſo mehr, wenn die Macht, von deren Bedrückung man ſich befreiet, ſich nicht im Lande befindet, und alſo die ganze Operation mehr in einem auswärtigen Krieg, als in einer inneren Umkehrung der Dinge beſtehen wird.

Bey den Franzoſen fand nun von dieſem Allem genau das Gegentheil Statt, und ſo wenig die americaniſche Revolution, welche Viele vorhergeſehen haben, und die auf jeden Fall, früh oder ſpät, unvermeidlich war, ein Gegenſtand des Erſtaunens ſeyn kann, um ſo mehr muß es die franzöſiſche ſeyn, welche Niemand vorhergeſehen hat, wenn ich die dunklen Gefühle ausnehme, welche der Genfer Philoſoph hie und da in ſeinen Werken ausdrückt; und welche, wie geſagt, in der Geſchichte ohne Beiſpiel iſt. Urſachen hat man freilich genug angegeben, allein ich weiß nicht, ob ſie der Wirkung angemeſſen ſind, und das Erſtaunen des Beobachters über das nie geſehene Phänomenon der franzöſiſchen Revolution vermindern können; und unter dieſen Urſachen hat man gerade die meiſtwirkende, die Werke J. J. Rouſſeaus, entweder gar nicht bemerkt, oder nur im Vorbeigehen unter den geringern mitwirkenden genannt; wahrſcheinlich, weil es demüthigend iſt, Schriften ſo großen Einfluß in die Angelegenheiten der Welt zuzugeſtehen, indem wir wohl wiſſen, daß die unſrigen ſo durchaus unſchuldig in dieſer Rückſicht ſind, daß ſie wahrlich keine Revolutionen veranlaſſen werden. Indeſſen konnten doch weder Montesquieu, noch alle vorhergehende politiſche Schriftſteller der Neuern und des Alterthums, den Franzoſen diejenigen Ideen geben, welche ihre Revolution von allen übrigen verſchieden macht. Montesquieu und alle Andern gaben die Materialien zu dem Gebäude her, welches Rouſſeau aufführte, nicht vollendete, denn Rouſſeau hat eigentlich die ganze Wiſſenſchaft des politiſchen Rechts geſchaffen. Er bewies, daß die Societät rechtmäßiger Weiſe nur durch einen Contract geſtiftet werden konnte, der ganz freiwillig war, und deſſen Vortheile und Nachtheile für Alle gleich ſeyn mußten, obgleich vielleicht nie eine Geſellſchaft auf dieſe Art entſtanden iſt. Er bewies, daß die Souveränität, oder die oberſte Gewalt, das heißt, die geſetzgebende Macht, oder die Befugniß, die Regeln des Verhaltens aller Mitglieder der Geſellſchaft zu beſtimmen, rechtmäßiger Weiſe, nothwendig ſich bey Allen, nicht bey Einigen, oder bey Einem, befinden könnte; weil der Menſch der Facultät zu Wollen nie entſagen kann, ohne ſeiner Natur zu entſagen, und folglich die Souveränität ſein unveräußerliches, und zwar das einzige unveräußerliche Recht iſt. Er bewies, daß neben der ſouveränen noch eine ausführende Macht Statt finde, welche in der Anwendung der von jener Macht gegebnen Geſetze lediglich beſteht, und daß dieß eigentlich nur Regierung ſey. Er bewies auf das unumſtößlichſte, daß eine ſolche Regierung nie durch einen Contract entſtehen könne, bey welchem nur zwey Parteien, das zu regierende Volk, und die zu errichtende Regierung, und, wider die Natur jedes Contracts, keine Gewährleiſtung seyn würde, dem folglich jede Partey, aus Mangel dieſer Gewährleiſtung, entſagen könnte, wenn es ihr gut dünkte; daß alſo eine Regierung nur durch einen Auftrag, den das Volk ertheile, entſtehen könne, der keinesweges unwiderruflich ſey, und daß folglich die Regenten nie etwas anders ſeyn könnten, als im ſtrengſten Verſtande, Diener des Volks.

Dieſe mit Rouſſeaus unerreichten Beredſamkeit vorgetragenen Wahrheiten, verbreiteten ſich unter der leſenden Claſſe der franzöſiſchen Nation, und wenn ſie auch nicht die einzige Urſache der Entſtehung einer Revolution in Frankreich waren, ſo beſtimmten ſie doch den Fortgang derſelben; denn ohne Rouſſeaus Werke hätte man nie an eine andre, als eine der engliſchen höchſt ähnliche Form gedacht. Daß aber dieſe Schriften die wichtigſte der hervorbringenden Urſachen

ſachen geweſen ſind, erhellt ſchon daraus, daß ſie mächtig genug waren, die Revolution in ihrer Progreſſion zu leiten. Denn der Verfall der Finanzen war nur eine Gelegenheit, welche die franzöſiſche Nation benutzte, um eine Revolution zu bewirken; ſie befand ſich vorher ſchon im Revolutionszuſtande, weil ihre damalige Verfaſſung, und die damaligen Regenten, nicht mehr der Maſſe von Aufklärung angemeſſen waren, welche unter der Nation ſich befand; auch hat **Thomas Paine** ganz richtig bemerkt, daß es dem franzöſiſchen Volke leicht geweſen wäre die Finanzen wieder herzuſtellen, und zu bezahlen, wenn es hätte bezahlen wollen. Allein der Vorſatz zu revolutioniren, beſtimmten es, nicht zu bezahlen, und dieſer Wille entſtand hauptſächlich aus **Rouſſeaus** Werken.

Uebrigens will ich keinesweges die andern angegebnen Urſachen der Revolution, als der americaniſche Krieg, das Haus Orleans, die Verſchwendung, die Sitten des Hofes u. ſ. w. verwerfen; nur behaupte ich, daß ſie der vorgedachten untergeordnet werden müſſen, und da dieß, ſo viel ich weiß, noch nicht bemerkt worden, ſo hoffe ich, wird man mir dieſe Abſchweifung über die Urſachen der Revolution verzeihen, obgleich das nicht eigentlich zu meinem hier abzuhandelnden Gegenſtand gehört.

Das zweite Characteriſtiſche der Revolution iſt, daß ſie die Rechte des Menſchen zum Gegenſtand hat. Dieß iſt, ſo viel mir bekannt iſt, das Erſtemal, daß die Rechte des Menſchen in der Welt zur Sprache kommen. Von Rechten der Fürſten, des Adels, gewiſſer Claſſen von Bürgern hat man wohl gehört, aber nie von Rechten des Menſchen, und es ſcheint, als wenn die Privilegirten vergeſſen hätten, daß ſie erſt Menſchen, und dann erſt bevorrechtete Menſchen waren; denn hätten ſie das bedacht, ſo würden ja ſie, und die von ihnen gedungenen Büchermacher, nicht ſo ſehr über die Rechte des Menſchen geſpottet haben, weil, wenn der Menſch keine Rechte hat, ſie doch auch keine beſitzen können, oder ſie müßten denn beweiſen, daß ſie keine Menſchen ſind. Aber wie geſagt, dieß iſt das Erſtemal, daß dergleichen zur Sprache kommt, und ich glaube, es war hohe Zeit, denn wäre es nicht geſchehen, ſo möchte der Menſch wohl auf immer vergeſſen haben, daß er auf Rechte Anſpruch machen kann. Es waren zwar Völker, wo der Menſch im völligen Genuß ſeiner Rechte ſich be-

befand, wie die democratiſchen Cantons der Schweitz, und die Republik Genf; allein dieſe Völker glaubten, es wären ausſchließend ihre Rechte, und nicht die Rechte des Menſchen. Die Republiken des Alterthums machten keinesweges die Rechte des Menſchen zum Object ihrer Staatsverfaſſungen, wie Jeder leicht geſtehen wird, der da bedenkt, daß ſie Sclaven hatten, und daß die Anzahl der Sclaven größer war, als diejenige, der freien Staatsbürger; wo aber Menſchen ſind, die Rechte beſitzen, und andre, die keine haben, da können ohnmöglich die Rechte des Menſchen geachtet werden. Dieſe Republiken waren denjenigen des polniſchen Adels, oder des Adels von Venedig ungemein ähnlich. Dasjenige, was bey den Griechen und Römern das Volk hieß, war eine ariſtocratiſche Geſellſchaft, welche die größte Anzahl ihrer Mitbürger unterdrückte, denn die Zahl der Sclaven war allezeit größer, als diejenige der Freien, die ſich ausſchließend alle Gewalt, und alle Vortheile der Societät anmaßten.

Man ſieht alſo, was man von den Democratien des Alterthums zu halten hat, und man hat nicht erwogen, welchen Einfluß dieß Sclavenſyſtem auf die Sitten des Volks, und von daher auf die Schickſale und die Dauer der Republiken haben mußte. Faſt alle Handwerke wurden nur von Sclaven betrieben, und die Handlung ſelbſt hielt man in vielen ſolcher Freiſtaaten für ein ſclaviſches Gewerbe, daher war das gemeine Volk in den Städten meiſt müßig; ein müßiger Pöbel muß aber weit ſchlimmer ſeyn, als ein arbeitender, woher denn der Verfall der athenienſiſchen und andrer Republiken leicht zu erklären iſt. Und wenn ſich die römiſche lange erhielt, ſo iſt es, wie Rouſſeau bemerkt, lediglich dem überwiegenden Einfluß des Landvolks, welches nicht müßig war, und dem geringen des Stadtpöbels, bey Staatsgeſchäften zuzuſchreiben. Es war die Wirkung der eingeführten Sclaverey; und man kann nicht umhin, ſich zu verwundern, wenn Rouſſeau, wahrſcheinlich aus zu großer Anhänglichkeit an die Alten, einen Zweifel äußert, ob nicht die häusliche Sclaverey zur Erhaltung der öffentlichen Freiheit nothwendig ſeyn möchte; da im Gegentheil die Sclaverey durch den ſchädlichen Einfluß auf die Sitten, den man noch heutiges Tages allenthalben, wo Sclaverey iſt, deutlich genug bemerkt, der Republik höchſt nachtheilig werden mußte.

Man wird alſo bey genauerer Betrachtung der Sache finden, daß eine allgemein freie Societät, welche die Rechte des Menſchen zum Object gehabt hätte, noch nie geweſen iſt, und daß wir nur erſt die Morgenröthe der Freiheit gegenwärtig in den Grundſätzen der franzöſiſchen Revolution erblicken. Auch die Wilden, ſonſt die freieſten Menſchen, haben Sclaven; denn die Rachſucht gegen ihre Feinde veranlaßt ſie, ihre Gefangenen zu Sclaven zu machen, ſo wie überhaupt bey allen Völkern das Sclavenſyſtem von den allerälteſten Kriegen abgeleitet werden muß. Das ſogenannte Recht des Stärkern hat keinen andern Urſprung. Auch in den nordamericaniſchen Staaten wird Sclaverey, Penſilvanien ausgenommen, geduldet, folglich die Rechte des Menſchen dort nicht von Staatswegen anerkannt. Ueberhaupt ſind nicht dieſe Rechte das Object der americaniſchen Revolution und Staatsverfaſſung, ſondern die höchſtmöglichſte Civilfreiheit iſt es. Dieſe beſteht darin, Alles thun zu können, was die Geſetze nicht verbieten; ihre Ausdehnung iſt aber in America ſo groß, daß die Geſetze gar nichts verbieten, als was zur Erhaltung der Geſellſchaft durchaus nothwendig iſt. Daraus entſteht nun für die Einwohner des Landes, die Sclaven freilich ausgenommen, eine große Freiheit ihre Facultäten auszubilden, und von dieſen Facultäten Gebrauch zu machen, von den phyſiſchen, zum Unterhalt und Bereicherung, von den intellectuellen, zur Belehrung Andrer. Dieſe Freiheit, zu thun, was die Geſetze nicht verbieten, wird durch die Einrichtung der richtenden Gewalt einzig und allein geſichert, welche der engliſchen gleich iſt. Dieß iſt auch, was die Engländer ihre Freiheit nennen; obgleich die Civilfreiheit in England ungleich mehr beſchränkt iſt, als in America. Man ſieht alſo, was man von Montesquieus Behauptung, die politiſche Freiheit ſey der Zweck der engliſchen Staatsverfaſſung, zu halten hat. Hätte er Civilfreiheit geſagt, ſo wäre es richtiger geweſen.

Einen unmittelbaren Antheil an der Geſetzgebung aber hat das americaniſche Volk nicht. Es wählt ſeine Repräſentanten, ohne ihnen Inſtructionen zu geben, und ohne von ihrem Betragen Rechenſchaft zu fordern. Die Beſchlüſſe der Repräſentanten haben Geſetzeskraft, ohne erſt von dem Volke Beſtätigung zu bedürfen. Der einzige mittelbare Einfluß des Volks in die Geſetzgebung, iſt die Freiheit, Perſonen zu gewiſſen wiederkehrenden Perioden zu wählen, von denen es glaubt, ſie werden nur ſolche Geſetze in Vorſchlag bringen, oder beſtätigen, die der Ausdruck des allgemeinen Willens ſind. Genau erwogen, iſt alſo eine ſolche Repräſentanten-Verfaſſung eine ariſtocratiſche Deſpotie, ſo ſonderbar man auch dieſe Behauptung finden möchte. Denn das Weſen des Deſpotismus beſteht in der Gewalt eines Menſchen, oder Einiger, den Uebrigen Geſetze zu geben, ohne daß dieſen Uebrigen dabey eine andre als paſſive Rolle zu ſpielen erlaubt iſt. Geſetzen gehorchen zu müſſen, zu denen man ſeine Stimme nicht geben darf, iſt politiſche Sclaverey, und ſolche Geſetze den Andern zu geben, iſt Deſpotismus. Daß das Weſen des Deſpotismus in die Macht ſelbſt, und nicht in den Misbrauch derſelben zu ſetzen iſt, beweiſet folgende Bemerkung, daß ein Sultan in Conſtantinopel immer ein Deſpot genannt wird, er mag gut oder ſchlecht regieren, grauſam oder milde ſeyn. Dieß ſind zufällige Modificationen, die nicht das Weſen eines Dinges zu ändern vermögen. Deſpotismus kann von einer Perſon geübt werden, dann iſt er monarchiſch, oder von mehreren, dann iſt er ariſtocratiſch. Eine Verſammlung von Repräſentanten, welche dem Volke ausſchließend Geſetze giebt, iſt folglich eine Geſellſchaft ariſtocratiſcher Deſpoten, und wenn ihre Geſetze noch ſo weiſe, noch ſo ſehr dem allgemeinen Beſten gemäß wären. Neben dem politiſchen Deſpotismus kann aber ſehr wohl die ausgedehnteſte Civilfreiheit Statt finden, wie das Beiſpiel von America beweiſet. Denn die Geſetze eines Landes können viel oder wenig verbieten, folglich die Handlungen viel oder wenig einſchränken; ſie mögen übrigens gegeben ſeyn von wem ſie wollen. Die Trennung der Civil- oder bürgerlichen Freiheit von der politiſchen oder Staatsfreiheit, wird gewöhnlich nicht hinlänglich von den politiſchen Schriftſtellern beobachtet, indeſſen führt ſie zu wichtigen Reſultaten, und das erſte Erforderniß zum deutlich Denken, iſt doch, verſchiedenen Dingen eine verſchiedene Benennung zu geben, ſo wie wiederum das deutlich Denken, oder eine genaue Unterſcheidung der Begriffe, hauptſächlich von einem belehrenden Schriftſteller erwartet werden muß.

Uebrigens iſt allerdings ein großer Unterſchied zwiſchen ſolchen Repräſentanten-Verfaſſungen, und einer erblichen ariſtocratiſchen, oder jeder andern erblichen Deſpotie, weil, da die Repräſentanten zu gewiſſen Perioden wieder müſſen erwählt werden, (und zwar wenn dieß von dem ganzen Volke geſchieht, nicht aber wie in England, wo gar keine Repräſentation Statt findet), von dem kleinſten Theile deſſelben eine Probabilität vorhanden iſt, ſie werden den Willen des Volks befolgen, und das Beſte deſſelben beabſichtigen, indem ſie ſonſt ihre Stellen zu verlieren Gefahr laufen, und da ſie ſelbſt wiederum, nach abgelaufener Zeit ihrer Sendung, unter die Claſſe des Volks zurücktreten. Endlich haben allerdings die Repräſentanten-Verſammlungen gewiſſe Gränzen, die ſie durch ihre Geſetze nicht überſchreiten dürfen; auch werden ſie es in America nicht wagen, die Civilfreiheit beträchtlich einzuſchränken; allein auch die meiſten aſiatiſchen Deſpoten haben ihre Schranken, die ſie nicht durchbrechen dürfen; ſo müſſen dieſe zum Beweiſe die Religion bey den Mahumedanern unangetaſtet laſſen. Es folgt daher keinesweges hieraus, daß in ſolchen Verfaſſungen politiſche Freiheit Statt finde, oder der Menſch daſelbſt im Beſitz der Rechte des Menſchen ſey, denn letzteres iſt da unmöglich, wo die Repräſentanten unabhängig vom Volke Geſetze geben; und wo man häusliche Sclaverey, wie in America, duldet, da iſt dieß noch weniger der Fall.

Iſt nun die Theorie der Rechte des Menſchen durch die franzöſiſche Revolution zum Erſtenmal in der Welt erſchienen, hat noch keine Revolution vorher dieſe Emancipation des menſchlichen Geſchlechts beabſichtiget, welches zu erweiſen der Zweck der ſo eben geendigten kurzen Unterſuchung war: ſo frägt ſichs, woher haben die Franzoſen dieſe Theorie genommen? Nirgend woher, als aus Rouſſeaus Werk über den geſellſchaftlichen Vertrag. In ihren Erklärungen der Rechte des Menſchen haben ſie aber zu viel aus dem Montesquieu geſchöpfte Ideen gemiſcht, und ſich von der Simplicität des Ausdruckes entfernt, ſey es nun, aus Mangel der Deutlichkeit in den Begriffen, oder um in den Ohren des Volks die Worte, Freiheit, Sicherheit, Widerſtand gegen Unterdrückung erſchallen zu laſſen, welche beſſer auf daſſelbe wirken, und wobey es mehr ſinnliche Begriffe denkt, als bey dem Worte Souveränität. Ueberdem haben nur, wie ich glaube, die Jacobiner, nach der letzten Revolution vom 31ſten May 1793, die Souveränität unter die Rechte des Menſchen gerechnet. Indeſſen iſt doch der Antheil des Menſchen an der Souveränität einzig und allein ein unveräußerliches Recht deſſelben, und die Freiheit, die Sicherheit u. ſ. w. ſind Derivationen von der Souveränität. Denn, wenn die Menſchen freiwillig eine Geſellſchaft errichten, und Rouſſeau hat bewieſen, daß auf keine andre Art als freiwillig eine Geſellſchaft rechtmäßiger Weiſe geſtiftet werden kann: ſo können ſie Allem entſagen, nur der Souveränität, oder dem Antheil an der geſetzgebenden Macht nicht, weil dieß auf immer der Facultät zu Wollen entſagen hieße, und ſo viel ſeyn würde, als ihrer Natur entſagen, welches gar nicht angeht. Denn wie wird Jemand, der ſeine fünf Sinne beiſammen hat, einem Andern den Auftrag geben, immer für ihn zu Wollen, und ſich verbinden, nie einen andern Willen zu haben, als den des Andern, das heißt, nie mehr ſelbſt zu Wollen; könnte er nicht mit gleichem Rechte der Facultät zu Denken entſagen, oder der Facultät zu Sprechen, oder jeder andern Fähigkeit, die den Menſchen von dem Thiere unterſcheidet? Aber eine noch größere Schwierigkeit! Wie kann der Menſch für ſeine Nachkommenſchaft bis in Ewigkeit der Facultät zu Wollen entſagen? Welch ein Recht hat er, Menſchen die noch nicht da ſind, zu Thieren herabzuwürdigen? Werden ſie nicht eben ſowohl als Menſchen geboren, wie er? Hieraus folgt nun, daß der Menſch ein unveräußerliches Recht habe keinen andern Geſetzen zu gehorchen, als zu denen er ſeine Stimme gegeben hat, que la Souverainité est inallienable, wie Rouſſeau ſagt.

Was iſt aber das Recht des Menſchen, wenn es nicht das einzige unveräußerliche iſt? Denn, wenn der Menſch nur die Facultät zu Wollen beibehält, ſo iſt ihm erlaubt, ſich durch ſeinen Willen, ſo viel einzuſchränken, wie ihm beliebt. Daher iſt zwar die Civilfreiheit, oder das Vermögen Alles zu thun, was die Emanationen der Souveränität, die Geſetze, nicht verbieten, eine nothwendige Folge der Souveränität des Volks, allein eine große ausgedehnte bürgerliche Freiheit kann ohnmöglich ein Recht des Menſchen in Societät ſeyn; denn die Geſetze eines ſouveränen Volks können viel oder wenig die Handlungen der Bürger beſchränken, ohne daß dieß im mindeſten Einfluß auf das Souveränitätsrecht ſelbſt hätte. Denn alle Einſchränkungen der Handlungen durch die geſetzgebende Macht, oder die Souveränität, ſind für die Mitglieder dieſer Souveränität, als eben ſo viele Ausflüſſe ihres eigenen perſönlichen Willens zu betrachten, auch ſelbſt wenn ſie zur Minorität gehören. Denn die Natur jedes Geſetzes erfordert zwey Allgemeinheiten. Allgemeinheit des Subjects, das heißt, es muß Ausdruck des Willens des ganzen Volks ſeyn, alle Mitglieder der Societät müſſen bey Abfaſſung deſſelben ihre Stimmen gegeben haben; und Allgemeinheit des Objects, oder, der Gegenſtand deſſelben muß die ganze Societät ſeyn; ein Geſetz muß alſo ausgehen von Allen, und ſich beziehen auf Alle. Ein Decret, welches eine, oder einige Perſonen zum Gegenſtand hat, iſt kein Geſetz; denn, wenn es zum Nachtheil dieſer Perſon, oder Perſonen wäre, ſo könnten ja dieſe, der menſchlichen Natur gemäß, nicht ihre Stimmen dazu geben; folglich wären ſie einem Geſetze unterworfen, zu dem ſie nicht ihre Beiſtimmung geben könnten, folglich wären ſie ja des Antheiles der Souveränität beraubt, der doch unveräußerlich iſt. Wenn aber das Decret Alle zum Gegenſtand hat, wenn es ein Geſetz iſt, wie kann ſich denn ein Mitglied der Minorität beklagen, daß es einem Geſetze gehorchen muß, welches es nicht gewollt hat; denn wie können Alle ſich ſelbſt ſchaden wollen? wenn er alſo glaube, durch das Geſetz beeinträchtiget worden zu ſeyn, ſo muß er glauben, daß er ſich geirret habe. Ferner giebt es ein vorhergehendes Geſetz, dasjenige, daß der Wille der Mehrheit für Geſetz gelten ſoll, zu welchem er ſeine Beſtimmung muß gegeben haben. Ohne eine ſolche Einrichtung kann keine Societät beſtehen, denn der Menſch in Geſellſchaft verliert ſeine Individualität, in Rückſicht ſeines Willens, und wird ein Theil eines zuſammengeſetzten Individuums. So wie nun der Wille eines phyſicaliſchen Individuums durch die Mehrheit der Motiven determinirt wird, ſo muß auch der Wille des moraliſchen Individuums, des Staats, durch die Mehrheit der Stimmen ſeiner Mitglieder, als eben ſo vieler Motiven, beſtimmt werden.

Ein Menſch alſo, der in Societät tritt, muß dieß Geſetz der Pluralität gewollt haben, ſo oft er ſich alſo in der Minorität befindet, ſo muß er bedenken, daß er einem Geſetze gehorcht, zu dem er vorher ſchon ſeine Beiſtimmung gegeben hat, und folglich nur ſeinem eigenen Willen Gehorſam leiſtet. Endlich aber, muß es allerdings erlaubt ſeyn, die Societät wiederum zu verlaſſen, wenn man ſich darin nicht wohl zu befinden glaubt; denn jede Geſellſchaft, die freiwillig errichtet worden, in die man folglich freiwillig getreten iſt, kann auch freiwillig wieder verlaſſen, und wenn die Mitglieder ſolches wollen, auch wiederum gänzlich aufgehoben werden.

Hieraus folgt nun, daß die Souveränität, oder die politiſche Freiheit, das einzige unveräuſſerliche Recht des Menſchen iſt; daß die Civilfreiheit, welches eigentlich die Sicherheit iſt, eine nothwendige Conſequenz jener politiſchen Freiheit ſey; daß ſie aber nicht in eine Erklärung der unveräuſſerlichen Rechte des Menſchen gehöre, weil ſie der Vermehrung und Verminderung durch die ſouveräne Macht fähig iſt, ohne daß dadurch die Rechte des Menſchen im mindeſten gekränkt werden; daß folglich die Franzoſen zu viel Beſtimmung in ihre Erklärung dieſer Rechte, aus Mangel an Deutlichkeit der Begriffe, oder aus andern Urſachen, gebracht haben.

Ich erinnere mich nicht, ob jene berühmte Erklärung der Rechte des Menſchen, auch das Eigenthum zu dieſen Rechten zählet. So viel ſcheint mir gewiß, daß die deutſchen politiſchen Schriftſteller den freien Genuß des Privateigenthums zum Hauptrecht des Bürgers, und zum Hauptendzweck aller geſellſchaftlichen Verbindung erhoben haben.

Es wird ja wohl erlaubt ſeyn, dieſe Meinung hier ein wenig zu prüfen. Im Naturſtande hat der Menſch nur ein unvollkommenes Recht auf die Erzeugniſſe ſeines eigenen Fleißes, denn es iſt billig, ſie ihm zu laſſen; aber man kann nicht dazu gezwungen werden, es zu thun. Erſt nach Errichtung der Societät, verwandelt ſich dieß unvollkommene in ein vollkommenes Recht; denn im Naturſtande beſitzt der Menſch nur ein vollkommenes Recht, auf ſeine perſönlichen Facultäten, weil dieſe ihm nicht genommen werden können; auf Alles, was außer ihm iſt, kann er nur erſt durch poſitive Geſetze ein vollkommenes Recht erlangen. Daher kann er wohl im Naturſtande etwas beſitzen, allein die Gewährleiſtung, wodurch dieſer Beſitz erſt Eigenthum wird, iſt nicht vorhanden.

Dieſer anteſociale Beſitz kann wohl die Veranlaſſung zur Errichtung der Geſellſchaft gegeben haben, um dieſen unſichern Beſitz in ein durch die Souveränität, das heißt, durch Alle, geſichertes Eigenthum zu verwandeln; allein diejenigen, welche das Privateigenthum als den Grund aller Societät betrachten, und als ein Recht des Menſchen, haben offenbar die Principien verwechſelt, indem ſie vorſetzten, was nachfolgte, und umgekehrt. Denn da der Beſitz erſt durch die ſociale Gewährleiſtung den Character des Eigenthums annahm, ſo brachte der Menſch offenbar kein Eigenthum aus dem Naturſtand in die Geſellſchaft ſondern er erlangte es erſt durch den geſellſchaftlichen Vertrag, durch die Sanction der ſouveränen Macht; folglich iſt das Eigenthum ein Gegenſtand der poſitiven Geſetze dieſer Souveränität, weil eine Sache durch eine Gewalt, wodurch ſie ihr Daſeyn erhält, auch wiederum modificirt und ſogar vernichtet werden kann. Folglich iſt das Eigenthumsrecht kein unveräußerliches Recht des Menſchen; denn ein unveräußerliches Recht iſt ein ſolches, welches kein Vorwurf der poſitiven Geſetze der Souveränität ſeyn kann. Auf Alles, was der Menſch aus dem Naturſtand in die Geſellſchaft brachte, hat er ein unveräußerliches Recht, er brachte aber kein Eigenthum, ſondern nur ſeine individuellen Kräfte oder Facultäten mit, wie ich gezeigt habe. Wer kann leugnen, daß das Privateigenthum ein Gegenſtand der geſetzgebenden Macht ſeyn könne, wenn er bedenkt, daß Lycurgus die Güter der Spartaner gleich vertheilte? Allerdings wird es daſelbſt eine Minorität gegeben haben, welche dagegen proteſtirte, demohngeachtet hat man dieſe Operation nie für ungerecht gehalten. Bey den Peruanern war eigentlich gar kein Privateigenthum, und ſo glaube ich, wird man mehrere Beiſpiele finden.

Dieſe Macht über das Privateigenthum, wird man ſagen, kann denn doch nur da Statt finden, wo die Souveränität ſich befindet, wo ſie hingehöret, bey dem Volke. Dieß iſt wahr. Allein der Umſtand wäre nur noch zu beobachten, daß, wo dieß nicht der Fall iſt, *dem Rechte nach*, gar keine Societät, vorhanden iſt, gar keine Geſetze, ſondern nur Befehle, folglich auch kein Eigenthum eigentlich, ſondern nur Beſitz, oder Uſurpation, Statt finden können. Dieß Reſultat iſt erſtaunlich, ich geſtehe es; allein es folgt nothwendig und unmittelbar aus den wahren Principien.

Auf die Meinung: der freie und ruhige Genuß des Privateigenthums müſſe der Hauptzweck jeder Societät ſeyn, ſey es endlich mir erlaubt, hier noch einen Blick zu werfen. Der Menſch iſt perfectibel, der Endzweck der Societät kann alſo kein andrer ſeyn, als *die größtmöglich-*

ſte *Ausbildung aller Facultäten des Menſchen*, denn ſonſt hätte er ja nur immer im Naturſtande bleiben können. Dieß iſt offenbar die Abſicht des Schöpfers, denn er würde keine Anlagen in ein Geſchöpf gelegt haben, wenn er nicht wollte, daß ſie entwickelt werden ſollten. Dieſer Zweck der Societäten iſt aber gewiß weit edler und mehr der menſchlichen Natur angemeſſen, als der ruhige Genuß des Privateigenthums, welcher nur die Beſtriedigung der thieriſchen Bedürfniſſe in ſich begreift, die Vegetation des thieriſchen Körpers zum Zweck des Daſeyns erhebt, und nicht einmal die Ausbildung dieſes Körpers in ſich faßt. Ob aber der Beſitz des Eigenthums das Mittel zu jenem höhern Zwecke der Societäten, die Ausbildung aller Facultäten des Menſchen iſt, das iſt eine andre Frage, die hier nicht erörtert werden kann; allein iſt es, ſo bleibt doch immer wahr, daß man nicht das Mittel zum Zweck erheben muß, welches, wenn es von Philoſophen von Profeßion geſchieht, billig in Verwunderung ſetzen kann.

Die Franzoſen hätten alſo ſagen müſſen: die Souveränität iſt das einzige unveräußerliche Recht des Menſchen. Die Souveränität des

Volks, oder die Gleichheit der Rechte, iſt eines; denn wenn die Mitglieder einer Societät gleichen Antheil an der geſetzgebenden Macht beſitzen, ſo haben ſie gleiche Rechte; denn Alle ſind gleich dem allgemeinen Willen unterworfen, welches der Wille Aller iſt. Dieſe Gleichheit der Rechte iſt die einzig mögliche Art Gleichheit. Freilich ſind privilegirte Claſſen nicht unvereinbar mit der politiſchen Freiheit; ſo war das römiſche Volk im Beſitz der Souveränität, der Vorrechte der Patricier ohnerachtet. Allein man muß geſtehen, daß ſie dem Geiſte einer ſolchen Verfaſſung nicht angemeſſen ſind, und nur dem Mangel politiſcher Aufklärung ihre Entſtehung und ihre Fortdauer zu verdanken haben. Auch wurden endlich, durch die unabläßigen Bemühungen des römiſchen Volks, die Vorrechte der Patricier vernichtet. Die Stürme im Innern der römiſchen Republik, entſtanden aus dieſer dem Geiſte ihrer Verfaſſung zuwiderlaufenden Einrichtung.

Wenn man ſieht, wie ſo viele deutſche Schriftſteller die Gleichheit, welche die Franzoſen zur Abſicht haben, belächeln, ſie Unſinn nennen, ſie für eine unmögliche Chimäre erklären, ſo ſollte man faſt auf die Gedanken kommen, die Franzoſen wollten

ten die Naſen, Augen und Ohren ihres Volks gleich machen; wenn es aber gewiß iſt, daß ſie nur Gleichheit der Rechte gemeint ſind einzuführen, daß bey ihnen nicht einmal von Gleichheit der Güter die Rede iſt, ſo kann man die Ehre haben jene Philoſophen zu verſichern, daß dieſe Gleichheit der Rechte nothwendig aus der menſchlichen Natur entſpringt, daß ſie ſogar in Monarchien möglich iſt, und daß dieſe ſich um nichts ſchlimmer dabey befinden würden.

Das dritte Characteriſtiſche der franzöſiſchen Revolution iſt die Erfindung der Legislation durch Primärverſammlungen. Wenn von der Legion geſagt wurde, daß ſie den Römern durch die Götter eingegeben war, ſo kann man die Primärverſammlungen als ein Mittel betrachten, wodurch die Vorſehung die Völker zur Souveränität führte. Rouſſeau konnte die Schwierigkeit, das Volk eines großen Reichs zur Geſetzgebung zu verſammlen, nicht heben, er wollte alſo nur kleine Republiken. Er iſt nicht auf dieſe Erfindung der Primärverſammlungen gefallen, vermöge welcher in dem größten Reiche, ſo wie in einem kleinen, jeder Bürger einen gleichen Antheil an der Souveränität ausüben kann. Man wird ſagen, dieſe Erfindung, ein Volk theilweiſe in kleinen Haufen zu verſammlen, iſt ſehr ſimpel; man verfiel natürlicher Weiſe darauf. Allein dieß iſt der Fall mit allen Wahrheiten; nachdem ſie gefunden worden, erſtaunt man, daß man nicht eher darauf verfallen iſt, da es doch ſo leicht war, ſie zu entdecken. Die größten politiſchen Schriftſteller haben nichts davon geahnet. Hume, in ſeinem Plan einer vollkommenen Republik, ſpricht von den Vortheilen ſolcher wenig zahlreichen Verſammlungen, ſie ſeyen den Tumulten, den augenblicklichen Leidenſchaften nicht ſo ſehr unterworfen, als die ſo äuſſerſt zahlreichen Verſammlungen der Alten, wo das ganze Volk auf einem Platz zuſammenkam. Ein jeder Bürger könne ſeine Meinung weit eher geltend machen, welches ſeinen Antheil an der Geſetzgebung gewiſſermaßen vergrößere; man berathſchlage auch kaltblütiger. Allein Humes Repräſentanten-Verſammlungen der Grafſchaften, ſind keine Primärverſammlungen, wo das Volk ſelbſt erſcheint. Dieſe Erfindung der Primärverſammlungen iſt, wie geſagt, epochemachend in der Theorie der Politik. Wenn nicht die Mehrheit der Primärverſammlungen, ſondern die Mehrheit der Stimmen in den Primärverſammlungen die

Plus

Pluralität conſtituirt, wodurch ein vorgeſchlagenes Geſetz ſanctionirt wird, ſo erſtaunt man zu finden, daß ein Reich, ſo groß wie China, auf dieſe Weiſe, ohne die geringſte Schwierigkeit, Geſetze empfangen kann, wozu jeder Einwohner gleichviel durch ſeine Stimme beigetragen hat; ein Vorrecht, welches nur in einer einzigen Republik des Alterthums, in Sparta, Statt fand.

Nach der letzten Conſtitution der Franzoſen, derjenigen des Berges, heißt jedes durch die Repräſentanten abgefaßtes Geſetz vorgeſchlagenes Geſetz ꝛc. Wenn nun in einer beſtimmten Zeit eine gewiſſe Anzahl Primärverſammlungen ſich gegen daſſelbe erklärt, ſo muß die Repräſentantenverſammlung, Nationalverſammlung genannt, alle Primärverſammlungen des Reichs zuſammenberufen, und das Geſetz zur Beſtätigung vorlegen. Wird es von dieſen Verſammlungen verworfen, ſo findet es nicht Statt. Wird es beſtätigt, ſo wird es erſt aus einem vorgeſchlagenen zu einem wirklichen Geſetze. Setzt ſich aber in der beſtimmten Zeit, da das Geſetz vorgeſchlagen heißt, nicht die beſtimmte Anzahl Primärverſammlungen gegen daſſelbe: ſo wird das Stillſchweigen des Volks als eine Billigung betrachtet, und das Ge-

Geſetz findet Statt. Man kann nicht umhin zu geſtehen, daß dieſe Einrichtung vortreflich iſt. Sie hat gar keine Inconvenienzien. Denn bey Geſetzen iſt die Schnelligkeit gar nicht nöthig, die bey Regierungsgeſchäften öfters heilſam ſeyn kann. Ueber Geſetze kann das Volk urtheilen, und urtheilt, am beſten davon. Es iſt eine beſcheidene Freiheit, die ſich mit dem Souveränitätsrecht begnügt, und wobey das Volk gar nicht regiert, wozu es auch gar nicht geſchickt iſt; eine Verfaſſung, die den reinen Democratien weit vorzuziehen iſt. Durch dieſe Einrichtung iſt eigentlich erſt das franzöſiſche Volk in ſeine Rechte eingeſetzt. Durch dieſe Verfaſſung iſt die Nationalverſammlung dem Senat der alten Republiken mehr ähnlich, als den Repräſentanten-Verſammlungen der Neuern, indem ſie eigentlich nur die vorſchlagende und ausführende Gewalt, das Volk aber die beſtätigende hat. Es iſt bisher ein Problem geweſen, wie man dem Volke bey einer repräſentativen Geſetzgebung Antheil an derſelben verſchaffen könne; dieß iſt nun aufgelöſt. Nach Condorcets Conſtitution hatten, wie ich glaube, die Primärverſammlungen eine vorſchlagende Gewalt, welche ſich gar nicht für das Volk ſchickt, und, wenn ich mich nicht irre, keinen directen Antheil an der Souveränität. Hier aber iſt die vorſchlagende Gewalt bey dem Senat der Nation, welches beſſer zu ſeyn ſcheint. Auf dieſe Art kann ein groſſes Reich, ja das gröſste, eine Republik ſeyn. Was hat man aber wohl damit ſagen wollen, ein groſſes Reich kann keine Republik ſeyn. Alſo, es muß eine Monarchie ſeyn? Wie nun, wenn eine Republik gar füglich eine Monarchie ſeyn kann?

Dieß iſt nur für diejenigen dunkel, welche nichts von einer deutlichen Theorie der Politik verſtehen; denn die ausführende Macht, oder die Regierung einer Republik, kann gar füglich in den Händen einer Perſon ſeyn, und dann iſt es Monarchie. Oder wenn man das Kriterion der Monarchie in den Königstitel ſetzt, ſo braucht ja die Regierung nicht einmal auf dieſe Art concentrirt zu ſeyn, um eine Monarchie genannt werden zu können, denn es hat Könige gegeben, die bey weitem nicht die ganze ausführende Macht, oder die Regierung in Händen hatten, wie die Könige von Pohlen und Schweden; und zu Sparta gab es ja gar zwey Könige. Warum ſollte alſo jene Republik keine Monarchie ſeyn können?

Allein man verſteht wahrſcheinlich bey dem Satz: ein großes Reich muß eine Monarchie ſeyn, daß die Regierung eines ſolchen Reichs ſehr centraliſirt ſeyn müſſe. Allein genau erwogen, iſt die Centraliſation der Regierung in einer Monarchie mehr eingebildet als wirklich, und dieß ſonderlich bey erblichen Monarchien, aus Urſachen, die ein Jeder leicht errathen kann. Denn die Geſchäfte möchten doch wohl meiſtens durch die Miniſter beſorgt werden müſſen, und wenn man es genau erwägt, ſo iſt eine reine Monarchie ſo unmöglich, wie eine reine Democratie. Alle Verfaſſungen ſchwanken zwiſchen dieſen beiden Extremen. Eine ſtärkere Centraliſation der Geſchäfte als in einem aus Wenigen beſtehenden oberſten Rathscollegium iſt aber auch nicht nöthig; denn man ſieht, daß durch Concentrirung der Regierung in den Händen des Wohlfahrts-Ausſchuſſes ſich hinreichende Centraliſationskraft bey der ausführenden Gewalt in Frankreich befindet.

Aus eben dieſen dunkeln politiſchen Ideen entſpringt der ungereimte Gemeinplatz, daß man bey andern als monarchiſchen Verfaſſungen mehrere Herren über ſich habe, und bey dieſen nur einen. Die Wahrheit iſt, daß man in andern als

mo=

monarchiſchen Verfaſſungen einem collectiven Körper gehorcht, deſſen Glieder, getrennt genommen, keine Macht haben, folglich auch keine Herren ſeyn können, man hat hier alſo einen collectiven Herrn, aber doch immer nur einen. Wenn ein jeder Unterbeamte aber ein Herr ſeyn ſoll, ſo hat man in Monarchien gewiß deren nicht weniger, als in andern Conſtitutionen. So halten die meiſten verbreiteten politiſchen Ideen keine Prüfung aus.

Das vierte Characteriſtiſche iſt, daß die innere Politik der Franzoſen von derjenigen der Neuern abweicht, und der Politik der Alten ähnlich wird. Denn die neuern Staatsverwaltungen haben meiſtens nur die Finanzen, das Kriegsweſen und die Handhabung der Gerechtigkeit zum Gegenſtand. Die Franzoſen wollen aber den Character des Volks umändern, und die Sitten der politiſchen Verfaſſung analogiſiren. Daher die Volksfeſte, mit welchen ſie ſich ernſtlich beſchäftigen. Ihr vollſtändiges Syſtem in dieſer Rückſicht wird aber erſt das Civilgeſetzbuch entwickeln, woran jetzt gearbeitet wird. Der neue Calender iſt auch ein Product dieſes Regierungsſyſtems. Man hat häufig über das Calendermachen geſpottet. Man hat aber nicht über den Cäſar und über den Pabſt Gregorius gelacht, die auch Calender machten, oder verbeſſerten. Ein ſehr wichtiger Zweck dieſer neuen Eintheilung der Zeit war wohl die Vernichtung der Papiſterey. Sie wollten das Andenken an die Heiligen vernichten. Eine zweckmäßige Eintheilung der Zeit iſt eben ſo wenig etwas Gleichgültiges, als eine Eintheilung des Raums, die doch, um eine gewiſſe Ordnung im Staate einzuführen, unumgänglich nöthig iſt. Auch über die neue Eintheilung des Raums in Frankreich hat ſich Herr Burke beſtrebet luſtig zu machen; allein man hat eingeſehen, daß ſie zweckmäßiger iſt, als die alte, durch das Ohngefähr hervorgebrachte. Das Zweckmäßige hat übrigens der neue Calender, daß die Zeitrechnung mit Entſtehung, und das Jahr mit dem Stiftungstage der Republik anfängt. Der wahren chriſtlichen Religion ſchadet auch die Zeitrechnung nicht, als welche nicht auf äußerliche Formen beruht; wollen aber die Chriſten alle ſieben Tage Gottesdienſt halten, ſo ſteht es ja ihnen und den Juden frey, ſeit dem Decret, welches Freiheit des Gottesdienſtes in Schutz nimmt. Ein Feſt aber dem höchſten Weſen aller Re-

Religionen gewidmet, einmal im Jahre gefeiert, iſt ungemein fähig, tolerante Geſinnungen bey allen Religionsparteien hervorzubringen, die ſich an dieſem Tage, zu dieſem Gottesdienſt, brüderlich vereinigen, ſo ſehr verſchieden auch ſonſt ihre religiöſen Meinungen ſeyn mögen.

Das fünfte Unterſcheidende der franzöſiſchen Revolution endlich iſt die Revolutions-Regierung. Dieß iſt ein ganz neues Phänomen. Es iſt keine Dictatur, es iſt noch mehr. Ein Dictator hatte unumſchränkte Macht über das Leben der einzelnen Bürger; ſeine Macht erſtreckte ſich aber nicht auf das Ganze, denn er konnte Alles, nur keine Geſetze geben. Die Revolutions-Regierung aber giebt Geſetze, das iſt alſo Deſpotismus. Die Gewalt einer ſolchen Revolutions-Regierung kann gar keine Gränzen haben, und ſie iſt um ſo ſchrecklicher, da ihre Hinrichtungen nicht dictatoriſch, ſondern gerichtlich geſchehen.

Ich habe mich bemüht, einige von den characteriſtiſchen Zügen der franzöſiſchen Revolution zu bezeichnen. Ich habe der Grauſamkeiten nicht erwähnt, weil das allen Revolutionen gemein iſt. Ich habe nur ganz notoriſche Facta zum Gegenſtand meiner Betrachtungen gemacht. Wollte Jemand behaupten, ich ſey der Lobredner dieſer berühmten Revolution, ſo antworte ich: daß derjenige, welcher das Auszeichnende einer Sache beſchreibt, keinesweges deshalb der Panegyriker derſelben iſt. Man erweiſe, daß die hier angeführten Thatſachen, oder die darüber geführten Räſonnements falſch ſind, und gerne werde ich meinen Irrthum eingeſtehen.

— — — w.

10.

Rede von St. Juſt

angefangen in der Convents-Sitzung vom 9ten Thermidor (27ſten July) den Tag vor ſeiner Hinrichtung.

Die berühmte Rede, die **Robespierre** am 26ſten July im Convent gehalten hatte *), verurſachte bekanntlich gewaltigen Lärm. Seine Partey ſah nun ihren Untergang vor Augen, und mußte kein ander Mittel für ihre Rettung, als in der größten Geſchwindigkeit, den die ganze Regierung in Händen habenden Wohlfahrts-Ausſchuß von den Mitgliedern zu reinigen, die ihr am meiſten im Wege ſtanden; und auf dieſe Art die Zügel des Staats wieder allein in ihre Gewalt zu bekommen. Dieſes zu bewerkſtelligen war der Zweck der Rede, mit welcher St. Juſt am 27ſten auftrat. Die anti-dictatoriſche Partey merkte ſogleich ſeine Abſicht, und er ward demnach unterbrochen, ſo daß er nicht mehr als den Anfang ſeiner Rede abzuleſen im Stande war. Die Exploſion brach aus; und am folgenden Tage fielen ſchon die Köpfe des Robespierrſchen Anhanges. St. Juſt's Rede ward nachher auf Befehl des Convents zum Druck beordert.

---

*) Dieſe Rede, die ſo erſtaunliche Folgen hatte, iſt faſt gar nicht nach Deutſchland gekommen, und ſelbſt in

---

in Frankreich ſelten. Ich bin jedoch ſo glücklich geweſen, ein Exemplar zu erhalten, wovon ich im folgenden Bande dieſer Miſcellen, da es der Raum hier nicht geſtattete, eine Ueberſetzung liefern werde.
v. A.

Ich' gehöre zu keiner Faction; ich will ſie alle bekämpfen. Sie werden nie aufhören, als durch beſondere Anſtalten, die die Sicherheit der Rechte hervorbringen, der Gewalt Schranken ſetzen, und den menſchlichen Stolz auf immer unter das Joch der öffentlichen Freiheit zwingen müſſen.

Der Lauf der Dinge war ſo, daß dieſe Rednerbühne vielleicht der tarpejiſche Felſen für denjenigen geworden iſt, der euch ſagt: die Mitglieder der Regierung haben die Bahn der Weisheit verlaſſen. Ich glaubte, daß man ſchuldig ſey, euch die Wahrheit mit Klugheit zu ſagen; und daß man nicht ohne Schamloſigkeit die Verpflichtung aufheben könne, die man mit ſeinem Gewiſſen eingegangen iſt, nämlich, alles für das Wohl ſeines Vaterlandes zu wagen.

Was für eine Sprache ſoll ich gegen euch führen? Wie ſoll ich euch Verirrungen ſchildern, von denen Ihr keinen Begriff habt? und wie ſoll ich euch das Uebel bemerkbar machen, das ein Wort entdeckt, und ein Wort wieder gut machen kann?

Eure Ausſchüſſe der allgemeinen Sicherheit und des öffentlichen Wohls, gaben mir den Auftrag, euch einen Bericht über die Urſachen der merklichen Erſchütterung abzuſtatten, welche die öffentliche Meinung in dieſer letzten Zeit erfahren hat.

Das Zutrauen der beiden Ausſchüſſe machte mir Ehre; aber es hat Jemand vorige Nacht mein Herz verwundet, und ich will nur mit euch reden.

Ich berufe mich auf euch, gegen die Verbindlichkeit, die einige Perſonen mir aufzulegen ſchienen, mich gegen meine wahre Geſinnung zu erklären.

Man wollte das Gerücht verbreiten, daß die Regierung getheilt ſey; dieß iſt ſie nicht. Bloß eine politiſche Erſchütterung, die ich euch mittheilen will, hat Statt gefunden.

Noch ſind nicht alle Tage des Ruhms vergangen; und ich verſichere Europa zum voraus der Nichtigkeit ſeiner Anſchläge gegen die Kraft unſerer Regierung.

Ich will von einigen Perſonen reden, die mir durch Eiferſucht dahin gebracht zu ſeyn ſchienen, ihren Einfluß zu vergrößern; und in ihren Händen dadurch die Gewalt zu concentriren, daß ſie alles dasjenige, was ſie in ihren Abſichten hinderte, erniedrigten, oder aus dem Wege räumten, die Bürger-Militz von Paris unter ihre Diſpoſition ſetzten, und die Magiſtrāte dieſer Stadt unterdrückten, um ſich ihre Geſchäfte anzumaßen. Es ſchien mir, als wenn ſie die Revolutions-Regierung neutral machen, und den Untergang der rechtſchaffenſten Männer bewürken wollten, um deſto ruhiger herrſchen zu können.

Eben dieſe Perſonen haben mit dazu beigetragen, mir die Berichterſtattung zu überlaſſen. Es ſchien mir, als wären nicht alle Augen in Anſehung ihrer hinlänglich aufgeklärt. Ich konnte ſie nicht in ihrem eigenen Namen anklagen; und ich mußte lange über den räthſelhaften Zweck ihres Unternehmens nachdenken. Sie glaubten, daß ich, da ich von ihnen den Auftrag hatte zu reden, durch menſchliche Achtung gezwungen ſeyn würde, alles zu vereinbaren, oder ihre Abſichten mit ihnen zu theilen, und ihre Sprache zu führen.

Ich habe einen Augenblick Muße, den ihre Hoffnung mir gelaſſen hat, benutzt, um mich darauf vorzubereiten, ſie in eurer Gegenwart die ganze Tiefe des Abgrundes meſſen zu laſſen, in welchen ſie ſich geſtürzt haben. — Ich rede alſo im Namen des Vaterlandes mit euch. Ich glaubte meinem Vaterlande zu dienen, und ihm manche Stürme zu erſparen, wenn ich meinen aufrichtigen Mund nur in eurer Gegenwart öfnete.

In eurem eigenen Namen rede ich jetzt; weil ich euch Rechenſchaft von dem Einfluſſe ſchuldig bin, den Ihr mir in den Angelegenheiten gegeben habt.

Ich bin daher entſchloſſen, alle niedrige Rückſichten mit Füßen zu treten, und in Einem Augenblicke vor eurem Tribunal eine Angelegenheit abzumachen, die in der Dunkelheit der Regierung heftige Bewegungen würde verurſacht haben. Die Lage, in der ich mich befinde, würde einem Jeden, der ſich etwas vorzuwerfen hätte, kützlich und ſchwierig zu ſeyn geſchienen haben. Man hätte den Triumph der Factionen gefürchtet, wodurch man das Leben verliert; aber gewiß der Verluſt eines ſolchen Lebens iſt ſehr unbedeutend, in welchem man entweder der Mitſchuldige, oder ein ſtummer Zeuge des Böſen ſeyn müßte.

Ich habe die Perſonen, von denen ich euch unterhalten will, gebeten, meiner Rede beizuwohnen; in meinen Augen haben ſie ſich ſchädliche Anſchläge gegen das Vaterland zu Schulden kommen laſſen; ich bin mir nichts bewußt, das mich könnte fürchten machen, ſie würden Gegenbeſchuldigungen gegen mich vorbringen; ich will ihnen daher alles, was ich von ihnen denke, ohne Mitleid frey herausſagen.

Ich erwähnte des Anſchlages die Revolutions-Regierung zu vernichten. Ein Mitſchuldiger dieſes frevelhaften Vorhabens iſt eingezogen, und ſitzt in der Conciergerie; er heißt le Gray; war ehemals Renten-Einnehmer, nachher Mitglied des Revolutions-Ausſchuſſes in der Section des Muſäums. Seinen Anſchlag entdeckte er einigen Perſonen, die er zu Theilnehmern ſeines Verbrechens zu machen hofte.

Die Revolutions-Regierung war nach ſeiner Meinung zu ſtrenge, und mußte vernichtet werden. Er ſagte laut, daß man ſich damit beſchäftigte.

Le Gray fügte hinzu, daß man in den Sectionen Reden gegen den National-Convent fertig machte; er beklagte ſich über die Vertreibung der Edelleute; ſagte, dieß ſey ein Mittel, ſie zu erkennen, um ſie zu ermorden; Danton's Andenken würde wieder hervorgeſucht werden; und Paris würde die unter ſeinen Augen vollzogenen Urtheile bedauern.

Zu derſelben Zeit verbreitete ſich das Gerücht in ganz Europa, daß die Königswürde in Frankreich wieder hergeſtellt, und der National-Convent ermordet ſey; daß der Freiheitsbaum und die Werkzeuge zur Beſtrafung der Verräther am Fuße des Thrones verbrannt worden; und daß die Regierung getheilt wäre. Man irrte ſich; die Glieder der Regierung waren zerſtreuet.

Gott! du wollteſt, daß man es verſuche, die Eintracht einer Regierung zu ſtören, welche einige Größe hatte, und deren Mitglieder auf eine weiſe Art regiert haben, ohne immer die Ehre derſelben theilen zu wollen? Du wollteſt, daß man den Untergang der guten Bürger im Sinne führte? Ich erkläre, daß ich mein Möglichſtes gethan, um alle Gemüther zur Gerechtigkeit zurückzuführen, und erfahren habe, daß der Entſchluß einiger Mitglieder dieſem Unternehmen offenbar zuwider geweſen.

Ich erkläre, daß man verſucht hat, die Gemüther misvergnügt zu machen und aufzubringen, um ſie zu ſchädlichen Schritten zu verleiten. Von mir hat man ohne Zweifel nicht hoffen können, daß ich meine reinen Hände zur Ungerechtigkeit hergeben würde; glaubet wenigſtens nicht, daß der Gedanke, einem Menſchen zu ſchmeicheln aus meinem Herzen habe kommen können. Ich vertheidige ihn, weil er mir tadelsfrey zu ſeyn ſcheint; und würde ihn ſelbſt anklagen, wenn er ſtrafbar werden ſollte.

Welch eine Nachſicht, großer Gott! den Untergang unſchuldiger Menſchen zu wollen! Dem Sicherheits-Ausſchuß ſind Netze gelegt worden, um ihn zu dieſem Ziele zu führen. Seine Redlichkeit verſtand aber nicht die Sprache, die ein ſo ſchädlicher Anſchlag gegen ihn führte; man ſchmeichelte ihm, und ſagte, daß man ihn ſeines Anſehens zu berauben ſtrebte. Die geringſten Vorwände wurden ergriffen, um den Sturm zu vergrößſern. Drey Arbeiter bey der Pulver-Mühle, Einwohner von Arcueil, vermiſcht mit zehn oder zwölf Penſionärs von Bicetre, die ſich zuſammen betrunken hatten, wurden den beiden Ausſchüſſen durch **Billaud Varennes**, als Patrouillen der Verſchwörer vorgeſtellt. Es hieß, man wollte den Maire von Paris, und den Etat-Major arretiren, oder fortjagen, und ſich aller Gewalt bemächtigen. Noch vorige Nacht ſagte man, daß das Meſſer an der Kehle ſtände; daß man innerhalb 24 Stunden todt ſeyn, und daß es heute einen Aufruhr geben würde. Ich beſchwöre hier die Gewiſſen! Hat man nicht zu gleicher Zeit vielen Mitgliedern ſolche Furcht eingejagt, daß ſie ſich nicht mehr getraueten in ihren Wohnungen zu ſchlafen? man redete ihnen ein, daß gewiſſe Mitglieder des Ausſchuſſes blutdürſtige Vorſchläge in Betreff ihrer machten, und bereitete dadurch die Gemüther zur Rache und zur Ungerechtigkeit vor.

Ich bezeuge, daß Robespierre ſich für die erſte Stütze des Convents erklärt, und im Ausſchuſſe nie anders als mit Schonung geſprochen hat, wenn es darauf ankam, ein Mitglied deſſelben anzugreifen.

Collot und Billaud nehmen ſeit einiger Zeit wenig Antheil an den Berathſchlagungen, und ſcheinen mehr mit ihrem Intereſſe und Privatabſichten beſchäftigt zu ſeyn. Billaud wohnt allen Sitzungen bey, ohne zu reden, ausgenommen, wenn er ſeinen Leidenſchaften freien Lauf läßt, oder gegen Paris, gegen das Revolutions-Tribunal, und gegen diejenigen Perſonen loszieht, deren Untergang er zu wünſchen ſcheint. Ich beſchwere mich darüber, daß er bey den Berathſchlagungen die Augen zumacht, und ſich zu ſchlafen ſtellt, als wenn ſeine Aufmerkſamkeit auf andere Gegenſtände gerichtet wäre. Seit einigen

Tagen folgte Unruhe auf dieſes zurückhaltende ſtille Betragen. Bey dieſer Gelegenheit will ich verſuchen, euch die Politik, mit welcher man ſich beträgt, zu ſchildern; und euch Dinge zu ſagen, die Ihr wiſſen müſſet, und die euch ſonſt unbekannt geblieben wären.

Es ſchien mir, als wollte man die Epoche erneuern, wo Balazé, Fabre d'Eglantine, und Desfieux es verſuchten, Unruhen in Paris zu erregen, um die Empörung des Dumoriez zu rechtfertigen. Auf folgende Art ſuchte man ſeinen Plan auszuführen:

Billaud muß oft mit einem erdichteten Schrecken, die Worte wiederholen: wir gehen über einem verborgenen Feuerſchlunde. Ich glaube es auch; aber dieſer Feuerſchlund iſt ſeine Verſtellung, und ſeine Neigung zu herrſchen.

Im Auslande muß ſich das Gerücht verbreiten, daß der Convent gezwungen iſt, ſechzigtauſend Mann aus Belgien herauszuziehen, und nach Paris zu berufen. Ich glaube nicht, daß Jemand daran gedacht hat, dieſes Gerücht in Erfüllung zu bringen; aber ich finde es ſehr bedauernswürdig, daß Paris gerade jetzt in einer Unruhe iſt, daß gerade jetzt Ideen der Eiferſucht und Neuerungsplane ſich äußern, und daß die Freiheit, Truppen in Bewegung zu ſetzen, in ſehr wenigen Händen liegt, die ihr Geſchäft mit einem ſo undurchdringlichen Stillſchweigen betreiben, daß wohl alle Armeen ihre Stellen verändern könnten, und nur ſehr wenig Perſonen davon unterrichtet ſeyn würden.

Nachdem man geſagt hat, daß man der Erlaubniß eines Geſetzes zufolge, in Paris nicht mehr als 24 Compagnien Canoniere zu laſſen brauche: ſo leugne ich nicht, daß man das Recht hatte, ſolche Truppen davon zu entfernen; aber ich ſehe doch nicht die Nothwendigkeit davon ein. Man that es nicht bey großen Gefahren; und jetzt fliehet der Feind, und überläßt uns ſeine Feſtungen.

Ich werde auf die militäriſche Angelegenheiten wieder zurückkommen; jetzt will ich von den innern Angelegenheiten zu reden fortfahren.

Alles wurde mit einem Plane des Schreckens verbunden. Um Alles rechtfertigen, und Alles wagen zu können, hat man, wie es mir ſchien, die Ausſchüſſe vorbereitet, den Eindruck der Verläumdungen anzunehmen und gut zu heißen. Billaud kündigte ſein Vorhaben durch unterbrochene

Worte an; bald hörte man ihn das Wort *Pisistrat*, und bald das Wort **Gefahren** ausſprechen. Er wurde dreiſt in den Augenblicken, wo man, nachdem er die Leidenſchaften erregt hatte, ſeine Rathſchläge anzuhören ſchien; aber das letzte Wort ſtarb immer auf ſeinen Lippen, er zauderte, ward unwillig, und verbeſſerte dann, was er den Tag vorher geſagt hatte. Geſtern nannte er einen abweſenden Mann *Pisistrat*; heute, da er ſich gegenwärtig befand, wär er ſein Freund; überdieß war er verſchloſſen, blaß, ſahe ſtarr mit den Augen hin, und zwang ſein Geſicht gewiſſe Mienen anzunehmen. Die Wahrhaftigkeit hat weder dieſen Character, noch dieſe Politik.

Wenn man aber dasjenige unterſucht, was die Uneinigkeit veranlaßt haben kann, ſo iſt es unmöglich, es durch den geringſten Vorwand des öffentlichen Intereſſe zu rechtfertigen. Keine Berathſchlagung des regierenden Ausſchuſſes hat die Gemüther getheilt; nicht etwa, weil alle Maaßregeln durchaus weiſe geweſen ſind, ſondern weil der wichtigſte Theil derſelben, vorzüglich im Betref der Kriegsangelegenheiten, insgeheim beſchloſſen und ausgeführt wurde. Ein Mitglied hatte (vielleicht dazu verleitet,) es über ſich genommen, denjenigen, den man ſtürzen wollte, ohne weitere Urſache zu beleidigen; wahrſcheinlich, um ihn dahin zu bringen, daß er unüberlegte Maaßregeln nehme, ſich öffentlich beklage, ſich iſolire, und ſich nachher, laut vertheidige, wodurch man Gelegenheit gehabt hätte, ihn wegen der Unruhen anzuklagen, deren erſte Urſache zu ſeyn man von ſich nicht geſtehen würde. Dieſer Plan iſt, wie mich dünkt, gelungen; und das obenerwähnte Betragen hat Alles erbittert.

In der Abweſenheit dieſes Mitgliedes, wurde eine militäriſche Expedition ausgeſonnen, von der man ſpäterhin urtheilen wird; noch kann man ſie nicht bekannt machen, ich halte ſie aber für widerſinnig, in dem Zeitpuncte, wo man ſie anordnete. Man hat, ohne mich und meine Collegen davon zu benachrichtigen, Befehl gegeben, 18,000 Mann zu dieſer Expedition von der Sambre- und Maas-Armee zu nehmen. Wenn dieſer, am 1ſten Meſſidor ertheilte Befehl befolgt worden wäre, ſo würde die Sambre- und Maas-Armee gezwungen worden ſeyn, Charleroy zu verlaſſen, ſich vielleicht bis unter die Canonen von Philippeville und Givet zurückzuziehen, und Avesnes und Maubeuge ihrem Schickſale zu überlaſſen. Ich muß noch hinzufügen, daß dieſe Armee die wichtigſte unter allen geworden war. Der Feind hatte ſeine ganze Macht gegen ſie angeführt; und doch ließ man ſie ohne Pulver, ohne Canonen, ohne Brod. Es ſind bey derſelben Soldaten Hungers geſtorben, indem ſie ihre Gewehre küßten. Meine Collegen und ich ſchickten einen Agenten an den Ausſchuß, um Munition von ihm zu fordern; aber er wurde nicht ſo aufgenommen, wie ich es gewünſcht hätte. Prieur muß ich das Lob laſſen, daß er über unſern Mangel gerührt zu ſeyn ſchien. Doch man mußte ſiegen; und man hat geſiegt.

Der Vorfall bey Fleurus hat dazu beigetragen, uns Belgien zu öffnen. Ich wünſche, daß man der ganzen Welt Gerechtigkeit widerfahren laſſe, und erfochtene Siege verehre; aber nicht auf eine ſolche Art, daß die Regierung mehr verehrt werde, als die Armeen. Nur diejenigen, welche den Schlachten beiwohnen, gewinnen dieſelben; und nur die Mächtigen ziehen Nutzen daraus. Man muß alſo die Siege loben, und an ſich ſelbſt nicht denken.

Wenn ein Jeder beſcheiden, und nicht eiferſüchtig geweſen wäre, daß man von einem Andern mehr als von ihm redete, würden wir ſehr ruhig und friedlich ſeyn; und man hätte der Vernunft keine Gewalt angethan, um edelmüthige Menſchen zu zwingen, daß ſie ſich vertheidigen, damit man ihnen daraus ein Verbrechen machen könnte.

Der Stolz erzeugt die Parteien. Durch dieſe greifen die benachbarten Regierungen eines freien Volkes ſeine Wohlfahrt an; ſie ſind das ſchrecklichſte Gift der geſellſchaftlichen Ordnung; und ſie bringen, durch die Gewalt der Verläumdung, das Leben der guten Bürger in Gefahr. Wenn die Factionen in einem Staate herrſchen, iſt Niemand wegen ſeines künftigen Schickſals gewiß, und das von ihnen gequälte Reich iſt ein Sarg. Sie verwirren und vermiſchen die Lüge mit der Wahrheit, das Laſter mit der Tugend, das Recht mit dem Unrecht. Gewalt iſt das einzige Geſetz; und wenn die Tugend ſich nicht zuweilen mit dem Donner in der Hand zeigte, um alle Laſterhaften zur Ordnung zurückzurufen, würden die Gründe des Stärkſten immer die beſten ſeyn. Erſt nach Jahrhunderten vergießt die klagende Nachwelt Thränen auf dem Grabe der Gracchen und dem Rade des Sidney. Indem ſie ein Volk entzweien, ſetzen die Factionen Parteiwuth an die Stellen der Freiheit; das Schwert der Geſetze und die Dolche der Meuchelmörder ſtoßen an einander; man wagt es nicht mehr, weder zu reden noch zu ſchweigen; und die Verwegenen, die ſich an die Spitze der Parteien ſtellen, zwingen die Bürger, ſich für das eine oder das andere Verbrechen zu erklären. So war unter Hebert's und Danton's Regierung alles wüthend und ausgelaſſen, aus Furcht.

Der Untergang, der Fall der Factionen, iſt daher der zärtlichſte Wunſch, den ein guter Bürger für ſein Vaterland thun; die ſüßeſte Wohlthat, die aus den Händen der Vorſehung auf ein freies Volk herabkommen; und die koſtbarſte Frucht, die eine großmüthige Nation von ihrer Tugend ernten kann. Wie? Iſt die Freundſchaft von der Erde entflohen? Wird Eiferſucht bey den Bewegungen der bürgerlichen Geſellſchaft den Vorſitz haben? Und wird man durch das Blendwerk der Verleumdung ſeine Brüder in den Abgrund ſtürzen, weil ſie weiſer und großmüthiger ſind als wir? Der Ruf iſt ein eiteles Gerücht. Horcht auf die verfloſſenen Jahrhunderte; wir hö-

hören nichts mehr von ihnen. Unſere Nachkommen, die einſt unter unſern Urnen wandeln, hören eben ſo wenig von uns. Gutes muß man thun, es koſte was es wolle; den Namen eines todten Helden muß man demjenigen eines lebendigen Feigen vorziehen.

Man muß nicht dulden, daß das Verbrechen triumphire, oder daß die innere Kraft der öffentlichen Moral von ihrer Macht gegen die Boshaften abnehme. Die Gewalt der Geſetze und der Vernunft kömmt nachher, und Jeder zittert ohne Unterſchied; es giebt nur noch erſchrockene Sclaven.

Wollt Ihr, daß die Factionen aufhören, und Niemand es unternehme, ſich durch Machiavell's Gemeinplätze auf den Trümmern der öffentlichen Freiheit zu erheben: ſo macht die Politik unmächtig, und führet alles auf die kalte Vorſchrift der Gerechtigkeit zurück; den höchſten Einfluß behaltet für Euch; und ſchreibet allen Parteien ſtrenge Geſetze vor. Die Geſetze haben keine Leidenſchaften, durch die ſie entzweiet werden, und ſich verſtellen. Die Geſetze ſind ſtrenge, und die Menſchen ſind es nicht immer; eine undurchdringliche Maske kann ſie lange bedecken. Wenn die Geſetze die Unſchuld beſchützen, ſo können ſie nicht durch den Ausländer beſtochen werden; iſt die Unſchuld aber ein Spiel niedriger Intrigen, ſo giebt es keine Sicherheit mehr in der bürgerlichen Geſellſchaft. Man muß in Wüſteneien hinfliehen, um dort Unabhängigkeit, und unter den wilden Thieren Freunde zu finden! Man muß eine Welt verlaſſen, wo man nicht mehr die Energie, weder des Laſters noch der Tugend hat, und worin nichts mehr als Schrecken und Verachtung herrſcht.

Darum bitte ich auch noch die Vorſehung um einige Tage, um das Nachdenken des franzöſiſchen Volkes und aller ſeiner Geſetzgeber auf die bürgerlichen Anſtalten hinzulenken. Alles, was ſich jetzt in unſerer Regierung ereignet, hätte unter ihrer Gewalt nicht Statt gefunden; und diejenigen, deren ſtolze Anſprüche ich jetzt hier anklage, wären vielleicht tugendhaft geweſen, und hätten nicht an das Böſe gedacht. Vielleicht iſt es noch nicht lange her, daß ſie den, von der Tugend gebahnten Weg verlaſſen haben. —

Als ich das letzte Mahl von der Armee zurückkam, erkannte ich einige Geſichter nicht mehr;

die Glieder der Regierung waren an den Gränzen und in den Büreaux zerſtreuet; die Berathſchlagungen waren zweien oder dreien Perſonen überlaſſen, die denſelben Einfluß und dieſelbe Gewalt hatten, als der Ausſchuß ſelbſt, der faſt gänzlich zerſtreuet war, theils durch Verſendungen, theils durch Krankheiten, und theils durch Proceſſe, die man gegen einige Perſonen anfing, um ſie zu entfernen. Nach meiner Einſicht haben wirklich zwey oder drey Menſchen die Regierungsgewalt an ſich geriſſen. Während dieſer Zeit ſcheinen ſie mir die ſehr gefährliche Idee gefaßt zu haben, Neuerungen in der Regierung vorzunehmen, und ſich viel Einfluß zu verſchaffen. —

Wie geſagt, bey meiner Zurückkunft war alles verändert; die Regierung war nicht getheilt, ſondern zerſtreuet, und einer kleinen Anzahl überlaſſen, die einer unumſchränkten Gewalt genoß, und um ſie zu erhalten, andere Mitglieder anklagte, als wenn ſie darnach ſtrebten.

In dieſen Umſtänden ſuchte man unſchuldige Menſchen gerichtlich zu verfolgen, und ſehr ungerechte Vorurtheile gegen ſie zu bewaffnen. Ich kann mich nicht darüber beklagen; mich hat man als einen anſpruchsloſen Bürger, der ſeinen Weg für ſich allein ging, in Ruhe gelaſſen; und es geſchahe aus Irrthum, daß ich durch die Stimme einiger Perſonen den Auftrag erhielt, den Bericht im Convent abzuſtatten, um mich an Begriffe zu feſſeln, die, wie mich dünkt, nicht für mich gemacht ſind.

Ich kann dem Böſen nicht beipflichten, wie ich mich darüber ſchon in Gegenwart der Ausſchüſſe erklärt habe; und ich will hier meine eigenen Worte wiederholen, die ich zu ihnen ſagte, als es mir ſchien, daß man ſie nur verſammelt hätte, um ſie irre zu leiten.

„Bürger! ſagte ich, ich merke traurige Vorbedeutungen; alles verſtellt ſich vor meinen Augen; aber ich werde alles, was vorgeht, ſchon „ausſtudiren; ich werde mir ſagen, was die Redlichkeit zum Beſten des Vaterlandes räth; ich „werde mich nach dem Muſter eines rechtſchaffenen Mannes, und nach demjenigen richten, „was die Tugend ihm vorſchreibt; und mein Haß „wird alles dasjenige treffen, was mir nicht der „reinen Liebe fürs Volk und der Freiheit ähnlich „zu ſeyn ſcheinen wird.“

Den folgenden Tag verſammelten wir uns wieder; ein Jeder beobachtete ein tiefes Stillſchweigen; beide Parteien waren gegenwärtig. Ich ſtand auf, und ſagte:

„Ihr ſcheint mir betrübt zu ſeyn; ein Jeder muß ſich hier mit Freimüthigkeit erklären; und wenn man es erlaubt, will ich den Anfang machen.“

„Bürger! fügte ich hinzu, ich habe euch bereits geſagt, daß ein Schweizer-Officier, der vor Maubeuge zum Gefangenen gemacht, und von Guyton, Laurent und mir ausgefragt wurde, uns die erſte Idee von demjenigen gab, was man unternommen hatte. Derſelbe Officier ſagte uns, daß durch die Dazwiſchenkunſt der furchtbaren Policey in Cambrai, der Plan der Alliirten vereitelt wurde, und dieſe darauf ihre Abſichten verändert haben; daß man aber in Oeſterreich auf keine Weiſe daran dächte, den Streit mit Frankreich beizulegen; daß man alles von einer Partey erwartete, die die Form der ſchrecklichen Regierung vernichten würde; endlich, daß man auf Verſtändniſſe und weniger ſtrenge Grundſätze rechnete. Ich foderte euch auf, mit vieler

„Sorgfalt auf alles dasjenige Acht zu geben, „was darauf abzweckte, die heilſame Form unſerer jetzigen Juſtiz zu verändern; bald darauf „ſahet Ihr ſelbſt in ausländiſchen Blättern dieſen „Plan durchſchimmern. Die Geſandten haben „euch zum Voraus von nahen Unternehmungen „gegen die Revolutions-Regierung benachrichtiget. Was geſchieht nun jetzt? Man bringt die „auswärtigen Gerüchte in Erfüllung; und man „ſagt ſogar, daß man, wenn das Vorhaben gelingen ſollte, eurer jetzigen Strenge gegen die „Verräther Nachſicht entgegenſetzen werde.“ ....

„Ich ſagte ferner, daß man, weil es der Republik an den *Anſtalten* fehlt, aus welchen „die eigentliche Sicherheit entſpringt, darauf abzielte, den Einfluß der, weiſe Rathſchläge ertheilenden Perſonen, zu entſtellen, um ſie als Tirannen zu ſchildern; daß der Ausländer eigentlich dieſen Plan befolge, wie man ſelbſt aus den „bekannten Noten erſehe; daß ich keinen Herrſcher kennte, der ſich nicht eines großen militäriſchen Anſehens, der Finanzen, und der Regierung, bemächtigt hätte; und daß dieſe Dinge „nicht in den Händen derjenigen wären, gegen „die man Verdacht und Argwohn zu erregen „ſuchte.“

David fiel mit ſeiner gewöhnlichen Freimüthigkeit meiner Meinung bey; aber Billaud Varennes ſagte zu Robespierre: „Wir „ſind deine Freunde; wir ſind immer zuſammen „gegangen." Dieſe Verſtellung erſchütterte mein Herz.

Den Tag vorher behandelte er ihn als einen Piſiſtrat, und hatte eine Anklageacte gegen ihn aufgeſetzt.

Es giebt Menſchen, die Lycurg, wegen des niedrigen Characters und der Bläſſe auf ihrer Stirn, aus Lacedämon verjagt hätte; und es thut mir leid, auf dem Geſichte derjenigen, von denen ich rede, nicht mehr die Freimüthigkeit und die himmliſche Wahrheit erblickt zu haben.

Als die beiden Ausſchüſſe mich mit ihrem Zutrauen beehrten, und mir die Berichterſtattung auftrugen, erklärte ich, daß ich mich nicht anders damit befaſſen wollte, als unter der Bedingung, daß der Bericht ehrerbietig gegen den Convent und ſeine Mitglieder ſeyn ſollte; ich erklärte, daß ich bis zur Quelle gehen, den zur Untergrabung der Revolutions-Regierung angelegten Plan entwickeln, und mir Mühe geben würde, [illegible] Energie der öffentlichen Moral zu vergrößern. Billaud Varennes und Collot d'Herbois meinten, daß ich nicht vom höchſten Weſen, von der Unſterblichkeit der Seele, und von der Weisheit reden müßte. Man war von dieſen Ideen wieder zurückgekommen; man fand ſie unanſtändig; man erröthete über die Gottheit!

In demſelben Augenblicke erſchien die Petition des Magenthies, welche darauf abzweckte, Worte, die man oft aus dem Munde des Volkes hört, für Gotteslästerungen zu erklären, und zu beſtrafen. Nein! es ſind keine Gotteslästerungen! Eine Gotteslästerung iſt die Idee, die Bündel des Sylla vor Gott hergehen zu laſſen; eine Gotteslästerung iſt es, die Mitglieder der Regierung durch Proſcriptionsliſten zu ſchrecken, und die Unſchuldigen unter ihnen anzuklagen!

So hatte man mich verdammt, gegen euch nichts von der Vorſehung zu ſprechen, dieſer einzigen Hoffnung des allein ſtehenden Menſchen, der, von Sophismen umgeben, den Himmel um den Muth und die Weisheit bittet, welche nothwendig ſind, die Tugend triumphiren zu laſſen.

Wenn man aufmerkſam über dasjenige nachdenkt, was in eurer letzten Sitzung vorgefallen iſt, findet man die Anwendung alles deſſen, was ich jetzt geſagt habe. Der Mann, der durch die bitterſte Behandlung von dem Ausſchuſſe entfernt wurde, als dieſer in der That nur aus zwey oder drey gegenwärtigen Mitgliedern beſtand, dieſer Mann rechtfertigt ſich vor euch; er erklärt ſich freilich nicht deutlich genug; aber ſeine Entfernung, und der bittere Schmerz ſeines Herzens, können etwas entſchuldigen. Er weiß nicht die Geſchichte ſeiner Verfolgung; und kennt nur ſein Unglück. Man ſtellt ihn als einen Tirannen der Meinung auf; hierüber muß ich mich erklären, und ich muß einen Sophismus beleuchten, der darauf abzielt, das Verdienſt zu verbannen. Welches ausſchließende Recht habt Ihr auf die Meinung, Ihr, die Ihr ein Verbrechen in der Kunſt findet, die Seelen zu rühren? findet Ihr es ſchlecht, daß man Empfindung hat? Seyd Ihr denn von Philipps Hofe, daß Ihr der Beredſamkeit den Krieg erklärt? Ein Tirann der Meinung! Wer hindert euch denn, die Achtung des Vaterlandes Jemanden ſtreitig zu machen, wenn Ihr es ſchlecht findet, ſie zu feſſeln? Außer Richelieu gab es noch keinen Deſpoten in der Welt, der ſich über den Ruhm eines Schriftſtellers beleidigt fand. Giebt es irgend einen uneigennützigern Triumph? Cato hätte den ſchlechten Bürger aus Rom verjagt, der auf der Rednerbühne die Beredſamkeit einen Tirannen der Meinung genannt hätte. Niemand hat das Recht, für ſie zu ſtipuliren; ſie ergiebt ſich der Vernunft, und ihr Reich gehört nicht unter die Gewalt der Regierungen.

Das öffentliche Gewiſſen iſt ein Freiſtaat; es iſt der Schutz des Bürgers; und diejenigen, welche die Meinung zu gewinnen wußten, ſind alle Feinde der Unterdrücker geweſen. War Demoſthenes ein Tirann? auf dieſen Fall hat ſeine Tiranney lange Zeit Griechenlands Freiheit gerettet. So möchte die eiferſüchtige Mittelmäſſigkeit gern das Genie auf das Schaffott bringen. Ja, da das Rednertalent, welches Ihr hier zeiget, ein Talent der Tiranney iſt: ſo wird man euch bald als Deſpoten der Meinung anklagen! Das Recht, die öffentliche Meinung zu intereſſiren, iſt ein natürliches, unverjährbares, unveräußerliches Recht; und ich ſehe nur unter denjenigen eigentlich Uſurpatoren, die ſich beſtreben, dieſes Recht zu unterdrücken.

Habt Ihr unter dem Scepter der Könige Redner geſehen? Nein. Stillſchweigen herrſcht rund um die Throne; nur bey freien Völkern hat man das Recht geduldet, ſeinen Nebenmenſchen zu überreden; iſt dieſe Laufbahn nicht allen Bürgern offen? Ein Jeder beeifere ſich um die Ehre, ſich in der Kunſt der Wohlredenheit zu vervollkommnen; und Ihr werdet einen Strom von Einſichten fließen ſehen, der unſere Freiheit verbürgen wird, wenn der Stolz nur aus unſerer Republik verbannt iſt. —

Opfert Ihr aber die beſten Redner auf, ſo wird man auch zu demjenigen kommen, der ſie beneidet hatte, und der beſte Redner nach ihnen war.

Ein königlicher Cenſor hätte ſich begnügt, zu ſagen: Ihr habt gegen den Hof und gegen ſeine erzbiſchöfliche Gnaden geſchrieben. Was haben wir denn nun aber mit unſerer Vernunft gemacht, wenn man noch heute zu einem Mitgliede des Souveräns ſagt: Du haſt das Recht nicht, zu überreden!

Der Repräſentant, der geſtern eine lange Rede auf dieſer Tribüne hielt, ſcheint mir nicht deutlich genug diejenigen bezeichnet zu haben, die er eigentlich anklagte. Er hat keine Urſache ſich über die Ausſchüſſe zu beklagen, welches er daher auch nicht gethan hat; denn die Ausſchüſſe ſcheinen mir immer eurer Achtung würdig zu ſeyn; und die Uebel, deren Geſchichte ich eben entworfen habe, ſind bloß aus der Iſolirung und der höchſten Gewalt einiger allein gebliebener Mitglieder entſprungen.

Die Regierung mußte ſich durch die Entfernung ihrer Mitglieder durchaus verſchlimmern. Conthon iſt beſtändig abweſend; Prieur de la Marne iſt es ſeit acht Monaten; Jean Bon St. André iſt in Port-la-Montagne; Lindet iſt in ſeinem Bureaux vergraben; Prieur de la Cote d'or, in dem ſeinigen; ich war bey der Armee; und die Uebrigen, welche die Authorität Aller ausübten, ſcheinen mir ihre Abweſenheit zu benutzen geſucht zu haben.

Ich würde es als ein heilſames, für die öffentliche Freiheit nützliches Princip halten, daß die Tafel des Ausſchuſſes von allen ihren Mitgliedern umgeben ſeyn müßte. Ihr habt die Regierung zwölf Perſonen anvertraut; im vorigen Monate aber befand ſie ſich in der That unter den Händen zweier oder dreier Mitglieder. Bey dieſer

Unbedachtſamkeit ſetzt man ſich der Gefahr aus, den Menſchen einen Geſchmack für Unabhängigkeit und höchſte Gewalt einzuflößen.

Stellt euch nun vor, daß dieſer Zuſtand fortgedauert hätte; daß Paris ohne Etat-Major und ohne Magiſträte geweſen, und das Revolutions-Tribunal unterdrückt, oder durch die Creaturen der zwey oder drey unumſchränkt regierenden Mitglieder beſetzt worden wäre: euer Anſehen wäre dadurch gänzlich vernichtet worden!

Eine einzige Sache wäre jenen Mitgliedern noch im Wege geſtanden; nämlich die Jacobiner, die ſie für Tirannen der Meinung verſchreien; man mußte daher diejenigen aufopfern, die bey dieſer Geſellſchaft den größten Einfluß haben. Indem Billaud Varennes und Collot d'Herbois ihren Plan fortſetzten, äußerten ſie auch ſeit einiger Zeit ihren Haß gegen die Jacobiner; ſie hörten auf, ſie zu beſuchen, und bey ihnen zu reden.

Wäre ihr Plan ihnen gelungen, während daß die Majorität des Ausſchuſſes mit den einzelnen Angelegenheiten beſchäftigt war, ſo hätten einige Perſonen völlig regiert; ſie durften nicht mehr die läſtigen Redner fürchten, und genoſſen eines ausſchließenden Ruhmes, und einer ausſchließenden Gewalt.

Es exiſtirte daher ein Plan, die Macht an ſich zu reiſſen, durch die Aufopferung eines Theils der Mitglieder des Ausſchuſſes, durch die Zerſtreuung der andern in der Republik, durch die Vernichtung des Revolutions-Tribunals, und durch die Wegſchaffung der Magiſträte in Paris. Billaud Varennes und Collot d'Herbois, ſind die Urheber dieſes ſchändlichen Anſchlages!

Die beiden Ausſchüſſe haben alſo nichts von der öffentlichen Achtung verlieren dürfen; jene Mitglieder allein ſind ihrer unwürdig, die unter der Maske der Uneigennützigkeit Ehrſucht verbargen, und in ſich das Initiativ der Anklagen gegen eure Mitglieder zu concentriren gedachten.

Ich glaube, daß Ihr es der Gerechtigkeit und dem Vaterlande ſchuldig ſeyd, meine Denunciation zu unterſuchen. Ihr müſſet jede Berathſchlagung des Ausſchuſſes, die nicht von ſechs Mitgliedern unterzeichnet iſt, als eine Handlung der Tiranney anſehen; auch müßt Ihr unterſuchen, ob es weiſe iſt, daß die Mitglieder Geſchäfte der

Miniſter verrichten, ſich in den Büreaux vergraben, ſich von euch entfernen, und auf die Art zur Verſchlimmerung des Geiſtes und der Grundſätze ihrer Gefährten beitragen.

Die öffentlichen Angelegenheiten werden durch dieſen Sturm nicht leiden; die Freiheit wird dadurch nicht beunruhigt werden, und die Regierung ihren alten Lauf durch eure Weisheit wieder fortſetzen.

Es bleibt mir nun noch übrig, euch zu überführen, daß ich keine andere Partey ergreifen konnte, als dieſe, euch die Wahrheit zu ſagen. Hätte ich in den Ausſchüſſen meine Abſicht bekannt gemacht: ſo hätte Alles eine traurige Wendung nehmen können. Der Einfluß unſerer Gegner hätte neue Kräfte erlangen, und ſie hätten auch andere Mitglieder in ſolidariſche Verbindung mit ſich bringen können, wenn es ihnen gelungen wäre, ſie zu hintergehen. Ich glaubte Unordnungen zu vermeiden, und die Ausſchüſſe von einem ſchwierigen Zanke zu retten, weil man gewiß Alles angewendet hätte, um die Gemüther zu veruneinigen.

Die Mitglieder, die ich anklage, haben in ihren eigentlichen Geſchäften wenig Fehler gemacht:

ſie brauchen ſich daher nicht weiter wegen der Operationen zu rechtfertigen, als etwa wegen der Maaßregel, durch welche man 18000 Mann von der Sambre- und Maas-Armee entfernen wollte. Ich klage ſie an, daß ſie die Achtung des Ausſchuſſes benutzt haben, um ihre Ehrſucht zu befriedigen. Sylla war ein guter General, ein großer Politiker, und wußte Staatsgeſchäfte zu verwalten; aber er wendete dieſes Verdienſt bloß zu ſeinem Privat-Nutzen an. Ich ſehe es ſehr gern, daß man euch Siege ankündigt; ich will nur nicht, daß man ſie zu Vorwänden der Eitelkeit gebrauche. Man kündigte den Sieg bey Fleurus an; und Andere, die nichts davon geſagt haben, waren dabey gegenwärtig. Man ſprach von Belagerungen; und Andere, die nichts davon geſagt haben, waren in den Laufgräben geweſen. Ich behaupte, daß alles Böſe davon gekommen iſt, daß die ganze Gewalt, ohne daß Jemand ſich deſſen verſahe, in einige Hände gefallen iſt, die ſie durch den Untergang alles deſſen erhalten und vermehren wollten, was die willkührliche Gewalt unterdrücken konnte.

Ich mache noch keinen Schluß gegen diejenigen, die ich genannt habe; ich wünſche, daß ſie ſich rechtfertigen, und daß wir vorſichtiger werden möchten.

Ich ſchlage folgendes Decret vor:

„Der National-Convent decretirt, daß die „Anſtalten, wozu der Plan unvorzüglich zu machen iſt, die Mittel angeben ſollen, wie die Regierung, ohne etwas von ihrer revolutionären „Stärke zu verlieren, außer Stand geſetzt werde, „nach einer willkührlichen Macht zu ſtreben, die „Ehrſucht zu begünſtigen, und die National-Repräſentation zu unterdrücken, oder ihre Gewalt zu „uſurpiren.“

—r.

II.

Americaniſche Staats-Correſpondenz.

Schreiben von Mr. Randolph, Americaniſchen Staatsſecretär, an Mr. Hammond, bevollmächtigten brittiſchen Geſandten in America, über das Betragen des Gouverneurs Simcoe in Canada.

Philadelphia, den 1ſten Sept. 1794.

Sir!

Wenn nach dem Berichte, auf den ſich mein Brief vom 20ſten May 1794 gründete, noch einiger Zweifel über die Invaſion des Gouverneurs Simcoe übrig blieb: ſo dürfen wir, nach Ihrem langen Stillſchweigen, ohne ihn zu widerlegen, und nach unſern neuern Nachrichten, die Wahrheit deſſelben nicht erſt näher unterſuchen. Nach den glaubwürdigen Berichten, welche ſeit der Zeit an die ausübende Gewalt eingegangen ſind, iſt es ausgemacht, daß engliſche Officiere und Soldaten, bey dem letzten Angriffe auf das

Fort Recovery, gegenwärtig waren, um unſern indianiſchen Feinden beizuſtehen.

Aber, Sir! der Gouverneur von Ober-Canada ſchien ſogar entſchloſſen zu ſeyn, eine jede Möglichkeit der Bezweiflung ſeiner feindſeligen Abſichten aus dem Wege zu räumen; und ſchickte daher nach Great-Sodus, einem neulich errichteten Etabliſſement, an einer Bucht deſſelben Namens, am See Ontario, einen Befehl an den Capitän Williamſon, von ſeiner Unternehmung abzuſtehen, zu welcher er von dem Staate von Neu-York bevollmächtigt war. Dieſer Befehl ward durch den Lieutenant Sheaffe unter einer militäriſchen Eſcorte überbracht, und entſpricht in ſeinem Tone ganz der Art ſeiner Ueberreichung, welche keinen Zweifel über die feindſelige Geſinnung übrig läßt.

„Ich habe Befehl zu erklären, daß ſo lange
„der Friedens-Tractat zwiſchen Großbrittannien
„und den vereinigten Staaten nicht vollzogen wird,
„und die beſtehenden Zwiſtigkeiten in Anſehung
„deſſelben wechſelſeitig und endlich beigelegt ſind,
„die Beſitznehmung irgend eines Theils
„von dem indianiſchen Gebiet, es ſey zum
„Zwecke des Krieges, oder in der Abſicht ihn zu
„behalten, für eine unmittelbare Verletzung der
„Rechte Sr. brittiſchen Majeſtät, ſo wie ſie vor
„dem Tractat exiſtirten, angeſehen werden wird.
„Eine ſolche Beſitznehmung zielt auch unmittelbar
„darauf ab, das gute Verſtändniß, welches zwi-
„ſchen Sr. brittiſchen Majeſtät und den vereinig-
„ten Staaten von America Statt gefunden hat,
„zu unterbrechen, und in ſeinen Fortſchritten zu

„hemmen. Ich verlange daher von Ihnen mit allen ſolchen Unternehmungen einzuhalten.“

Da Capitän Williamſon von Hauſe abweſend war, ſo ſchrieb ihm R. H. Sheaffe, Lieutenant beim 5ten Regiment Infanterie, in Dienſten Sr. brittiſchen Majeſtät, einen Brief in folgenden Ausdrücken:

Sodus, den 16ten Auguſt 1794.

Sir!

„Nachdem ich von dem Unter-Gouverneur, der Sr. brittiſchen Majeſtät gehörigen Provinz Ober-Canada, einen Special-Auftrgg und Inſtructionen erhalten habe, bin ich hieher gekommen, um zu fragen, durch welche Authorität ein Etabliſſement an dieſem Orte anbefohlen wurde; und zu verlangen, daß ein ſolches Vorhaben ſogleich aufgegeben werde, aus den Gründen, die in der beiliegenden geſchriebenen Erklärung angeführt ſind, deren richtigen Empfang Ihr Agent, Mr. Little, mir atteſtiren wird. Ich bedaure ſehr, ſowohl für meine Perſon, als auch in meinem öffentlichen Character, daß ich nicht das Vergnügen habe, Sie hier zu ſehen; ich hoffe aber bey meiner Zurückkunft, nach acht Tagen ungefähr, glücklicher zu ſeyn.

„Ich bin, Sir! ꝛc.“

R. H. Sheaffe
Lieutenant beim 5ten Regiment.

Die Lage von Sodus ſoll 70 Meilen innerhalb der Territorial-Linie der vereinigten Staaten, etwa 20 Meilen von Oſwego, und ungefähr 100 Meilen von Niagara entfernt ſeyn.

Alle Urſachen des Misvergnügens, die nicht auf unſer weſtliches Territorium Beziehung haben, mögen jetzt dahin geſtellt ſeyn; wir wollen gegenwärtig nicht einmal unſere Hauptbeſchwerde wegen des Aufenthalts der Poſten erneuern.

Aber indeß wir auf jede Art, die uns nur die Ehre erlaubt, den Frieden zu erhalten ſuchen, häuft der Gouverneur von Ober-Canada eine Beleidigung auf die andere; ſeine Feindſeligkeiten fing er an dem Fluſſe Miami an; nachher vereinigte er brittiſche Truppen mit den Indianern, um unſer Fort anzugreifen; jetzt drohet er uns, wenn wir unſere eignen Bäume fällen, und auf unſeren eignen Grund und Boden Häuſer bauen. Wie weit kann nicht der Gouverneur Simcoe noch gehen? Wo iſt die Gränze derjenigen Geſinnungen, welche dieſe Angriffe veranlaßte? Wo iſt die Gränze des Grundſatzes, nach welchem der Gouverneur Simcoe handelt?

Den Tractat, nebſt allem was darauf Beziehung hat, haben wir ſeit länger als zwey Jahren einer ausführlichen Diſcuſſion unterworfen. Auf das Schreiben meines Vorgängers vom 29ſten May 1792 beliebte es Ihnen nichts weiter zu antworten, als daß Sie keine Inſtructionen von Ihrem Hofe hätten; dieß ſchrieben Sie am 20ſten Juny und 22ſten November 1793, auch am 21ſten Februar 1794. Das gelindeſte was man von dieſem Stillſchweigen ſagen kann, iſt, daß es gewiß nicht neue Feindſeligkeiten verhüten wird, und vielleicht uns zum Winke dienen ſoll, die alten zu dulden.

Es kömmt nicht den Gouverneuren Sr. brittiſchen Majeſtät zu, ſich in die Maaßregeln der vereinigten Staaten gegen die Indianer, innerhalb ihres Gebietes, zu miſchen. Es kann Ihnen nicht unbekannt ſeyn, Sir, daß es zum Grundſatze geworden iſt, daß die Angelegenheiten der Indianer, innerhalb der Gränzen irgend einer jeden Nation, ausſchließend dieſe Nation allein angehen. Aber der Gouverneur Simcoe achtet dieſes Recht der vereinigten Staaten nicht, und dehnt ſeine Uſurpationen noch weiter aus, indem er ſich auf die alten und erloſchenen Rechte Sr. brittiſchen Majeſtät beruft. Wenn der letzte Tractat dieſe Rechte an der ſüdlichen Seite des See's Ontario aufrecht erhielte, ſo würde der Ohio ſelbſt nicht einmal die Gränze derſelben ſeyn.

Sie werden mir verzeihen, Sir, daß ich mich bey dieſem Benehmen des Gouverneurs Simcoe an Sie wende, ohne mich dadurch abhalten zu laſſen, daß Sie die Aufſicht über die Gouverneure Sr. brittiſchen Majeſtät, und die Verantwortlichkeit für dieſelben, förmlich von ſich abgelehnt haben. Man wendet ſich an Sie, in der Hofnung, daß, wenn der Gouverneur Simcoe ſich auch nicht durch unſere Vorſtellungen abhalten läßt, er doch wenigſtens durch Sie von den Folgen der Selbſtvertheidigung unterrichtet werden wird.

Ich bin ꝛc.

Edward Randolph.

Ant:

Antwort.

Neu-York den 3ten Sept. 1794.

Sir!

Ich habe heute Ihren Brief vom 1ſten dieſes Monats erhalten, und werde mit erſten Gelegenheiten Abſchriften davon an den Unter-Gouverneur Simcoe, wie auch an die Miniſter Sr. Majeſtät in England überſchicken.

Ich bin ꝛc.

George Hammond.

Ich bezeuge hiermit, daß vorſtehender Brief vom 1ſten dieſes, von dem Staatsſecretär an Mr. Hammond, bevollmächtigten Miniſter Sr. britiſchen Majeſtät, und die Antwort des Mr. Hammond vom 3ten dieſes, mit den Originalen genau übereinſtimmen.

George Taylor, Jun.
Ober-Secretär.

Im Staats-Departement,
am 5ten Sept. 1794.

12.

Engliſche Staatsſchriften,

die

Beſitznehmung von Corſica betreffend.

Dieſe Stasatſchriften ſind in mancherley Rückſicht ſehr wichtig. Sie verdienen als eine neu entworfene Conſtitution von den Zeitgenoſſen gekannt, und als Geſchichts-Documente aufbehalten zu werden, die auch denn nicht ohne hiſtoriſch-philoſophiſchen Werth ſeyn dürften, wenn Corſica wieder Frankreich einverleibt werden ſollte. Es ſcheint jedoch, daß die brittiſche Regierung noch bis jetzt dieſen Fall nicht als wahrſcheinlich betrachtet, da ſie noch kürzlich, (im October 1794) nach dem ſehr veränderten Kriegsglück in den Niederlanden und am Rhein, den Ritter Elliot förmlich zum Vice-König von Corſica ernannt hat.

v. A.

A. Depeſche von Sir Gilbert Elliot, dem engliſchen bevollmächtigten Miniſter in Corſica, an den Staatsminiſter Mr. Dundas.

Corte, den 21ſten Juny 1794.

Sir!

Ich habe die Ehre, Ihnen zu melden, daß die Vereinigung von Corſica mit der Krone Großbrittannien, endlich und förmlich zu Stande gekommen iſt; und mit dem aufrichtigſten Vergnügen finde ich mich im Stande, Sie zu verſichern, daß noch nie eine National-Handlung durch ein einmüthigeres Verfahren, von Seiten derjenigen, die dazu befugt waren, oder durch eine allgemeinere Billigung von Seiten des Volks, die man wahrlich Enthuſiasmus nennen kann, ſanctionirt wurde.

Ich hatte bereits die Ehre, Ihnen eine Abſchrift von dem Briefe zu ſchicken, den Se. Excellenz, Mylord Hood, und ich, an Se. Excellenz, den General Paoli, unterm 21ſten April, richteten. Heute habe ich die Ehre, eine Abſchrift von dem Circular-Schreiben des Generals Paoli an ſeine Landsleute beizuſchließen, das ſich auf den Brief beziehet, den er von uns erhalten hatte, und von dem eine italiäniſche Ueberſetzung beigelegt war.

Es wurden bald hierauf Convocations-Schreiben ausgefertigt, um die Verſammlung zur allgemeinen Berathſchlagung zu Stande zu bringen, die am Sonntage den 8ten Juny in Corte gehalten werden ſollte. Alles wurde ſo eingerichtet, daß die vollſtändigſte Repräſentation in dieſer Inſel zu Stande kommen konnte; indem jede Gemeinde, von noch ſo kleinem Gebiete, ihren Repräſentanten ſchickte, und der Zuſtand des Eigenthums dergeſtalt iſt, daß, obgleich Niemand als ein Landbeſitzer zum Wahlherrn gemacht werden konnte, doch ein Jeder faſt ohne Ausnahme geſtimmt hat.

In den Convocations-Schreiben war die Urſache der Zuſammenberufung angegeben; und die Wahl-Protocolle einer jeden Gemeinde, drückten im allgemeinen die Beſchaffenheit der Maaßregeln aus, wozu die Deputirten bevollmächtigt wurden. Die Vereinigung von Corſica mit Großbrittannien, und die Ueberreichung der Krone an Se. brittiſche Majeſtät, wurde ausdrücklich verlangt.

Hierbey ſind Abſchriften von jenen Verhandlungen.

Am Dienſtage, den 10ten Juny, kamen die Deputirten zu Corte in hinlänglicher Anzahl zuſammen, um die Verſammlung zu conſtituiren. Einige Tage wurden mit der Unterſuchung ihrer Vollmachten und der Beſtimmung ſtreitiger Wahlen zugebracht; hierauf ward General Paoli zum Präſidenten, und die Herren Pozzo de Bargo und Muſelli zu Secretären erwählt.

Am Sonnabend, den 14ten dieſes, eröffnete der General Paoli die Verſammlung durch eine vortreffliche Rede, worin er die Hauptbegebenheiten, welche ſich ereignet hatten, durchging, und die vornehmſten Maaßregeln, welche er ſeit der Trennung der letzten General-Verſammlung im May 1793 genommen hatte, die Urſache der gegenwärtigen Zuſammenberufung und die Hauptpuncte, worauf die Berathſchlagungen gerichtet ſeyn ſollten, auseinanderſetzte.

Die Verſammlung bewilligte einmüthig dem General Paoli ihre Dankſagung, und eine völlige und gänzliche Billigung alles deſſen, was er, kraft der ihm von der General-Verſammlung im Jahre 1793 übertragenen Macht, gethan hatte.

Hierauf erklärte die Verſammlung einmüthig, daß Corſica von Frankreich getrennt ſeyn ſollte.

Mit derſelben Einmüthigkeit und den ſtärkſten Beweiſen der allgemeinen Zufriedenheit und Freude ſtimmte ſie für die Vereinigung Corſica's mit der Krone Großbrittannien.

Ein Ausſchuß ward nun ernannt, um die Vereinigungs-Artikel zu entwerfen, und die Art und Weiſe der Ueberreichung der Krone an Se. britt. Maj. zu überlegen.

Es ward beſchloſſen, daß ein Jeder, der kommen würde, eine Stimme haben ſollte; und in der That wurden verſchiedene Perſonen von Character und Talenten, die nicht einmal Mitglieder der Verſammlung waren, zu den Berathſchlagungungen zugelaſſen, und nahmen Antheil an den Diſcuſſionen des Ausſchuſſes.

Die Artikel wurden im Ausſchuſſe einer ſehr ausführlichen, freien und vernünftigen Diſcuſſion unterworfen, die einer jeden Verſammlung öffentlicher Perſonen in irgend einem Lande Ehre gemacht hätte, wie ſie auch dem Reſultate einen überlegten und vernünftigen, ſowohl als freien und unabhängigen Beifall verſchaffte.

Der Ausſchuß beſchloß einmüthig, der Verſammlung ſeinen Bericht abzuſtatten. Dieſer Bericht wurde Donnerſtags, den 17ten, eingereicht, und an dieſem und den folgenden Tagen auf eine eben ſo geſchickte als umſtändliche Art von Herrn Pozzo de Bargo vor der Verſammlung auseinandergeſetzt. Er ward einmüthig und mit allgemeinem Beifall angenommen; und zwey Abſchriften der Vereinigungs-Acte wurden von jedem Mitgliede der Verſammlung unterſchrieben.

Donnerſtags, den 19ten Juny, erhielt ich eine Deputation von der Verſammlung, die mir eine Abſchrift von der Vereinigungs-Acte überreichte und mich einlud, mit ihr zurückzukehren, damit die Verſammlung ſelbſt auf die feierlichſte und am meiſten authentiſche Art die Krone Sr. Maj. überreichen könnte.

Ich folgte der Deputation, und nahm in Gegenwart der Verſammlung von dem Präſidenten, des Generals Paoli Exc., im Namen des Valks, die Krone und die Souveränität von Corſica für Se. britt. Maj. an.

Die Adreſſe Sr. Exc. an mich befindet ſich bey den andern Papieren.

Nachdem ich die Verſammlung auf eine Art, die mir bey der Gelegenheit paſſend zu ſeyn ſchien, angeredet hatte, verſicherte ich im Namen Sr. Maj. die Annehmung der Krone, den in der Vereinigungs-Acte enthaltenen Artikeln gemäß.

Ich ſchwur hierauf, im Namen des Königs, den vorgeſchriebenen Eid: die Freiheiten von Corſica, der Conſtitution und den Geſetzen gemäß zu erhalten.

Der Präſident leiſtete ſodann, nebſt der Verſammlung, den Eid der Anhänglichkeit und Treue; und ich unterzeichnete und beſiegelte hierauf die Annahme, welche den beiden Abſchriften der Vereinigungs-Acte hinzugefügt wurde, deren Eine ich hierbey mit zu überſchicken die Ehre habe.

Am folgenden Tage (geſtern) ward in der Cathedral-Kirche das Te Deum geſungen, darauf das Geſchütz abgefeuert; und es wurden Gebete für Se. Maj. verrichtet, unter dem Namen Georgs des Dritten, Königs von Großbritannien und Corſica. Des Abends wurde die Stadt erleuchtet; und das Volk bewies durch alle Mittel, die es in ſeiner Macht hatte, ſeine Treue und ſeine Freude.

Die Verſammlung hat heute eine Adreſſe an den König bewilligt, die ihre Dankbarkeit, Treue und Zuneigung ausdrücken ſoll. Vier angeſehene Perſonen wurden ernannt, um ſie dem Könige in London zu überreichen.

Ich kann dieſe Depeſche nicht ſchließen, ohne meinen ergebenſten Glückwunſch über den glücklichen Ausgang dieſer wichtigen und intereſſanten Angelegenheit abzuſtatten, die nach meiner Einſicht beiden Parteien vortheilhaft iſt, Sr. Maj. zur Ehre gereicht, und in jeder Hinſicht ſeinen königlichen Gefühlen, ſowohl als den Gefühlen ſeiner Unterthanen, angenehm ſeyn muß.

Der wahre Grund dieſer Verhandlung beruhete auf dem Zutrauen, welches die königlichen Tugenden Sr. Maj. einflößten, und auf dem großen Namen, den die brittiſche Nation in der ganzen Welt, wegen jeder ehrenvollen und edlen Eigenſchaft genießt. Das Volk von Corſica hat einerſeits jene Tugenden erkannt, indem es die Souveränität ſeines Landes Sr. britt. Maj. anvertrauete, und ſelbſt bittend überreichte; andererſeits hat es den Werth dieſes Zutrauens dadurch vergrößert, daß es gezeigt hat, es komme von Menſchen, die mit Abſcheu die giftige und falſche franzöſiſche Freiheit verwarfen, ohne darum eine wohlgeordnete, oder conſtitutionsmäßige Freiheit zu verkennen, oder zu vernachläßigen.

Se. Maj: hat eine Krone erlangt, und diejenigen, die ſie gegeben, haben Freiheit erhalten. Die brittiſche Regierung hat die Sphäre ihrer Politik und Handlung, durch die Vereinigung mit Corſica, erweitert; und Corſica hat ſeinen alten Beſitzungen neue Sicherheit verſchafft, und durch ſeine freiwillige Einverleibung mit einem großen und mächtigen Reiche, ſich neue Quellen der Glückſeligkeit und Wohlfahrt geöffnet.

Dieſe Depeſche wird Ihnen von Signor Patriconi übergeben werden, einem jungen Edelmanne dieſes Landes, der ſich im Kriege, unter den Befehlen des Generals Paoli, und vorzüglich bey den Belagerungen von Baſtia und St. Fiorenzo, vortheilhaft ausgezeichnet hat.

Erlauben Sie mir, mich in Anſehung der einzelnen Umſtände, die ich etwa weggelaſſen haben mag, auf ihn zu berufen; und ihn der Ehre Ihrer Aufmerkſamkeit, während ſeines Aufenthalts in England, zu empfehlen.

Ich habe die Ehre zu ſeyn ꝛc.

Unterzeichnet: **Gilbert Elliot.**

B. Adreſſe des Generals Paoli an ſeine Mitbürger.

Furiani den 1ſten May 1794.

Meine innigſtgeliebten Mitbürger!

Das unverminderte Zutrauen, mit welchem Ihr mich beehrt habt, und meine immerwährende Sorgfalt, euer Intereſſe zu befördern, und eure Freiheit zu ſichern, legen mir die Verpflichtung auf, euch die jetzige Lage der öffentlichen Angelegenheiten darzuſtellen.

Ihr erinnert euch, wie viele grauſame und verrätheriſche Anordnungen von den drei Commiſſarien des franzöſiſchen Convents, die nach unſerer Inſel herüber geſchickt waren, getroffen wurden; und auf welche Art die Commiſſarien es verſuchten, die Regierungs-Gewalten in einer kleinen Anzahl ihrer Trabanten zu concentriren, die dazu beſtimmt waren, die Werkzeuge derjenigen Gewaltthätigkeiten und Grauſamkeiten zu ſeyn, welche gegen alle wohldenkende Perſonen, und gegen die Nation im Ganzen genommen, ausgeübt werden ſollten.

Das ungerechte Decret, welches meine Verhaftnehmung und Stellung vor den Schranken der Verſammlung befahl, war der erſte Verſuch, den man gegen eure Freiheit machte. Ihr habt euch einmüthig erklärt, und auf eine demüthige Art Vorſtellungen gegen einen Befehl gemacht, der die Abſicht hatte, die Ausführung der Plane eurer Feinde zu erleichtern; endlich habt Ihr in einer allgemeinen Verſammlung euren Unwillen über jene Ungerechtigkeit zu erkennen gegeben, und in demſelben Augenblicke ſolche Entſchlüſſe gefaßt, die ſich mit eurer eigenen Würde und mit der öffentlichen Wohlfahrt vertrugen.

Als einen ausgezeichneten Beweis eures Zutrauens, habe ich das Geſchäft übernommen, welches Ihr mir zu übertragen beliebtet; nämlich, in den critiſchen Umſtänden für die Erhaltung eurer Sicherheit und Freiheit zu ſorgen. Sorgfältig darauf bedacht, daß Ihr keiner Gefahr ausgeſetzt werdet, ohne durch gereizten Unwillen und Nothwendigkeit zum Widerſtande gezwungen zu ſeyn, verſuchte ich alle Mittel, die mir damals Klugheit und Mäßigung eingaben; aber weder eure gerechten Bitten, noch meine Unſchuld, waren hinreichend, eine gewaltthätige und blutdürſtige Faction, die durch euren edlen

Widerſtand aufgebracht, und euren Untergang zu vollenden entſchloſſen war, zu den Geſinnungen der Menſchlichkeit und Rechtſchaffenheit zurückzurufen. Die Vernichtung der Regierung wurde daher anbefohlen; die Mitglieder derſelben wurden, nebſt vielen eifrigen Patrioten, proſcribirt; die Nation in einen Rebellionszuſtand erklärt, und Befehle ertheilt, ſie mit Gewalt der Waffen zu zwingen, und nach der blutigen Strenge der revolutioniſtiſchen Geſetze zu behandeln.

Ueber alle dieſe Dinge, wie auch über die endloſen Folgen von Verheerung und Zerrüttung, die das Betragen derjenigen Perſonen, welche die Macht der Regierung in Frankreich ausüben, characteriſirt, und ſie über die Zerſtörung aller Religion und einer jeden Art der Gottesverehrung empört — eine Vernichtung, die mit beiſpielloſem Frevel dem Volke aufgedrungen wurde — fühlte jeder Corſicaner die Nothwendigkeit, ſich von den Franzoſen zu trennen, und ſich vor dem giftigen Einfluſſe ihrer Irrthümer zu bewahren.

Die feindſeligen Handlungen der Franzoſen und der corſicaniſchen Verräther, die in Calvi, St. Fiorenzo und Baſtia ihre Zuflucht ſuchten, zwangen uns, ſie mit Gewalt der Waffen zurückzutreiben. Mit unendlichem Vergnügen habe ich, während eines ganzen Jahres, geſehen, daß eure alte Tapferkeit und Anhänglichkeit für euer Vaterland ſich noch nicht im geringſten vermindert hatten. Bey verſchiedenen Gelegenheiten iſt der Feind geſchlagen worden, obgleich er ſehr zahlreich und von ſeiner Artillerie unterſtützt war;

die Gefangenen, die Ihr in der Hitze des Gefechtes machtet, habt Ihr mit Großmuth behandelt, indeß die Feinde mit kaltem Blute unſere Gefangenen ermordeten, die ſo unglücklich waren, in ihre Hände zu fallen. Bey allen dieſen Erſchütterungen blieben wir doch immer unter einander einig, und frey von den Greueln der Zügelloſigkeit und der Anarchie; eine glückliche Vorbedeutung eures künftigen Schickſals und ein unwiderleglicher Beweis, daß Ihr die wahre Freiheit verdienet, und ſie gegen Sittenloſigkeit und Zwietracht zu erhalten wiſſet.

Bey dieſer Lage der Dinge ließ mich ein verzeihliches Mistrauen dennoch fürchten, der Feind möchte ſeine Macht vergrößern, und verſuchen, ſeine Verheerungsplane gegen euch in Ausübung zu bringen. In dieſen Umſtänden fühlte ich die Nothwendjgkeit eines fremden Beiſtandes, und in Uebereinſtimmung mit euren allgemeinen Wünſchen, wie auch mit der öffentlichen Meinung, und der allgemeinen Erwartung, nahm ich daher meine Zuflucht zu dem Könige und der großmüthigen und edeln Nation, die ſchon bey andern Gelegenheiten die Ueberreſte unſerer Freiheit vertheidigt hatten. Dieſe Maaßregeln befahl mir die öffentliche Wohlfahrt, und ich nahm ſie auch erſt, nachdem jede Ausſöhnung mit Hartnäckigkeit verworfen wurde, und jede Hoffnung, vom franzöſiſchen Convent mit Mäßigung oder Gerechtigkeit behandelt zu werden, erloſchen war.

Die Waffen Sr. britt. Maj. erſchienen zu eurer Unterſtützung; des Königes Schiffe und

Truppen halfen euch, den gemeinſchaftlichen Feind aus unſerm Vaterlande zu vertreiben; und das Blut der Britten und der Corſicaner zuſammen iſt für die Freiheit dieſer Inſel vergoſſen worden. Unſere Unternehmung iſt bereits durch glückliche Erfolge gekrönt, und nähert ſich auch ſchon einer glücklichen Vollendung.

Dieſer angenehme Anblick der Dinge hat mich bewogen, meine Gedanken auf diejenigen Mittel zu richten, die am wirkſamſten ſind, eine dauerhafte Freiheit zu gründen und unſere Inſel vor den mannigfaltigen Ereigniſſen in Zukunft zu ſichern, die uns bis zu dieſem Augenblicke in Bewegung erhalten haben.

Der Schutz des Königs von Großbrittannien und eine politiſche Vereinigung mit der brittiſchen Nation, deren lange ununterbrochene Glückſeligkeit und Macht der ganzen Welt die Vortrefflichkeit ihrer Regierung beweiſen, ſchienen mir mit dem Glück und dem Wohl von Corſica übereinzuſtimmen. Die allgemeine Meinung über dieſen Punct, die ſich durch eure ohne Zurückhaltung geäußerte Neigung gezeigt hat, und durch die Dankbarkeit für die empfangenen Wohlthaten bekräftigt wurde, trift glücklicher Weiſe mit meiner Meinung überein. Ich habe daher Sr. Maj., dem Könige von Großbrittannien, die gehörigen Eröffnungen gethan, in der Abſicht, jene wünſchenswerthe Vereinigung zu bewerkſtelligen.

Mit einem Vergnügen, das nie aus meinem Gedächtniſſe verſchwinden wird, ſehe ich nun, daß man unſern Wünſchen zuvorkommt, und unſere Hoffnungen realiſirt. Das Memorial, welches mir von Ihren Excellenzen, dem commandirenden Admiral der Flotte, und dem bevollmächtigten Miniſter Sr. britt. Maj., zugeſtellt wurde, verſchafft uns die Gelegenheit, jene Vereinigung auf eine Art zu bewerkſtelligen, die ſich für den Nutzen beider Nationen, und für die Ehre Sr. Maj. am beſten ſchickt. Ich kann euch die Geſinnungen Ihrer Excell. durch nichts beſſer mittheilen, als durch eine treue Ueberſetzung ihres Memorials.

Die Beſchaffenheit der gegenwärtigen Adreſſe erlaubt mir nicht, mich weitläufig über die Vortheile unſerer Nation auszulaſſen, welche darauf hinauslaufen, die ausgedehnteſte politiſche und bürgerliche Freiheit mit der perſönlichen Sicherheit zu vereinigen. Ihr ſeyd von dieſen Wahrheiten überzeugt, und werdet euer Betragen darnach einrichten; deſſen ungeachtet bediene ich mich dieſer Gelegenheit, euch zu erklären, daß wenn Ihr die engliſche Conſtitution zum Muſter annehmet, Ihr nach den erprobteſten Grundſätzen verfahren werdet, welche, wie bekannt, von jeher durch Philoſophie, Politik und Erfahrung zur Glückſeligkeit eines großen Volkes in Vereinignng gebracht wurden; dabey müßt Ihr euch ſelbſt die Macht vorbehalten, dieſelben eurer eigenen beſondern Lage, euren Sitten und Gebräuchen und eurer Religion anzupaſſen, ohne nachher der Käuflichkeit eines Verräthers, oder der Ehrſucht eines mächtigen Uſurpators ausgeſetzt zu ſeyn.

Eine Angelegenheit von ſolcher Wichtigkeit muß ja doch von euch ſelbſt in einer General-

Verſammlung unterſucht und gebilligt werden, welcher ich euch am Sonnabend, den 8ten des künftigen Monats Juny, in der Stadt Corte durch eure Deputirte beizuwohnen bitte. Die proviſoriſche Regierung wird euch alsdann die Art und Weiſe der Wahlen angeben.

Ich bitte euch, die große Wichtigkeit der Angelegenheiten, über welche Ihr entſcheiden werdet, zu überdenken; laßt es daher eure Sorge ſeyn, Perſonen von Eifer und anerkannter Redlichkeit, und ſo viel in eurer Macht ſtehet, angeſehene Familien-Häupter zu wählen, die für eine gute Regierung und die Wohlfahrt des Landes Intereſſe haben. Laſſet Mäßigung und ſchickliches Betragen in euren Verſammlungen herrſchen, damit Niemand unter euch die Kränkung haben möge, in dem glücklichſten Augenblicke, während dem Laufe unſerer Revolution, und bey der Verhandlung der wichtigſten Angelegenheit der bürgerlichen Geſellſchaft, irgend eine Unordnung zu bemerken. Zu gleicher Zeit laßt Jeden frey herausſagen, was er dem Vaterlande für das Nützlichſte hält, damit ſeine Meinung der auf eine geſetzmäßige Art repräſentirten und verſammelten Nation mitgetheilt werde.

Corſica wird jetzt mit Recht von den auswärtigen Mächten als ein freier Staat betrachtet; ſeine Beſchlüſſe werden, wie ich hoffe, ſeiner Lage gemäß, und von Weisheit und Liebe für das gemeine Beſte eingegeben ſeyn.

Was mich betrift, meine innigſtgeliebten Mitbürger! ſo werde ich, nachdem ich jeden Augenblick meines Lebens eurer Wohlfahrt gewidmet ha-

habe, mich für den glücklichſten Menſchen ſchäzzen, wenn ich durch die Mittel, die ich eurem Zutrauen zu verdanken habe, für unſer Vaterland die Gelegenheit erhalten kann, eine freie und dauerhafte Regierung zu bekommen; und Corſica ſeinen Namen, ſeine Einheit und ſeine Unabhängigkeit zu erhalten, indeß die Namen der Helden, die bey ſeiner Unterſtüzung und Vertheidigung ihr Blut verſprützt haben, bey künftigen Geſchlechtern Gegenſtände einer edeln Nacheiferung und der dankbaren Erinnerung ſeyn werden.

Unterzeichnet:

Pascal de Paoli.

C. Abſchrift eines Briefes vom Admiral Lord Hood und Sir Gilbert Elliot, an den General Paoli.

Am Bord des Admiral-Schiffes Victory, auf der Rheede von Baſtia, den 21ſten April 1794.

Es hat Ew. Excellenz gefallen, uns im Namen der corſiſchen Nation vorzuſtellen, daß die unerträgliche und treuloſe Tiranney des franzöſiſchen Convents dieſes tapfere Volk gezwungen habe, die Waffen zu ſeiner Vertheidigung zu ergreifen, und den Entſchluß zu faſſen, die ungerechte Herrſchaft Frankreichs gänzlich von ſich abzuſchütteln, und die Rechte einer freien und unabhängigen Nation für ſich zu behaupten. Weil die Corſen aber einſehen, daß ihre eigenen Kräfte nicht hinreichend ſeyn möchten, gegen Frankreich, oder irgend eine andere mächtige Nation zu kämpfen, die etwa feindſelige Verſuche gegen ſie unternehmen könnte; und weil ſie überdieß ein unbeſchränktes Zutrauen in die Großmuth und königlichen Tugenden Sr. britt. Maj., wie auch in die Tapferkeit und edle Geſinnung des engliſchen Volkes ſetzen: ſo wünſchten ſie, für die beſſere Beſchützung ſo wie für die beſtändige Sicherheit und Erhaltung ihrer Unabhängigkeit und Freiheit, eine immerwährende Vereinigung mit der brittiſchen Nation unter der milden und gerechten Regierung Sr. Maj. und ihrer Nachfolger zu knüpfen. Bey dieſen Betrachtungen haben Ew. Exc. auch im Namen des corſiſchen Volkes um den gegenwärtigen Beiſtand Sr. Maj. und um ihren Schutz für die Zukunft angehalten. Wir haben dieſes in die ernſtlichſte Erwägung gezogen. Da wir nun des Königs gnädige und liebevolle Geſinnung gegen die corſiſche Nation, wie auch ſeine Bereitwilligkeit kennen, auf jede Art, die mit der Gerechtigkeit und dem Intereſſe ſeiner Unterthanen beſtehen kann, zu der Glückſeligkeit dieſes tapfern Volks beizutragen; und da wir überdieß mit hinlänglicher Vollmacht in dieſen Angelegenheiten verſehen ſind: ſo beſchloſſen wir, Ihrer Bitte zu willfahren, und haben daher ſchon die

Hülfe der im mittländiſchen Meere ſich befindenden Macht Sr. britt. Maj. aufgeboten, um den gemeinſchaftlichen Feind aus der Inſel Corſica zu vertreiben.

Wir ſind ſeitdem mit ausführlichern Vollmachten verſehen und befugt worden, mit Ew. Exc. und dem corſiſchen Volke zu unterhandeln, und im Namen Sr. britt. Maj. die beſondere Art und Weiſe des Verhältniſſes, welches zwiſchen beiden Nationen Statt finden ſoll, endlich zu beſtimmen.

Mit dem lebhafteſten Vergnügen melden wir Ew. Exc., daß wir von Sr. Maj. Befehl haben, in Ihren Namen einem ſolchen Syſtem beizuſtimmen, das die Vereinigung unſerer beiden Nationen unter einen gemeinſchaftlichen Souverän bewerkſtelligen, und zu gleicher Zeit die Unabhänginkeit von Corſica und die Erhaltung ſeiner alten Conſtitution, Geſetze und Religion auf immer ſichern kann.

Se. Maj haben auch gnädigſt geruhet, den Vorſchlägen Gehör zu geben, die vielleicht zum erſtenmal nicht nur für die gegenwärtige Zeit den Segen der Ruhe und des Friedens, und eine ſchleunige Vergrößerung der Glückſeligkeit und Wohlfahrt für dieſe Inſel verſchaffen, ſondern auch ihre National-Unabhängigkeit und Glückſeligkeit auf einen ſichern und dauerhaften Grund ſetzen werden. Se. Majeſtät ſind dennoch geneigt, nichts ohne die allgemeine und freie Einwilligung des corſiſchen Volkes zu beſchließen.

Wir bitten daher Ew. Exc., die nöthigen Schritte zu thun, um dieſe wichtigen Angelegenheiten dem Urtheile des Volkes vorzulegen; und da die kleine Anzahl der Feinde, die jetzt von den brittiſchen und corſiſchen Truppen eingeſchloſſen ſind, und bald entweder aufgerieben werden, oder ſich der größern Gewalt ergeben müſſen, dieſem Lande keine Unruhe weiter machen kann, und die Freiheit und Befreiung von Corſica in der That ſchon vollbracht iſt: ſo erlauben uns Ew. Exc. die Frage, ob es nicht gut wäre, die ſchleunigſten Maaßregeln zu ergreifen, um die wichtigen Angelegenheiten zu endigen, und eine förmliche Sanction zu der Vereinigung hinzuzufügen, welche ſchon in den Herzen aller Britten Statt gefunden hat?

Wir haben die Ehre zu ſeyn ꝛc.

Unterzeichnet: Hood.
Gilbert Elliot.

D. Adreſſe des die proviſoriſche Regierung von Corſica verwaltenden General-Conſeils an die Municipal-Beamten, Pfarrer der Kirchſpiele und ihre Mitbürger.

Der Gott der Heerſcharen, der Beſchützer der gerechteſten Sache, hat eure Bemühungen mit Erfolg gekrönt.

Das verwegene Heer, deſſen Wuth und Gewaltthätigkeit durch die gottloſe Faction erregt wurde, die ſich vorgeſetzt hat, alle Ordnung, alle ſittliche Gebräuche und Religion in Europa zu zerſtören, wird bald von unſerm Gebiete entfernt werden.

Um einen deſto ſchleunigern Erfolg zu ſichern, hat die Vorſehung euch die Unterſtützung einer mächtigen Nation verliehen, die gewohnt iſt, Geſetze und eine rechtmäßige Gewalt zu reſpectiren, und die euch großmüthig geholfen hat, euch von der tiranniſchen Anarchie der jetzigen franzöſiſchen Republik zu befreien.

Dieſe Nation und ihr König bieten euch die Vortheile einer dauerhaften Vereinigung, und eines beſtändigen Schutzes an.

Der glückliche Einfluß unſers ruhmvollen Mitbürgers, des Generals Paoli, hat, durch die Gefahren ſeines Vaterlandes angeſpornt, dieſe glückliche Begebenheit beſchleunigt. Kurz, tapfere Corſen! wir ſind frey.

Durch unſere Beharrlichkeit, Standhaftigkeit und Muth, haben wir den Genuß der Vortheile erlangt, die wir von unſern Vorfahren erbten; Freiheit und Religion.

Es wäre indeß nur ſehr wenig, dieſe Vortheile wieder erlangt zu haben, wenn unſere Kräfte und Bemühungen nicht im Stande wären, ſie auf immer zu ſichern.

Um nun den Erfolg unſerer Bemühungen gewiß zu machen, iſt eine vollkommene Vereinigung nöthig; unſere allgemeinen Entſchließungen müſſen ſich nach unſerer gegenwärtigen Lage und nach un-

ſern

fern künftigen Erwartungen richten. Die Corſen müſſen daher die Form der Adminiſtration und Regierung beſtimmen, die ſie anzunehmen geſonnen ſind, wie auch die Grundſätze, auf welchen dieſe Form beruhen, und nach welchen ihre Geſetzgebung beſtimmt werden muß.

Endlich, geliebte Mitbürger! iſt der wichtigſte Gegenſtand, eine ſchleunige Vereinigung des Volks; und die letzte Acte der von euch angenommenen proviſoriſchen Regierung befiehlt uns, die väterlichen und patriotiſchen Abſichten des Generals Paoli zu unterſtützen.

In dieſem Einladungs-Schreiben können wir euch bloß eine ſchwache Idee von den wichtigen Geſchäften geben, die Ihr euern Repräſentanten in der nächſten Verſammlung anvertrauen werbet; indeß kennet Ihr ohne Zweifel die unerlaßliche Nothwendigkeit, Maaßregeln zur Erhaltung der innern Ruhe und einer Regierungsform zu ergreifen; die ſich für unſere Sitten und Gebräuche, für unſere Macht und Lage, wie auch für die mannigfaltigen Verhältniſſe ſchickt, die in Zukunft zwiſchen den Corſen Statt finden werden. Die engliſche Nation und ihr König fühlen ſelbſt mehr als jeder Andere die Nothwendigkeit, daß ſolche Deputirte unter unſern Mitbürgern ernannt werden, die bereits unzweideutige Beweiſe von ihrem Patriotismus gegeben haben, wie auch von ihrem Verlangen, mit einem der Natur und Wichtigkeit ihrer Sendung angemeſſenem Eifer zu handeln, um durch die neue Ordnung der Dinge nicht nur für die Gegenwart, ſondern auch für die Zukunft, die öffentliche Wohlfahrt zu gründen und zu ſichern. Dieſe letzte Betrachtung, im Falle ſie bey euch Eingang findet, wird, wie wir hoffen, euch bewegen, in jeder eurer reſpectiven Gemeinden Eins der würdigſten Familien-Häupter zum Repräſentanten bey ſo feierlichen und wichtigen Angelegenheiten zu wählen.

In der allgemeinen Verſammlung, welche die merkwürdigſte Epoche in unſern Jahrbüchern bezeichnen wird, müſſen die Gegenſtände mit der Form und Ordnung verhandelt werden, die ſich für die Würde der Repräſentanten eines freien Volkes ſchicken.

Die ehemaligen Verſammlungen unſerer Nation, zur Zeit der glorreichen Regierung ihres verdienſtvollen Generals, hatten bloß Einen Deputirten von jeder Gemeinde. Da wir es nun für nöthig fanden, die Unbequemlichkeit bey öfter wiederholten Wahlen zu vermeiden: ſo hielten wir es in der jetzigen Lage der Dinge für gut, euch zur Befolgung jenes alten Gebrauches einzuladen, beſonders wenn man bedenkt, daß bey der Annäherung des Herbſtes, die Abweſenheit der Oberhäupter von ihren Familien, außer den vielen Reiſekoſten, und der bey der Wahl verſchwendeten Zeit, ihren Angelegenheiten und ihrem häuslichen Intereſſe zum Nachtheil gereichen würde; das Volk wird daher conſtitutionsmäßig die Anzahl ſeiner Repräſentanten für die künftigen Verſammlungen beſtimmen.

Die eifrigen und guten Bürger werden indeſſen befugt ſeyn, ihre Kenntniß aller wichtigen Gegenſtände dem allgemeinen Rathe mitzutheilen;

ſie wird in Erwägung gezogen, und gehörig unterſucht werden, wenn gleich dieſe Bürger keinen Theil an den Berathſchlagungen nehmen können.

Das General-Conſeil ladet daher alle Gemeinden von Corſica ein, ſich am Sonntage, den 1ſten Juny, zu verſammeln, und dem hier beigefügten Wählungs-Formular gemäß ihre Repräſentanten zu dem allgemeinen Rathe und der allgemeinen Verſammlung der Geiſtlichkeit zu ernennen, welche am darauf folgenden Sonntage den 8ten Juny Statt finden wird.

Die Municipal-Beamten, und Kirchſpiele der reſp. Gemeinden, haben den Auftrag, dieſe Adreſſe, nebſt dem Circular-Schreiben des Generals Paoli, öffentlich bekannt zu machen, und zu vertheilen.

Corte, den 9ten May 1794.

(Unterzeichnet von einer großen Anzahl Namen.)

E. Wählungs-Formular.

Im Jahre 1794 am 1ſten Juny, in der Pfarr-Kirche der Gemeinde von —, dem gewöhnlichen Orte der allgemeinen Zuſammenkunft der Geiſtlichkeit, waren wir N. N. N. *) die Einwohner der

---

*) Hier folgen alle Namen der bey der Zuſammenkunft gegenwärtigen Perſonen.

der beſagten Gemeinde, die über fünf und zwanzig Jahre alt ſind, kraft des Circular-Schreibens Sr. Excellenz, des Generals von Paoli, vom 1ſten May, und einer andern von der proviſoriſchen Regierung, unterm 9ten deſſelben Monats, ausgefertigten und bekannt gemachten Adreſſe, geſetzmäßig verſammelt, um einen Deputirten zu ernennen, der in dem, am 8ten dieſes zu haltenden allgemeinen Rathe von Corſica, unſer Repräſentant ſeyn ſoll. Wir haben zu unſerm Präſidenten den Herrn N. gewählt, einen unter den verſammelten Perſonen am meiſten geſchickten Mann, der zu ſchreiben verſteht, und der den Herrn N. zu ſeinem Secretär erwählt hat.

Nach dieſer erſten Ernennung entſchied die Mehrheit der Stimmen zu Gunſten des Herrn N., eines Hausvaters, der von der gegenwärtigen Verſammlung gehörig erwählt, und zum Deputirten proclamirt wurde. Wir ertheilen ihm die Vollmacht, ſich mit den andern Repräſentanten der Nation über die Verhandlungen zu beſprechen und zu vereinbaren, die in Zukunft zwiſchen Corſica und Sr. Majeſtät, dem Könige von Großbrittannien, und der engliſchen Nation Statt finden werden; ſo wie auch über die, in vorbeſagtem Circularbriefe erwähnten Gegenſtände des allgemeinen Wohls.

Gegenwärtiger Verbalproceß iſt einregiſtrirt, in der Canzley dieſer Gemeinde niedergelegt, und eine Abſchrift davon beſagtem Herrn N., dem Deputirten, als eine Vollmacht und Certificat zugeſtellet worden.

N. Präſident.
N. Secretär.

Aus dem General-Conſeil.

Cottoni, Vice-Präſident.
Muſelli, Secretär.

F. Conſtitution von Corſica.

Wir, die Repräſentanten der freien und unabhängigen corſiſchen Nation, in einer allgemeinen Zuſammenkunft geſetzlich verſammelt, und zur Entwerfung der gegenwärtigen Conſtitutions-Acte beſonders bevollmächtigt, haben unter dem Schutze des höchſten Weſens folgende Artikel beſchloſſen:

Erſtes Capitel.

Von der Natur der Conſtitution, und der conſtituirten Gewalten.

Art. I. Die Conſtitution von Corſica iſt monarchiſch, nachſtehenden Fundamental-Geſetzen gemäß.

Art. II. Die geſetzgebende Macht iſt in den Händen des Königs und der geſetzmäßig erwählten und verſammleten Repräſentanten des Volks.

Art. III. Die aus dem Könige und den Volks-Repräſentanten beſtehende Legislatur, heißt das Parlament. Die Verſammlung der Volks-Repräſentanten, heißt das Parlaments-Haus; und die Repräſentanten werden Mitglieder des Parlaments genannt.

Zweites Capitel.

Von der Art der Wahlen, der Anzahl der Mitglieder, und den Verrichtungen des Parlaments.

Art. I. Das Gebiet von Corſica ſoll in Diſtricte (Pieves) getheilt werden, deren jeder zwey Mitglieder ins Parlament ſchickt. Die Städte an der Küſte, deren Volksmenge ſich auf 3000 Seelen und mehr beläuft, haben jede das Recht, zwey Glieder ins Parlament zu ſchicken. Die Biſchöfe, welche ihre Amtsgeſchäfte in Corſica verwalten, und als ſolche von der corſiſchen Nation anerkannt werden, ſollen Mitglieder des Parlements ſeyn.

Art. II. Die Parlamentsglieder ſollen von allen corſiſchen Bürgern, die fünf und zwanzig Jahre alt ſind, wenigſtens ein Jahr in dem Diſtricte oder in der Stadt gewohnt haben, und Landgüter beſitzen, gewählt werden.

Art. III. Niemand ſoll zum Parlamentsgliede gewählt werden, der nicht wenigſtens für 6000 Livres Ländereien in dem Diſtricte, deſſen Stelle er vertreten ſoll, beſitzt, nach Verhältniß dieſer Beſitzung Auflagen bezahlt, von einem corſiſchen Vater geboren, und *bona fide* ein Einwohner iſt, fünf Jahre lang in beſagtem Diſtricte hauserhalten, und wenigſtens ein Alter von fünf und zwanzig Jahren erreicht hat.

Art. IV. Miethsleute, ausgenommen diejenigen, die auf Lebenszeit eingemiethet ſind, Perſonen, die zur Eintreibung der öffentlichen Einkünfte gebraucht werden, die Einnehmer und Sammler der Auflagen, ſo wie auch die Penſioniſten, oder ſolche Perſonen, die im Dienſte einer fremden Macht ſtehen, und Prieſter, können nicht Mitglieder des Parlaments ſeyn.

Art. V. Die Erwählungs-Art ſoll durch die Geſetze beſtimmt werden.

Art. VI. Wenn ein Parlamentsglied ſtirbt, oder nach den Geſetzen unfähig wird, Parlementsglied zu ſeyn, ſo ſoll innerhalb funfzehn Tagen von ſeinem Diſtricte, auf Authorität des Königs, ein anders Mitglied gewählt werden.

Art. VII. Das Parlamentshaus hat das Recht, alle Acten anzuordnen, die Geſetzeskraft haben ſollen.

Art. VIII. Die Beſchlüſſe des Parlaments-Hauſes ſollen keine Geſetzeskraft haben, wenn ſie nicht die Sanction des Königes erhalten.

Art. IX. Ein jeder Beſchluß, der nicht im Parlamentshauſe durchgegangen iſt, und die Sanction des Königs erhalten hat, ſoll nicht als Geſetz angeſehen, und auch nicht als ſolches in Ausübung gebracht werden.

Art. X. Keine Auflage, Taxe, oder öffentliche Contribution, ſoll ohne Beiſtimmung des Parlements, oder ohne ſeine beſondere Bewilligung, auferlegt werden.

Art. XI. Das Parlament hat das Recht, im Namen der Nation, jeden der Pflichtvergeſſenheit ſchuldigen Agenten der Regierung, vor dem außerordentlichen Tribunal anzuklagen.

Art. XII. Die Fälle der Pflichtvergeſſenheit ſollen durch die Geſetze beſtimmt werden.

Drittes Capitel.

Von der Dauer, und der Zuſammenberufung des Parlements.

Art. I. Die Dauer eines jeden Parlaments iſt zwey Jahre.

Art. II. Der König kann das Parlament aufheben.

Art. III. Im Fall einer Aufhebung des Parlaments, ſoll der König innerhalb vierzig Tagen ein anderes zuſammenberufen.

Art. IV. Die geweſenen Mitglieder des aufgehobenen Parlaments, können zu Mitgliedern des darauf folgenden gewählt werden.

Art. V. Wenn das Parlament zu Ende geht, ohne daß es aufgeheben wird, ſo ſoll auf Befehl des Königs innerhalb vierzig Tagen ein anderes ernannt werden.

Art. VI. Der König kann das Parlament prorogiren.

Art. VII. Das Parlament kann nicht anders als auf Befehl des Königs zuſammenberufen oder verſammelt werden.

Art. VIII. Die Zeit von der Zuſammenkunft des Hauſes bis zu ſeiner Prorogation, oder wenn es nicht prorogirt wird, bis zu ſeiner Aufhebung, oder wenn es nicht aufgehoben wird, bis zu Ende ſeiner Dauer, ſoll die Sitzung des Parlaments heißen.

Art. IX. Der Vice-König, oder im Falle einer Unpäßlichkeit, die von ihm zu dieſem Behufe ernannten Commiſſarien, ſollen die Sitzungen in eigener Perſon eröfnen, und die Urſachen der Zuſammenberufung des Parlaments angeben.

Art. X. Das Parlement kann ſich ſelbſt adjourniren, und während derſelben Sitzung ſich wieder verſammeln.

Art. XI. Das Haus ſoll über die ſtreitigen Wahlen ſeiner Mitglieder entſcheiden.

Art. XII. Die Parlamentsglieder ſollen, während der Dauer ihrer Repräſentation, keiner Verhaftnehmung oder gefänglicher Einziehung wegen Schulden unterworfen ſeyn.

Viertes Capitel.

Von der Art der Berathſchlagungen, Freiheit der Debatten, und innern Einrichtung des Parlements.

Art. I. Nach der, durch den Vice-König oder ſeine Commiſſarien geſchehenen Eröfnung des Parlements, wie im vorſtehenden Capitel beſtimmt wurde, ſoll das älteſte Mitglied den Präſidenten-Stuhl einnehmen, und die anweſenden Mitglieder ſollen, nachdem ſie einen proviſoriſchen Secretär unter ſich gewählt haben, zur förmlichen Wahl eines Präſidenten, und Eines oder mehrerer Secretäre ſchreiten. Die Secretäre ſollen nicht aus den Mitgliedern gewählt, und können auch auf Verlangen des Parlaments entlaſſen werden.

Art. II. Das auf alle hier bezeichnete Arten verſammelte Parlament, hat die Macht zu debattiren, und Bills abzugeben, wenn mehr als die Hälfte der Mitglieder gegenwärtig ſind.

Art. III. Jedes gewählte Mitglied, das nicht erſcheint, ſoll von dem Präſidenten des Hauſes die Weiſung erhalten, ſich innerhalb funfzehn Tagen auf ſeinen Poſten zu begeben.

Art. IV. Ein ſolches Mitglied ſoll zu einer Strafe von zweihundert Livres verurtheilt werden, wenn es, nach erhaltener Weiſung, dennoch nicht erſcheint, oder keine geſetzmäßige, das Haus befriedigende Entſchuldigung einſchickt.

Art. V. Das Parlament kann Urlaub ertheilen, oder die Abweſenheit derjenigen Mitglieder, die darum anhalten, erlauben, wenn nur mehr als die Hälfte aller Mitglieder gegenwärtig bleiben.

Art. VI. Jeder im Parlament gemachte Vorſchlag, ſoll durch die Majorität der anweſenden Mitglieder entſchieden werden. Im Falle die Stimmen gleich getheilt ſind, hat der Präſident die entſcheidende Stimme zu geben.

Art. VII. Die Art und das Verfahren bey Verordnung der Geſetze, und anderer Angelegenheiten des Hauſes, die nicht durch die jetzige Conſtitution feſtgeſetzt werden können, ſollen durch das Haus ſelbſt beſtimmt werden.

Art. VIII. Die Sanction des Königs, oder die Verweigerung derſelben, ſoll im Parlaments-

Hau

Hauſe, durch den Repräſentanten des Königs in eigener Perſon, oder durch eine Special-Commiſſion, im Falle der Unpäßlichkeit, angekündigt werden.

Art. IX. Die Form der Sanction ſoll ſeyn: Der König genehmiget; die der Verweigerung: Der König wird unterſuchen. Die von dem Könige ſanctionirten Geſetze heißen Parlaments-Acten.

Art. X. Kein Parlamentsglied ſoll wegen geäußerter Geſinnungen, oder im Parlements-Hauſe eingeſtandener Grundſätze, durch die Beamten des Königs, oder durch irgend eine andere Authorität, diejenige des Hauſes allein ausgenommen, zur Rechenſchaft gezogen, oder beſtraft werden.

Art. XI. Der Präſident des Parlaments hat das Recht, jedes Mitglied, wenn er es für gut hält, zur Ordnung zu verweiſen. Das Haus kann während der Sitzung jedes ſeiner Mitglieder cenſuriren, verhaften und gefangen ſetzen laſſen.

Fünftes Capitel.

Ueber die Ausübung der executiven Gewalt.

Art. I. Der König ſoll ſeinen unmittelbaren Repräſentanten in Corſica, unter dem Titel eines Vice-Königs haben.

Art. II. Der Vice-König ſoll die Gewalt haben, den Beſchlüſſen des Parlaments ſeine Sanction zu geben, oder ſie zu verweigern.

Art. III. Ueberdieß ſoll er die Gewalt haben, in des Königs Namen alle Handlungen der Regierung zu vollziehen, die innerhalb der Gränzen der königlichen Macht ſind. Es ſoll ein Conſeil und ein Staatsſecretar vom Könige ernannt, und in den Befehlen des Vice-Königs erwähnt werden, daß er die Meinung des beſagten Conſeils eingezogen habe. Dieſe Befehle ſollen von dem Secretär contraſignirt ſeyn.

Art. IV. Die Nation hat das Recht, ſowohl bey dem Vice-König als bei dem Parlamente Petitionen einzureichen. Die conſtituirten und anerkannten gerichtlichen Körper können ihre Petition im Namen des ganzen Corpus abfaſſen; die andern Körper aber nur in ihrer individuellen Eigenſchaft. Eine Petition ſoll nie durch mehr als zwanzig Perſonen überreicht werden, ihre Unterſchriften mögen auch noch ſo zahlreich ſeyn.

Art. V. Das Parlament kann den König bitten, ſeinen Vice-König zurückzurufen; in ſolchem Falle wendet ſich das Haus an Se. Majeſtät in Ihrem geheimen Conſeil. Der Vice-König iſt verbunden, auf Verlangen des Hauſes innerhalb funfzehn Tagen nach dieſem Verlangen dem Könige die Bittſchrift zuzuſtellen; und das Haus kann ſie ſelbſt durch eine Deputation dem Könige überreichen laſſen. In jedem Falle iſt indeſſen das Haus verbunden, funfzehn Tage vor dem Abgange der Bittſchrift dem Vice-König eine Abſchrift von derſelben, wie auch von den Papieren, die ſie begleiten ſollen, mitzutheilen.

Art. VI. Der König hat die ausſchließende Direction aller militäriſchen Angelegenheiten, und ſorgt für die innere und äußere Sicherheit des Landes.

Art. VII. Der König hat das Recht, Krieg zu erklären und Frieden zu machen; aber er iſt nicht befugt, bey irgend einem Vorfalle oder aus irgend einer Urſache, die Einheit und Untheilbarkeit von Corſica und ſeinen abhängigen Provinzen aufzugeben, zu veräußern, oder auf irgend eine Art zu beeinträchtigen.

Art. VIII. Der König ernennt zu allen Regierungs-Aemtern.

Art. IX. Die gewöhnlichen Juſtizverwaltungen und die Adminiſtration des Staatsvermögens, ſoll Eingebornen von Corſica oder ſolchen Perſonen übertragen werden, welche kraft der Geſetze zu Corſen naturaliſirt worden.

Sechstes Capitel.

Von den gerichtlichen Proceduren und der Eintheilung der Tribunäle.

Art. I. Die Juſtiz ſoll im Namen des Königs verwaltet, und die Befehle durch eigene von ihm den Geſetzen gemäß ernannte Beamten vollzogen werden.

Art. II. Es ſoll ein höchſtes Tribunal aus fünf Richtern und dem General-Advocaten zuſammengeſetzt werden und in Corte ſeinen Sitz haben.

Art. III. Bey einer jeden andern neuen Jurisdiction ſoll ein Präſident und ein Kron-Advocat ſeyn.

Art. IV. Die Geſchäfte der beſagten reſp. Tribunäle, ihre Adminiſtration und ihre Emolumente ſollen durch das Geſetz beſtimmt werden.

Art. V. In jedem Diſtricte (Pieve) ſoll eine Magiſtratsperſon (Podesta) ſeyn.

Art. VI. In jeder Gemeinde ſoll ſich eine vom Volke ernannte Municipalität befinden; ihre Functionen werden durch die Geſetze beſtimmt.

Art. VII. Verbrechen, welche körperliche oder ſchimpfliche Strafen verdienen, ſollen durch Richter und eine Jury unterſucht werden.

Art. VIII. Der König hat die Macht zu begnadigen, denſelben Geſetzen gemäß, nach welchen er dieſes Prärogativ in England ausübt.

Art. IX. Alle Civil-, Criminal- und Commerz-Angelegenheiten, überhaupt alle Angelegenheiten von jeder Art, ſollen in Corſica in erſter und letzter Inſtanz entſchieden werden.

Siebentes Capitel.

Von dem außerordentlichen Tribunal.

Art. I. Es ſoll ein außerordentliches, aus fünf vom Könige ernannten Richtern zuſammengeſetztes Tribunal vorhanden ſeyn und über jede Klage vom Parlaments-Hauſe, ſo wie auch über alle Beſchwerden von Seiten des Königs über Prävaricationen oder andere verrätheriſche Unternehmungen erkennen.

Art. II. Die Natur der erwähnten Verbrechen, und die Form des Verhörs, ſollen durch ein beſonderes Geſetz beſtimmt werden; aber in jedem Falle dieſer Art ſoll doch eine Jury Statt finden.

Art. III. Die Mitglieder des Tribunals ſollen ſich nicht anders, als in Fällen der Beſchwerde

ſchwerde von Seiten des Parlaments-Hauſes, oder des Königs verſammeln, und gleich nach gefälltem Urtheil ſich zu trennen verpflichtet ſeyn.

Achtes Capitel.

Von der perſönlichen und von der Preßfreiheit.

Art. I. Niemand ſoll ſeiner Freiheit und ſeines Eigenthums anders beraubt werden können, als auf den Ausſpruch der von den Geſetzen anerkannten Tribunäle, und nach den vorgeſchriebenen Formen und beſtimmten Fällen.

Art. II. Wer in Verhaft genommen, oder ins Gefängniß geſetzt wird, ſoll innerhalb 24 Stunden vor dem competenten Gerichtshof geführt werden, um über die Urſache ſeiner Verhaftnehmung, dem Geſetze gemäß, zu erkennen.

Art. III. Im Falle, daß die Verhaftnehmung für ungerecht erklart wird, ſoll die verhaftet geweſene Perſon ein Recht haben, vor den competenten Gerichtshöfen auf Schadloshaltung zu dringen.

Art. IV. Die Preßfreiheit wird geſtattet; der Misbrauch derſelben aber ſoll von den Geſetzen beſtimmt werden.

Art. V. Jeder Corſe ſoll die Macht haben, mit ſeinem Eigenthum ſein Vaterland frey zu verlaſſen, und wieder in daſſelbe zurückzukommen; nur muß er ſich den Einrichtungen und Anordnungen der allgemeinen Policey, wie ſie gewöhnlich in ſolchen Fällen beobachtet werden, unterwerfen.

Neuntes Capitel.

Von der corſiſchen Flagge und Schiffahrt.

Art. I. Die Flagge ſoll einen Mohrenkopf haben, durch das Wappen des Königs geviertheilt, der Form gemäß, die von Sr. Maj. vorgeſchrieben werden wird.

Art. II. Der König wird dem Handel und der Schiffahrt der Corſen denſelben Schutz verſchaffen, den der Handel und die Schiffahrt ſeiner andern Unterthanen beſitzen.

Art. III. Die corſiſche Nation, innigſt durchdrungen von den Gefühlen der Dankbarkeit gegen den König von Großbrittannien und die engliſche Nation, für die Freigebigkeit und den Schutz, den ſie ſtets genoſſen hat, und der ihr durch die gegenwärtige Conſtitutions-Acte auf eine beſonders vorzügliche Art geſichert wird, erklärt:

Daß ſie jeden Verſuch, den man im Kriege oder im Frieden machen wird, um die Ehre Sr. Maj. und das Intereſſe des großbrittanniſchen Reichs im Allgemeinen zu befördern, als ihren eigenen Vortheil betrachten wird; und das Parlament von Corſica wird immer ſeine Ergebenheit und Bereitwilligkeit zeigen, ſich nach allen mit der jetzigen Conſtitution beſtehenden Anordnungen zu richten, die von Sr. Maj in dem Parlamente von Großbrittannien zur Ausdehnung und zum Vortheil des auswärtigen Handels des Reichs und ſeiner Unabhängigkeit getroffen werden ſollten.

Zehn-

Zehntes Capitel.

Von der Religion.

Art. I. Die römiſchcatholiſche apoſtoliſche Religion, in ihrer ganzen evangeliſchen Reinigkeit, ſoll die einzige National-Religion in Corſica ſeyn.

Art. II. Das Parlaments-Haus iſt befugt, die Anzahl der Kirchſpiele zu beſtimmen, die Beſoldungen der Prieſter feſtzuſetzen und Maaßregeln zu nehmen, um die Verwaltung der biſchöflichen Functionen in Uebereinſtimmung mit dem heiligen Sitze zu ſichern.

Art. III. Alle andere Arten der Gottesverehrung werden geduldet.

Eilftes Capitel.

Von der Krone und ihrer Erbfolge.

Der ſouveräne König von Corſica iſt Se. Majeſtät, Georg der Dritte, König von Großbrittannien, und ſeine Nachfolger, nach der Succeſſions-Ordnung auf dem großbrittanniſchen Throne.

Zwölftes Capitel.

Von der Annehmung der Krone und der Conſtitution von Corſica.

Art. I. Gegenwärtige Acte ſoll Sr. Maj., dem Könige von Großbrittannien, durch Se. Exc. Sir Gilbert Elliot, ſeinen bevollmächtigten und in dieſer Abſicht beſonders authoriſirten Commiſſarius vorgelegt werden.

Art. II. In der Annehmungs-Acte ſoll Se. Maj. und ſein Bevollmächtigter in ſeinem Namen ſchwören, die Freiheit der corſiſchen Nation, der Conſtitution und den Geſetzen gemäß, zu erhalten. Derſelbe Eid ſoll auch von ſeinen Nachfolgern, bey jeder Thronfolge, geleiſtet werden.

Art. III. Die Mitglieder der Verſammlung ſollen unmittelbar folgenden Eid in die Hände Sr. Exc., des Sir Gilbert Elliot, ablegen:

„Ich ſchwöre für mich ſelbſt und im Namen
„der corſiſchen Nation, die ich repräſentire, daß
„ich Se. Maj., Georg III., König von Großbrittannien,
„für meinen Souverän und König
„erkenne, und daß ich ihm, der Conſtitution und
„den Geſetzen von Corſica gemäß, treuen Gehorſam
„leiſten, und beſagte Conſtitution und Geſetze
„vertheidigen will."

Art. IV. Jeder Corſe ſoll vorſtehenden Eid in ſeiner reſp. Gemeinde leiſten.

So geſchehen und einmüthig beſchloſſen, nach einer dreimaligen Vorleſung an drey auf einander folgenden Tagen, in der allgemeinen Verſammlung der corſiſchen Nation in Corte, und heute am 19ten Juny 1794 von jedem einzelnen Mitgliede der Verſammlung unterzeichnet.

(Von mehr als vierhundert Namen unterſchrieben.)

G. Fortſetzung der Sitzung vom 19ten Juny 1794.

Nachdem alle Mitglieder der Verſammlung die Conſtitutions-Acte unterſchrieben hatten, ward vorgeſchlagen, dieſelbe Sr. Exc., dem Sir Gilbert Elliot, bevollmächtigten Commiſſarius Sr. britt. Maj., vorzulegen, damit er ſie im Namen des Königs annehme. Dieſer Vorſchlag ward angenommen; und die Verſammlung beſchloß, daß die erwähnte Ueberreichung durch eine zu dieſem Behuf erwählte und abgeordnete Deputation von zwölf Mitgliedern geſchehen ſolle.

Als die Deputation ihren Auftrag ausgerichtet hatte, trat ſie, in Begleitung des Sir Gilbert Elliot, wieder in den Saal. Die Mitglieder der Verſammlung ſtanden auf, während daß Sir G. Elliot ſich dem Präſidenten näherte, und auf folgende Art die Annehmung der Conſtitution ſchriftlich verſicherte:

„Ich Unterzeichneter, Baron, Mitglied des „großbrittanniſchen Parlaments, und des geheimen „Conſeils, und bevollmächtigter Commiſſarius „Sr. brittiſchen Maj., nehme, da ich hierzu bevollmächtigt „und ausdrücklich authoriſirt bin, im „Namen Sr. Maj., Georgs des Dritten, „Königs von Großbrittannien, die Krone und „die Souveränität von Corſica an, der Conſtitution „und den Fundamental-Geſetzen gemäß, „die in der Acte der zu Corte gehaltenen allgemeinen „Verſammlung enthalten, am heutigen Tage, „den 19ſten Juny, definitiv angenommen,

„und als ſolche Sr. Maj. angeboten worden ſind. „Im Namen Sr. Maj. ſchwöre ich nun, die Freiheit der corſiſchen Nation, der Conſtitution und „den Geſetzen gemäß, zu erhalten.“

„Gegenwärtige Annehmungs-Acte und Eid „iſt von uns unterzeichnet und beſiegelt.“

(L. S.) **Gilbert Elliot.**

Nach der Vorleſung der Annehmungs-Acte und des Eides, verlangte Sir G. **Elliot** von dem Präſidenten und der Verſammlung den conſtitutionsmäßigen Eid, welcher mit folgenden Worten geleiſtet wurde:

„Ich ſchwöre für mich ſelbſt und im Namen „der corſiſchen Nation, die ich hier repräſentire, „Sr. Maj. **Georg** den Dritten, König von „Großbrittannien, für meinen Souverän und König anzuerkennen; ihm, nach der Conſtitution und „den Geſetzen von Corſica, treuen Gehorſam zu „leiſten, und beſagte Conſtitution und Geſetze aufrecht zu erhalten.“

Nachdem die Conſtitutions-Acte nun gänzlich vollendet und geendiget war, hob der Präſident die Sitzung auf, und unterſchrieb jene nebſt den Secretaren unter obenſtehendem Datum.

Unterzeichnet:

Pascal de Paoli, Präſident.
Carlo Andrea Pozzo de Bargo, Secretar.
Gio. Andrea Muſelli, Secretär.

H. Rede des Sir Gilbert Elliot, gehalten in der General-Verſammlung von Corſica, bey der Annehmung der Krone und der Conſtitution dieſer Inſel.

Meine Herren!

„Indem ich mich zum erſtenmal, mitten unter der corſiſchen Nation, der Freiheit bediene, euch Brüder und Mitbürger zu nennen, erregt eine Betrachtung, auf die ein Jeder natürlicherweiſe gerathen wird; das innigſte Vergnügen in meinem Herzen, ohne Rückſicht auf die wechſelſeitigen politiſchen Vortheile, die wir durch unſere feſte Verbindung erlangen werden. Ich ſehe bey der jetzigen Gelegenheit Alles, was dieſelbe durch die Geſinnungen des Zutrauens und der Liebe koſtbarer und ſchätzenswerther macht; durch dieſe erſten und reinen Grundſätze unſerer Vereinigung; Geſinnungen, wodurch eben die Grundſätze noch mehr befeſtigt werden müſſen.“

„Dieſe merkwürdige Wahrheit, die man unmöglich überſehen kann, muß ein ſtarkes inneres Gefühl der Freude bey ihrer Erwahnung erregen. Unſere beiden Nationen haben ſich lange, durch eine wechſelſeitige und merkwürdige Achtung, ausgezeichnet. Ohne das gluckliche Ende zu vermuthen, wohin dieſe inſtinctmäßige Freundſchaft, und dieſe ſympathetiſche Zuneigung uns einſt führen würde, haben wir einander, bey jeder Gelegenheit, Beweiſe des Zutrauens gegeben. Doch waren bisher keine weitern Verhältniſſe zwiſchen uns, als diejenigen der wechſelſeitigen und freiwillig geleiſteten guten Dienſte. Unſere Gemüther ſind von der Vorſehung zu dem Schickſale vorbereitet worden, das unſer wartete; und die göttliche Güte, die unſere Vereinigung verlangte, hat es ſo gewollt, daß dieſelbe anticipirt, und wenn ich mich ſo ausdrücken darf, durch eine Aehnlichkeit des Characters, durch eine Uebereinſtimmung der Abſichten und Grundſätze, und vorzüglich durch einen angenehmen Wechſel von Freundſchaftsdienſten zu Stande gebracht wurde."

„Der heilige Vertrag, den ich aus euren Händen erhielt, iſt nicht eine kalte und eigennützige Uebereinkunft zwiſchen zwey Parteien, die durch Zufall zuſammentreffen, und einen, auf den Antrieb des Augenblicks, oder auf eine ſelbſtſüchtige und temporäre Politik gegründeten Contract mit einander ſchließen; nein! die Begebenheit dieſes glücklichen Tages, iſt bloß die Erfüllung der Wünſche, die wir lange gehegt hatten; unſere Hände ſind jetzt erſt vereinigt; aber unſere Herzen waren es ſchon lange; und unſer Wahlſpruch mag ſeyn: *Amici, et non di ventura.*"

„So reitzend indeſſen dieſe Ausſicht zu unſerer Glückſeligkeit auch erſcheinen mag: ſo bin ich doch überzeugt, und es iſt wichtig, daß wir dieſes wiſſen, daß ſie nicht auf dem Gefühl allein beruhet, ſondern auch auf dem feſten Grunde des wahren Intereſſe, und der bleibenden Glückſeligkeit beider Nationen."

„Ich will nicht von dem Intereſſe Großbritanniens bey dieſer Gelegenheit ſprechen; nicht etwa, weil es von geringer Bedeutung iſt; ſondern weil der Gegenſtand, wegen ſeiner bloß polilitiſchen Eigenſchaft, für dieſen wichtigen Tag zu kalt und zu trocken ſeyn würde. Ueberdieß iſt es bey der gegenwärtigen Gelegenheit nicht nöthig, dieſes Intereſſe weitläuftig zu erwägen. Ich ſchränke mich daher bloß auf die Bemerkung ein, daß jeder mögliche Vortheil, den Großbrittannien, in Abſicht ſeiner Vereinigung mit Corſica, erlangen kann, weſentlich mit Eurer politiſchen und abſoluten Unabhängigkeit von jeder europäiſchen Macht, verbunden iſt; und daß dieſe Vortheile ſich nicht nur mit eurem Intereſſe vertragen, ſondern auch mehrentheils nicht anders, als im Verhältniß mit eurer Glückſeligkeit exiſtiren und wachſen können.“

„Was iſt nun im Betref Eurer nothwendig, um euch zu einem glücklichen Volke zu machen? Das will ich euch mit einigen Worten ſagen: Freiheit von Innen, und Sicherheit von Auſſen!“

„Eure Freiheit wird keinen Angriffen von Seiten eines Monarchen ausgeſetzt ſeyn, der durch ſeine eigene Erfahrung, und durch das Beiſpiel ſeiner Vorfahren in verſchiedenen Generationen, überzeugt iſt, daß die Freiheit und Glückſeligkeit ſeines Volkes der einzige Grund der Macht, der Ehre, und des Glanzes von einem Throne ſey; eines Königs, der ſtets den Geſetzen gemäß regiert hat; und deſſen Scepter zugleich durch die Freiheiten ſeiner Unterthanen geſtärkt, und durch ihre Wohlfahrt verſchönert iſt. Hier könnte ich mich über die erhabenen Tugenden des Monarchen auslaſſen, den Ihr zu Eurem Könige gewählt habt; aber ſie ſind allen ſeinen Unterthanen bekannt; Ihr werdet ſie daher auch durch eine glückliche und zuverlaſſige

Erfahrung kennen lernen; und dieſes Zeugniß wird weit getreuer, als meine ſchwache Stimme ſeyn."

„Es wäre jedoch nicht recht, wenn eure Freiheit einzig und allein von den perſönlichen Tugenden des Monarchen abhängen ſollte. Ihr habt daher Sorge getragen, dieſelbe durch die weiſe Conſtitution, und durch die Fundamental-Geſetze unſerer Vereinigung zu ſichern, die nach meiner Meinung einen ſo weſentlichen Theil der mir heute überreichten Acte ausmachen, daß ich, ohne das von meinem Souverän mir geſchenkte Zutrauen zu verletzen, einem Syſtem nicht beiſtimmen könnte, welches in Tiranney ausarten dürfte; ein Zuſtand, der ſowohl für die Glückſeligkeit desjenigen, der ihn durch Ausübung erhält, als für diejenigen, die ihn dulden, gleich nachtheilig iſt."

„Wenn daher Se. Maj. der König, die Krone annimmt, die Ihr ihm anzubieten übereingekommen ſeyd, ſo geſchiehet es, weil er entſchloſſen iſt, diejenigen, von denen er ſie erhält, zu beſchützen, und nie zu unterjochen; vorzüglich aber, weil *ſie gegeben*, und nicht mit Gewalt *genommen* wird."

„Im Betref der auswärtigen Sicherheit, brauchtet Ihr nichts, als das beſtändige und thätige Bündniß einer Seemacht. Dieſe Conſtitutions-Acte ſichert euch daſſelbe; und indeß Ihr zu Hauſe Frieden und Ruhe genießet, die der Feind nicht mehr wird ſtören können, werdet Ihr Antheil an den Schätzen des Handels, und an der Herrſchaft über das Meer haben."

„Vom heutigen Tage an ſeyd Ihr daher ruhig und frey. Um dieß Glück zu erhalten, dürft Ihr bloß Eure alten Tugenden, Euren Muth, und die heilige Liebe für Euer Vaterland bewahren. Dieſe Tugenden ſind Euch angeboren; ſie werden aber noch durch diejenigen bereichert werden, die unſere Vereinigung begleiten, und die Ihr von unſerer Induſtrie, von unſerer langen Erfahrung, dieſer wahren Quelle der politiſchen Weisheit, und von unſerer zugleich enthuſiaſtiſchen und aufgeklärten Liebe zur Freiheit lernen werdet. Ich rede von der Freiheit, welche die Behauptung eurer bürgerlichen Rechte, und die Glückſeligkeit des Volkes zum Zwecke hat, nicht aber gemisbraucht wird, der Ehrſucht und dem Laſter zu dienen; von der Freiheit, die von Religion, Ordnung, Ehrfurcht für die Geſetze, und heiliger Achtung für das Eigenthum, unzertrennlich, und der erſte Grundſatz jeder menſchlichen Geſellſchaft iſt; von der Freiheit endlich, die jede Art des Deſpotismus verabſcheuet, und beſonders den ſchrecklichſten Deſpotismus unter allen, der von der zügelloſen und gewaltſamen Heftigkeit der menſchlichen Leidenſchaften entſtehet."

„Dieß ſind die Tugenden. die euch und uns eigen ſind. Von ihrer glücklichen Miſchung und ihrem wechſelſeitigen Einfluß auf einander, hängt die Glückſeligkeit von Corſica ab."

„Gleichgegenwärtige Freiheit, und fortſchreitende, immer mehr zunehmende Wohlfahrt, dieß iſt der Text, dem, wie ich hoffe, und vorauszuſagen wage, unſer Betragen gegen einander, und unſre gemeinſchaftlichen Schickſale ſtets zu getreuen und befriedigenden Belegen dienen werden."

13.

Schreiben an die Franzoſen von Gorani über Robespierre und die berüchtigte Convents-Revolution im May 1793.

Où ſommes-nous reduits? O monſtres! O terreur!
Chaque inſtant fait eclorre une nouvelle horreur
Et produit des forfaits, dont l'ame intimidée,
Jusqu' à ce jour de ſang n'avait point eu d'idée.
L'Orphelin de la Chine, Act. I. Scen. V.

Gorani hatte zu obigem Motto noch als Epigraph folgende ſchöne, auf Frankreichs Lage ſehr paſſende, Stelle aus einem Briefe des **Cicero** an **Atticus** gewählt:

> „Der Staat ſtirbt jezt an einer neuen Krankheit.
> „Ein Jeder misbilligt, beklagt und betrauert das, was
> „geſchehen iſt; in keiner Sache herrſcht Einheit; man
> „ſpricht öffentlich, ſeufzt laut, und doch ſieht man nirgends
> „Hülfe. Ich glaube nicht, daß man ohne Blutvergießen
> „Widerſtand leiſten kann, und auch beim
> „Nachgeben ſehe ich kein ander Ende, als den Tod."

Der Mann, auf den man die Sentenz des **Tacitus** ſo gut anwenden kann: ſi ambitione aetarium exhauſerimus, per ſcelera ſupplendum erit; der Mann, den die Verſchwendung ſeines Vermögens, ſo wie das Verlangen, ſich wegen der Verachtung des Miniſteriums zu rächen, am meiſten bewogen haben, zu eurer Revolution mit beizutragen; der geiſtvolleſte, aber auch leidenſchaftlichſte Mann, der eine ungeheure phyſiſche und intellectuelle Kraft, eine erſtaunliche Einbildungskraft, einen ehernen Muth, und einen unerſchöpflichen Reichthum an Ideen beſaß; der Mann, der ſich am beſten die Kenntniſſe und Einſichten Anderer zu eigen zu machen wußte, und einen feurigen Verſtand hatte; der Mann, der den unmäßigſten Gebrauch aller Arten des Vergnügens, mit der unverdroſſenſten Arbeitſamkeit zu vereinigen verſtand; der Mann, der in allen Theilen der Staatsverwaltung Einſicht, ſowohl von einzelnen Umſtänden, als vom ganzen Zuſammenhange hatte; der Mann, der alle Talente in ſich vereinigte, und vorzüglich die Kunſt beſaß, die Talente anderer Menſchen zu würdigen und zu benutzen; der Mann, der, ohne ſelbſt Tugend zu beſitzen, den Werth aller Tugenden fühlte, und ſich in ſeinen Handlungen ſo benahm, als hätte er ſie alle beſeſſen; der Mann, der ein bewundernswürdiges Muſter eines vortrefflichen Deſpoten geweſen wäre, wenn er ſich der höchſten Gewalt hatte bemächtigen können, und ebenfalls zum Muſter aller Oberhäupter in Republiken gedient hätte, wäre Frankreich zu ſeiner Zeit eine Republik geweſen; der Mann endlich, der am geſchickteſten war, ſeinem Zeitalter den Ton anzugeben, und über Andere zu herrſchen, deſſen Ehrgeiz aber allenthalben, bey Hofe, bey den Großen, und bey den fremden Mächten, Hinderniſſe fand, die er ſchon zu überwinden auf dem Puncte war: dieſer Mann ward ins Grab gelegt, ohne daß man noch weiß, ob ſein Tod natürlich war, oder ob er durch Gift ſtarb, und welche Partey dieſes erhabene Schlachtopfer fallen ließ. Dieſer, in jeder Rückſicht ſo ſeltene Mann, erlag faſt in demſelben Augenblicke, wo ſeine Exiſtenz Frankreichs Schickſal zu beſtimmen im Begriffe war.

Während daß Mirabeau, dieſer von einer vornehmen Familie und einem berühmten Vater entſproſſene Mann, der die ſorgfaltigſte Erziehung genoſſen hatte, von dem Welttheater verſchwand, auf welchem ihm die Natur und das Schickſal die wichtigſte Rolle beſtimmt zu haben ſchienen: trat ein Menſch aus den Hefen des Volks auf, von einer höchſt unedlen und unbedeutenden Geſtalt, ohne Genie, ohne Geiſt, der in keiner Wiſſenſchaft und in keiner Kunſt irgend einige Fortſchritte gemacht hat; der auf eine ziemlich gemeine Art, durch die Sorgfalt eines Biſchofs, erzogen wurde, welcher ihn zum Advocaten machte, und deſſen erſtes Probeſtück war, vor Gericht gegen ſeinen Wohlthater zu ſprechen. Dieſer Mann, deſſen ganzes Verdienſt in Hartnäckigkeit, Unverſchämtheit und unſinnigen Declamationen eines Marktſchreiers von der niedrigſten Claſſe beſteht *), ſiegte über den Hof, über die Großen, über das Gold und die Armeen der auswärtigen Mächte, über die Finanzen, über die Handlung, über die Claſſe der vermögenden Bürger, über alle

---

*) Meine Aufſätze in der Minerva ſeit drey Jahren beweiſen, daß ich mit Gorani, dieſem der franzöſiſchen Angelegenheiten ſo ſehr kundigen Manne, über Robespierre ganz gleichartig gedacht habe.
v. A.

alle rechtſchaffene Menſchen, ſo wie über alle andere Factionen, die ſich die Fetzen der Monarchie ſtreitig machten. Durch ſeine, eben ſo ungeheure als unerwartete, Erfolge, hat er, Franzoſen! die Schande bereitet, die euren Namen bey allen Völkern und in allen Zeitaltern begleiten wird.

Man wundert ſich nicht, wenn man ſieht, daß Cäſar das gemeine Volk von Rom durch ſeine Freigebigkeit und die Erregung noch größerer Hoffnungen gewinnt; die thörichte Unternehmung des Craſſus gegen die Parther begünſtigt; nachher den Pompejus überwindet; und endlich immerwährender Dictator wird. Noch weniger wundert man ſich über den Erfolg von Cäſars Ehrgeiz, wenn man ſieht, wie er großmüthig allen ſeinen Feinden verzeihet, und alle Herzen durch den Ruhm ſeiner Talente und ſeiner Thaten, ſo wie auch durch den Reiz der angenehmſten Eigenſchaften gewinnt. - Faſt iſt man geneigt, ihm ſeine Uſurpation zu verzeihen, wenn man ſieht, wie er die Erwartung der Böſewichter, die ſich mit der gänzlichen Aufhebung aller Schulden ſchmeichelten, täuſcht; ſich weigert, Treue und Glauben zu verletzen, ohne welche die Geſellſchaft nicht beſtehen kann; und auf dieſe Art ſelbſt die Gewalt der Boshaften, denen er zu ſchmeicheln gezwungen war, im Zaume hält.

Auch kann es uns nicht ſehr befremden, daß Auguſt, nachdem er Cäſars Credit und Namen geerbt hatte, ſo glücklich war, die Anſchläge des Lepidus zu vereiteln, und den Marcus Antonius zu beſiegen, der durch ſein ſchlechtes Betragen ſeinem Verderben entgegen rannte. Wir finden bey dem jungen Manne ſehr ausgebreitete Kenntniſſe und viele Fahigkeiten; und obgleich ſeine Proſcriptionen uns empören, ſo bemerken wir doch zu gleicher Zeit, daß ſie nicht von langer Dauer waren, und ſich nicht über die Gränzen von Italien hinaus erſtreckten. Noch weniger finden wir es außerordentlich, daß Auguſt zur Regierung des Reichs gelangte, wenn wir ihn auf dem Throne bloß mit der öffentlichen Glückſeligkeit beſchäfftigt, und durch eine weisheitsvolle Staatsverwaltung, ſo wie auch durch den vorzüglichen Schutz, den er allen nützlichen und angenehmen Talenten angedeihen ließ, ſeine Grauſamkeiten in Vergeſſenheit bringen ſehen.

Aber wird die Nachwelt, wenn ſie mit uns ein gleiches Urtheil über Auguſt und Cäſar fället, es je begreifen, daß ein blutdürſtiger Menſch ſich einzig und allein durch das Verbrechen der Ruder eures Staates bemächtigen konnte? daß er, anſtatt alle die Laſter, durch welche er die höchſte Gewalt an ſich geriſſen hat, wieder gut zu machen, nicht aufhört, ſie zu vervielfältigen, ſelbſt da ſie ihm nicht mehr zur Erhaltung ſeines Anſehns nöthig ſind? Wird die Nachwelt ſich es je erklären können, wie eine Nation, die für die feinſte und aufgeklärteſte in ganz Europa gehalten wurde, ſo lange den unwürdigſten unter allen Tirannen ertragen konnte?

Wenn ich daran denke, Franzoſen! daß ein ſolcher Menſch, wie ich ihn eben geſchildert habe, euer Beherrſcher werden konnte: ſo wage ich es nicht mehr, mich darüber zu wundern, daß Clodius, der ehrloſe Clodius, ein Menſch ohne Scham, ohne irgend eine Art von Tugend, und mit allen Laſtern befleckt, einige Zeit eine ziemlich wichtige Rolle in Rom ſpielte. Denn Clodius hatte doch wenigſtens Beredſamkeit; und wenn er an das gemeine Volk gegen die Reichen Reden hielt, wenn er es zur Plünderung derſelben einlud, und es ihr Vermögen als ein dem Volke geſtohlnes Gut betrachten ließ: ſo brachte er wenigſtens in ſeine Declamationen Nachdruck, Ordnung und Annehmlichkeit. Clodius verſchwendete ſeine eigenen Reichthümer an das Volk; anſtatt daß euer Tirann bloß diejenigen Reichthümer verſchwendet, die er ſeinen Mitbürgern geſtohlen hat.

So wie die geſetzgebende Nationalverſammlung das traurige Decret abgegeben hatte, nach welchem die Rechte eines activen Bürgers der ganzen Menge ohne Unterſchied bewilligt wurden, war es nicht ſchwer vorauszuſagen, daß unzählige Uebel daraus erfolgen würden. Die Nachricht von jenem Decrete erregte in meiner Seele den lebhafteſten Schmerz; da ich aber damahls noch eine zu vortheilhafte Meinung von dem National-Character hatte, ſo hoffte ich, die geſunde Vernunft, oder einige unerwartete Begebenheiten, würden die Maſſe des Volks bewegen, von freien Stücken einem Rechte zu entſagen, welches ihr, im Ganzen genommen, nur ſchädlich ſeyn konnte. Als ich kurz nachher in Deutſchland war, und im Moniteur die widerſinnigen Declamationen einiger Convents-Deputirten gegen das Eigenthumsrecht, ſo wie ihre lächerlichen Ausfälle gegen den Reichthum und gegen die Reichen las, ward ich darüber innigſt betrübt; aber eine noch traurigere Ahnung bemächtigte ſich meiner, als ich ſah, daß jene Ausſchweifungen nicht auf der Stelle erſtickt wurden; daß man keine Verhaftsdecrete gegen die ſo gefährlichen Sophiſten gab; und daß dieſe Menſchen, die durch ihre Reden den Untergang der entſtehenden Republik vorbereiteten, anſtatt von der Verſammlung hart beſtraft zu werden, vielmehr von einem großen Theile derſelben und von den Zuſchauerbühnen den größten Beifall erhielten. Ich fing nun an zu muthmaßen, daß irgend eine Conſpiration, irgend ein ſchädlicher Anſchlag vorhanden ſeyn müſſe, die abgeſchaffte Königswürde durch einen ſchrecklichen Deſpotismus von einer neuen Art zu erſetzen.

Doch das Zutrauen, das ich noch in die Tugend der Nation ſetzte, belebte meine Hoffnungen wieder; und ich glaubte, jene ſchändlichen Angriffe gegen das Eigenthumsrecht, und folglich auch gegen die Freiheit, könnten noch wieder gut gemacht werden. Ich ſchmeichelte mir immer, der Friede würde alle Gemüther zu den Geſinnungen der Ordnung und den Grundſätzen der Weisheit zurückführen, welche die conſtituirende Verſammlung als die Grundlage des neuen Gebäudes decretirt hatte. Erſt zu Ende des Decembers verlor ich alle Hoffnung. Es ſchien mir, als wäre Frankreich drey oder vier tauſend Räubern preisgegeben, angeführt von einem Dutzend Meuchelmördern, die damahls ſelbſt noch von drey unbarmherzigen Menſchen unterjocht waren, Menſchen, die einen höchſtgrauſamen Character beſaßen und in der Größe ihrer Bosheit jene noch bey weitem übertrafen.

Als ich im Jahre 1793 nach Paris zurück kam, ſah ich ganz deutlich die Verſchwörung der verderbten Menſchen gegen die Rechtſchaffenen; und ſeit dem Augenblicke hatte ich keinen andern Plan, als mich zurückzuziehen, den ich aber unmöglich vor Ablauf des Aprils ausführen konnte. Die vier Monate, die ich noch in jener hölliſchen Stadt zubringen mußte, waren die bitterſte Epoche meines Lebens. In den häufigen Unterredungen, die ich mit den Oberhäuptern der Parteien hatte, welche der Partey der Mörder entgegen waren, hörte ich nicht auf, ſie von ihrer Gefahr und der Gefahr ihres Vaterlandes zu unterhalten, ſie zu ermahnen, ſich zu vereinigen, um durch ein ſtarkes Bündniß den Henkern widerſtehen zu können; ich bat ſie, dem Beiſpiele anderer Republiken zu folgen, die durch nachdrückliche Handlungen, und durch auffallende, gut geleitete Streiche, die gefährlichſten Verſchwörungen zu vereiteln wußten. Man antwortete mir durch Lobſprüche auf meinen Eifer, warf mir aber zugleich eine hitzige Einbildungskraft vor, die nur das Böſe ſähe, und ſich die Folgen deſſelben vergrößert vorſtellte.

Seit den Vorfällen, die ſich in den letzten Tagen des Mais 1793 ereigneten, erinnerte ich einige berühmte Perſonen an meine Reden, die ich gegen ſie gehalten hatte, ſo wie auch an meine Ahnungen. Einer von ihnen antwortete mir, es wäre ja ein Catilina auf dem Puncte geweſen,

ſen, ſich des römiſchen Reichs zu bemächtigen, und es müßte mich alſo nicht wundern, daß auch den franzöſiſchen Verſchwörern ihr Plan gelungen ſey. Aber wenn Catilina auf dem Puncte war, ſein Vorhaben ausgeführt zu ſehen, und dennoch ſcheiterte, obgleich Rom zu ſeiner Zeit ſich in einem höchſt verderbten Zuſtande befand: beweiſet dieß nicht, daß die neueſte Revolution eure ganze Nation, und vorzüglich die Majorität des Convents, der die wirkſamſten Mittel in Händen hatte, ihr zuvorzukommen, mit ewiger Schande bedeckt?

Catilina hatte ſeine Verbrechen in ſeiner frühen Jugend unter Sylla gelernt; ſein erſtes Probeſtück war die Ermordung ſeines eigenen Bruders; nachher wirkte er es bey dem Dictator aus, daß dieſer Bruder unter die Anzahl der Proſcribirten geſetzt wurde. Um dem Tirannen ſeine Erkenntlichkeit zu bezeigen, übernahm er es, den M. Marius Gratidianus umzubringen, den er die ſchrecklichſten Martern leiden ließ, ehe er ihm den Kopf abſchnitt; auch ließ er einen Senator ermorden, der bey jenem Auftritt in Ohnmacht gefallen war. Durch dieſe Züge ſchien er ſich um Sylla ſo verdient gemacht zu haben, daß er an die Spitze der galliſchen Soldaten geſtellt wurde, die in Rom und in Italien die meiſten Todesurtheile vollzogen. Von ſeinen Trabanten unterſtützt, ließ Catilina eine große Anzahl der vornehmſten Ritter umbringen; unter dieſen befand ſich ſein Schwager, Q. Cecilius, den er mit eigener Hand tödtete. Ihr ſehet alſo in Catilina einen Menſchen, der in ſeiner Jugend ſchon der größten Laſter fähig war, und der eben dadurch ſeit langer Zeit die Eigenſchaften erlangt hatte, die zur Ausführung ſeiner Plane nöthig waren. Niemand war geſchickter als er, durch ſeine Laſter, ſeine Sitten und ſeine Talente, an der Spitze der Böſewichter zu ſtehen, von denen es in Rom wimmelte. Obgleich er nun aber ſeine Jugend in allen Arten von Schandthaten zugebracht hatte, beſaß er doch die Kunſt, rechtſchaffene Männer zu blenden, die durch die Redlichkeit ihres Herzens oft leichter als alle andere zu betrügen ſind; mit den größten Böſewichtern im Bündniſſe, wußte er ſich dennoch ſo zu ſtellen, als wäre er den rechtſchaffenen Perſonen ergeben, auch führte er ihre Sprache, wenn er wollte.

Schon im Jahre Roms 686 hatte **Catilina** eine Revolution vor, die auf nichts Geringeres abzielte, als auf die Ermordung der Conſuln und der Oberhäupter (principes) des Senats. Das Complott ward entdeckt; aber der Senat wagte es nicht, die Verbrecher zu verfolgen, weil ſich unter ihrer Anzahl ſehr angeſehene und mächtige Bürger befanden.

Im Jahre 688 waren die Umſtände für **Catilina** noch günſtiger. Die vornehmſten Bürger hatten durch außerordentliche Verſchwendungen, in Erbauung von Theatern und Geſchenken an das Volk, um ſeine Stimme zu erkaufen, ihr Vermögen zerrüttet; das Geld war in den Händen der unedelſten Menſchen, die nicht im geringſten eines großmüthigen Eifers, zum Beſten des gemeinen Weſens, fähig waren. Die Soldaten des **Sylla** hatten ihre Raubgüter in Verſchwendungen durchgebracht; ſie wünſchten einen neuen Bürgerkrieg; ſo wie auch diejenigen, die durch Sylla ihres Vermögens waren beraubt worden, eine Veränderung wünſchten, die ihre Lage verbeſſern konnte. Alle dieſe verſchiedenen Claſſen von Uebelgeſinnten ſtanden daher Catilina zu Befehl; er hatte vorzüglich die Jugend auf ſeiner Seite, die ihn mit Enthuſiasmus liebte, weil er nicht aufhörte, ſich für ihre Vergnügungen aller Art zu intereſſiren. Catilina hatte überdieß in ſeinem Anhange eine große Anzahl Conſularen, Senatoren und Ritter, ſo wie auch die vornehmſten Einwohner der Colonien und Municipal-Städte von Italien, und beſonders von Etrurien.

Nachdem er alle ſeine Anhänger verſammelt hatte, hielt Catilina eine Rede, die ein Meiſterſtück der Beredſamkeit und einer beſſern Sache würdig war; er ſchilderte ihnen mit den lebhafteſten Farben die Macht und die Reichthümer der Einen, als Vortheile, die durch Betrug und Gewaltthätigkeit erlangt wären; das Elend und den ſchimpflichen Zuſtand der Andern, als Verbrechen der Erſtern; und auf dieſe Art ermahnte er ſeine Anhänger, ſolche Schande nicht länger zu dulden; er forderte ſie auf, [illegible] Vermögen wieder zu nehmen, und lieber muthig zu ſterben, als ein elendes Leben in Schimpf und Schande zuzubringen. Er verſprach ihnen den Sieg, als eine Sache, die ihnen nicht entgehen könnte. „Wie? ſagte er, „Ihr, die Ihr kaum eine Hütte habt, werdet „Ihr Anſtand nehmen, jene wohllebenden und „muthloſen Menſchen zu bekämpfen? Werdet „Ihr zaudern, jene Beſitzer von Gemählden,

„Bildſäulen und unſchätzbaren Gefäßen anzugreifen? Sie verſchwenden ſo viele Reichthümer in „Thorheiten, da es euch an allem fehlt?“

Leſet, Franzoſen! in der römiſchen Geſchichte die Reden des Catilina, und ſehet, ob Einer unter euren redenden Repräſentanten je eine ſo ſchöne Beredſamkeit zeigte, als er. Sagt mir, ob euer Oberhaupt, euer jetziger Dictator, je irgend eine Rede gehalten hat, die mit den Reden des römiſchen Verſchwörers verglichen werden könnte? Sagt mir, ob euer Tirann je die großen Mittel gezeigt hat, deren Catilina ſich mit ſo vieler Kunſt und Leichtigkeit zu bedienen wußte? Ob euer Robespierre endlich den hundertſten Theil ſeines Geiſtes, ſeiner Kenntniſſe, ſeines Verſtandes, und ſeiner Unerſchrockenheit beſitzt?

Soll ich hier den auffallenden Contraſt endigen, der ſich zwiſchen euch, Franzoſen! und den Römern findet? Rom hatte in Catilina einen, in ſeiner Art einzigen, Verſchwörer, deſſen vielfältige Vorbereitungen und unermeßliche Hülfsquellen ihm einen unfehlbaren Erfolg zu ſichern ſchienen; und Rom war wirklich verloren, hätte es nicht einen Cicero gehabt. So ſehr aber auch Cicero's Beredſamkeit diejenige des Catilina übertraf, ſo bewundernswürdig auch die Talente des philoſophiſchen Conſuls waren, um die Plane des ſinnreichen Verſchwörers zu vereiteln: ſo wäre jener doch ſelbſt geſcheitert, wenn die Majorität des Senats und des Volks ihn nicht unterſtützt, und die rechtſchaffenen Männer ſich nicht um ihn verſammelt hätten, um die Böſewichter zurückzuſtoßen, die ſchon auf dem Puncte waren, den Sieg davon zu tragen. Frankreich aber hat nicht einen einzigen Mann, der in Anſehung der Energie, der wahren Kenntniſſe, und des Enthuſiasmus für die gute Sache, mit Cicero zu vergleichen wäre; noch weit weniger iſt die Majorität des franzöſiſchen Senats in Anſehung ihres Muths und ihres Patriotismus mit dem römiſchen zu vergleichen; ja die Majorität des franzöſiſchen Volks iſt noch ſelbſt im Entſtehen, und die Republik, unendlich verderbter als die römiſche, zur Zeit ihres größten Verfalls, und des abgelebten Alters ihrer Republik.

Man findet in keiner Geſchichte irgend einer alten oder neuen Republik ſolche Züge, die mit eurer Revolution vom 31. May 1793 zu vergleichen wären. Nirgends findet man, daß Menſchen durch ſo ſchändliche Verbrechen zur Souveränität gelangt ſind, und ſich mit ſolchem Erfolge dabey erhalten haben; auch findet man gar nicht, daß je republicaniſche Völker ſo auffallende Beiſpiele von Thorheit und Feigheit gegeben, und ſo blindlings die Ehrſucht einiger Elenden unterſtützt haben, die bloß durch ihre Räubereien und ihre Mordthaten bekannt waren.

Hanno, ein ſehr reicher Bürger von Carthago, faßte den Anſchlag, ſich zum Herrn des Staates zu machen, und vorher den ganzen Senat umbringen zu laſſen. Er beſtimmte zur Ausführung dieſer grauſamen Unternehmung den Hochzeitstag ſeiner Tochter, an welchem er den Senatoren ein Gaſtmahl geben, und ſie alle dabey vergiften laſſen wollte. Das Geheimniß ward entdeckt; ohne darum aber ſeinen Plan aufzugeben, bewaffnete er eine große Anzahl Sclaven, um öffentlich Gewalt zu gebrauchen. Auch dieß ward entdeckt, und er wurde gezwungen, ſich mit ſeinem Haufen in einen befeſtigten Ort zurück zu ziehen, wo er von dem wüthenden Volke angegriffen, gefangen, und nach Carthago geführt wurde. Hier peitſchte man ihn mit Ruthen, ſtach ihm dann die Augen aus, und zerbrach ihm die Arme und Schenkel. Die ganze Nation verlangte ſeine Beſtrafung. Obgleich nun aber das carthaginenſiſche Volk ſtets für habſüchtig gehalten wurde, ſo ließ es ſich doch nicht durch die herrlichen Verſprechen des Hanno, noch durch ſeine Geſchenke verführen; es verachtete die eigennützige Freigebigkeit dieſes ehrſüchtigen Menſchen; es entdeckte die Bewegungsgründe derſelben; anſtatt ihn zu unterſtützen, fiel es über den ihn begleitenden Haufen her, und hieb alle in Stücken, mit einem Eifer, den ihm die Liebe für die Freiheit, und der Abſcheu gegen die Sclaverey, einflößten. Das Pariſer Volk hingegen ſah ſeit mehrern Monaten einen Haufen Mörder die Tiranney herbeiführen; ein Theil des Volks ließ ſie ungeſtört handeln, und hatte, indem es ihre Anſchläge verabſcheute, weder die Energie, ſich ihnen zu widerſetzen, noch den Verſtand, ihnen zuvorzukommen. Aber ein noch zahlreicherer Theil eben deſſelben Volkes ſchmeichelte den Verſchwörern, und begünſtigte ſie; anſtatt die immerwährenden Anerbietungen der Mörder mit Unwillen von ſich zu ſtoßen, nahm er dieſelben als Wohlthaten an, und unterſtützte auf dieſe Art aus allen Kräften die erniedrigendſte Tiranney.

Die Geſchichtſchreiber haben den Einwohnern der Stadt Siena harte Vorwürfe gemacht, weil ſie ſich von Petruccio die Freiheit rauben ließen, der ſich der höchſten Gewalt bemächtigt hatte, und ſie mit eben ſo vieler Ungerechtigkeit als Grauſamkeit beherrſchte. Wenn man aber das Betragen der Uſurpatoren genau betrachtet, ſo ſieht man, daß die Einwohner von Siena unendlich weniger ſtrafbar ſind, als die Pariſer unſerer Zeit. Die Faction, die ſich in Frankreich der höchſten Gewalt bemächtigt hat, war ſchon allgemein unter dem gehäſſigen Namen der Mörder des 2ten und 3ten Septembers 1792 bekannt; ganz Paris, ganz Frankreich, kannte die unzähligen Verbrechen dieſer Faction, ihre Diebſtähle, ihre Räubereien und ihre mit kaltem Blute begangenen Mordthaten; da niemand unter den Mördern ein Geheimniß daraus machte, und ſie vielmehr einander die Ehre ihrer Schandthaten ſtreitig machten. Es war daher leicht, Mistrauen in ſolche Menſchen zu ſetzen, die mit ſtolzem Haupte von Verbrechen zu Verbrechen, von einer Erpreſſung zur andern gingen, und ſich ſo der höchſten Gewalt näherten. Alle Theilnehmer der letzten Verſchwörung waren immer öffentlich die Apoſtel der Raubgier, der Sittenloſigkeit und des Atheismus. Sie hatten nicht einen einzigen Plan, nicht eine einzige Abſicht, die nicht allgemein bekannt geweſen wäre. Petruccio aber hatte ſeine Gewalt nicht auf dieſe Art erlangt. Ich habe in der Chronik von Siena verſchiedene Reden geleſen, die dieſer berühmte Verſchwörer vor dem Volke gehalten hat; ſie athmen alle die ſtrengſte Moral, und die tiefſte Ehrfurcht für Religion und gute Sitten. Er ſchmeichelte freilich den Leidenſchaften des Volks; aber er that es mit der feinſten Gewandtheit und mit einer ſchwer zu enthüllenden Heucheley; eine Heucheley, die ſo verführeriſch war, daß man ſie gern für die Heiligkeit ſelbſt anſah. Petruccio äußerte bloß auf eine ſehr liſtige Art, daß die Reichthümer der wohlhabendſten Bürger durch Mittel wären erlangt worden, die ſich ſehr oft von der Gerechtigkeit entfernt hätten; und daß ihre Beſitzer wenigſtens einen Theil derſelben dem armen Volke mittheilen müßten. In denſelben Reden äußerte er ſich auch zu Gunſten der Democratie; aber mit einer ſo verſchmitzten Kunſt, daß man allenthalben hätte ſagen mögen, Petruccio ſey ein rechtſchaffener Mann, und ein treuer Beobachter der Grundſätze des Evangeliums; ein Mann, der bloß glaubte, die Regierung des Volks der Herrſchaft des Adels vorziehen zu müſſen. Dieſer Mann lebte übrigens in Dürftigkeit, und gab ſeinen ganzen kleinen Ueberfluß den Armen. Durch dieß Betragen erwarb er ſich den Ruhm einer heiligen Perſon, und wurde der Abgott der Siener und ihres Fürſten. Sobald er ſich aber der Zügel der Regierung bemächtiget hatte, zeigte er ſich als den unbarmherzigſten Herrſcher, ſowohl gegen das gemeine Volk, das ihn zur höchſten Würde emporgehoben, als auch gegen die Patricier, die ihm Widerſtand gethan hatten.

Als Dionyſius ſich der höchſten Gewalt bemächtigen wollte, bereitete er ſich lange dazu vor. Er bereicherte ſeinen Geiſt mit Kenntniſſen; nahm Sitten an, die des Volkes Beifall hatten; ſprach in einem freundlichen Tone und auf eine Art, daß man den Ton für natürlich hielt; er übte ſich in jeder Art Beredſamkeit, als dem ſicherſten Mittel, den Bürgern aller Klaſſen zu gefallen, und vorzüglich die Liebe des großen Haufens zu gewinnen.

Als er ſich für fähig genug hielt, öffentlich zu reden, machte er Gebrauch von ſeinem Talente, um auf eine geſchickte Weiſe die Uebel ſeines Vaterlandes, und die Fehler und Laſter der Magiſtratsperſonen zu ſchildern; er beſchuldigte ſie der Beſtechung, des Verſtändniſſes mit den Carthaginenſern, und der Feigheit, weil ſie Agrigent, dieſe benachbarte und verbündete Stadt, nicht unterſtützt hatten; er erwähnte mit Lebhaftigkeit, daß die Africaner, als ſie ſich dieſer unglücklichen Stadt bemächtigten, weder Geſchlecht, noch Alter, weder Götter, noch Kranke, noch Todte, geſchont hätten; und alle dieſe Unglücksfälle legte er, auf eine feine Art, den Magiſtratsperſonen der Stadt Syracus zur Laſt.

So wie Dionyſius merkte, daß es ihm gelungen war, den Magiſtrat verhaßt zu machen, griff er die Großen an, deren Einfluß er ebenfalls vernichten mußte, damit ſie ſeinen ehrgeizigen Abſichten keine Hinderniſſe in den Weg legen könnten; er bewies, — was dem Volke immer leicht zu beweiſen iſt, — daß ihre Reichthümer von dieſen letztern geraubt wären; und dieſe Rede unterſtützte er durch Geſchenke, die er zu gelegener Zeit, wiewohl von ſeinen eigenen Mitteln, austheilte. Nachher erlaubte er ſich die fürchterlichſten Angriffe gegen alle privilegirte Claſſen, als hätten ſie gemeinſchaftlich eine wirkliche Verſchwörung gegen die Glückſeligkeit eben des Volkes gemacht, über deſſen Elend er bitter klagte, und deſſen einzigen Beſchützer er ſich zu nennen wagte; er that dieß, indem er oft mit den am meiſten zur Verführung geſchickten redneriſchen Formen wiederholte: **daß die Souveränität von Syracus nur dem Volke gehöre; daß überhaupt Alles dem Volke gehöre; und daß das Volk ein unverjährbares Recht habe, die Dinge wieder zurück zu nehmen, die man ihm mit Gewalt entriſſen hätte.**

Nachdem er auf dieſe Art die Gemüther vorbereitet hatte, ermahnte er ſie, die treuloſen Magiſtratsperſonen abzuſetzen, und an ihrer Stelle Männer aus dem Volke zu wählen, die, aus ſeinem Schooße gezogen, und, von ihm ſelbſt ernannt, ſeinem Intereſſe gänzlich ergeben ſeyn würden. Dieſe mit wahrer Beredſamkeit vorgetragenen Aeußerungen brachten die Wirkung hervor, die man von ihnen erwarten konnte. Die dem Ariſtocratismus ergebenen Magiſtratsperſonen wurden einmüthig abgeſetzt, da niemand es wagte, einem Manne zu widerſprechen, der ſchon ſo viele Gewalt hatte; andere obrigkeitliche Perſonen wurden erwählt, und Dionyſius ſtand an ihrer Spitze.

Nun dachte er ernſt daran, ſeine Gefährten aus dem Wege zu räumen. Er bereitete ſich daher

her Angriffe gegen ſie vor, und ließ ihr Betragen durch Emiſſarien verſchreien, die in ſeinem Solde ſtanden, und Sorge trugen, ſich unter dem Volke zu verbreiten; ſie ſagten dem Volke, daß die Gefährten des Dionyſius Verräther, niederträchtige und geldgierige Menſchen, und auch den Carthaginenſern verkauft wären. Dionyſius zog ſich zu gleicher Zeit von ihnen zurück, um ſie noch verdächtiger zu machen, und dadurch ſeinen Emiſſarien mehr Glauben zu verſchaffen. Zugleich ließ er alle Verbannte zurückrufen, um eine große Anzahl Anhänger um ſich zu haben.

Mit einer außerordentlichen Thätigkeit vereinigte Dionyſius ausgebreitete Kenntniſſe; er beſaß große Einſichten in der Kriegskunſt, hatte ſich ſchon Lorbeeren geſammelt, und ſich in einigen Unternehmungen vorzüglich ausgezeichnet. Es koſtete ihm daher auch nicht viele Mühe, ſich das Commando bey einer neuen kriegeriſchen Unternehmung übertragen zu laſſen, die man damahls vorhatte, um die Stadt Gela zu unterſtützen, wo er auch die ariſtocratiſche Partey beſiegte, und dem Volke alle Gewalt wieder verſchaffte.

Hierauf kam er nach Syracus zurück, wo das Volk ihn mit Entzücken empfing. Das außerordentliche Anſehen, welches er durch ſeine der Democratie geleiſteten Dienſte erlangt hatte, wußte er nun zu benutzen. Bey dieſer Lage der Dinge hielt er eine Rede an das Volk, worin er zu verſtehen gab, daß ſich noch Verräther in Syracus fänden; daß man die Stadt von allen ihren Feinden, und allen ſchlechten, den Carthaginenſern verkauften, Bürgern reinigen müſſe; und daß er, für ſeine Perſon, nichts anders wünſche, als der Würde, womit man ihn beehrt hätte, zu entſagen, indem er wohl ſähe, daß er falſche Brüder zu Gefährten habe, denen ſein Patriotismus ärgerlich wäre. Durch dieſe Liſt ward er auf der Stelle zum Generaliſſimus der Republik mit einer gränzenloſen Macht ernannt. Um ſich beſſer in dieſer Würde zu erhalten, ließ er verordnen, daß die Soldaten einen zwiefachen Sold bekommen ſollten, wodurch er die Armee gänzlich für ſich einnahm, deren er zur Ausführung ſeiner Anſchläge höchſtnöthig hatte.

Mit einer ſo erhabenen Würde bekleidet, nahm Dionyſius ſeine Zuflucht zu einer Liſt, die ihm eben ſo wohl gelang, als alles, was er bisher unternommen hatte, um den letzten Schritt zu thun, der ihn noch zur höchſten Gewalt übrig blieb. Er veranſtaltete es mit vertrauten Perſonen, daß ſie ſich ſtellten, als wollten ſie ihn ermorden. Die Emiſſarien vergrößerten die Gefahr, die der Generaliſſimus, wegen ſeines Eifers für das Volk, gelaufen hätte; und da Dionyſius ſelbſt ſich darüber beklagte, daß ſein Leben in einer beſtändigen Gefahr ſey, weil alle mächtigen und beſtochenen Bürger ſeine erklärten Feinde wären, beſonders aber die Anhänger von Carthago, von denen es im Staate wimmelte, ſo beſchloß das Volk, daß er eine Leibwache haben ſollte. Auf dieſe Art gelangte der liſtige, gewandte und beredſame Mann zur Souveränität.

Euer Tirann, Franzoſen! hat, um den großen Haufen zu gewinnen, faſt dieſelben Machinationen, dieſelben Reden, und dieſelben Verleumdungen angewendet. Doch werdet Ihr ohne Mühe einſehen, wie ſehr Dionyſius euren Robespierre übertraf. Der Tirann von Syracus hatte einen heroiſchen Muth und viele Einſicht in der Anführung der Armeen; er ſchlug die Carthaginenſer und befreiete Sicilien von dieſen unbequemen Gäſten. Euer Tirann aber iſt ein feiger Menſch, der ſo wenig zur Befehlshaberſchaft und zum Trotzen der Gefahren gemacht iſt, daß er ſich, ſo oft er den Schein einer Gefahr zu ſehen glaubte, in Kellern oder in Gräbern verbarg, und während er die kühnſten Unternehmungen befahl, hielt er ſich in faſt unzugänglichen, und von ſeinen niederträchtigen Trabanten umgebenen Oertern auf; und doch wagte er es, als man ihm darüber Vorwürfe machte, zu ſagen: daß er immer da geweſen, wo das Wohl des Volks ihn forderte. Die Syracuſaner durften ſich alſo weniger ſchämen, daß ſie von Dionyſius unterjocht wurden, als Ihr, Franzoſen! daß Ihr euch einem Poltron unterworfen habt, der nie eine andere Geſchicklichkeit beſaß, als dieſe, ſeine Creaturen vorangehen zu laſſen, damit ſie ſeiner heimlichen und niedrigen Ehrſucht zur Bruſtwehr dienen könnten.

Franzoſen! Das Volk von Syracus hat ſich von einem liebenswürdigen Menſchen blenden laſſen, der eine männliche, durch die beſten Studien genährte, Beredſamkeit beſaß; von einem Menſchen, der die ſchönen Künſte, die nützlichen und die ſchönen Wiſſenſchaften kannte; und der den Homer, ſo wie die Werke aller andern

Dichter, auswendig wußte. Das franzöſiſche Volk hat ſich aber von einem groben und wilden Menſchen, der nur die Beredſamkeit der Hallen beſitzt, äffen laſſen; das franzöſiſche Volk iſt von einem Thiere, das keine Wiſſenſchaft, keine Kunſt, und keinen Geſchmack für dasjenige beſitzt, was edel und eines vernünftigen Menſchen würdig iſt, ins Netz gelockt worden. Dionyſius wußte ſich die Freundſchaft eines Plato und anderer großen Philoſophen, verſchiedener gelehrten Männer und berühmten Künſtler, zu erlangen, die ihn beſuchten, und ſich an ſeinem Hofe aufhielten, der ein Schutzort der Talente geworden war; euer Mörder aber iſt der unbarmherzigſte Feind der Wiſſenſchaften und der Gelehrſamkeit, da er die mehrſten ausgezeichnetſten Männer jeder Art unter dem Eiſen der Henker ſterben ließ. Dionyſius, dem kein Theil der Staatsverwaltung fremd war, verſtand ſehr gut die Kunſt, die Cultur und Indüſtrie aufzumuntern; euer Meuchelmörder aber verſteht nichts von dem Landbau, nichts von den Finanzen, nichts von der Handlung, die er faſt gänzlich vertilgt hat. Dionyſius verfolgte mächtige Perſonen, und gebrauchte gegen ſie Denunciationen und Verleumdung; doch ließ er ſie in Ruhe, ſo bald er ihnen die Gunſt des Volks entzogen hatte; euer Deſpot aber gebrauchte dieſelben Mittel, um ſeine Nebenbuhler der Volksgunſt zu berauben; doch ſchränkte er ſeine Verfolgungen nicht darauf ein, da er, nachdem er ſchon eine ſchreckliche Anzahl hatte morden laſſen, nicht aufhört, ſeine Schlachtopfer noch lange nachher zu ſuchen, ſelbſt da ſie nicht mehr im Stande ſind, ihm zu ſchaden. So wie Dionyſius das Ziel ſeiner Wünſche erlangt hatte, wußte er nicht nur ſeinen Feinden zu verzeihen, ſondern ſogar mehrere durch ſeine Wohlthaten zu gewinnen; der ſtets unverſöhnliche Robespierre aber hat nie verziehen, und ſeine rachgierige Wuth auf alle Verwandte und Freunde ſeiner Feinde ausgedehnt, indem er alle diejenigen für ſeine Feinde anſieht, die keine Anhänger ſeiner giftigen Meinung ſind. Dionyſius war weder abergläubiſch noch ungläubig; obgleich er von der Unwahrheit ſeiner Nationalgötter überzeugt war, ſprach er doch nie davon; er hütete ſich ſehr, den Volksglauben zu ſtören, oder ihm zuwider zu handeln; er fühlte die Nothwendigkeit eines Gottesdienſtes, und folgte ohne Affectation den einmahl angenommenen Gebräuchen. Euer Dictator hingegen hat beſtändig alle Arten der Gottesverehrung und alle religiöſe Meinungen mit einem Eifer angegriffen, der zu ſeinem Untergange mit beitragen wird, obgleich er jetzt von ſeinen Schritten zurückzukommen ſcheint, indem er die ſchädlichen Wirkungen aller ſeiner Verſuche zu Gunſten des Atheismus ſieht, und daher die begangenen Fehler auf die Unglücklichen, die er ſeiner Sicherheit aufgeopfert hat, ſchieben will.

Dionyſius liebte Frauenzimmer, ohne darum ein Sclave derſelben zu ſeyn, und gab oft öffentliche Feſte, deren Annehmlichkeiten eine Menge Fremden herbeilockten; euer Herrſcher aber iſt immer traurig, immer boshaft, immer blutdurſtig, denkt nur an Blut, iſt eben ſo grauſam gegen Frauenzimmer als gegen Mannsperſonen, und die Schönheit war mehr als Ein Mahl ein Bewegungsgrund mehr, ſeine Wuth zu erregen. Dionyſius hatte endlich eine Seele, die ſich zwiſchen dem Bedürfniſſe der Macht und demjenigen der Ehre theilte; euer Oberhaupt aber athmet nur für eine auf den Schrecken gegründete Herrſchaft; er weiß nur durch Blutbäder zu regieren; lebt nur im Blute; iſt finſter, galliſüchtig, ſtets mit ſeinen ſchwarzen Anſchlägen beſchäftigt, fürchtet alles, verändert faſt jede Nacht ſein Lager, trägt die Unruhe und Troſtloſigkeit, die er allenthalben verbreitet, in allen Falten ſeiner Seele, ſo daß es nie einen Tirannen gab, auf den man beſſer als auf ihn dasjenige anwenden könnte, was Tacitus in ſeinen Jahrbüchern ſagt: neque fruſtra praeſtantiſſimus ſapientiae firmare ſolitus eſt, ſi recludantur tyrannorum mentes, poſſe aſpici laniatus et ictus, quando vt corpora verberibus, ita ſaeuitia, libidine, malis conſultis animus dilaceraretur.

Franzoſen! Ihr werdet ohne Zweifel nicht ermangeln, mich jetzt zu fragen, durch welche außerordentliche Mittel, durch welche magiſche Gewalt, ein ſo verächtlicher Menſch, eine Nation voller Geiſt und Einſichten habe unterjochen können, und wie es zuging, daß er eine ſo fröhliche und ſo muthige Nation in die finſterſte Traurigkeit und in eine ſo fürchterliche Betaubung verſetzen konnte? Wiſſet aber, daß alle ſeine Mittel keinen übernatürlichen Character haben. Ich will es verſuchen, ſie euch auseinander zu ſetzen.

Robespierre hat auf eine unwiderlegliche Art bewieſen, daß in Revolutionszeiten ein jeder Menſch, der eine große Leidenſchaft zur Herrichſucht beſitzt, und keine andere Leidenſchaft kennt, und keinen Wunſch hegt, der ihr zuwider iſt, mit mittelmäßigen Talenten leichter zu ſeinem Zwecke gelangen könne, als diejenigen Menſchen, die ſich durch ihren Character und ihre Kenntniſſe am meiſten auszeichnen, deren Ehrſucht aber durch andere Leidenſchaften, oder durch Begierden zerſtreuet wird, welche den Bewegungen der Hauptleidenſchaft mehr oder weniger im Wege ſtehen. Robespierre hat vielleicht noch beſſer bewieſen, daß die Ehrſucht nie ſicherer gehe, als wenn ſie den Geſetzen der Mechanik nachahmt, wo die am wenigſten verwickelten und die einfachſten Triebwerke die unfehlbarſte Wirkung erzeugen.

Dieſer machtgierige Menſch fühlte, daß es ihm unmöglich ſeyn würde, durch künſtlich angelegte Manöver zu ſeinem Zwecke zu gelangen; er kannte die Mittelmäßigkeit ſeiner Talente, die Dunkelheit ſeiner Geburt, und war überzeugt, daß er, der keinen Namen in der gelehrten Welt hatte, der die Dialectik nicht verſtand, die fähig iſt, unterrichtete Perſonen irre zu leiten, ja der nicht einmahl die oberflächlichſten Kenntniſſe in irgend einem Theile der Staatsverwaltung beſaß, auch nicht einmal daran denken müßte, ſich durch Eigenſchaften, die er nicht hatte, geltend zu machen. Er ſchlug daher einen ganz einfachen, leichtern Weg ein, deſſen Wichtigkeit er bald erkannte, und von dem er ſich, wie er merkte, nicht einen Schritt entfernen müßte, der ihn auch nur einen

Augenblick davon abwenden könnte. Ein einziges Vorhaben beſchäftigte nun alle Kräfte ſeiner Seele; er wich nicht davon ab; und die Standhaftigkeit, mit welcher er darauf beharrte, zeigt ohne Zweifel einen Character von nicht geringer Stärke.

Es würde ſehr ſchwer ſeyn, dasjenige zu beweiſen, was Robespierre's Feinde behauptet haben; nämlich, daß er lange vor der Revolution revolutioniſtiſche Plane entworfen, und alle Unordnungen, die die königliche Macht umgaben, bemerkend, den dreiſten Anſchlag gefaßt habe, dieſe umzuſtürzen, ſelbſt ehe noch die Verſammlung der Notabeln gehalten wurde. Wenn dieſe Behauptung wahr wäre, ſo müßten wir geſtehen, daß Robespierre unter den Uſurpatoren ein Genie ſey, und die Beſchuldigung ſeiner Feinde würde für ihn eine wahre Lobrede ſeyn. Wir wiſſen bloß, daß Robespierre, der ſich zu Paris aufhielt, und als ein unbekannter Advocat lebte, zur Zeit, da der Hof beſchloſſen hatte, die allgemeinen Stände zuſammen zu berufen, aus allen Kräften intrigirt habe, um ſich die beſten Empfehlungen bey den angeſehenſten Perſonen in ſeiner Geburtsſtadt Arras zu verſchaffen; daß er, mit einer Menge Briefe verſehen, dahin kam, und daher auch nicht viele Schwierigkeiten fand, ſich zum Deputirten des dritter Standes erwählen zu laſſen.

Was vollkommen gewiß iſt, und ein Jeder in den Reden ſehen kann, die Robespierre auf der Rednerbühne der National=Verſammlung gehalten hat, iſt dieſes, daß er der erſte geweſen, der da ſagte: das Volk iſt das Oberhaupt, dem Volke allein gehört die

Souveränität, und nur für das Volk müßte man arbeiten. Obgleich in den erſten Bewegungen der Revolution nur diejenigen Perſonen, die ſich durch ihre Würden, oder durch ihre Talente am meiſten ausgezeichnet haben, Rollen ſpielen konnten; ſo ſahe Robespierre doch früh ein, daß die Gunſt des gemeinen Haufens in der Folge der Zeit über alle jene Vortheile den Sieg davon tragen werde.

Zu Anfange der conſtituirenden Verſammlung, bekümmerte Robespierre ſich wenig darum, dem unterrichteten Theile zu gefallen; er ſorgte nur dafür, ſich den Ruf eines warmen Volksfreundes zu erwerben. Er beſuchte alle Clubs, und unterließ nicht, in allen Volksverſammlungen zu erſcheinen; wo es nur eine ſolche gab, ſäumte er nicht, ſich darin zu zeigen, und allezeit die Ideen, Worte und Geberden aufzuſtellen, die am geſchickteſten waren, zu beweiſen, daß er der Sache des Volks am meiſten ergeben ſey. In den erſten Revolutionstagen ſchwankte Robespierre zwiſchen allen denjenigen, die einigen Einfluß hatten; bald ſtellte er ſich ſo, als ſuchte er dem Könige die Gunſt der öffentlichen Meinung wieder zu verſchaffen; bald hatte er Unterredungen mit Orleans und ſeinen Agenten. Er ſchonte zuweilen die Oberhäupter der Ariſtocratie; bald machte er Mirabeau, bald Barnave, und bald auch andern Hauptanführern den Hof; aber er ſchmeichelte beſtändig dem gemeinen Volke, auf welches er alle ſeine Hofnungen gegründet hatte, und ſuchte es daran zu gewöhnen, nur in ihm ſeinen wahren Patron, und ſeinen treuen

Freund zu erblicken. Während daß Barnave, durch ſeine Leichtigkeit, alle Meinungen derjenigen, die vor ihm über irgend einen Gegenſtand in der National-Verſammlung oder bey den Jacobinern, geredet hatten, zu wiederholen, das Orakel der mittelmäßigen Menſchen geworden war; während daß Maury diejenigen, die Verſtand hatten, und auch diejenigen, die keinen hatten, durch die ſchlechte, obgleich mit vieler Beredſamkeit geführte Vertheidigung ſeiner Sache, lachen machte; während daß Caſale's mit Nachdruck für das Intereſſe der Monarchie und der Kirche, in Reden voller Ordnung und Gründlichkeit kämpfte; während daß la Fayette durch Mittel, die ihn hätten verächtlich machen müſſen, die Pariſer für ſich einnahm, und ohne wirkliche Talente, bloß durch ſeine Geberden, durch Gemeinplätze in Reden, die andere Perſonen für ihn verfertigt hatten, und durch Plane, deren Urheber er nicht war, das Volk zu bezaubern wußte; während daß endlich Mirabeau, bey allen, ſelbſt bey ſeinen wüthendſten Feinden, Bewunderung erregte: erlangte Robespierre, der bald die Oberhand bey den Jacobinern hatte, und bald auch unterlag, und mit der National-Verſammlung nie gleichen Schritt ging, eine Art von Eigenthumsrecht auf alle Sinne des niedrigſten Volkes, deſſen Augen gewohnt waren, ihn allenthalben zu ſehen, und deſſen Ohren beſtändig von den Tönen ſeiner unbeſtändigen Stimme erſchüttert wurden. Man hörte mit Bewunderung dieſe Stimme des Robespierre, der über alle mögliche Gegenſtände, ſelbſt über diejenigen, von denen er keinen hinlänglichen Begriff hatte, aber doch immer auf dieſelbe Art ſprach; ohne daß der Redner je ermüdete, in Alles, was er zu ſagen hatte, die Weisheit des Volkes, die Güte des Volkes, die höchſte Gewalt des Volkes zu miſchen.

Als die beſtochene Partey der conſtituirenden Verſammlung die Conſtitution vollendet, und auf einen bewundernswürdigen Grund einen ausſchweifenden, unmöglich auszuführenden Plan errichtet hatte, und nun die erſte geſetzgebende Verſammlung auf die Conſtituenten folgte, fühlte Robespierre, daß man ihm unendlich viele Mittel zur Erreichung ſeiner Abſichten verſchaft habe. Gleich bey den erſten Sitzungen des neuen Senats errichtete er neue Batterien gegen den Hof, und die ſeinen Abſichten zuwider ſeyenden Factionen; da er ſich aber noch nicht ſtark genug fühlte, ſo fuhr er fort, zwiſchen Orleans, Pethion, Briſſot, Condorcet, Vergniaux, Gadet, Laſource und allen denjenigen zu laviren, die in der Verſammlung, oder bey den National-Garden einiges Anſehen hatten. Er wußte ſie ſogar alle zu bewegen, daß ſie ſich mit ihm vereinigten, um gemeine Sache gegen den Hof zu machen; und da alle dieſe Menſchen ein lebhaftes Intereſſe bey der Vernichtung des königlichen Anſehns zu haben glaubten, ſo iſt es nicht befremdend, daß eine ſo zahlreiche, mit ſo vieler Liſt angeführte Verbindung ihren Zweck erreichte, den ſchon wankenden Thron zu ſtürzen, und das Fehlerhafte aller Ereigniſſe, welche die unglückliche Revolution nur herbeigeführt hatten, auf den Monarchen ſelbſt, und auf alle diejenigen, die bey ihm Einfluß hatten, zurückfallen zu laſſen.

Durch eine Verkettung unerhörter Zufälle hat alles zum Untergange der königlichen Macht und zur Vergrößerung Robespierre's beigetragen. Die Majorität der geſetzgebenden Verſammlung und des Convents beſtand aus Menſchen ohne Kenntniſſe und ohne Energie, die keine andere Abſichten, als diejenigen des Augenblicks hatten, und es nie verſtanden, Blicke in die Zukunft zu werfen. Die wenigen unterrichteten Männer in dieſem Senat waren ſchwach, zaghaſt, und zitterten unter den Dolchen der Factioniſten. Robespierre, der dieſe Stimmung der Gemüther ſehr richtig beurtheilte, fühlte die Nothwendigkeit, ſich mit Menſchen zu verbinden, die keiner Gewiſſensbiſſe fähig waren; die eine Verwegenheit beſaßen, alles zu unternehmen; die weder Blut noch den Tod fürchteten; und deren Talente ihm nicht ſehr gefährlich waren. Er ſuchte ſich vierzehn ſolche Perſonen aus, die alle an Laſter gewöhnt waren; weder Furcht, noch Schande, noch Mitleiden kannten; und ihm daher die fähigſten zu ſeyn ſchienen, ihn zu unterſtützen. In den Ausſchüſſen der Jacobiner bereiteten dieſe abſcheulichen Menſchen ihre Anſchläge vor, ohne daß es einmal die andern Factionen wußten, mit denen ſie doch zur Vernichtung der Königswürde verbunden waren. Aus dem Mittelpuncte jenes furchtbaren Clubs, in welchem ſie das größte Anſehen beſaßen, wußten ſie noch in allen Municipalitäten eine unauflösliche Kette zu verbreiten, bei der man nicht ein einziges Glied berühren konnte, ohne die ganze Kette in Bewegung zu ſetzen; die Wirkung war derjenigen der Electricität gleich, die ſich in Einem Augenblicke von Einem Ende des Leiters dem andern Ende mittheilt. Die blutdürſtigen Menſchen ſuchten ſich des pariſer Volkes zu bemeiſtern, und es gelang ihnen, nicht nur, weil ſie die Jacobiner beherrſchten, ſondern auch, indem ſie ſich des Gemeinderaths der Hauptſtadt verſicherten, der, von den Jacobinern unterſtützt, der National-Verſammlung bald Geſetze gab.

Der Hof der Thuilerien begünſtigte in der That dieſe Machinationen, indem er ſie zu vernichten glaubte; und anſtatt der Nation zu ſchmeicheln, reizte er ſie durch höchſtunvorſichtige Vetos. Der ſchlecht geleitete Hof merkte nicht einmal, daß eine furchtbare Ligue exiſtirte, die ihm den Abgrund aushöhlte, in den er ſtürzen ſollte.

Die vierzehn blutdürſtigen Menſchen, an deren Spitze Robespierre ſteht, beſitzen keine große Talente; ſind aber fähig, alles zu wagen, weil alle Mittel ihnen gleichgültig ſind, und ſie die heftigſten allezeit für die beſten halten. Dieſe Menſchen haben ſich wiederum die verderbteſten Subjecte, deren Ruf und Vermögen in einem ſchlechten Zuſtande war, zugeſellt, und es durch ihre Unterſtützungen ſo zu machen gewußt, daß ſie ganz Frankreich in ihre Netze lockten, und allenthalben eine Verbindung mit dem Mittelpuncte ihres Wirkungskreiſes in Paris zu

Stande brachten. Dieſelben vierzehn Perſonen haben unter der Anführung ihres Oberhauptes und in Verbindung mit den Orleaniſten, Briſſotinern und Rolandiſten den ſchändlichen Auftritt vom 20ſten Juny, und die grauſame Revolution vom 10ten Auguſt 1792 vorbereitet. Wenn ich in meinem zweiten Briefe an den Herzog von Braunſchweig anders davon geurtheilt habe, ſo kömmt es daher, weil ich damals weder den tief angelegten Plan, noch ſeine wahren Beförderer kannte, und nur den Schein derſelben ſahe. Dieſelben Ungeheuer ſind es auch allein, die die Urtheile und Hinrichtungen an den unglücklichen Tagen vom 2ten und 3ten September dirigirten. Dieſelben Böſewichter haben, mit der orleanſchen Faction in Verbindung, den Tod des Königs und der Königin verlangt.

Dieſe abſcheulichen Menſchen wählten immer die blutigſten Mittel, als ſolche, die mit ihrem Character am meiſten übereinſtimmten; und faßten daher den Anſchlag zu einer Revolution, die blutiger als alle vorhergehenden ſeyn, und in der Nacht vom 10ten auf den 11ten März 1793 durch eine Ermordung von ungefähr 6000 Bürgern ausbrechen ſollte. Acht und vierzig Räuberbanden ſollten ſich in den 48 Sectionen verbreiten; und alle diejenigen umbringen, deren Namen ſich auf der Mord-Liſte befanden. Mein Name war ebenfalls darauf. Die Anzahl der Schlachtopfer in den Departementern war nicht beſtimmt; denn ſie ſollte ſich nach der Metzeley in der Hauptſtadt richten, welche zum Signal und Muſter gedient hätte. Dieſe Verſchwörung ward damals durch die entgegengeſetzten Factionen vereitelt, die aber nicht den nöthigen Muth hatten, die Verwirrung der Mörder-Häupter zu benutzen, oder ſie zur öffentlichen und zu ihrer eigenen Sicherheit aufzuopfern. Das verfehlte ſchwarze Complott wurde daher bloß auf eine günſtigere Gelegenheit aufgeſchoben, die ſich zu Ende des Mais in demſelben Jahre darbot. Die Mörder hatten ihre Hoffnung nicht verloren, weil die Ungeſtraftheit ſie dreiſt machte. Man ſahe jeden Tag die vierzehn Verſchwörer und ihr Oberhaupt, im Convent, ſich mit ihren Gegnern meſſen, und mit kaltem Blute überlegen, wie und wo Jeder von ihnen ſein Schlachtopfer erwürgen müßte. Der bange Senat hatte funfzehn Catilinas, ſtatt eines einzigen; aber nicht Einen Cicero, obgleich mehrere ihn ſowohl in Politik als Beredſamkeit zu übertreffen glaubten. Keiner dieſer neuen Cicerone wagte es, die Namen der Mörder-Häupter auszuſprechen, oder ſie auf eine ſolche Art zu denunciren, daß der Convent hätte fühlen können, daß er keine Zeit zu verlieren habe, und ſeine Gefahr dringend ſey. Die Proſcriptions-Liſten circulirten in den Straßen von Paris, wie zu den Zeiten des Sylla. Ja, Franzoſen! eure Verſchwörer wohnten den Sitzungen des Convents bey; ſie berathſchlagten mit ihm; droheten den Deputirten, die nicht zu ihrem Anhange gehörten; die Zuſchauerbühnen waren von ihren Mitſchuldigen angefüllt; eure Senatoren waren ſtumm, ſahen den Tod vor Augen, und wagten es nicht, ſich zu vereinigen, um die gegen ſie geführten Streiche abzuwehren, oder ihnen zuvorzukommen.

In dieſen grauſamen Augenblicken verließ ich euer unglückliches Land, deſſen Aufenthalt ſich bloß noch für Räuber geziemt, und den ſo viel unglückliche, dem Tode geweihete Menſchen, vergebens zu verlaſſen wünſchen. Es ſchmerzte mich innigſt, daß es mir nicht gelingen wollte, eure verſchiedenen Parteien von der Nothwendigkeit einer Vereinigung, von der Leichtigkeit derſelben und von den Gründen, einer unvermeidlichen Revolution durch eine nothwendige Conſtitution zuvorzukommen, zu überzeugen.

Endlich wurde die Revolution, die ich vorher geſehen, die ich tauſend Mahl vorausgeſagt, und gegen die ich ſo ſehr gearbeitet hatte, zu Ende des Mais 1793, dreißig Tage nach meiner Abreiſe, ausgeführt. Die ſchrecklichſten Hinrichtungen bezeichneten ihren Anfang und ihre Fortdauer. Die meiſten, für die Nacht vom 10ten auf den 11ten März beſtimmten Schlachtopfer, mußten nun fallen. Man fügte noch einige tauſende nach und nach zu ihnen hinzu; und es iſt unmöglich, die Zeit vorauszuſagen, wo dieſe Ermordungen aufhören werden, weil der Durſt nach Blute, ſo wie der Durſt nach Golde und die Ehrſucht eine eben ſo unerſättliche Leidenſchaft, als die Habſucht iſt.

Dieſe ſchreckliche Revolution überlieferte Frankreich der Gnade eines Robespierre, eines Marat und eines Danton; ein Triumvirat, das für euer Vaterland noch verderblicher iſt, als die beiden ſo berühmten Triumvirate ehemals für Rom waren. Marius, Cinna und Sylla, unendlich grauſamer als irgend ein Triumvir, waren doch noch ſehr menſchlich, in Vergleich mit euren Dreimännern; und die Politik Ludwigs XI., deren Gemälde ich euch in einem andern Briefe aufſtellen werde, war in Vergleich mit der Politik eurer neuen Tirannen die Gnade ſelbſt. Danton, der unter jenen unbarmherzigen Menſchen die meiſten Talente und Kenntniſſe beſaß, und während der erſten Wochen der Cataſtrophe der Mächtigſte unter allen Dreien zu ſeyn ſchien, war gezwungen, ſich auf einige Zeit zurückzuziehen und vor Robespierre's Anſehen zu weichen, deſſen Macht das Volk ſeit langer Zeit anzuerkennen gewohnt war. Derſelbe Danton ward, als er wieder auf dem Kampfplatz erſcheinen wollte, gänzlich von ſeinem Nebenbuhler zertreten, der nun zu dieſem Schlachtopfer alle diejenigen zugeſellte, die es ſich einfallen ließen, ſich auch nur von Ferne mit ihm zu meſſen. Marat, der durch ſein Journal, der Volksfreund, ein Anſehn erlangt hatte, das demjenigen des Robespierre gleich kam; Marat, deſſen Macht vielleicht die Oberhand behalten hätte, verſchwand durch den Dolch einer Heldin von der Welt, zu glücklich, auf eine ſolche Art das Leben verloren zu haben. Robespierre hat ſich nun durch ſeine Verbrechen, und von Verſchwörungen, die ſeine Einbildungskraft immer zu erdichten weiß, ſo oft er ihrer nöthig hat, ſo wie auch von der Gunſt mehrerer, gänzlich unvorhergeſehener Umſtände unterſtützt, die mächtigſten Menſchen der Revolution und diejenigen, die ihr am nachdrücklichſten gedient hatten, aus dem Wege geräumt. So hat er ſich zu einer wirklichen Dictatur erhoben, die um ſo viel unbeſchränkter und ſo viel gefährlicher iſt, als ſie von keinem äußern Zeichen begleitet wird.

Seit dieſer letzten Revolution, ſeitdem Robespierre's Anſehn dasjenige ſeiner Nebenbuhler zu verdunkeln wußte, und ſeitdem ſeine Macht gleichſam eine Sanction erhalten zu haben ſcheint, hat er ſein Betragen gänzlich geändert. Er vermeidet die Gelegenheiten, wo ſeine Beredſamkeit und ſein Uebergewicht compromittirt werden könnten; er will ſich das Anſehen geben, die Ergebenheit des Volkes, das er fanatiſirt hat, zu verdienen; er ſpricht ſeltener; zeigt ſich nur bey auffallenden Gelegenheiten; ſtellt ſich, als misbilligte er einige zu unpolitiſche Maaßregeln, obgleich man weiß, daß er ſie veranlaßt hat, und führt jetzt eine Sprache, die des Oberhauptes einer großen Nation weniger unwürdig iſt; dadurch will er die fremden Nationen blenden, und den üblen Eindruck ſeiner Grauſamkeiten ſchwächen. Um dieſes deſto beſſer zu bewerkſtelligen, nahm er ſeine Zuflucht zu einigen gelehrten Männern, die ſo niederträchtig ſind, ihm gut ausgearbeitete Reden zu verfertigen, welche denjenigen gar nicht ähnlich ſehen, die er ehemals vor dem Pöbel zu halten gewohnt war. Die fähigen Köpfe, die in ſeinem Solde ſtehen, verfertigen ſeine Reden und ſeine Berichte mit einer großen Aufmerkſamkeit, und in einem Stile, der ſich dem ſeinigen nähert, um deſto beſſer ſeine Unwiſſenheit zu verbergen. Ihr habt wohl bemerken können, Franzoſen! daß man in den letzten Reden eures Dictators den Beiſtand wahrnimmt, den ihm unterrichtete Perſonen geleiſtet haben; Perſonen, die durch ſeine Verſprechungen und durch ſeine oft von Thränen (welche er in ſeiner Gewalt hat) begleitete Betheurungen der Freundſchaft verführt ſind. Sie hören daher nicht auf, ihm die Mittel zu verſchaffen, die Thorheiten und unbedeutenden Dinge in Vergeſſenheit zu bringen, womit er vor ſeiner Erhebung zum Triumvirat und zur Dictatur aufzutreten gewohnt war.

Jetzt, da alle Gewalten in ſeiner Hand vereinigt ſind, zielt Robespierre auf einen dreifachen Zweck; erſtlich, ſeiner Regierung eine größere Feſtigkeit zu geben; zweitens, ſich die Fortdauer der Neutralität zu ſichern, die einige Staaten zu beobachten ſehr wohl gethan haben; drittens, ſeine Rache gegen alle ſeine Feinde zu vollenden, und einen Jeden in Frankreich umbringen zu laſſen, der es wagt, eine Meinung zu äußern, die von der ſeinigen abgeht.

Robespierre, den die Anciennität, die Heftigkeit ſeiner Meinungen, und ſeine Biegſamkeit dem Willen der Sansculottes zu folgen, oder um mich richtiger auszudrücken, ſeine wirkliche Geſchicklichkeit, ihren Wünſchen zuvorzukommen, und ſolche bey ihnen zu erregen, die mit ſeinem Intereſſe übereinſtimmen; Robespierre, ſage ich, den alle dieſe Dinge würdig gemacht haben, der Dictator der neuen Republik zu ſeyn, wird ohne Zweifel, da er durch die Fehler derjenigen, die vor ihm die Gunſt des Volkes beſaßen oder ſie mit ihm theilten, belehrt, und durch ſeine Erfolge aufgemuntert iſt, unter dem Schutze aller derjenigen Rechte, die er ſich auf die Ergebenheit des Pöbels erworben hat, denſelben Verſuch wagen, an welchem die verſchiedenen Factionen, von denen die drey National-Verſammlungen in Frankreich beherrſcht wurden, nach einander geſcheitert ſind. Er wird es nämlich verſuchen, das Ruder des Staats auf immer in die Hände einer Partey, deren Seele er iſt, und folglich in ſeine eigene Hände zu bringen. Sein fleißiges Beſuchen der Jacobiner; die Sorge, die er trägt, ſeine Reden nicht zu verſchwenden, und ſie von geſchicktern Leuten, als er iſt, verfertigen zu laſſen, um bey wichtigen Gelegenheiten eine beſſere Wirkung zu thun; die Art von Ehrfurcht, mit welcher alle ſeine Vorſchläge angenommen werden; alles dieß muß euch anzeigen, daß er die Seele aller Geſchäfte iſt, und nichts vorgeſchlagen oder ausgeführt wird, was er nicht will. Franzoſen! laßt euch nicht durch die Berichte einiger Deputirten täuſchen, die noch einigen Einfluß zu haben ſcheinen; denn alle dieſe Schwätzer, ſelbſt St. Juſt, Barrere, und Billaud Varennes nicht ausgenommen, ſind nur die Diener des Robespierre, die ohne beſtimmten Befehl des Dictaters ſich nicht einmal den Mund aufzuthun unterſtehen würden. Derſelbe Dictator giebt Einigen Aufträge bey den Armeen, wenn dieſe geſchlagen werden, um nur Verräthereien zu erdichten, und durch Grauſamkeiten die erlittenen Unfälle vergeſſen zu machen; Andern trägt er das Geſchäft auf, ſich von der Rednerbühne herab hören zu laſſen, die Unglücksfälle zu bemänteln, Siege zu erdichten, und den leidenden Theil der Verſammlung durch Phraſen, die den Umſtänden angepaßt ſind, einzuſchläfern, oder ſchwindlicht zu machen. Sehet nun, Franzoſen! wie Robespierre bey dieſer Vertheilung der Rollen ſich ſeit einiger Zeit immer diejenigen erhält, die ſeine Popularität am wenigſten in Gefahr bringen können, und die ihn vor den Augen des franzöſiſchen Pöbels und der Ausländer mit einigem Glanze müſſen erſcheinen laſſen. Hierauf zweckte auch der Bericht ab, den Einer ſeiner Secretäre für ihn ausgearbeitet hat, und worin er in der Sitzung des Convents vom 17ten Nov. 1793 über die Lage von Europa redete. Man hat ihn den zu auffallenden Contraſt merken laſſen, der ſich zwiſchen ſeiner blutdürſtigen, auf das Verbrechen gegründeten Regierung, und den Regierungen von America und der Schweitz befindet, welche letztere, wegen ihrer Grundſätze der Weisheit, die Achtung aller Nationen beſitzen. Robespierre wünſchte nun eine beſtändige Neutralität von ihrer Seite zu erhalten, um allen Völkern der Welt zeigen zu können, daß die berühmteſten Regierungen nicht ſeine Feinde ſind. Obgleich aber das, auf ſeinen Vorſchlag angenommene Decret, den franzöſiſchen Agenten befiehlt, nicht nur die Unabhängigkeit der ſchweizeriſchen Republiken, ſondern auch diejenigen ihrer Bundesgenoſſen zu reſpectiren: ſo fährt man dennoch fort, gegen Genf einen Deſpotismus auszuüben, der um ſo empörender iſt, da er einen ſo ſchwachen Staat, und zwar durch Vermittelung eines höchſtverächtlichen Menſchen drückt. Man befiehlt den Municipalitäten, welche dieſe unglückglückliche Stadt umgeben, alle Arten von Beleidigungen gegen ſie zu gebrauchen, und ihr ſelbſt die Zufuhr der Lebensmittel, die aus ihrem eigenen Gebiete kommen, zu erſchweren, ſo daß dieſe arme Republik bis jetzt nur durch die Weisheit ihrer Ausſchüſſe, und durch viele Aufopferungen einen Schein der Unabhängigkeit behalten hat. Dieſes, Franzoſen! iſt eine Thatſache mehr, die euch beweiſen kann, daß in eurer Revolution alles außerordentlich iſt, da die Stadt Genf das traurige Beiſpiel von einem Menſchen darbietet, der, obgleich es ihm im höchſten Grade an Kenntniſſen, Verſtandesfähigkeiten und guten Sitten fehlt, dennoch unter dem Titel eines franzöſiſchen Agenten das unterrichteſte, geſitteſte und geiſtvolleſte Volk beherrſcht.

Nach allem dem, was ich hier erwähnt habe, ſehet Ihr, Franzoſen! wie euer Herr und wie ſeine Diener beſchaffen ſind. Hattet Ihr einen einzigen König, der während der längſten Regierungsdauer auch nur den hundertſten Theil der Schandthaten begangen hat, die euer Dictator und ſein Miniſterium ſich im Verlaufe eines Jahres erlaubt haben? Saget mir, ob die Tiger, die in den Revolutions-Tribunälen von Paris, Lion, Marſeille und ſo vielen andern Gemeinden ſitzen, mit kaltem Blute ſo viele Unſchuldige zum Tode verurtheilen, und ſie zu hunderten auf Einmal mit Kartätſchen niederſchießen laſſen, ſaget mir, ob ſie Menſchen genannt zu werden verdienen? Wiſſet Ihr, was die Gerechtigkeit des Himmels den Furien ſchuldig iſt, die im Namen der Freiheit, der Gleichheit und der Philoſophie, ſolche Laſter begehen, obgleich ſie in keinem Anfalle des hitzigen Fiebers ſind, und die Begebenheiten, die ihren Zorn zu erregen ſchienen, lange nicht mehr exiſtiren? Hat man je Geſetze gegen ſolche Ausſchweifungen der Wuth gemacht? Mit ſolchen Dämonen, von Geſetzen reden, hieße nach meiner Meinung, einem Raſenden ein moraliſches Buch vorleſen. Ihr waret ohne Zweifel von Uebeln gedrückt, als Ihr eure Revolution vom 14ten July 1789 zu Stande brachtet; aber die Uebel, über welche Ihr euch damals beklagtet, waren Glückſeligkeit in Vergleich mit denjenigen, die Ihr jetzt leidet. Euer Vaterland war krank; aber, großer Gott! welchen Aerzten habt Ihr es anvertrauet? Franzoſen! wenn Ihr fortfahret, euren Dictator und ſein Miniſterium zu unterſtützen, ſo wird ſeine Macht Europa umkehren können, aber auch die Hälfte eurer Mitbürger, ſowohl durch das Schwert des Feindes, als durch das Beil des Henkers vertilgen; die andere Hälfte wird ſie durch Hungersnoth und Peſt umkommen laſſen, welche nothwendige Folgen ſeiner hölliſchen Regierung ſind.

Franzoſen! ich ſehe, daß unter euch die Einen in einer ſichern Sorgloſigkeit leben, die Andern in eine Betäubung verſetzt ſind, und noch viele Andere nicht aufhören, euch zu wiederholen, daß alle eure Unglücksfälle natürlich, und die gewöhnliche Folge einer jeden großen Revolution ſind. Redner haben euch geſagt, daß in allen Republiken einige einzelne Menſchen, die über die andern erhaben ſind, eine gewiſſe Macht erlangen, und einige Zeit die Zügel des Staats halten können, ohne daß dieſer darum frey zu ſeyn aufhört. Beſoldete Schriftſteller haben alle dieſe Sophismen vertheidigt, um euch einzuſchläfern, und an die Sclaverey zu gewöhnen; und um euren Irrthum zu verlängern, unterlaſſen ſie nie, euch entſtellte Beiſpiele anzuführen, und euch zu verſichern: daß Redner und obrigkeitliche Perſonen, beſonders Pericles und Thraſibulus, die Republik Athen als Deſpoten regierten; daß Lyſander auf dem Puncte war, in Sparta alles zu verändern; daß Epaminondas und Pelopidas in Theben als Herrſcher handelten; daß die Medicis ſich in Florenz der höchſten Gewalt bemächtigten; und daß die Republik Genua ebenfalls ſchon im Begriffe war, unter die Herrſchaft des

Fiesco zu gerathen. Aber, Franzoſen! laßt euch nicht von den Beiſpielen irre machen, die man euch falſch erzählt. Die Magiſtratsperſonen und Redner, welche die höchſte Gewalt über die Athenienſer erlangten, waren faſt alle große Staatsmänner und große Feldherren, die viel Gutes gethan hatten. Unter der Staatsverwaltung des Pericles, waren die Athenienſer unüberwindlich; Pericles brachte die Macht und die Ehre ſeines Vaterlandes auf den höchſten Punct; und durch den Einfluß ſeines Genies, erreichten die Wiſſenſchaften und Künſte den höchſten Grad der Vollkommenheit; denn man ſieht, daß die ſchönſten Werke jeder Art aus dem Zeitalter dieſes großen Mannes ſind. Thraſibulus erwarb ſich ein großes Anſehen bey demſelben Volke, weil er die dreißig Tirannen beſiegt, und die alte Conſtitution wieder hergeſtellt hatte, anſtatt ſich der höchſten Gewalt zu bemächtigen, welches er ganz leicht hätte thun können. Obgleich die blutdürſtige Tiranney der Dreißiger, beinahe alle Familien in Trauer verſetzt, und Thraſibulus ſelbſt ſich über perſönliche Beleidigungen zu beklagen hatte, ſo ließ dieſer große Mann dennoch eine allgemeine Amneſtie bekannt machen, und anſtatt Rache auszuüben, zeigte er dem athenienſiſchen Volke, daß es ſeiner Würde gemäß ſey, zu verzeihen; daß es zu unpolitiſch wäre, eine zu große Anzahl Verbrecher zu beſtrafen; und daß ſolche Beſtrafungen einen ewigen Saamen des Haſſes zurückgelaſſen haben würden. Durch ſo auffallende Wohlthaten hat der ſeltene Mann ſich das Zutrauen der Athenienſer erworben, die ihm die Wiederherſtellung ihrer ganzen Freiheit zu verdanken hatten.

Lyſander, der auf dem Puncte war, Lycurgs Geſetze zu vernichten, war wenigſtens ein großer Feldherr, der die Regierungen verſchiedener Völker mit einander verglichen, und gegen die ſtrenge Verfaſſung ſeines Vaterlandes einen Abſcheu gefaßt hatte. Man konnte ihn übrigens nicht die größten Eigenſchaften ſtreitig machen, obgleich ſie mit großen Fehlern verbunden waren. Und was bedeutet ein Robespierre neben dieſem berühmten Spartaner? Sollte man auch nur einen Augenblick eine Vergleichung zwiſchen ihnen anſtellen wollen?

Pelopidas und Epaminondas, waren die ausgezeichneſten Männer ihres Zeitalters; Niemand war ihnen gleich an Weisheit, oder an Geſchicklichkeit bey der Anführung der Armeen, und bey der Verwaltung des Staats. Unter ihrer Anführung erlangte Theben, obgleich es nur eingeſchränkte Mittel beſaß, ein anſehnliches Uebergewicht in Griechenland, und einen Ruhm, den die Nachwelt nie vergeſſen wird. Es war daher ganz natürlich, daß die Thebaner den Rathſchlägen dieſer großen Männer folgten, die nie für ſich ſelbſt, ſondern für die Glückſeligkeit und Freiheit ihres Vaterlandes arbeiteten; und ich glaube nicht, daß ſich unter den unſinnigen Schmeichlern eures Tirannen, eine einzige Seele findet, die niederträchtig genug wäre, ihn mit jenen beiden Helden zu vergleichen.

Die Geſchichte hat ſehr wenig Beiſpiele, die man mit demjenigen des Hauſes Medicis in Vergleich ſetzen könnte. Toſcana wird nie die erſten Männer aus dieſer Familie vergeſſen, obgleich es ihnen den Verluſt ſeiner Freiheit vorzuwerfen hat. Cosmus, der im Jahr 1389 geboren ward, ſtarb ſelbſt von ſeinen Feinden beweint; und ſein Grab ward mit der ſehr einfachen und ausdrucksvollen Inſchrift: Vater des Vaterlandes, geziert. Sein Enkel Lorenz erhielt den Beinamen eines Vaters der Muſen, den er in der That verdiente. Seine Freigebigkeit erwarb ihm den Namen *Magnificus*, und diente in der That nur immer dazu, die Talente und Tugenden aufzumuntern. Was bemerkt zu werden verdient, Franzoſen! iſt dieſes, daß jene beiden ſo ſeltenen Männer, nie irgend einen Titel verlangt haben, der eine Souveränität anzeigte. Sie beſaßen freilich eine große Gewalt; aber dieſe war nicht uſurpirt, ſondern bloß eine Folge der allgemeinen Hochachtung, und der Lohn einer gefühlten Erkenntlichkeit. Sie veränderten nichts an den politiſchen Einrichtungen ihres Landes; ſie ließen ihm ſeine Geſetze, ſeine Gebräuche, ſeine Magiſtrāte, und ſeine Freiheit. Bey keiner Gelegenheit übten ſie die geringſte gewaltthätige Handlung aus; und machten vielmehr zum öffentlichen Nutzen, Gebrauch von den Reichthümern, die ſie durch einen unermeßlichen Handel erworben hatten. Da eure Redner mehr als Einmal von den Uſurpationen der Medicis geſprochen haben, ſo hätten ſie auch eine wichtige Bemerkung nicht vergeſſen ſollen. Der florentiniſche Staat, der lange Zeit der größten Freiheit genoſſen hatte, war nämlich ausgeartet, und durch die innerlichen Zwiſtigkeiten zwiſchen den Patriciern und den Plebejern in eine Art von Anarchie verfallen, ſo daß es von einer Republik bloß noch den Namen hatte, da man darin nur Unruhen und Factionen ſahe. In dieſer Lage mußte Florenz das Glück ſegnen, da es unter ſeinen eigenen Mitbürgern ſolche Männer als die beiden Medicis fand. Unter ihrer Staatsverwaltung genoß es der blühendſten Wohlfahrt, welche die Fortſchritte der Künſte und Wiſſenſchaften begünſtigte. Welch ein glücklicher Staat wäre es geworden, wenn alle ihre Nachfolger denſelben Character, dieſelbe Mäßigung, dieſelbe Beſcheidenheit, dieſelben Einſichten, und dieſelbe Weisheit in der Kunſt zu regieren gehabt hätten.

Fiesco war auf dem Puncte, in ſeinem Vaterlande die neue Conſtitution aufzuheben, die es von dem berühmten Admiral Doria erhalten hatte. Dieſer ehrwürdige Greis war dabey in großer Gefahr, und Giannetino, ſein Neffe, verlor wirklich das Leben. Die Verſchwörung war ſo geſchickt angelegt, daß ſie, ohne den Tod ihres Oberhauptes, unfehlbar gelingen mußte. Aber Fiesco, der aus Einer der vornehmſten Familie in Genua abſtammte, und deſſen Verwandte des größten Anſehens genoſſen, hatte glänzende Eigenſchaften, viel Tapferkeit, eine zu ſeiner Zeit ſeltene Geiſtesbildung, und es fehlte ihm an nichts, als an einem wahren Patriotismus. Bey ſeiner unbeſchränkten Ehrſucht, wollte er ſich der Souveränität bemächtigen, es möchte koſten was es wollte; was man aber nicht leugnen kann, iſt dieſes, daß es nach Andreas Doria nicht einen einzigen Genueſer gab, der in Anſehung ſeiner Talente und der Energie ſeines Geiſtes dem Fiesco gleich kam. Kurz, die Genueſer hätten weit mehr Gründe gefunden, ihren Gehorſam gegen Fiesco zu rechtfertigen, als Ihr, Franzoſen! deren finden werdet, um die Feigheit zu entſchuldigen, mit welcher Ihr euch dem blutdürſtigſten und elendeſten Menſchen unterworfen habt.

Ohne Erſtaunen ſehen wir in der Geſchichte die Gewalt, zu der ſo viele berühmte Menſchen durch den Glanz ihres Verdienſtes, oder ihrer Thaten ſich empor zu ſchwingen wußten. Aber, daß ein Menſch aus dem Hefen des Volks, ohne alle Kenntniſſe in der Staatsverwaltung, ohne irgend einen Namen in den Wiſſenſchaften und der Gelehrſamkeit, und ohne irgend eine andere glänzende Eigenſchaft, ſich der Regierung einer Nation bemächtige, welche immer eine Anbeterin der Größe, der Talente, des Genies, des Muthes, und des Ruhmes war; daß ein wilder argwöhniſcher und finſterer Menſch, die munterſte und liebenswürdigſte Nation in Traurigkeit verſetze, und im höchſten Grade betäube; daß der niederträchtigſte Menſch, bey der tapferſten Nation, den Schrecken zur Ordnung des Tages mache; daß dieſe, ſonſt ſo flatterhafte Nation, ſo lange einem Tirannen gehorche, der mit ihr nie von etwas anderm als von erdichteten Verſchwörungen, und wirklichen Hinrichtungen ſpricht, und der ihr nur den Tod als den Lohn ihrer Nachgiebigkeit zeigt, ihre Glieder mögen zu Hauſe bey ihrem Heerde bleiben, oder nach den Gränzen eilen; daß dieſe Nation dem haſſenswürdigſten Menſchen ihre Vergnügen, ihre Religion, ihre Moral, alle ihre gegenwärtigen und künftigen Güter aufopfere; endlich, daß dieſe Nation zitternd vor den Füßen des feigſten Menſchen krieche: wahrlich, Franzoſen! Dieß iſt die neueſte, ſonderbarſte, und unerklärlichſte Erſcheinung in der Geſchichte, und wird immer das Erſtaunen künftiger Geſchlechter erregen.

* * *

Bayerische Staatsbibliothek

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

1. Robespierre's Schweif. Oder die Gefahren der Preßfreiheit. 1

2. Der große Schweif des Laurent Lecointre. 11

3. Fox Rechenſchaft an ſeine Wähler, die Bürger von Weſtminſter. 41

4. Correſpondenz zwiſchen Camille Desmoulins und dem General Arthur Dillon.
   - Schreiben des Generals Arthur Dillon an Camille Desmoulins. 77
   - Antwort von Camille Desmoulins an den General Arthur Dillon. 80

5. Danten. 141

6. Neu-franzöſiſcher Eheſtands-Codex. 192

7.

Seite

7. Beitrag zur Geſchichte der franzöſiſchen Revolutions-Proceſſe.
  Anklageacte wider Adam Lux. 199
  Anklageacte, Unterſuchung und Urtheil in der Sache der Bürgerin Maria Olympia de Gouges. 219
8. Ueber Geographie in politiſcher Hinſicht von Mercier. 234
9. Ueber das Characteriſtiſche der franzöſiſchen Revolution. 254
10. Rede von St. Juſt, angefangen in der Convents-Sitzung am Tage vor ſeiner Hinrichtung 290
11. Americaniſche Staats-Correſpondenz. Schreiben von Mr. Randolph, americaniſchen Staatsſecretär, an Mr. Hammond, bevollmächtigten brittiſchen Geſandten in America, über das Betragen des Gouverneurs Simcoe in Canada. 324
  Antwort. 329
12. Engliſche Staatsſchriften, die Beſitznehmung von Corſica betreffend. 330
  A. Depeſche von Sir Gilbert Elliot, dem engliſchen bevollmächtigten Miniſter in Corſica, an den Staatsminiſter Mr. Dundas. 331
  B. Adreſſe des Generals Paoli an ſeine Mitbürger. 337

C.

Seite

C. Abſchrift eines Briefes vom Admiral Lord Hood und Sir Gilbert Elliot, an den General Paoli. 344

D. Adreſſe des die proviſoriſche Regierung von Corſica verwaltenden General-Conſeils an die Municipal-Beamten, Pfarrer der Kirchſpiele und ihre Mitbürger. 347

E. Wählungs-Formular. 351

F. Conſtitution von Corſica.

Erſtes Capitel. Von der Natur der Conſtitution, und der conſtituirten Gewalten. 353

Zweites Capitel. Von der Art der Wahlen, der Anzahl der Mitglieder, und den Verrichtungen des Parlaments. 354

Drittes Capitel. Von der Dauer, und der Zuſammenberufung des Parlaments. 356

Viertes Capitel. Von der Art der Berathſchlagungen, Freiheit der Debatten, und innern Einrichtung des Parlaments. 357

Fünftes Capitel. Ueber die Ausübung der executiven Gewalt. 359

Sechstes Capitel. Von den gerichtlichen Proceduren und der Eintheilung der Tribunäle. 361

Siebentes Capitel. Von dem außerordentlichen Tribunal. 362

Seite

Achtes Capitel. Von der perſönlichen und der Preßfreiheit. 363

Neuntes Capitel. Von der corſiſchen Flagge und Schiffahrt. 364

Zehntes Capitel. Von der Religion. 365

Eilftes Capitel. Von der Krone und ihrer Erbfolge. 365

Zwölftes Capitel. Von der Annehmung der Krone und der Conſtitution von Corſica. 365

G. Fortſetzung der Sitzung vom 19ten Juny 1794. 367

H. Rede des Sir Gilbert Elliot, gehalten in der General-Verſammlung von Corſica, bey der Annehmung der Krone und der Conſtitution dieſer Inſel. 369

13. Schreiben an die Franzoſen von Gorani über Robeſpierre und die berüchtigte Convents-Revolution im May 1793. 374

Miſcellen
zur
Geſchichte des Tages

Herausgegeben
von
J. W. v. Archenholz
vormals Hauptmann in K. Preuß. Dienſten.

I. A. VON BELLI

Zweiter Band.

Hamburg, 1795
Auf Koſten des Herausgebers, und in Commiſſion
bei J. Ch. Dieterich in Göttingen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorbericht.

Der Zweck dieſes Werks iſt bereits beim erſten Bande angezeigt worden. Die Abſicht war, in unſern thatenreichen Zeiten merkwürdige hiſtoriſche Flugblätter der Vergeſſenheit zu entziehn. Dieß allein veranlaßte mich zur Herausgabe der Miſcellen, nicht zu eigner Ueberſetzung, wozu es mir an Zeit fehlt. Eine Finanz-Speculation konnte es wol nicht ſeyn, wie Jeder einräumen wird, der nur die mindeſten Kenntniſſe vom deutſchen Buchhandel hat; denn der Debit eines ſolchen Werks kann in keinem Fall beim Selbſt-Verlag anſehnliche Vortheile abwerfen; und doch ſind es dieſe allein, die eine mercantiliſche Operation beſtimmen können. Die meinige war alſo nicht von dieſer Art. Der Druck des erſten Bandes fing an im October 1794; zu einer Zeit, da die Preßfreiheit in Paris noch erſt im Entſtehen war, wo wichtige Schriften dort noch ſelten erſchienen, und wo in Deutſchland nur einige wenige Journale darauf ihr Augenmerk richteten. Seitdem hat ſich die Zahl neuer politiſcher deutſcher Zeitſchriften beträchtlich vermehrt, und es ſcheint ein Wettſtreit zu ſeyn, wer dem Andern in Hinſicht merkwürdiger Blätter des Auslandes, durch die Geſchwindigkeit der Verdeutſchung, den Rang ablaufen könne. Ein ſolcher Sieg iſt nicht mein Ehrgeiz; obwohl ich nicht befürchten dürfte, hierin hinter irgend einem zurückzubleiben, ſollte dieſer Wettſtreiter auch an der franzöſiſchen Gränze wohnen, ſelbſt Ueberſetzer, und Innhaber von Druckpreſſen ſeyn. Zufrieden alſo als hiſtoriſcher Sammler, und noch mehr als leidenſchaftlicher Beförderer der Aufklärung, dieß Feld nicht leer zu ſehen, überlaſſe ich es Andern mit Vergnügen, und ſchließe die Miſcellen mit dieſem Bande.

Hamburg,
den 3ten Juny 1795.

v. Archenholz.

Die

Flucht der Girondiſten

von

J. B. Louvet

einem, der im Jahr 1793 geächteten franzöſiſchen Convents-Deputirten.

Ein

wichtiger Beitrag

zur

Revolutions-Geſchichte und Menſchenkunde.

Aus den Grotten von St. Emilion im Gironde-Departement, in den erſten Tagen des Novembers 1793.

Alles, was einen gefühlvollen und mit Wenigem zufriednen Menſchen glücklich machen kann, war vor der Revolution mir zu Theil geworden. Ich lebte auf dem Lande, das ich leidenſchaftlich liebte. Ich ſchrieb verſchiedne Werke, deren guter Erfolg den Grund zu meinem kleinen Vermögen legte. Es war klein, in der That, wie mein Ehrgeitz. Lebhaft für Unabhängigkeit eingenommen, hatte ich frühzeitig eingeſehen, daß, um ſie zu ſichern, das einzigſte Mittel wäre: ſeine Bedürfniſſe einzuſchränken; auch hatte ich dem Luxus, dieſem Kinde der Gefallſucht (Coquetterie) meiner frühern Jahre, längſt entſagt. Ich hatte die Mäßigkeit zu meiner Gefährtinn gemacht, dieſe, der Geſundheit eines Jeden, und den Arbeiten eines Gelehrten ſo unentbehrliche Tugend. Ich hatte meine Ausgaben ſo ſehr eingeſchränkt, daß ich mit 800 Livres jährlich auskam. Die ſieben erſten Bände meines erſten Werks, das auf meine Koſten gedruckt ward, brachten mir ein, dieſe Summe weit überſteigendes Honorar ein.

So, einige Meilen von Paris in einem Garten, ferne von allen Zudringlichen, ſchrieb ich im Frühling 1789, ſechs kleine Bände, die den Verkauf der erſtern beſchleunigen, und ſo mein kleines Glück gründen helfen ſollten. Sie würden mir dreimal ſo viel ohne jene großen Begebenheiten eingebracht haben, die in dem Laufe dieſes Jahrs, mit Verſchlingung aller Aufmerkſamkeit, jedes minderernſthafte Werk in der Geburt erſtickten, und überdem jenen Corſaren des Buchhandels, die nur vom Raube des armen Schriftſtellers leben, tauſend neue Canäle zum Gewinn öfneten. Was dieß kleine Buch betrift, ſo wird jeder Unparteiiſche geſtehn, daß mitten unter allem Leichtſinn, von dem es Züge genug enthält, dennoch in den ernſthaften Stellen, und allenthalben, wo der Schriftſteller ſich zeigt, eine große Liebe zur Philoſophie, und zu jenen Grundſätzen des Republicanismus athme, die damals noch ſehr ſelten waren.

Dieſe Revolution, die unſre Hofnungen zertrümmerte, oder doch ihre Erfüllung aufſchob — wahrlich! wir hätten ſie nicht lieben ſollen. Aber ſie war ſchön, und war gerecht. Und wo war denn auch das Mittel, uns nicht von ihr, ſelbſt mit Aufopferung unſers theuerſten Intereſſe, hinreiſſen zu laſſen? Was mich betrift, ſagte ich zu meiner Freundinn, ich bin geborgen: ich arbeite an einem andern Werke, und nehme mir etwas mehr Zeit dazu. Wenn nur der Verzug unſers Privat-Glücks die Glückſeligkeit des menſchlichen Geſchlechts bereitet: liegt nicht ſchon in dieſem Gedanken ein ſüßer Troſt bey unſern Aufopferungen? Meine Geliebte winkte mir Beifall zu.

Welch' ein Weib! Welche Großmuth! Wie viel Größe! Wie würdig der unſterblichen Leidenſchaft, die ſie mir einflößte! Wir waren, ſo zu ſagen, mit einander auferzogen. Unſere Liebe war mit uns geboren und aufgewachſen. Aber in ihrem ſechszehnten Jahre hatte man ſie gezwungen, ihre Hand einem reichen Manne zu geben. Sie lebte mit ihm über hundert Meilen von mir. Nach Verlauf von ſechs Jahren kam ſie zurück. Uns wiederſehn, und plötzlich in ihrer ganzen Stärke jene Leidenſchaft wieder erwacht fühlen, die nur mit unſerm Leben aufhören wird, und meine Geliebte in dieſem Augenblick vielleicht ſo unglücklich macht — war Eins. Ich könnte ſie jetzt nennen, ohne ſie in Verlegenheit zu ſetzen, denn ſie iſt meine Frau, und ich kann keine Verfolgungen leiden, die ſie nicht theilen würde: aber ihre unſchuldige Familie würde der ſchrecklichſten Rache unſrer Verfolger preis gegeben. Ich darf ſie nicht nennen.

Aber den Namen der großmüthigen Tochter, der würdigen Gattinn zweier Republicaner, deren große Charactere ich in einer Epiſode meines erſten Romans gezeichnet habe — den will ich ihr geben! Wer hätte mir im Jahr 1786, damals, wie ich den Kampf, die Gefahren, und das ganze Mißgeſchick des edlen Pulawski beſchrieb, wer hätte mir geſagt: daß mein Loos dem ſeinigen ſo bald ähnlich werden würde; aber daß ich auch zu meinem Troſt, zu meinem Glück, ganz jenen erhabnen Muth, jene Beharrlichkeit in den Entſchlüſſen, und alle jene männliche Tugenden, die unſer Geſchlecht ſo ſelten hat, in einem Frauenzimmer finden würde, die mich damals blos durch ihre rührende Grazie feſſelte, und durch die ſchüchternen Tugenden ihres Geſchlechts entzückte! Wer hätte es mir geſagt, daß ſie ganz den Adel, die ganze Erhabenheit der Seele haben würde, die ich der Gattinn des Lowzinsky zutheilte? Wer, ihr großen Götter, daß ſie dereinſt alle Unglücksfälle Lodoiskens ausſtehen würde? Ja! Lodoiska ſoll ſie heißen!

Wir waren zuſammen in einem, zwanzig Meilen von Paris gelegnem Städtchen, als die Nachricht von der Einnahme der Baſtille ankam. Ich empfing aus ihren Händen ein in jeder Rückſicht koſtbares Geſchenk: die dreifarbige Cocarde. Eine Verwirrung, deren Urſache ich mir nicht anzugeben wußte, überfiel mich, und Thränen traten mir in die Augen, wie ſie mir mit ihren Händen das Band am Hute befeſtigte. War es eine Vorempfindung der ſchrecklichen Leiden, in die mich dereinſt dieſe großen Unternehmungen, die damals nur noch ein entferntes Intereſſe für mich hatten, verwickeln würden? Wie dem aber auch ſey, dieſe in dem Städtchen, wo die Ariſtrocatie noch herrſchte, faſt einzige Cocarde hätte mir viel Unglück zuziehen können, und ohne die bald erfolgende Beſtätigung dieſer großen Nachricht, hätte man mir einen Criminal-Proceß erregt. So war mein Eintritt in die Revolution ſchon unglückdrohend.

Eine geraume Zeit war ich nur Zuſchauer. Ich hatte mir die Hofnung gemacht, es ſtets zu ſeyn. Damals gab es der Männer genug, die das heilige Intereſſe des Volks vertheidigten. Meine Liebe beſchäftigte mich ganz.

Aber als nach den Begebenheiten im October 1789 Mounier, ſtatt auf eine beherzte Weiſe die Orleansſche Faction zu enthüllen, und ſie der Verbrechen anzuklagen, die den gerechten Aufſtand dieſer Tage befleckt hatten, nur Paris, in einer wahrhaft mordbrenneriſchen Schrift, zu verleumden ſich unterſtand, da gab mir der Unwille die Feder in die Hand. Ich gab eine Brochüre heraus unter dem Titel: Das gerechtfertigte Paris. Sie verſchafte mir den Eintritt in den Jacobinerclub, wozu damals nur Bürgerſinn und einiges Talent führte. Es war, wenn ich nicht irre, im dritten Monat ſeiner Stiftung. Weil ich faſt ſtets auf dem Lande war, befand ich mich ſelten darin; und war ich zugegen, ſo begnügte ich mich mit der bloßen Rolle eines Beobachters.

Was ich von jetzt an ſchrieb, war für die Revolution. So entſtand Emilie von Varmont, ein Roman, den ich unternahm, um die Gemeinnützigkeit, und nicht ſeltne Nothwendigkeit der Eheſcheidungen und der Prieſterehe zu beweiſen. Desgleichen ſchrieb ich zwei Comödien, die aber ungedruckt geblieben ſind. Die eine in fünf Aufzügen, unter dem Titel: Das Complott eines Neugeadelten, oder: der bürgerliche Edelmann des achtzehnten Jahrhunderts. Ich ſuchte darinn das Vorurtheil des alten und neuen Adels lächerlich zu machen: und dieß zwey oder vier Monate vor dem Decret, das ihn aufhob. Derjenige, der Schuld war, daß ſie nicht auf dem Theater der Nation gegeben wurde, unter dem Vorwande, „ſie ſey zu gefährlich und unruheerregend," war N . . . ., in der Folge Commiſſarius des Wohlfahrts-Ausſchuſſes bei Wimpfen, zur Zeit des Aufſtands von Caen: N . . ., der, nach der Revolution vom 31ſten May, in den im Aufſtand begrifnen Departements verſicherte: er und der Berg wären die ächten Republicaner; und wir, die wahren Gründer der Republik, wir wären Royaliſten. Ich trug alſo meinen Neugeadelten zum Theater François, in der Straße

Richelieu. Einer der Unternehmer, d'*Orfeuil*, hielt nur mit Mühe die Vorleſung der drey erſten Aufzüge aus. „Um dieß Stück aufführen zu „können," rief er aus, „muß ich Canonen haben." Und doch iſt es dieſer vor der Epoche des zehnten Auguſts ſo wüthende Ariſtocrat, der uns des Royalismus anklagt, und ſich für einen Republicaner ausgibt. Es iſt daſſelbe ſchändliche und grauſame Ungeheuer, das bey der ſchrecklichſten aller Commiſſionen, der in *Commüne Affranchie*, den Vorſitz führte, als von 8000 Schlachtopfern, 6000 Republicaner hingewürgt würden. Eben er iſt es, der behauptet: es wären nur ſiebzehnhundert Hinrichtungen geſchehn.

Die andre Comödie war eine bittre und luſtige Satire auf die Gaukeleien des Römiſchen Hofs. Der Titel war: *Die Wahl und die Audienz des großen Lama Sispi*. Das Manuſcript iſt in den Händen des *Talma* geblieben, der beim Theater in der Straße Richelieu war.

Das einzige Stück, mit dem es mir bis zur Aufführung glückte, war eine Art Farce, die ich „*die große Muſterung der ſchwarzen und weißen Armeen*" nannte. Man ſieht aus dieſem Titel ſchon, worauf es hier ankam. Mein Zweck war, die Coblenzer Armee lächerlich zu machen. Es wurde fünf und zwanzigmal gegeben.

Meine Section beſuchte ich indeſſen bey allen wichtigen Gelegenheiten. Ich redete daſelbſt zuweilen; denn die Ariſtocratie war zwiſchendurch furchtbar, und unter den Patrioten fanden ſich der Kämpfer nicht viele. Ob ich gleich alſo von Zeit zu Zeit meine Stimme erhob, ſo entſagte ich doch den vorzüglichern Stellen der Verſammlung, obwohl es mir ein leichtes geweſen ſeyn würde, ſie zu erhalten. Ich war einer der Erſten, der ſeinen Namen in die Regiſter der National-Garde ſchrieb; einer der Erſten, der ſeine patriotiſche Contribution brachte; einer der Erſten, der beim geſchwornen Gericht ſaß. So erfüllte ich alle nicht in die Augen fallende Pflichten, die uns die Revolution auflegte, und floh unaufhörlich ihre glänzenden Belohnungen. Nie ſah man mich um die Triumphe der Rednerbühne, oder die Reitze der Popularität buhlen. Aber der Augenblick war gekommen, wo ich, ſelbſt wider meinen Willen, auf der Scene zu erſcheinen gezwungen war.

Der größte Theil der Vertheidiger der Volksſache waren unmerklich einer nach dem andern verſchwunden: ſey es durch den Tod, oder das Gift der Beſtechung. Der Hof machte aus ſeinen offenbaren Complotten gegen die acceptirte Conſtitution gar kein Geheimniß mehr. Alle Parteien, die nur gegen ſie, gegen dieſe arme Conſtitution intrigirten, konnten der Unterſtützung des Monarchen gewiß ſeyn. Durch baar Geld wurden Journale gemodelt, dienſtfertige Veto's erkauft, und man wandte die verabſcheuungswürdigſten Wege des Machiavellismus an, die Partey der zwey Kammern des La Fayette, die Prieſter des Abbe Maury, und die Adlichen der Condeiſchen Armee zu unterſtützen. Ich gehörte mit zu der kleinen Anzahl jener kühnen Philoſophen, die am Schluſſe des Jahres 1791 das Schickſal einer großen Nation beweinten, die mitten in ihrem Lauf, auf der Bahn zur Freiheit, plötzlich ſtilleſtehend, ſich mit einem Könige und einem Hofe frey geglaubt hatten. Glücklich genug, nur ſo viele verjährte Mißbräuche abgeſchaft zu ſehn, hatte ich, mit ſo vielen Franzoſen, dieſer Conſtitution Treue geſchworen, voll der nicht ungegründeten Hofnung, durch die Zeit ohne Erſchütterung und allmählig die Heilung unſrer letzten Wunden zu erleben. Ja! beim Himmel, der das Innerſte durchſchaut, ſchwöre ich es: daß ohne die tauſend unaufhörlichen Verſuche des Hofes: uns unſern Schatten von Freiheit noch zu rauben, ich aus den Händen der Zeit das Geſchenk unſrer gänzlichen Freiwerdung erwartet haben würde. Aber es war unwiderſprechlich, daß der Hof complottirte, daß er, nicht zufrieden, die Fackel des Bürgerkriegs zwiſchen uns zu werfen, auch Ungewitter von außen über unſre Häupter zu bringen ſich anſtrengte. Ein ſtrafbarer König, der ſeine Schwüre brach, entband uns der unſrigen. Er wollte uns den alten Despotismus wiedergeben; wohlan: wir gaben ihm die Republik. Und in dieſer drohenden Gefahr des Vaterlands konnte kein rechtſchafner Franzoſe anders, als dem nur zu ſchwachen Häuflein ſich zugeſellen, dem heiligen Häuflein, das für dieſelbe focht.

In Lodoiskens Schooß ſchüttete ich dieſe Sorgen und dieſe Gedanken, die mich in unaufhörlicher Gemüthsbewegung erhielten. Ihre Liebe zitterte; allein ihre Vaterlandsliebe konnte ihren Beifall nicht verſagen. Du willſt, daß ich es doch erlaube, ſprach ſie! Ach! Aber unſere angenehmen Plane friedlicher Hütten! Durch wie viel Ungewitter müſſen wir noch durch! Aber wir müſſen! Ja! Die Nothwendigkeit befiehlt's! Ach! Daß aber auch die Erkenntlichkeit der Menſchen dich lohne! — daß ſie uns nicht einſt zu Thränen der Reue zwingen!

Von jetzt an warf ich mich in die ſchreckliche Bahn. Aufgebracht über die Kunſtgriffe jener Adlichen, die zur Wiederherſtellung der unerträglichſten Mißbräuche, Europa gegen ihr Vaterland in den ſchrecklichen Bund brachten, las ich an den Schranken der geſetzgebenden Verſammlung, den fünf und zwanzigſten December 1791, meine Petition gegen die Prinzen vor. Im Senat und im ganzen Reiche fand ſie einen erſtaunlichen Beifall, deſſen ſie vielleicht auch nicht unwürdig war. Es war eins meiner beſten Stücke. Die Journale haben es verſchiedentlich verſtümmelt. Baudouin hat, auf Befehl der Verſammlung, eine kleine Ausgabe davon veranſtaltet, von der ich die Correctur nachgeſehn habe. Dieſe kann man als die richtigſte anſehn.

Außer dieſer kamen noch zwey andere Petitionen von mir, eine gegen das Pariſer Departement, das den König gebeten hatte, dem Decret über die Prieſter ſeine Zuſtimmung zu verweigern. Den Gegenſtand der andern weiß ich nicht mehr. Alle beide wurden indeſſen wieder auf Befehl der Verſammlung bey Baudouin gedruckt.

Endlich, im Januar 1792, erſchien ich, in einer Debatte von großer Wichtigkeit, auf der Rednerbühne jener berühmten Geſellſchaft, der ich bis dahin in der größten Dunkelheit beigewohnt hatte.

Aus den Höhlen des Jura, den 19 April 1794.
30 Germinal im 2ten Jahre der Franzöſiſchen einigen und untheilbaren Republik.

So bin ich alſo endlich nach tauſend Gefahren hier. Dieſe einſamen Gegenden, werden ſie mir einen Zufluchtsort gewähren? und gibt es auch noch einen für einen Republicaner auf dieſer Erde? Von einem Augenblick zum andern bin ich vielleicht gezwungen, ſie zu verlaſſen, um — O Gott! Du wirſt mich aufnehmen in deinen Schooß!

Mehr als jemals fehlt mir jetzt die Zeit. Es iſt daher nicht von Memoiren die Rede, nur von flüchtig hingeworfnen Noten mit Aufopferung der minderwichtigen Begebenheiten und des größten Theils der einzelnen Umſtände. Möchte doch die Perſon, der ich im Gironde-Departement das erſte Heft zurückließ, ſich entſchließen, es dieſem beizufügen! Ich glaube bey dem Augenblick ſtehn geblieben zu ſeyn, wo ich hinging zum erſtenmal bey den Jacobinern zu reden.

Die große Frage wegen des Kriegs war an der Tagsordnung. In dieſer Hinſicht glaube ich bemerkt

merkt zu haben, daß vier Factionen damals Frankreich theilten. Die Faction der Feuillans, an deren Spitze ſich La Fayette befand, damals ernannter General en Chef; er wünſchte die Oeſterreicher auf franzöſiſchem Boden zu ſehn, um, wie er dachte, mit ihrer Hülfe die Jacobiner zu vernichten, und ſodann die engliſche Conſtitution zu gründen. Die Faction der Cordeliers, die nur an Ludwigs XVI Sturz arbeitete, um ſeinen Thron Philipp von Orleans zu geben. Die öffentlichen Anführer dieſer Faction waren, wie Jedermann wußte, Danton und Robespierre; der geheime war Marat. Man bemerke, daß ſchon damals beide von gegenſeitiger, mit gleicher Kunſt verſtellter Begierde brannten, ſich dereinſt den Sieg um die Oberherrſchaft ſtreitig zu machen; Robespierre, der darauf rechnete, das Conſeil der Regentſchaft zu lenken, von der Philipp doch nur dem Schein nach Herr geweſen ſeyn würde; Danton, der nach Beſiegung aller ſeiner Nebenbuhler zur Dictatur zu gelangen ſich ſchmeichelte. Die dritte Partey, an ſich wenig zahlreich, aber bedeutend durch die überlegnen Talente ihrer Mitglieder, unter denen man Condorcet, Roland, Briſſot unterſchied, war die Partey der reinen Jacobiner, die die Republik wollten. Man bemerkte ferner, daß faſt kein Jacobiner Cordelier war, aber faſt alle Cordeliers waren Jacobiner; und daß jene mit dieſen, ſelbſt in ihrem Saal, einen offenbaren Krieg führten, wo Robespierre faſt ſtets das Wort für die Cordeliers führte. Der Kampf beider Parteien und ihre gegenſeitige Lage im Anfang des Jahrs 1792 ſind ſehr richtig in einer Brochüre gezeichnet, die ich gegen das Ende deſſelben, oder im Anfang des folgenden Jahrs herausgab, und die den Titel führt: An Maximilian Robespierre und an ſeine Royaliſten. Endlich, die vierte Faction war die Faction des Hofes, die ſich aller bediente, um alle zu begraben; die mit La Fayette ſpielte, indem ſie ihm mit den zwey Kammern ſchmeichelte; mit den Cordeliers, indem ſie dieſe auf die Jacobiner hetzte; mit den Jacobinern, indem ſie ſie anreitzte, eine Inſurrection zu organiſiren, die ſie zu ihrem Nutzen zu drehn hofte. So, indem La Fayette Frankreich den Fremden öfnete, und die Jacobiner auf das Schloß der Thuilerien marſchirten, wo man ſie zu erwürgen hofte, gab es weder Conſtitution von 1789, noch engliſche Conſtitution, noch Republik; es war die alte Regierung mit allen ihren Unterdrückungen, die ſich eher vermehrt, als vermindert hatten.

In dieſer Lage der Dinge war es, daß bey den Jacobinern die große Frage in Anregung kam: ob man an Oeſterreich den Krieg erklären ſollte. Die Cordeliers wollten ihn nicht, weil er **La Fayette**, dem größten Feinde von **Orleans**, zu viele Gewalt gab; aber wohl die Jacobiner, weil ein nur noch ſechs Monate daurender Friede entweder **Ludwigs** Händen einen despotiſchen, oder den Händen **Philipps** einen uſurpirten Scepter zuſicherte; und weil nur der Krieg, nur ein ſchneller Krieg, uns die Republik geben konnte. Bey dieſer Gelegenheit alſo brach die ſtärkſte Trennung zwiſchen der Robespierriſchen Faction und der Partey des **Briſſot** aus. Ich, der dieſen noch nicht einmal geſehn hatte, ich, der an Nichts wie an die Republik dachte, ich redete bey dieſer großen Frage. Schon das erſtemal machte ich viel Eindruck; aber bey der zweiten Rede, einem meiner beſten Stücke, überwand ich **Robespierre** völlig; er empfand es, konnte dieſen Tag kein Wort reden, ſtotterte fünf oder ſechs Antworten in den folgenden Tagen, ſchrieb und ſchrieb, und ſetzte alle Spürhunde der Cordeliere in Athem, um den neuen Redner in den Kaffeehäuſern und in den Gruppen zu verleumden.

So, kaum im Beginnen meiner Laufbahn, drohten mir ſchon Gefahren von allen Seiten. Nie habe ich lernen können, ob es wahr ſey: daß die Volksgunſt ihre Annehmlichkeiten habe. So lange ich dem Volke diene, ſo lange bin ich auch ſchon bey ihm verleumdet; und je feuriger ich ihm diente, je heftiger verfolgte mich ſein Haß. Wahr iſt es: nach meinen zwey bey den Jacobinern gehaltnen Reden, die auf ihre Koſten gedruckt und allenthalben hin verſandt wurden, ſtieg ich ſchnell zum Secretariat und zur Vicepräſidentenſtelle der Geſellſchaft. Sonderbar war es, daß Deputirte allein nur Präſidenten wurden, und daß Bazire dieſe Stelle bekleidete, zu einer Zeit, wo ich Vicepräſident war. Wenn die reinen Jacobiner alſo auch das Vicepräſidium erhielten, ſo ward das Präſidium doch den Cordeliers zu Theil. Und demungeachtet iſt in dem Augenblick, da ich dieſes ſchreibe, Bazire guillotinirt, und ich ſchmachte in der Verbannung. Robespierre hat ſich durch uns beide durchgeſchlagen. Unterdeß war doch meine Wahl das Werk einiger aufgeklärten Jacobiner; aber die Maſſe, die unwiſſende, ſchon ganz robespierrirte Menge verabſcheuete mich. Hier iſt das erſte Mittel, deſſen ſich der künftige Dictator bediente, um ſchon in den erſten Tagen einen Fechter vom Kampfplatz zu drängen, deſſen Muth und Hülfsmittel ihn in Unruhe ſetzten.

Außer Dumouriez, der ſich damals einen Republicaner nannte, wie er ſich heute einen Feuillant, und morgen einen Ariſtocraten nennt, je nachdem ſein unbegränzter, mit unermeßlichen Talenten gepaarter Ehrgeitz ſeine Rechnung dabey findet; außer Dumouriez waren noch drey ächte Republicaner im Miniſterium: Roland, Servan, Claviere: alle vier wollten Krieg. Ich kannte keinen von ihnen, und auch von ihnen kannte mich keiner, als nur durch den glänzenden Erfolg der letzten Debatte, wo ich, wie ſie dafür hielten, alle wahren und aufrichtigen Jacobiner gewonnen hatte. Man brauchte einen Juſtiz-Miniſter: die vier Miniſter warfen die Augen auf mich; man beſchloß beim nächſten Conſeil dem König meinen Namen zu überreichen; der mich auch, wie ſie hoften, ohnfehlbar annehmen würde, weil in dieſer Epoche es Plan des Hofes war, das Miniſterium ſchlechterdings nur nach den Wünſchen der neuen Miniſter zu beſetzen. Zwey Tage darauf ſollte Conſeil ſeyn, als ſchon denſelben Tag Robespierre und alle Cordeliers erfuhren, daß ich ernannt werden ſollte. Man höre was ſie thaten.

Sobald der Tag anbrach, hörte man Robespierre's Spürhunde in allen Gruppen ſchreien: daß ſeit meiner vor drey Monaten erfolgten Ankunft von Coblenz, ich mich nur unter die Jacobiner geſchlichen hätte, um ſie in Uneinigkeit zu bringen. Ich ging um Mittag auf der Terraſſe der Feuillans ſpatzieren, in deren Nähe ich Gruppen beobachtete, die in großer Gährung befangen ſchienen, wobey ich mich denn bald überzeugte, daß auf mich ihr drohendes Geſchrey gemünzt ſey. Chabot, den ich blos von Anſehn kannte, kam mit liebevoller Miene zu mir, und eröfnete mir dieß, wobey er auf eine ſehr dienſtfertige Art hinzufügte: daß ich wohl thun würde, nicht auf dem Abend zu den Jacobinern zu gehn, weil ich Gefahr laufen würde. Man wird bald ſehn, daß dieſe Herren es bequemer gefunden hatten, mich zu verleumden, ohne daß ich da war, um mich perſönſönlich zu verantworten. Ich fand indeſſen nicht für gut, den Rath zu befolgen, und ging den Abend zu den Jacobinern. Ein glücklicher Umſtand half mir unbemerkt durch die Vorhöfe, wo die Rauſer, jetzt größtentheils Mitglieder des Revolutions-Tribunals, mich mit großen Knüppeln bewaſnet erwarteten. Ich trat in den Saal, in dem Augenblick, wo der unaufhörliche Angeber, **Robespierre**, von Emigrirten ſprach, die in die Geſellſchaft aufgenommen wären u. dgl., wobey die Tribünen, die durch die Gaſſenreden ihre gute Lection erhalten hatten, wüthenden Beifall klatſchten. **Robespierre** bat am Ende um eine Commiſſion, dieſe Neuaufgenommenen zu prüfen, und ſie nachher aus der Geſellſchaft zu jagen. Ich forderte das Wort, um die Motion zu unterſtützen; **Robespierre** ſetzte ſich dagegen, ſagte, daß ich die Geſellſchaft entzweien wolle, wiederholte, obgleich nicht geradezu, ſeine alten Beſchuldigungen von Auswanderung, wobey er ſich aber ſorgfältig hütete, mich zu nennen. Ich erneuerte meine Bitte um Erhaltung des Worts: und, auf ein gegebnes Signal ſtanden die Tribünen wüthend auf. Von allen Seiten ſah ich nur geballte Fäuſte und Knüppel.

Funfzig Jacobiner, aufgebracht über dieſe Scene, ſammelten ſich um mich, und erboten ſich, mich bis in meine Wohnung zu begleiten. Einer von ihnen (er nannte ſich Bois) ſagte: „ich will „noch mehr thun: ſie wollen dich nicht hören; „wohlan! ſie ſollen dich doch hören! Ja, rief „er aus, indem er ſich mitten in den Saal ſtürz„te, ja, es gibt hier einen Verräther!“ Die hiedurch wie an einer Angel befeſtigten Cordeliers ſchwiegen ſogleich, und die ſanften Tribünen ebenfalls. „Aber dieſer Verräther — ich will „ihn gradezu anklagen; ich will ihn nennen: es „iſt Louvet!“ Bey dieſen Worten ſtürzte ich mich auf die Tribüne. Robespierre wollte mir wieder das Wort nehmen, aber nun war es keine Zeit mehr. Namentlich angeklagt, mußte ich endlich reden. Die Geſellſchaft befahl es. Ich that es. Ich legte Rechenſchaft von meinem revolutionären Leben, von 1789 an, ab, wobei ich Umſtände, Data und Perſonen citirte. Meine Rechtfertigung hatte einen ſo glänzenden Erfolg, daß die Tribünen ſelbſt am Ende klatſchten. Und was geſchahe? den folgenden Tag verbreitete Robespierre das Gerücht: ich hätte mich denunciiren laſſen, um mir nur eine Lobrede halten zu können, und dieß Alles, um Juſtiz-Miniſter zu werden!

Ich fürchtete mich eben nicht für dieſe Stelle; aber ich ſchwöre, daß ich ſie nicht ſuchte. An eben dem Tage, als das Conſeil gehalten werden ſollte, empfing ich, um zehn Uhr des Morgens, einen ſehr complimentenreichen Brief von dem Deputirten Herault-Sechelles, den ich nicht kannte. Dieſer Intrigenmacher meldete mir meine Ernennung, zu der er, wie er hinzuſetzte, Vieles beigetragen habe. Am Ende bat er ſich eine der beſten Stellen in den Büreaux für einen von ſeinen alten Secretairen aus, der vielleicht, grade wie er, ein geheimer Unterhändler Oeſterreichs war. Gleich darauf kam ein Anderer; dieſer erzählte, daß er eben Dumouriez verlaſſen, der ihm gewiß verſichert habe, daß ich in der That auf dem Abend ſchon ernennt ſeyn würde. Aber Alles änderte ſich plötzlich bey einem Mittagsmahle, bey dem ſich die vier Miniſter und einige Deputirte befanden. Ein plumper, unwiſſender, und beſonders ſehr furchtſamer Menſch, Duranton aus Bourdeaux, wurde mir vorgezogen. Dieß war der erſte Fehler der republicaniſchen Partey. Sie hat ihn theuer genug büßen müſſen. Er hat meinem Vaterlande Blut und Thränen gekoſtet. Ach! durch welch ein unbegreifliches Geſchick muß denn oft das Schickſal eines Reichs ſo unzertrennbar mit dem Schickſal eines einzigen Mannes verknüpft ſeyn? Als Juſtiz-Miniſter würde ich ganz gewiß jenen berühmten Brief **Rolands** mit unterzeichnet haben, dem der ehrgeitzige und ſchwache **Duranton** beizutreten weigerte. So, in gleicher Strafbarkeit mit den drey Miniſtern, hätte man mich mit ihnen zugleich fortgeſchickt, und in gleich ehrenvollem Unglück wäre die öffentliche Achtung auch gleich getheilt geweſen; der zehnte Auguſt würde mich, ſo wie ſie es wurden, wieder eingeſetzt haben, ich wäre damals wieder Juſtiz-Miniſter geworden. Der verkappte Royalismus beging ſodann nicht auf der Wiege der Republik die ſchrecklichen Verbrechen des Septembers; die Faction der Cordeliers erzwang nicht durch Schrecken die Wahl dieſer pariſer Deputirten, von denen einige Frankreich an den Rand des Verderbens gebracht haben. Die engliſche Regierung hatte ſodann Nichts, wodurch ſie ihr Volk gegen uns einnehmen konnte, und ſuchte umſonſt nach einem Vorwand zum Kriege; **Robespierre**, wenn er nicht ſeine Auffuhrung änderte, erlag, und mit ihm Pache und die ganze verwegene Municipalität, Chaumette, Hebert, der große Würgengel, mit dem ganzen Schwarm feiler Menſchen, die die auswärtigen Mächte beſoldeten. Die Republik war gegründet!

Unterdeß bewog mich Lanthenas, zu dem Miniſter des Innern zu gehn, der ein lebhaftes Verlangen hatte, mich kennen zu lernen. O! Roland! Roland! Wie viele Tugenden haben ſie in deiner Perſon gemordet! Wie viele Tugenden, wie viel Grazie, wie viele Talente in der Perſon deiner Gattin, die ein größerer Menſch, wie du, war! Beide drangen in mich, für eine Sache zu ſchreiben, die, um zu ſiegen, ſo ſehr der innigen Vereinigung aller der Männer bedurfte, die im Stande waren, ihr das Uebergewicht zu verſchaffen! Der Krieg war erklärt. Der Hof, im offenbaren Verſtändniß mit Oeſterreich, verrieth unſre Armeen; das Volk mußte dieß wiſſen; ich ſchrieb „die Schildwache." Der Miniſter des Innern gab die Koſten dazu her. Meine beſchränkten Vermögensumſtände konnten natürlich nicht die Druckkoſten eines öffentlich angeſchlagnen Journals beſtreiten, von denen einige Nummern bis zu 20,000 Stück abgezogen wurden. Diejenigen, die Paris und die Departements ſtudiert haben, können wiſſen, was eine ſolche „Schildwache“ zu einer Zeit leiſtete, wo der Feind, kühn gemacht durch ſeine Verſtändniſſe im Innern, Alles zu überſchwemmen drohte.

Nicht lange nachher ſtürzte Dumouriez aus Herrſchſucht die Miniſter Servan, Claviere und Roland. An demſelben Tage ſagte man mir insgeheim, daß er darauf dächte, mir die Ambaſſade nach Conſtantinopel zuzuwenden. Einige Journale zeigten es ſogar ſchon an; demungeachtet ſetzte ich in das nächſte Stück der Schildwache einen ſehr heftigen, gegen die Aufführung des Favorit-Miniſters gerichteten Paragraph ein.

Alles dieß war faſt um dieſelbe Zeit, wie Briſſot und Guadet die Abſicht hatten, mich als Commiſſair nach St. Domingo zu ſchicken. Guadet vorzüglich beſtand mit großer Hitze darauf. Zwei gleich ſtarke Leidenſchaften hielten mich aber zurück: Lodoiska, die, da ſie damals meine Gattinn noch nicht war, mir nicht folgen konnte, und die Liebe zu meinem Vaterlande, das ich in Gefahr ſah. Auf meine wiederholte Weigerung gab man endlich dieſe Stelle an Santhonar. Hätte ich ſie angenommen, ſo wäre Santhonar ſtatt meiner proſcribirt, und ich würde an ſeiner Stelle jetzt Krieg mit den Engländern auf St. Domingo führen.

Endlich kam der 10te Auguſt. Was ich an dieſem Tage that, habe ich bereits anderswo geſagt. Aber das, was ich nicht geſagt habe, iſt, daß ich mehrere Schweizer gerettet habe, die die Trabanten jenes Orleans, der bey der erſten Lage die Flucht genommen hatte, ermorden wollten, nachdem das Gefecht bereits geendigt war. Ich ließ dieſe Unglücklichen einzeln durch die innern Gänge der Verſammlung paſſiren, von wo ſie in den diplomatiſchen Ausſchuß kamen, und Briſſot und Genſonné mehrere von ihnen in die Schränke verſteckten. Ein anderer, noch mehr auffallender Umſtand iſt: daß Danton, der ſich während des Gefechts verborgen gehalten hatte, plötzlich nach erfochtnem Siege, mit dem Säbel in der Hand, und an der Spitze eines Marſeiller-Bataillons, erſchien, als wenn er der Held dieſes Tages geweſen wäre. Robespierre aber, der noch feiger und nicht weniger Heuchler war, kam erſt vier und zwanzig Stunden nach dem ganzen Verfall zum Vorſchein; welches ihn jedoch nicht abhielt, ſich im Gemeinderath den glücklichen Erfolg allein zuzuſchreiben. Auch herrſchte er daſelbſt ſchon am zwölften Auguſt wie ein Deſpot.

Aber am zweiten September droheten ſie uns Allen ſchon. Der ſcheußliche Robespierre proſcribirte auf der Rednerbühne; dieſer Würgengel gab die Todesurtheile. Die Hinrichtung Briſſots, Vergniauds, Guadets, Condorcets, Rolands, ſeiner Gattin, meiner Lodoiska, und auch die meinige, war beſchloſſen! Ihr verworfnen Betrüger! waren wir denn ſchon damals Föderaliſten? Nein, aber ihr erfandet, zum Dienſt der auswärtigen Mächte, noch andere Verleumdungen!

Waren wir denn ſchon in den erſten Tagen des National Convents, Föderaliſten? Und doch proſcribirtet ihr uns ſchon; doch ſtanden ſchon Zweidrittheile der Verſammlung auf eurer Opferliſte; doch ließt ihr bereits an die Mauern anſchlagen: daß es eines neuen Aufſtands bedürfte; daß beim Anblick der mehrſten Deputirten des National-Convents ihr am öffentlichen Wohl verzweifeltet. O, geſchwätziges Volk, ſagtet ihr, wüßteſt du zu handeln! *)

Waren wir denn Föderaliſten im Februar 1793? Damals hattet ihr noch nicht für gut gefunden, dieß von uns zu erſinnen; und doch ſchon proſcribirtet ihr uns.

Ihr proſcribirtet uns den zehnten März, und, weit entfernt an die Beſchuldigung des Föderalismus zu denken, ginget ihr, wie ich bald beweiſen werde, mit eurem Beiſpiele voran, ihn gründen zu helfen.

Einige Tage nachher proſcribirtet ihr uns an den Schranken der Verſammlung ſelbſt: Pache war euer Organ. Ihr verlangtet zwey und zwanzig Köpfe, fürs erſte freilich nur; und ihr klagtet uns aller Verbrechen, nur des Föderalismus nicht, an.

Den Ein und dreißigſten May bemächtigtet ihr euch unſerer mit dem Schwerdt in der Hand. Aber es war wieder nicht der Föderalismus, deſſen ihr uns anklagtet.

---

*) Man ſehe die Anſchlagzettel von Marat.

Und ſelbſt einige Wochen nachher, da ihr dem ſinnreichen Saint-Juſt auftruget, unſere Verbrechen zu ſchaffen; o Ungereimtheit! da war es der Föderalismus und der Royalismus, deſſen wir uns ſchuldig gemacht hatten.

Einige Monate nachher blieb der Föderalismus das einzigſte Verbrechen. Aber, große Götter! in weſſen Munde? In Barreres Munde!

Wenn er jemals exiſtirte, dieſer Föderalismus, ſo habt ihr ihm das Daſeyn gegeben, ihr, die ihr ihn uns zuſchieben wolltet.

Ihr verkündigtet ihn am zweiten September in dem Umlaufsſchreiben, worin ihr erklärtet: daß ihr die repräſentirende Verſammlung nicht wie den einzigen Vereinigungspunct erkenntet, worinn ihr ſagtet: eure Municipalität habe ſich der höchſten Macht des Volks wieder bemächtigt; worinn ihr die andern Theile des Reichs einladet, euern Maaßregeln beizutreten; worinn ihr alſo, nur in andern Ausdrücken, zu jedem Departement ſagtet: Alle Gewalt, alle Schätze, alle Mittel der Regierung ſind uns gegeben. Freiheit und Republik ſind für euch verloren, wenn ihr nicht eilt, euch, wie wir, desjenigen Theils der höchſten Gewalt zu bemächtigen, der euch zukommt;

und wenn ihr dieß thut, und dabey die Anarchie vermeiden könnt, ſo habt ihr den Föderalismus.

Ihr verkündigter ihn von neuem in dem Manifeſt eurer am zehnten März geſcheiterten Empörung, wo in eurem Namen eure Rebellen als dringende Maaßregel verlangten: daß das Pariſer Departement, ergänzender Theil des Souverains, in dieſem Augenblick die Souverainität ausübe, die ihm zukomme. So brauchte, um den Föderalismus zu gründen, nur jedes Departement, wie ihr, ſeine Portion Souveränität ausüben zu wollen, jedoch mit Beibehaltung eines Mittelpuncts in Beziehung auf gewiſſe Puncte des Ganzen; eine Einſchränkung, die eure Tiranney aber nicht einmal zuließ.

Ja! der Föderalismus exiſtirte damals, ſo wie in jedem Departement ein Proconſul der Bergpartey ſeine geſetzloſe Willkühr an die Stelle der Geſetze erhob, denen das benachbarte Departement nicht unterworfen war. Er exiſtirte, wie ein Duzzend Dictatoren das vereinigte Reich zerſtückelten, und ſich ein Dutzend eigner Reiche ſchaften. Er exiſtirte, wie im Norden Lebon, im Süden Maignet, im Weſten Carrier, und Collot d'Herbois in Lyon unumſchränkt, Jeder nach ſeinen Launen, nach ſeinen Leidenſchaften und verſchiedenen Methoden herrſchten, und welche Methoden, große Götter! Die Barbaren waren nur in einem Punct ſich gleich: das Blut in Strömen zu vergießen!

Ja, gewiß! er exiſtirte, der Föderalismus; er exiſtirte fürs Verbrechen, aber er exiſtirte nur durch euch, Tirannen, und für euch!

Und doch rufen ſo manche, in unbegreiflichem Irrthum ſteckende Menſchen aus: Die Departements haben ſich föderaliſirt, um gegen den Convent zu marſchiren! Gegen den Convent? Nie. Ihm zu Hülfe geſchahe es. Aber ſie waren doch föderaliſirt? Was wollt ihr mit dem Nachdruck auf dieſes Wort? So waren alſo am vierzehnten Julius die Sectionen von Paris Föderaliſten, wie ſie ſich conföderirten, die Baſtille zu zertrümmern? So war alſo am zehnten Auguſt das Bataillon von Finiſtere, das Bataillon der Marſeiller, und jene zahlreichen Bataillone der Pariſer, die ſich gegen das Schloß conföderirten, auch Föderaliſten? Und dieſe 1200,000 Soldaten, die aus allen Gegenden des Reichs zu den Gränzen eilen und ſich, das Vaterland

land zu vertheidigen, conföderiren, ſind auch Föderaliſten? Sich confoderiren, heißt alſo: ſich föderaliſiren? Welch ein kläglicher Mißbrauch der Worte, und wie armſelig!

Aber, wenn man ſich dem Gedanken überläßt, daß dieſer Mißbrauch der Worte mehr wie hunderttauſend Republicaner, und zwar die muthigſten, die aufgeklärteſten, die rechtſchaffenſten Republicaner, aufs Schaffot geführt hat — wie ſcheußlich erſcheint dann dieſer Mißbrauch!

Ich will hier nicht wiederholen, was ich an einem andern Orte über die Bemühungen des Wahlcorps von Paris bereits geſchrieben habe. Die Wahlen der Departements konnten dieſem Uebel abhelfen. Pe'thion, Sieyes, Thomas Payne, Condorcet, Gundet u. a., die in Paris nicht zur Wahl kommen konnten, erreichten ihren Zweck durch das Volk der Departements. Das von Loiret, wo ich keinen Freund und wohin ich keine Correſpondenz hatte, wählte mich zu ſeinem Repräſentanten. Und doch nennen ſie dieß intriguiren, ſie, die mit dem Dolch in der Hand ihre Wahl zu Paris erzwungen hatten.

Es war am zehnten Auguſt, da ich die Redaction des Journals der Debatten über mich nahm. In der Lügenſchrift des Amar, die man auch ſonſt die Anklage-Acte der föderaliſtiſchen Deputirten nennt, haben ſie gewagt zu behaupten: man hätte mir 12,000 Livers jährlich bezahlt, um Europa zu belügen. Hier iſt das Factum:

Nach dem zehnten Auguſt kam Baudouin, der Eigenthümer dieſes Journals, der einſah, daß es fallen würde, wenn nicht ein anerkannter Patriot von Talenten die Beſorgung über ſich nähme, kam, ſage ich, zu mir und beſchwor mich, ihn aus dieſer Verlegenheit zu reiſſen. Ich weigerte mich; da brachte er mir Billette von Guadet, von Briſſot und von Condorcet, alle mit der Bitte: es doch zu übernehmen. Ich that es endlich. Baudouin erbot ſich zu Allem, was ich forderte. Der letzte Redacteur, ein unbekannter Menſch, erhielt 6000 Livers. Ich foderte 10,000 Livers, und gewiß Baudouin ſchloß einen vortreflichen Handel, denn ſeine Abonnenten verdreifachten ſich. Ich hatte zwey Mitarbeiter, und meine liebe Lodoiska that auch das Ihrige dabey. Ach! eben hierin liegt die Quelle meines drückendſten Kummers! Ach! vielleicht, während ich in dieſer Verbannung ſchmachte, und dieſes theure Weib erwarte, ſeufzt ſie im Kerker! Damals, leider! haben meine Feinde ſie kennen gelernt. Damals haben ſie von ihren litterariſchen Talenten, von der Größe ihres Characters und von der Zärtlichkeit, mit der ſie an mir hing, ſich einen Begrif machen können.

Amar kam um dieſe Zeit mehreremale, unter dem Vorwande, ſie zurückzuführen, wider ihren Willen zu mir. Er wollte ihr, wie er ſich ausdrückte, den Hof machen, und mich über die Fallſtricke aufklären, die mir Roland, Briſſot und alle meine vermeinten Freunde legten. Die Wahrheit iſt: die Faction hatte ihn abgeſchickt, um zu ſehn, was zu machen, und ob nicht zu ihrem Beſten durch meine Freundinn auf mich zu würken ſey. Uebrigens mußte er, als er unſern Umgang ſah, bald an einem guten Erfolge verzweifeln. Eines Tages hatte er ſich in der Nationalverſammlung durch einen ſehr blutdürſtigen Antrag ausgezeichnet; beim Herausgehn näherte er ſich meiner Gattinn, um ihr einige Artigkeiten zu ſagen. Sie unterbrach ihn ſogleich, und antwortete kalt: „Mein Herr! ich habe eben gehört, was „Sie auf der Rednerbühne geſprochen haben; ich „verachte Sie." Von nun an kam er nicht mehr zu uns; er wurde unſer grauſamſter Feind. Er iſt es, der die Stirne gehabt hat, ſeinen Namen jener infamen Anklage-Acte voranzuſetzen, die die tugendhafteſten Republicaner aufs Schaffot gebracht hat; er iſt es, der ſagte: daß ich Europa belog. Ja! ich log; denn ich verheimlichte einen Theil deiner, und deiner Mitbuben moraliſchen Häßlichkeit! — Kurz, dieſer Menſch iſt es, der als Mitglied des mit gränzenloſer Macht, Böſes zu thun, bekleideten Sicherheits-Ausſchuſſes, der als Miniſter der Proſcriptionen eines neuen Sulla, allmächtig als Böſewicht, vielleicht in dieſem Augenblick meine Gattinn in der Mordhöhle ſeiner Gefängniſſe gefangen hält! O, Lodoiska, Lodoiska! Wenn du ſtirbſt, ſo habe ich deinen Tod verurſacht; aber ich werde dich nicht lange überleben!

Den 21ſten September 1792 verſammelte ſich der National-Convent zum erſtenmal; und am 22ſten predigten Robespierre und Marat ſchon Rebellion gegen ihn; der Erſte unterſtand ſich, einige Wochen darauf, ſich über ausgeſtreute Verleumdungen zu beklagen, wobey er Jeden zum Ankläger herausforderte. Den Augenblick forderte ich das Wort. Meine Anklage hatte den würkſamſten Erfolg; funfzig Deputirte bekräftigten die

Attentate, die ich ihm ſchuld gab, und von denen der geringſte ihn hätte aufs Schaffot führen müſſen. Der feige Mörder glaubte ſeine letzte Stunde ſchlagen zu hören; er kam auf die Rednerbühne, und bat um Gnade. Wenn Pethion, den ſie damals noch nicht ganz um ſeinen unermeßlichen Einfluß gebracht hatten, nur den vierten Theil von dem, was er wußte, hätte ſagen wollen, wozu ich ihn verſchiedenemal aufforderte, ſo würden in derſelben Sitzung Robespierre und ſein Mitſchuldiger des Verhafts decretirt worden ſeyn. So, in der ganzen Republik verabſcheuet, in Paris mit einer, der Macht des Convents zu wenig gewachſenen Partey, würden ſie den Lohn ihrer ſchrecklichen Handlungen erhalten haben. Der ehrloſe Orleans, und zwanzig untergeordnete Schurken ſanken ſodann zu ihrer urſprünglichen Unbedeutendheit zurück. Barerre, Lacroix und der ganze Miſthaufen verworfner Intriganten, immer bereit, nur den Wagen der herrſchenden Partey zu ziehn, blieben Rolandiſten. Die Republik war gerettet!

Pethion, Guadet, Vergniaud begingen alſo den Fehler, mich, ohngeachtet meiner häufigen Berufungen, nicht zu unterſtützen, und ein

Anderer trieb die Schwäche ſo weit, mich zu tadeln, daß ich dieſe ganze Anklage unternommen hätte.

Doch hatte dieſe Scene Robespierre ſo angegriffen, daß er einen Aufſchub von acht Tagen verlangte, um antworten zu können. Wie dieſer Termin um war, fand ich um neun Uhr, wie ich in den Saal trat, alle Tribünen mit Jacobinern und mit Jacobinerinnen möblirt. Der Dictator ſprach zwey Stunden, aber auf meine Anklage antwortete er nicht; ich hielt mich fertig, ihn in der Replik völlig zu Boden zu ſchlagen. Jetzt aber erhoben ſich die Girondiſten mit dem Berg zugleich, um mir Stillſchweigen aufzulegen. Nur der unerſchrockne Barbaroux, der brave Buzot, der tugendhafte Languinais und unſere ſtandhafte rechte Seite waren für mich. Briſſot, Vergniaud, Condorcet, Genſonne' glaubten, daß eine geforderte Tages-Ordnung, indem ſie Robespierre rettete, Schande genug auf ihn werfen würde, um ihn auf immer alles Einfluſſes zu berauben. Als wenn vor einer ſo blutgierigen Faction Gefühle von Ehre und Schande was gölten; als wenn nicht die phyſiſche Ungeſtraftheit ſie nicht zu allen Bubenſtücken kühn machen müßte! Dieſer große Fehler der republipublicaniſchen Partey nagte mir am Herzen; von jetzt an ſah ich es, daß früh oder ſpät die Dolchmenſchen über die ſyſtematiſchen Menſchen den Sieg davon tragen würden; ich ſagte es meiner Lodoiska, und kündigte ihr an, daß wir uns nur immer zur Verbannung oder zum Schaffot vorzubereiten hätten!

Salle, Barbaroux, Buzot und ich, wir wurden indeß nicht müde, die Orleansſche Faction zu enthüllen. Guadet, Pethion und Vergniaud unterſtützten uns nur ſehr lau. Hebert und Marat verleumdeten dagegen mit erſtaunlichem Erfolg in ihren, vom Volk ſehr geleſenen Journalen. Pache, nachdem er Roland durch Vorheuchelung von Republicanismus und Tugend betrogen hatte, betrog jetzt die Nation und verrieth ſie, indem er das ganze Kriegs-Miniſterium desorganiſirte, und Dumouriez Eroberungsgeiſt lähmte; dieſes Mannes, der damals, er mag jetzt ſagen, was er will, wol ein ſehr aufrichtiger Republicaner war. Die Armeen wurden mit Apoſteln der Indiſciplin und aller Art Räuberey überſchwemmt; die Generalſtäbe wurden zuſammengeſetzt aus Räubern, die aber der Faction geſchworen hatten. Die Kriegs-Büreaux, die Jacobiner- und Cordeliers-Verſammlungen, und die Sectionen, in denen dreißig Buben durch das Schrecken herrſchten, Alles hallte von dem Geſchrey der Empörung wieder. Unſere Tribünen beſchimpften und drohten uns, alle Freiheit der Deliberationen war dahin! Und doch ſahen für eine ſolche Maſſe von Elend unſere Freunde nur ein Mittel, und dieß war: der Plan der Conſtitution, den ſie vollendeten! Sprach man mit ihnen von irgend einem beherzten Hauptſtreich, um die Buben zu Boden zu ſchlagen, ſo antworteten ſie mit einem unerträglichen kalten Blut: *) daß man ſich hüten müſſe, ſolche von Natur hitzige Köpfe noch mehr aufzubringen.

Doch es iſt Zeit, im Allgemeinen die Bemerkung zu machen, daß es unter den Schlachtopfern des 31ſten May viele Männer gab, die durch ſeltne Talente, durch ihre Fähigkeit die öffentliche Moral zu reinigen und die Sitten um-

zu-

---

*) Eben dieſe Kälte zeigten die Girondiſten auch bei den dringenden Vorſtellungen des Gorani. Man leſe ſeinen Brief am Ende des 1ſten Bandes der Miſcellen.

zuſchaffen, kurz, durch ihre privat- und öffentliche Tugenden, an der Spitze der Republik in Friedenszeiten zu ſtehn verdienten: aber daß es unter ihnen keinen gab, der an das Gebrauſe der Factionen gewöhnt, im Stande geweſen wäre, durch einen richtig angebrachten Machtſtreich die Verſchwornen zu demüthigen; nicht einen, der nur feindlich geſchmiedete Plane zu ahnen im Stande, mit einem Blick die weite Verkettung einer ſolchen Verſchwörung zu umfaſſen fähig geweſen; und noch weniger den Plan, wenn er entdeckt wäre, anders als durch Grundſätze der Moral und durch ſchön tönende Reden zu vereiteln. Ich nehme Salle, Buzot und Barbaroux aus, die, vom Anfang an die orleansſche Faction nicht verkannten, und ſich mit mir zu ihrer Bekämpfung vereinigten; aber ihr Scharfſinn ging nicht weiter; nur mit Salle glückte es mir, ihn von dem Einfluſſe Oeſterreichs und Englands auf die Jacobiner zu überreden: Guadet, Pethion und Barbaroux verwarfen dieß noch laut, ſelbſt ſechs Monate nach dem 31ſten May. In einigen Aufwallungen von Unwillen entfuhr es Guadet wol, aber doch immer nur wie eine Metapher; und in der

That, würde er auch dieſe Hypotheſe, wie er es nannte, nie zur Grundlage ſeiner Aufführung in der Verſammlung genommen haben. Als rechtſchafne Männer glaubten ſie an ſolche Verbrechen nicht; ich aber unterließ nicht, es ihnen oft genug vorzuſagen, daß ſpät oder frühe ſie die Schlachtopfer ihrer Ungläubigkeit ſeyn würden.

Doch, ich bin unvermerkt der Ordnung der Begebenheiten vorgeeilt: wir blieben bey der Tagesordnung auf die Anklage gegen Robespierre. Da ich nun nicht reden durfte, ſchrieb ich, und meine Antwort hieß: An Maximilian Robespierre und an ſeine Royaliſten. Hier iſt Robespierre mit allen ſeinen Mördern bey den Jacobinern im Jahr 1792; hier ſind die Cordeliers; die Schändlichkeiten des Wahlcorps von 1792; hier ſind die Abſichten der orleanſchen Faction und die ehrgeizigen Plane der verſchiednen Chefs geſchildert. Nur zu ſehr iſt faſt Alles eingetroffen, was ich vorausgeſagt habe; aber mit der Ausnahme, daß, gegen meine Erwartung und gegen alle Wahrſcheinlichkeit, der mittelmäßige Robespierre über Danton triumphirt hat. Ich ſage mittelmä mäßig; denn di ehochklingenden Berichte, die er abſtattet, ſeitdem er als Haupt-Mitglied des Wohlfahrts-Ausſchuſſes alle Zweige der höchſten Gewalt in ſich vereinigt, und über die Aſſignáten nach Gefallen diſponirt, dieſe können den nicht Wunder nehmen, der ihn ſo gut kennt, wie ich ihn kenne. Zu ſo verabſcheuungswürdigen Gegenſtänden, und ſelbſt als Schriftſteller unfähig ihnen den Reitz des Ausdrucks zu verleihen, woher könnte er andre Talente nehmen, als die, die er kauft?

Roland, der den unverzeihlichen, mit dieſer **Tagesordnung** begangnen Fehler einſahe, wollte, ſoviel er konnte, ihn wieder gut machen, indem er der Nation die Augen über die Verbrechen der September-Dictatoren öfnete. Er ſchickte eine große Menge Exemplare von meiner Brochüche in die Departements, und ich ſchmeichle mir faſt, daß durch dieſe große Publicität der Triumph der Faction um eine geraume Zeit verzögert ſey.

Einige Zeit nachher verſetzten wir beide, **Buzot** und ich, ihr noch einen empfindlichern Schlag. Wir forderten und erhielten das Verbannungsdecret der bourboniſchen Familie. Ein

Aufſtand der Jacobiner, der Cordeliers und des Gemeinderaths bewog uns jedoch nachher einen Antrag auf deſſen Widerrufung zu thun; aber wir hatten doch den Vortheil davon, daß wir die Faction zwangen, ſich blos zu zeigen, ſo daß nur die ganz verblendeten oder ſchlechtdenkenden Menſchen ſie bezweifeln und behaupten konnten, daß ſie anderswo als auf dem Berge zu finden ſey.

Wahrlich! ich hatte die Ehre wohl verdient, aus dem Jacobinerclub geſtoßen zu werden, worin kaum dreißig ſeiner ehemaligen Mitglieder, und die übrigen faſt lauter Cordeliers waren. Ich ward an einem Tage mit Roland, Lanthenas und Girey-Dupré, einem Mitarbeiter am Journal des Briſſot, einem jungen, eben ſo talent- als muthvollen Republicaner, ausgeſtrichen.

Ich komme nun auf die Angelegenheit des Capet, worüber ich einige wichtige nähere Umſtände zu geben im Stande bin. Salle war es, der die Idee und die Gründe einer Appellation ans Volk zuerſt in der Verſammlung angab. Ich unterſtützte ihn; man wird bald ſehn, warum, und ob die erfolgenden Begebenheiten nicht meine Vorherſagungen erfüllt haben. Meine Rede, die ich nicht von der Tribüne halten konnte, weil man in dem Augenblick die Diſcuſſion ſchloß, iſt wenigſtens gedruckt. Unter unſern Rednern antwortete **Vergniaud** dem **Robespierre** und ſchlug ihn zu Boden. Würdiger und unglücklicher **Vergniaud**! warum haſt du nicht öfterer deine natürliche Indolenz überwunden? und, hauptſächlich warum, wie jene Menſchen die Nationalrepräſentation mit tauſend tödtlichen Schlingen umlagerten, warum haben deine Augen nicht ſehn wollen? Noch nach dem zehnten März ſchloſſen ſie ſich, um, aber leider zu ſpät! erſt am 31ſten May ſich wieder zu öfnen!

Welche ſchreckliche Scenen! und doch waren ſie nur das Vorſpiel von dem, was ſie uns bereiteten. Wir waren nicht ferne von dieſer Epoche des zehnten Märzes, als ein furchtbarer und gänzlich unerwarteter Feind ſich dem ſo ſchon übergroßen Haufen unſerer Feinde zugeſellte. Auch **Dumouriez** trat über zur orleansſchen Faction.

Jetzt, da ich dieſes ſchreibe, ſind ſeine Memoiren erſchienen. Er behauptet ſtets ein Monarchiſte geweſen zu ſeyn; aber ich bin es der Wahrheit ſchuldig, zu erklären, und zu beweiſen, daß er, während eines Zeitpuncts, ein ſehr aufrichtiger Republicaner war. Daß Dumouriez Ludwig immer auf dem Thron, und ſich, um unumſchränkt zu herrſchen, als erſten Miniſter bey ihm gewünſcht habe, das Alles iſt ſehr begreiflich; aber daß er auch noch nach den Begebenheiten des zehnten Auguſts ſeinen Grundſätzen getreu, eifriger Anhänger eines entthronten Fürſten geblieben ſey, das kann keiner glauben, der wie ich, ſo genau den Ehrgeitz dieſes Mannes kennt. Ueberdem, wer weiß nicht, daß nach dem zehnten Auguſt Dumouriez zuerſt la Fayette denunciirte, weil er die Truppen dem Könige den Eid der Treue ſchwören ließ? daß eben er Briefe über Briefe an die Commiſſion der Ein und Zwanziger der geſetzgebenden Verſammlung ſchrieb, und ſo endlich das Hauptcommando erhielt? Aber weiß nicht Europa, daß ohne ihn der Herzog von Braunſchweig vor Ende des Herbſtes zu Paris geweſen ſeyn würde? Er wird mir vielleicht antworten: auch der eifrigſte Monarchiſt konnte, aus Liebe für den Ruhm und die Ehre ſeines Vaterlandes, eben ſo handeln, und nicht zugeben, daß ein Fremder ſelbſt in der Hauptſtadt uns Geſetze vorſchrieb. Aber der Sieg von Gemappe? die Eroberung Belgiens? und die vorgehabte und faſt ausgeführte Eroberung Hollands? Das waren denn doch wol mehr als conſtitutionelle Handlungen?

Wenn nach einem ewig denkwürdigen Feldzuge, worin 35,000 Mann ungeübter Truppen, 100,000 Veteranen, commandirt von einem der berühmteſten Generale, aufhielten, und am Ende zum Rückzug nöthigten; worin zwey Feſtungen wiedererobert, bei Gemappe ein Sieg erfochten, und ganz Belgien mit einem Streich eingenommen ward; wo die Häfen und Schätze Hollands unſere ſiegreichen Anſtrengungen bald auf immer zu krönen ſchienen, wenn da Dumouriez hoffen konnte, mit ſeiner ſiegreichen noch mit 60,000 Brabantern und Batavern verſtärkten Armee auf Coburg anzurücken, ihn zu ſchlagen, Oeſterreich zum Frieden, England zum Stillſchweigen, und Europa zur Bewunderung zu zwingen; wenn er hoffen konnte, ſo der wahre Gründer der franzöſiſchen Republik und der Schiederichter der Schickſale des menſchlichen Geſchlechts zu werden: war eine ſolche Rolle nicht groß genug, um den genievollſten und den ehrgeitzigſten Mann in Verſuchung zu ſetzen?

Dumouriez wollte ſie ſpielen, und würde ſie mit Erfolg geſpielt haben; aber die Faction der Auswärtigen, die Niemand ſo ſehr wie ihn fürchtete, ſahe es frühzeitig ein, daß man ihm Widerwärtigkeiten auf den Hals ſchicken müſſe, die ihn ſtürzten, oder zu ihr ſeine Zuflucht zu nehmen zwangen. Darum ließen der Kriegs-Miniſter, Pache, und Haſſenfratz, der Chef ſeiner Büreaux, es den Truppen Dumouriez an Allem fehlen; darum verpeſteten ſie dieſe Armee mit ihren orleaniſirten Soldaten, dieſen unermüdeten Apoſteln der Indiſciplin und der Plünderung; darum brachte das ausübende Conſeil alles in Unordnung, wo ſelbſt Roland ſchon mit Widerwillen angehört wurde, weil ſich Alles gegen ſeinen zu ſtrengen und rauhen Republicanismus auflehnte; wo Monge und Pache entſchieden, und in dem, wie Dumoriez ſehr gut weiß, ob er ſich gleichwohl hütet, es zu ſagen, die republicaniſche Partey des Convents gar keinen Einfluß mehr hatte; darum brachte der ausübende Rath Belgien durch dieſen Rouſin, durch dieſen Chepy, durch dieſen Eſtienne und durch jene ganze Bande von Commiſſarien der ausübenden Macht in Verzweiflung. Dieſe Menſchen hatten den geheimen und beſondern Auftrag: Frankreich, und vorzüglich ſein vorgebliches republicaniſches Regiment, verhaßt zu machen; ſich zu dem Zweck allen möglichen Unfug, allen möglichen Deſpotismus, alle möglichen Greuel zu erlauben, gerade wie gewiſſe, mit unumſchränkter Macht verſehene Repräſentanten in den Departements gehandelt haben. Darum wurde Lacroix von dem damals allmächtigen Berge nach Belgien geſchickt; er, der allein im Stehlen und Plündern ſo viel konnte, wie dieſe ganze Wolke von Dieben, die der ausübende Rath über dieſem armen Lande hatte zerplatzen laſſen. Darum endlich hörte auch Marat, der Haupt-Agent Englands, nicht auf, den General in fliegenden Blättern anzugreifen; Blätter, die ſelbſt unter den Zelten Dumouriez ausgerufen wurden, um ihm das Vertrauen ſeiner Soldaten zu rauben. Er kannte die Schlingen, die man ihm legte, die unüberwindlichen Hinderniſſe, die man ſeinem Muth entgegen ſtemmte, und ahnete die Verräthereien, die man noch zuletzt an ihm begehn würde. Da Marat Alles dieß wußte, ſo konnte auch keiner mit mehrerer Gewißheit vorausſagen: „daß der General im Frühjahre „emigrirt ſeyn würde.“

Nur zu gut ſind ihnen dieſe Mittel gelungen! Und doch iſt Dumouriez, der durch ſie in ſeinen glänzendſten Hofnungen getäuſcht ward, nicht erröthet, mit denen zu intrigiren und zu unterhandeln, die ihm alle ſeine Mittel aus den Händen gewunden, und ihn um ſein Glück und ſeinen Ruhm gebracht hatten! Aber gegen wen? gegen die, denen er alles verdankte; die in den Tagen ihrer Herrſchaft ihm die ihrige geliehn hatten, um die ſeinige zu gründen! Gegen einen Vergniaud, gegen einen Condorcet, gegen einen Thomas Payne und andere unglückliche Republicaner, die dereinſt an allen Verleumdungen, die ihre Zeitgenoſſen über ſie ausgießen, durch eine gerechtere Nachwelt werden gerächt werden. Nicht gegen den würdigen Chef des ſchrecklichen Verraths richtet Dumouriez ſeine Vorwürfe in ſeinen Memoiren; auf meine unglücklichen Freunde, auf ſie will er, bald durch unwillkührliche Auslaſſungen, bald durch affectirten Rückhalt, bald geradezu die Schande der verſchiednen Decrete wälzen, die eben ſie am muthigſten bekämpft, und ihren Widerſtand durch ihr endliches Erliegen am beſten beurkundet haben! Auch im Grabe ſind alſo ihre Tugenden, die er verfolgt, und ihre Wohlthaten, die er verrathen hat, nicht ſicher für ſeinen Haß? O! Dumouriez! den Königen Europens kann man ſo wol den Hof machen, aber die Geſchichte iſt da; — die Geſchichte, die nur von deinen Talenten geredet hätte, aber auch nun deine ſchreckliche Treuloſigkeit, und die Verworfenheit deines Characters rügen wird!

Indeſſen, ungeachtet aller Manöver von Pache und Haſſenfratz, eröfnete Dumouriez ſeinen Feldzug; und ſeine glückliche Kühnheit beſiegte alle Hinderniſſe. Die Faction ſahe, daß, was ſie auch thun möchte, er doch noch vielleicht Holland wegnehmen könne, und nun ließ der General Stengel (ich glaube, ſo hieß er) den Prinzen von Coburg, den er ſo leicht in ſeiner furchtbaren Stellung hätte aufhalten können, frey abziehen. Eine Colonne von 30,000 Oeſterreichern fiel wie vom Himmel, und ſtürzte auf unſere Cantonnements. Dumouriez mußte nun ſeine ſo glücklich angefangene Expedition gegen Holland aufgeben, nach Belgien eilen, und ſich wieder an die Spitze ſeiner muthlos gewordnen Armee ſtellen. Seine Gegenwart hauchte ihr wieder Muth, Conſiſtenz, Diſciplin ein, und er erhielt bald darauf einen beträchtlichen Vortheil bey Tirlemont.

Es kam bald zur Schlacht bey Meerwinden. Die Niederlage des linken Flügels zog den Verluſt der Schlacht nach ſich. Hört man Miranda *) von dieſer Schlacht reden, ſo glaubt man, er ſey durch Dumouriez aufgeopfert, und hört man Dumouriez, ſo ſagt der, Miranda habe ſich ausdrücklich ſchlagen laſſen, um ihm die Ehre des Siegs zu entreiſſen. Ich, dem bekannt iſt, wie ſehr die Faction ſowohl den einen wie den andern haßte, ich glaube, daß ſie ganz allein das Unglück des Tages bewirkte. Er war entſcheidend, und es iſt mehr denn glaublich, daß diejenigen, die auf dem linken Flügel des Miranda ſchrien: „rette ſich, wer da kann" und ihn ſo in gänzliche Unordnung brachten, daß dieſe Menſchen zu jener bezahlten Bande, den Emiſſarien Marats und Lacroix, gehörten.

Wie

---

*) Ich finde Miranda in jeder Rückſicht tadellos. Louvet.

Wie dem aber auch ſey, die Expedition von Holland war unwiederbringlich vereitelt; eine verlohrne Schlacht entſchied den Verluſt Belgiens; um die Gränze zu bedecken, hatte der General nur noch eine muthloſe, und unter ſolchen Umſtänden für die Eindrücke der Agenten Marats doppelt empfängliche Armee. Dumouriez war alſo in jedem Fall auf dem Puncte, auf dem ihn die Faction ſchon lange mit ſo heißer Sehnſucht erwartet hatte. Die Republik iſt in ſeinen Augen nun verlohren; ſchlägt er ſich ferner noch für ſie, ſo iſt auch er, früh oder ſpät, verlohren? Noch eine unglückliche Schlacht, und er beſteigt das Schaffot. Aber wohin nun? Welcher Hof gibt ihm einen Zufluchtsort? welcher König würde wol aufnehmen und nicht vielmehr verfolgen dieſen Dumouriez, den Ueberwinder des Herzogs von Braunſchweig? Freilich blieb noch eine andere, ſichrere, ſchnellere, großmüthigere Partie zu ergreifen: mit ſeinen Truppen einen guten Rückzug zu machen, ſie an die Grenze zurückzuführen, und die güngſtigſte Stellung einnehmen zu laſſen; dann an den Convent ſchreiben, und Dumouriez verſteht zu ſchreiben; einen Brief, würdig ſeines Urhebers und der Umſtände, einen Brief, der ohne Rückhalt, nicht bloß die Fehler und Schwächen dieſes oder jenes Republicaners berührte, ſondern geradezu die Verbrechen der neuen Royaliſten, die ſchändlichen Manöver von Pache, und Lacroix, und alle Bubenſtücke einer ehrloſen Faction und der grauſamen Fremden, die ſie beſoldeten, enthüllte; und nun endlich, nach dem Beiſpiel des Brutus und ſo vieler andern Generale des Alterthums ... doch — wozu eine ſolche Thorheit? Bloß ſeine Ehre zu retten! bloß ſeinen Ruhm zu ſichern, und ihn auf immer in der Geſchichte unſterblich zu machen! ihn? nein! Dumouriez ſollte dieſe Narren des Convents nachahmen, die in ihren Reden unaufhörlich nicht die Römer, wie er ſagt, ſondern welches etwas verſchieden iſt, die Helden Roms anrufen! — nein! ein ſolches Mittel konnte er nicht wählen: bis daher war er Republicaner aus Intereſſe, aber romanhaft war er es noch nicht geweſen! —

Noch andre Ideen waren ſehr fähig, einen Mann von ſeinem Character zu verführen. Es ſchien ihm unmöglich, daß Frankreich nicht über kurz oder lang unter das Joch des Königthums zurückſinken würde; gelang es nun den Fremden uns einen König zu geben, ſo war doch nur das Ende: Deſpotiſmus, und der Wez dahin, über Leichen. Nach Dumouriez war es alſo ein verdienſtliches Werk, von außen mit Coburg, von innen mit Philipp, für die Wiederherſtellung der Conſtitution von 1789 zu unterhandeln; und bey Ausführung dieſes Plans konnte der General nicht anders, als eine ſehr wichtige Rolle ſpielen. Wahr iſt es: er hatte in den Augen von ganz Europa wie ein Verräther gehandelt; er hätte ehrliche, aber grauſam betrogne Menſchen den Dolchen überliefert, und hätte die Schande ſeiner Verbrüderung mit den zwey ehrloſeſten Menſchen, mit Marat und Lacroix verſchlucken müſſen. Keine Rückſicht konnte ihn zurückhalten. Da Lacroix und einige ſeiner Freunde noch lebten, zur Zeit der Herausgabe ſeiner Memoiren, einem Zeitpunct, wo ſie noch einer großen Popularität genoſſen; da alſo dieſe vorgeblichen Republicaner der Sache der Könige noch dienen konnten, und es wichtig war, ihnen die Maſke noch nicht vom Geſicht zu reiſſen, ſo hat auch Dumouriez ſeine geheimen Conferenzen mit ihnen bloß berührt. Doch ſpricht er von einer Unterredung zu Bouchain. Es war

un-

unſtreitig zwiſchen dieſen dreien die Verabredung wegen des zehnten Märzes geſchehn. In Belgien wurde Alles ausgemacht. Da ward jene Nacht des zehnten Märzes feſtgeſetzt; da wurden die Rollen vertheilt. Aus ſeinem Lager, aus dem er einen König verlangen würde, ſollte der General in ſeinen Manifeſten ankündigen, daß er gegen die **Anarchie**, und **dem geſundem Theile des Convents zu Hülfe** marſchiren wolle. Nun würden die Jacobiner großen Vorwand zur Klage haben; ſie würden gegen eine wider ſie gerichtete Kriegserklärung ſchreien, und auch gegen die republicaniſchen Deputirten, deren Vertheidigung zu übernehmen er ſich dann ſtellen würde. So würde er erſtaunlich das Proſcriptions-Geſchrey **Marats** verſtärken, das die Köpfe aller Girondiſten bald unter die Dolche der bey dem Geſchrey: **da ſind die Royaliſten! da ſind ſie, die Verräther, die Mitverſchwornen Dumouriez!** wie betäubten Menge vertheilen würde. Nun fehlte nur noch eine Abendſitzung des National-Convents, um alle Raufer der Cordeliers auf die Republicaner loszulaſſen, und ſo ihre Anklagedecrete zu erhalten: und nöthigenfalls konnten ſie ja ſelbſt die an **Coburg** verſprochnen **zwey und zwanzig** Köpfe abſchneiden.

Warum aber ſcheiterte dieſes ſo wohl eingeleitete Complott vom zehnten März? Durch die zufälligſten und ſonderbarſten Umſtände. Auch hier brachten kleine Urſachen große Würkungen hervor.

Um näher beim Convent zu ſeyn, hatte ich meine Wohnung in der Straße Honoré, nahe bey dem Jacobiner-Club genommen. Es war neun Uhr Abends; meine **Lodoiska**, die bey ihrer Zuhauſekunft mich ſchon erwartete, hörte einen ſchrecklichen Tumult, und ein abſcheuliches Geſchrey. Stets beſorgt meinetwegen, da ich, wie faſt alle meine Freunde, unter unaufhörlichen Gefahren, Drohungen und Beleidigungen, nie anders als bewafnet ausgehn, und faſt keine Nacht in meiner Wohnung ſchlafen konnte, eilte dieß liebevolle Weib ſogleich herunter, und drang ſelbſt bis auf die Tribünen der ſchrecklichen Geſellſchaft, als von wo der Lärm kam. Tauſend abſcheuliche Dinge, und tauſend Verleumdungen ſchallten ihr entgegen. Sie ſahe die Lichter auslöſchen und die Säbel ziehn. Endlich ging ſie mit einem Haufen raſender Menſchen weg, die von den Cordeliers, ſich Hülfstruppen holen, und ſo gegen den Convent marſchiren wollten. Lodoiska kam gerade zurück, wie ich zu Hauſe eintraf. Ich eilte in der Geſchwindigkeit zu Pethion, wo mehrere meiner Freunde verſammelt waren. Sie unterredeten ſich gerade ganz vertraulich über gewiſſe Decrete, die man in einigen Wochen zu geben gedachte. Gott weiß, wie viele Mühe mir es koſtete, ſie aus ihrem Schlummer zu wecken! Sie verſprachen mir endlich, daß keiner von ihnen nach der ſchon angefangenen Sitzung ſich begeben wolle; ſondern daß wir ſämtlich Proſcribirte uns vereinigen, und in einem Hauſe, wo die Verſchwornen uns nicht auskundſchaften würden, verſammeln wollten. Von da eilte ich zur Sitzung, wo ich Kervelegan, den Deputirten von Finiſtere, antraf. Dieſer brave Mann lief ſchnell bis tief in die Vorſtadt Saint Marceau, um ein Bataillon Breſter, das durch einen glücklichen Zufall zu Paris angekommen, und einige Tage aufgehalten war, von der Lage der Umſtände zu benachrichtigen. Dieß Bataillon blieb die ganze Nacht unterm Gewehr, und erwartete, um zu unſerer Rettung zu marſchiren, nur eine Requiſition, oder die Sturmglocke. Ich lief unterdeß von Haus zu Haus, um Valazé, Buzot, Barbaroux und Salle zu benachrichtigen. **Briſſot** war zu den Miniſtern gegangen, um ihnen zu ſagen, was vorginge, und ſchon war der Kriegs-Miniſter, der brave und unglückliche **Bournonville**, über die Mauer ſeines Gartens geſprungen, um einige Freunde zuſammenzubringen, mit denen er hernach patrullirte. Endlich gelangte auch ich, wiewohl erſt nach zwey Stunden in der finſterſten Nacht, und unter lauter Dolchen, zu dem beſtimmten Sammelplatz. **Pethion** fehlte aber. Und doch war er großen Gefahren ausgeſetzt, wenn er zu Hauſe blieb. Ich ging nochmahl hin, ihn zu holen. Aus folgendem Zuge wird man den Mann kennen lernen: Als ich in ihn drang, doch mit mir zu kommen, zog er mich ans Fenſter, das er zugleich öfnete, und ſah den Himmel an, und ſagte: „**Es regnet, es wird nichts daraus!**" Alle Bitten und Vorſtellungen waren auch fruchtlos.

Die Verſchwornen hingegen hielt nicht der Regen, ſondern die doppelte Maaßregel ab: das Breſter Bataillon und unſere Abweſenheit. Sie wurden zweifelhaft, da ſie erfuhren, daß ſie wol zum Arreſt-Decret, aber nicht zur plötzlichen Arretirung ihrer Opfer mit zugleich gelangen konnten; und ihr Muth, der immer ſo groß war, ſobald es nichts als morden gab, verließ ſie, da ſie vernahmen, daß ſie fechten müßten. Ihrer waren jedoch 3000; die Breſter waren nur 400 Mann ſtark: und alſo war wol von ihnen ein Angrif zu wagen! ſie hatten aber nicht das Herz dazu!

Uebrigens waren ſie ihrer Sache ſo gewiß geweſen, daß ſie auf eine officielle Weiſe ordentlich der Municipalität den Aufſtand des Volks gemeldet hatten, die denn auch nicht ermangelte, es dem Convent, obgleich zwey volle Stunden nachher, anzuzeigen; das iſt, zu einer Zeit, wo ſchon alles vollbracht ſeyn ſollte. So erhielt alſo doch dieſe ganze Verſchwörung, ob ſie gleich ſcheiterte, eine Art von Publicität in Paris; und um einen ähnlichen Verſuch zu verhüten, vorausgeſetzt, daß wir uns jetzt zu rächen noch nicht Zeit und Gelegenheit hatten, war es auf jeden Fall dienlich, der Sache die größte Authenticität zu geben. Ich glaubte auch, daß dieß die Abſicht Vergniauds wäre, wie er bey einer am folgenden Morgen in einer Verſammlung von Zwanzig hierüber angeſtellten Berathſchlagung dieſe Rolle zu übernehmen ſich erbot. Nimmermehr, wenn ich hätte errathen können, wie er ſich dabey benehmen würde, hätte ich ihm dieß überlaſſen. Seine Rede war ſchön, aber für unſere Sache erſtaunlich nachtheilig. Er bemühte ſich darin, die öffentliche Meinung irre zu lenken; ſie, die ſich ſchon ſo laut gegen die beiden vaterlandmörderiſchen Geſellſchaften erhob, die ein im Angeſichte von ganz Frankreich auf der Rednerbühne des Convents beigebrachter muthiger Streich ſo ſchrecklich erſchüttert haben würde. Von Allem das Gegentheil; er ſagte: die Ariſtocratie habe die Bewegungen des zehnten Auguſts hervorgebracht; nun wohl allerdings die Ariſtocratie, denn es war der Royalismus; aber der Royalismus und die Ariſtocratie der Cordeliers und einiger jacobiniſcher Anführer: — das hätte er ſagen ſollen! So konnten beide Geſellſchaften nicht anders als ſehr zufrieden mit dem bequemen Mantel ſeyn, den ihnen Vergniaud umhing; und wie ich voll Erſtaunen ihn nach dem Beweggrund einer ſo auffallenden Handlung fragte, antwortete er mir: er habe es zuträglich gefunden, die Conſpiration darzulegen, ohne die wahren Verſchwornen zu nennen, aus Furcht, dieſe ſo ſchon heftigen Menſchen noch wüthender zu machen! Da ſieht man, wie planvoll unſer Betragen doch war! Mußte nicht eine ſo falſchangebrachte Nachſicht alle Entwürfe dieſer Faction zur Reiſe bringen! Und — Alles noch! wenn ſie nur uns in den Abgrund geſtürzt hätten! Aber ſie haben die Republik mit hineingezogen!

Der Ausſchuß bey Valazé, der, wie ich glaube, ſchon geſagt zu haben, man verzeihe mir dieſe Wiederholungen, ich ſchreibe in zu großer Eile, der, ſage ich, aus den muthigſten Republicanern unſrer rechter Seite, die eine ganz andere rechte Seite, wie jene der beiden erſten Verſammlungen war, beſtand, empfand dieſen neuen Fehler der Girondiſten ſehr tief. Man trug mir auf, ihn wieder gut, und ſelbſt eine neue ernſthaftere Denunciation dieſes Complotts zu machen. Ich ſchrieb ſie, aber es wurde mir nicht verſtattet, ſie aufzuſtellen. Der Berg, der meine Wahrheitsliebe fürchtete, wandte ſeine alte Tactik mit Drohungen, mit Geſchrey der Tribünen, mit Aufhebung der Sitzung u. dergl. an, um mich am Reden zu verhindern. Dieß iſt die Urſache, warum man mich in den letztern Zeiten nicht auf dem Rednerſtuhl ſahe. Ich ließ die Rede drucken, da ich ſie nicht halten konnte. Man wird darinn alle Hauptumſtände berührt, und die Haupturheber angegeben finden *). Ich habe nichts, was nicht ſehr zuverläſſig iſt, behauptet; und unglücklicher Weiſe ſind die Vermuthungen, die ich über die Begebenheiten, von denen mir damals die Zukunft ſchwanger ſchien, gewagt habe, nur zu ſehr Weiſſagungen geworden. Sie führt den Titel: An den National-Convent und an meine Committenten über die Verſchwörung des zehnten Märzes und über die Faction Orleans. Sie ward in verſchiednen Departements wieder aufgelegt; in Paris war ich genöthiget mehr als 6000 Exemplare abziehn zu laſſen; auch würde ſie gewiß eine unzuberechnende Würkung hervorgebracht haben, wenn nicht einige hämiſche Proconſule in den Departements, wo

---

*) Ich nehme Bourdon de l'Oiſe aus. Die Folge hat es, glaube ich, deutlich bewieſen, daß er nur verirrt war. Er muß es gewiß ſeyn, da er noch jetzt Feind der proſcribirten Deputirten, und auch mein Feind bleibt. Doch hält mich dieß nicht ab, ihm Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, und zu erklären: daß es unwahrſcheinlich ſey, als habe er zur Orleansſchen Faction gehört.

wo ſie ſchon ihr Weſen trieben, deſpotiſch bey den Poſtmeiſtern die Paquete angehalten und geöfnet hätten.

Man hat gar keinen Begrif von der Wuth der Verſchwornen, wie meine Schrift zum Vorſchein kam. Sie dem Convent denunciiren, kam ihnen auch bedenklich vor, weil ſie wußten, ich würde ſie da nicht im Stiche laſſen, und die Sache würde eine noch größere Publicität gewinnen. Amar erwähnte ihrer auf eine indirecte Weiſe in der Anklageacte gegen die unglücklichen Deputirten; aber er hütete ſich wohl ihren Titel zu nennen. Ueberhaupt nennen ſie mich nicht gerne, als wenn ſie nicht anders umhin können; und vorzüglich wünſchten ſie alle meine an den Convent gerichtete Schriften in die Vergeſſenheit zu begraben. Mein bloßer Name erinnerte freilich an alle die ſtrafbaren Abſichten, deren ich ſie beſchuldigte, und die ſie nur zu ſehr ausgeführt haben. Jetzt iſt Marat anerkannt ein Royaliſt, und Robespierre wird bald Dictator ſeyn. Seit 1792 ſah ich Alles dieß, und was noch verdienſtlicher iſt, ich habe den Muth gehabt, es zu ſagen. Auch in dieſer letzten Schrift verrieth ich nicht bloß ihren Zweck: ich enthüllte auch ihre Mittel. Ich habe gezeigt, daß ſie durch die Räuberey zur Tirannev gelangen würden; daß ſie, um zu herrſchen, plündern, und um plündern zu können, morden würden. Was ich damals nur ſagen konnte, habe ich geſagt; und was unmöglich war in dem Zeitpunkte ſchon zu beſtimmen, habe ich zum wenigſten angedeutet. Ich habe nichts geſpart, um die beiden Factionen in ihrer ganzen Häßlichkeit darzuſtellen. Leider! meine Stimme verhallte in der Wüſte! Die Verſchwörer erſtickten ſie, ſo viel ihnen möglich war, und meine Freunde hörten mich an, ohne zu beherzigen, was ich ihnen ſagte. Daß wir doch früh oder ſpät fallen würden, ſagte ich alle Tage zu meiner theuren *Lodoiska*; mehr wie einmal brach ich in die Worte gegen ſie aus: „*Dieſe Menſchen rennen mit aller Gewalt aufs Schaffot: wäre ihre Partey nicht die Partey der Pflicht und der Tugend, ſo müßte ich mich plötzlich von ihnen trennen!*“

Jetzt bitte ich die Freunde der Freiheit, wenn ſie anders noch welche hat, dieſe Brochüre des zehnten Märzes, die ſehr ſelten geworden iſt, aufzuſuchen. Mögen ſie ſie leſen, um ſich zum wenigſten einen Begrif von dem Geiſt des Schreckens

kens oder der Blindheit einer Regierung zu machen, die, ſo benachrichtigt von den tödtlichen Schlingen, mit denen man ihre Schritte umringte, nichts that, um ſie zu zerreiſſen. Mögen ſie ſie leſen, dieſe meine letzte Schrift an den Convent: es iſt in einiger Hinſicht mein politiſches Teſtament: und ich mache kein Geheimniß daraus, daß ich ſie für eins der wichtigſten Stücke zur Geſchichte halte.

Zu Allem dieſem will ich nur noch dieß hinzufügen: in dieſer auf immer ſchrecklichbleibenden Epoche des zehnten Märzes von 1793 fällt die Zertrümmerung der Freiheit der Preſſe, die gänzliche Verletzung des Briefgeheimniſſes, die erſten allgemeinern Eingriffe ins Privat-Eigenthum; ihr verdanken wir den Vendeekrieg, den Marat, die Municipalität von Paris, den Pache und Ronſin, und der ganze Schwarm ihrer Mitverſchwornen, ferner die Sendung einiger Proconſulen in die Departements, den erſten Verſuch einer Grundlegung dieſes Wohlfahrts-Ausſchuſſes, der jetzt Frankreich tiranniſirt, und die Erſchaffung des Revolutions-Tribunals, das es mit Blut überdeckt: traurige Ereigniſſe, fluchwürdige Einrichtungen — die doch nur noch das Vorſpiel und die Mittel zu Leiden waren, mit denen das unglückliche Frankreich ringen ſollte: . . . . Freunde der Freiheit, weint, weint! aber vergeßt nie, daß die Republik unſchuldig an ſo vielem vergoſſenen Blute iſt! Ach! ſie haben ſie uns nie zu gründen erlauben wollen! Nur um ſie herabzuwürdigen, um ſie verächtlich, um ſie auf immer zertrümmert zu machen, bedeckten ſie ihre Bubenſtücke mit ihrem heiligen Namen! Alle Verbrechen, die ſie begangen haben, gehören dem Royalismus zu!

Ich kann dieſe Gegenſtände nicht ohne eine wichtige Bemerkung verlaſſen. Wie die Gewalt uns endlich das Decret im Betref des Revolutions-Tribunals entriſſen hatte, dachten wir doch wenigſtens darauf: ſein Daſeyn durch eine gute Auswahl ſeiner ſogenannten Geſchwornen minderſchädlich zu machen. Wir ernannten wirklich in dieſer Hinſicht einige rechtſchaffene Männer; aber es war die Frage: ob ſie die Stellen angenommen haben würden? Marat wartete nicht einmal den Ausgang ab. Er ſchrie über Contre-Revolution, drohte das Volk zu Hülfe zu rufen, ließ das Scrutinium über jene Männer vernichten, und ſeine Liſte dafür decretiren. Man wird ohne mein Erinnern errathen, daß die entſchloſſenſten Böſewichter darauf ſtanden: es waren mehrentheils Mörder vom September: auch hat ſich ihre Rolle nicht, ſondern nur ihr Theater verändert; und damals wie jetzt geht das Morden im Namen des Geſetzes. Einige waren von jenen Vertheidigern der Republik eine neue Sorte von Räubern, die im Grunde nicht beſſer wie die Septembriſirer waren. In ihrer Zahl glänzt unter allen ein Nicolas, ein ſonderbares Weſen, von dem auch Camille-Desmoulins in einem der fünf Nummern ſeines alten Cordelier ſpricht! Man wird daſelbſt ſehn, daß dieſer ächte, anfangs von gebratnen Aepfeln lebende Jacobiner, ſeine jetzige kleine Verbeſſerung von 200,000 Livres, die er mit allen liederlichen Mädchen verthut, und das Recht des Lebens und Todes, das er über rechtſchafne Leute ausübt, einem dicken Knüppel verdankt, mit dem er der natürlichen Feigheit des Robespierre zu Hülſe kam, zu einer Zeit, da dieſer anfing zu glauben, daß durch vieles Schwatzen, Verleumden und Proſcribiren er doch noch wol König von Frankreich werden könnte.

Unterdeß wartete Dumouriez begierig auf republicaniſches Blut, auf unſere Köpfe. Er hätte ſich eigentlich über den ſchlechten Erfolg der Begebenheiten dieſer Nacht wundern und nachdenken ſollen; aber ſchon zu weit vor, überſchifte er den Rubicon. Man kann in ſeinen Memoiren die Geſchichte ſeiner Operationen leſen, die eigentlich die Geſchichte ſeiner Fehler iſt. Nur Unvorſichtigkeit, Leichtſinn und einen hohen Grad von Uebermuth wird man darinn antreffen. In weniger als vierzehn Tagen waren alle ſeine Plane geſcheitert. Er hatte auf Alles, nur nicht auf die Mittel zur Ausführung, gedacht. Dumouriez, ſehr groß auf dem Schlachtfelde, war ſehr klein auf dem Kampfplatz der Intrige. Unglücklicherweiſe für ihn, ſchlägt man ſich nicht immer, und noch unglücklicher, daß er, ſobald er ſich nicht mehr ſchlägt, die Wuth hat, zu intrigiren.

Wir fingen an wieder Athem zu ſchöpfen, als auf einmal ein Bourdeauxer, der in der Schlacht bey Neerwinden kriegsgefangen gemacht, und in der Folge wieder ausgewechſelt wurde, zu Guadet, ſeinem Freund, kam, und ihm erzählte: wie er Gelegenheit gehabt, in eine enge Vertraulichkeit mit einem Officier der kaiſerlichen Armee zu kommen, und wie dieſer ihm geſagt habe, der Generalſtab Coburgs ſchmeichele ſich, binnen kurzem zwey und zwanzig Köpfe im Convent fallen zu ſehn. Guadet hinterbrachte mir dieſe Neuigkeit, worüber wir noch viel ſcherzten. Aber man urtheile von unſrer Ueberraſchung und von den Betrachtungen, worein wir geriethen, wie Pache bald nachher, an der Spitze der vermeintlichen Sectionen von Paris, die berühmte Petition überreichte, die uns an der Zahl zwey und zwanzig proſcribirte! Dieſer Beweis war doch wol hinlänglich, und auch Guadet öfnete er die Augen über das Verſtändniß der Bergchefs mit Oeſterreich; von Natur kühn und kräftig, hielt er jetzt gegen Marat endlich jene trefliche Rede, die dieſem das Anklagedecret zuwege brachte, aber auch zu jener nur zu berühmten Freiſprechung Gelegenheit gab, die ganz Frankreich über die Ehrloſigkeit dieſes Revolutions-Tribunals, und über die Faction, deren Geſchöpf es war, hätte aufklären ſollen.

Ueber dieſe Petition gegen die Ein und zwanzig, ſind mir noch einige treffende Anecdoten bekannt; man verzeihe mir Anecdoten: ſie mahlen die Menſchen: und überdem ſchreibe ich ja keine

Geſchichte. Ich werfe nur flüchtige Noten für ſie hin. Eine glücklichere Hand wird die Auswahl treffen .... wenn nur die Tiranney es erlaubt!

Sobald wie Pache aufgehört hatte zu ſprechen, verlangte Boyer-Fonfrède das Wort. Er ſprach ſchön und mit Geiſt: und wie er an die Worte kam: „Was mich betrift, ich „bedaure, daß ich nicht mit unter der „Zahl der Deputirten bin, auf die die „Municipalität von Paris die Dolche herabruft," ſtand die ganze Verſammlung, wie von einer unwillkührlichen Bewegung ergriffen, auf. Faſt Alle ſchrieen: wir Alle! wir Alle! man umarmte und wünſchte uns Glück von allen Seiten. Nur ungefähr funfzig Wilde von der Bergpartey, beſtürzt über einen, ihren Erwartungen ſo wenig gemäßem Erfolg, blieben verſtummt auf ihren Plätzen. Und doch iſt es dieſelbe Verſammlung, in der man gegen eben dieſe Proſcribirte, auf die Stimme derſelben Verleumdungen, ein Anklagedecret ſchleuderte: nur muß man dabey nicht vergeſſen, daß 3000 Jacobiner die Zugänge des Saals beſetzt hielten, und daß achtzig Canonen gegen dieſelbe aufgepflanzt ſtanden.

Sobald wie Pache, nach Endigung ſeines merkwürdigen Vortrags, die Schranken verließ, um in den Saal zu treten, eilte ein Deputirter (Maſſuyer) auf ihn zu, und indem er ſich bittend an ihn wandte: „Haben ſie“ fragte er ihn, „noch nicht ein Plätzchen für mich? Einhundert Thaler ſollen Ihre ſeyn! Gewiß war dieß das Verbrechen des unglücklichen Maſſuyer, und die einzigſte Urſache ſeiner Proſcription. Nach dem ein und dreißigſten May ward er vogelfrey erklärt, und er iſt auf dem Schaffot geſtorben.

Es iſt auffallend, daß, wenn dieſe erſte Liſte zwey und zwanzig enthielt, die zweite, wenige Wochen darauf dem Convent von der Municipalität und den Adminiſtratoren von Paris überreichte, nicht weniger zwey und zwanzig, obgleich nicht mehr dieſelben, gerade benannte. In dem Augenblick, da das Anklagedecret gegeben werden ſollte, fand Marat, kraft ihm zuſtehender höchſter Machtvollkommenheit, noch für gut, einige Veränderungen zu machen. Er ſtrich Einige aus, z. B. Lanthenas; aber ſtatt deſſen rückte er, andere ſorgfältig ein, ſo, wie man nicht außer Acht laſſen darf, daß die Zahl zwey und zwanzig immer voll blieb. Doch, wie nach der Einnahme von Lyon, der Proceß der republicaniſchen Deputirten inſtruirt ward, waren wir, Pethion, Buzot, Guadet, Salle, Valady, Barbaroux, und ich nicht mehr in ihrer Gewalt. Die Liſte hätte alſo nur ein Drittel ſeyn können: aber ſie wurde doch vollzählig gemacht; und der aufs Blutgerüſt geſchleppten Schlachtopfer waren, wenn auch nicht zwey und zwanzig, doch ein und zwanzig. Dieſe ſonderbare Gleichheit der Anzahl in ſo ganz verſchiednen Zeitpuncten, läßt nur zu ſehr vermuthen, daß dieſe Zahl einer der erſten Artikel des geheimen Bündniſſes war, das der Berg mit den fremden Mächten geſchloſſen hatte.

Aber nicht zufrieden, ſo den Sturz und den Tod der Republicaner bewürkt zu haben, verfolgen ſie ſie noch im Grabe! Sie ſpotten ihres Unglücks, und verleumden ihre Tugenden! Wenn der Vater der Anarchie, wenn das Oberhaupt der Blutmenſchen, wenn der große Würgengel, wenn ein Marat, der feilſte und ſchaamloſeſte, der durch die Fremden gewonnenen Royaliſten, dieß gethan hätte, wer würde ſich wundern? Wer wird es in gleicher Hinſicht nicht natürlich finden, wenn Robespierre aus inſtinctartigem Neide gegen jede Art Verdienſt, und geizend nach aller Art Gewalt, wenn dieſer nicht aufhört Menſchen verächtlich zu machen, die ihn mit ihren Talenten zu Boden drückten; ſie, die Einzigen, die ihm den Weg zur Oberherrſchaft zu erſchweren vielleicht im Stande waren; deren Andenken noch aus dem Grabe gegen ihn auftretend, ihn von dem Thron ſtürzen könnte, zu dem er mit heuchleriſchen blutigen Händen emporzuklimmen ſucht! und den zu beſteigen, vielleicht es nur noch eines Bubenſtücks bedarf. Aber, daß ein mit ſo vielem Rechte berühmter Mann; daß ein Mann, den man durch ſo ungewöhnliche Eigenſchaften über Andere erhaben ſah', bey dem auch der große Hauſe jetzt kein Intereſſe, die Wahrheit zu verfälſchen, argwöhnen darf, und der, obgleich in den tiefſten Strudel der Unſittlichkeit fortgeriſſen, doch ſo geſunken noch nicht ſchien, mit den verworfenſten Geſchöpfen in einen Bund treten zu können, daß Dumouriez in Memoiren, die ſechs Monate nach dem Tode der würdigſten Republicaner erſchieſchienen, ſich, um ſie zu verläſtern, dem Haufen ihrer Henker noch zugeſellt habe: darüber darf man erſtaunen, und es iſt erlaubt, es iſt gerecht, zu fragen: Warum geſchieht das?

Die einfachſten Mittel, die man nur anwenden darf, dem rechtſchaffenſten Mann zu ſchaden, ſind Dumouriez gut genug. Schaamlos hat er ſie gegen dieſe Unglücklichen angewandt. Alles Uebel, was Andere gethan haben, haben ſie angerichtet; und iſt was Gutes geſchehn, ſo haben ſie es nicht gethan. Die lächerlichſten und verabſcheuungswürdigſten Decrete, die, wie er wohl wußte, der Berg durch ſeine feile Tactik oder durchs Schrecken erzwang, bürdet er dem ganzen Convent auf; und wenn man die Hauptmörder ausnimmt, ſo ſind ſeine ſtärkſten Schmähungen doch immer auf die Republicaner, und nie auf die ſcheußliche Faction gerichtet.

Doch es iſt Zeit, Dumouriez zu verlaſſen, und wieder zum Convent zurückzukehren. Das Unglück des ein und dreißigſten Maies hatte ich lange vorausgeſehn; und dennoch kam das Ungewitter erſt, wie ich es nicht mehr erwartete. Marſeille hatte endlich die Blutſäufer gebändigt; Bourdeaux hatte ſie von ſeinen Mauern verſcheucht;

das Jura-Departement, faſt der ganze Süden erhob ſich gegen den Berg; nur Lyon fehlte noch zu dieſer heiligen Empörung; und auch Lyon nahm endlich die Waffen, und verjagte ſeine contrerevolutionaire Municipalität. Bey dieſer letzten Nachricht fühlte der Berg, daß er ohne einen verzweifelten Hauptſtreich verloren ſey, und er ergrif die Stricke der Sturmglocke.

In der Nacht vom dreißigſten auf den ein und dreißigſten May rollte das Gewitter ſo ſtark, daß die nun vielleicht ſchon zum funfzigſtenmal eintretende Nothwendigkeit: außer Hauſe zu ſchlafen, auch jetzt wieder ſtärker denn je eintrat. Buzot, Barbaroux, Guadet, Bergoing, Rabaut St. Etienne und ich, wir verfügten uns alſo in eine abgelegene Kammer, worinn nur drey ſchlechte Betten, aber gute Waffen und Anlagen zur Vertheidigung waren. Um drey Uhr Morgens weckte uns das Getöſe der Sturmglocke. Wir gingen um ſechs Uhr wohl bewaſnet herab. Ob wir gleich ſehr entfernt vom Verſammlungsſaal waren, entſchloſſen wir uns doch hinzugehn. Bey den Thuillerien paſſirten wir durch verſchiedne Gruppen, die, da ſie uns erkannten, Miene zum Angrif machten. Es würde auch dazu gekommen ſeyn, wenn ſie unſere Waffen nicht geſehn hätten. Ich entſinne mich noch, daß einer von uns, Rabaud St. Etienne, ſo unruhig war, daß er ſicherlich keinen groſſen Widerſtand geleiſtet haben würde. Auf dem Wege rief er: . . . illa suprema dies . . . . leider! habe ich ihn nicht wieder geſehn!

Bey unſerm Eintritt in den Saal fanden wir auf dem Berge nur drey Deputirte. „Siehſt „du,“ ſagte ich zu Guadet, indem ich auf den einen wies, „ſiehſt du die ſchreckliche „Hofnung, die aus dieſem ſcheußlichen Geſichte blitzt?“ Ja wohl! rief Guadet, heute verbannt Clodius den Cicero. Der Deputirte antwortete uns nur durch ſein ſcheußliches Lächeln.

Dennoch wurden ſie an dieſem Tage in ihren Hofnungen getäuſcht. Sie hatten nemlich zu weſentlich auf die vorgehabte Entwafnung der Section de la Butte-des-Moulins, die ihnen ſchon lange Unruhe gemacht hatte, gerechnet. War dieß glücklich zu Stande gebracht, ſo klagten ſie uns an, ſie zur Anheftung der weißen Cocarde verleitet zu haben, und das Anklagedecret erfolgte. Ein Umſtand ſtörte dieſen Plan. Die Section, unterrichtet von den Verleumdungen, die man gegen ſie und gegen ihre Ablöſung der Wache in der Vorſtadt Saint Antoine verbreitet hatte, war ſo klug, einzuſehn, daß ſie eben ſo gut ihre Bewaſnung als Unſchuld behaupten müſſe, und daß nur allein der Sieg die letzte beweiſen könne. Sie verſchanzte ſich alſo im Palais-Royal, lud ſcharf, richtete ihre Canonen, und erwartete mit einer Kartätſchenlage und mit brennenden Lunten den Anmarſch des Feindes. Fünf angränzende Sectionen machten ſich fertig, ſie zu unterſtützen. Die nun aus der Vorſtadt Saint Antoine anrükkende 40,000 Mann beſchloſſen, obwohl man alles anwandte, ſie zum Kampf zu reitzen, erſt eine Deputation abzuſchicken, um die Wahrheit näher zu erfahren. Die mitten in den Kreis des braven Bataillons geführte Deputation, fand die dreifarbige Cocarde auf allen Hüten, und das Geſchrey: Es lebe die Republik! in Aller Munde. Man kam ſich einander näher; man umarmte ſich; man tanzte, und für dieſen Abend gerieth der Plan der Jacobiner ins Stecken.

Sobald ich am folgenden Tage in den Saal trat, erfuhr ich ſogleich, daß die Municipalität die Bürgerinn Roland hatte arretiren laſſen. Ich ſah nur zu gut, daß das Verbrechen bloß aufgeſchoben war. Ich forderte die Vornehmſten unter den Proſcribirten auf, ſich zu vereinigen; zum letztenmal aßen wir noch zuſammen. Weniger mit unſerm Mahl als mit unſrer critiſchen Lage beſchäftigt, ſannen wir auf die Partie, die wir ergreifen wollten, als plötzlich die Sturmglocke verſtärkt von allen Seiten ertönte. Einige Augenblicke nachher kam Jemand und hinterbrachte an Briſſot die falſche Nachricht, daß man die Siegel auf unſere Effecten in unſern Wohnungen gelegt habe. Zitternd für das, was mir das Liebſte blieb, für meine Lodoiska, die ſie vielleicht in dieſem Augenblicke arretirten, wiederholte ich kurz, aber mit Heftigkeit, meine Meinung und die ſtarken Gründe, mit denen ich ſie unterſtützte. „Unſer Einfluß im Convent ſey dahin, die Stimmfreiheit vernichtet; unſre Gegenwart würde nur die Hofnungen der Verſchwornen aufs neue beleben, die ſich freuen würden, ſo mit einem Schlage die ganze Beute machen zu können. Paris, unter der Herrſchaft des Schreckens, ſey kein Aufenthalt, der ſich mehr für Repräſentanten ſchicke: nur der Departemental-Aufſtand könne Frankreich retten. Für

„heute müßten wir nur auf einen ſichern Zufluchtsort ſinnen, um morgen und in den folgenden Tagen, Einer nach dem Andern, abzureiſen, Jeder ſo gut er könne, auf verſchiednen Wegen, und uns in Bourdeaux oder in Calvados wieder zu ſammeln, wenn anders die Inſurgenten, die ſich da zeigten, mit Nachdruck zu handeln verſtänden. Vorzüglich, wiederholte ich, müſſe man ſich hüten, als Geiſſel in den Händen des Bergs zu bleiben, und überhaupt in die Verſammlung zu gehn.“

Warum habt ihr, Briſſot, Vergniaud, Genſonné, Mainvielle, Valazé, ihr ehrenvolle Schlachtopfer, die die Nachwelt rächen wird, mir nicht geglaubt! Leſage und ich, wir haben euch am zehnten März gerettet. Vielleicht, von euch unterſtützt, würden unſre Bemühungen für die Freiheit nicht glücklicher geweſen ſeyn. Vielleicht wäre es uns Allen vereinigt nicht mehr gelungen, in den Herzen der Franzoſen die glühende Liebe zum Vaterland, und den unauslöſchlichen Haß gegen Unterdrückung zu entflammen; aber zum wenigſtens dürfte ich nicht jetzt euren zu frühzeitigen Sturz beweinen!

Doch auch Lodoiska behauptete in meinem Herzen ihre Rechte; ich flog zu ihr, noch ehe ein

Entſchluß gefaßt war. Nur dann, wie ich ihr betheuert hatte, daß ich nie meine Wohnung wieder zu betreten Hofnung habe, entſchloß ſie ſich, ſie zu verlaſſen! Mit Barbaroux Mutter entfloh ſie, und begab ſich zu einer Verwandtinn, wo ſie den ganzen Abend die Sturmglocke, den Generalmarſch und das würhende Geſchrey, das unſere Köpfe verlangte, hörte. Barbaroux Mutter, außer ſich und in ſtummer Verzweiflung, ergoß ſich in ſtilltönende Klagen, und ſank in eine tiefe Ohnmacht. „O!“ rief ſie endlich, „man „wird euch ſo vollkommne Männer „auferziehn, um ſie eurem Würgeſchwerdt hinzugeben!! — Meine Lodoiska, ohne ſich durch einen Thränenguß erleichtern zu können, ſie, die mich ſchon unter ihren Stichen ſinken ſah, erwartete ſtarren Blicks, und in Traurigkeit verſenkt, ihren Tod. In wenig Stunden wurden viele ihrer Haare weiß. Gott! welche Lage! und doch, gute Lodoiska! doch war es nur der Anfang der Prüfungen, die ein grauſames Geſchick über uns verhing, und die deine zärtliche Großmuth mit mir theilte!

Ich befand mich bey einem Freunde, auf den ich mich verlaſſen zu können glaubte. Zehn Jahre vorher hatte er mir wichtige Dienſte geleiſtet, vielleicht mit aus Erkenntlichkeit gegen meinen Vater, der ihm in ſeiner Jugend gefällig geweſen war. Sein Sohn und ich, auferzogen wie Brüder, waren faſt immer, wenn es Vergnügungen gab, in Geſellſchaft. Auch ſeine Mutter liebte mich, als wenn ſie mich unter ihrem Herzen getragen hätte. Außerdem befanden ſich noch in dieſem Hauſe eine Nichte und drey Neffen, die ich herzlich lieb hatte. Sie waren unter meinen Augen aufgewachſen; ihr Vater, den ich kannte und liebte, ward ihnen aber bald durch den Tod entriſſen. Da ſie ſeit mehrern Jahren bei ihrem Onkel waren, entſtand zwiſchen uns eine zärtliche Freundſchaft. Seit einiger Zeit befand ich mich im Stande, ihnen Allen Gefälligkeiten zu erweiſen. Gewöhnt an den ſtrengen Grundſatz, den ich, obwol vielleicht übel verſtanden, als Regel meines Betragens annahm: mich meines Credits für keinen Freund, für keinen Verwandten, überhaupt für keine Perſon, die mit mir in Verbindung ſtände, zu bedienen, nur den Fall einer gut zu machenden Ungerechtigkeit ausgenommen, entfernte ich mich doch dießmal davon für ſie, und für ſie nur allein. Dieſe rechtſchaffne Familie war durch die Revolution ruinirt, und konnte dem Staat nutzen; ich hatte alſo, ſowohl Vater als Sohn, wenn auch nicht vortreflich, doch ganz gut, in den Büreaux angebracht. Den jüngſten Neffen — ach! möchte er mich ſo lieben, wie ich ihn liebe! — hatte ich in ein Erziehungshaus gebracht, wo er eine, ſeinen großen Anlagen entſprechende Bildung erhalten ſollte; und was die Nichte betrift, ſo erſchien meiner Lodoiska und mir keine Idee ſo reitzend als die: ihr, ſobald ſich eine gute Gelegenheit darböte, ſelbſt mit Hingebung der Hälfte unſers geringen Vermögens, eine Verſorgung zu verſchaffen. Man verzeihe mir dieſe kleinen Umſtände; ſie ſind unbedeutend, aber man wird bald ſehn, daß ſie nicht umſonſt hier ſtehn.

Bey dieſen Leuten blieb ich vierzehn Tage, und darauf drey Wochen bey einem andern braven jungen Manne, von dem ich noch in der Folge zu reden Gelegenheit nehmen werde.

Meinen mehrſten Freunden aber war es nach dem zweiten Junius übel gegangen. Die Geſchichte wird es ohne Zweifel bemerken, daß der Aufſtand dieſes Tages bloß Heberts Befreiung zum Zweck hatte. Die Commiſſion der Ein und zwanziger nemlich hatte bewieſen, daß dieſer Menſch, wie er denn auch jetzt als Agent der auswärtigen Mächte überführt iſt, und ein gewiſſer Varlet, den man ſeitdem als einen Dieb guillottinirt hat, an der Auflöſung des Convents gearbeitet hätten. Sie wird es bemerken, daß 3000 zum Vendee-Krieg beſtimmte Soldaten lange Zeit zwey Meilen von uns cantonirten, und an dem furchtbaren Tage zur Belagerung des Saals anrückten. Sie wird es bemerken, daß der Revolutions-Ausſchuß der Commüne faſt ganz aus Fremden beſtand, daß der Spanier Gusmann, der Schweitzer Pache, der Italiäner Dufourny, und Marat aus Neufſchatel dazu gehörten. Die Geſchichte wird es bemerken, daß, da um die Bataillone rechtſchaffner Bürger abzuhalten, die Verſchwornen Alles um den Saal mit ihren Banden angefüllt hatten, und die verfängliche Motion, dem Volk entgegen zu gehn, decretirt ward, daß damals Herault Sechelles, der Präſident der Verſammlung, und alſo an ihrer Spitze, der ſich ſtellte, als wolle er die Repräſentanten zu der National-Garde führen, aber durch einen Haufen Truppen aufgehalten wurde, und von Henriot, dem eben ernannten Befehlshaber, den Wink erhielt, umzukehren; während dieſer, mit dem Hut auf dem Kopfe, rief: „Canoniers, auf eure Pläzze!“ daß Herault wirklich umkehrte, und, da ihm ſeine Rolle vorgeſchrieben war, ſich begnügte ſeine Repräſentanten in dem Garten umherzuführen. Die Geſchichte wird es bemerken, daß das Arreſt-Decret der Ein und zwanziger auf Couthons Antrag gegeben wurde. Sie wird es bemerken, daß am zweiten Junius, in dem Augenblicke, wo die Sturmglocke ertönte, und der belagerte Convent ſein Daſeyn verlohren hatte, indem er den Arreſtbefehl gegen die zwey und zwanzig Deputirte gab, und die Commiſſion der zwölfe decretirte, daß in dieſem Augenblick Marat zum Volke ſagte: „Ja, ihr müßt ein Oberhaupt haben“; und ich zweifle auch nicht, daß nicht der Wohlfahrts-Ausſchuß hundert tauſend unwiderlegliche Beweiſe gegen Chaumette und Marat in Händen habe, die, ſo wie auch Savon zu Marſeille und Chalier zu Lyon, an die Fremden verkauft waren; nur die Beweiſe herauszugeben, wäre zu gefährlich, denn Robeſpierre, Barrere und die andern Tirannen haben ſich ihrer als Leiter bedient.

Ueberdem ſind dieſe drey Räuber todt; das Septemvirat des Wohlfahrts-Ausſchuſſes hat nichts mehr von ihnen zu befürchten; aber um zu herrſchen, mußten Hebert und Chaumette, die voll Kraft und Muth waren, guillottinirt werden, und um ſie guillottiniren zu können, mußte man ſagen, was es für Menſchen geweſen ſind.

Ja! wenn eine freie Hand die Geſchichte ſchreiben wird, ſo muß ſie, indem ſie das Libell: der Proceß Briſſots und ſeiner Verſchwornen berührt, bemerken, daß mitten unter den Unwahrſcheinlichkeiten, widerſprechenden und lächerlichen Antworten, die man meinen Freunden in den Mund legt, kein Wort von der ſchönen Rede Vergniauds vorkommt, die der Faction ſo furchtbar ſchien, daß ſie nicht erröthete, den Druck und den Verkauf derſelben zu verbieten. Die Geſchichte wird bemerken, daß dieſes Libell jetzt ihre ſchönſte Rechtfertigung ausmacht, da es klar iſt, daß von ſieben gegen ſie abgehörten Zeugen, vier jetzt als Agenten der Mächte anerkannte Böſewichter, daß Chaumette, Hebert, Chabot und Fabre d'Eglantine ſich darunter befanden, und daß die andern beiden, Pache und Leonhard Bourdon waren, die auch zu ihrer Zeit, wenn nur erſtlich das Intereſſe des Ausſchuſſes es nöthig findet, enthüllt da ſtehn werden. Aber auch das darf man nicht der Geſchichte verhehlen, daß am 20ſten May eine andere Verſchwörung gegen die Republicaner des Convents ausgeführt werden ſollte. Man hatte Correſpondenzſtücke zwiſchen ihnen und Coburg geſchmiedet. In der Nacht vom 20ſten auf den 21ſten ſollte Jeder von den zwey und zwanzig Schlacht-Opfern in dem Augenblick, wenn ſie ihre Wohnung betreten würden, arretirt werden, ſodann wollte man ſie in ein einſamſtehendes Haus in der Vorſtadt Montmartre führen, wo zu ihrer Ermordung ſchon Alles bereitet war. Dem Plan gemäß, wurde jedes Schlacht-Opfer, ſobald es in einen Keller trat, durch Jacobiner ſeptembriſirt, und dann begrub man ſie ſämtlich in einen Garten, wo die Grube ſchon gemacht war. Am folgenden Morgen kündigte man ſodann feierlich ihre Auswanderung an, wobey ſogleich eine Ausgabe ihrer vorgeblichen Correſpondenz mit Coburg veranſtaltet wurde. Der ganze Plan war bey Pache, dem Maire von Paris, entworfen worden. Die Commiſſion der Ein und zwanziger hatte die Beweiſe zu allen dieſen Abſcheulichkeiten in Händen;

mehr als funſzig unterſchriebne und unterſiegelte Zeugenverhöre bekräftigten es. Bergoing, einer der Mitglieder dieſer Commiſſion, hatte einen Theil dieſer Dinge in Händen; er legte ſie bey den Adminiſtratoren des Calvados-Departements nieder, die in dem Augenblick ihres geſchloßnen Friedens nicht unterlaſſen haben werden, ſie dem Berge auszuantworten; den beträchtlichſten Theil hatte Rabaud (St. Etienne); ich weiß nicht, ob ſie gerettet ſind.

Unterdeſſen ſprachen die aufgebrachten Departements von Rache. Buzot, der ſich nicht hatte fangen laſſen, und Barbaroux, der den ihn verfolgenden Gens d'armes entkam, befanden ſich mit Gorſias zu Caen, allwo der Erſtere das Haupt des weſtlichen Aufſtandes wurde. Meine liebe Lodoiska war mehreremale bey Valazé, den man in ihrem Hauſe in Arreſt geſetzt hatte, der, ſo leicht es ihm auch war, ſchlechterdings nicht fliehn wollte, und ſo wie Genſonné ſagte: „daß es freilich gut wäre, wenn der größte Theil der angeklagten Deputirten abreiſte, um die Herzen des Volks zu erwärmen; aber daß es der Republik auch nicht weniger nütze, wenn einige als Geiſſel und als die Bürgen der Unſchuld derer, die abreiſten, zu-

„rückblieben.“ Er hatte meiner Lodoiska geſagt, daß ich im Calvados-Departement ſehr nothwendig wäre. Dieſe, die mich mit Beruhigung in meinem Zufluchtsort ſahe, ahnete die Gefahren, denen ich mich ausſetzen würde, wenn ich ihn verließe; aber in dieſer erhabnen Seele ſiegte das Vaterland gewöhnlich über die Liebe. Um mir bey dieſer Verlaſſung meines Zufluchtsorts behülflich zu ſeyn, erwartete ſie nur die Päſſe, die man von Caen an Valazé für mich ſchicken würde. Sie kamen endlich an, und am vier und zwanzigſten Junius reiſten wir beide, meine Gattin und ich, von Paris ab. Zu Meulan waren wir gezwungen, unſern Wagen zu verändern. Unſer neuer Fuhrmann war ein wüthender Maratiſte, der auf eine ſchreckliche Art auf dieſe Spitzbuben von Deputirten ſchimpfte, die in den Departements Alles in Feuer ſetzen wollten. Zugleich erzählte er nebenher: Einer von ihnen, Namens Buzot, habe die Einwohner von Evreux im Anfange hintergangen; aber dieſe wären am Ende ihres Irrthums gewahr geworden, hätten ihn arretirt, und wollten ihn nun nach Paris bringen. Man urtheile von meiner, und Lodoiskens Beſtürzung! Doch ſetzten wir unſere Unterhaltung mit ihm luſtig fort, bis wir ins Nachtquartier kamen. Den andern Tag langten wir bey guter Zeit in Evreux an, wo wir denn bald einſahen, daß Alles, was wir geſtern gehört hatten, Lügen waren. Hier befand man ſich im heftigſten Aufſtande. Es war uns unmöglich, eher als am Abend wegzukommen; und wir wollten eben in den Wagen ſteigen, da ſich noch ein Menſch meldete, den ich im Anfange für ein Geſpenſt hielt. Es war Guadet; als ein Tapezierjunge verkleidet, hatte er zwey und zwanzig Meilen zu Fuß, und oft noch über Landwege, in einem Tage gemacht. Seiner Meinung nach, hätten wir auch, bey der traurigen und gefahrvollen Lebensart, unſere Weiber zurücklaſſen ſollen. Ich fand, daß er Recht hatte, aber ich werfe es mir doch vor, ihm zu ſchnell gefolgt zu ſeyn. Ich kann nicht ohne den größten Schmerz an die Thränen denken, die meiner Frau unſere Trennung koſtete. Ach! vielleicht wären wir jetzt zuſammen in America, wenn ich ſie nicht von mir gelaſſen hätte!

Den 26ſten kamen wir endlich, Guadet und ich, zu Caen an. Schon den fünften war die Coalition von acht Departements, fünf vom ehemaligen Bretagne, und drei der alten Normandie gehörig, zu Stande gekommen. Sie hatten ſo eben ihre Commiſſarien nach Caen geſandt, und ihre bewafnete Macht war im Begrif, anzukommen. **Wimpfen**, Befehlshaber aller Truppen, hatte ſich bis dahin bloß auf Worte und Reiſen eingeſchränkt. Dieß waren alle ſeine Thaten geweſen. Unter den nichtswürdigſten Vorwänden verſchob er von einem Tage zum andern die nothwendigſten Arbeiten zu ihrer Organiſation. Ich ſprach ihn bald, und es bedurfte nur eines halben Blicks, um einzuſehen, daß er ſich nicht einmal die Mühe gab, ſeinen Royalismus zu verbergen. Ich fragte **Barbaroux** und **Buzot**: welche Dienſte ſie wol von einem ſolchen Manne für unſere Sache, für die Sache der Republik, erwarteten? **Buzot** gab mir zur Antwort: daß **Wimpfen** zwar ein Royaliſt, aber dabey ein Mann von Ehre, und unfähig wäre, treulos gegen ſeine Verbindungen zu handeln. **Barbaroux** hingegen war durch ſeine liebenswürdigen Eigenſchaften für ihn ganz eingenommen. Die Ankunft **Pethions** und **Guadets** machte auch nichts beſſer; denn dieſe konnten nicht begreifen, warum ich, unter ſo guten Umſtänden, unruhig wäre. Sie wunderten ſich über meinen entſetzlichen Argwohn, den ich auf Je-

Jeden warf, den ich für keinen ſo guten Republicaner, wie mich, hielte. Ich begrif bald, daß in Caen es ſo gehen würde wie in Paris. Wimpfen war beliebt bey den Normannen; er hatte vielen Anhang unter den Adminiſtratoren des Calvados-Departement; und die Bretagner waren ihm auch ganz ergeben. Um ihn um ſeinen Einfluß zu bringen, hätten wir Alle vereinigt und mit Anſtrengung würken müſſen; aber ich ſah mich allein! In dieſem Theile der Republik waren alle Hofnungen dahin! Ueberdem änderten viele Normannen, die uns mit Herzlichkeit aufnahmen, weil ſie uns auf Treue und Glauben der Journale für Royaliſten gehalten hatten, ſehr ihre Meinung von uns, ſobald ſie uns aus unſern Reden und Handlungen beſſer hatten kennen gelernt. Der Süden Frankreichs war es noch allein, der meine Hofnungen aufrecht erhielt. Wäre meine Lodoiska nur zu Caen geweſen, ſo würden wir auf Honfleur, mit einem nach Bourdeaux zurückgehenden Schif, zugeeilt ſeyn, und, da es leicht einzuſehn war, daß es dort nicht beſſer wie überall gehn würde, uns nach America eingeſchift haben. Ach, dann wären wir jetzt ruhig in Philadelphia!

So verſtrichen drey Wochen, in denen **Wimpfen** nichts that, als die 2000 Mann, die aus den verſchiedenen Departements kamen, nach Evreux zu führen. Das Gerücht vergrößerte indeſſen dieſes kleine Corps ſo ſehr, daß man in Paris von 30,000 Mann ſprach. Schon wagten es dort ehrliche Leute, wieder freier zu reden und darauf zu denken, ihre ſchreckliche Municipalität zu verjagen. Schon hatten mehrere Sectionen ihre Commiſſarien nach Evreux geſandt, die dann nach Paris mehrere Druckſchriften zurückbrachten, woraus man unſere Abſichten eigentlich kennen lernen konnte. Unter andern befand ſich ein Stück dabey, das man, ich weiß nicht, warum? ein Manifeſt von **Wimpfen** genannt hatte; es war eine Erklärung der, von den coaliſirten Departements geſandten Commiſſarien; ich hatte ſie abgefaßt, und darin Frieden, Brüderſchaft und Hülfe den Pariſern, den Häuptern aber der Bergpartey, der Municipalität und der Cordeliers einen ſchrecklichen Krieg und exemplariſche Strafe angekündigt; eine ſolche Unterſcheidung konnte nichts anders als die beſte Würkung hervorbringen. Auch war dieſe Ankunft der Sections-Commiſſarien in der Hinſicht gut, weil ſie nun am beſten die Verleumdungen

gen mit der weißen Cocarde und dem vorgeblichen Königsgeſchrey widerlegen konnten. Kurz, Alles ließ ſich ſo gut an, daß, wenn in dieſem Augenblick unſere Waffen nur den erſten Schlag mit Glück ausgeführt hätten, die Revolution zu Paris, ohne die bewafnete Dazwiſchenkunft der Departements, von ſelbſt vor ſich gegangen wäre; aber Wimpfen wollte uns keine Vortheile verſchaffen.

Mit vieler Mühe hatte endlich der ſehr beunruhigte Berg 1800 Infanteriſten zuſammengebracht, von denen mehr als die Hälfte uns geneigt waren; hierzu kamen 7 bis 800 Taugenichtſe, eben ſo feig als plünderſüchtig. Dieſes Corps kam in Vernon an. Jetzt erſt fing Wimpfen plötzlich an von einem Angrif auf dieſe Stadt zu ſprechen, und ehe wir es uns verſahen, erſchien ein gewiſſer Herr von Puyſay, von dem bis dahin kein Menſch etwas gehört hatte, und ward uns von dem General als ein eben ſo talentvoller Officier, wie braver Republicaner, vorgeſtellt. Zugleich trug ihm Wimpfen den Angrif von Vernon auf; und nur zu gut befolgte er die ihm insgeheim gegebnen Befehle.

Um den Feind zu überfallen, marſchirte er bey hellem Tage und mit einem völligen Generalmarſch ab. Nach einer ſchrecklichen Hitze ließ er Leute, die nie campirt und keine Zelter bey ſich hatten, unter freiem Himmel die Nacht zubringen. Der folgende Tag ward mit dem Angrif eines kleinen Schloſſes hingebracht, das er auch die Ehre hatte einzunehmen; und um dem Feinde, der, wie ſichs verſteht, auf die gehörige Art von Allem dieſem ſchon unterrichtet ſeyn mußte, noch mehrere Vortheile zu verſchaffen, ließ er eine Meile von Vernon die Armee beim Eingang eines Holzes Halt machen, ſtellte die Canonen, eine hinter die andere, längs einer Mauer, ließ Alles untereinander ſich lagern, ſtellte nicht einmal Schildwachen aus, und legte ſich eine halbe Meile davon in einer Hütte ſchlafen. Eine Stunde nachher erſchienen auf einmal einige hundert Mann, die auf unſere ganz überraſchten Leute drey Kartätſchenlagen abfeuerten; aber nach aller Wahrſcheinlichkeit waren die Canonen nur mit Pulver geladen, und das Ganze war ſicherlich eine abgeredete Parade. Wie dem aber auch ſey; unſre Soldaten, die gar nicht wußten, mit wem ſie zu thun hatten, die kaum ihre Waffen finden konnten, und die ſich umſonſt nach ihrem Anführer umſahen, nahmen bald Reißaus. Die Flucht war ſo ſchnell, daß ohne die braven Leute von Isle und Vilain, die ſtandhaft blieben, alle Canonen verlohren geweſen wären. Uebrigens bekam Keiner auch nicht einmal eine Schramme; und die Feinde verfolgten auch nicht ihren ſo leicht errungenen Sieg. Dieſer Umſtand und die Bitte der Adminiſtration des Departements de l'Eure an den Herrn General Puyſay, ſie doch nicht zu verlaſſen, hinderte ihn jedoch nicht zu erklären, daß Evreux nicht haltbar ſey. Am folgenden Tage zog er ſich ſechszehn Meilen weit zurück, und überließ ſo, ohne Schwerdtſchlag, dem Feinde ein ganzes Departement.

Bey der Ankunft des Couriers, der uns alle dieſe niederſchlagenden Nachrichten brachte, that Wimpfen nicht einmal verwundert; ja, noch mehr, er verſicherte uns, daß noch nichts verlohren wäre; ſprach davon, Caen zu befeſtigen, es in Belagerungsſtand zu erklären, eine etwas ſtarke Armee aufzurichten, und zur Beſtreitung der Koſten ein Papiergeld zu machen, das bloß in den ſieben coaliſirten Departements gelten ſollte. Alles dieß gab Stoff zu vielem Nachdenken.

Salle und ich, nachdem wir lange Zeit darüber uns beſprochen hatten, blieben endlich der Meinung, daß der General nicht daran dächte, auf Paris zu marſchiren; vielmehr nur die Abſicht habe, uns mit ſich in eine Stadt einzuſchließen, worin ſeine Partey herrſchte, Verbindungen mit England zu eröfnen, und ſelbſt uns damit ins Spiel zu bringen; überhaupt, unſrer ſich nach den Umſtänden zu bedienen, ſey es nun, um, wenn es dem Berge glückte, die ſüdliche Coalition aufzulöſen, mit ihm ſeinen Frieden zu ſchließen, oder auch dieß mit den Republicanern im Süden zu thun, wenn es dieſen gelingen ſollte über den Berg zu triumphiren. Unſre Collegen, denen wir unſre Betrachtungen mittheilten, machten ſich über unſre Erfindungskraft luſtig, nur der Erfolg hat ſie überzeugen können.

Der General ließ uns ſämmtliche Deputirten zu einer Conferenz, in Betref einer Sache von der größten Wichtigkeit, einladen. Er fing damit an, uns an das Gefährliche unſrer Lage, wenn wir nicht einen herzhaften Entſchluß nähmen, zu erinnern. Er wolle nach Liſieux zur Organiſirung der Truppen reiſen, und um ſein Lager, wenigſtens für jetzt, zur tapfern Gegenwehr einzurichten. Aber für die Zukunft müſſe mehr geſchehen. Nun kam er wieder auf ſeine vorigen Plane, in Betref von Caen, aufs Papiergeld u. ſ. w. Dieſe Gründe glaubte er nicht beſſer als durch den Schrecken zu unterſtützen, obgleich er vielleicht wiſſen konnte, was ein ſolches Mittel über Männer vermöge, die mitten unter den Dolchen und Mordthaten des Berges mit ſo vielem Muthe gewandelt hatten; er ließ zu dem Ende einen Officier auf einmal hereintreten, der mit Ausdrücken der größten Furcht ihm meldete: daß ein Aufſtand wäre, daß das Volk die für die Armee beſtimmte Zufuhren plündere, und ſich ſelbſt heftig gegen die Deputirten äußere. Wimpfen ſtellte ſich erzürnt über die Eile, mit der man ihm beunruhigende Nachrichten hinterbrachte, verſetzte aber ſogleich: „Gehen Sie, es bedeutet nichts; reden Sie dem Volk zu; beſänftigen es; auch geben Sie etwas Geld aus, wenns nöthig iſt." Jetzt glaubte der General ſey es Zeit mit dem großen Antrage hervorzutreten. „Ueberlegen Sie es wohl, meine Herren, ſagte er zu uns, um große Dinge auszuführen, müſſen wir große Mittel haben. Ich ſpreche, wie mirs ums Herz iſt; ſehen Sie: ich weiß nur einen ſichern und ſchnellen Ausweg für unſere Bedürfniſſe, uns Munition, Waffen, Geld

„und Menſchen zu verſchaffen: **wir müſſen „mit England negociiren, und ich habe die Mittel dazu in Händen; aber „ich bedarf Ihrer Autoriſirung und „Ihrer Mitwirkung.“**

Der Leſer kann ſich darauf verlaſſen, daß mich mein Gedächtniß nicht trügt, und ich kann auf alle Fälle für die Gewißheit des Sinns vorſtehender Worte einſtehn.

Man kann ſich kaum die Wirkung vorſtellen, die dieſe Vorſchläge auf meine zutrauungsvollen Freunde machte. Alle erhoben ſich ſogleich, voll des höchſten Unwillens, und was ſich der General auch für Mühe gab, die Conferenz wieder einzuleiten, ſie war geendigt.

Jedermann ſieht, ohne mein Erinnern, die ſchändliche Schlinge, die **Wimpfen**, dieſer würdige Alliirte des Berges, uns legen wollte. Glückte es der Furcht oder der Begierde nach Rache, uns zu Ausführung dieſer Vorſchläge zu verleiten, ſo war es um die Republik, und um unſere Ehre geſchehn. Dann eben hatte der **Berg** gewonnenes Spiel. Dann natürlich war er nur republicaniſch, und wir, wie unſre jetzige Handlungen bewieſen, royaliſtiſch. Dann waren alle, jetzt nur als Royaliſten verfolgte Republicaner, feſtgehalten, eingekerkert und guillottinirt. Unſre Verſchwörung, würde der Berg geſagt haben, reiche bis in den Süden Frankreichs. Dann hätten wir, und nicht er, Toulon den Engländern überliefert. Freilich haben ſie nach ihren ſchrecklichen Triumphen nicht ermangelt, dieß von uns zu ſagen; aber unter Leuten von Verſtand haben ſie nie Glauben damit gefunden. Sie haben zu der nicht weniger lächerlichen Anklage des Föderalismus ihre Zuflucht nehmen müſſen.

Wimpfen ſchien ein wenig entrüſtet; zeigte aber doch beim Abſchied keine Erbitterung. Er empfahl uns nur, daß, da er nach Liſieux gehn müßte, und in Caen viele Menſchen ſich angelegen ſeyn ließen, uns beim Volk verhaßt zu machen, wir doch Alle da bleiben möchten.

Am folgenden Tage folgten wir, Barbaroux und ich, ihm nach Liſieux. Er wunderte ſich, uns da zu ſehn, nahm uns aber demungeachtet freundlich auf. Wir erfuhren hier, was er aber uns nicht geſagt hatte, daß er eben eine geheime Conferenz mit einem jener Unterhändler des Berges gehabt habe, die ſeit drey Wochen umhergereiſt waren, um ſowohl in Evreux, als allenthalben, wo ſie durchkamen, die Aſſignaten mit vollen Händen auszuwerfen; und die, ihres mächtigen Anhangs verſichert, ſelbſt bis in Caen, unter unſern Augen, dieſe Beſtechungen betrieben. Uebrigens fanden wir in Liſieux viele bewafnete Menſchen, aber keine Soldaten, keine Organiſation, keine Diſciplin, nur die Wuth Motionen zu machen. Eine unbekannte Hand hatte Alles, ſelbſt die Bretagner Bataillone, die bis dahin unerſchütterlich geweſen waren, umgeſchmolzen. Wimpfen unterließ nicht, uns auf dieſe Unordnung aufmerkſam zu machen, und daß das unmöglich ſo gehn könne; daß man alle Truppen nach Caen zurückführen, dieſe Stadt zum Mittelpunct unſres Widerſtandes machen müſſe u. ſ. w. Doch war er ſo artig, uns von ſeinen engliſchen Vorſchlägen nichts weiter hören zu laſſen.

Wirklich zogen die Truppen ſich am folgenden Tage von Liſieux zurück; da ſahen wir denn am Ende, daß in Weſten unſre Sache verloren ſey. Doch machte Wimpfen, nach ſeiner Rückkunft in Caen, wirklich ernſthafte Anſtalten zur Gegenwehr; er formirte ſeinen Generalſtab, vertheilte die Truppen, ſuchte ſein Lager aus, und legte Batterien von achtzehn Canenen an: indeſſen wirkten dieſe Demonſtrationen auf unſre Collegen nicht, was ſie ſollten.

Es ſcheint ausgemacht, daß Wimpfen den Tag vorher, durch einen der Abgeſandten des Wohlfahrts-Ausſchuſſes, dem Berge (und ich hoffe, man wird mich verſtehn, nicht dem ganzen Berge, noch allen ſeinen Oberhäuptern, ſondern den vornehmſten Cordeliers des Berges, wie Lacroix, Fabre d'Eglantine u. a. die ſo, wie auch der Dictator Robespierre, die Republicaner, Pethion, Guadet ꝛc. berücken wollten) Nachricht von dem üblen Erfolg ſeiner engliſchen Vorſchläge gegeben; daß hierauf der Berg beſchloſſen hatte, den Knoten unſrer bewafneten Macht aufzulöſen, aber ohne den Vortheil aufzugeben, über unſre Partey die Farbe des Royalismus zu verbreiten, die unſer Verderben bewirken ſollte; und daß er um dieſe Zeit, wenigſtens dem Schein nach, Toulon den Engländern zu überliefern beſchloß. Wer die Sachen nicht genau kennt, wird ſich vielleicht wundern über das, was ich ſage; aber, wenn der Augenblick nur erſt da iſt, ſo will ich mich näher über dieſe ſchreckliche Comödie von Toulon erklären.

Ehe ich indeß den traurigen Ausgang unſrer Angelegenheiten in Caen erzähle, wird man mir erlauben, einige andre Begebenheiten nachzuholen, die man mit Intereſſe leſen wird, und die ich, um nicht den Lauf der Erzählung der Hauptthatſachen zu unterbrechen, zurückgelaſſen habe.

Wimpfen war kaum nach Liſieux abgereiſt, als wir in Caen einen Menſchen ankommen ſahen, der uns ſeine Dienſte anbot, ein ſchlechter General, aber guter Parteigänger, eine Art von Huſaren-Commandeur, in der That ſehr geſchickt zu kräftigen Ueberfällen, und im Stande die Bataillons unter dem Trommelſchlag gegen den Tummelplatz anzuführen; er hieß Beyſſer. Wir empfahlen ihn Wimpfen, der ihn auf eine höfliche Weiſe abwies; Beyſſer ſuchte dafür die ganze Cavallerie zum Abfall zu verleiten; glaubte hiedurch ſich völlig mit dem Berge ausgeſöhnt zu haben, eilte nach Paris, um ſich bey ihm mit dieſem Manöver groß zu machen, ſcheint aber nicht vielen Glauben an ſeine Verſicherungen gefunden zu haben, weil man ihn bald darauf guillottinirte. Was mir einiges Vertrauen gleich im Anfang für ihn einflößte, war, daß er in Begleitung eines meiner würdigen Freunde, eines alten reinen Jacobiners und ächten Republicaners, ankam, nemlich mit Bois-Guyon, ſeinem Generaladjudanten, einem jungen hoffnungsvollen Menſchen, der in der Folge unſern Feinden auch in die Hände gefallen, und mit Girey-Dupré, der es verdiente, mit einem ſolchen Gefährten den glorreichen Tod zu leiden, auf dem Blutgerüſte geſtorben iſt.

Noch früher wie dieß vorging, hatte ſich in dem Intendantenhauſe, wo wir logirten, ein junges Frauenzimmer, um Barbaroux zu ſprechen, gemeldet, die mit dem edelſten Wuchs und einer einnehmenden Bildung, den feinſten und ſittſamſten Anſtand zeigte; in ihrer zugleich ſchönen und reitzenden Geſtalt, in ihrem ganzen Weſen erblickte man eine Miſchung von Sanftmuth und von Stolz, die ihre himmliſche Seele anzeigte; ſie kam ſtets begleitet von einem Bedienten, und wartete auf Barbaroux in dem Saal, wo faſt alle Augenblicke einer von uns durchging. Seitdem dieſes Frauenzimmer die Augen der ganzen Welt auf ſich gezogen hat, haben wir uns oft alle genauern Umſtände ihrer Beſuche, denen freilich, wie wir jetzt wiſſen, eine für Jemand von ihren Verwandten zu erbittende Gefälligkeit nur zum Vorwande diente, mit Begierde ins Gedächtniß zurückgerufen. Ihr wahrer Zweck war ohne Zweifel, einige von jenen Stiftern der Republik, für die ſie ſich aufopfern wollte, kennen zu lernen; und vielleicht ſah ſie es auch nicht ungerne, wenn ihre Züge dereinſt beim Andenken an ihre That, unſerer Einbildungskraft gegenwärtig wären. Nein! nie werde ich dich vergeſſen! Charlotte Corday! umſonſt werden maratiſtiſche Maler ſich verſchwören nur ein verzerrtes Bild deiner Reitze zu geben; du bleibſt ewig vor unſern Augen ſchön, ſittſam, ſtolz wie du uns erſchieneſt; dein Anſtand wird vor uns ſtets dieſe geſetzte Würde, und dein Blick dieſes Feuer haben, das die Beſcheidenheit mäßigte; dieſes Feuer, das himmliſcher bei deinem letzten Beſuch, und an dem Tage ſtrahlte, nach welchem du hingingſt, deine That an jenem Menſchen zu vollenden, deſſen phyſiſche Scheußlichkeit, ſeine Anhänger ſelbſt, indem ſie ſein Bild der Nachkommenſchaft überliefern, nicht verhehlen können.

Nie hat ſie, das erkläre und betheure ich hiemit! uns das mindeſte von ihren Abſichten entdeckt. Und wenn wir ſolche Handlungen anzurathen im Stande geweſen wären, und ſie uns um unſere Meinung gefragt hätte, würden wir denn wol auf Marat ihren tödtlichen Stahl gelenkt haben? Auf Marat, von dem wir wußten, daß er von einer ſchrecklichen Krankheit zernagt war, und nur noch eine kurze Exiſtenz übrig hatte? . . . Laßt uns den Willen der Vorſehung mit Unterwürfigkeit ehren! ſie, die gewollt hat, daß Robespierre und ſeine Mitverſchwornen lange genug lebten, um ſich untereinander aufzureiben, lange genug, um es der franzöſiſchen Nation, die nun nicht länger zweifeln wird, aufzudecken: daß die Einen verrätheriſche Royaliſten, und der Andere der ehrſüchtigſte aller Tirannen war!

In dem Strudel der großen Begebenheiten, die ſich in dieſem Zeitpunkt drängten, haben vielleicht Wenige die erhabne Beſtimmtheit in den Antworten dieſes bewundernswürdigen Frauenzimmers auf die Fragen der elenden Schurken, die ſie thaten, bemerkt. Welcher Adel der Gedanken und des Ausdrucks iſt in jenem unſterblichen Briefe, den ſie, wenige Stunden vor ihrem Tode, an Barbaroux ſchrieb, und den ſie, voll der tiefſten republicaniſchen Delicateſſe, aus dem Zimmer Briſſots zu datiren Sorge trug!

Von Allem, was die franzöſiſche Revolution Schönes geliefert hat, wird entweder nichts, oder dieſer Brief, die kommenden Jahrhunderte überleben. O! mein lieber Barbaroux! wenn ich in deinem Schickſale, das ſo ſehr verdient, daß man es ſich ganz wünſche, je etwas beneidet habe, ſo iſt es das Glück in dieſem Briefe genannt zu werden: Doch! auch mein Name iſt in ihrem Verhör durch ihren Mund gegangen! So habe alſo ich den Preis aller meiner Mühſeligkeiten erhalten, den Erſatz für die Opfer, die ich dargebracht, den Erſatz für den nagenden Schmerz meiner Trennung von dir, meine Lodoiska! und die Linderung für die letzte Quaal, die mir bevorſteht, wenn ich hören werde, daß unſre wilden Verfolger, ſinnreich mich in meinem letzten, aber koſtbarſten Gut zu martern, auch dich tugendhaftes Weib gemordet haben! Ja! das Schrecklichſte komme! Charlotte Corday hat mich genannt, und ich bin der Unſterblichkeit gewiß! .... Verklärte! Du, die du dereinſt der Abgott der Republicaner ſeyn wirſt, vernimm in Elyſium, wo du mit den Vergniauds, den Sydneys, den Brutuſſen wandelſt, meine letzten Wünſche: bitte den Ewigen, daß er über die Tage meines holden Weibes wache, daß er ſie mir wiedergebe, daß er uns in einer ehrenvollen Armuth ein Fleckchen freier Erde bewillige, wo wir unſre Häupter hinlegen können, eine ehrliche Handthierung, meine Lodoiska zu ernähren, und eine gänzliche Dunkelheit, die uns unſern Feinden entzieht, endlich einige Jahre Liebe und Glück. Wenn aber meine Bitten nicht erhört werden, und meine Lodoiska aufs Blutgerüſte fallen ſollte — dann möge ich nur bald es erfahren, und ich werde nicht zögern an den Ort zu gehen, wo du regierſt, mich mit meinem Weibe zu vereinigen, und mich mit dir zu unterhalten.

Ich weiß es, Viele, die dieſes leſen, werden mich der Schwärmerey anklagen! Sey es! Nie haben kalte Menſchen große Dinge gethan. Auch jener Jüngling, deſſen Handlung die Geſchichte aufbewahren wird, war alſo ein Schwärmer? leider iſt mir ſein Name entfallen! Die ſchöne Corday war eben in den Kerker geführt: plötzlich erbietet ſich ein junger Mann für ſie zu ſterben. Freilich erhörten die Cordeliers nur einen

Theil ſeiner Bitte; er überlebte diejenige nicht lange, für die er hatte ſterben wollen *).

Als die Bretagner, die im Grunde die einzigen noch waren, auf die wir uns verlaſſen konnten, erfuhren, daß ihre Primär-Verſammlungen die Conſtitution angenommen hatten, erſtaunten ſie; es fehlte nun nicht in unſern Haufen an gut bezahlten Rednern, die auf eine feine Art bewieſen, daß ſich nun dem Berg widerſetzen, eben ſo viel hieße, als ſich ſelbſt als Faction aufwerfen. So ſind die Menſchen: wenn der Sieg nicht gewiß iſt, ſo äußert man ſich nicht gerne; man geht lieber nach Hauſe, als daß man

ſich

---

*) Ein anderer, Adam Lux, außerordentlicher Deputirter von Mainz, hingeriſſen von Bewunderung, verfertigte in der Geſchwindigkeit eine kleine Lobrede auf die Handlung der Corday, und trieb die Kühnheit ſo weit, ſie drukken zu laſſen, und dabey vorzuſchlagen: ihr eine Statue, mit der Innſchrift: „Größer wie Brutus,“ zu errichten. Man warf ihn bald in die Abtey. Bey ſeinem Eintritt in dieſelbe, rief er mit Entzücken: „ſo ſoll ich „alſo ſterben für Charlotte Corday!“ Einige Tage nachher ſtarb er auch auf dem Blutgerüſt.

ſich ſchlägt. Doch ſtanden unſre Bretagner, von Natur ſehr brav, noch an; aber mit ihnen erreichte man bald auch ſeinen Zweck: die Adminiſtratoren des Calvados-Departements, die doch in der Folge guillottinirt wurden, gingen ſo weit, ihnen zu bedeuten, daß, da ſie die Conſtitution angenommen hätten, ſie Soldaten dieſer Art zu Caen nicht mehr dulden könnten. Die föderirten Bretagner, ſo auf eine feige Art im Stiche gelaſſen, kehrten nun zu ihren Wohnungen zurück!

Man glaubt, daß Wimpfen ein ſicheres Geleite vom Berge hatte, und auch eine ſichere Gelegenheit nach England zu entkommen! Was aus dem Herrn von Puyſay, der ſich bey Vernon auf eine ſo dienſtfertige Art ſchlagen ließ, geworden ſey, kann ich nicht ſagen. Die Frau von Puyſay war nach Bourdeaux zurückgegangen; ſie wurde durch einen Unteragenten, der um die Geheimniſſe nicht wußte, denunciirt, arretirt, und nach Paris geführt. Man hat ſeitdem nichts weiter von ihr gehört; und ob ſie gleich ſehr hübſch iſt, ſo werden Viele mit mir glauben, daß ihre Schönheit nicht der wahre Grund der Gnade war, mit der die Böſewichter ſie behandelten.

Aber was wurde denn aus den übrigen unglücklichen proſcribirten Deputirten? Ihre traurigen Schickſale werden der Inhalt des letzten Theils dieſer Memoiren ſeyn.

Nachdem ich in dem Gewühl einer großen Stadt lange Zeit Menſchen in dem Schooß der entmannendſten Ueppigkeit, und in einem Taumel von Freuden der Galanterie, die man Liebe nannte, und bey dieſen Sybariten ein entartetes Volk ſtudirt hatte, das nur noch die Kraft hatte, bey dem empörendſten Druck nicht zu verzweifeln: dann erſt wagte ich es, vorher zu verkündigen, daß weder die Unterdrücker noch die Unterdrückten Muth genug haben würden; dieſe keinen, um ſich zu erheben, jene keinen, um der Empörung entgegen zu treten, ausgenommen, wenn ſie nach allen menſchlichen Ausſichten dennoch nicht Statt finden würde. Ich habe mich nur halb geirrt: eine große Veränderung kündigte ſich in der Regierung Frankreichs an: das Privatintereſſe weckte heftige Leidenſchaften, aber ihr erſter Stoß war glücklicherweiſe mehr lärmend, als ſchrecklich.

Die Begebenheiten nahmen nachher einen ernſthaftern Character an: kühnere Factionen zeigten ſich. Zwiſchen dem Hof, der für die Wiederkehr der alten Mißbräuche complottirte, und zwiſchen der orleansſchen Partey, die ſich nur gegen ſie erklärte, um ſie zu ihrem Nutzen wieder hervorzurufen, zwiſchen dieſen beiden erhob ſich, auf eine heldenmüthige Art, die Partey der tugendhaften Verſchwörer. Ihre edelmüthigen Bemühungen bewirkten einen Convent, mit dem Auftrage, eine Republik zu conſtituiren: unglücklicherweiſe konnte er nie etwas anders, als ſie: decretiren. Anfangs war es nur ein leerer, ach! bald wurde es ein trauriger Name: die Sache ging durch ihn verlohren. Aber fortgeriſſen auf dieſes große Theater, das ich für den Schauplatz der edelſten Leidenſchaften hielt, was ſahe ich beim erſten Blick? Von der Mitte des Berges bis an ſeine Spitze nur die anmaßendſte Unwiſſenheit mit Anſpruch auf die verdienteſte Celebrität; den brennendſten Golddurſt, grobe Ueppigkeit, eine unverſöhnliche Rachſucht, und den entehrendſten Neid, in Verzweiflung über den Einfluß des Talents, gepaart mit einer Ehrſucht, die, um zu herrſchen, zu den kühnſten Verbrechen

chen ſich anſchickte! Und wie nun dieſe Böſewichter ihre ſchreckliche That vollendet hatten; wie ſie nun herrſchten über die Trümmer alles Eigenthums, und die ihrer Stimme gehorſame Menge ſich in Fluthen unſchuldigen Bluts badete; wie durch obrigkeitliche Perſonen die Plünderung organiſirt, der Atheismus auf Grundſätze zurückgebracht, und mein Vaterland mit 200,000 Schaffotten bedeckt erſchien: — da erkannte ich die große Wahrheit, daß von allen Arten der Knechtſchaft, die Knechtſchaft der Anarchie die unerträglichſte ſey. Sobald die unwiſſende und betrogne Menge herrſcht, verdoppeln ſich die Laſter wie die Herrn! Der Eine raubt, der Andre mordet; der quält ſeinen Feind, läßt ihn einſperren und hinrichten; ein Andrer findet mehr Vergnügen darin, ſeine Frau in Requiſition zu ſetzen; noch ein Anderer, der keinen Schleier umhängen mag, findet für gut, ſeine Tochter zu entehren, und das zitternde Schlachtopfer iſt noch glücklich, wenn ſie nach befriedigter Luſt nicht am Ende noch dem Henker in die Hände fällt: kurz, man könnte ſagen Jeder iſt ſinnreich, Bubenſtücke zu erſinnen, über die die Natur bis jetzt noch nicht geſeufzt hatte. Sobald eine neue

Grauſamkeit erfunden iſt, iſt ſie auch ſchon geheiligt; und dann ſetzt dieſe Erfindung wieder Andre in Thätigkeit. So gibt es in meinem entehrten Vaterlande tauſende von Buben, deren Handwerk eigentlich iſt, Verbrechen zu begehn, und unter dieſen immer die empörendſten und unerhörteſten, vorzuziehn. So verirrt ſich ein Volksrepräſentant in der Vendee bis zu dem Grade, ein Büttel zu werden, und ſich einen Rächer des Volks zu nennen. Die Wildheit, womit er in voller Volks-Verſammlung das Gelübde ablegt und es hält, täglich zwanzig Franzoſen die Köpfe abzuſchneiden, iſt ihm eine bürgerliche Tugend! So berathſchlagen zu Commüne Affranchie — welche lächerliche Abſcheulichkeit liegt in dieſem Namen! — Collot d'Herbois, auch Repräſentant, Ronſin, Befehlshaber der Armee, und einige andre Patrioten, ganz ruhig eine Stunde lang über die beſte Art, binnen kurzer Zeit acht bis zehntauſend Lyonner zu ermorden! So erſchallt unter dem Donner der Kartätſchen, und unter dem Geziſche von hundert Säbelhieben, die Luft von dem wiehernden Beifallsgeſchrey eines zahlreichen Volks! So wird die Guillotine, der National-

Altar, auf den der Bruder den Bruder, der Vater ſeinen Sohn liefern wird! So verdammt man ein unglückliches Weib, die ihrem Mann händeringend bis an den Hinrichtungsplatz gefolgt war, mehrere Stunden unter dem Schlachtmeſſer zu zittern, während der Cadaver ihres enthaupteten Gatten mit ſeinem blutigen Rumpfe auf ſie gelegt, und ſie tropfenweiſe mit Blute benetzt wird; und dieß unter dem Freudengeſchrey des Volks! So endlich ergießt ſich eine unermeßliche Maſſe von den unerhörteſten Verbrechen, wie ein ausgetretner Strom, verbreitet ſich über ein weites Reich, und droht die Welt zu verwüſten! Ach! warum hat es einer ſo ſchrecklichen Erfahrung bedurft, um mich auf immer von der Wahrheit zu überzeugen, daß ohne Unterſchied des Reichthums oder des Elends, der Bildung oder der unwiſſenden Rohheit, nur die Tugend ausgenommen, die aber auch nur einigen glücklichern Sterblichen zu Theil wird — die Menſchen zu Sclaven geboren ſind, weil ſie böſe ſind, oder vor böſen Menſchen kriechen! —

So lange noch ein Strahl von Hofnung blieb, dieſe raſende Secte zu demüthigen, durcheilten wir die Departements, weniger um in ihnen Zuflucht zu finden, als vielmehr die Herzen zur Indignation, und die Hände zum Kampf zu bewegen! Umſonſt! Heberts ekelhafter Machiavellismus war mächtiger! Schon begann die Furcht, unter dem Namen der Klugheit, die departementelle Verbindung aufzulöſen, und die Hofnungen der Freiheitsfreunde in ihren letzten Rettungsmitteln aufs Spiel zu ſetzen! Weder in Marſeille, noch in Bordeaux, noch in einer der Hauptſtädte des Reichs, konnte ſich der träge, furchtſame, ſorgloſe Eigenthümer entſchließen, auf einen Augenblick ſeinem Heerd zu verlaſſen! Söldner ſchickt er ſtatt ſeiner; als wenn es ſchwer wäre vorauszuſehen, daß Menſchen, die er für ſich gekauft hatte, auch wieder von Andern gegen ihn ſelbſt gekauft werden könnten. Auf der andern Seite zog der Berg, verwegen und ausgelernt auf Bubenſtücke, den Dolch gegen das Vaterland. Er fand unwürdige Soldaten genug, die ihm dienten, wenn es darauf ankam Tonnen zu leeren, Weiber zu überraſchen, oder Geldkaſten zu öfnen; mit dem Geſchrey: es lebe die Republik! erwürgten ſie Republicaner; um ihr Vaterland frey zu machen, halfen ſie mit, es zu unterjochen.

Paris, dieß neuere Rom, hatte ſie ausgeſpieen. Dieſe ehrloſeſten aller Agenten der Verderbtheit und des verkappten Royalismus, brachten den *eroberten Provinzen* nur Feſſeln, und empfingen die Huldigungen, die dieſe Sclaven ihrem blutigen Proconſulat darbrachten. Die vormals ſtolzeſten Städte fielen vor zwey oder drey *Jacobinern*. Die Republik war dahin! Und wir, ihre unglücklichen Stifter, wir ſollten erfahren, was es Schreckliches hat, *gekannt*, von allen Böſewichtern *verfolgt*, und von allen Feigen *verlaſſen* zu ſeyn. Das thaten diejenigen, die wir, umgeben von ungeheuren Gefahren, beſtändig vertheidigt hatten; ſie boten uns in unſerm Mangel auch nicht den kleinſten Theil ihres Vermögens an, das ſie morgen auf den Knieen, jedem Räuber, der da kam, geben mußten. Diejenigen, deren Leben wir zehn Monate lang mit Gefahr des unſrigen vertheidigt hatten, verſagten uns in finſtern und unfreundlichen Nächten ihr Dach. Uns, die der Kummer verzehrte, die, in Wäldern umherirrend, eine Beute des Hungers und Durſtes zu werden drohten, uns ließ man gegen Alles dieß nur unſern Muth, nur das Labſal eines durchbrechenden Strahls von Hofnung, nur die Egide unſerer Unſchuld, und die mächtige Hand einer ſchützenden Vorſehung. Dieſe ſchrecklichſte aller meiner ausgeſtandenen Prüfungen war mir aufbehalten. Unglücklicher! Hätteſt du geglaubt, zwanzigjährige Freunde würden dich von ihrer Wohnung verſcheuchen; und bis zu den Füßen des Schaffots ſtoßen? Ich hatte die Menſchen in ihrem öffentlichen Leben in Maſſe handeln geſehn; ich hatte Gelegenheit, ſie im Einzelnen, in ihren häuslichen Verhältniſſen, kennen zu lernen, und der Haß folgte bald auf die Verachtung. Wenn ſelbſt in einem Lande, deſſen moraliſche und politiſche Wiedergeburt ich nicht ferne glaubte, die guten Menſchen ſo feige, und die böſen ſo wüthend ſind: ſo iſt es klar, daß ein jeder Haufen Menſchen, den Unſinnige, wie ich **Volk** nennen, nur in der That eine blödſinnige Heerde iſt, die überglücklich ſich befindet, wenn ſie nur vor einem Herrn kriechen kann *). Robespierre oder Mazaniello! Marat oder Nero! Caligula oder Chalier, Hebert oder Pitt, Cartouche oder Alexander, Desrues oder Orleans — das iſt alles gleich! Jeder Böſewicht, der Ehrſucht mit Glück in den Umſtänden verbindet, kann, wie ſie es nennen, zu einem hohen Schickſal gelangen; nur mit dem Unterſchiede, daß der Geſchickteſte oft von der Höhe in die Tiefe ſinkt, und der Unglücklichſte herrſcht *).

---

*) Man ſtelle ſich nur lebhaft meine Lage vor, und man wird ſolche Reflexionen nur zu natürlich im Uebermaaß des Unglücks finden.

---

*) Cromwell, dem Robespierre ſo ähnlich iſt, nur allein die Talente ausgenommen, dieſer Cromwell, von Natur grauſam und unandächtig, verſtand durch eine doppelte Heucheley einen Hang zur Gnade mit dem Eifer für die Sache Gottes zu affectiren; ſobald er wirklich auf dem Thron war, ſo glaubte er ſich beſtändig von Meuchelmördern umgeben; er trauete ſeinen eignen Garden nicht. Die Piſtolen hatte er des Tags in der Taſche, und des Nachts beſtändig unter ſeinem Kopfküſſen. Er aß kaum; er ſchlief faſt nicht mehr. Jeden Abend wechſelte er Zimmer und Bett. Wer würde wol für dieſen Preis dem Tode die Krone vorziehn? Viele ehrſüchtige Schurken vielleicht. Aber daraus wird man doch nicht ſchließen, daß ſie glücklich wären? Und ſelbſt für ſie, wäre es nicht beſſer zu ſterben?

Unter einer ſolchen Peſt von Verderbtheit iſt es aber doch ein erheiternder Troſt, erklären zu können: daß es in Frankreich noch Weſen gibt, die würdig ſind, frey zu ſeyn. Jenes Geſchlecht, das man gewöhnlich nur für leichtſinnig und furchtſam hält, hat uns die rührendſten Beiſpiele hievon gegeben. Frauenzimmer haben uns die aufmerkſamſte Pflege, und alle jene muthige Hülfe geleiſtet, die ein großmüthiges Mitleiden dem unverdienten Unglück ſo gerne leiſtet! O! Madame . . .! ich kann Sie nicht nennen, ohne Sie unglücklich zu machen: aber die Tugend bleibt nicht unbelohnt! Und wäre es auch immerfort unmöglich, daß ich Sie der Erkenntlichkeit der Republicaner einſtens empföhle, o! ſo zweifeln Sie nicht: der, der Ihre ſchöne Seele nach ſeinem Bilde ſchuf, Ihr Gott, und der meinige, ein Gott der Wohlthätigkeit und der Gnade, wird nicht jener gefahrvollen Dienſte, die Sie uns geleiſtet haben, vergeſſen; ſeinem Auge wird es nicht unbemerkt geblieben ſeyn, daß Sie, umringt von unſern Henkern, ihnen doch ihre Beute entriſſen haben . . . . *).

Die

---

*) Ach Himmel! Dieß großmüthige Frauenzimmer war die Schwiegerinn von Guadet,

Die Adminiſtratoren von Calvados gaben den übrigen Adminiſtrationen der empörten Departements das Signal eines ſchändlichen Abfalls. In der Stille, ohne uns ein Wort zu ſagen, hatten ſie *mit dem Berge* ſich verglichen; erſt den dritten Tag benachrichtigten ſie uns davon, und man höre, wie: ſie ließen den Anſchlagzettel, der unſere *Achtserklärung* enthielt, ſelbſt an der Thür des Intendantenhauſes ankleben. Die *Bretagner*, die am folgenden Tage abmarſchirten, zeigten ihnen den tiefſten Unwillen über eine ſo treuloſe Unverſchämtheit! Sie boten uns ihre Waffen an; wir nahmen ſie an, nicht um Rache zu üben, ſondern um für unſere Sicherheit zu ſorgen. Als wir ihren Deputirten erklärten: daß wir bereit wären, in ihren Schooß zu eilen, und die Freiheit in ihren Departements zu retten ſuchen wollten, da war nur Ein Freudengeſchrey!

---

die Bürgerinn *Bouquet*! .... Sie iſt auf dem Schaffot geſtorben; man hat ſie mit ihrem Manne, ihrem Schwager, und dem Vater von *Guadet* hingerichtet! Sie iſt todt! und *Julien* der Sohn, ihr Mörder, lebt noch? Gott der Gerechtigkeit, wo biſt du?

Wir reiſten auch wirklich am folgenden Tage ab. Man theilte uns in drey Haufen, von denen jeder, ſich wieder mit einem der drey Bataillone zu vereinigen, angewieſen war. Wir marſchirten wie gemeine Soldaten, und die, die uns in ihre Mitte aufgenommen hatten, ſchienen ſich zu freuen, dieſe zwanzig Repräſentanten, zu deren Rettung ſich faſt ganz Frankreich, nemlich neun und ſechszig Departementer coaliſirt hatten, ihre Cameraden nennen zu können. In der That hatte auch unſre Lage im Anfange etwas Angenehmes und ſehr Reitzendes. Ich fand es für mich ſehr angenehm mit dieſen braven Leuten den Tag über zu Fuß zu marſchiren, mit ihnen zu eſſen und zu trinken! Wie wohl ſchmeckte mir mit ihnen ein Glas Cyder und das Stückchen Kommißbrodt mit Butter beſtrichen! Beim Nachtquartier ging ich mit meinem Anweiſungsbillet, ohne alle Anſprüche, zu einem Privatmann, der, weil er mich für einen Freiwilligen hielt, keine Umſtände mit mir machte, und auch mich dadurch von aller Ceremonie entband. So etwas freuete unſre braven Bretagner; aber die Departements L'ille und Vilaine, Mayenne, und vorzüglich Finiſterre hatten auch den großen Fehler der ſüdlichen Departements vermieden, nemlich bloß Miethlinge zu bewafnen. Unſere Freiwilligen im Gegentheil, waren größtentheils junge Leute von Erziehung, ſehr wohl von dem Streit unterrichtet, worauf es ankam, und die man nicht ſo leicht hätte kaufen können. Aber bey aller Vorſicht hatten ſich dennoch einige heftige, brauſende Menſchen, verkappte Anarchiſten, in die Compagnieen eingeſchlichen; obwol ſie bey weitem an Zahl die geringſten waren, ſo verſchaften ihre ehrloſe Tactik und verabſcheuungswürdige Intrigen ihnen doch oft den Sieg. Schon in Liſieux war dieß zuweilen auffallend geweſen, und auch wir ſollten bald eine traurige Erfahrung davon machen.

Nach mehrern Märſchen, waren wir endlich zu Vires angekommen. Ich hatte daſelbſt erfahren, daß der Berg, kühn gemacht durch den übeln Erfolg unſrer Bemühungen, die Kerker immer mehr und mehr mit ſeinen Verdächtigen anfüllte. Ich dachte an Lodoiska und zitterte! Ein wenig müde, war ich um ſechs Uhr zu Bette gegangen. Noch um Mitternacht wachte ich aber; ich hatte kein Auge zuthun können. Plötzlich kömmt Jemand und meldet mir, daß eine Dame mich zu ſprechen verlange. Es war Lodoiska! Man ſtelle ſich meine Freude vor!

Gutes Weib! Kaum hatten die Beller der Pariſer Journale den großen über die Royaliſten von Calvados bey Vernon errungenen Sieg ausgepoſaunt, als ſie, voll Ahnung unſres weitern Unglücks, auch ſchon geeilt hatte, was ihr noch von Koſtbarkeiten übrig blieb, zu verkaufen, und mir nachzukommen. Sie erklärte mir, daß von nun an, in mein Schickſal verwickelt, ſie meine Verbannung, mein Elend und meine Gefahren theilen wolle. Damals war es, wie ich, gerührt über ſo viele Großmuth, und doch überzeugt, daß meine dürftigen Umſtände ihren Entſchluß nicht mehr wankend machenkonnten, es wagte, ſie zur Knüpfung unſerer ehelichenBande einzuladen, da ihre erſt ſeit zehn Monaten geſchehene Eheſcheidung uns nach dem Geſetz dieß nicht früher zu thun erlaubte! Himmel! unter welchen Umſtänden ward dieſer Vertrag beſchworen! Pethion, Buzot, Salle und Guadet waren unſre Zeugen.

Ihre dringendſte Bitte war nun, dem nächſten Hafen zuzueilen, und im erſten ſeegelfertigen Schiffe nach America zu gehn. Ich zeigte ihr Lyon, Bourdeaux, Marſeille, dieſe letzten Verſuche für die ſterbende Republik! Ich bat ſie, ſich an meine Pflichten zu erinnern. „Gut! „ſagte ſie, aber trennen wollen wir uns nicht „mehr.“ Ich ſchwor es. Ach! wie oft zwang mich das Schickſal meinen Schwur zu brechen!

Zu Fougeres trennten ſich die Bataillone; Mayenne um Laval, Iſle und Vilaine um Rennes zu erreichen; das Bataillon Finiſterre ſetzte ſeinen Weg nach Breſt fort. Jedes der drey wünſchte uns zu behalten, und verſprach uns Sicherheit! Sicherheit war uns nicht genug. B.... den wir vor uns nach Rennes geſandt hatten, kam mit der Nachricht, daß wir uns nur dahin wenden ſollten, wo wir Mittel finden würden, das Meer zu erreichen, und ſodann auch gewiß eine Fiſcherbarke, die uns nach Bourdeaux bringen könnte. Barbaroux widerſetzte ſich aber dieſem Vorſchlage heftig. Er war der Meinung, daß wir beſſer thäten nach der Seite von Quimper uns zu wenden, wo Kervelegan, unſer College, da er einige Tage ſchon vorweg gereiſt war, uns gewiß einen kurzen Aufenthalt, und auch Mittel zum Einſchiffen ausfündig machen würde. Seine Meinung behielt die Oberhand, und ich glaube, wir haben alle Urſache damit zufrieden zu ſeyn.

Wir machten uns alſo, begleitet von dem einzigen Bataillon von Finiſterre, auf den Weg von Fougeres nach Dol. Zu Antrain ſchliefen wir, wenn ich nicht irre. Ueberhaupt muß ich bemerken: ſo geſchwächt mein Gedächtniß auch iſt, ſo ſind mir die Begebenheiten doch alle ſehr gegenwärtig; nur in den Gegenden, und in dem genaueren Datum eines Umſtandes trügt es zuweilen; und in der Höhle, in der ich ſchreibe, fehlen mir alle Hülfsmittel, ſie zu berichtigen. Ich habe nicht einmal eine Charte von Frankreich. Mag alſo übrigens der Flekken Antrain jenſeit oder dieſſeit Fougeres liegen, gewiß iſt es, daß wir daſelbſt in einige Gefahr geriethen. Dieſer Ort war gewaltig jacobiniſirt. An die zweihundert Schurken hatten das ſchöne Project gemacht, in der Nacht über das in den Privathäuſern zerſtreute Bataillon herzufallen, es zu entwafnen, und ſodann über die Deputirten ſich zu machen, und ſie, wenn ſie ſie lebendig haſchen würden, dem Berge zuzuſchicken, oder, wenn ſie Widerſtand leiſteten, niederzuſtoßen. Das ganze Unternehmen aber wurde entdeckt, eben wie man die letzte Hand an den Plan gelegt hatte; wir ſtellten doppelte Poſten aus, und ließen gute

Pa

Patrouillen ſtreiſen; da fanden die Würger denn auch für gut zu Bette zu gehn.

Aber ein wenig vor Dol wurde die Sache ernſthafter; wir bekamen die gewiſſe Nachricht, daß die Municipalität dieſer Stadt alle ihre Freiwilligen bewafnet, Canonen vor dem Gemeindehauſe aufgepflanzt, nach Saint Malo um Hülfe von Nationalgarden und Garniſonſoldaten geſchickt, und überhaupt die Sache ſo eingerichtet hätte, daß dieſe am Abend ankommen ſollten; alſo nach ihrer Rechnung noch früh genug, denn wir wollten am Vormittage da ſeyn, und bis zum andern Tage daſelbſt verweilen. Unſre braven Finiſterrer ſchickten ſich auf dieſe Nachrichten ſogleich zum Gefecht an; Flinten und Canonen wurden geladen; wir marſchirten ſchneller, und kamen zu Dol zwey Stunden früher an. Bey unſerm Eintritt marſchirten wir, als ob es zum Angrif ginge, mit aufgepflanztem Bayonnet, und ſtellten uns vor dem Gemeindehauſe in Schlachtordnung. Die Canonen waren hier wirklich aufgepflanzt, aber abgebrannt wurden ſie nicht. Eine Deputation unſerer Freiwilligen ging zum Maire, um ſich Erklärung über die übeln Gerüchte, die umherlieſen,

ſen, auszubitten. Er antwortete ihnen, daß Alles wahr ſey; bezeugte aber, daß er nicht geſonnen wäre den Rückmarſch des Bataillons zu hindern, ſondern ſich bloß der verrätheriſchen Deputirten, die ſie unter ſich aufgenommen hätten, verſichern wolle. Die Deputation war kaum mit dieſer Antwort zurück, ſo ging der Lärm an: die Bretagner wurden hitzig. Hätte der Befehlshaber und wir uns nicht vereinigt, ſie zu beſänftigen, ſo wäre der Bürgerkrieg in Dol angefangen worden. Sie bewilligten die Nacht auſſerhalb der Stadt zuzubringen, aber ihr Mittags-Eſſen verzehrten ſie doch darinn. Dieſe braven Männer wollten uns keinen Augenblick verlaſſen; wir hielten unſer Mahl auf dem öffentlichen Markt. Wenn Leute vorübergingen, ſo riefen ſie: „Nun „wenn ihr ſie ſo gerne haben wollt, ſo ſchlagt „nur den Generalmarſch, und kommt!“ Alle dieſe Auftritte bereiteten uns nicht wenig vor zu dem, was wir morgen erfahren ſollten.

Drey Meilen oberhalb Dol, auf der großen Straße von Dinan, wo wir Nachtlager halten wollten, war ein gefährlicher Ort: ein Defilee auf einer Anhöhe, vorne am Eingange eines Holzes. Die drey tauſend Mann von Saint-Malo, von denen alle Nachrichten ausſagten, daß ſie ſich auf dem Marſche beſänden, konnten dieß Defilee beſetzen, und da, im Beſitz unermeßlicher Vortheile, unſre braven achthundert Bretagner erwarten. Das Alles wußten dieſe indeſſen ſehr gut, und waren demungeachtet, nach wie vor, unerſchrocken; auch jetzt erneuerten ſie ihren Schwur, lieber umzukommen, als uns zu verlaſſen. Wir waren in ihren Reihen, feſt entſchloſſen, nur todt in die Hände der Trabanten des Berges zu fallen. Meine Lodoiska und einige andre Frauenzimmer folgten in einem Wagen. Man kann ſich leicht ihre Unruhe denken. Wie wir endlich bey dem gefürchteten Ort ankamen, fanden wir keinen Menſchen *). Zu Dinan wurden wir herrlich aufgenommen; Jeder beeiferte ſich, uns Betten anzubieten.

Bey Anbruch des Tages weckte uns ein großer Lärm aus dem Schlafe. Unſre Bretagner zankten ſich auf dem Platze; die Clubredner von Li-

---

*) Man hat uns nachher verſichert, daß die drey tauſend Mann von Saint-Malo im Gegentheil berathſchlagt hatten, nicht gegen ihre Brüder von Finiſterre zu marſchiren.

ſieur hatten die Nacht Alles mögliche gethan, ihre ſchwachen Brüder zu verführen; dieſe Schwachen hatten endlich nachgegeben; nun wurde eine allgemeine Volksverſammlung gehalten, worinn alle ſchrieen, daß der Convent anerkannt ſey, weil man die Conſtitution angenommen habe, und daß geächtete Deputirte ſchützen, ſo viel hieße, als eine Faction gegen die National-Souveränität aufſtellen. Die Aufgeklärtern und Beſſerdenkenden, hierüber traurig, erwiederten, daß die Majorität der Departements die jetzigen Herrſcher im Convent noch nicht anerkannt habe; daß überdieß tugendhafte Repräſentanten, die ſich ihnen auf Treu und Glauben, vor allen übrigen föderirten Bataillons, in die Arme geworfen hätten, verlaſſen, und verrätheriſchen Händen überliefern, eine für ganz Finiſterre entehrende Handlung ſey. Dieſer letzte Grund unſrer Freunde, die noch immer die ſtärkſte Zahl ausmachten, gab ihren Vorſtellungen einen hohen Grad von Nachdruck. Umſonſt kam nun ein Courier mit der Nachricht an, daß die drey tauſend Mann von Saint-Malo wirklich auf Dinan im Anzuge wären, und daß von der andern Seite Saint-Brieux auch Truppen marſchiren laſſe; ſo daß unſer Bataillon zwiſchen zwey Feuer kommen würde. Unſere Freunde behaupteten: ſo etwas ſey gar nicht wahrſcheinlich, und wäre es auch wahr, ſo ſey es ihre Pflicht, uns nicht zu verlaſſen; auch könne keine Frage mehr Statt finden: ob man den Tod der Schande vorziehen wolle? Kurz: der Streit wurde immer heftiger, und es ſchien möglich, daß es zwiſchen den Unſrigen noch zum Blutvergießen kommen würde. Um dieß zu hindern, entſchloſſen wir uns von jetzt an, unſer Heil nur von uns ſelbſt zu erwarten. Bey der Nachricht, daß wir uns vom Bataillon trennen würden, um auf Nebenwegen allein nach Quimper zu gehn, verſuchten unſre Braven alles Mögliche, uns zurück zu halten. Aber ſie ſahen bald, daß unſer Entſchluß genommen war. Nun beeiferten ſie ſich, uns wenigſtens alle Mittel, die uns zu unſrer Reiſe fehlten, aufzudringen. Geld wollten wir nicht annehmen; aber daß man uns unſern ganzen militäriſchen Anzug, als Freiwillige, ſo vollſtändig wie möglich machte, war uns ſehr lieb. Unter dieſem Namen wollten wir unſere Wanderung antreten, und unſre Sicherheit erforderte, daß uns nichts fehlte. Man ſuchte die beſten Gewehre, die beſten Säbel, und eine mit ſcharfen Patronen herrlich verſehene Patrontaſche aus; auch zogen wir über unſre Uniformen jene Art weißer Kittel mit Roth aufgeſchlagen, die die Soldaten auf dem Marſch zu tragen pflegen. Noch gab man uns zur Eſcorte ſechs Mann mit, auf die man ſich verlaſſen konnte, und die ſo wie wir gekleidet waren. Zuletzt unterzeichnete ein Officier, den ich nicht nennen darf, uns Allen Abſchiede des Inhalts: daß wir Freiwillige von Finiſterre wären, und nach Quimper, unſerm Wohnort, auf dem nächſten Wege zurückkehren wollten. So war Alles gut zur Reiſe eingerichtet; nur bey einem Marſch von vierzig großen Meilen, zu Fuß und durch ſehr üble Wege, die wir, aus Gründen der Klugheit, wenigſtens in drey Tagen zurücklegen mußten, konnte meine Lodoiska mich nicht begleiten. Ueberdem ſchien unſre Trennung nicht von langer Dauer; ſie reiſete mit einem regelmäßigen Paß auf der großen Landſtraße, und ſollte mich zu Quimper erwarten. Wie weinten wir herzlich beim Abſchiede!

Brave Finiſterer! *) Wir verließen euch; und die mehrſten von euch ſollten uns nicht wiederſehn; empfangt zum wenigſten hier die Verſicherungen einer Erkenntlichkeit, die nur mit unſerm letzten Athemzuge aufhören wird. Oft haben wir in

---

*) Ich höre, daß der Befehlshaber dieſer braven Leute einer von denen iſt, die die Kerker der Conciergerie, die ſonſt nur das Verbrechen beherbergten, mit ſeiner Gegenwart beehrt hat. Ein glückliches, mir unbegreifliches Schickſal hat ihn ſeinen Freunden und der Republik erhalten, die nie einen beſſern Bürger gehabt hat. Er genießt nun endlich wieder, nach vierzehnmonatlichen Leiden, die Achtung, deren ihn ſein tadelloſes Leben ſo würdig gemacht hat. Er iſt es, der den Convent am zehnten März rettete; er iſt es, der uns noch in unſerm Unglücke diente; möge er noch ſo beſcheiden ſeinen Namen verhehlen, die Geſchichte fordert ihn. Die Geſchichte wird ihn in heiterern Tagen kennen lernen. Er hat ſein Leben mehreremale im Kampfe für die Freiheit gewagt; er hat es für ſeine Freunde, für die Freunde der Republik gewagt, und ſcheint es nicht zu wiſſen. Glückliche und ehrenvolle Partey der wahren Republicaner! die man Föderaliſten nennt, wenn ſie ſolche Männer unter ihre Mitglieder zählen kann! —

in den Departements, wo wir mehr Energie hegten, an die Eurige gedacht! Der Augenblick nahte ſich, wo wir, dem Zufalle preis gegeben, keine Menſchen mehr finden ſollten, die uns hätten vertheidigen wollen! Ach! wir waren glücklich, nur noch ſolche zu finden, die uns ihr Dach nicht verſagten!

Eine weſentliche Auslaſſung muß ich hier wieder gut machen. Ich habe vergeſſen zu erwähnen, daß dieß trefliche Bataillon Finiſterer ſich nicht bey jenem verrätheriſchen Gefecht von Vernon befand. Wimpfen wußte von deſſen Ankunft, und kannte dieſe Männer; er wollte nicht noch drey Tage warten; er, der ohne Urſache einen Monat gewartet hatte; er eilte daher den Angrif auszuführen, ehe ſie kämen. Wimpfen mußte ſie kennen; und ich glaube, wären ſie dabey geweſen, trotz des ſchändlichen Spiels Wimpfens und ſeines Puyſay, der Ueberfall wäre doch vereitelt worden!

Wir machten uns nun auf den Weg. Vielleicht iſt dieſe Gelegenheit paſſend, um den Leſer zu ſagen, wer und wie viel unſer waren. Pethion, Barbaroux, Salle, Buzot, Cuſſy, Leſage (vom Eure- und Loire-Departement)

Bergoing (aus dem Gironde-Departement), Giroust, Meilant und ich; ſodann Girey-Dupré, und ein junger würdiger Mann, Namens Riouffe, der zu uns nach Caen gekommen war; endlich unſere ſechs Begleiter und Führer. Buzot hatte noch ſeinen Bedienten, der eben ſo bewaſnet war, wie wir Alle: in Allem waren unſerer neunzehn. Folgende fehlten: Lanjuinais, der eben nach Caen gekommen war, um uns zu umarmen, auch Guadet fehlte, der ſich alle Augenblicke vom Bataillon entfernte, und der auch gerade zu Dinan in dem critiſchen Augenblick fehlte; er mußte alſo allein nach Quimper gehn, und kam auf der großen Straße glücklich dahin, ohne erkannt zu werden; ferner fehlte Valadi, der mit einem Freunde zurückgeblieben war, und ſich in der Folge durch eine Menge ſehr günſtiger Abentheuer wieder zu uns fand; Lariviere, der lange Zeit nach der Seite von Falaiſe abwärts blieb; Duchatel und Kervelegan, die vorweg in die umliegenden Gegenden von Quimper gereiſt waren, und uns Herbergen einrichten ſollten; Mollevaut, der einige Tage vorher abgereiſt war; der Spanier Marchena, ein würdiger Freund Briſſots; endlich

Gorſas, der mit ſeiner Tochter nach Rennes gegangen war, wo er Freunde hatte, und von da er in der Folge wieder wegging, um auf eine ſo unbeſonnene Weiſe ſeinen Mördern, ſelbſt bis in Paris, zu trotzen.

Bis nach Jugon gings auf der Heerſtraße vorwärts. Von da querfeldein, einige Meilen weit, und ſo erreichten wir endlich mit ſinkender Nacht eine Pächterey. Wir klopften an; man öfnete uns aber nur die Küche und die Scheune. In der erſten fanden wir bloß einen kleinen Haſen, ſchwarz Brod und ſchlechten Cyder; in der Scheune nur Stroh zum Schlafen; dennoch ſchmeckte es uns gut, und wir ſchlieſen noch beſſer. Am folgenden Morgen, ſobald der Tag anbrach, gings weiter.

Lamballe hatten wir ſchon vermieden, und waren nun auf Landwegen, wo wir nichts als einige elende Dörfer finden ſollten, worinn neunzehn Soldaten nichts zu fürchten hatten; desgleichen einige etwas befeſtigte Flecken, die wir aus Vorſicht nur zu umgehn hatten. Einer unſerer Führer hatte ſich aber verirrt, und wir kamen auf einmal an den Eingang der Stadt Montcontour; ſie vermeiden, konnten wir nicht mehr, wir waren zu nahe; wir hätten uns im Gegentheile verdächtig gemacht, und die Sturmglocke würde ertönt haben. Wir marſchirten alſo hinein; es war gerade Marktag; mehr wie 1500 Bauern mit einer beträchtlichen Anzahl Gendarmen waren auf dem öffentlichen Platze, über den wir nun mit einer, in der That nur ſcheinbaren, Zuverſicht trabten. Riouffe, der nicht gut gehn konnte, war zurückgeblieben; ein Gendarme hielt ihn an, las ſeinen Abſchied, und war in Verſuchung, ihn zur Municipalität zu führen. Riouffe kam nicht außer Faſſung; er wies auf ſeine Cameraden, die ſchon weit voraus waren: „wie ſoll ich ſie denn wieder einholen?" ſagte er. Der Gendarme ließ ihn los.

Aber wie wir aus dieſer gefährlichen Stadt heraus waren, begegnete uns ein wichtiger Vorfall. B . . . kam auf uns zu, und äußerte ſeine Freude, allein für den Ort, wo wir uns befanden, zu laut. Verwundert uns nicht in Rennes zu finden, war er, um uns entgegen zu gehn, abgereiſt, und hatte zu Lamballe meine Schweſter gefunden (unter dieſem Namen führte ich meine Lodoiska mit mir; man wird wiſſen, warum). Sie hatte ihm unſern Weg geſagt. Er meinte, wir hätten übel daran gethan, ihn zu wählen; Rennes wäre weit beſſer. Er fügte hinzu, daß er uns noch tauſend Dinge zu erzählen habe, und bat nur, in jenen Strohhütten, die er uns in der Ferne wies, ſeiner zu warten; er wollte uns dorthin einige Lebensmittel bringen, wovon wir in der That das Bedürfniß fühlten, da wir ſeit fünf Uhr marſchirten, es ſchon zehn Uhr war, und wir noch nichts gegeſſen hatten. B.., war Mitglied der conſtituirenden Verſammlung geweſen, wo er ſich mit Beifall benommen hatte; er war im December 1792 Präſident jenes Marſeillerclubs, der die Pariſer gerettet haben würde, wenn ſie ihn hätten hören wollen; zuletzt war er nach Caen gekommen, als Officier eines Departemental-Bataillons; Alles alſo ſchien zuſammenzutreffen, um ihn unſers Zutrauens würdig zu machen. Unglücklicherweiſe verlohren wir eine Stunde in dieſen Hütten; er kam endlich. Die wenigen Lebensmittel aber, die er mitbrachte, verſchwanden bald. Er fing damit an, uns zu ſagen: daß Einige von uns zu Montcontour erkannt worden wären; daß man, wie er ſelbſt gehört, gerufen hätte: „Da iſt Pethion — da iſt Buzot!“ .

zot! Darauf ſprach er wieder von ſeinem Project, auf Rennes zu gehn; dieß wurde aber verworſen; er bemerkte nun, daß wir nach einer Reiſe von vier bis fünf Meilen müde ſeyn müßten. Es war eben in der größten Mittagshitze; er ſchlug uns nun bis zum Aufbruch des Abends ein, eine halbe Meile abwärtsliegendes dickes Gebüſch von lebendigem Holz zum Ruheort vor. Hier ſollten wir bis um vier Uhr bleiben, da uns dann einer ſeiner Neffen Erfriſchungen bringen, und uns dann noch drey Meilen weiter führen würde, zu einem Verwandten, wo wir ihn auch vorfinden ſollten, und wo uns ſtärkende Speiſen und Betten bereitet ſeyn würden. Wir hätten ſodann doch den Vortheil, in einem ſichern Hauſe zu übernachten. Dieſer allerdings wichtige Grund bewog uns faſt Alle, einmüthig ſeine Vorſchläge einzugehn; ich ſage: faſt; denn was mich betrift, ich hatte weit mehr Luſt, unſern alten Weg mit unſern Führern, wie bisher, fortzuſetzen.

Er ging endlich. Wir lagen alle auf den Bäuchen in dieſem Gebüſche, um welchen uns elende Kinder lange mit ihren Spielen beunruhigten. Am Ende gingen ſie weg; aber nur, weil es zu regnen anfing. Das zarte Blätterwerk dieſes lebendigen Holzes, geknickt durch die Schwere des Regens, ſchüttete ſich bald über uns. Das Unangenehme dieſer Lage iſt ſchwer zu beſchreiben. Der Neffe kam erſt um fünf Uhr. Noch hätte er eine Viertelſtunde lang Geſchäfte in dem nächſten Dorfe, wie er ſagte: er blieb aber anderthalb Stunden aus. Es war bald Nacht, als wir uns auf den Weg machten.

Die Finſterniß wurde immer größer; wir marſchirten in einem fort, und kamen nie an. Es war zehn Uhr. Unſere alten Führer, die ſich auf den neuen Führer verließen, hatten auf den Weg nicht Acht gegeben. Endlich ſahen ſie deutlich, daß man uns einem großen Flecken gerade entgegen führe. Leider! iſt mir der Name entfallen! Wir erklärten, daß wir nicht dadurch gehn würden. Unſere alten Führer ſagten ſogleich: es gebe noch einen andern Weg; den ſchlugen wir ein. Wir gingen alſo um den Flecken herum; in einiger Entfernung davon hörten wir plötzlich einen Trommellärm. „Das iſt der Zapfenſtreich," ſagte der Neffe. In dieſer Jahrszeit und um dieſe Stunde ſchlägt man nie den Zapfenſtreich, antwortete ich. Ich hörte deutlich, und machte die Andern darauf aufmerkſam, daß es der *Generalmarſch* war. Jeder fand, daß ich Recht hatte, nur nicht der Jüngling, unſer Begleiter, der da behauptete, dieſe Art Trommelſchlag wäre hier zu Lande Gebrauch. So wie wir um den Flecken herum, aber auch eine gute Strecke davon entfernt waren, erſchien B . . . .

Er führte uns zu dem Verwandten, der, wie er geſagt hatte, uns erwartete. Dieſer freute ſich freilich, war aber auch überraſcht, uns zu ſehn. B . . . hatte vergeſſen, ihm von unſerer Ankunft zu ſagen. Dieß hinderte ihn indeſſen nicht, uns ſehr gut aufzunehmen; wie er uns denn wirklich am folgenden Tage ein herrliches Frühſtück gab. Am Abend unſerer Ankunft hatten wir Eierkuchen und ein Stück von einer Paſtete. Der uns verheißnen guten Betten, gab es nur zwey. Wir machten ſie auseinander, und breiteten auf einer Art von Saal fünf Matratzen aus, auf denen wir uns denn am Ende ſo gut behalfen, wie es anging.

B . . ., der uns in ſeinem Zimmer verſchloſſen hatte, ließ uns aus unſerm Gefängniß nicht eher, als um acht Uhr des Morgens. Er warf uns vor, zu unruhig geweſen zu ſeyn. Es hieß: *Ein Adminiſtrator eines benachbarten Di-*

ſtricts hätte in der Kammer, die über der unſrigen lag, geſchlaſen. Das wäre ein ſchlimmer Kerl, und wenn er uns gehört hätte, ſo müßten wir Verfolgung von ihm befürchten. Wir frühſtückten; er kam wieder mit ſeinem Project von Rennes; aber alle ſeine Bemühungen waren vergeblich. Wie er ſah, daß dieß nicht fruchtete, that er uns den Vorſchlag, hier in ſeinem Lande zu bleiben. „Die öffentliche Meinung iſt zu eurem „Vortheil geſtimmt." Dabey erbot er ſich, uns mehr Zufluchtsörter zu verſchaffen, als unſerer wären. Buzot, dem das Gehn ſehr ſauer ankam, obgleich er in ſeinen beſten Jahren und von Natur ſtark war, unterſtützte die Vorſchläge B..s. Einige Andere waren eben der Meinung. Aber Pethion ſchüttelte den Kopf, und ſah mich mißvergnügt an. Ich ſetzte mich gegen dieſe Anerbietung mit vieler Hitze. Zwey unſerer Freunde blieben da, ich mochte ſagen was ich wollte. Was aus dem Einen von ihnen, Leſage (vom Eure- und Loire-Departement) geworden iſt *),

kann

---

*) Ich höre, daß er lebt, auch daß Girouſt, deſſen Tod ein Bergthier im Convent gemeldet, ſich gerettet hat.

kann ich nicht ſagen. Der andere, **Girouſt**, wurde bald nachher entdeckt, und iſt nicht mehr. Wie B... alle Vorſchläge verworfen ſah, ſo gab er uns ſeinen letzten Rath. „Ihr geht, Freunde, „jetzt durch eine Gegend, wo das geringſte Sammeln einiger Menſchen Verdacht erregt; zwanzig „Soldaten auf einen Haufen marſchirend, würden „allenthalben verdächtig ſeyn. Theilt euch zu drey „oder zu vier; und dann ſammelt euch wieder auf „verſchiednen Wegen an einem beſtimmten Ort." Keiner von uns fand dieß gut gerathen. Unſere Vereinigung machte bis dahin unſere Sicherheit aus. Wir reiſten zuſammen ab, wie wir zuſammen gekommen waren, und die Folge zeigt, daß wir es gut gemacht haben.

Dieſen ganzen Tag begegnete uns nichts, das verdient, erwähnt zu werden, als daß wir mit einbrechender Nacht uns in einem kleinen elenden Dorfe befanden, das oberhalb Rotternheim, einer kleinen Stadt, lag, dem Hauptort des Diſtricts. Wir mußten ſie umgehn, und Jeder begreift leicht, daß wir ſo wenig geneigt waren, hier zu übernachten, als durch zu paſſiren. Es war nur die Frage, wie wir den gefährlichen Ort in der Nacht umgehn könnten. Ein Verſuch dieſer Art nöthigte uns, eine Meile weiter in kleinen Strohhütten zu ſchlafen; ein Umſtand, der uns verdächtig machte. Denn es mußte ſonderbar ſcheinen, eine Stadt, wo Reiſende gute Schlafzimmer zu finden gewiß waren, in der Nacht vorbey zu gehn, um, eine Meile davon, in elenden Hütten zu ſchlafen! Dieſſeits Rotternheim ſtillehalten, war natürlicher; und die Mattigkeit einiger unſerer Reiſenden ſtimmte vortreflich zu dieſem Entſchluß. Wir blieben alſo eine Meile dieſſeits; zwey Meilen weiter hätte keinen Unterſchied gemacht. Die Gefahr, die über unſerm Haupte ſchwebte, ohne daß wir ſie ſahen, war doch deswegen nicht minder unvermeidlich. Sie ſollte uns aus unſerm Schlafe wecken.

Um ein Uhr nach Mitternacht ertönte ein Geſchrey: „Aufgemacht! Im Namen des Geſetzes!“ Unſerer waren, dem Himmel ſey Dank, ſiebzehn, in einer Scheune, in der Stroh genug war. Das einzige Licht, was wir hatten, war ausgegangen. Einer von uns öfnete die Thüre ganz ſanfte, und ſchloß ſie auf der Stelle wieder zu. „Das Haus iſt ringsum beſetzt,“ flüſterte er. Eine noch drohendere und ſtärkere Stimme ließ ſich, wie das erſtemal hören: im

Namen des Geſetzes! Aufgemacht! Aber jetzt erhob ſich auch, nach der tiefen Stille, die die erſte Ueberraſchung bey uns hervorgebracht hatte, in unſerer Scheune ein plötzliches und wahrhaft ſchreckliches Geſchrey: „zu den Waffen!“ Jeder ſuchte ſie, Jeder kleidete ſich durchs Fühlen, ſo gut es möglich war, an. Das dauerte freilich eine Weile, und das Geſchrey: „im Namen des Geſetzes,“ ließ ſich noch immer zwiſchendurch, wenn gleich nicht mehr mit ſo feſter Stimme, hören. „Wenn wir fertig ſind, wollen wir kommen!“ rief man ihnen zu. Ich entſinne mich noch, daß ich mein Gewehr nicht ſogleich finden konnte, und dabey, indem ich es ſuchte, um mich in meine Rolle zu ſchicken, wie ein Cordelier brüllte. Endlich machten wir auf. Eine Perſon mit einem dreifarbigen Bande trat in die Thüre. Etwas hinter ihr, war eine ziemlich ſtarke Gruppe von Nationalgarden. Fackeln erleuchteten die ganze Scene. „Was machtet ihr da?“ fragte uns der Diſtricts-Adminiſtrator in einem rauhen Tone. Barbaroux antwortete: „Wir ſchlieſen.“ „Warum aber in einer Scheune?“ verſetzte der Andere. „Nun,“ erwiederte ich, „in Ihrem Bette hätten wir lie-

„ber gelegen.“ — „Wer ſind Sie aber, mein „Herr Lacher?“ Riouſſe, der ihn anlachte, antwortete: „Was alle meine Cameraden ſind, „ein Freiwilliger, der herzlich müde iſt, und nicht „glaubte, ſo früh geſtört zu werden; übrigens „hört der Titel Herr nicht hieher.“ „Wie! „ihr wäret Soldaten? Das wollen wir doch „mal ſehn!“ Einer unſerer Führer, den wir zu unſern Commandeur gemacht hatten, weil er lange und mit Auszeichnung gedient hatte, ſchrie mit rauher Stimme: „Natürlich! Ihr ſollt es „ſehn!“ „Zeigt mir eure Papiere,“ verſetzte der Adminiſtrator. Pethion antwortete: „Ja, „Bürger! aber nur, wenn ich bitten darf, „drauſſen! Ja! Ja!“ riefen mehrere unſerer Stimmen, „in dieſer Scheune können wir uns „nicht erklären.“ Unſer Commandeur verſtand uns. „Ein wenig Platz, muß ich bitten,“ ſagte er zu dem Adminiſtrator, der ſeine Leute langſam ſich zurückziehn hieß. Jetzt trat er hervor und rief: „Hieher, Finiſtere!“ In einem Augenblick ſtanden wir in einer Linie mit ſcharfgeſchultertem Gewehr. Unſere obrigkeitliche Perſon ſchien erſtaunt; und wir haben in der Folge erfahren, daß er in unſerer Geſellſchaft zehn bis zwölf zierliche

Herren in Schlafröcken mit einem weißen Stabe in der Hand, und ungefähr ſechs Soldaten anzutreffen geglaubt hatte. In dieſer Vorausſetzung hatte er es an nichts fehlen laſſen, um ſich, im Fall des Widerſtandes, des Siegs deſto beſſer zu verſichern. Nicht mit ſeinen funfzig Infanteriſten zufrieden, hatte er auch noch Cavallerie mitgebracht. Eine Brigade der Gendarmerie paradirte nicht weit von uns. Ungeachtet einer ſo großen Ueberlegenheit, konnten doch wol Menſchen, die keine Wahl als den Sieg oder das Schaffot hatten, ſich noch mit der Hofnung ſchmeicheln, im Fall eines Angrifs dieſe Bande von Bewafneten zu beſiegen. Es war aber nicht genug, daß wir ſo feſt entſchloſſen waren; auch die Angreifer mußten es wiſſen, daher ließen wir uns dieß auf alle mögliche Art merken. „Sie ſind bis „an die Zähne bewafnet," murmelten Einige von der National-Garde. In der That hatten wir Alle, außer dem Gewehr, auch ſtarke Piſtolen. Ich für mein Theil, hatte noch eine Waffe, mit der mir Lodoiska, zum Gebrauch gegen die Orleansſchen Gruppen, ein Geſchenk gemacht, und deſſen bloßes Zeigen mir in Paris ſchon wirkliche Dienſte geleiſtet hatte. Dieß war eine

Art Piſtole, die zwanzig Kugeln auf einmal ausſpeien konnte. „Warum aber, fragte am Ende „einer der Kühnſten, habt ihr ſo viele Waffen?“ Wenn ich nicht irre, war es Buzot, der ihm antwortete: „Weil wir nur zu gut wiſſen, daß es „in dieſem Diſtrict Räuber gibt, die die Departementalmacht gerne beunruhigen, und weil wir „wollen, daß wer ſie auch nicht liebt, doch wenigſtens lernen ſoll, ſie zu reſpectiren!“ „Es „ſcheint, daß dieſe Leute nicht Luſt haben zu ſchlafen,“ ſagte ich, indem ich ſie mit Verächtlichkeit von oben bis unten maaß. „Nun dann,“ verſetzte **Barbaroux**, dem ſein hoher Wuchs und ſtarker Körperbau ein imponirenderes Anſehn gab, „ſo muß man ſie zur Ruhe ſchicken!“ In unſerm kleinen Haufen gab es ſieben Grenadiere, die eben ſo ſchön, wie er, waren; und unter den ſechs Andern maaß doch der Kleinſte, wie ich, fünf Fuß und vier Zoll.

Nun, das iſt doch ein Abentheuer umſtändlich erzählt! Freilich wol; „nur zu umſtändlich,“ werden mir manche Leſer ſagen. Vielleicht gibt es aber auch einige, die es mit Intereſſe, mit jenem Intereſſe leſen werden, das man ſo gerne den Begebenheiten der Vergangenheit ſchenkt, und das vielleicht wachſen wird, wenn die Ereigniſſe der Zukunft einſtens vor unſern Blicken ausgebreitet liegen!

Während der ganzen Unterredung war übrigens der Herr Adminiſtrator unſre ganze Linie heruntergegangen, um unſre Abſchiede, einen nach dem andern, zu unterſuchen. Er machte am Ende mit einer Art Unwillen die Bemerkung: daß ſie alle von Einer Hand wären; worauf wir zur Antwort gaben: daß der Officier, der ſie unterzeichnet hätte, immer eine und dieſelbe Hand dazu brauchte, und daß eben, wenn Jeder von uns den ſeinigen fabricirt hätte, Jeder auch eine verſchiedne Schrift haben würde.

„Aber, meine Herren, was wollt ihr denn „jetzt thun?“ fragte er am Ende mit einer ſichtbaren Verlegenheit. „Legt euch wieder nieder! wenn ich euch rathen ſoll.“ Dieſe Schlinge war zu grob. Wir antworteten: daß, da wir einmal munter wären, wir auch nun unſern Weg fortſetzen wollten.

Nachdem er noch mit einigen Officieren beiſeite geſprochen hatte, kam er wieder auf uns zu, und ſagte: „Gut! Ihr müßt aber doch zum Diſtricts„hauſe kommen, wo man euch erwartet.“ Kaum hatte er dieß ausgeſprochen, ſo fing er auch ſchon an, den Marſch ſo zu ordnen: „zwey Gendarmen

„an der Spitze, zehn Füßeliers als Vortrab, dann „die Herren von Finiſtere, dann wieder vierzig „Füßeliers, und am Ende noch zwey Gendarmen.

Bey ſo drohenden Anſtalten rief aber unſer Commandeur: Pulver auf die Pfanne, und das „Bajonnett aufgepflanzt!“ Beides war das Werk eines Augenblicks.

Jetzt entſtand unter unſern Gegnern ein Gemurmel, nicht des erhitzten Muths, ſondern einer uns günſtiger werdenden Stimmung. Der Adminiſtrator fragte ganz verwirrt und mit zitternder Stimme: ob wir uns denn wehren wollten? „Wenn man uns unterdrücken will, ſagte Cuſſy „(vom Calvados-Departement) — dann, Ja! „Sind wir freie Menſchen, oder nicht?“ — „Wenn man euch wie Gefangene behandelte, ſo „würde man euch die Waffen abnehmen.“ — „Eher das Leben als dieſe,“ ſagte Pethion; und unſre ſechs braven Finiſterer, die ſchon in der Vendee geweſen waren, ſchrieen: „ihr, uns entwafnen? Eurer ſind Viele, aber dazu ſeyd ihr noch „zu wenig.“ „Aber, Bürger, wollt ihr denn „nicht bis Rotternheim mit uns gehn?“ — „Das „wollen wir allerdings, denn eben dahin führt uns „unſer Weg. Wir wollen bloß auf unſrer Hut

„ſeyn.“ — „Ihr glaubt alſo, daß wir böſe Abſichten im Schilde führen?“ — „Aber ihr „macht doch feindliche Anſtalten! Ueberdem kennen „wir euch nicht; und wie ſollten wir dieß auch? — „So werdet ihr uns in Rotternheim kennen lernen.“ — „Nun gut, wir wollen mitgehn.“

Auf dieſem Marſche ſangen wir aus vollem Halſe das ſchöne Marſeiller-Lied, das nicht übel auf unſre Umſtände paßte. Aber indem unſre Lungen ſich ſo, heftig genug, auf dem Wege angriffen, waren wir mit unſrer Einbildungskraft anderswo. Sie fragte uns unaufhörlich: was man uns denn zubereite, und wie wir uns zu Rotternheim benehmen wollten? Wir hatten faſt Alle zu gleicher Zeit Eine Idee; und dieſe war: wenn man ſich anſchickte, uns zu arretiren, ſo wollten wir eine Verſammlung des Volks verlangen. Bewilligte man dieß: ſo war unſer Triumpf nicht unwahrſcheinlich. Fand man hiebey Bedenken, ſo appellirten wir an unſere Waffen, und fochten dann bis auf den letzten Blutstropfen.

Unter dieſen Betrachtungen und Geſängen geſellten ſich einige Neugierige zu uns, die ohne Zweifel, da ſie ihren Poſten dabey verließen, dazu die Erlaubniß hatten. Einer von ihnen fragte:

„habt ihr Charlotte Corday in Caen geſehn?" „Wie der Mord vorging, war unſer „Bataillon noch nicht da," antwortete ich. — „Das war doch eine ſchreckliche That," fuhr er fort! — „Ohne Marat mit Caſar zu vergleichen, kommt mir dieß beinahe wie die Handlung „des Brutus vor." Der hierüber mißvergnügte Frager fuhr jedoch fort; allein ich fürchtete, daß einer meiner Collegen ihm eine derbere Antwort geben würde, daher ich das „Auf, laßt uns „die Carmagnole tanzen!" plötzlich ſo ſtark und ſo anhaltend anſtimmte, daß ich von Allem, was um mir geſprochen wurde, ſchlechterdings nichts verſtehn konnte.

Unter unſern Begleitern gab es indeſſen auch Gutgeſinnte; mehrere hatten uns erkannt. Einer klopfte mich auf die Schulter und rief: „bravo! „bravo! wir ſind Brüder. Man hatte uns geſagt, daß ihr zu den eidweigernden Prieſtern gehörtet." — Es kann wol ſeyn, daß die, die „dieß geſagt haben, es am wenigſten glauben." — „Da wollt ich nicht d'rauf wetten," verſetzte der Andre. Zu Pethion kam Einer, drückte ihm die Hand und ſagte: „Haltet euch nur gut, ihr werdet Freunde finden."

Uns

Unterdeſſen kamen wir in der gefürchteten Stadt an. In einigen Häuſern war freilich Licht, aber faſt Alles ſchlief. Unſere Feinde hatten weiter keine Verſtärkung; was die Stadt an National-Garden hatte, ſchien mit uns gekommen zu ſeyn. Man ſtellte ſie in einen halben Zirkel auf dem Platze; die Brigade Gendarmerie ein wenig nach dem rechten Flügel; uns hieß man in das erſte Stockwerk eines Hauſes treten, das man uns anwies. Wir rückten in guter Ordnung ein, und fanden die ganze Adminiſtration verſammelt. Sie beſahen unſre Abſchiede, aber ſchon mit mehrerer Artigkeit. Darauf traten ſie zuſammen in einen Winkel; kurz darauf trat der Präſident auf uns zu, und ſagte: „Wir werden euch einen Aufenthalt anweiſen.“ Wir ſtellten wiederholt vor, es ſey unſre Abſicht, ohne Verzug abzureiſen, um noch am nemlichen Tage zu Hauſe zu ſeyn. Er verſetzte: es wären ja dreizehn große Meilen, wogegen wir aber bemerkten: daß es erſt drey Uhr des Morgens wäre. Wir beſtanden auf unſerm Vorſatz. Nun wurde noch einmal berathſchlagt, und zwar ziemlich lange; auch wurde ein Officier gerufen. Er ging mehreremal weg und kam wieder. Endlich ſagte Jemand: „Bürger, ihr trinket doch wol ein Glas

„Cyder?“ — Es abzuſchlagen, wäre von unſerer Seite zuviel Affectation geweſen; wir ſagten: ja! Man führte uns alſo im untern Stockwerk in einen großen Saal. Da ſaßen wir nun eine Viertelſtunde lang, ohne den Cyder ankommen zu ſehn. „Ey! laßt uns gehn!“ rief ich endlich vor Ungeduld; wir ſangen nun aus Leibeskräften, und hielten dabey unſre Gewehre beſtändig in Händen. Zu Einigen, die aus Neugierde gekommen waren, ſagte ich, ſehr zerſtreut: „wie? ihr habt wirklich geglaubt, „daß wir Prieſter wären?“ „Ja freilich, ſagten „ſie, und noch ärger wie das; wobey Einer ganz leiſe mit einer geheimnißvollen Miene hinzuſetzte: „berühmte Vaterlandsverräther!“ — Ich brach in ein Gelächter aus, und fing wieder mein Liebchen an. Was! ſagte ich, wollen wir wegen eines Glaſes Cyder eine Stunde verlieren? Auf! fort!

Der Cyder kam endlich, als wir eine Bewegung machten, aufzubrechen. Während wir tranken, kam einer von den Adminiſtratoren (meine Leſer mögen rathen, warum? vielleicht bloß, um uns zu beobachten) und ſagte: „Bürger, ihr ſollt „jetzt ſehn, daß wir auch nicht ohne Urſache euch „für verdächtig hielten! Hier iſt die Denuncia-

„tion, die wir erhalten haben." Er zog einen Brief hervor, und, unſtreitig damit wir weder Datum noch Unterſchrift ſehn möchten, bog er das Unterſte und Oberſte des Briefes zurück. Endlich las er: „Pethion, Barbaroux, Buzot, „Louvet, Salles, Meillant und mehrere ihrer Collegen, werden durch „eure Stadt kommen, und ſich wahrſcheinlich darinn verweilen; ſie haben fünf Mann Eſcorte bey ſich." Jetzt hörte er auf zu leſen, und wir hörten nicht auf zu ſingen, und hatten auch nicht gethan, als wenn wir zugehört hätten, obgleich gewiß Keinem von uns ein Wort davon entgangen war. Daß indeſſen unſre Arretirung nun beſchloſſen ſey, glaubten wir in dieſem Augenblick wirklich; und weil, nachdem wir unſre Gläſer ausgetrunken und unſre Abſchiede in die Taſche geſteckt hatten, Niemand uns weiter ſagte, daß wir noch bleiben ſollten, gingen wir auch in Maſſe hinaus, mit vorgehaltnem Bajonnett, weil wir am Ausgange einen wirklichen Angrif beſorgten. Wie groß war unſre Ueberraſchung, als wir den ganzen Platz leer fanden. In der Folge haben wir erfahren, daß, ſobald man uns in den Saal zum Trinken genöthigt hatte, alle Gutgeſinnte oder auch Gleichgültige zu Hauſe gegangen waren; und daß die Maratiſten, ungefähr Dreißig an der Zahl, wie ſie unſre kriegeriſchen Anſtalten ſahen, und überzeugt wurden, daß ſie uns nicht bloß zu ermorden, ſondern auch zu überwinden hätten, für gut gefunden hatten, ein Gleiches zu thun. Dieſe Umſtände erklären uns auch die langen Berathſchlagungen der Herren Adminiſtratoren, das Ab- und Zulaufen des Officiers, den verfänglichen Vorſchlag zum Aufenthaltnehmen, wodurch man uns dann getrennt und bald entwafnet hätte; endlich, war der Cyder bloß gebracht, um Zeit zu gewinnen. Wie dem aber auch ſey, wir waren aus der Schlinge; wir freuten uns herzlich und dankten dem Himmel. Aber wir ſollten noch ein Abentheuer beſtehn.

Der Morgen war unangenehm; acht Stunden Hitze; die Hälfte unſres Haufens war müde; wegen dieſer, die mit Mühe ihre Körper ſchleppten, gings nur langſam vorwärts. Dieß war doppelt ſchrecklich in einem Lande, wo wir nichts wie Haide vor uns ſahen, und wo, auf einem Wege von acht bis neun großen Meilen, wir zu unſrer Erquickuug nichts wie Bäche vorzufinden hoffen konnten. Cuſſy, der einen Anfall von Podagra hatte, litt bey jedem Schritt; **Buzot**, dem man alle ſeine Waffen abgenommen, war doch immer noch zu beſchwert; er war von Natur unbeholfen, aber doch luſtig und muthig. **Barbaroux**, obgleich erſt acht und zwanzig Jahre alt, war doch ſchon ſo dick und fett wie ein Vierzigjähriger; dabey hatte er eine Verrenkung und ſchleppte ſich immer ſo neben uns her, indem er ſich bald auf meinen Arm, bald auf **Pethion** und **Salle**, die beide gleich unermüdet waren, ſtützte. **Riouffe** hatte ſeine zu engen Stiefeln wegwerfen müſſen, weil ſie ihn gedrückt und eine kleine Contuſion verurſacht hatten; er hüpfte alſo und hinkte mit bloßen Füßen auf ſeinen Zehen, ſo gut es anging, wobey ihm die Ferſen ſchon wund geſchält waren. Wir befanden uns nun ſeit Ein Uhr immer auf den Beinen, und hatten in dieſer Zeit fünf Meilen gemacht, als unſer gutes Glück am Vormittage uns in einem Dörfchen eine Art von Herberge und eine Art von Mittagseſſen verſchafte, wo wir auch eine Stunde ausruhten. Unſere Bleſſirten hatten Luſt, hier bis am Abend zu verweilen; aber die Nachrichten, die wir hier von unſerm Wirth erhielten, zwangen uns, uns wieder aufzumachen. Dieſer Menſch beobachtete uns ſehr genau; und da wir, während er ſeinen Speckpfannekuchen verzehrte, wie Betrunkene, patriotiſche Lieder ſangen, wunderte er ſich ſehr. Ich bat ihn, ein Glas von unſerm Cyder zu trinken. Anfangs weigerte er ſich; endlich ließ er ſich erbitten, und da ging es Zug auf Zug. Endlich ſagte er: „Bürger, ihr ſcheint mir alle gute Patrioten, „Dieß freuet mich." — Natürlich. — „Wie „man doch Feinde hat!. Nach der Beſchreibung, „die man mir gemacht hat, müßt ihr die ſeyn, „denen man nachſetzt; durch Carhaix müßt ihr, „und da will ich euch nur ſagen, daß zwey Brigaden Gendarmerie auf euch warten."

Wir brachen gleich wieder auf. Geſchwindigkeit war nun erforderlich, aber unſre armen Kranken ſchleppten ſich mehr wie gewöhnlich, und vorzüglich Riouffe, deſſen Füße in Blut ſchwammen, und der alle zehn Schritte ſtill halten mußte. So brachten wir zehn Glockenſtunden auf einem Wege von nur fünf Meilen zu. Es war Nacht, als wir uns in einiger Entfernung von Carhaix befanden. Nach einigen Verſuchen erklärten unſere Führer, daß es unmöglich wäre, jetzt weiter zu kommen, weil es zu dunkel ſey, um den einzigſten Fußſteig, auf dem man den Flecken umgehen könne, zu finden; und daß, wenn der geringſte Fehltritt geſchähe, wir in Moräſte gerathen und nicht eher als bey Tage herauskommen könnten; hiezu fügten ſie etwas ſehr Unangenehmes, daß nemlich, wenn wir auch morgen den Fußſteig um den Ort gingen, ſo würde es doch nur in einer geringen Entfernung und es folglich ſehr leicht ſeyn, daß wir erkannt würden, und doch wäre ihnen kein andrer Weg bekannt. Wollten wir aber der Chauſſee nur folgen, ſo kämen wir mit einem kleinen Gäßchen des Fleckens ab, den wir ſo nur zu berühren brauchten. „Wohlan, Freunde! ſagte ich, es ſchlägt eben zehn Uhr; alles wird gewiß ſchlafen, und vielleicht die Gendarmerie auch, die gewiß weiß, daß ein guter Schlaf beſſer iſt, als ſich herumzuſchießen. Laßt uns nur geſchloſſen marſchiren, ohne Geräuſch unſrer Waffen, und ſo muthig durch das Gäßchen rucken!" Bey dieſen Worten ſchrieen Einige laut auf; viele von den Kranken hatten gar nicht gehört, was ich geſagt hatte, und waren auf der Erde eingeſchlafen. „Wenn ich doch ſterben muß, ſagte Cuſſy, ſo will ichs lieber hier, als wenn ich noch vier Meilen weiter bin!" Aber Barbaroux, der ſtets größer war wie das Uebel, das ihn drückte, unterſtützte mich. „Geſetzt, die Gendarmen, ſagte er, warten

„ten auf uns, und ihre Schildwachen ſehen uns,
„ſo ſind wir durch die Gaſſe, ehe ſie zu Pferde
„kommen können; und werden ſie uns denn auch
„des Nachts zu verfolgen wagen? Wir können
„ihnen hinter jedem Buſche, noch ehe ſie wiſſen,
„woher es kommt, mit unſern Kugeln zuſetzen.
„Heute Abend ſind es ihrer Zehn, morgen mit Tages
„Anbruch vielleicht Zwanzig; laſſen ſie jetzt die
„Sturmglocke läuten, ſo kommt faſt Keiner, und
„bevor der Haufen verſammelt iſt, machen wir unſern
„Weg vorwärts; bey Tage hingegen iſt die
„Menge gegen uns. Auf jedem Fall müſſen wir
„doch dieſe Nacht unter freiem Himmel zubringen,
„und dazu können wir ſie beſſer anwenden.
„Auf, Brüder! ſagte er zu den Kranken, ich
„fühle eure Schmerzen, auch ich leide ſie; aber
„es gilt eure Rettung; laßt uns nur noch dieſe
„Nacht, und wenns nicht anders wäre, auf unſern
„Knieen marſchieren; morgen früh ſind wir
„zu Quimper. Jagen die Gendarmen jetzt nach
„uns, ſo ſehn ſie uns nicht; wir aber hören ſie,
„und brauchen ihren Pferden nur nachzugehn,
„um auf dem rechten Wege zu bleiben.“

Dieſe Vorſtellungen Barbaroux würkten ſehr; Niemand fühlte ſeine Wunden mehr; wir erhoben und umarmten uns, lachten, und gingen getroſt weiter.

Mit einem faſt unmerklichen Geräuſch, und in der tiefſten Stille, hatten wir ſo beinahe drei Viertel des Gäßchens zurückgelegt, voll Freude über die Ruhe, die allenthalben herrſchte, als plötzlich ein kleines Mädchen, das bis dahin in einem dunkeln Winkel geſeſſen hatte, herausſprang, an die Thür eines Hauſes ſtieß, wo wir Licht erblickten, und dabey ſehr vernehmlich den Leuten des Hauſes zurief: „ach! ſeht mal hier gehn ſie.“ Nun gings ſchneller vorwärts; wir ſchlugen uns links in einen hohlen und ſo dunkeln Weg, daß wir ſchlechterdings nichts unterſcheiden konnten. Da ſagte Einer: „ich höre Pferde!“ In dieſem Augenblick war auch der Beherzteſte unter uns nicht ſehr ruhig. Die Vorſtellung der Gefahr würkte erſtaunlich auf die Müdeſten. Wir kamen ſehr ſchnell an den Ausgang dieſes kurzen Weges, und legten, in weniger als einer Stunde, eine Meile in einem andern Wege zurück, der ſo eben, und ſo angenehm war, daß wir ihn eher für eine Allee als für eine Landſtraße gehalten hätten. Da ſahen wir denn endlich Hecken, hinter denen wir ruhig die ganze Gendarmerie des

Departements abwarten konnten. Aber war es denn auch wahr, daß ſie uns verfolgte? Wir machten Halt; wir legten das Ohr an die Erde, wir hörten aber nichts; aber wie wir uns ſammelten, ſahen wir, daß uns zwey von unſrer Geſellſchaft fehlten, und zwar unſre beiden Hauptführer. Bey unſerm Eintritt in den Flecken waren ſie noch an unſrer Spitze geweſen, und es war möglich, daß ſie ſich nur Bedürfniſſe halber von uns entfernt hatten. Wir lagerten uns auf dem Graſe, und warteten über eine Stunde auf ſie.

Salle war es aber, der auf den Gedanken kam, als wenn ſie, da ſie in dem hohlen Wege, doch voran waren, einen Weg eingeſchlagen hätten, den wir in der Dunkelheit nicht hätten erkennen können, und daß es ihm daher dünke: wir hätten uns verirrt. Nun ſtellten wir tauſend Muthmaßungen an; die Führer, die wir noch hatten, kannten dieſen Theil des Weges nicht; aber es war klar, daß wir nach dem Wege uns richten ſollten, den jene beiden Führer genommen hatten, und daß, um hiezu zu gelangen, wir eben nicht nöthig hatten, viel zurück, ſondern mehr landeinwärts zu gehn, doch ſo, daß wir uns rechts hielten.

ten. Geſagt, gethan. Aber welcher Weg! Bald mußten wir über einen Graben ſetzen, bald über eine Hecke, bald über Wieſen gehn; wer in Pfützen ſtecken blieb, mußte ſich herausarbeiten; dann fielen wir wieder in Schlammlöcher; ein paarmal ging uns der Moraſt bis an die Knie, und einmal, da ich fiel, wäre ich faſt darinn geſchwommen. Um herauszukommen, mußte man dann wieder über Gräben ſpringen, und durch Strauchwerk ſich durcharbeiten, das uns wund riß. Endlich nach zwey Stunden unerhörter Anſtrengung, ganz ermattet und wund, kamen wir heraus. Man urtheile von unſerm Kummer: wir waren grade wieder auf dem Wege, von dem wir uns abzuwenden beſchloſſen hatten, und alſo ſo weit wie vorher, nur mit dem Unterſchiede, daß, da wir uns dem Flecken wieder ſehr genähert hatten, zwiſchen dem ſchrecklichen hohlen Weg und uns ſich nur eine Entfernung von kaum zwey Büchſenſchüſſen befand!

Was war zu thun? Sollten wir wieder in den hohlen Weg zurück, und noch einmal Carhaix, aber in einer andern Straße durchpaſſiren? Aber, wenn durch ein Ungefähr der Weg, den wir ſchlechterdings verlaſſen wollten, der rechte wäre? Vor allen Dingen kam es darauf an, dieß auszukundſchaften. Bergoing, und, ich weiß nicht mehr, wie der andre brave Mann hieß, erboten ſich hiezu. Sie kamen nach einer Viertelſtunde mit der Nachricht zurück: in dem hohlen Wege ſähe man ſchlechterdings keinen andern Weg, als den wir genommen hätten. Sie waren in den Flecken hineingegangen, hatten alle ſeine Ausgänge beobachtet, und hatten, an einem der äußerſten Enden, rechts, einen Fußſteig entdeckt, der aber zu klein war, als daß man vernünſtiger Weiſe ihn für den Weg nach Quimper anſehn konnte. Wahrſcheinlich war alſo doch dieſer, auf dem wir uns befanden, der einzig richtige. Wir wanderten alſo wieder darauf los, aber mit Widerwillen, und traurig; wir waren mehr oder weniger an Kräften erſchöpft, und im Grunde war am Ende doch nichts ungewiſſer, als der Ort, auf den dieſer Weg uns führen würde.

Nach einem halbſtündigen, ich kann nicht ſagen Marſch, ſondern nur Anſtrengen zum Gehen, mußten wir Athem ſchöpfen. Nie that das weichſte Federbett uns ſo wohl, als damals der Raſen, der unſre ermatteten Glieder empfing.

Dieſe einzige Stunde Schlaf ſtärkte auch die Ermattetſten. Nun ging der Marſch ziemlich gut eine Stunde lang; ſo wie aber der Tag anbrach, machten wir zwey unangenehme Entdeckungen. Die erſte: einer unſrer Führer war bey unſerem Weggehn von der letzten Schlafſtelle liegen geblieben, und Keiner hatte dieß bemerkt. Der munterſte unter uns war aber nicht im Stande wieder zurückzugehn, um ihn zu holen; und dann, wie ſollte er den Platz, wo wir gelegen hatten, wieder finden? Von unſern ſechs Führern blieb uns alſo nur noch einer; denn ich habe vergeſſen zu ſagen, daß wir bey unſerm Abzuge aus Rotternheim für gut fanden, zwey voraus nach Quimper zu ſchicken, um Kervelegan zu benachrichtigen, daß wir den folgenden Tag in der umliegenden Gegend einzutreffen hoften, und daß er uns Jemand entgegen ſchicken möchte. Ich habe ſchon geſagt, daß zwey andre uns verſchwunden waren. Wir haben nachher erfahren, daß ſie, übernommen von ihrer Mürdigkeit, und weil ſie glaubten, wir würden ſie doch nicht von uns laſſen, wenn ſie es ſagten, den kleinen Fußſteig, den Bergoing entdeckt hatte, nach Karrhee eingeſchlagen, darauf eine halbe Meile fortgegangen, ſich endlich aufs Gras geworfen, und die ganze Nacht geſchlafen hätten; hierauf aber durch Umwege, die ſie gekannt, in Quimper angekommen wären. Und da man ſich erinnern wird, daß zwey unſerer Collegen bey B.... geblieben waren, ſo beſtand unſre ganze Geſellſchaft jetzt nur aus zwölf Perſonen.

Die andre betrübende Entdeckung, die wir machten, war die, daß unſre armen Kranken nur eine ſehr kurzdauernde Linderung durch den Schlaf fühlten. Bald fiel der eine, bald der andre hin, und wollte ſich nicht wieder aufrichten. Der Zeitverluſt konnte unerſetzlich werden.

So wie ſich die Sonne nun allmählig hob, trabten wir immer auf unſerm unbekannten Wege fort; aber ein eben ſo quälender Feind wie die Müdigkeit, der Hunger, verfolgte uns. Bald erblickten wir ein Haus und einige Hütten; aber ſobald man uns nur in der Ferne ſah, wurden von allen Seiten Thüren und Fenſter zugemacht. Die Elenden hatten ſelbſt den Muth nicht, auf unſre Fragen zu antworten, die wir durch die Kellerlöcher thaten. Sie hielten uns für wahre Jacobiner.

Endlich begegneten wir einem Reiſenden, von dem wir denn erfuhren, daß dieß der rechte Weg nach Quimper ſey, und daß wir nur noch zwey Meilen davon entfernt wären. Dieß verurſachte denn nun natürlich große Freude, die aber freilich bald wieder durch folgende Betrachtungen verbittert wurde. Auf keinen Fall durften wir bey Tage in Quimper einziehn; wir konnten ſelbſt, ohne Unbeſonnenheit, nicht viel weiter gehn, als wo wir jetzt waren; und doch war es auf der Landſtraße auch zu gefährlich, weil alle Vorübergehende uns beobachteten. Und wiederum, wenn wir ſie verließen, wo ſollten denn Kervelegan oder ſeine Boten uns finden? Freilich hatten die beiden von Rotternheim voraus geſandten Führer ihm einen, von dem Holz, das wir durchpaßiren mußten, entfernt liegenden Ort zur Zuſammenkunft angeben ſollen; aber dieſen Ort kannten nur die beiden Führer, die wir verlohren hatten. Es blieb uns nichts andres übrig, als den einzigen Führer, den wir noch hatten, nach Quimper zu ſchicken, und zu warten bis er mit einigen Freunden ankäme, uns aus dem Winkel des Holzes zu holen, wo er uns jetzt ließe. Dieſer Entſchluß, ſo wohlerſonnen er auch ſchien, war dennoch immer gewagt. Es war unmöglich, daß man eher als um Mittag bey uns ſeyn konnte; und es war auch unmöglich, daß in einer ſo langen Zeit nicht einige Bauern ein Dutzend bewafneter Menſchen entdecken ſollten, die während einem großen Regen im Holz ſich lagerten, und die ſich umſonſt für Einwohner von Quimper ausgeben würden, weil keiner unter uns Allen antworten konnte, wenn man uns in der niederbretagniſchen Mundart anreden ſollte. Indeſſen etwas mußte gewagt werden; unſer Führer verſteckte uns hinter Büſchen unter einigen großen Bäumen, und ging auf Quimper zu.

Jetzt war es kaum acht Uhr, und ein und dreißig Stunden waren ſeit unſerm unfreundlichen Rotternheimiſchen ſchreckvollen Nachtlager verfloſſen, und in dieſer ganzen Zeit hatten wir uns von einer Gefahr zur andern getummelt. Wir fielen faſt hin vor Müdigkeit, Schlaf und Hunger. Aber was ſollten wir eſſen? Gras? Wo ſollten wir ruhen? wo ſchlafen? Wir lagen im Waſſer, und der ſchreckliche Regen fiel ſo ſtark, daß ungeachtet der großen Bäume es Ströme auf uns goß. Und doch mußten wir vier Stunden wenigſtens in dieſer Lage aushalten. Es ſchien un-

unmöglich, daß nicht auch der Stärkſte am Ende erliegen müßte!

Ja! Ich geſtehe es, der Muth verließ uns endlich. Riouffe und Girey-Dupré, deren unerſchöpfliche Heiterkeit ſich bis dahin noch immer erhalten hatte, konnten nichts, als uns nur noch zulächeln. Der tobende Cuſſy klagte die Natur an; Salles ſchalt auf ſie; Buzot ſchien aufs äußerſte zu ſeyn; Barbaroux ſelbſt fühlte ſeinen großen Muth erſchlaft; und ich, ich ſahe in meiner Piſtole unſer letztes Hülfsmittel, aber auch die Quaal, mich von Lodoiska trennen zu müſſen . . . . . Pethion allein, und nie habe ich ihn auf unſrer ganzen Reiſe anders geſehn, Pethion allein war unerſchütterlich, trotzte allen Bedürfniſſen, behielt ſeine heitre Stirne in den neuen Gefahren, und lächelte bey dem ſchrecklichſten Wetter eines feindſeligen Himmels. Feindſelig! Was habe ich geſchrieben? Welcher Undank! In unſrer grauſamen Noth konnte nur die Vorſehung allein uns retten, und ihre Hülfe blieb keine halbe Viertelſtunde aus.

Ja! Nur wenig Minuten waren vergangen, als unſer Führer auf einen Reuter ſtieß. Dieſer beobachtete ihn ſehr genau, wie er ihm vorbeiging, bog den Kopf noch einmal rückwärts, um ihn zu betrachten, kam darauf zu ihm zurück, um ihn zu fragen, ob er ſich nicht irre; ob er nicht einer der Föderirten von Finiſtere wäre? — Unſer Führer ſieht ihn bedeutend an; ſagt aber am Ende: ja! Darauf neue Fragen, jedoch geheimnißvoll vorgelegt, und Antworten mit Vorſicht gegeben. So beobachtet, ſpricht, ſchweigt und belauert man ſich noch eine Weile, bis Zutrauen von beiden Seiten entſteht, und ſich beide erklären. Der Unbekannte war einer unſrer Freunde, ein Freund von Kervelegan. Von unſern beiden von Rotternheim aus abgeſandten Führern wußte man noch in Quimper nichts. Ein Trieb, von dem er ſelbſt nicht die Urſache wußte, gab ihm den Gedanken ein, bey Anbruch des Tages zu Pferde zu ſteigen, und zu ſehn, ob er nicht auf dieſem Wege Jemand antreffen könne, der von uns Nachrichten zu geben im Stande ſey. Einen Augenblick ſpäter, und unſer Führer traf ihn nicht mehr; denn er war im Begrif, Schutz vor dem Gewitter im Holze zu ſuchen.

So wie dieſer rettende Engel erſchien, vergaß ich meiner Leiden, vergaß ich das Bedürfniß der

Speiſe, der Ruhe und eines Zufluchtorts gegen den Regen, der mich fortzuſchwemmen drohte. Nur allein dachte ich nach Lodoiska zu fragen. Sie war zu Quimper angekommen, aber nicht ohne Gefahr. Nachdem ſie B.... angetroffen, hatte ſie ihren Weg fortgeſetzt. So wie ſie zu Saint-Brieux ankam, ward ſie durch einen Gendarmen arretirt, denn ſie war vor ihrer Ankunft bereits denunciirt, und würde ſich ſchwerlich aus den Händen der Municipalität gezogen haben, wäre ſie weniger ſchlau und entſchloſſen in ihren Antworten geweſen. O! meine Lodoiska! Dein Muth und dein Verſtand haben alſo auch mich aus meiner größten Gefahr geriſſen! Wozu rettete ich mein Leben aus den Schlingen, die man mir unterwegs legte, wenn du meinen Feinden in die Hände gefallen wärſt?

Unſer neue Führer brachte uns Anfangs zu einem Bauer, wo wir, ſo wie wir ausſahen, doch nie das bischen Brantwein und ſchwarz Brod, das man uns gab, erhalten haben würden. Nie hatte der feinſte Liqueur mit dem beſten Gebackenen uns ſo wohl geſchmeckt! Darauf brachte man uns in der Stille zu einem conſtitutionsmäßigen Pfarrer, bey dem man uns für Soldaten ausgab, die auf widerſpenſtige Prieſter Jagd gemacht hätten. Dieſer gute Mann wärmte, trocknete, pflegte, bettete und verbarg uns bis zum Ende des Tags. Bey Anbruch der Nacht begaben wir uns in ein kleines Holz, wo andre Freunde unſrer warteten. Sie hatten Pferde für die Verwundeten mitgebracht. Nachdem wir zwey Stunden mit einander gegangen waren, mußten wir uns trennen. Nur mit Thränen konnten wir es. Die gemeinſchaftlichen Gefahren dieſer Reiſe hatten die ſanften Bande unſrer heiligen Freundſchaft noch enger geknüpft. Ich umarmte **Salle**, ich umarmte **Cuſſy** und **Girey Dupre's**. Ach! Es war im Buche des Schickſals geſchrieben, daß ich dieſe beiden nie wiederſehn ſollte. Sie gingen zu **Kervelegan**. Man ſprach davon, ob ich nicht mit ihnen zu gehn mich entſchließen wolle: aber Quimper ſchloß einen zu koſtbaren Schatz für mich in ſich, um anderswo mich hinzubegeben! **Buzot** wurde zu einem braven Mann, nur zwey Büchſenſchüſſe weit von der Stadt geführt. **Pethion** begab ſich in eine benachbarte Gegend, wo **Guadet** ſeiner ſchon wartete. Wir drey, **Riouffe**, **Barbaroux** und ich, wir gingen zu einem würdigen Bürger, deſſen geleiſtete Dienſte meinem Andenken immer gegenwärtig bleiben werden.

Am folgenden Tage empfing ich hier den Beſuch meiner lieben Lodoiska. Sie hatte den Fehler gemacht, in der Stadt in einem Wirthshauſe abzuſteigen, ſtatt ſich zu einer alten Freundinn zu begeben, wo ſie weniger Aufſehn erregt haben würde. Jetzt verfolgten wir nur noch mit mehrerm Eifer unſer erſtes Project, und dieß war, daß ſie auf einen oder auf zwey Monate ein benachbartes Landhaus zu meinem Zufluchtsort miethen ſollte, wo wir denn zuſammen den Augenblick unſrer Einſchiffung erwarten wollten.

Dieſer Augenblick aber ſchien nicht nahe zu ſeyn. Auf dem kleinen Fluſſe, der Quimper vorbeyfließt, und ſich von da ins Meer ergießt, befand ſich eine kleine mit einem Verdeck verſehne Barke, aber die ſchon ſo viel gefahren hatte, daß ſie außer Dienſt geſetzt war. Duchatel, der mit Bois-Guyon zu uns kam, ſagte uns, daß er dieſe Barke habe beſichtigen laſſen, und daß mit etwa 1200 Livres Ausbeſſerungs-Koſten, man ſie ſo gut wie neu machen könne. Die Schwierigkeit wäre nur Arbeitsleute zu bekommen;

men; und die Arbeit dürfte auch wol nur langſam gehn. Sein Entwurf war, ſo bald Alles fertig ſey, uns Alle einzuſchiffen, da wir denn bey irgend gutem Wetter binnen drey Tagen in Bourdeaux ſeyn könnten. Ich fragte ihn, welche Maaßregeln wir denn wol in Betref der Zoll-Beamten nehmen müßten, die Alles, was den Fluß paßirt, beobachten, und die Päſſe unterſuchen, ob dieſe uns fahren laſſen würden, und ob wir wol eine vernünftige Hofnung hätten, den engliſchen Capern, die zu der Zeit den Ocean bedeckten, auszuweichen? Duchatel antwortete unbeſtimmt, daß dieß nichts bedeute; doch gab er keine andre Mittel an. Dieſer Duchatel war ein junger unerſchrockner Menſch; aber ſein Leichtſinn, ſeine Unbeſonnenheit ſtiegen bis zur Verwegenheit. So z. B. logirte er hier in einem Wirthshauſe, und unter ſeinem Namen; er ging in der ganzen Stadt herum, und ſagte es Jedermann, daß er einer der geächteten Deputirten ſey; endlich ließ er auch, ſo daß Alle es wußten, die Barke zu ſeinem Dienſt öffentlich ausbeſſern, und wir waren nur froh, daß er uns verſprach, nicht zu ſagen, daß wir beide auch noch mitreiſen wollten.

Wie viele herrliche Eigenſchaften erſetzten aber nicht dieſen Fehler! Wie vielen wahren Muth hatte er nicht in gefahrvollen Zeiten bewieſen!

Da die Bergmachthaber nicht wußten, welches Verbrechens ſie ihn beſchuldigen ſollten, um ihn zu morden, ſo nahmen ſie ihre Zuflucht zu dem gewöhnlichen Mittel: Andern ihre Verbrechen anzudichten. Er ſollte mit der Vendee im Verſtändniß geweſen ſeyn; er, der ſich mit den Royaliſten vor Nantes, am 20ſten May den ganzen Tag herumgeſchlagen, und, faſt ſo viel wie Beyſſer, zu ihrer Niederlage beigetragen hatte! Dieſer muthige Republicaner, verfolgt von der Läſterung des Royalismus, iſt auf dem Blutgerüſt geſtorben. Aber wir kennen jetzt beſſer die wahren Anbläſer dieſes Kriegs in der Vendee, die mehrſten haben ihre Verräthereien mit ihrem Kopfe gebüßt! Duchatel iſt gerächt!

Meine Lodoiska hatte unterdeſſen bereits ein artiges kleines Landhaus, mit einem ziemlichen großen Garten, ausgefunden. Sie lud mich da zu ſich hin: ich flog in ihre Arme. Um meinem Weibe anzuhangen, verließ ich dich, mein Barbaroux! dich, der du meine Leidenſchaft für ſie kannteſt, und wie ſehr ſie derſelben würdig war! Ja! Ich habe dich von einem Vergnügen zum andern, vom Genuß zu Genuß, den dir dein ſchöner Körper bereitete, eilen geſehn: aber immer folgte ein Ueberdruß, immer eine Leere; immer kamſt du, die Freuden meiner Liebe zu beneiden, die ſo wahrhaft, ſo innig, ſo ehrerbietig, ſo ſelig war; die, immer treu und immer neu, mich das Glück eines Gatten fühlen lehrte!

Ihre erſte Sorge war, mir, im Fall eines Angrifs, einen den Mördern unzugänglichen Zufluchtsort einzurichten. Sobald dieß in Ordnung gebracht war, überließen wir uns ganz den Annehmlichkeiten unſrer jetzigen Lage. Wir führten wieder jenes einfache und einſame Leben, das einſt uns ſo glücklich machte, und das wir nur mit Schmerz verließen. Wenige Menſchen kamen zu uns, und wenn es geſchah, ſo war es am Abend. Der ganze Tag war der unſrige! Ach! warum hatte er nur vier und zwanzig Stunden? Wie ſchön waren dieſe Tage! Und, warum raubten die ſchrecklichſten Ungewitter ſie uns ſo bald! O! Penars! meinem Andenken auf ewig theurer Ort! Sey immer den Liebenden hold! In dir fand ich Annehmlichkeiten meines Evry wieder!

Die Barke wurde fertig, aber ich beſchloß, noch in Penars zu bleiben. Pethion und Guadet machten zu einer zu Breſt vorzunehmenden ſicherern Einſchiffung Anſtalt! Sie geſchah und neun Reiſende reiſeten mit dieſer Barke ab. Cuſſy, Duchatel, Bois Guyon, Girey Dupré, Salle, Meillant, Bergoing, ein Spanier, Namens Marchena, der würdige und unglückliche Freund Briſſots, und Riouffe. Die beiden letzten waren zu uns nach Caen gekommen, um mit uns die Republik zu vertheidigen, und von da beſchloſſen ſie alle unſre Gefahren zu theilen!

Guadet, Buzot und Pethion ließen erſt in dem Augenblick, wo die Einſchiffung vor ſich gehen ſollte, ſagen, daß ſie mit einer andern Gelegenheit ihren Freunden unverzüglich nach Bourdeaux folgen wollten. Mein Entſchluß war ſeit langem erklärt, daß ich ihr Schickſal theilen würde. Barbaroux hatte zu ſeinem Glück die Blattern. Ich ſage: zu ſeinem Glück; denn alle dieſe Freunde in der verwünſchten Barke, wurden nicht lange nachher gefangen genommen.

B.... war auch, wie ich vorhergeſehn hatte, nach Quimper, um uns zu beſuchen, gekommen.

Duchatel fand er bald. Dieſer, der unſre Geheimniſſe keinem anvertrauen wollte, ſagte, daß wir uns in der Gegend von l'Orient befänden.

Unter dieſen Umſtänden war es ein Glück, daß die Commiſſarien des Berges ſich noch nicht ins Departement Finiſtere, wo die öffentliche Meinung noch immer gegen ſie war, wagen wollten. Sie bereiteten ſich vorher den Weg durch Emiſſarien, die mit Aſſignaten beladen waren. Bald erhob auch im Club zu Quimper eine maratiſche Partey ihr Haupt empor. Man machte den Vorſchlag, in den nahe an der Stadt liegenden Häuſern Hausſuchungen anzuſtellen, da das Gerücht ging, als ob da der Aufenthalt der Vaterlands-Verräther wäre. Mein Glück in Penars war auch zu groß! Es war kurz: kaum war es angefangen, ſo mußte ich es verlaſſen!

Ich flüchtete mich einige Meilen von da in ein einſamſtehendes Haus, wo mich eine vortreffliche Familie in Penſion nahm! Aber Lodoiska, meine Freunde, Alles war weg: welche traurige Tage! Da war es, wo ich meine Hymne auf den Tod machte. Ich wollte ſie ſingen,

gen, wenn ich zum Schaffot geführt würde, wenn ich meinen Feinden in die Hände fallen ſollte.

Vierzehn Tage, die mir ſehr lang dünkten, waren ſo verfloſſen, als ein Nationalgardiſt mich zu ſprechen verlangte. Dieſer Unbekannte hatte mir den wichtigſten Dienſt geleiſtet. In dem Augenblick, da meine Lodoiska durch einen Menſchen, der ſich im Club des Arguments bedient hatte, daß, wenn die Frau des Guadet arretirt wäre, man auch die Schweſter des Louvet wol arretiren könne, förmlich denunciiret war, in eben dem Augenblick hatte er ſie auch ſchon davon benachrichtiget, und ſie zu ſich in ſein Haus genommen. Jetzt war er gekommen, um auch mich zu ſich einzuladen! Man ſtelle ſich meine Freude vor!

Wir erwarteten den Abend, indeß legte ſich mein Wohlthäter ein wenig zur Ruhe. Er hatte ihrer in der That nöthig, denn nach einem Briefe meiner Lodoiska, den ich ſchon den Abend vorher hätte haben müſſen, aber nicht eher als am Morgen dieſes Tages empfing, ſollte ich mich nach einen bezeichneten Ort begeben. Mein Unbekannter hatte mich auch daſelbſt wirklich, in dem ſchrecklichſten Wetter, und bis Tagesanbruch, erwartet; auf mein Nichterſcheinen war er mehrere Meilen zurückgegangen, holte ſich ein neues Billet von meiner Frau, und kam damit endlich an... Ein ſolcher Eifer, von einem Menſchen, der mich bloß dem Rufe nach kannte, ſetzte mich in Erſtaunen; aber ich wußte noch nicht, daß ich mit einem der außerordentlichſten und großmüthigſten Sterblichen, den dieſe Erde je geſehn, zu thun hatte. Bey ihm galt keine Rückſicht, wenn es darauf ankam, Perſonen zu dienen, die auf ſeine Hochachtung Anſpruch machen konnten.

Er verbarg uns beide in einem Zimmer, über dem ein Gendarme wohnte, den ſeine Cameraden den ganzen Tag lang beſuchten, und nicht ſelten pochten ſie an unſre Thür, indem ſie glaubten, daß ihr Freund da wohne. War eine gefährliche Botſchaft auszurichten, ſo übernahm er ſie. Ein Schurke, ein würdiger Commiſſarius der ausübenden Macht, kam mit geheimen Befehlen an: unſer Freund ſpürte ihn auf, machte ſich an ihn, trank mit ihm, und ſuchte ihm die Abſicht ſeiner Sendung zu entlocken. Barbaroux war aufs äußerſte gebracht, und wußte nicht mehr, wo er bleiben ſollte. Unſer Wohlthäter erbot ſich, in unſer Zimmer noch ein drittes Bett zu ſetzen. Es ſollten Hausſuchungen angeſtellt werden; auch dieß wirkte auf ihn nicht; wir ſollten durchaus ſein Haus nicht verlaſſen. Er ſelbſt, mit einer beiſpielloſen Geſchwindigkeit, und Geſchicklichkeit, machte uns einen kleinen Verſchlag von Holz, der ſchwer zu entdecken war. In der critiſchen Epoche, wo alle Häuſer durchſucht wurden, brachten wir beide, meine **Lodoiska** und ich, einen ganzen Tag in dieſer Niſche zu; der Großmüthige war unterdeſſen ruhig in ſeinem Zimmer, entſchloſſen, wenn die Hausſucher uns finden ſollten, mich bis zum letzten Hauch ſeines Lebens zu vertheidigen. Unſre beſtändig erwartete Einſchiffung zögerte; er ging mit großer Gefahr hin, erkundigte ſich um die Urſachen, und bat dringend um Beſchleunigung. Wir hatten Päſſe nöthig; verſchaffen konnte er uns keine, er fabricirte alſo welche. Es ſchien, als ob es noch nicht ſobald zur Einſchiffung kommen könnte; meine Frau wünſchte daher den Verſuch einer ſehr nöthigen Reiſe nach Paris zu machen, um die Trümmer unſers kleinen Vermögens in Sicherheit zu bringen: unſer Wohlthäter, um ſie nöthigenfalls vertheidigen zu können, erbot ſich, mit ihr hin und zurückzureiſen. Noch war ich

we-

wegen Pethion, Guadet und Buzot unruhig, er ſagte, er ſey ſchon längſt begierig geweſen, ſie kennen zu lernen; ich möchte ihm doch ihren Aufenthalt ſagen, er wolle hin, und ſie in meinem Namen umarmen! auch ſagte er, er würde ſich nicht um das Vergnügen bringen laſſen, und mit Pferden, Waffen, und Proviſion, am Tage unſrer Abreiſe, zur Einſchiffung zu begleiten!

Nie habe ich einen Menſchen von ſo mannigfaltigen Talenten gekannt, als dieſen unſern Freund. Er war ein guter Seemann, ſprach gut von Kriegsſachen, und war nicht unerfahren in der Heilkunde; dabey ein geſchickter Tiſchler und Schloſſer, ein großer Fußgänger, und wenns darauf ankam, ein guter Fechter; und bey allem dieſem beſaß er eine Fähigkeit im Rechnen und zu Verwaltungsſachen aller Art, ſo daß er in einem Büreau, oder in einer Manufactur, oder auf einem Comtoir, ſehr nützlich hätte ſeyn können. Aber das, was ihm vorzüglich meine ganze Achtung zuwege brachte, war ſein Geſchmack für die angenehmen Wiſſenſchaften, und für jene ſchönen Künſte, deren Verehrer ſich immer durch friedliche oder tugendhafte Neigungen auszeichnen: er malte, er zeichnete, er botaniſirte, und war auch Baumeiſter. So viele Gaben waren mit dem liebenswürdigſten und ſolideſten Character gepaart; wirthſchaftlich, aber wenn es ſeyn mußte, freigebig; arbeitſam, uneigennützig, aufmerkſam auf Alles, und ſanftmüthig gegen ſein Hausgeſinde. Ein ſehr guter Vater, ein ſehr zärtlicher Ehemann. Wie ſtolz wurde ich auf ſeine Freundſchaft, als ich ihn in ſeinem Familienzirkel kennen gelernt hatte!

Wir befanden uns noch bey ihm, als die Nachricht einlief, daß ſich Toulon an die Engländer ergeben habe. Die Frage war: wer hat es übergeben? Die ſtumpfſinnige Menge ſagte: Die Föderaliſten! Die etwas Aufgeklärtern fanden es natürlicher, daß die Verzweiflung die Einwohner zu dieſen Schritt gebracht habe, und daß in der Nothwendigkeit der Wahl, zwiſchen einem ausländiſchen und dem Conventsjoche, ſie das erſtere vorgezogen hätten. Die am beſten Unterrichteten zweifelten keinen Augenblick, daß nicht der Berg ſelbſt es gethan hatte. Um dieß weniger auffallend zu finden, erlaube man mir folgende Betrachtungen.

Wimpfen hatte nichts unverſucht gelaſſen, um uns in Caen einzuſperren, dort den

Sitz des weſtlichen Aufſtandes einzurichten, und uns zu Maaßregeln zu verleiten, die uns den Schein eines für das Königsthum mit England geknüpften Einverſtändniſſes geben konnten. Wie leicht machte er es ſodann dem Berge, uns um die öffentliche Meinung, um alle Unterſtützung der wahrhaft republicaniſchgeſinnten Departementer, und am Ende, unter allem Schein der Gerechtigkeit, aufs Schaffot zu bringen! Ein ſo wohl erſonnener Plan, der in Weſten durchfiel, wurde im Süden noch nothwendiger. Da war eine wahrhaft furchtbare Maſſe von ächten Freiheitsfreunden; da herrſchte ein treflicher Gemeinſinn; da waren die Gründer der Republik und die Opfer des ein und dreißigſten May geliebt; da waren **Robespierre**, **Marat** und die andern Urheber dieſes ſchändlichen Tages verachtet und gehaßt. Marſeille bekam juriſtiſche Beweiſe in die Hände von den unzubezweifelnden Bemühungen der Blutmenſchen, Orleans auf den Thron zu ſetzen; wobey es nur zu klar war, daß **Robespierre** ihnen zwar diente, aber aus ganz andern Abſichten. Dieſe Stadt hatte, mit ihrer gewöhnlichen Energie, zuerſt das Signal des Widerſtands gegen Unterdrückung gegeben. Ihr Beiſpiel wirkte ſo ſchnell, daß ſie bald der Mittelpunct einer departementellen Verbindung wurde, die in ihrem großen Bezirk zur Linken, Nismes, Montpellier, Narbonne, Perpignan, Toulouſe, Montauban, Bourdeaux; und zur Rechten, Aix, Lyon, (hier waren freilich die militäriſchen Chefs geheime Royaliſten, aber ſie würden hinlänglich in Reſpect erhalten worden ſeyn, durch die Adminiſtratoren und durch das Volk, die alle republicaniſch dachten) Bourg, Lons le Saunier, Beſançon; und von vorne, Angouleme, Limoges, Clermont, Moulins, Chalons, ſelbſt Dijon, von da gerade auf die Linie gezogen, Rheims, Troyes und Chalons umfaßte. Dieß machte gut die Hälfte von Frankreich aus, und drohete durch ſeine Maſſe alle Agenten der Könige zu zerſchmettern. Ein ſo ſchrecklicher Bund mußte alſo auf jeden Fall getrennt werden. Was war wol dazu zweckmäßiger, als wenn eine ſeiner wichtigſten Städte plötzlich die Fahne des Königsthums aufſteckte? Dann ſtürzte ſich der übrige Theil der Coalition voll Wuth auf ſie. Der Süden, im Begrif die Tirannen von Paris zu Boden zu treten, ward ſodann plötzlich gelähmt, und kehrte ſeine Macht gegen einen Theil von ſich ſelbſt. Der Berg lud ihn hiezu noch ein, und gab dadurch ſeine Rechtfertigung über den ihn beſchuldigten Royalismus; eine Beſchuldigung, die er am Ende, wenn auch nicht geradezu, auf die Verbannten des ein und dreißigſten Mayes wälzen konnte. Der Aufſtand des Republicanismus im Süden Frankreichs war alſo dann erſtickt.

Welche Stadt war nun für dieſen Machiavellismus des Berges wol gelegner, wie Toulon? Eine Menge von Handarbeitern, ohne eigne Einſichten und ohne eignen Willen, war für ein Stück Brodt nur zu empfänglich, für die verſchiednen Eindrücke, die man ihr, den Umſtänden nach, geben wollte. Mit Hülfe einiger Aſſignaten hatte man daſelbſt ſeit einiger Zeit die Anarchie zur Tagesordnung gemacht; konnte man ihnen denn auch nicht durch andre Aſſignate eine wiederkehrende Liebe für Ruhe und Ordnung beibringen? Die vornehmſten Chefs der Marine und der Garniſon waren Royaliſten. Der letztere, dem Berge ſclaviſchergebne Seeminiſter, hatte die Menſchen ſchon ausgeſucht, die die Bewegung leiten ſollten; die Parole war ihnen, ſo wie bey Wimpfen, bekannt: die Maske war, ſich zu ſtellen, als gölten alle dieſe Anſtalten bloß die Republik; und wenn nur der ſchickliche Augenblick erſt da wäre, ſo wollte man über die Republicaner herfallen.

Der Augenblick kam. Toulon, bis dahin wüthend jacobiniſch, erklärte ſich mit einmal für die Republik; und verräth ſie auch gleich darauf. Es ergibt ſich den Engländern, und der Wohlfahrtsausſchuß, aus Gründen, die zu geſtehn, man ihn dereinſt wahrſcheinlich zwingen wird, verbreitet nun ſechs Monate lang das Gerücht, daß Beauvais von den Engländern aufgeknüpft ſey. Der andere Deputirte, Bayle, brachte ſich in ſeinem Gefängniß um. Bayle war ein heftiger und grober Menſch, den die Uebertreibungen des Berges bis dahin getäuſcht hatten. Ganz gewiß wird er, nachdem er einſah, wer Toulon überlieferte, und daß er, ohne es zu wiſſen, das Werkzeug eines ſo entſetzlichen Michiavellismus geworden, zum Selbſtmord ſeine Zuflucht genommen, oder ſich auch haben tödten laſſen. Unterdeſſen waren die Engländer Herren von Toulon, und blieben es, ſo lange die Gährungen in Bourdeaux und die Belagerung von Lyon dauerte. Hätten ſie eher als dieſe beendigt waren, Toulon übergeben, ſo würden die Truppen, die es belagerten, die faſt alle, ehe man Zeit hatte, ſie zu bearbeiten, an-

antijacobinisch waren, dieſe Truppen würden, ſage ich, ſtatt Lyon zu belagern, ſich für die Stadt erklärt haben. Lyon fällt endlich; noch läßt man den Jacobinern Zeit, die beſten Republicaner daſelbſt, ſtets als des Royalismus überführt, zu erwürgen; man läßt ihnen die Zeit, durch Hunger die Uebergabe von Bourdeaux zu erzwingen, wo die edelſten Bürger, ſo wie zu Lyon, zu Marſeille und zu Paris behandelt werden *). Nachdem dieß Alles geſchehn, halten die Engländer ihr Verſprechen, und ihr Intereſſe erforderte es auch, daß ſie es hielten; denn man vergeſſe nicht, daß die Urheber des ein und dreißigſten May eben ſo allgemein verabſcheut wurden, als ihre Schlachtopfer, ich will nicht ſagen in ganz Paris, doch in dem ganzen übrigen Frankreich, geliebt und geachtet waren. Um den allgemeinen Unwillen zu entwafnen, die Schwachen zu betäuben, die

---

*) Man muß Tallien die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß, nach der Einnahme von Bourdeaux, er viele Grauſamkeiten dort verhindert hat. Ohne ihn wäre Bourdeaux mit eben der Barbarey wie Lyon behandelt worden.

die Unſchlüſſigen zu gewinnen, und um die große Maſſe, die nicht anders als nach dem Ausgange urtheilt, wieder ins Gleis zu leiten, war es nöthig, daß die auswärtigen Mächte, zu einer Zeit wo ihre Agenten die Tirannen des Convents waren, mit ihren Fortſchritten einhielten, und ſich bisweilen ſchlagen ließen. Denn immer wird dieſe durch den Schein geleitete Maſſe ſagen: Als Pethion, Briſſot, Guadet ſich im Convent befanden, wurden wir oft geſchlagen; ſeit Robespierre, Marat, Barrere, Collot und Andre aber, allein die Regierung übernommen haben, kennen wir nichts als Triumphe: und wie wäre es denn anders möglich, wenn die Erſtern nicht im Einverſtändniß mit den fremden Mächten geweſen wären?

So überwiegende Gründe forderten die Engländer alſo in jeder Hinſicht auf, ihr Verſprechen zu erfüllen: Toulon blieb ohne hinlängliche Garniſon, und wurde bald eingenommen. Die engliſche Nation erſtaunt, und frägt nach den Gründen der Generale, die ſie bewogen hätten, Toulon ſo aufzugeben. Pitt antwortet: daß die Politik es ſo befohlen hätte. Dieſelbe Politik iſt es auch, die in dieſem Zeitpunct

punct, unter dem Kriegsminiſterium des Commis Vincente, des Anklägers vom unglücklichen Cuſtine, den vermeintlich-republicaniſch geſinnten Generalen die Siege von Dünkirchen und Maubeuge verſchafte. Dieſelbe Politik iſt es, die die ſiegreichen Fortſchritte der Armee Coburgs, die nach gänzlicher Aufreibung der Garniſon von Cambray, ſich ſo leicht dieſer Feſtung bemächtigen konnte, plötzlich lähmte, und ſie zur Zuſchauerinn des angefangenen bürgerlichen Krieges machte, zu einer Zeit, wo der Triumph des Berges ſo wahrſcheinlich war; ſo wie ſie ſich im Gegentheil wie ein Strom ergoſſen hätte, wenn die Republicaner das Uebergewicht im Innern errungen hätten. Eben dieſe Politik veranlaßte auch, daß man Hoche die Linien von Weißenburg wieder einnehmen ließ; Hoche, den man jetzt als einen Agenten Marats, und alſo der fremden Mächte kennt, und der in der That ein wüthender Jacobiner war.

Doch, ich komme wieder auf Toulon. In dem Augenblick, wie die Berg-Armee in die Stadt rückt, findet man Beauvais, den der Wohlfahrts-Ausſchuß ſchon ſo lange hatte hängen laſſen, im Gefängniß; und von dieſem Deputirten, von dieſem Opfer der Freiheit, den man jetzt hätte vergöttern ſollen, ſpricht man kaum. Nach der neu angenommenen Methode, die Menſchen durch alle nur erſinnliche Mittel zu Uebertreibungen zu bringen, hätte man ihn wenigſtens der Bewunderung des Pariſiſchen Volks darſtellen müſſen. Ganz und gar nicht. Ja, er war nicht einmal bey dem, durch die Wegnahme Toulons veranlaßten Nationalfeſt gegenwärtig, das die Hauptſtadt feierte. Der erhabne Repräſentant, welchen den Augen der Schärferſehenden zu entrükken, die Klugheit ſo ſehr befiehlt, nimmt ſeinen Abſchied. Mitten unter ſeinen Triumphen hatten ſich nemlich hundert Stimmen hören laſſen, die ihn der Verrätherey anklagten. Er begnügt ſich mit dem Geſtändniß: daß er zwar einige wichtige Conferenzen mit den Engländern gehabt habe; ſtatt aber über Alles ſich deutlich zu erklären, verſpricht er bloß dereinſt auf die Vorwürfe zu antworten. Der Wohlfahrts-Ausſchuß findet alle moraliſche und auch die von ſeinem ſchwächlichen Geſundheitszuſtande hergenommene Ausflüchte des nicht gehangenen Repräſentanten vortreflich. Man fordert keine weitere Erklärungen; man ertheilt ihm ſeinen Abſchied. Beauvais war in der That krank, und um ſich ganz von aller verſprochnen Antwort loszumachen, findet er für gut, zu ſterben. Nun erſt ſprach man von ihm; nun war es der große, der göttliche Beauvais! Ich glaube, ſelbſt Robespierre hat ihn pantheoniſirt! Und warum nicht? Es haben ja Andre dieß Schickſal gehabt.

Hier iſt noch eine Thatſache, die mehrere tauſend Menſchen zu Paris kennen. In der Mitte des July fallen einigen wahren Republicanern von Toulon Beweiſe von einem groſſen Complott in die Hände, ihre Stadt und Hafen den Engländern zu überliefern; an der Spitze der Verſchwornen waren: .... Unglücklicherweiſe hatten die Angeber die Gutmüthigkeit, die Beweisſtücke dem damaligen Miniſter und dem Wohlfahrts-Ausſchuß zu ſchicken. Einige Zeit nachher ergab ſich Toulon.

Drey Wochen waren ſo bey unſerm großmüthigen Freunde verfloſſen, und ſchon fingen wir an, an unſerer ſo oft verſprochnen Einſchiffung zu verzweifeln, als ich endlich am 20ſten September abgeholt wurde. Ja! leider! nur ich wurde abgeholt! Bis dahin lauteten die Verſicherungen immer, daß meine Frau auch mitfahren ſollte; jetzt aber, an dieſem traurigen Abend, ward uns vorgeſtellt, daß, ohne ſie Alle unglücklich zu machen, es nicht anginge, ein Frauenzimmer mit einzunehmen; eine Erklärung, die der Capitain übrigens mit vielem Leidweſen zu machen gezwungen ſey. Welch ein Donnerſchlag für meine Lodoiska! Ich wollte ſie anfangs durchaus nicht verlaſſen; aber ſie drang in mich, dem Schickſal auch ohne ſie zu folgen. Sie würde mir, ſobald ſie, von unſerm großmüthigen Freunde unterſtützt, ihre Sachen in Paris in Ordnung gebracht hätte, nach Bourdeaux folgen, um dort zuſammen zu bleiben, wenn die Empörung glücklich fortginge; aber nach America zu reiſen, wenn die Tirannen den Sieg davon trügen. . . . Was für vergebliche Projecte! In welche neue Gefahren, in welche neue Mühſeligkeiten ſtürzte ich mich nicht! Wo ſollte ich dich wieder finden, meine Lodoiska?

Ich reiſete ab, und hatte den ſchrecklichen Muth, ſie zu verlaſſen. Es war fünf Uhr des Abends, alſo noch am hellen Tage, da ich aus der Stadt ging, im Angeſichte aller Menſchen. Einige hundert Schritte vor dem Thore fand ich ein Pferd, und ein treuer Freund war mein

Wegweiſer. Wir hatten neun große Meilen zu machen, und mußten in der Chaluppe zum ſpäteſten um eilf Uhr deſſelben Abends ſeyn; denn genau um Mitternacht ſollte das Signal zur Abfahrt durch einen Canonenſchuß gegeben werden. Zwey Meilen von da fand ich meine Collegen. Hier umarmte ich Guadet, Buzot und Pethion; Barbaroux aber ließ uns eine ganze Stunde warten. Doch war es noch nicht Mitternacht, als wir an das Meer-Ufer kamen. Unſre Schifseigner waren uns ſchon entgegengekommen. Dieſe großmüthigen Männer verwarfen nicht allein jedes Anerbieten von Bezahlung für die Ueberfahrt nach Bourdeaux, ſondern ſie boten uns noch ihre Börſen an; dieß lehnten wir aber ab. In dem Wirthshauſe, wo ſie uns eine Abendmahlzeit beſtelle hatten, erfuhren wir, daß die Chaluppe, die der Capitain zu unſrer Abholung ſchicken ſollte, noch nicht angekommen ſey. Wir warteten eine halbe Stunde, aber vergebens; und, was unſre Unruhe vergrößerte, dichte an dem Zimmer, wo wir aßen, tranken in einem andern Zimmer zwey Menſchen mit einander, von denen der eine keine geringere Perſon als der Commandant des kleinen Forts war, das die

Gegend, wo wir uns einſchiffen ſollten, beherrſchte, und eine Beſatzung von funfzig Mann hatte. Welch ein widriges Schickſal! Welche Beſorgniß für die Schifseigner, die gerechnet hatten, die Chaluppe in Bereitſchaft, und den Commandanten ſchlafend zu finden! Einer von ihnen eilte zu den Fiſchern, die endlich für dreifache Bezahlung einwilligten, uns in ihre Barke aufzunehmen; aber noch mußten wir wieder auf die Fluth warten. Damit gingen auch noch drey Viertelſtunden verlohren, und dieſe in der Nachbarſchaft des Commandanten zugebracht! Glücklicherweiſe hatte er ſo herzhaft getrunken, daß er ſich nicht viel um Leute bekümmerte, die um ſeinetwillen in ſeiner Nähe ſo voller Angſt waren. Endlich ſtiegen wir glücklich in die Barke; aber war es nun nicht zu ſpät? Es war es, und über eine Stunde; denn wir hätten uns noch vor Mitternacht einſchiffen ſollen.

Eine Meile weit mußten wir rudern, um eine Spitze zu umſeegeln, in deren Gegend das Schif, das ein wenig hinter der Convoy bleiben ſollte, uns erwarten ſollte. Allein bey unſrer Ankunft war kein Schiff zu ſehn. Vielleicht hatte es ſchon zu lange auf uns gewartet? War es vielleicht nicht, wenn die Convoy um Mitternacht abſegelte, gezwungen geweſen, auch ſeine Anker zu lichten, und nachzufolgen? Wir eilten, von der Breſter Rhede wegzukommen, die ſo groß war, daß das erwartete Schif nur einem kleinen, ſchwer zu entdeckenden Punct, beſonders in der Finſterniß, gleich ſchien. Keine Nacht war mir ſo lang; nie hatte ich eine in einer ſo grauſamen Unruhe zugebracht; auch die Morgenröthe war uns nicht günſtiger. Sie enthüllte unſerm Blick nichts als ein ungeheures Waſſerbehältniß, auf dem nichts ſchwamm. Unſre, alle Augenblicke zu Rathe gezognen Uhren zeigten auf ſechs; es wurde ſieben, es wurde halb acht Uhr! Jetzt fing die Hofnung an, uns zu verlaſſen! Was ſollte aus uns werden? aus uns, da beide Elemente, das Waſſer und die Erde, gleich gefährlich für uns waren?

Unſern Schifsleuten wars nicht leichter ums Herz. Die nemliche Muthloſigkeit war in ihren Geſichtern ſichtbar. Schon hatten ſie eine gute Viertelſtunde lang, bey uns in der Barke hingeſtreckt, ſich nicht mehr ums Meer bekümmert. Einer von ihnen erhebt ſich aber doch ganz gleichgültig, und wendet langſam den Kopf, in der vollen Ueberzeugung, daß er doch nichts entdekken würde. Auf einmal aber wird er lebhaft, und ruft: Iſt es das Schif? Man antwortet: „Ja!“ „Und der Capitain?“ — „Auch der iſt „es!“ „Nun dann,“ rief er, indem er uns freudig in die Arme ſtürzte, „hurtig! hurtig „zum Schif!“

Wie leicht wurde es auch dem Schwerfälligſten, es zu erklettern! „Da iſt eure kleine Wohnung,“ ſagten uns die Schifseigner, indem ſie uns in die Cajüte des Capitains führten. Nun erfuhren wir von unſerm braven Schottländer, der dieß Schif commandirte, daß die Convoy genau um Mitternacht abgeſeegelt ſey; um ſich nicht verdächtig zu machen, habe er endlich auch der Fluth gefolgt; „bald blieb ich aber zurück, fuhr „er fort; meine Matroſen murrten, aber ich ließ „mich durch nichts irre machen, und blieb zurück „bis es zu tagen anfing, da ich etwas auf dem „Meere zu ſehen glaubte. Ich fuhr mit dem „Schiffe hieher, aber eine Minute ſpäter war „mein Bemühen umſonſt. So gut auch mein „Schif ſegelt, ſo darf ich doch nicht hoffen, vor „Abend die Convoy einzuholen; und ohne Bedekkung ſind wir nicht ſicher vor den Engländern.“

Unſre großmüthigen Schifseigner ſagten: „Nun, „wenns auch das Schif koſtet, verſuchts nur, und „rettet dieſe braven Leute;“ ſie umarmten uns, gingen in ihre Barke, und ſo nach Breſt zurück.

Wir folgten der entgegengeſetzten Richtung, und waren zwey Stunden geſegelt, als wir fünf im Zirkel ſich gegen uns formirende Schiffe am Horizont erblickten. Engliſche Caper! ſchrieen die Matroſen. Der Capitain ſagte: wir müßten erſt näher kommen, das könne man noch nicht wiſſen. Sie murrten, und der Steuermann, der betrunken war, und für ſie das Wort führte, erklärte: „daß man, unbekannter Reiſenden halber, nicht „die Gefahr laufen wolle, nach England geſchleppt „zu werden!“ Unſer brave Capitain ſahe die Empörung im Begrif auszubrechen, und wandte das Schif um.

In der That konnte uns nichts Schlimmeres, als engliſche Caper, begegnen. Großbritannien mußte für uns ein verwünſchtes Land ſeyn. Es mochte noch ſo ſehr durch Gewalt ſeyn, daß wir dahin kamen: die Verleumdung würde doch nicht geruht, ſie würde uns doch als Freiwillige dahin gebracht haben. Mit dem Leben ging dann ein noch koſtbareres Gut, die Ehre, verlohren. Wir hatten nur ein einziges Mittel gegen dieß größere Unglück. Auch war unſer Entſchluß feſt gefaßt, und dieſer war: uns, wenn es Caper wären, ins Meer zu ſtürzen. Aber waren denn die Schiffe, die wir ſahen, auch ſo ausgemacht feindliche Schiſſe? Und, waren ſie bewaſnet? Und was ſollte aus unſerm armen Capitain werden, dem wir ſo viel Mühe gemacht hatten? Er mogte ſegeln, in welchen Hafen von Frankreich er wollte, allenthalben ſah er ſeinen Tod vor Augen. Sehr natürlich ſahen wir uns wohl vor, ihm unſre Betrachtungen mitzutheilen, aber man ſahe deutlich aus allen ſeinen Bewegungen, daß ihn das Gefährliche ſeiner ſonderbaren Lage nur zu ſehr beſchäftigte!

Nach Verlauf von zwey Stunden, wobey es immer rückwärts ging, waren wir ſchon wieder nicht weit von der Breſter Rhede. Jetzt glaubte der Capitain, daß die Dünſte des Branntweins, den ſein Steuermann, ſo wie alle Schiſsleute, in etwas zu ſtarker Menge zu ſich genommen hatten, verflogen wären, und trat aufs Verdeck. „Hört „an, Leute,“ rief er ihnen zu, „ich habe hier zu „befehlen, und Keiner hat das Recht, meinen Ordres zu widerſtreben. Wehe dem, der ſich dieß „unterſtünde! Eure Furcht iſt lächerlich; mein

„Entſchluß iſt gefaßt. Ich kehre wieder um, und „ſegele vorwärts. Kein Murren; ich verlange „Gehorſam!“ Nun fing er an zu commandiren; der Steuermann verſtummte, und was er befahl, ward vollzogen.

Von der Gefahr, nach Breſt zurückgehn zu müſſen, waren wir alſo befreit; aber wie viele Hofnung hatten wir nun noch, den Engländern nicht in die Hände zu fallen? Wir mußten vielleicht bis an den folgenden Abend ſegeln, ohne die Convoy, die nun ſchon zwölf Stunden voraus war, anzutreffen. Zwar zwang unſre große Flotte, die die Breſter Rhede gleichfalls verlaſſen hatte, die engliſchen Caper, in der Entfernung zu bleiben; aber es ging kein Tag vorüber, daß man deren nicht auf der Küſte ſignaliſirte. Man wird alſo leicht glauben, daß wir nichts weniger als ruhig waren.

Dieſen ganzen Tag war unſre Fahrt ſehr glücklich; auch die Nacht brachten wir ruhig zu; aber am folgenden Morgen frühe entdeckten wir am Horizont acht Schiffe. Der Capitain ließ ſich ſein Fernrohr holen, ſtand einige Minuten unbeweglich, und verſicherte am Ende, daß es Franzoſen wären. Gewiß iſt es, daß er es noch nicht beſtimmt ſtimme unterſcheiden konnte, aber auch eben ſo gewiß war es, daß er Recht hatte. Bald ſahen wir es ganz deutlich, daß es franzöſiſche Schiffe waren. Man ſtelle ſich nun unſre ſchreckliche Unruhe vor; es war die große franzöſiſche Flotte, auf die wir ſtießen! Wir wußten, daß man die Beſchreibung unſrer Perſonen an alle Schifsbefehlshaber der Republik geſandt hatte, mit dem ſtrengen Befehl: alle Schiffe auf der See zu durchſuchen, und insbeſondere auf die Reiſenden ſcharf Acht zu haben.

Zwey und zwanzig Linienſchiffe und zwölf bis funfzehn Fregatten ſegelten gegen uns an; welche Beklemmung empfanden wir nicht bey dieſem prächtigen Schauſpiel! Wir mußten dieſe ganze fürchterliche Linie paſſiren! Ob wir gleich in der Cajüte des Capitains ſchon waren, ſo warfen wir uns doch noch auf die Bäuche. Wie leicht konnte es geſchehn, daß irgend ein Sansculotte uns von den untern Schifsluken aus geſehen, und den Antrag gemacht hätte, das Ding genauer zu betrachten! Hätten uns unſre Päſſe wol dann gerettet? Und insbeſondere, wie wollte ſich Pethion helfen, er, der ſo allgemein gekannt war, und aus Furcht, zu kenntlich zu ſeyn, den Einfall hatte, ſich zu ſeinem vierzigjährigen Geſichte weiße Haare und einen weißen Bart zu machen. Unſer brave Capitain ſtand unterdeſſen mit einem ſehr geſetzten Weſen auf dem Verdeck, um auf die erſte Befragung des Sprachrohrs ſeine Lüge zu ſchreien. Dießmal kamen wir mit der Furcht davon; kein Sprachrohr erſchien.

Die Gegenwart der Flotte befreite uns auch auf einige Stunden von der Gefahr der engliſchen Caper. Der ganze Tag hatte weiter nichts Merkwürdiges, als daß wir am Abend, wie die große Flotte, die ihren Kreuzzug fortſetzte, ganz zurück, und uns aus dem Geſichte gekommen war, Schiffe vor uns entdeckten. Der Capitain fing wieder ſeine Beobachtungen an, nach deren Beendigung wir ſchon voraus wußten, was er ſagen würde. Er behauptete, es wären franzöſiſche Kauffahrteiſchiffe. Daß eins der Schiffe ſehr auf uns zudrängte, und mit Canonen verſehen war, ſah er freilich bald, aber er fuhr doch vor den Schifleuten in ſeinem ruhigen Aeußerlichen fort. Uns aber ſagte er ins Ohr: „wenn dieß nicht unſere Convoy iſt, ſo bin ich morgen in England!“

Sie war es; aber die Gefahr für uns war nur halb vorüber. Das Schif, dem wir uns jetzt ſehr nahe befanden, war eine von den zwey eſcortirenden Fregatten: es hatte beigelegt, um uns zu erwarten und zuzurufen. Sobald wir dem Sprachrohre nahe genug waren, erſcholl die erſte, ſehr beunruhigende Frage: „Wo kommt ihr her?" „Von Breſt," erwiederte der Capitain mit einem ſehr ruhigen Anſtande. „Aber „ihr ſeyd ſo weit zurück!" „Ich habe geeilt, was „mein Schif hat ſegeln können!" „Nun — da „müßt ihr ein ſchlechter Segler ſeyn!" Darauf erfolgte keine Antwort. Endlich kam die critiſche Frage: „habt ihr Reiſende am Bord?" Unſer dreiſter Schottländer ließ die Luft von dem kräftigſten „Nein!" ertönen; worauf die Fregatte eine Chaluppe ins Meer ließ. Es war alſo entſchieden, daß unſer unglücklicher Capitain durchſucht werden ſollte: wir zitterten für ihn! Wir warfen alle Papiere in die See, wodurch unſre Freunde Gefahr laufen konnten, und ſpannten unſere Piſtolen.

Unſere Todesanſtalten waren unnöthig: der Befehlshaber der Fregatte ſandte die Chaluppe bloß um uns zu buchſiren. Man zog uns alſo ſo lange mit, bis wir die Convoy erreicht hatten, und es war keine der kleinſten Sonderbarkeiten dieſer Reiſe, uns von einem Schiffe beſchützt zu ſehn, das im Grunde nur zu unſerm Verderben hier zu ſeyn ſchien.

In der folgenden Nacht ging die See ſehr hohl: und bey Tagesanbruch befanden wir uns faſt im Sturme; unſere Equipage bezeugte Luſt, nach dem Beiſpiele mehrerer Kauffarteiſchiffe, in Rochelle einzukehren; je heftiger der Sturm wurde, je heftiger wurde ihre Sprache; allein die Standhaftigkeit unſers Schottländers und vierhundert Livres in Aſſignaten, die wir unter die Matroſen vertheilten, brachten ſie endlich zur Vernunft. Zwar war das Schauſpiel fürchterlich: bald hob ſich das Schif zu einer entſetzlichen Höhe, und bald verſanken wir wieder in einen Abgrund: aber alle Wogen des brauſenden Meeres ſchienen uns weniger furchtbar, wie die Wogen jener tobenden Menge, die auf einer undankbaren Erde, und in ſinnloſer Betäubung uns zum Schaffott wälzen würden.

Um Mitternacht klärte ſich das Wetter auf. Unſer Capitain mochte machen, was er wollte, ſein Schif ſegelte beſſer, wie alle übrigen. Er erhielt verſchiednemale das Signal, einige Segel einzuziehn: er zog ein, was er konnte, und war doch immer voraus. Dieſer Umſtand beunruhigte ihn; denn es war leicht, daß der Befehlshaber der Fregatte auf Argwohn fiel, warum denn dieß Schif, das jetzt beſſer wie alle übrigen ſegle, vorher ſo weit zurück geblieben ſey. War indeſſen hier unſere Furcht ſchon ſehr gegründet, ſo war ſie es nicht minder bey unſerer Ankunft auf der Bourdeauxer Rhede. Da wurde nemlich noch eine Generalunterſuchung durch die eſcortirenden Fregatten vorgenommen. Wir kamen um fünf Uhr Abends an; und nun mußte jeder Capitain, einer nach dem andern, mit ſeinem Schiffe dem commandirenden vorbey ziehn, wobey die ſchreckliche Frage erneuert wurde: „Habt ihr „Reiſende am Bord?“ Wir waren unter den Erſten; unſers Schottländers „Nein!“ erſchallte wie geſtern, und Alles ging glücklich.

Mit der Fluth waren wir immer vorwärts, und faſt zehn Meilen weit gekommen, als plötzlich bey eintretender Ebbe Halt! gemacht werden mußte. Unſer Capitain hatte die Vorſicht, ſeine Anker, in einiger Entfernung von den übrigen Schiffen, zu werfen; und ſo wie allmählig die Fluth wieder eintrat, ließ er ſein ſogenanntes Boot ausſetzen. Dieß war ein ſo flacher und zerbrechlicher Kahn, wie die Pariſer nur einen auf der Seine geſehn haben. Unſerer zwölfe, vier zum Rudern beſtimmte Matroſen und den Capitain eingerechnet, ſtiegen hinein. Er war voll, und zwar ſo ſehr, daß wir Gefahr lieſen, bey der mindeſten Bewegung damit umzuwerfen. Der Fluß war hier einem Meer ähnlich; volle zwey Meilen breit. Je höher wir an die Stadt kamen, je übler wurde es, denn dieſelbe Maſſe Waſſer blieb, und ſein Lauf, indem er ſich verengte, wurde nun reißender. Hin und wieder waren überdieß Sandbänke, die unſer Capitain nicht zum beſten kannte. Dabey ging unſrer Kahn ſo tief, daß kaum zwey Zoll vom Bord hervorragten. Einigemal waren wir auf dem Punct umzuwerfen, und ſehr oft ſchlugen die Wellen hinein. Doch waren dieß unſere geringſten Gefahren!

Die eigentliche Abſicht dieſer gefahrvollen Fahrt war: einer nochmaligen Befragung unſerer Fregatten, und insbeſondere der Viſitirung beim Fort Blaye, überhoben zu ſeyn. Unglücklicherweiſe war es ſchon Tag! Die Wache auf dem Befehlshaberſchiffe ſah uns, rief uns aber bloß zu: uns zu hüten, nicht zu nahe zu kommen. Offenbar glaubte ſie, daß ein ſo elender Kahn keine andere Aufmerkſamkeit verdiene. Wir hatten uns hierauf auch verlaſſen. Beim Fort Blaye gings noch beſſer: man ſagte uns kein Wort. Bey Bec-d'Ambes ſtiegen wir aus; wir betraten endlich dieß Gironde-Departement, wo wir hoffen konnten, in Sicherheit zu ſeyn, und der Sache der Freiheit mit Glück dienen zu können! Faſt hatten wir dieſe noch bis dahin der Tirannei unterworfne Erde geküßt! Unglückliche Sterbliche! wie oft iſt eure Freude doch eben ſo grundlos, wie eure Traurigkeit!

Der Capitain begab ſich nach Bourdeaux. Wir ſchoſſen zuſammen, um für ihn die Summe von 2000 Livres zuſammenzubringen, die er auch annahm. Unſere Abſicht war, ihm noch ein Geſchenk von 1000 Thalern, die wir leicht in der Stadt durch eine Anleihe zuſammenzubringen gedachten, zu machen, weil er nur vier und zwanzig Stunden früher, wie wir in Bourdeaux eintreffen würde. Ich zweifle, daß mehr wie 200 Livres in der Börſe des Reichſten unter uns blieben!

Das Haus, wo wir abſtiegen, gehörte einem Verwandten von Guadet. Kein Menſch war da, um uns zu empfangen; wir gingen alſo in ein benachbartes Wirthshaus, wo Guadet, nach ſeiner gewöhnlichen Herzhaftigkeit, ſich ohne weitere Schwierigkeit zu erkennen gab. Wer wir Uebrigen nun waren, errieth man ſo fort. Dieſe große Unbeſonnenheit war die Hauptquelle aller Gefahren, die faſt ſogleich auf uns losſtürmten. Von dieſem Augenblick an verfolgte man uns, und wir haben ſie theuer genug büßen müſſen. Man war bald auf der Spur von uns Allen, und alle unſre Ruhe war dahin.

So wie die Schlüſſel des Hauſes ankamen, eilten wir auch dahin, um uns mit Gemächlichkeit über unſere gegenwärtige Lage zu unterhalten. In dem Wirthshauſe hatte man erſtaunende Dinge erzählt, die **Guadet** für unmöglich erklärte; daß nämlich auch in Bourdeaux die maratiſtiſche Partey geſiegt habe; daß die Municipalität und die Departements-Verwaltung auf der Flucht wären, und Volksrepräſentanten mit Truppen ankämen. Was auch an dieſen Gerüchten Wahres ſeyn möchte, ſo war es doch der Klugheit gemäß, ſich, ehe wir uns Alle in die Stadt einſchlöſſen, vorher von dem Grunde oder Ungrunde derſelben zu überzeugen. **Guadet**, der alle Zugänge genau kannte, erbot ſich, an Ort und Stelle Erkundigungen einzuziehn, und nahm **Pethion** mit.

Im folgenden Tage waren ſie ſchon wieder bey uns, glücklich genug, ungeſehn hinein, und, ohne arretirt zu werden, wieder herausgekommen zu ſeyn. Nur zu wahr waren jene in dem Wirthshauſe erhaltene Nachrichten! Die Rechtſchaffenen hatten hier, wie allenthalben, durch ihre Schwäche untergelegen. Nur noch vor fünf Tagen hatte die gutgeſinnte und brave bewaſnete Bourdeauxer Jugend das Departement um die Erlaubniß gebeten, die Section Franklin, wo die Buben ihren Waffenplatz hatten, zu entwaſnen. Die Adminiſtratoren, ſtatt dieſe Bewegung zu nutzen, hatten geantwortet: daß man noch warten, ſich gedulden, nur die Güte anwenden müſſe, u. ſ. w.; und ſchon am folgenden Tage hatte die Section Franklin ganz Bourdeaux geſtürzt. Die Adminiſtration hatte Fehler auf Fehler gehäuft. Sie hatte es ruhig zugeſehn, wie in den Tagen ihrer vollen ungekränkten Herrſchaft, die zehn Meilen davon ſich aufhaltende Commiſſarien des Berges, ſich durch vier oder fünf Männer, vermöge eines von ihnen ausgefertigten Befehls, des Schloſſes Trompette mit allem ſeinem Vorrath von Kriegs- und Mundbedürfniſſen bemächtigt hatten. Mit einer ähnlichen Gleichgültigkeit hatte man ſie vom

Fort Blaye Beſitz nehmen laſſen, aus dem die Commiſſarien ohne den geringſten Widerſtand die aus zwey Bataillonen Bourdeauxer beſtehende Beſatzung abgeführt, und ſie durch zwey revolutionäre erſetzt hatten. Mehr brauchte es nicht. Bey einer ſolchen Nachgiebigkeit war das endliche Erliegen ſehr natürlich.

Im Augenblick unſrer Ankunft kerkerte man ein, was Bourdeaux nur an reinen aufgeklärten und muthigen Patrioten hatte. Der Schrecken war ſo allgemein, daß Guadet und Pethion, auſſer Stand einen Menſchen zu finden, der ſie über Nacht aufnähme, ſich glücklich geſchätzt hatten, nur einen Führer zu finden, der das Herz hatte, vorauszugehn, um ihnen den Weg zu zeigen, unentdeckt aus der Stadt zu kommen.

Es blieb alſo nichts übrig, als auf unſere perſönliche Sicherheit Bedacht zu nehmen. Guadet ging nach Saint Emillien, ſeinen Geburtsort. Außer einigen Verwandten hatte er noch einige Jugendfreunde da, deren Freundſchaft man für ſo ächt hält, bevor Unglück ſie auf die Probe geſtellt hat. Er verſprach Jeden von uns einen Zufluchtsort auszumitteln; aber ehe Alles dazu in Ordnung ſey, würde er uns nicht abholen laſſen; denn

es

s wär nöthig, daß alles ſo geheim wie möglich etrieben werden mußte. Er reiſte alſo ab, und vir blieben unterdeß in ſtiller Eingezogenheit in eines Verwandten Hauſe. Der benachbarte Gaſtwirth, der im Grunde nichts taugte, und gegen en man nicht Behutſamkeit genug zeigte, war außerordentlich neugierig, zu erfahren, was aus uns geworden wäre. Man ſagte ihm, daß wir uns wieder eingeſchift hätten; aber noch am ſelbigen Abend ſchlich er ſich ums Haus; wir hatten aber glücklicherweiſe alle innern Fenſterladen geſchloſſen. Doch erfuhr er bald unſern Aufenthalt; und ſchon am folgenden Tage erhielten wir von dem dumpfen Gerücht Nachricht, das ſich verbreite, als wenn wir in der Gegend von Bec-d'Ambes verſteckt lägen.

Am Abend eben dieſes Tages ſollte Guadet zurückkommen. Er kam nicht, und dieſer Umſtand vermehrte nicht wenig unſere Unruhe. Jeder Augenblick machte unſern jetzigen Aufenthalt gefährlicher. Man benachrichtigte uns, daß der Wirth, ein beſoldeter Maratiſt, eben eine Reiſe nach Bourdeaux gemacht habe; daß er eben jetzt mit einigen neuen Geſichtern wieder gekommen wäre, und daß man ſogleich bey ihm ein Hin- und

Herrennen, ein Flüſtern, und Zuſammenkünfte bemerkt hatte. Die Klugheit erforderte, uns in einigen Wehrſtand zu ſetzen; wir verſperrten unſere Zugänge, und vertheilten die Waffen, die in vierzehn Piſtolen, fünf Säbeln und einer einzigen Flinte beſtanden. Unſerer waren ſechs Mann; denn ich habe vergeſſen zu ſagen, daß wir auf dem Schiffe noch Valady und einen ſeiner Freunde, der kein Deputirter war, angetroffen hatten; dieſer letztere war blond und von großem Wuchſe, und gab dadurch den Maratiſten der Gironde im Anfange, wie ſie uns nur noch durch dunkele Gerüchte kannten, Gelegenheit zu verbreiten: daß Wimpfen mit uns angekommen wäre. Gewiß! Dieſer war nicht hier, und konnte auch nicht wol hier ſeyn! Nur ſechs Mann, ſchlecht bewafnet, aber feſt entſchloſſen zu ſterben, machten die ganze fürchterliche Beſatzung aus, zu deren Angrif man, wie die Folge ergeben wird, nichts Geringeres wie Canonen aufführte. Zwey Drittel von uns ſchliefen in völliger Kleidung; das andere Drittel, das iſt, Barbaroux und ich, ſtanden die ganze Nacht durch Schildwache. Aber der Feind, der nur mit Macht anrücken wollte, hatte noch nicht alle ſeine Truppen beiſammen. Wenn er ſich mit hundert und funfzig Füſeliers begnügt hätte, die durch eine ſimple Requiſition in den umliegen Gegenden in zwey Stunden auf die Beine gebracht waren, ſo würde die Ueberlegenheit der Waffen und der Zahl uns bald zu Boden gedrückt haben; freilich hätten ſie uns nicht lebendig gefangen, ſondern todt. Glücklicherweiſe wollte man uns mit einer Armee, die eine regelmäſſige Belagerung unternehmen könnte, angreifen. Doch blieb dieſe Nacht Alles ruhig.

Beim Eintritt der folgenden Nacht kam ein Abgeordneter von Guadet. Er hatte in ſeiner Familie und unter ſeinen Freunden nur eine Perſon gefunden, und dieſe konnte nur zweien von uns eine Zuflucht geben. Er hofte, am folgenden Tage noch zwey Andere anzubringen, die er dann holen laſſen würde; und ſo bis auf den letzten. Jetzt kam es nur darauf an, auszumachen; welche von uns die beiden Auserwählten ſeyn ſollten, die gleich mitgingen. Wir ſahen uns alle mit Stillſchweigen an. Barbaroux, ſtets ſeiner würdig, war der Erſte, der das Wort nahm. „Jeder von uns weiß," rief er aus, „wie „gefahrvoll unſere Lage hier iſt. Wer könnte wol „nur darauf denken ſich zu retten, ohne durch den

„Gedanken zurückgehalten zu werden, daß morgen vielleicht die, die er hinter ſich läßt, nicht mehr ſind? Nein! Nie werde ich die Gefährten meiner Mühſeligkeiten und meines Ruhms verlaſſen! Iſt dort nur für Zwey ein Zufluchtsort, ſo wollen wir zuſammen bleiben, und zuſammen ſterben! Aber, wenn Guadet unſere Lage kennte, würde er nur zwey holen laſſen? Würde er nicht einſehn, daß es äußerſt dringend iſt, wenn er uns dem Tode entreiſſen will, uns Alle, oder keinen zu retten? Es hat ſich Jemand gefunden, der Zweien Zuflucht geſtatten will; auf vier oder fünf Tage kann das Zimmer, das Zwey aufzunehmen beſtimmt iſt, wohl Sechs faſſen! Laßt uns Alle abziehn!“

Noch ſprach er, als man uns einen groſen Lärm und viel Menſchen in dem benachbarten Wirthshauſe ankündigte. An dreißig Officiere waren eben daſelbſt angelangt. Der Wirth hatte geſagt, daß dieſe Herren Befehlshaber eines Bataillons der Revolutionsarmee wären, das hier durchzöge, um nach Bourdeaux zu gehn! Doch ſahe man in den umliegenden Gegenden bereits mehrere Detaſchements Nationalgarden, und ſelbſt einige Brigaden von der Gendarmerie.

Dieſe Nachrichten machten aller Berathſchlagung ein Ende. Unſer Führer ging voran, und wir folgten ihm in der Stille. Wir machten einige Umwege, um eine Viertelmeile von da eine Barke zu erreichen, die uns auf der Garonne erwartete. Wir hatten uns kaum eingeſchift, ſo ſahen wir durch Begünſtigung einer hellen Nacht, wie vierhundert vom Kopfe bis zu Fuß bewafnete Krieger ein Landhaus umringten, wo ſie acht bis zehn Schlachtopfer zu finden hoften und hier zwey Canonen aufpflanzten.

So war dieſe glorreiche Expedition von Bec d'Ambes beſchaffen, wo ſich die Revolutionsmänner eben ſo ſehr durch ihre Geſchicklichkeit, als durch ihren Muth auszeichneten, und von der B.... (wenn ich nicht irre) in ſeinem pompöſen Bericht an den Convent ſeinen würdigen Trabanten alle Ehre beilegt; ein Bericht, der ausdrücklich ſagt, daß, Dank der Thätigkeit der Sansculotten, man das Haus umringt, und nichts wie — unſre noch warmen Betten gefunden hätte!

Während dieſe Herren, mit dem Säbel in der Fauſt, mit fliegenden Fahnen und brennenden Lunten, ſich die Zeit vertrieben, unſre Betten zu durchſuchen, machten wir unſre Sache beſſer.

Nachdem wir noch einen zweiten Fluß, die Dordogne vor Libourne, wo die Schildwache noch ſchwerer wie der Fahrmann aus dem Schlaf zu bringen war, paßirt hatten, kamen wir zu St. Emillion an.

Am folgenden Mittage benachrichtigte man uns, welcher Gefahr wir zu Saint-Ambez entronnen wären, und daß B...., wüthend eine ſo ſchöne Gelegenheit, uns Alle zu fangen, aus den Händen geſchlüpft zu ſehn, und vom Fährmann, der uns über die Dordogne geſetzt hatte, auf die Spur gebracht, eines ſeiner Revolutions-Bataillone requirirt, und ſich voraus, an der Spitze von funfzig Reutern, gegen uns in Marſch geſetzt hatte. Der Wanderſtab mußte alſo wieder ergriffen werden. Nachdem wir uns einige Büchſenſchüſſe weit entfernt hatten, gingen wir in einen Steinbruch hinein, allwo zu unſerm Glück, weil es gerade Sonntag war, ſich keine Arbeiter befanden. Hier vereinigten ſich Guadet und Salle mit uns, die eher wie wir in der Gironde angekommen waren, und ſich doch noch ohne Zufluchtsort befanden.

Wir warteten hier auf einen braven Mann, der ſchon ſeit früh Morgens in den umherliegenden Gegenden umherſtrich, um uns eine Freiſtätte auszumitteln. In der Nacht kam er endlich; aber mit der troſtloſen Nachricht, daß kein Menſch den Muth habe, uns aufzunehmen. Unſer armer Guadet vorzüglich empfand dieß ſehr tief! Er war es, der uns ſo oft das Departement der Gironde als den Sitz aller großmüthigen und republicaniſchen Geſinnungen geſchildert hatte! In wie vielen unwürdigen Verwandten, in wie vielen Freunden fand er ſich betrogen! Wir waren zu bedauern, er aber noch weit mehr wie wir.

Ein Entſchluß mußte jedoch gefaßt werden. Zuſammen konnten wir nicht mehr bleiben; denn man war uns von allen Enden auf der Spur, und unſre Perſonen waren zu kenntlich gemacht! Dieß hätte freilich noch ſeyn können, wenn wir, wie im Departement Finiſterre, zwölf Mann mehr, und zwanzig gute Gewehre bey uns gehabt hätten; aber ſo waren nur unſrer acht, und alle bloß mit Piſtolen verſehn! Mit Gewalt konnten wir nichts mehr ausrichten; unſre Geſchicklichkeit war das Einzigſte, worauf wir uns jetzt zu verlaſſen hatten, und da ſchien keine Vorſicht nothwendiger, als die: uns zu trennen. Meine Lodoiska mußte jetzt in Paris ſeyn; ich äußerte alſo den Vorſatz, nach Paris meinen

Weg zu nehmen. War ich, wider alles Verhoffen, ſo glücklich, daſelbſt anzukommen, ſo konnte ich zweien oder dreien von uns einen Zufluchtsort verſchaffen. Ich glaubte es! So wie Guadet, rechnete auch ich auf treue Freunde! Mein lieber Barbaroux erklärte, daß er mir folgen wolle; Valady und ſein Freund geſellten ſich auch zu uns. Es waren alſo unſrer vier. Pethion und Buzot wollten, ich weiß nicht mehr in welcher Gegend, auf gut Glück umherirren. Salle und Guadet ſchlugen ſich nach der großen Heide zu. Was konnten wir thun? Zeit gewinnen. Die ſchrecklichen Triumphe des Berges waren ſo unbegreiflich, daß es ſchien, als würden ſie nicht vierzehn Tage lang dauern können.

Wir umarmten uns mit ſchwerem Herzen, und Jeder ging ſeinen Weg. Barbaroux ſollte für einen Profeſſor der Mineralogie, eine Wiſſenſchaft, die er ſehr gut verſtand, paßiren, und wir für Handelsleute, die mit ihm reiſten, in der Abſicht, die Minen, die er entdecken würde, zu unterſuchen. Aber Handelsleute zu Fuß, und die des Nachts reiſten? Wie war es möglich, mit einem ſo elenden Mährchen hundert und funfzig Meilen zu machen!

hen! Dazu Barbarour ſo allgemein ge-
kannt, und auch ſo kenntlich! Wahrlich! das
Project war verzweiſelt! Die Hand des Him-
mels verlegte uns den Weg. Nach vierſtün-
digem Marſch fanden wir, daß wir uns ver-
irrt hatten. Ein Pfarrer wohnte in der Nähe.
„Laßt uns anklopfen!“ ſagte Barbarour. „O
„ja!“ ſagte ich, „um uns nach dem Wege zu er-
„kundigen,“ weil ich nichts wie Paris im Kopfe
hatte. „Aber, verſetzte er, es wäre nicht übel,
„wenn wir auch eine kleine Erfriſchung haben
„könnten!“

Der würdige Pfarrer öfnete die Thüre. Wir
gaben uns im Anfange nur für verirrte Reiſen-
de aus. „Ihr ſeyd, antwortete er, ſtark ver-
„folgte Leute: nicht wahr? geſteht es nur! Euer
„Unglück hat Anſpruch auf meine Gaſtfreiheit:
„ich will euch auf vier und zwanzig Stunden
„beherbergen! Es ſchmerzt mich, daß ich nicht
„öfter und auf längere Zeit einige der unſchuldi-
„gen Schlachtopfer, die man verfolgt, beherber-
„gen kann!“

Wie ſehr mußte eine ſolche Aufnahme uns
rühren! Ein ſo großmüthiger Freund verdiente
unſer ganzes Zutrauen; und er erhielt es. Bey

Barbarouxs und meinem Namen, ſtürzte der brave Mann uns in die Arme, und weinte Freudenthränen! Wir vermiſchten unſre Thränen der Rührung mit den ſeinigen! Die Vorſicht hatte uns wie bey der Hand zu einem jener ſeltnen Männer geführt, von denen Guadet ſein Departement wimmelnd geglaubt hatte.

Am folgenden Tage ſagte er uns, daß wir, ohne uns Gefahren auszuſetzen, noch zwey oder drey Tage bleiben könnten, und daß er dieſe Zeit anwenden würde, um uns einen Zufluchtsort auszumitteln. Nach Verlauf dieſer paar Tage ließ er keinen wie den Freund unſers Valady abreiſen, der leicht die umherliegenden Gegenden von Perigueux, wo er einen Freund hatte, der ihn gewiß aufnehmen und auch Valady holen laſſen würde, zu erreichen hofte. Mir lag Paris beſtändig im Kopfe; ich wollte unſern Gefährten begleiten, obwol er nur zwanzig Meilen auf dem Wege dahin mein Geſellſchafter ſeyn konnte; ich wollte durchaus mit ihnen reiſen. Der gute Pfarrer widerrieth mirs, und Barbaroux bat mich auf ſeinen Knieen davon abzuſtehn. O Lodoiska! dieſen edlen Freunden verdankſt du deinen Gatten; denn nicht lange nachher lief die Nachricht ein, daß der Reiſende arretirt ſey!

Unſer großmüthige Wirth behielt uns noch zwey Tage bey ſich, obgleich man ſchon im Dorfe murrte, daß der Pfarrer Jemand bey ſich verſteckt habe. Endlich führte er uns zu einem Halbbauern, der uns gut aufnahm; aber ſeine Frau wurde furchtſam; wenigſtens war dieß der Grund, den er uns als die Urſache der Nothwendigkeit unſrer Abreiſe ankündigte! Unſer gute Pfarrer nahm uns wieder zu ſich, und, in Ermangelung eines beſſern Zufluchtorts, ließ er uns in eine Scheune klettern, die oberhalb eines Stalles angelegt war. Dieſer Stall ſtieß an eine Meierey, worin ſechszehn Perſonen wohnten. Zwey von dieſen wußten um unſer Geheimniß, die Andern kamen und gingen in dieſe den ganzen Tag ofne Scheune, und ſtiegen manchmal auf die Leiter, um einen Blick aufs Heu zu werfen, in dem wir uns Jeder ein Loch gearbeitet hatten, ſo daß wir wie begraben darin lagen und man unſre Köpfe nicht hervorragen ſehen konnte. Dieß Heu war friſch, und alſo ſehr heiß, die Scheune war ſo damit angefüllt, daß für die, ohnehin nur durch ein kleines Loch zugelaſſene, durchſtreichende Luft kaum ein Raum von zwey Fuß blieb. Um das Maaß unſrer Leiden voll zu machen, war das Wetter, obgleich wir uns im October befanden, trocken und heiß; und unſre beiden ums Geheimniß Wiſſende wurden plötzlich, ohne daß wir etwas davon vorher wußten, auf eine entfernte und unerwartete Commißion weggeſchickt. Ihre Reiſe dauerte drey Tage. Acht und vierzig Stunden lang fehlten uns die elenden Lebensmittel, die ſie uns ſtets verſtohlnerweiſe zubrachten, gänzlich. Man kann ſich unmöglich unſre entſetzliche Mattigkeit, das ſchreckliche Kopfweh, die häufigen Ohnmachten, den glühenden Durſt, und überhaupt die ſchrecklichen Qualen, die wir litten, ſo groß vorſtellen, wie wir ſie würklich empfanden!

Einen Augenblick verließ mich meine Standhaftigkeit, und auch der Muth meines lieben Barbaroux ſank. Ich hatte eine meiner Piſtolen ergriffen, und betrachtete ſie als einen traurigen Troſt. Barbaroux, von dieſem Anblick getroffen, machte dieſelbe Bewegung: er nahm die ſeinige zur Hand. Um uns her eine dumpfe Stille, und nur in unſern Blicken laſen wir unſre ſchrecklichen Entſchlüſſe! Eine meiner Hände fiel in die ſeinige, er drückte ſie mit einer Art

von

voll Wuth, die der meinigen nur zu ähnlich war. Der Augenblick der Verzweiflung war da; und nur noch das Signal zum Tode fehlte, als der aufmerkſame Valady ausrief: „Barbaroux! Du haſt noch eine Mutter! und dich, „Louvet! erwartet Lodoiska!“ Dieſe Worte brachten eine Zauberwirkung auf uns hervor. Jetzt trat die Rührung an die Stelle der Wuth; unſre tödtlichen Gewehre fielen uns aus den Händen, wir ſanken zurück, und benetzten uns einander mit unſern Thränen!

Aber die Stimme Valady's hatte auch noch andre Ideen in mir aufgeregt. „Wenn Lodoiska, ſo fragte ich mich, der Zweck deiner „jetzigen Leiden iſt: warum ſuchſt du denn nur hier, „und nicht vielmehr auf dem Wege nach Paris, die „Gefahren? Ja! noch dieſen Abend will ich fort!“ Noch dieſen Abend? Unbeſonnener! Eine Wunde am Knie, die ich auf einer unſrer nächtlichen Herumſtreifereien, bey einem Fall in einen tiefen Graben, erhielt, machte mir es ſchlechterdings unmöglich jetzt zu Fuße zu reiſen. Seit unſrer ſechstägigen Einſperrung hatten die Hitze, der Kummer, die Qualen, und die gänzliche Ruhe, in der wir uns halten mußten, das Uebel noch weit ärger gemacht! Als ich mein Bein aufheben wollte, empfand ich die grauſamſten Schmerzen, und ich konnte das Knie nicht biegen. Dank ſey es dir, Vorſehung! Du zwangſt mich zu bleiben.

Am folgenden Tage, um zehn Uhr Abends, wie Alles in der Meierey, nur nicht der zu getreue Hund, deſſen unaufhörliches Bellen uns keine Ruhe ließ, zu ſchlafen ſchien, kam es uns vor, als wenn wir um die Scheune ein Geräuſch von bald trippelnden, bald wieder ſachteſprechenden Menſchen vernähmen; einige Minuten nachher ſahen wir den Stall, worin es ſonſt ganz dunkel war, ſehr erhellt; einige Stimmen ließen ſich hören, aber mit großer Vorſicht; dann wurde es wieder eine tiefe Stille; draußen ein unmerkliches Geräuſch. Endlich hörten wir, daß man unſre Leiter heranſtieg. Wie? waren wir denn entdeckt, und war die Scheune umringt? Wir griffen zu unſern Waffen.

Wir erblickten einen Menſchen, der weder die Leiter verließ, noch auch uns näher kam. Er rief: „Steigen Sie herunter, meine Herren!“ Es war einer unſrer Vertrauten aus der Meierey; aber es war nicht mehr ſein gewöhnlicher Ton; eine rauhe, gebieteriſche Stimme ſchallte uns entgegen.

gegen. Dieſer Umſtand ſetzte uns mehr wie alles Uebrige in Unruhe. — „Wie? herunterkommen?“ — antwortete ich ihm. — „Ja! Herunter!“ „Und warum denn?“ — „Weil Sie müſſen! Nur hurtig: hier iſt Jemand der Sie zu ſprechen verlangt.“ — „Wer denn?“ „Ein Verwandter des Herrn Pfarrers,“ — — „Aber wenn es ein Verwandter des Herrn Pfarrers iſt, warum kömmt er nicht ſelbſt?“ — Hier ſtotterte er einige unbedeutende Urſachen heraus, und rief nochmals mit einem drohenden und brutalen Ton: „Ins Teufelsnamen! Ihr müßt herunter kommen!“

Dieß war mehr als verdächtig. Die Einbildungskraft arbeitet geſchwinde. Bald war mirs klar, daß jemand uns entdeckt und angegeben, daß man das Haus umringt, und daß man dieſen Unglücklichen gedroht hatte, Feuer an ſeine Scheune zu legen, wenn er uns nicht bald herausbrächte. Barbaroux beſchäftigten ohne Zweifel dieſelben Gedanken; denn er ſagte ganz leiſe zu mir: „Lebendig ſollen ſie mich nicht haben!“ und Valady, dem die Erſchöpfung der Kräfte und eine annähernde Krankheit ſo ſehr den Muth benommen hatten, daß er uns zwanzigmal des Tags geſtand, daß er jeden Augenblick ein paniſches Schrecken in den Gliedern fühle, daß der Gedanke ſeiner Zerſtörung ihm fürchterlich erſcheine, und daß er nimmermehr die Kraft haben würde, ſelbſt ſeinem Leben ein Ende zu machen; Valady, ſage ich, der nun die Todesſtunde nahe glaubte, und unſre Zurüſtungen ſah, rief mit ſchmachtender Stimme: „So müſſen wir alſo ſterben! O! meine Freunde!“ und hiebey ſtreckte er ſeine gefalteten Hände gegen uns aus: „verlaßt mich nicht!“ Was mich betrift, nie, in den gefahrvolleſten Lagen während meiner Proſcription, kaum nachher an den Thoren von Orleans, hielt ich meinen Tod für ſo nahe.

„Bürger, ſagte ich zu dem Boten, indem „ich meine ganze Standhaftigkeit zuſammenrafte, „der Gedanke, euch mit in unſre Verlegenheit zu „ziehn, iſt ferne von uns; aber auch ihr werdet „uns nie in eine Schlinge locken; wir ſteigen „nie herunter, wenn nicht der Verwandte des „Herrn Pfarrers ſelbſt erſcheint, oder wenn ihr „uns nicht ſagt, was man eigentlich mit uns „im Sinne habe!“

Verzeiht, Leſer, wenn ich, bedrängt von allen Leidenſchaften, dieſelben Empfindungen in eurer

Seele aufgeregt habe. Dem Himmel ſey Dank! Es war nichts; nichts als ein wenig Bangigkeit desjenigen, den uns der Pfarrer zum Abholen geſandt hatte! Aber die grauſame Nothwendigkeit, muthmaßlich unſer Umherirren wieder anzufangen, war traurig genug! Unſers Pfarrers Verwandter erſchien endlich; aus Furcht, von einigen Leuten der Meierey entdeckt zu werden, hatte er nicht hereinkommen wollen. Einer der Cameraden des Meiers hatte, auf ein am Morgen gehörtes Geräuſch in der Scheune, Argwohn geſchöpft, und wir konnten am folgenden Tage ſchon von einem Menſchen, der vielleicht nichts weniger wie ſicher war, entdeckt werden. Dieß wußten unſre beiden obgedachten Freunde, und waren in ihrer Beſtürzung zum Pfarrer gegangen, um ihm zu ſagen, daß wir auf jeden Fall abziehn müßten. Der arme Mann, denn es war ſchon ſpät, wußte uns in der Eile nicht zu laſſen. Wir waren nirgends weniger wie bey ihm geſichert, da man ſchon verbreitet hatte, als beherberge er Jemand. Doch lief er ſogleich umher, um irgend einen Winkel aufzufinden. Um den armen verwirrten Bauer aus ſeiner Angſt zu ziehn, blieb nichts anderes übrig, als ſchleunig die Scheune zu verlaſſen, und uns dieſe Nacht, ſo gut es ſich thun ließ, zu behelfen.

Ach! wir verließen die Scheune in demſelben Augenblick, wo der Aufenthalt in ihr anfing etwas erträglich, und für uns nothwendig zu werden. Das Wetter hatte ſich dieſen Abend verändert und war ſchrecklich. Das Gewitter war jedoch meiſtentheils vorüber; man hörte den Donner nicht mehr, aber der Regen fiel in Fülle, und ein kalter Wind blies aus Süden. Dabey konnte ich mich in dem ſchlüpfrigen und fetten Erdboden nur auf einem Fuß und einem Stock forthelfen. Der Verwandte führte uns in ein kleines Gehölz, wo wir Muße genug zum Naßwerden und zum Erſtarren hatten.

Dieſe üble Witterung hielt indeſſen unſern edelmüthigen Pfarrer nicht ab. Ein wenig vor Tagesanbruch kam er, mit der freilich traurigen Bothſchaft, daß ſeine Bemühungen fruchtlos geweſen wären, und daß er, da wir ſicherlich bey Tage in hieſiger Gegend entdeckt werden würden, uns, troz aller Gefahr, wieder zu ſich nehmen wolle. Wir nahmen dieß Anerbieten nicht eher an, als bis wir genau den künftigen Aufenthaltsort beſchrieben erhielten. Dieß ſollte ein Kornboden ſeyn. Von einem der Dachlöcher deſſelben konnte man leicht ein Seil hinunterlaſſen. Beim Anſchein der mindeſten Gefahr, wobey Jeder von uns abwechſelnd Schildwache ſtehen ſollte, konnten wir uns daran hinunterlaſſen, gelangten dann in einen Hinterhof, und von da an eine kleine Mauer, nach deren Ueberſpringung wir ins freie Feld kamen. Der würdige Mann! Wie drückte er uns an ſein Herz! Wie gerne nahm er uns mit!

Wenn ich dieſe unaufhörlichen Fatigen, Aengſtlichkeiten, und Qualen bedachte: welch ein Glück wars für mich, Lodoisken nicht mitgenommen zu haben! Wenn meine Geſundheit faſt darunter zu erliegen begann, wie hätte dieß zarte Frauenzimmer es ertragen ſollen? Noch ehe ich den Tod fand, hätte ich die Marter gehabt, Lodoiska in meinen Armen ſterben zu ſehen; und doch hatten wir die Grauſamkeit des Himmels angeklagt, wie wir unter Schluchzen uns zuletzt umarmten. Ewige Vorſicht! wie eitel iſt des Menſchen Begehren, und wie unerforſchlich ſind deine Wege!

Aber wir ſollten nicht länger bey unſerm Pfarrer verweilen; aus einer andern Gegend brach ein Strahl von Hofnung hervor. Guadet und Salle, die die Thüren von dreißig Freunden verſchloſſen ſtanden, führte das Schickſal zu einem Frauenzimmer, die in eben dem Grade mitleidig, großmüthig und unerſchrocken war, in welchem die Männer ſich grauſam, egoiſtiſch und feige bewieſen hatten. Nach dem rührenden Gemählde, das uns der Bote dieſer erheiternden Nachricht von dieſem Engel machte, war es faſt unnöthig auch für uns zu bitten; es ſchien nicht anders möglich, als daß ſie auch uns aufnahm. Wir durften ihr nur unſre Lage entdecken. Einer von uns lief hin, und in einigen Stunden war die Antwort da. „O! laß ſie alle drey „kommen!" Das Einzige ließ ſie uns zur Vorſicht empfehlen, um Mitternacht zu kommen, und alle Behutſamkeit anzuwenden, von Niemand geſehn zu werden. Sie fügte hinzu, daß unſre Sicherheit bey ihr, lediglich von der genauen Befolgung dieſer präliminären Bedingungen abhinge.

Unterweges hielten wir bey einem Pfarrer an, der ein Verwandter unſers lieben Alten war. Er hatte uns ein Abendeſſen bereitet. Man verzeihe die Erwähnung aller dieſer Kleinigkeiten.

Welche Erquickung! Wir hatten ſo lange nicht gegeſſen! Und doch war das Mahl, das man uns bereitete, wie nichts gegen die rührende Sorgfalt, die man uns vorher noch bewies! Da war lauwarmes Waſſer, um unſre Füße zu waſchen, und ein großes Feuer, um ſie zu trocknen! Da war das ganze Zubehör einer Toilette, um unſre Haare zu kämmen, und unſre langen Bärte abzuſchneiden; da war reine Wäſche! Und auch die Abendmahlzeit war ganz dazu eingerichtet, um unſre Stärkung zu vollenden! Leichte Speiſen und herzſtärkender Wein, den uns die Hand eines reitzenden Mädchens einſchenkte! — Ich bitte meine Leſer ſich vorzuſtellen, welche Würkungen ſo plötzliche Uebergänge hervorbringen; was wir, die wir aus einer ſo grauſenden Lage kamen, beim Anblick eines holden Mädchens empfinden mußten, die unſer mit unausſprechlicher Anmuth pflegte, und deren Reitze durch die drohenden, gefühlloſen Geſichter, die uns bis dahin nur umringt hatten, deſto lieblicher ſchienen. So freuten ſich die ſtolzen Ritter jener Heldenzeit, die, nach Bekämpfung der Ungeheuer, ſich plötzlich in einen Pallaſt verzaubert, und von Feen bedient ſahen!

Ein anderes Feſt erwartete unſer um Mitternacht. An jenem Orte unſerer Beſtimmung ſollten wir nicht wenigere rührende Pflege, eine Beſtändigkeit, einen Muth und eine Ergebenheit ohne Gränzen finden. Wir kamen um Mitternacht an. Das großmüthige Weib hatte unſere beiden Freunde dreißig Fuß tief unter die Erde verſteckt; und der Zugang zu dieſer unterirrdiſchen Wohnung, an ſich ſchon ſehr gefährlich, war überdieß ſo gut maskirt, daß man ihn nicht entdecken konnte. So geräumig dieſe Höhle auch war, ſo konnte ſie doch für den beſtändigen Aufenthalt von fünf Menſchen leicht ungeſund werden. Wir machten uns alſo in einem andern Theile des Hauſes eine kleine Feſtung, die noch geſunder, eben ſo ſicher und eben ſo ſchwer aufzufinden war.

Kaum hatten wir hier einige Tage zugebracht, als Pethion und Buzot, die in vierzehn Tagen ſiebenmal ihren Aufenthalt verändert hatten, uns melden lieſſer, daß ſie aufs Aeußerſte gebracht wären. „Nun, „ſo mögen auch dieſe beiden noch kommen!“ rief dieß bewundernswürdige Frauenzimmer. Dabey verfloß kein Tag, an dem ſie nicht mit einer Hausdurchſuchung bedroht, und ſelbſt als ein tugendhafhaftes Weib in Gefahr war, arretirt zu werden. Die Guillottine wüthete täglich, und es geſchahen ſchreckliche Dinge. Man hörte die Maratiſten täglich ſchwören, daß ſie diejenigen, die uns beherbergten, lebendig mit uns in ihren Häuſern ausbrennen wollten. Es war ſelbſt die Rede vom Verbrennen ganzer Städte, um uns nur zu finden. „Mein Gott!" ſagte ſie mit Ruhe und Heiterkeit, „laßt die Henker kommen. Ich bin „ruhig, wenn ſie euch nur nicht holen; aber wenn „ich arretirt werden ſollte, was würde dann aus „euch werden?"

Pethion und Buzot kamen endlich, und begaben ſich mit in die Höhle. So waren unſerer ſieben; wie ſollten wir alle Nahrung bekommen? Die Lebensmittel waren ſelten in dem Departement; unſere Wirthinn erhielt täglich für ihren Antheil ein Pfund Brodt; aber ſie hatte auf ihrem Speicher noch Erdäpfel und Schminkbohnen. Um des Frühſtücks überhoben zu ſeyn, ſtanden wir erſt um Mittag auf. Unſer Mittageſſen beſtand in einer Gemüſeſuppe. Sobald es Nacht wurde, kamen wir aus unſern Höhlen hervor, und verſammelten uns bey ihr, um zu Abend zu eſſen. Da war es denn bald ein mit großer

Mühe im Scharren errungenes Stück Rindfleiſch, bald ein Geflügel von einem faſt ausgeleerten Hünerhofe, oder auch einige Eier, oder einiges Gemüſe, womit ſie uns beköſtigte. Sie nahm für ihren Antheil wenig oder nichts, um nur das Vergnügen zu haben, uns eſſen zu ſehn. Sie war mitten unter uns wie eine Mutter unter ihren Kindern, für die ſie ſich aufopfert. Und ſo dauerte dieſe Lebensart über einen Monat, ungeachtet aller Verfolgungen eines vertrauten Freundes von Guadet, der um unſern Aufenthalt wußte, nichts unverſucht ließ, um uns von da wegzujagen, und den ſeine elende Furcht ſo ſehr den Verſtand verrückte, daß, aus Furcht auf der Guillottine zu ſterben, er ſich todtſchießen wollte. Um unſere heldenmüthige Freundinn nicht zu nennen, muß ich die Erzählung aller der Intrigen, Niederträchtigkeiten, Lügen und Drohungen übergehn, durch die er am Ende doch ſeinen Zweck erreichte.

Ich habe noch vergeſſen zu ſagen, daß ich bey meiner Ankunft in dem Gironde-Departement, meiner Lodoiska, mit Uebergehung Alles deſſen, was meine dermalige Lage Beunruhigendes hatte, meinen Entſchluß gemeldet hatte, ſtatt ihre

Ankunft zu erwarten, zu ihr ſelbſt nach Paris mich zu begeben. Wie in der Folge dieſe Hoffnung immer mehr bey mir zu ſinken anfing, hatte ich bey unſerm guten Pfarrer ihr einen zweiten Brief geſchrieben, in dem ich ſie einlud, nach Bourdeaux zu reiſen, wo wir uns einrichten wollten. Es hatte ſich jemand erboten, die Aufſchrift zu machen, und ihn dann auf die Poſt zu geben; aber da ich nach ſechs Wochen keine Antwort erhielt, ſo war es offenbar, daß der Brief entweder nicht abgegeben, oder auch nicht an ſie gelangt war. Dieſer Umſtand verdoppelte nur meine Sehnſucht, bald in Paris ſelbſt ſie zu unarmen.

Der critiſche Augenblick erſchien; der Augenblick, wo Menſchen ſich auf lange, vielleicht auf ewig von einander trennen ſollten, die durch die zärtlichſte Freundſchaft, durch die reinſte Tugend, und durch ein wahrhaft heiliges Unglück ſo innig mit einander verbunden waren! Wir verließen unſere liebe und ſichere kleine Feſtung, und theilten uns in zwey Theile, von denen jeder bald wieder ſich theilen ſollte. Barbaroux, der ſeit den Auftritten in Caen nur mir hatte folgen, nur mein Loos hatte theilen wollen, ſchied ſich jetzt mit Thränen von mir, und geſellte ſich zu Buzot und Pethion. Sie gingen aufs Meer zu. Armer Buzot! Wie centnerſchwer lag die Laſt jenes Kummer, deſſen Urſachen ich allein kannte, auf dir! Und Pethion, der ruhige Pethion! welche Veränderung war mit ihm vorgegangen! Seit der auf immer verlohrnen Hofnung, ſein Vaterland frey zu ſehen, ſeit der Nachricht von der Verhaftung von fünf und ſiebenzig unſerer Freunde, und von der Hinrichtung der übrigen, ſeit dieſem Zeitpunct war die Ruhe ſeiner Seele, und die Heiterkeit ſeiner Geſtalt dahin! Und mein lieber Barbaroux, was litt er! Nie werde ich ſeine letzten Worte, mit denen er mich wehmüthig an ſeine Bruſt drückte, vergeſſen: „Wo du auch meine Mutter findeſt,“ ſagte er, „tritt in die Stelle ihres Sohns; dagegen verſpreche ich dir, alles was ich nur je beſitzen werde, mit deinem Weibe zu theilen, wenn das Schickſal ſie zu mir führen ſollte.“

Wer umſonſt die Thränen zurückzuhalten ſich beſtrebte, war unſere großmüthige Beſchützerinn! „Die Grauſamen,“ rief ſie, indem ſie von ihren Verwandten ſprach: „ſie, die mir das ſüße Vergnügen rauben wollen, euch dem Blutgerüſt zu

„entreiſſen! Nie werde ich es ihnen verzeihen, „wenn vielleicht bald einer von euch . . . .“ Nur ein Thränenſtrom unterbrach ihre Worte. Nur zu gerecht waren ihre Ahndungen; bald ſollte einer von uns bluten.

Um ein Uhr des Morgens gingen wir fort, Guadet, Salle und ich, nebſt Valady, den wir aber ſogleich verlaſſen ſollten. Wir brachten ihn noch einige hundert Schritte auf den Weg, zu dem Hauſe eines Verwandten, auf deſſen Menſchenfreundlichkeit er rechnete. Der Unglückliche! Welcher Ausdruck des Schmerzes lag in ſeinem Blick, indem er von uns Abſchied nahm! Nie habe ich dieſe Augen, aus denen der Tod ſprach, vergeſſen können!

Guadet und Salle blieben alſo nur bey mir. Was mich hauptſächlich beſtimmt hatte, ihrem Sterne zu folgen, war der Umſtand, daß ſie ſich nach einen Ort wenden wollten, der ſechs Meilen nach der Seite von Perigueux hin lag, und wobey ich das Vergnügen empfand, mich Paris etwas nähern zu können; zu dieſem Zweck mußten wir aber, um Libourne, wo es gefährlich war, zu umgehn, einen Landweg einſchlagen. Ein ſicherer Vertrauter ſollte gegen die Mitte der folgenden Nacht, uns einen Freund von Guadet zuführen, der bis zum Ausgange dieſes Landweges uns begleiten würde. Den übrigen Theil der Nacht, und den ganzen folgenden Tag mußten wir indeſſen noch allein zu bringen. Wir gingen auf einen ziemlich entfernten Flecken zu, deſſen umliegende Gegend mit Grotten faſt durchbrochen war. Guadet kannte ſie alle, und hatte die geräumigſte unſerm Vertrauten, als den Ort, wo er uns finden könne, angegeben. Bey unſerer Ankunft aber fanden wir den Eingang vermauert; in die übrigen ſechszig konnte man kommen, aber wo fand uns unſer Vertrauter? Es blieb nichts anders übrig, als ihn von unſerer Lage zu benachrichtigen. Guadet und ich übernahmen dieß, freilich nicht ohne Gefahr. Wir hatten das ganze Dorf zu durchwandern, und wir mußten, weil er Gendarmen im Hauſe hatte, ihn wecken, ohne dieſe im Schlafe zu ſtören. Es gelang uns.

Nach unſerer Rückkehr in die Grotte, verſuchten wir zu ſchlafen; aber umſonſt! Die Kälte und die Näſſe verſcheuchten die Müdigkeit! Erſt um zehn Uhr der Morgens erhellte ſich die dicke Finſterniß ein wenig, die uns umgab, und wir konnten, ohne geſehn zu werden, indem wir uns in den dunkelſten Winkel zurückzogen, alles deutlich erkennen, was ſich am Eingange der Grotte bald zu zeigen anfing. Einige Thiere, die kamen und uns rochen, entfernten ſich ſehr bald; aber auch die ſchrecklichſten unter allen Thieren, Menſchen, ließen ſich ſehen. Glücklicherweiſe war ihr Geruch nicht ſo ſcharf, und wir blieben daher unentdeckt. Sie hielten ſich nicht lange, und bloß beim Eingange auf, um gewiſſe Bedürfniſſe zu befriedigen, deren Perſpective und Geruch uns ſehr beſchwerlich fielen. Wehe uns! wenn einer der Bauern, der vielleicht delicater oder ſchaamhafter über dieſen Punct hätte denken können, um mehr Bequemlichkeit zu haben, auf den Einfall gekommen wäre, in die äußerſte Ecke der Gotte zu gehn! Ich ſage: wehe uns! denn nie hätten wir uns doch entſchließen können, zu unſerer größern Sicherheit, das Blut eines Menſchen zu vergießen, vor deſſen üblen Geſinnungen gegen uns wir übrigens nicht ſicher waren. Wir wollten auf jenen Fall dem armen Teufel unſere Piſtolen zeigen, und ihn ſo lange gefangen halten, bis wir unſere Grotte verließen; aber dann konnte er noch hineilen, uns angeben und unglücklich machen. Dieß entging uns nicht, aber wir hatten beſchloſſen, es darauf ankommen zu laſſen; denn, wie undankbar ſich auch die Menſchen gegen uns bezeigten, — ſo wollten wir doch nicht unſere Hände mit unſchuldigem Blut beflecken!

Uebrigens muß man in die Acht erklärt geweſen ſeyn, um ſelbſt aus Erfahrung zu wiſſen, wie peinlich und ſchwer es iſt, in jedem Augenblick ſeine Schritte abzumeſſen, ſeinen Athem, das Nieſen, das Lachen an ſich zu halten, und auch das mindeſte Geräuſch zu vermeiden. Man ſtelle ſich kaum vor, wenn man nicht in dem Fall geweſen iſt, wie ſehr ein ſolcher, an ſich ſcheinbar kleiner Zwang, durch die Dauer Schmerz, Gefahr und Qual wird. Aber in unſerer Lage war es ein nothwendiges Uebel, und ich hatte mich, ſelbſt noch vor meinem Eintritt in die Gironde, mit meiner **Lodoiska** darinn, beſonders bey unſerm braven Original von Finiſterre, geübt, der, zu unſerm und zu ſeinem Vergnügen, uns neben einem Clubbiſten, und über einen Gendarmen in einem Schranke verſteckt hielt. Zu unſerm Unglück kam eine Frau in die Grotte, um unſere Talente in dieſem Fache auf die Probe zu ſtellen. Weil ſie ſchamhafter war, trat ſie ſchon tiefer hinein; aber von einem heftigen Stuhlzwange gedrängt, quälte ſie ſich lange vergebens. Wie ſie am Ende wegging, glitſchte ſie auf dieſem feuchten, mit Unreinigkeiten bedeckten Boden aus; und in einem ſo ſchlüpfrichten Erdreiche konnte dieſer armen alten Frau das Auſſtehn nicht leicht werden. Lange Zeit behalf ſie ſich mit einem Selbſtgeſpräch, das in andern Umſtänden uns beluſtigt haben würde; aber es war vergebens, und ſie fing am Ende an zu ſchreien. Dieß zog bald mehrere Menſchen herbey, die das Ding belächelten, und dieß lange und nahe genug, um uns in Unruhe zu ſetzen. Wie aber Alles auf der Welt ein Ende haben muß, ſo halfen ſie der Frau auch wieder auf, und gingen ab.

Am Abend kam unſer Vertrauter mit der Nachricht, daß Guadets Freund nicht könnte, das heißt, es nicht wagte, mit uns den Weg von zwey Meilen zu machen. Guadet mußte ſich alſo ſelbſt Kenntniß von der Gegend zu verſchaffen, und dieſen Landweg, den er wol ehedem gekannt hatte, obgleich nie ſehr genau, aufzufinden ſuchen. Bey dem ſchrecklichen Wetter, wo der Regen vom Himmel goß, und uns nach der traurigen Nacht, die wir eben erſt hingebracht hatten, eine noch traurigere verſprach, war dieß eine peinliche Arbeit; aber die Nothwendigkeit, die unerbittliche Nothwendigkeit gebot es. Ich war willig dazu; eine öftere und mäßige Uebung in unſerm letzten Hauſe hatte meinen Fuß wieder hergeſtellt, und meine Knieſcheibe hatte ganz ihre vorige Geſchmeidigkeit wieder bekommen. Ueberdem gings ja auf Paris zu; ich fühlte meine alte Munterkeit, und ſelbſt einige Behaglichkeit.

Wir ſetzten uns alſo in Bewegung. Es war die Nacht vom vierzehnten auf den funfzehnten November 1793. O Gott! du haſt ſie mir durch zu traurige Merkmale erinnerlich gemacht, als daß ich ſie vergeſſen ſollte!

Wohin wollten wir denn? Ich habe es geſagt: ſechs Meilen von da. Sechs Meilen alſo: aber waren wir denn auch einer guten Aufnahme gewiß? Guadet zweifelte nicht daran, und dießmal fand ich, daß er Recht hatte. Das Frauenzimmer, dem er uns vorſtellen wollte, hatte eine Familie, die von der ſeinigen ſehr und ſchon lange geliebt wurde, und er ſelbſt perſönlich hatte dieſe Frau gerettet. Ja! ich darf es geſtehn: es war eine Frau; er hatte ſie von einem Criminalproceß gerettet, wo ihre und ihrer Verwandten Ehre ſehr ins Gedränge kam. Seit dieſem Zeitpuncte, und lange vor der Revolution, hatte ſie ihm hundertmal ihrer Erkenntlichkeit verſichert, und ſich zu tauſend Gefälligkeiten erboten. Zudem ſuchten wir nur auf vier bis fünf Tage einen Zufluchtsort, nach deren Verlauf unſre großmüthige Freundinn, entſtehe auch daraus, was da wolle, uns wieder aufzunehmen beſchloſſen hatte.

Wir waren noch nicht weit gekommen, als wir uns ſchon verirrten, und dieß ſo unglücklich, daß wir um Mitternacht, obgleich wir um ſieben Uhr ſchon abgegangen waren, nur zwey Meilen des Landwegs zurückgelegt hatten; und dieß durchaus in ſo ſchrecklichen Wegen, daß, wie ich ohne Uebertreibung verſichern kann, der Koth uns weit über die Schenkel ging. Noch traf mich ein beſonderer Unfall mit meinem ſtarken Degenſtock, auf den ich mich ſo anhaltend und ſo heftig hatte ſtützen müſſen, daß er am Ende gebrochen war. Man kann ſich unſre Anſtrengung gedenken; dennoch waren vier Meilen übrig. Wir machten ſie, und kamen um vier Uhr Morgens, mit Koth überdeckt und bis auf die Haut durchnäßt, an.

Guadet pochte an die Thür. Es verfloß eine halbe Stunde, bis man ſie öfnete. Ein Bedienter, der ihn hundertmal geſehn hatte, wollte ihn nicht kennen; er verſicherte, nie Etwas von ihm geſehn zu haben, ging jedoch am Ende hin, die Dame vom Hauſe zu wecken. Nach Verlauf einer halben Stunde ließ uns dieſe ſagen: daß es ihr unmöglich wäre, in unſer Verlangen zu willigen, weil ſich in ihrem Dorfe ein Wachſamkeits-Ausſchuß befände; wahrſcheinlich wußte ſie alſo nicht, daß es deren überall gab. Guadet wurde dringend, und verlangte hineingeführt zu werden, im Anfange nur er allein, wenn es die Dame lieber ſähe. Er bitte um einen Augenblick Gehör. Sie ließ antworten: auch dieß ſey unmöglich; und die Thüre ward abgeſchloſſen.

Der Regen hielt fürchterlich an; wir befanden uns mittlerweile eine Stunde lang unter Bäumen, die aber, ſtatt uns zu ſchützen, mit ihrem aufgefangenen Waſſer uns noch näſſer machten. Bey meiner Ankunft daſelbſt floß mir der Schweiß unaufhörlich von meinem Geſicht und vom ganzen Körper, und vermiſchte ſich mit den Regengüſſen. Sobald wir ſtille ſtanden, fing ein Südwind an zu wehen, der im Anfange erfriſchend, und darauf ſehr kalt ward. Unſre ganz durchnäßten Kleider waren wie Eis; ich vorzüglich fror dermaaßen, daß man meine Zähne klappern hörte.

Guadet kam endlich, uns mit Verzweiflung von dem unbegreiflichen Ausgange seiner Versuche Nachricht zu geben. Ich hörte kaum, was er sprach; eine schreckliche Revolution ging in mir vor; die Ausdünstung meines Körpers war gänzlich gestockt; ein Fieberschauer hatte mich ergriffen, und ich verlohr alle Besinnung. Meine Freunde versuchten, mich an einen Baum zu lehnen; meine Schwachheit war aber so groß, daß ich mich nicht daran halten konnte; man mußte mich auf die Erde, das heißt ins Wasser, hinstrecken. Guadet eilte nochmals hin, um anzupochen. Umsonst, man öfnete nicht; bloß durchs Schlüsselloch wurde ihm zu reden erlaubt. „Nur auf zwey Stunden, sagte er, ein Zimmer und ein wenig Feuer; „einer meiner Freunde ist nicht wohl.“ Man ging zur Dame. Es ſey unmöglich, war ihre Antwort. „Nun dann,“ fuhr mein unglücklicher Freund fort, „nur ein wenig Eſſig und ein Glas Waſſer!“ Einen Augenblick nachher erfolgte der Beſcheid: „auch dieß ſey unmöglich!“

Die Elende! ſie hieß .... ich ſollte ſie nennen; nennen, zum Triumph der Böſewichter, die

Frankreich jetzt ſchänden? Ich überlaſſe ſie ihren Gewiſſensbiſſen! Möge die rächende Gerechtigkeit ihr keine andre Züchtigung aufbewahren! Möge ſie, mitten in den Nöthen, die ihrer zuerſt warten, nur kein Ungeheuer finden, das ihr Feuer und Waſſer verſage!

Ich konnte nicht ſprechen, aber ich hörte; ich hörte Guadet ſein Schickſal beweinen, und die menſchliche Natur anklagen. Dieß rief mich ſchneller ins Leben zurück, wie die reitzbarſten Stärkungsmittel nicht gethan haben würden. Ich wurde bald aller meiner Sinne wieder mächtig. Der tiefſte Unwille entflammte mich. „Laßt uns gehn, „rief ich, laßt uns die Menſchen fliehn, und zum „Grabe unſre Zuflucht nehmen.“

Kaum hatte ich mich wieder aufgerichtet, als noch andere Ideen mein Blut in Wallung ſetzten; meine Gefährten unterredeten ſich über die Mittel, die Grotte wieder zu erreichen, während mein Kopf ein Project ganz anderer Art bearbeitete. „Wie? ich ſollte mich noch ferner vor Menſchen, „vor ſo entarteten Geſchöpfen verbergen? Nein! „ich muß über ſie triumphiren, oder umkommen; „keinen Mittelweg gibt es.“ Wir hatten unterdeſſen

deſſen noch eine Viertelmeile zu machen, ehe wir die Heerſtraße erreichten.

Wie wir daſelbſt ankamen, hub ich an: „Freunde! wie könnt ihr hoffen, euren traurigen Zufluchtsort noch vor Tages-Anbruch wieder zu erreichen? So peinvoll mir es iſt, euch in eurer Lage zu verlaſſen, ſo kann ich euch doch nicht mehr folgen; mein Entſchluß iſt gefaßt. Schon hundertmal habe ich es geſagt: es gibt eine äuſſerſte Grenze der Leiden, über die man ſein Leben nicht hinſchleppen muß. Und eben ſo oft habe ich es euch wiederholt, daß, wenn mich das Schickſal auf dieſen Punct führen ſollte, auf dem, wie ich glaube, es einem braven Manne erlaubt iſt, den Faden abzuſchneiden, daß ich dann, ſtatt mich durch einen Piſtolenſchuß zu tödten, auf den Weg nach Paris mich begeben würde. Es ſind Tauſend gegen Eins zu wetten, daß ich nicht hinkomme, das weiß ich; aber meine Pflicht iſt es, es zu verſuchen. Nur dann erſt, wenn auch dieß fehlſchlägt, iſt es mir erlaubt, mich zu tödten; meine Familie und zwanzigjährige Freunde fordern dieß gebieteriſch von mir. Ihr wiſſet, welch ein Weib meiner wartet. Ja! meine Freunde müſſen wiſſen, daß ich, verlaſſen von der

„ganzen Welt, ihnen dieß Zeugniß meiner Achtung: noch nicht zu verzweifeln und einen letzten Verſuch zu wagen, um in ihren Armen auszuruhen, gegeben habe! Lodoiska muß ſehen, „daß noch ſelbſt im Fallen mein Geſicht nach ihr „gerichtet war! Sollte ich aber, von tauſend Gefahren umringt, dennoch dort glücklich ankommen, ſo ſage, lieber Guadet, deinen feigen „Freunden, daß ich ſodann in Sicherheit bin, weil „es auf dieſer Erde doch noch einige treue Freunde gibt!“

Sie wollten mich zurückhalten, mir rathen; ſie bitten mich, ich höre ſie kaum. Schnell werfe ich Alles von mir ab, was mich auf dieſer langen Reiſe nur aufhalten würde. Ich behalte nur Strümpfe, Schnupftücher und ein Kleid, nebſt dem Ueberrock meiner National-Uniform, ſtecke meine Haare unter eine kleine jacobiniſche Perüke, die ich mit Fleiß aufbewahrt hatte, und die mich ſehr unkenntlich macht; drücke Guadet und Salle an mein Herz, theile mit Letzterm, der noch weniger wie ich hatte, einige Aſſignaten, umarme ſie noch einmal, und nun trat ich meinen Weg an.

Nie hatte ich einen Entſchluß mit ſo vieler Kraft gefaßt; nie fühlte ich einen ſo begeiſternden Muth. Kaum bin ich aber einige Schritte gegangen, ſo ſtehe ich wieder ſtill, wende mein Geſicht um, und blicke unruhig auf die edlen Menſchen, die ich verließ. Auch ſie hatten ſich umgeſehen; auch ſie kamen zurück; auch ſie ſahen mich an; und während ich für ſie zitterte, zitterten ſie für mich. Schon wollen ſie auf mich zueilen, um mich wieder fortzuziehn; aber zum letztenmal winke ich ihnen mit der Hand, kehre mich um, und eile fort; mein Blick voll Hofnung, mit einigem Erſtaunen untermiſcht, verſenkte ſich auf dieſe unabſehliche Straße nach Paris.

So bin ich alſo auf dem Wege! Und nun beginnt ein der Aufmerkſamkeit würdiges Schauſpiel. Jetzt wird man einen Menſchen, einen einzigen Menſchen, mit dem Schickſal vor einer Welt von Feinden ringen ſehn! Doch nein! ich war nicht allein; der Haß gegen die Tirannen, die Verachtung gegen die Sclaven, die Verachtung des Todes, gingen mit mir. Deine unſterbliche Zärtlichkeit, dein gebieteriſcher Genius, Lodoiska! zogen mich hin. Auch du, Gott der Gerechtigkeit, unermüdbare Vorſehung, auch du warſt bey mir; bald zogſt du vor mir her, bald folgteſt du mir mit deinem Schutz, den du nie der Unſchuld verſagſt!

Mont-Pont, Hauptort des Diſtricts, zwey Meilen von da, war ein gefährlicher Ort; die Klugheit gebot, noch vor Tages-Anbruch den Durchgang zu verſuchen. Meine noch immer wie erſtorbenen Glieder erlaubten mir noch nicht ſchnell zu gehn. Bald aber lenkte die Bewegung jenes Feuer, das nur meinen Kopf und mein Herz in Wallung geſetzt hatte, in alle Theile des Körpers zurück. Mein Blut circulirte leichter; die Ausdünſtung ſtellte ſich wieder her; ich ging ſchnell und ging lange, und fühlte meine Beſchwerden nicht mehr. Es iſt wahrſcheinlich, daß jenes Weib dadurch, daß ſie uns mit ſo vieler Barbarey von ſich ſtieß, mir eine Krankheit erſparte. Die Sonne ging eben auf, wie ich Mont-Pont erblickte. Die Einwohner, um gewiß zu ſeyn, daß nichts, ohne vorher wohl von ihnen unterſucht zu werden, aus der Gironde komme, hatten an den Eingang der Stadt, nach dieſer Seite zu, eine Schildwache geſtellt. Ich ſahe den Soldaten ſehr gut; er ſtand, an eine Mauer gelehnt, unter einer Art von Wetterdach; und da er ganz unbeweglich blieb, ſchien es, als wenn er mich recht betrachtete, und aufmerkſam examiniren wolle. Um mich nicht verdächtig zu machen, ging ich langſamer, nahm mich zuſammen, und hielt meinen ſchlechten Paß, den ich ihm mit einem ungezwungenen Aeußerlichen überreichen wollte, in der Hand, in der Erwartung, daß er, wenn er einen Blick darauf geworfen hätte, mir ſagen würde: „Paßire!" Er ſagte aber nichts, denn er ſchlief; das Oberſte des Gewehrs ruhte auf dem Magen, die Kolbe aber auf der Erde und verlegte mir den Weg; ich ſprang leicht darüber hin. Um den glücklichen Schlaf dieſes jungen Menſchen nicht zu ſtören, ging ich langſam und leiſe. Am Ende der Straße nahm ich wieder meinen ordentlichen Gang an; da erwachte er, und rief: „Wer da?" Er rief zweimal. Er hätte zehnmal rufen können, und mir wäre doch nicht die Luſt angekommen zurückzukehren, um ihm zu antworten.

Mein Vorſatz war, noch lange keinen Halt zu machen, als ich nach einer halben Meile, am linken Fuß in der Gegend am Knöchel, einen lebhaften Schmerz empfand, der wie ein Donnerſchlag auf mich fiel. Ich glaubte, es würde nichts ſeyn, und wollte mich nicht daran kehren; aber er wurde lebhafter, und zog ſich endlich bis unter die Ferſe hinab. Es war muthmaßlich der übrige noch aufbewahrte Theil der gehemmten Ausdünſtung; eine inflammatoriſche Feuchtigkeit, die ſich in dem Augenblick, da ich die Beſinnung vor der Thür jenes Weibes verlor, auf die Bruſt warf, und jetzt, durch dieſe letzten Anſtrengungen, nach den äußern Theilen zog. Wie dem aber auch ſey: ich hatte Mühe noch eine halbe Meile zurückzulegen. Ich fand endlich in einer Dorfſchenke ein Zimmer, ein großes Feuer und ein gutes Frühſtück, deſſen ich ſo ſehr bedurfte. Ich fand hier *ſogar ein Schreibzeug* und eine gute Feder, die mir nicht minder willkommen waren. Mein Paß war in Rennes ausgefertigt. In der Gironde hatte ein Freund unſers Pfarrers, ein eben ſo dienſtfertiger als geſchickter Schreiber, mit ſeiner ſehr veränderten und gekünſtelten Handſchrift vier verſchiedene Unterſuchungs-Zeugniſſe darangeſetzt: eines von dem Claſſenbüreau der Marine zu Orient, ein anderes von der dortigen Municipalität, ein drittes von der Marine zu Bourdeaux, und das letzte von dem neuen Maire dieſer Stadt. Alle bezeugten: daß ſie den Bürger **Larcher** (dieß war mein neuer Name) hät-

ten

durchreiſen geſehn, und daß ich ein
braver Sansculotte wäre. Gut! Aber ſeit Bour-
deaux fehlten mir ſolche Zeugniſſe. Ich wußte
den Namen des Präſidenten vom Wachſamkeits-
Ausſchuß von Libourne; ich wagte ihn den übri-
gen beizuſchreiben, obgleich ich meine Hand nicht
gut verſtellen konnte; demungeachtet ging es das
mit nicht ganz ſchlecht. Wie wohl that ich!
Zehn Meilen weiter, wäre ich ohne dieſe Vor-
ſicht arretirt geweſen.

So beſpickt dieſer Paß nun auch mit Signa-
turen war, ſo ſiehe doch Jeder leicht ein, daß
er mich wol in den Dörfern, aber nicht in den
Städten durchhelfen konnte. Es fehlten daran
noch viele Formen, um auch die Stadtbewohner
damit zu berücken; es fehlte das Zeugniß des
Diſtricts und deſſen Siegel; und dann, ſo war
Alles, was von Bourdeaux kam, in den Haupt-
örtern der Diſtricte und der Departements ver-
dächtig. Auf meinem Wege gab es ſolcher Haupt-
örter etwa zwanzig, und in jedem waren einige
Commiſſarien der ausübenden Gewalt, ſämmt-
lich Emiſſarien der Jacobiner von Paris, denen
meine Geſtalt bekannt war, oder was noch ſchlim-
mer, Menſchen von der Bergparthey, die mich
noch

noch beſſer kannten! In jeder Hinſicht mußte ich alſo meine Reiſe ſo einrichten, daß ich entweder beim Aufgang der Sonne, oder beim Eintritt der Nacht durch die Städte paßirte! Nur in den Dörfern durfte ich ſchlafen. Dieß hatte wieder das Unbequeme, mich manchmal verdächtig zu machen; aber dieſe Gefahr war, in Vergleich mit der Gefahr eines Aufenthalts im Flecken, geringer.

Dieſen Nachmittag mußte ich alſo drey Meilen machen, um in der Dämmerung Muſſidan zu erreichen und von da eine Meile weiter ein Nachtlager zu ſuchen. Ich begab mich um drey Uhr auf den Weg, wohl ausgeruhet, gut getrocknet, aber nicht wenig von meinem Fluße beſchwert. Bald wurden die Schmerzen ſo lebhaft, daß der Körper bey jedem Schritt zuſammenbog, und ſich nicht ohne große Anſtrengung wieder aufrichten konnte. Das kranke Bein ſchwell, entzündete ſich, und wurde mir Zentnerſchwer. Um das Maaß meiner Leiden voll zu machen, kroch ich ſo auf einem Wege, auf dem ich bald durch tiefe Kothhaufen aufgehalten wurde, bald auf ſpitzige Kieſel, mit denen er ausgefüllt war, ſtieß, die für mich wie glühende Kohlen waren. Dieſe Arbeit war ſo anſtrengend, daß ich nach Verlauf von fünf Minuten mit Schweiß überdeckt, und gezwungen war einige Zeit anzuhalten, während ich, nachdenkend, unruhig, leidend, mit einem ſehr müden Fuße ſtand, den andern in die Luft hielt, und meinen Körper auf einen Stock ſtützte! Die Nacht brach ein, und meine Kräfte waren ganz erſchöpft, als ich mich in einem Dorfe, eine halbe Meile dieſſeits Muſſidan, befand. Ich ſahe ein Wirthshaus, in dem ich einkehrte.

Welche guten Leute, die Bewohner! „Ach! „mein Herr! Sie ſcheinen ſehr krank zu ſeyn!" Sie unterſuchten meinen Fuß, und bereiteten mir mit Eifer das Bad von lauwarmem Waſſer, das ich wünſchte. Ich verlangte Hollunderblüte: und ſogleich ward ſie mir gebracht. Sie beſtanden darauf, daß ich in einem kleinen abgeſonderten Zimmer zu Abend äße, weil ſie eine Mahlzeit für einen Haufen ſehr wüthender und ſehr geſchwätziger Revolutionsmänner bereiteten, und weil, wie ſie ſagten, einem Kranken doch die Ruhe lieb ſey. Ich weiß nicht, ob ſie es erriethen, daß ich einige Urſachen hatte dieſe Geſellſchaft nicht zu lieben. Sogar die Wirthinn räumte mir ihr Bett ein. Sie ſagte: es wäre beſſer, und überdem wäre ich ganz allein im Zimmer. Ich war ſo ermüdet; ich hatte ſo viel gelitten; ich hatte zwey ſo traurige Nächte zugebracht, mein Fuß ſchien auf eine ſo dringende Art eine möglichſt lange Ruhe zu fordern; meine Wirthsleute hatten ſo viele Sorgſamkeit, und ſo viel Gutherzigkeit verſprechende Figuren, und ich glaube an dieſe, wie ich ſchon geſagt habe, ich rechne ein wenig auf die ſchönen, aber noch mehr auf diejenigen, die bloß gut ſind; kurz: dieſe braven Leute wandten Alles an, um mir jeden Anlaß zur Unruhe zu benehmen, und irgend einem neugierigen Blick zu entziehn, daß ich nicht beſſer thun zu können glaubte, als wenn ich mich bis auf den übermorgenden Tag bey ihnen ausruhete! Ihre pflegevolle Aufmerkſamkeit verläugnete ſich keinen Augenblick; beſonders quälten ſie mich nicht durch jene Fluth von Fragen, mit denen die Wirthe in den Städten die Reiſenden gewöhnlich überſchwemmen.

Das Einzige, was ſie manchmal ſagten, war: „Sie kommen gewiß von Bourdeaux, mein „Herr!" Und ohne eine Antwort abzuwarten, ohne weiter zu fragen, ohne irgend das mindeſte hinzuzufügen, hoben ſie die Augen und die

Hände, mit einer ſehr bedeutenden Miene, gen Himmel! Nur einmal ſagte die Frau, indem ſie meine Kleidungsſtücke, die durch meine letzten Streifereien eben nicht ſchöner geworden waren, betrachtete. „Ach! mein Herr, Sie mögen thun wie Sie wollen, man ſieht doch, daß Ihnen ſchönere Kleider, als „die da, zukommen!“ Das Compliment machte mir eben kein Vergnügen; es überzeugte mich, daß es mir doch noch nicht gelungen war, das ganze Aeußere eines ſchmutzigen Jacobiners zu erreichen, und ich gelobte mir, nichts zu vernachläßigen, um es täuſchender zu machen. Alſo erſt am Ende des folgenden Tages nahm ich Abſchied von meinen Wirthsleuten. Wie ſchmerzhaft wurde mir die Trennung von ſo vortreflichen Menſchen! Ich bezahlte meine kleine Rechnung, aber mit einem heimlichen Mißvergnügen, weil ſie gar zu wohlfeil war.

Ich gehe auf Muſſidan, und komme dort in der Dämmerung an; ein Wachthaus ſteht in der Mitte der Hauptſtraße an der rechten Seite; ich ſchleiche mich auf die linke, da eben in dem Augenblick einige Frachtwagen durchfahren. So kam ich glücklich aus der Stadt. Aber wie weiter kommen? Alle Sorgfalt, die ich auf meinen

Fuß gewandt hatte, war vergebens geweſen, das Uebel war ärger geworden; die, obwol geringe Bewegung, die ich gemacht hatte, vermehrte den Geſchwulſt, und er ſtieg bis an die Wade. Meine Schmerzen wurden ſehr heftig. Welch' ein trauriger Umſtand! Ich, der noch vor kurzem ſo gut ging, war des Gebrauchs meiner Füße in dem Augenblick beraubt, in welchem ich am mehrſten auf ihre Hülfe zu meiner Rettung rechnete! Wenn ich nur zwey Meilen auf den Tag machen kann, wie viele Hofnung bleibt mir dann? Dann verfünffachen ſich die Gefahren meiner ohnehin ſchon ſo verwegenen Unternehmung. Soll ich mich bey mehr als ſechszig Wirthshäuſern aufhalten, und zwey lange Monate unterwegs ſeyn? Wie bleibe ich unentdeckt? Ach! Alles möchte geſchehn, wenn ich nur noch einmal Lodoisken an mein Herz drücken könnte! Aber es iſt nur zu wahr, daß uns das grauſame Schickſal am Ende trennen wird! So murrte ich gegen die Vorſehung! Möge ſie der Schwachheit des Menſchen verzeihn! er klagt ſie nur deswegen ſo oft an, weil er ihre Abſichten nicht ergründet!

In der That! Ich bedurfte eines wahren Muthes während der ſchrecklichen zwey Stunden, die ich zubrachte, um drey kleine Viertelmeilen zurückzulegen. Endlich gelangte ich zum nächſten Dorf; ich weckte die Bauern, und bat mir das Wirthshaus zu zeigen. Einer von ihnen führte mich zu einem Hauſe, deſſen äußerliches Anſehn mir ſchon nicht gefiel, und übrigens ſeinem Herrn, der mir mit Brummen die Thür aufmachte, ſehr ähnlich war. Er ſah mich von unten bis oben mit einer mißtrauiſchen Miene an; dann fragte er in ſeiner platten Mundart, die ich glücklicherweiſe verſtand, meinen Führer: „Wo haſt du „ihn gefunden?" „Wo anders als auf dem „Wege" — antwortete dieſer. „Nun gut," erwiederte der brutale Wirth: „man wird ihn „hinſchicken, wo er hergekommen iſt."

Ich war hereingetreten. Der Mann hatte ſeine Pfeife wieder genommen, rauchte, ohne ein Wort weiter zu ſprechen, ſpie mir faſt auf die Füße, hatte ſich in die Mitte ans Feuer geſetzt, ſo daß ich faſt nichts davon empfand, und ſchien gänzlich vergeſſen zu haben, daß außer ihm noch Jemand im Zimmer ſey. Seine kleine Frau, im Gegentheil, ſprach in dem liebkoſendſten Ton zu mir. Aber in ihrem ganzen Geſpräche war Etwas ſo Gezwungenes, in ihren Blicken Etwas ſo Falſches, und über ihre ganze heuchleriſche Miene ſo hervorſtechend bösartige Züge verbreitet, daß es mir unmöglich ward, nur einen Augenblick ihre Freundlichkeit für aufrichtig zu halten. Nichts üblers konnte ich treffen, als eine ſolche Herberge; aber auch nichts beſſers, um nachdrücklich gewarnt zu werden. Auf der Stelle paßte ich mein Geſicht, meine Bewegungen und meine Worte der Rolle an, die ich nun einmal unglücklicherweiſe ſpielen mußte.

Selbſt indem ſie meinen Eierkuchen backte, tödtete mich dieſe ewige Schwätzerinn mit ihren Fragen, denen ſie hinterliſtige Betrachtungen beimiſchte. Wie mitleidig ſprach ſie von dieſen guten vornehmen Herren, von dieſen armen Prieſtern, von allen dieſen braven Kaufleuten, die man zu Dutzenden guillotinire! In dieſem Ton wollte es ihr nicht glücken. Sie kam auf die Corday, die ſie lobte, und auf Marat, für den der Dolch noch zu gut ſey. Ich wurde nun wüthend, und drohte Sie mit nichts Geringerm als mit der Guillotine: das Ganze im wahren Styl des Vaters Duchesne; kurz ich wurde ein Jacobiner in ſeiner ſcheußlichen Geſtalt. Sie erſtaunte nicht; ſie blieb mißtrauiſch nach wie vor; ſie ſetzte ihre ſchändliche Rolle mit einer anhaltenden Treuloſigkeit fort, und ich ſpielte die meinige mit einer furchtbaren Unerſchrockenheit.

Ich mußte mich am Ende zur Ruhe begeben. Aus Vorſicht legte ich mich mit meinen Ueberhoſen, in denen ich ſtets meine beiden guten Terzerole ſtekken hatte, ins Bette. Meine liebe Hauptpiſtole legte ich unter mein Kopfküſſen. Uebrigens ſo furchtbar dieſes Gewehr auch war, das aus ſeiner weiten Oefnung, wie aus einer mit Cartätſchen geladenen Canone, vier große und funſzehn kleine Kugeln mit einemmale ſpie, und ſodann ein ſtarkes Bayonnet herausließ, ſo verließ ich mich doch darauf nicht am meiſten. Was mich hauptſächlich ſo kühn machte, mit Ruhe den ſich jeden Tag erneuernden Gefahren entgegen zu ſehn, und mit freier Stirne mitten durch meine Feinde zu wandern, das waren mehrere Pillen herrlichen Opiums, ein koſtbares Geſchenk meines Univerſalgenies von Finiſterre. Ich hatte ſie in ein Stück vom Handſchuh gewickelt, und trug ſie auf dem bloßen Leibe und dabey an einem ſo geheimen Ort verſteckt, daß, wenn man mich nicht vom Kopf bis zum Fuß nackt auszog, und auf die unanſtändigſte Weiſe befühlte, es unmöglich war, ſie zu finden. Im Fall eines unvorhergeſehenen Angriſe, einer plötzlichen Ueberraſchung, ſo daß ich mich mit meinen Piſtolen weder durchſchlagen, noch ſelbſt das Leben nehmen konnte, blieb mir alſo das letzte, aber ſichere Rettungsmittel. Aus der Tiefe des ſchrecklichen Gefängniſſes, in das ſie mich bald werfen würden, entging ich ſodann, durch Hülfe meines unſichtbaren Betäubungsmittels, ihrem verfluchten Schaffott. Ich fand an dieſem Gedanken ſo viel Behagliches, daß ich, bis zum letzten Athemzug ihrer Wuth trotzend, ſie zu Schanden gemacht haben würde.

Am folgenden Tage fand ich mich ein wenig überraſcht, eine ganze lange und gute Nacht auf derſelben Stelle zugebracht zu haben. Es war über neun Uhr als mich die Wirthinn weckte, um mich zu fragen, ob ich nicht an die Abreiſe dächte. Ich verſicherte ihr, daß, da ich mich ſo gut bey ihr befände, ich noch zu Mittage daſelbſt eſſen würde; es hinge nur von ihr ab, daß es nicht das Letztemal ſeyn ſollte. Wie ich ausgeſprochen hatte, ging ſie weg, und ſagte in einem anſchmiegenden Ton: daß ich bezahlen könnte, wenn ſie zurückkäme; ſie würde den Augenblick wieder da ſeyn. Sie verweilte auch nicht lange, brachte aber einen dicken Bauer mit, der von ſeiner obrigkeitlichen Würde mehr in Verlegenheit geſetzt, als aufgeblaſen war. „Dieß iſt unſer Bürger Maire," ſagte ſie, „er „kömmt Ihren Paß zu beſehn." Ich holte ihn mit einer frohen Miene hervor. Aus der Art, wie er ihn las, ſah ich ſofort, daß er nicht leſen konnte. Aber er fragte nach dem Siegel: ich wies auf einen Stempel, der ſich dabey befand, und verſicherte, daß man in meinem Lande nicht anders ſiegele; und zu gleicher Zeit fing ich über dieſe Art Siegel ein langes und ſchönes Geſchichtchen an, das nur durch die vollen Gläſer einer Art Landwein, von dem ich ein Maaß bringen ließ, damit mir der Bürger Maire doch die Ehre erwieſe, einmal mit mir zu trinken, unterbrochen wurde. Dieſer Einfall kam mir gut zu ſtatten, und ich ſah im Verfolge meines Hiſtörchens, daß die Epiſoden ihre trefliche Wirkung thaten. Das böſe Weib ſah dieſes; der Maire fand meine Papiere vollkommen richtig, und daran war er unſchuldig. „Ich will," ſagte ſie, „den Bürger Procurator-Syndicus holen, „er entziffert eine jede Schrift ohne Anſtoß." Er trat auch in dem Augenblick ſchon herein, ward wie ein Mann, deſſen großes Verdienſt mir bekannt wäre, bewillkommt, nahm auch ein Glas, und vernahm eine der letzten Erzählungen, die mich der Maire ſeinem Herrn Collegen doch noch einmal zu erzählen bat. Auf dieß Hiſtörchen ward ein zweites geſetzt, und auf dieß zweite ein drittes, und ſo immerfort, unterm beſtändigen Anſtoßen der Gläſer, und einem aus vollem Halſe erſchallenden Gelächter meiner Bauern.

Ich war beim Einſchenken gegen ſie verſchwenderiſch, geitzig gegen mich ſelbſt; ſo füllte ich jeden Augenblick ihre Gläſer, und leerte das meinige ſo ſelten wie möglich. Allmählig war ich aber auch warm geworden, hatte einen kleinen Hieb, und ſpielte meine Rolle nur noch beſſer darüber. Meine immer luſtiger werdende Erzählungen brachten ſie ſo weit, daß ſie vor Lachen brüllten. Sie vergaßen den Paß, den ich ihnen übrigens ſehr ſorgfältig ſtets in Erinnerung brachte. Das Weib, die nicht mit trank, wollte für Ungeduld berſten, ehe ſie ihn wieder hervorziehn ſah; ich zog ihn würklich hervor, aber nur, um ihn ſogleich wieder verſchwinden zu laſſen. **Die Pflicht, die Ehrerbietung vor** obrigkeitliche Perſonen des Volks gaben mir ihn jeden Augenblick in die Hand; aber Marats Tugenden, die großen Heldenthaten des Berges, und ſo viele anziehende Geſchichtchen, die ich zu erzählen hatte, erlaubten mir nicht ihn zu öfnen; ohne daß ich im mindeſten darauf achtete, fiel er in meine Brieftaſche zurück. Ich eilte, ihn wieder hervorzuziehn, aber um ihn ſogleich wieder fallen zu laſſen. Während einer Stunde machte er dieſe Reiſe wol dreißigmal; dreißigmal erblickten ſie ihn, ſahen ihn aber nie. Es war übrigens auch nicht mehr nöthig. Je mehr ich erzählte, ſchrie, fluchte, guillotinirte, der öffentlichen Moral, der Gerechtigkeit und Ehrlichkeit Hohn ſprach, je weniger hatten ſie Luſt den Paß zu leſen; von jetzt an war ich ausgemacht einer der beſten Patrioten Frankreichs. Die Wirthinn wurde hierüber wüthend, und holte zur Verſtärkung noch einen Municipalbeamten. Er mußte mittrinken und mitlachen, aber den Paß bekam er, wie alle Uebrigen nur von ferne zu ſehn. Doch ließ das garſtige Weib nicht ab; ſollte es auch nur ſeyn, um ihren Wein anzubringen, ſie hätte gewünſcht nach und nach die ganze Municipalität zu holen!

Endlich führte ſie mir noch zwey Recruten herbey, die aber ſo vierſchrötig waren, daß ſie allein den Weinkeller würden leer gemacht haben. Mich hätte man am Ende darin begraben müſſen. Sobald ich dieß gewahr ward, ſtand ich auf, meine Zeche zu bezahlen. Die ehrliche Frau, die doch nur zugeſehn hatte beim Trinken, war auch etwas berauſcht: ſie rechnete mir einige Maaße zu viel an; ich, der ich nun nichts mehr zu fürchten hatte, ſchickte ſie zu allen Teufeln, und bot ihr auf die Reiſe dahin, meinen Paß an, von dem ich nicht aufhörte zu reden, und mit welchen, wie ich den Neuangekommenen verſicherte, man durch die Hölle kommen könne. Der Maire, der ihn nicht geleſen hatte, ob ich ihn ihm gleich überreichte, ſchwur, daß nichts daran auszuſetzen ſey, aber doch ſchwur er ſo kräftig nicht, wie ſeine beiden Beiſitzer, denen ich nicht einmal erlaubt hatte, ihn zu leſen. Mitten unter ihren Complimenten ließ ich, außer dem bezahlten, noch ein Maaß Wein bringen, und, ſobald ich ihn auf die Geſundheit der eben Angekommenen gekoſtet hatte, empfahl ich mich den obrigkeitlichen Perſonen, die ungerne einen ſo guten Geſellſchafter zu verlieren ſchienen; zum

großen

größen Verdruß des böſen Weibes, die wüthend genug ſeyn mochte, daß ſie für dießmahl die Hofnung auf die hundert Franken Belohnung, mit denen man die Angeber ermunterte, fahren laſſen mußte!

Am folgenden Tage nichts neues. Erſt den Tag nachher erblickte ich Perigneur, einen gefährlichen Ort, in deſſen Gegend Valadys Freund ſich hatte ertappen laſſen. Glücklicherweiſe umgeht man auf dem Wege nach Limoges die Stadt durch eine Vorſtadt, worin mich keiner beunruhigte; aber es war ſchon tief in der Nacht, als ich äußerſt ermüdet in einem, eine Meile davon gelegenen Dörſchen, les Tavernes genannt, ankam; der Gaſtwirth war im Begrif zu Bette zu gehn. Kaum hatte ich ein Lager gefordert, als er den Paß forderte. Sobald er geſehn hatte, daß das Zeugniß vom Hauptorte fehlte, rief er: „wenn er nicht von Libourne wäre, ſo würde ich Sie auf der Stelle arretiren laſſen; aber wie? Sie ſind durch Perigneur gereiſt, ohne ſich bey der Municipalität zu melden? morgen, das ſchwöre ich, wird man Sie wieder dahin zurückführen.“ Man denke wie mir zu Muthe war!

Ich wuſte, daß zwey oder drey Deputirte der Bergparthey in Perigneux ſich befanden, wo überdem alle adminiſtrativen Corps, in Heberts Styl, regenerirt waren. Doch behielt ich meine ruhige Faſſung, äußerte, daß ich bey dieſer Rückreiſe keine andere Unbequemlichkeit als die, meinen Weg zu verlängern, ſähe, die einem ſo armen Teufel, wie ich, und der noch dazu krank wäre, drückend genug ſey. Zudem, fuhr ich fort, habe ich es für unnütz und ſelbſt für unmöglich gehalten, allenthalben, wo ich durchreiſete, meine Papiere mit einem Atteſt verſehn zu laſſen. Der Wirth antwortete ſtets, nur zu laconiſch: „Nun, ſo wahr ich lebe, Ihr werdet doch wieder hingebracht werden."

Eine Art von Fuhrmann, der das Anſehn eines ofnen, biedern, gutherzigen Mannes hatte, nahm ſich endlich meiner gegen ihn an. Er ſtellte ihm in einem freundſchaftlichen, aber feſten Tone vor, daß in der That dieſer arme Mann nicht verpflichtet ſey, in ſeinem Paſſe ein Atteſtat von allen Städten zu haben; daß es grauſam wäre, ihm in dem Stande, in welchem er ſich befände, den Rückweg wieder anzumuthen; daß, wenn man die Reiſenden zu ſehr beläſtige, ſie dieß vom Reiſen abhal-

halabhalten, und dadurch Wirthe, Handel, Frankreich und die Fuhrleute völlig ruinirt werden würden. Dieſe Worte machten Eindruck auf den Wirth, und ich hörte nicht mehr das ſchreckliche Wort der Rückkehr aus ſeinem Munde. Aber, was ich auch verſuchte, es war vergebens, ein Wort des Troſtes aus ihm zu locken; es ſchien mir ſelbſt, als wenn Alles, was ich an ihm ſah, mir nichts Gutes verſpräche. Er ſetzte mir zum Abendeſſen ſchwarzes Brod und Geſindewein vor; dieß dauerte meinem braven Fürſprecher, und er bot mir an, ja er drang mir ſogar das letzte Stück vom Geflügel auf, das er bey meinem Eintritt zu verzehren beſchäftigt war.

Man ſchwatzte. Ich weiß nicht, wie die Rede auf Eheſcheidungen kam; genug, mein braver Fuhrmann gerieth in einen großen Zorn, und verſicherte hoch und theuer, daß man ihn nie dahin bringen würde, ſich von ſeiner Frau und ſeinen Kindern zu trennen. Ich ſah, daß er ſie anbetete, und einige Worte überzeugten mich, daß dieſer übel erzogne, aber gutartige Mann, mit ſeinem ſchlichten Menſchenverſtande und natürlicher Rechtſchaffenheit, die jetzigen Uebertreibungen der Revolution verabſcheuete. Mit Freuden hörte ich von ihm, daß er mit ſeinem mit Kaufmannswaaren beladenen Karren nach Limoges fahren wolle; und ich entſchloß mich, wenn anders der Wirth nur ſeine geheime Abſicht, mich wieder nach Perigneur zurückzuſchicken, hatte fahren laſſen, am andern Morgen früh mit ihm abzugehn. Die Wirthin, ſo wie ich auf einen Boden zu meinem elenden Bette ging, erklärte mir, daß ich ihr auf der Stelle das elende Eſſen und dieß noch elendere Bette bezahlen müſſe. Wie ſchwach und ſonderbar ein Philoſoph ſelbſt ſeyn kann! Dieſer Umſtand der Bezahlung, der mir übrigens nur zu gut bewies, wie ſehr mir der Sansculotte, um den Volksrepräſentanten vergeſſen zu machen, geglückt war, kränkte mich mehr, als die Annäherung der größten Gefahren. Mir ſtanden in der That die Thränen in den Augen, wie ich ihr das elende Aſſignat von funfzehn Sous hinreichte, auf das ſie mir ein Moneron-Papier von fünf Sous zurückgab. „Ach!“ rief ich aus, da ſie ſich entfernt hatte, „wie viele Kränkungen, wie viele Demüthigungen muß man verſchlucken! Und das Alles, um — am Ende doch auf dem Blutgerüſte „zu ſterben!“

Aber man ſtelle ſich meine Unvorſichtigkeit vor, und die Angſt, die mich ergreifen mußte, wie ich ſogleich, nachdem ich mich mit dieſen laut geſprochenen Worten niedergelegt hatte, das Geräuſch einiger Bewegungen aus einem Bette hörte, das ich an dem andern Ende meines Verſchlags nicht wahrgenommen hatte, und natürlich ſchließen mußte, daß ein armer Schlucker da liege, der, wenn er nicht feſt geſchlafen, mich gehört haben müſſe. Jetzt war dieſe Nacht für mich dahin; die Unruhe machte mich ſchlaſlos, und nur gegen Morgen, da mich das Fieber verlaſſen hatte, fiel ich in einen tiefen und nur zu lange dauernden Schlaf. Wie ich erwachte, war mein Schutzengel, der Fuhrmann, ſchon vor einer guten Stunde abgefahren, und mein Opium, das ſich in dem Umherwerfen während der unruhigen Nacht verſchoben hatte, ſchien verlohren; welche Angſt, mit der ich dieß mir jetzt mehr als je unentbehrliche Hülfsmittel ſuchte! Welche Qual, bis ich es wieder gefunden hatte! Vielleicht hat mich keiner der grauſamen Unfalle dieſer traurigen Reiſe ſo ſehr, wie dieſer, gequält!

Ich ging hinab, um mich fortzuſchleppen, als mir ſchon an der Schwelle der Thüre der Wirth, der bereits zu Pferde ſaß, zurief: „Glückliche „Reiſe! ich reite nach Perigneux!“ Dieſe ſonderbare Sorgfalt, mir, da ich nicht darnach fragte, zu ſagen, wohin er reiſen wolle, fiel mir auf; und in der unruhigen Begierde, zu wiſſen, ob er wirklich den Weg dahin genommen habe, blickte ich nach allen Seiten umher, ſah aber nichts auf dem Wege nach Perigneux, aber im Gegentheil einen Reuter, der nach der Seite von Thiviers galloppirte. Jetzt überfiel mich die heftigſte Angſt. Ohne Zweifel, dachte ich, eilt er voraus, um mich anzugeben, und in dem nächſten Flecken arretiren zu laſſen. Doch ſetzte ich meinen Weg fort, und nahm mir vor, Alle, die mir begegnen würden, zu fragen. Der Erſte, den ich frage: ob der Reuter, der ihm begegnet ſey, nicht ein ſchwarzes Pferd reite, einen grauen Mantel und braune Haare habe, ungefähr funfzig Jahre alt und fünf Fuß ſechs Zoll groß ſey? antwortet mit Ja! Der Zweite ebenfalls. Der Dritte, den ich traf, war mein alter Kärner. Er war nur langſam gefahren, weil es ſtets bergan ging. Ich nehme eine fröhliche Miene an, und biete ihm einen guten Morgen. „Unſer Wirth iſt alſo voraus?“ fragte ich. Er antwortet ganz ruhig:

Nein! Dieſe Antwort würkt nicht auf mich, der ich vor Furcht nicht ſah und hörte; ich eile, ohne ein Wort zu ſagen, vorüber, und frage eine halbe Viertelmeile weiter einen Vierten. „Der „Mann da, den Sie mir beſchreiben, iſt es aller„dings; aber Sie werden ihn ſchwerlich wieder „einholen; er hat jetzt am Fuße des Gebürges, „in dem großen Dorfe, das Sie von hier ſehen „können, angehalten.“

Dieſe Worte laſſen mich nicht mehr an dem Unglück zweifeln, das mir ein Verräther bereitet. Um es noch, wenn es möglich iſt, abzuwenden, dachte ich, wird es das Beſte ſeyn, nach Perigneux, ſo viel es mir auch koſtet, und ſo große Gefahr auch damit verbunden iſt, zurückzugehn, und meinen Paß atteſtiren zu laſſen. Immer wird es vortheilhafter ſeyn, mich von ſelbſt in dieſer furchtbaren Stadt, wo ein dem Scheine nach ſo freiwilliger Schritt mir Zutrauen erwekken wird, zu melden, als dieſen Abend durch die Jacobiner dieſes Fleckens, wo ein Angeber meiner wartet, dahin gebracht zu werden. Und doch, wie ſchrecklich iſt ſowohl das Eine, wie das Andere! Wie grauſam iſt die Wahl! Und welche ſchwarze Bosheit zwingt mich dazu! Endlich entſchlieſze ich mich, und gehe traurig wieder zurück. Der Karner begegnet mir bald; er fragt: ob ich Etwas verlohren habe? „Ja, antworte ich, Mühe „und Zeit; ich muß nach Perigneux zurückgehn! Und auch Ihr, der Ihr mir ſo viel Zutrauen eingeflößt habt, auch Ihr wollt mich täuſchen und, im Verein mit jenem Mann, mich verrathen?“ — „Wer, ſagte er, will Euch verrathen?“ — „Der Wirth! Er iſt es ja, der „mit dem ſchwarzen Pferde und dem grauen „Mantel vorbey geritten iſt. Er hat Euch gewiß „gebeten, mir nichts davon zu ſagen, und iſt nach „Paliſſoux gegangen, um mich anzugeben!“ „An „Allem kein wahres Wort! rief der Kärner aus. „Ich habe den Reiſenden wohl geſehn; aber das „iſt der Wirth nicht. Wäre er einer ſolchen Handlung fähig, ſo würde ich nie bey ihm wieder einkehren.“ Und mit jenem Tone, den die Verſtellung umſonſt nachzuahmen bemüht ſeyn würde, mit jener gefühlvollen Herzlichkeit, die der Böſewicht nicht haben kann, ſetzte er hinzu: „Guter, „lieber Freund, Ihr dauert mich! Wie? in dem „Zuſtande, mit einem bis ans Knie geſchwollnen „Beine wollt Ihr nach Perigneux zurückkehren? „Nein! Kommt mit mir; ſetzt Euch auf meinen

„Kar

„Karren, macht Euch eine Oeffnung in den Kaufmannswaaren, und eſſet mit mir in Paliſſour zu „Mittage; auf mein Wort! in meiner Geſellſchaft „wird Euch Niemand ein Wort ſagen! Ich bleibe „bey dem, was ich gleich im Anfange von Euch „behauptete: daß Ihr nicht wie ein Dieb aus„ſeht!“

Welche glückliche Veränderung meiner Lage! Der Karren ſchüttelte mich, daß ich zitterte. Bey jedem Stauchen des Wagens mußte ich mich anklammern, um nicht hinabzuſtürzen; aber mein Bein hatte Ruhe. Ich war doch des unaufhörlichen Schweißes, der ſchrecklichen Fatige, der brennenden Schmerzen überhoben! — Und dann — wenn der gute Kärner noch ferner dich mitnehmen, und für dich ſorgen wollte — — Ja! ich will ruhig ſeyn — — Nur Geduld!

Wir aßen zuſammen; unſre Mahlzeit währte nicht lange. Je länger ich mich mit ihm unterhielt, je mehr wuchs mein Zutrauen, und je häufiger verſicherte er mir auch wieder: „daß ich „nicht wie ein Dieb ausſähe.“ Ein ſo ſonderbares Compliment, worinn mein ganzes Lob beſtand, konnte nichts anders als einen lebhaften Eindruck auf mich machen. Anfangs erklärte ich mir es ſo, daß dieſer gute Kärner, mit nichts als ſeiner Handthierung beſchäſtigt, keine andre als dieſe Art Feinde zu kennen das Glück habe, und wie mich ſein ſchlichter, naiver Verſtand vermuthen ließ, auf den Gedanken nicht fiel, daß man auch andre Art Feinde haben könne; aber in der Folge ergab es ſich, daß der Wirth in dem Dorfe les Tavernes mich, da er ſich um nichts wie um ſeine Haushaltung bekümmerte, weder für einen Ariſtocraten, noch Girondiſten, ſondern mit voller Ueberzeugung für einen Dieb gehalten hatte. Dieß war die Urſache, warum ſeine Frau mir beim Schlafengehn ſchon die Bezahlung abgefodert hatte; und während ich ſchlief, hatte mein Kärner, gleichſam aus Inſtinct, den Wirth vom Gegentheil zu überführen geſucht, der ohne ihn mich würde haben arretiren laſſen. Die peinvollen Märſche in ſo üblen Wegen hatten mich freilich ſehr entſtellt; überdem war ich zu einer nicht gehörigen Stunde angelangt. Wie dem aber auch war, meinen lieben Fuhrmann gereuete es nicht, ſich meiner angenommen zu haben; er wiederholte mir beſtändig, daß ich nicht wie ein Dieb ausſähe!

„Ganz das Gegentheil,“ ſagte ich ihm; „ich bin „ihr großer Feind!“ Wir erklärten uns, und ich

fuhr

fort: „Die Diebe, das ſind die Maratiſten, das ſind die Leute, die den Handelsmann guillotiniren, um ſich ſeiner Güter zu bemächtigen, und die den Handel durch dieß Geſetz des Maximums zu Grunde richten, das eben ſo verderblich als unausführbar, und im Grunde eine, allen Spitzbuben gegebne Erlaubniß iſt, alle Magazine zu plündern.“ „Bravo!“ rief er, indem er mir mit der flachen Hand einen derben Stoß auf die Bruſt verſetzte. Ich fuhr fort: „Nun, ich bin ein Kaufmann aus Bourdeaux. Ich habe mich gegen die Diebe erklärt. Ich habe ſie laut bey ihrem Namen genannt. Viele meiner Cameraden verbanden ſich mit mir, um uns ihnen zu widerſetzen, und wir haben uns lange und heftig gewehrt. Sie haben am Ende geſiegt; nun wollen ſie meinen Kopf haben, und daher ſuche ich mich zu retten.“ — „Auf deine Geſundheit,“ rief er, und ſtieß ſein Glas an das meinige. Er trank nicht, er goß es hinunter, und trampelte vor Freuden. „Die Spitzbuben! die Spitzbuben! ſagte er. Ein Haufen von Hallunken, die nie gearbeitet haben, und andrer Leute erworbenes Gut durchbringen! Haben ſie nicht mein ſchönes Pferdchen requirirt, wie ſie es

„nennen! Sie haben das arme Thier ſo viel ge„quält mit Arbeiten, daß es am Ende krank ge„worden und geſtorben iſt. Ich hatte meine ſchö„nen zwanzig Louisd'or dafür bezahlt. Und nun „gar die Eheſcheidung; die haben ſie erfunden, „um meine Frau zu requiriren! Aber ich will den „ſehn, der mir meine Frau nehmen ſoll. — Bliz „und der Hagel! Was iſt es mir lieb, daß ich „mich Ihrer angenommen habe! Sie kommen mit „mir; ich bin auf dem ganzen Wege bekannt. „Man wird Ihnen in meiner Geſellſchaft kein „Wort ſagen. Bliz und der Hagel! Ich ſahe es „Ihnen wohl an, daß Sie kein Dieb wären!" Damit er hievon deſto gewiſſer überzeugt würde, bezahlte ich die ganze Zeche, und drang ihm, indem ich ihn bat, von jezt an meine Ausgaben zu beſorgen, ein Aſſignat von funfzig Livres auf, das er nicht in ſeine Brieftaſche ſteckte, ohne von ſeinem Pferdchen, ſeiner Frau, und ſeinem Gott zu ſprechen, und ohne es noch vier bis fünfmal wiederholt zu haben, daß ich gewiß kein Dieb wäre.

In Rückſicht meiner, ſchliefen wir nicht zu Thiviers; es war am hellen Morgen, als wir dieſen Hauptort des Diſtricts paſſirten; der Länge nach in dem Karren ausgeſtreckt, und unter dem

Tuche, das über die Waaren geworfen war, auf dem Bauche liegend, konnte mich Keiner ſehn. In allen Wirthshäuſern war mein Führer bekannt. Die neugierigen Fragen ergingen alle an ihn; er gab mich für einen jungen Libourner aus, den er gut kenne, und von dem er verſicherte, daß er ein ächter Patriot ſey. In den Dörfern und kleinen Flecken nahm ich mir nicht einmal die unnöthige Mühe, mich unter das Tuch zu verbergen. Ich paſſirte mit unverdecktem Geſichte, halb auf dem Karren liegend, und mein krankes Bein in meines Führers Kittel gewickelt; ich hatte dabey ein leidendes, müdes, aber keckes und entſchloßnes Anſehn. Wer hätte in dieſer Equipage, und unter dieſem Aeußerlichen, einen jener nur zu berühmten, in ganz Frankreich verfolgten, Proſcribirten geargwohnet? Ich ſah in der That, wie ein armer Freiwilliger aus, der eben aus den Hoſpitälern kam, und mit einem halbjährigen Urlaub in ſeine Heimath zurückkehren wollte.

Dieſe Aehnlichkeit und meine Gegenwart des Geiſtes, zogen mich am Abend des dritten Tages aus einer ſehr üblen Verlegenheit. Dieß war zu Aixe, einer kleinen Stadt, zwey Meilen von Limoges. Mein Kärner hatte mir geſagt, daß man dort nicht auf die Wache zöge; ich hatte mich alſo auch nicht unters Tuch verſteckt; auf einmal ſtoſſen wir am Umwege einer Straße auf einen ganz neuerlich angeſetzten Poſten. Dießmal war das Wetter ſchön; es war Tag; der Factionär ſchlief nicht, und, was noch ſchlimmer war, zwanzig ſeiner Cameraden, die draußen ihm zur Seite ſaſſen, betrachteten mich mit neugierigen Blicken. „Bürger, dein Paß!“ rief die Schildwache. Ich, ohne mich zu beſinnen, hebe mit Anſtrengung meinen Fuß empor, und rufe ihm zu: „Warte, du kleiner Schächer! (es war ein Knabe von ſechszehn Jahren) „Gehe mal hin, und „laß dich von den Räubern in der Vendee, ſo „wie ich, krumm und lahm ſchießen. Haſt du „das gethan, ſo gehe allenthalben kühn umher: „dein halbzerſchmettertes Bein wird dir ſtatt des „Paſſes ſeyn.“ Bey dieſen Worten brach die ganze Sansculotten-Geſellſchaft in ein lautes Gelächter aus; alle klatſchten in die Hände, und riefen: Schön, Camerad! Schön! Der kleine, etwas betretene Soldat, lachte auch am Ende mit. Meinem Kärner brannte die Stelle unter den Füßen; er bewegte ſeine Peitſche heftig. Zum erſtenmal ſah ich ihn ſeine Pferde ſchlagen; ei-

nen

noch größern Beweis ſeiner Zuneigung hätte er mir nicht geben können.

Denſelben Abend kamen wir in Limoges an. Mein Führer ſah ein, daß ich nicht in dem Wirthshauſe einkehren konnte; er nahm mich alſo bey ſich auf. Dieſer Aufenthalt war nicht ſo ganz ſicher für mich; ſein Haus ſtand Jedem, der kommen wollte, offen. Ich hatte in einem Zimmer des untern Stocks ein gutes Bette, das ich wenig verließ, und nur aufſtand, um meinen Fuß in lauwarmes Waſſer, das man mir zehnmal des Tages brachte, zu ſtecken. So verfloſſen zwey Tage mitten unter den Sorgen und Bemühungen ſeiner Frau, meine Geſundheit wiederherzuſtellen, und den Erkundigungen, die der Mann anſtellte, um einen guten Kerl, der mich weiter brächte, auszufinden. Wie dankte ich damals der Vorſicht, die mir nur deswegen das Uebel des Fußes zugeſandt zu haben ſchien, um mich in die Hände eines ſo treflichen Beſchützers gerathen zu laſſen! Am dritten Tage des Abends kam plötzlich, nachdem die Stunde, in der ihr Ehemann gewöhnlich zu Hauſe zu kommen pflegte, die Frau zu mir, und erzählte mir mit einem geheimnißvollen Weſen, daß ihr Mann ihr aufgetragen hätte, mich ſogleich in das Wirthshaus der Vorſtadt zu führen, wo ich Fuhrleute finden würde, die mich nach Orleans bringen wollten. „Nein, nein, ihr irrt,“ ſagte ich: „jetzt, um dieſe Stunde, fahren keine Fuhrleute „ab. Das Wirthshaus in der Vorſtadt iſt über„dem mein Beſtimmungsort nicht; ich würde „dort nur ein Wachthaus antreffen, das ich „vermeiden muß. Euer braver Mann hat mir „dieß geſagt; er, nur er allein will mich in dieſem „gefährlichen Wege führen. Er hat mir ſein „Wort gegeben, darauf baue ich, und glaube feſt, „daß er mich nicht verlaſſen wird.“ Jetzt fing ſie an zu weinen, geſtand mir, daß ſie ſich fürchtete, und bat mich, nur ihren Mann nicht durch die Erzählung dieſer kleinen Liſt zu betrüben, die ſie erfunden hätte, um meiner, während er abweſend ſey, los zu werden.

„Nun es ſey ſo mit der kleinen Liſt, arme „Furchtſame! Aber war ich nicht verloren, wenn „ich euch geglaubt hätte?“

Faſt in demſelben Augenblick trat der Mann herein. Seine Augen funkelten; nie hatte mir ſeine Haltung, ſein ganzes Aeußerliches ſo bewegt geſchienen; er wollte reden, und konnte nicht.

Endlich paßte er ſeine beiden Fäuſte in meine Schultern, und ſeinen rauhen Bart an mein Geſicht, packte meine Hand, die er, da er ſie nur zu drücken glaubte, faſt zerſchellte, und rief aus: „Blitz „und der Hagel! Ich bin fertig: Morgen früh „reiſen Sie ab; ein guter Kerl rollt Sie nach „Paris; er weiß daß Sie contrebande Waare „ſind, die man auf dem ganzen Wege „ſo miteinſchieben muß. Blitz und der „Hagel! Was bin ich vergnügt!“

Der brave Mann! Wie würde er ſich noch mehr gefreut haben, wenn er Alles gewußt hätte! Aber ihm anvertrauen, wer ich ſey, hieß es zugleich ſeiner Frau anvertrauen, vor der er kein Geheimniß zu bewahren verſtand. Was würde dieſe in ihrem großen Schrecken nicht noch für neue kleine Liſten erſonnen haben! Sie würde ein ſolches Geheimniß nicht haben bewahren können, und am folgenden Tage, noch ehe ich zehn Meilen zurückgelegt hätte, wäre ihr Mann, mein neuer Fuhrmann, und ich unglücklich geweſen. Ich ſah mich wider meinen Willen gezwungen, dieſem würdigen Freunde Etwas zu verſchweigen!

Er weckte mich noch vor zwey Uhr; weil, wie er ſagte, wir mit Gemächlichkeit unſere Bouteille vorher leeren, gehörig zu den Fleiſchwürſten ſchreiten, und auf Alles dieſes ordnungsmäßig einige gute Tropfen Caffee ſetzen müßten. Wie konnte ich ein ſolches für mich ſo früh veranſtaltetes Mahl ablehnen? Er lud mich ſo herzlich dazu; er fand ein ſolches Vergnügen darinn, mir zuzutrinken! Und doch war ſeine Heiterkeit mit einigem Kummer vermiſcht. Es konnte nicht bloß der Schmerz ſeyn, ſich von mir trennen zu müſſen; denn hiedurch ward er eben mein Befreier. Kurz, ich erfuhr, daß ſeine immer mehr in Furcht geſetzte Frau, ſich nicht hatte entſchließen können, dieſe Nacht in ihrem Hauſe zu ſchlafen. „Dieß" ſagte „er, iſt mir ſehr unangenehm; denn ſobald ich Sie „an Ihre Beſtimmung geführt haben werde, reiſe „auch ich ab. Ich fahre nach Perigueux; dieß iſt „eine Reiſe von mehrern Tagen, und man mag „denn doch, wenn man bald wieder reiſen ſoll, „vorher ein wenig mit der Frau ſchwatzen." Ich glaubte es ihm; er betete ſie an, wie an ihrem Hochzeitstage. „Doch" fuhr er fort, „das iſt „nur aufgeſchoben; ich finde meine Frau wol „wieder, aber ich würde nicht die Gelegenheit wieder „gefunden haben, einem ehrlichen Mann das „Leben zu retten." — Ich weiß nicht, ob meine

Leſer ſo gerührt ſind, wie ich es war; ich hörte ihn an, ich bewunderte ihn ſtillſchweigend, und die Thränen traten mir in die Augen.

Nachdem wir gut getrunken, und gut gegeſſen hatten, begaben wir uns auf den Weg; aber vorher mußte ich mir noch meine Taſchen mit Brod, Fleiſch, Obſt und Kaſtanien vollſtecken laſſen; noch bot er mir ein Paar linnene Handſchuhe und eine baumwollne Mütze an, die ich mit fröhlichem Herzen annahm, und die ich noch habe.

Bey den erſten Strahlen der Dämmerung machten wir einen großen Umweg, und vermieden dadurch ſowohl das Wachthaus, als alle äußere Poſten. Eine halbe Meile von da, auf der groſſen Heerſtraße, kamen wir an ein kleines Wirthshaus, wo mein neuer Fuhrmann meiner bereits wartete. Nachdem er mich ihm überliefert und hundertmal empfohlen hatte, drückte und umarmte mich der würdige Mann, und weinte. Auch ich lag weinend in ſeinen Armen: ach! wie ſüß ſind doch die Thränen der Erkenntlichkeit! . . . . Endlich ſagten wir uns ein Lebewohl!

Ja! lebewohl, gefühlvoller großmüthiger Mann, guter Sansculotte, ſo wie es alle ſeyn ſollten, und es auch wären, wenn Böſewichter es ſich nicht zur Pflicht gemacht hätten, ſie zu verderben! Gewiß! Du entgehſt der Verfolgung in meinem unglücklichen Vaterlande nicht; denn deine ungebildete, offne, reine, mit Tugenden, zu denen die höchſte Philoſophie ſich ſo ſelten erhebt, begabte Seele, iſt dazu gemacht. Gerechter Himmel! ſchenke ihm wenigſtens in ſeinem Unglück die Hülfe, die er mir bewieſen hat!

Mein neuer Führer war, wie mir mein alter geſagt hatte, ein guter Kerl, in dem Verſtande, daß er Muth hatte, und gegen mich die günſtigſten Geſinnungen äußerte. Aber auch ſchon der erſte Blick auf unſern Wagen, der ſehr von dem meines vorigen Kärners verſchieden war, überzeugte mich bald, daß ich hier in einer ſehr gefährlichen Lage ſeyn würde. Dieſer Wagen war ſehr plump gebaut, und dazu ſehr ſtark beladen; eine natürliche Folge hievon waren kleine Tagereiſen; ferner hatte ich ſieben Reiſegefährten; und welche Menſchen! es waren . . . . alle ſieben von ſehr disharmonirender Gemüthsart, und nur darin einig, daß ſie ſich eine Ehre daraus machten, Jacobiner zu ſeyn; auch waren ſie nicht mittelmäßig jacobiniſirt.

So waren dieſe, aus der bloßen Abſicht, meinem neuen Kärner gefällig zu ſeyn, von dem alten verſchafte Reiſende beſchaffen. Dieß waren die Männer, die auf dieſer ganzen Reiſe mein Geheimniß bewahren, und mit ihren Perſonen bey vorkommenden Gelegenheiten mich ſchützen ſollten. Bey jeder Ankunft in eine Stadt, bey jedem Wachthauſe, bey jedem Poſten, allenthalben, wo man Päſſe fordern würde, mußte ich mich ſo lang ich war, in dem Wagen hinlegen, den einen Theil meines Körpers mit Kleidern, Mänteln, und ſelbſt mit den Körpern dieſer wilden Jacobiner bedeckt, und die andere Hälfte unter die Unterröcke ihrer maratiſtiſchen Weiber verſteckt. So wollte man mich allenthalben durchbringen; es gab kein anderes Mittel!

Wenn man ſich nur einen Augenblick an meine Stelle denkt, ſo wird man leicht das höchſt Mißliche meiner Lage begreifen. Erſtlich gab es äußerordentlich gefährliche Gelegenheiten, wo ich dennoch mit meinen Cameraden ganz das Anſehn des unbefangenſten Menſchen annehmen mußte. Sobald z. B. die Päſſe nur angeſehn waren, glaubte man mich geborgen; das Wirthshaus, vor dem man ſtill hielt, um zu Mittag zu eſſen, und beſonders um zu übernachten, war gewöhnlich das beſte des Orts, und alſo auch das allerbeſuchteſte. Da hätte ich ſodann ſehr leicht einem Deputirten, einem Commiſſär, oder jenen Agenten der Regierung in Poſtchaiſen begegnen können, von denen die mehrſten mich kannten. Eine heitere Miene mußte ich immer behalten. Ließ ich die geringſte Unruhe blicken, ſo würde man ſich ins Ohr geſagt haben: „Dieſer Menſch muß ſehr bekannt „ſeyn! Wäre es wohl gar ein Emigrirter? Ir„gend eine Perſon von Wichtigkeit?“ Und bald würde man dieß laut geſagt haben. Auf keinen Fall durfte ich daher andere Vorſichtsmaaßregeln nehmen, oder eine andere Art Furcht blicken laſſen, als die einem unbekannten Deſerteur natürlich waren; kein Menſch rieth auch auf etwas Anderes. Ich war verloren, wenn meine Gefährten hätten ahnen können, wer ich wirklich ſey: einige würden vor Schrecken erblaßt ſeyn; andere würden mir die Augen ausgeriſſen haben; und ich zweiſle ſelbſt, ob mein Fuhrmann, ohngeachtet der Lockſpeiſe einer groſen Belohnung, die ich ihm verſprochen hatte, ohngeachtet der Empfehlungen meines guten Freundes, der auch der ſeinige war, ohngeachtet ſeines Haſſes für die dermaligen Ty-

ranrennen; es noch gewagt haben würde, bis ans Ende auszuhalten.

Zweitens mußte ich mich unter den kleinen Factionen, die dieſe Karrngeſellſchaft theilten, ſtets neutral verhalten, weder der einen widerſprechen, noch mit der andern mich vereinigen, ſondern Allen ſchmeicheln, und mich unvermerkt durch Alle helfen. Was ſage ich? Durch eine tiefere Kunſt, als die der geübteſten Coquette, mußte ich darauf ſinnen, einem Jeden von ihnen Aufmerkſamkeit und Wohlwollen für mich abzugewinnen, und alle Herzen zu erobern. Ich hatte nicht bloß einen Feind zu fürchten; ein Gleichgültiger konnte mein Unglück werden. Kurz, mein Heil forderte es, daß es in dieſer, aus ſo entgegengeſetzten Originalen beſtehenden ſonderbaren Geſellſchaft Keinen gab, der nicht, ſo wie alle Uebrige, ganz für mich eingenommen geweſen wäre. Bald wurden ſie es auch Alle. Dem Reuter bot ich die Spitze mit dem Glaſe in der Hand, in den Abendmahlzeiten, dem . . . . dem . . . . . . Am zweiten Tage war ich mit ihnen ſämmtlich richtig.

Man verzeihe mir dieſe kleinen Umſtände: aber nie fand ſich auch faſt ein Menſch in einer ähnlichen Lage. Jetzt werde ich den Verfolg der Begebenheiten deſto ſchneller erzählen.

In den beiden erſten Tagen ging Alles gut; keiner bekümmerte ſich um uns. Am dritten, um Mittage, trat derſelbe Unfall wie zu Aixe ein. Es war, wenn ich nicht irre, zu Bois Remont, einem elenden kleinen Dörfchen, fünf oder ſechs Hütten groß. Wer hätte da eine Wache vermuthen ſollen? Es hatte gefroren, und war ſehr kalt; um mich wärmer zu machen, war ich abgeſtiegen, und ging mit dem Reuter. Plötzlich ſehen wir eine Schildwache. Ich gehe auf ſie zu: „Was „machſt du da Camerad? es ſcheint, als wenn „dich die Hitze eben nicht beläſtigt?“ Er fing an zu lachen. „Wenn du willſt, daß ich nicht ſo „friere, ſo brauchſt du mir nur ein Glas Wein „herzureichen.“ — „Herzlich gerne! Ich „will hin gehn, und eins holen.“ Ich brachte es ihm nicht, ich ſchickte es ihm. Unterdeſſen beſah er die Päſſe der übrigen; und den meinigen vergaß er.

„Warum iſt denn in dieſem Dörfchen eine „Schildwache?“ fragte ich den Poſtmeiſter, der ſein Neſt von Herberge, ein Wirthshaus nannte. Er antwortete, daß die Vendeer, die ſehr vordrängen, und vorzüglich von dieſer Seite, dieſe Wachſamkeit nothwendig machten. Auf einem Wege von dreißig Meilen würden wir Wachthäuſer in allen Oertern, wo wir durchkämen, antreffen. Bey dieſen Worten runzelte unſer Fuhrmann die Stirne. Hinter Limoges glaubte er nur noch einmal zu Chateau-Neuf durchſucht zu werden, und ſodann von Orleans nach Paris, einem ſehr ſchlimmen Wege, noch fünf oder ſechsmal. Es wurde immer ſchwieriger, ſeine Contrebande durchzuſchieben. Bey dieſer Gelegenheit konnte ich es recht erkennen, daß dieſer Menſch mit vielem Muthe mehr Geſchicklichkeit und Scharfſinn verband, als man von ſeinem Stande nicht hätte erwarten ſollen. „Sie halten ſich vortreflich mit den Leuten da in dem Wagen,“ ſagte er leiſe zu mir, „fahren Sie nur ſo fort, und ſeyn Sie verſichert, daß ich in jeder Hinſicht mein Wort halten werde. Wären Sie der Teufel ſelbſt,“ fügte er hinzu. indem er mir die Hand drückte, „ich helfe Sie durch!“ „Gut! Gut!“ ſagte ich, „aber da die Hinderniſſe ſich verdoppeln, ſo muß auch die Belohnung anſehnlicher werden.“ „Vortreflich!“ erwiederte er: „Sie ſind ein billiger Mann! das freut mich.

„Thun

„Thun Sie indeß nicht mehr, als Sie können: „man kann ſich in der Welt wieder begegnen, und „dann iſt es immer angenehm!“

Am ſolgenden Abend wurden wir bey unſerm Eintritt in Argenton angehalten; allein man durchſuchte nicht den ganzen Wagen, ſondern begnügte ſich mit den Papieren, die ein Jeder vorzeigte. Ich lag, wie gewöhnlich, unter einem Hauſen Zeug und Weiberröcken, von denen ich mich auch nicht eher losmachte, als bis wir vor dem Wirthshauſe abſtiegen. Wir fanden die Köpfe alle voll von einer Begebenheit, die dieſen Nachmittag vorgefallen war. Man erzählte ſie uns, ohne ſich lange fragen zu laſſen. Zwey Volontärs wären geſtern gegen Mitternacht auf einem Landwege in der Gegend von Duſay aufgefaßt worden; ſtatt der Päſſe hätte man nichts wie verdächtigſcheinende Abſchiede bey ihnen gefunden. Heute hätten zwölf Nationalgarden ſie hieher gebracht, zur genauern Unterſuchung. Einige Büchſenſchüſſe weit wendet einer der Verdächtigen ein Bedürfniß vor; man erlaubt ihm, ſich zu entfernen. Wie er an das Ufer des Fluſſes komme, mißt er mit den Augen die Tiefe, wirſt ſeinem Cameraden ein Meſſer mit den Worten zu: „Suche dir damit zu helfen!“ und

ſtürzt

ſtürzte ſich in die Fluthen. Man hatte ſich umſonſt alle Mühe gegeben, ihn zu retten; ſeit zwey Uhr ſuchte man ihn ſchon unterm Waſſer. Seinen Gefährten hatte man indeß ins Stadtgefängniß geworfen.

Dieſe Erzählung ſetzte mich in Schrecken. Ich wußte, daß Guadet und Salle ſeit langer Zeit das verwegne Project genährt hatten, ganz Frankreich mit einem Militär-Schein, den ſie ſich machen wollten, als Soldaten, die wieder zur Nordarmee gingen, zu durchreiſen. Nach ihrer Ankunft bey den Grenzen, wollten ſie durch die Niederlande ihren Weg nach Amſterdam richten, um von da nach America zu ſegeln. Zitternd für meine Freunde, fragte ich nach Figur, Miene u. ſ. w.; und die Beſchreibung traf faſt mit dieſen Beiden zuſammen. Ach! ſollte es auch wol wahr ſeyn, daß Salle nicht ferne von mir in dem Kerker ſeufzete, und daß mein lieber Guadet ſein Grab in den Gewäſſern der Creuſe gefunden hatte? Ich habe von ihrem Schickſal ſeitdem nichts weiter erfahren können *).

---

*) Jetzt weiß ich es nur zu gut. Sie ſind nicht in den Fluthen der Creuſe, ſondern in Bourdeaux um-

Durch eine ſo niederſchlagende Nachricht gebeugt, mußte ich dennoch einige Freude affectiren. Es war Zeit zum Eſſen, und die Gäſte, die hungrig über das erſte Gericht herſielen, ſahen nicht, daß ich nicht eſſen konnte; aber dem Reuter war es nicht entgangen, daß ich nicht trinken konnte. Zwiſchen ihn und mir hatte der Stoß der Gläſer bereits angefangen. Man urtheile, was ich leiden mußte!

Am folgenden Tage kamen wir zu Chateau-Roux an; einem Hauptort des Departements; hier war es gefährlich. Die Päſſe wurden lange unterſucht. Einer von den Jacobinern der Wache ſchwang ſich in die Art Oefnung, die unſer Karren hatte. Er wollte ſich gewiß überzeugen, daß es wirklich nur ſechs Reiſende wären, ſtets beſorgt, (wie er in dieſem Augenblick es ſelbſt ſagte) daß nicht irgend ein Girondiſt entkäme. Glücklicherweiſe hatten wir hierauf Bedacht genommen. Kleider, Mantel, Unterröcke, Stroh,

Schach-

---

umgekommen; in dieſer Stadt, die ihr Muth vertheidigte, und der ihre Talente zur Zierde gereicht hatten. Unglückliches Bourdeaux! wann wirſt du ihnen da Statüen errichten, wo du ihre Schaffotte geſehn haſt!

Schachteln, Paquete, Männer, Weiber, Kinder, Alles verſteckte, bedeckte, erſtickte mich. Ich regte mich nicht, ich athmete nicht; aber mein Herz ſchlug mir heftig. Endlich verließ uns der Herr Inquiſitor mit einer ſehr mißvergnügten Miene. In der That, er hatte Urſache es zu ſeyn; denn, ohngeachtet aller ſeiner Wachſamkeit, ließ er einen kühnen Girondiſten entwiſchen.

Es war im Buche des Schickſals geſchrieben, daß hier in Chateau-Roux auch Prüfungen andrer Art für mich beginnen ſollten. Schon im Gironde-Departement hatten wir die Begebenheit vom 10ten Brümaire, nemlich, die gerichtliche Ermordung unſrer ein und zwanzig unglücklichen Freunde, die faſt alle Stifter der Republik waren, vernommen. Es blieben deren noch übrig, die entfliehn konnten; wenigſtens nährten wir dieſe Hofnung. Gerade dieſen Abend ſah ich einen Mann am Tiſche in Chateau-Roux erſcheinen, der von Paris kam. Man fragte ihn nach Neuigkeiten. „Madame Roland iſt eben guillottinirt worden, ſagte er." Welch ein Schlag für mich! Ich ſuchte ihn jedoch ſo wenig wie möglich merken zu laſſen. Die Pariſer hatten alſo zugeſehn, daß auch dieß muthige Weib aufs

Blutgerüſte geſchleppt wurde! ſie, die allein in den erſten Tagen des Septembers ihre Vertheigung zu übernehmen, und in ihren unvergänglichen Schriften gegen die Mörder zu donnern wagte! Ihre letzten Worte hatte man noch aufbewahrt. Nachdem ſie ihr Todesurtheil gehört, ſagte ſie zu den Buben des Revolutionstribunals: „Ihr achtet mich der Ehre würdig, das Loos der großen Männer, die ihr ermordet habt, zu theilen. Wohlan! Ich hoffe mit demſelben Muthe zu ſterben, den ſie gezeigt haben." Wie man ſie auf einem unwürdigen Miſſethäter-Karren hinſchleppte, war in der von Mitleiden gerührten, oder von Bewunderung ergrifnen, aber vom Schrecken erſtarrten Menge kein Laut zu hören. Nur von Zeit zu Zeit ſchrieen einige erkaufte Böſewichter: „Zur Guillotine!" „Ja!" antwortete ſie, in jenem milden mit Stolz gepaartem Tone: „jetzt gehe ich dahin, und bald werde ich da ſeyn; aber diejenigen, die mich dahin ſchicken, werden mir bald folgen. Ich beſteige unſchuldig das Blutgerüſt, aber ſie werden es

„ſtraf-

„ſtafbar beſteigen; und ihr, die ihr „jetzt Beifall klatſcht, werdet dann „auch klatſchen!“ Man hatte ihr zum „Gefährten ihres Todes, oder vielmehr ihres Ruhms, einen Bürger Lamarche, einen muthloſen Mann, gegeben. Er war an der Seite dieſer Frau, die der Annäherung des Todes entgegenlachte, in ſtummer Verzweiflung. Sie flößte ihm Muth und Troſt ein; und noch am Fuße des Blutgerüſtes ſagte ſie, aus einer Schonung, die dieſer großen Seele würdig war, zu ihm: ſteigen Sie zuerſt hinauf; „ich will „Ihnen zum wenigſten den Schmerz „erſparen, mein Blut fließen zu „ſehn.“

Sie war alſo nicht mehr! dieſe Frau, deren geringſtes Verdienſt geweſen war, in ihrer Perſon alle Grazien, alle Reitze, alle Tugenden ihres Geſchlechts zu vereinigen! Sie war nicht mehr! dieſe Frau, deren ſeltene Talente und männliche Tugenden die größten Männer geziert haben würden. Meine Lodoiska verlohr alſo eine Freundinn, die ſich ihr Herz gewählt, und die ſie ihrer innigſten Vertraulichkeit ſo würdig gefunden hatte. Nur einen Augenblick erſchien ſie, ihr Vaterland zu verherrlichen, und es befrein zu helfen; und verſchwand, um auf immer durch ein großes Beiſpiel die Undankbarkeit, oder Verblendung der Menſchen zu beurkunden! — Und dieſe ſo ſchreckliche Neuigkeit ſollte ich mit Heiterkeit anhören! Noch mehr; ich hätte eigentlich die grauſame Freude meiner verirrten Gefährten theilen ſollen! Aber umſonſt! ich hatte dieſen wilden Muth nicht. Bey ihrem verehrten Namen murmelte mein Mund einige Worte Lob und Klage. Es war ſchon genug, daß ich nur meine Thränen zurückhalten konnte. Welche Quaal! große Götter!

Je mehr wir uns Paris näherten, je mehr begegneten wir Leuten, die von daher kamen. Meine Lage wurde dadurch mit jedem Tage gefahrvoller, und quälender. Zweimal auch dreimal des Tags durchſucht zu werden, und in beſtändiger zunehmender Gefahr zu ſchweben, erkannt zu ſeyn, war mein geringſtes Leiden. Die Nachrichten, die ſchrecklichen Nachrichten, die man uns erzählte, ſtürzten mich in tiefe Verzweiflung. Zwei Tage nachher, zu Vierzou, hörte ich Cuſſy's Ende; er war in der Gironde hingerichtet worden. Am Tage darauf erzählte man mir auch **Manuels** und **Kerſaints** zu Paris erfolgte

Hinrichtung. Nach Verlauf von zwey Tagen, nicht weit von Ferte' Lovendal, erfuhr ich Rolands Tod. Auf die Nachricht der Hinopferung ſeiner Gattinn, hatte er nicht länger die Bürde des Lebens tragen können. Um den Freund, der ihm einen Zufluchtsort geſtattet hatte, keine Gefahr zuzuziehn, hatte er ſich auf der großen Straße nach Rouen ſelbſt entleibt. Außer mehrern geſchriebenen Sachen, hatte man auch dieſe Zeile gefunden: Wanderer! ehre die Ueber„bleibſel eines tugendhaften Man„nes!“

Das tragiſche Ende des Lidon verdient auch Erwähnung. Er floh aus der Gironde auf Brives zu, ſeinen Geburtsort. Bald wird es ihm unmöglich, länger im Gehn auszuhalten, und er ſchreibt an einen Freund, ihm ein Pferd zu ſchicken. Dieſer Elende war Maratiſt geworden; und wahrlich! er bewies ſich würdig dieſen Namen ewig zu tragen! Das Ungeheuer! Er bringt dem Wachſamkeitsausſchuß ſeiner Gemeinde, deſſen Präſident er war, den Brief des zu argloſen Lidon; und ſchickt ihm, ſtatt eines Pferdes, zwey Brigaden Gendarmerie. Lidon vertheidigte ſich aufs äuſſerſte. Nachdem er drey Unglückliche getödtet hatte, entleibte er ſich ſelbſt.

Das waren die täglichen Erzählungen, die ich anhören mußte, ohne das Geſicht zu verändern! Wer nie eine ſolche Quaal erduldet hat, iſt nicht im Stande, ſich davon einen richtigen Begrif zu machen! O! Lodoiska! Was anders, als das Andenken an deine Liebe konnte meinen Arm zurückhalten, um meine Leiden zu enden? Und doch, wenn ich auch, um nur dich zu umarmen, ſo vielen Uebeln Trotz bot, wer konnte es mir gewiß verſprechen, daß ich den Troſt haben würde, dich wieder zu finden? War es dir möglich geweſen in Paris, wohin ich mich nur ſo langſam, mit unendlichen Leiden ſchleppte, hineinzukommen? Und ſelbſt dieß angenommen, hatten dich die unerbittlichen Feinde aller Talente, aller Tugenden nicht ſchon verfolgt, nachgeſpürt, und entdeckt? Götter! Wenn ſie auch dich ſchon ins Grab, an die Seite der Bürgerinn Roland, geſtürzt hätten!

Seit einigen Tagen verfolgte mich dieſes ſchreckliche Bild unaufhörlich. Ich war von allen Menſchen der gequälteſte, der ungeduldigſte, der Bürde des Lebens überdrüſſigſte Menſch. Vielleicht war dieß eine Wohlthat der Vorſicht. Vielleicht war es mitten in den unermeßlichen Gefahren, die ich noch zu überſtehn hatte, ehe ich in meiner Vaterſtadt ankommen konnte, ein Glück, daß der Tod, der ſich mir mit immer ſchnellern Schritten näherte, daß dieſer ſtets ſo gegenwärtige, drohende Tod, mir wie ein Gut erſchien!

Ich war endlich in das Departement gekommen, wo ein ganzes, in ſeiner Wahl freies Volk, mich zu ſeinem Repräſentanten erkohr. Vielleicht hatte ich die mir aufgelegten ſchweren Pflichten mit einigem Muthe erfüllt; und doch kam ich jetzt mitten unter daſſelbe wie ein Flüchtling, wie ein Verbannter, heimlich, und nur zu glücklich, wenn ich ihm entkam. Orleans, der Hauptort dieſes Departements, enthielt ſchon lange meine unverſöhnlichſten Feinde. Dieß waren einige an das Ausland verkaufte Räuber, die lange Zeit brodlos und ohne Ausſicht, jetzt mit Macht und Reichthümern, aber auch mit Verachtung, Haß und Laſtern beladen waren. Sie kannten mich, denn ſie hatten noch einige Tage vor dem 31ſten May meine letzte Meinung in einer Verſammlung gehört, die damals noch einen Schatten von Freiheit beſaß. Sie hatten mich dort auf der Redebühne gegen ſich und gegen die Mörder donnern gehört. Bekam nun einer von ihnen mich ins Geſicht, ſo war ich erkannt; und war ich erkannt, ſo lebte ich keine vier und zwanzig Stunden mehr.

Die Stadtthore waren als Maaßregel der allgemeinen Sicherheit geſchloſſen. Nach den in der vergangenen Nacht angeſtellten Hausdurchſuchungen, hatte man noch vierzig neue Unglücksgefährten den fünfhundert bereits zum Blutgerüſt beſtimmten, unglücklichen Schlachtopfern beigeſellt. Dieſe neuen waren auch noch Louvetiner, die der ſchnellſten Hinrichtung würdig befunden wurden. So war in dieſem für mich ſo ſchwer zu paßirenden Ort mein Name allein ſchon für Jeden, der noch einige Zuneigung für ihn blicken ließ, ein todeswürdiges Verbrechen.

Nach Ueberſtehung der gewöhnlichen Fragen, die mir durch die Gewohnheit ſchon weniger beunruhigend vorkamen, erlaubte man uns hineinzufahren. Ich brannte vor Ungeduld bald wieder abzureiſen; aber der Fuhrmann hatte unglücklicherweiſe Paquete abzugeben, und anzunehmen. Wir blieben in einer Stadt, in der ich nicht ohne ne Tollkühnheit mich zehn Minuten aufzuhalten wagen durfte, über vier Stunden.

Endlich reiſen wir ab; wir wollen eben durch das Gitter der Brücke fahren, als man uns anhält. „Unſere Päſſe ſind beſichtigt,“ ſagte mein Reuter. „Davon iſt die Rede nicht,“ antwortete der wachthabende Officier: „Jeder muß abſteigen! „Warum denn? rief die Kaufmannsfrau? Jeder muß abſteigen“ wiederholte er mit einem gebieteriſchern Tone.

Widerſtreben half nicht. Die Mannsperſonen gingen zuerſt hinunter. „Das iſt nicht hinreichend; auch die Frauenzimmer müſſen abſteigen, gewiſſe Leute ziehn auch wol Frauenkleider an.“ Ich ſtehe dafür, ſagte der Fuhrmann, daß ihre Päſſe allenthalben nachgeſehn und richtig befunden worden ſind; aber der gute Kerl ſprach ſchon mit ganz veränderter Stimme. Wie ſehr beklagte ich ihn! Wie ſehr warf ich es mir vor, ihn zu der ganzen Sache gebraucht zu haben! Der Officier erwiederte: Wer ſpricht von Päſſen? ich muß die Geſtalten ſehn: wir wiſſen, was ihr nicht wißt! Er rief nun zum drittenmal, aber in einem heftigen Tone: Alle herunter! Daß nur Keiner im

Wagen bleibt, ſetzte er nach einem Augenblick Nachdenkens hinzu: „ich ſage es vorher, ich „werde nachſehn. Nun hurtig, die Weiber, die „Weiber!“

Für dießmal glaubte ich wirklich am Ende aller meiner Mühſeligkeiten zu ſeyn. Offenbar ſchien es, daß ich wo erkannt war; man hatte mich angegeben, und ich wurde erwartet. Würde ich denn, um aller dieſer braven Leute willen, nicht wohl thun, mich ſogleich zu zeigen? fragte ich mich? Dieſe Idee fuhr mir nur eilig durch den Kopf, ohne zu haften; denn wozu hätte es ihnen auch genützt, daß ich mich ſofort entdeckt hätte? Würden ſie, weil ſie mich nicht hatten ganz bis Paris durchbringen können, in den Augen meiner Verfolger, weniger ſtrafbarer geſchienen haben? Die abentheuerliche Unternehmung war ſchon zu weit gediehen, und nun, zu ihrem eignen Beſten, mußte ich ruhig das Ende abwarten.

Die Frauensperſonen, die abſtiegen, ließen durch die Mitnahme ihrer hülfreichen Röcke, einen guten Theil meines Körpers gänzlich unbedeckt. Ganz in der Stille, und hurtig breitete ich über meine Füße und meinen Wagen ein wenig Stroh, und den großen Mantel aus, den mein Reuter da gelaſſen hatte. Darauf ſtapelte ich, ſo gut ich konnte, auf meinen Kopf und meine Bruſt das Zeug und die Schachteln, worunter ich vorher gelegen hatte. Nachdem dieß geſchehn war, zog ich ſachte meine künſtliche Piſtole aus meinem Buſen, worin ich ſie ſtets ruhn hatte, ich ſpannte den Hahn, und legte den Lauf an den Mund. Einen Seufzer weihte ich meinem mir noch immer ſo lieben Vaterlande, eine Thräne meiner angebeteten Lodoiska, und einen Gedanken einer Alles vergeltenden Vorſicht, und ſo erwartete ich nun den Augenblick, den großen Augenblick. Wie langſam war ſein Herannahn! Welch' eine Ewigkeit ſchien er mir damals!

Eine halbe Viertelſtunde, für mich ein halbes Jahrhundert, betrachtete der grauſame Viſitator auf das ſorgfältigſte alle Geſichter. Dann endlich rief er: „iſt Keiner mehr in dem Wagen?" Und ſprang in demſelben Augenblick auch herein! Ich hörte, ich fühlte ihn hereintreten! Einer ſeiner Füße berührte meine Lenden. Seine Hände durchfühlten die großen, zunächſt am Hinterſitz auf einander gepackten Ballen; er ſchlug verſchiedenemal auf die Bänke, an deren Fuß ich mit einigen Paqueten durch einander lag. Schüzzende Gottheit! Seine Füße konnten mich nicht fühlen, ſeine Hände mich nicht berühren, und ſeine Augen, die mich ſuchten, waren auf mich gerichtet, und ſahen mich nicht! Wenn er ſich nur im mindeſten gebückt, nur von unten nach oben den Blick gewandt, nur einige Hälmchen Stroh in Unordnung gebracht, oder die Spitze des Mantels in die Höhe gehoben hätte! in demſelben Augenblick war es um mich geſchehn, ich ſchoß mein Gewehr ab; ich verließ mein Vaterland und Lodoiska; und fiel in die Abgründe der Ewigkeit — —

„Potz Wetter! Wir ſind noch gut genug davon gekommen!“ ſagte der Fuhrmann, der noch ganz blaß und außer Faſſung war, ob wir uns gleich ſchon über eine Viertelſtunde von der Stadt befanden. Der Reuter, deſſen Stimme auch zitterte, fragte mich, warum da der Officier nicht die Päſſe hätte beſehen wollen, ich mich nicht gezeigt hätte? Ich antwortete ihm, daß ich wol ein dumpfes Geräuſch gehört, aber, da ich den Kopf mit Paqueten eingehüllt und beladen gehabt, ſo hätte ich nicht deutlich unterſchieden, wovon die Rede geweſen. Man wird einſehn, daß dieſe Lüge nothwendig war. Es würde aufgefallen ſeyn, wenn ich mich wiſſentlich zu erſcheinen geweigert hätte. Ich mußte auf keinen Fall mir das Anſehn geben, zu glauben, als wenn die Beſchreibung meiner Perſon, eines bloßen Deſerteurs, hingeſchickt worden wäre, und daß man auf die Nachſpürung eines ſo armen Teufels dieſe Wichtigkeit geſetzt haben könne. Man wird ſich erinnern, daß ich Alles vermeiden mußte, was mich meinen Gefährten ſelbſt verdächtig machen konnte.

Ich war nahe daran, ſie zu verlaſſen. Zu Thoury fiel mir der Gedanke ein, mich auf die rechte Seite zu wenden, und über Pithiviers Memours zu erreichen, wohin Lodoiska ſich zurückgezogen haben konnte, und wo ich viele Freunde zu finden hoſte. Mein guter Genius brachte mich davon ab. Nach der Zeit habe ich erfahren, daß von meinen unglücklichen Freunden daſelbſt, ein Theil im Kerker, und der andre auf der Flucht war. Der ſcheußliche Maratismus hatte am Ende auf ſeine Art funfzehn bis zwanzig Uebelgeſinnte dieſes Städtchens erobert, wo ich lange Zeit ſo vielen wahren Gemeinſinn hatte herrſchen geſehn. Hier, wie allenthalben, regierte die Bande durchs Schrecken. Da ich ehedem einige Zeit in dieſem angenehmen

Orte gewohnt hatte, kannten mehrere der neuen Tirannen mich von Perſon ſehr gut; bey meiner Ankunft würde ich ſogleich feſtgenommen worden ſeyn.

Wie leicht hätte mir eben dieß in Etampes widerfahren können. Die Durchſuchung war hier ſehr genau, obgleich nicht ſo ſchrecklich, wie zu Orleans, aber faſt eben ſo wie zu Chateau-Roux; nur noch ſtrenger. So wie da, ſchwang ſich auch hier ein Jacobiner auf den Aufſteigetritt, und ſteckte den Kopf in unſern Wagen. In dieſer Stellung las er die Päſſe; hierauf blickte er langſam umher, und zählte an den Fingern, um gewiß zu ſeyn, daß nicht mehr Reiſende, wie Päſſe wären. Nachdem dieſe Rechnung ein paarmal wieder angefangen war, fragte er, ob nicht noch ſonſt Jemand da ſey? Man hütete ſich, ihm zu ſagen, daß ein kleines Individuum, das Vieles darum gegeben hätte, noch kleiner zu ſeyn, faſt unter den Individuen, die er auf den Fingern herzählte, erſticke, daß zwey Frauensperſonen ſeine Füße und Lenden faſt entzweidrückten, daß ein kleines Mädchen ihm auf der Bruſt, und ein Torniſter ihm auf dem Kopfe lag. Man ſagte es ihm nicht, aber er hätte es wahrnehmen können; denn mehreremale, um ſein Gleichgewicht wieder zu erhalten, ſetzte er ſeine Hand auf dieſen Torniſter.

Wir fuhren alſo durch, ſanden aber in der Stadt alles in ziemlicher Bewegung. Die Hauptſtraße war mit Soldaten verſperrt; die Tamboure ſchlugen den Ehrenmarſch. Ein Mann zu Pferde, der eben die Huldigungen der Municipalität angenommen hatte, ritt durch die Glieder, und die Truppen präſentirten vor ihm das Gewehr. Um unſere Verlegenheit zu vergrößern, gab mon dem Fuhrmann ein Zeichen, ſo lange anzuhalten, bis die Ceremonie geendigt ſey; und die Frau unſers Reuters, die erſtaunlich neugierig war, wollte ſchlechterdings die Vorhänge offenſtehend haben. Ich druckte mich, ſo gut ich konnte, in die Ecke, um den Blicken dieſer Menge zu entgehn, unter der es nur eines einzigen bedurfte, um mich aufs Blutgerüſt zu bringen.

Der Fuhrmann hatte ſich unterdeſſen nach der Urſache dieſes ganzen Lärms erkundigt! Ein Commiſſair des Berges wollte, nach einigen Tagen ſeines Aufenthalts, dieſen Hauptort des Diſtricts verlaſſen, ſich Abends nach Arpagon und von da nach Paris begeben. Die Gemeine hatte ihn nicht ziehen laſſen wollen, ohne ihm vorher einen Beweis ihrer Zuneigung gegeben zu haben. Man hofte ihn noch einige Stunden zu beſitzen, weil er es doch höchſt wahrſcheinlicherweiſe nicht ausſchlagen würde, einige Bouteillen mit den Jacobinern der Stadt zu leeren .... Und dieſer Jacobiner? Wer war es? .... ein Würgengel, einer der feigſten, der grauſamſten, der unſinnigſten des ganzen Berges, und daher einer meiner ſchrecklichſten Feinde. Es war ....! Beide trafen wir zuſammen, nach ſechs Monaten, in einer und derſelben Stadt, auf demſelben Platze, und ſo zu ſagen einer im Angeſichte des andern. Welcher Unterſchied indeſſen! Ich, weil ich dem Glücke der Menſchen meine wenigen Talente, alle meine einfachen Vergnügungen, alle meine Lieblingsbeſchäftigungen, ja! meine heiligſten Bande, meine Eltern, meine Freunde, meine Geliebte, meine Lodoiska, aufgeopfert hatte; ich irrte umher unter der Livree des Elends, zu den demüthigendſten Mitteln gezwungen, um mich zu retten, und mit dem Tode der Miſſethäter bedroht. Und er, böshaft, unwiſſend, verkauft, auf eine feige Art ehrgeitzig wie alle Buben ſeiner verächtlichen Faction;

tion; er ſahe ſich von Ehrenbezeugungen, Huldigungen, und von allen äußern Beweiſen der Liebe ſeiner Committenten umringt! Unſinniges, unglückliches Volk! Wäre dieſer Räuber, angetrieben durch den Genius ſeiner Bosheit, nur zwey Schritte näher getreten, näher an dieſen Wagen, aus dem ich das Geräuſch ſeines Ganges hören konnte, welch eine Beute für ihn! Welch ſchönes Geſchenk für die Könige des Auslandes, und für die Könige des Berges!

Bey dieſer Gelegenheit ſah ich, daß unſer Fuhrmann von dem Abentheuer in Orleans einen tiefen Eindruck behalten hatte, und daß, wenn er auch nicht ganz davon überzeugt war, zum wenigſten argwohnte, daß ich keine unbedeutende Perſon wäre. Wie Alles aus einander gegangen war, kam er, und ſagte, indem er die Augen auf mich heftete, mit einem bedeutenden Weſen: „Das iſt da ein gewaltiger Lärm! wie, wenn wir „weiter führen?“ Ich ſtellte mich wegen meiner Reiſegefährten gleichgültig, und antwortete ſo unbefangen weg: „Das iſt freilich wahr; es ſind „heute viele Menſchen hier, und die Wirthshäuſer werden voll ſeyn; wir bekämen vielleicht „nicht einmal in eurem Gaſthofe etwas zum Mit-

„tagseſſen.“ Er erwiederte: „Sie haben wol „Recht.“ Zu gleicher Zeit, ohngeachtet die Soldatenfrau, mißvergnügt, daß ſie ſich in dieſem Getöſe nicht auch zeigen könne, murrte, erſchallte der Peitſchenſchlag zur Abfahrt.

Wir fuhren zwey Meilen weiter nach Etrechi, einem kleinen Dorfe, in welchem aber noch zehn Reiſende ſich an unſre Wirthstafel ſetzten. Einige kamen von Tours, einige von Orleans, einige von Toulouſe, und ein Pariſer Canonier kam von den öſtlichen Pyrenäen, wo er einen Arm gelaſſen hatte. Alle eilten nach Paris. Je mehr wir uns dieſer Stadt näherten, je häufiger und zahlreicher wurden die Begegnungen dieſer Art. Haben mich denn würklich ſo Viele nicht erkannt? Warum bin ich nicht angegeben? Du haſt es nicht gewollt, unerforſchliche Vorſicht: wozu bewahrſt du mich alſo noch auf?

Wie ich mit recht gutem Appetit angefangen hatte zu eſſen, fing man in der Straße an zu ſchreien: Es lebe der Volksrepräſentant, es lebe . . . . .! Wir waren oben in einem Zimmer, weil im unterſten Stockwerk alles voll war. Die ganze Sansculottenſchaft des Dorfes war daſelbſt verſammlet; funfzig bis ſechszig Tagediebe, die, mit dem Glaſe in der Hand, ihren Repräſentanten auf ſeiner Durchreiſe erwarteten. Sie hoften, daß er aufmerkſam auf eine ſolche Gelegenheit zur niedrigſten Verführung, nicht verfehlen würde, einige hundert Bouteillen bey ſeinem kurzen Aufenthalt zum Beſten zu geben, und ſich ſelbſt Etwas dabey zu verweilen, um daran Theil zu nehmen. Vielleicht konnte er, ſo wie Andre ſeines Gelichters, mehr aus Inſtinct zu ſpioniren, als um ſich die Volksgunſt zu erwerben, auf den Gedanken gerathen, einen Augenblick an der Tafel der Reiſenden zu erſcheinen. Auf dieſen Fall war mein Plan gemacht. Ich war aufmerkſam auf jedes Geräuſch. Sobald ich Lärm auf der Treppe hörte, wollte ich, unter dem Vorwande eines dringenden Bedürfniſſes, vom Tiſche aufſtehn, und mich einige Minuten entfernt halten. Dieſes plötzliche Verſchwinden hatte aber viel Gefährliches; es mußte Argwohn erwecken. Das bedachte ich wohl. Aber vielleicht achtete man nicht darauf? Und was blieb denn für ein Mittel übrig?

Dießmal kamen wir mit einem blinden Lärm davon. Einen Bedienten, den der Repräſentant vorauseilen ließ, hatte man für den Herrn ſelbſt gehalten. Aber, wenn der Vorläufer ſchon da war, konnte er ſelbſt auch nicht lange ausbleiben! Wenigſtens glaubte man dies ſicherlich in dem Wirthshauſe: In jedem Augenblick hörte ich: „Da iſt er! da iſt er!“ Man kann ſchließen, in welcher Angſt ich meine Mahlzeit verzehrte, oder vielmehr nicht verzehrte. Mir ſchienen alle Gerichte, die vielleicht ſehr gut ſeyn mochten, von jetzt an ſehr ekelhaft. Zu meinem großen Troſt ſtand man endlich auf. Einige Stunden darauf kamen wir in Arpagon an.

Der Wirth, obgleich er unſern Fuhrmann gewöhnlich beherbergte, verweigerte uns dießmal die Aufnahme. Vor uns waren bereits zwey fahrende Poſten angelangt, und überdem wurde der Volksrepräſentant mit ſeinem ganzen Gefolge hier zum Abendeſſen und Nachtlager erwartet. „Weiter kann ich unmöglich heute,“ ſagte mir der Fuhrmann leiſe, mit einer traurigen Miene; „es „iſt Nacht; von hier bis Lonſumeau ſind noch drey „Meilen, und eins meiner Pferde iſt verwundet; ich „will mich in den andern Wirthshäuſern umſehn.“

Alle waren voll. „Nun ich will nochmal ver„ſuchen,“ ſagte er, „ob ich nicht hier ankommen „kann; man muß mich wol aufnehmen, man „iſt dazu verbunden; aber Sie machen mir nur „viel zu ſchaffen.“ Er ſah mich lange an, und fuhr fort: „Dieſer Herr Deputirte kennt Sie „wol?“ Ich antwortete: Es kann ſeyn; wenigſtens hat er mich oft die Muſterung in meinem Bataillon paßiren laſſen. „Ja! ja!“ ſagte er, und ſchüttelte den Kopf, „ich verſtehe wohl!“ Er ſann einen Augenblick nach; dann ſagte er: „Hören Sie; Sie thun doch jetzt manche Dinge „die Sie, wie ich glaube, nie gethan haben. „Wie wäre es: wenn Sie dieſe Nacht im Stalle „auf Stroh zubrächten?“ — Gut getroffen..... „Aber gibt es kein Aufſehn ...? Was wird unſere Geſellſchaft davon denken?“ — — Nein! Geht nur zum Wirth und macht aus, daß wir hier bleiben; für das Uebrige laßt mich ſorgen!

Der Wirth mußte uns freilich aufnehmen, allein er ſagte uns dabey im voraus, daß wir noch vor Mitternacht geweckt werden würden, und alsdann unſre Betten hergeben müßten. Unſer Nachteſſen aber ſollten wir ſogleich an der Wirthstafel mit allen Reiſenden haben. Noch waren es ſtets Orleanner, Touranger; aber es kamen noch Angeviner, Poiteviner und drey Pariſer hinzu. Die Geſellſchaft war viel zu groß für mich. Ich bekam auf der Stelle heftige Kopfwehe, begnügte mich, ohngeachtet des ſchlechten Mittagsmahls, mit einem halb zubereiteten Stücke Gebratenen, und ſuchte mir in dem untern Dachraume ein Loch aus und nahm dahin die elendeſten Bettſtücke, überzeugt, daß wenn die Ankunſt des Repräſentanten und ſeines Gefolges auch Alles aus dem Bett jagen würde, ich doch ruhig ſchlafen könnte. „Müde und krank, wie ich bin,“ ſagte ich zur Magd, „mag ich lieber in dieſem „elenden Neſte ſchlafen, als genöthigt ſeyn, „um zwey Uhr aufzuſtehn, und die ganze übrige „Nacht auf den Beinen zuzubringen.“ Die Dirne fand, daß ich Recht hatte, und mein unruhiger Fuhrmann, der dieß mit anhörte, drückte mir die Hand, und ſagte: „Wenn man mit einem Menſchen, der ſich, wie Sie, zu helfen weiß, zu thun hat, ſo iſt es halbe Arbeit!“

Ueberwältigt von den Anſtrengungen dieſes Tages, machte ich, allein mit meinem Kopfküſſen, einige gute Bemerkungen über die Mühſeligkeiten des Lebens, und die Süßigkeit des Todes; dieſe konnten mir nicht entgehn; meine Piſtole und mein Opium waren in gutem Zuſtande. So auf Alles gefaßt, fiel ich bald in einen tiefen Schlaf. Beim Erwachen fragte ich nicht, ob der Repräſentant mit ſeinem Gefolge angekommen ſey, oder nicht. Noch war es nicht Tag, als wir wieder abfuhren; mein Feind dachte gewiß noch nicht ans Aufſtehn.

Lonjoumeau, ein wahres Neſt des Maratismus, quälte uns mit den Fragen mehr wie Etampes. Doch ging es hier ſo wie da. Stets dieſelbe böſe Abſicht, und dieſelbe Ungeſchicklichkeit von einer Seite; dieſelbe Kühnheit, und daſſelbe Glück von der andern. Unſer Mittagseſſen zu Croix de Bernis war ſehr beunruhigend für mich. Unſrer war eine große Anzahl bei Tiſche. Ich weiß nicht mehr genau wie es kam, daß einer der Gäſte, der mich viel betrachtet hatte, (wenigſtens kam es mir ſo vor;) mehreremale zu dem Wirth ſagte, und zwar mit einem Tone, der mir affectirt ſchien: „Halten ſie mich für einen Romanenſchreiber? Ich mache keine Romane!" Sollte dieß eine Erinnerung an Faublas ſeyn, den er hier ſpielen wollte? Wie dem aber auch ſey, er flüſterte einem Freunde einige Worte ins Ohr, der einen Augenblick nachher den Refrein einer meiner ſehr bekannten Romanzen zu trillern anfing: „Iſt dieß Furcht, oder Gleichgültigkeit? Ich wünſchte es zu errathen."

„then." Alles dieß war doch wol nur ein Spiel des Zufalls? Uebrigens, wenn dieſe Beiden wußten wer ich war, ſo durfte ich mich nicht ſehr darüber beunruhigen. Durch luſtige Einfälle hätte wol kein wahrer Feind mir kund gegeben, daß er mich kenne. So durch Ueberlegung von meiner Furcht geheilt, wagte ich mich auf Paris los.

Die Durchſuchung an den Barrieren war der ſchwerſte Stein des Anſtoßes für uns. Wir nahmen eine Menge Vorſichtsmaaßregeln, die unnöthig waren; man ließ uns hineinfahren ohne ein Wort zu ſagen. In der Straße d'Enfer, dankte ich meinen Reiſegefährten tauſendmal; und unter den Mauern der Karthäuſer, einem wenig beſuchten Platze, ſtieg ich aus. „Braver „Mann, ſagte ich zu meinem Fuhrmann, ihr habt „viele Gefahr gelaufen; aber, beim Himmel! ich „ſchwöre euch, ihr habt eine gute That gethan! „Warum kann ich euch nicht ſo belohnen, als ich „es wünſchte!" Ich gab ihm die hundert Livres in Aſſignaten, die ich noch hatte, und die ihm verſprochen waren; dazu gab ich ihm eine goldne Uhr, die ſechsmal ſo viel werth war. „Nun aufs „Wiederſehn," rief ich, „wenns anders möglich „iſt."

iſt.“ „Ihrentwegen nur wünſchte ich es, verſetzte „er; nicht um meinetwegen, denn ich würde, wenn ſie „mir auch nichts gegeben hätten, doch ſtets ſehr zu„frieden ſeyn!“ Er drückte mir die Hand, und wollte mich umarmen. Ich gab ihm durch ein Zeichen zu verſtehn, daß dieß nur eine Unbeſonnenheit wäre, die ich nicht geſtatten könnte; und nun entfernte ich mich.

Nicht weit von da war ein Wirthshaus, in das ich mich begebe, während der Reuter mir einen Fiacre holt; bald bringt er einen, und ich werfe mich hinein. Da bin ich nun allein, am hellen Tage, um zwey Uhr des Nachmittags, am 6ten December, und fahre von einem Ende bis zum andern durch dieſe undankbare Stadt, in der ich ſo viele ſchwache Freunde, und ſo grauſame Verfolger hatte. Aber ich kann doch hoffen, meine Lodoiska hier wiederzufinden. Iſt ſie nicht hier, ſo werde ich doch wenigſtens den Ort erfahren, wo ſie lebt, und was ich noch für Gefahren zu beſtehn habe, ehe ich in ihre Umarmung eilen kann. Ich will zu ihren, und zu meinen Freunden, unſern zwanzigjährigen, ſo ſichern, ſo ergebenen Freunden. Sie glauben mich verlohren; und ſie werden vor Freuden weinen,

nen, wenn ſie mich wiederfinden. — Ach! warum kann bey allen dieſem mein Herz ſich doch nicht der Freude überlaſſen? Welche ſchmerzhafte Ahnung preßt meinen Buſen?

Meine größte Gefahr erwartete mich eben da, wo ich einen Zufluchtsort ſuchen wollte. Mein vertrauter Freund wohnte nicht mehr da. Ich, der ich nicht ans Gegentheil denke, entlaſſe an der Ecke der benachbarten Straße meinen Fiacre, und klopfe an die Thüre, die ich ſo gut kannte. Ein Kind von ſieben bis acht Jahren öfnet ſie mir; ich erkenne den Sohn eines Deputirten, der dieſen Knaben oft mit in die Verſammlung brachte. Ich rufe aus: „Was iſt das? wohnt hier nicht „der Bürger Bremont?“ (man erlaube mir, daß ich unter dieſem Namen den Freund, den ich ſuchte, hier aufführe) — Der Knabe antwortet: „Nein!“ „Wer wohnt denn hier?“ frage ich ferner. „Mein Papa; der da, der eben kömmt.“ In der That kam Jemand aus dem nächſten Zimmer. Ich frage nicht weiter, ſtürze mich die Treppe hinunter in den Hof, mitten auf die Straße. Eine Magd, die mir begegnet, und die ich um die Wohnung des Bürgers Bremont befrage, ſagt mir den Ort. Ich mußte zu Fuß, und mit unver-

deckten

decktem Geſicht dahin gehn. Glücklicherweiſe war der Weg dahin nicht lang; und ich gehe nicht, ich fliege dahin.

Jetzt bin ich im Hauſe, und an der Thür des Zimmers, an das man mich gewieſen hatte. Die erſte, die einzige Stimme, die mir auffällt, iſt Lodoiskens Stimme; ich reiſſe die Thür auf; ich ſtürze mich hinein; ſie ſtößt einen Schrey aus, wirft ſich zu meinen Füßen, die ſie umarmt, ſteht wieder auf, drückt mich an ihr Herz, weint, und fällt in meine Arme. Ich rufe keine Hülfe herbey; dieß ſind die Thränen, dieß iſt die Verirrung der Freude, dieſer Freude, die mich ſo wie ſie überwältigt, die unſre Seufzer und unſer Schluchzen in Eins verhallen macht. O Gott! dieſer Augenblick entſchädigt mich für alle Leiden; er belohnt mir alle Mühſeligkeiten!

Die Frau des Hauſes, die Neffen, die Nichte, ſind unterdeſſen auch gekommen. Alle ſchreien laut auf, umarmen mich, und weinen mit mir. Dieſe meinem Herzen ſo ſüße Scene feſſelt mich lange; und nur erſt nach langer Pauſe ſehen wir, daß ich Wäſche, Kleidung, und Ruhe haben muß, daß tauſend Bedürfniſſe mir fehlen. Man führt mich in das entfernteſte Zimmer des Stockwerks;

es iſt Lodoiskens Zimmer; wir begeben uns Beide hinein. Keiner folgt uns; welche delicate Aufmerkſamkeit der Freundſchaft, die uns der Liebe überläßt! So ſchien es uns. O mein theures, angebetetes Weib, wer wird das Feuer meiner Empfindungen, und den Reitz deiner Liebkoſungen ſchildern können! Nur denjenigen Liebenden, die die Natur ſo ſehr begünſtigt hat, von ſo ächter Liebe wie wir zu glühn, überlaſſe ich dieß Geſchäft.

Aber mein Körper, durch ſo weite Reiſen, Mühſeligkeiten und Gefahren, und ſelbſt durch dieſe Freude, durch dieß lebhaft empfundene Glück erſchöpft, erliegt der Anſtrengung, und ich eile in ein Bett; aber in welches? in das Bett meiner Gattin! Hier wollte ich endlich dieſen ſo vielen Fährlichkeiten entriſſenen Kopf ruhn laſſen! Lodoiska hatte mich einen Augenblick verlaſſen, um mir die nothwendigſten Dinge zu holen. Sie kömmt bald zurück, aber niedergeſchlagen. „Wir ſind faſt allein im Hauſe, ſagte ſie; die jungen Leute ſind weggegangen. Die Nichte auch; ſie nahm ihr Mäntelchen vor meinen Augen um, und ſagte mir kein Wort. Ohne Zweifel wird ſie bald wiederkommen, gewiß hat ſie ſich nicht weit entfernt; aber konnte ſie denn nicht einen

„Augenblick verziehn?“ Auch ich, ohne alles Mistrauen, war der Meinung, daß wir ſie bald wiederſehn würden.

Doch nein! wir irrten uns Beide; ſie kam nicht wieder; ſie, dieß junge intereſſante Mädchen, das mir ſo theuer, und unter meinen Augen aufgewachſen war, für das meine Lodoiska die zärtlichſte Zuneigung empfand, und das wir in glücklichern Zeiten zu adoptiren im Sinne hatten! Eine feige Furcht erſtarrte alle Seelen um uns her; auch die, die wir zu unſrer Tochter machen wollten, floh uns, und kam nicht wieder — — meine Frau hat ſie nur einmal wiedergeſehn; ich nie; und was auch erfolgen mag, ich will, nein! ich will die Undankbare, ſie, die mein Herz auf ewig der Freundſchaft verſchloſſen hat, nicht wiederſehn!

Es war halb eilf Uhr; ich lag im tiefen Schlaf. „Liebſter Louvet! raffe alle deine „Kräfte zuſammen, ſagte meine Lodoiska, nie „hatteſt du ihrer ſo nöthig; ich kündige dir, von „allen deinen Unglücksfällen, den grauſamſten, und „vielleicht am wenigſten erwarteten, an. Bremont, der eben zurückgekommen iſt, gibt dir „eine halbe Stunde Zeit, um ſein Haus „zu räumen; das ſind ſeine Worte. Dieß iſt

„der Gefährte der Kindheit deines Vaters, er, „der dich aufwachſen ſah, der unſer Freund zu allen Zeiten war, er will dich nicht aufnehmen; „er will dich nicht einmal ſehen, und ſchickt uns „zum Revolutionsplatz. Raffe deine Kräfte zuſammen!“

Aber, wie? wache ich? Iſt es nicht ein ſchrecklicher Traum, der mich in Angſt ſetzt. Ich ſammle mich ſo gut ich kann; noch traue ich meinen Ohren und Augen nicht; zehnmal betrachte und befühle ich Alles um mir her. Ach! nur zu wahr iſt das, was ich gehört habe; nur zu tief rührt mich Lodoiska mit der grauſamen Botſchaft, die ſie mir bringt; ſie, die unbeweglich vor Schmerz, mit ſtarrem Blick vor mit ſteht, mit Mühe ihre Klagetöne zurückhält, und zu tief gebeugt iſt, um weinen zu können. Auf meine unausſprechliche Ueberraſchung folgte der lebhafteſte Unwille, den ich laut werden zu laſſen glühte. Meine Lodoiska ſah es wohl. „Ich habe jetzt, „ſagte ſie mit ihrer ſo zärtlichen Stimme, keine „andre Hofnung, als in deinem Muth; mir bleibt „wenigſtens ein Troſt. Du biſt nicht mehr in der „Gironde; du biſt nicht, ſo wie dort, gänzlich verlaſſen, nicht mehr allein. Du wirſt nicht die

„Qual haben, getrennt von mir, dein Leben zu endigen; und auch ich die Marter nicht, dich zu überleben; wir wollen zuſammen ſterben!“ Ihre ſanften Töne, und dieſe muthigen Worte beſänftigten meine ausbrechende Wuth. „Nun wohlan! Es gibt noch einige privilegirte Weſen, die treu, großmüthig, erhabner Empfindungen fähig ſind!“ Schon nährte ich mit mehr Ruhe den Unwillen in meinem Buſen, mit dem mich die Feigheit der Menſchen beſeelte.

Um die ganze Barbarey dieſes Befehls zu empfinden, in einer halben Stunde das Haus zu verlaſſen, muß man wiſſen, daß nach geſchlagnem Zapfenſtreich, und vorzüglich nach zehn Uhr, Keiner ſich auf den Straßen von Paris zeigen darf, ohne ſogleich ins Wachthaus geführt zu werden, um daſelbſt ſeine Sicherheitskarte, auf der ſein Name, der Name ſeiner Section, ſeine Wohnung und ſeine ganze äußere Kenntlichkeit angemerkt iſt, vorzuzeigen. Meine alte Karte, mit meinem Namen, konnte ich nicht mehr brauchen; eine andre, deren ich mich bedienen konnte, war nicht da. Alles dieß wußte man recht gut. Mich ſo aus dem Hauſe ſtoßen, hieß, wie meine Frau bemerkte, mich aufs Blutgerüſt ſchleppen. „Aber, mein Louvet! welcher Entſchluß ſoll nun genommen werden,“ fuhr Lodoiska fort. Ich antwortete ihr in einem ruhigen und entſchloßnen Tone: „Sage ihm wieder, wie ſehr er es verdiente, daß ich mich dieſen Augenblick an die Schwelle ſeiner Thür ſchleppte, und mir eine Kugel durch den Kopf jagte. Aber er ſolle nur ruhig ſeyn; es würde ihm das Glück werden, meinen Tod zu erfahren, ohne in Verlegenheit zu kommen. Aber ich glaube, als Preis der Gefahren, denen ich mich ausſetzte, um mich in ſeine Arme zu werfen, das Recht erkauft zu haben, einige Stunden Friſt zu fordern, und mir, ehe ich mein trauriges Leben ende, Zeit zu nehmen, zu mir ſelbſt zu kommen. Erkläre ihm alſo, daß keine menſchliche Macht in dieſer Stunde mich aus ſeinem Hauſe reiſſen wird; daß aber auch nichts mich zurückhalten wird, es mit der nöthigen Vorſicht morgen Abend um ſieben Uhr zu verlaſſen. Rathe ihm, wenn ihn die Furcht ganz betäubt hat, außer ſeinem Hauſe zu ſchlafen; irgend ein dreißigjähriger Freund wird ihn auf eine Nacht wol beherbergen; er iſt ja nicht geächtet. — Er wird vielleicht ſchreien, auf den jetzigen Augenblick dringen, und drohn. Dann ſage

„Ihm, daß ihm noch ein Mittel, aber ein ein-
„ziges Mittel übrig bleibt, mich aus ſeinem Hauſe
„zu ſchaffen, noch vor dem Zeitpuncte, den ich
„feſtgeſetzt habe; und daß ich außer dieſer Lehre,
„die er mir gibt, noch eine andre erwarte: daß
„er ſogleich hingehe, mich anzugeben; daß er, ſtatt
„mich meinen Mördern entgegenzuſchicken, ſie
„mir ſelbſt zuführe!“

Wie ſehr ich meinen Entſchluß zu halten gewohnt war, wußte er; er erblaßt, indem er ihn aus dem Munde Lodoiskens hört, geht ſogleich aus ſeinem Hauſe, und kehrt erſt am dritten Tage wieder zurück.

Aber Lodoiska kam nicht ohne Begleitung wieder vor mein Bett. Madame Bremont eilte herbey, um mich zu tröſten, und klagte die Grauſamkeit ihres Mannes an. Die Nothwendigkeit, ihm zu gehorchen, und mich verlaſſen zu müſſen, ſetzte ſie in Verzweiflung. Was würde aus mir werden? ach! ſie bedeckte mich mit ihren Thränen. Ich ſah mit Erſtaunen, daß Lodoiska bey allen dieſen Zärtlichkeitsergüſſen ganz unempfindlich blieb. Sobald wir alleine waren, ward mir dieß traurige Räthſel gelöſt. Nur zu ſichere Anzeigen zwangen ſie zu der Vermuthung, daß die Bürgerinn Bremont, deren Herrſchaft über ihren Mann wir kannten, und die um ſo mehr wuchs, wenn er furchtſam war, ihn beſtimmt hatte, Ernſt zu zeigen, um mich aus dem Hauſe zu ſchaffen. Damals war uns dieß nur ſehr wahrſcheinlich; aber ſeitdem haben wir Beweiſe davon gehabt. Welche ſcheußliche Vereinigung von Barbarey, Falſchheit und feiger Verrätherey! „O Guadet! armer Guadet!“ rief ich aus, „du beklagteſt dich über deine Freunde; wenn du nun die meinigen ſäheſt!“

Mitten unter ſo vielen ſchrecklichen Scenen gab Hymen der Liebe eine Nacht! Ja! Hymen! Welcher Contract konnte heiliger ſeyn, als der, den wir im Angeſicht unſerer unglücklichen Freunde aufgeſetzt und beſchworen hatten? Vor welche bürgerliche Obrigkeit konnte ich armer Geächteter gehn, und meine Frau als rechtmäßig anerkennen laſſen? Und in welchen Zeiten hatte ſie ihr Schickſal an das meinige gekettet! War denn für uns, in dem Schooß unſers unglücklichen Vaterlandes, ein anderer Altar, als das Blutgerüſt?

Ach! ſollten wir denn nicht mehrerer, ſo beglückter Nächte, wie dieſer, genießen! Nahten wir uns nicht dem Tage, dem verhängnißvollen Tage, an dem unſer kaum geknüpftes, ſo ſüßes Band zerriſſen, und auch nur auf die einzig mögliche Art zerriſſen werden ſollte? „Ein Troſt, rief „Lodoiska, den man uns nicht rauben kann, „bleibt: wir ſterben zuſammen. Hier iſt mein „Plan: Morgen ſuche ich in dieſem abgelegnen „Theil der Stadt eine Wohnung; ich miethe ſie „unter meinem Mädgennamen, und nehme dich „dann zu mir. Bald wird man ſich freilich „nach dieſer Neuangekommnen erkundigen; bald „wird man mich entdecken, und, vorausgeſetzt, „daß die Boshaften auch nicht argwohnen, als „gäbe ich dir eine Zuflucht, ſo wird doch der „Name einer Freundinn, einer Geliebten von dir, „einer Gefährtinn deiner Mühſeligkeiten hinreichen, um mich dem Tode reif zu machen. Und „doch wird es ihnen nicht gelingen; mit dir, „mit dir will ich ihrem Blutgerüſt wohl entkommen. Auf jeden Fall gewinnen wir acht Tage, „vielleicht vierzehn Tage Zeit; vielleicht einen „Monat. O! wie ſehr, liebſter Louvet! können wir in dieſem kurzen Zeitraum des Lebens „mehr genießen, als Mancher, der deſſen höchſtes „Ziel erreicht? So wie St. Preux wirſt du „ſa-

„ſagen können: wir haben das Leben nicht ver„laſſen, ohne das Glück gekannt zu haben.“

Ich ſchloß ſie in meine Arme; ich drückte ſie an mein Herz; ich bedeckte ſie mit meinen Küſſen, und weinte wollüſtige Thränen. „Aber wenn „es doch möglich wäre, daß du dereinſt ohne mich „das Leben erträglich finden könnteſt? daß mit „der Zeit . . . . .“ „warum dieſe Beleidigung?“ unterbrach ſie mich. „Wodurch habe ich ſie ver„dient?“ Sie trat etwas zurück, faltete die Hände und hob ihre Augen gen Himmel. „Nein! „ich ſchwöre es: ohne dich iſt mir das Leben eine „Qual, eine unerträgliche Qual. Verlaſſen, wür„de ich bald, ich würde in Verzweiflung ſterben! „Ach! verſtatte es mir, mit dir vereint zu ſterben!“

Ich habe dieſe einzelnen Vorfälle nicht zu übergehn vermogt; man wird ſie vielleicht lang finden; aber man verzeihe es mir! Dieſe Augenblicke waren die ſüßeſten, und auch zugleich die grauſamſten meines ganzen Lebens!

Am folgenden Tage noch vor ſieben Uhr Abends, holte mich derſelbe brave junge Mann, der mich vor meiner Abreiſe nach Caen verborgen hatte, wieder ab; er konnte mich nicht länger, als auf drey Tage beherbergen. In ſeinem Quartier wohnten jetzt Maratiſten; und zwar war die Mauer, die die beiden Wohnungen ſchied, ſo dünne, daß man die geringſte Bewegung gegenſeitig hören konnte. Eine Freundinn meiner Lodoiska nahm mich nachher auf, aber ihr wandelte die Furcht ſchon am zweiten Tage an. Meine liebe Frau mußte mich daher, ſo unvollendet auch noch der mir in ihrer neuen Wohnung beſtimmte verborgne Zufluchtsort war, zu ſich nehmen.

Die niedlichen, die zarten Hände meiner Lodoiska waren nie, wie man leicht denken kann, mit Handwerks-Inſtrumenten, mit Nägeln und Gyps umgegangen; und doch brachte ſie in fünf Tagen allein, ohne meinen Beiſtand, denn mein kurzes Geſicht machte mich zum Lehrling völlig untüchtig, ein Werk von übermauertem Holzwerk zu Stande, nach einem ſo vollkommen künſtlich erſonnenen Plan, daß ein ſolcher Verſuch einem Meiſter Ehre gemacht haben würde. Wenn man nicht wußte, daß Jemand in dieſer Büchſe ſteckte, die wie eine Mauer ausſah, und dieß wie eine Mauer, in der man keine Spalte bemerkte, ſo konnte ich den Geſchickteſten auffordern, mich zu ſuchen, und er fand mich nicht.

Von jetzt an waren wir völlig in Sicherheit gegen die allgemeinen Hausſuchungen, die den Sectionen von Zeit zu Zeit, jede in ihrem Umfange, zu machen einfielen. Sie geſchahen bey Tage, und nicht wegen einer beſondern Perſon; ſie begnügten ſich mit einigen Inquiſitorsblicken in die Wohnung eines Jeden. Meine Büchſe war in dieſem Fall ein ſicherer Wall, wohin ich mich flüchtete, beim erſten Pfeifen des Thürhüters. Klopfte man bey uns an, ohne daß die Pfeife uns davon vorher benachrichtiget hatte, ſo machte meine Frau, die aus Vorſatz ſodann ſchwerfällig und langſam ging, nie eher die erſte von unſern drey Thüren auf, als bis ſie mir Zeit gelaſſen hatte, hinten im vierten Zimmer mit Gemächlichkeit in meinen Hinterhalt zu gleiten, in den ich ſchneller und bequemer hineinkommen, als herausgehn konnte; denn zu dieſem letzten Geſchäft hatte ich, wie ſie vorher berechnete, immer doch mehr Zeit. Beläſtigte ſie irgend ein Zudringlicher mit ſeiner Gegenwart, obgleich in unſerm Unglücke es deren Wenige gab, oder ein Schwätzer, und auf die trift man zu allen Zeiten, oder eine Nachbarinn, und oft auch die Thürhüterinn, die bisweilen bald aus Muße, bald aus Neugierde, wol zwey Stunden lang blieb, ſo richtete ich mich im Loche ein, als wäre es meine ordentliche Wohnung. O! Lodoiska, zwey Stunden, ohne dich zu ſehn! das war eine wahre Verbannung! Ich ſuchte das Traurige derſelben zu mildern. Ich hatte in meiner für mich hinreichend weiten Verſchanzung einen Stuhl, um mich zu ſetzen, eine Strohmatte unter den Füßen, ein kleines Feuerzeug mit Phoſphorus, womit ich meinen Wachsſtock anſteckte; ſodann die Journale des Tages, und dabey, als einen ſehr auffallenden Contraſt, die Georgiken des Virgils, die Garten des Delisle, die Idillen von Gesner; ich hatte auch Dinte, Feder und Papier, und für den Nothfall auch einige Lebensmittel. Eine Art von Ventilator gab mir friſche Luft, wenn ich deren bedurfte. Wie viele der Geächteten würden ſich mein Mauerloch gewünſcht haben, ſelbſt unter der Bedingung, es nie wieder zu verlaſſen *). Ich ging nie heraus, als wenn meine Frau ſelbſt kam, und mir das verabre-

---

*) Wichtige Urſachen halten mich ab, jetzt die Beſchreibung dieſer kleinen Wohnung zu geben. Ich bin nicht mehr darinn, aber die Erfindung iſt nicht ohne allen Nutzen geblieben.

redete Zeichen gab. Wir umarmten uns dann, als nach einer langen Abweſenheit.

Wir hatten Nachbarn unter uns und neben uns. Die Fußböden und Mauern waren dünne; um unſere Bewegungungen daher geräuſchloſer zu machen, hatten wir dieſe mit einer dicken Tapete, und jene mit einer ſtarken Fußdecke verſehen; ſo, daß ich mich bewegen, ſpatzieren, ſelbſt lauſen konnte, ohne gehört zu werden. Lodoiska, ſtets erfinderiſch, und ſtets geſchickt, hatte mir gute Fußſocken von grober Wolle, mit einer ſtarken Sohle von Haaren gemacht; dieß waren meine Schuhe. Tauſend andere Vorſichtsmaaßregeln waren genommen, und wurden nie vernachläſſigt.

Aber eine ſo treflich verſteckte Wohnung, und alle dieſe ſchützenden Anſtalten vermochten dennoch nichts gegen eine Durchſuchung auf Befehl des Sicherheitsausſchuſſes, oder der Municipalität. Dieſe fanden in der angegebenen Wohnung gegen die verdächtigen Perſonen ſtatt, die man feſtnehmen wollte. Vorausgeſetzt, daß die Henker nie auf den Argwohn fielen, daß, trotz aller ihrer Wuth, eine mit Begierde geſuchte Beute da lebte, ſo ſchien es doch immer gewiß, daß meine Frau bald erkannt, und ſogleich verdächtig wurde. Früh oder ſpät würden entweder der Municipalbeamte **Hebert**, oder der Deputirte **Amar**, beide ihre geſchworne perſönliche Feinde, ihr Mörder auf den Hals ſchicken. Glücklicherweiſe geſchahen, ſo wie jedes Spitzbubenhandwerk, ſolche Expeditionen nur des Nachts. Wenn man nun dann bey uns anpochte, was hatten wir beſchloſſen zu thun? Uns beide in meine Verſchanzung zu werfen, wäre offenbar unſer Verderben geweſen. So gut man auch verſteckt ſey, ſo iſt man es doch nicht mehr in einer kleinen Wohnung, wo Inquiſitoren, die einmal gewiß wiſſen, daß man daſelbſt wohne, hinkommen. Ein bloßes Feuer von feuchten Stroh iſt dann zur Entdeckung hinreichend; der Rauch quält mit dem Erſticken, die Natur widerſetzt ſich von ſelbſt einer gänzlichen Ohnmacht, das Geräuſch der Convulſionen verräth den Verſteckten, und man fällt lebend ſeinen Henkern in die Hände. „Nein! „Nein!" ſagte **Lodoiska**, meine würdige Gefährtinn. „Pocht man ſpät in der Nacht an, ſo „werde ich mich wohl hüten, ihnen die Thür zu „öſnen, und beſonders wollen wir um den Tod „nicht ſtreiten. Laß ſie die erſte Thüre einbrechen: „es bleiben dann noch zwey dicke und vollſtändige, „von denen jede mit Schloß und Riegel verſehn

„iſt. Deine Piſtolen liegen unterm Kopfküſſen. Nicht, um ſie gegen die Mörder zu richten; warum wollten wir unſere Hände mit dem Blute dieſer Elenden beſudeln? Laß uns rein ins Grab ſteigen. Wir haben dann noch Zeit, ſelbſt unſer Leben zu endigen; aber du, ich beſchwöre dich, ſey nicht der Erſte. Laß mich eine Secunde, aber auch nur eine Secunde früher wie du ſterben!“

Wie oft legten wir uns zur Ruhe, mit der faſt gewiſſen Ueberzeugung, daß wir ſogleich unſere Augen wieder öfnen würden, um ſie auf ewig zu ſchließen! Wie oft, wenn ein Miethsmann, der ſich verſpätet hatte, um Mitternacht heftig mit dem Thürklopfer polterte, fuhren wir in plötzlichem Schrecken vom Schlafe auf, und indem der Thorweg knarrte, griffen wir zu unſern Waffen und umarmten uns!

Aber welche Freude, wenn der wiedererſcheinende Tag uns die ſüße Gewißheit brachte, daß wir noch verweilen, noch in guter Ruhe ſechszehn volle Stunden beiſammen bleiben konnten! Wie viele für die Liebe gewonnene Zeit! Sie ſtand auf, meine Lodoiska, und jeden Morgen ſtand ſie reitzender auf. Ihre Aufmerkſamkeit auf meine Sicherheit verdoppelnd, und beſchäftigter, denn

je

ſe mit meinen Bedürfniſſen, erneuerten ſich ihre Sorgen mit jeder Morgenröthe. Ein ſicheres, ein treues, leider! treueres Mädchen wie alle unſere Freunde, kam ſodann, ihr in den kleinen Arbeiten unſerer Wirthſchaft zu helfen; in weniger denn einer Stunde war Alles beendigt. Dieß gute Geſchöpf kaufte uns die nöthigſten Dinge; auch meine Frau mußte ſelbſt hingehn; denn in dieſen Zeiten des Mangels konnte keine Perſon, ſelbſt nicht für doppelte Bezahlung, doppelte Portion erhalten. Sie ging alſo aus, meine Lodoiska. Wir verließen uns auf einige Augenblicke, die uns Jahrhunderte dünkten! Sie ging, und hinterließ unter dem doppelten Schutz ihrer drey Schlüſſel, und meiner Verſchanzung, das koſtbare vertraute Gut, das ſie zitterte, nicht wieder zu finden! Auch ich war unruhig, bis ſie wieder zurückkam. Dann aber verließ ſie mich auch auf den ganzen Tag nicht. Wie köſtlich, dachte ich immer, iſt nicht dieß Eſſen, das ſie mit ihren ſchönen Händen bereitet! Ich will zum wenigſten den Tiſch decken, und beim Eſſen aufwarten, ob ich es gleich ungeſchickt mache, weil mein Geſicht zu kurz iſt. Dennoch beſtehe ich darauf; wenn ich ihr ihren Willen laſſe, und ſelbſt nicht manchmal mich böſe ſtelle, wird ſie, aus Furcht, daß ich nicht genug erhalte, mir Alles geben. Nach dem Eſſen lieſt ſie mir Etwas laut vor; dann ſetzt ſie ſich an ihr Piano-Forte; hierauf ſpielen wir eine Partie Schach; zwiſchen durch die ſüßeſten Unterhaltungen mit leiſer Stimme. Endlich eſſen wir wieder zu Abend, wobey wenige Menſchen ſo neugierig ſind, unſre gefahrvolle Ruhe zu ſtören, und gehn am Ende zu Bett, mit dem heißen Wunſch, daß Barbaren nicht kommen mögen, uns die Freuden des kommenden Tages zu rauben!

Nein! nichts hätte den Reitz dieſer nur zu kurzen Tage geſtört, nichts! wenn ich es hätte über mich erhalten können, den Wünſchen meiner Frau, die ſich alle Mühe gab, mir die Journale vergeſſen zu machen, nachzugeben! Aber wie ſollte ich die Begierde nach Nachrichten von meinen unglücklichen Freunden unterdrücken! Wie oft fand ich deren ſo traurige! Einer nach dem Andern waren ſie entdeckt, und unbarmherzig gemordet worden.

Dieß waren: **Lebrun**, Ex-Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten; er ward in einem Speicher als Handwerksmann entdeckt, kaum verhört, ſondern auf der Stelle zum Tode geſchleppt.

Bou

Bougon, Adminiſtrator im Calvados-Departement, der in dem Zeitpunct des Abfalls ſeines Departements ſich nach Fougeres geflüchtet hatte, wo ihn die Tirannen fanden. Ehe er den Tod litt, machten ſie, ihrer Methode getreu, diejenigen, die ſie erwürgten, auch zu verleumden, bekannt: daß er mitten unter den Räubern der Vendee gefangen genommen worden. Dieß iſt eben derſelbe, dem Charlotte Corday die Unſterblichkeit verſchaft hat, durch die Erwähnung ſeiner, in ihrem Briefe an Barbaroux.

Claviere, Miniſter der Contributionen; glücklicher wie die beiden Andern, war er im Stande geweſen ſich, ehe er vor den Mördern des Revolutionstribunals erſchien, ſelbſt das Leben zu nehmen; ſeine tugendhafte Gattinn war ihm nachgefolgt. Ein feines, und, wie man ſagt, von der Freundſchaft C.....s erhaltenes Gift, hatte ſie eben damals mit ihrem Manne vereinigt. So ſtarben faſt alle dieſe Republicaner in Geſellſchaft lieber Gefährtinnen, die ſie glücklich machten, und von denen ſie angebetet wurden. Das iſt die ſiegreiche Antwort, die die Freunde ihres Andenkens jenen feilen Libelliſten geben können, die, nicht zufrieden ihr öffentliches Leben verleumdet zu haben, auch ſich erfrechten, ſie in ihren Privatverhältniſſen zu verunglimpfen.

Rabaut, (Saint Etienne) der in Paris wohl verſteckt lag, aber durch die verruchte Gierigkeit eines Mädchens, das ſein Zutrauen hatte, und die ihm ſchon lange aufwartete, verkauft ward. Rabauts Gattinn ahmte die Bürgerinn Claviere nach, aber ſie fiel noch tragiſcher. Sie ging und ſetzte ſich an die Ecke eines Brunnens, ſo daß der Piſtolenſchuß, den ſie auf ſich abſchoß, ſie in die Tiefe ſtürzte. So ſtarb ſie durch zwey Todesarten zugleich.

Boys-Guyon, dieß großmüthige Opfer, das die Ungeheuer mit Girey-Dupré ſchlachteten. Wie muthig ſtarb er nicht, dieſer würdige Girey! Die Tiger des Tribunals machten aus ſeiner Zuneigung für Briſſot die Hauptanklage gegen ihn! „Sind ſie nicht ſein Freund geweſen?“ Er antwortet: „Ja!“ Ich liebte ihn. „Ich verehre und bewundre ihn noch. Er hat „wie Ariſtides gelebt, und iſt wie Sydney geſtorben; mein größter Wunſch iſt, „ſein Loos zu theilen!“ Indem er zum Tode ging, ſang er mit Luſtigkeit ſeine Todes-

Hymne, die er ſelbſt gemacht hatte. Wie er an die Ecke der Straße Saint Florentin kam, ſah er an den Fenſtern der Wohnung des Robespierre die Beiſchläferinn deſſelben, ſeine Schweſtern und einige ſeiner wilden Mitverbrecher. „Herunter mit den Tirannen und den Dictatoren!“ rief er ihnen zu; und er wiederholte dieſe prophetiſchen Worte, bis er ſie aus dem Geſichte verloren hatte. Er ſtarb endlich, wie er gelebt hatte, voll Muth und Vaterlandsliebe. Sein letzter Wunſch war für die Republik! *)

---

*) Dieſe beiden Republicaner wurden in Bourdeaux mit den Repräſentanten, Duchatel und Cuſſy, arretirt. Derjenige, der ſie alle Vier angegeben hat, heißt Mahon, Adjudant von Wimpfen, der ſich dorthin mit der Frau des de Puyſay, von dem ich oben geſprochen, geflüchtet hatte. Ich weiß nicht, wo dieſer Mahon jetzt ſein Leben noch hinſchleppt; aber, wo er ſich auch verbergen mag, die Gewiſſensbiſſe werden ihn nagen, und die Schande wird ſein Loos ſeyn. Dieſer verworfne Angeber hat vier edle Menſchen ermorden laſſen. Wie war es möglich, daß man in ſeinem Alter (er iſt noch ſehr jung) ſo viele Niederträchtigkeit mit ſo vieler Barbarey ſchon

Cuſtine, Sohn des Generals, der, wie ſein Vater, gemordet wurde, weil er der jetzt ver-

nich-

---

paaren konnte! Aber wie darf man ſich darüber wundern? Er iſt ein Zögling Wimpfens!

Dieſer Elende wollte uns noch anderes unerſetzliches Unglück zuziehn! Man arretirte mit den vier Geächteten, die ich eben genannt habe, noch den Marchena und Riouffe; beide haben vierzehn Monate in den Gefängniſſen des Robespierre geſchmachtet. Aber, wird man fragen, welcher Zufall hat ſie dem Tode entriſſen? Hier waren Talente, Tugenden, Einſichten, unerſchütterlicher Muth, brennender Bürgerſinn — wie viele Anſprüche aufs Blutgerüſt! Aber in der großen Menge hat ſie der öffentliche Mörder, ſonſt auch öffentliche Ankläger genannt, aus dem Geſichte verloren. Daſſelbe Ungefähr hat mehrere würdige Republicaner gerettet; die Menſchenfreſſer konnten ja nicht Alles auf einmal verſchlingen; die Zeit fehlte ihnen zu ihren Metzeleien.

Es verdient bemerkt zu werden, daß der würdige Freund Briſſots, Marchena, mehreremale an Fouquier ſchrieb: „Sie „vergeſſen mich; ich bin da, daß man mich

„guilächteten Republik zu feurig gedient hatte. Es war ein junger Mann von den größten Hofnungen; eben der, deſſen Mirabeau in ſeinem geheimen Briefwechſel über Preußen erwähnt. Er ſtarb mit lächelnder Miene, wie ein Mann ſterben mußte, den Mirabeau gelobt hatte.

Mazuyer, deswegen zum Tode reif, weil er durch einen bittern Spaß, einen Augenblick,

---

„guillottinire, und mich verlangt darnach!“ Er mochte thun, was er wollte, man vergaß ihn immer; ohne Zweifel glaubten ſie, daß er verrückt ſey. Aber waren denn ſolche Menſchen auch zu begreifen fähig, wie man den Tod verachten, und Enthuſiasmus für die Tugend haben könne?

Was Riouffe betrift, ſo hat er einen würdigen Gebrauch von ſeiner neuerlich wiedererlangten Freiheit gemacht. Er iſt der Verfaſſer der Memoiren eines Verhafteten: dieß iſt eine Broſchüre, die man nicht genug leſen kann. Ich rede nicht bloß von den ſeltnen Talenten, von denen ſie ſo glänzende Beweiſe enthält, aber welcher Schatz für die Geſchichte!

den verruchten Heuchler, den Maire Pache, aus der Faſſung gebracht hatte. Ja! Mazuyer hat den Kopf wegen eines Witzworts verloren.

Endlich Valady, den ich in der Gironde gelaſſen hatte, und der höchſtwahrſcheinlich von dem Verwandten, auf den er rechnete, verlaſſen ward. Ich habe geleſen, daß der Unglückliche einige Wochen nach mir durch Perigneux gekommen, in denſelben umliegenden Gegenden, wo ich ſo viele Gefahr lief, arretirt, und in dieſelbe Stadt, wohin man auch mich bringen wollte, geführt wurde. Hier hat man ihn verhört, befragt, ſeiner Verkleidung beraubt, ſodann nach Neux-Fazillac, und allda aufs Blutgerüſt gebracht. Ach! Obgleich nach meinem Urtheil von allen ſieben der am wenigſten intereſſanteſte, die jener Engel in der Gironde beherbergte, wie innig wird ſie ihn doch betrauert haben! ſie, die in der Verzweiflung uns ihr Haus verlaſſen zu ſehn, ausrief: „Wenn einer von Euch umkommt, werde ich mich nicht tröſten können!“

Welch' eine Freundinn! Aber was thaten die meinigen? Dieſe Freunde in Paris, auf die ich ſo groſſe Hofnung geſetzt hatte, was thaten ſie,

mitſſten unter den namenloſen Leiden, die ich über den Tod ſo vieler Republicaner empfinden mußte, um mich zu tröſten? Und, womit unterſtützten ſie meine Lodoiska?

Die Bürgerinn Bremont beſuchte uns indeſſen einigemale, und es iſt tröſtend für mich, erklären zu können, daß ihr Mann, der aus Ueberlegung wieder in ſich ging, und den natürlich großmüthigen Regungen ſeines guten Herzens folgte, ſich bald, nicht ohne Gefahr, gewiſſen Bemühungen unterzog, um uns auſſer ſeinem Hauſe in einiger Sicherheit zu ſehn; eine Mühe, die er ſich nicht gegeben haben würde, wenn wir bey ihm geblieben wären. Aber er, der Gefährte meiner Kindheit, kam erſt vierzehn Tage nach meiner Ankunft zu uns, und, in dem Zeitraum von zwey Monaten nur dreimal! Noch waren einige, den Vertrauten beigezählte Freunde übrig, die es, nach meiner Meinung, für eine Beleidigung anſehn mußten, wenn ich ihnen meine Anweſenheit zu Paris verheimlichte, und die wohl begriffen, daß in einer Zeit, in der Alles mit Argwohn verpeſtet war, ein unverheirathetes, unbekanntes, und neuerlich eingemiethetes, wie vom Himmel gefallnes Frauenzimmer, bald verdächtig werden könne; ein Frauenzimmer, das zu einer zahlreichen Familie zu gehören äußerte, und doch, weder außer dem Hauſe zur Mahlzeit geladen ward, noch in dem ihrigen Beſuch erhielt. Es war zu erwarten, daß eine Nachbarinn, der Thürhüter, alle Neugierigen und alle Spione ſagen würden: Iſt dieß ein Abentheuer ſuchendes Mädchen? Oder eine Emigrantinn? Oder bloß eine verdächtige Perſon, mit der man keine Verſtändniſſe haben will? Dieß reichte hin, um ſie ſofort im Revolutionsausſchuß der Section notiren, und früh oder ſpät arretiren zu laſſen.

Alles dieß konnten meine Vertrauten ſich leicht denken; aber zu uns zu kommen, fiel ihnen nicht ein. Keiner erſchien! nicht einmal, nicht ein einzigesmal! So wahr iſt es, daß ſie, die Denunciation allein ausgenommen, Alles thaten, was uns ins Unglück ſtürzen konnte. Uebrigens, wenn ſie ſich das Vergnügen, uns zu beſuchen verſagten, ſo unterhielten ſie ſich deſto ungeſtörter von uns. Unſere Lage war der beſtändige Stoff ihrer Geſpräche und ihrer Unruhe. Ich, geſtanden ſie, wäre ſehr unglücklich, und ich hätte es nicht verdient. Aber man bedauerte mich in der

Stille, nicht Muth genug zu beſitzen, um ſelbſt meine Leiden zu endigen; nicht Freund genug meiner Freunde zu ſeyn, um ſie nicht durch den Tod auf einmal von der Furcht zu befreien, mich ſtets ſterben zu ſehn. Meine Frau fand man ganz außerordentlich. Nun, das behaupte auch ich. Aber man ſetzte hinzu: ſehr egoiſtiſch! und dieß bis zur Ausſchweifung. Zwar ſey ſie dieß aus dem Grunde grade nicht, weil ſie ihr Leben der Gefahr ausſetzte, um das meinige zu retten, ſondern weil ſie, durch ihre entſchloſſene Beharrſamkeit mich, wider alle Wahrſcheinlichkeit, dem Tode zu entreiſſen, am Ende alle meine und ihre Freunde in Verlegenheit ſetzen würde! Guter Gott! Was für Freunde! Wie ſehr haben ſie mich gelehrt, gegen dieſen Namen mißtrauiſch zu ſeyn!

Glücklicherweiſe lebte in Paris ein Mann, der in dem Laufe meines litterariſchen und politiſchen Glücke, nie mit dem Titel meines Freundes hatte prunken wollen, aber der alle Rechte deſſelben reclamirte, ſobald er mich im Unglück ſahe. Zehn Jahre vorher hatte ich ihm, da ich ihn vorher kaum kannte, einen an ſich kleinen, aber durch Umſtände wichtigen Dienſt geleiſtet.

Sobald er nach Paris zurückkam, und erfuhr, daß ich ebenfalls da ſey, ſo flog er zu uns. Er kam alle Tage. Umſonſt beſchworen wir ihn, nicht ſo oft zu erſcheinen. Bald kam er unter dieſem Vorwand, bald unter jenem; heute, weil er in hieſiger Gegend Geſchäfte hatte; Morgen um uns eine Nachricht, die uns beruhigen konnte, zu bringen; ein andermal um uns einigen Vorrath von Bedürfniſſen, von denen er Mangel bey uns geſehn hatte, zu überreichen; er ſann auf nichts, als auf Mittel, mich aus meiner grauſamen Lage zu bringen, und äußerte dabey immer, daß er glücklich ſeyn würde, wenn er nur eine Gelegenheit hätte, mir nachdrücklich dienen zu können!

Wenn man, vergraben in einen tiefen Abgrund, einſieht, daß man ſich nicht herausziehen kann, ohne den treuen Freund, der am Rande deſſelben ſteht, ruft, und die Hand ausſtreckt, ſelbſt mit hereinzuziehn; dann wendet man den Blick weg, man fürchtet auf Mittel zu ſinnen, man zittert nichts zu erbitten; aber für einen andern, für einen geliebten Gegenſtand Hülfe zu ſuchen, wie erfinderiſch, wie beredt iſt man da: Meine Lodoiska, ſeitdem es ihr nicht mehr erlaubt war, nach America ihre Blicke zu richten, ſah keinen Zufluchtsort mehr für mich als im Jura-Gebürge! Unaufhörlich mit dieſem Gedanken beſchäftigt, entdeckte ſie, daß F.... (ich will ihm den Namen geben, den ich jetzt trage; er hat ihn erobert) bey ſeinem anerkannt guten Willen, durch einen ſeltenen Zuſammenfluß von Umſtänden und den ſonderbarſten Schickſalen alle Mittel in ſich vereinige, mich nach dieſem gelobten Lande zu ſchaffen; Mittel, die ich nicht, aus Furcht ihm Verlegenheit zuzuziehn, hier umſtändlich angeben kann; aber die ſo beſchaffen waren, daß es ſchien, als wenn die Vorſehung uns ausdrücklich dieſen Freund erhalten, und in unſre Arme geführt hätte. Er, er war ein ächter Freund! Es gibt alſo deren noch! Und ich, der daran zu zweifeln ſcheine, ich, der ſich bitter über die Menſchen beſchwert, bin ich denn nicht ein Undankbarer? Denn, ſo klein auch das Häufchen jener privilegirten Weſen iſt, die der Menſchheit Ehre machen, haben ſie mir auch bisweilen gefehlt, fanden ſich doch nicht, da wo es Noth war, immer einige dieſer wohlthätigen, ſanften, großmüthigen, unerſchrocknen Geſchöpfe .... Wohlan alſo! Laßt uns des egoiſtiſchen Hauſens vergeſſen, und nur der Helden gedenken!

Meine Frau dachte immer mehr auf ihr Project; und brachte es zur Reiſe. Sobald wie F.... ankam, das iſt, am ſolgenden Tage, eröfnete ſie es ihm. Er hörte es begierig an. Von jetzt war an keine Ruhe für ihn mehr zu denken. Sein Körper war, ſo wie ſein Geiſt, in einer raſtloſen Thätigkeit. Kein Schritt, der gethan werden mußte, koſtete ihm Ueberwindung; keine Mühe, die er nicht lachend überwand, kein Hinderniß, das er nicht überſtieg, keine Gefahr, der er nicht furchtlos entgegenging. Welcher Eifer! Welche Hingebung! Welche Größe der Seele! Ewig theuer wird das Andenken davon meinem Herzen bleiben!

In weniger als vierzehn Tagen verſchwanden die Schwierigkeiten vor ſeiner unbeſiegbaren Thätigkeit. Am 6ten Febr. 1794, gerade zwey Monate nach meiner Rückkehr nach Paris, fand ſich Alles bereit: Verkleidung, Paß, Wagen. Wir fuhren am andern Morgen in der Dämmerung ab. Ich ſage: wir fuhren ab; denn er begleitete mich bis ans Gebürge; er wollte mich daſelbſt eingerichtet ſehn, oder mit mir umkommen.

men. Der Muth **Lodoiskens** hatte ſich in dem ganzen Laufe der Zurüſtungen keinen Augenblick verläugnet; aber jetzt, da die Hinderniſſe überſtiegen, und die Stunde unſerer Trennung und der Wiederkehr meiner Gefahren nahe war, zeigte ſich die unruhige Zärtlichkeit einer Geliebten. Mehreremale des Tages hatte ſie mir geſagt: „Ach! wenn ich dich nicht wiederſehn ſollte! wenn ich, indem ich dich retten „will, dein Unglück veranlaßte! Ich zittere. „Höre mich an! Reiſe nicht, verlaß mich nicht, „bleib; wir hatten uns ja entſchloſſen mit einander zu ſterben!“

Am Abend hatte ſie mich eben eingeſchloſſen; ſie ließ mich einen Augenblick allein, und war hingegangen noch einige mir unentbehrliche Erkundigungen einzuziehn. Ich benutzte dieſen Augenblick, um ihr zu ſchreiben. Damit meine Leſer eine vollſtändige Idee von der Lage, in der wir uns zu Paris befunden hatten, und von unſern eiteln Projecten für die Zukunft, erhalten mögen, gebe ich hier eine genaue Abſchrift dieſes Briefes. Man wird bald erfahren, auf welchem Wege ich das Original ſelbſt wieder erhielt.

An meine Frau.

Aus meiner heimlichen Wohnung zu
Paris, den 6. Februar 1794, um
ſieben Uhr Abends.

„Morgen alſo, theures Weib! reiſe ich ab nach der Hütte! Durch welchen Weg hat das Schickſal uns auf dieß Ziel aller unſerer Wünſche geführt! Erſt mußte ich der Wohlthäter und das Opfer meiner Mitbürger werden, mußte mich, verlaſſen von allen meinen falſchen Freunden, allein in dem Abgrunde befinden, wohin mich die Böſewichter, die mein Vaterland unterdrücken, geſtürzt hatten! Aber nein! ich war nicht allein. Ein größerer Troſt, eine größere Hülfe, größer als mein Muth, meine Liebe, und meine Unſchuld, Du, meine Lodoiska, Du bliebſt mir .... Du haſt mich jeden Tag mit Gefahr deines eigenen Lebens vertheidigt; Du haſt mich gerettet! .... Welch ſonderbares Glück! Umringt mit drohenden Gefahren, mit Waffen in den Händen, und einem Fuß faſt im Grabe, aber mit einer Vorwurfsfreien

Seele, und einem Herzen voll Liebe haben wir, in dem Schooß jener unzerſtörbaren Heiterkeit, die nur der Mann (auch Du, das liebenswürdigſte der Weiber, biſt ein Mann) von Muth und Rechtſchaffenheit kennt, die entzückenden Freuden genoſſen, die ſo wenigen Sterblichen zu Theil werden! Durch unſer Glück haben wir unſern Tirannen getrotzt; wir haben ſie geſtraft. Wir haben, ſtets bereit den Kelch des Todes zu trinken, den Becher des Lebens geleert. In unſrer Trunkenheit würden wir ſelbſt die Freuden der Liebe erſchöpft haben, wenn eine Leidenſchaft wie die unſrige, gemacht Zeit und Blutgerüſte zu verachten, nicht unerſchöpflich wäre. In unſerm geheimen Zufluchtsort, in dem tiefen Geheimniß, worin uns unſere Unterdrücker begraben hielten, haben wir, Dank dir, Freiheit! dir Göttinn meines Herzens, die ich ſo wie meine Lodoiſka anbete, das Mittel erfunden, frey zu ſeyn!"

„Aber umſonſt war unſere Hofnung dieſes Glücks lange zu genießen! Von tauſend Maaßregeln, die uns retteten, konnte die Vergeſſenheit einer einzigen uns in den Abgrund ſtürzen! ..... Die Vorſicht kam uns zu Hülfe. O! Lodoiska! Auch Du wiederum ..... Du, dein leitendes Geſtirn, dein gebietender Genius war es, der mich aus der Gironde rief, wo tauſend ſchreckliche Schlingen meine Schritte umlegerten! Ja! kühn, mit freier Stirn, in meinen Händen die Waffen, und Dich im Herzen, wandelte ich mitten durch ihre Ausſchüſſe, ihre Commiſſionen, ihre Trabanten, und den ganzen Haufen ihrer Mörder! Dort entriſſeſt Du mich dem Tode, und auch hier ſchenkſt Du mir das Leben wieder! Ja! Du, deine Geduld, die nicht müde wird, wenn es deinen Geliebten gilt; dein Muth, den nichts in Schrecken ſetzt, wenn Unterdrükkung zu bekämpfen iſt; deine ſanfte Beredſamkeit iſt es, die mir Befreier erweckt. Theure, Angebetete! Klage nicht, ich beſchwöre dich, wenn dieſe ſo glücklich begonnene Unternehmung unglücklich enden ſollte; klage nicht dich an. Sey nicht ſo ungerecht, nicht ſo grauſam gegen mich! Sage es Dir ſtets, daß ich hier eine Beute meiner Feinde geworden wäre, daß, wenn ich mich rette, ich durch Dich gerettet worden bin, und daß, wenn ich unterliege, es das Schickſal, das unerbittliche

Schick=

Schickſal ſo gewollt hat! Klage nicht Dich an, ſondern eile mit der Ruhe der Unſchuld, dich deinem Manne zuzugeſellen. Laß uns im Grabe uns wiederfinden! ... Deine Unruhe für mich reißt mich zu dieſem Wunſch hin! Aber hoffe, hoffe; nie war ich ſo voll Vertrauen; fürchte Du, meine Lodoiska, nichts: ich bin gerettet. Ich bin es, der Himmel iſt es vielleicht den Opfern ſchuldig, die ich dem Glücke der Menſchen dargebracht habe, beſonders iſt er es deiner großmüthigen Beharrlichkeit, deiner unglücklichen Liebe, deiner heldenmüthigen Hingebung ſchuldig. — Ich will ſie jetzt auswählen, die Hütte *), auf deren Errichtung wir ſo lange gearbeitet haben. In ſechs Wochen werde ich Dich dort umarmen. Wir werden es alſo genießen, dieſes Hüttenleben, nach dem meine Seele ſich beſtändig ſehnte; und die

---

*) So bezeichneten wir den einſamen Ort, wo wir ſeit zehn Jahren, dem Getümmel der Welt entriſſen, ganz uns der Liebe zu weihen gedachten. Und jetzt verſicherte man mir, daß ich ſie im Jura-Gebürge finden ſollte?

Wolluſt der Einſamkeit, die ich meinem undankbaren Vaterlande bis dahin aufopferte, in langſamen Zügen ſchlürfen! Ich eile dahin; aber ich laſſe die theuerſte Hälfte meiner ſelbſt zurück: erhöre meine Bitte; auf meinen Knieen erflehe ich ſie: wache über Dich. Laß deine Arbeiten fahren, wenn ſie Dich Verlegenheiten ausſetzen ſollten! Laß uns ärmer, aber laß uns nur bald zuſammen kommen. Gedenke meiner tödtlichen Unruhe . . . Du kommſt zurück. O! wie viel Dinge hätte ich Dir noch zu ſagen! Lebe wohl, angebetetes Weib! Noch einmal; erhalte Dich, und folge mir bald.“

Den 7ten Februar, um ſechs Uhr des Morgens, trat ich meinen abentheuerlichen Lauf an. Am äußerſten Ende der Straße Charenton ließ ich meine Frau in dem Fiacre, in dem ſie mich begleitet hatte. Ich verließ ſie; ich war zu bedauern, ſie war es noch mehr: Derjenige, der zurückbleibt, iſt der Unglücklichſte. Die Klugheit gebot, daß wir uns in einiger Entfernung dieſſeits der Barriere trennten; um nicht befragt zu werden, mußte ich allein und zu Fuß gehn.

Von dem Vorderſchlage der Kutſche verfolgte mich Lodoiska mit einem unruhigen Blick; ſie zitterte, daß ich nicht ſchon an der erſten Klippe ſcheitern würde. Sie ſah nur zu gut, daß mich die Schildwache anrief, aber daß ich auch mit einem ruhigen Aeußern eine Carte vorwies, die nicht die meinige war, und daß ich mit einem freundlichen Blick entlaſſen ward. Wie lebhaft empfand ich deine Freude in dieſem Augenblick, Lodoiska! Aber wie beunruhigten mich wieder die quälenden Vorſtellungen, die bald nachfolgen würden. Viele gefährliche Gegenden mußte ich noch zurücklegen, ohne daß dein Blick mich begleiten konnte. Was litt ich! getrennt, ſo grauſam getrennt, von Dir! Jetzt fängt dieſe Abweſenheit an. Folge mir: in ſechs Wochen es zu thun, haſt du mir verſprochen. In ſechs Wochen ſpätſtens! Ach! fliehe, fliehe dieſe Stadt, wo wir ſo lange unſer Grab zu finden glaubten, und berge dich mit mir in dieſe Gegend, die man uns als ſicher, friedlich und gaſtfrey ſchildert.

In dem Flecken Charenton fand ich den braven Freund, der mich erwartete. Wir kamen zuſammen in Villeneuve Saint Georges an, Glücklicherweiſe hatte ich die Vorſicht gebraucht. ihn einen Tag früher abreiſen zu laſſen und ſo dem Wagen zuvorzukommen, in welchem mein Platz von Paris nach Dol offen gehalten ward, daher ich zehn Meilen zu Fuß machte, um ihn in Melun zu erwarten. Ich entkam ſo leichter aus Paris, und durch die ſo furchtbare umliegende Gegend dieſer Stadt. Eben der Maaßregel verdankten wir in Villeneuve Saint Georges unſre Rettung. Ein Commiſſär der ausübenden Macht befand ſich hier, um alle öffentliche Wagen und die Reiſenden darin zu prüfen. Den Namen dieſes Menſchen, den man mir ſagte, habe ich wieder vergeſſen; was ich von ihm behalten habe, war, daß er, als Jacobiner, mich höchſt wahrſcheinlich erkannt haben würde; aber uns Fußgänger würdigte man nicht der beſchimpfenden Ehre eines commiſſariaIiſchen Beſuchs. Man führte uns bloß zum wachthabenden Officier, der ſehr flüchtig unſre Päſſe durchſah, und ohne Einwenden zwey Soldaten paßiren ließ; denn F . . . war ſo wie ich in Soldatenkleidung. Ich trug bei langen Hoſen von ſchwarzer Wolle, eine kurze Weſte von gleichem Zeu

Zeuge; ein dreifarbiges Gilet, eine jacobiniſche Perücke von kurzen, platten, ſchwarzen Haaren, die abſichtlich für mich gemacht war, und ſo vortreflich paßte, daß man geſchworen hätte, es wären meine eigenen Haare; endlich noch die rothe Mütze, einen großen Säbel, und einen ſchrecklichen Knebelbart, den ich während meiner Einſchließung zu Paris hatte wachſen laſſen. Wenn ich in dieſem Aufzuge noch Etwas vorſtellte, ſo war es doch gewiß keinen Müſcadin. So war damals die Kleidung der großen Patrioten beſchaffen, und hieß: eine vollſtändige Carmagnole.

Ich war im Stande geweſen dieſen Marſch von zehn Meilen zu unternehmen, und legte ihn auch ſehr gut zurück, weil zwey Monat Ruhe und gehörige Pflege meine Flußanfälle verſcheucht hatten.

Am folgenden Tage wurde ich mit allen meinen Reiſegefährten, die mich in dem Poſtwagen zur . . . . . aufnahmen, zur Municipalität geführt. Ein Mitglied des Wachſamkeits-Ausſchuſſes ſah die Päſſe durch. Ich gab ihm den meinigen; er las ihn aufmerkſam, ſah mich ſehr an, und ohne ihn mir wiederzugeben, forderte er meinen übrigen Gefährten die ihrigen ab. Er durchlas ſie alle nach der Reihe, gab Jedem den ſeinigen wieder, behielt aber meinen zurück; und immer hielt er ihn in der linken Hand, die er, ſo oft ich ihn ihm abnehmen wollte, ausbog. „Nur „noch einen Augenblick," ſagte er ſtets. Schon wurde mir hiebey nicht wohl zu Muthe. Alle waren ſchon verabſchiedet, ich blieb mit ihm allein zurück. „Du willſt wieder zur Armee!" fragte er. — „Ey nein! es ſteht ja deutlich im Paß; „ich reiſe in Handelsangelegenheiten." Er ſah den Paß wieder an. „Ja! es iſt wahr: in Handelsangelegenheiten," — „Nun, ſo gib her," rief ich aus. Zu gleicher Zeit ſtreckte ich meine Hand hin, um ihn zu nehmen; er zog wieder zurück. „Du ſcheinſt große Eile zu haben." „Und „du haſt natürlich keine; ſiehſt du denn nicht, „daß alle Reiſende abgefertigt ſind, und daß der „Wagen ohne mich abfahren wird." — „Aber „haſt du mir nichts noch zu ſagen?" — „Nein!" antwortete ich heſtig im Styl des Tags, und ſo wie es ſich für einen Soldaten ſchickte. Er antwortete: „Nun dann, ſo habe ich dir Etwas „zu ſagen," — „Nun ins Henkers Namen, ſo „ſprich heraus." — „Ich habe dir zu ſagen," fuhr er fort, indem er eine meiner Hände in die ſeinige nahm, ſie drückte, und in die andere mir den Paß ſteckte, „ich habe dir zu ſagen, daß „ich dir von ganzem Herzen eine glückliche Reiſe „wünſche. Lebe wohl." Ich wiederholte mein Lebewohl, fragte nicht mehr, und laufte.

Verdankte ich meiner Kleidung allein dieſe höfliche Behandlung? Hatte er mich für einen ſeiner Bekannten gehalten? Oder kannte er mich, ob ich ihn gleich gar nicht kannte? So werden mich meine Leſer fragen; ſo habe ich mich ſelbſt hundertmal gefragt, es aber nie erfahren können.

Ich kann alle die ſonderbaren Abentheuer dieſer Reiſe nicht erzählen, ohne den großmüthigen Theilnehmer meiner Gefahren dadurch in Verlegenheit zu verwickeln. Ich will alſo bis . . . . . überſpringen, und von unſerm Aufenthalt daſelbſt nur erzählen, daß der Wagen da blieb, aber daß wir nicht den Fehler begingen, uns da aufzuhalten, nicht einmal zwey Minuten. Ich wußte, daß ein Repräſentant der Bergparthey ſich daſelbſt befand; wir vermieden ſorgfältig das Wachthaus, von wo man uns vielleicht zur Municipalität, von da zum Wachſamkeits-Ausſchuß, und von da wahrſcheinlich einer von den Inquiſitoren uns zum Repräſentanten geführt hätte.

Die ſechs Meilen von da bis . . . . . . machten wir, bey einem abſcheulichen Wege, zu Fuß. Um das Maaß unſerer Mühſeligkeit voll zu machen, drohte der in der Ebne auf uns ſtürzende Regen in den Gebürgen mit deſto tieferm Schnee. Wenn man aus . . . . kommt, fängt man an, das Jura-Gebürge hinanzuklettern. Man ſagte uns, daß in den am wenigſten verdorbnen Wegen der Schnee drey Fuß hoch läge. Um fünf Uhr des Morgens fingen wir an, uns durchzuarbeiten.

Noch vor Ende eines mühevollen Tages, umarmte ich zum Abſchiede den großmüthigen F . . . Entzückt, ſein Werk vollendet zu haben, eilte er zurück, meiner ungeduldigen Frau dieſe frohe Bothſchaft zu bringen. Ach! möge er zu Paris

eleines beſtändigen Glücks genießen! Mögen, unter den Verbrechen, die in meinem Vaterlande jetzt herrſchen, ſeine Tugenden verkannt werden, um der Beſtrafung zu entgehn! Er genießt wenigſtens einer Belohnung, die ihm nicht entgehn kann; dieſer innern Freude, dieſer wollüſtigen Empfindung, die den ſchönen und muthigausgeführten Handlungen folgt, und die nie in ſeinem Herzen erlöſchen wird! Nie wird die Dankbarkeit in dem meinigen erſterben! Lebe wohl, edler Freund!

Ich trat nun in meine einſame Wohnung. Wenn der Himmel mich nur eines Blicks würdigt, muß er ſich ſelbſt über eins ſeiner Werke freuen. Nein! das Schauſpiel eines freien, eines rechtſchafnen, den Dolchen der Dictatoren und Mörder entrißnen Mannes, kann kein ſeiner Gerechtigkeit gleichgültiges Schauſpiel ſeyn! Aber wird er ſich denn nur meiner, und nicht auch dieſes unermeßlichen Volks, das in Feſſeln ſchmachtet, erbarmen? Oder wird er, um dieſe betrogne Menge zu züchtigen, es geſtatten, daß Tirannen wieder auf Tirannen folgen. So, kaum den Gefahren entronnen, warf ich ſchon Blicke der Bekümmerniß auf mein Vaterland, ſo that ich für ſeine Befreiung vergebliche Wünſche *).

Aus meinem unzugänglichen Zufluchtsorte, aus der tiefen Höhle, worinn ich mich auf den rauhen Gebürgen, die von dieſer Seite Frankreich begrenzen, geworfen hatte, ſah und berührte ich gleichſam das alte Helvetien. Beim erſten Geräuſch, bey der geringſten Gefahr, konnte ich mich auf neutrales Gebiet werfen, und wenn der Feind vorübergegangen war, meine Höhle wieder erklettern, und den Boden Frankreichs wieder betreten.

Man wird ſich kaum meine Leiden und meine Freuden in dieſer Einſamkeit vorſtellen. Ich befriedigte zum wenigſten meinen Hang zur Unabhängigkeit. Allen Empfindungen meines Herzens, ſeinen löblichſten Regungen, konnte ich freien Lauf laſſen! Ich konnte es mitten in dieſem einſamen

Ge-

---

*) Man erinnere ſich, daß Robeſpierre noch lebte.

Gehölze, worinn ich ganze Tage blieb, und doch nicht genug blieb. Da, hingeſtreckt unter den ſchwarzen Fichten, denke ich an meine, auf immer verlaßne Familie, und ſeufze; bald wieder ruht meine Einbildungskraft auf meinem Vaterland, auf dem Ruhm, der ihm winkte, und auf der Schande, die es bedeckt; auf der Glückſeligkeit, der es entgegeneilte, und auf den Ruinen, die es entſtellen; auf der Freiheit eines Tages, und auf einer ewigen Sclaverey — ich weine! Dann die Liebe zu Hülfe rufend, die Liebe und die Hofnung, ihre unzertrennliche Gefährtinn, grabe ich in die zarte Rinde einer Buche den Namenszug meiner Geliebten, die Morgen vielleicht in meinen Armen iſt.

Um mich nach ſo lebhaften Gemüthsbewegungen heiterer zu machen, durchlaufe ich die öden Gegenden; ich durchſtreiche die geräuſchloſen Labyrinthe dieſer abgelegnen Gründe. Mit Mühe erklettere ich die ſchrecklichen, regellos daliegenden, abſchüßig geſpaltenen, und mit ungeheuren Eichen bedeckten Felſen; bald, wie in der Luft am erhabenſten Rande dieſes Abgrunds ſchwebend, in deſſen Tiefe ein unbeſchifbarer Strom ſeit Jahrtauſenden ſeine Wellen wälzt, komme ich wieder zu mir ſelbſt; ich gerathe in ein Nachdenken, und folge dem kühnſten Ideenfluge! „Welcher Sterbliche wird bis hieher zu mir kommen! hier; wo „ich, ferne von Menſchen, und im Angeſicht Gottes, ohngeachtet aller Revolutionen und den Tirannen zum Trotz, bin wer ich war; hier, wo „ich frey bin!“

Aber wenn in der Ferne einige Menſchen ſich zeigen, wenn es nicht unmöglich iſt, daß einer von ihnen mich entdeckt, wie plötzlich muß ich dann dieſe Höhen verlaſſen, und ins tiefſte Dickicht, in meine Höhle mich flüchten: wie unglücklich bin ich nicht! — O! Rouſſeau, mein Meiſter und meine Stütze! erhabener, tugendhafter Mann! dieß war auch dein Loos! Auch du wurdeſt verfolgt, weil du dich um das Menſchengeſchlecht verdient machteſt! Auch du warſt Freund des Volks, was auch dieſer Name immer Gehäſſiges an ſich trage; und als ſolcher wurdeſt du verfolgt, verkannt, gemishandelt ſogar. Man hat dich geſteinigt! Du haſt mir ein ſchönes Beiſpiel gegeben: Aber wer legte dir die Pflicht der Geduld auf? Du hatteſt nur Thereſe, und ich erwarte Lodoiska.

Ach! ſie kam nicht! Mehr wie ſechs Wochen waren verfloſſen, und ich hatte nur einmal Nachricht von ihr erhalten. Die Hofnung fing an, mich zu verlaſſen. Ich hatte alſo noch das einzigſte Gut verloren, das mich einſt ans Leben wieder feſſeln, und es mir theurer machen konnte. Vielleicht, weil ſie mich gerettet hatte, ſeufzte ſie im Kerker, oder ſtarb auf dem Blutgerüſt! Jeder nur irgend Gefühlvolle wird ſich meine Gemüthsunruhe, meine Herzensangſt, meine ganze Sehnſucht nach Rache und nach dem Tod vorſtellen. Beim Anbruch der Morgenröthe eilte ich in dieß Gehölz, das mir vorher ſo melancholiſch ſchien, und jetzt ſo traurig, ſo düſter, ſo ſchrecklich erſcheint. Auf dieſe Felſen, die ich beſtieg, um mich den Menſchen zu entziehn, ſuchte ich jetzt begierig die Bilder von Chaos, Abgrund und Vernichtung. Wie oft hatte ich mit neidiſchem Blick dieſe zweihundert Fuß Höhe gemeſſen, von wohinab ich mich ſtürzen, von Felsmaſſe zu Felsmaſſe fortrollen, und ſchon tauſendmal zerſchmettert, endlich in den

Schlund jener reißenden, unruhigen in Schaum aufgelöſten Fluthen fahren wollte. Dieß Gewäſſer war nicht tief, und mit Klippen eingefaßt, die mich mit meinen, durch die Schnelligkeit des Sturzes verhundertfachtem Gewichte bald zerſchellt hatten. Aber wem nutzte ein ſo tragiſches Ende? Bald erhoben ſich andere Gedanken in meiner Seele. Sie mochten noch ſo ausſchweifend und raſend ſeyn, ſo nahm ich ſie mit Leidenſchaft auf. Ich wollte unter einer neuen Verkleidung nach Paris zurückkehren, ins Cabinet des Robespierre dringen, und mit der Piſtole auf die Bruſt, ihn zwingen, einen Befehl zu unterzeichnen, Lodoiska in Feiheit zu ſetzen. Bald genöthigt, mir die unüberwindlichen Schwierigkeiten in der Ausführung zu geſtehn, beſchäftigte ich mich nur mit dem Gedanken, welchen von den Unterdrückern meines Vaterlandes ich Lodoiskens zürnenden Schatten opfern ſollte! Mein Kopf kam endlich etwas in Ordnung, und nun machte ich folgenden Entwurf:

Ich wollte dem Dictator melden, daß einer, der am 31. May Proſcribirten, derjenige, den er

ihm

am ſtärkſten haſſe, ſeinen Ausforſchungen entronnen, und vor ſeinen Verfolgungen ſicher, noch an den Grenzen Frankreichs lebe. Dennoch wolle ich ihm den Kopf dieſes ſeines Feindes, jedoch unter der Bedingung, verſprechen, daß meine Frau geſund und wohlbehalten in dieſe Felſen gebracht würde. In dem Augenblick, da ſie hier ankäme, würde ich in die Ebne hinabſteigen, und mich ſelbſt dem Beil der Lictoren überantworten!

Das Gewagte dieſes Projects war nicht zu verkennen. Meine letzte Hofnung beſtand darinn, daß Lodoiska, die in ihrem Schooß die einzigſte Frucht unſerer Liebe trug, das Leben nicht verachten würde, um den Sohn ihres Geliebten, und dem Vaterlande vielleicht einen Rächer zu erziehen. Wenn aber der Verräther Robespierre ſeine Maaßregeln ſo nahm, daß er das zweite Schlachtopfer heranlocken, und auch das erſte zurückhalten konnte, ſo ſtarb doch Lodoiska wenigſtens nicht allein; wir würden vereint den Todesweg betreten, und mein Leben würde ſich auf eine minder traurige Art für ſie, und auf eine meiner würdigere Weiſe endigen.

In ſolchen Qualen eines Fiebers, in dem mein erſchöpfter Körper den Ueberreſt ſeiner Kräfte verlor, aber bey deren Laſt meine Seele ſich immer mehr und mehr zu heldenmüthigen Entſchlüſſen übte, waren fünf Wochen verfloſſen. Eines Tages, er ſoll eine Epoche meines Lebens machen, es war Mittag am 21ſten May, zog mich ein Mann, Opfer der Tiranney ſo wie ich, ein Freund, den ich mir in dieſen einſamen Gegenden erworben, ich weiß nicht mehr unter welchem Vorwande, auf einen Weg, den ich nie geſehen hatte, auf einen Landweg, der von . . . . bis . . . . führt. „Sie „laſſen ſich durch den Gram zu ſehr beugen,“ ſagte er, „und warum? Ihr Unglück iſt noch ſo „gewiß nicht; ich würde ſelbſt wetten, daß Sie „Ihre Frau ſehr bald wiederſehn werden. . . . .“ „Nein, Bürger. Alles ſagt es mir: nie, nie „werde ich ſie wiederſehn.“ Er ſtand ſtille, und heftete ſeinen Blick auf eine Entfernung von einigen hundert Schritten. Auf einmal rief er: „Ich ſehe einen Wagen mit Bänken, und auf „demſelben bloß den Führer und ein Frauenzimmer. Vielleicht iſt dieß Ihre Gattinn!“ „Ach, „Bürger! ſpotten Sie nicht mit ſolchen Vorſtel-

„lun-

„langen.“ Er fuhr fort: „In der That! Ich „ſehe nur ein Frauenzimmer in Reiſekleidern, und „ſie hat Koffers bey ſich.“ — „Freund!“ ſchrie ich: „treiben Sie keinen Spaß mit meiner Ver„zweiflung: ich wäre im Stande den Verſtand „darüber zu verlieren!“ Er zeigte mit der Hand auf den Punct des Wegs, wo er die Reiſende kommen ſah; ich ſtieß ſeine Hand zurück, ich wandte den Kopf um, und ſchloß die Augen.

Unterdeſſen erſchallte die Peitſche des Fuhrmanns. Das leichte Fuhrwerk rollte auf uns mit aller Geſchwindigkeit der Pferde zu. Bald ertönt eine Stimme – und welche? große Götter! Die Stimme jener himmliſchen Weſen des Miltons kann keinen mehr entzückendern Eindruck auf das bezauberte Ohr machen. Eine Stimme ruft: „Haltet an!“ Dieſer ſüße Ton durchdrang alle meine Sinne. Ich fliege, ich ſtürzte mich an den Wagen. Es iſt Lodoiska, die ſich herabſchwingt, und in meine Arme fällt. Welche ſüße Laſt, und welcher Augenblick!

Mein Glück dauerte jedoch nur drey Tage lang. Noch einmal mußten wir uns zur Trennung, zu ihren Qualen, zu ihren Gefahren entſchließen. Meine Frau war dazu gezwungen, und ich konnte es nicht hindern. Sie iſt abgereiſt, ſie iſt wieder in Paris, in dieſer feindlichgeſinnten Stadt. Noch weiß ich in dieſem Augenblick den Grund dieſer unbeſieglichen Nothwendigkeit nicht! Aber ſo viel Sicherheit iſt mir für einen guten Erfolg Bürge. Ich bin ruhig. Seit zwölf Tagen iſt ſie in Paris; ohne üble Zufälle, ohne Unruhe iſt ſie daſelbſt angekommen; ſchon habe ich hievon Nachricht. Uebermorgen fährt ſie wieder ab. . . . In neun Tagen erwarte ich ſie; in neun Tagen werden wir uns wieder umarmen. Wir werden uns vereinigen, um uns mitten durch neue Gefahren den Weg zu einigen glücklichern Gegenden zu bahnen; aber was auch das Schickſal über uns beſchließt: trennen werden wir uns nie wieder!

Gehölz von Elinen, du ſchmückteſt an dieſem Tage, an dem Tage ihrer Ankunft, dich mit deinen verjüngten Reitzen! Deine blühenden Raſen, deine friedlichen Büſche, deine mannigfaltigen Ausſichten, deine romantiſchen Gegenden, flößen nur noch koſende Träumereien, nur zärtliche Aufwallungen, nur Hofnung, nur Freude, nur Glück ein! Ich habe meine Lodoiſka in deine lachenden Grotten geführt; ſie hat mit allen ihren Reitzen darinn gewandelt; ſie hat ſich ausgeruht auf dem enormen Coloß, den der letzte Orcan entwurzelt hat. Getrennt von ihr, finde ich den Platz wieder, den ſie einnahm, und auch den, welchen ich an ihrer Seite hatte; nur den meinigen nehme ich ein, und bewahre den ihrigen heilig und unverſehrt. Nein! nie erſchien ein glückliches, ſo ſanftes, von ſo lebhafter, zärtlicher, heiliger und dauernder Leidenſchaft beſeeltes Paar in deinen einſamen Gründen! Wenn von Clarens, das in deiner Nähe liegt; von jenem Clarens, berühmt durch den erhabnen Schriftſteller, Julie v. Etanges, ſchön durch ihre Jugend, ihre Reitze, ihre Liebe, und ihre Gewiſſensbiſſe nach der glücklichen Nacht, an der Hand ihres würdigen Freundes, dieſes Saint-Preux, den die Liebe von ſeinem Exil zu Meillerie, dieſem in Zukunft unſterblichen Felſen, den ich nur ſah, nicht berührte, zu tauſend Genüſſen rief; wenn dieß reitzende Paar auch in deine Schatten, da

Gehölz von Elinen! geeilt hat; dann kannſt du dich eines ſeltenen Wunders rühmen: in weniger als einem halben Jahrhundert ſahſt du zwey glückliche Paare!

Seit ich ihren weiten Umfang durchſtreiſe, um die ſüße Ruhe der Einſamkeit zu ſuchen, habe ich in dieſem buſchichten Holze, das ſich gegen Weſten amphitheatraliſch erhebt, durch tauſend Umwege nach und nach ſich zur Ebne zieht, ſie ganz einnimmt, und mit faſt unmerklichem Hange bis ans Thal ſich ausbreitet; zwiſchen dieſe Felſen, die, indem ſie an der Oſtſeite dieſe unermeßlichen Spaziergänge begrenzen und, abſchüſſig geſpalten, den unzugänglichen Wall bilden, den die Natur mit ewigen Wäldern bedeckte; dicht neben dieſen Gewäſſern, deren Bett, weiter hin verengt, das Bett eines reiſſenden Stroms wird, aber die hier noch, in einen weiten Raum ergoſſen, wie friedliche Bäche rieſeln; hier mitten unter dieſen unnachahmlichen Gärten, wo in ihrer wilden Pracht die Natur dem Genie des Kent *), und der Verzweifl

lung

---

*) Er wird für den Erfinder der engliſchen Gärten gehalten.

ſung ſeiner zu ſchwachen Nachfolger, Modelle hin-
warf, unter ſo vielen zauberiſchen Gegenden habe
ich unſern zauberiſchen Zufluchtsort aufgefunden.
Hundertjährige Eichen, und mit ihnen ergraute
Fichten, ſtrecken ihre hundert Arme auf hundert
verſchiedne Arten aus; um ihnen her, unter ihrem
Schatten, und mit der Beſtimmung beladen, nicht
eher, als nach jener Sturz, ſich auch zu erheben,
drängen ſich junge Buchen, einige ſeltne Ahornbäu-
me, und eine Menge wilder Roſengebüſche, und
laſſen in dem reitzenden Gewimmel, und den man-
nigfaltigen Formen, die ſie annehmen, in der
Mitte einen Saal von Raſen ſtehn, von dem die
Flammen des nahenden Sommers nie die Perlen
des Morgenthaues, die Schatten des Abends, noch
die Reinheit der Luft, dieſe Freundinn Cytherens,
und die Finſterniß, dieſe Dienerinn des Amors,
verſcheuchen werden! Da höre ich die liebe-
liſpelnde Welle am Ufer ſich brechen, und den Ze-
phir die Wieſen koſen; da an dem Fuße dieſer Ge-
büſche höre ich die zärtlichen Töne und das liebe-
volle Girren Philomelens, während, ſtolz auf ſeine
Liebe, der Vorſänger der Wälder in der Spitze
dieſer trotzigen Eiche ſeine poetiſchen Lieder modu-
ſirt,

lirt, und ein Concert ven tauſend Vögeln die glänzende Morgenröthe und die Wonne, die ſie über uns ausgießt, begrüßen.

Aber eins höre ich hier nicht; ich höre nie Weſen meiner Gattung; nie beunruhigt mich das Geräuſch ihres Ganges und der Ton ihrer Stimme. Welche wohlthätige Gottheit mag über dieſe glücklichen Gegenden wachen, und in ihrer huldreichen Aufmerkſamkeit jeden unwürdigen Sterblichen von hier entfernen! Während ich ganze Tage hier hinbrachte, ſah ich nie einen Ungeweihten ſich nahen, meine Hofnungen und die Freuden der Erinnerung zu ſtören, und mich zu nöthigen, dein Bildniß zu verhüllen! Hat denn die Fabel uns getäuſcht? Hätte hier wol Endymion von Dianen den Kuß empfangen? Ja ich glaube, es war in dieſem Gebüſche, wo Heloiſe von ihrem glücklichen Lehrer die Vorſchriften der Liebe lernte! Auch dich, Lodoiska, werde ich hieher führen; durch die zahlreichen Abwege des Labyrinths, das es verſteckt, werde ich dein Führer ſeyn. Die ſchützende Gottheit wird dich mit Freuden aufnehmen; ſie, die mich deinen Namen hundertmal, und mit Wohlgefallen, hat ausſprechen hören! Wir haben lange genug umher geirrt; hier, hier, wo ich einige Zweige aus dem Wege räume; hieher in dieſen mühſamen Durchgang blicke; komm, gebückt unter den ſchweren Aeſten, die ich in die Höhe halte, in dieſen Triumphbogen, den mein Arm für dich wölbt!

Jetzt, o meine angebetete Lodoiska! will ich in dieſes Bäumchen deinen, in dieſer Einſamkeit ſchon tauſendmal gezeichneten, Namenszug noch einmal eingraben! Dann, wenn dereinſt freie Menſchen, und Menſchen, die ſich lieben (und deren wird es ſtets in dieſen republicaniſchen Gegenden geben), wenn ſolche Menſchen es verdient haben, daß dieſer wollüſtige Zufluchtsort ihnen geöfnet werde, dann, beim Anblick dieſes alten Monuments unſrer beglückten Verbindung, mögen ſie ihre Herzen, von noch zärtlichern Gefühlen beſtürmt, im Rückblick auf unſre Schickſale, dem wärmſten Mitleid offen fühlen; mögen unſerm Unglücke eine Klage, der mühſamen Frucht unſrer Nachtwachen, dem koſtbaren Ueberreſt unſrer Freunde, unſerm theuern Vaterlande, und dem auf ewig verlohrnen

Früh=

Frühlinge unſers Lebens eine Thräne weihen! Aber, mögen ſie auch bald, beredet durch die geheime Stimme ihrer Herzen, und durch dieſen Enthuſiasmus, den nur wahrhaft Liebende kennen, mögen ſie bald in ihrer Freude ausrufen: „der große „Haufe der Sterblichen mußte ſie doch beneiden; „die Liebe blieb ihnen!“

Schützender Gott! Dir ſey mein Dank gebracht; ſie iſt, Lodoiska iſt wieder da. Unter ihren Blicken ſchreibe ich dieſe letzten Zeilen. So iſt es alſo gewiß, daß eine Alles vergeltende Vorſehung da iſt. Schon ſind Chaumette, Lacroix, Marat, alle meine grauſamen Verfolger nicht mehr. Aber, was ſage ich? der grauſamſte von ihnen allen lebt noch; er herrſcht, er herrſcht wie ein Tirann! Aber nie, ſelbſt nicht in dem Schooße ſeiner vergänglichen Größe, wird er auch nur den Schatten eines wahren Genuſſes erhaſchen. — Ich lebe nur meinem Glücke mit Lodoiska.

Du rufſt mich? Einen Augenblick Geduld! Noch zwey Worte will ich hinzufügen, und du ſollſt der Gegenſtand ſeyn! Wie ſüß iſt mir dieſe Mühe!

Einem aufmerkſamen Leſer wird eine beträchtliche Lücke in dieſen Memoiren nicht entgangen ſeyn. Ich habe die Hinderniſſe, die meine Frau, um von Finiſtere nach Paris zu gelangen, überwinden mußte, unberührt gelaſſen; auch ihre Reiſe von Paris ins Jura-Gebürge iſt unerzählt geblieben. Dieß iſt mit Abſicht geſchehn. Sie wird die Geſchichte ihrer eignen Gefahren ſelbſt, ſie wird ſie in jenem zauberiſchen Styl ſchreiben, in dem ihre Briefe, während der erſten zehn Jahre unſrer damals unglücklichen Liebe, an mich geſchrieben ſind. Möchte dieſer ganze Briefwechſel, dieß den Händen eines treuen Freundes in Frankreich anvertraute Gut, erhalten ſeyn, und einſt bekannt gemacht werden! Da würde man meine vollſtändige Rechtfertigung leſen; man würde finden, daß ich, ſtolz auf meine Geliebte, auch den Stolz habe zu glauben, daß das Monument, in dem man unſere Seelen leſen würde, ſeiner Urheber nicht unwürdig ſey. Wenig würde es mich rühren, wenn ein oberflächicher Leſer, nachdem er die ganze Sammlung durchlaufen hat, fragen ſollte: ob denn der Mann, der das Herz eines ſo geiſtreichen, ſo mit zarter, hoher Empfindbarkeit ausgerüſteten, ſo muthigen, mit ſo ſeltnen Talenten gezierten Frauenzimmers erobern konnte, ob ein ſolcher Mann von allen Dieſem auch mehr, wie die gewöhnlichen Menſchen, hatte? Aber (und dieſe Idee erſcheint mir ſehr reitzend) der gefühlvolle Liebhaber und Philoſoph werden dieſe wehmüthigmachenden Briefe nicht vollenden, ohne ſich mehr wie einmal zu ſagen: „weil er verdiente, von ihr „geliebt zu werden, war er tugendhaft!“

Warum Lodoiska dieſe letzte Reiſe nach Paris hat unternehmen müſſen, und wie ſie aus dieſer furchtbaren Stadt zu entkommen gewußt hat, um zum zweitenmal in dieſe Felſen zu kommen, wird ſie, aber zu einer andern Zeit, ſelbſt erzählen. Auch ich kann noch nichts von den gewagten Projecten ſagen, die wir machen, noch von den dämmernden Hofnungen, die uns übrig bleiben. Allmächtiger Gott! ziehe nicht den Arm, der uns bis dahin geſtützt hat, von uns ab; leite uns, gehe voraus vor den Freunden des Volks; vielleicht ſind ſie nicht alle undankbar. Wenn aber doch von den drey Proſcribirten, die dem Zufall preis gegeben ſind, Einer in der verwegnen Unternehmung umkommen ſoll: ach! ſo laß mich dieß Loos treffen! Verleihe meiner Lodoiska die Kräfte, mich zu überleben, und rette unſer Kind!

O Gott! möchte es doch dein Wille ſeyn, vor allen andern mein Vaterland zu retten!

Geendigt in unſern Höhlen, am 22. Jul.
1794, einige Tage vor dem Fall
des Robespierre.

Schreiben an den Convent.

Den 20ſten Frimaire, im dritten Jahre der einen und untheilbaren Republik (10ten Decemb. 1794.).

Repräſentanten! Die Stimme der Befreier vom 9ten Thermidor erſchallt, und die Republicaner öfnen ihre Gräber! Auch ich erſcheine; ich war geächtet; gebt mir Feuer und Waſſer wieder!

Hebert ſtürzte auf mich alle ſeine Blutmenſchen; Pache klagte mich an; Henriot, um mich zu greifen, bewaſnete ſich gegen Euch; Couthon ließ mich zum Verhaſt decretiren; St. Juſt ſchuf meine Verbrechen; Amar entwarf meine Proſcriptions-Acte; Barrere ächtete mich.

Und doch war ich der Erſte, der Euch den Tirannen, die Verbrechen, die er begangen hatte, und die noch größern, zu deren Begehung er ſich anſchickte, enthüllte. Könntet Ihr mir wol das Recht verſagen, vor Euch die Verläumdungen des Tirannen zu widerlegen? Die Formen, die ſogar einen Carrier ſchützten, ſollten mir entzogen werden? Nein! nein! Ihr ſeyd gerecht, denn Ihr ſeyd frey!

Amar und Barrere ſind in Eurer Mitte; zwingt ſie, zum erſtenmal ihrem Schlachtopfer ins Geſicht zu ſehn; zwingt ſie, mich, da ich gegenwärtig bin, anzuklagen, nicht vor jenem Hauſen von Mördern, die ſie ihr Tribunal nannten, ſondern nur vor rechtſchafnen, unverwerflichen, unparteiiſchen, gerechten Richtern, vor Euch; ein Decret befehle dieſe feierliche Confrontation zwiſchen mir und ihnen, und ich eile herbey!

Ich rede nicht von den tauſend Gefahren, von den Leiden ohne Zahl, die ich überſtanden habe; ſo viele Andre haben mehr erduldet, wie ich. Bald in unterirdiſchen Behältniſſen ſchmachtend, bald auf rauhen Gebürgen umher irrend, verlaſſen, verbannt, aber wenigſtens allein und frey, habe ich öfters laut gegen die Tiranney meine Stimme erheben können! Unglücklicher, wie ich, waren ohne Zweifel die würdigen Abgeordneten des Volks, von denen Einige, aus Liebe zur Freiheit, Feſſeln trugen, während die Andern, die dem Unterdrücker vor Augen blieben, unter ſeinem ſtets drohenden

Arm mit Geduld und Edelmuth den Augenblick erwarteten, ſich erhoben und ihn geſtürzt zu ſehn. Es iſt nicht dafür, daß Ihr mein Elend endigen werdet, daß ich Euch danke. Im Namen von ganz Frankreich danke ich Euch, daß Ihr das Vaterland gerettet habt! Höchſt glücklich iſt, wer ſo, wie Ihr, für daſſelbe unterdrückt worden, und ſich von neuem der Hofnung überlaſſen darf, ihm mit Euch wieder dienen zu können.

Johann Baptiſte Louvet,
einer der im Jahr 1793 proſcribirten Repräſentanten.

No-

Robespierre's

letzte Rede,

gehalten

im Convent am 26ſten July 1794, zwey
Tage vor ſeiner Hinrichtung.

a

Die vom Convent zur Unterſuchung der Papiere des Robespierre ernannte Commiſſion fand darunter das Original dieſer höchſt merkwürdigen Rede, die ſeinem politiſchen Character die Krone aufſetzte. Das Manuſcript war von Robespierre's eigner Hand geſchrieben, und wurde mit allen durchſtrichenen Stellen, zufolge eines Decrets, bekannt gemacht. Es erſcheint hier ganz vollſtändig, wie es der Schwanengeſang dieſes Demagogen verdient. Die Bekanntmachung geſchah am 11ten Fructidor (28ſten Auguſt 1794) im 2ten Jahr der Republik, und war von der Commiſſion documentirt. Unterzeichnet: Guffroy, Präſident, Lecointre, Clauzel, Cale's, Maſſieu, J. Espert.

v. A.

Bürger!

Andere mögen euch ſchmeichelhafte Gemählde entwerfen; ich will euch nützliche Wahrheiten ſagen. Ich will nicht den lächerlichen, durch die Treuloſigkeit verbreiteten Schrecken realiſiren; aber ich will, wenn es möglich iſt, bloß durch die Gewalt der Wahrheit, die Fackeln der Zwietracht verlöſchen. Ich will euer beleidigtes Anſehen, und die gröblich verletzte Freiheit, in eurer Gegenwart vertheidigen. Auch mich ſelbſt will ich vertheidigen; Ihr werdet euch nicht darüber wundern, denn Ihr gleichet nicht den Tirannen, die Ihr bekämpft. Das Geſchrey der gekränkten Unſchuld iſt eurem Ohre nicht läſtig; und Ihr wiſſet, daß dieſe Sache euch nicht fremde iſt.

Die Revolutionen, die bis auf unſere Zeit die Geſtalt der Reiche veränderten, hatten keinen andern Zweck, als eine Veränderung der Dynaſtie, oder den Uebergang der Gewalt aus den Händen eines Einzigen, in die Hände mehrerer Perſonen 1).

Die

---

1) Folgende Worte waren in dem, unter Robeſpierre's Papieren gefundenen Manuſcripte durchgeſtrichen:

Ihre Quelle war die Ehrſucht, oder die Erſchlaffung einer beſondern Art von Tiranney.

Die franzöſiſche Revolution iſt die Erſte, die ſich auf die Lehre von den Rechten der Menſchheit, und auf die Grundſätze der Gerechtigkeit gründet 2). Die andern Revolutionen erforderten nichts

---

2) Durchgeſtrichen:
Wenn die Ehrſucht von Privatperſonen ihr die erſte Erſchütterung gegeben, oder ihre Bewegung beſchleunigt hat, ſo hat ſie ihren Urſprung und ihre Richtung dennoch nur der aufgeklärten und innigſten Liebe zur Gerechtigkeit und Freiheit zu verdanken. Dieſer Character hat zugleich ihre Mittel, und die Angriffe ihrer Feinde beſtimmt. Um den Zweck anderer Revolutionen zu erreichen, brauchte man bisher bloß, unter dem Schutze einer neuen Gewalt, dem Glücke entgegen zu laufen; unſere Revolution hingegen erfordert die Aufopferung des Privat-Eigennutzes für das allgemeine Intereſſe; ſie allein erfordert Tugend. Die andern Revolutionen endigten ſich mit dem Triumph einer Faction; die unſrige kann ſich nur mit dem Siege der Gerechtigkeit über alle Factionen endigen; aus der Gerechtigkeit entſprungen, kann ſie nur in ihrem Schooße ruhen; und alle Laſter ſind ihre Feinde.

Die Factionen ſind eine Verbindung des mannigfaltigen Privat-Intereſſe gegen das allgemeine Beſte. Die Einſtimmung der Freiheitsfreunde, die Klagen der Unterdrückten, die nichts als Ehrgeitz, die unſrige aber Tugenden. Unwiſſenheit und Gewalt haben die andern Revolutionen in einen neuen Deſpotismus verwandelt; die unſrige aber, die aus der Gerechtigkeit ent-

---

die natürliche Gewalt der Vernunft, und die Macht der öffentlichen Meinung, machen zuſammen keine Faction aus; ſie ſind vielmehr die Zurückrufung der Gewalt zu den Grundſätzen der Freiheit, und die natürlichen Wirkungen der Entwickelung des Gemeingeiſtes bey einem aufgeklärten Volke.

Unwiſſenheit und Gewalt haben ſonſt die Revolutionen in einen neuen Deſpotismus verwandelt; die unſrige kann nur im Schooße der Gerechtigkeit ruhen, aus welcher ſie entſprang. Alle Anſtrenaungen des Privat-Eigennutzes gegen die Rechte des Volks, können die Nation nur zwiſchen zwey Klippen bewegen zwiſchen den Mißbräuchen der alten Tirannen, und den ungeheuren Syſtemen, welche ſelbſt die Gleichheit entſtellten, um in ihrem Namen die Tirannen wieder herbeizuführen.

Die Urſache aller unſerer Leiden lag in jenem ewigen Kampfe der Factionen gegen das allgemeine Intereſſe. Die Oeſterreichſche und die Orleanſche Faction, beide mächtig, die Eine, weil ſie zu Anfange der Revolution herrſchſprang, kann auch nur in ihrem Schooße ruhen. Die, durch die Gewalt der Dinge, und durch den Kampf der Freiheitsfreunde gegen die immer neu auflebenden Verſchwörungen, unmerklich herbeigeführte Republik, hat ſich gleichſam mitten durch alle Factionen durchgeſchlichen; aber ſie hat dieſer ihre Gewalt um ſich her umorganiſirt und alle Mittel des Einfluſſes in ihren Händen gefunden; auch wurde ſie ſeit ihrer Entſtehung

---

herrſchte, die Andre, weil ſie ſehr viel zur Revolution beigetragen hatte, um ebenfalls zu herrſchen, haben beide bisher das Schickſal der Republik in ſeinem Laufe gehemmt. Nehmet hierzu die Intrigen Englands, das mit der Orleanſchen Faction verbunden war, und den Einfluß der fremden Höfe: ſo werdet Ihr euch einen Begriff von dem Keime der Zwietracht, der Verderbtheit und der Zerrüttung machen können, welchen die Feinde der Freiheit unter uns verbreitet haben. Die Orleanſche Faction vorzüglich hatte einen um ſo viel größern Einfluß erlangt, da ſie zuerſt die Fahne des Patriotismus aufſteckte, um den Hof zu ſtürzen, und da ihre Anhänger, unter jener Maſke verborgen, das Zutrauen der Patrioten an ſich geriſſen, und ſich in alle öffentliche Aemter eingeſchlichen hatten.

hung in der Perſon aller redlichen Männer, die für ſie kämpften, verfolgt; und bloß um den Vortheil ihrer Lage zu erhalten, waren die Oberhäupter der Factionen und ihre Agenten gezwungen, ſich unter der Maſke des Republicanismus zu verbergen. Precy in Lyon, und Briſſot in Paris, riefen beide: Es lebe die Republik! Alle Verſchwörer haben ſogar mit größerem Eifer als irgend ein Anderer, alle Formeln und alle Vereinigungs-Worte des Patriotismus angenommen. Der Oeſterreicher, deſſen Handwerk war, die Revolution zu bekämpfen, und der Orleaniſt, der die Rolle des Patriotismus ſpielte, befanden ſich beide auf ähnlichen Standpunkten; beide konnten nicht vom Republicaner unterſchieden werden. Sie bekämpften nicht unſere Grundſätze, ſondern verkehrten dieſelben; ſie läſterten nicht gegen die Revolution, ſondern ſuchten ſie zu entehren, unter dem Vorwande, daß ſie ihr Dienſte leiſteten; ſie declamirten gegen die Tirannen, und machten Verſchwörungen für die Tiranney ſie lobten die Republik, und verleumdeten die Republicaner 3). Die Freunde der Freiheit

---

3) Durchgeſtrichen: Eine

heit ſuchen die Gewalt der Tirannen durch die Macht der Wahrheit zu ſtürzen; die Tirannen hingegen ſuchen die Vertheidiger der

Frei-

Eine jede neue, durch ihre finſtern Intrigen erregte Criſis, zwang ſie nur, ihre Mittel zu ſchaden den neu eingetretenen Umſtänden anzupaſſen, und ſich eine neue Bahn zu machen, um zu demſelben Zwecke zu gelangen. Wollt Ihr wiſſen, ob die Factionen noch exiſtiren? ſo fraget euch, ob jene Menge gefährlicher Intriganten, die vor kurzem noch die Republik mit ſo vieler Treuloſigkeit als Verwegenheit verheerten, vom Boden der Freiheit verſchwunden ſind; ob der Haufe von Oberhäuptern und berüchtigten Agenten der verſchiedenen Factionen, nicht noch ungeſtraft, und ſelbſt beſchützt, lebt; ob das mitten unter uns, durch eine tiefe Politik, mehrere Jahre hindurch organiſirte Syſtem der Gegenrevolution vernichtet werden konnte, und welchen vernünftigen Plan man beſtändig befolgt hat, um es mit der Wurzel auszurotten; fraget euch, ob man nur einen Augenblick aufgehört hat, die von dem öffentlichen Wohl anbefohlnen Maaßregeln zu verhindern, zu verderben, oder zu verleumden; ob die Patrioten nicht mehr proſcribirt, und verleumdet, die Betrüger öffentlich geſchützt, die Conſpiranten vertheidigt, die Grundſätze der öffentlichen Moral

bloß

Freiheit durch die Verleumdung zu vernichten. Die Gewalt der Grundſätze der Wahrheit nennen ſie Tiranney. Könnte dieſes Syſtem die Oberhand behalten, ſo iſt es um die Freiheit geſchehen, nur Treuloſigkeit iſt alsdann geſetzmäßig, nur die Tugend ſtrafbar 4); denn es liegt in der Natur der Dinge, daß allenthalben, wo es verſammelte Menſchen giebt, auch ein Einfluß exiſtirt, entweder der Tiranney, oder der Vernunft. Iſt dieſe letztere als ein Verbrechen verbannt, ſo herrſcht die Tiranney; ſind die guten Bürger zum Stillſchwei-

---

bloß der Form wegen proclamirt, in der That aber vernachläßigt, in der Anwendung verfälſcht, und bloß gegen diejenigen gekehrt werden, die ſie mit Redlichkeit bekennen; fraget euch endlich, ob die Factionen etwas anders gethan haben, als dieß, daß ſie nach den Umſtänden des Augenblicks ihren Hauptmitteln der Verſchwörung, ſo wie auch der Verführung, der Zwietracht, und vorzüglich der Verleumdung, neue Schattirungen gaben.

4) Die hier folgenden Worte bis zu Ende des zweiten Abſatzes, waren auf einem beſondern von Robespierre's eigener Hand geſchriebenen Zettel.

ſchweigen verurtheilt, ſo müſſen wol die Böſewichter herrſchen.

Hier muß ich mein Herz ausſchütten; und auch Ihr müſſet die Wahrheit hören. Glaubet nicht, daß ich jetzt irgend eine Anklage zur Abſicht habe; eine weit wichtigere Angelegenheit beſchäftigt mich, und die Pflichten Anderer gehen mich nichts an; bey ſo vielen und großen Gefahren, hat dieſer Gegenſtand nur eine Wichtigkeit vom zweiten Range. Aber ich will, wenn es möglich iſt, die grauſamen Irrthümer zerſtreuen; ich will die ſchrecklichen Gährungen der Zwietracht erſticken, wodurch man dieſen Tempel der Freiheit, und die ganze Republik in Brand zu ſetzen ſucht; ich will Mißbräuche aufdecken, die auf den Untergang des Vaterlandes abzielen, und die eure Rechtſchaffenheit allein abzuſtellen vermag. Wenn ich euch auch etwas von den Verfolgungen ſage, deren Gegenſtand ich bin, ſo werdet ihr mir kein Verbrechen daraus machen; Ihr habet nichts mit den Tirannen gemein, die euch verfolgen; das Geſchrey der unterdrückten Unſchuld iſt eurem Herzen nicht gleichgültig; Ihr verachtet nicht Gerechtigkeit und Menſchlichkeit; und Ihr wiſſet auch, daß jene

Anſchläge ſowohl eure eigene Sache, als die Sache eures Vaterlandes betreffen 5).

Wo iſt denn nun der Grund jenes gehäßigen Syſtems des Schreckens und der Verleumdung?

Wem

---

5) Durchgeſtrichen:

Sie ſuchen die Freiheit zu vernichten, indem ſie ihre Vertheidiger, nemlich diejenigen Menſchen verleumden, welche die geſellſchaftliche Ordnung auf Principien der öffentlichen Moral und der Gleichheit, im vernünftigen Sinne dieſes Worts, zu gründen ſuchen. Sie kennen die Gewalt der Grundſätze und der Wahrheit; ſie ſuchen ihren Einfluß auf das Herz zu vernichten, indem ſie ihn als den perſönlichen Einfluß derjenigen ſchildern, welche den Muth haben, die Wahrheit zu ſagen, und ihm den Namen der Tiranney beilegen. Sie ſetzen immer die Freunde des Vaterlandes zwiſchen ihre Pflicht und die Verleumdung; ſie klagen diejenigen der Ehrſucht an, die ſie keines Verbrechens anklagen können. Schreien die Freiheitsfreunde über die Unterdrückung, ſetzen ſie die Energie der Grundſätze der Verfolgung entgegen: ſo nennt man dieſe Energie Aufruhr, und der Eindruck der erzürnten öffentlichen Meinung wird als ein Beweis ihrer Ehrſucht angeführt. Wenn man ſo weit gekommen iſt, ſo iſt es um die Freiheit geſchehen.

Wem müſſen wir denn furchtbar ſeyn? Den Feinden oder den Freunden der Republik? Wer muß uns fürchten? Die Tirannen und Betrüger, oder die Rechtſchaffenen und Patrioten? Wie? wir ſollten den Patrioten furchtbar ſeyn, wir, die wir ſie aus den Händen aller gegen ſie verſchwornen Factionen geriſſen haben? Wir, die wir ſie gleichſam jeden Tag den heuchleriſchen Intriganten ſtreitig machen, welche ſie noch zu unterdrücken wagen? Wir, die wir die Böſewichter verfolgen, welche ihr Unglück zu verlängern ſuchen, indem ſie uns durch verworrene Betrügereien hintergehen? Wir ſollten dem National-Convent furchtbar ſeyn! Was ſind wir ohne ihn? Wer hat den National-Convent mit Gefahr ſeines Lebens vertheidigt? Wer hat ſich für ſeine Erhaltung beeifert, als ſchändliche Factionen vor dem Angeſichte Frankreichs ſeinen Untergang beſchworen? Wer hat ſich ſeiner Ehre geweihet, als niedrige Werkzeuge der Tiranney in ſeinem Namen Atheismus und Immoralität predigten? Als ſo viele Andere bey den Laſtern ihrer Mitſchuldigen ein ſtrafbares Stillſchweigen beobachteten, und das Signal zur Niedermetzelung abzuwarten ſchienen, um ſich im Blute der Volksrepräſentanten zu baden?

Als die Tugend ſelbſt, erſchrocken vor der fürchterlichen Gewalt des verwegenen Verbrechens, ſchwieg? Wem waren die erſten Streiche der Verſchwornen zugedacht? Gegen wen conſpirirte Simon in Luxembourg? Welche Schlachtopfer waren von Chaumette und Ronſin bezeichnet? Wo wollte die Bande der Meuchelmörder, nach der Oeffnung der Gefängniſſe, ſich zuerſt hinbegeben? Welches ſind die Gegenſtände der Verleumdungen und der frevelhaften Angriffe von Seiten der gegen die Republik bewaffneten Tirannen. Iſt kein Dolch für uns in den Ladungen, die England an ſeine Mitſchuldigen in Frankreich und Paris ſchickt? — Wir ſind es, die man mordet; wir ſind es, die man als furchtbar ſchildert; Aber welches ſind denn die großen Handlungen der Strenge, die man uns vorwirſt? Wer waren denn die gefallnen Opfer? Hebert, Ronſin, Chabot, Danton, Lacroix, Fabre d'Eglantine und einige andere Mitſchuldige! Wirſt man uns ihre Beſtrafung vor? Niemand würde es wagen, ſie zu vertheidigen. Wenn wir nun aber nichts weiter gethan haben, als die Ungeheuer anzugeben, deren Tod den National-Convent und die Republik geretter hat: wer anders kann unſere Grundſätze fürchten, wer anders kann uns zum voraus der Tiranney und Ungerechtigkeit anklagen, als diejenigen die ihnen gleichen? Nein! wir ſind nicht zu ſtrenge geweſen; ich rufe die Republik, die noch lebt, zum Zeugen; ich rufe die National-Repräſentation zum Zeugen, die mit der, den Repräſentanten eines großen Volks ſchuldigen Achtung umgeben iſt; ich rufe die Patrioten zu Zeugen, die noch in den Kerkern ſeufzen, in welche ſie durch Böſewichter geſtürzt wurden; ich rufe endlich die neuen Verbrechen der Feinde unſerer Freiheit, und die ſtrafbare Hartnäckigkeit der gegen uns verbündeten Tirannen zu Zeugen an. Man ſpricht von unſerer Strenge; und das Vaterland macht uns Vorwürfe wegen unſerer Schwachheit!

Haben wir die Patrioten in Kerker geworfen, und Schrecken in alle Volksclaſſen gebracht? Nein! das thaten die Ungeheuer, die wir angeklagt haben. Haben wir die Verbrechen des Ariſtocratismus vergeſſen, die Verräther in Schutz genommen, den friedlichen Bürgern Krieg erklärt, und unheilbare Vorurtheile oder gleichgültige Dinge zu Verbrechen geſtempelt, um allenthalben Strafbare zu finden, und die Revolution dem

Volke ſelbſt furchtbar zu machen? Das thaten die Ungeheuer, die wir angeklagt haben. Haben wir ehemalige Meinungen hervorgeſucht, das Schwert über den größten Theil des National-Convents gezuckt, und in den Volksgeſellſchaften die Köpfe von ſechs hundert Volksrepräſentanten gefordert? Das thaten die Ungeheuer, die wir angeklagt haben. Hätte man etwa ſchon vergeſſen, daß wir uns zwiſchen ſie und ihre treuloſen Gegner zu einer Zeit warfen, wo man — — — — 6)?

Ihr kennet den Gang eurer Feinde. Sie haben den National-Convent in Maſſe angegriffen; dieß Project iſt geſcheitert. Sie griffen daher den Wohlfahrts-Ausſchuß an; dieß Projekt ſcheiterte ebenfalls. Seit einiger Zeit erklärten ſie gewiſſen Gliedern des Wohlfahrts-Ausſchuſſes den Krieg; ſie ſcheinen es nur darauf anzulegen, einen einzigen Mann niederzudrücken, und behalten ſtets denſelben Zweck. Daß die Tirannen Europens es wagen, einen Repräſentanten des franzöſiſchen Volks zu proſcribiren, iſt freilich der

höchſte

---

6) Hier iſt eine Lücke im Manuſcript, wodurch die Periode ungeendigt bleibt.

höchſte Grad von Unverſchämtheit; daß aber Franzoſen, die ſich Republicaner nennen, daran arbeiten, das von den Tirannen gefällete Todesurtheil zu vollziehen, dieß iſt der höchſte Grad des Schimpfs und der Schande 7). Iſt es wahr, daß man Liſten herumgetragen hat, worin eine gewiſſe Anzahl Conventsmitglieder als Schlachtopfer bezeichnet waren, und daß man dieſe gehäßigen Liſten für das Werk des Wohlfahrts-Ausſchuſſes und nachher für das meinige ausgab? Iſt es wahr, daß man gewiſſe Sitzungen des Ausſchuſſes, ſtrenge Beſchlüſſe, die nie exiſtirt haben, und eben ſo chimäriſche Verhaftnehmungen erdichtet hat? Iſt es wahr, daß man einer gewiſſen Anzahl untadelhafter Repräſentanten einzureden geſucht hat, daß ihr Untergang be-

---

7) Durchgeſtrichen:
Vor kurzem beſchuldigte man den Wohlfahrtsausſchuß, daß er die Autorität des Convents uſurpiren wolle; man beſchuldigte ihn, als wollte er die National-Repräſentation vernichten; erinnert euch nur, welche gehäſſige Mittel, und welche niedrige Kunſtgriffe angewendet wurden, um jenen ſchädlichen Gedanken Eingang zu verſchaffen.

beſchloſſen ſey; und allen denjenigen, die aus einigem Jrrthume, der Fatalität der Umſtände und der menſchlichen Schwachheit einen unvermeidlichen Tribut gezollt hatten, daß ſie zum Looſe der Verſchwörer verdammt wären? Jſt es wahr, daß der Betrug mit ſo vieler Kunſt und Verwegenheit verbreitet wurde, daß eine große Anzahl Mitglieder es nicht mehr wagten, die Nacht in ihrer Wohnung zu bleiben? Ja! Die Thatſachen ſind gewiß, und die Beweiſe von jenen beiden Manövern liegen im Wohlfahrts-Ausſchuſſe.

Jhr Deputirten, die Jhr von einer Sendung aus den Departementern zurückgekommen ſeyd, könnt uns noch viele andre Manöver entdecken; und Jhr Suppleanten, die Jhr zu den Geſchäften der Volksrepräſentanten berufen wurdet, könntet uns ſagen, was die Jntrige alles gethan hat, um euch zu hintergehen, euch aufzubringen, und in eine ſchädliche Verbindung zu ziehen 8). Was ſagte man, was that man in

je-

---

8) Durchgeſtrichen:

Jhr redlichen Männer! Jhr alle könntet es uns ſagen, Jhr, denen man den förmlichen

Ausjenen verdächtigen Geſellſchaften, in jenen nächtlichen Zuſammenkünſten, und bey jenen Gaſtmählern, wo die Treuloſigkeit das Gift des Haſſes und der Zwietracht unter die Gäſte vertheilte? Was wollten ſie, die Urheber jener Machinationen? Das Wohl des Vaterlandes? Die Würde und Einigkeit des Convents? — Wer waren ſie 9)? Welche Thatſachen rechtfertigen die ſchreckliche Idee, die man von uns hat verbreiten wollen? Was für Menſchen ſind ſonſt durch die Ausſchüſſe angeklagt worden? nur die Chau-

---

Antrag gemacht hat, euch gegen den Wohlfahrts-Ausſchuß zu verbinden.

9) Durchgeſtrichen:

Waren es diejenigen, die ein reines Gewiſſen hatten? Waren es die Männer, deren Redlichkeit, Offenherzigkeit und Treue Frankreich am meiſten ſchätzt? — Welche Verbrechen begiengen ehemals die Verſchwörer, die Ihr vernichtet habt? Sie empörten ſich, ſie verleumdeten, und ſchmeichelten auf eine niedrige Art ihren Collegen, in denen ſie ſchon nichts mehr als Richter ſahen; ſie prophezeiheten ſelbſt ihre Beſtrafung, und ließen in dieſen heiligen Mauern ihre traurigen Weiſſagungen erſchallen.

mette, die Heberte, die Dantons, die Chabots und Lacroix betraf dieß. Will man das Andenken der Verſchwörer vertheidigen? Will man ihren Tod rächen 10)? Wenn man uns anklagt, weil wir einige Verräther denunciirt haben: ſo klage man den ganzen Convent an, der ſie vor Gericht geſtellt, ſo klage man die Juſtiz an, die ſie verurtheilt, ſo klage man das Volk an, das zu ihrer Beſtrafung Beifall gegeben hat. Wer iſt derjenige, der die National Repräſentation frevelhaft angreift, iſt es derjenige, der ihre Feinde verfolgt, oder der ſie beſchützt? Seit wann erſchrickt die Tugend über die Beſtrafung des Laſters?

Doch

---

10) Durchgeſtrichen:

Man muß bemerken, daß ſeit ihrer Beſtrafung, die Ausſchüſſe, welche ſie denunciirt hatten, anſtatt Angreifer zu ſeyn, vielmehr immer ſich vertheidigungsweiſe verhalten mußten. Seit wann ſetzt die Beſtrafung des Verbrechens die Tugend in Schrecken? Heißt das die National Repräſentation frevelhaft angreifen, wenn man ihr die Feinde des Vaterlandes und die ihrigen nennt?

Doch iſt dieß die Baſis jener Anſchläge zur Dictatur und den frevelhaften Angriffen gegen die National-Repräſentation, welche man dem Wohlfahrts-Ausſchuß, im Ganzen genommen, zur Laſt legt. Durch welches Mißgeſchick hat man dieſe große Anklage auf das Haupt eines einzelnen ſeiner Mitglieder zu bringen gewußt? Ein ſonderbarer Anſchlag eines Mannes, den National-Convent zu bewegen, daß er ſich ſelbſt einzeln aufreibe, um ſich den Weg zur höchſten Gewalt zu bahnen! Andere mögen die lächerliche Seite dieſer Beſchuldigungen bemerken; ich kann nur die Abſcheulichkeit derſelben ſehen. Ihr werdet wenigſtens der öffentlichen Meinung Rechenſchaft ablegen, von eurer abſcheulichen Hartnäckigkeit, alle Freunde des Vaterlandes aus dem Wege zu räumen; Ihr Ungeheuer! Die ihr mir die Achtung des National-Convents, den ruhmvollſten Lohn für die Arbeiten eines Sterblichen zu rauben ſucht; einen Ruhm, den ich weder uſurpirt, noch erſchlichen habe, ſondern zu erlangen gezwungen war. In den Augen deſſen, was man verehrt und liebt, als ein Gegenſtand des Schreckens erſcheinen, iſt für einen empfindſamen und rechtſchaffenen Mann die ſchrecklichſte der Strafen; ihn dieſe leiden laſſen, iſt das größte der Verbrechen. Ich rufe aber euren ganzen Unwillen auf, gegen die ſchändlichen Kunſtgriffe, die man angewendet hat, um jenen thörigten Verleumdungen Glauben zu verſchaffen.

Die Handlungen der Unterdrückung wurden allenthalben vervielfältigt, um das Syſtem des Schreckens und der Verleumdung weiter auszudehnen. Gewiſſenloſe Agenten vermehrten die ungerechten Verhaftnehmungen; verderbliche Finanz-Projecte droheten allen mittelmäßigen Eigenthümern, und brachten Verzweiflung in eine unzählige Menge der Revolution ergebener Familien. Die Adelichen und Prieſter ſchreckte man durch verabredete Motionen; die Zahlungen an die Staatsgläubiger und öffentliche Beamte waren ſuſpendirt; und man erſchlich im Wohlfahrts-Ausſchuſſe einen Beſchluß, der die Verfolgungen gegen die Mitglieder der Gemeinde vom 10ten Auguſt erneuerte, unter dem Vorwande, daß ſie Rechenſchaft ablegen ſollten. Im Schooße des Convents gab man vor, der ganze Berg ſey bedroht, weil einige, in dieſem Theile des Saals ſitzende Mitglieder ſich in Gefahr glaubten; und um den ganzen Convent für dieſe Sache zu intereßiren, brachte man wieder plötzlich die Angelegenheit der hundert drey und ſiebenzig verhafteten Deputirten aufs Tapet, und legte mir alle jene Begebenheiten zur Laſt, die mich durchaus nichts angingen. Man ſagte, daß ich den Berg aufopfern, und auch den andern Theil des National-Convents zum Untergange bringen wolle. Hier ſchilderte man mich als den Verfolger der verhafteten zwey und ſechszig Deputirten; dort klagte man mich an, daß ich ſie vertheidige, und ſagte, daß ich den Sumpf unterſtütze, (dieß war der Ausdruck meiner Verleumder). Merkwürdig iſt es, daß das ſtärkſte Argument, welches die Hebertiſche Faction vorgebracht hat, um zu beweiſen, daß ich ein Gemäßigter ſey, in der Widerſetzung beſtand, die ich gegen die Proſcriptionen eines großen Theils des National-Convents geäußert habe, und beſonders in meiner Meinung über den Vorſchlag gegen die zwei und ſechzig verhafteten Deputirten ohne vorhergehenden Bericht ein Anklage-Decret zu geben.

Ach, gewiß! als ich mit Gefahr, die öffentliche Meinung zu beleidigen, nur das heilige Intereſſe des Vaterlandes zu Rathe zog, und allein diejenigen von einem übereilten Beſchluſſe rettete, deren Meinungen, hätten ſie den Sieg davon getragen, mich gewiß zum Schaffott geführt haben würden; als ich mich, bey andern Gelegenheiten, allen wüthenden Anfällen einer heuchleriſchen Faction ausſetzte, um die Grundſätze der ſtrengen Billigkeit für diejenigen aufzurufen, die über mich mit größerer Uebereilung geurtheilt hatten: da war ich weit entfernt zu denken, daß man mir für ein ſolches Betragen Dank ſchuldig ſey. Ich würde eine zu ſchlechte Meinung von einem Lande gehabt haben, worin man eine ſolche Handlung nur bemerkt, und den unerlaßlichſten Pflichten der Rechtſchaffenheit großtönende Namen gegeben hätte. Aber noch weiter war ich von dem Gedanken entfernt, daß man mich einſt anklagen würde, als den Henker derjenigen, gegen die ich jene Pflichten erfüllt, und als den Feind der National-Repräſentation, der ich mit voller Ergebenheit gedient hatte. Noch weit weniger erwartete ich, daß man mich zu gleicher Zeit anklagen würde, die Republik vertheidigen, und auch ſie vernichten zu wollen. Dem ſey wie ihm wolle, nichts wird je meine Geſinnungen und meine Grundſätze ändern können.

In Betreff der verhafteten Deputirten erkläre ich, daß ich, anſtatt irgend einen Theil an dem letzten ſie betreffenden Decret gehabt zu haben, dieſes vielmehr, bei der jetzigen Lage der Dinge, für ſehr ungelegentlich gefunden, und daß ich mich auf keine Weiſe mit ihnen beſchäftigt habe, ſeit dem Augenblicke, wo ich alles dasjenige gegen ſie that, was mein Gewiſſen mir vorſchrieb. Was die andern anbelangt, ſo habe ich mich über einige mit Freimüthigkeit erklärt; ich glaubte meine Pflicht zu erfüllen; das übrige iſt ein Gewebe von ſchändlichen Betrügereien. In Betreff des National-Convents, iſt eine unbegränzte Ehrfurcht für denſelben meine erſte Pflicht, ſo wie meine erſte Neigung. Ohne das Laſter frey ſprechen, ohne die ſchädlichen Irrthümer Verſchiedener an und für ſich rechtfertigen, ohne den Ruhm der kraftvollen Vertheidiger der Freiheit verdunkeln, oder die Täuſchung eines in den Jahrbüchern der Revolution heiligen Namens ſchwächen zu wollen, ſage ich, daß alle Volks-Repräſentanten, deren Herz rein iſt, das Zutrauen und die Würde wieder annehmen müſſen, die ſich für ſie geziemen.

Ich kenne nur zwey Parteien, gute und ſchlechte Bürger. Der Patriotiſmus iſt keine Parteiſache, ſondern eine Herzensangelegenheit; er beſteht weder in Unverſchämtheit, noch in einem vorübergehenden Aufbrauſen, welches weder Grundſätze, noch geſunde Vernunft, noch Moral achtet; noch weniger beſteht er in der Ergebenheit für das Intereſſe einer Faction. Mein Herz iſt durch die Erfahrung ſo vieler Verräthereien verwundet; und ich glaube, daß es nothwendig ſey, vorzüglich die Rechtſchaffenheit, und alle edle Gefühle, der Republik zu Hülfe zu rufen. Wo man einen rechtſchaffenen Mann findet, er ſitze, wo er nur immer wolle, muß man ihm die Hand reichen, und ihn an ſeinen Buſen drücken. Ich glaube, an gewiſſe nothwendig traurige Umſtände in der Revolution, die mit den ſtrafbaren Anſchlägen nichts gemein haben; aber ich glaube auch an den ſchändlichen Einfluß der Intrige, und an die ſchädliche Gewalt der Verleumdung. Ich ſehe die Welt mit Narren und Betrügern bevölkert; aber die Anzahl der letztern iſt die kleinſte; und dieſe muß man wegen der Verbrechen und der Unglücksfälle der Welt beſtrafen. Ich werde daher die Verbrechen Briſſots und der Gironde nicht den redlichen Menſchen zur Laſt legen, die von ihnen zuweilen hintergangen wurden 11); ich

---

11) Durchgeſtrichen:

Ich werde ſie vielmehr jenen gefährlichen Menſchen, und auch andern Betrügern zur Laſt legen, die zuweilen mit den Feinden der Freiheit gegen ſie kämpften, und dadurch die gute Sache in den Augen derjenigen zweifelhaft machten, die in keinen ſo vortheilhaften Geſichtspunct geſtellt waren, um ſie zu unterſcheiden. (Folgende Tiraden bis zu Ende dieſer Anmerkung, ſind aus einem mit Bleiſtift geſchriebenen Taſchenbuche Robespierre's gezogen; ſie wurden auf der Rednerbühne nicht abgeleſen.)

Ich klage deshalb die menſchliche Schwachheit, und die traurige Gewalt der Intrige über die Wahrheit an, wenn ſie im Dunkeln und vor dem Richterſtuhl der Eigenliebe gegen ſie kämpft; ich klage deshalb die verkehrten Menſchen an, die ich entlarven werde, und eine Bande Betrüger, die ſich als Commis des Sicherheitsausſchuſſes ein ſchädliches Zutrauen erſchlichen haben. Dieſe Commis des Sicherheitsausſchuſſes ſind eine eigne Gewalt; und zwar eine ſolche, die durch ihren ſchädlichen Einfluß dem Ausſchuß ſelbſt überlegen iſt. Ich habe ſie ſchon lange beim Wohlfahrts- und bey ihrem eignen Ausſchuſſe denunich will nicht allen denjenigen, die an Danton glaubten, die Verbrechen dieſes Verſchwörers zur

Laſt

---

denuncirt, der das Uebel zugeſtehet, und es doch nicht wagt, demſelben abzuhelfen. Heute denuncire ich ſie dem Convent, jene Urheber der Zwietracht, die zugleich den Ausſchuß, von dem ſie angeſtellt werden, und das Vaterland verrathen; die die Revolution entehren; den Ruhm des Nationalconvents ſchwächen, wenn unverſchämte Beſchützer des Verbrechens, und heuchleriſche Unterdrücker der Tugend ſind. Umſonſt würde man ſuchen, die Betrüger mit einer religiöſen Gaukeley zu umgeben; ich nehme keinen Antheil an dieſem Aberglauben, und will die Triebfedern einer verdorbenen Wachſamkeit, die ihrem Zwecke zuwider handelt, zerbrechen, um ſie an reine und heilſame Grundſätze zu feſſeln. Ich habe ein doppeltes Recht, die Erfüllung dieſer Pflicht zu wagen, (weil es jetzt Kühnheit erfordert, um die untergeordneten Böſewichter anzugreifen); das Intereſſe des Vaterlandes; und meine eigene Ehre. Es ſind dieſelben Menſchen, die das ſchreckliche Syſtem der Verleumdung und der Verfolgung aller, der Rechtſchaffenheit verdächtigen Patrioten in Ausübung bringen, und zu gleicher Zeit ihre Mitſchuldige beſchützen, und ihre Verbrechen durch das einzige Wort rechtfertigen, welches das Loſungswort aller Feinde des Vaterlandes iſt.

Laſt legen; will nicht **Heberts** Verbrechen den Bürgern zurechnen, deren aufrichtiger Patriotismus

iſt. **Robespierre hat es befohlen!** ſagen ſie; dieß war auch die Sprache aller Mitſchuldigen des **Hebert**, deren Beſtrafung ich vergebens verlange. Und wie ich ſchon geſagt habe, was hilfts, daß ſie zuweilen erklärte Ariſtocraten arretirt und denunciirt haben, wenn ſie andern wiederum die Strafloſigkeit verkaufen, und ſich durch jene geringfügigen Dienſte ein Recht verſchaffen, zu verrathen und zu unterdrücken? Was hilfts, daß ſie den Ariſtocratismus verfolgen, wenn ſie den Patriotismus und die Tugend morden, damit nichts weiter als Betrüger und ihre Beſchützer auf Erden bleiben? Was ſage ich? Sind die Betrüger nicht auch eine Art Ariſtocraten? Jeder Ariſtocrat iſt verderbt, und jeder verderbter Menſch iſt ein Ariſtocrat; aber blicket nur unter jene Maſke des Patriotismus, und Ihr werdet Edelleute, Emigrirte und vielleicht auch Menſchen finden, die nachdem ſie mehrere Jahre hindurch öffentlich ihren Royalismus bekannt haben, ſich an den allgemeinen Sicherheits-Ausſchuß anſchmiegen, um, wie ehemals die liederlichen Perſonen bey der Oper, ihr Handwerk ungeſtraft zu treiben, und ſich auf eine patriotiſche Art wegen der Macht und des Erfolgs der Republik an den Patrioten zu rächen.

Amar

mus zuweilen über die genau beſtimmten Grenzen der Vernunft hinausgeriſſen wurde; denn die Verſchwörer würden keine Verſchwörer ſeyn, wenn ſie nicht die Kunſt beſaßen, ſich gut zu verſtellen, um das Zutrauen der Rechtſchaffenen auf einige Zeit

---

Amar und Jagot haben ſich der Polizey bemächtigt, und beſitzen allein mehr Einfluß, als alle Mitglieder des Sicherheits-Ausſchuſſes; ihre Macht ſtützt ſich noch auf das Heer von Commis, deren Oberhäupter und Schutzpatronen ſie ſind. Sie ſind die Hauptanführer des Syſtems der Zwietracht und der Verleumdung; zwiſchen ihnen und gewiſſen Mitgliedern des Wohlfahrts-Ausſchuſſes, und den andern Feinden der republicaniſchen Regierung oder der öffentlichen Moral, exiſtirt eine Correſpondenz von Intrigen; daher ſind auch diejenigen, die uns bekriegen, die Apoſtel des Atheismus und der Immoralität. Ein merkwürdiger und entſcheidender Umſtand iſt dieſer, daß die Verfolgungen nach dem Feſte zu Ehren des höchſten Weſens mit einer neuen Wärme wieder erneuert worden ſind. Unſre Feinde fühlten die Nothwendigkeit, ihre entſcheidende Niederlage durch Verbrechen wieder gut zu machen, und die von ihnen eingeführte Verderbtheit, für welchen Preis es auch ſey, wieder herzuſtellen.

Zeit zu gewinnen. Aber es giebt gewiſſe Kennzeichen, durch welche man die Betrogenen von den Betrügern unterſcheiden kann. Wer ſoll nun aber dieſen Unterſchied machen? — Die geſunde Vernunft und die Gerechtigkeit! Wie nothwendig ſind geſunde Vernunft und Gerechtigkeit in den menſchlichen Angelegenheiten! Die verkehrten Menſchen nennen uns Blutdürſtige, weil wir die Unterdrücker der Welt bekämpft haben. Wir würden alſo menſchlich ſeyn, wenn wir uns mit ihrem gottloſen Bunde vereinigen wollten, um das Volk zu ermorden, und das Vaterland zu Grunde zu richten.

Wenn es übrigens privilegirte Conſpiranten, und unverletzliche Feinde der Republik giebt, ſo will ich mir in Anſehung ihrer, ein ewiges Stillſchweigen auferlegen. Ich habe meine Pflicht gethan; ich will nicht die Pflichten Anderer erfüllen; eine wichtigere Angelegenheit beſchäftigt mich jetzt; es kömmt darauf an, die öffentliche Moral, und die Grundſätze, welche die Freiheit erhalten, zu retten; es kömmt darauf an, die edelmüthigen Freunde des Vaterlandes der Unterdrückung zu entreiſſen.

Dieſe ſind es, die man anklagt, daß ſie frevelhafte Angriffe gegen die National-Repräſentation wagen! Und wo ſollten ſie denn eine andere Stütze ſuchen? Nachdem ſie alle eure Feinde bekämpft, und ſich der Wuth aller Factionen Preis gegeben haben, um euer Leben ſowohl als eure Würde zu vertheidigen: wo ſollten ſie wol einen Schutz ſuchen, wenn ſie ihn nicht in eurem Schooße fänden?

„Ja! ſagt man, ſie ſtreben nach der höchſten „Gewalt; ſie üben dieſe ſchon aus.“ Der National-Convent exiſtirt alſo nicht mehr! das franzöſiſche Volk iſt alſo vernichtet! Blödſinnige Verleumder! Merkt Ihr wohl, daß eure lächerlichen Declamationen nicht ſowohl eine Beleidigung gegen ein Individium, als vielmehr gegen eine unüberwindliche Nation ſind, welche die Könige beſiegt und beſtraft? Was mich betrift, ſo würde ich mich mit dem äußerſten Widerwillen gegen die niederträchtigſte aller Tiranneien vor euch vertheidigen, wenn Ihr nicht überzeugt wäret, daß Ihr ſelbſt der eigentliche Gegenſtand der Angriffe aller Feinde der Republik ſeyd.

Wer bin ich, um jene Verfolgungen zu verdienen, wenn ſie nicht zu dem allgemeinen Syſtem der Verſchwörung gegen den National-Convent gehörten? Habt Ihr nicht bemerkt, daß jene Feinde des Vaterlandes, um euch von der Nation zu trennen, im Angeſichte der ganzen Welt bekannt gemacht haben, daß Ihr Dictatoren ſeyd, die durch den Schrecken regieren, und denen der ſtillſchweigende Wunſch die Franzoſe widerſpreche? Haben ſie nicht unſre Armeen die Horden des Convents, und die franzöſiſche Revolution, den Jacobinismus genannt? Und wenn ſie ſich ſtellen, als gäben ſie einem ſchwachen Individium, das den Beleidigungen aller Factionen ausgeſetzt iſt, eine gigantiſche und lächerliche Wichtigkeit: was kann ihr Zweck wol anders ſeyn, als euch zu entzweien, und euch herabzuwürdigen, indem ſie eure Exiſtenz ſelbſt leugnen, dem Gottloſen gleich, der die Exiſtenz der Gottheit leugnet, die er fürchtet? —

Das Wort Dictatur hat magiſche Kräfte. Es beleidigt die Freiheit; erniedrigt die Regierung; vernichtet die Republik; würdigt alle revolutionären Einrichtungen herab, die man als das Werk eines einzigen Mannes darſtellt; macht die Nationalgerechtigkeit verhaßt, die man als die Mittel der Ehrſucht eines einzigen Mannes ſchildert; und richtet allen Haß und alle Dolche des Fanatismus und der Ariſtocratie, nach einem einzigen Puncte.

Welch einen fürchterlichen Gebrauch haben die Feinde der Republik von dieſem bloßen Namen einer römiſchen Magiſtratur gemacht! Wenn ihre Gelehrſamkeit uns ſo ſchädlich iſt, was werden erſt ihre Schätze und ihre Intrigen ſeyn? Ich ſpreche nicht von ihren Armeen; es ſey mir indeſſen erlaubt, dem Herzoge von York, und allen königlichen Schriftſtellern, die Patente von jener lächerlichen Würde zurückzuſchicken, die ſie mir zuerſt ausgefertigt haben. Es iſt wahrlich eine große Unverſchämtheit der Könige, die nicht ſicher ſind ihre eigene Krone zu erhalten, daß ſie ſich das Recht anmaaßen, an andere Perſonen Kronen zu ertheilen. Ich begreiſe wohl, daß ein lächerlicher Prinz, und jene Art unreiner und heiliger Thiere, die man noch Könige nennt, Wohlgefallen an ihrer Niederträchtigkeit finden, und ſich aus ihrer Schande eine Ehre machen können; ich begreiſe wohl, daß der Sohn Georgs zum Beyſpiel, mit Schmerz an den franzöſiſchen Zepter denken kann, welchen er, wie man ihn ſtark in Verdacht hat, ſo ſehnlich für ſich gewünſcht hatte;

ich bedaure aufrichtig dieſen neuen Tantalus. Ich geſtehe ſogar, zur Schande — nicht meines Vaterlandes, ſondern der Verräther, die es beſtraft hat, — daß ich ehrloſe Volksrepräſentanten geſehen habe, die dieſen ehrenvollen Titel gern mit dem Titel eines Kammerdieners von Georg oder Orleans vertauſcht hätten. Aber daß ein Volksrepräſentant, der die Würde dieſes heiligen Characters fühlt, daß ein franzöſiſcher Bürger, der dieſes Namens würdig iſt, ſich ſo weit erniedrigen könne, um die ſtrafbaren und lächerlichen Würden zu wünſchen, zu deren Vernichtung er mit beigetragen hat; daß er ſich der bürgerlichen Herabſetzung unterwerfen könne, um zur Ehrloſigkeit des Thrones hinunter zu ſteigen: dieß kann nur jenen verkehrten Weſen wahrſcheinlich ſeyn, die nicht einmal das Recht haben, an die Tugend zu glauben. Was ſage ich Tugend? — Dieß iſt eine natürliche Leidenſchaft; wie ſollten aber jene käuflichen Seelen ſie kennen, bey denen nur niedrige und grauſame Leidenſchaften Eingang finden? Jene elenden Intriganten, die mit dem Patriotismus nie einen moraliſchen Begriff verbanden? Die in der Revolution immer irgend einer wichtigen oder ehrſüchtigen Perſon, irgend einem verachteten Prinzen folgten, ſo wie ehemals unſere Lakeien die Schritte ihrer Herren begleiteten? Doch ſie exiſtirt! Ich rufe euch deshalb zu Zeugen an, reine und empfindſame Seelen! ſie exiſtirt, jene zärtliche, gebieteriſche, unwiderſtehliche Leidenſchaft, die Quaal und Ergötzlichkeit großmüthiger Herzen; jener tiefe Abſcheu gegen die Tiranney; jener mitleidsvolle Eifer für die Unterdrückten; jene heilige Liebe für das Vaterland; und jene noch erhabnere und heiligere Liebe für die Menſchheit, ohne welche eine große Revolution nichts weiter iſt, als ein glänzendes Verbrechen, das ein anderes Verbrechen vernichtet. Sie exiſtirt, jene edelmüthige Ehrſucht, die erſte Republik der Welt auf Erden zu gründen; er exiſtirt, jener Egoismus, der nicht herabgewürdigten Menſchen, die eine himmliſche Wohlluſt in der Ruhe eines reinen Gewiſſens, und dem entzückenden Anblick der öffentlichen Glückſeligkeit finden. Ihr fühlet jetzt dieſen Egoismus in eurem Herzen brennen; ich fühle ihn in dem meinigen. Doch wie ſollten unſere niedrigen Verleumder dieß errathen? Wie ſollte der Blindgeborne eine richtige Vorſtellung vom Lichte haben? Die Natur hat ihnen eine Seele verſagt; und ſie haben allerdings ei-

niges Recht, nicht nur an der Unſterblichkeit der
Seele, ſondern auch an ihrer Exiſtenz zu zwei-
feln 12).

Sie nennen mich einen Tirannen. Wenn ich
es wäre, ſo würden ſie zu meinen Füßen kriechen;
ich würde ſie mit Gold überſchütten; ich würde
ihnen das Recht, alle Laſter zu begehen, zuſi-
chern; und ſie würden erkenntlich ſeyn. Wenn
ich ein Tirann wäre: ſo würden die Könige, die
wir beſiegt haben, anſtatt mich zu denunciiren,
(welch ein zärtliches Intereſſe ſie doch an unſe-
rer Freiheit nehmen!) mir ihre ſtrafbare Hülfe
leihen; und ich würde mit ihnen unterhandeln.
Was anders erwarten ſie in ihrer Noth, als den
Beiſtand einer von ihnen geſchätzten Faction, die
ihnen die Ehre und die Freiheit unſers Vater-
landes verkaufe 13)? Durch Hülfe der Betrüger

---

12) Durchgeſtrichen:
Was die Exiſtenz der Gottheit betrifft, ſo geben ſie ſelbſt einen unwiderleglichen Beweis davon; nemlich ihre eigenen Verbrechen.

13) Durchgeſtrichen:
Wer bin ich? ein Sclave des Vaterlandes; ein lebender Märtyrer der Republik; das Schlacht-

kömmt man zur Tiranney; wohin kommen aber diejenigen, welche ſie bekämpfen? Ins Grab, und zur Unſterblichkeit! Wo iſt der Tirann, der euch beſchützt? Welches iſt die Faction, zu der ich gehöre? Ihr ſeyd es ſelbſt! Welches iſt die Faction, die ſeit dem Anfange der Revolution alle Factionen geſtürzt, und ſo viele angeſehene Verräther vernichtet hat? Dieß ſeyd ihr ſelbſt; dieß iſt das Volk; dieß ſind die Grundſätze! Dieſer Faction bin ich ergeben; und gegen ſie haben alle Verbrechen ſich verbunden.

Gegen euch iſt die Verfolgung gerichtet; gegen das Vaterland, und gegen alle Freunde des Vaterlandes. Ich vertheidige mich noch; aber wie viele Andere ſind im Dunkeln unterdrückt wor-

---

Schlachtopfer und die Geiſſel des Verbrechens. Alle Betrüger beleidigen euch; die gleichgültigſten und geſetzmäßigſten Handlungen werden bey mir zu Verbrechen. Man braucht nur meine Bekanntſchaft zu haben, um verleumdet zu werden; Andern verzeihet man ihre Frevelthaten; mir macht man ein Verbrechen aus meinem Eifer für das Vaterland. Nehmet mir mein Gewiſſen, ſo bin ich der Unglücklichſte unter allen Menſchen.

worden? Wer wird es je wieder wagen, dem Vaterlande zu dienen, wenn ich hier noch gezwungen werde, auf ſolche Verleumdungen zu antworten? Zum Beweiſe eines ehrſüchtigen Vorhabens, führen unſere Feinde die natürlichſten Folgen des Civismus und der Freiheit an; der moraliſche Einfluß der alten Athleten der Revolution wird jetzt von ihnen der Tirannen gleich geſetzt. Aber Ihr ſelbſt ſeyd die Niederträchtigſten aller Tirannen, die Ihr die Gewalt der Wahrheit verleumdet. Wonach ſtrebt Ihr, indem Ihr wollt, daß die Wahrheit im Munde der Repräſentanten des franzöſiſchen Volkes ohne Kraft ſey? Die Wahrheit hat allerdings ihre Gewalt; ſie hat ihren Zorn, ihren Despotismus; ſie hat rührende und furchtbare Töne, die in reinen Herzen, ſo wie in ſtrafbaren Gewiſſen, mit Macht wiederhallen, und welche der Lügner eben ſo wenig, als Salmoneus die Blitze des Himmels nachahmen kann. Aber klaget desfalls die Natur an; klaget das Volk an, das die Wahrheit fühlt und liebt 14).

---

14) Durchgeſtrichen:

Es giebt zwey Gewalten auf Erden; die Gewalt der Vernunft, und die Gewalt der Tiranney; da, wo die eine herrſcht, iſt die andere verbannt. Wer die moraliſche Gewalt der Vernunft als ein Verbrechen denunciirt, ſucht die Tiranney herbeizurufen. Wollt ihr nicht, daß die Vertheidiger der guten Grundſätze einigen Einfluß in dieſem ſchweren Kampfe der Freiheit gegen die Intrige erlangen: ſo wollt Ihr, daß die letztere den Sieg behalte 15). Wenn die Repräſentanten des Volks, die ſeine Sache vertheidigen, nicht ungeſtraft ſeine Achtung beſitzen können: ſo wird es als eine Folge dieſes Syſtems nicht mehr erlaubt ſeyn, dem Volke zu dienen; die Republik iſt dann verbannt; und die Tiranney wieder hergeſtellt.

Und

Welches Hinderniß würde ohne ſie der Triumph des Betruges und der Intrige finden?

15) Durchgeſtrichen:

Je aufgeklärter und gerechter das Volk iſt, deſto mehr Gewalt haben Gerechtigkeit und Grundſäze über daſſelbe, und deſto mehr erlangen ihre Vertheidiger das mit der Redlichkeit verbundene Zutrauen; die ſich über dieſes Zutrauen ärgern, wünſchen es für ſich.

Und welche Tiranney iſt wohl gehäſſiger als diejenige, die das Volk in der Perſon ſeiner Vertheidiger beſtraft? Denn iſt nicht Freundſchaft die freieſte Sache in der Welt, ſelbſt unter der Herrſchaft des Deſpotismus? Aber Ihr, die Ihr uns ein Verbrechen daraus macht, ſeyd Ihr wohl eiferſüchtig? Nein! Ihr ſtrebet nur nach Gold, und den vergänglichen Gütern, welche die Tirannen an diejenigen verſchwenden, die ihnen Dienſte leiſten. Ihr dienet ihnen, indem Ihr die öffentliche Moral verderbet, und alle Laſter beſchützet. Die Sicherheit der Conſpiranten liegt in der Vergeſſenheit der Grundſätze, und in der Verderbheit; diejenige der Vertheidiger der Freiheit, liegt ganz im öffentlichen Gewiſſen. Ihr dienet den Tirannen, ihr, die Ihr ſtets diſſeits oder jenſeits der Wahrheit ſchwebt, und abwechſelnd bald die treuloſe Mäßigung des Ariſtocratismus, bald die Wuth der falſchen Democraten predigt. Ihr dienet den Tirannen, Ihr hartnäckigen Prediger des Atheismus und des Laſters; Ihr wollet die Repräſentation vernichten, ihr, die Ihr ſie durch euer Betragen herabwürdiget, oder durch eure Intrigen zerrüttet. Wer iſt ſtrafbarer? derjenige, der durch Gewaltthätigkeit, die

Sicherheit der Repräſentation, oder der durch Verführung und Treuloſigkeit ihre Gerechtigkeit angreiſt? Die Repraſentation hintergehen, heißt ſie verrathen; ſie zu Handlungen verleiten, die ihren Geſinnungen und Grundſätzen zuwider ſind, heißt auf ihre Vernichtung abzwecken; denn ihre Gewalt beruhet auf der Tugend ſelbſt, und auf dem Zutrauen der Nation. Aber wir lieben ſie, wir, die wir erſt für ihre phyſiſche Sicherheit kämpften, und jetzt ihre Ehre und ihre Grundſätze vertheidigen. Geht man ſo zum Deſpotismus? — Aber welch ein grauſamer Spott, Bürger, die immer proſcribirt waren, als Deſpoten darzuſtellen? Und ſind dieß wol diejenigen, die das Intereſſe ihres Vaterlandes beſtändig vertheidiget haben? Die Republik hat triumphirt, wie ihre Vertheidiger. Wer bin ich, daß man mich anklagt? Ein Sclave der Freiheit, ein lebender Märtyrer der Republik, ein Schlachtopfer und Feind des Verbrechens. Alle Betrüger beleidigen mich; und die gleichgültigſten, die geſetzmäßigſten Handlungen von Seiten anderer Perſonen, werden bey mir zu Verbrechen. Sobald jemand meine Bekanntſchaft macht, wird er verleumdet; Andern verzeiht man ihre Laſter, mir macht man ein Verbrechen aus meinem Eifer. Nehmet mir mein gutes Gewiſſen, ſo bin ich der Unglücklichſte unter allen Menſchen! Ich genieße nicht einmal die Rechte eines Bürgers. Was ſage ich? es iſt mir nicht einmal erlaubt, die Pflichten eines Volksrepräſentanten zu erfüllen!

Hier muß ich die Wahrheit ſagen, und die eigentlichen Wunden der Republik aufdecken. Die öffentlichen Angelegenheiten nehmen wieder einen treuloſen und beunruhigenden Gang; das vereinigte Syſtem von Hebert und Fabre d' Eglantine wird jetzt mit einer unerhörten Verwegenheit verfolgt. Die Gegenrevolutioniſten werden beſchützt; diejenigen, welche die Revolution mit den Formen des Hebertismus entehren, ſind es öffentlich; die Andern mit mehr Behutſamkeit. Patriotismus und Rechtſchaffenheit werden von beiden verbannt. Man will die revolutionäre Regierung vernichten, um das Vaterland den Böſewichtern aufzuopfern, die es zerreiſſen. Zu dieſem gehäßigen Ziele geht man auf zwey verſchiedenen Wegen. Hier verleumdet man öffentlich die revolutioniſtiſchen Anſtalten; dort ſucht man ſie durch Uebertreibungen verhaßt zu machen. Unwichtige oder friedliche Menſchen verfolgt man; jeden Tag wirft man die Patrioten in Kerker, und begünſtigt den Ariſtocratismus mit aller Gewalt; dieß nennt man Nachſicht, Menſchlichkeit. Iſt dieß die revolutionäre Regierung, die wir eingeführt und vertheidiget haben? Nein! dieſe Regierung iſt der ſchnelle und ſichere Gang der Gerechtigkeit; ſie iſt ein Blitz, aus der Hand der Freiheit gegen das Verbrechen geſchleudert; ſie iſt nicht der Deſpotismus der Betrüger und des Ariſtocratismus; nicht die Unabhängigkeit des Laſters von allen göttlichen und menſchlichen Geſetzen. Ohne die revolutionäre Regierung, kann die Republik keine Feſtigkeit bekommen, und die Factionen werden ſie in der Wiege erſticken; geräth ſie aber in treuloſe Hände, ſo wird ſie ſelbſt ein Werkzeug der Gegenrevolution. Man ſucht ſie daher zu verderben, um ſie zu vernichten. Es ſind dieſelben Menſchen, die ſie verleumden, und die ſie durch Handlungen der Unterdrückung verhaßt machen.

Ich will nicht alle Urſachen dieſer Mißbräuche entwickeln; ſondern euch bloß eine einzige anzeigen, die hinreichend ſeyn wird, euch alle jene traurigen Wirkungen zu erklären. Dieſe Urſache liegt in der übermäßigen Verkehrtheit der untergeordneten

Agenten, einer in eurem Schooße conſtituirten, achtungswürdigen Autorität. Es giebt in jenem Ausſchuſſe Männer, deren Bürgertugenden man durchaus lieben und ehren muß; und dieß iſt eine Urſache mehr, einen Mißbrauch aus dem Wege zu räumen, der ſich ohne ihr Wiſſen eingeſchlichen hat, und welchen zu bekämpfen, ſie ſelbſt die Erſten ſeyn werden. Vergebens würde eine ſchädliche Politik die Agenten, von denen ich rede, mit einem gewiſſen abergläubiſchen Blendwerke umgeben wollen. Ich kann keine Achtung für Betrüger haben; und bin noch weit weniger für die königliche Maxime, daß man ſie mit Nutzen gebrauchen könne. Die Waffen der Freiheit dürfen nur von reinen Händen berührt werden. Laßt uns die Nationalwachſamkeit reinigen, anſtatt die Laſter zu bemänteln. Die Wahrheit iſt nur für die verderbten Regierungen eine Klippe; für die unſrige iſt ſie eine Stütze. Ich zittere, wenn ich daran denke, daß Feinde der Revolution, daß ehemahlige Bekenner des Royalismus, Edelleute und Emigrirte, ſich vielleicht plötzlich revolutionär gemacht, und ſich in Commis des Sicherheits-Ausſchuſſes verwandelt haben, um ſich an den Freunden des Vaterlandes, wegen der Entſtehung und des Fortganges der Republik zu rächen. Es wäre ſehr ſonderbar, wenn wir die Spionen von London und Wien bezahlen wollten, um uns in der Polizeiverwaltung der Republik beizuſtehen. Ich zweifle nicht, daß dieſer Fall ſich öfters ereignet hat; denn dieſe Leute haben ſich durch die Verhaftnehmung offenbarer Ariſtocraten, einen Namen als Patrioten erworben. Was ſchadet es dem Ausländer, einige gegen ihr Vaterland ſtrafbare Franzoſen aufzuopfern, wenn dieſe nur wiederum die Patrioten aufopfern, und die Republik vernichten?

Zu dieſen ſtarken Bewegungs-Gründen, wegen deren ich ſchon, wiewohl vergebens, jene Menſchen denunciirt habe, füge ich noch einen andern hinzu, der mit jener Verrätherey in Verbindung ſteht, die ich bereits zu entwickeln anfing. Wir wiſſen, daß ſie von den Feinden der Revolution bezahlt werden, um die revolutionäre Regierung durch ſich ſelbſt zu entehren, und die Repräſentanten des Volks zu verleumden, deren Untergang von den Tirannen befohlen iſt. Wenn z. B. die Schlachtopfer ihrer Bosheit ſich beklagen, ſo entſchuldigen ſie ſich mit den Worten: **Robespierre will es ſo haben, wir können es** *nicht ändern.* Die ehrloſen Schüler des *Hebert* hielten ehemahls dieſelbe Sprache, als ich ſie denunciirte; ſie nannten ſich meine Freunde; nachher erklärten ſie mich des Moderantismus überführt, und dieſelbe Art von Gegenrevolutioniſten verfolgt noch jetzt den Patriotismus. Wie lange noch wird die Würde der Bürger und des National-Convents von der Gnade jener Menſchen abhängen? und doch iſt der Zug, den ich eben angeführt habe, nur ein Zweig von dem weitausgedehntern Syſteme der Verfolgung, deren Gegenſtand ich bin. Indem man die, durch die Tirannen zur Ordnung des Tages geſetzte Anklage wegen der Dictatur entwickelte, hat man ſich beſtrebt, alle ihre Ungerechtigkeiten, alle Widerwärtigkeiten des Schickſals, und alle von dem Wohl des Vaterlandes befohlene Strenge, *mir* zur Laſt zu legen 16). Zu den Edelleuten ſagte man: *Er al-*

lein

---

16) *Durchgeſtrichen:*

Die öffentliche Freiheit iſt verletzt, wenn die Feinde des franzöſiſchen Volks ſeine Repräſentanten dahin bringen können, daß ſie unvermögend werden, ſein Intereſſe zu vertheidigen. Nun erkläre ich in eurer Gegen-

warts

lein hat euch proſcribirt; zu gleicher Zeit ſagte man zu den Patrioten: *Er will die Edelleute retten.* Zu den Prieſtern ſagte man: *Er allein verfolgt euch, ohne ihn würdet Ihr Ruhe behalten, und triumphiren*; zu den Fanatikern ſagte man: *Er allein vernichtet die Religion*; und zugleich ſagte man zu den verfolgten Patrioten: *Er hat es befohlen*, oder auch: *Er will das Uebel nicht hemmen.* Alle Klagen, deren Urſachen ich nicht aufheben konnte, verwies man an mich, indem man zu den leidenden Perſonen ſagte: *Euer Schickſal hängt von ihm*

---

wart, daß ich mich in dieſen Zuſtand des Unvermögens verſetzt geſehen, und ſeit einiger Zeit gefühlt habe, daß ich gezwungen ſey, Geſchäfte aufzugeben, welche der National-Convent mir anvertrauet hatte. Ich fodere jeden meiner Collegen auf, ſich zu fragen, was er gethan haben würde, wenn die Regierung ſich mit allen Feinden der Revolution verbunden hätte, um *ihn allein* wegen aller Verbrechen und aller Irrthümer, die in der Republik begangen werden, und auch wegen aller Uebel, worunter einzelne Perſonen leiden, verantwortlich zu machen?

ihm allein ab. Auf öffentliche Plätze wurden Menſchen hingeſtellt, die jenes Syſtem jeden Tag verbreiteten; es gab deren ſelbſt am Sitzungsorte des Revolutions-Tribunals, und an den Oertern, wo die Feinde des Vaterlandes ihre Verbrechen büßen. Da heißt es: *Sehet die unglücklichen Verurtheilten! Wer iſt die Urſache davon? Robespierre!* Vorzüglich gab man ſich Mühe zu beweiſen, daß das Revolutions-Tribunal ein von mir allein gewähltes, blutdürſtiges Tribunal ſey, welches ich unumſchränkt beherrſche, um alle rechtſchaffene Leute, und ſelbſt alle Betrüger ermorden zu laſſen; denn man wollte mir Feinde aller Art zuziehn. Dieß Geſchrey erſcholl in allen Gefängniſſen; dieſer Proſcriptionsplan ward zugleich durch die Emiſſarien der Tirannev in allen Departementern befolgt. Dieß iſt noch nicht alles; man hat in der letzten Zeit auch Finanz-Vorſchläge gemacht, die mir darauf berechnet zu ſeyn ſchienen, die wenig vermögenden Bürger troſtlos zu machen, und die Anzahl der Mißvergnügten zu vermehren. Ich hatte oft vergebens den Wohlfahrts-Ausſchuß auf dieſen Gegenſtand aufmerkſam gemacht. Nun wohl! Sollte man es glauben, daß man das Gerücht verbreitete, jene Vorſchläge wären mein Machwerk? daß man, um dem Gerüchte Glauben zu verſchaffen, noch hinzufügte: es exiſtire im Wohlfahrts-Ausſchuſſe eine Finanz-Commiſſion, bey der ich Präſident wäre? Da man mich aber vorzüglich in der Meinung des National-Convents herabſetzen wollte, gab man vor, ich allein hätte es gewagt, zu glauben, daß er einige, ſeiner unwürdige Perſonen in ſeinem Schooße habe. Jedem Deputirten, der von einer Sendung aus den Departementern zurückkam, ſagte man, ich allein hätte ſeine Zurückberufung veranſtaltet; und durch ſehr dienſtfertige und ſich ſehr einſchmeichelnde Menſchen, ward ich wegen alles Guten und alles Böſen, welches geſchehen war, angeklagt. Man erzählte meinen Collegen getreu alles, was ich geſagt, und vornehmlich auch alles, was ich nicht geſagt hatte. Mit Sorgfalt entfernte man jeden Verdacht, als hätte man zu einer Handlung mitbeigetragen, die irgend Jemanden mißfallen konnte; ich hatte alles gethan, alles gefordert, alles befohlen; denn man muß nicht meinen Titel eines Dictators vergeſſen.

Als man den aus Haß, Rache, Schrecken, und beleidigter Eigenliebe zuſammengeſetzten Sturm bereitet hatte, glaubte man, daß es Zeit ſey, loszubrechen. Diejenigen, die Urſache mich zu fürchten zu haben glaubten, ſchmeichelten ſich laut, daß mein gewiſſer Untergang ihr Wohl und ihren Triumph ſichern werde; und während daß engliſche und deutſche Zeitungen meine Verhaftnehmung ankündigten, ward ſie in Paris von den Ausrufern bekannt gemacht. Meine Collegen, vor denen ich hier rede, wiſſen das Uebrige beſſer, als ich ſelbſt; ſie kennen alle Verſuche, die man bey ihnen angewandt hat, um den Erfolg eines Romans vorzubereiten, der eine neue Ausgabe von dem des Louvet zu ſeyn ſchien. Mehrere könnten von den unerwarteten Beſuchen Bericht abſtatten, die ihnen gemacht wurden, um ſie zu meiner Proſcription zu bewegen. Kurz, man verſichert, daß man im National-Convent allgemein geglaubt habe, es würde eine Anklage-Acte gegen mich erlaſſen werden 17); man hat deshalb die

---

17) Durchgeſtrichen:
Ich kenne die dunkeln Manövres nicht genug, um die Wahrheit oder Falſchheit dieſes Gerüchtes behaupten zu können; wenn es aber nicht ohne allen Grund war, ſo möchte ich mit Recht daraus ſchließen, daß die Rechtſchaffenheit der Majorität des National-Convents ꝛc.

die Gemüther unter der Hand erforſcht, und alles beweiſet, daß die Redlichkeit des Convents die Verleumder gezwungen habe, ihr Verbrechen aufzugeben, oder wenigſtens auf eine andere Zeit auszuſetzen. Aber wer waren ſie, jene Verleumder? Was ich ſogleich hierauf antworten kann, beſteht darin, daß man in einem royaliſtiſchen Manifeſte, das unter den Papieren eines bekannten Conſpiranten, der ſchon die ſeinen Verbrechen gebührende Strafe erlitten hat, gefunden wurde, und welches der Text aller jetzt erneuerten Verleumdungen zu ſeyn ſcheint, folgende, an alle Arten von öffentlichen Feinden gerichteten Worte am Schluſſe lieſet: Wenn jener liſtige Demagoge nicht mehr exiſtirte; wenn er ſeine ehrſüchtigen Künſte mit ſeinem Kopfe bezahlt hätte, ſo wäre die Nation frey, und Jeder könnte ſeine Gedanken öffentlich bekannt machen; Paris hätte nie in ſeinem Schooße die Menge von Mordthaten geſehen, die in der Pöbelſprache unter dem falſchen Namen von Urtheilen des Revolutions-Tribunals bekannt ſind. Ich kann noch hinzufügen, daß dieſe Stelle die Zergliederung der Proclamationen iſt, welche die verbündeten Fürſten, und die ausländiſchen, im Solde der Könige ſtehenden Journale bekannt gemacht haben; und alſo dieſe Könige durch dies Mittel allen Verſchwörern im Innern der Republik täglich dieß Loſungswort zu geben ſcheinen. Ich will nur dieſe Stelle von Einem der angeſehenſten dieſer Schriftſteller anführen 18).

Ich kann alſo ſagen, daß der Herzog von York, Mr. Pitt, und alle gegen uns bewaffnete Tirannen, die Urheber jenes Planes der Verleumdung ſind. Wer ferner? . . . ich wage es nicht, ſie in dieſem Augenblicke, und an dieſem Orte zu nennen; ich kann mich nicht entſchließen, den Schleier völlig zu zerreiſſen, der jenes tiefe Geheimniß der Ungerechtigkeiten verhüllt; aber was ich beſtimmt ſagen kann, iſt dieſes, daß unter den Urhebern jener Cabale die Agenten des ſo verruchten Syſtems der Beſtechung und Ausſchweifung ſind, (ein Syſtem, welches das mächtigſte unter allen Mitteln iſt, die der Ausländer erſann, um die

---

18) Die Commiſſion hat unter Robespierre's Papieren vergebens das Journal geſucht, aus welchem er die Stelle citirt hat.

die Republik zu Grunde zu richten), ja unter jenen Urhebern befinden ſich die unreinen Apoſtel des Atheismus und der Immoralität, wovon jenes Syſtem die Baſis iſt.

Es iſt ein ſehr merkwürdiger Umſtand, daß euer Decret vom — — welches den erſchütterten Grund der öffentlichen Moral befeſtigte, das Signal zu einem wüthenden Anfalle von Seiten der Feinde der Republik war. Mit demſelben Zeitpuncte fingen die Mordthaten und neuen Verleumdungen an, welche letztern noch ſtrafbarer als die erſtern ſind. Die Tirannen fühlten, daß ſie eine völlige Niederlage wieder gut zu machen hätten. Die feierliche Bekanntmachung eurer wahren Grundſätze vernichtete an Einem Tage die Früchte von vieljährigen Intrigen; die Tirannen triumphirten, und das franzöſiſche Volk ſtand zwiſchen Hungersnoth, und dem noch gehäſſigern Atheismus. Das Volk kann die Hungersnoth, aber nicht das Verbrechen ertragen; das Volk kann alles aufopfern, nur nicht ſeine Tugenden. Noch hatte die Tiranney die menſchliche Natur nicht ſo ſehr beleidigt, daß ſie ihr eine Schande aus der Moral, und eine Pflicht aus der Verderbtheit gemacht hätte; dieß erſannen die verworfenſten aller Verſchwörer für das franzöſiſche Volk, in einem Zeitpuncte ſeiner Ehre und ſeiner Gewalt. Die Tiranney hatte von den Menſchen bloß ihr Vermögen und ihr Leben gefordert; jene Conſpiranten forderten ſelbſt unſer Gewiſſen; mit der Einen Hand reichten ſie uns alles Unglück; und mit der andern raubten ſie uns die Hoffnung. Der Atheismus, von allen Verbrechen begleitet, verbreitete Trauer und Verzweifelung über das franzöſiſche Volk, und Argwohn, Verachtung und Schimpf über die National-Repräſentation. Ein gerechter, vom Schrecken unterdrückter Unwille, gährte heimlich in allen Herzen. Ein fürchterlicher und unvermeidlicher Ausbruch kochte im Innern des Feuerſchlundes, während daß kleine Philoſophen albern mit großen Böſewichtern auf dem Gipfel des feuerſpeienden Berges ſpielten. Die Lage der Republik war ſo, daß die Freiheit auf jeden Fall verloren war; das Volk mochte darein willigen, die Tiranney zu ertragen, oder auch ihr Joch mit Gewalt von ſich abſchütteln. Durch ſeine Gegenwirkung hätte es der Republik eine Todeswunde geſchlagen; und durch ſeine Geduld ſich derſelben unwürdig gemacht. Von allen Wundern unſerer Revolution, wird die

Nachwelt am wenigſten dasjenige begreifen, durch welches wir jener Gefahr entgangen ſind. Unſterblicher Dank ſey euch gezollt; Ihr habt das Vaterland gerettet; euer Decret vom — — iſt allein ſchon eine Revolution; mit demſelben Streiche habt Ihr den Atheismus und den prieſterlichen Despotismus zu Boden geſchlagen. Ihr habt die Sterbeſtunde der Tirannen um ein halbes Jahrhundert beſchleunigt; alle reine und edelmüthige Herzen der Sache der Revolution wieder geneigt gemacht; und dieſe der Welt in allem Glanze ihrer himmliſchen Schönheit gezeigt. O auf immer glücklicher Tag, an dem das ganze franzöſiſche Volk ſich erhob, um dem Urheber der Natur die einzige ſeiner würdige Huldigung zu leiſten! Welch ein rührender Zuſammenfluß aller Gegenſtände, die den Blick und das Herz der Menſchen bezaubern können! Ehrwürdiges Alter! Edles Feuer der Kinder des Vaterlandes! Naive und reine Freude junger Bürger! Koſtbare Thränen zärtlicher Mütter! Göttlicher Zauber der Unſchuld und der Schönheit! Majeſtät eines großen, durch das bloße Gefühl ſeiner Stärke, ſeiner Ehre, und ſeiner Tugend glücklichen Volks! O, Weſen aller Weſen! glänzte der Tag, an welchem das Weltall aus deinen allmächtigen Händen hervorkam, glänzte er mit einem deinen Augen angenehmern Lichte, als der Tag, wo das franzöſiſche Volk, nachdem es das Joch des Irrthums zerbrochen hatte, deiner Blicke und ſeines Schickſals würdig vor dir erſchien?

Dieſer Tag hatte einen tiefen Eindruck von Ruhe, Glückſeligkeit, Weisheit und Güte in Frankreich zurückgelaſſen. Wer hätte beim Anblick jener erhabenen Vereinigung des erſten Volkes der Welt geglaubt, daß das Verbrechen noch auf Erden exiſtire 19)? — Aber ſobald das Volk, in deſſen Gegenwart alle geheimen Laſter verſchwin-

---

19) Durchgeſtrichen:

Welcher Menſch war nicht vom Zauber durchdrungen, der ſich aller Herzen bemächtigte? Welcher Volks-Repräſentant glaubte nicht in jenem Augenblicke den ſüßeſten Lohn ſeiner Ergebenheit für das Vaterland zu ernten? Wer jenen Anblick mit trocknen Augen, oder einer gleichgültigen Seele betrachten konnten, war ein Ungeheuer. Das gefühlvolle Stillſchweigen zeigte auf eine beredſamere Weiſe, als alle Reden, die ſüßen und innigen Bewegungen aller Herzen. Wer jenen großen Anblick ſahe, konnte das Leben ohne Schmerz verlaſſen.

den, zu ſeinem häuslichen Heerde zurückkehrt, erſcheinen die Intriganten von neuem, und die Rolle der Charlatane geht wieder an. Seit jenem Zeitpuncte ſahe man ſie mit einer neuen Verwegenheit auftreten, und ſich beſtreben, alle diejenigen zu beſtrafen, die den gefährlichſten aller Complotte vereitelt hatten. Sollte man es glauben, daß im Schooße der allgemeinen und öffentlichen Fröhlichkeit verſchiedene Menſchen, durch Zeichen der Wuth, die rührenden Aeußerungen des Volkes erwiedert haben? Sollte man es glauben, daß der Präſident des National-Convents, indem er an das verſammelte Volk redete, von jenen Menſchen beleidigt wurde? Sollte man es glauben, daß dieſe Menſchen Repräſentanten des Volkes waren? Dieſer einzige Zug erklärt alles, was nachher vorgegangen iſt 20). Der erſte Verſuch der

---

20) Durchgeſtrichen:

Wenn man die Natur ihres Zorns, die Mittel und den Zweck ihres Bündniſſes betrachtete, ſo glaubte man die Verſchwörung der Pygmeen gegen die Tyrannen erneuert zu ſehen. Seit der Zeit haben ſich die Kunſtgriffe entwickelt, von denen ich geredet habe. Wenn der Uebelgeſinnten beſtand in dem Beſtreben, die groſen, von euch proclamirten Grundſätze, herabzuwürdigen; und die rührende Erinnerung des Nationalfeſtes zu vernichten. Dieß war der Zweck des

---

der Zug, von dem ich ſprechen werde, nicht fähig war, das lebhafteſte Licht auf die Abſichten des Bündniſſes zu werfen, ſo würde ich mich wol hüten, gewiſſe ärgerliche Thatſachen zu erzählen, die ſich ſelbſt während des zu Ehren des höchſten Weſens gefeierten Feſtes ereignet haben. Ein Gefühl der Schamhaftigkeit würde mir nicht erlauben, zu geſtehen, daß Volks-Repräſentanten den rührenden Freudenruf des Volks mit einem Geſchrey der Wuth erwiedert haben; daß der Präſident des National-Convents, indem er an das Volk redete, durch grobe Beleidigungen und Stichelreden Anderer beſchimpft wurde, ſo wie auch durch die Ausfälle derjenigen, die in den Zeichen der allgemeinen Fröhlichkeit, Verbrechen für das von ihnen bezeichnete Schlachtopfer ſuchten, und das Gift des Schreckens und des Argwohns allenthalben verbreiteten, indem ſie ſagten: *Sehet Ihr wie man ihm Beifall giebt?*

Man vergaß nichts, um den heilſamen Eindruck zu vertilgen, den das Feſt des höchſten Weſens zurückgelaſſen hatte. Der erſte Verſuch war der Bericht von *Vadier*, im des Characters und der Feierlichkeit, welche man der ſogenannten Angelegenheit der Catherine Theos gab. Die Bosheit wußte von der politiſchen Verſchwörung, die unter dem Namen einiger ſchwachköpfigen Andächtler verborgen war, Nutzen zu ziehen; und man zeigte der öffentlichen Aufmerkſamkeit nur eine myſtiſche Poſſe, und einen an unanſtändigen oder kindiſchen Sarcasmen unerſchöpflichen Gegenſtand. Die wahren Verſchwörer blieben von denſelben verſchont; und Paris, ja, ganz Frankreich erſcholl von dem Namen der Mutter Gottes. In demſelben Augenblicke ſahe man eine Menge abgeſchmackter, des Vaters Duchesne würdiger Pamphlets erſcheinen, deren Zweck war, den National-Convent und das Revolutions-Tribunal herabzuwürdigen; die religiöſen Zänkereien zu erneuern, eine eben ſo abſcheuliche als unpolitiſche Verfolgung gegen die Schwachen oder Leichtgläubigen, von irgend einer abergläubiſchen Erinnerung eingenommene Gemü-

ther

---

in welchem eine politiſche Verſchwörung unter der Erzählung einer myſtiſchen Farce, und unter übel angebrachten Scherzen verſteckt wurde.

ther zu bewerkſtelligen 21). In der That wurden eine Menge friedlicher Bürger, und ſelbſt Patrioten, bey derſelben Gelegenheit in Verhaft genommen, und die Verbrecher conſpiriren noch in Freiheit? Man hat den Plan, ſie zu retten; das Volk zu qualen; und die Mißvergnügten zu vermehren 22).

Was

---

21) Durchgeſtrichen:

Endlich, die den Mördern günſtige Fälle zu vervielfältigen, indeß man den Fanatismus wieder aufweckte, und die öffentliche Aufmerkſamkeit von den wahren Verſchwörern ablenkte, welche ſelbſt den ganzen Plan führten.

22) Durchgeſtrichen:

Die unverſchämte Affectation, mit welcher die Ariſtocraten den Ausgang des Prozeſſes zu beſchleunigen, und daraus einen Gegenſtand des öffentlichen Scandals oder einer lächerlichen Comödie zu machen ſuchten, wäre allein genug geweſen, den vorgehabten Anſchlag zu offenbaren; er wird aber auch noch durch die beſtimmteſten und vielfältigſten Thatſachen erwieſen. Doch wurde der National-Agent der Gemeinde, weil er nach dem Wunſche des Wohlfahrts-Ausſchuſſes einige Agenten jener Manövers hatte arretiren laſſen, von dem Sicherheits-Ausſchuſſe bedrohet und ausgeſcholten. Dieſer Ausſchuß hat auch den öffent-

Was hat man nicht alles gethan, um zu dieſem Zwecke zu gelangen? Oeffentliche Predigten des Atheismus; unvermuthete Gewaltthätigkeiten gegen den Gottesdienſt; unter den unſchicklichſten Formen betriebene Erpreſſungen; unter dem Vorwande des Aberglaubens gegen das Volk ausgeübte Verfolgungen; ein Syſtem der Hungersnoth, welches zuerſt durch Aufkaufungen, und nachher durch einen, unter dem Vorwande von Aufkaufungen, gegen jeden erlaubten Handel erregten Krieg befolgt wurde; Einkerkerungen der Patrioten:

alles

---

fentlichen Ankläger denunciirt, weil er die Beweisſtücke für jene Angelegenheit dem Wohlfahrts-Ausſchuſſe zugeſtellt hatte, der die Nothwendigkeit fühlte, die Sache völlig zu ergründen.

Man wollte vorzüglich in der letzten Zeit die Mißvergnügten vermehren, und die Bedrückungen wurden immer hinter den Vorwand des öffentlichen Wohls verſteckt; die gegen das Volk erregten Verfolgungen wurden unter dem Scheine des Fanatismus gerechtfertigt; und die Apoſtel des Atheismus und der Immoralität waren ohne Zweifel das furchtbarſte und ſicherſte Mittel, um zu jenem Zwecke zu gelangen.

alles zielte auf jenen Zweck ab. Zu gleicher Zeit ſuſpendirte der National-Schatz ſeine Zahlungen; durch machiavelliſtiſche Vorſchläge ſetzte man die kleinen Staatsgläubiger in Verzweifelung; und Gewalt und Liſt wurden angewendet, um ſie im Namen des Geſetzes, welches ſolche Kunſtgriffe verwehrt, Verpflichtungen eingehen zu laſſen, die ihrem Intereſſe zuwider waren. Jede Gelegenheit, einen Bürger zu drücken, ward mit Begierde ergriffen; und alle Bedrückungen wurden, der Gewohnheit gemäß unter dem Vorwand des öffentlichen Wohls verſteckt. Man diente dem Ariſtocratismus, beunruhigte ihn aber. Man erſchreckte ihn vorſetzlich, um die Anzahl der Mißvergnügten zu vermehren, und ihn zu irgend einem verzweifelten Unternehmen gegen die revolutioniſtiſche Regierung zu zwingen 23). Man machte be-

---

23) Durchgeſtrichen:

Man kerkerte die Patrioten ein, und verfolgte ſie; man vervielfältigte die Ungerechtigkeiten, um den Wohlfahrtsausſchuß deshalb anzuklagen. Es ſind dieſelben Menſchen, die gegen die Regierung declamiren, und zugleich die Ausſchweifungen begehen, welche man ihr zur Laſt legt. Die Verſchwörung gegen die Regiebekannt, daß Heraut, Danton und Hebert, Opfer des Wohlfahrts-Ausſchuſſes geweſen wären, die man durch den Sturz des letztern rä-

---

gierung hat mit ihrer Entſtehung angefangen, und dauert noch mit vergrößerter Thätigkeit fort. Anfangs haben die Verſchwörer ſie im Ganzen angegriffen; jetzt verfolgen ſie dieſelbe einzeln in ihren Mitgliedern; ſie beſtreben ſich, auf ein einziges Haupt die ganze Maſſe des Mißvergnügens und des Haſſes zu wälzen; eine Maſſe, die ſie noch zu vergrößern ſuchen, um nachher auch alle andern Glieder der Regierung damit zu zerſchmettern. Wer kann ihnen ihre Geſchicklichkeit in dieſem Manöver ſtreitig machen? Sie wiſſen, daß es leichter iſt, einen Menſchen zu ſtürzen, als eine Macht zu vernichten, und ſie glauben weit mehr an die Gewalt der kleinen Leidenſchaften, als an diejenige der Vernunft und der edeln Geſinnungen. Man ſagte vor wenigen Tagen in den Gefängniſſen: „Es iſt Zeit, ſich zu zeigen, „der Sicherheits-Ausſchuß hat ſich gegen den „Wohlfahrts-Ausſchuß erklärt.“ Dieß ſagte man ſogar in der Nacht, wo die bekannte Sitzung der beiden Ausſchüſſe, von welcher ich bereits geredet habe, gehalten wurde; und es bedurfte thätiger und außerordentlicher Vorſichtsmäßregeln, um die Ordnung zu erhalten. Einige Tage vorher arretirte man einige Colporrächen müſſe. Man wollte die Häupter der bewaffneten Macht ſchonen; verfolgte die Magiſtrats-Perſonen der Gemeinde; und ſprach davon, Pache zu den Geſchäften eines Maire zurückzuru-

fen;

---

porteurs, die ausvollem Halſe riefen: Große Verhaftnehmung des Robespierre. Zugleich verbreitete man das Gerücht, St. Juſt wäre ein Edelmann, er wolle daher die Edellente retten; Andere verbreiteten, ich wolle ſie verbannen. Betrüger, die auf dem Platze ſtanden, wo die Verräther ihre Verbrechen büßen, ſuchten dem Volke Mitleiden einzuſtößen, indem ſie ſagten: Robespierre mordet dieſe Unſchuldigen! Dieß war das Loſungswort der verhafteten Gegenrevolutioniſten, und aller meiner Feinde, welche die Klagen aller Bürger an mich, wie an den Schiedsrichter aller Schickſale verwieſen. Zu derſelben Zeit griff man das Revolutionstribunal an; mich betrachtete man als das Haupt dieſes Inſtituts und der ganzen revolutionären Regierung. Der Sicherheits-Ausſchuß gab ſelbſt ſeinen Namen und ſeine Unterſtützung für alle dieſe Manöver her: hinterliſtige Libelle, und wahre Manifeſte waren auf dem Puncte zu erſcheinen; man ſollte die Erklärung der Menſchheitsrechte anrufen; die würkliche und buchſtäbliche Ausübung der Conſtitution, die

unſen; während daß Volks-Repräſentanten jene Sprache laut führten, und ſich Mühe gaben, ihren Collegen einzureden, daß ſie nur in dem Untergange der Mitglieder des Ausſchuſſes ihr Heil finden könnten; während das Geſchworne des Revolutions-Tribunals, die auf eine ſchändliche Art zu Gunſten der vom Convent angeklagten Verſchwornen cabalirt hatten, allenthalben ſagten, daß man der Unterdrückung widerſtehen müßte, und daß es neun und zwanzig tauſend entſchloſſene Patrioten gäbe, die jetzige Regierung zu ſtürzen. Dieſe Sprache führten die fremden Journale, die in allen critiſchen Zeitpuncten immer getreu die Complotte erzählten, die bereit waren, mitten unter uns ausgeführt zu werden, und deren Urheber mit den Verſchwornen in Verbindung zu ſeyn ſcheinen. Die Verbrecher bedürfen eines Auflaufs; daher verſammelten ſie in Paris aus allen Theilen der Republik Böſewichter, die ſie zu den Zeiten des Chaumette und Hebert verheer-

ten,

---

uneingeſchränkte Preßfreiheit, die Aufhebung des Revolutionstribunals, und die Freilaſſung der Gefangenen verlangen.

ten, und die Ihr durch euer Decret vor das Revolutions-Tribunal zu ſtellen befohlen habt.

Man machte die Revolutions-Regierung verhaßt, um ihre Vernichtung vorzubereiten. Nachdem man alle Anordnungen derſelben zuſammengeſtellt, und den ganzen Tadel darüber auf diejenigen geworfen hatte, die man durch ein heimliches und allgemeines Syſtem der Verleumdung aus dem Wege ſchaffen wollte, ſollte man auch das Revolutions-Tribunal vernichten, oder es aus Verſchwornen zuſammenſetzen; den Ariſtocratismus zu Hülfe rufen; allen Feinden des Vaterlandes Strafloſigkeit anbieten; und dem Volke ſeine eifrigſten Vertheidiger, als Urheber alles vergangenen Unglücks ſchildern. „Wenn unſer Vorhaben uns gelingt,“ ſagten die Verſchwornen, „ſo wollen wir durch eine außerordentliche Nachſicht die jetzige Lage der Dinge ins Licht ſtellen.“ Dieſe Worte ſchließen die ganze Verſchwörung in ſich. Was waren es für Verbrechen, die dem Danton, Fabre und Desmoulins vorgeworfen wurden? — Daß ſie Gnade für die Feinde des Vaterlandes predigten, und eine Verſchwörung machten, um ihnen eine der Freiheit ſchädliche Amneſtie zu ſichern. Was ſagt man

nun,

nun, wenn die Urheber des Complotts, von dem ich eben geredet habe, zu der Anzahl derjenigen gehörten, die Fabre, Danton, und Desmoulins aufs Schaffott geführt haben? Was thaten die erſten Verſchwörer? Hebert, Chaumette und Ronſin gaben ſich Mühe, die Revolutions-Regierung unerträglich und lächerlich zu machen, während daß Camille Desmoulins ſie in ſeinen ſatyriſchen Schriften angriff, und Fabre und Danton Ränke ſchmiedeten, um ihn zu vertheidigen. Die Einen verleumdeten und die Andern bereiteten den Vorwand zur Verleumdung. Daſſelbe Syſtem wird jetzt noch öffentlich fortgeſetzt. Wie geht es zu, daß diejenigen, welche ehemals gegen Hebert declamirten, jetzt ſeine Mitſchuldigen vertheidigen? daß die, welche ſich für Dantons Feinde erklärten, jetzt ſeine Nachahmer geworden ſind? endlich daß diejenigen, welche ehemals gewiſſe Mitglieder des Convents laut anklagten, jetzt mit ihnen gegen die Patrioten verbunden ſind, die man ſtürzen will? Die Elenden! ſie wollten mich mit Schimpf ins Grab bringen; und ich ſollte nur das Andenken eines Tirannen auf Erden zurücklaſſen! Mit welcher Treuloſigkeit ſie meine

Gutmüthigkeit mißbrauchten! wie ſie die Grundſätze aller guten Bürger anzunehmen ſchienen! wie ungezwungen und liebkoſend ihre erdichtete Freundſchaft war! Plötzlich aber zogen ſich finſtere Wolken über ihre Geſichter; und eine wilde Freude glänzte in ihren Augen. Es war der Augenblick, wo ſie glaubten, daß alle ihre Maaßregeln, mich zu ſtürzen, gehörig genommen ſeyen. Heute ſchmeicheln ſie mir von neuem; ihre Sprache iſt ſüßer und liebevoller als jemals. Vor drey Tagen waren ſie noch bereit, mich als einen Catilina zu denunciiren; und heute ſchreiben ſie mir Cato's Tugenden zu. Sie brauchen Zeit, um ihre ſtrafbaren Anſchläge wieder aneinander zu knüpfen. Welch eine ſchändliche Abſicht! Doch wie verächtlich ſind ihre Mittel! urtheilet von denſelben nach einem einzigen Zuge.

Ich erhielt den Auftrag, in Abweſenheit eines meiner Collegen, über ein im Wohlfahrts-Ausſchuß neulich niedergeſetztes, und ſchwach organiſirtes Büreau der allgemeinen Policey, die Aufſicht zu haben. Meine kurze Amtsführung beſchränkte ſich auf die Veranlaſſung von etwa dreißig Beſchlüſſen, theils um verfolgte Patrioten in Freiheit zu ſetzen, theils auch, um ſich einiger

Feinde der Revolution zu verſichern. Sollte man es nun wol glauben, daß das bloße Wort der allgemeinen Policey zum Vorwande gedient habe, um die Verantwortlichkeit wegen aller Handlungen des Sicherheits-Ausſchuſſes, wegen der Irrthümer aller conſtituirten Autoritäten, und wegen der Verbrechen aller meiner Feinde, auf meinen Kopf zu laden? Es wurde vielleicht nicht ein Einziger arretirt, nicht Ein Bürger gedrückt, dem man nicht von mir geſagt hätte: „Dieß iſt der „Urheber deiner Leiden, du würdeſt glücklich und „frey ſeyn, wenn er nicht mehr exiſtirte.“ Wie könnte ich alle Arten von Betrügereien, die man ſowohl im National-Convent als anderwärts angewendet hat, um mich verhaßt oder furchtbar zu machen, erzählen oder errathen? Ich will mich daher bloß darauf einſchränken, daß die Natur und die Gewalt der Verleumdung, wie auch das Unvermögen Gutes zu thun und Böſes zu hemmen, mich ſeit länger als ſechs Wochen gezwungen haben, meine Geſchäfte als Mitglied des Wohlfahrts-Ausſchuſſes durchaus aufzugeben; und ich ſchwöre, daß ich auch hierin nur meine Vernunft und das Vaterland zu Rathe gezogen habe. Meine Eigenſchaft eines Volks-Repräſentanten ziehe ich derjenigen eines Mitgliedes des Wohlfahrts-Ausſchuſſes vor; und meine Eigenſchaft als Menſch und franzöſiſcher Bürger ſetze ich über Alles.

Dem ſey wie ihm wolle, ſo ſind es doch wenigſtens ſechs Wochen, daß meine Dictatur aufgehört hat, und ich gar keinen Einfluß mehr auf die Regierung habe. Iſt unterdeſſen der Patriotismus mehr beſchützt, ſind die Factionen furchtſamer, iſt das Vaterland glücklicher geworden? Ich wünſche es. Aber mein Einfluß hat ſich zu allen Zeiten darauf eingeſchränkt, die Sache des Vaterlandes vor der National-Repräſentation und dem Tribunal der öffentlichen Vernunft zu vertheidigen. Es war mir erlaubt, die Factionen zu bekämpfen, die euch bedrohten; ich wollte das Syſtem der Beſtechung und der Unordnung, welches ſie eingeführt hatten, und das ich als das einzige Hinderniß zur Beveſtigung der Republik betrachte, mit der Wurzel ausreiſſen. Ich glaubte, die Republik könne nur auf dem ewig dauernden Grunde der Moral feſt ſtehen. Alles hat ſich gegen mich, und diejenigen, welche mit mir gleiche Grundſätze hegten, verbunden. Nachdem ich die Verachtung und die Widerſprüche Mehrerer überwunden hatte, legte ich euch die großen Grundſätze vor, die in eure Herzen geſchrieben ſind, und welche die Complotte der gegenrevolutioniſtiſchen Gottesleugner vereitelt haben. Ihr habt dieſe Grundſätze geheiligt; aber ſie erlitten das gewöhnliche Schickſal, daß ſie von Rechtſchaffenen proclamirt, und von Böſewichtern angewendet oder beſtritten wurden. Selbſt am Tage vor dem Feſte des höchſten Weſens, wollte man daſſelbe unter einem geringfügigen Vorwande aufſchieben laſſen. Seitdem hat man nicht aufgehört, alles, was mit jenen Ideen in Verbindung ſteht, lächerlich zu machen, und alles zu begünſtigen, was die Lehre der Verſchwörer, die ihr beſtraft habt, wieder aufwecken konnte. Ganz neulich hat man noch die Spuren aller Denkmäler verſchwinden laſſen, die einige große Epochen der Revolution geheiligt hatten. Diejenigen, welche die moraliſche Revolution, (die euch gegen die Verleumdung rächte, und die Republik gründete) ins Gedächtniß zurückriefen, ſind allein vernichtet worden. Ich ſahe bey Vielen gar keine Neigung, feſten Grundſätzen zu folgen, und ſich auf dem Wege der Gerechtigkeit zu halten, der zwiſchen den beiden Klippen liegt, welche die

Feinde des Vaterlandes auf unſere Laufbahn geſtellt haben. Wenn ich dieſe Wahrheiten verhehlen muß, ſo reiche man mir den Giftbecher. Meine Vernunft, nicht mein Herz, iſt auf dem Puncte, an der tugendhaften Republik zu verzweifeln, von der ich mir einen Plan entworfen hatte. Ich glaubte den wahren Zweck jener ſonderbaren Beſchuldigung einer Dictatur zu errathen; ich erinnerte mich, daß Briſſot und Roland Europa damit zu der Zeit erfüllten, wo ſie eine faſt grenzenloſe Gewalt ausübten. In was für Händen ſind jetzt die Armeen, die Finanzen, und die innere Adminiſtration der Republik? In denjenigen der Coalition, die mich verfolgt. Alle Freunde der Grundſätze ſind ohne Einfluß 24); aber es iſt für jene nicht genug, einen unbequemen Aufſeher durch die Verzweifelung an das Gute entfernt zu haben; ſchon ſeine Exiſtenz allein iſt für ſie ein Gegenſtand des Schreckens, und im Dunkeln, ohne Wiſſen ihrer Collegen, faßten

---

24) Durchgeſtrichen:

Wenn es in der Welt eine Art von Tirannen giebt, iſt es nicht diejenige, deren Schlachtopfer ich bin?

ſie daher den Anſchlag, ihm das Recht, das Volk zu vertheidigen, zugleich mit dem Leben zu rauben. O, ich werde ihnen dieſes Leben ohne Kummer überlaſſen, ich habe das Vergangene erfahren, und ſehe das Zukünftige voraus.

Welcher Freund des Vaterlandes kann den Augenblick überleben wollen, wo es nicht mehr erlaubt iſt, dem Vaterlande zu dienen, und die unterdrückte Unſchuld zu vertheidigen? Warum ſollte man in einer Ordnung der Dinge bleiben, wo die Intrige beſtändig über die Wahrheit triumphirt; wo die Gerechtigkeit eine Lüge iſt; wo die niedrigſten Leidenſchaften, und die lächerlichſten Beſorgniſſe in den Herzen die Stelle des heiligen Intereſſe der Menſchheit einnehmen? Wie ſollte man die Quaal ertragen, die ſchreckliche Aufeinanderfolge von Verräthern zu ſehen, die mehr oder weniger geſchickt ſind, ihre ſcheusliche Geſtalt unter dem Schleier der Tugend, und ſelbſt der Freundſchaft zu verbergen, und in Anſehung welcher die Nachwelt in Verlegenheit ſeyn wird, zu entſcheiden, wer von den Feinden unſers Vaterlandes der Niedrigſte und Grauſamſte war? Indem ich die Menge von Laſtern ſahe, die der Strom der Revolution, vermiſcht mit den

Bürgertugenden, fortwälzte, fürchtete ich zuweilen, ich geſtehe es, in den Augen der Nachwelt durch die unreine Nachbarſchaft der verkehrten Menſchen zu leiden, die ſich unter die aufrichtigen Freunde der Menſchheit eingeſchlichen haben; und es freuet mich nun, daß die Wuth der Verres und der Catilina's meines Vaterlandes eine ſo genaue Grenzlinie zwiſchen ſie und alle rechtſchaffene Leute ziehet 25). Ich habe in der Geſchichte alle Vertheidiger der Freiheit von der Verleumdung unterdrückt geſunden; aber die Unterdrücker ſind ebenfalls geſtorben. Die Guten und die Böſen verſchwinden von der Erde, wiewol auf verſchiedene Weiſe. Franzoſen! leidet nicht, daß eure Feinde es wagen, eure Seelen zu erniedrigen, und eure Tugenden durch ihre troſtloſe Lehre kraftlos zu machen. Nein, Chaumette!

Nein,

---

25) Durchgeſtrichen:

Sie mögen mir den Giftbecher bereiten; ich werde ihn an dieſer heiligen Stätte erwarten; wenigſtens werde ich meinem Vaterlande das Beiſpiel einer beſtändigen Liebe für daſſelbe, und den Feinden der Menſchheit Schande und Tod hinterlaſſen.

Nein, der Tod iſt nicht ein ewiger Schlaf. Bürger! vernichtet von den Gräbern dieſen, durch gottloſe Hände eingegrabenen Grundſatz, der einen Trauerflor über die Natur wirft, die unterdrückte Unſchuld muthlos macht, und des Todes ſpottet. Saget vielmehr: Der Tod iſt der Anfang der Unſterblichkeit!

Ich habe vor einiger Zeit verſprochen, ein den Unterdrückern des Volks furchtbares Teſtament zu hinterlaſſen. Ich will es nun mit der Freimüthigkeit bekannt machen, die ſich für meine jetzige Lage geziemt; und hiermit vermache ich jenen Unterdrückern die furchtbare Wahrheit und den Tod.

Repräſentanten des franzöſiſchen Volks! es iſt Zeit den Stolz und die Würde des Characters wieder anzunehmen, die euch geziemen. Ihr ſeyd nicht gemacht, um regiert zu werden; ſondern vielmehr diejenigen zu regieren, die euch ihr Zutrauen geſchenkt haben. Die Huldigungen, welche ſie euch ſchuldig ſind, beſtehen nicht in eiteln Lobſprüchen und ſchmeichelhaſten Erzählungen, die ehrſüchtige Miniſter an Könige verſchwenden; ſondern' in der Wahrheit, und vorzüglich in der tiefen Achtung für eure Grundſätze.

ſätze. Man hat euch geſagt, daß alles in der Republik gut ſey; ich leugne es. Warum ſahen diejenigen, die vorgeſtern ſo viele ſchreckliche Stürme prophezeiheten, geſtern nichts mehr als einige leichte Wolken? Warum glauben diejenigen, die vor kurzem über verborgenen Feuerſchlünden zu gehen erklärten, jetzt auf Roſen zu wandeln? Geſtern glaubten ſie ſelbſt noch an Verſchwörungen! ich erkläre, daß ich noch in dieſem Augenblicke daran glaube. Die euch ſagen, daß die Gründung der Republik eine ſo leichte Unternehmung ſey, betrügen euch; oder vielmehr, ſie ſind nicht im Stande, irgend jemanden zu betrügen. Wo ſind die weiſen Anſtalten, und wo die Plane zur Wiedergeburt, die jene ehrſüchtige Sprache rechtfertigen könnten? Hat man ſich mit jenem großen Gegenſtande auch nur beſchäftigt? Was ſage ich, wollte man nicht ſogar diejenigen proſcribiren, die ſich damit beſchäftigt hatten? Jetzt lobt man ſie, weil man ſich ſelbſt ſchwächer glaubt; morgen wird man ſie alſo wieder proſcribiren, wenn man etwas ſtärker wird. In vier Tagen, ſagt man, werden die Ungerechtigkeiten wieder gut gemacht ſeyn; warum ſind ſie aber ſeit vier Monaten ungeſtraft begangen worden?

den? Und wie? in vier Tagen werden alle Urheber unſerer Leiden gebeſſert oder fortgejagt ſeyn?

Man erzählt euch viel von euren Siegen 26), mit einem academiſchen Leichtſinn, nach welchem man glauben ſollte, daß ſie unſern Helden weder Blut noch Mühe gekoſtet haben; mit weniger Pomp erzählt, würden ſie wahrlich größer ſcheinen. Weder durch redneriſche Phraſen, noch ſelbſt durch kriegeriſche Thaten, werden wir Europa unterjochen, ſondern durch die Weisheit unſerer Geſetze, durch die Majeſtät unſerer Berathſchlagungen, und durch die Größe unſers Characters. Was hat man gethan, um unſere kriegeriſchen Erfolge zu nutzen, unſere Grundſätze anzuwenden, den Gefahren des Sieges zuvor zu kommen, und uns die Früchte deſſelben zu ſichern? Gebt Acht auf den Sieg; gebt Acht auf Belgien! Ich ſage euch, daß euer Decret gegen die Engländer beſtändig verletzt wurde; und daß England, durch unſere Reden ſo ſehr gemißhandelt,

---

26) Durchgeſtrichen:

In weniger hochtrabenden Berichten würden ſie größer ſcheinen.

delt, von unſern Waffen geſchont wird. Ich ſage euch, daß die philantropiſchen Comödien, die Dumouriez in Belgien ſpielte, jetzt wiederholt werden; daß man ſich damit unterhält, unfruchtbare Freiheitsbäume in einen feindlichen Boden zu pflanzen, anſtatt die Früchte des Sieges zu erndten; und daß die beſiegten Sclaven auf Koſten der ſiegreichen Republik begünſtiget werden. Unſere Feinde ziehen ſich zurück, und überlaſſen uns unſern innern Zwiſtigkeiten. Denket an das Ende des Feldzuges; fürchtet die innern Factionen, und die Intrigen, die durch die Entfernung in einem fremden Lande begünſtiget werden. Man hat Zwietracht unter den Generalen verbreitet; der militäriſche Ariſtocratismus wird beſchützt; die getreuen Generale werden verfolgt, die Kriegs-Adminiſtration hüllt ſich in eine verdächtige Autorität; und man hat eure Decrete verletzt, um das Joch einer nothwendigern Aufſicht von ſich abzuſchütteln. Dieſe Wahrheiten ſind wahrlich ſo viel werth als Epigramme.

Unſere innere Lage iſt noch critiſcher. Es muß ein vernünftiges Finanzſyſtem eingeführt werden; das jetzt herrſchende iſt ſchlecht, verſchwenderiſch, unordentlich verſchlingend, und in der

Thaт

That von eurer Oberaufſicht ganz unabhängig. Die auswärtigen Verhältniſſe ſind durchaus vernachläßigt. Faſt alle Agenten, die bey den auswärtigen Mächten angeſtellt, und wegen ihres Incivismus verſchrien ſind, haben mit einer, bis auf den heutigen Tag unbeſtraften Verwegenheit die Republik öffentlich verrathen.

Die revolutionäre Regierung verdient eure ganze Aufmerkſamkeit; man ſchaffe ſie heute ab, ſo iſt morgen keine Freiheit mehr. Man muß ſie nicht verleumden, ſondern zu ihrem Princip zurückrufen; ſie vereinfachen, die unzählige Menge ihrer Agenten vermindern, und dieſe vorzüglich reinigen. Dem Volke muß man die Sicherheit wieder geben, und nicht ſeinen Feinden. Man muß nicht der Volks-Juſtiz durch neue Formen Hinderniſſe in den Weg legen. Das Strafgeſetz muß nothwendig etwas Schwankendes haben, weil der jetzige Character der Conſpiranten in Verſtellung und Heucheley beſteht, und die Gerechtigkeit ſie daher unter allen Geſtalten muß faſſen können. Eine einzige Art zu conſpiriren unbeſtraft gelaſſen, würde dem Wohl des Vaterlandes ſchaden, und ein Blendwerk daraus machen. Die Bürgſchaft des Patriotismus liegt alſo nicht in der Langſamkeit oder Schwäche der National-Gerechtigkeit; ſondern in den Grundſätzen und der Rechſchaffenheit derjenigen, denen ſie anvertrauet iſt; in der Redlichkeit der Regierung; in dem freimüthigen Schutze, welchen ſie den Patrioten gewährt; in der Energie, mit der ſie den Ariſtocratismus im Zaume hält; im Gemeingeiſte; und in gewiſſen moraliſchen und politiſchen Anſtalten, die, ohne den Gang der Juſtiz zu hemmen, den guten Bürgern Sicherheit verſchaffen, und durch ihren Einfluß, auf die öffentliche Meinung ſowohl, als auf die Richtung des revolutionären Ganges, wirken 27). Dieſe wird man euch vorſchlagen, wenn die uns nächſten Verſchwörungen den Freiheitsfreunden wieder zu athmen erlauben werden.

Laßt uns die revolutionäre Thätigkeit durch weiſe und beſtändig befolgte Grundſätze leiten. Laßt uns diejenigen ſtrenge beſtrafen, die die revolutionären Grundſätze mißbrauchen, um die Bürger zu drücken. Man ſey feſt überzeugt, daß alle

---

27) Durchgeſtrichen:
Dieſe Anſtalten fehlen uns noch.

alle diejenigen, die mit dem Amte der National-Aufſicht bekleidet ſind, von allem Parteigeiſt befreiet, den Triumph des Patriotismus, und die Beſtrafung der Verbrecher ſtark wünſchen. Alles kommt wieder ins Geleiſe 28); wenn man aber merkt, daß Menſchen, die großen Einfluß haben, heimlich die Vernichtung der revolutionären Regierung wünſchen, und ſich mehr auf die Seite der Gelindigkeit, als der Gerechtigkeit neigen; wenn ſie ſchlechte Agenten anſtellen; wenn ſie heute die einzige Autorität, die den Feinden der Freiheit Reſpect einflößt, verleumden, und morgen ihre Worte zurücknehmen, um von neuem Ränke zu machen; wenn ſie, anſtatt den Patrioten die Freiheit wieder zu geben, dieſelbe ohne Unterſchied allen Landbauern ſchenken; alsdann vereinigen ſich alle Intriganten, um die Patrioten zu verleumden und zu unterdrücken 29). Allen dieſen Urſachen,

---

28) Durchgeſtrichen:

Alles wird zum wahren Zwecke der revolutionären Anſtalten hinführen; und der, dem Verbrechen eingeprägte Schrecken, wird der beſte Schutz der Unſchuld ſeyn.

29) Durchgeſtrichen.

chen, und nicht der revolutionären Regierung, muß man die Mißbräuche zur Laſt legen; unter ſolchen Bedingungen iſt nicht Einer derſelben erträglich.

Die revolutionäre Regierung hat das Vaterland gerettet; nun muß man ſie ſelbſt von allen Klippen retten. Es wäre falſch geſchloſſen, wenn man glauben wollte, daß ſie vernichtet werden müſſe, bloß darum, weil die Feinde des öffentlichen Wohls ſie zuerſt gelähmt haben, und ſich nun Mühe geben, ſie zu verderben. Es iſt eine beſondere Art, die Patrioten zu beſchützen, daß man die Gegenrevolutioniſten in Freiheit ſetzt, und die Betrüger triumphiren läßt! Nur der Schrecken des Verbrechens macht die Sicherheit der Unſchuld.

Uebrigens bin ich weit entfernt, der Majorität derjenigen, denen Ihr euer Zutrauen geſchenkt habt, die Mißbräuche zur Laſt zu legen; dieſe Majorität iſt ſelbſt gelähmt und verrathen; die In-

---

Es iſt eine ſchlechte Art, die Patrioten zu beſchützen, daß man den Strafbaren die Freiheit geben will; denn der Schrecken bey den Verbrechern der Revolution, iſt der beſte Schutz der Unſchuld.

trige und das Ausland triumphiren. Man verbirgt ſich; verſtellt ſich, und betriegt; alſo conſpirirt man. Man war verwegen; man erſann einen großen Unterdrückungsplan, und umgab ſich mit der Gewalt, um die öffentliche Meinung, nachdem man ſie gereitzt hatte, zum Schweigen zu bringen 30); man ſucht die öffentlichen Beamten, deren Treue man fürchtet, zu verführen; man verfolgt die Freunde der Freiheit; alſo conſpirirt man. Plötzlich wird man biegſam, und ſogar ſchmeichleriſch; heimlich verbreitet man gefährliche Meinungen von Paris; man ſucht die öffentliche Meinung einzuſchläfern; man verleumdet das Volk; man macht die bürgerliche Bekümmerniß zum Verbrechen; man ſchickt die Deſerteure, die feindlichen Geſangenen, und die Gegenrevolutioniſten aller Art, die ſich in Paris verſammeln, nicht fort; hingegen entfernt man die Canonire, entwafnet die Bürger; intrigirt bey der Armee; und ſucht ſich alles zu bemächtigen; alſo conſpi-

rirt

---

30) Durchgeſtrichen:

Man verleumdete zum Voraus den öffentlichen Unwillen, den man erſt erregen wollte.

rirt man! Noch in den letzten Tagen ſuchte man eure Aufmerkſamkeit von der Verſchwörung abzulenken; heute leugnet man ſie; es iſt ſogar ein Verbrechen, daran zu glauben; bald ſetzt man euch in Schrecken, und bald beruhigt man euch wieder; das iſt die wahre Conſpiration, das iſt ſie!

Die Gegenrevolution liegt in der Adminiſtration der Finanzen.

Sie zieht ganz auf ein gegenrevolutioniſtiſches, unter dem Schein des Patriotismus verborgenes Neuerungsſyſtem ab. Ihr Zweck iſt, den Wechſelwucher zu befördern; den öffentlichen Credit durch die Entehrung der franzöſiſchen Rechtſchaffenheit zu erſchüttern; die reichen Staatsgläubiger zu begünſtigen; die Armeen zu ruiniren, und in Verzweiſelung zu ſetzen; die Mißvergnügten zu vermehren; das Volk der Nationalgüter zu berauben; und unvermerkt den Ruin des öffentlichen Vermögens herbeizuführen.

Wer ſind die Haupt-Adminiſtratoren unſerer Finanzen? Briſſotiner, Feuillantiner, Ariſtocraten, und bekannte Betrieger; ein Cambon, ein Mallarme', ein Ramel; dieß ſind die Gefährten und Nachfolger von Chabot, Fabre und Julien (von Touloufe.)

Um ihre ſchändlichen Anſchläge zu bemänteln, geriethen ſie in der letzten Zeit auf den Einfall, vom Wohlfahrts-Ausſchuß Verhaltungsbefehle zu verlangen, weil ſie nicht daran zweifelten, daß dieſer, durch ſo viele und ſo große Arbeiten zerſtreuete Ausſchuß, alle Verſchläge von Cambon, ſo wie es einigemal geſchehen, auf Treu und Glauben annehmen würde. Eine neu ausgeſonnene Liſt, um die Feinde des Ausſchuſſes zu vervielfältigen, deſſen Untergang der Hauptzweck aller Conſpirationen iſt.

Der, von einem heuchleriſchen Gegenrevolutioniſten, Namens l'Hermina, dirigirte Nationalſchatz, unterſtützt ihre Abſichten auf eine vollkommnere Art, durch den angenommenen Grundſatz, allen dringenden Ausgaben Hinderniſſe in den Weg zu legen; unter dem Vorwande eine gewiſſe Anhänglichkeit an die Formen, Niemanden zu bezahlen, ausgenommen die Ariſtocraten, und die unvermögenden Bürger durch abſchlägige Antworten, durch Verzögerungen, und oft auch durch Beleidigungen zu ärgern. Die Gegenrevolution iſt in allen Theilen der politiſchen Haushaltung. Die Conſpiranten haben uns wider unſern Willen zu heſtigen Maaßregeln verleitet, die ihre Verbrechen allein nothwendig machten; Verbrechen, die die Republik in den ſchrecklichſten Mangel ſtürzten, und ſie ohne das Hinzukommen der unerwartetſten Begebenheiten, ausgehungert haben würden. Dieſes Syſtem war das Werk des Ausländers, der es durch das käufliche Organ eines Chabot, eines l'Huillier, eines Hebert, und ſo vieler andern Böſewichter, vorgeſchlagen hat; es bedarf aller Anſtrengungen des Genies, um die Republik zu einer natürlichen und ſanſten Verwaltung zurückzuführen, welche allein den Ueberfluß erhalten kann; und dieſes Werk iſt noch nicht einmal angefangen.

Man erinnere ſich aller angewandten Verbrechen, um den von dem hölliſchen Geiſte Englands ausgeheckten Aushungerungsplan ins Werk zu ſetzen. Um uns dieſem ſchrecklichen Uebel zu entziehen, bedurfte es zweier gleich unerwarteter Wunder; erſtlich die Ankunft unſerer Convoy, (die vor ihrer Abreiſe von America ſchon an England verkauft war, und auf die das Londoner Cabinet ſchon Rechnung machte,) wie auch die reichliche und frühzeitige Ernte, womit uns die Natur beſchenkt hat; zweitens, die erhabene

Geduld des Volks, das ſelbſt den Hunger ertragen hat, um die Freiheit zu erhalten. Es bleibt uns noch übrig, den Mangel an Menſchen, Wagen und Pferden; dieſes Hinderniß der Ernte und des Landbaues, wie auch alle, von unſern Feinden im vorigen Jahre angelegten Plane, die ſie gewiß wieder erneuern werden, zu überwinden.

Die Gegenrevolutioniſten ſind hier zuſammengelaufen, um ſich mit ihren Mitſchuldigen zu verbinden, und ihre Oberhäupter durch Intrigen und Verbrechen zu vertheidigen. Sie rechnen auf die verhafteten Gegenrevolutioniſten; auf die Beute in der Vendee; auf die feindlichen Deſerteure und Gefangenen, die nach allen Nachrichten ſeit einiger Zeit haufenweiſe nach Paris kommen, wie ich es ſchon mehrmal vergebens im Wohlfahrts-Ausſchuſſe denunciirt habe; und endlich auf den Ariſtocratismus, der heimlich um uns herum conſpirirt. Man wird im National-Convent heftige Debatten erregen; die bisher unter einem heuchleriſchen Scheine verborgenen Verräther werden die Maske abwerfen; die Conſpiranten werden ihre Ankläger anklagen, und alle Kunſtgriffe in Bewegung ſetzen, die ehemals

mals von Briſſot gebraucht wurden, um die Stimme der Wahrheit zu erſticken. Wenn ſie durch dieſes Mittel den Convent nicht beherrſchen können, ſo werden ſie ihn in zwei Parteien theilen, und ein groſses Feld ſteht dann der Verleumdung und der Intrige offen. Beherrſchen ſie ihn aber Einen Augenblick: ſo werden ſie diejenigen, die mit Energie ihr ſtrafbares Bündniß bekämpfen, des Deſpotismus und des Widerſtandes gegen die National-Autorität beſchuldigen; das Geſchrey der unterdrückten Unſchuld, und die männliche Stimme der beleidigten Freiheit, werden als Zeichen eines gefährlichen Einfluſſes oder einer perſönlichen Ehrſucht denunciirt werden. Ihr werdet glauben unter die Dolche der alten Conſpiranten zurückgekommen zu ſeyn; das Volk wird in Unwillen gerathen; man wird es eine Faction nennen; die ſtrafbare Faction wird fortfahren, es noch mehr aufzubringen; ſie wird ſuchen, den National-Convent vom Volke zu trennen; und endlich hoft man durch Frevelthaten zu den Unruhen zu gelangen, in welchen die Verſchwornen den Ariſtocratismus und ihre Mitſchuldigen gebrauchen werden, um die Patrioten zu ermorden, und die Tiranney wieder herzuſtellen. Dieß iſt ein Theil von dem Verſchwörungs-Plane.

Wem haben wir dieſe Uebel zuzuſchreiben? Uns ſelbſt! Unſerer feigen Schwachheit gegen das Verbrechen, und unſerer ſtrafbaren Verlaſſung der Grundſätze, die wir ſelbſt proclamirt haben. Wir müſſen uns nicht ſelbſt täuſchen; eine ungeheure Republik, auf den Grund der Vernunft und der Gleichheit zu ſetzen, und alle Theile des großen Reichs durch ein ſtarkes Band zuſammen zu halten, iſt keine Unternehmung, die man mit Leichtſinn ausführen kann; es iſt das Meiſterſtück der Tugend, und der menſchlichen Vernunft. Alle Factionen kommen haufenweiſe aus dem Schooße einer großen Revolution hervor. Wie wollt Ihr ſie unterdrücken, wenn Ihr nicht unaufhörlich alle Leidenſchaften der Gerechtigkeit unterwerfet? Ihr habt keinen andern Bürgen der Freiheit, als die ſtrenge Beobachtung der Grundſätze, und der reinen Moral, die Ihr ſelbſt gelehrt habt. Wenn die Vernunft nicht herrſcht, ſo müſſen die Verbrechen und die Ehrſucht herrſchen; ohne ſie iſt der Sieg nur ein Mittel der Ehrſucht, eine Gefahr für die Freiheit ſelbſt, und ein ſchädlicher Vorwand, deſſen die Intrige mißbraucht, um den Patriotismus am Rande des Abgrunds einzuſchläfern; ohne ſie, was nutzt der Sieg? Dieſer bewafnet nur die Ehrſucht, ſchläfert den Patriotismus ein, weckt den Stolz, und gräbt mit ſeinen glänzenden Händen das Grab der Republik. Was hilfts, daß unſere Armeen die bewafneten Trabanten der Könige vor ſich herjagen, wenn wir vor den, die öffentliche Freiheit vernichtenden Laſtern zurückweichen? Was hilfts uns, die Könige zu beſiegen, wenn wir von den Laſtern beſiegt werden, welche die Tiranney herbeiführen? Was haben wir nun aber ſeit einiger Zeit gegen ſie gethan? Wir haben große Belohnungen proclamirt.

Was hat man nicht alles gethan, um ihnen unter uns Schutz zu verſchaffen? Was haben wir aber ſeit einiger Zeit gethan, um ſie zu vernichten? Nichts! ſie heben ihr unverſchämtes Haupt empor, und drohen der Tugend ungeſtraft; die Regierung iſt von den Factionen zurückgewichen; und dieſe finden Schutz bey den Inhabern der öffentlichen Gewalt. Wir müſſen uns daher auf alle Unglücksfälle gefaßt machen, da wir ihnen das Reich überlaſſen. In der Laufbahn,

bahn, wo wir ſind, heißt vor dem Ziele ſtillhalten, ſo viel als umkommen; und wir ſind auf eine ſchändliche Art gar noch zurückgegangen. Ihr habt die Beſtrafung einiger Böſewichter, der Urheber aller unſerer Leiden, anbefohlen; ſie wagen es, der Nationalgerechtigkeit zu widerſtehen; und man opfert ihnen das Schickſal des Vaterlandes und der Menſchheit auf. Wir müſſen daher alle Gräuel erwarten, welche die Factionen, die ſich ungeſtraft bewegen, herbeiführen können. Mitten unter ſo vielen heftigen Leidenſchaften, und in einem ſo großen Reiche, ziehen die Tirannen, deren Armeen ich wol flüchtig, aber nicht ausgerottet ſehe, ſich zurück, um euch euern innern Zwiſtigkeiten, die ſie ſelbſt veranlaſſen, und einer Armee ſtrafbarer Agenten, die Ihr nicht einmal bemerken könnet, zur Beute zu überliefern. Laßt nur einen Augenblick die Zügel der Revolution aus den Händen: ſo werdet Ihr den militäriſchen Deſpotismus ſich ihrer bemächtigen, und das Oberhaupt der Factionen die erniedrigte National-Repräſentation völlig ſtürzen ſehen. Ein Jahrhundert langer Bürgerkrieg und zahlloſe Unglücksfälle werden unſer Vaterland verheeren, und wir werden umkommen, weil wir nicht einen, in der Geſchichte der Menſchheit bezeichneten Zeitpunct haben benutzen wollen, um die Freiheit zu gründen. Ja! Wir geben unſer Vaterland einem hundertjährigen Elend preis 31); die Verwünſchungen des Volks werden unſer Andenken begleiten, das dem Menſchengeſchlechte theuer ſeyn müßte. Man wird uns nicht einmal das Verdienſt einräumen, große Dinge aus tugendhaften Bewegungsgründen unternommen zu haben. Man wird uns mit jenen unwürdigen Bevollmächtigten des Volks vermiſchen, welche die National-Repräſentation entehrt haben; wir werden ihre Laſter theilen, wenn wir ſie ungeſtraft laſſen. Die Unſterblichkeit zeigte ſich vor uns, und wir werden mit Schmach umkommen. Die guten Bürger werden ſterben, die Böſewichter desgleichen. Wird das beleidigte und ſiegreiche Volk ſie die Früchte ihrer Verbrechen in Ruhe genießen laſſen? Werden nicht die Tirannen ſelbſt dieſe niedrigen Werkzeuge vernichten? Welche Juſtiz haben wir gegen die

---

31) Durchgeſtrichen:
Und unſer Andenken, das der Welt theuer ſeyn ſollte, wird ein Gegenſtand der Verfluchungen des Menſchengeſchlechts ſeyn.

die Unterdrücker des Volks angewendet? Welches ſind die, von den gehäſſigſten Mißbräuchen der National-Autorität unterdrückten Patrioten, die gerächt wurden? Was ſage ich, wo ſind diejenigen, die ungeſtraft die Stimme der unterdrückten Unſchuld erheben konnten? Haben die Verbrecher nicht den ſchändlichen Grundſatz angenommen, daß einen ungetreuen Repräſentanten denunciiren ſo viel heiße, als gegen die National-Repräſentation conſpiriren? Der Unterdrücker antwortet dem Unterdrückten durch Einkerkerung und neue Beleidigungen. Doch wiſſen die Departementer, wo dieſe Verbrechen begangen wurden, nichts davon, weil wir ſie vergeſſen? Und die Klagen, die wir von uns weiſen, erſchallen ſie nicht mit größerer Kraft im bedrängten Herzen der unglücklichen Bürger? — Es iſt ſo leicht und ſo ſüß, gerecht zu ſeyn! Warum wollen wir uns der Schande der Verbrecher weihen, dadurch, daß wir ſie dulden? Aber wie? werden die geduldeten Mißbräuche nicht immermehr zunehmen? Werden die ungeſtraften Verbrecher nicht von Laſter zu Laſter eilen? Wollen wir ſo viele Schande theilen, und uns dem abſcheulichen Schickſal der Unterdrücker des Volks weihen?

Welche Rechte haben ſie ſelbſt den niedrigſten Tirannen entgegen zu ſetzen? Eine Faction würde einer andern verzeihen. Bald würden die Böſewichter die Welt dadurch rächen, daß ſie ſich unter einander erwürgten; und wenn ſie auch der Gerechtigkeit der Menſchen, oder ihrer eigenen Wuth entgingen, würden ſie darum der ewigen Gerechtigkeit entgehen, die ſie durch das ſchrecklichſte aller Verbrechen beleidigt haben.

Was mich betrift, deſſen Exiſtenz den Feinden meines Vaterlandes ein Hinderniß für ihre gehäſſigen Anſchläge zu ſeyn ſcheint, ſo will ich ihnen mein Leben gern zum Opfer bringen, wenn ihr abſcheuliches Reich noch dauern muß. Wer wollte auch wünſchen, noch länger dieſe ſchreckliche Erbfolge von Verräthern mit anzuſehen, die mehr oder weniger geſchickt ſind, ihre ſcheußlichen Seelen unter eine Larve der Tugend zu verbergen, bis zum Augenblick, da ihr Verbrechen reif zu ſeyn ſcheint? Die Nachwelt wird in Verlegenheit ſeyn, zu entſcheiden, wer von den Feinden meines Vaterlandes der Nichtswürdigſte und Verabſcheuungswürdigſte war.

Wenn jemand hier den Vorſchlag thäte, eine Amneſtie zu Gunſten der treuloſen Deputirten ergehen zu laſſen, und die Verbrechen aller Repräſentanten unter den Schutz eines Decrets zu ſetzen: ſo würde Schaamröthe die Stirn eines Jeden von uns überziehen; aber den getreuen Repräſentanten es zur Pflicht machen, Verbrechen anzugeben, und ſie dennoch auf der andern Seite der Wuth einer unverſchämten Bande zu überlaſſen, wenn ſie es wagen ihre Pflicht zu erfüllen: iſt dieß nicht eine noch empörendere Unordnung? Dieß iſt mehr, als das Verbrechen beſchützen; es heißt, ihm die Tugend aufopfern.

Wenn ich die Menge der Laſter ſahe, welche der Strom der Revolution, mit den Bürgertugenden vermiſcht, fortwälzte, zitterte ich zuweilen, in den Augen der Nachwelt durch die unreine Nachbarſchaft dieſer verderbten Menſchen zu leiden, die ſich in die Reihe der aufrichtigen Vertheidiger der Menſchheit einſchlichen; aber die Niederlage der rivalirenden Factionen hat gleichſam alle Laſter losgelaſſen. Sie glaubten nichts weiter zu thun zu haben, als das Vaterland gleich einer Beute unter ſich zu theilen, anſtatt es frey und glücklich zu machen; und ich danke ihnen, daß die Wuth, mit der ſie gegen alles das beſeelt ſind, was ſich ihren Anſchlägen widerſetzt, die Grenzlinie zwiſchen ihnen und den rechtſchaffenen Leuten gezogen hat. Wenn aber die Verres und die Catilinas von Frankreich glauben, daß ſie in der Laufbahn des Verbrechens weit genug gekommen ſind, um auf der Rednerbühne den Kopf ihres Anklägers zu fordern; ſo habe ich auch vor einiger Zeit verſprochen, meinen Mitbürgern ein, den Unterdrückern des Volks furchtbares Teſtament zu hinterlaſſen, und ich vermache ihnen von dieſem Augenblick an, die Schande und den Tod! Ich ſehe wohl ein, daß es dem Bündniß der Welt-Tirannen ein leichtes ſey, einen einzelnen Menſchen zu unterdrücken; ich kenne aber auch die Pflichten eines Mannes, der ſterben kann, wenn die Rede iſt, die Sache des Menſchengeſchlechts zu vertheidigen. Ich habe in der Geſchichte gefunden, daß alle Vertheidiger der Freiheit vom Schickſal oder von der Verleumdung unterdrückt wurden; bald nach ihnen aber ſtarben auch ihre Unterdrücker und Mörder. Die Guten und die Boshaften, die Tirannen und die Freunde der Freiheit, verſchwinden von der Erde; aber auf eine verſchiedene Weiſe. Franzoſen! leidet nicht, daß eure Feinde eure Seelen zu erniedrigen, und eure Tugend durch eine traurige Lehre kraftlos zu machen ſuchen. Nein, Chaumette! Nein, Fauchet! der Tod iſt nicht ein ewiger Schlaf. Bürger! vernichtet von den Gräbern jenen gottloſen Grundſatz, der einen Trauerflor über die Natur wirft, und des Todes ſpottet; ſetzet vielmehr darauf: Der Tod iſt der Anfang der Unſterblichkeit.

Volk! erinnere dich, daß wenn nicht Gerechtigkeit in der Republik mit einer unumſchränkten Gewalt herrſcht, und dieſes Wort nicht die Liebe für die Gleichheit des Vaterlandes bedeutet, die Freiheit auch nur ein leerer Name iſt. Volk! Du, das man fürchtet, das man ſchmeichelt, und das man verachtet, du anerkannter Souverän, den man aber immer als einen Sclaven behandelt! erinnere dich, daß allenthalben wo nicht Gerechtigkeit herrſcht, die Leidenſchaften der obrigkeitlichen Perſonen herrſchen; und daß das Volk alsdann nur ſeine Ketten, nicht aber ſein Schickſal verändert habe. Erinnere dich, daß in deinem Schooße ein Bündniß von Betrügern exiſtirt, das gegen die öffentliche Tugend kämpft; mehr Einfluß als du ſelbſt auf deine eigene Angelegenheiten hat;" dich im Ganzen genommen fürchtet und ſchmeichelt; dich aber im Einzelnen in der Perſon aller guten Bürger proſcribirt.

Erinnere dich, daß deine Feinde, weit entfernt dieſe Handvoll Betrüger deiner Glückſeligkeit aufzuopfern, vielmehr dich dieſen Betrügern, den Urhebern aller unſerer Leiden, und den einzigen Hinderniſſen der allgemeinen Wohlfahrt, aufopfern wollen.

Wiſſe, daß ein Jeder, der ſich zur Vertheidigung der allgemeinen Sache und der öffentlichen Moral erhebt, auch mit Beleidigungen überhäuft, und von den Betrügern proſcribirt werden wird; wiſſe, daß jeder Freiheitsfreund beſtändig zwiſchen einer Pflicht und einer Verleumdung ſtehen wird; daß diejenigen, die man nicht wird wegen Verrätherey anklagen können, der Ehrſucht beſchuldigt ſeyn werden; daß man den Einfluß der Redlichkeit und der Grundſätze, mit der Macht der Tiranney, und der Gewalt der Betrüger vergleichen wird; daß dein Zutrauen, und deine Achtung für alle deine Freunde, Urſachen zur Proſcription ſeyn werden; daß man das Geſchrey des Patriotismus ein Geſchrey der Empörung nennen, und dich, ohne es zu wagen, dich im Ganzen anzugreifen, einzeln in der Perſon aller guten Bürger proſcribiren wird, bis daß die Ehrſüchtigen ihre Tirannev organiſirt haben. So groß iſt die Gewalt der gegen uns bewafneten Tirannen; ſo groß iſt der Einfluß ihres Bundes mit allen verderbten Menſchen, die immer geneigt ſind, ihnen zu dienen. So legen uns alſo die Böſewichter die Pflicht auf, das Volk zu verrathen, bey Strafe Dictatoren genannt zu werden? Sollen wir uns dieſer Pflicht unterwerfen? Nein! wir wollen das Volk vertheidigen, mit Gefahr für Dictatoren gehalten zu werden; jene mögen auf dem Wege des Laſters zum Blutgerüſte eilen, wir gehen dahin auf dem Wege der Tugend!

Sollen wir ſagen, daß alles gut iſt? Sollen wir fortfahren, aus Gewohnheit oder dem Gebrauche gemäß, das Böſe zu loben? Dadurch würden wir das Vaterland zu Grunde richten. Sollen wir die verborgenen Misbräuche aufdekken? Die Verräther denunciiren? ſo wird man uns ſagen, daß wir die conſtituirten Auteritäten erſchüttern, und auf ihre Koſten einen perſönlichen Einfluß zu erlangen ſtreben. Was wollen wir alſo thun? Unſere Pflicht! Was kann man demjenigen entgegenſetzen, der durchaus die Wahrheit ſagen, und gern für ſie ſterben will?

Laßt uns alſo geſtehen, daß eine Verſchwörung gegen uns exiſtirt; daß ſie ihre Gewalt einer ſtrafbaren Faction, die ſelbſt im Schooße des Convents intrigirt, zu verdanken, und daß dieſe Faction ihre Mitſchuldigen im Sicherheits-Ausſchuſſe und in ſeinen von ihnen beherrſchten Bureaux hat; daß die Feinde der Republik dieſen Ausſchuß dem Wohlfahrts-Ausſchuſſe entgegengeſetzt, und dadurch zweierley Regierungen eingeführt haben; daß gewiſſe Mitglieder des Wohlfahrts-Ausſchuſſes zu dieſer Verſchwörung gehören; und daß dieſe die Patrioten und das Vaterland zu vernichten ſuchen. Was für ein Mittel gibt es gegen dieſes Uebel? — Die Verräther zu beſtrafen; die Büreaux des Sicherheits-Ausſchuſſes zu erneuern; ihn ſelbſt zu reinigen, und dem Wohlfahrts-Ausſchuſſe unterzuordnen; dieſen letztern ebenfalls zu reinigen, die Einheit der Regierung unter die höchſte Gewalt des National Convents, der das Centrum und der Richter von allem iſt, zu ſetzen; und auf dieſe Art alle Factionen mit dem Gewichte der National-Autorität zu erdrücken, um auf ihren Trümmern die Macht der Gerechtigkeit und Freiheit zu errichten. Dieß ſind die Grundſätze. Wenn es unmöglich iſt, ſie aufzurufen, ohne für einen Ehrſüchtigen gehalten zu werden: ſo ſchließe ich daraus, daß die Grundſätze verbannet ſind; daß die Tiranney unter uns herrſcht; nicht aber, daß ich ſie verſchweigen muß. Was kann man einem Manne entgegen ſetzen, der recht handelt, und für ſein Vaterland zu ſterben weiß?

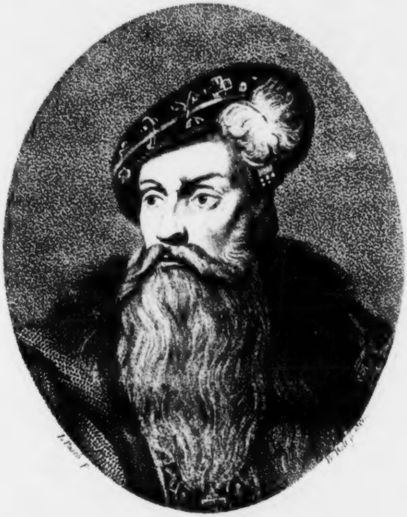
Ich bin gemacht, um das Verbrechen zu bekämpfen, nicht um es zu regieren. Die Zeit iſt noch nicht gekommen, wo rechtſchaffene Männer dem Vaterlande ungeſtraft dienen können; und die Vertheidiger der Freiheit werden nur Geächtete ſeyn, ſo lange die Horde der Betrüger herrſchen wird.

Bayerische Staatsbibliothek

Inhalts-Verzeichniß.

Die Flucht der Girondiſten, von J. B. Louvet, einem der im Jahr 1793 geächteten franzöſiſchen Convents-Deputirten. Ein wichtiger Beitrag zur Revolutions-Geſchichte und Menſchenkunde. - Seite 1 bis 384.

Robeſpierre's letzte Rede, gehalten im Convent am 26ſten July 1794, zwey Tage vor ſeiner Hinrichtung - S. 1 - 102.



GUSTAV I.

Geſchichte
Guſtavs Waſa,
Königs von Schweden,

nebſt einer

Schilderung des Zuſtandes von Schweden
von den älteſten Zeiten an
bis Ende des funfzehnten Jahrhunderts.

Von

J. W. von Archenholtz,
vormahls Hauptmann in Königl. Preuß. Dienſten.

Erſter Band.

Tübingen 1801.
In der J. G. Cottaſchen Buchhandlung.

REGIA

Vorrede.

Man legt hier dem Publicum, nicht ſowohl die Biographie eines Monarchen, als vielmehr die Regierungs-Geſchichte eines Königs vor, die in den Schwediſchen Jahrbüchern Epoche macht. Sie iſt nur ſehr unvollkommen bekannt, und würde es noch weniger ſeyn, wenn nicht die ſonderbaren Schickſale, und die durch Ruhm und Glück gekrönte Unternehmung eines Jünglings, Befreier ſeines Vaterlandes, und ſodann durch die

Volksſtimme zum Thron gerufen zu werden, Schriftſteller und Dichter der berühmteſten Nationen vermogt hätten, den König Guſtav Waſa als einen auſſerordentlichen Mann aufzuſtellen. Hier iſt ein Verſuch, dieſe in mancher Hinſicht hiſtoriſche Lücke in etwas auszufüllen. Leider aber ſind die dazu vorhandenen Materialien gar nicht überflüßig, ja in manchen Theilen ſehr unvollſtändig, woran vorzüglich der Brand der Königlichen Bibliotheck in Stockholm im Jahre 1697 ſchuld war, wobei 18000 gedruckte, meiſtentheils Schwediſche Bücher — eine für das Land und für die damahlige Zeit äuſſerſt beträchtliche Anzahl — und 4000 Manuſcripte durch die Flammen verzehrt wurden.

Indeß kann man ſagen, daß die Schweden, beſonders ſeit der Regierung **Guſtav III.**, mit rühmlichem Eifer ihre Geſchichte durch Unterſuchungen aller Art aufzuklären ſuchen; Aufſätze, die theils in den Verhandlungen der Königlichen Academien in Stockholm und andrer gelehrten Geſellſchaften dieſes Landes, theils in kleinen Abhandlungen, Univerſitäts-Reden und Diſputationen häufig gefunden werden. Dies ſind hiſtoriſche Materialien, die, wenn ſie gleich oft nur einen ſehr eingeſchränkten Werth für den nach großen Reſultaten ſtrebenden Geſchichtſchreiber haben, der das Detail und die kleinlichen Local-Nachrichten nicht brauchen kann, dennoch Achtung verdienen; die aber wegen der

Schwierigkeiten der Sprache, der Entfernung und der Communicationen, für den ſchreibenden Ausländer, ſo gut wie gar nicht vorhanden ſind. Unterſtützt durch gelehrte Schweden, bin ich jedoch ſo glücklich geweſen, einigermaßen dieſem Mangel abzuhelfen, und habe alſo ihre handſchriftlichen Nachrichten und Beantwortungen meiner hiſtoriſchen Fragen zu den größern Materialien fügen können, die von dieſer Epoche vorhanden und unten bezeichnet ſind. Unter dieſen wackern Männern, will ich nur drey nennen, die für ihre Unterſtützung vorzüglich meinen Dank verdienen: Herr **von Nordenſkiöld**, Königlich Schwediſcher Geſchäftsführer beim Niederſächſiſchen Kreiſe, der ſich in ſeinem

Vaterlande auch als Schriftſteller mit Ruhm gezeigt hat; Herr **Gjörwell**, Königlicher Bibliothecar in Stockholm, und Herr **Fant**, Profeſſor der Geſchichte in Upſala.

Der Geſchichtſchreiber befindet ſich jedoch bei Erzählung dieſer in Schweden, zumahl in einer ſo entfernten Zeit, vorgefallenen Begebenheiten in keiner vortheilhaften Lage. Man ſiehet hier die Dinge, ihrer Natur nach, in einem zu einfachen Lichte. Der Stof hat nicht das in die Augen Fallende, das die Einbildungskraft Erhitzende, das durch die Größe der Gegenſtände Anziehende, was der Geſchichte großer, durch Völkerzahl und Reichthum, durch Induſtrie und Staats-Kräfte, durch Künſte und Waffen berühmter Staaten eigen iſt, wobei die Darſtellung nicht ſchwer fällt. Unternehmungen und deren Reſultate, können hier, in Vergleichung mit jenen durch Glück, Ruhm und Macht ausgezeichneten Ländern, nur geringfügig und nicht weitwürkend ſeyn; dagegen aber iſt das Spiel der Leidenſchaften hier ſo wie dort das Nämliche. Dies iſt für keinen Menſchen fremdartig, und auch die hier durch Handlungen entwickelten Charactere der ausgezeichneten Perſonen, ſind zu jedermanns Beurtheilung geeignet. In dieſer Hinſicht, und in der intereſſanten Betrachtung des allmähligen Uebergangs einer ganzen Nation von einer Religions-Lehre zur andern, der ſich gleichſam vor unſern Augen entwicklenden Volks-Ausbildung, der Entwürfe und deren Ausführung, der Urſachen und ihrer Wirkungen, wird man gegenwärtige Geſchichte, ohngeachtet ihres beſchränkten Stofs, nicht ohne Befriedigung leſen.

Ich habe zur nähern Kenntniß des Landes und der Nation, einen kurzen Abriß, nicht ihrer alten Geſchichte, ſondern nur ihres Zuſtandes und ihres ſittlichen Lebens, von den älteſten Zeiten bis zu Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts, nicht für überflüſſig gehalten; wobey ich die Staatsverfaſſung, die Religion, die Sitten und Gebräuche, in den verſchiedenen Zeitaltern, zur Vorkenntniß des folgenden, in ihren merkwürdigſten Zügen aufgeſtellt habe. Man wird dadurch im Stande ſeyn, nachſtehende Geſchichte deſto richtiger zu beurtheilen. Sie iſt in Bücher abgetheilt, und deren Inhalt jedem Bande zuſammen vorgeſetzt, nicht aber einzeln als Ueberſchrift der Bücher beigefügt; da dieſe Methode, durch eine zu frühe Kenntniß der kommenden Begebenheiten, das Intereſſe der Leſer ſchwächt, und oft ihre Ueberraſchung hindert; hingegen jene iſolirte, bloß die Ordnung der Dinge bezeichnende, Zuſammenſtellung, nicht das Leſen des Textes unterbricht, und dabei den Nutzen hat, als Regiſter gebraucht zu werden.

Man hat bei dieſer Geſchichte, auſſer den handſchriftlichen Mittheilungen, folgende Werke und Schriften benutzt:

Olof Dalins Geſchichte des Reiches Schweden.

Olaus Celſius Geſchichte Guſtav I. Königs von Schweden.

Puffendorfs Einleitung in die Schwediſche Geſchichte.

Holbergs Däniſche Geſchichte.

Willebrands Lübiſche Chronick.

Tengſtröms Tractat über die Schwediſche Marine in alten Zeiten.

Bergius Rede gehalten in der Academie der Wiſſenſchaften über den Zuſtand von Stockholm vor 200 Jahren.

Murbergs Rede gehalten in der Academie der Litteratur, über Stockholm während der Däniſchen Regierung in Schweden ꝛc.

Ferner habe ich dabei ein ſeltenes Werk von **Befali** zu Rathe gezogen, einem gelehrten Italiener, der im ſechszehnten Jahrhundert lange in Schweden lebte, und in Italieniſcher Sprache ſchrieb, welches Werk nachher lateiniſch überſetzt und im Jahr 1615 unter dem Titel: Politicarum Dissertationum de Statu Imperiorum, Regnorum, Principatuum et Rerum publicarum, in Frankfurth am Mayn gedruckt wurde.

Geſchrieben Hamburg im Februar 1801.

v. Archenholtz.

Schilderung

des

politiſchen, religiöſen und ſittlichen

Zuſtandes von Schweden,

von den älteſten Zeiten

bis zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts.

[illegible]

Inhalt.

Schweden, oder Scandien. — Phyſiſcher Zuſtand deſſelben in den älteſten Zeiten. — Urtheile der alten claſſiſchen Schriftſteller über Schweden. — Die älteſten Bewohner des Landes. — Odin. — Regierungs-Verfaſſung der Scandier. — Die Edda, heiliges Geſetzbuch. — Religions-Syſtem. — Opfer. — Heiliges Feuer. — Sonderbarer Gebrauch in den Opfertempeln. — Chronologie. — Kumbel-Alter; Brenn-Alter; Hügel-Alter. — Leichenbegängniſſe. — Jahres-Rechnung. — Drottars, Ober-Prieſter und Ober-Richter. — Geſetze in den älteſten Zeiten. — Juſtiz-Pflege. — Endſchaft von Odins Dynaſtie. — Grundſätze und Verfahrungsart bey einer Königswahl. — Die Reichsreiſe der neuen Monarchen. — Filkis-Könige. — Jarls oder Fürſten, deren Hofhaltung und Macht. — Herſen. — Schwediſcher Adel, deſſen Fehden und Vorrechte. — Kriegsweſen der alten Schweden; militäriſche Grundſätze; Einrichtung der Armeen; Waffen; Diſciplin; Befeſtigungs-Kunſt; Kriegsgeſetze und kriegeriſche Eigenheiten. — Nordiſche Amazonen. — Schiffahrt der alten Schweden. — Die Wäringer, oder militäriſchen Wanderer nach dem Orient. — Die Kreuzfahrer. — Die Schweden furchtbare Seeräuber, unter dem Namen der Wickinger. — Seeraub-Syſtem. — Die Vitalianer, eine vierzig Jahre lang beſtandene Corſaren-Bande. — Fortſchritte der Schweden in der Schiffahrtskunde und ihre ausgedehnte Seefahrten. — Zuſtand der Induſtrie der Einwohner im Mittel-Alter. — Zuſtand des Handels in Schweden in den älteſten Zeiten, und im Mittel-Alter. — Preiſe von Landes-Producten, fabricirten Waaren und Dienſtarbeiten in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts. — Schwediſcher Ausfuhr-Handel, Münz-Einrichtung und vorzüglichſte Handelsſtädte, in alten und mittlern Zeiten. — Kron-Einkünfte von Schweden im dreizehnten Jahrhundert. — Einführung des Chriſtenthums in dieſem Reiche und Folgen dieſer Einführung. — Prieſterkünſte. — Abergläubiſche Heilmittel. — Gottesgerichte. — Große moraliſche Veränderung der Nation. — Vermiſchte religiöſe Ceremonien. — Kampf der Päbſte für das Cölibat der Cleriſey in Schweden. — St. Peters Pfennig und unſrer lieben Frauen Pfennig. — Geiſtlicher Deſpotismus. — Prärogativen der Geiſtlichkeit in dieſem Lande. — Schwediſche Heiligen. — Neue Periode in der Geſchichte dieſes Reichs. — Wiſſenſchaften im alten Schweden. — Aſtronomie. — Zeitrechnung. — Runen. — Runenſtäbe. — Runenbücher. — Helſinger Runen. — Heilige Zahl Drey. — Beſondre Zählart. — Studirende Jugend im Auslande nach Gründung des Chriſtenthums in Schweden. — Einführung der Buchdruckerkunſt. — Poeſie. — Skalden. — Bauart der alten Tempel, der Opferhäuſer und Wohngebäude in den älteſten Zeiten und im Mittel-Alter. — Hausgeräthe. — Kleidung. — Nahrung. — Vielweiberey. — Einfache Ehen. — Erziehung der Söhne und Töchter. — Schwediſche Geſetzbücher im Mittel-Alter. — Pracht-Geſetze im vierzehnten Jahrhundert. — Luxus des Königs Carl Knutſon im funfzehnten Jahrhundert. — Zuſtand der Schwediſchen Städte, der Sitten und Lebensweiſe ihrer Bewohner in damaliger Zeit. — Einführung der Gaſthöfe in Schweden. — Turniere. — Volks-Vergnügungen. — Muſik. — Ehrloſigkeit der Spielleute. — Buße für den Mord eines Muſikers. — Jagd. — Vier beſondre, durch Eigenheiten ausgezeichnete, Völkerſchaften des alten Schwediſchen Reichs: die Dalecarlier; die Finnen; die Lapländer und die Isländer.

Schweden, das die Griechen und Römer in den erſten Zeiten Thule nannten, und hernach unter dem Namen Scandien in Norden ſo wie in Oſten und Süden bekannt wurde, war bereits im hohen Alterthum ein merkwürdiges Land; durch ſeine Schickſale, durch Religion, Verfaſſung, Geſetze, Sitten und Gebräuche. Manche derſelben wurden nach und nach in die entlegenſten Länder verbreitet, von mächtigen Völkern angenommen, waren Jahrhunderte lang im Norden herrſchend, und haben bis auf den heutigen Tag Spuren hinterlaſſen.

Noch weit größer ſind dieſe Spuren, wenn wir die Schweden unter der Benennung der in der Weltgeſchichte ſo berühmten Gothen betrachten, die den Namen ihrer Nation von Volk zu Volk als ehrenvoll überlieferten, und ihn auch durch Waffen, Sitten und Künſte in Europa unſterblich machten. Von ihnen kamen die Turniere her, die ſo lange bey den Prachtfeſten der Höfe unter den Luſtbarkeiten den erſten Rang hatten; die noch beſtehenden Zweykämpfe; die Stammtafeln; die Ahnen-Ehre; die unzierlichen, noch bey großen, aufgeklärten Völkern üblichen gothiſchen Buchſtaben; mehrere zum Theil verlohren gegangene Künſte, und eine eigne, wenn gleich nicht muſterhafte, doch achtungswürdige, ja bewundrungswerthe Bauart.

Da die Erdkunde in den ältern, ſo wie in den ſpätern Zeiten immer in der Kindheit war, und es bis in unſere Tage blieb, ſo wußte man überall wenig von der Verſchiedenheit ſolcher Nationen und Völkerſchaften, die entlegene Länder bewohnten. Die Wenden und andre nordiſche Völker wurden daher alle mit dem Namen Gothen belegt; da dies die vornehmſte und zahlreichſte Nation in Norden war, die ſich in dieſer Weltgegend ſo ſiegreich zeigte, in der Nähe ſo wie in der Ferne groſſe Eroberungen machte, und ihre Religion, wie auch viele ihrer Geſetze, in den beſiegten Ländern einführte.

Das alte Schweden oder Scandien erſtreckte ſich vom Eismeer bis nach Oreſund, und von den Norwegiſchen Felſen bis an die Oſtſee. Es war ein ſehr groſſes Land, deſſen Küſten von Vorgebürgen, Erdzungen, Inſeln und Klippen umgeben waren, das auch im Innern eine Menge Flüſſe und Landſeen hatte; dabey war es voller Wälder und Gebürge, auch damahls weit mehr wie jetzt von Inſeln und Holmen durchſchnitten. Man kann ſagen, daß die Zeit in einer Reihe von Jahrhunderten, unter dieſem nordlichſten Himmel, vielleicht mehr Veränderungen, wie in irgend einer andern Erd-Region erzeugt hat.

Die Bewohner dieſes Landes waren nach aller Wahrſcheinlichkeit, die eigentlichen Hyperboreer der Alten. Dieſe Benennung war Scythiſch, da Yperboar in dieſer Sprache über wegwohnend heißt, und Diodor das Land der Hyperboreer ſchilderte, „als eine Inſel im Meer, „ſo groß wie Sicilien; gelegen im äußerſten „Norden, Celtien gegenüber.“ Plinius ſetzte hinzu: „ſie läge unter dem Wendepunct der „Erde und dem äußerſten Kreis der Sterne.“

Pomponius Mela gieng in ſeiner characteriſtiſchen Bezeichnung noch weiter, und ſagte: „daß „man hier ein halbes Jahr lang das Tageslicht „ſehen könnte.“ Die langwierigen Winternächte in dieſer Weltgegend gaben auch den Griechiſchen und Römiſchen Geographen Anlaß zu der Fiction der Cimmeriſchen Finſterniſſe und der ſechs Monate hindurch ſchlafenden Menſchen.

Die älteſten Bewohner Schwedens genoſſen, nach Art aller wilden Völker, eine natürliche Freiheit. Auf ihrer niedrigen Stufe der Cultur formirten ſie keinen Staat, und hatten auch keine Verfaſſung; obgleich es dieſen Ländern nach Herodots und andrer alten Schriftſteller Zeugniß nicht an Menſchen fehlte. Sie kannten eine geraume Zeit durch nur allein die hausväterliche Herrſchaft. Eigentlich waren ſie Nomaden, ſo wie die alten Scythen, und wie es noch jetzt die Tatarn und die Araber ſind; ſie wohnten in Hütten, und zogen umher von einem Ort zum andern.

Ein einziger Menſch, Odin, ein ſcythiſcher Flüchtling, der im zweiten Jahrhundert unſrer Zeitrechnung ſein Vaterland verließ, dem Römiſchen Joche entfloh, und hernach Schweden beherrſchte, beſtimmte das Schickſal dieſer Nation und veränderte alles. **Odin** ahmte **Moſes** nach; er verband die Religion aufs genauſte mit den Geſetzen und den Sitten, und that das, was einige Jahrhunderte nachher **Mahomed**, mit weniger Tugenden als ſeine beiden Vorgänger, aber mit gleichem Glück ausführte. Alle drey, obgleich höchſt verſchieden an Charakter, Kenntniſſen, Denkungsart, Vorurtheilen und Sitten, hatten doch einerley Zweck: ſie handelten zu Befriedigung ihrer Privat-Leidenſchaften, wurden aber dennoch in mancher Rückſicht, bei allen ihren zum Theil monſtruöſen Lehrſätzen, Wohlthäter von Millionen Menſchen, und erhielten auch alle drey nach ihrem Tode göttliche Ehre — Eben dieſer **Odin** wurde auch der Wodan der alten Germanier, der **Allvater**; ihre oberſte Gottheit, womit ſie die höchſten Begriffe verbanden.

Schweden war jedoch den Scythen ſchon lange vor **Odin** bekannt. Von denjenigen Stämmen dieſer Nation, die in den älteſten Zeiten einen großen Theil des heutigen Rußlands bewohnten, hatte ſchon vierhundert Jahr vor der chriſtlichen Zeitrechnung eine Völkerſchaft, die Wodiner, die vor den Macedoniſchen Waffen flohen, die Schwediſchen Inſeln beſucht, und ſie in Beſitz genommen. Von dieſen Wodinern, die ſelbſt noch Barbaren waren, lernten dennoch die in jener Zeit von den Wilden wenig verſchiedenen Schweden, oder Scandier, Manches; indeſſen hatten die Eingebohrnen in der Cultur doch nur ſehr geringe Fortſchritte gemacht, als Odin hier ankam. Seine Scythen waren damahls ungleich gebildeter, als die Schweden, bei denen der zum Herrſchen gebohrne Odin jezt alles umänderte, oder vielmehr den rohen Maſſen der bürgerlichen und religiöſen Verfaſſung Formen gab. Vor ihm waren die Schweden in der Ausbildung nicht viel weiter gekommen, als die heutigen Bewohner der Sandwich-Inſeln. Durch ihn geleitet, ſtrebte man vorwärts. Es wurden Tempel gebaut, Opfer feſtgeſezt, überdachte Geſetze gegeben, Tribunäle angeordnet, und Volksverſammlungen geregelt. Seine Rache gegen die Römer beſtimmte ihn vorzüglich, ſein Volk, noch mehr als es ſchon war, zu Kriegern zu bilden. Gottesdienſt, Ruhmſucht, Ehrgeiz, Gier nach Beute, Rache, Furcht, Hofnung, die mächtigſten Leidenſchaften wurden hier alle zu einem Zweck vereinigt. Die groſſen Wirkungen eines ſolchen Plans konnten nicht fehlen.

Anfangs hatten die Scandier die einfachſte

Regierungs-Verfaſſung, und dieſe gründete ſich auf einen Lehrſatz der Celtiſch-Scythiſchen Religion. Ein jeder Hausvater, der einen Strich Landes, oder eine Inſel beſaß, war ſelbſt Herr und Richter über ſeine Familien-Zweige und Dienſtleute. Er war dabei ganz unabhängig und Keinem Rechenſchaft ſchuldig. Der von ihm bewohnte Boden war ſein Eigenthum, das auf ſeine Nachkommen vererbt wurde. Größere oder kleinere Landſtriche wurden von dieſen Hausvätern an ihre Kinder oder Dienſtboten, an brauchbare oder überflüſſige Perſonen zum Anbau gegeben. Dies war der Urſprung des Adels in Schweden, biß auch hier das von der Gleichheit unzertrennliche Fauſtrecht eintrat, ein Bezirksherr den andern befehdete, der Stärkere den Schwächern unterdrückte, und daher die gebieteriſche Maasregel veranlaßte, ſich einem benachbarten Oberhaupt zu unterwerfen. Dieſe kleinen Herrſcher kamen durch die Fehden mit ihren Rivalen bald in die nehmliche Lage, in der ihre Vaſallen ſich befunden hatten. Dies zeigte die Nothwendigkeit ein allgemeines Oberhaupt zu haben, und bahnte hier den Weg zum Königthum.

Die alten Scandier hatten ein heiliges Geſetzbuch, oder eigentlich eine mit Fabeln vermiſchte National-Sittenlehre. Dies war die Edda, deren Urſprung ſich ins Alterthum verliert. Hiezu kam die Volu-ſpa, eine Sammlung von Weiſſagungen, die man als die Sybilliſchen Bücher der alten Schweden betrachten konnte. Beyde wurden bey Entſtehung des Chriſtenthums von den Mönchen vertilgt. Der gelehrte Isländer, Sigfuſſon, ſammlete im Jahr 1114 die zerſtreuten Bruchſtücke der Edda; allein dies mühſam hergeſtellte Buch ging abermahls verlohren; ein andrer Isländer, Snorre Sturleſon, Ober-Landrichter auf dieſer Inſel, rettete davon hundert Jahre ſpäter einige Fragmente, die noch vorhanden ſind.

Der Gegenſtand ihrer Religion waren drei Gottheiten: Har, Jafn-Har und Tridi, das iſt: der Große, der eben ſo Große, und der dritte Große; eine wirkliche Dreieinigkeit; auch war bei ihnen die dritte Zahl heilig, nach der Lehre der älteſten Weiſen des Orients. Sie hatten bei ihrer Dreieinigkeit auch einen Mittelgott, ſo wie die Egypter ihren Orus oder Thor, die Perſer ihren Mythras, die Syrer ihren Adonis hatten, und noch jetzt die Indier ihren Brama, die Chineſer ihren Confucius und die Muſelmänner ihren Mahomed haben. Die Schweden nannten den ihrigen auch ſo wie die Egypter Thor. Man fabelte von ihm, daß er in Menſchengeſtalt auf Erden herumgewandelt ſey, und Wunder gethan habe; dabei wurde dieſer Mittelgott bei den Schweden, ſo wie bei allen vorgedachten Völkern, als ein Vermittler betrachtet; ſie glaubten, daß er wieder in die Welt kommen würde, das Böſe zu vernichten, und das Gute wieder herzuſtellen. Die Edda ſprach auch von der Entſtehung der Welt, vom Chaos, von der Schöpfung des Menſchen, und von den Himmel ſtürmenden Rieſen.

Der höchſte Gott wurde nachher von ihnen auch Odin genannt. Dies war der Kriegsgott der Scandier, da der Krieg ihre größte Wonne war, und endlich ihr Alles wurde. Sie glaubten eine Unſterblichkeit der Seele; einen Wohnort der Verdammten, wo die gottloſen Menſchen, unten in der neunten Welt, entfernt von der Sonne, im Mittelpunkt der äuſſerſten Kälte und der größten Finſterniß, umgeben von Schlangen und tobenden Wellen, von dem böſen Geiſte gequält werden würden; hingegen die Tapfern würden nach ihrem Tode in Wal-Halla zuſammen kommen, in einer coloſſaliſchen Helden-Wohnung, die fünfhundert und vierzig Thore hatte, jedes ſo groß, daß achthundert Helden auf einmal hindurch gehen könnten; ein Wonne-Ort, wo ihre Beluſtigungen ſeyn würden, zu reiten, freundſchaftlich zu kämpfen, und zu zechen.

Der Untergang der Welt ſollte, nach der Edda, durch Feuer oder Waſſer geſchehn. »Die »Natur und die Elemente, — heißt es dort, — »würden ſodann gegen einander kämpfen; die »Sonne würde verfinſtert werden; die Sterne »verſchwinden; die Erde ins Meer ſinken; das »Feuer alles verzehren, und endlich der Himmel »zuſammenſtürzen.«

Augenſcheinlich war ſehr vieles von ihrem Religions-Weſen aus der Mythologie der Griechen und andrer Völker des Morgenlandes entlehnt; wobei jedoch das durch griechiſche Phantaſie Veredelte, bey einem barbariſchen Volke entſtellt wurde.

Die dritte Gottheit der alten Schweden war Frygga, das Sinnbild der Weisheit; ſie wurde für Odins, des Obergottes, Gemahlinn gehalten, und hatte eine große Aehnlichkeit mit der zu Carthago angebeteten Urania, ſo wie mit der Tyriſchen Göttin Aſtarte, und der groſſen

Diana der Epheſer; wie dann auch eine der älteſten Opferſtätten der Göttin Frygga in Schweden, Dianens Tempel genannt wurde. Die Scytiſchen Völker, die das jetzige Rußland bewohnten, hatten dieſer Himmels-Königinn auch an der Dwina einen Tempel errichtet, und nannten ſie Salotta-Babba, oder das goldene Weib.

Frygga hatte als Königin des Himmels viele Unter-Göttinnen zu ihrem Gebot; als Freya die Göttin der Beſtändigkeit; Wöra die Göttin des Scharfſinns; Snotra, die Göttin der Reinlichkeit; Saga, die Göttin der Geſchichte, und andre. Gnae war die Bothſchafterin der Frygga, oder die Iris dieſer Obergöttin, die auch dreyen Grazien, drey ſchönen Mädchen, Urd, Werdandi und Skuld, ihre himmliſchen Befehle ertheilte. Sie waren Dienerinnen des Schickſals, und hieſſen Nornen, ſo wie das Schickſal im Schwediſchen Nornaskap genannt wurde. Dieſe drei Weſen waren den Parzen der Griechen nicht unähnlich; hier aber ſtellten ſie das Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige vor. Die Erde wurde als Göttin Hertha verehrt. Auch gehörte ein Götterbothe zu der Mythologie der alten Schweden,

den ſie Heimdal nannten, und der ſo ſcharfſichtig war, daß er im Finſtern ſo wie bey Tage ſehen konnte. Es war eine Zuſammenſchmelzung des Griechiſchen Mercurs und des Argus; auch war ſein Hauptgeſchäft der Wächter des Himmels zu ſeyn. — Die alten Scandier hatten auch ihren Apoll; Brage war bey ihnen der Gott der Beredſamkeit und Dichtkunſt.

Dieſe Unter-Gottheiten kamen jedoch nur in geringe Betrachtung, da man die ganze Verehrung auf die drey Götter, Odin, Thor und Frygga beſchränkte. Bey dem großen Haufen dieſer rohen Nation war es ein plumper Götzendienſt; nur ſehr wenige ſahen ein, daß es eigentlich perſonificirte Eigenſchaften des höchſten Weſens waren: Macht, Güte und Weisheit. — Nach und nach wurde die Zahl ihrer Götter vermehrt, und im zweiten Jahrhundert nach der chriſtlichen Zeitrechnung von dem Scytiſchen Odin gleichſam ein neuer Götzendienſt gegründet. Er geſchah urſprünglich in Haynen, oder auf Höhen und Bergen, wo man Altäre, oder Steingerüſte von Oſten gegen Weſten errichtete. Hier opferte man anfangs den Göttern blos die Erſtlinge des Getreides, der Früchte, und auch des Viehes; Opferthiere, die, obgleich dem Gottesdienſt gewidmet, doch nicht geſchlachtet wurden. So blieb es eine Zeit lang. In der Folge aber geſchah kein Opfer ohne Blutvergießen; erſt ſchränkte man ſich auf gewiſſe Thiere und Vögel ein; man opferte Ochſen, Pferde, Hunde, Eber, Habichte, Hähne ꝛc., bis endlich die Reihe auch an die Menſchen kam. Kriegsgefangene, Sklaven, oder leibeigne Knechte, auch Kinder unter neun Jahren, wurden den Götzen zu Ehren geſchlachtet, bis das eingeführte Chriſtenthum dieſer Abſcheulichkeit Einhalt that. Die Leichname der Opfer wurden verbrannt, oder in den heiligen Haynen aufgehangen, Menſchen und Thiere durcheinander; nachher wurden ſie herunter genommen und auf einem Altar oder Scheiterhaufen den Flammen übergeben. Mit dem Opferblut wurde das umherſtehende Volk beſprengt, und die Altäre, Wände, Sitze, überhaupt alles in- und außerhalb dem Opferhauſe damit beſtrichen. Den Beſchluß des Feſtes machte immer ein Opferſchmaus, von Geſängen und unkeuſchen Spielen begleitet.

Dieſe Völker hatten auch ein heiliges Feuer, das noch älter, als ihr Götzendienſt war, und wahrſcheinlich von einer mehr ausgebildeten Nation herkam, wenigſtens keinen gemeinen, zufälligen

Urſprung hatte. Bey dieſem Feuer ſchwur man und that Gelübde. Es wurde auch nicht durch die gewöhnlichen Mittel, ſondern durch ſtarkes Reiben angezündet, und durfte nie erlöſchen. Königstöchter wurden nachher die Bewahrerinnen dieſes Feuers, ſo wie in Rom den Veſtaliſchen Jungfrauen die Hütung jenes Heiligthums anvertraut war. Dieſe Scandiſchen Prieſterinnen gaben dabey Orakelſprüche; auch erzeigte man ihnen faſt göttliche Ehre, und heiligte ihnen ſogar Kinder, die ſie nach Wohlgefallen, lebendig oder todt, den Göttern weihen konnten.

Ein ſonderbarer Gebrauch war, daß alle vornehme Brautleute in ſolchen Opfertempeln ihr hochzeitliches Nachtlager hielten, um dadurch den Seegen der Götter zu erlangen. Die Prieſter dehnten dieſe Bequemlichkeit noch weiter aus; ſie geſtatteten auch in dieſen Tempeln Zuſammenkünfte liebender Perſonen. Gewiß fanden ſie einen Vorwand, dieſe große Unſittlichkeit zu beſchönigen, ja wohl gar dadurch die Anhänglichkeit der Layen an Prieſter und Tempel zu vermehren. — Noch im zehnten Jahrhundert ſtand in Weſtgothland ein großer dem Gott Thor geheiligter Tempel, der hundert Götzenbilder hatte, und damals von dem Norwegiſchen Jarl, Håkan Sigurdſon geplündert und zerſtört wurde.

Die alten Schweden hatten eine ganz eigenthümliche Zeitrechnung; ſie ordneten ſolche nach der Art ihrer Leichenbegängniſſe. Urſprünglich, ſeit der Bevölkerung dieſer Weltgegend begruben die Einwohner ihre Todten gemeinſchaftlich in großen Grüften, die man nachher Rieſengräber, oder Kumbel nannte; ein Gebrauch, der der ganzen Periode, worin er üblich war, einem Zeitraum von 550 Jahren, den Namen Kumbel-Alter gab. Auf Odins Verordnung wurden nunmehr die Todten verbrannt. Dieß war das Brenn-Alter. Nachher kam die Sitte der Beerdigungen wieder empor. Man warf Grabhügel auf, unter welchen man die Leichname begrub. Dieſer Zeitraum wurde das Hügel-Alter genannt. Die Gewohnheit war die Todten neun Tage lang zu beweinen, und häufig die Grabhügel zu beſuchen, die zu den Eigenheiten dieſes Landes gehörten.

Nach Odins Vorſchrift wurde die Aſche in Gefäßen aufbewahrt, womit die nächſten Verwandten ihre Thränen vermiſchten. Man verbrannte alles mit, was den Verſtorbenen im Leben am liebſten geweſen war: Waffen, Metalle, Vieh, beſonders Pferde; bei Perſonen weiblichen Geſchlechts nahm man dazu Geſchmeide, Ringe und andre Putzartikel; ja bei vornehmen Perſonen waren es auch oft ihre Bedienten, Freunde und Weiber, die aus Religionseifer ſich dieſem Feuer-Tode unterwarfen.

Die Sitte ſich oder die Seinigen den Göttern zu weihen, blieb viele Jahrhunderte im Gebrauch, und nahm in Schweden erſt nach Einführung des Chriſtenthums ein Ende. Da im Jahr 983 die Schlacht bei Upſala über Erichs Krone entſcheiden ſollte, that dieſer Monarch das Gelübde, im Fall des Siegs, ſich nach zehn Jahren dem Odin zu weihen. Seine junge Gemahlin Sigrid, der ein ſo zeitiger Feuer-Tod nicht behagte, ließ ſich deshalb von ihm ſcheiden.

In alten Zeiten wurde hier der Anfang des Jahres von der längſten Nacht an gerechnet. Dies dauerte bis zum Jahr 1080, da denn dieſer heidniſche Gebrauch abgeſchafft, und das neue Jahr auf Verlangen des Römiſchen Hofes mit dem erſten Januar angefangen wurde.

Es waren im alten Schweden zwölf Drottars, oder Oberrichter, die auch zugleich Ober-Prieſter waren. Sie vereinigten alles, was dem Volke Ehrfurcht einflößen konnte; denn ſie waren Richter, Prieſter und Aerzte; ſie ſprachen dem Volke Recht, ſorgten für die allgemeine

Sicherheit, verordneten den Kranken Arzneyen, und ſtanden auch dem Gottesdienſt vor. Odin hatte ihnen die Eigenſchaften gewiſſer Kräuter, auch die Kenntniß anderer Heilmittel gelehrt, welches, ſo wie die liſtige Art der Ausſpendung, nicht wenig zu ſeiner göttlichen Verehrung beitrug. Alles zum Gottesdienſt gehörige geſchah nach Odins Einrichtung, der ſich jedoch, bei aller den Drottars verliehenen Macht, ſelbſt vorbehielt die Geſetze zu geben. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß die zwölf Oberrichter im heutigen England, und vielleicht auch die zwölf Geſchwornen bei den Tribunälen, in jener Verfaſſung Odins ihren Urſprung haben. Eigentlich war es eine Scythiſche Sitte, die dieſer Geſetzgeber aus ſeinem Vaterlande mitbrachte; auch wurden nach und nach in andern von Scythiſchen und Gothiſchen Abkömmlingen bewohnten europäiſchen Ländern dieſe zwölf Männer-Gerichte gebräuchlich. Die Mehrheit entſchied das Urtheil; waren aber bei Criminal-Fällen die Stimmen getheilt, ſo fiel dies durch die Milde der Geſetze zum Vortheil des Angeklagten aus.

Ein ſolches Gericht wurde im alten Schweden unter freiem Himmel gehalten. Der Vorſteher ſaß auf einem großen Stein, und die andern zwölf Richter in einem Kreiſe um ihn herum. Das verſammelte Volk ſchloß ſodann einen großen Zirkel um das Tribunal. Richter und Zuhörer waren bewafnet. Mißfiel ihnen das Vorgetragene, ſo machten ſie mit ihren Waffen ein unordentliches Geräuſch; dagegen ihr Wohlgefallen und die Billigung der Urtheilſprüche durch ein dreymaliges cadenzartiges Schlagen auf ihre Schilder angezeigt ward.

Der Upſaliſche **Drott** hatte unter den Oberprieſtern den höchſten Rang; auch war zu Upſala der vornehmſte Opferplatz, ſo wie der Ort der allgemeinen Volks-Verſammlung, wobei ſich alle Scandiſchen Völker, durch Geſetze und Religions-Ideen getrieben, alle neun Jahr einfanden. **Domar**, der im Jahr 400 ſtarb, Sohn des den Göttern geopferten **Domalder**, war der letzte Ober-Drott in Upſala, da ſein Nachfolger den Königstitel annahm, und er auch eigentlich ſchon die höchſte Perſon im Reiche geweſen war.

Die Geſetze, Maximen und Denkſprüche dieſes Volks, wovon weiter hin geredet werden wird, waren in hölzerne Stöcke geſchnitten, und dieſes eingeſchränkten Raumes halber in wenig Worten abgefaßt. Sie enthielten ſowohl die

Pflichten der Einwohner unter einander, als die gegenſeitigen Pflichten der Obrigkeiten und Unterthanen. Die Geſetze waren ſo gerecht als billig; daher ſie auch in fremden Ländern leicht Eingang fanden, und vielleicht ſo viel als die ſiegreichen Waffen beitrugen, dort das Anſehn der Gothen zu gründen. Alle neun Jahr war eine allgemeine Volksverſammlung, auf welcher die alten Geſetze beſtätigt, neue feſtgeſetzt, und andere ſowohl bürgerliche, als gottesdienſtliche Verfügungen gemacht wurden. Bey dem Vertrag eines neuen Geſetzes reichte der Lagman, oder Oberrichter, die Spitze ſeines Schwerdts oder Spießes den andern umherſitzenden Richtern dar, da denn die Betaſtung die Zuſtimmung bezeichnete.

So kurz wie die Geſetze, waren auch die Urtheilsſprüche, die anfangs bloß mündlich abgethan, hernach aber auf kleine Stücken Holz geſchnitten, oder auf Baumrinden gezeichnet, und endlich auf Stücken Kalbleder geſchrieben wurden. Wenig Völker hielten ihre Geſetze ſo in Ehren, wie die alten Schweden; ſie wurden auch jährlich in allen Diſtricten des Landes verleſen.

Große Verbrechen, als Verrath, Raub,

Friedensſtörung, konnten von keinem Tribunal, auch nicht vom Könige begnadigt, noch weniger durch eine Buſſe von Eigenthum gutgemacht werden. Sonſt war es in der Gewalt des Königs, den Verbrechern ihre Wohnungen verbrennen zu laſſen; auch konnte er ihnen eine Buſſe auferlegen, die, weil man noch das Geld nicht kannte, in Vieh oder Landes-Producten beſtand. Selbſt ein Mord wurde auf dieſe Art gebüßt. In zwei Fällen aber fand gar keine Strafe ſtatt. Wenn ein Mann ſeine Frau im Ehebruch betraf, ſo konnte er Weib und Nebenbuhler auf der Stelle tödten. Bey Verläumdungen und Kränkungen der Ehre, wurde eine Herausforderung durch die Geſetze gebilligt. Erſchien der Beleidiger gar nicht, ſo fielen die Schmähungen auf ihn ſelbſt zurück; er wurde von jedermann verachtet, durfte keinen Eid vor Gericht ablegen, und ſein Zeugniß war überall ungültig. Geſchah der Zweykampf, und der Beleidigte fiel: ſo mußte ſein Gegner eine Buſſe erlegen; fiel aber der Beleidiger, ſo hatte die Sache keine weitern Folgen; der Leichnam wurde ohne alle Ceremonien an einem ſchimpflichen Ort eingeſcharrt. So tief fühlte dieſes ſonſt ſo rohe Volk Kränkungen der Ehre, und ſo entſtand ein Gebrauch, den die Gothen nach Deutſchland, Frankreich, Spanien und Italien brachten, der in ganz Europa unter den höhern Volksklaſſen Sitte wurde, und der ſich ſo viel Jahrhunderte hindurch bis in unſern aufgeklärten Tagen erhalten hat.

Dieſe hohen Begriffe von Ehre und Tapferkeit waren auch Urſache, daß zu den großen Verbrechen auch die Feigheit im Kriege gerechnet wurde, die die alten Schweden nicht bloß durch Schande und Beſchimpfungen, wie bei andern Völkern, ſondern mit dem Tode beſtraften. Der Feigherzige wurde erſäuft. Ferner hielten ſie es für eine heilige Pflicht, den Tod, oder auch nur das erlittene Unrecht ihrer Eltern, Verwandten und Freunde zu rächen. Die Söhne erbten mit den Waffen ihrer Väter auch ihre Streitigkeiten, und bezeichneten dieſes durch ein eignes Wort: Fehde-Erbe. Dieſes wurde nachher im Großen ausgedehnt, und ſo entſtanden die Rachkriege.

Odins Dynaſtie, nachdem ſie neunhundert Jahre lang in Schweden geherrſcht hatte, nahm im Jahr 1060 in der ſchrecklichen Schlacht bei Wärdsberg, ohnweit Linköping, ein Ende. In derſelben fielen die Vornehmſten des Reichs nebſt der Blüthe des Adels, und gleich darauf auch die beyden um den Thron von Schweden ſtreitenden Prinzen, Emund und Amund Jacobs Sohn, die letzten Zweige des Ynglinger Stamms, in einem Zweykampf.

Die Schweden, ſo wie faſt alle Europäiſche Nationen, ſprachen in jedem Zeitalter viel von Freiheit, von der ſie natürlich keinen andern Begriff hatten, als daß ſie nicht ihren Sklaven ähnlich ſeyn mochten, die ſie kauften und verkauften, und über deren Leben der Familien-Vater ſogar gebieten konnte. Indeß waren ihre Könige nicht uneingeſchränkt; ſie konnten ihren Willen nicht zu einem Geſetze machen, und widerrechtlich keinem Unterthan Leben und Freiheit nehmen. Nur in Verbindung mit den Landes-Aelteſten hatten ſie die vollziehende Gewalt.

Bey der Wahl eines Monarchen blieb man bei dem königlichen Geſchlecht; allein auf den nächſten Erben des Stamms wurde keine Rückſicht genommen, wenn jüngere Brüder, oder andre Prinzen der Regenten-Familie, mehr Regierungsfähigkeiten zeigten. In ſolchen Fällen verſammlete der älteſte Drott oder Lagman das Volk, ſtellte ihm einen Königsſohn vor, und fragte, ob es dieſen für ſeinen König erkennen wollte? Erfolgte die Zuſtimmung, ſo nahmen die Lagmänner den Neuerwählten auf ihre Schultern, um ihn dem Volk zu zeigen. Der König legte nun öffentlich den Regenten-Eid ab, ſchwur die Landesgeſetze zu halten, und allen Unterthanen Schutz zu verleihen; dagegen ihm der Upländiſche oder oberſte Lagman im Namen des Reichs die Upſala-ödе, das iſt: alles zum Schwediſchen Thron gehörige, bewegliche und unbewegliche Eigenthum, nebſt allen königlichen Rechten zuſagte. Zum Schluß dieſer Feyerlichkeit ſchwur ihm die ganze Verſammlung den Eid der Treue.

Des Königs förmliche Angelobung wurde noch zweimal wiederholt. Das erſtemahl bei dem gewöhnlich mit dem größten Pomp gefeierten Leichenbegängniß des verſtorbenen Monarchen. An dieſem Tage ſetzte der neue König ſich nicht auf den Thron, ſondern neben demſelben, auf einen niedrigen Stuhl. Hier brachte man ihm den ſogenannten Brage-Becher, ein großes mit Meth oder Bier gefülltes Horn, als Trinkgeſchirr, das er ſtehend empfing. Mit dieſem Becher in der Hand hielt er eine kurze Rede, worin er verſprach das Volk zu ſchützen; die Landesgeſetze zu halten; ſein Reich eher zu erweitern, als zu vermindern; das ſeinem Vorgänger angethane Unrecht zu rächen, und ſeine Regierung durch große Thaten merkwürdig zu machen. Hierauf trank er aus dem Brage-Becher zum Andenken des Verſtorbenen, und nahm ſodann förmlich auf dem Thron ſeine Stelle ein.

Die dritte feyerliche Zuſicherung des Königs an das Volk geſchah auf ſeiner Reichs-Reiſe, die er verpflichtet war, gleich nach ſeiner Wahl zu unternehmen, und zwar, nach den Worten des Geſetzes, rund um ſein Reich, nach dem Lauf der Sonne. Dieſe Reiſe, zu welcher allenthalben Wege und Brücken ausgebeſſert waren, geſchah zu Pferde mit vielem Glanz, in Begleitung des ganzen Hofſtaats, wobei aller Orten große Gaſtmähler angeſtellt wurden. Der Zug ging von Upſala aus gegen Südweſt über Strengnäs, durch Südermannland, Oſtgothland, Småland, Weſt-Gothland, und Nericke, ſodann über Weſtmanland nach Upland zurück. Allenthalben empfing er den Huldigungseid, und erneuerte den Seinigen.

Es blieb aber nicht bei dieſem alleinigen Ober-Regenten; denn es warfen ſich bald in den Provinzen Schwedens mächtige Vaſallen über große Diſtricte zu Herrſchern auf; eine Art Unterkönige, die man Fylkis-Könige nannte. Sie hatten über große Landſtriche zu gebieten, waren aber dem Schwediſchen Monarchen untergeordnet. Minder mächtig waren die Jarls oder Fürſten, die in ihren Bezirken feſte Schlöſſer hielten, worin ſie die hohe Gerichtsbarkeit ausübten, und auch unumſchränkt waren. Viele von ihnen lieſen mit einer Anzahl Schiffe auf den Raub aus, machten weite Fahrten, brachten im Herbſt die Beute nach Hauſe, und wurden daher Seekönige genannt. Vor den Raubfahrten waren manche dieſer Oberhäupter, troz des königlichen Titels, höchſt unbedeutend; einige Berge waren ihre Ländereyen, und etwas Vieh ihr ganzer Reichthum. So erzählt die Geſchichte von der Königin Arneſia, die in Jotna thronte, und nebſt einem Stückchen unabhängigen Landes, nichts als eine Heerde Ziegen hatte, die von ihrer Princeſſin Tochter Skinweſia geweidet wurden. Ein Mehlbrey war die ganze Mittagsmahlzeit dieſer königlichen Familie.

Die durch die Räubereien ihrer Unterthanen bereicherten Fylkis-Könige entſagten bald der alten Frugalität und hielten einen Hofſtaat, der freilich nur ſehr ins Kleine fiel. Sie hatten alle ſtatt einer Garde zwölf Kämpfer zu Waſſer und zu Lande, die nie ihre Herrſcher verlieſſen, und auch an einem beſondern Tiſch geſpeiſet wurden, den man Kerl-Tafel nannte. — Im achten Jahrhundert lud der grauſame Ober-König Ingiald alle dieſe Fylkis-Könige, deren ſechs in Schweden waren, zu einer groſsen Feierlichkeit nach Upſala ein; nur vier erſchienen, die im Gaſtſaal mit vielen andern Fürſten auf Ingialds Befehl lebendig verbrannt wurden.

Gegen Ende eben dieſes achten Jahrhunderts wurde in Schweden das Lehnrecht geordnet. So wie es in andern Ländern Herzogthümer und Fürſtenthümer gab, ſo hatte man hier Jarlthümer. Dieſe Fürſten wurden mit vielen Ceremonien inſtallirt. Der König nahm deu Jarl bei der Hand und führte ihn zu ſeinem Fürſten-Sitz; ſodann gürtete er ihm ſelbſt das Schwerdt um, legte ihm einen Schild um den Hals, und ſetzte ihm einen Helm aufs Haupt; dabei gab er ihm eine Fahne in die Hand. Eine jede dieſer Gaben war von Denkſprüchen begleitet. Hierauf erfolgte die feierliche Eidesleiſtung des Inſtallirten. Dieſe Jarls hatten auch ihre Leibwache, beſaßen die Gewalt über Leben und Tod, konnten das Volk verſammeln, Kriegsrüſtungen machen, und überhaupt alles thun, wie der

Monarch ſelbſt; ſie thaten dies jedoch Anfangs in ſeinem Namen, bis ſie, ſo wie in andern Ländern, ihre eigne Macht ſo feſt gründeten, daß die Länder wie ihr Eigenthum betrachtet wurden. Wenn ein Jarl reiſete, ward ſeine Fahne vor ihm hergetragen. Er hatte immer vier Herſen in ſeinem Dienſt. Dies waren Herren kleiner Bezirke. Ihre Einſetzung geſchah auch mit Hofgebräuchen und Gepränge. Sie waren zugleich Civil-Richter und Kriegs-Oberſten; auch hatten ſie das Recht immer eine Fahne vor ſich hertragen zu laſſen. Nach der oben erwähnten Veränderung behielten die Jarlen ſo wie auch die Herſen ihre Erbgüter als Lehen, wurden aber von jetzt an blos Beamte des Königs.

Die Macht der Jarlen nahm nach und nach zu. Im eilften Jahrhundert hatte ſie ihren höchſten Grad erreicht. Nur allein den offenbaren Nachtheil ihres Lehnsherrn durften ſie nicht aus der Acht laſſen, ſonſt hatten ſie alle Rechte ſouveräner Fürſten; ſie konnten nach Wohlgefallen Krieg führen, mit wem ſie wollten, Friede machen, Bündniſſe ſchließen, ꝛc.

Dieſe große Gewalt war den Königen ſehr anſtößig. Lange ſannen ſie auf zweckmäßige

Mittel ſolche zu vermindern, und dadurch ihre eigene Macht zu vermehren. Um dem urſprünglich zinsfreien Adel das Gleichgewicht zu halten, und ſich Creaturen zu machen, gaben ſie endlich im zwölften Jahrhundert ein Geſetz, wodurch der perſönliche Adel eingeführt, und dadurch die Anzahl der Schwediſchen Edelleute ſehr vergröſſert wurde. Bis dahin war das Volk von den älteſten Zeiten her immer bewafnet zu den Gerichts- und andern Verſammlungen gekommen, da jedermann, der nicht Knecht war, ein Schwerdt trug. Dieſer Gebrauch wurde jetzt abgeſchaft, und von nun an durften nur allein die königlichen Hofleute und Waffendiener bewafnet erſcheinen. Dadurch wurde ein ſolcher ein Edelmann, wenn er gleich kein Eigenthum hatte. Endlich ward der Adel als Belohnung für geleiſtete Dienſte, oder auch durch Hofgunſt ertheilt. Anfangs war er nur perſönlich; er wurde aber bald erblich, und dem urſprünglichen auf Land-Eigenthum gegründeten Adel gleich gehalten. Unter den vielen Vorrechten der Edelleute hatten ſie auch die Erlaubniß, mit ſechs Pferden zu fahren, dahingegen alle andern nur mit zwei fahren durften.

Dieſe theils ertheilten, theils angemaßten

Vorrechte der Edelleute nährten ihren Stolz, und erzeugten einen Egoismus, der alle patriotiſchen Rückſichten entfernte, und die Vaterlandsliebe untergrub. So geſchah es, daß der Adel hier ſo wie in ganz Europa ſein Unweſen trieb; er war gewohnt unter ſich Krieg zu führen, bei einzelnen Fehden ſich ſelbſt durch die Waffen Recht zu verſchaffen, und dies hielt er für die edelſte ſeiner Freiheiten. Vergebens ſuchten die Schwediſchen Könige dieſem Fauſtrecht wiederhohlt, nicht gerade zu, ſondern durch verblümte Verordnungen zu ſteuern. Es wurde im 12ten, 13ten und 14ten Jahrhundert verboten in großen Rotten und Haufen über Land zu ziehn, und für jeden die Zahl der Pferde feſtgeſetzt, die er mit ſich führen durfte. Zufolge einer Verordnung im Jahre 1344, wurden einem Ritter, der Reichsrath war, zwölf, wenn er es nicht war, acht, und einem Geringern nur drey Pferde verſtattet. Nichts ſollte mit Gewalt, ſondern alles nach Urtheil und Recht geſchehn. Allein dieſe innerlichen Kriege dauerten dennoch unabläſſig fort. Die Ritter gingen mit funfzig, ſechzig, auch hundert Mann Bauern ihre Gegner aufzuſuchen, fochten mit ihnen auf offenem Felde, oder beſtürmten ihre Wohnſitze; daher die barbariſchen Begriffe vom Gewalt-Recht, das im ganzen Mittelalter in den vornehmſten Ländern Europens die groſſe Richtſchnur aller Unternehmungen wurde; daher die vielen Schlöſſer, die durch ihre hohe Lage, Umfang und Feſtigkeit, den Landbewohnern Ehrfurcht einflößten; die runden Thürme; die dicken Mauern; die engen Zugänge; die Felſen-Treppen und unterirdiſchen Wege. Auf dieſe Weiſe ſahe man beſtändig Gewaltthätigkeiten in allen Schwediſchen Provinzen; nur allein ein auswärtiger Krieg, wo der ganze Adel ſeine Privat-Fehden ausſetzte um dem Könige zu folgen, gab dem Lande Ruhe.

Der Edelmann in Schweden war von allen Grundſteuern frei, wenn er ſich verbindlich machte in Kriegszeiten, zum Dienſt der Krone, mit einer Anzahl bewafneter Leute zu Felde zu ziehn. Dieſe Freiheit hieß die Frälſe, und wurde ſolche im Jahr 780 unter dem Könige Iſwar zu einem Reichsgeſetz. Sie war aber nicht allein auf den Adel beſchränkt; denn ein jeder Bonde, oder freygebohrner Landeseinwohner, der ſteuerpflichtig war, konnte auch unter dieſen Bedingungen ſeine Güter ſteuerfrey machen. Die Söhne der Edelleute, ſobald ſie funfzehn Jahr alt waren, muſten wählen, ob ſie Frälſe dienen, oder Bonde werden wollten.

Dieſe Vaſallen aber waren nur dann unterwürfig, wenn ſie es ſeyn mußten. Das Anſehn und die Gewalt des Adels nahmen immer zu. Im funfzehnten Jahrhundert hatte die Ariſtocratie in Schweden die größte Höhe erreicht. Die vornehmſten Edelleute ſetzten ſich nun in vielen Dingen ganz dem Könige gleich; ſie ſtützten ſich dabei auf die Geſetze, und auf die gänzliche Unabhängigkeit ihrer Tribunäle; denn im Calmarſchen Beſchluß vom Jahr 1483 waren die Worte: „Es ſoll ein jeder guter Mann, „geiſtlich oder weltlich, ein König über ſeine „unterhabenden Bauern ſeyn.“ Es iſt merkwürdig, daß man in Schweden weder Grafen, noch Freiherrn zu einer Zeit hatte, wo es deren bereits in ganz Europa gab. Erſt nach Guſtav Vaſa's Tode, bei der Krönung Erich XIV. wurden drei Reichsräthe zu Grafen, ſo wie neun zu Freiherrn gemacht, und dabei drey und dreiſſig Ritter geſchlagen.

Der den alten Schweden ſo theure Odin, war auch ihr Kriegsgott. Seine Bildſäule in den Tempeln war ſo wie Mars bewafnet; er war in völliger Rüſtung, und hatte ein Schwerdt in der Fauſt. Das Kriegsweſen war, wie bereits oben gedacht, bei dieſem Volk mit der Religion genau verbunden; oder war vielmehr ein weſentliches Beſtandtheil derſelben. Auch wurde von allen Göttern Odin am meiſten verehrt. Bei einer Nation, die ſo wie die Spartaner von Kindheit an zum Kriege erzogen, und bey welcher der Grundſatz geheiligt war, daß ein gewaltſamer Tod im Kriege oder auf der Jagd, der ſeeligſte ſey; bei einem ſolchen Volke, mußte natürlich alles Krieg athmen. Der höchſte Ruhm war hier ein verwegener Kämpfer zu ſeyn; und nur dieſe wurden die Anführer der Krieger. War ein neuer Feldherr erwählt, ſo hob man ihn auf Schilden in die Höhe, und zeigte ihn dem ganzen Heer; auch wurde der Friede gewöhnlich auf den Schilden beſchworen. In den älteſten Zeiten hatten die Schweden Streitwagen, die oft ſelbſt von den Anführern beſtiegen wurden. Wenn der König zu Felde zog, ſo wurde die groſſe Reichsfahne vor ihm hergetragen, wobei ihn die auserleſenſten Kämpfer umringten.

Die Schlachtordnung der alten Schweden war gewöhnlich ein Dreieck; oft hatte ſie auch die Form einer Pyramide, wobei in beiden Fällen die Spitze immer gegen des Feindes Mittelpunct gerichtet war. Kurz ehe die Schlacht anfing, weihete der Feldherr ſein ganzes Heer dem Odin. Hierauf ſchlugen die Soldaten auf ihre Schilde, und riefen den Namen Odin aus; man ſtieß ſodann in die Hörner, rührte die Trommeln, und es erfolgte ein allgemeines Kriegsgeſchrey; die Loſung zum Angriff *). Indeſſen herrſchte ſchon in alten Zeiten bei ihren Armeen Ordnung, ſtrenge Diſciplin und große Unterwürfigkeit gegen ihre Befehlshaber. Das Fußvolk machte hier nicht allein die Stärke der Armeen aus, ſondern war eigentlich ihr wahrer Beſtandtheil. Die Reiterey war nur zum Paradiren

---

*) Es verdient bemerkt zu werden, daß dieſer ſo vielen Völkern eigne Gebrauch eines Geſchreys beim Angriff, wobei man das Schrecken gleichſam voranziehen läßt — ein Gebrauch, der bei den Türkiſchen Heeren oft von großer Wirkung geweſen iſt, — von den vornehmſten Europäiſchen Nationen, aus einer falſch gedachten Verfeinerung; entweder als barbariſch abgeſchaft, oder doch nicht nachgeahmt wurde. Friedrich der Große, der mehr als man glaubt, auch im Kriege Franzöſiſche Grundſätze befolgte und nach Franzöſiſchen Vorurtheilen handelte, betrachtete lange Zeit dieß Kriegsgeſchrey als eine für diſciplinirte Armeen nicht geziemende Sitte, bis er endlich nach dem ſiebenjährigen Kriege dieß Vorurtheil, obgleich etwas ſpät, aufgab, und bei den Angriffen ſeiner Reiterey ein ſolches Geſchrey einführte.

und der Form wegen dabey; da ſie in einem von Inſeln und Gewäſſern durchſchnittenen Lande, auf gefrornen Seen und in Gebirgen, ſehr wenig brauchbar war; und auch die Schweden wegen ihrer Lebensweiſe zu dem Cavallerie-Dienſt wenig Neigung hatten. Ihre geringe in Haufen vertheilte Reiterei beſtand daher aus leichten Dragonern, die bald zu Pferde, bald zu Fuß ſtritten, und wenn es zum Treffen kam, an die Seiten der bei ihnen üblichen dreieckigten Schlachtordnung geſtellt wurden.

Ihre Waffen waren das Schwerdt, die Streitaxt, Helm, Schild, Pänzer, Bogen und Pfeile. Das Schwerdt, das in einem Gürtel über die rechte Schulter hieng, war kurz und meiſtens etwas gebogen; doch waren lange und gerade Schwerdter auch nicht ungebräuchlich. Die Axt war zweiſchneidig, um ſie auf beiden Seiten zu gebrauchen. Sie hatte entweder einen langen oder einen kurzen Schaft; wurde ſie an einem langen Schaft oder Spieß befeſtigt, ſo war es eine Hellebarde, die man noch jetzt in Rüſtkammern, auch in den Händen von Hof-Trabanten, und bei altmodiſchen Proceſſionen ſieht. Die Axt mit einem kurzen Stiel wurde wie ein Schwerdt getragen, ſowohl zum Hauen, als Werfen gebraucht, und war beſonders eine Waffe der Reiterey. Weniger allgemeine, aber doch gebräuchliche Waffen, waren die Spieße, die Wurfſpieße, die Saxe, eine Art kleiner ſtreitenden Handgewehre, die Streithammer mit langen Stielen, die Mäcker, eine Gattung Dolche, und Kolben mit Nägeln, oder auch mit eiſernen Zacken beſchlagen, die noch jezt von den Dalecarliern gebraucht werden.

Die alten Schweden, ſo wie ihre Vorväter, die Scythen, waren auch ſehr gute Bogenſchützen. Dieſe ſuchten ſich im Treffen immer Hügel aus, von wo ſie den Feind beſchoſſen. Oft drang ihr Pfeil durch den Schild. Sie dienten zu Fuß, und ein jeder von ihnen, wenn er für wohlausgerüſtet gehalten ſeyn wollte, mußte ſechs und dreißig Pfeile in ſeinem Köcher haben; auch hatten die Schweden bei ihren Armeen Schleuderer zu Steinwürfen.

Zu Vertheidigungs-Waffen hatten ſie Helme von Leder, von Eiſen oder von Kupfer, die bisweilen auch vergoldet waren. Ihre Schilde hatten nichts beſtimmtes, weder in der Form noch in den Beſtandtheilen; ſie waren klein, rund und von vielfacher Art; von Weiden, von Baumrinden, von dickem Leder; manchmal mit Eiſen oder Kupferblech, und bei den Vornehmen mit dünnen Silberplatten überzogen, oder auch mit allerhand Farben willkührlich bemahlt. Mehrentheils aber waren ſie ſchwarz, als die Farbe des Schreckens; ſo wie ſie auch, in der Abſicht ihren Feinden deſto furchtbarer zu werden, den Gebrauch hatten, ihre Geſichter und Hände ſchwarz zu machen. Die Vornehmſten der Nation trugen auch Panzerhemden von Eiſendrath, die den ganzen Leib bedeckten. Dies war eine Kriegstracht, die die Scythen nach Schweden brachten, bald in ganz Europa üblich wurde, und die noch jetzt bei den tapferſten Völkern, von einzelnen Kriegs-Befehlshabern als Privat-Gebrauch nicht verworfen wird.

Lange Zeit hielten es die Schweden, nach der alten Gothen Weiſe, für ſchimpflich, einen Feind unverſehens zu überfallen. Es mußten daher immer zuvor durch Trompeten und andre Feld-Inſtrumente laute Zeichen eines nahen Angriffs gegeben werden. Dieſe großmüthige Maxime, die nicht immer ein glücklicher Erfolg bewährte, wurde noch bis auf die Zeiten Guſtav I. beibehalten. Acke Johanſon, Feldherr der Schweden unter dem Reichs-Vorſteher Sten Sture, griff im Jahr 1502 das Däniſche Lager bei Elfsborg an. Es war Nacht, ein dicker

Nebel, und der Feind zu keinem Gefecht vorbereitet. Der Sieg war auf dieſe Weiſe noch vor Anfang des Treffens ganz in der Schweden Hände, deren Anführer aber durchaus nichts von einem Ueberfall hören wollte. Es wurde zum Angriff geblaſen. Das Glück belohnte dieſen Edelmuth nicht; eine Niederlage war das Loos der Schweden.

Die Armeen der Schweden waren jedoch ſelten ſehr zahlreich, ſo wie dies im ganzen Mittelalter bei allen Völkern, wegen der damit verbundenen großen Schwierigkeiten und Koſten, nur bei wenig Gelegenheiten ſtatt hatte. Dieſer Fall trat im Jahr 1452 ein, da der König Carl eine außerordentliche Kriegsrüſtung gegen die Dänen veranſtaltete. Im ganzen Lande mußten ſieben Bauern immer den achten ſtellen, und zwar ausgerüſtet mit Panzer, Schild, Helm, Armbruſt, Streitaxt, Spieß und acht Pfeilen. So brachte Carl eine Schwediſche Armee von mehr als 60,000 Mann zuſammen, mit denen er in Schonen einfiel. — Gegen Ende eben dieſes funfzehnten Jahrhunderts wurden zuerſt bei den Kriegen das Pulver und die Feuergewehre in Schweden eingeführt.

Im Kriege zeigt nichts ſo unwiderſprechlich die hohe Cultur eines Volks an, als die Kunſt Feſtungen anzulegen, und ſie ſinnreich zu vertheidigen. In den ältern Zeiten hatten die Schweden hievon nur ſehr geringe Begriffe. Auf den Gipfeln der Berge bauten ſie Schlöſſer, die ſie mit unförmlichen Mauern, eigentlich nur mit regellos aufgethürmten Feldſteinen umgaben. Man nannte dieſe ſteinernen Umgebungen Drachen. Die Könige, Fürſten und Groſſen des Landes, um in Kriegszeiten, oder während ihrer ſonſtigen Abweſenheit ihre Weiber und Töchter gegen gewaltſame Nachſtellungen zu ſichern, die damals ſehr gemein waren, bewahrten ſie und oft auch ihre Schätze in ſolchen Schlöſſern auf; wenn daher ſo ein feſtes Schloß eingenommen wurde, ſo hieß es ſprüchwörtlich: man habe den Drachen getödtet. Dies iſt wahrſcheinlich der Urſprung jener Mährchen, von Drachen die bezauberte Schlöſſer bewachten, und die man beſiegen mußte, um zu den aufbewahrten Princeſſinnen und Koſtbarkeiten zu gelangen; Mährchen, die überall verbreitet, von rohen unwiſſenden Völkern geglaubt, und von den Dichtern aller europäiſchen Länder, viele Jahrhunderte durch bis auf unſere Zeiten ſo ſehr benutzt wurden.

Durch die vielen Seefahrten und den ſo regelmäßig betriebenen Seeraub wurden die Schweden nach und nach bekannter mit aufgeklärten Völkern, mit ihren Künſten und ihrer Verfahrungsart im Kriege; daher ſie ſich endlich bei ihren Belagerungen auf dem feſten Lande aller Kriegswerkzeuge der alten Römer bedienten. Als der König Sigurd im Jahr 885 Paris belagerte, hatte ſeine Armee Catapulten und Balliſten zu Schleuderung großer Steine; rollende Bollwerke, oder mit Soldaten angefüllte Thürme, die gegen die Mauern angeſchoben wurden, um Mann gegen Mann zu fechten; und Schirmdächer, nach Art der Römiſchen Schildkröten (Crates, Plutei, Vineae), unter welchen die Soldaten ſicher ſich den feindlichen Mauern nähern konnten. Die Stürmenden wurden von den Belagerten nicht allein durch Wurfmaſchinen und Steine, ſondern auch mit kochendem Waſſer, ſo wie mit ſiedendem heißen Pech und Theer empfangen. Sie hatten auch in dieſer Epoche, nach Art mehrerer alten Völker, Senſen-Wagen, die von Pferden, von Sklaven, oder auch von zum Tode verurtheilten Verbrechern dem Feinde entgegengeführt wurden; ein Kriegsgeräth, das im Jahr 983 die große Schlacht bei Upſala entſchied.

Ihre Kriegsgeſetze waren überaus ſtrenge. Ein

Feiger, der im Treffen einen auffallenden Beweis ſeiner Furchtſamkeit gegeben hatte, wurde ſobald man ihn fand, erſchlagen, oder erſäuft. Auch war es für den Schwediſchen Krieger, ſo wie ehmals für den Römiſchen, ein ſchrecklicher Schimpf, ſeine Waffen, beſonders den Schild zu verlieren. Ein ſolcher war gewiſſermaßen ehrlos; er durfte nie den großen National-Opfern beiwohnen, noch vor Gericht Zeugniß ablegen.

Schweden hatte auch ſeine Amazonen, deren Thaten in der älteſten Geſchichte dieſes Landes aufgezeichnet ſind, ſo wie es überhaupt oft Amazonen bei den Nordiſchen Heeren gab. In der großen Bråwaller Schlacht im Jahr 812, die größte und blutigſte, die in dieſen Regionen in heidniſchen Zeiten je erfochten wurde, führten mehrere Amazonen ſtarke Kriegshaufen an. Eine derſelben, Urſina, war aus Wenden mit ihren Streitern gekommen, die ſich durch lange Schwerdter, kurze Schilder und tief herabgehende Panzer von den Schweden auszeichneten. Dieſer durch die Erziehung genährte kriegeriſche Geiſt erhielt ſich unter dieſem Himmelsſtrich beim weiblichen Geſchlecht, und zeigte ſich noch im Mittelalter. Als im Jahr 1277 die Männer aus Smaland ins Feld gezogen waren, und die Dänen dieſen Umſtand benutzten, einen Einfall in Werend zu thun, bewieſen die zurückgebliebenen Weiber und Mädchen, daß ſie Abkömmlinge der alten Gothiſchen Amazonen waren. Sie rotteten ſich zuſammen, machten ſich Waffen von allem, was ihnen in die Hände fiel, ſammleten ſich in Haufen, griffen die Dänen an, wo ſie ſolche nur fanden, und ſo befreiten ſie Smaland von dieſen Feinden.

Ein aus vielen Inſeln beſtehendes, mit Meerbuſen und Buchten reichlich begabtes, und von der See an den langen Küſten ſo ſehr begränztes Land, mußte deſſen Bewohner natürlich zu Seefahrern bilden; auch waren ſie es, noch ehe ſie an ihre innere Cultur dachten. Sie wurden in den erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Zeitrechnung, wie weiterhin erzählt werden wird, die größten Seeräuber, die es vielleicht je gab, mit Ausnahme der Bucaniers im 17ten Jahrhundert, denen in ihrer Art nichts gleich kam.

Die Schiffe dieſes Volks waren in großer Anzahl, aber nur klein; eingerichtet beides zum Seegeln und zum Rudern. Die kleinſten hatten zwanzig bis vierzig Mann am Bord, die größten mehrentheils 36 Ruder und 90 Mann. In der Folge wurden ſie immer größer. So hatte der Drache des Königs Knut im 11ten Jahrhundert 60 Ruder, und die lange Schlange des Königs Olof Trygaſon 104 Ruder; dabei war dies Schiff in ſeinem Kiel 74 Ellen lang. Wenn ein Treffen vor ſich gehen ſollte, und die Scandier befanden ſich in der Nähe des Landes, ſo wurden alle Güter und entbehrliche Geräthſchaften ans Ufer gebracht, und dagegen die Fahrzeuge mit Steinen zum Werfen und auch mit abgehauenen Bäumen angefüllt. Hierauf befeſtigte man die Schiffe an einander, und ſuchte dieſe Maſſe ſodann an die feindlichen anzuhangen. Dabei waren dieſe Seeleute vortrefliche Schwimmer, und mit den Sternen, die ſie ſo nahe am Pol beſſere Gelegenheit zu beobachten hatten, als andre Nationen, ziemlich wohl bekannt; daher ſie auch in den ältern Zeiten für die beſten Steuerleute in Norden gehalten wurden.

Ein beſondrer Umſtand machte die Schweden ſchon in frühern Zeiten mit dem Orient bekannt, und beförderte ihre Seefahrten. Dieſe damals mit dem Namen der Scandier bezeichnete Nation, war, durch ihre Tapferkeit im Kriege und durch andre Eigenſchaften, den Weltherrſchern am Hellespont merkwürdig geworden. Die Scandier waren es daher vorzüglich, die viele Jahrhunderte lang die Leibwache der Griechiſchen Kaiſer formirten. Sie wurden, ſo wie in unſern Zeiten die Schweizer, als bewaffnete Trabanten, wegen ihrer Treue und Anhänglichkeit gebraucht; daher ſie auch in den innerſten Gemächern des kaiſerlichen Pallaſtes und an den Thüren der Schlafzimmer des Monarchen die Wache hielten, ihn allenthalben begleiteten, und ſelbſt in der Kirche ihn beſtändig umgaben. Ferner wurden ihnen dort wo der Kaiſer ſich befand, die Schlüſſel zu den Stadtthoren und zu den Thoren des Schloſſes übergeben. Im Felde war ihr Antheil an der Beute groß, dabei ihr Sold anſehnlich; ihre Speiſen erhielten ſie von der kaiſerlichen Tafel; und wenn ein Kaiſer ſtarb, erbten ſie alles, was im Schloſſe beweglich war. Dieſe Vortheile waren für die Schweden ein groſſer Reiz zu Auswanderungen, die auch alle Jahre in Menge geſchahen. Man nannte dieſe Leute Wäringer. Viele kamen mit Reichthümern nach ihrem Vaterlande zurück, und ermunterten dadurch ihre Landsleute zu ähnlichen Wanderungen. Dieſe dauerten ſiebenhundert Jahre lang. Als ſie endlich aufhörten, und die Wäringer nicht mehr nach Conſtantinopel zogen, ſo fiengen die Kreuzzüge gegen die Saracenen, und die Pilgerſchaften nach dem gelobten Lande an, die das ohnehin nie menſchenreiche Schweden noch mehr entvölkerten. Auch auf die Ueberlebenden konnte man nicht rechnen. Tauſende von ausgezogenen Schwediſchen Kriegern ſahen nicht einmahl den Orient; angelockt durch die Reitze Italiens, giengen ſie nicht weiter; ſie blieben hier, entſagten den Saracenen und dem heiligen Grabe; ſo wie auch andre, die dieſe unſinnigen Feldzüge überlebt hatten, ſich hier niederließen, und den Italieniſchen Himmel mit dem Schwediſchen vertauſchten.

Viele Jahrhunderte lang waren die Schweden, wie bereits geſagt, furchtbare Seeräuber. Die geographiſche Lage ihres Landes, ihr kriegeriſcher Geiſt, ihre Luſt Gefahren zu beſtehn, und ihre Armuth, alles lud ſie zum Seeraub ein, der in kurzem förmlich Landes-Sitte wurde. So wie man den Auswanderern nach dem Orient den Namen Wäringer gegeben hatte, ſo nannte man dieſe Raubfahrer Wickinger. Ein jedes Zeitalter hat ſeine herrſchende Begriffe und Vorurtheile, denen auch die beſten, die tugendhafteſten Menſchen nachleben. So war es einige Jahrhunderte durch in dieſen Nordiſchen Regionen eine Ehre, Räuber auf den Meeren

ren zu ſeyn. Dieſe Seeräuber-Fahrten gehörten ſehr weſentlich zu der Erziehung des damaligen Adels; daher die Söhne vornehmer Eltern, ſelbſt die königlichen Kinder, ſchon in ihrem achtzehnten Jahre, begleitet von den Vaſallen und Knechten ihrer Väter, Raubſchiffe beſtiegen, mit dieſen nicht allein die Oſtſee, ſondern auch die weſtlichen Meere bis an den Ocean durchkreuzten, und allenthalben die Küſten beunruhigten. Oft vereinigten ſich viele ſolcher Raubſchiffe und wählten einen Anführer. So verſtärkt, wagten ſie ſich, nachdem ſich ihre geographiſchen Kenntniſſe vermehrten, ſogar ins Mittelländiſche Meer, und ſeegelten bis nach Griechenland. Von der Beute erhielt der König eine jährliche Abgabe.

Dieſe Seeräuber zeichneten ſich durch eine beſondre Eigenheit von allen Pyraten aus, die je die Meere unſicher machten. Die Raubgier, der Geiz, die gewöhnlich bei den Seeräubern Alles ſind, hatten nur einen untergeordneten Rang bei ihren Unternehmungen, deren Zweck Ehre war. So geſinnt hatten dieſe Räuber Begriffe von Billigkeit und Großmuth. Trafen ſie auf einen ſchwachen Feind, ſo ließen ſie einen Theil ihrer Schiffe ſich entfernen, und ſchlugen ſich nur mit einer gleichen Anzahl, damit der

Sieg keiner Uebermacht, ſondern nur allein der Tapferkeit zugeſchrieben werden könnte. Bisweilen wurde der Streit auch durch einen Zweikampf der beiderſeitigen Anführer entſchieden, die ans nächſte Land ſtiegen, und ſo lange kämpften, bis einer ſtürzte, oder ſich für überwunden erklärte. Dieſer Kampf dauerte manchmahl einige Tage lang; ſie ruheten ſich aus, aßen und tranken freundſchaftlich zuſammen; ſodann fingen ſie immer wieder von neuem an, umgeben von ihren Waffenbrüdern, die einen Kreis um ſie ſchloſſen. Hatte der Beſiegte muthig geſtritten, ſo trank der Sieger mit ihm, nach alt-ſcythiſcher Weiſe, Brüderſchaft, und bekräftigte dieſen Bund durch eine beſondre Ceremonie. Beide machten Einſchnitte in ihre Arme oder Hände; mit dem herausfließenden Blute beſtrichen ſie ihre Waffen, oder miſchten es in ihr Getränke, legten ſodann Erdklumpen auf ihre Köpfe, und gelobten ſich ewige Freundſchaft; dabei ſchwuren ſie einer des andern Tod zu rächen, wenn einer von ihnen im Kampf fallen ſollte.

Das Waſſer war ſo ſehr das Element dieſer rauhen Seemenſchen, daß ſie es für ſchimpflich hielten, im Winter ihre Schiffe zu verlaſſen, und nicht auf denſelben eben ſo wie im Sommer zu leben. Dagegen war es nach ihren Grundſätzen ehrenvoll, nie unter einem Dache zu ſchlafen, wo eine Feuerſtätte war; noch aus einem Hausgeſchirr bei einem großen Feuer zu trinken, welches für eine Weichlichkeit gehalten wurde. Muth war in ihren Augen die größte Tugend; daher auch der Bauersſohn von erprobtem Muthe dem Sohn eines Königs die Brüderſchaft antragen konnte. Angantyr, ein Gothiſcher Prinz, machte Schwierigkeit dieß einem jungen Bauern, Wiking Torſten, zuzugeſtehn; der Bauer forderte hierauf den Prinzen heraus, und erkämpfte ſein Recht zur Brüderſchaft, das der Prinz nun anerkennen mußte.

Die Schwediſchen, Däniſchen und Norwegiſchen Unterkönige, die Jarlen, die Herſen, und alle Edelleute überhaupt, die ſich Achtung erwerben wollten, durchſtrichen die Meere als Wickinger oder Seeräuber, wobei ſie weder auf Friedens-Verträge, noch auf die beſtehenden Tractaten ihrer Könige Rückſicht nahmen. Die Sitte war zu allgemein, die Rohheit der Nationen zu groß; die Räubereien für die Länder zu vortheilhaft; dabei waren die Räuber ſelbſt zu zahlreich und zu mächtig, als daß die Ober-Könige des Reichs dieſen Unfug hindern konnten. Nichts blieb ihnen übrig, als ſowohl unter den Häuptern als ihren Schaaren, Zwietracht zu ſchaffen und zu nähren, dabei einen Oberräuber gegen den andern zu bewaffnen, welches auch oft geſchah. Ein ſolcher Ober-Seeräuber hatte ſechzig, achtzig, auch wohl hundert Schiffe, die nicht allein die Oſtſee und Nordſee durchkreuzten, ſondern ſo weit ſeegelten, wie ſie mit ihren kleinen Fahrzeugen und ihrer geringen Nautick nur kommen konnten.

Das Chriſtenthum ſetzte endlich dieſer Raubſitte ein Ziel. Das Rauben hörte auf eine Ehre zu ſeyn. Von nun an trieb allein die Gier nach Beute die Schlechteſten der Nation zu dieſem durch die Geſetze verdammten Handwerk, das nur noch blos durch die Politik benachbarter Staaten wechſelſeitig ins Geheim tolerirt wurde.

Gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts formirte ſich eine neue furchtbare Geſellſchaft von Corſaren, die, unter dem Vorwand Stockholm, das im Jahr 1390 ein wahres Raubneſt war, mit Lebensmitteln zu verſehn, auf den Meeren herumſtreiften, und ſich **Victualien-Brüder** nannten. Man gab ihnen auch den Namen **Vitalianer**, unter welchem ſie bald ſehr berüchtigt wurden, und viele Jahre lang die Geißel der

Schweden und das Schrecken aller Seefahrer waren, die die Oſt- und Weſtſee beſchifften. Auch die Schiffe der damals mächtigen Hanſeeſtädte wurden von ihnen nicht verſchont; daher dieſe gezwungen waren, Flotten wider die Vitalianer auszurüſten, wobei diejenigen, die man lebendig gefangen nahm, gehangen, oder gerädert wurden. Dieſe Räuber kämpften aber mit vielem Glück, beides zu Waſſer und zu Lande, warfen ſelbſt vornehme Prälaten in den Kerker, plünderten große und kleine Städte, und verübten die größten Grauſamkeiten. Sie ſpotteten der Bann-Strahlen, ſo wie der weltlichen Macht, und trieben trotz allen Gegen-Maßregeln ihr Unweſen fort. Erſt nach vierzig Jahren erreichte dieſe Raubgeſellſchaft ihr Ende.

In den älteſten Zeiten, wo Schwedens phyſiſche Lage von der gegenwärtigen Lage ſehr verſchieden war, da es, vom Meer aller Orten durchſchnitten, großentheils in Inſeln und Holmen beſtand, waren faſt alle Einwohner dieſes Landes Seeleute; auch geſchahen ihre Kriegszüge meiſtens zu Waſſer; daher auch alle die alten Kriegsartikel, ſo wie die alten auf Kriegs-Steuern und Kriegsrüſtungen abzweckenden Geſetze, ſich nicht auf die Landtruppen, ſondern auf die Marine bezogen.

Es war natürlich, daß ein Volk, das in ſeiner Heimath unter einem rauhen Himmelsſtrich ein ſo trauriges Leben führte, und von Meeren umringt war, dadurch gleichſam zu Seefahrten aufgefordert wurde. Die Schweden machten hierin auch früher Fortſchritte, wie andre Nationen. Alle Perſonen männlichen Alters konnten ſchwimmen; der Bauerknabe ſo wie der Königsſohn lernte dieß in ſeinen erſten Jugendjahren. Auf dieſe Weiſe verlohr in ihren Augen dieß furchtbare Element viel von ſeinen Schreckniſſen. Sie brachten es auch in der Schwimmkunſt ſo weit, daß ſie, ſo wie die Inſulaner im Südmeer, ſich bis auf den Grund der See untertauchten, und dort verweilen konnten; eine Geſchicklichkeit, die ihnen bei Seetreffen oft ſehr zu ſtatten kam, und das Schickſal des Tages wenn gleich nicht immer entſchied, doch minder traurig machte, da das Leben vieler Menſchen dadurch gerettet wurde. Dieſe Neigung der Nation zu Seefahrten ging bis zur Leidenſchaft, und verminderte ſich nur, als ihre Bekanntſchaft mit Ausländern, und eine größere Cultur die Schweden mit ſo vielen von ihnen bisher nicht geahneten Annehmlichkeiten des Lebens bekannt machten.

In den ältern Zeiten, da das Waſſer noch ſo hoch über ganz Norden ſtand, und das Land ſo viele ſchiffbare Seen und Ströme hatte, fuhren die Schweden auf kleinen Fahrzeugen oſtwärts durch Rußland ins ſchwarze Meer, und ſo weiter nach der Levante. Nach und nach aber nahmen dieſe Gewäſſer ab; dabei wurden die an dieſer ganzen Route wohnenden Völker barbariſcher, und die Schiffahrt hier gefährlicher; daher die Schweden genöthigt waren, größere Schiffe auszurüſten, und ihren Weg durch die Meerenge von Gibraltar ins Mittelländiſche Meer zu nehmen. Sie fuhren nun nach Griechenland, Klein-Aſien, Syrien, Paläſtina und Egypten.

Bei einem ſolchen Volke, das großentheils auf dem Waſſer lebte, blieb die Induſtrie lange in ihrer Kindheit. Es bedurfte mehrerer Menſchenalter, bevor die Schweden die Exiſtenz der Metallſchätze ihres Landes ahneten; aber noch weit mehr Zeit war erforderlich, ehe ſie das Eiſen und Kupfer zu verarbeiten lernten. Dieß geſchah erſt, da das Kupfer ſchon viele Jahre bei ihren Opfern gebraucht wurde. Dieſer gänzliche Mangel an Induſtrie ging noch weiter. Es fanden ſich lange Zeit unter dieſem kriegeriſchen Volke nur äußerſt wenige Menſchen, die Schwerdter machen konnten. Die Verfertigung derſelben geſchah ſehr ins Geheim; daher das gemeine Volk durchaus bei dieſer Arbeit die Hülfe von Erdgeiſtern und Zaubermitteln vorausſetzte. Dieſe Vorurtheile, verbunden mit der Seltenheit, erzeugten bald eine faſt abgöttiſche Verehrung für die Schwerdter, die deshalb auch wie große Koſtbarkeiten, auf Kinder und Enkel vererbt wurden; während die andern nicht mit dieſen Zauberwaffen begünſtigten Krieger, ſich fortdauernd der Bogen und Pfeile bedienten.

Auch der Landbau wurde von den alten Schweden ſehr ſchlecht betrieben, da demſelben viele Natur-Hinderniſſe im Wege ſtanden, die ſie zu träge waren, wegzuräumen. Dieß war ſchon der Fall in den heidniſchen Zeiten, wo die Scandiſchen Inſeln überaus ſchlecht angebaut waren. Der Ackerbau war nicht ſehr nach dem Geſchmack dieſer Inſulaner, die von ihren Scytiſchen Voraltern die Neigung geerbt hatten, nicht lange an einer Stelle zu bleiben. Sie waren daher beſſere Jäger, Fiſcher und Hirten. Sogar viele der Vornehmſten des Landes hüteten in jener Zeit ſelbſt ihr Vieh, und arbeiteten mit ihren Händen. Erſt im achten Jahrhundert ſähe ein kluger Fürſt die Nothwendigkeit ein, den Ackerbau, dieſen vornehmſten Zweig der menſchlichen Induſtrie, zu befördern. Der König Amund wandte darauf die größte Sorgfalt. Er ließ Brücken bauen und Wege anlegen; die wildgewachſenen Wälder wurden ausgehauen; die Sümpfe ausgetrocknet; die Moore urbar gemacht und mit Häuſern verſehn. Durch dieſe Mittel, die durch Geſetze ausgedehnt und dauerhaft gemacht wurden, kam es nach wenig Zeitaltern dahin, daß Schweden mehr Getreide und Lebensmittel erzeugte, als die Einwohner verzehren konnten; es wurde daher vieles davon ausgeführt, bis dieſe zu weit getriebene Ausfuhr vom König Birger im Jahr 1303 bei großer Strafe verboten wurde. Dieß geſchah drittehalb hundert Jahre vorher, ehe der Brandwein zum Unglück Schwedens anfing, einen ſo großen Theil des Getreides, dieſes nöthigſten aller Landes-Producte, in Rauch zu verwandeln, und das Volk um ſeine Geſundheit zu bringen.

Die Nahrungsquellen des Handels in Schweden in den heidniſchen Zeiten waren: die Bedürfniſſe in den königlichen Reſidenzen, die Opferſtätten, wo alles hinwanderte, und dann die großen Verſammlungsörter des Volks. Die vornehmſten derſelben waren: Sigtuna, Odins alter

Wohnplaz, der lange Zeit die größte Stadt in Schweden war, bis er von den Eſtländern und andern Bewohnern des heutigen Rußlands am Ende des zwölften Jahrhunderts zerſtört wurde, und nie aus ſeinen Ruinen wieder empor kam. Ferner Upſala, ein Ort, der hernach die Hauptſtadt von ganz Schweden ward; Strengnäs, eine alte Opfer-Stätte, wo das Volk jährlich nach dem Erndtefeſte eine allgemeine Verſammlung hielt; Weſterås, eine uralte Stadt in Weſtmannland; Linköping, ein ſehr alter Gerichtsort in Oſt-Gothland; Skara in Weſtgothland, wo ein großer Götzen-Tempel war; Lund in Schonen, in deſſen Nähe auf einer Anhöhe die Schoniſchen Könige erwählt wurden, wo auch der vornehmſte Opferplatz des Landes war; und Wisby die alte berühmte Seeſtadt auf der Inſel Gottland.

Der bei den Schweden durch lange Gewohnheit, Sitten, ja vor Einführung des Chriſtenthums ſelbſt durch Geſetze, ſanctionirte Seeraub, ließ ſie lange nicht an einen eignen Handel mit fremden Völkern denken. Die kühnen Seefahrer, die alle Meere durchſtrichen, bekümmerten ſich wenig um die Bedürfniſſe ihres Landes, und hielten es für zu umſtändlich, demſelben ſolche anders als Beute zuzuführen; wobei ſie gelaſſen zuſahen, daß das Fehlende auf ausländiſchen Schiffen dahin gebracht, und auch die rohen Erzeugniſſe Schwedens von fremden Nationen abgeholt wurden. Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert waren die Einfuhr-Artikel in Schweden aus fremden Ländern: Salz, deutſche Weine und Biere, Moſt, Gewürze, Tücher, Leinwand, und Zeuche aller Art. Die erſten dieſer Waaren brachten die Nordiſchen Hanſee-Städte dahin, die andern die Niederländer. Dagegen führten ſie aus Schweden weg: Eiſen, Kupfer, Silber, Bley, Bauholz, Theer, Pelzwerk und Lebensmittel; auch Getreide, wenn kein Mißwachs geweſen war. Das Eiſen wurde beſonders von den Lübeckern in rohen Metallklumpen für einen ſehr geringen Preis gekauft, da die Schweden nicht einmal verſtanden das Eiſen in Stangen zu ſchmieden; auch waren lange Zeit die jetzt in Schweden ganz gemeinen Baum- und Gartenfrüchte dort ein Gegenſtand ausländiſcher Zufuhr.

Die Preiſe der Waaren und ihre Verhältniſſe ſowohl unter einander, als gegen einander, gehören mit zu den Documenten, um den Ackerbau und Handel eines Landes, deſſen Bedürfniſſe, den Mangel oder den Ueberfluß ſeiner Producte und den Zuſtand ſeiner ſittlichen Cultur in gewiſſen Zeitpuncten, richtig zu beurtheilen; auch führen ſie zu intereſſanten Vergleichungen.

In der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts gab König Carl Knutſon zu Wadſtena eine Verordnung, wodurch die Preiſe ſehr vieler Dinge beſtimmt wurden. Ein fetter Ochſe galt vier Mark Schwediſch, eine Kuh zwei Mark, ein altes Schaaf zwei Oer, ein junges ein Oer; ein Pfund Butter zwei Oer; eine Gans ein halbes Oer, eine Tonne Bier fünf Oer. Hundert Pfund Eiſen galten eine halbe Mark; eine Elle Amſterdammer Tuch eine Mark; eine Elle Engliſches ſechs Oer; eine Elle Meisner Tuch drei Oer, und das beſte Linnen die Elle ein halb Oer. Ein Schneider erhielt an Arbeitslohn für ein Manns- oder Frauens-Kleid ein Oer. Das Jahrlohn eines Miethsknechts war drei Mark und vier Paar Schuh; eben ſo viel Schuh erhielt auch eine Dienſtmagd, aber an Gelde jährlich nur zwölf Oer.

Das Kupfer und Eiſen waren indeß trefliche Producte des Schwediſchen Handels; auch iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß die Tyrer ſchon den Weg nach den Scandiſchen Inſeln kannten. Die alten Griechiſchen Schriftſteller führen ſolche oft an; allein weniger nach der Zerſtörung von Tyrus. Viele Dinge beſtätigen dieſe Bekanntſchaft zweier ſo weit von einander entfernter, und ſo ungleichartiger Völker. Die Blutopfer im alten Schweden waren ganz nach Art der Tyrer; ferner haben die Schweden in ihrer Sprache Phönicische Wörter; ſo wie auch die Runen, von denen wir weiterhin reden werden, mit den Buchſtaben der Phönicier Aehnlichkeit haben. Noch mehr! Das Bierbrauen und Hanfweben war, nach dem Herodot, in den älteſten Zeiten nirgends als in Tyrus und in Egypten bekannt; auch bei den Schweden verliert ſich dieſer Gebrauch im hohen Alterthum.

Eine immer mehr und mehr ausgedehnte Schiffahrt mußte die Schweden endlich zum eignen Handel vermögen, der aber nur von den in ihren Seeſtädten wohnenden Ausländern getrieben wurde. Sie handelten nach dem benachbarten Rußland und den Däniſchen Inſeln, nach Deutſchland, England, Belgien, Frankreich, Spanien und Italien. Lange wurde von ihnen das Gold, Silber und gemünztes Geld nur als Waare betrachtet, und dieſe wurde gegen andre Waare vertauſcht, ſo wie es bei allen auf den erſten Stufen der Cultur ſtehenden Völkern von jeher der Fall war. Da man damals in Schweden ſehr wenig Städte, und noch weniger oder vielmehr gar keine eigentlichen Handels-Städte fand, ſo hatte hier ein jeder Bezirk einen beſondern Marktflecken, der Köping hieß; wo die Bewohner der umliegenden Gegenden ſich verſammelten, und ohne Münzen, blos durch Tauſch, Handel trieben. Nach und nach aber fand man zu beſſerer Ausgleichung der Tauſchwaaren das durch Seeraub häufig nach Schweden gebrachte Geld am bequemſten. Man bedurfte daher keiner eignen Münzſtätte, deren Einrichtung ohnehin bei einem ſo rohen Volke große Schwierigkeiten haben mußte. Erſt im zehnten Jahrhundert, da die Seeräuberey durch das Chriſtenthum eingeſchränkt wurde, folglich die Mittel wegfielen, fremdes Geld zum Handel gewaltſam zu erlangen, und man doch die Münzen nicht entbehren konnte, wurde die Kunſt Geld zu prägen, aus Deutſchland in Schweden eingeführt.

Es entſtanden nun auch in Schweden einige aber großentheils von Ausländern bewohnte Handelsſtädte, die Reichthümer erwarben. Unter dieſen war Kongahella in Wieck; ſie wurde aber im Jahr 1137 von den Seeräubern, unter Anführung des Pommerſchen Fürſten Ratibor, ſo grauſam zerſtört, daß ihr Wohlſtand auf immer dahin war; nie hat ſie ſich wieder erholen können. Ein gleiches Schickſal hatte in eben dem Zeitalter Sigtuna, die lange Zeit die gröſte Stadt in Schweden war, bis ſie von den Eſtländern und andern Bewohnern des heutigen Rußlands am Ende des zwölften Jahrhunderts zerſtört wurde. Auch ſie kam nie aus ihren Ruinen wieder empor.

Die Krone aller Handelsſtädte in Schweden war Wisby. Sie ſtand im ganzen Norden lange Zeit nur allein der Stadt Lübeck nach. Hier war im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert der Sammelplatz nicht allein der Oſtſeefahrer, ſondern auch aller in den nordlichen Weltgegenden handelnden Nationen. Hier wohnten Deutſche, Engländer, Schottländer, Dänen, Franzoſen, Spanier, Niederländer und Ruſſen; und zwar hatte jede Nation ihre beſondre Straße. Die Induſtrie war hier bis zu einer im übrigen Schweden unbekannten Höhe geſtiegen. Man fand in Wisby im vierzehnten Jahrhundert Steinhauer, Kupfer- und Zinn-Arbeiter, Tuch-Fabrikanten und andre damals ſeltne Gewerbs-Arten. Die Stadt hatte vortrefliche See-Geſetze, die bei vielen Völkern in ſo großer Achtung ſtanden, als ehemals die Rhodiſchen bei den Griechen. Lange Zeit waren ſie der Codex der nordlichen Meer-Bewohner; da dieß Seerecht von mehrern Kaiſern und andern mächtigen europäiſchen Fürſten beſtätigt, auch in die Däniſche, Engliſche, Holländiſche, Deutſche und andre Sprachen überſetzt wurde. Nach dieſen Geſetzen bekam das Schiffsvolk aus den Südländern nür einmal des Tags zu eſſen, dabei aber erhielt es Wein zum Trinken. Die Nordiſchen Schiffleute hingegen bekamen, außer wenn ſie ſich in Weinländern befanden, keinen Wein, nur Waſſer; dafür aber zweimahl des Tags zu eſſen. — Man zählte in dieſer Stadt im Jahr 1287 an 12000 vermögende Kaufleute und Bürger. Welchen Antheil die Ausländer an dieſem Flor hatten, bezeichnet der Umſtand, daß ſich eben damals im Stadt-Rath gerade ſo viel Deutſche als Eingebohrne befanden.

Stockholm wurde erſt ſpät ein bedeutender Ort. Vor dem Jahr 1260 verdiente dieſe heutige Reſidenz und Mittelpunct des Schwediſchen Handels, ſo wie der Macht der Nation, nicht einmahl den Namen einer Stadt; Gothenburg aber wurde erſt im Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts erbaut. Stockholms Lage, mancherlei innländiſche Ereigniſſe, und die Niederlaſſung vieler Ausländer, machten es endlich zu einer Handelsſtadt; allein hier, ſo wie auch in allen andern Seeſtädten, waren die Glieder des Stadt-Raths Ausländer, und zwar größtentheils Deutſche.

Die Kron-Einkünfte des Landes waren im Mittelalter in Verhältniß der jetzigen Zeit ſehr unbeträchtlich. Am Ende des dreizehnten Jahrhunderts betrugen ſie nicht mehr als 500,000 Thaler Silbermünze, wovon ein großer Theil in Getreide und Waaren bezahlt wurde. Dennoch hatte man im Jahr 1285 in dieſem Königreich neun Münzſtädte. In Gothland waren dabei die Abgaben ſo gering, daß dieſe damals nur 3000 Thaler Silbermünze einbrachten.

In Rom aber nahm man auf dieſe durch die Armuth erzeugte Mäßigkeit der Auflagen keine Rückſicht; denn es wurden in eben der Epoche, im Jahr 1278, in Schweden große Summen zum ſogenannten heiligen Kriege geſammlet, und aus dem Reiche geführt, wodurch ein großer Geldmangel entſtand. Der Pabſt Martin IV bewieß dem König ſeine Dankbarkeit durch die Erlaubniß, ſich ſeinen eignen Beichtvater wählen zu dürfen.

Das Chriſtenthum, das auf den Zuſtand dieſes Landes vielleicht mehr wie irgendwo Einfluß hatte, wurde den Schweden urſprünglich durch Deutſche und Engländer gepredigt. Die erſte Einführung deſſelben geſchah, im Anfang des neunten Jahrhunderts, durch den deutſchen Benedictiner-Mönch Anſcharius. Er machte jedoch wenig Eindruck; deſto mehr aber einige hundert Jahre ſpäter die Deutſchen und Engliſchen Prediger, unter denen Adalward der Jüngere ſich auszeichnete, der in Sigtuna im Jahr 1164, troz der damaligen großen Seltenheit des Geldes, für eine einzige Meſſe ſiebenzig Mark feines Silber erhielt. Das Chriſtenthum machte hier von jetzt an geſchwinde Fortſchritte. Das klöſterliche Leben war jedoch nicht nach dem Geſchmack der Nation; denn es waren im Jahr 1285, alſo hundert und zwanzig Jahre nachher, in ganz Schweden nur ſechs und zwanzig Klöſter; zehn Franciscaner Klöſter, ſieben die von Dominicanern, und neun die von Nonnen bewohnt wurden. Dagegen fehlte es hier nicht an Weltgeiſtlichen. Bey der großen Peſt, die im Jahr 1350 im Nördlichen Europa wütete, ſtarben allein in Weſtgothland 466 Prieſter.

Mehr als funfzig Jahre nach Einführung des Chriſtenthums behaupteten die Schweden das Recht ihre Biſchöfe und Prieſter ſelbſt zu wählen. Dieſe auf alte Geſetze beruhende Wahl geſchahe vom Volk mit Zuſtimmung des Königs, der ſelbſt die kirchlichen Ehrenzeichen austheilte, den Biſchöfen den Stab in die Hand gab, und ihnen den goldnen Ring an den Finger ſteckte. Die Päpſte aber eiferten unabläſſig gegen dieſe ihre Macht beſchränkende Einrichtung, bis ſie endlich aufgehoben wurde.

Die Einführung der Chriſtlichen Lehre in Schweden gab dem Lande eine ganz andre Geſtalt. Nebſt der Religion wurden Geſetze, Gebräuche, Sitten, Denkungsart, kurz alles verändert. So lange die Nordiſchen Völker Heiden waren, führten ſie im Ganzen ein moraliſch ordentliches Leben, das ihre Geſetze ihnen vorſchrieben. Dies aber hörte auf, ſobald ſie Chriſten wurden. Jetzt verſchwanden ihre geſelligen Tugenden, ihre Redlichkeit, ihre Dienſtfertigkeit, ihre Treue gegen einander, ſo wie ihre alten Begriffe von Ehre und Schande, von Ruhm und von Pflichten. Das Wohl der Familien, der Vortheil des Landes, der Ruhm der Nation, mußten den Vortheilen der Kirche nachſtehn. Bosheit, Verrätherey und Gewaltthätigkeiten waren verdienſtlich, wenn Roms geiſtliche Macht, oder auch nur das Anſehn ſeiner Geweihten, dadurch im mindeſten befördert wurde; eine neue Denkungsart trat nun bei den Schweden ein. Nach derſelben erlaubten ſie ſich alles, und dünkten ſich trefliche Chriſten zu ſeyn, wenn ſie nur die äusſerlichen Kirchen-Gebräuche und Ceremonien beobachteten, den Prieſtern Ehrfurcht bewieſen, und ihren Haß, ihre Verfolgung gegen Andersgeſinnte erprobten.

Lange war jedoch die Religion in Schweden ein ſeltſames Gemiſch von Heidenthum und Chriſtenthum. Da es dem Volk Unrecht dünkte, ſeinen alten Göttern, denen es ſo viel Wohlthaten zuſchrieb, ganz zu entſagen, ſo wurde deren Verehrung mehrere Jahrhunderte durch beibehalten; nur hatte der Chriſtengott den oberſten Rang; dabei wurde ohne Unterſchied auf Chriſti und auf des Engels Michael Geſundheit, ſo wie auf Thors und Odins Wohl, bei ihren Feſten aus großen Hörnern getrunken, und dem Chriſtlichen Heylande zu Ehren Trinklieder angeſtimmt.

Im Jahr 1066 waren in Schweden, mit Inbegrif von Finland, Schonen, Halland und Bleckingen 1807 Kirchſpiele. Demohnerachtet wurden noch neun Jahr nachher, ſelbſt von dem

Könige Sven große Opferfeſte gehalten. Bei ſeiner Wahl ward ein Pferd geſchlachtet. Der König und die Vornehmſten des Landes aſſen davon das Fett, und mit dem Blute des Pferdes wurden die Götzen beſprengt.

Es koſtete große Mühe die alten religiöſen Begriffe eines rohen Volks ganz zu vertilgen. Die von Rom aus unterrichtete Cleriſey überwand jedoch alle Schwierigkeiten. Keine von den Künſten Menſchen zu beherrſchen, oder auf ſie zu wirken, wurde aus den Augen gelaſſen. Die Chriſtlichen Prieſter warfen ſich auch, nach dem Beiſpiel der alten heidniſchen Drotten, zu Aerzten auf. Da ſie aber in der Heilkunde ganz unwiſſend waren, ſo nahmen ſie ihre Zuflucht zu Mirakeln. Die Wunden wurden mit glühenden Kirchenſchlüſſeln gebrannt; auch die Erde von Kirchhöfen wurde bey Wunden für heilend gehalten. Ein dreimaliges Seegenſprechen ſolte für alle Krankheiten gut, und beſonders der bei der Meſſe conſecrirte Wein ein kräftiges Mittel gegen alle körperlichen Uebel ſeyn.

Im Anfang des zwölften Jahrhunderts wurde von den Prieſtern in Schweden, die ſich ſonſt gegen alles auflehnten, was heidniſchen Urſprungs war, eine alte abergläubiſche Sitte beſtätigt, weil ihre Vortheile es erforderten. Dies war die Eiſenprobe, die als Reinigungsmittel, in zweifelhaften Fällen, in Verbindung mit den Zweikämpfen, einem andern Alt-Nordiſchen Gebrauch, zur Schande der menſchlichen Vernunft nach und nach faſt in ganz Europa eingeführt wurden. Wahrſcheinlich hatte dieſe Eiſenprobe, die man nachher durch den erhabnen Namen der Gottesgerichte bezeichnete, hier in Schweden ihren Urſprung. In Rom fand man jedoch einige Zeit hernach, daß dieſe Gattung der Ordealen bei den andern beſtehenden Wunder-Verſuchen überflüſſig war, und daß, ob gleich ſie das mönchiſche Anſehn beförderte, doch die Päbſtliche unmittelbare Macht ſchmälerte; ſie wurde daher unter dem Vorwand ihres heidniſchen Urſprungs, in der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts in ganz Norden, und zuletzt auch in Schweden, ihrem Stammorte, abgeſchaft. An ihrer Stelle ſetzten die Chriſtlichen Prieſter jetzt einen Creutzſchnitt, als ein neues Reinigungs-Mittel, deſſen Abgeſchmacktheit jedoch alle andre übertraf. Der Angeklagte mußte ein Stück Brodt, oder Käſe eſſen, darin ein Prieſter mit gewiſſen Feierlichkeiten ein Kreutz geſchnitten hatte. Wenn er die Biſſen leicht verſchluckte, war er unſchuldig, dagegen war ſeine Schuld erwieſen, wenn ſie ihn im Halſe ſtecken blieben.

Die Sitten der Chriſtlichen Schweden wurden mit jeder Generation ſchlimmer, und endlich kam es dahin, daß die gröſten Schandthaten in jenen finſtern Zeiten durch ein Geſchenk an Kirchen, durch Vermächtniſſe an Klöſter, durch Erlegung einer Summe Geldes, durch eine Pilgrimſchaft nach Rom, oder durch einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen, gebüßt werden konnten. Bei dieſem brennenden Religions-Eifer muſte die Vernunft ſchweigen. Man gab nur dem Fanatismus Gehör. Als der König Magnus Erichſon im Jahr 1347 das mit Ruſſen beſetzte Noteborg eroberte, ſo war die Tauffe hier der Preis von Leben und Freiheit; diejenigen Gefangenen, die ſich nicht wolten taufen laſſen, wurden alle niedergehauen.

Durch den Canal der Geiſtlichkeit, der Klöſter und der Stiftungen, durch die Päbſtlichen Auflagen Bewilligungen, Geiſtliche Geſchenke, kirchliche Gebräuche ꝛc. giengen beſtändig aus dieſem armen Lande groſe Summen nach Rom. Im Jahr 1152 wurde der ſogenannte St. Peters-Pfennig zum erſtenmal entrichtet. Dies war ein jährlicher Päbſtlicher Tribut, den alle

Einwohner erlegen muſten, und der von den Biſchöfen in ihren Kirchſprengeln eingeſammlet wurde. Im Jahr 1396 bezahlte dazu allein das Stift von Upſala 307 Schwediſche Mark. Im Jahr 1316 koſtete allein das Pallium, oder der Erzbiſchöfliche Ehrenmantel, 8780 Reichsthaler; und glücklich noch für Schweden war es, daß man ſich in Rom mit einem Erzbiſchof für das ganze Königreich begnügte. Da Upſala damahls viele Vorzüge vor andern Schwediſchen Städten hatte, ſo wurde im Jahr 1162 feſtgeſetzt, daß dieſe Stadt beſtändig der Sitz des Erzbiſchofs ſeyn, und daß zu ſeinem Unterhalt die in Upland gelegenen Güter der ehemaligen heidniſchen Opferprieſter dienen ſolten.

Die Politik der Päbſte, die dem Römiſchen Stuhl unterworfenen Nationen, durch den Anblick des Glanzes der Römiſchen Kirche, der blendenden Ceremonien in der heiligen Stadt, und der göttlichen Verehrung des Pabſtes, mit erhabenen Begriffen von der Würde des Stadthalters Chriſti zu erfüllen, vermochte ſie alle Mittel anzuwenden, die Pilgrimſchaften nach Rom zu befördern. Um die Schweden bei ihrer großen Entfernung von Italien dazu zu reitzen, ſo erſchien im Jahr 1167 eine Bulle, die den Schwediſchen Pilgern für ihre Wanderſchaft nach Rom drey Jahre Ablaß zuſicherte, während die Engländer für dieſe Reiſe nur auf zwei, die übrigen Europäer aber nur auf ein Jahr Ablaß erhielten.

Die Chriſtlichen Prieſter in Schweden wollten anfänglich nichts vom Cölibat hören; ſie waren großentheils verheirathet; es fiel ihnen ſchwer ihre Weiber fahren zu laſſen, ſie fanden daher Mittel, über hundert Jahre lang den Päbſtlichen Verordnungen auszuweichen, die ihre Ehe durchaus unterſagten. Es war jedoch keine eigentliche Religions-Sache; auch wagten die Päbſte nicht, ſie als ſolche hier anzuordnen, ſondern ſie bloß als eine ſittliche Einrichtung zum Beſten der Kirche ernſtlich zu empfehlen. Der Zweck war: die Geiſtlichen ſo viel wie möglich, von allen Naturbanden zu befreyen, und dabei zu verhindern, daß das Vermögen der Prieſter nicht an ihre Weiber und Kinder fiele, ſondern den Kirchen und Klöſtern zu kommen möchte. In Allem unterwürfig, waren die Schwediſchen Geiſtlichen jedoch hierin widerſpenſtig, und gehorchten weder dem Pabſt, noch den Beſchlüſſen der im Anfang des zwölften Jahrhunderts gehaltenen Kirchen-Verſammlung zu Rheims. Endlich aber wirkten dieſe wiederhohlten Authoritäts-Befehle.

Die Heyrathen der Prieſter in Schweden verminderten ſich almählig, und unterblieben bald gänzlich.

Es war aber nach den Grundſätzen des römiſchen Stuhls, nicht genug die künftigen Ehen zu hindern, auch die beſtehenden ſolten vernichtet werden. Hierwider ſträubte man ſich noch eine Zeitlang; erſt im Jahr 1248 ward dieſe grauſame thränenſchwangere Einrichtung zum Geſetz. Die geiſtlichen Ehemänner muſten nun von ihren Frauen ſcheiden, durften ihre Kinder nicht mehr für ihre eigne erkennen, und waren gezwungen ihr Vermögen der Kirche zu vermachen.

Die Macht Roms über Schweden wurde nun immer größer. Nicht genug, daß die Kirchengüter von allen Auflagen befreit, und die Prieſter der weltlichen Gewalt entzogen wurden, welche Freiheiten man die geiſtliche Frälſe nannte; auch die andern Unterthanen Schwedens wurden bei der Nichtentrichtung der Abgaben von Rom aus geſchützt, unter dem Vorwand, daß man ſolche mit zu viel Strenge eintrieb, wodurch die Gläubigen an ihre geiſtlichen Obliegenheiten gehindert würden. Dies waren die Worte einer mit Drohungen angefüllten Bulle, die Pabſt Gregorius X. von Lyon aus an den König Magnus im Jahr 1274 ſandte; nach derſelben ſollte man bey Erbſchaften und Teſtamenten ganz nach den kirchlichen Vorſchriften verfahren; zugleich wollte er bey Heyrathen die Macht der Eltern über ihre Kinder geſchwächt wiſſen, da dies Gewiſſens-Sachen wären, worüber nur allein die Kirche zu verfügen hätte. Der König Magnus gehorchte, und nicht allein die Kirchengüter, ſondern alles bewegliche und unbewegliche perſönliche Eigenthum der Geiſtlichen im ganzen Reiche wurde, nach den Worten der im Jahr 1281 ausgefertigten Acte, von Schoß und Auflagen, von Acciſe und Strafgefällen, von Zöllen, und überhaupt von allen Abgaben irgend einer Art auf ewige Zeiten befreit.

Es war immer das Syſtem Roms weiter um ſich zu greifen. Die Anmaaßungen der Geiſtlichen gingen endlich ſo weit, daß auch die Arbeiter an den Kirchen, Künſtler, Zimmerleute und Maurer, bis auf den geringſten Handlanger herab, unter ihrem Schutz geſetzt wurden, und wegen Verbrechen vor keinem weltlichen Richter gefordert werden durften

Auſſer dem St. Peters-Pfennig, wurde auch im vierzehnten Jahrhundert eine Abgabe unter dem Titel: Unſrer lieben Frauen Pfennig, angeblich zur Abwendung aller Landplagen und zur

Ehre der heiligen Jungfrau, eingeführt, wozu alle in Schweden und Gothland lebende Menſchen beitragen muſten. Mit dieſen Erpreſſungen gingen die deſpotiſchen Verordnungen Roms gleichen Schritt. Die Kirchenverſammlung zu Upſala im Jahre 1368 verbot bei Strafe des Bannes allen Layen weder öffentlich noch heimlich über Glaubens-Sachen zu urtheilen. Die Ehen im vierten Gliede waren verboten, wobei man den höchſt ungereimten Grund anführte, weil es vier Elemente gäbe; auch auf das ſiebente Glied erſtreckte ſich das Verbot, und dies wegen der ſieben Wunderwerke der alten Welt. So wurden auch unter Gevattern die Ehen unterſagt, weil ſolche, nach dem Argument der auf Vervielfachung der Diſpenſationen bedachten Prieſter, als geiſtliche Verwandſchaften zu betrachten wären.

Nach dem kirchlichen Reglement im Jahr 1297 mußte eine Wöchnerin, die ihren erſten Kirchgang hielt, ein ſogenanntes Altar-Gebühr entrichten. Dies beſtand in zwei Ellen Leinwand, in geräuchertem Fleiſch, Käſe, Brod u. ſ. w. das auf dem Altar geſetzt ward. Für jede Trauung, ſelbſt bei blutarmen Leuten, muſten zwei Ellen Leinwand geopfert werden. Bei

Beerdigungen war dieſe Altar-Gebühr ſechs Ellen Leinwand nebſt drei Stücken Fleiſch und eben ſo viel Brod.

In jenen Zeiten, wo das Leben der Chriſten mit lauter Hinderniſſen umgeben war, um den Gebrauch ihrer Vernunft zu hemmen, und ſie deſto feſter an die Prieſter zu ketten, bedurfte es auch einer beſondern Erlaubniß aus Rom, um Meſſe für ſich halten zu laſſen, bewegliche Altäre zu brauchen, bei dem Gebrauch der Sacramente ſich ſelbſt einen Prieſter zu wählen, u. ſ. w. Dabei war die Lebensweiſe der Prieſter und Mönche in Schweden zügellos; ſie gaben ſich nicht einmahl die Mühe ihre Laſter zu verbergen, und ſchritten ſelbſt zu den gröſten Verbrechen. Im Jahr 1477 brach in Stockholm ein innerlicher Krieg unter den Franciſcanern aus, die ihren Guardian ermordeten.

Schweden erzeugte auch mehrere Heilige. Unter dieſen war eine von groſſem Anſehn, deren Namen noch bis auf den heutigen Tag in Ehren gehalten wird. Dies war die heilige Brigitta, eine vornehme Schwediſche Dame aus dem Hauſe Brahe, die bald nach Rom, bald nach Jeruſalem reiſete, ſehr fromm lebte, Tag und Nacht verſchleyert war, Offenbarungen verkündigte, und dafür im Jahr 1391 canoniſirt wurde. Ihrer Tochter Catharina wiederfuhr eine gleiche Ehre.

Es war nun dahin gekommen, daß man Schweden vorzugsweiſe vor allen andern nordiſchen Ländern, als eine geiſtliche Provinz von Rom betrachten konnte.

Hier fängt in der Schwediſchen Geſchichte eine neue Periode an. Die Skalden, die bisher die Geſchichtſchreiber dieſes Landes geweſen waren, muſten jetzt dies Geſchäft den Mönchen überlaſſen, die ſich auſſerordentlich in Schweden mehrten, und in kurzer Zeit den Nationalgeiſt, wo nicht erſtickten, doch ihm, nach Roms Vorſchriften, eine ganz andere Richtung gaben.

So ſehr die Wiſſenſchaften bey den Schweden in den frühern Jahrhunderten, als auch im Mittelalter, noch in der Kindheit waren, ſo hatten ſie dennoch von einigen gewiſſe Begriffe; ja ſie hatten in der Aſtronomie ſolche Fortſchritte gemacht, die man nur von einem cultivirten Volke erwarten konnte. Es vereinigte ſich bei ihnen ſo Vieles, um ihre Aufmerkſamkeit auf das Firmament zu ziehen: die Lage ihres Landes, ſo nahe am Nordpol; der mehr wie bei andern Völkern verlängerte Anblick der Sonne im Sommer, und der größere Wunſch nach ihrer erwärmenden Wiederkehr im Winter; ein ſternklarer Himmel; eine reine Luft; ein unbewölkter Mondſchein; das Schneelicht, und die häufigen Nordlichter. Alles dieſes machte hier die Nächte ſo hell, und lenkte die Augen der Einwohner nach den Himmelshöhen. Auch das Bedürfniß bei Menſchen, die ſo viel auf dem Waſſer lebten, und weit um den Küſten umher ſeegelten, beförderte die Sternkunde in Schweden. Auf ſolche Weiſe war es nicht zu verwundern, daß bei dieſem rohen Volk die großen Geſtirne ſchon von alten Zeiten her, ihre beſondre einheimiſche Namen hatten, die ſich bei dem gemeinen Mann, bis jetzt unverändert erhalten haben; als Karlewagnen, das iſt der große Wagen (der kleine Bär) Friggeräcken (der Orion) Sinſtiernan (das Siebengeſtirn) Wintergatan (die Milchſtraße) und viele andre von beſondrer, mit ihrer älteſten Tradition in Verbindung ſtehender, Beziehung, als Thiaſſes Augen, Orwandels Zehen, und mehrere, deren Bedeutung verlohren gegangen iſt.

Den ihnen über das Haupt ſchwebenden Nordſtern kannten ſchon die Kinder, noch ehe ſie reden konnten. Auch maaßen die alten Schweden ziemlich richtig, die Jahreszeiten, die Monate, Wochen und Tage ab. Ihre Wochen hatten, ſo wie die unſrigen, ſieben Tage; wovon drei den großen vergötterten Weltkörpern, der Sonne, dem Monde und der Erde, und drei den Göttern Odin, Thor, und Frygga gewidmet waren. Die Benennungen dieſer Tage in der alten Scytiſchen Sprache haben eine ſo große Aehnlichkeit mit unſren noch heut zu Tage üblichen Benennungen, daß ihr Urſprung unverkennbar iſt: Söndag, Möndag, Tisdag, Odensdag, Thorsdag, und Fredag. Der ſiebente Tag heißt Lögerdag, und war der Ruhe gewidmet. Die Tageszeit theilten ſie in ſechs Theile, die alle beſondre Benennungen hatten, und ſo auch die Nacht. Da der Winter bei den Schweden ſo lang war, und ihre ganze Lebensweiſe beſtimmte, ſo berechneten ſie auch ihre Jahre nach Wintern und ihre Tage nach Nächten. So wie unſre neuen Dichter reden, ſo ſprachen auch ſie; ſtatt zu ſagen: nach drei Jahren; nach vierzehn Tagen; hieß es: nach drei Wintern, nach vierzehn Nächten; eine Gewohnheit, die, in Betref der Nächte ſich noch bis jetzt in Schweden erhalten hat. Statt des in vielen Ländern gewöhnlichen Ausdrucks in den Geſetzen: innerhalb Jahr und Tag, heißt es: innerhalb Nacht und Jahr.

Es iſt ſehr merkwürdig, aber aus den oben angeführten phyſiſchen Urſachen erklärbar, daß dies rohe Volk im höchſten Alterthum ſchon ein überdachtes Syſtem vom Weltbau hatte; das nehmliche, das nachher unter dem Namen des Ptolomäiſchen ſo bekannt, und von der Römiſchen Kirche als Ketzerey geſtempelt wurde. In der Edda wird die Erde beſchrieben, als rund, und von allen Seiten mit dem Meer umgeben; und das Firmament wurde in dieſem heiligen Buche als eine Maſſe von theils feſten, theils beweglichen Sternen bezeichnet, die über und um den Erdboden ihren gewiſſen Lauf hätten.

Zu den Eigenheiten dieſer Nation in alten Zeiten gehörten die Runen. Dies waren gewiſſe Figuren, die Bedeutungen hatten; anfangs wurden ſie zu Denkmählern gebraucht, die man berühmten Männern nach ihrem Tode errichtete; hernach aber wurden ſie auf Alles angewandt. Man ſah unter dieſer Benennung mit Buchſtaben bezeichnete Steine, größerer und kleinerer Art; theils ſimpel, theils verziert, nach Maasgabe der Zeitalter und Geſchlechter. Ihr Urſprung verliert ſich in der Nacht des Alterthums.

und wurde für heilig gehalten; auch fand man in der Edda die Worte: »Die heiligen Götter »und der mächtige Alte haben zuerſt Runen »geſchnitzt.«

Es waren jedoch höchſt wahrſcheinlich die Scythen, eigentlich die Völkerſchaft der Wodiner, die dieſe Runen in Schweden einführten, wo davon nach und nach ein ſehr ausgedehnter Gebrauch gemacht wurde. Urſprünglich ſimple Monumente, hernach zu Inſchriften auf Grabhügeln beſtimmt, wurden ſie bald die Chroniken des Landes, und endlich den Schweden ihr Alles: ihre Denkſteine; ihre Reliquien; ihre moraliſchen Lehrbücher; ihr Codex; ihre Rechentafeln; ihre Wörterbücher; ihre Zauberinſtrumente; ihre Grabmähler; ihre Liederſammlungen, und ihre Kalender. Von den Steinen ging man auf Holz über, und zwar machte man dünne Scheiben von Büchenholz, worauf man dieſe Buchſtaben einſchnitt; hernach ſchrieben die Schweden nach eben dieſer Schnitt-Weiſe auch auf Baſt, Baumrinde und Felle, endlich auch auf Münzen, welches bis zum zwölften Jahrhunderte ſtatt hatte. Das Runenſchneiden wurde eine Kunſt, die, durch das allgemeine Bedürfniß, bald ihre Höhe erreichte, hernach aber ausartete; auch gedenkt die Geſchichte zwei berühmter Runenſchnitzer, **Ubir** und **Bali**, die im eilften Jahrhunderte in Schweden durch ihre beſondre Geſchicklichkeit Aufmerkſamkeit erregten.

Die ſogenannten Zauberer ſchnitten Runen in hölzerne Klötze, beſchmirten ſie mit Blut, und ſagten dabei Gebete oder geheimnißvolle Worte her; war Unglück bei der Zauberei beabſichtigt, ſo ſtießen ſie ſchreckliche Flüche aus, und warfen ſodann den Kloz in die See. Man zählte wohl zwanzig Arten von Runen, von denen die in Claſſen geordneten Zauberrunen den größten Theil ausmachten. Sie waren in wohlthätige, ſchädliche und täuſchende getheilt; Charactere, die noch jetzt von magiſchen Gauklern gebraucht werden. Eigentlich aber war ſechzehn die Zahl der Runen oder Buchſtaben, die im allgemeinen Gebrauche, und für die Sprache der alten Schweden und Gothen hinreichten. Eine jede Rune hatte einen Namen und auch ihren eignen Denkſpruch; dieſe bezeichneten theils eine ſimple Bemerkung, als: »Jeder Fluß hat ſeine Mün»dung.« — »Viel Reiten verdirbt das Pferd.« — »Das Eis iſt die breitſte Brücke. —« ꝛc. Theils hatten ſie einen moraliſchen Sinn; als: »Eigenthum iſt der Freunde Hader.« — »Noth

»iſt eine harte Koſt.« »Der Menſch iſt des »Staubes Vermehrung ꝛc.«

Auſſer dieſen National-Runen waren in einigen Provinzen, beſonders in Helſingland, andre üblich. Man hatte hier funfzehn an der Zahl, die man füglich Provincial-Runen nennen kann; dieſe zeichneten ſich durch ihre große Simplicität aus, die ganz die Kindheit der Volkskultur bewies. Es waren lauter einzelne Striche, zwölf gerade, und drei etwas gekrümmte, die durch ihre ungleichen Stellungen und Richtungen mit den heutigen Telegraphen viel Aehnlichkeit hatten. Ihre Bedeutung war verlohren gegangen; ſie wurden daher lange als Hieroglyphen betrachtet, bis im Jahr 1675 ein gelehrter Schwede, Magnus Celſius, ſie enträthſelte.

Zu der Anwendung der Runen gehörten auch die ſinnreich ausgedachten und wohlausgeführten Runſtäbe, die viereckig, mit Charakteren und Bildern bedeckt, und zu mancherlei Gebrauche waren; vorzüglich aber, vermittelſt einer ſinnreichen Einrichtung den alten Schweden zu Kalendern dienten. So bedeutete der Pflug über den 21ſten März, den Anfang der Ackerbauarbeiten; der Gukuck über den 25ſten April, die

Zeit, wo dieſer Vogel gewöhnlich anfängt ſich hören zu laſſen; der kahle Baum über den 14ten October den Anfang des Winters u. ſ. w. Man ſah ferner auf dieſen Runſtäben den Sonnenzirkel, die goldne Zahl, und andre auf die Veränderung der Jahreszeiten Bezug habende Dinge. In der Folge waren auch die heiligen Tage und andre mit dem Chriſtlichen Gottesdienſte verbundenen Gegenſtände auf dieſen Stäben bemerkt.

Die Runenbücher, von denen ſich noch eins, Hiolmars-Saga, im Königlichen Archive zu Stockholm befindet, wurden lange in großen Ehren gehalten, und waren in beträchtlicher Anzahl, bis ſie im Anfange des eilften Jahrhunderts auf Königlichen Befehl, aus Chriſtlichem Religionseifer, und weil man die lateiniſchen Buchſtaben einführen wollte, alle verbrannt wurden. Dies hinderte jedoch nicht, daß die Runen ſelbſt bei dem gemeinen Volke noch einige hundert Jahre lang, vornehmlich auf Runſteinen und Runſtäben im Gebrauche blieben; und auch noch bis auf den heutigen Tag werden ſie von den Dalecarliern zur Bezeichnung der Bäume in den Wäldern gebraucht, da dieſe Dalmänner die Runen beſſer, als die Schwediſchen Buchſtaben kennen.

Die Helſinger Runen, die durch ihre große Einfachheit, rohen Menſchen, die alle Erlernung ſcheuen, angenehm ſeyn mußten, waren nach dem Untergange der Runenbücher, noch einige hundert Jahre länger im Gebrauche; auch fand man deren in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in Schweden noch über funfzehn hundert, als Reſte von Denkmählern; in Dalecarlien aber wurden in dieſer uns ſo nahen Zeit noch hin und wieder Spuren ihrer förmlichen Beibehaltung gefunden.

Die Zahlen drei und dreimahl drei, waren bei den alten Schweden heilig, ſo wie bei vielen Völkern des Alterthums; auch hat ſich eine beſondre Sitte dieſer Art bis jetzt in Weſtmanland erhalten, und zwar auf der vom feſten Lande getrennten Inſel Engſoe, wo man noch viele alte Gebräuche unverändert findet. Wenn die Bauern die Felder mähen, und einer nachläſſig bei dieſer Arbeit iſt, ſo wird er auf Befehl ihres Förkarl, oder Vormanns, von vier ſogenannten Stoßknechten angepackt, dreimahl auf den Boden geſtoßen, und neunmahl in die Höhe geworfen. Bei jedem Schwunge erhebt der umherſtehende Haufe ein dreimaliges Geſchrei. Man betrachtet dieſes Spiel als eine feierliche Handlung; ein jeder muß auch dabei das Haupt entblößen, und ſich des Lachens enthalten; ſelbſt vornehme Zuſchauer ſind davon nicht ausgenommen, wenn ſie ſich nicht einer ähnlichen Strafe ausſetzen wollen. Auch gehen dieſe Bauern nie vom Felde, ohne ein dreimaliges Geſchrei gemacht zu haben.

Die alten Schweden zählten bei ihren Ausrechnungen nicht ſo wie faſt alle Völker mit der zehnten Zahl. Statt bei dieſer arithmetiſch bequemen Zahl ſtehen zu bleiben, und mit derſelben ihre größern Zahlen zuſammen zu ſetzen, gingen ſie bis zwölf, und fingen dann erſt ihre Zuſammenſetzungen an. Dieſe unbequeme Zählungsart hörte nach und nach auf; aber noch heute zu Tage macht das gemeine Volk in Schweden einen Unterſchied zwiſchen Tauſend und Großtauſend, unter welcher leztern Zahl Zwölfhundert verſtanden werden.

Ein Volk, das durch Tradition dahin gekommen war, die Sternbilder zu ordnen, und ſeine Jahrbücher in Steine zu graben, hätte auch, ohne das drückende Prieſter-Joch, in andern Zweigen der menſchlichen Kenntniſſe Fortſchritte gemacht; da aber die Wiſſenſchaften in den finſtern Jahrhunderten des Mittelalters, ſelbſt in den vornehmſten und von der Natur vorzüglich geſegneten Ländern von Europa ſo ſchlecht cultivirt wurden, ſo war es natürlich, daß das durch ſeine geographiſche Lage und Naturbeſchaffenheit ſo ſehr benachtheiligte Schweden, hierin ganz zurück blieb.

Die hieſigen Jünglinge, die ſtudiren wollten, reiſeten im dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte zu dieſem Behufe nach Padua und Bologna, beſonders aber nach Paris, wo die Nation ein eignes Haus für Studirende hatte. Im funfzehnten Jahrhunderte glaubten jedoch die Schweden der Gelehrſamkeit halber nicht ſo weit reiſen zu dürfen; ſie gingen nun großentheils nach Prag, Wittenberg, Leipzig und Cöln. Dieſer Gebrauch des auswärtigen Studirens beſtand in Schweden mehrere Jahrhunderte lang. Man empfand endlich das Bedürfniß, im Lande ſelbſt eine wiſſenſchaftliche Pflanzſchule nach dem Muſter der auswärtigen zu gründen, und wollte daher im Jahre 1418 auch in Schweden eine Univerſität anlegen. Der Pabſt Martin V. gab auch dazu ſeine Zuſtimmung, aber unter der Bedingung, daß zwar alle andre Wiſſenſchaften, aber nicht die Theologie dort gelehrt werden ſollten; denn man trug ſchon damahls in Rom Bedenken, dieſe mit dem Kirchenſyſteme und der

Hierarchie ſo genau verbundene Wiſſenſchaft, den Unterſuchungen und Prüfungen entfernter Nationen auszuſetzen. Dieſe Einſchränkung hemmte die Ausführung des Entwurfs, indem ſie die ganze Abſicht vernichtete; da nur allein das Studium der Theologie in jener Zeit den Univerſitäten Ruhm, und dem Lande Nutzen bringen konnte; auch kam dieſe gelehrte Akademie erſt acht und funfzig Jahre ſpäter in Upſala zu Stande. Jene Einſchränkung wurde aufgehoben; allein bei der Stiftung die Bedingung feſtgeſetzt, daß allezeit der Erzbiſchof des Reichs auch Kanzler der Akademie ſeyn ſollte.

Die Machthaber im Vatican wünſchten, zur beſſern Zügelung der Schweden, ihre in der Landesſprache abgefaßten Geſetze zu kennen; weshalb ein nach Rom abgeordneter Upſaliſcher Domherr, Ragwald Jngemundſon, im Jahre 1481 den Schwediſchen Codex ins Lateiniſche überſetzte. Jn dieſer Sprache waren nach Abſchaffung der Runen alle Schriften in Schweden abgefaßt. Auch wurden hier um dieſe Zeit, ſtatt der Römiſchen Zahlen, die arabiſchen Ziffern eingeführt, die wegen ihrer Einfachheit und Kürze bald im ganzen Lande allgemein wurden.

Um dieſe Zeit wurde auch die Buchdrucker-

Kunſt, und zwar im Jahre 1480, unter der Regierung des Reichs-Vorſtehers Sten Sture, förmlich in Schweden eingeführt. Bis dahin zogen die Buchdrucker, mehrentheils Deutſche, wie die Taſchenſpieler im Lande herum, und zeigten ihre Kunſt gegen kleine Geſchenke. Nun aber bekamen in ſehr kurzer Zeit Upſala, Strengnäs, Wadſtena, Süderköping und zuletzt auch Stockholm ihre Drucker-Preſſen; womit jedoch in den erſten Jahren nichts als Miſſalien, Breviare, Ablaßbriefe und andre ähnliche Dinge gedruckt wurden. Das Papier dazu mußten noch eine Zeitlang die Ausländer liefern; denn erſt im Jahre 1523, drey und vierzig Jahre nach Einführung der Buchdrucker-Kunſt, wurde in Linköping die erſte Papiermühle in Schweden angelegt.

Noch mehr als die Wiſſenſchaften waren die Künſte in Schweden lange in ihrer Kindheit, mit Ausnahme der Dichtkunſt, die für dies Volk, ſelbſt in ſeinem niedrigen Cultur-Zuſtande, Reitze hatte. Die alten Schweden, ſo wie alle ganz rohe, oder auch wenig gebildete Völker, gebrauchten häufig Räthſel, Gleichniſſe und erdichtete Erzählungen, wovon die Edda und Valuspa voll ſind. Dieſe Methode iſt ſo alt, als allgemein. Die klügſten ſolcher auf untern Bildungs-Stuffen ſtehenden Nationen, Völkerſchaften und Volksſtämme, drückten ihre Weisheit, ihre Grundſätze, Lehren und Denkſprüche, gewöhnlich in ſolchen Fictionen aus. In Norden ſo wie im Orient ſtritten mächtige Fuuſten unter einander mit Räthſeln, wobey deren Auflöſung, oder Nichtauflöſung, Sieg oder Niederlage bezeichnete, und oft, eben ſo wie im Felde, das Schickſal der Staaten entſchied. Da man auf ſolche Erfindungen einen ſo hohen Werth legte, ſo war es nicht zu verwundern, daß ſich auch Miſſethäter mit Gedichten oder ſinnreichen Räthſeln von der ihnen zuerkannten Strafe befreyen konnten.

Die Dichter hießen hier Skalden, und ſtanden ſelbſt bei geringen Talenten in großem Anſehn. Der König Ragnar Lodbrok, der im Jahre 860 umkam, war für ſein Zeitalter ein guter Dichter, ſo wie auch ſeine Gemahlin Aslög Kraka und alle ſeine Söhne; auch hatte er zwei berühmte Skalden, Bragi Boddaſon und Starkotter den Alten, beſtändig an ſeinem Hofe, die Kriegsgeſänge und Heldenlieder verfertigten. Nach der großen Schlacht bei Upſala im Jahre 983 verſprach der König Erich noch auf dem Schlachtfelde demjenigen eine große Belohnung, der ſeinen Sieg würdig beſingen würde. **Thorwald Hialtaſon**, ein Isländer, erhielt den Preis; er verfertigte zwey noch bis jetzt aufbehaltene Siegeslieder, und bekam für jedes eine goldene Kette. Der Skalde **Einar Skulaſon**, der in der Mitte des 12ten Jahrhunderts lebte, war der erſte, der die Reime in die Nordiſche Dichtkunſt einführte.

Dieſe Dichter hatten ihren Rang unter den vornehmſten Hofbeamten der Nordiſchen Könige und Fürſten, und waren auch von ihnen unzertrennlich. Sie beluſtigten dieſe Mächtigen durch ihre Einfälle und Dichtungen, waren ihre Rathgeber in Regierungs-Angelegenheiten, begleiteten ſie zu Felde, waren an ihrer Seite in den Schlachten, und beſangen nicht allein ihre Thaten, ſondern auch alle Vorfälle, die nur von einiger Erheblichkeit waren. Ein ſolches Dichter-Lied hieß **Sago-liud**; oft wurde es in Holz eingeſchnitten, und ſo den Nachkommen überliefert; daher dieſe Dichter auch gewiſſermaaßen die Geſchichtſchreiber der Alt-Nordiſchen Völker waren. **Tacitus** ſelbſt nennt die Skalden: „Verfaſſer der älteſten Art von Jahrbüchern.“ Als nachher die erſten proſaiſchen Geſchichtſchreider im Norden auftraten, waren dieſe Skaldiſchen Lieder ihre einzige Quellen. Die älteſten derſelben waren die deutlichſten; die ſpätern wurden mehr und mehr dunkel, weil man ſich immer weiter von der Natur entfernte, und die Gedichte mit Fictionen und Hyperbeln überlud. Der berühmte Isländer Sturleſon rechnete zu ſeiner Zeit, im Anfange des 13ten Jahrhunderts, in ſämmtlichen Nordiſchen Ländern zwey hundert und dreißig Skalden, von denen man noch Lieder aufbehalten hatte. Dieſe meiſtens in dem Sapphiſchen Sylbenmaaße abgefaßten Lieder hatten keine Reime, die dieſe Skalden ſo wenig als die Griechen und Römer kannten; dennoch aber waren ſie durch ihren leichten Versbau ſehr zum Singen geeignet; auch ließen die Fürſten gewöhnlich nach aufgehobener Tafel ſich ſolche Lieder vorſingen.

Wenn gleich die Schweden auſſer der Dichtkunſt keine von allen den menſchlichen Geiſt veredelnden Künſten ſelbſt ausübten, ſo wurden dieſe ihnen dennoch von Ausländern vor Augen gebracht, und dies nicht ohne Erfolg; beſonders zeigten in der chriſtlichen Periode die Könige und die vornehme Geiſtlichkeit, durch Religionseifer getrieben, große Luſt zu dem Baue von

Kirchen, wobey aber, wegen Armuth des Landes, Schlöſſer, Palläſte und öffentliche Nutzgebäude, noch lange Zeit ungebaut blieben.

Im alten Schweden war das Bauweſen in einem ſehr rohen Zuſtande. Die Wohnhäuſer waren nicht beſſer als Hütten, von ſchlecht behauenen Holzſtücken zuſammengeſetzt. Man ſah keine große Dörfer, ſondern lauter abgeſonderte Höfe. Von ziegelſteinernen Häuſern, ſo wie von Kalk wußte man gar nichts. Die Tempel und Königsſitze waren nicht viel beſſer, und zeichneten ſich bloß durch eine Umgebung von dicken Mauern aus, die aus Feldſteinen beſtanden, welche man durch Leim gekittet hatte. Viele wohnten auch unter der Erde, in ausgegrabenen Löchern, oder in Berghöhlen.

Die älteſte Bauart der Tempel und Opferhäuſer in dieſem Lande war beſonders ſehr ſimpel und armſeelig. Es war gewöhnlich ein hölzernes Haus, das ſich von den Wohnhäuſern nur durch zwei lange Wände unterſchied, die an beiden Enden Thüren hatten. Ein mit Brettern abgeſchauerter Hof umgab dies Gebäude. In dieſem Geſchmacke waren auch lange Zeit die Wohnungen der Vornehmſten des Landes. In denſelben befand ſich mitten auf dem Fußboden des größten Zimmers gewöhnlich eine offene Feuerſtätte, die unter dieſem kalten Himmels-Striche als ein nothwendiger Zweig der Gaſtfreiheit betrachtet wurde. So einfach war hier die Bauart, noch im dritten Jahrhunderte, daß in der Reſidenz des Königs das Brauhaus ſich mit dem königlichen Schlafzimmer unter einem Dache befand; ein Umſtand, der den Tod des Königs Fiolmer bewirkte, da dieſer in der Trunkenheit des Nachts in ein mit Meth gefülltes großes Faß fiel, und darin ertrank; wobei der Skalde Thiodolf ſich des Ausdrucks bediente, „daß Fiolmer in windfreyen Wellen ſein Leben geendigt hätte." Nach und nach, da das Volk und die Reichthümer ſich vermehrten, wurden die Wohnörter der Großen des Landes, beſonders aber die Tempel der Götzen, verſchönert. Yngue Frey, Odins Urenkel, bauete im Jahre 220 in Upſala einen großen und damals vor allen andern ſehr berühmten Tempel. Er war von Stein, und hatte die Form eines Kreuzes; obgleich nicht aus chriſtlichen Ideen, ſondern zufällig, da in jener Zeit, ſelbſt der Name Chriſt, ſo wie alles damit Verbundene, in Norden völlig unbekannt war. Das Gebäude, ſowohl in- als auswendig, war ſechzig Ellen lang, ſechzig Ellen breit, und die Ringmauer, die den Tempelhof umgab, hatte neun hundert Ellen im Umfange. In Weſtgothland ſtand noch im zehnten Jahrhunderte ein anſehnlicher dem Gott Thor geweihter Tempel, worin hundert Götzen-Bilder waren, den der Norwegiſche Fürſt, Håkan Sigurdſon, obgleich ſelbſt ein eifriger Götzenverehrer, damals plünderte und zerſtörte.

Die Fürſten und Vornehmen des Landes erweiterten nun auch nach und nach ihre hölzernen Wohnſitze, vermehrten die Gemächer, erhöheten ſolche, und verſahen ſie mit Thürmen. Dieſe Gebäude waren allezeit nach Oſten oder Weſten zu gerichtet. Das vornehmſte Beſtandtheil derſelben war ein Saal, der von einem Ende des Gebäudes zum andern ging; und das Haupt-Möbel ein langer, viereckigter Tiſch, der långſt dem Zimmer herunter lief, und zur Seite Bänke hatte.

Eben ſo einfach, wie ihre Wohnungen, war auch die Lebensweiſe der Schweden. Nicht allein in den früheſten Zeiten, ſondern auch noch in den mittlern Jahrhunderten ſtanden ſelbſt Könige und Fürſten in eigner Perſon ihrer Haushaltung vor; oft gingen ſie mit ihren Leuten ſelbſt aufs Feld, beſonders zur Zeit der

Erndte, und legten mit Hand an. Es war am Ende des 13ten Jahrhunderts, als hier der Gebrauch abgeſchaft wurde, Sklaven oder Leibeigene zu kaufen, oder zu verkaufen.

Die Schweden ſahen, wie bereits oben bemerkt, bey ihren Wohnungen weder auf Zierlichkeit, noch auf Bequemlichkeit; nur allein Schutz gegen die Witterung, war das, was man in den Häuſern, oder vielmehr Hütten ſuchte; auch bei ihren Kleidungen hatten ſie keinen andern Zweck, als unter ihrem rauhen Himmel ihre Körper gegen die Kälte nach Möglichkeit zu ſichern. Künſtliche Arbeiten kamen dabei gar nicht in Betracht, und wurden da für überflüſſig gehalten, wo das Bedürfniß ſo gebietend war, und alles Auſſerweſentliche entfernte. In jeder Haushaltung wurde daher, ſelbſt von ungeſchickten Händen, von ſonſt unbrauchbaren Perſonen, Greiſen und Kindern, alles verfertigt, was man zu dieſen ſo eingeſchränkten Zwecken brauchte. Felle und Häute von weidenden Thieren oder Wild waren in den älteſten Zeiten die ganze Kleidung der Bewohner dieſer Regionen; die in den nördlichſten Theilen lebten, bedienten ſich der Rennthierfelle. Dieſe Hülle, von allen Zierrathen entblößt, gab ihnen ein fürchterliches Anſehn; daher die Fabeln der Alten von Menſchen in Thiergeſtalten, mit Hundeköpfen und Pferdefüſſen, womit das berüchtigte Thule bevölkert ſeyn ſollte.

Einige Zeit hernach wurden von den Scandiern Wolle und Hanf zubereitet, ſo gut man es vermochte; aber Jahrhunderte vergingen, ehe man dieſe Artikel in Schweden zu Kleidungsſtücken anwandte. Natur und Sinnesart ſtanden lange dieſer Verbeſſerung im Wege. Eine große und anhaltende Kälte; gefrorne Flüſſe und Seen; ſelbſt beeißte Meere; lange Nächte; zerſtreute, wenig bevölkerte Wohnörter; die oben berührte Unabhängigkeit, und die überaus beſchränkten Bedürfniſſe; alles dies ließ keinen Raum zu Begriffen von Anſtändigkeit und Schicklichkeit in Kleidung und Sitten. Waren alle Theile des Körpers bedeckt, ſo war man zufrieden, gleichviel ob man einem Wilden, oder einem Orang Outang gleichſah. Die plumpſte Kleidungsart hatte bei dieſen Menſchen keinen Unwerth, und konnte durch ihre Allgemeinheit nicht auffallen.

Endlich ſtellte ſich auch eine Art Luxus in Kleidungsſtücken bei dieſem Volke ein; man trug nun Pelzwerk von allerhand Farben, und machte es dem Leibe anpaſſend. So entſtanden, im Gegenſatz mit den langen, weiten, herabhängenden orientaliſchen Kleidern, in Norden die kurzen anſchlieſſenden Kleidungen, die auch bei allen Celtiſchen Völkern üblich waren. Das weibliche Geſchlecht blieb hierbei nicht zurück, da es ſich mit kupfernen, auch wohl goldenen von ihren Männern im Kriege erbeuteten, Ringen und allerlei Art Putzwerk ſchmückte. Indeß gingen die Weiber ganz blos mit ihren Armen und Brüſten.

Die Nahrung war viele Jahrhunderte lang ſo ſimpel wie alles übrige. Man aß in jener Zeit trockne Fiſche, geräuchertes Fleiſch, Haberbrod, Eyer von wilden Vögeln, die auf dieſen Inſeln in Menge waren, Milch, Butter, Käſe und Landesfrüchte. Das Getränck war Milch, vorzüglich aber Bier, das die Schweden ſchon im hohen Alterthum zu brauen verſtanden; die Reichen tranken auch Meth, der in den Nordländern immer zu den Leckereyen gehörte, und bei dem gemeinen Volk, trotz des ſo ſtark eingeführten Weines ſein Anſehn bis auf den heutigen Tag behauptet hat. Das Eßgeſchirr war von Holz, und nur bei den Vornehmſten von Metall; dabei trank man eine lange Zeit, nach

Scytiſcher Sitte, aus den Hirnſchädeln überwundener Feinde, endlich aber aus großen Hörnern, die bei den Reichen mit Silber, bei manchen auch mit Gold beſchlagen waren. Auch gehörte zu ihren Sitten, daß ſie ſich zu Gaſtmählern nie anders als bewafnet begaben.

Die Vielweiberei, eine andre von den Orientalern geerbte Sitte, war bei den alten Schweden ſtark im Gebrauch. Ein jeder konnte nach ſeinem Vermögen zwei, drei auch mehr Frauen haben; ein Gebrauch, der noch im eilften Jahrhundert ſtatt fand. Die Fürſten hatten deren noch weit mehr, obgleich immer eine Frau als die vornehmſte den Oberrang hatte; dabei wurden alle mit dieſen Weibern erzeugten Söhne für gleich ächt und erbfähig gehalten. Die eheliche Treue war bei den Frauen eine herrſchende Tugend, zu deren Befeſtigung die große Autorität des Ehemannes nicht wenig beitrug. Er konnte ſeinen Nebenbuhler ermorden, wenn er ihn auf der That ertappte, und ohne weitere Umſtände ſeine Frau verſtoßen, die hernach ſich nie wieder verehlichen konnte.

Muth und erworbene Ehre waren die ſtärkſten Anſprüche bei Verehlichungen. Hätte ein Brautwerber ſich nicht durch irgend eine männliche That ausgezeichnet, ſo wurde er abgewieſen, wenn er gleich vornehm oder reich war; desgleichen wurde auch die körperliche Stärke und der erprobte Muth eines Mädgens ihrer Schönheit vorgezogen. Die Dreiſtigkeit mit Männern ſich herum zu ſchlagen, beſtimmte ihre Mannbarkeit. Auch war nichts anſtändiger, als ſich mit gewafneter Hand eine Braut zu verſchaffen. Die Morgengabe des neuen Ehemannes an ſeine erkohrne Gattinn, erfolgte nach vollbrachter Brautnacht; ſie beſtand nicht in Putzwerk, ſondern in einem geſattelten Pferde, Waffen und Vieh.

Die Erziehung der Kinder bei den alten Schweden, ſo wie bei den Germaniern, war ſehr rauh. Alles zweckte darauf ab, ſie zu Kriegern zu bilden. Cäſar und Tacitus geben davon das Zeugniß, das auch ſpätere Schriftſteller beſtätigt haben. Von der früheſten Jugend an wurden die Körper durch Strapazen und Elemente abgehärtet. Die angreifendſte Witterung, die ſchrecklichſten Regengüſſe, der tiefſte Schnee, der härteſte Froſt wurden ihnen erträglich, ja durch die Macht der Gewohnheit faſt gleichgültig. Alle Kinderſpiele waren mit Todesgefahren verknüpft. Sie muſten ganz nackend mit ſpitzigen, ſchneidenden Waffen ſpielen, mit einander ringen, ſteile Felſen erklettern, halsbrechende Sprünge thun, in reiſſenden Strömen und Seen ſich bis auf den Grund tauchen, und mit Thieren kämpfen. Dieſe Erziehung war allen gemein, den Königsſöhnen, ſo wie den Bauerkindern; und dieſe Gleichheit dauerte, bis mannbares Alter, Geſchäfte und Aemter einen Unterſchied feſtſetzten, der dennoch die Wirkung einer ſolchen Erziehung nicht vernichtete: die Vornehmern wurden dadurch zur Popularität geſtimmt, und die Gemeinen zur Liebe, zum Vertrauen gegen ihre Obrigkeit vermocht. Uebrigens waren die Schweden groß von Wuchs und ſtarken Gliedern, dabey ſo geſtählt gegen die Kälte, daß ſie im Winter ſo wie im Sommer Krieg führten, Oerter belagerten, und lange Märſche auf gefrornen Seen machten; auch waren ſie ſo geübt im Schrittſchuhlaufen, daß ſie ganze Reiſen von hundert und mehr deutſchen Meilen auf dem Eiſe thaten.

Bei der Erziehung wurden die Töchter der Vornehmen zum Nähen, Stricken und den niedrigſten Hausarbeiten angehalten. Dies geſchah ſelbſt in den königlichen Familien, wo jederzeit ein Gericht von der vornehmſten Prinzeſſin zubereitet werden mußte. Dieſe häusliche Lebensart aber hinderte nicht, daß die Mädgen bisweilen Helm und Panzer anlegten, zu Felde zogen, und ſelbſt große Haufen von Streitern anführten. Man nannte dieſe nordiſchen Amazonen Sköldmör, das iſt Schildmädgen; auch erzählt die Geſchichte von ihren Thaten, wovon man oben einige berührt hat.

Die alten Scandier hatten, ſo wie mehrere Völker des Alterthums, und noch heut zu Tage die Chineſer, die abſcheuliche Gewohnheit diejenigen neugebohrnen Kinder, die ihnen nicht anſtanden, oder deren Unterhalt ihnen läſtig war, auszuſetzen, auch wegzuwerfen. Selbſt Vornehme thaten dies. Ein ſo unnatürliches Recht, das keine Geſetze autoriſirten, wurde jedoch hier nur ſelten ausgeübt.

Von den Geſetzen der Schweden in den älteſten Zeiten hat man nur ſehr unvollkommene Nachrichten. Bei einem Volk, das nicht leſen und ſchreiben konnte, ſehr wenig von den Laſtern der cultivirten Nationen kannte, und nur eingeſchränkte Bedürfniſſe hatte, war kein großer Codex erforderlich. In den ſpätern Zeiten gaben die Schwediſchen Könige Geſetzbücher heraus, die man das Hofrecht nannte; Verordnungen, die von allen Reichsräthen und Lehnſäſſigen auf ihren Schlöſſern angenommen, und ſo gut als Landesgeſetze geachtet wurden. Zum Theil waren ſolche grauſam. Das Geſetzbuch des Königs Magnus Erichſon vom Jahr 1319 beſtimmte: „Wer einen verwundete, oder „blutrünſtig ſchlug, verlor die rechte Hand. „Wer Schläge mit Stöcken, oder auch nur „mit Fäuſten austheilte, dem ward die Hand „durchſtochen.“ Dieſe Härte der Strafgeſetze wurde ſogar auf Schimpfwörter ausgedehnt. Ein Edler, der bei Hofe diente, wurde für ein ſolches Vergehn auf einen Monath bei Brod und Waſſer in den Thurm geſperrt; ein unterer Hofbediente kam in den Block, und die Hofpagen wurden mit Ruthen geſtrichen. Eben dieſe Strafe fiel auch denen zu, die, ſobald der König zu Bette gegangen war, Würfel oder Schach ſpielten. Ein Dieb, der den Werth von einem Oer, oder 12 Stüber ſtahl, wurde ausgepeitſcht und ihm die Ohren abgeſchnitten; betraf der Diebſtahl zwei Oer, ſo mußte er hangen. Kam durch jemandes Nachläſſigkeit Feuer in der königlichen Burg aus, ſo wurde er in das nehmliche Feuer geworfen. Wettſtreite im Reiten waren verboten; auch durfte niemand ſein Pferd, oder ſeine Waffen aufs Spiel ſetzen. Auf gewiſſe Vergehungen geringerer Art, wenn ſie ein gemeiner Mann begangen hatte, ſtand der noch jetzt in Italien übliche, und auch hier nur für die unterſten Volksklaſſen beſtimmte, Schnelgalgen.

Nach den Oſtgothiſchen Geſetzen verlohr eine Diebin, wenn ſie ein Mädgen war, auf Lebenslang ihre Freiheit und wurde leibeigen. Der Preis eines Leibeignen aber war eine Mark Silber, wofür er gewöhnlich verkauft wurde. War die Diebin verheirathet, ſo mußte ſie der Mann auslöſen; hatte ſie dreimahl geſtohlen, und der Mann wollte ſich nicht zur Auslöſung bequemen, ſo wurde ſie in die Gewalt des Klägers gegeben, der mit ihr machen konnte, was er wollte; es war ihm ſogar erlaubt ſie zu tödten.

Ein im vierzehnten Jahrhundert in Schweden, nach Verhältniß der Landesarmuth, hochgeſtiegener Luxus, veranlaßte Prachtgeſetze. Nach einem ſolchen Geſetz vom Jahr 1345 durfte beim Heirathen die Morgengabe adlicher Perſonen nicht hundert Mark Silber überſteigen. Dem Bräutigam wurde verboten, ſeiner Braut goldne Ketten, Ringe und andre Kleinodien zu ſchenken; nur auf ein Reitpferd, Sattel, Zaum, Mantel und Hut waren dieſe Geſchenke eingeſchränkt. Von den Hochzeitgäſten hatten nur ſechzehn die Erlaubniß eigentliche Feierkleider zu tragen; und da bei den dazu gehörigen ganz unmäßigen Schmauſereien des Adels die Anzahl der Gäſte gewöhnlich überaus groß war, ſo durften, nach dieſem Geſetz, deren nur drei und achtzig männlichen Geſchlechts bei der Hochzeit anweſend ſeyn.

Die Schwediſchen Geſchichtsſchreiber führen zum Beweis der Pracht der damaligen Zeiten in ihrem Lande den König Carl Knutſon an. Als dieſer Monarch im Jahr 1455 ſeine Töchter Richeſſa und Brigitta zu Nonnen einweihen ließ, beſtand das dabei gebrauchte Silbergeräthe aus vierzehn hundert Stücken; ein für das Land und Zeitalter ſehr großer Silberſchatz, der jedoch in der Wirklichkeit ſehr verringert wird, wenn man, wie es hier wahrſcheinlich der Fall war, die Löffel und andre kleine Geräthſchaften als abgeſonderte Stücke mit dazu gerechnet hat.

Das Teſtament eben dieſes Königs, der im Jahr 1470 ſtarb, liefert einen andern Beitrag zur Luxusgeſchichte jener Zeit. Er vermachte ſeinem Sohn Carl Carlſon unter andern ſein Küchengeräthe zu Sommerreiſen; ferner eine große Pfanne, Bettzeug, Kiſſen, Polſter und Waſchbecken; einige Erben erhielten vergoldete Silbergefäße, andre Sammtkleider u. ſ. w.

Wir haben oben die Bauart der Schweden und den Zuſtand ihrer Häuſer in den älteſten Zeiten und im Mittelalter geſchildert. Im funfzehnten Jahrhundert hatte man hierin einige, obgleich nur geringe, Fortſchritte zur Verbeſſerung gemacht. Die Gaſſen in den Städten waren entweder gar nicht, oder doch ſehr ſchlecht gepflaſtert. Das Fahren, ſelbſt auf Karren, wurde für eine Ueppigkeit gehalten. Die Häuſer waren immer noch von Holz, oder Leim, mit Rohr, Stroh, auch mit Torf gedeckt. Sie hatten gewöhnlich in der Mitte einen runden Feuerplatz, um den ſich die Familie verſammlete; eine große Röhre durchs Dach leitete den Rauch ab. Nur wenige Häuſer hatten Camine. Glasfenſter waren bloß ein Luxus der Vornehmſten und Reichſten. Um die Fenſterlöcher auszufüllen, ohne ſich jedoch das unter dieſem Himmelsſtrich ſo ſparſame Tageslicht ganz zu entziehn, brauchte man Netze von Eiſendrath, desgleichen eiſerne Gitter, auch transparente Häute. Man ſahe weder in noch bei den Städten, Gärten, ja nicht einmahl Promenaden. Noch weniger wußte man in Schweden von zierlichen Alleen, Treibhäuſern und Miſtbeeten; auch nichts von regelmäßiger Anpflanzung der Fruchtbäume; daher ſelbſt die Obſtgärten dieſem rohen Volke im funfzehnten, ja noch im Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts unbekannt waren.

Das Innere der Häuſer und die Lebensweiſe waren größtentheils noch ſo, wie vor ſechshundert oder achthundert Jahren. Lange hölzerne Tiſche, wie in den Dorfſchenken unſrer Zeit, gehörten nicht allein zum Hausgeräthe der mittlern Volksklaſſen, ſondern auch der Vornehmern. An dieſen unförmlichen, von elenden Bänken umgebenen Tiſchen brachten die Edelleute und die Reichen der andern Stände, wenn ſie zu Hauſe waren, die Zeit zu, wo ſie nicht ſchliefen. So war es auch bei dem gemeinen Volk; in deſſen Leimhütten, ungehobelte, auf Balken liegende Bretter mit umher geſtellten Klötzen zum ſitzen, und dieſer Dürftigkeit angemeſſene Schlafbuchten, das ganze Mobiliarbedürfniß erſchöpften. Selbſt bei Hofe ſaß man auf hohen, hölzernen Schemeln, oder auf Bänken. Stühle mit Rücklehnen, Polſtern und Ueberzügen, gehörten zu den Bequemlichkeiten, die man in Schweden ſelbſt zu einer Zeit noch nicht kannte, als man mit

Lübeck ſtarken Handel trieb, und die deutſchen Landſtädte Augsburg und Nürnberg, durch Pracht und Erfindung ſchon ſo berühmt waren.

In den kleinen, elenden Häuſern, wo die Familien ſowohl der mittlern, als der höhern Stände, zuſammengedrängt lebten, war der Mobilienvorrath nur der größten Nothdurft gemäß; daher auch die Bettſtellen hier ſehr ſparſam gefunden, und ihre Vervielfachung als überflüſſig betrachtet wurde. Immer lagen mehrere Perſonen in einem Bette; ſelbſt die Prinzen ſchliefen nicht allein, ſondern mit ihren Hofleuten zuſammen. Man war hier jedoch ſinnreich genug, dieſe rauhe, in unſern Augen indelicate, und nur dem Eheſtande zugeordnete Sitte, als eine verfeinerte Gaſtfreiheit zu bezeichnen. Auch wenn fürſtliche Perſonen einander beſuchten, theilte der fürſtliche Hausherr mit den Fremden ſein Bette. Dies war der Beweis einer beſondern Höflichkeit, und ſo war es bei allen Ständen. Ein Gaſt bekam ſeinen Plaz im Bette neben dem Hauswirth, wenn gleich deſſen Frau auf der andern Seite lag. Nur die Reichen hatten leinene Betttücher; die andern ſchliefen auf wollenen Decken. In den Kirchen brannte man Wachslichter; aber nicht in den Häuſern, ſelbſt nicht in den Wohnzimmern des Königs. Der Monarch ſowohl, als die Vornehmſten des Reichs, bedienten ſich der Talglichter; ein Artikel, der ſchon ein Luxus in den Augen der Geringern war, die zum Behuf ihrer Erleuchtung ſich mit langgeſchnittenen trocknen Holzſpähnen behalfen.

Die Stunde der Mittagsmahlzeit war um zehn Uhr; und Nachmittags um vier oder fünf Uhr ging man zum Abendeſſen. Alle Stände lebten ſehr mäßig. Fleiſch war nur allein die Nahrung der Vornehmſten und Reichſten, und auch dies nicht alle Tage; die Woche zwei, höchſtens drei Mahl. Dieſe obern Volksklaſſen hatten auſſer der Suppe nur zwei Gerichte, und ſelten waren die Speiſen warm. Von Gewürzen brauchte man nichts als Pfeffer, und der Wein wurde in den Apotheken als Arzenei verkauft.

Silbergeſchirr, ſelbſt ſilberne Löffel, waren eine Pracht, die ſich nur ſehr wenige erlaubten. Die Meſſer mußten die Gäſte bei den Mahlzeiten, ſogar bei Hofe, ſelbſt mitbringen. Bedeckte Wagen kamen in Schweden um dieſe Zeit zuerſt im Gebrauch. Bis dahin geſchahen die Reiſen der größten Familien zu Pferde. Die Vornehmſten ſelbſt, wenn ſie aufs Land reiſeten, führten ihre Frauen mit ſich hinten auf dem Sattel; auch die Princeſſinnen reiſeten nicht anders; ſie ritten, und wenn es regnete nahmen ſie einen wachstuchnen Mantel um. So reitend begab man ſich auch nach Hofe, wenn man nicht zu Fuße ging, oder wegen vielem Koth in den elend gepflaſterten Gaſſen nicht füglich gehen konnte.

Bis ins vierzehnte Jahrhundert trugen die Schweden keine Hoſen, ſondern eine Art Unterröcke, ſo ungefähr wie die heutigen Bergſchotten; eine Tracht, die nun zufolge einer neuen aus Deutſchland nach Wisby gebrachten Mode, den langen Hoſen, oder Pantalons Plaz machte. Man nannte dieſe Büxen, welche Benennung noch jezt in mehrern Nordiſchen Mundarten üblich iſt. Diejenigen, die ſie zuerſt trugen, wurden als Stuzer betrachtet, und bekamen den Nahmen Büxenmänner. Da auf dieſe Weiſe der untere Theil des Körpers bedeckt war, ſo verwandelten ſich nach und nach die langen Röcke in kurze; hiezu kamen Weſten, oder auch Wämſer, und kurze Mäntel. — Man ahmte faſt in Allem die mehr ausgebildeten Nationen nach; allein es ging mit dieſer Nachahmung nur langſam. So wurden erſt im Jahr 1561 durch einen Reichsſchluß Gaſthöfe in Schweden in ſämtlichen Provinzen des Reichs angelegt, wozu alle Landbeſitzer beiſteuern mußten.

Obgleich die Gothen zuerſt in Europa die Turnire und andre Ritterſpiele einführten, und ſie bereits im Jahr 1136 in Deutſchland Sitte wurden, ſo waren ſie es doch in Schweden nicht; ſie blieben hier, ſo wie die dazu gehörigen Regeln, gewiſſermaaßen unbekannt, bis gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts, da ſie der König Magnus unter ſeine Hoffeierlichkeiten aufnahm.

Da bei den alten Schweden alles ſehr einfach war, ſo waren es ihre Vergnügungen nicht minder. Sie machten ſich wenig aus den ſonſt bei faſt allen Völkern Europens üblichen Handſpielen. Indeß kannten ſie einige Spiele wozu Würfel, oder Tafeln gehörten; auch war ihnen das Schachſpiel nicht fremde. Dies wurde hier aber kein Zweig gangbarer Beluſtigungen, die, unter dieſem rauhen Himmel, wo die Gedanken der Menſchen ſo ſehr auf ihre Bedürfniſſe gerichtet waren, nicht gut wurzeln konnten; denn eben ſo gleichgültig wie gegen andre Spiele waren die alten Schweden auch gegen die Muſik; obwohl unter ihnen Spielleute lebten, die auf

Harfen, Violinen und andern Inſtrumenten ſpielten, ſich aber dabei der größten Verachtung ausſetzten; ein ſeltſames Loos, das den Tonkünſtlern unter keinem Volk und in keinem Zeitalter zu Theil wurde, da die Muſik aller Orten, bei den wildeſten ſo wie bei den trägſten Menſchen, immer ihre Macht bewies. Dieſe Verachtung der Muſiker ging bis zum Abſcheu; ſie war höchſt unvernünftig, ja empörend, und unerklärbar in einem Lande, das auf ſeine Barden ſtolz war. Dieſe Unglücklichen wurden wie Poſſenreißer behandelt; ein Vorurtheil, das ſie endlich durch Gaukeleien ſelbſt ſanctionirten; dabei wurden ſie wie ehrlos angeſehn, und ſogar ein Mord dieſer Menſchen als eine Art Spaß betrachtet; wobei durch ein albernes, ſowohl in Weſtgothland als Oſtgothland beſtandenes Geſetz, auch die poſſirliche Buße für ein ſolches Verbrechen vorgeſchrieben wurde. Der Mörder mußte dem Erben des Spielmanns ein paar neue gut eingeſchmierte Schuhe, desgleichen ein paar Handſchuhe und auch ein dreijähriges Kalb geben, deſſen Schwanz geſchoren, und mit Schmalz beſtrichen wurde. Der Beſitz dieſer nichtswürdigen Gabe aber, der Erſatz für einen verlohrnen Vater, Sohn, oder Bruder, wurde zur Ausdehnung des Spaßes, noch erſchwert, und konnte dem Erben erſt nach einer überſtandenen beſchimpfenden Probe geſichert werden. Er mußte das Kalb auf einen Hügel führen, und dort deſſen Schwanz in die Hand nehmen; hierauf nahm einer der Anweſenden eine Peitſche, mit welcher er dem Kalbe drei derbe Streiche verſetzte. Hielt nun der Erbe, bei der gewaltſamen Bewegung des Thiers, den befetteten Schwanz feſt, ſo blieb das Kalb ſein Eigenthum; ließ er ihn aber aus ſeinen Händen entſchlüpfen, ſo waren alle ſeine Anſprüche an den Mörder ſeines Verwandten verlohren.

Die vornehmſte Beluſtigung dieſes Volks war die Jagd. Die Lebensart der Einwohner, die ausgedehnten Wälder ihres Landes, und das große Bedürfniß ihres Unterhalts, mußten bei ihnen eine ſtarke Neigung zur Jagd erzeugen. Sie erwarben ſich hierin eine auſſerordentliche Fertigkeit, ſo daß ſie auch mit elenden Waffen ſich reichlich Wild zur Nahrung und Kleidung zu verſchaffen wußten. Waren ſie zu arm, um in ihrem eiſenreichen Vaterlande Waffen von Eiſen, oder auch nur zu ihren Pfeilen eiſerne Spitzen zu haben, ſo beſchlugen ſie ſolche mit Knochen. Die Vornehmen bedienten ſich auch zu ihrer Jagd der Hunde, der Geyer und Falken, deren Abrichtung zu dieſem Zwecke eine alte Sitte in Schweden war.

Unter den Bewohnern Schwedens im Mittelalter zeichneten ſich beſonders vier Völkerſchaften aus: Die Dalecarlier, die Finnen, die Lapländer und die Isländer. Die Dalecarlier waren ein zahlreicher Theil der Nation; Menſchen, die von jeher ſich merkwürdig machten, und oft das Schickſal Schwedens entſchieden. Sie werden für das Stammvolk des Schwediſchen Volks gehalten; ſie waren und ſind noch muthig, bieder und von ſimpeln Sitten, wie man auch in Guſtavs Geſchichte finden wird. Sie wohnten und wohnen noch alle in Dörfern, und zerſtreuten Hütten; theils in Thälern, theils in Wäldern, theils in den Gebirgen, deren Eingeweide ſie durchwühlen. Ihr ganzes Land iſt in Kirchſpiele vertheilt, die von ſehr großem Umfange ſind. Man ſieht nirgends eine Stadt, alles iſt bei dieſen Dalecarliern ländlich; daher man ſie auch Dalbauern nennt. Die Bewohner des Bezirks, das unter dem Nahmen Kupfergebirg bekannt iſt, hatten große Freiheiten. Eine derſelben war beſonders merkwürdig: ihr Land war eine Freiſtätte, wo Unglückliche Schutz fanden, ſobald ſie nur deſſen Boden betraten. Ein jeder Flüchtling, der in irgend einem Theile Schwedens etwas verbrochen hatte, war hier frei; nur allein die Landesverräther, Straßenräuber und Mörder ihrer Herren, waren davon ausgenommen. Auch war ihre Genehmigung nothwendig, wenn die Truppen ihrer eignen Herrſcher, oder auch nur Edelleute mit ihrem Gefolge, durch ihr Land ziehen wollten; oft mußte mit ihnen förmlich unterhandelt werden, wie ſtark man kommen durfte. Mit allen dieſen Zuſagen dennoch nicht zufrieden, benahmen ſich dieſe rohen Söhne der Natur mit einer Vorſicht, die Staatsmänner des achtzehnten Jahrhunderts nicht weiter treiben könnten. Nicht allein die Edelleute und Senatoren, ſondern ſelbſt die Könige waren in ſolchen Durchzugsfällen genöthigt, ihnen zu ihrer Sicherheit vorher Geiſſel zu geben. Theils Bergleute, theils Thalbewohner, waren ſie eine Art Republicaner; ſie hatten ihr eignes Tribunal, und wählten ſich ihre Bürgermeiſter und Rathsmänner, die nur ein Jahr lang ihre Aemter verwalteten. Den Tagarbeitern und Knechten war das Tragen der Waffen verboten; namentlich Bogen und Pfeile, Spieße, Schwerdter, Hellebarden und Dolche;

nur allein ein Brodmeſſer war ihnen geſtattet; die Eigenthümer aber konnten Schwerdt, Schild, Helm und Panzer tragen.

Man ſuchte immer bei innerlichen und auswärtigen Kriegen dieſe Dalecarlier zu gewinnen, und wenn ſie gut angeführt waren, gaben ſie bei Schlachten, ja bei ganzen Kriegsunternehmungen, gewöhnlich den Ausſchlag. Sie ſtellten oft große Armeen ins Feld. Im Jahr 1497 kamen ſie 30,000 Mann ſtark dem Reichsvorſteher Sten Sture gegen die Dänen zu Hülfe, und unter Guſtav Erichſon, deſſen Regierung der Gegenſtand der nachſtehenden Geſchichte iſt, rettete dies Bauernvolk Schweden von der grauſamſten Bedrückung.

Die alten Finnen, obgleich auch ſo wie die Schweden von Scythiſcher Abkunft, gingen in der Cultur mit den alten Scandiern nicht gleichen Schritt; ſie blieben am längſten im Stande der Wildheit, und waren viele Menſchenalter durch, ohne Verkehr mit ihren Nachbarn, ohne Waffen, ohne Pferde, ja faſt ohne Häuſer. Selbſt von dem Eigenthum hatten ſie nur wenig Begriffe. Man dachte hier lange Zeit auf nichts, als auf eine thierartige Nahrung, und auf Schutz gegen die rauhe Natur des Climas.

Alt und jung lagen unter einander wie die Thiere, auf bloßer Erde, in Hütten von Strauchwerk und geflochtenen Zweigen. Ihre Kleidung waren Thierfelle, und ihre Nahrung das Wild in ihren Wäldern. Auch zu der Zeit, da man in Schweden ſchon ſtarke Fortſchritte zur Ausbildung gemacht hatte, waren die Finnen noch wenig von ihren Nachbarn, den Ruſſen, unterſchieden, und rückten nur ſehr langſam in die Linie gebildeter Völker ein.

In der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts waren in Finnland die größten Kirchſpiele in Europa, und noch in unſern Tagen findet man deren, die zwanzig Schwediſche Meilen im Bezirk haben.

Die auch zum Schwediſchen Reich gehörigen Lappländer ſind ein ſonderbares Volk, und die einzigen Nomaden in Europa. Ihre Lebensweiſe iſt unverändert geblieben. Sie wandern im Frühling über die Gebirge nach der Weſtſee zu, kommen im Herbſt wieder zurück, und bleiben nicht länger als vierzehn Tage oder drei Wochen auf einer Stelle. Sie waren einerlei Volk mit den alten Finnen und hatten auch ehedem mit ihnen Sprache und Sitten gemein. Es iſt ein Gegenſtand der Verwunderung, daß dieſe noch heut zu Tage die nehmlichen wie vor Alters ſind, welches bei keinem andern Volk oder Völkerſchaft unſers Welttheils ſtatt gehabt hat. Alle benachbarten Veränderungen waren für ſie verlohren. Sie haben keine Häuſer, ſondern wohnen in Hütten, oder auch in Zelten von grobem Zeuche; ihre Nahrung iſt Rennthierfleiſch, Wildpret, Fiſche und Milch. Die Rennthiere ſind ihr ganzer Reichthum; hundert derſelben bezeichnen einen vermögenden Mann; die Reichen beſitzen wohl 2000 bis 3000 dieſer Thiere. Dies Volk hatte, ſo wie alle nicht durch ein geſellſchaftliches Leben verbundene Völkerſchaften, ſeine hausväterliche Verfaſſung, und behielt ſie bis zum Jahr 1279, da die Lappländer ſich auf Zureden der Weſterbothniſchen Kaufleute dem Schwediſchen Monarchen unterwarfen. In der Folge aber mußten die Könige von Schweden dieſe Herrſchaft über ein wildes Volk, das den unfruchtbarſten Boden in Europa bewohnte, noch mit zwei andern Monarchen, dem Könige von Dänemark und dem Czar von Rußland, theilen. Dieſe Lappländer, deren ſittliche Ausbildung vielleicht ihren Herrſchern nachtheilig ſeyn würde, bleiben in ihrem rohen Zuſtande, und ſind größtentheils noch ſo, wie ſie vor vielen

Jahrhunderten waren; ſie haben fortdauernd einen plumpen Götzendienſt, ſtehen tief unter den Tatarn, und ſind um nichts beſſer, als die Wilden in Nord-America.

Die Isländer waren von den drei vorerwähnten Völkerſchaften ſehr verſchieden; ſie hatten ihren Urſprung aus Scandien, von wo aus im Anfange des zehnten Jahrhunderts die erſten Einwohner nach Island zogen; auch machten ſie eine lange Zeit in Sprache und Sitten mit den Norwegern, Schweden, Gothen und Dänen ein Volk aus. Dieſe Inſulaner im äuſſerſten Norden hatten früher wie ihre Nachbarn der Wildheit entſagt, ſtarke Fortſchritte in der Ausbildung gemacht, und wurden endlich ſelbſt Lehrer der Schweden, Dänen und Norweger. Sie ſtellten hiſtoriſche Scribenten auf, die die Orakel dieſer größern Nationen wurden; ſo wie ihnen die isländiſchen Skalden lange Zeit zu Muſtern dienten; denn dies entfernte, in einer iſolirten Inſel lebende Volk, hatte Dichter, Geſchichtſchreiber, Rechtsgelehrte, Philologen, Muſiker, Künſte und Manufacturen. Dieſe letztern waren hier ſchon im dreizehnten Jahrhundert, zu einer Zeit, wo man nichts ähnliches in Schweden ſah. Unter andern wurden hier auch Tücher gemacht, und mit den Nordländern ein beträchtlicher Handel getrieben. Bereits im Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts ſahe man hier Buchdrukkereien, die aber vornehmlich zum Dienſt der Geiſtlichkeit waren; denn auch hier in Island, im äußerſten Norden, ſo wie allenthalben, ſuchten die Chriſtlichen Prieſter alles an ſich zu reißen.

In der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts hatten die Isländer eine merkwürdige Kleiderordnung. Wer achtzig Mark Silber im Vermögen hatte, durfte ein tuchenes Wams tragen; beſaß er 160 Mark, ſo konnte er dazu einen Rock fügen; 320 Mark gaben ihm ein Recht zu einem doppelten Mantel. Ueberſtieg aber ſein Reichthum auch dieſe Summe, ſo konnte er tragen was er wollte, welches auch, ohne Rückſicht auf mehr oder weniger Vermögen, den Gelehrten und Prieſtern verſtattet war.

Die Isländer huldigten im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert den Königen von Schweden unter der Bedingung, daß ihnen ihre Freiheiten beſtätigt würden. Lange Zeit war Island für das Schwediſche Reich eine ſchätzbare Provinz, bis endlich dieſe Inſel dem Däniſchen Scepter unterworfen wurde.

Geſchichte

Guſtavs Waſa,

Königs von Schweden.

Erſter Theil.

Inhalt der Bücher des erſten Bandes.

Erſtes Buch.

Zuſtand von Schweden im Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts. — Calmarſche Union. — Staatsverfaſſung. — Adel und Geiſtlichkeit. — Repräſentations-Syſtem. — Bauernſtand. — Guſtav Erichſons Jugendjahre. — Reichsvorſteher Sten Sture der Jüngere. — Wahl Guſtav Trolle's zum Primas von Schweden. — Sein höchſt ungeſtümes Betragen. — Chriſtiern, König von Dänemark, und deſſen mit Schweden beſtehender Waffenſtillſtand. — Reiſe des päbſtlichen Legaten Arcimboldi als Ablaßkrämer nach Norden. — Erfolg dieſer Ablaßreiſe in Schweden. — Bürgerkrieg, veranlaßt durch den Erzbiſchof Trolle. — Belagerung und Eroberung ſeines Schloſſes Stäke. — Ankunft einer Däniſchen Armee in Schweden, und deren ſchleunige Niederlage. — Prozeß des Erzbiſchofs Trolle und deſſen förmliche Abſetzung. — Päbſtlicher Bann gegen den Senat von Schweden. — Abermalige Landung der von ihrem Könige angeführten Dänen in Schweden und Belagerung von Stockholm. — Große Niederlage der Dänen und verzweiflungsvoller Zuſtand dieſer Truppen nach der Schlacht. — Unterhandlung. — Edelmüthiges Benehmen der Schwediſchen Machthaber. — König Chriſtierns große Treuloſigkeit und Rückfahrt nach Dänemark.

Zweytes Buch.

Päbſtliche Bulle an König Chriſtiern den Bannſpruch gegen Schweden zu vollziehn. — Guſtav Erichſons Gefangenſchaft in Dänemark. — Arcimboldi's Rückreiſe nach Rom, und deſſen auf Chriſtierns Befehl geſchehene Plünderung ſeiner Schätze. — Förmliche Kriegserklärung des Däniſchen Monarchen gegen Schweden. Furchtbares Bündniß gegen dieſes Reich. — Neue Landung der Dänen unter dem General Krumpe. — Schlacht und deren unglücklicher Ausgang für die Schweden. — Tod des Reichsvorſtehers Sture. — Die Dänen dringen ins Innere des Landes. — Des Erzbiſchofs Trolle triumphirende Erhebung. — Waffenſtillſtand. — Allgemeine Niedergeſchlagenheit der Schweden. — Unterwerfung des Adels und der Geiſtlichkeit. — Farce eines Reichstages. — Edler Muth von Sture's Wittwe Chriſtina, und deren Maasregeln Stockholm zu vertheidigen. — Ermannung der Schweden und ihr nachdrücklicher

Aufſtand gegen die Dänen. — Politik des Königs Chriſtiern und deſſen Endſchluß Stockholm in Perſon zu belagern. — Guſtav Erichſons Flucht aus ſeiner Gefangenſchaft, und deſſen glückliche Ankunft in Lübeck. — Verfolgung des Geflüchteten, deſſen vom Däniſchen Hofe verlangte Auslieferung und förmlicher Rechtsſtreit vor dem Senat zu Lübeck. — Entſcheidung zum Vortheil Erichſons. Seine Rückreiſe nach Schweden und Landung bei Calmar. —

Drittes Buch.

König Chriſtierns abermalige Ankunft vor Stockholm. — Blokade der Stadt. — Unterhandlungen und Uebereinkunft. — Gänzliche Unterwürfigkeit des Schwediſchen Volks. — Des Königs Einzug in Stockholm. — Erichſons Wanderungen im Lande. — Krönung des neuen Königs, gefolgt von einem Blutgericht über die Witwe Chriſtina und die Vornehmſten des Reichs. — Grauſame, mit außerordentlichen Neben-Umſtänden verbundene, Hinrichtungen von Biſchöfen, Senatoren und Magiſtrats-Perſonen. — Ausgebreitete Mord-Scenen. — Rückreiſe des Tyrannen nach Copenhagen. — Politik des Däniſchen Admirals Norby. — Rachſucht des jetzt herrſchenden Erzbiſchofs Trolle. — Erichſons ſeltſame Schickſale und Gefahren auf ſeiner Flucht. — Seine Ankunft in Dalecarlien. — Damalige Verfaſſung dieſer Provinz. — Erichſons Bemühungen in Rättwick und Mora die Thalbauern zur Rettung des Vaterlandes zu vermögen. — Ergreifung der Waffen und glücklicher Anfang der Inſurrection.

Viertes Buch.

Fortſchritte der Dalecarlier bei ihrem Aufſtande. Des Vice-Königs Beldenake und Erzbiſchofs Trolle gütliche und gewaltſame Verſuche ihn zu ſtillen. — Niederlage der Dänen. — Erichſons militäriſche Einrichtungen, und deſſen ſehr populäres Betragen. — Seine förmliche Kriegserklärung an König Chriſtiern. — Hartnäckiges Gefecht und Eroberung der Stadt Weſteräs. — Belagerungen der Dalecarlier von Stegeborg, Orebro und Wadſtena. — Eroberung der Stadt Upſala. — Verſuchte Unterhandlung mit dem Erzbiſchof Trolle. — Mißlungener Angrifs-Entwurf dieſes Erzbiſchofs, ſeine Flucht und gänzliche Zerſtreuung der Dänen. — Der Reichs-Feldherr Erichſon belagert Stockholm. Local-Hinderniſſe dieſe Stadt zu erobern. — König Chriſtierns ſchreckliche Drohungen ohne Folgen. —

gen. — Flucht des Vice-Königs und des Erzbiſchofs nach Dänemark. — Die Belagerung von Stockholm wird in eine Blokade verwandelt. — Reichstag zu Wadſtena — Erichſons Ernennung zum Großvorſteher und Oberhauptmann von Schweden. — Vertreibung der Dänen aus den vornehmſten Provinzen des Reichs. — Fehlgeſchlagene Unternehmung in Finnland. — Erneuerte Belagerung von Stockholm. — Des Admirals Norby kräftiger Schutz der Belagerten. — Empörung der Einwohner gegen den Däniſchen Vice-Statthalter Slaghöck, und deſſen Flucht nach Copenhagen. — König Chriſtiern's böſe Lage in Dänemark. — Des neuen Reichsvorſtehers Bündniß mit Lübeck. — Ankunft einer Lübecker Hülfsflotte in Schweden. — Der Schwediſche Admiral Flemming erobert in Abweſenheit Norby's eine ganze Däniſche Escadre. — Norby's Rückkehr, ſcheinbarer Untergang und Rettung. — Treuloſigkeit der Lübecker. — Einſchließung von Stockholm zu Lande und zu Waſſer.

Fünftes Buch.

Innrer Zuſtand des Schwediſchen Reichs. — Erichſons Vertrag mit dem Heermeiſter von Liefland wegen Getreide und mit Lübecker Capitaliſten wegen Geld-Anleihen. — Innere Landes-Einrichtungen. — Wahl eines neuen Erzbiſchofs und neuer Biſchöfe in Schweden. — Slaghöck's Hinrichtung in Copenhagen. — Entthronung des tyranniſchen Königs Chriſtiern und ſeine Flucht aus Dänemark. — Des Reichs-Vorſtehers Unternehmung auf Schonen. — Reichstag zu Strengnäs. — Sehr nachtheiliger Handels-Tractat mit Lübeck. — Wahl Guſtavs Erichſons unter dem Namen Guſtav der Erſte zum König von Schweden. — Uebergabe von Stockholm. — Ausgeſetzte Krönung. — König Friedrich beſteigt den Däniſchen Thron. — Vorfälle auf dem Reichstage zu Süderköping. — Loslaſſung der in Dänemark gefangenen Witwe Chriſtina Sture und der anderen Schwediſchen Damen. — Reformations-Fortſchritte in Norden. — Guſtavs entſchiedene Neigung zum Lutherthum. — Olaus, oder nach der Schwediſchen Mundart, Olof Petri, ein deutſcher proteſtantiſcher Prediger zum Kanzler des Biſchofs von Strengnäs ernannt. — Olofs religiöſer Eifer und deſſen Folgen. — Fortſchritte des Lutherthums. Schmälerung der geiſtlichen Vorrechte. Einſchränkung der Klöſter. Beſteuerung der Kirchengüter. — Ehrgeizige Entwürfe der Witwe Chriſtina Sture. — Verſchwörung des Biſchofs von Weſteräs, Sunnanwäder, und des Erzbiſchofs von Upſala, Knut, gegen den König, und deren Abſetzung.

Sechſtes Buch.

Guſtavs behutſames Betragen gegen Rom. — Diplomatiſche Schritte zum Beſten des entthronten Chriſtierns, und deſſen Verſammlung einer Armee, die nur bis an die Elbe kommt. — Däniſche Freundſchafts-Boten an den König von Schweden. — Erneuerung des Waffenſtillſtands mit Rußland. — Reichstag zu Wadſtena. — Fortſetzung der Feindſeligkeiten des in Gothland herrſchenden zum Seeräuber geſunkenen Admirals Norby. Kriegszug gegen dieſen Admiral. — Zuſammenkunft der Könige von Schweden und Dänemark in Malmoe. — Vertrag beider Staaten durch Lübecks Vermittelung. — Reichstag zu Wadſtena. — Geiſtlicher Krieg und fanatiſcher Unfug von beiden Seiten. — Guſtavs Reiſe durchs Reich. — Große Controvers-Predigt in Upſala. — Empörungs-Entwürfe in Dalecarlien. — Klagen und Drohungen der Thalbauern. — Melens und des Grafen Hoya's verrätheriſches Betragen. — Guſtavs Verſtellung. — Krieg gegen die Rebellen. Belagerung und Eroberung des Schloſſes von Calmar. — Melens Flucht aus Schweden. — Feldzug gegen den Admiral Norby und deſſen Niederlage bei Lund. — Großer Reichstag zu Weſteräs. Erklärung des Königs die Krone niederzulegen. Zurückgenommener Entſchluß. — Guſtavs Marſch nach Dalecarlien und Ende der dortigen Rebellion. — Fortſchritte der proteſtantiſchen Lehre in Schweden. — Erſter Angrif auf die Kirchengüter. Abſchaffung vieler geiſtlichen Mißbräuche und der geiſtlichen Gerichtsbarkeit. — Widerſetzungs-Entwürfe der Biſchöfe. — Guſtavs Reiſe nach Upſala und dortige Vorfälle. — Abgeſchloßner Friede mit Rußland. — Erneuerter Krieg gegen den Admiral Norby zu Waſſer und zu Lande, deſſen vielfacher Verluſt, gänzliche Niederlage, Flucht nach Narva und Tod.

Erſtes Buch.

Unter den Königen, die Schweden beherrſchten, war **Guſtav** I. mit dem Beinahmen **Waſa**, durch ſeine Eigenſchaften und Thaten als Regent der größte, durch ſeinen Charakter und ſeine Schickſale der intereſſanteſte, und durch ſeine Tugenden als Menſch der würdigſte im Andenken der Nachwelt zu leben. Durch Klugheit und Standhaftigkeit legte er den Grund zu der Schwediſchen Macht, die hundert Jahre ſpäter, unter **Guſtav Adolph**, für Deutſchland, für alle proteſtantiſche Staaten, und überhaupt für das nach Cultur ſtrebende Europa, ſo wohlthätig wurde. Ohne die von ihm in Schweden eingeführte proteſtantiſche Religion und die daraus entſtandene Feſtigkeit dieſer Nordiſchen Monarchie, hätte ſein Enkel nicht im dreißigjährigen Kriege ſeinen unſterblichen Zug nach Deutſchland gethan; das von mächtigen weltlichen Waffen unterſtützte Mönchthum hätte in jenem Kampf von den Alpen bis Lapland obgeſiegt, ſelbſt die katholiſchen Länder wären in der alten Finſterniß geblieben, und die Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes vielleicht auf Jahrhunderte gehemmt worden. — In dieſen verſchiedenen Geſichtspunkten betrachtet, erhält die Geſchichte Schwedens, und des Fürſten insbeſondere, der für die Ausbildung ſeiner noch ſehr rohen Nation mehr als alle ſeine Vorgänger und Nachfolger that, ein mannigfaltiges, ſehr verſtärktes Intereſſe.

Die Lebenszeit dieſes Königs fiel in die große, für die cultivirten Bewohner der Erde ſo glorreiche Epoche, der Wiederauflebung der Künſte, der Reformation, der Anwendung der neuerfundenen Druckpreſſen, der durch das Pulver veränderten Kriegskunſt, der Entdeckung von America und von der neuen Meerſtraße nach Indien, und andrer auſſerordentlichen, ſich damals häuffenden Weltbegebenheiten. Es begann für das Menſchengeſchlecht gleichſam eine neue Schöpfung.

Bevor wir aber die Geſchichte dieſes ſo denkwürdigen Zeitraums berühren, in ſo fern ſolche Schweden betrifft, müſſen wir nach der vorherſtehenden allgemeinen Schilderung der Einwohner und ihres Landes in frühern Zeiten, nun noch einen Blick auf dieſe Nation werfen, um ihren Zuſtand kurz vor der Periode zu beurtheilen, wo nachſtehende Geſchichte anfängt. Die Bezeichnung eines ſolchen Standpunktes iſt erforderlich, ehe man auf dem hiſtoriſchen Gebiete weiter geht.

Im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts ſtanden die Einwohner Schwedens, durch die Lage ihres Landes, durch ihre Armuth, und durch den Mangel an Gemeinſchaft mit andern Völkern, noch auf einer ſehr niedrigen Stuffe der Cultur. Ihr Ackerbau, ſehr einfach betrieben, war noch in ſeiner Kindheit; die Viehzucht nicht weniger unvollkommen, der Reichthum ihrer Gebürge noch wenig gekannt, und das Bekannte vernachläſſigt; die Producte der Nation gehörten den Lübeckern, denen man große Summen ſchuldig war; dabei befanden ſich zwey Drittheile aller Landgüter in den Händen der Cleriſey. Die catholiſchen Biſchöfe waren die Fürſten des Landes; ſie zeigten ſich immer im größten Pomp, und von vielen geiſtlichen und weltlichen Dienern, Edelleuten und Soldaten umgeben. Vom Handel hatten die Schweden faſt gar keine Begriffe; ihre Schiffahrt ſchränkte ſich auf die Fiſchereyen an den Küſten ein; und ſo äuſſerſt gering war ihre Induſtrie, daß ſie den Hanſeeſtädten ihre rohen Erzeugniſſe, Eiſen, Kupfer und andere Artikel, verkauften, um ſolche verarbeitet für einen vielfach höhern Preis wieder zu erſtehn. Erſt im ſiebzehnten Jahrhundert entſtanden hier Manufakturen und Fabricken, und zwar die bedeutendſten am Ende des dreißigjährigen Krieges, da die Schweden bei ihren Feldzügen in Deutſchland vieles geſehn und gelernt hatten.

Noch in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts war Schweden ein Wahlreich. Dieſe Wahl geſchah gewöhnlich auf einer großen Wieſe bei Upſala, wo ſich viele große Steine mit Inſchriften und eingehauenen Figuren befanden. Im Jahr 1397 vereinigte die Königin Margaretha durch die Calmarſche Union alle drey Nordiſchen Reiche, Schweden, Dänemark und Norwegen; eine Union, die die Quelle mehr als hundertjähriger Kriege war. Vermöge derſelben ſollte der König, wenn man ſeine Kinder nicht zu Thronfolgern ernennen wollte, durch eine freie Wahl wechſelsweiſe aus den drei Nationen erwählt werden. Er hatte die Obliegenheit, ſeine Reſidenz nach der Reihe in den drei Königreichen zu halten, und die Einkünfte nicht über die Gränzen zu ſchicken, ſondern ſie zum Beſten desjenigen Landes zu verwenden, das ſie geliefert hatte; dabei ſollte jedes Königreich ſeinen Senat, ſeine Geſetze, Vorrechte und Freiheiten behalten; ſo wie auch alle Stadthalter und Kriegsbefehlshaber, Biſchöfe und Magiſtratsperſonen, ohne Ausnahme, ſelbſt die Soldaten in den Feſtungen, aus Eingebohrnen beſtehn ſollten. — So war dieſer ſeltſame Vertrag; der aber von den verſchiedenen Regenten in allen Punkten gebrochen wurde.

Die Kron-Domainen in Schweden waren gering, und beſtanden bloß in einigen bei Upſala gelegenen Ländereien; und ſo eingeſchränkt waren die königlichen Vorrechte, bei der geſetzlichen Macht des Senats, daß der Monarch nach der Verfaſſung nur als der Oberbefehlshaber der Kriegsmacht, und als der Oberpräſident des Reichsrathes betrachtet wurde. Indeß hatte man ihm ein Vorrecht verliehen, das den größten Theil der fehlenden erſetzte. Er konnte eben die Männer, die ſeine Gewalt zügeln ſollten, ſelbſt wählen. Dies waren zwölf Reichsräthe, aus welchen der Senat der Nation beſtand, und über welche in des Königs Abweſenheit, der ohnehin mit großer Gewalt verſehene Erzbiſchof von Upſala als Primas von Schweden präſidirte. Nur er allein war ein gebohrner Senator, nicht aber die ſechs andern Biſchöfe in Schweden, die jedoch auch zu Reichsräthen erwählt werden konnten, und es auch gewöhnlich wurden. Die geringe Zahl dieſer Räthe, der Glanz ihrer Lebensweiſe, ihre große Autorität, und die Anwendung, die ſie oft davon zum Widerſtand gegen den König machten, verſchafte ihnen die größte Ehrfurcht beim Volk, das zumahl in den Biſchöfen nicht allein die Führer zum Himmel ſah, ſondern ſie auch als die Beſchützer ſeiner Freiheiten und Rechte betrachtete. Dieſe nicht zu verletzen, mußte der König bei ſeiner Thronbeſteigung beſchwören; ja er mußte ſogar zum voraus ſeine Entthronung unterzeichnen, wenn er je ſeinen Eid brechen ſollte.

Der Adel in Schweden war zahlreich und hatte immer noch große Vorrechte; noch aber fehlten dieſen Edelleuten die Ordensbänder; auch kannte man hier nicht die in andern Ländern gewöhnlichen Abſtuffungen; man fand in dieſem

Nordiſchen Königreich noch keine Herzoge, keine Grafen, keine Barone. Das Alter der Geſchlechter, der Beſitz von vielen Gütern, die nahen Verwandſchaften mit Biſchöfen oder vornehmen Regierungsbeamten und große Lehen beſtimmten das Anſehn der Schwediſchen Edelleute. Die Lehen und Stadthalterſchaften der feſten Schlöſſer wurden ihnen vom Könige verliehen; anfangs war es nur auf eine gewiſſe Zeit geſchehn; hernach aber auf Lebenslang, und ſo waren ſie in kurzer Zeit erblich geworden. Wenn gleich das Anſehn dieſer Stadthalter groß war, ſo wurde es doch durch die Autorität der hohen Geiſtlichkeit verdunkelt. Die Schwediſchen Biſchöfe bedienten ſich der Gewalt, die ihnen ein finſteres Zeitalter über die Gemüther der Menſchen gab, mehr als ihre Mitbrüder in andern Ländern. Bei allen feierlichen Zuſammenkünften, ſogar im Senat, nahm ein jeder Biſchof den Rang nicht allein über alle weltlichen Machthaber, ſondern ſelbſt über den Reichsvorſteher, den Regenten des Landes. Stolz durch ihre große Einkünfte und die Zahl ihrer Vaſallen, ſpielten ſie die Rolle von Fürſten; ſie unterhielten Soldaten, die ſie allenthalben begleiten mußten, ließen ihre Schlöſſer befeſtigen, und legten Beſatzungen hinein; oft bekriegten ſie auch ihre Nachbarn, oder zogen ſelbſt gegen den König zu Felde. Es war ein ziemlich genaues Bild deſſen, wie man in unſern Tagen von den Magnaten in Pohlen geſehn hat.

So wie in den meiſten europäiſchen Staaten jener Zeit, herrſchte auch in Schweden das Fauſtrecht. Die Reichſten des Adels ahmten die Biſchöfe nach, und paradirten mit ihrer Gewalt, ſo gut ſie konnten; auch ihre Edelhöfe wurden in Caſtelle verwandelt, mit Mauern oder Palliſaden, mit Graben und Zugbrücken umgeben. Ihre Vaſallen, die ihnen Frohndienſte thun muſten, waren ebenmäſſig gezwungen, gelegentlich als Soldaten zu dienen; ſowohl zur Vertheidigung dieſer feſten Schlöſſer, als zum Angriff auf Nachbarn. Die Städte in Schweden waren in geringer Anzahl, und alle, ſelbſt die Seeſtädte, bei einem unbedeutenden Handel und ſehr geringer Induſtrie, nur ſchwach bevölkert. Die Simplicität der Einwohner des Reichs beſtimmte ſie vorzugsweiſe in Dörfern zu leben. Die Städte waren bloß Zufluchtsörter gegen die Gewalt des auf dem Lande herrſchenden Fauſtrechts; auch waren ihre Bewohner vorzüglich den Königen ergeben, von denen ſie Schutz erhielten.

Das in unſern Tagen durch Blutſtröme und Greuel aller Art ſo praktiſch erörterte Repräſentationsſyſtem gehörte in Schweden zur Staatsverfaſſung. Die vier Stände, die Geiſtlichkeit, die Ritterſchaft, die Bürger und die Bauern, wurden hier durch Abgeordnete repräſentirt; wobei ein jeder dieſer Reichsſtände ſeinen Wortführer hatte. Bei der Geiſtlichkeit war es der Erzbiſchof von Upſala; bei der Ritterſchaft der Reichsmarſchall; bei dem Bürgerſtande ein Bürgermeiſter von Stockholm, und bei den Bauern war es ein aus ihrer Mitte gewählter Sprecher, den ſie, wegen dieſes Rede-Auftrags, Taleman nannten.

Die große Maſſe des Volks, oder eigentlich die Nation ſelbſt, beſtand aus Bauern; daher auch dieſer Stand, der nur eine geringe Schatzung bezahlte, hier ein Vorrecht hatte, welches man in keinem andern Lande ſah: durch Repräſentanten Antheil an den Staatsgeſchäften zu nehmen. Es war ein Phänomen in der Geſetzgebung, das noch bis am Ende des achtzehnten Jahrhunderts nirgends nachgeahmt worden iſt. Die Schwediſchen Bauern ſchickten, wie oben geſagt, als Stand, Abgeordnete auf den Reichstag, und nicht ſelten entſchieden dieſe größtentheils rohe Naturmenſchen, wenn gleich nicht durch ihre Beredſamkeit, doch durch die Hinſicht auf die Menge ihrer Committenten, über die wichtigſten Angelegenheiten.

Die Bauern ſowohl als der Adel hatten von ihren Privilegien hohe Begriffe, und ſchon der Gedanke eines Eingriffs in dieſelben brachte ſie zu den Waffen. Oft ergriffen ſie dieſe auch aus einem Beweggrunde, der charakteriſtiſch, und vielleicht unter allen Völkern der Erde einzig war: um die Veränderung ſittlicher Gebräuche auch um die Abſchaffung alter, zum Theil abgeſchmackter, oder dem Lande ſchädlicher Gewohnheiten zu hindern. Dieſe Menſchen kannten nur wenig Bedürfniſſe und lebten äuſſerſt einfach. Durch ihre Wohnung, ihre Kleidung und ihr Hausgeräthe, erhoben ſie ſich wenig über die Südſee-Inſulaner; ihr Brod war großentheils aus Birken- oder Fichten-Rinden, auch aus Stroh und Wurzeln gemacht.

Bei einem ſolchen Zuſtande der Cultur, waren in dieſem Lande Wiſſenſchaften und alle Künſte, die das Leben verſchönern, fremdartige Dinge. Eine ſogenannte Univerſität, wo man den nichtswürdigſten Tand lehrte, und einige dieſer armſeligen Akademie untergeordnete Schulen, deren Lehrer ſelbſt nicht mehr wußten, als Leſen und Schreiben: war der Inbegriff aller Anſtalten zur Bildung des Volks.

So war in Schweden die Lage der Dinge im Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts, als das Schickſal durch auſſerordentliche Wege einen ſeltnen Mann, gerade im rechten Zeitpunkt an die Spitze einer rohen aber edlen Nation ſtellte, der ſie aus der Dunkelheit hervorzog, und in die Reihe cultivirter Völker verſetzte.

Guſtav, mit dem Familiennamen Erichſon, ein Abkömmling der alten Könige von Schweden, wurde am 12ten Mai 1490 im Kirchſpiel Ockeſtad, drei Meilen von Stockholm im Privatſtande gebohren, zu einer Zeit, da ſein Vaterland gewiſſermaßen eine Provinz von Dännemark war, und eine ſehr ſchwankende Selbſtſtändigkeit hatte. Sein Vater, Senator des Reichs, gab ſeinem Sohn für die damahlige Zeit die beſtmöglichſte Erziehung, die hernach der Reichsvorſteher Swante Sture vervollkommnete. Dieſer Regent ließ ihm an ſeinem Hofe alle ritterliche Uebungen lehren, und in Upſala ſtudiren, wo er ſeine Talente, und beſonders ſeine ſeltne Beredſamkeit entwickelte, die nachher nicht wenig beitrug ihn auf den Thron zu erheben.

Die drei nordiſchen Königreiche, Schweden, Dännemark und Norwegen, waren, wie oben bemerkt, durch die im Jahr 1397 zu Calmar geſchloſſene Union vereinigt, wobei einem jeden Königreich ſeine Freiheiten, Vorrechte, Geſetze und Regierungsweiſe verſichert worden waren. Indeß hatten ſie nur einen Herrſcher, der immer in Dännemark thronte, keinen Vertragsartikel beobachtete, eigenmächtig verfuhr, und Schweden wie ein unterjochtes Land behandeln wollte. Dies thaten nach des letzten unwürdigen Schwediſchen Königs Ericks von Pommern Tode, die Könige von Dännemark, Chriſtoffer, Chriſtian I., Johann II. und Chriſtiern, die alle gekrönte Beherrſcher von Schweden waren. Beſonders zeigten ſich die beiden letztern als die größten Tyrannen. Dieſe Union, wobei die Ruhe von drei benachbarten, einander immer bekriegenden Nationen eigentlich beabſichtigt war, wurde für ſie vielmehr die Quelle langwieriger, ſchrecklicher Kriege, und der grauſamſten Scenen. Die klügſten Schweden ſahen ſchon urſprünglich die Folgen dieſer großen Maaßregel voraus, und arbeiteten ihr daher aus allen Kräften entgegen; ſie konnten aber den Vertrag nicht hindern, der gleich anfangs von der Geiſtlichkeit nachdrücklich unterſtützt wurde. Dieſe Prieſter hatten ihre guten Gründe, zur Erweiterung ihrer Herrſchaft, einen abweſenden König, und dadurch eine geſchwächte weltliche Macht zu wünſchen; auch blieben ſie die Vertheidiger dieſer Union, bis jede Hofnung zu ihrer Behauptung verſchwunden, und alle Spuren dieſes unglücklichen Vertrags durch Blutſtröme vertilgt waren.

Schweden, das die angemaßte Oberherrſchaft der Däniſchen Monarchen, wegen ihrer Verletzung des Vertrags, nicht anerkennen wollte, und deshalb fortdauernd Krieg mit Dännemark führte, wurde damals von Reichsvorſtehern regiert, die man erwählte, und die dieſe Würde lebenslang behielten. Drei, durch Herrſchertalente und Tugenden ausgezeichnete, eines ſolchen Poſtens würdige Männer, aus einer alten patriotiſchen, beim Volke beliebten Familie, Sten Sture, Swante Sture und Sten Sture der jüngere, waren auf einander gefolgt, und hatten Stürme von Innen und Auſſen beſtanden. Beſonders war der Regierungsantritt des letztern im Jahr 1512 mit innern Unruhen verbunden. Die Familie Trolle, von däniſcher Abkunft, war nächſt der Stureſchen die mächtigſte des Landes; es war ihr fehlgeſchlagen, den Jüngling Guſtav Trolle zum Reichsvorſteher erwählen zu laſſen; indeß gelang es ihr durch Intrigen, daß er bald nachher zum Erzbiſchof von Upſala ernannt wurde. Sture ließ ſich überreden, dieſe von ſeinen Feinden tief überdachte Wahl ſelbſt zu befördern. Der junge Prälat, der in der Geſchichte Guſtavs eine ſo große Rolle ſpielt, befand ſich zur Zeit ſeiner Wahl in Rom, wo er jedoch nichts, weder von der dort herrſchenden feinen Politik, noch von den höhern Prieſterkünſten gelernt hatte. Bei geringen Fähigkeiten zeigte er einen harten, unbiegſamen Character, und einen unbegränzten, durch das Anſehn ſeiner Familie, durch ſeine Reichthümer und ſeine Würde genährten Stolz. Er hatte ein böſes Herz, war ein Anhänger des in unſern Tagen ſo vervollkommneten Schreckenſyſtems, und kannte keine andre Art die Menſchen zu beherrſchen, als durch Befehle. Patriotismus und alle die Menſchheit veredelnde Tugenden galten bei ihm für nichts; die Befriedigung ſeines Ehrgeizes war ihm alles.

Es war damahls zwiſchen beiden Reichen ein Waffenſtillſtand, deſſen Ablauf der Däniſche Hof zur Wiederergreifung der Waffen, mit Ungeduld erwartete. In dieſer Zeit reiſete der aus Rom zurückkommende neue Erzbiſchof durch Copenhagen, um ſich nach Schweden zu begeben. Es wurde den Dänen nicht ſchwer, dieſen Mann zu gewinnen. Man verſprach ihm, im Fall der Unterjochung Schwedens, die Oberſtatthalterſchaft in dieſem Königreiche mit unumſchränkter weltlicher Gewalt, die, in Verbindung mit ſeiner geiſtlichen, ihm die ganze Macht eines deſpotiſchen Monarchen verſchaffen mußte. Unter dieſer Bedingung verſprach **Trolle** ſich an die Spitze der Däniſchen Faction in Schweden zu ſtellen. Er eilte nun nach Stockholm, wo er von dem Augenblick ſeiner Landung an, mit Hintanſetzung aller Decenz, dem ihm entgegengekommenen Reichsvorſteher ſeine Verachtung, und der Welt ſeinen Uebermuth zeigte. Er hatte die höchſten Begriffe von ſeiner Würde, die dem Beſitzer das eingeführte Recht gab, ſich **Primas von Schweden von Gottes Gnaden** zu nennen; auf dieſem Poſten ſtehend hatte er den Rang über den Reichsvorſteher, und dabei die Befugniß, ſich auch in die weltliche Regierung zu miſchen. **Sture** hatte die Folgen ſeiner Ernennung wohl eingeſehn, ſolche aber dennoch befördert, da er ſie nicht hindern konnte; er hatte alles von einem ſtolzen, eigenſinnigen, bösartigen Manne zu erwarten, der überdieß im Haß gegen ſeine Familie erzogen worden war. Er verſuchte es jedoch ihn durch Höflichkeit und Gutherzigkeit zu gewinnen; er ſchrieb an ihn, und nannte ihn ſeinen Vater; auch bat er ihn der Pathe ſeines neugebohrnen Sohnes zu ſeyn; allein dieſe Freundſchaftsbezeugungen blieben ohne Wirkung.

Christiern, ein unwürdiger, blutdürſtiger Monarch, Schwager des Kaiſers Carl V., hatte damals den Thron von Dännemark und Norwegen beſtiegen, und wurde von einer alten Holländerin, Namens Sigbrit, der Mutter ſeiner Mätreſſe Devika, beherrſcht. Sein größter Wunſch war jetzt, auch König von Schweden zu ſeyn, das ſich bei dem Tode ſeines Vaters eine Art Unabhängigkeit von Dännemark errungen hatte. Er wollte die Calmarſche Union, wodurch am Ende des vierzehnten Jahrhunderts die drei Königreiche unter einem Beherrſcher verbunden worden waren, wieder herſtellen, allein nach ſeiner Weiſe; ohne auf die Artikel des Vertrags zu achten, woran nun auch der neue Primas von Schweden aus allen Kräften arbeitete. Die Freunde dieſes Prälaten waren zahlreich und mächtig; hiezu kamen alle Geiſtlichen des Landes, die blindlings ihrem Oberhirten beiſtimmten, und auch eine Menge Edelleute, die den in Schweden herrſchenden Haß gegen die Dänen verleugneten, da man ihnen die Vorzüge der Union unter allerhand trügeriſchen Geſtalten zeigte. Dieſe mächtige Faction, die in kurzer Zeit ihrem Uebermuthe keine Gränzen ſetzte, und alles auf einen Bürgerkrieg anlegte, nährte die Hofnungen des Königs. Alles wurde auch von Copenhagen aus befördert, den Zwiſt zu vermehren, und jede Art der Ausſöhnung zu verhindern, welche zu Stande zu bringen Sture alles aufboth. Er reiſete ſelbſt nach Upſala, ſtellte dem Erzbiſchof die für das Reich ſo nachtheilige Folgen ihrer Feindſchaft vor, und beſchwor ihn, vor dem Altar einen Freundſchafts-Bund zu ſchließen. Die Erwiederung war der verächtlichſte Hohn, und ſo war die Unterredung ſehr geſchwind geendigt.

Sture ſuchte nun vor allen Dingen den auswärtigen Krieg zu verzögern, und es gelang ihm auch den ohnehin noch nicht völlig gerüſteten Chriſtiern zu einem Aufſchub zu bewegen; er ſchickte Geſandten nach Copenhagen, die dem Könige die Verſicherung von der Schweden Geneigtheit zu der Calmarſchen Union gaben, wenn anders die Bedingungen des Vertrags redlich erfüllt würden. Die Schwediſchen Machthaber waren viel zu klug, um auf eine ſolche Zuſage des Königs einen Werth zu ſetzen und ſahen nur allein in der förmlichen Vernichtung der Union durch die Waffen, das Wohl ihres Vaterlandes. Indeß war die Aeuſſerung ihrer Geneigtheit in dem wichtigſten Punct nachzugeben, ein treflicher Vorwand Zeit zu gewinnen. Der Krieg wurde hierauf ausgeſetzt, und ein in Halmſtad zu haltender Congreß verabredet. Der Reichsvorſteher wünſchte dieſe koſtbare Friſt zu benutzen. Seine Anhänger riethen ihm nun ohne Verzug zu den Waffen zu greifen, und den ſtolzen Erzbiſchof zu demüthigen. Dieſer beſorgte auch etwas ähnliches; er verſammelte die in Schweden vertheilt geweſene Däniſche Parthey, rief alle Mißvergnügten des Landes zu ſich, und ließ ſein Schloß Stäke ſtark befeſtigen; allein in jenen finſtern Tagen erforderte der Angrif auf einen Prälaten die größte Behutſamkeit. Der Reichsvorſteher wandte ſich daher nach Rom, und ſuchte zuerſt beym Pabſt geiſtliche Hülfe. Der heilige Stuhl war weit entfernt ihm dieſe zu leiſten; vielmehr war es dem Römiſchen Hofe ganz recht, daß ein unternehmender Prälat die geiſtliche Macht in Schweden auszudehnen ſuchte, wo man, troz aller Drohungen von Bannſtrahlen, längſt aufgehört hatte, den vom König Olaus bewilligten Peterspfennig, als einen Tribut an Rom zu bezahlen.

Arcimboldi, ein päbſtlicher Legat, bereiſete in dieſem Zeitpunct als Ablaßkrämer die Nordiſchen Länder. Leo X, aus der in den Jahrbüchern der Künſte unſterblichen Familie Medicis, ſaß damals auf dem Römiſchen Stuhl, und war leidenſchaftlich mit dem Bau der Peterskirche beſchäftigt. Dies Gebäude war ein Schlund, worin die aus allen Chriſtlichen Ländern nach Rom fließenden Schätze verſanken, und ihn doch nicht ausfüllten. Es war immer mehr erforderlich; man ſann auf neue Hülfsquellen, und fiel endlich auf das ſonderbare Mittel, das jedoch in damaliger Zeit die thieriſche Dummheit der Gläubigen rechtfertigte, durch herumreiſende Hauſirer die Sünden wie Waaren zu vertrödeln. Dieſe Ablaßbriefe des ſechszehnten Jahrhunderts, die man am Schluß des achtzehnten in der Geſchichte mit Erſtaunen lieſt, waren folgendermaßen abgefaßt: »Ich ſpreche »dich loß von allen Strafen der Kirche, die du

»verdient haben magſt, imgleichen von allen Sünden und Fehlern, die du bisher begangen haſt, ſie mögen ſo groß ſeyn wie ſie wollen; und erlaſſe dir alle Strafe, die du im Fegefeuer zu leiden verdient haſt mit deinen Sünden. Ich gebe dir wieder Theil an der Kirche Sacramenten, verſetze dich zurück in den unſchuldigen Zuſtand, in welchem du gleich nach der Taufe warſt, ſo daß die Pforten der Hölle für dich, wenn du ſtirbſt, verſchloſſen ſeyn, und des Paradieſes Thür dir offen ſtehen ſoll, u. ſ. w.«

Der mit ſolchen Ablaß-Bullen ausgerüſtete Legat Arcimboldi, deſſen Beſtimmung Schweden war, reiſete durch Dännemark, wo ihn Chriſtiern gegen Sture ſehr leicht einzunehmen wußte, da ohnehin ſo mancherley Dinge in Schweden durch die weltliche Macht geſchehn waren, die als große Beleidigungen des Apoſtoliſchen Stuhls betrachtet wurden. Der König fügte zu ſeinen Argumenten noch viele Verſprechungen, und gewann den Legaten gänzlich für ſein Intereſſe. Um dies deſto wirkſamer in Schweden zu befördern, legte ihm der König ſeinen Plan vor, und unterrichtete ihn von allen Einverſtändniſſen mit ſeinen Schwediſchen Anhängern. So geſtimmt zeigte dieſer Prälat ſeine große Partheylichkeit gleich bei ſeiner Ankunft in Schweden; er verlangte im Namen des Pabſts eine ſchleunige Ausſöhnung mit Trolle, und die Bewilligung aller ſeiner Forderungen; da er aber ſo geitzig als ſtolz war, und bald des Volks Abneigung gegen Trolle, dahingegen die allgemeine Liebe gegen Sture gewahr wurde, ſo beſtand er nicht eifrig auf ſeine Forderungen zum Beſten des verhaßten Prälaten, um ſeinen Schatz deſto beſſer zu füllen. Dieſe Art Nachgiebigkeit brachte ihm auch bald ſehr große Vortheile. Der Reichsvorſteher ſelbſt gab dazu das Beiſpiel. Er ſchenkte dem Legaten einen Tiſch von Silber, nebſt koſtbaren Pelzwerken, kaufte ſelbſt von ihm viele Ablaßbriefe, und ſtellte ihm zu Ehren ein Feſt nach dem andern an. Seine Freunde thaten ein Gleiches, und nun ſtrömten Jünglinge und Greiſe, Reiche und Arme herbei, um Vergebung der Sünden und die Erlaubniß zum Fleiſcheſſen an Faſttagen zu kaufen. Um ihn mit allen Waffen zu bekämpfen, ſo wurde dem Legaten ſogar bei Trolle's beſchloſſener Abſetzung, das Erzbißthum Upſala angetragen; auch geſtattete der Regent, daß er die ungeheuren Ablaßgelder ohne Abzug und Zollgebühren baar aus dem Lande ſchaffen durfte; dahingegen viele deutſche Fürſten ſolche vor der Abſendung beſteuerten. Dieſe vereinigten Angriffe, und ſein Blick auf die Ablaß-Caſſe, die ſo ſehr über alle ſeine Erwartung gefüllt wurde, wirkten auf ihn dermaßen, daß er in Betreff Schwedens ganz ſeinen Sinn änderte, Sture's Freund wurde, ihm die Däniſchen Cabinets-Geheimniſſe entdeckte, und ihm auch die zweckmäßigſte Verwendung beim Pabſte verſprach.

Indeß wurde eine förmliche Verſchwörung gemacht, dem Könige von Dänemark die Schwediſche Krone unbedingt zu verſchaffen. Trolle rieth dieſem Monarchen den Waffenſtillſtand ohne Verzug zu brechen, und ſelbſt nach Schweden zu kommen, wo ihm einer der Verſchwornen, der Statthalter von Nyköping, das daſige feſte Schloß übergeben ſollte. Der Anſchlag aber wurde verrathen. Sture nahm ſchleunige Maaßregeln; er reiſete ſelbſt nach Nyköping, ließ den Statthalter in Verhaft nehmen, und nach Stockholm bringen. Der Gefangene entdeckte nun das ganze Complot, und gab viele Mitverſchworne an, worunter ſich, nebſt mehrern angeſehenen Männern, auch der Statthalter von Stockholm, und des Erzbiſchofs Trolle

Vater, der alte Erich Trolle, und andre verdächtige Freunde dieſes Prälaten befanden, die ſammtlich ins Gefängniß geworfen wurden.

Nun war der Bürgerkrieg entſchieden. Es wurde zu Arboga in den erſten Tagen des Jahres 1517 ein Reichstag zuſammen berufen, wo Sture den Ständen in einer rührenden Rede ſein gemäſſigtes Betragen gegen den Erzbiſchof und die Gefahren des Vaterlandes vorſtellte, da der König Chriſtiern, um den Verräthern zu Hülfe zu kommen, bereits den Waffenſtillſtand gebrochen, und einige aus Lübeck nach Schweden ſeegelnde und mit Kriegsbedürfniſſen beladene Schiffe weggenommen hatte. Er rief die Anweſenden auf, ihr Blut für das Vaterland aufzuopfern. Ein Umſtand gab dieſer Rede ein groſses Gewicht. Der Erzbiſchof hatte es nicht gewagt, bei dieſer Reichsverſammlung zu erſcheinen; dagegen hatte er, gleichſam zum Hohn derſelben, und um ihre Gültigkeit zweifelhaft zu machen, zu eben der Zeit alle angeſehene Geiſtliche des Landes nebſt allen ſeinen Anhängern zu ſich nach Stäke berufen, wo er ſeinerſeits auch eine Art Reichsverſammlung hielt Er trotzte auf die Feſtigkeit dieſes am Abhange eines Berges erbauten Schloſſes, das durch ſeine Lage und durch die dabei angebrachte Befeſtigungskunſt für unüberwindlich gehalten wurde; noch mehr aber verließ er ſich auf die bis dahin noch unverletzten Bollwerke der geiſtlichen Vorrechte, die ihn gegen jede Gefahr zu ſchützen ſchienen. Dieſer Troz kam Sture's Rede zu Hülfe. Die große Mehrheit der Verſammlung ſtimmte ihm nun bei. Es wurde von ihr beſchloſſen, den alten Ex-Erzbiſchof Ulſſon, den innigen Freund und Rathgeber der Familie Trolle, als einen Verräther ſogleich zu verhaften; das Schloß Stäke mit dem größten Nachdruck anzugreifen; es nach der Eroberung zu ſchleifen; den Erzbiſchof Trolle ſeines Amtes unwürdig zu erklären, und alle mit Dännemark beſtehende Verhandlungen als nichtig zu betrachten. Dem jungen Guſtav Erichſon wurde die Belagerung des Schloſſes übertragen.

Dieſer kühne, ruhmbegierige Jüngling fing jetzt an, ſeine Fähigkeiten zu entwickeln. Er beſaß ganz das Vertrauen des Regenten, deſſen naher Vetter er war; ſeine Rathſchläge hatten das Gepräge vieljähriger Erfahrung, obgleich er ſich erſt in ſeinem ſechs und zwanzigſten Jahre befand. Auch bedurfte Sture thätige Unterſtützung. Es war hier ungeheurer Schutt aufzuräumen. Das Landvolk, das eigentlich die Schwediſche Nation ausmachte, lebte noch gewiſſermaßen im Stande der rohen Natur. Die Nahrung, die Kleidung, die Wohnungen, und die ganze Lebensweiſe dieſer Menſchen waren höchſt einfach; ſo auch ihre Begriffe und Sprache; auch waren ſie, ſo wie die Wilden, noch mit Bogen und Pfeilen bewaffnet. Auf Erichſons Rath wurden nun in Lübeck Feuergewehre aufgekauft, und ſolche den Bauern gegeben. Das erſte mit dieſen Waffen beladene Schiff wurde jedoch von den Dänen genommen. Die Miliz marſchierte alſo ſehr verſchieden ausgerüſtet zur Belagerung des Schloſſes Stäke, wobei ſich der Regent in Perſon befand. Die Biſchöfe von Strengnäs und Linköping, ſo ſehr ſie es auch mit Trolle hielten, waren jedoch mit ſeiner Verwegenheit unzufrieden; ſie eilten voran den Erzbiſchof zu bewegen, den Widerſtand für jetzt aufzugeben, und eine bequemere Zeit zu erwarten. Er war aber unbeweglich, warf ihnen ihre Schwachheit vor, und berief ſich auf die Ankunft einer großen Däniſchen Armee, gegen welche, wie er verſicherte, die ganze Macht des Regenten nicht aushalten könnte.

Dieſe große Armee aber beſtand in der Einbildung. Der König Chriſtiern, der durch Verrath ohne alle Mühe Beſitz von Schweden zu nehmen hoffte, war gar nicht zum offenen Kriege gerüſtet; er ſuchte daher andre Waffen, und verklagte den Schwediſchen Reichsvorſteher bei dem Pabſt Leo X., wobei er auf die gewaltthätige Behandlung der Erzbiſchöfe ein großes Gewicht legte, ſich den rechtmäſſigen Erben des Schwediſchen Throns nannte, und auch, als ein in Rom wichtiges Argument, das um ſich greifende Lutherthum nicht vergaß, dem man ſteuern müßte. Chriſtiern benutzte ebenfalls die Erbitterung der Schwediſchen Geiſtlichkeit gegen die weltlichen Machthaber in ihrem Lande, und zog durch allerhand Verſprechungen auch den Erzbiſchof von Lund, Birger, ganz in ſein Intereſſe. Dieſer Prälat ſandte ein Circular im Reiche herum, worin er die Schweden ermahnte, ſich der Däniſchen Regierung zu unterwerfen, und die Widerſpenſtigen mit dem Bannfluch bedrohte. Alles dies aber machte wenig Eindruck, und verſchafte dem belagerten Trolle keine Hülfe, der endlich ſo ſehr gedrängt wurde, daß er ſeinen Stolz bei Seite ſetzte, und um eine Unterredung mit dem Reichsvorſteher anſuchte. Sie wurde bewilligt. Sture fand ſich nebſt einigen Reichsräthen vor den Schloßthoren ein, wo der Erzbiſchof auch erſcheinen ſollte; ſie warteten hier zwei Stunden unter einem Platzregen, allein Trolle kam nicht; denn in eben dem Augenblick erhielt dieſer die Nachricht von der Ankunft der längſt erwarteten Däniſchen Hülfstruppen. Nun ſchlug er die Unterredung ab, und ließ dem Regenten durch den Schloßvoigt ſagen, daß er erſt in ſechs Wochen wegen der Uebergabe zu unterhandeln gedächte.

In der That hatte endlich Chriſtiern, um ſeine Parthei in Schweden zu unterſtützen, eine Flotte auslauffen laſſen, die 4000 Mann am Bord hatte. Dieſe Truppen ſtiegen bei Dufwenäs, einer Landſpitze ohnweit Stockholm, ans Land, und wollten ſich den Weg nach dem belagerten Schloſſe bahnen. Der Reichsvorſteher aber geſtattete ihnen dazu keine Zeit; er ließ das Fußvolk vor dem Schloſſe zurück, nahm bloß die Cavallerie, und ging mit Guſtav Erichſon den Dänen entgegen. Dieſer Befehlshaber griff den Feind zuerſt an, mit dem Degen in der Fauſt, unterſtützt von der jungen Schwediſchen Mannſchaft, die mit ſolcher Tapferkeit focht, daß die Dänen nach einem kräftigen Widerſtande total geſchlagen wurden, in der größten Unordnung nach dem Seeufer flohen, und ſich in ihre Schiffe ſtürzten. Die meiſten waren im Treffen geblieben oder gefangen, die übrigen, die entkamen, landeten auf ihrer Flucht an mehreren Orten um zu plündern; ſie thaten dies in Oland, Süderköping, Weſterwick und Stegeholm, welchen letztern Ort ſie nach der Plünderung auch in Brand ſteckten.

Dieſer Sieg wurde großentheils der Klugheit und Tapferkeit Erichſon's zugeſchrieben, der jetzt wieder zur Belagerung von Stäke eilte. Trolle hatte dieſen Ausgang nicht erwartet. Er ward beſtürzt, und ſein Muth fing an zu wanken, da er die Folgen des Sieges vernahm. Alle Beamten, die zur Däniſchen Parthei gehörten, wurden nun ihrer Aemter entſetzt, andere wurden verhaftet; die Biſchöfe ſo wie Trolle's eifrigſte weltliche Anhänger verſtummten, und die vornehmſten Officiere ſeiner Beſatzung erklärten ihm ſehr beſtimmt, daß ſie ſich nicht länger vertheidigen würden. Jetzt wollte er capituliren, und erbot ſich in Perſon deshalb ins Lager des Regenten zu kommen, wenn man Erichſon als Geiſſel ins Caſtel ſchickte. Dies wurde bewilligt. Nur mit der äuſſerſten Ueberwindung entſchloß er ſich, Stäke zu verlaſſen, nachdem er zuvor Befehl gegeben hatte, im Fall er im Lager verhaftet werden ſollte, Erichſon an der höchſten Feſtungsmauer aufzuknüpfen. Auch im Lager des Regenten zeigte er ſeinen Stolz, und verſuchte ſich zu rechtfertigen; allein Sture wollte ſich in keine Erörterungen einlaſſen, verlangte bloß im Namen der Stände Beſatzung in die Feſtung zu legen, und ſagte dem Erzbiſchof, daß der Senat das übrige verfügen, und ſein Betragen richten würde; dabei ſetzte er edelmüthig hinzu, daß, da er nicht zu ſeinen Freunden gehöre, er als Richter daran keinen Antheil nehmen wolle. Die Soldaten, die jetzt dieſen unruhſtiftenden Prälaten in ihren Händen ſahen, ſtürmten wütend auf ihn loß, und wollten ihn durchaus ermorden, ſo daß man die größte Mühe hatte, ihm das Leben zu retten.

Jetzt übergab Trolle das Schloß, verlangte aber einen ſichern Geleitsbrief, um nach Stockholm zu kommen, der ihm auch ſofort bewilligt wurde. Sein Schickſal wurde den Ständen überlaſſen, die ſich im November 1517 zu Stockholm verſammelten. Der vorgeladene Erzbiſchof erſchien mit großer Pracht und einem ſehr zahlreichen Gefolge, wodurch er die Stände ſchrecken wollte; dabei verließ er ſich auf die magiſche Gewalt ſeiner Würde, auf die mächtige Phalanx der Cleriſey, auf die Furcht vor dem Pabſt, und auf ſeine Verbindungen mit dem Däniſchen Hofe; er hofte, daß man in allen dieſen Rückſichten geneigt ſeyn würde, ſein Verfahren nicht als eine Staatsſache, ſondern als eine Privat-Fehde zwiſchen ihm und dem Regenten zu betrachten. Dieſer Staatsverbrecher trat alſo hier auf, geſtützt auf ſeine Unverletzbarkeit, nicht um ſich zu vertheidigen, ſondern die Verſammlung durch eine übermüthige Rede noch mehr zu entflammen. Er ſagte, er erkenne ſie nicht für ſeine Richter; vor dem Apoſtoliſchen Stuhl wolle er ſich rechtfertigen, der ihm nicht allein das geiſtliche, ſondern auch das weltliche Schwerdt anvertraut hätte; er habe nach ſeinem Gewiſſen gehandelt, und ſich bemüht, die Schweden bei dem Eide zu erhalten, den ſie dem Däniſchen Hofe geleiſtet hätten; die Stände wären nicht frey, ſondern Sclaven eines ehrgeitzigen Jünglings ꝛc. ꝛc.

Dieſe Rede erzeugte einen großen Lärm unter dem Volk. Man ſchrie, Trolle ſey ein Feind Schwedens; er habe fremde Kriegsvölker ins Reich gezogen; er müſſe abgeſetzt, und ſein Schloß zerſtört werden. Selbſt die Biſchöfe von Strengnås, Linköping und Skara, die als Senatoren unter den Richtern ſaßen, waren gezwungen mit einzuſtimmen. Die Wuth gegen den Erzbiſchof ging ſo weit, daß alle Anweſende mit emporgehobenen Fingern ſeinen Untergang ſchworen, und daß ſelbſt ſeine Freunde aus Furcht vom Volke in Stücken zerriſſen zu werden, ein gleiches thun mußten. Trolle, der, nach den Vorurtheilen jener Zeit, auf ſeine geiſtliche Würde trotzte, und trotzen konnte, unterwarf ſich, dem Scheine nach ſeinem ſtrengen Urtheil, das auch den Befehl für ihn enthielt, ſich in ein Kloſter zu Weſterås zu begeben, und dort Buſſe zu thun. Er wurde ſogar genöthigt dem Erzbißthum ſchriftlich zu entſagen; dabei ſchrieb er an das Capitel in Upſala, daß es einen neuen Erzbiſchof wählen möchte. Die Soldaten riſſen nun ſein Schloß nieder. Dieſer abgeſetzte Prälat ſann indeß auf nichts als auf Rache. Kaum hatte er Stockholm verlaſſen, ſo ſchickte er einen Vertrauten nach Rom, um gegen alles zu proteſtiren, und den Schutz des Pabſtes zu erflehen, wobei er auf die kräftige Hülfe des Däniſchen Hofes rechnete.

Dieſe Hofnung ſchlug auch nicht fehl. Die Sache des Erzbiſchofs war zugleich die des Königs von

Dänemark, der ſeine Anhänger in Schweden nicht im Stich laſſen konnte, ohne alle Abſichten auf dies Königreich fahren zu laſſen. Chriſtiern's Plan war nun ſeine Waffen mit den Bannſtrahlen des Vaticans zu verbinden, und dadurch deſto leichter die Schweden zu unterjochen. Der Pabſt zeigte ſich zu dieſem Beiſtande ſehr bereitwillig. Arcimboldi, der ſich damahls in Dänemark befand, erhielt Befehl ſogleich wieder nach Stockholm zu reiſen, und den Regenten ſo wie den Senat mit der Rache des Römiſchen Stuhls zu drohen, wenn Trolle nicht wieder eingeſetzt würde. Der für Schweden freundſchaftlich geſinnte Legat glaubte alles anwenden zu müſſen, dies zu bewirken. Er eilte nach Schweden, und ſtellte Stüre die den größten Monarchen furchtbare Macht des Pabſtes vor; ferner, die bereits erlittene Demüthigung ſeines Feindes; das zu erwerbende Verdienſt bei deſſen Wiedereinſetzung, wobei er ſich im Namen des Pabſtes für ſein künftiges Betragen zum Bürgen ſtellte. Der Regent wollte nichts darüber entſcheiden; er legte die Sache dem Senat vor, da denn, wie zu erwarten war, alle geiſtliche Senatoren ſich für die Wiedereinſetzung erklärten, alle weltlichen aber ſich einmüthig widerſetzten. Sie konnten von dem ungeſtümen, rachſüchtigen Prieſter nach wieder erhaltener Macht nichts als Böſes erwarten, und wollten daher keinen neuen Verſuch mit ihm machen; in Anſehung der Drohungen aber, verließen ſie ſich auf die in Europa jetzt ſo raſch ſinkende Macht des Pabſtes. Sture theilte dieſen Beſchluß dem Legaten mit, wobei er ſich auf den Umſtand bezog, daß Trolle ein Rebell und Landesverräther geweſen, und man ihn mit den Waffen in der Hand gefangen genommen habe. Nur aus Gnade ſey ihm das Leben geſchenkt worden.

Dieſe Gründe der Machthaber gegen den Abgeordneten des Pabſts, waren von Geſchenken begleitet; hiezu kam der obenerwähnte förmliche Antrag des reichen Erzbißthums Upſala, deſſen Einkünfte der Legat genießen ſollte, ohne die Obliegenheit zu haben, in Schweden zu reſidiren. Mehr war nicht nöthig, dieſen Botſchafter Roms ganz zu gewinnen; er ſtellte nun in ſeinen Depeſchen das Betragen Trolle's in dem ungünſtigſten Lichte dar, rechtfertigte deſſen Abſetzung, und drang auf die päbſtliche Beſtätigung, die jedoch nicht erfolgte. Der Pabſt war vielmehr mit Arcimboldi ſehr unzufrieden, und, angetrieben vom Däniſchen Hofe, ſchleuderte er ſeinen Donner auf Schweden, excommunicirte den Regenten und den ganzen Senat, verurtheilte ſie, auf ihre Koſten das Schloß Stäke wieder aufzubauen, und dem abgeſetzten Erzbiſchof 100,000 Ducaten zu bezahlen.

Der von dem Päbſtlichen Decret unterrichtete **Chriſtiern** wollte die Ausfertigung dieſer Bulle nicht erſt abwarten, ſondern trat vorläufig als der Rächer des gekränkten Römiſchen Stuhls auf, wobei er ſich auf eine vorige Bulle bezog, die hinreichend den Zorn des Pabſtes gegen Schweden anzeigte. Er wollte die Sache in Perſon ausführen, und ſeegelte mit einer Flotte nach Schweden. Die Zahl ſeiner Truppen war nicht groß; denn er rechnete auf die Kraft der geiſtlichen Waffen. Seine Soldaten landeten in einiger Entfernung von der Hauptſtadt; wo ſie nur hinkamen, wurde alles mit Feuer und Schwerdt verwüſtet, um auch durch das Schrecken der Verheerung, den Widerſtand der Einwohner zu lähmen. **Chriſtiern** wollte nicht als Eroberer, ſondern als Erb-König, noch mehr aber als Vollzieher des heiligen Strafurtheils angeſehn ſeyn, und ließ daher allenthalben die alte päbſtliche Bulle anſchlagen. So marſchirte er bis vor die Thore von Stockholm, und fing an die Stadt zu belagern. Der Zeitpunct war für ihn günſtig: Sture befand ſich damals in Südermanland, die Erſcheinung einer feindlichen Kriegsmacht war unerwartet, und die Einwohner auf eine Belagerung nicht vorbereitet. Der Haß gegen die Dänen aber belebte alles; die Bürger ergriffen die Waffen, verbanden ſich mit den Soldaten der Beſatzung, und thaten oft heftige Ausfälle. Es war den Belagerern auf dieſe Weiſe unmöglich, weſentliche Fortſchritte zu machen; ſie verlohren viele Menſchen, und fanden es überaus ſchwer, ſich Lebensmittel zu verſchaffen.

([illegible])

Zu dieſer mißlichen Lage der Dänen kam die Ausſicht bald die Armee des Regenten vor ſich zu ſehen, der mit einer ſtarken Macht herbei eilte. Täglich wurden ſeine Truppen durch große Schaaren von Landleuten verſtärkt, die von allen Seiten herbeizogen, die Dänen zu bekämpfen. Viele dieſer Menſchenhaufen kamen von ihren Gebirgen herab, ſo wie Hercules gekleidet in wilden Thierhäuten und bewafnet mit Keulen; andre Haufen, nicht weniger ſonderbar in Kleidung und Rüſtung, gingen aus ihren finſtern Wäldern hervor, und ſchloſſen ſich an die regulären Truppen an. Die Däniſchen

Kriegsbefehlshaber riethen Chriſtiern die Ankunft dieſer Feinde nicht zu erwarten, ſondern die Belagerung aufzuheben; allein der König beſtand darauf, ſie fortzuſetzen, und ließ nicht eher nach, als bis er dem Augenblick nahe war, von den Schweden eingeſchloſſen zu werden. Jetzt ſchiffte er ſich eiligſt ein; allein der Regent ließ ihm dazu nicht die erforderliche Zeit; die Schweden kamen noch an, bevor die Einſchiffung vollendet war. Von den am Ufer befindlichen Dänen wurde nun der gröſte Theil niedergehauen oder gefangen genommen, worunter ſich eine groſze Menge Officiers befanden, die Freiheit und Leben aufgeopfert hatten, um die Abfahrt ihrer Kriegsgefährten zu decken. Vielen derſelben glückte es jedoch, ſich auf ihre Schiffe zu retten. Faſt die ganze Bagage der Dänen fiel den Schweden in die Hände, und wurde nebſt den Gefangenen in Stockholm im Triumpf eingeführt. Sture gewann dieſen entſcheidenden Sieg abermals an der Seite Erichſons, der an dieſem Tage die Reichsfahne führte.

Das Unglück dieſer Expedition war hierdurch noch nicht für Chriſtiern geendigt. Seine Flotte konnte nicht abſegeln. Die Winde waren anhaltend widrig, dabei folgte ein Sturm dem andern; die Dänen waren auf der Rhede von Stockholm über drei Monat lang wie gebannt. Der Mangel an Lebensmitteln nahm immer zu; es fehlte ſogar an Waſſer. Krankheiten, Seuchen und Tod wüteten am Bord der Schiffe; und täglich mußte man Seeleute und Soldaten in die Wellen begraben. Die Verzweiflung trieb dieſe Elenden an, Landungen zu wagen, um ſich mit Gewalt Nahrung zu verſchaffen; allein Erichſon ließ die Flotte nicht aus dem Geſichte, hielt das Ufer wohl beſetzt, und vereitelte alle ſolche Verſuche. Der Däniſche Monarch befand ſich in der ſchrecklichſten Verlegenheit; dieſe nahm durch den einbrechenden Hunger dermaſſen zu, daß er einen Theil ſeiner Truppen ans Land ſetzen und ſie der Barmherzigkeit der Schweden überlaſſen mußte; während er ſelbſt Sture um einen Waffenſtillſtand erſuchte, unter dem Vorwand wegen der Gefangenen zu unterhandeln. Der Biſchof von Wiborg, als Abgeordneter des Königs, benahm ſich dabei mit vieler Klugheit; er zeigte dem Regenten, daß dieſer von Seiten Schwedens den Dänen in ihrem ſchrecklichen Zuſtande großmüthig bewilligte Stillſtand leicht zu einem dauerhaften Frieden zwiſchen beiden Nationen führen könnte. Sture wünſchte dies ſehnlich, und traute auch vielleicht ſeinen Feinden einige Dankbarkeit zu; die elende Lage Chriſtierns war ihm nicht unbekannt; eine Folge der Verweigerung des Geſuchs wäre das Todesurtheil der noch übrigen Däniſchen Truppen und Seeleute geweſen. Dies Urtheil zu fällen ſchien ihm zu hart; er bewilligte daher den Waffenſtillſtand, und ſchickte der Flotte ſogleich Fahrzeuge mit Lebensmitteln zu.

Der König war ſo wenig empfänglich für dieſe Großmuth, daß er vielmehr jezt auf nichts dachte, als Sture in ſeine Gewaltzu be kommen; er lud ihn ein, ſich zu ihm am Bord zu begeben, wo ſie wegen des Friedens unterhandeln wollten; auch ſandte er ihm, um alle Beſorgniſſe zu entfernen, einige vornehme Dänen als Geiſſel. Der Regent zeigte ſich geneig: die Einladung anzunehmen; allein Erichſon, Gad und andere vornehme Schweden, die an der Aufrichtigkeit des Königs zum Frieden ſtark zweifelten, und ſeinen treuloſen Charakter kannten, wollten ihren würdigen Adminiſtrator keiner Gefahr ausſetzen; ſie beſtanden darauf, durch Bevollmächtigte zu unterhandeln, wenn der

König es ernſtlich meinte; man lehnte daher den Vorſchlag ab, und ſchlug dagegen Chriſtiern vor, Friedensbothſchafter nach einer Gränzſtadt zu ſenden. Dieſer Antrag war von neuen Lebensmitteln und Erfriſchungen für den König begleitet; dabei wurden ihm auch die Geiſſel wieder zurück geſchickt. Die ans Land geſetzten und ſo ſonderbar von ihrem Könige verlaßenen Dänen, waren in Gefahr Hunger zu ſterben; ſie erboten ſich daher gegen den Reichsvorſteher ihm bloß für die nothwendigſten Lebensbedürfniſſe ohne allen Sold zu dienen; allein er nahm ihren Antrag nicht an, ſondern ließ ſie in einzelnen Haufen nach Norwegen bringen.

Die Noth der Däniſchen Flotte, ſo wie der am Bord befindlichen Landtruppen war zwar vermindert, aber ihr noch nicht von Grund aus abgeholfen worden. Hierzu war ein genaueres Einverſtändniß mit den Schweden erforderlich. Die Sache war dringend. Der Monarch ſchlug jezt vor, ſelbſt in Perſon nach Stockholm zu kommen; als Geißel verlangte er Guſtav Erichſon und einige andere Reichsräthe. Dies wurde zugeſtanden; und nun ſäumten die gutmüthigen auf den Frieden hoffenden Schweden nicht, die Dänen hinreichend mit Lebensmitteln zu verſehen.

Guſtav Erichſon und fünf andere Reichsräthe, Hemming Gadd, Lars und Johann, Söhne von Sigges, Olof Ryning und Birger Nilsſon, fuhren auf einem kleinen Fahrzeuge als Geiſſeln ab. Zur Auswechſelung war, in einiger Entfernung von der Flotte, der Ort Kongsham beſtimmt, wo bis zur Ankunft des Königs vorläufig von Däniſcher Seite andre Geiſſeln gegeben werden ſollten. Kaum aber hatten die Schweden den halben Weg gemacht, als ein Däniſches Kriegsſchiff dem Fahrzeug im Rücken kam, und ſo deſſen Rückweg abſchnitt. Der Befehlshaber Krabbe näherte ſich, und bezeichnete den Schwediſchen Edlen einen nahen Ort, wo der König zuvor mit ihnen reden wollte. Erichſon nahm hierauf das Wort, und ſagte: „ſie wären als Geiſſeln geſchickt, „nicht aber als Bevollmächtigte; ſie hätten al„ſo nichts mit dem Könige zu reden, und wür„den daher nach Kongsham fahren, oder wie„der umkehren.“ Die Dänen machten die dringendſten Vorſtellungen, die Reichsräthe von dieſem Entſchluß abzubringen; da ſie aber nichts ausrichteten, und die Anſtalten zur Rückfahrt ſahen, ſo brauchten ſie Gewalt; ſie führten das Fahrzeug ihrem Könige zu, deſſen Flotte nunmehr, mit Lebensmitteln reichlich verſehn und durch einen ſehr guten Wind begünſtigt, der ſich gerade jetzt erhob, ſogleich mit dieſer Beute nach Dänemark abſeegelte. Die betrogenen Geiſſel wurden nun als Verbrecher verhaftet; dabei ließ Chriſtiern dem Regenten ſagen, daß er ihnen als Rebellen und Excommunicirte die Köpfe würde abſchlagen laſſen, wenn er den Erzbiſchof Trolle nicht wieder einſetzte, und der Union von Calmar beiträte.

Dieſe treuloſe Handlung erregte in Stockholm die größte Beſtürzung; indeſſen konnten die Schweden, bei ihrem Mangel an Schiffen, die Ausführung der von den Elementen begünſtigten That jetzt weder verhindern, noch rächen, und mußten alſo jene Patrioten ihrem Schickſal überlaſſen.

Zweites Buch.

Indeſſen war in Rom der Bannfluch gegen Schweden förmlich ausgefertigt worden. Die Bulle wurde an den Biſchof von Odenſee in Fünen geſchickt, und der König von Dänemark gebeten, die Vollziehung mit ſeiner Macht zu unterſtützen. Durch dieſe Bulle wurden „Sture „und alle Reichsräthe, ja alle Unterthanen des „Königreichs Schweden von der Gemeinſchaft „der chriſtlichen Kirche ausgeſchloſſen; ſie ſollten „als Ketzer mit Feuer und Schwerdt von der „Erde vertilgt werden;" und alles dies, weil ſie ſich unterſtanden, einen aufrühreriſchen Prieſter ins Gefängniß zu ſetzen. Da dem Könige Chriſtiern nun die Ausführung dieſes Bannurtheils förmlich übertragen war, ſo ſuchte er ſich auch eines ſolchen Auftrages würdig zu zeigen. Er hielt ihn mehrere Wochen lang geheim und um noch mehr Zeit zu gewinnen, ihn mit allem Nachdruck auszuführen, hielt er bei den Schweden um einen Waffenſtillſtand an. Die Antwort war: man würde ihn nicht eher bewilligen, bis die ſechs ſo treulos entführten Geiſſel wären zurückgegeben worden.

Dieſe edlen Männer wurden anfangs ins Caſtel von Copenhagen eingeſperrt, und hier ſo grauſam behandelt, daß einige derſelben umkamen. Sie waren als Feinde des Königs zum Tode beſtimmt; allein die Politick der ſchlauen Sigbritt rettete ſie, durch den Rath, ſie für gewiſſe Fälle aufzubewahren, wo man, durch die Drohung ihrer Hinrichtung, den Schweden vielleicht harte Geſetze vorſchreiben könnte. Die Gefangenen wurden daher im Lande vertheilt, und Guſtav Erichſon, den man beſonders fürchtete, der Hütung ſeines Verwandten Banner überlaſſen, der ein ſehr angeſehener Mann in Dänemark war, ſeinen Vetter liebte, und für ihn 6000 Reichsthaler — eine damals in dieſem Lande ungeheure Summe — Bürgſchaft ſtellte. Banner führte den Gefangenen auf ſein Schloß Calloe in Jütland, wo Erichſon einſam ſeine Tage verlebte, während Schweden ſeines Beiſtandes ſo ſehr bedurfte.

Die Ausſichten in dieſem Lande würden durch den Aberglauben jenes Zeitalters und die blinde Anhänglichkeit an dem Römiſchen Stuhl immer trüber. Der Zorn des Pabſtes traf nun auch ſeinen Legaten, der ſich für Schweden ſo ſehr verwandt hatte; auf wiederholte Befehle verließ er endlich dies Königreich, um nach Rom zu gehen, wo ſeine mitgebrachten Schätze ſeine Sachwalter ſeyn ſollten. Dieſe Schätze, die nach Angabe der Däniſchen Geſchichtſchreiber, eine Million Ducaten, nach andern aber nur eine Million Thaler betrugen, hatte er voraus nach Dänemark geſchickt. Die Begierde darnach brachte in Copenhagen den ganzen Hof in Bewegung. Chriſtiern, der Geld zum Kriege brauchte, und den Arcimboldi jetzt tödtlich haßte, ſetzte alle Rückſicht auf Rom bei Seite, und gab nur allein dem Geiz und der Rache Gehör. Er bemächtigte ſich der angekommenen Schätze, unter dem Vorwande eines geführten Contrebandhandels, und ließ den Legaten ſelbſt unterwegs anhalten; ſeine Abſicht war ihn heimlich aus dem Wege zu räumen, um den von Rom aus erwarteten Unterſuchungen dieſer critiſchen Sache zuvorzukommen; Arcimboldi bekam aber Nachricht davon, und rettete ſich durch die Flucht.

Im Anfange des Jahres 1520 wurde endlich der Krieg von Seiten Dänemarks gegen Schweden förmlich durch ein Manifeſt erklärt. Chriſtiern hatte nichts unterlaſſen, ſeine ihm ſo vortheilhafte Bann-Commiſſion mit Ehren auszuführen. Der Pabſt unterſtützte ihn nicht allein mit ſeinen Bannſtrahlen, ſondern vermochte auch viele Staaten ihm zu dieſem heiligen Feldzuge Soldaten zu ſenden. Er erhielt deren aus Norwegen, Pohlen und Preuſſen, aus England, Schottland und den Niederlanden. In Deutſchland nahm er 4000 Soldaten in Sold. König Franz I. ſchickte ihm 2000 Franzoſen, und der Herzog Friedrich von Holſtein viele Haufen Holſteiner, Frieſen und Mecklenburger.

Die Franzoſen langten auf ſechszehn Schiffen in Dänemark an. Dieſe Escader wurde von de Valle, einem verdienten Seeofficier commandirt; die Truppen ſelbſt aber, die ſechs Canonen mitbrachten, waren von Gaſton de

Breze, Prinzen von Foucarmont angeführt, der bei ſeinem Corps mehrere ausgezeichnete Officiers hatte, welche einen Feldzug im nördlichſten Europa als ein Abentheuer betrachteten. Die mit des Königs von Pohlen Sigismund Bewilligung angeworbenen Preußen bildeten jedoch nur einen wenig zahlreichen Haufen; ihr Anführer war ein Edelmann, Namens Sychen. — Alle dieſe Soldaten, mit Ausnahme der vorgedachten Franzoſen, langten nur Truppweiſe in Schweden an, je nachdem ſie früher oder ſpäter zuſammengebracht, bewaffnet, und auf Schiffen oder Fahrzeugen, bald an dieſer bald an jener Küſte herüber geſchaft werden konnten; eine Zerſtreuungsart, wodurch ihr Gebrauch ſehr geſchwächt wurde.

Um die großen Koſten zu beſtreiten, legte Chriſtiern den Dänen außerordentliche Steuern auf, die ſich ſogar auf Hühner und Gänſe erſtreckten; dabei ſandte ihm ſein Schwager, der Römiſche Kaiſer Carl V. den aufbehaltenen Brautſchatz ſeiner Gemahlin, der 300,000 Gulden betrug. Noch war eine Maaßregel übrig, dem zum Untergange geweiheten Schwediſchen Reich alle Hülfsquellen zu entziehn. Den Lübeckern, die, obgleich im Verfall, doch damahls noch im Norden wichtig waren, und durch eine kluge Politik ihren bei der zunehmenden Aufklärung Europens unvermeidlichen Fall lange verzögerten, wurde unter Drohungen und Verſprechungen, auf zwey Jahre lang, alle Handlung nach dieſem Lande unterſagt.

Das ſo ſchrecklich durch Kriegsheere und Bündniſſe, durch geiſtliche und weltliche Waffen, bedrohete Schweden, befand ſich nun in einer ſehr traurigen Lage. An regulären Truppen hatte man hier nur 500 Mann; die geringe Hofnung des Widerſtandes beruhte allein auf zweckmäßige Maaßregeln das Volk zu bewaffnen. Die Großen aber waren nicht einig; die muthigſten Patrioten und fähigſten Köpfe befanden ſich in feindlichen Händen. Es war Winter, und da Chriſtiern mit ſeinen Rüſtungen fertig war, ſo hielt ihn die rauhe Jahreszeit nicht ab, ſchon zu Weyhnachten loszubrechen. Der Däniſche General Otto Krumpe drang mit einer ſtarken Armee über Helſingburg in Schweden ein, ohne ſich durch Seen, Moräſte und Wälder aufhalten zu laſſen. Er nahm ſeinen Zug durch Halland nach Weſtgothland. Allenthalben wo er hinkam, wurde die neue Bannbulle an alle Kirchthüren angeſchlagen, um dem Volk allen Muth zum Widerſtande zu benehmen. Von nun an durfte im ganzen Reich kein Gottesdienſt mehr gehalten werden.

Indeß war Sture nicht unthätig. Er zog ſoviel bewafnete Menſchen an ſich, wie er nur konnte, und ließ die Hauptwege beſetzen, die der Feind paſſiren mußte; andre Wege wurden verrammelt, die Wälder verhauen und die Brücken abgeworfen. Nun rückte er mit 10,000 Mann Schwediſchen Bauern den Dänen entgegen, die ſich etwas zurückzogen, und ſich auf dem See Weter lagerten, der gefroren war. Der Regent verfolgte ſie mit dem Kern ſeiner Truppen. Bei Bogeſund in Weſtgothland kam es zum Treffen. Die Schweden fochten wie Verzweifelte. Sture ſelbſt war an der Spitze von auserleſenen Reitern, eines aus lauter Edelleuten zuſammengeſetzten Geſchwaders, das Wunder der Tapferkeit that, und alles vor ſich her trieb. Schon neigte ſich der Sieg auf die Seite der Schweden, als ein wohlgerichtetes Kartätſchenfeuer der Dänen unter dieſe muthvolle Reiterei eine ſchreckliche Verwüſtung anrichtete, und Sture ſelbſt durch eine Kanonenkugel gefährlich verwundet wurde. Seine Soldaten, die ihn für todt hielten, geriethen in Unordnung, flohen, und überließen den Feinden das Schlachtfeld. Bald aber ſammelten ſie ſich wieder und erreichten Strengnäs mit ihrem geliebten Anführer, der, ſeiner ſchweren Wunde ungeachtet, alle nöthigen Vertheidigungsanſtalten machte.

Zwey Wälder in Weſtgothland, Holwede und Tiwede, wurden damals als Vormauern des Schwediſchen Reichs betrachtet. Bei dem erſten derſelben ließ Sture Schanzen aufwerfen, und beſetzte ſie mit Soldaten. Der Däniſche General ſtürmte ſie, wurde aber zurückgeſchlagen; nun nahm er den andern Weg über Tiwede nach Upſala zu, um ſich hier mit Trolle zu vereinigen. Auch hier vertheidigten ſich die Schweden mit auſſerordentlichem Muthe. Es war den Dänen unmöglich die Verſchanzungen zu erſteigen; ſie ſtürzten immer todt in die Graben. Nun verſuchten die franzöſiſchen Hülfstruppen ihr Heil. Ihr Anführer, der Prinz Foucarmont, ging voran, wurde aber durch einen Pfeilſchuß verwundet; auch der Seebefehlshaber de Valle wurde erſchoſſen. Dennoch glückte es den Franzoſen; ſie erſtürmten die ſo ſtark verſchanzten Anhöhen, allein noch wichen die Schweden nicht; es begann nun ein neues Gefecht, das nur die Nacht endigte, da ſich denn die Schweden in die Wälder zogen und ſodann nach Hauſe gingen.

Nun paſſirte der Däniſche Feldherr ohne Mühe den Tiweder-Wald, und drang ins Innere des Reichs. Die Schweden, die keinen Anführer hatten, ſetzten ihm nur geringe Hinderniſſe entgegen; ſie verloren den Muth, da die einzige Stütze des Reichs, ihr würdiges Oberhaupt, ihnen fehlte. Sture hatte ſich nach Stockholm bringen laſſen. Von hier aus machte er ſterbend noch einen Verſuch, durch einen Vergleich mit Trolle ſein Vaterland zu retten. Er ſchickte ihm den Biſchof von Strengnäs und den Reichsrath Gren, als Abgeordnete zu. Trolle, der ſeine Abſichten hatte, heuchelte ſein Bedauern mit dem Zuſtande Schwedens, bewies ſich ſehr nachgiebig und zu allem bereit, ſo daß am 3ten Februar (1520), vierzehn Tage nach dem unglücklichen Treffen, ein Vergleich zu Stande kam. Allein dieſer war ohne alle Folgen, denn Sture konnte ihn nicht vollziehn. Bald nach ſeiner Ankunft in Stockholm, da die Verlegenheit hier wegen des anrückenden Feindes ſo groß war, fünf Tage nach dem Vergleich, ſtarb er an ſeiner Wunde. Sein Tod brachte die Verwirrung aufs höchſte. Die Reichsräthe verſammelten ſich, wußten aber nichts zu beſchließen. Das Volk lief in Haufen umher, und ſuchte Anführer. Niemand zeigte ſich. Bei Illerſund beſonders verſammlete ſich eine Menge bewafneter Menſchen, Edelleute, Bürger, Bergleute und Bauern; aus Mangel eines Anführers aber zerſtreuten ſich auch dieſe bald wieder, ohne zu kämpfen.

Krumpe's Armee war durch die Gefechte ſehr geſchwächt worden; auch hatte er die Franzoſen verloren, denen man die Verſprechungen nicht gehalten hatte, und die nun nicht mehr fechten wollten. Dagegen war er auf ſeinem Marſch mit 1500 Mann aus Deutſchland verſtärkt worden. Nun rückte er immer weiter vor, und ließ das Volk aller Orten, wo er hinkam, ſeinem Könige huldigen. Der Schwediſche Reichskanzler Gregorſon war hierbei ſehr thätig; noch mehr aber der gleichſam von den Todten auferſtandene Erzbiſchof Trolle. Er entblödete ſich nicht, die Unterwerfung der Schweden unter einem Monarchen zu predigen, der Dänemark tyranniſch beherrſchte, und deſſen treuloſe Gemüthsart die Schweden ſelbſt ſo ſehr erprobt hatten; allein die Lage des Reichs war über alle maßen traurig, daher dem Antrag jetzt niemand zu widerſprechen wagte. Die ganze Cleriſey folgte dieſem Beiſpiel; ſie verleugnete alle vaterländiſche Geſinnungen, allen National-Haß gegen die Dänen, aus Vorurtheilen für ihren Stand und aus thörichter Herrſchſucht. Die Biſchöfe ſelbſt reiſeten in den Provinzen herum, um durch ihr Anſehn, durch Vorſtellungen und Drohungen, allen fernern Widerſtand zu verhindern. Sie gewannen auch drei Senatoren und eine Anzahl Edelleute, und nun wurden im Namen der ganzen Nation Abgeordnete an Krumpe geſchickt, um einen Waffenſtillſtand zu erbitten. Er bewilligte ihn, aber nur auf eilf Tage, während welcher Zeit die Stände in Upſala verſammlet werden ſollten. Der Reichskanzler Gregorſon, übernahm dieſe Zuſammenberufung mit Trolle's Hülfe, der jetzt eigenmächtig ſeine alte Würde als Primas von Schweden angenommen hatte; allein ſo ſehr er auch von der Geiſtlichkeit unterſtützt wurde, ſo zeigten ſich doch allenthalben die Edelleute, ſo wie die Bürger und Bauern, durchaus abgeneigt, auf einem Reichstage zu erſcheinen, wo Däniſche Soldaten Geſetze geben ſollten. Nur allein die Biſchöfe, drey Senatoren und einige Edelleute aus Weſtgothland, geſchreckt durch die Drohungen der dort hauſenden feindlichen Truppen, fanden ſich in Upſala ein. Demungeachtet eröfnete der Erzbiſchof dieſen ſogenannten Reichstag, auf dem Krumpe und die andern vornehmſten Däniſchen Kriegsbefehlshaber auch ihren Sitz nahmen, ließ durch einen Beſchluß die Regentenwürde in Schweden abſchaffen, und die Aufrechthaltung der Union von Calmar beſtätigen. So wurde nun Chriſtiern als König von Schweden anerkannt, und der Friede verkündigt.

Die Bedingungen dieſer Anerkennung waren ſehr kurz gefaßt. Schweden ſollte bei ſeinen alten Geſetzen und Gewohnheiten erhalten, und die Lehngüter ihren Beſitzern nicht entzogen werden. Dabei verſprach Krumpe im Namen ſeines Königs, daß die in Dänemark befindlichen Staatsgefangenen gleich loßgelaſſen, und kein Schwede für ſein bisheriges politiſches Betragen zur Rechenſchaft gezogen werden ſollte; auch war man überaus freigebig, Privilegien, Vorrechte und Schutzbriefe zu bewilligen. Die Unterwerfungs-Acte wurde ſogleich im ganzen Königreich bekannt gemacht, und die Widerſpenſtigen mit Feuer und Schwerdt bedroht. An mehreren Orten, wo man zu den Waffen griff, wurden dieſe Drohungen auch erfüllt. Die Dörfer und Schlöſſer der unfolgſamen Edelleute wurden verbrannt, und die Bewohner bis in die Wälder verfolgt, wo man ſie in großer Menge mordete. Die Däniſchen Truppen breiteten ſich nun allenthalben aus. Trolle kam ihnen mit ſeinen geiſtlichen Waffen zu Hülfe, und verbot der Cleriſey den fechtend ſterbenden Patrioten ein chriſtliches Begräbniß zu geſtatten. Kein Strahl von Hoffnung leuchtete den armen Schweden; und ſo groß wurde endlich das allgemein verbreitete Schrecken, daß ſie jetzt wie betäubt zu Tauſenden ins Däniſche Lager ſtrömten, ihre Unterwürfigkeit zu zeigen.

Nur allein ein edles Weib nahm an dieſem Kleinmuth keinen Antheil. Sture's Wittwe, Chriſtina, Enkelin König Karl VIII., wollte Chriſtierns Oberherrſchaft durchaus nicht annehmen; ſie hielt eine Rede an die Einwohner von Stockholm; die ihr verſprachen, ſich bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. Vergebens meldeten ihr die Stände aus Upſala ihren Nationalbeſchluß; ſie weigerte ſich ihm zu gehorchen. Da ſie aber nicht blind gegen die Folgen war, ſo machte ſie Anſtalten eine Belagerung auszuhalten, und ſchickte ihren älteſten Sohn Nils Sture, einen zehnjährigen Knaben, nach Danzig in Sicherheit. Sie ſandte auch einen Vertrauten an den König Sigismund von Pohlen, um von ihm ſich Hülfstruppen gegen Bezahlung zu erbitten, obwohl eben dieſer Monarch deren ſchon an Chriſtiern bewilligt hatte. Eine ähnliche Botſchaft ging nach Lübeck, wo ſie hoffte, wegen der großen Abneigung dieſer Stadt gegen den König von Dänemark, deſto gewiſſer Hülfe zu finden.

Die Dänen blockirten indeß Stockholm von der Landſeite; denn zur Belagerung einer ſolchen Stadt waren ſie noch nicht gerüſtet; auch blieb ihr die See offen. Die Eroberung erforderte daher Zeit, die von der muthigen Chriſtina gut benutzt wurde; und wenn gleich die entfernte, ſehr weitläuftige Hülfe aus Pohlen ausblieb, ſo ſchickten ihr doch die Lübecker ſowohl Soldaten als Schiffe. Indeß wollte Trolle einen Verſuch machen, Chriſtina durch Schrecken zur Unterwerfung zu bringen. Er ging mit 5000 Mann auf Stockholm los, näherte ſich der Stadt bis auf einen Canonenſchuß, und verlangte eine Unterredung mit Chriſtina. Die Antwort wurde den Abgeordneten durch Schüſſe gegeben; ſie war entſcheidend; denn Trolle, der nur bloß ſchrecken, aber nichts ernſtliches vornehmen wollte, noch konnte, marſchirte ſofort wieder zurück.

Dieſer Rückzug war das Signal zu einem faſt allgemeinen Aufſtande in Schweden. Die Bauern rotteten ſich zuſammen; mehrere Biſchöfe und Reichsräthe, die den ſchimpflichen Beſchluß zu Upſala unterzeichnet hatten, wurden von ihnen ausgeplündert und gefangen genommen; ſie erwählten ſodann die muthigſten unter ihnen zu ihren Anführern, gingen auf die Dänen loß, und ſchlugen alle Haufen, die ſie nur antrafen. Durch den glücklichen Erfolg kühn gemacht, griffen ſie am Charfreitage ſelbſt die Däniſche Hauptarmee bei Upſala an, und obgleich ſie ſolche nicht völlig beſiegten, ſo richteten ſie doch ein ſchreckliches Blutbad unter den Dänen und ihren Bundesgenoſſen an, von denen mehrere Anführer umkamen; unter andern der Graf von Eſſex, der die Engliſchen Hülfstruppen commandirte; auch der Oberbefehlshaber Krumpe ſelbſt wurde von zwei Pfeilen verwundet.

Zur Eroberung von Stockholm, dem Hauptziel der Däniſchen Operationsplane, war nach dieſen ſo nachtheiligen Ereigniſſen kein Anſchein; zudem war Calmar auch noch nicht in Däniſchen Händen. Chriſtiern glaubte, daß er vor dem Beſitz dieſer beiden Hauptörter ſich nicht als König von Schweden betrachten könnte, und beſchloß daher in Perſon mit einer Flotte Stockholm zu belagern. Dieſer Entſchluß wurde durch ſein mißtrauiſches, unruhiges Gemüth beſchleunigt; er fürchtete, daß vielleicht ſein General Otto Krumpe, bei einem veränderten Waffenglück, ſich ſelbſt zum Regenten von Schweden ausruffen laſſen könnte. Um ſolchen Anſchlägen zuvorzukommen, und ſeine Ankunft vorzubereiten, dabei auch ſeinen Unterthanen ihren künftigen Herrſcher in einem günſtigen Lichte zu zeigen, ſchickte er mehrere mit Salz — von allen auswärtigen Producten das größte Bedürfniß für dies Land — beladene Schiffe voraus nach Schweden, um es als ein Geſchenk des Monarchen unter die Landleute zu vertheilen.

Während daß dieſe große Begebenheiten in Schweden geſchahen, befand ſich der edelſte ſeiner Patrioten, Guſtav Erichſon, fortdauernd in Calloe. Er erfuhr hier alles Vorgefallene von den ihn beſuchenden Hofleuten, auch Chriſtierns böſe Abſichten gegen ſeine Perſon, und daß er an keine Loßlaſſung denken dürfte. In der Ueberzeugung, daß er ſeinem Vaterlande in dieſer traurigen Lage weſentliche Dienſte leiſten könnte, ward ihm ſeine Gefangenſchaft zur Hölle. War es alſo wohl zu verwundern, daß er, ſo gefoltert, auf Mittel ſann, durch die Flucht ſich die Freiheit zu verſchaffen. Er wurde nicht ſehr gehütet; daher ward es ihm nicht ſchwer, in Bauerkleidern aus dem Schloß zu entkommen. Zwey Tage lang marſchirte er zu Fuße auf abgelegnen Wegen. Bei Flensburg ſchloß er ſich an einige deutſche Kaufleute an, die aus Jütland Ochſen gehohlt hatten; er übernahm bei ihnen das Amt eines Viehhüters, und ſo kam er im September 1519 nach Lübeck, wo er ſich ſofort aufs Rathhaus begab, und um Schutz bath.

Die Entſcheidung aber ward dem Senat dieſer Stadt ſehr erſchwert; denn Banner war ſeinem Flüchtling Guſtav gleich nachgeeilt, und verlangte, unterſtüzt durch ein drohendes Cabinets-Schreiben aus Copenhagen, ſeine Auslieferung. Die Sache wurde förmlich vor dem Senat von beiden Theilen erörtert und beſtritten. Banner bezog ſich auf die für ſeinen Vetter gemachte Bürgſchaft, und ſprach von deſſen Treuloſigkeit und Undankbarkeit; dabei ſtellte er dem Senat die Gefahr vor, den König durch die Freilaſſung ſeines größten Feindes zum Zorn zu reitzen. Erichſon hingegen berief ſich auf ſeine allgemein als ungerecht bekannte Gefangenſchaft, der er als ein freier Mann ein Ende gemacht hätte. Er geſtand ſeine Verbindlichkeit gegen Banner, verſprach die Bürgſchafts-Summe zu bezahlen, ſobald er in Schweden angelangt ſeyn würde, und äußerte am Schluß ſeiner Rede: er habe auf den Schutz einer unpartheyiſchen, gerechten Regierung gehofft, und beſorge nicht, ſich betrogen zu haben.

Die meiſten Senatoren traten auf Banners Seite, und bedienten ſich harter Ausdrücke gegen Erichſon; auch wäre die Auslieferung gleich erfolgt, wenn nicht der Bürgermeiſter Bröms, ein Mann von vieler Klugheit und großem Anſehn, den Senat zu einem andern Entſchluß gebracht hätte. Er zeigte, daß die Unabhängigkeit der Stadt Lübeck große Gefahr laufen dürfte, wenn die drei nordiſchen Königreiche unter einem Monarchen vereinigt wären, beſonders unter einem ſolchen Könige, als Chriſtiern, der die Stadt haſſe; er bemerkte, daß die Dänen immer feindlich gegen

Lübeck geſinnt geweſen, dagegen die Schweden ſich ganz anders betragen hätten; und zeigte endlich den Rathsherrn, daß Erichſon durch ſeine Geburt, durch ſeine Fähigkeiten, durch ſeinen Muth und ſein Anſehn, gerade der Mann wäre, der dieſe gedrohete Vereinigung hindern könnte. Man müſſe ihm daher nicht allein die Freiheit laſſen, ſondern ihn auch ſicher in ſein Vaterland ſchaffen; ja ſelbſt, wenn es erforderlich wäre, ihn, ſo wie bei Sture's Wittwe geſchehn, mit Geld und Soldaten unterſtützen. Dieſe Vorſtellung machte Eindruck; der Senat befolgte den Vorſchlag, aber erſt nach ſieben Monaten; während welcher Zeit der von Chriſtiern nachdrücklich unterſtützte Banner beſtändig ſein Anſuchen wiederholte. Man willigte in Erichſons Abreiſe und beförderte ſolche, jedoch nur heimlich, weil die Stadt nicht gerade zu mit Dänemark brechen wollte; auch Geld und Soldaten wurden ihm zugeſagt, wenn die Umſtände einen ſolchen Beiſtand erfordern würden. Der edle Flüchtling beſtieg nun ein Kauffartheiſchiff, und kam im May 1520 glücklich in Schweden an.

Er landete bei Calmar, da ihn die kreuzenden Däniſchen Schiffe hinderten, gerade nach

Stockholm zu ſegeln. Noch war Calmar, die zweite Stadt des Reichs, in Schwediſchen Händen; **Erichſon** begab ſich daher ſogleich dorthin, gab ſich den Truppen zu erkennen, zeigte ihnen, daß er mit Lebensgefahr ſich den Weg zu ihnen gebahnt, um an ihrem ehrenvollen Widerſtande Theil zu nehmen, ermunterte ſie ihrem Eide getreu zu ſeyn, und machte ihnen Hofnung auf nahe Hülfe. Dieſe Reden machten keinen Eindruck auf den Commandanten, der nur eine Gelegenheit erwartete, gegen einen für ſich vortheilhaften Vertrag die Stadt den Dänen zu übergeben; eben ſo wenig achtete die Beſatzung darauf, größtentheils aus Deutſchen Miethſoldaten beſtehe, die in **Erichſon** bloß einen hülfloſen, vogelfreyen Flüchtling ſahen; und da er dennoch mit ſeinen Vorſtellungen fortfuhr, droheten ſie ihn umzubringen, oder an die Dänen auszuliefern, wenn er ſich nicht gleich entfernte. Er that nun dieſes in der Verkleidung eines Bauern, beſtändig verfolgt von den ihn allenthalben aufſuchenden Feinden, denen er jedoch nach den größten Gefahren glücklich entging, und Südermanland erreichte.

Drittes Buch.

Indeß war Chriſtiern ſelbſt mit einer großen Flotte im May 1520 vor Stockholm angelangt; nicht um es zu belagern, oder den Schweden Furcht einzujagen, ſondern in der Hofnung, durch ſeine Gegenwart und Hofkünſte Ruhe und Unterwürfigkeit zu bewirken. Er lagerte ſich in der Nähe der Stadt, erließ neue Manifeſte, zeigte ſich überaus leutſeelig, und beſtätigte ſogleich den Upſaler Beſchluß, der, wenn er gleich Schweden die Selbſtſtändigkeit raubte, der Nation doch ihre alten Geſetze und Gewohnheiten zu ſichern ſchien. Hiezu kamen noch andere Verheiſſungen, von einem ewigen Frieden, von ſeiner Sorgfalt für ſeine Schwediſchen Unterthanen; Verſprechungen, die, trotz aller Kenntniß von dem Charakter dieſes Monarchen, doch bey

Vielen Eingang fanden; beſonders bei Edelleuten und Prieſtern, die in Menge zum Könige kamen. Die patriotiſchen Schweden hatten die Kränkung unter dieſen Hofmachern einen Abtrünnigen zu ſehen; einen Mann, den man bis dahin als die Ehre und Stütze ſeines Vaterlandes betrachtet hatte. Hemming Gadd, ehemals Biſchof von Linköping und mit dem Bannfluch belegt, der vertraute Freund und Mitgefangener Guſtav Erichſon's in Dänemark, ein Mann von Talenten und Beredſamkeit, hatte ſeinen alten Patriotismus verläugnet, auch die Treuloſigkeit des Königs Chriſtiern vergeſſen, und ſich durch Verſprechungen blenden laſſen, auf ſeine Seite zu treten. Er hatte dafür ſeine Freiheit erhalten, und befand ſich jeßt im Gefolge des Monarchen; auch leiſtete er ihm gute Dienſte, da er in Verbindung mit dem Reichskanzler Gregorſon, das Volk zur Unterwürfigkeit zu bereden ſuchte. Chriſtina ſtemmte ſich dieſen Verſuchen mit aller Macht entgegen; ſie wollte von keiner Uebergabe hören, und erklärte, daß ſie den Feind ihres Vaterlandes nicht für ihren Souverain anerkennen, auch nicht den Beſchlüſſen einer aus Verräthern und Rebellen beſtehenden Verſammlung gehorchen würde.

Nach dieſer Antwort wurde die Belagerung ernſtlich vorgenommen. Chriſtiern war in Perſon bei der Landarmee, und munterte durch ſein Beiſpiel und Geſchenke die Truppen zu den Belagerungsarbeiten auf, während ſein Admiral Norby, mit der Flotte den Hafen von Stockholm blockirte.

Die verblendeten Schweden ſahen die anhaltend muthvolle Vertheidigung dieſer Stadt ruhig zu, ohne ſich zu regen. Der König, der jedoch von dieſer Seite nicht ohne Beſorgniß war, wurde endlich mißmüthig. Auf der Flotte fingen die Lebensmittel auch an zu fehlen; ſeinen Soldaten, die auf Plünderung gerechnet hatten, wurde bey ihrer Unthätigkeit ebenfalls die Zeit lang, und die Angeworbenen verlangten ihre Bezahlung. Der Sommer war verſtrichen; man befand ſich am Ende des Auguſt, und nichts ließ eine nahe Eroberung erwarten. Auch Chriſtiern durfte ſich nicht damit ſchmeicheln; vielmehr wurde ſeine Lage immer bedenklicher. Hiezu kam, daß er auch aus Dänemark ſehr beunruhigende Nachrichten erhielt; dabei war ſeine Furcht vor dem umherziehenden Erichſon nicht geringe. Indeß verleugnete er ſeinen Character, verbarg ſeinen Nationalhaß, ſchmeichelte den

Schwediſchen Edelleuten und Bauern auf alle Art, und da man im Däniſchen Lager, bei dem Mangel vieler andern Bedürfniſſe, Salz und Hering im Ueberfluß hatte, ſo wurden dieſe Artikel unter das Landvolk ausgetheilt. Es glückte ihm auch mit dieſen Künſten vollkommen. Die Einwohner erwachten nicht aus ihrer Schlafſucht, und blieben unthätig.

Chriſtine verlor jedoch den Muth nicht: ſie hoffte auf Hülfe von den Hanſeeſtädten, die aber auch ausblieb. Der König erneuerte beſtändig ſeine Vorſtellungen; verſprach ihr die Beybehaltung ihres Ranges und ihrer Güter, auch die freye Loßlaſſung aller Gefangenen, ſo wie den Einwohnern von Stockholm, den fernern Genuß aller ihrer Privilegien; dabei ließ er ſie verſichern, daß im Weigerungsfalle ſeine Truppen zu einem Generalſturm vorbereitet wären. Sie blieb unerſchütterlich.

Da alles von dem Beſitze von Stockholm abhing, ſo machte der auf ſeine Popularität trotzende Gadd einen letzten Verſuch; er wagte ſich nach dieſer Stadt, wo ihn Chriſtina mit der größten Verachtung empfing; ſo auch die Einwohner, die in ihrer Wuth ihn ermorden wollten. Gadd hatte einen ſolchen Empfang erwartet.

Lange ſuchte er vergebens die Gemüther zu beſänftigen; er ſetzte aber anhaltend ihrer Hitze Kälte und eine populäre Beredſamkeit entgegen, womit es ihm endlich auch über alle Erwartung glückte. Die ſehr bedrängten Einwohner, denen es anfing an Lebensmitteln und Munition zu fehlen, ließen ſich durch ſein Anſehn und ſeine Redekünſte betäuben, vergaßen ihre patriotiſchen Beſchlüſſe, ſo wie ihre der heldenmüthigen Chriſtina gemachten Zuſagen, und trauten den Verheiſſungen des Königs. Dieſe von allen verlaſſene Frau war nun gezwungen, mit ihrem größten Feinde zu unterhandeln, der jetzt durch einen förmlich beeidigten Vertrag den Schweden ihre alte Freiheit und Vergeſſenheit des Vergangenen zuſagte; die alten Geſetze ſollten beſbehalten, und keine Steuern ohne Bewilligung der Stände auferlegt werden; dabey verſprach er feierlich den Widerſtand von Sture's Witwe nie zu ahnden, ſie in dem Beſitz ihrer Lehen zu ſichern, und die Bedienungen im Lande mit gebohrnen Schweden zu beſetzen. So fiel Stockholm.

Calmar ergab ſich jetzt auch ohne alle Belagerung. Der längſt zur Uebergabe vorbereitete Commandant wartete nur auf den Verkaufsantrag, da denn die Sache geſchwind zu Stande kam.

Der König hielt nun am 7ten September 1520 einen prächtigen Einzug in Stockholm, begleitet von Biſchöfen und Abgeordneten, von Edelleuten und Geiſtlichen, 1000 Reitern und 2000 Fußſoldaten. Der Zug ging nach der großen Kirche, wo Chriſtiern den Segen empfing, und ſodann bei einem Deutſchen Bürger, Namens Holſte, das Mittagsmahl einnahm. Unter Trompetenklang wurde nun der Friede verkündigt, der auf einige Tage überall Freude verbreitete. Der König legte in Stockholm 4000 Mann zur Beſatzung, beſtimmte den Tag ſeiner Krönung für den November, und ſeegelte ſodann eiligſt nach Copenhagen zurück, wo ſeine Gegenwart wegen ausgebrochener Unruhen ſehr nöthig war. Er nahm auch den ihm verdächtig gewordenen Krumpe und die meiſten ausländiſchen Truppen mit ſich. Zuvor aber übertrug er dem Erzbiſchof von Upſala die Interimsregierung des Schwediſchen Reichs, und dem Admiral Norby das Obercommando der Truppen; der Verräther Gadd aber, der das meiſte zu dieſer Staatsveränderung beigetragen, wurde zum Oberbefehlshaber der Däniſchen Truppen in Finnland ernannt.

Erichſon war indeß nicht unthätig. Er

zog unerkannt durch Smaland und Oſtgothland, die voll Däniſcher Truppen waren, wobei er die Nächte bald in Wäldern, bald in den Feldern zubrachte. Des Sonntags, wenn die Bauern in ihren Dörfern müſſig umherſtanden, trat er in ſeiner bäuriſchen Kleidung zu ihnen, und munterte ſie auf die Waffen zu ergreifen; allein ſeine Vorſtellungen waren vergebens. Endlich kam er nach Südermanland zu ſeinem Schwager, dem Reichsrath **Brahe**, einem jungen Mann, der mit **Erichſon's** Schweſter vermählt war, aber keinen Sinn für große Unternehmungen hatte. **Erichſon's** Plan war: ſich kund zu geben, eine Anzahl Leute zu bewafnen, das Volk zur Vertheidigung förmlich aufzurufen, und ſodann ſich mit Gewalt den Weg nach Stockholm zu bahnen. **Brahe** zitterte bey dem Vorſchlag, und bezog ſich auf ſeine bevorſtehende Reiſe nach Stockholm, wo er der Kronung beiwohnen wollte. Seine Gemahlin ſtimmte ihm bei, und bath ihren Bruder mit Thränen, ſich und die Seinigen nicht ins Verderben zu ſtürzen. Allein dieſe Bitten waren fruchtlos; der Gegenſtand war zu groß. Die Schwäger ſchieden von einander, aber mit einer ſehr entgegengeſetzten Sinnesart; der eine ging eben dem Könige zu huldigen, den der andre durchaus vom Throne ſtürzen wollte. Erichſon reiſete nun nach dem ohnweit Gripsholm gelegenen Rittergute Räfnäs, das ſeinem Vater gehörte, der ſich in Stockholm befand. Auf dieſem Guthe lebte der edle Flüchtling einige Zeit einſam, beſtändig auf Mittel ſinnend, ſein großes Vorhaben auszuführen.

In Dänemark wurde indeß das Loos über das unterjochte Schweden geworfen. Der König und ſeine Räthe ſahen die Schwierigkeit ein, es zu behaupten, wenn man nicht ein großes Kriegsheer darin unterhalten wollte, das alle Einkünfte des Landes verſchlingen würde. Man hatte von dem alten National-Haß der Schweden alles zu fürchten, vorzüglich von Seiten des Adels. Dieſe Beſorgniſſe und der Wunſch, das eroberte Königreich ohne alle Rückſicht auf Geſetze, ganz nach Willkühr zu beherrſchen, führte zu den grauſamſten Beſchlüſſen. Das Däniſche Cabinet glaubte, nur allein in der Ausrottung der vornehmſten Schwediſchen Edelleute, die Sicherheit eines dauernden Beſitzes zu finden. Die Geſchichtſchreiber des Landes legen einſtimmig dieſe Rathſchläge der Sigbrit zur Laſt, die den König unumſchränkt beherrſchte. Der päbſtliche Bannfluch gab zu allen Grauſamkeiten einen ſehr guten Vorwand, da Chriſtiern bloß in dem Lichte eines Vollziehers von Roms Decreten erſchien. Auch rieth ihm Sigbrit ſich von zwey Däniſchen Miniſtern begleiten zu laſſen, um nöthigenfalls alles Abſcheuliche dieſer Maaßregeln auf ſie zu werfen.

Bevor der König aber ſeine Reiſe nach Schweden antrat, verabſchiedete er, jedoch auf eine barbariſche Weiſe, die franzöſiſchen Truppen, die ihm ſo große Dienſte geleiſtet hatten; der rückſtändige Sold, ſogar die nöthigen Lebensmittel wurden ihnen verweigert; auch wollte man ihnen keine Schiffe bewilligen nach Hauſe zu reiſen. Sie waren gezwungen ſich zu zerſtreuen. Einige ließen ſich den Däniſchen Schaaren einverleiben; andre verhungerten; noch andre wurden von den Dänen todtgeſchlagen, und nur ein kleiner Theil von ihnen kam, nach Ueberſteigung unſäglicher Schwierigkeiten, in einem elenden Zuſtande nach Frankreich zurück.

Chriſtiern ging nun zu ſeiner Krönung nach Stockholm ab, begleitet von ſeiner Gemahlin und dem größten Theil ſeines Hofſtaats; nur Sigbrit war zurückgeblieben, weil ſie wußte, wie ſehr man ſie in Schweden haßte, und überdieß auch ihre Gegenwart in Dänemark für Chriſtiern's Intereſſe nothwendig war. Dagegen aber gab ſie ihrem königlichen Freunde zwey ihrer Creaturen als Räthe mit, die ſein ganzes Vertrauen beſaßen. Dieß war Diederich Slaghöck, damahls Beichtvater des Königs, hernach Erzbiſchof von Lund, der durch ihren Canal von dem Stande eines Barbiergeſellen zum Primas von Dänemark emporſtieg, und Beldenake, Biſchof von Odenſee. Die Einwohner von Stockholm, die ihr Unglück nicht ahneten, und nur an die Krönungsfeyerlichkeiten dachten, empfingen ihren neuen Herrſcher freudig. Noch aber fehlte eins an Chriſtierns förmlicher Anerkennung; eine Wahl-Acte, die, ſeiner Meinung nach, alle künftige Unternehmungen ſanctioniren ſollte. Er ließ daher den Reichsrath zu Stockholm in ein Kloſter berufen, wo dieſe Wahlacte von zwanzig weltlichen und fünf geiſtlichen Räthen unterzeichnet wurde. Zwey Tage nachher verſammlete man die Bürger auf dem Brunkenberge, wo eine Bühne errichtet war. Der König traute jedoch ihrer Stimmung nicht recht, und ließ den Ort in einiger Entfernung mit ſeinen Truppen umringen. Nun trat der Däniſche Biſchof Beldenake auf, und ſuchte in einer Rede zu beweiſen, daß Chriſtiern nach St. Erichs Geſetze Erbherr von Schweden wäre; ſodann fragte er das Volk, ob es geneigt ſey, ihn als ſeinen Regenten anzuerkennen? Niemand wagte ein Wort dagegen zu ſagen; alle leiſteten den Eid der Treue, da denn der Däniſche Biſchof Chriſtiern den Zweyten zum Könige von Schweden ausrief.

Schon am Krönungstage aber nahm er die Larve ab, und fing an, mit Verleugnung aller Politik, ſeine Verachtung gegen ſeine neue Unterthanen zu zeigen. Bei der Proceſſion wurden die Krone, der Scepter, der Reichsapfel und das Schwerdt, alſo ſämmtliche Reichsinſignien, von Dänen getragen; ſodann mit Ausſchluß aller Schweden, eine Anzahl Ausländer zu Rittern geſchlagen. Sein Plan war, das mehr durch Hofkünſte, wie mit Waffen bezwungne Königreich, als ein gefürchteter Deſpot zu beherrſchen. Er wünſchte die vornehmſten Familien auszurotten, und ſuchte dazu nur einen ſchicklichen Vorwand. Seine Räthe ſchlugen allerhand Mittel vor. Einige meynten, man ſollte Pulver im Schloſſe legen, die Schwediſchen Reichsräthe als die Urheber dieſer That angeben, und ſie ſodann hinrichten laſſen; andre hielten die Erregung eines Zwiſtes zwiſchen den Bürgern und Soldaten fürs Beſte, da man denn im Tumult alle Feinde des Königs umbringen könnte. Dieſer Rath aber wurde wegen des ungewiſſen Ausganges verworfen. Slaghöck, Chriſtierns Beichtvater, von Geburt ein Weſtphälinger, ſchlug endlich etwas vor, das allgemeinen Beifall erhielt. Dieſer verſchlagene Mann, der ſich das Vertrauen des Königs in einem hohen Grade erworben hatte, bemerkte, daß der Vorwand zu den nöthigen Blutſcenen nicht weit zu ſuchen wäre, da Chriſtiern nicht bloß für ſich, ſondern auch für den Pabſt geſtritten habe; als König könnte er ſein Wort halten, und ſeinen Gegnern verzeihen; dahingegen er als Vollzieher des Päbſtlichen Banns, ſie zur Strafe ziehen müßte. Trolle ſtimmte mit ein, und übernahm die Rolle eines Anklägers.

Die Schweden wurden nun auf eine fürchterliche Art aus ihrer Freude aufgeſchreckt. Man wollte keine Zeit verlieren. Schon am vierten Tage nach dem Krönungsfeſte, da die dazu gehörigen Gaſtmähler noch nicht einmahl geendigt waren, wurde ein aus lauter Dänen zuſammengeſetztes Tribunal errichtet, vor welchem Trolle die edle Chriſtina, den Reichsrath und auch den ganzen Magiſtrat von Stockholm anklagte:

als Straſbare, die ihn ſeiner Würde entſetzt, und ſein Schloß Stäke, das Erbtheil der Kirche, hätten ſchleifen laſſen. Trolle erſchien bei dieſer mit Chriſtiern verabredeten Klagrolle, in allem Glanz ſeiner Würde, von den vornehmſten Prieſtern, und ſeinen Verwandten, Freunden und Creaturen begleitet. Der König war am Gerichtstage bei der Sitzung ſelbſt gegenwärtig, um ſich an dem traurigen Zuſtande ſeiner vormaligen Feinde zu ergötzen. Er ſuchte jedoch voller Heuchelei das Richteramt von ſich abzulehnen, und verwieß die Sache an die beiden Däniſchen Prälaten, die, wie er ſagte, durch die päbſtliche Bulle dazu autoriſirt wären. Sture's Witwe wurde zuerſt vorgefordert, um, ſonderbar genug, das Betragen ihres verſtorbenen Gemahls zu verantworten. Die unglückliche Chriſtina hatte bei dieſer unerwarteten Wendung der Dinge ganz ihren vorigen Muth verlohren; ſie zeigte ſich etwas kleinmüthig, vertheidigte indeß ihren Gemahl durch das große Argument, daß das Geſchehene ein Reichsſchluß geweſen ſey; ſie erinnerte den König an ſeinen feierlichen Vertrag und an ſeine Eide, wobei ſie ſich herabließ, dem Tyrannen ihre verlaſſene Lage zu ſchildern, und um ſein Mitleid zu bitten.

Die Antwort war: er könne nichts entſcheiden, und müße das Urtheil den geiſtlichen Vätern überlaſſen. Es war bald gefällt; es hieß: *Alle Reichsſtände, die durch ihr Verfahren gegen den Erzbiſchof Trolle den Bannfluch auf ſich geladen, müßten als Ketzer ſterben.* Selbſt auf den Reichskanzler *Gregorſon*, der ſo eifrig geweſen war, das Volk zur Unterwerfung zu bereden, fiel das Todesloos; denn man gab vor, ſeine damaligen Dienſte wären nur nothgedrungen geſchehn.

Nach Bekanntmachung dieſes Urtheils entfernte ſich der König eiligſt; dagegen ſtürzten Soldaten von ſeiner Leibwache in den Gerichtsſaal, die die Wittwe, die Senatoren, die Magiſtratsperſonen, und andere als Schlachtopfer Ausgezeichnete, ſogleich in Verhaft nahmen. Sie wurden nicht in Gefängniſſe gebracht, ſondern blieben als Gefangene auf dem Schloſſe, um von hier aus gerade zu auf den Richtplatz geführt zu werden. Alles wurde, aus Furcht vor dem Landvolk, mit einer auſſerordentlichen, beiſpielloſen Eile betrieben, und in der größten Geſchwindigkeit auf allen Märkten der Stadt Galgen errichtet. Mehrere der Verurtheilten verlangten nach der Communion; allein auch dieſe

Bitte, ſo wie alle prieſterliche Beihülfe, wurde ihnen abgeſchlagen.

Der achte November 1520, da noch niemand Zeit gehabt hatte, ſich von den Krönungsgaſtereyen zu erholen, war der ſchreckliche Tag, wo dieſe Hinrichtungen ſo vieler unſchuldigen, zum Theil ſehr würdigen Menſchen geſchahen, wobei der König ſelbſt vom Rathhauſe herab ein Zuſchauer war. Mit Anbruch des Tages machten Däniſche Herolde unter Trompeten-Schall bekannt, daß bey Lebensſtrafe keiner die Stadt verlaſſen ſollte. Alle Thore und Straßen waren mit Däniſchen Truppen beſetzt, und auf den Marktplätzen Canonen gepflanzt. Es ſchien, als ob die Tyrannen ihre geringe Anzahl in Vergleichung der Maſſe der duldenden Einwohner gut berechnet hatten; Trompeter ritten deshalb umher, und rieffen aus, daß alle Bürger bei Todesſtrafe ihre Thüren verſchließen, und ſich in ihren Häuſern inne halten ſollten. Dieſer Befehl aber wurde nicht befolgt. Das ſo grauſam getäuſchte Volk füllte die Straßen an, und zeigte ſeine tiefe Wehmuth. Es wußte gar nicht was vorging; man hatte alles geheim gehalten; denn das mit dieſen Opfern angefüllte Schloß war nicht geöſnet worden. Jetzt erſt erblickten die Einwohner mit Erſtaunen die erlauchteſten Männer Schwedens, die man zum Tode führte, alle in den Prunk-Kleidungen, wie ſie ſich zwei Tage zuvor aus ihren Häuſern auf's Schloß begeben hatten. Einige Hauſen Volks machten bei dieſem Anblick ſchwache Verſuche zu einem Tumult, die jedoch bald gehemmt wurden. Es befanden ſich unter dieſen Verurtheilten auch der Biſchof von Linköping, und die beiden Anhänger des Königs die Biſchöfe von Skara und Strengnäs, bloß weil ſie des Erzbiſchofs Abſetzung mit unterzeichnet hatten. Alle ihre nachherigen Bemühungen und ihr Eifer für Chriſtierns Sache konnten ſie nicht vom Tode retten; ja der Tyrann war ſo grauſam, ihnen, ſo wie allen andern verurtheilten Senatoren, Beichtväter zu verweigern, weil ſie nicht als catholiſche Chriſten, ſondern als zur Hölle beſtimmte Ketzer betrachtet werden ſollten.

Der Biſchof von Linköping entging jedoch dem Tode ſehr unerwartet. Er lag den Däniſchen Kriegsbefehlshaber, der bey den Hinrichtungen präſidirte, aufs dringendſte an, dem Könige ſeine Unſchuld zu melden, wovon er ſich überzeugen könnte, wenn er das von ihm dem Erzbiſchöflichen Abſetzungs-Decret beigedruckte

Siegel unterſuchen wollte. Eine kindiſche Neugier wirkte ſtärker, als der Blut.Proſpect, und trieb Chriſtiern an, dieſe Unterſuchung augenblicklich vorzunehmen; da er denn unter dem Siegel ein kleines Papier fand, das eine Proteſtation gegen ſeine durch Macht erzwungene Unterzeichnung enthielt. Dieſe Liſt, ſich bei einem Nothfall ſicher zu ſtellen, rettete dem Prälaten das Leben. Der König fand dieſen, wiewohl ſehr ſpäten, Proteſt, dennoch gültig; er wollte ſich das Anſehn geben, als ob er bloß gegen die Verletzer der Römiſchen Hoheits-Rechte verfahre, und ließ daher dieſen Biſchof ſofort in Freyheit ſetzen.

Man ſahe nun in Stockholm ein Schauſpiel, das man ſo traurig, ſo vollſtändig, ſo concentrirt, ſo gräßlich ſinnreich, ſelbſt nicht in unſern Tagen in Paris unter Robespierre geſehn hat. Es war eine höchſt empörende Proceſſion. Die größten Reichs-Beamten, die Reichsräthe, zwey Biſchöfe, die vornehmſten der Ritterſchaft, die Bürgermeiſter und der ganze Magiſtrat von Stockholm, gingen alle paarweiſe von Henkern geführt, zum Richtplatze. Es waren vier und neunzig Perſonen, die durch Geburt, Erziehung, Ehrenſtellen, Einſichten und Tugenden ausgezeichnetſten Männer eines ganzen Königreichs. Die Biſchöfe trugen ihren vollen Ornat, die Reichsräthe und Magiſtrats-Perſonen ihre Amtskleidung nebſt den Inſignien. Die Schlachtopfer zeigten Ruhe und Würde; deſto unruhiger aber war das Volk, das von allen Seiten herbeiſtürzte, laut wehklagte, und dafür von den Däniſchen Soldaten blutig mißhandelt wurde. Viele dieſer Traurenden, ohne Rückſicht auf Alter und Geſchlecht, wurden auf der Stelle niedergehauen.

Der Biſchof von Strengnäs, Mathias Lilie, war der erſte geweſen, der ſich dem Könige Chriſtiern unterworfen hatte; dafür wurde ihm auch jetzt die Ehre, zuerſt enthauptet zu werden. Sodann traf die Reihe den mitverurtheilten Biſchof von Skara, Vincentius. Dieſer hielt im Namen aller eine Vertheidigungs-Rede, und ermahnte die Schweden, das jetzt ſo freventlich vergoſſene Blut zu rächen; nach ihm ſprachen der älteſte Bürgermeiſter und einige andere. Die Soldaten aber machten ein ſolch Geräuſch mit ihren Waffen, daß man wenig von dieſen Reden hören konnte. Um ſie auf einmahl zu endigen, wurden die Henker herbeigerufen, die ſogleich zu Werke ſchritten. Der

Reichs-Kanzler Gregerſon, war von den weltlichen Räthen der erſte, dem man den Kopf abhieb; ihm folgten nach einem Namens-Aufruf alle andern, worunter ſich auch Erich Johanſon, Guſtavs Waſa Vater, befand. Nach den Reichsräthen und Rittern wurden die Bürgermeiſter und Rathsherrn, ſechszehn an der Zahl, enthauptet. Bald war der Markt eine große Blutpfütze, worin die todten Körper ſchwammen; denn das Blut floß in Bächen vom Markt in die anſtoßenden Gaſſen. Das Volk erfüllte die Luft mit ſeinem Jammergeſchrey, das von Seiten der Däniſchen Soldaten neue Mordthaten nach ſich zog. Es waren auch Galgen errichtet, woran man eine Menge Bürger auch Bedienten der hingerichteten Ritter und andre nicht Däniſch geſinnte Einwohner der Hauptſtadt, ohne weitere Formalitäten aufknüpfte. Mehrere Zuſchauer, die bei dem Anblick des gräßlichen Trauerſpiels Thränen vergoſſen, wurden von den beſchäftigten Henkersknechten auf der Stelle wie Miſſethäter ausgepeitſcht. Der Ritter Måns Jönsſon, der Calmar gegen die Dänen muthvoll vertheidigt hatte, wurde bey dieſer Gelegenheit gekreuzigt und ſodann geviertheilt. Noch vom Kreuze herab, wo man ihm die Schaamtheile abſchnitt, munterte er das Volk zur Rache auf; dies daurete, bis ihm die Dänen das Herz aus dem Leibe riſſen.

Die Leichname lagen zwey Tage und zwey Nächte auf dem Markt, den Hunden und Vögeln zum Raube. Der halb verweßte Leichnam des Reichsvorſtehers Sture wurde auf Chriſtierns Befehl auch ausgegraben, und zu den andern verſtümmelten Körpern geworfen. Der grauſame Monarch ging ſelbſt im Blute watend auf dem Markt herum, um ſich an dieſem ſcheuslichen Anblick zu weiden. Er verbot bey Lebensſtrafe keinen Körper zu begraben, oder wegzunehmen. Dieſer Greuel, einer öffentlich aufgeſtellten, die Luft verpeſtenden Mordgrube, dauerte zwei Tage. Es ſchien, als ob man das Volk vorſätzlich zur Verzweiflung reitzen wollte, das jedoch immer noch betäubt war; erſt am dritten Tage, da die Fäulung überhand nahm, und alle Menſchen empörte, wurden die Körper vor der Stadt auf einem mit Theer und Pech angefüllten Scheiterhaufen verbrannt.

Mehrere von der Ritterſchaft hatten ſich verborgen gehalten, um dem Tode zu entgehn. Der König wollte dieſer auch habhaft werden, und ließ eine Menge Häuſer durch ſeine Soldaten durchſuchen, die bey dieſer Gelegenheit die größten Grauſamkeiten verübten, die Häuſer rein ausplünderten, Frauen und Mädgen nothzüchtigten, und die Hausväter in den Armen ihrer Weiber und Kinder mordeten.

Der Tyrann war jedoch gewiß, daß ihm viele ſeiner Gegner entgangen waren; er machte daher für alle noch Lebende eine Amneſtie bekannt. Man war treuherzig genug nach allem was vorgegangen war, dennoch einer ſolchen Proclamation zu trauen. Kaum aber zeigten ſich dieſe unglücklichen Edelleute, ſo wurden ſie niedergehauen, und diejenigen, die man auf den Landſtraßen antraf, von den Pferden geriſſen, und an den nächſten Galgen gehenkt.

Der im Blutdurſt unerſättliche Chriſtiern wollte nun auch Sture's Witwe und zwar auf eine ausgezeichnete Art hinrichten laſſen; er ließ ihr die Wahl, ob ſie erſäuft, verbrannt, oder lebendig begraben werden wollte. Der Admiral Norby, der große Privat-Entwürfe hatte, und den der König fürchtete, beredete ihn jedoch, die Todesſtrafe in ein hartes Gefängniß zu verwandeln, wohin man ſie in Ketten geſchmiedet abführte. Ihren Sohn mußte ſie aus Danzig abrufen, um ſo wie ſeine Mutter auch in Dänemark ins Gefängniß zu wandern. Ihre alte Mutter Sigrid wurde in einen Sack geſteckt, und ins Waſſer geworfen, allein durch Geſchenke an die Günſtlinge Chriſtierns gerettet. Sture's ausgegrabener verweſeter Leichnam wurde zerſtückelt, die Glieder im Lande herum geſchickt, und der Reſt verbrannt. Selbſt der Leichnam ſeines jungen vor ihm verſtorbenen Sohnes, wurde aus ſeinem Grabe geriſſen, und vom Henker verbrannt.

Zu eben der Zeit ließ der Tyrann auch in Finnland die Edelleute morden, und ſchonte ſelbſt nicht des ihm ſo nützlich geweſenen Verräthers Hemming Gadd, der in dieſer Provinz die Däniſchen Truppen commandirte. Kaum war dieſer, mit vieler Gewalt ausgerüſtet, dort angekommen, als der Befehl eintraf, ihn zu enthaupten. Chriſtiern reiſete nun ſelbſt umher; und um deſto mehr Schrecken zu verbreiten, ließ er in allen Städten Galgen errichten; in Wadſtena wurden einige Schweden, die ſich etwas laut geäuſſert hatten, gerädert; in dem Kloſter Nydala, deſſen Reichthümer er rauben wollte, fing er unter einem nichtigen Vorwande einen Streit an, und ließ den Abt und fünf Mönche erſäufen. Er hatte einen tödtlichen Haß auf die Familie Ribbing geworfen, und ſuchte alle männliche Zweige dieſes Namens auf, um das Geſchlecht auszurotten. In Jönköping fand er zwey Knaben von dieſer Familie, einer neun, der andre nur ſechs Jahr alt. Dieſe Kinder wurden auf eine martervolle Art hingerichtet, bei den Haaren durch Stricke in die Höhe gezogen, und ihnen ſodann die Köpfe abgehauen. Der dabei gebrauchte Büttel wurde durch das unſchuldige Benehmen der Kinder in dieſen letzten Augenblicken ihres Lebens ſo gerührt, daß er das Schwerdt wegwarf, und ſich weigerte den Blutbefehl zu vollziehn. Man fand aber gleich einen andern, der erſt dem Kinde, ſodann dem mitleidigen Büttel ſelbſt den Kopf abhieb. Dieſe Grauſamkeiten empörten alle rechtſchaffenen Dänen, die ihren König nach Schweden begleitet hatten; unter andern auch den Ober-Befehlshaber, Otto Krumpe, der deshalb ſeine Dienſte verließ.

Bald darauf ging der Wüthrich nach Copenhagen zurück, belaſtet mit dem Fluch der Schweden, die ihn den nordiſchen Nero nannten. Er hinterließ den Däniſchen Biſchof von Odenſee, Beldenake, als Vice-König des Reichs, und gab ihm den Schwediſchen Erzbiſchof Trolle und den Däniſchen Erzbiſchof von Lund, Slaghöck, zu Gehülfen in der Regierung; nachdem er eigenmächtig, ohne Rückſicht auf die Kirchen-Rechte, dieſen beiden Däniſchen Prälaten die erledigten Schwediſchen Bißthümer von Strengnäs und Skara gegeben, allenthalben Däniſche Beamte angeſtellt, und die beiden feſten Schlöſſer von Nyköping und Weſterås, zwey Deutſchen, Bernhard und Heinrich von Melen, anvertraut hatte. Dieſe beiden und noch ein dritter Deutſcher, Heinrich Ranzow, waren die Befehlshaber aller Landtruppen. Durch ein Geſetz wurde nun das ganze Volk in Schweden entwafnet, um es in der Muthloſigkeit zu erhalten. Die Schwediſchen Edelleute gaben das Beiſpiel zu dieſem Kleinmuth; ſie waren immer auf der Flucht, und wurden von den in kleine Haufen abgetheilten Dänen wie das Wild verfolgt. Man machte im eigentlichen Sinne auf ſie Jagd, um ſie zu ermorden. Mehrere derſelben retteten ſich auf die bei Gothland liegende, von Norby commandirte königliche Flotte, wo ſie, ſonderbar genug, einen ſichern Zufluchtsort fanden.

Norby hatte den kühnen Gedanken, da jetzt die vornehmſten Schweden aus der Welt geſchaft waren, und der Tyrann ſo ſehr gehaßt wurde, ihm die Schwediſche Krone zu entreißen, und ſie ſich ſelbſt zuzueignen. Sein geheimer Plan war klug entworfen. Er zeigte ſich liebreich gegen die Schweden, nahm den flüchtigen Adel freundſchaftlich auf, und fing einen Briefwechſel mit Chriſtinen an, deren hartes Gefängniß er auf alle Art zu lindern ſuchte. Sie befand ſich zu Kallundborg in Dänemark, wohin man noch viele andere Schwediſche Damen gebracht hatte, worunter auch Cecilia, Guſtav Erichſons Mutter war.

Nach der Abreiſe des Königs wurden die Plünderungen und Zügelloſigkeiten in dem unglücklichen Schweden gleichſam organiſirt. Der Vice-König, ein Wollüſtling der erſten Größe, war unermüdet zu proſcribiren, und durch dieſe Confiscirungen ſeine Schätze zu häufen; dagegen die Kriegsbefehlshaber, mit Verſpottung aller Diſciplin, ihre Armee in abgeſonderte Haufen theilten, jeder für ſich unabhängig in die Provinzen herumzog, und nach Gutdünken durch Raub und Mord alles verheerte. Eine Menge muthloſer Edelleute wußte ſich nicht anders zu retten, als den Erzbiſchof Trolle um Schutz anzuflehen, der jedoch von dieſem unerbittlichen Prieſter nur wenigen verliehen wurde; beſonders hatte er alle ſeine Feinde zum Tode beſtimmt; und wen er habhaft werden konnte, entging ihm auch nicht. Andre verzweiflungsvolle Edelleute ergriffen die Waffen gegen ihr eigen Vaterland, und nahmen bei den Truppen des Vice-Königs Dienſte; ja ſo tief waren ſie geſunken, daß ſich diejenigen glücklich ſchätzten, die nicht abgewieſen wurden.

Indem dieß vorging, irrte Guſtav Erichſon umher. Er lebte noch zu Rafnäs ganz in der Stille, als er die Greuel-Scenen in Stockholm erfuhr, wodurch er aller ſeiner Verwandten und Freunde, auch ſeines alten Vaters, ſo wie ſeiner ehrwürdigen Mutter, auf eine ſo entſetzliche Art beraubt worden war. Die Dänen wußten nun unbezweifelt ſeinen Aufenthalt in Schweden; er wurde daher fortdauernd allenthalben mit vermehrtem Eifer geſucht; auf ſeinen Kopf war eine große Summe geſetzt, und denjenigen der Tod gedroht, die ihn verbergen würden. Die Furcht überwog jede Empfindung von Mitleid und Großmuth; daher er alle Thüren verſchloſſen fand; auch das Karthäuſer-Kloſter zu Grypsholm, das ſeine Vorfahren geſtiftet hatten, weigerte ſich ihn aufzunehmen. Er verließ nun Rafnäs, und eilte in das durch die

Eigenheiten ihrer Bewohner merkwürdige Dalecarlien, in die bekannten Thäler an den Norwegiſchen Gebirgen; ein großer Strich Landes, nicht fruchtbar an Korn, aber deſto fruchtbarer an Menſchen, die noch bis auf den heutigen Tag, unverändert nach den Sitten und Gebräuchen ihrer alten Vorfahren leben, und ſich durch Kleidung und Sprache von den andern Einwohnern Schwedens auszeichnen. Es iſt bereits oben im hiſtoriſch-ſittlichen Abriß von ihnen überhaupt geredet worden; allein da ſie hier den Schauplatz handelnd betreten, iſt noch einiges, in Bezug auf ihr damahliges Weſen, anzuführen nöthig.

In dieſer ganzen Provinz war keine einzige Stadt, bloß Dörfer, die, abgetheilt in große Kirchſpiele, in der Nähe von Wäldern, oder an den Ufern ſtehender Seen und Flüſſe lagen; andre lagen in unwegſamen zum Theil unzugänglichen Gebirgen, und dieſe beſonders waren mit rauhen Menſchen bevölkert. Die älteſten Bewohner dieſer Dörfer waren, ſo wie bei mehrern wilden Völkerſtämmen in Nord-America, die Richter und zugleich die Anführer im Kriege. Weiter aber hatten ſie keine Gewalt über die andern. Die Verfaſſung dieſer Bauern war im

Ganzen democratiſch: die ganze Dorf-Maſſe war im Beſitz der Macht; daher verſammleten ſich auch ſämmtliche Einwohner an allen Feſttagen, und entſchieden über die Angelegenheiten des Orts. Die ihnen auferlegten Abgaben waren ſehr geringe, weil man ſich fürchtete, ihren Gehorſam auf die Probe zu ſtellen. Auch Edelleute lebten in dieſen Gegenden, die aber durch Anſprüche und Sitten ſich faſt gar nicht von den Bauern auszeichneten. Uebrigens war der Character dieſer Thalmänner von den älteſten Zeiten her, ehrlich, aufrichtig, arbeitſam und tapfer im Streit. Zu dieſen Menſchen nahm nun Erichſon ſeine Zuflucht.

Bevor er aber noch ihr Land erreichte, begegnete ihm ein neues Unglück. Er hatte einen alten Bedienten mitgenommen, und ihn aus den übrigen ausgeſucht, da er von ſeiner Treue überzeugt war; allein dieſer wahrſcheinlich an dem guten Schickſal ſeines Herrn jetzt verzweifelnde Menſch, änderte nun ſeine Sinnesart, ward ein Böſewicht, und ging unterweges mit der ihm anvertrauten Bagage davon. Der in Wuth gebrachte Erichſon, der dadurch alles ſeines Geldes, aller ſeiner bisher geretteten Koſtbarkeiten und Haabſeeligkeiten auf einmahl beraubt wurde, ſetzte dem Buben nach, bis ſein Pferd nicht mehr fort konnte, und er ſich überdieß in großer Gefahr ſah; nichts blieb ihm nun übrig, als auch dieß ſein letztes Pferd mit dem darauf befindlichen Gepäcke im Stich zu laſſen, und ſich zu retten. Er warf ſeine Kleider von ſich, legte einen groben Kittel an, ſchnitt ſeine Haare ganz kurz ab, ſetzte einen runden Filz auf den Kopf, und mit der Axt auf der Schulter trabte er wie ein Arbeitſuchender Tagelöhner fort. Ohne Geld, ohne Gefährten, von allen Menſchen verlaſſen, faſt ohne Hofnung, irrte er in unwirthbaren Wäldern und Gebirgen umher. Endlich kam er nach Fahlun, wo er Arbeit ſuchte und fand, täglich in den Kupferbergwerken als Handlanger Dienſte that, und dadurch ſeinen armſeeligen Unterhalt erwarb. Dieſes unterirrdiſchen, höchſt ungeſunden Aufenthalts überdrüſſig, ſuchte er Beſchäftigungen über der Erde. In dieſer Gegend, im Kirchſpiel Wika, wohnte ein reicher Mann, Namens Pehrſon, auf deſſen Hof er nun Brod fand, und hier in der Scheune als Tagarbeiter dreſchte. Seine Gehülfen wurden auf ihn bald aufmerkſam, ſie fanden in ſeinem Weſen ſo vieles, was nicht zu ſeinem Stande paßte. Hiezu kam, daß eine Frau, bei der er wohnte, die Feinheit ſeines Hemdes bemerkte. Der Herr bekam davon Nachricht, ließ den Verkapten kommen, und erkannte ihn, da ſie zu gleicher Zeit in Upſala ſtudirt hatten. Erichſon gab ihm von den blutigen Vorfällen in Stockholm Nachricht, wovon noch nichts in dieſen Gegenden bekannt worden war, und beſchwur ihn ſich ſeines bedrängten Vaterlandes anzunehmen; wobei er ſich erbot an die Spitze des kleinſten Haufens zu treten, in der Zuverſicht, daß er bald größer werden würde; allein Pehrſon hatte dazu keinen Muth; es ſchien ihm Vermeſſenheit, ohne alle Mittel einen mächtigen Feind anzugreifen; er wollte ſeinen Gaſtfreund nicht einmahl länger beherbergen; rieth ihm zur ſchleunigen Abreiſe, auch ſich nirgends lange an einem Ort aufzuhalten, und ſich weiter ins Gebirge zu flüchten.

Erichſon wanderte nun fort, und war gleich am zweiten Tage auf dem Punct umzukommen. Es war Winter, und die Gewäſſer waren gefroren: als er über eins derſelben ging, brach das Eis, und nur mit großer Mühe wurde er gerettet, aber um gleich darauf eine noch größere Gefahr zu beſtehn. Er wurde auf einem Edelhof von dem Herrn des Orts, Arend Peterſon, erkannt, der unter ihm gedient hatte, und ſeinen vorigen Befehlshaber jetzt mit ofnen Armen empfing. Erichſon dem ſein großes Vorhaben nie aus dem Sinne kam, ließ ſich täuſchen, und vertraute ſich ſeinem Wirthe, der ihm allen Beiſtand verſprach, allein heimlich beſchloß, ihn auszuliefern, um die darauf geſetzte Belohnung zu gewinnen. Er reiſete unverzüglich von Hauſe ab, unter dem Vorwand die Nachbarn zu erforſchen; allein ſein Weg ging zum nächſten Däniſchen Befehlshaber, dem Peterſon alles meldete. Zwanzig Mann wurden zur Verhaftnehmung für hinreichend gehalten, und dieſe ſetzten ſich ſogleich in Bewegung. Erichſon aber entging auch dieſer Gefahr. Peterſon's Gattin, eine brave Frau, die ihres Mannes Falſchheit kannte, und den Zweck ſeiner Reiſe ahnete, rieth ihrem Gaſtfreund zur ſchleunigen Flucht, wozu ſie ihn mit Pferd und Schlitten verſah. Als ihr Mann mit den Soldaten ankam, fanden ſie ihn nicht mehr. Erichſon irrte umher, und traf zu Sverdſoe einen Dorfpfarrer an, der ihn auch von der Univerſität her kannte, ihn acht Tage lang in ſeiner Kirche verſchloß, ünd ſodann bei einem redlichen Bauer, Namens Siven Nilſon, in dem Dorfe Iſala unterbrachte.

Indeſſen ſuchte man ihn in der ganzen Gegend auf. Die Ausſpäher kamen auch nach Iſala, traten in eben die Stube, wo ſich **Erichſon** befand, und erkundigten ſich nach ihm bei **Nilſon**. Sein Weib, um allen Verdacht von ihrem Gaſt abzuziehn, behandelte ihn als ihren Knecht, ſchalt ihn einen Müßiggänger, gab ihm einen derben Schlag auf den Rücken mit einem Spaden, und trieb ihn ſo zur Thüre hinaus. Er hielt ſich jetzt hier nicht mehr ſicher; **Nilſon** führte ihn daher auf einem Strohwagen nach Rättwick. Dieß war kein leichtes Unternehmen, denn die Dänen hatten alle Päſſe und Brücken beſetzt; auch wurde das Fuder Stroh, worin **Erichſon** eingepackt war, angehalten und durchſucht. Die Dänen ſtachen mit ihren Spießen hinein; einer dieſer Stöße ging dem Flüchtling tief ins Bein, der ſich jedoch nicht rührte, und ſo abermahls auf eine wundervolle Art entkam. Die Wunde blutete jedoch ſo ſtark, daß bei dem Fahren beſtändig das Blut durch das Stroh träufelte, und ſo den Weg bezeichnete. Der Bauer ſchnitt eins ſeiner Pferde in den Fuß, um die etwannigen Spürer zu täuſchen, wenn er deren antreffen ſollte, und ſo gelangte unſer Reiſende glücklich in Rättwick an.

Dieſer Ort, keiner der unbedeutendſten in Dalecarlien, ſchien ihm ſchicklich zu einem Verſuche. Zum Glück war ſeine Wunde nicht gefährlich. Er nahm ſich jedoch keine Zeit ſie zu heilen; kaum war ſie verbunden, ſo begab er ſich nach der Kirche, wo die Einwohner verſammelt waren, und erzählte ihnen, ohne ſich zu erkennen zu geben, in einer kräftigen Sprache die Grauſamkeiten des Tyrannen; er ſtellte ihnen vor, daß dieſe Grauſamkeiten auch zu ihrem Looſe fallen würden, wenn ſie nicht, ſo wie ihre ruhmwürdigen Vorfahren gethan, das fremde Joch abwerfen wollten, wozu jetzt die beſte Zeit wäre. Die Bauern waren bewegt, und verſprachen zu den Waffen zu greifen, wenn ihre Nachbarn ein Gleiches thäten. Der erfreute **Erichſon** begab ſich nun nach **Mora**, dem größten und volkreichſten Kirchſpiel in den Thälern, das zwölf Schwediſche Meilen im Umfang hatte.

Indeß verbreitete ſich das Gerücht dieſer zu Rättwick geſchehenen Aufmunterung ſehr geſchwind, und beunruhigte den auf dem Schloſſe zu Weſterås reſidirenden Königlichen Statthalter, **Heinrich von Melen**, außerordentlich, da die Thalmänner ſo furchtbar waren. Er verdoppelte daher den Preis auf **Erichſon's** Kopf, und ſchickte Emiſſarien in die Thäler, um durch lügenhafte Berichte von Chriſtiern's Güte und Großmuth jenen Erzählungen zu widerſprechen, die Stockholmer Nachrichten als Fabeln zu bezeichnen, und die Landleute irre zu machen. Am thätigſten zeigte ſich hiebei der Untervoigt in den Thälern, Nils Weſtgöte, der den Bauern etwas verſprach, was am meiſten nach ihrem Sinn war, daß nehmlich ihre ohnehin geringen Steuern noch vermindert werden ſollten; dabei war er raſtlos, Erichſon in ſeine Gewalt zu bekommen. Dieſer Thätigkeit aber wurde auf eine unerwartete Art Gränzen geſetzt Ein Däne, Namens Jute, der ehmals als Schwediſcher Soldat unter Erichſon gedient, und ihm noch ſehr ergeben war, lebte jetzt in Dalecarlien, wo er ſich niedergelaſſen hatte. Kaum hörte er von der Ankunft des geliebten Befehlshabers und von ſeinen Abſichten, ſo eilte er zu ihm, und war der erſte, der ihm unter freyen Himmel den Eid der Treue ſchwur. Nicht genug an dieſer Huldigung, wollte er ihm ſeine Ergebenheit auf eine ſehr auffallende Art bezeigen; er nahm ſeine Waffen, ging nach dem Edelhofe, wo ſich der Unter-Voigt Weſtgöte aufhielt, und ſchlug ihn todt. Durch dieſe raſche That war der

Krieg angefangen, der Schwedens Schickſal entſcheiden ſollte.

Erichſon war indeß in Mora angekommen. Hier nannte er ſeinen Namen. Es waren eben die Weyhnachtsfeyertage; daher wurde es ihm deſto leichter die Einwohner zu verſammeln. Nie waren dieſe Bauern geneigter zu kühnen Entſchlüſſen zu ſchreiten, als an ſolchen Tagen, wo ſie durch die anweſende Menge ihre Begriffe von ihrer Kraft auf eine ſinnliche Weiſe verſtärkten, und ihren Zunft-Geiſt nährten. Erichſon beſtieg hier einen Hügel, von wo herab er das zahlreich zuſammengelaufene Volk anredete; er bot nun ſeine ganze Beredſamkeit auf, den Zuſtand des Landes ſchrecklich zu ſchildern: die Vornehmſten des Reichs unſchuldig aufs Blutgerüſte geſchleppt; ſo viele andre edle Schweden jämmerlich ermordet; allenthalben höchſt drückende Auflagen, Plagen und Verfolgungen; durch Plünderung ausgeleerte Häuſer, ſchlechtbeſtellte Aecker, und ein unſicheres Leben. Er zeigte ihnen die Gefahr, der er ſich durch Nennung ſeines Namens ausſetze, allein er achte nichts, da alle ſeine theuerſten Verwandten entweder hingerichtet wären, oder in Ketten lägen; auch gab er ihnen Nachricht, daß nächſtens, unter dem

Vorwande Winterquartiere zu beziehn, Däniſche Truppen in ihre Provinz kommen würden, die Einwohner auch hier, ſo wie aller Orten zu entwafnen; daß ſodann dieſe grauſamen Feinde Schwedens, Herren ihrer Dörfer, ihrer Freiheit und ihres Eigenthums ſeyn würden, wenn ſie ſich nicht entſchlöſſen, ihnen zuvorzukommen; daß ſeine Freunde und alle patriotiſche Schweden dieß erwarteten, um auch loszubrechen, und daß ſie auch auf auswärtige Hülfe rechnen könnten. Erichſon erinnerte die Thalmänner an ihre Vorfahren, und daß ſie immer als die Beſchützer von Schwedens Freiheit wären betrachtet worden; nun rief er ſie auf, auch jetzt ſich als Schwediſche Männer zu zeigen, das vergoſſene Blut zu rächen, und Schweden zu retten; wobei er ſich erbot, mit den Patrioten, die ſich bewafnen würden ins Feld zu ziehen, und mit ihnen zu ſiegen, oder fürs Vaterland zu ſterben.

Bei dieſer Rede kamen dem Redner die Thränen in die Augen; auch viele Bauern wurden äuſſerſt bewegt; überhaupt machte ſie ſtarken Eindruck, und wurde mit Geſchrey und Lärmen beantwortet; allein das Volk war nicht gleich geſtimmt. Ein Theil ſchrie:

Rache! viele lieſſen auch nach ihren Waffen, und wollten dem Redner gleich folgen; andre aber riethen, bei einer ſo gefahrvollen Unternehmung Vorſichtigkeit an. Es kam hier vieles in Betrachtung. Noch waren dieſem Thalvolke keine neue Steuern aufgelegt worden. Man war des Kriegs müde, der lange genug gedauert hatte. Kein neuer Krieg konnte dieſer Menſchen-Claſſe Vortheile verſchaffen. Die Beſorgniſſe der Tyranney waren auch bei ihnen noch ſehr geringe; denn die bisherigen Verfolgungen gingen nur allein den Adel an; ein Angriff in ihren Thälern, Wäldern und Gebürgen ſchien ihnen nicht wahrſcheinlich; auch kannten ſie Erichſon nur ſehr unvollkommen. Sie verſicherten ihn indeß ihrer Zuneigung, und riethen ihm vor allen Dingen einen ſichern Zufluchtsort zu ſuchen, mit dem Bedeuten, daß ſie vor ihrem Entſchluß erſt die Meinung ihrer Nachbarn hören wollten.

Ein ſehr unerwartetes Ereigniß aber, das vom Schickſal gerade in dieſem critiſchen Augenblick herbeygeführt wurde, verſtärkte die vorher gehörten Gründe zu Ergreifung der Waffen, und veränderte die Stimmung ſelbſt der Alten und Erfahrnen. Noch waren die Einwohner verſammlet und Erichſon unter ihnen, als ein

Trupp von hundert Dänen, die von dem Zweck der Verſammlung Nachricht erhalten hatten, und daher den ihnen gefährlichen Flüchtling aufheben wollten, auf Mora losſtürzte, und dieß mit ſolchem Geſchrey und wildem Benehmen, als wenn ſie den Ort ausplündern wollten. Den Thalleuten war in ihren friedlichen Wohnungen dergleichen Auftritt neu; ſie hatten gewiſſe edle, leider jetzt unmodiſche, Begriffe von der Gaſtfreyheit, und hielten es für ſchimpflich einen Fremden, der ſeine Zuflucht zu ihnen genommen hatte, vor ihren Augen wegſchleppen zu laſſen. Sie wurden daher ſehr aufgebracht, und läuteten ſofort die Sturmglocke; und da der Wind den Schall nach den nächſten Kirchſpielen trieb: ſo wurde dort ebenfalls Sturm geläutet. In kurzem kamen einige tauſend bewafnete Bauern herbeigeeilt, ſtürmten den umzäunten Pfarrhof, wo ſich die Dänen gelagert hatten, und wollten ſie alle todtſchlagen. Nur allein durch das Verſprechen, Erichſon ruhig fortziehn zu laſſen, und indeß zu verweilen, retteten ſie ihr Leben. Der Verfolgte dankte ſeinen Befreiern, und nahm ſeinen Weg nach den Weſterthälern, um im Nothfall ſeine Sicherheit in den Wildniſſen zu ſuchen.

Kaum war er fort, ſo fand ſich ein anderer Schwediſcher Edelmann, Lars Oloſſon, ein Mann von Anſehn und Erfahrung, auch in Mora ein. Dieſer erneuerte gegen die Bauern das ſchreckliche Thema, und zwar mit ſolchen Zuſätzen, die eben damals das Gerücht verbreitet hatte. Es hieß: „Chriſtiern würde nächſtens eine Blutreiſe in ganz Schweden vornehmen, und auch in die Thäler kommen; auf jedem Lehnhofe ſollten neue Galgen errichtet werden; eine große Schatzung wäre bereits ausgeſchrieben worden, und würde auch in kurzem nach Dalecarlien gebracht werden; wobei das unſinnige Gerücht nicht vergeſſen wurde, daß, um einer Empörung zuvorzukommen, einem jeden Bauer ein Arm und ein Bein abgehauen werden ſollte.“

Die Thalmänner waren bei dieſer Nachricht ganz betäubt, und bedauerten laut, daß ſie Erichſon hatten abziehn laſſen. Oloſſon erfuhr jetzt mit freudiger Verwunderung ſeines ehmahligen Kriegsbefehlshabers Anweſenheit in dieſen Thälern, und bewies den ehrlichen Landleuten, daß gerade dieſer Erichſon der einzige Mann in Schweden wäre, der ſie und das ganze Reich retten könnte. Dieſe Reden wurden von einem andern flüchtigen Edelmann, Namens Michelſon, beſtätigt, der aus den Wäldern nach Mora kam, und das Blutbad in Stockholm ſelbſt mit angeſehn hatte. Seine Beſchreibung der Blutſcenen und Greuel als Augenzeuge, nebſt der Anführung, wie man ſelbſt den Leichnam ihres geliebten Sture in der Gruft nicht verſchont hätte, ſetzte ſie in Wuth, und riß alles mit ſich fort. Nun beſchloßen dieſe Thalmänner, oder Dalecarlier, einmüthig die Waffen zu ergreifen. Ihre erſte Sorge war Erichſon davon Nachricht zu geben, der jetzt durch Eilboten, die auf Schrittſchuhen liefen, allenthalben aufgeſucht wurde. Sie trafen ihn im Kirchſpiel Lima an; ihr Antrag machte ihm unbeſchreibliche Freude, auch kehrte er ſogleich nach Mora zurück.

Es waren hier gleich zwey hundert Mann bereit ihm zu folgen. Mit dieſen ging er auf das große Kupferberger-Lehn los. Hier wohnte der Bergvoigt in einem feſten Schloſſe, das eine anſehnliche Beſatzung hatte. Die Dalecarlier verbargen ſich in einem nahe gelegenen Walde, bis die Nacht einbrach, da ſie denn das Schloß erſtürmten, und alles, was ſich zur Wehre ſetzte, niederhieben. Nur mit großer Mühe rettete Erichſon das Leben des Bergvoigts, der mit allen andern dort befindlichen Dänen gefangen wurde. Das härteſte Schickſal hatten die Däniſchen Steuer-Einnehmer und Zollbeamten, die ſchrecklich mißhandelt wurden. Die Eroberer fanden hier eine ſtarke Caſſe königlicher Gelder, die ihr Anführer als Beſoldung unter ſeine Leute vertheilte. Dieſer Angriff machte gewaltigen Lärm; die Flüchtlinge und andre mißvergnügte Schweden eilten in Menge herbei, ſo daß Erichſon wenig Tage nachher an 3000 Mann unter ſeinem Befehl hatte. Es war auch Beute gemacht, oder mit andern Worten, geplündert worden. Viele Däniſche Handelsleute hatten den Umſtand der Eroberung Schwedens benutzt, und waren hierher gekommen, Handel zu treiben. Jetzt aber wurden ſie mit in die Proſcription ihrer Landsleute verwickelt, ihre Waaren geraubt, und ihnen bloß ihr Leben gelaſſen. Erichſon, der noch zu wenig Gewalt über ſeine neugeſchaffenen Soldaten hatte, konnte dieſe Ausſchweifungen nicht hindern. Die Bauern kleideten ſich in den Zeuchen, die man den Handelsleuten abnahm, unter welchen Waaren ſich auch einige Stücke Seidenzeuch befanden, woraus man Fahnen verfertigte.

Viertes Buch.

Die ſo unerwartete Empörung erzeugte bei den Machthabern in Stockholm die größte Beſtürzung. Ihre Truppen waren umher zerſtreut, ohne Diſciplin, geübt im Raub, ungeübt im Kampf, und verhältnißmäßig in ſchwacher Anzahl; dabei konnte man ſich auf die fremden Hülfstruppen nicht verlaſſen, die nur durch ihre Vortheile geleitet wurden; noch weniger durfte man auf die vielen Schweden rechnen, die nothgedrungen, in der Däniſchen Armee Militär-Dienſte genommen hatten. Alles ſtrömte nun zu Erichſons Fahnen, der bald eine anſehnliche Macht beiſammen hatte. Der Vice-König Beldenake ſchilderte ſeine Lage dem Däniſchen Hofe, und bat dringend um Hülfe; indeß rief er alle in Schweden zerſtreute Däniſche Soldaten-Haufen zu ſich, um wenigſtens die Hauptſtadt zu decken. Die Dänen gehorchten, nicht aber die ausländiſchen Truppen, die erſt ihren rückſtändigen Sold verlangten: da ihnen nun dieſer nicht gleich bezahlt wurde, ſo bemächtigten ſie ſich der Städte und Schlöſſer, in deren Nähe ſie ſich befanden, als eines Unterpfands für ihren Sold.

Die öſtlichen Nachbarn der Thalmänner, die Helſingeländer, hatten ſich jedoch noch nicht erklärt. Um ihrem Beitritt zu den Inſurgenten zuvorzukommen, ſchickte ihnen der über den Vorgang äuſſerſt beſtürzte Erzbiſchof Trolle Ermahnungs-Schreiben, die von ihm, von ſeinem Vater, Erich Trolle, jetzt Landrichter in Upland, und von einem Schweden ihres Anhangs, Namens Bengtſon, unterzeichnet waren; und zwar mit dem Beiſatz eines ſonſt hier hochgeehrten, jetzt aber ganz abgeſchaften Titels, Reichsräthe von Schweden. Die ſo von zwei Seiten angegangenen Helſinger waren unentſchloſſen. Erichſon, um ſie zum Entſchluß zu bringen, ging ſelbſt zu ihnen, nach Norrala, einem ihrer Hauptörter, in Begleitung von 1300 Mann; nachdem er zwey Unterbefehlshaber, Bonde und Swenſon mit 5000 Mann nach den weſtlichen Gegenden des Gebirgs geſchickt hatte. Die Norraler wurden eben ſo wie die in Dalecarlien von Erichſon mit Reden begrüßt, und ihnen die nehmlichen Gründe zur Ergreiſung der Waffen vorgehalten; allein ſein Antrag wurde hier mit Kälte aufgenommen, und ihr Entſchluß ausgeſetzt. Dagegen aber kamen Abgeordnete aus der in unſern Tagen durch Guſtav III. Deſpotismus berühmt gewordenen Stadt Geſle, die ihm freiwillig Treue gelobten; auch erfuhr er, daß ganz Geſtrickeland auf ſeine Seite getreten ſey.

Trolle und ſeine Dänen glaubten in dieſer bedenklichen Lage eine Anſtrengung machen zu müſſen; ſie brachten 6000 Mann Infanterie und Cavallerie zuſammen, die nach Dalecarlien marſchirten. Beldenake ſetzte ſich an ihre Spitze, und zog ſelbſt mit dahin, ein Land zu bezwingen, das er gar nicht kannte. Nach dem Zeugniß des Geſchichtſchreibers Brahe erkundigte er ſich bei den Schweden ſeiner Parthey, um die Landes-Beſchaffenheit, und wie viel wehrhafte Männer dieſe Bauern wohl ſtellen könnten? er erhielt zur Antwort, mehr als 20,000, da bei ihnen jedes Haus voll ſtarker Knechte ſey, und dieſe Menſchen ihre Kräfte bis ins hohe Alter behielten; dabei ſey ihre Nahrung bei der ſchwerſten Arbeit grobes Mehl in Waſſer gerührt, und wenn es ihnen an Korn fehlte, ſo backten ſie ihr Brod aus zerſtoßenen Baumrinden; überdies wüßten ſie Kälte und Hitze, Hunger und Durſt leicht zu ertragen. **Beldenake**, der jetzt erſt anfing ſeine Stärke zu berechnen, erſchrack über dieſe Nachricht und ſagte: „Ein Volk, das Holz frißt, und Waſ„ſer dazu ſäuft, mag der Teufel bezwingen.“ Er hatte nun keine Luſt mehr, ſich mit dieſen Menſchen zu ſchlagen, und zog ſich zurück mit ſeiner ganzen zuſammengebrachten Macht, bei welcher ſich auch ſein Regierungs-College **Slaghök** und der Erz-Biſchof **Trolle** in Perſon befanden. **Swenſon** aber, der als **Erichſons** Unter-Befehlshaber mit einigen tauſend Thalbauern bei Hedemora ſtand, wollte dieſen Rückzug nicht ruhig geſtatten, marſchirte auf die Feinde los, grif ſie bei Utſunda an, und ſprengte ſie auseinander mit Hinterlaſſung vieler Todten und Gefangenen. Die Flucht war allgemein, und geſchah in der größten Unordnung; die Soldaten zerſtreuten ſich ſo wie ihre Anführer. **Beldenake** und **Slaghök** flohen nach Weſterås: **Trolle** aber gerade nach Stockholm, wo die beiden andern auch bald nachkamen.

Erichſon war mit dieſem erſten Verſuch ſehr zufrieden; allein es war noch nichts gewonnen; er mußte einen langen, hartnäckigten Kampf, und dieß mit geübten Kriegern aus Dänemark und Deutſchland erwarten, wenn er ſein Vaterland von den Dänen ganz befreyen wollte. Er richtete daher ſeine Leute zum Kriege ab, und zeigte ihnen den beſſern Gebrauch ihrer Waffen. Da Schießgewehr und Pulver ihnen noch unbekannt waren, ſo kam es darauf an, die alten Waffen zu vervollkommnen. Sie mußten ſich längere Spieße als bisher machen, die Cavallerie abzuhalten; dabei lehrte er ſie ihre Pfeile zweckmäßiger zu ſchmieden, zu verkürzen, zuzuſpitzen, mit Widerhaken zu verſehn, und ſie ſo zu ſchärfen, daß ſie durch einen Harniſch dringen konnten. Die Bauern wurden in kleine Haufen abgetheilt, die ihre Hauptleute hatten; dabei wurden ſie geübt, ſich in Gliedern zu ſchließen, Mann an Mann zu fechten, und ſo zuſammen verbunden ihre Bewegungen zu machen. Auch wurde eine ſtrenge Diſciplin unter ihnen eingeführt, und die Verräther, die man entdeckte, ohne Gnade mit dem Tode beſtraft. Bei ſolchen Gelegenheiten war **Erichſon** immer ſelbſt bei der Unterſuchung gegenwärtig, und fällte auch das Urtheil. Sein ganzes Betragen war ſo, daß es Liebe und Furcht einflößte. Lange war ſein Hauptquartier zu Hedemora, wo er eine Münze anlegen und Kupferſtücke von gleichem Gehalt wie die königlichen ſchlagen ließ; die eine Seite dieſer Münzen zeigte einen gewapneten Mann, die andere zwey Pfeile. Um ſeine Perſon gegen Nachſtellungen zu ſichern, hatten ſich ſechszehn Leute zu einer Art Leibwache verbunden. Der Ober-Befehlshaber hatte dieß anfangs bewilligt, jetzt aber wollte er dieſe Leibwächter entlaſſen, mit der Aeuſſerung, daß er in der Treue ſeiner Landsleute Sicherheit genug habe; allein es kamen Abgeordnete vom Volk, die ihn baten, dieß nicht abzuändern, vielmehr ſeine Vorſicht zu vermehren, da von ſeiner Perſon alles abhinge.

Dieſes Zutrauen wuchs beſtändig durch ſein kluges, in aller Rückſicht preiswürdiges Benehmen. Alle Maaßregeln wurden von ihm ſo genommen, daß mit der möglichſten Schonung des Landes, ſeine Soldaten ihren Sold immer regelmäßig erhielten; wobei er ſein eignes Vermögen hergab, alles von ſeinen Vorfahren nachgelaſſene Familien-Silber ausmünzen ließ, und ſehr ſelten etwas von der Beute für ſich behielt. Dem geringſten ſeiner Soldaten war beſtändig der Zutritt zu ihm offen; er entſchied liebreich ihre Klagen, und wenn von ihnen ſchwere Arbeit gefordert wurde, ſo legte er ſelbſt mit Hand an, ſo wie er an den gefährlichſten Orten immer mit kämpfte. — So handelte der Schwediſche Edelmann, der dem mächtigen König Chriſtiern, dem Schwager des großen Kaiſers Carl V., die Krone Schweden zu entreißen wagte.

Trolle, deſſen Schickſal mit Chriſtierns Behauptung in Schweden aufs genauſte verbunden war, zeigte ſich am thätigſten das Gewitter zu beſchwören. Die kalte Aufnahme, die Erichſon in Helſingeland gefunden hatte, gab ihm Hofnung; er reiſete alſo ſelbſt dahin, und nahm den ehmaligen Voigt dieſes Landes Henrickſon, der in dieſer Provinz ſich Achtung erworben hatte, mit ſich; allein die Stimmung war hier nicht mehr die nehmliche. Erichſon's Fortſchritte, Chriſtiern's nun allgemein bekannte Grauſamkeiten, und das zweckloſe Benehmen der Dänen hatten endlich auch hier, ſo wie überall Eindrücke gemacht; daher Trolle's und ſeines Begleiters Ermahnungen zur Treue gegen den König nur kalt angehört wurden; bei Gefle wurde er gar mit Pfeilen empfangen; er gab nun die weitern Verſuche auf, und ging hofnungslos nach Stockholm zurück.

Der patriotiſche Feldherr, der im May 1521 eine Armee von 15000 Mann beiſammen hatte, erklärte nun durch eine Proclamation dem Tyrannen förmlich den Krieg. Er führte dazu folgende Urſachen an: „Chriſtiern habe ſich durch „Betrug auf den Schwediſchen Thron geſchwungen; er habe keine Anſprüche auf die Krone, „da ſeine Vorfahren das Recht dazu durch ihre „Verletzung der Tractaten ſchon verwirkt hätten; „die Schweden wären durch ſeine Truppen gezwungen worden, in ſeine Krönung zu willigen; „er aber, Erichſon, hätte ihm nie den Eid „der Treue geleiſtet; ferner habe Chriſtiern „nicht eine einzige ſeiner, durch Eid und Sacrament beſtätigten, Verſprechungen erfüllt, und „endlich forderte das von ihm vergoſſene Blut „ſo vieler braven Schweden, Rache.“

Erichſon, der jetzt an Truppen ſo ſtark war, wollte den Krieg mit einer Hauptunternehmung anfangen, und rückte auf Weſterås loß, deſſen Gouverneur Melen ſich eben damahls in Stockholm befand. Die Unternehmung war ſehr kühn, da Erichſon weder Pulver noch Kugeln, und überhaupt keine Belagerungs-Werkzeuge hatte. Er bediente ſich daher einer Kriegsliſt. Nur ein Theil ſeiner Truppen, 3000 Mann, mußte vorrücken, und zwar nahe an der Stadt, wo ſie ſich ſogleich ſorgfältig verſchanzten, als ob ſie einen Angriff beſorgten; die andern Truppen blieben in einem benachbarten Walde zurück. Die Dänen hatten wenig Tage zuvor die Beſatzung dieſes feſten Orts anſehnlich verſtärkt; hiedurch muthig gemacht, wollten ſie, zumal bei einer ſo anſcheinend geringen Macht der Feinde, nicht erſt die völlige Berennung abwarten; kaum zeigte ſich das von Olofſon commandirte Fußvolk, das ſich verſchanzen wollte, als die Däniſche Reuterey aus der Stadt, unterſtützt von der ganzen Garniſon der Feſtung, auf daſſelbe losſtürzte. Dieß hatten die Schweden erwartet, und waren darauf vorbereitet; jetzt thaten die neuen Spieße und Pfeile der Thalmänner große Dienſte; 400 Dänen blieben auf dem Platz, und die übrigen eilten zurück, verfolgt von den Schweden, die mit den Feinden zugleich in die Stadt drangen, und ſich der Canonen bemächtigten. Aller Widerſtand der Dänen hörte nun auf, und ſie ſuchten nur ihr Leben zu retten; viele wurden in den Fluß gedrängt, wo ſie ertranken; andre warfen ihre Gewehre weg, und liefen in die Klöſter; viele wurden gefangen. In dieſer Verwirrung ſteckten einige Dänen die Stadt in Brand; das Feuer griff um ſich, wurde aber noch bei Zeiten von den Schweden gedämpft.

Dieß ſo entſcheidende Gefecht war die Begebenheit einiger Stunden. Erichſon, der den Angriff nicht ſobald erwartete, war indeß noch zurück bei der Reuterey, die durch den Wald zog; er verließ ſie aber gleich, ſobald er den Vorgang erfuhr, und eilte nach der Stadt, wo die ſchrecklichſte Unordnung herrſchte. Die Dalecarlier plünderten alles was ihnen vorkam; ſchlugen die Kramladen auf, theilten die Waaren unter ſich, und drangen haufenweiſe in die Weinkeller, wo ſie viehiſch ſoffen; ja um dieß deſto bequemer thun zu können, trugen ſie ganze Wein- und Brandweinfäſſer aufs Rathhaus, und zechten ſo bis ſie umſanken. Der Brandwein beſonders war für dieſe Bewohner eines kalten Himmelſtrichs ein großes Gut; und ſo mäßig ſie ſonſt waren, ſo konnten ſie doch jetzt dem gegenwärtigen Reitz berauſchender Getränke, die in ihrer Gewalt waren, nicht widerſtehen. Bei dieſer abſcheulichen Unordnung, wo niemand den Befehlshabern gehorchte, und alles plünderte oder ſo; konnten keine Wachen ausgeſetzt, noch andre Vorſichts-Maaßregeln genommen werden. Die flüchtigen Dänen benutzten dieſen Umſtand, ſammleten ſich, unterſtützt von der Beſatzung im Schloß, thaten einen neuen Angriff auf die Stadt, und drangen bis auf den Markt vor. Sie hieben alle Dalecarlier nieder, die von ihren Sinnen nicht wußten, und ſich nicht wehrten. In dieſem Augenblick kam Erichſon an, und ließ ſogleich durch ſeine Officiere die vornehmſte Straße durch Wagen und andre große Geräthſchaften verdämmen, um hinter dieſer Bruſtwehr die Dänen aufzuhalten, während er die noch nüchternen Schweden geſchwind zuſammenzog; es erfolgte nun ein neues Gefecht, und die Dänen wurden zum zweytenmal aus der Stadt getrieben; ſie zogen ſich jetzt größtentheils nach Stockholm; nur bloß im Schloß blieb noch eine Beſatzung zurück. Erichſon ging nun umher, ſtellte ſeinen Soldaten die abgewendete Gefahr vor, und um ihnen die Anreizung zu einer Wiederholung zu benehmen, ließ er die Reifen von den Fäſſern abſchlagen, und den Wein auf die Erde laufen, wobei er ſelbſt mit Hand anlegte.

Der größte Vortheil dieſes Sieges war das Zuſtrömen der Bauern, die noch mehr als zuvor ihre Höfe und Aecker verließen, und von allen Seiten herbeikamen. Viele Edelleute thaten ein Gleiches an der Spitze ihrer Vaſallen; auch verließen auf einmahl ſiebenzig Officiere die Armee des Vice-Königs, und kamen zu Erichſon. Hiedurch wurde ſeine Macht ſo ſtark, daß er ſeine Truppen theilen, und an mehrern Orten zugleich operiren konnte. Dieß war deſto nöthiger, um die angſtvollen Machthaber irre zu machen, und ſie in der Unentſchloſſenheit zu erhalten, wo ſie ihre Truppen hinſenden ſollten. Ein Corps von Arwid Guſtaſſon commandirt, ſchickte er nach Oſtgothland Stegeborg zu belagern, ein anderes unter Bonde nach Orebro, der Hauptſtadt von Nericien; ein drittes unter Pederſon poſtirte er bei Nyköping, und ein viertes, deſſen Befehlshaber Matſon war, ſollte mit einem Trupp Südermanländer das immer noch berennte Schloß Weſterås zu erobern ſuchen; wärend daß Awidſon Wadſtena belagerte, und Oloſſon, der vornehmſte ſeiner Unter-Befehlshaber, auf Upſala losrückte, wohin Erichſon ſelbſt nachfolgte.

Die bedrängten Regierer in Stockholm mußten allen dieſen Bewegungen gelaſſen zuſehn; ſie harrten auf Hülfe aus Copenhagen, die aber ausblieb; da der tyranniſche Chriſtiern auch von den Dänen gleichmäßig verwünſcht war, und dieſe ebenfalls auf dem Punct ſtanden ſich zu empören. Noch immer kreuzte der Admiral Norby bei Gothland; allein dieſer war, wie bereits gedacht, den Schweden nicht abgeneigt, und verrieth ihnen ſelbſt die Anſchläge ihrer Feinde. Da dieſe nur bloß an Ränke dachten, und im offenem Felde ſo unthätig waren, ſo gab Erichſon vielen von ſeinen Bauern Urlaub nach Hauſe zu gehen, um ihre Aecker zu beſtellen.

Die Stadt Upſala war groß, und damahls ſtark bevölkert, aber nicht feſte; nur ſchlechte Mauern und einige alte Thürme ſchützten ſie gegen den Anlauf. Dennoch hatte Trolle hier eine Beſatzung gelaſſen, die aber allen Muth verlohr, ſobald die Dalecarlier zum Sturm anrückten. Die Domherren waren darüber am meiſten beſtürzt, und ſchickten vier geiſtliche Abgeordnete in Begleitung von zwey Bürgern an den Befehlshaber Lars Erichſon, mit der Bitte um einen Aufſchub aller Feindſeeligkeiten, damit ſie das in einigen Tagen einfallende St. Erichs-Feſt ruhig feyern könnten. Die Gebeine des Heiligen wurden an dieſem Tage gewöhnlich in der Stadt herumgetragen. Die Antwort des

Befehlshabers war: „Schwediſche Männer und kei„ne Ausländer müßten die Reliquien eines Schwe„diſchen Königs tragen; daher wollten er und „die Seinigen ſich auch bei dieſem Feſt einfin„den.“ Hierauf ward die Stadt des Nachts geſtürmt, und nach einigem Widerſtande erobert, wobei der Erzbiſchöfliche Befehlshaber tödtlich verwundet wurde. Man hieb den größten Theil der Beſatzung nieder; allein die Stadt wurde nicht ſo wie Weſterås geplündert, da es den Anführern gelungen war, den Bauern das Abſcheuliche eines ſolchen Verfahrens begreiflich zu machen.

Erichſon kam bald nachher ſelbſt nach Upſala, das er zum Mittelpunct ſeiner Operationen machte, von wo aus er alle Unternehmungen ſeiner Unter-Befehlshaber leitete. Hier hielt er, ſeiner Gewohnheit nach, Reden an den Rath und die Bürgerſchaft, und ließ auch die erſchrokkenen Domherrn verſammeln, denen er wegen ihres ehrgeizigen, unpatriotiſchen Betragens, eine ſehr ernſte Strafpredigt hielt; er verlangte von ihnen eine beſtimmte Erklärung: ob ſie als rechtſchaffene Schweden jetzt mit beitragen wollten, den Tyrannen zu verjagen? Die Domherrn demüthigten ſich, und baten um Zeit, dem Erzbiſchof Vorſtellungen zu thun. Erichſon bewilligte dieß Verlangen, ſchrieb ſelbſt an den Erzbiſchof, und ermahnte ihn dem unrechtmäßigen Könige zu entſagen. Eine gewiſſe Gutmüthigkeit, die bei ihm nicht ſelten bis zur Schwäche ging, bemächtigte ſich auch hier ſeines Geiſtes. Er vergaß den gegen ſein Vaterland treuloſen Prieſter, den ſchandbaren Anhänger eines fremden Tyrannen, den Urheber aller Greuel, den Mörder ſeines Vaters und ſo vieler edler Schweden, und ſahe jetzt bloß in dieſem Erzbiſchof, mächtig durch ſeine Würde und durch ſeine zahlreichen Freunde, die ſtärkſte Stütze des Däniſchen Monarchen in Schweden, und das größte Hinderniß bei der Ruhe des Landes, die das höchſte Ziel ſeiner Wünſche war. Erichſon wähnte daher, dieſen Prieſter, deſſen ſtolzer, herrſchſüchtiger und unbiegſamer Character ſich nie verläugnet hatte, vielleicht durch Gutheit zu gewinnen; daher dieß Schreiben, daher die ſorgfältige Schonung und Beſchützung ſeines Palaſtes und alles ſeines Eigenthums in Upſala.

Ein Canonicus, Namens Pauli, wurde mit dem Briefe abgeſchickt. Trolle verlachte dieſe ſchlecht überdachten Verſuche ſeinen Sinn zu ändern. Weit entfernt, daß dieß Benehmen auf den Erzbiſchof die geringſte gute Wirkung that, beſorgte er vielmehr dadurch den Dänen verdächtig zu werden; er überlieferte daher ſogleich den Brief dem Vice-König, und wollte den Ueberbringer wie einen Verräther hinrichten laſſen; welches jedoch **Beldenake** verweigerte, weil er dadurch die Clerisey aufzubringen fürchtete. **Trolle** erfuhr jetzt den Zuſtand der Stadt, und daß ſein Gegner nur einen kleinen Theil ſeiner Truppen bey ſich in Upſala hätte, dabey in großer Sicherheit wäre. Die Bauern waren eben damals mit der Erndte beſchäftigt; **Erichſon** hatte daher nur 700 Mann bey ſich. Der Erzbiſchof glaubte alſo durch eine Anſtrengung dieſen Umſtand benutzen zu müſſen, und nahm in der Geſchwindigkeit den größten Theil der Stockholmer Beſatzung 3000 Mann Fußvolk und 500 Reuter, machte forcirte Märſche, und raſtete nicht eher, als bis er auf dem Berge Widbo, eine halbe Meile von Upſala, ankam. Jetzt erſt ſandte er den abgeordneten Canonicus zurück, mit dem Beſcheide, daß der Erzbiſchof die Antwort auf den Brief ſelbſt brächte. Er hatte dem Vice-König verſprochen, ihren Erzfeind entweder lebendig nach Stockholm zu bringen, oder ihn zu zwingen, ſich noch einmal in die Dalecarliſchen Gebirge zu retten.

Der unbeſorgte Erichſon erfuhr den Marſch des Feindes erſt durch Ueberläufer, denen er aber nicht glaubte; dieſe Läufer mehrten ſich, konnten aber nicht des Feldherrn Hartgläubigkeit beſiegen, der ſich vor einem Angriff ſicher glaubte, bis der Canonicus Paubi eintraf. Er wäre völlig verloren geweſen, und das Schickſal Schwedens vielleicht auf Jahrhunderte ſehr verſchieden beſtimmt worden, wenn Trolle ſeinen großen Vortheil benutzt hätte. Erichſon geſtand nachher ſelbſt ein, ſich nie in einer ſo großen Gefahr befunden zu haben; allein der Muth verließ den Erzbiſchof; ſtatt gleich anzugreifen, wollte er zuvor von der Stärke ſeines Feindes Nachricht einziehn, und verſchob den Angriff auf den folgenden Tag. Bey Erichſon waren dieſe koſtbaren Augenblicke nicht verloren. Unfähig bei ſeiner geringen Truppenzahl den Angriff zu beſtehn, und dieß in einer unbefeſtigten, dem Erzbiſchof ganz ergebenen Stadt, zog er ſich zurück, in einen Wald, beſtändig verfolgt von den Dänen, die ſeinen Uebergang über den Fluß Fyriſån ſehr erſchwerten; allein ſeine Soldaten, beſonders ſeine ungefähr 100 Mann ſtarke Reiterey, die er ſelbſt anführte, fochten wie die Löwen, und vollendeten ihren Rückzug mit geringem Verluſt. Der Strom war endlich die Gränze der Verfolgung.

Erichſon rief nun eiligſt ſeine Truppen zuſammen; er wollte dem Feinde keine Zeit laſſen, über ſeinen Rückzug zu triumphiren, und rückte bald wieder vorwärts. Trolle war nicht geſonnen dieß abzuwarten, und trat ohne Verzug den Rückmarſch nach Stockholm an. Er war noch nicht weit gekommen, als er von der Annäherung der patriotiſchen Truppen hörte; nun wollte er ſich nach Upſala zurückziehn; allein hier kam ihm Erichſon entgegen, ſo daß Trolle nun den Feind vor und hinter ſich hatte, und wieder den Weg nach Stockholm einſchlug; Olofſon aber vereitelte auch dieſen Rückzug; er verfolgte den Erzbiſchof, und fiel ihm mit der größten Wuth im Rücken; das Gefecht war blutig, und endigte mit der gänzlichen Niederlage und Zerſtreuung der Dänen. Trolle, auf den ein Spieß gerichtet war, und der dem Tode nur zufällig entging, eilte mit dem Reſt der Truppen, kaum dem ſechsſten Theil der ausmarſchirten Soldaten, nach der Hauptſtadt, wo er von den andern Machthabern wegen ſeiner bei Upſala gezeigten Unentſchloſſenheit nicht wohl empfangen wurde.

Die Folgen ſeines großen Fehlers zeigten ſich bald. Erichſon, dem die Seinigen den Titel Reichsfeldherr beigelegt hatten, zauderte nicht, rückte nun ſelbſt auf Stockholm los, und lagerte ſich am Brunkenberge. Er zeigte von dieſer Höhe ſeinen Soldaten vier Galgen, die noch voll unſchuldig hingerichteter Schweden hingen, mit den Worten: »Sehet hier die Spuren der »Däniſchen Regierung!« Die Soldaten antworteten durch ein Wuthgeſchrei, das durch die ganze Linie ertönte. Auf des Feldherrn Befehl wurden die Körper jetzt von den Galgen heruntergenommen und begraben.

Dieſer Berennung der Hauptſtadt folgte bald eine förmliche Belagerung nach damaliger Kriegsſitte. Chriſtiern, immer noch unfähig Verſtärkung nach Schweden zu ſchicken, nahm ſeine Zuflucht zu einer grauſamen Liſt. Er hatte, wie oben bemerkt, eine Anzahl vornehmer Schwediſcher Damen als Geiſſel mit nach Dänemark genommen; unter dieſen war auch Erichſons Mutter, Cecilia. Da der Tyrann des Sohnes kindliche Liebe kannte, ſo ließ er ihm wiſſen, daß wenn die Belagerung von Stockholm nicht gleich aufgehoben würde, ſeine Mutter den ſchmerzlichſten Tod leiden ſollte. Dieſe Drohung war dem Feldherrn ſchrecklich; allein ſeine Pflichten gegen ſein Vaterland hieſſen die Stimme der Natur ſchweigen. Die Belagerung wurde ununterbrochen fortgeſetzt. Der Wüterich zeigte ſeinen Ernſt; er ließ ſie und ihre beiden Töchter, Emerentia und Märeta, Erichſons Schweſtern, umbringen, wobei die Todesart verſchieden erzählt wird. Viele andere Schwediſche Damen, auch ſeine Gefangenen, Gattinnen und Töchter der hingerichteten Edlen, ſollten erſäuft werden; ſie mußten auch die Säcke dazu ſelbſt nähen, allein die Fürbitte der Königin Iſabella rettete ſie von dieſem ſchmähligen Tode.

Erichſon ſahe das Mißliche ein, eine Stadt zu belagern, die von der Seeſeite offen war. Er wandte ſich daher an Lübeck, gab dieſer Stadt von ſeinem Waffenglück Nachricht, und erinnerte ſie an die ihm in dieſem Fall verſprochene Hülfe. Dieſe erbat er ſich nun in Schiffen, und in einigen regelmäßigen Truppen, um Stockholm zu erobern. Sein Abgeordneter in Lübeck ſtellte dem Senat vor, wie vortheilhaft es für dieſe Republick ſey, wenn Schweden von Dänemark auf immer getrennt würde, welches zu bewirken jetzt die erwünſchteſte Gelegenheit wäre. Die Zeitumſtände aber hatten das Syſtem der Lübecker ganz geändert. Der von ſeinen Unterthanen verabſcheute, und mit ihnen auf Tod und Untergang kämpfende Chriſtiern, war jetzt dieſen Republicanern wenig furchtbar; dagegen aber fing der durch ſein Genie und ſein Glück Aufmerkſamkeit erregende Sieger in Schweden an, ſie zu beunruhigen. Man antwortete daher den Abgeordneten mit Entſchuldigungen und Ausflüchten. Die ganze Frucht ſeiner Miſſion war, die Bekanntſchaft mit einem deutſchen Oberſten, Namens Saß, der ihm für eine beſtimmte Summe 1200 Mann Soldaten zu ſtellen verſprach, die in wenig Monaten in Schweden gelandet werden ſollten.

Indeß ging die Belagerung von Stockholm fort. Die Dänen thaten einen ſtarken Ausfall, der ihnen glückte; die Schweden wurden mit großem Verluſt aus ihren Schanzen getrieben, und eine Zeitlang in ihren Belagerungs-Arbeiten gehemmt. Der Vice-König und der Erz-Biſchof Trolle konnten ſich jedoch ihre üble Lage nicht verbergen; ſie hatten keine Hülfe von ihrem Könige, und wenig vom Glücke zu hoffen, alles aber von Erichſons Waffen zu fürchten. Sie waren daher nur darauf bedacht, ihre Perſonen in Sicherheit zu ſetzen. Vorher aber that

Trolle nothgedrungen noch einen Schritt, der ſonſt nicht zu ſeinem Character paßte. Er ſchrieb an Erichſon ſehr höflich, und ſchlug eine Zuſammenkunft vor, um über einen mit dem Könige zu machenden Vergleich zu berathſchlagen. Der Reichsfeldherr antwortete dem Prälaten mit ſeiner gewohnten Gutmüthigkeit; er rieth ihm einen Tyrannen zu verlaſſen, von dem er jetzt nichts mehr zu hoffen hätte, und dagegen wie Herr in Schweden zu leben, wo alles Vergangene vergeſſen ſeyn ſollte. Dieſer Vorſchlag war nicht nach des Erzbiſchofs Sinn; er und ſein College Beldenake benutzten daher die Gelegenheit, da die See noch offen war, nach Dänemark zu entfliehn, unter dem Vorwande, die Ankunft der Hülfstruppen von dort zu beſchleunigen. Vorher aber gaben ſie die nöthigen Befehle zu einer Vertheidigung, deren Gefahr ſie jedoch nicht länger theilen wollten. Slaghöck blieb als Oberſtatthalter zurück.

Den Schwediſchen Bauern, ungewohnt der Belagerungen, wurde bei den langſamen Operationen vor Stockholm die Zeit lang; ſie gingen daher haufenweiſe davon. Die Dänen, die hier ihre ganze Stärke vereinigt hatten, und deren Schickſal von der glücklichen Vertheidigung dieſer

Stadt abhing, wehrten ſich wie Verzweifelte. Beſtändig geſchahen Ausfälle, die oft zu hartnäckigen Gefechten wurden, wobei das Kriegsglück veränderlich war. Ein Vorfall war ſehr blutig; die Dänen lagen in einem Hinterhalt, und brachten ſo die Schweden zwiſchen zwey Haufen, wobei dieſe viele Menſchen verlohren.

Der durch dieſe nichts entſcheidenden Gefechte und durch die Deſertion geſchwächte Erichſon hob endlich die Belagerung auf, ſchränkte ſich auf eine Blokade ein, und zog ſich zwey Meilen nach Rotebro zurück. Bald hernach kamen die Helſinger zur Verſtärkung an. Die Ausſichten aber hatten ſich etwas geändert. Viele Edelleute betrachteten die Fortſchritte des jungen Feldherrn mit neidiſchen Augen, oder trauten ſeinem Glücke nicht; andre fürchteten immer noch die Macht Chriſtiern's, ſie weigerten ſich daher ihren Vertheidiger zu unterſtützen; mehrere umgaben ſogar ihre Landſchlöſſer mit Wällen, um ihre bewafneten Landsleute im Nothfall abzutreiben. Hiezu kam die Erichſon ſehr abgeneigte Geiſtlichkeit, die ſeine ungünſtigen Geſinnungen gegen die ganze Cleriſey kannte; daher ſelbſt die Patrioten des Prieſterſtandes in ihm, nicht den Wohlthäter Schwedens, ſondern ihren größten Feind [illegible].

Erickſon, von der Nothwendigkeit großer Maaßregeln überzeugt, die nur durch eine geſezliche Sanction geſchehen konnten, rief im Auguſt 1521 zu Wadſtena einen Reichstag zuſammen. Es fanden ſich hier Abgeordnete aus allen Provinzen, ſieben und vierzig Edelleute und eine große Menge andrer Schweden ein. Der Reichs-Feldherr ſchilderte ihnen nun in einer feyerlichen Rede den Zuſtand des Reichs, führte ihnen die Schmach zu Gemüthe, Sklaven eines fluchwürdigen Tyrannen zu ſeyn, und zeigte ihnen ihre Verpflichtung ihm die Krone Schwedens zu entreißen. Schon hätten die Thalbauern unter ſeiner Anführung einen großen Schritt dazu gethan, und das übrige würde leicht ſeyn, wenn ſie nur ihre Kräfte mit ihm vereinigen wollten. Vor allen aber müßten ſie einen mit der nöthigen Autorität ausgerüſteten Reichsvorſteher erwählen; ſie hätten hierin ihre völlige Freiheit, ohne Rückſicht auf ſeine Dienſte zu nehmen, die er dem Vaterlande gewidmet hätte; auch würde er der erſte ſeyn, den Gewählten für ſeinen Oberherrn zu erkennen.

Die Stände bezeugten ihm in den ſtärkſten

Ausdrücken ihre Verehrung, und im Namen des Vaterlandes ihre Dankbarkeit. Ihre Wahl bedurfte keiner Formalitäten; ſie geſchah durch einen allgemeinen Ausruf. Alle Anweſenden verſprachen, ihm bis in den Tod zu folgen, und ſelbſt als König zum Thron zu begleiten, den er ſo ſehr verdient hätte. Dieß ſey ihr größter Wunſch; auch könnte er auf keine andre Art belohnt, noch dem Reiche geholfen werden. Sie gelobten ihm dabei unter freyen Himmel ihren Gehorſam. Erichſon erwiederte, daß er nicht aus Eigennutz die Waffen ergriffen hätte, und den Titel König nicht wünſche, da dieſe Benennung durch den damit verbundenen Mißbrauch jener Würde den Schweden anfing verhaßt zu werden. Er nahm indeß, da die anweſenden Stände es durchaus verlangten, den Titel an: „Groß-Vorſteher und Ober-Hauptmann des Königreichs Schweden;“ der nun im ganzen Lande, und bei den Truppen durch Ausrufer kund gethan wurde; dabei erhielt er von den Ständen eine größere Gewalt, als je ein Reichsvorſteher hier beſeſſen hatte.

Mit dieſer conſtitutionsmäßigen Macht ausgerüſtet, nahm nun Erichſon nachdrückliche Maaßregeln. Es fehlte an Geld. Um dieſem

Bedürfniß abzuhelfen, verkaufte oder verpfändete er ſeine ſämtlichen Güter, und nun ging alles raſch ſeinen Gang fort. Allenthalben umher wurden Kriegshaufen ausgeſandt, die noch aushaltenden, mit Dänen oder mit Däniſchgeſinnten beſetzten, Schlöſſer zu belagern. Viele derſelben ſteckten jetzt die Friedensfahne aus, ſobald die Soldaten ſich nur zeigten. Elfsborg und Nyköping ergaben ſich nach einem kurzen Widerſtande. Am letztern Orte ſaß die Witwe Brahe, Guſtav's Schweſter, im Gefängniß, die jetzt befreyt wurde. Die Einwohner der Städte Linköping, Norköping, Süderköping und andre griffen auch zu den Waffen, und verjagten die Dänen. Ein Gleiches geſchah in Smaland, in Aland und in Finnland. Die Fortſchritte in dieſer letzten Provinz wurden jedoch ſehr gehemmt, da die Dänen den dortigen Schwediſchen Patrioten beinahe das Gleichgewicht hielten. Es waren hier viel Königliche Truppen unter dem Befehl eines ſehr rauhen, aber kriegsverſtändigen Officiers, Namens Thomas, weshalb ein beträchtliches Corps Schweden unter Arvidſon, ſonſt auch Nils Weſtgöthe genannt, hieher geſchickt wurde, der Abo belagerte. Thomas aber trieb die Belagerer mit großem

Verluſt zurück, und ließ am folgenden Morgen alle ſeine Gefangenen, worunter auch Arvidſon's Bruder war, über die Schloßmauern aufhenken. Es war Weyhnachten, alſo eine ſehr unſchickliche Zeit unter dieſem Himmelsſtrich die Belagerung länger fortzuſetzen, die auch ſofort aufgehoben wurde. Arvidſon war glücklicher in der Belagerung des feſten Schloſſes Stegeborg in Oſtgothland, das der Deutſche Edelmann Berndt von Melen muthig vertheidigte. Erichſon fand ſich ſelbſt bei dieſer Belagerung ein, und urtheilte ſehr richtig, daß der ausländiſche im precären Sold ſtehende Befehlshaber gegen ſilberne Waffen weniger Widerſtand thun würde. Man kam bald über die Bedingungen überein. Melen übergab das Schloß, und trat nebſt der ganzen Beſatzung in die Dienſte des Reichs-Vorſtehers. Das Schloß von Weſterås hielt ſich auch noch, obgleich glühende Kugeln durch eiſerne Schleuder hereingeworfen wurden. Hier commandirte Heinrich von Melen. Endlich bediente man ſich eben der Mittel die Uebergabe zu bewirken, wie bei Stegeborg, und es ging nach Wunſch.

Noch immer aber waren viele Diſtricte in

Schweden, die keinen Antheil am Kriege genommen hatten. Hier herrſchten die Däniſchen Voigte unumſchränkt. Chriſtiern benutzte dieſen Umſtand, um ſeinen alten grauſamen Befehl zu erneuen, alle Edelleute als Verräther umzubringen. Dieß wurde beſonders in Finnland ausgeführt, wo ein ſolcher Auftrag dem wilden Thomas in Abo zur Befeſtigung ſeiner Macht ſehr erwünſcht kam. Er mordete nun ohne Widerſtand, da er durch ſeine glückliche Vertheidigung eines ſo wichtigen Orts, in dieſem Theil des Reichs allen Muth der Patrioten niedergeſchlagen hatte; auch andre Schweden, die keine Edelleute waren, ließ dieſer Böſewicht ermorden.

Erichſon reiſete indeß von einem Truppen-Corps zum andern, um allenthalben die Unternehmungen zu leiten. Er durchzog oft unter geringer Bedeckung Gegenden, die vom Feinde noch beſetzt waren, und wagte ſich ſelbſt, bis unter die Canonen ihrer feſten Schlöſſer. Das Geheimniß ſeiner Route und die Geſchwindigkeit ſeines Zugs ſicherten ihn zum Theil vor der Gefahr, der er ſich ohne Noth etwas zu leichtſinnig unterzog. Der Beſitz der Hauptſtadt war jedoch ſein großes Ziel. Er rückte daher jetzt wieder auf Stockholm los, das er nun an drei Seiten zugleich belagerte. Im October 1521 nahm dieſe Belagerung abermahls ihren Anfang, die aber immer noch weit ausſehend war. Die Stadt konnte, ſo wie das erſte mahl, aus Mangel einer Flotte, nicht ganz berennt werden; die See-Seite blieb offen, von wo aus die Einwohner unter Norby's Schutz, mit Lebensmitteln und allen Bedürfniſſen reichlich verſorgt wurden.

Es herrſchte jedoch innerhalb den Mauern von Stockholm große Unordnung. Alles empörte ſich gegen den Vice-Statthalter Slaghöck, der durch ſein Benehmen Freunde und Feinde gegen ſich aufgebracht hatte. Hiezu kam, daß die Beſatzung in einigen Monaten keinen Sold erhalten, daher beſonders die Deutſchen Truppen, die einen großen Theil der Garniſon ausmachten, aufrühriſch wurden. Nur mit vieler Mühe wurde der Aufruhr geſtillt, und ein Däniſcher Edelmann, Namens Heydenſtrup, als Abgeordneter, im Namen aller Dänen an Chriſtiern abgeſchickt, um über Slaghöck zu klagen, und den jetzigen Zuſtand Schwedens nach der Wahrheit zu ſchildern. Der durch dieſe böſe Nachrichten wie raſend gemachte König ließ ſeine Wuth an den Botſchafter aus, der gefangen genommen, und in der Nacht aufgehenkt wurde.

Dieſer Tyrann hatte auf eine unbegreifliche Weiſe, ſeit ſeiner Abreiſe aus Schweden, dieß neue Reich ganz aus dem Geſichte verlohren, und troz der üblen Lage der Seinigen in Schweden, bei Erichſon's Fortſchritten, weder an Hülfstruppen, noch ſonſt an einige Unterſtüzung gedacht. Sein ganzer Sinn war auf ſeine Fehden mit dem Däniſchen Adel und mit den Lübekern gerichtet, die ihm viele Beſorgniſſe machten; hiezu kam die Unzufriedenheit des Pabſtes, der über die Art der Bann-Execution in Stockholm, und den Raub der Ablaß-Caſſe ſehr aufgebracht war, und der Kaltſinn ſeines mächtigen Schwagers, Kaiſers Carl V., deſſen Schweſter der unwürdige Monarch auch mißhandelt hatte. Dieſer Kaltſinn machte ihm den meiſten Kummer, wegen ſeiner Erhaltung und fernern Entwürfe, die er, zumahl in ſeiner jetzigen Lage, ohne des Kaiſers Autorität nicht ausführen konnte. Er that deshalb ſelbſt eine Reiſe nach den Niederlanden, wo ſich Carl damahls befand, allein ſie war fruchtloß, und er kam mit der Ueberzeugung nach Dänemark zurück, daß er von ſeinem Schwager keinen Beiſtand erwarten dürfte. Zu ſeinem Erſtaunen fand er bei ſeiner Rückkunft in Copenhagen die geflüchteten Regenten Schwedens, Beldenake und Trolle. Chriſtiern empfing ſie ſehr übel, und machte beſonders Trolle, als dem vornehmſten Rathgeber der Maaßregeln, die bitterſten Vorwürfe.

Die Abreiſe dieſer Männer aus Schweden hätte ſogleich das Schickſal des Landes entſchieden, und dem Kriege ein Ende gemacht, wenn nicht der Ehrgeiz des Däniſchen Admirals Norby tief gekränkt geweſen wäre. Man hat bereits oben ſeiner Hofnung erwähnt, ſich ſelbſt auf den Schwediſchen Thron zu ſchwingen. Auf dieſe Hofnung gründete ſich ſein ganzes Benehmen: ſein den flüchtigen Schwediſchen Edelleuten verliehener Schutz; ſeine gute Behandlung der Gefangenen; ſeine Correſpondenz mit einigen derſelben; und ſeine für einen ſo unternehmenden Mann auffallend geringe Thätigkeit, da, wo er ſehr thätig ſeyn konnte. Erichſon's Waffenglück und ſeine erworbene Volksliebe aber, die ſeine Entwürfe zu zerſtören drohten, reizten ihn jetzt zur größten Thätigkeit. Alles hing davon ab, die Seeſtädte Stockholm und Calmar zu behaupten, die als die Schlüſſel des Königreichs betrachtet wurden. Er glaubte, daß die Schwediſchen Bauern des Kriegs bald müde werden dürften, beſonders wenn ihnen von der Seeſeite die Zufuhr von Salz, Hopfen und andern Nothwendigkeiten geſperrt würde, da es hieran dem Lande ſehr fehlte. Um alſo für dieſer beiden Städte Erhaltung deſto kräftiger zu ſorgen, reiſete Norby, der große Vollmacht hatte, ſelbſt nach Dänemark, verſahe ſich hier mit mehr Seeleuten und Schiffen, ging ſodann nach Gothland, zog alle Däniſche Soldaten nach dieſer Inſel, und brachte ſie nach Stockholm, wo er auch beſtändig eine Menge Lebensmittel hinſchafte.

Dieſe Hülfe war auch höchſt nöthig. Die Beſatzung war durch Gefechte und Krankheiten ſehr geſchmolzen, und bei dem Mangel an Allem hatte die Unzufriedenheit der Soldaten ſehr zugenommen. Ein großer Theil der Stadt lag wüſte; eine Menge Einwohner war entflohen, oder ſie waren als Verdächtige gefangen geſetzt worden. Kleinmuth herrſchte bei den übrigen; und ſo war es einigermaßen erklärbar, daß die bis auf die unglaublich kleine Zahl von 500 Mann heruntergekommene Däniſche Beſatzung die Stadt im Innern behaupten, und auſſerhalb nach der Landſeite zu vertheidigen konnte. Unter dieſen Soldaten waren noch achtzig Deutſche, die von einem Namens Holſt angeführt wurden, und einen abgeſonderten Haufen ausmachten. Norby warf nun die aus Dänemark und Gothland gehohlten friſchen Truppen in die Stadt, wodurch die Beſatzung in den Stand geſetzt ward, das Schwediſche Lager wiederhohlt mit Nachdruck anzugreifen. Erichſon, deſſen Thätigkeit bei dieſer machtloſen Belagerung kein Feld hatte, und anderswo nöthiger war, befand ſich abweſend; die Befehlshaber waren nicht auf ihrer Huth, und unter einander uneinig; ſie erlitten daher eine Niederlage nach der andern, mußten ihr Lager abbrechen, und ſich zurückziehn; nur ein kleiner Theil blieb, mehr zur Beobachtung als zur Blokirung, an der weſtlichen Seite in einem vortheilhaften Poſten ſtehn.

In dieſer Lage der Dinge faßte nun die königliche Parthey in der Stadt wieder Muth; auch die Soldaten der Beſatzung waren jetzt auf die ſo lange entbehrte Ruhe bedacht, da die Schwediſche Armee entfernt war, und das kleine Blokirungs-Corps nicht Angriffsweiſe verfahren konnte. Nichts übertraf dabei die Thätigkeit

Norby's, der Chriſtiern's einzige Stütze in Schweden war; ohne den der Krieg längſt geendigt geweſen wäre, und der auch jetzt auf alle Art die Fortſchritte der Belagerer hemmte, die ohnehin ſehr wenig Hofnung hegten, ohne Schiffe je ihren Zweck der Eroberung zu erreichen. Die Schweden hatten damals gar keine Seemacht. Seit der Vereinigung der nordiſchen Reiche war es immer die Politik der ausländiſchen Regenten geweſen, die Seekräfte der Schweden zu ſchwächen. Die Sturen hatten dieſem Plan mit einigem Erfolg entgegen gearbeitet, ſo daß unter ihrer Regierung doch eine kleine Schwediſche Flotte vorhanden war. Chriſtiern aber hatte dieſe theils weggeführt, theils vernichtet. Es waren jedoch jetzt durchaus Schiffe nöthig, um Norby zu bekämpfen; Erichſon wandte ſich daher abermahls nach Lübek, als dem Haupt der noch beſtehenden Hanſee-Städte. Sein Abgeordneter Holten, Erichſon's geheimer Secretär, erinnerte ſie an den gemeinſchaftlichen Feind, an ihre eingeſchränkte Handlung, an Chriſtiern's Treuloſigkeit, zeigte den jetzigen Zeitpunct als den wünſchenswertheſten zur Thätigkeit, und verlangte von dieſer Republik eine mit Soldaten und Canonen beſetzte Flotte, wofür ihr die Bezahlung verſichert werden ſollte.

Die Lübeker veränderten ihre Politik beſtändig, und regelten ſie immer genau nach den Zeitumſtänden; noch kurz zuvor hatten ſie den Schweden allen Beiſtand verweigert, jetzt aber hatten ſie ſich anders beſonnen; ſie zeigten ſich gleich willfährig, und ſchickten unter Anführung des Admirals Brun zehn wohlausgerüſtete Schiffe, und auſſerdem noch 900 Mann Landtruppen, zu welchen ſich noch mehrere Deutſche Ritter geſellten, um unter dem berühmt gewordenen Schwediſchen Feldherrn zu dienen. Die Flotte ſeegelte nach Süderköping, wo die Truppen, lauter Deutſche, ausgeſchift wurden. Erichſon ſchickte ihnen ihren Landsmann Berend von Melen zu, um ihnen den Eid der Treue abzunehmen; ſie wollten ihn aber gar nicht anhören, und verlangten durchaus den Reichsvorſteher ſelbſt zu ſehen, deſſen großer Kriegsname, wie die Soldaten ſagten, ſie veranlaßt hätte, ihr Vaterland zu verlaſſen. Er war nun genöthigt in Perſon nach Süderköping zu kommen, wo ſie ihm dann mit dem größten Eifer Treue ſchwuren.

Es war iedoch nicht der Wunſch von Lübek, troz ihrem großen Haſſe gegen Chriſtiern, die Unruhen in Schweden bald geendigt zu ſehen; da ſie durch die Zögerung ihre Hülfe deſto werther zu machen, und dadurch noch größere Handelsfreiheiten zu erlangen hoften. Brun erhielt daher den geheimen Befehl, durch alle in ſeiner Gewalt habende Mittel dieſe Endſchaft zu entfernen. Die Schiffe und Soldaten kamen im May 1522 in Schweden an; die leztern wurden in die Läger bei Calmar und Stockholm geſchickt, und die Schiffe vertheilt, um vor dieſen beiden Hafen zu kreuzen.

Erichſon hatte keinen Mangel an jungen Leuten, die ſich haufenweiſe bei ſeinen Truppen einfanden; daher entließ er jezt alle alte Bauern, und ſandte ſie mit Geſchenken nach Hauſe. Die Lübecker, um deſto mehr ihre Theilnahme zu zeigen, ſchickten noch acht Schiffe nach Schweden, an deren Bord ſich zwey ihrer Senatoren befanden. Auch die Schweden, ſo läſtig ihnen bei dem Mangel an Gelde der Schifbau war, hatten ſich ebenfalls von dieſer Seite angeſtrengt, und mehrere kleinere Kriegs-Fahrzeuge ausgerüſtet, ſo daß nun hier eine beträchtliche Seemacht vorhanden war, die der Anführung eines muthigen, mit den hieſigen Meeren bekannten und kriegserfahrnen Finnländers, Namens Flemming, übertragen wurde. Der Däniſche Admiral Norby, der von dieſer Lübecker Hülfe nichts wußte, und das belagerte Stockholm allein ſchon durch das Meer, auch ohne Kriegs-Schiffe, geſichert glaubte, war indeß nach Finnland geſeegelt; er beſchloß bei Abo zu verweilen, und gab dem Gouverneur Thomas den Auftrag mit einigen Kriegs-Schiffen einen Kreuzzug nach Stockholm vorzunehmen, und zugleich eine Anzahl Proviant-Fahrzeuge dahin zu geleiten. Thomas kam nach Furesund, von wo aus er ein Fahrzeug auf Erkundigung ausſandte. Die Schweden bemächtigten ſich dieſes Schifs; Flemming ließ es mit ſeinen Seeleuten beſetzen, die die Kleider der Dänen anziehen mußten, und ſo ſchickte er es zurück, mit dem Befehl in einiger Entfernung von der Däniſchen Flotte die Seegel einzuziehn. Es war ein Wagſtück, das aber vom Glück gekrönt wurde. Der ungeduldige Thomas warf ſich in eine Schaluppe, und fuhr ſelbſt am Bord des Schifs, wo er zu ſeinem Schrecken ſich mitten unter Feinden ſah, die mit ihm fortſeegelten. Flemming, deſſen Flotte in der Nähe hinter einer Bucht lag, benutzte dieſe koſtbare Gelegenheit, da die Dänen nicht auf ihrer Huth und ohne Befehlshaber waren. Er grif ſie an, und bemächtigte ſich nach einem kurzen Gefecht der ganzen Flotte; nur ein Schif, der Finniſche Prinz genannt, wollte ſich nicht ergeben, wurde in Brand geſchoſſen, und ging mit der ganzen Mannſchaft zu Grunde. Der durch ſo viele Greuelthaten ausgezeichnete Thomas, wurde nicht wie ein Kriegsgefangener, ſondern wie ein Mörder behandelt. So ſehr Erichſon auch Grauſamkeiten verabſcheute, ſo forderte ihn doch das allgemeine Rachgeſchrei zur ſtrengen Gerechtigkeit auf; er ließ daher den Böſewicht aufhenken.

Niemand war über dieſen Vorfall mehr erſtaunt und gekränkt, als Norby, der bisherige Beherrſcher dieſer Meere, der die Schweden als Seeleute gar nicht geachtet hatte. Es waren nur noch fünf Schiffe bei ihm zu Abo; aber ſo geringe auch dieſe Zahl war, ſo ſeegelte er doch ungeſäumt damit ab, und ſuchte die feindliche Flotte auf, die Stockholm deckte. Er kannte die Anzahl ihrer Schiffe nicht, und war daher ſehr betroffen, ſie ſo groß zu finden. Eine Flucht ohne zu fechten, litt ſein Ehrgeiz nicht; er beſchloß daher den Kampf zu beſtehn. Die

Schweden rüſteten ſich gleich zum Angriff, nicht aber der hier funfzehn Kriegsſchiffe commandirende Admiral Brun mit den Lübeckern, der, zufolge ſeiner Inſtruction, in Hinſicht auf den neulichen großen Seevortheil der Schweden, jetzt nicht fechten wollte, weil er dadurch den Krieg zu endigen fürchtete. Die Schwediſchen Befehlshaber, Flemming und Saſſe, erſtaunten über das Betragen des Lübecker Admirals; ſie begaben ſich ſelbſt auf Brun's Schiff, um ihm Vorſtellungen zu thun, aber vergebens. Der eine warf ihm Treuloſigkeit, der andere Zaghaftigkeit vor; nichts wollte helfen. Dieſe ſo empörende Unthätigkeit wurde nicht einmahl durch einen ſcheinbaren Vorwand beſchönigt. Durch dieſe Uneinigkeit der Befehlshaber gewann Norby Zeit, unter dem Schutz einer nahe liegenden kleinen Inſel vor Anker zu gehen, da denn ſein Entwurf war, am folgenden Tage nach Stockholm vorzudringen. Das Glück ſchien Erichſon durchaus begünſtigen zu wollen; es hatte den Däniſchen Admiral gleichſam den Schweden überliefert; das dieſe aber, wegen der Lübecker, eine ſo vortrefliche Gelegenheit aus den Händen laſſen mußten: ſo ſchuf es in der Eile für ſie einen neuen Vortheil. Noch in der nehmlichen

S

Nacht fror die See dermaſſen zu, daß Norby ſeinen Plan aufgeben mußte.

Die Lübecker machten durch die Zahl ihrer Schiffe und Mannſchaft den größten Theil der Flotte aus, und waren auch im Beſitz großer Canonen, die den Schwediſchen Schiffen fehlten; es konnte daher ohne Brun nichts unternommen werden. Flemming ſchickte einen Eilboten an Erichſon, der ſich in der Nähe befand, und ſelbſt zur Flotte kam. Aber auch ſeine Vorſtellungen machten auf Brun keinen Eindruck, der ihm ſogar zwei große Kanonen verſagte, womit man von der Inſel aus die Däniſche Flotte beſchießen wollte. Der Reichsvorſteher bot zwey Schlöſſer für dieſe Canonen zum Unterpfande an; Brun aber hatte nur ſeine Inſtruction vor Augen, und war für nichts ſo bange, als die Niederlage der Feinde zu ſehn. Erichſon's Soldaten, beſonders die Deutſchen, machten jedoch einen großen Verſuch, die Däniſche Flotte zu vernichten. Es geſchah ein Angrif in der Dunkelheit der Nacht auf die Dänen, die ſich aber wie Verzweifelte wehrten. Man ſchoß vom Ufer Pfeile auf ſie, und ſchleuderte Feuerbrände auf die Schiffe. Einige derſelben geriethen auch in Flammen. Die Verwirrung wurde erſchrecklich, und hätte ſich wahrſcheinlich mit dem Untergang der ganzen feindlichen Flotte geendigt, als die Lübecker abermahls ſich als treuloſe Bundesgenoſſen zeigten, und den Land-Soldaten den Sieg aus den Händen riſſen. Ihr im Solde der Stadt ſtehender General, Stammel, rief ſeine Leute zurück, ohne auf Erichſons Bitten und Vorſtellungen zu achten. Auf dieſe Weiſe wurde Norby gerettet, der das Thauwetter abwartete, und ſodann ruhig nach Calmar ſeegelte.

Der Reichsvorſteher war gezwungen, ſeinen großen Unwillen gegen die Lübecker zu verbergen, da er in ſeiner noch ungewiſſen Lage, ungerne ſchlechte Bundesgenoſſen in offenbare Feinde verwandeln wollte; er nahm indeß Maaßregeln, ihre Hülfe entbehren zu können. Er verlegte die fremden Truppen in Winter-Quartiere, und ließ blos ſeine, der Kälte gewohnte, Schweden im Schnee campiren. Wenigſtens hatte er jetzt freie Hände, Stockholm gänzlich zu ſperren und förmlich zu belagern. Alles kam darauf an, dieſe Stadt von der Seeſeite unzugangbar zu machen. Erichſon ließ daher auf Kongsholm, einer in der Nähe der Stadt liegenden Inſel, ein Lager aufſchlagen, verband die Inſel mit dem Süder-Malm und der Waldemars-Inſel, und dadurch auch mit den andern Blokirungs-Lägern, durch Floßbrücken, die an ihren Enden mit Blockhäuſern verſehen waren, und ſchloß ſo zu Lande und zu Waſſer die ganze Stadt ein.

Fünftes Buch.

Der innere Zuſtand des Schwediſchen Reichs war indeß ſehr traurig. Allenthalben herrſchten Unordnung und Verwirrung. Elende Juſtiz-Pflege; Ungehorſam der Edelleute; Widerſetzung der Geiſtlichkeit gegen alle weltliche Verordnungen und höchſt mangelhafte Zahlung der Abgaben; dies war die Geſchichte des Tages. Erichſon konnte bei ſeiner eingeſchränkten Macht dieſe Uebel zwar ſchwächen, aber ihnen nicht abhelfen. Indeß waren die Staats-Bedürfniſſe dringend. Der öffentliche Schatz war leer, und die Soldaten mußten bezahlt werden. Die Bauern, die im Felde Dienſte gethan, hatten ihre Aecker vernachläſſigen müſſen, und konnten daher ihre Steuern nicht entrichten. Fremde Krämer überſchwemmten das Land, und zogen mit Waaren umher, die ſie als unentbehrliche Artickel nach Willkühr zu hohen Preiſen verkauften. Es fanden ſich auch falſche Münzer, die Bleiſtücke mit des Reichsvorſtehers Gepräge für Silbermünze in Umlauf brachten, und dadurch bei dem Volke Mißtrauen und Unmuth erzeugten. Der Reichsrath war nicht beſetzt; die Tribunäle waren nicht im Gange und die Bißthümer ledig; die ungezügelten Geiſtlichen lebten ganz wie ſie wollten; während daß Chriſtiern durch lügenhafte Beſchuldigungen jeder Art, die Schweden in Rom und bey allen Höfen Europens zu verläumden ſuchte.

Erichſon that in dieſer böſen Lage, was er nur immer konnte; er ſchloß mit dem Heer-Meiſter in Liefland, dem berühmten Walter von Plettenberg, einen Vertrag wegen Getraide, zu deſſen Bezahlung er Aufſchub erhielt. In Lübeck machte er bei Privat-Perſonen Geldanleihen. Ferner ließ er, auſſer der Münze zu Süderköping, noch zwei andre Münzen zu Weſterås und zu Upſala anlegen, wo feines Schwediſches Kupfergeld geſchlagen wurde. Er beſetzte eine Menge weltlicher Aemter, und beförderte die Beſetzung der geiſtlichen Würden. Die Domherrn zu Upſala mußten ſtatt des weggelaufenen

Primas Trolle, einen neuen Erzbiſchof wählen; ein gleicher Befehl ging an die Domkapitel zu Weſterås, Skara, Strengnås und Abo zur Wahl neuer Biſchöfe. Die Upſaler Domherrn, um ſich bei dem neuen Regenten einzuſchmeicheln, wählten ſeinen Kanzler Knut zu ihrem Erzbiſchof, ſo wie auch die andern Dom-Capitel nur Perſonen von ſeinem Anhange wählten. Erichſon ſchrieb nun an den Pabſt, ſchilderte ihm Chriſtierns Greuelthaten in Schweden, gab ihm Nachricht von den gemachten Veränderungen, und bat um Beſtätigung der neuen Biſchöfe. Man hatte in Rom trotz allen Unfällen noch nicht gelernt nachzugeben, daher dieſe Beſtätigung nicht erfolgte.

In Dänemark bereitete ſich indeß alles zur Empörung gegen den unwürdigen Monarchen, ſo daß die dortigen Reichsräthe bereits mit dem Herzog Friedrich von Holſtein negocirten, um ihm die Däniſche Krone zu übertragen. Chriſtiern verſuchte jetzt allerhand Mittel, den Sturm abzuwenden, und das Volk zu gewinnen. Er gab einige gute Geſetze, ſchränkte die Macht der Biſchöfe ein, ſchob alles gethane Böſe von ſich ab, und da man die in Schweden ausgeübten Regierungs-Greuel allgemein verwünſchte, ſo opferte er jetzt auch ſeinen ehemaligen Beichtvater und Günſtling Slaghök, den oft gedachten Mitſtatthalter Schwedens, auf. Es wurde dieſem Böſewicht der Proceß gemacht, und obwohl er ſich auf die beſtimmten Befehle des Königs berief, ſo wurde er doch ohne viele Unterſuchung zum Tode verurtheilt, und ſein Verbrechen mit den Worten bezeichnet: „weil er den „König zu den in Schweden verübten Mord„thaten verleitet hätte.“ Der Elende ging zum Richtplatz in Sammt und Scharlach aufs prächtigſte gekleidet; er wurde in Copenhagen auf dem alten Markt erſt an einer Galgenleiter aufgehenkt, ſodann vom Henker lebendig ins Feuer geworfen.

Dieſes Opfer aber konnte den König nicht retten. Eine große Anzahl Däniſcher Edelleute zog jetzt öffentlich die Larve ab; ſie verſammelten ſich in Verbindung mit den Reichsräthen und Biſchöfen bei Wiburg, und entſetzten den König ſeines Throns durch einen förmlichen Beſchluß, den ſie ihm ſelbſt zuſandten; dabei wurde das Volk aufgerufen die Waffen gegen den Tyrannen zu ergreifen, und der Herzog von Holſtein als König anerkannt. Der jetzt kleinmüthige Tyrann ſchrieb nach Wiburg, erkannte ſein

Unrecht, gelobte Beſſerung, und flehte in kriechenden Ausdrücken um die Widerrufung der Acte. Die Antwort war noch demüthigender: Man warf ihm ſeine Miſſethaten und gebrochene Eidſchwüre vor, die ihn keines Zutrauens würdig machten.

Noch aber waren einige Provinzen, die an dieſer Revolution keinen Antheil genommen hatten; hiezu kamen die dem Könige ergebenen Truppen, wie auch die ihm noch getreue Flotte; ferner der Gedanke vieler tauſend Dänen an ſeinen Schwager, den in ganz Europa ſo gefürchteten Kaiſer Carl V. und an deſſen muthmaßliche Rache für eine ſolche Schmach. Selbſt in Copenhagen, wo dieſer noch kürzlich ſo mächtige König jetzt öffentlich weinte, das Volk mit kläglichen Geberden um Hülfe anflehte, und alles verſprach, was man nur wünſchte, bekam er viele Anhänger; er hätte daher noch einen kühnen Verſuch machen können; allein ſein Muth war ſo tief gefallen, daß er nicht einmahl einen glücklichen Erfolg unter die Möglichkeiten zählte, und auf nichts, als auf ſeine Flucht dachte. Er ließ alle ſeine Koſtbarkeiten, alle Geräthſchaften von Werth in den öffentlichen Gebäuden, ja ſelbſt die vergoldeten Spitzen einiger Kirchthürme auf zwanzig dazu ausgewählte Schiffe bringen. Da ſeine Rathgeberinn, Sigbritt, wegen des großen Volkshaſſes, ſogar in einer Verkleidung ſich nicht getraute, das Schloß zu verlaſſen, ſo wurde ſie in einen Kaſten gelegt, und auf dieſe Weiſe auf ein Schiff gebracht. Hier fand ſich Chriſtiern nebſt ſeiner Gemahlin und Kindern ebenfalls ein, voll der Hofnung einer baldigen Rückkehr, und nicht ahnend, daß er nun ſeine Staaten auf ewig verließ.

Dies geſchah im April 1523. So war nach einem Zeitraum von 126 Jahren die völlige Endſchaft der ſo wichtigen Vereinigung der drei Nordiſchen Königreiche; eine von ſo vielen Königen jener Staaten lange gewünſchte Union, die funfzig Jahrelang auch wirklich beſtanden hatte, allein überaus thöricht benutzt worden war.

Dieſe Entthronung Chriſtierns kränkte den Admiral Norby ſehr, der mit ſeiner Flotte bei Calmar lag, und bisher ganz nach Willkühr hatte ſchalten können. Er machte indeß einen Verſuch, dem König zu helfen, verſah das Schloß zu Calmar bloß mit einer ſchwachen Beſatzung, und ging mit faſt allen ſeinen Schiffen und Landtruppen nach Dänemark, wo er jedoch nichts ausrichten konnte. Auch dieſer Entſchluß war den Schweden vortheilhaft. Calmar fiel nun bald in ihre Hände, und mit dieſem wichtigen Ort ganz Oeland, das bisher noch unter der Herrſchaft der Dänen gehalten worden war.

Während dieſes in Dänemark vorging, hatte Erichſon nichts unterlaſſen, um der Belagerung von Stockholm ein Ende zu machen. Da der Stadt alle Zufuhr abgeſchnitten war, ſo wurde die Noth hier endlich ſo groß, daß man alle Greiſe, alte Frauen, Kinder, Mönche und andre unbrauchbare Perſonen aus der Stadt ſchafte; Hülfloſe, die auch Erichſon willig aufnahm. Da aber die Hungersnoth dennoch dadurch wenig gemindert wurde, ſo beſchloſſen die Dänen zu capituliren; ihre Bedingungen aber waren noch ſehr hoch geſpannt. Unter andern verlangten ſie die Bezahlung ihres ganzen rückſtändigen Soldes. Bei dem ſchlechten Zuſtande der Schwediſchen Finanzen und der Gewißheit einer ohnehin bald erfolgenden Uebergabe der Stadt, wurde dieſer Antrag nicht angenommen. Nun wollten ſie ſich mit Gewalt den Weg durch die Schwediſche Armee öfnen; dieß wurde aber durch Ueberläufer verrathen, und die Ausfallenden mit großem Verluſt zurückgeſchlagen. Nun machten ſie einen andern Verſuch. Ein Waagehals, Namens Jöns, übernahm es, als Ueberläufer ins Schwediſche Lager zu gehn, und es in Brand zu ſtecken; aber auch dieſer Anſchlag wurde verrathen, da er ſchon der Ausführung nahe war. Noch hielten ſich die Dänen eine Zeitlang in Stockholm; da ſie aber ihres Königs Abſetzung, ſeine Flucht, und endlich auch Norby's Abzug erfuhren; da ſie nicht wußten für wen ſie fochten; da der Mangel aufs höchſte geſtiegen war, und die Einwohner mit Empörung drohten: ſo übergaben ſie die Stadt am 21ſten Juny 1523, zwey Monat nachdem Chriſtiern Copenhagen verlaſſen hatte. Die Beſatzung behielt ihre Bagage, Waffen und Kriegsgeräthe, und da man ſich mit Gefangenen nicht belaſten wollte, ſo erhielt ſie einen freyen Abzug unter der Bedingung, in ſechs Monat nicht gegen Schweden oder gegen deſſen Bundesgenoſſen zu dienen; man ſagte auch dieſen abziehenden Soldaten Schiffe zu, ſie nach Wismar oder Lübeck zu bringen; dagegen aber mußten ſie alle, dem Könige Chriſtiern, ſeinen Statthaltern, dem Erzbiſchof und dem Admiral Norby, gehörigen, Papiere und Effecten ausliefern. Die Einwohner von Stockholm, die alles in Schweden Vorgefallene nur ſehr unvollkommen wußten, und weder ihren neuen Herrſcher, noch die politiſche Lage ihres Landes kannten, bedungen ſich nur die Erhaltung ihrer Freiheiten aus, welches ihnen auch ohne Einſchränkung gleich zugeſtanden wurde.

Bevor aber noch dieſe Uebergabe erfolgte, wurden die Stände vom Reichsvorſteher nach Strengnäs zuſammen berufen. Die politiſche Lage von Schonen erforderte National-Maaßregeln. Dieſe von Smaland bloß durch einen Bach getrennte Provinz, war ſeit Jahrhunderten ein Gegenſtand des Streits zwiſchen den Schweden und Dänen geweſen, da die letztern ſie immer zu Norwegen rechnen wollten. Der Streit ruhete, nachdem die drey nordiſchen Königreiche unter einem Oberhaupt vereinigt wurden. Die Schweden mußten in dieſem abhängigen Zuſtande, ebenfalls ruhig zuſehn, daß auch ein Theil des ihrem Reiche zuſtändigen Norwegens, ihnen entzogen wurde. Erichſon betrachtete den jetzigen Zeitpunct als ſehr günſtig, die den Schweden entriſſenen Länder wieder zu erlangen. Er bediente ſich dazu der Deutſchen Soldaten, die vormahls Chriſtiern gedient hatten, jetzt aber in Schwediſchen Sold getreten waren. Der obengedachte Deutſche, Berendt von Melen, der nunmehr Erichſon's Intereſſe ganz ergeben war, und auch deſſen Nichte geheyrathet hatte, bekam das Commando dieſes Corps. Die Eroberung der Provinz aber unterblieb bei dieſem erſten Verſuch, wegen der großen Ueberſchwemmungen von Gewäſſern und der Inſubordination der Soldaten. Melen erhielt vom Reichsvorſteher mehr Truppen, und beſtimmte Befehle in Schonen einzurücken, wohin er ebenfalls freundſchaftliche Ermahnungs-Schreiben zur Vereinigung geſandt hatte. Es kamen aber dieſem Schwediſchen General Däniſche Abgeordnete entgegen, die durch Vorſtellungen ſein Einrücken verhinderten, unter dem Vorwande, daß der Beſitz des Landes ohne Blutvergießen zwiſchen beiden Reichen gütlich entſchieden werden könnte. Die eigentliche Abſicht der Dänen aber war Zeit zu gewinnen. Melen ließ ſich täuſchen, und marſchirte zurück, nachdem man den Johannistag (1523) zur Zuſammenkunft der Bevollmächtigten in Ahus beſtimmt hatte.

Erichſon war mit dieſem Betragen ſeines Generals ſehr übel zufrieden, indeſſen genehmigte er die Zuſammenkunft. Ein andrer General Lars Siggeſon, war bei dem ihm aufgetragenen Einfall in Norwegen glücklicher geweſen. Er unterwarf ſich mehrere große Diſtricte in dieſem Lande, bis an die Stadt Opslo, dabei auch das Schloß Carlsburg und die ganze Landſchaft Wicken. Man war allenthalben in dieſen Bezirken ſehr geneigt ſich mit Schweden zu vereinigen; allein die Däniſchen Befehlshaber in Norwegen, ſobald ſie den Anmarſch der Feinde erfuhren, ſetzten dieſer Vereinigung alle nur mögliche Hinderniſſe entgegen; ſie ließen ganze Ländereyen, wo ſie den Aufenthalt der Schweden vermutheten, unter andern die um das feſte Schloß Elfsburg liegenden Gegenden, verheeren, und flohen nach Bahus. Ihr Entwurf war gut berechnet: Siggeſon ſahe ſich aus Mangel an Lebensmitteln genöthigt, mit ſeinem Corps zurückzumarſchiren, nachdem er eine Beſatzung in Carlsburg gelaſſen hatte.

Dieſen Zuſtand der Dinge in Schonen und Norwegen, ſo wie auch die jetzige Lage Schwedens in Erwägung zu ziehen, waren Erichſon's Bewegungsgründe des in Strengnäs zu haltenden Reichstags. Hier fand ſich auch ein päbſtlicher Legat ein, Johann Magnus, ein gebohrner Schwede und ſehr gelehrter Mann. Der Römiſche Stuhl hatte endlich von ſeiner Strenge etwas nachgelaſſen. Der Pabſt Adrian VI. mißbilligte nun Chriſtiern's Grauſamkeiten in Stockholm, die Leo X. recht gefunden hatte. Man war jetzt in Rom wegen der im Norden zunehmenden Ausbreitung von Luthers Grundſätzen, für Schweden ſehr beſorgt, und wollte daher verſuchen durch dieſe Miſſion den Schlag abzuwenden. Noch nie hatte ein Schwede die Würde eines Legaten gehabt. Dieß mußte die Nation ſchmeicheln; hiezu kam noch die Redlichkeit ſeines Characters, ſein Haß gegen die Dänen, jetzt das Looſungswort im ganzen Reiche, und ſeine Hochachtung für Erichſon; daher man auch in Rom auf eine Wiederherſtellung der alten Harmonie mit Schweden deſto ſicherer hofte.

Gleich in den erſten Verſammlungstagen dieſes Reichstags traten zwey Lübecker Geſandten auf, und forderten als ſchuldige Hülfsgelder 68,681 Mark Silber, und zwar ohne Verzug. Der politiſche, ſo verworrene Zuſtand Schwedens, und der überaus große Geldmangel entfernten jede Idee einer ſchleunigen Zahlung; dagegen aber war die Seemacht der Hanſeeſtädte,

ſtädte, zumahl da Stockholm noch nicht eingenommen war, für Schweden zu furchtbar, um nicht alles zu verſuchen, ſie durch die glimpflichſten Vorſtellungen zu beruhigen. Die Lübecker bequemten ſich endlich zu warten, allein gegen ſehr harte, zum Theil unverſchämte Bedingungen. Dieſe waren in einem Tractat von ſiebzehn Artikeln enthalten. Guſtav verſprach: die Hanſeeſtädte, im Fall eines Angriffs von Dänemark, mit Schiffen und Truppen beizuſtehn; ohne den Willen der Lübecker mit keiner Macht einen Frieden zu ſchließen; im Fall den Städten Lübeck und Danzig von Chriſtiern einiger Schade zugefügt würde, ihn zu erſetzen; den Handel der Hanſee-Städte auf alle Art zu befördern; auch ihnen in ganz Schweden die ausſchließliche Handlungs-Freiheit ohne Zoll und Abgaben zu bewilligen, und keinen fremden Kaufleuten die Freiheit zu geſtatten, ſich an irgend einem Ort in Schweden niederzulaſſen. Noch mehr: die Schweden ſelbſt ſollten nirgends als in den Hanſee-Städten Handel treiben, und ihnen die weſtliche Schifffahrt durch den Sund ganz verboten ſeyn; die Hanſee-Städte ſollten in allen Schiffshäfen ihre Niederlagen und Stapelgerechtigkeit haben; wenn ihre Factorei-Beamte in Schweden ſtürben, ſo ſollten deren Angehörigen die Freiheit haben, die Verlaſſenſchaft ohne alle Hinderniß und Abzug abzuführen; wenn Hanſee-Schiffe an den Schwediſchen Küſten ſcheiterten, ſo ſollten ihre Leute die Waaren ungehindert und ohne Abgaben ans Land bringen; es ſollte niemand in Schweden geduldet werden, der ſich dem Vortheil der Hanſeeſtädte widerſetzen wollte; und im Fall eines Zwiſts zwiſchen dieſen Städten und dem Schwediſchen Reiche, ſollten acht Commiſſarien, vier Schweden und vier Lübecker, als Schiederichter den Streit entſcheiden; endlich wurde auch den Hanſeeſtädten vorläufig geſtattet, wenn ſie noch mehr Freiheiten haben wollten, ſich deshalb zu melden.

Die hier aufgezeichneten Bedingungen konnten wohl nicht härter ſeyn, wenn die Lübecker Schweden von einem Ende bis zum andern durch die Waffen unterjocht hätten. Wie groß mußte die Unverſchämtheit dieſer Kaufleute, wie finſter das Zeitalter, wie überaus elend der damalige Zuſtand Schwedens ſeyn, um ſo etwas fordern zu dürfen, und es auch zu erhalten; und zwar größtentheils, um den Zahlungs-Termin von 68,681 Mark Silber zu verlängern? Guſtav war gezwungen alles zu bewilligen, um nur ruhig in ſeinem Königreich den ungeheuren Schutt aufräumen zu können, der aller einzuführenden Ordnung im Wege ſtand; zudem war noch das Geld in den Händen der Prieſter; die Schweden waren ohne Handel und ohne Marine, und die Lübecker Meiſter zur See.

Der Reichstag zu Strengnäs dauerte nicht lange; denn der neue Erzbiſchof Knut fand ein ſehr einfaches Mittel, die Berathſchlagungen zu verkürzen. Er ſtellte der Verſammlung die Nothwendigkeit einer Königswahl vor, wobei er ſich auf das Wohl Schwedens unter ſeinen Königen, und auf die innern Unruhen unter fremder Herrſchaft bezog. „Jetzt, ſagte er, „müſſe die Zwietracht verbannt, alles Geſchehene „vergeſſen werden, und aller Partheygeiſt verſchwinden. Dies zu bewürken ſey ein Friedensſtifter von großem Anſehn erforderlich, und „auf wen könnte man hier wohl anders denken, „als auf den erhabenen, mit ſo viel Geiſtesgaben ausgerüſteten Patrioten, der durch Weisheit und hohen Muth vieler Tauſenden Wohlfahrt und Leben gerettet, und Schweden ſeine „verlorne Freiheit wieder verſchaft hätte.“ Der Redner berief ſich ferner auf die Ungewißheit der Zukunft, da der jetzt umherirrende Chriſtiern, vielleicht durch Hülfe ſeiner mächtigen Verwandten einen Verſuch machen könnte, wenigſtens eine ſeiner verlornen Kronen wieder zu erlangen; auch wären die Geſinnungen des neuen Königs von Dänemark gegen Schweden noch unbekannt; ſie hätten alſo einen Beſchützer nöthig, der im Nothſall das Schwerdt führen könnte. Alles dies zeigte das dringende Bedürfniß der ſchleunigen Wahl eines Königs, der den Grund zu einem dauerhaften Nationalglück legen könnte.

Keiner in der Verſammlung widerſprach. Man wollte nun zur Wahl ſchreiten, allein dieſe wurde entbehrlich. Der Name Guſtav Erichſon strömte von allen Lippen; an keine Ordnung war zu denken. Edelleute, Geiſtliche, Bürger und Bauern, alle ſchrieen durcheinander; ein jeder drängte ſich an den Gewählten, um ihn mit Lobreden und Seegenswünſchen zu überhäuſen. Der gerührte Erichſon dankte ſeinen Landsleuten für ihre Liebe, ſprach mit Beſcheidenheit von ſeinen Dienſten, die weit mehr durch ihr Zutrauen belohnt würden, als durch die Krone ſelbſt, die er aus wichtigen Gründen ausſchlagen müſſe; er erinnerte ſie daher ihre Wahl auf Perſonen zu richten, die älter wären, wie er.

Dieſe ſo unerwartete Ablehnung einer Krone war bei ihm keine Grimaſſe, obwohl dieſer Gedanke ſich hier von ſelbſt darbietet. Sein vortreflicher Character war über einen Ehrgeiz dieſer Art erhaben; Erichſon gehörte zu den höchſtſeltenen Menſchen, bei denen Vaterlandsliebe die größte Leidenſchaft iſt, und die, beſeelt von jener Tugend, ſo wie Waſhington in unſern Tagen, ſelbſt den hohen Stand eines gekrönten Herrſchers unter ſich erblicken. Er hatte, ohne den Thron ſelbſt zu beſteigen, bei ſeiner ſo lange ausgeübten Gewalt, durch Erfahrung das damit verbundene Glück zu würdigen gelernt, und mußte bei ſeiner wirklichen Erhebung, noch mehr als bisher, den Neid, die Feindſchaft, und eine, wo nicht öffentliche, doch geheime Widerſpenſtigkeit vieler vornehmen Familien, und alle Wirkungen des Haſſes von der Geiſtlichkeit erwarten; er kannte überdieś den Werth der Volksgunſt aus der Geſchichte aller Völker, und aus eigner Erfahrung; dabei ſtand ihm das lehrreiche Beiſpiel der Sturen vor Augen, die auch Anfangs vom Volke abgöttiſch verehrt wurden, deren Tugenden, Regierungstalente und große National-Dienſte, aber ſie nicht hatten gegen thätigen Undank ſchützen können. Erichſon hielt es für eine größere Ehre, eine verdiente und angebotene Krone auszuſchlagen, als ſie zu tragen.

Dieſe ſehr ernſtlich gegebene Antwort war ein Donnerſchlag für die Verſammlung. Die Anweſenden aller Stände waren auſſer ſich; ſie brachen in Thränen aus, fielen auf die Knie, bejammerten ihr Vaterland, und beſchworen den Helden, es durch die Erfüllung ihrer Bitte glucklich zu machen. Der Päbſtliche Nuntius ſelbſt ermahnte die Stände nicht nachzulaſſen, und vereinigte ſeine Bitten mit den ihrigen. Erichſon weigerte ſich noch einige Zeit; endlich konnte er nicht länger widerſtehn. Seine Zuſtimmung erregte einen Freudentaumel in der ganzen Verſammlung; alle ſchworen ihm den Eid der Treue; dahingegen er auch ſchwur, nach den Schwediſchen Geſetzen zu regieren. So wurde Guſtav Erichſon aus dem Hauſe Waſa, am 6ten Juny 1523 als Guſtav der Erſte, zum König der Schweden, der Gothen und Wenden ausgerufen. Dieſe Regierungs-Veränderung und die dazu gehabten Motive machte der Reichsrath durch ein Manifeſt in lateiniſcher Sprache allen Mächten in Europa bekannt.

Vierzehn Tage nach dieſer Wahl ergab ſich

Stockholm, wo der neue König nun vor dem Thor von den Magiſtrats-Perſonen empfangen wurde, die ihm auf den Knieen die Schlüſſel der Stadt überreichten. Er hielt hierauf unter dem Jubelgeſchrey des Volks, in Begleitung aller Senatoren, Kriegsbefehlshaber und einer großen Menge Edelleute, ſämmtlich in ihren Prachtkleidern, zu Pferde ſeinen feyerlichen Einzug in Stockholm; zuerſt begab er ſich nach der großen Kirche, wo er ſich vor dem Altar niederwarf, und mit lauter Stimme für die Rettung ſeines Vaterlandes Gott dankte; worauf ſodann Feſte und Gaſtmähler folgten.

Nie fand vielleicht ein König bei ſeiner Thronbeſteigung mehr Schutt in ſeinen Staaten aufzuräumen, als Guſtav. Es war hier alles in der äuſſerſten Verwirrung: Obrigkeiten ohne Gehorſam; verworrene Geſetze; große National-Schulden; eine unbedeutende, unbeſoldete Flotte; Unſicherheit von auſſen; ſchlechte Bundsgenoſſen; einen durch den Krieg ganz vernachläſſigten Ackerbau; einen vernichteten Handel; eine Sold fordernde Armee und eine leere Schatzkammer. — Seine erſte Sorge nun war, den durch Chriſtiern faſt ausgerotteten Reichsrath wieder zu beſetzen. Es wurden neun Reichsräthe erwählt, unter denen ſich auch der Deutſche Berndt von Melen befand, der Guſtavs Zutrauen ſehr gewonnen hatte. In Verbindung mit dieſen Männern bemühte er ſich zuförderſt die ſchädlichſten Unordnungen und Mißbräuche abzuſtellen; aufmerkſam hörte er deshalb jede Klage und Beſchwerde an, und um dieſes Anbringen ſeinen neuen Unterthanen zu erleichtern, gab er zu allen Stunden des Tages Audienz. Das Volk ſahe zu ſeinem angenehmen Erſtaunen den großen Contraſt zwiſchen der vorigen Unterdrückung und der jetzigen liebreichen Behandlung, und fing jetzt an, ſich wieder zu erholen.

Guſtav vergaß alle ihm zugefügte Beleidigungen; deſto mehr aber erinnerte er ſich der ihm in ſeinem Elende erzeigten Wohlthaten, die er gleich nach ſeiner Thronbeſteigung zu erwiedern eilte. Auch wurde der Pfarrer bei Iſala nicht vergeſſen, der ihn auf ſeiner gefahrvollen Wanderung ſo großmüthig beherbergt hatte. Dieſer Geiſtliche aber war indeß geſtorben; der König ließ daher als Denkmahl ſeiner Dankbarkeit eine Krone, von vergoldetem Kupfer oben auf die Kirche des Orts ſetzen.

Man erwartete nun eine baldige Krönung, wozu beſonders ein heimlicher Feind des Königs, Hans Braſk, der Biſchof von Linköping, rieth. Guſtav aber wollte ſich damit nicht übereilen, weil er gar nicht geneigt war, den Königseid nach der Formel ſeiner Vorfahren abzulegen. Er war vor allen Dingen bedacht, die ſeinem Vaterlande ſo ſchädlich geweſene Macht der Biſchöfe einzuſchränken, und daher feſt entſchloſſen, die Aufrechthaltung ihrer großen Vorrechte und Freiheiten nicht zu beſchwören. Die Gefahr eines ſolchen Unternehmens konnte ihm jedoch nicht verborgen ſeyn; er wagte dabei ſeine Krone und ſein Leben.

Der König Friedrich hatte indeß den Däniſchen Thron beſtiegen; ſo ungewiß aber noch deſſen Behauptung für ihn war, ſo ließ er ſich doch von dem entflohenen Erzbiſchof Trolle überreden, auch nach der Schwediſchen Krone zu trachten. Trolle, deſſen ganzes Schickſal von einer Veränderung der Herrſcher in Schweden abhing, wandte deshalb alle ſeine Beredtſamkeit bei Friedrich an; er berief ſich auf die ihm völlig ergebene Cleriſey in dieſem Reiche, auf die vielen Mißvergnügten und Feinde Guſtavs, und auf die Obliegenheit des Däniſchen Monarchen ſeine ſo wohl gegründeten Anſprüche auf Schweden nicht aufzugeben. Friedrichs eigner Ehrgeiz verſtärkte dieſe Argumente; er ließ daher, ohne alle Rückſicht auf Verfaſſung und Formen, ſich förmlich von dieſem entflohenen und entſetzten Erzbiſchof als König von Schweden krönen. Nach dieſer leeren Ceremonie ſchickte er ſogleich einen Geſandten nach Schweden, um ſich beim Senat über Guſtavs Wahl, und über die dadurch geſchehene Hintanſetzung ſeiner Rechte und Verletzung des Tractats von Calmar zu beklagen.

Man hatte in Schweden Friedrichs Krönung erfahren; die Senatoren waren darüber ſo aufgebracht, daß ſie den Geſandten nicht einmal vorlaſſen wollten. Guſtav beredte ſie jedoch dazu; er ließ dieſen Botſchafter mit allen Ehrenbezeungugen empfangen, prächtig bewirthen, und berief ſodann die Reichsſtände nach Süderköping. Hier hielt der Bothſchafter eine lange Rede, worin er die Rechte ſeines Monarchen, ſeine Regenten-Tugenden und Macht, umſtändlich auseinander ſetzte, und zuletzt den Ständen rieth, ſich ihm zu unterwerfen.

Die Verſammlung hörte mit ſichtbarem Unwillen dieſe Rede an. Der Reichstags-Marſchall antwortete ihm mit Würde, daß Schweden ſeine Könige nicht mehr unter ſeinen Feinden auswählen wolle; daß das Königreich Guſtav die größte Dankbarkeit ſchuldig ſey, daß ihn daher die Stände zum Könige gewählt hätten, und ihn auch in dieſer Eigenſchaft gegen alle Anſprüche behaupten würden; daß von der Calmarſchen Union nicht mehr die Rede ſey, da jener ſo ungerechte Tractat der ganzen Nation immer verhaßt geweſen wäre; nie würde ſie eine Vereinigung der Nordiſchen Königreiche mehr geſtatten; den durch die Königin Margaretha geknüpften Knoten hätte ihr König Guſtav mit ſeinem Schwerdt gelößt; die Schweden hätten ihre Freiheit theuer erkauft, und würden ſie zu behaupten wiſſen; Bleckingen und Wiken würde man als Erſatz der Kriegskoſten behalten, da ohnehin dieſe Ländereyen vor Alters zu Schweden gehört hätten.

Alle in der Verſammlung gaben dieſer Rede ihren ganzen Beifall, und ſchrieen, daß ſie ihrem rechtmäſſig erwählten König bis in den Tod folgen wollten. Um dieſen Eifer noch kräftiger zu beweiſen, gab der Reichsrath dem Könige ein beſonderes Verſicherungs-Schreiben, ihn wider alle gegenwärtige und zukünftige, feindliche oder verrätheriſche Anſchläge, mit Gut und Blut zu vertheidigen.

Dieſer Antwort folgte auf der Stelle eine Handlung, die den Ernſt der Stände auffallend bewies. In Gegenwart des Geſandten wurde Trolle für einen Verräther und Feind des Vaterlandes erklärt, und ausdrücklich als Grund angeführt, weil er Friedrich als König von Schweden gekrönt hatte; dabei verbanden ſich die Stände durch eine Acte, alles zu genehmigen, was Guſtav zur Erhaltung ſeiner Krone vornehmen würde, es beträfe Krieg oder Friede, ohne daß er nöthig hätte, die Stände zuſammen zu rufen; und endlich, daß ſeine Feinde als Feinde des Staats und der ganzen Nation betrachtet werden ſollten. — Der Däniſche Geſandte wurde nach dieſem Beſcheide mehrere Tage hinter einander mit koſtbaren Gaſtmählern und Feſten unterhalten, und ſodann mit prächtigen Geſchenken entlaſſen. Auch wurden auf dieſem Reichstage die erledigten Aemter beſetzt, Maaßregeln zur Landes-Vertheidigung genommen, und zur Verbeſſerung des Handels und der Staats-Oeconomie überhaupt viele Verordnungen gemacht.

Noch befanden ſich mehrere Schwediſche Damen in Dänemark als Gefangene, die Chriſtiern nach Hinrichtung ihrer Männer dahin hatte ſchleppen laſſen. Guſtav bediente ſich dieſes Umſtandes, um auch ſeinerſeits einen Geſandten nach Copenhagen zu ſchicken. Dieſer bat um die Loslaſſung der Damen, und ſtellte zugleich dem Könige Friedrich ſein Intereſſe vor Augen, da er in ſeiner ungewiſſen Lage auf dem Thron, und bei den Rüſtungen ſeiner Feinde nicht unausführbare Anſprüche, nicht einen Krieg mit einem friedliebenden Nachbar, ſondern eine freundſchaftliche Vereinigung mit Schweden zum Hauptgegenſtand haben müßte. Jetzt erſt, da nun auch Chriſtierns mächtige Verwandten ſich regten, ſahe der Däniſche Monarch ſeine Thorheit ein, erbot ſich auf eine gütliche Art alle Streitigkeiten mit Guſtav auszugleichen, und mit ihm ein Offenſiv- und Defenſiv-Bündniß zu ſchließen; auch gab er ſofort die gefangenen Damen los, und ſchickte ſie unter ehrenvoller Begleitung nach Schweden zurück. Chriſtina, Sture's Witwe, befand ſich unter dieſen Befreyten. Der König empfing dieſe Dame bei ihrer Landung mit der größten Auszeichnung ging ihr mit ſeinem ganzen Hofe entgegen, und wieß ihr Zimmer auf dem Schloſſe von Stockholm an. Sie ſowohl, wie alle andern dieſer Witwen wurden wieder in ihre Güter eingeſetzt; auch ließ Guſtav ihnen zu gefallen, da ſie größtentheils noch jung waren, ein altes Schwediſches Geſetz aufheben, das Frauens-Perſonen von adelicher Geburt die Heyrath mit Unadelichen unterſagte; ſodann verheyrathete er ſie an die vornehmſten Officiere ſeiner Armee, deren Dienſte er dadurch belohnte; Männer, die auf dieſe Weiſe mit den angeſehenſten Familien des Reichs verwandt wurden, und ſeinem Thron mehr Feſtigkeit verſchafften.

Es war um dieſe Zeit, als die Reformation ihre wohlthätigen Strahlen in Norden um ſich warf. Die neue Lehre breitete ſich immer mehr aus, und war auch nach Schweden gekommen, wo der ſchreckliche Mißbrauch der Päbſtlichen Gewalt, durch Ablaßkrämereyen, Bannflüche und ſcheusliche Hinrichtungen, noch im Andenken eines jeden Menſchen war. Der Verſtand und das Gefühl waren hier zugleich bei allen empört worden, die ihrer Vernunft und ihren menſchlichen Empfindungen noch nicht gänzlich entſagt hatten. Während Guſtav's Aufenthalt in Lübeck als Flüchtling lernte er zuerſt die neuen Grundſätze der Reformatoren kennen, die einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatten, und ihn in der jetzigen Lage zu Veränderungen aufforderten. Wie konnte auch das ohne hin arme Schweden unter dem Joche des Geld erpreſſenden Roms, unter der Laſt einer ſchwelgenden, von ihrem Vaterlande unabhängigen hohen Geiſtlichkeit, unter dem beſtehenden geheiligten Cälibat, bey den vielen Feyertagen, und bei zahlreichen Klöſtern emporkommen; und alles dies unter einem Himmelsſtrich, wo das Clima nicht zur Ruhe winkt, ſondern die Menſchen zur Thätigkeit auffordert. Indeß war bei einem ſo großen Unternehmen die äuſſerſte Behutſamkeit nöthig. Der König ſchrieb ſelbſt an Doctor Luther und erbat ſich ſein Gutachten. Schon predigten zwei Schüler dieſes Reformators die neue Lehre in Schweden. Dies waren zwei dem geiſtlichen Stande gewidmete Brüder, Namens Phaſe, Söhne eines Schmidts aus Oerebro, die ſtatt nach Rom zu gehen, nach Wittenberg reiſeten, dort von Luther Unterricht erhielten, und ihn auch auf ſeinen Schul-Viſitationen begleiteten. Bereits im Jahre 1519 kamen ſie, unter dem Namen Olaus und Laurentius Petri, nach Gothland, zur Zeit des Ablaßkrams, gegen den ſie eifrig predigten, und vielen Leuten die Augen öffneten. Hierbei blieb es damals. Die großen Ereigniſſe im Lande, die das Leben und Eigenthum aller Einwohner ſo nahe angingen, in Verbindung mit dem Kriege, hemmten eine Zeitlang die Fortſchritte der Reformation in Schweden. Der älteſte der vorgedachten Brüder, Olaus oder Olof, hatte ſich indeß durch ſeine Gelehrſamkeit und Talente bei dem Biſchof von Strengnäs, Gregorſon, in große Gunſt geſetzt. Dieſer einfältige Mann, dem die religiöſen Streitigkeiten im Auslande ganz fremde waren, und der Luthers Namen kaum kannte, hatte dieſen Olof zu ſeinem Kanzler ernannt, der nun auf dieſem Poſten zur Aufklärung der Schweden deſto beſſer wirken konnte. Die unglaubliche Unwiſſenheit der dortigen Prieſter kam ihm dabei ſehr zu ſtatten, die von den ſogenannten religiöſen Irrthämern gar keine Begriffe hatten, ſo daß ſelbſt der Biſchof Braſk, der für den gelehrteſten Geiſtlichen im Königreich gehalten wurde, nur bloß für die an Rußland gränzenden Provinzen beſorgt war, und auch ein Buch gegen die Lehren der Griechiſchen Kirche ſchrieb, in der Meinung, daß die neuen Lehrſätze eigentlich von Rußland herkämen, und er nur dieſe zu widerlegen brauche.

Dieſer Unwiſſenheit und dem Schutz einiger ſehr angeſehenen Convertirten hatte Olof die Beibehaltung ſeines Amtes zu verdanken. Er be-

betrug; ſich dabei anfangs mit vieler Mäſſigung; nur erſt als der König, deſſen religiöſe Geſinnungen er kannte, in Strengnäs den Reichstag hielt, erkühnte er ſich öffentlich wider den Pabſt und die Verehrung der Heiligen, wider das Kloſterleben und die Ohrenbeichte, ſo wie überhaupt wider alle der catholiſchen Kirche eigenthümliche Lehren zu predigen. Der neue Apoſtel ſetzte ſeinem Eifer keine Gränzen; und da er gerade heraus ſprach, ſo wurde er ſelbſt den Einfältigſten verſtändlich. Er griff ſehr nachdrücklich alle kirchliche Ceremonien an, und ſchonte nichts. Nunmehr wurden die Mönche rege. Es entſtand ein gewaltiger Lärm in Strengnäs, der jedoch Olof nicht ſchreckte; vielmehr wurden ſeine prieſterlichen Glaubensgenoſſen ermuntert, den gebahnten Weg zu verfolgen; ſie riefen nun von allen Kanzeln den Pabſt als den Antichriſt aus. Unter den Bekehrten war der Archidiaconus Andreä, ſonſt auch Anderſon genannt, ein bejahrter Geiſtlicher von großem Anſehn und verehrtem Character; er war in Rom erzogen worden, und wurde für einen der gelehrteſten und beredteſten Männer in Schweden gehalten. Dieſer begab ſich zum Könige, rechtfertigte ſeinen Freund Olof, und entwickelte dem Monarchen alle Grundſätze Luthers, deren Zuſammenhang und Umfang er noch nicht kannte, und die ihm höchſt willkommen waren; auch verſprach er alle Unterſtützung, allein er empfahl ſeine Privat-Stimmung noch geheim zu halten, um die der Römiſchen Kirche anhangende große Majorität des Volks nicht in den erſten Tagen ſeiner Regierung wider ihn aufzubringen. Indeß ernannte er Andreä zum Hofkanzler, und in kurzem wurde er ſein Vertrauter.

Die neue Lehre war ganz dem großen Wunſche des Königs gemäß, die Macht der Biſchöfe zu vernichten, welches jetzt ſein Hauptaugenmerk wurde; er rechnete bei der Ausführung auf den Beiſtand des Adels, wegen des dadurch vermehrten Anſehns dieſer Caſte, ſo wie auf die Unzufriedenheit vieler Mönche, die in ihren Klöſtern ungern lebten; ferner auf einen großen Theil des Volks, wegen erleichterter Abgaben, und endlich auf die Unmacht des von allen Seiten bedrängten Römiſchen Stuhls, der ſich jetzt in die Angelegenheiten Schwedens nicht miſchen konnte.

Guſtav durfte mit ſeiner Reformation wegen der noch immer ausgeſetzten Krönung nicht lange zögern. Er ſchritt alſo zu Werke. Luther hatte ihm die Brüder Phaſe als gründlich unterrichtete, zuverläſſige Männer empfohlen. Er ernannte alſo den jüngſten, Lorenz, zum Profeſſor der Theologie in Upſala, damit er dort ungehindert predigen konnte; den älteſten, Olof aber berief er nach Stockholm, um hier zu gleicher Zeit Stadt-Secretair und Prediger zu ſeyn. Um ſein Predigtamt dem Volke auffallend zu machen, ließ er ihm in der größten Kirche dieſer Stadt eine hohe Kanzel errichten, von wo herab nun Olof auf den Pabſt und auf den Römiſchen Unfug aus allen Kräften losdonnerte. Die Majorität des Pöbels in dieſer Hauptſtadt aber war, nach dem Ausdruck der franzöſiſchen Welt-Reformatoren unſrer Zeit, noch nicht auf der Höhe; er beſtürmte die Kirche, wenn Olof predigte; griff ihn mit Steinen und Prügeln an; riß die Kanzel nieder, und wollte ihn ermorden. Dies hielt jedoch den ſchwärmeriſchen Lutheraner nicht von neuen Verſuchen ab; die Kanzel wurde wieder errichtet, und er predigte fort, obwohl immer mit Lebensgefahr. Bald kam ihm aus Wittenberg ein anderer gelehrter, und von Luther zu theologiſchen Graden befördeter, Schwede, der Magiſter Langerben, zu Hülfe. Der König ging nun einen Schritt weiter: um Olof mehr Anſehn zu geben, und ihn in Stand zu ſetzen, durch ſeine Predigten deſto wirkſamer zu ſeyn, ernannte ihn der König zum Pfarrer in Stockholm. Man wollte erſt das Leichteſte vornehmen, und die Klöſter ausleeren, um das Volk an große kirchliche Neuerungen nach und nach zu gewöhnen. Viele Mönche wurden durch Verſprechungen, andre durch Vorſtellungen, noch mehrere aber durch eigne Neigung vermocht, die Klöſter zu verlaſſen; nur allein die Dominicaner wollten nichts davon hören. Guſtav that nun einen kühnen Machtſpruch; er befahl, daß alle Dominicaner ſogleich das Königreich räumen ſollten.

Während daß auf dieſe Weiſe das Lutherthum in Schweden Fortſchritte machte, nahm man eine andere Hauptſache vor: die Finanzen. Es waren ſehr große Summen erforderlich; dieſe bei dem ſchlechten Zuſtande des Landes, durch neue Auflagen aufzubringen, war nicht möglich, da die alten nicht einmahl von den großentheils ruinirten Landleuten bezahlt werden konnten. Nur allein die Biſchöfe und Kirchen hatten Geld. Der König ſchrieb an dieſe Prälaten, ſtellte ihnen die Noth des Reichs vor, und verlangte nur Vorſchüſſe. Sie entſchuldigten ſich aber alle, und beriefen ſich auf die Heiligkeit der Kirchengüter, wobei der obengedachte reiche Biſchof von Linköping, Braſk, eben derjenige, der unter Chriſtiern dem Schaffot ſo glücklich entronnen war, ſich beſonders auszeichnete. Ein zweiter Brief Guſtavs an dieſen Prieſter hatte keinen beſſern Erfolg. Nun hielt ſich der König nicht mehr in ſeinen Schranken. Er verlangte unter Drohungen das entbehrliche Kirchengeräthe, da ihm denn endlich 2400 Pfund Silber überſandt wurden, womit er vor allen andern Dingen den rückſtändigen Sold der fremden Truppen bezahlte, und ſie ſofort aus dem Reiche ſchaffte.

Nach der Einnahme von Stockholm war auch das feſte Schloß von Calmar gefallen, desgleichen Borkholm und Oland. Es war nun bloß noch Finnland zu erobern, das die Dänen ſtark beſetzt hatten. Guſtav ſchickte den geprüften General Hemming mit einer anſehnlichen militäriſchen Macht dahin, wobei ſich auch ein kleines Corps auserleſener Deutſcher Truppen befand, die der König nicht verabſchiedet hatte. In kurzem waren dort die Schlöſſer Kuſto, Taweſtehus, Raſeborg und Ny-Slott eingenommen; Abo ging nach einer zwölftägigen Belagerung über, und endlich fiel auch Wiburg; ſo daß noch vor Ende des Jahrs 1523 ganz Finnland dem Scepter Guſtav's unterworfen war.

Er fand nun aber einen ſehr unerwarteten Gegner. Dies war Sture's Wittwe, die durch ihren thätigen Patriotismus berühmt gewordene Chriſtina. Jetzt, da ſie frey war, und im Schooß ihres Vaterlandes im Ueberfluß lebte, wachte ihr Ehrgeiz wieder auf. Sie war ſehr unzufrieden, daß man keinen von ihren beiden Söhnen, Nils oder Swante, zum Könige erwählt hatte. Die aufgebrachten Prieſter und Biſchöfe ſchloſſen ſich an ſie an, und ſo entſtand eine ſtarke Parthey, an deren Spitze Sunnanwäder, der neue Biſchof von Weſterås, ſich ſtellte. Nach ihrem Entwurf ſollte Nils Sture König werden; und um dies deſto kräftiger zu bewirken, ſuchte man des Admiral Norby's Heyrathsplan mit der verwittweten Chriſtina wieder hervor, Dieſe noch im Mittelalter lebende Dame war dazu nicht abgeneigt; noch geneigter aber war Norby, der dadurch gewiß glaubte, ſeinen alten Entwurf auf die Krone Schwedens ausführen zu können. Dieſer Mann hatte in Gothland noch einen ſtarken Anhang; hiezu kamen ſeine mit Soldaten gefüllte Schiffe womit er das dortige Meer beherrſchte, Capereyen trieb, ohne Rückſicht auf Nation alle Schiffe wegnahm, auf die er ſtieß, und die Ladungen unter ſeine ihm anhangende Leute vertheilte. Er maßte ſich daher in dieſer Provinz ganz der Herrſchaft an, ſo daß er ſogar zu Wisby Kupfer-Münzen mit ſeinem Namen und dem Gothländiſchen Wappen ſchlagen ließ.

Sunnanwäder verſuchte die Thalmänner aufzuwiegeln; er klagte über Guſtavs Angriffe auf Kirchen und Klöſter, ſo wie über die neuen Steuern; ein Thema, womit man immer bei Landleuten Eingang findet; erinnerte ſie an Sture's wohlthätige Regierung, und rief ſie auf, ihre Dankbarkeit jetzt an ſeinem Sohne zu beweiſen, der das größte Recht zur Krone habe. Olofſon, Landshauptmann in den Thälern, fing dieſe Briefe auf, und ſandte ſie dem König, der durch eine raſche That der Verſchwörung vorzubeugen ſuchte. Er reiſ'te ſogleich in Begleitung einiger Reichs-Räthe nach Weſterås, verſammelte die Domherrn und legte ihnen die Briefe vor. Der Biſchof erblaßte; leugnete aber ſeine Handſchrift, und ward von ſeinem Freunde, dem anweſenden neuen Erzbiſchof Knut, lebhaft vertheidigt. Eine ſo leidenſchaftliche, unpolitiſche Vertheidigung verrieth einen Mitſchuldigen, welches auch andere Umſtände beſtätigten. Guſtav hielt ihnen ihren verletzten Eid vor, entſetzte beyde auf der Stelle ihrer Würden, und befahl den Domherrn, in ſeiner Gegenwart ſogleich einen andern Biſchof von Weſterås zu wählen. Dieſe erſchrocknen Prieſter wünſchten Zeit zu gewinnen, um intrigiren zu können; ſie entſchuldigten ſich daher, daß ſie in der Eile keinen zu nennen wüßten, der zu einem ſo hohen Amte würdig ſey. Dieſe Ausrede aber war bei einem König wie Guſtav nicht hinreichend. Er ſelbſt ſchlug ihnen nun einen bekannten Mönch aus Wadſtena vor, Peder Månſon, auch Magni genannt, der ſich damals eben auf einer Miſſion in Rom befand, nun ohne Widerſpruch erwählt, und auch vom Pabſt beſtätiget wurde.

Sechſtes Buch.

Noch war König **Guſtav** gezwungen, mit dem Römiſchen, jezt ſehr nachgebenden, Hofe behutſam zu verfahren, deſſen Nuntius, der Schwede **Magnus**, obgleich er dem Könige ergeben war, dennoch ſeit dem ſo ungewöhnlich begehrten Kloſter-Tribut einigen Kaltſinn zeigte. Der Erzbiſchöfliche Stuhl in Upſala war nun abermahls zu beſetzen; mehrere Schwediſche Geiſtliche zeigten ſich ſo ehrvergeſſen, daß ſie riethen, den noch immer in Dänemark lebenden abgeſezten Erzbiſchof, den durch einen Reichsſchluß förmlich als Landesverräther erklärten **Trolle**, zurück zu berufen. Die Intrigen der Partheyen um dieſe hohe Würde waren groß; **Guſtav** machte ihnen durch eine wohlerſonnene Wahl ein Ende. Er ließ die Domherrn aus Upſala nach

Stockholm kommen, und bewirkte durch ſein Anſehn, daß ſie den Nuntius zu ihrem Erzbiſchof wählten.

Die Beſorgniß vor Chriſtiern fing an in Schweden nach und nach zu verſchwinden. Dieſer entthronte Monarch hatte allenthalben, in Deutſchland, in England und in den Niederlanden, Hülfe geſucht, und auch ſeinem Schwager dem Kaiſer Mitleid eingeflößt; allein der mit ſo viel andern Fehden und Entwürfen beſchäftigte Carl, der bei aller ſeiner Macht nie an Geld Ueberfluß hatte, konnte nach Norden nur bloß Drohbriefe erlaſſen. Er ſchrieb an den König Friedrich, als Herzog von Holſtein, folglich als Vaſal des Deutſchen Reichs, und befahl ihm alle Gedanken auf die Nordiſchen Kronen aufzugeben, wenn er nicht ſeinen ganzen Zorn erfahren wollte; den Lübeckern verbot er, den Rebellen in Dänemark und Schweden Hülfe zu leiſten; desgleichen allen Deutſchen Fürſten, dem Herzoge Friedrich oder ſeinen Bundsgenoſſen, die Werbung in ihren Staaten zu geſtatten. Die Churfürſten von Brandenburg und Sachſen, um dem Kaiſer zu gefallen, nahmen ſich auch des abgeſetzten Königs an; ſie ſchrieben ebenfalls an den Herzog, der aber bereits den

Königstitel angenommen hatte. Da ihre Vorſtellungen nichts fruchteten, ſo brachten ſie in Verbindung mit andern Reichsfürſten Truppen zuſammen, die Chriſtiern zu unterhalten verſprach. Eine Armee, die man 20,000 Mann ſtark angiebt, rückte bis an die Elbe vor. Nun aber wollten dieſe, im eigentlichen Sinne Kriegsknechte, erſt Sicherheit wegen ihres Soldes haben; ſie legten ihre Waffen nieder, und wollten nicht eher über den Fluß gehen. Es war aber weder Geld noch Bürgſchaft da. Die Soldaten wurden wütend, und drohten Chriſtiern zu ermorden, der in der Nacht verkleidet aus dem Lager entfloh; worauf ſich am folgenden Tage alle Truppen zerſtreuten.

Jetzt ſchöpfte der neue König von Dänemark Athem, und glaubte, zur Befeſtigung ſeines Throns, ſich anders wie bisher gegen Guſtav benehmen zu müſſen. Er ſchickte ſogleich Geſandte nach Stockholm, gab ſeine Anſprüche auf die Schwediſche Krone auf, trug Guſtav ſeine Freundſchaft an, und ſchlug eine Zuſammenkunft vor, um ein förmliches Bündniß wider ihren gemeinſchaftlichen Feind zu verabreden. Der Schwediſche Monarch beſchied die Geſandten auf den im Januar 1524 angeſetzten großen

Reichstag, der diesmahl zu Wadſtena gehalten wurde.

Die Lebensweiſe der Schweden begünſtigte dieſe häufigen, bald hier bald dort ausgeſchriebenen Reichstage, die als eine Eigenheit in der damaligen Staats-Verfaſſung zu betrachten ſind. weil man deren oft drei, auch vier in einem Jahre ſah, die aber auch gewöhnlich nur von kurzer Dauer waren. Der König, ob er gleich in Stockholm ſeine beſtändige Reſidenz hatte, war immer genöthigt zu reiſen, da die Großen des Landes, ſo wie damahls in ganz Europa, nicht in der Hauptſtadt wohnten. Die Reichsräthe waren, zufolge ihrer Functionen und Staatsaufträge, im Königreich umher zerſtreut; die andern Räthe lebten auf ihren Gütern; die Biſchöfe in ihren Stiftern; die Lehnherrn auf ihren Schlöſſern, und die Landrichter in ihren Provinzen. Dieſe Abſonderungen und iſolirte Lebensart machten häufige Verſammlungen durchaus nothwendig, die nur durch einen Wort-Mißbrauch Reichstag genannt wurden; denn mehrentheils waren es nur Zuſammenkünfte von den Reichsräthen mit Zuziehung der Stände aus der Provinz wo der Reichstag gehalten wurde, und den benachbarten Gegenden. Wenn gleich die Entfernten ſich auch dabei einfinden konnten, ſo blieben ſie doch weg. Die großen Reichstage, wo alle Stände des Königreichs ſich verſammleten, und wo man ſich aus den entlegenſten Provinzen einfand, waren nur ſelten.

Auf dem im Januar 1524 gehaltenen Reichstage zu Wadſtena, wurde nun den Däniſchen Geſandten die von ihnen mitten unter den freundſchaftlichſten Aeuſſerungen erneuerte Forderung der Rückgabe von Bleckingen und Wiken rund abgeſchlagen, der Friede aber mit Dänemark beſtätigt, und ein Tag feſtgeſetzt, wo die Bevollmächtigten beider Monarchen alles übrige zur Erhaltung der Einigkeit abmachen ſollten. Auch gab Guſtav den Ständen Nachricht, daß er mit dem Großfürſten von Rußland, Baſilius, den beſtehenden Waffenſtillſtand erneuert hätte. Dieſer war im Jahr 1501 von Sten Sture auf dreiſſig Jahre geſchloſſen worden; der von den Pohlen und Tatarn hart gedrängte Baſilius zeigte ſich nicht geneigt ihn zu brechen, und hatte verſprochen eine Friedens-Geſandtſchaft nach Schweden zu ſchicken.

Der wichtigſte Beſchluß dieſes Reichstags betraf das Münzweſen. Das Land war von Chriſtiern mit gehaltloſen, in Dänemark geprägten, Münzen überſchwemmt worden, die man Klippinge nannte. Sie hatten nicht den halben Werth, den ſie haben ſollten; auch wollten weder die Lübecker, noch andre handelnde Nationen ſie nehmen, weshalb Handel und Gewerbe in Schweden nicht empor kommen konnten. Der König ſahe ſich daher zu dem unangenehmen Mittel genöthigt, ſie herabzuſetzen, wodurch er ſehr viel Mißvergnügte machte. Die reichen Edelleute geberdeten ſich beſonders dabei ſehr übel; mehrere derſelben warfen in Upſala ganze Säcke von dieſen Münzen zu den Fenſtern hinaus, und bedienten ſich unanſtändiger Reden. Die Bauern waren nicht minder mißvergnügt; ſie kamen in Haufen zum Könige, und baten dieſe ſchlechten Münzen, deren ſie eine große Menge hatten, wenigſtens nicht gar ſo tief herabzuſetzen; Guſtav aber blieb unbeweglich.

Norby trieb indeß in der Inſel Gothland ſein Weſen fort, zur großen Kränkung des Königs, der ihn aus Mangel einer Seemacht bisher nicht wohl hatte angreifen können. Es rottete ſich an allen Küſten des baltiſchen Meeres und der Nordſee liederliches Geſindel zuſammen; dieſe Landſtreicher ſuchten und fanden Unternehmer, die für die Theilung des Raubes Fahrzeuge ausrüſteten; nun liefen ſie aus, kaperten was ihnen vorkam, und warfen ſich unter Norby's Schutz, wodurch ſie ſichre Landungs-Plätze und im Nothfall kräftige Unterſtützung erlangten. Endlich kamen dieſe Räubereyen laut zur Sprache, durch die Veranlaſſung der Lübecker, die am meiſten dabei litten, und jetzt alles aufboten, die Schweden zum Angrif auf den Admiral Norby, und zur Thätigkeit gegen deſſen Schützlinge zu vermögen. Sie ſchickten den Ex-Bürgermeiſter ihrer Stadt, Hermann, einen verſchlagenen Mann, nach Stockholm, der dem Könige vorſtellte, wie ſehr ſeine Ehre und das Intereſſe ſeines Landes litt, dieſe ſich immer mehr ausbreitende Seeräubereien an den Schwediſchen Küſten beſtehn zu laſſen. An dieſen Klagen nahm auch die Nation ſelbſt Theil. Die Ritterſchaft, die Biſchöfe, die Bürger, alle forderten die Befehdung dieſes See-Räubers, erboten ſich dazu Geld herzugeben und Mannſchaft zu ſtellen, womit endlich die Bauern auch einſtimmten. Guſtav fand jedoch dabei einige Bedenklichkeit, ſowohl aus Geldmangel, da er ſich auf jene Anerbietungen nicht verließ, als durch die Betrachtung, daß Norby noch immer unter Däniſchen Schutz war, und daher ein Angriff auf ihn einen Krieg mit Dänemark nach ſich ziehn könnte, der jetzt nicht zu wünſchen war. Er verſchob daher noch ſeine Zuſtimmung. Hermann führte Gründe an, warum ſich der König Friedrich nicht in die Fehde miſchen würde, bemerkte, daß Schweden nur für ſich die Inſeln erobern ſollte, verſprach den Beiſtand einer Flotte um die Truppen nach Gothland zu führen, und im widrigen Fall die Kriegskoſten gemeinſchaftlich zu tragen; auch erbot er ſich, zur Erleichterung dieſer Kriegskoſten, daß ſeine Landsleute von den ihnen zukommenden Schuldſummen, die man in Lübeck ſo hoch angeſetzt hatte, in fünf Jahren weder die Capitalien noch die Zinſen fordern ſollten. Guſtav ſtand noch immer an, eine Unternehmung anzufangen, die viel Schwierigkeiten hatte, und wobei die Vortheile größtentheils den Hanſee Städten zu gute kommen ſollten; allein der Lübecker Geſandte wandte alle Künſte an; er äuſſerte bei Hofe, daß wenn der König bei der Weigerung durchaus beharrte, die Lübecker gezwungen ſeyn würden, ſich Dänemark in die Arme zu werfen; dabei wußte er durch Geldausſpendungen das Volk zu gewinnen, das nun, ſelbſt unter die Fenſter des königlichen Gemachs laut den Kriegszug gegen Norby verlangte. Mehrere ſchrieen, daß die Sturen dieſen Raub nimmermehr geduldet haben würden. Dies entſchied. Der Tractat wurde ohne Verzug geſchloſſen, und die Rüſtungen angefangen, wozu Guſtav ſelbſt ſein ſilbernes Tafelgeräthe hergab. Ehe man aber aufbrach, wurden gütliche Mittel beim Admiral verſucht. Man bot ihm Friede, ein anſehnliches Lehn, und ein hohes Amt in Schweden an, wenn er Gothland gutwillig abtreten wollte; allein er ſchlug alles aus. Nun blieb nichts als der Krieg übrig.

Der König ließ Truppen in Deutſchland werben, ſchrieb wegen Geldanleihen und Zufuhr nach Amſterdam, Danzig und Reval, und ertheilte Caper-Briefe, um gegen die Seeräuber in der Oſtſee zu kreuzen. Indeß verſammelte er 8000 Mann bei Calmar, wo ſich denn auch die Lübecker Transport-Flotte einfand. Guſtav trug jedoch Bedenken das Reich zu verlaſſen, und ſelbſt die Anführung dieſer Kriegsmacht zu übernehmen; auch ſtand er an, einem vornehmen Schweden, wegen des obwaltenden Partheigeiſtes, eine ſolche Gewalt anzuvertrauen; er ernannte alſo den naturaliſirten Deutſchen, Berendt von Melen zum Anführer, der auch ungehindert in Gothland landete. Es kam zu einigen Gefechten, die ſämtlich zum Vortheil der Schweden ausfielen. Norby kam ins Gedränge; unfähig allein zu widerſtehn, veränderte er ſeine Entwürfe. Er hatte bisher dieſe Inſel als ſein Eigenthum betrachtet, jetzt aber gaber ſie unter Däniſchen Schutz, und rief alſo den König Friedrich als Oberherrn um Hülfe an. Dieſer auf ſeinem eigenen Thron noch wankende Monarch konnte ihm keine Truppen ſenden, und war auch nicht geneigt, mit Schweden zu brechen; indeß war ihm der Beſitz der Inſel gar nicht gleichgültig; er wandte ſich daher an die Lübecker, als die Beförderer dieſes Kriegszuges, und lag ſie an, ihm ſolche gegen anſehnliche Vortheile zu verſchaffen. Er erbot ſich, da der Beſitz von Gothland zwiſchen Dänemark und Schweden ein Streitapfel wäre, die Lübecker zum Schiedsrichter in dieſer Sache zu machen, und endlich trug er ihnen ſogar an, die Inſel, bis zur Entſcheidung des Beſitz-Rechts, ihren Händen zu überliefern.

Dieſe Kaufleute verſtanden damahls die Politik beſſer, als die meiſten Höfe in Europa; immer richteten ſie ſich nach den Umſtänden des

Augenblicks, verlohren nie ihr auf Vergrößerung ihres Handels abzweckendes Syſtem aus dem Geſichte, und wußten es unabläſſig durch Intrigen und Geld zu unterſtützen; wobei die Verletzung von Treu und Glauben, der Bruch der feyerlichſten Verträge, bei ihnen in keine Betrachtung kamen. Obgleich ſie den Angriff auf Gothland veranlaßt, und die Sache mit ſo großem Eifer betrieben hatten, ſo wurden ſie doch jetzt anderes Sinnes, ſowohl wegen der angetragenen Vortheile, als auch aus einer richtigen Beurtheilung ihrer Verhältniſſe mit Schweden. Durch die Beſitznahme von Gothland erreichten ſie völlig ihren Zweck, und noch mehr; die Capereyen mußten nun ein Ende nehmen; dabei zeigten ſich ihnen nun auch andre Ausſichten in der Ferne; und alles dies ohne ihre Verbindlichkeit gegen Guſtav zu erfüllen, von dem ſie ohnehin wußten, daß er nicht ihr Freund war; ſie fürchteten auch mit Recht, daß er die zum größten Nachtheil ſeines Landes ihnen bewilligten Handels-Privilegien bald unerträglich finden würde. Dieſe Betrachtungen beſtimmten ſie, ſich jetzt auf Dänemarks Seite zu neigen, unter dem Vorwand, die in ihrer allerſeitigen Lage gegen Chriſtiern, ſo nöthige Einigkeit zwiſchen beyden Monarchen zu erhalten. Sie ſchlugen nun eine Zuſammenkunft der Könige in Malmoe vor, wobei ſie ſich als Mittler aufwarfen; dies geſchah aber in einem Tone, der nicht undeutlich zeigte, daß im Weigerungsfall von Seiten Schwedens, ein Krieg mit den Hanſee-Städten und mit Dänemark zugleich erfolgen dürfte. Guſtav war gezwungen nachzugeben, und bewilligte die Zuſammenkunft in dieſer feindlichen Stadt, unter der Bedingung daß zuvor ſechs Däniſche Reichsräthe als Geiſſeln nach Schweden geſandt werden ſollten; allein er ſchlug es rund ab, vor ausgemachter Sache ſeine Truppen aus Gothland zu ziehn.

Die Zuſammenkunft geſchah am erſten September 1524 zu Malmoe in der Kirche, wo die Complimente zwiſchen beiden Königen gewechſelt wurden, die ſich ſodann zur Behandlung der Geſchäfte aufs Rathhaus begaben. Der König Friedrich eröffnete die Negotiation durch einen ſonderbaren Antrag. Er behauptete, daß obgleich die Calmarſche Union zum Theil aufgelößt wäre, dennoch die Grundlage derſelben, die Vereinigung der Königreiche, fortdauern müßte; Guſtav ſollte ſeinen Thron ungehindert beſitzen, wenn er nur den König von Dänemark für ſeinen Schutzherrn anerkennen wollte. Der durch dieſen beleidigenden Antrag tief gekränkte Schwediſche Monarch verbarg ſeinen Unmuth, unterbrach ihn aber ganz kurz, und antwortete auf eine ſehr entſchloſſene Art, daß Schweden ſich nie gutwillig einem Joch unterwerfen würde, das Dänemark mit aller Gewalt nicht aufzulegen vermocht habe; daß er ſelbſt als rechtmäßiger Schwediſcher König ſeines Vaterlandes Beſchützer ſey, und daß er des Königs von Dänemark Freund ſeyn wolle, wenn er es wünſchte, aber nimmermehr ſein Unterthan werden würde.

Dieſe Saite wurde nun nicht ferner berührt; deſto eifriger aber wurden die Rechte beider Königreiche auf Gothland, ſo wie auf die Ländereyen von Bleckingen und Wiken erörtert. Jeder Theil belegte ſeine Anſprüche mit Gründen, die jedoch keinen der Gegner überzeugten. Guſtav ſelbſt vertheidigte die ſeinigen; der Däniſche Monarch aber wich der perſönlichen Antwort durch die Erklärung aus, daß er der Sache unkundig ſey. Die Lübecker zeigten ſich auch hier thätig; da nichts zu Stande kam, bewirkten ſie einen Vertrag, wobei die Hauptartikel waren, daß in ihrer Stadt durch Bevollmächtigte von beiden Königen, die Sache entſchieden werden, Blekingen ſofort an Dänemark zurückgegeben, und indeß die Inſel Gothland, was den Beſitz beträfe, im gegenwärtigen Zuſtande bleiben ſollte.

Die geringe Nachgiebigkeit des Königs Friedrich war durch den abgeſetzten Erzbiſchof Trolle veranlaßt worden, der bei ihm immer noch in großen Gnaden ſtand. Dieſer Verräther ſchmeichelte ihn beſtändig mit der Ausſicht, die Krone Schwedens wieder mit der ſeinigen zu verbinden; wobei er ſich auf das in Schweden herrſchende Mißvergnügen, auf den Haß der Geiſtlichen gegen Guſtav, und auf ſeinen eignen großen Anhang im Lande bezog. Alles kam, ſeiner Behauptung nach, darauf an, ihm, Trolle, die Rückkehr nach Schweden auszuwirken. Geſichert durch den Schutz Friedrichs, machte er dazu jetzt in Malmoe einen Verſuch. Er wandte ſich durch den Däniſchen Reichsrath an den König von Schweden, bezeigte ſeine Reue über das Vergangene, und bat um Erlaubniß zurück kommen zu dürfen. Guſtav berief ſich auf den Beſchluß der Reichsſtände, und verwies das Begehren an den Reichstag. Er war äuſſerſt unzufrieden mit der ganzen Verhandlung, und da er beim Weggehn vom Rathhauſe den Lübeker Geſandten, Hermann, anſichtig wurde, eben denjenigen, der ihm zum Kriege ſo eifrig gerathen, und jetzt gegen ihn geſprochen hatte, ſo ward er ſo ergrimmt, daß er den Degen auf ihn ziehen wollte, welches der den König begleitende Schwediſche Kanzler Anderſon noch glücklich verhinderte. Guſtav eilte Dänemark zu verlaſſen, und ſchwur es nie wieder zu betreten, auſſer an der Spitze einer Armee.

Es wurde wieder ein Reichstag in Wadſtena zuſammen berufen, dem der König den in Malmoe gemachten Vertrag vorlegte. Viele auf beſſere Verwaltung der Juſtiz, der Ordnung und Landespolicey abzweckende Geſetze wurden hier gemacht. Die merkwürdigſten waren, daß die Handwerker angehalten werden ſollten, in die Städte zu ziehn; daß man Hopfgärten anlegen ſollte, da man bisher um Bier zu trinken den Hopfen, dies Hauptbedürfniß in einem weinloſen Reiche, aus dem Auslande gezogen, und dafür Eiſen gegeben hatte; auch wurden auf dieſem Reichstage die bis dahin ſehr gewöhnlichen Heyrathen unter Schweden und Dänen unterſagt; ein Geſetz, das Guſtav nöthig fand, den Däniſchen Anhang im Lande zu vermindern.

Noch war die Krönung nicht geſchehn, ſo ſehr auch die Stände ſolche verlangten. Die Urſachen der Zögerung des Königs waren noch nicht gehoben; indeß ſetzte er unabläſſig ſeinen Plan fort, die Macht und Vorrechte der Biſchöfe und Prieſter durch allerhand Mittel zu ſchwächen. Dieſe aber arbeiteten ihm aus allen Kräften entgegen, unter der Leitung des Biſchofs Braſk, da der neue Erzbiſchof Magnus als ein Ruhe liebender Mann und nicht ſehr eifriger Prieſter, dabei große Unthätigkeit zeigte. Braſk machte ihm deswegen harte Vorwürfe, begleitet mit Drohungen der Verantwortlichkeit, und vermochte ihn endlich die Abweſenheit des Königs in Malmoe zu nutzen, um die Brüder Olof und Lorenz Petri, vors Domcapitel zu Upſala zu fordern. Sie erſchienen, vertheidigten ſich aber auf eine ſolche Art, daß ihre Gegner verſtummten; man ergriff nun andere Waffen, und verſprach ihnen hohe geiſtliche Würden, wenn ſie der neuen Lehre entſagen wollten. Da auch dieſe Verſprechungen nichts fruchteten, ſo wurden ſie mit dem Bann bedroht; eine Drohung, die ihnen in der jetzigen Lage der Dinge lächerlich ſcheinen mußte. Nun war das Eis gebrochen. Braſk ſchrieb an alle Biſchöfe und ermahnte ſie, ihre Rechte kräftig zu vertheidigen; er ließ eine Menge wider **Luther** im Auslande geſchriebene Bücher nach Schweden kommen und vertheilen, legte in Süderköping eine Druckerei an, worin er ſeiner Anhänger Schriften drucken ließ, dahingegen in ſeinem Kirchſprengel die Schriften der Gegner weder verkauft, noch geleſen werden durften.

Ein Vorfall begünſtigte die Plane der verbündeten Prieſter. Es waren einige Deutſche und Holländiſche Wiedertäufer nach Stockholm gekommen, die unter der Leitung zweier ungeſtümer Männer, eines Kürſchners, Namens **Rink** und des in der Geſchichte Nord-Deutſchlands berüchtigten **Knipper Dolling**, dort in des Königs Abweſenheit viel Unfug trieben. Sie gaben vor, von dem heiligen Geiſt getrieben zu ſeyn, und fanden gleich viele Anhänger. Von dieſen unterſtützt, brachen ſie die Kirchen mit Gewalt auf, warfen die Heiligen-Bilder heraus, zerſchlugen die Orgeln, und vernichteten alle kirchliche Verzierungen, wobei ſie über die Offenbarung St. **Johannis** predigten. Die beiden Stützen der lutheriſchen Lehre, **Olof Petri** und **Langerben**, die darin bloß einen Angriff auf ihre Religions Gegner ſahen, ſchwiegen dazu ſtille. Dieſe Unthätigkeit wirkte auf diejenigen unter dem Volke, die ſich für das Lutherthum erklärt hatten, allein es noch ſehr wenig kannten; ſie glaubten, dies wäre die neue Reformations-Lehre, ſchloſſen ſich an die Wiedertäufer an, und verſtärkten den Unfug, der auch bei dem catholiſchen Pöbel, aus Liebe zur Ausgelaſſenheit, viele Theilnehmer fand. In kurzem ſahe man alle Kirchen und öffentliche Gebäude mit Predigern einer neuen Gattung angefüllt, mit Handwerksleuten, Meiſtern, Geſellen und Lehrlingen, mit Bürgern und Bauern, ja ſelbſt mit Weibern, die ſich alle auf die Eingebung des heiligen Geiſtes beriefen, und Läſterungen gegen den Pabſt ausſtießen.

In dieſem Zuſtande, wo niemand arbeitete, und alles entweder predigte, oder zuhörte, war die Hauptſtadt, als der König von Wadſtena zurückkam, der ſogleich von allen Partheien umringt wurde. Auf dem Markte lagen große Haufen verſtümmelter Bilder; auf dieſe wieſen die Prieſter und ſchrieen: „Sehet hier die Schutzheiligen des Königreichs!“ Guſtav war äuſſerſt erzürnt; er verwies den lutheriſchen Lehrern Petri und Langerben, ihre ſtrafbare Unthätigkeit, ließ die ſchwärmeriſchen Urheber des Tumults in Verhaft nehmen, und zum Lande hinausbringen, unter Androhung des Todes, wenn ſie wieder kämen. Die Ordnung in der Hauptſtadt wurde nun bald wiederhergeſtellt; allein in den Provinzen herrſchte noch Unruhe. Es gab hier zwar keine Wiedertäufer, wie in der Reſidenz, allein die lutheriſchen Prediger waren durch die Scenen in Stockholm kühner geworden, hatten die Heiligen geläſtert, und die Biſchöfe mit den ſchimpflichſten Namen belegt; das unwiſſende Volk war dadurch verwirrt worden, und man mußte große Ausſchweifungen beſorgen. Dieſen vorzubeugen war des Königs Gegenwart erforderlich; er beſchloß daher eine Reiſe durch alle Provinzen des Reichs zu thun, welches er nannte: ſeine Erichsgaſſe reiten.

Auf dieſer Reiſe, wo ihn Olof Petri begleitete, zeigte Guſtav ſich in einem neuen Lichte: als geiſtliches Oberhaupt; wobei er jedoch in Betref der verſchiedenen Religions-Verwandten viel Unpartheilichkeit bewieß. Er lehrte den lutheriſchen Predigern, wie ſie ihre Hitze mäſſigen, alle Schimpfworte und Läſterungen verbannen, in Nebendingen nachgeben, die Wahrheiten der Religion mit Sanftmuth vortragen, und in den Kirchengebräuchen nicht eigenmächtig

Veränderungen vornehmen ſollten. In Upſala veranſtaltete der König zum Weynachtsfeſte, was man bisher noch nicht in Schweden geſehn hatte: eine große Controvers-Predigt. Er befahl den Domherrn, einen geſchickten Mann zu wählen, der in ſeiner, wie auch des Erzbiſchofs und der Reichsräthe Gegenwart, mit Olof diſputiren könnte. Die Wahl fiel auf den Archidiaconus Galle, einen kühnen, in den ſcholaſtiſchen Spitzfindigkeiten geübten Mann, der zugleich ein ſehr eifriger Catholick war. Man ſtritt über das Fegefeuer, über die Anbetung der Heiligen, über den Ablaß, über die Communion unter beiderlei Geſtalt, über das Cölibat der Prieſter, über die weltliche Gewalt und die Würden der Cleriſey, und andre dogmatiſche Differenzen. Die Streiter ſchrieen ſo lange gegen einander, bis der König befahl, inne zu halten; er entſchied für Olof, weil dieſer ſeine Gründe aus der Bibel, Galle aber nur aus den Kirchenvätern und den Beſchlüſſen der Concilien genommen hatte. Einige Senatoren äuſſerten hierüber gegen letztern ihre Verwunderung; der gedrängte Galle bezog ſich auf die Wichtigkeit ſeiner Documente, und ſprach von einer ungetreuen Bibelüberſetzung, die ſein Gegner gebraucht hätte.

Der König, um dieſe Entſchuldigung zu entkräften, rieth dem Erzbiſchof ſelbſt eine Ueberſetzung zu veranſtalten. Indeß erhielten beyde Kämpfer den Auftrag ihre in zwölf Fragen und Antworten geordnete Lehrſätze in Schwediſcher Sprache niederzuſchreiben, und ſo alles dem Urtheil eines jeden zu überlaſſen.

Dieſe Controvers-Predigt machte die catholiſchen Prieſter wütend; ſie wandten alles an, ſich zu rächen, wozu ſich bald die Gelegenheit zeigte. Der abgeſetzte Biſchof Sunnanwäder und ſein Freund Knut lebten noch in den Thälern, wo ſie den König beſtändig läſterten, ihn als einen Feind der Religion ſchilderten, und die Bauern durch tauſend lügenhafte Erzählungen zu reitzen ſuchten. Unter andern ſprengten ſie aus, da ſie wußten, wie ſehr Trolle's Name in Dalecarlien verabſcheut war, daß der König ſich mit ihm wieder völlig ausgeſöhnt hätte, daß dies eigentlich der Zweck der Zuſammenkunft in Malmoe geweſen, und daher auch der dortige für Schweden ſo nachtheilige Vertrag geſchloſſen worden wäre.

Die Thalbauern glaubten alles, und kränkten ſich, daß der von ihnen vormals ſo geliebte Guſtav ſich ſo verändert hätte; ſie ſchrieben daher, nach Anleitung ihres Rathgebers Sunnanwäder, dem Könige einen langen Brief voll bittrer Vorwürfe, und „erinnerten ihn an ihre „Dienſte zu der Zeit, da er vogelfrei in ihren „Thälern herumgewandert wäre; nun aber habe „er ſo grauſam ihre Hofnungen betrogen; er „hätte die Ausländer zum Nachtheil der Schwe„den begünſtigt, Klöſter und Kirchen beraubt, „die Biſchöfe von ihren Aemtern vertrieben, „und jetzt wolle er ihnen auch noch, zum Lohn „für ihre Treue, einen neuen Glauben aufdrin„gen; er ſollte ſich ändern, und ſich nicht mehr „unterſtehn von den Geiſtlichen Silberſteuern „zu fordern. Er hätte ſelbſt geſehn, was die „Thalbauern vermöchten; ihnen hätte er ſein „Glück zu verdanken, eben ſo könnten ſie auch „ſein Unglück bewirken.“ Der König überſah gutmüthig das Beleidigende in dieſem Briefe, antwortete den Bauern eigenhändig, und rechtfertigte alles was er gethan hatte.

Ein Artikel dieſer Klagen war jedoch ſehr gegründet. Guſtav hatte dem Ausländer Mellen, dem ehmaligen Söldner Chriſtierns, etwas zu leichtſinnig ſein Vertrauen geſchenkt, das dieſer unwürdige Deutſche mißbrauchte. Ohne ſein ſchändliches Benehmen hätte die gänz liche Eroberung von Gothland keine Schwierigkeit gehabt, die Zuſammenkunft in Malmoe wäre unterblieben, und fernere Unannehmlichkeiten wären dem Schwediſchen Reiche erſpart worden. Dies war die erſte öffentliche Probe, die er von ſeinen ehrloſen Geſinnungen gab. Als Anführer der Schwediſchen Truppen in Gothland war das Schloß Wisby, deſſen Eroberung den Beſitz der ganzen Inſel entſchied, bereits ſo gut wie in ſeinen Händen. Der Admiral Norby aber, ſein alter Freund, der das Schloß vertheidigte, hemmte Melens Fortſchritte durch Schmeicheleien und Geſchenke. Er kam ſelbſt oft ins Schwediſche Lager, ſtellte dem General ſeine nahe Verbindung mit Sture's Witwe vor, und ſtimmte ihn ganz zum Verrath. Melen verließ ſein Lager, begab ſich ins feindliche Schloß, wo er, unbekümmert um ſeine Truppen und um ſeinen Auftrag, viele Tage blieb, und die Zeit mit Schwelgen zubrachte; da auch in dieſen Stunden des Gelags, dem Admiral von ſeiner Buhlerinn ein Kind gebohren wurde, ſo war Melen Pathe.

Ein ſo unverſchämtes Betragen ſetzte die Schwediſchen Soldaten in Wuth; ſie wollten durchaus das Schloß angreifen; ein Aufruhr war auf dem Punkt auszubrechen, als ihr Anführer ins Lager zurückkam, und ſie durch die Verſicherung eines nahen, mit dem Admiral getroffenen, Vertrags beſänftigte; es war, wie er ſagte, eben dieſer Vertrag, deſſen Abſchluß ſeine Abweſenheit veranlaßt hätte, woran nur noch einige geringe Bedingungen zu berichtigen wären, und der deſto wünſchenswerther ſei, weil dadurch das Blut der Menſchen geſpart werden würde. Nun wurden **Melens** Beſuche auf dem Schloß unter dieſem Vorwand erneuert, und dies dauerte, bis der Vertrag in Malmoe die Sachen ließ wie ſie waren, und die Schwediſchen Truppen nöthigte die Inſel zu verlaſſen. **Melen** wagte es nicht dem König vor Augen zu kommen; er nahm alle bei der Armee befindlichen Deutſchen zu ſich, zog mit ihnen nach dem Schloſſe Calmar, das er zur Lehn bekommen hatte, und rüſtete ſich erforderlichen Falls einen Angriff abzuhalten. Seine Abſicht war, das Schloß und die dazu gehörigen Ländereyen, eben ſo wie **Norby** in Gothland gethan, als unumſchränkter Herr zu benutzen. Es geſellte ſich hier zu ihm ein andrer Deutſcher Edelmann, Graf **Johann von der Hoya**, von einem vornehmen Geſchlecht, den der König noch kurz zuvor-in Schweden naturaliſirt, und zum Mißvergnügen der Stände, obgleich endlich mit ihrer Zuſtimmung, zum Reichsrath erhoben hatte. Dieſe Zuſtimmung war nöthig, da die beſtehenden Geſetze nicht geſtatteten, Ausländern hohe Reichs-Aemter zu ertheilen. Guſtavs Abſicht war, den Grafen mit ſeiner Schweſter Margaretha, Brahe's Witwe, zu vermählen, und ihm auch ein Schloß als Kron-Lehen zu geben. Die Verlobung war auch bereits geſchehen, als er ſich heimlich zu Melen geſellte.

Dieſer Undank von beiden wirkte auſſerordentlich auf den König, der jedoch Hoya's Benehmen noch nicht beurtheilen wollte; allein er ſchrieb an Melen, verbarg ſeinen Unwillen, und erniedrigte ſich bis zur Verſtellung. Guſtav ſprach von dem Bedürfniß ſeiner Rathſchläge, und rief ihn zu ſich; Melen kam aber nicht. Die Reichs-Räthe ſchrieben nun auch an ihn, im Namen der Stände, und verlangten ſeine Gegenwart in Stockholm. Seine Antwort war beleidigend, und auch dieſe ertrug man. Immer zögerte er; endlich aber reiſete er dahin, in Begleitung des Grafen von der Hoya, nachdem er ſeinem Bruder Heinrich das Commando in Calmar übergeben hatte, der ihm ſchwören mußte, das Schloß keinem andern als ihm ſelbſt zu übergeben. Zuvor hatte er den jungen Sture, einen minderjährigen Knaben, auf die Feſtung kommen laſſen, in der Abſicht ſich dem Könige deſto furchtbarer zu zeigen.

Es wäre für Guſtav ein Leichtes geweſen, die Plane der Verräther gleich zu vereiteln, und ſie zur Strafe zu ziehen; allein er ſchämte ſich ſeiner Gutherzigkeit, die er für dieſe Menſchen zur Kränkung vieler Patrioten, ſo auffallend gezeigt hatte; er ſetzte daher ſeine Verſtellung fort, und trug Melen einen Tauſch an; ſtatt Calmar ſollte er das näher nach Stockholm liegende Schloß Stäkeborg haben. Melen ſtellte ſich zufrieden, und ſandte ſeinem Bruder Heinrich einen ſchriftlichen Befehl, das Schloß an den königlichen Stallmeiſter Erichſon, den Ueberbringer des Befehls, zu überliefern. Heinrich aber, ſeinem Schwager getreu, ſchlug es ab, es andern als ſeines Bruders eigenen Händen zurückzugeben. Nun verbarg der König ſeinen Zorn nicht länger; Melen verſuchte ſich zu rechtfertigen, ſchob die Schuld auf die Widerſpenſtigkeit ſeiner Soldaten, und bat um Erlaubniß zur Ertheilung der nöthigen Ordre ſelbſt dahin zu reiſen. Dies bewilligte Guſtav, jedoch in Begleitung zweyer Officiere, die den gemeſſenen Befehl hatten, Melen nicht aus den Augen zu laſſen, bis ihnen die Feſtung überliefert wäre. Er aber hinterging beyde, begab ſich mit ihrer Zuſtimmung allein aufs Schloß, erklärte ſich nun öffentlich gegen den König, und erfrechte ſich ſogar einen Ausfall auf die Stadt Calmar zu thun, um die Häupter der königlich Geſinnten aus dem Wege zu räumen. Bei dieſer ſchändlichen Expedition wurden vierzehn Menſchen ermordet, eine weit größere Anzahl aber als Gefangene aufs Schloß geſchleppt. Melen zog nun in der Eil einige Soldaten-Haufen an ſich, die unter ihm in Gothland gedient hatten, desgleichen alle in Smaland vertheilt liegende fremde Truppen, denen er, mit Bezug auf die großen Landes-Schulden, des Königs gänzliche Unfähigkeit ſchilderte, ihnen ihren Sold zu bezahlen. Er trug ihnen nun an, ſie gegen guten Sold in ſeine Dienſte zu nehmen. Die Soldaten bequemten ſich dazu; er übergab ihnen das Schloß, das er ſein Eigenthum, ſeiner Gemahlin Brautſchatz, nannte, und nun ſchwuren ſie ihm den Eid der Treue. Melen verſuchte jetzt, unter eben dieſen Vorwand, die Einwohner von Calmar zu gewinnen; allein dieſe erklärten ſich ſehr beſtimmt, daß ſie niemand als den König für ihren Oberherrn erkennen würden.

Guſtav zögerte nicht länger dieſen Aufrührer zu beſtrafen. Er verſammlete alle in der Nähe befindliche Truppen, und rückte in Perſon auf Calmar loß. Melen wartete ſeine Ankunft nicht ab; er verlor jetzt den Muth und rettete ſich durch die Flucht, nachdem er Jube, einen Anhänger der Chriſtina, zum Stadthalter von Calmar ernannt, und ihm den jungen Sture in Verwahrung gegeben hatte. Seine Gemahlin und ſein Bruder begleiteten ihn auf der Flucht, deren Erfolg jedoch ſehr mißlich war. Die königlichen Soldaten ſetzten den Fliehenden nach; Melen entkam zwar, allein funfzehn von ſeinem Gefolge wurden erhaſcht, von denen vier beim Angriff ihr Leben verloren.

Indeß kam der König ſelbſt an, und forderte das Schloß auf. Die Antwort der Beſatzung war: „Melen ſey ihr Oberherr; ſie hätten ihm Treue geſchworen, und würden ihm auch bis in den Tod dienen.“ Jetzt wurden Batterien aufgeworfen, und man ſchritt förmlich zur Belagerung, die ein neuer trauriger Beweis war, wie leicht der Soldat im Kriege, auch ohne weſentliche Veranlaſſung, zur Wuth gebracht werden kann. Die Belagerten wehrten ſich wie Raſende; ſelbſt die Weiber wälzten Steine von der Mauer auf die Soldaten herab, die bei ihren wiederholten Angriffen keinen Fuß breit vorwärts kamen. Guſtav war durch dieſe Zögerung äuſſerſt gekränkt; er beſchloß einen Hauptſturm, den er ſelbſt anführen wollte, warf ſeinen Mantel von ſich, legte den Harniſch an, nahm Schwerdt und Schild, und rief ſeinen Soldaten zu, ihm zu folgen. Man beſchwur ihn, ſich nicht ſelbſt in Gefahr zu ſtürzen, und verſprach das Aeuſſerſte zu wagen. Fredag und Pederſon, zwey ſeiner tapferſten Befehlshaber, ſtellten ſich an die Spitze der Stürmenden. Der Angriff dauerte vom Morgen bis ſpät Abends; nur die Finſterniß machte ihm ein Ende, und entdeckte dem Könige die Größe ſeines Verluſts. Die beiden wackern Anführer waren mit dem größten Theil ihrer Soldaten gefallen; aber auch von den Belagerten war die Hälfte bei dem Sturm umgekommen, und faſt alle übrigen waren verwundet. Sie erboten ſich daher am folgenden Morgen zu capituliren. Der König aber wollte mit ſo frechen Aufrührern durchaus keine Capitulation eingehn; nothgedrungen ergaben ſie ſich nun auf Diſcretion. Guſtav, dem das viele Blut der Seinigen tief ſchmerzte, da es zur Ueberwindung von Rebellen und Landſtreichern gefloſſen war, zeigte ſich bei dieſer Gelegenheit ſehr ſtrenge, vielleicht grauſam; er ließ alle Gefangene durchs Schwerdt hinrichten, und die Hauptaufrührer rädern. Das Schloß von Calmar wurde jetzt Arvid Weſtgöthe, einem durch ſeine Treue bewährten Mann, übergeben, worauf der König nach Stockholm zurückkehrte, wohin er den jungen Sture mitnahm.

Der ehrgeizige Norby war indeß noch immerfort raſtlos; er rechnete auf Sture's Anhang und auf die Feinde des Königs, beſonders auf die Prieſter; dabei bemühte er ſich, Schweden mit Dänemark und den Hanſee-Städten zu entzweyen. Dies gelang ihm aber nicht. Nun ſchickte er einige Kriegsſchiffe unter Anführung von Otto Stigſon nach Schonen, einer bloß durch den Sund von Dänemark getrennten Provinz, die jetzt in Chriſtierns Namen angegriffen wurde. Stigſon bemächtigte ſich Sölfsborg und Ahus, plünderte die Güter der Edelleute, ſchonte aber der Bauern, denen er ſagte, daß er zu ihrem Schutz gegen den Adel abgeſchickt wäre. Dies ſchaffte ihm Sicherheit und verſtärkte ſeinen Haufen. Bald darauf kam Norby ſelbſt, ließ Chriſtiern von neuem huldigen, und die widerſtrebenden Patrioten ins Gefängniß werfen. So unterwarf er ſich alle Schoniſchen Städte, bis auf Malmoe, das, wie oben bereits bemerkt, im Beſitz der Dänen war.

Dieſe Fortſchritte des Admirals, zum Beſten des abgeſetzten Tyrannen, riefen den König von Dänemark zur Thätigkeit auf; er ſchickte Truppen gegen ihn aus; da es denn bei Lund zu einem Treffen kam, wobei Norby total geſchlagen wurde, und auch 3000 Schoniſche Bauern, die für ihn mitfochten, ihr Leben verloren. Die ihm ergebene Stadt Lund wurde geplündert, und ſechzig Bürger, die ſich in die Domkirche geflüchtet hatten, herausgeholt, und auf den Richtplatz geſchleppt. Der Admiral rettete ſich mit dem Reſt ſeiner Truppen nach der am Sunde liegenden Handelsſtadt Landscrona, wo er belagert wurde, dieſe Feſtung aber nicht eher übergab, auch Gothland nicht eher räumte, bis der König Friedrich ihm das Schloß Sölfsborg als ein Lehn, eine Summe Geld zur Abſoldung ſeiner Mannſchaft, und andere ehrenvolle Bedingungen bewilligte.

Der durch die unabläſſigen innerlichen Unruhen gekränkte Guſtav, der beſonders den ſo unverdienten Haß der Thalbauern nicht verſchmerzen konnte, war der Regierung müde, und beſchloß ihr zu entſagen. Zu dieſem Ende berief er einen großen Reichstag nach Weſteräs, wobei ſich, auſſer dem ganzen Adel, zwei Abgeordnete aus jeder Stadt, und zwey Bauern aus jedem Land-Diſtrict, einfanden. Der König ſchilderte der Verſammlung den Zuſtand des Reichs, rechtfertigte ſein Betragen vom Anfange der Regierung in allen Zweigen der Adminiſtration, und verbarg ſeinen Kummer nicht, daß man ihm alles Elend der Nation, auswärtige und innerliche Fehden, Theurung und ſtarke Steuern, zur Laſt legte. Dieſe Uebel könnten nur durch wohl überdachte Mittel gehoben werden, dazu aber gehörten Zeit und gehorſame Unterthanen; da er nun auf dieſe nicht hoffen könne, ſo ſei er entſchloſſen, die Krone niederzulegen. Hier wurde ſeine Rede von den erſchrockenen Ständen unterbrochen. Sie baten, ſie flehten, die Nation in dieſer traurigen Lage nicht zu verlaſſen, verſprachen ihn aus allen Kräften beizuſtehn, erneuerten die Verſicherungen ihrer Treue und ihres Gehorſams, und lieſſen nicht eher ab, bis der König ſeinen Entſchluß zurück nahm.

Gleich nach dem Reichstage marſchirte Guſtav mit einigen Truppen nach den Thälern, ließ die Bauern bei Tuna verſammlen, und hielt ihnen in einer Rede ihr Verbrechen vor; daß ſie Schwedens Feinde beſchützt, die Befehle der Regierung verachtet, und ihn ſelbſt in unanſtändigen Briefen angegriffen hätten. Dieſe Rede erhielt durch die Anweſenheit der Truppen einen großen Nachdruck. Die Bauern fielen auf ihre Knie, geſtanden ihr Unrecht, und flehten mit empor gehobenen Händen um Vergebung, die ſie auch ſogleich von dem gutmüthigen König erhielten, der ſich ſeiner ehemaligen, von der gegenwärtigen ſehr verſchiedenen Rolle an eben dieſem Orte mit Dankbarkeit erinnerte; ſie mußten von neuem den Eid der Treue ſchwören, und ſich in einer mit ihren Hauszeichen und Gemeinde-Siegeln bezeichneten Schrift verpflichten, ſich nie mehr zum Ungehorſam verleiten zu laſſen; dagegen der König den Bergländern ihre alten Privilegien beſtätigte. — Die Verführer dieſer ehrlichen Landleute, Sunnanwäder und Knut flohen indeß nach Norwegen, wo ſie bei Olof, dem Erzbiſchof von Drontheim, der den König von Schweden als einen Ketzer haßte, und überdies Trolle's Freund war, eine gute Aufnahme fanden; auch wurde ihre Auslieferung, ſo ſehr auch Guſtav darauf beſtand, durchaus verweigert.

Die Fortſchritte der proteſtantiſchen Lehre wurden indeß immer merklicher in Schweden. Der kühne Olof Petri, der ſich bisher nur als Kanzel-Redner auf ſpeculative Sätze beſchränkt hatte, ſchritt endlich zu Handlungen, und nahm, nach dem Beiſpiel Luthers, eine Frau; wobei der König in Perſon der Hochzeit beiwohnte. Dieſe bis dahin in Schweden unerhörte That eines geweihten catholiſchen Prieſters, erregte das größte Aufſehn. Die Geiſtlichen ſchrieen über den Scandal, und der Biſchof Braſk machte Guſtav ſelbſt in einem Briefe Vorwürfe, eine ſo unchriſtliche Handlung ſogar durch ſeine Gegenwart ſanctionirt zu haben. Dies Geſchrei hinderte jedoch nicht die Nachahmung. Viele Mönche und Nonnen verließen ihre Klöſter, um ſich zu verheyrathen; auch eine Menge Weltgeiſtlichen, die bisher ihrer Verbindung mit Rom treu geblieben waren, nahmen nun willig eine Lehre an, die ihnen die Freuden des häuslichen Lebens geſtattete.

Die Krönung, die man wiederholt verlangte, wurde immer noch verſchoben, da der König durch die beſtändig wachſenden Anhänger des Lutherthums und durch andre langſam wirkende Mittel, erſt noch ſeine Macht gegen die Biſchöfe vermehren wollte. Er ſchmeichelte indeß die Ritterſchaft, beſtätigte auf dem im Anfang des Jahres 1526 in Wadſtena gehaltenen Reichstage ihre Privilegien, und fügte noch das wichtige, kaum durch die Umſtände der Zeit zu rechtfertigende Vorrecht hinzu, daß die Edelleute alle Rechtsſachen der auf ihren Gütern Wohnenden ſchlichten, und die Strafgelder heben ſollten. Von den Privilegien der Prieſterſchaft aber war gar nicht die Rede; vielmehr bewirkte Guſtav zu eben der Zeit zur Erleichterung des Volks einen Reichsſchluß, nach welchem die Geiſtlichen zwey Drittheile von allen Kirchen-Zehenden zu den Bedürfniſſen der Nation hergeben mußten. Der König blieb hierbei nicht ſtehen; er war überzeugt, daß nur allein durch Verminderung ihrer Reichthümer, der Einfluß und das Anſehn der Cleriſey geſchwächt werden konnten. Viele Edelleute hatten auf geiſtliche Güter verjährte Anſprüche, die man wegen der Macht der Kirche nicht hatte geltend machen wollen. Jetzt aber war dazu der rechte Zeitpunkt. Der König gab ihnen ſelbſt das Beiſpiel, und forderte das Kloſter Gryps holm, das auf einem Grundſtück ſeiner Familie gebaut war; eben dasjenige, wo man ihm zur Zeit ſeiner Proſcription ein Nachtlager abgeſchlagen hatte. Die beſtürzten Mönche hielten es nicht rathſam, die Rechte eines ſo mächtigen, durch ſie gereizten Gegners zu beſtreiten; ſie gaben das Kloſter förmlich zurück, und zogen fort. Guſtav wies ihnen ein anderes Kloſter an, wo ſie von ihm ihren Unterhalt bekommen ſollten; allein ſie entſagten dem Mönchsleben und zerſtreuten ſich im Lande, um ihr Brod durch Arbeit zu verdienen.

Mehrere königliche Geſetze, die kirchliche Mißbräuche ſehr böſer Art abſchaften, kamen dieſer, den Geiſtlichen immer mehr und mehr nachtheiligen, Volksſtimmung zu Hülfe. Die Pfarrer nehmlich zogen bisher unter der Rubrick von Sünden, von ihren Eingepfarrten, wenn dieſe an einem Sonntage, oder auch nur während der Meßandacht, gejagt oder gefiſcht, oder vor der Trauung bei ihren Verlobten die Freuden der Ehe anticipirt hatten, einen ſtarken Tribut, der mit Strenge eingetrieben wurde. Ferner hatten dieſe Pfarrer und die angeſehenen

Geiſtlichen überhaupt, die Gewohnheit, gegen ihre Feinde, ja gegen ihre Gläubiger, die bezahlt ſeyn wollten, die Waffen der Kirche zu gebrauchen. Ueberdies hatten die Biſchöfe, ſo wie ihre Vicarien und die von ihnen beſtellten Richter, der geiſtlichen Gerichtsbarkeit eine große Ausdehnung gegeben. Alle Proceſſe im Königreich, die nur durch den kleinſten Faden an das Religionsweſen hingen, ein angefochtener Eid bei einem Contract, ein Streit in einer Eheſache, die oft abſichtlich veranſtaltete Verwickelung eines Geiſtlichen in einem Proceß, waren hinreichend, dieſen ſofort den weltlichen Tribunalen zu entziehn. Guſtav ſchaffte dieſe geiſtliche Gerichtsbarkeit durchaus ab, mit der Aeuſſerung, daß die Erörterung von Rechtshändeln kein Geſchäft für Geiſtliche wäre; ja er gab ein Geſetz, daß dieſe ſogar alle ihre eigne Proceſſe der Entſcheidung weltlicher Richter überlaſſen mußten; auch durften die Biſchöfe nicht ferner in ihren Kirchſprengeln ſich der Erbſchaften von Geiſtlichen anmaſſen, und Strafgelder auferlegen, ohne zuvor ihre Gründe dem Senat vorgetragen, und deſſen Entſcheidung abgewartet zu haben.

Die Biſchöfe hielten in dieſer Noth Verſammlungen; man drang in den Erzbiſchof ſeinen Nachgebungen Gränzen zu ſetzen, und ſeine Authorität zu zeigen. Der Biſchof von Linköping beſtand auf die heftigſten Maaßregeln; er verlangte, daß man damit anfangen müßte, Olof und ſeine Anhänger zu excommuniciren; ſodann ſollte man im Namen des Pabſtes dieſen Hauptketzer in Verhaft nehmen, und nach Rom ſchicken, um dort auf einem Scheiterhauſen verbrannt zu werden. Dieſer Vorſchlag aber fand bei den verſammleten Biſchöfen keine Unterſtützung; am wenigſten vom Erzbiſchof, der bei einem ſo gewaltſamen Schritt Guſtavs ſtarke Ahndung fürchtete. Indeß verſprach dieſer Prälat alles zu thun, was nur irgend die geiſtliche Macht wieder empor heben könnte. In dieſer Hinſicht fiel er auf das Mittel, durch äuſſern Glanz die Augen des Volks zu blenden. Er richtete einen königlichen Hofſtaat ein, nahm Hofjunker und Pagen aus dem vornehmſten Adel des Königreichs, hiezu eine Leibwache von zweyhundert Mann auserleſener Leute, die prächtig mondirt waren; auch er ſelbſt kleidete ſich auf das koſtbarſte, und ließ Decken von Goldſtoff immer vor ſich in der Kirche ausbreiten; zu dieſen Einrichtungen kam eine Tafel, die an

Ueppigkeit alles übertraf, was man noch in Schweden geſehn hatte. Mit dieſer Pracht reiſete er allenthalben im Reiche herum, um Kirchen-Viſitationen zu halten.

Der König betrachtete dies armſelige Hülfsmittel als eine Farce, die er nicht dulden müßte; er rief den Erzbiſchof nach Stockholm, wo er ihm harte Vorwürfe über dies Gepränge machte, und ihn ſo demüthigte, daß der geängſtigte Prälat ſeine Thorheit eingeſtand, und Reue zeigte. Um die Gunſt des Monarchen wieder zu gewinnen, erbot er ſich durch ſeine Prieſter die Bibel ins Schwediſche überſetzen zu laſſen, womit Guſtav zufrieden war, um eine andere von Lutheranern verfertigte Ueberſetzung damit vergleichen zu können. Der König wollte den Eindruck auslöſchen, den die Pracht des Erzbiſchofs auf den Pöbel gemacht hatte; daher bediente er ſich eben dieſes Mittels, und reiſete nach Upſala, in Begleitung der vornehmſten Reichs-Beamten, vieler Edelleute und eines Corps Truppen zu Pferde und zu Fuß, wobei ſich zweihundert in glänzenden Harniſchen ſtrotzende Reuter beſanden. Alle dieſe Edelleute und Soldaten, Cavallerie und Infanterie, paradirten vor der Stadt, wo Guſtav das Volk aus der ganzen

Gegend verſammlen ließ; hier von einer Höhe herab, zu Pferde ſitzend, mit dem Erzbiſchof zu ſeiner Rechten, hielt er an die Verſammlung eine Rede, deren Gegenſtand die lateiniſche Meſſe und andre zweckloſe Kirchengebräuche, vorzüglich aber die beabſichtigte Abſchaffung der Mönche war; er nannte ſie faule Thiere, Ungeziefer, die das Fett des Landes verzehrten; von ihnen müßte das Reich geſäubert, und ihre Einkünfte zur Anlegung von Schulen und Hoſpitälern verwandt werden.

Dieſe Rede that keine Wirkung bei den Bewohnern einer Gegend, wo bisher der Mittelpunkt der geiſtlichen Macht geweſen war. Bürger und Bauern murrten und ſchrieen: „Wir „wollen unſre Mönche behalten! Man ſoll uns „die lateiniſche Meſſe nicht verbieten!“ Der König fand rathſam für jetzt nicht auf dieſe Punkte zu beſtehn. Es zeigten ſich aber Volksredner, die, durch dieſe Nachgiebigkeit kühn gemacht, gegen alle Glaubens-Neuerungen losgezogen, beſonders aber gegen die Abſchaffung der lateiniſchen Meſſe ſprachen. Guſtav lächelte, und befahl einigen aus ſeinem Gefolge die Bauern lateiniſch anzureden, ſodann rief er dieſen zu, darauf zu antworten. „Dies können wir

„nicht, erwiederten die Bauern, denn wir verſtehen dieſe Sprache nicht.“ — „Und doch „ſagte der König, liegt euch die lateiniſche „Meſſe ſo ſehr am Herzen?“ — Dies Argument blieb von ihnen unbeantwortet, allein ihr Ungeſtüm dauerte fort; ſie nannten den Kanzler und Archidiaconus Anderſon, den Urheber dieſer Neuerungen, und baten den König um Erlaubniß ihn aus der Stadt zu holen, um ihn hier öffentlich zu beſtrafen. Man würdigte nicht hierauf zu antworten. Sie kannten ihn nicht perſönlich; denn er war gegenwärtig, und hielt zu Pferde an Guſtavs Seite.

Die Verſammlung ging nun auseinander; der König ritt nach der Stadt, wo ihm der Erzbiſchof ein großes Mahl gab. Dieſer Prälat, aufgemuntert durch die laut geäuſſerte Volksſtimmung, die Guſtav gelaſſen ertragen hatte, dachte nicht mehr an ſeine in Stockholm bewieſene Reue; deſto ſtärker aber war ſeinem Gedächtniß die große Ehrfurcht des Volks gegenwärtig, das ihn hier in Upſala, ſeiner Reſidenz, beinahe ſo wie den Pabſt verehrte; eine Ehrfurcht, die er bemüht war auf alle nur erſinnliche Art zu unterhalten. Die jetzige Gelegenheit, vor den Augen aller Großen des Landes ſeine Herrlichkeit zu zeigen, [illegible] ihm dazu vorzüglich geeignet zu ſeyn. Er ließ daher bei dieſem Mahl für ſich, dem Monarchen gegenüber, einen über den Königs-Sitz erhöheten Thron errichten, wo er, mit prächtigerm Tafelgeräthe als der König, von vielen Edelleuten bedient wurde. Das auf dem Felde Vorgefallene hatte ſeinen Stolz dermaſſen vermehrt, daß er den König ganz als ſeines Gleichen behandelte, und ihm auch mit dem Pokal in der Hand die Geſundheit zubrachte: „Unſer Gnaden trinken Euer Gnaden ein gutes Jahr zu!“ Guſtav der hier Gaſt war, hielt den Ausbruch ſeines Zorns für den Augenblick zurück, und antwortete bloß: „Deine Gnade und unſere „Gnade haben nicht Raum unter einem Dache!“ aber nach der Tafel, da die Prälaten und Domherrn im Capitel verſammelt waren, ſprach er deſto nachdrücklicher. Er fragte ſie, worauf ſie ihre Vorzüge und Einkünfte gründeten? Sie beriefen ſich auf die Concilien, auf die ihnen von den alten Schwediſchen Königen gegebenen, und beſtändig beſtätigten Freiheiten, bezeichneten die Verordnungen der Kirche als Gottes-Befehle, und drohten deren Uebertreter mit dem Bann und der ewigen Verdammniß. Guſtav verwarf dieſe Autoritäten, und verlangte aus der Bibel Beweiſe, die ſie aber nicht zu geben vermochten. Er erklärte ihnen nun, daß er kein ander Geſetz anerkenne, als das Wort Gottes, und überdies ergäbe ſich von ſelbſt, daß die Einrichtungen, welche Schwediſche Könige ehmals gemacht hätten, auch nach den Umſtänden der Zeit wieder von einem Könige von Schweden geändert werden könnten. Nach dieſer Erklärung ſchied man von einander, und Guſtav reiſete nach Stockholm zurück.

Norby befand ſich inzwiſchen auf dem Schloſſe Sölfsborg, wo er ganz nach ſeiner alten Weiſe, nicht wie ein Däniſcher Unterthan, ſondern wie Friedrichs Bundsgenoſſe lebte; er ließ, ſo wie vordem, ſeine Schiffe auf der Oſtſee kreuzen, und alles angreifen, was ihnen vorkam. Einer dieſer Seeräuber, Namens Brun, Unter-Marſchall des Admirals, wurde durch Sturm in den Calmarſchen Sund getrieben, hier angehalten, ins Gefängniß geworfen und bald nachher in Stockholm aufgeknüpft. Man erfuhr von ihm den wichtigen Umſtand, daß Norby im Begriff ſey nach Rußland zu reiſen, um den Großfürſten gegen Schweden aufzubringen. Guſtav benutzte dieſe Entdeckung, und eilte ihm zuvorzukommen. Der vor drei Jahren zwiſchen beiden Staaten geſchloſſene Friede, war von Schweden noch nicht beſtätigt, da der Großfürſt verſprochen hatte, dieſe Beſtätigung durch Geſandte in Stockholm abholen zu laſſen. Dies war nicht geſchehn; daher jetzt Guſtav ſelbſt einen Botſchafter dahin ſchickte, der nun unter vortheilhaften Bedingungen für Schweden den Frieden in Moſcau völlig abſchloß.

Bruns Hinrichtung machte den Admiral Norby wütend; er rüſtete ſich ihn zu rächen, und bat den König von Dänemark um Erlaubniß Schweden anzugreifen, mit der Zuſicherung, daß alle ſeine Eroberungen Dänemark zufallen ſollten. Dieſer Monarch aber, der dem ſtolzen Seemann nicht günſtig war, und keinen Krieg jetzt wünſchte, ſchlug ihm alle Theilnahme an ſeinen Entwürfen ab, und gab ſelbſt dem König von Schweden davon Nachricht. Norby ſetzte ſich nun vor, ohne Erlaubniß und ohne Beiſtand, für ſich zu handeln. Er hatte jedoch nur 600 Mann, die auf vier Kriegsfahrzeugen und ſechs Jagden vertheilt waren; hiezu ſtießen noch ſechs andere Kriegsfahrzeuge, unter Anführung einiger Däniſchen Seeleute, die unter ihm ehedem als königliche Matroſen gedient hatten, und jetzt unter ſeinen Fahnen auch Seeräuberey zu treiben wünſchten. Guſtav, deſſen Marine, obwohl noch ſchwach, dennoch ſtark genug war, es mit einer ſolchen Macht aufzunehmen, beſchloß dieſem Unweſen auf einmahl ein Ende zu machen; er nahm die von Norby, der faſt alle ſeine Mannſchaft bei ſich hatte, nur ſchlecht beſetzten Schlößer, Sölfsborg, Rottneby und Lykoe, in der Geſchwindigkeit weg, während eine kleine Schwediſche Flotte die feindliche aufſuchte. Man ſtieß auf einander ohnweit Bleckingen. Das Treffen war hartnäckig, und endigte ſich mit Norby's gänzlicher Niederlage, der ſich blos mit einigen Schiffen nach Narva rettete. Hier verkaufte er ſeine ſtark beſchädigten Schiffe, entließ ſeine Leute, und begab ſich voller Zuverſicht, nach Moscau. Hier aber fand er ſich ſchrecklich getäuſcht. Der Großfürſt ließ ihn ins Gefängniß werfen, und würde ihn an den König von Schweden ausgeliefert haben, wenn nicht Chriſtiern durch den Kaiſer Carl ſeine Freylaſſung bewirkt hätte. Dieſer nunmehr ſehr gebeugte Mann, ſo viele Jahre lang der Gebieter des baltiſchen Meeres und das Schrecken aller Seefahrer, war jetzt, ohne Geld und Leute, unfähig etwas Großes für ſich zu unternehmen;

er ging daher zur kaiſerlichen Armee nach Italien, wo er aber ſeinen Unternehmungsgeiſt nicht zeigen konnte, wo er unbemerkt blieb, und wo er auch bald nachher bei der Belagerung von Florenz erſchoſſen wurde.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Berlin.
Gedruckt bei Johann Friedrich Unger.

Geſchichte
Guſtavs Waſa,
Königs von Schweden,

nebſt einer

Schilderung des Zuſtandes von Schweden

von den älteſten Zeiten an

bis Ende des funfzehnten Jahrhunderts.

Von

J. W. von Archenholtz,

vormahls Hauptmann in Königl. Preuß. Dienſten.

Zweiter Band.

Tübingen 1801.
In der J. G. Cottaſchen Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Geſchichte

Guſtavs Waſa,

Königs von Schweden.

Zweyter Band.

Inhalt

der Bücher des zweyten Bandes.

Siebentes Buch.

Reichstag zu Stockholm. — Maaßregeln zur Aufhelfung des Handels und zur Schmälerung der Einkünfte und des Eigenthums der Geiſtlichkeit. — Hochverraths-Proceß der Prälaten Knut und Sunnanwäder und deren Hinrichtung. — Ausgedehnte Feindſeligkeiten der Geiſtlichkeit gegen den König. — Beharrliche Widerſetzung des Erzbiſchofs Magnus, und deſſen Entfernung aus Schweden. — Strenge königliche Verordnungen in Betreff der kirchlichen Angelegenheiten. — Des Reichs-Marſchalls Thure Jönſon und andrer Großen des Landes geheime Verſchwörung gegen den König. — Förmlicher Aufruhr. — Jöns, ein Bauerburſche, tritt unter dem Namen Sture auf, deſſen kühne Maaßregeln und vom Glück begünſtigte Abentheuer. — Theilnahme der Dalecarlier an der Empörung. — Verſuche Guſtav's den Aufruhr gütlich zu ſtillen. — Unterhandlungen. — Circular-Schreiben des Königs zu Berichtigung der Religions-Begriffe. — Eigenmächtiges Mandat des Biſchofs von Linköping gegen Luthers Schriften. Bannſtrahl dieſes Biſchofs gegen ein Ehepaar. — Guſtavs Verordnungen zur Hemmung der prieſterlichen Gewalt.

Achtes Buch.

Auſſerordentlicher Reichstag zu Weſterås. — Letzter angeſtrengter Widerſtand der catholiſchen Geiſtlichkeit. — Ernſtliche Reichstags-Scenen mancherley Art. — Rede des Königs und deſſen Thron-Entſagung. — Triumpf der königlichen Gegner. — Berathſchlagungen. Erklärung der Bürger und Bauern. Beſchluß der Stände. — Es werden Abgeordnete an Guſtav geſchickt, ihn zur Veränderung ſeines Entſchluſſes zu vermögen. Abſchlägige Antwort. Beſtürzung und Verwirrung. Erneuertes Anſuchen und guter Erfolg. — Wichtige Reichsbeſchlüſſe. — Geſetzliche Unterdrückung aller geiſtlichen Macht und Herrlichkeit. — Manifeſt des Reichsraths. — Guſtav's Reiſe zur Vollziehung der Senats-Beſchlüſſe. — Des Biſchofs von Linköping Argliſt und Flucht aus dem Reiche. — Mißlungener Verſuch der entflohenen Prälaten den König von Pohlen, Sigismund, gegen Schweden in Waffen zu bringen. — Wanderungen des entthronten Königs Chriſtiern um Hülfe zu erlangen. — Unruhe des Königs Friedrich von Dänemark, und deſſen freundſchaftliches Benehmen gegen Schweden. — Jöns verwegene Maaßregeln, ſeine Empörung fortzuſetzen. — Marſch des Königs nach den Thälern, und gänzliche Endigung des Aufruhrs. — Jöns's Flucht nach Roſtock, dortiger Proceß und Hinrichtung.

Neuntes Buch.

Ruhe in Schweden. — Religionsweſen. Zuſtand der chriſtlichen Kirche in dieſem Königreiche. — Königliche Krönung zu Upſala. Auſſerordentlicher Wettkampf. — Abermaliger Schritt von Seiten Dänemarks die Streitigkeiten mit Schweden beizulegen. — Tractat zu Lödeſoe zwiſchen beiden Mächten. — Concilium zu Oerebro. — Reiſe eines Schwediſchen Dominicaners nach Deutſchland Luthern zu bekehren. — Guſtavs Vermählung mit der Sächſiſchen Prinzeſſin Catharina. — Zuſtand des Studienweſens in Schweden. — Angewandte Mittel die Aufklärung zu befördern. — Guſtavs Briefwechſel mit Luther und Melanchton. — Neuer Aufruhr in Weſtgothland und Smaland, unter Leitung des Reichs-Marſchalls Jönsſon und des Biſchofs von Skara, Haraldi. — Guſtav wird von einigen Aufrührern förmlich des Throns entſetzt, der Reichsrath Bryntesſon von ihnen zum Könige gewählt, und bei Lark dem Volke vorgeſtellt. — Unerwartete widrige Volksſtimmung, und Ende der ganzen Empörung. — Verblendung und Sicherheit der Verſchwornen. — Flucht des Reichs-Marſchalls und des Biſchofs von Skara nach Dänemark. — Reichstag zu Strengnäs — Verurtheilung der Verſchwornen. — Erneuerung der Lehnspflichten. — Glocken-Tribut. — Tumult in Weſterås. — Neuer Aufruhr in Dalecarlien und deſſen kurze Dauer. — Des Königs Eifer den Landbau, den Handel und National-Induſtrie zu befördern. — Handelsvertrag mit den Holländern und Niederländern.

Zehntes Buch.

Neue Rüſtung **des Königs Chriſtiern durch Hülfe** der Holländer, und deſſen Kriegeszug mit einer Flotte nach Norwegen. — Landung bei Opslo und Eroberung von Carlsborg und Congel. — Thätigkeit der Schwediſchen Flüchtlinge. — Ankunft einer Däniſchen Flotte in Norwegen. — Chriſtiern's Unfälle und deſſen ſchreckliche Lage. — Ermordung des geflüchteten Reichs-Marſchalls Jönsſon. — Unterhandlung und Vertrag zwiſchen dem Däniſchen Admiral Gyllenſtierna und dem Könige Chriſtiern. — Gebrochener Vertrag und Verhaftung dieſes Königs. — Zwiſt mit Holland, die Chriſtiern geleiſtete Hülfe betreffend. — Ruhe in Schweden. — Züchtigung der Dalecarlier wegen des letzten Aufruhrs. — Tod des Königs Friedrich von Dänemark. — Vorfälle in Lübeck; Benehmen dieſer Stadt gegen Schweden und deſſen Folgen. — Verrätherey des Grafen von Hoya und ſeine Flucht aus Schweden. — Des jungen Sture Schickſale in Deutſchland, und deſſen patriotiſches Betragen. — Streit um die Däniſche Krone. — Krieg der Lübecker gegen den neuen König Chriſtian von Dänemark, zur Wiedereinſetzung Chriſtiern's. — Chriſtian in Jütland und Fühnen zum Könige proclamirt. — Einmarſch des Grafen Chriſtoph von Oldenburg mit einer Armee in Seeland und Schonen. — Ankunft einer Lübecker Flotte an den Küſten Seelands. — Der gefangene Chriſtiern wird als König anerkannt. — Schickſale der Schwediſchen Kriegsflotte in der Oſtſee. — Berennung der Stadt Lübeck und deren Folgen. — Entwurf den König Guſtav vom Throne zu ſtürzen. — Fehlgeſchlagene Unterhandlung zwiſchen König Chriſtian und dem Grafen von Oldenburg. — Die Schweden rücken in Schonen ein. — Großes Treffen bei Helſingburg zum Vortheil der verbündeten Dänen und Schweden. Wichtige Folgen dieſes Treffens. — Abermalige entſcheidende Niederlage der feindlichen Truppen bei Odenſee. — Tod des Grafen von Hoya und des Erzbiſchofs Trolle. — Des Lübecker Generals Meyer Entwürfe in Schweden, deſſen Kriegsgefangenſchaft und Hinrichtung. — Reiſe des Königs Chriſtian nach Stockholm. — Vertrag zwiſchen beiden Monarchen. — Separatfrieden zwiſchen Dänemark und Lübeck. — Mißhandlung der Schweden.

Eilftes Buch.

Unerwartete Fortſetzung des Kriegs in Dänemark. — Schwedens Hülfsleiſtung. — Ende des Kriegs.

— Tod der Königin Catharina, Guſtav's Gemahlin. — Neue Vermählung des Königs. — Guſtav's hartes Verfahren gegen den Biſchof von Strengnäs. — Der junge Sture. — Handelsvertrag zwiſchen Schweden und Lübeck. — Abgeſchloſſener Friede zwiſchen Schweden und Rußland auf ſechzig Jahre. — Neuer Congreß in Copenhagen, zur Beilegung der Streitigkeiten zwiſchen Dänemark und Schweden. — Unruhen in Smaland. — Waffenſtillſtand mit Lübeck. — Melen's auswärtiger Schutz. — Der Smalkaldiſche Bund. — Prieſterverſammlung in Orebro und deren Beſchlüſſe. — Reformations-Uebel. — Eigenmächtiges Verfahren des Adels. — Studienweſen in Schweden. — Religions-Rath. — Hochverrath zweyer Häupter der proteſtantiſchen Cleriſey. — Reichstag zu Oerebro und große Berathſchlagungen. — Wahl des Prinzen Erichs, als Thronfolgers in Schweden, und Huldigung deſſelben. — Des Pfalzgrafen Friedrich's, Däniſchen Kronprätendenten, Bemühungen ſich mit Guſtav zu verbinden. — Zuſammenkunft der Könige von Dänemark und Schweden bei Brömſebro. — Friedens- und Allianz-Tractat zwiſchen beiden Monarchen. — Maaßregeln zur Beförderung des Handels und der Indüſtrie in Schweden. — Bündniß mit Frankreich.

Zwölftes Buch.

König Guſtav's gegenwärtige Lage. — Chriſtiern's harte Gefangenſchaft. — Große Rüſtungen in Europa gegen den Sultan Solyman. — Religions-Weſen in Schweden. — Errichtung einer ſtehenden Armee, die erſte in Schweden. — Geſetze und Maaßregeln zur Beförderung des Landbaus, zur Erziehung der Kinder und zur Einſchränkung des Luxus. — Neue Empörung in Smaland unter Leitung des Bauern Nils Dacke, die blutigſte und gefährlichſte unter Guſtav's Regierung. — Fortſchritte dieſer Rebellion und ihre Greuel. — Rüſtung des Königs. — Aufgebot des Adels. — Gütlicher Verſuch Guſtav's die Empörung zu ſtillen. — Dacke's Antrag an Sture. — Naher Untergang dieſes Empörers bei Bärgqwara. Seine Rettung durch die Einfalt des Statthalters von Weſtgothland. — Niederlage eines königlichen Truppencorps in Smaland. — Dacke's militäriſche Thätigkeit. — Guſtav's Marſch gegen die Rebellen. — Unterwerfung der Einwohner von Oſt-Gothland. — Neuer Verſuch durch Unterhandlungen den Aufruhr zu endigen. — Förmlicher Vertrag der Regierung mit den Empörern in Smaland. —

Des Königs öffentliche Rechtfertigung. — Erneuerte Huldigung der Oſt-Gothen und Treue der Dalecarlier.

Dreizehntes Buch.

Guſtav's Eifer für die Reformations-Sache. — Verläumdungen gegen ihn und deren Folgen. — Dacke ſetzt ſeinen Aufruhr fort. — Anſprüche des Herzogs Albrecht von Mecklenburg auf die Schwediſche Krone und deſſen Maaßnehmungen. — Verſprechungen und Schmeicheleien des Kron-Prätendenten Friedrich und andrer Fürſten zu Gunſt der Rebellion. — Kaiſerliches Aufmunterungs-Schreiben an Dacke. — Reichstag zu Oerebro. — Neue Entwürfe der Regierung mit den Empörern gütlich zu unterhandeln. — Dacke's Strenge und Politik. — Gebrochener Waffenſtillſtand. Plünderungen und Verheerungen. — Belagerung des Stureſchen Schloſſes Stackeborg. — Große Niederlage der Rebellen. — Dacke's letzte Ermannung und ſein Tod. Ende der Empörung. — Schlechtes Betragen und Proceß des Schwediſchen Kanzlers von Pyhy, ehemals Conrad

Peutinger genannt. — Tractatenmäßig geleiſtete Hülfe von Schweden an Frankreich. — Reichstag zu Weſterås. Antrag des Königs die Krone niederzulegen. — Wichtige Reichs-Beſchlüſſe. — Feyerliche Erklärung der königlichen Söhne zu Erbherren des Schwediſchen Reichs, und Huldigung des Prinzen Erich als Kronprinzen von Schweden. — Innere Verbeſſerungen des Landes, Verordnungen und Cultur-Maaßregeln, mancherley Art. — Dänemarks eigenmächtiger Vertrag wegen des gefangenen Königs Chriſtiern. — Guſtav's Schritte zu einer Friedens-Unterhandlung mit dem Kaiſer, und endlicher Beitritt zu dem Speyerſchen Tractat. — Des Herzogs von Mecklenburg letzter Verſuch auf die Schwediſche Krone. — Chriſtiern's Freylaſſung. — Fortgeſetzte Kränkungen Guſtav's von Seiten des Däniſchen Hofes. — Unions-Wappen; Saame einer hundertjährigen Zwietracht.

Vierzehntes Buch.

Schwedens Flor. — Stolzes Betragen der eiferſüchtigen Lübecker, und deſſen Folgen. — Handels-

Vertrag zwiſchen Schweden und England. — Neue Verordnungen, Handlung und Schiffarth im Reiche emporzubringen. — Guſtav's Verluſt ſeiner zweyten Gemahlin und Wahl einer dritten. — Theologiſche Streitigkeiten. — Vielfache Maaßregeln des Königs zur Beförderung der Wiſſenſchaften, Künſte und Induſtrie in Schweden. — Mißhelligkeiten mit Rußland. — Politiſche Lage Lieflands. — Einfall der Ruſſen in Finnland. — Antrag Sigismund's, Königs von Pohlen zu einem Bunde. — Starke Zurüſtung der Schweden zum Kriege. — Niederlage der Ruſſen. — Ankunft der Schwediſchen Flotte in Finnland. — Guſtav langt mit den Landtruppen an, erhebt Finnland zum Großfürſtenthum, und ſeinen Sohn Johann zum General-Statthalter dieſer Provinz. — Treuloſigkeit der Liefländer. — Fruchtloſer Verſuch der Schweden in Rußland vorzudringen. — Der Czar Iwan fällt ſelbſt mit einer großen Macht in Finnland ein. — Verunglückte Belagerung von Wiburg. — Abzug der Ruſſen. — Waffenſtillſtand. — Schwediſche Friedensgeſandtſchaft nach Moſcau geſchickt. — Religiöſer Streit zwiſchen dem Erzbiſchof von Upſala und dem Ruſſiſchen Patriarchen in Gegenwart des Czars. — Abgeſchloſſener Friedens-Tractat.

Funfzehntes Buch.

Uebele Harmonie zwiſchen Schweden und Dänemark. — Ernſtliches Schreiben Guſtav's an Chriſtian. — Satyriſche Reimbücher, von den Höfen zu Copenhagen und Stockholm veranſtaltet. — Schwediſche Geſandſchaft nach England, mit einem ſonderbaren Auftrage. — Zunehmende Schiffahrt der Schweden. — Die Liefländer ſuchen bei Guſtav Hülfe wider die Ruſſen. — Eiferſucht des Kronprinzen Erich gegen ſeinen Bruder Johann. — Erich wird Statthalter großer Bezirke in Schweden. Sein pflichtwidriges Betragen gegen ſeinen Vater. — Guſtav's Entwurf die Thronfolge zu verändern. — Ausſöhnung zwiſchen Vater und Sohn. — Vermählung der Princeſſin Catharina mit Ezard Grafen von Oſt-Friesland. — Schreckliches Abentheuer der Princeſſin Cecilia und deſſen ausgedehnte Folgen. — Entwurf des Prinzen Erich zu einer Vermählung mit der Königin Eliſabeth von England. — Geſandſchaft nach London, um die Braut zu werben. — Eliſabeth's Erklärungen. — Reiſe des Prinzen Johann nach England, als auſſerordentlicher Abgeordneter ſeines Bruders.

Sechszehntes Buch.

Politiſcher und ſittlicher Zuſtand Schwedens am Ende der Regierung Guſtav I. — Handel und Schiffahrt. — Kriegs-Marine. — Bergwerke. — Induſtrie. — Bevölkerung. — Hemmans, oder große Agricultur-Höfe. — Städte-Bewohner. — Nahrung. — Kleidung. — Zunehmender Luxus. — Vergnügungen. — Lebensweiſe des Königs, als Beiſpiel für die Nation. — Armen-Inſtitute. — Krankenhäuſer und beſondere Hospitäler. — Tod des entthronten Königs Chriſtiern und des Königs von Dänemark Chriſtian III. — Schritte des neuen Däniſchen Monarchen, Friedrich II., die Harmonie mit Schweden zu gründen, gefolgt von neuen Neckereyen der Däniſchen Regierung. — Schickſale des Prinzen Johann in London. Schreiben der Königin Eliſabeth an König Guſtav und Prinz Erich. — Fortgeſetzte Brautwerbung in England. — Rückkunft des Prinzen Johann nach Schweden. — Reichstag zu Stockholm, der letzte des Königs Guſtav. — Oeffentliche Vorleſung ſeines Teſtaments. — Rührende Abſchieds-Rede des Königs an die Stände von ſeinem Seegen begleitet. — Uebertragung der Regierungs-Geſchäfte an dem Prinzen Erich. — Reiſe des Thronfolgers nach England. — Guſtav's letzte Krankheit, Ermahnungen an ſeine Söhne auf dem Sterbebette und Tod. — Schilderung dieſes Monarchen, und Blicke auf ſein Zeitalter. — Schluß.

Siebentes Buch.

Der König glaubte nun mit Eifer an den ſo nöthigen Landesverbeſſerungen arbeiten zu müſſen; er hielt im July 1526 einen Reichstag zu Stockholm, wo die Aufnahme des von den Lübeckern und den andern Hanſeeſtädten ganz unterdrückten Handels der Hauptgegenſtand der Erörterung war. Guſtav that dazu die zweckmäßigſten Vorſchläge. Es ſollten einige Häfen zu Stapelplätzen gemacht, und beſonders Gothenburg, damahls Löſoe, auch Lödeſe genannt, dazu eingerichtet werden; ferner ſollten Canäle zur innern Gemeinſchaft des Landes angelegt, und vor allen Dingen die Lübecker bald möglichſt abbezahlt werden. Dieſer letzte Umſtand war der ſchwierigſte in einem armen Staate, wo das vorhandene Geld faſt ganz in den Händen der Geiſtlichkeit und der Handelsleute war. Der Reichskanzler ſchlug daher vor, zu dieſem Behuf, da die Wohlfahrt des Landes es erforderte, von den Bißthümern und reichen Abteyen, zwey Drittheile ihrer Zehnten, auch ihr überflüſſiges Kirchenſilber, ja ſelbſt die nutzloſen Glocken zu nehmen, um ſolche einzuſchmelzen. Die Nothwendigkeit ſolcher Einrichtungen und Maaßregeln, wenn man anders Schwedens Selbſtſtändigkeit vor der Welt behaupten wollte, fiel in die Augen; auch ſtimmten die Senatoren ohne Bedenken dafür; dennoch aber wurden dieſe heilſamen Vorſchläge nur mit großer Mühe genehmigt, da die von den Hanſeeſtädten abhangenden Schwediſchen Handelsleute ſich mit aller Macht dagegen ſetzten. Auch wurde auf dieſem Reichstage ein Handels-Tractat mit der Statthalterin der Niederlande, ſo wie auch einer mit Holland geſchloſſen. Man war in Belgien ſehr der Schwediſchen Producte benöthigt, wofür man vorzüglich Salz nach Schweden brachte, das hier ein Bedürfniß der erſten Größe, und in Verhältniß andrer Dinge überaus theuer war.

Die Prieſter erſchracken über den gegen ihre Reichthümer gerichteten Beſchluß, und betrachteten ihn als den Vorboten ihres gänzlichen Unterganges; ſie glaubten durch die zu ihrem Vortheil geſchehene, laute Erklärung des Volks bei Upſala, den König in Furcht geſetzt zu haben, ſahen ſich aber jetzt betrogen. Es wurden daher in dieſer Noth allerhand Entwürfe gemacht. Einer derſelben war, die beiden verwegenen Flüchtlinge, Knut und Sunnanwäder, aus Norwegen kommen zu laſſen, und durch ſie kühne Unternehmungen einzuleiten. Der Erzbiſchof von Drontheim verlangte daher für ſie vom Könige ein ſicher Geleit, unter dem Vorwande, daß dieſe Prälaten ihre Unſchuld vor Gericht rechtfertigen wollten. Das Tribunal konnte, ihrer Meinung nach und den Kirchengeſetzen zufolge, kein andres ſeyn, als die Schwediſchen Biſchöfe, von deren Urtheilsſpruch ſie nichts zu beſorgen hatten. Es fiel ihnen daher nicht einmahl ein, dieſen Punct im Geleitsbriefe, den ihnen Guſtav ſofort bewilligte, beſtimmen zu laſſen. Die Parthei zeigte bei ihrem Entwurf große Eile, und ſo auch die geflüchteten Verbrecher ſelbſt. Knut wollte nicht erſt die Herſtellung ſeines kranken Freundes Sunnanwäder abwarten, ſondern reiſete voraus, gerade nach Stockholm. Hier aber wurde er zu ſeinem Erſtaunen, vor weltliche Richter gebracht, die ihm ſeine eigenhändigen Aufruhr-Briefe an die Thalbauern vorlegten. Er konnte ſolche nicht läugnen. Nun glaubte man auf das ſichere Geleit keine weitere Rückſicht nehmen zu dürfen; er wurde alſo förmlich verhaftet, und als ein Hochverräther zum Tode verurtheilt. Die Hinrichtung wurde jedoch aufgeſchoben. Indeß kam auch der unbeſorgte Sunnanwäder aus Norwegen an, da ſeine erſchrockenen Anhänger ihn von dem Schickſal ſeines Freundes nicht unterrichtet hatten. Einer alten Schwediſchen Sitte zufolge, die noch in dieſem Lande herrſchend iſt, wie in unſern Tagen der unglückliche Ankerſtröm und die Gräfin Rudenſkiöld erfahren muſten, werden in Schweden Miſſethäter oft mit grauſamen Nebenumſtänden zur Schau ausgeſtellt. Dieß geſchah auch hier mit Knut, der zur Stadt hinausgeführt wurde, um den Einzug des ankommenden Sunnanwäder auf eine ſchändliche Weiſe zu zieren. Man legte ihm ein altes, zerlumptes Meßgewand an, ſetzte ihm einen Strohkranz auf den Kopf, umgürtete ihn mit einem hölzernen Degen, und band ihn ſodann rücklings auf einen alten Gaul, wobei ihn der zur Seite laufende Pöbel auf allerhand Art beſchimpfte. Dieß ging ſoweit, daß bei ihrer Rückkunft auf dem großen Markt, Knut ſowohl, als ſein College gezwungen wurden, mit den Henkersknechten Brüderſchaft zu trinken.

Dieſe Vorfälle ſetzten die Prieſterſchaft in Wuth, worauf alle Anſtrengungen zu einem nachdrücklichen Widerſtande gegen die ſo gewaltſamen Maaßregeln ihrer Gegner folgten. Die Biſchöfe ließen die Pfarrer, die Beichtväter und die Mönche handeln, die alle für ihr eignes Intereſſe ſtritten. Ganze Schaaren von Bettelmönchen, unter dem Vorwande zu ihrem Unterhalt Almoſen zu ſammeln, verließen ihre Klöſter und durchſtrichen alle Provinzen, bearbeiteten die Andächtigen, warben dem catholiſchen Gottesdienſt neue Freunde, beſtärkten den Eifer der alten, und hetzten durch ſchändliche Erdichtungen und Läſterungen das Volk in Städten und Dörfern gegen den König auf; auch fanden die Anhänger Guſtav's bald, daß es wirkte. Man mußte jedoch gegen dieſe Factioniſten mit Vorſicht verfahren. Die Zahl der an Rom hangenden Prieſter in Schweden und ihre noch beſtehende Macht waren jedoch zu groß, um durch gewaltſame Mittel dem Uebel zu ſteuern. Der König machte daher Verſuche die Biſchöfe und Häupter der Mönchsorden zu gewinnen. Er verſprach den Prälaten gegen die gutwillige Auslieferung der Kirchengüter, andre, die ſie als ihr Privat-Eigenthum behalten ſollten; dabei weltliche Ehrenſtellen und Würden für ſie und ihre Familien. Es glückte ihn aber nur bei den zwey Biſchöfen von Strengnás und Weſterás, die ſich zu allem willig zeigten. Die andern Biſchöfe wollten von nichts hören; auch der Erzbiſchof Magnus war weder durch Bitten, noch durch Drohungen, zu einer religiöſen Aenderung zu bewegen. Guſtav, der von dieſes Prälaten Antheil an den revolutionären Entwürfen Beweiſe hatte, bediente ſich dieſes Umſtandes ſeine Güter in Beſchlag zu nehmen, und ihn ſelbſt eine Zeitlang in ein Kloſter zu Stockholm zu ſperren. Alles aber war umſonſt; der Erzbiſchof blieb unbeweglich. Der König trug Bedenken ihm den Proceß zu machen; er ergrif daher ein ander Mittel, ſtellte ſich als ob er alles verzeihen wollte, und gab dem infulirten Gefangenen ſowohl ſeine Freiheit, als auch ſeine Güter wieder. Es lag ihm jedoch zu ſehr daran die Prieſter dieſes ihres Haupts zu berauben, und einen der Brüder Petri als Erzbiſchof von Schweden zu ſehen. Um dieß deſto geſchwinder zu bewirken, war er genöthigt, ſeinem geraden Character Gewalt anzuthun, und zu unedlen Hofkünſten zu ſchreiten. Er zeigte ſich gegen Magnus freundlich, meldete ihm ſeinen Entwurf, einer Vermählung mit der Tochter des Pohlniſchen Königs Sigismund, und trug ihm auf, als auſſerordentlicher Botſchafter nach Pohlen zu reiſen, um die Anwerbung zu machen. Dieſer Antrag war dem in beſtändiger Angſt lebenden Erzbiſchof ſehr erwünſcht, da er ſchon an ſeine Flucht gedacht hatte, und ſie jetzt mit aller Sicherheit unternehmen konnte. Er verſammelte die Prieſter in Söderby, meldete ihnen ſeinen erhaltenen Auftrag, aber auch ſeinen geheimen Entſchluß, ſtatt nach Pohlen, nach Rom zu gehen, und dort für ihr Intereſſe mit dem größten Nachdruck zu arbeiten; nur verlangte er Geld. Die Prieſter brachten bald große Summen zuſammen. Der Erzbiſchof begnügte ſich damit nicht, ſondern nahm auch das Silber aus vielen Kirchen heraus, und trat nun im Januar 1527 ſeine Reiſe an.

Guſtav hatte nur auf dieſen Augenblick gewartet, um deſto ungehinderter zu handeln. Jetzt grif er die Häupter der Mönchsorden an, die er nicht hatte gewinnen können. Die mehreſten derſelben waren Ausländer, zum Theil Deutſche, die von den Ordens-Generalen nach Schweden geſchickt waren, hier die Klöſter zu viſitiren, oder auch denſelben als Obern vorzuſtehn. Der König erklärte in einer Verordnung, daß von jetzt an keine Ausländer mehr ſich in Schwediſche Mönchs-Angelegenheiten miſchen ſollten, befahl dieſen Fremden ſofort Schweden zu verlaſſen, und ſetzte an ihrer Stelle ſolche, die dem Hofe ergeben waren. Eine andre Verordnung ſchränkte das Betteln und die Wanderſchaften der Mönche ein; ſie durften nicht mehr als zweymahl des Jahres ihre Klöſter verlaſſen, wobei man ihnen jedesmahl nur vierzehn Tage zum Sammlen ihrer Almoſen geſtattete.

Jetzt wurde auch Sunnanwäder, um ſeinen Proceß zu beſtehn, nach Upſala geführt, wohin der König ſelbſt reiſete. Hier berief er ein gemiſchtes Gericht, aus Reichs-Räthen und Geiſtlichen beſtehend, wobei der Monarch in Perſon Klagführer war. Die Biſchöfe und Prieſter erſchienen im Tribunal, theils als Richter, theils als Zuſchauer, allein ſie proteſtirten öffentlich, daß ihre Gegenwart nicht als eine Billigung des von weltlichen Perſonen über einen Geiſtlichen zu fällenden Urtheils angeſehn werden ſollte. Der König achtete jedoch darauf nicht, ſondern befahl den Reichs-Räthen zu Werke zu ſchreiten. Er klagte Sunnanwäder an: daß er als Biſchof auf einer Miſſion nach Danzig Reichsgelder untergeſchlagen, als Sture's Kanzler verrätheriſch gehandelt, in den Thälern Aufruhr geſtiftet, und mit Melen und Norby geheime Unterhandlungen gepflogen hätte. Dieſe Klagpuncte wurden durch des Prälaten eigenhändige Briefe und auch durch ſein eigen Geſtändniß beſtätigt, worauf man ihn zum Tode verurtheilte. Noch am nehmlichen Tage geſchah die Hinrichtung. Er wurde vor der Stadt Upſala enthauptet, und ſodann der Körper aufs Rad geflochten. Eben dieß Schickſal hatte einige Tage nachher auch Knut vor den Thoren von Stockholm.

Dieſe Hinrichtungen ſo vornehmer Prälaten machten auf die Catholiken im ganzen Reiche großen Eindruck. Die Biſchöfe wüteten, jedoch weniger um die dem geiſtlichen Stande dadurch zugefügte Schmach, als wegen der geſchehenen Verurtheilung durch weltliche Richter. Die Eifrigen der Römiſchen Kirche ſahen in dieſen Landesverräthern bloß Märtyrer, die als Opfer des von Guſtav gegen die päbſtliche Lehre hegenden Haſſes gefallen waren. Den Mönchen und Prieſtern in der Hauptſtadt war beſonders Knuts auf dem Rade liegender Körper ein ſchrecklicher Anblick; ſie tobten unabläſſig, und reitzten den catholiſchen Pöbel zu allerhand Ausſchweifungen. Um dieſe zu endigen, ließ der König den Leichnam vom Rade nehmen, nach Upſala führen, und dort in ein Kloſter beerdigen.

Bei der großen Anzahl der devoten Catholiken im Lande, und ihrem lauten Murren über jene Hinrichtungen; bei dem noch nicht erloſchenen Anſehn der Biſchöfe; bei dem noch immer gegen Guſtav herrſchenden Neid des Adels; bei der großen durch Mißwachs erzeugten Theurung, und bei den neuen Steuern, fehlte es nicht an Stof zu einer Empörung; und ſo mußten auch die Männer ſich bald finden, die es übernahmen, ſolche zu befördern. Der Reichs-Marſchall Thure Jönſon, ein hochmüthiger eingebildeter Mann, dem die Prieſter ſehr ſchmeichelten, war das Haupt dieſer Parthey. Stolz auf ſeine Würde, Titel und den großen geiſtlichen Anhang, überdieß voll Zuverſicht auf ſeine drei Söhne, die alle wichtige Staats-Aemter bekleideten, glaubte er die ehrſüchtigſten Entwürfe ausführen zu können. Sein älteſter Sohn, Johann Thureſon, war aber hiebei ein Hinderniß; er gehörte zum Hofſtaat des Königs, dem er eifrig ergeben war. Der Vater gewann jedoch in etwas das Zutrauen dieſes Sohnes, durch den Vorſchlag einer Heyrath mit Sture's Witwe. Dieſe nicht mehr im Frühlings-Alter lebende, aber dennoch nach einem neuen Eheſtande ſtrebende Dame, die auf ihren vieljährigen Bräutigam Norby endlich hatte Verzicht thun müſſen, war jetzt nicht ſchwer zu überreden, einem jungen Hofmann und Verwandten ihres verſtorbenen Gemahls, ihre Hand zu reichen. Alles ging ſehr geheim zu, ſo daß der König nichts davon erfuhr, bis das Verlöbniß ſchon geſchehen war. Der Reichs-Marſchall hatte ſich um die Zuſtimmung Guſtav's nicht bekümmert; dagegen aber bei dem Pabſt wegen Verwandſchaft beider Familien um Diſpenſation nachgeſucht, die er auch ohne Mühe erhielt. Sein Plan aber mit ſeinem Sohne ſcheiterte, der nach der Heyrath ſo wie zuvor dem König ergeben blieb, und die Empörungs-Maaßregeln des Vaters verabſcheute.

Schon im Anfang des Jahres 1527 brach der Aufruhr, wegen der Steuern, der Theurung, und der religiöſen Beſchwerden in Smaland aus. Die Königlichen Beamten wurden hier ſchrecklich gemißhandelt, und einer der vornehmſten ermordet; auch die durch die Prieſter gereizten Weſtgothen wurden aufrühriſch, und ſchrien über die neue Lehre und die Theurung; das Geſchrei über die leztere war allgemein, und erſcholl eben ſo heftig auch von den Lutheranern. Die Noth des Landes wurde von den blinden Eiferern als die Rache Gottes wegen der kirchlichen Veränderungen bezeichnet, und ſo auch ſelbſt von den Kanzeln herab, von den Mönchen geſchildert. Der König that was ihm möglich war, dieſer Noth abzuhelfen. Er ließ Getreide aus Liefland und Preußen kommen, und es um einen ſehr billigen Preiß in allen Provinzen verkaufen. Dieß aber ſtellte das zu Tumulten geſtimmte Volk nicht zufrieden. Ein beſondrer Umſtand gab dieſen Unruhen Nahrung.

Sunnanwäder wirkte noch nach ſeiner Hinrichtung, durch eine große, lange zuvor eingeleitete Maaßregel. Sobald als dieſer trugvolle Prieſter hörte, daß der junge Nils Sture aus Calmar an den königlichen Hof geführt worden war, ſuchte er in Dalecarlien, wo er ſich damahls befand, einen gewandten Jüngling auf, um unter dieſem Namen ſeine Rolle zu ſpielen; ein Entwurf, den der große Umfang des Landes und die Einfalt der Thalmänner begünſtigte. Er fand endlich einen mit den nöthigen Eigenſchaften verſehenen, wohlgebildeten, und kühnen Burſchen, Namens Jöns, aus Weſtmanland. Dieſer Menſch, ein ſehr aufgeweckter Kopf, von ganz gemeinen Eltern und unehlicher Geburt, hatte als Stallknecht auf einem Edelhofe gedient, und war Diebſtahlshalber weggejagt worden. Jetzt wurde er der Lehrling des hinterliſtigen Sunnanwäder, der, als vormaliger Hofbeamter unter den Sturen, ihm den genaueſten Unterricht von allen Haupt- und Nebenumſtänden, Namen und Verhältniſſen gab. Alle dieſe Dinge prägte der Betrüger ſeinem Gedächtniß ſo ein, daß Nils Sture ſelbſt ſie nicht beſſer wiſſen konnte. Er war klug genug einzuſehn, daß er höchſt ſorgfältig ſein Geheimniß verbergen müſſe, das niemand wußte, als Sunnanwäder und Knut, ſo lange als beide lebten. Die Hinrichtung dieſer Männer ſchien dem Poſſenſpiel ein Ende zu machen; allein der Zufall begünſtigte Jöns und erneuerte ſeine

Hofnungen. Der junge Nils Sture ſtarb zu Upſala. Dieß war den Hauptfeinden Guſtav's, die Jöns Geheimniß erfahren hatten, ſehr erwünſcht; jezt ſprengten ſie aus, der König habe dem jungen Sture nach dem Leben geſtanden, der aber entflohen ſey, während ein andrer Jüngling ermordet, und begraben worden wäre.

Der Betrüger, der bisher in den Thälern ſtille gelebt hatte, ahmte jezt Guſtav's ehmaliges Verfahren nach; er begab ſich nach den Bezirken Mora, Lexand und Orſa, nannte ſich den entflohenen Sture, und hielt Reden an die Bauern, von denen er wußte, wie ſehr ſie Sten Sture's Andenken ehrten. Er bezeichnete Guſtav als den abgeſagteſten Feind der catholiſchen Religion, ſprach von Beraubung der Kirchen, Ermordung der Biſchöfe, Verjagung der Prieſter, und endlich auch von ſeinem eignen Schickſal; der König haſſe ihn, als ſeinen Nebenbuhler, habe ihm oft den Tod gedrohet, und nur durch ein halbes Wunder ſey er ſeinen Händen entkommen; jezt flehe er, deſſen einziges Verbrechen wäre, der Sohn eines um Schweden wohlverdienten Mannes zu ſeyn, um ihren Schutz, obgleich ihm weit weniger ſein Leben, als die Rettung ſeines Vaterlandes am Herzen läge. Er erzählte den Bauern ſeinen vermeinten Tod und ſein prächtiges Begräbniß, und bejammerte ſeine arme Mutter die nebſt ſeinem jüngern Bruder Swante Sture an Guſtav's Hofe in beſtändiger Gefahr ſchwebte; dabei vergoß er Thränen, und endigte die Farce damit, daß er auf die Knie fiel, und die umſtehenden Bauern bat ein Gleiches zu thun, um für die Seele ſeines Vaters zu beten. Die gutmüthigen, keinen Betrug ahnenden, Landleute, waren bewegt; ſie weinten und beteten mit ihm, berathſchlagten unter einander, und beſchloſſen ihn mit Gut und Blut zu vertheidigen; auch wurde, um dieſen ihren neuen Liebling gegen Gefahren ſicher zu ſtellen, ihm aus den ſtärkſten Bauerknechten eine beſtändige Leibwache zugeordnet.

Ein Anweſender, Namens Gryne, der lange in Sture's Hauſe gedient hatte, wurde den Betrug ſogleich gewahr; allein weit entfernt ihn zu entdecken, beſchloß er vielmehr ihn zu ſeinem eignen Glücke zu benutzen. Er ſtellte ſich als erkenne er den Sohn ſeines geliebten Herrn, konnte ſich vor Freude kaum faſſen, und war der erſte, der ihm den Eid der Treue ſchwur. Von dieſem Augenblicke an wurden er und

Jöns die vertrauteſten Freunde, und ſo erfuhr der leztere durch dieſen Gryns von den Stureſchen Angelegenheiten noch manches, was er zu ſeiner Rolle nuzen konnte.

Dieß geſchah in den obern Thälern, die jezt der Sammelplaz vieler Mißvergnügten wurden, da das Gerücht von Nils Sture's dortiger Ankunft ſich ſchnell ausbreitete. In dem untern Theil der Thäler aber, wohin ſich Jöns auch begab, und ſeine lügenhafte Erzälungen vorbrachte, war man hartgläubiger und überhaupt anders geſtimmt; die Bauern erklärten feierlich, daß ſie ihrem Könige nicht untreu werden wollten. Jöns ſuchte nun Hülfe in Norwegen, wo er wuſte, daß ſein hingerichteter Lehrmeiſter Sunnanwäder einen ſtarken Anhang gehabt hatte. Der neue König von Dänemark war zwar als Oberhaupt dieſes Landes anerkannt, aber noch nicht gekrönt worden. Die große Mehrheit der dortigen Einwohner wünſchte weit lieber mit Schweden verbunden zu ſeyn; daher der Betrüger ſeine Vorſchläge nach dieſer Stimmung einrichtete. Der durch ſeinen Haß gegen Guſtav getriebene Erzbiſchof von Drontheim, Olof, nahm Jöns gleich in Schuz, da er mit deſſen Thronbeſteigung in Schweden, ſeine eigne Vortheile, die Unabhängigkeit von Norwegen, und die völlige Herſtellung der catholiſchen Herrſchaft verbunden glaubte; er verſprach ihm den Beitritt der Stände zu verſchaffen, auf jede Weiſe die Empörung in Schweden zu unterſtützen, und dabei auf eigne Koſten dreihundert Mann ein Jahr lang zu unterhalten; auch ſchrieb er an den König von Dänemark, ſtellte ihm die Vortheile vor, die für ihn aus den Unruhen in Schweden entſtehen könnten, und vermochte dieſen Monarchen dahin, einen eignen Abgeordneten Namens Schenkel, an den vermeinten Sture zu ſchicken, ihm zu ſeinem Vorhaben Glück zu wünſchen, und dabei insgeheim ſeines Beiſtandes zu verſichern.

Jöns reiſete, in Erwartung der Verſammlung der Stände, in Norwegen, von einem Edelhofe zum andern. Allenthalben wurde er durch die Empfehlung des Erzbiſchofs als ein fürſtlicher Gaſt aufgenommen. Das Glück fuhr fort ihn zu begünſtigen. Er beſuchte das Schloß einer ſehr reichen adelichen Wittwe, deren Gemahl, Henrichſon, einer der vornehmſten der Norwegiſchen Ritterſchaft geweſen war, und eine Tochter hinterlaſſen hatte. Jöns erfrechte ſich um die Hand dieſer jungen Dame anzuhalten.

die ſich gleich ſehr willfährig bewieß; auch die Mutter willigte mit Freuden in eine Heyrath, die ihrer Tochter den eingebildeten Proſpect zeigte, Königin von Schweden zu werden. Die Hochzeit wurde mit vieler Pracht gefeyert, und der neue Ehemann erhielt von ſeiner Schwiegermutter koſtbare Geſchenke; unter andern eine große goldene Kette, die vom Kopf bis zu den Füßen reichte, und womit er von jetzt an ſich immer ſchmückte, wenn er vor Volks-Verſammlungen erſchien.

Indeß verſammleten ſich die Norwegiſchen Stände; Jöns trat vor ihnen hin, hielt eine Rede, und fand auch die Verſammlung geneigt, ihn zu unterſtützen; ſelbſt ſeine Anſprüche auf gewiſſe Gelder, die der Reichsvorſteher, ſein ſogenannter Vater, in Norwegen zu fordern gehabt hatte, wurden günſtig aufgenommen. Die Stände gaben ihm einige Truppen, und ernannten Agenten, die in Drontheim für ſeine Angelegenheiten ſorgen ſollten; und nun brach der Abentheurer nach Dalecarlien auf, wo er die drey großen Gemeinden, Mora, Orſa, und Lexand, gegen ſich noch unverändert fand. Er hoffte die Bewohner der untern Thäler würden jetzt, bei der Nachricht von ſeiner bewafneten

Macht; mehr Zutrauen gegen ihn zeigen, und ſchickte deshalb Abgeordnete nach Rättewik, Tuna und Gagnef. Dieſe bis jetzt unbeſorgten Thalmänner kamen nun in große Verlegenheit; ſie berathſchlagten, und gaben endlich die Antwort, daß ſie neutral bleiben, und weder für ihn, noch gegen ihn fechten würden. Drey andre große Gemeinden aber in dieſen Bezirken, Hedemora, Skedwi und Huſby, die in den Kupfer-Gebirgen lagen, und die Truppen aus Norwegen nicht achteten, zeigten ſich muthiger; ſie erklärten ihre Treue gegen den König, rüſteten ſich zum Widerſtande, und ermahnten ihre verblendeten Nachbarn, den Betrüger zu verlaſſen; widrigenfalls würde man ſie ſelbſt angreifen. Dieß that bei den Oberthalmännern keine Wirkung; die neutralen Gemeinden aber wurden hiedurch kühn gemacht, und vereinigten ſich mit den Bergbewohnern. Jöns Anhänger wurden beſtürzt; er hingegen, der nichts als ſein ohnehin längſt preis gegebenes Leben zu verlieren hatte, ſprach ihnen Muth ein, ſetzte ſeine Täuſchungen fort, und ließ ſogar Geld ſchlagen, größere und kleinere mit drey Kronen verzierte Münzen, worauf Nils Sture's Namen und das Wappen von Schweden ſtand.

Es war traurig, daß unter den biedern, durch Sprache, Denkungsart und Sitten, verbrüderten Bewohnern der Thäler, wegen eines Buben aus der Hefe des Pöbels, ein innerlicher Krieg ausbrechen ſollte. Die Gebirgsbewohner thaten alles ihn zu vermeiden; ſie ſchrieben eine allgemeine Verſammlung nach Mora aus, nach eben dem Thalorte, wo die Wiege dieſer Empörung geweſen war, und wo jetzt die Sache ruhig erörtert werden ſollte. Die ſechs dem König getreuen Gemeinden fanden ſich hier ein, nicht aber die drey andern; ſelbſt die ins Feld ausgezogenen zum Kriege feſt entſchloſſenen Moraner weigerten ſich zu dieſer Berathſchlagung nach ihrer Heimath zurück zu kommen. Es wurde daher von den Anweſenden der Schluß gefaßt, die Empörer überall zu verfolgen; zuvor aber vier alte Männer an ſie abzuſchicken, und ſie zur Niederlegung der Waffen zu ermahnen. Die Abgeordneten eilten fort; man hörte ſie an, allein weder ihre Ermahnungen, noch Drohungen waren vermögend ſtarken Eindruck auf Menſchen zu machen, die der Partheigeiſt bereits beherrſchte. Das Einzige, was jedoch dieſe Vorſtellungen bewirkten, war bei vielen ein wankender Glaube an die Perſon ihres Anführers. Um ſich hierüber Gewißheit zu verſchaffen, wurde von den neun Gemeinden ein Waffenſtillſtand auf einen Monat beſchloſſen, während welcher Zeit man Abgeordnete nach der Hauptſtadt ſchicken wollte.

Die Wichtigkeit dieſer Ereigniſſe blieb in Stockholm lange unbekannt; auch Guſtav ſelbſt wurde erſt ſehr ſpät davon unterrichtet. Man hatte ihm zwar die Erſcheinung des falſchen Sture in den Thälern, und die ihm von den Bauern gezeigte Anhänglichkeit gemeldet; allein er hielt alles für zu abgeſchmackt, für idiotiſch vergrößerte Gerüchte, die tief unter ſeiner Notiz wären, und blieb auch bei dieſer Meinung, bis die Abgeordneten aus den Gebirgen in Stockholm eintrafen. Jetzt ließ er Truppen nach den Thälern marſchiren, und Chriſtina gab dem Anführer derſelben einen Brief an Jöns mit, worin ſie ihn, dieſen ihren angeblichen Sohn, für den nichtswürdigſten Betrüger erklärte. Der Dal-Strom trennte beide Partheien. Hier machten die königlichen Truppen Halt. Es wurde ein Stillſtand verabredet, eine Unterhandlung beſchloſſen, und von den Empörern Geiſſeln gegeben; da einige angeſehene Männer es übernahmen, zu den Rebellen zu gehen, und ſie von ihrer Tollheit zu überzeugen. Der Wortführer

Nilſon erklärte ihnen den Betrug, wofür er ſeinen Kopf verpfändete, zeigte die Folgen dieſer unſinnigen, ſelbſt von ihren Thalnachbarn verabſcheuten Empörung, und rieth ihnen zur Gnade des Königs ihre Zuflucht zu nehmen, wenn ſie nicht durch die Macht des ganzen Landes vernichtet werden wollten. Nach dieſer Rede wurde Chriſtinens Brief öffentlich verleſen, der die Bauern in Verwirrung ſetzte. Der anweſende Jöns, der dieß nicht erwartet hatte, ward hierüber beſtürzt, faßte ſich jedoch bald, und erwiderte mit vieler Frechheit: ſeine Mutter ſchäme ſich ſeiner, weil er vor der Ehe wäre gebohren worden. Der Glaube der Bauern an ihn, fing jedoch jetzt an zu wanken; ſie traten zuſammen, um zu berathſchlagen. Einige unruhige Köpfe waren der Meinung, daß man hier nicht Jöns wahre oder falſche Erzählungen unterſuchen, ſondern die Klagen gegen die königliche Regierung erörtern müſſe. Die Menge ſtimmte dieſen bei, und nun erklärten die Empörer, daß ſie nicht eher die Waffen niederlegen würden, bis der König ihre Forderungen bewilligt hätte; weshalb ſich abermahls zwey Abgeordnete, Ewert und Hanſon, der erſtere ein Prieſter, nach Stockholm begeben ſollten. Dieß waren die abgeordneten Reichsräthe zufrieden, und die Truppen marſchirten zurück.

Die Beſchwerden enthielten zwölf Artikel, wovon mehrere, als das Münzweſen und der Handel, ganz auſſer dem Geſichtskreiſe der Bauern lagen, und ihnen von argliſtigen Menſchen angegeben worden waren. Sie beſchwerten ſich über die großen Steuern; über die Theurung; über die muthmaßliche Begnadigung des böſen, mit ſo vielem Recht verjagten Erzbiſchofs Trolle; über die Aufhebung der Klöſter; über den Schutz der lutheriſchen Lehre; über die Meſſe in Schwediſcher Sprache, und auch über die neumodiſchen und ausgeſchnittenen Kleider. Guſtav ließ ſich herab, ihnen alle Puncte zu beantworten; er zeigte ihnen die durch die Zeitumſtände veranlaßte Nothwendigkeit auſſerordentlicher Steuern, die nicht er, ſondern die Reichsſtände auferlegt hätten; an der Theurung ſey er unſchuldig, und habe er alle Mühe angewandt, ſolche zu hindern; er erklärte ihnen, daß er von keiner neuen Lehre, und überhaupt von keiner andern wiſſe, als die Gotteswort rein vortrüge; die Nachäffung ausländiſcher Kleider-Trachten ſey ihm ſelbſt mißfällig, ſie ſtände aber einem jeden frey. In Betreff des Erzbiſchofs

Trolle ſey er mit ihnen völlig einverſtanden; denn er wäre überzeugt, daß alles Unglück Schwedens von ihm herrühre; die Bauern würden alſo wohl thun, ſich dieſes Umſtandes zu erinnern, und gegen die argliſtigen Künſte ſeiner Anhänger auf ihrer Huth zu ſeyn. Mit dieſer Antwort wurden die Abgeordneten entlaſſen.

Es wurden nun auch zehn Abgeordnete aus Upland und Weſtmanland an die rebelliſchen Dalecarlier abgeſchickt, um ſie zur Ruhe zu vermögen, allein vergebens. Weder die königliche Antwort, noch dieſe Vorſtellungen wirkten; ſie wollten ihren Anführer nicht verlaſſen, dem es geglückt war, ihre Zweifel wegen ſeiner Geburt völlig zu beſiegen; die Nachbarn aber wiederhohlten ihre Drohungen, ſie mit aller Macht zu bekämpfen, ſo daß nunmehr Jöns anfing, die Hofnung eines guten Ausgangs zu verlieren; er ſelbſt rieth ihnen jetzt ſich mit dem Könige zu vergleichen, und die Vertheidigung ſeiner Sache bis auf eine günſtigere Zeit zu verſchieben. Sie ergriffen auch endlich dieſen Entſchluß und erboten ſich die Waffen niederzulegen, wenn man folgende fünf Bedingungen eingehn wollte: 1) Ihrem Anführer einen freien Abzug aus Schweden zu geſtatten. 2) Vergeſſenheit des

Vergangenen. 3) Kein Lutherthum, oder ſonſt ein neuer Glaube. 4) Abſchaffung der neumodiſchen Kleidertracht bei Hofe. 5) Sollten alle, die am Freitage und Sonnabend Fleiſch äßen, verbrannt, oder auf andre Art am Leben geſtraft werden. Guſtav antwortete: ſo abgeneigt er auch ſey, ſich mit Aufrührern in einen Vergleich einzulaſſen, ſo wolle er ihnen doch die erſten zwey Puncte bewilligen; allein um die Kleidertracht bei Hofe müßten ſich keine Bauern bekümmern; auch ging es über ihren Verſtand über kirchliche Angelegenheiten zu urtheilen. Hiemit begnügten ſich die Aufrührer; ein jeder ging nun nach Hauſe, und ihr Haupt, der ſogenannte Dal-Junker, begab ſich nach Norwegen.

Der König war abermahls überzeugt worden, wie verworren die herrſchenden Religions-Begriffe waren; er ließ daher ein Circulare im Königreich herumgehen, worin er ſich über die Glaubensſachen umſtändlich erklärte, und alle redliche Schweden ermahnte, den Verläumdungen kein Gehör zu geben. Es hieß darin: die beabſichtigten religiöſen Veränderungen wären nur ſolche, die dem Vaterlande und der Chriſtenheit höchſt nöthig ſeyen. Das den Schweden auferlegte Joch des Pabſtes ſtritte wider die Geſetze Gottes und das Wohl des Reichs; auch hätten mehrere Regenten es bereits abgeworfen. Die bisher beſtandenen, abergläubiſchen Gebräuche, wären Erdichtungen fauler Prieſter, um ſich von dem Erwerb arbeitſamer Menſchen zu nähren ꝛc. ꝛc.

Dieß königliche Schreiben that große Wirkung, und entſchied die Zweifel vieler Wankenden. Hiezu kam die Erſcheinung einer Schwediſchen Ueberſetzung des Neuen Teſtaments, die von allen Volksklaſſen begierig geleſen wurde. Es entſagten auch immer mehr und mehr Geiſtliche ihrem Stande, wählten eine andre Beſchäftigung und nahmen Weiber. Die Klöſter wurden immer leerer an Mönchen, die ihre Cellen verließen, um mit der Welt zu leben. Nur allein die Dominicaner, die den königlichen Befehl Schweden zu verlaſſen nicht ſtrenge befolgt, und noch ein großes Kloſter in Stockholm hatten, ſuchten die Ehre der Mönchſchaft zu behaupten, und hörten nicht auf gegen dieſe Neuerungen zu predigen. Guſtav hielt ſich nun ſtark genug, wider ſie nachdrücklich zu verfahren. Er nahm den Mönchen ihre Einkünfte und verjagte ſie aus den Klöſtern, worauf ſie ſich zerſtreuten. Sie bettelten nun vor den Thüren; allein da ſie durch dieß Mittel von den lutheriſchen Bürgern der Hauptſtadt überaus wenig erhielten: ſo waren ſie zu arbeiten gezwungen.

Der Biſchof Brask, der eifrigſte der catholiſchen Prieſter in Schweden, der ſeit der Abreiſe des Erzbiſchofs die Rolle als Haupt der Geiſtlichkeit übernommen hatte, machte in dieſer bedrängten Lage noch einen Verſuch. Er erließ eigenmächtig ein Mandat, worin Luthers Schriften von ihm verboten wurden, wozu er als Beleg die Achtserklärung Carl V. wider Luther, ſo wie auch die vornehmſten Widerlegungen der Lehre dieſes Reformators fügte. Durch fanatiſchen Eifer geblendet, bath Brask ſogar den König in einem Briefe dieß Verbot zu unterſtützen. Guſtav's Antwort war: ein Befehl, die zu ſolchen irre machenden Schriften gemißbrauchte Druckerey in Söderköping aufzuheben. Der Biſchof ließ nun ſeine Schriften in Dänemark drucken, um ſie in Schweden zu vertheilen; aber auch dieſes verbot der König durch einen Machtſpruch. Brask ließ den Muth nicht ſinken; er lud Guſtav förmlich ein, Luthers Lehre ſelbſt zu vertheidigen, da ſich in der Perſon Heinrich's VIII. Königs von England, der die Römiſche Lehre eigenhändig verfochten, ein ſeines hohen Ranges würdiger Gegner gefunden hätte. Dieſe Einladung aber wurde mit Verachtung abgewieſen.

Die Erfahrung hat längſt gelehrt, daß es leichter iſt, einem Volke ſeine Religion ganz zu nehmen, als ſie zu modificiren. Die Geſchichte unſrer Tage hat dieſen Erfahrungsſatz beſtätigt. Zur Vernichtung der catholiſchen Religion in dem revolutionirten Frankreich und in ſo vielen andern Ländern, zum Theil von fanatiſchen Völkerſchaften bewohnt, bedurfte es nur Decrete, Machtſprüche einzelner Menſchen, und ſie war wie verſchwunden; dahingegen die mit Nachdenken und Prüfen verbundene Reformation bei allen Nationen nur langſame Fortſchritte machte. Dieß war auch der Fall in Schweden, wo die Annahme der religiöſen Veränderungen viele Zeit erforderte, obwohl die Klugheit des Monarchen, die Lage des Landes, die harte Bedrängniß des damahls in Rom ſelbſt belagerten Pabſts Clemens VII., und die Zeitumſtände überhaupt ſolche ſehr begünſtigten.

Guſtav ging nun in dem angefangenen Werke weiter. So ſehr man auch die Altäre des Aberglaubens vermindert, und deſſen Diener eingeſchränkt hatte, ſo gab es immer noch Klöſter und Mönche in Schweden, die, von den Biſchöfen nach Möglichkeit geſchützt, ihre alten Rechte zu behaupten ſuchten, wo ſie nur immer konnten. Ein Vorfall, der ſich im Anfang des Jahres 1527 zu Wadſtena ereignete, machte, da es gleichſam ein Kampf zwiſchen der Civil- und der Geiſtlichen Macht war, im ganzen Reiche großes Aufſehn. Ein Bewohner dieſer Stadt, ein Jüngling Namens Tyſte, liebte die Tochter eines dortigen Kaufmanns, und wollte ſie heirathen. Die Eltern waren es anfangs zufrieden, auch war bereits der Hochzeittag angeſetzt; allein ſie änderten ihren Entſchluß, nicht aber das Mädchen, das durchaus mit ihrem Geliebten vereinigt ſeyn wollte. Um dieſes zu verhindern, ließ man die Braut mit Gewalt in ein Kloſter ſchleppen, und zur Nonne einweihen. Der Bräutigam fand jedoch Mittel ſie heimlich aus dem Kloſter zu entführen, und ſie troz des genommenen Schleyers zu ſeiner Frau zu machen. Der herrſchſüchtige Biſchof zu Linköping, als Oberprieſter des Kirchſprengels, wollte bei dieſer Gelegenheit die Kräfte der geiſtlichen Gewalt zeigen; er ließ die neuen Eheleute als Kirchenſchänder allenthalben aufſuchen, und da man ſie nicht fand, that er ſie beide in den Bann. Niemand in dem ganzen Umfang ſeines geiſtlichen Gebiets durfte mit ihnen umgehen; ſie wurden für unrein gehalten, und endlich vogelfrey erklärt. Dieſe Unglücklichen flohen nun nach Stockholm, warfen ſich dem Könige zu Füßen, und flehten um deſſen Schutz. Guſtav gewährte ihnen denſelben, hob den Bann auf, und beſtätigte ihre Ehe.

Der König glaubte nun nicht länger ſäumen zu dürfen. Er ließ die Einkünfte nicht allein der noch vorhandenen Klöſter, ſondern auch der Kirchen aufzeichnen, und die Verwaltung der Gelder unterſuchen. Keine Priorate, und andre Prieſter-Aemter bei Klöſtern und Gemeinden durften mehr ohne des Königs Wiſſen beſetzt werden; auch entzog Guſtav den Biſchöfen die Gewalt, die Streitigkeiten unter den Prieſtern und Mönchen zu ſchlichten, und übernahm ſelbſt das Richteramt, das nunmehr muſterhaft verwaltet wurde.

Achtes Buch.

Die große Mehrheit der Nation zeigte ſich mit den neuen, zur größern Einſchränkung der Prieſtergewalt gemachten, Verfügungen ſehr zu frieden; daher Guſtav nicht länger mit dem Hauptſtreich zögern wollte. Er berief im Juny 1527 einen auſſerordentlichen Reichstag nach Weſterås. Den Prieſtern wurde bange; ſie ahneten nichts Gutes, und waren einige Zeit unentſchloſſen, ob ſie dem Reichstag beiwohnen, oder ganz wegbleiben ſollten. Endlich entſchieden ſie für die Erſcheinung, allein in ſtarker Anzahl, um deſto mehr wagen zu können. Aber auch Guſtav hatte Maaßregeln genommen, durch die Zahl und Kraft ſeiner Anhänger zu glänzen. Die hohen und niedern Staatsbeamten; viele Edelleute aus den Provinzen, eine große Anzahl von vornehmen Militärperſonen und Hofleuten, nebſt vielen andern durch Anſehn und Verhältniſſe ausgezeichneten Verehrern des Königs, bildeten eine imponirende Maſſe von Menſchen; auch mußte auf ſeine geheime Veranſtaltung eine Menge ihm ergebener Officiere vom niedern Range ſich hier einfinden, unter dem Vorwand bei den Reichsſtänden um den noch ſchuldigen Sold der Truppen anzuhalten.

Die Biſchöfe ſtellten ſich alle in Perſon ein; allein noch ehe der Reichstag angefangen hatte, erfuhren ſie eine große Demüthigung. Guſtav gab allen Senatoren, den Abgeordneten und vornehmſten Geiſtlichen ein großes Mahl. Die Biſchöfe wollten an der Tafel, wie gewöhnlich die Oberplätze einnehmen, die ſie ſonſt nicht einmahl den Reichsvorſtehern zugeſtanden hatten; allein der König rief, um ihm zur Seite zu ſitzen, erſt den Reichs-Rath, ſodann die vornehmſten des Adels; den Biſchöfen hingegen und den andern Geiſtlichen wurden die Plätze bei den geringen Edelleuten, Bürgern und Bauern angewieſen. Guſtav hatte hiebei die vielfache Abſicht: die Biſchöfe empfindlich zu demüthigen, durch dieſe öffentliche in die Sinne fallende Handlung dem Volke ihre verminderte

Wichtigkeit zu zeigen, und durch die Aufregung des Stolzes bei den Edelleuten, ſie mit den Biſchöfen in Streit zu verwickeln, den Adel deſto mehr an ſich zu ziehen, und dadurch ſeine mannigfaltigen Entwürfe zu verſtärken. Man kannte damahls ſehr wenig von den Verfeinerungen des geſelligen Lebens, von der Delicateſſe des Betragens, von dem Anſtändigen und Unanſtändigen, von Ort und Zeit; daher man ſich nicht wundern darf, daß die Vorrechte der Geiſtlichen bald das Tafelgeſpräch wurden, daß man mit Heftigkeit über dieſe Materie ſtritt, und daß ſelbſt der König die Regeln der Gaſtfreiheit hintanſetzte, und an dem Zank Theil nahm, ſeinem Zorn Raum gab, und den Prälaten, ſeinen Gäſten, eine ſehr empfindliche Strafpredigt hielt.

Die tiefgekränkten Biſchöfe mußten jetzt ſchweigen; ſie verſammelten ſich aber am folgenden Tage einige Stunden vor Eröfnung des Reichstags, in der Domkirche, um bei verſchloßnen Thüren ihre Maaßregeln zu beſtimmen. Hier ließ Braſk ſeine Wuth aus, und ſchwur, daß wenn ein Bannfluch, vor dem ſonſt ſo viele Könige gezittert hätten, noch nicht alle Kraft verlohren habe, ſo ſollte er gewiß Guſtav trefſen. Der Biſchof von Weſterás, obwohl dem Hofe ergeben, ſchwieg; ſein gleichgeſtimmter Freund aber, der Biſchof von Strengnás, widerſprach allen heftigen Maaßregeln, die in der jetzigen Lage der Dinge nichts fruchten, wohl aber verderblich ſeyn könnten; dabei erklärte er, daß er, wenn es verlangt würde, ſein Schloß, als eine Feſtung des Reichs, dem Könige übergeben wolle, der ſolche gegen die Feinde der Nation beſſer als ein Geiſtlicher vertheidigen würde. Der Biſchof von Linköping machte ihm hierüber die bitterſten Vorwürfe, und fragte mit welchem Recht er die Güter der Kirche ſo wie ſein Eigenthum weggeben könnte? Endlich aber beſchwur er ihn, ſich nicht von ſeinen Collegen zu trennen, ſondern mit ihnen vereinigt die Religion und Kirchen-Rechte zu vertheidigen. Er führte den andern Biſchöfen, die mehr Gelaſſenheit zeigten, ihren dem Pabſt geleiſteten Eid, die Verachtung des Königs und der Nation zu Gemüthe, und drohete ſie ſelbſt mit dem Bann, wenn ſie hiebei unthätig wären; der Widerſtand gegen den Monarchen ſey die kleinere Gefahr, die Feindſchaft des Pabſtes die größere, und das Märtyrerthum der höchſte Ruhm. Dieſe lebhaften Vorſtellungen machten

Eindruck. Faſt alle Anweſenden, Biſchöfe und andere Prieſter, verſchwuren ſich feyerlich vor dem Altar, auch nicht zu der geringſten religiöſen Veränderung ihre Stimme zu geben. Dieſer Eid wurde ſchriftlich abgefaßt, von allen unterzeichnet und beſiegelt, ſodann heimlich in der Dom-Kirche zu Weſterås unter einem Grabſtein niedergelegt.

So gewafnet gingen nun die Biſchöfe in den Verſammlungsſaal. Hier fanden ſie einen bedeutenden Freund. Dieß war der obenerwähnte, Guſtav haſſende, Reichsmarſchall Thure Jönſon, der, zufolge ſeiner Würde das Haupt der Ritterſchaft war, und dem nach der neuen Einrichtung es zuſtand, die Reichstagsrede des Königs zuerſt zu beantworten. Die Eitelkeit dieſes Mannes war ſehr geſchmeichelt, das Haupt einer Parthey zu ſeyn. Bei ſeiner Gemüthsſtimmung war es jetzt nicht ſchwer, ihn zu überreden, die Ehre der erſten Antwort dem Biſchof Braſk zu überlaſſen, und ſodann als zweiter Redner aufzutreten.

Der Kanzler Anderſon eröfnete dieſen wichtigen Reichstag im Namen des Königs durch eine ſehr überdachte Rede, als Einleitung zu ſeinem Vortrage. Dieß war eine kurzgefaßte Regierungs-Geſchichte Guſtav's, nebſt Anführung der Motive aller ſeiner Staatshandlungen; ſodann folgten Vorſchläge, die die Wohlfahrt des Reichs erheiſchten. Die Kron-Einkünfte müßten vermehrt werden, zu zweckmäßiger Unterhaltung der Landtruppen, der Marine, der Geſandten, der Regierungs-Beamten, des Hofſtaats u. ſ. w. Sie betrügen jetzt kaum 24000 Mark, worunter noch fünfzig Laſt Eiſen gerechnet wären, dagegen die Staatsausgaben 60,000 Mark überſtiegen. Man müſſe ferner den Geſetzen Ehrfurcht, den Befehlen der Obern Gehorſam verſchaffen, und dahin ſehen, daß die Zölle abgetragen und die Bergwerke nicht ruinirt würden. Es wäre nöthig den Adel aus ſeiner Armuth zu ziehen, und ihm die Güter wiederzugeben, die ſeine Vorfahren aus einfältiger Frömmigkeit den Mönchen gegeben hätten. Die Schlöſſer und Feſtungen des Reichs, von denen die beſten im Beſitz der Biſchöfe wären, müßten ausgebeſſert, und der Krone wieder zugeſtellt werden. Nur allein unter dieſen Bedingungen wünſche der König noch ferner das Staatsruder zu führen.

Nach geendigtem Vortrag erwartete der Kanzler die Antwort des Reichs-Marſchalls, der aber der Abrede gemäß, dem Biſchof von Linköping das Zeichen zum Reden gab. Dieſer ſprach jetzt im Namen der Geiſtlichkeit; er berief ſich auf den dem Pabſt geſchwornen Eid, zufolge welchem ſie keine, den Rechten des Römiſchen Stuhls und den Gerechtſamen der Cleriſey zuwiderlaufende Veränderungen billigen könnten. Er ſagte: „Dieß ſteht nicht in unſerer Macht; „denn wir beſitzen dieſe Güter nicht als unſer „Eigenthum, ſondern als Lehen der Kirche, und „haben von deren Verwaltung eine ſchwere Re„chenſchaft vor dem apoſtoliſchen Richterſtuhl „abzulegen.“

Dieſen Widerſpruch hatte Guſtav erwartet; er verließ ſich jedoch auf die Ritterſchaft, da es hier ihr Emporkommen galt. Wie ſehr erſtaunte er aber, als der Reichs-Marſchall in ihrem Namen, ohne irgend eine Berathſchlagung mit den anweſenden Edelleuten, ſogleich erklärte, ſie wären alle eines Sinnes mit dem Biſchof, und gäben ſeiner Rede Beifall. Einige Edelleute aus Weſtgothland, die aus religiöſen Gründen eben ſo dachten, wurden nun kühn gemacht, dieſe Beiſtimmung laut zu äuſſern, wobei niemand widerſprach. „Gut, antwortete der König, wenn dieß iſt, ſo entſage ich der Laſt

„Euch zu regieren, und fordere nur das Meinige wieder, was ich von meinem väterlichen „Erbe zum Beſten des Landes angewandt habe. „Sodann verlaſſe ich Schweden, und verſpreche „Euch nie mit meinem Beſuch beſchwerlich zu „fallen.“ Guſtav fügte noch hinzu: „Ich „habe nicht den Thron beſtiegen, um als ein „Theaterkönig zu figuriren; meinen Befehlen „wird nicht gehorcht, meine Vorſchläge werden „nicht angehört; dagegen werden mir Theurung „und alle zufälligen Landplagen beigemeſſen, und „meine unſchuldigſten Handlungen verläſtert. „Ein ſolches Reich zu regieren, iſt kein Menſch „vermögend.“ Bei dieſen Worten wurde er ſehr bewegt; die Thränen ſtiegen ihm in die Augen, und er verließ den Verſammlungsſaal.

Es iſt ſchwer zu erklären, wie der Reichs-Marſchall ſich erdreiſten konnte, eigenmächtig im Namen der Ritterſchaft, ohne alle Rückſprache mit den Verſammleten dieſes Standes, über eine Sache zu entſcheiden, die den ganzen Adel ſo nahe anging, und ihm ſo große Vortheile zeigte. Eben ſo befremdend iſt das Betragen der anweſenden Schwediſchen Edelleute, von denen auch nicht ein einziger, obgleich geſtützt auf das königliche Anſehn, ſo wie auf den mächtigen

Anhang des Monarchen, und durch perſönlichen Eigennutz aufgemuntert, Muth genug hatte den ſtolzen Jönſon in ſeine Schranken zu weiſen, ja nicht einmahl ihm zu widerſprechen. Von dieſem mit Einfalt gepaarten Kleinmuth, der im Jahr 1527 unter Guſtav I. den Schwediſchen Adel entehrte, waren, zu ſeinem Ruhm ſey es geſagt, drittehalb hundert Jahre ſpäter, unter Guſtav III., keine Spuren mehr vorhanden.

Nach der Entfernung des Königs erfolgte erſt eine allgemeine Stille. Die Edelleute, die Bürger, die Bauern von der königlichen Parthey, waren in der äuſſerſten Beſtürzung; die Prieſter, ſo wie die Feinde Guſtav's aller Stände, ſchwiegen auch, aber voll eines angenehmen Erſtaunens; ſie hoften nach Guſtav's Entfernung vom Thron wieder die Obergewalt in Schweden zu bekommen, und das Lutherthum auszurotten. Endlich hörte die Stille auf, und die Stände ſprachen leiſe unter einander; es währte aber nicht lange, ſo entſtand ein Tumult, der bald ſo groß wurde, daß der Kanzler, der einen Beſchluß verlangte, nicht gehört werden konnte, und alles in größter Verwirrung auseinander ging.

Die Partheien ſonderten ſich nun ab. Die

Anhänger des Königs gingen aufs Schloß, die Prieſter aber mit ihrem Anhang begaben ſich nach dem Hauſe des Marſchalls Jönſon, wohin dieſer aufgeblaſene Mann triumphirend zog, den ganzen Weg begleitet von Trommelſchlägern, die auf ſeinen Befehl, beſonders beim königlichen Schloß, ein großes Getöſe auf ihren Trommeln machen mußten; wobei Jönſon pochend ſagte: „Trotz ſey dem geboten, der mich „zum Heiden, Lutheraner oder Ketzer machen „will.“

So war die Geſchichte des erſten Tages. Die Partheien blieben die Nacht zuſammen, um zu berathſchlagen; auch die Bürger, die zum Theil lutheriſch waren, und welche die Biſchöfe deshalb auch nicht gewürdigt hatten, auf ihre Seite zu ziehen, traten jetzt zuſammen, erklärten ſich für den König, und gaben dieß am folgenden Tage durch heftige Reden in der Verſammlung zu erkennen. Die Prieſter aber waren noch heftiger, und ſchrien dawider. Immer noch blieb der Adel unthätig; dahingegen der Sprecher der Bürgerſchaft ſich als ein Mann zeigte. Er rief mit ſtarker Stimme: „daß die „Bürger beſchloſſen hätten, die Rathſchläge des „Königs zu befolgen, und den ihm geleiſteten

„Eid zu halten. Wollte man ſich dieſem Be-
„ſchluß widerſetzen, und Zwietracht erregen, ſo
„würden die Bürger allein den König unter-
„ſtützen; und auf eigene Koſten für den Dienſt
„der Hauptſtadt und aller Seeſtädte ſorgen, die
„in ſeinen Händen bleiben ſollten.“ Die Bauern hatten bisher in ihrer Einfalt unter ſich zu keinem Beſchluß kommen können; jetzt aber zögerten ſie nicht, ſich mit den Bürgern zu verbinden; ſie ſchrien, daß auch ſie den König beiſtehn wollten.

Den Prieſtern, die dieß mit Schrecken anhörten, entfiel jetzt der Muth; ſie gaben alle Hofnung auf, beſonders da der oftgedachte Biſchof von Strengnäs, Sommar, ein gutmüthiger und ſehr geachteter Mann, auftrat, und Eintracht empfahl. Er ſchilderte den elenden Zuſtand Schwedens, das ohne König in Anarchie verſinken, und der Ländergier der fremden Fürſten ausgeſetzt ſeyn würde. Die Folgen dieſer Anarchie wären leicht voraus zu ſagen. Bald würde man an den Schwediſchen Küſten nichts als ausländiſche Kriegs-Schiffe und Truppen ſehn, und wo wäre denn der Feldherr ſie zurückzuſchlagen? Man könnte daher nicht an die Entſagung des Königs ohne Schrecken den ken; auch wüßte wohl niemand, wo jetzt die großen Summen hergenommen werden ſollten, um ſeine Forderungen zu befriedigen. Und wer hätte denn wohl den Muth ſie einem Fürſten zu verweigern, der an der Spitze einer anſehnlichen Armee ſtünde, und von dem es abhinge, die Souverainität als ein Unterpfand bis zur Zahlung zu behalten? Wenn man aber auch dieſes Geld fände, wer ſey denn fähig die Krone zu tragen? Der Redner rieth nun ſelbſt ſeinen Amts-Brüdern, die Nothwendigkeit an, nachzugeben, nicht auf ihre alten Vorrechte zu beharren, und dem entkräfteten Staat von ihrem Ueberfluß mitzutheilen. Dieſe Rede erhielt groſſen Beifall, von allen, nur nicht von Jönſon und von den Prieſtern, die jedoch nichts auszurichten vermogten; ſelbſt der Biſchof Brask ſchwieg, und wagte nicht mehr zu widerſprechen.

Nun ereignete ſich etwas, das die Sitten der damaligen Zeit auffallend bezeichnet. Einige Anhänger Luthers ſchlugen als ein Mittel zur Einigkeit vor, von zwey Theologen der entgegengeſetzten Lehren, vor der Reichs-Verſammlung über die ſtreitigen Puncte zu deſto beſſerer Einſicht einen geiſtlichen Wettſtreit halten zu laſſen, welches auch genehmigt wurde. Die gewöhnlichen Glaubens-Kämpfer, Olof Petri und Galle, traten nun vor die Schranken. Erſt aber mußte entſchieden werden, ob der Streit in ſchwediſcher oder lateiniſcher Sprache geführt werden ſollte. Petri drang auf das erſte, damit ihn jederman verſtehen möchte; Galle aber beſtand aufs Latein; und ſo in beiden Sprachen, indem der eine ſchwediſch, der andre lateiniſch redete, wurde auch der Streit geführt, bis ſpät des Abends, da die davon geſättigte Verſammlung auseinander ging, und Petri den Sieg zuerkannte.

Am dritten Verſammlungstage wollten die Mißvergnügten noch einen Verſuch machen, da doch bei einem üblen Ausgang die für die Prieſter ohnehin faſt verlohrne Sache, für ſie nicht ſchlechter werden konnte; allein ihr Entwurf wurde gleich im Anfange vernichtet, da die Bürger und Bauern ſehr beſtimmt erklärten, daß ſie alle Widerſpenſtigen als ihre Feinde anſehn würden. Die Bauern beſonders mäßigten ihre Drohungen nicht, und jagten dadurch dem Reichs-Marſchall und ſeinen Freunden eine ſolche Furcht ein, daß ſie nicht allein den Verſammlungs-Saal, ſondern auch die Stadt verließen.

Nunmehr herrſchte eine ſcheinbare Eintracht in der Verſammlung; jetzt kam es darauf an, den König, der gewiſſermaaßen der Krone entſagt hatte, wieder zur Regierungs-Annahme zu bewegen. Der Kanzler Anderſon und Petri, als Günſtlinge Guſtav's, wurden zu dieſer Miſſion auserwählt; ſie erhielten den Auftrag, ihm den Beſchluß der Stände zu melden, und ſeine Vorſchläge in Allem zu befolgen; dabei ihn in ihrem Namen zu bitten, an keine Entfernung mehr zu denken, und das Geſchehene zu vergeſſen. Niemand zweifelte an die jetzige Bereitwilligkeit Guſtav's ſich dem Verlangen zu fügen, da man nun ſeinen Willen erfüllt hatte; ſelbſt den Abgeordneten, die den König doch ſo gut kannten, fiel hiebei kein Zweifel ein. Sie wurden daher höchſt unangenehm überraſcht, den Monarchen ganz anders zu finden, wie ſie erwarteten. Der Undank und der Kleinmuth des Adels, der ſo pöbelhaft ausgedrückte, und von niemand gehinderte Triumpf der Mißvergnügten vor ſeinen Augen, und dieß nach ſeiner ernſtlichen Erklärung, die man ſo tobend verſpottete, hatten einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, ſo daß er jetzt feſt entſchloſſen war, die Regierung niederzulegen.

Er empfing die Abgeordneten kaltſinnig, und ſagte, nach Anhörung ihrer Rede ſtatt aller Antwort ganz kurz: „Ich bin müde euer König zu ſeyn.“ Sie boten alle ihre Beredſamkeit auf; ſie baten, ſie fleheten mit Thränen, und warfen ſich ihm zu Füßen; alles war vergebens, ſie hatten ihre Antwort. Je weniger die Verſammlung ſolche vermuthet hatte, je ſtärkern Eindruck mußte ſie machen. Alles gerieth in Bewegung. Man ſahe bereits die Anarchie und alle ihre Greuel vor ſich. Es wurden nun andre Abgeordnete erwählt. Knut Anderſon, ein dem Könige gänzlich ergebener Reichs-Rath, und der von Guſtav ſehr geſchätzte Biſchof von Strengnäs, der durch ſeine gründliche Vorſtellungen den Reichs-Tag beſtimmt hatte, übernahmen jetzt den Auftrag. Der König empfing ſie mit Achtung, wiederhohlte aber ſeinen Entſchluß vom Thron zu ſteigen.

Auf dieſe Nachricht zerſtreute ſich die Verſammlung; alles gerieth in Verwirrung; die Reichstags-Glieder wanderten beſorgnißvoll umher; die Bürger und Bauern zagten, und auch den bisher mit Blindheit geſchlagenen Edelleuten gingen jetzt die Augen auf; alle Stände beſtürmten nun das Schloß mit Deputationen, und ließen nicht eher nach, bis der König endlich eine geneigte Antwort gab. Niemand konnte beſſer als er das große National-Elend beurtheilen, das aus ſeiner Entfernung entſtehn würde; er liebte ſein Vaterland, und opferte daher ſeine gerechte Empfindlichkeit und alle andre Betrachtungen dem Patriotismus auf.

Drey Tage lang war man in Ungewißheit, zwiſchen Furcht und Hofnung; endlich am vierten erſchien der König in der Verſammlung. Alle Stände gingen ihm entgegen; man wetteiferte von ihm Verzeihung zu erflehen; eine Bitte, die auf eine edle Art mit einer kurzen Aeuſſerung der Vergeſſenheit alles Vorgefallenen erwiedert wurde. Man ſchritt nun zu den Reichstags-Geſchäften, die jetzt ohne Widerſprüche nach dem Sinn Guſtav's abgethan wurden.

Es erfolgten nun die wichtigſten Beſchlüſſe. „Die noch zum Theil beſtehenden Unruhen in „Dalecarlien und andern Orten ſollten nachdrücklich gehemmt, und die Kron-Einkünfte, „durch die Güter der Biſchöfe, Domherrn und „Klöſter, vermehrt werden. Dem Könige ſtand „es von jetzt an frey, die Hofhaltung der Bi-

„ſchöfe ganz nach Willkühr einzuſchränken; dabei erhielt er vollkommene Gewalt über Kirchen und Klöſter, über ihre innere Verwaltung und Eigenthum; wobei es ihm jedoch oblag, für ihre Bedürfniſſe zu ſorgen, und den Ueberſchuß zum Beſten des Landes zu verwenden. Die Edelleute bekamen die Freiheit, alles was ihre Vorfahren an die Klöſter verſchenkt oder verkauft hatten, wieder an ſich zu bringen und einzulöſen. Die Einkünfte der Biſchöfe ſollten aufgezeichnet, ihre im Beſitz habenden Schlöſſer geräumt, und ihre Beſatzungs-Soldaten verabſchiedet werden; ferner ſollten dieſe Prälaten nichts mehr mit den Reichs-Angelegenheiten zu thun haben, um ihre geiſtliche Functionen deſto beſſer abzuwarten; auch ſollten ſie ihre biſchöfliche Beſtätigung beim Könige, und nicht mehr beym Pabſt ſuchen; ſo wie denn auch die unter den Geiſtlichen entſtehenden Streitigkeiten nicht mehr in Rom ausgemacht werden ſollten.“ Noch wurden auf dieſem Reichstag eine förmliche Kirchen-Ordnung feſtgeſetzt, die Prieſter-Weihe eingeſchränkt, die Strafgelder für Sonntags-Arbeiten und für den frühzeitigen Beiſchlaf, abgeſchaft, auch die Unverletzbarkeit der

Geiſtlichen aufgehoben. Dabei wurden viele Verordnungen gemacht: über die gottesdienſtlichen Feierlichkeiten; über die Schulen; über die Eintheilung der Kirchſpiele; über die Einſetzung der Prediger, über ihre Tribunäle und ihre Erbgüter; über die Beichte und andre Dinge mehr.

Der Reichsrath ließ nun ein Manifeſt ergehn, worin das Volk über alle dieſe Veränderungen und deren Motive aufgeklärt, die Geiſtlichen mit den neuen Einrichtungen bekannt gemacht, und ihnen ihre Pflichten eingeſchärft wurden. Alles ging ruhig zu; ſo ſehr auch der Prieſterſtand, dem das Vorgefallene wie ein Traum vorkam, Haß und Rache nährte. Des Königs Abſicht war, die Biſchöfe hinführo von dem Reichs-Rath auszuſchließen; ſie wußten dieß, und um die Demüthigung zu vermindern, trugen ſie nunmehr ſelbſt auf dieſe Entlaſſung an, die, wie ſie ſagten, ihre verminderten Einkünfte jetzt nothwendig machten.

Guſtav zögerte nicht die Beſchlüſſe zu vollziehn. Er machte gleich auf der Stelle in voller Verſammlung den Anfang mit dem Biſchof von Strengnäs, und forderte ſein

Schloß Tynnelſoe, das dieſer auch ſofort durch eine förmliche Erklärung den Händen des Königs übergab. Der Biſchof von Skara that ein Gleiches mit dem Schloß Leckoe. Der Biſchof von Linköping Braſk aber, Beſitzer des prächtigen Schloſſes Munkeboda, war noch unentſchloſſen; er war bei dieſer ſehr beſtimmten Frage des Monarchen wie verſteinert, und konnte kein Wort hervorbringen. Sein Freund, der Reichsmarſchall Jönſon, der ſich wieder in Weſteräs eingefunden hatte, und jezt etwas einlenkte, ſprach für ihn; er bat den König, das Alter dieſes Prälaten in Betracht zu ziehn, und ihm ſein Schloß bis an ſeinen Tod zu laſſen. Guſtav, der die Boßheit dieſer Männer kannte, und von ihren neuen Anſchlägen Nachricht hatte, ſchlug nicht allein dieſe Bitte rund ab, ſondern verlangte auch Bürgſchaft für den Biſchof, daß er nichts gegen ihn unternehmen, und ohne ſeine Erlaubniß nicht die Stadt verlaſſen wollte. Acht von den Vornehmſten des Adels erboten ſich Bürge zu ſeyn; dieß wurde angenommen, da denn der König ungeſäumt einen Trupp Soldaten nach Munkeboda ſchickte, das Schloß in Beſitz zu nehmen. Vierzig Perſonen von der Hofhaltung dieſes nunmehr ſo ſehr herabgeſetzten Biſchofs traten jetzt in königliche Dienſte. Nach dieſer Veränderung wurde ihm geſtattet, ſich nach ſeinem alten Wohnſitz zu begeben.

Es befanden ſich damals noch in Schweden zwey und vierzig Klöſter. Von dieſen wurden jetzt ein und dreißig gänzlich aufgehoben: neun Franciscaner- ſieben Dominicaner- und ſieben Ciſtercienſer-Klöſter; eins, das den Carmelitern und eins, das den Eremiten gehörte; hiezu das St. Georg-Kloſter in Süderköping, drey vom Johanniter-Orden, und zwey Nonnenklöſter. Eilf andre ließ man noch als Ruhe-Oerter zu Gunſt abgelebter, für die Welt untauglicher Mönche und Nonnen, obgleich mit großer Einſchränkung, noch eine Zeitlang beſtehn. Dieſem Beſchluß zufolge wurden vier Mönchsklöſter in Linköping, Abo, Warnhem und in Daland, beibehalten. Gegen das weibliche Geſchlecht war man freigebiger: es wurden den Nonnen ſieben Klöſter angewieſen, wo ſie ihren Unterhalt erhielten.

So endigte ſich der berühmte Reichstag zu Weſterås, der die 460 Jahre lang in Schweden beſtandene Macht der catholiſchen Geiſtlichen bis auf den Grund vernichtete, deſſen Beſchlüſſe aber auch in der Folge die Quelle großer Unruhen wurden.

Guſtav reiſete nun ſelbſt im Lande herum, um allenthalben, dem Schluß des Reichstags gemäß, die nöthigen Verfügungen zu treffen; Olaus Petri und andre lutheriſche Lehrer begleiteten ihn, und mußten überall in ſeiner Gegenwart in den vornehmſten Kirchen predigen, welches der catholiſchen Lehre in Schweden den letzten Stoß gab. Der König ließ ſich aller Orten die zu den Bißthümern, geiſtlichen Stiftungen und Klöſtern, gehörigen Documente ihrer Beſitzungen bringen, und nahm ſie als Eigenthum der Krone in Empfang; einige derſelben verſchenkte er an ſeine eifrigſten Anhänger und an die vornehmſten Officiere ſeiner Armee. Die Anzahl der beträchtlichen Ländereyen und Pachtgüter, die auf dieſe Weiſe der Geiſtlichkeit genommen wurden, wird von den Geſchichtſchreibern auf dreyzehntauſend angegeben. Guſtav kam endlich auch nach Munkeboda, wo ihm der Biſchof entgegen zog. Dieſer Prälat hatte ſich von ſeinem Schrecken erhohlt, und ſeine Maaßregeln bereits entworfen; er verſtellte ſich, zeigte ſich aufgeräumt, und vermochte den König auf einige Tage ſein Gaſt zu ſeyn. Die Tafelfreuden der damaligen Zeit beſtanden im Trinken, da denn der Wein auch hier ſeine Wirkung nicht verfehlte, aufgeräumt und vertraulich machte. Brask erſah einen günſtigen Augenblick, um den König zu bitten, ihn ſeiner Bürgſchaft zu entlaſſen, die, wie er ſagte, für ihn höchſt entehrend ſey, da ſie ſeine Treue ſo ſehr verdächtig mache. Guſtav ſah einen gedemüthigten Mann vor ſich, der, ſelbſt wenn er auch fortdauernd boshafte Abſichten hegte, dennoch bei ſeiner jetzigen Unmacht, wie groß auch ſeine Neigung dazu ſeyn möchte, ihm nur ſehr wenig ſchaden konnte; er gab alſo mehr ſeiner Großmuth, als ſeiner Politik Gehör, und bewilligte dem demüthig bittenden Biſchof, was er deſſen anmaßenden Freunden abgeſchlagen hatte. Der König ging noch weiter. Auf die Verſtellung dieſes Mannes, daß es fur Schweden nöthig ſey, die geiſtliche Gerichtsbarkeit über Gothland, wo ſich immer noch ein Däniſcher Statthalter befand, als Sanction der politiſchen Anſprüche, im vollen Umfange zu behaupten, war er ſchwach genug dieſem Prälaten den Auftrag zu geben, bei ſeiner nächſten Kirchen-Viſitation dort die dazu erforderlichen Urkunden aufzuſuchen.

Der Biſchof dachte an keine Viſitations-Reiſe; er hatte nur eine gute Gelegenheit geſucht, mit ſeinen Reichthümern Schweden zu verlaſſen. Nunmehr ließ er einpacken, nahm alles Silber und Gold aus der Domkirche zu Linköping, und ſo ſegelte er nach Gothland, wo die zu Westerås gemachten großen Veränderungen noch nicht bekannt waren. Er bediente ſich daher hier ſeiner Viſitations-Maske, und zeigte ſich als ein ſtrenger Oberhirte; er verjagte die hier befindlichen lutheriſchen Prediger, bemächtigte ſich der Urkunden in Kirchen und Klöſtern, ließ von allen Gemeinden Geſchenke an Gold, Silbergeräthe und Waaren eintreiben, und nun entfloh er zu Schiffe nach Danzig. Von hier ſchrieb er an Guſtav, gab vor, er ſey auf ſeiner Rückreiſe aus Gothland nach dieſer Stadt verſchlagen worden, wo er ſich krank befände; dabei warf er jedoch auch dem Könige die letzten Reichs-Beſchlüſſe vor, die ſeiner Ehre im Auslande ſo nachtheilig wären. Er ſchrieb auch an die Geiſtlichen ſeines Kirchſprengels, und ermahnte ſie der lutheriſchen Lehre aus allen Kräften zu widerſtehn.

Brask fand in Danzig ſeinen alten Mitbruder Magnus, den ebenfalls entlaufenen Erzbiſchof von Upſala. Dieſer Prälat hatte rathſam gefunden, Guſtav's ehemalige verſtellte Aeuſſerung jetzt als Ernſt zu behandeln, und eigenmächtig bei dem Könige von Pohlen um ſeine Tochter für den Schwediſchen Monarchen geworben; auch war die Sache verläufig zu Stande gebracht, und eine Ausſteuer von 100,000 Pohlniſchen Gulden feſtgeſetzt worden, alles jedoch unter der Bedingung, daß der König von Schweden nicht von der catholiſchen Kirche abtreten ſollte. Magnus hatte hierauf den Plan ſeiner künftigen Größe und einer Wiederherſtellung des alten religiöſen Unfugs in Schweden gebaut; Guſtav aber würdigte ihn nicht einmahl einer Antwort. Dagegen ſchrieb er an den Senat von Danzig, daß man die Gerüchte nicht glauben möchte, die die verlaufenen Biſchöfe ausſtreuten; auch ſchrieb er an Braſk, und verſprach ihm ein ſicher Geleit, wenn er zurückkommen und ſeine Beſchwerden den Schwediſchen Ständen vorlegen wollte; käme er aber nicht bald zurück, ſo ſollte ſeine Stelle durch einen andern beſetzt werden.

Beide Prälaten machten nun einen verzweifelten Verſuch; ſie boten dem König Sigismund von Pohlen die Schwediſche Krone an, wenn er zur Vertheidigung der catholiſchen Religion die Waffen ergreifen wollte. Auſſer dem Verdienſtvollen einer ſolchen Handlung, führten ſie auch als politiſche Rechtmäßigkeit den Umſtand an, daß Sigismund ein Abkömmling des Königs Waldemar ſey, und er alſo gerechte Anſprüche auf die Schwediſche Krone habe. Dieſer Antrag aber fand kein Gehör, da die Unmacht der Flüchtlinge, die Entlegenheit des Landes, das man erobern ſollte, die Schwierigkeit der Unternehmung, und ſelbſt im glücklichſten Fall, die Unmöglichkeit Pohlen und Schweden zugleich lange zu beſitzen, das Thörichte des Entwurfs ins helleſte Licht ſtellten. Magnus ging nun nach Rom, wo er bis an ſeinen Tod in Armuth lebte; Braſk aber begab ſich nach Mecklenburg, wo er von ſeinen aus Schweden mitgenommenen Geldern Fahrzeuge ausrüſtete, und an den Küſten Seeräuberei trieb, ohne jedoch ſeine eigne Perſon in Gefahr zu ſetzen. Dieſe Fahrzeuge aber wurden von den Lübeckern weggenommen, und die Beſatzung als Seeräuber aufgeknüpft. Dem ohne Schutz und ohne Geld zur Verzweifelung gebrachten Erz-Biſchof blieb jetzt nichts übrig, als ein Kloſter zu ſuchen, das ihn aufnehmen wollte. Er fand ein ſolches in Pohlen, wo er in der Stille ſeine Tage hinbrachte, und auch hier eilf Jahre nach ſeiner Flucht ſtarb.

Der König Chriſtiern irrte indeß allenthalben umher; bald war er bei ſeinem Schwager, dem Churfürſten von Brandenburg, bald in Sachſen, bald in Brabant. In Wittenberg hörte er den Doctor Luther oft predigen; dieß wirkte ſo ſehr auf ihn, daß er dieſelbe Lehre annahm, deren Anhänger er bisher ſo eifrig verfolgt hatte; auch vermochte er ſeine Gemahlin Iſabella, und ſeine Schweſter die Churfürſtin von Brandenburg, der catholiſchen Religion zu entſagen. Der Kaiſer, ſeine größte Stütze, war hierüber äuſſerſt aufgebracht, und da ihn nichts zu beſänftigen vermochte, ſo reiſete Chriſtiern zu ihm nach Augsburg, und ſchwur hier förmlich die lutheriſche Lehre wieder ab. Aller Orten war er ein ſehr läſtiger Gaſt; ſeine mächtigen Beſchützer beſchloſſen daher aus ſeinem ehemaligen Königreich Dänemark etwas beſtimmtes für ſeinen künftigen Unterhalt auszuwirken. Dieß fand aber Schwierigkeit. Es wurde deshalb der alte, jetzt vom Römiſchen Kaiſer Ferdinand ſtark unterſtützte Plan, wieder hervorgeſucht, Chriſtiern's Anſprüche auf die Däniſche Krone mit Gewalt geltend zu machen.

Der König Friedrich erhielt bald Nachricht von gewiſſen darauf abzweckenden Maaßregeln, die ihn ſo beunruhigten, daß er eine Geſandſchaft nach Stockholm ſchickte, um ſich in dieſer Noth, mit Bezug auf das Malmoer Bündniß, feſt an Schweden anzuſchließen. Guſtav antwortete, er wiſſe von keiner Schweden drohenden Gefahr, indeß würde er ſeinen Vertrag genau halten, obgleich der Däniſche Monarch ihn ſeiner Seits ſchlecht beobachtet hätte. Er erinnerte ihn an den ſchändlichen Schutz, den er dem Seeräuber Norby gegeben, an die Aufmunterung und Unterſtützung des falſchen Sture, und andre heimliche Feindſeligkeiten, die der Bundesgenoſſenſchaft geradezu widerſprächen. Die Geſandten entſchuldigten das Vergangene, und verſprachen alles für die Zukunft, womit der König zufrieden war; auch ſchickten ſie ſofort Boten an den Erzbiſchof von Drontheim und andre Beſchützer von Jöns, um ſie zu vermögen, ihn an Guſtav auszuliefern.

Dieſer Betrüger hatte mitlerweile in den Thälern von Dalecarlien, wo das Lutherthum noch wenig Eingang gefunden, ſeine Rolle fortgeſpielt, wozu ihm die Beſchlüſſe des Reichstags von Weſteräs und die darauf erfolgten kirchlichen Veränderungen in Schweden ſehr günſtig geweſen waren. Eine große Menge

Mißvergnügten, Edelleute, Prieſter, Mönche, Fanatiker aller Volksklaſſen, ſelbſt Greiſe, Weiber und Kinder, wären hieher geflohen; viele konnten kein Obdach finden, und irrten in den Gebürgen umher. Alle ſchrieen über Guſtav, als einen grauſamen Tyrannen. Die königlichen Beamten in den benachbarten Provinzen waren jedoch auf ihrer Huth, und vereitelten alle gewaltſamen Entwürfe des Dal-Junkers Jöns, der ſich nun nach Norwegen flüchtete. Um die Urtheile der Menſchen zu verwirren, und Beſorgniſſe andrer Art zu erzeugen, ließ er jetzt ausſprengen, daß der König geſtorben wäre, und der deutſche Graf Hoya nach der Krone trachte. Er beſtätigte ſelbſt dieſe Nachricht in einem aus Norwegen an die Thalmänner geſchriebenen Briefe, der ſo anfing: „Ich Nils Sture, „des hochmächtigen Herrn Sten's, ehemaligen „Reichs-Vorſtehers von Schweden, ächter und „rechter Sohn, entbiete Euch ſämtlichen Einwohnern in den Thälern Sillers, wie auch in „den öſtlichen und weſtlichen Thälern und in „den Gebirgs-Gegenden, meinen freundlichen „Gruß mit Gott und König St. Erich." In dieſem Briefe läſterte er alle Handlungen Guſtav's, den er mit Chriſtiern verglich, allein noch unter dieſen Tyrannen ſetzte; er bezog ſich auf den Tod des Monarchen, erinnerte an die großen Dienſte ſeines Vaters, und zeigte ſeine Zuverſicht, daß die Thalmänner, ſo wie alle redliche Schweden, ihn zum Reichs-Vorſteher ernennen würden; wobei er allen denen, die ſich für ihn erklärten, einen dreyjährigen Steuer-Erlaß verſprach.

Die eifrigſten Anhänger Jöns's riefen allenthalben die Bauern nach Landesſitte bei den Kirchen zuſammen, und laſen ihnen dieſen Brief vor, der auf die einfältigen Landleute einen ſo großen Eindruck machte, daß hier die Fahne der Empörung nunmehr aller Orten ausgeſteckt wurde; und in der Zuverſicht, daß Jöns bald mit Truppen aus Norwegen kommen würde, gingen viele nach den Grenzen, um zur Erleichterung des Marſches, einen Weg über das Gebürge zu machen.

Nunmehr blieb dem Könige nichts übrig, als mit Nachdruck zu verfahren. Er verſammelte den größten Theil ſeiner Truppen, 14,000 Mann, und mit dieſen marſchierte er eiligſt nach den Thälern, wohin er den Befehl geſandt hatte, daß ſich alle Einwohner an einem beſtimmten Tage bei Tuna einfinden ſollten. Die Bauern waren noch auf keine Vertheidigung vorbereitet; ſie hatten weder Waffen noch Anführer; am wenigſten konnten ſie es wagen, ſich einer ſolchen Macht zu widerſetzen; auch waren ſie nicht geneigt jetzt offenbar ihren Ungehorſam zu zeigen, und dadurch den Soldaten ihr Eigenthum preis zu geben; ſie ſtellten ſich daher auf dem Felde bei Tuna ein. Der König ließ den Bezirk durch ſeine Truppen umringen, und auch einige Canonen aufführen. Nun wurde eine von allen Reichs-Räthen unterzeichnete Schrift verleſen, worin die Thalbauern für Feinde des Reichs erklärt, dabei bedroht wurden, daß wenn ſie ihre Unterwerfung verzögerten, alle Schweden bereit wären gegen ſie aufzuſtehen, und daß ſie ſodann bis auf den letzten Mann ausgerottet werden ſollten. Der Reichsrath Brynteſon trat nach dieſer Vorleſung auf, verlangte ihre Erklärung, und wies auf die gegen ſie gerichteten Canonen, mit dem Zuſatz: „Euer Leben beruhet in dieſem Augenblick auf Euer Betragen.“ Nun baten dieſe Irregeführten wehmüthig um Gnade, wobei ſie gleich die Urheber und Leiter der Empörung nannten. Guſtav glaubte hier ein Beiſpiel von Strenge zeigen zu müſſen; er ließ ſie auf der Stelle verhaften, abhören und enthaupten. Als die Bauern das Blut ihrer Brüder fließen ſahen, erhoben ſie ein erbärmliches Geſchrey, ſtürzten auf die Knie, und krochen ſo an den König heran, um Verzeihung zu erflehen. Noch war die Hinrichtung einiger zurück. Guſtav erinnerte ſich abermahls, daß es in dieſen Thälern war, wo er in ſeiner bedrängten Lage, Freunde und Schutz gefunden, und verzieh ihnen. Sie ſchwuren von neuem den Eid der Treue, und ſandten an die Helſingländer ein Ermahnungs-Schreiben, ihrem Beiſpiel zu folgen, welches auch geſchah, ſobald ſich der König dort nur zeigte.

Guſtav befand ſich nun mit einer für die damahligen Zeiten ſtarken Armee nahe an den Grenzen von Norwegen, wo das Volk den Schweden nicht abgeneigt war, und wo die Machthaber ſich in keiner Verfaſſung befanden, kräftigen Widerſtand zu thun. Es war daher für ihn leicht dieß Land zu erobern; die Politik rief ihn zu dieſer Beſitznahme, allein ſeine Grundſätze von Treu und Glauben, obwohl in Copenhagen ſchlecht belohnt, hielten ihn davon ab. Er gab jedoch vor ſeinen Rückmarſch dem Erzbiſchof von Drontheim einen Wink, von dem was er als König jetzt thun könnte, wenn er wollte. Die dortigen Machthaber bedurften dieſer Erinnerung nicht; ſie waren in großer Angſt geweſen, und hatten eiligſt Jöns aus dem Lande geſchaft. Sie hoften eine bequemere Zeit zu ſeiner Wiedererſcheinung zu finden; bis dahin ſollte er in Deutſchland verweilen. Jetzt meldeten ſie dem Könige von Schweden des ſogenannten Sture's Entfernung, wobei ſie jedoch, als Entſchuldigung ihres Verfahrens, ſich erdreiſteten, ſeine Identität fortdauernd gegen Guſtav zu behaupten. Er ſchloß daraus, daß ſie ihre Entwürfe noch nicht aufgegeben hatten, und ließ daher den Flüchtling nicht aus der Acht.

Jöns ging nach Roſtock; einer Stadt, die damahls zum Hanſeatiſchen Bunde gehörte, wo er ſich frey glaubte, und wo er genau Guſtav's ehemaliges Betragen in Lübeck nachahmte. So wie ehedem die Lübecker mit Chriſtiern unzufrieden waren, ſo waren es jetzt die Roſtocker nicht minder mit Guſtav, der durch ſeine Regierungs-Maaßregeln dem Handel der Hanſeſtädte einen immer wachſenden Nachtheil brachte. Jöns meldete dem Senat förmlich ſeine Ankunft, nannte ſich den Sohn des verſtorbenen Reichs-Vorſtehers Sten Sture, klagte über das erlittene Unrecht, und bat um

Schutz gegen Guſtav's Verfolgung. Die Roſtocker, ſo abgeneigt ſie auch dieſem Monarchen waren, ließen ſich jedoch durch den Betrüger nicht täuſchen; überdieß kannten ſie des Königs von Schweden zunehmende Macht, und fürchteten ſeine Feindſchaft. Sie hielten daher die Antwort zurück, und gaben indeß Guſtav von der Ankunft des Flüchtlings Nachricht. Hierauf ward ein königlicher Secretär, Namens Gyler, nach Roſtock geſchickt, den Böſewicht förmlich anzuklagen. Er wurde nun verhaftet und vor Gericht gezogen.

Die Großmuth des Königs zeigte ſich hier auf eine auffallende Art. Die Empörung in Schweden war geſtillt; es war nach erfolgter Unterwerfung und Begnadigung der Aufrührer, keine weitere Unterſuchung geſchehn, daher die adelichen Anſtifter und Beförderer der Unruhen, Thure Jönſon und ſeine Freunde, ganz unangefochten durchgekommen waren. Bei dem Verhör aber des von Allem genau unterrichteten Jöns, zumal in einer auswärtigen Stadt, mußten dieſe Männer mit Recht die ausführliche Entdeckung ihrer Anſchläge und Ränke erwarten; auch nannte Jöns in Privat-Unterredungen mit dem Secretär Gyler alle ſeine

Mitſchuldigen, worunter, nebſt vielen vornehmen Schweden, auch mehrere Reichs-Räthe waren. Guſtav, der jeѕzt die beſte Gelegenheit hatte, ſeine Feinde als Verbrecher den Geſetzen preis zu geben, und dadurch, ohne eignes Zuthun, ſie ſich vom Halſe zu ſchaffen, that hier, was ihr eifrigſter Freund nur je hätte thun konnen; er verſtopfte die Quelle der Entdeckungen, überging bei ſeiner Anklage völlig Jons Hochverrath, ſo wie alle andre damit verbundene Verbrechen, und ließ ihn bloß wegen des bei ſeinem vorigen Herrn Anderſon als Stallknecht begangenen Diebſtahls, an Werth vierzig Mark, anklagen. Auf dieß Verbrechen, das erwieſen ward, erkannten die Stadtrichter von Roſtock die Enthauptung, die auch in Gylers Gegenwart vollzogen wurde.

So endigte die Rolle eines jungen Böſewichts, den die Natur mit nicht gemeinen Gaben ausgeſtattet hatte, die unter günſtigern Glücksumſtänden vielleicht einen großen Mann aus ihm gemacht hätten. Im Staube gebohren, ohne alle Bildung aufgewachſen, hatte er auf dem Lande unter den Pferden gelebt; und dennoch wußte dieſer ganz rohe Jungling ſich in ſeiner neuen, höchſt ungewohnten, ſehr auſſerordentlichen

dentlichen Lage ſo gut zu finden, als ob er gebohren wäre über Menſchen zu herrſchen. Jöns zeigte einen großen Muth und einen feſten Character, polirte ſelbſt ſeine rohen Sitten, entwickelte ſeine raſch emporkeimenden Talente, erwarb ſich Anhänger, Achtung, Liebe und Zutrauen. So ſpielte er mit Glück ſeine Rolle als Gegner, nicht allein eines Königs, ſondern eines großen, dabei mit aller weltlichen Macht ausgerüſteten Mannes, und beunruhigte lange Zeit einen beträchtlichen Theil des Königreichs.

Neuntes Buch.

Jetzt genoß Guſtav einer längern Ruhe, als ihm bisher auf dem Thron noch zu Theil worden war; er benutzte dieſe Zeit den Staatsunordnungen, beſonders den kirchlichen, abzuhelfen. Die Kirche war ohne Erzbiſchof, alſo ohne Oberhaupt; dabei war der Sitz von Upſala ledig. Die Biſchöfe von Strengnäs, von Skara, und von Abo waren noch nicht eingeweiht; eine Sanction, die in den Augen des Volks durchaus nöthig war. Dieß hatte bisher nur durch den Pabſt ſelbſt, oder durch ſeine Bevollmächtigten geſchehn können; die Gemeinſchaft aber mit Rom war aufgehoben, und von dort her durfte das, in der Sprache des Vaticans, ketzeriſche, und zur Trennung von der apoſtoliſchen

Kirche ſich neigende Schweden, keine Gunſt, keine Abweichung von den Regeln erwarten. Der Biſchof von Weſterås hatte zwar vom Pabſt ſelbſt das Pallium empfangen; allein ohne deſſen förmlichen Auftrag hielt er es für ein Verbrechen, die Weihe bei ſeinen Collegen zu verrichten. Der König hob dieſe Bedenklichkeit durch ſeinen ſehr ernſtlichen Befehl, dem der Biſchof gehorchte.

Das Religionsweſen hatte jetzt in Schweden ein ſonderbares Anſehn. Der Glaube hatte noch keine Feſtigkeit. Die Menſchen, ſelbſt die klügſten der Nation, konnten ſich nicht in die theologiſchen Erklärungen und Spitzfündigkeiten finden. Man verband lutheriſche Grundſätze mit catholiſchen Ceremonien. Es war ein biſarres Gemiſche, das man beſonders in den Provinzen ſah. Die im Colibat lebenden Prieſter verabſcheuten die verheyratheten, die indeß die Meſſe ſo gut wie die andern laſen. Bei den Taufhandlungen, Copulationen und Beerdigungen, wurden catholiſche und lutheriſche Gebete durch einander gemiſcht; auch wollten die Convertiten unter dem gemeinen Volk ungern das heilige Salz bei der Taufe, ſo wie das heilige Oel auf dem Todten-Bette vermiſſen; und obgleich die Lutheraner die Lehre vom Fegfeuer verwarfen, ſo beteten doch dieſe neuen Gläubigen, bei den öffentlichen Kirchenceremonien, andächtig um die Erlöſung der Seelen ihrer verſtorbenen Anverwandten aus eben dieſem Fegefeuer. Beſonders waren die neu lutheriſchen Frauensperſonen in Schweden hierin ſehr ſcrupulös; ſie wollten zur größeren Sicherheit der armen Seelen nicht gern jenen Fegefeuer-Gebeten entſagen, wobei denn alle Beredſamkeit der Reformations-Prediger zu Schanden wurde. Der Pöbel, der aller Orten nicht ſelbſt denkt, und ſich lieber durch das Sinnliche leiten läßt, hing auch hier leidenſchaftlich an die ceremoniöſen Gebräuche, wovon ihm, durch eine überall gewöhnliche Verirrung des menſchlichen Geiſtes, die unverſtändlichſten die angenehmſten waren.

Immer noch wurde die Meſſe in Ehren gehalten; Guſtav und ſeine Glaubens-Freunde wagten noch nicht ſie anzugreifen; nur ſollte ſie den neuen Verordnungen zufolge, in der Landesſprache gehalten werden. Dieß Verſtändliche war dem gemeinen Volk unausſtehlich. Es entſtanden deshalb an vielen Orten Tumulte. Der König verordnete daher, daß die Meſſe nach Belieben der Prieſter, in lateiniſcher oder ſchwediſcher Sprache abgeſungen werden ſollte. Hierdurch wurde der Zweck erreicht; viele Prieſter, um ſich dem Könige, als der Quelle der Pfründen und überhaupt aller geiſtlichen Würden, gefällig zu zeigen, wählten die Landesſprache, da ſich denn nach und nach das Volk an dieſe verſtändliche Meſſen gewöhnte; dabei verließen immer mehr Mönche die Klöſter, nahmen Frauen, wurden Pfarrer auf dem Lande, und nun, durch eignes Intereſſe geleitet, eifrige Vertheidiger des Lutherthums.

Endlich geſchah auch im Januar 1528, zu Upſala die ſo lange aufgeſchobene Krönung. Guſtav forderte vor derſelben die Reichsräthe auf, in Betref ſeiner Regierung frey ihre Meinung zu äuſſern. Einige derſelben, Catholiken nach der alten Art, baten jezt den König, als Mittel allen Empörungen vorzubeugen, auf die zu Weſterås gemachten Reichs-Beſchlüſſe nicht ſtrenge zu halten; ſie wünſchten die Mönche wieder in den Klöſtern eingeſperrt zu ſehen; dabei ſollte ihnen der Eheſtand unterſagt, den Catholiken das Fleiſcheſſen am Freitage verboten werden, ꝛc. ꝛc. Guſtav hielt dieſe Bitte keiner Antwort werth, ging in großer Proceſſion nach der Domkirche, und ſchwur hier in Gegenward der Biſchöfe von Weſterås, von Skara, von Strengnäs und von Abo, vor dem Altar den Krönungseid, worin alle Vorrechte und Freiheiten der römiſchen Kirche ausgelaſſen oder verändert waren. Der Biſchof von Skara las dabei die hohe Meſſe und verrichtete die Salbung, dagegen der Biſchof von Strengnäs die Predigt hielt. Bei der Rück-Proceſſion wurden von einem Herold Krönungs-Münzen unter das Volk geworfen. Die übrigen Feierlichkeiten waren dem damaligen Zeitalter und dem Lande angemeſſen; ſie beſtanden nicht in Opern, Comödien, Pantomimen, Concerten, Maskeraden, Bällen und Feuerwerken, ſondern in Ritterſpielen und Schmauſereien, wobei dreizehn Edelleute aus jetzt noch großentheils blühenden Familien zu Rittern geſchlagen wurden.

Ein Vorfall war bei dieſen Spielen merkwürdig. Zwey Oberſten, Saſſe ein Deutſcher und Pederſon ein Schwede, waren beide Rivalen um eine adliche Wittwe, von großer Schönheit, Namens Rynnigs, die demjenigen ihre Hand verſprochen hatte, der bei dem Turnier Sieger ſeyn würde. Sie kämpften heftig und lange einzeln, ohne allen Beiſtand, vor den Augen des Kerns der Nation, begeiſtert durch zwey mächtige hier verbundene Leidenſchaften, Ehrgeiz und Liebe, bis endlich der Schwede den Kampfpreis und die Braut davon trug.

Es kamen fünf Däniſche Reichsräthe nach Schweden, um die noch beſtehenden Streitigkeiten beizulegen, womit man jedoch nicht zu Stande kam. Nach vielen Zänkereien, wobei nicht ein einziger Artikel ausgemacht wurde, erreichten die Däniſchen Abgeordneten doch den Hauptzweck ihrer Sendung, die eigentlich eine Schutzwehr gegen Chriſtiern zum Gegenſtande hatte. Der König Friedrich und ſeine Räthe handelten hier wie alberne Menſchen; ſie wollten mit einer Macht einen auf ihre Erhaltung abzweckenden Bund ſchließen, ohne vorher die Hinderniſſe des Zutrauens aus dem Wege zu räumen. Guſtav war wegen Chriſtiern ganz unbeſorgt, und konnte es auch in ſeiner Lage ſeyn; allein er wurde wieder ein Opfer ſeiner zu weit getriebenen Gutmüthigkeit, die ein Flecken in ſeinem politiſchen Character war. Es ward am 15ten Auguſt 1528 zu Loedeſoe zwiſchen Schweden und Dänemark ein Tractat geſchloſſen, der allein den gegenſeitigen Beiſtand beider Könige, im Fall eines Angriffs von Chriſtiern, beſtimmte. Keine Beſchwerden Guſtav's wurden dabei abgethan, keine Beleidigungen vergütet, kein ſtreitiger Punct berichtigt. Der König von Schweden zeigte eine auffallende Nachſicht; er begnügte ſich dem Däniſchen Geſandten über alle beſtehende Differenzen eine lange Schrift mitzugeben, die, wie ſie es verdiente, von Copenhagen aus ſehr unbedeutend, mit bloßen Worten beantwortet wurde.

Des Königs ſehnlicher Wunſch war, von den Lübeckern und ihrem Handel ſo wenig als möglich abzuhangen. Es wurden deshalb mancherlei Verordnungen und Unternehmungen gemacht. Einige Schweden legten durch Unterſtützung Guſtav's Salzſiedereien an, andre fingen an Kohl, Rüben und Hopfen zu pflanzen; alles Artikel, die bisher auch vom Auslande her in Schweden eingeführt worden waren, wobei man das Schwediſche Geld nicht anders, als tief unterm Werth angenommen hatte. Ferner wurden Gaſthöfe und Poſtfuhren eingerichtet. Eine jede Unternehmung, die dieſe noch weit zurückſtehende Nation den cultivirten Völkern Europens näher bringen konnte, fand Aufmunterung bei Guſtav; dabei erneuerte und erweiterte er die Privilegien der Stadt Stockholm. Ihre Vorſtädte, mehrere naheliegende

Oerter, nebſt vielen Holmen, Mühlen und Teichen, wurden ihr als Eigenthum übergeben. Der Magiſtrat erhielt die Freiheit, in Sachen, die nicht durch Geſetze beſtimmt waren, nach Gewiſſen das Urtheil zu fällen. Der ſogenannten Gildſtube, dem Verſammlungsort der Kaufleute, wurde ein beſonderes Sicherheits-Recht verliehen, ſo daß bei ſchwerer Strafe hier keine Gewaltthätigkeiten ausgeübt werden durften. Um den Handel der Stadt noch mehr zu befördern, wurde den Norländern verboten, nach auswärtigen Oertern zu ſegeln; ſie waren genöthigt nur allein mit Stockholm zu handeln.

Der König ſchloß auch mit den Holländern und mit der Regentin der Niederlande, da dieſe Nationen die Producte Schwedens ſo nöthig brauchten, einen für das Schwediſche Reich, in Hinſicht gewiſſer Rechte und Zollfreiheiten, ehrenhaften Handels-Vertrag; wobei der erſte Artikel feſtſetzte, daß die Schwediſchen Münzen in Holland ſo gangbar wie in Schweden ſelbſt ſeyn ſollten.

Die noch immer fortdauernde Vermiſchung lutheriſcher und catholiſcher Lehren und Ceremonien war dem Könige äuſſerſt mißfällig. Er wünſchte eine Gleichheit im Gottesdienſt, und berief deshalb im Anfang des Jahres 1529, ein allgemeines Concilium nach Oerebro, der Hauptſtadt in Nericien. Auſſer den Biſchöfen fanden ſich hier von den vornehmſten Gemeinden des Königreichs Bevollmächtigte ein; der Kanzler Anderſon präſidirte dabei im Namen des Königs, Noch war die berühmte Augsburgiſche Confeſſion nicht erſchienen, die erſt im folgenden Jahr (1530) die Religions-Sache in Deutſchland aufs Reine brachte. Die damals noch ſo wenig aufgeklärten Schweden hatten daher noch keinen Leitfaden, und tapten in dieſem Labyrinthe herum. Ueberdieß ſollten hier jetzt lauter Prieſter entſcheiden, von denen die meiſten durch Vorurtheile, oder Privat-Nutzen, für die alte Ordnung der Dinge waren. Der Kanzler fand deshalb große Hinderniſſe. Kaum durfte er hier Luthers Namen nennen. Er unterſtand ſich alſo auch nicht die Ceremonien anzutaſten. Die Meſſe, das Weihwaſſer, die Bilder in den Kirchen, die Ohrenbeichte und andre Dinge, blieben wie ſie waren; nur wurde die Anzahl der Feſttage eingeſchränkt, die allgemeine Leſung der Bibel genehmigt, und die Rechtmäßigkeit ihrer Erklärung von den Kanzeln beſtätigt. Der König fand den Zwang nicht rathſam, und überließ die weitern Fortſchritte der Zeit.

Es ereignete ſich hiebei ein beſondrer Vorfall. Unter den Abgeordneten bei dieſer Kirchen-Verſammlung befand ſich Nicolaus Hwit, aus Calmar, ein gelehrter Dominicaner und fanatiſcher Verfechter der catholiſchen Lehre. Aufgebracht durch die vielen Berufungen auf Luther, beſchloß er ſelbſt nach Deutſchland zu reiſen, und den großen Reformator zu bekehren, Dieſer Entwurf aber glückte ſo wenig, daß Hwit vielmehr ſelbſt bekehrt aus Wittenberg zurückkam, einer der größten Anhänger des Lutherthums in Schweden wurde, und eine Nonne heirathete. Guſtav gab ihm hierauf das Bißthum Linköping. Auf dieſem Poſten trug er durch Handlungen aller Art nicht wenig bei, die lutheriſche Lehre in dieſem Königreich feſter zu gründen.

Jetzt dachte Guſtav auch an ſeine Vermählung. Er wählte die Sächſiſche Prinzeſſin Catharina aus dem Hauſe Lauenburg, deren Schweſter Dorothea der Kronprinz von Dänemark, Chriſtian, Sohn des Königs Friedrich, zur Gemahlin hatte. Nicht dieſe Schwägerſchaft, ſondern der Eifer der Sächſiſchen

Fürſtenhäuſer für Luthers Lehre, beſtimmte den König von Schweden zu dieſer Wahl. Guſtav's Schweſter Margaretha, vermählt mit dem Grafen von Hoya, reiſete nach Sachſen, um die Anwerbung zu machen. Die Verbindung aber fand einige Bedenklichkeit bei dem Herzoge Magnus, Vater der Braut, der Guſtav's Thron noch für ſehr wankend hielt. Der Antrag wurde zwar von ihm angenommen, allein die Vermählung unter allerhand Vorwand verzögert. Der König wollte der Sache ein Ende machen, und ſchickte eine Escadre von Kriegs-Schiffen ab, die Prinzeſſin nach Schweden zu hohlen. Es war noch im Sommer, alſo die Jahreszeit zur Schiffahrt günſtig; der Herzog aber war fortdauernd unentſchloſſen, und, ohne auf die ausdrücklich dazu ausgeſandte Ehrenflotte Rückſicht zu nehmen, verlangte er abermahls einen Aufſchub bis zum nächſten Frühling. Guſtav glaubte ſich unartig behandelt; er ließ daher durch den die Flotte commandirenden Admiral Siggesſon dem Herzoge erklären, daß wenn die Braut jetzt nicht käme, die ganze Sache wie geendigt angeſehn werden ſollte. Dieß wirkte; die Reiſe geſchah, und das Beilager wurde in Stockholm mit vieler Pracht gefeiert. Zur Trauung war jedoch ein Erz-Biſchof erforderlich. Dieſer hohe Poſten aber war noch nicht beſetzt. Der König verordnete daher jetzt eine Wahl, wozu er die Biſchöfe und Prieſter nach der Hauptſtadt berief. Bei dieſem Wahlgeſchäfte ſiegte der königliche Einfluß, trotz dem kräftigen Widerſtande der catholiſchen Parthei, und der oftgedachte eifrige Lutheraner, Lorenz Petri, wurde zum Erzbiſchof von Upſala erwählt. Der König gab ihm dabei eine Schwediſche mit ihm ſelbſt nahe verwandte Dame zur Gemahlin, und um ſein Anſehn in den Augen der Catholiken noch zu vermehren, bewilligte er ihm auch eine Leibwache von funfzig Mann.

Es ſah damals mit den Studien in Schweden erbärmlich aus. Bis zur Regierung des ältern Sture waren im ganzen Reiche nur drey ſehr ſchlecht verſehene Gymnaſien, in Skara, in Linköping und in Strengnäs, wo man aber nichts als die Scholaſtiſche Theologie, die Philoſophie des Ariſtoteles, und das Canoniſche Recht, lehrte; auſſerdem wurden auch in den Klöſtern unbedeutende Vorleſungen gehalten. Nur mit groſſer Mühe war es Sten Sture im Jahr 1476 gelungen, vom Pabſte die Erlaubniß zur Errichtung einer förmlichen Univerſität zu Upſala zu erhalten. Bis dahin hatte dieſe hohe Schule einen ſolchen Namen nicht verdient. Es war die Politik des römiſchen Stuhls, die Jünglinge die man dem Studiren beſtimmte, aus allen Ländern nach Rom zu ziehn, wo man für die gleichförmige Einpflanzung der kirchlichen Grundſätze ſorgte, die Wißbegierde zügelte, und wo auch eine jede Nation zu dieſem Zweck ein großes Gebäude hatte; ein Gebrauch, der in Betreff der catholiſchen Staaten, auch nach der Reformation fortgeſetzt wurde, und ſich bis zum jetzigen Revolutions-Kriege erhalten hat. Auch die Schweden hatten damals in Rom ein ſolches Erziehungs-Haus, zu deſſen Bevölkerung die Päbſte beſtändig Befehle nach Norden ſandten. Ohnerachtet der Fehden zwiſchen dem römiſchen Stuhl und Schweden, und der Fortſchritte der Reformation in dieſem Reiche, hatte dieß Inſtitut immerfort beſtanden. Jetzt aber trat eine ganz andre Ordnung der Dinge ein, alle vaterländiſchen Verbindungen mit dieſer römiſchen Einrichtung wurden nun aufgelößt, alle Unterſtützung aus Schweden hörte auf und mit derſelben das Inſtitut ſelbſt. Guſtav legte mehrere Buchdruckereien an, um nach dem Beiſpiel andrer Fürſten, dieſes große Mittel zur Aufklärung, für ſein Volk auch anzuwenden. Er ſtand im Briefwechſel mit Luther, mit Melanchton, und andern berühmten Theologen der damaligen Zeit, und benutzte nicht allein ihre Rathſchläge, ſondern auch ihren Beiſtand zu ſeinen mannigfaltigen Verbeſſerungen. Dieſe Männer empfahlen ihm geſchickte Lehrer, die, durch anſehnliche Belohnungen und die Ausſicht künftiger Beförderungen aufgemuntert, aus Deutſchland nach Schweden reiſeten, um hier das Schulweſen zu ordnen, und andre Einrichtungen zu machen. Dieſe Verbeſſerungen aber, von denen viele gegen die angenommenen Meinungen, Vorurtheile und Mißbräuche waren, fanden, ſo wie alle andre Neuerungen, ſtarken Widerſtand.

Nach der Entfernung des Biſchofs Braſk, war Haraldi, der durch Guſtav beförderte und bisher mit dem Hofe in Verbindung geſtandene, Biſchof von Skara, der Wortführer der Geiſtlichen geworden, und trat ganz unerwartet in die Fußtapfen der entflohenen Prälaten. Der Reichsmarſchall Thure Jönsſon, der in Weſtgothland lebte, und hier, wo er viele

Anhänger hatte, eine Empörung brütete, hatte ihn durch ſein beſtändiges Anliegen zur Rache gegen den König verleitet, der ihn bei der Wahl eines Erzbiſchofs übergangen war, auch hatte Jönsſon, unter andern Vornehmen des Adels, die neuerlich vom Könige zu Reichsräthen ernannten Weſtgothiſchen Edelleute, Olofſon, Erichſon und Bryntesſon zur Theilnahme vermocht.

Haraldi zeigte bald ſeine jetzige Sinnesart. Die neuen von Guſtav verſchriebenen Lehrer, die er ausdrücklich zu Pfarrſtellen dem Dom-Capitel empfohlen hatte, wurden zu Skara von den Kanzeln und aus den Schulen getrieben, und mit allerhand Mißhandlungen aus der Provinz gejagt. Dieſem unbeſonnenen Verfahren folgte ein Hirtenbrief, worin dieſer Biſchof alle in Weſterås gemachten Beſchlüſſe für ungültig erklärte, des Königs Abſichten ketzeriſch nannte, und den Pabſt in dieſer Sache zum Richter aufrief.

Während dieſe geiſtliche Sturmglocke geläutet wurde, griffen auch die weltlichen Verſchwornen zu den Waffen. Die damalige Lehns-Verfaſſung und Sitten, machten es der Ritterſchaft in Schweden, ſo wie in allen Ländern jener Zeit, nicht ſchwer, in der Geſchwindigkeit bewafnete Haufen zuſammen zu bringen. Die erſte Unternehmung der Empörer war, mit 1000 Mann bei Hofwa die Landſtraße zu beſetzen, um alle Gemeinſchaft mit Stockholm zu hemmen, und dadurch ungeſtört alles zur Reife zu bringen. Die unruhigen Smaländer ſchlugen ſich gleich zu den Aufrührern, ermordeten die königlichen Beamten, und beſetzten die engen Päſſe ihrer Provinz. Um eben dieſe Zeit kam die Gräfin von Hoya von ihrer Reiſe aus Sachſen zurück; kaum hatte ſie Smaland betreten, ſo wurde ſie nebſt ihrem ganzen Gefolge von den Empörern verhaftet. Die Stadt Jönköping zeichnete ſich bei dieſem Aufruhr aus; ſie lud durch ein Circular-Schreiben im Namen des ganzen Smalands alle Städte und Kirchſpiele von Oſtgothland, ſo wie auch die Dalecarlier, dazu ein. Guſtav wurde in dieſer Schrift als ein grauſamer Tyrann, ärger als Chriſtiern, geſchildert. Es hieß: „Er habe die beiden Vertheidiger des Glaubens, die Prälaten Sunnanwäder und Knut, barbariſch hinrichten laſſen; er habe die Sacramente verunheiligt; die Klöſter beraubt; Kirchen zerſtört; Biſchöfe vertrieben, und ſeine Unterthanen geplündert."

Die verblendeten Smaländer thaten dabei eine ſehr unbedachtſame Wahl. Sie erwählten Nils Arwidſon, einen groſzen Anhänger des Königs, erſt zum Bürgermeiſter von Jönköping, hernach zu ihrem Anführer. Durch dieſen Mann erfuhr Guſtav alles was vorging. Der Reichsmarſchall Jönsſon rief nun auch ſeine drey Söhne zur Vereinigung mit ihm auf. Die beiden älteſten, Johann und Lars, waren Reichsräthe, und der jüngſte Jöran Domprobſt in Upſala. Dieſer letzte vereinigte ſich mit ſeinem Vater, die andern beiden aber übergaben deſſen Briefe dem Könige unerbrochen. Sie waren untröſtlich über das Vornehmen ihres Vaters und Bruders; auf den erſten waren ſie gewiß, durch Vorſtellungen keinen Eindruck zu machen; aber an den Bruder ſchrieben ſie und beſchwuren ihn, ſeinen Vorſatz aufzugeben. Auch Guſtav, um die Treue der Brüder zu belohnen, ſchrieb ſelbſt an dieſen Geiſtlichen, und ermahnte ihn zur Ruhe. Alles dieß aber war fruchtlos. Jöran bewafnete hundert Knechte, und ging nach Helſingland, wo er alle Schweden zur Empörung aufrief, überall ſeines Vaters Manifeſt vorleſen ließ, die lutheriſchen Prediger verjagte, und die königlichen Beamten im

Verhaft nahm, als ſie alle in der Kirche waren. Sie wurden nach Boldnäs gebracht, und hier im Pfarrhofe von **Jörans** Leuten bewacht. Dieß rebelliſche Verfahren erregte den Unwillen eines wackern Pfarrers von dem benachbarten Ort Norrola. Dieſer Mann, Namens **Erik**, rief ſeine Gemeinde zuſammen, ſtellte ihr das Schändliche der Empörung ſo wie ihre Pflichten vor, und electriſirte ſie in dem Grade, daß ſie unter ſeiner Anführung Mann für Mann die Waffen ergriffen, und nach Boldnäs zogen. Hier beſtürmten ſie den Pfarrhof; die erſchrokkenen Wächter verließen nun ihre Gefangenen und der Domprobſt rettete ſich durch eine Hinterthür nach einem naheliegenden Walde. **Erik** vermogte, unter Zuſicherung des Pardons, **Jörans** eigne Leute ihren Herrn aufzuſuchen. Er wurde bald gefunden, und als Gefangener nach Stockholm gebracht.

Indeß ging die Empörung fort. Vor allen waren die Verſchwornen auf einen neuen König bedacht. Der Reichsmarſchall **Jönsſon** hätte gerne ſelbſt ſeine Hand nach der Krone ausgeſtreckt; allein er war ſich ſeiner geringen Popularität bewuſt, und ſchlug daher, unterſtützt von dem Biſchof **Haraldi**, einen ſeiner Verwandten zum Könige vor. Dieß war der Reichsrath Brynteſſon, ein Mann von Verſtand, Beredſamkeit, und von altem Adel, der jetzt, ohne viele Umſtände, den Schweden als Beherrſcher aufgedrungen werden ſollte; wogegen keiner der adelichen Empörer ſich unterſtand etwas einzuwenden.

Dieſer Reichsrath, der Guſtav ſeine Würde und andre Wohlthaten zu verdanken hatte, verleugnete jetzt ganz ſeinen Verſtand, und gab nur einer thörigten Eitelkeit Gehör. Er wollte nicht erſt den weitern Erfolg abwarten, ſondern nahm gleich ohne Verzug ein fürſtliches Gefolge und eine Leibwache an; er hielt offene Tafel, gab Geſchenke als Belohnungen für National-Dienſte, und entſchied Klagſachen als oberſter Richter des Reichs; dabei ließ er ſich als Beſchützer der catholiſchen Kirchen in Schweden ausrufen; auch fertigte er ein allgemeines Aufgebot in ganz Weſtgothland aus, mit dem Befehl, daß alle Eigenthum beſitzende Edelleute und Bürger ſich am 27ſten April (1529) bei Larf verſammeln ſollten. Man ſtrömte von allen Seiten herbei. Jönsſon hielt hier eine Rede an die Verſammlung. Nach einer Entſtellung aller Handlungen des Königs, erklärte er, als

Reichsmarſchall im Namen der Stände, Guſtav der Krone ferner unwürdig, und meldete zugleich die bevorſtehende Wahl eines neuen Königs, „der die bedrängten Bauern tröſten, die „Klöſter bald wieder aufbauen, die Biſchöfe zu„rückrufen, und die Kirchen wieder in ihren vo„rigen Zuſtand ſetzen würde.“ Am Schluß der Rede ſagte er, daß ſobald die Verſammlung dem Guſtav Erichſon geſchwornen Eide entſagt haben würde, man ihr den neuen König zeigen wolle. Man bemerkte jedoch während dieſer Rede und noch mehr nach deren Endigung beim Volke ein Mißfallen, das man nicht erwartet hatte. Beſonders äuſſerte ſich dieß bei den Bauern, die die Maſſe der Verſammlung bildeten. Viele entfernten ſich, und wollten nichts weiter hören. Die Entſagung des Eides wollte den ehrlichen Landleuten nicht in den Kopf, da nach ihrer Moral-Philoſophie eine Empörung gegen den König zu Erreichung gewiſſer Zwecke, und eine gänzliche Vernichtung ihres Eides, zwey ſehr verſchiedene Dinge waren. Um die religiöſe Bedenklichkeit zu heben, nahm ſogleich der Biſchof von Skara das Wort, und ſagte: „Wenn Ihr euch ein Gewiſſen macht den Eid „zu brechen, den Ihr geſchworen habt, ſo be-

„freye ich Euch davon, und gelobe hiemit feyerlich, darüber die Beſtätigung des heiligen „Vaters zu verſchaffen.“

Noch immer blieb der gehofte Beifall aus. Es ſchien, als ob ſelbſt die Mißvergnügten unter dem Volke eine ſolche Wendung mit Unwillen betrachteten, daher die andre Parthey Muth bekam. Es traten zwey junge Leute auf und ſagten: „der Bauernſtand könne dem König nichts beſchuldigen; vielmehr hätten die „Landleute unter deſſen Schutz mehr Ruhe als „je genoſſen; über den neuen Glauben könnten „ſie nicht urtheilen, wohl aber hätten ſie des „Königs Erklärung geleſen. Es ſey dem Lande „nachtheilig, ſeine Könige oft zu wechſeln, und „ſelten fielen ſolche Veränderungen zum Wohl „der Nation aus. Das angenehmſte Geſchenk, „das die Obrigkeit den Unterthanen nur geben „könne, ſey der Friede, und ſie würden daher „Thoren ſeyn, ſich ſelbſt muthwillig in den „Krieg zu ſtürzen.“ Einer dieſer Redner, durch die ſichtbare Zuſtimmung des großen Haufens kühn gemacht, rieth den Edelleuten ihre Plane aufzugeben, und fragte zuletzt die Verſammelten, ob ſie nicht, im Fall man damit fortführe, ihren König vertheidigen wollten?

Alle ſchrieen mit emporgehobenen Händen Ja! Ja! und lärmende Wünſche erſchalten für ſeine lange und glückliche Regierung, worauf ſich das Volk zerſtreute.

Die Verſchwornen ſahen einander verwirrt an, und hielten ſich noch für glücklich, daß nicht die patriotiſchen Volksredner angetragen hatten, ſie zu verhaften und dem Könige auszuliefern.

Sobald die Smaländer von dieſem Ausgang der Verſammlung und der Stimmung der Weſtgothen hörten, verlohren ſie den Muth, legten die Waffen nieder, befreyten die Schweſter des Königs aus dem Gefängniß, und ließen ſie nach Stockholm reiſen. Kurz zuvor waren auch die Thalbauern eingeladen worden, mit den Aufrührern gemeinſchaftliche Sache zu machen; ſie verſammelten ſich daher in Tuna zu einem Landtag, erklärten aber ſehr beſtimmt ihre Abneigung gegen das Unternehmen, und erließen auch förmliche Abmahnungs-Schreiben an die Edelleute, Bürger und Bauern in Weſtgothland und Smaland; ein Umſtand, der vielleicht nicht wenig auf die Entſcheidung bei Larf Einfluß hatte.

Guſtav war auf alles aufmerkſam geweſen, ohne ſich in Bewegung zu ſetzen. Er hatte dem

Aufruhr keine lange Dauer zugetraut, und ſich begnügt, durch ſeine Agenten alle Maaßregeln der Empörer zu erfahren; auch war es ihm zufällig geglückt, viele ihrer geheimen Briefe in ſeine Hände zu bekommen, welches ſie jedoch nicht wußten. Der Reichsmarſchall, der Biſchof Haraldi, und ihre Anhänger waren in Verzweiflung, ſo auch der Schau-König Bryntesſon, der jetzt ſeine Leibwache abdankte, und ſein Gefolge entließ. Dieſe Häupter waren nun auf einmal gezwungen, alle ihre Entwürfe fahren zu laſſen, und auf ihre Sicherheit zu denken. Anfangs wollten ſie aus Schweden flüchten; allein ein Circularſchreiben des Königs, worin er alle Einwohner des Reichs von der Theilnahme an der Empörung abmahnte, niemand aber mit Namen nannte, machte die Verſchwornen ſicher; ſie muthmaßten jetzt, Guſtav ſey von dem Vorgefallenen nur ſehr unvollkommen unterrichtet; wenigſtens waren ſie überzeugt, daß man keine gerichtlichen Beweiſe gegen ſie habe, und beſchloſſen daher im Lande zu bleiben, und ſich mit der Flucht nicht zu übereilen.

Die Weſtgothen und Smaländer hatten zwar alle Gedanken an eine weitere Empörung aufgegeben, glaubten aber doch auf Zureden der

Prieſter, daß jetzt eine ſehr gute Gelegenheit ſey, Forderungen zu machen; ſie ſchickten daher Bevollmächtigte nach Stockholm, und verlangten vom Könige, daß die alten Gebräuche des Landes beibehalten, keine ketzeriſche Lehre eingeführt, und alles Vorgefallene vergeben und vergeſſen werden ſollte. Mehrere Reichsräthe waren der Meinung die Forderungen mit Verachtung abzuweiſen; allein der immer zur Milde ſich neigende Guſtav bewilligte ſie, jedoch mit der Einſchränkung, daß die zu Weſterås genommenen Beſchlüſſe in voller Kraft bleiben müßten.

Indeß erfuhr der Reichsmarſchall Jönſon, daß der König die von ihm an ſeine Söhne geſchriebenen Briefe beſäße. Zu ſtolz um Verzeihung zu bitten, ergriff er nun die Flucht, in Begleitung des Biſchofs von Skara; beyde warfen ſich in den Schutz des Königs von Dänemark; eine Entfernung, die den andern zurückgebliebenen Häuptern der Aufrührer Gelegenheit gab, nach Hofe zu eilen, und alle Schuld auf dieſe Entflohenen zu ſchieben. Guſtav, aus Neigung gegen Jönſons Söhne und um ihre Treue zu belohnen, ſchrieb an den Vater, verſicherte ihn der Vergeſſenheit alles Geſchehenen, und lud ihn zur Rückkunft nach Schweden ein, wo er ungeſtört auf ſeinen Gütern leben könnte. Dies königliche Schreiben wurde nicht einmahl einer ſchriftlichen Antwort gewürdigt. Jönſon ſagte zu dem Abgeordneten: „Er verlange keine „Verzeihung; er habe den Vorſatz gehabt, Guſtav Erichſon vom Throne zu ſtürzen, habe „dieſen Vorſatz noch, und würde ihn nie aufgeben.“

Guſtav wollte die Verſchwörung nicht beſtraft haben, und gab daher den des Hochverraths ſchuldigen Reichsräthen, Oloſſon, Ture Erichſon und Bryntesſon, jetzt das beſte Mittel an die Hand die Sache niederzuſchlagen; er verlangte bloß ihre ſchriftliche Erklärung der Unterwürfigkeit, und ihrer Anerkennung der von dem Reichstage zu Weſterås gemachten Geſetze. Dieſe bethörten Männer hielten aber einen ſolchen Schritt für eine Art Bekenntniß ihrer Schuld, immer noch in dem Wahn, daß man keine Beweiſe gegen ſie habe; ſie verweigerten daher ihre Unterzeichnung, und beriefen ſich auf einen Reichstag, wo ſie ihre Unſchuld öffentlich darthun wollten.

Der König entſchloß ſich nun, ihren Wunſch zu erfüllen, da überdies andre Reichs-Angelegenheiten die Berathſchlagung der Stände nöthig machten; er berief alſo im Juny 1529 einen Reichstag nach Strengnäs, legte der Verſammlung alle gegen ihn eingelaufenen Beſchwerden vor, und rechtfertigte ſich über jeden Punct insbeſondere. Er zeigte, warum das Anſehn der Biſchöfe hätte vermindert, die Kirchen-Einkünfte geſchmälert, und die Klöſter gröſtentheils aufgehoben werden müſſen. Er ſagte, man habe auch ſeine Vermählung mit einer Proteſtantiſchen Princeſſin getadelt; allein er wolle ſich auf die Grundgeſetze des Reichs berufen, die hierüber nichts verordneten.

Nach Jönſons ſo beſtimmter Erklärung blieb nun nichts übrig, als ſeine Sache dem Reichstage zu übergeben. Er ſowohl als der Biſchof von Skara, wurden nun verurtheilt, Leben, Ehre und Eigenthum zu verlieren. Brynteſſon, der bezeichnete neue König, und die andern anweſenden Hauptverſchwornen konnten jetzt für ſich keine Schonung erwarten. Der erſte, noch immer in der Zuverſicht fehlender Beweiſe, verſuchte indeß ſich zu rechtfertigen, behauptete, er ſey zu Larf bloß ein ſtummer Zuhörer geweſen, und beſtand auf ſeine Unſchuld, wobei er anführte, nur das Bewußtſeyn derſelben habe ihn in Schweden zurückgehalten, da er, ſo wie andre, auch leicht hätte entfliehen können. Guſtav hörte die ganze Rede geduldig an; am Schluß derſelben rieth er ihm ſeine Schuld frey zu geſtehn, und um Gnade anzuſuchen. Dies aber wurde weder von Bryntesſon, noch von ſeinen Freunden Oloſſon und Erichſon geachtet; worauf ſie der Monarch fragte: „Welche Strafe wollt Ihr leiden, wenn „Ihr ſchuldig gefunden werdet?“ Sie antworteten: „Den Tod! nach aller Strenge der „Geſetze.“ Jetzt legte der König den vor Angſt erblaſſenden Angeklagten ihre eignen Briefe vor, welche die größte Theilnahme an der Rebellion unwiderſprechlich bewieſen. Nunmehr warfen ſich Bryntesſon und ſeine Mitſchuldigen auf die Knie, und flehten wie die Kinder mit Thränen und Jammergeſchrei um Gnade, die ihnen jedoch jetzt verſagt wurde. Ihr Urtheil war ſo wie das gegen die beiden Entflohenen; man führte ſie nach Stockholm, wo ſie enthauptet wurden. Ture Erichſon allein erhielt wegen ſeiner Brüder Begnadigung.

Der König hatte die Entflohenen ihrem Schickſal überlaſſen, allein dieſe Elenden ruheten nicht; ſie lieſſen durch gedungene Mordbrenner mehreren getreuen Anhängern Guſtav's die

Häuſer anzünden. Dieß wurde gerichtlich erwieſen. Nun verlohr der Monarch die Geduld; er verlangte vom Könige von Dänemark die Auslieferung der Anſtifter. **Friedrich** machte allerhand Entſchuldigungen; allein auf wiederhohlte ernſtliche Vorſtellungen des gekränkten Monarchen, befahl er den beiden Schwediſchen Aufrührern, ja ſelbſt dem Ex-Erzbiſchof **Trolle** ſeine Staaten zu verlaſſen. Sie wandten ſich nun an den Herzog von Mecklenburg, **Albrecht**, **Chriſtierns** Verwandten, der ſie gerne aufnahm.

Viele, die an den Aufruhr in Schweden Theil genommen, wurden von der Regierung an Gelde geſtraft, worunter ſich auch der Bürgermeiſter von Wadſtena befand, der die Todesſtrafe mit einem großen Theil ſeines Vermögens abkaufte, das in die leere Staats-Kaſſe floß. Dieſe zu füllen, ſowohl zu den zahlreichen Landes-Bedürfniſſen und entworfenen Einrichtungen, als auch zur Abtragung der Schuld an Lübeck, war **Guſtav** ſehr bedacht; daher dieſe nicht lobwerthe Ausgleichung großer Verbrechen. Die letzte Urſache war jedoch dringend, da bei verzögerter Zahlung die Schwediſchen Schiffe Gefahr liefen, von den Lübeckern aufgebracht zu werden.

In dieſer Noth wurde kein Stand verſchont. Die meiſten Provinzen Schwedens waren ehedem mit großen Wäldern bedeckt, die im neunten Jahrhundert von den Königen dieſes Landes dem Adel als Kron-Lehen überlaſſen wurden. Dieſe Edelleute waren dafür verpflichtet der Krone jährlich gewiſſe Lehnsgelder zu zahlen; ſie hatten ſich aber während der bürgerlichen Kriege nach und nach von dieſer alten Verbindlichkeit loß gemacht, und durch die Länge der Zeit ward dieſe Pflicht als abgeſchaft betrachtet. Guſtav war nicht dieſer Meinung, und beſtand darauf, daß die Edelleute entweder ihre Lehen aufgeben, oder die damit verbundene Gelder bezahlen möchten. Es ſollten deshalb Unterſuchungen geſchehn, wofür ſich jedoch der Adel fürchtete. Die Vornehmſten aus jeder Provinz traten daher zuſammen, und verglichen ſich mit dem Kanzler dahin, daß der König von jedem Lehen, oder mit andern Worten von jedem der Krone zinsbaren Guthe, zehn Mark Silbers erhalten ſollte. Dieß verſchafte dem Schatz anſehnliche Einkünfte, die jedoch für die dringenden Staatsbedürfniſſe nicht hinreichten. Der König ſchlug daher vor, aus jeder Kirche eine Glocke, die zwote nächſt der größten dem

Staat zu opfern. Die Städte ſollten dazu den Dörfern das Beiſpiel geben. Der Reichstag zu Upſala ertheilte ſeine Zuſtimmung; und am Johannis-Tage im Jahr 1530 wurden dieſe Glocken aus allen Stadten Schwedens theils nach Stockholm, theils nach Calmar und Süderköping geſchickt, um von hier nach Lübeck abgeführt zu werden. Bei den wenigen Städten, die dieß Land damahls hatte, fand man jedoch dieß Hülfsmittel nicht zureichend; es wurde daher auch auf die Dörfer ausgedehnt, dabei aber den Bauern die Freiheit gelaſſen, die Glocken mit Gelde zu löſen; an Orten, wo ſich nur eine Glocke befände, ſollte nur die Hälfte von ihrem Werth bezahlt werden. Hiezu fügte man noch die diesjährigen Kirchen-Zehnten, die deſto weniger Schwierigkeiten machen konnten, da ſie jeder Eigenthümer ſo lange gewohnt geweſen war zu bezahlen.

Man trug jedoch Bedenken dieſen Glocken-Tribut bei einfältigen Landleuten, ohne weitere Umſtände zu verordnen, da man ohnehin bei dieſer Maaßregel einer ſchiefen Auslegung der Mönche gewiß war. Es mußten daher mehrere populäre Männer im Lande herumreiſen, um den Bauern die Nothwendigkeit dieſer Verfügung erleuchtend zu machen, wodurch ihre Auflagen vermindert werden würden; dabei mußten ſie ihnen erklären, daß die Glocken kein heiliges Kirchengeräthe, ſondern nur bloß ein Mittel wären, das Zeichen zum Gottesdienſt zu geben. Den meiſten Widerſtand erwartete man von den Dalecarliern. Dieſe zeigten ſich jedoch an mehrern Orten ſehr bereitwillig, und ließen ſogleich ihre überflüſſigen Glocken herunternehmen; allein die Prieſter brachten ſie bald auf andre Gedanken. Einige in den Thälern angeſehene Männer, worunter ſich Mans Nilsſon von Aſpeboda, der reichſte Bergmann in Schweden befand, traten auf die Seite der Widerſacher, und ſo entſpann ſich abermahls ein förmlicher Aufruhr, wozu ſchon anderweitige Vorbereitungemacht worden waren. Man hatte in den Thälern Briefe von den alten Empörern, Thure Jönsſon, Braſk, Haraldi und Trolle verbreitet, worin Guſtav als ein abſcheulicher Tyrann, die Religion in Gefahr, und ihr alter König Chriſtiern, als mit einer kaiſerlichen Armee im Anzuge, geſchildert wurde.

Nilsſon, anfangs ein eifriger Anhänger Guſtavs, jetzt aber deſſen Feind, da der König ſeine ehrgeizigen Entwürfe nicht befriedigt hatte, war mit dieſen entflohenen Rebellen im Briefwechſel, und unterſtützte ihre Anſchläge aus allen Kräften. Er ſtand bei den Thalmännern in großem Anſehn, daher ſie ſeinen Rathſchlägen blindlings folgten, ihn auch zu ihrem Anführer wählten, welches er jedoch abſchlug. Der üble Ausgang ihrer letzten Empörung, ihre angelobte Treue, das Betragen Guſtavs bei dieſer Gelegenheit, alles war jetzt bei ihnen vergeſſen. Der erſte Schritt der Aufrührer war, daß ſie die bereits abgelieferten Glocken, die ſich in Weſterås befanden, wieder zurück hohlten. Der König war ſelbſt in dieſer Stadt, wo die Bauern ſchaarenweiſe hineinſtürzten, und unter lauten Schmähreden und Gewaltthätigkeiten ihre Glocken wieder nahmen. Mehrere obrigkeitliche Perſonen, und ſelbſt ihr Ober-Voigt Erichſon, die ihnen ernſtliche Vorſtellungen machten, wurden von ihnen mit Prügeln gemißhandelt, und einige gar mit Aexten verwundet. Guſtav, der keine Soldaten bei ſich hatte, und den Character dieſer Menſchen kannte, die nur allein durch die Furcht gebändigt werden konnten, hielt ſich bei dieſem Tumult ruhig, da er ſich für jetzt nur allein auf den Glocken-Transport beſchränkte, und die dabei begangenen Ausſchweifungen Juſtiz-Sachen waren. Das böſe Beiſpiel dieſer Dalecarlier blieb überdem ohne Nachahmung. Aus allen andern Provinzen gingen Glocken und Steuern ein, ſo daß der große Zweck, die Schuldtilgung, dennoch erreicht wurde, und die Lubecker ihre völlige Zahlung erhielten.

Der geringe Widerſtand, den die Dalécarlier in Weſterás gefunden hatten, machte ſie ſtolz; ſie zogen in bewafneten Schaaren umher, und plünderten die Ländereien des Königs und ſeiner Anhänger. Sie ſchickten offene Briefe in ganz Schweden herum, und luden alle Provinzen ein, Abgeordnete nach Arboga zu ſenden, wo man über die Mittel berathſchlagen wollte, den Gottesdienſt zu ſchützen. Dieſe Briefe fingen ſo an: „Wir Unterſchriebene Kupferberg-„Männer und geſammte Dal-Einwohner.“ Und am Ende hieß es: „Dieſer Brief ſoll ge-„hen von Mann zu Mann, bei Verluſt von „Leben und Gütern.“ Guſtav, der von den andern Provinzen nichts zu beſorgen hatte, befolgte dießmahl einen beſondern Plan; er ließ ſie ungeſtört hauſen, und täuſchte dadurch ihre Erwartung, ihn mit Truppen ankommen zu ſehen. Dieſe zu empfangen waren ſie vorbereitet, allein niemand zeigte ſich. Jedermann erſtaunte über dieſe Unthätigkeit des Königs bei einem Aufruhr; der Ausgang bewieß aber, daß ſein Plan wohl überdacht war; auch erwiederte er zum öftern die üblen Nachrichten von dem Betragen der Rebellen, durch die Worte: „Nun iſt der Dalkerle Zeit, die meinige wird auch einmahl kommen.“ Die Thalmänner wagten es nicht ihre Landes-Bezirke zu verlaſſen; in den Wäldern und Gebirgen wo ſie waren, ſahen ſie keine Feinde; auch zeigte ſich ihnen kein Proſpect den Zweck zu erreichen, weshalb ſie zu den Waffen gegriffen; hiezu kam, daß dieſe ſonſt arbeitſamen Menſchen gar nichts zu thun hatten. Dieſer Lebensweiſe wurden ſie bald überdrüſſig; ſie verlangten nach ihren Weibern und Aeckern, verließen nach und nach ihre Anführer, und zogen nach ihrer Heimath. Bevor ſie ſich aber gänzlich trennten, kamen ſie überein, dem Könige zwey Artikel vorzulegen: daß er ohne ihre Bewilligung keine Truppen über ihre Grenzen ſenden, und keine andre als Dalecarlier zu Richtern und Befehlshabern in ihren Thälern ernennen ſollte. Es getraute ſich aber niemand mit dieſen Forderungen nach

Stockholm zu reiſen. Auch dieſer Plan alſo wurde nicht ausgeführt; die Empörer zerſtreuten ſich, und gingen nach Hauſe.

Zehntes Buch.

Indeß fing Chriſtiern wieder an, ſein Haupt empor zu heben. Er benutzte die Fehde zweier Beherrſcher von Oſtfriesland, die ſich einander mit Truppen bekämpft, und endlich Friede gemacht hatten. Durch die Unterſtützung des Kaiſers, der ihm 40,000 Gulden gegeben hatte, und andrer Deutſcher Fürſten, in Verbindung mit anſehnlichen in Holland geliehenen Geldern, nahm er alle Soldaten beyder Theile in ſeine Dienſte, und brachte auf dieſe Weiſe 10,000 Mann und dreiſſig Kriegsſchiffe zuſammen, mit denen er im October 1531 bei Mardyk unter Segel ging. Er bedrohte zu gleicher Zeit die Könige von Dänemark und Schweden. Es war jedoch wahrſcheinlicher, daß er auf Dänemark losgehn würde. Der König Friedrich war auſſerordentlich beunruhigt, und forderte von Guſtav Hülfe, der ſich aber mit ſeinen eignen Vertheidigungs-Maaßregeln entſchuldigte.

Chriſtierns Plan war zuerſt auf Norwegen gerichtet. Dieß Land, wohin Trolle zur Bearbeitung der Vornehmſten der Nation, bereits vorangegangen war, verſprach eine geſchwinde Eroberung, da denn der König nach den Umſtänden weitere Verſuche machen wollte. Die entflohenen Schweden, beſonders der Erz-Marſchall Jönsſon, ſtellten ihm die Unterjochung ihres Vaterlandes als ſehr leicht vor; da nach ihrer Behauptung hier das ganze Volk wegen der Religions-Veränderung in Verzweiflung wäre, und auf Chriſtiern als ſeinen Erlöſer hofte; ſie verſicherten ihm auch, daß ſelbſt die Soldaten ihm haufenweiſe zulaufen würden, da Guſtav's Anhänger nur in einigen durch geiſtliche Beute bereicherten Hofleuten und einer Anzahl lutheriſcher Officiere beſtünden. Dieſe Vorſpiegelungen machten Eindruck auf den abgeſetzten Monarchen, der ſich in dem Grade täuſchte, wirklich zu glauben, daß ſeine abſcheuliche Tyranney in Schweden ſchon vergeſſen wäre. Seine Flotte wurde zwar an den Halländiſchen Küſten durch Sturm zerſtreut; einige

Schiffe gingen zu Grunde, und er ſelbſt war auf dem Punct ſein Grab in den Wellen zu finden; allein dennoch traf er mit den meiſten Schiffen zu Opslo ein, wo er landete. Dieß war ein, den Däniſchen Inſeln gegenüber liegender, feſter Ort, den die Nordländiſchen Fürſten in ihren Kriegen gegen Dänemark immer zum Waffenplatz gemacht hatten. Man war in dieſem Königreiche dem neuen Däniſchen Monarchen abgeneigt, auch befanden ſich hier nur wenig Truppen; hiezu kam eine ſtarke, dem alten Tyrannen ergebene Parthey, an deren Spitze der Erzbiſchof von Drontheim und andere Biſchöfe, das heißt, die Vornehmſten des Landes ſtanden. Hier war nun auch der vertriebene Schwediſche Erzbiſchof Trolle, als Chriſtierns Bevollmächtigter eingetroffen; desgleichen fanden ſich die andern Schwediſchen Flüchtlinge, Haraldi und Jönsſon in Norwegen ein, von wo aus ſie durch Briefe die Grenzbewohner Schwedens zur Empörung zu bringen ſuchten; allein ſie machten auf dieſe nicht den geringſten Eindruck.

Indeß wurde durch Chriſtierns Ankunft ſeine ohnehin ſtarke Parthey in Norwegen noch ſehr verſtärkt; die Biſchöfe, die Reichsbeamten und obrigkeitlichen Perſonen eilten nach Opslo, dem Könige ihre Unterwürfigkeit zu bezeigen, deſſen erſte Befehle waren, ſeine vornehmſten Feinde einzukerkern, und die Landes-Einkünfte in ſeinem Namen zu erheben. Hiezu aber war eine größere Ausdehnung ſeiner bewafneten Macht erforderlich. Er nahm daher Olefsborg, desgleichen die feſten Schlöſſer Carlsborg und Congel in Beſitz. Zwey andre Norwegiſche Feſtungen, Bohus und Agershus, wurden auch von ſeinen Truppen berennt, aber nicht erobert. Es war Winter, und der dießjährige beſonders ſtrenge, zumahl unter dieſem Himmelsſtrich; daher die weitern kriegeriſchen Verſuche gehemmt wurden.

Guſtav war nicht unthätig; er ſandte Truppen nach den Norwegiſchen Grenzen und Briefe an die Schoner und Halländer, um ſie zur Treue gegen ihren König Friedrich zu ermahnen. Dieſer Monarch ſchickte indeß einen Geſandten nach Stockholm, der den König Guſtav unaufhörlich anlag, offenſive gegen einen Feind zu verfahren, deſſen Abſicht, nach des Botſchafters Verſicherung, mehr auf Schweden, als auf Dänemark gerichtet wäre. Dieſe Behauptung erhielt ein ſtarkes Gewicht durch den Umſtand, daß ſich ſo viele mißvergnügte Schweden bei Chriſtiern befanden. Guſtav aber war von ſeiner Gefahr nicht überzeugt; indeß ſandte er dennoch Abgeordnete nach Copenhagen, um die gemeinſchaftlichen Vertheidigungs-Maaßregeln zu verabreden.

Hier aber herrſchte Unthätigkeit und Verwirrung. Der kleinmüthige Friedrich hatte ſeine Reſidenz verlaſſen, und war nach Holſtein geflüchtet. Die Regierung war nun einigen Räthen übertragen, die unter einander uneinig waren, nichts beſchloſſen, und dadurch Chriſtiern Zeit ließen ſich in Norwegen feſtzuſetzen. Jetzt zeigte er offenbar ſeine Abſichten auf Schweden, durch ein Manifeſt, das von Trolle's geiſtlichen und weltlichen Agenten im ganzen Königreiche verbreitet wurde. In dieſem Manifeſt wurde ausdrücklich geſagt, daß er käme die Religion zu vertheidigen; wobei ſeine Creaturen ausſprengten, daß dieſer Monarch ſich ſeit ſeinem Unglück ganz geändert hätte, und ſo ſanftmüthig als wohlthuend geworden ſey. Dieß machte auf viele catholiſche Thalbauern Eindruck, die nur Chriſtierns Ankunft in ihrem Lande erwarteten, um ſich mit ihm zu vereinigen. Obgleich dieſer König nicht ein beſſerer Catholik war als Guſtav, ſo glaubte er jedoch, ſein Intereſſe erfordere, es zu ſcheinen, da ſein Gegner ſich für einen Lutheraner erklärt hatte. Die ſtrenge Jahreszeit und die mit Schnee bedeckten Gebirge, die Dalecarlien von Norwegen trennen, verhinderten aber für jetzt alle fernern Verſuche. Es kam jedoch zwiſchen ſeinen Truppen und den Schweden an den Grenzen zu blutigen Gefechten, die größtentheils vortheilhaft für die letztern ausfielen, und dem Tyrannen allen Muth benahmen.

Erſt im Frühling des folgenden Jahres (1532) lief eine Däniſche Flotte aus, in Verbindung mit einigen Lübecker Schiffen. Gyllenſtierna, Biſchof von Odenſee, war Befehlshaber dieſer Flotte, vielleicht der erſte Biſchof, gewiß der erſte proteſtantiſche, der je als Admiral diente; ein elender, des Commando's ganz unfähiger Mann, der alle ſeine Vortheile unbenutzt ließ, und ſich vor dem geſchwächten Chriſtiern fürchtete. Alles was er that, war, ſeine am Bord habenden Truppen auszuſchiffen, und im Meerbuſen von Bohus einige Transport-Schiffe zu verbrennen, womit Chriſtiern angekommen war. Aber auch dieſer Tyrann war bei Annäherung der Däniſchen Flotte von Furcht ergriffen. Er ſah ſich zwiſchen Feinden in Schneegebürgen eingeſchloſſen, und wollte kein Treffen wagen. Hiezu kam, daß ihm die Lebensmittel mangelten, und ſeine Truppen mißmüthig wurden. Der Mangel nahm bald auf eine furchtbare Weiſe zu. Viele ſeiner Soldaten kamen vor Hunger und Elend um; andre liefen am hellen Tage haufenweiſe davon; alle Diſciplin hörte auf; keiner wollte mehr gehorchen; und nicht wenige dieſer Soldaten, ſelbſt mehrere Offiziere, gingen vor den Augen des Königs zu den Dänen über, um den Hungertod zu vermeiden. Alle ſeine Hofnungen waren nun verſchwunden. Er hatte, aufgemuntert durch die Schwediſchen Flüchtlinge, einen leichten Eingang in Schweden erwartet. Jetzt ließ er ſeinen Unmuth in harten Worten an Thure Jonsſon aus, der ihn am meiſten mit leeren Verſprechungen getäuſcht hatte; und am folgenden Morgen fand man den Körper dieſes Rebellen in Opslo ohne Kopf auf der Gaſſe liegen. Nach der allgemeinen Meinung war Chriſtiern der Mörder. — So war das Ende eines Mannes, der als Reichsmarſchall an der Spitze des Schwediſchen Adels ſtand, und durch Privat-Leidenſchaften getrieben, im Herbſt ſeiner Tage, Würden und Anſehn, Ehre und

Glücksgüter aufopferte, und nichts als Empörungen träumte, bis in einem fremden Lande die Hand eines Meuchelmörders ſeinem Unweſen ein Ende machte.

Der Zuſtand der Dinge war für die ausländiſchen Truppen um ſo mehr troſtlos, da auch eine Schwediſche Armee anrückte, um den Dänen in Norwegen zu Hülfe zu kommen. Auch verlohr der König Chriſtiern allen Muth; er ſteckte ſein Lager in Brand, zog ſich in die Stadt Opslo, ſandte zu Gyllenſtierna, und trug auf eine Unterhandlung an, die auch unter ſonderbaren Bedingungen zu Stande kam. Der Vertrag wurde am 1ſten July 1532 geſchloſſen. „Chriſtiern erhielt ein ſicher Geleit nach „Copenhagen zu kommen, um dort einen Ver„gleich zu treffen; bis dahin ſollte das ſüdliche „Norwegen in ſeinen Händen bleiben; und kei„ner ſeiner Anhänger geſtraft werden; im Fall „der König Friedrich vor geſchloſſenem Ver„gleich ſtürbe, und die Dänen wollten ihn, „Chriſtiern, wieder zu ihrem König haben, „ſo ſollte dieß nicht gehindert, ſondern auf alle „Weiſe befördert werden.“ Nach dieſer Uebereinkunft, wobei Gyllenſtierna zufolge einer ihm von dem furchtſamen König Friedrich ertheilten Vollmacht, verfuhr, erhielt Chriſtiern ein ſicher Geleit für zweyhundert Perſonen; welche Gelegenheit auch Trolle und die andern rebelliſchen Schweden benutzten, mit Sicherheit nach Dänemark zurück zu kommen.

Guſtav bekam von dieſem Vergleich, aller Uebereinkunft der beiden Höfe zuwider, nichts zu hören, bis er geſchloſſen war; er verbarg jedoch ſeinen Unwillen, und erlaubte den Däniſchen Truppen durch Schweden nach Hauſe zu ziehen.

Sobald Chriſtiern den ſichern Geleitsbrief erhielt, reiſete er nach Copenhagen, wo er aber ſich ſchrecklich getäuſcht fand. Man geſtattete ihm nicht einmahl auszuſteigen, ſondern er mußte nach Holſtein ſegeln, wo es hieß, daß ihn der König Friedrich ſprechen wollte. Dieſer Monarch, deſſen Furcht nun vorüber war, wollte den Geleitsbrief nicht anerkennen. Unter dem Vorwande, daß er gegen ſeinen Befehl gegeben worden, daß Chriſtiern ſeit dem Vertrage, und gegen die darin ſtipulirte Zuſage, dennoch Briefe zu des Königs Nachtheil ins Ausland geſchrieben, und daß der König Guſtav gegen den ganzen Vergleich proteſtire: ward der Tyrann in Verhaft genommen, und nach dem

Schloſſe Sunderburg gebracht. Hier ſahe er ſich mit großer Härte behandelt. Er wurde in ein elendes Behältniß eingeſperrt, wo man ihm durch eine kleine Oefnung ſeinen nothdurftigen Unterhalt hineinſchob.

Die Freude über das Schickſal dieſes böſen Fürſten war in den nordiſchen Staaten allgemein; Guſtav ſelbſt war nicht gleichgültig dabei, die Thätigkeit eines ſo wichtigen Gegners gehemmt zu ſehen; er drang daher, in Verbindung mit den Ständen von Schweden, Dänemark und Holſtein, in den König Friedrich, und ließ nicht eher ab, bis dieſer ſich durch eine förmliche Verſchreibung verbindlich machen mußte, den Tyrannen nie wieder loszulaſſen; auch die Hanſeeſtädte ſtimmten damit überein. — Der Kaiſer und ſeine andern mächtigen Anverwandten überließen ihn nun ſeinem Schickſale, und thaten nicht einmahl etwas ſelbiges zu mildern. Seine Anhänger in Norwegen fielen von ihm ab; Trolle und die übrigen Schwediſchen Unruhſtifter aber, die nach ihrer dem Feinde Friedrichs bewieſenen Anhänglichkeit in Norwegen, nicht ferner auf den Schutz des Däniſchen Monarchen rechnen konnten, flüchteten wieder nach Mecklenburg.

Die Holländer hatten ihren Handels-Vertrag mit Guſtav ganz aus den Augen geſetzt, und Chriſtiern, in Zuverſicht auf den glücklichen Erfolg ſeiner Unternehmung, Beiſtand geleiſtet, der ihnen dafür große Handelsvortheile verheißen hatte. Jetzt wollte der König von Schweden ihnen den Krieg erklären, und nur mit großer Mühe wurde die Sache beigelegt. Eben ſo unwillig war er gegen die Regentin der Niederlande, Maria, des Kaiſers Schweſter; ſie aber gab die feyerlichſten Verſicherungen, daß weder ſie noch ihre Unterthanen durch Abrede und Verbindungen Antheil an der Hülfsleiſtung gehabt hätten; dieſe ſey bloß von einzelnen Bürgern in den Niederländiſchen Städten geſchehn, die man dafür zur Verantwortung ziehen wolle.

Nun waren alle Beſorgniſſe Schwedens von auſſen her verſchwunden. Jetzt dünkte es Guſtav Zeit, die Dalecarlier zu züchtigen, die an keine Beſtrafung ihres Aufruhrs mehr dachten. Er zog Truppen zuſammen, und verbarg vor jedermann ſeine Abſicht. So erſchien er im Januar 1533 mit einer anſehnlichen militäriſchen Macht in den Thälern, ehe ihre Bewohner etwas davon ahneten; auch glückte es ihm, ihre beiden Anführer, Mans Nilsſon und Persſon, in ihren Wohnörtern zu überfallen, und gefangen zu nehmen. Nun erging des Königs Befehl an alle Dalecarlier, ſich an einem beſtimmten Tage bei Falun, oder dem Kupferberge, der volkreichſten aller Bergſtädte, zu verſammlen. Seine Soldaten zerſtreuten ſich allenthalben, um die Widerſpenſtigen mit Gewalt herbei zu führen. Die Einwohner der ganzen Provinz bildeten nun einen ungeheuren Haufen, der, ſo wie ehemals, von Truppen umringt wurde. Guſtav ſelbſt nahm das Wort, erinnerte ſie an ſeine wiederhohlten Verzeihungen, an ihre feyerliche Angelobung in Tuna, und ſagte, er ſey jetzt gekommen die letzte Muſterung mit ihnen zu halten; ihr Land ſollte entweder eine Wüſte, wo man weder Hund noch Hahn hören würde, oder eine gehorſame Provinz werden. Die Dalecarlier betrugen ſich genau ſo wie ehedem; ſie fielen alle in Maſſe auf die Knie, ſchrieen, daß ſie als Thoren gehandelt, und flehten mit Thränen um Gnade, wozu ſich der König aber nicht gleich willig bezeigte. Die Reichs-Räthe führten ihnen nun auch ihre Empörung zu Gemüthe, die kein Thalbewohner unternahm zu beſchönigen; alles wurde auf die Anführer geſchoben. So dauerte dieſe Art von Unterhandlung von früh Morgens an, bis auf den Abend, während welcher ganzen Zeit die Bauern auf ihren Knieen liegen blieben. Endlich erfolgte die königliche Begnadigung; die zagenden Dalecarlier nannten die Anſtifter des Aufruhrs, von denen man einen gleich vor ihren Augen räderte, die andern aber, worunter auch der reiche Mans Nilsſon, wurden nach Stockholm geführt, dort vors Tribunal geſtellt und hingerichtet.

Es zeigte ſich dem Könige jetzt eine ſehr günſtige Gelegenheit das Joch der Lübecker abzuwerfen. Der Zeitpunct war da, wo die Macht dieſer berühmten Stadt, die nun über dreyhundert Jahr im ruhigen Beſitz faſt des ganzen nordiſchen Handels geweſen, ein Ende nehmen ſollte. Bei ihrer Regierung war eine Revolution vorgefallen. Wollenweber, ein ſchlechtdenkender Bürger von großer Boßheit und geringen Talenten, hatte ſich durch Intrigen zur oberſten Würde der Stadt emporgeſchwungen, hatte die erfahrenſten Männer aus dem Senat gedrängt, und die Stellen mit ſeinen Creaturen beſetzt. Nun befolgte man nicht mehr die alten Syſteme; andre Grundſätze wurden angenommen, und aller Politik Hohn geſprochen. Die Lübecker wollten jetzt zu gleicher Zeit den damahls emporſtrebenden Holländern den Handel nach der Oſtſee ſperren, und den beiden Mächten, Dänemark und Schweden, Geſetze vorſchreiben. Von dem erſten Staat verlangten ſie, daß er den Holländern den Sund verſchlieſſen ſollte. Hier war indeß der König Friedrich geſtorben, und ſeine Söhne ſtritten ſich um die Krone. Die Stände verwarfen daher das Anſuchen unter dem Vorwand, daß Dänemark jetzt keinen König habe, und die Sache von großer Wichtigkeit ſey. Die Lübecker wandten ſich nun an den König von Schweden, um ihn zu vermögen, mit ihnen gemeinſchaftlich den Holländern den Krieg zu erklären. Guſtav gab den Geſandten eine kurze abſchlägige Antwort. Dieſe Männer forderten nun voller Erbitterung die Bezahlung gewiſſer Gelder, die, ihrem Vorgeben nach, Guſtav noch von ſeinem erſten Aufenthalt in Lübeck ſchuldig ſey. Man lachte über dieſe Forderung und verwieß ſie an die großen Summen, die ſie von Schweden mit ſo vielem Wucher erhalten hatten. Die Lübecker Regenten ſchrieen über Undank, und mit Blindheit geſchlagen, nahmen ſie alles in ihrer Stadt befindliche Schwediſche Eigenthum, Schiffe und Waaren, in Beſchlag. Hierunter war auch eine Quantität Kupfer und Eiſen; Metalle, die dem Könige perſönlich gehörten. Die Repreſſalien blieben nicht aus; das ungleich größere Eigenthum der Lübecker in Schweden an Schiffen, Waaren und Geldern, wurde nun ebenfalls auf Guſtavs Befehl aufgebracht, und auch am nehmlichen Tage auf einmahl der Stadt alle ihre in Schweden habenden Privilegien genommen.

Nach dieſem ſchrecklichen Streich ſannen die Lübecker auf Rache, die aber zugleich ihnen Vortheile gewähren ſollte. Wollenweber ſagte öffentlich; „Lübeck kann ja einen König „wieder abſetzen, der nur allein durch Hülfe dieſer Stadt den Thron beſtiegen hat.“ Sie beſchloſſen, ſich an einen, damahls mit Guſtavs Bewilligung im Auslande herumreiſenden Sohn des Reichsvorſtehers Sture zu wenden, und ihm zur Schwediſchen, ja ſelbſt zur Däniſchen, immer noch ſtreitigen, Krone den Weg zu bahnen; ein Plan, wozu ſie bald einen Verbündeten an den Grafen von Hoya, dem unwürdigen Schwager des Königs, fanden. Dieſer beſtändig durch einen unberechneten Ehrgeiz angetriebene Böſewicht, hatte nie aufgehört verrätheriſche Geſinnungen gegen einen Monarchen zu hegen, der ihn, einen Ausländer, auf eine faſt unverzeihliche Art mit Wohlthaten überhäuft hatte. Die Lübecker kannten ſeine Denkungsart, und fanden ihn auch jetzt zur Verſchwörung ganz geneigt. Es wurde zwiſchen ihnen nun eine Verabredung getroffen. Guſtav aber bekam davon bei Zeiten Nachricht; er verbarg ſeinen Zorn nicht, ſchrieb in harten Ausdrücken an den auf ſeinem Lehn-Schloſſe Wiburg hauſenden Grafen, und befahl ihn ſogleich nach Hofe zu kommen. Dieſem wollte ſich der Verräther nicht ausſetzen; er packte in Eil ſeine beſten Effecten auf drey Schiffe, beredete ſeine Gemahlin ſich auch einzuſchiffen, unter dem Vorwande ſie nach Stockholm zu führen, und eilte davon. Da er ſich nicht den geraden Weg nach Lübeck zu nehmen getraute, ſo ſeegelte er erſt nach Reval. Hier ſtarb ſeine getäuſchte Gemahlin Margaretha, wodurch alſo das zwiſchen ihm und Guſtav noch beſtehende Band ganz aufgelöſt wurde. Nun reiſete er zu Lande nach Lübeck, um hier an der Verſchwörung zu arbeiten, während die Schweden ſein Schloß Wiburg belagerten. Der Befehlshaber Gerſtenberg hielt ſich lange, und ergab ſich nicht eher, bis man ihm einen freien Abzug auf vier Fahrzeugen bewilligte.

Der junge Swante Sture befand ſich damahls am Hofe des Herzogs von Sachſen Lauenburg. Man lockte ihn von hier auf Lübeckiſchen Boden, an einen kleinen Ort, wo ſich der General Meyer, einer von den neuen Machthabern in Lübeck, ſofort einfand. Dieſer Mann beſtürmte jezt das Herz des Jünglings mit den glänzendſten Vorſtellungen; er bewieß ihm die Rechtmäßigkeit ſeiner Anſprüche auf die Schwediſche Krone; ſprach dabei mit Verehrung von ſeines Vaters Aſche, von der Liebe der Schweden gegen ihn, den Abkömmling eines ſo würdigen Mannes, und endlich von der Lübecker Bereitwilligkeit ihn zum Thron zu führen. Es hieß dabei: man verlange von ihm nichts, als ſeine Zuſtimmung.

Der edeldenkende, patriotiſche Jüngling hörte, gegen alles Erwarten, dieſen Antrag mit ſo viel Erſtaunen als Unwillen an. Er äuſſerte dieſen laut, und berief ſich auf ſeine Pflichten gegen ſeinen rechtmäßigen König und ſein Vaterland. Der General gerieth in Eifer, ſtieß harte Worte aus, und ſagte, man würde wiſſen, ihn mit Gewalt zu zwingen; eine ſeltſame Drohung, da eine Krone der Gegenſtand war. Einige Stunden nachher traf ein Trupp von funfzig Reutern an dem Orte ein, die **Sture** als Gefangenen nach Lübeck brachten. Hier wurde er wechſelsweiſe in den Häuſern obrigkeitlicher Perſonen einquartirt, und anfangs ſtrenge bewacht; allein endlich erlaubte man ihn auf ſein Ehrenwort frei in der Stadt herumzugehen. Die Lübecker verſuchten alles, um ihn zu gewinnen; ſie machten ihm koſtbare Geſchenke und erzeigten ihm königliche Ehre, während daß in ſeinem Namen Briefe nach Schweden geſandt wurden, das Volk zur Empörung zu ermuntern. **Sture** weigerte ſich ſtandhaft ſolche zu unterzeichnen, und wollte von nichts hören. **Meyer** verzweifelte nun mit dieſem Jüngling etwas auszurichten, und war für die Folgen beſorgt, wenn er frei käme. Er ſuchte daher Gelegenheit ihn geſetzmäßig aus dem Wege zu räumen; er ließ ſeine Briefe an den Herzog von Lauenburg auffangen, in der Hofnung darin Ausfälle auf die Lübecker Regierung zu finden: allein der Inhalt war ganz unſchuldig. **Sture** drang indeß beſtändig auf ſeine Freiheit; man ſahe ſich endlich genöthigt, ſie ihm zu ertheilen, allein er mußte zuvor einen Eid ablegen, und eine eigenhändige Verſicherung ausſtellen, daß weder er noch ſeine Verwandten oder Freunde je Rache wegen des Geſchehenen nehmen wollten. Der Senat war dabei niedrig genug, ſich vor ſeiner Abreiſe alle ihm gegebene Geſchenke bezahlen zu laſſen.

Die Lübecker entſagten nun für jetzt ihren Entwürfen auf Schweden, und richteten ihr Augenmerk auf das durch innerliche Unruhen geſchwächte und in Factionen getheilte Dänemark, wo noch kein König gewählt war. Sie bedrohten dieß Land. Die Dänen nahmen ihre Zuflucht zu Guſtav, und ſchloſſen mit ihm einen ſogenannten ewigen Frieden, und ein enges Bündniß, das beſonders auf die Vertheidigung gegen die Lübecker abzweckte; wobei, um allen fernern Zwiſt zwiſchen den beiden Mächten vorzubeugen, feſtgeſetzt wurde, daß bei einem entſtehenden Streit zwölf aus beiden Ländern erwählte Schiedsrichter die Sache ſchlichten ſollten. Dieß Bündniß ſetzte die Lübecker noch mehr in Wuth. Jetzt entwarfen ſie den Plan, den gefangenen König Chriſtiern wieder auf den Däniſchen Thron zu ſetzen, und dabei für ſich Eroberungen zu machen. Ein Verwandter dieſes Monarchen, Chriſtoph Graf von Oldenburg, übernahm es die Truppen zu commandiren. Sie verſprachen ihm Geld und Soldaten, und er gelobte dagegen ihnen den gefangenen König zu überliefern, und auch alles ihnen zu überlaſſen, was er in Holſtein und Dänemark erobern würde. Er warb in Eil 4000 Mann an, und nun verlangte er von dem Herzog von Holſtein Chriſtian, die Loslaſſung des in ſeinem Gebiet gefangen gehaltenen Königs, widrigenfalls würde er in ſein Land einfallen. Der Herzog ſchlug die Forderung ab, und rechtfertigte ſich, daß Chriſtiern auf Verlangen der Dänen und Schweden feſtgeſetzt worden, und folglich nicht ſein Gefangener ſey. Auf dieſe Antwort rückte Chriſtoph in Holſtein ein, wo er wenig Widerſtand fand, wo er brandſchatzte, plünderte, und einige feſte Oerter beſetzte. Von hier aus bedrohete er die Dänen, wenn ſie nicht den verjagten Chriſtiern als ihren König anerkennen würden. Die Dänen ſchickten hierauf eiligſt alle ihre Truppen nach Holſtein, um dem Feinde dort das Vordringen zu verwehren; allein hierdurch entblößten ſie ſich auſſerordentlich. Die Lübecker benutzten dieſen Umſtand, und erſchienen plötzlich mit drey und zwanzig Kriegs-

Schiffen an den Küſten von Seeland. Der Bürgermeiſter Wollenweber commandirte dieſe Flotte als Admiral, und Meyer die darauf befindlichen Landtruppen. Guſtav Trolle, der Graf von Hoya und andre vormahlige Häupter der Schwediſchen Empörer, Ritter und Prieſter, waren auch am Bord der Flotte, die, in Verbindung mit der aus Holſtein kommenden Armee, alles in Dänemark in Schrecken ſetzte. Der Graf Chriſtoph marſchirte durchs Land, und ging nach Schonen, wo er bei Lund Chriſtiern zum König ausrufen ließ, Befehle wegen der Huldigung nach Norwegen ſchickte, und in Allem eine königliche Gewalt ausübte.

Der Herzog von Holſtein war indeß nicht müßig. Er erhielt aus Braunſchweig, Mecklenburg und Lüneburg, 1600 Reiter und 2000 Fuß-Soldaten. Mit dieſen nahm er die vom Feinde eroberten Oerter geſchwind wieder ein, nahm Travemünde weg, verbrannte eine große Anzahl Schiffe, und berennte ſelbſt Lübeck; auch bat er den König von Schweden um Beiſtand. Es war zu ſehr Guſtavs Intereſſe die Wiedereinſetzung Chriſtierns zu hindern, auch wenn er nicht durch den letzten Tractat mit den Dänen zur Hülfsleiſtung verpflichtet geweſen wäre. Er zeigte ſich daher gleich bereit, und ſchickte 1500 Fuß Soldaten nebſt 700 Reitern nach Dänemark, wozu er auch zehn Kriegs-Schiffe fügte; dabei erließ er Ermahnungs-Schreiben an die Schoner, den Söhnen ihres Königs Friedrichs getreu zu verbleiben, und den älteſten derſelben, Chriſtian, zu ihrem Herrſcher zu wählen; allein die Dinge hatten ſich in Dänemark ſehr geändert. Das Volk in mehrern Provinzen, durch die catholiſchen Prieſter geleitet, zeigte eine Neigung zu Chriſtiern, und dieß ſo laut, daß ſelbſt die Machthaber in Copenhagen genöthigt waren, an Guſtav zu ſchreiben, daß man ſeiner Hülfe jetzt nicht mehr bedürfe, da Chriſtiern als König anerkannt wäre. Dieß hinderte jedoch nicht, daß Guſtav an die Ritterſchaft von Jütland und Fühnen ſchrieb, und ſie unter Verſicherung ſeines kräftigen Schutzes zur Standhaftigkeit ermahnte. Dieß that Wirkung. Die Däniſchen Patrioten verſammleten ſich in Jütland, und riefen den Herzog Chriſtian von Holſtein, Friedrichs älteſten Sohn und Schwager des Schwediſchen Monarchen, zum Könige aus; auch in Fühnen folgte man dieſem Beiſpiel. Guſtav that das Aeuſſerſte dieſer Wahl Nachdruck zu geben.

Er ſandte eine für jenes Zeitalter ſtarke Armee nach Schonen, und obwohl der Zuſtand der Schwediſchen Finanzen nicht blühend war, ſo ſchickte er doch dem neuen Könige, unter Begleitung von drey Kriegsſchiffen, tauſend Mark Silber und 4106 Stück große Thaler. Eine Anzahl Schwediſcher Kriegsſchiffe unter dem Befehl des Admirals Flemming, ſegelte nach Pommern und Preußen, um dort für Chriſtians Dienſt Soldaten und Matroſen einzunehmen. Dieſe Schiffe aber wurden durch Sturm zerſtreut, und mehrere gingen unter; die Entkommenen nahmen ihren Lauf nach Danzig, wo ſie auf dortiger Rhede, ganz gegen die mit dem Senat getroffene förmliche Uebereinkunft, Lübecker und auch andre Schiffe kaperten; ſelbſt die Danziger Schiffe wurden von ihnen nicht verſchont. Es entſtanden hierauf gewaltſame Auftritte; alle Schweden, die man in Danzig habhaft werden konnte, ſelbſt der Admiral, wurden ins Gefängniß geworfen, und das größte der Schwediſchen Kriegsſchiffe, der große Crawel genannt, das zu 1300 Mann eingerichtet war, wurde durch Liſt in den Hafen gelockt, hier entwafnet und geplündert.

Der Reichthum hatte dieſe Stadt ſo wie Lübeck übermüthig gemacht. Hiezu kam die Unmacht, die Uneinigkeit und die damahls beſchränkten Kriegs-Mittel der Nachbarn. Die regierenden Fürſten, ſelbſt die Könige, fürchteten daher dieſe durch Geld und Verbindungen mächtigen Handels-Städte zu beleidigen, und ſuchten vielmehr ihre Freundſchaft; ein Anſuchen, das oft mit Inſolenz erwiedert wurde. Ihre für die damahligen Zeiten gewöhnlich ſtarke Befeſtigung, ſicherte dieſe Städte gegen förmliche Belagerungen, die viel Zurüſtungen und Geld erforderten; dahingegen ihre eigne Hülfsmittel groß, leicht herbeigeſchaft, und von ausgedehnter Wirkung waren. Danzig trug alſo kein Bedenken dem Könige von Schweden zu trotzen, und ſeine Officiere in Gefängniſſen als Verbrecher ſchmachten zu laſſen; nur nach langer Zeit und mit vieler Mühe wurde, unter Vermittelung des Herzogs Albrecht von Preußen, des Markgrafen von Brandenburg und des Königs von Dänemark, die Sache beigelegt.

Der Herzog Chriſtian betrug ſich indeß wie Scipio, und mit dem nehmlichen Erfolg, ohne mit dieſem großen Römer etwas ähnliches zu haben, vielleicht ohne einmahl ſeinen Namen zu kennen. Anſtatt mit ſeinen Truppen den bedrängten, ihm ergebenen Anhängern in ſeinem neuen Königreich zu Hülfe zu eilen, wandte er alle Kräfte an, die Lübecker in ihrem Innern zu ängſtigen. Er konnte dieß mit allem Vortheil thun; denn ſchon hatte er Travemünde im Beſitz, und in der Nähe der bedrängten Stadt eine Brücke über die Trave geſchlagen. Er erreichte auch dadurch ſeinen Zweck. Die Lübecker Truppen wurden eiligſt aus Dänemark zurück berufen, und überdieß ſchloß die Stadt mit dem Herzog Friede, in ſo ferne es Holſtein betraf; als König aber wollte ſie ihn nicht anerkennen. Denn noch immer gingen die Sachen nach ihrem Wunſch in Dänemark, wo der Graf Chriſtoph mit ſeinen Truppen zurückgeblieben war, und fortdauernd den Herrn ſpielte. Er hatte ſich bereits Fühnen unterworfen, und nun that er einen Einfall in Jütland, wo der Mittelpunct der Gegenparthey war; kaum hatte er dieſe Provinz betreten, als 6000 gegen den Adel aufgebrachte Bauern zu ihm ſtießen. So verſtärkt lieferte er bei Aalburg den Verbündeten ein Treffen, und ſiegte.

Jezt konnte der von den Feinden in ſeinem Lande befreite Herzog von Holſtein ſeinen Freunden in Dänemark zu Hülfe kommen, wohin er mit 4200 Mann, ſeiner ganzen Macht, zog; allein auch die Lübecker ſchickten nun Verſtärkung dahin, die der General **Meyer** und der verrätheriſche Graf von **Hoya** commandirte. Der letzte hatte einen Plan entworfen, der von den Lübeckern eifrig unterſtützt wurde. Man wollte **Guſtav** vom Thron ſtürzen, und dem Prinzen **Albrecht** von Mecklenburg die Schwediſche Krone aufſetzen, weshalb auch eine beträchtliche Anzahl Mecklenburger Truppen nach Schweden eingeſchifft werden ſollten. Dieſer Entwurf aber ſcheiterte gleich nach ſeiner Entſtehung, durch eine abermahlige große Veränderung im Senat von Lübeck, wodurch die dort herrſchende Parthey ihren Einfluß in allen Staats-Angelegenheiten verlohr. Von dieſem Augenblicke an, wurden die in Dänemark erlangten Vortheile und Ausſichten von den Lübeckern mit Gleichgültigkeit betrachtet, da die neuen Machthaber ein ander Syſtem annahmen.

Chriſtian und die Däniſchen Patrioten ließen dieß nicht unbenutzt; ſie verjagten den Grafen von Oldenburg aus Jütland, und unterjochten die aufrühreriſchen Bauern. Hierauf erfolgte eine Zuſammenkunft zwiſchen dem Könige und dem Grafen. Dem erſten lag die ruhige Beſitznehmung des ihm beſtimmten Throns ſehr am Herzen; er bot daher dem Grafen eine Summe Geld an, wenn er mit ſeinen Truppen das Land räumen wollte. Der durch ſein Waffenglück und ſeinen Anhang aufgeblaſene Graf aber, beſtand auf eine Theilung des Reichs zwiſchen Chriſtiern und Chriſtian, wobei dieſer ſich mit Jütland begnügen, der andre hingegen Seeland, Fühnen, Schonen und Norwegen, bekommen ſollte. Dieſer Vorſchlag wurde mit Verachtung verworfen, und beide Theile rüſteten ſich nun den Krieg fortzuſetzen.

Indeß waren die Schwediſchen Truppen unter Thureſon's Anführung in Schonen angelangt, wo Chriſtiern die meiſten Anhänger hatte. Die Schweden fanden ſtarken Widerſtand, und mußten ſogar die Städte Warburg und Halmſtadt belagern. Die Einwohner des letztern Orts wehrten ſich wie Fanatiker: Weiber und Kinder ſtanden auf den Mauern, und warfen Steine und Feuer auf die ſtürmenden Schweden herab, die endlich doch die Stadt eroberten. Nun wurde dieſe Provinz das Kriegstheater. Die Lübecker, unter Anführung des General Meyer, die Deutſchen Truppen unter dem Grafen von Hoya, ein Theil von der Armee des Grafen von Oldenburg und andere kamen hieher; ſo wie auch der König Chriſtian mit ſeiner aus 2800 Mann Fußvolk und 1400 Reitern beſtehenden Armee herbeieilte, und ſich mit den Schweden verband. Es kam vor den Thoren von Helſingburg am 13ten Januar 1535 zu einem entſcheidenden Treffen, wobei die Schwediſche Reiterey das Schickſal des Tages beſtimmte; ſie warf den Feind über den Haufen, verfolgte ihn in die Stadt, ſteckte ſie in Brand und ſäbelte alles nieder, was ihr vorkam. Die Fliehenden retteten ſich auf die im Hafen liegenden Bote, und ſtießen in die See, wo viele dieſer zu ſehr belaſteten Fahrzeuge untergingen, ſo daß die Soldaten haufenweiſe ertranken. Die übrigen am Lande ſtreckten das Gewehr. Auf dieſe Weiſe ſiegte die Parthey der Könige; die Lübecker und ihre Bundsgenoſſen wurden total geſchlagen, und 1500 Mann nebſt ihren beſten Befehlshabern, worunter ſich auch Meyer befand, zu Gefangenen gemacht. Der Oberbefehlshaber der Reiterey, Baſtian von Jeſſen, und Münter ein anderer Anführer, retteten ſich auf einem Boote.

Die Gefangenen, faſt alle Deutſche, wurden größtentheils als Soldaten unter die Schwediſchen Fahnen vertheilt, wobei der Vertrag war, daß ſie einen Monat für ihre Freiheit, und hernach für Sold dienen ſollten. In Betreff des gefangenen Meyer entſtand ein großer Streit zwiſchen den Schweden und Dänen, da ihn beide Nationen gerne haben wollten. Die erſtern bezogen ſich auf ihr Recht, als Hauptparthey bei dieſem Kriege, wodurch alle Gefangenen ihnen zufielen; dagegen die andern anführten, daß Meyer ſich Däniſchen Soldaten ergeben habe. Guſtav hofte den Streit zu endigen, indem er ſich von der Schoniſchen Ritterſchaft den Gefangenen als eine Gefälligkeit ausbat, um von ihm über die Lübecker Entwürfe Nachrichten einzuziehn. Meyer flehte die Dänen an, ihn lieber zu tödten, als dem Könige von Schweden zu überliefern. Nicht dieß Bitten, wohl aber ſeine Intrigen fanden Eingang. Die Schoner waren ſo ungroßmüthig jene Bitte einem Monarchen zu verſagen, der ihnen ſo kräftig beigeſtanden hatte. Meyer wurde nach dem Schloß von Warberg gebracht, wo er bald nachher, durch die Nachſicht des Commandanten Mittel fand, eine Empörung anzuzetteln, achtzig deutſche Soldaten durch Strickleitern ins Schloß zu bringen, und ſich des Platzes zu bemächtigen.

Der König Guſtav wurde jetzt ſtark angelegen, ſeine Hülfe zu vermehren. Nicht allein der König Chriſtian ſchickte ihm deshalb Abgeordnete zu, ſondern auch ſieben in Lund verſammelte Däniſche Reichs-Räthe, wandten ſich als Staatskörper an ihn. Schon hatte er jene Beleidigung vergeſſen; ſeine Antwort beſtand in den ſtärkſten Verſicherungen eines nachdrücklichen Beiſtandes. Er ließ auch ſofort unterm 9ten May 1535 ein förmliches Kriegs-Manifeſt gegen Lübeck ergehen, verſprach ſeine Truppen noch ferner in Schonen zu laſſen, befahl eine Flotte auszurüſten, und unterſtützte den König Chriſtian auch von neuem mit 1100 Mark Silber.

Es war durch den Sieg bei Helſingburg in der Hauptſache nicht viel gewonnen; denn der Graf von Oldenburg hatte Copenhagen, Malmoe und andre Seeörter noch im Beſitz, die von Lübeck aus unterſtützt wurden, und die man folglich ohne Flotte nicht angreifen konnte. Die Lübecker waren mit dem Grafen nicht ſehr zufrieden; ſie vermochten daher den Herzog Albrecht von Mecklenburg das Commando über ihre Truppen in Dänemark zu übernehmen.

Die beiden Befehlshaber geriethen bald in Streit, woraus eine Verwirrung entſtand, die der in Jütland harrende Chriſtian ſich zu Nutze machte, und Fühnen in Beſitz nahm.

Indeß war unter des Admirals Swensſons-Some Anführung eine Schwediſche Flotte von eilf Kriegsſchiffen ausgelaufen, womit ſich noch ein und zwanzig Däniſche und Preußiſche verbanden. Dieſe Seemacht ſtieß bei Bornholm auf die Lübecker Flotte, die nur aus ſechzehn Schiffen beſtand, und ſich mit ſolcher Uebermacht in keinen Kampf einlaſſen wollte; ſie floh nach Copenhagen, verfolgt von Swensſon, der mehrere feindliche Kriegs-Schiffe zu Grunde richtete, auch zwölf Kaufmannsſchiffe erbeutete, worauf hernach die verbündeten Flotten bei Svenborg noch neun Kriegsſchiffe wegnahmen.

Dieſe Niederlage zur See, verbunden mit dem Waffenglück Chriſtians, der in Fühnen ein Treffen gewonnen hatte, bewirkten eine beſſere Harmonie zwiſchen dem Herzog Albrecht und dem Grafen Chriſtoph; ſie ſchickten jetzt den Grafen von Hoya und den Grafen von Tecklenburg mit friſchen Truppen nach Fühnen. Es kam ohnweit Odenſee zu einem abermahligen Treffen, das für die Uſurpatoren ſehr unglücklich ablief. Sie hatten ſich hinter ihrer Wagenburg verſchanzt. Dieſe griff der königliche Feldherr Ranzow mit ſeinem Fußvolk an, während ſeine Reiterei dem Feinde in die Flanke fiel. Die Niederlage war vollſtändig, und beide Anführer beſiegelten ſie mit ihrem Tode. Der verrätheriſche Graf von Hoya und auch ſein Mitbefehlshaber der Graf von Tecklenburg, blieben beide auf dem Wahl-Platz, wo man 6000 Todte zählte. Vierzig Ritter und 1642 Mann, theils Reiter, theils Fußſoldaten, ſtreckten das Gewehr und ergaben ſich mit ſieben großen Artillerie-Stücken.

So war das Ende des Grafen von Hoya, eines Mannes, den das Glück in Schweden ſo ausgezeichnet begünſtigt, und an die Seite eines ruhmvollen Monarchen geſetzt hatte, der aber alle dieſe großen Vortheile verachtete, und nur allein in Ränken, Verrath und Bürgerkriegen ſeine Wonne fand. Es ſchien, als ob an dieſem Tage beſonders das Rachſchwerdt des Himmels gegen die Verräther gezuckt worden wäre; denn auch der Ex-Erzbiſchof Guſtav Trolle, der den Truppen gefolgt war, dieſer Anſtifter ſo vieler Unruhen und Greuel in Norden ſeit einer langen Reihe von Jahren, wurde in dieſem Treffen tödtlich verwundet, vom Wahlplatze weggebracht, und endigte am folgenden Tage ſein ehrloſes Leben.

Der ſeiner Gefangenſchaft entronnene, in Ränken unerſchöpfliche Meyer, war indeß in Warberg nicht unthätig. Er ſandte einen Agenten nach London, und trug dem Könige von England, Heinrich VIII., gegen Erſtattung der Kriegskoſten die Däniſche Krone an. Der dadurch gereizte Heinrich machte nun einen, wiewohl ſchwachen Verſuch, und ſandte eine Flotte nach dem Sunde, die jedoch unglücklich war, worauf er die Sache aufgab; allein der nach dem Beſitz von Ländern unerſättliche Kaiſer Carl V. nahm den Antrag an; ſeine Religions-Kriege aber verhinderten ihn Meyers Entwurf auszuführen, der einen großen Umfang, und vielerlei Zweige hatte. Einer derſelben ging dahin, den König von Schweden zu ermorden. Der Anſchlag wurde im Auslande zuerſt kund, und Guſtav von einigen Deutſchen Fürſten gewarnet, auf ſeiner Huth zu ſeyn; dennoch war die Ausführung der That ſehr nahe, als einige Verſchwörer wenig Stunden zuvor in der Trunkenheit ſich verriethen. Der König wurde mitten in der Nacht geweckt, und ſo durch die nöthigen Maaßregeln der Anſchlag vereitelt. Man beſchloß jetzt den Zufluchtsort des Böſewichts, der alle dieſe Greuel angezettelt und gelenkt hatte, mit dem größten Nachdruck anzugreifen. In kurzer Zeit wurde Warberg eingenommen; Meyer, der ſich nicht länger mehr halten, noch ſich retten konnte, ergab ſich auf Discretion, wurde in Eiſen geſchmiedet und bald nachher hingerichtet.

Guſtav gab jetzt von ſeiner Bundestreue einen ſtarken Beweiß. Die Lübecker verſuchten alles ihn von Dänemark zu trennen, und verſprachen ihm den völligen Beſitz von Halland und Schonen, allein der König wollte nichts davon hören. Er war jedoch mit dem Benehmen ſeines königlichen Schwagers Chriſtian gar nicht zufrieden, der, nach dem Grundſatz der meiſten Bundsgenoſſen zu allen Zeiten, die genommene Abreden wenig geachtet, und bloß nach ſeiner Convenienz und Laune gehandelt hatte. Mit Recht mußte dieſer Kron-Prätendent glauben, daß der König von Schweden des ihm geleiſteten Beiſtandes endlich überdrüßig werden würde; er konnte dieſen um ſo weniger entbehren, da er noch nicht im Beſitz von Seeland war, und ſelbſt Copenhagen noch ſich in den Händen ſeiner Feinde befand. Chriſtian, um die Harmonie wieder herzuſtellen, und Schweden für die noch ferner zu leiſtende Hülfe Vortheile zuzuſichern, beſchloß ſelbſt nach Stockholm zu gehen. Seine Räthe glaubten zwar dabei große Gefahr zu ſehen; allein Chriſtian traute auf Guſtavs Tugenden und reiſete ab. Er wurde vom Schwediſchen Monarchen mit großen Ehrenbezeugungen und Pracht, aber auch mit Ernſt empfangen, der jedoch bald dahin ſchwand. Chriſtian verſprach, ohne Guſtavs Zuſtimmung, als König von Dänemark, mit den Lübeckern keinen Frieden zu machen, obwohl er es als Herzog von Holſtein gethan, dabei räumte er Schweden gewiſſe Anſprüche ein, die dieß Reich auf einige Däniſche Ländereien hatte; dagegen verſprach Guſtav ihn ferner mit ſeiner ganzen Land- und Seemacht beizuſtehn, und lieh ihm auch noch 4300 Mark Silber, wofür die Grenzfeſtungen, Bohus, Agershus und Wick, verpfändet wurden.

Dieſe Dienſte wurden aber ſo wie die vorigen ſehr geſchwind vergeſſen, da bald darauf das Glück den neuen Däniſchen Monarchen begünſtigte. Die des Kriegs überdrüſſigen Lübecker ſchloſſen in Hamburg mit ihm Friede, wobei ihnen ihre Privilegien in Dänemark fortdauernd zugeſichert wurden. Guſtav ward gar nicht gefragt, noch ſeine Zuſtimmung verlangt; nur wurde für ihn der Beitritt zum Friedens-Tractat offen gelaſſen, jedoch unter der Bedingung, daß die Lübecker alle ihre ihnen in Schweden entzogenen Handels-Freiheiten wieder erhalten ſollten. Der undankbare Chriſtian verſprach ferner, wenn dieſer Beitritt nicht geſchähe, dem Könige von Schweden gegen Lübeck keinen Beiſtand zu leiſten; ſelbſt die Vortheile der Erben der beiden Verräther, Hoya und Melen, waren auf eine dem König Hohnſprechende Art in dieſem Tractat eingeſchloſſen worden.

Guſtav erſtaunte über den beleidigenden Vertrag, den ihm Chriſtian unter vielen Entſchuldigungen meldete, mit dem Beifügen, daß er der Nothwendigkeit hätte nachgeben müſſen. Der Unwille des Schwediſchen Monarchen ward noch durch die Berichte von ſeiner bei Landscrona liegenden Flotte vermehrt. Die in Schonen befindlichen Dänen ließen nun nach geſchloſſenem Frieden mit Lübeck, ihrem National-Haß freien Lauf; ſie nahmen die Ueberläufer von der Schwediſchen Flotte auf, verheimlichten ſolche, und wollten ſogar weder der Beſatzung des Forts, noch der Flotte Lebensmittel mehr zukommen laſſen. Guſtav rief ſofort ſeine Truppen und Schiffe zurück, und überließ die Provinz ihrem Schickſale.

Eilftes Buch.

Die Schoner ſowohl als ihr König fanden bald, daß **Guſtavs** Hülfe ihnen noch ſehr nöthig ſey. Der Friede mit Lübeck hatte noch nicht die erwartete Ruhe zur Folge; vielmehr ward man keine Veränderung der Dinge gewahr. Noch immer hauſeten der Herzog **Albrecht** und der Graf von Oldenburg im Mittelpuncte Dänemarks; der erſte hofte auf die Roſtocker und Wismarer, die an dem Frieden keinen Theil genommen hatten, der letztere aber auf eine Holländiſche Flotte, die **Carl V.** zu Gunſten eines andern Kron-Prätendenten, des Pfalzgrafen **Friedrichs**, zu ſenden verſprochen hatte. Die Lübecker dankten zwar ihre in Copenhagen befindliche Truppen ab; allein die beiden hofnungstrunkenen Generale nahmen ſolche gleich in ihren Sold, ſo daß der militäriſche Zuſtand der Hauptſtadt, und vieler andrer Oerter und Diſtricte in Dänemark um nichts verändert wurde. Hiezu kam, daß der Kaiſer förmlich durch Abgeordnete Chriſtian mit Krieg bedrohen ließ, wenn er nicht ſeine Kronen an Friedrich, als dem Schwiegerſohn des gefangenen Chriſtiern, abtreten wollte. Wenn gleich dieſe Drohungen auf Chriſtian keine große Wirkung thaten, ſo war doch der Fall in Norwegen anders, wo der vornehmſte Mann des Landes, der Erzbiſchof von Drontheim, Olof, ganz dem Kaiſer ergeben war, und ſich ſogar erkühnte Chriſtians Abgeordneten ins Gefängniß zu werfen. Er ſchickte auch Soldaten im Lande umher, das Volk mit Gewalt zur Anerkennung Friedrichs zu zwingen.

Jetzt nahm der König Chriſtian abermahls zu Guſtav ſeine Zuflucht, der ſo leicht vergaß, und ſo gern half. Die Politik war gar nicht dieſes Monarchen Sache; er verſtand davon nichts; die damit verbundenen Verſtellungskünſte und Intrigen paßten ſich nicht zu der Gradheit ſeines Characters; er ließ daher ſich alle Gelegenheiten entgehen, die er zu ſeinem Ruhm, zu Schwedens Ruhe und zur Vergrößerung deſſen Macht hätte benutzen können. Seine Offenheit ſtand ihm bei einer Wiſſenſchaft im Wege, die durchaus auf Falſchheit und Trug gegründet iſt. Hiezu kam ſeine bis zur Schwäche, ja bis zu unverzeihlichen Staatsfehlern gehende Gutmüthigkeit. Es war nichts geringers, als ſeine andern mit ſo vielen trefflichen Eigenſchaften gepaarten Tugenden erforderlich, um dennoch ſeine Größe als König und als Menſch zu bewähren. Er zeigte auch jetzt bei Chriſtians Antrag ſich gleich wieder zum Beiſtand willig, vergaß alles Geſchehene, und dachte nicht daran von treuloſen Freunden ſich ſeine Hülfe erkaufen zu laſſen, da ihn der Verſuch des Kaiſers, auch tief im Norden, ſo wie in Süden, ſeine Autorität auszudehnen, ſelbſt beunruhigte. Er berief die Stände nach Arboga, wo eine auſſerordentliche Rüſtung zu Waſſer und zu Lande beſchloſſen wurde. Der Staat bezahlte den Soldaten Pferde und Waffen; dabei erhielt ein jeder zur Kleidung, ſechs Ellen engliſches Tuch, oder deſſen Werth an Gelde. Dieſe Kriegsanſtalten aber waren größtentheils überflüſſig. Vierzehn Schwediſche Kriegsſchiffe, die im Juny 1536 ausliefen, kamen zu keinem Treffen, und hatten nur einen kurzen Kriegszug. Christian fand Mittel Copenhagen zu belagern, und die Stadt aufs Aeuſſerſte zu treiben. Es entſtand in ihren Mauern eine ſchreckliche Hungersnoth, die Jammer aller Art und greuliche Mordſcenen zur Folge hatte. Keine Hülfsflotte zeigte ſich; die Befehlshaber, Herzog Albrecht und der Graf von Oldenburg, waren daher nothgedrungen, ſich zu ergeben; ſie erhielten einen freien Abzug; allein der Preis davon war, daß ſie mit unbedecktem Haupt und bloßen Füßen zum König herausgehen, und auf ihren Knieen um Vergebung bitten mußten. Dieß geſchah vier Wochen nach Ankunft der Schwediſchen Flotte. — So war nun auch dieſer Krieg geendigt, und zwar abermahls ohne Zuſtimmung des Königs von Schweden, der durch die Lage der Dinge jetzt auch genöthigt war, mit Lübeck Friede zu machen.

Guſtav hatte während dieſen auswärtigen Unruhen ſeine Gemahlin, die Königin Catharina, verlohren, mit der er nicht glücklich gelebt hatte; ſie war von böſer Gemüthsart und hatte dabei Anfälle von Wahnſinn. Ihr Verluſt alſo wurde von ihrem Gemahl leicht verſchmerzt, der bald auf eine andre Vermählung dachte. Er wählte eine Schwediſche Dame, Margaretha, die Tochter des ehemaligen Reichsraths und Statthalters von Weſtgothland, Lejonhufwud, der unter Chriſtiern bei dem Blutbade zu Stockholm ſein Leben verlohren hatte. Sie war ſehr ſchön und mit dem jungen Sture verlobt, der nach Schweden zurückgekommen war; beide liebten ſich; die Verwandten der Braut aber und ihr eigner Ehrgeiz bei dem Glanz einer Krone, entſchieden zum Vortheil Guſtavs, und ſie ward Königin. Das Beilager geſchah zu Stockholm im October 1536. Es ereignete ſich dabei ein Vorfall, der Guſtav keine Ehre machte. Der Biſchof von Strengnäs, Sommar, befand ſich unter den Hochzeitgäſten. Dieſer Prälat hatte ſich bei vielen Gelegenheiten mit vieler Klugheit und Mäßigung betragen, und ſich als einen eifrigen Anhänger des Königs, ja ſelbſt dem Lutherthum nicht abgeneigt, bewieſen; die beſſere Würdigung ſeiner weltlichen Vortheile aber hatte ihn wieder auf die catholiſche Seite gezogen; und von dieſer Zeit an, war ſein Betragen ganz anders. Jetzt ließ er ſich einen großen Pallaſt bauen. Dieſes Umſtandes bediente ſich der König, der ihn ſehr geſchätzt hatte, jetzt aber um ſo mehr durch ſeine veränderte Sinnesart gekränkt wurde, ihn bei der Tafel zu necken. Er fragte ihn: „In welchem „Capitel der Bibel ſteht es geſchrieben, daß „der Biſchof von Strengnäs einen ſteinernen „Pallaſt bewohnen ſoll?“ Sommar antwortete: „Im nehmlichen Capitel, wo dem Könige „die Kirchenzehnten zugeſprochen werden.“ Dieſe dreiſte Antwort berührte die empfindlichſte Seite des Monarchen; auch vergaß er ſich ſo ſehr, daß er zum Erſtaunen aller Anweſenden, alle Rechte der Gaſtfreiheit hintanſetzte, und die Freude eines ſo feierlichen Tages ſtörte. Er ließ den Biſchof auf der Stelle in Verhaft nehmen, und von der Hochzeittafel ins Gefängniß führen. Guſtav ſahe wohl ein, daß er nach einer ſo großen Beſchimpfung in dem Biſchof einen Todfeind erwarten mußte; er verleugnete daher ganz ſeine Gemüthsart, und gab nur dem Zorn und ſeinem Eifer fürs Lutherthum Gehör, entſetzte den Biſchof ſeiner Würde, und ertheilte ſogleich einem andern die erledigte Stelle. Erſt acht Monate nachher erhielt dieſer Prälat ſeine Freiheit; es wurde ihm nun ein reichlicher Unterhalt und ein Kloſter angewieſen, wo er in wenig Jahren ſein Leben endigte.

Der junge Sture hatte ſeine Braut verlohren, die er zärtlich liebte, die ſeine Neigung erwiedert hatte, und die jetzt ſeine Königin war. Obgleich hofnungslos wünſchte er doch ſehnlich ſie insgeheim zu ſehn; er ſtellte ſich daher bald nach ihrer Vermählung im königlichen Pallaſt bei ihr ein, und fand Mittel zu einer geheimen Unterredung zu gelangen, wo er zu ihren Füßen ſeine alte, nunmehr ſtrafbare Zärtlichkeit aushauchte. Er lag eben auf den Knieen, als Guſtav ganz unvermuthet ins Zimmer trat, und mit einer ſehr ernſten Miene nach der Urſache dieſer Scene fragte. Beide Liebenden wären ohne die Geiſtes-Gegenwart der Königin vielleicht unglücklich geweſen; ſie aber nahm das Wort und ſagte: „Er begehrt meine Schweſter „Märeta zur Ehe.“ Der König gab auf der Stelle ſeine Zuſtimmung, und Sture erhielt auf dieſe Weiſe in der Geſchwindigkeit eine Frau, an die er nie als Gattin gedacht hatte. Die Ehe war jedoch glücklich, und dreyzehn Kinder waren die Frucht derſelben.

Der nunmehr beruhigte König Chriſtian war dankbarer gegen die Lübecker, die ſeine

Thronbeſteigung ſo ſehr erſchwert hatten, als gegen den König Guſtav, der ihn dazu mit ſo vielem Eifer behülflich geweſen war. Er lag dieſen Monarchen beſtändig an, der Stadt Lübeck die vorige Handelsfreiheit in Schweden wieder zu bewilligen, bis Guſtav endlich nachgab. Die Bedingungen dieſes Tractats waren nicht in großer Anzahl: die Schiffe und Gefangenen von beiden Theilen wurden in Freiheit geſetzt, und den Lübeckern wieder gewiſſe Handelsfreiheiten in Schweden geſtattet, wobei ſie aber, ſo wie andre Nationen, für die einzuführenden Kaufmannsgüter einen ſtarken Zoll erlegen mußten. Es kam jedoch noch nicht zu einem förmlichen Frieden mit dieſer Stadt.

Der König, der ſo viel Urſachen hatte, ſeinem Nachbar nicht zu trauen, beſorgte zwiſchen dieſem Handelsſtaat und Dänemark eine Verbindung zu ſeinem Nachtheil, und war deshalb bedacht, wenigſtens nach Oſten zu, ſeine Grenzen zu ſichern. Es hatte damahls in Rußland Ivan den Thron beſtiegen, der feindliche Geſinnungen gegen Schweden zeigte; Guſtav ſchickte daher Geſandten nach Moscau, die auf ſechszig Jahre, bis 1597, den Frieden mit dieſem Reiche abſchloſſen.

In Copenhagen wurde auch ein Congreß gehalten, um die zwiſchen Dänemark und Schweden längſt beſtandenen Streitigkeiten und Forderungen auszugleichen. Es kam jedoch nur das Wenigſte zu Stande. Der König Chriſtian überließ Warberg, Bohus und die Wicke an Guſtav, als Sicherheit für die vorgeſchoſſenen Gelder, und erneuerte das Bündniß, vermöge welchem beide Theile jezt verſprachen, im Fall eines feindlichen Angrifs, einander mit zwölf Kriegsſchiffen, 1000 Reitern und vier Fahnen Fußvolk beizuſtehn, und dieſe Mannſchaft fünf Monate lang zu unterhalten.

An eine dauerhafte innere Ruhe in Schweden war jedoch nicht zu denken. Die Smaländer beſonders, ein rauhes, halsſtarriges Volk, faſt alle Ackersleute, zeigten ſich immerfort als Feinde aller Ordnung, aller Geſetze und Rechte; ſie wollten von keinem Gehorſam hören, keine Steuern bezahlen, und verſpotteten die wohlthätigſten Einrichtungen. Sie hatten während dem Kriege ſich nicht geſcheut, dem Grafen von Oldenburg, dem Feinde ihres Königs, Bedürfniſſe zuzuführen; und oft hatte man von ihnen die Aeuſſerung gehört, daß ſie den ganzen Adel ausrotten wollten. Jezt war es Zeit ſie zur

Ordnung zu bringen. Guſtav zog ein ſtarkes Corps Truppen zuſammen, und ſandte ſolche unter Anführung des Reichsmarſchalls Siggeſon nach Smaland. Hier ſahe man nun das Nehmliche, wie in Dalecarlien: beim Anblick der Truppen dachten dieſe bäuriſchen Anarchiſten an keinen Widerſtand, ſondern flehten um Gnade. Dieſe wiederfuhr ihnen, allein nicht ohne Strafe: die Einwohner von Möre, Warns und Königs-Härad, als die unruhigſten, wurden zu einer großen Geldbuße verurtheilt, und viele von ihnen auf das Schloß von Calmar gebracht; die andern aber kamen mit einer geringern Geldſtrafe davon; überdieß mußten immer vier und vier Landleute zuſammen einen Ochſen hergeben. Die Reichſten blieben in Calmar ſo lange eingeſperrt, bis die Strafgelder bezahlt waren. Unter dieſen letztern befanden ſich auch zwey Hauptempörer, die Bauern Andersſon und Dacke, von denen wir in der Folge mehr hören werden.

Guſtav that alles, um die Freundſchaft mit Chriſtian zu befeſtigen; auch ſchloß er, weil dieſer Monarch es wünſchte, mit den Lübeckern, mit denen er ſich noch nicht förmlich ausſöhnen konnte, noch wollte, einen Waffenſtillſtand auf fünf Jahre, während welcher Zeit man die Streitigkeiten der beiden Mächte auszugleichen hoffe.

Dieſe freundſchaftliche Stimmung Guſtavs, welche Bündniſſe und wirkliche Hülfleiſtungen an Geld, Truppen und Kriegeſchiffen, ſo überzeugend bewährt hatten, wurde aber von Chriſtian ſchlecht erwiedert. Die verrätheriſchen Schweden fanden nicht allein an ſeinem Hofe einen ſichern Zufluchtsort, ſondern er verwandte ſich auch für ſie ernſtlich. Die Erben des unwürdigen Grafen von Hoya verlangten Reichslehen in Schweden, und ſelbſt der Böſewicht Melen forderte als Eigenthum ſeiner Frau, die für das Land und für jene Zeiten ungeheure Summe von 15000 Gulden. Guſtavs Antwort auf beide Forderungen war, daß nach der Schwediſchen Verfaſſung die Söhne des Grafen von Hoya kein Recht auf ſeine gehabten Lehen hätten, die in dieſem Reiche nicht erblich wären; käme der älteſte Sohn nach Stockholm, um dort erzogen zu werden, ſo ſollte ihm ſein mütterliches Erbe zufallen. Melens Forderungen aber wären unverſchämt, da er als ein Hochverräther in Schweden nichts als das Henker-Schwerdt erwarten könnte. Dieſer nachdrücklichen Erklärung ungeachtet, wurde bei Chriſtians Krönungsfeier der geächtete Mellen an die königliche Tafel gezogen, und den Schwediſchen Geſandten gerade gegenüber geſetzt. Noch war man an den europäiſchen Höfen, beſonders an den nordiſchen, ſehr wenig verfeinert, und über den Ehrenpunct gar nicht einverſtanden; daher ſolche grobe Unanſtändigkeiten und Beleidigungen, damahls zur Geſchichte des Tages gehörten, und wohl gar von den Hofſchranzen als galante Neckereien betrachtet wurden.

Um dieſe Zeit hatte der vom Kaiſer unterſtützte Pabſt eine Kirchen-Verſammlung nach Mantua ausgeſchrieben, um nach allen erlittenen Erſchütterungen, wo möglich den fürchterlichen Schlag abzuwenden, der die Römiſche Macht zu vernichten drohte. Schon hatten ſich die Könige von England, von Schweden und von Dänemark, nebſt vielen Deutſchen Fürſten von der päbſtlichen Herrſchaft losgemacht. In Frankreich hatte Calvin angefangen zu predigen, und auch in andern Ländern breiteten ſich Luthers und Calvins Lehren aus, die alle Macht der catholiſchen Prieſter in Verbindung mit den gekrönten Anhängern Roms nicht zu hemmen vermochten. Jetzt wollte man deshalb einen neuen Verſuch durch eine Kirchen-Verſammlung machen, alwo die kirchlichen Irrungen beigelegt, die Mißbräuche abgeſtellt, und die Ketzereien gedämpft werden ſollten. Die meiſten proteſtantiſchen Fürſten, beſonders die Deutſchen, weigerten ſich jedoch dieſe Verſammlung als Autorität anzuerkennen, um ſo weniger, da ſie auſſer den Grenzen des Deutſchen Reichs gehalten werden ſollte. Melanchton, dieſer furchtbare Gegner Roms, beſtärkte ſie bei dieſem Entſchluß durch nachdrucksvolle Briefe, die an alle anti-päbſtlichen Souveraine geſchickt wurden. Auch die Könige von Dänemark und Schweden erklärten ſich gegen dieſe Kirchen-Verſammlung.

Es entſtand nun der berühmte Smalkaldiſche Bund, den Guſtav zwar ſehr billigte, auch zu unterſtützen verſprach, zu deſſen förmlichen Beitritt er ſich aber aus politiſchen Urſachen, in Hinſicht der Lage ſeines Reichs, nicht verſtehen wollte. Er fand indeß dieſen Zeitpunct bequem an dem Reformations-Weſen zu arbeiten, und darin weitere Fortſchritte zu thun. Dieß konnte nur Stufenweiſe geſchehn, da der Pöbel immer noch ſo ſehr an den kirchlichen Ceremonien hing.

Er rief deshalb die Prieſterſchaft des ganzen Landes nach Oerebro zuſammen. Hier, an eben dem Orte, wo acht Jahre zuvor die påbſtlichen Kirchen-Ceremonien vor der Hand erlaubt worden waren, wurden ſie jetzt gröſtentheils abgeſchaft, vielerlei Beſchlüſſe genommen, und Verordnungen gemacht. Bis jetzt hatte der König es nicht gewagt, den Gebrauch der lateiniſchen Sprache beim Gottesdienſt gänzlich zu unterſagen; man hatte ſich dieſer und der ſchwediſchen Sprache zuſammen bedient. Jetzt aber erfolgte ein förmliches Verbot, und Olof Petri gab ein Buch heraus, worin er bewieß, daß der Gottesdienſt nothwendig für jedermann verſtändlich ſeyn, und daher in der Landesſprache gehalten werden müßte. Um dieſe Zeit ſtiftete Guſtav auch ein neues Bißthum in Wiburg, und ernannte einen wackern Geiſtlichen, der den Catechismus und die Pſalmen in die Finniſche Sprache überſetzt hatte, zum Biſchof von Abo.

Der König hatte nun ſeinen Zweck erreicht, das Ziel ſeiner vieljährigen Arbeiten; allein ſeine Zufriedenheit war mit Bitterkeit vermiſcht; denn es entſtanden aus der Reformation in Schweden zwey große Uebel. Viele Edelleute, die jetzt, durch keine religiöſen Hinſichten gehindert, von allem Zwang befreit, und ſelbſt durch große Beiſpiele aufgemuntert waren, glaubten dieſe zu ihrer Bereicherung ſo günſtigen Umſtände benutzen zu müſſen, überſchritten bei ihrer Gier nach Kirchengütern alle Grenzen, ſuchten frivole Anſprüche hervor, und ſetzten ſich im Beſitz der Güter, ohne erſt auf gerichtliche Unterſuchungen und richterliche Urtheile zu warten. Die ſo ſehr unterdrückte Cleriſey wagte es nicht ihre Sache vor die Tribunäle zu bringen, noch weniger ſchlug der Adel dieſen Weg ein. Selbſt einige Reichs-Räthe bedienten ſich dieſes ſo leichten Erwerbmittels, ohne auf das Beiſpiel des Königs zu achten, der ſeine eigne Anſprüche immer dem Ausſpruch der Geſetze unterwarf. Guſtav beklagte ſich darüber unter andern in einem ſehr ernſthaften Briefe unterm 5ten März 1528 an den Reichs-Rath Gyllenſtierna, der auch ſo verfahren hatte. Er ſagte: „Ihr „und Eures Gleichen lebet, als wenn weder „Geſetz noch Obrigkeit im Lande wären.“ Der Monarch berief ſich dabei auf ſein eignes Beiſpiel, da er ſeine Erbforderungen jederzeit erſt durch die Tribunäle unterſuchen ließ. Dieſe gewaltthätigen Beſitznehmungen gingen endlich ſo weit, daß Guſtav ſelbſt ſich der Geiſtlichkeit ernſtlich annehmen mußte. Er machte eine Verordnung, nach welcher ein jeder Anſpruch dieſer Art in Stockholm, und zwar nach Anhörung der beiderſeitigen Sachwalter, förmlich entſchieden werden ſollte. Der König gewann durch dieſe Juſtiz-Pflege nichts, wohl aber war ſie ihm nachtheilig; ſie verminderte nicht den eingewurzelten Haß der catholiſchen Geiſtlichen gegen ihn, erzeugte den Haß vieler adlichen Familien, und machte auch die proteſtantiſchen Prediger unwillig, die gewohnt waren, jeden Verluſt der catholiſchen Cleriſey als einen Gewinn zu betrachten.

Das andre Uebel war der jetzt durch nichts gezähmte Eifer dieſer evangeliſchen Prediger gegen alle und jede catholiſche Ceremonien und Reliquien, ſelbſt gegen unſchuldige Gebräuche, wenn ſolche nicht genau zu ihrer Lehre paßten, woraus vielerlei Unfug entſtand. Hiezu kam, daß dieſe Prediger, die jetzt keine Verfolgung mehr beſorgen durften, nunmehr auch begierig wurden, ihre Macht auszudehnen, und des Königs Gewalt in Kirchenſachen einzuſchränken. Guſtav beſchloß dieſem Entwurf aus allen Kräften entgegen zu arbeiten, wozu ſich die Gelegenheit häufig darbot, dafür aber auch ihren

Unwillen reichlich auf ſich lud. Es ereignete ſich auch bald darauf ein ſtarker Zwiſt zwiſchen dem Könige und dieſen Predigern, die ganz nach ihrem eignen Gutdünken verfahren wollten. Selbſt die aus dem Staube emporgeſtiegenen Brüder Petri, vergaßen ihren großen Beſchützer und alle ſeine Wohlthaten, wurden Guſtavs erklärte Feinde, und verläumdeten ihn. Olof Petri, der Pfarrer zu Upſala, griff ihn ſogar auf der Kanzel an, predigte von tyranniſchen Obrigkeiten, und drohete den König mit den Strafen des Himmels; auch ließ er die Predigt drucken, und im Lande vertheilen.

Guſtav ſchrieb an den ältern Bruder, den Erzbiſchof, einen mit ſanftmüthigen Vorwürfen und Vorſtellungen angefüllten Brief, der noch vorhanden iſt. Er zeigte ihm darin, wie unwürdig es für ihn, als das Haupt der Geiſtlichkeit ſey, zu Unruhen und Aufruhr beizutragen. Er, der ſelbſt gegen die Reichthümer der catholiſchen Cleriſey und gegen ihre Macht ſo ſehr geſchrieen, habe jetzt doppelt Unrecht, ſich über ſchwache Einkünfte und Mangel an Gewalt zu beklagen. Nie, ſagte er in dieſem Schreiben, ſollten die Biſchöfe wieder das Schwerdt in die Hände kriegen, das ſie ſo lange gemißbraucht hätten. Seine Pflicht als Erzbiſchof ſey es vorzüglich, das Volk in den Religions-Lehren zu unterrichten. — Hiezu kam der Befehl, daß von jetzt an, in Reformationsſachen, ohne königliche Verordnung oder Genehmigung nichts vorgenommen, ja nicht einmahl etwas gedruckt werden ſollte.

Guſtavs Vertrauen zu Petri war nun dahin; er errichtete daher einen Religionsrath, der über alle prieſterliche Klagen, Abſetzungen, Beförderungen, kurz über alle kirchlichen Angelegenheiten entſcheiden ſollte. Der Vorſitzer dieſer Religionsräthe war der obengedachte Norman, dem ſelbſt die Biſchöfe unterworfen wurden.

Dieſe ernſtlichen Winke wirkten auf den Erzbiſchof, aber nicht auf ſeinen Bruder, der den König fortdauernd auf mancherlei Art zu kränken ſuchte, deſſen üble Gewohnheit öfters zu ſchwören auf der Kanzel rügte, in Schriften Guſtavs Familie verkleinerlich, und ſeine Regierung verächtlich machte. Dieß war noch nicht genug. Durch einen ihm kundgewordenen aber verheimlichten Entwurf einer Verſchwörung gegen den König machte er ſich des Hochverraths ſchuldig. Nunmehr war ſein Maaß voll. Für dieß Verbrechen wurde er nebſt einem andern eifrigen Beförder der proteſtantiſchen Lehre in Schweden, dem Kanzler Andreä in Upſala, vor Gericht geſtellt. Der Bruder, als Erzbiſchof präſidirte in dieſem Tribunal, das beide zum Tode verurtheilte. Sie wurden nun nach Stockholm geführt, um dort hingerichtet zu werden; Guſtav aber begnadigte beide, da die Einwohner dieſer Hauptſtadt bei ihm für ihren Pfarrer ſich verwandten, und ſich erbeten ſein Leben mit Gelde zu löſen. Guſtav erniedrigte ſich ſo ſehr dieß Anerbieten anzunehmen; 500 Ungariſche Ducaten war der Preis, wodurch der Hochverräther Petri dem Schaffot entging; er erhielt ſogar bald darauf ſein Amt wieder, der Kanzler aber wurde auf ſeine Güter verwieſen.

Der König, der, die Wanderung nach Lübeck ungerechnet, keine Reiſen in's Ausland gethan hatte, war doch aufgeklärt genug um zu ſehen, wie weit ſeine Staaten in der Cultur noch hinter andern zurück waren. Er wünſchte daher ſehnlich das Studien-Weſen in Schweden zu verbeſſern. Die Univerſität in Upſala war in einem elenden Zuſtande; noch ſchlechter waren die Gymnaſien des Landes, denen es durchaus an geſchickten Lehrern fehlte. Die meiſten Studirenden reiſeten nach Wittenberg. Selbſt ſimple Wiſſenſchaften konnte man nicht im Lande lernen. Fähige Rechenmeiſter waren in ganz Schweden nicht zu finden; daher Guſtav zu ſeinen Cameral-Geſchäften Leute aus Deutſchland kommen laſſen mußte. Eben ſo ſehr fehlte es den Schweden, ſelbſt den Staatsbeamten, an Sprachkenntniſſen, um mit auswärtigen Nationen zu unterhandeln, worüber der König in einem aus Weſterås am 1ſten Auguſt 1538 an den Deutſchen Magiſter Magni geſchriebenen Briefe bittere Klagen führte. Seine Worte waren: „Gott weiß, was wir bisweilen für „Noth und Zwang ausſtehn, wenn wir mit „fremden Ländern und Städten etwas auszu„machen haben; oder wenn wir auch nur Briefe „in Deutſcher Sprache ausſenden, welches wir „oft nicht umhin können, wegen unſrer freund„ſchaftlichen Verbindungen mit Deutſchen Für„ſten, Völkerſchaften und Städten. Manch„mahl ſtellen dieſe Briefe unſern Sinn dar; „manchmahl aber auch nicht; gleichwohl müſſen „wir es ſo geſchehen laſſen ꝛc. ꝛc.“

Am meiſten ſchmerzte es dieſem patriotiſchen Könige, daß er zur Erziehung ſeines älteſten

Sohnes Erich, der nun ſechs Jahr alt war, keinen durch Fähigkeit ausgezeichneten Schweden finden konnte; auch dieſen Dienſt mußte er von Ausländern erwarten. Er ſchrieb deshalb an ſeine vielvermögenden Correſpondenten, Melanchton und Luther. Dieſe ſchickten ihm den vorerwähnten gelehrten Deutſchen, Norman, der auch durch ſeine Kenntniſſe, durch ſeine guten Rathſchläge bei dem Reformations-Weſen, und durch ſein Betragen überhaupt, der Empfehlung Ehre machte.

Die Schwediſche Krone war in den älteſten Zeiten erblich, hernach aber wählten die Schweden ihre Könige, wobei ſie doch mehrentheils auf königliche Prinzen Rückſicht nahmen. Die Wahlzeit aber war, ſo wie in Polen, und wie in andern Ländern wo Königs-Wahlen zur Staats-Verfaſſung gehörten, mit Unordnungen aller Art und Anarchie verbunden. Guſtav wünſchte daher noch vor ſeinem Tode einen Thronfolger ernannt zu ſehen, und rief deshalb im Januar 1540 in Oerebro die Reichsſtände zuſammen. Die Liebe zu ſeinen Kindern hatte jedoch an dieſem Entſchluß auch ihren Antheil. Er wünſchte die Krone einem ſeiner Söhne zu hinterlaſſen, und entwickelte daher in einer langen

Rede die Vortheile eines Erbreichs vor einem Wahlreich; bei welchem leztern, nach Guſtavs Ausdruck, „das Land zu einem Tum„melplatz, und die Krone zu einem Ball „würde, der aus einer Hand in die andre „flöge.“ Er zeigte endlich den Schweden alle Nachtheile, wenn das Reich ſeine Selbſtſtändigkeit verlieren, und eine Däniſche Provinz werden ſollte, wobei er jedoch ſeine Kinder nicht ausdrücklich als Thronerben vorſchlug, da er glaubte, daß ſich dieß bei einem Erbreiche von ſelbſt verſtünde. Nach dieſer Rede ließ der König die Stände allein, um untereinander zu berathſchlagen.

Die Meinungen waren ſehr getheilt. Viele beſtanden auf den alten Gebrauch, einer beſtändig erneuerten Wahl, und bezogen ſich auf den allerdings erheblichen Grund, daß man bei der Erbfolge, ſelbſt einen allgemein bekannt bößartigen und unwürdigen Menſchen als König anerkennen müſſe; ferner hieß es, daß auf dieſe Weiſe oft Knaben, ſelbſt Säuglinge, Beherrſcher des Reichs werden würden; daß königliche zu Thronerben beſtimmte Kinder keine Triebfeder zu Tugenden und edlen Thaten mehr bedürften, wenn ſie die Krone als ihr Erbgut betrachteten ꝛc. ꝛc. Die andern hingegen führten alle Wahlübel an, bemerkten, daß man auch durch die Wahl einen böſen Regenten erhalten könne, und beſtritten das Argument wegen der zufälligen großen Jugend der Könige durch den Umſtand, daß ſodann die Regierung in den Händen von Vormündern und erfahrnen Räthen ſeyn würde. Dieſe Meinung behielt endlich die Oberhand; der Beſchluß der Stände wurde nun dem Könige gemeldet, der ſich ſofort zu ihnen begab, und von allen die feierlichen Verpflichtungen empfing: „die Erben des Waſaiſchen „Stammes als Erb-Könige des Schwediſchen „Reichs anzuſehn, und ihnen zu huldigen." Hiebei zog der König ſein Schwerdt, ſtreckte ſolches vor ſich hin, mit dieſen Worten: „Im „Namen der heiligen Dreyfaltigkeit und aus „der Kraft des allmächtigen Gottes, der uns „unſre Erben beſchert, und ſie auserſehn hat „zu Erben des Schwediſchen Reichs, ſtrecken „wir dieſes Schwerdt der Gerechtigkeit aus, „zu einem Zeugniß über Euch alle unſere „Unterthanen auf Erden, erblich zu ſteuern und zu regieren. Und zur Verſicherung tretet herzu, und rühret das Schwerdt „mit euren körperlichen Fingern an, und das

„thut bei dem Eide der Treu und Pflicht, die
„Ihr uns und unſern Erben jetzo anbietet.“

Nun legten die Reichsſtände nach der Reihe ihre Finger ans königliche Schwerdt, und ſchwuren den Eid des Gehorſams und der Treue; wodurch denn auch dieſe nothwendige Staatsmaaßregel vollzogen war.

Der Pfalzgraf Friedrich war indeß, unterſtützt vom Kaiſer, thätiger als je ſeine Anſprüche auf die Däniſche Krone geltend zu machen. Die geringe Harmonie zwiſchen Guſtav und Chriſtian machte ihm Hofnung, den erſten zu ſeinen Abſichten gewinnen zu können. Man dachte in Dänemark gar nicht daran, das in der gegenwärtigen Lage der Dinge für die Däniſchen Staaten ſo nöthige, gute Vernehmen mit Schweden zu befördern. Die an Guſtav ſchuldigen Gelder blieben unbezahlt, ja nicht einmahl die Zinſen davon wurden entrichtet; die alten Beſchwerden wurden nicht abgeſtellt, die vertriebenen Schweden, die nichts als Unfug brüteten, fortdauernd in Dänemark geſchützt, und Schwediſche Reiſende auf allerhand Art geneckt. Dieß Verfahren war allgemein bekannt; daher der Pfalzgraf einen Verſuch machte, das in Hinſicht der Kron-Prätendenten beſtehende Intereſſe beider Staaten zu trennen. Er ſchickte deshalb einen Deutſchen Edelmann Namens **Haiſtadt** als Geſandten nach Schweden. Die Künſte dieſes Mannes aber, **Guſtav** zu einem Bündniß zu vermögen, waren vergebens. In jenem Zuſtande der Staaten, da beſtändige Kriegs-Beſorgniſſe zur Geſchichte des Tages gehörten, war es für Schweden der Staatsklugheit gemäs, troz allen Zwiſtigkeiten, als Bundsgenoß, den benachbarten, durch **Friedrich** geängſteten König **Chriſtian**, ſeinem durch mächtige Verbindungen furchtbaren Rival vorzuziehn. **Guſtav** ſchlug daher das ihm angetragene Bündniß aus; die Schwediſchen Chroniken ſagen, daß **Haiſtadt** hierüber ſo wüthend wurde, daß er den König zu einem Zweykampf herausforderte, und allen Schweden ewigen Haß ſchwur.

Der König **Chriſtian** ſchien jezt erſt, nach dieſem ſo klugen als großmüthigen Benehmen, die Thorheit einzuſehn, **Guſtavs** Freundſchaft ſo ganz verſcherzt zu haben; nun dachte er ernſtlich an Beilegung der zwiſchen beiden Reichen beſtehenden Streitigkeiten. Es kamen deshalb ſowohl von Schweden als von Dänemark Bevollmächtigte zuſammen, wo die im Gefühl ihrer jetzigen National-Würde ſtolzen Schweden zum erſtenmahl eine hohe Sprache führten. Sie wollten die Sache wegen Gothland endlich entſchieden wiſſen; dabei ſollten die geliehenen Hülfsgelder zu einer beſtimmten Zeit zu Lödeſoe bezahlt werden; wo nicht, ſo würde man Truppen über die Grenzen rücken laſſen, und ſich ſelbſt bezahlt machen. Dieſe Drohung ſchreckte Chriſtian dermaßen, daß noch vor dem feſtgeſetzten Tage, das Geld hingeſchickt wurde; allein ſie zeigte auch dem Däniſchen Monarchen die Nothwendigkeit, ſich im Süden nach Bundsgenoſſen umzuſehn. Das politiſche Europa war damahls zwiſchen zwey mächtige Fürſten getheilt: Carl V. und Franz I.; da nun der erſte nicht Chriſtians Freund war, ſo wandte ſich dieſer Monarch an ſeinen Gegner, der zwar die nordiſchen Staaten nicht kannte, auch von dort her bei ſeinen Kriegen eine Hülfsleiſtung als ſehr ſchwierig betrachten mußte, aber dennoch zu dieſer Annäherung willig die Hände bot. Es kam bald zu einem Tractat, wodurch ſich beide Könige verpflichteten, einander gegen ihre Feinde mit Kriegsſchiffen, Truppen und Geld beizuſtehn. So wurden nun die freundſchaftlichen

Verhältniſſe zwiſchen Frankreich und Dänemark zum erſtenmahl gegründet.

Chriſtian hatte gehoft durch dieſe Verbindung Guſtav in Furcht zu ſetzen; er ſahe ſich aber in ſeiner Erwartung betrogen, da ſein Nachbar jetzt noch mehr Unmuth zeigte; er erneuerte daher den Wunſch einer Zuſammenkunft mit ihm, die auch auf eine beſondere Weiſe zu Stande kam. Der Verſuch die Streitſachen auszugleichen, wurde ſechs Schweden und fünf Dänen, ſämtlich vornehmen Reichsbeamten, überlaſſen. Guſtav reiſete nach Calmar und Chriſtian nach Malmoe; hier verweilten beide, während ihre Bevollmächtigten an den Grenzen bei Griſebeck unterhandelten. Jetzt kam alles zur Sprache. Die Schweden klagten über den Schutz der Schwediſchen Verräther am Däniſchen Hofe; über den einſeitigen Vertrag mit Lübeck, und über andre nicht mindere Verletzungen freundſchaftlicher Verhältniſſe; dabei verlangten ſie eine ernſtliche Erklärung über die Erſtattung der zu Chriſtians Thronbeſteigung verwandten Kriegskoſten, die auf 800,000 Reichsthaler angegeben wurden, und wovon noch nichts abgetragen war; auch hatte man die zur Sicherheit der Schuld verſprochenen Schlöſſer nicht hergegeben. Die Dänen ſuchten die Beſchuldigungen zu beſchönigen, und verſprachen keine entwichenen Schweden mehr aufzunehmen, auch den andern Beſchwerden abzuhelfen; die Geldforderung aber lehnten ſie jetzt durch das Argument ab, daß der Krieg gegen den gemeinſchaftlichen Feind geführt worden wäre. Kein Theil wollte nachgeben, bis man auf den Einfall kam, eine Tochter Guſtavs, die zweyjährige Prinzeſſin Catharina, mit dem ebenfalls noch in der Wiege liegenden Däniſchen Kronprinzen zu verloben, und dadurch die Freundſchaft beider Häuſer feſt zu gründen. Dabei ſollten in einer halbjährigen Friſt an Capital und Zinſen 31,097½ Reichsthaler gezahlt, im widrigen Fall aber Bohus nebſt Aggerhus in Norwegen abgetreten werden. Geſchähe beides nicht, ſo ſollte Guſtav die Freiheit haben, mit 200 Reitern ins Däniſche Land zu rücken, und ſich ſelbſt bezahlt zu machen. Alle Artikel des alten Vertrags in Betref der Anſprüche von Melen und Hoya wurden vernichtet; dabei verſprach der Däniſche Monarch ſeine Vermittelung zur Beilegung des Zwiſtes zwiſchen Guſtav und der Stadt Danzig, wie auch der Streitigkeit mit dem Herzoge von Preuſſen, der jetzt den übelgeſinnten Schweden eine Freiſtätte gab; desgleichen ſeine Verwendung, den König von Schweden in den evangeliſchen Bund der deutſchen Fürſten aufnehmen zu laſſen.

Es iſt bemerkungswerth, da es den falſchen Ehrenpunct der durch National-Haß verblendeten Geſchichtſchreiber beider Völker bezeichnet; daß dieſe Männer, weit entfernt den Vermählungs-Gedanken, dieſen glücklichen, auf Ruhe der Staaten abzweckenden Einfall zu würdigen, und die Ehre deſſelben, jeder Theil ins beſondre als ſeiner Nation zugehörend, zu behaupten, ſie vielmehr ſolche, noch in unſern Zeiten, von ſich als eine Unehre oder Schwäche mit Eifer ablehnten, und ſie dem andern Theile zuwandten.

Nun geſchah am 15ten September 1541 die perſönliche Zuſammenkunft der von Truppen begleiteten Monarchen bei Brömſebro. Ein kleiner Fluß trennte ſie und ihr Gebiete. An beiden Seiten des Ufers campirten die Könige und ihre Truppen. Guſtav hatte zwanzig Galeeren und andre bewafnete Schiffe bei ſich; aber Chriſtian gar keine Schiffe noch Fahrzeuge; daher ſich der erſte bequemte, den Däniſchen Boden zu betreten, nachdem man — ſo groß war in einem Zeitalter, das man für tugendreicher als das unſrige hält, das allgemeine Mißtrauen in Palläſten und Hütten — vier Däniſche Reichsräthe als Geiſſel ins Schwediſche Lager geſchickt hatte. Chriſtian kam ſeinem Gaſt entgegen; ſie umarmten ſich, und gingen ins königliche Zelt, wo ſie eine Stunde allein beiſammen waren, und hernach einander förmlich vor aller Augen zutranken. So war nun der Freundſchafts-Bund geſchloſſen. Guſtav ging noch am nehmlichen Tage zurück, und berief alle Bevollmächtigte nach Calmar, wo in kurzer Zeit der in ſechs und zwanzig Artikeln enthaltene Friedens- und Allianz-Tractat zu Stande kam. Beide Theile verſprachen darin, im Fall eines Angriffs einander Hülfe zu Waſſer und zu Lande. Zufällige Eroberungen wurden im Voraus regulirt, auch bei Empörungen ihrer Unterthanen ſagten ſie ſich Beiſtand zu, gelobten keinen Gegenſtand des gemeinſchaftlichen Intereſſe eigenwillig zu entſcheiden, und aller Uneinigkeit durch zweckmäßige Maaßregeln vorzubeugen. Der König von Schweden behielt ſich jedoch dabei ſeine Anſprüche auf Gothland vor; ſo wie auch der König von Dänemark die ſeinigen, auf ſolche Schwediſche Länder, die er glaubte rechtmäßig fordern zu können. Dieß war ein ſonderbarer Vorbehalt beider Theile, der den Vertrag ganz entkräftete, und zu allen Feindſeeligkeiten die Thore offen ließ. Dieſer Tractat wurde nicht, wie in jener Zeit ſchon gebräuchlich war und noch jetzt der lächerliche Gebrauch iſt, auf ewig, ſondern nur auf funfzig Jahre geſchloſſen.

Die Lübecker, die Belgier und die Holländer, hatten damahls den ganzen Handel des nördlichen Europa in ihren Händen, wodurch die Armuth in den nordiſchen Ländern permanent gemacht wurde. Beſonders traf dieß Schweden, da, bei den ſteigenden Bedürfniſſen dieſer Nation, und dem Mangel an eignen Fabriken und Manufacturen ſich ſo vieles vereinigte, ſie dem Trug der handelnden Ausländer auszuſetzen. Obgleich die Schwediſchen Münzen von gleichem Gehalt mit den Däniſchen und Norddeutſchen waren, und man damit viele eingeführte Artikel bezahlte, ſo wurden dieſe Münzen doch weit unter ihrem Werth im Auslande angenommen; daher Guſtav im Jahr 1538 deren Ausführung bei ſchwerer Strafe verbot. Die Einwohner von Norköping und Wadſtena klagten auch ſehr über die Caper von Danzig und Roſtok, die ihnen beſtändig Schiffe wegnahmen; der

König ermunterte ſie zu Repreſſalien, und gab ihnen Caper-Patente. Er nahm dabei die kräftigſten Maaßregeln den Schifbau zu befördern, ließ bewafnete Fahrzeuge bauen, in Upſala, Enköping und Sigtuna Pulver-Mühlen anlegen, und gab allen Bürgern in Wadſtena und Linköping die Zollfreiheit.

Die Cultur Schwedens hing von dem Glück ab, ſich ſo viel als möglich dem Handels-Joch der Hanſeater und Holländer zu entziehn. Guſtav beſchloß daher, Frankreich eine Handelsverbindung vorzuſchlagen; und ſchickte ſeinen Secretär Trebous, einen Franzoſen, an Franz I. Dieſer Abgeordnete rühmte die Producte Schwedens, deſſen ausgedehnte Küſten und Häfen, hatte aber dennoch viele Mühe, den franzöſiſchen Miniſtern die Vortheile eines unmittelbaren Handels mit dieſem ihnen faſt unbekannten Reiche einleuchtend zu machen. Noch war man an den europäiſchen Höfen nicht ſo weit gekommen, den Handel als die Hauptquelle des Reichthums der Staaten zu betrachten. Nur der Gedanke der vielleicht möglichen Folgen einer Verbindung mit einer kriegeriſchen Nation, bei ſeinen beſtändigen Kriegen mit dem Kaiſer, beſtimmte den König Franz den Vorſchlag anzunehmen. Dieß geſchah aber erſt, nachdem er Schweden durch einen Vertrauten Namens Richer hatte näher kennen lernen. Er ſchickte dieſen Mann als Geſandten dahin, der durch ſein Betragen ſich bald Guſtavs Hochachtung erwarb, und den Grund zu der Freundſchaft zwiſchen den beiden Staaten legte, die drittehalb hundert Jahre bis in unſern Tagen ununterbrochen fortgedauert hat. Ohngeachtet der Religions-Verſchiedenheit ſchickte Franz ſeinem neuen königlichen Freunde Guſtav den St. Michaelis Orden zu, den einzigen, den man damahls in Frankreich hatte. Der König von Schweden vollendete nun das übrige; er ſandte ſeinen Kanzler Pyhy als Botſchafter in Begleitung von vier andern Abgeordneten, gebohrne Schweden, nach Frankreich; die im Jahr 1542 das Bündniß zu Stande brachten.

Zwölftes Buch.

Guſtav regierte jetzt achtzehn Jahre und hatte über faſt alle ſeine innere und äuſſere Feinde geſiegt. Der König Chriſtiern, der Mörder ſeines Vaters und ſo vieler Schwediſchen Edeln ſaß gefangen; der Erzbiſchof Trolle, der Reichsmarſchall Jönſon, der Graf von Hoya, der Admiral Norby, waren im Elend geſtorben; der Erzbiſchof Magnus lebte im Auslande in der Einſamkeit, und der Biſchof Brask in einem weit entfernten Kloſter; die immer mehr ſinkenden Lübecker hatten einen großen Theil ihrer Kräfte verlohren Guſtav zu ſchaden, und mit Dänemark war er ausgeſöhnt. Dennoch aber fehlte es ihm nicht an Feinden. Die meiſten nordiſchen Fürſten konnten ihm ſeine Erhebung aus dem Privatſtande auf den Thron nicht verzeihen. Albert, Herzog von Preuſſen, ſuchte Verſchwörungen in Finnland anzuzetteln, um ſich dieſer Provinz zu bemächtigen; auch hatte Albrecht, Herzog von Mecklenburg, aus königlich Schwediſchem Geblüt entſproſſen, die Krone dieſes Reichs nicht aus den Augen verlohren. Noch weniger war dieß der Fall bei den beiden Schwiegerſöhnen Chriſtierns, dem Pfalzgrafen Friedrich und dem Prinzen Franz von Lottringen, von welchen der erſte nichts hatte in Schweden durch Unterhandlungen ausrichten können, allein immer noch von dem Kaiſer beſchützt war, und daher ſeine Hofnung auf alle drey nordiſche Kronen nicht aufgeben wollte. Auch die Danziger waren mit den Schweden noch nicht ausgeſöhnt, ſuchten ihrer Schiffarth auf alle Weiſe zu ſchaden, und beſchützten die Schwediſchen Ueberläufer. Der boßhafte Melen, der bei dem Churfürſten von Sachſen ſehr in Gnaden ſtand, reiſete von einem Hofe zum andern, um alle Regenten gegen Guſtav zu erbittern, von deſſen angeblicher Tyrannei er eine Geſchichte voll der gröbſten Verläumdungen in Lübeck drucken ließ, worin er den König ſogar eines Meuchelmords beſchuldigte.

Indeß lebte der entthronte Chriſtiern auf dem Schloſſe Sundersburg im größten Elend. Es wurde niemand der Zutritt zu ihm geſtattet. Oft ſehnte er ſich nach ſeinen Kindern, betete, und beweinte ſeine Miſſethaten, noch mehr aber ſeinen jetzigen, ſo höchſt verlaſſenen, jammervollen Zuſtand. Sein Gefängniß war eine kleine, mit armſeligen Mobilien verſehene Stube, wo er mit einem Norwegiſchen Zwerge, ſeinem einzigen Geſellſchafter und Bedienten, bei einer kümmerlichen Koſt ſeine Tage verlebte. Der Wunſch ſeine Freiheit zu erlangen, machte, daß er ſich auch noch dieſes Beiſtandes berauben wollte. Der Zwerg mußte ſich krank ſtellen, um nach erhaltener Freiheit als Bote zu ſeiner Tochter Dorothea zu reiſen; er wurde auch als Kranker aus dem Schloſſe geſchaft, allein beobachtet, auf ſeiner Wanderſchaft ergriffen, und zurückgebracht.

Chriſtierns Sache wurde jedoch zu eben der Zeit auf dem Reichstage zu Regensburg ſehr eifrig betrieben. Der Kaiſer forderte deſſen Loslaſſung von dem dort anweſenden Däniſchen Kanzler Utenhof, wenn anders der König von Dänemark den Frieden zu erhalten wünſche; auch der Landgraf von Heſſen-Caſſel und andre

Reichsfürſten nahmen ſich des gefangenen Königs ernſtlich an. Utenhof entſchuldigte ſich mit dem Mangel an Inſtruction, über dieſen Gegenſtand zu unterhandeln; überdieß bemerkte er, daß Chriſtiern nicht allein Dänemarks, ſondern der gemeinſchaftliche Gefangene aller nordiſchen Reiche ſey. Man mußte ſich mit dieſer Antwort über einen entfernten Gegenſtand begnügen, da dringende Beſorgniſſe in der Nähe waren.

Der ſiegreiche Solymann bedrohte Ungarn und Deutſchland. Der Römiſche König Ferdinand, Kaiſer Carls Bruder, Beherrſcher der öſtlichen Staaten der Oeſterreichiſchen Monarchie, zagte; es wurde alſo, da es einem Feinde der Chriſtenheit galt, durch Carl V. kräftige Mitwirkung, eine Art Kreuzzug gegen die Türken beſchloſſen. Die Smalkaldiſchen Bundsgenoſſen aber fürchteten mehr den Kaiſer, als den Sultan und die Türken; ſie verſprachen daher, jedoch nur unter gewiſſen Bedingungen, ihn mit Gelde zu unterſtützen, als woran es, ſonderbar genug, dem Herrn der damahls kürzlich entdeckten Gold- und Silber-Länder, Peru und Mexico, vorzüglich fehlte. Der kaiſerliche Kanzler Baumgarten ging nach Schweden, um auch Guſtav zu einem Beitrag zu vermögen; allein dieſer Monarch entſchuldigte ſich mit den beſtändigen Kriegsunruhen in ſeinem Lande, verſprach aber ſeinen Beiſtand, wenn alle europäiſche Mächte Antheil an dem Kriege nehmen ſollten. Hieran war jedoch nicht zu denken, da Carl und Franz nie Bundsverwandte werden konnten.

Es war gerade um dieſe Zeit, im Juny 1542, als Guſtav mit Frankreich das vorerwähnte Bündniß ſchloß, das nebſt einem freien Handel für die Unterthanen beider Mächte auch Angriff und Vertheidigung zum Gegenſtand hatte. Die Hülfstruppen waren auf 6000 Mann angeſetzt, und der Transport derſelben auf Koſten des Verlangenden. Im Nothfall ſollte eine größere Hülfe erfolgen, die bis auf 25,000 Mann und 50 Kriegsſchiffe ausgedehnt war. Der Beitritt zu dieſem Bunde wurde den Königen von Dänemark, England und Schottland, desgleichen den Herzogen von Preuſſen, Geldern, und Cleve offen gelaſſen. Ein beſondrer Artikel beſtimmte, daß wenn jemand von dieſen beitretenden Fürſten mit einem der Häupter des Bundes (Franz und Guſtav) Krieg haben ſollte, das andre Haupt dem Angegriffenen, aber nicht dem Angreiſer zu Hülſe kommen müßte. Der König von Frankreich war mit dieſem Bündniß ſo zufrieden, daß er den Schweden für eine Menge Salz, ihr größtes Bedürfniß vom Auslande, mit deſſen Ankauf ſie nun den Handel eröfneten, die Zollfreiheit bewilligte.

Dieß war die Epoche, wo der König eine 6000 Mann ſtarke ſtehende Armee für Krieg und Frieden errichtete; denn bisher war die Gewohnheit in Schweden geweſen, nur im Nothfall zum Fußdienſt Truppen zu werben, und auch die Bauern aufzubieten, die nach geendigtem Kriege wieder nach Hauſe gingen. Die Reiterei bei einem ſolchen Aufgebot war dreierlei Art: die Adelsfahnen, aus Edelleuten beſtehend, die durch Lehen zum Dienſt verpflichtet waren; Privat-Perſonen, die gegen einen beſtimmten Sold die Ausrüſtung eines oder mehrerer Reiter übernahmen, und dann die ſeit dem dreyzehnten Jahrhundert in Schweden eingeführte Deutſche Reiterei, die in Nothfällen größtentheils in Deutſchland angeworben, und hernach wieder verabſchiedet wurde. Von jetzt an ſollte eine beſtändige Anzahl Infanterie und Cavallerie auf Deutſchen Fuß unterhalten werden. Der König ſchrieb deshalb an die Herzoge von Sachſen, von Pommern, und von Cleve, desgleichen an den Markgrafen von Brandenburg, an den Biſchof von Camin und an den Grafen von Oldenburg. Alle ertheilten ihm die Erlaubniß werben zu laſſen. Die Mannſchaft wurde bald vollzählig, langte aber erſt im Jahr 1543, unter Anführung von zehn geſchickten Officieren in Schweden an. Guſtav that alles, ihre Zuneigung zu gewinnen, und hatte deshalb auch für ſie hundert Fuder Wein aus Deutſchland kommen laſſen.

Zu dieſer Erweiterung des äuſſern Anſehns, der Landes-Sicherheit, und der Handelsvortheile ſeiner Nation, fügte Guſtav alle von ihm abhangende Maaßregeln, ihre innere Induſtrie und Cultur zu vergrößern. Immer noch richtete er vorzüglich ſein Augenmerk auf das Religionsweſen, wovon man ſo viele falſche Meinungen und Unwahrheiten verbreitet hatte. Dieſe ließ er durch ein Circular-Schreiben aufdecken und berichtigen. Die ganze Bibel erſchien nun auch nach Luthers deutſcher Ueberſetzung gedruckt, in ſchwediſcher Sprache. Er ermunterte in dieſem Schreiben ſowohl die Städter als Landleute, zur beſſern Erziehung ihrer Kinder, zur Anbauung und Pflegung ihrer Aecker, Wieſen, und

Hopfengärten; auch gab er ihnen Lehren, wie ſie das Heu und die Feldfrüchte erndten ſollten, die beſonders in Oeland aus Unwiſſenheit bisher verwahrloſet worden waren. Dieſem Circular-Schreiben des Monarchen folgten heilſame Geſetze. Er verbot die Ausfuhr des Getreides, der Ochſen und andrer Artikel, woran Schweden keinen Ueberfluß hatte; zugleich ſchränkte er bei Bürgern, Bauern und Prieſtern, den Luxus bei ihren Gaſtmählern ein. In den ſogenannten Lapmarken Lulea, Pitea und Tornea, hatten ſich Schweden niedergelaſſen, die man Birke-Kerle nannte; dieſe hatten ſich durch die Fiſchereien in den nordiſchen Gewäſſern, noch mehr aber durch den Handel, den ſie in dieſem Erdwinkel als Monopol trieben, ſehr anſehnliche Vortheile erworben; dabei hatten ſie die benachbarten Lapländer ſo unterjocht, daß dieſe Völkerſchaften die Handelsleute als ihre gebietende Herren anſahen, und ihnen auch Schatzung bezahlten. Der König that dieſem Unfug Einhalt, traf eine für die Lapländer günſtigere Einrichtung, und nöthigte die Birke-Kerle von jetzt an ihre Vortheile mit der Krone zu theilen.

Es war aber Guſtavs Schickſal, daß er immer durch Empörer verhindert werden mußte, ſich der Sorge und dem Flor ſeines Landes ganz zu widmen. Ein neuer Aufruhr, ernſthafter wie alle vorigen, brach wieder in Smaland aus. Dieſe Provinz war unter der ganzen Regierung des Königs nie völlig ruhig geweſen, obgleich die Einwohner, durch die königliche Gewalt geſchreckt, mehrere Mahl den Schein der Ruhe angenommen hatten. Joen Andersſon, ein Smaländiſcher Bauer, deſſen bereits oben gedacht worden, war im Jahr 1536 ihr Anführer geweſen; von ſeinen Bauern verlaſſen, und durch die ſiegenden Soldaten gedrängt, flüchtete er nach Lubeck, wo ſich damahls Hoya und Melen befanden, die ihn auf alle Art unterſtützten; ihre Freunde halfen ihm dreyzehn Fahrzeuge ausrüſten, und mit dieſen Raubſchiffen beſtrich er die Ufer von Bleckingen. Die Dänen aber machten auf Guſtavs Anſuchen, dieſer Seeräuberei bald ein Ende; die Fahrzeuge wurden weggenommen, wobei ihr Anführer jedoch entkam. Er flüchtete mit mehrern ſeiner Spießgeſellen in die Schwediſchen Wälder, und formirte hier eine Räuberbande, zu welcher ſich endlich auch Nils Dacke, ein andrer auch im vorigen Buch ſchon erwähnter reicher Smaländiſcher Bauer, geſellte, dem für mehrere Miſſethaten ein großes Strafgeld aufgelegt war, das er nicht bezahlen wollte. Dieſer Mann, ſehr thätig, kühn, verſchlagen, beredt, und von nicht gemeiner Einſicht, war ganz dazu gemacht, in dieſem Lande das Haupt einer Parthey zu ſeyn; auch wurde ſeine Superiorität dermaßen anerkannt, daß Andersſon ihm ſogleich die Anführerſtelle einräumte.

Dacke's Anſehn nahm ſehr geſchwinde zu, und hatte in der Epoche, die wir jetzt behandeln, eine beunruhigende Höhe erreicht. Alle in Deutſchland und den andern nordiſchen Staaten umher zerſtreute flüchtige Schweden, ſtanden mit ihm in Briefwechſel; es kamen auch Abgeordnete zu ihm; der Herzog von Mecklenburg, der Pfalzgraf Friedrich, ja ſelbſt der Kaiſer richteten ihre Aufmerkſamkeit auf ihn. Im Anfange des Jahres 1542 war ſeine bewafnete Macht nur hundert Mann, und doch hatte er die Vermeſſenheit die Bauern in Königs-Härad und dem Süder More zu einem Landtage zuſammen zu rufen. Sie erſchienen in Schaaren, und ſelbſt die dem Däniſchen Scepter unterworfenen Bleckinger fanden ſich haufenweiſe ein. Dacke ſchrie über die gemachten Religions-Veränderungen, über die Gottloſigkeit der Regierung, über die theure Zeit, über die Bedrükkungen des Adels, und über die ſchweren Auflagen der Bauern, wobei er ſich als ihren Beſchützer darſtellte. Es fiel ihm nicht ſchwer, die ohnehin zur Unruhe geſtimmten Smaländer zu gewinnen; er machte ſich aber auch durch ſeine Beredſamkeit und ein ſolches Thema die Blekinger geneigt, die ihn mit Gewehren, Pulver und Blei verſahen, und ihm, troz aller Klagen des Schwediſchen Hofes, in ihrer Stadt einen Zufluchtsort ſicherten. Von hier aus that Dacke Einfälle ins Schwediſche Gebiet, plünderte die Schlöſſer und Höfe des Adels, und ermordete die Eigenthümer, beſonders aber alle königliche Beamten, die in ſeine Hände fielen. Dieß grauſame Schickſal hatte auch ein wackerer, ſiebenzigjähriger Greis, Arvid Weſtgöthe, der beim Antritt der Regierung Guſtavs, ſeinen Muth und Patriotismus gezeigt hatte. Sein Hof wurde vor ſeinen Augen ausgeplündert, er ſodann aufs Feld geſchleppt, nackend ausgezogen, hernach an einem Baum gebunden, und todt geſchoſſen. Nach ſolchen Gräueln wurde der Raub gewöhnlich nach Bleckingen gebracht, und hier öffentlich vertheilt. Dacke ging noch weiter; er ſandte aus ſeinem Schlupfwinkel Befehle nach Smaland, wobei denen, die nicht gleich gehorchten, Brandſchatzungen aufgelegt wurden. Viele Edelleute mußten die Sicherheit ihres Lebens und Eigenthums mit großen Geldſummen erkaufen.

Guſtav ſahe nun die Nothwendigkeit ein, den Aufruhr mit Nachdruck zu bekämpfen. Er rief den Adel auf, und bezeichnete ihm Wadſtena und Linköping, als Sammelplätze; dabei ließ er in der Geſchwindigkeit Soldaten, ſowohl in Schweden, als in Deutſchland anwerben, da die Werbtruppen unter den zehn Deutſchen Officieren damahls noch nicht angekommen waren. Jedoch ſeine Gutmüthigkeit, die ſo oft in Schwäche ausartete, ſpielte ihm jetzt abermahls einen Streich. Um wo möglich ohne Menſchenblut die Ruhe herzuſtellen, ließ er ſich herab an den Erz-Rebellen und Mörder-Hauptmann Dacke eigenhändig zu ſchreiben, und ihm wegen ſeines gräuelvollen Betragens glimpfliche Vorſtellungen zu thun. „Er bat ihn von der Empörung abzuſtehn, „verſprach ihm Sicherheit des Lebens und Eigenthums, wenn er ſich bei Hofe einfinden „wollte, wo alle ſeine Beſchwerden mit Milde „angehört, und unterſucht werden ſollten.“ Dieß Schreiben that eine ganz entgegengeſetzte

Wirkung auf einen ſtolzen Mann, der nicht durch Patriotismus, ſondern allein durch einen unbegrenzten Ehrgeiz geleitet wurde. Er fühlte ſelbſt, daß er eine ſo gütige Behandlung nicht verdiente, glaubte, daß nur allein große Beſorgniſſe ſie veranlaßt haben könnten, und betrachtete daher den Schritt des Königs als ein Zeichen der Furcht, und als eine Art Huldigung ſeiner Macht. Auch auf die rebelliſchen Landleute that das königliche Schreiben eine ähnliche Wirkung, und vermehrte die Ehrfurcht vor ihren Anführer. Dacke ſahe jedoch ein, daß es zu einer allgemeinen Revolution im Königreiche eines großen Namens bedürfe; er ſchrieb daher an Sture, und bot ihm den Schwediſchen Thron an, wenn er ſich an die Spitze der Mißvergnügten ſtellen wollte. Dieſer junge Mann, dem man nun zum zweitenmahl mit dem Glanz einer Krone zu blenden ſuchte, lebte jetzt auf dem Schloſſe Stäckeborg, wovon ihn Guſtav zum Gouverneur ernannt hatte. So wie das erſtemahl verwarf er auch jetzt den Antrag mit Verachtung, und antwortete dem rebelliſchen Dacke, „daß ein Bauer ſich zu ſeinem Pfluge halten „müſſe, aber nicht ſich einfallen laſſen dürfe, „Königs-Kronen auszubieten; und daß, wenn

„die Empörung nicht bald aufhörte, ſo würde „auch er ſich an die königliche Macht anſchlieſ„ſen, und die Rebellen ausrotten helfen.“

Dacke war nun ſich ſelbſt überlaſſen; ſein Anhang war jetzt 2500 Mann ſtark, und mit dieſen rückte er dem Statthalter von Weſtgothland, Steinbock, entgegen, der ſich mit einem Corps königlicher Truppen bei Bärgqwara verſchanzt hatte. Als die Bauern nun den Angriff thun ſollten, entfiel ihnen der Muth, den alles Zureden ihres Anführers nicht aufzurichten vermogte; ſie ſchickten ſogar vier Abgeordnete an Steinbock, und erboten ſich Dacke zu verlaſſen, wenn ihnen des Königs Gnade zugeſichert würde. Dieſe ſagte ihnen der Statthalter gleich zu, jedoch unter der Bedingung ihren Anführer auszuliefern. Hiezu aber wollten ſich die Bauern nicht verſtehen; ſie beriefen ſich auf ſeinen Eifer für ihr Intereſſe, den ſie nicht mit ſolcher Treuloſigkeit belohnen konnten, und ſchlugen eine Unterredung zwiſchen Steinbock und Dacke vor, wobei zur Sicherheit des letztern Geiſſel gegeben werden ſollten. Dieß geſchah, und nun war der von den Seinigen verlaſſene Dacke gezwungen ſich nach Bärgqwara zu begeben, und hier eine andre Rolle zu übernehmen. Er ſah aber bald, beim Anfang des Geſprächs, daß der Statthalter verlegen, und überhaupt kein Mann von Entſchloſſenheit und Character war; dieſen Umſtand benutzte er treflich. Anſtatt ſeine Unterwürfigkeit zu zeigen, veränderte er ganz den Plan, und rechtfertigte vielmehr ſein Vorhaben, mit dem Zuſatz, daß er und die Seinigen in ihrer Unternehmung nicht nachlaſſen würden, bis alle ihre Forderungen befriedigt wären; dabei aber ſchlug er ſehr liſtig auf drey Monat einen Waffenſtillſtand vor, den der ſo zaghafte, als einfältige Steinbock auch einging. Er krönte ſein elendes Benehmen dadurch, daß er die Empörung durch dieſe Unterredung ſo gut wie geendigt betrachtete, und ohne Verzug mit ſeinen Truppen nach Weſtgothland zurückmarſchirte. Kaum aber hatten die letzten ſeiner Soldaten Värgqwara verlaſſen, als dieſe Stadt auf Dacke's Befehl geplündert wurde.

Dieſer ſo übereilte Abzug hatte noch andre unglückliche Folgen. Der Ritter Johannsſon war von Linköping aus mit einer Verſtärkung im Anmarſch, fand aber bei ſeiner Ankunft in Smaland das Weſtgothiſche Truppen-Corps ſchon fort, ward von den Bauern umringt, theilweiſe geſchlagen, und gezwungen mit dem

Reſt ſeiner Soldaten ſich in die Gebirge zu flüchten.

Ohne Zulaſſung der Däniſchen Regierung, hätte dieſer Aufruhr nicht lange beſtehn können, da die Aufrührer nicht allein ihre vornehmſten Kriegsbedürfniſſe aus den Däniſchen Staaten zogen, ſondern auch bei Unfällen in Bleckingen einen ſichern Zufluchtsort fanden. Guſtav beſchwerte ſich darüber wiederhohlt in Copenhagen, aber ohne alle Wirkung.

Dacke ließ ſein Glück nicht unbenutzt, und verdoppelte jetzt ſeine Thätigkeit; er ordnete ſeine Truppen in Haufen und Glieder nach der Kriegsweiſe der damahligen Zeit, übte ſie in den Waffen, und führte eine ſtrenge Diſciplin ein; er formirte ſich auch aus den ſtärkſten Bauerknechten eine Leibwache, und zu ſeinen Gehülfen nahm er zwey kühne und thätige Bauern, Hane und Riddare, die er zu Oberſten ernannte. Nun beſchränkte er ſich nicht mehr auf Smaland, ſondern rückte in Oſtgothland ein. Dieß war eine der päbſtlichen Lehre noch ſtark anhangende Provinz, wo er von den Bewohnern der Wälder großen Zulauf hatte; die Bewohner der ebenen Felder aber blieben ruhig.

Guſtav brach nun ſelbſt auf, vertheilte ſeine Truppen unter geſchickte Anführer, und begab ſich in Perſon nach Oſtgothland. Hier wurden die Aufrührer bald mit großem Verluſt auseinander geſprengt, und in die Wälder getrieben. Der König rief nun das Volk zuſammen, Bürger, Bauern und Bergleute, und ermahnte ſie zur Ruhe. Alle Anweſenden, ſelbſt diejenigen, die ſich mit den Empörern verbunden hatten, wurden jetzt durch die Gegenwart des Monarchen, noch mehr aber durch ſeine Truppen geſchreckt, zeigten ihre Unterwürfigkeit, und erneuerten den Eid der Treue. Sie ſandten ſogar ein Zirkelſchreiben an ihre unruhigen Nachbarn, worin ſie drohten, in Maſſe in Smaland einzufallen, und alle Empörer auszurotten.

Um eben dieſe Zeit hatte Guſtavs Oberfeldherr Siggesſon die Rebellen an mehrern Orten in Smaland ſiegreich bekämpft, eine Menge derſelben erſchlagen, und viele Gefangene gemacht. Dacke war in die Enge getrieben, jedoch wurde er nicht muthlos; alles was er jetzt wünſchte, war Zeit zu gewinnen. Er ſchrieb an den Feldherrn einen demüthigen Brief, worin er um Begnadigung flehte; zugleich aber auch ihm die Beiſchlagen vorlegte. Dieſe betrafen die große Gewalt der Voigte und den Mißbrauch derſelben; die ſtarken Schatzungen; das den Kirchen entzogene Silbergeräth; die neuen Gewohnheiten (hierunter verſtanden die Bauern alle neue Staatseinrichtungen, die ehedem hier nicht üblich geweſen waren); die veränderten Kirchengebräuche und Ceremonien; die Entwaſnung der Bauern, und andre minder wichtige Gegenſtände, die zuſammen achtzehn Artikel enthielten. Abermahls ließ ſich die Regierung von dieſem liſtigen Manne täuſchen. Die Klagpuncte wurden in Linköping von einer Anzahl Reichs-Räthe, und zwar von den Angeſehenſten und Fähigſten des Landes, unterſucht, während Guſtav in Stäckeborg war. Dieſe Reichsräthe fanden einige Puncte der Beherzigung werth; überdieß fürchteten ſie die Fortſetzung und Ausdehnung eines Bürgerkriegs; ſie verſprachen daher Dacke, ſo wie allen rebelliſchen Bauern, Sicherheit des Lebens und Eigenthums, wenn ſie ſogleich alle Feindſeligkeiten einſtellten; dabei wurde ihnen zugeſagt, daß ihre Klagen in Smaland ſelbſt, durch einige alte Ritter mit Zuziehung alter verſtändiger Bauern, unterſucht werden ſollten. Sie übernahmen es, hiezu des Königs Zuſtimmung zu verſchaffen. Dacke nahm dieſen Vorſchlag mit Freuden an; er erreichte hiedurch ſeinen Zweck; die Sache blieb unausgemacht, und er gewann Zeit. Die weiſen Männer hatten den Umſtand überſehn, daß ſie durch eine ſolche Unterhandlung, ja durch dieſen förmlichen Vertrag mit Dacke nicht allein die Würde der Regierung herabſetzten, ſondern auch dieſen rebelliſchen Bauer als das Oberhaupt der Empörer anerkannten, und ihm dadurch eine größere Wichtigkeit gaben, als er je hatte. Dem Könige entging dieſer große Staatsfehler nicht; er war daher mit dieſem Vertrag höchſt unzufrieden. Nur mit großer Mühe ließ er ſich endlich bewegen, ihn zu ſanctioniren, um nicht die Reichsräthe verächtlich zu machen; allein die Form der Acte wurde durchaus umgeändert, und ſo abgefaßt, als ob die Tumulte bloß eine Streitſache zwiſchen der Smaländiſchen Ritterſchaft und den Bauern betroffen hätten, wobei der König Schiedsrichter ſeyn ſollte; weshalb man einen Stillſtand auf ein Jahr geſchloſſen, in welcher Zeit die Bauern ſich mit ihren Klagen über die Voigte beim Könige einſtellen ſollten. Dieſe Acte wurde am 14ten November 1542 in Stäkeborg ausgefertigt.

Guſtav ſchrieb nun ſelbſt an die Smaländer, und ſtellte ihnen auf eine liebreiche Art ihr böſes Betragen vor, wozu ſie keine Urſache gehabt hätten. Keinem, hieß es darin, der ſich an ihn gewendet, ſey Recht verſagt worden. Er ſchilderte ihnen in dieſem merkwürdigen Briefe ſeine ganze Regierung, und motivirte alle ſeine Unternehmungen und Verordnungen. „Die Landmacht habe er zur Sicherheit des Staats von 500 Mann bis auf 6000 Mann vermehrt, dabei die erforderlichen Waffen und Pferde aus dem Auslande kommen laſſen; ferner habe er eine dem Lande hochſt nothige Flotte eingerichtet. Durch dieſe Maaßregeln ſey Schweden in dieſer Reihe von Jahren gegen auswärtige Feinde beſchutzt geweſen. Wollten die Bauern nun dieſe ihnen mißfällige neue Gewohnheiten abgeſchafft ſehen, ſo müßte man die Truppen abdanken, die Waffen verkaufen, die Kriegsſchiffe nach voriger Art in Fahrzeuge verwandeln, und das Reich dem Raube der Nachbarn preis geben. Der Erfolg würde denn auch nach alter Weiſe ſeyn. Die Seeräuber würden, ſo wie es unter den Sturen geſchehn, die Schwediſchen Ufer beſteigen, die Dörfer ausplündern, das Vieh

„wegſchleppen, und die Fiſchereien zerſtören. „Wenn feindliche Truppen landeten, und tief „ins Reich drängen, ſo würden die Bauern „wieder, nach alter Gewohnheit, auf ihren „Feldern ermordet, oder von ihren Aeckern ver„trieben werden, mit Zurücklaſſung ihrer wei„nenden Weiber und Kinder. Dieſe Vorfälle „wären noch im Gedächtniß aller alten Ein„wohner Schwedens, und wenn ſolche lange „nicht mehr erlebt worden wären, ſo ſey dieſe „Ruhe die Frucht der neuen Schatzungen; und „nun frage er ſie: ob die Anwendung derſelben „zu ihrer Sicherheit ihnen nicht augenſcheinliche „Vortheile gebracht hätte? Hiebei wäre auch zu „bemerken, daß die Preiſe der Dinge allenthal„ben geſtiegen, und das Kriegsweſen in ganz „Europa verbeſſert worden wäre. Das Schwe„diſche Reich habe nicht allein an Stärke, ſon„dern auch an Anſehn gewonnen. Ehedem ſey „der Schwediſche Name auſſer Norden ganz „unbekannt geweſen; jetzt ſtünde Schweden mit „vielen europäiſchen Königen und Fürſten in „Verbindung. Ehedem wären ſie Sklaven un„ter einem fremden Joche geweſen; jetzt be„herrſchte ſie ein König ihrer eignen Nation, „den ſie ſelbſt gewählt hätten. Ehedem wären

„ſie genöthigt geweſen, ihre Bedürfniſſe von „den Lübeckern zu nehmen, und ſie ihnen mit „Wucher zu bezahlen; jetzt hohlten ſolche die „Schwediſchen Schiffe ſelbſt, und ſegelten mit „den Lübeckern um die Wette, nach allen „Häſen.“ — Der König vergaß in dieſem Briefe auch nicht die Nothwendigkeit der kirchlichen Veränderungen zu erörtern, zeigte durch Trolle's Beiſpiel die Folgen der prieſterlichen Gewalt, und ſchilderte die Biſchöfe, ſo wie alle catholiſche Prieſter des Landes, als Schwedens größte Feinde, die alles unternähmen, um ihr altes Anſehn wieder zu gewinnen, wenn auch das Reich wieder in ſeine vorige Ohnmacht zurückfallen ſollte.

Dieſer Brief, der in Stockholm am 30ſten December 1542 ausgefertigt, und gleichſam ein Neujahrs-Wunſch war, machte jedoch auf die rohen Smaländer keinen Eindruck. Sie blieben bei ihren vorgefaßten Meinungen.

Dacke hatte bei dem Vertrage verſprochen, ſelbſt nach Hofe zu kommen; er wagte es jedoch nicht dem Könige unter die Augen zu treten. Guſtav wünſchte ihn zu ſehen, und ließ ihm alle Sicherheit zuſagen. Man wußte, daß der Monarch ſtrenge auf ſein Wort hielt, und daß

Dacke nichts beſorgen durfte; allein er kam doch nicht, ſetzte vielmehr ſeine Ränke fort, und machte alle Anſtalten den Krieg wieder anzufangen. Seine perſönliche Neigung zu dieſer Empörung wurde noch durch die Ermunterung des Pfalzgrafen Friedrich verſtärkt, der neue Hoffnungen nährte, und Dacke im Frühling Hülfstruppen verſprach. Es ſchien aber, daß dieſer Anführer ſich auf die Zuſagen auswärtiger Hülfe nicht ſehr verließ, denn er bot zur nehmlichen Zeit die Schwediſche Krone auch dem Könige von Dänemark an. Chriſtian erwachte jetzt aus ſeinem Schlaf; er ſahe ein, daß er durch den Schutz dieſes mit ſeinen Feinden im Auslande verbundenen Aufrührers zu weit gegangen war; der kühne Character des Mannes, ſo wie die Folgen der Empörung in ſeiner Nachbarſchaft, waren ihm bedenklich; auch war er wegen der möglichen Ankunft auswärtiger Hülfstruppen beſorgt; er wies daher das Anerbieten ab, gab ſelbſt Guſtav davon Nachricht, und, um den Fehler ſeiner elenden Politik wieder gut zu machen, bot er dem Könige von Schweden 5000 Mann gegen Dacke an; ja um ſeinen Ernſt zu zeigen, ließ er gleich einige ſeiner Truppen in Smaland einrücken, denen ein Ermahnungs-Schreiben an die Einwohner folgte, von ihrem Aufruhr abzuſtehn. Beides blieb jedoch ohne Wirkung. Die eingerückten Dänen waren in zu geringer Anzahl zum Angriff, wozu ſie auch nicht einmahl Miene machten, auch zogen ſie ſich bald wieder zurück.

Guſtav hatte jedoch die Zufriedenheit, die Dal-Bauern, deren Mitwirkung mit den Rebellen ſehr bedenklich geweſen wäre, jetzt auf ſeiner Seite zu ſehn. Sie trugen ihm ihre Dienſte an; dem Antrage folgten ſogleich 2000 bewafnete Dalecarlier. Da man ſie aber für jetzt nicht brauchte, weil der mit Dacke geſchloſſene Waffenſtillſtand noch fortdauerte, ſo wurden ſie mit Dank wieder nach Hauſe geſchickt. Indeß beſtanden ſie darauf, daß der König von ihnen zweyhundert wohlbewafnete Jünglinge als ein Hülfs-Corps annehmen mußte. Auch die vornehmſten Einwohner von Oſtgothland kamen nach Süderköping, wo ſich der König befand, und erneuerten ihren Eid der Treue. Auf dieſe Weiſe wurden die Beſorgniſſe der Patrioten wegen der Folgen dieſes Aufruhrs um ein Großes vermindert.

Dreizehntes Buch.

Die deutſchen, für Luthers Lehre kämpfenden Fürſten waren nicht politiſch genug, Guſtavs Eifer für die proteſtantiſche Religion zur Verſtärkung ihrer Macht zu benutzen. Dieſer Monarch war zur Zeit der Tridentiniſchen Kirchenverſammlung nicht abgeneigt dem Smalkaldiſchen Bunde beizutreten, allein man legte ihm ſolche Bedingungen vor, als ob er des Schutzes bedürftig wäre, nicht aber ſelbſt Beiſtand ertheilen wolle. Er ſollte gleich in die gemeinſchaftliche Caſſe in Braunſchweig 100,000 Gulden, und hernach noch 5000 Gulden bezahlen, ſodann 6000 Mann Hülfstruppen marſchfertig halten, deren Sold im Felde er aber allein übernehmen müßte. Dieſe Forderungen vereitelten den Beitritt des Königs, der in ſeiner Lage, durch den Bund keine größere Sicherheit für ſeine Krone und für ſeine Nation erhalten konnte.

Wenig Herrſcher damahliger Zeit hatten für die Reformations-Sache in Europa ſo viel Eifer gezeigt, und überhaupt ſo viel Beweiſe einer auf dem Thron ſeltenen Aufrichtigkeit und Rechtſchaffenheit gegeben, als Guſtav, und dennoch hatten die Fürſten des Smalkaldiſchen Bundes kein Zutrauen zu ihm; ſie glaubten die Läſterungen des verrätheriſchen Melen, den der Churfürſt von Sachſen nun in ſeine Dienſte genommen hatte. Er ſchilderte Guſtav allenthalben als den ärgſten Tyrannen, der nur aus Geiz nach den Kirchengütern die lutheriſche Lehre begünſtigte, und ein heimlicher Freund des Kaiſers wäre. Hiezu kamen die Herzoge von Preuſſen und Mecklenburg, wie auch die mächtigen Frey-Städte Lübeck und Danzig, die ſämtlich Feinde des ſchwediſchen Monarchen waren. Der König von Dänemark, der jetzt aus Staatsurſachen Guſtavs Aufnahme in den Bund ſehr wünſchte, bemühte ſich die deutſchen Fürſten in Betreff ſeines Schwagers, eines beſſern zu belehren; es wäre ihm auch vielleicht damit geglückt, allein Guſtav hielt es unter ſeiner Würde die Aufnahme als eine Gunſt zu erflehen. Indeß ſchrieb er an Luther, und bat ihn, die wider ihn ausgeſprengten Gerüchte zu widerlegen. Luther ſelbſt aber war in ſeinem Glauben an Guſtavs Tugenden wankend gemacht worden; er antwortete in dieſem Sinne, mit den Worten: „daß er nicht vermuthen „könnte, ein Monarch, der ſo viele Merkmahle „ſeines aufrichtigen Eifers für die Wahrheit „des Evangeliums gegeben, würde von demſel„ben abfallen." Guſtav rechtfertigte ſich umſtändlich in einem Briefe an Luther, unter dem erſten Juny 1541; er überzeugte ihn darin ſo ſehr von ſeiner Unſchuld, daß dieſer Reformator es übernahm, den Churfürſten von Sachſen auf andre Gedanken zu bringen. Es glückte ihn auch; und nun wurde Guſtav der Bund angetragen; allein die Bedingungen, die von denen, die Chriſtian unterzeichnet hatte, abwichen, beleidigten den König von Schweden; er erklärte ſich gegen alle Abänderung, und hiebei blieb es.

Indeſſen rüſtete ſich der Aufrührer Dacke die Feindſeligkeiten wieder zu erneuern. Er wollte den Ablauf des Stillſtandes nicht abworten. Um die Stimmung der Bauern zu erforſchen, berief er eine Verſammlung nach Wekioe, wo ſich aus jedem Kirchſpiele zwey Abgeordnete einfanden. Hier hielt er eine heftige Rede, worin er die Wahrſcheinlichkeit aufſtellte, daß wenn man Guſtav traute, alles Neue in Betreff der Religion, der Schatzungen ꝛc. ꝛc. unabgeändert bleiben würde; dabei rieth er die Bauern den Stillſtand zu halten, wenn der König die ihm vorgeſchlagenen Artikel ohne Ausnahme unterſchriebe; wo nicht, ſo überließ er es ihrem Entſchluß, ſich unbedingt zu unterwerfen, oder die Waffen zu gebrauchen; in welchem Fall er zu ihrem und des Vaterlandes Dienſt, willig ſein Leben aufopfern wollte. Die Bauern ſchrieen, ſie wollten ihm allenthalben folgen. Dacke benutzte dieſe Stimmung zu einem feierlichen Eide der Unterwürfigkeit, den ſie ſofort leiſteten; ſodann befahl er ihnen ſich mit Waffen und Kriegsbedürfniſſen zu verſehn, und ſich zum Aufbruch bereit zu halten. Von dieſem Augenblick an änderte er aber ſeinen Plan. Um ſeine Anhänger zu vermehren, und der Empörung mehr Anſehn und Stärke zu geben; wünſchte er die mit der Regierung mißvergnügten Edelleute mit ſich zu vereinigen. Er gab die ſtrengſten Befehle gegen alle Räubereien und Gewaltthätigkeiten, und beſtrafte die Uebertreter ohne Schonung; vielen der Plünderung angeklagten Bauern wurden Handketten angeſchmiedet, und ſie ſo herumgeführt; ſelbſt einige ſeiner Befehlshaber wurden deshalb in Gefängniſſe geworfen, und einer derſelben, Mans Hane ſogar hingerichtet. Die Plünderung der Ritterſchaft und ihrer Landſitze hörte nun auf; im Gegentheil befahl er die Adlichen freundlich zu begegnen, und nachdrücklich zu ſchützen. Er zeigte ſich jetzt förmlich als Regent, ſetzte nach ſeiner Willkühr, Voigte und andre Civil-Beamte ein, ſprach über Leben und Tod, und traf Verfügungen jeder Art.

Dieſe Lage der Dinge in Schweden, machte den Herzog Albrecht von Mecklenburg aufmerkſam, der, als Abkömmling von dem alten königlichen Hauſe der Folkunger, Anſprüche auf das Königreich machte. Er ſchickte daher einen Abgeordneten an Dacke, um ihm ſeinen Beiſtand anzutragen. Die Bedingungen von ſeiner Seite waren, daß man ihm, Albrecht, die Schwediſche Krone verſchaffen, und dabei jetzt zur Anwerbung der Truppen, einen ſtarken Geldvorſchuß thun ſollte. Dacke aber hatte in

Betreff des Throns ganz andre Abſichten, und überdieß brauchte er ſelbſt ſein Geld; er gab daher zur Antwort: daß wenn der Herzog kommen wolle, er willkommen ſeyn würde; allein ſtatt Geld zu fordern, müßte er ſelbſt große Summen mitbringen. Der Abgeordnete, Namens Pflug, ein Roſtocker Bürger, wollte nun mit dieſem Beſcheide zurückgehn, ward aber in Schonen verhaftet, und als ein Aufwiegler zum Tode verurtheilt.

Der Herzog von Mecklenburg gab jedoch ſeine ehrgeizigen Entwürfe nicht ganz auf, und rüſtete ſich dennoch den Empörern in Schweden beizuſtehn. Es zeigte ſich indeß aber noch ein andrer Feind gegen den König Guſtav. Der Pfalzgraf Friedrich, der bisher nur auf Dänemark ſein Augenmerk gerichtet hatte, wurde nun durch den fortgeſetzten Briefwechſel mit Dacke, und durch den Fortgang der neuen Rebellion vermocht, ernſtlich auch an die Schwediſche Krone zu denken. Er bat deshalb den Kaiſer um kräftigen Beiſtand, dieſen Monarchen, der ohnehin von jeher Guſtavs Feind war, und ihn jetzt beſonders wegen ſeines eifrigen Lutherthums, und ſeiner Verbindung mit dem Könige Franz außerordentlich haßte; allein jeder mächtige Fürſt, immer noch in weitläuftige Kriege verwickelt, brauchte ſelbſt ſeine Truppen und ſein Geld; doch wollte er etwas thun, und gab deshalb ſeinem Miniſter, dem berühmten Granvella, Befehl, mit Dacke zu unterhandeln, ja ſelbſt nach Schweden zu gehn. Noch mehr! Der Kaiſer ließ ſich ſogar herab, aus Barcellona ſelbſt an den rebelliſchen Bauern Dacke zu ſchreiben; er ermunterte ihn in ſeiner Empörung fortzufahren, und gab ihm Nachricht von der nahen Ankunft ſeines Miniſters, die aber nicht erfolgte. Granvella hatte Beſorgniſſe wegen ſeiner perſönlichen Sicherheit in Schweden, und zog eine ſchriftliche Unterhandlung vor. Sowohl er, als der Kaiſer waren von der dortigen Lage der Dinge ſehr ſchlecht unterrichtet; ſie hielten Guſtav ſchon ſo gut wie abgeſetzt, und glaubten, daß es jetzt bloß darauf ankomme, den Schwediſchen Thron wieder zu beſetzen, wozu Friedrich von ihnen den Rebellen nachdrücklich empfohlen wurde. Dieſer Kron-Prätendent ſchrieb nun auch an Dacke einen ſehr freundſchaftlichen Brief, und that ihm die größten Verſprechungen von Ehrenſtellen und Würden, wenn er zur Krone käme; dabei war, gleichſam als Handgeld dem Briefe ein kaiſerliches Adels-Diplom beigelegt, und die Zuſage hinzugefügt, im Frühling ohnfehlbar Truppen nach Schweden zu ſenden. So wurde dieſem Bauer ſelbſt von großen Fürſten geſchmeichelt, die ihn als den willkührlichen Geber der Schwediſchen Krone betrachteten. Melen und die im Auslande lebenden mißvergnügten Schweden blieben hiebei auch nicht müſſig; ſie munterten ebenfalls Dacke durch Briefe auf, und verſicherten ihn ihres kräftigen Beiſtandes. Auch der Herzog Albrecht, der nunmehr für ſich wenig Hofnung mehr zur Krone hatte, verſprach jetzt zur Thronbeſteigung Friedrichs mitzuwirken und Truppen zu ſchicken.

Dieſe Entwürfe blieben Guſtav nicht verborgen, der ſchon viel zu lange gezögert hatte. Die Sache wurde nun ſehr ernſthaft, und erforderte die nachdrücklichſten Maaßregeln. Er berief daher die Stände nach Oerebro, wo beſchloſſen wurde, die ganze Macht des Reichs zu bewafnen. Bei Wadſtena ſollte die Muſterung gehalten werden; hernach ſollten ſämtliche Truppen auf Jönköping loßrücken, aber in einiger Entfernung von der Stadt Halt machen; während welcher Zeit mehrere angeſehene und populäre Männer nochmahls verſuchen ſollten, durch gütliche Vorſtellungen die Bauern zu gewinnen.

Man rechnete abermahls auf einen guten Erfolg bei dieſer traurigen Maaßregel, obgleich Guſtav deren ſchlechte Wirkung ſo oft erprobt hatte. Es war ein auffallender Beweis von der jetzigen Schwäche der Regierung, und ganz dazu geeignet, bei einem rohen Haufen den Zweck zu verfehlen. Ein Umſtand nährte indeß die Hofnung des Königs und ſeiner Räthe. Es hatten ſich zwiſchen den Rebellen und ihrem Anführer bedenkliche Auftritte ereignet, ſo daß ſie höchſt unzufrieden waren. Seine Grauſamkeit gegen ſeine Befehlshaber hatte viele empört, ſo wie überhaupt ſeine große Strenge und militäriſche Diſciplin dieſen Landleuten, als ein ungewohntes Joch, gar nicht behagte; und vollends ſchien ihnen das neue Verbot, die Edelleute zu plündern, höchſt ungerecht, da ſie bisher bei dieſen gefahrloſen Operationen ſich ſo wohl befunden hatten. Dacke machte von dieſer Volksſtimmung im November (1542) zu Jönköping eine unangenehme Erfahrung. Er hatte das Volk aus allen umliegenden Gegenden dahin beſchieden, um bei dem nahen Ende des Waffenſtillſtandes die Kriegsmaaßregeln zu verabreden. Sie fanden ſich haufenweiſe ein, erklärten aber, daß ſie von ihm ferner keine Befehle annehmen würden. Um die Haupturſache dieſer Widerſetzlichkeit zu heben, erlaubte er wieder von jetzt an alle Gewaltthätigkeiten, und erklärte die Bauern ſteuerfrei. Nunmehr waren dieſe zufrieden, und kehrten zu ſeinen Fahnen zurück.

Eine Unterhandlung mit der Regierung war dasjenige, was Dacke am meiſten fürchtete. Er zögerte nun nicht dieſen Eifer der Bauern zu benutzen, und gab deshalb das Zeichen zur förmlichen Erneuerung der Fehde, ohne erſt das Ende des Waffenſtillſtandes abzuwarten. Ritterſitze wurden jetzt ſo wie ehedem geplündert, hernach eingeäſchert, und drey angeſehene königliche Beamten erſchlagen. Der Geiſt des Aufruhrs breitete ſich aus bis nach Südermannland, und wurde in dieſer Provinz nur mit vieler Mühe noch in der Geburt erſtickt.

Dacke brach im Januar 1543 los, bezeichnete durch Plünderung der königlichen Anhänger ſeinen Weg, brandſchatzte allenthalben, wo er hinkam, und ließ todtſchlagen, was den geringſten Widerſtand that. So rückte er auf Calmar loß, und drohte dieſe Stadt zu belagern. Der dortige Statthalter Germund Some, oder auch Svensſon genannt, ein tapferer Mann, traf dagegen alle Vorkehrungen; er befahl die benachbarten Dörfer zu zerſtören, und alles Vieh innerhalb den Mauern der Stadt zu treiben; dabei that er einen Ausfall, nahm dreißig Mann gefangen, und ließ ſie ſogleich rädern. Dacke wich zurück, und ſchlug bei Hasmo und Kleckeberg zwey Läger auf; beide aber wurden von Some angegriffen, die Rebellen geſchlagen, und ihr Anführer gezwungen die Läger aufzuheben.

Die Aufrührer theilten ſich nun in große Haufen, fielen in Oſtgothland ein, und machten hier Gefangene und Beute. Ein Schwarm zog ſich nach Süderköping und plünderte hier die königlichen Kornmagazine. Einige tauſend Smaländer marſchirten nach Stäckeborg, wo ſich Swante Sture aufhielt, den man mit Gewalt zwingen wollte, ihr Anführer zu werden. Sture, der von ihrem Anzuge Nachricht erhielt, ging ihnen auf dem Eiſe entgegen, und griff ſie an, wurde aber zurückgeſchlagen; ihre Uebermacht nöthigte ihn ſich mit dem Reſt ſeiner Truppen in ſein feſtes Schloß zu werfen, wo er nun belagert wurde. Er that muthige

Ausfälle, allein mit unglücklichem Erfolg. Der gehofte Entſatz blieb lange aus, und die auf keine Belagerung vorbereitete Beſatzung litt an allem Mangel. Dieſer Zuſtand und die lange Weile der Bauern vor dem Schloß, ſtimmten beide Theile zur Nachgiebigkeit, und bewirkten endlich den Vertrag eines ungehinderten Abzugs; allein während dem Abſchluß, da ſich die Bauern ſchon großentheils zerſtreut hatten, erſchien Thureſon, der nichts von dem Vorgefallenen wußte, mit einem ſtarken königlichen Corps, und griff die noch Zurückgebliebenen an, die faſt alle niedergemacht wurden. Thureſon zog nun weiter ins Land; ein Gleiches that der General Siggeſon mit der Haupt-Armee in einer andern Richtung; auch Sture durchſtrich die Provinzen mit 2000 Mann. Allenthalben, wo er ſich nur zeigte, fielen die Bauern auf ihre Knie und baten um Gnade. Zu Tuna in Weſter-Nordland, das man mit dem Tuna in Dalecarlien nicht verwechſeln muß, verſammelten ſich die Bauern um ihn her, und ſchrieen: „Wir ſehen, daß die Gerechtigkeit auf „der Seite iſt, wo Du biſt. Dacke hat uns „betrogen.“ Sture verſprach ihnen die Begnadigung des Königs auszuwirken, und behandelte dieſe Reuigen mit der größten Schonung.

Die beiden andern Feldherrn zeigten jedoch nicht ſolche Menſchlichkeit; wo ſie nur hinkamen, wurde gemordet und geplündert. Sie wähnten durch das Schrecken die Bauern wieder zum Gehorſam zu bringen; allein dieſe durch die Verzweiflung angetrieben, verſchanzten ſich in den Wäldern, machten Verhacke, fielen aus dieſen Schlupfwinkeln Schaarenweiſe die königlichen Truppen an, und thaten ihnen großen Schaden. Endlich kam es ohnweit Horn in einem dicken Walde beim See Aſund, zwiſchen beiden Theilen zu einem Haupttreffen. Dacke führte ſelbſt die Seinigen an, und focht mit großem Muthe, bis er mit Wunden bedeckt zu Boden ſank; er wurde noch lebend aus dem Schlachtgetümmel weggetragen, das ſich mit einer gänzlichen Niederlage der Empörer endigte. Der größte Theil der aufrühreriſchen Bezirke unterwarf ſich jetzt dem Könige. Der aufs äuſſerſte gebrachte Dacke gab dennoch ſeine Hofnung noch nicht ganz auf. Sobald er von ſeinen Wunden hergeſtellt war, befand er ſich wieder an der Spitze von vierhundert Mann; er reiſete nun umher, berief ſich auf die Grauſamkeiten der königlichen Feldherrn, und ſtellte den Bauern vor, daß ſie nichts anders als Radebrechung und Verurtheilung zu erwarten hätten; daher ſie lieber, als tapfre Männer, ſtreitend fallen ſollten. Dieſe Vorſtellungen waren nicht ohne alle Wirkung; einige Haufen zogen ſich zuſammen und fielen in Weſtgothland, auch in Oſtgothland ein, wo ſie plünderten und mordeten; allein der Muth des größten Theils war durch die letzte Niederlage, und durch das Ausbleiben der auswärtigen Hülfe ſehr geſunken; ſelbſt Smaland unterwarf ſich mit Ausnahme einiger wilden Rotten, die in den Wäldern hauſeten. Auf dieſe machten nun die königlichen Truppen Jagd, ergriffen mehrere Anführer, und zerſtreuten die übrigen. Unter den Gefangenen befanden ſich der Bruder und ein Sohn von Dacke; der erſtere wurde aufgehängt, dem letztern aber, einem Knaben von zehn Jahren, wurde nichts Leides gethan; er ſtarb aber bald nachher.

Alle Künſte wurden nun von Dacke und ſeinen Freunden angewandt, die Smaländer wieder zur Ergreifung der Waffen zu bringen, wozu die catholiſchen Prieſter kräftig mitwirkten. Sie intrigirten nicht allein heimlich und öffentlich, ſondern verläſterten ſogar den König auf den Kanzeln. Einer derſelben, Namens Simon, in Sund, ſchloß ſeine Predigt mit folgenden Worten: „Ich will heute Meſſe halten, und „Rache ſchreien über den grauſamen König, „ſeine Kinder und ſeine Diener. Folget alle „meinem Beiſpiel, auf daß er falle, und nimmer wieder aufſtehe!“ Ein andrer Prieſter in Wy, ließ ein ſonderbares Circular im Lande herumgehen. Dieß war ein blutiges Brett, worauf geſchrieben war: „Eine Hand, ein Fuß, „und eine Weiberbruſt;“ wobei man ausſprengte, daß der König dieſe körperlichen Theile allen Smaländern wollte abhacken laſſen. Viele bethörte Einwohner dieſer Provinz, hierdurch zur Verzweiflung gebracht, griffen nun zu den Waffen; allein Guſtav ließ ihnen keine Zeit ſich zu formen. Seine Truppen rückten von allen Seiten eiligſt in Smaland ein, und zerſtreuten die Aufrührer, theils durch Vorſtellungen, und wo dieſe nicht halfen, durch Gewalt.

Noch machte Dacke einige Verſuche mit den ihm getreu Gebliebenen, erkämpfte auch neue Vortheile, wurde aber bald durch Uebermacht gezwungen an ſeine endliche Rettung zu denken.

Er wollte nach Deutſchland, allein Skrifware, ſein vertrauteſter Freund, verrieth das Geheimniß; er wurde nun von den Seinigen genau bewacht, ſeine Flucht verhindert, und er dadurch genöthigt, ſich in die Bleckingſchen Wälder zu flüchten. Sein letzter Haufe zerſtreute ſich nun auch; viele ergaben ſich freiwillig den königlichen Truppen, andre aber wollten von keiner Unterwerfung hören, und wurden niedergemacht. Viele von dieſen Ueberläufern erboten ſich nun ihrem ehemaligen Anführer ſelbſt nachzuſetzen; ſogar ſein treuloſer Freund Skrifware verband ſich dazu. Auf dieſe Weiſe war für den unglücklichen Dacke keine Rettung mehr. Er war allein: alle ſeine Genoſſen hatten ihn verlaſſen, und nun auch das Glück, das mehr als die Weisheit der Sterblichen die Begebenheiten der Menſchen leitet. Pederſon, ein Officier, Sohn eines Reichsraths, traf ihn endlich im Rödebyer Walde in Bleckingen; er wünſchte ihn lebendig zu fangen, da dieß aber nicht anging, ſo erſchoß er ihn. Der Körper wurde geviertheilt, und bei Calmar auf vier Rädern gelegt, wobei man dem Kopf eine kupferne Krone aufſetzte.

Mit dem Tode dieſes Dacke, den man bei aller ſeiner Grauſamkeit, wegen ſeiner ſeltnen Eigenſchaften, ſeines klugen, ja in Hinſicht auf ſeinen niedern Stand und Erziehung bewunderungswerthen Benehmens, und ſeiner unbezwingbaren Standhaftigkeit bis an ſein Lebensende, faſt mit Achtung beehren muß, endigte dieſe Empörung; die größte, die König Guſtav zu bekämpfen hatte, und die funfzehn Jahr früher, bei der ſtärkern Macht der Römiſchen Prieſter, vielleicht das Schickſal Schwedens entſchieden haben dürfte.

Es war ein eignes Verhängniß Guſtavs, immer von Ausländern, die ſeiner Perſon nahe waren, hintergangen zu werden. Jetzt trat der Kanzler von Pyhy in dieſe Schandreihe. Dieſer Mann, der viel Fähigkeit beſaß, war ein Deutſcher, und führte in ſeinem Vaterlande den Namen Conrad Peutinger. Er reiſete in Europa als ein Abentheurer herum, nahm zu gleicher Zeit zwey Frauen, und kam im Jahr 1538 nach Schweden, wo ſeine Talente des Königs Aufmerkſamkeit erregten. Der Mangel an fähigen Männern zu Staatsgeſchäften unter den Eingebohrnen, erleichterte ſeine ſchleunige Beförderung. Der Monarch ernannte ihn gleich zum Kanzler und Reichsrath. Doctor Luther, der ſeinen ſchlechten Character kannte, erſchrak über dieſe hohe Beförderung, und ſchrieb deshalb wiederhohlt an Guſtav; allein Peutinger fing dieſe Briefe auf, und der König erhielt keinen. Sein Vertrauen gegen den Treuloſen dauerte fort, der endlich als Haupt der Geſandſchaft nach Frankreich geſchickt wurde, um den Tractat mit Franz I. zu ſchließen. Sein groſſer, auf Koſten der Schwediſchen Regierung gemachter, Aufwand in Paris, eine in Guſtavs Namen geſchloſſene Anleihe von 6000 Kronthalern, die er Dänemark überließ, und überhaupt ſein eigenmächtiges Verfahren bei dieſer Geſandſchaft, erzeugten ſtarke Beſchwerden bei ſeiner Rückkunft. Nun wurden ſeine Feinde thätig, und man entdeckte ſowohl die untergeſchlagenen Briefe Luthers, als ſeine Bigamie, und eine ungetreue Verwaltung der ihm anvertrauten Caſſen. Es fand ſich ein Defect von 58,646 Reichsthaler, wovon er keine Rechnung ablegen konnte. Er wurde nun ſeiner Würden und Aemter entſetzt, ſeines Vermögens für verluſtig erklärt, und zu einem ewigen Gefängniß in Weſterås verurtheilt. Er ſtarb hier einige Jahre nachher durch die Hand eines Mörders, der ihm einen Stein an die Stirne ſchleuderte.

Jetzt trat ſchon der Fall ein, wo Guſtavs neuer Bundsgenoſſe, der König Franz, von ihm die tractatenmäßige Hülfe verlangte, um ſie in Brabant gegen den Kaiſer zu brauchen. Der Schwediſche Monarch war gleich dazu willig, ließ zu dieſem Behuf in Deutſchland 2000 Mann Truppen werben, und ſandte ſie unter der Anführung des Rheingrafen Johann von Salm dem Könige von Frankreich.

Jetzt genoß Schweden einer Ruhe, die es lange nicht gekannt hatte. Man war daher ſehr verwundert, als Guſtav im Januar 1544 die Stände zu einem großen Reichstag nach Weſterås einlud. Er eröfnete ihn mit einer langen Rede, worin er abermahls von ſeiner Regierung umſtändliche Rechenſchaft gab, und den gegenwärtigen Zuſtand des Reichs ſchilderte; dabei ſprach er, nach ſeiner Gewohnheit, und dem Geiſt ſeines Zeitalters gemäß, viel von der Theologie, vom Gottesdienſt, vom Glauben, vom Nutzen der Sacramente, von der Seeligkeit, ꝛc. ꝛc.; ſodann fragte er die Anweſenden, ob ſie je dergleichen in ihren Kirchen gehört hätten. „Er warf ihnen ihre Hartnäckigkeit

„ver, vernünftigen Religions-Lehren kein Gehör zu geben, und lieber in der Finſterniß zu verharren, welches die Quelle aller Empörungen geweſen wäre, und ihm großen Kummer verurſacht hätte. Er habe alles gethan, was in ſeiner Macht geſtanden, allein ihre geringe Folgſamkeit, trotz ihrer geſchwornen Eide, habe ſeine Entwürfe vereitelt. Eine erleuchtete Nachwelt würde zwiſchen ihm und ſeinen Unterthanen richten. Indeß ſpräche er ſie jetzt von dem ihm geleiſteten Eide loß, und gäbe ihnen die Freiheit, ſich einen andern König zu wählen. Auf dieſe Weiſe würden ſie ohne Aufruhr und Blutvergießen ihren Zweck erreichen. Er habe die herrſchende Zwietracht mit tiefer Kränkung betrachtet, und wünſche ſeine Tage in Ruhe zu beſchließen.“

Es war nichts geringers als des Königs bekannter, von aller Verſtellung entfernter, Character erforderlich, um dieß von ihm ſo oft erneuerte Thema nicht zu einer politiſchen Farce zu machen. Die Verſammlung betrachtete die unerwartete Aeuſſerung auch nicht in dieſem Lichte, um ſo weniger, da in der jetzigen Lage der Dinge kein großer verſteckter Plan dabei zum Grunde liegen konnte; denn die Anrede erregte eine allgemeine Beſtürzung. Einige der Angeſehenſten des Reichs nahmen das Wort, und ſtellten dem Könige vor, daß er die Vergehungen Einiger nicht Allen zurechnen könnte. Jezt ſey Ruhe im Lande, und nun könne er die Früchte ſeiner vieljährigen Arbeiten einärnden. Die Krone jezt niederzulegen, müßte für ſein Vaterland ein wahres Unglück ſeyn, das ſein großer Patriotismus nimmermehr über daſſelbe bringen würde. Von dem heutigen Tage an wollten ſie gehorſame Unterthanen werden, und ihren Eid redlich halten.

Guſtav fühlte die Stärke dieſer Gründe, und ſchien nachzugeben, verlangte aber vor ſeiner endlichen Erklärung von ihnen zu hören, ob ſie ernſtlich geſonnen wären, den mehr ſuspendirten als geendigten Aufruhr bei einem erneuerten Ausbruch mit Nachdruck zu dämpfen, und auf welche Weiſe ſie ihn und das Reich gegen auswärtige Feinde ſchützen wollten? Die Stände verſprachen ihm alles, und mehr als er erwartet hatte. Der ganze Adel machte ſich verbindlich zum Schutz des Königs und des Landes mit allen ſeinen Waffenleuten zu Felde zu ziehn, ſobald der König ihn dazu auffordern würde. Die Vornehmſten übernahmen 30, 40 bis 80

Mann zu Pferde und zu Fuß mit allen damahls gebräuchlichen Waffen zu ſtellen; indeß ſollte beſtändig eine anſehnliche Kriegsmacht unterhalten werden. Im Nothfall wollten auch die Stände auſſerordentliche Zuſchüſſe thun. Stockholm ſollte eine ſtarke Beſazung haben, die Stadt Wadſtena befeſtigt, an den Seeküſten in der Nähe der Hauptſtadt Blockhäuſer angelegt, und die Meerengen mit eiſernen Ketten geſperrt werden. Galeeren und bewafnete Jagden ſollten zur Sicherheit der Schiffarth kreuzen, überall Strandwachen angeordnet, und die Landſtraßen nach den vornehmſten Städten in guten Stand geſetzt werden. Ferner wurde beſchloſſen, daß der König auf ſeinen Reiſen immer von zwey Räthen begleitet werden ſollte, um ſeine Befehle mit Nachdruck vollziehen zu laſſen ꝛc. ꝛc.

Die Stände krönten dieſe Beſchlüſſe durch eine feierliche Handlung, die vollends Guſtavs Herz gewann. Des Königs Söhne, Erich, Johann und Magnus, und alle ihre männliche Nachkommen wurden durch eine förmliche Acte, auf ewige Zeiten, als Erbherren des Königreichs Schweden anerkannt. Alle anweſende Stände, worunter ſich 143 der vornehmſten

Edelleute befanden, unterzeichneten dieſe Acte, worauf ſie denn auch ſogleich (am 13ten Januar 1544) unter freiem Himmel dem damahls eilf Jahr alten Prinzen **Erich** als **Guſtavs** Thronfolger huldigten.

Bald nach dieſem Reichstage ſchritt man zu den nöthigen Verbeſſerungen. Es wurde der Grund zu dem Caſtel von Wadſtena gelegt, auch das Cronenburger Schloß mit einer ſtarken Mauer verſehn; desgleichen ließ **Guſtav** bei Upſala ein feſtes Schloß anlegen, eine gefährliche Farth bei Stockholm durch Steinlagen und Pfähle ſperren, und zum Schutz dieſer Hauptſtadt auf Wachsholm ein großes Wachthaus bauen. Der König benutzte auch die gegenwärtige Ruhe zu mancherlei wichtigen Verordnungen in Betreff der Schulen, der Handwerker, der Policey ꝛc. ꝛc.; dabei munterte er die Kaufleute auf, ihre Schiffarth nicht auf die Oſtſee einzuſchränken, ſondern auch die weſtlichen Meere zu befahren, und dazu größere Schiffe zu bauen. Dieß geſchah auch; und in kurzer Zeit ſahe man die Schwediſchen Schiffe nach Holland, Belgien, England, Frankreich und Spanien ſeegeln. In Finland legte der König die Stadt Helſingfors an, und beſtimmte ſie zum Stapelort für die auswärtige Handlung. Viele Einwohner von Raumo, Ulfsby, Eckenäs und Borgo ließen ſich hier nieder. In der Nordländiſchen See gab er die Fiſchereien jedermann frei, unter der Bedingung, die funfzehnte Tonne an die Krone zu liefern. Er verbot aber, ſowohl den Geiſtlichen als den Bauern, Handel zu treiben, und rieth ernſtlich den neu eingeriſſenen Aufwand, beſonders den Kleiderluxus, einzuſchränken. Um ſich auch der Welt als das Haupt der Schwediſchen Kirche zu zeigen, ſo ſchrieb der König in dieſem Jahre, veranlaßt durch großen Mißwachs, Theurung und epidemiſche Krankheiten, den erſten allgemeinen Bettag in Schweden aus.

Endlich war der Kaiſer **Carl** inne geworden, daß ſeine Feindſchaft gegen den König von Dänemark dieſem Monarchen keinen Schaden that; dahingegen der Handel ſeiner Unterthanen in Belgien dabei auſſerordentlich litt. Es wurde daher in Speyer zwiſchen ihm und **Chriſtian** unter ſehr leichten Bedingungen Friede geſchloſſen, zu deſſen Beitritt auch der König von Schweden eingeladen war, dem man dazu ſechs Monat Zeit ließ. Ein Artikel betraf den gefangenen König **Chriſtiern**, dem eine beſſere

Behandlung und die Freiheit der Jagd bewilligt wurde. Der König von Dänemark verfuhr hiebei abermahls eigenmächtig, mit Anmaßungen über Schweden, die ihm, ſo wie ſeinem Vater, gewöhnlich waren, und die überhaupt die Däniſchen Monarchen damahls wegen ihrer größern Macht bei allen Gelegenheiten ausübten. Chriſtian hatte nicht das Recht über den gekrönten Gefangenen allein zu verfügen, da dieſer den nordiſchen Höfen gemeinſchaftlich angehörte, deren Ruhe von ſeiner ſichern Verwahrung abhing. Guſtav äuſſerte auch hierüber ſeinen Unwillen, und war eine Zeitlang unentſchloſſen, ob er dem Vertrage zu Speyer beitreten ſollte. Durch dieſen Schritt einer Ausſöhnung mit dem größten Feinde des Lutherthums ſchwächte er die bewafneten Beſchützer dieſer Lehre, und beleidigte dabei alle Fürſten des Smalkaldiſchen Bundes, ſo wie auch den König von Frankreich, der Guſtavs angetragene Freundſchaft ſo gutmüthig erwiedert hatte; allein der Wunſch ſeinem Volke von auſſen her Ruhe zu verſchaffen, ſchwächte bei ihm alle andre Betrachtungen; er ſchickte einen eignen Abgeordneten, Namens Holgersſon ab, dem Kaiſer unter gewiſſen Bedingungen ſeine Freundſchaft anzutragen;

allein Heichſtedt, ein deutſcher Edelmann von großem Anſehn am kaiſerlichen Hofe und geſchworner Feind Guſtavs, hinderte die Unterhandlung durch Verläumdungen, und ſelbſt durch gewaltſame Mittel. Da in Deutſchland überall entflohene Schweden waren, und damahls, bei der immer weiter ſich ausbreitenden Reformation, der Religions-Haß heftig wüthete, überdieß die nachher ſo wohlthätig gewordene Communication der Staaten in jener Zeit noch fehlte, ſo war es den Gegnern des Königs von Schweden leicht, ihn als einen Tyrannen zu ſchildern. Guſtav ließ daher eine umſtändliche Geſchichte von Chriſtierns Regierung und ſeiner eignen Thronbeſteigung in ſchwediſcher und deutſcher Sprache abfaſſen, und ſchickte ſolche nach Deutſchland. Es dauerte aber noch lange, ehe die gegen ihn beſtehenden Vorurtheile beſiegt wurden; erſt im Jahr 1551 geſtattete der Kaiſer, daß Guſtav dem Speyerſchen Tractat beitreten konnte.

Es wurden indeß fortdauernd, von auſſen her, verſchiedene Anſchläge gemacht Schwedens Ruhe zu unterbrechen, obgleich der vornehmſte Kron-Prätendent, der Pfalzgraf Friedrich, Churfürſt geworden, und dadurch ſein Eifer eine nordiſche Krone zu erlangen ſehr erkaltet war; denn weder der von den flüchtigen Schweden politiſch bearbeitete Herzog von Mecklenburg, noch die andern Verwandten Chriſtierns, hatten ihre Entwürfe auf dieß Königreich aufgegeben, wo ſie unter den Mißvergnügten einen ſtarken Anhang zu finden hoften. Der Herzog ging große und kleine Mächte, ſelbſt die Johanniter-Ritter zu Rhodus, um Hülfe an, und hatte auch bereits einige Truppen zuſammen gebracht, die er nach Schweden überſetzen wollte; allein ſowohl die Lübecker als die Roſtocker verſagten ihm dazu ihre Schiffe, und ſo unterblieb die Landung.

Es nahmen ſich indeß, auſſer dem Kaiſer, ſo viele Fürſten des gefangenen Tyrannen am Däniſchen Hofe an, daß der König Chriſtian endlich beſchloß, ſelbſt nach Sonderburg zu reiſen. Der Kitzel einen Monarchen zu ſeinen Füßen zu ſehn, der über drey Königreiche zu einer Zeit herrſchte, da er, Chriſtian, nur einen Theil von Holſtein beſaß, hatte vermuthlich ſtarken Antheil an dieſem Schritt. Er ließ den gefangenen König vor ſich kommen, der die größte Unterwürfigkeit zeigte, Chriſtians Tugenden bis in den Himmel erhob, ſeinen vormahligen Ehrgeiz verwünſchte, und von ſeiner tiefen Reue über deſſen blutige Folgen ſprach. Seine einzige Bitte war, ihm den Reſt ſeiner Tage erträglich zu machen. Er wünſchte das Schloß Callenburg zu bewohnen, und deſſen Einkünfte zu ſeinem Unterhalt zu benutzen, unter der ausdrücklichen Bedingung, ihm alles wieder zu entziehn, wenn ſein Betragen im mindeſten anſtößig wäre. Chriſtian war bewegt, ſprach ihm Troſt zu, und entfernte ſich. Gleich darauf ſchickte er den Kanzler Fries nach Sonderburg, der mit dem Gefangenen einen Vertrag ſchloß. In demſelben entſagte Chriſtiern allen Anſprüchen auf Dänemark, Norwegen und Schweden, verſprach nie etwas öffentlich oder heimlich wider den König vorzunehmen, auch nicht den ihm angewieſenen Bezirk zu verlaſſen; dagegen wurden ihm das Schloß Callenburg und zwey andre Oerter, Samſoe und Saeby, bis an ſeinen Tod als Lehen bewilligt, und auch ſeinen beiden Töchtern aus den drey Königreichen ein Brautſchatz verſprochen, wobei auf Schweden 20,000 Gulden fielen.

Dieſer Vertrag geſchah ebenfalls ganz ohne Guſtavs Zuſtimmung; Chriſtian begnügte ſich nach dem Abſchluß ſeinem gekrönten Schwager den Inhalt zu melden. Die beſchränkte Freilaſſung des bisher gefangenen Königs konnte Guſtav nicht hindern, wiewohl er gegen den Däniſchen Geſandten ſeine Befremdung über das abermahlige eigenmächtige Verfahren nicht verbarg; dagegen aber ſagte er ſich von dem Antheil loß, den Schweden zu dem Brautſchatz hergeben ſollte, mit der Aeuſſerung, daß weder Chriſtiern noch ſeine Angehörigen ein gegründetes Recht auf die Schwediſche Krone vorwenden könnten. Die nach Streugnäs zuſammenberufenen Stände beſtätigten dieſe Weigerung, und verbanden ſich förmlich, den König Guſtav und ſein Erbrecht mit Leib und Leben zu vertheidigen.

Der König von Dänemark war nicht zufrieden aus einem kleinen Fürſten ein Monarch geworden, und jetzt auf ſeinem Thron ſicher zu ſeyn; das Vergangene verſchwand bald aus ſeinem Gedächtniß. Die den Königen ſo eigne Krankheit, die Vergrößerungsſucht, überfiel ihn. Er geizte nunmehr auch nach der Schwediſchen Krone, zu welcher ohne Schwerdtſtreich, durch gütliche Mittel, Vorſtellungen, Ueberredungen, Verſprechen und Beſtechungen zu gelangen, wo nicht er, doch ſeine Kinder nicht ohne Hofnung geweſen waren, ſo lange in Schweden noch die Wahlfreiheit ſtatt hatte; er verbarg jedoch dieſe entfernte Hofnung, bis das jezt von den Schwediſchen Ständen Guſtav feierlich zugeſtandene Erbfolgerecht, dem Könige Chriſtian und ſeinen Nachfolgern den Zugang zur Schwediſchen Krone auf immer zu verſperren ſchien. Nunmehr zeigte er öffentlich ſeine Anſprüche. Er ließ das Schwediſche Wappen mit dem Däniſchen verbinden, und benuzte dazu die Zeit der Vermählung ſeiner Tochter Anna mit dem Herzoge von Sachſen; bei dieſer Gelegenheit wurden die Wagen der Princeſſin und alle ihre Geräthſchaften mit den drey vereinigten Kronen geziert. Eine ſolche Beleidigung konnte Guſtav nicht überſehen; auf ſeine Anfrage beim Däniſchen Hofe über den Sinn dieſes Verfahrens, erfolgte die Antwort, daß es ein Einfall des zur Anordnung des Schaugepränges beſtellten Mahlers geweſen ſey; daß Mahler und Dichter poetiſche Licenzen hätten, die man verzeihen müſſe, weil dergleichen ohne Folgen wären. Guſtav ſchien damit zufrieden, beſonders da Chriſtian es nicht wagte, für jezt ſich dieſes Unions-Wappens ferner zu bedienen. Indeß legte er doch dadurch den Grund zu den Kriegen, die nachher ausbrachen, und über hundert Jahre lang das Loos dieſer nordiſchen Reiche waren.

Vierzehntes Buch.

Der durch eine weiſe Regierung zunehmende Flor Schwedens war den Lübeckern ein Dorn im Auge. Die Handelsherrſchaft dieſer Stadt neigte ſich ihrem Ende. Der Geiſt der Zeit änderte ſich; die Nationen ſtrebten nach höherer Cultur. Die großen und kleinen nordiſchen Staaten erkannten jezt ihre Vortheile, erweckten nach und nach die Induſtrie der Unterthanen, und dehnten ihren eignen Handel und ihre Schiffarth ſo viel als möglich aus. Es war den Lübeckern ſchwer dieß gelaſſen zu ertragen, da ſie beſtändig die vorigen Zeiten im Sinne hatten. Beſonders zeigten ſie dem Könige Guſtav ihre Erbitterung, der ihnen auch fortdauernd gar nicht hold war. Bei ſeiner Staats-

Oeconomie und einer nicht leeren Schatzkammer, bedurfte er ihrer nicht; auch ſeine Unterthanen fingen an, dieſe Handelsleute immer mehr und mehr zu entbehren und ihnen mancherlei Verdruß zuzufügen. Es kamen Abgeordnete aus Lübeck nach Stockholm, um wegen geſtrandeter Kaufmannsgüter, deren ſich die Finnländer bemächtigt hatten, Klage zu führen. Dieſe Abgeordneten vergaßen gänzlich die Zeitumſtände und führten eine ſo beleidigende Sprache, daß des Königs Unwille aufs höchſte gereizt wurde; er behielt nicht nur die verlangten Güter, deren Werth wieder zu erſtatten er ſchon entſchloſſen war, und vernichtete wieder die der Stadt einige Jahre zuvor bewilligten neuen Handels-Freiheiten, ſondern hob auch auf ein Jahr lang alle Gemeinſchaft mit Lübeck auf; ſeine Unterthanen durften in dieſer Zeit nicht dahin fahren und kein Lübecker Schif in einen Schwediſchen Hafen einlaufen.

Die Erbitterung des Königs gegen die Lübecker ging ſo weit, daß er ihnen alle Hofnung rauben wollte, in Schweden je anſehnliche Handelsvortheile wieder zu erlangen. Er bot daher dem Könige von England einen Handels-Tractat an, der auch bald zu Stande kam. Da die Engländer, deren Handelsgeiſt anfing ſich immer mehr zu entwickeln, die daraus fließende Wohlthaten leicht einſahen, ſo ſäumten ſie nicht zwey Geſandten deshalb nach Schweden zu ſchicken; auch Guſtav ſchickte zwey nach London; beide Schweden, von denen der eine ein Doctor der Rechte, der andre ein See-Officier war. Dieſer Vertrag war für die Hanſee-Städte ein großes Unglück, und beſchleunigte den Untergang der ſchon ſo ſehr geſunkenen Hanſe; denn die Folgen deſſelben dehnten ſich nun von Schweden auch auf England aus. Hier hatten die verbündeten Städte eine ungeheure Niederlage von Waaren; ſie war in London, an einem beſondern mit Privilegien verſehenen Ort, der noch jezt ſeinen alten Namen Steal Yard beibehalten hat. Durch dieß Mittel beförderte die Hanſe ihre Schiffarth auſſerordentlich, und hatte dabei einen großen Theil des eigenthümlichen brittiſchen Handels in Händen; ſo daß, nach Rapin Thoyras, noch im Jahr 1551 von dieſer Geſellſchaft 44000 Stücke Tuch aus England ausgeführt wurden, während alle Engliſche Kaufleute des ganzen Königreichs zuſammengenommen, nur 1100 Stück ausführten. Dieß ſo unpolitiſch privilegirte Depot auswärtiger Kaufleute wurde im Jahr 1552 groſſentheils aufgehoben. Bald darauf erfolgte auch ein Handels-Tractat zwiſchen Schweden und den Niederländern, der zu Brüſſel abgeſchloſſen wurde; und nun eilte eine Menge Schiffe aus Antwerpen und andern belgiſchen Städten nach den Schwediſchen Häfen.

Die Edelleute, ſo wie die Prieſter und Bauern in Schweden, trieben bisher Handel, und ſeegelten nach Riga, Reval und andern Häfen, ſowohl des baltiſchen Meers, als der Nordſee. Dieß wurde jetzt allen drey Ständen unterſagt, da man es für die Cultur des Landes äuſſerſt nachtheilig fand; die Edelleute durften gar nicht, und die Bauern bloß mit ihren eignen Producten, und dieß im Lande ſelbſt handeln. Auch die Bürger wurden bei ihrem Handel auf eine Gattung Waaren eingeſchränkt. Indeß that der König alles, was nur zur Beförderung des Handels und der Schiffarth abzwecken konnte. Er legte Märkte an, und ertheilte Freiheiten, beförderte den Seehundsfang bei den Oſterbotten, und ließ die verfallenen Feſtungswerke von Waxholm wieder herſtellen, die Meeres-Tiefe bei Stockholm ausfüllen, das Stockholmer Schloß anſehnlich erweitern, und auch ein neues Schloß bei Upſala bauen. — Nach dem Beiſpiel andrer Länder wurde hier jetzt auch eine Zoll- und Accise-Ordnung eingeführt. Dieß war die Epoche, wo der Brantwein, dieſer Schlund des Getraides, zuerſt in Schweden im Gebrauch kam. Dieß ſo ſchädliche Getränk wurde ſehr bald Sitte, und trotzte aller Theurung, ſo wie allen Verordnungen des Königs.

Guſtav verlohr jetzt ſeine zweyte Gemahlin Margaretha, eine vortrefliche Princeſſin, mit welcher er funfzehn Jahr in einer glücklichen Ehe verlebt, und die ihm zehn Kinder, fünf Söhne und fünf Töchter, gebohren hatte. Von den Söhnen beſtiegen zwey, Johann und Carl, den Schwediſchen Thron. Die genoſſene häusliche Zufriedenheit reizte ihn zur dritten Ehe. Er wählte dazu abermahls eine Schwediſche Dame und zwar aus dem Hauſe Stenbock, des Statthalters von Weſtgothland, Guſtav Oloſſons, Tochter und Nichte ſeiner verſtorbenen Gemahlin. Dieſe Auserwählte, Namens Catharina, war jung und ſchön; ſie hatte als Braut ein gleiches Schickſal mit ihrer Tante; um das Diadem zu erlangen, mußte ſie ihren Liebhaber Johanſon, einen jungen Edelmann fahren laſſen, mit dem ſie von Kindheit an verlobt geweſen war. Es ſtand jedoch dem Könige eine Schwierigkeit bevor. Nach den finſtern Begriffen jener Zeit war es ſündlich, eine ſo nahe Verwandtin zu heyrathen. Guſtav, der über ſo manches Vorurtheil hinaus dachte, war auch hierüber erhaben; von päbſtlichen Diſpenſationen war zwar nicht mehr die Rede, allein während der kirchlichen Obermacht des Königs war noch kein Fall dieſer Art vorgekommen; er fand daher Bedenken, in einer mit der Religion verwandten Sache willkührlich zu verfahren, und legte die Frage wegen Zuläſſigkeit einer ſolchen Ehe den gelehrteſten Theologen des Landes vor. Die Antworten waren widerſprechend. Es ward deshalb zu Wadſtena eine große Zuſammenkunft aller Biſchöfe und vorzüglicher Gottesgelahrten in Schweden gehalten, wobei auch die Reichs-Räthe, und die älteſten Söhne des Königs gegenwärtig waren. Der oft gedachte Deutſche, der Reichsrath Norman, zeigte in einer langen Rede, daß ſolche Ehen nicht in der heiligen Schrift verboten, ſondern die Unterſagung nur ein Ceremonial-Geſetz der Juden geweſen wäre; folglich die nähere Prüfung keinem Zweiſei unterworfen ſeyn könne. Dieß war auch die Meinung des Biſchofs von Linköping. Die meiſten der anweſenden Geiſtlichen ſtimmten ihm bei, nicht aber die Biſchöfe von Strängnäs und Skara; auch ſelbſt der Erzbiſchof von Upſala, Petri, Luthers Zögling war andrer Meinung; ſie gingen in das Cabinet des Königs, um ihm ernſtliche Vorſtellungen dagegen zu thun, die jedoch Guſtav ſehr kaltſinnig anhörte. Nun verfertigten ſie Schriften, um das Gewiſſen des Monarchen zu rühren. Die Antwort war: daß der Tag zur Vermählung bereits angeſetzt ſey, die auch ohne weitere Zögerung im Auguſt 1552, zu Wadſtena gefeiert wurde.

Die Reformation machte immer noch ſehr langſame Fortſchritte in einem Lande, das vom Schickſal beſtimmt war, dereinſt der Sitz des ſtrengſten Lutherthums in Europa zu werden. Noch fielen fortdauernd lebhafte Streitigkeiten zwiſchen den catholiſchen und lutheriſchen Theologen vor, woran gewöhnlich die Einwohner der Oerter ſtarken Antheil nahmen. Ein Canonicus zu Linköping, Namens Magni, ein hitziger Kopf, zeichnete ſich unter den catholiſchen Streitern aus; er war raſtlos ſeine Widerſacher anzugreifen, und ſetzte ſeinen Schmähungen auf die lutheriſche Lehre keine Grenzen. Der König ließ ihm wiederhohlt Stillſchweigen auflegen; da dieß aber nichts half, nahm er ihm ſein Canonicat, und ließ ihn ins Gefängniß werfen, nachher aber in ein Kloſter ſtecken, wo er bis an ſein Ende blieb.

Der König ergriff jetzt alle Mittel ſeine Schweden mit Wiſſenſchaften und Künſten jeder Art bekannt zu machen; das zweckmäßigſte ſchien ihm, auswärtige Gelehrte, Künſtler, Fabrikanten und Handwerker in ſeine Staaten zu ziehn. Es iſt bereits oben gedacht worden, daß Luther und Melanchton ihm Theologen und Geſchäftsmänner zuſandten. Der berühmte Doctor Munſter verſah ihn mit Aerzten; auch ſchrieb der König an den wegen ſeiner mediciniſchen Wiſſenſchaften ſehr geachteten Doctor Audelius in Lübeck um geſchickte Aerzte, Wundärzte und Apotheker; desgleichen an den berühmten franzöſiſchen Gelehrten Languet, um allerhand Fabrikanten und Handwerker aus Frankreich zu erhalten. Alle ſeine Freunde im Auslande, Edelleute, vornehme Staatsbeamten, ſelbſt fürſtliche Perſonen, wurden deshalb von ihm angegangen. Durch dieſe Bemühungen, unterſtützt von Belohnungen und Aufmunterungen, kam eine Menge induſtriöſer Arbeiter aus Deutſchland, Frankreich und den Niederlanden nach Schweden: Glasmacher, Scheidekünſtler, Goltſchmiede, Rothgießer, Kupferſchmiede, Steinhauer, Maurer, Töpfer, Gärtner ꝛc. ꝛc. Ein merkwürdiger Sittenzug iſt, daß Hans Frieſe, der als königlicher Hofgärtner im Jahr 1545 aus Deutſchland verſchrieben wurde, zugleich das Geſchäft übernehmen mußte, im Winter Leinen und Drell für die Königin zu weben.

Ohne dieſen raſtloſen Eifer des Monarchen zur Beförderung der Cultur, wären die Schweden hierin vielleicht noch lange zurückgeblieben, da der Erfolg dieſer königlichen Bemühungen, bei der größten Anſtrengung, dennoch nur geringe Reſultate lieferte. Eine ſtatiſtiſche Aufzählung, die der Geſchichtſchreiber Dalin aufgefunden hat, in damahligen Zeiten etwas Seltenes, wird von dem wenig verfeinerten Zuſtande Schwedens im Anfange ſeiner Regierung, da noch nichts dieſer Art geſchehn war, einen ſinnlichen Begrif geben. Als Guſtav ſtarb, und er in einer Reihe von Jahren ſo viel gethan hatte, kamen dennoch die Induſtrie-Fortſchritte der Nation in keine Betrachtung; ſie waren in Vergleichung mit andern Ländern, auffallend geringe. Man zählte damahls in Stockholm, der Reſidenz des Monarchen und der vornehmſten Collegien, der größten Stadt des Reichs, dem wichtigſten Handelsort und Seehafen, kurz dem Mittelpunct der Schwediſchen Macht und Herrlichkeit, nur zwey hundert und neun Kaufleute, Krämer und Höker; nehmlich 73, die mit Eiſen, Kupfer, und andern ähnlichen Artikeln handelten; 22, deren Handel in Butter, Thran, Speck, Lachs, Leder ꝛc. ꝛc. beſtand, und 114, die mit Rauchwerk, Getreide, Fleiſch, Fiſchen u. ſ. w. Handel trieben. Dabei war die Anzahl der in Stockholm anſäſſigen Handwerker und Zunftgenoſſen nur zwey hundert und dreizehn. Unter dieſen waren eilf Goldſchmiede; vierzehn Kürſchner; zwey Kannengießer; zwey Tiſchler; drey Gürtler; ſechs Faßbinder; funfzehn Schmiede; ſiebzehn Schuſter; zehn Schneider, und die übrigen von andern Gewerken.

Es waren ſeit einiger Zeit an den Grenzen Rußlands allerhand Streitigkeiten zwiſchen den Bewohnern dieſes Reichs und den Schweden vorgefallen, die immer zunahmen, und einen

Krieg zwiſchen beiden Nationen erwarten ließen. Der grauſame Iwan Baſilowitz beherrſchte damahls die Ruſſen; er hatte jetzt ſeine tatariſchen Feldzüge geendigt, und ſein ohnehin ungeheures Reich noch durch die zwey großen Länder, Caſan und Aſtracan, vermehrt. Stolz auf ſeine Macht verſpottete er den mit Schweden geſchloſſenen Frieden, und bedrohte nun dieß Reich, das einem ſolchen Gegner allein nicht gewachſen war. Da die Fürſten in jenem Zeitalter bloß ihrem Ehrgeiz folgten, und bei ihren gerechten oder ungerechten Kriegen, noch nicht würdigten die öffentliche Meinung für ſich zu gewinnen: ſo bedurfte es keines weit hergeſuchten Vorwandes bei ihren Einfällen in benachbarte Länder, ſo wie überhaupt nicht bei allen ihren kriegeriſchen Unternehmungen. Die Kunſt durch Manifeſte zu wirken, gehörte in ein ſpäter Jahrhundert, wo die Begriffe, ſelbſt des Pöbels ausgedehnter waren, und wo der große Hauſe des Volks leſen konnte. Iwan, der Beherrſcher einer barbariſchen Nation, die damahls durch Cultur, Geſetze, Gebräuche, Sitten und Verhältniſſe, mehr zu den aſiatiſchen als europäiſchen Völkern gehörte, hatte noch weniger Urſache wie die in Europa politiſch verwickelten Monarchen, ſeine Eroberungsſucht durch Gründe zu beſchönigen. Genug er wollte ſeine Staaten vergrößern.

Guſtav wünſchte in dieſer Lage Bundsgenoſſen, und war deshalb geneigt, alle Beſchwerden über Dänemark fahren zu laſſen, und ſich mit dieſer Macht zu verbinden; er trug daher auf eine Zuſammenkunft der Bevollmächtigten beider Reiche an. Sie geſchah auch zu Elfsburg; allein da die Gefahr von den Dänen noch ſehr entfernt war, ſo hielten ſich dieſe an Nebendinge; in der Hauptſache wurde nichts ausgemacht. Sich ſelbſt überlaſſen, war der König von Schweden nun gezwungen, ſich ſchleunig gegen den Angriff der Ruſſen zu rüſten.

Liefland, das damahls mit Schweden noch nichts gemein hatte, war jetzt zum erſtenmahl der Gegenſtand eines Zwiſts, der zwiſchen dieſen beiden nordiſchen Nationen zwey Jahrhunderte hindurch dauerte, bis endlich im Anfang des 18ten, das Glück für den Mächtigern entſchied. Dieß Land hatte bereits im Jahr 1522 die lutheriſche Lehre angenommen, und machte große Fortſchritte in der Cultur unter der Regierung des berühmten Walter von Plettenberg. Mit dem Leben dieſes großen Mannes aber hörte auch Livoniens Glück auf. Die durch ſeine Klugheit gemäßigten Streitigkeiten der Religions-Gegner, brachen nach ſeinem Tode mit Heftigkeit aus. Wilhelm, ein Bruder Alberts, Herzogs von Brandenburg, war Erzbiſchof von Riga geworden; da er lutheriſch und herrſchſüchtig war, ſo wünſchte er das Stift in ein weltliches Herzogthum zu verwandeln. Dieſem Vorhaben aber widerſtanden die Liefländiſchen Biſchöfe von Reval, Dorpat, Pilten und Oeſel, unterſtützt von dem Heermeiſter von Galen. Die Einwohner waren zwiſchen beiden Partheien getheilt; man ſtritt gegen einander mit Eifer, und alles war hier in Unruhe. Dieſe Lage glaubte Iwan benutzen zu müſſen; unter dem Vorwand einer alten Verpflichtung forderte er von Dorpat einen Tribut, den die Liefländer, ſeine Abſicht ahnend, trotzig verweigerten; und nun rüſteten ſie ſich zum Kriege. Der Heermeiſter urtheilte, daß dieß der günſtige Augenblick für Schweden ſey, die Eroberungsſucht der Ruſſen zu hemmen, und ſuchte daher Guſtavs Beiſtand, der ihm ſolchen auch gleich zuſagte. Der Czar erfuhr dieß, und ohne erſt das Benehmen des Schwediſchen Monarchen abzuwarten, wurde der ſechszigjährige Friede verſpottet; er ſäumte nun nicht länger ſeine bisher nur verſchobenen feindſeligen Abſichten gegen Schweden zu zeigen. Er gab vor, daß einige an den finnländiſchen Grenzen liegende Kirchſpiele, in welchen die Schweden bis jetzt Schatzungen erhoben hatten, zu Rußland gehörten, und ließ deshalb im November (1554) 8000 Ruſſen in das ſehr ſchwach beſetzte Finnland einrücken, die dort nach ihrer Weiſe hauſeten. Ein Theil derſelben zog nach Wiburg, in welchem Bezirk eine Menge ruhiger Einwohner ermordet, und alles mit Feuer und Schwerdt verheert wurde. Die Strafe des Himmels aber folgte dieſen Barbaren auf den Fuß nach. Sie wagten ſich ohne Behutſamkeit, alle auf einmahl, auf den Rafeländer See, der gefroren war; das Eis ſank unter ihnen, und alle erſoffen.

Sigismund ſaß damahls auf den Pohlniſchen Thron, und war bei Iwans Eroberungsluſt nicht ohne Unruhe; er trug daher durch eine eigne Geſandtſchaft dem Könige von Schweden ſeine Freundſchaft und Hülfe an; wobei er Guſtav verſprach, daß ſo lange der Krieg währte, ſeine Unterthanen weder von den Hanſeeſtädten, noch von den andern an der

Oſtſee wohnenden Völkern beunruhigt werden ſollten. Dieſer Antrag wurde durch Dankſagungen erwiedert, aber kein Gebrauch davon gemacht.

Guſtav, der jetzt ſechs und ſechszig Jahr alt war, hatte gehoft, den Reſt ſeiner Lebenstage in Ruhe zuzubringen; dieſer Krieg aber ſchien ihm ſo wichtig, daß er beſchloß ſelbſt in Perſon zu Felde zu ziehen. Er erwartete, daß die Barbaren ihren Einfall bald wieder erneuern würden. Dieſer Angriff Rußlands machte ihm jedoch bei weitem nicht ſo viel Unruhe, als die Treuloſigkeit des Däniſchen Hofes. Er erfuhr, daß man in Copenhagen damit umging, ſobald die Schwediſche Armee nach den Ruſſiſchen Grenzen marſchirt ſeyn würde, in Schweden einzufallen. Der Däniſche Kronprinz Friedrich, der jetzt ein und zwanzig Jahr alt war, äuſſerte bei allen Gelegenheiten den Wunſch, die Grenzen der ihm beſtimmten Staaten zu erweitern. Der Vater, um dieſen, nach den Hofbegriffen, edeln Ehrgeiz, aufrecht zu erhalten, hatte ihm die Grenzſtadt Malmoe zu ſeiner Reſidenz angewieſen; auch trug der Prinz beſtändig einen Ring am Finger, worin er das Schwediſche Wappen hatte eingraben laſſen.

Guſtav nahm daher die nöthigen Vertheidigungs-Maaßregeln an den Däniſchen Grenzen, und rief alle dortigen Befehlshaber und Voigte zur Wachſamkeit auf.

Die Finnländer waren wegen dieſer entfernten Anſtalten eine Zeitlang ſich ſelbſt überlaſſen. Die Edelleute und Bauern, durch die Grauſamkeiten der Ruſſen geſchreckt, bewafneten ſich, und zogen in Maſſe gegen den Feind, der in zahlloſen Schwärmen abermahls erſchien, durch Flammen und Blut ſeinen Zug bezeichnete, immer zurückgeſchlagen wurde, und immer wieder kam. Die Ruſſen mordeten alles was unter ihre Fäuſte fiel, Weiber und Kinder ohne Erbarmen. Sie zogen 30,000 Mann ſtark in vier Haufen umher. Der ſtärkſte derſelben von 12,000 Mann wurde von den wenigen hier befindlichen regulären Truppen, in Verbindung mit 400 finnländiſchen Bauern angegriffen, und gänzlich geſchlagen. Sie ließen ihren vornehmſten Anführer und 900 Todte auf dem Wahlplatz; dabei 29 Fahnen, 2000 Gewehre und 500 Pferde. Dieſe Niederlage erſchreckte die Ruſſen dermaßen, daß der Ueberreſt dieſes Hauptſchwarms, ſo wie auch die andern Schwärme eiligſt über die Ruſſiſchen Grenzen flüchteten.

Erſt im July langte die vom Admiral Bagge angeführte Schwediſche, aus großen Kriegsſchiffen und Galeeren beſtehende Flotte, zu Wiburg an. Der ihm ertheilte Befehl war, nicht anzugreifen, ſondern bloß die Grenzen zu ſchützen, und das Vorhaben der Feinde auszuforſchen. Bald nachher folgte der König mit einer ſtarken Armee und einer zweyten Flotte ſelbſt nach. Er hatte in ſeiner Abweſenheit dem Kronprinzen Erich die Regierung übergeben; den Prinzen Johann aber, mit den Truppen der zweyten Abtheilung und der zweyten Flotte nahm er mit ſich. Dieſe ſämtliche Land- und Seemacht kam glücklich bei Abo an. Nun wurden alle finnländiſchen Feſtungen in gehörigen Stand geſetzt und mit allen Bedürfniſſen verſehn; dabei wurden die dortigen Häfen ausgebeſſert, und andre nöthige Einrichtungen gemacht. Guſtav, um die Finnländer für ihren Muth zu belohnen und die Wichtigkeit ihres Landes zu zeigen, erhob dieſe Provinz zu einem Groß-Fürſtenthum, und ernannte ſeinen Sohn Johann zu deſſen Regenten, wobei die Stadt Abo der Sitz der Regierung ſeyn ſollte.

Guſtav hatte erwartet an den Grenzen von Finnland eine ſtarke Armee von Liefländern zu finden, da dieſe ihn zu Hülfe gerufen hatten; allein es zeigten ſich von dieſer Völkerſchaft gar keine Truppen. Er lud durch ein Schreiben den Heermeiſter zu ſich ein; dieſer aber ſchloß zu eben der Zeit heimlich einen Interims-Frieden mit den Ruſſen, die ſich dazu ſehr geneigt zeigten. Der Schwediſche Admiral Bagge, durch allerhand Nachrichten getäuſcht, wußte dieſe auch ſeinem Monarchen glauben zu machen, und erhielt von ihm die Erlaubniß, nach ſeiner Einſicht zu verfahren. Nun nahm er 4000 Mann, den größten Theil der bei ſich habenden Truppen, und eine kleine Flotte, die längs den Küſten folgte; mit dieſer Macht verließ er Wiburg, ohne erſt des Königs nähere Befehle abzuwarten, und fiel in Rußland ein; er fand aber das Land hier öde, und wurde bald mit Schrecken gewahr, daß ſeine Soldaten an Allem Mangel litten. Er rückte jedoch vor Noteburg, einem durch die Newa, durch Moräſte und Bollwerke, ſtark befeſtigten Ort. Die Belagerung aber fand unüberſteigliche Schwierigkeiten. Hiezu kam, daß die Ruſſen das Land umher ganz verwüſtet hatten. Bagge that wiederhohlte Angriffe, ſah aber keine Hofnung zur Eroberung vor ſich; ſeine Truppen waren in Gefahr zu verhungern, und überdieß war auch die Flotte indeß durch Sturm ſehr beſchädigt worden; es blieb alſo für die Schweden nichts übrig, als ein ſchleuniger Rückzug nach Wiburg. Dieſer aber war für die Armee nicht leicht, da ihr mehr als 30,000 Ruſſen den Weg ſperrten. Man mußte dieſe angreifen. Es geſchah; die Ruſſen wurden geſchlagen, zerſtreut, und die Schweden erreichten glücklich Wiburg, wo Guſtav bald nachher ſelbſt mit ſeiner Armee und Flotte ankam. Seine Abſicht war nicht geweſen, die Ruſſen in ihrem Lande anzugreifen, ſondern bloß ſie durch die Aufſtellung ſeiner Macht zu einem für Schweden vortheilhaften Frieden zu bewegen. Noch immer hatte er die Abſicht, nicht ſowohl anzugreifen, als zu ſchrecken; ſie wurde aber nicht erreicht. Der von den Liefländern jetzt befreite Czar zog ſeine Macht zuſammen, und fiel in Perſon, nach Verſicherung verſchiedener Geſchichtſchreiber, mit mehr als 100,000 Mann in Finnland ein. Dieß waren ſehr ſchlecht bewafnete, noch ſchlechter geordnete, und gar nicht diſciplinirte Haufen roher Menſchen, oder vielmehr Halbwilden, vor welchen die Schweden, durch ihre ungleich größere Ordnung, durch mehr Kriegserfahrung, und beſſere Einrichtungen, bei allen ihren Mängeln einen großen Vorzug hatten. Bei ihnen waren Flotten und Armeen nach Art der vornehmſten europäiſchen Völker gemodelt; dahingegen die Ruſſen in ihren Kriegen nur die wilde aſiatiſche Weiſe kannten, durch Ueberzahl, ohne Plan und Ordnung, anzufallen, verheeren und zu morden. Die Schweden ſetzten ſich der Menge allenthalben tapfer entgegen; es kam zwiſchen ihnen und den Ruſſen zu ſcharfen Gefechten, die jedoch nichts entſchieden. Die letztern rückten nun ſelbſt vor Wiburg und wollten es belagern, wozu es ihnen aber an allen Erforderniſſen fehlte; hiezu kam eine anſteckende Krankheit, die ſowohl Ruſſen als Schweden in dieſer Gegend wegraffte. Guſtav ging daher nach Abo zurück, noch ehe die förmliche Belagerung von Wiburg geſchah, da er für deren Erfolg nicht beſorgt war. Zwey große Heere, von zwey Ruſſiſchen Prinzen, Demetrius und Peter, angeführt, bei welchen ſich auch ein Chan aus Caſan mit 2000 Tatarn befand, berennten dieſen Ort, den die Schweden ſtark beſetzt hatten. Die Belagerer beſchoſſen die Stadt aus funfzehn Feldſtücken, und 2000 Doppelhaken, allein aus Mangel an Geſchicklichkeit mit ſehr geringer Wirkung. Dieß dauerte drey Tage, da ſie denn ohne weitere Verſuche in der Nacht ihr Lager abbrachen, und eiligſt als Geſchlagene davon flohen. Die Schwediſchen Generale zeigten ſich dabei überaus thätig; ſie verfolgten und beunruhigten die Feinde dermaßen, daß dieſe ſich bald ganz aus Finnland zurückzogen.

Der Czar Iwan verlohr nun die Luſt zu dieſem Kriege, der ihm mehr Schwierigkeiten zeigte, als er bei ſeinen aſiatiſchen Nachbarn zu finden gewohnt war; er reiſete daher nach Hauſe, und trug dem Statthalter von Novogrod auf, den Frieden einzuleiten. Guſtav ließ ſich dazu ſehr bereitwillig finden, und ſchrieb ſelbſt an Iwan, daß er geneigt ſey, den ſechszigjährigen Frieden zu erneuern, den Schweden nicht gebrochen hätte. Es wurde nun ein Waffenſtillſtand auf fünf Monat geſchloſſen; in dieſer Zeit ſollte ein Schwediſcher Geſandter ſich nach dem Hoflager des Ruſſiſchen Monarchen begeben, um die Friedensartikel näher zu beſtimmen. Der König fand aber bei den Seinigen eine große Abneigung dieſe Geſandſchaft zu übernehmen; da die Grauſamkeit des Czars bekannt war, der auf Nichts Rückſicht nahm, und kein Völkerrecht achtete. Der Domprobſt von Abo, Knut, übernahm endlich dieß Geſchäft in der Hofnung, daß ſein Stand ihm eine beſſere Behandlung verſchaffen würde. Er kam jedoch bald mit der Nachricht aus Moſcau zurück, daß Iwan keinen bloßen Abgeordneten, ſondern eine förmliche Geſandſchaft verlange, um den Frieden zu ſchließen.

Der König nahm erſt alle Maaßregeln, Finnland gegen einen neuen Einfall zu ſichern, und ging ſodann nach Stockholm zurück. Von hier aus ſandte er ohne Verzug fünf Botſchafter nach Moſcau, unter denen ſich der Erzbiſchof Petri und der Biſchof von Abo befanden, die andern drey waren Reichsräthe; hiezu kam ein ſtarkes Gefolge. Der Czar, deſſen Stolz durch eine ſo anſehnliche Geſandſchaft geſchmeichelt war, empfing ſie freundlich, und verlangte, daß der Erzbiſchof von Schweden, und der Patriarch von Rußland über Religions-Gegenſtände in ſeiner Gegenwart diſputiren ſollten. Bei dieſem Befehl galt keine Entſchuldigung; nur war die Frage, in welcher Sprache der Streit geführt werden ſollte. Der Erzbiſchof wählte die lateiniſche, der Patriarch aber die griechiſche, dagegen der Czar die deutſche Sprache forderte, die Petri als einem Deutſchen, auch willkommen war. Sein Gegner aber wollte in dieſer ihm nicht geläufigen Sprache keinen Streit wagen: es blieb alſo bei der griechiſchen, und nun ging der Kampf loß; es wurden dabei die Faſten und die Verehrung der Bilder vom Patriarchen vertheidigt, und vom Erzbiſchof beſtritten. Der Czar wollte jedes Wort verdollmetſcht haben. Dieß war aber dem ungelehrten Dolmetſcher unmöglich, der die theologiſche Kunſtſprache nicht verſtand. Er fürchtete jedoch dieſe Unwiſſenheit dem jederzeit zu blutigen Strafen fertigen Tyrannen merken zu laſſen, und ſagte ihm daher alles, was ihm in den Mund kam. Der Biſchof von Abo, Agricola, der griechiſch und dabei auch ruſſiſch verſtand, konnte dieſe ſonderbare Dolmetſchung nicht gelaſſen anhören; er brach wider Willen in ein lautes Gelächter aus. Der von der Urſache benachrichtete Iwan, befahl ſogleich dem Streit ein Ende zu machen, beſchenkte die Geſandten reichlich, und ließ, als ein auſſerordentliches Geſchenk, dem Erzbiſchof eine ſchwere goldene Kette umhängen.

Am 2ten April 1557 wurde der Friedens-Tractat zwiſchen beiden Mächten förmlich abgeſchloſſen, aber nur auf vierzig Jahre, bis 1597;

einen Termin, den man ſchon zwanzig Jahre früher, in dem Tractat von 1537 beſtimmt hatte. Vermöge des neuen Tractats wurden alle Gefangenen, ſowohl Ruſſen als Schweden ſogleich losgegeben, und den Unterthanen beider Reiche geſtattet, ungehindert durch die gegenſeitigen Staaten zu reiſen, und darin Handel zu treiben. Der Hauptpunkt war die Grenzberichtigung; in Betreff derſelben kam man überein, daß am Tage Eliä 1559 hundert gute Männer von beiden Seiten am Fluſſe Wopen zuſammen kommen, und alles hiezu gehörige beſtimmen ſollten. Der Czar beſtätigte dieſen Vertrag in Gegenwart der Schwediſchen Geſandten, nach Ruſſiſcher Sitte, durch Küſſung des Kreuzes, welches hernach auch ſeine Geſandten in Stockholm vor den Augen des Königs thaten.

Funfzehntes Buch.

Die Engländer hatten einige Jahre zuvor den Weg nach Archangel gefunden; einem Ort, den man gleich anfangs als bequem für den Handel betrachtete, da die Ruſſen alle ihre Producte auf der Dwina dahin ſenden konnten; dieß war bisher mit großen Beſchwerlichkeiten und Koſten nach den damahls für Rußland ausländiſchen Oſtſee-Städten, Riga und Reval, geſchehn. Dieſer neue Handelsweg erregte Guſtavs Beſorgniſſe, die er auch dem Däniſchen Hofe einzuflößen ſuchte. Er befürchtete das dadurch zunehmende Anſehn Rußlands, deſſen größere Unabhängigkeit von den baltiſchen Mächten in Betreff ſeiner aus den europäiſchen Staaten bisher gezogenen Bedürfniſſe, und auch die Verminderung der Schiffarth auf der Oſtſee. Der Däniſche Hof war ſo kurzſichtig, dieſe Beſorgniſſe nicht zu theilen, die Dänemark mit noch mehr Nachtheil als Schweden drohten. Guſtav gab dem Könige Chriſtian zu bemerken, wie viel er am Sundiſchen Zoll verlieren müßte, wenn die Fahrt nach Archangel nicht gleich anfangs gehemmt würde, und rieth deshalb, als das kräftigſte Mittel zu dieſer Hemmung, den Engländern die Norwegiſchen Häfen zu verſperren.

Dieſe Vorſtellungen machten jedoch nur ſehr geringen Eindruck auf ein Cabinet, das, wegen der Entlegenheit, die Macht Rußlands nicht fürchtete, und das die Kräfte des Handels noch nicht zu calculiren verſtand. Es beſchäftigte ſich dagegen deſto ernſthafter mit chimäriſchen Anſprüchen und läppiſchen Dingen. Das Schwediſche Wappen wurde nun nicht allein vollſtändig dem Däniſchen einverleibt, ſondern auch unter das Norwegiſche geſetzt, und ſogar die an Guſtav gerichteten Briefe damit verſiegelt. Dieſe offenbare Verachtung konnte nicht ungeahndet bleiben. Guſtav ſchrieb an den König Chriſtian einen ſehr ernſtlichen, und, in dem Lichte unſrer heutigen Politur betrachtet, ziemlich unanſtändigen Brief. Er ſagte in demſelben: „Ich wundre mich ungemein, daß „einem ſo erleuchteten Könige im hohen „Alter noch ein ſolcher Kitzel anwandeln kann, wovon er in jüngern Jahren frei geweſen.“ – „Eine ſolche That,“ – hieß es in dieſem Briefe, – „hätte weder ſein Vater, noch einer ſeiner Vorfahren gewagt; wenn „Chriſtian ferner ſo verführe, ſo könnte unter ihnen Friede und Freundſchaft nicht länger beſtehn.“ Guſtav rieth ihm nachzudenken, und ſich zu erinnern, „daß er ohne ihn „nicht König von Dänemark ſeyn würde. Zur „Dankbarkeit für dieſen großen Dienſt ſollte „jetzt von ihm Schweden unterjocht werden, „wozu die Anſtalten weltkundig wären. Ein „andrer würde bei einer ſolchen Beleidigung, „ſchon mit dem Degen in der Fauſt geſucht „haben, die Schwediſche Krone aus dem Däniſchen Reichsſiegel zu vertilgen; er aber wolle „der Welt zeigen, wie langſam er zum Kriege „wäre ꝛc. ꝛc.“

Dieſe feſte Sprache, die man in Copenhagen vielleicht nicht erwartet hatte, wurde durch eine armſelige Ausflucht erwiedert. Chriſtian verſicherte in ſeiner Antwort, „daß die Schwe-

„diſche Krone im Däniſchen Siegel nicht aus „böſem Willen oder Verachtung, ſondern bloß „darum angebracht ſey, um die alte ſo lange „beſtandene Freundſchaft und nahe Verbindung „der nordiſchen Reiche zu zeigen.“ Guſtav ſchien ſich mit dieſer Antwort zu begnügen. Indeſſen blieb das Däniſche Siegel unabgeändert; auch wurde zur nehmlichen Zeit in Copenhagen, mit Genehmigung des Hofes, vielleicht gar auf deſſen Veranſtaltung, eine alte Chronik neu gedruckt, und mit Zuſätzen vermehrt, die die Verkleinerung der Schweden zum Gegenſtande hatten. Guſtav las dieſe Stellen mit großem Unwillen, und befahl ſogleich ſeinem in Reimen geübten Hof-Secretär Eloſſon, als Antwort auf das ſogenannte Däniſche Reimbuch, ein Schwediſches von eben der ſpottenden Art zuſammen zu arbeiten; er gab ihm ſelbſt dazu den Stoff, und dieß wurde auch bald nachher gedruckt. So wurde der Haß zwiſchen dieſen beiden Nationen ſelbſt von ihren Herrſchern genährt.

Die Fahrt der Engländer nach Archangel lag jedoch Guſtav ſehr am Herzen. Da König Chriſtian dabei fortdauernd gleichgültig war, ſo beſchloß er allein am Engliſchen Hofe deshalb einen Verſuch zu machen. Er ſchickte zwey Geſandten, Roſenberger und Helſingus, nach London; die, nach unſern heutigen politiſchen Begriffen, eine ſehr alberne Forderung thaten. Sie verlangten von der Königin Maria, die damahls die Britten beherrſchte, daß ihren Unterthanen die Fahrt nach Archangel verboten werden ſollte, da ſie Rußlands Vortheile befördern würde, hingegen den nordiſchen Mächten höchſt nachtheilig wäre. Dieſem Verlangen fügten ſie den Wunſch bei, daß den Schweden verſtattet werden möchte, die Engliſchen Häfen zu beſuchen und darin zu handeln. Die erſte Forderung wurde ganz kurz dadurch abgelehnt, daß die Regiernng nach der Staats-Verfaſſung nicht bfugt ſey, die Schiffahrt der Kaufleute zu hindern, doch wolle ſie dahin ſehen, daß Schwedens Feinden keine Kriegs-Bedürfniſſe zugeführt werden ſollten; in Betreff der Handelsfreiheit der Schweden aber in den Engliſchen Häfen, hieß es, würde man ſich künftig erklären. Der Londoner Hof war eben ſo wenig geneigt dieß zu erlauben, als jenes zu verhindern; wenn die eine Forderung ſehr unüberlegt war, ſo konnte man die andre unartig nennen, da Guſtav einige Zeit vorher das nehmliche Anſuchen der Engliſchen Regierung abgeſchlagen, und den brittiſchen Schiffen verweigert hatte, ſelbſt nach Schweden zu ſegeln, um die dortigen Producte abzuhohlen. Das Engliſche Miniſterium aber, das zu allen Zeiten auf die Vermehrung der National-Schiffahrt bedacht war, und die Schwediſchen Erzeugniſſe nicht entbehren konnte, glaubte jedoch jetzt durch einige Willfährigkeit, in der Folge deſto gewiſſere Vortheile der Engliſchen Nation zu verſchaffen, und geſtattete daher den Schweden mit ihren Schiffen in England einen Verſuch zu machen.

Die Schiffahrt der Schwediſchen Nation hatte ſeit einigen Jahren, im Verhältniß zu den vorigen Zeiten, ſtark zugenommen. Stockholm allein ſandte in dieſem Jahre 1557, neunzehn Schiffe nach Holland, vier nach Frankreich, und dreizehn nach den Hanſeeſtädten an der Oſtſee. Die Stadt Geſle ſchickte ſechszehn Schiffe aus; Elfsburg vierzehn; Oeregrund fünf Schiffe ꝛc. ꝛc. Die Ladungen beſtanden in Eiſen, das einzige Metal, das die Schweden damahls zu verſenden hatten, da das Kupfer bei ihnen noch nicht im Ueberfluß war; ferner in Maſten, Brettern, Brennholz, Butter, Thran, Pferde, Häute und andre Artikel, von denen viele jetzt nicht mehr in dieſem Reiche ein Gegenſtand der Ausfuhr ſind.

Die Liefländer, die Guſtavs Hülfe nicht geachtet, durch Treuloſigkeit erwiedert, und nur allein für ihre innere Zwietracht einen Sinn gehabt hatten, mußten dafür jetzt durch den Ruin ihres Landes büßen. Der Czar ſäumte nicht ſeinen mit Schweden geſchloſſenen Frieden zu benutzen; er fiel mit einer zahlreichen Armee in Liefland ein, und nahm Narwa weg. Sigaley, Befehlshaber der Tatarn eroberte Dorpat, und verübte hier viele Grauſamkeiten. Jetzt erſt ſahen ſich die hart bedrängten Liefländer nach auswärtigem Beiſtand um. Der neuerwählte Heermeiſter Ketler, wandte ſich an Dänemark; der König Chriſtian verweigerte zwar alle Hülfe an Truppen, ſchickte dem Heermeiſter aber Geld und Kriegsbedürfniſſe. Bei Guſtav durfte man kein Anſuchen dieſer Art wagen; eher ſchien ein guter Erfolg bei dem unerfahrnen, ehrgeizigen, und von ſeinem Vater entfernten Prinzen Johann möglich, der als Statthalter von Finnland in vielen Fällen eigenmächtig handeln konnte. Ketler ſchickte ihm eine förmliche Geſandſchaft, und bat ihn um Soldaten, Lebensmittel und 300,000 Thaler, wofür er ihm einige

Diſtricte in Liefland zum Unterpfand verſprach. Der durch dieſe Geſandſchaft geſchmeichelte Prinz, der die Folgen nicht einſah, und dem die Erweiterung ſeiner Herrſchaft gefiel, zeigte ſich ſehr geneigt, den Antrag anzunehmen; dieß aber ohne Wiſſen ſeines Vaters für ſich zu thun, überſtieg ſeine Gewalt. Guſtav erſchrak über die angefangene Unterhandlung, die er aber durch einen ernſtlichen Befehl an ſeinen Sohn, alles von ſich abzuweiſen, ſogleich endigte. Der Liefländiſche Abgeordnete, deſſen Beredſamkeit in Abo ſo gute Wirkung gethan hatte, gab die Hofnung noch nicht auf. Er reiſete nach Stockholm, ſchilderte dem Könige Lieflands traurige Lage, die auch auf Finnland Einfluß haben müßte, und warf alle Schuld der vorigen Unthätigkeit der Liefländer, die des Monarchen Unwillen ſo ſehr gereizt hatte, auf den verſtorbenen Heermeiſter; da Guſtav aber ihn kaum anhören wollte, alles abſchlug, und nach Gothland ging, ſo folgte er ihm auch dahin nach. Zuletzt bat er bloß, der König möchte durch ſein Anſehn die Lübecker abhalten, den Ruſſen nach Narwa Kriegsgeräthe zuzuführen, als woran es dieſem rohen Volke noch ſehr fehlte; ein Mangel, der ſelbſt hundert und vierzig Jahr ſpäter, beim

Ausbruch des Krieges zwiſchen Peter I. und Carl XII., ſich noch zeigte. Auch dieß ſchlug Guſtav ab, und blieb ſeinem Friedens-Vertrage mit Rußland getreu.

Der Kronprinz Erich, der ſeinen Bruder Johann ſchon längſt wegen des Vaters vorzüglicher Liebe beneidet hatte, betrachtete um ſo viel mehr jetzt deſſen mit ſo viel Macht verbundene Statthalterſchaft mit neidiſchen Augen. Auf dieß Beiſpiel geſtützt, wünſchte er deſto lauter auch eine Art von Unabhängigkeit. Dieſer Prinz beſaß bei einer ſchönen Bildung und bei manchen Fähigkeiten, ein ſehr böſes Herz; er führte ein liederliches Leben, und weder Tugend noch Unſchuld, noch die Ehre der Familien kamen bei ihm in Betrachtung. Hiemit verband er eine unruhige, wilde Gemüthsart, war mißtrauiſch und ſo hitzig, daß er oft wie ein unſinniger Menſch wüthete. Er beſorgte, ſein Vater könnte zum Vortheil ſeines Lieblings eine Veränderung in der Thronfolge machen, und ihm, als dem älteſten, durch eine teſtamentariſche Verfügung ſein Kronrecht vernichten; eine Veränderung, die ſein Bruder, nach des Vaters Tode, unterſtützt von der Macht Finnlands, und von der Volksliebe in Schweden, um ſo leichter würde geltend zu machen wiſſen. Hiezu kam noch, daß eine Vermählung zwiſchen dieſem Großfürſten von Finnland und einer Pohlniſchen Princeſſin im Werke war. Dieſe Beſorgniſſe wurden bei ihm immer ſtärker, und vermochten ihn endlich zu der Dreiſtigkeit, ſeinem Vater den Antrag zu thun, die Krone niederzulegen, und ihn als König ausrufen zu laſſen. Guſtav war nicht mehr der nehmliche. Das Alter hatte ſeinen Character ſehr geſchwächt. Er verwarf zwar dieß Anſinnen, allein mit einer Art, die ſeine Schwäche dem ehrgeizigen Prinzen hinreichend entdeckte, und ihm zu bittern Vorwürfen Muth gab. Der gebeugte Vater duldete dieß alles, und ſahe ſich genöthigt, ihm das Schloß Calmar nebſt der Stadt und dem dazu gehörigen Bezirk, desgleichen Kroneberg und Oeland, als Lehen zu geben. Guſtav machte deshalb mit dieſem Sohne einen förmlichen Vertrag, der, bei aller Einſchränkung, die der König nothwendig fand, die Gewalt der Lehnbeſitzer in Schweden damahliger Zeit bezeichnet. Der Kronprinz verſprach, zum Dienſt des Königs fünf hundert Reiter und zweytauſend Mann Fußſoldaten zu unterhalten; die innerhalb ſeines Lehns liegenden Schlöſſer auszubeſſern, und mit hinreichender Beſatzung zu verſehn; ferner keine Edelleute zu machen; keine neue Schatzungen aufzulegen, noch die alten zu vermindern; keine Landesbeamte einzuſetzen; ohne des Königs Willen ſich mit keinen Verträgen, oder Friedensſchlüſſen zu befaſſen, und nicht eigenmächtig Geſetze zu geben.

Kaum war Erich in Calmar angelangt, ſo verſpottete er alle ſeine Verſprechungen. Auf ſeinen Befehl mußte der ganze Smaländiſche Adel ſich ſogleich bei ihm einfinden, und ihm den Eid der Treue ſchwören; er bemächtigte ſich der in den Staats-Caſſen vorhandenen Gelder, legte neue Steuern auf, und rief diejenigen zu ſich, die in ſeines Vaters Ungnade gefallen waren. Ja, um alle Bande der königlichen Autorität zu zerreißen, wollte er ſich auch ohne Wiſſen ſeines Vaters vermählen, wozu ihm einer ſeiner Vertrauten die Engliſche Princeſſin Eliſabeth vorſchlug, die damahls noch nicht den Engliſchen Thron beſtiegen hatte. Seine Großmutter, Catharina, Princeſſin von Lauenburg, eine bösartige, intrigante Frau, kam zu ihm nach Calmar, beſtärkte ihn in ſeinen Anſchlägen, und reizte ihn noch mehr gegen ſeinen Vater auf. Guſtav war über Erichs Betragen ſehr gebeugt. Da er nicht ſeinem unwürdigen Sohn die Krone abtreten wollte, und nichts von ſanftmüthigen Maaßregeln hoffen konnte, ſo mußte er an Zwangsmittel denken. Er verſammelte Truppen, und beſchloß alle väterliche Geſinnungen zu erſticken. Der Gedanke war ihm ſchrecklich, einen Thron, den ihm das Glück zugewandt, und den er durch ſo viele Anſtrengungen behauptet hatte, nach ſeinem Tode als ein wohlverdientes Erbtheil einem boshaften Jüngling zu überlaſſen. Er meldete daher den Ständen ſeinen Entſchluß, Erich von der Thronfolge auszuſchließen; und ſagte: „Erich hat „offenbar ſeinen Eid gebrochen, er hat aller „Autorität getrotzt, auch gegen ſeinen Vater „oft unanſtändige Worte ausgeſtoßen, und ſeine „Geſchwiſter ungütig behandelt. Dieß hat er „als Prinz unter meinen Augen gethan; was „wird er nicht thun, wenn er dereinſt König „werden ſollte?“ Sein Vorſatz, den die Stände gewiß nicht gemißbilligt hätten, war, den Herzog Johann zu ſeinem Nachfolger zu ernennen. Dieſer edle Jüngling aber warf ſich zu des Vaters Füßen, verleugnete allen Ehrgeiz, lehnte die Krone von ſich ab, und flehte mit Thränen um Gnade für ſeinen Bruder. Guſtav wollte eine Zeitlang nichts davon hören;

allein der Prinz ließ mit ſeinen Bitten nicht nach; er zeigte ihm die ſchrecklichen Folgen, die bei einer ſo veränderten Erbfolge nach ſeinem Tode nicht ausbleiben würden: Bürgerkrieg und Anarchie. Der Vater ließ ſich endlich beſänftigen, und ſöhnte ſich mit ſeinem Sohne aus. Erich, ſo gefühllos für die Güte des Vaters, als für die Großmuth des Bruders, ſpielte die Rolle eines Reuigen, behielt aber heimlich einen Groll gegen beide, der nie erloſch.

Guſtav hatte während dieſem häuslichen Unglück, die, obgleich bald vorübergehende, Freude, ſeine neunzehnjährige Tochter Catharina, nach Wunſch zu vermählen. Ezard, der älteſte zur Regierung beſtimmte Sohn des Grafen Enno von Oſtfriesland, ein Prinz, ſechs und zwanzig Jahr alt und von angenehmen Eigenſchaften, warb um dieſe Princeſſin. Enno war geſtorben; ſeine Wittwe, Anna von Oldenburg, regierte jetzt das Land, und betrieb dieſe Vermählung mit Eifer. Graf Ezard reiſete ſelbſt nach Stockholm, Guſtav gewann ihn lieb, und im October 1559 kam die Sache zu Stande. Die Princeſſin erhielt auſſer den Kleinodien und vielen koſtbaren Kleidern, 100,000 Schwediſche Thaler zum Brautſchatz, die am Tage nach der

Vermählung dem jungen Ehemann baar zugeſtellt wurden. Es ereignete ſich aber hiebei ein beſonderer Vorfall, der alle Zweige der königlichen Familie in tiefe Traurigkeit und Kummer verſenkte. Ezards jüngſter Bruder, Johann, war mit nach Stockholm gekommen der Vermählung beizuwohnen. Hier ſahe er die Princeſſin Cecilia, die jüngſte Tochter des Königs, eine Dame von großer Schönheit und ſehr lebhaftem Temperament. Es entſtand bald zwiſchen beiden ein Liebesverſtändniß, das jedoch ganz unbemerkt blieb. Cecilia erhielt die Erlaubniß ihre Schweſter bei der Heimreiſe bis an die Gränze von Schweden zu begleiten; auch der Prinz Erich begleitete ſie auf der Reiſe, die ſehr langſam ging, und den Liebenden häufige Gelegenheit verſchafte, ſich heimlich zu beſprechen. Es kam ſogar zu nächtlichen Zuſammenkünften in Wadſtena, wo man einige Tage verweilte. Erich erhielt die Nachricht, daß der Graf Johann des Nachts vermittelſt einer Leiter in das Zimmer der Princeſſin ſtieg. Mit der gewöhnlichen Unbeſonnenheit und der ausgezeichneten Bösartigkeit, die dieſem Prinzen ſo eigen waren, ließ er nun den verliebten Jüngling auflauern, und die Leiter wegnehmen; man drang ſodann in das Schlafzimmer der Princeſſin, wo man den Liebhaber entkleidet fand. Erich ließ ihn ſofort verhaften, und in den Thurm von Wadſtena werfen. Dieſer für das königliche Haus ſo ſchmerzhafte Vorfall, der durch Erichs unkluges Benehmen die größte Publicität bekam, verbitterte Guſtav alle bei der Vermählung gehabte Freude. Er machte ſeinem Sohn die bitterſten Vorwürfe, daß er auf die Ehre einer unerfahrnen Schweſter nicht die mindeſte Rückſicht genommen hätte. Dem Unglück war jedoch nicht mehr abzuhelfen, und der gefangene Graf Johann, wurde nach dem Schloſſe Oerby in Upland gebracht.

Alles wurde nun zerrüttet, ſowohl an dem Schwediſchen, als an dem Oſtfriesländiſchen Hofe, und die Freude der in Emden auf ihre Kinder harrenden Mutter, in groſſe Betrübniß verwandelt. Der neu vermählte Graf Ezard nahm ſich eifrig ſeines Bruders an, und wollte ohne ihn nicht Schweden verlaſſen; ja er verlangte auch nach Oerby zu reiſen, um ſein Gefängniß zu theilen. Auf Guſtavs Befehl aber blieb er mit ſeiner Gemahlin bis ausgemachter Sache auf dem Schloſſe in Weſterås. Alle beſtürmten nun den König mit Bitten, der jedoch wegen dem öffentlichen Scandal hiebei ſeine Nachſicht nicht zeigen konnte, ſo ſehr er es auch wünſchte. Selbſt der Urheber der Unruhen, Prinz Erich, verwandte ſich jetzt für den Gefangenen, und wollte nun auch ſeine Schweſter bei dem Vater entſchuldigen, der ihn aber mit der Antwort abfertigte: „Du thuſt nun, was „du gleich anfangs hätteſt thun ſollen. Nun „iſt es zu ſpät.“ Der ſeinem Character getreue Prinz glaubte jedoch die Sache dadurch wieder gut zu machen, daß er jetzt überall die Unſchuld ſeiner Schweſter zu behaupten ſuchte; ja er ließ ſogar eine Denkmünze ſchlagen, wo man auf der einen Seite das Bildniß der Cecilia, und auf der andern das Bild der Suſanna ſah.

Der Graf Johann blieb indeß fortdauernd in ſeinem Gefängniß zu Derby; man ſprach von einem Criminal Proceß, der aber durch das Flehen ſeiner troſtloſen Mutter und ſeines Bruders noch abgewandt wurde; allein erſt auf die Fürbitten des Churfürſten von Brandenburg und andrer deutſchen Fürſten, erhielt er, nach einer achtmonatlichen Gefangenſchaft, ſeine Freiheit. Er mußte aber vorher ſeine Ausſage durch einen Eid beſchwören, daß nehmlich jene nächtlichen

Zuſammenkünfte ganz unſchuldig geweſen, und ſich nur allein auf Unterredungen beſchränkt hätten.

Der Prinz Erich war immer noch von dem Entwurf ſeiner Vermählung mit der Princeſſin Eliſabeth eingenommen, und entdeckte ſich jetzt dem Könige. Das höchſt verwickelte Engliſche Intereſſe zeigte für Schweden keine politiſchen Vortheile bei dieſer Verbindung; auch die mercantiliſchen Vortheile waren, wegen der groſſen Ungleichheit beider Staaten, noch ſehr zweifelhaft. Guſtav rieth daher ſeinem Sohne dieſen Gedanken aufzugeben, und eine andre Wahl zu treffen. Aber Erich war hierin ſo wenig, wie in andern Dingen lenkſam; ſein Mißtrauen gegen ſeinen Bruder war unbeſiegbar; er wähnte daher, nur allein durch eine ſolche Blutsverbindung mit dem immer mehr mächtig werdenden England ſeinen künftigen Thron ſichern zu können. Guſtav gab endlich nach; es gingen vier Abgeordnete nach London, förmlich um die Braut zu werben.

Eben in dieſer Epoche meldeten ſich um die Princeſſin Eliſabeth mehrere Freyer. Noch aber war ſie ganz von dem Willen ihrer Schweſter Maria abhängig, und dieſe zeigte eben keinen groſsen Eifer Eliſabeth vermählt zu ſehen; hiezu kam, daſs der Däniſche Hof, der eine Verbindung zwiſchen Schweden und England mit Schrecken betrachtete, heimlich einen Agenten nach London ſchickte, der alles anwandte, die Sache zu hintertreiben. Guſtav wuſste nichts anders von den Fortſchritten oder Hinderniſſen der Unterhandlung, als was ihm ſein Sohn davon zu melden für rathſam fand, der alle Depeſchen erbrach, und ihm nur dasjenige mittheilte, was ſeinen Abſichten gemäſs war. Aber auch der Prinz ſelbſt wurde durch ſeine Agenten in London, ſo wie durch die abgeordneten Geſandten ſehr getäuſcht, und immer mit Hofnungen geſchmeichelt. Die geringſte höfliche Aeuſſerung der cokettirenden Eliſabeth, die allen Vermählungen abgeneigt war, allein aus weiblicher Eitelkeit jeden Freyer aufmunterte, wurde in ihren Berichten zu leidenſchaftlichen Wunſchen erhoben. Erich hielt nun die Sache für gänzlich entſchieden, lieſs in Antwerpen einige hundert prächtige Kleidungen verfertigen, und auch dort viele Koſtbarkeiten zu ſeinem Beilager einkaufen.

Indeſs ſtarb die Königin Maria, und Eliſabeth beſtieg den Thron. Erichs Leidenſchaften, beſonders ſeine Ehrſucht, erhielten durch dieſen Umſtand noch mehr Stärke; dahingegen aber die Beſorgniſſe des Königs wegen der gewiſſen Nachtheile, die Schweden durch dieſe Vermählung haben würde, jetzt wieder mehr als zuvor rege gemacht wurden. Der Prinz wandte ſich an ſeinen Bruder Johann, der eben damahls aus Finnland in Stockholm eingetroffen war, und bat ihn dringend um ſeinen Beiſtand, dieſe Beſorgniſſe des Vaters zu zerſtreuen. Johann, der jede Gelegenheit ergrif, das ungerechte Mißtrauen ſeines Bruders zu vernichten, der bei der Hinfalligkeit des Vaters bald ſein König werden ſollte, zeigte ſich dazu ſehr bereit, ja willigte auch ein, Erichs fernern Vorſchlag auszuführen, und ſelbſt nach England als Brautwerber zu reiſen, wenn der König es genehmigte. Dieſe Einwilligung aber war ſchwer zu erlangen. Guſtav, obwohl er, durch Bitten überwältigt, zu dem Vermählungs-Entwurf ſeine Zuſtimmung erneuerte, wollte ſich doch von ſeinem liebſten Sohn nicht trennen; auch ahnete er bei dieſem Vorſchlag Erichs eine Hinterliſt, aus geheimen Urſachen den Bruder aus Schweden zu entfernen. Johann aber lag dem Vater ſo lange an, bis dieſer endlich auch hiezu ſeine Einwilligung ertheilte. Es wurden koſtbare Zurüſtungen zur Reiſe gemacht; der Prinz erhielt von ſeinem Vater den Seegen, und reiſete mit einer Flotte von zwanzig bewaſneten Schiffen ab.

Sechszehntes Buch.

Da wir uns jetzt dem Ende der Regierung Guſtavs nähern, ſo wollen wir nochmahls unſere Augen auf den Zuſtand Schwedens in jener Zeit richten. Der Monarch ſo wie die Nation waren überzeugt worden, daß von der Schiffarth und dem Handel der Wohlſtand, das Anſehn und die Macht des Reichs abhingen. Es war auch bisher alles geſchehn, um jene großen Induſtrie- und Finanz-Canäle erſt zu ſchaffen, und dann zu erweitern. Vor Guſtavs Zeiten kauften oder mietheten die Schweden ihre Schiffe von den Lübeckern für ſehr theure Preiſe; und obwohl dieß nach und nach aufhörte, da Guſtav fremde Schiffsbaumeiſter kommen ließ, ſo dauerte es doch lange Zeit, bevor die Schweden bei allem Ueberfluß an rohen Schifs-Materialien, durch eigne Induſtrie ſich dieß National-Bedürfniß ſelbſt verſchaffen konnten. Immer ſetzten ihnen die Hanſee-Männer durch ihren Reichthum, durch ihre Verbindungen, und durch ihre Handels-Kenntniſſe die größten Hinderniſſe entgegen. Die Schweden führten damahls Getraide aus, welches die Lübecker und Dänen gewöhnlich in Nörköping und andern kleinen Häfen abhohlten; die letztern beſonders tauſchten Korn ein, gegen Obſt, gegen Birnen, Aepfel und andre einfache Erzeugniſſe dieſer Art, woran es den Schweden noch fehlte. Es iſt oben bemerkt worden, wie der Zuſtand der Schiffarth im Jahr 1557 war; ſie wuchs mit jedem Jahr und mit ihr die Cultur der Landes-Producte. Im Jahr 1559 hatte Stockholm, ohne die Küſtenfahrer und Oſtſee-Schiffe zu rechnen, acht und zwanzig Kauffartheiſchiffe, die nach fremden Ländern ſegelten; die Stadt Gefle hatte deren neunzehn, und Oregrund neun Schiffe.

Endlich baute man auch auf den Werften des Reichs gegen Ende der Regierung Guſtavs, große Schiffe, nicht allein zur Handlung, ſondern auch zum Kriege. Nach dem Beiſpiel mächtiger Seeſtaaten hatte man hier auch Linienſchiffe, die, ſoviel aus den Chroniken der damahligen Zeit erhellet, nicht kleiner waren, wie die unſrigen. Von der Anzahl der Canonen auf dieſen Schiffen findet man jedoch in jenen hiſtoriſchen Cruditaten faſt gar keine Erwähnung. Es waren deren auf den Schiffen durchaus eiſerne, unförmliche, und von ſehr verſchiedenem, größtentheils kleinem Caliber, ſo wie ſolche jetzt viele Kauffartheiſchiffe zur Parade und zur Beluſtigung der Seeleute führen. Der Schwediſche Geſchichtſchreiber Lagerbring erzählt von einem ungeheuren Schiff, der Elephant, das zu 125 Canonen eingerichtet war, und unter Erich XIV., Guſtavs Sohn, im Kriege gegen Dänemark gebraucht wurde. Lagerbring übergeht jedoch den wichtigen Umſtand zu bemerken, wie viel Canonen es wirklich führte; da wahrſcheinlich nicht die Hälfte, vielleicht nicht ein Drittheil der vorgedachten Zahl darauf geweſen ſeyn dürften. Auch Olaus Magnus ſchreibt von einem Schif, genannt Krafelen, das Guſtav im Jahr 1553 bauen ließ, und 1000 Soldaten nebſt 300 Matroſen am Bord hatte; eine Anzahl, die bezweifelt werden muß, da ſie weder mit dem damahligen Zuſtande der

Schwediſchen Marine, noch mit den Bedürfniſſen des Reichs, noch mit deſſen Kräften im Verhältniß war. Dieſe Marine beſtand, wie Guſtav ſelbſt in einem Briefe vom 30ſten December 1542 ſagt, damahls bloß in einigen kleinen Fahrzeugen, und ein paar andern weder zum Kriege noch zur Parade tauglichen Schiffen. Einige Jahre nachher, da man ſich gegen die Lübecker gerüſtet hatte, war die Schwediſche Seemacht anſehnlicher; ſie beſtand, auſſer einer Anzahl neu gebauter Galeeren gegen die Ruſſiſchen Seeräuber an den Finnländiſchen Küſten, aus zwölf wirklichen Kriegsſchiffen, die, wie oben erzählt, in der Schlacht bei Bornholm den furchtbaren Däniſchen Admiral Norby beſiegten. Man rechnete hier in jener Zeit auf die Beſatzung von zwölf Kriegsſchiffen 1500 Soldaten, ohne die Matroſen. Im Jahr 1558 am Ende von Guſtavs Regierung, war die Kriegs-Marine in Schweden bereits in einem achtungswürdigen Zuſtande; es lagen in Stockholm drey und zwanzig Kriegsſchiffe der größern Art, hiezu kamen noch ſechs, die ſich in andern Theilen des Reichs befanden.

Die Bergwerke des Landes waren in dieſer Zeit immer mehr, und mit gutem Erfolg bearbeitet worden; ſchon im Jahr 1544 hatte die Ausbeute des großen Silberbergwerks zu Sala, die nicht unbeträchtliche Quantität von 21,281 Pfund Silber betragen.

Die Städte in Schweden waren nur klein und immer noch in geringer Anzahl, woran nicht ſowohl der Mangel an Menſchen, als die niedrige Stufe der Cultur Schuld war, worauf die Nation damahls ſtand. Der Mangel an ſtädtiſcher Induſtrie vermochte die Einwohner zu ihren Wohnörtern das platte Land und die Inſeln vorzuziehn. Sie lebten lieber in Dörfern, oder vielmehr nach hieſiger Landes-Art, in kleinen iſolirten Häuſer-Gruppen, deren viele zuſammen verbunden eine Gemeinheit bildeten. Dieß war der Fall auf Feldern, ſo wie in Wäldern und Gebirgen; auch rechnete man gewöhnlich nicht ſowohl nach Dörfern, oder Kirchſpielen, als nach Höfen, die man Hemman nannte. Indeß war die Bevölkerung von Schweden mit Inbegriff von Finnland in jener Zeit, nach der Behauptung des gelehrten Italieners Befali, der lange in Schweden lebte, über drei Millionen Menſchen. Dieß war die Epoche der größten Bevölkerung, da ſolche ſeit Guſtavs Regierung mit jeder Generation abnahm.

Es war eine Eigenheit Schwedens, daß man auf dem Lande faſt nichts als einzelne abgetheilte Höfe ſah: Adelshöfe, Kirchenhöfe, Prieſterhöfe und Bauerhöfe. Nur allein die größern hatten die Benennung Hemman. Im letzten Jahr der Regierung Guſtavs war die Anzahl derſelben in Oſtgothland 5576; in Weſtgothland 11,986; in Südermannland 4744; in Upland 7939; in Smaland 15,711; in den Nordländern und Dalecarlien 11,133; in Finnland und Oſterboten 32,871; zuſammen 89,960 Höfe.

Das Bürgerrecht in den Städten hatte für die Nation keinen Reiz; daher die Kleinheit an Zahl und Umfang, ſo wie die ſchlechte Bevölkerung der Schwediſchen Städte, und die äuſſerſt geringe Anzahl ihrer wirklichen Bürger. In jener Zeit hatte Upſala deren nur 151, Geſle 163, Sigtuna 17 ꝛc. ꝛc. Die umſtändlichen ſtatiſtiſchen Nachrichten über die Bevölkerung des Reichs, waren weit ſpätern Zeiten vorbehalten.

Immer war noch Eſſen und Trinken das vornehmſte Vergnügen dieſer rohen, langſam emporkeimenden Nation. Man trank Bier, und an feſtlichen Gelagen Birnmoſt, Meth, und endlich auch Brantwein. Die Reichen tranken ſehr ſchlechte Weine, die man in andern Ländern nicht anbringen konnte, und für unverwöhnte Gaumen gut genug waren. Mit dem zunehmenden Wohlſtand, hatten ſich jedoch, beſonders in den Städten, bisher wenig in Schweden gekannte Vergnügungen eingefunden, und der Luxus hatte zugenommen. Die ehemals hier ſo tief verachtete Muſik wurde nun zu dem Rang edler Beluſtigungen erhoben. Der König Guſtav der die Tonkunſt ſehr liebte, gab dazu das Beiſpiel; da ſeine Schweden aber nichts davon verſtanden, ja die Muſik aus noch nicht abgelegten Vorurtheilen, lange Zeit nicht lernen wollten, ſo war er gezwungen ausländiſche Muſiker kommen zu laſſen. So formirte er ein Hof-Orcheſter, das reichlich beſoldet wurde.

Die Nation hatte, wie bereits in ihrem Gemählde alter Zeiten bemerkt worden, in Betreff ihrer Vergnügungen, eine beſondere, durch thörichte Geſetze veranlaßte Eigenheit. Bei allen Völkern, cultivirten und barbariſchen, wilden und halbwilden, unter allen Himmelsſtrichen, findet man Tänze. Die Schweden kannten dieſe einfache Ergötzlichkeit nicht, da ihre alten mißleiteten Geſetzgeber ihnen die Muſik ſtrenge unterſagt, und die Tonkünſtler als ehrloß, ja als

Verbrecher der gefährlichſten Art bezeichnet hatten; ſo daß noch kurz vor Guſtavs Regierung ein beſtehendes Geſetz den Muſiker, den man finden würde, für vogelfrei erklärte. Dieſer König aber hob dieß abgeſchmackte Geſetz auf, und huldigte der edlen Tonkunſt. Er führte in Schweden nun auch die Tanzluſtbarkeit ein, wozu in ſeinem Pallaſt ein eigner Saal eingerichtet war. Mehrere Mahl die Woche wurde hier des Nachmittags nach aufgehobener Tafel getanzt, wozu das königliche Orcheſter ſpielte.

Die Einwohner in Städten und Hemman tanzten nun auch; ſie machten auf hohen Hügeln oder Bergen ein großes Feuer, um welches ſie herumhüpften. Dieß geſchah ſelbſt in Sommertagen; da unter einem kalten Himmelsſtrich ſchon der Anblick dieſes hier ſo wohlthätigen Elements den Bewohnern Vergnügen gewährte.

Alle zwey oder drey Tage ritt der König aus, in Begleitung vieler Hof-Cavaliere und Damen, entweder auf die Jagd, oder auch nur ſpazieren. — Guſtav legte auch an ſeinem Hofe eine Fechtſchule an, in welcher junge Leute von Adel ohne Koſten die Fechtkunſt lernten. Der König beſuchte dieſe Schule oft ſelbſt, und ließ den Geſchickteſten Belohnungen austheilen, die gewöhnlich in goldenen Ringen, oder Perlen beſtanden.

Die Kleidung der Nation war ſeit mehrern Generationen unverändert geblieben. Es war die damahls ſo ſehr gebräuchliche Burgundiſche Tracht, die auch in jener Zeit in Deutſchland üblich war; dabei trugen die Schweden Bärte. Dieſe Kleidungsſtücke beſetzten ſie mit Niederländiſchen Spitzen, womit ein ſtarker Luxus getrieben wurde. Ihr großer Handelsverkehr mit Antwerpen und andern Niederländiſchen Städten, beförderte die Einfuhr ſolcher Pracht-Fabricate. Ein andrer Luxusartikel der damahligen Zeit waren koſtbare Pelzwerke. Der König, der dieſen Aufwand als die Früchte des Handels betrachtete, und ſelbſt die Pracht liebte, that ihm keinen Einhalt; allein er gab ein Geſetz, daß liederliche Frauensperſonen ſich nicht in Scharlach, noch in theuern Pelzen kleiden, auch kein Gold und Silber an ihrem Leibe tragen ſollten.

Die Armen-Häuſer, Waiſen-Häuſer und andre ähnliche Inſtitute gehören nur policirten Völkern an, und vermehren ſich nach Maaßgabe der Cultur einer Nation; dagegen aber auch mit der größern Ausbildung eines Volks die Gaſtfreiheit abnimmt. Das hierin noch nicht weit gediehene Schweden hatte wenig Anſtalten dieſer Art; da bei der geringen Anzahl der Städte, und dieſe größtentheils kleine Landſtädte, bei den eingeſchränkten Bedürfniſſen, bei der mäßigen Lebensweiſe, und bei der großen, damahls im Lande herrſchenden Hoſpitalität, dergleichen Stiftungen faſt unnöthig waren. Indeß hatte man doch unter Guſtav, in den vornehmſten Städten Krankenhäuſer und auch eigene Hoſpitäler für Ausſätzige angelegt; wahrſcheinlich für die neue ſchreckliche Krankheit, die eben in jener Zeit von Italien aus, ſich über ganz Europa verbreitete. Da man damahls noch in keinem Lande, am wenigſten in Schweden, dahin gekommen war, ſolchen Inſtituten vernünftige, einfache Namen zu geben, und man hier ſchon zu ſehr lutheriſch dachte, um ſie nach dem Beiſpiel der catholiſchen Länder, nach einem Heiligen zu nennen, ſo wurden ſie dem heiligen Geiſt gewidmet.

Nach dieſer zur Kenntniß der Epoche, wo wir jetzt im Begriff ſind Schweden zu verlaſſen, nicht unnöthigen Abſchweifung, wollen wir nun den Faden der Geſchichte der letzten Regierungstage Guſtavs wieder aufnehmen.

In Dänemark ſtarb in dieſer Zeit König Chriſtian III., dem wenig Tage nachher der entthronte Chriſtiern, nach einer fünf und zwanzigjährigen Gefangenſchaft, im ſieben und ſiebenzigſten Jahre ſeines Alters, im Grabe ſolate. Er endigte ſein armſeliges Leben auf dem ihm angewieſenen Schloſſe Callenborg, wo er die letzten neun Jahre ganz erträglich gelebt hatte. Friedrich II., Chriſtians älteſter Sohn, beſtieg nun den Däniſchen Thron. Eine ſeiner erſten Staatshandlungen war, an Guſtav zu ſchreiben, und ihm ſeinen Wunſch zu melden, alle zwiſchen beiden Reichen beſtandenen Zwiſtigkeiten aufzugeben, und hinführo in Freundſchaft zu leben; er fügte hinzu, dieß ſey das beſte Mittel, das Anſehn und die Vortheile ihrer Staaten zu befördern. Guſtav gab hierauf eine höfliche, aber ernſthafte Antwort. Er erklärte, daß er alles Vergangene vergeſſen wolle, wenn Friedrich aufhören wollte, ſich des Schwediſchen Warpens anzumaßen, als wozu er kein Recht habe; dabei erinnerte er ihn des Beiſtandes, den er, Guſtav, ſeinem Vater Chriſtian in critiſchen Zeiten geleiſtet hätte. Dieſe Bedingung des Einverſtändniſſes und einer ruhigen Nachbarſchaft ſtand jedoch dem neuen Könige von Dänemark nicht an; er glaubte dadurch ſeinen Anſprüchen auf Schweden zu entſagen. Der Dämon der Vergrößerungsſucht, der ſich um alle Throne lagert, bemächtigte ſich auch ſeiner ſchon in den erſten Tagen ſeiner Regierung, und nun ſchwanden bei ihm alle die vernünftigen, von der wahren Politik und Moral dictirten, Betrachtungen dahin, die er in ſeinem Briefe an Guſtav aufgeſtellt hatte; er fuhr nicht allein fort, das Schwediſche Wappen zu gebrauchen, ſondern ließ es auch, gleichſam dem königlichen Greiſe zum Trotz, an die Däniſchen Schiffe mahlen, die nach Stockholm ſegelten.

Der Prinz Johann war indeß in London angekommen, wo er Geld und Bemühungen anwendte, ſich die Gunſt der von Anbetern aller Art umlagerten Eliſabeth zu erwerben, womit es ihm auch durch ſeine Beleſenheit glückte, die von der kenntnißreichen Königin ſehr geſchätzt wurde; allein in der Hauptſache war der Fortgang unmerklich. Erich hatte von ſeinem Vater den Titel Erb-König erhalten, um hiedurch die Bewerbung zu erleichtern; er drang nun in ſeinen Bruder die Sache in London zu beſchleunigen, und erbot ſich die ganzen Einkünfte von Smaland zum Dienſt der Königin zu widmen; auch wollte er, wenn ſie es verlangte, ſelbſt nach London kommen und ſich dort krönen laſſen. Hiezu kamen noch andre Anerbietungen, um ſeinen Eifer für das Bündniß auffallend zu zeigen. Eliſabeth wich, wo ſie nur konnte, den Geſprächen über dieſe Materie aus; endlich aber mußte ſie ſich doch gegen den Prinzen Johann erklären; ſie ſprach nun mit ihrer gewöhnlichen Verſtellungskunſt von ihrer großen Hochachtung gegen den Erb-König Erich, und daß er vor allen verdiente ihr Herz zu beſitzen, wenn ſie ſich je zu einer Vermählung entſchlöſſe, woran ſie jedoch bis jetzt noch nicht gedacht habe. Dieß ſchrieb ſie auch eigenhändig an Erich und Guſtav, und äuſſerte nun ſehr beſtimmt, daß ſie entſchloſſen ſey, unverheirathet zu ſterben; in ihrem Briefe an den König war ſie noch ernſter, und rieth dieſem Monarchen, dem Prinzen bald eine andre Braut zu verſchaffen.

Jetzt gingen dem betrogenen Guſtav die Augen auf. Er ſchrieb an ſeinen damahls von Stockholm abweſenden Sohn Erich, ſtellte ihm die Lage des Reichs vor, die auf deſſen Schwächung lauernden Feinde, und die zur Vertheidigung erforderlichen Anſtalten; dabei ſandte er ihm eine Tabelle von den Einkünften des Landes, desgleichen eine Berechnung der großen, durch die unnütze Geſandſchaft nach England, verurſachten Koſten, und bat ihn in den zärtlichſten Ausdrücken jetzt vernünftig zu handeln, und alle Gedanken auf jene Vermählung aufzugeben. Erich aber war weit entfernt, ſolche Vorſtellungen in Betracht zu ziehn; er glaubte, es mußte ihn durch Beharrſamkeit endlich doch bei der Königin Eliſabeth glücken, und beſchloß daher ſeine Bewerbung fortzuſetzen. Der Prinz Johann, der ſeines Bruders hartnäckige Gemüthsart kannte, ſandte nun einen ſeiner Mitbotſchafter, Sten Erichſon aus London nach Schweden, um ihm die Lage der Sache deſto kräftiger zu ſchildern. Der Erb-König, der ſeine Ankunft zeitig erfuhr, ſchickte ihm einen Boten entgegen, mit dem Auftrage, erſt zu ihm nach Smaland zu reiſen, bevor er ſeinen Vater ſähe; Guſtav argwöhnte dieß, er ließ daher dem Botſchafter, von deſſen Sendung auch er ſchleunige Nachricht erhalten hatte, keine Zeit, und befahl ihm ſogleich nach Stockholm zu kommen. Erichſon war in großer Verlegenheit, glaubte aber dennoch dem Könige vorzüglich gehorchen zu müſſen. Ein ſehr unartiger Brief des Sohnes an den Vater war die Folge davon. Er warf Guſtav vor, daß er ihn in allen Dingen zuwider ſey, daß er ihm unwürdig behandle ꝛc. ꝛc. Der gekränkte, keiner Energie mehr fähige, Guſtav, begnügte ſich, in ſeiner Antwort den ungerathenen Sohn an das vierte Gebot zu erinnern.

Alle Nachrichten und Vorſtellungen Sten Erichſons, den Prinzen von ſeinem Vermählungs-Project abzubringen, waren vergebens. Er beharrte auf ſeinen Vorſatz und wollte durchaus ſelbſt nach England reiſen, voll der Eitelkeit, die Königin durch den Anblick ſeiner Perſon zu beſtimmen; auch ſchien Eliſabeth ſelbſt, trotz ihrer ſo entſchieden abſchlägigen Antwort, die Reiſe des Prinzen zu wünſchen, die ſie, ihrem Character gemäß, als eine glänzende Huldigung ihrer Reize betrachtete. Sie ließ deshalb gegen den Prinzen Johann eines Tages die Worte fallen: „daß ſie ſich mit Keinem ver„mählen würde, den ſie nie geſehn hätte.“ Nun wollte Erich durchaus fort, und zwar ohne Verzug; er wollte einen andern Namen annehmen und ſich verkleiden; Guſtav aber verweigerte dieß ſtandhaft; es war die letzte Ermannung die er zeigte. Johann kam indeß überhäuft mit Geſchenken von der Königin, in ſein Vaterland zurück. Unter dieſen Geſchenken befand ſich auch eine Kutſche, die erſte, die man je in Schweden geſehn hatte. Guſtav freuete ſich ſehr, ſeinen geliebten Johann noch einmahl vor ſeinem Tode zu ſehn; allein auch dieſe Freude wurde ihm verbittert. Der Erb-König benahm ſich gerade wieder ſo, wie bei dem Botſchafter Erichſon; er lud ſeinen Bruder ein, bevor er den Vater ſähe, zu ihm nach Calmar zu kommen. Der Vater that ein Gleiches, und verlangte ſeinen angekommenen Sohn ohnverzüglich bei ſich zu ſehn. Johann, der in ſeinem Bruder bereits den neuen König ſah, gab bei dieſer Gelegenheit mehr ſolchen politiſchen Betrachtungen, als ſeiner Pflicht Gehör, und reiſete erſt nach Calmar. Es ſchien, daß dieſer Ungehorſam eines geliebten Sohnes auf den alten Monarchen ſtark wirkte; denn eben in den Tagen wurde er von einem heftigen Fieber befallen. Er ſchickte nun einen andern Boten an Johann, mit der Erinnerung eiligſt nach Stockholm zu kommen, wenn er ihn noch vor ſeinem Ende ſehen wollte. Beide Prinzen reiſeten nun ſogleich ab. Guſtav erhohlte ſich wieder in etwas, und wandte die noch übrigen Kräfte dazu an, am 25ſten Juny 1560 ſeinen letzten Reichstag in Stockholm zu halten.

Der König wurde in den Reichs-Saal geleitet, wo ſeine vier Söhne und alle Reichsſtände verſammelt waren. Hier ließ er öffentlich ſein Teſtament vorleſen, und deſſen Befolgung von ſeinen Söhnen eidlich beſtätigen. Erich wurde darin förmlich zum Kronerben ernannt; Johann blieb im Beſitz von Finnland; Magnus erhielt Oſtgothland, und Carl Südermannland; zwey Provinzen, die beide zu Fürſtenthümern erhoben wurden, aber dennoch, ſo wie auch das Herzogthum Finnland, nicht aufhören ſollten, Lehen der Krone Schweden zu ſeyn. Sodann hielt er eine rührende Abſchieds-Rede an die Stände. Er dankte der Nation, daß ſie ihn auf den Thron erhoben, und zum Stammvater einer neuen Dynaſtie gemacht hätte. „Ich habe, ſagte er, unter meiner vierzigjährigen „Regierung viele Gefahren beſtanden, „viele Widerwärtigkeiten erlebt, und mit offenbaren „und heimlichen Feinden gekämpft; „allein bei meinen grauen Haaren, bei den „Runzeln meines Angeſichts, bezeuge ich Euch, „daß die Wohlfahrt des Reichs das beſtändige „Ziel aller meiner Thaten geweſen. Habe ich „in meiner Regierungszeit etwas Gutes bewirkt, „ſo gebt dafür Gott die Ehre; die aber dabei

„aus menſchlicher Schwachheit begangenen Fehler gehören mir allein, und dieſe werdet Ihr meine lieben Unterthanen, mir vergeben. Ich weiß, daß mein Andenken in Schweden nicht ſo kurz als meine Lebenszeit ſeyn, und daß eine dankbare Nachwelt meine Handlungen nach Gerechtigkeit richten wird. Ich empfehle Euch, meinem Nachfolger gehorſam zu ſeyn, und in Eintracht zu leben; denn ſind die Schwediſchen Männer unter ſich einig, ſo bedürfen ſie keiner fremden Hülfe und koſtbarer Verbindungen. — Mein ſehr geſchwächter Körper iſt mir der ſicherſte Beweiß, daß ich Euch heute das letzte Mahl ſehe, und daß ich in kurzem vor dem ſtrengen Ober-Könige erſcheinen werde, um Rechenſchaft abzulegen. Folget mir dahin mit Eurem Gebet; vergeſſet meiner nicht in Euren Verſammlungen; und wenn ich meine Augen geſchloſſen, ſo überlaßt meinen Staub ungetadelt ſeiner Ruhe.“

Mit dieſen Worten endigte Guſtav ſeine Rede, ſtreckte ſeine Hände aus, und ſegnete die Verſammlung, wo alles in Thränen zerfloß. Hierauf entfernte er ſich, geſtützt auf ſeine zwey älteſten Söhne, indem er öfters rückwärts ſah, und immer noch durch freundliches Kopfnicken gegen die Stände, ſeinen Abſchieds-Gruß erneuerte. Man drängte ſich nun um ihn herum, küßte ſeine Fußſtapfen, und alle Zungen riefen Seegen über ihn aus.

Dieß war die letzte öffentliche Handlung **Guſtavs**, der zwar der Krone nicht förmlich entſagte, allein von dieſem Tage an, alle Regierungsgeſchäfte ſeinem Sohn **Erich** übertrug. Dieſer nunmehr ſich ſelbſt überlaſſene Prinz hatte jetzt nichts angelegentlicheres zu thun, als ſo geſchwind wie möglich nach England zu reiſen, wogegen ſich der Vater nun nicht weiter ſetzte. Er ging in Begleitung von mehrern Schiffen unter Seegel, nachdem er von ſeinem Vater den letzten Abſchiedskuß erhalten hatte. Zwey Tage nach ſeiner Abfahrt legte der König ſich auf ſein Sterbebette, wo er mit ſeinem ehemaligen Miniſter **Sten Erichſon** bis wenig Stunden vor ſeinem Tode beſtändig fortarbeitete. Es überfiel ihn ein hitziges Fieber; er ſah ſein Ende ſich nähern, und ließ daher ſeine drey Söhne, **Johann**, **Magnus** und **Carl**, zu ſich rufen; mit den rührendſten Worten ermahnte er ſie zur Einigkeit, wobei er ſie bat denjenigen zu ehren und zu gehorchen, der die königliche Krone trüge. Er gab ihnen ſodann ſeinen letzten Seegen, entfernte ſie und verabſchiedete auch ſeine Aerzte, um von dieſen nicht länger durch falſche Hofnungen getäuſcht zu werden, und ſeine letzten Augenblicke dem Gebete zu widmen. Auf dieſe Weiſe ſah Guſtav dem herannahenden Tode ſtandhaft entgegen, und am 29ſten September 1560, im ein und ſiebenzigſten Jahre, gab er ſeinen Geiſt auf. Sein Leichnam wurde unter den zahllos fließenden Thränen ſeiner Unterthanen nach Upſala geführt, und in der dortigen Domkirche beigeſetzt.

Dieſer Fürſt, der allein ſeiner Klugheit, ſeiner Tapferkeit und ſeinen großen Regierungs-Fähigkeiten, verbunden mit vielen Tugenden, die Krone verdankte, war von ſchöner Bildung, und mehr als mittelmäßiger Größe; er hatte blonde Haare und eine blühende Geſichtsfarbe; dabei war er von einer ſanften, jovialen Gemüthsart, obwohl zum Jähzorn geneigt, deſſen Ausbruch er jedoch oft zu unterdrücken ſuchte. Worin er ſich unter ſeiner Nation am meiſten auszeichnete, war ein für ſein Zeitalter ziemlich ausgebildeter Geiſt; auch hatte er viel Angenehmes in ſeinem Weſen, und beſaß die Gabe fließend zu reden in einem hohen Grade: wobei er ſeine Stimme ſo ſehr in ſeiner Gewalt hatte, daß er nach Willkühr die Zuhörer einnehmen, rühren, und auch Furcht und Schrecken einflößen konnte. Das Volk hörte ihn auch überaus gerne, wegen ſeines populären Vortrags; daher oft an Reichstagen, wenn in des Königs Anweſenheit die Reichsräthe oder andre angeſehene Männer reden wollten, die niedern Stände ſchrieen, daß ſie den König ſelbſt zu hören wünſchten, welches er nie abſchlug. Im geſellſchaftlichen Leben war er munter, ſcherzhaft und herablaſſend. Er beſaß, ſo wie Friedrich der Große, die Kunſt, ſeine Unterredungen nach dem Stande eines jeden zu formen, und ſich Hohen und Niedern gefällig zu machen; daher ſeine große Popularität, die vielleicht kein König von Schweden in dem Grade beſaß. So wie der Preußiſche Monarch, hatte auch Guſtav eine Menge Ausländer an ſeinem Hofe, nur mit dem Unterſchiede, daß was bei dem erſtern Vorurtheil und Fantaſie war, in Stockholm, bei der Uncultur des Adels und der allgemeinen Roheit der Nation, durch die Nothwendigkeit erheiſcht wurde.

Guſtav liebte prächtige Kleidungen und alles Aeuſſere, was ſeiner Würde einen Glanz geben konnte. Er legte jedoch auf Ordensbänder keinen Werth, daher der ſchon im vierzehnten Jahrhundert in Schweden geſtiftete Seraphinen-Orden von ihm ganz hindan geſetzt, und erſt bei der Krönung ſeines Sohnes **Erich** erneuert wurde. Sein Pallaſt ſtand Allen offen, die Bitten oder Beſchwerden vorzutragen hatten, oder guten Rath verlangten. Niemanden wurde Gehör verweigert. Die Prachtliebe, die damahls durch den zunehmenden Handel und durch den Zufluß des americaniſchen Goldes und Silbers in allen Reſidenz-Städten Europens Mode wurde, ging bei ihm bis zur Leidenſchaft; daher auch in Tafeln, Kleidungen und Gepränge, ſein Hof glänzender war, wie man vor ihm bei den Königen Schwedens geſehn hatte. Als ein großer Freund der Muſik verfertigte er in ſeinen jüngern Jahren mit eigner Hand die Inſtrumente, worauf er ſpielte. Im Alter aber, da ſeine Gemüthsart ſehr ernſthaft wurde, entſagte er dieſer Beluſtigung ganz. Immer predigte er ſeinen Söhnen vor, nicht auf ihren Rang ſtolz zu ſeyn, und pflegte dabei zu ſagen: „Ein Menſch iſt wie der andre; und wenn das „Schauſpiel aus iſt, ſo werden wir alle gleich."

Guſtavs preiswürdige Eigenſchaften waren jedoch nicht ohne ſtarke Schatten; Fehler, die theils zu ſeinem Character gehörten, theils aus Vorurtheilen entſprangen. Unter andern hatte er die Schwachheit in einem hohen Grade, der den Lutheranern damahliger Zeit eignen Pietiſterey ergeben zu ſeyn, vermöge welcher die Tugenden nur Nebenſachen, der Glaube aber alles war; daher er auch nicht gerne ſah, daß ſeine Söhne viel in den Schriften der Alten laſen. Die Bibel war, ſeiner Meinung nach, der Inbegriff aller Bücher. „Hierin" — ſchrieb er einſt an den Prinzen Johann, — „befindet „ſich die rechte Unterweiſung, die vernünftigſte „Sittenlehre und die beſte Regierungskunſt." Ueberhaupt führte er bei jeder Gelegenheit Stellen aus der Bibel an, ſo wie auch faſt alle ſeine Briefe voll religiöſer Aeußerungen waren.

Dieſer Monarch war zu gleicher Zeit König, Vater und Lehrer ſeines Volks. Er ſetzte in Schweden alles auf einen Fuß, wie es hier noch nie geweſen war, und legte eigentlich den Grund zu dieſer Monarchie. Das Staats-Intereſſe in Hinſicht auf das Ausland; das Religions-Weſen; die Geſetzgebung; der Handel; die Finanzen; die Land und Seemacht; die Induſtrie; Erziehung und Sitten; alles bekam durch ihn eine ganz andre Geſtalt. Durch eine weiſe

Staats-Oeconomie, die jedoch bisweilen in Erpreſſung ausartete, hinterließ er die Schatzkammer, die im Anfang ſeiner Regierung leer war, bei ſeinem Tode überaus reichlich gefüllt. Es waren vier große Gewölbe, die ſo voller Silberklumpen lagen, daß man kaum die Thüren öffnen konnte. Dabei waren auch die Krongüter anſehnlich vermehrt worden; die Grenzörter waren befeſtigt; eine reguläre Landmacht war marſchfertig; eine beträchtliche Flotte lag im guten Stande in den Häfen des Reichs, und die Zeughäuſer waren überflüſſig verſehn.

Der Vorwurf des Undanks, den man gewöhnlich den Königen, und nur gar zu oft mit großem Recht macht, traf Guſtav nicht, wie vorſtehende Geſchichte bewieſen hat. Nie vergaß er, daß er den Thalbauern ſeine Erhebung zu verdanken hatte, und daß ſie es waren, die mit ſo viel Muth als Aufopferungen, die fremde Tyranney beſiegten, und dem Reiche die Selbſtſtändigkeit verſchaften; auch war ſein Wahlſpruch: Gott und die Schwediſchen Bauern.

Um jedoch den Schwediſchen Monarchen, deſſen Regierung hier beſchrieben worden, recht zu beurtheilen, muß man ſein Zeitalter, ſo wie ſein Land, nicht einen Augenblick aus den Augen verlieren. Es iſt im Lauf dieſes Werkes durch viele Züge bemerkt worden, auf welcher geringen Stufe der Cultur das durch Clima und Erdreich, durch Induſtrie und Bevölkerung, ſo wenig ausgezeichnete Schweden damahls ſtand, und daß Guſtav die größten Hinderniſſe bei dem Beſtreben fand, nach dem Beiſpiel andrer Staaten, ſeine Länder in Flor zu bringen.

Dieſe Hinderniſſe lagen zum Theil in dem Character und in der Roheit des Volks; noch mehr aber waren es ſolche, welche die Nachbarſchaft, die allgemeinen Fortſchritte der europäiſchen Nationen zur größern Ausbildung, und die politiſchen Verhältniſſe herbeiführten; wobei der König auch noch durch Hinderniſſe der Natur beſchränkt wurde, die durch menſchliche Klugheit und Macht zwar in etwas vermindert, aber nicht gehoben werden konnten, und die daher noch jetzt, faſt drittehalb hundert Jahre nach ſeinem Tode, großentheils fort beſtehn.

Es gebühret alſo dem König Guſtav I. die Ehre, die Bahn gebrochen zu haben, worauf ſeine Nation fortwandelte. In der erhabenen Fähigkeit Menſchen zu beherrſchen, war er ein würdiger Zeitgenoß des großen, damahls lebenden, aber noch nicht regierenden Pabſtes Sixtus V. und der Königin Eliſabeth. Gerade zu der Zeit war es, wo die Natur, wenn man ſich ſo ausdrücken darf, die moraliſche Uhr des Menſchen-Geſchlechts aufzog, und wo die Geiſtes-Kräfte der Sterblichen auf eine mannigfaltige, bewunderungswürdige Weiſe entwickelt wurden. Es war die Periode auſſerordentlicher Menſchen, deren Namen in der Geſchichte nicht verlöſchen werden; das wegen großer', weitwirkender Begebenheiten ſo berühmte, für die Geiſtes-Bildung aller cultivirten Nationen der Erde ſo glorreiche, und den Muſen ſo heilige Zeitalter der Medicis; wo Luther, Calvin, Melanchton und Erasmus die große Unternehmung der Reformation beſtanden; während Ignatius Loyola nach einem tiefdurchdachten Plan den Jeſuiterorden gründete; wo Carl V. und Franz I., zwey durch Macht, noch mehr aber durch Eigenheiten, ausgezeichnete Regenten, raſtloß gegen einander kämpften; in England Heinrich VIII. der chriſtlichen Welt ein gekröntes Ungeheuer darſtellte, und Ximenes Spanien muſterhaft beherrſchte; wo man neue Erdtheile, neue Meere und unbekannte Völker entdeckte;

wo das erfundene Pulver Waffen und Kriegskunſt veränderte, und die erfundenen Druckpreſſen die Kenntniſſe vervielfältigten; wo Copernicus die Ordnung im Weltbau errieth; wo Arioſt und Taſſo ſangen; Raphael und Corregio mahlten; Michael Angelo und Palladio bauten; und Machiavel, Guichardini und andere große Geiſter, durch Künſte und Wiſſenſchaften die Menſchheit veredelten.

Ende.

Anmerkungen
zu dem vorſtehenden Werk.

Man hat folgende Noten nicht im Text beider Theile angemerkt, dagegen aber die Stellen, wo ſolche hingehören, hier durch die Seitenzahlen bezeichnet. Manche dieſer Bemerkungen, die urſprünglich zu Noten beſtimmt waren, hat der Verfaſſer dem Text einverleibt, andre aber ganz weggelaſſen, um nicht zu weitläuftig zu werden. — Noch iſt aus beſondern Urſachen nöthig, einen Umſtand hier anzuführen: daß nehmlich, obwohl das Werk ſelbſt in Berlin in der berühmten Ungerſchen Officin gedruckt iſt, dieſe Noten jedoch nicht dort, ſondern in Hamburg gedruckt worden ſind.

v. Archenholz.

Band I. Seite 16.

Der von den alten Schweden angebetete Gott Thor war der Jupiter der Griechen, der Gott des Donners. Auch heißt noch jetzt in Schwediſcher Sprache der Donner Thordön, welches eigentlich bedeutet: das Geräuſche des Thor.

Band I. Seite 63.

Unter den alten nachher vertilgten Städten verdient auch Bjerkoe bemerkt zu werden. Dieſe Stadt lag auf der wenig Meilen von Stockholm befindlichen Inſel eben dieſes Namens, in dem Lac Mälar; ſie war einige Jahrhunderte lang ſehr berühmt, und ſo volkreich, daß ſie allein im Jahr 829, gegen den Feind 14,000 Mann ins Feld ſchickte.

Band I. Seite 83.

Wenn man hier die geographiſche Lage Schwedens als nachtheilich bezeichnet, ſo geſchieht es in Hinſicht des rauhen Himmelſtrichs, der in allen Zeitaltern hier, auf einem ungeheuern Landbezirk, nie eine ſtarke Bevölkerung erzeugte; ferner, da Schweden ſo viele Gebirge, Moräſte, und große ſtehende Seen hat —— der Schwediſche Geograph Tuneld rechnet deren allein in Dalecarlien an dreyhundert —— und von zahlloſen Inſeln und Inſelchen durchſchnitten iſt; Trennungen, die in dem geſellſchaftlichen Leben nothwendig Hinderniſſe erzeugen; und endlich, weil es das Nördlichſte der cultivirten Länder Europens iſt, wo wegen der Entlegenheit, — obgleich durch Hülfe der Schiffarth nicht in commercirender, doch in politiſcher, litterariſcher und artiſtiſcher Hinſicht, — die Communication mit andern Nationen erſchwert wird; andrer Nachtheile zu geſchweigen, die von langen Wintern, den damit verbundenen vielen kurzen Tagen, und von der Nachbarſchaft des Pols unzertrennlich ſind; obwohl die menſchliche Induſtrie hier alles gethan hat, dieſe Uebel zu vermindern. Dagegen aber iſt die militäriſche Lage dieſes Landes vortheilhaft. Die Schwediſchen Küſten ſind faſt allenthalben mit Felſen umgeben, während daß die Küſten der Nachbaren offen ſind, und Landungen von Feinden begünſtigen. Die Landſeiten zeigen nicht minder gute Schutzwehren: die Finländiſchen Gränzen ſind leicht zu vertheidigen, und ſo auch die weſtlichen, wo ſchreckliche Gebirge Schweden von Norwegen trennen.

Dieſe Erläuterung iſt nöthig, da viele durch ihre Vaterlandsliebe zu weit hingeriſſene Schweden, den Nachtheil ihrer geographiſchen Lage und andre ihrem Lande ſo wie ihrer Nation eben nicht vortheilhafte Dinge, durchaus nicht einräumen wollen. Unter andern iſt dies der Fall mit dem bereits in der Vorrede angeführten talentvollen Herrn v. Nordenſkiöld, Königl. Schwediſchen Legations-Secretär beim Nieder-Sächſiſchen Kreiſe, dem ich bei dieſem Werke manche critiſche Bemerkungen und hiſtoriſche Nachrichten verdanke. Wenn ich mich alſo mit ihm und andern im ausgedehnten Patriotismus ihm ähnlichen Schweden im Widerſpruch befinde, ſo iſt es nie übereilt, ſondern immer mit Rückſicht auf meine anderweitigen hiſtoriſchen Quellen, und nach reiflicher Prüfung geſchehen.

Band I. Seite 97.

Dalin iſt der Gewährsmann für die Behauptung, daß am Ende des dreyzehnten Jahrhunderts der Gebrauch abgeſchaft wurde, Sklaven oder Leibeigne zu kauſen, oder zu verkaufen. Andre Geſchichtsforſcher dieſes Landes hingegen leugnen, daß man je in Schweden die Sklaverey gekannt habe. Dies letztere iſt jedoch unwahrſcheinlich, zumahl bei einem kriegeriſchen Volk, das durch ſeine vielen Fehden ſo oft in dem Fall kam, Gefangne zu machen; da man dieſe nun nicht alle umbrachte, und im Stande der Rohheit vom Auswechſeln nichts wußte, ſo blieb wohl für dieſe Unglücklichen, wenn ſie ſich nicht loßkaufen, oder durch andre Mittel ihre Freiheit erlangen konnten, nichts als eine daurende Sklaverey übrig.

Band I. Seite 104.

Die Münz-Benennungen Mark und Oer, die in der Schwediſchen Geſchichte ſo oft vorkommen, ſind nach den verſchiedenen Zeitaltern zu unterſcheiden. In alten Zeiten betrug in Schweden, nach dem Zeugnis mehrerer Geſchichtsforſcher dieſes Landes, die Mark Silber-Geld an Werth zwey Species Thaler, und das Oer einen Species Thaler, welches letztere der berühmte Geſchichteſchreiber Lagerbring doch bezweifelt. Dieſe und andre größere und kleinere, theils Münzſorten, theils

Münz Benennungen, wurden beſtändig verändert. Man ſiehet aus Nordenkranz Schriften über das Schwediſche Münzweſen, daß die Silber-Mark im Anfang der Regierung Guſtavs 8 Oere und hernach 12 Oere galt. Auch erhellet aus einer Münzverordnung Guſtavs, daß er es dem Münzmeiſter freyſtellte, ob er zu ſeiner Bezahlung ein Loth fein Silber, oder 12 Oere Peninger nehmen wollte. Im Jahr 1567, bald nach dieſes Königs Tode, wurde der deutſche Thaler zu fünf Mark Schwediſcher Münze gerechnet. Im Jahr 1590 hatte, nach Lagerbring, die Mark ſechs Oere ꝛc. — Eine weitere Erörterung dieſes Gegenſtandes würde hier nicht paſſend ſeyn, und zu weit führen.

Band I. Seite 114.

Die groſſe Verachtung, die die alten Schweden gegen die Muſik und Tonkünſtler bewieſen, wird von einigen Schriftſtellern den Gothen zur Laſt gelegt, die bei ihrer Invaſion in Italien damit bekannt wurden, und ſie als weichlich machend verabſcheuten; ſie ſagen, daß durch ſie dieſe Sinnesart nach Schweden kam. Es iſt jedoch wahrſcheinlicher, daß Odin ſelbſt ſchon dieſe im Alterthum bei den aufgeklärten Griechen ſo wie bei den Barbaren herrſchende Maxime, —— deren Ungrund die Erfahrung der letztern Jahrhunderte unwiderſprechlich gezeigt hat —— in ſein Regierungs-Syſtem aufnahm, das durch alle denkbare Mittel auf Abhärtung und kriegeriſche Ausbildung ſeiner Unterthanen abzweckte.

Band I. Seite 117.

Die Dalecarlier haben einen eignen Dialect, der für einen Ueberreſt der alten Gothiſchen, Angelſächſiſchen und Isländiſchen Sprache gehalten wird; auch findet man zwiſchen allen dieſen Sprachen eine Aehnlichkeit. — Der Schwediſche Geograph **Tuneld** berechnet, in ſeiner Geographie vom Jahr 1786 die Größe dieſer Provinz vierzig Schwediſche Meilen lang und zwanzig breit, dabei die Bevölkerung auf 110,261 Seelen, die in fünf und dreißig Kirchſpielen vertheilt leben. Außer Fahlun, das wegen ſeiner Bergwerke berühmt iſt, den Namen einer Stadt führt, und eine Volksmenge von 8000 Seelen hat, giebt es hier jetzt noch ein paar Oerter, z. B. der in der Mitte des 17ten Jahrhunderts privilegirte Flecken Säter, die man als Städte bezeichnet, aber nicht viel beſſer als Dörfer ſind; obwohl deren Einwohner zum Theil, bei ihrer weit zweckmäßigern Grubenarbeit, ſich auch mit Fabrik-Arbeiten beſchäftigen, Cattune drukken, Papier, Stricke und Pfeiffen machen ꝛc. Vorzüglich hat man in den leztern Jahrhunderten hier die Bergwerke ſorgfältig bearbeitet. Im Jahr 1650 lieferte Fahlun 20,321 Schifpfund Kupfer, und in den drei und dreißig Jahren von 1664 bis 1697 war der Ertrag dieſer Bergwerke an Kupfer 362,000 Schifpfund, oder 1,0860,000 Centner geweſen. Der Ertrag der hieſigen Silberwerke, war gegen Ende des ſechszehnten Jahrhunderts jährlich auf 1200 Mark Silber geſtiegen.

Die Provinz Dalecarlien erzeugte auch mehrere große Männer. Unter dieſen war der in der Mitte des 15ten Jahrhunderts lebende Engelbrecht beſonders merkwürdig; ein Edelmann von Geburth und Beſitzer mehrerer Berggruben zu Fahlun, der an der Spitze vieler Schwediſchen Patrioten, ſich mit bewafneter Hand gegen die fremde Tyranney auflehnte, und zuerſt den Schweden die wahren Grundſätze der Freiheit entwickelte. Er hielt im Jahr 1448 auf dem Reichstag zu Stockholm eine donnernde Rede, die er mit dieſen Worten endigte: „Wer unter Euch nicht eilen will, das Vaterland zu „retten, das in einer ſo augenſcheinlichen Gefahr iſt,

„den werde ich als einen Feind des Reichs betrachten, „und ihn auch ſo behandeln. Entweder ihr müßt auf „der Stelle auf meine Seite treten, und dem Könige „alle Treue, alle Dienſte aufkündigen, oder Eure Widerſetzung ſoll Euer Untergang ſeyn.“ Unterſtützt von einem ſtarken Heer, theils mit Flinten, theils mit Bogen und Pfeilen bewafneter Bauern, triumphirte er über die Feinde ſeines Vaterlandes. Engelbrechts rechtſchaffener Character und große Tugenden krönten ſeine Fähigkeiten, und erwarben ihm ſo ſehr die Verehrung des Volks, daß man ihn durchgehends den guten Mann nannte.

Band I. Seite 118.

Finland hat ſich in den letztern Jahrhunderten außerordentlich verändert, und ſteht jetzt keiner Provinz Schwedens nach; vielmehr dürfte dies Land durch Betriebſamkeit, Kunſtfleiß, und durch ſeinen Cultur-Zuſtand überhaupt, Vorzüge vor den meiſten andern des Schwediſchen Reichs haben. Die Kirchſpiele in dieſer Provinz zeichnen ſich immer noch durch ihren übermäßigen Umfang aus. Das größte derſelben iſt Mendehared in

Carelien, das eine Größe von acht Schwediſchen Meilen hat.

Die Finländer reden eine ganz beſondere Sprache, deren Urſprung man nicht hat entdecken können. Sie ſind arbeitſam, ſtarker Natur und kriegeriſch, daher auch die den Krieg liebenden Schwediſchen Könige bei ihren Feldzügen, beſonders Guſtav Adolph in dem dreißigjährigen Kriege, ſich ihrer ſehr bedienten. Dies Volk hat mit den Arabern die Sitte gemein, ihre Pferde leidenſchaftlich zu lieben; dieſe Thiere ſind ihnen in den ungeheuren Kirchſpielen um ſo mehr nöthig, da die Menſchen hier oft weite Reiſen thun müſſen, um die Kirche zu beſuchen. Bei ſolchen Gelegenheiten ſtellen die Landleute unter einander oft Wettrennen an, um die Kräfte und Lauf-Eigenſchaften ihrer Pferde öffentlich zur Schau zu bringen. In Carelien, wo die Pferde ſehr ſtark ſind, und dabei lange Ritte und Strapazen aushalten können, gehört dies Thier gewiſſermaßen mit zur Familie. Es wohnt auch mit ſeinem Herrn in einem Gemach, das jedoch nicht leicht von dem Pferde verunreinigt wird; da dieſe Thiere abgerichtet ſind, bei dringenden Bedürfniſſen herauszugehen.

Band I. Seite 120.

Die hier nur kurz bezeichneten Lapländer ſind übrigens ein ruhiges, friedliebendes, patriarchaliſches Volk, das ſeine beſondre Sprache hat. Der Profeſſor Ihre behauptet jedoch in ſeiner Vorrede zu Lindahls Laponiſchem Wörterbuch, eine ziemliche Aehnlichkeit zwiſchen den Sprachen dieſer Lapländer und der Finländer gefunden zu haben, welches aber nicht ſowohl durch einen gleichen Urſprung, als durch die nachbarliche Gemeinſchaft beider Völkerſchaften entſtanden ſeyn kann; indem dabei beide von einander, nach und nach Worte, die neue Begriffe oder Gegenſtände bezeichnen, Redensarten und Sprüchwörter annehmen. Einige alte Schwediſche Geſchichtsſchreiber ſind der Meinung, daß die Lapländiſche und Finniſche Sprachen vor Odins Ankunft in ganz Schweden gemein waren, daß dieſer Geſetzgeber nun aber ſeine Sprache einführte, und die Lapländer ſo wie die Finländer mit ihren Idiomen nach den Nordiſchen Gränzen des Reichs trieb. Dennoch ſind in Schweden noch manche Wörter gangbar, die gar nicht zur Gothiſchen Sprache gehörten, auch nicht neue Begriffe bezeichneten, vielmehr urſprünglich aus dem alten uncultivirten Leben hergenommen zu ſeyn ſcheinen. So z. B. heißt in

Schwediſcher Sprache ein Narr Tok, in der Lapländiſchen Tajok und in der Finniſchen Tohco. ꝛc.

Band I. Seite 191.

Manchem Leſer dürfte bei der Erörterung über die Auslieferung des edeln Schwediſchen Flüchtlings in Lübeck, leicht der General **Lafayette** einfallen; dieſer nicht minder edle Mann, der ſich gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts gerade in der nehmlichen Lage wie **Guſtav Erichſon** im Anfang des ſechzehnten befand. Auch er war höchſt ungerecht gefangen genommen worden; auch er hatte Rückſichten auf bewieſenes Zutrauen einzelner Perſonen, und auf die ihnen ſchuldige Dankbarkeit; auch er glaubte, daß dieſe ſonſt ehrwürdigen Privat-Pflichten, den hohen Pflichten gegen das Vaterland und der Obliegenheit weichen müßten, für das Wohl ſo vieler tauſend Mitbürger thätig zu ſeyn. Der General **Lafayette** wurde, ſo wie **Erichſon**, in ſeiner Unthätigkeit durch den Gedanken gemartert, was er alles für ſein in Blut ſchwimmendes Vaterland wirken könnte, wenn er frey wäre; und dies beſtimmte ihn zur Flucht aus Olmütz, die jedoch keinen ſo glücklichen Ausgang hatte, als Erichſons Unternehmung. — Es iſt hier der Ort nicht zu beweiſen, daß ſo wie Guſtav Erichſon der Retter Schwedens wurde, Lafayette vielleicht der Retter Frankreichs hätte werden, und zahlloſe Uebel von Europa hätte abwenden können, wenn er damals, im Jahr 1794, auf freyen Fuß geweſen wäre.

Band I. Seite 290.

Der ſehr geachtete Schwediſche Hiſtoriker Olof von Dalin, ſo wie auch der Upſaler Bibliothekar Olaus Celſius u. a. ſprechen von 68,681 Mark Lübiſch, als der von Schweden damahls an Lübeck ſchuldigen Summe. Dies iſt augenſcheinlich ein Irrthum; man müßte denn, nicht die alte, noch jetzt beſtehende Münz-Benennung, ſondern das Lübecker Silber-Gewicht darunter verſtanden haben. Die erſtere Berechnung würde, nach dem heutigen Münz-Fuß im Sächſiſchen Gelde, ungefähr 27,000 Reichsthaler betragen; ein gegen alle Analogie und Verhältniſſe ſtreitende, gar zu geringe Summe, bei welcher es keiner Widerlegung bedarf. Selbſt in Silbergewicht gerechnet, betragen dieſe 68,681 Mark nach dem heutigen Münzfuß, nur 915,746 Reichsthaler Sächſiſch; eine Summe, die als drückende Laſt eines ganzen Königereichs und als Motiv zur Unterzeichnung ſehr harter Bedingungen, noch zu geringfügig ſcheinen müßte, wenn nicht der damalige hohe Werth und die Seltenheit des Geldes in den Nördlichen Ländern, beſonders in Schweden, und die Zerrüttung des Landes in jener Epoche, die Sache begreiflich machten.

Band II. Buch 15.

Man wird ſich erinnern, daß in unſern Tagen der General Lafayette auch ſo wie der König Chriſtiern von den Höfen als ein gemeinſchaftlicher Gefangener bezeichnet, und dadurch das Anſuchen um ſeine Freiheit auch immer, gerade ſo wie bei dem gefangenen Däniſchen Monarchen, beantwortet wurde. Eine kürzere, und doch dabei anſtändige und nachdrucksvolle, Antwort, war nicht leicht zu finden. Man wich dadurch allem aus, was eine Verweigerung hartes und beleidigendes hatte.

Band II. Seite 291.

Im Jahr 1760, alſo zweihundert Jahre ſpäter, war, nach den Finanz-Tabellen des Reichsraths Bielke, die Anzahl dieſer Höfe oder Hemman 83,431.

Band II. Buch 16.

Die Bevölkerung des Schwediſchen Reichs war nicht allein zu Guſtav Waſa's Zeiten, ſondern auch noch faſt zweyhundert Jahre hernach, ſelbſt den Regenten des Landes nicht genau bekannt. Erſt im Jahr 1749 geſchah hier die erſte förmliche Volkszählung. In der Mitte des 16ten Jahrhunderts hatte Schweden, mit Inbegrif von Finland, nach der Behauptung des in der Vorrede angeführten gelehrten Italieners Befali, über drei Millionen Seelen. Wie ſehr dieſe Bevölkerung ſeitdem abgenommen hat, beweiſen die Landes-Tabellen vom Jahr 1769. Es befanden ſich damahls —— alſo in einer Epoche, wo Schweden einen funfzigjährigen Frieden genoſſen hatte, da der Antheil dieſer Nation an dem ſiebenjährigen Kriege, wenigſtens in Betref des Verluſts an Menſchen, nicht zu rechnen iſt —— in Schweden und Finland zuſammen, nur 2,571,825 Menſchen.